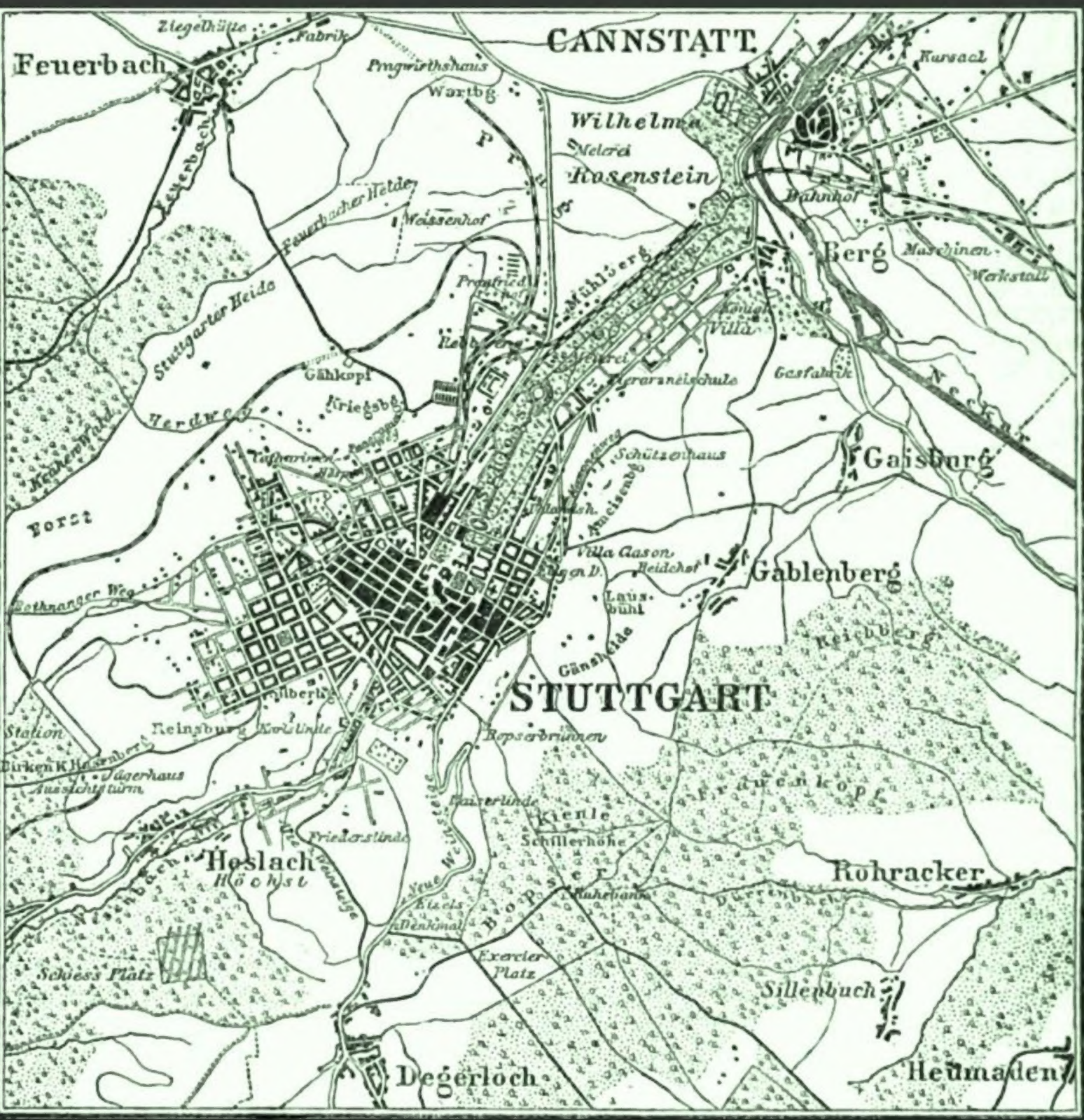


BROCKHAUS' CONVERLATIONS=LERIKON

Digitized by Google

Cyc. 184
KF52

Bd. Jan. 1887.

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received as published.

Digitized by Google

Digitized by Google

Cyc. 184
KF52

Bd. Jan. 1887.

Harvard College Library

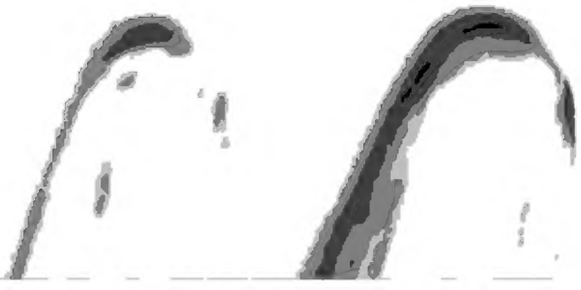
FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received as published.

Digitized by Google



Digitized by Google

Cor

D

Digitized by Google

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Fünfzehnter Band.

Spaichingen — Uhrich.

Digitized by Google

Holzſchnitte aus der Xylographiſchen Anſtalt,

Karten aus der Geographiſch-artiſtiſchen Anſtalt

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Fünfzehnter Band.

Spaichingen — Uhrich.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1886.

Digitized by Google

Holzſchnitte aus der Xylographiſchen Anſtalt,

Karten aus der Geographiſch-artiſtiſchen Anſtalt

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Fünfzehnter Band.

Spaichingen — Uhrich.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1886.

C.yc.184

Minot fund.

HARVARD COLLEGE
AUG 14 1886
LIBRARY.

S.

Spaichingen, Oberamtsstadt im württemb. Schwarzwaldkreise, an der Prim, am Westfuße des Heuberges, 659 m über dem Meere, Station der Linie Rottweil-Immendingen der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, zählt (1880) 2488 meist kath. E. und hat Viehzucht, Orgelbau, Uhren- und Cigarrenfabrikation. Dabei liegt der Dreifaltigkeitsberg mit Wallfahrtskirche und Alpenpanorama.

Spalatin (Georg), einer der bedeutendsten Beförderer der Kirchenreformation, hieß nach seinem Familiennamen Burckhard, nach seinem Geburtsorte Spalt im Bistum Eichstätt Spalatin. Sein Vater war ein Rotgerber. Geb. 17. Jan. 1484, gebildet 1497—1502 im Kreise der Humanisten zu Nürnberg und Erfurt, war er zuerst Hauslehrer in Erfurt, dann Lehrer im Kloster Georgenthal bei Gotha und seit Empfang der Priesterweihe (1507) auch Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Hohenkirchen. Auf die Empfehlung des Kanonikers Mutian zu Gotha kam er schon 1508 an den kursächs. Hof, wurde hier zunächst als Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich angestellt, dann auch 1511 beauftragt, an der Bildung der Herzöge Otto und Ernst von Braunschweig-Lüneburg mitzuwirken, die am kursächs. Hofe und in Wittenberg ihre Erziehung fanden. Gleichzeitig erhielt er das Kanonikat zu Altenburg. In dieser Zeit nahm seine auf die Heilige Schrift, die Werke Augustins und die deutsche Mystik gegründete theol. Überzeugung die Haltung an, welche ihn zu einem treuen Freunde Luthers, Melanchthons und der Reformation machte. Friedrich der Weise erhob ihn 1514 zum Hofkaplan, Bibliothekar und geheimen Sekretär, Johann der Beständige 1525 zum evang. Oberpfarrer und Superintendenten von Altenburg. Friedrich den Weisen begleitete er fast auf allen Reichstagen, unter Johann dem Beständigen nahm er an den Reichstagen von Speier und Augsburg, unter Johann Friedrich am Fürstentage zu Schmalkalden (1537) teil, und 1527—39 entwickelte er eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Kirchenvisitation der sächs. Lande. Dabei beschäftigten ihn wichtige histor. Arbeiten und ein bedeutender Briefwechsel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Biographien von Friedrich dem Weisen (kritisch herausg. von Neudecker und Preller, Jena 1851) und Johann dem Beständigen, seine «Christl. Religionshändel» oder «Religionssachen», von Cyprian irrig «Annales reformationis» (Lpz. 1718) genannt, seine Geschichte der Päpste und Kaiser des Reformationszeitalters und seine Briefe. Er starb 16. Jan. 1545. Vgl. die biographischen Schriften von Schlegel (Jena 1693) und Wagner (Altenb. 1830), sowie Seelheim, «Georg S. als sächs. Historiograph» (Halle 1876).

Spalato oder Spalatro (slaw. Spljet oder Split), Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in Dalmatien, am Endpunkt der Dalmatiner Eisenbahn, ist halbmondförmig auf einer Halbinsel erbaut, die nördlich vom Golf oder Kanal von Salona, südlich vom Kanal von Brazza bespült wird und mit dem 178 m hohen Berge Marian endet. So reizend gelegen, besteht doch das Innere der Stadt aus engen, winkeligen und schmutzigen Straßen, die in die Alt- und Neustadt und die Vorstädte zerfallen. S. ist Sitz eines Bischofs, besitzt ein bischöfl. Seminar, ein Gymnasium, eine Realschule, eine nautische Schule, ein Antikenmuseum mit Denkmälern aus der Umgegend, meist aus Salona, mehrere wertvolle Privatsammlungen, ein weitläufiges Lazarett, eine ungeheuere Kaserne, ein Fort und am Fuße des Berges Marian eine als Bad dienende kalte Schwefelquelle und zählt (1881) 14513, als Gemeinde 20860 E. Der Hafen hat jetzt bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie ehemals, da er durch Verschlämmung für Hochseeschiffe nicht mehr zugänglich ist; gleichwohl führt die Stadt den bedeutendsten Handel Dalmatiens und ist ein Stapelplatz für Güter aus Italien nach der Türkei. S. ist auch ausgezeichnet durch seinen Reichtum an antiken Baudenkmälern. Die Stadt hat ihren Namen von Palatium, dem großartigen Residenzpalast des röm. Kaisers Diocletianus, einem der bedeutendsten Bauwerke des Altertums, hinter dessen festen Ringmauern die Einwohner der 640 von den Avaren zerstörten Stadt Salona sich ansiedelten. Die Reste dieses Baues mit ausgezeichneten Kunstarbeiten sind der Kommission für Erhaltung der Baudenkmäler überwiesen worden und werden nach einem vom Architekten A. Hauser ausgearbeiteten Plane teils bloßgelegt, teils vor weiterm Verfall geschützt. Außerdem sieht man noch die Trümmer der aus ungeheuern Quadern erbauten Diocletianischen Wasserleitung und anderer Altertümer. Im Angesicht von S., von der Insel Brazza durch den Kanal La Porta di Spalato geschieden, liegt die wein- und honigreiche Insel Solta, über 18 km lang, über 3 km breit. Der Hafen Carober ist Lloyd-Station.

Spalding (angelsächs. Spalling), Stadt in der engl. Grafschaft Lincoln, rechts am schiffbaren Welland, Hauptort des hier Holland genannten Fen-Distrikts, Station der Linie Peterborough-Boston-Great-Grimsby der Great-Northernbahn, die hier nach Essendine, King's Lynn und March abzweigt, zählt (1881) 9260 E. und hat eine Lateinschule, ein Theater, Ziegeleien, Wagenbau und Handel mit Steinkohlen, Getreide, Vieh und Wolle. S. gehörte in angelsächs. Zeit zu Ostangeln.

Spalding (Joh. Joach.), prot. Theolog des 18. Jahrh., geb. zu Triebsees in Schwedisch-

Pommern 1. Nov. 1714, studierte zu Rostock und Greifswald Theologie und wurde dann Hauslehrer und Sekretär an verschiedenen Orten. Nachdem er bereits mehrere Schriften über Kirchengeschichte, Philosophie und Moral herausgegeben, nahm er 1749 eine Predigerstelle zu Lassahn in Schwedisch-Pommern an, von wo er 1757 als Präpositus und erster Prediger nach Barth kam. Im J. 1764 wurde er zum Pastor Primarius und Propst an der Nikolaikirche in Berlin erwählt und später Mitglied des Oberkonsistoriums. Mit ebenso großer Wärme als Klarheit wirkte er für religiöse Aufklärung, bis er 1788 durch das preuß. Religionsedikt veranlaßt wurde, sein Amt niederzulegen. Er starb 22. Mai 1804. S. war kein großer origineller Theolog oder Philosoph, aber ein verdienstvoller Populartheolog, der durch seine verständige, volkstümliche Art seine Zeitgenossen in weiten Kreisen für die Wahrheiten des Christentums zu erwärmen wußte. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die «Predigten», «Die Bestimmung des Menschen» (Greifsw. 1748), «Gedanken über den Wert der Gefühle in dem Christentum» (Lpz. 1761), «Über die Nutzbarkeit des Predigtamts» (Berl. 1772), «Religion, eine Angelegenheit des Menschen» (Lpz. 1797) u. s. w., die sämtlich viele Auflagen erlebten. Vgl. seine «Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt», herausgegeben von seinem Sohne (Halle 1804).

Sein Sohn, Georg Ludwig S., geb. 8. April 1762, gest. 7. Juni 1811 zu Berlin als Professor am Grauen Kloster und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, war ein scharfsinniger Philolog, der sich durch seine gelehrte Schrift «Vindiciae philosophorum Megaricorum» (Halle 1792) und durch die Ausgabe der Rede des Demosthenes «In Midiam» (Berl. 1794; neue Ausg. von Buttmann, Berl. 1823) bekannt, ganz vorzüglich aber um die Kritik und Erklärung der Werke des Quinctilianus verdient machte.

Spalier nennt man ein aus Pfosten und senkrechten und wagerechten Latten gebildetes Gerüst, an welchem durch Zwang (Anbinden) und Schnitt die Krone der Obstbäume flächenartig ausgebreitet wird. Man formiert in dieser Weise vorzugsweise Obstbaumarten und -Sorten, welche in freiem Stande ihre Frucht nicht zur vollkommenen Reife und Güte bringen, wie Pfirsiche, edle Äpfel- und Birnsorten, Kirschen, Weinreben u. a. Die Entfernung der Latten voneinander und die Größe der durch diese gebildeten Maschen wechselt nach der Art der Bäume und ihrer besondern Wachstumsweise. Durch die flache Ausbreitung der Äste sichert man diesen und allen ihren Teilen den vollen Einfluß der Luft und des Lichts. Meistens errichtet man das S. an einer Mauer oder Wand (Wandspalier), weil hier die Sonnenwärme eine kräftigere Wirkung äußert. Ein S., welches man auf einer Rabatte aufstellt, nennt man ein Freispalier, und wenn beide Seiten bepflanzt werden, ein Gegenspalier. Für Obstbäume, welche zur Ausbildung und Zeitigung der Frucht höherer Wärmegrade bedürfen, wie der Pfirschbaum, eignet sich nur das Wandspalier. S. dienen auch dazu, kletternde Ziersträucher zu stützen, da sich diese von selbst nicht aufrecht zu erhalten im Stande sind und infolge der flächenartigen Ausbreitung doppelt reich sich belauben und blühen. Zu diesen gehören die Jungfernrebe (Ampelopsis quinquefolia), die chines. Süßbohne (Glycine chinensis), der Pfeifenstrauch (Aristolochia Sipho), Blumenkressen (Tropaeolum), Maurandia- und Lophospermum-Arten und andere schlingende und klimmende Gewächse. Die S. werden besserer Haltbarkeit wegen oft aus gerissenem (nicht geschnittenem) Eichen- oder Eschenholz gefertigt und mit Ölfarbe gestrichen. An Stelle des theuerern Holzspaliers tritt oft galvanisierter Eisendraht.

Spallanzani (Lazaro), berühmter Naturforscher und Physiker, geb. zu Scandiano im Herzogtum Modena 10. Jan. 1729, studierte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwissenschaften zu Reggio, Pavia und Modena, und zog durch seine neuen Entdeckungen eine Menge Zuhörer dahin. Im J. 1779 durchreiste er einen Teil der Schweiz und 1785 machte er eine Reise nach Konstantinopel, Korfu und Cypern. Er beschrieb die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden in geolog. und naturhistor. Hinsicht. Nachdem er auch die Gegend des alten Troja gesehen und einen Teil Deutschlands besucht hatte, begab er sich nach Wien zu Kaiser Joseph II. und von dort zurück nach Pavia. Im J. 1788 unternahm er noch eine Reise nach Neapel, Sicilien und in die Apenninen. Er starb 12. Febr. 1799. Durch die Beschreibung seiner «Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini» (6 Bde., Pavia 1792; deutsch, Lpz. 1795) hat er sich um die Naturkunde höchst verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über die Verdauungsfunktion, über die Fortpflanzung der Frösche, die Infusionstierchen, den Kreislauf des Blutes und seine Beobachtungen über einen den Fledermäusen eigenen Sinn waren wichtig.

Spalmadori, die Oenussae des Altertums, Inselgruppe zwischen der Westküste Kleinasiens und der Insel Chios, zwischen dem Spalmadorikanal westlich und dem Egri-Limankanal östlich, gehört zum Liwa Sakys (Chios) des türk. Vilajets Dschezairi Bahri Sefid und hat etwa 1700 griech. E.

Spalt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Schwabach, rechts an der Fränkischen Rezat, 362 m über dem Meere, Station der Linie Georgensgmünd-S. der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2067 E. und hat ansehnlichen Hopfenbau, dessen Gewächs Spalter Gut heißt. S. ist Geburtsort von Georg Spalatin.

Spaltfrucht, s. unter Frucht.

Spaltfüßer (Schizopoda) ist der Name einer nicht umfangreichen Familie kleiner Krebschen aus der Ordnung der Thorakostraken vom Habitus der Garneelen, aber mit drei Paar Kiefer- und fünf Paar Brustfüßen, die in zwei Äste gespalten sind; jeder äußere Ast ist geißelförmig und bewirkt durch drehende Bewegung das Schwimmen, ebenso die innern Äste der Brustfüße, während diese Abschnitte der Kieferfüße als Freßwerkzeuge mit fungieren. Zu den S. gehört Mysis vulgaris (Tafel: Krustentiere, Fig. 15), ein bis 3 cm langer Bewohner der nördl. Meere, auch der Nord- und Ostsee, selbst benachbarter Brackwässer; er bildet bei seinem großen Individuenreichtum eine wichtige Fischnahrung.

Spaltfüßler, s. Entomostraca.

Spalthufer, soviel wie Wiederkäuer (s. d.).

Spaltmaschine oder Dismembrator, in der Graupenfabrikation eine zur Herstellung feinerer Graupensorten dienende mechan. Vorrichtung, welche durch ein System rotierender Messer die entschälten Gerstenkörner in zwei oder mehr Stück

schneidet. Über Lederspaltmaschine s. unter Lederfabrikation, Bd. X, S. 888a; Abbildungen auf der dazugehörigen Tafel, Fig. 6 und 7; über Holzspaltmaschine s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 353a.

Spaltöffnungen (stomata) nennt man in der Botanik diejenigen Organe, mittels deren ein direkter Gasaustausch zwischen der umgebenden Luft und den im Innern der Gewebe, besonders in den sog. Intercellularräumen eingeschlossenen Gasmengen ermöglicht wird. Die S. finden sich deshalb mit nur sehr wenig Ausnahmen an den oberirdischen Organen, fehlen dagegen den Wurzeln und Rhizomen, sowie den im Wasser untergetauchten Pflanzenteilen in der Regel gänzlich. Da besonders die Blätter den Gasaustausch, der durch Atmung, Transspiration u. dgl. bedingt wird, zu besorgen haben, so befinden sich die meisten S. naturgemäß an diesen, und zwar entweder ausschließlich oder doch in vorwiegender Anzahl auf der Unterseite derselben; nur bei gerade aufrecht wachsenden Blättern, wie z. B. denjenigen der Schwertlilien, sind sie auf beiden Seiten gleichmäßig verteilt. Bei schwimmenden Blättern finden sie sich dagegen nur auf der Oberseite. Den niedern Kryptogamen, den Thallophyten mangeln die S. gänzlich, bei den Moosen treten sie bereits wenn auch vereinzelt auf, bei Gefäßkryptogamen und Phanerogamen finden sie sich mit Ausnahme der submersen Wasserpflanzen stets, auch ist der anatomische Bau derselben bei sämtlichen Gefäßpflanzen im wesentlichen überall der gleiche.

Die S. bestehen aus je zwei nebeneinander liegenden Zellen, den sog. Schließzellen, die aus Epidermiszellen hervorgehen, aber später nicht nur durch ihre Form, sondern auch durch ihren Chlorophyllgehalt sich von jenen unterscheiden. An beiden Enden sind die Schließzellen miteinander verwachsen, nur in der Mitte sind sie durch einen kleinen Spalt voneinander getrennt; dieser Spalt kann durch einen eigentümlichen Mechanismus geöffnet und geschlossen werden. Es geschieht dieses Öffnen und Schließen durch Veränderungen im hydrostatischen Druck des Schließzelleninhalts, bei hohem Druck erfolgt Öffnen, bei geringem Druck dagegen Schließen des Spaltes. Die Richtung der zu diesen Vorgängen nötigen Bewegungen wird durch eigentümliche Verdickungen der Zellenwandungen und der ihnen aufgelagerten Cuticula (s. d.) bestimmt.

Unter jeder S. befindet sich ein größerer Intercellularraum, die sog. Atemhöhle, und dieser steht in direkter Verbindung mit den übrigen Intercellularräumen im Innern des Gewebes, besonders mit denen des sog. Schwammparenchyms. (Vgl. Artikel Blatt, Bd. III, S. 134, sowie die zugehörige Tafel, Fig. 34 a, s).

Die Zahl und Größe der S. variiert bei den einzelnen Pflanzen sehr, bei einigen Arten beträgt die Anzahl der S. auf 1 qmm Blattfläche gegen 600 und mehr, in der Mehrzahl der Fälle ungefähr 100—200, nicht selten aber kommen auf die genannte Flächeneinheit auch nur 50 oder noch weniger. Auch die Lage der S. zur Außenfläche der Epidermis ist eine äußerst verschiedene, bei zahlreichen Pflanzen liegen die Schließzellen entweder in der Ebene der Epidermis oder sind sogar etwas über dieselbe emporgehoben; das letztere ist besonders bei Gewächsen, die an schattigen feuchten Standorten leben, der Fall, bei andern dagegen, hauptsächlich bei Wüsten- Steppenpflanzen oder überhaupt an ein trockenes Klima angepaßten Arten, sind die S. mehr oder weniger tief unter der Epidermis gelegen, sodaß eine krug- oder trichterförmige Einsenkung über der S. sich befindet, nicht selten ist dieser Raum, den man Vorhof nennt, auch noch mit Haaren ausgekleidet, um die Verdunstung noch mehr herabzusetzen. Überhaupt ist eine deutliche Beziehung zwischen den klimatischen Verhältnissen des Standortes und dem Bau und der Lagerung der Schließzellen selten zu verkennen.

Spaltpilze, Schizomycēten oder auch Bacterien nennt man in der Botanik eine Gruppe einzelliger Pilze, die zu den kleinsten bekannten Organismen gehören. Ihre Fortpflanzung erfolgt durch Teilung, die mit einer Einschnürung beginnt und mit dem Zerfallen einer jeden Zelle in zwei Tochterzellen endigt; diese wachsen ihrerseits wieder bis zu einer gewissen Größe heran, um sich in derselben Weise in je zwei Zellen zu spalten. Da der Zeitraum zwischen zwei aufeinander folgenden Teilungen oft nur ein sehr geringer ist, so muß die Vermehrung dieser Pilze, wenn günstige Bedingungen vorhanden sind, eine außerordentlich rasche und reichliche sein. Außer durch Teilung können die meisten S. sich unter gewissen Umständen auch durch Bildung von Dauersporen fortpflanzen, es entstehen in den einzelnen Zellen meist nur eine, seltener mehrere solcher Sporen, die sich durch eine stärkere glänzende Zellenhaut auszeichnen und durch Auflösung oder Zerstörung der Mutterzellenmembran ins Freie gelangen. Diese Sporen können sofort keimen, wenn sie in der Nährflüssigkeit, in der sie entstanden sind, verbleiben, im Falle des Austrocknens bewahren sie ihre Keimfähigkeit längere Zeit und können in diesem Zustande leicht durch Luftströmungen fortgeführt werden, bis sie wieder unter geeigneten Bedingungen, Vorhandensein der nötigen Feuchtigkeit u. dgl., zur Keimung und Weiterentwickelung gelangen. Die Bildung von Sporen geschieht jedoch in der Regel erst dann, wenn der vegetativen Vermehrung durch Mangel der nötigen Nährstoffe ein Ziel gesetzt ist.

Die morphologischen Verhältnisse der S. sind in neuerer Zeit in vieler Hinsicht genau untersucht worden. Es treten sehr verschiedenartige Formen auf, und man unterscheidet danach gewöhnlich: 1) Coccen, kugelige Formen, meist von außerordentlicher Kleinheit, deren Durchmesser oft nur Bruchteile eines 0,001 mm beträgt; 2) cylindrische Formen, unter denen man wieder je nach der Längenausdehnung verschiedene Gruppen unterscheiden kann: a) Kurzstäbchen oder Bacterien im engern Sinne, b) Langstäbchen oder Bacillen, c) fädige Formen, die sich aus mehrern reihenförmig aneinander liegenden Zellen zusammensetzen: Leptothrix-, Crenothrix-, Cladothrixform; 3) schraubenlinig gekrümmte Formen, die entweder bloß ein Stück einer Windung oder eine ganze und mehr Windungen darstellen, wonach man sie in Vibrionen und Spirillen trennt; 4) paketartige Formen, deren Teilungen nach verschiedenen Richtungen des Raumes erfolgen, wodurch die einzelnen Gruppen das Aussehen von kreuzweise geschnürten Paketen erhalten; man hat sie deshalb auch Sarcinaform genannt. In Gestalt der einzelnen Individuen schließt sich Sarcina am engsten an die Coccen an.

Die eben aufgeführten Gruppen sind jedoch nicht als systematische Familien zu betrachten, sondern nur nach der Form unterschieden; denn durch neuere

Untersuchungen ist auf das bestimmteste nachgewiesen, daß die einzelnen Formen ineinander übergehen können; so entwickeln sich aus gewissen Coccen Stäbchen, diese wachsen zu Fäden aus, zerfallen bald darauf in schraubenlinig gekrümmte Partien und schließlich bilden die einzelnen Zellen durch reichlich auftretende Teilungen wieder Coccen, die häufig zu einer schleimartigen Masse vereinigt sind und dann den Namen Zoogloea führen. Da nun aber ein derartiger Entwickelungsgang von der Coccusform durch alle Zwischenstadien bis zur Cladothrixform nur bei verhältnismäßig wenigen S. beobachtet ist, für zahlreiche andere aber als wahrscheinlich gelten kann, so ist die systematische Einteilung der S. naturgemäß eine schwankende und provisorische, bei rein morphologischer Betrachtung der einzelnen hierher gehörigen Pilze ist eine Unterscheidung von Arten oft kaum möglich. Eher noch läßt sich eine solche Einteilung auf Grund der physiologischen Eigenschaften aufstellen. Früher unterschied man in dieser Hinsicht drei Gruppen, nämlich: pathogene S., die als Ursache von Krankheiten zu betrachten sind, wie die neuerdings häufig als Mikroben bezeichneten Kontagien der Diphtheritis, Tuberkulose, Cholera, Milzbrand u. a. (s. Mikroben); ferner chromogene, d. h. farbstoffbildende S., welche der Nährflüssigkeit oder dem Substrat eine charakteristische Färbung geben, wie der bekannte Mikrococcus prodigiosus, dessen blutrot gefärbte Zoogloeen die sog. blutigen Hostien, sowie die auf Weißbrot, Kartoffeln u. dgl. auftretenden Blutflecken veranlassen, sowie die Pilze, welche die Erscheinungen der blauen und gelben Milch, des blauen Eiters u. s. w. hervorrufen. Die dritte Gruppe umfaßt die sog. zymogenen S., bei deren Weiterentwickelung in der Nährflüssigkeit verschiedene chem. Veränderungen herbeigeführt werden, besonders solche, die man unter dem Namen Gärung zusammenfaßt; dazu gehören u. a. diejenigen S., welche die Milchsäure-, Buttersäure-, Essigsäuregärung bewirken. Auch diese Gruppierung in pathogene, chromogene, zymogene S. ist keine natürliche; am besten ist es noch, wenn man, wie es neuerdings geschieht, diejenigen S. zu Gruppen zusammenfaßt, von denen ein gleicher Entwickelungsgang bekannt ist, und die übrigen, von denen man nur einzelne Formen kennt, zunächst als unvollständig bekannte S. je nach ihrer Gestalt gruppiert.

Die Litteratur über S. ist in neuester Zeit außerordentlich angewachsen und zwar besonders auf medizinischem Gebiet (vgl. Mikroben); von zusammenfassenden Schriften auf botanischem Gebiet sind hervorzuheben: Nägeli, «Untersuchungen über niedere Pilze» (mehrere Abhandlungen, Münch. 1876); Cohn, «Untersuchungen über Bacterien» (in «Beiträgen zur Biologie der Pflanzen», Bd. 1. u. 2); Zopf, «Die S.» (in «Encyklopädie der Naturwissenschaften», Bresl. 1883); De Bary, «Morphologie und Physiologie der Pilze» (Lpz. 1885).

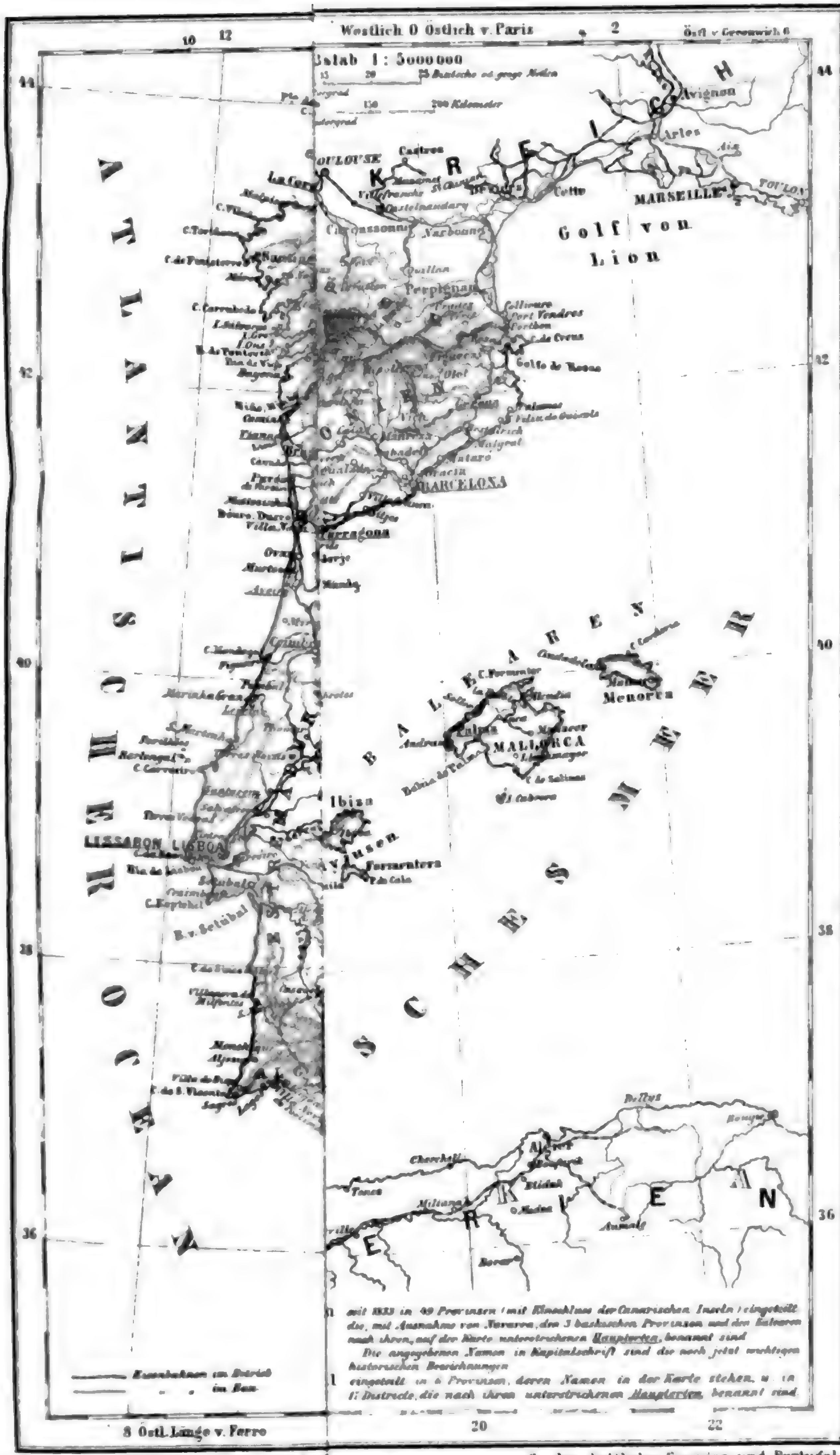
Spaltschnäbler, s. Fissirostres.

Spaltzüngler, Gruppe der Echsen (s. d.).

Spamer (Franz Otto), Verlagsbuchhändler, geb. 29. Aug. 1820 zu Darmstadt als Sohn eines Forstbeamten, besuchte die dortige Realschule und wandte sich dann dem Buchhandel zu. Nachdem er einige Zeit bei Krebs in Aschaffenburg als Gehilfe gearbeitet hatte, ging er 1843 zu Johann Jakob Weber nach Leipzig, welcher gerade damals die «Illustrierte Zeitung» begründet hatte. Hier erwarb sich S. die Kenntnisse und die Geschäftsgewandtheit, welche ihn bei seinem im März 1847 errichteten eigenen Verlagsgeschäft, mit welchem er später eine Buchdruckerei und artistische Anstalt verband, zugute kamen. Von dem Gedanken ausgehend, dem Volke und der Jugend die Schätze der Wissenschaften in anschaulicher und gefälliger Weise zu übermitteln, gab er Sammlungen volkstümlicher illustrierter Lehrbücher heraus, die «Jugend- und Hausbibliothek» und «Die malerischen Feierstunden», welche große Verbreitung fanden. Außerdem verlegte er größere illustrierte Werke: «Das Buch der Erfindungen», ein «Illustriertes Konversations-Lexikon» und eine Reihe von Volks- und Jugendbüchern von gediegenem, besonders patriotischem Inhalt. Von letztern hat S. selbst mehrere unter dem Namen Franz Otto geschrieben.

Spandau, Stadt, Festung und Citadelle im Osthavelländischen Kreise im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, an der Mündung der Spree in die Havel, 12 km westlich von Berlin, Station der Linien Berlin-Hamburg und Berlin-Lehrte der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 31 463 E., darunter über 4000 Militärpersonen, ist der Sitz eines Amtsgerichts, eines Domänenrentamtes und hat zwei evang. und eine kath. Kirche, unter erstern die sehenswerte Nikolaikirche aus dem 16. Jahrh., ein Gymnasium, eine höhere und mittlere Töchterschule, eine Knabenmittelschule, ein Militärlazarett und neun Kasernen. In der starken Citadelle befindet sich der Juliusturm mit dem Reichskriegsschatz (120 Mill. Mark). Die großartigen Werkstätten der Militäretablissements umfassen 85 ha; sie beschäftigen 4000 Arbeiter, haben über 20 massive Arbeitshäuser und eine Gasanstalt. Ausgedehnte Privatindustrie hat die Stadt nicht. Eine hervorragende Stelle nimmt der Holzhandel ein; außerdem hat die Stadt Schiffbau, Fischerei, Schiffahrt und Pferdemärkte. S. ist eine der ältesten Städte der Mittelmark, erhielt 1232 Stadtrecht, wurde 1319 mit Mauern und Wällen umgeben und seit 1324 mit Festungswerken versehen, die indes öfters der Veränderung unterlagen. Die Stadt war mehrfach die Residenz der ersten Kurfürsten aus dem Hohenzollernschen Hause. Joachim II. trat hier 1. Nov. 1539 zur Reformation über. Am 6. Mai 1631 räumte Georg Wilhelm die Festung den Schweden ein, die sie bis 1634 besetzt hielten. Am 25. Okt. 1806 ergab sich dieselbe unter Major von Beneckendorf auf die erste Aufforderung des franz. Marschalls Lannes. Nachdem sie 1. April 1813 von den Preußen und Russen unter General von Thümen eingeschlossen worden, wurde sie 27. April von den Franzosen übergeben. Vgl. Zech und Günther, «Geschichtliche Beschreibung der Stadt und Festung S.» (Spand. 1847); Krüger, «Chronik der Stadt und Festung S.» (Spand. 1867); «Urkundliche Geschichte der Stadt und Festung S.», bearbeitet von Kunzemüller» (Spand. 1881).

Spangenberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Melsungen, in rauher Berggegend, auf einem Hügel rechts über der Pfiese, welche rechts zur Fulda geht, Station der Linie Treysa-Leinefelde der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1804 E. und hat Kunsttischlerei, Leinweberei und viele Schuhmacher. Ein ehemaliges Karmeliterkloster dient als Gefängnis. Die nordwestlich sich über der Stadt



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl

Zu den Artikeln: Spanien und Portugal.

erhebende Bergfestung Spangenberg (392 m), von Mauern und Graben umgeben, hat einen 111 m tiefen, in Felsen gehauenen Brunnen und war zur kurhess. Zeit Staatsgefängnis.

Spangenberg (Aug. Gottlieb), Bischof der Brüdergemeine zu Barby, geb. zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein 15. Juli 1704, studierte zu Jena Theologie und wurde 1732 Adjunkt der theol. Fakultät zu Halle und Inspektor des Waisenhauses. Nachher wendete er sich der Brüdergemeine zu, machte mehrere Reisen in Europa und Amerika, wurde 1744 Bischof und starb 18. Sept. 1792 zu Berthelsdorf. Er schrieb: «Leben Zinzendorfs» (2 Bde., Barby 1772), «Begriff der christl. Lehre in der Brüdergemeine» (Barby 1779). Vgl. Ledderhoje, «Das Leben S.s» (Lpz. 1846).

Spangenberg (Cyriacus), Theolog und Historiker, geb. 17. Juni 1528 zu Nordhausen, studierte Theologie zu Wittenberg und wurde zunächst Lehrer, dann Prediger zu Eisleben, hierauf Pastor in Mansfeld und zugleich Generaldekan. Als ein Anhänger des Flacius mußte er 1575 flüchtig werden. Auch anderwärts seiner Lehren und Streitigkeiten wegen vertrieben, ging er nach Straßburg, wo er 10. Febr. 1604 starb. Abgesehen von seinen theol. Schriften, sind zu erwähnen der «Adelsspiegel» (2 Bde., Schmalkald. 1591) und seine Chroniken von Henneberg, Holstein, Verden, Querfurt, Sangerhausen und Mansfeld.

Spangenberg (Gustav Adolf), Historienmaler, geb. 1. Febr. 1828 zu Hamburg, besuchte die Zeichenschule in Hanau, ging 1849 nach Antwerpen und lebte 1851—57 in Paris. Er reiste dann nach Rom und siedelte 1858 nach Berlin über, wo er Mitglied und Professor der Akademie ist. S. malte eine Anzahl teils der Geschichte, teils der deutschen Volkssage entnommener Kompositionen, wobei er eine eigentümlich herbe, beinahe trockene Auffassung und Behandlung der Stoffe beweist, aber gewissenhaft zeichnet und durch ein ernstes Gedankenmoment fesselt. Das Studium der großen deutschen Meister des 16. Jahrh. dient seinem Können als Basis. Werke dieser Art sind der Rattenfänger von Hameln, Walpurgisnacht, Frau Holle, ferner mehrere Lutherbilder: Luthers Hausmusik, Luther tritt in Worms ein, Luther, die Bibel übersetzend (berliner Museum), Luther und Melanchthon u. s. w. Ein phantastisches Gemälde schuf S. 1876 mit seinem Zug des Todes (ebenfalls im Museum zu Berlin). Seit 1883 arbeitet er an einem Cyklus Wandbilder für die Treppenhalle der Universität in Halle.

Spangenberg (Paul), Porträtmaler, geb. 26. Juli 1843 in Güstrow in Mecklenburg, besuchte die Akademie zu Berlin, wo Holbein und Steffeck seine Lehrer waren. In Düsseldorf setzte er seine Studien unter Professor Stern fort, bereiste dann Italien, Frankreich und Spanien und lebt seit 1876 in Berlin. Seine Vorbilder sind Velasquez, Frans Hals und die andern großen Porträtisten des 17. Jahrh., in deren Geiste er ganze Figuren und Kniestücke mit vorzüglichem Erfolge schuf.

Spangereid, Landenge, s. unter Lindesnäs.

Spangrün, s. Grünspan.

Spanheim (Ezechiel von), berühmter Gelehrter und Staatsmann, geb. 1629 zu Genf, folgte 1642 seinem Vater Friedrich S., einem kenntnisreichen Theologen, nach Leiden, wurde schon 1651 als Professor der schönen Litteratur in seine Vaterstadt zurückberufen und 1652 auch in den Großen Rat daselbst gewählt. Einige Jahre darauf übertrug ihm der Kurfürst von der Pfalz die Erziehung seines Sohnes und schickte ihn zugleich in wichtigen Angelegenheiten nach Italien. Im J. 1665 nach Heidelberg zurückgekehrt, trat er 1680 in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, als dessen Gesandter er neun Jahre zu Paris verweilte, worauf er, zum Staatsminister ernannt, den Friedensverhandlungen zu Ryswijk beiwohnte. Zuletzt wurde er vom König von Preußen, Friedrich I., in den Adelsstand erhoben und 1702 als erster preuß. Gesandter nach London geschickt, wo er 7. Nov. 1710 starb. Seine Hauptwerke sind die «Dissertationes de usu et praestantia numismatum antiquorum» (Rom 1664; beste Ausg., 2 Bde., Lond. u. Amsterd. 1706—17) und die Schrift «Orbis Romanus» (Lond. 1704; Halle 1728). Ebenso sind noch schätzbar seine Ausgaben des Julianus (Lpz. 1696) und des Kallimachus (2 Bde., Utr. 1697), sowie die franz. Übersetzung der «Caesares» (Heidelb. 1666; beste Ausg., Amsterd. 1728).

Sein jüngerer Bruder, Friedrich S., geb. 1632 zu Genf, kam ebenfalls nach Leiden und erhielt schon 1655 die Professur der Theologie in Heidelberg, ging aber in gleicher Eigenschaft 1670 nach Leiden zurück, wo er 18. Mai 1701 starb. Als Lehrer wie als Schriftsteller erwarb er sich in der theol. Litteratur, namentlich im Fache der Kirchengeschichte und der theol. Polemik, einen Namen. Seine einzelnen Schriften, mit Ausnahme der in franz. Sprache verfaßten, sind in der Ausgabe seiner Werke (3 Bde., Leid. 1701—3) gesammelt.

Spanien (geographisch-statistisch). Das Königreich S. wird im N. vom Biscayischen Meerbusen und Frankreich, im O. vom Mittelmeer, im S. von demselben Meere, dem Gebiete und der Meerenge von Gibraltar und dem Atlantischen Ocean, im W. aber von letzterm und Portugal begrenzt, erstreckt sich von 36° 1′ 20″ bis 43° 47′ 40″ nördl. Br. und 8° 9′ bis 21° 1′ 10″ östl. L. (von Ferro) und hat ein Areal von 494946 qkm, mit den dazugehörigen, im Mittelmeer gelegenen Balearischen und Pityusischen Inseln aber von 499763 und mit den administrativ dazu gerechneten Canarischen Inseln von 507036 qkm. (Hierzu eine Karte: Spanien und Portugal.)

Die Pyrenäische Halbinsel, deren bei weitem größten Teil S. einnimmt, bildet ein unregelmäßiges, mit seinen vier Seiten ziemlich nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit geringer maritimer Gliederung (der ganze Küstenring umfaßt nur 3644 km) und besteht beinahe gänzlich aus einem Hochlande, dessen Kern von einem großen Plateau gebildet wird. Dieses Centralplateau, das von Norden nach Süden terrassenförmig bis zum Tieflande Andalusiens sich herabsenkt, von Osten nach Westen aber allmählich zum Atlantischen Ocean sich abdacht und ein Areal von etwa 231260 qkm, sowie durchschnittlich 810 m absolute Höhe hat, wird im Norden und Süden von Randgebirgen umgeben und in der Mitte von mehrern Gebirgszügen durchzogen, die sämtlich die Richtung von Westen nach Osten haben, während sein hoher Ostrand weniger von Gebirgsketten gebildet wird als von einem steilen, in verschiedene Gebirgszüge auslaufenden Abfall nach den Küstenebenen Valencias und Murcias am Mittelländischen Meere. Die Basis dieses Plateau ist im Norden die große

Gebirgskette, welche von der Nordwestecke des pyrenäischen Vierecks, dem Kap Finisterre, in einer Länge von 1000 km bis zum Kap Creus, der Nordostecke, in der Richtung von Westen nach Osten sich hinzieht, den Nordrand S.s nach dem Biscayischen Meerbusen und Frankreich bildend. Derselbe zerfällt in zwei Teile, einen westlichen und einen östlichen. Jener, im allgemeinen unter dem Namen des Cantabrischen Gebirges bekannt, bedeckt in verschieden verschlungenen Ketten die nordwestlichste Provinz S.s, Galicien, und zieht dann ostwärts durch Asturien, das nördl. Leon und Altcastilien und die baskischen Provinzen bis an die Südostecke des Biscayischen Meerbusens. Von da an läuft es, unter dem Namen der Pyrenäen (s. d.), weiter in derselben Richtung bis zum Mittelländischen Meere und bildet die Grenze zwischen S. und Frankreich. Dieses aus einer Reihe Ketten- und plateauartiger Berglandschaften bestehende und in seinen einzelnen Teilen verschieden benannte Cantabrische Küstengebirge, das etwa in der Mitte bis zu Alpenhöhe sich erhebt (in den Picos de Europa 2300—2663, in der Peña Obiña 2300 m), sonst aber ein Mittelgebirge von 1300 bis 1950 m Kammhöhe bildet, fällt nach Norden mit kurzen und ungemein zerklüfteten Felsenterrassen in der Form von Querjochen, zwischen denen sich stellenweise kleine Küstenebenen und eine Menge tief einschneidender Seearme oder Hafenbuchten (Rias) befinden, zum Biscayischen Meerbusen herab. Im Süden dagegen steht sein Fuß auf der großen, durchschnittlich 832 m hohen Hochebene von Leon und Altcastilien, dem Flußgebiet des Duero, einer kahlen, dürren, mit Felsblöcken und Rollkieseln besäeten, steppenähnlichen Fläche, deren einförmiges Niveau nur selten von niedrigen Hügeln und nicht einmal von bedeutenden Thaleinschnitten unterbrochen wird. Nur weiterhin nach Westen, besonders in Portugal, wo der untere Duero und seine Nebenflüsse tiefere Thalfurchen bilden, wird die ununterbrochene Hochebene durch diese Flußthäler in verschiedene kleinere Hochflächen gesondert, deren steiler Abfall gegen die Küstenebene am Atlantischen Meer dann wie ein Gebirge erscheint. An der Ostgrenze der altcastil. Hochebene findet dagegen eine wechselvollere Bodenform statt. Hier steigt der Boden nach Nordosten zu allmählich bis zur Wasserscheide zwischen Duero und Ebro an, und niedrige, nur etwa 160—325 m sich über das Plateau erhebende Bergzüge, die jedoch kein geschlossenes Gebirge bilden, sondern durch weite plateauartige Einsenkungen getrennt sind, erstrecken sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von der Südseite des Cantabrischen Gebirges bis zum castil. Scheidegebirge, steiler nach dem Ebrothale als nach der Hochebene abfallend. Dagegen lehnen sich einzelne, über dem Plateau der großen Ebene gelegene Plateaus unten an den hohen Ostrand, so z. B. das 1050 m hohe Plateau von Soria, das im Winter hoch mit Schnee bedeckt und fast immer von heftigen Stürmen durchweht wird. Die mittlere Gegend des Plateau ist kahl und baumlos.

Im Süden wird die Hochebene von Leon und Altcastilien durch das castil. Central- oder Scheidegebirge von der Hochebene Neucastiliens und Estremaduras getrennt. Dieses Gebirge, das allmählich und sanft von Norden her aufsteigt, aber jäh und steil in die Hochebene von Neucastilien und Estremadura hinabstürzt, ist eine Anhäufung von vielen, verschiedene Namen führenden Bergzügen, deren Hauptmassen etwa zwischen 40 und 41° nördl. Br. in der allgemeinen Richtung von Osten nach Westen vom Ostrande des Plateau bis zum Atlantischen Ocean streichen. In der Mitte, nördlich von Madrid, wo das Gebirge den Namen Somo-Sierra (2126 m) und Sierra de Guadarrama führt, ist es am schmalsten, aber auch am höchsten, indem es sich im Pic von Peñalara bis 2404 m erhebt. Je weiter nach Westen, desto mehr Vorberge reihen sich dem Südfuße des Gebirges an. Hier befinden sich die wilden, zerrissenen Sierren von Gredos mit der Plaza de Almansor (2660 m), Francia und Gata, von welcher letztern aus das Scheidegebirge sich unter dem Namen der Serra Estrelha mit der Malhao de Serra (1993 m hoch) nach Portugal und bis zum Atlantischen Ocean (Serra de Cintra) zieht. In seinem östl. Teile dagegen geht das Scheidegebirge in die Plateaurücken über, die, sanft von der neucastil. Hochebene aufsteigend, nach der entgegengesetzten Seite aber terrassenförmig ins Ebrothal und steil nach der Küstenebene Valencias hinabfallend, als eine südöstl. Fortsetzung der die altcastil. Hochebene auf ihrer Nordostseite begrenzenden Bergzüge die Hochebene Neucastiliens im Osten begrenzen und mit denselben das hohe Quellland der Halbinsel, sowie ihre Wasserscheide nach dem Atlantischen Ocean bilden (Iberisches Gebirgssystem). Die ganze breite Gebirgsmasse des östl. Teils des castil. Scheidegebirges, die bis zu einer Scheitelfläche von 1430 m ansteigt, ist kahl und größtenteils ohne bedeutende Thal- und Gipfelbildung und wird erst weiterhin nach Osten, wo sie in das Gebirgsland zwischen Südaragonien, Nordvalencia und Nordostneucastilien übergeht, mannigfaltiger. Zahlreiche, vielnamige, durch tiefe, labyrinthische Thäler getrennte Gebirgsmassen, von denen die Sierra de Albarracin und die Peña-Golosa (1812 m) die bedeutendsten sind, türmen sich hier in mannigfaltiger Verflechtung in den Montes de Urbion und de Oca bis zu einer Höhe von 1950 bis 2275 m auf und breiten sich bis gegen die Ebromündung und in die Nähe des Meeres aus. Die ganze Hochebene von Neucastilien und Estremadura, sowohl der Lage als der Höhe nach der mittlere Landstrich der ganzen Halbinsel, hat eine durchschnittliche Höhe von 800 m und gleicht im allgemeinen der altcastilischen. Dürre, staubige, wasserarme Ebenen nehmen hier wie dort die Mitte der Hochebene ein und steigen im Osten zu einem höhern Landstriche an, dem Plateaurücken von Cuenca, welcher in Gestalt öder, hoher Bergsteppen, aus denen nur niedrige Hügel und unzusammenhängende Felskämme sich erheben, den hohen Ostrand der Hochebene bildet, von wo sich dieselbe mit steilen, wild zertrümmerten, zungenförmigen Vorsprüngen gegen die schmale, aber lange Küstenebene Valencias hinabstürzt. Dagegen ist die neucastil. Hochebene dadurch von der altcastilischen unterschieden, daß ihre Oberfläche teilweise minder einförmig gestaltet ist. Im Westen derselben verwandeln sich die kahlen Flächen in ein hügeliches, mit niedern Felskämmen bedecktes und von tiefen Schluchten zerrissenes Gelände, welches unter verschiedenen Namen (Sierra de Toledo, de Guadalupe mit den 1558 m hohen Villuercas u. s. w.) die Wasserscheide zwischen Tajo und Guadiana bildet, deren beider Flußgebiete die Hochebene von Neucastilien und Estremadura zum größten Teil ausmachen.

Im Süden wird die neucaſtil. Hochebene von dem andaluſ. Scheidegebirge oder dem Marianiſchen Gebirgsſyſtem begrenzt, das, im Oſten ausgehend von den Plateaumaſſen Murcias, dem Südoſtrande der neucaſtil. Hochebene, ſich längs der Südſeite der letztern bis zum Durchbruchsthal des Guadiana und jenſeit desſelben in Portugal als Algarbiſches Gebirge bis zum Atlantiſchen Ocean hinzieht, tief in das Flußthal des Guadalquivir, das andaluſ. Tiefland, abfallend. Dieſes Gebirge iſt im ganzen nicht von beträchtlicher Höhe und überſteigt in der Sierra Morena (ſ. d.), ſeinem mittlern höchſten Teile, im allgemeinen nicht die Höhe von 1200 m. Doch ſteigen in der Gruppe Los Pedroches ihre höchſten Gipfel zu 1600 m auf. Der berühmte Schieferfelſenpaß Despeña perros (Hundeſturz) hat 1150 m. Das bätiſche oder andaluſ. Tiefland, im Baſſin des Guadalquivir, hat in ſeinem obern Teile, wo es ein wellenförmiges Hügelland bildet, bei Andujar nur eine Höhe von 150 m. Unterhalb Cordovas aber bis zur Mündung des Guadalquivir in den Atlantiſchen Ocean wird es zur völligen Tiefebene mit einer Marſchebene im Weſten und einer ſandigen Strandwüſte im Oſten des untern Guadalquivir. Im Süden wird es von dem bätiſchen Gebirgsſyſtem oder dem Hochlande von Granada umwallt, das im Oſten von dem Plateau von Murcia ſich erhebt und in der Richtung nach Weſten bis zur Straße von Gibraltar ſich zieht. Dieſes Hochland, welches aus mehrern Ketten beſteht, die verſchiedene Namen führen, hat in der Sierra Nevada (ſ. d.), die ſich im Cerro de Mulahacen (Muley Haſſan war Granadas größter König), dem höchſten Berge der Pyrenäiſchen Halbinſel, bis zu 3554 m und im Picacho (ſpr. Pikatſcho) de Veleta bis zu 3469 m erhebt und demnach über die Schneeregion hinausragt, ſeinen Kern. Im ganzen fällt das andaluſ. oder granadiniſche Hochland nach Süden in ſteilen Abſätzen (ſ. Alpujarras) zum Mittelländiſchen Meer herab, nur ſtreckenweiſe eine ſchmale Küſtenebene übriglaſſend, während es im Norden in niedrigern Vorbergen von mannigfaltigern Formen und mit reizenden Gegenden, wie z. B. der köſtlichen Vega von Granada, zum Tieflande des Guadalquivir ſich abdacht. Im Südoſten des andaluſ. Hochlandes erhebt ſich ganz iſoliert der Fels von Gibraltar (ſ. d.). Wie im Süden, ſo wird das große Plateau des innern S. auch in ſeinem Nordoſten von einem Tieflande, dem untern Baſſin des Ebro (ſ. d.), begrenzt. Indem nämlich das Cantabriſche Gebirge ſich oſtwärts zu den Pyrenäen verlängert, ſüdoſtwärts aber von demſelben ſich der Nordoſtrand des Plateau bis zum Mittelländiſchen Meere im Norden Valencias zieht, entſteht dazwiſchen eine große Einſenkung, das Flußgebiet und Thal des Ebro, das in ſeinem obern Teile in Altcaſtilien, Alava und Navarra noch ziemlich den Charakter eines Hochthals mit Hochebenen trägt, weiter herunter aber, wo Aragonien und Catalonien das Ebrogebiet ausfüllen, zur völligen Tiefebene wird, in der ſich von Norden her die Pyrenäen in mannigfachen Ausläufern ſanft abdachen, während der Nordoſtrand des Plateau von Innerſpanien von Süden her in ſteilern Terraſſen dahin abfällt. An ihrem Oſtende am Mittelländiſchen Meere wird die Tiefebene des Ebro durch Bergzüge, die von Norden und von Süden her an der Meeresküſte ſich hinziehen, ſo verengt, daß nur ein ſchmaler Raum für die Ebromündung übrigbleibt.

Die Flüſſe der Halbinſel laufen, mit Ausnahme der Küſtenflüßchen des Cantabriſchen Gebirges und des andaluſ. Hochlandes, ſämtlich von Oſten nach Weſten oder von Weſten nach Oſten, je nachdem ſie den Weſt- oder Oſtabhang des großen Plateau von Innerſpanien herabfließen. Von den fünf großen Strömen entſpringen Duero, Tajo (ſpr. Tacho), Guadiana und Guadalquivir ſämtlich auf dem Oſtrande des Plateau und ergießen ſich nach einem weſtwärts gerichteten Laufe in den Atlantiſchen Ocean. Nur der einzige Ebro, der in der Ede zwiſchen dem Cantabriſchen Gebirge und dem Nordoſtrande des Plateau von Altcaſtilien entſpringt, nimmt ſeinen Lauf nach Oſten und ergießt ſich ins Mittelländiſche Meer. Von den mittelgroßen Flüſſen ſind nur der in den Gebirgen Galiciens entſpringende Miño, welcher in den Atlantiſchen Ocean fällt, und die in Valencia ins Mittelländiſche Meer ſich ergießenden Flüſſe Segura, Jucar (ſpr. Chucar) und Guadalaviar zu erwähnen. Sämtliche Flüſſe der Halbinſel, die im allgemeinen nicht gut bewäſſert, ſind, mit Ausnahme des Guadalquivir, nur auf kurze Strecken ſchiffbar, waſſerarm, aber heftigen Anſchwellungen in der Zeit der Regen unterworfen. Sie dienen daher nur wenig zu Verkehrsſtraßen. Sehr arm iſt die ganze Halbinſel auch an größern ſtehenden Gewäſſern. Größere Seen gibt es nur im Süden und Südoſten S.s. Dieſe ſind die Strandſeen Albufera (ſ. d.) in Valencia, Mar-Menor in Murcia (nordöſtlich von Cartagena), 22 km lang und 7 km breit, und in Andaluſien nordweſtlich von der Straße von Gibraltar die Laguna de la Janda, von 26 km Umfang. Von den Schiffahrtskanälen ſind bemerkenswert der 88 km lange, 2,86 m tiefe, 20,76 m breite, über Thäler fortgeführte Kaiſerkanal oder Kanal von Aragonien, der San-Carloskanal im Delta dieſes Fluſſes und der 210 km lange Caſtilianiſche Kanal (Canal de Castilla), welcher bei Alar del Rey aus dem Duerozufluß Piſuerga tritt und an demſelben unweit Simancas endet. Dieſer Kanal nimmt nahe oberhalb Palencia den von Medina de Rioſeco kommenden Kanal de Campos auf und wird mit größtem Vorteil zum Transport der Produkte Altcaſtiliens benutzt, beſonders ſeitdem Alar del Rey Ausgangspunkt der Eiſenbahn nach Santander geworden iſt. Die Geſamtlänge aller ſchiffbaren Kanäle und Flüſſe S.s beläuft ſich auf 690 km. Von großer Bedeutung ſind die zahlreichen Bewäſſerungskanäle. S. hat überhaupt die meiſten und großartigſten Bewäſſerungsanſtalten in ganz Europa aufzuweiſen, von denen die ſtaunenswerteſten und kompliziertеſten noch von den Mauren herſtammen. Beſonders hervorzuheben ſind die Bewäſſerungsſyſteme in der Huerta von Valencia und Murcia, in den Ebenen von La Plana, Vinaroz und Benicarlo in Valencia, in der Ebene von Tarragona in Catalonien u. ſ. w. Das großartigſte Bewäſſerungswerk der Neuzeit iſt der Kanal de Iſabel II., welcher, 1851—59 mit einem Koſtenaufwand von 146254442 Realen (31 ⅔ Mill. Mark) hergeſtellt, das Waſſer des Lozoyafluſſes vom Fuße des Guadarramagebirges, 94 km weit, mittels Brücken und Tunnels nach Madrid in ein großes Baſſin und Reſervoir führt, von wo es in unzähligen Röhrenleitungen durch die ganze Stadt und deren Umgebungen verbreitet wird. Sehr zahlreich ſind in S. die Mineralquellen (1500 an Zahl). Von den unterſuchten Quellen iſt die kälteſte

die Fuente de Lapiorta (6° C.) in Guipuzcoa, die heißeste die Fuente de Leon (70° C.) zu Caldas de Mombuy in Catalonien. (S. Caldas.)

Das Klima S.s ist im allgemeinen das der wärmern gemäßigten Zone, unterliegt aber je nach der Erhebung des Bodens und der Lage der Gebirge und Ebenen größern oder geringern Verschiedenheiten. Milde Luft, doch, da das Thermometer im Winter unter den Gefrierpunkt sinkt, noch nicht zur Erzeugung von Südfrüchten warm genug, findet man in den mittlern und niedern Teilen des durch die Seeluft feuchtern cantabrischen, sowie des pyrenäischen Gebirgslandes, während die höhern Teile ziemlich rauh sind. Milder und lieblicher, fast ewiger Frühling, ist das Klima der Küstenebene von Valencia und Murcia. Die dürren, wald- und überhaupt zum großen Teile vegetationslosen Hochebenen der beiden Castilien und Estremaduras entbehren dagegen oft mehrere Monate, ja mitunter halbe Jahre lang des Regens. Die Hitze ist auf diesen Plateaus im Sommer unerträglich, oft über 45° C. steigend, während der Winter häufig kalt, nicht selten von Schnee begleitet ist. Diese Hochebenen tragen ganz den Charakter eines excessiven Kontinentalklimas. Das Tiefland von Andalusien und der Südabfall des andalus. Hochlandes haben dagegen ganz ein nordafrik. Klima; mild im Winter (nicht leicht unter 12° C.) und sehr heiß und trocken im Sommer, dessen Mitteltemperatur indes nicht leicht über 24° C. steigt. Unter den S. eigentümlichen Winden sind der Gallego, ein schneidender Nordwind, der über Galicien herkommt, und der Solano, der span. Sirocco, zu erwähnen. Erdbeben sind besonders im Süden von Valencia, Murcia und Granada häufig und furchtbar; so z. B. das von 1829 und 1884. Der Boden S.s, besonders auf den Hochebenen, die baumlos, teilweise Steppen, streckenweise Wüsten sind, kann im allgemeinen nicht fruchtbar genannt werden. Nur der Abhang der Nordküste S.s, also die Berge und Thäler der baskischen Provinzen, Nordcastiliens, Asturiens und Galiciens, die durch feuchte Seewinde erfrischt werden, machen hiervon eine Ausnahme. Hier sowie auch an manchen Stellen der höhern Pyrenäen findet man allein noch bedeutende Waldungen, während die meisten übrigen Gebirge S.s entwaldete nackte Felsen sind. Außerdem sind nur einzelne Strecken, wo künstliche Bewässerung möglich und erhalten ist, fruchtbar zu nennen. So in Aragonien und Catalonien, vorzüglich aber in der Küstenebene von Valencia, dem nebst den baskischen Provinzen bestangebauten Landstriche S.s; ebenso in einigen Gegenden Andalusiens, das jedoch auch infolge der vernachlässigten Bewässerung viel öde Strecken hat. Überhaupt ist die öde Steppennatur in S. nicht auf das Centralplateau beschränkt. Abgesehen von der neucastil. Steppe im Duerobassin (in der Nähe von Valladolid) und einer Menge kleinerer erstreckt sich eine Litoralsteppe aus der Gegend von Alicante bis gegen Almería hin und begreift einen großen Teil von Südvalencia und Murcia in sich. Die granadinische Steppe nimmt einen großen Teil des östl. Plateau der Terrasse von Granada ein. Die bätische Steppe in Nordandalusien erstreckt sich zu beiden Seiten des Jenil (spr. Chenil) von Estepa und Osuna nordwärts bis Aguilar und Miragenil. Die aragon. Steppe im Ebrobassin, die größte von allen, ist gegen 280 km lang und 74—90 km breit. Es sind diese Steppen mit ihrer mehr afrik. oder asiat. als europ. Physiognomie teils durch unvernünftige Entwaldung, durch Kriegsverheerungen und jahrhundertlanges Brachliegen, durch Verdorren und Verangern aus ursprünglich kulturfähigen Landstrichen hervorgegangen, teils aber auch ursprüngliche oder Salzsteppen. Die erstern sind meist mit dem nützlichen Esparto (s. d.), die letztern mit dünn umhergestreuten, büschelförmig wachsenden, fleischig-blätterigen Halbsträuchern bedeckt, zum Teil auch von Salzbächen und Salzlagunen durchfurcht, deren Wasser oft so stark gesalzen, daß ihre Ufer, ja ihre Oberfläche im hohen Sommer sich mit dicken Krusten krystallisierten Salzes belegen. Große Verwandtschaft mit diesen Salzsteppen haben die Strandsümpfe und salzhaltigen Sumpfniederungen (Marismas) mehrerer Gegenden, namentlich die Marisma längs des linken Guadalquivirufers zwischen Utrera und San-Lucar de Barrameda.

Die Bevölkerung S.s belief sich bei der ersten vorgenommenen Zählung von 1787 auf 10409879, 1823 auf 12101952; nach dem Census von 1877 beläuft sich die Einwohnerzahl in Europa auf 16753591; in den Philippinen 5567685; in Cuba 1509291; in Puerto Rico 729445; in Fernando Po 1106 nebst 30000 Bubis oder Ureinwohnern; Summa 24456468. Am geringsten bevölkert sind die innern Landesteile. So enthält Caceres 15, Ciudad Real 14, Cuenca 14, Guadalajara 16, Soria 16, Teruel 17 E. auf 1 qkm. Besser bevölkert sind die südl. und östl., am besten die nördl. Provinzen. So hat Alicante 78, Barcelona 101, Coruña 77, Guipuzcoa 94, Pontevedra 101, Biscaya 89 E. auf 1 qkm. Die ganze Bevölkerung verteilt sich über 9265 Municipalitäten oder Gemeinden (Ayuntamientos) mit 46060 Ortschaften, von welchen 169 Ciudades oder eigentliche Städte, 4707 Villas oder Flecken, 30386 Lugares oder Dörfer, 10798 Aldeas oder Weiler sind. Hierzu kommen noch sehr viele Caserios (Meiereien, Erbgüter), Cortijos (Pachthöfe), Quintas (Landhäuser) u. s. w. Von den Städten haben nur fünf über 100000 E., nämlich Madrid 397816 (nach dem letzten Census 1877; jetzt weit über 400000), Barcelona 248943, Valencia 143861, Sevilla 134318 und Málaga 115882; nur acht 50—100000: Murcia, Saragossa, Granada, Cadiz, Cartagena, Palma, Valladolid und Xeres, und zwanzig 20—50000 E. Über 1500 Städte und Dörfer liegen verödet. Die jetzigen Bewohner S.s sind in der großen Mehrzahl die Nachkommen der Keltiber. Ureinwohner, zu denen frühzeitig an der Süd- und Ostküste phöniz. und karthag. Beimischungen, später aber überall so bedeutende röm. Elemente kamen, daß, mit Ausnahme der Basken, alles romanisiert wurde. Noch später, mit der Völkerwanderung, traten german. Elemente (d. h. vandalische in Andalusien, suevische im Nordwesten und gotische in den übrigen Landesteilen) hinzu, deren Beimengung sich am meisten in den nordöstl. Gebirgen und in den Ebenen Mittelspaniens zeigt, während im Süden vorzüglich die noch spätere Beimischung arab. Blutes sichtbar ist. Dadurch hat sich, in Verbindung mit der physischen Verschiedenheit, die in den verschiedenen Gegenden S.s obwaltet, ein entschiedener Provinzialismus gebildet, der nächst der natürlichen und sittlichen Verschiedenheit hauptsächlich in der Verschiedenheit der in S. gesprochenen roman. Dialekte sich beurkundet, von denen sich der castilische zur Schrift-

sprache erhoben hat. Neben dieser roman.-german. Hauptmasse der Bevölkerung haben sich noch zwei kleine Völkerüberreste erhalten, die Basken (s. d.) in den nach ihnen benannten Provinzen und einem Teile von Navarra, und die Morisken oder Mudejares (s. Mauren), die letzten Reste der unvermischten maurisch-arab. Bevölkerung, welche nur in den Alpujarras (s. d.) und um Valencia mit eigener Sprache und Sitte leben, und deren Zahl auf 60000 angegeben wird. Außerdem gibt es noch 50000 herumschweifende Zigeuner (Gitanos) und etwa 5000 Juden. Die Bevölkerung gehört fast gänzlich der röm.-kath. Kirche an. S. zerfällt seit dem Konkordat von 1851 in kirchlicher Beziehung in neun Erzbistümer (Burgos, Santiago di Compostela, Valladolid, Granada, Saragossa, Sevilla, Tarragona, Toledo, Valencia) und 46 Bistümer, wozu noch in den Kolonien die Erzbistümer von Santiago (auf Cuba) und Manila (auf den Philippinen) kommen. An der Spitze der gesamten Geistlichkeit steht der Erzbischof von Toledo als Primas des Reichs. Behufs der kirchlichen Verwaltung ist S. mit den Canarien in 66 Diöcesen eingeteilt, die in 19297 Pfarrsprengel zerfallen. Die span. Hierarchie hat in der neuern Zeit große Umwälzung erfahren, namentlich durch die Aufhebung der Mönchsklöster, die 1835 faktisch, 1841 gesetzlich erfolgte. Während 1787 der gesamte Klerus 188626 Personen zählte, wobei 61617 Mönche, 32500 Nonnen und 2705 Inquisitoren, war 1833 die Zahl auf 175574 gesunken. Säkularisierte (regulares exclaustrados) gab es 1862 nur 6072, von denen 3000 Assistenten der Säkulargeistlichkeit waren. Es gab bei der Aufnahme von 1862 noch 2806 Prälaten und Priester an Kathedralen und Colleges, 33881 Parochialpriester, 3198 assistierende Priester ohne Seelsorge. Geistliche Orden sind die von Calatrava, Santiago, Alcantara und San Juan von Jerusalem oder Malta. Bis zur Revolution von 1868 war die Ausübung jeder andern Religion verboten. Die Zahl der Protestanten wird auf 12000 geschätzt und gegen 8000 Kinder werden in ihren Schulen unterrichtet. Sie haben 60 Gemeinden, 2 Buchhandlungen in Barcelona und Madrid, 4 Zeitschriften, 2 Hospitäler, 1 Gymnasium, 1 Evangelistenseminar, 1 höhere Töchterschule. Es ist bezeichnend, daß den evang. Unterrichtsbestrebungen das aufrichtige Verlangen der Spanier nach gründlicher Bildung zu Hilfe kommt.

Die Bildung der span. Nation ist im allgemeinen infolge der langjährigen Vernachlässigung und der Niederdrückung jedes geistigen Aufschwungs durch den polit. und kirchlichen Obskurantismus hinter den sämtlichen Nationen Westeuropas, Portugal ausgenommen, zurückgeblieben. Die Masse des von Natur edeln, kräftigen, reichbegabten und ritterlichen Volks liegt noch in Unwissenheit und Aberglauben versunken. Doch hat das Schulwesen seit 1845 und 1850, ganz besonders aber seit 1868 einen bemerkbaren Aufschwung genommen. Das gesamte Unterrichtswesen, nach dem Gesetze vom 28. Aug. 1850 geregelt, nach dem vom 19. März 1870 ganz von der Kirche getrennt, zerfällt in den elementaren oder primären, den sekundären Unterricht, die Universitätsstudien, den Professionalunterricht und den höhern Unterricht. Während 1832, ohne die Universitäten und Spezialschulen, nur 700, 1839 nur 900 Unterrichtsanstalten bestanden, belief sich Ende 1860 die Zahl der eigentlichen Elementarschulen bereits auf 24353 und 1878 auf 29138 mit 1633188 Schülern. Trotz der bedeutenden Vermehrung der Volksschulen konnten 1860 nur 2414015 Männer und 715906 Frauen lesen und schreiben, 316557 Männer und 389211 Frauen lesen, aber nicht schreiben, 5034545 Männer und 6802846 Frauen weder lesen noch schreiben. Nach dem Census von 1877 konnten 24 Proz. der Bevölkerung lesen und schreiben, 3½ Proz. nur lesen, 72 Proz. weder lesen noch schreiben. Von den Nichtkatholiken kann nur ⅓₀ Proz. nicht lesen noch schreiben. Doch versucht man, den Schulbesuch seit neuester Zeit obligatorisch zu machen, bis jetzt ohne Erfolg. Zu den Anstalten des Sekundärunterrichts gehören zunächst die seit 1845 bestehenden Institute (institutos de segunda enseñanza), königl. Gelehrtenschulen, welche an die Stelle der frühern Lateinschulen getreten sind und ihrem Namen nach, nicht aber nach ihren Leistungen, etwa den deutschen Gymnasien entsprechen. Außerdem zählt man 48 Colegios, Vorbereitungsschulen zu den Universitäts- und Spezialstudien, lauter Privatanstalten. Zu den Sekundärunterrichtsanstalten sind noch die Priesterseminarien zu rechnen. Universitäten gibt es nur noch zehn: Madrid (eigentlich Alcalá, 1498 durch den Kardinal Cisneros gegründet und 1836 nach der Centraluniversität verlegt), Barcelona, Granada mit fünf, Salamanca (im Anfang des 13. Jahrh. gegründet), Sevilla, Valencia mit vier Fakultäten, Saragossa mit drei, Santiago und Valladolid mit zwei Fakultäten und Oviedo mit nur einer (juristischen) Fakultät. Im J. 1876—77 zählten sämtliche Universitäten 13722 Studenten (1859 nur 6181 Studenten und 412 Professoren). Eingegangen sind die von Alcalá (nach Madrid verpflanzt), Toledo, Huesca, Cervera, Lérida, Palma und Córdova. Anstalten des Professionalunterrichts sind die Kunstschulen zu Barcelona, Granada, Malaga, Oviedo, Coruña, Cadiz, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragossa; die Handelsschulen zu Madrid (unbedeutend), Barcelona und Cadiz, die 14 Schiffahrtsschulen, die 6 Baugewerk- und Feldmesserschulen und die 4 Veterinärschulen. Zu den höhern Unterrichtsanstalten gehören die königl. Central- und Landwirtschaftsschule zu Madrid und Aranjuez, welche 1847 (nach dem Muster der Akademie zu Tharand im Königreich Sachsen) gegründet wurde, die Forstlehranstalt, früher zu Villaviciosa de Odon bei Madrid, jetzt nach dem Escorial verlegt, die Industrieschulen zu Madrid, Barcelona, Gijon, Sevilla, Valencia und Bergara, 20 Ackerbauschulen, eine Schule für Spezialingenieure, die Architekturschule und die Schule für Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei, das königl. Konservatorium für Musik und Deklamation, sämtlich zu Madrid, die Notariatsschulen in fünf Städten, die diplomatische Schule zu Madrid, die 17 Normalelementarschulen und 27 höhern Normalschulen zur Heranbildung von Lehrern. Dazu kommen noch verschiedene Spezialschulen, wie die Schule für Wege-, Kanal und Hafenbauten, die 1833 nach dem Muster der freiberger Akademie gegründete und vortrefflich eingerichtete Bergschule zu Madrid, das Taubstummen- und Blindeninstitut zu Madrid, die Akademie für Militäringenieure zu Guadalaxara, die Generalstabsschule in Madrid, die Kadetten- und Artillerieschule zu Segovia, die Infanterieschule zu Toledo, die Kavallerieschule zu Alcalá de Henares, die Marineschule zu San-

Fernando bei Cadiz. Der Privatunterricht und die Privaterziehungsanstalten werden von der Unterrichtsbehörde streng überwacht. An gelehrten Akademien und Gesellschaften, an Bibliotheken und Museen hat S. keinen Mangel, und manche dieser Anstalten erfreuen sich reicher Dotation und guten Rufs. Eigentliche gelehrte Akademien gibt es neun, darunter sieben in Madrid, nämlich: die Real Academia española, 1713 gegründet für die Reinerhaltung und weitere Ausbildung der castilian. Sprache, die Real Academia de historia (seit 1738), welcher die span. Geschichtsforschung und die Oberaufsicht über die Altertümer der Monarchie obliegt, die Real Academia de ciencias (seit 1847), die Real Academia de ciencias morales y politicas (seit 1860), die Real Academia de las tres nobles artes de S. Fernando (gegründet 1744, reorganisiert 1846 und 1854), die chirurgische Akademie (seit 1731), die madrider Akademie der Jurisprudenz und Gesetzgebung (seit 1838), die sevillanische Akademie für schöne Litteratur (seit 1752), die aragonesische juriſt. Akademie. Außerdem gibt es noch 11 mediz.-chirurgische Akademien und verschiedene Gesellschaften, welche sich den Namen Akademie beilegen. Öffentliche Bibliotheken bestehen an allen Universitäten, erzbischöfl. und bischöfl. Domkapiteln, bei den meisten der neun Akademien und in vielen Städten. Die wichtigsten sind die Nationalbibliothek zu Madrid mit 440000 Bänden, die alte Complutense, vielleicht die interessanteste, jetzt in der Universität zu Madrid, von Alcalá dahin gebracht, und die berühmte Bibliothek des Escorial (s. d.). Unter den Archiven sind das castilische zu Simancas (s. d.), das aragonesische zu Barcelona und das indische zu Sevilla die wichtigsten. Zu den bedeutendsten Kunstsammlungen gehören das reiche königl. Gemälde- und Skulpturenmuseum, die königl. Rüstkammer (Armeria Real), das königl. Münz- und Antiquitätenkabinett und das naturhistor. Museum, sämtlich in Madrid. Ansehnliche Kunstmuseen gibt es aber auch zu Sevilla und Valencia. Gute botan. Gärten sind der des naturhistor. Museums zu Madrid und der zu Valencia. Nächst dem astron.-meteorolog. Observatorium zu Madrid ist die Sternwarte zu Cadiz hervorzuheben; außerdem gibt es in 32 andern Städten meteorolog. Stationen.

Wie sehr die Volksmoralität noch daniederliegt, dafür spricht schon das Verhältnis der unehelichen zu den ehelichen Geburten. Dasselbe war 1865—69 von 1 zu 18. Durch das Gesetz vom 1. Sept. 1870 war die obligatorische Civilehe eingeführt worden. Dieselbe wurde aber nach der Rückkehr der Bourbonen im Febr. 1875 wieder aufgehoben. Das Sanitätswesen ist zwar schon seit langer Zeit geregelt, doch läßt die Medizinalpolizei viel zu wünschen übrig. Ungemein zahlreich sind die Wohlthätigkeitsanstalten, und noch viel größer ist die Privatwohlthätigkeit, wodurch freilich die Faulheit und der Bettel sehr unterstützt werden. Die Straf- und Besserungsanstalten zerfallen jetzt in Presidios (s. d.) oder Zuchthäuser für Verbrecher und Casas de correccion oder Korrektionshäuser für Verbrecherinnen (Reclusas), die erstern wieder in solche ersten und zweiten Grades und in Presidios correccionales, welche den deutschen Korrektionshäusern entsprechen. Seit kurzem hat man mit der Gründung von Asylen für jugendliche Verbrecher begonnen. Die schwersten Verbrecher kommen in die an der Nordküste Afrikas gelegenen Deportationsorte. Ceuta gilt für das härteste Presidio.

Produkte. Die verheerenden innern Kriege und die polit. und soziale Zerrüttung, an der das Land so lange gelitten, haben die Erwerbs- und Nahrungsquellen des Volks in großen Verfall gebracht. Erst in der neuesten Zeit hat sich die landwirtschaftliche wie die technische Kultur wieder merkbar gehoben. Die große Verschiedenartigkeit des Bodens und des Klimas gestatten den erfolgreichen Anbau aller europ. und auch vieler außereurop. Kulturgewächse. Die Landwirtschaft ist daher der wichtigste Erwerbszweig und die Hauptquelle des Nationalreichtums. Doch liegen viele kulturfähige Ländereien unbenutzt, und die Bodenbearbeitung sowie der landwirtschaftliche Betrieb überhaupt sind in vielen Gegenden noch sehr mangelhaft, obschon es dem span. Bauer im allgemeinen nicht an Fleiß fehlt. Zu Anfang des 19. Jahrh. gehörten 32 Proz. des Kulturlandes dem Staate, 52 dem Adel und 15 der Geistlichkeit, sodaß die Bauern meist Pächter der großen Besitzer waren. Das hat sich seitdem vollständig geändert; 1861 gab es 2592527 Bodenbesitzer auf dem Lande und 1970491 Bewohner auf dem Boden der Städte. Im J. 1805 war der wichtigste Einfuhrartikel fremdes Getreide; aber 1856 wurde für 435051990 Realen Getreide und Mehl ausgeführt. Die dem Landbau unterworfene Bodenfläche des kontinentalen S. betrug 1852 wenig über ein Drittel des Gesamtareals, dagegen 1870 bereits 60,6 Proz. Es waren davon Ackerland 26,65 Proz., Wiesen und Weiden 14, Weinpflanzungen 2,81, Ölpflanzungen 1,75 und Gärten 0,06 Proz. Übrigens sind die 39,4 Proz. der Landesoberfläche, welche außer Kultur stehen, nicht durchweg als unproduktives Land zu betrachten. Der Getreidebau wird hauptsächlich in den Ebenen beider Castilien (besonders Altcastiliens), Leons und des Guadalquivirbeckens betrieben. Die Hauptbrotfrucht ist Weizen. Roggen wird nur in den nördl. Provinzen, in den Pyrenäen und in Kulturregionen der Sierra Nevada (1950—2600 m hoch) gebaut, Gerste dagegen überall, Hafer nur da, wo Gerste nicht gedeiht. Die Kultur des Mais ist durch ganz S. verbreitet, vorzugsweise aber in den Mittelmeerprovinzen. Reis wird im großen nur in Valencia gebaut, Hirse vorzüglich in Asturien, Galicien, Aragonien und Catalonien, Moorhirse in Neucastilien und den Mittelmeerprovinzen, Negerhirse in der Mancha, Buchweizen in den Gebirgen Cataloniens, Cantabriens und Altcastiliens. Die Kartoffeln kultiviert man zwar überall, aber fast nirgends als Surrogat des Brotkorns. Die Produktion an Cerealien wird auf 90 Mill. hl geschätzt; 62,9 Proz. der Ausfuhr sind Bodenprodukte (neben 16 Proz. mineralischen und 1,57 Proz. Gewebe). Den Wert der Cerealien schätzt man auf jährlich 1016, den des Öls auf 365,5, den des Weins auf 176,5, den der andern Früchte auf 125 Mill. Pesetas (zu 80 Pf.). Von den Hülsenfrüchten baut man hauptsächlich Kichererbsen (Garbanzos), die sogar zur Ausfuhr kommen, Bohnen und Puff- oder Saubohnen, die fast überall im großen als Feldfrüchte gewonnen werden und die tägliche Zukost des Spaniers bilden. Häufig baut man auch Erbsen und Linsen, seltener (nur im Süden) weiße Lupinen (als Hülsenfrucht, Viehfutter und Gründünger) und Platterbsen. Luzerne, Esparsette, Incarnat- und roter Wiesenklee sind die vorherrschend zu den

künstlichen Wiesen benutzten Futterkräuter. Eigentliche Wiesen gibt es nur in den nördl. Provinzen und in den höhern Gebirgsgegenden, in Südspanien erst in der Seehöhe von 1625 m. Außer dem in den höhern Gebirgen überall vorhandenen natürlichen Weideland hat S. eine große Menge von Triften und Gegenden, die von Natur zum Getreidebau oder zur Holzzucht bestimmt sind, namentlich in den Ebenen von Estremadura, Leon, Aragonien, Niederandalusien u. s. w. Diese Triften nehmen Tausende von Quadratkilometern ein und werden vorzugsweise zur Zucht der Merinoschafe benutzt.

In keinem Lande Europas kultiviert man so vielerlei Gemüse und Gartenfrüchte wie in S.; dieselben bilden einen bedeutenden Exportartikel. Außer sämtlichen europ. Gewächsen dieser Art baut man den sog. Spanischen Pfeffer und die Tomate oder den Liebesapfel (Lycopersicum) im großen, im Süden die Wassermelone (Sandia) und Melonen, die Schlangengurke, den Calabassenkürbis, stellenweise die tropische Batate (süße Kartoffel) und die Erdnuß. Der Gartenbau blüht am meisten in Valencia. Von den Gewächsen zu technischen Zwecken nimmt der Ölbaum den ersten Rang ein. Derselbe wird in der ganzen südl. Hälfte S.s kultiviert, am meisten aber in Niederandalusien, wo zwischen Córdova und Andújar wahre Olivenwälder sich längs des Fußes der Sierra Morena und des Guadalquivir hinziehen. Die jährliche Ölproduktion wird durchschnittlich auf 2½ Mill. Hektoliter berechnet. Hanf wird besonders in Aragonien, Asturien, Neucastilien und Catalonien, am besten aber in Granada kultiviert. Das Espartogras, das überall in Central-, Ost- und Südspanien wild wächst, bildet nebst Hanf einen nicht unwichtigen Exportartikel. In Valencia benutzt man die Faser der Pita (Agave americana) zu Geweben, und an der Südküste sowie um Ecija und auf Iviza findet der Baumwollbau im großen statt. Von besonderer Wichtigkeit ist für die Seidenzucht die Kultur des Maulbeerbaums. Unter den Färbepflanzen stehen Krapp und Safran obenan, die beide sowie Wau und Waid zur Ausfuhr kommen. An der Südküste wird der Cochenillekaktus mit Erfolg gepflegt, und ebenda breitet sich auch mehr und mehr der Anbau des Zuckerrohrs aus. Die meisten und besten Plantagen befinden sich um Velez-Malaga, Frijiliana und Motril, wo, wie in Almuñecar, große Dampfzuckerfabriken bestehen. Der gewonnene Zucker steht dem westindischen an Güte nicht nach und wird exportiert. Den Bau der Sodapflanze betreibt man noch jetzt wie früher in den Steppengegenden von Murcia, Südvalencia und in der Mancha. Derselbe hat aber in neuerer Zeit bedeutend abgenommen. Unter den Arzneigewächsen sind das Süßholz Cataloniens, Aragoniens und Niederandalusiens, der röm. Kümmel der Mancha und die um Almería gebauten Kolocynthen die wichtigsten. Der Weinbau bildet eine Hauptquelle des Nationalreichtums, und die verschiedenen Produkte, welche er liefert, Wein (s. Spanische Weine), Branntwein (aus Trauben), Essig (aus Trauben und Rebensprossen), Rosinen und frische Trauben, gehören zu den wichtigsten Exportartikeln. Die Produktion ist auf 25 Mill. Hektoliter jährlich anzuschlagen. Die eigentlichen Weinländer S.s sind die Mittelmeerprovinzen. Die stärkste Produktion hat Málaga, den stärksten Export Jeres (spr. Cheres). Die Fruchtbaumzucht bildet ebenfalls einen wichtigen Zweig der Bodenkultur. Kernobst, namentlich Äpfel, wird besonders in Nordspanien in ungeheuerer Menge geerntet und daselbst auch sehr viel Apfelwein (sidra) bereitet, der hier das gewöhnliche Getränk des Volks bildet. Außerdem zieht man Aprikosen, Pfirsiche (die besten in Aragonien), Pflaumen und Kirschen, Walnüsse, Haselnüsse, Kastanien, Orangen, Citronen, Granaten, Feigen und Mandeln. Auch gibt es Eichen mit eßbaren Früchten. Die Banane und Chirimoya wird um Málaga, der Johannisbrotbaum nur in Valencia und Südcatalonien, die Dattelpalme nur um Elche in Alicante, die Haselnuß nur um Tarragona und in Asturien in großem Maßstabe kultiviert.

Die Viehzucht war in S. von jeher ein bedeutender Erwerbszweig und repräsentiert noch jetzt ein beträchtliches Kapital. In den letzten Jahrzehnten zeigt der Viehstand eine sehr merkbare Zunahme. Die zu den beliebten Kampfspielen erforderlichen Stiere (toros bravos) werden, wie in andern Ländern das Hochwild, auf einsamen waldigen Triften und im Gebirge gehegt. Die größten Stiergehege (ganaderías) befinden sich in Navarra, im Guadarramagebirge, in der Sierra Morena, Serrania de Ronda und auf den Inseln des Guadalquivir. Diese Anstalten sind Eigentum großer Grundbesitzer und bringen viel ein. Das zahme Rindvieh (bueyes und vacas) ist nicht sehr groß, aber stark und gut gebaut. Das beste findet sich in den nördl. Provinzen, wo auch allein Milch-, Butter- und Käsewirtschaft betrieben wird und ein bedeutender Export von Käse und Butter, namentlich aber von Schlachtvieh, auch von Häuten und Ochsenhörnern stattfindet, besonders nach England. In Central-, Südost- und Südspanien beschränkt sich die Zucht vorzugsweise auf Beschaffung von Zugochsen. Die früher so berühmte Pferdezucht kam durch die innern Kriege in Verfall, nahm aber neuerdings wieder Aufschwung, seitdem die Regierung in den Provinzen, wo Pferdezucht vorzüglich stattfindet, Zuchthengste von guter Rasse aufstellen ließ. Das größte königl. Gestüt befindet sich in Córdova. Auch haben die cordovanischen Pferde von jeher für die besten der andalus. Rasse gegolten. Die Pferdezucht wird nicht wenig beeinträchtigt durch die steigende Benutzung der Maultiere und Esel, auf deren Zucht der Spanier viel Sorgfalt verwendet. Die Tiere, die besten, die es gibt, gehen auch in bedeutender Menge ins Ausland. Die span. Schafzucht, einst so berühmt und eine Quelle ungeheuerer Einkünfte, geriet ebenfalls in neuerer Zeit mehr und mehr in Abnahme. Während 1830 die Zahl der Schafe noch 23 Mill., selbst 1850 noch 19 Mill. betrug, darunter 7 Mill. Wanderschafe oder Merinos (s. d.) und 12 Mill. Stallschafe, zählte man 1858 nicht mehr ganz 14 Mill. Seitdem hat wieder Zunahme stattgefunden. Indes kann S. den andern Wolle produzierenden Ländern gegenüber, von denen es mittlerweile überflügelt worden, keine erfolgreiche Konkurrenz mehr machen. Die meiste Wolle geht nach Frankreich, England und Westindien. Ziegen besitzt S. mehr als irgend ein anderes Land in Europa, doch ist deren Zucht nur in den Gebirgsgegenden heimisch. Wichtiger ist die Schweinezucht, welche zwar überall, in großem Maßstabe jedoch in Estremadura betrieben wird, dessen große Eichenwälder dieselbe sehr begünstigen. Von Federvieh werden vorzüglich Hühner (in vielen Rassen) und Tauben gezüchtet. In Estremadura

und Andalusien wird auch die Truthühnerzucht im großen betrieben. Hühner und noch mehr Eier gelangen in großer Masse zur Ausfuhr, besonders aus Galicien, wo Vigo fortwährend London mit Eiern versorgt. Die Bienenzucht ist ohne Belang; von Bedeutung dagegen ist die Seidenraupenzucht. In Valencia, Murcia und Catalonien werden jährlich im Durchschnitt je 1½, ½ und ⅓ Mill. Pfd. Rohseide gewonnen. Die Cochenillezucht, seit 1820 in S. eingeführt, wird jetzt um Málaga, Velez-Málaga und Motril im größern, um Valencia und auf den Balearen im kleinern Maßstabe betrieben und blüht immer mehr auf.

Die Jagd ist in S. überall verpachtet. Neuerdings wird nicht nur in den Kronforsten und königl. Tiergärten, wo es noch Gehege für Hochwild, Schweine und Fasanen gibt, sondern auch in der gepachteten Jagd die Hege- und Schußzeit von März bis September streng beobachtet. Überhaupt ist der Spanier ein leidenschaftlicher Jäger und die Kaufleute und Handwerker ziehen an den Festtagen in Scharen aus und kehren mit Kaninchen und Rebhühnern reich beladen heim, sodaß der Name Sonntagsjäger hier keine Anwendung findet. Die Jagd teilt sich in die höhere (caza mayor), wozu man Rot- und Schwarzwild, Gemsen (nur in den Pyrenäen und dem asturisch-leonesischen Gebirge), Steinböcke, Füchse, Bären und Wölfe rechnet, und die niedere Jagd (caza menor). Das häufigste Haarwild sind Kaninchen, das gemeinste Federwild rotbeinige Rebhühner. Viel größere Bedeutung hat die ebenfalls freie Fischerei, besonders der Fang von Seefischen (Thunfische, Sardinen, Sardellen, Salmen). Auch die Korallenfischerei an den Küsten Andalusiens und Nordafrikas hat in neuerer Zeit wieder einen Aufschwung genommen. Die Forstwirtschaft liegt in S. sehr danieder. Mit Ausnahme der gut bewirtschafteten Kronforste sind die Wälder infolge der herkömmlichen Verwüstung in kläglichem Zustand. Ein großer Teil der sog. Waldungen besteht nur noch aus Waldblößen und weiten, mit Halbsträuchern bewachsenen Räumen. Dieser Holzboden nimmt beinahe 20 Proz. der ganzen Landesoberfläche, der wirklich mit Wald bestandene Boden kaum 9 Proz. ein. Es wird nicht einmal das für den inländischen Konsum ausreichende Bau- und Nutzholz produziert. Die Regierung, im Einverständnis mit den Cortes, hat den Verkauf des unproduktiven Waldbodens beschlossen. Nach einem Gesetz von 1859 wurden von den Staats-, Gemeinde- und Korporationswaldungen etwa ein Drittel zur Veräußerung bestimmt, die übrigen zwei Drittel sollen regelmäßig bewirtschaftet werden. Auch ist neuerdings S. in zehn Forstdistrikte eingeteilt, in jeder Provinz eine Forstkommission errichtet und die königl. Forstschule zu Villaviciosa de Odon gegründet worden, die später nach dem Escorial verlegt wurde. Die bedeutendsten ihrer Professoren sind in Deutschland ausgebildet. Einen erheblichen Ertrag liefern die Korkeichenwälder an Rinde, Bast (Gerbstoff) und vortrefflichen Kohlen, die sogar einen Exportartikel bilden. Zu den Waldprodukten gehören auch Sumachrinde, Ladanbalsam, eßbare Eicheln, Maronen u. s. w.

Der Bergbau und der Hüttenbetrieb des Königreichs haben eine große Zukunft. S. ist ohne Zweifel das an Metallen, Erzen und Mineralien reichste Land Europas und war in dieser Hinsicht schon im Altertum berühmt. Die Entdeckung und Ausbeutung der reichen Gold- und Silberminen Amerikas ließ jedoch die Mehrzahl der span. Bergwerke in Verfall geraten. Erst nach dem Verlust der Kolonien begann man dem einheimischen Metallreichtum wieder Aufmerksamkeit zu widmen. Die Entdeckung eines überaus reichen Silbererzganges in der Sierra Almagrera (Provinz Almeria) erweckte die Spekulation und rief einen Minenschwindel hervor, der beispiellos in der Geschichte dasteht. Die Regierung that endlich diesem Getreibe Einhalt und erließ mehrere Gesetze. Durch das Gesetz vom 6. Juli 1859 ist S. nebst den Balearen und Canarien in 17 Minendistrikte eingeteilt, die der Aufsicht der königl. Bergingenieure und diese wieder der Generaldirektion der Bergwerke (1825 errichtet) zu Madrid unterstehen. Seit diesen Einrichtungen hat der Bergbau einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen. Dem Staatsbetriebe allein gehörten nach jenem Gesetze von 1859 an die Quecksilbergruben von Almaden (s. d.) und Almadenejos (nach den californischen die reichsten der Erde), die höchst reichen Kupferminen von Riotinto, die Bleibergwerke von Linares und Falset, die Galmeigruben von San-Juan de Alcaraz, die Schwefelgruben von Hellin und Benamaurel, die Graphit- und Bleibergwerke von Marbella, gewisse Eisen- und Steinkohlengruben in Navarra und Asturien. Später wurden die Quecksilbergruben von Almaden an das pariser Haus Rothschild, die Kupferminen von Riotinto an eine engl. Gesellschaft verkauft. Zu diesen Krarialwerken kommen, mit Ausnahme der baskischen, sämtliche Salzbergwerke und Salinen, da Salz zu den Regalien gehört. Die meisten der sehr zahlreichen Privatbergwerke sind Eigentum von Aktiengesellschaften, an welchen auch viele Ausländer, Belgier, Engländer und Deutsche, teilnehmen. Gegenwärtig sind im Abbau befindlich: 2332 Silbergruben, 72 Eisengruben, 744 Bleigruben und 527 Kohlengruben. Die Produktion betrug 1876 an Mineralkohlen 706 814 metrische Tons, 1873 an Roheisen 42 825, Salz 400 000, Blei 100 000, 1867 an Rohkupfer 3830, Quecksilber 2161, Zink 2064, Schwefel 1646, Silber 23 metrische Tons. Gold findet sich nur in sehr geringer Quantität in den 1850 entdeckten Arsenikgruben von Culera im Bezirk Gerona (Catalonien), dagegen in reichlicher Menge Silber in den Jarrasogängen der Sierra Almagrera (in Almeria), in den 1844 entdeckten Gruben von Hiendelaëncina (in Guadalajara, spr. Guadalachara) und Farena (bei Tarragona). Kupfer gewinnt man in Oviedo, Murcia, besonders aber in den Staatsminen von Riotinto; Zink bei Alcaraz und in Guipuzcoa, Quecksilber in Oviedo und Almaden. Blei hat S. mehr als irgend ein anderes Land. Es findet sich vorzüglich im Hochlande von Granada, in den Bergwerken von Linares, der Sierra Almagrera, Sierra de Gador und de Cartagena. Eisen ist in sehr großer Menge vorhanden, besonders im Norden, namentlich in Biscaya und Asturien (Somorrostro und Oviedo). Mangan wird besonders in Murcia und Huelva, Schwefel in Ostgranada und Murcia, Glaubersalz zu Cerezo bei Burgos, Alaun in Murcia, Antimon in Granada gewonnen. An Steinkohlen besitzt S. einen ungeheuern Reichtum. Von den 665 abgegrenzten Steinkohlengruben befindet sich die Hälfte in Asturien; von den noch nicht abgegrenzten 928 kommt reichlich die Hälfte auf Cordova. Nächst Österreich hat S. unter allen Ländern Europas am

meisten Salz. Die Produktion desselben wird vom Staate selbst oder von Staatspächtern betrieben. Die bedeutendsten Steinsalzwerke sind die von Cardona (Barcelona) und La-Minglanilla (Cuenca). Seesalz gewinnt man sehr viel an der Küste von Murcia, an der Bai von Cadiz (das beste), am untern Guadalquivir und auf Iviza. Auch in den Salzsteppen bereitet man große Mengen von Salz durch Verdunsten. Dagegen fehlen Gradierwerke und Salzsiedereien gänzlich.

In der Industrie hat S. erst nach der Mitte des 19. Jahrh. wesentliche Fortschritte gemacht, wie die steigende Einfuhr von Maschinen, roher Baumwolle und Steinkohlen und die stetige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes beweisen. In den baskischen Provinzen bestand schon längst ein überaus reger Industriebetrieb. Später entwickelte sich derselbe auch in einigen andern Provinzen, namentlich in Catalonien, in Valencia, Murcia, Galicien und Asturien. Doch genügt die Produktion noch nicht den Bedürfnissen, und von der span. Gesamteinfuhr bestehen 27,8 Proz. in Manufakten. Abgesehen von dem Berg- und Hüttenwesen sind die Hauptzweige der span. Industrie die Weberei, Mehl- und Ölbereitung, Metallwaren-, besonders Eisenfabrikation, Papier- und Lederfabrikation. In Catalonien hat die Baumwollindustrie ihren Hauptsitz. Doch blüht daselbst auch die Leinen- und Hanfverarbeitung, die Seidenweberei, die Tuch-, Papier- und Korkstöpselfabrikation, die Gerberei, Seifensiederei, Glas-, Steingut- und Vitriolfabrikation. Die baskische Industrie, nächst der catalonischen die größte, fabriziert hauptsächlich Eisenwaren aller Art, Kurzwaren, Papier, Tapeten, Seilerwaren, Leder und Lederwaren, Leinen und Wollgewebe, Seife, Lichte, Glas, Porzellan u. s. w. Der wichtigste Industriezweig in Valencia ist die Verarbeitung der Rohseide. Doch ist diese in neuerer Zeit durch die Seidenraupenkrankheit beeinträchtigt worden. Die Industrie von Murcia und Almería besteht hauptsächlich in Erzschmelzerei, Soda- und Alaunfabrikation, Espartoflechterei. Die wichtigsten industriellen Etablissements in Andalusien sind die großartigen Dampfeisengießereien, die Baumwoll-, Leinwand-, Zündhölzchen- und Chemikalienfabriken in Málaga, die Eisenschmelzwerke am Rio Verde, die Staatseisengießerei und Gewehrfabrik, die Maschinenfabriken, die Porzellan-, Baumwoll-, Leinen-, Woll- und Seidenfabrikation in Sevilla. Die Industrie von Galicien und Asturien besteht hauptsächlich in der Fabrikation von Guß- und Schmiedeeisen, Stahl, Glas, Seife, Stearin, Chokolade, Mehl, Leinen- und Baumwollgeweben. Sehr bedeutend sind die metallurgischen Etablissements im Distrikt Oviedo, berühmt besonders die große Kanonengießerei in Trubia. Über die genannten und viele andere Landesteile ist die Wollmanufaktur verbreitet. Die Fabrikation und der Verkauf des Tabaks (welcher zu Gunsten der Kolonien nicht in S. selbst gebaut werden darf) ist Monopol der Regierung, die 10 Fabriken (Sevilla, Madrid, Alicante, Alcoy, Cadiz, Valencia, La Coruña, Gijon, Oviedo, Santander) zum Teil mit 3—4000 Arbeitern unterhält. Die Fabrik von Sevilla ist die größte und die einzige, welche Schnupftabak verfertigt. In S. besteht schon seit langer Zeit vollkommene Gewerbefreiheit.

Für den Handel ist S. durch seine geogr. Lage außerordentlich befähigt und begünstigt, insbesondere für den großen Welthandel. Auch hatte S. wirklich eine Zeit lang, unter Philipp II. nach der Eroberung Portugals, den Welthandel und die Beherrschung der Meere in Händen. Selbst später, nachdem diese Rolle auf England übergegangen, blieb der span. Handel noch geraume Zeit einer der umfangreichsten und großartigsten der Erde. Die Ursachen, welche ihn in Verfall brachten, waren die äußern und innern Kriege, der Abfall der amerik. Kolonien, besonders aber die Vernachlässigung der natürlichen Hilfsquellen des Landes vor dem Abfall der Kolonien und das engherzige Prohibitivsystem während der Herrschaft des Absolutismus, welches dem Schmuggelhandel Thor und Thür öffnete. Erst unter der konstitutionellen Regierung wandte das Land seinen natürlichen Schätzen und Handelskräften wieder Aufmerksamkeit zu, und die Regierung begann durch Reformen die Verbesserung des materiellen Zustandes anzubahnen. Seitdem hat sich mit der Landwirtschaft und Industrie auch der Handel gehoben. An der Stelle des frühern Prohibitivsystems ist 1849 das Schutzzollsystem eingeführt worden, und statt der früher prohibierten 93 Warenartikel gibt es deren nur noch 25. Freilich ist die Beschränkung durch den Tarif immer noch stärker als sonstwo in Europa, weshalb denn auch noch die Schmuggelei in großer Ausdehnung betrieben wird. Mehr als 1300 Artikel werden besteuert, und damit sind die hinderlichsten Formalitäten verbunden. Von 1849 bis 1859 stieg die Einfuhr von 159 auf 342, die Ausfuhr von 131 auf 280 Mill. Pesetas; 1873 betrug der Import 313900000, der Export 564100000 Pesetas; 1875 waren beide Zahlen 333500000 und 378200000 Pesetas; 1883 betrug die Einfuhr 893446011, die Ausfuhr 719468414 Pesetas (zu 0,8 Mark). An dem auswärtigen Handel in Ein- und Ausfuhr waren hauptsächlich beteiligt: Großbritannien, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Portugal, Schweden und Norwegen, Algerien, Brasilien, Belgien, die La-Plata-Staaten, Venezuela. In die Häfen des Landes liefen 1884 ein: 16977 Schiffe von 8535190 t, und aus: 14838 Schiffe von 9830596 t. Die Handelsmarine bestand 1884 aus 1902 Segelschiffen und 426 Dampfern. Häfen hat S. nicht weniger als 81, nämlich 56 an der atlantischen und 25 an der Mittelmeerküste; unter den erstern sind die wichtigsten San-Sebastian, Bilbao, Santander, Gijon, Ferrol, La Coruña, Vigo, Huelva, Sevilla und Cadiz; unter den letztern Barcelona, das in S. die bedeutendste Aus- und Einfuhr hat (nächst ihm Cadiz mit Jeres), Algeciras, Málaga, Almería, Las Aguilas, Cartagena, Alicante, Grao de Valencia, Tarragona; auf den Inseln Palma, Mahon und Iviza. Der Binnenhandel hat seinen Mittelpunkt in Madrid; nächstdem sind für denselben bedeutend Valladolid, Palencia, Burgos, Oviedo, Vitoria, Saragossa und Granada.

An Verkehrsmitteln hat S. in neuester Zeit sehr gewonnen. An Landstraßen besaß das Land 1808 nur wenig über 3000 km, alle übrigen Wege waren höchstens Saumpfade. Ende 1860 waren 33190 km Kunststraßen projektiert, davon bereits 13638 km vollendet und 3056 km im Bau begriffen. Die erste Eisenbahn (von Barcelona nach Mataró) wurde im Nov. 1848 eröffnet; im Febr. 1851 folgte die Bahn von Madrid nach Aranjuez (spr. Aranchuez). Zu Anfang 1862 waren erst 1724 km im Betriebe, aber 3525,36 km im Bau. Am 1. Jan. 1885 dagegen standen 8387 km

im Betriebe. Die wichtigsten Linien sind: die Nordbahn von Madrid nach Irun und Santander, die Nordwestbahn von Palencia nach Coruña und Gijon, die Bahnen Tudela-Bilbao, Barcelona-Saragossa-Pamplona, Barcelona-Gerona, Barcelona-Tarragona, Almansa-Valencia-Tarragona, Madrid-Saragossa, Madrid-Alicante, Manzanares-Córdova-Sevilla, Albacete-Cartagena, Ciudad-Real-Badajoz mit Zweigbahn nach Córdova, Sevilla-Jeres-Cadiz, Córdova-Málaga-Granada und Madrid-Navalmoral-Lissabon (Tajobahn). Die Telegraphenlinien hatten 1884 eine Länge von 17853 km. Das Postwesen wurde 1848 einer durchgreifenden Reform unterworfen, die Briefportotaxe bedeutend herabgesetzt. Die Zahl der Postbureaus belief sich 1883 auf 2699, die der Briefe, Postkarten und Warenproben auf 91736282.

Außer den Verkehrsmitteln befördern den Handel die in 20 Städten bestehenden Handelskammern (juntas de comercio), mit denen meist Handelsschulen verbunden, und die Handelsgerichte (tribunales de comercio). Die Kreditcirkulation ist seit 1874 in einem einzigen Institute, der Bank von S. in Madrid, konzentriert. Die früher bestandenen Banken haben sich zu deren Filialen umgestaltet. Unter den Sparkassen (cájas de ahorro) ist die zu Madrid die älteste (seit 1839) und bedeutendste. Börsen bestehen in Madrid und den großen Handelsplätzen. Märkte (mercados) und Messen (ferias) gibt es in S. seit dem Mittelalter überaus viele. Fast jede Villa, in größern Städten oft jedes Kirchspiel, hält am Namenstag des Schutzpatrons eine Messe, die freilich für den Großhandel von geringer Bedeutung sind.

Die Staatsverfassung Spaniens beruht seit 1812, wenn auch unter mancherlei Wechsel, auf den Grundsätzen der konstitutionellen Monarchie. Gegenwärtig besteht die Konstitution vom 30. Juni 1876. Der Thron ist nach der kognatischen Successionsordnung in der Dynastie Bourbon erblich. Der König wird mit vollendetem 16. Lebensjahre großjährig. Die röm.-kath. Kirche ist Staatsreligion, doch sollen Andersgläubige nicht belästigt werden. Die mit der Rückkehr der Bourbonen (Dez. 1874) eintretende Reaktion verwandelte die am 5. Mai 1869 gewährte Kultusfreiheit in eine beschränkte Toleranz, welche den Dissidenten alle «äußern Manifestationen» verbot. Dieser Art. 11 der neuen Verfassung heißt der Kautschukparagraph, weil jede Regierung ihn nach Belieben dehnen und unter «äußerer Kundgebung» die Aufschrift an den Häusern, das Licht, das von der Kirche auf die Straße scheint, den Gesang u. s. w. verstehen kann. Die gesetzgebende Gewalt ist in Händen des Königs und der Cortes. Nach dem Tode des Königs Alfons XII. (25. Nov. 1885) trat an seine Stelle die Witwe als Königin-Regentin Cristina, welche auch nach der Geburt des Königs Alfons XIII. (17. Mai 1886) während der Minderjährigkeit dieses nachgeborenen Sohnes Alfons' XII. die vormundschaftliche Regierung führt. Die Cortes bestehen aus dem Senat und dem Kongreß der Deputierten. Der Senat wird gebildet aus 1) Senatoren vermöge eigenen Rechts: die großjährigen Söhne des Königs und Thronfolgers, die Granden mit einer Jahresrente von 60000 Pesetas und darüber, die Generalkapitäne des Heers und der Flottenadmiral, die Erzbischöfe, die Präsidenten des Staatsrats, des obersten Gerichtshofs, des Rechnungshofs, des obersten Kriegs- und des obersten Marinerats, wenn sie zwei Jahre im Amte sind; 2) aus vom König auf Lebenszeit ernannten Senatoren; 3) aus Senatoren, welche durch die Korporationen des Staats und die Höchstbesteuerten gewählt werden und sich alle fünf Jahre zur Hälfte erneuern. Die Zahl der Senatoren darf 360 nicht übersteigen, wovon die Hälfte auf die gewählten Senatoren kommt. Der Kongreß der Deputierten besteht aus den Mitgliedern, welche von den Wahljuntas auf fünf Jahre gewählt werden. Auf je 50000 Einwohner kommt ein Deputierter. Wählen kann jeder Staatsbürger nach zurückgelegtem 25. Lebensjahre, der mindestens 25 Pesetas direkte Steuern zahlt. Die Cortes versammeln sich alle Jahre. Der Kongreß der Deputierten wählt seinen Präsidenten und Vizepräsidenten selbst, die des Senats ernennt der König. In jeder Provinz bestehen Provinzialdeputationen. Nach der Verfassung sind jedem Spanier Zulassung zu allen öffentlichen Ehren und Ämtern, Schutz der persönlichen Freiheit (unter Verbot der Verhaftung oder Haussuchung ohne richterlichen Befehl), völlige Gleichheit vor dem Gesetze, sowie Preßfreiheit gesichert. Gleichwohl scheidet man noch die Staatsbürger in vier Stände: Adelige, Geistliche, Bürger und Bauern. Der Adel zerfällt in den hohen, der sich wieder in die Grandes und Titulados teilt, und den niedern oder die Hidalgos. Die «Grandeza» wird gegenwärtig von dem König teils als persönliche Auszeichnung, teils erblich erteilt und zerfällt in drei Klassen. Alle Granden haben das Prädikat «Excellenz». Die Titulados sind Familien, die von alters her den Herzogs-, Marquis-, Grafen-, Visconde- oder Barontitel führen. Doch vererben diese Titel nur auf den ältesten Sohn. Früher war ein solcher Titel stets mit dem Besitze eines Majorats verbunden, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Früher hatten die Mitglieder des Adels (ursprünglich nur diejenigen des hohen) das Vorrecht, den Titel «Don» (dominus) ihrem Taufnamen vorzusetzen; jetzt wird die Betitelung Don jedem gebildeten Manne, welchem Stande er angehöre, auch offiziell gegeben, doch nie ohne den Taufnamen. Zum geistlichen Stande gehören die Weltgeistlichen, die sich in den hohen Klerus (Erzbischöfe, Bischöfe und Patriarch von Indien) und den niedern Klerus scheiden, die Ordensgeistlichen, Seminaristen, Nonnen und Barmherzigen Schwestern. Zum Bürgerstande rechnet man alle Verwaltungsbeamte (die höchsten ausgenommen), Professoren, Lehrer, Künstler, Advokaten, Notare, Schreiber, Ärzte, Kaufleute und Gewerbtreibende; zum Bauernstande, außer den eigentlichen Bauern (labradores) und deren Gesinde, auch sämtliche dienende Personen, alle Tagelöhner, Bergleute, Fabrikarbeiter, Hirten, Fischer und Matrosen. Die Bauern sind persönlich frei und teils Eigentümer ihres in der Regel kleinen Grundstücks, teils Erbpächter. Die Teilung des Grundbesitzes, die früher vermißt wurde, ist in neuerer Zeit in bedeutendem Maße in Angriff genommen worden.

An der Spitze der Staatsverwaltung steht für die gesamte Monarchie der Ministerrat (consejo de ministros), dessen Mitglieder vom König ernannt werden und diesem wie den Cortes verantwortlich sind. Den Ministerrat bilden der Präsident des Conseil, ein Generalsekretär der Präsidentschaft und acht Minister: der auswärtigen Angelegenheiten, der Gnade und Justiz, welchen

auch die Beziehungen zwischen Staat und Kirche, Ernennung der Bischöfe u. s. w. untergeordnet sind, des Handels und der Finanzen, des Innern, des Unterrichts und Ackerbaues, des Kriegs, des Seewesens und das Ministerium der Kolonien. Das Ministerium des Äußern zerfällt in die Sektionen für Politik, für Verwaltung und Buchführung, für Handel und Konsulatswesen. Dem Ministerium des Ackerbaues und des Unterrichts (fomento) sind untergeordnet: die Generaldirektion der Abteilung für Ackerbau, Industrie und Unterricht, die Generaldirektion der öffentlichen Arbeiten und die des Instituts für Geographie und Statistik. Das Ministerium der Finanzen hat die Sektionen für den Schatz und Staatsdomänen, die Steuern, die Zölle und Mauten (aduanas y aranceles) und die Staatsschuld. Außerdem gehören zu seinem Ressort die Depositenkasse, der königl. Rechnungshof und die Bank von S. Die Generaldirektionen des Ministeriums des Innern sind: Verwaltung, Strafanstalten, Wohlthätigkeitsanstalten und öffentliche Gesundheitspflege, Eisenbahnen und Telegraphen. Für die Rechtspflege besteht der 1834 errichtete Oberste Gerichtshof (Tribunal supremo de justicia) in Madrid, der, nach dem Muster des franz. Cassationshofs eingerichtet, alle streitigen Angelegenheiten von Civilpersonen in letzter Instanz entscheidet. Unter demselben stehen gegenwärtig 15 Appellations-Obergerichtshöfe (Audiencias territoriales), von welchen wieder 491 (mit Einschluß der Inseln 498) Gerichtshöfe erster Instanz (Tribunales de primera instancia) ressortieren. In den Kolonien bestehen Appellationsgerichte zu Havana, Puerto-Principe, Portorico und Manila. Die Gerichtshöfe entscheiden ordentlicherweise in Criminal- und Civilsachen, während Bagatellsachen von den Alcalden oder Gemeinderichtern untersucht und abgeurteilt werden. Unabhängig von der weltlichen Gerichtsbarkeit ist die geistliche, welche ihre höchste Instanz im Tribunal de la Rota Romana zu Rom hat, in S. selbst aber durch die Erzbischöfe in zweiter und durch Kommissionen von Geistlichen niederer Grade in dritter Instanz ausgeübt wird. Die Rechtspflege ist auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit gegründet. Advokaten (Abogados fiscales) sind die Führer der Parteien; von Staats wegen fungiert ein Staatsanwalt (Promotor fiscal). Die Grundlagen des span. Rechts bilden das röm. Recht, das in dem berühmten, unter Alfons X. (1254—56) bearbeiteten Gesetzbuche der «Siete partidas» enthaltene got. Gewohnheitsrecht (fuero juzgo) und die 1501 auf dem Reichstage zu Toro gegebenen «Leyes de Toro» über das span. Landrecht. In den baskischen Provinzen galten bisher noch besondere Provinzialrechte, Fueros (s. d.); doch sind diese Privilegien nach den Vertrag von Vergara 1839 im wesentlichen gebrochen und 7. Mai 1877 ganz aufgehoben worden. Die Gemeindeverfassung ist, wie auch die Provinzialverwaltung, im wesentlichen der französischen nachgebildet. Jede Gemeinde von mindestens 60 Mitgliedern hat ihren eigenen Gemeinderat oder Ayuntamiento, der aus 4—28 Gemeinderäten (Regidores oder Consejales) besteht. Dem Ayuntamiento präsidiert der Alcalde, dem in den größern Städten mehrere Stellvertreter (Alcaldes tenientes) beigegeben sind. Die Alcalden werden von der Gemeinde aus der Zahl der Gemeinderäte alljährlich neu gewählt, müssen aber von der Regierung bestätigt werden; sie sind zugleich Friedensrichter. Die Alcalden der Provinzialhauptstädte ernennt der König. In den Ortschaften unter 30 Gemeindegliedern gibt es einen vom Provinzialgouverneur ernannten Dorfrichter (Alcalde pedáneo), der dem Distriktsalcalden untergeordnet ist. Die Ayuntamientos sind berechtigt, die Verwaltung und Verwendung der Gemeindebedürfnisse zu kontrollieren, über die Höhe der Gemeindeauflagen Beschlüsse zu fassen, für die öffentliche Ruhe, Wohlfahrt und Sicherheit, sowie für die Verschönerungen und Vergnügungen zu sorgen. Die Alcalden haben die Beschlüsse der Ayuntamientos zu vertreten und zur Ausführung zu bringen und sind dafür der Regierung verantwortlich. Sie stehen deshalb unter der unmittelbaren Aufsicht des Civilgouverneurs (Provinzial-Regierungspräsidenten). Ein Unterschied in der Gemeindeverfassung zwischen Stadt und Land besteht nicht. Die größern Städte mit eigener Gerichtsbarkeit werden Ciudad, die kleinern dagegen Villa genannt. Sehr liberal ist die innere Verwaltung in den baskischen Provinzen gestaltet. Hier ruht schon seit dem 13. und 14. Jahrh. der Schwerpunkt der Verwaltung in den Provinzialdeputationen, welche große administrative Macht haben.

Einteilung. Nach der alten, im gewöhnlichen Leben noch sehr geläufigen histor. Einteilung zerfiel S. in: 1) Länder der Krone Castilien, nämlich: die Königreiche Altcastilien, Neucastilien, Leon, Galicien und Murcia, das Fürstentum Asturien, die Landschaft Estremadura und Andalusien (die ehemals maurischen Königreiche Córdova, Sevilla, Jaen [spr. Chaen] und Granada); 2) Länder der Krone Aragonien, nämlich die Königreiche Aragonien, Valencia, Mallorca (Balearen) und das Fürstentum Catalonien; 3) España fueral (das durch besondere Provinzialrechte bevorzugte S.), nämlich Königreich Navarra und die drei Baskischen Provinzen. Diese Einteilung wurde 1822 durch die Cortes abgeschafft und dafür die in 51 Provinzen (ohne die Canarien) eingeführt. Eine abermalige Organisation erfolgte 1833, unterlag jedoch 1856 wieder Modifikationen. Hiernach zerfällt S. in 47, mit Einschluß der Balearen und der Canarien in 49 Provinzen, die den Namen ihrer Hauptstädte führen und in Bezirke (Partidos) geteilt sind. An der Spitze der Civilverwaltung (auch der Polizei) steht in jeder Provinz ein Civilgouverneur (Gobernador civil, früher Jefe politico genannt), welcher vom König erwählt wird. Diesem zur Seite stehen der aus einem Vizepräsidenten und drei Mitgliedern zusammengesetzte Provinzialrat (Consejo provincial) und die Provinzialvertretung (Diputacion provincial), deren Mitglieder von den Ayuntamientos erwählt werden. Beide Behörden bilden zusammen ein beratendes Kollegium, welches sämtliche Provinzialangelegenheiten und außerdem die Steuererhebung und das Militärersatzwesen überwacht.

Die finanzielle Lage des Staats bietet schon seit alter Zeit ein unerfreuliches Bild. Trotz der natürlichen Schätze des Landes und des 300jährigen Besitzes der Gold- und Silberländer Peru und Mexiko befanden sich die Finanzen schon im 18. Jahrh. in zerrüttetem Zustande und S. gehört noch heute zu den verschuldetsten Staaten Europas. Der Aufschwung des Handels und der Industrie, sowie die Einziehung der geistlichen und Nationalgüter haben

allerdings die finanzielle Kraft des Landes gestärkt. Auch hatte schon die Königin Isabella zur Besserung der Finanzen 1865 auf einen großen Teil ihrer Einkünfte verzichtet, sodaß die Civilliste (9½ Mill. Pesetas à 80 Pf. = 7⅗ Mill. Mark) jetzt mäßiger als an irgend einem europ. Hofe ist. Allein, so bedeutend die Einkünfte steigen, wächst doch in noch höherm Maße der Bedarf. Das Finanzjahr (1. Juli bis 30. Juni) 1885/86 ergab bei einer Einnahme von 872514380 und einer Ausgabe von 897146890 Pesetas ein Defizit von 24632510 Pesetas. Die Staatsschuld stammt hauptsächlich aus der Regierungszeit Karls VI., sowie aus dem Befreiungs- und dem Bürgerkriege. Als Joseph Bonaparte 1808 den Thron bestieg, war eine Schuld von 7200 Mill. Realen vorhanden. Bei der Restauration Ferdinands VII. war dieselbe auf 11735 Mill. gestiegen; Ferdinand VII. vermehrte die Schuld um 2181 Mill. Der neue Erbfolgekrieg für Isabella kostete gegen 4 Milliarden. Beim Sturze der Königin Isabella (1868) betrug die Schuld 5750 Mill. Pesetas. Durch die folgenden Bürgerkriege wurde sie so vermehrt, daß ihr Kapital 1877 auf 9622442980 Pesetas gestiegen war und die Ausgaben für die Staatsschuld 1885/86 274173435 Pesetas betrugen.

An Orden bestehen: der Calatravaorden (gestiftet 1158), der Orden des heil. Jakob vom Schwert (bestätigt 1175), der Orden von Alcántara (s. d.), der Orden unserer lieben Frauen von Montesa (gestiftet 1316), der Orden vom Goldenen Vlies (Toison de oro, gestiftet 1429), der Orden Karls III. (gestiftet 1771), der Marien-Luisenorden (Frauenorden, gestiftet 1792), der Militärorden des heil. Ferdinand (gestiftet 1811), der Militärorden des heil. Hermengildo (gestiftet 1814), der königl. amerik. Orden Isabella der Katholischen (gestiftet 1815), der Orden Isabella II. (gestiftet 1833), der Orden der Wohlthätigkeit (gestiftet von Isabella II.) und der Maria-Victoria-Orden (gestiftet von König Amadeus).

Das Wappen hat im Mittelschilde im ersten und vierten roten Felde ein goldenes Kastell (Castilien), im zweiten und dritten silbernen Felde einen roten gekrönten Löwen (Leon). Der Hauptschild hat im ersten goldenen Felde vier rote Pfähle (Aragonien), im zweiten vier rote Pfähle im Goldenen und zwei schwarze Adler im Silbernen (Insel Sicilien), im dritten roten einen silbernen Querbalken (Österreich), im vierten blauen mit Rot und Silber eingefaßte goldene Lilien (Neuburgund), im fünften goldenen sechs blaue Lilien (Parma), im sechsten goldenen sechs Kugeln (Toscana), im siebenten goldenen, rot eingefaßten, drei blaue Schrägbalken (Altburgund), im achten schwarzen einen goldenen gekrönten Löwen (Brabant), im neunten goldenen einen schwarzen gekrönten Löwen (Flandern), im zehnten silbernen einen roten Adler (Tirol). Den Schild umgibt die Ordensdekoration des Goldenen Vlies. Landesfarben sind rot und gelb.

Die span. Kriegsmacht hat nach den Gesetzen vom 10. Jan. 1877 und 28. Aug. 1878 und dem Reglement vom 2. Dez. 1878 die allgemeine Militärpflicht zur Grundlage; bei der Konskription findet jedoch Stellvertretung (aber nur unter Brüdern) und Loskauf (gegen Erlegung von 1500 Pesetas) statt. Die Dienstzeit beträgt nach dem Gesetz vom 8. Jan. 1882 im stehenden Heere drei, in der aktiven Reserve drei und in der zweiten Reserve sechs Jahre. Die Stärke des Heers in S. beträgt im Frieden 93638 Mann, erhöht sich aber um 28000 Mann während des Vierteljahrs nach der Einstellung des Ersatzes. Die Infanterie, reorganisiert durch Dekret vom 18. März 1875, zählt 60 Linienregimenter zu 2 Bataillonen, 20 Jägerbataillone, 1 Strafregiment in Ceuta und 1 Strafbataillon in Melilla, 140 Reserve- und 140 Ersatzbataillone, 1 Bataillon Schreiber und Ordonnanzen und 1 Schießschule. Die Kavallerie umfaßt 24 Regimenter, darunter 12 Ulanen-, 10 Jäger- und 2 Husarenregimenter; 24 Reserveregimenter, 1 Reit- und 1 Hufschmiedeschule, 2 Jägerschwadronen und 4 Remontedepôts. Die Artillerie besteht aus 10 Festungsbataillonen, 9 Feld- und 3 Gebirgsregimentern; 6 Reserveregimentern, 1 Remonteschwadron, der Artillerieakademie, Centralschießschule und Torpedoabteilung. Das Geniekorps besteht aus 5 Regimentern zu 2 Bataillonen und 1 Spezialkorps (Telegraphisten, Eisenbahntruppe, Topographen). Die Gardetruppen umfassen 2 Kompagnien Hellebardiere (254 Mann) und 1 Schwadron Leibwache (150 M.). S. eigentümlich ist die mit Maultieren bespannte Bergartillerie. Die Nationalgarde, geschaffen durch Dekrete vom 14. März und 12. April 1844, reorganisiert am 1. Mai 1871, versieht den innern Sicherheitsdienst, besteht aus 16 Regimentern (15500 Mann), steht in Bezug auf Organisation und Disciplin unter dem Kriegsminister, in Bezug auf Verwendung unter dem Minister des Innern. Die Carabineros (Zollwache) an den Küsten und in den Pyrenäen bestehen aus 92 Kompagnien und 22 berittenen Abteilungen. An Kolonialtruppen sind auf Cuba 22487 Mann, auf Portorico 3176 Mann und auf den Philippinen 8256 Mann vorhanden. Die Truppen auf Cuba umfassen 8 Regimenter Infanterie, 8 Jägerbataillone, 1 Regiment Polizei, 1 Bataillon Guerrillas, 1 Regiment weißer und 3 Bataillone farbiger Milizen, 2 Bataillone Schreiber und 1 Strafbrigade; die Kavallerie besteht aus 2 Regimentern, 8 Jägerschwadronen, 1 Regiment Guerrillas, 1 Remonteschwadron, 4 Milizregimentern, 1 Trainbrigade und 3 Sektionen berittener Polizeitruppen; die Artillerie umfaßt 1 Fußregiment, 1 Batterie Gebirgsartillerie und 1 Kompagnie Arbeiter; die Genietruppen bilden 1 Regiment, die Nationalgarde 4 Regimenter. Portorico hat 2 Halbbrigaden (zu 3 Bataillonen) Infanterie, 1 Abteilung reitender Jäger, 1 Bataillon Artillerie mit Arbeiterabteilung, 1 Geniekompagnie, 1 Strafkompagnie, 1 Regiment Nationalgarde (3 Kompagnien und 2 Schwadronen). Die Philippinen haben 7 Infanterieregimenter, 1 Ulanenschwadron, 1 Artillerieregiment, 1 Bataillon Genietruppen, 12 Kompagnien Carabineros und 3 Regimenter Nationalgarde. Für die Militärverwaltung zerfällt S. in 14 Generalkapitanate: Neucastilien, Altcastilien, Burgos, Galicien, Aragonien, Catalonien, Navarra, Baskische Provinzen, Valencia, Granada, Andalusien, Estremadura, Balearen und Canarien. Dazu kommen die Generalkapitanate von Ceuta und im Lager vor Gibraltar, sowie die vier in den Kolonien: Havana, Portorico, Manila und Guinea-Inseln. Die Chefs dieser Generalkapitanate sind Generale und heißen Generalkapitäne, sind aber verschieden von den Generalkapitänen der königl. Armee (Feldmarschällen). Festungen zählt S. 92, die in fünf Klassen zerfallen, großenteils aber nur aus Forts und Batterien

bestehen. Die Kriegsflotte, welche in der Blütezeit S.s alle Meere beherrschte, ist sehr in Verfall geraten, hat sich jedoch in neuerer Zeit allmählich wieder etwas gehoben. Im J. 1885 zählte die Flotte 126 Dampfer mit 461 Kanonen und 64698 Pferdekraft und 8 Segelfahrzeuge mit 29 Kanonen. Darunter befanden sich an Schiffen erster Klasse 5 Panzerfregatten mit 58 Kanonen, 8 Fregatten mit 196, 6 Kreuzer mit 48 Kanonen; ferner 2 Avisos, 1 Monitor und 4 Torpedofahrzeuge. Das Personal besteht aus 673 Offizieren, 171 Seekadetten und 14000 Mann. Die Marine-Infanterie (3 Regimenter, 1 Bataillon zu Mahon, 2 Kompagnien auf den Philippinen, 3 Kompagnien Arsenalarbeiter und Wächter, 1 Kompagnie Schreiber) zählt 7400 Mann. Für die Marineverwaltung sind die Küstenprovinzen mit den Balearen in zehn Tercios navales eingeteilt, welche den drei Marinestationen von San-Fernando (Carraca), Cartagena und Ferrol untergeordnet sind. Diese drei Städte sind die drei Hauptkriegshäfen. An wissenschaftlichen Instituten besitzt die Marine: das hydrogr. Depôt, 1797, die Sternwarte von San-Fernando, 1753, und das Museo naval in Madrid, 1843 gegründet. Für die Havana und Manila bestehen besondere Marinestationen mit zusammen 7 Tercios navales.

Die ausländischen Besitzungen, die vor 1808 größer als die irgend eines Staats waren (2493300 qkm mit 18—20 Mill. E.), bestehen jetzt, abgesehen von den administrativ zu S. selbst gerechneten Presidios (s. d.) in Afrika und den Canarischen Inseln (s. d.), nur noch aus folgendem Insularbesitz: 1) Generalkapitanat Havana oder die Insel Cuba (s. d.) mit den Adjacenten: 118833 qkm mit (1877) 1521684 E.; 2) Generalkapitanat Portorico (s. d.) mit den nächsten der Jungferninseln: 9315 qkm mit (1880) 754313 E.; 3) Generalkapitanat Manila oder der Philippinen (s. d.): 293726 qkm mit (1877) 5561232 E., doch einberechnet der dazugehörigen Marianen (1140 qkm mit 8665 E.), Sulu-Inseln (2456 qkm mit 75000 E.) und Carolinen (1384 qkm mit 18800 E.); 4) die Guinea-Inseln Fernando Po, Annobon, Corisco, Asoquitos, Elobey und das Territorium des Kap San-Juan, 2200 qkm mit 36100 E. Dies ergibt für die ausländischen Besitzungen 429054 qkm mit 575794 E.

Litteratur. Miñano, «Diccionario geografico-estadistico de España y Portugal» (10 Bde., Madr. 1826—35); Madoz, «Diccionario geografico, estadistico, historico de España y sus provincias de Ultramar» (16 Bde., Madr. 1846—50); Roon, «Die Iberische Halbinsel» (Berl. 1839); Block, «L'Espagne en 1850» (Par. 1851); Minutoli, «S. und seine fortschreitende Entwickelung» (Berl. 1852); derselbe, «Altes und Neues aus S.» (2 Bde., Berl. 1854); Willkomm, «Die Halbinsel der Pyrenäen» (Lpz. 1855); derselbe, «Das Pyrenäische Halbinselland» (Lpz. 1862); Lestgarens, «La situation économique et industrielle de l'Espagne en 1860» (Bruxelles. 1860); Vidal, «L'Espagne en 1860» (Par. 1860); Block, «Bevölkerung S.s und Portugals» (Gotha 1861); Carrasco, «Geografía general de España» (Madr. 1861); Garrido, «Das heutige S., seine geistige und äußere Entwickelung» (deutsch von A. Ruge, Lpz. 1863); derselbe, «La España contemporánea» (Barcelona 1865); Germond de Lavigne, «L'Espagne et le Portugal» (Par. 1867); Ticknor, «Spain and the Spaniards» (2 Bde., Lond. 1874); «Memorias del instituto geografico y estadístico» (Madr. 1875 fg.); Chervin, «Statistique du mouvement de la population en Espagne de 1865 à 1869» (Par. 1876); Willkomm, «S. und die Balearen» (Berl. 1876); «El movimiento del estado civil in España desde 1861 à 1870» (Madr. 1877); «Guia oficial de España» (Madr. 1878); Vizcaino, «Atlas geografico español» (Madr. 1860); Lauser, «Aus S.s Gegenwart. Kulturskizzen» (Lpz. 1872); «Diccionario geografico postal de España» (Madr. 1880); Habirk, «S. und Portugal» (2. Aufl., Detm. 1881); Lauser, «Von der Maladetta bis Malaga» (Berl. 1881); Bark, «Wanderungen in S. und Portugal» (Berl. 1882); Eschenauer, «L'Espagne» (2. Aufl., Par. 1884); «Illustrierter Führer durch S. und Portugal» (Wien 1884); ferner die Reisebeschreibungen von Huber, Willkomm, Ziegler, Quandt, Hackländer, Roßmäßler, Wolzogen, Wachenhusen, die Reisehandbücher von Murray, O'Shea, Grandette u. s. w.

Geschichte. Die älteste Geschichte S.s bis zur Eroberung des Landes durch die Westgoten s. unter Hispania. Die Westgoten dehnten bis 478 n. Chr. ihr Reich, das sie in Südwestfrankreich begründet, über die ganze Halbinsel aus, mit Ausnahme weniger Seestädte und der suevischen Bezirke des Nordwestens. Die Könige nahmen ihre Residenz in Toledo. Der westgot. König Leovigild vernichtete 582 das Reich der Sueven in Galicien. Unter seinem Nachfolger Reccared wurde durch den Übertritt der arianischen Goten zum kath. Glauben 586 die Verschmelzung der herrschenden Goten mit den beherrschten Römern angebahnt. (S. unter Goten.) Bald gaben die Goten ihre eigene Sprache auf und nahmen die roman. Landessprache an. Innere Zerrüttung führte nach nicht 200jährigem Bestehen den Untergang dieses Reichs herbei. Unzufriedene westgot. Große riefen die Araber (s. Mauren) aus Afrika herbei, und König Roderich fiel im Juli 711 in der Schlacht bei Xeres de la Frontera in Andalusien. Darauf ward der größte Teil S.s eine Provinz des Kalifats, und von S. aus drangen die Araber über die Pyrenäen in Aquitanien ein, wurden aber von Karl Martell bei Tours 732 entscheidend geschlagen. Um 756 entriß Abd-ur-Rahman I., der Omajjade, S. den Abbassiden und stiftete ein eigenes Kalifat zu Cordova, das unter Abd-ur-Rahman III. und dessen Sohne Hakem II. (gest. 976) den Gipfel seiner Blüte und Macht erreichte, aber nach Hischams III. Absetzung 1031 zerfiel, indem die einzelnen Statthalter sich unabhängig machten. (S. Omajjaden.) So regierten arab. Fürsten zu Saragossa, Toledo, Valencia und Sevilla. Hier wurden fast allgemein maurische Sprache und Sitten herrschend. Doch behielten die christl. Unterthanen (s. Mozaraber), sowie auch die Juden, freie Religionsübung, auch ihre Sprache, Gesetze und Obrigkeiten; überhaupt wurden sie mild behandelt und nur der polit. Rechte beraubt. In der arab. Periode blühten Landbau, Handel, Künste und Wissenschaften. Unterdessen behauptete ein Teil der Westgoten unter dem Helden Pelayo seit 712 und unter dessen Nachkommen in den Gebirgen Asturiens ihre Freiheit und eroberte im Osten das Land der Basken, im Westen Galicien. Auch Karl d. Gr. drang 778 bis an den Ebro vor und begründete 811 die sog. Spanische Mark. Später gelang es den christl.-got. Königen,

ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, sodaß schon im Anfange des 11. Jahrh. die christl. Reiche Leon (s. d.), Aragonien (s. d.), Navarra (s. d.) und die Markgrafschaft Barcelona oder Catalonien fast die Hälfte der Halbinsel umfaßten. In steten Kämpfen mit den Arabern bildeten sich diese Reiche immer mehr aus, sowohl nach außen wie nach innen, wobei im Adel Mut und Ritterssinn sich lebendig erhielt, während der Bürgerstand viele Rechte und Freiheiten erwarb. Der große Cid ward seit dem 11. Jahrh. der Held des Zeitalters wie der Ritterpoesie. Die Kämpfe zwischen Spaniern und Mauren erhielten eine religiös-romantische Färbung, gleich den Kreuzzügen, wie denn auch damals drei geistliche Ritterorden von Alcantara, Santiago de Compostela und Calatrava in S. gegründet wurden. Vergeblich riefen die span. Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hilfe. Die unter deren Beistand errungenen Vorteile schwanden bald wieder, und selbst die ebendaher kommenden Almohaden konnten nicht auf die Dauer Widerstand leisten. Seit dem großen Siege, den die vereinten christl. Fürsten unter dem castil. König Alfons VIII. bei Tolosa in der Sierra Morena 1212 über die Almohaden erfochten, blieben den Arabern nur die Reiche Cordova (s. d.) und Granada (s. d.), von denen jenes 1236, dieses 1246 sogar die Oberherrlichkeit Castiliens anerkennen mußte.

Unter den verschiedenen christl. Reichen S.s hatten sich im Laufe der Zeiten besonders zwei zu großem Ansehen herausgebildet: Aragonien und Castilien, die nach und nach alle übrigen christl. und arab. Herrschaften mit sich vereinigten. Nur Portugal erlangte und behauptete seine nationale Selbständigkeit. Aragonien vergrößerte sich vorzüglich durch Erwerbungen an der Ostküste (Catalonien, Valencia), wozu noch die Balearen, Sardinien und Sicilien hinzukamen. Nach der aragon. Verfassung konnten die Könige nichts Bedeutendes ohne Zuziehung der Cortes (Stände) ausführen, welche aus den Vertretern des hohen und niedern Adels, der Geistlichkeit und der Städte, die bereits durch Handel und Gewerbfleiß zu Reichtum und hoher Blüte gelangt waren, bestanden. Damit keine Eingriffe in die Verfassung geschehen könnten, erhielt der Hofrichter (Justitia) eine erweiterte Amtsbefugnis, indem ihm das Recht verliehen wurde, alle Streitigkeiten der Cortes mit dem Könige in letzter Instanz zu entscheiden. Als das aragon. Königshaus erlosch, beriefen die Cortes 1412 den Infanten Ferdinand von Castilien als nächstberechtigten Thronerben zum König. Unter ihm und seinem Sohne Alfons V., 1416—58, der Neapel eroberte, erhielten die Rechte der Cortes abermals eine Erweiterung, wie denn von nun an der Justitia nur mit ihrer Zustimmung ernannt werden konnte. Alfons' Nachkomme, Ferdinand V., der Katholische, 1479—1516, vermählte sich 1469 mit Isabella von Castilien und bewirkte hierdurch die Vereinigung dieser beiden Königreiche. Castilien war von Ferdinand III., dem Heiligen, 1217—52, definitiv mit Leon vereinigt worden, und dieser dehnte durch glückliche Kriege gegen die Araber seine Macht über Murcia, Estremadura, Cordova, Sevilla und Cadiz aus. Sein Sohn Alfons X., der Weise, 1252—84, förderte zwar Wissenschaften und Künste, wurde von einem Teil der deutschen Wahlfürsten zum König gewählt, ließ aber durch verkehrte Regierung sein Reich in Verfall geraten. Nach seinem Tode entstanden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege, die das Reich zerrütteten und die Königsgewalt schwächten. Die Städte hatten hier weder eine so große Blüte noch so bedeutende Rechte erlangt wie in Aragonien. Geistlichkeit und Adel besaßen große Privilegien. Erst Alfons XI., 1324—50, stellte die Ruhe im Innern wieder her und brach durch seinen Sieg am Flusse Salado 1340 die Macht der Araber im südlichen S.

Unter seinen Nachfolgern entstand große Verwirrung, während Adel und Klerus alle Gewalt an sich rissen und die königl. Güter und Einkünfte schmälerten, sodaß, als Isabella, 1474—1504, den Thron bestieg, die Königswürde ohne Macht und Ansehen war. Die Vereinigung von Aragonien und Castilien durch die Heirat Ferdinands V., des Katholischen, und Isabellas war zunächst nur eine nominelle, indem beide unabhängig voneinander herrschten. Aber beider Bestrebungen waren auf dieselben Ziele gerichtet und beide ließen sich durch den klugen Kardinal Ximenes leiten. Vor allem suchten sie die Macht der Krone möglichst unabhängig vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu machen. Das Hauptmittel dazu waren Verstärkung und Organisierung der heil. Hermandad (s. d.), Verbesserung der Rechtspflege, Erwerbung der Großmeisterwürde der drei Ritterorden und des Rechts, die Bischöfe zu ernennen, vor allem aber die Inquisition (s. d.), die zugleich als polit. Institut diente, um nicht bloß Ketzer und Ungläubige, sondern auch den widerspenstigen Adel und Klerus im Zaum zu halten. Seit dieser Zeit traten in S. Königtum und röm. Kirche in einen solidarischen Bund gegen alle polit. und geistige Freiheit. Außer diesen Umgestaltungen im Innern ist Ferdinands und Isabellas Regierung besonders wichtig durch die Eroberung von Neapel und Navarra, sowie auch durch die (1492) des letzten mohammed. Reichs der Halbinsel, Granadas (s. d.), und die gleichzeitige Entdeckung Amerikas. Sämtliche Kinder Ferdinands und Isabellas starben frühzeitig, bis auf ihre Tochter Johanna, die nach ihrer Mutter Tode (1504) mit ihrem Gemahl, König Philipp I., des deutschen Kaisers Maximilian I. Sohn, in Castilien zur Regierung kam. Als dieser aber jung starb und Johanna in Wahnsinn verfiel, übertrugen die Stände von Castilien Ferdinand die Vormundschaft über seinen von ihm zum Universalerben eingesetzten Enkel Karl I., den spätern deutschen Kaiser Karl V. Nach Ferdinands Tode 1516 übernahm Ximenes für den noch in den Niederlanden weilenden 16jährigen Karl die Regentschaft und wußte es dahin zu bringen, daß derselbe, ungeachtet seine Mutter Johanna noch am Leben war, als König von Castilien und Aragonien anerkannt wurde.

Als König Karl 1517 bei seiner Ankunft in S. nur die Ratschläge seiner niederländ. Günstlinge befolgte und den Kardinal Ximenes entließ, erzeugte dies eine so allgemeine Unzufriedenheit, daß, während Karl in Deutschland sich die Kaiserkrone holte, in Castilien und Valencia ein Aufstand der städtischen Kommunen ausbrach, dessen Führer der kühne Juan de Padilla war. Der Sieg bei Villalar (1521) und die Hinrichtung Padillas machten der Bewegung ein Ende. Adel und Geistlichkeit schlossen sich dem Throne eng an; die Städte verloren manche polit. Freiheiten; die Cortesversammlungen wagten keinen Widerstand mehr. Desto mehr erhob sich S. nach außen. In den vier Kriegen, die Karl

mit Franz I. von Frankreich führte und durch die er das Herzogtum Mailand erwarb, erstarkte S. zur ersten militärischen und polit. Macht in Europa. Zu gleicher Zeit ward durch die Eroberungen in Amerika die Kolonialmacht S.s begründet. Aber durch die vielen Kriege Karls wurden die Kroneinkünfte erschöpft, sodaß die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Mit der Thronbesteigung seines Sohnes Philipp II., 1556—98, begann der Verfall der span. Monarchie, zu der damals außer S. die Niederlande, das Königreich beider Sicilien, Mailand, Sardinien, die Franche-Comté und der ungeheuere Kolonialbesitz in Amerika gehörten. Drei Ziele verfolgte Philipp II.: die Vergrößerung seiner Macht, die Vertilgung aller Ketzerei und die Vernichtung aller Volksrechte. Jedoch der Erfolg war nur ein teilweiser. Während er 1580 Portugal für seine Monarchie gewann, veranlaßte er den Abfall der Niederlande. Überhaupt war er im ganzen nicht glücklich in seinen Kriegen mit den Türken, mit England, Frankreich und den Niederlanden. Ebenso wenig vermochte er überall die Ketzerei auszurotten. Zwar hinderte er in S. vermittelst der Inquisition jedes Auftauchen des Protestantismus und suchte die Reste des Mohammedanismus daselbst in den Moriscos zu vertilgen; aber in den nördl. Niederlanden vermochte er den Sieg des Protestantismus nicht zu verhindern und selbst in seinen ital. Besitzungen die Einführung der span. Inquisition nicht durchzusetzen. Am meisten gelang ihm die Unterdrückung der noch in S. bestehenden Freiheiten. Als die Aragonier für den verfolgten Minister Antonio Perez Partei nahmen und 1591 sich empörten, erstickte Philipp durch Militärgewalt den Aufstand, ließ den Justitia nebst mehrern Großen hinrichten und vernichtete die wichtigsten Freiheiten Aragoniens. Die vielen Kriege und die verkehrte Wirtschaft Philipps brachten das Land, trotz der aus Amerika fließenden ungeheuern Schätze, an den Rand eines finanziellen Abgrundes. Bloß der äußere Glanz dauerte unverändert fort. Span. Kunst und Litteratur feierten damals und noch eine kurze Zeit weiter ihr goldenes Zeitalter, und span. Sprache und Mode waren tonangebend in Europa. Philipp III., 1598—1621, ließ sich ganz von seinem Günstling, dem Grafen Lerma, und von der Geistlichkeit leiten. Auf Andrängen der letztern wurden 1609 sämtliche noch in S. befindliche Moriscos, etwa 800000, aus dem Lande vertrieben, was der Industrie und dem Wohlstand des letztern großen Schaden brachte. Unter Philipp IV., 1621—65, unter dem der Herzog von Olivarez lange Jahre als Günstling und Minister regierte, ward der Zustand des Landes noch trauriger. Kriege in Deutschland, Italien, den Niederlanden und mit Frankreich zehrten das Mark des Landes auf und führten zu den härtesten Bedrückungen, die einen zehnjährigen Bürgerkrieg in Catalonien und andere Aufstände in Andalusien, Neapel u. s. w. veranlaßten. Das Königreich Portugal schüttelte 1640 die span. Herrschaft wieder ab. Im Westfälischen Frieden 1648 mußte endlich die Unabhängigkeit der niederländ. Republik förmlich anerkannt werden, und im Pyrenäischen Frieden 1659 wurden span. Gebiete an Frankreich abgetreten. Unter Philipps IV. Sohn und Nachfolger, dem an Geist und Körper schwachen Karl II., 1665—1700, traten die Folgen des Systems unverhüllt hervor. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen, die Regierung im Innern und in den Kolonien ohne Kraft und Ansehen und nach außen unglücklich in ihren Kriegen gegen Frankreich, an welches im Frieden zu Aachen 1668 bereits 12 niederländ. Festungen, in dem von Nimwegen 1679 die Franche-Comté und weitere niederländ. Besitzungen verloren gingen.

Karl II., der letzte span. Habsburger, hatte in seinem Testamente einen Enkel seiner mit König Ludwig XIV. von Frankreich vermählten ältern Schwester, Philipp von Anjou (Philipp V.), zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sog. Partagetraktate beschlossene Teilung der span. Monarchie zu verhindern. Wirklich ward Philipp V., nach Karls Tode, ohne Widerstand in der gesamten span. Monarchie als König anerkannt. Aber nun entbrannte der zwölfjährige Spanische Erbfolgekrieg, in welchem Philipp V., 1701—46, nach manchem Wechsel des Glücks, gegen seinen österr. Gegenkönig Karl (den nachmaligen Kaiser Karl VI.) auf dem span. Thron sich behauptete. Allein im Utrechter Frieden 1713 mußte er die span. Nebenländer Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande an Österreich und Sicilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia, welche sich für den Gegenkönig Karl erhoben hatten, wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten und in Aragonien 1720. Nur die baskischen Provinzen und Navarra behielten ihre althergebrachten Landesprivilegien (Fueros). Philipp V. nahm an den Staatsgeschäften wenig Anteil; aber seine energische und geistvolle zweite Gemahlin, Elisabeth von Parma, mit ihren Ratgebern Alberoni und Ripperda kehrte zu der alten Großmachtspolitik zurück und gewann wieder in Italien das Königreich beider Sicilien 1735 und das Herzogtum Parma 1748 als span. Secundogenituren. Unter Philipps gemütskrankem Sohne und Nachfolger, Ferdinand VI., 1746—59, erholte sich das Land finanziell während der friedlichen Zustände. Erst unter dessen Stiefbruder, Karl III., 1759—88, einem aufgeklärten Fürsten, brach für S. eine bessere Zeit an. Zwar verwickelte diesen der bourbonische Familienvertrag von 1761 zum Nachteil des Landes in den franz.-engl. Krieg, und es mißlang die Belagerung von Gibraltar, während die Insel Minorca wiedererobert wurde. Doch störte dies den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda, Campomanes und Florida Blanca arbeiteten. Diese sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Auch die Inquisition ward beschränkt und der Jesuitenorden durch die Pragmatische Sanktion vom 2. April 1767 aus allen span. Ländern verwiesen und seine Güter eingezogen. Der Fortschritt zum Bessern war auch noch im Anfang der Regierung Karls IV., 1788—1808, sichtbar. Endlich wurde Florida Blanca 1792 durch den Herzog von Alcudia (Godoy) verdrängt, mit welchem eine Günstlingsregierung eintrat, die für den Staat sehr nachteilig war. Anfangs nahm S. mit großer Anstrengung an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Anteil; aber in dem Frieden zu Basel 22. Juli 1795 mußte S.

ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, ſodaß ſchon im Anfange des 11. Jahrh. die chriſtl. Reiche Leon (ſ. d.), Aragonien (ſ. d.), Navarra (ſ. d.) und die Markgrafſchaft Barcelona oder Catalonien faſt die Hälfte der Halbinſel umfaßten. In ſteten Kämpfen mit den Arabern bildeten ſich dieſe Reiche immer mehr aus, ſowohl nach außen wie nach innen, wobei im Adel Mut und Ritterſinn ſich lebendig erhielt, während der Bürgerſtand viele Rechte und Freiheiten erwarb. Der große Cid ward ſeit dem 11. Jahrh. der Held des Zeitalters wie der Ritterpoeſie. Die Kämpfe zwiſchen Spaniern und Mauren erhielten eine religiös-romantiſche Färbung, gleich den Kreuzzügen, wie denn auch damals drei geiſtliche Ritterorden von Alcantara, Santiago de Compoſtela und Calatrava in S. gegründet wurden. Vergeblich riefen die ſpan. Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hilfe. Die unter deren Beiſtand errungenen Vorteile ſchwanden bald wieder, und ſelbſt die ebendaher kommenden Almohaden konnten nicht auf die Dauer Widerſtand leiſten. Seit dem großen Siege, den die vereinten chriſtl. Fürſten unter dem caſtil. König Alfons VIII. bei Toloſa in der Sierra Morena 1212 über die Almohaden erfochten, blieben den Arabern nur die Reiche Cordova (ſ. d.) und Granada (ſ. d.), von denen jenes 1236, dieſes 1246 ſogar die Oberherrlichkeit Caſtiliens anerkennen mußte.

Unter den verſchiedenen chriſtl. Reichen S.s hatten ſich im Laufe der Zeiten beſonders zwei zu großem Anſehen herausgebildet: Aragonien und Caſtilien, die nach und nach alle übrigen chriſtl. und arab. Herrſchaften mit ſich vereinigten. Nur Portugal erlangte und behauptete ſeine nationale Selbſtändigkeit. Aragonien vergrößerte ſich vorzüglich durch Erwerbungen an der Oſtküſte (Catalonien, Valencia), wozu noch die Balearen, Sardinien und Sicilien hinzukamen. Nach der aragon. Verfaſſung konnten die Könige nichts Bedeutendes ohne Zuziehung der Cortes (Stände) ausführen, welche aus den Vertretern des hohen und niedern Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte, die bereits durch Handel und Gewerbfleiß zu Reichtum und hoher Blüte gelangt waren, beſtanden. Damit keine Eingriffe in die Verfaſſung geſchehen könnten, erhielt der Hofrichter (Juſtitia) eine erweiterte Amtsbefugnis, indem ihm das Recht verliehen wurde, alle Streitigkeiten der Cortes mit dem Könige in letzter Inſtanz zu entſcheiden. Als das aragon. Königshaus erloſch, beriefen die Cortes 1412 den Infanten Ferdinand von Caſtilien als nächſtberechtigten Thronerben zum König. Unter ihm und ſeinem Sohne Alfons V., 1416—58, der Neapel eroberte, erhielten die Rechte der Cortes abermals eine Erweiterung, wie denn von nun an der Juſtitia nur mit ihrer Zuſtimmung ernannt werden konnte. Alfons' Nachkomme, Ferdinand V., der Katholiſche, 1479—1516, vermählte ſich 1469 mit Iſabella von Caſtilien und bewirkte hierdurch die Vereinigung dieſer beiden Königreiche. Caſtilien war von Ferdinand III., dem Heiligen, 1217—52, definitiv mit Leon vereinigt worden, und dieſer dehnte durch glückliche Kriege gegen die Araber ſeine Macht über Murcia, Eſtremadura, Cordova, Sevilla und Cadiz aus. Sein Sohn Alfons X., der Weiſe, 1252—84, förderte zwar Wiſſenſchaften und Künſte, wurde von einem Teil der deutſchen Wahlfürſten zum König gewählt, ließ aber durch verkehrte Regierung ſein Reich in Verfall geraten. Nach ſeinem Tode entſtanden Thronſtreitigkeiten und Bürgerkriege, die das Reich zerrütteten und die Königsgewalt ſchwächten. Die Städte hatten hier weder eine ſo große Blüte noch ſo bedeutende Rechte erlangt wie in Aragonien. Geiſtlichkeit und Adel beſaßen große Privilegien. Erſt Alfons XI., 1324—50, ſtellte die Ruhe im Innern wieder her und brach durch ſeinen Sieg am Fluſſe Salado 1340 die Macht der Araber im ſüdlichen S.

Unter ſeinen Nachfolgern entſtand große Verwirrung, während Adel und Klerus alle Gewalt an ſich riſſen und die königl. Güter und Einkünfte ſchmälerten, ſodaß, als Iſabella, 1474—1504, den Thron beſtieg, die Königswürde ohne Macht und Anſehen war. Die Vereinigung von Aragonien und Caſtilien durch die Heirat Ferdinands V., des Katholiſchen, und Iſabellas war zunächſt nur eine nominelle, indem beide unabhängig voneinander herrſchten. Aber beider Beſtrebungen waren auf dieſelben Ziele gerichtet und beide ließen ſich durch den klugen Kardinal Ximenes leiten. Vor allem ſuchten ſie die Macht der Krone möglichſt unabhängig vom Adel und der hohen Geiſtlichkeit zu machen. Das Hauptmittel dazu waren Verſtärkung und Organiſierung der heil. Hermandad (ſ. d.), Verbeſſerung der Rechtspflege, Erwerbung der Großmeiſterwürde der drei Ritterorden und des Rechts, die Biſchöfe zu ernennen, vor allem aber die Inquiſition (ſ. d.), die zugleich als polit. Inſtitut diente, um nicht bloß Ketzer und Ungläubige, ſondern auch den widerſpenſtigen Adel und Klerus im Zaum zu halten. Seit dieſer Zeit traten in S. Königtum und röm. Kirche in einen ſolidariſchen Bund gegen alle polit. und geiſtige Freiheit. Außer dieſen Umgeſtaltungen im Innern iſt Ferdinands und Iſabellas Regierung beſonders wichtig durch die Eroberung von Neapel und Navarra, ſowie auch durch die (1492) des letzten mohammed. Reichs der Halbinſel, Granadas (ſ. d.), und die gleichzeitige Entdeckung Amerikas. Sämtliche Kinder Ferdinands und Iſabellas ſtarben frühzeitig, bis auf ihre Tochter Johanna, die nach ihrer Mutter Tode (1504) mit ihrem Gemahl, König Philipp I., des deutſchen Kaiſers Maximilian I. Sohn, in Caſtilien zur Regierung kam. Als dieſer aber jung ſtarb und Johanna in Wahnſinn verfiel, übertrugen die Stände von Caſtilien Ferdinand die Vormundſchaft über ſeinen von ihm zum Univerſalerben eingeſetzten Enkel Karl I., den ſpätern deutſchen Kaiſer Karl V. Nach Ferdinands Tode 1516 übernahm Ximenes für den noch in den Niederlanden weilenden 16jährigen Karl die Regentſchaft und wußte es dahin zu bringen, daß derſelbe, ungeachtet ſeine Mutter Johanna noch am Leben war, als König von Caſtilien und Aragonien anerkannt wurde.

Als König Karl 1517 bei ſeiner Ankunft in S. nur die Ratſchläge ſeiner niederländ. Günſtlinge befolgte und den Kardinal Ximenes entließ, erzeugte dies eine ſo allgemeine Unzufriedenheit, daß, während Karl in Deutſchland ſich die Kaiſerkrone holte, in Caſtilien und Valencia ein Aufſtand der ſtädtiſchen Kommunen ausbrach, deſſen Führer der kühne Juan de Padilla war. Der Sieg bei Villalar (1521) und die Hinrichtung Padillas machten der Bewegung ein Ende. Adel und Geiſtlichkeit ſchloſſen ſich dem Throne eng an; die Städte verloren manche polit. Freiheiten; die Cortesverſammlungen wagten keinen Widerſtand mehr. Deſto mehr erhob ſich S. nach außen. In den vier Kriegen, die Karl

mit Franz I. von Frankreich führte und durch die er das Herzogtum Mailand erwarb, erstarkte S. zur ersten militärischen und polit. Macht in Europa. Zu gleicher Zeit ward durch die Eroberungen in Amerika die Kolonialmacht S.s begründet. Aber durch die vielen Kriege Karls wurden die Kroneinkünfte erschöpft, sodaß die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Mit der Thronbesteigung seines Sohnes Philipp II., 1556—98, begann der Verfall der span. Monarchie, zu der damals außer S. die Niederlande, das Königreich beider Sicilien, Mailand, Sardinien, die Franche-Comté und der ungeheuere Kolonialbesitz in Amerika gehörten. Drei Ziele verfolgte Philipp II.: die Vergrößerung seiner Macht, die Vertilgung aller Ketzerei und die Vernichtung aller Volksrechte. Jedoch der Erfolg war nur ein teilweiser. Während er 1580 Portugal für seine Monarchie gewann, veranlaßte er den Abfall der Niederlande. Überhaupt war er im ganzen nicht glücklich in seinen Kriegen mit den Türken, mit England, Frankreich und den Niederlanden. Ebenso wenig vermochte er überall die Ketzerei auszurotten. Zwar hinderte er in S. vermittelst der Inquisition jedes Auftauchen des Protestantismus und suchte die Reste des Mohammedanismus daselbst in den Moriscos zu vertilgen; aber in den nördl. Niederlanden vermochte er den Sieg des Protestantismus nicht zu verhindern und selbst in seinen ital. Besitzungen die Einführung der span. Inquisition nicht durchzusetzen. Am meisten gelang ihm die Unterdrückung der noch in S. bestehenden Freiheiten. Als die Aragonier für den verfolgten Minister Antonio Perez Partei nahmen und 1591 sich empörten, erstickte Philipp durch Militärgewalt den Aufstand, ließ den Justitia nebst mehrern Großen hinrichten und vernichtete die wichtigsten Freiheiten Aragoniens. Die vielen Kriege und die verkehrte Wirtschaft Philipps brachten das Land, trotz der aus Amerika fließenden ungeheuern Schätze, an den Rand eines finanziellen Abgrundes. Bloß der äußere Glanz dauerte unverändert fort. Span. Kunst und Litteratur feierten damals und noch eine kurze Zeit weiter ihr goldenes Zeitalter, und span. Sprache und Mode waren tonangebend in Europa. Philipp III., 1598—1621, ließ sich ganz von seinem Günstling, dem Grafen Lerma, und von der Geistlichkeit leiten. Auf Andrängen der letztern wurden 1609 sämtliche noch in S. befindliche Moriscos, etwa 800000, aus dem Lande vertrieben, was der Industrie und dem Wohlstand des letztern großen Schaden brachte. Unter Philipp IV., 1621—65, unter dem der Herzog von Olivarez lange Jahre als Günstling und Minister regierte, ward der Zustand des Landes noch trauriger. Kriege in Deutschland, Italien, den Niederlanden und mit Frankreich zehrten das Mark des Landes auf und führten zu den härtesten Bedrückungen, die einen zehnjährigen Bürgerkrieg in Catalonien und andere Aufstände in Andalusien, Neapel u. s. w. veranlaßten. Das Königreich Portugal schüttelte 1640 die span. Herrschaft wieder ab. Im Westfälischen Frieden 1648 mußte endlich die Unabhängigkeit der niederländ. Republik förmlich anerkannt werden, und im Pyrenäischen Frieden 1659 wurden span. Gebiete an Frankreich abgetreten. Unter Philipps IV. Sohn und Nachfolger, dem an Geist und Körper schwachen Karl II., 1665—1700, traten die Folgen des Systems unverhüllt hervor. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen, die Regierung im Innern und in den Kolonien ohne Kraft und Ansehen und nach außen unglücklich in ihren Kriegen gegen Frankreich, an welches im Frieden zu Aachen 1668 bereits 12 niederländ. Festungen, in dem von Nimwegen 1679 die Franche-Comté und weitere niederländ. Besitzungen verloren gingen.

Karl II., der letzte span. Habsburger, hatte in seinem Testamente einen Enkel seiner mit König Ludwig XIV. von Frankreich vermählten ältern Schwester, Philipp von Anjou (Philipp V.), zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sog. Partagetraktate beschlossene Teilung der span. Monarchie zu verhindern. Wirklich ward Philipp V., nach Karls Tode, ohne Widerstand in der gesamten span. Monarchie als König anerkannt. Aber nun entbrannte der zwölfjährige Spanische Erbfolgekrieg, in welchem Philipp V., 1701—46, nach manchem Wechsel des Glücks, gegen seinen österr. Gegenkönig Karl (den nachmaligen Kaiser Karl VI.) auf dem span. Thron sich behauptete. Allein im Utrechter Frieden 1713 mußte er die span. Nebenländer Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande an Österreich und Sicilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia, welche sich für den Gegenkönig Karl erhoben hatten, wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten und in Aragonien 1720. Nur die baskischen Provinzen und Navarra behielten ihre althergebrachten Landesprivilegien (Fueros). Philipp V. nahm an den Staatsgeschäften wenig Anteil; aber seine energische und geistvolle zweite Gemahlin, Elisabeth von Parma, mit ihren Ratgebern Alberoni und Ripperda kehrte zu der alten Großmachtspolitik zurück und gewann wieder in Italien das Königreich beider Sicilien 1735 und das Herzogtum Parma 1748 als span. Secundogenituren. Unter Philipps gemütskrankem Sohne und Nachfolger, Ferdinand VI., 1746—59, erholte sich das Land finanziell während der friedlichen Zustände. Erst unter dessen Stiefbruder, Karl III., 1759—88, einem aufgeklärten Fürsten, brach für S. eine bessere Zeit an. Zwar verwickelte diesen der bourbonische Familienvertrag von 1761 zum Nachteil des Landes in den franz.-engl. Krieg, und es mißlang die Belagerung von Gibraltar, während die Insel Minorca wiedererobert wurde. Doch störte dies den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda, Campomanes und Florida Blanca arbeiteten. Diese sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Auch die Inquisition ward beschränkt und der Jesuitenorden durch die Pragmatische Sanktion vom 2. April 1767 aus allen span. Ländern verwiesen und seine Güter eingezogen. Der Fortschritt zum Bessern war auch noch im Anfang der Regierung Karls IV., 1788—1808, sichtbar. Endlich wurde Florida Blanca 1792 durch den Herzog von Alcudia (Godoy) verdrängt, mit welchem eine Günstlingsregierung eintrat, die für den Staat sehr nachteilig war. Anfangs nahm S. mit großer Anstrengung an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Anteil; aber in dem Frieden zu Basel 22. Juli 1795 mußte S.

seine Hälfte San-Domingos abtreten. Dann schloß Alcudia, der bei dieser Gelegenheit den Titel «Friedensfürst» erhalten hatte, mit der franz. Republik den verhängnisvollen Schutz- und Trutzbund von San-Ildefonso 19. Aug. 1796 und erklärte den Krieg an England, infolge dessen S. durch den Frieden von Amiens 25. März 1802 Trinidad verlor. Im Interesse Napoleons begann er 1801 einen ruhmlosen Krieg mit Portugal. Als beim Wiederausbruch des franz.-engl. Kriegs 1803 S. Napoleon durch Subsidiengelder unterstützte, griffen im Okt. 1804 die Engländer die span. Silbergallionen an. S. mußte deshalb den Krieg an England erklären. Die Niederlagen bei Finisterre 22. Juli und bei Trafalgar 21. Okt. 1805 vernichteten seine Seemacht. Zugleich nötigte Napoleon I. Alcudia zu dem Vertrag von Fontainebleau (27. Okt. 1807), worin eine Teilung Portugals und für Alcudia ein souveränes Fürstentum Algarvien stipuliert wurde.

Indes war in S. die Opposition gegen das Willkürregiment des Herzogs von Alcudia gewachsen. Als ihr Haupt galt der Thronfolger Prinz Ferdinand von Asturien, der sich zugleich um Napoleons Protektion bewarb und sich bei dem König zum Organ der Beschwerden gegen den Günstling machte. Deshalb verhaftet, mußte der Prinz durch tiefe Demütigungen seine Freiheit wieder erkaufen. Während dieser Krisis waren franz. Truppen in S. eingerückt. Selbst der Günstling geriet jetzt über die Folgen seiner Hingebung an Napoleon in Besorgnis und dachte daran, mit der königl. Familie nach Cadiz und von da nach dem span. Amerika zu entfliehen. In Madrid entstand hierüber große Aufregung. Eine Insurrektion, der sich 18. März 1808 die königl. Garden in Aranjuez selbst anschlossen, stürzte den Friedensfürsten und bewog den König am folgenden Tage zu Gunsten des Prinzen von Asturien abzudanken. Während dieser als Ferdinand VII. unter allgemeinem Jubel zum König ausgerufen ward und 24. März in das bereits von den Franzosen besetzte Madrid seinen Einzug hielt, stellte Karl IV. in einem Schreiben an Napoleon seine Abdankung als erzwungen dar. Aber auch Ferdinand VII. bewarb sich um die Gunst des Kaisers Napoleon, der 14. April in Bayonne eintraf und nun die beiden span. Könige nach dieser franz. Grenzstadt entbot. Indem sich hier Napoleon zum Schiedsrichter aufwarf und Ferdinand mit Todesdrohungen einschüchterte, gelang es ihm, denselben erst zur Niederlegung der Krone, dann zum Verzicht auf alle seine Rechte an S. zu bewegen. Eine gleiche Erklärung stellten Ferdinands beide Brüder, die Infanten Don Carlos und Don Francisco de Paula, aus. Schon vorher hatte Karl IV. zu Gunsten Napoleons verzichtet. Karl IV., seine Gemahlin und der Friedensfürst begaben sich nach Compiègne und später nach Rom; Ferdinand und die Infanten wurden in Valençay bewacht. Darauf berief Napoleon eine Junta von span. Abgeordneten nach Bayonne und ernannte 6. Juni 1808 seinen Bruder Joseph Bonaparte, bisherigen König von Neapel, zum König von S. und Indien, indem er die Unabhängigkeit der span. Monarchie in ihren bisherigen Grenzen anerkannte. Am 15. Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen König sofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Am 7. Juli ward die neue span. Verfassung, nach franz. Muster, sanktioniert und beschworen, worauf König Joseph 20. Juli in Madrid seinen Einzug hielt. Aber unter dieser unerhörten Schmach erwachte die Kraft der span. Nation. Nationalstolz und wilder Fremdenhaß, kühner Freiheitssinn und mönchisch-feudaler Fanatismus, alles wirkte gleichmäßig zusammen, eine beispiellose Kraft des Widerstandes zu erwecken. (S. Französisch-Spanisch-Portugiesischer Krieg von 1807 bis 1814.) Auf die Kunde von den Vorgängen in Bayonne bildeten sich in allen span. Provinzen Juntas, die im Namen des rechtmäßigen Königs Ferdinand VII. die Regierung ergriffen. Die Oberleitung erhielt die Centraljunta von Sevilla, welche kurz vor dem Einzug König Josephs in Sevilla 25. Jan. 1810 ihren Sitz nach Cadiz verlegte. Gleich darauf (29. Jan. 1810) legte die Centraljunta ihre Gewalt in die Hände einer Regentschaft (von fünf Mitgliedern) nieder. Eine von der Regentschaft berufene außerordentliche Versammlung der Cortes trat im Sept. 1810 in Cadiz zusammen, welche eine neue Verfassung ausarbeitete, wobei man teilweise die erste franz. Verfassung von 1791 zu Grunde legte. Am 12. März 1812 wurde das neue Verfassungsgesetz von den Cortes vollendet und hierauf von der Regentschaft, die von Großbritannien und Rußland anerkannt war, sanktioniert und verkündigt.

Noch vor Beendigung des Kampfes verzichtete König Joseph auf Napoleons Befehl auf S. und letzterer gab durch den Traktat von Valençay 11. Dez. 1813 dem König Ferdinand VII. S. zurück. Dieser Vertrag wurde von der Regentschaft nicht anerkannt, und die Cortes luden 2. Febr. 1814 Ferdinand VII. ein, sich nach Madrid zu begeben und den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ferdinand kam 24. März in Gerona an, begab sich aber nach Valencia und erklärte hier 4. Mai die Verfassung von 1812 für aufgehoben und die Cortes für aufgelöst. Die Masse des Volks mit den neu eingeführten indirekten Steuern sehr unzufrieden, begrüßte Ferdinand bei seinem Einzuge in Madrid, 14. Mai, mit dem Ruf: «Es lebe der absolute König!» Sein Versprechen, eine neue Verfassung zu geben, blieb unerfüllt; vielmehr begann eine grausame Verfolgung aller Anhänger sowohl Josephs als der Cortes und der Regentschaft. Bald waren Tausende von span. Flüchtlingen und Verbannten im Auslande, Tausende im Gefängnis, zum Teil solche, die durch ihren Patriotismus in der Zeit des Befreiungskampfes sich ausgezeichnet hatten. Die Inquisition ward wiederhergestellt; Mönche, Klöster und Jesuiten lebten wieder auf. Ein finsterer Despotismus bezeichnete die neue Regierung, die ohne Fähigkeit und staatsmännischen Geist von den obskursten Hof- und Priestereinflüssen, der Camarilla, beherrscht war. Nach außen war die Regierung nicht glücklicher als im Innern. Florida ward 1819 für 5 Mill. Doll. an die Vereinigten Staaten verkauft; die abgefallenen amerik. Kolonien konnten aus Mangel an Geld und Schiffen nicht zurückerobert werden. Die oppositionellen Elemente sammelten sich in geheimen Verbindungen, die auf eine Wiederherstellung der Konstitution von 1812 hinarbeiteten. Auch unter der Armee gewann diese Richtung zahlreichen Anhang. Nachdem verschiedene Pronunciamentos von Mina, Porlier, Lacy und Vidal mißlungen waren, kam es endlich in dem Lager der vor Cadiz zur Einschiffung nach Amerika versammelten Truppen zu einem erfolgreichen Ausbruch. Am 1. Jan. 1820 proklamierte der Oberstlieutenant Riego an der Spitze von vier

Bataillonen die Verfassung von 1812. Mehrere Truppenabteilungen folgten dem Beispiel; Oberst Quiroga trat an die Spitze. In mehrern Provinzen wurde die Verfassung proklamiert. Durch die in Madrid entstandene Aufregung genötigt, verkündigte Ferdinand 7. März die Wiederherstellung der Verfassung und leistete den Eid auf dieselbe. Eine Amnestie ward proklamiert, die Kerker der Inquisition wurden geöffnet, eine provisorische Junta gebildet, die mit dem König einstweilen die Geschäfte leiten sollte. Binnen wenig Tagen war, mit geringen Ausnahmen ohne Widerstand, in ganz S. die neue Ordnung der Dinge anerkannt. Die Regierung begann nun, ohne daß der König sich widersetzte, zu reformieren. Aufhebung der Inquisition, der Patrimonialjustiz, der Zünfte, des Klosterzwangs, Errichtung von Nationalgarden waren die ersten Maßregeln. Als die Cortes 9. Juli 1820 zusammentraten, wurden mehrere Mönchsorden, auch der Orden der Jesuiten abgeschafft und, um der Finanznot abzuhelfen, die meisten Klöster aufgehoben, ihre Güter eingezogen und die Geistlichkeit der Besteuerung unterworfen. Diese Maßregeln erregten den Unwillen der Geistlichkeit, welche großen Einfluß auf die Masse des Volks hatte. Es bildeten sich Guerrillas, und an der portug. Grenze trat eine sog. apostolische Junta auf mit der ausgesprochenen Absicht, die absolute Königsgewalt, die mönchischen und feudalen Institutionen wiederherzustellen. Das Ministerium, in dem anfangs Arguelles, später Martinez de la Rosa den Vorsitz führte, und die Cortes bemühten sich, die Ordnung gegen die extremen Faktionen zu erhalten; einschränkende Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse und der Klubs wurden erlassen. Trotzdem griffen die demokratischen Fraktionen, die sog. Communeros und Descamisados (Ohnehemden, dem franz. Sansculotte entsprechend), immer weiter um sich, während andererseits die sog. Apostolische Partei mit Hilfe der Priester das Landvolk aufhetzte. Zwar wurden die einzelnen Banden der sog. Glaubenssoldaten anfangs überwältigt und zerstreut, und auch ein Versuch derselben Partei, durch die Garden in Madrid eine Kontrerevolution zu bewerkstelligen, 7. Juli 1822, schlug fehl. Aber in den nordl. Provinzen, namentlich in Catalonien, Navarra und Biscaya, gewann die Apostolische Partei zahlreichen Anhang und installierte 15. Aug. 1822 zu Seo de Urgel eine Regentschaft, die im Namen des «gefangenen» Königs alles wiederherzustellen befahl, wie es vor dem März 1820 bestanden hatte. Es gelang jedoch dem General Mina, die Festung Urgel zu erobern und die sog. Glaubensarmee auseinanderzusprengen, sodaß die Regentschaft 28. Nov. 1822 über die franz. Grenze flüchten mußte. Inzwischen hatten bei den Neuwahlen die Exaltados (Radikalen) über die Gemäßigten (Moderados) gesiegt und die Majorität in den Cortes von 1822 erlangt; auch das Ministerium Martinez hatte einem Exaltado-Kabinett unter Riegos Vorsitz weichen müssen. Dadurch ward der Konflikt mit dem Auslande beschleunigt.

Der Kongreß zu Verona trat im Okt. 1822 hauptsächlich wegen der span. Verhältnisse zusammen, und Frankreich vereinigte sich dort mit den Höfen des Ostens zu dem Beschluß einer Einmischung in die span. Angelegenheiten. Das Ansinnen einer Verfassungsveränderung und Herstellung der königl. Souveränetät wurde im Jan. 1823 von der span. Regierung und den Cortes in energischer Weise zurückgewiesen, worauf die Gesandten von Österreich, Preußen, Rußland und Frankreich aus Madrid abreisten und Frankreich zur militärischen Intervention schritt. Am 7. April 1823 überschritt der Herzog von Angoulême als Oberanführer des franz. Interventionsheers mit 95000 Mann den Grenzfluß Bidassoa, und bald organisierte sich neben demselben eine neue span. Glaubensarmee. Eine provisorische «Regierungsjunta für S. und Indien» erklärte alle Beschlüsse der Cortes für nichtig und verkündigte die Herstellung der vorrevolutionären Zustände. Das konstitutionelle Ministerium und die Cortes hatten indes den König trotz allen Widerstrebens (20. März) nach Sevilla entführt. Als die Franzosen einrückten, unter tüchtigen Führern, mit guter Mannszucht und vorsichtiger Schonung des Volksgeistes, standen gegen sie vier span. Armeekorps aufgestellt. Die Provinzen Castilien, Aragonien und Obercatalonien wurden fast ohne Kampf von den Franzosen besetzt und der Herzog von Angoulême zog 24. Mai in Madrid ein. Eine von ihm eingesetzte Regentschaft unter dem Herzog von Infantado begann sogleich das Werk der Restauration. Vom vordringenden Feinde bedroht, verlegten die Cortes ihren Sitz von Sevilla nach Cadiz, wohin auch der König sie (13. Juni) begleiten mußte. In der span. Armee begann allenthalben Entmutigung und Desertion. Cadiz war indes zu Land und zur See blockiert worden. Angoulême erstürmte 31. Aug. den Trocadero, und die Stadt ward eng eingeschlossen und bombardiert. Noch vor dem drohenden Sturm beschlossen die Cortes (28. Sept.), sich aufzulösen und den König freizulassen, der darauf 1. Okt. sich in das franz. Lager begab. Die Kompromittierten schifften sich nach England oder Amerika ein; die Franzosen besetzten 3. Okt. Cadiz.

Mit der Einnahme von Cadiz war der Krieg beendigt. Auch Mina, der in Catalonien einen geschickten Gebirgskrieg gegen die Franzosen geführt hatte, schloß 1. Nov. eine Kapitulation, wie dies die andern Generale bereits gethan hatten. Die schon von der Regentschaft begonnene polit. Verfolgung nahm jetzt noch größern Umfang an. Ferdinand VII. hob alle Beschlüsse der konstitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Okt. 1823 auf und bestätigte die der Regentschaft, deren Minister von ihm beibehalten wurden. Zugleich wurden die Gefängnisse gefüllt, Riego hingerichtet und die brutalsten Grausamkeiten gegen Mißliebige begangen. Gleichwohl galt Ferdinand VII. in den Augen der fanatischen Priester und Absolutisten noch nicht für energisch genug, und es bildete sich in diesem Kreise eine Partei, die auf die Erhebung seines Bruders Don Carlos hinarbeitete, den man als ein blindes Werkzeug der apostolischen Faktion kannte. Von dieser Seite wurden nun mehrere Schilderhebungen angestellt, unter denen der Aufstand der sog. Agraviados in Catalonien 1827 am bedeutendsten war. Doch wurden dieselben blutig unterdrückt. Nicht minder mißglückten einzelne konstitutionelle Pronunciamentos, welche zu neuen Verfolgungen gegen die Liberalen den Anlaß gaben. Endlich zu Anfang 1828 zogen die franz. Occupationstruppen wieder aus S. ab. Inzwischen hatten die span. Kolonien in Amerika ihren Unabhängigkeitskampf durchgekämpft und waren von Großbritannien und den Vereinigten Staaten als

selbständige Republiken anerkannt worden. Die letzten span. Waffenplätze auf dem amerik. Festlande, das Fort San-Juan de Ulloa (23. Nov. 1825) und Callao bei Lima (22. Jan. 1826), gingen verloren. Nur die westind. Inseln Cuba und Portorico und die Philippinen im ostasiat. Archipel blieben unter span. Herrschaft.

In diese ungünstigen Verhältnisse warf König Ferdinand VII. neuen Stoff der Zerrüttung, indem er, der bisher kinderlos gewesen war, zum vierten mal vermählt (1829) mit der klugen und intriganten Maria Christina von Neapel, durch eine pragmatische Sanktion vom 29. März 1830 das 12. Mai 1713 erlassene Salische Gesetz des bourbonischen Hauses aufhob, wonach die Frauen erst nach dem völligen Aussterben des Mannsstammes thronfähig sein sollten. Die 10. Okt. 1830 von Christina geborene Infantin Isabella ward infolge dessen zur Thronfolgerin erklärt. Nichtsdestoweniger arbeiteten die Apostolischen (Karlisten) für die Erhebung des Don Carlos. Indessen verfiel Ferdinand im Sept. 1832 in eine lebensgefährliche Krankheit. In diesem Zustande gelang es der apostolischen Partei, von dem König einen Widerruf der pragmatischen Sanktion von 1830 zu erschleichen. Aber die Intrigue ward vereitelt, die Partei gestürzt. Ferdinand erklärte den Widerruf für ungültig und ernannte Maria Christina zur Regentin (4. Okt. 1832). Diese berief ein moderiertes Ministerium (Ofalia und Zea-Bermudez) und erließ 7. Okt. eine allgemeine Amnestie. Don Carlos begab sich nach Portugal und protestierte 29. April 1833 gegen seine Ausschließung vom Throne, welchem Protest sich später die bourbonischen Dynastien in Italien anschlossen. Die von Ferdinand nach Madrid berufenen Cortes leisteten 20. Juni 1833 Isabella als Thronfolgerin den Eid der Treue. Am 29. Sept. 1833 starb Ferdinand VII., und nun succedierte seine älteste Tochter Isabella II., für welche, gemäß testamentarischer Bestimmung, während ihrer Minderjährigkeit die Königin-Witwe Maria Christina die Regentschaft übernahm. Der Tod des Königs ward das Signal für die seit lange vorbereitete Erhebung der Karlisten. Auf dem platten Lande, namentlich in den baskischen Provinzen, war die Stimmung des Volks für Don Carlos: man sah in ihm den Repräsentanten der alten monarchischen und kirchlichen Ordnung, den Schützer der hergebrachten provinzialen Vorrechte. Bilbao und Vittoria wurden von den karlistischen Bauern im Okt. 1833 besetzt, die Landesbewaffnung angeordnet und Don Carlos unter dem Namen Karl V. als König ausgerufen. Die Insurgenten hatten das Landvolk und die Mönche für sich. Infolge dessen mußte sich die Regentin der bisher verfolgten Liberalen, welche im Mittelstande, in den Städten und im Heer großen Anhang hatten, als Verbündeter zu versichern suchen und ihren Forderungen nachgeben. Daher wurde 15. Jan. 1834 Zea-Bermudez, der Vertreter des gemilderten Absolutismus, durch Martinez de la Rosa ersetzt und 10. April 1834 das Estatuto real erlassen, welches eine beschränkte konstitutionelle Verfassung mit zwei Kammern einsetzte. Die neuen Cortes wurden einberufen, eine ausgedehnte Amnestie verkündigt. Zugleich verband sich S. mit England, Frankreich und Portugal zur Quadrupleallianz vom 22. April 1834, deren nächster Zweck die Aufrechterhaltung der konstitutionellen Ordnung gegen Dom Miguel und Don Carlos war.

Inzwischen war Don Carlos im Juli 1834 in Navarra erschienen. Auch in Catalonien regte sich für ihn eine Partei, unter welcher besonders Cabrera sich bald einen hervorragenden Namen machte. Dagegen erfolgte jetzt ein Beschluß beider Kammern der Cortes 3. Sept. und 8. Okt. 1834, welcher Don Carlos nebst seiner Nachkommenschaft auf immer von der span. Thronfolge ausschloß. Der Bürgerkrieg zwischen den Karlisten und den Christinos (Anhängern der Regentin) wurde mit Grausamkeit und Erbitterung auf beiden Seiten geführt. Aber die Feldherren der Regentin, Rodil, Mina und Valdes, waren nicht glücklich. Der letztere wurde in den viertägigen Gefechten vom 21. bis 24. April 1835 von Zumalacarregny geschlagen und nach Logroño zurückgedrängt. Nach den neuen Niederlagen bei Guernica (1. Mai) und Hernani (12. Mai) wurden span. Werbungen in England und Frankreich gestattet, franz. und engl. Kreuzer erschienen an der span. Küste und ein portug. Hilfskorps rückte in S. ein. Am 10. Juni 1835 fand in Madrid ein völliger Ministerwechsel statt: Graf Toreño trat an die Spitze eines entschieden liberalen Kabinetts. Der Tod Zumalacarregnys (vor Bilbao 24. Juni 1835) gab der Sache der Karlisten, die in diesem ausgezeichneten Feldherrn ihre tüchtigste Stütze verloren, eine nachteilige Wendung. Doch errang der im Juli 1835 neuernannte Oberbefehlshaber der Christinos, General Cordova, durch ein engl. Soldheer von 10000 Mann unter General Evans verstärkt, keine großen Erfolge. Der Liberalismus forderte jetzt laut die Aufhebung der Klöster, und der Pöbel fiel über die Mönche her. Ein Dekret vom 29. Juli hob hierauf eine große Anzahl Klöster auf. Als aber dennoch in Barcelona und in andern Städten von Catalonien und Aragonien Junten errichtet wurden, welche die Konstitution von 1812 verlangten, erfolgte 14. Sept. der Sturz des Ministeriums Toreño, und der Finanzminister Mendizabal trat an seine Stelle. Diesem gelang es, für den Augenblick den revolutionären Sturm zu beschwören, indem er unbeschränkte Preßfreiheit und allgemeine Volksbewaffnung bewilligte und auch eine Revision des Estatuto real versprach. Da aber die radikalen Parteien mit diesen Zugeständnissen sich nicht begnügten, mußte Mendizabal 15. Mai einem Moderado-Ministerium Isturiz Platz machen, das infolge eines Mißtrauensvotums 22. Mai die Cortes auflöste. In mehrern Städten brachen Empörungen aus, und es wurde die Konstitution von 1812 proklamiert. In der Nacht vom 12. bis 13. Aug. zog das 4. Garderegiment unter Anführung des Sergeanten Garcia nach dem Lustschloß La Granja (San-Ildefonso), wo sich der Hof aufhielt, und zwang die Regentin, sich für die Konstitution von 1812 zu erklären. Zu gleicher Zeit brach in Madrid der Aufstand aus. Die Minister mußten flüchten; der Generalkapitän Quesada mit vielen Offizieren wurde ermordet. So war das Estatuto real umgestoßen, und ein königl. Dekret vom 15. Aug. setzte die Konstitution von 1812 wieder in Kraft, vorbehaltlich einer Revision durch die Cortes. Zugleich ward auch ein neues Kabinett unter Calatrava und Mendizabal gebildet. Die am 24. Okt. eröffneten konstituierenden Cortes bestätigten Maria Christina in der Regentschaft (19. Nov. 1836) und begannen die Revision der Verfassung. Am 18. Juni 1837 ward dieselbe verkündigt und von der Regentin beschworen.

Zum Glück für die Sache Isabellas II. war im karlistischen Lager die Einigkeit nicht groß. Zwar war in Cabrera ein hervorragendes militärisches Talent an die Spitze getreten. Die Karlisten siegten 24. Mai 1837 bei Huesca in Aragonien, überschritten den Ebro und marschierten gegen Madrid. Aber Espartero, zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen ernannt und durch seinen Sieg bei Luchana 24. Dez. 1836 über die Karlisten bereits hervorragend, eilte zum Schutz der Hauptstadt herbei, schlug die Feinde in mehrern Gefechten, zuletzt 14. Okt. 1837 bei Huerta del Rey, und zwang sie, über den Ebro zurückzukehren. Espartero gewann im Baskenlande immer mehr Terrain und brachte 1838 dem karlistischen Obergeneral Guergué mehrere kleine Niederlagen bei. Im Frühjahr 1839 war der größere Teil der nördl. Provinzen in Esparteros Gewalt. Der Zustand im karlistischen Lager kam ihm trefflich zu Hilfe. Hier hatte sich die Apostolische (Castilianische) Partei, deren Hauptstützen die Prinzessin von Beira, Don Carlos' zweite Gemahlin, und der Bischof von Leon waren, mit der eigentlichen Baskischen (fueristischen) Partei entzweit. In der Armee selbst sprach sich diese Zerrüttung der karlistischen Sache deutlich aus. Der im Aug. 1838 an die Stelle des unfähigen Guergué zum Oberbefehlshaber ernannte Maroto war der Gegenstand einer förmlichen Verschwörung der Apostolischen Partei. Er ließ 19. und 20. Febr. 1839 die zwanzig Hauptverschworenen, darunter General Guergué, erschießen. Don Carlos, welcher diese Exekution vergebens zu verhindern gesucht hatte, entsetzte 21. Febr. Maroto als Verräter des Kommandos. Aber das Heer blieb dem Feldherrn treu, und als dieser gegen das Hauptquartier anrückte, mußte Don Carlos 24. Febr. nicht nur das Entsetzungsdekret widerrufen, sondern auch die Häupter der Apostolischen Camarilla verbannen. Doch die Intriguen dauerten fort, und so knüpfte Maroto Unterhandlungen mit Espartero an, der sein Kampfgenosse in Südamerika gewesen war. Am 31. Aug. 1839 wurde zu Bergara ein Vertrag zwischen Espartero, Maroto und 50 karlistischen Chefs unterzeichnet, wonach 18 Bataillone und 5 Schwadronen der Karlisten sofort die Waffen niederlegten und sich in ihre Heimat begaben. Don Carlos sah sich zum Rückzug ins Bastanthal und von da zur Flucht auf das franz. Gebiet genötigt (15. Sept. 1839), wo man ihn in Bourges internierte. Damit waren Navarra und die baskischen Provinzen unterworfen. In Niederaragonien und Catalonien hielt sich Cabrera noch einige Zeit, mußte aber 6. Juli 1840 ebenfalls die franz. Grenze überschreiten. Auch die übrigen karlistischen Häuptlinge unterwarfen sich oder flüchteten nach Frankreich, sodaß im Spätsommer 1840 ganz S. der Regierung der Königin Isabella II. unterworfen war.

Während der letzten Jahre des Bürgerkriegs hatte das konstitutionelle S. einen ununterbrochenen Parteikampf durchgemacht. Ein Ministerium folgte dem andern, und die Cortes wurden wiederholt aufgelöst. Gleichzeitig verscherzte die Regentin durch ihre Habsucht und ihren Liebeshandel mit Muñoz alle öffentliche Achtung. Endlich kam es zur Krisis. Der von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Gemeindeordnung (s. Ayuntamiento), wodurch den Gemeinden die Wahl ihrer Behörden entzogen und deren Ernennung der Regierung übertragen werden sollte, stieß bei den Cortes und außerhalb derselben auf den größten Widerstand. Die Cortes wurden deshalb Nov. 1839 aufgelöst und neue gewählt, in welchen die Moderados die Oberhand gewannen. Als von diesen das Ayuntamientogesetz angenommen ward und 15. Juli 1840 die königl. Bestätigung erhielt, brach, während die Regentin auf einer Reise nach Barcelona begriffen war, die Bewegung in Madrid aus und verbreitete sich schnell über ganz S. Maria Christina sah sich schließlich genötigt, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, mit der unbeschränkten Vollmacht, sich sein Ministerium zu bilden. Er wählte dasselbe aus der Partei der Progressisten und legte der Regentin sein Programm vor, worin er Zurücknahme des Gemeindegesetzes, Auflösung der Cortes und Verabschiedung der Camarilla verlangte. Maria Christina legte hierauf 14. Okt. 1840 in Valencia die Regentschaft nieder und begab sich nach Frankreich. Vorläufig führte das Ministerium die Regentschaft. Dann erwählten die neuberufenen Cortes 8. Mai 1841 Espartero zum Regenten während der Minderjährigkeit der Königin und Arguelles zum königl. Vormund. Aber auch Espartero fiel bald den Parteikämpfen zum Opfer. Es bildete sich gegen ihn eine Koalition; Malaga und Granada, Catalonien unter General Prim erhoben sich; die Agenten und das Geld Maria Christinas halfen die Bewegung schüren; Narvaez übernahm in Valencia die Leitung und rückte gegen Madrid vor. Die provisorische Regierung zu Barcelona erklärte 1. Juli Espartero seiner Würde verlustig; Narvaez zog in Madrid ein. Espartero zog sich nach dem Süden zurück und schiffte sich 26. Juli 1843 in Cadiz nach England ein.

Vorerst bemächtigten sich die Führer der Moderados, Narvaez, O'Donnell und Concha, aller wichtigen militärischen Stellen. Dies weckte neuen revolutionären Widerstand in Catalonien und namentlich in Barcelona. Die Aufstände, die sich bis ins folgende Jahr ausdehnten, wurden allmählich überwältigt. Die im Okt. 1843 neu zusammentretenden Cortes erklärten die 13jährige Königin Isabella II. 8. Nov. für mündig und der progressistische Apostat Gonzalez Bravo kam 1. Dez. 1843 ans Ruder, der nicht nur die verhaßte Gemeindeordnung vom 15. Juli 1840 unverändert wiederherstellte, sondern auch die Königin-Mutter Maria Christina nach S. zurückberief. Der Ausbruch neuer Unruhen gab den Anlaß, im Febr. 1844 den Belagerungszustand über ganz S. zu verhängen und die Nationalgarden zu entwaffnen. Narvaez ward faktisch mit der Militärdiktatur bekleidet und bildete nach der Entlassung Bravos, Mai 1844, ein reines Moderado-Ministerium, in das auch Martinez de la Rosa eintrat. Mit Hilfe der Cortes wurde die Verfassung von 1837 durchgreifend revidiert (23. Mai 1845), der Grundsatz der Volkssouveränetät gestrichen, das Wahlrecht und die Preßfreiheit beschränkt, die Nationalgarde abgeschafft. Indessen hatte die Vermählung der Königin die span. und die ganze europ. Politik zu beschäftigen begonnen. Als Bewerber wurden genannt: der Infant Franz d'Assis, Sohn des Infanten Don Francisco de Paula, der Graf von Trapani, Bruder Ferdinands II. von Sicilien, der Graf Montemolin, zu dessen Gunsten sein Vater Don Carlos 18. Mai 1845 auf seine Thronansprüche verzichtet hatte und dessen Kandidatur die nordischen Höfe unterstützten. Gleichzeitig spann Maria

Chriſtina mit Ludwig Philipp eine Intrigue, die einem Sohne desſelben, dem Herzog von Montpenſier, durch Vermählung mit der Infantin Maria Luiſa, Schweſter Iſabellas, die Ausſicht auf den ſpan. Thron verſchaffen ſollte. Narvaez, der dieſem Plane nicht geneigt war, ward durch Palaſtintriguen geſtürzt und mußte April 1846 S. verlaſſen, um einem Kabinett Iſturiz-Mon-Pidal Platz zu machen. Am 8. Aug. wurde die Doppelvermählung des Infanten Don Franz d'Aſſis mit der Königin und des Herzogs von Montpenſier mit der Infantin Maria Luiſa offiziell erklärt und 10. Okt. 1846 vollzogen. In S. war dieſe Familienverbindung mit dem franz. Königshauſe und die eventuelle Ausſicht auf eine franz. Thronfolge keiner Partei genehm. Im Auslande erſchien dieſelbe als ein Triumph der franz. Politik, der namentlich in England Erbitterung erregte; aber durch die Februarrevolution von 1848 verlor ſie jede polit. Bedeutung.

Das Miniſterium Iſturiz konnte ſich vor den neuen Cortes, die Ende 1846 zuſammentraten, nicht behaupten; es folgte erſt im Jan. 1847 ein Kabinett unter dem Herzog von Sotomayor, dann im März unter Pacheco, im Sept. unter Salamanca. Zwiſchen der Königin und ihrem Gemahl trat offene Entzweiung ein. Iſabella ſuchte ſich dem Einfluß ihrer Mutter und der Moderados zu entziehen und wandte ihre Gunſt dem jungen General Serrano zu, der ſich unter den vorgeſchrittenen Progreſſiſten gegen Espartero hervorgethan hatte. Maria Chriſtina ſelbſt zog ſich nach Frankreich zurück. Serrano ſetzte es durch, daß eine allgemeine Amneſtie verkündet, Espartero zurückberufen und zum Senator ernannt wurde. Doch ſchon 3. Okt. 1847 wurde das Kabinett Salamanca plötzlich entlaſſen und durch ein Miniſterium erſetzt, an deſſen Spitze Narvaez trat. Unter ſeiner energiſchen Leitung wurde das zerrüttete Regiment der Moderados wiederhergeſtellt und Serrano als Generalkapitän nach Granada entfernt. Maria Chriſtina wurde nach Madrid zurückberufen. Wenige Monate nach dieſem Wechſel brach Febr. 1848 die Revolution in Frankreich aus, doch ging ſie in S. ohne namhafte Störung vorüber. Auf die Nachricht vom Sturze Ludwig Philipps ließ ſich Narvaez von den Cortes ausgedehnte Vollmachten erteilen und traf Maßregeln, um einem Schlage der Progreſſiſten gerüſtet entgegenzutreten. Am 26. März brach ein republikaniſcher Aufruhr in Madrid aus. Narvaez unterdrückte ihn mit größter Energie und verhängte den Belagerungszuſtand. Als zu Madrid in der Nacht vom 6. zum 7. Mai und zu Sevilla Soldatenemeuten ausbrachen, wurden auch dieſe raſch unterdrückt. Narvaez ſetzte es durch, daß Öſterreich und Preußen Iſabella endlich als Königin anerkannten, gab dem engl. Geſandten, von welchem es hieß, er habe im Auftrag Palmerſtons gegen Narvaez konſpiriert, ſeine Päſſe und ſandte zum Zweck der Reſtauration des Papſtes im Frühjahr 1849 ein ſpan. Hilfskorps nach Rom. Erſt im Mai 1850 wurden die diplomatiſchen Beziehungen mit England wieder angeknüpft. Die Karliſten unter Cabrera hatten im Sommer 1848 den kleinen Krieg in Catalonien wieder begonnen, aber der Verſuch, den Grafen Montemolin auf den Kriegsſchauplatz zu bringen, ſcheiterte. Der Prätendent ward unterwegs von der franz. Polizei angehalten, und Cabrera ſah ſich genötigt, auf franz. Gebiet zu flüchten (April 1849). Nun that die Regierung einen entſcheidenden Schritt zur Auflöſung der karliſtiſchen Partei, indem ſie im Juni 1849 eine allgemeine, ausnahmsloſe Amneſtie erließ und ſo vielen Karliſten den Anlaß gab, zurückzukehren und ſich der Königin zu unterwerfen. Zugleich ſetzte das Miniſterium eine Veränderung durch, an welcher Espartero geſcheitert war: die Herabſetzung des Zolltarifs, die zur Förderung der nationalen Wohlfahrt weſentlich beitrug. Eine Spannung zwiſchen S. und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo der Wunſch nach dem Beſitz der ſpan. Inſel Cuba lebhaft erregt wurde, konnte erſt nach mehrern Jahren beigelegt werden. Eine nordamerik. Flibuſtierexpedition unter General Lopez, die im Mai 1850 auf Cuba landete, ſchlug gänzlich fehl. Nachdem Geſinnungsgenoſſen Unruhen auf der Inſel im Juli 1851 angezettelt, landete Lopez abermals mit einer Freiſchar, ward jedoch nach mehrern Gefechten gefangen und zu Havana 1. Sept. 1851 hingerichtet.

Narvaez, welcher der Königin unbequem war, wurde 10. Jan. 1851 entlaſſen. Ein Miniſterium unter Bravo-Murillo trat an die Stelle. Am 15. Okt. erfolgte der Abſchluß des Konkordats, der nur durch weitgehende Nachgiebigkeit an den röm. Stuhl und die Geiſtlichkeit erreicht ward. Am 20. Dez. 1851 wurde die Königin von einer Prinzeſſin entbunden. Als ſie 2. Febr. 1852 ihren erſten Kirchgang hielt, wurde ſie von einem exaltierten und, wie es ſchien, geiſteskranken Prieſter, Martin Merino, meuchleriſch überfallen und leicht verwundet. Seitdem gaben Hof und Kabinett ihren Reaktionsneigungen um ſo rückhaltsloſer nach. Als zum 1. Dez. 1852 die Cortes wieder einberufen wurden, fiel bei der Präſidentenwahl der Kandidat der Regierung gegen Martinez de la Roſa durch. Das Miniſterium antwortete 2. Dez. mit der Auflöſung und ließ tags darauf in der offiziellen Zeitung den Entwurf zu einer Verfaſſungsreviſion veröffentlichen. Demnach ſollte der Senat aus erblichen und lebenslänglichen Pairs beſtehen; die Deputiertenkammer ſollte an Zahl reduziert, der Cenſus ſehr erhöht, das Budget ein für allemal bewilligt werden und nur durch Zuſtimmung aller drei Faktoren der Geſetzgebung eine Abänderung desſelben ſtattfinden können. Gegenüber dieſen abſolutiſtiſchen Tendenzen verbanden ſich alle Parteien, und Narvaez ſelbſt trat an die Spitze des vereinigten Wahlkomitees der Moderados und Progreſſiſten, wurde aber unter dem Vorwand einer Sendung nach Wien verbannt. Das Miniſterium Bravo-Murillo trat dieſem allgemeinen Widerſtande gegenüber 11. Dez. 1852 zurück. Das neue Kabinett unter Roncalis Vorſitz huldigte derſelben Richtung. Die Seſſion der Cortes im März 1853 war eine der ſtürmiſchſten, die S.s parlamentariſche Geſchichte kennt. Die Verfaſſungsreviſion, mit einigen Modifikationen nach dem Projekt Bravo-Murillos aufgenommen, ein neuer Schuldentilgungsplan und die Wahlbeeinfluſſungen bildeten die Hauptpunkte der Anklagen, womit die vereinigte Oppoſition das vorige wie das neue Kabinett angriff. Zugleich wurden im Senat die Mittel beſprochen, womit Maria Chriſtina, ihr Gemahl und der Bankier Salamanca ſich bereicherten. Dieſe Vorgänge bewogen das Miniſterium Roncali, 8. April die Cortes zu vertagen und ſeine Entlaſſung anzubieten. Zunächſt folgte das Miniſterium Lerſundi, im Sept. 1853 das unter Graf

San-Luis. In der Session vom Nov. 1853 erneuerte sich der parlamentarische Konflikt, die Cortes wurden abermals vertagt. Angesehene Generale, wie O'Donnell und Manuel la Concha, wurden verbannt, José de Concha und andere Offiziere abgesetzt, oppositionelle Senatoren ihrer Ämter enthoben.

In Madrid ward von der vereinigten Opposition der Moderados und Progressisten (der sog. Liberalen Union) ein militärisches Pronunciamento vorbereitet, an dessen Spitze sich der General O'Donnell stellte. Dieser verlangte in einer Proklamation an das span. Volk die Absetzung des verfassungsfeindlichen Ministeriums San-Luis, die Entfernung der Königin-Mutter Maria Christina, die Wiederherstellung der Konstitution von 1837 und die Wiederbewaffnung der Nationalmiliz. Bald erklärten sich die wichtigsten Städte mit ihren Besatzungen, zuerst Barcelona, für die Bewegung. In Madrid kam es 18. und 19. Juli zu einem erbitterten Barrikadenkampfe, bei dem der Palast Maria Christinas und die Ministerhotels vom Volke demoliert und verbrannt wurden; selbst das königl. Residenzschloß ward bedroht. Um den Sturm zu beschwören, berief Isabella II. Espartero zum Ministerpräsidenten. Am 29. Juli traf Espartero in Madrid ein und bildete ein Kabinett, in dem O'Donnell das Kriegsministerium erhielt. Maria Christina wurde 28. Aug. unter militärischer Eskorte über die Grenze nach Portugal gebracht, ihre Güter mit Beschlag belegt. Am 8. Nov. 1854 traten die konstituierenden Cortes zusammen, in denen die Progressisten die Mehrheit hatten. Von allen Beschlüssen der Cortes hatten nur die volkswirtschaftlichen Maßregeln (Eisenbahnen, Telegraphen und Banken) und die Gesetze über den Verkauf der Kirchen-, Kloster-, Stiftungs-, Gemeinde- und Staatsgüter eine weitgreifende Bedeutung. Von diesen sog. Nationalgütern wurden bis Ende 1861 für 6519 Mill. Realen (1434 Mill. Mark) verkauft, großenteils in kleinern Parzellen. Dies trug nicht wenig zur Hebung und Verstärkung eines selbständigen Bauernstandes bei, der bis dahin in S. nur in sehr beschränktem Maße vorhanden war. Zugleich wurden damit die Mittel für große öffentliche Bauten u. s. w. und zur Ordnung der zerrütteten Finanzen gewonnen. Dagegen zogen sich die Beratungen der Cortes über die Neuordnung der Verfassungszustände unter heftigen Parteikämpfen fast zwei Jahre lang hin. Die Abdankung des Ministers des Innern, Escosura, zog auch den Rücktritt Esparteros 14. Juli 1856 nach sich, worauf O'Donnell das Kabinett reorganisierte. Die durch diesen Ministerwechsel veranlaßten ultraprogressistischen Schilderhebungen in Madrid und Barcelona wurden nach blutigen Straßenkämpfen unterdrückt. Schon 12. Okt. 1856 mußte aber O'Donnell einem Ministerium Narvaez weichen, in welchem der Minister des Innern, Nocedal, eine hervorragende Rolle spielte. Das Konkordat mit dem Papste wurde 16. Okt. wiederhergestellt, die Jesuiten zurückgerufen, strenge Preßverordnungen erlassen, die Errungenschaften der Revolution von 1854 wieder aufgehoben. Doch auch damit war die absolutistische Hofpartei noch nicht zufrieden. Narvaez wurde gestürzt. Es folgten rasch nacheinander das Ministerium Armero Okt. 1857, das Ministerium Isturiz Jan. 1858 und 30. Juni 1858 das Ministerium O'Donnell. Die Geburt eines Prinzen von Asturien (des spätern Königs Alfons XII.) 28. Nov. 1857 änderte nichts an dem Mißverhältnis zwischen Volk und Königin, welche letztere durch ihre Sittenlosigkeit um alle Achtung sich gebracht hatte.

Das Ministerium O'Donnell, aus der Liberalen Union hervorgegangen, behauptete sich beinahe fünf Jahre lang. Ein peinliches Aufsehen erregte es im Auslande, daß zu Granada und Malaga 1861—62 mehrere prot. Spanier wegen ihres Bekenntnisses und wegen Verbreitung der Bibel zu mehrjähriger Gefängnis- oder Galerenstrafe verurteilt wurden, welche Strafe die Königin im Mai 1863 in Verbannung umwandelte. Gestützt auf eine ansehnliche Armee und Flotte, trat die span. Politik nach außen kräftig auf. Schon 1858 beteiligte sich S. bei der franz. Expedition gegen Annam (Cochinchina), wo die Mißhandlung kath. Missionare gerächt werden sollte. Nach langwierigen Händeln mit Marokko erklärte es 22. Okt. 1859 den Krieg, und eine span. Streitmacht unter O'Donnells Oberbefehl begann im Dezember den Kampf auf afrik. Boden. Nach der blutigen Schlacht bei Tetuan 4. Febr. 1860 fiel diese Stadt in die Hände der Spanier, und nach einer zweiten Niederlage bei Gualdas 23. März baten die Mauren um Waffenstillstand. Im Friedensvertrage vom 26. April mußte sich Marokko zu einer Kriegskontribution von 20 Mill. Piaster und zu einer Gebietsabtretung bei Ceuta verstehen. Während dieses Feldzugs hatte in S. die karlistische Partei sich wieder erhoben. Der Generalkapitän der Balearischen Inseln, General Ortega, landete 3. April 1860 mit einer Truppenabteilung bei Tortosa an der Ebromündung und erhob die Fahne des Aufstandes. Auch der Graf Montemolin (Don Carlos), begleitet von seinem Bruder Fernando, von Cabrera u. s. w., erschien daselbst und wurde als König Karl VI. proklamiert. Aber diese Schilderhebung endigte schnell und kläglich. Ortega ward gefangen und kriegsrechtlich erschossen. Die beiden Söhne des Don Carlos wurden gleichfalls ergriffen und erst, nachdem sie 23. April 1860 förmlich ihren Thronansprüchen entsagt, wieder in Freiheit gesetzt und über die span. Grenze gebracht. Im J. 1861 unterwarf die Dominicanische Republik, auf der vormals span. Osthälfte der Insel Haïti, freiwillig sich wieder der span. Herrschaft. Die Vereinigten Staaten von Amerika konnten wegen des Bürgerkriegs im eigenen Lande dagegen ebenso wenig einschreiten wie gegen die Expedition nach Mexiko, an der neben Frankreich und England auch S. durch Konvention vom 31. Okt. 1861 sich beteiligte. Bereits 8. Dez. erschien ein von Havana abgeschicktes span. Geschwader vor Veracruz und nahm diese Stadt nebst den Hafenforts 18. Dez. 1861 ohne Schwertstreich in Besitz. Dann folgte eine größere span. Streitmacht unter dem Oberbefehl des Generals Prim. Die Spanier und Engländer wollten jedoch den franz. Eroberungsplänen nicht dienen und verständigten sich mit der merik. Regierung. Prim schiffte seine Truppen 25. April 1862 in Veracruz wieder ein. Eine Spannung innerhalb der Liberalen Union hatte die Auflösung des Ministeriums O'Donnell zur Folge, das 15. Jan. 1863 abdanken mußte, unter O'Donnell sich neu bildete, aber schon 26. Febr. wieder zurücktrat.

Seitdem begann in S. eine Periode voll polit. Schwankungen und zügelloser Parteikämpfe, wozu noch manche äußere Verlegenheiten hinzukamen. Die Ministerien Miraflores (März 1863), Arrazola

(17. Jan. 1864) und Mon (März 1864) lösten sich rasch ab und trieben auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung reaktionäre Politik. Am 16. Sept. 1864 bildete Narvaez wieder ein Moderado-Kabinett. Sofort wurde Maria Christina nach zehnjähriger Verbannung wieder nach Madrid berufen. Das neuerworbene San-Domingo hatte sich bereits 20. Aug. 1863 wieder gegen die span. Herrschaft erhoben. Alle Versuche S.s, die Insel wieder zu erobern, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande der Aufständischen. Mit Zustimmung der Cortes wurde 5. Mai 1865 die span. Oberhoheit über San-Domingo aufgegeben. Ein mit Peru ausgebrochener Zwiespalt, infolge dessen ein span. Geschwader die Chincha-Inseln occupierte, wurde durch den Frieden vom 27. Jan. 1865 beigelegt. Den Cortes ward von Narvaez ein neues Preßgesetz mit sehr strengen Strafbestimmungen unterbreitet, und zugleich begannen Verfolgungen gegen die oppositionellen Beamten. Am 19. Juni 1865 mußte Narvaez vor der allgemeinen Unzufriedenheit zurücktreten. Marschall O'Donnell wurde Ministerpräsident und Marschall Serrano Generalkapitän von Madrid. Damit begann ein Umschwung in liberaler Richtung. Der aufgelöste Municipalrat von Madrid wurde wieder eingesetzt; die Presse erhielt Amnestie und größere Freiheit; ein neues Wahlgesetz ermäßigte den Census bis auf die Hälfte; der sistierte Verkauf der Kirchengüter ward wieder aufgenommen und energisch betrieben. Gleichzeitig gab es neue Händel mit den südamerik. Republiken. Wegen angeblicher Verletzung der Neutralität während des span.-peruan. Zwiespalts hatte S. von Chile Genugthuung gefordert. Als diese verweigert ward, erklärte der span. Admiral Pareja 24. Sept. die Häfen Chiles in Blockadezustand, worauf Chile mit einer Kriegserklärung antwortete. Peru, Ecuador und Bolivia schlossen mit Chile ein Bündnis gegen S. Da in diesem weit entlegenen Seekriege weder Ehre noch Vorteil zu gewinnen war, verließ Admiral Nuñez die dortige Küste, nachdem er zuvor 31. März 1866 Valparaiso und 2. Mai Callao bombardiert hatte. Auf diese Gewaltthaten antwortete Peru und Chile (im Juni) mit der Ausweisung sämtlicher Spanier. Die verbündeten vier Republiken lehnten die brit.-franz. Vermittelung ab und beschlossen ihrerseits die Feindseligkeiten fortzusetzen.

Die Neuwahlen vom 1. Dez. 1865 verschafften der Regierung eine große Mehrheit, da die Mehrzahl der Demokraten, Progressisten und auch viele Moderados sich der Wahl enthielten. Der Aufstand des Generals Prim 3. Jan. 1866 scheiterte an der geringen Beteiligung des Volks, und der Militäraufstand vom 22. Juni 1866 in Madrid wurde von O'Donnell durch die strengsten Maßregeln niedergeschlagen. Die Cortes bewilligten auf Antrag des Ministeriums die vollständige Suspendierung der konstitutionellen Garantien. Am 11. Juli verabschiedete Königin Isabella das Ministerium O'Donnell, und Narvaez, den Liberalen weniger verhaßt als der abtrünnige O'Donnell, bildete ein Moderado-Kabinett, in dem Gonzalez Bravo das Innere übernahm. Die neue Regierung war bemüht durch die strengsten militärischen und polizeilichen Maßregeln die Anarchie zu bändigen. Aber als im Dezember die Cortes zusammentraten, erhob sich eine heftige Opposition, und 137 Abgeordnete unterzeichneten eine Adresse an die Königin, worin das Militär- und Polizeiregiment des Marschalls Narvaez auf das schärfste getadelt wurde. Darauf ließ dieser in der Nacht vom 29. bis 30. Dez. eine Anzahl Deputierter, darunter den Präsidenten der Zweiten Kammer, Rios Rosas, verhaften. Dasselbe Schicksal traf den Präsidenten des Senats, Marschall Serrano, weil er in einer Audienz bei der Königin Vorstellungen erhoben. Die Verhafteten wurden nach den Canarischen Inseln und den Presidios an der nordafrik. Küste transportiert. Viele andere hervorragende Persönlichkeiten, darunter O'Donnell, entflohen ins Ausland. Ein königl. Dekret vom 30. Dez. 1866 löste die Cortes auf und ordnete Neuwahlen im März an. Es gelang der Regierung, die Wahlen nach Wunsch zu leiten, und 12. April 1867 bewilligten die neuen Cortes dem Ministerium Narvaez die nachgesuchte Indemnität für alle angeordneten Maßregeln.

Als Narvaez 23. April 1868 starb, übernahm Gonzalez Bravo-Murillo den Vorsitz im Kabinett, hatte aber als Nichtmilitär fast die ganze Armee gegen sich. Im Juli sollte ein großer Militäraufstand ausbrechen. Der Minister ließ daher 7. Juli die bedeutendsten Generale, darunter Marschall Serrano und Dulce, nach den Canarischen Inseln abführen und sogar den in Sevilla residierenden Schwager der Königin, Herzog von Montpensier, aus S. ausweisen. Der Herzog und seine Gemahlin Infantin Maria Luisa schifften sich nach Lissabon ein. Isabella glaubte sich an Napoleon III. noch inniger als bisher anschließen zu müssen, und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft auf den 18. und 19. Sept. in den beiden Grenzorten Biarritz und San-Sebastian. Während die Königin in San-Sebastian verweilte, brach die Revolution aus. Nach längern Unterhandlungen hatten die Führer der oppositionellen Parteien (der Liberalen Union, der Progressisten und der Demokraten) sich geeinigt, einen entscheidenden Schlag gegen die immer drückender werdende Günstlingsherrschaft zu führen. Die verbannten Generale wurden von den Canarischen Inseln abgeholt und trafen, zugleich mit Prim, 18. Sept. im Hafen von Cadiz ein, Kontreadmiral Topete schloß sich mit der ganzen Flotte an sie an, Cadiz, ganz Andalusien traten bei, Serrano rückte mit den abgefallenen Truppen gegen Madrid vor, schlug 29. Sept. bei Alcolea die königl. Truppen unter Novaliches, worauf alle größern Städte, auch Madrid, sich für die Revolution erklärten. Nun gab Isabella, welche Gonzalez Bravo entlassen und 22. Sept. General Concha zum Ministerpräsidenten ernannt hatte, ihre Sache verloren, trat 30. Sept. nach Frankreich über, begab sich zunächst nach dem Schlosse Pau, von wo aus sie einen Protest gegen die Revolution veröffentlichte (3. Okt. 1868), und nahm 6. Nov. ihren Aufenthalt in Paris. Durch Napoleons Einfluß dankte sie am 25. Juni 1870 förmlich zu Gunsten ihres Sohnes Alfons ab. Andererseits veranlaßte der Sturz Isabellas die Nachkommenschaft des Don Carlos, ihre Ansprüche auf den span. Thron zu erneuern. Der Infant Juan verzichtete 3. Okt. 1868 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Don Carlos, Herzogs von Madrid, welcher seitdem als Kronprätendent (Karl VII., geb. 30. März 1848) auftrat.

Am 3. Okt. zog Serrano mit seinen siegreichen Truppen in Madrid ein. Die Regierungsjunta der Hauptstadt betraute ihn mit der Bildung eines provisorischen Ministeriums. In diesem übernahm

Serrano die Präsidentschaft, Prim das Kriegswesen, Topete die Marine (8. Okt.). Die verschiedenen Revolutionsjunten lösten sich auf. Durch ein Dekret der Regierung vom 12. Okt. wurde der Jesuitenorden, 19. Okt. viele Klöster aufgehoben; 11. Nov. ward die Bewilligung zum Bau der ersten prot. Kirche in Madrid erteilt. Auch in Betreff des Schulwesens, der Gemeindeordnung, der Presse, des Versammlungsrechts u. s. w. ergingen liberale Verfügungen und Zusagen. Bedenklich waren die republikanischen Kundgebungen im Süden des Landes, welche an manchen Orten blutige Konflikte hervorriefen. Viele Freiwillige ließen sich zum Kriegsdienst auf Cuba anwerben, wo ein blutiger Aufstand ausgebrochen war. Die Finanzen S.s waren in größter Zerrüttung; auf eine zum Belaufe von 2000 Mill. Realen ausgeschriebene Anleihe wurden kaum 500 Mill. gezeichnet.

Am 10. Nov. wurde für die einzuberufenden konstituierenden Cortes ein auf dem allgemeinen Wahlrecht basierendes Wahlgesetz verkündigt, und ein Dekret der provisorischen Regierung vom 6. Dez. setzte die Corteswahlen auf den 15. bis 17. Jan. 1869, die Eröffnung der konstituierenden Versammlung auf den 10. Febr. an. Während Prim, Serrano, Topete u. s. w. sich für die konstitutionelle Monarchie aussprachen, suchten insbesondere Orense und Castelar für den Gedanken einer demokratischen Föderativrepublik Propaganda zu machen. Das Ergebnis der Wahlen war, daß von 354 Abgeordneten kaum 30 den gestürzten Parteien der Isabellisten (Alfonsisten), Karlisten und Klerikalen, etwa 60—70 der republikanischen Partei, die weit überwiegende Mehrzahl aber den monarchisch gesinnten Progressisten und Demokraten angehörten. Am 3. März wurde von den Cortes ein Ausschuß von 15 Mitgliedern erwählt, um den Entwurf einer neuen Staatsverfassung auszuarbeiten. Diese Kommission unter Vorsitz von Olozaga, hatte ihre Aufgabe bis zum 30. März gelöst, und 6. April kam der Entwurf in den Cortes zur Beratung. In der Schlußabstimmung vom 1. Juni 1869 wurde die neue Verfassung, welche die monarchische Regierungsform beibehielt, mit 214 gegen 56 republikanische Stimmen angenommen und 6. Juni feierlich verkündigt, auch von den Mitgliedern der Exekutive beschworen. Unmittelbar darauf wurde der Entwurf eines Regentschaftsgesetzes von dem Verfassungsausschuß eingebracht und nach kurzer Verhandlung angenommen. Am 15. Juni wählten die Cortes mit 193 gegen 45 Stimmen den Marschall Serrano zum Regenten des Königreichs bis zur Wiederbesetzung des Throns. Am 18. Juni leistete Serrano den Eid als Regent vor der Cortesversammlung; zugleich erfolgte eine Modifikation des Kabinetts, in welchem Prim die Präsidentschaft und das Kriegswesen übernahm.

Darauf suchte die span. Regierung einen Kandidaten für den erledigten Thron zu gewinnen. Serrano, Topete und die Liberale Union waren für den Herzog von Montpensier, der seinen Wohnsitz wieder in Sevilla nahm. Aber Prim und die Progressisten waren gegen diesen Prinzen, der überdies niemals verstanden hatte, sich bei den Spaniern populär zu machen. Auch Napoleon III. bot alles auf, um die Thronbesteigung eines Orléans zu verhindern. Andererseits ward die Idee einer «Iberischen Union» zwischen S. und Portugal mit größter Entschiedenheit von den Portugiesen zurückgewiesen. Nun wurden Verhandlungen in Florenz angeknüpft, wo man den zweiten Sohn oder den Neffen Victor Emanuels II., den Herzog Amadeus (s. d.) von Aosta oder den Herzog Thomas von Genua im Auge hatte. Aber erstere Kandidatur wollte der ital. König nicht gestatten, weil sein ältester Sohn, der Kronprinz, damals noch keine Nachkommenschaft besaß, und gegen die zweite war die Mutter des Prinzen. Aus diesen unsichern Zuständen suchten die Karlisten und Republikaner Gewinn zu ziehen. Der Prätendent Karl VII. erhob einen Aufstand in den Provinzen, fand aber wenig Anhang; die zerstreuten Banden wurden binnen kurzer Zeit von den Regierungstruppen auseinandergesprengt (Juli bis August). Nicht besser erging es den republikanischen Schilderhebungen, die an verschiedenen Stellen stattfanden. Mit Rücksicht darauf hatte der Regent bereits 21. Juli den Kriegszustand über ganz S. verhängt, und die wieder zusammentretenden Cortes genehmigten 6. Okt. dieses Dekret, nachdem die republikanischen Abgeordneten sämtlich unter Protest den Saal verlassen hatten. Die Aufständischen wurden auf allen Punkten geschlagen, die Städte Barcelona, Saragossa, Valencia genommen. Bis Ende Oktober war die Ruhe überall wiederhergestellt, und nachdem die republikanischen Abgeordneten 27. Nov. ihre Plätze wieder eingenommen hatten, setzten die Cortes 15. Dez. 1869 die suspendierten konstitutionellen Garantien wieder in Kraft.

Unter diesen Umständen schien der Herzog von Montpensier an Aussichten zu gewinnen. Ein von Castelar und der republikanischen Partei gestellter Antrag, sämtliche Bourbonen mit Einschluß der Orléans vom span. Throne auszuschließen, ward in den Cortes abgelehnt (24. Jan. 1870). In einem Streite mit dem excentrischen Infanten Heinrich von Bourbon erschoß Montpensier letztern im Duell (12. März). Prim knüpfte, nachdem Marschall Espartero abgelehnt hatte, insgeheim Unterhandlungen mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern an. Die Cortes beschlossen 7. Juni, daß zu einer gültigen Königswahl absolute Mehrheit nicht bloß der anwesenden, sondern der gewählten Cortesmitglieder erforderlich sein sollte. Damit war die Kandidatur Montpensiers unmöglich. Anfang Juli erklärte Erbprinz Leopold, welcher 1869 die ihm angebotene Krone abgeschlagen hatte, sich bereit, die Kandidatur anzunehmen, und der Ministerrat unter Vorsitz des Regenten beschloß einstimmig (2. Juli 1870), denselben den Cortes vorzuschlagen. Kaum war dieser Beschluß dem pariser Hofe mitgeteilt, so sprach der Minister Herzog von Gramont im Gesetzgebenden Körper: «Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze.» Erbprinz Leopold entsagte darauf 12. Juli seiner Thronbewerbung, «um nicht eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen», und die span. Regierung erklärte sich 13. Juli damit einverstanden. Als trotzdem bald darauf der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, verkündigte S. seine Neutralität.

Als Prim abermals dem Herzog Amadeus von Aosta die span. Krone antragen ließ, erklärte dieser, mit Genehmigung seines königl. Vaters, Victor Emanuel II., sich bereit, die Kandidatur anzunehmen (2. Nov.). Am 16. Nov. fand die Königswahl durch die Cortes statt; 191 Stimmen (18 mehr als

(17. Jan. 1864) und Mon (März 1864) lösten sich rasch ab und trieben auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung reaktionäre Politik. Am 16. Sept. 1864 bildete Narvaez wieder ein Moderado-Kabinett. Sofort wurde Maria Christina nach zehnjähriger Verbannung wieder nach Madrid berufen. Das neuerworbene San-Domingo hatte sich bereits 20. Aug. 1863 wieder gegen die span. Herrschaft erhoben. Alle Versuche S.s, die Insel wieder zu erobern, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande der Aufständischen. Mit Zustimmung der Cortes wurde 5. Mai 1865 die span. Oberhoheit über San-Domingo aufgegeben. Ein mit Peru ausgebrochener Zwiespalt, infolge dessen ein span. Geschwader die Chincha-Inseln occupierte, wurde durch den Frieden vom 27. Jan. 1865 beigelegt. Den Cortes ward von Narvaez ein neues Preßgesetz mit sehr strengen Strafbestimmungen unterbreitet, und zugleich begannen Verfolgungen gegen die oppositionellen Beamten. Am 19. Juni 1865 mußte Narvaez vor der allgemeinen Unzufriedenheit zurücktreten. Marschall O'Donnell wurde Ministerpräsident und Marschall Serrano Generalkapitän von Madrid. Damit begann ein Umschwung in liberaler Richtung. Der aufgelöste Municipalrat von Madrid wurde wieder eingesetzt; die Presse erhielt Amnestie und größere Freiheit; ein neues Wahlgesetz ermäßigte den Census bis auf die Hälfte; der sistierte Verkauf der Kirchengüter ward wieder aufgenommen und energisch betrieben. Gleichzeitig gab es neue Händel mit den südamerik. Republiken. Wegen angeblicher Verletzung der Neutralität während des span.-peruan. Zwiespalts hatte S. von Chile Genugthuung gefordert. Als diese verweigert ward, erklärte der span. Admiral Pareja 24. Sept. die Häfen Chiles in Blockadezustand, worauf Chile mit einer Kriegserklärung antwortete. Peru, Ecuador und Bolivia schlossen mit Chile ein Bündnis gegen S. Da in diesem weit entlegenen Seekriege weder Ehre noch Vorteil zu gewinnen war, verließ Admiral Ruñez die dortige Küste, nachdem er zuvor 31. März 1866 Valparaiso und 2. Mai Callao bombardiert hatte. Auf diese Gewaltthaten antwortete Peru und Chile (im Juni) mit der Ausweisung sämtlicher Spanier. Die verbündeten vier Republiken lehnten die brit.-franz. Vermittelung ab und beschlossen ihrerseits die Feindseligkeiten fortzusetzen.

Die Neuwahlen vom 1. Dez. 1865 verschafften der Regierung eine große Mehrheit, da die Mehrzahl der Demokraten, Progressisten und auch viele Moderados sich der Wahl enthielten. Der Aufstand des Generals Prim 3. Jan. 1866 scheiterte an der geringen Beteiligung des Volks, und der Militäraufstand vom 22. Juni 1866 in Madrid wurde von O'Donnell durch die strengsten Maßregeln niedergeschlagen. Die Cortes bewilligten auf Antrag des Ministeriums die vollständige Suspendierung der konstitutionellen Garantien. Am 11. Juli verabschiedete Königin Isabella das Ministerium O'Donnell, und Narvaez, den Liberalen weniger verhaßt als der abtrünnige O'Donnell, bildete ein Moderado-Kabinett, in dem Gonzalez Bravo das Innere übernahm. Die neue Regierung war bemüht durch die strengsten militärischen und polizeilichen Maßregeln die Anarchie zu bändigen. Aber als im Dezember die Cortes zusammentraten, erhob sich eine heftige Opposition, und 137 Abgeordnete unterzeichneten eine Adresse an die Königin, worin das Militär- und Polizeiregiment des Marschalls Narvaez auf das schärfste getadelt wurde. Darauf ließ dieser in der Nacht vom 29. bis 30. Dez. eine Anzahl Deputierter, darunter den Präsidenten der Zweiten Kammer, Rios Rosas, verhaften. Dasselbe Schicksal traf den Präsidenten des Senats, Marschall Serrano, weil er in einer Audienz bei der Königin Vorstellungen erhoben. Die Verhafteten wurden nach den Canarischen Inseln und den Presidios an der nordafrik. Küste transportiert. Viele andere hervorragende Persönlichkeiten, darunter O'Donnell, entflohen ins Ausland. Ein königl. Dekret vom 30. Dez. 1866 löste die Cortes auf und ordnete Neuwahlen im März an. Es gelang der Regierung, die Wahlen nach Wunsch zu leiten, und 12. April 1867 bewilligten die neuen Cortes dem Ministerium Narvaez die nachgesuchte Indemnität für alle angeordneten Maßregeln.

Als Narvaez 23. April 1868 starb, übernahm Gonzalez Bravo-Murillo den Vorsitz im Kabinett, hatte aber als Nichtmilitär fast die ganze Armee gegen sich. Im Juli sollte ein großer Militäraufstand ausbrechen. Der Minister ließ daher 7. Juli die bedeutendsten Generale, darunter Marschall Serrano und Dulce, nach den Canarischen Inseln abführen und sogar den in Sevilla residierenden Schwager der Königin, Herzog von Montpensier, aus S. ausweisen. Der Herzog und seine Gemahlin Infantin Maria Luisa schifften sich nach Lissabon ein. Isabella glaubte sich an Napoleon III. noch inniger als bisher anschließen zu müssen, und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft auf den 18. und 19. Sept. in den beiden Grenzorten Biarritz und San-Sebastian. Während die Königin in San-Sebastian verweilte, brach die Revolution aus. Nach längern Unterhandlungen hatten die Führer der oppositionellen Parteien (der Liberalen Union, der Progressisten und der Demokraten) sich geeinigt, einen entscheidenden Schlag gegen die immer drückender werdende Günstlingsherrschaft zu führen. Die verbannten Generale wurden von den Canarischen Inseln abgeholt und trafen, zugleich mit Prim, 18. Sept. im Hafen von Cadiz ein, Kontreadmiral Topete schloß sich mit der ganzen Flotte an sie an, Cadiz, ganz Andalusien traten bei, Serrano rückte mit den abgefallenen Truppen gegen Madrid vor, schlug 29. Sept. bei Alcolea die königl. Truppen unter Novaliches, worauf alle größern Städte, auch Madrid, sich für die Revolution erklärten. Nun gab Isabella, welche Gonzalez Bravo entlassen und 22. Sept. General Concha zum Ministerpräsidenten ernannt hatte, ihre Sache verloren, trat 30. Sept. nach Frankreich über, begab sich zunächst nach dem Schlosse Pau, von wo aus sie einen Protest gegen die Revolution veröffentlichte (3. Okt. 1868), und nahm 6. Nov. ihren Aufenthalt in Paris. Durch Napoleons Einfluß dankte sie am 25. Juni 1870 förmlich zu Gunsten ihres Sohnes Alfons ab. Andererseits veranlaßte der Sturz Isabellas die Nachkommenschaft des Don Carlos, ihre Ansprüche auf den span. Thron zu erneuern. Der Infant Juan verzichtete 3. Okt. 1868 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Don Carlos, Herzogs von Madrid, welcher seitdem als Kronprätendent (Karl VII., geb. 30. März 1848) auftrat.

Am 3. Okt. zog Serrano mit seinen siegreichen Truppen in Madrid ein. Die Regierungsjunta der Hauptstadt betraute ihn mit der Bildung eines provisorischen Ministeriums. In diesem übernahm

Serrano die Präsidentschaft, Prim das Kriegswesen, Topete die Marine (8. Okt.). Die verschiedenen Revolutionsjunten lösten sich auf. Durch ein Dekret der Regierung vom 12. Okt. wurde der Jesuitenorden, 19. Okt. viele Klöster aufgehoben; 11. Nov. ward die Bewilligung zum Bau der ersten prot. Kirche in Madrid erteilt. Auch in Betreff des Schulwesens, der Gemeindeordnung, der Presse, des Versammlungsrechts u. s. w. ergingen liberale Verfügungen und Zusagen. Bedenklich waren die republikanischen Kundgebungen im Süden des Landes, welche an manchen Orten blutige Konflikte hervorriefen. Viele Freiwillige ließen sich zum Kriegsdienst auf Cuba anwerben, wo ein blutiger Aufstand ausgebrochen war. Die Finanzen S.s waren in größter Zerrüttung; auf eine zum Belaufe von 2000 Mill. Realen ausgeschriebene Anleihe wurden kaum 500 Mill. gezeichnet.

Am 10. Nov. wurde für die einzuberufenden konstituierenden Cortes ein auf dem allgemeinen Wahlrecht basierendes Wahlgesetz verkündigt, und ein Dekret der provisorischen Regierung vom 6. Dez. setzte die Corteswahlen auf den 15. bis 17. Jan. 1869, die Eröffnung der konstituierenden Versammlung auf den 10. Febr. an. Während Prim, Serrano, Topete u. s. w. sich für die konstitutionelle Monarchie aussprachen, suchten insbesondere Orense und Castelar für den Gedanken einer demokratischen Föderativrepublik Propaganda zu machen. Das Ergebnis der Wahlen war, daß von 354 Abgeordneten kaum 30 den gestürzten Parteien der Isabellisten (Alfonsisten), Karlisten und Klerikalen, etwa 60—70 der republikanischen Partei, die weit überwiegende Mehrzahl aber den monarchisch gesinnten Progressisten und Demokraten angehörten. Am 3. März wurde von den Cortes ein Ausschuß von 15 Mitgliedern erwählt, um den Entwurf einer neuen Staatsverfassung auszuarbeiten. Diese Kommission unter Vorsitz von Olozaga, hatte ihre Aufgabe bis zum 30. März gelöst, und 6. April kam der Entwurf in den Cortes zur Beratung. In der Schlußabstimmung vom 1. Juni 1869 wurde die neue Verfassung, welche die monarchische Regierungsform beibehielt, mit 214 gegen 56 republikanische Stimmen angenommen und 6. Juni feierlich verkündigt, auch von den Mitgliedern der Exekutive beschworen. Unmittelbar darauf wurde der Entwurf eines Regentschaftsgesetzes von dem Verfassungsausschuß eingebracht und nach kurzer Verhandlung angenommen. Am 15. Juni wählten die Cortes mit 193 gegen 45 Stimmen den Marschall Serrano zum Regenten des Königreichs bis zur Wiederbesetzung des Throns. Am 18. Juni leistete Serrano den Eid als Regent vor der Cortesversammlung; zugleich erfolgte eine Modifikation des Kabinetts, in welchem Prim die Präsidentschaft und das Kriegswesen übernahm.

Darauf suchte die span. Regierung einen Kandidaten für den erledigten Thron zu gewinnen. Serrano, Topete und die Liberale Union waren für den Herzog von Montpensier, der seinen Wohnsitz wieder in Sevilla nahm. Aber Prim und die Progressisten waren gegen diesen Prinzen, der überdies niemals verstanden hatte, sich bei den Spaniern populär zu machen. Auch Napoleon III. bot alles auf, um die Thronbesteigung eines Orléans zu verhindern. Andererseits ward die Idee einer «Iberischen Union» zwischen S. und Portugal mit größter Entschiedenheit von den Portugiesen zurückgewiesen. Nun wurden Verhandlungen in Florenz angeknüpft, wo man den zweiten Sohn oder den Neffen Victor Emanuels II., den Herzog Amadeus (s. d.) von Aosta oder den Herzog Thomas von Genua im Auge hatte. Aber erstere Kandidatur wollte der ital. König nicht gestatten, weil sein ältester Sohn, der Kronprinz, damals noch keine Nachkommenschaft besaß, und gegen die zweite war die Mutter des Prinzen. Aus diesen unsichern Zuständen suchten die Karlisten und Republikaner Gewinn zu ziehen. Der Prätendent Karl VII. erhob einen Aufstand in den Provinzen, fand aber wenig Anhang; die zerstreuten Banden wurden binnen kurzer Zeit von den Regierungstruppen auseinandergesprengt (Juli bis August). Nicht besser erging es den republikanischen Schilderhebungen, die an verschiedenen Stellen stattfanden. Mit Rücksicht darauf hatte der Regent bereits 21. Juli den Kriegszustand über ganz S. verhängt, und die wieder zusammentretenden Cortes genehmigten 6. Okt. dieses Dekret, nachdem die republikanischen Abgeordneten sämtlich unter Protest den Saal verlassen hatten. Die Aufständischen wurden auf allen Punkten geschlagen, die Städte Barcelona, Saragossa, Valencia genommen. Bis Ende Oktober war die Ruhe überall wiederhergestellt, und nachdem die republikanischen Abgeordneten 27. Nov. ihre Plätze wieder eingenommen hatten, setzten die Cortes 15. Dez. 1869 die suspendierten konstitutionellen Garantien wieder in Kraft.

Unter diesen Umständen schien der Herzog von Montpensier an Aussichten zu gewinnen. Ein von Castelar und der republikanischen Partei gestellter Antrag, sämtliche Bourbonen mit Einschluß der Orléans vom span. Throne auszuschließen, ward in den Cortes abgelehnt (24. Jan. 1870). In einem Streite mit dem excentrischen Infanten Heinrich von Bourbon erschoß Montpensier letztern im Duell (12. März). Prim knüpfte, nachdem Marschall Espartero abgelehnt hatte, insgeheim Unterhandlungen mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern an. Die Cortes beschlossen 7. Juni, daß zu einer gültigen Königswahl absolute Mehrheit nicht bloß der anwesenden, sondern der gewählten Cortesmitglieder erforderlich sein sollte. Damit war die Kandidatur Montpensiers unmöglich. Anfang Juli erklärte Erbprinz Leopold, welcher 1869 die ihm angebotene Krone abgeschlagen hatte, sich bereit, die Kandidatur anzunehmen, und der Ministerrat unter Vorsitz des Regenten beschloß einstimmig (2. Juli 1870), denselben den Cortes vorzuschlagen. Kaum war dieser Beschluß dem pariser Hofe mitgeteilt, so sprach der Minister Herzog von Gramont im Gesetzgebenden Körper: «Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze.» Erbprinz Leopold entsagte darauf 12. Juli seiner Thronbewerbung, «um nicht eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen», und die span. Regierung erklärte sich 13. Juli damit einverstanden. Als trotzdem bald darauf der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, verkündigte S. seine Neutralität.

Als Prim abermals dem Herzog Amadeus von Aosta die span. Krone antragen ließ, erklärte dieser, mit Genehmigung seines königl. Vaters, Victor Emanuel II., sich bereit, die Kandidatur anzunehmen (2. Nov.). Am 16. Nov. fand die Königswahl durch die Cortes statt; 191 Stimmen (18 mehr als

die erforderliche absolute Majorität) fielen auf Amadeus, 63 für die Republik, 25 für Montpensier, die übrigen zersplitterten sich. Eine Kundgebung der span. Granden gegen die Königswahl fand ebenso wenig Beachtung wie die Proteste der Exkönigin Isabella II. 21. Nov. und des Prätendenten Karl VII. 8. Dez. Amadeus empfing 4. Dez. die Deputation der Cortes, welche ihm die Krone anbot. Vor seiner Ankunft in Madrid wurde der Ministerpräsident Prim das Opfer eines Attentats 27. Dez. und starb 30. Dez. 1870. Amadeus traf 2. Jan. 1871 in Madrid ein, wo er sogleich vor den Cortes den Eid auf die Verfassung leistete und, nachdem Serrano seine Regentengewalt in die Hände des Präsidenten Zorilla niedergelegt hatte, von letzterm als König proklamiert wurde. Darauf gingen die Konstituierenden Cortes auseinander. Alle auswärtigen Mächte erkannten den neuen König von S. an. Am 19. März hielt auch die neue Königin Maria, die durch Unwohlsein in Italien zurückgehalten war, ihren festlichen Einzug in Madrid. König Amadeus hatte als Fremdling einen harten Stand, der durch das alles zersetzende Parteiwesen noch viel schlimmer wurde. Unter der Fahne des Königtums rangen die monarchischen Parteien miteinander um den Besitz des Ministeriums; unter feindlichen Fahnen liefen die Karlisten und die Republikaner Sturm gegen das Königtum. Während des ersten Halbjahres 1871 behauptete sich ein Ministerium unter Serranos Vorsitz am Staatsruder; aber während des zweiten Halbjahres lösten drei verschiedene Kabinette (Zorilla, Malcampo, Sagasta) und 1872 vier Ministerien (Sagasta, Topete, Serrano, Zorilla) einander ab. In den Cortes stellte Castelar den Antrag auf Herstellung der Republik, die Karlisten verlangten die Annullierung der Königswahl. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1872, als das Königspaar von einem Ausfluge nach dem Palast zurückfuhr, ward der königl. Wagen von Meuchelmördern beschossen; doch blieben Amadeus I. und Königin Maria unverletzt. Auch diesmal vermochte man, wie bei dem Attentat auf Prim, die eigentlichen polit. Anstifter des Verbrechens nicht zu entdecken.

Zur Bekämpfung der karlistischen Aufstände wurde Serrano zum Oberkommandanten der bask. Provinzen ernannt. Dieser schlug die Karlisten 4. Mai 1872 bei Oroquieta, nötigte Don Carlos zur Flucht nach Frankreich und gewährte in der Konvention von Amorovieta 24. Mai selbst den zu den Karlisten übergegangenen königl. Offizieren volle Amnestie. Zu gleicher Zeit fanden in mehrern Provinzen republikanische Aufstände statt. König Amadeus, welcher weder in Madrid noch auf seinen Rundreisen in den Provinzen viel Sympathie fand und kein konstitutionelles Mittel sah, um das Land vor den Gefahren des Parteiwesens zu retten, erklärte schon im Herbst 1872 seinen Entschluß, die Krone niederzulegen. Auf das Zureden des Ministerpräsidenten Zorilla harrte er noch einige Zeit aus. Da aber die Zustände sich nicht besserten und die Artillerieoffiziere sich weigerten, unter dem vom König ernannten General Hidalgo zu dienen, teilte er 8. Febr. 1873 Zorilla seinen unwiderruflichen Entschluß der Abdankung mit, erließ 11. Febr. eine Abdankungsbotschaft an den Kongreß und reiste am 12. mit seiner Familie von Madrid ab, um über Lissabon nach Italien zurückzukehren.

Der Kongreß erklärte sich sofort 11. Febr. für die Republik und wählte am 12. zur Handhabung der Exekutivgewalt ein Ministerium, in welchem die vier Republikaner Figueras, Castelar, Pi y Margall, Nicolas Salmeron die Präsidentschaft, das Auswärtige, das Innere, die Justiz übernahmen. Das Programm der neuen Machthaber lautete: «Föderativrepublik für S. mit Selbstverwaltung der einzelnen Staaten, Unterdrückung der Centralisation, Aufhebung des stehenden Heers, absolute Trennung von Kirche und Staat, Proklamierung der Menschenrechte auf dem Boden einer demokratischen Verfassung und unter der Gewalt der Gesetze.» Die Cortes wurden aufgelöst und auf 1. Juni neue konstituierende Cortes berufen. Diese erklärten sich 8. Juni für die Föderativrepublik und ließen einen Verfassungsentwurf ausarbeiten, in welchem obige Grundsätze aufgenommen waren. Damit waren die Intransigentes noch nicht zufrieden: sie wollten nicht bloß die Republik, sondern auch einen sozialen Umsturz. Da sie ihre Forderungen in den Cortes nicht durchsetzen konnten, verließen sie dieselben und erhoben in den südlichen Städten die rote Fahne. Die Ministerien und Präsidenten wechselten rasch. Auf Figueras folgte als Präsident der Exekutive 11. Juni Pi y Margall, 19. Juli Nicolas Salmeron, 7. Sept. Castelar. Letzterer sah sich bereits einem solchen polit. Chaos gegenübergestellt, daß er sich von den Cortes unbedingte Vollmachten für militärische und polit. Maßregeln übertragen ließ, die Beratung des Verfassungsentwurfs verschob und die Vertagung der Cortes vom 18. Sept. bis 2. Jan. durchsetzte. Damit hatte er die Diktatur in den Händen. Er brauchte sie, um die sich auftürmenden Gefahren zu beseitigen. Im Norden machte Don Carlos und sein Bruder Don Alfonso an der Spitze der Karlisten bedeutende Fortschritte; im Süden bildeten sich in einzelnen Städten Kommunen, welche der Regierung den Gehorsam aufkündigten; alle Disciplin im Heere löste sich auf, Soldaten schossen auf ihre Offiziere, Generale gingen zu den Aufständischen über. Die Städte Alcoy, Sevilla, Cadiz, Valencia mußten mit Gewalt genommen werden, andere ergaben sich den anrückenden Generalen. Am längsten dauerte der Widerstand in der Seefestung Cartagena, wo General Contreras an der Spitze eines Wohlfahrtsausschusses stand, als Präsident der Republik Murcia Diplomatie mit fremden Konsuln anzuknüpfen suchte, die benachbarten Hafenstädte Almeria und Alicante bombardierte und brandschatzte. Durch diese Piratenzüge kam er in Konflikt mit fremden Kriegsschiffen, und der deutsche Kapitän Werner, unterstützt von einem engl. Kapitän, nahm ihm zwei Kriegsschiffe weg. Cartagena, von der Landseite eingeschlossen und bombardiert, ergab sich erst nach viermonatlicher Belagerung 12. Jan. 1874 dem Regierungsgeneral Lopez Dominguez, nachdem Contreras mit der Revolutionsjunta auf einem Kriegsdampfer die schwache Blockade durchbrochen und nach Algier sich geflüchtet hatte.

Bei dem Wiederzusammentritt der Cortes 2. Jan. 1874 bezeichnete der Cortespräsident Nic. Salmeron das Verfahren Castelars gegen die Aufständischen als unrepublikanisch und bewirkte, daß das beantragte Dankesvotum an die Regierung abgelehnt wurde, worauf Castelar seine Entlassung einreichte. Bevor es zu weitern Verhandlungen kam, wurden am Morgen des 3. Jan. die Cortes vom Generalkapitän von Madrid, Pavia, gesprengt und von den Männern, welche 1868 Isabella gestürzt hatten,

eine neue Regierung eingesetzt, in der Serrano die Präsidentschaft, Sagasta das Auswärtige, Topete die Marine übernahm. Durch Dekret vom 26. Febr. nahm Serrano den Titel «Präsident der Exekutivgewalt der Republik» an, und die Ministerpräsidentschaft übernahm zuerst General Zabala, 4. Sept. Sagasta. Republikanische Aufstände gegen die neue Regierung wurden rasch bewältigt und mit Energie gegen die Karlisten vorgegangen. Diese hielten die wichtige Festung Bilbao eng cerniert, nahmen die dazugehörige Hafenstadt Portugalete, zwangen den General Moriones, der in Biscaya eindrang, 24. Dez. 1873 zur Einschiffung in San-Sebastian und nötigten ihn, als er aufs neue vordrang, durch die Niederlage bei Sommorrostro 24. Febr. 1874 zum Rückzug. Nun eilte Serrano selbst herbei, konnte zwar in den Kämpfen vom 25. und 26. März die feste Stellung der Karlisten bei Sommorrostro nicht durchbrechen, holte aber Verstärkungen, griff 28. April aufs neue an und zwang den Feind 1. Mai, alle seine Stellungen aufzugeben, die Cernierung Bilbaos aufzuheben und Portugalete zu räumen. Aber General Concha, welchem Serrano den Oberbefehl übergab, wurde bei seinem Angriff auf die von Dorregaray verteidigten Höhen von Estella 25. bis 27. Juni, zurückgeschlagen und fiel. Die Karlisten beuteten ihren Sieg strategisch nicht aus, ließen aber eine Menge Gefangener (dabei den frühern preuß. Hauptmann und damaligen Kriegskorrespondenten A. Schmidt) erschießen. Auch Don Alfonso, welcher in Catalonien operierte und 15. Juli die castil. Stadt Cuenca eroberte, befleckte seinen Namen durch Mord und Plünderung. Auf Betrieb des Fürsten Bismarck, welcher die Ermordung des Hauptmanns Schmidt nicht gleichgültig hinnahm, erkannten alle Mächte, außer Rußland, Serranos Regierung an und nahmen die diplomatischen Verbindungen mit S. wieder auf. Der Konflikt mit den Vereinigten Staaten, der darüber ausbrach, daß ein span. Kriegsschiff das amerik. Schiff Virginius, das den Insurgenten von Cuba Mannschaft und Munition zuführte, wegnahm und ein Teil der Mannschaft erschossen wurde, wurde im Washingtoner Vertrag vom 29. Nov. 1873 durch S.s Nachgiebigkeit beigelegt. Den Oberbefehl über die Nordarmee übernahm im Sept. 1874 General Laserna. Derselbe schlug 10. und 11. Nov. die Karlisten, befreite die von ihnen cernierte Festung Irun, konnte aber keine weitern Erfolge erringen. Da aber ohne Vernichtung des Karlismus S. zu keiner Ruhe kam, eilte Serrano aufs neue herbei, um an der Spitze von vier Armeekorps einen umfassenden Angriff auf die feindlichen Stellungen zu machen und die Karlisten nach der franz. Grenze zurückzudrängen.

Bevor der Plan zur Ausführung kam, proklamierte General Martinez Campos 29. Dez. 1874 in Murviedro den Sohn der Exkönigin Isabella als König Alfons XII. von S. Die Armee sprach sich für Alfons aus. Das Ministerium Sagasta dankte 30. Dez. ab, Serrano legte den Oberbefehl und die Präsidentschaft nieder, ein Regentschaftsministerium unter Canovas del Castillo bildete sich 31. Dez. Der noch nicht 18jährige König Alfons reiste 6. Jan. 1875 von Paris ab und hielt 14. Jan. seinen Einzug in Madrid. Das Ministerium Canovas, vom König bestätigt, hob Geschworenengerichte, Civilehe und Lehrfreiheit auf, beschränkte die Freiheit der Presse und die freie Religionsübung der Protestanten und gab dem Klerus die noch nicht verkauften Kirchengüter zurück. Dadurch sollten die Konservativen und Klerikalen gewonnen und dem Karlismus in diesen Kreisen Konkurrenz gemacht werden. Einer Versammlung von 39 Notabeln wurde ein Verfassungsentwurf zur Beratung vorgelegt. Darin war zwar der Grundsatz der Kultusfreiheit ausgesprochen, aber durch eine sehr unbestimmte Fassung des Art. 11 der Willkür und Unduldsamkeit der Geistlichkeit und Beamten Thür und Thor geöffnet. Die päpstl. Kurie protestierte gegen diesen Artikel und berief sich darauf, daß Canovas ihr die Wiederherstellung des Konkordats von 1851 versprochen habe. Letzterer reichte daher 11. Sept. seine Entlassung ein, worauf Kriegsminister Jovellar die Präsidentschaft des Ministeriums übernahm und sofort Unterhandlungen mit dem Vatikan eröffnete, worin er die Unmöglichkeit der Wiederherstellung der kath. Glaubenseinheit nachwies. Der Vatikan zeigte sich nachgiebig, und nun übernahm 3. Dez. Canovas wieder die Ministerpräsidentschaft und Jovellar wurde zum Generalgouverneur von Cuba ernannt.

Der Krieg gegen die Karlisten dauerte zunächst ohne entscheidende Erfolge fort. General Laserna eröffnete den Feldzug mit einem Vormarsch gegen Estella. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde er 3. Febr. 1875 geschlagen und zum Rückzug genötigt. Den Oberbefehl übernahm nun General Quesada. Durch die Kapitulation der Festung Seo de Urgel 26. Aug. wurde Catalonien von den Karlisten befreit. Quesada zog 8. Juli in dem von den Karlisten bedrohten Vittoria ein, entsetzte 24. Nov. Pamplona und traf 22. Dez. in Tafalla ein, um mit einer Armee von 100000 Mann einen entscheidenden Schlag zu führen. Cabrera hatte sich bereits in einem Schreiben vom 11. März dem König Alfons unterworfen, über 200 karlistische Offiziere traten nach Frankreich über; andere erklärten sich für Alfons. Es bedurfte nur einer letzten Kraftanstrengung, um das karlistische Heer vollends zu vernichten. General Quesada nahm 29. Jan. 1876 Villa Real, 5. Febr. Durango, 19. Febr. Estella; König Alfons eilte selbst herbei und übernahm den Oberbefehl, hielt 28. Febr. seinen Einzug in Pamplona, während am gleichen Tage Don Carlos, welcher mit noch 2000 Mann im Thale von Roncesvalles stand, über die Brücke bei Arneguy ging und den franz. Boden betrat.

Inzwischen waren die 20. Jan. 1876 neu gewählten Cortes vom König 15. Febr. eröffnet worden. Der Gesetzentwurf über die Aufhebung der Fueros der baskischen Provinzen wurde 19. Juli angenommen. Der Verfassungsentwurf samt dem dehnbaren Kultusartikel wurde 24. Mai mit 285 gegen 40 Stimmen genehmigt. Der finanziellen Zerrüttung suchte der Finanzminister Salaverria dadurch abzuhelfen, daß er die Verzinsung der Staatsschulden bis zum 1. Mai 1877 sistierte, von da an nur einen Teil der Zinsen zahlte, den Beamten 25 Proz. Gehaltsabzüge machte und die außerordentliche Kriegssteuer beibehielt. Als König Alfons mit der dritten Tochter des Herzogs von Montpensier, Donna Mercedes (geb. 24. Juni 1860), sich verlobte, verließ Isabella, welche seit 1876 in Sevilla gewohnt hatte, im Herbst 1877 S., ließ sich wieder in Paris nieder und söhnte sich dort in demonstrativer Weise mit Don Carlos aus. Die Vermählung des Königs fand 23. Jan. 1878 in

Madrid statt; aber schon 26. Juni starb die Königin. Am 25. Okt., als König Alfons von einer Reise nach den nördl. Provinzen nach Madrid zurückkehrte, feuerte ein Böttcher Namens Oliva y Moncasi eine Pistole auf ihn ab. Die Kugel traf den König nicht; Moncasi wurde festgenommen. Alle Anzeichen und Aussagen wiesen darauf hin, daß letzterer der in Spanien sehr verbreiteten Internationale angehörte. Der Verbrecher wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Nach der Niederschlagung des Karlismus war die nächste Aufgabe der Regierung die Bewältigung des Aufstandes in Cuba. Es wurden bedeutende Verstärkungen dahin geschickt, und die Regierung erklärte, den Interventionsgelüsten des Kabinetts von Washington gegenüber, daß sie vollständig in der Lage sei, den Aufstand zu unterdrücken, und daß sie, sobald dieses Ziel erreicht sei, die Sklaverei, welche durch Cortesbeschluß vom 22. März 1873 auf Portorico abgeschafft worden war, auch auf Cuba abschaffen werde. Viele Aufständische boten dem Generalgouverneur Jovellar ihre Unterwerfung an. Im April 1878 war der größte Teil der Insel pacifiziert und der Aufstand konnte als erloschen angesehen werden.

Die Ausführung der die Sklaverei betreffenden Abmachungen veranlaßte eine Ministerkrisis. General Martinez Campos, welcher den Aufständischen weitgehende Versprechungen gemacht hatte, legte dem Ministerium die ihm für Cuba nötig scheinenden Reformvorschläge vor. Da Canovas dieselben den Cortes gegenüber nicht vertreten wollte, so nahm er 3. März 1879 seine Entlassung. Martinez Campos bildete ein neues Kabinett, löste die Cortes auf und erhielt bei den Neuwahlen eine Mehrheit. Aber seine Vorschläge, welche Cuba größere wirtschaftliche Freiheit verschaffen sollten, erregten eine Spaltung im Kabinett, was den Rücktritt desselben veranlaßte. Canovas übernahm 9. Dez. 1879 aufs neue die Ministerpräsidentschaft, sah aber bald, daß die Opposition gegen sein klerikales Regierungssystem im Wachsen begriffen sei. Das Gesetz, welches die nähern Bestimmungen über die Abschaffung der Sklaverei enthielt, ward von den Cortes 21. Jan. 1880 fast einstimmig angenommen und vom König bestätigt.

Inzwischen hatte sich König Alfons zum zweiten mal vermählt, und zwar 29. Nov. 1879 mit der Erzherzogin Marie Christine von Österreich (geb. 21. Juli 1858); diese wurde 11. Sept. 1880 und 13. Nov. 1882 von Prinzessinnen entbunden. Am 30. Dez. 1879 wurden auf das Königspaar, welches von einer Spazierfahrt nach dem Palast zurückkehrte, zwei Revolverschüsse aus nächster Nähe abgefeuert. Die Majestäten blieben unverletzt. Der Attentäter, Namens Otero, ein Zuckerbäcker aus Galicien, wurde sofort ergriffen und hingerichtet. Die Einwanderung und Niederlassung der 1880 aus Frankreich ausgewiesenen Jesuiten wurde von Canovas, im Widerspruch mit den Gesetzen, geduldet. Die 15. Mai 1880 in Madrid eröffnete Marokko-Konferenz, an welcher die Bevollmächtigten von 11 Staaten teilnahmen, unterzeichnete 3. Juli eine Konvention mit Marokko, wodurch die Bedingungen, unter welchen die Konsuln fremder Mächte marokkanische Unterthanen unter ihre Schutzbefohlenen sollten aufnehmen dürfen, festgestellt und die Verhältnisse der fremden Schutzgenossen in Marokko geregelt wurden. Die Weigerung des Königs, den Gesetzentwurf über die Konvertierung der amortisierbaren Schuld zu unterzeichnen, führte 8. Febr. 1881 einen Kabinettswechsel herbei. Canovas nahm seine Entlassung und Sagasta, der Führer der gemäßigten Liberalen, übernahm in dem neuen Kabinett die Präsidentschaft. Die Cortes wurden aufgelöst, Amnestie für Preßvergehen erlassen, allen ausgewanderten Spaniern die Rückkehr gestattet und auf dem Gebiete des Unterrichtswesens liberale Einrichtungen getroffen. Die von der Regierung vorgelegten Gesetze über Steuerreform und einen span.-franz. Handelsvertrag wurden von den Cortes 1882 genehmigt. Republikanische Kundgebungen in Barcelona und karlistische Verschwörungen wurden 1882 rasch unterdrückt, der deutsch-span. Handelsvertrag 1883 angenommen, der republikanische Militäraufstand in Badajoz 5. Aug. 1883 sofort bewältigt. Darauf trat König Alfons, welcher sich zur deutschen Politik und zur deutsch-österr. Allianz hinneigte, in Begleitung des Ministers des Auswärtigen, Marquis de la Vega de Armijo, eine Reise nach Deutschland und Österreich an. Er traf 9. Sept. 1883 in Wien ein und reiste nach einem Aufenthalt von einigen Tagen zu den Manövern von Homburg, welche in Anwesenheit des Kaisers Wilhelm, der preuß. Prinzen und mehreren auswärtigen Fürsten stattfanden. Der Kaiser ernannte den König Alfons 22. Sept. zum Chef des in Straßburg garnisonierenden 15. preuß. Ulanenregiments, in dessen Uniform derselbe bei den Manövern erschien. Daß der König diese in fürstl. Kreisen allgemein übliche Auszeichnung annahm, erregte den Chauvinismus der Franzosen in solchem Grade, daß jener, als er auf der Rückreise 29. Sept. in Paris eintraf, mit beleidigenden Zurufen empfangen wurde. Für diese Beleidigung erhielt der König von dem Präsidenten Grévy eine sehr ungenügende Genugthuung. Eine demonstrative Genugthuung war für den König der Gegenbesuch, welchen ihm der Kronprinz des Deutschen Reichs im Namen des Kaisers schon im folgenden Monat machte. Derselbe kam 22. Nov. in Valencia, 23. in Madrid an und hatte sich daselbst der besten Aufnahme seitens des Hofs und der Bevölkerung zu erfreuen. Er blieb in Madrid bis zum 7. Dez., besuchte noch das südliche S. und schiffte sich 14. Dez. in Barcelona nach Italien ein.

Die Reise des Königs und die Vorfälle in Paris hatten Meinungsverschiedenheiten in dem Ministerium Sagasta veranlaßt. Es nahm 10. Okt. 1883 seine Entlassung. Der Kammerpräsident Possada de Herrera übernahm in dem neuen Kabinett, in welchem vier Mitglieder der dynastischen Linken sich befanden, die Präsidentschaft. Dieses Kabinett, welches die Einführung des allgemeinen Stimmrechts und die Reform der Verfassung in sein Programm aufnahm, fand in den Cortes keine Mehrheit, und zu einer Auflösung derselben gab der König seine Zustimmung nicht, da er von einer solchen eine Gefahr für die Monarchie fürchtete. Possada nahm infolge dessen seine Entlassung, und Canovas trat 18. Jan. 1884 wieder an die Spitze eines konservativen Ministeriums. Die Cortes wurden aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Eine militärische Verschwörung wurde im März in Madrid entdeckt, republikanische Banden in Catalonien und Navarra vernichtet. Zwischen S., Deutschland und England wurde im März 1885 bezüglich des Sulu-

Archipels ein Vertrag geschlossen, worin die Oberhoheit S.s über diese Inseln anerkannt und den beiden andern Staaten Handelsfreiheit zugestanden wurde. Aber die Nachricht, daß das deutsche Kanonenboot Iltis am 24. Aug. die deutsche Reichsflagge auf der Insel Yap, der Hauptinsel der Carolinen, aufgehißt habe und daß die zu dem nämlichen Zweck von Manila abgeschickten Kriegsschiffe zu spät gekommen seien, erregte in Madrid und in mehrern andern Städten einen Sturm der Entrüstung. Alle Parteien stimmten in die Verdammung der deutschen Reichsregierung ein; nur der König blieb ruhig und verständig. In der Nacht auf den 5. Sept. zog ein Haufe Menschen vor das deutsche Gesandtschaftshotel, riß Wappen und Fahnenstange ab und verbrannte dieselben. Aus diesen Vorfällen entwickelte sich eine längere diplomatische Korrespondenz zwischen Berlin und Madrid, in welcher Fürst Bismarck von S. thatsächliche Beweise dafür, daß die Carolinen früher unter S.s Oberhoheit gestanden seien, verlangte, während die span. Regierung um Entschuldigung für die Beschimpfung der deutschen Gesandtschaft bat und die Souveränetätsansprüche S.s auf die Carolinen aufrecht erhielt. Um die Streitfrage zur Lösung zu bringen, bat Fürst Bismarck den Papst Leo XIII., das Vermittleramt zu übernehmen. Dieser unterzog sich der Aufgabe und sprach sein Urteil dahin aus, daß er S. die Souveränetät über die Carolinen zugestand, dem deutschen Handel aber die ausgedehntesten Rechte sicherte. Beide Regierungen nahmen den vermittelnden Spruch des Papstes an und damit war der Streit beendigt.

Am 25. Nov. 1885 starb König Alfons XII. an der Schwindsucht, mit Hinterlassung seiner Gemahlin, Marie Christine, welche nun die Regentschaft übernahm, und zweier Töchter, der fünfjährigen Prinzessin Maria de la Mercedes und der dreijährigen Prinzessin Elisabeth. Ob die ältere Prinzessin als künftige Königin anerkannt werden sollte, hing davon ab, ob die Königin-Witwe, welche ihrer Niederkunft entgegensah, von einem Sohn oder einer Tochter entbunden werden würde. Das Ministerium Canovas gab seine Entlassung ein und Sagasta bildete 26. Nov. ein neues Kabinett, in welchem er selbst die Präsidentschaft, Marschall Jovellar das Kriegswesen übernahm. Da zu erwarten war, daß diese Verhältnisse von den Republikanern, Karlisten und Anarchisten zu Aufständen benutzt würden, so wurde über die drei Städte Barcelona, Cartagena und San-Sebastian der Belagerungszustand verhängt und Martinez Campos an die Spitze der Nordarmee gestellt. Zugleich wurde 3. Dez. im Ministerrat der Beschluß gefaßt, daß eine allgemeine Amnestie erlassen werden solle. Die Cortes wurden 26. Dez. wieder eröffnet, aber schon 6. Jan. 1886 aufgelöst.

Die Neuwahlen im April ergaben in der Kammer eine ministerielle Mehrheit von 310 Stimmen gegen 120 Oppositionsmitglieder, im Senat eine ministerielle Mehrheit von 136 Stimmen gegen 44. Bei der Eröffnung der Cortes 10. Mai verlas Sagasta die Thronrede, welche sich viel mit der sozialen und wirtschaftlichen Lage beschäftigte und eine Erweiterung des Wahlrechts in Aussicht stellte. Durch königl. Dekret vom 9. April wurden an den bedeutendsten span. Hafen- und Handelsplätzen Handelskammern errichtet, welche bei Abschluß von Handels- und Schiffahrtsverträgen, bei Zollreformplänen, bei Gründung von Handelsbörsen u. s. w. zu Rate gezogen werden sollten. Der republikanische Aufstand vom 11. Jan. in Cartagena, dessen Anstifter Zorilla war, wurde vom Militär sofort unterdrückt, wobei General Fajardo schwer verwundet wurde. Auch in Barcelona fand 19. April eine republikanische Kundgebung statt, die jedoch ohne das Einschreiten des Militärs verlief. Die Ermordung des Bischofs Izquierdo von Madrid 18. April war ein Akt der persönlichen Rache des Priesters Galeotto, welcher von jenem bestraft worden war. Große Freude in S. erregte die Nachricht, daß die Königin-Regentin 17. Mai von einem Prinzen entbunden worden war. Derselbe wurde sofort als König von S. proklamiert und erhielt bei seiner Taufe 22. Mai, wobei Papst Leo XIII. und Kaiserin Elisabeth von Österreich Paten waren, die Namen Alfons Leon und heißt als König Alfons XIII. Gegen die Proklamierung desselben zum König erhob Don Carlos 20. Mai einen Protest und erklärte, daß er niemals seinen Rechten auf den Thron von S. entsagen werde. Eine Schwester des verstorbenen Königs Alfons XII., die Infantin Eulalia, geb. 12. Febr. 1864, vermählte sich 6. März 1886 mit ihrem Vetter, dem Prinzen und span. Infanten Anton von Montpensier, geb. 23. Febr. 1866.

Litteratur. Masdeu, «Historia critica de España» (20 Bde., Madr. 1783—1809); Ortiz y Sanz, «Compendio cronologico de la historia de España» (2. Aufl., 9 Bde., Madr. 1841); Lafuente, «Historia general de España» (30 Bde., Madr. 1850—67; neue ergänzte Ausgabe von Valera, 6 Bde., Barcel. 1877—82); Cavanilles, «Historia de España» (5 Bde., Madr. 1861—65); Gebhardt, «Historia general de España» (7 Bde., Madr. 1864); Tapia, «Historia de la civilisazion d'España» (4 Bde., Madr. 1840); Montesa und Manrique, «Historia de la legislacion etc. de España» (7 Bde., Madr. 1861—64); Rico y Amat, «Historia politica et parlamentaria de España» (3 Bde., Madr. 1860—62); Alfaro, «Compendio de la historia de España» (5. Aufl., Madr. 1869); Hubbard, «Histoire contemporaine d'Espagne» (2 Bde., Par. 1869); Lembke, «Geschichte von S.» (fortgesetzt von Schäfer, Bd. 1—3, Hamb. 1831—67); Havemann, «Darstellungen aus der innern Geschichte S.s» (Gött. 1850); Baumgarten, «Neuere Geschichte S.s» (3 Bde., Lpz. 1865—71); derselbe, «Geschichte S.s zur Zeit der Französischen Revolution» (Berl. 1861); Lauser, «Die neueste Geschichte S.s» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1874—76), als selbständiges Werk: «Geschichte S.s vom Sturze Isabellas bis zur Thronbesteigung Alfons'» (2 Bde., Lpz. 1877); Mazade, «Les révolutions de l'Espagne contemporaine» (Par. 1869); Cherbuliez, «L'Espagne politique 1868—73» (Par. 1874); Bonilla, «La guerre civile en Espagne» (Par. 1875); Leopold, «S.s Bürgerkrieg» (Hannov. 1875); über die Geschichte der maurischen Herrschaft in S. die Werke von Conde, Aschbach (s. d.) und Dozy (s. d.); über die Zeiten Ferdinands und Isabellas, sowie über die Philipps II. die Werke von Prescott (s. d.); über den Halbinselkrieg die Schriften von Foy, Southey, Napier, Suchet, Muñoz, Maldonado, Canga Arguelles, Toreño u. s. w.; über den marokkanischen Krieg E. Schlagintweits «Der spanisch-marokkanische Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Madrid statt; aber schon 26. Juni starb die Königin. Am 25. Okt., als König Alfons von einer Reise nach den nördl. Provinzen nach Madrid zurückkehrte, feuerte ein Böttcher Namens Oliva y Moncasi eine Pistole auf ihn ab. Die Kugel traf den König nicht; Moncasi wurde festgenommen. Alle Anzeichen und Aussagen wiesen darauf hin, daß letzterer der in Spanien sehr verbreiteten Internationale angehörte. Der Verbrecher wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Nach der Niederschlagung des Karlismus war die nächste Aufgabe der Regierung die Bewältigung des Aufstandes in Cuba. Es wurden bedeutende Verstärkungen dahin geschickt, und die Regierung erklärte, den Interventionsgelüsten des Kabinetts von Washington gegenüber, daß sie vollständig in der Lage sei, den Aufstand zu unterdrücken, und daß sie, sobald dieses Ziel erreicht sei, die Sklaverei, welche durch Cortesbeschluß vom 22. März 1873 auf Portorico abgeschafft worden war, auch auf Cuba abschaffen werde. Viele Aufständische boten dem Generalgouverneur Jovellar ihre Unterwerfung an. Im April 1878 war der größte Teil der Insel pacifiziert und der Aufstand konnte als erloschen angesehen werden.

Die Ausführung der die Sklaverei betreffenden Abmachungen veranlaßte eine Ministerkrisis. General Martinez Campos, welcher den Aufständischen weitgehende Versprechungen gemacht hatte, legte dem Ministerium die ihm für Cuba nötig scheinenden Reformvorschläge vor. Da Canovas dieselben den Cortes gegenüber nicht vertreten wollte, so nahm er 3. März 1879 seine Entlassung. Martinez Campos bildete ein neues Kabinett, löste die Cortes auf und erhielt bei den Neuwahlen eine Mehrheit. Aber seine Vorschläge, welche Cuba größere wirtschaftliche Freiheit verschaffen sollten, erregten eine Spaltung im Kabinett, was den Rücktritt desselben veranlaßte. Canovas übernahm 9. Dez. 1879 aufs neue die Ministerpräsidentschaft, sah aber bald, daß die Opposition gegen sein klerikales Regierungssystem im Wachsen begriffen sei. Das Gesetz, welches die nähern Bestimmungen über die Abschaffung der Sklaverei enthielt, ward von den Cortes 21. Jan. 1880 fast einstimmig angenommen und vom König bestätigt.

Inzwischen hatte sich König Alfons zum zweiten mal vermählt, und zwar 29. Nov. 1879 mit der Erzherzogin Marie Christine von Österreich (geb. 21. Juli 1858); diese wurde 11. Sept. 1880 und 13. Nov. 1882 von Prinzessinnen entbunden. Am 30. Dez. 1879 wurden auf das Königspaar, welches von einer Spazierfahrt nach dem Palast zurückkehrte, zwei Revolverschüsse aus nächster Nähe abgefeuert. Die Majestäten blieben unverletzt. Der Attentäter, Namens Otero, ein Zuckerbäcker aus Galicien, wurde sofort ergriffen und hingerichtet. Die Einwanderung und Niederlassung der 1880 aus Frankreich ausgewiesenen Jesuiten wurde von Canovas, im Widerspruch mit den Gesetzen, geduldet. Die 15. Mai 1880 in Madrid eröffnete Marokko-Konferenz, an welcher die Bevollmächtigten von 11 Staaten teilnahmen, unterzeichnete 3. Juli eine Konvention mit Marokko, wodurch die Bedingungen, unter welchen die Konsuln fremder Mächte marokkanische Unterthanen unter ihre Schutzbefohlenen sollten aufnehmen dürfen, festgestellt und die Verhältnisse der fremden Schutzgenossen in Marokko geregelt wurden. Die Weigerung des Königs, den Gesetzentwurf über die Konvertierung der amortisierbaren Schuld zu unterzeichnen, führte 8. Febr. 1881 einen Kabinettswechsel herbei. Canovas nahm seine Entlassung und Sagasta, der Führer der gemäßigten Liberalen, übernahm in dem neuen Kabinett die Präsidentschaft. Die Cortes wurden aufgelöst, Amnestie für Preßvergehen erlassen, allen ausgewanderten Spaniern die Rückkehr gestattet und auf dem Gebiete des Unterrichtswesens liberale Einrichtungen getroffen. Die von der Regierung vorgelegten Gesetze über Steuerreform und einen span.-franz. Handelsvertrag wurden von den Cortes 1882 genehmigt. Republikanische Kundgebungen in Barcelona und karlistische Verschwörungen wurden 1882 rasch unterdrückt, der deutsch-span. Handelsvertrag 1883 angenommen, der republikanische Militäraufstand in Badajoz 5. Aug. 1883 sofort bewältigt. Darauf trat König Alfons, welcher sich zur deutschen Politik und zur deutsch-österr. Allianz hinneigte, in Begleitung des Ministers des Auswärtigen, Marquis de la Vega de Armijo, eine Reise nach Deutschland und Österreich an. Er traf 9. Sept. 1883 in Wien ein und reiste nach einem Aufenthalt von einigen Tagen zu den Manövern von Homburg, welche in Anwesenheit des Kaisers Wilhelm, der preuß. Prinzen und mehreren auswärtigen Fürsten stattfanden. Der Kaiser ernannte den König Alfons 22. Sept. zum Chef des in Straßburg garnisonierenden 15. preuß. Ulanenregiments, in dessen Uniform derselbe bei den Manövern erschien. Daß der König diese in fürstl. Kreisen allgemein übliche Auszeichnung annahm, erregte den Chauvinismus der Franzosen in solchem Grade, daß jener, als er auf der Rückreise 29. Sept. in Paris eintraf, mit beleidigenden Zurufen empfangen wurde. Für diese Beleidigung erhielt der König von dem Präsidenten Grévy eine sehr ungenügende Genugthuung. Eine demonstrative Genugthuung war für den König der Gegenbesuch, welchen ihm der Kronprinz des Deutschen Reichs im Namen des Kaisers schon im folgenden Monat machte. Derselbe kam 22. Nov. in Valencia, 23. in Madrid an und hatte sich daselbst der besten Aufnahme seitens des Hofs und der Bevölkerung zu erfreuen. Er blieb in Madrid bis zum 7. Dez., besuchte noch das südliche S. und schiffte sich 14. Dez. in Barcelona nach Italien ein.

Die Reise des Königs und die Vorfälle in Paris hatten Meinungsverschiedenheiten in dem Ministerium Sagasta veranlaßt. Es nahm 10. Okt. 1883 seine Entlassung. Der Kammerpräsident Possada de Herrera übernahm in dem neuen Kabinett, in welchem vier Mitglieder der dynastischen Linken sich befanden, die Präsidentschaft. Dieses Kabinett, welches die Einführung des allgemeinen Stimmrechts und die Reform der Verfassung in sein Programm aufnahm, fand in den Cortes keine Mehrheit, und zu einer Auflösung derselben gab der König seine Zustimmung nicht, da er von einer solchen eine Gefahr für die Monarchie fürchtete. Possada nahm infolge dessen seine Entlassung, und Canovas trat 18. Jan. 1884 wieder an die Spitze eines konservativen Ministeriums. Die Cortes wurden aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Eine militärische Verschwörung wurde im März in Madrid entdeckt, republikanische Banden in Catalonien und Navarra vernichtet. Zwischen S., Deutschland und England wurde im März 1885 bezüglich des Sulu-

Archipels ein Vertrag geschlossen, worin die Oberhoheit S.s über diese Inseln anerkannt und den beiden andern Staaten Handelsfreiheit zugestanden wurde. Aber die Nachricht, daß das deutsche Kanonenboot Iltis am 24. Aug. die deutsche Reichsflagge auf der Insel Yap, der Hauptinsel der Carolinen, aufgehißt habe und daß die zu dem nämlichen Zweck von Manila abgeschickten Kriegsschiffe zu spät gekommen seien, erregte in Madrid und in mehrern andern Städten einen Sturm der Entrüstung. Alle Parteien stimmten in die Verdammung der deutschen Reichsregierung ein; nur der König blieb ruhig und verständig. In der Nacht auf den 5. Sept. zog ein Haufe Menschen vor das deutsche Gesandtschaftshotel, riß Wappen und Fahnenstange ab und verbrannte dieselben. Aus diesen Vorfällen entwickelte sich eine längere diplomatische Korrespondenz zwischen Berlin und Madrid, in welcher Fürst Bismarck von S. thatsächliche Beweise dafür, daß die Carolinen früher unter S.s Oberhoheit gestanden seien, verlangte, während die span. Regierung um Entschuldigung für die Beschimpfung der deutschen Gesandtschaft bat und die Souveränetätsansprüche S.s auf die Carolinen aufrecht erhielt. Um die Streitfrage zur Lösung zu bringen, bat Fürst Bismarck den Papst Leo XIII., das Vermittleramt zu übernehmen. Dieser unterzog sich der Aufgabe und sprach sein Urteil dahin aus, daß er S. die Souveränetät über die Carolinen zugestand, dem deutschen Handel aber die ausgedehntesten Rechte sicherte. Beide Regierungen nahmen den vermittelnden Spruch des Papstes an und damit war der Streit beendigt.

Am 25. Nov. 1885 starb König Alfons XII. an der Schwindsucht, mit Hinterlassung seiner Gemahlin, Marie Christine, welche nun die Regentschaft übernahm, und zweier Töchter, der fünfjährigen Prinzessin Maria de la Mercedes und der dreijährigen Prinzessin Elisabeth. Ob die ältere Prinzessin als künftige Königin anerkannt werden sollte, hing davon ab, ob die Königin-Witwe, welche ihrer Niederkunft entgegensah, von einem Sohn oder einer Tochter entbunden werden würde. Das Ministerium Canovas gab seine Entlassung ein und Sagasta bildete 26. Nov. ein neues Kabinett, in welchem er selbst die Präsidentschaft, Marschall Jovellar das Kriegswesen übernahm. Da zu erwarten war, daß diese Verhältnisse von den Republikanern, Karlisten und Anarchisten zu Aufständen benutzt würden, so wurde über die drei Städte Barcelona, Cartagena und San-Sebastian der Belagerungszustand verhängt und Martinez Campos an die Spitze der Nordarmee gestellt. Zugleich wurde 3. Dez. im Ministerrat der Beschluß gefaßt, daß eine allgemeine Amnestie erlassen werden solle. Die Cortes wurden 26. Dez. wieder eröffnet, aber schon 6. Jan. 1886 aufgelöst.

Die Neuwahlen im April ergaben in der Kammer eine ministerielle Mehrheit von 310 Stimmen gegen 120 Oppositionsmitglieder, im Senat eine ministerielle Mehrheit von 136 Stimmen gegen 44. Bei der Eröffnung der Cortes 10. Mai verlas Sagasta die Thronrede, welche sich viel mit der sozialen und wirtschaftlichen Lage beschäftigte und eine Erweiterung des Wahlrechts in Aussicht stellte. Durch königl. Dekret vom 9. April wurden an den bedeutendsten span. Hafen- und Handelsplätzen Handelskammern errichtet, welche bei Abschluß von Handels- und Schiffahrtsverträgen, bei Zollreformplänen, bei Gründung von Handelsbörsen u. s. w. zu Rate gezogen werden sollten. Der republikanische Aufstand vom 11. Jan. in Cartagena, dessen Anstifter Zorilla war, wurde vom Militär sofort unterdrückt, wobei General Fajardo schwer verwundet wurde. Auch in Barcelona fand 19. April eine republikanische Kundgebung statt, die jedoch ohne das Einschreiten des Militärs verlief. Die Ermordung des Bischofs Izquierdo von Madrid 18. April war ein Akt der persönlichen Rache des Priesters Galeotto, welcher von jenem bestraft worden war. Große Freude in S. erregte die Nachricht, daß die Königin-Regentin 17. Mai von einem Prinzen entbunden worden war. Derselbe wurde sofort als König von S. proklamiert und erhielt bei seiner Taufe 22. Mai, wobei Papst Leo XIII. und Kaiserin Elisabeth von Österreich Paten waren, die Namen Alfons Leon und heißt als König Alfons XIII. Gegen die Proklamierung desselben zum König erhob Don Carlos 20. Mai einen Protest und erklärte, daß er niemals seinen Rechten auf den Thron von S. entsagen werde. Eine Schwester des verstorbenen Königs Alfons XII., die Infantin Eulalia, geb. 12. Febr. 1864, vermählte sich 6. März 1886 mit ihrem Vetter, dem Prinzen und span. Infanten Anton von Montpensier, geb. 23. Febr. 1866.

Litteratur. Masdeu, «Historia critica de España» (20 Bde., Madr. 1783—1809); Ortiz y Sanz, «Compendio cronologico de la historia de España» (2. Aufl., 9 Bde., Madr. 1841); Lafuente, «Historia general de España» (30 Bde., Madr. 1850—67; neue ergänzte Ausgabe von Valera, 6 Bde., Barcel. 1877—82); Cavanilles, «Historia de España» (5 Bde., Madr. 1861—65); Gebhardt, «Historia general de España» (7 Bde., Madr. 1864); Tapia, «Historia de la civilisazion d'España» (4 Bde., Madr. 1840); Montesa und Manrique, «Historia de la legislacion etc. de España» (7 Bde., Madr. 1861—64); Rico y Amat, «Historia politica et parlamentaria de España» (3 Bde., Madr. 1860—62); Alfaro, «Compendio de la historia de España» (5. Aufl., Madr. 1869); Hubbard, «Histoire contemporaine d'Espagne» (2 Bde., Par. 1869); Lemble, «Geschichte von S.» (fortgesetzt von Schäfer, Bd. 1—3, Hamb. 1831—67); Havemann, «Darstellungen aus der innern Geschichte S.s» (Gött. 1850); Baumgarten, «Neuere Geschichte S.s» (3 Bde., Lpz. 1865—71); derselbe, «Geschichte S.s zur Zeit der Französischen Revolution» (Berl. 1861); Lauser, «Die neueste Geschichte S.s» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1874—76), als selbständiges Werk: «Geschichte S.s vom Sturze Isabellas bis zur Thronbesteigung Alfons'» (2 Bde., Lpz. 1877); Mazade, «Les révolutions de l'Espagne contemporaine» (Par. 1869); Cherbuliez, «L'Espagne politique 1868—73» (Par. 1874); Bonilla, «La guerre civile en Espagne» (Par. 1875); Leopold, «S.s Bürgerkrieg» (Hannov. 1875); über die Geschichte der maurischen Herrschaft in S. die Werke von Conde, Aschbach (s. d.) und Dozy (s. d.); über die Zeiten Ferdinands und Isabellas, sowie über die Philipps II. die Werke von Prescott (s. d.); über den Halbinselkrieg die Schriften von Foy, Southey, Napier, Suchet, Muñoz, Maldonado, Canga Arguelles, Toreño u. s. w.; über den marokkanischen Krieg E. Schlagintweits «Der spanisch-marokkanische Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Spaniol, eine feine Sorte Schnupftabak, die ursprünglich in Amerika und Spanien aus rotgefärbten Havanablättern gemacht wurde.

Spaniol, Bezeichnung für die Raupe des Frostschmetterlings (s. d.).

Spanische Artischocke, s. Cardy.

Spanischer Befreiungskrieg, s. Französisch-Spanisch-Portugiesischer Krieg.

Spanischer Erbfolgekrieg. Als das habsburgische Königshaus in Spanien mit dem kinderlosen Karl II. (1665—1700) am Aussterben war, wurde die Frage der span. Erbschaft ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit für die europ. Diplomatie. Von drei Seiten erhob man Erbansprüche. Sowohl König Ludwig XIV. von Frankreich wie auch der deutsche Kaiser Leopold I. waren Söhne von span. Infantinnen, Töchtern Philipps III., und zwar Ludwig von der ältern Schwester Anna von Österreich, Leopold von der jüngern Schwester Maria Anna. Beide waren überdies mit zwei Schwestern Karls II. vermählt gewesen, Ludwig mit der ältern, Maria Theresia, die ihm den Dauphin Ludwig (gest. 1711) gebar, Leopold mit der jüngern Schwester Margarete Theresia, welcher Ehe nur eine einzige Tochter, Maria Antonia, entsproß, die den Kurfürsten Maximilian II. von Bayern geheiratet hatte. Nach dem Verwandtschaftsgrade stand also das franz. Königshaus näher. Die nach Frankreich vermählten Infantinnen hatten zwar ausdrücklich allen span. Erbansprüchen entsagt, während der nach Österreich verheirateten ihre Rechte gewahrt blieben; Ludwig XIV. hatte sogar den Verzicht seiner Gemahlin ausdrücklich genehmigt und beschworen; aber er hatte nichtsdestoweniger den sog. Devolutionskrieg 1667—68 geführt und machte jetzt geltend, daß die Entsagungsakte nicht von den span. Cortes sanktioniert und daher nicht rechtskräftig sei. Auf alle Fälle erschien es mit dem europ. Gleichgewicht unvereinbar, daß zwei so mächtige Herrscher noch die span. Monarchie, die außer dem Hauptlande und den Kolonien die span. Niederlande (Belgien), Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien umfaßte, mit ihren Erbstaaten vereinigten. Deshalb dachte Ludwig XIV. die franz. Ansprüche auf den zweiten Sohn des Dauphins, Herzog Philipp von Anjou, nachmals König Philipp V., zu übertragen, und Leopold I. bestimmte die span. Erbschaft seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl, nachmals Kaiser Karl VI. Doch vermochte Ludwig die Engländer nicht zur Einwilligung in seinen Plan zu bewegen, und so ergab er sich nach langem Sträuben endlich in den Haager Vertrag vom 11. Okt. 1698. Danach sollte Erzherzog Karl mit dem Herzogtum Mailand, der Dauphin mit Neapel, Sicilien und der baskischen Provinz Guipuzcoa abgefunden werden, während die übrige span. Monarchie für den bayr. Kronprinzen bestimmt ward. Diese Entscheidung stimmte insofern mit den Wünschen Spaniens überein, als auch Karl II., ohne eine Ahnung von jenem Vertrage zu haben, den Kronprinzen testamentarisch zum Erben einsetzte, mit dem Unterschiede freilich, daß er demselben das Gesamterbe designierte.

Die Situation verwickelte sich noch mehr, als der Kurprinz 6. Febr. 1699 an den Pocken starb. England und Frankreich schlossen jetzt auf Grundlage des frühern einen neuen Vertrag 2. März 1700: Erzherzog Karl sollte die für den Kurprinzen von Bayern bestimmten Provinzen bekommen, Mailand aber an das von Frankreich ganz abhängige Lothringen abtreten. Der Kaiser, dem die Aufstellung Frankreichs in Oberitalien unleidlich erschien, versagte seinen Beitritt, den jene Mächte dringend verlangten. Unterdes ward in Madrid selbst eine Entscheidung getroffen, die alles umwandelte. König Karl, der in Übereinstimmung mit dem Volkswillen alles eher wollte, als die Zertrümmerung der span. Macht zur Befriedigung fremder Rivalitäten, setzte in einem neuen Testament den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou, zum Erben der ungeteilten Monarchie ein (3. Okt. 1700). Am 1. Nov. 1700 starb Karl II., am 12. beschloß Ludwig die Annahme der Testamentsbestimmung, am 23. Jan. 1701 überschritt König Philipp die Grenze, am 18. Febr. 1701 ward er in Madrid jubelnd empfangen. Der Krieg war jetzt nicht mehr zu vermeiden. Österreich schritt sofort zu Rüstungen, zu denen es Hannover und Kurbrandenburg schon gewonnen hatte. England und Holland wurden, nachdem anfangs die Tories dem Frieden das Wort geredet, durch Wilhelm III. in den Krieg geführt, der ganz populär wurde, als sich Ludwig XIV. bewegen ließ, nach dem Tode Jakobs II. dessen Sohn als König Jakob III. zu begrüßen. So ward am 7. Sept. 1701 eine Tripleallianz im Haag abgeschlossen, zum Zweck der Erhebung des Erzherzogs Karl auf den span. Thron. Preußen, das Deutsche Reich und Portugal traten diesem Bunde bei. Dagegen gelang es Ludwig XIV., zwei deutsche Reichsfürsten auf seine Seite zu ziehen, den Kurfürsten Maximilian II. von Bayern, dem man Aussichten auf die span. Niederlande und die Rheinpfalz eröffnete, und dessen Bruder, den Kurfürsten Joseph Clemens von Köln. Außerdem gewann er den Herzog Karl IV. Gonzaga von Mantua und den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, welcher letztere jedoch 25. Okt. 1703 auf die österr. Seite übertrat. Der Tod des Königs Wilhelm III. (19. März 1702) änderte nichts an der Sachlage, da die neue Königin Anna unter dem Einfluß des Herzogs von Marlborough und seiner Gemahlin, sowie auch der dirigierende Ratspensionär der Niederländischen Republik, Heinsius, an der bisherigen Politik festhielten. Ebenso setzte, als Kaiser Leopold I. 5. Mai 1705 starb, dessen ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., den Kampf zu Gunsten seines Bruders Karl eifrig fort. Im ganzen dauerte der Krieg über zwölf Jahre und breitete sich nicht nur über ganz Westeuropa, sondern auch über den Ocean und die Kolonien aus. Gleichzeitig wütete im nordöstl. Europa der große Nordische Krieg, und nur das zwischen den Seemächten, Kaiser und Reich, Preußen, Hannover ꝛc. abgeschlossene sog. Haager Konzert vom 31. März 1710, welches die Neutralität Norddeutschlands wenigstens zeitweilig sicherstellte, konnte verhindern, daß die allgemeine Kriegsflamme auf deutschem Boden zusammenschlug.

Der Spanische Erbfolgekrieg begann in Italien, wo im Sommer 1701 der kaiserl. Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, schnell und siegreich vordrang und die Herzogtümer Mailand und Mantua größtenteils eroberte. Aber 1702 erhielt er einen ebenbürtigen Gegner an dem franz. Marschall Vendôme, und dieser gewann vollends die Oberhand, als Eugen wegen des von Franz II. Rakoczi 1703 in Ungarn erregten Aufstandes aus Italien

abberufen wurde. In Deutſchland befehligte Markgraf Ludwig Wilhelm I. von Baden-Baden die kaiſerl. und Reichsarmee, welcher Sept. 1702 die franz. Feſtung Landau zur Übergabe zwang. Dagegen eroberte der Kurfürſt von Bayern die Reichsſtadt Ulm u. ſ. w., während der franz. Marſchall Villars über den Rhein vordrang. Der hier kommandierende Markgraf von Baden konnte trotz geſchickter und tapferer Gegenwehr nicht verhindern, daß die Franzoſen und Bayern ſich vereinigten. Doch trennte ſich der Kurfürſt Juni 1703 wieder von Villars und drang in Tirol ein, um mit dem aus Oberitalien gegen Trient vorrückenden Marſchall Vendôme Verbindung anzuknüpfen. Der heldenhafte Widerſtand des tiroler Landvolks rettete Öſterreich aus der drohendſten Gefahr. Aber in Süddeutſchland behielten die Franzoſen und Bayern die Oberhand. Die Reichsfeſtung Breiſach ward Auguſt 1703 genommen, der kaiſerl. General Styrum bei Höchſtädt 20. Sept. geſchlagen, und auch Landau Nov. 1703 wieder von den Franzoſen erobert. Unterdes hatte das brit.-niederländ. Heer unter Marlborough die Franzoſen aus den ſpan. Niederlanden, Lüttich und Köln vertrieben und rückte nach Süddeutſchland, wo es ſich mit dem kaiſerl. und Reichsheer vereinigte. Während Prinz Eugen die Verteidigungslinien zwiſchen Schwarzwald und Rhein bei Stollhofen gegen den franz. Marſchall Tallard bewachte, ſchlugen Marlborough und der Markgraf von Baden 2. Juli 1704 das bayr.-franz. Heer am Schellenberge, unweit Donauwörth. Bald darauf gelang es Tallard, durch das Kinzigthal vorzudringen und ſich mit dem Kurfürſten zu vereinigen, während Prinz Eugen zu Marlborough und dem Markgrafen von Baden ſtieß. Nun erfolgte die entſcheidende Schlacht bei Höchſtädt (die Engländer benennen dieſelbe nach dem Dorfe Blenheim, Blindheim) 13. Aug. 1704, die mit einer vollſtändigen Niederlage des bayr.-franz. Heers endigte; Tallard fiel in Gefangenſchaft, der Kurfürſt entfloh nach den ſpan. Niederlanden. Die Franzoſen zogen ſich über den Rhein zurück und verloren Nov. 1704 abermals die Feſtung Landau. Die Eroberung ganz Bayerns war der Preis dieſes Siegs. Kaiſer Joſeph ſprach 1706 die Reichsacht über die Kurfürſten von Bayern und Köln aus. Die Herzöge von Mantua und Mirandola wurden gleichfalls geächtet und ihrer Länder beraubt.

Zwar ſtellte Villars am Oberrhein das Übergewicht der franz. Waffen wieder her, namentlich ſeit 1707 der Markgraf von Baden geſtorben war; dagegen gewannen die Alliierten in Italien und den ſpan. Niederlanden immer größere Vorteile. Nach Abberufung Vendômes rückte Prinz Eugen zum Entſatz der von den Franzoſen belagerten Stadt Turin herbei und erfocht hier 7. Sept. 1706 einen vollſtändigen Sieg, ſodaß 1707 die Franzoſen ſich zur Räumung des ganzen Oberitalien bequemten. Im Sommer 1707 ward auch Neapel von den Öſterreichern, im Aug. 1708 Sardinien von den Engländern eingenommen; nur die Inſel Sicilien blieb in der Gewalt Philipps V. Prinz Eugen drang ſogar in Südfrankreich ein, vermochte jedoch Toulon nicht zu erobern (Juli bis Aug. 1707). Nicht minder glücklich ging es in den ſpan. Niederlanden. Marlborough gewann zuerſt 23. Mai 1706 einen entſcheidenden Sieg bei Ramillies, ſüdlich von Löwen, über den franz. Marſchall Villeroi, worauf an deſſen Stelle Vendôme das Kommando erhielt und das Gleichgewicht wiederherſtellte. Erſt nachdem Prinz Eugen ſich mit Marlborough vereinigt, ward auch Vendôme bei Oudenaarde 11. Juli 1708 beſiegt und ſogar die von Marſchall Boufflers tapfer verteidigte franz. Grenzfeſtung Lille im Dezember erobert. Als ein neues franz. Heer unter Villars heranrückte, erfochten Marlborough und Eugen einen dritten großen Sieg bei Malplaquet 11. Sept. 1709, worauf die Feſtung Mons ſich ihnen ergab, und griffen ſodann die franz. Grenze an, die jedoch von Villars und Boufflers nachdrücklich verteidigt wurde. Die mit dem Prätendenten Jakob III. unternommene franz. Expedition gegen Schottland im März 1708 mußte unverrichteter Sache umkehren. Nur in Spanien war das Kriegsglück den Franzoſen günſtig. Nachdem Erzherzog Karl in Wien Sept. 1703 als König Karl III. von Spanien proklamiert worden war, ging er, begleitet von einer brit.-niederländ. Flotte und Armee, nach Portugal und verſuchte von hier aus in Spanien einzudringen. Gibraltar ward 4. Aug. 1704 von den Engländern erobert. Bald erklärten Catalonien, Aragonien und Valencia ſich für Karl III., der ſich nun dahin begab und 9. Okt. 1705 Barcelona einnahm. Im Sommer 1706 ward auch Madrid genommen und Karl III. daſelbſt 2. Juli zum König ausgerufen. Aber die Caſtilianer hielten treu zu Philipp V., der ſchon 22. Sept. nach Madrid zurückkehrte. Der franz. Marſchall Herzog von Berwick beſiegte dann die Alliierten bei Almanſa 25. April 1707 und unterwarf auch Valencia und Aragonien wieder, ſodaß Karl auf Catalonien beſchränkt ward. Dagegen beſetzten die Engländer Sept. 1708 die Inſel Minorca.

Unter dieſen Umſtänden bat Ludwig XIV., aufs äußerſte erſchöpft, um Frieden. Sowohl bei den Verhandlungen im Haag (März bis Juli 1709) als ſpäter zu Gertruidenberg (Juni bis Juli 1710) erklärte er ſich zur Verzichtleiſtung auf Spanien und zu andern großen Opfern bereit. Als man aber verlangte, er ſolle ſeinen Enkel mit ſeinen eigenen Truppen aus Spanien vertreiben helfen, brach er die Unterhandlungen ab. An der franz. Nordgrenze ſtanden ſich noch immer Villars, Marlborough und Prinz Eugen gegenüber, und die Alliierten eroberten nach und nach mehrere kleine Grenzfeſtungen. Wichtiger waren die Ereigniſſe in Spanien. Der kaiſerl. General Starhemberg und Lord Stanhope kämpften im Sommer 1710 ſo glücklich, daß Karl 28. Sept. in Madrid einziehen konnte. Aber mit Vendôme, der jetzt das Kommando erhielt, kehrte das franz. Kriegsglück zurück. Lord Stanhope ward bei Brihuega 8. Dez. mit ſeinem Korps gefangen, Starhemberg bei Villa-Viciosa 9. Dez. 1710 zum Rückzug genötigt, und bald ſah Karl ſich wieder auf Catalonien beſchränkt. Inzwiſchen ſtarb Kaiſer Joſeph kinderlos 17. April 1711, und alle ſeine Reiche fielen hiermit Karl anheim, der nun 27. Sept. 1711 Barcelona verließ, um nach Deutſchland zurückzukehren. Doch leiſteten Catalonien und beſonders Barcelona als letzter öſterr. Waffenplatz in Spanien noch lange hartnäckigen Widerſtand, ſelbſt nachdem die Öſterreicher in Gemäßheit der Kapitulation vom 14. März 1713 aus Spanien abzogen. Auf den übrigen Kriegsſchauplätzen hatte der Kampf ſchon früher aufgehört.

Ganz unerwartet geſtalteten ſich die Verhältniſſe günſtig für Ludwig XIV. In Großbritannien ward der Einfluß der Familie Marlborough gebrochen,

und an die Stelle der Whigs trat Sept. 1710 ein Toryminiſterium unter Bolingbroke, das ſofort mit Frankreich einen Separatfrieden zu verhandeln begann. Als dann Karl VI. 1711 die öſterr. Krone und auch den deutſchen Kaiſerthron erhielt, konnte nicht mehr davon die Rede ſein, ihm überdies noch die ſpan. Geſamtmonarchie zu verſchaffen, womit Öſterreich das unbedingte Übergewicht in Europa gewonnen hätte. Bereits im Okt. 1711 kamen die Friedenspräliminarien zwiſchen Frankreich und Großbritannien zu Stande, und im Jan. 1712 ward der Friedenskongreß zu Utrecht eröffnet, den nach und nach alle kriegführenden Mächte beſchickten. Hier erfolgte nach längern Verhandlungen 1713—15 der Abſchluß von neun verſchiedenen Friedenstraktaten zwiſchen Frankreich und Spanien einerſeits, Großbritannien, der Niederländiſchen Republik, Portugal, Preußen und Savoyen andererſeits, die man unter dem Namen des Utrechter Friedens (ſ. d.) zuſammenfaßt. Kaiſer Karl VI. und das Deutſche Reich ſetzten den Krieg noch eine Zeit lang auf eigene Hand fort, aber kamen dabei immer mehr in Nachteil, indem Villars jetzt Landau 22. Aug. und Freiburg i. Br. 21. Nov. 1713 eroberte. Endlich ward auch der Friede zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer zu Raſtatt (ſ. d.) 6. März 1714 und mit dem Deutſchen Reiche zu Baden in der Schweiz 7. Sept. 1714 abgeſchloſſen. Nur zwiſchen Öſterreich und Spanien kam es zu keinem förmlichen Friedensſchluß; doch endigte der Krieg hier thatſächlich mit der Eroberung Barcelonas 11. Sept. 1714 durch den Herzog von Berwick. Die wichtigſten Reſultate des Kriegs waren, daß Spanien nebſt den Kolonien dem König Philipp V. verblieb. Dagegen erhielt Kaiſer Karl VI. die ſpan. Niederlande, Mailand, Neapel und die Inſel Sardinien, während die Inſel Sicilien mit dem Königstitel an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen kam. Großbritannien behielt einige eroberte franz. Beſitzungen in Amerika, ſowie auch Gibraltar und Minorca. Der Niederländiſchen Republik ward zu ihrer beſſern Sicherheit das Beſatzungsrecht in mehrern Grenzfeſtungen der ſpan., nunmehr öſterr. Niederlande eingeräumt. (S. Barrièretraktat.) Zwiſchen Frankreich und dem Deutſchen Reiche trat der vormalige Beſitzſtand in Gemäßheit des Friedens von Ryswijk (ſ. d.) wieder in Kraft. Die Kurfürſten von Bayern und Köln wurden in ihre Lande und Rechte wieder eingeſetzt, während Öſterreich das inzwiſchen durch den Tod des Herzogs Karl IV. 1708 erledigte Herzogtum Mantua und der Herzog von Modena das 1710 vom Kaiſer angekaufte Herzogtum Mirandola behielt. Außerdem ward durch den Utrechter Frieden beſtimmt, daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürfen.

Vgl. Mahon, «History of the war of succession in Spain» (Lond. 1832); von Noorden, «Europ. Geſchichte im 18. Jahrh.» (Bd. 1—3: «Der Spaniſche Erbfolgekrieg», Düſſeld. u. Lpz. 1870—82).

Spaniſche Fliegen (Muscae Hispanicae) oder **Kantharíden** (Cantharides), auch **Pflaſterkäfer**, heißt eine Käfergattung, welche den wiſſenſchaftlichen Namen Lytta oder Canthăris vesicatoria führt und in ganz Europa vorkommt. Im Frühjahr findet ſich das ſehr übel riechende Tier auf Flieder und Eſchen in großer Menge. Der Käfer iſt bis 22 mm lang, faſt 7 mm breit, oft auch viel kleiner, glänzendgrün, oft bläulich- oder rötlichgrün, mit feinen weißen Härchen, aber kahlen, zweifach fein längsgeſtreiften Flügeldecken. (S. Tafel: Inſekten I, Fig. 26.) Der Käfer dient zu mediz. Zwecken, hauptſächlich zur Bereitung des Spaniſchfliegen- oder Blaſenpflaſters (Emplastrum Cantharidum), zu deſſen Herſtellung die grobgeſtoßenen Käfer mit Wachs, Terpentin und Öl verarbeitet werden; ein feineres Pflaſter iſt das Drouotſche (Emplastrum vesicans Drouoti), welches man durch Aufſtreichen eines Auszugs der Käfer mit Eſſigäther auf Engliſches Pflaſter bereitet. Gebräuchlich ſind außerdem die Kantharidentinktur (ein alkoholiſcher Auszug), die Kanthariden-Salbe und das Kanthariden-Collodium; die Pflaſter, das Collodium und die Tinktur werden angewendet, um Blaſen zu ziehen, die Salbe, um lange Eiterung zu unterhalten. Die Tinktur benutzt man auch in ſtark verdünntem Zuſtande zur Beförderung des Haarwuchſes. Innerlich wirken die Kantharíden ſehr kräftig auf den Harn- und Geſchlechtsapparat und können ſelbſt Nierenentzündung bewirken; auch das Pflaſter kann bei Perſonen mit zarter Haut ähnlich wirken wie nach innerlichem Gebrauche. Verwandt iſt den Kantharíden auch in mediz. Hinſicht der Maiwurm (ſ. d.), der vielfach als Mittel gegen die Waſſerſcheu gebraucht wurde. Der wirkſame Beſtandteil der Käfer iſt das in kleinen, glimmerartigen Schuppen kryſtalliſierende Kantharidin oder der Kantharíden-Kampfer ($C_{10}H_{12}O_4$), welcher ſich in kochendem Alkohol und Äther, nicht in Waſſer löſt und ſchon bei niederer Temperatur ſublimiert.

Spaniſcher Ginſter, ſ. unter Eſparto.

Spaniſche Kreide, ſ. unter Speckſtein.

Spaniſche Kreſſe, ſ. unter Tropaeolum.

Spaniſche Kunſt. In der Kunſt des mittelalterlichen Spanien ſtehen die Erzeugniſſe zweier dem Urſprung und Charakter nach grundverſchiedenen Civiliſationen nebeneinander: die Schöpfungen der arab. Eroberer und die der chriſtlichen Reiche. Die Kunſt der letztern iſt durchaus abhängig von der der übrigen Mitglieder der abendländ. Völkerfamilie: Franzoſen, Italienern, Niederländern und Deutſchen. Ihr Einfluß fand ſtatt durch Berufungen von Künſtlern, Import der Werke, Studien der Spanier im Auslande und Nachahmung; nur ausnahmsweiſe, vornehmlich im 17. Jahrh., treten ganz eigenartig nationale Schulen uns entgegen. Die arab. Kunſt erhielt ſich jedoch dank der Überlegenheit mohammed. Civiliſation auch in den wiedereroberten Reichen und paßte ſich deren Bedürfniſſen an bis tief ins 16. Jahrh.

Das älteſte erhaltene Denkmal mittelalterlicher Baukunſt iſt die von Abderrhaman (786) gegründete Moſchee von Cordoba, in der erſten Anlage mit elf Schiffen, doppelten Hufeiſenbogen und hölzerner Decke, ſpäter durch acht weitere Schiffe und deren Verlängerung vergrößert. Die Säulen wurden zuerſt aus röm. und weſtgot. Bauwerken genommen, ſpäter dieſen nachgeahmt, die dekorativen Teile (z. B. die Moſaiken des Mihrab) von byzant. Künſtlern geliefert. Der eigentümliche mauriſche Stil der Ornamentik bildete ſich erſt ſpäter (Kapelle Villaviciosa), ſeine Hauptwerke ſind die Giralda (Minaret) zu Sevilla (1196), der Alcazar daſelbſt, der ſeine jetzige Geſtalt aber erſt in der chriſtlichen Zeit durch Peter I. erhielt; die Moſchee der Aljaferia zu Saragoſſa, ein Bad in Gerona, die letzte und eleganteſte Schöpfung der ſpan. Araber aber

war die Alhambra (seit 1248, das meiste aus dem 14. Jahrh.). Dieser Stil wurde in den eroberten Provinzen von christl. Arabern fortgeübt (Mudejar-Stil); er kommt in vielen Kirchen Andalusiens vor, in toledanischen Glockentürmen, im Sonnenthor und in den zwei ehemaligen Synagogen daselbst. Sein reichstes polychromiertes und mit got. Bestandteilen gemischtes Werk ist der Konziliensaal zu Alcalá.

Die Baukunst der christlichen Reiche folgte den Wandelungen des übrigen Abendlandes. Ihre Uranfänge muß man in Asturien, Leon (San-Isidoro) und Catalonien aufsuchen. Ein Hauptwerk des roman. Stils ist die der Kirche Saint-Sernin zu Toulouse nachgebildete Kathedrale von Sant-Jago de Compostella (1078); später folgen die ernst gewaltigen Bauten von Salamanca, Tarragona, Zamora; eigenartige Züge sind der Cimborio (über der Vierung ebenda und gotisch in Valencia) und der umlaufende Portikus (Segovia). Die nordfranz. Gotik hielt ihren Einzug mit den beiden großen Kathedralen von Burgos (1221; ebenda das Kloster Las Huelgas) und von Toledo (1227). Burgos erhielt jedoch seine jetzige malerische Gestalt mit den durchbrochenen Turmhelmen erst im 15. Jahrh. durch Hans von Köln. Dem mittlern Stil gehört an Leon (seit 1250), wo auch die besten Glasmalereien. Die dem Flächenraum nach umfangreichste Kirche ist die von Sevilla (seit 1403, wahrscheinlich von Deutschen). Einen eigenartigen Charakter der Verhältnisse haben die Kirchen von Catalonien und Mallorca, sehr weit und kühn gespannte Mittelschiffe: Palma, Barcelona (seit 1298), Manresa und besonders Gerona; dort sind auch zwei stattliche Handelsbörsen (Palma und Valencia). In den Prachtbauten aus der Zeit Isabellas der Katholischen ist in der Ornamentik ein orientalischer Hauch unverkennbar: Façaden von San-Pablo und San-Gregorio zu Valladolid, Sta.-Cruz zu Segovia, San-Juan de los Reyes zu Toledo. Ihnen verwandt ist der schon von der Renaissance berührte sog. Emanuelstil (Manoelino) in Portugal: Capella Imperfeita in Batalha, Belem und Conceição Velha in Lissaben. Noch im 16. Jahrh. wurden im Spitzbogenstil die großartigen Dome von Salamanca (1513) und Segovia (1523) unternommen.

Der ital. Renaissancestil fand zuerst als prächtiges Dekorationsmittel Eingang, nach dem Vorgang der Metallarbeit und der goldschmiedartigen Feinheit des Ornaments Plateresco genannt. Das Kolleg von Sta.-Cruz zu Valladolid (1492) und das Hospital desselben Namens zu Toledo (1507) von Enrique de Egas sind die frühesten Werke. Es folgte das Stadthaus zu Sevilla, der Alcazar zu Toledo, das Kolleg von San-Ildefonso und der Palast des Kardinals, von Covarrúbias zu Alcalá. Salamanca, die alte Universitätsstadt, nimmt den ersten Platz ein in Denkmalen dieses Stils; aber seine Kollegien überstrahlt noch die Façade der Universität. Der genialste Architekt Spaniens, ebenso kühn in der Erfindung und Konstruktion wie malerisch phantasievoll in Ornamentik, war Diego de Siloe, der Erbauer der Kathedralen von Granada, Malaga und Jaen. Nach den Saturnalien des plateresken Stils warf man sich unter Philipp II. in den strengen, kahlen, nur durch Verhältnisse wirkenden Cinquecentostil des Herrera, dessen weltberühmtes Denkmal das Palastkloster des Escorial (1563—84) ist. Die Kathedrale von Valladolid blieb unvollendet. Der Barockstil hat wenig Rennenswertes aufzuweisen, er fiel in die Zeit des Niedergangs des Staats; sein schönstes Werk ist die Façade der Kathedrale von Murcia, sein größtes Unternehmen der neue Bourbonenpalast zu Madrid von Juvara. Eine Nachahmung von Versailles besitzt Spanien in dem von franz. Künstlern geschaffenen Park von San-Ildefonso. Der Verfall der Ornamentik in wüste Überladung knüpft sich an den Namen des Churriguera. Noch dürftigere Spuren hat der neuklassische Stil zurückgelassen: die Geschichte der Baukunst in diesem Jahrhundert ist fast nur eine Chronik des Vandalismus.

Der Verlauf der span. Skulptur im Mittelalter ist ebenfalls dem der nördl. Länder parallel, denn das Land empfing von dort mit den Architekten auch die Bildhauer; der Anteil von Fremden und Einheimischen ist in dem reichen Denkmälerschatz schwer zu sondern. Die ältesten halbbarbarischen, hier und da byzant. Versuche (seit dem 11. Jahrh.) hat man in den Ursitzen der Architektur zu suchen. Aufschwung und Breite im Schaffen kam erst mit der Einführung der Gotik; das Goldene Thor von Sant-Jago (Meister Matteo, 1188) ist das erste große Werk. Die Kathedrale von Tarragona besitzt Proben fast aller Stilformen von der altchristlichen bis in die Barockzeit; die Kathedrale von Burgos, besonders der Kreuzgang (14. Jahrh.), ist ein Museum vollendeter Bildhauerarbeiten got. Stils, auf sie folgen Toledo und Leon. In Catalonien und Valencia bemerkt man neben dem französischen den Einfluß der pisaner Schule. Seit dem 15. Jahrh. trat das niederländ. und niederdeutsche Element auf den Schauplatz; die zahlreichste Kolonie sammelte sich um die damals erbaute Kathedrale von Sevilla. Das goldene Zeitalter der span. Plastik reicht von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrh., seine erste Hälfte gehört noch der Gotik, die zweite der Renaissance an. Zu den künstlerisch vollendetsten Werken der ersten Hälfte zählen die Hochaltäre der Seo (Kathedrale) von Saragossa und Tarragona (Pedro Juan); die umfangreichsten sind die hoch aufgetürmten Riesenretablos von Sevilla (Dancart) und Toledo (Egas); mit verschwenderischer Ornamentik ausgestattet sind die zwei Denkmäler in der Kartause von Burgos (Gil de Siloe). Aus dieser Zeit stammen auch viele meisterhafte Bildnisstatuen auf Grabdenkmälern, deren alle großen Kirchen besitzen. Der Stil der ital. Renaissance wurde seit dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrh. durch Künstler verschiedener Nationalität verbreitet, der bedeutendste Bildhauer und Ornamentist war wohl Felipe Vigarni aus Burgund (in Burgos, Toledo und Granada). Die schönen Motive der Frührenaissance wurden rasch verdrängt durch den phantastischen «grotesken» Stil, den die Überlieferung mit dem Namen Berruguetes (1480—1561) verknüpft hat, dessen beste Arbeit die Alabasterstatuetten des Chors von Toledo sind, dessen manierierteste die aus San-Benito im Museum zu Valladolid; obwohl Diego de Siloe, Covarrúbias, Xamete (in Cuenca) u. a. vielleicht noch größern Anspruch haben, hier genannt zu werden. Damals schuf Riaño die statuenbedeckten Prachträume der Sakristei und Capilla Real zu Sevilla, sowie das Stadthaus. Auch Florentiner kamen: Domenico arbeitete zu Avila das Denkmal des Prinzen Juan, Michele in Sevilla das des Kardinals Mendoza; Genueser lieferten die prachtvollen Denkmale in der Universidad. Bartol. Ordoñez aus

Barcelona ſchuf mit Hilfe carrariſcher Bildhauer das Denkmal der kath. Könige in Granada und das des Kardinals Ximenes zu Alcalá u. a. Den erſten Platz in ſpan. Renaiſſanceſkulptur nimmt jedoch Aragon ein: von Damian Forment ſind die Reliefs der alabaſternen Hochaltäre der Pilar zu Saragoſſa und der Kathedrale von Huesca (1520—33), von Juan Morlanes die Façade des Kloſters San-Engracia; Aragon ſchloß ſich Navarra an: Ancheta und Vengoechea. Von jetzt an aber ging die Skulptur in die Breite, die ſehr umfangreichen Retablos nötigten zur Holzſkulptur, bei der auf Vergoldung und Bemalung gerechnet wurde. Der Stil der Figuren iſt der der Hochrenaiſſance und Michel Angelos; ihr bedeutendſter Vertreter Gaſpar Becerra (Retablo von Aſtorga, 1569), ferner Gregorio Hernandez (Valladolid); Hauptwerke anderer Hand zu Bribiesca. Dieſe Eſtofadoſkulptur wurde um 1600 auch in Sevilla verbreitet durch Montañes, deſſen klaſſiſch-edle Geſtalten jedoch etwas monoton ſind. Sein Schüler war Alonſo Cano (Granada). Spanien hat auch im Zeitalter des Barockſtils noch gehaltvolle Arbeiten aufzuweiſen, z. B. die naturaliſtiſch durchgebildeten und tief empfundenen Gruppen des Salcillo in Murcia.

Die früheſten Denkmale der **Malerei** ſind Miniaturen des 10. und der folgenden Jahrhunderte, die in den Figuren die weſtgot. Überlieferung fortſetzen mit Hinzufügung ornamentaler Elemente arab. Stils; die älteſte umfangreiche Wandmalerei im Pantheon von San-Iſidoro zu Leon (Ende des 12. Jahrh.) bezeugt die Verbreitung byzant. Vorbilder. Im Laufe des 14. Jahrh. drang mit der got. Architektur der damalige franz. Stil ein; am Hofe erſchienen die Toscaner Dello und Starnina; Fresken zu Toledo (Kapelle San-Blas), ein großer Tempera-Retablo in der alten Kathedrale zu Salamanca gehören dieſer florentiniſchen Schule an. In der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrh. gab es faſt überall provinzielle Schulen, wie zahlreiche erhaltene Retablos beweiſen, deren Stil den gleichzeitigen italieniſchen und niederrheiniſchen analog iſt. Um die Mitte des 15. Jahrh. fand die Ölmalerei der van Eyck Eingang (zuerſt Dalmau in Barcelona, 1445) durch eingewanderte Niederländer (Juan de Flandes), durch den Handel und durch ſpan. Nachahmer (Gallegos in Zamora, Sanchez de Caſtro und Alejo Fernandez in Sevilla). Nur vereinzelt kommt der Freskoſtil der florentiniſchen Quattrocentiſten vor (Avila, Toledo: Juan de Borgoña). Das durch den realiſtiſchen Zug in der Malerei des 15. Jahrh. geforderte nationale Element verſchwand ſeit dem zweiten Drittel des 16. Jahrh. wieder vor dem röm.-florentin. Manierismus, den ſpan. Maler aus Italien mitbrachten, und es begann eine Periode der Nachahmung: Alonſo Berruguete in Caſtilien, der Freskomaler Vargas und der hiſpaniſierte Brüſſeler Campaña in Sevilla, der unheimliche Morales in Badajoz, Vicente Juanes Macip in Valencia. Dann folgte die ital. Malerkolonie des Escorial und deren dort zurückbleibender Anhang. Nur im Bildnis blieb man beim niederland. Geſchmack: dem Anton Mor ſchloſſen ſich an Sanchez Coello und Pontoja de la Cruz. Gegen Ende des 16. Jahrh. erhob ſich der nationale Geiſt von neuem; Venedig regte die koloriſtiſche Ader an: Fernandez Navarrete und El Greco in Toledo (ſeit 1575). Die eigentümlichen Elemente des ſpan. Geſchmacks: Verbindung des Realismus mit kath. Devotion, Betonung des Helldunkels, breiter auf Geſamtwirkung zielender Vortrag, finden ſich zuerſt bei dem vielſeitigen Juan de las Roelas in Sevilla (geſt. 1625), an ihn ſchloß ſich der wilde Herrera, der Lehrer des Velazquez. In Valencia vertrat dieſe neue Art Ribalta (geſt. 1628), der beſonders die Schule von Parma ſtudiert hatte. Die ſpan. Malerei der goldenen Zeit des 17. Jahrh. verdankte ihre großen Meiſter dem Anſtoß der ital. Naturaliſten; zu ihnen gehörten der Chiaroscuriſt Zurbaran, der Mönchsmaler; Juſepe Ribera aus Valencia (1588—1656), der ſich aber in Italien weiter bildete und dort blieb; der große Bildnismaler Diego Velazquez (ſ. d.); Alonſo Cano iſt von da ausgegangen, obwohl er in der Folge mehr in der Art der Bologneſer gemalt hat; an ihn ſchloſſen ſich die Häupter der Schule von Granada, Atanaſio Bocanegra und Juan de Sevilla; endlich ihr erfolgreichſter und anmutigſter Devotionsmaler, Murillo (ſ. d.). Unter dem Einfluß der in den königl. Schlöſſern vereinigten Werke des Tizian und Rubens bildete ſich im 17. Jahrh. eine Schule geſchickter Koloriſten zu Madrid: Cerezo, die beiden Rizi, Diego Polo, Escalante und endlich Claudio Coello, der ſtarb, als Luca Giordano ankam. Im 18. Jahrh. war die Malerei nur ein matter Widerſchein der ital. und franz. Schule; Mengs und Tiepolo malten damals im königl. Palaſt. Erſt in Goya (1746—1828) lebte das ſpan. Weſen wieder auf. Dieſer Künſtler von ſcharfer Beobachtungsgabe und unerſchöpflicher Phantaſie hat in ſeinen ſkizzenhaft gemalten Bildern und noch mehr in ſeinen radierten Cyklen ein maleriſches Geſamtbild des alten Spanien uns erhalten: in Scenen des Volkslebens und der Volksfeſte, Stiergefechten, in Bildern aus dem Unabhängigkeitskriege, in phantaſtiſchen (Hexen) und ſatiriſchen Kompoſitionen im Geiſte Hogarths.

In der neueſten ſpan. Malerei iſt, wie in jeder andern gleichzeitigen, der Einfluß aus der Zeit des Klaſſizismus und Romantizismus verſchwunden; es zeigt ſich auch hier das Streben frei ſchaffender Werkthätigkeit und beliebiger Stoffwahl im Gegenſatze gegen feſſelnde Schulregeln und aufgedrungene Muſter, in Verbindung mit beſonderer Vorliebe für naturaliſtiſche, nach Effekt und Farbe zielende Richtung und mit Zurückgehen auf nationale Traditionen. Dieſer innern Anſicht entſpricht die ſtarke Betonung und Geltendmachung des Techniſchen, der entſchieden hervortretende Charakter an den aus Spanien zur pariſer Weltausſtellung 1878 eingeſandten Bildern. Man ſah darunter kein bedeutendes Werk der ſtrengen ſtiliſtiſchen Malerei, aber verſchiedene hiſtor. Stücke mit Vorgängen aus der ältern ſpan. Geſchichte von Francisco Pradilla, Eduardo Roſales, Martinez Cubello u. a., die freilich trotz der Dimenſionen des Rahmens nur anekdoten- oder genremäßig aufgefaßt, aber mit breitem, ſaftigem Impaſto und warmem, kräftigem Kolorit behandelt waren. Die Porträtmalerei wird viel betrieben, am bemerkenswerteſten von dem Hofmaler Federico Madrazo, Pescador, Eguiquiza. Die meiſten Bearbeiter zählt die Genremalerei, welche die Gegenſtände ihrer Darſtellungen aus dem häuslichen und geſelligen ſpan. Volksleben der Gegenwart oder unlängſt abgelaufenen Vergangenheit wählt. Der talentvollſte und gerühmteſte unter den Malern dieſer Gattung war Mariano Fortuny (ſ. d.). Die Heirat in der Vicaria, ein auf der

pariser Kunstausstellung 1870 allgemein bewundertes Stück, ist das Hauptwerk des Meisters.

Große Ähnlichkeit mit Fortuny hatte der ebenso früh gestorbene Zamacois, der vorzüglich in Paris arbeitete; aber die Technik seiner Werke ist sorgfältiger; man hat von ihm niedliche kleine Bilder. In Spanien fand Fortuny den glücklichsten Nacheiferer an Juan Antonio Gonzalez, der hübsch komponierte, elegante Scenen aus dem 18. Jahrh. in hellen, zart grauen, harmonischen Tönen gemalt; ferner E. Sala, Fernandez y Baldenes, Jimenes y Aranda, Angel Lezcano, Ortiz u. s. w. In der Landschaft ist anstatt der frühern stilisierten, erdachten Komposition vorzugsweise die realistische Auffassungsweise kultiviert und durch Künstler vertreten, deren Werke jeder Malerschule Ehre machen würden. Martin Rico, zugleich Landschafter und Genremaler, strebt in beiden Fächern hauptsächlich nach kräftiger Naturwahrheit, lebenswarmem Kolorit und harmonischer Beleuchtung. Raimundo de Madrazo malt wie sein Vater, der oben genannte Hofmaler, geschätzte Porträts, aber außerdem auch Landschaften und Genrescenen mit keck und charakteristisch behandelten Figuren. Nächstdem sind J. Mastriera, Ruis de Valdivia, Modesto Urgell, Morero y Galicia, Carlos de Haes u. a. verdienstliche Landschaftsmaler, die ebenso wie einzelne Genremaler nicht bloß Spanien, sondern auch Marokko für ihre Zwecke ausbeuten und mannigfache Motive von dort herholen. Auch an Stillleben und Blumenstücken ist kein Mangel. Außer der Ölmalerei haben gleichfalls die untergeordneten Gattungen der Pastellmalerei jetzt in Spanien einen hohen Grad der Ausbildung erreicht.

Vgl. Graf A. Laborde, «Voyage pittoresque et historique de l'Espagne» (4 Bde., Par. 1817—20, mit 284 Kupfertafeln); Caveda, «Geschichte der Baukunst in Spanien» (übersetzt von P. Heyse, herausg. von Kugler, Stuttg. 1858); Palomino, «Museo pictorico» (3 Bde., Madr. 1715); Ceán-Bermudez, «Diccionario historico de los mas ilustres profesores de las bellas artes en España» (6 Bde., Madr. 1800); Stirling, «Annals of the artists of Spain» (3 Bde., Lond. 1848); Street, «Gothic architecture in Spain» (Lond. 1865); Passavant, «Die christliche Kunst in Spanien» (Lpz. 1853); J. de Madrazo, «Coleccion lithographica de cuadros del Rey de España» (3 Bde., Madr. 1826—37); A. Ponz, «Viage en España» (18 Bde., Madr. 1776—94). Die wichtigste Publikation für span. Baukunst ist das großartige Prachtwerk «Monumentos arquitectónicos de España» (Madr. 1859 fg.); für Bildnisskulptur des Mittelalters: Val. Carderera, «Iconografia española» (2 Bde., Madr. 1855 u. 1864). Für alle bildenden Künste: «Museo español de antiguedades» (Madr. 1872 fg.).

Spanische Mark hieß das Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, welches von Karl d. Gr. 778 erobert und dann von den Grafen von Barcelona regiert wurde. Hauptstadt war Barcelona.

Spanischer Pfeffer, s. Capsicum.

Spanische Reiter, auch Friesische Reiter (frz. chevaux de frise), dienten in frühern Jahrhunderten zur Sicherung des Fußvolks gegen Angriffe der Reiterei, namentlich zum Schutz der Feuerschützen, solange die Gewehre ohne Bajonette waren, auch zu Zwecken der Lagerbefestigung, nachdem die Wagenburgen in Abnahme gekommen waren. Meistens stellte man sie her, indem man durch einen besonders zugerichteten langen starken Baum (Leib des Spanischen Reiters) zugespitzte Pfähle (Federn genannt) oder auch die kurzen Spieße des Fußvolks, die sog. Schweinsfedern oder Pinnen, einander kreuzend steckte und den Spanischen Reiter mit den Spitzen nach oben und auf den entgegengesetzten Enden der Federn ruhend aufstellte. Auch kommen sie als dreibeinige Gestelle, mit Messerklingen versehen, vor. Der Leib des Spanischen Reiters wurde auf Wagen mitgeführt, auch wohl die ganze Vorrichtung fahrbar eingerichtet. Die Gegenwart hat sie als Hindernis- und Sperrmittel, sowie als Thorverschluß bei Feldbefestigungen in sehr beschränktem Maße beibehalten. (Vgl. Hindernismittel, Bd. IX, S. 247*, Textfiguren 7 u. 8.)

Spanischer Reiter heißt auch ein Mittel der Pferdedressur, aus einem eisernen Gestell bestehend, welches bei Bearbeitung schwieriger Pferde ohne Reiter auf dem Sattel befestigt wird und zur Anbringung der Beinahme- und Aufsatzzügel dient; dasselbe soll gewissermaßen den Reiter ersetzen.

Spanisches Rohr, s. Rohr (Spanisches).

Spanische Sprache und Litteratur. Die Urbewohner Spaniens waren Iberier, als deren letzter Rest die Basken (s. d.) im nördlichsten Teile des Landes wie auch im südl. Frankreich zu betrachten sind. Sie mischten sich mit einwandernden Kelten und es entstand das Volk der Keltiberier. Beider Völker Sprachen hinterließen jedoch verhältnismäßig wenige Spuren in der Sprache, die man die spanische nennt. Noch geringere blieben von der der Phönizier und Karthager zurück, von denen die ersten nur an den Küsten Kolonien gründeten, während die letztern ihre Herrschaft über große Strecken des Landes ausgedehnt hatten. Erst den Römern, welche schon gegen die Mitte des 6. Jahrh. der Stadt sich in Spanien festzusetzen begannen, gelang es, das ganze Land zu unterjochen und es in 600jähriger Herrschaft vollkommen, wie keine andere seiner Provinzen zu romanisieren, in Sprache wie Sitte und Bildung und Tracht. Kein anderes der roman. Länder hat so früh wie Spanien einen besondern Dialekt aus dem vom röm. Volke gesprochenen Vulgärlatein, «lingua romana rustica», entwickelt; kein anderes diesem und durch ihn auch der Schriftsprache, «sermo urbanus», mehr Elemente aus seiner Ursprache beigemischt; kein anderes ward wie jenes eine neue Heimat der röm. Litteratur und weiß neben Namen wie Seneca, Lucanus, Martial, Mela, Columella, Silius Italicus, Quintilianus, Florus andere von gleichem Klange zu setzen; keine andere roman. Sprache ist der Muttersprache auch ähnlicher geblieben als das Spanische. Es bildet also die mit eigentümlichen Provinzialismen reich durchsetzte lat. Umgangs- und Volkssprache, die mit dem Verfalle des Reichs die Litteratursprache immer mehr verdrängte, den eigentlichen Grundstock des Spanischen. Die Idiome der spätern Eroberer, der Westgoten, die 300 Jahre (vom 5. bis 8. Jahrh.) in Spanien herrschten, und der Araber, deren Reich erst nach 800jähriger Dauer zerstört ward, haben zwar breite Schichten von neuen Worten dazwischengeschoben; im wesentlichen aber haben sie den lat. Geist der span. Sprache nicht modifiziert. Wortbildung und Biegung und Satzbau sind echt romanisch geblieben, die Lautlehre ward nur mäßig beeinflußt: es ist eben nur der Vokabelschatz, den jene bereichert haben, die Germanen besonders mit

Bezeichnungen aus Kriegs- und Rechtsweſen und Schiffahrt, doch auch um manches Abſtraktum, Verbum und Formwort, während die Beiſteuer des Arabiſchen, die numeriſch nicht geringer iſt, ſich auf konkrete Subſtantiva aus Induſtrie, Handel, Medizin, Aſtronomie, Tier- und Pflanzenwelt beſchränkt. Die älteſten ſchriftlich aufgezeichneten Spuren ſpan. Mundart finden ſich in des Iſidorus «Origines», alle ſpätern lat. Texte der Halbinſel zeigen ſich mehr und mehr mit roman. Elementen durchſetzt; die älteſten eigentlichen Sprachdenkmäler aber ſtammen erſt aus dem 12. Jahrh., denn die Meinung des Litterarhiſtorikers Amador de los Rios, das «Poema de los Reyes magos» gehöre dem 11. Jahrh. an, ſteht vereinzelt und ungeſtützt da. Es iſt daher bis auf weiteres das epiſche «Poema del Cid» als das älteſte Denkmal anzuſehen; es iſt im Dialekt des ſüdöſtlichen Teils des alten Caſtilien gegen die Mitte des 12. Jahrh. geſchrieben, der ſpäter mit dem polit. Übergewicht dieſer Provinz über alle andern Dialekte ſiegte, ſodaß castellano der Name für die Geſamtſprache wurde. Die übrigen Dialekte aber erſtarben darum nicht: beſonders das Galiziſche und das Cataloniſche wurden zeitweiſe Träger reich entwickelter Litteraturen, die in neueſter Zeit mit dem Erſtarken des Volksbewußtſeins wieder lebendig auferſtanden und belletriſtiſche und wiſſenſchaftliche Arbeiten aller Art hervorbrachten. Wenn von den ſonſtigen Dialekten bisher wenig Kunde in das Ausland gedrungen iſt, ſo wenig, daß gar an ihrer Exiſtenz gezweifelt ward, ſo liegt der Grund eben darin, daß ſie nur ſporadiſche Werke, aber keine eigentliche Litteratur erzeugt haben und daß man erſt jetzt begonnen hat, die eigentliche Volkslitteratur (Lieder, Rätſel, Kinderreime, Märchen, Romanzen) zu ſammeln und treu herauszugeben.

Das Sprachganze der Pyrenäiſchen Halbinſel zerfällt in drei große Hauptgruppen mit mehrern Unterabteilungen und ziemlich zahlreichen Übergangsſtufen von einer zur andern. Die Mittelgruppe wird aus dem Caſtilianiſchen gebildet, als deſſen feinſte Blüte das toledano gilt und von dem eine alte Abart, das logroñes oder umfaſſender der Dialekt von Rioja, ſchon von Berceo, alſo im 13. Jahrh., geſchrieben ward. Daran lehnt ſich das Aragoniſche einerſeits, andererſeits der Dialekt von Eſtremadura. Die ſüdl. Dialekte Andaluſiens und Murcias, die in eine lange Reihe von Unterabteilungen auseinanderfallen, müſſen doch trotz ſtarker Abweichungen zum Caſtilianiſchen gerechnet werden, da ſie den dieſem eigentümlichen Gutturallaut, das Jota, kennen, der den beiden andern Gruppen gänzlich fehlt. Die weſtl. und nordweſtl. Gruppe umfaßt die Dialekte Portugals, mit deſſen nördlichſtem (minhoto oder interamnense, d. h. dem der Provinz Entre-Douro e Minho angehörigen) das Altgaliciſche vollkommen identiſch war, während das Neugaliciſche, das zur Gruppe ſelbſtverſtändlich gehört, eigene Wege geht; es gehört dahin auch das von arab. Miſchung faſt ganz freie Aſturiſche (Bable). Die dritte Gruppe bilden die dem Provençaliſchen nahe verwandten Dialekte Cataloniens, Valencias und der Inſel Mallorca, deren ſehr viele da ſind. Übergangsſtufen von der erſten zur zweiten Gruppe bilden die Dialekte von Leon, deren hauptſächlichſte drei ſind: der dem Galiciſchen ſehr nahe ſtehende Dialekt der Landſchaft Bierzo (Bergidum), der der Landſchaft Orbigo und der von Aſtorga, auch maragato genannt, welcher letztern, dem Caſtilianiſchen ſchon ſehr nahe verwandten Mundart ſich der Dichter des Alexanderliedes bedient hat. Die Nationalſprache zu bearbeiten fing man erſt im 15. Jahrh. an: Alonſo de Palencias lat.-ſpan. Lexikon erſchien 1490, 1492 das vielgebrauchte lateiniſch-ſpaniſche und ſpaniſch-lateiniſche des berühmten Humaniſten Antonio de Lebrija, ſowie desſelben «Tratado de gramática sobre la lengua castellana». Ein anonymer «Dialogo de la lengua», dem Valdes zugeſchrieben (1540), einige Arbeiten von Aldrete und andern ſammelte 1782 Mayans y Siscar und ſchrieb ſelbſt «Orígenes de la lengua española» (herausg. von Hartzenbuſch und Mier, Madr. 1873). Geſetzgebend für Grammatik und Wörterbuch ward das «Diccionario» der Spaniſchen Akademie (zuerſt 1771, dann in immer neuen Auflagen, deren letzte [12te] von 1884 iſt). Dieſes bereicherte mit vielen Zuſätzen und Verbeſſerungen Salvá, der auch die beſte ſpan. Grammatik für Einheimiſche und nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche ſchrieb. Dagegen mangelt es den Spaniern noch an einer hiſtor. Grammatik; treffliche Beiträge dazu finden ſich in Diez' «Grammatik der roman. Sprachen» und in Paul Förſters «Span. Sprachlehre» (Berl. 1880). Für Deutſche ſind die brauchbarſten Hilfsmittel die Grammatik von Franceſon (4. Aufl., Lpz. 1864), von Wiggers (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1884), von Sauer (4. Aufl., Heidelb. 1885), von Rothwell und Montana (Stuttg. 1874), das «Lehrbuch der ſpan. Sprache» von Franceſon (Lpz. 1849), die Wörterbücher von Franceſon (3. Aufl., 6. Abdr., Lpz. 1884) und von Booch-Arkoſſy (6. Aufl., Lpz. 1881). Den Verſuch eines etymologiſchen Wörterbuchs machten Covarrubias (Madr. 1611), Cabrera (Madr. 1837) und Monlau (Madr. 1859; 2. Aufl. 1882) und neuerdings R. Barcia (5 Bde., Madr. 1883) und L. Eguilaz (Granada 1880); die ſpan. Synonymik bearbeiteten Huerta und March, die Orthographie die Akademie in einem beſondern «Tratado», der jetzt als Anhang der Grammatik beigefügt wird, doch auch getrennt und ſtets mehr vereinfacht immer wieder erſchienen iſt, letztmals 1876. Die ſpan. Sprache, die mit dem Wohllaut und Vokalreichtum der italieniſchen die Kraft und Würde, mit der Klarheit und Nettigkeit der franzöſiſchen die Elaſticität und große Fähigkeit zum poetiſchen Ausdruck verbindet und die Anmut der portugieſiſchen ohne die unangenehmen Naſenlaute und fetten Ziſchlaute beſitzt, hat durch die Eroberung Südamerikas durch die Spanier ſich auch faſt über die Hälfte des neuen Weltteils verbreitet. Natürlich hat ſich auf dieſem ungeheuern Gebiete das Spaniſche vielfach verändert. Eine umfaſſende Studie über die ſpan.-amerik. Dialekte fehlt bis heute, doch ſind bereits treffliche Vorarbeiten über die Eigentümlichkeiten beſtimmter Provinzen vorhanden, von R. J. Cuervo für das Bogotaniſche, von J. Domingo über das Maracaibiſche, von G. Maspero über Buenos-Ayres und Montevideo, von A. Rojas über Venezuela, von E. Pichardo über das Cubaniſche, von H. Schuchardt über verſchiedene creoliſche Miſchdialekte.

Die ſpan. Nationallitteratur erſcheint in ihrer erſten Periode, d. i. von den erſten künſtleriſchen Schöpfungen im caſtil. Romanzo bis auf die Zeiten Johanns II. von Caſtilien, auf volkstümlich-nationaler Baſis mit vorherrſchend epiſchen und didaktiſchen Richtungen. Denn wiewohl das älteſte auf uns gekommene Denkmal der ſpan.

Litteratur, das «Poema del Cid», unbezweifelt der Kunstpoesie angehört, so sind doch seine volkstümlichen Elemente unverkennbar. Von der Volkspoesie haben sich natürlich weder die ursprünglichen Formen noch überhaupt sehr alte Denkmäler erhalten, denn sie lebte durch Jahrhunderte nur im Munde des Volks und wurde erst aufgezeichnet, als auch die Kunstpoesie diese Lieder des Volks ihrer Beachtung wert fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrh. Doch kann man auch aus diesen Spätlingen, den so berühmt gewordenen Romanzen (s. d.), auf den ursprünglich lyrisch-epischen Charakter der ältesten span. Volkspoesie schließen. Rein lyrisch sind die reizenden «Coplas y seguidillas», die der Volksseele immer neu entsprießen und die darum keiner bestimmten Epoche angehören. Eine schöne Sammlung derselben mit vortrefflicher Einleitung ist der «Cancionero popular» von Lafuente y Alcantara (2 Bde., Madr. 1865); reichhaltiger noch ist die dem Sammelwerke von F. Rodriguez Marin «Cantos populares españoles» eingefügte Blütenlese (5 Bde., Madr. 1882—83). Auf der volkstümlichen Basis der Romanzen entwickelten sich auch die Kunstpoesien, nur noch unter dem Einfluß der allgemeinen Zeitideen, also in der ersten Periode unter dem der kirchlich-ritterlichen. So sind, außer dem erwähnten halb sagenhaften, halb histor. Gedicht vom Cid, die frühesten Produkte derselben das «Poema de los Reyes Magos», das zugleich eins der ältesten dramatisch-liturgischen Spiele ist, die «Disputacion entre el Cuerpo y el alma», die Heiligen- und Marienlegenden des Geistlichen Gonzalo von Berceo, die Legende von der Maria Egipciaca (aus dem 13. Jahrh.), die Rittergedichte von Alexander d. Gr. des Juan Lorenzo de Segura, der «Votos del pavon» von Apollonius von Tyrus (auch noch aus dem 13. Jahrh.) und die schon mehr chronikenartigen Gedichte von Alfons XI. und vom Conde Fernan Gonzalez (aus dem 14. Jahrh.). In allen diesen Gedichten läßt sich in Stoff und Form der Einfluß der mittellat. Kirchenpoesie und der franz. Ritterpoesie zwar nicht verkennen, doch sind sie gänzlich frei von allem arab. Einfluß und mit durchaus nationaler Färbung. Diese Gedichte sind teils in den den französischen nachgebildeten einreimigen Alexandrinerstrophen, teils in den nationalen Grundrhythmen der Redondillen abgefaßt. Noch in das 14. Jahrh. dürfte auch die Abfassung der längern epenartigen Romanzen von Karl d. Gr. und seinen Paladinen zu setzen sein, deren stoffliche Grundlage und zum Teil auch formelle Bildung wohl aus dem Verkehr der span. Joglares (Volkssänger) mit den südfranz. Jongleurs stammen dürften.

Neben diesen mehr oder minder episch-volkstümlichen Gedichten begann vorzüglich durch den Einfluß Alfons' X. oder des Weisen von Castilien eine gelehrt-didaktische Kunstpoesie sich zu entwickeln. Er selbst dichtete (in galic. Sprache) ein in drei Handschriften erhaltenes «Libro de Cantigas», das im Druck noch immer nicht veröffentlicht, obwohl von der Spanischen Akademie seit langen Jahren angekündigt ist, und war vermutlich bei der Abfassung des Richtergesetzbuchs («Fuero Juzgo») beteiligt, das schon unter seines Vaters Regierung gegeben ward. Auf seinen Befehl und unter seiner Mitwirkung wurden nachher die Landesgesetze in der Landessprache abgefaßt und diese statt der bisherigen lateinischen zur Gerichtssprache erhoben. Die berühmteste dieser Gesetzsammlungen führt den Titel «Las siete partidas» und ist am besten von der königl. Akademie in «Los codices españoles» (3 Bde., Madr. 1841) publiziert worden; dann ist zu erwähnen das «Fuero real»; dieses sowie seine übrigen legistischen Werke hat die Akademie der Geschichte unter dem Titel «Opusculos legales del rey D. Alfonso el Sabio» (Madr. 1837) herausgegeben, welche in neuester Zeit von Ximenes Torrez kommentiert wurden (Madr. 1877). Auf Alfons' Veranlassung und unter seiner Leitung wurden eine Weltchronik in span. Sprache abgefaßt, die nur handschriftlich und fragmentarisch vorhanden ist, und eine Generalchronik von Spanien bis zum Tode seines Vaters, die so berühmt gewordene «Crónica general» (Zamora 1541; Valladolid 1604). Auf seine Veranlassung wurde auch das ind. Fabelbuch des Bidpai nach einer arab. Version übersetzt («Calila e Dymna»). Durch alle diese Arbeiten wurde Alfons der eigentliche Schöpfer der span. Prosa, in der früher nur vereinzelte schwache Versuche gemacht worden waren; zugleich gab er der span. Nationallitteratur überhaupt eine mehr didaktische Richtung. Durch die in seinem «Libro de las querellas», von dem sich nur Bruchstücke erhalten haben, und in seinen galic. Liedern («Cántigas») angewendeten kürzern Versmaße hat er die span. Kunstlyrik vorbereitet; das früher ihm zugeschriebene didaktische Gedicht «Libro del tesoro» ist jedoch ein Machwerk des 15. Jahrh. Sein Beispiel wirkte auf seine Nachfolger. So schrieb sein Sohn Sancho IV. el-Bravo ein moralphilos. Werk, das Lebensregeln für seinen Sohn Ferdinand IV. enthält, betitelt «Los Castigos e Documentos», so entstand unter seiner Regierung die Geschichte der Kreuzzüge in span. Sprache («La gran conquista de Ultramar», herausg. von Gayangos in der «Biblioteca de autores españoles», Bd. 44). Und Sanchos IV. Sohn, Alfons XI. el-Bueno, gebührt das Verdienst, die Abfassung mehrerer Werke in castil. Prosa veranlaßt zu haben, z. B. eines Adelsregisters (Becerro), eines Jagdbuchs (Libro de monterias), das 1878 in zwei Spezialausgaben, einer von F. B. Navarro und einer andern von Gutierrez de la Vega erschien, sowie auch mehrerer Chroniken; letztere stehen mit denen seiner Vorfahren im ersten Bande der «Crónicas de los Reyes de Castilla desde D. Alfonso el Sabio hasta los Reyes Catolicos» (Bd. 1—3, Madr. 1876—78). Besonders aber ist des Infanten Don Juan Manuel (gest. 1347) Apologensammlung in Prosa mit angehängten Sprüchen in Versen unter dem Titel «El Conde Lucanor» oder auch «Libro de Patronio» merkwürdig, von den sechs Prosawerken, die von ihm übrig sind, das wichtigste, eine nach orient. Mustern und zum Teil aus orient. Quellen abgefaßte Rahmenerzählung (deutsch von Eichendorff, Berl. 1840). Dagegen ist des Infanten Liedersammlung («Libro de los cantares») verloren gegangen.

Bei weitem der bedeutendste Dichter des 14. Jahrh. war Juan Ruiz, Erzpriester von Hita, gest. um 1351, der ebenfalls in eine Rahmenerzählung, die in Alexandrinerstrophen abgefaßt ist, seine lyrischen und didaktischen Gedichte, wie fromme und erotische Lieder, Fabeln, Hirtenlieder u. s. w., eingereiht hat, die sowohl durch innern poetischen Wert, als auch dadurch, daß sie nach des Verfassers ausdrücklicher Absicht ein Musterbuch aller damals in Spanien bekannten metrischen Kombinationen bilden sollten, für die Geschichte der span. Poesie von höchster

Wichtigkeit sind. (S. Ruiz.) Diese und die meisten früher erwähnten Gedichte finden sich in der von Pidal und Janer veranstalteten neuen Ausgabe von Sanchez' «Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV.» (Madr. 1864), die jedoch den Anforderungen moderner Wissenschaft nicht genügt. Nur das «Poema del Cid» ist bis jetzt in einer kritischen ausgezeichneten Ausgabe von Vollmöller erschienen (Halle 1879). Die hauptsächlichsten Prosawerke dieser ersten Epoche stehen in der von Gayangos besorgten Ausgabe der schon mehrfach erwähnten Bibliothek (Bd. 51, «Escritores en prosa anteriores al siglo XV»). Eine vorzügliche kritische Neuausgabe des «Libro de la Caza» von Don Juan Manuel besorgte Baist (Halle 1880). Ebenfalls ein didaktisches Gedicht mit eingewebten lyrischen Partien ist das Buch in Reimen über das Hofleben: «Rimado de palacio», des Lopez de Ayala. Die am Ende dieser Periode vorherrschende didaktische Richtung spricht sich noch aus in den Gedichten des Rabi Santob, eines Juden, der für den König Peter den Grausamen von Castilien Ratschläge und Lebensregeln in Versen schrieb, sowie in dem Gedicht vom Totentanz: «Danza general de la muerte» u. s. w. Die Kultur der histor. Prosa bekunden die Chroniken Ayalas, Juan Nuñez de Villaizans, die Prosachronik vom Cid, die Reisebeschreibung Ruy Gonzalez de Clavijos u. a. Endlich gehört noch dem Schlusse dieser Periode die Abfassung des Amadis (s. d.) an, dessen Entstehen auch die tüchtige Arbeit von Braunfels («Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien», Lpz. 1876) noch nicht aufgeklärt hat. Neuere Entdeckungen stellen es hingegen sicher, daß ein port. älteres Original existiert haben muß.

In der zweiten Periode der span. Nationallitteratur, die von der Regierung Johanns II. von Castilien (1406—54) bis zur Bildung der span. Universalmonarchie unter den kath. Königen oder bis zum Schlusse des Mittelalters reicht, trat neben der fortbestehenden didaktischen Richtung die lyrische in den Vordergrund. Die Bildung einer höfischen Kunstlyrik nach dem Muster der Troubadourpoesie, die Alfons X. zwar vorbereitet hatte, aber nur in galic. Mundart üben konnte, die aber in lemosinischer längst an den Höfen der Grafen von Barcelona und der Könige von Aragonien blühte, war in castil. Mundart erst am Hofe Johanns II. möglich. Diese castil. Hoflyrik ist dem Inhalt und Ton nach der provençalischen, besonders der spätern, noch ähnlich; auch sie ist vorzugsweise eine Konversationspoesie, die sich in dem engen Kreise höfischer Galanterie bewegt und daher an Ideenarmut und Monotonie leidet. Ja sie ist sogar viel eintöniger, schwerfälliger und roher wie die echte Troubadourpoesie, weil damals die belebende Kraft der idealen Chevalerie und Galanterie schon von dem vorherrschenden Prosaismus und dem Übergewicht der Verstandesthätigkeit über die Phantasie gelähmt war. Unter der Menge dieser Hofdichter, von denen einige sich noch der galic. Mundart bedienten, deren Werke so wenig Verschiedenheit und prägnante Individualität haben, daß sie in der That sehr oft nur durch die Namensüberschriften zu unterscheiden sind, die sie in den «Cancioneros» tragen (s. Cancionero), zeichnen sich als hervorragend und von weitreichendem Einfluß aus der Marquis de Santillana (herausg. von Ochoa, Par. 1844, und von Amador de los Rios, Madr. 1852) und D. Enrique de Aragon (fälschlich Marquis de Villena benannt) und der unglaublich oft wiedergedruckte Juan de Mena; beide schrieben auch größere didaktisch-allegorische Dichtungen, in denen sich schon das Bestreben zeigt, altklassische und ital. Muster, besonders den Dante, nachzuahmen. Von den übrigen sind nennenswert die drei Manrique (Rodrigo, Gomez und Jorge); Macias der Verliebte; Garcia-Sanchez de Badajoz; Alonso de Cartagena; Juan Rodriguez de la Cámara (oder del-Padron), der auch wichtige Prosaschriften hinterließ: eine Novelle «El Siervo, libre de Amor», und ein eigentümliches zweiteiliges Adelsbuch «Triunfo de las Donas» und «Cadira del Honor» (herausg. von A. Paz y Mélia, Madr. 1884); Diego de San-Pedro, der ihn in zwei halb prosaischen, halb metrischen Liebesromanen nachahmt, welche berühmt geworden sind («Carcel de amor» und «Question de amor»); und Fernan Perez de Guzman, der auch als Geschichtschreiber einen berühmten Namen hat. Die poet. Werke dieser und vieler anderer Dichter stehen gesammelt im «Cancionero de Baena», herausgegeben von Fr. Michel (Madr. 1851 u. Lpz. 1860). Ein anderer höfischer Dichterkreis scharte sich um den gepriesenen Förderer des wieder aufblühenden Klassizismus, Alfons V. von Aragon (Alfons I. von Neapel). Die ihm zugehörigen Werke sind erhalten in dem erst seit kurzem vollständig bekannten «Cancionero de Lope de Stuñiga» (Madr. 1873) und in dem neuerdings (in höchst nachlässiger Weise) veröffentlichten «Cancionero del Siglo XV» (Madr. 1884). In den Geschichtswerken des genannten Guzman, sowie in denen von Hernando del Pulgar zeigt sich schon ein Fortschritt vom Chronikenstil zur pragmatischen Darstellung. Auch hat man von Pulgar eine Briefsammlung, die nebst der wahrscheinlich apokryphen von Cibdad-Real einen Begriff vom Epistolarstil der damaligen Zeit geben kann. (Vgl. Geßner, «Zur Cibdad-Real-Frage», Berl. 1885.) Nicht minder für die Sittengeschichte als für die Geschichte der span. Prosa merkwürdig ist das Werk des Erzpriesters von Talavera, Alonso Martinez de Toledo, über die Sitten der Weiber von schlechtem Lebenswandel, bekannter unter dem Namen «Corbacho» (Toledo 1499 u. öfter). Endlich fallen noch die Anfänge des span. Dramas, das auch hier aus kirchlichen und ländlichen Festspielen hervorging, in diese Periode, wozu man mit Recht Juan de la Encinas Schäferspiele (die in Böhl de Fabers «Teatro antiguo español» [Hamb. 1832] gut ediert sind) und den berühmten dramatischen Roman «Celestina» von Fernando de Rojas (s. d.) rechnet.

Die dritte Periode, von den ersten Jahrzehnten des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrh., umfaßt die allseitigste Entwickelung und höchste Blüte der span. Litteratur, aber auch im goldenen Zeitalter der Philippe ihre Ausartung und ihre gänzliche Ermattung, so gleichen Schritt haltend mit der Entwickelung der polit. und sozialen Zustände der span. Monarchie. Was in der vorigen Periode sich vorbereitete, wurde in dieser völlig entwickelt durch die nähere polit. Verbindung von Spanien und Italien: die formelle Ausbildung der span. Kunstpoesie nach altklassischen und ital. Mustern sogar bis zur Einführung ital. Versmaße, der elf- und siebensilbigen Zeile, und der ital. Formen des Sonetts, der Ottave rime, Terzinen, Canzonen u. s. w. Doch ward über dieser Nachahmung so wenig wie früher über der provençalischen die

nationale Eigentümlichkeit aufgegeben, weil die ſpan. Poeſie, eine durchaus volkstümliche Grundlage hatte; ja der ital. Schule, deren Koryphäen Boscan, Garcilaſo de la Vega, Diego Hurtado de Mendoza u. a. waren, trat unter Caſtillejos Anführung eine ſtreng an den alten Nationalformen haltende Partei entgegen, bis ſich die ſchroffen Einſeitigkeiten beider Parteien abgeſchliffen hatten und in ſchöner Verſchmelzung ſo vollſtändige Kunſtwerke erzeugten, wie die Poeſien Hernando de Herreras, Luis Ponce de Leons, Hernando de Acuñas und Jorge de Montemayors. Durch dieſen letztern wurde der halb in Verſen, halb in Proſa abgefaßte Schäferroman eingeführt. Montemayors ſo berühmt gewordene «Diana» erhielt eine würdige Fortſetzung durch Gil Polo. (Vgl. Schönherr, «Jorge de Montemayor», Halle 1886.) Aus der Menge von Dichtern, die ſich jenen zunächſt anſchloſſen, ſind zu nennen: Franc. de Rioja, Baltazar de Alcázar unter Philipp II., ein überaus witziger und anmutiger Dichter, Vicente Eſpinel, die beiden Figueroa, Pedro Soto de Rojas, Criſtóval de Meſa, Auguſtin de Tejada und Luis Barahona de Soto. Nach dieſer Vermittelung trat noch einmal in dieſer Periode der Gegenſatz zwiſchen der klaſſiſchen Nachahmung und der nationalen Eigentümlichkeit mächtiger hervor, als erſtere den Reiz der Neuheit verloren, letztere durch innigeres Anſchließen an die Volkspoeſie an Stärke gewonnen hatte, und beiden Richtungen wurde nun bis zu den Extremen gefolgt, ja oft von einer und derſelben Perſon. So waren die Brüder Argenſola nicht zufrieden, die durch das moderne Element im Italieniſchen gemilderte Klaſſizität nachzuahmen, ſondern ſuchten unmittelbar dem Horaz nachzuſtreben; ſo dichtete Eſtévan de Villegas ſeine «Eróticas» nach dem Vorbilde Anakreons und ſogar in altklaſſiſchen nachgebildeten Metren; ſo überſetzte Juan de Jáuregui nicht nur den «Aminta» des Taſſo und den «Pastor fido» des Guarini, ſondern auch Lucans «Pharsalia». Andererſeits ſuchten Góngora und Quevedo den Romanzenſtil in die Kunſtpoeſie einzubürgern und zu kultivieren, während dieſelben die Italiener noch zu überbieten ſtrebten und einen ſog. gebildeten und geiſtreichen Stil (Gongorismus) nach dem Muſter der Mariniſten einführten, der aber in Culteranismus entartete. Daß aber damals mehr als je die Volks- von der Kunſtpoeſie berückſichtigt wurde, iſt für letztere ſehr folgenreich geworden. Zwar war die eigentliche Blüte der Volkspoeſie in lyriſch-epiſchen Romanzen längſt vorüber, aber mit dem neubelebten Nationalbewußtſein war bei den Gebildeten und den Kunſtdichtern ein hiſtor. und äſthetiſches Intereſſe an den alten Volksromanzen erwacht, die neu aufgezeichnet, geſammelt und kultiviert wurden. So entſtanden von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrh. die meiſten Romanzenſammlungen (ſ. Romancero), die freilich neben den echten alten epiſchen Volksromanzen eine Unzahl gemachter chronikenartiger oder rein lyriſcher, gezierter und ſentimentaler, von Gelehrten und Kunſtdichtern herrührender enthalten. Durch dieſe konnten zwar noch weniger wie anfänglich die Spanier eine eigentlich epiſche Poeſie bekommen, und unter der Unzahl gemachter Epopöen nach dem Leiſten der altklaſſiſchen und italieniſchen erheben ſich kaum einige bis zur Mittelmäßigkeit. Nur die «Araucana» des Ercilla hat, weil auf einer objektiv-epiſchen, lebendigen Baſis entſtanden, wahrhaft epiſchen Geiſt und epiſche Unmittelbarkeit. Der Kontraſt zwiſchen dieſen Beſtrebungen, ein Epos zu ſchaffen, und den dazu ganz ungünſtigen Zeitverhältniſſen erzeugte die ironiſch-epiſchen Meiſterwerke, die komiſchen Heldengedichte des Lope de Vega («Gatomaquia») und Villaviciosa («Mosquea»). Aber die epiſchen Elemente der alten Volksromanzen in Verbindung mit der kunſtmäßig ausgebildeten Lyrik wirkten befruchtend auf die Entwickelung des nationalen Kunſtdramas, der Comedia.

Die dramatiſche Poeſie hatte gleich beim Beginn ihrer eigentlichen nationalen Entwickelung in Naharro, Gil Vicente, Lope de Rueda und Lucas Fernandez die Repräſentanten der Hauptrichtungen gefunden, die ſie ſpäter einſchlug, in dem erſtern den der mehr idealiſierenden, zu den phantaſiereichen Schöpfungen der heroiſchen, Verwickelungs- und Intriguenſtücke (Comedias de ruido, Comedias de capa y espada) führenden, in den drei letztern aber die Vorläufer der die Wirklichkeit treu kopierenden Charakter- und Sittenſchilderer, denen ſich die zahlreichen Verfaſſer der ſog. Vor- und Zwiſchenſtücke (Loas, Pasos, Farsas, Entremeses, Sainetes und Comedias de figuron) anſchloſſen. Neben dieſen Gattungen beſtanden die geiſtlichen Schauſpiele, aus denen zunächſt das ſpan. Drama wie alle übrigen hervorgegangen iſt, fort und bildeten ſich in der Folge zu zwei verſchiedenen Gattungen aus, den Autos sacramentales, d. i. Fronleichnamsſtücken, und Autos del nacimiento, d. i. Weihnachtsſtücken, nach Art der allegoriſchen Moralitäten des Mittelalters, und den Comedias divinas und de Santos, oder Darſtellungen der heiligen Geſchichte und Heiligenlegenden, gleich den Myſterien oder Mirakelſpielen. Zwar hatten auch auf dieſem Felde die Klaſſiziſten verſucht, teils durch Überſetzungen, teils durch Nachbildungen das ſpan. Drama nach antiken Muſtern zu geſtalten, wie z. B. Boscan, Fernan Perez de Oliva, Juan de Malara, um die Mitte des 16. Jahrh., und mehrere Dichter der ſevillaner Schule, wie Geronimo Bermudez, der zwei Tragödien mit Chören unter dem Namen Antonio de Silva ſchrieb, die aber ebenſo wenig wie ſpäter die kritiſchen Angriffe von Rey de Artieda, B. L. de Argenſola u. a. die originelle, reiche und volle Entwickelung der nationellen Komödie aufzuhalten vermochten. Dieſe glänzendſte Periode des ſpan. Dramas reicht vom Ausgang des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrh., und die zahlreichen Bühnendichter jener Zeit bilden zwei große Gruppen, als deren Mittelpunkte Lope de Vega (ſ. d.) und Calderon (ſ. d.) glänzen. So waren teils Vorläufer, teils Nachfolger des erſtern die beiden Dichter Cueva und Virues; Cervantes, der aber in dieſem Felde mit Lope gar nicht um die Palme ringen konnte, um in einem andern unerreicht zu bleiben; Guillen de Caſtro, deſſen «Cid» (ſ. d.), der zu den ſchönſten Blüten des ſpan. Dramas gehört, Corneilles Vorbild ward; Luis Velez de Guevara, Juan Perez de Montalvan, Gabriel Tellez (ſ. d.), bekannter unter dem Namen Tirſo de Molina, ein höchſt humoriſtiſcher Dichter, der ſich im Luſtſpiel mit unbeſchreiblicher Grazie und Gewandtheit benimmt; Juan Ruiz de Alarcon, der ſich durch originales, ernſtes Denken und treffliche, oft leiſe ſatiriſche Sitten- und Charakterdarſtellungen auszeichnet. Alle dieſe Dichter und vor allen Lope de Vega glänzen durch reiche Erfindungsgabe, geniale Konzeption und prägnante Naturähnlichkeit. Sie ſind

die eigentlichen Schöpfer des ſpan. Dramas aus durchaus nationalen Elementen, volkstümlicher Begeiſterung und einer friſchen, glühenden Phantaſie geworden, deren Werke nur manchmal durch ein Zuviel des Guten, ein zu künſtlich verſchlungenes Gewebe und eine zu begeiſtert aufflackernde Beredſamkeit, durch allzu flüchtige Kompoſition und durch Formloſigkeit entſtellt wurden. In Calderon, dem Dichter von «Das Leben ein Traum», trat zu dieſer Originalität und überſprudelnden Phantaſie die mäßigende Reflexion und die ſorgſamere Ausführung im einzelnen hinzu, und ſo erreichte in ihm das ſpan. Drama ſeinen Kulminationspunkt. Unter ſeinen Nachfolgern ſind die namhafteſten Francisco de Rojas, Auguſtin Moreto, der Verfaſſer der «Dona Diana», M. Fragoſo, J. B. Diamante, Antonio Hurtado de Mendoza, Juan de la Hoz, Antonio de Solis, deſſen eigentlicher Ruhm mehr in ſeinen Geſchichtswerken gegründet iſt, und Auguſtin de Salazar y Torres, der in ſeinen lyriſchen wie dramatiſchen Werken ſich ſchon zum «Estilo culto» hinneigt, in den phantaſtiſch-märchenhaft gehaltenen Dramen aber eine blühende Phantaſie zeigt. Ja ſelbſt als die ſpan. Poeſie zu Ende dieſer Periode von ihrer Ausartung durch die Culteraniſten in faſt gänzliche Ermattung geſunken war, trieb die dramatiſche noch eine Nachblüte in den wenigſtens noch echt ſpan. Geiſt atmenden Werken von Vances Cándamo, Cañizares und Antonio de Zamora, die vorzüglich die Comedia de figuron ausbildeten; des letztern «Don Juan», der eigentlich Nachahmung eines ältern Stücks von Tirſo de Molina war, iſt durch Mozarts Oper berühmt geworden. Unter den übrigen Dichtern, deren Menge eben ihre Mittelmäßigkeit und den Verfall der Kunſt beweiſt, ſind höchſtens noch zu nennen die Romanzendichter Esquilache, und Arteaga, Bernardin de Rebolledo und die mexik. Nonne Inez de la Cruz.

Ein ähnliches Schickſal wie die Dichtkunſt in gebundener Rede hatte die in ungebundener und die künſtleriſche Proſa in dieſer Periode. Auch hier ſind zwei Hauptrichtungen erkennbar, das Streben nach Konciſion und Eleganz der Form nach antiken Muſtern und die Entwickelung des Nationalſtils. Das erſtere zeigt ſich zuerſt in den Hiſtorikern, die nun mit noch größerm Bewußtſein den alten Chronikenſtil aufgaben und die hiſtor. Kunſt in pragmatiſcher Behandlung und ſchöner Form den Griechen und Römern abzulernen ſuchten. Dieſe Tendenz zeigt ſich ſchon in den Werken der Hofhiſtoriographen Karls V., Antonio de Guevara, Pedro Mejia und Juan Ginez Sepulveda (ſ. d.), und noch mehr in der «Historia de la guerra contra los moriscos» von Mendoza. Auf dieſer Bahn folgten die Verfaſſer der allgemeinen Geſchichte von Spanien, Fl. de Ocampo und Ambroſio de Morales, der Hiſtoriograph der Krone von Aragonien, Zurita, und ſein Fortſetzer, der erwähnte Dichter B. L. de Argenſola, der ebenfalls als Dichter bekannt gewordene, aber mehr durch ſeine Geſchichte des Aufſtandes in Catalonien berühmte Portugieſe Fr. M. de Melo, Franc. de Moncada und Ant. de Solis durch ſeine Geſchichte der Eroberung von Mexiko, während in Marianas (ſ. d.) ſpaniſch geſchriebener «Historia de España» der Nationalſtil, veredelt durch klaſſiſche Muſter, ſich am ſchönſten und freieſten zeigt. Die Neigung zur Didaktik und Reflexion fand nun in der ausgebildetern Proſa einen geeignetern Ausdruck. Den Beweis davon liefern die moraliſch-philoſ. Abhandlungen von Perez de Oliva und ſeinem Fortſetzer Fr. Cervantes de Salazar; der unter den Hiſtorikern genannten Proſaiſten Guevara und Mejia, ſowie die polit. Schriften des Saavedra y Fajardo; die mit diplomatiſcher Feinheit geführten Korreſpondenzen des ſo berühmt gewordenen Geheimſchreibers Philipps II., Antonio Perez; die ſtrenger philoſophiſch gehaltene Unterſuchung des Selbſtdenkers Juan Huarte u. ſ. w. Mit ungleich viel mehr Wärme und Originalität ſind geſchrieben die dem Nationalgefühl ſo ſehr zuſagenden ascetiſchen und religiöſen Erbauungsſchriften von den «Dos Luises», dem Dichter Fray Luis de Leon und dem berühmten Kanzelredner Fray Luis de Granada; von der Schweſter Santa-Tereſa de Jeſus, deren Briefe auch eine Stelle für ſich in der ſpan. Litteraturgeſchichte beanſpruchen und die einen würdigen, ebenfalls als ascetiſchen Schriftſteller ausgezeichneten Biographen in Fray Diego de Yepes fand; und von den durch ihre religiöſen Poeſien nicht minder ausgezeichneten Dichtern und Proſaiſten San-Juan de la Cruz (deutſch von Stolz, Münſter 1854) und Pedro Malon de Chaide. Mit dem Feuer humaner Begeiſterung und der Eleganz humaniſtiſcher Bildung verteidigte die unterdrückte Menſchheit in Amerika der edle Las Caſas (ſ. d.), deſſen «Historia de las Indias» von Marqués de la Fuenſanta und Sancho Rayon zum erſten mal veröffentlicht worden iſt (5 Bde., Madr. 1876).

Noch eigentümlicher entwickelte ſich die Proſa in den Werken der Phantaſie. So wurden die einer vorgeſchrittenen Civiliſation allein noch entſprechenden epiſch-proſaiſchen Formen des Romans und der Novelle auch in Spanien fleißig kultiviert. Zwar war der Ritterroman mit der ausgelebten Idee des Rittertums und dem immer greller werdenden Kontraſt mit der Wirklichkeit in den zahlloſen Nachahmungen des «Amadis», den Palmerinen, Primaleonen u. ſ. w. längſt zur hohlen Karikatur geworden; zwar war die Novelle eine den Spaniern aus Italien zugekommene neue Form, anfangs mit wenig Geſchick von Juan Timoneda und Nuñez de Reinoſo u. a. nachgeahmt worden; aber der Kontraſt im Ritterroman zwiſchen Idee und Wirklichkeit wurde von Cervantes (ſ. d.) mit der Univerſalität und Tiefe des Genies im «Don Quijote» ironiſch parodiert, der zugleich als das unerreichte Muſter ſpan. Proſa gilt und zu den wenigen Büchern gehört, die in jedem Jahrhundert von neuem die Reiſe durch die Welt unter unausgeſetztem Beifall machen. Derſelbe Cervantes wußte indeſſen in ſeinen «Novelas ejemplares» und in ſeinen «Trabajos de Persiles y Sigismunda» die Novelle und den Liebesroman ſo meiſterhaft zu nationaliſieren, daß dieſe Gattungen ganz volkstümlich wurden und er viele Nachahmer fand, von denen freilich keiner ihn erreichte, wenn nicht etwa Lope und Tirſo, deren wenig bekannte Novellen durch feinen Plan und ſprachlich muſterhafte Ausführung glänzen. Auch der von Montemayor eingeführte Schäferroman blühte noch fort; einen der beſten dieſer Gattung, die «Galatea», ſchrieb Cervantes, und auch Lope de Vega, Montalvo und viele andere kultivierten dieſes Genre noch lange. Die vorzüglichſten Köpfe unter den ſpan. Proſaſchriftſtellern aber wendeten ſich nun zur Schilderung der modernen Sitten und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Gegenwart. Dies geſchah teils in kleinern Novellen, in welcher

Gattung Cervantes den Ton angegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravajal u. a. folgten; teils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muſter des «Lazarillo de Tormes» von Mendoza, wie in Mateo Alemans «Guzman de Alfarache», in Quevedos «Gran Tacaño» und in Espinels «Marcos Obregon». Eine dritte Art von Darſtellungen ſpan. Lebens bilden die nachher in faſt alle europ. Litteraturen übergegangenen Erzählungen jenes burlesk-phantaſtiſchen Stils, der zuerſt von Quevedo in ſeinen fein, wenn auch bitter ſatiriſchen «Sueños» aufgebracht, dann von L. V. de Guevara im «Diablo cojuelo» mit ausgezeichnetem Erfolg aufgenommen und zuletzt von Saavedra y Fajardo in der «Republica literaria» zu großer Freiheit ausgebildet wurde. Auch die Anfänge des hiſtor. Romans erhielten die Spanier noch in dieſer Periode an der ſo berühmt gewordenen «Historia de las guerras civiles de Granada» von Gines Perez de Hita und an der «Historia de los Incas del Peru» vom Inca Garcilaſſo de la Vega. Aber auch die ſpan. Proſa litt am Ende dieſer Periode durch den Einfluß der Gongoriſten und ſank von ihrer Klaſſizität zu den Bizarrerien des Estilo culto herab; unter den Schriftſtellern dieſer Schule iſt einer der geiſtreichſten der Jeſuit Baltaſar Gracian (ſ. d.), deſſen «Criticon» in Schopenhauer einen Bewunderer gefunden hat.

Die vierte Periode, von der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die Gegenwart, charakteriſiert ſich durch das Eindringen der modernen, beſonders franz. Bildung in Spanien, durch deren Kampf und zeitweiſen Sieg über das freilich vielfach ausgelebte Altnationale und durch das endliche Beſtreben und Gelingen, das, was von dieſem noch haltbar iſt, zeitgemäß zu regenerieren und mit den modern-europ. Elementen zu verſchmelzen. Bei dem Tode des letzten und unfähigſten Habsburgers, Karls II., trat auch in der ſpan. Litteratur eine todähnliche Stagnation ein. Zwar hatte ſich nach Beendigung des Erbfolgekriegs und nach befeſtigter Herrſchaft der Bourbons die zum litterariſchen Schaffen nötige Ruhe wieder eingefunden, aber mit der neuen Dynaſtie war auch ein neuer Geiſt, der modern-franzöſiſche, über die Pyrenäen gekommen und mußte bei der Ausartung und Erſchöpfung des alten Nationalgeſchmacks bald Einfluß gewinnen. Es bedurfte nur eines kühnen und taktvollen Neuerers, um ihm Eingang zu verſchaffen, und dieſer fand ſich in Luzan, der anfangs negativ gegen die Ausartung auftrat, dann aber die franz.-klaſſiſchen Grundſätze einzuführen ſuchte. Und ſelbſt jetzt noch wiederholte ſich die Reaktion des Nationalgeiſtes, deſſen hohe und echte Originalität ſich nie dauernd dem Fremden gegenüber gedemütigt hat, und als deſſen Verfechter, freilich mehr theoretiſch als praktiſch, jetzt Garcia de la Huerta auftrat. Es bildete ſich bald wieder eine Dichterſchule, nach ihrem Hauptſitz Salamanca die ſalmantiniſche genannt, verſtändig genug, um gegen die Anforderungen des Zeitgeiſtes nicht blind zu ſein und die Gebrechen des Veralteten einzuſehen; aber auch patriotiſch genug, um neben den modernen fremden auch die einheimiſchen Muſter der goldenen Zeit zu berückſichtigen, beſonders in Sprache und Form. Dabei fehlte es freilich nicht an Einſeitigkeiten von ſeiten der franzöſiſchen und der Nationalpartei. An die Spitze der gemäßigten Reformatoren ſtellten ſich nach Luzans Vorgang Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalſo, Tomas de Iriarte, Samaniego, ein talentvoller anmutiger Fabeldichter, die jedoch alle von Melendez Valdes übertroffen wurden, der, ein wahrhaft begabter Dichter, die Nation wieder zu enthuſiasmieren wußte und das eigentliche Haupt der ſalmantiniſchen Schule wurde. Ihnen verbanden ſich gleichgeſinnte und nicht viel minder begabte Freunde, wie Igleſias, Noroña, Quintana, Cienfuegos, Arriaza und Gallego, die nicht nur die Franzoſen, ſondern auch die Italiener und Engländer zu Muſtern nahmen und überhaupt nur den modernen Zeitgeiſt auf ſich einwirken ließen, aber in Geſinnung und Färbung Spanier blieben.

Neu belebend auf das Nationalgefühl wirkte auch der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die franz. Uſurpation in polit. und litterariſcher Hinſicht, und der polit. Anteil an der Regierung, den die Nation durch die innern Umwälzungen bekam, trug trotz der Parteikämpfe und Bürgerkriege zu ihrer allſeitigern und freiern Geiſtesentwickelung bei und gab der Litteratur wieder eine mehr patriotiſche und ſelbſtändige Haltung. So wurden die J. 1812, 1820 und 1834 die Anfangspunkte neuer Produktionsepochen. Die Früchte davon zeigten ſich in den poetiſchen Werken von Lérica, Liſta, Martinez de la Roſa, José Joaquin de Mora, Angel de Saavedra, Breton de los Herreros. Die Zahl der neueſten ſpan. Dichter, die zum großen Teil ihre Werke mit einem neuen Inhalt, neuen philoſ. Gedanken füllten, iſt ſchon wieder ſo groß, daß es genügen muß, nur beiſpielsweiſe einige der namhafteſten anzuführen, wie Espronceda, Serafin Calderon, Zorrilla, Hartzenbuſch, N. de Campoamor, Santos Lopez Pelegrin, Villergas, Gertrudis Gomez de Avellaneda, ferner Arnao, Gil, Campo-Arana, den Satiriker José Gonzalez de Texada, die Lyriker Antonio de Trueba, Gaspar Bueno Serrano und beſonders Ventura Ruiz Aguilera und Nuñez de Arce, die Fabeldichter Miguel Agustin Principe und F. Baeza. Was nun insbeſondere die epiſche und lyriſch-epiſche Poeſie betrifft, ſo konnte natürlich die neueſte Zeit noch weniger eigentliche Epen hervorbringen als eine der vorhergehenden Perioden. Die gemachten Epopöen, woran es auch jetzt nicht fehlte, wie die Verſuche von den beiden Moratin, Saavedra u. a., ſind ebenſo ohne wahren epiſchen Geiſt wie die meiſten modernen Produkte dieſer Art. Aber bemerkenswert iſt es, daß die Spanier endlich einzuſehen begannen, daß die einzige volks- und zeitgemäße Epik für ſie in der Wiederbearbeitung der Romanzen- und Sagenpoeſie zu ſuchen ſei, wozu den erſten Impuls Saavedra gab, dem Mora, Zorrilla u. a. gefolgt ſind. Zwei «Romanceros de la guerra de Africa», der eine vom Marques de Molins, der andere von E. Buſtillo (Madr. 1859, 1860), ſowie ein «Romancero español» (Madr. 1873) von verſchiedenen Autoren, ſind nennenswert. Eine Sammlung der Hauptdichtungen der Lyriker des 18. Jahrh. liegt vor in L. Cuetos «Poetas liricos del siglo XVIII» (3 Bde.). Der Blütenleſen aus den zahlloſen Werken zeitgenöſſiſcher Dichter iſt Legion. Nennenswert der «Tesoro de la poesia castellana» (Bd. 3: «Siglo XIX», Madr. 1876).

Das ſpan. Drama dieſer Periode litt durch die Kämpfe der franz.-klaſſiſchen Schule und der Nationalpartei am meiſten. Die ſpan. Bühne bot und bietet zum Teil noch gegenwärtig eine wahre Olla podrida von den extremſten Gegenſätzen dar.

So behaupteten sich noch lange die monströsesten Ausgeburten der kraftlos gewordenen alten Schule neben den unreifen Fehlgeburten der Gallizisten. Erst Leandro Fernandez Moratin gelang es durch seine im feinern franz. Geschmack mit vielem Talent geschriebenen Lustspiele, auch auf der Bühne durchzudringen und auf einige Zeit dem sog. klassischen Geschmack Eingang zu verschaffen, ja ihn unter den Gebildeten so herrschend zu machen, daß sie sich des alten Nationalgeschmacks schämten. Selbst so begabte Dichter wie Cienfuegos, Quintana, Gorostiza, Martinez de la Rosa, Saavedra, Breton u. a. trugen einige Zeit diese klassischen Fesseln, und nur in den drastisch-witzigen «Sainetes» des Ramon de la Cruz (beste Ausg., 3 Bde., Madr. 1874—75) lebte und wurde der echte alte Nationalgeist geduldet. Erst als die Franzosen selbst diese Fesseln brachen, fand ihr Beispiel auch in Spanien Nachahmer, von welchen die besonnenern zu den alten Nationalformen zurückkehrten und sie mit den Anforderungen des modernen Zeitgeistes zu vereinen suchten, die minder einsichtigen aber (und deren Zahl war die größere) von dem Taumel der sog. romantischen Schule in Frankreich sich fortreißen ließen und all den Greuel der Porte St.-Martin, sei es in Übersetzungen, sei es in noch krassern Nachahmungen, auf die Bühne von Madrid verpflanzten. Dagegen erhoben sich allerdings einige begabtere Dichter, wie Breton, Martinez de la Rosa, Tapia und Saavedra, denen sich die jüngern Talente, wie Gil y Zárate, Hartzenbusch, Mariano José de Larra, Antonio Garcia Gutierrez, Patricio de la Escosura, Zorrilla, Ventura de la Vega, Campoamor, Rubí, Luis Martinez de Eguilaz, Serra, Nuñez de Arce, Echegaray, Tamayo y Baus, der rasch berühmt gewordene Adelardo Lopez de Ayala u. a., anschlossen, die das moderne Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten bald in realistischer, bald in idealistischer Auffassung schildern. Es gibt viele Sammelausgaben moderner Dramen, z. B. eine «Coleccion de obras dramáticas y líricas», ein «Teatro moderno», eine «Galeria lirico-dramática», ein «Teatro», eine «Biblioteca dramática». Die wichtigste darunter, «Galeria dramática», die nahezu 600 Stücke zählt, beweist, daß an Fruchtbarkeit die modernen Dramatiker den alten nicht allzu viel nachstehen. Eine gediegene Auswahl bieten die «Joyas del teatro español del siglo XIX» (Madr. 1880—82). Eine gute Spezialarbeit über das moderne Drama ist Calvo Asensios «Teatro hispano-lusitano en el siglo XIX» (Madr. 1876).

Auch die Prosa war zu Anfang dieser Periode durch die culteranistische Manier und die allgemeine Geistesebbe sehr herabgekommen und bedurfte der Reform. Für diese arbeiteten zuerst der Benediktiner Feyjoó durch seine Rückkehr zur Einfachheit der klassischen Muster seines Vaterlandes; der Jesuit Isla, der die triviale und bombastische Kanzelberedsamkeit seiner Zeit in dem satirischen Roman «Fray Campazas» lächerlich machte; die Historiker Ulloa, Muñoz, Capmany, Ferreras, Quintana, Navarrete, Clemencin, Torreno, Muñoz Maldonado; die Staatsmänner Campomanes, Clavijo und vor allen Spaniens Cicero, Jovellanos, und der berühmte Redner und Politiker Agustin Arguelles. Überhaupt gewann der prosaische Stil durch die polit. Rednerbühne an Energie und dialektischer Schärfe. Auch die polit. Leidenschaften machen beredt, wie sich in den Schriften von Miñano, Marina, Larra (Fígaro), Alcalá-Galiano, Donoso Cortés, in den Reden Martinez de las Rosas und neuerdings in den zahlreichen Prosawerken Emilio Castelars zeigt. Dazu trugen auch die philol.-kritischen Arbeiten von Gallardo, Salvá, Lista, Hermosilla, Marchena u. a. bei, sowie die jetzt in Massen auftauchenden polit.-belletristischen Zeitschriften, wie die «Revista española», der «Artista», «Semanario pintoresco» und später die noch bestehende «Ilustracion española y americana» u. s. w., die auch gelungene Sittenschilderungen und satirische Darstellungen aus dem Leben der Gegenwart enthielten, von Mesonero y Romanos, Larra u. s. w. In allerneuester Zeit entstanden außer einer großen Schar von wissenschaftlichen Fachzeitschriften einige neue Revistas, die an Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Güte alle frühern übertreffen. Es sind die «Revista de España», «Revista Contemporánea», «Revista Europea», die neben Originalarbeiten Übersetzungen aus allen Sprachen Europas bringt, sowie das «Cronicon científico popular» von E. Huelin.

Nachdem die Spanier lange die Form des Romans vernachlässigt hatten, fingen sie in der letzten Zeit an, durch die Erfolge der Franzosen und Engländer in diesem Genre aufgemuntert, sich mit Vorliebe wieder darauf zu verlegen. Sie begannen mit Übersetzungen und Nachahmungen franz. und engl. Originale, ja Trueba schrieb sogar mehrere Romane in engl. Sprache. Dann aber folgte eine solche Flut von Originalromanen, daß auch in Spanien dieses Epos der modernen Zeit zur Lieblingsform geworden und in verschiedenen Arten ausgebildet worden ist. So sind besonders im Fache des historischen und Sittenromans zu nennen die Romane von Escosura («El condo de Candespina» und «Ni rey ni roque»), Martinez de la Rosa («Isabel de Solis»), Larra («Macías»), Serafin Calderon («Moros y cristianos»), Gertrudis de Avellaneda («Dos mugeres») und Maria del Pilar Sinués. Weitaus den größten Erfolg auch über Spanien hinaus errang jedoch auf diesem Gebiete die unter dem Namen Fernan Caballero schreibende (1877 verstorbene) Tochter des deutschen Gelehrten Nik. Böhl von Faber. (S. Caballero.) In der neuesten Zeit hat Juan Valera sich einen hohen Ruf als Romanschreiber auch jenseit der Grenzen Spaniens erworben. Seine beste Leistung war bis heute «Pepita Jimenez» (Madr. 1876; deutsch von J. Fastenrath, Lpz. 1882). Auch P. A. de Alarcons Romane sind hervorragende Werke, sowie die historischen von Perez Galdos. Endlich kultivierten die Spanier auch wieder das Fach der Novelle und kehrten hierin zur Nachahmung ihrer Meisterwerke aus der goldenen Zeit zurück.

Die wissenschaftliche Litteratur in Spanien hat sich nicht so glänzend entwickelt wie die Nationallitteratur. Denn in der Wissenschaft kann auch die begabteste Nation nur dann Bedeutendes leisten, wenn eine aufgeklärte Regierung nicht nur die freie Entwickelung des Geistes gestattet, sondern sie auch durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten leitet, durch Herbeischaffung der materiellen Mittel und durch Würdigung der Gelehrsamkeit begünstigt, kurz für Nationalerziehung sorgt. So oft in Spanien diese Bedingnisse nur einigermaßen eintraten, erhoben sich auch die Wissenschaften mächtig, wie unter den kath. Königen, unter Karl III. und selbst seit 1834. Daß es den Spaniern nicht an Anlagen,

auch hier Bedeutendes zu leiſten, fehle, haben ſie wiederholt bewieſen, ſelbſt ſchon unter Roms Herrſchaft, wo nicht nur unter den röm. Dichtern die Spanier Lucan, Martial, Silius Italicus u. a., ſondern auch unter den Rednern, Philoſophen und Geſchichtſchreibern die Spanier Seneca, Quinctilian, Columella, Florus, Pomponius Mela u. a. glänzten. So hatte Spanien bald, nachdem wieder einige Ruhe und Beſtändigkeit nach deſſen Eroberung durch die Weſtgoten eingetreten war, einen Gelehrten wie Iſidorus Hispalenſis aufzuweiſen. Von bedeutenderm Einfluß und bei weitem mehr auf die wiſſenſchaftliche Entwickelung als auf die Poeſie der Spanier war die lange Herrſchaft der Araber über die Halbinſel, die dort viele Akademien und Schulen gründeten, ſo manche Überſetzung der Griechen verbreiteten und beſonders in den mediz. und mathem. Wiſſenſchaften die Lehrer der Spanier wurden. Daß dieſe davon Nutzen zogen, beweiſen die unter Alfons dem Weiſen geleiteten Arbeiten. Nach Spaniens näherer Verbindung mit Italien unter den kath. Königen und ihren erſten Nachfolgern blühten auch dort die philol. und humaniſtiſchen Disciplinen. Aber trotzdem daß Spanien 16 Univerſitäten zählte, darunter drei erſten Ranges (Salamanca, geſtiftet von Alfons X., Valladolid und Alcalá de Henares, vom Kardinal Ximenes 1499 errichtet), konnte ſich in den philoſ. Wiſſenſchaften nie ein freier ſelbſtändiger Geiſt entwickeln, weil geiſtlicher und weltlicher Despotismus höchſtens eine ſcholaſtiſche Weisheit im Dienſte der poſitiven Theologie und Jurisprudenz duldeten.

In den einzelnen Disciplinen ſtellt ſich das Verhältnis bei weitem günſtiger für die Erfahrungswiſſenſchaften als für die eigentlich ſpekulativen. Daher iſt die Philoſophie bis auf die neueſten Zeiten auf der ſcholaſtiſch-empiriſchen Stufe ſtehen geblieben. Meiſt nur von Geiſtlichen gelehrt, blieb ſie eine dienende Magd der Theologie. So galt des Iſidorus Dialektik und Encyklopädie lange für eine Autorität; gleichfalls nur als Dialektiker zeichnete ſich Raimundus Lullus aus. Vereinzelt und vergeblich blieben die Beſtrebungen einiger Selbſtdenker, die, wie Vives, Sepulveda und Oſorio, es wagten, von der breit getretenen Schulbahn etwas abzuweichen; vergeblich die timiden Reformverſuche des ſcharfſinnigen Ciſtercienſers Caramuel, geſt. 1682, zur Verbeſſerung der ſcholaſtiſchen Methode. Von den Jeſuiten war ohnehin nichts anderes zu erwarten als ein etwas raffinierter Empirismus. Mit der Verbreitung des franz. Geſchmacks unter den höhern Klaſſen drangen zwar auch die Anſichten der Encyklopädiſten nach Spanien, konnten aber höchſtens bei dem hohen Adel und Klerus einen mit dem Supernaturalismus nahe verwandten Materialismus erzeugen und blieben für die wiſſenſchaftliche Spekulation unfruchtbar. Erſt in neueſter Zeit war ein Philoſoph im wahren Sinne auch in Spanien aufgetreten, Jaime Balmes (überſetzt von Lorinſer), geſt. 1849, der mit einer ſchönen Darſtellungsgabe wirklichen metaphyſiſchen Tiefſinn verband, und auch dieſer war Theolog. Neben ihm iſt noch der als Rechtsgelehrter und Mathematiker bedeutende Sarmiento zu nennen. Wenn es an originalen ſchöpferiſchen Denkern den Spaniern nun auch heute noch fehlt, ſo ſind ſie doch ſeit mehr denn 20 Jahren rezeptiv und aſſimilierend überaus thätig. Die philoſ. Meiſterwerke aller Zeiten und Nationen werden überſetzt und durcharbeitet, und Einzelſtudien knüpfen ſich daran. Aus der engen Verwandtſchaft der ſpan. Philoſophie mit der Theologie erklärt es ſich, daß gerade die myſtiſche All-in-Gott-Lehre des deutſchen Philoſophen Krauſe in Spanien in Sanz del Rio (ſ. d.) einen begeiſterten Apoſtel gefunden hat, der, weil er Oppoſition gegen den immerhin noch ſcholaſtiſchen Geiſt des Balmes macht, von Bedeutung iſt.

Die wiſſenſchaftliche Theologie blieb ſtarrer Dogmatismus im theoretiſchen, Caſuiſtik und Aſceſe im praktiſchen Teile. Daher iſt die ſpan. theologiſche Litteratur wohl zu einer wahrhaft erſchreckenden Maſſe angewachſen, aber der wiſſenſchaftliche Gewinn daraus iſt gering. Das ganze Mittelalter hindurch blieb auch auf dieſem Gebiete die ſcholaſtiſche Weisheit des Iſidorus Hispalenſis die größte einheimiſche Autorität. Nicht für das Wiſſen, ſondern nur für das Glauben eiferten der getaufte Jude Petrus Alfonſi im 12. und der Predigermönch Raym. Martini im 13. Jahrh. Im 15. und 16. Jahrh. thaten zwar die Kardinäle Torquemada, der Großinquiſitor, und Ximenes (ſ. d.), der Regent, als wollten ſie das Bibelſtudium fördern, und ſogar Philipp II. unterſtützte die von einem Spanier, Arias Montanus, unternommene antwerpener Polyglotte; aber dieſe wie die auf Ximenes' Befehl herausgegebene complutenſer Polyglotte waren mehr gelehrte Schauſtücke, deren Unſchädlichkeit ſchon ihre Koſtbarkeit verbürgte. Hingegen wurde der Verſuch, die Bibel wirklich dem Volke ſelbſt zugänglich zu machen, ſogar an einem ſo ſtrenggläubigen Prieſter wie Luis de Leon durch die Kerker der Inquiſition beſtraft. Fruchtlos blieben auch die in dieſem Sinne gemachten Beſtrebungen des Frid. Furius. Nur in den Zweigen der rein praktiſchen Theologie, in der myſtiſchen Aſceſe und in der Homiletik, hat die gläubige Begeiſterung der Spanier Ausgezeichnetes geleiſtet, wie in den homiletiſchen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada und in den myſtiſch-aſcetiſchen des fromm begeiſterten Karmelitermönchs Juan de la Cruz und der heil. Tereſa de Jeſus. In neuerer Zeit erſt durften es endlich auch die ſpan. Theologen wagen, die Bibel für das Volk zugänglich zu machen, und es erſchienen die trefflichen Überſetzungen von Torres Amat, von Felipe Scio de San-Miguel und Gonzalez Carvajal, ohne Nachteil für ihre Verfaſſer; ja ſie werden bereits zu den klaſſiſchen Sprachmuſtern gezählt. Von mehrern, freilich meiſt aus der Verbannung zurückgekehrten Geiſtlichen ſind ſogar kirchenhiſtor. und kirchenrechtliche Abhandlungen erſchienen, worin tolerantere Anſichten und die Unabhängigkeit der ſpan. Kirche verteidigt werden, wie in den Schriften von J. L. Villanueva, Blanco White (Leucado Doblado) u. a. Nun konnte es Adolfo de Caſtro ſogar wagen, eine «Historia de los protestantes etc.» (Cadiz 1851) zu ſchreiben. Von hohem Werte iſt die noch unvollendete «Historia de los heterodoxos españoles» von M. Menendez Pelayo (3 Bde., Madr. 1880—82).

Auch die Rechtswiſſenſchaften und die Politik mußten ohne ſpekulative Grundlage und Freiheit der Diskuſſion mehr oder minder nur poſitive Legiſtik und Routine bleiben. An Geſetzſammlungen und geſetzgeberiſcher Thätigkeit hat es den Spaniern nie gefehlt. Schon aus der Zeit der Gotenherrſchaft datieren ihre älteſten Rechtsbücher, wie das «Fuero juzgo», wozu der ausgezeichnete Rechts-

gelehrte Villadiego im 17. Jahrh. einen Kommentar lieferte (am beſten von der Akademie der Geſchichte herausgegeben, Madr. 1815); dann des Königs Alfons X. legiſtiſche Arbeiten, die oben erwähnt wurden; ferner die unter dem Namen «Recopilacion» und «Novisima recopilacion» bekannten Sammlungen einer Unmaſſe von den Königen und den Cortes erlaſſener Geſetze. Eine ſehr gute Ausgabe aller ſpan. Geſetzbücher mit Einleitungen und Kommentaren von den berühmteſten Rechtsgelehrten erſchien unter dem Titel «Los Codigos españoles concordados y anotados» (12 Bde., Madr. 1847). Eine Sammlung der ſehr intereſſanten Fueros (Municipalrechte) begann Muñoz (Madr. 1847). In neuerer Zeit, wo durch die Einführung der Cortesverfaſſung alle Blicke ſich wieder mehr auf das ältere vaterländiſche Staatsrecht wendeten, wurde beſonders die Rechtsgeſchichte fleißig bearbeitet. So gab die Akademie der Geſchichte eine «Coleccion de Cortes de Leon y Castilla» heraus, während neuerdings Monteſa und Manrique die Geſchichte des ſpan. Rechts, Bienvenido Oliver die des ſpeziell cataloniſchen, Soler und Rico y Amat die Geſchichte des öffentlichen Lebens in Spanien behandelten. Endlich wurden ſogar Verſuche über Rechtsphiloſophie gemacht, wie von dem berühmten Deputierten und Redner Alcalá-Galiano, Donoſo Cortes und neuerdings von Clemente Fernandez Elias und beſſer noch von F. Giner. Auch auf dieſem Gebiete brechen freiere Anſichten ſich mächtig Bahn. Seit man in Spanien angefangen, die Thatigkeit anderer als der franz. Nation zu beachten, finden ſich hochbefähigte bedeutende Geiſter in Scharen, die alle Wiſſenſchaften in neue Bahnen einlenken. Im ironiſchen Gegenſatze zu dem von jeher in Spanien herrſchenden ſchlechten Staatshaushalt wurden die kameraliſtiſchen und polit. Wiſſenſchaften beſonders ſeit der Mitte des 18. Jahrh. mit beſonderer Vorliebe theoretiſch betrieben. So waren ſchon zu Anfang des 19. Jahrh. die Schriften über Nationalökonomie ſo angewachſen, daß Sempere eine eigene «Biblioteca española económico-politica» (4 Bde., Madr. 1801—21) herausgeben konnte. Ebenſo ſind, außer den im 18. Jahrh. und zu Anfang des 19. Jahrh. darin berühmt gewordenen Schriftſtellern, wie Campomanes, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden letztern klaſſiſches Anſehen erhalten haben, in der neueſten Zeit darin ausgezeichnet und von europ. Rufe Canga-Arguelles und Florez Eſtrada. Die «Lecciones de economía politica» von S. D. Madrazo (3 Bde., Madr. 1876) ſind auch von Wert. Ganz ausgezeichnete Arbeiten über Fragen des öffentlichen Wohls, ſpeziell der Armen- und Gefangenenpflege, ſind die von der Dame Arenal de García Carraſco («Publicaciones de la real Academia de ciencias morales y politicas»).

In den mediziniſchen Wiſſenſchaften waren vorzüglich die ſpan. Araber und Juden berühmt und erfahren. Von den ſpan. Chriſten waren dieſe Wiſſenſchaften erſt ſeit dem Ausgange des Mittelalters gepflegt. So ſind von den verdienten Medizinern des 18. Jahrh. zu nennen: Piquer, Vives, Luzuriaga, Bonello y Lacaba, Hernandez, Ortiz und Miguel Lopez; unter denen der neueſten Zeit zeichnen ſich aus: Villalba, Guillermo Sampedro, Franc. Llorca y Ferrandiz, Nic. de Alfaro, Eduardo Chao, Gimeno Cabañas, Rodriguez Seoane, Olavide, Talens u. a., und beſonders empfehlenswert iſt Antonio Fernandez Morejon; 27 mediz. Zeitſchriften leben und arbeiten lebendig: alle Errungenſchaften der außerſpaniſchen, ganz beſonders der deutſchen Heilkunde werden ſofort in trefflichen Überſetzungen verbreitet und werden Grundlage neuer Forſchungen und Entdeckungen. Noch mehr leiſteten die Spanier in den Naturwiſſenſchaften und in der Mathematik. Die erſtern wurden von Caſal, Molina, den berühmten Botanikern Cavanilles und Ruiz, dem auch als Stiliſten berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reiſenden Azara u. a. gepflegt, denen ſich in neueſter Zeit die Botaniker Lagaſca, Ruiz y Pavon, die einen europ. Ruf haben, Manuel Blanco, Miguel Colmeiro, die beſonders zahlreichen Mineralogen, wie Alvarado de la Peña, José Maria Paniagua, J. Lopez Novella, Ant. Maria de Cisneros y Lanuza, Alonſo Carillo Laſo u. a., anſchloſſen. Die Allgemeine ſpan. naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft, die ſeit 1812 beſteht und der alle bedeutenden Gelehrten dieſes Fachs angehören, hat in ihren «Anales de la Sociedad española de historia natural» (6 Bde., 1872—78) viel tüchtige Arbeiten veröffentlicht. In den mathem. Wiſſenſchaften, in welchen Spanien ſchon in älterer Zeit namhafte Schriftſteller aufzuweiſen hatte, ſind in der neuern zu nennen Vallejo, Navarrete, Alberto Liſta, Jayme Simo, José Reguero Arguelles, Juan Cortazar und Sarmiento.

Zu den am meiſten von den Spaniern angebauten Gebieten gehören die Geographie und Statiſtik. Schon in früherer Zeit haben die Eroberungen in fremden Weltteilen und die Entdeckungsreiſen ſie dazu veranlaßt, wovon allein ſchon die trefflich geſchriebene «Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles» von Navarrete den Beweis liefern kann. Daß ſie auch in neuerer Zeit nicht zurückblieben, bekunden die geogr. und ſtatiſt. Schriften von Miñano, Fuſter und Madoz. Eine hochwichtige neue Publikation iſt die vom Miniſterio de fomento veranſtaltete der «Cartas de Indias» (Madr. 1877), mit tüchtigen vom Instituto geografico y estadistico gelieferten Karten und der «Relaciones geográficas de Indias». Am reichſten aber iſt das Fach der Geſchichte und der hiſtor. Wiſſenſchaften von den Spaniern ausgeſtattet worden, beſonders der vaterländiſchen Geſchichte und jener der von ihnen eroberten Länder, wozu ſie ſchon ihr lebendiges Nationalbewußtſein antrieb. Zuerſt ſchrieben freilich auch ſie ihre Geſchichte in lat. Sprache, wie z. B. Iſidorus Hispalenſis, Rodericus Toletanus und Lucas Tudenſis; ſeit der Zeit Alfons' X., deſſen «Crónica general» hier Epoche macht, folgten ſich aber eine Reihe von Chroniken in der Landesſprache, worunter viele, wie erwähnt, ſich über den gewöhnlichen Wert von Schriften der Art erheben. Seit den kath. Königen und der humaniſtiſchen Kultur in Spanien kam, wie ſchon oben geſagt, außer dem Streben nach ſtiliſtiſcher Vervollkommnung auch ein Sinn für pragmatiſche Auffaſſung und Darſtellung in die Geſchichtswerke der Spanier, wovon die meiſten als auch der Geſchichte der Nationallitteratur angehörig ſchon oben genannt ſind. Fleißige Materialienſammler waren Eſtevan de Garibay y Zamalloa, geſt. 1599, deſſen «Crónica de España» viel benutzt wurde; Ambroſio Morales, Argote de Molina, Ortiz y Zuñiga, der Marques von Mondejar, Ferreras u. a. Im 18. Jahrh. zeichnete ſich Henrique Florez, im 19. Jahrh. der Orientaliſt

Conde, Aſcargota u. a. aus. Beſonders iſt die Thätigkeit der königl. Akademie der Geſchichte rühmend zu erwähnen, die in ihren «Memorias» (10 Bde.) und einem «Memorial historico de España» mehrere Quellenſchriften herausgab. Daran reihen ſich wichtige Urkundenſammlungen, wie die von Capmany, die «Coleccion de documentos inéditos para la historia de España», von Navarrete, Salvá und Baranda (Madr. 1842) begonnen und bereits bis zum 85. Bande von Marques de la Fuenſanta del Valle, D. J. Sancho Rayon und D. Fr. de Zabalburu fortgeführt; der «Indice de los documentos procedentes de los monasterios suprimidos» (Madr. 1861 fg.) u. ſ. w. Unter den neuern Bearbeitungen der vaterländiſchen Geſchichte zeichnen ſich Masdeus «Historia critica», das genaue Handbuch von Ortiz y Sanz, vor allem aber die alle frühern Werke dieſer Art überragende und auch ſchön geſchriebene «Historia general de España» von Modeſto Lafuente (ſ. d.) aus, welcher ſich neuerdings das Geſchichtswerk (1861 fg.) von Ant. Cavanilles würdig zur Seite geſtellt hat. Die ſpan. Kulturgeſchichte behandelten Tapia, Moron und Amador de los Rios. Die Litteratur der Provinzial-, Städte- und Lokalgeſchichten iſt ſehr zahlreich und enthält Meiſterwerke, wie die von Bofarull über Catalonien. Von den vielen Werken über die Geſchichte einzelner Perioden oder ausgezeichneter Perſönlichkeiten ſind die zum Teil muſterhaften Arbeiten von Amador de los Rios, Ferrer del Rio, Evariſto de San-Miguel, Carvajal, Luis Cabrera, de Cordoba u. a. hervorzuheben. In jüngſter Zeit iſt auch die Geſchichte der ehemaligen ſpan. Kolonien in Amerika und der aus dieſen hervorgegangenen Republiken trefflich bearbeitet worden; auch erſcheint über dieſelben «Coleccion de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y organizacion de las antiguas posesiones españolas de America y Oceania» (Bd. 1—42, Madr. 1864—84). Archäologie und Kunſtgeſchichte, wie die der Kunſtinduſtrie, ſtehen in Spanien in voller Blüte: die Arbeiten eines Ceau Bermudez und P. Madrazo ſind allgemein geſchätzt. Contreras, Manjarres, Hurtado Villaamil u. v. a. verdienen Anerkennung, und die zahlreichen Publikationen der Real Academia de Bellas Artes de San Fernando, das ausgezeichnete «Museo Español de Antigüedades» (herausg. von de la Rada y Delgado), die «Monumentos arquitectónicos de España» verſprechen viel für die Zukunft dieſes Wiſſenszweigs in Spanien.

Wenig Rühmliches läßt ſich von der Bearbeitung der philologiſchen Disciplinen in Spanien ſagen. Denn dieſe ſetzen kritiſchen Scharfſinn und Freiheit vom Autoritätsglauben voraus, welche Eigenſchaften die geiſtlichen und weltlichen Herrſcher in Spanien möglichſt zu unterdrücken bemüht waren. Man begnügte ſich großenteils, die Schriften des Altertums oder des Orients in die Landesſprache zu überſetzen, wie dies mit mehrern altklaſſiſchen und arab. Werken ſchon unter Alfons X. geſchah. So zeichnete ſich im 15. Jahrh. durch Kenntnis des Hebräiſchen und Griechiſchen Alonſo Toſtado (Alphonſus Toſtatus), geſt. 1455, aus, der ſo viel ſchrieb, daß ſein Name für den eines Vielſchreibers in Spanien ſprichwörtlich geworden iſt. Seine Werke erſchienen zu Venedig in 27 Foliobänden. Im Anfang des 16. Jahrh. fand zwar auch die humaniſtiſche Richtung in Spanien Anhänger und ſogar von der gelehrt gebildeten Iſabella Unterſtützung. Da ſich der Humanismus aber bald mit der Reformation verband, ſo wurde jedes freiere kritiſche Studium in Spanien mit argwöhniſchen Augen überwacht. Daher beſchränken ſich die Arbeiten der ſpan. Philologen meiſt nur auf Grammatik und Interpretation. So war Lebrija (Antonius Nebriſſenſis), geſt. 1521, beſonders für lat. und hebr. Grammatik thätig, Fernan Nuñez, genannt el Commendador griego (Nonnius Pincianus), geſt. 1553, für die griechiſche. Umfaſſender waren die Studien des Luis Vives, geſt. 1540, der ein encyklopäd. Werk «De disciplinis libri XX» lieferte. Dieſen folgte der Archäolog Chacon aus Toledo (Ciacconius), der Grammatiker Manuel Alvarez aus Madeira und der gelehrte geiſtreiche Biſchof von Tarragona, Antonio Agoſtino aus Saragoſſa. Vor allen aber glänzte Franciſco Sanchez, genannt el Brocense, deſſen lat. Grammatik «Minerva» europ. Ruf erhielt. Im 17. Jahrh. wurden noch als Herausgeber röm. Klaſſiker bekannt der Jeſuit de la Cerda, J. A. Gonzalez de Salas und L. Ramirez del Prado. Erſt gegen Ende des 18. Jahrh. erweckten die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. Perez Bayer und Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara, der Infant Don Gabriel eine regere Vorliebe für das Studium der alten Litteratur, welchem der Numismatiker Velasquez, die Philologen Eſtala, B. Canga-Arguelles, Valbuena u. a. folgten. Auch die orient. Philologie erhielt wieder gelehrte Bearbeiter, wie Caſiri, und in neuerer Zeit Conde, Pascual de Gayangos und de los Rios. Die «Biblioteca arabico-hispanica» veröffentlicht ſpan.-arab. Texte (bis 1886, 4 Bde.). Neuerdings haben ſich auch mehrere Gelehrte mit Eifer und Erfolg der philol.-kritiſchen Bearbeitung der vaterländiſchen Sprache und Litteratur zugewandt, wie Clemencin, Hartzenbuſch, de los Rios, der erwähnte Gayangos, Milá y Fontanals u. a.; und eine Schar junger Leute, die im Auslande die wiſſenſchaftliche Methode, die jenen noch nicht ganz vertraut war, gelernt, z. B. O. de Toledo, A. Paz y Melia, Moguel, beginnt jetzt Sprache und Litteratur der Heimat von dieſem neuen Geſichtspunkte aus zu unterſuchen. F. Garcia Ayuſo hat ſich durch eine Reihe tüchtiger Arbeiten ſprachwiſſenſchaftlichen Inhalts aus dem Gebiete des Sanskrit, des Arabiſchen u. ſ. w. gerechten Ruf erworben. Das erſte lehrhafte Werk über Litteratur und Dichtkunſt in Spanien ſelbſt ſchrieb um 1438 D. Enrique de Aragon («Arte de trobar»). Ihm folgte der Marques de Santillana mit dem berühmten Sendſchreiben an den Connétable Dom Pedro de Portugal. Im 16. Jahrh. ſchrieb über ſpan. Dichtkunſt Rengifo eine «Arte poética española» (1592). Ein noch heute unentbehrliches Nachſchlagewerk iſt das große, Lebensnachrichten und Büchertitel enthaltende Werk von Nicolas Antonio: «Biblioteca nova» (1672) und «Biblioteca vetus» (1696), welches im 18. Jahrh. Rodriguez de Caſtro in der rabbiniſches Schrifttum behandelnden «Biblioteca española» (1781) vervollſtändigte.

Unter den neuern Arbeiten der Spanier über die Geſchichte ihrer eigenen Nationallitteratur nimmt de los Rios' «Historia critica de la literatura española» (Bd. 1—7, Madr. 1861—67) den erſten Rang ein, wiewohl ſie leider Fragment

geblieben iſt und auch in den fertigen Teilen noch lange nicht den modernen Anſprüchen Genüge leiſtet. Sonſt ſind noch zu nennen Quintanas «Poesias selectas castellanas» und «Musa epica española» (6 Bde., Madr. 1830—33); Abelino de Orihuela, «Poetas españoles y americanos del siglo XIX» (Par. 1851); Revilla, «Principios de literatura española» (Madr. 1842) u. ſ. w. Zahlloſe, zum Teil ſehr verdienſtvolle Einzelſtudien von Fernan Caballero, Adolfo de Caſtro, Fernandez Guerra y Orbe, Meſonero Romanos, Florencio Janer, Cayetano Roſell, Milá y Fontanals, Amador de los Rios, Villaamil y Caſtro, Tubino, Valera, Canalejas, Perojo, Revilla u. a. ſind erſchienen. Hervorzuheben iſt Milá y Fontanals' Studie «De la poesía heroico popular castellana» (Barcel. 1876) und eine andere gleichen Titels von Canalejas (Madr. 1877). Eine anerkennenswerte Rührigkeit zeigen die gleichen und andere Gelehrte bei der Herausgabe alter und ſeltener heimiſcher Autoren. Zu nennen ſind die «Biblioteca universal», «Biblioteca científico-literaria», «Biblioteca económica», «Biblioteca militar», «Biblioteca general de legislacion y jurisprudencia», «Biblioteca judicial», «Biblioteca de los americanistas», «Biblioteca de las tradiciones populares españolas», «Biblioteca filosófica», «Biblioteca venatoria», «Biblioteca hispano-ultramarina» ꝛc. Noch bedeutender ſind die Publikationen der «Coleccion de bibliofilos españoles» (bis 1878 19 Bde., Madr.), der «Coleccion de libros españoles raros y curiosos» (16 Bde., Madr. 1871—83), der «Sociedad de bibliofilos andaluces» (1868—86) und «españoles» (23 Bde., 1886) und die «Libros de antaño nuevamente dados á luz por varios aficionados». Das Bedeutendſte haben auf dem Gebiete ſpan. Litteraturgeſchichte die Ausländer, namentlich die Deutſchen geleiſtet. Das eigentliche Hauptwerk über die Geſchichte der ſpan. Litteratur iſt des Amerikaners Ticknor «Geſchichte der ſchönen Litteratur in Spanien» (engl., 3 Bde., Boſt. 1849; neueſte Aufl. 1872; deutſch von Julius, mit den Zuſätzen der ſpan. Überſetzung von Gayangos und Vedia, ſowie den Anmerkungen F. Wolfs, 2 Bde., Lpz. 1852; Supplement, die Zuſätze der 3. Aufl. des Originals enthaltend, von A. Wolf, 1866). Demſelben reihen ſich die deutſchen Arbeiten von Bouterwek (ſ. d.), Schack (ſ. d.) und Ferdinand Wolf (ſ. d.) an, ſowie Böhl von Fabers «Floresta de rimas antiguas castellanas» (3 Bde., Hamb. 1821—25), Wolfs «Floresta de rimas modernas castellanas» (2 Bde., Par. 1837), Lemckes treffliches «Handbuch der ſpan. Litteratur» (3 Bde., Lpz. 1855—56), Brinckmeiers «Abriß einer Geſchichte der ſpan. Nationallitteratur von den früheſten Zeiten bis zu Anfang des 17. Jahrh.» (Lpz. 1844); deſſen «Nationallitteratur der Spanier ſeit dem Anfang des 19. Jahrh.» (Gött. 1850) und Dohms «Die ſpan. Nationallitteratur» (Berl. 1865—67). Die beſte Sammlung der ſpan. Klaſſiker iſt die von Aribau geleitete «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 1—71, Madr. 1846—80). Eine Sammlung meiſt neuerer ſchönwiſſenſchaftlicher Werke bietet die «Coleccion de autores españoles» (Bd. 1—48, Lpz. 1860—86). Den ältern bibliogr. Werken von Antonio, de Caſtro, Latafa, Ximeno, Rodriguez, Mendez und Baena haben ſich in neuerer Zeit die von Salvá, von Juſter («Biblioteca valenciana», 2 Bde., Valencia 1827—30), Torres Amat («Memorias para un diccionario critico de los escritores catalanes», Barcel. 1836), Ochoa («Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos», 2 Bde., Par. 1840), Ferrer del Rio («Galeria de la literatura española», Madr. 1845), Ovilo y Otero («Manual de biografia y de bibliografia de los escritores españoles del s. XIX», 2 Bde., Par. 1859) und das ſehr wichtige Werk von Gallardo, vermehrt von Zarco del Valle und Rayon («Ensayo de una Biblioteca española de libros raros», 2 Bde., Madr. 1863—66) u. a. würdig angeſchloſſen. Ferner ſind brauchbare Hilfsmittel: Barrera y Leirado, «Catálogo bibliografico y biográfico del teatro antiguo español» (Madr. 1861); Gayangos, «Catalogue of the manuscripts in the Spanish language in the British Museum» (2 Bde., Madr. 1848); Morel-Fatio, «Catalogue des manuscrits espagnols de la Bibliothèque Nationale» (Par. 1879); Klein, «Geſchichte des ſpan. Dramas» (4 Bde., Lpz. 1871—75); Muñoz y Romero, «Diccionario bibliografico historico» (Madr. 1865); D. Hidalgo, «Diccionario general de bibliografía española» (6 Bde., 1864—79); «Boletin bibliografico español» (4 Bde., Madr. 1874—78); «Boletin de la librería» (13 Bde., Madr. 1873—86) und «Revista de archivos, bibliotecas y museos».

Spaniſche Weide, ſ. unter Ligustrum.

Spaniſche Weine. Spanien iſt eins der bedeutendſten Weinproduktionsländer der Erde; es erzeugt jährlich zwiſchen 18 und 24 Mill. Hektoliter Wein und exportiert davon über 12 Mill. Hektoliter. Mehrere ſeiner Weine treten in den Weltverkehr. Seit die Phylloxera die franz. Weinberge verwüſtet hat, iſt die Weinproduktion und beſonders der Export mit unglaublicher Schnelligkeit geſtiegen. Im allgemeinen ſteht zwar die Kultur der Rebe und namentlich die Weinbehandlung noch auf tiefer Stufe, indeſſen wird ihr in den Hauptproduktionsgebieten doch hinlängliche Sorgfalt gewidmet; ausgezeichnet ſind beſonders die Orte Tarragona, Málaga und Jerez de la Frontera; dort ſind ausländiſche Firmen und Kapitalien ſtark bei der Produktion engagiert. Der Reichtum der letztern iſt größer als in irgend einem andern Lande, und die Qualität durchläuft alle Grade der Klaſſifikation. Schon der ſpan. Landwein (Vino comun) liefert in vielen Lagen ganz vorzügliche Sorten, ſo z. B. den Spottorno von Cartagena, den Alella von Barcelona, die Weine von Reus, Alava, Taya, Saragoſſa, Huesca, Tarragona, Logroño, der Hauptſtadt der Rioja, den Xarello von Villafranca u. ſ. w. Es werden darunter ebenſo viele Rotweine, welche Tinto heißen, als Weißweine erzeugt. Der dunkelrote Wein von Alella wird nach einigen Jahren hell und dem beſten Jerez oder Sherry ähnlich. Von Edelweinen ſind zu nennen: vor allen der Jeres oder Sherry in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen: Amontillado, Montilla, Manzanilla, Tintilla, Amofino und Coruna; ferner der Alicante von Aloque, Elche, Elda, Aſpe, Tarragona; der Pajarete aus der (angeblich rhein. Rieſling-) Pedro-Jimenes-Traube; der rote Valdepeñas aus der Mancha; die verſchiedenen weißen (bernſteingelben) und roten Málagaweine; der ſüße Cariñena aus Aragon; der Albillo von Villafranca, der faſt ſchwarze Benicarlo, die Palmaweine der Balearen, der barceloniſche Tarrasa, der

granadiniſche Tinto di rota u. ſ. w. Eine ſehr bedeutende Anzahl der ſpan. Weine rangiert unter die beſten Liqueurweine der Erde. Als ſolche dürfen gelten: der Granacho und der Dulce von Caſtel de Mas, der Moscatel und Malvasia wie der Old Gentleman von Tarragona, der Requeña von Valencia, der Muskat von Corella in Navarra, der Rosado und Moscatel seco Montaner u. ſ. w. Auch mouſſierender Wein (Vino espumoso) wird in verſchiedenen Fabriken, namentlich in Barcelona erzeugt. Es iſt ein Irrtum, wenn angenommen wird, alle ſpan. Weine ſeien feurig und ſüß; im Gegenteil iſt der gewöhnliche Tiſchwein (Vino de mesa) ſäuerlich (acidulo), und auch der Vino seco, der Trockenwein, iſt herb, doch voll Feuer, und wohl der den Spaniern am meiſten zuſagende Wein. Der Vino dulce (z. B. Lagrimas in Málaga) iſt als Damenwein beliebt. Große Maſſen ſpan. Weine geringerer Gattung gehen alljährlich nach Frankreich, wo ſie, namentlich in der Stadt Cette, umgeformt und unter beliebiger Etikette in den Handel gebracht werden. Außerdem geht der Export vornehmlich an Sherryweinen zumeiſt nach England, Rußland, Nordamerika und Braſilien. In den Weingegenden Málagas hat ſich ſeit 1878 die durch franz. Händler eingeſchleppte Reblaus in verderblichem Grade gezeigt und beſonders die Roſinentrauben zerſtört. Die Hauptweinhandelsplätze in Spanien ſind: San-Lucar de Barameda und Cadiz, Málaga, Tarragona und Barcelona.

Spaniſche Wicke, Pflanzenart, ſ. Lathyrus.

Spaniſchgelb, ſoviel wie Auripigment.

Spaniſch-Portugieſiſcher Befreiungskrieg, ſ. Franzöſiſch-Spaniſch-Portugieſiſcher Krieg.

Spaniſchweiß, ſoviel wie Wismutweiß.

Spaniſh Stripes, ein im Orient und in der Levante vielfach verwendetes leichtes, dünnes Tuch aus Zephyrwolle in hellen Farben.

Spaniſh-Town, früher Santiago de la Vega, Stadt auf der brit. Inſel Jamaika in Weſtindien, Grafſchaft Middleſex, rechts am Cobrefluß, Station der Eiſenbahn Kingſton-Old Harbour, welche hier nach Angel abzweigt, zählt 7000 E. und war bis 1871 Hauptſtadt der Inſel.

Spanner (Geometridae) iſt der Name einer aus etwa 2000 Arten beſtehenden Familie der Nachtſchmetterlinge, von meiſt geringer oder mittlerer, ſelten bedeutender Größe und unſcheinbarer Färbung, wenn auch oft ſehr eleganter Zeichnung, mit borſtenförmigen, häufig, namentlich bei den Männchen, gekämmten Fühlern, immer ohne Nebenaugen, mit ſchmächtigem Körper, großen und breiten, aber zarten Flügeln, die in der Ruhe flach ausgebreitet aufliegen. Die Raupen ſind meiſt nur zehnfüßig und ihr Gang iſt infolge des Fehlens der mittlern Bauchfüße eigentümlich ſpannmeſſend (ſ. Tafel: Schädliche Inſekten, Fig. 6c) und hat die deutſche und lat. Benennung der Tiere veranlaßt. S. finden ſich auf der ganzen Erde, aber mehr in gemäßigten Klimaten, manche Arten gehen weit nach Norden und hoch ins Gebirge hinauf, und einzelne fliegen bei uns dem entſprechend ſehr zeitig oder ſehr ſpät im Jahre, ſo im November der höchſt ſchädliche kleine (Larentia brumata) und große Froſtſpanner (Geometra s. Hibernia defoliaria, Tafel: Schädliche Inſekten, Fig. 6a—c, b das flügelloſe Weibchen). Einige einheimiſche Arten ſind grün, wie das ſog. Grüne Blatt (Geometra papilionaria, Tafel: Inſekten III, Fig. 17), ein bis 50 mm klafternder, im Juni erſcheinender Schmetterling, deſſen grüne, mit gelb und rot gezeichnete Raupe im Mai auf den Birken lebt.

Spannrahmen, Trockenmaſchine, ſ. unter Appretur, Bd. I, S. 785a.

Spannung nennt man in der Phyſik den elaſtiſchen Zuſtand, in welchem ſich Fäden, Darmſaiten, Metalldrähte u. ſ. w. befinden, wenn man Gewichte daran hängt und dadurch die gegenſeitige Lage ihrer Teile verändert, ohne ſie zu zerreißen. Nicht nur bei der Ausdehnung, ſondern auch bei der Zuſammendrückung der elaſtiſchen Körper tritt S. auf. Die Urſache der letztern liegt in den anziehenden und abſtoßenden, d. i. in den elaſtiſchen Kräften oder Spannkräften, welche bei der Ausdehnung oder Zuſammendrückung der Körper ins Spiel kommen. Die Spannkräfte vermögen Bewegung zu bewirken, man zählt ſie daher zu den potentiellen Energien. (S. Dehnbarkeit und Elaſticität.) Spannung der Dämpfe und Gaſe iſt das Ausdehnungsbeſtreben derſelben, vermöge deſſen ſie einen Druck auf die umgebenden Körper ausüben.

Spannung (elektriſche), ſ. Elektriſche Spannung.

Spannung, Spannweite (Sprengung) iſt die Entfernung der Stützpunkte oder Widerlagsmauern bei Brücken- und Mauerbögen, Gewölben, Trägern u. ſ. w. entweder zwiſchen den Pfeilern (lichte Weite) oder von Mitte zu Mitte derſelben gemeſſen; bei Balkendecken auch die Tragweite derſelben oder die lichte Tiefe (Zimmertiefe) eines Raumes. Während man bei Trägern von großen S. und Belaſtung (beſonders bei Brücken) auf ein ſicheres, breites Auflager behufs beſſerer Druckverteilung auf Mauerwerk u. ſ. w. durch Anordnung genügend großer Unterlagsplatten Rückſicht zu nehmen hat, muß andererſeits der Druck der Konſtruktion auf die letztern auf eine möglichſt geringe Fläche reduziert werden. Außerdem iſt bei Eiſenkonſtruktionen den Einflüſſen der Temperaturſchwankungen durch Anordnung beweglicher Auflager (Rollen-, Kugel- oder Zapfenlager) Rechnung zu tragen, welche meiſt aus Stahl gebildet werden. (Vgl. Brücke.)

In mechan. Sinne verſteht man unter Spannung oder Spannkraft (Tenſion) die Anſpannung oder das Kraftmaß, mit welchem die eiſernen Konſtruktionsteile auf Zug (oder Druck) in Anſpruch genommen werden.

Spannungsirreſein, ſ. Katatonie.

Spannungsreihen, ſ. unter Elektriſche Spannung.

Spargel (Asparagus officinalis *L.*), eine Gemüſepflanze, deren junge Sproſſen (Stangen, Pfeifen) eine wohlſchmeckende, leicht verdauliche, wegen ihres reichen Stickſtoffgehalts nahrhafte, durch das in ihnen enthaltene Asparagin heilkräftige Speiſe abgeben. Aus ihm ſind in langjähriger Kultur mehrere Varietäten hervorgegangen, der weiße Darmſtädter, der violette oder rotköpfige Holländer, der grünköpfige Ulmer, der Erfurter Rieſenſpargel, der Spargel von Argenteuil u. a. Man zieht ihn aus Samen, den man in Furchen ſäet, die 15 cm voneinander entfernt und 3 cm tief ſind; die Samenkörner müſſen einzeln 3 cm voneinander auf den feſtgedrückten Grund der Furche gelegt, 3 cm hoch mit kräftigem Kompoſt und darüber mit kurzem Pferdemiſt bedeckt und bei trockener Witterung

mehrmals begossen werden. Die Pflanzen verzieht man nach und nach; natürlich immer die schwächern, so weit, daß die übrigen 10 cm weit von einander zu stehen kommen. Für die Saat muß der Boden tief, locker, sandig und sehr nahrhaft, schon im Vorjahr mit stroharmen Pferde-, oder Rinder-, oder mit Geflügelmist reichlich gedüngt sein. Auch Düngung mit Seifensiederasche ist zweckmäßig.

Zur Anlage der Spargelpflanzung benutzt man mit Vorteil einjährige Pflanzen, doch muß man von dem ausgehobenen Pflanzgute nur diejenigen auswählen, welche einen kräftig entwickelten Wurzelstock und breite, dicke, kurze Keime besitzen, da nur solche einen lohnenden Ertrag verheißen. Ist der Boden schwer und der Untergrund schlechter Art oder undurchlässig und naß, so verursacht die Anlage der Spargelbeete viele Mühe und bedeutende Kosten. Am besten wirft man einen Graben von 1 m Breite und einem Spatenstich Tiefe aus, bedeckt den Grund mit einer 15 cm hohen Schicht guten Mistes, mischt diesen mit Erde und gibt diesem Pflanzengrunde eine rückenartige Form. Auf diesen Rücken setzt man die Pflanzen 80 cm weit voneinander mit ordnungsmäßig ausgebreiteten Wurzeln und markiert die Pflanzenstellen mit einem Pfählchen. Die Pflanze bedeckt man mit der aus dem nächsten Graben ausgeworfenen Erde und tritt sie fest an. In dieser Weise führt man die Pflanzung zu Ende. Da das Erdreich schon im vorigen Jahre stark gedüngt worden sein muß, so haben die Pflanzen vorläufig Nahrung genug. Später wendet man eine reichliche Kopfdüngung an. Der S. muß stets 20 cm hoch Erde über sich haben, um möglichst lange Sprossen stechen zu können. Da aber die Wurzelstöcke nach und nach der Oberfläche des Bodens sich nähern, so muß in den ersten drei bis vier Jahren in jedem Herbst eine 10 cm hohe Schicht guten Kompostes aufgebracht werden. Später wird diese Erhöhung des Bodens bloß aller drei bis vier Jahre notwendig. Erst wenn die Pflanzung drei, besser aber vier Jahre lang bestanden hat, beginnt die Nutzung. Beim Stechen des S. muß man sich hüten, zu tief zu stechen, um nicht die übrigen noch in der Entwickelung zurückgebliebenen Knoten oder den Wurzelstock selbst zu beschädigen. Spargelbeete, wie Spargelpflanzungen werden oft durch einen Käfer, das Spargelhähnchen (Lema asparagi), und seine Larve beschädigt. Die trocken gewordenen Stengel werden dicht über dem Boden weggeschnitten.

Spargelfliege, s. u. Bohrfliegen. — **Spargelkäfer**, s. u. Blattkäfer. — **Spargelklee**, s. Luzerne. — **Spargelkohl**, s. u. Blumenkohl. — **Spargelmesser**, s. u. Gartengeräte. **Spargelstein**, s. u. Apatit. — **Spargelstoff**, s. Asparagin.

Sparherd, s. unter Kochherde und Kochmaschinen.

Spark, s. Spergel.

Sparkalk, soviel wie gebrannter Gips.

Sparkarten, s. Sparmarken.

Sparkassen sind gemeinnützige Anstalten, die besonders der unbemittelten Bevölkerung Gelegenheit bieten sollen, kleine Ersparnisse gegen Verzinsung sicher anzulegen. Die Gemeinnützigkeit, d. h. der Verzicht auf privatwirtschaftlichen Gewinn seitens der Unternehmer, ist als wesentliches Merkmal der eigentlichen S. im Vergleich mit den bankartigen Unternehmungen zu betrachten, die ebenfalls kleine Einlagen annehmen und verzinsen, aber dabei einen Erwerb bezwecken. Im übrigen kann eine S. ebensowohl durch eine gemeinnützige Privatgesellschaft, wie durch öffentliche Körperschaften oder durch den Staat selbst unterhalten werden. Die älteste S. ist wohl die 1778 in Hamburg gegründete gewesen, der 1786 eine zweite in Oldenburg folgte. Bald darauf wurden auch S. in Bern und in Basel errichtet. In England entstand die erste S. 1798 als Privatwohlthätigkeitsanstalt in London, und es folgten dann einige ähnliche Gründungen in Schottland. Einen größern Aufschwung aber nahm das Sparkassenwesen erst, nachdem es durch ein Gesetz von 1817 eine sichere Grundlage erhalten. Durch dieses Gesetz, das durch mehrere spätere ergänzt und verbessert worden ist, wurde den Leitern (trustees) der S. der Bezug von irgend welchem Gewinn oder irgend einer Entschädigung untersagt und für die Fonds derselben eine leichte und vorteilhafte Anlage bei der Staatsschuldenkommission gewährt. In Frankreich wurde die erste S. 1818 in Paris durch königl. Ordonnanz genehmigt und die Institution von Anfang an, ähnlich wie in England, in einen engen Zusammenhang mit dem Staatsschuldenwesen gebracht, der einigemal sehr nachteilige Folgen für sie gehabt hat. In Preußen trat die erste S. 1818 als städtische Anstalt in Berlin ins Leben. Der Staat befaßte sich anfangs so gut wie gar nicht mit der Angelegenheit, und erst 1838 wurde ein Regulativ für das Sparkassenwesen erlassen, das der Selbstverwaltung noch immer den weitesten Spielraum ließ. Am bedeutendsten sind in Preußen die städtischen S., außer ihnen aber gibt es zahlreiche Landgemeinde-, Amts- und Kreiskassen, sowie auch Bezirks-, Provinzial-, Vereins- und Privatsparkassen. In Österreich datiert die erste S. (von einer gemeinnützigen Vereinigung gegründet) von 1819, in Württemberg von 1818, in Sachsen von 1820 (Freiberg).

Gewisse Normen finden sich bei allen S. wieder; so besonders die Bestimmung, daß die Einlagen einen gewissen Mindestbetrag haben müssen (in Deutschland gewöhnlich 1 Mark) und daß das Gesamtguthaben des einzelnen Sparers nicht über eine bestimmte Summe hinausgehen darf. Die Zinsen werden nach Ablauf des Jahres zum Kapital geschlagen. Kleine Beträge können in der Regel jederzeit sofort zurückgenommen werden, im übrigen aber sind angemessene Kündigungsfristen vorgeschrieben. Die deutschen S. leihen hauptsächlich gegen Hypotheken auf städtische und ländliche Grundstücke aus; in zweiter Linie erwerben sie sichere Wertpapiere und außerdem gewähren sie auch Darlehen gegen Faustpfand, Wechsel u. s. w. In Frankreich dagegen müssen die Sparkasseneinlagen bei der staatlichen Caisse des dépôts et consignations als Depositen in Contocorrent gegeben werden. Sie bilden demnach einen Teil der schwebenden Staatsschuld, wenn auch teilweise eine Umwandlung in Rente erfolgt. Trotz des gesunkenen Zinsfußes erhalten die S. vom Staate noch 4 Proz. Zinsen, während sie den Einlegern nur 3,50 bis 3,75 Proz. bezahlen. Auch in England werden die Sparkassengelder fast ausschließlich in Staatspapieren angelegt. Der Gewinn, den die S. durch die Differenz der Verzinsung der eingelegten und der ausgeliehenen Gelder erzielen, dient nach Bestreitung der Verwaltungskosten zunächst zur Ansammlung eines Reservefonds und sodann zur Förderung wohlthätiger und gemeinnütziger Zwecke verschiedener Art. Zu den letztern Verwendungen gehört insbesondere

auch die Gewährung von Prämien über die Verzinsung hinaus an gewisse Kategorien von Sparern, namentlich Dienstboten und Arbeiter. Die Rückzahlung des Guthabens erfolgt gegen Einreichung des Sparkassenbuchs und zwar nach den Statuten der meisten S. ohne weitere Legitimationsprüfung an jeden Inhaber desselben.

Eine neue Form der S. bilden die Postsparkassen (s. d.). Um das Aufsparen auch der kleinsten Beiträge zu erleichtern, sind in der neuesten Zeit in vielen Städten (zuerst in Darmstadt 1880) Pfennigsparkassen eingeführt worden, Sammelstellen, welche ganz kleine Einlagen, 5 Pfennige oder noch weniger, annehmen, und wenn der Sparer so eine Mark zusammengebracht hat, für denselben ein Sparkassenbuch bei der Hauptkasse ausfertigen lassen. Man bedient sich dabei häufig der Sparmarken (s. d.) und Sparkarten, die zuerst von den engl. Postsparkassen angewandt wurden. Die Schul- oder Jugendsparkassen können als eine besondere Art der Pfennigsparkassen betrachtet werden. Die Anfänge derselben finden sich in Deutschland und Frankreich schon um die Mitte des 19. Jahrh.; doch haben sie erst in der neuern Zeit in Belgien, Frankreich, England und trotz der von mancher Seite erhobenen pädagogischen Bedenken auch in Deutschland größere Verbreitung erlangt.

In Großbritannien und Irland betrug die Gesamtsumme der Einlagen 1870 bei den alten S. 37958549 Pfd. St. und bei den Postsparkassen 15099104 Pfd. St.; 1884 aber war die erstere Summe auf 45840887, die letztere auf 44773773 Pfd. St. gestiegen. In Preußen belief sich die Summe der Einlagen am Jahresschluß 1872 auf 688976436 Mark (27,77 Mark auf den Kopf der Bevölkerung), 1882 dagegen auf 1830199420 Mark (65,20 Mark auf den Kopf). Die Zahl der Sparkassenbücher betrug in dem letztern Jahre 3363518, was auf je 10000 E. 1206 Bücher ergibt, während 1872 auf diese Einwohnerzahl nur 686 Bücher kamen. In Frankreich standen bei den gewöhnlichen S. Ende 1869 711,2 Mill. Frs., Ende 1883 aber 1816,1 Mill. Frs., während die Zahl der Bücher von 2130768 auf 4535431 gestiegen war. Die Guthaben bei den Postsparkassen beliefen sich Ende 1883 auf 77444134 Frs.

Vgl. Hermann, «Über S.» (Münch. 1835); Vidal, «Les caisses d'épargne» (Par. 1844); Schmidt, «Das Sparkassenwesen» (Lpz. 1862); «Beiträge zur Statistik der S. im preuß. Staate» (amtlich, Berl. 1876); «Statistique internationale des caisses d'épargne par le Bureau de statistique du royaume d'Italie» (Rom 1876); Elster, «Die Postsparkassen» (Jena 1881); Kuntze, «S. und Gemeindefinanzen» (Berl. 1882); C. Roscher, «Postsparkassen und Lokalsparkassen in Deutschland» (Dresd. 1885).

Sparks (Jared), amerik. Geschichtschreiber, geb. 10. Mai 1789 zu Willington in Connecticut, studierte Theologie in Cambridge, war Lehrer und von 1817 bis 1819 Hilfsredacteur der «North American Review»; 1819 wurde er Prediger einer Unitariergemeinde in Baltimore und veröffentlichte 1820 «Letters on the ministry, ritual, and doctrine of the protestant episcopal church». Von 1821 bis 1823 gab er den von ihm gegründeten «The Unitarian miscellany and christian monitor» heraus. Im J. 1823 ging er nach Boston zurück und wandte sich von dem Gebiete der theol. Polemik, mit der er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnet hatte, ganz den polit. und geschichtlichen Fächern zu. Bis 1830 redigierte er wieder die «North American Review». Im J. 1828 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Europa, wo er die engl. und franz. Staatsarchive benutzte. Im J. 1839 ward er zum Professor der Geschichte an der Harvard-Universität zu Cambridge (Massachusetts) ernannt. Er starb 14. März 1866. Unter seinen Arbeiten sind zu erwähnen: «Life of John Ledyard» (deutsch von Michaelis, Lpz. 1829), «Diplomatic correspondence of the American revolution» (12 Bde., Boston 1829—31), «Life of Gouverneur Morris» (3 Bde., Boston 1832), «Life and writings of Washington» (12 Bde., Boston 1833—40; deutsch im Auszuge bearbeitet von F. von Raumer, 2 Bde., Lpz. 1839), «Correspondence of the American revolution» (4 Bde., Boston 1853) und «Library of American biography» (25 Bde., Neuyork 1834—48). S. ist eine der Hauptautoritäten für die Geschichte der Revolution der Vereinigten Staaten. In der Sichtung, Wahl und Anordnung seines reichhaltigen Materials bewährte er überall einen unermüdlichen Fleiß. Doch ist die von ihm herausgegebene Korrespondenz Washingtons nur mit Vorsicht zu benutzen. S.' Biographie schrieb Ellis (Boston 1869).

Sparmarken sind ein Hilfsmittel, um die Ersparung auch der kleinsten Beträge und die Ansammlung derselben zu der von den Sparkassen (s. d.) geforderten Minimalgröße der Einlage zu erleichtern. Sie werden in Deutschland von vielen Pfennigsparkassen sei es in gleicher Höhe (in der Regel zu 10 Pfennig) oder in mehrern Wertstufen ausgegeben, sind entweder in Sparbücher oder auf sog. Sparkarten aufgeklebt, welche letztere, wenn die vorgezeichneten Stellen ausgefüllt sind, gegen Quittung über den Gesamtbetrag eingeliefert werden. Der Markenverkauf wird in den Städten meist in einer Anzahl von Ladengeschäften vermittelt, während die Annahme der vollbeklebten Karten meistens nur an wenigen Stellen oder nur bei der Hauptsparkasse erfolgt. Bei den engl. Postsparkassen, welche dieses Verfahren zuerst eingeführt haben, werden die gewöhnlichen Penny-Freimarken als S. benutzt und jede mit zwölf Marken beklebte Karte wird als Einlage angenommen.

Sparnacus, alter Name von Epernay (s. d.).

Sparr (Otto Christoph), erster brandenb. Generalfeldmarschall, geb. 1605 zu Lichterfelde bei Eberswalde in der Mark, trat in kaiserl. Dienste und stieg bis zum Generalwachtmeister auf, focht während des Dreißigjährigen Kriegs meistens im nordwestl. Deutschland, führte als kurköln. General-Feldwachtmeister 1649 die Exekution gegen Lüttich und trat Okt. 1649 in brandenb. Dienste. Er wurde 1656 Generalfeldmarschall und entwickelte eine bedeutende Thätigkeit auf dem Gebiete des Artillerie- und Geniewesens. In der Schlacht bei Warschau (Juli 1656) befehligte S. die Mitte des brandenb.-schwed. Heers, erstürmte das pragaer Holz und durchbrach die feindliche Schlachtordnung, wodurch der Sieg entschieden war. Er nahm dann am Zuge nach Litauen teil, kämpfte 1657 gegen die Polen, 1658 gegen die Schweden, eroberte 1659 Demmin und war 1663/64 bei dem Zuge nach Ungarn. S. starb zu Berlin 9. Mai 1668.

Sparren sind die einzelnen schräg stehenden Hölzer oder Verbandstücke des Dachgerüstes, welche unmittelbar zur Unterstützung und Befestigung der

Dacheindeckung dienen. Man unterscheidet der Form nach gerade und gekrümmte (Bohlen- oder Bogensparren). Letztere kommen nur selten noch vor. Durch die Konstruktion des Dachgerüstes machen sich Binder- und Leersparren notwendig, von denen erstere zu dem Querverband des Dachs gehören und gewöhnlich in Entfernung von 3,5 bis 4 m angeordnet sind, während letztere in Abstand von 85 bis 95 cm zwischen erstern sich befinden und von dem Längenverband des Dachs unterstützt werden. Bei dem Satteldach sind je zwei gegenüberstehende S. der Dachseiten an der Spitze (dem Forsten) miteinander verbunden und bilden ein Sparrenpaar oder Gebinde. Bei Walm- und zusammengesetzten Dächern kommen noch Grat-, Kehl- und Schiftsparren vor. (S. Schiftung.) Da die S. vermöge ihrer gewöhnlichen Stärke ($^{10}/_{14}$ bis $^{12}/_{17}$ cm) die Last der Dachung nur bis zu 3,5 bis 4 m Länge zu tragen im Stande sind, müssen sie in diesen Abständen unterstützt werden, was durch Kehlbalken oder durch Pfetten erfolgt und die verschiedenen Konstruktionen der Dachgerüste bedingt. Die Befestigung der S. mit ihrer Unterstützung erfolgt durch Verzapfung, Verblattung oder Nagelung.

Sparrendach, s. unter Dach.

Sparrm., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Anders Sparrman, geb. 1748, Begleiter Cooks 1773, gest. als Professor in Upsala 1820.

Sparta, die Hauptstadt der peloponnesischen Landschaft Lakedaimon oder Lakonien, lag im mittlern Eurotasthale, am obern Beginn der fruchtbaren Ebene, welche sich zwischen diesem Flusse und dem Fuße des Gebirges Taygeton von Norden nach Süden hinzieht, auf einigen Hügeln am rechten Ufer des Flusses. Die jedenfalls von den Doriern unmittelbar nach ihrer Einwanderung in Lakonien gegründete Stadt bot einen von den sonstigen griech. Städten sehr verschiedenen Anblick dar. Denn bis zur Herrschaft des Tyrannen Nabis (seit 207 v. Chr.) besaß sie keine Ringmauer (daher die Spartiaten prahlten, daß S.s Männer seine Mauern seien), sondern bestand aus vier nebeneinander gelegenen offenen Weilern (Limnae, Kynosureis, Mesoa und Pitana), die durch ein religiöses Band (den Kultus der Artemis Orthia) verbunden waren und einen gemeinsamen Marktplatz (Agora) hatten, an welchem das Rathaus, die Amtslokale verschiedener Beamten, einige Heiligtümer, die zu musikalischen Aufführungen und Volksversammlungen benutzte Skias und eine aus der Beute der Perserkriege erbaute, später erweiterte Halle (die sog. Persische Halle) lagen. Eine durch besondere Ummauerung geschützte Burg (Akropolis) hatte S. wenigstens in der ältern Zeit nicht; der Hügel westlich über der Agora, den man mit diesem Namen bezeichnete, war ganz mit Tempeln (darunter der bedeutendste der Athene Poliuchos oder Chalkioikos) bedeckt. An seinen südwestl. Fuß lehnte sich das umfängliche Theater, dessen Überreste jetzt die bedeutendste Ruine auf dem Boden der alten Stadt bilden. Von sonstigen Anlagen sind zu erwähnen: die in der Niederung nahe dem Flußufer gelegene geräumige Rennbahn (Dromos) und der etwas weiter südlich befindliche, von einem Wassergraben, über den zwei Brücken führten, umschlossene «Platanenplatz» (Platanistas), auf welchem die spartan. Jünglinge, in zwei Parteien geteilt, zwar ohne Waffen, aber mit großer Erbitterung gegeneinander kämpften. Die Stadt, seit der byzant. Zeit Lakedämon genannt, erhielt sich trotz mehrfacher Verwüstungen durch die Goten und die Slawen bis 1249, wo Guillaume Villehardouin 5 km westlich davon auf einem Vorhügel des Taygeton eine neue Ortschaft, Misithra oder Mistra genannt, anlegte, deren Aufblühen die gänzliche Verödung S.s herbeiführte. Erst nach der Stiftung des Königreichs Hellas wurde ein neues S. oder Sparti auf einem Teile des von der alten Stadt eingenommenen Terrains gegründet, das jetzt als Hauptstadt der Nomarchie (Kreises) Lakonia der Sitz des Nomarchen (Kreisdirektors) ist und (1879) 3595 E. zählt, während Mistra verfällt.

Die Landschaft Lakonien, deren polit. Mittelpunkt S. war, wird zum größten Teile von zwei mächtigen Gebirgen eingenommen, welche in zwei Halbinseln auslaufen, die gegen Süden wie ein paar gewaltige Arme weit ins Meer vorgestreckt sind. Das westl. Gebirge ist das Taygeton (jetzt Pentedaktylon, höchster Gipfel 2410 m), dessen Kamm die natürliche Grenze gegen Messenien bildet, das aber wenigstens in seinem südlichern Teile, vom Beginn der Halbinselgestaltung bis zum Kap Tänaron (jetzt Matapan) hinab ganz zu Lakonien gehört. Im Osten liegt der Parnon (jetzt Malewo, höchster Gipfel 1940 m) mit seinen südl. Fortsetzungen, die im Kap Malea (jetzt auch Kap St.-Angelo genannt) endigen. Diese beiden Gebirge umschließen in ihrem nördlichern Teile das Thal eines bedeutenden Flusses, des Eurotas (s. d.), welcher sich in den zwischen die beiden Halbinseln tretenden Lakonischen Meerbusen ergießt (auch Busen von Gytheion genannt nach der an seiner Nordwestseite gelegenen Hafenstadt dieses Namens). Im Thale des Oinus, eines Nebenflusses des Eurotas, lag die wohlbefestigte Stadt Sellasia, bei welcher 221 v. Chr. die für S.s Selbständigkeit verhängnisvolle Schlacht zwischen dem König Antigonus Doson von Macedonien und König Kleomenes III. von S. geschlagen wurde.

Die Geschichte Lakoniens, dessen Südküste, wie noch mehr die Insel Cythera, im 12. Jahrh. v. Chr. vielfach von Phöniziern ausgebeutet worden ist, beginnt mit der Herrschaft der Atriden, die ihren Herrschersitz wahrscheinlich zu Amyklä hatten. Diese achäische Macht wurde seit Anfang des 10. Jahrh. erschüttert durch die Dorier, die (wahrscheinlich vom südl. Arkadien her) in Lakonien eindrangen und sich zuerst im nördlichen und mittlern Eurotasthal festsetzten, wo sie S. gründeten. Von hier aus eroberten sie nach Lykurgs Zeit (seit 800 bis 770) auch die übrige Landschaft, zum Teil erst nach hartem Kampfe mit der archäischen Bevölkerung, die in einzelnen befestigten Ortschaften, wie in Amyklä, Geronthrä, Helos, Las, hartnäckigen Widerstand leistete. Ein großer Teil der alten Bevölkerung verfiel als Heloten in den Stand der Hörigkeit oder Leibeigenschaft. Dieselben mußten die den dor. Herren gehörigen Ländereien bearbeiten und das, was sie nicht zu ihrem nötigen Unterhalt gebrauchten, an diese abliefern, auch sonst ihnen allerhand Dienste leisten und waren überhaupt völlig rechtlos. Im Kriege dienten sie später als Leichtbewaffnete oder als Matrosen auf der Flotte. Die übrigen nichtdor. Bewohner des Landes (meistens Bewohner der vielen kleinen Städte Lakoniens) hießen Periöken. Sie waren freie Leute, die eigenen Grundbesitz hatten und

Handel, Gewerbe und Künste, welche den Spartiaten verboten waren, trieben. Polit. Rechte besaßen auch sie nicht, sondern diese lagen ausschließlich in der Hand der Spartiaten, d. h. der Nachkommen der dor. Eroberer, die also ein bevorrechtigter Adel wurden. Wie alle Dorier, teilten sie sich in die drei Stämme (Phylen) der Hylleer, Dymanen und Pamphyler. Alle Spartiaten waren seit Lykurgs Reform gleichmäßig zur Teilnahme am Staatsleben berechtigt; aber diese Berechtigung war an die Bedingungen geknüpft, daß einer eine echt spartiatische Erziehung genossen habe, der spartiatischen Zucht und Sitte gemäß lebe und seinen Beitrag zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Männer (Syssitien) regelmäßig entrichte. Die Erziehung, deren Regelung ebenso wie die Festsetzung der wichtigsten Verfassungsbestimmungen dem Lykurgos zugeschrieben wird, war für die Knaben darauf gerichtet, daß sie am Körper abgehärtet, kräftig und gewandt und an unbedingten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten gewöhnt wurden. Mit sieben Jahren entzog man sie der häuslichen Erziehung, ordnete sie in Rotten (Ilen) und Kompagnien (Agelen) ein, die unter der Leitung der Pädonomen gymnastische und kriegerische Übungen trieben, und unterrichtete sie in gewissen Tänzen und im Singen von Chorliedern. Durch Anhören der kurzen, verständigen Reden der Männer sollten sie auch praktisch zu echten Spartiaten sich bilden. Auch die Mädchen wurden in Tänzen, im Singen von Chorliedern und in der Gymnastik unterrichtet, damit sie kräftig am Körper würden, um dem Staate tüchtige Kinder zu geben. Die spartiatischen Frauen waren in ganz Griechenland durch ihre kräftige Schönheit und zugleich durch ihre männliche Gesinnung, die freilich in den Zeiten des Verfalls der alten Zucht in Herrschsucht und Zügellosigkeit ausartete, bekannt. Auch die Jünglinge (Eirenes) wurden noch unter strenger Zucht gehalten. Sie mußten sich der größten Sittsamkeit und Bescheidenheit befleißigen, namentlich den Alten hohe Ehre erweisen, und wurden zu kriegerischen Übungen, zur Überwachung der Heloten, vom 20. Jahre auch zum Kriegsdienst außerhalb der Landesgrenzen (wozu jeder Spartiat vom 20. bis 60. Altersjahre verpflichtet war) in Anspruch genommen. Mit dem 30. Jahre trat der Spartiat in die Klasse der Männer (Andres). Die Kriegsmacht S.s, im wesentlichen aus schwerbewaffnetem Fußvolke (Hopliten) bestehend, während Reiterei und Leichtbewaffnete nur eine Nebenrolle spielten, war in älterer Zeit in (fünf) Lochen, seit dem Ausgange dagegen des Peloponnesischen Kriegs in sechs Moren geteilt. In der Regel bestand in dieser spätern Zeit ein Viertel bis ein Drittel jeder Mora aus Spartiaten, mit denen auch alle bedeutendern Anführerstellen besetzt waren, der Rest aus den (schon seit längerer Zeit ebenfalls zum Hoplitendienst verwendeten) Periöken. An der Spitze des Heers sowie des ganzen Staats befanden sich seit Lykurgs Zeit zwei Könige aus den beiden heraklidischen Häusern der Agiaden und Eurypontiden, deren Macht in der ältern Zeit größer war, aber durch die Verstärkung der Macht der Ephoren allmählich sehr beschränkt wurde. Die Könige hatten die Heerführung im Kriege; aber während früher immer beide Könige zusammen ins Feld zogen, durfte seit 506 v. Chr. immer nur einer mit demselben Heere ausziehen, dem seit 418 zwei Ephoren als eine Art Aufseher beigegeben wurden. Ferner verwalteten die Könige gewisse Priesterämter und leiteten alle von Staats wegen den Göttern dargebrachten Opfer. Endlich lag ursprünglich in der Hand der Könige die Rechtspflege. Die wichtigsten Teile derselben wurden jedoch frühzeitig auf die von ihnen präsidierte Gerusia (Rat von 28 von der Gemeinde der Spartiaten erwählten Mitglieder, die über 60 J. alt sein mußten) und auf die Ephoren übertragen. Nur die auf Familien- und Erbrecht bezüglichen Rechtssachen unterlagen allezeit der Entscheidung der Könige.

Der spartan. Staat griff schon im 8. Jahrh. v. Chr. über die Grenzen der Landschaft Lakonien hinaus. Das Nachbarland Messenien wurde unterworfen, seine Bewohner wurden größtenteils zu Heloten gemacht. Vom südl. Arkadien wurden einzelne Stücke, wie die Belminatis und die Skiritis, von Argolis ein größerer Landstrich, die Kynuria und Thyreatis, losgerissen und in Lakonien einverleibt. (S. Griechenland, geschichtlich.) Schon 60 J. vor den Perserkriegen stand S. nicht nur an der Spitze der peloponnesischen Staaten, sondern behauptete auch den ersten Rang unter den griech. Staaten überhaupt, und während der Perserkriege die Führerschaft (Hegemonie). Diese Hegemonie ging ihm allerdings seit 476 infolge des übermütigen Benehmens seines Feldherrn Pausanias und der Unbeholfenheit der spartan. Politik überhaupt zum Teil verloren, während Athen an die Spitze eines neuen Bundes von Seestaaten trat. Aber durch den Peloponnesischen Krieg gewann S. nicht nur den vollständigen Sieg über Athen, sondern nahm nun, besonders durch Lysander und durch die Allianz mit Persien, mehr als je eine dominierende Stellung unter den hellen. Staaten ein. Doch gerade diese Zeit der höchsten Steigerung der spartan. Macht nach außen ist der Beginn des innern Verfalls. Die Bande der alten Zucht und Sitte lösten sich, Einzelne gewannen ungebührlichen Einfluß, namentlich mit Hilfe von Reichtümern, die sie sammelten, entgegen der Bestimmung der Verfassung, welche den Spartiaten den Besitz von Gold und Silber verbot. Der Übermut, womit S. die übrigen griech. Staaten behandelte, führte zu der Erhebung Thebens und nach der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) zur völligen Demütigung S.s, das sich die Herstellung des jahrhundertelang von ihm geknechteten Messenien (369) als selbständigen Staats gefallen lassen mußte. Mit dem Verlust seines äußern Nimbus steigerte sich der innere Verfall, den die Könige Agis IV. (245—241) und Kleomenes III. (235—222) vergeblich durch umfassende Reformen aufzuhalten suchten. Die Schlacht bei Sellasia (222 v. Chr.) bildet den Endpunkt der alten Art S.s, das später durch Tyrannen, wie Machanidas und Nabis, beherrscht wurde und seit 192 zwischen dem Achäischen Bund und Rom hin und her schwankte. Nach der Unterwerfung Griechenlands durch die Römer (146 v. Chr.) blieb S. der Form nach ein Freistaat, aber mit sehr beschränktem Gebiet, indem die große Mehrzahl der übrigen Städte der Landschaft unter dem Namen der «Freien Lakonen» (Eleutherolakones) seit 195 sich zu den Achäern hielten. Noch in der röm. Kaiserzeit war S. eine bedeutende Stadt, teilte die Schicksale der übrigen Halbinsel, indem es erst unter byzant., dann (1212) unter franz., 1262 wieder unter byzant., endlich 1460 unter türk. Herrschaft kam. Seit der Gründung des Königreichs

Hellas bildet die Landschaft **Lakonien** eine besondere Nomarchie (Kreis) von 4240 qkm mit (1879) 121116 E. Dieselbe ist in vier Eparchien (Bezirke) geteilt: Lakedämon mit der Hauptstadt S.; Epidavros-Limera mit der Hauptstadt Monemvasia; Gythion mit der Hauptstadt Marathonisi; Itylos mit dem Hauptort Tzimova (oder, wie es offiziell heißt, Areupolis).

Vgl. über die Geographie der Landschaft Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 2, Gotha 1852), und Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 2, Lpz. 1873); über ihre Geschichte und Verfassung: Manso, «Sparta» (3 Bde., Lpz. 1800—5); K. O. Müller, «Die Dorier» (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1844); Lachmann, «Die spartan. Staatsverfassung» (Berl. 1836); Hermann, «Antiquitates Laconicae» (Marb. 1841); Gilbert, «Studien zur altspartanischen Geschichte» (Gött. 1872); außerdem Dressel und Milchhöfer, «Die antiken Kunstwerke aus S. und Umgebung» (Athen 1878); G. Busolt, «Die Lakedaimonier und ihre Bundesgenossen» (Bd. 1, Lpz. 1878).

Sparta, Herzog von, ist der Titel des Kronprinzen Konstantin von Griechenland, des ältesten Sohnes des Königs Georg (s. d.).

Spartăcus, ein Thraker, Anführer der empörten röm. Sklaven im Sklavenkrieg, entfloh mit etwa 70 Gladiatoren, Thrakern und Galliern 73 v. Chr. aus der Übungsschule eines Lentulus in Capua und setzte sich am Vesuv fest. Durch viele Flüchtlinge verstärkt, die ihn zum Oberanführer wählten, war er bald im Stande, nicht bloß eine kleinere, eilig zusammengerafte Mannschaft, sondern auch den Prätor Publius Varinius Glaber und seinen Unterbefehlshaber zu schlagen, und gewann die Obergewalt in Campanien und einem Teil Lucaniens und Bruttiums. Im J. 72 trennte sich ein Teil seiner Scharen, die ungeheuer angewachsen waren, von ihm unter Crixus, einem Gallier, den am Berge Garganus in Apulien ein Unterfeldherr des Konsuls Lucius Gellius, der Prätor Quintus Arrius, schlug und tötete. S. aber, der über die Apenninen ging, schlug erst den andern Konsul, Gnäus Lentulus Clodianus, dann den Gellius, hierauf den eben noch siegreichen Arrius, endlich den Statthalter des diesseitigen Gallien Gajus Cassius und den Prätor Gnäus Manlius. Schon stand er im Begriff, sein großes Vorhaben zu verwirklichen und die Sklaven über die Alpen in ihre Heimat und die Freiheit zu führen, als die Seinen, die vor allem Rache und Beute suchten, ihn nötigten, zurückzukehren. An Rom vorbei zog er wieder nach Lucanien. Jetzt wurde dem bekannten Marcus Licinius Crassus (s. d.), als Prätor, der Befehl über das auf acht Legionen gebrachte Heer gegen S. gegeben. S. erlitt auch von Crassus selbst eine Niederlage und zog sich in die südlichste Spitze Bruttiums zurück. Er wollte von hier aus nach Sicilien eine Abteilung überführen lassen, um den Aufstand auch dort anzufachen, ward aber von den dazu bezahlten Piraten verräterisch im Stiche gelassen. Crassus schloß ihn nun durch einen Wall, der die bruttische Landspitze absperrte, vom übrigen Italien ab. Doch S. schlug sich in einer kalten Nacht des Winters 72/71 v. Chr. durch. Aber wiederum verließ ihn ein Teil der Seinen, Gallier und Germanen, die von Crassus in einer ersten Schlacht, wo sie S.' Erscheinen vor dem Untergang rettete, besiegt, in einer zweiten, in der 12300 Sklaven fielen, aufgerieben wurden. S. aber wurde nach einem Erfolge über des Crassus Legaten von den Seinen genötigt, die feste Stellung, die er bei Petelia im bruttischen Gebirge genommen hatte, zu verlassen. Auf dem Marsch traf er in Lucanien mit Crassus zusammen und fiel mit dem größten Teil seines Heeres. Vgl. Schambach, «Der italische Sklavenaufstand» (Berl. 1872).

Spartel (span. Cabo Espartel, arab. Râs Ischberdil), die Nordwestspitze Afrikas, Vorgebirge an dem Westeingang der Straße von Gibraltar, 9 km westlich von der marokkan. Stadt Tanger; im Altertum Cotes oder Ampelusia Promontorium.

Sparterie, s. u. **Esparto** und **Holzgewebe**.

Spartianus (Älius), der bedeutendste unter den Scriptores historiae augustae (s. d.), lebte am Ausgange des 3. Jahrh. n. Chr. unter Diocletian und wollte die Geschichte der röm. Kaiser von Cäsar bis auf seine Zeit in einzelnen Biographien schreiben, von denen, wenn er seine Absicht wirklich ausgeführt hat, weit die meisten verloren gegangen sind. Von den in den «Scriptores historiae augustae» erhaltenen Lebensbeschreibungen, die ihm dort beigelegt werden, rühren sicher die des ersten Adoptivsohns Hadrians, Verus (s. d.), des Severus und des Pescennius Niger von ihm her, andere werden wohl mit Unrecht ihm zugeschrieben. Vermutlich aber hat er andere verfaßt, die ihm in den Handschriften nicht beigelegt werden, wie die des Hadrianus, Pius, Marc Aurel, der Kaiser Lucius Verus, Albinus und Macrinus. Stil und Darstellungsweise verraten den Verfall der Sprache und Mangel an Geschmack.

Spartiaten, s. unter **Sparta**.

Spartium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt nur eine Art (Spartium junceum *L.*), die in den Mediterranländern und auf den Canarischen Inseln einheimisch vorkommt; es ist ein Strauch mit fast blattlosen Zweigen und ansehnlichen lebhaft gelb gefärbten Blüten, der vielfach als Zierpflanze kultiviert wird. Die sehr festen und widerstandsfähigen jungen Zweige werden in Südeuropa schon seit langer Zeit zum Flechten von Körben, Matten u. dgl., sowie zur Herstellung von Tauen, Besen, Schuhen u. s. w. verwendet.

Spartivento, Kap, im Altertum Herculis promontorium, die Südspitze des ital. Festlandes im Jonischen Meere. Zwischen hier und Melito landete Garibaldi 25. Aug. 1862.

Spartogras, s. unter **Esparto**.

Spasmus, s. **Krampf**.

Spasowicz (Wladimir), namhafter Jurist und Schriftsteller poln. Nationalität, geb. 16. Jan. 1829 in Rzeczyca (im Gouvernement Minsk), studierte in Petersburg die Rechte, war 1857—61 Professor des Strafrechts an der dortigen Universität, dann Docent an der Rechtsschule daselbst, von welcher Stelle er jedoch 1864 abgesetzt wurde infolge seines «Lehrbuch des Kriminalrechts» (russ., Petersb. 1863), dessen leitende Grundgedanken Mißfallen erregten. In demselben Jahre nahm er in der Kommission für Kriminalprozeß an der Redaction der Civil- und Kriminalproceduren teil. Seit 1866 ist S. einer der angesehensten Advokaten in Petersburg und bekannt durch sein Auftreten als Verteidiger in den Hochverrats- und Nihilistenprozessen.

In polit. Beziehung wirkt S. auf eine Versöhnung zwischen den Polen und Russen hin; in diesem Sinne nahm er an der «Geschichte der slaw.

Litteraturen» von A. Pypin (ruſſ., Petersb. 1865; 2. Aufl. 1879—81) teil, für die er die «Geſchichte der poln. Litteratur» verfaßte, welche mit dem Hauptwerk ins Deutſche und Czechiſche und dann auch noch allein ins Polniſche (von A. Bem, Warſch. 1885) überſetzt wurde. Es bekundet ſich darin ein ſelbſtändiger kritiſcher Geiſt. Durch den gleichen Charakter zeichneten ſich auch die öffentlichen Vorträge aus, welche S. in Warſchau über den Dichter Pol, über Hamlet und Byron hielt. Daſelbſt erſcheint auf ſeine Koſten die poln. wiſſenſchaftlich-litterariſche Monatsrevue «Ateneum» (ſeit 1876). S. ſelbſt ſchrieb noch «Leben und Politik des Markgrafen Wielopolski» (ruſſ., Petersb. 1882), ſowie mehrere Flugſchriften über Rechtswiſſenſchaft und litterariſche Kritik in poln. und ruſſ. Sprache. Seit 1883 nimmt er hervorragenden Anteil an der Redaction des in Petersburg erſcheinenden poln. polit. Wochenblatts «Kraj».

Spaſſk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Kaſan, an der Besdna, unweit deren Mündung in die Wolga, mit (1883) 3162 E., iſt Hauptſtapelplatz für Getreide, Erbſen und Leinſaat; auf dem Jahrmarkte in S. wird meiſt Pech und Teer verkauft.

Spaſſk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Rjäſan, an der Oka, mit (1883) 4319 E., die ſich mit Fiſchfang, Getreide- und Viehhandel beſchäftigen.

Spaſſk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Tambow, am Studenez, mit 5012 E., treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Leinſaat, Hanf, Vieh, Wolle, Borſten, Häute, Lämmerfellen und Waldprodukten.

Spat heißt eine langſam verlaufende, äußere, Lahmgehen bedingende Krankheit, welche häufig bei Pferden, ſelten bei Ochſen vorkommt und ihren Sitz im Sprunggelenk eines oder beider Hinterfüße hat. Meiſt iſt eine Entzündung des an der innern Sprunggelenkfläche liegenden Schleimbeutels vom Schienbeinbeuger der Anfang der Krankheit; dieſe Entzündung greift aber bald auf die Gelenkkapſel und auf die Beinhaut der Sprunggelenkknochen über und nach längerm Beſtehen erzeugt ſie Neubildung von ſchwieligen Bindegewebsmaſſen an den Bändern und zackige Knochenauftreibungen (Oſteophyten) an den Knochen des Sprunggelenks. Dieſe Neubildungen bilden eine harte Geſchwulſt, welche in der Regel an der Innenfläche des Sprunggelenks, da, wo das pyramidenförmige Bein mit dem Schienbein und Griffelbein gelenkig verbunden iſt, ihren Sitz hat (ſichtbarer S., Spaterhöhung), aber auch an andern Sprunggelenkteilen vorkommen kann; ſelbſt die innern Gelenkflächen der Sprunggelenkknochen allein können von Oſteophyten beſetzt ſein (unſichtbarer S.). Die Dispoſition zu dieſer Krankheit (ſchwaches Sprunggelenk, ſchräg geſtelltes Rollbein u. ſ. w.) iſt vererbbar. Abſolute Heilung des S. iſt in der Regel nicht möglich. Die richtige Behandlung bezweckt raſches Zuſammenwachſen der krankhaft afficierten Knochen; man ſucht Verwachſung der kranken Knochen zu erreichen, worauf das Tier nicht mehr hinkt, wenn es auch ein ſteifes Sprunggelenk bekommt. Die Mittel, welche dazu gebraucht werden, ſind: Eröffnung des Schleimbeutels vom Schienbeinbeuger durch Meſſer oder Glüheiſen, oder Brennen von Punkten oder Strichen auf die Haut der innern Sprunggelenkfläche, oder Gebrauch ſehr ſcharfer Salben und Pflaſter, oder Brennen mit einem glühenden Eiſenſtift in die Knochenauftreibung. Vgl. Diecerhoff, «Die Pathologie und Therapie des S. der Pferde» (Berl. 1875).

Spat, eine uralte Bezeichnung der Bergleute für Mineralien, welche ſich durch eine ſehr deutlich hervortretende Spaltbarkeit auszeichnen; der Name kommt jetzt nur noch in Zuſammenſetzungen vor, z. B. Feldſpat, Kalkſpat, Schwerſpat, Flußſpat, Spateiſenſtein u. ſ. w.

Spateiſenſtein, ſ. Eiſenſpat.

Spatel, oder Spachtel, urſprünglich Verkleinerungswort von Spaten (frz. couteau à parer, spadelle; engl. spaddle, spattle, spade), ein hölzernes oder eiſernes ſpatenförmiges Werkzeug zum Verkitten von Fugen; ſonſt auch ein ähnlich geformtes Gerät zum Umrühren.

Spaten, ſ. unter Gartengeräte.

Spatenkultur, auch Feldgärtnerei, nennt man die Bearbeitung des Ackerbodens mit der Hand und dem Spaten, auch der Grabgabel (Forke) oder Haue (Abbildung ſ. unter Tafel: Landwirtſchaftliche Geräte und Maſchinen I, Fig. 1—4), anſtatt mit Geſpann und Pflug. Die S. kann ſorgfältiger ausgeführt werden als die mit Spanngeräten: dagegen nimmt ſie weit mehr Zeit und Kräfte in Anſpruch, iſt deshalb in größern Gutswirtſchaften nur ausnahmsweiſe, z. B. zum Möhrenbau, anwendbar. Der höhere Reinertrag, welchen die S. gewährt, iſt nur dann erheblich, wenn die Arbeitskoſten weniger gerechnet zu werden brauchen, alſo wo ein Bauer mit den Kräften ſeiner Familie zur Beſtellung ausreicht.

Spätgeburt, ſ. unter Geburt, Bd. VII, S. 621[b], und Schwangerſchaft.

Spatium (lat.), Raum, Zwiſchenraum; in der Buchdruckerei bezeichnet man als Spatien (Ausſchließungen) diejenigen Körper von Schriftmetall, mit denen die Räume ausgefüllt werden, welche beim Druck frei bleiben ſollen.

Spatz, ſ. Sperling.

Spaventa (Bertrando), ital. Philoſoph, hervorragender Vertreter der Hegelſchen Schule, geb. 1817 in einem kleinen Dorfe in den Abruzzen, beteiligte ſich 1848 an der nationalen Erhebung Italiens, weshalb er 1849 nach Piemont auswandern mußte, wurde 1859 Profeſſor der Philoſophie in Modena, 1860 in Bologna und 1861 in Neapel, wo er ſeither wirkte. Sein auf Hegel ruhendes philoſ. Syſtem entwickelte er in den «Principj di filosofia» (Neap. 1867). Von ſeinen andern Arbeiten ſind hervorzuheben: «Carattere e sviluppo della filosofia italiana dal secolo XVI sino al nostro tempo» (Modena 1860), «La filosofia di Kant» (Tur. 1860), «Prolusione ed introduzione alle lezioni di filosofia» (Neap. 1861), «La filosofia di Gioberti» (Neap. 1863), «Saggi di critica filosofica, politica e religiosa» (Neap. 1867), «Studj sull etica di Hegel» (Neap. 1869), «Idealismo o realismo» (Neap. 1874). Vgl. Siciliani, «Gli Hegeliani in Italia» (Bologna 1868).

Specht (Friedr.), Tierzeichner, geb. 6. Mai 1839 zu Lauffen am Neckar, lernte in der artiſtiſchen Anſtalt von Baiſch in Stuttgart und ſtudierte an der Kunſtſchule daſelbſt, wo er auch ſeinen bleibenden Wohnſitz nahm. S. lieferte in Öl zahlreiche Darſtellungen von jagdbaren Tieren, Jagdhunden, Parkbilder mit Hirſchen u. ſ. w. Am bekannteſten aber wurde er durch ſeine in Holzſchnitten vervielfältigten Tierbilder in Zeitſchriften u. dgl. Von größern Werken, für die S. die Illuſtrationen

lieferte, sind hervorzuheben «Diana, Blätter für Jagd- und Hundefreunde», «Wanderungen durch das Tierreich aller Zonen», «Die Säugetiere in Wort und Bild», «Tierstudien, als Zeichenvorlagen und Zimmerschmuck», «Wald und Wild». Mit K. Vogt gab er heraus: «Die Säugetiere in Wort und Bild» (Münch. 1883).

Spechte (Pici) heißt eine Ordnung der Vögel, ausgezeichnet durch einen geraden, meist verlängerten meißelartigen Schnabel, mit kurzen, kräftigen Beinen, deren äußere Zehe wie die Innenzehe nach hinten gerichtet ist, und mit dünner, vorschnellbarer Zunge. Die Ordnung zerfällt in zwei Familien, die Wendehälse (Jyngidae) und die eigentlichen Spechte (Picidae); die erstere besteht aus einer Gattung und fünf Arten, die in Europa, Afrika und Nordasien bis Vorderindien vorkommen, ein weiches, mattfarbiges Gefieder, einen abgerundeten Schwanz mit durchaus weichen Federn und einen kaum kopflangen Schnabel haben. Der gemeine Wendehals (Jynx torquilla, Tafel: Spechte, Fig. 1) ist ein 18 cm langer, aschgrauer, mit braunen und schwarzen Wellen und Flecken gezeichneter insektenfressender Zugvogel, der in ganz Deutschland, wenn auch meist einzeln vorkommt und in Baumhöhlen 8—11 rein weiße, runde Eier legt. Die eigentlichen Spechte, die in mehr als 300 Arten die ganze Erde mit Ausnahme Madagaskars und Australiens nebst den benachbarten Inseln bewohnen, haben einen mindestens kopflangen, meist längern Schnabel und einen keilförmigen Schwanz, dessen zwölf steife Federn am freien Ende zugespitzt sind und beim senkrechten Klettern an Baumstämmen als federnde, elastische Stütze dienen. Die S. leben nur selten von Pflanzenstoffen, meistens von Insekten, welche sie durch geschicktes Aufhacken der Rinde und des Holzes der Bäume erlangen, indem sie in die gemachte Öffnung schnell die Zunge senken, deren vorderer Teil hornig, spitz, an den Seiten mit Widerhaken besetzt und zum Anspießen geschickt, deren hinterer, wurmförmiger Teil aber mit einem sehr klebrigen Speichel überzogen ist und als Leimrute dient. Auf diese Weise vernichten sie viele baumzerstörende Insekten, sind aber keineswegs, wie man gemeiniglich glaubt, den Bäumen selbst schädlich, denn gesunde Bäume hacken sie niemals an, weil diese zu hartes Holz haben und weder Insekten, noch deren Larven enthalten. Auch dadurch werden sie nützlich, daß sie andern in Baumhöhlen nistenden Vögeln die Niststätte bereiten. Fast insgesamt sind sie nur mittelgroß, fliegen mittelmäßig schnell mit schnurrendem Geräusch und immer nur auf kleinere Entfernungen, sind übrigens lebhaft und unruhig und entgehen durch Aufmerksamkeit und Klugheit leicht den Nachstellungen. Sie leben in Monogamie, brüten in gut ausgearbeiteten Löchern hohler Bäume und legen 3—7 rein weiße, porzellanglänzende Eier auf Sägespäne oder Wurmmehl.

Das Gefieder ist ziemlich lebhaft gefärbt, und bald herrscht Grün, bald Rot vor; man unterscheidet sie nach der Färbung in Schwarzspechte, Grünspechte und Buntspechte. Die europäischen sind teils Stand-, teils Strichvögel, welche die Wälder niemals freiwillig verlassen. In Deutschland finden sich der große Buntspecht (Picus major, Fig. 2), der oberher schwarz und weiß gefleckt ist, einen roten Hinterleib, schwarzen Unterrücken und Bürzel, und vom Mundwinkel herab einen schwarzen Halsstrich hat; der Hinterkopf ist rot oder beim Weibchen schwarz; der Mittelbuntspecht (Picus medius, Fig. 9) unterscheidet sich vom vorigen durch einen schwarzen, erst unterhalb des Ohrs beginnenden Halsstreifen; der kleine Bunt- oder Zwergspecht (Picus minor, Fig. 7 und 8) ist kaum mehr als 5 cm groß, unterseits ohne alles Rot weißlich, am Scheitel rot oder beim Weibchen (Fig. 8) weißlich und am Unterrücken weiß und schwarz gebändert; der ähnliche dreizehige Specht (Picus tridactylus, Fig. 6) zeichnet sich durch nur drei Zehen aus. Zu der Gruppe der Buntspechte gehört auch noch der Weiß- oder Elsterspecht (Picus leuconotus, Fig. 11), ein Bewohner des nordöstl. Europa, der in Deutschland als Brutvogel nur äußerst selten beobachtet wurde. Die größte unter den europ. Arten ist der Schwarzspecht (Picus martius, Fig. 13), oben schwarz mit rotem Scheitel und Genick, der in den deutschen Sagen als Auffinder der Springwurz, die alle Schlösser öffnet, eine bedeutende Rolle spielt; der Grünspecht (Picus viridis, Fig. 12) ist die am weitesten verbreitete Art, die wie der Grauspecht (Picus canus, Fig. 10) durchaus nicht ein ausschließliches Baumleben führt, sondern ihrer Nahrung, besonders den Ameisen, auch auf dem Erdboden nachgeht. Der Elfenbeinschnabel (Picus principalis, Fig. 3) ist die größte Art, die das südl. Nordamerika bewohnt, schwarz mit wenig Weiß gezeichnet ist und einen roten Schopf hat; der Vogel hat eine gewaltige Kraft und sein weißer Schnabel ist bei den Indianern ein beliebter Schmuckgegenstand.

Vgl. Malherbe, «Monographies des picidés» (Par. 1859); Sundevall, «Conspectus avium Picinarum» (Stockh. 1866).

Spechtmeise, auch Blauspecht, Kleiber, Baumkleiber (Sitta caesia s. europaea, Tafel: Singvögel I, Fig. 8) ist der Name einer 16 cm langen, durch Klettergewohnheit modifizierten Meise, mit geradem, pfriemförmigem Schnabel, kurzem Schwanze und stark bekrallter Hinterzehe; das Gefieder ist oben bläulichgrau, unten rostrot. Die Eier, 6—9 an Zahl, sind weiß mit rötlichen Pünktchen und werden in Baumlöcher gelegt.

Species aromaticae, s. Kräuter (aromatische).

Species emollientes, s. Kräuter (erweichende).

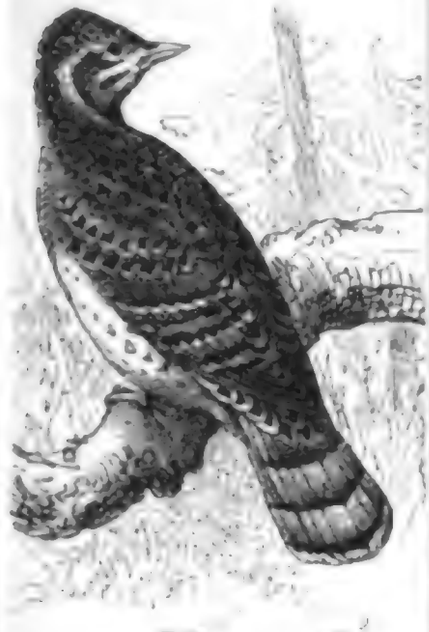
Species facti (Thatbericht) heißt der zur Herbeiführung einer militärgerichtlichen Untersuchung von dem nächsten, mit Strafgewalt über den Angeschuldigten versehenen Vorgesetzten an den Gerichtsherrn zu erstattende Bericht, welcher die Angabe der begangenen strafbaren Handlung und die bis zu seiner Abfassung ermittelten nähern Umstände der That enthalten muß.

Species pectorales, Species ad infusum pectorale, s. Brustthee.

Specifica, s. Spezifische Mittel.

Speck nennt man die Ablagerung von festem Fett, welche sich am Rücken und an den Seitenteilen, zwischen Haut und Muskelgewebe mancher Tiere, namentlich der Schweine, bildet. Im geräucherten Zustande bildet der S. einen wichtigen Handelsartikel. Außer bei den Schweinen kommen reichliche Ablagerungen von S. auch bei manchen größern Seefischen, Robben ꝛc., vor. Dieser S. ist aber nicht genießbar, sondern dient zur Darstellung von Thran.

Speckbacher (Jos.), einer der Führer des tiroler Aufstandes von 1809, geb. 13. Juli 1764 im Außern



1. Wendehals (Jynx torquilla). 2. Gr

11. Weifs- oder Elsterspecht (Picus leuconotus), Weibchen.
12. Grünspecht (Picus viridis).

3. Elfenbeinschnabel (C

13. Schwarzspecht (Picus martius).
Männchen. Weibchen.

Digitized by Google

lieferte, sind hervorzuheben «Diana, Blätter für Jagd- und Hundefreunde», «Wanderungen durch das Tierreich aller Zonen», «Die Säugetiere in Wort und Bild», «Tierstudien, als Zeichenvorlagen und Zimmerschmuck», «Wald und Wild». Mit K. Vogt gab er heraus: «Die Säugetiere in Wort und Bild» (Münch. 1883).

Spechte (Pici) heißt eine Ordnung der Vögel, ausgezeichnet durch einen geraden, meist verlängerten meißelartigen Schnabel, mit kurzen, kräftigen Beinen, deren äußere Zehe wie die Innenzehe nach hinten gerichtet ist, und mit dünner, vorschnellbarer Zunge. Die Ordnung zerfällt in zwei Familien, die Wendehälse (Jyngidae) und die eigentlichen Spechte (Picidae); die erstere besteht aus einer Gattung und fünf Arten, die in Europa, Afrika und Nordasien bis Vorderindien vorkommen, ein weiches, mattfarbiges Gefieder, einen abgerundeten Schwanz mit durchaus weichen Federn und einen kaum kopflangen Schnabel haben. Der gemeine Wendehals (Jynx torquilla, Tafel: Spechte, Fig. 1) ist ein 18 cm langer, aschgrauer, mit braunen und schwarzen Wellen und Flecken gezeichneter insektenfressender Zugvogel, der in ganz Deutschland, wenn auch meist einzeln vorkommt und in Baumhöhlen 8—11 rein weiße, runde Eier legt. Die eigentlichen Spechte, die in mehr als 300 Arten die ganze Erde mit Ausnahme Madagaskars und Australiens nebst den benachbarten Inseln bewohnen, haben einen mindestens kopflangen, meist längern Schnabel und einen keilförmigen Schwanz, dessen zwölf steife Federn am freien Ende zugespitzt sind und beim senkrechten Klettern an Baumstämmen als federnde, elastische Stütze dienen. Die S. leben nur selten von Pflanzenstoffen, meistens von Insekten, welche sie durch geschicktes Aufhacken der Rinde und des Holzes der Bäume erlangen, indem sie in die gemachte Öffnung schnell die Zunge senken, deren vorderer Teil hornig, spitz, an den Seiten mit Widerhaken besetzt und zum Anspießen geschickt, deren hinterer, wurmförmiger Teil aber mit einem sehr klebrigen Speichel überzogen ist und als Leimrute dient. Auf diese Weise vernichten sie viele baumzerstörende Insekten, sind aber keineswegs, wie man gemeiniglich glaubt, den Bäumen selbst schädlich, denn gesunde Bäume hacken sie niemals an, weil diese zu hartes Holz haben und weder Insekten, noch deren Larven enthalten. Auch dadurch werden sie nützlich, daß sie andern in Baumhöhlen nistenden Vögeln die Nistplätze bereiten. Fast insgesamt sind sie nur mittelgroß, fliegen mittelmäßig schnell mit schnurrendem Geräusch und immer nur auf kleinere Entfernungen, sind übrigens lebhaft und unruhig und entgehen durch Aufmerksamkeit und Klugheit leicht den Nachstellungen. Sie leben in Monogamie, brüten in gut ausgearbeiteten Löchern hohler Bäume und legen 3—7 rein weiße, porzellanglänzende Eier auf Sägespäne oder Wurmmehl.

Das Gefieder ist ziemlich lebhaft gefärbt, und bald herrscht Grün, bald Rot vor; man unterscheidet sie nach der Färbung in Schwarzspechte, Grünspechte und Buntspechte. Die europäischen sind teils Stand-, teils Strichvögel, welche die Wälder niemals freiwillig verlassen. In Deutschland finden sich der große Buntspecht (Picus major, Fig. 2), der obenher schwarz und weiß gefleckt ist, einen roten Hinterleib, schwarzen Unterrücken und Bürzel, und vom Mundwinkel herab einen schwarzen Halsstrich hat; der Hinterkopf ist rot oder beim Weibchen schwarz; der Mittelbuntspecht (Picus medius, Fig. 9) unterscheidet sich vom vorigen durch einen schwarzen, erst unterhalb des Ohrs beginnenden Halsstreifen; der kleine Bunt- oder Zwergspecht (Picus minor, Fig. 7 und 8) ist kaum mehr als 5 cm groß, unterseits ohne alles Rot weißlich, am Scheitel rot oder beim Weibchen (Fig. 8) weißlich und am Unterrücken weiß und schwarz gebändert; der ähnliche dreizehige Specht (Picus tridactylus, Fig. 6) zeichnet sich durch nur drei Zehen aus. Zu der Gruppe der Buntspechte gehört auch noch der Weiß- oder Elsterspecht (Picus leuconotus, Fig. 11), ein Bewohner des nordöstl. Europa, der in Deutschland als Brutvogel nur äußerst selten beobachtet wurde. Die größte unter den europ. Arten ist der Schwarzspecht (Picus martius, Fig. 13), oben schwarz mit rotem Scheitel und Genick, der in den deutschen Sagen als Auffinder der Springwurz, die alle Schlösser öffnet, eine bedeutende Rolle spielt; der Grünspecht (Picus viridis, Fig. 12) ist die am weitesten verbreitete Art, die wie der Grauspecht (Picus canus, Fig. 10) durchaus nicht ein ausschließliches Baumleben führt, sondern ihrer Nahrung, besonders den Ameisen, auch auf dem Erdboden nachgeht. Der Elfenbeinschnabel (Picus principalis, Fig. 3) ist die größte Art, die das südl. Nordamerika bewohnt, schwarz mit wenig Weiß gezeichnet ist und einen roten Schopf hat; der Vogel hat eine gewaltige Kraft und sein weißer Schnabel ist bei den Indianern ein beliebter Schmuckgegenstand.

Vgl. Malherbe, «Monographies des picidés» (Par. 1859); Sundevall, «Conspectus avium Picinarum» (Stockh. 1866).

Spechtmeise, auch Blauspecht, Kleiber, Baumkleiber (Sitta caesia s. europaea, Tafel: Singvögel I, Fig. 8) ist der Name einer 16 cm langen, durch Klettergewohnheit modifizierten Meise, mit geradem, pfriemförmigem Schnabel, kurzem Schwanze und stark bekrallter Hinterzehe; das Gefieder ist oben bläulichgrau, unten rostrot. Die Eier, 6—9 an Zahl, sind weiß mit rötlichen Pünktchen und werden in Baumlöcher gelegt.

Species aromaticae, s. Kräuter (aromatische).

Species emollientes, s. Kräuter (erweichende).

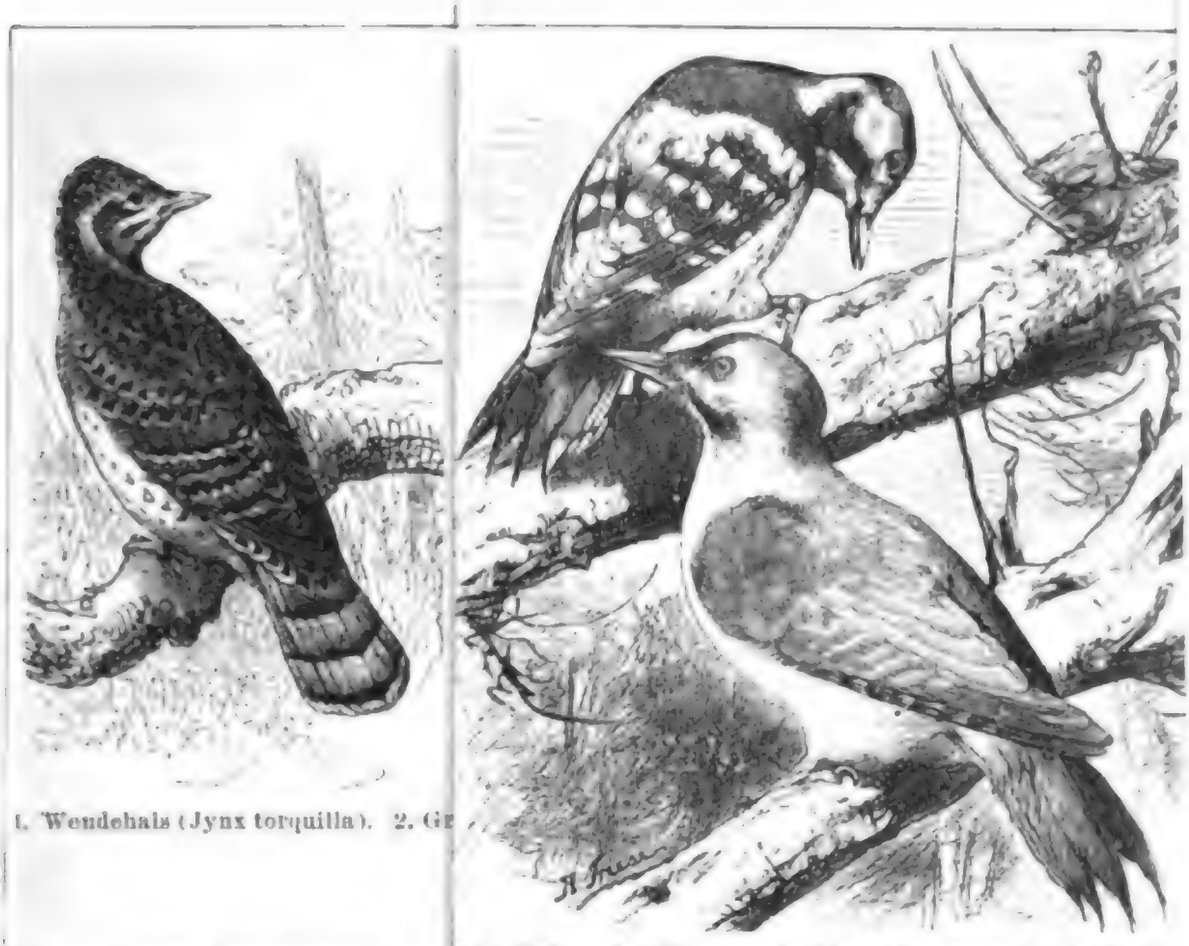
Species facti (Thatbericht) heißt der zur Herbeiführung einer militärgerichtlichen Untersuchung von dem nächsten, mit Strafgewalt über den Angeschuldigten versehenen Vorgesetzten an den Gerichtsherrn zu erstattende Bericht, welcher die Angabe der begangenen strafbaren Handlung und die bis zu seiner Abfassung ermittelten nähern Umstände der That enthalten muß.

Species pectorales, Species ad infusum pectorale, s. Brustthee.

Specifica, s. Spezifische Mittel.

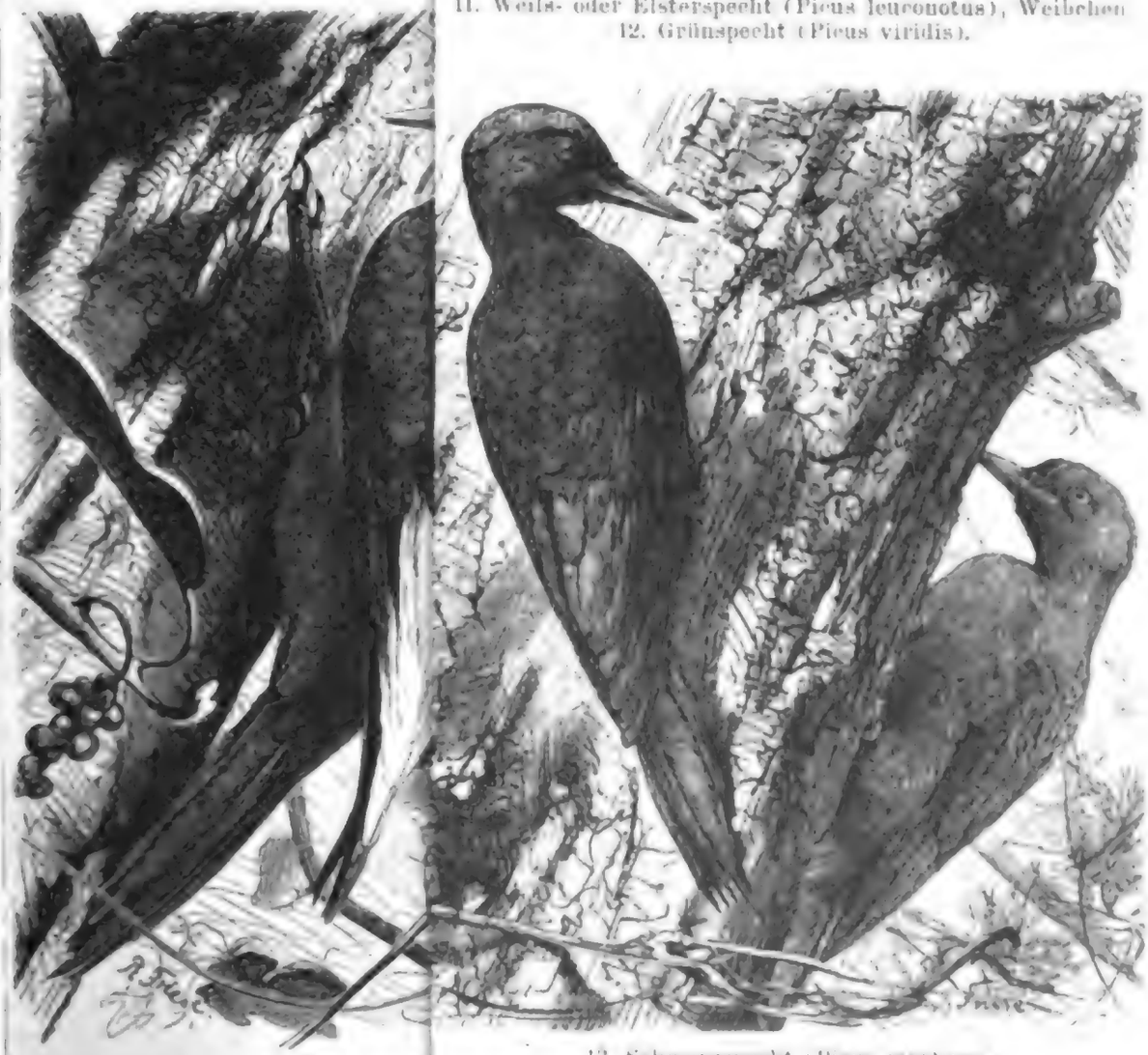
Speck nennt man die Ablagerung von festem Fett, welche sich am Rücken und an den Seitenteilen, zwischen Haut und Muskelgewebe mancher Tiere, namentlich der Schweine, bildet. Im geräucherten Zustande bildet der S. einen wichtigen Handelsartikel. Außer bei den Schweinen kommen reichliche Ablagerungen von S. auch bei manchen größern Seefischen, Robben ꝛc., vor. Dieser S. ist aber nicht genießbar, sondern dient zur Darstellung von Thran.

Speckbacher (Jos.), einer der Führer des tiroler Aufstandes von 1809, geb. 13. Juli 1764 im Außern



1. Wendehals (Jynx torquilla). 2. Gr

11. Weifs- oder Elsterspecht (Picus leuconotus), Weibchen
12. Grünspecht (Picus viridis).



3. Elfenbeinschnabel C

13. Schwarzspecht (Picus martius).
Männchen. Weibchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gnadenwalde bei Hall, kämpfte als Landesschütze schon 1797 in dem Gefecht bei Spinges, ebenso 1800 und 1805 in der Miliz als Grenzverteidiger gegen die Franzosen. Erst das J. 1809 machte den »Mann vom Rinn« (von dem Gute seiner Frau, Maria, geborene Schmiederer vom Rinn) berühmt. Zunächst zeichnete er sich in dem Heldenkampf vom 9. bis 13. April aus, überfiel 12. April die bayr. Garnison der Stadt Hall und nahm mit dem haller Kronenwirt Jos. Straub die von Innsbruck entkommene bayr. Kavallerie gefangen. Besonders aber that er sich hervor in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Innsbruck und ganz Tirol zum zweiten mal befreiten. Sein zehnjähriger Sohn blieb ihm von Stunde an zur Seite. Nicht geringern Mut und große Geschicklichkeit zeigte er bei der Blockade von Kufstein. Als infolge des Znaimer Waffenstillstandes die Österreicher Tirol räumten, dieses aber dennoch fortfuhr, verzweifelte Gegenwehr zu leisten, war auch S. unter den Vordersten in den Gefechten vom 4., 6. und 7. Aug. und in dem Treffen bei Innsbruck am 13., welches den Marschall Lefebvre zwang, gänzlich aus Tirol zu weichen. Nach der dritten Befreiung verband S. mit der tiroler Verteidigung auch die des salzburgischen Gebirgslandes. Am 16. Sept. erfocht er bei Lofer entscheidende Vorteile, streifte bis Reichenhall, hielt sich drei Wochen in Berchtesgaden, wurde aber 16. Okt. bei Mellek geschlagen und sein Sohn gefangen; er selbst entkam nur mit genauer Not und flüchtete nach Wien. Erst die 1814 erfolgte Wiedervereinigung Tirols mit Österreich ermöglichte S. die Rückkehr in seine Heimat, wo er zu Hall 28. März 1820 starb, daselbst auch beerdigt ward, bis 1858 seine Leiche in der innsbrucker Hofkirche (Franziskanerkirche) neben der von Andreas Hofer und Haspinger beigesetzt wurde. Vgl. Mayr, »Der Mann vom Rinn« (Innsbr. 1851); Knauth, »Josef S. Ein Lebensbild« (Langensalza 1868).

Speckkäfer (Dermestes lardarius, Tafel: Insekten I, Fig. 16), ein äußerst schädlicher, zu den Keulenhörnern (Clavicornia) gehörender kleiner Käfer von etwa 6 mm Länge, braun, mit heller Binde über dem Vorderteil der Flügel, auf welcher einige Tupfen stehen. Der Kopf ist klein und unter dem kapuzenförmigen Halsschild verborgen. Die 16—17 mm langen Larven sind lang behaart, oben braun, unten weiß. Käfer und Larven greifen getrocknetes und geräuchertes Fleisch, Speck, Häute, Sammlungen an und richten oft große Verwüstungen an. Eßwaren schützt man durch Einschließen in luftdichte Kasten, Sammlungen durch giftige Stoffe, besonders Arsenik.

Speckkrankheit, die amyloïde Entartung der innern Organe, s. Amyloïd; **Speckleber**, die amyloïde Entartung der Leber, s. Amyloïd.

Speckmaus oder gemeine Fledermaus, s. unter Fledermäuse.

Speköl ist das durch Ausschmelzen gewonnene flüssige Fett oder der Thran von Walfischen, Robben, Seehunden und andern Tieren.

Speckstein, Seifenstein oder Steatit ist eine kryptokrystalline Varietät des Talk genannten Minerals, welche sich sehr fett anfühlt. Diese Varietät bildet nicht ihr eigentümliche Krystalle, sehr häufig dagegen Pseudomorphosen nach Feldspat, Quarz, Kalkspat, Braunspat und noch vielen andern Mineralien. Außerdem findet sie sich in derben Massen, Knollen oder Nieren und Nestern. Die Farbe des S. ist gewöhnlich weiß, gelblich oder graulichweiß, variiert aber auch ins Rote, Graue u. s. w. Sein Bruch ist matt, wird aber glänzend, wenn man ihn mit einem harten Körper schabt, oder mit dem Fingernagel ritzt. Seine Härte ist = 1,5, das spezifische Gewicht = 2,6 bis 2,7. Er besteht wesentlich aus Magnesia, Kieselerde und Wasser und ist mithin ein Magnesiahydrosilicat, $H_2 Mg_3 Si_4 O_{12}$. Man findet ihn besonders schön im Granitgebiet bei Göpfersgrün im Fichtelgebirge, überhaupt aber sehr häufig, z. B. auf Erz- und andern Gängen in Sachsen, Ungarn, Bayern, Piemont, England, Schottland u. s. w. Der S. wird benutzt zum Fleckausmachen aus Tuch und Zeugen, radiertes Papier wieder beschreibbar zu machen, ferner zum Putzen der Tressen, zum Polieren des Gipses, Serpentins, Marmors und, mit Öl abgerieben, zur Politur der Spiegelgläser und Metallspiegel, auch als Polliermittel der Haut. Schwach gebrannt und fein gepulvert macht er die Basis einiger Schminken aus. Auch bestreicht man mit ihm hölzerne und metallene Schrauben, um sie luftdicht zu machen, und bedient sich seiner, um die Friktion metallener Maschinenteile zu vermindern. Auch schneidet man ihn zum Zeichnen in längliche Stücke oder Stifte, welche spanische, Briançoner oder venetianische Kreide genannt werden. Auf der Drehbank läßt er sich leicht verarbeiten und man verfertigt aus ihm allerhand Bildwerke, Medaillons, Spielwaren, Pfeifenköpfe und Schreibzeuge, welche größtenteils hart gebrannt werden; auch dient er als Material für Gasbrenner. Da der S. für sich sehr schwer schmelzbar ist, so gibt er vorzügliche Schmelztiegel, welche durch den Gebrauch immer besser werden. Auf frischgefärbtes Leder aufgepudert und nach dem Trocknen desselben oft mit Horn überstrichen, gibt er dem Leder einen ungemeinen Glanz.

Speckter (Erwin), deutscher Maler, geb. 18. Juli 1806 zu Hamburg, ging 1825 zu Cornelius nach München, wo er der prärafaelitischen Richtung sich zuwandte; sie zeigt sich in dem Bilde: Christus und die Samariterin am Brunnen, das er nach seiner Rückkehr nach Hamburg 1827 malte. Seine fernern Schöpfungen aber, namentlich Wandmalereien im Sievekingschen Hause, zeigen die durch Cornelius und die Antike bewirkte allmähliche Lossagung von seiner frühern Weise. Als er 1830 nach Italien gelangte, eiferte er im Kolorit den Venetianern nach. Seine Hauptschöpfung während seines Aufenthalts in Italien ist Simson und Delila (Eigentum des Museums in Leipzig). Im Herbst 1835 verließ er Rom, um in Hamburg einen Saal bei dem damaligen Senator Abendroth al fresco zu malen. Über dieser Arbeit starb er noch vor Beendigung des zweiten Bildes, 23. Nov. 1835. Doch ließ er Kartons und Entwürfe zu den übrigen zurück. Ein edles Denkmal seines Geistes ist in den »Briefen eines deutschen Künstlers aus Italien« aus seinen nachgelassenen Papieren (2 Bde., Lpz. 1846) erhalten.

Speckter (Otto), Bruder des vorigen, geb. 9. Nov. 1807 zu Hamburg, wandte sich, zuerst nach dem Vorbild seines Bruders, dann auf eigenen Bahnen, der Kunst zu und entwickelte eine glückliche Gabe zur naiven Darstellung des Tierlebens. Außerdem ist er als tüchtiger Zeichner und Radierer auf den Gebieten der Tierfabel, der Arabeske, der Landschaft und des Porträts bekannt. Die von ihm illustrierten und nach ihm benannten, aber von Wilhelm Hey (s. d.) verfaßten »Fabeln für Kinder«

(zuerſt Gotha 1833) haben große Verbreitung gefunden und Ausgaben in faſt allen europ. Sprachen erfahren. Ferner ſind zu nennen ſeine Illuſtrationen zu Luthers geiſtlichen Liedern, zu Eberhards «Hannchen und die Küchlein», zum «Geſtiefelten Kater», ſowie ſehr ausgezeichnete zu Klaus Groths «Quickborn» (1855). Er ſtarb 29. April 1871 in ſeiner Vaterſtadt.

Spectator, Name einer berühmten, von Addiſon (ſ. d.) herausgegebenen engl. Wochenſchrift.

Spediteur, ſ. Spedition.

Spedition (ital.) iſt die Bezeichnung für eine beſondere Art von Handelsgeſchäften, bei welchen die Verſendung von Gütern im eigenen Namen, aber für fremde Rechnung durch einen ſog. Spediteur übernommen wird. Das Speditionsweſen hat ſich dadurch zu einem beſondern Gewerbe herangebildet, daß die Verſendungsgelegenheiten nicht von jedermann gleich ausgemittelt werden können, und daß die nächſte Gelegenheit ſich oft nicht bis an den eigentlichen Beſtimmungsort benutzen läßt, weil z. B. der Fuhrmann nur auf einer kürzern Route fährt, oder weil die Eiſenbahnverbindung nicht bis dahin reicht, oder weil der Landtransport von einem beſtimmten Punkt an mit der Beförderung zu Waſſer vertauſcht werden ſoll. Außerdem iſt bei der Verpackung, Verladung, der Ausfertigung von Frachtbriefen und Zolldeklarationen, dem Abſchluß von Aſſekuranzverträgen u. ſ. w. oft vieles zu berückſichtigen, was ſich entweder der allgemeinen Kenntnisnahme entzieht, oder ohne Unterbrechung des anderweiten Geſchäftsganges nicht abgethan werden kann, ſodaß eine beſondere, gewerbsmäßige Vermittelung in dieſen Rückſichten eine ſehr willkommene und erſprießliche Arbeitsteilung herbeiführt. Die Spediteure kommen hier dem Bedürfnis entgegen und beſorgen auf Verlangen ſowohl den Abgang als die Übernahme der Güter auf Zwiſchenſtationen durch andere Spediteure, welche die Beſchaffenheit der anlangenden Frachtſtücke prüfen, wahrgenommene Beſchädigungen und verſpätetes Eintreffen zur Sicherung des Regreſſes gegen den Frachtführer feſtſtellen, ſonſt aber, wenn kein Anlaß zur Beanſtandung vorliegt, nachdem ſie bei der Zollbehörde Richtigkeit getroffen, die Güter gegen Erlegung der bisher aufgelaufenen Fracht und Unkoſten abnehmen und weiter befördern. Selbſt am Beſtimmungsort kann noch die Thätigkeit eines Spediteurs ſowohl durch jene Prüfung und die Abnahme der Sendung als auch für den Fall in Anſpruch genommen ſein, daß der Abſender die Auslieferung von Erlangung des Kaufpreiſes und der auf dem Gute laſtenden Verläge abhängig macht. Derartige Aufträge ermöglichen ſogar die Einhebung des Kaufpreiſes am Orte der erſten Aufgabe, indem ſich der Abſender von dem Spediteur bis zu dieſem Betrage, wie bei den Poſtanſtalten, Vorſchuß geben läßt oder ſeine Verkäufer auf fremden Handelsplätzen auf denſelben anweiſt. Die Übernahme eines Auftrags verpflichtet den Spediteur zu aller Sorgfalt eines ordentlichen Geſchäftsmannes, ſowie zum Erſatz des durch ihn oder ſeine Leute angerichteten Schadens; für den durch den Frachtführer verurſachten Schaden haftet er aber nur dann, wenn ihm bei der Auswahl desſelben ein Verſchulden zur Laſt fällt. Erſatzklagen erlöſchen nach deutſchem Handelsrecht ſchon binnen Jahresfriſt, inſofern ſie nicht durch Betrug oder Veruntreuung hervorgerufen werden. Als Entgelt gebührt dem Spediteur außer den Auslagen und Vorſchüſſen eine Proviſion (Speditionsproviſion, auch kurz Spedition genannt), und wegen dieſer Forderungen hat derſelbe ein auch gegen den Konkurs wirkſames Pfandrecht an den Gütern. Das Recht des Speditionsgeſchäfts iſt geregelt im Deutſchen Handelsgeſetzbuch, Art. 379—389. (Vgl. auch Kommiſſionshandel.)

Spee (Friedr. von), trefflicher geiſtlicher Dichter, geb. 25. Febr. 1591 in oder bei Kaiſerswerth am Rhein, trat 1610 in den Jeſuitenorden, lehrte eine Zeit lang die ſchönen Wiſſenſchaften, Philoſophie und Moraltheologie zu Köln und hielt ſich dann in Angelegenheiten ſeines Ordens in den Rheinlanden auf. Gegen die Hexenprozeſſe kämpfte er in ſeiner «Cautio criminalis, seu de processibus contra Sagas liber» (Rinteln 1631) an. Mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit erhob er ſich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk, der durch ihn gebrochen wurde im kath. Deutſchland, wie er ſpäter geſtürzt wurde durch Thomaſius in den übrigen Gauen Deutſchlands. S. ſtarb 7. Aug. 1635 zu Trier. Erſt nach ſeinem Tode erſchien ſeine «Trutz-Nachtigall, oder geiſtlichs-poetiſch Luſtwäldlein» (Köln 1649; neue Ausg. von Brentano, Berl. 1817; dieſelbe: «verjüngt von K. Simrock», Heilbr. 1876; neueſte Ausg. von Balke, Bd. 13 der «Deutſchen Dichter des 17. Jahrh.», Lpz. 1879), eine Sammlung geiſtlicher Lieder, aus welchen eine tiefe, fromme Empfindung in einer trefflichen Sprache ſpricht. Minder bedeutend iſt ſein in Proſa geſchriebenes, aber mit ſchönen Liedern durchwebtes «Güldenes Tugentbuch u. ſ. w.» (Köln 1649 u. öfter; erneuert und ſprachlich überarbeitet, 2 Bde., Kobl. 1829). S. wendete, unabhängig von Opitz, richtigere metriſche Geſetze an als alle ſeine Vorgänger, ſonſt aber bildet er gegen die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen dadurch einen Gegenſatz, daß er nur ſein unmittelbares Gefühl dichteriſch, oft im echten Volkston ausſpricht. Vgl. Diel, «Friedrich von S. Eine biographiſche und litterarhiſtor. Skizze» (Freiburg i. Br. 1873). — Seine Familie, die 1739 in den Grafenſtand erhoben wurde, iſt reich begütert, namentlich im Bergiſchen, wo ihr Ahnenſitz, Heltrop, von dem Grafen Franz Joſeph Anton von S. (geſt. 14. Mai 1839) erneuert wurde.

Speer, Berg der Thuralpen (ſ. Alpen 23) im ſchweiz. Kanton St. Gallen, erhebt ſich nördlich vom Walenſee auf der Waſſerſcheide zwiſchen Thur und Linth zu 1954 m über dem Meere, bietet auf ſeinem von einer Steinterraſſe gekrönten Gipfel eine der ſchönſten Anſichten über die nördl. und öſtl. Schweiz und wird deshalb ſowohl von Weeſen am Walenſee (4½ Stunden), wie von Ebnat oder Neßlau im Toggenburg (3½ Stunden) aus häufig beſtiegen. Zur Unterkunft der Beſucher dient das ſüdlich vom Gipfel 1647 m über dem Meere gelegene Bergwirtshaus der Alp Oberkäſern. Der S. iſt die höchſte Erhebung der voralpinen Nagelfluhzone, welche in der Schweiz dem Nordrande der Kalkalpen vorgelagert iſt.

Speer, auch Spieß, eine Stoßwaffe mit langem hölzernen Schaft und dünner Eiſenſpitze.

Speerfeier, ſoviel wie Lanzenfeſt.

Speerkies, ſ. unter Markaſit.

Speerreiter (Lanzierer) hießen in der Zeit von 1450 bis 1550 die mit Speeren bewaffneten leichten Reiter. Die aus leichtem, zähem Holze gearbeiteten Speere wurden zum Stoße, zuweilen auch als Wurfſpieß gebraucht.

Speiche (frz. rais, engl. spoke), bei einem Rad (s. d.) einer der Stäbe, welche die Nabe mit den Felgen verbinden.

Speichel (saliva) ist das alkalische dünnflüssige Sekret der Speicheldrüsen (glandulae salivares), deren der Mensch drei Paare besitzt, die Ohrspeicheldrüse (glandula parotis) hinter dem Kieferwinkel, die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) in der Mitte des Unterkiefers und die Unterzungendrüse (glandula sublingualis) unter der Zunge. Die Speicheldrüsen besitzen, wie die Milchdrüse, einen traubenförmigen Bau und bestehen aus einer großen Anzahl kleiner Läppchen, deren Ausführungsgänge schließlich zu einem großen, in die Mundhöhle führenden zusammenstoßen. Sie sind reichlich mit Blutgefäßen und Nerven versehen, und ihre Thätigkeit ist abhängig von dem Einfluß der Nerven. In ruhendem Zustande sondern sie nicht ab, dagegen thun sie dies, wenn sie, unter natürlichen Verhältnissen, von der Mundhöhle aus (durch Reflex auf dem Wege der Geschmacksnerven) gereizt, zur Thätigkeit angeregt werden (so beim Kauen, beim Schmecken); auch die bloße Vorstellung eines schmeckenden Körpers bewirkt Speichelabsonderung. Die Absonderung tritt ferner ein bei Ekel und Übelkeit und kann im physiol. Versuch durch Reizung der Drüsennerven hervorgebracht werden. Dem Sekret der Speicheldrüsen mischt sich in der Mundhöhle der Mundschleim bei, und dieses Gemeng kommt bei der Verdauung zur Wirkung. Dieser gemischte S., welcher neben Rhodankalium hauptsächlich eine organische, noch nicht hinreichend erforschte Fermentsubstanz (Speichelstoff oder Ptyalin) enthält, besitzt bei allen Tieren die Eigenschaft, das in Wasser völlig unlösliche Stärkemehl in das lösliche Dextrin und in Traubenzucker umzuwandeln und so für die Aufsaugung in das Blut fähig zu machen, was in sehr kurzer Zeit geschieht, schon während der Bissen noch im Munde verweilt. Im Magen setzt sich diese Wirkung noch fort, wenn der Magensaft nicht zu viel freie Säure enthält. Außerdem macht der S. den Bissen schlüpfrig, durchtränkt ihn mit Flüssigkeit und bereitet ihn so für die Einwirkung des Magensaftes vor. In der verdauenden Einwirkung auf das Stärkemehl sind die Sekrete der einzelnen Drüsen bei verschiedenen Tieren verschieden; beim Menschen besitzen alle Speichelsorten diese Eigenschaft, beim Hunde z. B. nicht alle. Auf die Eiweißkörper und Fette wirkt der Mundspeichel nicht verdauend ein, während der Bauchspeichel, die von der Bauchspeicheldrüse (pancreas) abgesonderte Flüssigkeit, auf alle drei Nahrungsbestandteile verdauend einwirkt.

Eine übermäßige Absonderung von S. nennt man Speichelfluß (salivatio, ptyalismus). Dieser lästige Zustand findet sich häufig bei den verschiedenen Entzündungen der Mundschleimhaut, namentlich aber nach der unvorsichtigen Anwendung von Quecksilbermitteln. Ferner erscheint der Speichelfluß während der Schwangerschaft, bei nervösen Unterleibsleiden (Hypochondrie, Hysterie), Skorbut, Lähmungen der Kauwerkzeuge und Wasserscheu, sowie nach dem Genuß einer Abkochung der Jaborandiblätter oder des in denselben enthaltenen Pilokarpins (s. d.). Am wirksamsten erweisen sich dagegen fleißige Ausspülungen des Mundes mit desinfizierenden und adstringierenden Wässern, mit Lösungen von Salicylsäure, chlorsaurem und übermangansaurem Kali u. dgl. Speichelfistel nennt man einen widernatürlichen Kanal, der den S. aus einer Speicheldrüse oder deren Ausführungsgange an einem unrichtigen Orte ausleert und nur operativ beseitigt werden kann.

Speichelmittel, s. Ptyalagoga.

Speichelstoff, soviel wie Ptyalin.

Speichenrand, Teil der Hand (s. d.).

Speichern, s. Spicheren.

Speidel (Wilh.), Musiker, geb. 3. Sept. 1826 in Ulm, erhielt seine Ausbildung zu München durch Ignaz Lachner in der Komposition, durch Wanner und Kuhn im Klavierspiel, war zwei Jahre zu Thann im Elsaß als Musiklehrer thätig und kehrte 1848 nach München zurück, wo er bald als Lehrer und Klavierspieler sich einen geschätzten Namen erwarb. Im J. 1855 wurde er Musikdirektor in Ulm, 1857 ging er nach Stuttgart, wo er sich an der Gründung des Konservatoriums beteiligte und die Leitung des Liederkranzes übernahm. Im musikalischen Leben Stuttgarts spielt S. eine hervorragende Rolle. Unter seinen Kompositionen sind hervorzuheben: eine Cellosonate, Violinsonate, zwei Klaviersonaten, Ouverture und Intermezzo zu «König Helge», «Wikingerausfahrt» für Tenorsolo, Männerchor und Orchester und seine tief empfundenen Chorlieder. — S.s Bruder, Ludwig S., ausgezeichneter Feuilletonist der «Neuen Freien Presse», geb. 11. April 1830 in Ulm, lebt zu Wien.

Speier, auch Speyer (lat. Spira), Hauptstadt der bayr. Rheinpfalz, früher eine Freie Reichsstadt im Gebiete des gleichnamigen Bistums, an der Mündung des Speierbachs in den Rhein, Station der Linien Schifferstadt-Germersheim der Pfälzischen Ludwigsbahn und Heidelberg-S. der Badischen Bahnen, von denen letztere den Rhein auf einer Schiffbrücke überschreitet, ist Sitz der Kreisregierung, eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, einer Reichsbanknebenstelle, eines prot. Konsistoriums und eines kath. Bischofs und zählt (1885) 16228 E., darunter etwa die Hälfte Katholiken. Die breiten Haupt- und engern Nebenstraßen der Stadt laufen in unregelmäßiger Richtung, die Häuser selbst haben, mit wenigen Ausnahmen, nichts Altertümliches. Außer dem Dom sind von alten Gebäuden nur noch ein hoher Thorturm (das Altpörtel), ein mit dem Dom gleichzeitiges unterirdisches Judenbad und Mauerreste eines alten Palastes (des sog. Retscher) erhalten.

Das merkwürdigste Gebäude ist der Dom, dessen von Konrad II., dem Salier, 1027 beschlossener Bau nach gewöhnlicher Annahme am 12. Juli 1030 (am gleichen Tage mit dem der Benediktinerabtei Limburg, s. unter Dürkheim) mit der Grundsteinlegung begann und 1061 unter Heinrich IV. vollendet wurde. Der Kaiser baute 1064 auch noch die Afrakapelle, in welcher er, als in ungeweihter Erde, nach seinem Tode fünf Jahre hindurch unbeerdigt stehen blieb, bis die Lösung seines Bannes erfolgte. König Ludwig I. begann 1846 die vollständige Restauration des Doms, die 1858 vollendet wurde. Drei gewaltige Portale führen in die Vorhalle des Doms, in welcher die Bildsäulen der im Dom ruhenden Kaiser stehen. Die Länge der im Rundbogenstil erbauten Kirche beträgt 138, die Breite des Querschiffs 57, die Höhe der Osttürme 72,65 m. Vom Schiffe gelangt man 12 Stufen hinauf zum Königschor, unter welchem die Kaiser Konrad II. und seine Gemahlin Gisela, Heinrich III., Heinrich IV. nebst seiner Gemahlin

Bertha, Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich, ferner Beatrix, die zweite Gemahlin Friedrichs I., nebst ihrer Tochter Agnes begraben liegen. Von da führen einige Stufen in den Bischofschor, der die Vierung, die beiden Querschiffe und den runden Chorschluß umfaßt, wo sich über der Vierung die hohe, mächtige Kuppel wölbt. Nach den Bränden von 1159 und 1289 folgte 6. Mai 1450 ein bedeutenderer Brand, doch war nach 18 Monaten der Dom wiederhergestellt. Später (1509) wurde vor der südl. Flanke ein got. Turm (der Ölberg) mit einer Darstellung des Leidens Christi am Ölberge errichtet. Bei der Zerstörung von S. im orleansschen Kriege 31. Mai 1689 hatte Monclar den Bürgern erlaubt, ihre Habe in den Dom zu flüchten. Als dies geschehen war, ließ er denselben anzünden. Der 28stündige Brand ließ nur den Rumpf und zwei Türme übrig, deren Sprengung nur ein Befehl des Marschalls Duras verhütete. Der Dom wurde erst 1772—78 unter dem Bischof Phil. Karl von Limburg-Styrum mit verunstalteter Vorderseite wieder aufgebaut, aber bereits 1794 von den Franzosen wieder demoliert und in ein Heumagazin verwandelt. Durch Maximilian Joseph I. hergestellt, konnte er 19. Mai 1822 wieder eingeweiht werden. König Ludwig ließ ihn endlich 1846—53 durch die Maler Schraudolph, Koch und Schwarzmann mit Fresken und Ornamenten ausschmücken. Darunter zeichnen sich besonders die Steinigung des Stephanus, die vier Großen Propheten und die vier Evangelisten aus. Dem Andenken Rudolfs von Habsburg und Adolfs von Nassau sind zwei Denkmäler im Königschor gewidmet, ersteres von Schwanthaler (1843), letzteres von Ohmacht (1824) gearbeitet. Den Dom umgeben schöne Anlagen mit dem Ölberg und Denkmälern des Physikers und Astronomen Schwerd und des Regierungspräsidenten und Schöpfers der Domanlagen von Stengel. Geissel, «Der Kaiserdom zu S.» (2 Bde., Mainz 1828); Blaul, «Der Kaiserdom in S.» (Neustadt 1860); Remling, «Der speierer Dom» (Mainz 1861).

Außer dem Dom gibt es zu S. zwei kath. und zwei prot. Kirchen und eine Synagoge. Das ehemalige Jesuitenkollegium dient als Kaserne. Es bestehen zu S. ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule, ein kath. Priesterseminar, eine kath. Lehrerbildungsanstalt, eine höhere Töchterschule, eine Frauenarbeitsschule, eine Erziehungsanstalt für jugendliche Sträflinge, ein großes Bürgerhospital, ein Diakonissenhaus, ein Waisenhaus und ein namentlich an prähistor. und röm. Fundgegenständen reiches historisches Museum. Die industrielle Thätigkeit der Stadt ist von ziemlicher Bedeutung; sie umfaßt Fabriken für Tabak und Cigarren, Schuhwaren, Maschinen, Stroh- und Pauspapier, sowie Eisen- und Messinggießereien, Handelsgärtnerei, bedeutende Bierbrauereien und Ziegeleien. Eine fernere Erwerbsquelle bildet der Feld-, Wein- und Obstbau. Der Freihafen am Rhein wird wenig benutzt.

S. ist das alte Noviomagus Nemetum der Römer. Ein Bischof von S. wird schon um 348 erwähnt; dann scheint die christl. Gemeinde durch Einfälle heidnischer Germanen zerstört worden zu sein, da erst um 610 wieder ein Bischof von S. genannt wird. Die deutschen Kaiser hatten hier eine Pfalz, hielten sich häufig daselbst auf und machten S. 1294 zur Freien Reichsstadt. Stadt und Domstift waren sehr reich, und 64 Ahnen gehörten dazu, um Mitglied des Stifts werden zu können. Von 1527 an, einige Unterbrechungen abgerechnet, war S. bis 1689 Sitz des Reichskammergerichts, das hierauf nach Wetzlar verlegt wurde. Auch wurden daselbst mehrere Reichstage gehalten, unter denen der von 1529 der wichtigste war. Zur Erinnerung an die damals erfolgte «Protestation» soll eine monumentale got. Kirche erbaut werden. Bei der Verwüstung der Rheinpfalz durch die Franzosen wurde S. 31. Mai 1689 vom General Monclar in einen Aschenhaufen verwandelt und die Festungswerke bis auf einen Turm (das Altpörtel) völlig zerstört. Erst nachdem die Stadt 10 Jahre wüst gelegen, wurde sie ärmlich wieder aufgebaut. Seitdem hat sie sich zu ihrem vorigen Wohlstand nicht wieder zu erheben vermocht. Auch in den span., poln. und österr. Erbfolgekriegen, im Siebenjährigen Kriege und in den franz. Revolutionskriegen hatte S. viel von den Franzosen zu leiden. S. gehörte 1801—14 zum franz. Depart. Donnersberg. Vgl. Zeuß, «Die Freie Reichsstadt S. vor ihrer Zerstörung» (Speier 1843); Weiß, «Geschichte der Stadt S.» (Speier 1876); Hilgard, «Urkunden zur Geschichte der Stadt S.» (Straßb. 1885).

Das ehemalige Bistum Speier, eins der ältesten in Deutschland, war reichsunmittelbar, lag im Oberrheinischen Kreise zwischen Kurpfalz, Baden, dem Elsaß und der Grafschaft Leiningen, zählte auf 1540 qkm gegen 55000 meist kath. E. und gewährte dem Fürstbischof ein Einkommen von 300000 Fl. Durch den Revolutionskrieg und den Frieden zu Lunéville kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer (690 qkm) an Frankreich; das übrige nebst der ehemaligen bischöfl. Haupt- und Residenzstadt Bruchsal wurde 1802 an Baden gegeben. Vgl. Remling, «Geschichte der Bischöfe zu S.» (2 Bde., Mainz 1852—54); dazu «Urkundenbuch» (2 Bde., Mainz 1852—54).

Speierbach, ein bei Speier in den Rhein mündendes Flüßchen, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht am 15. Nov. 1703, in welcher ein zum Entsatze von Landau herangerücktes, 12000 Mann starkes deutsches Heer unter Graf Nassau-Weilburg von 18000 Franzosen unter Tallart im Lager, während es den Namenstag des Kaisers feierte, überfallen und mit Verlust von 6000 Mann, 23 Geschützen und 50 Fahnen auf Speier und Mannheim zurückgeworfen wurde. Die Franzosen verloren 4000 Mann.

Speigatten, mit Blei gefütterte Öffnungen, die man auf den verschiedenen, über Wasser liegenden Verdecken eines Schiffs durch dessen Wände schräg nach unten bohrt, um das sich auf jenen sammelnde Wasser außenbords ablaufen zu lassen.

Speightstown, Stadt auf der Insel Barbados [(s. d.).

Speik, s. unter Narde.

Speise, hüttenmännische Bezeichnung für gewisse Zwischenprodukte des metallurgischen Betriebs, die im wesentlichen aus Arsen- und Antimonverbindungen der Metalle bestehen; auch soviel wie Glockenspeise, die zum Glockenguß verwendeten Kupfer-Zinn-Legierungen.

Speiseapparat oder Füllapparat, soviel wie Speisevorrichtung.

Speisebrei, s. Chymus.

Speisenblut, s. unter Blutregen.

Speisepumpe (frz. pompe alimentaire, engl. feed-pump), eine Pumpe, durch welche ein Dampf-

kessel oder ein ähnlicher Apparat mit Wasser, resp. einer andern Flüssigkeit versorgt wird. (S. unter Pumpen, Bd. XIII, S. 391; Abbildung auf der dazugehörigen Tafel, Fig. 20.)

Speiseröhre (oesophagus) heißt derjenige Teil des Nahrungskanals, welcher zwischen dem Schlunde und dem Magen sich befindet und, als eine häutige Röhre hinter dem Kehlkopf beginnend, anfangs hinter der Luftröhre und links von derselben, dann vor der Wirbelsäule rechts von der großen Brustschlagader und endlich vor dieser bis zum Zwerchfell herabsteigt, welches sie, getrennt von der Schlagader, durchsetzt; sie mündet hinauf mit trichterförmig erweiterter Öffnung in den Magen (oberer Magenmund, cardia). Die Länge der S. beträgt 28—30, ihr Durchmesser ungefähr 1,0 bis 1,5 cm. Wenn sie leer ist, legen sich ihre Wände platt aneinander. Diese bestehen aus einer Muskelhaut, welche außen von einer Zellhaut, innen von einer Schleimhaut überzogen ist, und besitzen einen bedeutenden Grad von Dehnbarkeit. Die Muskeln ihres obern Abschnitts sind willkürlich bewegliche, die des untern Abschnitts unwillkürlich bewegliche.

Die Krankheiten der S. sind besonders Entzündungen mit den darauffolgenden Übeln, als Geschwürbildung, Verengerung, krebsartige Entartung u. s. w. Dieselben gehören zu den gefährlichen Krankheiten, da sie wegen der Lage des Organs der ärztlichen Behandlung schwer erreichbar sind, im Anfang leicht verkannt werden und bei höherer Ausbildung einen sichern, meist langsamen Hungertod herbeiführen. Verletzungen der S., z. B. durch necken gebliebene Knochen, Fischgräten u. dgl. sind wegen der Nachbarschaft der Brustschlagader gefährlich. Die schwerste Entzündung mit nachfolgender hochgradiger Verengerung, selbst vollkommenem Verschluß der S. entsteht durch Vergiftung mit ätzenden und scharfen Substanzen (Ätzkali, Schwefelsäure, Carbolsäure u. dgl.); in solchen verzweifelten Fällen wurde neuerdings mehrmals mit Erfolg der Versuch gemacht, durch Anlegen einer künstlichen Magenfistel (Gastrotomie) das bedrohte Leben zu erhalten.

Speisesaft, soviel wie Chylus.

Speisete, s. Trüffeln.

Speisevorrichtung (frz. appareil alimentateur, engl. feed-apparatus), eine Vorrichtung, welche eine Maschine mit Arbeitsmaterial, z. B. einen Dampfkessel (s. d.) mit Wasser, eine Krempelmaschine (s. unter Baumwollindustrie) mit Baumwolle, resp. Wolle oder Seide versieht. Die Vorrichtungen zum Speisen der Dampfkessel sind entweder Pumpen oder Injektoren, oder besondere, beim Sinken des Wasserspiegels selbstthätig zur Wirkung kommende Apparate.

Speisewalzen (frz. cylindres alimentaires, engl. feeding-rollers), die Einzieh- oder Zuführungswalzen verschiedener in der Woll- und Baumwollspinnerei gebräuchlichen Maschinen.

Speisewasser (frz. eau d'alimentation, engl. feed-water), das zur Versorgung eines Dampfkessels nötige Wasser.

Speiskobalt oder Smaltin, ein in regulären Krystallen (namentlich in Würfel und Oktaëder), auch gestrickt, staudenförmig, traubig, nierförmig und derb auftretendes Mineral von zinnweißer bis lichtstahlgrauer Farbe, mit meist nur geringem Glanz, der Härte 5,5 und dem spezifischen Gewicht 6,4 bis 7,2. Chemisch führt ein großer Teil der Analysen auf die Formel $CoAs_2$, welche 28,1 Proz. Kobalt und 71,9 Arsen erfordern würde, doch pflegt ein Anteil des Kobalts durch Eisen oder Nickel, ein solcher des Arsens durch Schwefel vertreten zu sein, weshalb sich diese Formel zu $(Co, Fe, Ni)(As, S)_2$ erweitert. Viele andere Analysen führen aber auf ganz abweichende Verhältnisse zwischen den schweren Metallen und dem Arsen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß hier keine reine Substanz vorliegt, sondern der eigentliche S. mit Co As oder $Co As_2$ fein gemengt und verunreinigt ist. Auf Kohle schmilzt das Mineral leicht unter starkem Arsenrauch zu einer weißen oder grauen magnetischen Kugel; von Salpetersäure wird es leicht zersetzt und gibt in der Wärme unter Abscheidung von arseniger Säure eine rote Solution. Unter den Erzgängen und Erzlagern, wo der S. vorkommt, sind die von Schneeberg, Marienberg, Annaberg, Joachimsthal, Riechelsdorf, Bieber, Dobschau in Ungarn, Allemont im Dauphiné zu erwähnen. Durch Oxydation und Wasseraufnahme geht aus dem S. die Kobaltblüte hervor, welche sich oft als roter Beschlag auf dem Mineral ansiedelt.

Speke (spr. Spihk, John Hanning), ausgezeichneter engl. Reisender, geb. 4. Mai 1827 in Orleigh-Court bei Bideford in der engl. Grafschaft Devon, trat 1844 in die ind. Armee. Im J. 1849 wohnte er als Kapitän eines Seapoy-Regiments dem Feldzuge unter Gough im Pendschab bei und zeichnete sich mehrfach rühmlich aus. Nach dem Kriege bereiste er als eifriger Naturforscher und Jäger die weniger zugänglichen Gebiete des Himalaja, wobei er nach sorgfältigen astron. Ortsbestimmungen seine Reiserouten kartographisch entwarf und naturhistor. Sammlungen anlegte. Nachdem er 1854 in Aden mit dem Afrikareisenden Richard Francis Burton (s. d.) zusammengetroffen war, schloß er sich diesem zu einer Expedition nach dem Somalilande an. Während der Vorbereitungen dazu wurden sie von Eingeborenen bei Nacht in ihrem Lager überfallen. S. erhielt hierbei viele Wunden, wurde gefesselt, wußte sich aber doch mit Burton nach Aden zu retten. Nach seiner Genesung ging er nach Konstantinopel, wo er sich als Freiwilliger den türk. Truppen zugesellte, die nach der Krim abgingen. Später gewann ihn Burton für die Idee, von Zanzibar aus die großen äquatorialen Binnenseen Afrikas aufzusuchen. Während dieser Reise machte er, als Burton krank daniederlag, allein einen Ausflug an das Südende des Nijansa (Nyanza-Ukerewe) im Juli 1858. Hier erfuhr er, daß ein großer Strom aus dem Norden des Sees abfließt. S. vermutete richtig den Nil und unternahm in Begleitung des Kapitän Grant 1860 die zweite Reise zu den Seen. Er umwanderte das Westufer des genannten Sees und fand den Ausfluß des weiter unterhalb so genannten Weißen Nil. Über Chartum erreichte er 1863 flußabwärts das Mittelmeer und hatte somit vom Indischen Ocean bis zum Mittelmeer den Kontinent durchwandert. Die Resultate seiner Reise veröffentlichte er im «Journal of the discovery of the source of the Nile» (2 Bde., Lond. 1863; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1864). S. fand plötzlich seinen Tod 15. Sept. 1864 auf der Jagd unweit Bath in England durch die zufällige Entladung seines Gewehrs.

Spektralanalyse nennt man die von Kirchhoff und Bunsen (1859) erfundene Methode der Analyse, durch welche man die Grundstoffe einer chemisch

Bertha, Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich, ferner Beatrix, die zweite Gemahlin Friedrichs I., nebst ihrer Tochter Agnes begraben liegen. Von da führen einige Stufen in den Bischofschor, der die Vierung, die beiden Querschiffe und den runden Chorschluß umfaßt, wo sich über der Vierung die hohe, mächtige Kuppel wölbt. Nach den Bränden von 1159 und 1289 folgte 6. Mai 1450 ein bedeutenderer Brand, doch war nach 18 Monaten der Dom wiederhergestellt. Später (1509) wurde vor der südl. Flanke ein got. Turm (der Ölberg) mit einer Darstellung des Leidens Christi am Ölberge errichtet. Bei der Zerstörung von S. im orleansschen Kriege 31. Mai 1689 hatte Monclar den Bürgern erlaubt, ihre Habe in den Dom zu flüchten. Als dies geschehen war, ließ er denselben anzünden. Der 28stündige Brand ließ nur den Rumpf und zwei Türme übrig, deren Sprengung nur ein Befehl des Marschalls Duras verhütete. Der Dom wurde erst 1772—78 unter dem Bischof Phil. Karl von Limburg-Styrum mit verunstalteter Vorderseite wieder aufgebaut, aber bereits 1794 von den Franzosen wieder demoliert und in ein Heumagazin verwandelt. Durch Maximilian Joseph I. hergestellt, konnte er 19. Mai 1822 wieder eingeweiht werden. König Ludwig ließ ihn endlich 1846—53 durch die Maler Schraudolph, Koch und Schwarzmann mit Fresken und Ornamenten ausschmücken. Darunter zeichnen sich besonders die Steinigung des Stephanus, die vier Großen Propheten und die vier Evangelisten aus. Dem Andenken Rudolfs von Habsburg und Adolfs von Nassau sind zwei Denkmäler im Königschor gewidmet, ersteres von Schwanthaler (1843), letzteres von Ohmacht (1824) gearbeitet. Den Dom umgeben schöne Anlagen mit dem Ölberg und Denkmälern des Physikers und Astronomen Schwerd und des Regierungspräsidenten und Schöpfers der Domanlagen von Stengel. Geissel, «Der Kaiserdom zu S.» (2 Bde., Mainz 1828); Blaul, «Der Kaiserdom in S.» (Neustadt 1860); Remling, «Der speierer Dom» (Mainz 1861).

Außer dem Dom gibt es zu S. zwei kath. und zwei prot. Kirchen und eine Synagoge. Das ehemalige Jesuitenkollegium dient als Kaserne. Es bestehen zu S. ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule, ein kath. Priesterseminar, eine kath. Lehrerbildungsanstalt, eine höhere Töchterschule, eine Frauenarbeitsschule, eine Erziehungsanstalt für jugendliche Sträflinge, ein großes Bürgerhospital, ein Diakonissenhaus, ein Waisenhaus und ein namentlich an prähistor. und röm. Fundgegenständen reiches Historisches Museum. Die industrielle Thätigkeit der Stadt ist von ziemlicher Bedeutung; sie umfaßt Fabriken für Tabak und Cigarren, Schuhwaren, Maschinen, Stroh- und Pauspapier, sowie Eisen- und Messinggießereien, Handelsgärtnerei, bedeutende Bierbrauereien und Ziegeleien. Eine fernere Erwerbsquelle bildet der Feld-, Wein- und Obstbau. Der Freihafen am Rhein wird wenig benutzt.

S. ist das alte Noviomagus Nemetum der Römer. Ein Bischof von S. wird schon um 348 erwähnt; dann scheint die christl. Gemeinde durch Einfälle heidnischer Germanen zerstört worden zu sein, da erst um 610 wieder ein Bischof von S. genannt wird. Die deutschen Kaiser hatten hier eine Pfalz, hielten sich häufig daselbst auf und machten S. 1294 zur Freien Reichsstadt. Stadt und Domstift waren sehr reich, und 64 Ahnen gehörten dazu, um Mitglied des Stifts werden zu können. Von 1527 an, einige Unterbrechungen abgerechnet, war S. bis 1689 Sitz des Reichskammergerichts, das hierauf nach Wetzlar verlegt wurde. Auch wurden daselbst mehrere Reichstage gehalten, unter denen der von 1529 der wichtigste war. Zur Erinnerung an die damals erfolgte «Protestation» soll eine monumentale got. Kirche erbaut werden. Bei der Verwüstung der Rheinpfalz durch die Franzosen wurde S. 31. Mai 1689 vom General Monclar in einen Aschenhaufen verwandelt und die Festungswerke bis auf einen Turm (das Altpörtel) völlig zerstört. Erst nachdem die Stadt 10 Jahre wüst gelegen, wurde sie ärmlich wieder aufgebaut. Seitdem hat sie sich zu ihrem vorigen Wohlstand nicht wieder zu erheben vermocht. Auch in den span., poln. und österr. Erbfolgekriegen, im Siebenjährigen Kriege und in den franz. Revolutionskriegen hatte S. viel von den Franzosen zu leiden. S. gehörte 1801—14 zum franz. Depart. Donnersberg. Vgl. Zeuß, «Die Freie Reichsstadt S. vor ihrer Zerstörung» (Speier 1843); Weiß, «Geschichte der Stadt S.» (Speier 1876); Hilgard, «Urkunden zur Geschichte der Stadt S.» (Straßb. 1885).

Das ehemalige Bistum Speier, eins der ältesten in Deutschland, war reichsunmittelbar, lag im Oberrheinischen Kreise zwischen Kurpfalz, Baden, dem Elsaß und der Grafschaft Leiningen, zählte auf 1540 qkm gegen 55000 meist kath. E. und gewährte dem Fürstbischof ein Einkommen von 300000 Fl. Durch den Revolutionskrieg und den Frieden zu Lunéville kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer (690 qkm) an Frankreich; das übrige nebst der ehemaligen bischöfl. Haupt- und Residenzstadt Bruchsal wurde 1802 an Baden gegeben. Vgl. Remling, «Geschichte der Bischöfe zu S.» (2 Bde., Mainz 1852—54); dazu «Urkundenbuch» (2 Bde., Mainz 1852—54).

Speierbach, ein bei Speier in den Rhein mündendes Flüßchen, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht am 15. Nov. 1703, in welcher ein zum Entsatze von Landau herangerücktes, 12000 Mann starkes deutsches Heer unter Graf Nassau-Weilburg von 18000 Franzosen unter Tallart im Lager, während es den Namenstag des Kaisers feierte, überfallen und mit Verlust von 6000 Mann, 23 Geschützen und 50 Fahnen auf Speier und Mannheim zurückgeworfen wurde. Die Franzosen verloren 4000 Mann.

Speigatten, mit Blei gefütterte Öffnungen, die man auf den verschiedenen, über Wasser liegenden Verdecken eines Schiffs durch dessen Wände schräg nach unten bohrt, um das sich auf jenen sammelnde Wasser außenbords ablaufen zu lassen.

Speightstown, Stadt auf der Insel Barbados [(s. d.).

Speik, s. unter Nardе.

Speise, hüttenmännische Bezeichnung für gewisse Zwischenprodukte des metallurgischen Betriebs, die im wesentlichen aus Arsen- und Antimonverbindungen der Metalle bestehen; auch soviel wie Glockenspeise, die zum Glockenguß verwendeten Kupfer-Zinn-Legierungen.

Speiseapparat oder Füllapparat, soviel wie Speisevorrichtung.

Speisebrei, s. Chymus.

Speisenblut, s. unter Blutregen.

Speisepumpe (frz. pompe alimentaire, engl. feed-pump), eine Pumpe, durch welche ein Dampf-

kessel oder ein ähnlicher Apparat mit Wasser, resp. einer andern Flüssigkeit versorgt wird. (S. unter Pumpen, Bd. XIII, S. 391; Abbildung auf der dazugehörigen Tafel, Fig. 20.)

Speiseröhre (oesophagus) heißt derjenige Teil des Nahrungskanals, welcher zwischen dem Schlunde und dem Magen sich befindet und, als eine häutige Röhre hinter dem Kehlkopf beginnend, anfangs hinter der Luftröhre und links von derselben, dann vor der Wirbelsäule rechts von der großen Brustschlagader und endlich vor dieser bis zum Zwerchfell herabsteigt, welches sie, getrennt von der Schlagader, durchsetzt; sie mündet hinauf mit trichterförmig erweiterter Öffnung in den Magen (oberer Magenmund, cardia). Die Länge der S. beträgt 28—30, ihr Durchmesser ungefähr 1,0 bis 1,5 cm. Wenn sie leer ist, legen sich ihre Wände platt aneinander. Diese bestehen aus einer Muskelhaut, welche außen von einer Zellhaut, innen von einer Schleimhaut überzogen ist, und besitzen einen bedeutenden Grad von Dehnbarkeit. Die Muskeln ihres obern Abschnitts sind willkürlich bewegliche, die des untern Abschnitts unwillkürlich bewegliche.

Die Krankheiten der S. sind besonders Entzündungen mit den darauffolgenden Übeln, als Geschwürbildung, Verengerung, krebsartige Entartung u. s. w. Dieselben gehören zu den gefährlichen Krankheiten, da sie wegen der Lage des Organs der ärztlichen Behandlung schwer erreichbar sind, im Anfang leicht verkannt werden und bei höherer Ausbildung einen sichern, meist langsamen Hungertod herbeiführen. Verletzungen der S., z. B. durch Reden gebliebene Knochen, Fischgräten u. dgl. sind wegen der Nachbarschaft der Brustschlagader gefährlich. Die schwerste Entzündung mit nachfolgender hochgradiger Verengerung, selbst vollkommenem Verschluß der S. entsteht durch Vergiftung mit ätzenden und scharfen Substanzen (Ätzkali, Schwefelsäure, Carbolsäure u. dgl.); in solchen verzweifelten Fällen wurde neuerdings mehrmals mit Erfolg der Versuch gemacht, durch Anlegen einer künstlichen Magenfistel (Gastrotomie) das bedrohte Leben zu erhalten.

Speisesaft, soviel wie Chylus.

Speisete, s. Trüffeln.

Speisevorrichtung (frz. appareil alimentateur, engl. feed-apparatus), eine Vorrichtung, welche eine Maschine mit Arbeitsmaterial, z. B. einen Dampfkessel (s. d.) mit Wasser, eine Krempelmaschine (s. unter Baumwollindustrie) mit Baumwolle, resp. Wolle oder Seide versieht. Die Vorrichtungen zum Speisen der Dampfkessel sind entweder Pumpen oder Injektoren, oder besondere, beim Sinken des Wasserspiegels selbstthätig zur Wirkung kommende Apparate.

Speisewalzen (frz. cylindres alimentaires, engl. feeding-rollers), die Einzieh- oder Zuführungswalzen verschiedener in der Woll- und Baumwollspinnerei gebräuchlichen Maschinen.

Speisewasser (frz. eau d'alimentation, engl. feed-water), das zur Versorgung eines Dampfkessels nötige Wasser.

Speiskobalt oder Smaltin, ein in regulären Kristallen (namentlich in Würfel und Oktaëder), auch gestrickt, staudenförmig, traubig, nierförmig und derb auftretendes Mineral von zinnweißer bis lichtstahlgrauer Farbe, mit meist nur geringem Glanz, der Härte 5,5 und dem spezifischen Gewicht 6,4 bis 7,2. Chemisch führt ein großer Teil der Analysen auf die Formel $CoAs_2$, welche 28,1 Proz. Kobalt und 71,9 Arsen erfordern würde, doch pflegt ein Anteil des Kobalts durch Eisen oder Nickel, ein solcher des Arsens durch Schwefel vertreten zu sein, weshalb sich diese Formel zu $(Co, Fe, Ni)(As, S)_2$ erweitert. Viele andere Analysen führen aber auf ganz abweichende Verhältnisse zwischen den schweren Metallen und dem Arsen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß hier keine reine Substanz vorliegt, sondern der eigentliche S. mit Co As oder $CoAs_2$ fein gemengt und verunreinigt ist. Auf Kohle schmilzt das Mineral leicht unter starkem Arsenrauch zu einer weißen oder grauen magnetischen Kugel; von Salpetersäure wird es leicht zersetzt und gibt in der Wärme unter Abscheidung von arseniger Säure eine rote Solution. Unter den Erzgängen und Erzlagern, wo der S. vorkommt, sind die von Schneeberg, Marienberg, Annaberg, Joachimsthal, Riechelsdorf, Bieber, Dobschau in Ungarn, Allemont im Dauphiné zu erwähnen. Durch Oxydation und Wasseraufnahme geht aus dem S. die Kobaltblüte hervor, welche sich oft als roter Beschlag auf dem Mineral ansiedelt.

Speke (spr. Spihk, John Hanning), ausgezeichneter engl. Reisender, geb. 4. Mai 1827 in Orleigh-Court bei Bideford in der engl. Grafschaft Devon, trat 1844 in die ind. Armee. Im J. 1849 wohnte er als Kapitän eines Seapoy-Regiments dem Feldzuge unter Gough im Pendschab bei und zeichnete sich mehrfach rühmlich aus. Nach dem Kriege bereiste er als eifriger Naturforscher und Jäger die weniger zugänglichen Gebiete des Himalaja, wobei er nach sorgfältigen astron. Ortsbestimmungen seine Reiserouten kartographisch entwarf und naturhistor. Sammlungen anlegte. Nachdem er 1854 in Aden mit dem Afrikareisenden Richard Francis Burton (s. d.) zusammengetroffen war, schloß er sich diesem zu einer Expedition nach dem Somalilande an. Während der Vorbereitungen dazu wurden sie von Eingeborenen bei Nacht in ihrem Lager überfallen. S. erhielt hierbei viele Wunden, wurde gefesselt, wußte sich aber doch mit Burton nach Aden zu retten. Nach seiner Genesung ging er nach Konstantinopel, wo er sich als Freiwilliger den türk. Truppen zugesellte, die nach der Krim abgingen. Später gewann ihn Burton für die Idee, von Zanzibar aus die großen äquatorialen Binnenseen Afrikas aufzusuchen. Während dieser Reise machte er, als Burton krank daniederlag, allein einen Ausflug an das Südende des Nijansa (Nyanza-Ukerewe) im Juli 1858. Hier erfuhr er, daß ein großer Strom aus dem Norden des Sees abfließt. S. vermutete richtig den Nil und unternahm in Begleitung des Kapitän Grant 1860 die zweite Reise zu den Seen. Er umwanderte das Westufer des genannten Sees und fand den Ausfluß des weiter unterhalb so genannten Weißen Nil. Über Chartum erreichte er 1863 flußabwärts das Mittelmeer und hatte somit vom Indischen Ocean bis zum Mittelmeer den Kontinent durchwandert. Die Resultate seiner Reise veröffentlichte er im «Journal of the discovery of the source of the Nile» (2 Bde., Lond. 1863; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1864). S. fand plötzlich seinen Tod 15. Sept. 1864 auf der Jagd unweit Bath in England durch die zufällige Entladung seines Gewehrs.

Spektralanalyse nennt man die von Kirchhoff und Bunsen (1859) erfundene Methode der Analyse, durch welche man die Grundstoffe einer chemisch

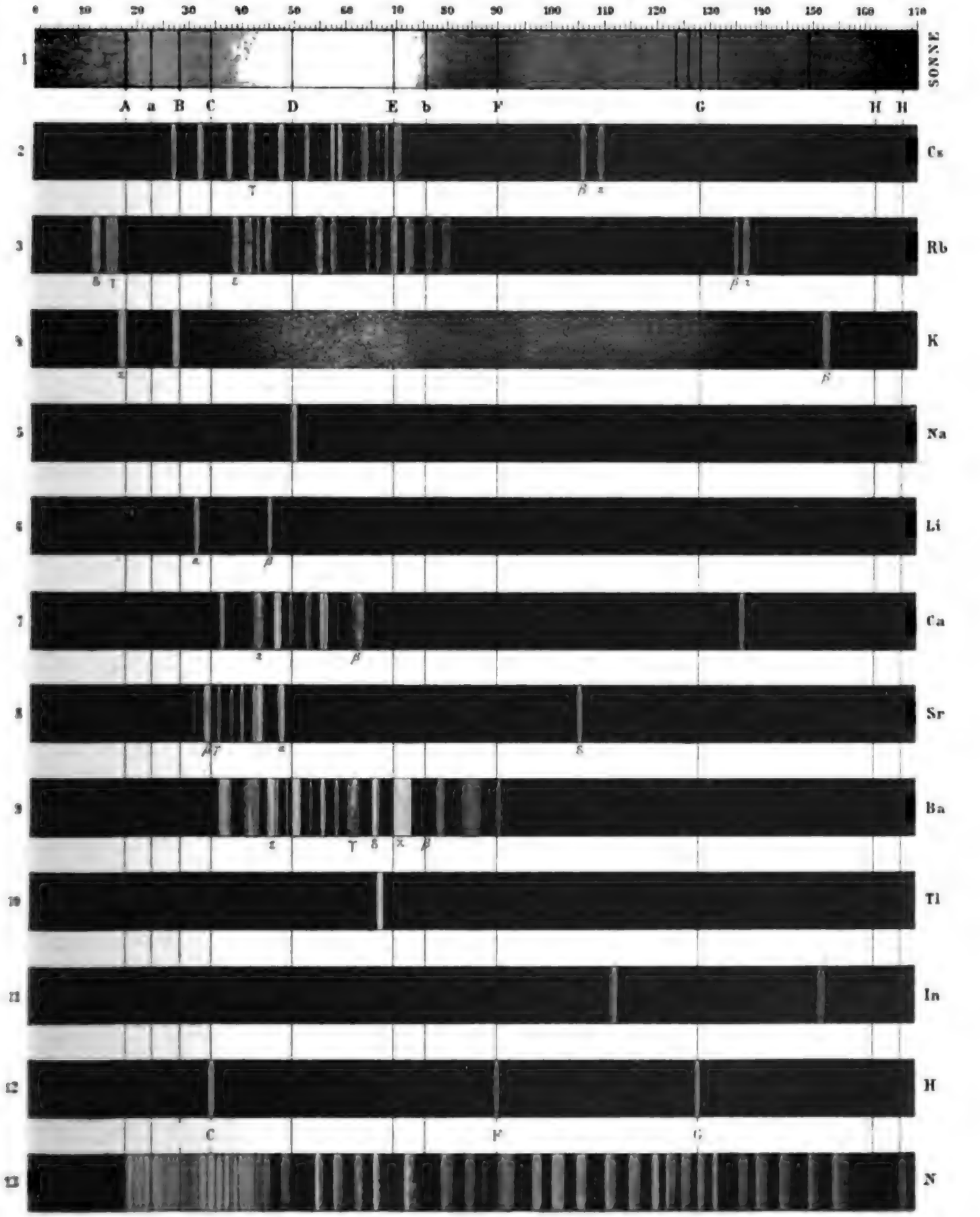
zusammengesetzten Materie aus dem Anblick der hellen Linien im Spektrum ihrer Flammen qualitativ sicher und schnell anzugeben vermag. Verflüchtigt man nämlich in einer sehr heißen und wenig leuchtenden Flamme ein Metall oder ein Salz desselben, so erscheinen in dem zugehörigen Spektrum (s. d.) an genau bestimmten Stellen helle Geraden, welche, je nach der Natur des Metalls, charakteristisch gefärbt sind und genau so liegen, wie eine entsprechende Fraunhofersche Dunkellinie im Spektrum; so z. B. gibt der glühende Natriumdampf an Stelle der D-Linie Fraunhofers eine lichtkräftige gelbe Gerade; das Lithium gibt zwischen B und C eine rote und zwischen C und D eine schwache gelbe Linie, u. s. w. Verdampft man ein zusammengesetztes Metall, so treten die jedem einfachen Metall entsprechenden charakteristischen Lichtlinien auf. Hierauf beruht nun die S. Auf der Tafel: Spektralanalyse, zeigt Nr. 1 das Spektrum des Sonnenlichts, 2—11 das Spektrum der glühenden metallischen Dämpfe vom Cäsium, Rubidium, Kalium, Natrium, Lithium, Calcium, Strontium, Barium, Thallium und Indium, deren chem. Zeichen Cs, Rb, K, Na u. s. w. rechts beigesetzt sind. Nr. 12 und 13 zeigen die Spektra vom Wasserstoff (H) und Stickstoff (N). Die Fraunhoferschen Dunkellinien und die mit denselben zusammenfallenden farbigen Linien der S. wurden, wie bereits angedeutet, mit lat. Buchstaben A, a, B, C, D, E, b, F, G u. H benannt (vgl. Spektrum), und überdies die übrigen wichtigsten der farbigen charakteristischen oder Leitlinien mit griech. Buchstaben (α, β, γ ....) bezeichnet.

Ein zusammenhängendes Spektrum, welches durch keine hellen oder dunkeln Streifen unterbrochen ist, zeigt an, daß das Licht keine Absorption auf seinem Wege zum Auge erlitten hat, und daß es von einem glühenden undurchsichtigen, gewöhnlich festen oder flüssigen Körper kommt. Solch ein Spektrum gibt keinen Aufschluß über die chem. Natur der Lichtquelle, von der es erzeugt wurde. Ein aus einem oder mehrern Prismen nebst den dazugehörigen Nebenapparaten bestehender Apparat, welcher dazu dient, die Natur und Zusammensetzung der Spektra verschiedener Lichtquellen, besonders zu chemisch-analytischem Behufe, zu beobachten und zu vergleichen, heißt ein Spektroskop.

Die S. läßt sich nicht nur auf die chem. Erforschung der irdischen Körper, sondern sogar auf die chem. Untersuchung der Himmelskörper anwenden. Um hiervon einen Begriff zu erhalten, müssen wir den Zusammenhang der hellen mit den dunkeln Linien im Spektrum zu verstehen suchen. Kirchhoff hat gezeigt (1859), daß der Entstehungsgrund für einen Teil der dunkeln Linien des Spektrums in der teilweisen Absorption des Lichts durch die Erdatmosphäre liegt, für einen andern Teil in der Absorption des Lichts durch die äußersten, abgekühlten Schichten der Sonnenatmosphäre. Bei einer solchen Lichtabsorption in der irdischen Atmosphäre wird z. B. (nach Bunsen) das von einer glühenden Natriumverbindung ausgehende, einfarbige, gelbe Licht verschluckt, d. h. es kommt nicht ins Auge, wenn es durch eine Schichte weniger erhitzter Natrondämpfe gehen muß. Wenn also ein Spektrum an der Stelle, wo sonst das monochromatische gelbe Natriumlicht ist, einen dunkeln Streifen zeigt, so ist dies ein Zeichen, daß die Dampfhülle, welche die Lichtquelle (z. B. die Sonne) umgibt, also auch die Lichtquelle selbst, Natrium enthält. Ebenso läßt sich die Anwesenheit von Calcium, Kalium, Eisen, Mangan u. s. w. durch die Anwesenheit gewisser dunkler Streifen im Spektrum nachweisen. Es dient also die Untersuchung der dunkeln Streifen eines Spektrums ganz analog wie die der charakteristischen hellen Streifen, welche sich bei der prismatischen Zerlegung des Lichts einer glühenden Substanz zeigen, zur Feststellung der chem. Zusammensetzung der Lichtquelle. Nach dieser Anwendungsweise der Spektralanalyse auf die chem. Erforschung der Himmelskörper wurden durch die genialen Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen, Huggins und Miller auf der Sonne und mehrern Fixsternen, viele der auch auf unserer Erde sich vorfindenden Elemente nachgewiesen. Außer der angegebenen Unterbrechung durch dunkle Linien kann das Spektrum auch noch auf andere Weise modifiziert auftreten, nämlich bestehend aus einzelnen hellen (natürlich verschieden gefärbten) Streifen, welche durch dunkle Zwischenräume getrennt sind. Dies zeigt an, daß die Lichtquelle eine bis zum Glühen erhitzte Gasmasse ist. Dabei zeigen auch verschiedene Gasarten verschiedene Streifen, z. B. Wasserstoff andere als Stickstoff, u. s. w. Spektra dieser Art zeigen die ungefähr 6000 am Himmel befindlichen Nebelflecke, und zwar meist die Streifen des Wasserstoffs und Stickstoffs.

Der epochemachenden Entdeckung Kirchhoffs folgte eine ununterbrochene Reihe von Fortschritten in der S. Das Sonnenspektrum wurde in seiner größten Vollständigkeit von dem schwed. Gelehrten Angström beobachtet, der in demselben an 1000 Linien gemessen hat, unter welchen besonders die Linien des Eisens, Calciums, Bleies, Quecksilbers, Natriums, Bariums, Magnesiums, Goldes und Wasserstoffs hervortreten. Ferner sind eine große Menge der verschiedenartigsten Stoffe untersucht und die Eigentümlichkeiten derselben teils durch dunkle, teils durch helle Linien festgestellt worden. Auch wurden durch die Beobachtung der Spektra mehrere Metalle: Cäsium, Rubidium, Thallium und Indium, entdeckt. In neuester Zeit ist das Spektroskop durch mehrere Astronomen, besonders Huggins, Secchi und Zöllner, mehrfach umgeändert und auf die Untersuchung der Himmelskörper angewandt worden. Es hat sich bei dem Monde und den Planeten herausgestellt, daß dieselben ein ähnliches Spektrum wie die Sonne haben, und während das des Mondes dem der Sonne vollständig gleich ist, zeichnet sich das der Planeten durch zahlreiche Absorptionsstreifen aus, die besonders stark bei Uranus und Neptun hervortreten. Die Spektra der Fixsterne sind sehr verschieden, jedoch hat Secchi versucht, sie in vier Klassen (Haupttypen) einzuteilen. Die weißen oder wenig bläulichen Sterne, z. B. Wega, Sirius, Atair, Regulus, Rigel, drei Sterne des Großen Bären (mit Ausnahme von α Ursae majoris), zeigen ein Spektrum, welches sich durch vier dunkle Linien auszeichnet, die in dem Spektrum des glühenden irdischen Wasserstoffs vorkommen. Da diese Linien in dem Sternspektrum eine große Breite haben, so schließt man daraus, daß die absorbierende Schicht des Wasserstoffs sehr dick ist und eine bedeutende Temperatur hat. Der zweite Typus der Fixsterne zeigt sich im Spektrum unserer Sonne, in Capella, Pollux, Arktur, Aldebaran, Procyon u. s. w. Zu dem dritten Typus gehören die roten Sterne α Orionis,

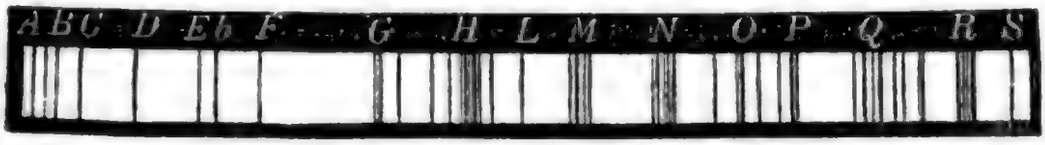
SPEKTRALANALYSE.



1. Sonnen-Spektrum. 2–11. Spektra verschiedener Metalle. 12. Wasserstoff. 13. Stickstoff.

Digitized by Google

β Pegasi, Mira Ceti, Antares, α Herculis u. a. Die Absorptionslinien sind mehr Streifen als Linien und sprechen für das Vorhandensein von Magnesium, Natrium und Eisen. Der vierte Typus der Fixsternspektra zeigt drei helle, durch dunkle Zwischenräume getrennte Bänder, von denen das glänzendste im Grün liegt, das zweite (viel schwächere) im Blau; das dritte, im Gelb, erstreckt sich bis zum Rot und zerfällt oft in mehrere Abteilungen. Dieses Spektrum hat die größte Ähnlichkeit mit dem Kohlenspektrum. Von den untersuchten Sternen gehört etwa die Hälfte dem ersten Typus, ein Drittel dem zweiten Typus, die meisten der übrigen dem dritten Typus an; den vierten Typus zeigen nur schwächere Sterne. In dem Spektrum der Sonnenflecke zeigt sich eine Verdickung der Fraunhoferschen Linien und auch eine kleine Verschiebung derselben. Die Nebelflecken zeigen meistens ein Spektrum von drei lichten Linien, welche auf glühende Gasmassen hindeuten; nur einzelne Nebelflecken scheinen ein Spektrum in kontinuierlicher Folge aus Lichtstrahlen der verschiedenen Farben zu haben, die auf die Existenz glühender fester oder glühender gasförmiger Körper schließen lassen. In den Spektren der Kometen hat man drei Bänder beobachtet, die dem Kohlenspektrum entsprechen sollen, während wahrscheinlich mehr Ähnlichkeit mit dem Spektrum des Benzins vorhanden ist. Im Spektrum der Meteorsterne erkennt man alle prismatischen Farben mit Ausnahme des Violett, in einigen jedoch ist Gelb vorherrschender. Die Spektra der August- und Novembermeteore sind voneinander verschieden; in den Spektren der Schweife fehlen die Farben. Das Spektrum des Nordlichts zeigt sechs und mehr hellere Linien, welche den Linien der Eisendämpfe zu entsprechen scheinen, und Vogel hält das Nordlichtspektrum für eine Modifikation des Luftspektrums.



Litteratur. Hoppe-Seyler, «Über S.» (Berl. 1865); Schellen, «Die S.» (Braunschw. 1870; 3. Aufl., 2 Bde., 1883); Roscoe, «Die S.» (2. Aufl., Braunschw. 1873); Lockyer, «Das Spektroskop und seine Anwendung» (Braunschw. 1874); derselbe, «Studien zur S.» (Lpz. 1879); Vogel, «Praktische S. irdischer Stoffe» (Nördl. 1877); Böhmert, «Die Harmonie der Töne und des Lichts. Telephonie und S.» (Hannov. 1879); Kayser, «Lehrbuch der S.» (Berl. 1883); Huggins, «Ergebnisse der S. in Anwendung auf die Himmelskörper» (deutsch mit Zusätzen von W. Klinkerfues, 3. Aufl., Lpz. 1873); Secchi, «Die Sonne» (Braunschw. 1872) und «Die Sterne» (Lpz. 1878); Young, «Die Sonne» (Lpz. 1883).

Spektralapparate nennt man solche optische Vorrichtungen, welche zur bequemen Erzeugung und Beobachtung des Spektrums (s. d.) und auch zu Messungen bezüglich des letztern dienen. Man hat S., bei welchen das Spektrum mittels Prismen erzeugt wird, und andere, bei welchen Beugungsgitter das Spektrum hervorrufen. Die erstern sind als Spektroskope in der Spektralanalyse (s. d.) bekannt. S., welche nebst den spektroskopischen Einrichtungen auch genaue Winkelmessungen gestatten, nennt man Spektrometer; sie werden verwendet zur Messung der prismatischen Ablenkung.

Spektralfarben heißen die im Spektrum (s. d.) auftretenden Farben. (Vgl. Dispersion.)

Spektrometer, s. Spektralapparate.

Spektroskop, s. unter Spektrum.

Spektrum (lat.) nennt man in der Optik das durch die Zerlegung eines noch farblosen (sog. weißen) Lichtstrahls entstehende vielfarbige Bild, welches sich zeigt, wenn man den zerlegten Strahl durch einen quer in seinen Weg gestellten weißen Schirm auffängt. Die Zerlegung eines Lichtstrahls kann entweder bewirkt werden durch die bei der Brechung des Lichts in einem durchsichtigen Prisma (Glasprisma) eintretende Dispersion oder Zerstreuung des Lichts, oder auch durch die beim Durchgang des Lichts durch eine oder mehrere parallele, sehr enge Spalten stattfindende Diffraktion oder Beugung. Im erstern Falle erhält man ein Dispersions-, im zweiten ein Diffraktionsspektrum. In beiden Fällen ist die Aufeinanderfolge der Farben und der Fraunhoferschen dunkeln Linien gleich; doch unterscheiden sie sich dadurch, daß im erstern S. die Räume, welche die einzelnen Farben einnehmen, vom Rot bis zum Violett hin wachsen, während sie, umgekehrt, im zweiten S. abnehmen. Nach Newtons Vorgange, der zuerst (1666) das S. genauer untersuchte, hat man bisher meist die einzelnen Farben, wie sie im S. des Sonnenlichts (s. Tafel: Spektralanalyse, Nr. 1) von den weniger brechbaren zu den brechbarern Strahlen hin aufeinanderfolgen, Rot, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Indigoblau, Violett benannt. Es ist aber auch das Dunkelrot am äußersten roten Ende des S., sowie die Lavendelfarbe am äußersten violetten Ende zu beachten. Nennt man das Hellblau Cyan, so erhält man für das S. folgende Farbenreihe: Dunkelrot, Rot, Orange, Gelb, Grün, Cyan, Indigo, Violett, Lavendel. Listing hat durch sorgfältige, auf Grund seiner eigenen und seiner Vorgänger Beobachtungen angestellte Berechnungen festgestellt, daß die Ätherpunkte der Lichtstrahlen, welche die äußerste Grenze des Dunkelrot bilden, in der Sekunde 364 Billionen Schwingungen vollbringen, jene an der äußersten Grenze des Violett dagegen 800 Billionen.

Außer dem direkt sichtbaren Teile des S. zwischen Dunkelrot und Lavendel lassen sich auch noch auf beiden Seiten Partien nachweisen, welche durch schwächer als die dunkelroten und stärker als die lavendelfarbigen brechbare Lichtstrahlen gebildet werden. Dieselben sind zwar direkt für das Auge nicht wahrnehmbar, zeigen ihre Existenz aber durch verschiedene andere Äußerungen. So wirken die stärker als Violett und Lavendel brechbaren vorzugsweise chemisch verändernd auf viele Stoffe ein (s. Photographie), während die schwächer als Rot und Dunkelrot brechbaren, unsichtbaren Teile des S. sich vorzugsweise als Wärmestrahlen (s. Wärme) manifestieren.

Betrachtet man das von einem weißen Sonnenstrahl entweder durch Dispersion oder Diffraktion erzeugte S. (s. vorstehende Figur), so findet man in ihm eine sehr große, fast unzählige Menge von dunkeln, bald feinern, bald stärkern Unterbrechungen,

welche zuerst von Fraunhofer (1814) genauer untersucht wurden und nach ihm die «Fraunhoferschen Linien» genannt wurden. In neuerer Zeit hat Kirchhoff eine sehr genaue Darstellung aller im Sonnenspektrum wahrnehmbaren dunkeln Linien gegeben. Fraunhofer hat die hauptsächlichsten derselben vom roten Ende des S. an mit den Buchstaben A bis H bezeichnet, und zwar liegen A, a, B und C im Rot, D im Orange, E im Gelb, b und F im Grün, G im Dunkelblau, H im Violett. (Vgl. auch Nr. 1 der Tafel: Spektralanalyse.) Später hat man noch im ultravioletten Teile des S. die Bezeichnung derselben von L bis S fortgesetzt. Der große Wert der Fraunhoferschen Linien besteht darin, daß sie in dem S. bestimmte Stellen angeben, und somit bei der Untersuchung der Lichtbrechungsverhältnisse einer Substanz als Anhaltspunkte dienen. Eine noch größere Bedeutung haben jedoch Fraunhofers Linien in der Spektralanalyse (s. d.) erhalten.

Spekulation (lat.) heißt wörtlich Erforschung, Erspähung. Der philosophische Sprachgebrauch versteht aber unter S. nicht sowohl die Erforschung äußerer Gegenstände, als vielmehr die innere, geistige Erfassung eines die unmittelbare Erfahrung überschreitenden Erkenntnisinhalts, sowie die geistige Thätigkeit, welche zu dieser Erkenntnis führt. Je nach den verschiedenen Ansichten über die Quelle einer solchen Erkenntnis und den Methoden, welche zu ihr führen, haben die Ausdrücke S. und spekulatives Wissen in den verschiedenen philos. Systemen eine verschiedene Bedeutung, und man hat darunter bald überhaupt ein Erkennen durch strenges begriffsmäßiges Denken, bald ein nach gewissen durchgreifenden Denkmethoden im eigentlichen Sinne geschultes Denken, bald eine Feststellung der ersten Grundsätze oder Thatsachen alles Bewußtseins oder Erkennens verstanden. Meist versteht man darunter ein über die gewöhnliche Denkthätigkeit hinausgehendes, in spezifisch philos. Methode sich ergehendes Grübeln.

Im praktischen Leben wird die Anwendung des Wortes Spekulation auch auf den Entwurf mehr oder minder kühner, eine gespannte Überlegung erfordernder Pläne und Unternehmungen ausgedehnt, sodaß man z. B. von industriellen oder kaufmännischen S. spricht. Man bezeichnet daher mit S. oder Spekulationskauf ein Geschäft in Hoffnung auf Gewinn durch das Eintreten von Ereignissen oder Umständen (Konjunkturen), die von den Interessenten nicht direkt abhängen; ein solches findet namentlich bei Waren und bei Wertpapieren statt, welche starken Preis- oder Kursveränderungen unterworfen sind. Wertpapiere solcher Art heißen daher auch Spekulationspapiere, der Unternehmer solcher Geschäfte Spekulant. Spekulationsmanöver nennt man absichtliche Unternehmungen der interessierten Personen zur Beeinflussung der Kurse.

Spello, Stadt in der ital. Provinz Perugia, Bezirk Foligno, amphitheatralisch von N. nach S. an einem Bergabhang gelegen, Station der Eisenbahn Florenz-Foligno, zählt (1881) 4932 E. und hat in Sta.-Maria-Maggiore ausgezeichnete Fresken Pinturicchios aus dem J. 1501 und in St.-Andrea ein großes Altarbild von demselben Meister aus dem J. 1508. — S. ist das alte Hispellum der Römer und lag in Umbrien. Von der antiken Stadt sind noch die Thore Porta Veneris, Porta Urbana und Porta Consulare erhalten, ferner Reste eines Triumphbogens des Kaisers Macrinus, eines Theaters und eines Amphitheaters. Im Mittelalter gehörte die Stadt (mittellat. Aspellum und Spellun) zum Herzogtum Spoleto.

Spelter, s. Zink.

Spelz, Weizenart, s. Dinkel.

Spelzen, die Hüllblätter und Deckblätter der Grasblüten.

Spencemetall, eine metallähnliche, durch Zusammenschmelzen erhaltene Mischung von Schwefeleisen, Schwefelzink, Schwefelblei und Schwefel. Das S. ist von grauer Farbe, sehr zähe, einigermaßen elastisch und besitzt nur geringes Wärmeleitungsvermögen, sowie große Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen der Luft, des Wassers, der Alkalien und der Säuren. Es schmilzt schon bei 111—170° C. und dehnt sich beim Erkalten etwas aus, weshalb es sehr scharfe Abgüsse liefert. Deshalb und weil es nach dem Guß keiner Politur bedarf und sich leicht mit einer schönen Patina überzieht, findet es in der Gießerei häufige Verwendung. Man benutzt es besonders zu Abgüssen von Kunstgegenständen, als Dichtungsmittel für Gas- und Wasserleitungen, zu Clichés, als Unterlage für galvanoplastische Abdrücke, als luftdichten Verschluß für Flaschen und Einmachbüchsen, zu Zeugdruckwalzen, Zapfenlagern, Gußformen u. s. w.

Spencer (Spenzer oder Spenser), nach seinem Erfinder, Lord Spencer, benannter jackenartiger Halboberrock.

Spencer (Georg John, Graf), engl. Bibliophile, geb. 1. Sept. 1758 als Sohn des Lords S. (der 1761 zum Viscount Althorp und 1765 zum Grafen S. erhoben wurde), erhielt seine Bildung zu Cambridge und wurde nach der Rückkehr von einer Reise durch Europa in das Parlament gewählt. Nach dem Tode seines Vaters gelangte er 1783 in das Oberhaus. Er wurde 1794 erster Lord der Admiralität und zog sich 1801 mit Pitt zurück, bekleidete jedoch in Fox' und Grenvilles Ministerium wieder auf kurze Zeit das Staatssekretariat für das Innere. Seitdem lebte er zurückgezogen von Staatsgeschäften und starb 10. Nov. 1834. Er war der Stifter der größten und glänzendsten Privatbibliothek in Europa. Den Grund zu derselben legte er 1789 durch den Ankauf der Sammlung des Grafen von Rewiczki, die er in der Folge mit bedeutendem Aufwande vermehrte, indem er zu diesem Zwecke ganz Europa bereisen ließ. Der größte Teil dieser 45000 Bände umfassenden Bibliothek befindet sich zu Althorp in der Grafschaft Northampton, dem Stammsitze der Familie; ein anderer Teil steht in London. Ihren Reichtum an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und ersten Ausgaben der Klassiker zeigt Dibdins, seines Bibliothekars, «Bibliotheca Spenceriana» (4 Bde., Lond. 1814). Auf den anderweitigen Gehalt der Bibliothek ist aus dem Katalog der Rewiczkischen Sammlung (Berl. 1794) zu schließen. Außerdem gründete S. eine reiche Gemäldesammlung, welche Dibdin im ersten Bande seines Werks «Aedes Althorpianae» (2 Bde., Lond. 1822) beschrieb; der zweite Band gibt als Nachtrag zu der «Bibliotheca Spenceriana» eine genaue Beschreibung der kostbarsten alten Druckwerke, welche S. 1815—22 noch erworben hatte.

Spencer (John Charles, Graf), der älteste Sohn des vorigen, als Staatsmann unter dem Namen Lord Althorp bekannt, wurde 30. Mai 1782

geboren und machte seine Studien zu Cambridge. Im J. 1803 ins Unterhaus gewählt, war er unter Fox und Grenvilles Verwaltung einer der Lords des Schatzes. Als die Whigs 1830 unter Grey ans Staatsruder gelangten, erhielt er das Kanzleramt der Schatzkammer. Während seiner vierjährigen Verwaltung verminderte er durch Ordnung und Einschränkung im Staatshaushalt die Steuern und Ausgaben bedeutend. In der Session von 1833 legte er dem Unterhause die irische Kirchenreformbill vor, die der sog. Appropriationsklausel wegen im Kabinett selbst Spaltung verursachte. Nachdem sein Vater gestorben, legte er, weil er ins Oberhaus eintrat, das Schatzkanzleramt nieder. Er starb 1. Okt. 1845 auf seinem Landsitze Wiseton-Hall in Yorkshire. Le Marchand veröffentlichte: «Memoir of John Charles Viscount Althorp, third Earl of S.» (Lond. 1876). — Titel und Güter erbte sein Bruder **Frederick, vierter Graf S.**, geb. 14. April 1798. Er wurde 1822 Kapitän in der königl. Marine, war unter dem Ministerium Russell 1846—48 Lord-Oberkammerherr und erhielt den Hosenbandorden. Im J. 1852 stieg er zum Konteradmiral und übernahm das Hofamt eines Lord-Steward. Er starb 27. Dez. 1857.

Ihm folgte als fünfter Graf sein einziger Sohn **John Poyntz S.**, geb. 27. Okt. 1835. In Harrow und Cambridge erzogen, wurde dieser 1857 für die Grafschaft Northampton ins Unterhaus gewählt, nahm indes nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters schon in der Session von 1858 seinen Sitz im Oberhause. Nachdem er bei dem Prinzen Albert und dem Prinzen von Wales Hofämter bekleidet, wurde ihm im Dez. 1868 in dem Ministerium Gladstone der Posten des Lord-Lieutenants von Irland übertragen, den er bis zum Sturz des Ministeriums im Febr. 1874 innehatte. In dem zweiten Ministerium Gladstone (April 1880) fungierte S. zuerst als Präsident des Staatsrats, wurde aber im Mai 1882 von neuem zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt und stellte durch seine feste energische Verwaltung die Autorität des Gesetzes in der ganzen Insel her. Bei dem Falle des Ministeriums Gladstone im Juni 1885 legte auch S. sein Amt nieder. In dem nach dem Sturze des Ministeriums Salisbury im Jan. 1886 gebildeten dritten Ministerium Gladstone wurde er zum Präsidenten des Staatsrats ernannt.

Ein jüngerer Bruder des Admirals, **Georg S.**, geb. 21. Dez. 1799, früher Geistlicher der Anglikanischen Kirche, trat zum Katholizismus über und machte sich seitdem als Pater Ignatius durch Missionspredigten in England und Irland bekannt. Später lebte er als Superior eines Hauses der Passionisten in Highgate bei London. Er starb zu Carstairs in Schottland 1. Okt. 1864. — Ein entfernter Verwandter, **William Robert S.**, Sohn des Lord Charles S., geb. 1770, trat 1796 als Dichter mit einer Übersetzung von Bürgers «Lenore» auf, der das Lustspiel «Urania or the illuminé» (1812), «The year of sorrow» (1804) und «Poems» (1811) folgten. Eins seiner besten Gedichte ist die Ballade «Gelert». Er starb zu Paris 23. Okt. 1834. Gesammelt erschienen seine Werke 1835.

Spencer (Herbert), engl. Philosoph und sozialpolit. Schriftsteller, geb. 27. April 1820 in Derby, trat 1837 in das Bureau eines Civilingenieurs, entsagte jedoch 1845 diesem Beruf. Im J. 1848 wurde er Mitarbeiter an der einflußreichen Wochenschrift «The Economist». Im J. 1850 veröffentlichte er «Social statics or the conditions essential to human happiness specified and the first of them developped», sein erstes bedeutendes Werk. Von 1850 bis 1860 war er als Mitarbeiter an den «Westminister», «North British», «British Quarterly» und «Edinburgh Reviews» thätig; 1855 erschienen seine «Principles of psychology», die seinen Ruf als eines ebenso gründlichen wie kühnen selbständigen Denkers befestigten. Doch waren alle diese Schriften nur Einleitung und Vorarbeit zu dem Hauptwerke seines Lebens, an welchem S. seit 1860 zu arbeiten anfing und das, unter dem Titel «A system of synthetic philosophy», eine neue Grundlegung und einen vollständigen Ausbau des Systems der philos. Wissenschaften auf dem Fundamente der Evolutionstheorie bezweckte. Von diesem Unternehmen erschien 1862 der erste Band unter dem Titel «First principles» (2. Aufl. 1871; deutsch von Vetter, Stuttg. 1875). Hierauf folgten «Principles of biology» (2 Bde., Lond. 1864; deutsch von Vetter, Stuttg. 1876—77), «Principles of psychology» (2 Bde., Lond. 1870, eine umgearbeitete Ausgabe des Werks von 1855; deutsch von Vetter, Bd. 1, Stuttg. 1882), und 1876 unter dem Titel «Principles of sociology» (deutsch von Vetter, Bd. 1, Stuttg. 1877), der erste, 1879 der zweite Band der letzten Abteilung, welche die Philosophie der Gesellschaft in ihrem weitesten Umfang zum Gegenstande hat. Eine staunenswerte Fülle und Tiefe positiver Kenntnisse, eine wissenschaftliche Sorgfalt und Umsicht, die keine Mühe scheut und keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht, vereinigen sich bei S. mit der kühnen Originalität des genialen Denkers und dem bildenden Sinne des Künstlers, um seinem Werke eine hohe Stelle in der Geschichte der Philosophie zu sichern. Außer den genannten Werken veröffentlichte er: «Education, intellectual, moral, physical» (Lond. 1860; deutsch von Schultze, 2. Aufl., Jena 1881), «The classification of the sciences, to which are added reasons for dissenting from the philosophy of Comte» (1864), zwei Sammlungen «Essays, scientific, political and speculative» (eine in zwei Bänden, 1858—63, eine in drei Bänden, 1868; 2. Aufl. 1875) und «The study of sociology» (Lond. 1873; deutsch von Marquardsen, Lpz. 1875). Vgl. Guthrie, «On Spencer's unification of knowledge» (Lond. 1882).

Spencer-Churchill (John Winston u. George Charles), Herzöge von Marlborough (s. d.).

Spener (Phil. Jak.), der Vater des Pietismus, geb. 13. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler in Oberelsaß, begann 1651 seine theol. Studien zu Straßburg und beschloß sie 1659—62 durch den Besuch der Universitäten zu Basel, Tübingen, Freiburg, Genf und Lyon, wobei er mit namhaften reform. Theologen in Beziehung trat. Nach Straßburg zurückgekehrt, hielt er akademische Vorlesungen, wurde 1663 Freiprediger und 1664 Doktor der Theologie, übernahm aber bereits 1666 das Amt eines Seniors der Geistlichkeit zu Frankfurt a. M. Seit jener Zeit begann seine energische Wirksamkeit für Neubelebung des christl. Sinns in der Kirche, deren Grundgedanken er niedergelegt hat in seinem Schriftchen «Pia desideria» (Frankf. 1675; vgl. Henke, «Speners Pia desideria», Marb. 1862). Gegenüber einer toten Orthodoxie, die alles Gewicht auf die Korrektheit der Lehre legte, betonte er die Notwendigkeit persönlicher Bekehrung und

Wiedergeburt, gegenüber der lediglich auf dogmatiſche Polemik abzweckenden theol. Bildung ſeiner Zeit das für jeden Chriſten unentbehrliche Studium der Heiligen Schrift, und gegenüber dem einſeitigen Lehrkirchentum das allgemeine Prieſtertum aller Gläubigen. Seine Geſinnungsgenoſſen unter den Gemeindegliedern ſammelte er zu Erbauungsſtunden um ſich, den ſog. collegia pietatis (daher der Spottname «Pietiſten», die anfangs von der Orthodoxie mit Beifall begrüßt, ſpäter von ihr heftig angefeindet wurden. Im J. 1686 ſiedelte S. als Oberhofprediger nach Dresden über, geriet aber auch hier infolge des in Leipzig durch Auguſt Hermann Francke veranlaßten Pietiſtenſtreits in Mißhelligkeiten mit der dortigen theol. Fakultät und zog ſich zudem durch eine ſchriftliche Vorhaltung auch die Ungnade des Kurfürſten Johann Georg III. zu. Daher ging er 1691 als Propſt und Inſpektor der Kirche zu St. Nikolai und Aſſeſſor des Konſiſtoriums nach Berlin, von wo aus er an der Stiftung der Univerſität zu Halle großen Anteil nahm. Er erlebte noch 1698 die Genugthuung, daß der kurſächſ. Hof ihn zurückberief, welche Ehre er jedoch ablehnte. Obgleich ihm die theol. Fakultät zu Wittenberg 1695 in einer förmlichen Klagſchrift nicht weniger als 264 Irrtümer vorgeworfen hatte, ſtieg doch die Menge ſeiner Anhänger mit jedem Jahre. In ſeinen theol. Bedenken, Gutachten und Briefen über religiöſe Angelegenheiten, die ſeit 1700 erſchienen, ſpricht überall ein echter chriſtl. Sinn, eine ſanfte Duldung, eine feine, geübte Menſchenkenntnis und der redlichſte Eifer für das Gute. Er ſtarb zu Berlin 5. Febr. 1705. S.s Abhandlung «Von der Natur und Gnade» erſchien in neuer Ausgabe von Schott (Halle 1868). Auch ſeine «Katechismuspredigten» wurden neu (Lpz. 1864) herausgegeben. Vgl. Hoßbach, «Philipp Jakob S. und ſeine Zeit» (2 Bde., Berl. 1828; 3. Aufl. von Schweder, 1861); Rathgeber, «Vie de S.» (Par. 1868); Stähelin, «S. als Reformator nach der Reformation» (Baſel 1870); Horning, «S. in Rappoltsweiler» (Straßb. 1883); Thilo, «S. als Katechet» (Stuttg. 1841). (Vgl. Pietiſten.)

Spengler oder Spängler, ſoviel wie Klempner.

Spengler (Lazarus), kirchlicher Volksdichter der Reformationszeit, geb. 13. März 1479 zu Nürnberg, wurde 1507 Ratsſyndikus und war ein Anhänger Luthers und Beförderer der Reformation in ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb 7. Sept. 1534. S. iſt Verfaſſer der Lieder: «Durch Adams Fall iſt ganz verderbt» und «Vergebens iſt all Müh und Koſt». Vgl. G. Hausdorf, «Lebensbeſchreibung Laz. S.s» (Nürnb. 1741).

Spenſer (Edmund), engl. Dichter, geb. zu London 1552, trat 1569 ins Pembroke-College zu Cambridge. Nachdem er hier 1576 die Magiſterwürde erlangt, fand er in London an Sir Philipp Sidney einen einflußreichen Gönner. Dieſem widmete S. 1579 ſeinen «Shephord's calendar», ein Hirtengedicht in 12 Eklogen. Auf Sidneys Empfehlung erhielt er die Stelle eines Geheimſchreibers bei Lord Grey, dem Statthalter von Irland, mit welchem er zwei Jahre in Irland blieb. Im J. 1586 wurde ihm ein bedeutendes Beſitztum, Kilcolman Caſtle, in der Grafſchaft Cork verliehen, mit der Bedingung, daſelbſt ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Dort ſchrieb er ſein epiſches Gedicht «Fairy Queen», deſſen erſte drei Bücher er 1589 dem ihn beſuchenden Sir Walter Raleigh mitteilte. Mit dieſem ging er dann nach London, wo er im folgenden Jahre die drei Bücher herausgab und der Königin widmete, die ihm dafür einen Jahresgehalt von 50 Pfd. St. ausſetzte. S. kehrte nach Irland zurück und verheiratete ſich 1591. Er dichtete hierauf ſein «Epithalamium», die «Daphnaida» und die Elegie «Astrophel», in welcher er ſeinem verſtorbenen Freunde Sidney ein Denkmal ſetzte, ſeine Sonette u. ſ. w. Von der «Fairy Queen» erſchien 1596 das vierte bis ſechſte Buch. Von den übrigen ſechs Büchern erſchienen nur Bruchſtücke, und es iſt nicht gewiß, ob er ſie je vollendete. Bei dem Aufſtande der Iren 1598 richtete ſich die Volkswut auch gegen S., der als Sheriff von Cork ſich Ungerechtigkeiten hatte zu Schulden kommen laſſen. Auch eine 1596 geſchriebene Schrift über Irland (Lond. 1633) legt Zeugnis von ſeinen Geſinnungen gegen Irland ab. Schloß Kilcolman wurde überfallen und S. und ſeine Familie entkamen mit Mühe bis auf ein Kind, das in den Flammen umkam. S. ging nun nach London, wo er 16. Jan. 1599 ſtarb. Er wurde in der Weſtminſter-Abtei begraben, wo ihm die Gräfin Dorſet ſpäter ein Denkmal ſetzen ließ. Sein Ruhm gründet ſich hauptſächlich auf die «Fairy Queen», ein auf 12 Bücher, jedes zu 12 Geſängen, angelegtes allegoriſches Heldengedicht, zum Preiſe von 12 Tugenden. In der Allegorie liegt der hauptſächliche Fehler dieſes Gedichts. S. beſaß eine fruchtbare und glänzende Einbildungskraft, große Kraft der Darſtellung, Reinheit des Sinns und dazu einen Wohlklang der Sprache und eine Vollendung im Versbau, die Bewunderung verdienen. Das Versmaß, in dem er ſchrieb, war die ſog. Spenſerſtanze. (S. u. Stanze.) Ausgaben von S.s Werken beſorgten Hughes (6 Bde., Lond. 1715; 8 Bde., 1778), Todd (8 Bde., Lond. 1805 u. öfter), Aikin (5 Bde., Lond. 1843; in Einem Bande, 1845), Mitford (5 Bde., Lond. 1852), Routledge (Lond. 1853), Child (Boſt. 1855) und Collier (5 Bde., Lond. 1862). Vgl. Warton, «Observations on the Fairy Queen» (Lond. 1754 u. öfter); Duff, «Critical observations» (Lond. 1770); Craik, «S. and his poetry» (3 Bde., Lond. 1846).

Speranſky (Graf Michael), ruſſ. Staatsmann, geb. 1. Jan. 1772 im Gouvernement Wladimir, der Sohn eines Geiſtlichen Namens Nadeſchdin, erhielt ſeine Bildung in der geiſtlichen Akademie zu Petersburg, wo er beſonders den mathem. Wiſſenſchaften oblag, ſodaß er bereits 1797 als Profeſſor der Mathematik und Phyſik bei jener Akademie angeſtellt wurde, welche Stellung er indeſſen gegen diejenige eines Privatſekretärs des Fürſten Kuralin vertauſchte. Kaiſer Alexander I. ernannte ihn 1801 zum Staatsſekretär. Er kam bald in direkte Beziehungen zum Kaiſer, und ihm wurde die Ausarbeitung eines Planes zur Organiſation der Verfaſſung und Verwaltung des ganzen Reichs übertragen. S. iſt als der eigentliche Begründer des ruſſ. Beamtentums anzuſehen, deſſen Einfluß er an die Stelle desjenigen der Günſtlinge zu ſetzen ſuchte. Schon 1808 wurde er Kollege des Juſtizminiſters, 1809 erhielt er den Rang eines Wirkl. Geheimrats und ſodann das Amt des Reichsſekretärs. Doch während ſein Einfluß ſtieg, bereitete ſich auch ſchon ſein Sturz vor. Man klagte über Neuerungen, beſchuldigte S. geheimen Einverſtändniſſes mit Frankreich und klagte ihn ſchließlich des Verrats an. S. mußte einer Intrigue, an deren Spitze verſchiedene vornehme Beamte und vor allen der Polizei-

minister Balaschow standen, unterliegen und wurde plötzlich 27. März 1812 nach Nishnij-Nowgorod, dann nach Perm in die Verbannung geschickt. Im J. 1814 erlaubte man ihm, ein kleines Landgut 185 km von Petersburg zu beziehen, wo er seine Zeit der Erziehung seiner Tochter, dem Landbau und den Wissenschaften widmete. Unerwartet in den Staatsdienst zurückberufen, ward er 1816 zum Gouverneur der Provinz Pensa und 1819 zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt. Hier deckte er die unglaublichsten Mißbräuche auf, organisierte die Verwaltung Sibiriens und wirkte für das Schicksal der Verbannten und Angesiedelten zwei Jahre hindurch sehr segensreich, bis er im März 1821 vom Kaiser Alexander I. am Hofe wieder aufgenommen und zum Mitgliede des Reichsrats ernannt wurde; doch erlangte er keinen Einfluß. Erst Kaiser Nikolaus übertrug ihm die Abfassung des Reichsgesetzbuchs. (S. Russisches Recht.) S. schrieb mehrere Denkschriften über die russ. Gesetzgebung; ins Französische übersetzt ist: «Précis des notions historiques sur la réformation du corps des lois russes, etc.» Er starb in Petersburg 11. Febr. 1839, nachdem er kurz zuvor in den Grafenstand erhoben worden war. Vgl. von Korff, «Das Leben des Grafen S.» (russisch, Petersb. 1861).

Seine Tochter, Elisabeth von Bagrejew-S., geb. zu Petersburg 17. Sept. 1799, eine Frau von ausgezeichneter Bildung, die ihrem Vater in die Verbannung gefolgt war und sich mit einem Herrn Bagrejew vermählte, hat sich als (franz.) Schriftstellerin über religiöse und philos. Gegenstände bekannt gemacht. Sie starb 4. April 1859 in Wien. Vgl. Duret, «Un portrait russe» (Lpz. 1867).

Speratus (Paulus), eigentlich von Spretten, aus schwäb. Geschlecht, geistlicher Liederdichter der Reformationszeit, geb. zu Paris 13. Dez. 1484, studierte in Paris und Italien, ward 1522 zu Wien wegen Verkündigung der evang. Lehre eingekerkert, später zu Iglau in Mähren mit dem Scheiterhaufen bedroht. Im J. 1524 wurde er von Luther an Albrecht von Preußen empfohlen, ward Bischof von Pomezan und starb daselbst 17. Dez. 1554. Sein berühmtestes Lied «Es ist das Heil uns kommen her» stand zuerst im erfurter «Enchiridion» (1524).

Sperber (Nisus), eine Gattung der Tagraubvögel, bei welcher der Schnabel kurz und mit einem stumpfen Zahne in der Mitte des Oberkieferrandes versehen ist und die Nasenlöcher länglich-oval, die Läufe hoch, dünn, glatt geschildet und die Zehen sehr ungleich sind. Dem Habicht (s. d.) steht diese Gattung außerordentlich nahe und der Unterschied liegt hauptsächlich nur in den längern und dünnern Läufen. Der gemeine Sperber oder Finkenhabicht (N. communis, Tafel: Raubvögel I, Fig. 3*) ist ein kleiner, 31—33 cm langer, aber sehr mutiger und gieriger Raubvogel, welcher sich fast in allen Weltgegenden findet, in Deutschland überall als Stand-, Strich- und Zugvogel vorkommt und allen kleinern Vögeln, besonders aber den Sperlingen nachstellt. Das Männchen ist oberseits blaugrau, an der Kehle weiß, an den Wangen und Halsseiten rosenrot, an Brust und Bauch auf rein weißem Grunde schmal und wellenförmig gebändert, der aschgraue Schwanz mit fünf braunen Querbinden gezeichnet; Füße und Wachshaut sind gelb. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt, und die Jungen haben ein so fremdartiges Ansehen, daß sie öfters für eine besondere Art gehalten worden sind. Das Nest befindet sich auf Waldbäumen und das Weibchen legt 3—6 weißlichgrüne, rostbraun gefleckte Eier. Sonst wurde der S. auch zur Beize auf Wachteln und Rebhühner abgerichtet, hatte jedoch nie einen hohen Preis, da er leichter zu fangen ist als irgendein anderer Falke.

Sperbereule (Surnia nisoria) oder großer Kauz ist der Name einer circa 40 cm langen nordischen, selten nach Deutschland kommenden, oben dunkelbraunen, weißgefleckten, unten hellgrauen, schwarzgebänderten Eule.

Sperbergrasmücke, s. unter Grasmücke.

Spercheios, Fluß, s. Hellada.

Sperenberg, Dorf mit (1885) 963 E. im Teltower Kreise des Regierungsbezirks Potsdam in der preuß. Provinz Brandenburg, 40,7 km südlich von Berlin und 9,25 km südsüdwestlich von Zossen, am fischreichen, gering salzhaltigen Krummen See, hat bedeutende Gipssteinbrüche in dem 37,3 m hohen Gipsberge und Gipsmühlen. Der Gips wird nach dem nahe nordöstlich gelegenen Dorfe Klausdorf am Mellensee gebracht, dann auf dem See und der (1856—65 regulierten) Notte über die Wendische Spree u. s. w. nach Berlin gefördert. Im Okt. 1867 wurde bei S. auch ein Steinsalzlager erbohrt. Das fiskalische Bohrloch hatte bis 1870 eine Tiefe von 856,3 m erreicht; bis dahin war das Steinsalz in einer ununterbrochenen Mächtigkeit von 764,3 m, unter dem 89 m mächtigen Gips, nachgewiesen. Bei 1272 m Tiefe wurde das Bohren aufgegeben, ohne daß die Sohle des Salzes erreicht war. Ausgebeutet wird das Salzlager noch nicht.

Spergula *L.*, Spergel, Spark oder Spörk, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen. Man kennt nur drei Arten, die in den gemäßigten Zonen eine sehr ausgedehnte Verbreitung besitzen. Es sind einjährige krautartige Gewächse mit schmalen wirtelig gestellten Blättern und kleinen weißen Blüten, die aus fünf Kelchblättern, fünf Blumenblättern, fünf oder zehn Staubgefäßen und einem einfächerigen Fruchtknoten mit fünf Griffeln bestehen; die Frucht ist eine vielsamige mit fünf Klappen aufspringende Kapsel. Überall auf den Feldern wächst der gemeine Spergel oder Ackerspark (S. arvensis *L.*). Diese und eine größere Abart (S. maxima) sind als Futterpflanzen geschätzt, da sie ein rasches Wachstum haben und auf sandigen Feldern gedeihen, wo Klee nicht gebaut werden kann. Die letztere ist besonders in Holland, Brabant und in den Sandgegenden Deutschlands oft angebaut. Die Samen werden oft als Vogelfutter benutzt.

Sperling oder Spatz (Passer), eine Gruppe der Vogelfamilie der Finken (s. d.), durch einen starken, dicken, kegelförmigen Schnabel, einen auf der abgerundeten Firste schwach gebogenen Oberschnabel, kurze Füße mit schwachen Nägeln, abgerundete kurze Flügel und einen kurzen, abgestutzten oder wenig ausgeschnittenen Schwanz unterschieden. Zu ihr gehört der allgemein bekannte Haussperling (P. domesticus), welcher durch List, Keckheit, Zudringlichkeit und Dieberei lästig und daher nicht gern gesehen ist. Jetzt ist er von Portugal bis Sibirien, am Senegal, am Kap und auf Java zu Hause, obschon er früher auf Mitteleuropa beschränkt und zur Zeit der Römer vielleicht noch nicht in Deutschland heimisch war. Wenn er auch den Getreidefeldern, Erbsenfeldern, Kirschen und Weinbeeren manchen Schaden zufügt, so nützt er doch mehr noch durch große Vertilgung vieler schädlichen

Insekten. Das Ausrotten der S. hat sich immer durch außerordentliches Überhandnehmen schädlicher Insekten selbst bestraft. Das Fleisch des Haussperlings ist hart und schmacklos und wird daher selten gegessen. Der Feldsperling (P. montanus) unterscheidet sich durch einen schwarzen Mondfleck auf den Wangen, rotgrauen Nacken und Scheitel und durch zwei weiße Querbänder auf den Flügeln. Die dritte, nur vereinzelt nach Deutschland kommende und im südl. Europa einheimische Art ist der Steinsperling oder Graufink (Fringilla petronia), welcher oberseits graubraun ist und über den Augen einen gelblichweißen Streifen und einen gelblichen Gurgelfleck hat. Der in Nordamerika einheimische Singsperling (Fringilla melodia) ist dort beliebt wegen seines angenehmen Gesangs, den er vom April bis Ende Oktober ertönen läßt.

Sperlingspapageien oder Zwergpapageien (Psittacula) heißt ein aus 23 Arten bestehendes Geschlecht kleiner, höchstens Stargröße erreichender Papageien mit buntem, hauptsächlich grünem Gefieder, die Südamerika, Afrika incl. Madagaskar, die Sundainseln, Molukken und Australien bewohnen. Zu ihnen gehören der Rosenpapagei (s. d.) und die Inséparables (Psittacula pullaria und fringillaria), die man als Musterbilder zärtlicher Gattenliebe gern paarweise in Käfigen hält, obwohl sie nicht sprechen lernen.

Sperlingsvögel (Passeres) heißt die zahlreichste, aus etwa 5700 Arten und 870 Gattungen bestehende Ordnung der Vögel, von denen gegen 1900 allein das tropische Amerika bewohnen. Sie haben einen niemals an der Basis mit einer Wachshaut versehenen Schnabel von sehr verschiedener Gestalt, bis zum Fersengelenk befiederte Beine, die vorn mehrere (meist sieben) größere Täfelchen besitzen; von den vier Zehen sind drei nach vorn gerichtet und die beiden äußern in der Länge des ganzen ersten Gliedes durch eine Bindehaut miteinander vereinigt. Die Ordnung besteht aus den beiden Unterordnungen der Schreivögel (s. d.) und der Singvögel (s. d.).

Sperma (grch.), der tierische und menschliche Samen. (S. Samen.)

Spermacĕti, s. Walrat.

Spermacĕtikerzen oder Walratkerzen, s. unter Kerze.

Spermatophoren (grch.) oder Samenpatronen nennt man eigentümliche Apparate, Kapseln u. dgl., die bei manchen männlichen Tieren, z. B. Kopffüßern (s. d.), Grillen u. a. m., um Portionen der Samenflüssigkeit abgesondert werden und bei der Begattung mit dieser in die betreffenden Weibchen gelangen. (Injektionen.)

Spermatorrhöe (grch.), Samenfluß. (S. Pollution.)

Spermatozoën oder Spermatozoiden, die geformten Elemente des tierischen und menschlichen Samens. (S. Samen.)

Spermatozoiden nennt man in der Botanik die männlichen Befruchtungszellen der meisten Kryptogamen, bei denen überhaupt eine geschlechtliche Fortpflanzung stattfindet. Es sind in der Regel kleine nackte, d. h. nicht mit einer Zellwand umkleidete Zellen, die mittels einer oder mehrerer fadenförmiger Plasmafortsätze, sog. Cilien oder Wimpern, sich leicht im Wasser fortbewegen können. Da aber diese Bewegungen nur im tropfbarflüssigen Wasser stattfinden können, so ist auch überhaupt die sexuelle Vereinigung der S. mit den Eizellen an das Vorhandensein von Feuchtigkeit gebunden. Die Entwickelung der S. erfolgt meist in besondern Organen, den sog. Antheridien, in größerer oder geringerer Anzahl. Bei der Reife treten die S. aus den Antheridien in verschiedener Weise aus und schwärmen nunmehr eine Zeit lang im Wasser umher, bis sie sich mit einer Eizelle vereinigen können, oder wenn dies nicht der Fall ist, zur Ruhe kommen und schließlich absterben. Die Form und Entwickelung der S. ist bei den einzelnen Gruppen der Kryptogamen eine sehr verschiedene. (Vgl. Tafel: Algen, Fig. 8, und Tafel: Farne, Fig. 10.)

Spermestes, das Elstervögelchen, s. u. Prachtfinken.

Spermogonien nennt man in der Botanik gewisse Fruktifikationsorgane bei den Pilzfamilien der Ascomyceten und Basidiomyceten. Es sind verhältnismäßig kleine, krugförmig eingesenkte Gebilde, die in ihrem Innern auf strahlig gestellten Mycelfäden zahlreiche kettenförmig abgeschnürte kleine Sporen, sog. Spermatien, bilden. Unter den Ascomyceten sind die S. ziemlich häufig vertreten, z. B. bei den Flechten (s. d.), unter den Basidiomyceten finden sie sich nur bei den Rostpilzen oder Uredineen (s. d. und Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 5 g). Die Weiterentwickelung der in den S. entstehenden Spermatien ist nur in wenigen Fällen bekannt, sie keimen und können ein neues Mycelium erzeugen, weshalb die frühere Annahme, daß die Spermatien männliche Geschlechtszellen seien, nach den neuern Untersuchungen wohl kaum noch gerechtfertigt ist. (Vgl. Flechten.)

Spermöl, der flüssige Anteil des in der Gehirnhöhle des Potwals enthaltenen Fettes, aus welchem das Walrat abgeschieden ist.

Spermophilus (lat.), die Zieselmaus.

Sperrforts sind selbständige Befestigungen in permanentem Charakter und von geringem Umfang, welche den Gegner an der Benutzung wichtiger Verkehrslinien (Eisenbahnen, Kunststraßen) hindern, oder zum Schutze von Verkehrsanlagen (Brücken über größere Flüsse) dienen sollen und somit eine rein defensive Aufgabe erfüllen. Einen wesentlichen Nutzen bringen S. an solchen Stellen, wo sie nicht ohne große Schwierigkeiten umgangen werden können, wie es namentlich in Gebirgspässen und bei Stromübergängen der Fall ist. Da sie der Regel nach nur im Wege eines formlichen Angriffs wegzunehmen sind, so können sie dem Vorgehen einer feindlichen Invasionsarmee einen erheblichen Aufenthalt verursachen. Während bis 1871 S. hauptsächlich im Hochgebirge und an größern Strömen vorkamen, hat Frankreich nach dem Frankfurter Frieden zur Sicherung seiner veränderten Ostgrenze gegen eine erneute deutsche Invasion und zur Schaffung einer Operationsbasis für eine eigene Offensive von der Anlage von S. in ausgedehntester Weise Gebrauch gemacht. Die Linie der S. gegen das Deutsche Reich beginnt südlich der großen Festung Verdun im Anschluß an diese und erstreckt sich die Maas aufwärts bis in die Gegend von Neufchâteau, außerdem über Toul-Frouard bis in die Nähe der deutschen Grenze bei Lunéville. Vom Fort Pont St.-Vincent (südlich Toul) die Mosel aufwärts bis Epinal ist eine Lücke von etwa 50 km Länge. Im Anschluß an Epinal zieht sich eine Linie von S. den Lauf der obern Mosel hinauf und lehnt sich dann an den großen Platz Belfort. Von hier setzt sich dieselbe längs der schweizer Grenze bis in die Gegend von Pontarlier fort. Demnächst

folgt die gegen Italien gerichtete Linie der Alpenforts. Hinter den Feſtungen und der franz. Oſtgrenze liegen als Rückendeckung die großartigen verſchanzten Lager von Reims, Langres, Dijon-Auxonne und Beſançon. (Vgl. Feſtungen und Feſtungsbau.)

Sperrgetriebe, eine aus einem Sperrrad und einem Klinkenhebel beſtehende Vorrichtung, bei welcher letzterer um die Drehachſe des Sperrrads beweglich iſt und durch Hin- und Herbewegen teils das Sperrrad vor ſich herſchiebt, teils außer Eingriff mit demſelben kommt. (S. unter Transmiſſionen und Triebwerke.)

Sperrhaken, ſoviel wie Dietrich; auch ſoviel wie Sperrhorn, oder ſoviel wie Sperrklinke.

Sperrhorn (frz. bigorne, engl. beak-iron), ein kleiner Amboß mit zwei ſeitlichen Verlängerungen, von denen die eine ſchlank kegelförmig, die andere vierſeitig pyramidal iſt. (S. unter Amboß.)

Sperrige Güter, ſ. unter Güter.

Sperrkegel oder Sperrklinke, ſ. u. Klinke.

Sperrkraut, ſ. unter Polemonium.

Sperrrad (frz. roue à rochet, roue d'encliquetage; engl. ratchet-wheel, rack-wheel), ein mit dreieckigen Zähnen verſehenes Rad, welches mit einem außerhalb desſelben drehbar befeſtigten Hebel (Sperrklinke) derart verbunden iſt, daß der letztere bei der Umdrehung des Rades nach der einen Richtung ſich gegen dieſes ſtemmt, bei der Umdrehung nach der andern Richtung dagegen über die Zähne gleitet.

Sperrvögel (Hiantes) nennen einige Forſcher eine die Schwalben, Segler, Nachtſchwalben, Schwalme umfaſſende Vogelordnung.

Spes (lat.), d. h. die Hoffnung und perſonifiziert Göttin der Hoffnung, grch. Elpis. Nach Heſiods »Werken und Tagen« blieb die Hoffnung im Faſſe der Pandora (ſ. d.) zurück. Bei Sophokles heißt Elpis die goldene. Auch kommen Elpides (in der Mehrzahl) vor. Bedeutſamer als Elpis in der griech. Mythologie tritt S. gleich andern Perſonifikationen abſtrakter Begriffe in der röm. Religion auf. Sie wurde dort zunächſt als Göttin der Hoffnungen der Ackerbauer und Gärtner, ſowie ſchwangerer Frauen, dann auch allgemein als Göttin aller Hoffnungen jeder Art verehrt, und hatte zwei Tempel in Rom. Dargeſtellt wurde ſie mit Benutzung eines ſeit den älteſten Zeiten der griech. Kunſt namentlich für Aphrodite benutzten Motivs, mit der einen Hand zierlich das Gewand emporhebend, in der andern eine Blüte tragend (vgl. Ghirardini im »Bull. della commiss. archeolog. comunale«, Bd. 9, Rom 1881), oder auch mit einem Zweige in der einen, einer Blüte in der andern Hand.

Speſen (vom ital. spese) iſt gleichbedeutend mit Unkoſten. Der Ausdruck iſt beſonders in der Geſchäftsſprache des Handels in Anwendung; demnach in Speſenrechnung das nämliche wie Unkoſtenrechnung. Wenn ein Spediteur ſich nach Herkommen oder Verabredung ſeine Auslagen und Gebühr von dem Frachtfahrer, welcher den Weitertransport der Ware beſorgt, vergüten läßt, ſodaß derſelbe ſie bei der Ablieferung des Gutes mit einzuziehen hat, ſo nennt man das Speſennachnahme. (Vgl. Spedition.)

Speſſart oder Speßhart (ſchon im Nibelungenliede als Spehteshart, d. h. Spechtswald vorkommend), ein Waldgebirge im Weſten Deutſchlands, liegt dem nordöſtl. Teile des Odenwaldes gegenüber, innerhalb des Bogens, welchen der Main von der Mündung der Fränkiſchen Saale und der Sinn bei Gmünd in ſeinem Laufe über Wertheim, Miltenberg, Aſchaffenburg bis zur Mündung der Kinzig bei Hanau macht, reicht im Norden zwiſchen der Kinzig, die ihn vom Vogelsgebirge ſcheidet, und der Sinn, die als Grenze gegen das Rhöngebirge angeſehen werden kann, bis gegen Salmünſter, Schlüchtern und Brückenau und gehört, von etwa 80000 meiſt ſehr armen Menſchen bewohnt, dem bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, ſowie der Grafſchaft Hanau, dem ſüdl. Teile des preuß. Regierungsbezirk Kaſſel, an. Es iſt ein ſchroff anſteigendes Maſſengebirge mit abgerundeten, wenig über die Geſamthöhe emporragenden Kuppen. Der Hauptrücken beginnt im Süden, gegenüber Miltenberg, mit dem ziemlich ſteilen Engelsberge, der ein Kapuzinerkloſter mit herrlicher Ausſicht trägt, und zieht in nördl. Richtung zur Quelle der Aſchaff bis in die Gegend von Schlüchtern, iſt 75 km lang und erreicht die Höhe von 450 bis 580 m. Der ſüdl. Teil dieſes Rückens trägt den höchſten Gipfel des ganzen Gebirges, den 609 m hohen Geiersberg, nördlich vom Rohrbrunner Paß, durch welchen die Straße von Aſchaffenburg ſüdoſtwärts nach Würzburg führt, während weiter nördlich die bayr. Eiſenbahn von Aſchaffenburg oſtwärts nach Gmünd das Gebirge überſchreitet und in einem Tunnel durch die Eſelshöhe geht.

Der S. gleicht zwar in ſeinen Beſtandteilen dem Odenwalde, indem die Hauptmaſſe des Gebirges aus Granit, Gneis und Glimmerſchiefer mit aufgelagertem roten und gefleckten Sandſtein beſteht; er iſt aber nur in den Thälern bewohnt und auf den untern Gehängen beackert, während die Höhen mit finſtern Waldungen bedeckt ſind, meiſtens von Eichen und Buchen, mit wenigen Birken und Nadelhölzern. Das ganze Waldareal beträgt 1120 qkm. Es finden ſich hier die ſchönſten Eichen Deutſchlands. Im ganzen iſt der öſtl. Teil höher, ſteiler, rauher und mit dichtern Forſten bedeckt als der weſtliche ſanftere. Die Flußthäler ſind ſteil, eng und tief eingeſchnitten. Man unterſcheidet den Vorſpeſſart oder den äußern Saum längs des Mains, namentlich im Weſten; den Hochſpeſſart oder das innere Waldgebirge, welches aus dicht aneinanderſchließenden Bergen beſteht, ohne breite Bergebenen, ſodaß es von den höchſten Punkten wie eine ununterbrochene, wellenförmige Waldfläche erſcheint, und den Hinterſpeſſart, der ſich plateauartig gegen die Kinzig und Kahl abſenkt und den Orber Reiſig, eine Maſſe rauher, mit Eichenreiſig bedeckter Berge, bis zur Stadt Orb umfaßt.

Der Hochſpeſſart erzeugt bei der Rauheit ſeines Klimas neben ſchönen Hölzern nur Sommerfrüchte; im Vorſpeſſart aber gedeiht neben den beſten Getreide- und Gemüſearten beſonders auch guter Wein. Viel Holz wird von den Gebirgsbewohnern ſelbſt namentlich zu Faßdauben verarbeitet, meiſtens aber zum Schiffbau nach Holland verflößt. Außerdem wird Bergbau auf Kobalt, Kupfer und Eiſen getrieben, namentlich bei dem preuß. Flecken Bieber. Glashütten gibt es zu Weibersbrunn, Einſiedelhof, Kahl und Emmerichsthal. Die höchſten Punkte des S. ſind außer dem Geiersberge die Heckenhöhe bei Altenbuch, 591 m hoch; der Hohewart bei Rohrbrunn, 597 m; der Markberg bei Orb, 595 m; die Hirſchberger Höhe bei Rechtenbach, 572 m; der Oberreiſig, 569 m; die Geishöhe bei Krauſenbach,

551 m. Die vielen Bäche, welche den S. durchſtrömen und von denen die Sinn, Lohr, Hafenlohr, Elſava, Aſchaff, Kahl und Biber die bedeutendern, werden zur Kurzholzflößung, der das Gebirge begrenzende Main zur Ausfuhr des Bauholzes benutzt. In früherer Zeit war der S. als Sitz des deutſchen Räuberweſens berüchtigt. Vgl. Behlen, «Der S. Verſuch einer Topographie dieſer Waldgegend» 3 Bde., Lpz. 1823—27).

Speſſartin, Varietät des Granats im Speſſart.

Speuſippus, griech. Philoſoph, geb. zu Athen etwas vor 400 v. Chr., war der Schweſterſohn Platos. Nach lockerm Jugendleben wurde er durch das Beiſpiel des Oheims für die Wiſſenſchaft gewonnen, übernahm nach deſſen Tode (347) die Leitung der Akademie und bekleidete dieſes Amt bis zu ſeinem Ende (339), das er ſich wegen lähmender Krankheit ſelbſt gegeben haben ſoll. Von ſeinen zahlreichen Werken ſind nur die Titel und wenige Fragmente erhalten, welche durch andere Berichte einigermaßen, aber ſehr unvollſtändig ergänzt werden. Er ſcheint bei geringer philoſ. Originalität im weſentlichen an der platoniſchen Lehre feſtgehalten, dieſelbe aber noch mehr, als es zuletzt der Meiſter ſelbſt gethan hatte, durch Annäherung an die Zahlenſpekulation der Pythagoreer verdunkelt und verkünſtelt zu haben. Vgl. M. A. Fiſcher, «De Speusippi vita» (Naſt. 1845); Ravaiſſon, «Speusippi placita» (Par. 1838).

Spey, Gebirgsfluß in den ſchott. Grafſchaften Inverneß und Elgin, entſpringt aus einem kleinen See ſüdlich von den Corrvarrick-Mountains, durchfließt ein maleriſches Thal und mündet nach einem Laufe von 144 km bei Garmouth in die Nordſee, nachdem er in ſeinem untern Laufe ſtreckenweiſe die Grenze zwiſchen Elgin und Banff gebildet hat.

Speyer, ſ. Speier.

Spezereien, Spezereiwaren, eigentlich ſoviel wie Gewürze, dann Materialwaren überhaupt.

Spezia (La), Stadt und Bezirkshauptort, Handels- und Hauptkriegshafen in der ital. Provinz Genua, Station der Eiſenbahnlinie Genua-Piſa, im Hintergrunde des von dreifachem Gebirgskranze umſchloſſenen Golf von Spezia (Golfo della S.), welcher den größten, bequemſten und ſicherſten Naturhafen Italiens bildet, oder vielmehr eine ganze Menge von Häfen, von denen die fünf an der Weſtküſte gelegenen (Panigaglia, delle Grazie, Varignano, bei Coſſi, dell' Oliva oder Porto-Venère) eine Fläche bilden, welche die des Hafens von Genua 143 mal übertrifft. Die Stadt wird durch zwei auf Felſenſpitzen gelegene Forts gedeckt, zählt (1881) 21523 (Gemeinde 31565) E., hat beſuchte Seebäder, ſchöne Spaziergänge längs des Meers und iſt von Olivenhainen umgeben, während der weſtlich gelegene Ort Vernazza den berühmten Wein der Cinque-Terre liefert. S. hat ein Marinearſenal, eine Schöpfung des Generals Chiodo, deſſen Statue ſich vor dem Eingang erhebt, Geſchützgießereien, Seemagazine, Werften, Baſſins, Docks und Hoſpitäler; es hat Induſtrie in Hanfleinwand, Leder und Möbeln und iſt Sitz eines Hauptzollamts, ſowie eines deutſchen Vizekonſulats. Der Schiffahrts- und Handelsverkehr iſt ziemlich lebhaft. Die Hälfte der Ausfuhr beſteht in Olivenöl. In dem Fort Varignano wurde Garibaldi 1862 nach ſeiner Gefangennahme bei Aſpromonte und wiederum 1867 nach der verunglückten Expedition gegen Rom eine Zeit lang in Gewahrſam gehalten.

Der Golfo della S. hieß bei den Römern Portus Lunae, von der Stadt Luna, nach welcher ſie auch den in der Nachbarſchaft gebrochenen berühmten Marmor (ſ. Carrara) Lunense marmor nannten. Es war dieſes Luna eine früher zu Ligurien gehörige Stadt Etruriens, ſeit 177 v. Chr. röm. Kolonie und ſtrategiſch wichtig als Stützpunkt der Operationen gegen Ligurien und als Hafen für die Überfahrt nach Maſſilia und Spanien. Von der Stadt ſind öſtlich von S., bei Sarzana, noch Überreſte, namentlich die Arena eines Amphitheaters, die 1837 entdeckten Reſte des Forums, marmorne und erzene Bildwerke, Münzen und Inſchriften in der Umgegend vorhanden. Luna hieß ſpäter Luno oder Luni, wurde 1016 von den Arabern zerſtört, beſtand noch 1287 als Stadt und war Hauptort der urſprünglich vom Fluſſe Deiva bis nach Pietra-Santa reichenden Landſchaft Lunigiana.

Spezialdebatte, ſ. unter Debatte.

Spezialdepoſitorium, ſ. unter Depoſitenweſen.

Spezialinquiſition (Artikuliertes Verhör) heißt der zweite, den Abſchluß bildende Abſchnitt des Inquiſitionsprozeſſes (ſ. d.) im Gegenſatz zu dem vorangehenden Stadium der Generalinquiſition.

Spezialwaffen (frz. armes spéciales), Bezeichnung, wenn es ſich um Artillerie und Geniewaffe gemeinſam handelt. Oft werden auch die beſondern Gattungen der Infanterie, als Jäger, Schützen und Scharfſchützen, unter den Begriff S. gebracht.

Spezies (lat.) oder Art (ſ. d.) iſt die Unterabteilung einer Gattung und dieſer, wie überhaupt das Beſondere dem Allgemeinen, untergeordnet. Spezifizieren heißt das Einzelne, was unter einen allgemeinen Begriff gehört, aufzählen.

In der Arithmetik nennt man die vier Spezies die vier einfachen Rechnungsarten: Addition, Subtraktion, Multiplikation, Diviſion. Früher bezeichnete man als Spezies auch die in der Arithmetik gebrauchten Buchſtaben.

Spezies, Silbermünze, ſ. Speziesthaler.

Speziesdukaten, ſ. unter Dukaten.

Speziesthaler hieß bis auf neuere Zeit eine größere deutſche Silbermünze, welche nach dem Muſter der früher üblichen Reichsthaler ausgemünzt wurde und ihren Namen nach dem aufgeprägten Kopf- oder Bruſtbilde (mittellat. species, Geſicht) führte. Am längſten (bis 1857) wurden S. in Öſterreich geſchlagen, wo ſie die Einheit für die Silbermünze bildeten und den Wert von 2 Konventionsgulden hatten. Nach der Münzkonvention vom 21. Sept. 1753 gingen 10 öſterreichiſche S. auf eine köln. Mark fein Silber; das Stück hatte ſomit einen Wert von 1 Thlr. 12 Sgr. 1⅙ Pf. preußiſch. Seit 1852 wurden ſie, wie alle öſterr. Silbermünzen, ⁹⁄₁₀ fein ausgemünzt, früher ⁸⁄₉ fein (13½ lötig). Jenen Wert hatten die S. auch in Sachſen, Bayern, Württemberg, Baden, Heſſen, den ſächſ. Herzogtümern, Naſſau, Frankfurt u. ſ. w. In den meiſten dieſer Staaten kamen ſie aber nur bis etwa 1837 zur Ausmünzung. Auch in Schweden, Norwegen und Dänemark führte bis zur Einführung der neuen ſkandinav. Goldwährung und der Rechnung nach Kronen (1875) die größte Silbermünze den Namen S. In Schweden war der S. ſeit 1830 an Wert = 1 Thlr. 15,9 Sgr., vorher = 1 Thlr. 16¼ Sgr., in Norwegen und Dänemark = 1 Thlr. 15½ Sgr. preuß. Währung.

Spezifika, s. Spezifische Mittel.

Spezifisch bezeichnet in der Physik den Grad oder die Größe einer Eigenschaft, wie sie einer bestimmten Materie oder einem bestimmten Volumen derselben eigentümlich und bezeichnend oder in Beziehung auf besondere Verhältnisse zukommt. So spricht man von der spezifischen Farbe des Kupfers, des Goldes u. s. w. und meint damit die diesen Metallen eigentümlichen Farben; von dem spezifischen Brechungsvermögen der verschiedenen Substanzen für die Lichtstrahlen; von der spezifischen Durchsichtigkeit derselben; ferner von der spezifischen Wärme (s. Wärme), von dem spezifischen Gewicht (s. Gewicht) und spezifischen Volumen (s. Volumen) eines Körpers. In der Medizin spricht man von Spezifischen Mitteln (s. d.).

Spezifische Mittel (Specifica), im allgemeinen solche Heilmittel, welche eine eigentümliche Wirkungsweise haben. In der homöopath. Schule sind Spezifika solche Mittel, welche eigentümliche Symptome hervorrufen und infolge dessen in Krankheitsfällen dann, wann sich jene Symptome zeigen, anzuwenden sind. Bei Rademacher sind Spezifika (die Eigenmittel, wie er sie nennt) jene Arzneien, «unter deren Heilgewalt eine Krankheit (eines einzelnen Organs oder des Gesamtorganismus) steht», welche man eben daraus, daß dies Mittel hilft, erkennen kann, und die dann von demselben Mittel ihren Namen erhält (z. B. Schöllkrautkrankheit, Kupferkrankheit, Eisenpneumonie). In der wissenschaftlichen Medizin endlich bezeichnet man als Spezifika teils solche Mittel, welche empirisch, oft seit alten Zeiten, in gewissen Krankheitsformen heilsam befunden worden sind (wie z. B. das Quecksilber bei Syphilis, das Chinin in Wechselfiebern, die Jodmittel gegen Kröpfe), teils solche, welche erfahrungsgemäß immer vorzugsweise auf bestimmte einzelne Organe wirken (wie z. B. Belladonna auf die Pupille, Digitalis auf das Herz, Aloë auf den Dick- und Mastdarm). In den meisten Fällen ist die Wirkungsweise der spezifischen Mittel noch völlig unklar.

Spezifizieren, s. unter Spezies.

Spezzia oder Spetsä (Petia), die Pityussa der Alten (nach anderer Annahme ist S. das alte Halussa, Pityussa dagegen die Nachbarinsel Spezzapulo), eine zur Nomarchie Argolis des Königreichs Griechenland gehörige, 16,8 qkm große, felsige und unfruchtbare Inselklippe am Eingange zum Golf von Nauplia und durch einen 2,5 km breiten Kanal von der Südwestspitze der argivischen Halbinsel getrennt, mit (1879) 6899 E., ursprünglich großenteils albanesischer Abkunft. Der Hauptort S. hat eine große Reede, einen kleinen Hafen, Schiffswerfte, eine hellenische und eine Gemeindeschule, ein Friedensgericht, ein Lazarett und ein Zollamt und zählt (1879) 6495 E., die sich durch ihre Handelsthätigkeit und, wie ihre östl. Nachbarn, die Hydrioten (s. Hydra), besonders als tüchtige Seeleute auszeichnen. Vor dem griech. Freiheitskriege, an welchem sie mit gleicher Energie und Tapferkeit wie die Hydrioten teilnahmen, betrug ihre Zahl 15000 Köpfe. Gegen Südosten liegt das öde Eiland Spezziapulo oder Petropula, auch Kasteria, von den Alten Aristera, von den Italienern auch Settepozzi genannt, 2 qkm groß und denkwürdig durch einen Sieg der Venetianer über die Griechen (1263).

Sphacelia Segetum, s. u. Mutterkorn.

Sphagnum *Ehrh.* (Torfmoos), eine Gattung aus der Gruppe der Laubmoose. Man kennt gegen 20 Arten, die fast über die ganze Erde verbreitet sind und stets auf feuchten Stellen, besonders auf moorigem Boden wachsen. Sie bilden einiger Eigentümlichkeiten halber, durch die sie sich von den übrigen Laubmoosen unterscheiden, eine eigene Familie, Sphagnaceen, die als vermittelndes Glied zwischen Laub- und Lebermoosen steht. Während bei den Laubmoosen die sog. Seta, d. h. der das eigentliche Sporogonium tragende Stiel sich im Archegonium entwickelt und somit die Kapsel samt dem Stiele als ein besonderes Pflänzchen auf dem eigentlichen Moose aufsitzt, wird bei S. die Seta aus dem das Archegonium tragenden Zweig gebildet und der basale Teil des erstern bleibt an der Spitze dieser Seta, die man in diesem Falle als Pseudopodium bezeichnet, direkt unter dem Sporogonium als unregelmäßig zerrissene Hülle sitzen. Die sog. Haube fehlt den Sphagnumarten ganz, da beim Wachstum der Kapsel das Archegonium zwar zerrissen wird, aber dessen Reste nur am Grunde des Sporogoniums zurückbleiben. Das letztere öffnet sich wie bei den übrigen Laubmoosen mittels eines Deckels, um die Sporen austreten zu lassen, die aber nicht mit Schleuderzellen oder Elateren, wie bei den Lebermoosen, vermischt sind. Die sog. Columella geht nicht bis zur Spitze der Kapsel, sondern bildet nur eine flache Erhebung am Grunde derselben.

Der anatomische Bau der Blätter und Stengel unterscheidet sich ebenfalls von dem der Laubmoose. Die Blätter besitzen keinen Nerven, sie sind aus einer einzigen Lage von Zellen zusammengesetzt, die zum Teil farblos, zum Teil Chlorophyll führen; die erstern sind groß und ziemlich lang gestreckt, sie besitzen spiralige Verdickungen, wie die Tracheiden vieler höherer Gewächse, und haben außerdem zahlreiche rundliche Löcher auf ihren Wänden; die letztern dagegen sind bedeutend kleiner und erhalten reichlich Chlorophyll. Die Stämme sind mit einer mehrschichtigen Hülle farbloser Zellen umgeben, die eine ganz ähnliche Gestalt wie die spiralig verdickten Zellformen der Blätter haben. Diese eigentümlich verdickten Zellen an Stamm und Blatt sind es, welche den Sphagnumarten eine wichtige Bedeutung für das Wachstum der dichten Moosrasen auf den Mooren verleihen. In ihrem Lumen wird das Wasser durch Capillarität nach oben geleitet und es können so die Spitzen der Moospflänzchen fortwährend weiter wachsen, wobei ihnen das nötige Wasser durch die untern, zum Teil schon abgestorbenen Partien zugeführt wird. Infolge dessen entstehen dichte Polster, die, wenn reichlich Feuchtigkeit vorhanden ist, sich wie ein Schwamm ausdrücken lassen und selbst bei länger andauernder Trockenheit doch ziemlich viel Wasser aus den tiefer liegenden Partien der Moore aufsaugen können. Die Sphagnumarten sind aus diesen Gründen für die Bildung der Moore von hoher Bedeutung, sie bewirken die Torfbildung und durch ihr fortschreitendes Wachstum wird die Decke der Moore immer dicker. Die häufigsten Arten sind S. cymbifolium *Ehrh.* mit breitrundlichen Blättern, S. cuspidatum *Ehrh.* mit länglichen Blättern, S. acutifolium *Ehrh.* und S. squarrosum *Pers.*

Sphakia, Stadt auf der Südküste der Insel Candia (Kreta), Hauptort des gleichnamigen Sandschals des türk. Vilajets Kirid, zählt etwa 1500 E. und exportiert viel Gerste, Honig, Wachs, Wein

und den in der ganzen Levante gesuchten Sphakikäse. Die Sphakioten in der Aspra Buna (den Weißen Bergen), dem den westl. Teil der Insel ausfüllenden, bis 2450 m aufsteigenden zerklüfteten Gebirge, sind der tapferste und kriegerischste Stamm rein griech. Nationalität auf der Insel und die Seele jedes gegen die Türken gerichteten Aufstandes; sie betreiben starke Schafzucht.

Sphakteria, auch schon im Altertum mit dem jetzt gebräuchlichen Namen Sphagia genannt, Insel, oder eigentlich nur ein Felsenriff von 4 km Länge und 600 m Breite, das sich vor die Bucht von Pylos im Peloponnes so lagert, daß nur nördlich und südlich eine Einfahrt bleibt. (S. Navarino.) S. ist besonders bekannt durch die Niederlage der Spartaner im Peloponnesischen Kriege, 425 v. Chr.

Sphäre (grch., d. i. Kugel) bedeutet in der Astronomie teils das Himmelsgewölbe, das uns zu umgeben scheint und sich als eine Kugel darstellt, in deren Mittelpunkt das Auge steht, deren untere Hälfte durch die Erdoberfläche verdeckt wird und die sich mit allen darin befindlichen Gestirnen in 24 Stunden um eine feststehende Achse zu drehen scheint; teils versteht man unter S. die Nachbildung des Weltgebäudes im kleinen.

Figürlich bezeichnet man mit Sphäre auch die großen abgeschlossenen Gebiete des Universums, ferner im kleinen den Wirkungskreis jemandes.

Sphärengesang, Sphärenharmonie oder Sphärenmusik ist nach der Annahme des Pythagoras und seiner Schule das Tönen der sich im Himmelsraume bewegenden sieben Planeten, das um so höher, je weiter, um so tiefer, je enger der Kreis des sich bewegenden Körpers. Sterbliche vermögen diese Musik nicht zu vernehmen.

Sphärisch nennt man eine Figur, wenn sie auf der Oberfläche einer Kugel durch Bogen größter Kreise gebildet ist. Mit den sphärischen Dreiecken beschäftigt sich die sphärische Trigonometrie.

Sphäristikos hieß bei den alten Griechen der Lehrer für das Ballspiel.

Sphaerobolus *Tode*, Pilzgattung aus der Familie der Gasteromyceten. Es sind kleine kugelige Pilze von gelber Farbe, die auf faulenden Pflanzenteilen u. dgl. vorkommen. Die Fruchtkörper der in Deutschland häufigen Art, S. stellatus *Tode*, haben ungefähr einen Durchmesser von 1 mm. Sie zeichnen sich durch starke Hygroskopicität der äußern Peridie aus. Bei der Reife der Sporen trennt sich die innere, die Gleba umschließende Peridie von der äußern; tritt nunmehr ein Austrocknen der letztern ein, so zerreißt dieselbe, stülpt sich um und schleudert dabei die innere Peridie mehrere Centimeter hoch heraus.

Sphaerococcus *Grev.*, Algengattung aus der Familie der Florideen. Ihre Arten befinden sich besonders im Atlantischen Ocean, sie haben einen häutig-knorpeligen Thallus, aus welchem die Cystocarpien etwas hervorragen. Einige Arten, besonders S. crispus *Ag.* (eigentlich Chondrus crispus), werden gesammelt und kommen als Carragheenmoos (s. d.) in den Handel.

Sphäroid (grch.) heißt nach Archimedes ein Körper, der durch Umdrehung einer Ellipse um eine ihrer Achsen entsteht, und entweder abgeplattet oder verlängert ist. Da die Erde die Gestalt einer an den Polen abgeplatteten Kugel zeigt, so kann man sie als ein S. betrachten. Auch an andern Planeten, namentlich am Jupiter und Saturn, bemerkt man Abplattung, und aus statischen Gründen ist man berechtigt, Himmelskörpern, die sich um ihre Achse drehen, sphäroidische Gestalt beizulegen.

Sphäroidaler Zustand bezeichnet nach Boutigny (1840) jene eigentümlichen Erscheinungen, wie dieselben beim Leidenfrostschen Versuche (s. d.) auftreten. Boutigny nimmt für alle Erscheinungen dieser Art einen vierten Aggregatzustand an, welchen er eben mit sphäroidaler Zustand benennt. Obwohl nun seine Hypothese von einem neuen Aggregatzustande keineswegs durchgegriffen hat, so fand doch seine Bezeichnung sphäroidaler Zustand als charakterisierender Gesamtausdruck für die Haupterscheinungen beim Leidenfrostschen Versuche allgemeinen Anklang. Vgl. Boutigny, «Studien über den Körper im sphäroidalen Zustande» (deutsch von Arendt, Lpz. 1858).

Sphärolithe oder Sphärulite nennt man in der Gesteinskunde Kügelchen oder Kugeln von einer radialstrahligen oder radialfaserigen Struktur, welche oft in großer Menge in der Masse rasch erkalteter Eruptivgesteine liegen, in Obsidianen, Perliten, Pechsteinen, vielen Felsitporphyren, Rhyolithen. Die um den Mittelpunkt herum angeschossenen Strahlen gehören bald einer und derselben Mineralsubstanz an, bald sind sie untereinander nicht gleichartig (gemengte S., wozu die aus weißem Feldspat und grüner Hornblende bestehenden großen Kugeln in dem berühmten corsischen Diorit gehören); auch beteiligen sich Strahlen von Glas oder von mikrofelsitischer Materie an der Zusammensetzung der S., immer aber werden die eigentlichen S. chemisch aus Silicaten gebildet, und deshalb pflegt man z. B. die Kügelchen des karlsbader Erbsensteins nicht als S. zu bezeichnen. Die höher entwickelten derselben zeigen im centralen Schnitt zwischen gekreuzten Nicols oft ein schönes dunkles Interferenzkreuz. In den Gesteinen sinken die S. häufig zu höchst mikroskopischer Kleinheit herab, und dann gelingt es nicht immer, die zusammensetzenden Substanzen zu bestimmen. Auch in künstlichem Glas bilden sich mitunter hübsche borstige oder mehr kompakte S. aus.

Sphärometer (grch., d. i. Kugelmesser) ist ein Instrument, dessen man sich bedient, teils um die Gestalt der Linsengläser zu bestimmen, teils um die Dicke dünner Blättchen, z. B. solcher von Gips u. s. w. zu messen, welche im polarisierten Lichtstrahle die verschiedenen Farben geben. Das erste wurde 1763 verfertigt; der Erfinder ist unbekannt. Allgemeiner bekannt ist die Vorrichtung erst durch Biot geworden. Die beste Einrichtung wurde dem Instrument zuerst von Cauchoix gegeben. Der wesentlichste Teil des S. ist eine mit einem Dreifuß verbundene, genau gearbeitete Mikrometerschraube mit einem in 100 oder mehr Teile geteilten kreisförmigen Kopfe.

Sphärosiderit, s. unter Eisenspat.

Sphen, soviel wie Titanit.

Sphines, ind. Weiser, s. Kalanos.

Sphingidae, s. Schwärmer.

Sphinkter (grch.), in der Anatomie soviel wie Schließmuskel (s. d.).

Sphinx nennt man die in Ägypten vorkommenden kolossalen Steinbilder, bestehend aus Löwenleib mit Menschenkopf. Dieselben waren in Ägypten ein Symbol des Sonnengottes und hießen «neb», d. h. «Herr». Daher kommen auch in Ägypten nur männliche S. vor, mit sehr wenigen Ausnahmen, in welchen eine weibliche S. als Bild der regierenden

Königin erscheint. Man pflegte Sphinxstatuen vor die Eingänge der Tempel zu stellen, und zuweilen bilden sie ganze Alleen, welche zu den Tempeln der dargestellten Könige führen. Am bekanntesten ist der Sphinxkoloß auf dem Pyramidenfelde von Memphis. Er liegt östlich von der zweiten Pyramide, und ist aus einem Felsen hergestellt, der schon von Natur annähernd die Gestalt einer Sphinx hatte, vielleicht schon unter König Chefren, jedenfalls in sehr alter Zeit. Er ist, wie das seine Lage in der Wüste mit sich bringt, immer wieder versandet. Im Altertum ließ ihn unter andern Thutmosis IV. infolge eines Traums freilegen, in neuerer Zeit hat ihn zuerst Caviglia 1818 ausgegraben, später auch Mariette; 1886 hat eine franz. Gesellschaft die Freilegung aufs neue begonnen und beabsichtigt, ihn durch eine Mauer vor der Versandung zu schützen. Seltener sind die den Gott Amon darstellenden Widdersphinxe (auch Kriosphinxe), aus Löwenleib mit Widderkopf bestehend.

Der Name S. ist griechisch. Daß aber die griechische S. mit der ägypt. Sphinxgestalt eine ursprüngliche Verbindung hatte, ist nicht anzunehmen. Die S. der griech. Mythologie war eine Tochter des Typhaon und der Schlange Echidna; ihre Geschwister, die Hunde Orthros und Cerberus, der Nemeische Löwe und der Drache Ladon, endlich die Chimäre und Hydra, bezeugen die dämonisch-ungeheuerliche Natur dieses ganzen Geschlechts, mit welcher das ägypt. Königssymbol nichts zu schaffen hat. Nur die äußerliche Formverbindung von Löwe und Mensch hat die Anwendung des griech. Wortes auf die ägypt. Gestalt veranlaßt. Nach der griech. Sage erschien die S. in der Nähe von Theben und tötete jeden, welcher das Rätsel: Was ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig? nicht lösen konnte. Ödipus (s. d.), nachdem er auf dem Wege nach Theben seinen Vater Laios getötet hatte, riet, daß der Mensch gemeint sei, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht und als Greis den Stock zu Hilfe nimmt. Darauf stürzte sich die S. vom Felsen und Ödipus erhielt die Herrschaft über Theben und seine eigene, von ihm unerkannte Mutter zur Gemahlin.

Sphragistik (Siegelkunde), s. Siegel.

Sphygmograph, Pulszeichner, s. u. Puls.

Sphygmophon (grch.), ein elektro-telegraphischer Apparat zur Untersuchung des Pulses, besteht aus einem federnden Stromunterbrecher, welcher auf die Arterie aufgesetzt wird, und mit einem Telephon verbunden ist. Jede Bewegung des Arterienrohrs bewirkt eine Unterbrechung des elektrischen Stroms; diese Unterbrechungen werden auf das Telephon übertragen und als Töne hörbar.

Spianter, s. Zink.

Spica (lat.), s. Ähre.

Spičča, dalmat. Hafenort, s. Spitza.

Spichèren, auch Speichern, Dorf im deutsch-lothring. Kreise Forbach, 5 km südlich von Saarbrücken, dicht an der preuß. Grenze. Die nördlich davon belegenen Spicherer Höhen, ein bewaldeter Höhenzug, dessen Kamm auf ehemals franz. Gebiet, dessen nördl. Abhang aber auf preußischem liegt, beherrschen das ganze Gelände bis Saarbrücken, waren beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs seit den ersten Tagen des Aug. 1870 zu einer starken Stellung umgeschaffen worden und bildeten in der Schlacht bei S. vom 6. Aug. die Hauptstellung der Franzosen. Zu Anfang der Schlacht, gegen Mittag, ging preuß. Infanterie vom Winterberge südlich gegen die scharf eingeschnittene Schlucht der Höhen zum Angriff vor und gewann bis gegen 3 Uhr wesentlich Boden; es waren dies nur Vortruppen der nächststehenden Armeekorps, den Gegner vermutete man im Abzug begriffen und wollte ihn festhalten. Später wurde der Feind zwar auch aus dem Walde geworfen, feindliche Reserven jedoch zwangen zu zeitweiligem Zurückgehen. Nach 6 Uhr abends erfolgte ein Vorstoß des franz. linken Flügels gegen die rings um Stiring fechtenden preuß. Truppen; erst dem Eingreifen brandenb. Infanterieregimenter der Zweiten Armee gelang es, die meist bewaldeten Steilhänge der Höhen zu nehmen, während die Kuppe erst in der Nacht gewonnen werden konnte. Die Wirkung der deutschen Artillerie war auf wenige Punkte beschränkt und die Thätigkeit der Reiterei durch die Beschaffenheit des Geländes fast ganz ausgeschlossen. Mit Unterstützung von Abteilungen der 16. Division und der 5. und 6. Division der Zweiten Armee wurde auf Befehl des Generals von Goeben die feindliche Stellung erstürmt und die Franzosen zu einem vollständigen und eiligen Rückzug gezwungen. Der Angriff weniger frischer Bataillone gab schließlich die Entscheidung. Der preuß. Verlust in dem blutigen Kampfe betrug 223 Offiziere und 4648 Mann; Frossard gibt in seinem «Rapport» den Verlust seines Korps auf 249 Offiziere und 3829 Mann an. Vgl. Schell, «Die Operationen der Ersten Armee unter General von Steinmetz» (Berl. 1872); «Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71» (redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes, Tl. I, Bd. 1, Berl. 1874).

Spicknadel, eine Nadel, mittels deren man dünne Speckstreifen durch ein Fleischstück zieht, um sie in demselben stecken zu lassen.

Spicula (lat.), s. Ährchen.

Spiegel (frz. glace, miroir; engl. looking-glass, mirror), ein Körper mit glatter Oberfläche zur Erzeugung von zurückgestrahlten Bildern. Fallen auf irgend einen Körper Lichtstrahlen von einem leuchtenden oder erleuchteten Punkte aus, so werden sie, insoweit sie nicht von dem erstern verschluckt oder, falls es ein durchsichtiger Körper ist, durchgelassen werden, nach bestimmten Gesetzen zurückgeworfen. Ist die Oberfläche jenes Körpers rauh und uneben, so werden auch die auffallenden Lichtstrahlen ganz unregelmäßig zurückgeworfen, nach allen Richtungen hin zerstreut und bloß der Körper selbst wird uns sichtbar. Ist die Oberfläche des Körpers dagegen sehr glatt oder poliert, so werden die auffallenden Lichtstrahlen in derselben Ordnung zurückgeworfen, in welcher sie auffielen, wodurch uns der strahlensendende Körper sichtbar wird. Solche Körper, deren Oberfläche behufs der vollkommenern Zurückstrahlung poliert ist, bezeichnet man vorzugsweise als Spiegel und legt ihnen nach Maßgabe ihrer Form verschiedene Namen bei. Ihre Oberfläche ist nämlich entweder vollkommen eben oder gekrümmt; die erstere Gattung S. nennt man dann ebene oder Planspiegel. Was diese betrifft, so ist, gestützt auf die Reflexionsgesetze des Lichtes, ihr Bild immer dem Gegenstande vollkommen gleich und erscheint in derselben Entfernung hinter dem S., in welcher sich der eigentliche Gegenstand vor demselben befindet. Daraus folgt unmittelbar, daß das, was im Gegenstande rechts

ist, im Bilde zu links wird, und umgekehrt. Die S. bestehen entweder aus durchsichtigen oder undurchsichtigen, aus flüssigen oder aus festen Körpern. Die flüssigen, Wasser, Öl, Quecksilber u. s. w., haben im Zustande ihres Gleichgewichts von selbst eine glatte Oberfläche, welche die festen Körper in der Regel erst durch die Kunst erhalten müssen. Die härtesten Körper liefern die vollkommensten S., weil sie die beste Politur annehmen; daher eignen sich gewisse Metalle, wie Stahl, Bronze, Gold, Silber u. s. w., vorzüglich dazu. Die **Metallspiegel**, in früherer Zeit die hauptsächlich benutzten, dienen gegenwärtig nur noch wissenschaftlichen Zwecken und sind seit Jahrhunderten durch die **Glasspiegel** ersetzt, welche auf der Rückseite mit Metall (meist Zinnamalgam) belegt sind. Außer ihrem gewöhnlichen Gebrauche dienen die ebenen S. auch zur Dekoration, zur Vervielfältigung der Bilder, z. B. beim Kaleidoskop (s. d.), zum Leiten des Lichts um Ecken, zur Erhellung dunkler Lokale mittels des reflektierten Lichts u. s. w. Große, durchsichtige, schiefgestellte Spiegelgläser erzeugen vermöge ihrer glänzenden Oberfläche Spiegelbilder, welche man nach dem Spiegelgesetze hinter dem Glase neben Gegenständen wahrnimmt, welche man durch das unbelegte Glas direkt sieht. Dies führt zu optischen Täuschungen, worauf die Bühnenspiegel der Neuzeit (Pepper 1860) für theatralische Gespenstererscheinungen beruhen. Die Planspiegel werden ferner verwendet zu wissenschaftlichen Zwecken in der Astronomie und Physik. Dann wendet man jedoch nicht die gewöhnlichen, mit Zinnamalgam belegten Glasspiegel an, weil diese, da sie eigentlich zwei spiegelnde Oberflächen haben, zwei oder auch noch mehr Bilder geben, sondern man bedient sich entweder der S. von Metall, namentlich aus einer Legierung von Kupfer und Zinn, oder auch der Glasspiegel, aber mit geschwärzter Rückseite. Zu den S. mit gekrümmter Oberfläche gehören die Cylinder-, Kegel-, Paraboloid-, Ellipsoid- und sphärischen oder Kugelspiegel, welche letztere wieder konvexe S. oder Hohlspiegel sein können. Von ihnen finden aber nur die Hohlspiegel Anwendung. Die **Konvexspiegel** geben verkleinerte aufrechte Bilder hinter dem S. Die **Hohlspiegel**, auch Brennspiegel (s. d.) genannt, haben einen Brennpunkt oder Fokus, in welchem sich die parallel mit der Achse auffallenden Lichtstrahlen vereinigen; derselbe liegt in der Mitte zwischen dem Krümmungsmittelpunkt des S. und dem S. selbst. Die **sphärischen Hohlspiegel** oder **Konkavspiegel** dienen als Beleuchtungsspiegel, indem Strahlen, welche von ihrem Fokus ausgehen, in paralleler Richtung auf weite Strecken geworfen werden; ehedem wurden dieselben zur Erzeugung von schwebenden Luftbildern u. dgl. m. angewandt.

Der Gebrauch der S. ist sehr alt; die ältesten S. waren von Metall, doch brauchte man im grauen Altertum auch S. aus einem schwarzen obsidianähnlichen Gestein. Wenn man nach Plinius in Sidon ersonnen hatte, S. aus Glas zu machen, so waren diese höchst wahrscheinlich nur Imitationen jener Obsidianspiegel. Aus der Thatsache, daß Glasspiegel in keiner Schrift des Altertums erwähnt, auch nirgends vorgefunden wurden, ist zu schließen, daß sie nicht in Gebrauch waren. Erst seit dem 16. Jahrh. wurden die alten nürnberger Glasspiegel (Abschnitte von innen mit einer Metallegierung belegten Metallkugeln) erwähnt. In dem nämlichen Jahrhundert ist aber auch schon die Anfertigung von mit Zinnamalgam belegten Glastafeln in Venedig im Gange. Von Venedig ging die Kunst am frühesten nach Böhmen und Bayern (Nürnberg) und später (1665) unter Colbert nach Frankreich. Damals waren die S. ausschließlich geblasene, d. h. nach Art der Wetzengläser dargestellte. Erst 1688 gelang es dem franz. Techniker Thevart, gegossene Glastafeln herzustellen.

Zur Herstellung der **belegten Spiegel** breitet man auf einer vollkommen ebenen, horizontal liegenden Steinplatte Zinnfolie (Stanniol) glatt aus, übergießt sie wiederholt mit Quecksilber, das man jedesmal mittels eines Filzbauschs verreibt, bis dasselbe eine 2—3 mm hohe Schicht bildet, und schiebt hierauf die geschliffene, gut gereinigte Glasplatte derart über das Quecksilber, daß der Rand der erstern stets in das letztere eintaucht. Alsdann beschwert man die Tafel mit Gewichten, um das überschüssige Quecksilber auszupressen, gibt der Steinplatte eine mehr und mehr geneigte Lage, hebt nach etwa 24 Stunden den S. ab und stellt ihn auf die Kante, damit das überschüssige Quecksilber vollständig abfließt. Nach 8—20 Tagen ist der S. zur Verwendung fertig. In neuerer Zeit benutzt man häufig **Silberspiegel**, d. h. auf der Rückseite versilbertes Glas. Wichtiger als das Versilbern ist das **Platinieren** des Spiegelglases, welches man auf der Vorderseite des Glases ausführt, weshalb dasselbe von geringerer Beschaffenheit sein kann und nur auf einer Seite geschliffen und poliert zu werden braucht.

Die **Fabrikation der Spiegeltafeln** hat seit Mitte des 19. Jahrh. erhöhte Bedeutung und Ausdehnung gewonnen, seitdem man die gegossenen Tafeln nicht nur zu S., sondern im unpolierten Zustande vielfach zur Verglasung von Werkstätten, Fabriken, Treibhäusern, Stiegenhäusern, Passagen, überhaupt aller Lokalitäten anwendet, bei denen eine seitliche Beleuchtung nicht statthaft ist. Im polierten, aber unbelegten Zustande ist der Gebrauch der gegossenen Glastafeln für Schaufenster ein ganz erstaunlicher geworden; auch bricht sich in den mit Berücksichtigung des Comfort gebauten Häusern immer mehr die Sitte Bahn, an die Stelle des gewöhnlichen Fensterglases das **Spiegelglas** treten zu lassen. Allgemein anerkannt ist es auch, daß das belegte Spiegelglas die schönste, relativ preiswürdigste Zimmerdekoration bildet. Die **geblasenen Spiegel** sind indessen keineswegs außer Gebrauch gekommen; die in Fürth hergestellten kleinen S. (Judenmaßspiegel), die auf allen Jahrmärkten und Messen feilgeboten werden, sind geblasene S. Die **gegossenen Spiegel** werden, was die Glastafeln betrifft, hauptsächlich in Frankreich (von der Gesellschaft St.-Gobain, welche auch in Deutsch-Lothringen, in Stolberg bei Aachen und in Waldhof bei Mannheim Werke besitzt), England und Belgien fabriziert. Die rohen Tafeln werden auf beiden Seiten geschliffen und dann mit Colcothar (Eisenoxyd) und etwas Wasser poliert. Nach dem Polieren werden die Tafeln mit Beleg (einem Amalgam aus 77 Teilen Zinn und 23 Teilen Quecksilber) versehen. In neuerer Zeit hat man mit leidlichem Erfolge versucht, anstatt der Belegung der S. mit Zinnamalgam eine auf nassem Wege hervorgerufene Versilberung der Glasplatten (**Silberspiegel**) oder ein Überziehen derselben mit Platin oder mit Palladium

anzuwenden. Im Deutschen Reiche hat sich die Spiegelmanufaktur besonders in Fürth eingebürgert; die Zahl der bei dieser Fabrikation, die das Rohglas von auswärts bezieht, beschäftigten Personen beträgt über 3000, der totale Produktions- und Absatzwert jährlich 5—6½ Mill. Mark.

Spiegel, in übertragener Bedeutung, jede glänzende oder auch nur glatte Fläche ohne den Begriff des Zurückwerfens der Lichtstrahlen, z. B. Wasserspiegel, der S. des Meeres; ferner die glänzenden Flecken an Pfauenfedern, Schmetterlingen und andern Tieren, der weiße Fleck am After des Rehs; ferner der Mittelpunkt einer Scheibe (s. Centrum); die Hinterfläche eines Schiffs über Wasser (s. Heck). Endlich ist S. auch noch der Titel verschiedener Werke, besonders pädagogischen und moralischen Inhalts, in denen Beispiele aus dem Leben als Muster oder zur Warnung aufgestellt sind, z. B. Tugendspiegel, Jugendspiegel, Glaubensspiegel, Fürstenspiegel u. s. w.; auch für Sammlungen von Rechtsgewohnheiten und Gesetzen, z. B. Sachsenspiegel (s. d.), Schwabenspiegel (s. d.).

Spiegel (Friedr.), einer der verdientesten Orientalisten, geb. 11. Juli 1820 in Kitzingen bei Würzburg, besuchte das Gymnasium zu Ansbach und die Universitäten Erlangen, Leipzig und Bonn, wo er sich dem Studium der orient. Sprachen widmete. Die J. 1842—47 brachte er größtenteils im Auslande, besonders an den Bibliotheken zu Kopenhagen, London und Oxford zu. Im Herbst 1849 ward er als Professor der orient. Sprachen an die Universität Erlangen berufen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist vornehmlich auf die ind. und iran. Sprachen und Litteraturen, insbesondere auf die buddhistischen und altpers. Religionsbücher gerichtet. Von seinen selbständigen Schriften haben die Ausgabe des «Kammavâkya» (Bonn 1841) und die «Anecdota Pâlica» (Lpz. 1845) das Studium der Pâli-Litteratur in Deutschland begründet. Ein brauchbares Hilfsmittel zur Kenntnis des Neupersischen bot er in der «Chrestomathia Persica» (Lpz. 1846). Sein Hauptwerk bildet jedoch die Ausgabe und Übersetzung des «Aveṣta», der heiligen Bücher der Parsen, von welcher der erste und zweite Band (Lpz. 1853—58) den Zendtext des Vendidad, Jasna und Vispered enthält, während die deutsche Übertragung (3 Bde., Lpz. 1852—63) und der Kommentar (2 Bde., Lpz. 1864—68) gesondert erschien. Auf die Erklärung des «Aveṣta» beziehen sich, außer verschiedenen Abhandlungen in den «Denkschriften» der Bayrischen Akademie und vielen Beiträgen zu Zeitschriften, noch S.s «Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen» (2 Bde., Lpz. 1856—60), deren erster Band den ersten Versuch einer grammatischen Behandlung der Pehlewi- oder Huzvareschsprache enthält, die «Grammatik der Pârsîsprache» (Lpz. 1851), in der er zum ersten mal die unter dem Namen Pazend bekannte Sprache bearbeitete und Proben aus den noch in derselben erhaltenen Schriften mitteilte, und die «Grammatik der altbaktrischen Sprache» (Lpz. 1867). Eine vollständige Sammlung der bekannten altpers. Keilinschriften nebst Übersetzung und Erklärung gab er in «Die altpers. Keilinschriften» (Lpz. 1862; 2. Aufl. 1881). Seine geogr. und ethnogr. Aufsätze über das ältere und neuere Persien sammelte er in «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863). Es waren dies die Vorarbeiten zum größern Werke: «Eranische Altertumskunde» (3 Bde., Lpz. 1871—78). Noch schrieb S. eine «Vergleichende Grammatik der alteranischen Sprachen» (Lpz. 1882).

Spiegelberg (Otto), ausgezeichneter Geburtshelfer und Gynäkolog, geb. 9. Jan. 1830 zu Peine in Hannover, studierte in Göttingen Medizin, habilitierte sich daselbst 1853 als Privatdocent, unternahm eine längere Studienreise nach England und Schottland und wurde 1861 als ord. Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie nach Freiburg, 1864 nach Königsberg und 1865 nach Breslau berufen. Er starb daselbst 10. Aug. 1881. S. hat sich als vorzüglicher Operateur, als akademischer Lehrer wie nicht minder als Schriftsteller um die Geburtshilfe und Gynäkologie große Verdienste erworben. Sein Hauptwerk ist ein großes «Lehrbuch der Geburtshilfe» (Lahr 1878); seit 1870 gab er in Verbindung mit Credé das «Archiv für Gynäkologie» heraus, in welchem zahlreiche Abhandlungen von ihm und seinen Assistenten erschienen sind.

Spiegeleisen (frz. fonte miroitante, engl. spiegel-iron), wegen der großen stark glänzenden, spiegelnden Krystallflächen so genannt, die kohlenstoffreichste und weißeste Sorte des Roheisens, die sich ihres hohen Mangangehalts wegen vorzüglich zur Stahlfabrikation eignet. (S. unter Eisen und Eisenerzeugung.)

Spiegelente, soviel wie Wilde Ente, s. unter Ente.

Spiegelfasern, soviel wie Markstrahlen.

Spiegelglas, s. unter Spiegel.

Spiegelhuhn, soviel wie Birkhuhn.

Spiegel-Instrumente dienen zum Messen von Winkeln in beliebigen Ebenen und haben vor andern Winkelinstrumenten den Vorzug, daß sie keines Stativs bedürfen. Auf Schiffen sind sie daher die einzig brauchbaren Winkelinstrumente; ihre Handlichkeit und Tragbarkeit machen sie außerdem zu guten Hilfsinstrumenten für flüchtige Aufnahmen, wobei sie selbst den Gebrauch auf dem Pferde ermöglichen. Ein wesentlicher Nachteil der S. für Horizontalmessungen ist der, daß sie die Winkel nicht in der Projektion ergeben, was ihren Gebrauch in unebenem Terrain sehr einschränkt, auch sind sie von der Beleuchtung sehr abhängig und ergeben unmittelbar nur Winkel unter 120°. Zu genauern Vermessungen finden sie daher keine Verwendung. Ihre Einrichtung beruht auf zwei Planspiegeln, von denen der eine drehbar ist, der andere feststeht. Letzterer gestattet zugleich ein direktes Anvisieren des einen der beiden Objekte, indem er entweder nur in seiner untern Hälfte belegt ist, oder indem das Visierfernrohr eine entsprechende Einrichtung hat. Erscheint in dem feststehenden Spiegel das eine der beiden Objekte direkt, von dem andern aber senkrecht unter jenem das Spiegelbild (durch Reflexion des entsprechend eingestellten drehbaren Spiegels), so ist der Winkel der beiden Objekte mit dem Auge des Beobachters doppelt so groß, als der Neigungswinkel der beiden Spiegel zueinander. Letzterer wird auf dem Instrument abgelesen, indem der drehbare Spiegel auf einer Alhidade (mit Nonius) steht, zu der ein entsprechend eingeteilter Kreisbogen gehört. Die Winkel des letztern sind zur Vereinfachung der Rechnung in der Regel mit dem doppelten Werte beschrieben. Das älteste S., welches in verbesserten Konstruktionen heute noch in der Nautik eine große Rolle spielt, ist der Spiegelsextant, auch als Spiegeloktant vorkommend. S. zu Terrainaufnahmen sind besonders der katoptrische Zirkel und die Reflektoren

von Douglas und von Horner, welche sämtlich eine Einrichtung haben, um den gemessenen Winkel in bequemer Weise auf das Papier zu bringen. Spiegelkreis, Reflexionskreis und Spiegelprismenkreis s. unter Sextant.

Spiegelkarpfen, s. unter Karpfen.

Spiegelkreis (Mayer-Bordascher), s. unter Sextant.

Spiegelmeise, soviel wie Kohlmeise, s. unter Meise.

Spiegelmetall (frz. métal à miroirs, engl. specular metal) nennt man in sehr verschiedenem Verhältnis zusammengesetzte Legierungen, meist von Kupfer und Zinn, Kupfer und Zink, Kupfer, Zinn und Zink, auch mit Zusatz von Nickel, welche sich durch weiße Farbe, Härte und höchste Politurfähigkeit auszeichnen und zu Spiegeln, meist für optische Zwecke, dienen. Ein geringer Zusatz von Arsen macht die Kupfer-, Zinn- und Zinklegierungen sehr fest und dicht und gibt ihnen ein hohes Reflexionsvermögen. Das chinesische S. besteht aus 80 Teilen Kupfer, 9 Teilen Blei und 8 Teilen Antimon. Ein S. von besonderer Weiße erhält man durch Zusammenschmelzen von gleichen Gewichtsteilen Stahl und Platin.

Spiegelpfau (Polyplectron chinquis, s. Tafel: Hühnervögel, Fig. 16) heißt ein etwa 60 cm langer Bewohner Hinterindiens, dessen Gefieder im allgemeinen matt grau und bräunlich ist, indessen durch prachtvoll grünblau schillernde, runde Spiegelflecken auf den Flügel- und Schwanzdeckfedern, sowie auf den Steuerfedern einen ausgezeichnet schönen Anblick gewährt.

Spiegelrinde, s. Eichenrinde.

Spiegelsextant, s. Sextant.

Spiegeltafeln, s. unter Spiegel.

Spiegelteleskop, s. Fernrohr.

Spiegelversicherung, s. unter Glasversicherung.

Spiekeroog, eine der ostfries. Nordseeinseln, östlich von Langeoog, westlich von Wangeroog, gehört zum preuß. Regierungsbezirk und Kreis Aurich der Provinz Hannover, zählt (1880) 180 luth. E. und hat eine Pfarrkirche, ein jährlich von 6—700 Gästen besuchtes Seebad, Seeschiffahrt, Schellfischfang und Seehundsfang auf der nordwestl. Robbenplatte. S. ist eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger, hat 6 eigene Seeschiffe von 370 Registertons, steht durch Fährschiff mit dem 7 km entfernten Neuharlingersiehl und durch Dampfschiff mit Geestemünde in Verbindung. Der nordwestl. Strand wird durch bedeutende Strandbefestigungs- und Dünenschutzbauten gegen die Fluten geschützt.

Spiel nennt man die freie Beschäftigung des Geistes oder des Körpers ohne ernsten Zweck. Der Zweck des S. ist vielmehr Erholung, Wechsel der Eindrücke und angenehme Unterhaltung. Körperliche S. finden besonders in der Kindheit und Jugend statt und tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei, daher läßt sich die Turnkunst deren Pflege angelegen sein. Hierher gehören die Ball-, Kugel-, Haschе-, Ringspiele u. s. w. S., bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird, wie die sog. Verstandesspiele, vornehmlich das Schachspiel, bilden manche Fähigkeit desselben, wie die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe, aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufall und belohnen im Fall des Gewinnens den Ehrtrieb. Dasselbe gilt von den S., welche Verstandes- und Glücksspiele zugleich sind, wie manche Kartenspiele, L'Hombre, Tarok, Piquet, manche Würfelspiele, z. B. Toccategli. Schädlich wirken auf Gemüt wie Körper die Hazardspiele, deren einziger Zweck der Gewinn durch Zufall ist. Die beste Spielsammlung ist Guts Muths' «Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes» (7. Aufl. von Schettler, Hof 1885).

Spielart, s. Varietät.

Spielberg, früher Festung und Staatsgefängnis, jetzt Kaserne bei Brünn (s. d.).

Spieldose, s. unter Spieluhren.

Spiele, öffentliche der Römer, s. Circensische Spiele.

Spielgraf, s. unter Graf.

Spielhagen (Friedr.), geschätzter deutscher Romanschriftsteller, geb. 27. Febr. 1829 zu Magdeburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stralsund und widmete sich seit 1847 zu Berlin, Bonn und Greifswald philol. und philos. Studien. Später wandte er sich jedoch ausschließlich litterarischen Bestrebungen zu. Schon seine beiden ersten novellistischen Arbeiten, «Clara Vere» (1857) und «Auf der Düne» (1858) wurden beifällig aufgenommen. Seinen eigentlichen Ruf begründete er mit «Problematische Naturen» (4 Bde., Berl. 1860; 11. Aufl., Lpz. 1885), mit der Fortsetzung «Durch Nacht zum Licht» (4 Bde., Berl. 1861; 10. Aufl., Lpz. 1885), einem fein angelegten und gut durchgeführten Roman, der den besten neuern deutschen Schöpfungen dieser Gattung würdig zur Seite tritt. Seitdem veröffentlichte S. noch: «In der zwölften Stunde», «Die von Hohenstein» (6. Aufl., Lpz. 1885), «Röschen vom Hofe», «In Reih' und Glied» (5 Bde., 1866; 4. Aufl. 1876), «Hans und Grete», «Unter Tannen», «Vermischte Schriften», «Hammer und Amboß» (5 Bde., Schwerin 1869; 8. Aufl. 1881), «Die Dorfkokette», «Deutsche Pioniere», «Allzeit voran», «Was die Schwalbe sang», «Ultimo», «Aus meinem Skizzenbuch», «Sturmflut» (3 Bde., Lpz. 1877; 5. Aufl. 1883), «Das Skelett im Hause», «Von Neapel bis Syrakus. Reiseskizzen», «Platt Land», «Quisisana» (Lpz. 1880), «Angela» (2 Bde., Lpz. 1881), «Uhlenhans» (2 Bde., Lpz. 1884), «Was will das werden?» (1886). Auch als dramatischer Dichter ist S. aufgetreten mit den Schauspielen «Liebe für Liebe» (Lpz. 1875), «Der lustige Rat» (Lpz. 1875) und «Hans und Grete» (Lpz. 1876). Seine «Sämtlichen Werke» (3. Aufl., 14 Bde., Lpz. 1875—77) enthalten die Romane und Novellen des Dichters, außer den neuesten, erst nach 1877 erschienenen. Das poetisch reflektierte Bild der Zeit, welches S. in seinen großen Romanen schildert, rundet sich mit jedem dieser Werke mehr und mehr ab. In seinen «Vermischten Schriften» und in seinen «Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans» (Lpz. 1883) bemüht sich der Verfasser, seine praktischen Erfahrungen auch für die Theorie zu verwerten. Daneben hat sich S. auch mehrfach als Übersetzer bekannt gemacht. So lieferte er Übertragungen von Curtis' «Reiseskizzen eines Howadji» (Hannov. 1857), von Emersons «Engl. Charakterzüge» (Hannov. 1858), «Amerikanische Gedichte» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1865); ferner von Roscoes «Lorenzo von Medicis» (Lpz. 1859) und von Michelets «Die Liebe» (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1859), «Die Frau» (Lpz. 1860) und «Das Meer» (Lpz. 1861). Seit 1862 lebt S. zu Berlin; 1878 übernahm er die Redaction von Westermanns

«Illustrierten deutschen Monatsheften», welche er indessen 1884 wieder niederlegte, um sich ganz seinen poetischen Arbeiten widmen zu können.

Spielhahn oder **Birkhahn** (Tetrao tetrix, s. Tafel: Hühnervögel, Fig. 10) heißt das männliche Birkhuhn (s. d.).

Spielkarten sind ohne Zweifel eine chines. Erfindung, über deren erste Erscheinung, Gestaltung und Verbreitung in Europa aber noch manches unsicher und bloße Vermutung ist, zumal da die angeblich ältesten Kartenspiele gar nicht in diese Kategorie hineingehören. Die berühmte «Piquetkarte Karls VI.», im pariser Kupferstichkabinett, ist weder ein Piquetspiel, noch überhaupt eine Spielkarte, sondern eine unvollständige Folge von 17 Quartblättern aus einem allegorischen Bilderbuche zu erbaulichem Zeitvertreibe und von derselben Gattung als das sog. Giuco di Tarrocchi von Mantegna. Die eigentlichen Karten, welche den Urtypus unserer heutigen bilden, sollen nach der gewöhnlichen, aber keineswegs wahrscheinlichen Annahme von den Ostindiern zu den Arabern gekommen und von diesen im Abendlande eingeführt sein; es wird jedoch nicht angegeben, zu welcher Zeit dies geschehen. Die vielen Verordnungen, in denen schon früh gegen das Spiel und die Spielwut, zum Teil selbst durch Synodal- und Konzilienbeschlüsse, geeifert wird, liefern über das Aufkommen und die Verbreitung des Kartenspiels keine so sichern Aufschlüsse, als man davon erwarten sollte, da die Karten auch unter alea (Würfel), welches Wort alle Arten von Glücksspielen umfaßte, begriffen, also auch schon vorhanden gewesen sein können, ehe sie noch mit besonderm Namen genannt werden. Ausdrückliche Erwähnung geschieht ihrer in Deutschland und zwar in Nürnberg zuerst 1388, in Ulm 1397, in Frankreich 1400, in Italien 1419, in Spanien 1436; in England erging 1463 schon ein Einfuhrverbot.

Das älteste Kartenspiel ist allem Anscheine nach das ital. Tarok, dessen etymologisch unklarer Name bisher noch keine genügende Erklärung gefunden hat und das bereits zu Anfang des 15. Jahrh. erwiesen zu Bologna gespielt wurde. Es bestand aus 78 Karten in zwei Abteilungen: die erste, mit 21 Blättern, begriff die Atouts, welche sich durch die Darstellung von Figuren und verschiedenerlei Gegenständen mit Ordnungsnummern voneinander unterschieden; die zweite, mit 56 Karten, 16 Bildern und 40 Zahlblättern in vier Reihefolgen, die jede unterscheidende Bezeichnungen, sog. «Farben» hatten. Wann die Deutschen der ital. Karte ihre veränderte Gestalt gegeben haben, ist ungewiß. Bei den Franzosen scheint dies, nach den Kostümen der Bilder ihrer alten Piquetkarte und nach den diesen Bildern beigesetzten, jedoch sich nicht immer gleich bleibenden Namen zu urteilen, unter Karl VII. (1422—61) geschehen zu sein. Manche behaupten, es sei die Idee kämpfender Parteien, die, wie beim Schach, allen wirklichen morgenländ. und abendländ. Kartenspielen zu Grunde liege. Ursprünglich habe das Kartenspiel aus vier Kompagnien gleich gekleideter Soldaten bestanden, deren jede aus acht Gemeinen (2—9 numeriert), einem Fußknechte, einem Ritter, einer Königin und einem Könige zusammengesetzt gewesen. Das As habe die Fahne vorgestellt, und nach ihm habe man die vier Kompagnien, welche sie anführte, unterschieden; der Ritter sei später in einen Gemeinen verwandelt worden und habe die Nummer 10 erhalten. Andere sehen in unserm Kartenspiele eine bloße Umwandlung des Schachspiels, wobei die Offiziere zu Bildblättern, die Bauern zu Zahlblättern und die zwei Farben mit ihren Doppeloffizieren in jeder zu vier Farben mit einfachen Bildern nach Anleitung der Quadrillen in den Turnieren oder Karussel geworden seien. Daß die uneigentlich so genannten Farben anfangs auch figürlich unterschieden wurden, woraus erst zuletzt die jetzt üblichen Schemata der franz. Piquetkarte hervorgegangen sind, lag in der emblematischen Neigung des Zeitalters. Die ältesten und Grundformen der Farben sind diejenigen der Tarokkarte: Cupi (Becher), Spadi (Degen), Denari (Münzen, Geld), Bastoni (Stäbe, Stöcke). Diese verwandeln sich in der deutschen und niederländ. Karte in Rot oder Herzen, Schellen, Eicheln oder Kreuz, und Grün oder Laub (auch Spaten oder Schüppen), in der französischen und englischen endlich in Coeur (heart, Herz), Pique (spade, Lanze), Carreau (diamond, Pfeilspitze, Bolzen), und Trefle (club, Klee). Die italienischen, auch wohl noch gezwungener die franz. und deutschen vier Farben sind auf die vier Stände bezogen worden: Geistlichkeit (Kelche, Herzen, Rot), Adel (Degen, Schellen, Lanze), Bürger (Geld, Eicheln, Kreuz), und Bauern (Stöcke, Klee, Spaten). Sowohl in der Zahl als in der Unterscheidung der Farben hat jedoch anfangs große Verschiedenheit obgewaltet, bis sie sich durch allgemeinen oder volkstümlichen Brauch auf vier von den erwähnten Formen gesetzt haben. Ebenso verschieden sind die Bilder. Der König und die Königin, aus dem Könige und der Königin im Schachspiele herübergenommen, wo letztere ursprünglich der Vezier oder Feldherr hieß, sind allen gemein. Die an die Stelle der Königin getretene Dame scheint in Frankreich aufgekommen zu sein. Daß der Bube häufig doppelt ist, als Reiter und Fußknecht, deutet noch näher auf die ursprüngliche Entstehung aus Springer und Läufer im Schachspiele hin. Der Roche mag in das As, welches in den meisten Kartenspielen von höherer Bedeutung als die übrigen Zählkarten ist, übergegangen sein. In Deutschland gestaltete sich das As zum Taus (Daus), die Königin zum Ober, der Bube zum Unter um. Der Eichelnober (in mehrern Spielen alle Ober, in einigen Gegenden die Unter) erhielt den Namen Wenzel (nach dem heil. Wenzeslaus), der Grünober den Namen Baste (nach dem heil. Sebastian). In Frankreich gab man den einzelnen Königen, Damen und Buben besondere Namen, den beiden erstern aus der alten und biblischen Geschichte, den letztern aus franz. Ritterromanen. So führten unter Karl VII. die Könige die Namen Karl, David, Alexander, Cäsar; die Damen Judith, Pallas, Rachel, Argine; die Buben hießen Hektor, Ogier, Lahire, Lancelot.

Das zu den S. verwendete Material ist das sog. **Kartenpapier**, dünne geleimte Pappe. Was die **Fabrikation** der S. anlangt, so wurden die ältesten mit Hilfe der Patronen aus freier Hand verfertigt. Die «Briefmaler» und «Illuminierer», welche Heiligenbilder und kurze Schrifttexte schrieben und kolorierten, waren zugleich Kartenmaler und betrieben die Verfertigung von S. der gemeinsten und wohlfeilsten Art häufig als Hauptgeschäft. Von diesen Brief- und Kartenmalern sind die ersten Versuche der Druckkunst ausgegangen. In Deutsch-

land und den Niederlanden hatte der Holzdruck vielleicht schon im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrh. bei ihnen seinen Anfang genommen; jedoch erst um 1440 war das Brief- und Kartendrucken ein bekanntes und in vielen großen deutschen Städten verbreitetes Gewerbe. In Frankreich ist von ihnen vor Einführung der Buchdruckerkunst keine Rede; erst im 16. Jahrh. geschieht ihrer gewerbliche Erwähnung unter dem Namen Tailleurs et Imprimeurs d'histoires et de figures. In Paris waren sie mit den Dominotiers, den Verfertigern von buntem oder marmoriertem Papier verbunden, was ihren ursprünglichen Zusammenhang mit den Kartenmachern (Cartiers) verrät, die schon früh den Rückseiten der S., um sie undurchsichtig zu machen, eine bunte Färbung (Musierung) zu geben pflegten, wie noch jetzt bei den deutschen und franz. Karten geschieht. Ob von ihnen zuerst Heiligenbilder oder S. mit der Holzform gedruckt worden, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Alte S. der gemeinern Art werden nicht aufgehoben, und daher kommt es, daß sich in den vorzüglichsten Sammlungen keine vorfinden, die erwiesen dem 15. Jahrh. angehören. Selbst die im pariser Kupferstichkabinett befindliche und angeblich aus dieser Zeit herstammende sehr rohe franz. Holzschnittkarte gehört trotz ihres ältern Aussehens doch wohl in das 16. Jahrh. Nach der Erfindung des Holzdrucks blieb die Fabrikation der S. stehen, und selbst in unserer Zeit bildet sie keinen sehr vorgeschrittenen Industriezweig. Holzformen von Birnbaum werden noch jetzt vorzugsweise dabei angewendet, und erst unlängst hat man angefangen, sich der Holzstöcke von Buchsbaum, der Clichés und des Metallschnittes (Messing), sowie der Buchdruckerpresse zu bedienen. Nur selten, besonders für die figurenreichen Tarokkarten und die feinern Sorten der franz. und deutschen Karte, kommt der Stich in Kupfer, Zink und Stahl, sowie die Lithographie zur Anwendung. In größern Fabriken druckt man die Musierung mit der Buchdruckerpresse auf. Die besten und elegantesten Karten werden zu Paris, London und Wien verfertigt. In Deutschland werden besonders in Stralsund, Hamburg, Kassel, Naumburg, Frankfurt a. M., München, Stuttgart, Ravensburg, Ulm und Mainz S. fabriziert.

Die Arten der Kartenspiele haben sich überaus vermehrt. Sie sind teils Hazardspiele, wie Pharao, Landsknecht, Vingt-un, teils sog. Kommerspiele, bei welchen letztern entweder die Zahl der Stiche oder die Zahl der Augen, oder auch sog. Sequenzen entscheiden. Für das geistreichste aller Kartenspiele gilt das L'Hombre (span. Ursprungs). Sehr verbreitet sind das engl. Whist, das franz. Piquet, das Solo, der Skat (verstümmelt aus écarté, écarté; altfranz. escarter, ital. scartare, bedeutet eine Karte aus dem Spiele herauslegen), Boston u. s. w. Abgesehen davon, daß die Mode auch auf diesem Gebiete ihre Herrschaft geltend macht, haben die verschiedenen Stände und die verschiedenen Gegenden ihre Lieblingsspiele. Nicht minder verbreitet wie die Kartenspiele sind auch die Kartenkünste, welche meist bei größter Gewandtheit besondere Kunstgriffe (z. B. Volteschlagen) erfordern. Der Gebrauch der Karten zum Wahrsagen ist fast so alt als die S. selbst, und der ursprüngliche arab. Name Naibi oder Naipes, welchen sie früher in Italien und Spanien führten, und der soviel als Wahrsagung bedeuten soll, scheint auf diesen Zusammenhang hinzuweisen. Noch gegenwärtig ist das Kartenschlagen oder Kartenlegen, die Kunst der Kartomantie, eins der beliebtesten Mittel, besonders der Frauen aus niedern Volksschichten, um das Dunkel der Zukunft aufzuhellen. Der erste, welcher das Kartenschlagen lehrte, war der Buchdrucker und Zeichner Francesco Marcolini aus Forli in seinen «Sorti» (Veneb. 1540). In neuerer Zeit hat namentlich der Kupferstichhändler Aliette unter dem anagrammatischen Namen Etteila mehrere Bücher, z. B. «Cours théorique et pratique du livre de Thott» (Par. 1790), herausgegeben. Berühmt als Kartenschlägerin war die Lenormand (s. d.).

Litteratur. Bei der großen Wichtigkeit, welche die ältesten S. für die Geschichte der Holzschneidekunst, wie für die Geschichte der daraus hervorgegangenen Typographie besitzen, ist die Entstehung derselben von mehrern Kunsthistorikern und Bibliographen bearbeitet worden. Die Hauptwerke sind: Leber, «Jeux des tarots et des cartes numérales» (Par. 1844, mit 100 Kupfern); Singer, «Researches into the history of playing cards» (Lond. 1838, mit Kupfern); Chatto, «Facts and speculations on the origin and history of playing cards» (Lond. 1848); «Die S. der Weigelschen Sammlung» (Lpz. 1865). Vgl. noch Breitkopf, «Versuch über den Ursprung der S.» (Lpz. 1784); Taylor, «The history of playing cards» (Lond. 1865); «Origine des cartes à jouer» (Par. 1869).

Spielleute heißen im deutschen Heere die Tambours und Hornisten der Infanterie, welche einerseits Signale (Reveille, Zapfenstreich, Feuerlärm, Generalmarsch, beim Exerzieren und im Gefecht) zu geben und andererseits zur Belebung der Mannschaften Märsche zu spielen haben. Bei jeder Kompagnie befinden sich zwei Tambours und zwei Hornisten etatsmäßig, doch werden nicht selten noch einige Mann als Reservespielleute ausgebildet.

Spielschule, s. Kindergärten.

Spieluhren (frz. montres à carillon, engl. musical watches) heißen Uhren, welchen ein Spielwerk beigegeben ist, um zu bestimmten Zeiten, z. B. wenn die Stunde voll wird, ein kürzeres oder längeres Musikstück vorzutragen. Sie sind sehr verschiedener Art, teils nach Größe und Beschaffenheit der Uhr an sich, teils nach der Natur des musikalischen Apparats. Die ältesten Spielwerke waren die Glockenspiele (s. d.), welche ehemals nicht selten mit Turmuhren verbunden wurden, wobei man gewöhnlich eine Folge von vier, sechs bis acht Tönen hatte. Kleine, durch eine Stift- oder Daumenwalze gehobene Hämmer schlagen hier in bestimmter Abwechselung taktmäßig auf die in einer Reihe aufgehangenen, gehörig abgestimmten Glocken. Die Erfindung dieser Glockenwerke ist sehr alt und wird den Goten zugeschrieben. Eine andere Art bilden die Flötenwerke oder Musikspielwerke, bei welchen wie in einer Drehorgel ein System von Pfeifen mittels eines Blasbalgs angeblasen wird, während die Stifte einer langsam umgedrehten Walze nach Erfordernis die Luft einlaßventile öffnen; man verbindet sie wohl mit Haus- und andern großen Pendeluhren. In Stutzuhren, ja sogar in Taschenuhren sind dagegen die sog. Carillons oder Stahlspielwerke (s. d.) ausschließlich gebräuchlich, weil sie am wenigsten Raum einnehmen und eine im Zimmer zulässige, nicht zu laute Musik hervorbringen. Ein solches

Spielwerk besteht (übereinstimmend mit denen, welche früher in Dosen, Petschaften und Ringen vorkamen) aus einer Reihe gerader, an einem Ende befestigter Stahlzungen von stufenweise abnehmender Länge, welche durch die Stifte einer Messingwalze in Bewegung gesetzt werden. Bei S. überhaupt ist das Spielwerk von dem Gang- und Schlagwerke der Uhr völlig unabhängig und wird selbständig durch ein Gewicht oder eine Feder getrieben. Nur besteht zwischen beiden eine Verbindung in der Art, daß das Uhrwerk in den vorausbestimmten Zeitpunkten das Spielwerk auslöst, d. h. seine Triebkraft in Freiheit setzt, worauf es sogleich zu spielen anfängt und so lange fortfährt, bis am Ende des Musikstücks eine Arretierung einfällt und das Spielwerk wieder zum Stillstehen bringt. Gegenwärtig sind die Spieldosen oder Musikkästen beliebter als die S. Die Fabrikation derselben ist in der Schweiz zu einem wirklichen Industriezweige geworden; die hervorragenden Produktionsorte sind St.-Croix am Chasseron im waadtländischen Jura und Genf. Der Wert der in der Schweiz angefertigten Spielwerke mag sich jährlich auf 1½ Mill. Frs. belaufen. Seit einer Reihe von Jahren bemüht man sich mit Erfolg, den Spielwerken eine accessorische Rolle an Ziergegenständen, oder Möbeln, oder Verbrauchsobjekten zu geben, indem man die kleinern Werke in Arbeitskästchen, Cigarrenetuis, Photographiealbums u. s. w., die größern an Sesseln, Divane, Schnitzwerken u. s. w. unterbringt. Nicht genau in die Industrie der S. und Spieldosen, sondern zwischen sie und die Bijouterie fällt die Fabrikation der Miniaturvögelchen, welche, in zierlichen, oft sehr reichen Goldgehäusen angebracht, nach dem Aufziehen des Spielwerks heraustreten, sich bewegen und zwitschern. (Über Orchestrion, s. d.)

Spielwaren (frz. jouets, joujoux; engl. playthings, toys), Gegenstände aus Holz, Weißblech, Zinn, Blei, Messing, Elfenbein, Horn, Knochen, Pappe, Papiermaché, Kautschuk, Wachs u. s. w., welche zur Unterhaltung der Kinder dienen. Die Fabrikation derselben bildet namentlich für Deutschland einen wichtigen Industriezweig; die deutschen S. finden besonders von Nürnberg, dem ältesten Sitz dieser Industrie, aus seit Jahrhunderten ihr Absatzgebiet in der ganzen civilisierten Welt. Gegenwärtig konkurrieren mit Nürnberg in der Fabrikation der besten Qualitäten Stuttgart und Berlin; mittelfeine bis feine Waren liefern Sonneberg und Umgegend in Thüringen, wo sich in neuerer Zeit ein bedeutender Exporthandel entwickelt hat; die Fabrikation ganz ordinärer bis mittelfeiner Waren wird hauptsächlich im sächs. Erzgebirge und zwar in und bei den Orten Marienberg, Katharinaberg, Olbernhau, Seiffen, Sayda, Heidelberg und Grünhainichen betrieben. Sehr viele S. werden auch in Oberammergau (Bayern), in Gröden (im südl. Tirol) und in der Rauhen Alp (Württemberg) verfertigt. Während die deutschen S. hinsichtlich der Einfachheit und Wohlfeilheit fast gleichmäßig für Arm und Reich bestimmt sind, dient die pariser Spielwarenfabrikation vorwiegend dem Luxus; ihre Erzeugnisse sind geschmackvoll, zierlich und gut gearbeitet, aber kostspielig. Nürnberg und Stuttgart konkurrieren in ihren ganz feinen Waren erfolgreich mit Paris. Man schätzt die jährliche Gesamtproduktion Deutschlands an S. auf 40000 Ctr. im Wert von 30 bis 36 Mill. Mark.

Zu den beliebtesten Holzspielwaren gehören: Schaukel- und Fahrpferde, Tierfiguren, Holzsoldaten, Trommeln, Baukästen, Damen- und Schachbretter, Kegelspiele, Kreisel, Puppenstuben, Kaufläden, Gliederpuppen. Als Metallspielwaren sind zu nennen: Zinn- oder Bleisoldaten, Tombakuhren, Pumpwerke, magnetische Schwimmfiguren, die verschiedenartigen Waffen. Als eigentliches Spielzeug bezeichnet man: Puppen, Schattenspiele, Theater, Guckkästen, Kaleidoskope u. s. w. Kautschukspielwaren (Puppen, Tierfiguren) sind ihrer Unzerbrechlichkeit wegen für kleine Kinder vielfach in Gebrauch. (S. unter Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 622b.) Namentlich in Bezug auf diese S. ist zu beachten, daß zur Herstellung derselben nicht immer unschädliche Farben verwendet werden. In neuerer Zeit läßt sich in der Spielwarenfabrikation im allgemeinen das Streben nach Verbesserung der Formen, nach Beförderung des Nachdenkens, des Wissens, der Geschicklichkeit, sowie überhaupt der körperlichen und geistigen Anlagen der Kinder erkennen. Außerordentliche Fortschritte in ästhetischer und in technischer Hinsicht zeigt insbesondere auch die Puppenfabrikation. Das vollkommenste in dieser Art sind die «Papa» und «Mama» sprechenden Puppen, welche meist derart eingerichtet sind, daß das Aufziehen des sog. Stimmbalgs durch Zug oder Druck an mit dem Mechanismus in Verbindung stehenden Schnüren oder Hebeln, oder auch durch die Bewegung der Arme bewirkt wird.

Spieren nennt man im allgemeinen an Bord diejenigen meistens unbearbeiteten Hölzer, welche man zum Ersatz zerbrechender Raaen und Stengen auf längern Reisen mitnimmt. Leesegelspieren heißen diejenigen Bäume, welche in eisernen Bügeln auf den Raaen seitwärts ausgeschoben werden, um diese zu verbreitern und an ihnen bei günstigem Winde Leesegel (s. Lee) zu setzen.

Spierstrauch, Pflanzengattung, s. Spiraea.

Spieß, Stoßwaffe, bestehend aus einem Schaft von Holz, dessen Spitze ein langes, scharfes Eisen bildet. (S. Pike.)

Spieß (Adolf), Begründer des neuern Schulturnens, geb. 3. Febr. 1810 in Lauterbach im Vogelsberg, studierte in Gießen und Halle Theologie, widmete sich dann dem Schulfache und übernahm 1833 in Burgdorf in der Schweiz eine Elementarlehrerstelle, mit welcher die Leitung des Turnunterrichts verbunden war. Die Ergebnisse seines turnerischen Forschens legte er in dem systematischen Werke nieder: «Die Lehre der Turnkunst», und zwar in den vier Teilen: «Das Turnen in den Freiübungen» (Bas. 1840), «Das Turnen in den Hangübungen» (Bas. 1842), «Das Turnen in den Stemmübungen» (Bas. 1843), «Das Turnen in den Gemeinübungen» (Bas. 1846). Sehr beachtenswert ist auch seine Schrift: «Gedanken über die Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung» (Bas. 1842). Im J. 1844 siedelte er als Turnlehrer nach Basel über und 1848 wurde er zur Leitung des Schulturnens in Hessen nach Darmstadt berufen. Im J. 1855 legte er diese Stelle nieder und starb 9. Mai 1858. Zu großer Wichtigkeit für den praktischen Gebrauch gelangte sein «Turnbuch für Schulen» (2 Bde., Bas. 1847 u. 1851). Als besondere Sammlung sind seine «Kleinen Schriften über Turnen» (Hof 1872) erschienen. Seinen Nachlaß «Reigen und Liedertreigen

für das Schulturnen» veröffentlichte Wassmannsdorff (2. Aufl., Frankf. a. M. 1885).

Spieß (Christian Heinr.), einer der fruchtbarsten deutschen Romanschreiber, der Repräsentant des Ritter- und Geistergeschmacks des 18. Jahrh., geb. 4. April 1755 zu Freiberg in Sachsen, war eine Zeit lang Schauspieler und starb als Gesellschafter des Grafen Künigl auf dessen Schlosse Bezdiekau in Böhmen 17. Aug. 1799. An Mannigfaltigkeit der Vorgänge ließ er es in seinen vielgelesenen Produkten nicht fehlen; aber nach und nach trat immer mehr die Oberflächlichkeit in Stil und Anordnung und die poetische Dürftigkeit derselben hervor. Zu seinen Romanen gehören «Der Mäusefallen- und Hechelnkrämer», «Der alte Überall und Nirgends», «Die zwölf schlafenden Jungfrauen», «Das Petermännchen», «Der Löwenritter». Von seinen Schauspielen hatte am meisten Glück «Klara von Hoheneichen» (1790). Vgl. Appell, «Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik» (Lpz. 1859).

Spießbürger nannte man im Mittelalter die in der eigentlichen Stadt wohnenden Bürger, im Gegensatze zu den in der Vorstadt wohnenden Pfahlbürgern (s. d.), dann auch ärmere Bürger, welche, nur mit Spießen bewaffnet, als Fußsoldaten Kriegsdienste leisteten, jetzt aber in geringschätzigem Sinne geringe Bürger, namentlich solche, die noch alten Gewohnheiten anhängen, an engherzigen und beschränkten Ansichten u. dgl. festhalten.

Spießente (Anas acuta) wird eine 64 cm lange, vom 50° nördl. Br. bis zum Polarkreis in der Alten und Neuen Welt nistende Ente genannt, die unterhalb weiß, oberhalb im vordern Teile schwarz, im hintern grau mit schwarzen Querwellen ist, während Kopf und Kehle violettbraun erscheinen; die Schwungfedern sind grau mit einem grünen goldig schimmernden Spiegel. Von den 16 Schwanzfedern sind die beiden mittelsten verlängert, spießförmig und schwarz, während die übrigen von innen nach außen aus schwarz durch grau in weiß übergeht.

Spießer, soviel wie Spießbock, s. unter Reh.

Spießglanz oder Spießglas, s. Antimon.

Spießglanzbleierz, s. Bournonit.

Spießlerche, soviel wie Baumpieper, s. unter Pieper.

Spießrecht, in den Regimentsgemeinden der Landsknechte das ihnen zustehende Recht, über Leben und Tod bei schweren Verbrechen selbst zu entscheiden.

Spießrutenlaufen, richtiger Spitzruten- oder Gassenlaufen, eine angeblich von Gustav Adolf von Schweden eingeführte, seit Anfang des 19. Jahrh. aber in keiner Armee mehr vorkommende Militärstrafe, bei welcher der Verbrecher, bis auf den Gürtel entkleidet, durch eine Gasse von 100 bis 300 Mann von einem vor ihm gehenden Unteroffiziere sechs- bis zwölfmal auf- und abgeführt wurde und von jedem Soldaten einen Hieb mit einer weidenen Rute auf den Rücken erhielt. Die Strafe wurde für Desertion, Wachvergehen, Spiel, Trunkenheit u. s. w. verhängt und hatte oft den Tod oder doch Zerstörung der Gesundheit zur Folge. Der Kommandeur der Exekution ritt außerhalb der Gasse auf und ab, um das strenge Vollziehen der Strafe zu überwachen; der Adjutant zählte die gemachten Gänge, und die Tambours schlugen an beiden Enden der Gasse, um das Geschrei des Delinquenten zu übertönen.

Spike, Pflanzenart, s. unter Lavandula.

Spiköl, eine geringe Sorte Lavendelöl (s. d.).

Spilimbergo, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, rechts am Tagliamento, hat (1881) 2475 (Gemeinde 5456) E.

Spill heißt auf Schiffen die Ankerwinde. Es gibt deren liegende, die Brat- (Brett-) Spille, und stehende, die Gangspille. Das alte Bratspill befand sich querschiffs vor dem Fockmast auf dem Oberdeck des Schiffs. Eine mit starken Eichenplanken bekleidete eiserne Welle lagerte in schweren mit dem Deck verbolzten Böcken, den Betings. In passende Öffnungen der Planken wurden Hebebäume gesteckt, die Spillspaken, und damit das S., um welches man das Ankertau oder die Ankerkette legte, gedreht. Ein eiserner Kranz mit Stufen, der Pallkranz, umgab das S. in der Mitte. In diese Stufen fielen eiserne starke Platten, die Palle, welche an einem vor der Mitte des S. aufrecht stehenden Balken, der Pallstütze, drehbar befestigt waren, sodaß man stets das Gewonnene behielt und sich das S. nicht zurückdrehen konnte. Das hölzerne Bratspill wurde dann vielfach durch ein eisernes verdrängt, bei dem man statt der Spaken eine Art Pumpwerk mit längern Hebeln anwandte, was die Arbeit des Ankerlichtens bedeutend erleichterte und das jetzt ziemlich überall auf Segelschiffen in Gebrauch ist, während auf den meisten Dampfern zur Ersparung von Menschenkräften die S. mit Dampf gedreht werden.

Da die Bratspille vermöge ihrer Konstruktion immer nur von einer beschränkten Zahl Menschen bedient werden konnten, auf Kriegsschiffen aber Hunderte von Leuten zu Gebote standen und auch die Aufstellung der erstern den Gebrauch von Buggeschützen beschränken würde, benutzt man auf ihnen die auf dem Hinterdeck placierten aufrecht stehenden Gangspille, welche auf größern Schiffen gewöhnlich doppelt sind. Um eine gemeinschaftliche Welle, deren Fuß sich im Batteriedeck befindet und die durch das Oberdeck reicht, sind Holzbekleidungen in der Batterie und oben auf dem Deck gelegt und beide mit einem kreisförmigen Kopfe versehen, in dessen Löcher Spaken von solcher Länge gesteckt werden, daß sie gerade von den Bordwänden freigehen und an deren jeder vier bis sechs Mann drehen können. Dadurch wird es möglich, daß man an beiden S. gleichzeitig 150—200 Mann wirken lassen und den Anker leicht und schnell heben kann. In neuerer Zeit beginnt man auch diese Gangspille mit Dampf zu treiben.

Spillbaum, Pflanzengattung, s. Evonymus.

Spiller von Hauenschild (Richard Georg), s. Hauenschild (Spiller von).

Spillgeld, s. Radelgeld.

Spilling, s. u. Pflaumenbaum.

Spilllehn (Spindellehn), soviel wie Kunkellehn.

Spillmagen (Spindelmagen), die weibliche Verwandtschaft durch Weiber; im weitern Sinne überhaupt Verwandte von mütterlicher Seite, im Gegensatz zu Schwertmagen. (Vgl. Agnaten und Kognaten.)

Spillseite (Spindelseite), die Gesamtheit der mütterlichen Vorfahren, im Gegensatz zu Schwertseite.

Spin., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Max von Spinola, Graf von Tassarolo, geb. 1780 in Toulouse, gest. 1857 auf Tassarolo bei Genua (Entomolog).

Spina (lat.), Dorn, Stachel, Gräte; in der Anatomie das Rückgrat; Spina bifida, die

gespaltene Wirbelsäule, angeborene Spaltung der Rückenwirbel und Offenstehen der Wirbelhöhle; Spina nodōsa oder ventōsa, Knochenwurm, skrofulöse Knochenentzündung der Finger.

Spinacia (lat.), Spinat.

Spina dorsi (lat.), Rückgrat.

Spinälirritation (Spinalneuralgie), besondere Form der Nervenschwäche, die sich durch große Empfindlichkeit der Wirbelgegend und andere Nervensymptome zu erkennen gibt. (S. Rückenschmerzen.)

Spinälmeningītis (grch.), die Entzündung der [Rückenmarkshäute.

Spinälsystem, s. Vertebralsystem.

Spinat (Spinacia, s. Tafel: Gemüse I, Fig. 21), eine zur Familie der Chenopodeen gehörende Pflanzengattung mit zweihäusigen Blüten. Die männlichen bestehen aus einer vier- bis fünfblätterigen Blütenhülle und vier bis fünf Staubgefäßen, die weiblichen aus einer bauchig-röhrigen, in zwei bis vier Zipfel gespaltenen Hülle und einem Fruchtknoten mit vier Griffeln. Die kleine, einsamige Frucht (ein Nüßchen) ist hart und zum Teil mit der Blütenhülle verwachsen. Der S. stammt aus dem Orient und kam durch die Araber nach Spanien, von wo er sich weiter in Europa verbreitete. Man kultiviert allgemein zwei Arten, den gemeinen Spinat (S. oleracea), und zwar in zwei Varietäten, nämlich mit ungehörnter Frucht und mit Früchten, welche zwei bis vier stachelartige Hörnchen tragen, und den holländischen Spinat (S. glabra *Mill*), welcher bis 0,60 m hohe, kahle, gefurchte Stengel treibt und große (bis 0,16 m lange und 0,08 m breite) länglich-eiförmige, am Grunde pfeilförmige Blätter hat. Beide Arten sind einjährige Pflanzen, können aber durch Herbstaussaat in zweijährige umgewandelt werden (Winterspinat). Der im Frühling und während des Sommers ausgesäete (Sommerspinat) schoßt bald in die Blüten und wird dann rasch hart und gelb. Der S. gibt ein beliebtes, gesundes Gemüse, das einen beträchtlichen Gehalt an Eisen besitzt, schwachen Verdauungskräften zusagt und sich besonders zur Krankenspeise eignet. In Ostindien wird auf gleiche Weise der tiermännige Spinat (S. tetrandra *Stev.*) angebaut und benutzt. Hinsichtlich der Beschaffenheit der Blattsubstanz und der Nutzung schließen sich dem S. mehrere Arten anderer Gattungen an, z. B. Rumex acetosa *L.*, der Sauerampfer, R. scutatus *L.* und hastaefolius, welche den feinern franz. Ampfer (Oseille romaine) liefern, R. Patientia, der sog. englische Winterspinat, eine perennierende Pflanze, der Neuseeländische S. (Tetragonia expansa *L.*), dessen Blätter denen des S. ähnlich sind und der gerade in der wärmsten Jahreszeit, in der der eigentliche S. nicht mehr verbrauchsfähig ist, reichliches Gemüse liefert, und endlich der Perusinat (Chenopodium Quinoa), welcher eine Höhe von fast 2 m erreicht. Mehrere Melde- und Gänsefußarten werden von Armen auf ihren natürlichen Standorten gesammelt und zur Bereitung eines spinatartigen Gemüses verwendet.

Spinat (englischer oder ewiger), s. u. Ampfer.

Spinazzola, Stadt in der ital. Provinz Bari delle Puglie, Bezirk Barletta, zählt (1881) 10548 E.

Spindel (frz. fuseau, broche, arbre, vis, verge; engl. spindle, arbor, journal, mandril, screw, verge), im allgemeinen ein langer, dünner, ein- oder beiderseitig zugespitzter Körper, daher das derartig geformte, in einem an beiden Enden zugespitzten, unten mit einem Schwungring versehenen Stäbchen bestehende Werkzeug, welches von alters her zum Spinnen gebraucht wurde, in übertragener Bedeutung das dem Faden die Drehung erteilende Organ der Spinnräder und Spinnmaschinen; im Maschinenbau ein um seine Achse beweglicher cylindrischer oder vierkantiger Körper oder auch eine Achse, um welche sich ein anderer Maschinenteil in schraubenförmiger Linie bewegt, überhaupt eine dünne stehende Welle. (S. Drehbankspindel unter Drehbank, Bohrspindel unter Bohrer und Bohrmaschinen, Schraubenspindel unter Schrauben.) Bei Mahlgängen (s. unter Mehlfabrikation) heißt S. derjenige Teil, welcher den Läuferstein trägt und in Rotation versetzt, bei den Spindeluhren (s. unter Uhren) die Welle der Unruhe; beim Glockengießen (s. unter Metallguß und unter Eisengießerei) das vertikale Eisen, an welchem die Schablone befestigt wird. In der Nadelfabrikation bezeichnet man als S. ein schraubenartiges Drahtröhrchen, aus welchem die Stecknadelköpfe geschnitten werden.

Spindelbank (frz. banc à broches, méchoir, bobinoir; engl. flyer, fly-frame, roving-frame), eine Vorspinnmaschine. (S. unter Baumwollindustrie und unter Flachsspinnerei.)

Spindelbaum, s. Evonymus.

Spindelhemmung (frz. échappement à verge, engl. fusee-escapement), eine früher bei Taschenuhren allgemein gebräuchliche, jetzt veraltete, zurückfallende Hemmung. (S. unter Uhren.)

Spindellehn, soviel wie Kunkellehn.

Spindelmagen, s. Spillmagen.

Spindelseite, s. Spillseite.

Spindelstock der Drehbank (s. d.).

Spindeluhren, s. unter Uhren.

Spindler (Karl), beliebter deutscher Romanschriftsteller, geb. 16. Okt. 1796 zu Breslau, erhielt seine Erziehung zu Straßburg, wo sein Vater als Organist am Münster angestellt war. Nachdem er Straßburg, um dem franz. Militärdienste zu entgehen, verlassen, lebte er im Hause eines Oheims, eines Landpfarrers bei Augsburg, ging aber dann zum Theater über, bei dem er längere Zeit blieb. Inzwischen hatte er mit dem Romane «Eugen von Kronstadt» (2 Bde., Konstanz 1824) seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen, der er sich bald ausschließlich zuwandte. S. lebte dann in Hanau, Stuttgart und München, seit 1832 in Baden-Baden. Er starb 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach. Seinen Ruf begründete S. mit den Romanen «Der Bastard» (3 Bde., Zür. 1826; 2. Aufl. 1829), einer Sittengeschichte aus dem Zeitalter Kaiser Rudolfs II., «Der Jude» (4 Bde., Stuttg. 1827; 3. Aufl., 1834), welcher die sittlichen Zustände aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. schildert, und «Der Jesuit» (3 Bde., Stuttg. 1829), einem Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des 18. Jahrh. Diesen Hauptwerken, in denen er ein glänzendes Erzählertalent bekundet, ließ er noch eine große Anzahl anderer Romane und Erzählungen folgen, die jedoch, etwa mit Ausnahme von «Der Invalide» (5 Bde., Stuttg. 1831), dauernden Beifall nicht fanden. Viele seiner kleinern Novellen enthält das von ihm herausgegebene Taschenbuch «Vergißmeinnicht» (seit 1830). S.s «Sämtliche Werke» (Stuttg. 1831—54) umfassen 102 Bände und in neuer Ausgabe (1838—56)

95 Bände. Eine Auswahl derſelben erſchien in 14 Bänden (Stuttg. 1875—77).

Spinell heißt ein glasglänzendes Mineral, welches im regulären Syſtem, gewöhnlich im Oktaëder mit oftmaliger Zwillingsbildung nach der Fläche desſelben kryſtalliſiert, den Härtegrad 8 beſitzt, von Säuren nicht angreifbar, vor dem Lötrohr unſchmelzbar und unveränderlich iſt und chemiſch aus Magneſia und Thonerde (nach der Formel $MgO + Al_2O_3$ oder $MgAl_2O_4$ beſteht), wobei gewöhnlich ein kleiner Anteil der erſtern durch Eiſenoxydul, der letztern durch Eiſenoxyd erſetzt wird. Die Subſtanz iſt an ſich farblos, das Mineral aber faſt immer gefärbt, und danach unterſcheidet man mehrere Varietäten: 1) Roter Spinell, auch Edler Spinell genannt, karmin-, blut- und hyacinthrot, durchſichtig bis ſtark durchſcheinend, ein ſehr geſchätzter Edelſtein, welcher im Preiſe den farbigen Diamanten gleichkommt und auch wohl unter dem Namen Rubin (ſ. d.) mit einbegriffen wird; er findet ſich namentlich im Flußſande Ceylons und Oſtindiens. 2) Blauer Spinell, von Aker in Södermanland. 3) Chlorospinell, ein grasgrüner S. von Slatouſt im Ural. 4) Schwarzer Spinell (Pleonaſt, Ceylanit), die verbreitetſte Abart, welche z. B. am Monzoniberge in Tirol, am Veſuv, auf Ceylon, in großen Kryſtallen im Staate Neuyork vorkommt, undurchſichtig und am ſchwerſten iſt. Mit dem S. iſomorph iſt eine ganze Reihe von Mineralien (Spinellgruppe), welche ſämtlich Verbindungen von 1 Molekül Monoxyd mit 1 Molekül Sesquioxyd ſind; dazu gehört z. B. das Magneteiſen, der Franklinit, das Chromeiſen, der Automolit u. ſ. w.

Spinell (künſtlicher), ſ. unter Edelſteine (künſtliche).

Spinello, Maler aus Arezzo, zu den Nachfolgern Giottos gehörend, ein Schüler des Jacopo von Caſentino, begann ſeine künſtleriſche Thätigkeit um 1350 und ſtarb nach 1408; in ſeinen letzten Jahren lebte er meiſt in Siena. Seine Werke zeigen eine ſtrenge, großartige, mitunter leidenſchaftliche Auffaſſung; die Ausführung iſt ungleich. Zu ſeinen hauptſächlichſten Arbeiten gehören die um 1383 begonnenen, gut erhaltenen Scenen aus dem Leben des heil. Benedikt in San-Miniato bei Florenz, geiſtvolle Kompoſitionen von lebendigſter Charakteriſtik und dem Beſten aus der ganzen Schule Giottos zuzurechnen. In dem berühmten Campo-Santo zu Piſa ſind von ihm die Geſchichten des Epheſus und Potitus, und in dem Palazzo-Pubblico zu Siena malte er die Geſchichten des Zwieſpaltes zwiſchen Kaiſer Friedrich I. und Papſt Alexander III. Der Sturz der böſen Engel, eine der ſchönſten Kompoſitionen S.s, die er in Sta.-Maria degli Angioli in Arezzo malte, ging mit dieſer Kirche zu Grunde; erhalten iſt ſie im Stich in Laſinios Sammlung altflorent. Gemälde.

Spinett (ital. spinetto, frz. épinette), auch Virginal (in England und den Niederlanden), nannte man die im 16. bis 18. Jahrh. gebräuchliche kleine Form von Klavierinſtrumenten, die entweder eine viereckige Form hatten, wie das Clavichord, oder auch dreieckig waren, wie das Clavicembalo. Dieſes Taſteninſtrument, welches man in oder auf die größern Inſtrumente oder auf Tiſche ſtellte, war einchörig, mit dünnen Meſſingſaiten bezogen (von der rechten zur linken Seite hin geſpannt), hatte einen Umfang von drei Oktaven und ſtand in der Stimmung um eine Quinte oder auch um eine Oktave höher als der gewöhnliche Flügel. Während beim Clavichord die Saiten durch Tangenten berührt wurden, geſchah dies beim S. durch Rabenkiele, welche an Docken befeſtigt waren.

Spinnen (Araneidae) eine Unterordnung in der Klaſſe der Spinnentiere oder Arachniden (ſ. d.), haben einen ungegliederten, mehr oder minder eiförmigen Hinterleib, welcher durch einen kurzen Stiel an das ebenfalls ungegliederte Kopfbruſtſtück befeſtigt iſt, zweigliederige Kieferfühler, deren klauenförmiges Vorderglied eingeſchlagen werden kann, acht ſiebengliederige, mit zwei Endkrallen bewehrte Füße und ſechs bis acht einfache Augen. Die Kiefertaſter (Palpen) ſind ſechsgliederig und beim Männchen zu einem Begattungswerkzeuge umgebildet. Die Geſtalt iſt im ganzen bei allen ziemlich dieſelbe und die Haut gewöhnlich dünn und weich, nur bei einigen ausländiſchen hart, wie bei der Stachelſpinne (Gastracantha). Die Größe wechſelt von 13 cm bei den größten Vogelſpinnen bis 4 bis 6 cm bei den kleinſten S. anderer Gattungen. An der Wurzel der Kieferfühler liegt ein Gift bereitendes Säckchen, deſſen Ausgangskanal ſich in das ſehr harte und ſpitze Endglied des Kieferfühlers fortſetzt; dieſes Gift dient, die gefangenen Inſekten durch den Biß ſogleich zu lähmen oder zu betäuben. Die acht Füße der S. ſind höchſt eigentümlich gebildet und mit bei allen Arten verſchiedenen Haken, Kämmen und Bürſten verſehen, die zum Spinnen und Glätten des Fadens benutzt werden. Am Hinterleibe liegen die nur bei den Gewebeſpinnen vollſtändig ausgebildeten Spinnwarzen, vier bis ſechs warzenförmige Vorſprünge, auf welchen die Spinndrüſen durch Hunderte feiner Öffnungen münden. Die Männchen ſind ſtets kleiner als die Weibchen. Dem Menſchen können nur wenige ausländiſche Arten durch ihren Biß ſchaden, denn was von dem Biß der ſüdeurop. Tarantelſpinnen erzählt wird, iſt bloße Fabel; wohl aber erregt der Biß der großen Vogelſpinnen bedeutenden Schmerz und auch Fieber, ohne jedoch lebensgefährliche Folgen nach ſich zu ziehen. Doch hat man auch in der Neuzeit bei uns eine kleine, grüne, in Gebüſchen lebende S. entdeckt, die ſehr empfindlich beißt. Man teilt die S. in zwei Familien, die Vierlunger mit vier äußerlichen Luftlöchern und vier Lungenſäcken, und die Zweilunger, mit zwei äußerlichen Luftlöchern und zwei Lungenſäcken. Zu den Vierlungern, welche nur vier Spinnwarzen haben, gehören die Rieſen der Ordnung, wie die Vogelſpinnen (ſ. d., Mygale mit der ſüdamerik. M. avicularia, Tafel: Spinnentiere und Tauſendfüßer, Fig. 9) und die Minier- oder Mauerſpinnen (Cteniza, z. B. Ct. Jodicus, Fig. 10), die in ſenkrechten, ſelbſtgegrabenen Höhlen leben, welche mit einem auf- und zugehenden Deckel verſehen ſind. Die Zweilunger haben ſechs Spinnwarzen und bilden zwei Gruppen, nämlich die Jagdſpinnen (Vagabundae) und die Webſpinnen (Sedentariae). Die Jagdſpinnen teilt man ein in: a) Springſpinnen (Saltigradae), die ihre Beute beſpringen (hierher die gemeine Harlekinſpringſpinne, Salticus scenicus, Fig. 11, ſ. Springſpinnen), und in b) Wolfsſpinnen (Citigradae), die laufend jagen; zu ihnen gehört die Tarantel (ſ. d.), die Höhlen bewohnende Wolfsſpinne (Lycosa inquilina, Fig. 12) und das ziemlich ſeltene äſtige Scharfauge (Oxyopes

ramosus, Fig. 13). Die Webſpinnen ſind weit zahlreicher und bilden folgende Untergruppen: a) Krabbenſpinnen (Laterigradae) ſpinnen mit wenigen Fäden Blätter zuſammen, haben einen krabbenähnlichen Habitus und laufen wie dieſe auch gern ſeitwärts; eine der gemeinſten, auf einheimiſchen Blumen lebende iſt die Krummbeinige Krabbenſpinne (Thomisus varius, Fig. 14), die in ihrer äußerſt variabeln Färbung immer ihrer Umgebung angepaßt und dadurch nur ſchwer wahrnehmbar iſt. b) Röhrenſpinnen (Tubitelae) machen unter Steinen und in Mauerſpalten dichte, röhrenförmige Geſpinſte; hierher gehört die ſteinbewohnende Sackſpinne (Drassus lapidicola, Fig. 15) und die Waſſerſpinne (ſ. d.). c) Ungleichweber (Inaequitelae) machen netzartige, unregelmäßige Geſpinſte, deren Fäden ſich nach allen Richtungen kreuzen; von ihnen finden ſich in Deutſchland zahlreiche, aber meiſt kleine Arten. d) Radweber (Orbitelae), verfertigen kreisrunde, vertikal geſtellte, lockere Netze, die aus einem Syſtem radiärer Strahlen und konzentriſcher Ringe beſtehen, in der Mitte ſitzt die Spinne. Hierher gehört die gemeine Kreuzſpinne (ſ. d., Epeira diademata, Fig. 16). Die S. ſpinnen auch ihre Eier ein, ja viele tragen die ſo zu Stande gekommenen Eierſäckchen mit ſich herum. Man hat es verſucht, das Gewebe der S. und beſonders gerade dasjenige, welches die Eier umgibt, zur Weberei zu benutzen, jedoch ohne praktiſchen Nutzen. Man bedient ſich jetzt der Spinnenfäden nur noch zu Mikrometern in aſtron. Fernrohren; Spinnweb als blutſtillendes Pflaſter zu benutzen, iſt bedenklich, da es meiſt nicht ſtaubfrei iſt. Eine ausführliche Darſtellung der Arten der S. gaben Hahn und Koch, «Die Arachniden» (16 Bde., Nürnb. 1831—49). Vgl. noch Koch, «Überſicht des Arachnidenſyſtems» (5 Hefte, Nürnb. 1837—47).

Spinnen (frz. filer, engl. spinning), im eigentlichen Sinne aus einem faſerigen Material Faſern ausziehen und dieſelben durch Zuſammendrehen zu einem fortlaufenden Faden (Garn) vereinigen. Wenn zum S. nur einfache Hilfsmittel im Verein mit der Thätigkeit der Hände zur Anwendung kommen, heißt die Arbeit Handſpinnerei, das Produkt Handgeſpinſt; werden dagegen zur Reinigung der Rohfaſern und zur allmählichen Herſtellung von Bändern, Vor- und Feingeſpinſt Maſchinen benutzt, ſo heißt die Arbeit mechaniſche Spinnerei und das Produkt Maſchinengeſpinſt. Über die mechan. Spinnerei ſ. Baumwollinduſtrie, Flachsſpinnerei, Seide und Wollſpinnerei.

Die Handſpinnerei wird entweder mittels der Handſpindel (ſ. Spindel) oder mittels des Spinnrades ausgeführt. Das Spinnmaterial wird in gereinigtem, lockerm Zuſtand an einem Stock, dem Rocken, befeſtigt, der entweder neben der ſpinnenden Perſon ſteht, oder im Gürtel derſelben ſteckt, oder am Spinnrad angebracht iſt.

Beim Spinnen mit der Spindel zieht die linke Hand die Faſern aus und ordnet ſie zur Bildung eines gleichförmigen Fadens nebeneinander, während die rechte Hand zur Bewegung der Spindel gebraucht wird. Die letztere hängt an dem an ihrer Spitze durch eine Schlinge befeſtigten Faden frei herab, wird nahe an der Spitze erfaßt und durch eine eigentümlich ſchnellende Bewegung raſch um ihre Achſe gedreht, wobei der unten angebrachte hölzerne Ring als Schwungmaſſe wirkt und die Bewegung andauernder macht. Dieſe Spindelbewegung, durch welche die ausgezogenen Faſern Drehung erhalten, wird ſo lange wiederholt, bis der Faden zwiſchen Rocken und Spindel diejenige Länge erreicht hat, über welche hinaus die rechte Hand weder den Faden derart zu halten vermag, daß die Spindel über dem Boden ſchwebt, noch ſie weiter drehen kann. Alsdann wird die Garnſchlinge von der Spindelſpitze abgeſtreift und die Spindel in ſolcher Stellung in Umdrehung verſetzt, daß der Faden oberhalb des Schwungrings aufgewickelt wird. Sobald dies großenteils geſchehen iſt, wird der Faden von neuem zur Spindelſpitze geführt, die Schlinge gemacht und weiter geſponnen. Die Arbeit zerfällt demnach in zwei fortwährend abwechſelnde Operationen: die Bildung des Fadens und das Aufwickeln desſelben. (Auf dem gleichen Prinzip beruhen die Mulemaſchinen und Selfactors der mechan. Spinnerei.)

Das Spinnen mit dem Spinnrad unterſcheidet ſich von dem S. mit der Spindel im weſentlichen dadurch, daß die Bildung des Fadens und die Aufwickelung desſelben gleichzeitig vor ſich geht. Das gebräuchliche Spinnrad (Trittrad) erhält ſeinen Antrieb mittels einer Kurbel durch Trittbewegung, wobei zwei Schnurrollen in Thätigkeit verſetzt werden, von denen die eine an der Spindel, die andere an der Spule ſitzt, ſodaß dieſe beiden Teile bewegt werden. Handräder, bei denen die in einem Geſtell horizontal gelagerte Spindel durch ein von der Hand mittels Kurbel betriebenes Schnurrad in Rotation verſetzt und an dieſer Spindel ebenſo wie an der Handſpindel geſponnen wird, finden jetzt nicht mehr zum S., ſondern nur noch zum Aufſpulen von Garn (als Spulrad) beſonders in der Handweberei Anwendung. Zum Ausziehen der Faſern können bei Benutzung des Spinnrades beide Hände verwendet werden, weshalb die Arbeit weit raſcher als mit der Spindel fortſchreitet. Der Faden geht durch das gebohrte Ende der Spindel, legt ſich um den Flügel und geht von dieſem zur Spule. Um die letztere der Zuführung entſprechend möglichſt gleichmäßig zu bewickeln, iſt ein öfteres regelmäßiges Umlegen des Fadens in einem der nächſten Einſchnitte am Flügel erforderlich. Da die Spulenbewegung ſtets durch die Fadenſpannung geregelt werden muß, wird das Garn auf dem Spinnrad ſtärker beanſprucht, als beim S. mit der Spindel, weshalb ſich mit letzterer feinere, ſowie auch weichere und geſchmeidigere Garne herſtellen laſſen. Die Gleichförmigkeit des Handgeſpinſtes hängt hinſichtlich der Fadendicke und des Drahts (der Drehungszahl) lediglich von der Geſchicklichkeit des Arbeiters ab. Dieſelbe kann durch Übung derart geſteigert werden, daß ſich durch Handarbeit hochfeine Garne herſtellen laſſen; erſt in neueſter Zeit iſt es gelungen, die Spinnmaſchinen ſo weit zu vervollkommnen, daß auf ihnen ebenſo feine Garne wie mit Spindel und Spinnrad erzeugt werden können.

Die Erfindung des S. wurde von den Ägyptern der Iſis, von den Chineſen der Kaiſerin Yao, von den Lydiern der Arachne, von den Griechen der Athene zugeſchrieben. Schon beim Eintritt in die Geſchichte war den genannten Kulturvölkern der Gebrauch der Handſpindel bekannt, mit welcher noch jetzt in manchen Gegenden, namentlich in Italien, geſponnen wird. Jahrtauſendelang machte die Kunſt des S. keine Fortſchritte. Erſt 1530

erfand Jürgen, Steinmetz und Bildschnitzer in Watenbüttel bei Braunschweig, das Spinnrad, wie es, einige geringe Veränderungen abgerechnet, noch jetzt, besonders zum S. des Flachses, gebräuchlich ist. Ein gewaltiger Umschwung vollzog sich durch die Einführung der Spinnmaschinen, deren Entwickelung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts begann. Die wichtigsten Erfindungen der Folgezeit waren die der Jenny-Spinnmaschine von Hargreaves (1767), die der Watermaschine von Arkwright (1775), die der Mulemaschine von Crompton (1779), die der Heilmannschen Konstruktion der bereits um 1789 entstandenen Kämmmaschine (1849). Zuerst benutzte man die Spinnmaschinen ausschließlich für Baumwolle, dann für Wolle, zuletzt für Flachs, Hanf und Floretseide.

Über S. des Glases s. Glasspinnerei. In der Nadelfabrikation nennt man Spinnen die Erzeugung ganz dünner Spiralen aus Messingblech, resp. Draht, die, in kurze Stücke zerschnitten, zur Herstellung der Stecknadelköpfe dienen.

Spinnenkrabben (Oxyrhyncha), eine Familie der Krabben, mit dreieckiger, vorn in einen verlängerten, oft gabelig geteilten Stirnfortsatz auslaufender Kopfbrustschale. Zahlreiche Arten derselben finden sich in allen Meeren.

Spinnentiere (Arachnoidēae, s. Arachniden) teilt man neuerdings ein in: 1. Ordnung: Zungenwürmer (s. d., Linguatilina), hierher gehört der Gezähnelte Zungenwurm (Pentastomum denticulatum, s. Tafel: Spinnentiere und Tausendfüßer, Fig. 1) und der bandwurmartige (P. taenioides, Fig. 2 a u. b, Jugendformen). 2. Ordnung: Milben (s. d., Acarina), unter andern mit der Familie der Haarbalgmilben (s. d., Dermophili), zu denen die des Menschen (Demodex folliculorum, Fig. 4) gehört, der Krätzmilben (s. d.), Käsemilben (s. d.), Zwecken (s. d.), Laufmilben, mit der schönen roten gemeinen Samtmilbe (Trombidium holosericeum), die in ausgebildetem Zustande auf Insekten und Spinnen schmarotzt, und der Wassermilben (s. d., Hydrachnidae), von denen die Muschelmilbe (Atax ypsiliphorus, Fig. 5) in Süßwassermuscheln wohnt. 3. Ordnung: Seespinnen (s. d., Pygnogonidae s. Pantopoda), bewohnen das Meer; hierher z. B. Ammothea pygnogonoides (Fig. 6). 4. Ordnung: Bärtierchen (Tardigrada), sind rückgebildete Formen mit kurzen Stummelfüßchen, saugenden Mundteilen, Zwitter, leben auf dem Lande an feuchten Stellen, auf Dächern unter Moos, in Regenrinnen u. s. w. und sind berühmt wegen ihrer Fähigkeit, vollkommen auszutrocknen und nach langer Zeit durch Anfeuchten wieder aufzuleben; Macrobiotus Schultzei (Fig. 7) ist eine hierher gehörige Form. 5. Ordnung: Afterspinnen (Phalangidae), Hinterleib dem Kopfbruststück in seiner ganzen Ausdehnung angefügt, Kieferfühler scherenförmig, die vier Beinpaare auffallend lang und schlank, ohne Spinnwarzen, Atmung durch Tracheen. Zu ihnen gehört der in und an Gebäuden sehr häufige, gemeine Wandkanker (Phalangium opilio, Fig. 8). 6. Ordnung: eigentliche Spinnen (s. d., Araneidae), mit zahlreichen über die ganze Erde verbreiteten, meist das Land, in einigen Fällen auch das Wasser bewohnenden Arten (Abbildungen Fig. 9—16, Erklärung unter Artikel Spinnen). 7. Ordnung: Skorpionspinnen (Podipalpi), Vorderbeine zu Fühlern verlängert, Hinterleib besonders entwickelt, elf- bis zwölfgliederig. Zu dieser auf die Tropen der Alten und Neuen Welt beschränkten Ordnung gehört der langarmige Tarantelskorpion (Phrynus lunatus) aus Südamerika. 8. Ordnung: Skorpione (s. d., Scorpionidae), von denen eine Art (Scorpio europaeus, Fig. 18) die Grenze des deutschen Faunengebietes im Süden eben erreicht. An diese letzte Ordnung schließt sich wohl die kleine Gruppe der Afterskorpione (s. d.) an; das hierher gehörige Obisium trombidioides (Fig. 19) lebt in Deutschland in Wäldern unter Moos, Rinde u. s. w. 9. Ordnung: Walzenspinnen (s. d., Solifugae), mit einer Art (Solpuga araneoides, Fig. 20) in Südrußland. Die Litteratur s. u. Arachniden.

Spinner (Bombycidae) ist der Name einer Familie meist mittel- bis sehr großer Schmetterlinge, charakterisiert durch einen besonders im weiblichen Geschlecht plumpen, in der Regel dichtbehaarten Körper, ziemlich großen, breiten Flügeln, die in der Ruhe dachförmig getragen werden und den Weibchen häufig fehlen; die Fühlhörner sind verhältnismäßig kurz, beim Weibchen borstenförmig, beim Männchen oft sehr lang, nach beiden Seiten gekämmt, und stellen hier sehr empfindliche Geruchsorgane dar, mittels welcher die muntern, kleinen, auch am Tage lebhaft fliegenden Tiere die trägen, meist gar nicht oder nur sehr beschränkt flugfähigen, größern Weibchen aufsuchen. Diese legen ihre zahlreichen Eier meist haufenweise zusammen und bedecken sie oft mit ihren losgelösten, wolligen Afterhaaren. Die Raupen sind zwar in Gestalt sehr verschieden, und obwohl es glatte, vom Habitus der Schwärmerraupen gibt (wie z. B. die Raupe des Seidenspinners), so sind die meisten doch behaart, wie z. B. die des Kiefernspinners (Gastropacha pini, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 2) und des Ringelspinners (Bombyx neustria, Fig. 4b), während die des kleinen Nachtpfauenauges (Saturnia paronia, Tafel: Insekten III, Fig. 8) mit bedornten Warzen versehen ist; viele leben zeitlebens, andere nur in der Jugend gesellig und werden bisweilen sehr schädlich. Zu den S. gehört weiter die Nonne (Liparis monacha, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 3), der Nagelfleck (Saturnia Tau, Tafel: Insekten III, Fig. 9), der Seidenspinner (s. d., Bombyx mori, Fig. 10), das Eichenblatt (Lasiocampa quercifolia, Fig. 11), der Schwammspinner (Liparis dispar, Fig. 12). Die Raupen spinnen sich vor dem Verpuppen ein und die Gespinste sind um so dichter, je weniger haarig die Raupen sind; einige werden bekanntlich technisch verwendet. (S. u. Seide.)

Spinner (Francis Elias), früher Schatzmeister der Vereinigten Staaten, geb. 21. Jan. 1802 in German Flats (jetzt Mohawk) in Neuyork, erhielt von seinem Vater, einem deutschen Geistlichen, eine sorgfältige Erziehung, lernte ein Geschäft, wurde Verwaltungsbeamter einer Bank, später Generalmajor der Miliz, County-Sheriff, Oberrechnungsbeamter der Zollbehörde von Neuyork, war von 1855 bis 1861 Mitglied des Vereinigten Staatenkongresses und von 1861 bis 1875 Bundesschatzmeister. S. war einer der tüchtigsten Beamten der Vereinigten Staaten und hat sich durch seine Rechtschaffenheit einen rühmlichen Namen erworben.

Spinnerei (frz. filage, filature; engl. spinning), die Arbeit des Spinnens (s. d.) oder auch das Etablissement, in dem dieselbe vorgenommen wird.

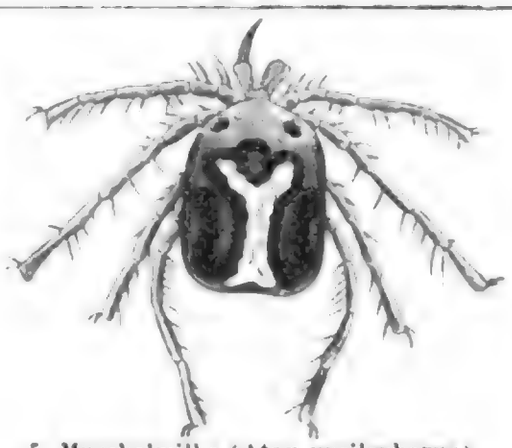
Spinnfasern, soviel wie Gespinstfasern.

Spinnlaus, s. unter Milben.

SSER.

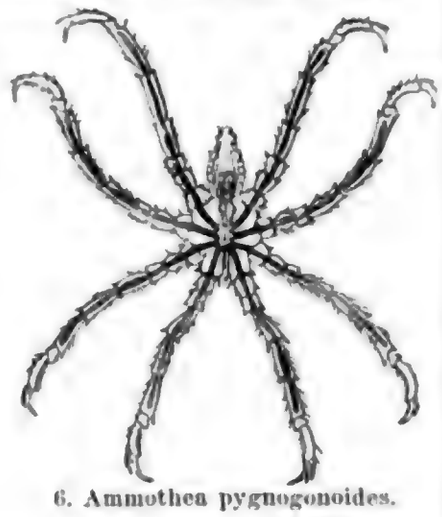
10. Minierspinne (Cteniza fodiens).

3. Demodex folliculorum.

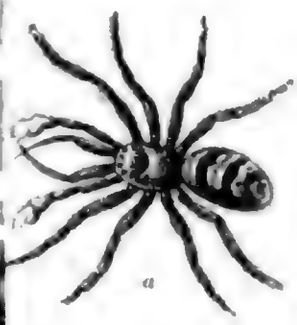


5. Muschelmilbe (Atax ypsilophorus).

14. Krummbeinige Krabbenspinne (Thomisus vatius).



6. Ammothea pygnogonoides.



20. Walzenspinn

Harlekin-Springspinne (Salticus scenicus). a Männchen, b Weibchen.

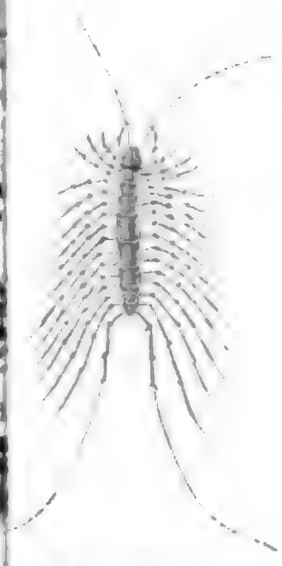
1. Gezähnelter Zungenwurm (Pentastomum denticulatum).

2a, b. Jugendformen vom bandwurmartigen Zungenwurm (Pentastomum taenioides).

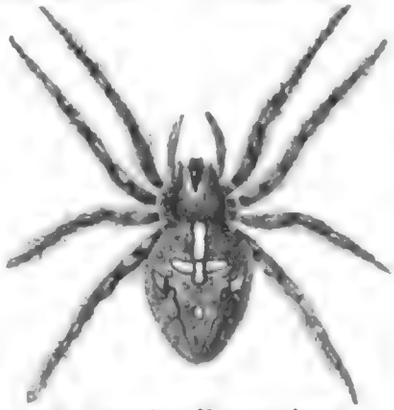
8. Gemeiner Wandkat (Phalangium opilio

23. Bandassel (Scolopend

21. Gemeiner Vielfufs (Ju entigera coleoptrata).



25. Schildassel



16. Gemeine Kreuzspinne (Epeira diademata).

Spinnmaschine (frz. machine à filer; engl. spinning-machine, spinning-frame), eine mechan. Vorrichtung, welche dazu dient, die aus irgend welcher Art von Gespinstfasern mittels verschiedener vorbereitender Maschinen hergestellten Bänder auszustrecken, durch Drehung in einen runden Faden (Garn) zu verwandeln und diesen aufzuwickeln. (S. unter Baumwollindustrie, Flachsspinnerei, Seide, Spinnen und Wollspinnerei.)

Spinnmühle, soviel wie Fadenmühle.

Spinnorgane finden sich bei einer ganzen Reihe von Gliedertieren und sind Apparate, die aus einer Drüse, welche eine an der Luft meist sofort verhärtende, als Seide, Spinnweb u. s. w. bekannte, dem Chitin nahe verwandte Feuchtigkeit absondern. Bei den Insekten, wo sie ausschließlich den Larven zukommen, und bei den Tausendfüßen münden sie mit je einem einfachen Ausführungsgang in den Schlund; bei den Spinnen liegen diese sehr verschieden großen und verschieden gestaltete Drüsen im Hinterleib zwischen den Eingeweiden und münden mit zahlreichen Ausführungsgängen oben in den Spinnwarzen auf den sog. Spinnfeldern, siebartigen Gebilden, deren Löcher nach außen in sehr zarte Röhren führen. Die Zahl der Spinnwarzen ist meist sechs (bisweilen auch nur vier) und jeder Spinnfaden besteht daher zunächst aus sechs, der Spinnwarzenzahl entsprechenden dünnern Fäden, und jeder von diesen wieder aus so viel äußerst zarten Fädchen, wie Spinnröhrchen auf jedem Spinnfelde stehen. Zu den S. kann man auch die Byssusdrüse rechnen, die in gewissen Jugendstadien wohl allen Muscheln zukommt, aber hauptsächlich bei den Miesmuscheln zeitlebens in Thätigkeit bleibt, hier am hintern, obern Teil des Fußes gelegen ist und eine gleichfalls chitinartige Feuchtigkeit absondert, die in einer medianen Rinne an der Unterseite des Fußes bis zu dessen Spitze hinläuft und zu einem Büschel seidenartiger Fäden erstarrt, die man namentlich in Italien zu Zeugen, Strümpfen u. s. w. verarbeitet. (S. unter Byssus.)

Spinnrad (frz. rouet à filer, engl. spinning-wheel), s. unter Spinnen.

Spinnwebenhaut (des Gehirns), s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 663a.

Spinola (Ambrosius, Marquis), berühmter span. Feldherr, wurde zu Genua 1571 geboren, aus altem ghibellinischen Geschlecht. Sein Bruder, Friedrich S., war Befehlshaber der an der niederländ. Küste aufgestellten Flotte und bewog ihn, gegen Ende des 16. Jahrh., 9000 Mann alter ital. und span. Truppen nach den Niederlanden zu führen. Ostende, vor dem Erzherzog Albrecht länger als zwei Jahre gelegen, fiel S. 1604 in die Hände, nachdem es sich drei Jahre und zwei Monate verteidigt hatte. Er wurde dann zum Oberbefehlshaber aller span. und ital. Truppen ernannt, die in den Niederlanden standen und begann nun den Kampf mit dem Prinzen Moritz von Oranien, der ihn von fernern Fortschritten abhielt. Bei dem allgemeinen Friedensbedürfnis kam es im Mai 1607 in Haag zwischen beiden zu einer persönlichen Unterredung, die jedoch nicht zum Ziel führte. Erst 1609 wurde ein zwölfjähriger Stillstand geschlossen. Im Sommer 1614 standen beide von Aachen bis Wesel wieder gegeneinander, aber das Friedensbedürfnis überwog noch einmal. Als der Waffenstillstand 1621 zu Ende ging, begann S. aufs neue sich mit Moritz zu messen, nachdem er schon 1620 gegen Kurpfalz und die Union rheinaufwärts gezogen, alles Land bis Frankfurt und Worms occupiert und April 1621 im Mainzer Accord die Union zur Niederlegung der Waffen gezwungen hatte. Moritz starb (23. April 1625) unter den Anstrengungen, seinen Gegner zur Aufhebung der Belagerung von Breda zu zwingen; aber auch S. war durch die sumpfige Luft krank geworden. Endlich nach einer zehnmonatlichen Belagerung öffneten sich im Mai 1625 die Thore. S. gewährte der tapfern Besatzung freien Abzug. Seine Gesundheit nötigte ihn, den Befehl niederzulegen. Zwar trat er noch einmal 1630 in Italien auf, wo er die Festung Casale erobern wollte, aber noch im nämlichen Jahre, 25. Sept., starb er zu Castel-Nuovo di Scrivia. Vgl. Sivet, «S., épisode du temps d'Albert et d'Isabelle» (Par. 1851).

Spinoza oder Spinosa (Baruch, lat. Benedikt), einer der bedeutendsten Philosophen der neuern Zeit, geb. zu Amsterdam 24. Nov. 1632, stammte aus einer jüd. Familie, die sich aus Portugal nach Holland gewendet hatte. Er genoß den gewöhnlichen Unterricht der Rabbiner, studierte aber schon früh die mittelalterlichen jüd. Religionsphilosophen, wie Maimonides und andere. Seine religiösen Ansichten entfernten sich aber frühzeitig von den jüd. Lehren, und nachdem mehrere Versuche, ihn wieder an die Synagoge zu knüpfen, gescheitert, kam es dahin, daß er durch die strengste Form des Bannes, die der Synagoge zu Gebote stand, aus der Judengemeinde ausgestoßen wurde. Er nahm dies gleichmütig auf und schloß sich später niemals als Mitglied einer bestimmten religiösen Gemeinde an. S. widmete sich von nun an gänzlich der Philosophie, für deren Studium er hauptsächlich in den Schriften des Cartesius Nahrung fand. Um sich seine Subsistenz zu sichern, lernte er das Schleifen optischer Gläser. Das wissenschaftliche Studium der Optik, welches er mit dieser Beschäftigung verband, brachte ihn mit mehrern Physikern und Naturforschern seiner Zeit in Verbindung. Sein Aufenthalt war, nachdem es den Juden gelungen, bei dem Magistrat von Amsterdam auf einige Monate seine Verbannung zu erlangen, ziemlich unstet. Er bezog erst das Landhaus seines Freundes, ging dann nach Rheinsburg bei Leiden, darauf nach Voorburg bei Haag, bis er endlich nach einigen Jahren auf Bitten seiner Freunde sich im Haag selbst niederließ. Als sein Name bekannter wurde, erhielt er unter Zusicherung voller Lehrfreiheit von dem Kurfürsten von der Pfalz einen Ruf als Lehrer der Philosophie an die Universität zu Heidelberg. Doch schlug er das Anerbieten aus, weil er nicht wisse, wie weit sich diese Lehrfreiheit erstrecken werde, und er auf keinen Fall andern einen Anstoß geben wolle. S. starb 21. Febr. 1677 an der Schwindsucht. Ihm ward 14. Sept. 1880 im Haag ein Denkmal errichtet.

Die Hauptquelle über sein Leben ist die freilich sehr befangene Biographie von Colerus (holländ. 1698; franz. 1706; deutsch 1733; neue Ausg. in dem von Ginsberg herausg. «Briefwechsel des S.», Lpz. 1876); außerdem haben es Lucas (Amsterd. 1719), Diez (Dess. 1783), Philipson (Braunschw. 1790) und Saintes (Par. 1842) beschrieben, am besten Kuno Fischer («Geschichte der neuern Philosophie», 3. Aufl., Bd. 1, Abteil. 2, Münch. 1880). Von seinen Schriften hat S. selbst nur zwei

herausgegeben: «Renati Cartesii principia philosophiae» (1663), wozu die «Cogitata metaphysica» den Anhang bilden, eine Darstellung der Cartesianischen Philosophie, und den «Tractatus theologico-politicus» (1670), in welchem er den Begriff der Offenbarung, sowie den Ursprung und die Authentie der Bücher des Alten Testaments einer Kritik unterwirft und die Denkfreiheit gegenüber der positiven Religion verteidigt, weil Philosophie und Religion zwei ganz heterogene Dinge seien. Viele Sätze, welche der Rationalismus des 18. Jahrh. geltend machte, finden sich hier schon bestimmt ausgesprochen. Nach seinem Tode gab der Arzt Ludw. Meyer seine «Opera posthuma» (1677) bloß mit der Bezeichnung B. d. S. heraus. Sie enthalten außer einer hebr. Grammatik das Hauptwerk des S., die «Ethica ordine geometrico demonstrata», den «Tractatus politicus», die Abhandlung «De intellectus emendatione», die beiden letztern unvollendet, und eine Anzahl sehr wertvoller Briefe. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Paulus (2 Bde., Jena 1802—3), Gfrörer (Stuttg. 1830) und Bruder (3 Bde., Lpz. 1843—46); die beste, welche auch den erst im 19. Jahrh. entdeckten sog. «Tractatus brevis» umfaßt, ist die von van Vloten und Land besorgte (2 Bde., Haag 1882 u. 1883).

Die Lehre des S. hat auf die Gestaltung der deutschen Philosophie nach Kant einen großen Einfluß geübt, und S. hat das Schicksal gehabt, in neuerer Zeit ebenso urteilslos gepriesen und bewundert zu werden, als er früher verdammt und verketzert wurde. Sein System ist ein Pantheismus, der auf der Konsequenz beruht, mit welcher S. den Cartesianischen Begriff der Substanz geltend gemacht, und dessen Gestaltung durch den Cartesianischen Dualismus zwischen Denken und Ausdehnung bedingt ist. Vgl. H. Ritter, «Über den Einfluß des Cartesius auf die Ausbildung des Spinozismus» (Lpz. 1816); Sigwart, «Über den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesianischen Philosophie» (Tüb. 1816). Der Mittelpunkt des Systems ist der Satz: Es gibt nur eine unendliche Substanz (Gott) mit unendlichen Attributen, von denen der Mensch nur zwei, nämlich das Denken und die Ausdehnung, erkennen kann. Aus der Unendlichkeit der einen Substanz muß Unendliches auf unendliche Weise folgen, und zwar mit Notwendigkeit, daher der Zweckbegriff vollkommen wegfällt und unter die Vorurteile des menschlichen Verstandes gerechnet wird. Gott oder die eine, unteilbare Substanz ist die innere (immanente), nicht äußere (transiente) Ursache alles dessen, was ist und geschieht: frei, insofern sie nur nach den Gesetzen der eigenen Natur handelt; die Welt ist die Selbstdarstellung Gottes, die keine andere sein kann, als sie ist. Das Endliche ist eine beschränkte, begrenzte Modifikation der Attribute Gottes, die Körper des Attributs der Ausdehnung, die Geister des Attributs des Denkens. Die Frage, wie die Endlichkeit in das Unendliche komme, berührt S. gar nicht: die einzelnen endlichen Dinge werden einfach empirisch angenommen. Zwischen den Modifikationen des Denkens und der Ausdehnung besteht kein ursachlicher Zusammenhang, sondern ein vollkommener Parallelismus, darin gegründet, daß beide Attribute einer und derselben Substanz angehören. Jedes endliche Ding kann daher auf doppelte Weise angesehen werden, teils insofern es in andern endlichen Modifikationen desselben Attributs gegründet ist, teils insofern es eine Modifikation der unendlichen Substanz ist. Die erstere Art der Erkenntnis ist unangemessen (inadäquat), die zweite, welche die Dinge unter dem Gesichtspunkte ihrer Ewigkeit (sub specie aeternitatis) auffaßt, ist adäquat, die eigentlich philosophische, welche in allen den mannigfaltigen Gestalten des Unendlichen immer dieses selbst erkennt. Der Geist (mens) ist die Gesamtheit der Modifikationen der denkenden Substanz, welche der Reihe der Veränderungen eines modus der ausgedehnten Substanz, nämlich dem menschlichen Leibe, entsprechen; Begehrungen, Neigungen, Affekte und Leidenschaften sind Darstellungen der Natur des Geistes, der wie jedes andere Ding sich in seinem Sein und Wirken zu erhalten strebt. Was diesem Streben angemessen ist, ist gut, was ihm zuwiderläuft, ist übel und bös; die erste Tugend ist, sich in seinem Sein erhalten. Das, was dem Wesen des Geistes am angemessensten ist, ist das Erkennen; die höchste Tugend ist daher die Erkenntnis Gottes, d. h. der Einheit alles Unendlichen. Liebe ist die Freude über unser eigenes Wohl, insofern dieselbe von dem Gedanken an etwas außer uns als dessen Ursache begleitet wird. Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern diese selbst, und nicht deshalb sind wir selig, weil wir unsere Affekte bändigen, sondern dadurch, daß wir selig sind, wird es uns möglich, unsere Affekte zu bändigen. Die Liebe zu Gott ist der Ausdruck des Wohlgefühls, das uns aus seiner Erkenntnis zuwächst. Eigentlich ist die Liebe des Menschen zu Gott die unendliche Selbstliebe, womit Gott sich selbst liebt, nicht insofern er unendlich ist, sondern insofern er sich in der Form des menschlichen Geistes darstellt.

Mit vollkommener Deutlichkeit tritt der Mangel jeder von der Begehrung unabhängigen Bestimmung über den sittlichen Wert oder Unwert des Wollens in der Rechtslehre des S. hervor. Macht ist ihm Recht; jeder hat so viel Recht, als er Macht hat; was auch immer jeder nach den Gesetzen seiner Natur thut, thut er kraft seines Rechts, und Verträge und Versprechungen sind nur so lange gültig, als der, welcher sie brechen kann, es seinem Vorteile angemessen findet, sie nicht zu brechen. Der Staat ist daher dem S., wie dem Hobbes, nur der Notbehelf gegen die Nachteile, welche der uneingeschränkte Gebrauch seines natürlichen Rechts bei der Feindseligkeit der Menschen untereinander für jeden Einzelnen, der allemal schwächer ist als die Gesamtheit der übrigen, herbeiführen würde; nur daß S. nicht, wie Hobbes, eine unbedingte Unterwerfung unter die Macht im Staate verlangt, sondern die letztere davor warnt, den Gesamtvorteilen der ihr Unterworfenen entgegenzutreten, weil sie in diesem Falle von ihrem natürlichen Rechte Gebrauch zu machen sich veranlaßt finden werden. Durch die leidenschaftslose Ruhe seiner Darstellung, durch die Freiheit von aller Rhetorik, durch die nüchterne Entschiedenheit, mit welcher er seine Sätze hinstellt, durch den scheinbar enggeschlossenen Zusammenhang seiner Beweise, endlich durch die großartige Resignation, mit welcher er die Dinge und Ereignisse nimmt, wie sie sind, und in alledem, was ist und geschieht, eine Reihe von Naturerfolgen sieht, an denen sich nichts ändern läßt und über deren Wertunterschiede sich

zu härmen für den denkenden Menschen sich nicht der Mühe lohne, machte S. auf sehr ausgezeichnete Geister bedeutenden Eindruck, erfuhr aber auch ebenso rücksichtlich seines sittlichen Standpunktes wie in Beziehung auf die Haltbarkeit seiner theoretischen Lehrmeinungen gründliche Kritiken.

Vgl. F. H. Jacobi, «Über die Lehre des S. in Briefen an Mendelssohn» (Bresl. 1785, neue Aufl. 1789, und in Jacobis «Schriften», Bd. 4); Herder, «Gott, einige Gespräche» (Gotha 1787), ein Versuch, die Lehre des S. der des Leibniz zu nähern; Sigwart, «Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert» (Tüb. 1839); K. Thomas, «S. als Metaphysiker» (Königsb. 1840); van der Linde, «S., seine Lehre und deren erste Nachwirkungen in Holland» (Gött. 1862); van Vloten, «Baruch d'Espinoza, zyn leven en schriften» (Amsterd. 1862); Kuno Fischer, «Geschichte der neuern Philosophie» (3. Aufl., Bd. 1, Abteil. 2, Münch. 1880); Th. Camerer, «Die Lehre S.s» (Stuttg. 1877). Von besonderer Wichtigkeit für das Verständnis des S. und die nähere Einsicht in die Perioden seines Bildungsganges ist der neu aufgefundene «Tractatus de Deo et homine» geworden (herausg. von Vloten, Amsterd. 1862; deutsch von Sigwart, Tüb. 1870). Vgl. darüber Sigwart, «S.s neuentdeckter Traktat» (Gotha 1866), und Trendelenburg, «Über die aufgefundenen Ergänzungen zu S.s Werken» in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie» (Bd. 3, Berl. 1867). Eine deutsche Übersetzung von S.s «Sämtlichen Werken» (5 Bde., Stuttg. 1841; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1871) besorgten Berthold Auerbach (s. d.), der das Leben S.s auch zum Gegenstande eines Romans («Spinoza», 6. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1871) wählte, und Kirchmann («Philos. Bibliothek», Lpz. 1868 fg).

Spion (vom ital. spione) heißt ein Kundschafter nichtmilitärischen Standes, der entweder für Geld gedungen oder aus eigenen Beweggründen (Rache, Parteihaß u. s. w.) auf heimlichem Wege Nachrichten über den Feind, seine Verhältnisse, Stärke, Stellung, Absichten u. s. w. erspäht und überbringt. Von der öffentlichen Meinung geächtet, von den Kriegsgesetzen mit Erschießen oder ehrlosem Tode bedroht, haben sich S. nicht nur in den untern Gesellschaftsklassen, sondern auch in den gebildeten Ständen und selbst unter vornehmen Damen gefunden. Die Nachrichten der S. sind unsicher und rühren oft von Doppelspionen her, d. h. von Leuten, die von der einen Partei gedungen sind, dem Gegner unrichtige Nachrichten zu überbringen. Die Bewohner des eigenen Landes, welche sich zu Spionendiensten für den Feind hergeben, verfallen den Strafen des Landes- und Kriegsverrats. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch bedroht in §. 90, 5 jeden Deutschen, der vorsätzlich während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Kriegs dem Feinde als S. dient oder feindliche S. aufnimmt, verbirgt oder ihnen Beistand leistet, mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe.

Spira (Johs. de) oder Johann von Speyer, war der erste Buchdrucker, der diese Kunst in Venedig ausübte. Sein erster Druck war 1469 die «Epistolae» des Cicero, ein Buch von höchster Seltenheit, diesem folgte in demselben Jahre die nicht minder seltene «Historia naturalis» des Plinius, welche nur in 100 Exemplaren abgezogen wurde. Seine undatierte Ausgabe des Tacitus, zugleich die Princeps dieses Historikers, ist das erste mit arab. Blattziffern bezeichnete Buch. Über dem Druck der Schrift des Augustinus «De civitate Dei» (1470) überraschte ihn der Tod.

Sein Bruder, Wendelin von S., führte seine Offizin fort und leistete, eine kurze Zeit in Geschäftsgemeinschaft mit Johann de Colonia, gleichfalls Vortreffliches. Zunächst vollendete er 1470 das Werk des Augustinus und druckte den Virgil, 1471 die erste ital. Bibel nach der Übersetzung von Niccolo Malermi, 1472 den Strabo u. s. w. Sein Name verschwindet nach dem Jahre 1477.

Spiraea, Spier, eine artenreiche, Stauden und Sträucher einschließende Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen; sie bildet für sich eine Unterfamilie (Spiraeoideae). Die zu Trauben, Doldentrauben oder Trugdolden vereinigten Blüten sind regelmäßig, haben eine scheibenförmig erweiterte Achse, einen röhrigen Kelch mit fünfspaltigem Saumen, fünf kurzgenagelte Blumenblätter, zahlreiche, auf dem Rande des Kelchschlundes eingefügte Staubgefäße und fünf Stempel, welche zu mehrsamigen Balgkapseln auswachsen. Außerdem ist die Gattung durch zwar einfache, aber selten ganzrandige, meistens hand- oder fiederförmig geteilte, selten gefiederte Blätter mit oder ohne Nebenblättern gekennzeichnet. Die niedern Arten des Spier sind ausgezeichnete Gartenzierpflanzen. Unter den Stauden werden vorzugsweise folgende geschätzt: S. Aruncus *L.*, der Waldspier, Gebirgswälder Deutschlands bewohnend, bis 2 m hohe prächtige Büsche bildend, mit eleganten, zwei- oder dreifach-fiederteiligen Blättern und weißen, teils männlichen, teils weiblichen Blüten in walzenförmigen Ähren, welche zu mächtigen, graziös geneigten Rispen zusammentreten. In den Gärten vorzugsweise gern gesehen ist die gefüllt blühende Spielart, S. Ulmaria *L.*, der Süßspier, Mädesüß, ebenfalls in Deutschland zu Hause und gemein auf feuchten Wiesen, bis 2 m hoch, mit unterbrochen fiederteiligen, unten weißwolligen Blättern und weißen zu unregelmäßigen Doldentrauben vereinigten Blüten. Von ihr hat man in den Gärten eine Varietät mit weiß oder gelblichweiß panachierten Blättern. Ihr nahe verwandt ist die in Gärten häufig angepflanzte nordamerikanische S. lobata *Murr.*, der Lappenspier, mit zart-rosenroten doldentraubigen Blütenrispen, und ihre Varietät venusta mit kräftiger kolorierten Blüten.

Obwohl auf trockenen Wiesen und Anhöhen wildwachsend, wird wegen ihrer Schönheit S. Filipendula *L.*, der Knollenspier, in den Gärten unterhalten, vorzugsweise ihre gefüllt blühende Varietät. Ihre dünnen Wurzeln haben knollige Anschwellungen und die rosaweißen Blüten auf etwa 1 m hohen Stengeln bilden endständige Trugdolden, welche zu mächtigen doldigen Rispen gesammelt sind. Ihre fiederteiligen Blätter sind rosettenartig ausgebreitet. Die schönste aller Spierstauden ist S. palmata *Thbg.* Sie ist in Japan einheimisch und der S. lobata ähnlich, hat aber niedrigere, gleich den Blattstielen rötliche Stengel, auf denen die purpurroten Blüten in reichen Sträußen stehen. Alle diese für die Gärten wichtige Stauden lassen sich mit Leichtigkeit durch Stockteilung vermehren.

Ein für die Gärten gleich wertvolles Ausstattungsmaterial sind die Sträucher dieser Gattung. Eine derselben, S. salicifolia *L.*, der Weidenspier, ist in Deutschland in Gebüschen, an Zäunen und an Ufern gemein, hat rutenförmige braune

Stengel, länglich lanzettförmige Blätter und zu Trauben gesammelte, fast ährenförmige rötlichweiße oder hellrosenrote Blüten. In Ungarn einheimisch ist S. ulmifolia *Scop.*, der Ulmenspier, ein 2 m hoher Strauch mit kantigen Zweigen, eirunden, gesägten Blättern und in langgestielten Dolbentrauben stehenden weißen Blüten. Aus Nordamerika stammen S. opulifolia *L.*, der Schneeballspier, mit rundlich dreilappigen, gestielten, doppelt gesägten Blättern und weißen, zu halbkugeligen Dolbentrauben gesammelten Blüten und aufgeblasenen Kapseln, S. Douglasii *Hook.* mit graufilzigen Ästen und länglichen, nur an der Spitze gesägten, unten etwas filzigen Blättern und dunkelroten Blütenrispen, S. ariaefolia *Sw.*, bis 3 m hoch, mit länglich elliptischen, gelappten, gesägten Blättern und gelblichweißen Blüten in zusammengesetzten Rispen, und S. tomentosa *L.*, Filzspier, 1 m hoch, dem Weidenspier ähnlich, aber mit rostfarbigem Filz bedeckt, mit länglich eiförmigen, grobgesägten, unten dicht rotfilzigen Blättern, mit kleinern, aber dunklern Blüten in langen Endrispen. Von asiat. Arten werden vorzugsweise folgende geschätzt: S. sorbifolia *L.*, der Ebreschenspier, eine prächtige sibir. Art, gekennzeichnet durch braunwarzige Stämme, 25 cm lange gefiederte Blätter mit lanzettförmigen gesägten Blättchen und großen Endrispen weißer Blüten. Einige andere Arten sind in China und Japan zu Hause. Die schönste derselben ist S. prunifolia *Blme.*, der Pflaumenspier; die mit weißen Blütendolden übersäeten Zweige sind graziös gebogen und bilden mit ihren rundlichen, gesägten, mit seidenartigen Haaren bekleideten Blättern einen eleganten, 1½ m hohen Busch. Noch häufiger wird die gefüllt blühende Varietät kultiviert, deren Blumen das Ansehen zierlicher weißer Röschen haben. Sie wird häufig im Treibhause zur frühern Blüte gebracht. Bei S. cantonensis stehen die weißen Blüten in gestielten Dolden an jungen Trieben der im Vorjahre entstandenen Zweige. Besonders reichblütig ist die Varietät mit gefüllten Blumen; sie wird ebenfalls gern dem Treibverfahren unterworfen. S. callosa *Thbg.*, der Schwielenspier, gehört zu den schönsten Spiersträuchern, welche für die Ausstattung der Gärten zu finden sind. Die Stämme des gegen 1 m hohen Strauchs sind oben verästelt und die Spitze der Triebe und die ovallanzettlichen, doppelt gesägten Blätter in der Jugend rot. Die lebhaft roten, bei einer Varietät weißen Blüten bilden endständige, zusammengesetzte, flache Doldentrauben.

Spiralbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 261[a]; Abbildung auf der dazugehörigen Tafel, Fig. 4.

Spirale (lat.), Spirallinie oder Schneckenlinie nennt man eine krumme Linie, deren Punkte durch eine einfache Gleichung zwischen Anomalie und Vektor bestimmt sind, welche daher unendlich viele Umläufe um einen bestimmten festen Punkt macht. Die einfachste ist die Archimedische, welche Archimedes ersonnen und näher untersucht hat. Wenn ein Schenkel sich gleichförmig dreht, während auf ihm ein Punkt gleichförmig fortschreitet, so beschreibt der Punkt diese S., deren Vektor (s. Radius) der Anomalie proportional ist. Wenn der Vektor eine andere Funktion der Anomalie ist, so beschreibt der Punkt andere S., z. B. die S. Fermats, die logarithmische, hyperbolische oder reciproke (umgekehrte Archimedische) und parabolische S. Zu den S. im weitern Sinne werden auch die Loxodromischen Linien (s. d.) gezählt, welche die Geraden eines Punktes der Ebene, oder die Kanten eines Cylinders, eines Kegels, einer Regelfläche, oder die Meridiane einer Rotationsfläche alle unter demselben Winkel schneiden.

Spiralfeder oder Schraubenfeder (frz. ressort spiral, ressort à boudin; engl. spiral-spring), eine spiral- oder schraubenförmig gewundene Feder aus Stahl- oder Messingdraht, die sowohl dem Zusammendrücken und Ausziehen als dem Verdrehen einen federnden Widerstand entgegensetzt. (S. unter Federn, metallische.)

Spiralgebläse, Schnecken- oder Schraubengebläse, soviel wie Cagniardelle (s. d.) und unter Gebläse, Bd. VII, S. 619[a].

Spiralgefäße, s. unter Gefäße.

Spiralpumpe (frz. pompe spirale, engl. spiral pump), eine von Wirz in Zürich 1746 erfundene, wenig angewendete Wasserhebemaschine, bestehend aus einem um eine horizontale Welle spiralförmig gewundenen Rohr, welches an seinem wasserschöpfenden Ende trichterförmig erweitert ist und mit dem andern in das hohle Ende der Welle mündet. Die zwischen diesem Wellenende und einem Steigrohr eingeschaltete Stopfbüchse stellt einen dichten Verschluß während der Drehung der Welle her. Ist der Apparat mit den zu unterst gelegenen Teilen der Schraubenwindungen in ein Wasserbassin getaucht, so wird von dem trichterförmigen Rohrende, dem sog. Horn, bei der Drehung der Welle in der den Schraubenwindungen entgegengesetzten Richtung abwechselnd Wasser und Luft geschöpft, wobei die geschöpften Wassermengen unter allmählich nach dem Steigrohr hin zunehmendem Druck der zwischen ihnen eingeschlossenen Luft mit dieser in das Steigrohr hineingeschraubt werden. In geeigneter Umgestaltung werden die S. auch zur Erzeugung von Gebläsewind benutzt. (S. Cagniardelle und unter Gebläse.)

Spirdingsee, auch Schnardewiesee genannt, nächst den drei Haffen der größte See des preuß. Staats, auf der ostpreuß. Seenplatte, 117 m über dem Meere, im Weichselgebiet gelegen und zu dem Kreise Johannisburg, geringernteils zum Kreise Sensburg im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen gehörig, ist 102,4 qkm, mit seinen Seitenzweigen aber 117,8 qkm groß, in seinem Hauptbecken von Nordosten gegen Südwesten 16,6 km lang und von Norden nach Süden bis 9,25 km breit und 7,8 bis 20,4 m tief. Er umschließt drei Inseln oder Werder, darunter den bewohnten Spirdingswerder und den Teufelswerder, auf welchem das 1784 von Friedrich d. Gr. angelegte, später wieder abgetragene Fort Lyk stand. Die Nebenzweige des Sees sind Nordosten der Eckersberger-, im Süden der Sexter-, im Südwesten der Warnold-, im Nordwesten der Lukneinensee, im Westen der zwischen Rhein und Wigrimmen gelegene, sehr lange Zweig, welcher im südl. Teile Veldahn-, im nördlichen (22 km lang) das Rheinische oder Talterwasser heißt.

Der S. erhält von Osten her den Abfluß des Aryssees, von Westen durch den Veldahnsee den Kruttingfluß, der seinerseits die Wasser der sensburger Seegruppe sammelt und durch den Mudersee geht. Auch steht er im Norden mit dem Löwentin- und so mit dem Angerburgersee (s. Angerburg) in Verbindung. Abflüsse hat der S. drei, alle nach Süden.

Der eine, der 5,2 km lange Johannisburger Kanal, führt durch den Biallolasker- und den Kesselsee zum Warschausee; der zweite geht aus dem Sekersee durch den Prosolasker- und Pogobiensee zum Pilschfluß; der dritte geht aus dem Veldahnsee in den Niedersee und vereinigt sich im Prosolaskersee mit dem zweiten. Der genannte **Pilschfluß** oder **Pissek** fließt gegen Süden, mündet bei Nowogrod in Polen rechts in den Narew und stellt die Verbindung mit dem Bug und der Weichsel her. Allein bei der schon auf der Angerapp schwierigen Fahrt, den Untiefen der verbindenden Flußläufe und der Pissek selbst ist diese Verbindung zwischen Pregel und Narew von geringem Wert.

Spirillus, s. u. **Mikroben**.

Spiritismus oder auch **Spiritualismus** ist der moderne Ausdruck für den von Urzeiten her in der unkultivierten Menschheit festwurzelnden Glauben an die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Seelen Verstorbener durch Beschwörung und Zaubermittel. Je wilder und roher die Zustände der Menschheit sind, desto mehr pflegt dieser Glaube zu herrschen, welcher sich erst bei höhern Graden zunehmender Verstandesaufklärung mehr und mehr verliert. Am stärksten verbreitet ist er bei den wilden Völkern, aber auch das heidnische und jüd. Altertum nebst dem Mittelalter sind seiner häufigen Spuren voll. Obgleich die theoretische Unmöglichkeit eines derartigen Geisterverkehrs keineswegs streng beweisbar ist und deshalb unter den Denkern gerade die gründlichsten, wie Kant und Lessing, sich immer am meisten vor einem dreisten Absprechen in dieser Angelegenheit gehütet haben, so ist doch außer Zweifel, daß überall, wo sich ein solcher Geisterspuk im geselligen Betriebe ans Licht der Öffentlichkeit wagt, auf der Stelle alle die schlimmen Folgen eintreten, welche teils lügenhafter Selbstbetrug, teils hinterlistiger Betrug anderer mit sich führen. Gewöhnlich fängt die Sache mit unbewußter Selbsttäuschung an und endigt mit bewußter Mystifikation der leichtgläubigen Menge. Das hervorragendste Beispiel eines ins Große getriebenen Betrugs dieser Art gab im 18. Jahrh. der berüchtigte Cagliostro. Vgl. Schindler, «Das magische Geistesleben» (Bresl. 1857); «Das geistige Doppelleben» (Lpz. 1855); Perty, «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (Lpz. 1861). Als man im 18. Jahrh., als dem sog. Zeitalter der Aufklärung, diesen Glauben vollständig zu überwinden hoffte, erneuerte sich durch den vorgeblichen Geisterverkehr Swedenborgs, sowie durch den tierischen Magnetismus, welchen Mesmer auf die Bahn brachte, der uralte Spuk mitten im Schoße des aufgeklärten Europa ärger denn je. Insbesondere wurde während der ersten Hälfte des 19. Jahrh. durch magnetisierende Ärzte aus der Schule der Schellingschen Naturphilosophie die öffentliche Aufmerksamkeit stark auf gewisse merkwürdige Erscheinungen des Dämonismus oder Besessenseins hingelenkt. Am meisten war es Justinus Kerner, welcher sich aus der Beobachtung solcher Krankheitszustände eine hauptsächliche Lebensaufgabe machte und sowohl in seiner Schrift «Die Seherin von Prevorst» eigene Beobachtungen beschrieb, als auch in seinem «Magikon» und andern Schriften die Beobachtungen anderer emsig sammelte. Zuletzt trat in der Mitte des 19. Jahrh. von Nordamerika aus zu all diesem Treiben das Tischrücken hinzu, aus dem sich das Geisterklopfen (Klopfgeister) entwickelte. (S. **Tischrücken und Geisterklopfen**.) Daraus endlich entstand die Kunst der Psychographie, bei deren höchstem Grade das durch Geister (*Spirits*) inspirierte *Medium* einfach seinen Bleistift zur Hand nimmt, um blindlings niederzuschreiben, was ihm jene in die Finger diktieren. Es bildeten sich nun auch in Frankreich und Deutschland wißbegierige Gesellschaften zur Auskundschaftung des Jenseits. Lebensbeschreibungen längst verstorbener Personen wurden nach deren eigenen Diktaten in den Druck gegeben, ihre Porträts aus dem Jenseits gezeichnet, dabei auch Gedichte und musikalische Kompositionen seliger und unseliger Geister dem Publikum zur Beurteilung vorgelegt. Als litterarische Ausgeburten dieser Sache sind bemerkenswert: Cahagnet, «Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege» (aus dem Französischen von Neuberth, 2 Bde., Hildburgh. u. Lpz. 1851); Hornung, «Neue Geheimnisse des Tags» (Lpz. 1857); M. Eliphas Levi, «La science des esprits» (Par. 1865); Epp, «Seelenkunde» (Mannh. 1866).

Die heutige Form des S., dem von Reichenbach mit seinen Untersuchungen über Magnetismus und Elektricität und seiner odischen Kraft, sowie der Engländer Braid mit seiner Elektro-Biologie zu Hilfe kamen, wurde 1848 ebenfalls von einem Deutschen, Voß, der seinen Namen in den von Fox anglisiert hatte, in dem kleinen Dorfe Hydesville bei Newark in der Grafschaft Magne in den Vereinigten Staaten ins Leben gerufen. Im J. 1852 zählte man in Philadelphia bereits 300 spiritualistische Cirkel und 1853 an 30 000 Medien in den Vereinigten Staaten. Gleich einer Epidemie breitete sich der S. nun, trotz aller Bekämpfung durch die Wissenschaft und durch aufgeklärte Männer über den Kontinent von Amerika aus und es bildete sich über denselben eine eigene Litteratur. Die hervorragendsten wissenschaftlichen Verteidiger desselben waren die philadelphiaer Chemiker Hare und der neuyorker Richter Edmonds, an die sich später noch der berühmtere Spiritualist Hume oder Home anschloß. Unter den verschiedenen Formen spiritualistischer Manifestationen sind neben dem sog. Geisterklopfen, Geisterschreiben und Geisterzeichnen auch die musikalischen Vorstellungen der Geister bemerkenswert. In einzelnen Fällen geschah das Schreiben und Zeichnen durch die Hände der Medien, in andern vorgeblich ohne menschliche Hände, direkt durch die spiritualistische Agenz. Unter den musikalischen Demonstrationen waren die der «Davenport Boys» aus Buffalo, welche die Herrschaft über eine Bande musikalischer Geister haben sollten, die bemerkenswertesten. Die Spiritualistin Mrs. Hayden führte den S. 1852 zuerst in England ein, ihr folgten 1855 Hume, 1859 Squire, später Slade u. a. In Deutschland hat in neuester Zeit der S. den Anschein der Wissenschaftlichkeit durch seine Verknüpfung mit gewissen naturphilos. Hypothesen über den vierdimensionalen Raum (s. **Dimension** [vierte]) und mit den auf den sog. Hypnotismus (s. d.) bezüglichen Experimenten zu gewinnen gesucht.

Aus der ungemein reichhaltigen **Litteratur** über den S. sind hervorzuheben: James Braid, «Neuryponology, or the rationale of nervous sleep considered in relation with animal magnetism» (Lond. 1843); «Table-turning and table-talking» (Lond. 1853); Godfrey, «Table-moving

tested and proved to be the result of satanic agency» (Lond. 1853); «Table-turning, the devil's modern master-piece» (Lond. 1853); Gillſon, «Table-talking, disclosures of satanic wonders and prophetic signs» (Lond. 1853); Howitt, «The history of the supernatural» (2 Bde., Lond. 1863); Owen, «Footfalls on the boundary of another world» (Lond. 1860 u. öfter); «The debatable land between this world and the next» (Lond. 1870; deutſch, Lpz. 1875); Hare, «Experimental investigation of the spirit manifestations, demonstrating the existence of spiritis and their communion with mortals» (Neuyork 1858; deutſch, Lpz. 1871); Hume, «Incidents in my life» (Lond. 1863); Rob. Houdin, «Confidences d'un prestidigitateur» (2 Bde., Par. 1859); Crookes, «Der Spiritualismus und die Wiſſenſchaft» (nach dem Ruſſiſchen und Engliſchen ins Deutſche überſetzt von Wittig, Lpz. 1872); Edmonds, «Der amerikaniſche Spiritualismus» (deutſch, Lpz. 1873); Wallace, «Die wiſſenſchaftliche Anſicht des Übernatürlichen» (deutſch, Lpz. 1874); derſelbe, «Eine Verteidigung des modernen Spiritualismus» (deutſch, Lpz. 1875); «Bericht über den Spiritualismus» vom Komitee der Dialektiſchen Geſellſchaft zu London (3 Tle., deutſch, Lpz. 1875); Zöllner, «Wiſſenſchaftliche Abhandlungen» (2 Bde., Lpz. 1877—78); J. H. von Fichte, «Der neuere Spiritualismus, ſein Wert und ſeine Täuſchungen» (Lpz. 1878); H. Ulrici, «Der ſogenannte S., eine wiſſenſchaftliche Frage» (in «Zeitſchrift für Philoſophie und philoſ. Kritik», Bd. 74, 1879), dagegen W. Wundt, «Der S., offener Brief an Herrn Profeſſor Ulrici in Halle» (Lpz. 1879; wieder abgedruckt in «Eſſays», Lpz. 1886). Zur Verbreitung des S. und ſeiner Doktrinen erſcheint in London eine Zeitſchrift: «The Spiritualist», in Deutſchland die «Pſychiſchen Studien», herausgegeben von Aksákow. [Geiſterklopfen.

Spiritoſkop, ſ. unter Tiſchrücken und

Spirits (engl.), die Geiſter, mit welchen die Medien der Spiritiſten zu verkehren vorgeben. (S. unter Spiritismus; vgl. auch Tiſchrücken und Geiſterklopfen.)

Spiritualen nannte ſich die ſtrengere Partei unter den Franziskanern (ſ. d.), die ſich infolge der urſprünglich ſehr ſtrengen Ordensregel durch Papſt Gregor IX. 1231 und Innocenz IV. 1245 abſonderte, apokalyptiſche Träume von einer vollkommenern Periode des Heiligen Geiſtes hegte und 1294 von Papſt Cöleſtin V. als beſonderer Orden der Cöleſtiner-Eremiten beſtätigt wurde. Bonifaz VIII. hob 1302 die Beſtätigung wieder auf, behandelte ſie gleich Ketzern und Johann XXII. bot die Inquiſition gegen die Laienbrüder unter ihnen, die ſog. Fratricellen, auf.

Spiritualen, Sekte, ſ. Libertiner.

Spiritualia (Spiritualien), ſ. unter Temporalien.

Spiritualismus (vom lat. spiritus), als philoſ. Kunſtausdruck, bezeichnet diejenige metaphyſiſche Anſicht, welche die Subſtanzen für lediglich geiſtiger, reſp. ſeeliſcher Natur hält und die materielle Welt nur als eine Erſcheinungsform oder ein Vorſtellungsphänomen innerhalb der Geiſter anſieht. Der S. iſt alſo der diametrale Gegenſatz zum Materialismus, welcher nur die Körper für Subſtanzen und die geiſtigen Thätigkeiten für ſeine Bewegungsfunktionen derſelben gelten laſſen will. Beiden, dem S. und dem Materialismus, ſteht der Dualismus gegenüber, welcher die Subſtantialität ſowohl der Geiſter als auch der Körper behauptet. Der bedeutendſte Vertreter des S. in der neuern Philoſophie iſt Berkeley; ebenſo kann man die Monadologie von Leibniz als S. bezeichnen. Auch neigen alle Syſteme des Idealismus (ſ. d.) dazu, bei oberflächlicher Auffaſſung in S. überzugehen.

Nicht zu verwechſeln hiermit iſt der oft auch Spiritualismus genannte Spiritismus (ſ. d.).

Spiritus (lat., d. i. Hauch) heißt in der griech. Grammatik der in Formen, wie ἥλιος, d. i. hēlios («Sonne»), zu Anfang geſprochene h-Laut, ſowie der in Formen, wie ἔπος («Wort»), beim Einſatz des anlautenden Vokals gehörte tonloſe Exploſivlaut des Kehlkopfes. Jener wurde in unwiſſenſchaftlicher Weiſe spiritus asper, d. i. der rauhe, ſcharfe Hauch, dieſer spiritus lenis, d. i. der gelinde Hauch, genannt. Der spiritus asper wurde urſprünglich durch ⊢ bezeichnet. Als dieſes Zeichen den Wert von langem e bekam, wurde zur Darſtellung des spiritus asper (zunächſt nur in Großgriechenland, ſpäter auch anderwärts) ⊢ gewählt, während der gelinde Hauch, den man bis dahin gar nicht geſchrieben hatte, durch ⊣ ausgedrückt wurde. Die noch jetzt üblichen Zeichen ' und ' ſind aus ⊢, reſp. ⊣ hervorgegangen.

Spiritus, ſ. unter Alkohol (gewöhnlicher).

Spiritusfabrikation, höchſt wichtiger Induſtriezweig, deſſen Produkt, der Alkohol, zum bei weitem größten Teil zur Bereitung des Branntweins dient. Die S. wird in Deutſchland nur vereinzelt als ſelbſtändige Großinduſtrie betrieben; ſie iſt vielmehr in den meiſten Fällen ein landwirtſchaftliches Gewerbe, welchem die Aufgabe zufällt, die auf dem eigenen Boden erzeugten Stoffe in eine verkaufsfähige Ware, unter Gewinnung eines höchſt wertvollen Nebenprodukts, der Schlempe, umzuwandeln. In der Erzeugung dieſes Nebenprodukts liegt die eigentliche wirtſchaftliche Bedeutung der S., inſofern als die Schlempe ein wichtiges Nahrungsmittel für Milchtiere iſt, wodurch es den mit S. verbundenen Gütern ermöglicht wird, eine verhältnismäßig große Zahl von Tieren zu halten, die die genoſſene Schlempe in Milch und Fleiſch umwandeln und außerdem in ihren Entleerungen reichliche Mengen von Dünger liefern, wodurch wieder das Ertragsvermögen des Ackers geſteigert wird. Dazu kommt noch, daß das für unſere Verhältniſſe wichtigſte Rohmaterial, die Kartoffel, auch auf Bodenarten gedeiht, welche für den Anbau von Körnerfrüchten wenig geeignet ſind, die aber durch die reichliche Zufuhr von Dünger und durch die mit der Kultur der Kartoffel innig verknüpfte Bearbeitung in ihrer Beſchaffenheit ſo verbeſſert werden, daß ſie auch zur Produktion von Korn verwendbar werden. Die S. iſt daher in ſtaatswirtſchaftlicher Beziehung von großer Wichtigkeit; die öſtl. Provinzen Deutſchlands mit ihrem armen Sandboden verdanken ihr zum großen Teil ihren Wohlſtand.

Als Rohmaterial können in der S. alle Stoffe dienen, welche gärungsfähigen Zucker enthalten, oder deren Beſtandteile auf geeignete Weiſe ſich in Zucker umwandeln laſſen. In techniſcher Beziehung von Wichtigkeit ſind, außer den Kartoffeln, die verſchiedenen Körnerarten, der Roggen, Mais, Durrha, die Melaſſe der Zuckerfabriken, das Obſt und Abfälle der Weinbereitung. Die techniſche Bedeutung dieſer Rohſtoffe erhellt aus folgenden Zahlen. Die höchſte Produktion an Spiritus hatten wir in Deutſch-

land im Jahre 1881/82 mit einem Gesamtertrage von 4 200 000 hl von 100 Proz., davon wurden 3 900 000 hl aus Kartoffeln, 150 000 hl aus Getreide, 167 000 hl aus Weintrestern, 17 200 aus Obst hergestellt. (Vgl. Brennerei.)

Die Ausführung der S. ist eine verschiedene, je nach der Art des verarbeiteten Rohmaterials und je nach dem in den einzelnen Ländern eingeführten Modus der Steuererhebung. Letztere bringt es mit sich, daß in Deutschland auf ganz andere Weise gearbeitet werden muß, als in England, dort wieder ganz anders als in Frankreich, Österreich u. s. w. Im deutschen Spiritussteuerverbande, welcher die sämtlichen deutschen Länder, mit Ausschluß von Bayern, Württemberg und Baden umfaßt, ist die seit 1820 in Preußen bestehende Besteuerung der jedesmaligen Benutzung des Gärraums eingeführt. Da hierbei ganz gleiche Steuer gezahlt wird, gleichviel ob aus dem Gärraum eine hohe, oder eine geringe Ausbeute erzielt wird, so liegt es im Interesse der Fabrikanten, durch Auswahl von passendem Rohmaterial und durch eine entsprechende Betriebsweise den Ertrag aus einem gegebenen Volum des Gärraums möglichst hoch zu steigern. In Österreich wird gegenwärtig die Steuer nach der Menge des erzeugten Fabrikats, ohne Rücksicht auf dessen Qualität, bemessen. Dort fallen also alle die Rücksichten, welche der deutsche Fabrikant zu nehmen hat, fort, der österr. Fabrikant hat dagegen seinen ganzen Fleiß und seine Aufmerksamkeit auf die Erzielung eines möglichst wertvollen Produktes zu verwenden, da das minder wertvolle eine gleiche Steuer zu tragen hat. Ähnliche Verschiedenheiten finden sich auch in den übrigen Ländern, und deshalb wird das gleiche Gewerbe oft an zwei, nur durch eine Landesgrenze getrennten, benachbarten Orten auf ganz verschiedene Weise betrieben.

Bei der Verarbeitung von Kartoffeln nach der in Deutschland üblichen Methode werden die Kartoffeln zunächst in eigenen Waschmaschinen von anhaftender Erde und Steinen befreit und nach dem Waschen gedämpft und zerkleinert. Bis 1871 erfolgte das Dämpfen in hölzernen Fässern, in welche, nachdem sie mit gewaschenen Kartoffeln gefüllt waren, so lange Dampf eingelassen wurde, bis die Kartoffeln gar waren; die Zerkleinerung wurde durch Zerquetschen mittels eiserner Walzen vorgenommen. Eine andere Methode wurde in dem angegebenen Jahre von Hollefreund zuerst in Pest gezeigt. Nach dieser werden die Kartoffeln in einem starken eisernen Gefäße einem Damfdruck von drei bis vier Atmosphären ausgesetzt. Ist dieser Druck erreicht, so wird er plötzlich durch Öffnen eines Abblaseventils beseitigt, infolge dessen wird das in den Zellen der Kartoffeln eingeschlossene, auf eine Temperatur von 140 bis 150° C. erhitzte Wasser fast momentan in Dampf von gewöhnlicher Spannung verwandelt. Die fast explosionsartig erfolgende Dampfbildung zerreißt dabei alle Zellen und macht das in denselben eingeschlossene Stärkemehl frei und zertrümmert den Bau jedes Körnchens auf das vollständigste. Hollefreunds Erfindung, der es an Reklame nicht fehlte, machte das größte Aufsehen und würde zu weitgehendster Bedeutung gelangt sein, wenn nicht wenige Jahre später, 1874, ein schles. Gutsbesitzer Henze, unter Beibehaltung desselben Prinzips, das Verfahren und den dazu erforderlichen Apparat ungemein vereinfacht und dasselbe der allgemeinen Benutzung preisgegeben hätte.

Der jetzt in jeder größern Brennerei sich findende Henzesche Dämpfer besteht aus einem konischen Behälter, in welchem die Kartoffeln dem Dampfdruck ausgesetzt werden. Unter dem vollen Druck des Dampfes wird schließlich ein in der Spitze des abwärts gerichteten Kegels befindliches Ventil geöffnet, wodurch die Kartoffeln unter dem vollen Dampfdruck durch ein Ausblaserohr in den Maischbottich getrieben werden. In dem Moment, wo die Kartoffeln das Ausblaserohr verlassen, erfolgt die Dampfbildung und damit das Zerreißen der Zellen. Bei dieser Dampfbildung verlieren die Kartoffeln zugleich eine erhebliche Menge von Wasser, und es kommt somit ein ergiebigeres Rohmaterial zu weiterer Verarbeitung. Um die Verdunstung des Wassers zu fördern und zugleich eine Abkühlung der heißen Kartoffelmasse herbeizuführen, läßt man dem ausblasenden Kartoffelbrei einen starken, durch einen Dampfstrahlerhaustor angesogenen Luftstrom entgegentreten. In der Maischmaschine von ähnlicher Konstruktion, wie sie im Artikel «Bier» beschrieben und abgebildet ist, befindet sich das zur Verzuckerung des Stärkemehls erforderliche Malz, welches vorher sorgfältigst zerkleinert und mit Wasser angerührt worden ist. Man rechnet dabei auf 100 kg Kartoffeln durchschnittlich 3 kg Grünmalz. (S. Malz.) Bei genügender Zerkleinerung der Kartoffeln erfolgt die Verzuckerung des Stärkemehls durch die Diastase (s. d.) rasch und vollständig bei einer Maximaltemperatur von 60° C. Diese Temperatur ist nicht zu überschreiten, da bei höhern Wärmegraden das Verhältnis vom entstehenden Zucker (Maltose) zum Dextrin ein ungünstigeres und da bei 75° C. die Diastase ganz unwirksam wird. Zur exaktern Regelung der Temperatur sind die meisten der neuern Maischmaschinen mit Kühlvorrichtungen versehen.

Die heiße Maische ist auf die Gärtemperatur von 15° C. herabzukühlen. Dazu dienen die verschiedensten Vorrichtungen: das Kühlschiff, der Lawrence-Kühler, die im Artikel «Bier» sich finden, und viele andere, bei denen meist die Wärme der Maische auf Wasser übertragen wird. Die Gärung wird immer durch Zusatz von Kunsthefe (s. d.) eingeleitet. Der Zucker wird dabei der Hauptmenge nach in Alkohol und Kohlensäure zerlegt. (S. Gärung.) Dieser Zersetzungsprozeß ist mit dem Freiwerden einer namhaften Menge von Wärme verknüpft und es steigert sich die Temperatur bei konzentrierten Maischen auf 30 bis 33° C. Um die Gärung nicht allzu lebhaft werden zu lassen, regelt man die Temperatur während der Hauptgärung durch in den Gärbottich eingehängte Kühlröhren, in welchen kaltes Wasser zirkuliert. Nach beendigter Hauptgärung fügt man, wenn sehr konzentrierte Maischen verarbeitet werden, zweckmäßig kaltes Wasser zu, um den prozentischen Alkoholgehalt der Flüssigkeit zu verringern. Dies geschieht, weil der von der Hefe produzierte Alkohol, sobald seine Menge ein bestimmtes Maß übersteigt, gärungshemmend auf die Hefe wirkt, wodurch die vollständige Vergärung des noch vorhandenen Zuckers verhindert werden würde.

Nach beendeter Gärung ist der in der weingaren Maische enthaltene Alkohol durch Destillation soweit wie möglich vom Wasser und fremden flüchtigen Stoffen, sowie von den nicht vergärbaren Teilen der Maische zu trennen. Dies geschieht in Destillierapparaten, von denen zwei Haupttypen in dem Artikel Destillation beschrieben

und abgebildet sind. Der nicht flüchtige Anteil der Maische, der Destillationsrückstand ist die Schlempe, welche als Viehfutter verwertet wird. Vgl. Märcker, «Handbuch der S.» (4. Aufl., Berl. 1886); Stohmann, Artikel «Alkohol» in Stohmann und Kerl, «Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie» (Muspratt, 4. Aufl., Braunschw. 1886), Stammer, «Die Branntweinbrennerei» (Braunschw. 1875); Bersch, «Die S. und Hefenbereitung» (Berl. 1881).

Wegen des hohen Ertrags, welchen die S. gewährt, beabsichtigte die deutsche Reichsregierung, dieselbe zu monopolisieren. Der von den verbündeten Regierungen im März 1886 dem Reichstage vorgelegte Entwurf eines Branntweinmonopols enthielt folgende wesentliche Bestimmungen: Sämtlichen Rohbranntwein des Inlandes bezieht das Reich von den Herstellern; dem Reiche ausschließlich gebührt die Reinigung, die Weiterverarbeitung und der Verkauf von Branntwein, ingleichen der Bezug ausländischer Branntweine. Die Branntweinbereitung der vorhandenen Brennereien ist auf das bisher bereitete Quantum beschränkt; die Neuerrichtung von Brennereien bedarf der Erlaubnis. Das Reich übernimmt den abgelieferten Branntwein nach einem bestimmten Tarif, von Kartoffelbrennereien zum Preise von 30 bis 40 Mark für das Hektoliter reinen Alkohols und verkauft den ordinären Trinkbranntwein zum Preise von 2 bis 3 Mark für das Liter reinen Alkohols. Dieser Entwurf wurde indes vom Reichstage, entsprechend dem Antrage der Kommission, mit großer Majorität abgelehnt. Darauf legten die verbündeten Regierungen im Mai 1886 einen Gesetzentwurf vor, welcher eine erhöhte Besteuerung des Branntweins in Form einer Verbrauchsabgabe enthielt. Auch dieser Entwurf wurde vom Reichstage abgelehnt.

Spiritus ferri chlorati aethereus, s. Bestuschews Eisentinktur.

Spirituslampen, s. unter Lampen.

Spiritus Melissae compositus, s. Karmelitergeist.

Spirochaete *Ehrb.*, Gattung der Bakterien, kurze korkzieherartig gewundene Fäden, welche im lebenden Zustand vermittelst schneller spiraliger Biegungen eine ziemlich rasche Eigenbewegung besitzen. S. Obermeieri *Cohn* findet sich beim Rückfallstyphus während der Fieberanfälle im Blute der Kranken (s. Febris recurrens), S. plicatilis *Cohn* im Mundschleim ganz gesunder Personen.

Spirometer (grch.), Atemmesser, Apparat zur Bestimmung des Luftgehaltes in den Lungen, gleicht einem Miniaturgasometer und besteht aus einem äußern und innern Cylindergefäß. Das innere Cylindergefäß steht umgekehrt in dem äußern, welches mit Wasser gefüllt ist, um die in das innere Gefäß geblasene Luft abzuschließen, und trägt eine Skala, welche den Luftgehalt des innern Cylinders in Kubikcentimetern angibt. Atmet man nun nach einer tiefen Einatmung vermittelst eines eigenen Mundstücks langsam in den leeren innern Cylinder aus, so hebt sich der letztere und man kann an der Skala die Größe der vitalen Lungenkapazität, d. i. des Quantums Luft, welches nach einer möglichst tiefen Einatmung wieder ausgeatmet werden kann, bequem ablesen. Gesunde erwachsene Männer besitzen je nach der Körperlänge eine vitale Lungenkapazität von 3000 bis 4500 ccm. An Stelle des S. kann man zur Bestimmung der vitalen Lungenkapazität auch Waldenburgs pneumatischen Apparat benutzen. (S. Abbildung, Bd. X, S. 454.)

Spirometrie (vom grch.), Bestimmung der eingeatmeten Luftmengen, s. unter Atmung.

Spital, s. Hospital, Krankenhaus.

Spital, Marktflecken in Kärnten, s. Spittal.

Spithead (Reede), s. Portsmouth.

Spitta (Karl Joh. Philipp), bekannt als Dichter geistlicher Lieder, geb. 1. Aug. 1801 zu Hannover, widmete sich 1821—24 auf der Universität Göttingen theol. Studien, war dann einige Jahre Hauslehrer und Pfarrgehilfe, bis er 1830 die Stelle eines Garnisonpfarrers und Seelsorgers an der Strafanstalt in Hameln erhielt, welche Stelle er 1837 mit dem Pfarramt in Wechold bei Hoya vertauschte. Nachdem er seit 1847 als Superintendent zu Wittingen im Lüneburgischen gelebt, siedelte er 1853 nach Peine im Fürstentum Hildesheim über, wo er das Amt eines Superintendenten und Oberpfarrers bekleidete. Er starb 28. Sept. 1859 zu Burgdorf bei Hannover. S. ist als homiletischer Schriftsteller nicht ohne Verdienst, sein litterarischer Ruf gründet sich jedoch auf seine geistlichen Lieder, deren er zwei Sammlungen unter dem Titel «Psalter und Harfe» (erste Sammlung, Pirna 1833; zweite Sammlung, Lpz. 1843; 50. Auflage der vereinigten beiden Sammlungen 1884) veröffentlichte. Nach seinem Tode kamen noch «Nachgelassene geistliche Lieder» (4. Aufl., Lpz. 1868) hinzu. An Wohllaut, Vollendung der Form, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls werden diese Lieder ebenso wenig wie an echt christlich gläubigem Inhalt von den vielen andern Dichtern, namentlich neuester Zeit erreicht. Viele von S.s Liedern sind komponiert. Vgl. die Biographie S.s von Münkel (Lpz. 1861.)

Spitta (Jul. August Phil.), Musikschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 27. Dez. 1841 zu Wechold bei Hoya, studierte Philologie in Göttingen, war 1864—66 Oberlehrer an der Ritter- und Domschule in Reval, 1866—74 am Gymnasium zu Sondershausen, 1874—75 Professor am Nikolaigymnasium zu Leipzig. Im J. 1875 folgte er einem Ruf als Universitätsprofessor, sowie als ständiger Sekretär und Professor der königl. Akademie der Künste nach Berlin. Seit 1882 bekleidet er auch das Amt des verwaltenden Direktors der königl. Hochschule für Musik daselbst. Seine hauptsächlichsten kunstwissenschaftlichen Arbeiten sind: «Johann Sebastian Bach» (2 Bde., Lpz. 1873—80; engl. Ausg. in 3 Bdn., Lond. 1884), Die kritische Ausgabe der Orgelwerke Dietrich Buxtehudes (2 Foliobde., Lpz. 1875—76), Gesamtausgabe der Werke von Heinr. Schütz, (Lpz. 1885 fg.). Er begründete mit Chrysander und Adler die «Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft» (Lpz. 1885).

Spittal (Spital), Markt im westl. Teile von Kärnten, nahe dem linken Drauufer, unterhalb der Stelle, wo die Lyser in die Drau fließt, in reizender Umgebung und an einer zu Ausflügen in die Alpen sehr geeigneten Stelle, ist Station der Linie Villach-Franzensfeste der Südbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, und zählt (1880) 1832 (als Gemeinde 6286) E. Eine besondere Merkwürdigkeit ist das im altitalienischen Stil gebaute Schloß des Fürsten Porzia mit seinem Garten und seinen Sammlungen.

Spittler (Ludw. Timotheus, Freiherr von), berühmt als Geschichtschreiber und Publizist, geb. zu Stuttgart 10. Nov. 1752, studierte zu Tübingen

und Göttingen und wurde 1777 Repetent am theol. Seminar zu Tübingen. Nach Veröffentlichung seiner Schriften «Kritische Untersuchung des 60. laodicäischen Kanons» (Brem. 1777) und «Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeit des falschen Isidor» (Halle 1778) wurde er 1779 Professor der Philosophie in Göttingen. Gespannte Verhältnisse mit Heyne bewogen ihn, nach Württemberg zurückzukehren. Seine Beförderung zum Minister, Präsidenten der Oberstudiendirektion und Kurator der Universität zu Tübingen erfolgte 1806, wobei er zugleich zum Freiherrn erhoben wurde. Er starb 14. März 1810. Seine Hauptwerke sind: «Grundriß der Geschichte der christl. Kirche» (Gött. 1806; 5. Aufl. von Pland, 1813), «Geschichte Württembergs unter den Grafen und Herzögen» (Gött. 1783), «Geschichte Württembergs» (Gött. 1783), «Geschichte des Fürstentums Hannover» (Gött. 1786), «Entwurf der Geschichte der europ. Staaten» (2 Bde., Berl. 1793; 3. Aufl. von Sartorius, 1823), «Geschichte der dän. Revolution 1660» (Berl. 1796). Daran schließen sich noch die «Geschichte des Kelchs im Abendmahl» (Lemgo 1780) und zahlreiche Abhandlungen im «Göttinger histor. Magazin». Seine Darstellungsweise, oft nur rhapsodisch und andeutend, manchmal rauh und nicht ohne Nachlässigkeit, ist sehr anregend. Auf dem Gebiet der Kirchengeschichte ist er ein Vertreter der pragmatischen Geschichtschreibung, hat übrigens mehr über die Kirchengeschichte reflektiert, als sie dargestellt, und sich dabei meist von weltlichen Gesichtspunkten leiten lassen. Vgl. Pland, «Über S. als Historiker» (Gött. 1811). Seine geistreich skizzierten «Vorlesungen über die Geschichte des Papsttums» wurden mit Anmerkungen von Gurlitt (Hamb. 1824—28; vervollständigt von Paulus, Heidelb. 1826) und seine «Geschichte der Kreuzzüge» und die «Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation» von K. Müller aus Gurlitts literarischem Nachlaß (Hamb. 1827—28) herausgegeben. Eine Gesamtausgabe von S.s «Werken» besorgte sein Schwiegersohn K. Wächter (15 Bde., Stuttg. 1827—37).

Spitza (Spizza, Spica), ein ehemals im türk. Vilajet Skutari, am Adriatischen Meer gelegener Hafenort, der infolge des Berliner Vertrags vom 19. Juli 1878 zu Dalmatien geschlagen wurde. Er begreift ein Gemeindegebiet an der Küste mit mehrern Ortschaften und (1880) 1522 E. und ist dem Gerichtsbezirk Budua in der Bezirkshauptmannschaft Cattaro einverleibt.

Spitzäpfel, s. unter Apfel, Apfelbaum.

Spitzbergen, von den Grönlandsfahrern lange Zeit auch Ostgrönland genannt, eine aus drei größern und mehrern kleinern Inseln bestehende Inselgruppe mit einem Flächenraum von etwa 70000 qkm, liegt zwischen 76½ und 80° 48′ nördl. Br. und 10° und 33° östl. L. (von Greenwich), im Nordosten von der Ostküste Grönlands (König Wilhelms-Land) und im Südwesten von Franz-Josephs-Land und ist eins der nördlichsten Länder der Erde. Durch Nordenskiöld (s. d.) wurde 1868 festgestellt, daß S. mit Europa durch eine unterseeische Brücke in Verbindung stehe, also gewissermaßen als Fortsetzung von Skandinavien anzusehen sei und geographisch zu Europa gehöre. Sämtliche Inseln sind von vielen Fjorden und Buchten durchschnitten, felsig und mit Gebirgen und Gletschern bedeckt, die sich im Horn-Sund-Pic bis zu 1390 m erheben. Das Klima ist durchaus arktisch und selbst im Sommer, wo die Wärme bei den langen Tagen, in denen die Sonne gar nicht untergeht, sehr bedeutend, im Schatten doch so rauh, daß in demselben weder Eis noch Schnee schmilzt. Die Vegetation ist deshalb auf eine geringe Zahl von Pflanzen, besonders Moose und Flechten beschränkt, die Inseln sämtlich unbewohnt, aber reich an See- und Pelztieren, an Rennticren und im Sommer an Seevögeln. An einzelnen Punkten hat man neuerdings auch Steinkohlen gefunden. Nächst der Hauptinsel Westspitzbergen (mit den dazugehörigen Inseln, außer Prinz Karls-Vorland, 39535 qkm groß) sind die Insel Nordostland, im Nordosten jener gelegen und durch die Hinlopenstraße von ihr getrennt (10462 qkm), und Stans-Foreland oder Edgeland (6332 qkm) im Südosten die bedeutendsten. Entdeckt wurde S. 1596 von den Holländern Jakob von Heemskerck, Jan Corneliszoon Ripp und Willem Barents, welche es jedoch für einen Teil von Grönland hielten und Nieuwland (Neues Land) nannten. Das Meer von S. wurde wegen seiner Menge von Walfischen und Walrossen und andern Seetieren alsbald der Schauplatz einer außerordentlichen Thätigkeit der Seeleute. Engländer, Franzosen, Dänen, Hamburger, Russen wetteiferten miteinander. Das Übergewicht behielten jedoch die Niederländer, welche sogar eine feste Station gründeten, Smeerenberg, wo der Thran ausgesotten wurde. Mit der Abnahme der Walfische hat jedoch der Verkehr aufgehört und Smeerenberg ist verschwunden. Näher bekannt wurde S. durch Scoresby (1817—18), Parry (1827), besonders aber seit 1861 durch die schwed. Forscher Nordenskiöld und Torell, dann durch die deutsche Expedition unter Koldewey (1868), durch Th. von Heuglin (1870), Weyprecht und Payer (1871), Smith und Ulve (1871), Graf Wilczek (1872) u. a. Vgl. Petermann, «S. und die arkt. Centralregion» (Gotha 1865); Dunér, Malmgren, Nordenskiöld und Quennerstadt, «Svenska expeditioner till S.» (Stockh. 1868); Koldewey, «Die erste deutsche Nordpolarexpedition» (Gotha 1871); Heuglin, «Reisen nach dem Nordpolarmeer» (3 Bde., Braunschw. 1872—74).

Spitzblume, s. Ardisia.

Spitzbogen, s. unter Bogen.

Spitzbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 261a; Abbildungen auf der dazugehörigen Tafel, Fig. 2 und 3.

Spitzeder (Adele), s. unter Dachauer Banken.

Spitzen (frz. dentelles, points; engl. lace, point-lace), zarte, aus Garn- oder Zwirnfäden, selten aus Gold- oder Silberfäden, bestehende Gebilde, welche auf durchsichtigem Grunde ein aus dichter liegenden Fäden hergestelltes Muster zeigen. Die Benennung «Spitze» sowie das franz. «dentelle», das engl. «point» und das ital. «punto» kommen von der Zackenform der ältern, ausschließlich als Randbesatz von Gewändern (Kanten) gebrauchten S. her. Die bessern Arten werden aus Seide (s. Blonden) oder aus feinem Leinengarn verfertigt; außerdem gibt es baumwollene (engl. Maschinenspitzen) und wollene (Mohairspitzen). Die Herstellung der Arbeit kann durch Nähen, Klöppeln, Häkeln, Stricken, Knüpfen u. s. w. erfolgen, von welchen Arbeitsmethoden die beiden erstgenannten die ältesten und zugleich die wichtigsten sind.

Nach der Konstruktion des die Musterfiguren tragenden und verbindenden Fadengebildes unter-

ſcheidet man jetzt Guipüreſpitzen und Réſeauſpitzen. Bei Guipüreſpitzen erfolgt die Verbindung der den größten Teil der Fläche erfüllenden Figuren durch Stäbchen oder Stege, welche urſprünglich nur durch Umwickeln ſtarker Fäden hergeſtellt, ſpäter auch geflochten wurden. Zuweilen erhalten dieſelben durch Knötchen oder Sternchen (Picots) künſtleriſche Ausbildung und erſcheinen dann ſelbſt als Teile des Muſters. Die Réſeauſpitzen entſtehen derart, daß das Muſter eine kleinere Fläche ausfüllt, demzufolge Anzahl und Länge der Stege vergrößert iſt, und daß letztere ihrer geringen Stärke wegen ſelbſt wieder Verſtrebungen durch zwiſchen ihnen ausgeſpannte kurze Fäden erfordern. Die ſo gebildeten Zellen erſcheinen in ihrer Geſamtheit als ein maſchenförmiges Netzwerk, Réſeau oder Spitzengrund genannt. Durch den Wechſel in Geſtalt und Größe dieſer Zellen entſtehen zahlreiche Grundarten, welche mit der angewendeten Herſtellungsmethode die Grundlage für die Klaſſifikation der S. in technologiſcher Hinſicht bieten, während man dieſelben im Handelsverkehr nach den mutmaßlichen oder nachweislichen Fabrikationsorten oder Fabrikationsgebieten zu bezeichnen pflegt, weshalb öfters S., welche hinſichtlich der Technik einander gleich oder doch nahe verwandt ſind, unter verſchiedenen Namen vorkommen.

Die älteſten S. ſind Nadelarbeit und ohne Zweifel aus den Stickereien des Orients hervorgegangen. Sie beſitzen wie dieſe als Unterlage einen dichten Stoff, der durch zweckentſprechendes Ausziehen einzelner Webfäden, ſowie durch geeignete Gruppierung und Verbindung der zurückgebliebenen Fäden derart durchbrochen iſt, daß die beabſichtigten, meiſt geometriſchen Muſter entſtehen. Infolge der rechtwinkeligen Kreuzung von Einſchlag- und Kettenfäden in dem als Grundlage dienenden Gewebe ſind die Durchbrechungen nur von geringem Wechſel der Form. Die Vereinigung der bündelweiſe zuſammengelegten Fäden geſchieht durch dichtes Umwinden mit einem Nähfaden, wodurch dem entſtehenden Stäbchen eine beträchtliche Steifheit und Widerſtandsfähigkeit erteilt und ein klares Netzwerk mit rechteckigen Zellen geſchaffen wird. Die Muſterung erfolgt durch Ausziehen von Fäden derart, daß innerhalb der Zellen Fadenkreuze, oder an den Kreuzungspunkten der Stäbchen durch Umwinden derſelben Roſetten entſtehen. Größere Flächenmuſter erhält man durch Zurücklaſſen quadratiſcher oder ſternförmiger Stoffteile oder durch Ausfüllen der Zellen mit dicht an- und übereinander gelegten Stichen. Dieſe Arbeiten heißen mit Rückſicht auf die Art ihrer Erzeugung Ausziehſpitzen (ital. punto tirato). Zu größerer Vollkommenheit und Freiheit gelangt die Muſtergebung in der ausgeſchnittenen Arbeit (punto tagliato), bei welcher die durch Ausſchneiden von Fäden erzeugten Durchbrechungen der Stoffläche mit Gitterwerk aus eingezogenen und kordonnierten Fäden und mit Languetten wirkungsvoll ausgefüllt ſind. Mit Rückſicht auf die ſich rechtwinkelig kreuzenden Fäden der Gewebeteile kommen nur geometriſche Muſter zur Ausführung, die aber durch ſchräg eingezogene Fäden und durch die freie Bildung der Languetten mannigfachen Wechſel in der Zeichnung geſtatten. Dieſe im Ausſehen den Charakter der S., in der Herſtellungsweiſe den der Stickerei tragenden Arbeiten vermitteln gleichſam den Übergang zwiſchen beiden Kunſtzweigen.

Bei den eigentlichen genähten Spitzen fehlt das die einzelnen Fadengebilde ſtützende Grundgewebe; dieſelben halten ſich gegenſeitig und müſſen deshalb ganz beſtimmte Formen beſitzen. Die älteſten Arbeiten dieſer Art ſind die Netzſpitze (ital. reticella) mit vorwiegend geometriſchen Muſtern und die zu der Art der Guipüreſpitzen (vgl. Guipüre) gehörende ſchwere und prunkvolle Venetianerſpitze (ital. punto di Venezia), deren mannigfach geſtaltetes Blatt- und Rankenwerk mit ſeinen durch Unterlegen plaſtiſch hervorgehobenen Contouren ihnen unter allen Erzeugniſſen des weiblichen Kunſtfleißes den höchſten äſthetiſchen Wert verleiht. Die Figuren des Muſters ſind hier durch Stäbchen oder Stege verbunden, die aus mehrfachen in Feſtonſtich umnähten Fadenlagen beſtehen und öfters mit Schleifen oder Knötchen (Picots) beſetzt ſind. Aus dieſer Nadelarbeit hervorgegangen iſt die nicht minder ſchöne und reiche, dabei leichtere und zierlichere Guipüreſpitze, point de France oder point de Paris genannt, die aus ſchmalen, mannigfach gewundenen Bändern beſtehende Genueſer Litzenſpitze, die mit Zellengrund verſehene Alençon-, Argentan-, Brüſſeler Spitze u. ſ. w. Zur weitern Ausbildung des Muſters oder der Grundzellen dienen zahlreiche meiſt höchſt kunſtvoll geſchlungene Sticharten (Spitzenſtiche).

Die neuern Nadelarbeiten dieſer Art beruhen alle mehr oder weniger auf der Ausführung der alten Muſter, welche ſie jedoch in Bezug auf die Güte der Arbeit nur ſelten erreichen. Die Herſtellung der Nähſpitzen erfolgt mit Hilfe eines Muſterblattes (Patrone), auf welchem die Umriſſe der Figuren durch Nadelſtiche markiert ſind. Mittels ſehr feiner Fäden wird das Muſterblatt auf zwei übereinander liegenden Zeugſtücken feſtgenäht, ſodann, der punktierten Zeichnung folgend, ein ſtarker Doppelfaden aufgelegt und mittels eines dünnen Fadens angeheftet. Je nach der zu erzielenden Schattierung der Muſterflächen werden dieſelben mehr oder minder dicht mit dem betreffenden Spitzenſtich angefüllt, die Umriſſe durch entſprechende Stichlagen hervorgehoben, die Grundfäden der die Figuren verbindenden Stege ausgeſpannt und umnäht, bei Réſeauſpitzen die freien Räume mit dem nicht ſehr dichten, aber gleichmäßigen Grund ausgefüllt. Nach beendeter Arbeit bewirkt man die Trennung der S. vom Muſterblatt durch Voneinanderziehen der beiden Zeugſtücke und Zerreißen der dieſelben verbindenden Heftfäden. Die feinſten unter allen genähten S. ſind die ſog. Brüſſeler, deren Vorzüge ſowohl durch die Güte des belg. Flachſes und die Feinheit des aus demſelben gewonnenen Zwirns, als durch die ererbte Geſchicklichkeit der Arbeiterinnen bedingt wird.

Weit mannigfaltiger als bei den genähten ſind die Formen der Grundzellen bei den geklöppelten Spitzen (ſ. Klöppeln), deren Muſter ſich als breite Gewebeflächen, in denen meiſt Einſchlag- und Kettenfäden ſich rechtwinkelig kreuzen, oder die letztern von einer gleichen Anzahl im Zickzack laufender Einſchlagfäden in ſchräger Richtung gekreuzt werden, von dem mehr oder weniger durchſichtigen Grund abheben. Die zur Herſtellung des Grundes benutzten Fäden laufen ſämtlich die S. entlang und werden an den betreffenden Stellen direkt zur Bildung des Muſters verwendet, ſodaß dieſes mit dem Grund ein untrennbares Ganzes bildet. Während

die Konstruktion der geklöppelten Guipürespitze im allgemeinen mit derjenigen der genähten übereinstimmt, weicht dieselbe in der Ausbildung der Details wesentlich von jener ab. An die Stelle der umwickelten Fäden treten als Stege Gezwirne oder Geflechte, welche häufig durch schleifenförmige Picots verziert sind. Nach der Art der punto tagliato gemusterte Klöppelspitzen, bei denen die einzelnen Fadenstränge durch Gezwirne, resp. schmale Geflechte ersetzt sind, werden Clunyspitze genannt. Die neuern Guipürearbeiten, namentlich die sächs. und böhm. Wollguipürespitzen, zeigen meist ein vollständig ausgebildetes Grundnetz mit mannigfachen Zellenformen. Die bei den geklöppelten Réseauspitzen am häufigsten vorkommenden Grundbindungen sind der Torchon-, Valenciennes-, Mechelgrund, der Mechelner oder Malinesgrund, ferner der Tüllgrund, wie er sich bei den alten S. von Brügge, Chantilly, Lille, in neuerer Zeit bei den Malinesspitzen des Sächsischen und Böhmischen Erzgebirges, bei Blonden u. s. w. findet.

Die Maschinenspitzen, denen gegenüber die Handspitzen öfters, obwohl unrichtig, als echte Spitzen bezeichnet werden, sind entweder auf der Klöppelmaschine (s. d.), oder auf dem Wirkstuhl (s. unter Strumpfwirkerei), oder auf dem Bobbinnetstuhl (s. unter Bobbinnet) hergestellt und zeigen demgemäß eine verschiedene Beschaffenheit. Auf der Klöppelmaschine werden fast nur einfache Grundbindungen mit quadratischen Zellen für gröbere Leinen- und Wollspitzen erzeugt, da für kompliziertere Bindungen, resp. bei vielfachem Zusammendrehen der Fäden, die den Wechsel von Zwirnen und Flechten bewirkende Vorrichtung zu umständlich würde. Die auf der Wirkmaschine hergestellten S., welche teils die Torchon-, teils die Guipürespitze nachahmen und deren Musterung naturgemäß eine beschränkte ist, sind von den gleichartigen Handarbeiten auf den ersten Blick durch die eigentümliche, der Häkelarbeit ähnliche Bindungsweise zu unterscheiden. Die größte Bedeutung haben gegenwärtig die auf dem Bobbinnetstuhl verfertigten Tüllspitzen, die in ihren bessern Sorten die Handspitzen äußerst geschickt imitieren, obwohl sie bezüglich der Bindungsweise von ihnen verschieden sind. Zu den für Tüllspitzen üblichsten Bindungsweisen gehören der den Fond der Nähspitzen imitierende Nadelgrund, der Torchongrund, der Malinesgrund, welcher die breiten, parallel zur Spitzenkante liegenden Zellenstege der geklöppelten Malinesspitze, allerdings in weniger haltbarer Weise, darstellt, endlich der Gardinengrund, der für gröbere Spitzensorten, sowie für die als «engl. Tüllgardinen» bekannten Fabrikate zur Anwendung kommt.

Die ersten Arbeiten, welche im eigentlichen Sinne als S. bezeichnet werden können, tauchten am Ausgang des Mittelalters in Italien und bald nachher in den Niederlanden auf. Um die Mitte des 16. Jahrh. wurde die Kunst des Spitzennähens und noch später die des Spitzenklöppelns nach Frankreich verpflanzt; allein erst die großartigen Unternehmungen Colberts, des hochverdienten Ministers Ludwigs XIV., ermöglichten den Triumph der franz. Spitzenindustrie über ihre ital. und niederländ. Vorbilder. In Chantilly wurden schon zu Anfang des 17. Jahrh. durch Catherine de Rohan, Herzogin von Longueville, Spitzenschulen gegründet, aus welchen vorzüglich geschätzte Blonden, insbesondere die schwarzen Trauerspitzen, hervorgingen; außerdem wurden Valenciennes, Alençon, Argentan, Puy durch die eigenartige Technik und die wahrhaft künstlerische Ausstattung ihrer Erzeugnisse berühmt. Ihre höchste Blüte erreichte diese Industrie im Laufe des vorigen Jahrhunderts, Deutschland besaß schon früh in Nürnberg, Augsburg, Leipzig, Hamburg, Elberfeld größere Spitzenmanufakturen, doch gewann erst die durch Barbara Uttmann (s. d.) im Sächsischen Erzgebirge eingeführte Spitzenklöppelei wirkliche Bedeutung. In neuerer Zeit werden hier wie im Böhmischen Erzgebirge vortreffliche Arbeiten in geklöppelter und in genähter S. hergestellt. In Deutschland, Frankreich und Belgien wird die Industrie durch zahlreiche Spitzenschulen unterstützt, in denen sowohl das Nähen als das Klöppeln gelehrt wird. Durch den Fortschritt der Maschinentechnik ist der Handarbeit seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine enorme Konkurrenz erwachsen. Den Hauptanteil an der Fabrikation der Maschinenspitzen nimmt England (Nottingham), wo der Mechanismus der Spitzenklöppelmaschine die höchste Ausbildung erlangt hat, nächst ihm Frankreich (Calais, St.-Pierre-les-Calais, Lyon, Lille, Douai, St.-Quentin, Caudry), ferner Österreich und speziell in der Anfertigung von Tüllgardinen das Königreich Sachsen. Bei den applizierten S. ist nur der Grund Maschinenarbeit, während das Muster für sich durch Handarbeit (Nähen oder Klöppeln) hergestellt und dann aufgenäht ist. Eifrige Pflege haben neuerlich auch die gehäkelten Spitzen gefunden, deren einfacher Bau große Mannigfaltigkeit in der Verzierung gestattet. Die sog. Irische Guipürespitze besteht aus einzelnen gehäkelten Figuren, die teils aneinander geschlungen, teils durch kurze, mit Picots verzierte Luftmaschenstäbchen verbunden sind.

Litteratur. Seguin, «La Dentelle. Histoire, description, fabrication, bibliographie» (Par. 1874); Bury-Palliser, «Histoire de la Dentelle» (Par. 1875); Ilg, «Geschichte und Terminologie der alten S.» (Wien 1876); Sibmacher, «Stick- und Musterbuch» (nach der Ausgabe von 1597 herausgegeben vom Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, Wien 1877; nach der 4. Ausgabe von 1604 herausgegeben von Wachsmuth, Wien 1874); Hoffmann, «Spitzenmusterbuch» (nach der Ausgabe von 1607 herausgegeben vom Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, Wien 1876); derselbe, «Originalstickmuster für Renaissance» (Wien 1874); «Spitzenalbum» (herausg. vom Österreich. Museum für Kunst und Industrie, Wien 1876); ferner gab Cocheris eine Reihe seltener Spitzenmusterbücher des 16. Jahrh. aus der Bibliothèque Mazarin (Par. 1872), Eitelberger 50 Blatt der schönsten Muster aus deutschen und ital. Musterbüchern des 16. Jahrh. (Wien 1874) heraus.

Spitzendrehstuhl, s. unter Drehbank.

Spitzenglas, soviel wie Fadenglas.

Spitzengrund oder Réseau, s. u. Spitzen.

Spitzenkatarrh, s. u. Lungenschwindsucht.

Spitzenklöppelmaschine, s. unter Klöppelmaschine.

Spitzenklöppeln, s. unter Klöppeln.

Spitzenpapier oder Tüllpapier (frz. papier dentelle, engl. lace-paper) wird durch Abpressen eines wirklichen Spitzen- oder Tüllstücks auf Papier hergestellt und hauptsächlich zu den sog. Manchetten für Bouquets verwendet.

Spitzfuß, s. Pferdefuß.

Spitzgang, Gerb- oder Schälgang, s. unter Mehlfabrikation, Bd. XI, S. 581[a].

Spitzgeschosse, jetzt Langgeschosse genannt, s. unter Geschoß.

Spitzgraben, s. unter Graben.

Spitzhörnchen (Cladobates) heißt ein aus sieben Arten bestehendes Geschlecht der Insektenfresser vom Habitus der Eichhörnchen mit buschigem Schwanze und auf Bäumen kletternd. Sie finden sich auf dem kontinentalen und insularen Ostindien. Zu ihnen gehört der Tana (s. die Tafel: Insektenfresser, Fig. 1).

Spitzkeimer, soviel wie Monokotyledonen.

Spitzkop, Berg, s. Kompaßberg.

Spitzkresse, soviel wie Xanthium.

Spitzkugel war anfänglich die Bezeichnung für die länglichen Geschosse, besonders der Gewehre. (S. unter Geschoß.)

Spitzlerche, sov. w. Baumpieper, s. u. Pieper.

Spitzmaus (Sorex) heißt eine über die ganze Erde mit Ausnahme Australiens verbreitete und in mehrere Untergattungen zerfallende Gattung insektenfressender Säugetiere mit schlankem Körper, spitzem Kopf, langem Rüssel, kleinen Augen, rundlichen Ohren, schlanken, fünfzehigen, bekrallten Füßen und ziemlich mit Borsten besetztem Schwanze. Die Bezahnung ist sehr eigentümlich: die oft zusammengewachsenen Backenzähne scharfzackig, die Vorderzähne lang und scharf. Der bewegliche Rüssel ist mit langen Schnurren, die Füße mit straffen Haaren besetzt, der Pelz weich und samtartig. An den Weichen befindet sich eine Drüse, die einen durchdringenden, moschusähnlichen Geruch verbreitet. Es sind unterirdische, nächtliche, sehr gefräßige Tiere, meist nützlich, da sie sich gewöhnlich von Würmern und Insekten nähren, doch auch junge Vögel und Mäuse angreifen. Schädlich ist die Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens; Schädel, Tafel: Insektenfresser, Fig. 5), von der Größe einer kleinen Maus, die sehr gut schwimmt und taucht und oft in Fischteichen vielen Schaden anrichtet. Die Gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris, Fig. 3) kommt vor in Wäldern, die Alpenspitzmaus (S. alpinus) nur in der Alpenkette und besonders an der Grenze der Waldregion, die Feldspitzmaus (Crocidura leucodon) in Feldern und Gärten, die Hausspitzmaus (C. araneus) in Häusern, Gebäuden, wo sie sich auch an Fett, Fleisch und Öl vergreift, und in Gärten. Auch gehören zu der Gattung die beiden kleinsten Säugetiere, die man überhaupt kennt, die nördlich der Alpen vorkommende Zwergspitzmaus (Sorex pigmaeus, Fig. 4), deren Körper von der Rüsselspitze zur Schwanzwurzel nur 3 cm mißt, und die kleinste Spitzmaus (Crocidura etrusca) im Umkreise des Mittelmeers, welche nur 2 cm erreicht.

Spitzmäuschen (Apion) heißt ein äußerst zahlreiches (gegen 380 Arten) Geschlecht kleiner, wohl über die ganze Erde verbreiteter Rüsselkäfer (s. d.), charakterisiert durch einen sehr kleinen, birnförmigen Leib, ziemlich langen und schlanken, cylindrischen Rüssel, ungeknickte Fühlhörner mit dreigliederiger Endkeule. Die Larven leben von pflanzlicher Kost, meist in den Samen der Leguminosen, auch im Mark oder im Blattparenchym krautartiger Pflanzen und einige werden den Gartenblumen, einer (Apion apricans) ganz besonders aber dem Samenklee sehr schädlich.

Spitzpocken, Kinderkrankheit, s. Varicellen.

Spitzsäge, s. Lochsäge.

Spitzsäule, soviel wie Obelisk.

Spitzschwanz, Spulwurm, s. u. Ascariden.

Spitzstein, Schliffform der Edelsteine, s. unter Edelsteinschleiferei, Bd. V, S. 750.

Spitzweg (Karl), Genremaler, geb. 4. Febr. 1808 in München, anfangs Apotheker und an der dortigen Universität gebildet, widmete sich erst 1835 der künstlerischen Thätigkeit. Sowohl die Landschaft als das kleinbürgerliche Genre, dieses stets mit außerordentlich humorvoller Auffassung, bilden das von ihm meisterhaft kultivierte Gebiet; er zeichnet höchst genau und seine Bilder haben ein zartes Kolorit. Seit 1846 beteiligte er sich eifrig an der Illustration der münchener «Fliegenden Blätter». Er starb 23. Sept. 1885 in München.

Spix (Joh. Baptist von), Naturforscher und Reisender, geb. 9. Febr. 1781 zu Höchstadt an der Aisch, studierte Theologie in Würzburg, wandte sich jedoch bald zur Medizin, wurde 1808 Adjunkt der Akademie der Wissenschaften zu München, 1811 Konservator des zool. Museums daselbst und 1817 mit Martius zu einer wissenschaftlichen Expedition nach Brasilien ausersehen, von der er im Dez. 1821 mit reichen Sammlungen zurückkehrte. Er starb 13. März 1826 zu München. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie» (Nürnb. 1811), «Cephalogensis sive capitis ossei structura etc.» (Münch. 1815), «Reise in Brasilien» (mit Martius, 3 Bde., Münch. 1824—31) und die Prachtwerke über die auf der brasil. Reise neu entdeckten Tierarten.

Spizza, dalmat. Hafenort, s. Spitza.

Splanchnologie (grch.) oder Eingeweidelehre, s. Eingeweide.

Spleen (spr. Splihn, engl., d. i. Milz), eine Form von Melancholie (s. d.), mit hypochondrischen Zügen, welche gewöhnlich (mit Unrecht) als eine ausschließlich engl. Nationalkrankheit bezeichnet wird. Die Ursachen sind verschieden, bald eine angeborene zur Zeit, beziehungsweise nach der Pubertät stärker hervortretende Konstitutionsanomalie, bald Mangel an geregelter Beschäftigung und Übersättigung an allen gewöhnlichen Lebensgenüssen; meist kommt es zu unerträglicher Langeweile, Lebensüberdruß, oft zu Selbstmord.

Splēn (grch.), die Milz; Splenalgie, Milzleiden; splenētisch, milzsüchtig, schwermütig; Splenītis, Milzentzündung; Splenopathie; Milzkrankheit; Splenotomie, die operative Entfernung der Milz.

Splint, s. u. Holz (technisch), Bd. IX, S. 344[b].

Splint wird im Bauwesen bei Verankerungen der senkrechte Eisenstab (Schließe) genannt, der von dem an den Balken oder Mauern befestigten horizontalen Teil, die Ankerschiene, gehalten wird. Letztere besitzt eine Öse, durch welche der S. hindurchgeht und auf deren Rande mittels einer Nase aufsitzt. Bisweilen besteht der Ankersplint auch aus mehrern Teilen, die gebogen sind oder in Form von Ornamenten, Ziffern für Jahreszahlen u. s. w. aus der Mauer hervortreten. Bei Holzverbindungen bildet der S. eine Art Vorsteknagel oder Ergänzungskeil.

Splintkäfer, s. unter Borkenkäfer.

Splittäpfel, s. unter Apfel, Apfelbaum.

Splitter, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Tilsit, an der Memel, bekannt

durch den Sieg der Brandenburger über die Schweden 30. Jan. 1679.

Splitterbruch, s. unter Knochenbrüche.

Splügen, roman. und ital. Spluga, Dorf und Paß im schweiz. Kanton Graubünden. Das Dorf, Hauptort des Kreises Rheinwald im Bezirk Hinterrhein, liegt 1450 m über dem Meere, 50,5 km südwestlich von Chur, in großartigem Gebirgscirkus am Hinterrhein, besteht aus wenigen großen steinernen Zoll-, Lager- und Gasthäusern und einer malerischen Gruppe brauner altertümlicher Holzhäuser mit steinbeladenen Dächern und zählt (1880) 484 E. meist deutscher Zunge und reform. Konfession, deren Haupterwerbsquelle neben der Alpwirtschaft der Transit von Waren (besonders Wein) und Personen auf den beiden hier sich trennenden Straßen über den Bernardino (s. d.) und den Splügenpaß ist. Der Paß, als Saumpfad schon von Römern und Longobarden benutzt, verbindet durch seine 1818—22 auf Kosten der österr. Regierung erbaute Poststraße das Dorf S. mit Chiavenna (s. d.). Diese Straße, eine der kühnsten Straßenbauten der Alpen, bis Chiavenna, wo sie an die Bahnlinie Chiavenna-Colico anschließt, 40 km lang, zweigt bei S. von der Bernhardinerstraße südlich ab, überschreitet den Hinterrhein und zieht sich durch das öde Thal des Häusernbachs zum Splügenberge hinauf, dessen steilen Abfall sie in vielen scharfen Kehren überwindet. Ein Berghaus und eine lange gemauerte Galerie bieten hier dem Reisenden Unterkunft und Schutz bei Schneestürmen und Lawinengefahren. Die Paßhöhe, auch Colmo del Orso genannt, ein kahler Sattel zwischen der Schneepyramide des Tamboborns (3276 m) rechts und dem wilden Surettaborn (3025 m) links, 2117 m über dem Meere, 12 km von S., bildet die Wasserscheide zwischen dem Hinterrhein und der Adda, die Grenze zwischen der Schweiz und Italien. Die Straße erreicht 2 km unterhalb der Höhe das ital. Mautamt mit dem Wirtshause del Monte Spluga, dann zieht sie sich durch die kleine Ebene Piano della Casa, überschreitet die Schlucht Cardinell und senkt sich, der linken Thalwand folgend, ganz allmählich in zahllosen Windungen nach Pianazzo hinab. Drei gemauerte Galerien schützen auf dieser Strecke die Straße vor Lawinen. Dicht hinter Pianazzo überschreitet sie den wilden Madesimo, der mit einem mächtigen, 260 m hohen Wasserfall zum Liro hinabstürzt, durchbricht drei Felsenthore und senkt sich in scharfen Kehren zur grünen Wiesenebene des Doppeldorfes Campo-Dolcino (1083 m) hinab. Von hier an folgt sie der Sohle des engen, von Felsblöcken übersäeten Liro- oder San-Giacomothals, in welchem beim Dörfchen Gallivaggio plötzlich sich die Üppigkeit der südl. Vegetation entfaltet, und steigt durch Felswildnisse und Kastanienwälder, zuletzt durch Fruchtfelder und Weinberge über San-Giacomo nach Chiavenna (317 m über dem Meere, 28,5 km von der Paßhöhe) hinab.

Die Post legt die Strecke S.-Chiavenna in fünf Stunden zurück; im Winter wird der Verkehr wie beim St. Gotthard fast ausschließlich durch Schlitten vermittelt. Eine Eisenbahn über den S. ist zwar bereits seit langer Zeit projektiert, hat aber ebenso wenig wie das Simplon-Projekt Aussicht auf Ausführung in naher Zukunft.

Spodium, gleichbedeutend mit Knochenkohle.

Spodumen, soviel wie Triphan.

Spohr (Louis), ausgezeichneter Komponist und Violinspieler, geb. zu Braunschweig 5. April 1784 als der Sohn eines Arztes, entwickelte frühzeitig ein großes Talent für Musik, hatte aber nur im Violinspiel den Violinisten Maucourt zum Lehrer und half sich im übrigen selbst weiter. Im Alter von 15 J. trat er als Kammermusikus in die Dienste des Herzogs von Braunschweig. Seit 1804 machte er Kunstreisen in Deutschland und begründete seinen Ruf sowohl als Virtuos wie als Komponist für die Violine. Hierauf erhielt er 1805 eine Anstellung als Hofkonzertmeister zu Gotha, wo er sich 1806 mit der Harfen- und Klavierspielerin Dorette Scheidler verheiratete, mit der er verschiedene Kunstreisen machte. Kompositionen aus dieser Zeit sind: die Opern «Alruna» und «Der Zweikampf der Geliebten», das bekannte Notturno für Harmoniemusik, sowie die Streichquartette, verschiedene Violinkonzerte, Sonaten für Violine und Harfe, endlich auch seine erste Symphonie (Es-dur) und das Oratorium «Das jüngste Gericht». Im J. 1812 ging S. nach Wien, wo er beim Theater an der Wien bis 1814 als zweiter Kapellmeister wirkte. Als Tonsetzer schuf er in der Zeit von 1813—15, neben Streichquartetten und Quintetten, Violinsachen u. s. w., sein Nonett und ein Oktett, die Cantate «Das befreite Deutschland» (zur Feier der Schlacht von Leipzig) und die Oper «Faust». Als Virtuos erntete er besonders bei den Festlichkeiten des Kongresses in Wien großen Beifall, war 1815—17 auf Kunstreisen und dann bis 1819 am Theater zu Frankfurt a. M. als Kapellmeister, wo er im April 1819 seine reizende Oper «Zemire und Azor» aufführte. Im J. 1820 ging S., von der Philharmonischen Gesellschaft berufen, nach London, wo er sowohl als Virtuos wie als Komponist große Anerkennung fand. Namentlich gefiel seine zweite Symphonie (D-moll), die er für London geschrieben. Auch in Paris hatte er Erfolg. Mit Neujahr 1822 übernahm S. das Amt eines Hofkapellmeisters zu Kassel. Hier brachte er die Kapelle auf eine bedeutende Höhe, wirkte im Publikum für Veredlung des musikalischen Geschmacks, entwickelte eine sehr einflußreiche Thätigkeit als Violinlehrer und schuf zugleich seine reifsten und umfassendsten Tonwerke. Dieser Zeit gehören an: die Opern «Jessonda» (1823), «Der Berggeist» (1825), «Pietro von Abano» (1827), «Der Alchemist» (1830), «Die Kreuzfahrer» (1845). Hieran reihen sich die Oratorien «Die letzten Dinge» (1825), «Des Heilands letzte Stunden» (1835), «Der Fall Babylons» (1840 oder 1841), das Vaterunser von Mahlmann (1829) und das von Klopstock (1838), die «Hymne an Gott» (1836), die dritte Symphonie (1828), die «Weihe der Töne» (1832), die Doppelquartetten, drei achtstimmige Psalmen (1831), die histor. Symphonie (1839), die Doppelsymphonie «Irdisches und Göttliches im Menschenleben» (1841), die Symphonie «Die Jahreszeiten». Dazu kamen Quartette und Quintette, Klaviertrios, ein- und mehrstimmige Lieder, Violinsachen u. s. w. in reicher Zahl. Bei der Feier seines 25jährigen Jubiläums als Hofkapellmeister im Jan. 1847 erhielt er vom Kurfürsten den Titel eines Generalmusikdirektors, verlor indes später die Gunst des Hofs seines polit. Liberalismus wegen, und wurde 1857 in den Ruhestand versetzt. Er starb 22. Okt. 1859. Sein Denkmal zu Kassel (Bronzestatue von Hartzer) wurde 5. April 1883 enthüllt.

In allem, was S. geschaffen, macht sich eine edle Empfindungsweise geltend, welcher aber der Mangel eines feurigen leidenschaftlichen Ausdrucks anhaftet. Dadurch haben sich auch S.s Opern und Oratorien trotz ihres reichen musikalischen Gehalts auf die Dauer nicht lebensfähig erwiesen. Die oft wahrnehmbare Monotonie kam von der zu häufig angewandten chromatischen Modulation, und dieses Hilfsmittels bediente er sich, weil er in den Formen der Komposition nicht allseitig geschult war. Seine Violinkonzerte und ähnliche Stücke werden nicht veralten. Was S. für die kunstgemäße Ausgestaltung des deutschen Violinspiels gethan, sichert ihm ein unvergängliches Verdienst. S.s Violinspiel war von einem edeln, gediegenen und maßvollen Gepräge. Der «Spohrsche Bogen» ist unter den Geigern im besten Sinne sprichwörtlich geworden. Die Grundsätze seiner Methodik des deutschen Violinspiels hat der Meister in seiner «Violinschule» (1831) niedergelegt. S.s Selbstbiographie (2 Bde., Gött. 1862) erschien nach seinem Tode.

Spöke, Fischart, s. unter Knorpelfische.

Spöl, rechter Nebenfluß des Inn, entspringt in den Bernina-Alpen in der Lombardei, durchfließt das Thal Livigno (s. d.), tritt dann in den Schweizerkanton Graubünden und mündet bei Zernetz.

Spoleto, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Perugia, 90 km im NNO. von Rom, an der Mareggia, Station der Linie Ancona-Orte der Römischen Eisenbahnen, ist mit steilen, engen und winkeligen, aber reinlichen und gutgepflasterten Gassen an einem Hügel hinaufgebaut, dessen Gipfel die alte Burg trägt. S. ist Sitz eines Erzbischofs und zählt (1881) 9022 (Gemeinde 21539) E., die zum Teil von der Herstellung von Fleisch-, Frucht- und Gemüsekonserven leben. Die Burg (Castello La Rocca), vom Ostgoten Theodorich d. Gr. erbaut, von Narses hergestellt, später mit vier Türmen vom Kardinal Albornoz verstärkt, 1155 vom Kaiser Friedrich I., 30. März 1831 von den Insurgenten unter Sercognani eingenommen, 18. Sept. 1860, nach tapferer Gegenwehr durch den Irländer Major O'Reilly, von den Piemontesen erobert, dient jetzt als Strafhaus; sie gewährt ein prachtvolles Panorama. Die Stadt hat mehrere ansehnliche Paläste und über 20 Kirchen. Die hochgelegene Kathedrale Sta.-Maria Assunta, nach 1153 erbaut, doch oft verändert und namentlich im Innern 1644 erneut, hat an der Vorderseite (aus dem 13. Jahrh.) fünf Bogen mit antiken Säulen, einen Fries mit Greifen und Arabesken, über dem Eingang ein großes Mosaik des Solsernus von 1207, im Chor Fresken von dem hier 1469 gestorbenen und im Dom bestatteten Fra Filippo Lippi, vollendet nach dessen Tode von Fra Diamante 1470, im Winterchor Schnitzwerk von Bramante und Gemälde von Lo Spagna; aus dem Altertum sind vorhanden Überreste antiker Tempel der Concordia, des Jupiter und des Mars, einer röm. Brücke über die Mareggia, eines röm. Theaters, des sog. Palastes Theodorichs u. s. w. Großartig ist die 206 m lange und 81 m hohe, auf 10 Bogen ruhende Wasserleitung Ponte delle Torri, die zugleich als Brücke von der Stadt über eine tiefe Schlucht nach dem 7 km entfernten Monte-Luco führt, wahrscheinlich zuerst von Herzog Theodolapius (604), in seiner jetzigen Gestalt 1355 erbaut. Der dichtbelaubte Monte-Luco hat eine Menge Einsiedeleien, die jetzt meist als Landhäuser benutzt werden. Der Palazzo pubblico der Stadt und der Convento di San-Domenico haben Gemälde von Spagna.

Im Altertum hieß die Stadt Spoletium und war eine der beträchtlichsten Städte Umbriens. Sie wurde 241 v. Chr. eine röm. Kolonie latinischen Rechts und bekannt durch die standhafte Verteidigung gegen Hannibal nach dessen Siege am Trasimenischen See 217, weshalb noch jetzt ein Bogen in der Stadt Porta d'Annibale heißt. Im J. 82 v. Chr. erlitt hier der Marianer Carrinas eine Niederlage durch Pompejus und Crassus. Von den Goten wurde die Stadt zerstört, durch Narses aber wieder aufgebaut. Während der longobardischen Herrschaft in Italien erhob sie sich 574 zum Herzogtum, das am Ende des 9. Jahrh. den größten Teil des östl. Mittelitalien umfaßte, sodaß sich Herzog Guido von Spoleto zum König und 891 zum röm. Kaiser machte; auch sein Sohn Lambert 898 behielt diese Würde bei. Später bildete sich aus dem Herzogtum S. die Mark Ancona, deren Grafen zeitweise das ganze Herzogtum beherrschten. Seit etwa 1220 gehörte es bis 1860 zum Kirchenstaat, nachdem die Päpste schon frühzeitig als Herren desselben sich betrachtet hatten.

Spolien (spolia) hießen bei den Römern die Waffen und die Rüstung, die der Soldat dem erschlagenen Feinde im Einzelkampf abnahm oder aus der gemeinsamen Beute von dem Feldherrn zugesprochen erhielt, und die er dann entweder in dem Tempel eines Gottes, dem er sie weihte, oder als ein wertes Zeugnis seiner Tapferkeit im eigenen Hause aufhing. Besonders berühmt sind die spolia opima, die Rüstung des getöteten feindlichen Feldherrn, und zwar zunächst die vom röm. Feldherrn selbst erbeutete. Doch unterschied ein dem Numa beigelegtes altes Gesetz unter denselben drei Klassen; die herrlichsten spolia opima waren die der ersten Klasse, die in dem kleinen Tempel aufgehängt wurden, den Romulus auf dem Kapitol zu dieser Bestimmung dem Jupiter Feretrius erbaut haben sollte, nachdem er Acron, den König der Cäninenser, getötet hatte. Nur noch zwei Römern glückte es nach ihm, solche S. zu weihen, dem Aulus Cornelius Cossus, als er 437 den Vejenterkönig Tolumnius, und dem Marcus Claudius Marcellus, als er 222 den König der gallischen Insubrer, Viridomar, bei Clastidium getötet hatte. Die der zweiten Klasse waren dann die, welche ein Offizier, die der dritten solche, welche ein gemeiner Soldat dem feindlichen Feldherrn abgenommen hatte.

Spolienrecht (Jus spolii) ist die Befugnis, den beweglichen Nachlaß kath. Geistlicher einzuziehen. Dieselbe wurde im Mittelalter von den Grundherren, dem Kaiser und dem Landesherrn ausgeübt und hat sich in dieser Gestalt für einzelne Teile Deutschlands bis ins 16. Jahrh. erhalten. Auch die Bischöfe haben das S. ausgeübt, und nachdem diesen im Dekretalenrecht diese Vergewaltigung ihrer Diöcesangeistlichkeit untersagt worden war, die Päpste, gegen welche nun wiederum die Staatsregierungen die Geistlichkeit in Schutz nahmen. Gegenwärtig ist das S. gänzlich unpraktisch.

Spondeus (grch.), ein aus zwei langen Silben (— —) bestehender Versfuß, der namentlich mit dem Daktylus abwechselnd im Hexameter angewendet wurde. Der S. ist gleichwie der Dibrachys (⏑ ⏑) ein metrischer, kein rhythmischer Fuß. Einen rhythmischen Charakter nimmt er erst dadurch an,

daß eine der beiden Längen durch den Ictus ausgezeichnet wird: — ⏑ oder ⏑ —.

Spondias *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Anacardiaceen. Man kennt gegen zehn Arten, die in Tropengegenden eine weite Verbreitung besitzen, zum Teil auch kultiviert werden. Es sind Bäume mit unpaarig gefiederten Blättern, kleinen unansehnlichen Blüten und fleischigen pflaumenähnlichen Früchten. Die bekanntesten Arten sind der Mombinpflaumenbaum in Südamerika und der Amrabaum in Ostindien. Der erstere, S. Mombin *L.*, liefert die sog. Mombinpflaumen oder otahaitischen Äpfel, die in Südamerika und Westindien ein beliebtes Obst sind; auch die Früchte des Amrabaums, S. mangifera *Pers.*, werden gegessen, außerdem wird aus dem Holze beider Bäume das sog. Amra- oder Amraharz, welches zum Räuchern dient, gewonnen. Von andern Arten mit eßbaren Früchten seien noch erwähnt die südamerikanische S. lutea *L.* mit gelben Früchten und S. dulcis *Forst.* auf den Südseeinseln.

Spondylarthrokäce (grch.), Wirbelvereiterung; Spondylitis, Wirbelentzündung; Spondylopathie, Wirbelkrankheit.

Spongiae und **Spongilla**, s. Schwämme.

Spongōsis (grch.), Schwammbildung, Entstehung schwammartiger Geschwülste.

Sponsalien (sponsalia) oder Verlöbnis ist der Vertrag, durch welchen sich zwei Personen den künftigen Abschluß der Ehe versprechen. Derselbe bedarf nach kath. Kirchenrecht keiner besondern Form, kann von Personen, die das Kindheitsalter überschritten haben, eingegangen, und aufgelöst werden durch gegenseitige Übereinstimmung, oder durch den Richter auf einseitigen Antrag, aus wichtigen Gründen und auch auf Verlangen der Eltern. Die Klage aus dem Verlöbnis geht auf Vollziehung der Ehe und eventuell Schadenersatz. Zwang zur Eheschließung ist unzulässig. Nachdem in dem evang. Kirchenrecht die frühere Vermischung von Eheschließung und Verlöbnis aufgehört hat, ist die gemeinrechtliche Praxis im ganzen dem kath. Kirchenrecht gefolgt, sodaß aus dem Verlöbnis ein subsidiärer Anspruch auf das Interesse zugestanden wird, welches der durch den Verlöbnisbruch Gekränkte an dem Abschluß der Ehe gehabt haben würde. Dies ist auch der Standpunkt der meisten deutschen Partikulargesetze und der Reichsgesetzgebung, nach welcher letztern ein Verlöbnis auch keinen Hinderungsgrund gegen eine anderweite Ehe abgibt, keine Quasiaffinität mehr begründet, wohl aber zur Zeugnisverweigerung im Civil- und Kriminalprozeß berechtigt. Gar keine Rechtswirkungen schreiben dem Verlöbnis bei die badische und bremische Gesetzgebung, während die Mehrzahl der übrigen Gesetze die Rechtswirkungen auch nur eintreten läßt, falls das Verlöbnis unter Beobachtung bestimmter Formen eingegangen worden ist. Die Verabredung einer Konventionalstrafe wird im gemeinrechtlichen Gebiete nach der Praxis einiger Länder für zulässig erklärt, und auch in der Partikulargesetzgebung herrscht bezüglich dieses Punktes keine Übereinstimmung. Die Verlobungsgeschenke sind bei auf gegenseitiger Übereinstimmung beruhender Auflösung des Verlöbnisses zurückzugeben. Bei einseitiger Auflösung behält der Verletzte das ihm Geschenkte und kann seine Geschenke zurückfordern.

Spontaneität (neulat., vom altlat. sponte, freiwillig) bezeichnet die Selbstthätigkeit und wird einem Wesen dann beigelegt, wenn die Veränderungen und Thätigkeiten desselben nicht in äußerlichen Ursachen, sondern in seinen eigenen innern Zuständen und Thätigkeiten begründet sind. Man findet S. sowohl in den Gebieten des organischen als des geistigen Lebens, und hat daher eine S. des niedern und höhern Grades zu unterscheiden. Weil der höchste Grad der S. der freie Wille ist, dessen Ursachen ganz allein in dem Wollenden selbst liegen, so wird S. oft als gleichbedeutend mit Freiheit genommen. In den Seelenthätigkeiten steht der S. der höhern Grade die Rezeptivität entgegen als Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, wodurch das Empfinden als ein relativ leidender Zustand der Seele hervorgebracht wird im Gegensatz zu Verstand, Einbildungskraft und Willen als spontanen oder von innen heraus wirkenden Thätigkeiten im engern Sinne. Doch entsteht auch die Empfindung in der Seele nicht durch bloßes Leiden, sondern ist vielmehr ebenfalls eine von innen heraus thätige Reaktion der Seele gegen Anwirkungen ihres Leibes von außen, und gehört, von dieser Seite genommen, selbst mit zu ihren spontanen Thätigkeiten niedern Grades.

Spontini (Gaspare Luigi Pacifico), berühmter Opernkomponist, geb. 14. Nov. 1774 in dem Dorfe Majolati bei Jesi in der Mark Ancona, erhielt Musikunterricht bei Quintiliani, dem Sänger Ciafolatti, dem Organisten Menghini, dem Kapellmeistern Bartoli zu Jesi und Bonanni zu Masaccio. Er kam 1791 in das Konservatorium della Pietà de' Turchini zu Neapel, wo Sala und Tritto seine Hauptlehrer waren, und schrieb 1796 seine erste Oper (für Rom): «I puntigli delle donne», die Glück machte. Ihr folgten bis gegen das J. 1800 vierzehn andere Opern, teils ernste, teils komische, die ihm in seinem Vaterlande einen guten Ruf verschafften. Im J. 1803 wandte er sich nach Paris, wo er erst Gesangunterricht gab, dann 1804 eine seiner frühern ital. Opern, «La finta filosofa», auf die Bühne brachte, welche auch hier gefiel. Noch in demselben Jahre brachte er die franz. Operette «Julie, ou le pot de fleurs» zur Aufführung, die keinen Erfolg hatte, sowie die kleine Oper «La petite maison» (Juli 1804), die nicht einmal zu Ende gespielt wurde. Ein besseres Schicksal erfuhr Ende 1804 die einaktige Oper «Milton», in welcher er zuerst aus seiner ital. Manier heraustrat und diejenige Transformation seines Talents anbahnte, die nachgehends in der Oper «Vestale» glänzend zum Durchbruch kam. Die «Vestalin», von Jouy gedichtet und zuerst für Boieldieu bestimmt, dann aber von S. mit Sorgfalt komponiert, gelangte nur nach Besiegung großer Schwierigkeiten durch die Intervention der Kaiserin Josephine (deren Musikdirektor er inzwischen geworden) 15. Dez. 1807 auf der Großen Oper zur Aufführung. S. feierte hiermit einen großen Triumph. Auch seine nächste Oper, «Ferdinand Cortez», die 1809 zur Aufführung gelangte, hatte einen glänzenden Erfolg. S. war 1810—12 Direktor der Italienischen Oper. Vielen Beifall fanden die Nummern, welche er 1817 den von der Großen Oper wieder vorgenommenen «Danaiden» Salieris hinzufügte und von denen namentlich das Bacchanal hervorzuheben ist, welches er später in seiner eigenen Oper «Nurmahal» verwendete. Während dieser Zeit war S. eifrig mit Komposition der Oper «Olympia» beschäftigt, die im Dez. 1819 zur Aufführung kam.

Das ausgezeichnete Werk, nach denſelben Grundſätzen wie die «Veſtalin» und «Cortez» gearbeitet, fand nicht den verdienten Beifall, wozu die veränderten pariſer Zuſtände und das ſchwerfällige Libretto beitrugen. Inzwiſchen wurde er 1820 als Generalmuſikdirektor und erſter Hofkapellmeiſter nach Berlin berufen, welche Stellung er bis 1842 bekleidete, wo er ſeinen Abſchied nahm und wieder nach Paris ging. Sein Aufenthalt in Berlin wurde ihm verbittert durch unwürdige Anfeindungen, die er allerdings zum Teil durch Hochmut und Egoismus hervorrief. Außer den Umarbeitungen der «Olympia» und des «Cortez» ſind aus dieſer Zeit zu nennen: das Feſtſpiel «Lalla Rookh» (Winter 1821), die Opern «Nurmahal» (1822, zum Teil aus jenem Feſtſpiel hervorgegangen), «Alcidor» (1825), «Agnes von Hohenſtaufen» (1829, aber 1837 umgearbeitet) und verſchiedene Gelegenheitsſachen. Auch in Paris vermochte S. keinen Boden mehr zu gewinnen. Er reiſte 1850 nach Italien, wo er in ſeinem Geburtsorte Majolati 24. Jan. 1851 ſtarb, ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſend. S. war dramatiſcher Komponiſt von hoher Begabung. In ſeinen Hauptſchöpfungen («Veſtalin», «Cortez» und «Olympia») hat er einen ſchönen Geſang mit Einheit des Stils und charakteriſtiſcher dramatiſcher Wahrheit vereinigt und die Oper hauptſächlich auf Gluckſcher Grundlage fortgebildet. In der Zeichnung individueller Charaktere blieb er etwas zurück; doch geht durch ſeine Werke ein großer Zug, und in der Behandlung des Recitativs, ſowie der Chöre und des äußerſt reich ausgeſtatteten Orcheſters iſt er von großer Bedeutung. Vgl. Robert, «Gaſparo Luigi Pacifico S.» (Berl. 1883).

Sponton, ſ. Eſponton.

Sporäden (grch. Sporädes, d. i. die Zerſtreuten) nennen die altgriech. Geographen im Gegenſatz zu den Cykladen (ſ. d.) die ſüdlichſte Gruppe der im Ägäiſchen Meere gelegenen, jetzt zum Königreich Hellas gehörigen Inſeln: Melos (von andern noch zu den Cykladen gerechnet), Kimolos, Polyägos, Pholegandros, Sikinos, Jos, Amorgos, Thera und Anaphe, ferner die weiter öſtlich gelegenen jetzt zur Türkei gehörigen Inſeln Aſtypaläa, Lebinthos, Ikaria, Koraſſiä, Patmos, Leros, Kalymna, Kos, Niſyros, Telos, Karpathos und Karos; einige Geographen rechneten auch die Inſeln Rhodus, Samos, Chios, Pſyra und Lesbos zu den S., einige endlich dehnten den Namen ſogar auf die im nördlichſten Teile des Ägäiſchen Meers zwiſchen der Oſtküſte der Inſel Euböa und der Halbinſel Magneſia, der Südküſte Thraziens und der Weſtküſte des nördl. Kleinaſien gelegenen Inſeln aus. Von dieſen gehört die ſüdlichere, aus den Inſeln Skiathos, Peparethos (jetzt Skopelos), Ikos (jetzt Chelidromia), Skyros und einigen kleinen jetzt ganz unbewohnten oder nur mit einzelnen Klöſtern beſiedelten Inſeln beſtehende Gruppe, von den Neuern mit dem (unantiken) Namen der «nördlichen S.» bezeichnet, zum Königreich Hellas, während die nördliche, die Inſeln Lemnos, Thaſos, Samothrake, Imbros und Tenedos umfaſſende Gruppe ſich im Beſitz der Türkei befindet. Vgl. Burſian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 2, Lpz. 1873).

Sporädiſch (grch., d. h. zerſtreut) nennt man in der Medizin das Auftreten von Krankheiten in einzelnen Fällen, im Gegenſatz zur Epidemie (ſ. d.). Außerdem hat das Wort die Bedeutung des vereinzelten Vorkommens.

Sporangium nennt man in der Botanik diejenigen Organe der Kryptogamen, welche die Sporen enthalten. Der Bau der S. iſt in den einzelnen Gruppen der Kryptogamen ſehr verſchieden, ſ. deshalb unter den ſpeziellen Artikeln Algen, Equiſetaceen, Farne, Lycopodiaceen, Pilze.

Sporck (Joh., Graf von), öſterr. General und Kriegsrat, geb. 1595 zu Weſterloh bei Delbrück im Bistum Paderborn, Sohn eines armen Edelmanns, nahm jung als Reiter Dienſte im bayr. Heere, in dem er faſt den ganzen Dreißigjährigen Krieg mitmachte. Seit 1639 bayr. Oberſt der Reiterei, erwarb er ſich beſonders einen Namen bei Geislingen (Württemberg), wo er im Nov. 1643 bei Nacht mit nur 500 Reitern eine Abteilung des franz.-weimar. Heers überfiel, viele Gefangene und reiche Beute davonführte. Für ſein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Jankow in Böhmen im März 1645 wurde S. Generalmajor. Nach dem Ulmer Waffenſtillſtand (März 1647) trat S. mit Johann von Werth in kaiſerl. Dienſte und wurde zuſammen mit von Werth von dem bayr. Kurfürſten Maximilian I. für einen Verräter erklärt. S. wurde Generallieutenant und bald darauf 12. Okt. 1647 vom Kaiſer Ferdinand III. zum öſterr. Freiherrn ernannt und mit dem böhm. Indigenat beliehen. Auch erwarb er in Böhmen ausgedehnte Beſitzungen. Später diente S. unter dem kaiſerl. Feldmarſchall Montecuccoli gegen die Schweden in Polen wie auch bei dem verbündeten Heere, das 1657—60 unter dem Oberbefehl des Großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schweden aus Schleswig-Holſtein und Dänemark vertrieb. Dann focht er mit Montecuccoli in Ungarn gegen die Türken und hatte mit ſeinen Reiterregimentern den weſentlichſten Anteil an dem Siege bei St. Gotthardt an der Raab (1. Aug. 1664). Zum Lohne verlieh Kaiſer Leopold I. ihm den Titel eines deutſchen Reichsgrafen (23. Aug. 1664) und ernannte ihn zum General über die geſamte Kavallerie. Auch bei der ſog. Weſſelényiſchen Verſchwörung in Ungarn 1670 kämpfte S. glücklich gegen die Aufſtändiſchen. Zuletzt diente S. mit Montecuccoli 1674—75 gegen die Franzoſen in den Niederlanden und am Rhein. Dann nahm er ſeinen Abſchied und ſtarb 6. Aug. 1697 (nach andern 1679) auf ſeinem Schloß Herman-Meſtec in Böhmen. Vgl. S.s Biographie von Roſenkranz (3. Aufl., Paderb. 1865); Löher bearbeitete das Leben und die Thaten S.s als epiſche Dichtung (Gött. 1854).

Sporco (ital.), ſ. unter Brutto.

Sporen nennt man bei den Kryptogamen verſchiedene Fortpflanzungszellen, die jedoch in den einzelnen Gruppen ſowohl in Betreff der Entwickelungsgeſchichte als auch des anatom. Baues vielfach voneinander abweichen.

Sporenammer (Spornammer), ſ. u. Ammer.

Sporenſchlacht (journée des éperons) werden die Schlachten von Courtray (ſ. d.) und von Guinegate (ſ. d.) genannt.

Sporenſchlauch, ſ. Ascus.

Spörer (Guſt. Friedr. Wilh.), Aſtronom, geb. zu Berlin 23. Okt. 1822, ſtudierte daſelbſt 1830—43, wurde dann als Profeſſor der Mathematik am Gymnaſium in Anklam, ſeit Gründung des aſtrophyſik. Obſervatoriums zu Potsdam an dieſem Inſtitut, zuletzt als erſter Obſervator, angeſtellt. Seine Arbeiten, welche ſich auf die phyſiſche Beſchaffenheit der Sonne beziehen, ſind in den Publikationen

des Observatoriums zu Potsdam, denen der Astronomischen Gesellschaft und der berliner Akademie, sowie in den «Astron. Nachrichten» veröffentlicht. Im J. 1868 nahm S. an der norddeutschen Expedition zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis in Ostindien teil.

Sporidesmium, Pilzgattung aus der Gruppe der Pyrenomyceten. Man kennt von den hierher gehörigen Arten zur Zeit nur die Conidienfruktifikationen, und diese bilden schwarze rußartige Überzüge auf Blättern und Stengeln, sind aber meist nicht als Parasiten zu betrachten, da sie wie viele andere Rußtaupilze nur auf der Oberfläche vegetieren. Eine Art, S. putrefaciens *Finkel*, jedoch lebt als echter Parasit in den jungen Blättern der Runkelrübe und verursacht hier die sog. Herzfäule der Rüben. Die von ihm befallenen Organe werden schwarz und verfaulen bald vollständig. Die Sporen dieses Pilzes sind länglich gestielt und bestehen aus mehrern Zellen von brauner Farbe. (Vgl. Rußtau.)

Spörk, s. Spergel.

Sporn heißt die eiserne Bewehrung des Vordersteven (s. Steven) von gepanzerten Kriegsschiffen, welche dazu bestimmt ist, beim Anrennen eines Feindes dessen Bordwände zu durchbrechen, um ihn zum Sinken zu bringen. Bereits bei den Kriegsschiffen der alten Griechen, Karthager und Römer fand die Anwendung des S. allgemein statt; die Schlacht bei Salamis wurde hauptsächlich durch ihn entschieden. Er verschwand dann aus dem Schiffbau und wurde erst mit der Erfindung der Panzerschiffe wieder hervorgeholt. Wie furchtbar diese Waffe wirken kann, hat der Untergang des ital. Panzerschiffes Re d'Italia in der Schlacht bei Lissa (1866), sowie der der bei Folkestone versehentlich durch den König Wilhelm angerannten deutschen Panzerfregatte Großer Kurfürst dargethan. Die Form des S. ist sehr verschieden; früher machte man ihn bis zu 5 bis 6 m lang, ist jedoch davon zurückgekommen. Jetzt hat er gewöhnlich die Form einer Beilschneide mit einer 2 bis 3 m unter der Wasserlinie etwas vorspringenden Spitze, um damit den Gegner unter dessen Panzer zu treffen, der nicht so weit hinabreicht. Als Schutz gegen Spornstöße baut man die Panzerschiffe mit doppeltem Boden und teilt sie außerdem durch eiserne Längs- und Querwände in eine Zahl wasserdichter Abteilungen, von denen ein oder zwei sich mit Wasser füllen können, ohne daß das Schiff sinkt. Bei den gewaltigen Lecken, die ein solcher Spornstoß reißen kann, bieten diese Vorrichtungen jedoch keine unbedingte Sicherheit.

Spornammer, s. unter Ammer.

Sporogonium, s. u. Musci, Bd. XII, S. 5a.

Sport, im Englischen Spiel, Unterhaltung, heißt vorzugsweise eine solche Belustigung, die im freien vor sich geht, wie Jagd, Fischerei, Wettrennen, Schwimmen, Rudern, Gymnastik, Fechtkunst u. s. w., und mit Körperübung verbunden ist. Die Vorliebe für dergleichen Vergnügungen ist ein eigentümlicher Zug des engl. Nationalcharakters. Häufig wird das Wort S. speziell zur Bezeichnung für die Vergnügungen des Turf gebraucht, letzterer ist aber nur eine Art des S. Sportsman heißt der Liebhaber oder Pfleger des S. Man spricht auch von: Rudersport, Reitsport, Jagdsport u. s. w. Vgl. die Handbücher über Rudersport von Silberer (2. Aufl., Wien 1882), Reitsport von Heydebrand (Wien 1882), Hundesport von Horn (Wien 1882), Alpensport von Meurer (Wien 1882), Schießsport von Brandeis (Wien 1881), Jagdsport von Horn (Wien 1882), Fischereisport von Meyer (Wien 1881), Trabersport von Silberer (Wien 1880), Rennsport von Silberer (Wien 1881), Bicyclesport von Silberer (Wien 1883) und Fahrsport von Heydebrand (Wien 1883).

Sporteln ist aus dem lat. Wort sportula entstanden, d. i. ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen sein konnten, ihren Anteil an Speise nach Hause schickte, welche Gabe nachher unter der nämlichen Benennung in Geld verwandelt wurde. Später verstand man unter dieser Bezeichnung diejenigen Gebühren (s. d.), die unmittelbar an Beamte, z. B. Richter, als Vergütung für ihre amtlichen Dienstleistungen entrichtet wurden. Solche S., die durch Sporteltaxen geregelt wurden, sind in der neuern Zeit immer seltener geworden, da es sich unzweifelhaft als zweckmäßiger herausgestellt hat, daß der Staat die Gebühren selbst einzieht und die Beamten seinerseits fest besoldet. Doch wird die Bezeichnung S. in einigen Staaten auch auf gewisse Arten von unmittelbar staatlichen Gebühren angewandt.

Spötterling, s. Gartensänger.

Spottmünzen sind Medaillen (Schaumünzen), welche den Zweck haben, Personen oder Begebenheiten lächerlich zu machen. Besonders reich an S. ist früher Holland gewesen.

Spottvögel werden verschiedene Vogelarten genannt, so eine Drossel (Mimus polyglottus) des südl. Nordamerika, die ungefähr so groß wie eine Amsel, oben grau, unten hellbräunlich ist und in hohem Grade die Fähigkeit, fremde Stimmen und allerlei Geräusche nachzuahmen, besitzt, daher in ihrem Vaterlande sehr populär ist und auch bei uns öfters gefangen gehalten wird. Auch ein südamerikanischer, zu den Icteriden gehöriger, schwarzer, mit Gelb gezeichneter Vogel (Cassicus persicus) von 22 cm Länge wird so genannt, gelegentlich auch unsere Zaungrasmücke (Sylvia garrula) und Bastardnachtigall (Hypolais icterina).

S. P. Q. R., Abkürzung für Senatus Populusque Romanus, der röm. Senat und das (röm.) Volk.

Spr., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kurt Sprengel (s. d.).

Sprachbau wird in der Sprachwissenschaft meistens gleichbedeutend gebraucht mit «morphologischer Beschaffenheit» der Sprachen und bezeichnet so die Art, wie eine Sprache die Bedeutungslaute (Wurzeln) mit den Beziehungslauten (Suffixen, Präfixen, Infixen) verbindet. (S. Sprachwissenschaft.)

Sprache ist der lautliche Ausdruck des Gedankens. Jeder Ausdruck von Gedanken, der nicht durch Laute geschieht, sondern z. B. durch Geberden oder Zeichen, kann nur im uneigentlichen Sinne S. genannt werden (Fingersprache, Zeichensprache ꝛc.). S. kommt allein dem Menschen zu. Die von Tieren hervorgebrachten, oft sehr mannigfaltigen Laute sind der Ausdruck nicht von Gedanken, sondern von Empfindungen, unsern Ausrufen des Schmerzes, der Freude u. s. w. analog; von einer Tiersprache läßt sich daher nur bildlich reden. In jenem allgemeinsten Sinne ist S. gleichbedeutend mit Sprachvermögen. Die besondere Art aber, in welcher sich das Sprachvermögen bei einem Volke äußert, nennt

man seine S. Dieselbe umfaßt den gesamten Vorrat von Worten und deren Formen, in denen das Volk seine Gedanken ausdrückt. Die Sprachwissenschaft hat festgestellt, daß die S. sich nicht nach der Willkür der Menschen, sondern nach festen Gesetzen entwickelt und verändert (s. Lautgesetze); die S. besitzt daher eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Organismus, und wurde von einigen Sprachforschern, jedoch unrichtig, als ein selbständiger Organismus aufgefaßt. Zugleich hat diese Wissenschaft die Verwandtschaft verschiedener S. entdeckt, d. h. nachgewiesen, daß eine gewisse Anzahl S. auf eine einst wirklich vorhandene und gesprochene Ur- oder Grundsprache zurückzuführen und die sie redenden Völker einst ein einheitliches Gesamtvolk bildeten, aus dem die Einzelvölker und Einzelsprachen durch Auswanderung, Abtrennung, Verbreitung über einen großen Raum und die infolge davon eintretende allmähliche Differenzierung hervorgegangen sind. Sämtliche auf eine Grundsprache zurückgehenden Einzelsprachen bilden einen Sprachstamm. Innerhalb eines ganzen Sprachstammes gibt es wieder eine gewisse Anzahl von S., die untereinander näher verwandt sind als mit andern desselben Stammes, und ihrerseits wieder auf eine früher noch ungeteilte Gesamtsprache zurückgehen. Diese kleinern Abteilungen heißen Sprachfamilien, z. B. indogermanischer Sprachstamm, german. Familie. Die Familie teilt sich in Einzelsprachen, z. B. die germanische in Gotisch, Nordisch, Deutsch, die Einzelsprachen in Dialekte (s. d.). Die einem und demselben Stamme, einer Familie angehörenden S. nennt man zuweilen Schwestersprachen, jede von einer ältern S. abstammende jüngere Form Tochtersprache. Bei dem Verkehr der Völker kommt es vor, daß ein Volk seine S. aufgibt und die eines andern, z. B. erobernden Volks annimmt. Ebenso entlehnt ein Volk von einem andern oft Worte, Ausdrucks- und Satzformen, und diese Entlehnungen können so zahlreich sein, daß die S. einiger Völker als eine Mischsprache erscheint. S., die nur in schriftlichen Denkmälern erhalten sind, von keinem Volke mehr gesprochen werden, heißen tote S., selbst wenn sie, wie das Lateinische, von einzelnen Klassen zum schriftlichen Ausdruck auch jetzt noch benutzt werden; lebend nennt man S., die von einem Volke bis auf den heutigen Tag im täglichen Leben gesprochen werden. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter dem Worte S. vielfach auch die bestimmte Ausdrucksweise gewisser Kreise oder Klassen von Menschen, insofern sie sich von dem als allgemeine Norm Angesehenen unterscheidet; man spricht daher von dichterischer, kirchlicher, Kunstsprache u. s. f. Die Schriftsprache eines Volks, d. h. diejenige Ausdrucksweise, welcher sich die Litteratur bedient, ist in der Regel der Dialekt desjenigen Stammes, dessen geistige Bildung zuerst das Bedürfnis einer Litteratur erzeugte, oder der durch polit., kirchliche und andere Verhältnisse ein Übergewicht über die andern Stämme des Volks erlangte; im Laufe der Zeit streift dieselbe immer mehr von der lokalen dialektischen Färbung ab und wird zur allgemeinen Ausdrucksweise aller Gebildeten, die über allen Lokaldialekten steht. (S. Sprachwissenschaft.)

Sprachenkunde oder Linguistik, s. Sprachwissenschaft.

Sprachfamilie, s. Sprache.

Sprachgebrauch ist der populäre Ausdruck für das, was die Wissenschaft Sprachregel oder besser Sprachgesetz nennt. Da die Bildung der Laute und Formen einer Sprache und deren Verwendung im Satze nicht von der Willkür eines Einzelnen abhängt, sondern nach bestimmten, in einer größern Gemeinschaft oder einem ganzen Volke diesem selbst unbewußt wirkenden Gesetzen vor sich geht, so fällt, wo ohne Bewußtsein grammatischer Regeln gesprochen wird, z. B. bei Völkern, die keine Litteratur besitzen, der S. mit den natürlichen Entwickelungsgesetzen zusammen. Wo aber mit Bewußtsein an der Sprache gearbeitet wird, können durch falsche Anwendung der in ihr vorhandenen Analogien Formen und Gebrauchsweisen gebildet werden, die zwar den natürlichen Gesetzen der Sprache zuwiderlaufen, jedoch, z. B. durch die Autorität eines vielgelesenen Schriftstellers, in den allgemeinen Gebrauch übergehen; oder es werden Formen und Aussprachsweisen, die in einem Dialekt richtig sind, in einen andern herübergenommen, dessen Gesetzen sie widersprechen, z. B. niederdeutsche Worte ins Hochdeutsche, und umgekehrt. Sagt man von solchen Fällen, der S. habe sie sanktioniert, so bezeichnet dies nur eine Gewohnheit aller oder vieler.

Sprachgewölbe (Echogewölbe) sind Gewölbe, die zufolge ihrer, meist ellipsoidischen Bauart, die akustische Eigentümlichkeit besitzen, daß jedes in ihrem Innern an einem bestimmten Punkte leise gesprochene Wort nur an einem andern bestimmten Punkte gehört werden kann. Diese Eigenschaft beruht in der bekannten Konzentration der elliptischen Brennpunkte oder auch in dem Zusammenhalten der Schallwellen nach bestimmten Richtungen durch die Kehlen des Gewölbes. Beispiele hierfür bieten die Sternwarte und das Konservatorium der Künste und Gewerbe in Paris, die Kuppel der Paulskirche in London u. a.

Sprachlehre, s. Grammatik.

Sprachlinie (der Chiffriertabelle), s. u. Chiffrier- und Dechiffrierkunst.

Sprachmaschine, s. unter Kempelen (Wolfgang von).

Sprachorgane sind diejenigen Werkzeuge des menschlichen Körpers, welche die Laute bilden, aus denen die Sprache zusammengesetzt ist, also diejenigen, welche die musikalisch bestimmbaren Töne, deren Inbegriff Stimme (s. d.) genannt wird, hervorbringen. Die musikalisch bestimmbaren Töne liefern indes nur einen Bestandteil der Sprache, nämlich die Vokale (s. d.), welche, wie Helmholtz in seiner «Lehre von den Tonempfindungen» gezeigt hat, entweder nur aus einem einzigen Tone bestehen oder aus einem starken Grundtone, welchem durch mitklingende Nebentöne die eigentümliche Klangfarbe erteilt wird, die ihn als den bestimmten Vokal erscheinen lassen. Durch die Stellung der Stimmbänder, als tonerzeugendes Instrument, und die Stellung der Mundhöhle, als mitschwingender Schallraum, werden dieser Grundton und die Nebentöne hervorgebracht. Neben den Vokalen bilden die Konsonanten (s. d.) den zweiten Bestandteil der Sprache, die jedoch keine Töne, sondern nur tonlose Geräusche sind. Bei ihrer Bildung sind die Stimmbänder unbeteiligt; sie entstehen nur im Schallraume (der Mund- und der Nasenhöhle), und ihre Mannigfaltigkeit wird erzeugt durch die gegenseitige Stellung des Gaumens, der Zunge und der Zähne. Man kann demnach die Sprache als ein

musikalisches Verständigungsmittel auffassen. Eine Verständigung durch Töne ist auch den Tieren möglich; während aber der Mensch gewissen musikalischen Figuren einen ganz bestimmten Begriff unterlegt, hält sich die durch Laute erzielte Verständigung bei den Tieren nur ganz allgemein. Die Sprache im eigentlichen Sinne ist somit ausschließlich Eigentum des Menschen. Fehlerhafte Bildung der S., abnorme Innervation der betreffenden Muskulatur, sowie Mangel an Intelligenz oder Willenskraft sind die Ursachen der verschiedenen Sprachfehler, unter denen das Stammeln und Stottern (s. d.) am häufigsten sind. Hochgradige Verstümmelung der artikulierenden S., angeborener oder frühzeitig erworbener Defekt des Gehörs und gewisse Erkrankungen des nervösen Centralorgans führen zur Sprachlosigkeit oder Stummheit (Alalie), welche nur selten heilbar ist. Als häufigste Form der Stummheit ist die auf angeborener Taubheit beruhende Taubstummheit (s. unter Taubstumm) zu bezeichnen. Vgl. Merkel, «Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und S.» (2. Aufl., Lpz. 1863); derselbe, «Physiologie der menschlichen Sprache» (Lpz. 1866); Brücke, «Physiologie und Systematik der Sprachlaute» (2. Aufl., Wien 1876); Kußmaul, «Die Störungen der Sprache» (3. Aufl., Lpz. 1885).

Sprachreinigung heißt die Ausscheidung fremdartiger und auch fehlerhafter Beimischungen aus der Sprache und das Bestreben, diese durch einheimische und regelrechte Bestandteile zu ersetzen. Solches ganz gerechtfertigte, selbst notwendige Bemühen erfordert gründliche Sprachkenntnis, gesundes Urteil und geläuterten Geschmack, wenn es nicht in Übertreibung verfallen und zum Purismus werden soll. Von den heimischen Ausdrücken sind nur die Mißbildungen unbedingt zu verwerfen, welche gegen die Sprachgesetze oder den Sprachgebrauch verstoßen, während man gegen landschaftliche und veraltete Ausdrücke (Provinzialismen oder Idiotismen und Archaismen), die nicht an sich fehlerhaft sind, mit großer Vorsicht verfahren muß, da diese, mit Einsicht und Geschick verwendet, sogar zur Bereicherung und Erfrischung der gebildeten Umgangs- und der Schriftsprache dienen können. Von den Fremdwörtern (s. d.) sind diejenigen als vollberechtigt zu erachten, welche in die Laut- und Bildungsgesetze der einheimischen Sprache eingegangen (z. B. Meister [magister], Pforte, Fenster, Schule, Pfund u. dgl.). Geduldet aber müssen diejenigen Fremdwörter werden, für deren Begriffe in dem einheimischen Sprachschatze geeignete Ausdrücke weder vorhanden sind, noch aus demselben zweckmäßig gebildet werden können (z. B. Organismus, Kultur, Religion u. dgl.). Mit bewußter Absicht begann in Deutschland zuerst die S. im Anfange des 17. Jahrh., als im Zusammenhange mit den polit. und konfessionellen Zuständen die Kraft des Volks gesunken und das nationale Bewußtsein erschlafft war, sodaß Ausländerei und Modesucht die Oberhand gewannen und auch eine klägliche Verstümmelung und widerliche Entstellung der Sprache nach sich zogen. Der Aufgabe unterzogen sich sowohl Gesellschaften als einzelne Männer. Unter jenen stand nach Alter und Wirksamkeit obenan die 1617 gestiftete Fruchtbringende Gesellschaft, und ihre beiden Hauptvertreter in dieser Richtung waren der hallesche Rektor Christian Gueinz (1592—1650) und der braunschw. Rat Just Georg Schottel (1612—76), beide durch Schriften erfolgreich wirkend, jener mehr für das Bedürfnis der Schule, dieser mehr durch Werke gelehrter Forschung. Unter den Einzelnen zeichnete sich besonders aus Philipp von Zesen, 1619—89, der bei umfassenden Kenntnissen durch Gewandtheit und große Fruchtbarkeit eine verhältnismäßig bedeutende Wirksamkeit erreichte. Vermochte aber dieser selbst schon Übertreibung nicht zu vermeiden, so verfielen seine Nachahmer und die Deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, eine für den Hauptzweck der S. 1643 von ihm zu Hamburg gestiftete Sprachgesellschaft, in tadelnswerten Purismus. Leibniz, der ein klares Bewußtsein hatte von der Fülle, Macht und Fähigkeit der deutschen Sprache, erkannte zuerst den Grund, weshalb alle jene gutgemeinten Bestrebungen im wesentlichen doch nur so wenig fruchteten. (Vgl. seine «Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache», geschrieben 1697, zuerst gedruckt 1717, und seine «Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben», herausg. von Grotefend, Hannov. 1846.) Es fehlten nämlich Werke, die mit Streben nach einer reinen und edeln Form auch gediegenen Inhalt verbanden. Sobald solche auf den religiösen und wissenschaftlichen Gebieten erschienen, erhob sich auch die Sprache, zwar langsam, aber sicher, aus ihrer tiefen Erniedrigung und gedieh gegen Ende des 18. Jahrh. zu ihrer höchsten Vollendung. Die großen Schriftsteller waren es, welche die Erhebung und mit dieser zugleich auch die Reinigung der Sprache bewirkt hatten. Gleichwohl war auch neben ihnen eine besondere, ausdrücklich auf S. gerichtete Thätigkeit nicht überflüssig und wurde am tüchtigsten durch Campe und K. W. Kolbe geübt, während Wolke wieder übertreibend in Purismus verfiel. In neuester Zeit verfolgte Max Moltke in seiner Zeitschrift «Deutscher Sprachwart» (1857 fg.) auf Reinhaltung der Sprache gerichtete Tendenzen. Zu erwähnen ist noch das Bestreben des deutschen Generalpostmeisters von Stephan, den größten Teil der auf postalischem Gebiete gebräuchlichen Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen.

Sprachrohr (frz. porte-voix, engl. speaking-trumpet). Da der Schall nach Art der Lichtstrahlen sich ausbreitet und fortpflanzt, so muß derselbe, wenn man, statt in die freie Luft, in eine Röhre hineinspricht, verstärkt werden, weil die festen Seitenwände der Röhre diejenigen Schallstrahlen, die sonst entweichen würden, zusammenhalten. Die theoretisch richtigste Form des S. ist die eines am Scheitel abgeschnittenen Paraboloides (s. Parabel), in dessen Brennpunkt der Mund des Sprechenden sich befindet, doch genügt auch für die Praxis die Form eines abgestumpften Kegels. Das S. pflegt an seinem engern Ende ein Mundstück, am weitern einen trompetenförmigen Fortsatz, ein sog. Schallstück zu haben, durch welches letztere die Schallfortpflanzung bedeutend vermehrt wird. Das Material des Instruments scheint auf dessen Wirkung keinen Einfluß zu haben. Gewöhnlich wendet man Weißblech, seltener Kupferblech an; doch kann auch Pappe genommen werden. Dagegen ist die Länge von großem Einfluß, und je größer sie ist, desto wirksamer ist das Instrument. In England hat man S. bis zu 8 m lang verfertigt. Die auf Schiffen gebräuchlichen haben gewöhnlich 1 bis 2 m Länge, während der Durchmesser an dem einen

Ende 5 cm und an dem andern 15 bis 25 cm beträgt. Die größte Entfernung, bis zu welcher eine starke Mannsstimme sich mittels eines Sprachrohrs von 6 bis 8 m Länge vernehmlich machen kann, beträgt schwerlich mehr als 5½ km; die bequeme Rufweite eines 1 bis 2 m langen beträgt höchstens 1,5 bis 2 km. Der Erfinder des S. ist der engl. Ritter Sir Sam. Morland, welcher 1670 die ersten S. aus Glas, später aus Kupfer verfertigen ließ und damit zahlreiche Versuche anstellte. Die Theorie des S. bearbeitete Lambert. Ist das S. überall gleich weit und verbindet es die beiden entfernten Räume direkt, so heißt es auch Kommunikationsrohr. Biot hörte auf eine Länge von 1 km ein leises Gespräch durch die leere Röhre einer Wasserleitung. Auf Schiffen benutzt man das Kommunikationsrohr zur Verbindung des Mastkorbes mit der Kapitänskajüte. In ähnlicher Weise wendet man es in großen Gebäuden, Fabriken, Eisenbahnzügen ꝛc. an. Sehr bequem dazu sind vulkanisierte Kautschukröhren mit Holzmundstücken.

Sprachstamm, s. Sprache.

Sprachstörungen im engern Sinne die Störungen des Vermögens, sich in Wort und Schrift korrekt zu äußern; im weitern Sinne auch die Störungen der Geberdensprache. Die Störungen der Lautsprache betreffen teils die Artikulation, teils die Diktion. Bei den Störungen der Artikulation leidet die Fähigkeit, die Muskelbewegungen, welche zur Hervorbringung von Einzellauten, Silben und Wörtern dienen, zweckmäßig (insbesondere geordnet) auszuführen; es liegen hier vielfach Fehler der äußern Sprachwerkzeuge (Kehlkopf, Mundhöhle ꝛc. und ihre Muskeln) zu Grunde, teils krankhafte Zustände der zugehörigen Nerven und der Nervencentren, insbesondere des Gehirns. Bei den Störungen der «Diktion» leidet die Fähigkeit, für eine gegebene Vorstellung das richtige, d. i. übliche Wort zu gebrauchen, sowie die betreffenden Worte grammatisch zu formen und syntaktisch zu gliedern. Hier liegt stets ein Leiden des Gehirns, insbesondere der den geistigen Verrichtungen dienenden Teile desselben vor. Störungen der Artikulation sind das Stottern, Stammeln, Lallen u. s. w. Störungen der Diktion finden sich bei den unter der Bezeichnung Aphasie zusammengefaßten Erscheinungen. (Auch kommen Mischformen von schwerern Diktions- und Artikulationsstörungen vor.) Besonders wichtig für die Erforschung der psychol. Vorgänge beim Sprechen sind die mediz. Erfahrungen über die verschiedenen Formen der Aphasie. Man unterscheidet hier gegenwärtig (abgesehen von einigen seltenen deshalb nicht speziell aufgeführten Varietäten): 1) Die amnestische Aphasie, das Unvermögen der Erinnerung der Wörter ihrem Klange nach. Dem amnestisch Aphasischen fällt z. B. beim Anblick eines Gegenstandes das hierfür gebräuchliche Lautwort nicht ein; wird es ihm vorgesagt, so kann er es aber nachsprechen, sofern nicht noch andere S. vorliegen; 2) die ataktische Aphasie. Dem Kranken schweben im Bewußtsein die Wörter ihrem Laute nach richtig vor, er findet aber nicht die zur lauten Äußerung führenden willkürlichen Bewegungsimpulse (Übergang zu den Artikulationsstörungen). 3) Die sensorische Aphasie (Worttaubheit) besteht in dem Unvermögen, gesprochene Worte bei gutem Gehör und im allgemeinen guter Intelligenz ihrem Sinne nach zu verstehen. 4) Die Paraphasie, krankhaftes Sichversprechen, Gebrauch entstellter Worte oder solcher, die den richtigen Sinn nicht wiedergeben.

Allen den angeführten Formen von Störungen der Lautsprache, welche jede für sich allein vorkommen können, indes meist sich kombinieren, entsprechen solche der Schriftsprache. Insbesondere entspricht hier der Aphasie die Agraphie, von welcher man wieder eine amnestische, ataktische u. s. w. Form unterscheidet. Die Unfähigkeit, bei gesunden Augen und guter Intelligenz Geschriebenes dem Sinne nach zu verstehen, wird als Schriftblindheit (sensorische Agraphie) bezeichnet. Die Störungen der Laut- und Schriftsprache können unabhängig voneinander vorkommen; die Fähigkeit zu schreiben ist also unabhängig von der zu sprechen, sodaß auch für beide getrennte seelische Apparate vorhanden sein müssen. — Aphasie hat man häufig bei Verletzung sehr wenig ausgedehnter Abschnitte der Großhirnoberfläche gefunden; insbesondere führt, wie Broca zuerst hervorgehoben, häufiger Verletzung der dritten Stirnwindung (Brocasche Windung) der linken Seite zu Aphasie. Man hat hieraus geschlossen, daß diese Windung das psychische «Centrum der Sprache» enthalte. Indes haben neuere Untersuchungen ergeben, daß nur die ataktische Aphasie annähernd regelmäßig bei Verletzung dieser Windung vorkommt, während die andern Formen der Aphasie sich häufig bei Zerstörung weit entfernter Teile des Gehirns finden (Worttaubheit bei Zerstörung der linken Schläfenwindungen). Bei linkshändigen Personen führt häufiger Zerstörung der rechten dritten Stirnwindung zu Aphasie. Es ist demnach in der Regel nur eine Hemisphäre des Gehirns der Ausgangspunkt der beim Sprechen stattfindenden Willensimpulse. Wird diese Hemisphäre in ihren zur Sprache in näherer Beziehung stehenden Teilen zerstört (durch Blutung, Blutgefäßverstopfung und andere Erkrankungen), so tritt so lange Aphasie ein, bis sich die andere Hemisphäre auf die entsprechenden Funktionen eingeübt hat. So erklärt man wenigstens die Wiedererlangung des Sprachvermögens nach länger dauernder Aphasie, trotz Fortbestehens der ursächlichen Zerstörungen im Gehirn. Bei der ärztlichen Behandlung der Aphasie ist, abgesehen von den durch die Natur der Krankheit gegebenen Heilanzeigen, besonders methodischer Sprachunterricht von Bedeutung. Eine tiefere Störung der Intelligenz braucht bei Aphasie nicht vorhanden zu sein, wenn sie auch oft genug (wie andere Symptome von Hirnkrankheiten, Lähmungen u. s. w.) daneben vorkommt. Gebildete Kranke haben nach der Heilung behauptet, während ihres aphasischen Zustandes zu komplizierten geistigen Operationen fähig gewesen zu sein. Indes ist dies nur denkbar bei der ataktischen Aphasie und bei mäßigen Graden der übrigen Formen. Das abstrakte Denken leidet bei hochgradiger amnestischer und sensorischer Aphasie zweifellos not. Vgl. Kußmaul, «Die Störungen der Sprache» (2. Aufl., Lpz. 1881).

Sprachvergleichung, s. unter Grammatik.

Sprachwissenschaft, Linguistik, Glottik, hat zur Aufgabe die Erforschung der menschlichen Sprache im weitesten Sinne, sie behandelt daher die Frage nach dem Ursprung der Sprache, nach dem Verhältnis des Sprechens zum Denken, dem Verhältnis der einzelnen Sprache zur allgemeinen Sprachidee (allgemeine S.), den genetischen Zusammenhang von Sprachen untereinander, die histor. Veränderung der Sprachen zur Entdeckung der

dabei geltenden Gesetze (vergleichende und histor. Grammatik). Da die Gesetze der Sprachentwickelung eine große Ähnlichkeit mit den Naturgesetzen haben, indem die Sprachveränderungen den Sprechenden unbewußte sind und nicht von deren bewußtem Willen bestimmt werden, und auch die Methode der S. mit der Methode der Naturwissenschaften identisch ist, so rechneten einige Sprachforscher (Schleicher, Max Müller) die S. zu den Naturwissenschaften; diese Ansicht ist aber mit Recht von den meisten Sprachforschern verworfen, da die Sprache ein Produkt der eigenen Geistesthätigkeit des Menschen, also auch wie alles vom Menschen Geschaffene in den Bereich der histor. Wissenschaften gehört. Daraus ergibt sich auch, daß der in der neuesten Zeit von den sog. Junggrammatikern aufgestellte Satz: «Die sprachlichen Lautgesetze sind ausnahmslos wirkende Naturgesetze», als ein Irrtum angesehen werden muß. Die Zusammenfassung alles Forschens und Wissens über menschliche Sprache zur S. ist ein Werk des 19. Jahrh. und ist nicht mit der Philologie, wie es wohl geschieht, zusammenzuwerfen. Für letztere ist die Sprache Mittel zum Zweck, dieser Zweck aber ist die vollständige Erkenntnis und Rekonstruktion des Gesamtlebens irgend einer vergangenen Kulturperiode, während für die S. die Sprache das Objekt der Betrachtung ist, und zwar alle vorhandenen einzelnen Erscheinungen derselben, wie sie sich in den verschiedenen Sprachen der Völker darstellen, wobei Litteratur und Geschichte derselben nur als Hilfsmittel des Studiums in Betracht kommen.

Die Beschäftigung mit der Sprache ist sehr alt; bei den Griechen fällt sie schon in die Anfänge der Philosophie von Sokrates und Plato, bei den Indern noch früher. Doch blieb dieselbe bis auf unsere Zeit eine einseitige, indem sie entweder in der beschreibenden Darstellung irgend einer einzelnen Sprache bestand, als Grammatik im eigentlichen Sinne, oder auf philos. Wege die Frage nach dem Ursprung der Sprache, nach dem Verhältnis des Sprechens zum Denken zu lösen suchte. Der Fortschritt der neuern S. besteht darin, daß sie sich nicht auf eine oder einen Kreis verwandter Sprachen beschränkt, sondern sämtliche Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtungen zieht, und erst auf Grund dieser Beobachtungen die Fragen nach den letzten Gründen aller sprachlichen Erscheinungen zu beantworten sucht. Ein größeres Interesse für Sprachforschung, wie auch die ersten bedeutenden Anfänge der neuen Richtung, zeigen sich im Laufe des 18. Jahrh., namentlich in der letzten Hälfte. Man begann Wörtersammlungen und Sprachproben aus möglichst vielen Sprachen anzulegen, z. B. Sammlungen von Uebersetzungen des Vaterunsers. Dahin gehört unter anderm das von Katharina II. veranstaltete allgemeine Wörterbuch («Linguarum totius orbis vocabularia comparativa», 4 Bde., Petersb. 1787—91), Adelungs «Mithridates» (fortgesetzt von Vater, 4 Bde., Berl. 1806—21). Da diese Sammlungen ohne richtigen Begriff von Sprachverwandtschaft nach dem zufällig vorhandenen Material gemacht sind, haben sie jetzt nur als Stoffsammlungen einen Wert. Während man so einerseits rein äußerlich zusammenstellte, suchte man andererseits bereits die höchsten Fragen bezüglich der Sprache zu beantworten. Dahin gehörte vor allem die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, die man bis auf Herder immer als Kontroverse faßte, ob die Sprache menschlichen oder göttlichen Ursprungs, eine menschliche Erfindung oder eine göttliche Gabe an die Menschheit sei. So bei Süßmilch: «Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe» (1766), und bei Tiedemann, «Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache» (Riga 1772).

Herders Schrift «Über den Ursprung der Sprache» (Berl. 1789), die bedeutendste des 18. Jahrh. über diesen Gegenstand, beseitigte in etwas jene naive Auffassung der Sache, indem Herder die Sprachfähigkeit als einen notwendigen Bestandteil der Gesamtkräfte des Menschen auffaßte, als «zum Charakter seines Geschlechts» gehörig. Insofern verwirft er jene äußerliche, verabredete Erfindung der Sprache durch den Menschen, faßt aber doch die Sprache als das Produkt, die nachträgliche Schöpfung der Konzentration der menschlichen Kräfte (von Herder Besonnenheit genannt). Darum ist auch für ihn noch die Sprache ein plötzlich fertiges und dann totes Mittel zur Bezeichnung und Wiedererkennung der Dinge. (Über die ältern Ansichten vom Ursprung der Sprache vgl. Steinthal, «Der Ursprung der Sprache», Berl. 1858; 3. Aufl. 1877.) Ans Ende des 18. und in den Anfang des 19. Jahrh. fällt nun die Entdeckung des Zusammenhangs des großen Sprachenkreises, den man als indogermanischen zusammenfaßt, zuerst von einigen Franzosen und Engländern, namentlich Jones und Colebrooke, an der Uebereinstimmung einzelner Worte und Formen der europ. Sprachen mit denen des Sanskrit entdeckt, wissenschaftlich erwiesen und dargestellt von Bopp in der Schrift «Das Konjugationssystem in der Sanskritsprache, verglichen mit jenem der griech., lat., pers. und german. Sprachen» (Berl. 1816), dann ausführlicher in seiner «Vergleichenden Grammatik». Durch Bopps Arbeiten gewann man zum ersten mal einen Begriff von den Gesetzen, nach denen eine bestimmte Sprachform gebaut war und sich entwickelt hatte, und bekam sichere Kriterien für die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen. Bopps Forschungen waren unabhängig von der philos. Sprachbetrachtung Herders und seiner Vorgänger, und sind als eine Fortsetzung der Bestrebungen Adelungs und Früherer anzusehen. Beide Seiten der Betrachtung vereinigte nun W. von Humboldt, der eigentliche Begründer der S. im heutigen Sinne, in seinem Werke «Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues» (Berl. 1836; besonderer Abdruck aus dem Werke über die Kawisprache; neu herausgegeben von Pott mit ausführlicher Einleitung, 2 Bde., Berl. 1876). Für Humboldt ist die Sprache nicht mehr ein totes Mittel, ein Werkzeug, das zur Bezeichnung der Dinge vom menschlichen Geiste verwandt wird, sondern Humboldts erster und wichtigster Satz ist: «Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken», d. h. es gibt keinen Gedanken ohne Sprache, und das menschliche Denken wird erst durch die Sprache. Darin liegt zugleich, daß die Sprache nichts weiter ist als die immer wiederholte Thätigkeit des Geistes, den Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen. Die besondere Art, wie sich diese Sprachthätigkeit im Einzelnen manifestiert, beruht auf der Geisteseigentümlichkeit der einzelnen Völker. Jedes Volk drückt in seiner Sprache die besondere Art aus, wie es die Dinge der Außenwelt auffaßt; die Sprache, wie Humboldt sagt, ist eine Weltansicht Damit

Ende 5 cm und an dem andern 15 bis 25 cm beträgt. Die größte Entfernung, bis zu welcher eine starke Mannsstimme sich mittels eines Sprachrohrs von 6 bis 8 m Länge vernehmlich machen kann, beträgt schwerlich mehr als 5½ km; die bequeme Rufweite eines 1 bis 2 m langen beträgt höchstens 1,5 bis 2 km. Der Erfinder des S. ist der engl. Ritter Sir Sam. Morland, welcher 1670 die ersten S. aus Glas, später aus Kupfer verfertigen ließ und damit zahlreiche Versuche anstellte. Die Theorie des S. bearbeitete Lambert. Ist das S. überall gleich weit und verbindet es die beiden entfernten Räume direkt, so heißt es auch Kommunikationsrohr. Biot hörte auf eine Länge von 1 km ein leises Gespräch durch die leere Röhre einer Wasserleitung. Auf Schiffen benutzt man das Kommunikationsrohr zur Verbindung des Mastkorbes mit der Kapitänskajüte. In ähnlicher Weise wendet man es in großen Gebäuden, Fabriken, Eisenbahnzügen ꝛc. an. Sehr bequem dazu sind vulkanisierte Kautschukröhren mit Holzmundstücken.

Sprachstamm, s. Sprache.

Sprachstörungen im engern Sinne die Störungen des Vermögens, sich in Wort und Schrift korrekt zu äußern; im weitern Sinne auch die Störungen der Geberdensprache. Die Störungen der Lautsprache betreffen teils die Artikulation, teils die Diktion. Bei den Störungen der Artikulation leidet die Fähigkeit, die Muskelbewegungen, welche zur Hervorbringung von Einzellauten, Silben und Wörtern dienen, zweckmäßig (insbesondere geordnet) auszuführen; es liegen hier vielfach Fehler der äußern Sprachwerkzeuge (Kehlkopf, Mundhöhle ꝛc. und ihre Muskeln) zu Grunde, teils krankhafte Zustände der zugehörigen Nerven und der Nervencentren, insbesondere des Gehirns. Bei den Störungen der «Diktion» leidet die Fähigkeit, für eine gegebene Vorstellung das richtige, d. i. übliche Wort zu gebrauchen, sowie die betreffenden Worte grammatisch zu formen und syntaktisch zu gliedern. Hier liegt stets ein Leiden des Gehirns, insbesondere der den geistigen Verrichtungen dienenden Teile desselben vor. Störungen der Artikulation sind das Stottern, Stammeln, Lallen u. s. w. Störungen der Diktion finden sich bei den unter der Bezeichnung Aphasie zusammengefaßten Erscheinungen. (Auch kommen Mischformen von schwerern Diktions- und Artikulationsstörungen vor.) Besonders wichtig für die Erforschung der psychol. Vorgänge beim Sprechen sind die mediz. Erfahrungen über die verschiedenen Formen der Aphasie. Man unterscheidet hier gegenwärtig (abgesehen von einigen seltenen deshalb nicht speziell aufgeführten Varietäten): 1) Die amnestische Aphasie, das Unvermögen der Erinnerung der Wörter ihrem Klange nach. Dem amnestisch Aphasischen fällt z. B. beim Anblick eines Gegenstandes das hierfür gebräuchliche Lautwort nicht ein; wird es ihm vorgesagt, so kann er es aber nachsprechen, sofern nicht noch andere S. vorliegen; 2) die ataktische Aphasie. Dem Kranken schweben im Bewußtsein die Wörter ihrem Laute nach richtig vor, er findet aber nicht die zur lauten Äußerung führenden willkürlichen Bewegungsimpulse (Übergang zu den Artikulationsstörungen). 3) Die sensorische Aphasie (Worttaubheit) besteht in dem Unvermögen, gesprochene Worte bei gutem Gehör und im allgemeinen guter Intelligenz ihrem Sinne nach zu verstehen. 4) Die Paraphasie, krankhaftes Sichversprechen, Gebrauch entstellter Worte oder solcher, die den richtigen Sinn nicht wiedergeben.

Allen den angeführten Formen von Störungen der Lautsprache, welche jede für sich allein vorkommen können, indes meist sich kombinieren, entsprechen solche der Schriftsprache. Insbesondere entspricht hier der Aphasie die Agraphie, von welcher man wieder eine amnestische, ataktische u. s. w. Form unterscheidet. Die Unfähigkeit, bei gesunden Augen und guter Intelligenz Geschriebenes dem Sinne nach zu verstehen, wird als Schriftblindheit (sensorische Agraphie) bezeichnet. Die Störungen der Laut- und Schriftsprache können unabhängig voneinander vorkommen; die Fähigkeit zu schreiben ist also unabhängig von der zu sprechen, sodaß auch für beide getrennte seelische Apparate vorhanden sein müssen. — Aphasie hat man häufig bei Verletzung sehr wenig ausgedehnter Abschnitte der Großhirnoberfläche gefunden; insbesondere führt, wie Broca zuerst hervorgehoben, häufiger Verletzung der dritten Stirnwindung (Brocasche Windung) der linken Seite zu Aphasie. Man hat hieraus geschlossen, daß diese Windung das psychische «Centrum der Sprache» enthalte. Indes haben neuere Untersuchungen ergeben, daß nur die ataktische Aphasie annähernd regelmäßig bei Verletzung dieser Windung vorkommt, während die andern Formen der Aphasie sich häufig bei Zerstörung weit entfernter Teile des Gehirns finden (Worttaubheit bei Zerstörung der linken Schläfenwindungen). Bei linkshändigen Personen führt häufiger Zerstörung der rechten dritten Stirnwindung zu Aphasie. Es ist demnach in der Regel nur eine Hemisphäre des Gehirns der Ausgangspunkt der beim Sprechen stattfindenden Willensimpulse. Wird diese Hemisphäre in ihren zur Sprache in näherer Beziehung stehenden Teilen zerstört (durch Blutung, Blutgefäßverstopfung und andere Erkrankungen), so tritt so lange Aphasie ein, bis sich die andere Hemisphäre auf die entsprechenden Funktionen eingeübt hat. So erklärt man wenigstens die Wiedererlangung des Sprachvermögens nach länger dauernder Aphasie, trotz Fortbestehens der ursächlichen Zerstörungen im Gehirn. Bei der ärztlichen Behandlung der Aphasie ist, abgesehen von den durch die Natur der Krankheit gegebenen Heilanzeigen, besonders methodischer Sprachunterricht von Bedeutung. Eine tiefere Störung der Intelligenz braucht bei Aphasie nicht vorhanden zu sein, wenn sie auch oft genug (wie andere Symptome von Hirnkrankheiten, Lähmungen u. s. w.) daneben vorkommt. Gebildete Kranke haben nach der Heilung behauptet, während ihres aphasischen Zustandes zu komplizierten geistigen Operationen fähig gewesen zu sein. Indes ist dies nur denkbar bei der ataktischen Aphasie und bei mäßigen Graden der übrigen Formen. Das abstrakte Denken leidet bei hochgradiger amnestischer und sensorischer Aphasie zweifellos not. Vgl. Kußmaul, «Die Störungen der Sprache» (2. Aufl., Lpz. 1881).

Sprachvergleichung, s. unter Grammatik.

Sprachwissenschaft, Linguistik, Glottik, hat zur Aufgabe die Erforschung der menschlichen Sprache im weitesten Sinne, sie behandelt daher die Frage nach dem Ursprung der Sprache, nach dem Verhältnis des Sprechens zum Denken, dem Verhältnis der einzelnen Sprache zur allgemeinen Sprachidee (allgemeine S.), den genetischen Zusammenhang von Sprachen untereinander, die histor. Veränderung der Sprachen zur Entdeckung der

dabei geltenden Geſetze (vergleichende und hiſtor. Grammatik). Da die Geſetze der Sprachentwickelung eine große Ähnlichkeit mit den Naturgeſetzen haben, indem die Sprachveränderungen den Sprechenden unbewußte ſind und nicht von deren bewußtem Willen beſtimmt werden, und auch die Methode der S. mit der Methode der Naturwiſſenſchaften identiſch iſt, ſo rechneten einige Sprachforſcher (Schleicher, Max Müller) die S. zu den Naturwiſſenſchaften; dieſe Anſicht iſt aber mit Recht von den meiſten Sprachforſchern verworfen, da die Sprache ein Produkt der eigenen Geiſtesthätigkeit des Menſchen, alſo auch wie alles vom Menſchen Geſchaffene in den Bereich der hiſtor. Wiſſenſchaften gehört. Daraus ergibt ſich auch, daß der in der neueſten Zeit von den ſog. Jungrammatikern aufgeſtellte Satz: «Die ſprachlichen Lautgeſetze ſind ausnahmslos wirkende Naturgeſetze», als ein Irrtum angeſehen werden muß. Die Zuſammenfaſſung alles Forſchens und Wiſſens über menſchliche Sprache zur S. iſt ein Werk des 19. Jahrh. und iſt nicht mit der Philologie, wie es wohl geſchieht, zuſammenzuwerfen. Für letztere iſt die Sprache Mittel zum Zweck, dieſer Zweck aber iſt die vollſtändige Erkenntnis und Rekonſtruktion des Geſamtlebens irgend einer vergangenen Kulturperiode, während für die S. die Sprache das Objekt der Betrachtung iſt, und zwar alle vorhandenen einzelnen Erſcheinungen derſelben, wie ſie ſich in den verſchiedenen Sprachen der Völker darſtellen, wobei Litteratur und Geſchichte derſelben nur als Hilfsmittel des Studiums in Betracht kommen.

Die Beſchäftigung mit der Sprache iſt ſehr alt; bei den Griechen fällt ſie ſchon in die Anfänge der Philoſophie von Sokrates und Plato, bei den Indern noch früher. Doch blieb dieſelbe bis auf unſere Zeit eine einſeitige, indem ſie entweder in der beſchreibenden Darſtellung irgend einer einzelnen Sprache beſtand, als Grammatik im eigentlichen Sinne, oder auf philoſ. Wege die Frage nach dem Urſprung der Sprache, nach dem Verhältnis des Sprechens zum Denken zu löſen ſuchte. Der Fortſchritt der neuern S. beſteht darin, daß ſie ſich nicht auf eine oder einen Kreis verwandter Sprachen beſchränkt, ſondern ſämtliche Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtungen zieht, und erſt auf Grund dieſer Beobachtungen die Fragen nach den letzten Gründen aller ſprachlichen Erſcheinungen zu beantworten ſucht. Ein größeres Intereſſe für Sprachforſchung, wie auch die erſten bedeutenden Anfänge der neuen Richtung, zeigen ſich im Laufe des 18. Jahrh., namentlich in der letzten Hälfte. Man begann Wörterſammlungen und Sprachproben aus möglichſt vielen Sprachen anzulegen, z. B. Sammlungen von Ueberſetzungen des Vaterunſers. Dahin gehört unter anderm das von Katharina II. veranſtaltete allgemeine Wörterbuch («Linguarum totius orbis vocabularia comparativa», 4 Bde., Petersb. 1787–91), Adelungs «Mithridates» (fortgeſetzt von Vater, 4 Bde., Berl. 1806–21). Da dieſe Sammlungen ohne richtigen Begriff von Sprachverwandtſchaft nach dem zufällig vorhandenen Material gemacht ſind, haben ſie jetzt nur als Stoffſammlungen einen Werth. Während man ſo einerſeits rein äußerlich zuſammenſtellte, ſuchte man andererſeits bereits die höchſten Fragen bezüglich der Sprache zu beantworten. Dahin gehörte vor allem die Frage nach dem Urſprunge der Sprache, die man bis auf Herder immer als Kontroverſe faßte, ob die Sprache menſchlichen oder göttlichen Urſprungs, eine menſchliche Erfindung oder eine göttliche Gabe an die Menſchheit ſei. So bei Süßmilch: «Verſuch eines Beweiſes, daß die erſte Sprache ihren Urſprung nicht vom Menſchen, ſondern allein vom Schöpfer erhalten habe» (1766), und bei Tiedemann, «Verſuch einer Erklärung des Urſprungs der Sprache» (Riga 1772).

Herders Schrift «Über den Urſprung der Sprache» (Berl. 1789), die bedeutendſte des 18. Jahrh. über dieſen Gegenſtand, beſeitigte in etwas jene naive Auffaſſung der Sache, indem Herder die Sprachfähigkeit als einen notwendigen Beſtandteil der Geſamtkräfte des Menſchen auffaßte, als «zum Charakter ſeines Geſchlechts» gehörig. Inſofern verwirft er jene äußerliche, verabredete Erfindung der Sprache durch den Menſchen, faßt aber doch die Sprache als das Produkt, die nachträgliche Schöpfung der Konzentration der menſchlichen Kräfte (von Herder Beſonnenheit genannt). Darum iſt auch für ihn noch die Sprache ein plötzlich fertiges und dann totes Mittel zur Bezeichnung und Wiedererkennung der Dinge. (Über die ältern Anſichten vom Urſprung der Sprache vgl. Steinthal, «Der Urſprung der Sprache», Berl. 1858; 3. Aufl. 1877.) Ans Ende des 18. und in den Anfang des 19. Jahrh. fällt nun die Entdeckung des Zuſammenhangs des großen Sprachenkreiſes, den man als indogermaniſchen zuſammenfaßt, zuerſt von einigen Franzoſen und Engländern, namentlich Jones und Colebrooke, an der Uebereinſtimmung einzelner Worte und Formen der europ. Sprachen mit denen des Sanskrit entdeckt, wiſſenſchaftlich erwieſen und dargeſtellt von Bopp in der Schrift «Das Konjugationsſyſtem in der Sanskritſprache, verglichen mit jenem der griech., lat., perſ. und german. Sprachen» (Berl. 1816), dann ausführlicher in ſeiner «Vergleichenden Grammatik». Durch Bopps Arbeiten gewann man zum erſten mal einen Begriff von den Geſetzen, nach denen eine beſtimmte Sprachform gebaut war und ſich entwickelt hatte, und bekam ſichere Kriterien für die Verwandtſchaftsverhältniſſe der Sprachen. Bopps Forſchungen waren unabhängig von der philoſ. Sprachbetrachtung Herders und ſeiner Vorgänger, und ſind als eine Fortſetzung der Beſtrebungen Adelungs und Früherer anzuſehen. Beide Seiten der Betrachtung vereinigte nun W. von Humboldt, der eigentliche Begründer der S. im heutigen Sinne, in ſeinem Werke «Über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues» (Berl. 1836; beſonderer Abdruck aus dem Werke über die Kawiſprache; neu herausgegeben von Pott mit ausführlicher Einleitung, 2 Bde., Berl. 1876). Für Humboldt iſt die Sprache nicht mehr ein totes Mittel, ein Werkzeug, das zur Bezeichnung der Dinge vom menſchlichen Geiſte verwandt wird, ſondern Humboldts erſter und wichtigſter Satz iſt: «Die Sprache iſt das bildende Organ der Gedanken», d. h. es gibt keinen Gedanken ohne Sprache, und das menſchliche Denken wird erſt durch die Sprache. Darin liegt zugleich, daß die Sprache nichts weiter iſt als die immer wiederholte Thätigkeit des Geiſtes, den Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen. Die beſondere Art, wie ſich dieſe Sprachthätigkeit im Einzelnen manifeſtiert, beruht auf der Geiſteseigentümlichkeit der einzelnen Völker. Jedes Volk drückt in ſeiner Sprache die beſondere Art aus, wie es die Dinge der Außenwelt auffaßt; die Sprache, wie Humboldt ſagt, iſt eine Weltanſicht Damit

war zugleich geſagt, daß die Einſicht in den Bau der Sprache uns in das innerſte Weſen eines Volks und der ganzen Menſchheit blicken läßt, und darin liegt die große Bedeutung der S. für die Entwickelungsgeſchichte des Menſchen überhaupt. Auf den Bau der Sprachen gründete Humboldt die Klaſſifikation derſelben, der er dadurch zuerſt eine wiſſenſchaftliche Grundlage gab.

Die S. geht ſeit Humboldt bei der Anordnung der vorhandenen Sprachen in ein Syſtem weſentlich von der Form des Wortes aus. In jedem ſprachlichen Element laſſen ſich zwei Momente unterſcheiden: der Laut, gleichſam das Material, aus dem das Wort gebaut iſt, und die Bedeutung dieſes Lautes. Die Bedeutung nun zerfällt wieder in zwei Momente, Bedeutung im engern Sinne und Beziehung. So drückt z. B. im lat. Worte est (er iſt) der Laut es die Bedeutung des Seins überhaupt aus, der Laut t aber gibt die Beziehung auf die dritte Perſon. Der Lautkomplex, welcher die Bedeutung im engern Sinne angibt, heißt die Wurzel, die übrigen Laute Beziehungslaute. Die beſondere Art, wie Beziehung und Bedeutung ausgedrückt werden, oder das Verhältnis von Beziehungs- und Bedeutungslaut gibt die Form des Wortes. So kommen für jedes Wort drei Momente in Betrachtung: Laut, Bedeutung (in dieſem weitern Sinne auch Funktion genannt), Form. Die Form bildet das weſentliche Unterſcheidungsmerkmal zur Klaſſifikation der Sprachen, und die Morphologie der Sprache ſtellt danach drei Klaſſen von Sprachen auf:

I. Die Beziehung iſt gar nicht lautlich ausgedrückt, die Sprache hat alſo nur Bedeutungslaute oder Wurzeln: iſolierende oder einſilbige Sprachen, zu denen z. B. das Chineſiſche, Tibetiſche und die hinterind. Sprachen gehören. Hier iſt die Beziehung immer implicite da, nur bleibt ſie der Ergänzung des Hörenden überlaſſen; beſtimmte lautliche Elemente dafür gibt es nicht.

II. Zuſammenfügende (agglutinierende) Klaſſe. Die Sprache hat lautlichen Ausdruck für die Beziehung, und fügt mit den Wurzeln (Bedeutungslauten) die Beziehungslaute in irgend einer Weiſe zuſammen, entweder durch Nachſetzung (Suffigierung), oder Vorſetzung (Präfigierung), oder Hineinſetzung in die Wurzel (Infigierung); die Laute der Wurzel bleiben dabei unverändert. Zu dieſer Klaſſe gehört eine große Anzahl von Sprachen, die meiſten bis jetzt bekannten: die ſog. malaio-polyneſiſchen Sprachen; die ſog. dravidiſchen Sprachen (Tamuliſch und andere) im ſüdl. Teil Vorderindiens, dem Dekan; eine Anzahl im Kaukaſus einheimiſcher Sprachen; der finniſch-tatariſch oder ural-altaiſch genannte Sprachſtamm. Endlich gehören zu dieſer zweiten Klaſſe eine große Anzahl der afrik. Sprachen, ſoweit ſie bis jetzt bekannt ſind, namentlich ſüdafrikaniſche (Bantuſprachen) und als beſondere Unterabteilungen das Baskiſche in Europa und die Sprachen der Indianer Amerikas.

III. Flektierende Klaſſe. In dieſen Sprachen wird die Wurzel ſelbſt zum Zwecke des Beziehungsausdrucks regelmäßig verändert; außerdem werden aber Beziehungslaute auch mit der Wurzel zuſammengefügt. Zu dieſer Klaſſe gehören nur zwei Sprachſtämme, der indogermaniſche und ſemitiſche. Der weſentlichſte Unterſchied dieſer beiden Stämme beſteht darin, daß im Indogermaniſchen die Wurzel ſtets einſilbig, während ſie im Semitiſchen an dieſe Form nicht gebunden iſt, und daß, wo Beziehungslaute mit der Wurzel zuſammengefügt werden, dies im Indogermaniſchen ſtets durch Suffigierung geſchieht, im Semitiſchen aber auch Präfigierung ſtattfinden kann. (Über Klaſſifikation der Sprachen vgl. Steinthal, «Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaues», Berl. 1860; Schleicher, «Die Sprachen Europas in ſyſtematiſcher Überſicht», Bonn 1850; F. Müller, «Grundriß der Sprachwiſſenſchaft» (Bd. 1, Wien 1876.) Doch unterliegt die Richtigkeit dieſer rein morphologiſchen Klaſſifikation nach den neueſten, noch nicht abgeſchloſſenen ſprachwiſſenſchaftlichen Forſchungen erheblichen Zweifeln, namentlich iſt es fraglich, ob zwiſchen den agglutinierenden und flektierenden Sprachen ein prinzipieller Unterſchied des Baues ſtattfindet, ob alſo die innere Veränderung der Wurzel urſprünglich dem Beziehungsausdruck gedient habe und nicht vielmehr auf mechan. Lautbewegung beruhe.

Was den graduellen Unterſchied der drei Klaſſen betrifft, ſo ſteht nach der bis jetzt geläufigſten Anſicht die erſte Klaſſe im Vergleich zu der Idee der Sprache am niedrigſten, da ſie von den beiden notwendigen Momenten jeder menſchlichen Rede nur das eine (die Bedeutung) lautlich ausdrückt. Die zweite Klaſſe zwar drückt die Beziehung aus, aber ſo, daß Beziehungs- und Bedeutungslaut loſe nebeneinander ſtehen und die Beziehung ſich immer noch als etwas Selbſtändiges neben der Bedeutung geltend macht, während im Denken beide Momente zuſammenfallen. Die dritte Klaſſe endlich ſteht deswegen am höchſten, weil ſie das im Denken Ungetrennte auch in einem einheitlichen Lautbilde durch die Veränderung des Wurzellautes ſelbſt wiedergibt. Die drei Klaſſen bilden ein Entwickelungsſyſtem und zwar in dem Sinne, daß jede höhere Klaſſe die niedere als Vorſtufe vorausſetzt. Es hat alſo eine Zeit gegeben, wo auch das Indogermaniſche noch eine iſolierende Sprache war, die dann übergegangen iſt in eine zuſammenfügende und ſchließlich zu einer flektierenden geworden iſt. Der Begriff des Gehens z. B. wird in allen indogerman. Sprachen durch die Wurzel i ausgedrückt, der Begriff «ich» durch ma. «Ich gehe» würde alſo auf der iſolierenden Stufe ausgedrückt ſein i ma (gehen ich), wo beide Wurzeln getrennt ſind und beide ſelbſtändigen Accent haben. Die zuſammenfügende Stufe würde beide Elemente verbinden und unter einen Accent bringen, ima, oder vielleicht imi, da die Beziehungslaute, wenn ſie ihre volle Selbſtändigkeit verloren haben, manchen Schwächungen und Veränderungen unterworfen werden. Im wirklich vorliegenden flektierenden Stande der indogerman. Sprachen aber lautet dieſe Form aimi (grch. εἰμί) d. h. während die Beziehung auf die erſte Perſon durch das eingefügte mi geblieben iſt, hat zugleich die Wurzel eine Veränderung erfahren, welche die Beziehung der dauernden Handlung (in der Grammatik das Präſens genannt) ausdrückt. Alle zu einer und derſelben Klaſſe gehörigen Sprachen ſind untereinander morphologiſch verwandt (formverwandt). Daraus aber folgt noch nicht, daß ſie von der andern, oder alle von einer urſprünglichen Sprache abſtammen; zwei Sprachen können dieſelbe Form haben, ohne daß auch nur eine einzige Wurzel derſelben gleichlautet. Man hat daher von der formellen Verwandtſchaft der Sprachen zu unterſcheiden die materielle, die dann ſtattfindet, wenn mehrere Sprachen dieſelbe grammatiſche Beziehung

ursprünglich mit demselben Laute bezeichnen, mag dieser später auch viele Umbildungen erlitten haben. Alle in diesem Sinne verwandten Sprachen bilden einen Sprachstamm. Die nach den Sprachstämmen durchgeführte Klassifikation der Sprachen bildet nun die zweite (genealogische) Klassifikationsmethode. Nach dieser zerfallen die menschlichen Sprachen in eine bis jetzt nicht genau bestimmte Anzahl von Sprachstämmen, die ihrem Ursprung nach voneinander völlig unabhängig sind.

Unter den bisher von der S. aufgestellten Sprachstämmen sind die bedeutendsten, was die histor. Stellung der Völker betrifft, und die bestersorschten: der indogermanische, der hamitisch-semitische (beide zur dritten Klasse gehörig), der finnisch-tatarische oder ural-altaische, der dravidische, der malaio-polynesische, der Bantusprachstamm (alle der zweiten Klasse angehörend). Die verschiedenen, oft sehr zahlreichen Einzelsprachen eines Stammes gehen alle auf eine einstmals ungeteilte Grundsprache zurück. Der vollendete Ausbau dieser Grundsprache scheidet das Leben der Sprachen eines Hauptstammes in zwei Hauptperioden, erstens die Zeit der Sprachschöpfung und Ausbildung bis zur Vollendung des in der Sprache liegenden Prinzips, zweitens in die Periode des lautlichen Verfalls. Diesen Verfall der Sprache darf man aber nie indentifizieren mit dem Verfall der Nationen oder ihres geistigen Lebens, im Gegenteil beginnt das regere Leben der Völker erst in dieser Periode. Während vorher die gesamte geistige Thätigkeit auf die Sprachbildung gerichtet war, beginnt nach der Vollendung der Sprache erst die histor. Thätigkeit der Nationen. Im ganzen und großen ist der Gang der Entwickelung der Sprachen in der zweiten Periode ihres Lebens der, daß sie je länger je mehr von dem ursprünglichen Bestande an Lauten und Formen verlieren. Die Laute sind mannigfachen Gesetzen gegenseitiger Einwirkung aufeinander unterworfen (Lautgesetzen), durch deren Wirkung manche Formen unkenntlich werden und verloren gehen. Die Sprache begnügt sich dann mit einer geringern Anzahl von z. B. Deklinations- und Konjugationsformen, oder sie ersetzt die verlorenen Formen durch Umschreibung und Zusammensetzung. Nur für einen einzigen Sprachstamm ist es bis jetzt gelungen, die Gesetze der Entwickelung, namentlich der zweiten Periode des Sprachlebens, sicher und ausführlich zu erforschen und darzustellen, für den indogermanischen. Die vergleichende Grammatik, d. h. eben die einen ganzen Sprachstamm umfassende, kann schon jetzt mit einiger Sicherheit die Grundsprache des indogerm. Sprachstammes erschließen und von dieser aus das Verhältnis der einzelnen Sprachen zu der Grundsprache und zueinander bestimmen. Die Darstellung der Verzweigung dieses indogerman. Sprachstammes mag zugleich als Beispiel dienen für die Teilungen anderer Sprachstämme, innerhalb welcher die Verwandtschaftsverhältnisse noch nicht sicher herausgestellt sind, wenn man auch im allgemeinen überzeugt sein kann, daß sie in ähnlicher Weise vor sich gegangen sein müssen. Innerhalb des indogerm. Stammes also sind nicht die verschiedenen Sprachen, wie sie uns jetzt vorliegen, einander gleich nahe verwandt, sondern sie ordnen sich zu Gruppen (Abteilungen, Familien) zusammen, deren Glieder einander näher stehen als denen anderer Gruppen. Hieraus folgt zugleich, daß nicht jede einzelne Sprache sich als solche von der Grundsprache getrennt hat, sondern daß die Trennungen von dieser in größern Gruppen stattgefunden haben, die sich erst später in kleinere Abteilungen oder Einzelsprachen auflösten.

So teilt sich der indogerman. Sprachstamm in folgender Weise: I. Asiat. oder arische Abteilung, zwei Familien umfassend: 1) die ind. Familie, deren älteste Vertreter die Sprache der Veden und die spätere ind. Schriftsprache, das Sanskrit, sind; aus dem Altindischen sind die neuind. Dialekte hervorgegangen, z. B. Prakrit, Pali (die heilige Schrift des Buddhismus), Bengali, Hindustani, die Sprache der Zigeuner, die danach also ostind. Ursprungs sind, u. s. w.; 2) die iranische (eranische, persische) Familie, deren älteste Repräsentanten die Sprache der Zend-Avesta und die der pers. Keilinschriften bilden; von den altpers. Sprachen stammen die neuern pers. Dialekte, das bereits ausgestorbene Pehlewi, das Neupersische, die Sprachen von Afghanistan, Kurdistan u. s. f.; zur iranischen Familie gehört auch das im Kaukasus gesprochene Ossetisch. II. Europ. Abteilung, die sich in mehrere Gruppen und Familien scheidet. 1) Thrako-Illyrische Gruppe, zerfallend in die beiden Familien a) die thrazische, von welcher die Sprache der Armenier einen Überrest bilden dürfte, und b) die illyrische Familie, welche in der heutigen albanesischen fortlebt; 2) griech. Familie; 3) italo-kelt. Gruppe mit zwei Familien: a) italische, in die drei Einzelsprachen Oskisch, Umbrisch, Lateinisch gespalten; vom Latein stammen die heutigen roman. Sprachen: die italienische, provençalische, französische, spanische, portugiesische, die roman. Dialekte in den Alpen, im Engadin und sonst, und die Sprache der Walachen (Rumänen); b) kelt. Familie, zu deren einem, dem kymrischen Zweig, die Dialekte von Wales, der Bretagne (bas-breton) und das erst im 19. Jahrh. ausgestorbene Cornisch gehören, während der andere, der gadhelische (gälische) Zweig die Dialekte von Schottland, Irland und der Insel Man umfaßt. Von der Sprache der alten Kelten (Gallier) sind nur inschriftlich geringe Bruchstücke erhalten; 4) german. (deutsche) Familie, die sich in drei Zweige teilt: a) Gotisch (die Sprache der Ulfilaschen Bibelübersetzung aus dem 4. Jahrh.), ausgestorben und in keinen Abstammungen erhalten, b) Deutsch im engern Sinne, sowohl die hochdeutschen Dialekte (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch) als auch die niederdeutschen (Plattdeutsch, Niederländisch, Angelsächsisch [Englisch], Friesisch) umfassend; endlich c) Nordisch, d. h. Altnordisch, wie die von diesem abstammenden neunordischen Sprachen, Dänisch, Schwedisch, Isländisch und kleinere Dialekte; 5) letto-slawische Gruppe, zerfallend in die beiden Familien: a) lettische Familie, mit drei Zweigen: Litauisch, Preußisch (ausgestorben), Lettisch; b) slaw. Familie, welche zerfällt in den südöstl. Zweig: Bulgarisch, Serbisch, Slowenisch, Kleinrussisch, Russisch umfassend, und den westlichen, dem Czechisch, Polnisch, das ausgestorbene Polabisch und das Sorbische (Lausitzisch-Wendische) angehören.

Eine andere Klassifikationsmethode ist die sog. psychologische. Diese betrachtet die Sprache als Organ des Geistes und fragt wesentlich danach, ob die Sprache den Unterschied von Stoff und Form erfaßt und durch lautliche Mittel zum Ausdruck bringt. Sie stellt daher zwei Klassen auf, nämlich erstens Formsprachen, zweitens formlose Sprachen. Jede von diesen beiden Klassen zerfällt wieder in zwei

Abteilungen, je nachdem die den Satz konstituierenden Elemente (die Worte) auf dem Prinzip der lockern Anreihung oder der Abwandlung beruhen. Zu den Formsprachen, welche die Form erfassen, dieselbe aber durch bloße Stellung innerhalb des Satzes ausdrücken, gehört das Chinesische; Formsprachen, die auf dem Prinzip der Abwandlung beruhen, sind der indogermanische und der hamito-semitische Sprachstamm. Formlose Sprachen mit lockerer Anreihung (Nebensetzung) der Elemente sind die einsilbigen hinterind. Sprachen; zu den formlosen Sprachen mit Abwandlung gehören der ural-altaische, der malaio-polynesische, der dravidische, der Bantusprachstamm, die zahlreichen Sprachen Amerikas u. s. w.

Die bis jetzt von der S. erreichten Resultate sind bereits so bedeutend, daß sie die frühern Vorstellungen über die Verhältnisse der Völker zueinander, über ihre Urgeschichte, ursprünglichen Kulturzustand u. s. w. fast gänzlich beseitigt hat. Die Sprachforschung hat es bestätigt, daß das Leben des Menschengeschlechts auf der Erde viel älter ist, als man früher annahm, da zur Bildung der Sprachen viele Jahrtausende nötig gewesen sind; sie führt zurück in eine Zeit, die vor aller geschichtlichen Überlieferung liegt, und hat in der Sprache doch ein vollkommen sicheres Denkmal der ursprünglichen Anschauungsweise und des ursprünglichen Gedankenkreises eines Volks. Nur aus der Sprache ist es auch möglich, von dem Kulturzustande und Bildungsgrade eines Volks in seiner ältesten Zeit eine Vorstellung zu gewinnen. So kann man z. B. aus den in den indogerman. Sprachen vorhandenen Bezeichnungen von Kulturgegenständen mit vollkommener Sicherheit schließen, daß die Indogermanen bereits in ihrer ursprünglichen Heimat, vor der Spaltung in Einzelvölker, ein seßhaftes, kein nomadisierendes Volk waren, daß sie einen verhältnismäßig entwickelten Ackerbau hatten und Viehzucht trieben, und kann die allgemeinen Züge ihrer Religion, ihres Gottesdienstes und Mythus auffinden; selbst die Anfänge der Poesie und einer bestimmten Form derselben lassen sich für diese Periode vermuten.

Eine vorzügliche populäre Darstellung der S. enthält Whitney, «Die S.» (deutsch von J. Jolly, Münch. 1874), eine kürzere dessen «Leben und Wachstum der Sprache» (deutsch von Leskien, Lpz. 1876). Eine streng wissenschaftliche Darstellung des Stoffs bietet Friedr. Müller, «Grundriß der S.» (3 Bde. in 6 Abteil., Wien 1875—86). Eine «Zeitschrift für allgemeine S.» wird von Techmer (Lpz. 1884 fg.) herausgegeben.

Spratzen nennt man in der Metallurgie eine Erscheinung, welche beim Abtreiben des Silbers im Moment des Erstarrens eintritt und darauf beruht, daß das geschmolzene Silber Sauerstoff aufnimmt und diesen beim Festwerden wieder abgibt. Durch das entweichende Gas werden dabei die im Innern der Masse noch vorhandenen flüssigen Anteile des Metalls aus der schon festen Umhüllung gerissen und diese setzen sich als zu Gruppen vereinte Kügelchen an die Oberfläche fest.

Spray (engl.), in der Chirurgie ein Zerstäubungsapparat, welcher dazu dient, antiseptische Flüssigkeiten so fein zu verteilen, daß man während einer Operation das ganze Operationsfeld unter antiseptischem Nebel zu halten im Stande ist. Der einfachste Sprayapparat ist nach dem Prinzip des Richardsonschen Zerstäubers konstruiert (s. Abbildung, Bd. IX, S. 602, Fig. 1); in größern Krankenhäusern benutzt man Apparate, welche die Zerstäubung durch Dampfkraft besorgen. (S. Wunde.)

Sprechmechanismus oder Stimmmechanismus, in manchen Puppen eine Vorrichtung, mittels deren gewisse Worte oder Töne der Kinderstimme nachgeahmt werden. (S. u. Spielwaren.)

Spree, der bedeutendste Zufluß der Havel in der Mark Brandenburg, entspringt in 499,2 m Seehöhe an dem 660 m hohen Kottmarberge über Spreedorf in der sächs. Oberlausitz, unweit Georgswalde und der böhm. Grenze, durchfließt zunächst die Oberlausitz, wobei sie Neusalza und Schirgiswalde berührt, teilt sich unterhalb Bautzen (211 m hoch) mehreremal, zuletzt in die Große S. im Osten und die Kleine S. im Westen. Jene tritt bei Lieske, diese bei Hermsdorf und Weißig auf das preuß. Gebiet, und zwar zunächst in den schles. Regierungsbezirk Liegnitz. Beide Arme vereinigen sich wieder bei dem Dorfe Spreewitz (108 m hoch), wo unterhalb desselben der Fluß in die Provinz Brandenburg übertritt. Die S. fließt nun gegen Norden über Spremberg und Kottbus (72,38 m), sodann gegen Westnordwesten mit einem Labyrinth von Armen durch den Obern Spreewald (s. d.) bis Lübben (50 m), wo sich die Arme wieder vereinigen, hierauf wiederum vielarmig gegen Norden durch den Untern Spreewald und den Rauendorfer- oder Prahmsee. Weiterhin läuft sie gegen Osten über Kossenblatt durch den 11 km langen und 3,7 km breiten Swinlug-, Schwieloch- oder Schwielungsee (42,76 m hoch). Von da an geht sie abermals nordwärts über Beeskow, dann von Neubrück an nordwestlich über Fürstenwalde, durch den Müggelsee, über Köpnick, durch Berlin (Pegel-Nullpunkt am Ober- und Unterbaum 33,4 und 31,83 m), von welchem ein Hauptteil, Kölln an der S., auf einer Insel des Flusses liegt. Endlich zieht sie bei Charlottenburg vorüber und mündet bei Spandau, 14,8 km unterhalb Berlin, links in die Havel.

Die S. ist 365,47 km lang, wovon 52 km auf das Königreich Sachsen kommen. Ihre schiffbare Länge beträgt 180,67 km, ihr Flußgebiet 9470 qkm. Für kleinere Fahrzeuge ist sie schon bei Spreewitz oberhalb Spremberg benutzbar; doch macht der Mangel an Schleusen bei der Menge von Mühlen die Fahrt sehr beschwerlich. Von Kottbus bis Werben (11,1 km weit) hört die Möglichkeit der Fahrt ganz auf. Im Spreewalde werden die meisten Arme nur von Handkähnen befahren. Vom Fehrower Damm und von Werben an wird der Fluß schon von ansehnlichern Holzkähnen befahren. Die S. hat nur in ihrem kurzen Oberlaufe innerhalb des Lausitzer Gebirges ein schönes, zugleich industrielles Thal; auf preuß. Gebiete zeigt sie, wie die Havel, alle Eigentümlichkeiten eines Niederungsflusses. Sie erweitert sich mehrmals zu Seen, nimmt die Abflüsse vieler Seebecken auf und ist sehr fischreich, sowie durch bedeutenden Schiffahrtsverkehr belebt.

Auf der linken Seite nimmt sie auf bei Lübben die Berste und bei Köpnick die teilweise schiffbare Dahme oder Wendische Spree. Rechts empfängt sie das Löbauer Wasser in Sachsen, beim schles. Dorfe Spree die Schwarze Schöps mit der Weißen Schöps, die Malxe, das 8,98 km schiffbare Rüdersdorfer Kalkfließ mit der 3,77 km langen Löknitz, endlich die Panke, die innerhalb Berlin mündet. Durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanal (22,76 km lang), den der Große

Kurfürst 1662—68 durch Kanalisierung der Schlaube herstellte, ist die S. mit der Oder verbunden. Andere Kanäle im Spreegebiet sind: der 10,6 km lange Landwehrgraben, der südlich Berlin umgeht, bei Charlottenburg mündet und aus Berlin den 2,17 km langen Luisenstädtischen Kanal aufnimmt; der 12 km lange Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal, der rechts die S. unterhalb Berlin verläßt und bei Saatwinkel in die Havel geht, und der Storkowkanal (23,35 km), der aus dem Scharmützelsee in die Dahme führt.

Spreewald (wend. Błóta, d. i. Sümpfe), in der Niederlausitz, heißt der den Kreisen Kottbus, Lübben und Kalau des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. O. angehörige, 44,5 km lange und bis 11 km breite, etwa 275 qkm bedeckende Bruch, der, von der Spree (s. d.) vielarmig durchschnitten und bei hohem Wasserstande fast ganz überschwemmt, in den Obern und Untern S. geteilt wird und außer einer Anzahl Dörfer viele einzelne Kolonien, bedeutende Holzungen (vorherrschend Erlen) und zahlreiche Wiesen, Hutungen und Äcker enthält. Ein Teil des sumpfigen Bodens ist durch Kanäle entwässert und in Felder und Wiesen verwandelt, der andere mit Holz bestandene Teil im Sommer nur auf Kähnen, im Winter auf dem Eise zugänglich. Die meist wendischen Einwohner treiben, außer beträchtlicher Viehzucht und Fischerei, auch starken Gemüsebau, dessen Produkte nach Berlin und Dresden verfahren werden. Hirsche und Rehe bilden einen reichen Wildstand, wozu auch Birkhühner, Becassinen und eine Anzahl andern Wald- und Wassergeflügels kommt. Der größte Teil des S. gehört zur Standesherrschaft Lübbenau des Grafen zu Lynar.

Der Obere Spreewald beginnt jetzt bei Fehrow 13 km nordnordwestlich von Kottbus, 11 km westlich von Peiz (früher bei Jänschwalde, 7,5 km östlich von Peiz), reicht bis Lübben in einer Länge von 30 km und einer Breite bis 11 km und bildet ein Oval von 165 qkm. Der Untere Spreewald, mehr ein Elsbruch und ärmer an Baumwuchs, nimmt seinen Anfang bei Hartmannsdorf unterhalb Lübben, ist gegen 15 km lang und 5,5 km breit und endet bei dem Rauendorfer- oder Prahmsee bei Alt-Schadow. Der S. hat seine eigentümlichen landschaftlichen Reize und wird seit der Eröffnung der Berlin-Görlitzer Eisenbahn von Berlin aus im Sommer häufig besucht. Vgl. Franz, «Der S. in physikal. und statist. Hinsicht» (Görlitz 1800); Bloch, «Von Berlin nach dem S.» (Berl. 1867); Weineck, «Der S.» (in Griebens «Reisebibliothek», Berl. 1882); W. von Schulenburg, «Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem S.» (Lpz. 1880).

Sprehe, Vogel, s. Star.

Spremberg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Station der Linie Berlin-Görlitz der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1885) 11011 E. Der ältere Teil der Stadt liegt auf einer Insel der Spree. Die größere und regelmäßigere Neustadt dehnt sich am westl. Ufer des Flusses aus. Auf dem östl. Ufer der Spree erhebt sich das ehemalige herzogl. Schloß, welches gegenwärtig dem Amtsgericht und andern Behörden eingeräumt ist. Es bestehen zu S. ein Realprogymnasium und eine Webeschule. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bewohner bildet die Tuchfabrikation mit den dazugehörigen Gewerben. Der Aufschwung der Stadt in jüngster Zeit beruht vorzugsweise auf der massenhaften Produktion leichter farbiger und gemusterter Tuche (jährlich über 150000 Stück). Doch begann man sich seit 1867 mehr der Fabrikation schwerer Stoffe zuzuwenden. Außerdem sind an industriellen Etablissements vorhanden: Wollfilzhutfabriken, eine Teppichfabrik, Maschinenbauanstalten, Möbelfabriken, Öl- und Dampfschneidemühlen, Tabaks- und Cigarrenfabriken, Brauereien, eine Dachpappenfabrik und in nächster Nähe auf den Höhen westlich der Stadt Braunkohlengruben. Im Norden der Stadt erhebt sich der Georgenberg mit weiter Fernsicht. Die Urkunden über die ältere Geschichte der Stadt gingen bei dem großen Brande, der 1705 die heutige Altstadt auf der Spreeinsel verheerte, verloren. Auf dem Schlosse (jetzt Amtsgericht) residierte bis 1731 Heinrich, der letzte Herzog von Sachsen-Merseburg. Mit der gesamten Niederlausitz fiel S. 1815 von der sächs. an die preuß. Krone. — Der Kreis Spremberg zählt auf 310,2 qkm (1885) 25138 E.

Sprengarbeit, s. Sprengen.

Sprengboden, s. unter Erdbau.

Sprengel (Karl), namhafter deutscher Landwirt, geb. 1787 zu Schillerslage bei Hannover, besuchte das Thaersche Institut zu Celle und zu Möglin und war seit 1808 als Ökonom in Sachsen und Schlesien angestellt. Im J. 1817 bereiste er Deutschland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz. Von 1821 bis 1824 studierte er in Göttingen Naturwissenschaften; habilitierte sich daselbst 1830 als Privatdocent der Ökonomie und Chemie, folgte 1831 dem Rufe als Professor der Landwirtschaft an das Carolinum in Braunschweig und ging 1839 als Generalsekretär der Ökonomischen Gesellschaft nach Pommern, wo er zu Regenwalde seinen Aufenthalt nahm und eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt, die er selbst leitete, eine Ackerwerkzeugfabrik und andere ähnliche Anstalten gründete. Er starb 19. April 1859. S. hat der Landwirtschaft in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht ungemein genützt; besonders haben durch ihn Bodenkunde und Düngerlehre bedeutende Erweiterung gefunden; auch wendete er zuerst die Lehren der Chemie auf den Ackerbau an. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Chemie für Landwirte» (Braunschw. 1831—32), «Die Lehre vom Boden» (2. Aufl., Lpz. 1844), «Die Lehre vom Dünger» (2. Aufl., Lpz. 1845), «Die Lehre von den Urbarmachungen» (2. Aufl., Lpz. 1845), «Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen und speziellen Pflanzenkultur» (Bd. 1 u. 2., Lpz. 1847—50). Seit 1840 gab er die «Allgemeine landwirtschaftliche Monatsschrift» (Köslin 1840 fg., Berl. 1844 fg.) heraus.

Sprengel (Kurt), deutscher Pathолog und Botaniker, geb. 3. Aug. 1766 zu Boldekow bei Anklam, studierte zu Halle anfangs Theologie, später aber Medizin. Im J. 1789 wurde er zum außerord., 1795 zum ord. Professor der Medizin ernannt. Auch übernahm er 1797 die Professur der Botanik. Er starb 15. März 1833. Zu seinen Hauptwerken gehören: «Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde» (5 Bde., Halle 1792—1803; 3. Aufl., 5. Bde., 1821—28; 4. Aufl., Bd. 1, von Rosenbaum, Lpz. 1846), «Handbuch der Pathologie» (3 Bde., Lpz. 1795—97; 4. Aufl. 1815), «Handbuch der Semiotik» (Halle 1801), «Institutiones medicae» (6 Bde., Lpz. 1809—16; 2. Aufl.,

Bd. 2—5, 1819), «Historia rei herbariae» (2 Bde., Amsterd. 1807—8), «Geschichte der Botanik» (2 Bde., Lpz. 1817—18) und «Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde» (3 Bde., Lpz. 1819—22). Eine Sammlung seiner «Opuscula academica» nebst Lebensbeschreibung gab Rosenbaum (Lpz. 1844) heraus.

Oheime S.s waren Christian Konrad S., geb. 1750, gest. 1816 als Rektor zu Spandau, der sich ebenfalls als Botaniker einen Namen erwarb, und Matthäus Christian Sprengel (s. d.) — Wilhelm S., einer der drei Söhne Kurt S.s, geb. in Halle 14. Jan. 1792, wohnte als Militärarzt dem Feldzuge gegen Frankreich 1813—15 bei, wurde 1818 Stabsarzt in Wittenberg, 1821 ord. Professor der Medizin zu Greifswald und starb daselbst 18. Nov. 1828. Er lieferte den zweiten Teil zu seines Vaters «Geschichte der Chirurgie» (2 Bde., Halle 1805—19) und den ersten Band eines «Handbuch der Chirurgie» (Halle 1828; 2. Aufl. 1833).

Sprengel (Matthäus Christian), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Rostock 24. Aug. 1746, wurde 1778 Professor der Geschichte in Göttingen und 1779 zu Halle, wo er zugleich Universitätsbibliothekar war und 8. Jan. 1803 starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Geschichte von Großbritannien und Irland» (Halle 1783), welche den 47. Band der «Allgemeinen Welthistorie» bildet; «Geschichte der Mahratten» (Halle 1786), «Geschichte der ind. Staatsveränderungen (Halle 1788), «Hyder-Ali und Tippo-Saib oder Übersicht des mysorischen Reichs» (Weim. 1801), «Erdbeschreibung von Ostindien» (Hamb. 1802), als 11. Band in Büschings «Erdbeschreibung»; «Geschichte der wichtigsten geogr. Entdeckungen» (Halle 1792), «Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europ. Reiche» (Halle 1793); mit Forster: «Beiträge zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde» (14 Bde., Lpz. 1781—90), «Neue Beiträge» (13 Bde., Lpz. 1790—94). Auch gab er eine «Auswahl geogr., statist. und histor. Nachrichten» (14 Bde., Halle 1794—1800) heraus.

Sprengen, Sprengarbeit ist die hauptsächlichste bergmännische Gewinnungsarbeit, ausgeführt mittels Bohrens und Schießens (s. Bergbau); angeblich 1613 in Freiberg zuerst, seit 1632 in Clausthal angewendet, verdrängte das S. allmählich die Schlägel- und Eisenarbeit. Über die Sprengmittel s. Explosivstoffe. Vgl. Mahler, «Die moderne Sprengtechnik» (7. Aufl., Wien 1876).

Sprenger (Aloys), namhafter Orientalist, geb. 3. Sept. 1813 zu Kassereut in Tirol, bezog 1832 die Universität Wien, wo er neben Medizin und Naturwissenschaften besonders die orient. Sprachen studierte, ging 1836 nach London, wo er beim Grafen von Munster eine Stellung fand, und 1843 nach Kalkutta. Hier erhielt er zunächst eine Stellung im Medizinaldienst, und wurde 1845 zum Vorsteher der Hochschule zu Delhi ernannt. Er ließ eine Anzahl histor. und wissenschaftlicher Werke aus dem Englischen in das Hindustanische übertragen und führte mit Erfolg hindustanische Vorträge über Mathematik und Naturwissenschaften in die Schule ein. Auch veröffentlichte er eine Schulausgabe der «Hamasa», «Selections from Arabic authors» (lithographiert, Delhi 1845) und Otbys «History of Mahmud of Ghazna» (lithographiert, Delhi 1847). Im J. 1848 wurde er als Assistent-Resident nach Luknow gesandt, um einen Katalog der dortigen königl. Bibliothek anzufertigen, dessen erster Band 1854 in Kalkutta erschien. Im J. 1850 kehrte er nach Kalkutta zurück und wurde daselbst Examinator am Kollegium zu Fort William, Dolmetscher der Regierung, Vorsteher der mohammed. Hochschulen zu Kalkutta und zu Hughli und Sekretär der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen. Nach Ablauf eines mehrjährigen ihm gewährten Urlaubs 1859 pensioniert, ging er nach Bern, wo er die Professur der orient. Sprachen übernahm. Seine Sammlung von arab., pers. und hindustan. Handschriften und lithographierten Druden (Katalog, Gießen 1857), überließ er käuflich an die königl. Bibliothek zu Berlin. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen sind noch zu nennen: die Ausgaben von Ibn Hadschars Iṣâba unter dem Titel «Biographical Dictionary of persons who knew Mohammad» (Kalk. 1856), des «Dictionary of the technical terms of the sciences of the Musulmans» (Kalk. 1854), ferner von Soyûts «Itqân, on the exegetic sciences of the Qoran» (Kalk. 1854—56), von der «Logic of the Arabians» (Kalk. 1856) und von Tûsys «List of Shya books» (Kalk. 1854). Diese sämtlichen Schriften sind in der «Bibliotheca Indica» enthalten. Ferner veröffentlichte er die engl. Übertragung von Masudis «Meadows of gold» (Bd. 1, Lond. 1841), das «Life of Mohammed» (Bd. 1, Allahabad 1851), die Ausgaben von Abdur-Razzak, «Technical terms of the Sufee» (Kalk. 1844) und das «Gulistan» von Sadi (Kalk. 1851). Außerdem verfaßte er in deutscher Sprache «Das Leben und die Lehre des Mohammed» (3 Bde., Berl. 1861—65), «Post- und Reiserouten des Orients» (Lpz. 1864), «Die alte Geographie Arabiens» (Bern 1875) und «Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit» (Heidelb. 1886).

Sprenggelatine, s. Gelatinedynamit.

Sprenggeschosse, zum Sprengen geladene Hohlgeschosse, s. unter Geschoß. — Statt der mit Pulver geladenen S. finden jetzt mehr und mehr die mit wirksamern Sprengmitteln, z. B. Schießbaumwolle, Dynamit, Sprenggelatine, gefüllten S. Berücksichtigung, welche eine außerordentlich gesteigerte Wirkung ergeben werden, sobald es erst gelungen sein wird, ihre ungefährliche Handhabung zu ermöglichen, vorzeitige Explosionen zu vermeiden und ein sicheres Funktionieren zu gewährleisten.

Sprengglas, s. Glasglanz.

Sprenggummi, s. Gelatinedynamit.

Sprengling, Fisch, s. Asche.

Sprengmittel, s. Sprengstoffe.

Sprengmörser, s. Petarde.

Sprengöl, soviel wie Nitroglyzerin (s. d.).

Sprengsel, soviel wie Heuschrecke.

Sprengstoffe sind Explosivstoffe, von welchen man zum Sprengen von Erde und Gestein, zur Zerstörung baulicher Anlagen, in Land- und Wasserminen, in Torpedos, sowie als Füllung von Sprenggeschossen Gebrauch macht. Lange Zeit hindurch war das Schießpulver der einzige S., bis seit Mitte des 19. Jahrh. die Nitrate hinzukamen, deren Reigen die Schießbaumwolle eröffnete und unter welchen außer dieser besonders das Nitroglyzerin in seinen Präparaten, dem Kieselguhr- und dem Cellulose-Dynamit, sowie der Sprenggelatine, eine Rolle spielt. (Vgl. Explosivstoffe und die betreffenden Spezialartikel.)

Sprengwagen, ein Wagen, der zum Besprengen der Straßen mit Wasser bei großer Wärme

dient. Auf dem Wagen ruht ein mit Wasser gefülltes Faß (Reservoir), dessen hinterer Boden unten mit einem Hahn versehen ist, welcher von vorn durch irgend eine Zugvorrichtung geöffnet und geschlossen werden kann. Wird der Hahn geöffnet, so strömt das Wasser in eine am hintern Ende des Wagens angebrachte Brause, welche dasselbe verteilt und auf den Erdboden ausfließen läßt.

Sprengwerk ist eine Holzkonstruktion, deren man sich zum Überspannen von freien Räumen bedient, welche weiter sind, als es die Tragfähigkeit einfacher Balken gestattet. Dasselbe hat mit dem Hängewerke (s. d.) gleichen Zweck, unterscheidet sich aber von demselben dadurch, daß, während bei letzterm der Balken von oben an einem oder mehrern Punkten gehalten wird, beim S. diese Unterstützung von unten her stattfindet. Letztere erfolgt in ähnlicher Weise wie bei dem Hängewerk durch von festen Punkten (Mauern oder Pfeilern) ausgehende

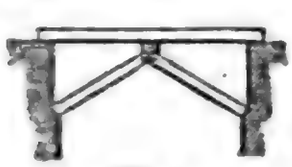


Fig. 1.

Fig. 2.

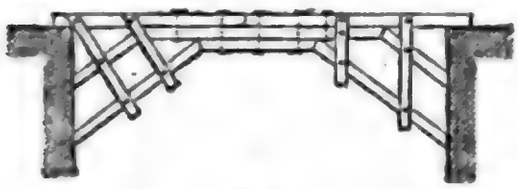


Fig. 3.

Streben und durch Spannriegel, die entweder eine Unterstützung in der Mitte (einfacher Sprengbock, s. vorstehende Fig. 1), oder an mehrern Punkten (doppelter Sprengbock, Fig. 2, mehrfaches Sprengwerk, Fig. 3) bewirken. Ob man bei einem zu überspannenden Raume ein Hängewerk oder ein S. anwenden soll, richtet sich nach den Umständen; so wird man, wo eine freie untere Ansicht der Balkenlage gewonnen werden soll, z. B. bei Zimmerdecken u. s. w., Hängewerke anwenden, während man S. anbringt, wo die obere Fläche der Balkenlage in Betracht kommt, z. B. bei Brücken. Sehr oft bringt man S. und Hängewerke zugleich an, welche sich gegenseitig ergänzen, z. B. bei Dachkonstruktionen über größern Sälen, wo es gilt, nicht nur die Saaldecke von oben, sondern auch das darüber befindliche Dach von unten zu stützen; ferner bei Holzbrücken, wo das S. die Brückenbahn unterstützt, und das an beiden Seiten befindliche Hängewerk zugleich das Brückengeländer bildet oder (bei überdeckten Brücken) das Dach trägt.

Spreublätter, s. unter Kompositen.

Spreublume, s. Achyranthes.

Spreustein, Varietät des Natroliths.

Sprichwort, minder richtig Sprüchwort, ist im weitesten Sinne ein dem Volksmunde entsprungener und in ihm oder in der Litteratur sich erhaltender Ausspruch, der bei demselben oder einem verwandten Anlaß angewandt zu werden pflegt, sich bald durch seinen Inhalt, hauptsächlich durch sein Gepräge als solches sofort charakterisiert und dadurch von Denk- oder Wahlsprüchen wie Sentenzen unterscheidet. Da Inhalt und Form der Sprichwörter, wie deren Entstehung und Anwendung von unbestimmbarer Mannigfaltigkeit sind und der aller festen Regel spottende Volkswitz dabei die Hauptrolle spielt, so ist es bisher noch nicht gelungen, eine fest umgrenzte Erklärung des Begriffs S. zu geben. Das sprichwörtliche Gepräge und der Gebrauch werden stets die zuverlässigsten Merkmale bleiben, an denen ein S. erkannt wird, sowie sich die eigentlichen Sprichwörter wieder durch Selbständigkeit ihres Inhalts und ihres Auftretens von den sprichwörtlichen Redensarten unterscheiden, deren Charakter der anlehnende, anschmiegende ist. Zu diesen Gruppen sind in neuerer Zeit noch durch Büchmann «Geflügelte Worte» (14. Aufl., Berl. 1884, herausg. von Walter Robert-Tornow) getreten, von denen einzelne Sprichwörter sind oder mit der Zeit werden. Die Entstehung der Sprichwörter ist im allgemeinen die gleiche; irgend ein mündlich oder schriftlich gesprochenes Wort, das sich keineswegs stets durch Wahrheit oder durch edeln, reichen Inhalt zu empfehlen braucht, sich vielmehr nicht selten gerade durch das Gegenteil dessen kennzeichnet, wird nachgesprochen, bei derselben oder ähnlicher Gelegenheit angewandt, und das S. ist fertig. Es ist irrig anzunehmen, daß ein S. allgemein bekannt sein müsse. Der Verbreitungskreis der Sprichwörter ist verschieden, von dem größern oder kleinern Verbreitungskreise hängt aber die Sprichwörtlichkeit keineswegs ab. Es gibt rein persönliche und solche Sprichwörter, die sich bloß im Familienkreise bewegen; wieder Sprichwörter, die einem Orte, einem Kreise, einem Lande, einem ganzen Volksstamm angehören; während wieder gewisse Anschauungen, Beobachtungen und Erfahrungen fast von allen Kulturvölkern ausgesprochen worden sind und sich als Sprichwörter beinahe über die ganze gebildete Welt verbreitet haben. Ähnliches gilt von der Lebensdauer derselben. Manche haben sich von der ältesten Zeit bis jetzt im Volksmunde erhalten, sind aus der griech. und röm. Litteratur in unsere Volkssprache übergegangen und leben bei uns im Munde des Volks; andere haben nur eine gewisse Zeit darin gelebt und sich nur in der Litteratur erhalten; wieder andere leben bloß im Volksmunde, ohne in das Schrifttum übergegangen zu sein; viele endlich entstehen und verschwinden in ihrem Kreise, ohne daß das Volk im allgemeinen Kenntnis davon erhält. Von jeher hat man den Sprichwörtern wegen der oft darin enthaltenen Lebensweisheit großen Wert beigelegt. Besondere Bedeutung haben sie für Sprachkunde, für die Kulturgeschichte eines Volks und seiner verschiedenen Stämme.

Die Bedeutsamkeit des S. ist auch zu allen Zeiten durch Bearbeitungen auf verschiedenen Gebieten wie nach mannigfachen Richtungen anerkannt worden. Allgemeine Sammlungen deutscher Sprichwörter und Apophthegmen (s. d.) erscheinen besonders zahlreich seit dem Anfange des 16. Jahrh. Die wichtigsten sind die von Tunnicius (zuerst 1514), Joh. Agricola (zuerst 1529), Sebast. Frank (1541 und öfter), Egenolff (1548), Eyering (1601), Petri (1605), Zinkgreff (zuerst 1626), Lehmann (zuerst 1630), Sailer (1810). Mit Wagner (1813), dessen Sammlung 3737 Sprichwörter enthält, beginnt die Gruppierung derselben unter alphabetisch geordnetem Hauptbegriffe, eine Form, die Körte

(1837) mit 7202, Eiselein (1840) mit etwa 12 000 und Simrock (1846) mit 12396 Sprichwörtern als die zweckmäßigste beibehält. Doch ist durch keine dieser Sammlungen der reiche deutsche Sprichwörterschatz auch nur annähernd zu übersichtlicher Kenntnis gebracht, da sie, anstatt aus der Litteratur und dem Volksmunde, den beiden Lebensquellen der Sprichwörter, selbst zu schöpfen, vorherrschend nur frühere Sammlungen zu Grunde legten. Erst in neuester Zeit wandte man sich den Quellen zu und begann die Litteratur und die Mundarten auszubeuten, wozu besonders Firmenich durch «Germaniens Völkerstimmen» (Berl. 1843—65) und Frommann durch seine «Deutschen Mundarten» (Nürnb. 1854—59 und Neue Folge, Halle 1875) den Anstoß gegeben haben. In verhältnismäßig kurzer Zeit sind eine Anzahl mundartlicher Sprichwörtersammlungen oder dahin einschlagender Schriften erschienen von Amand Baumgarten, Birlinger, Clement, Deecke, Dicks, Diermissen, Frischbier, Goldschmidt, Haupt, Hoefer, Johannsen, Köster, Laven, Lohrengel, Lyra, Mindermann, Mühlhause, Peter, Raabe, Sartorius, Schambach, Schild, K. Schiller, Schleicher, Schuster, Schwerin, Stöber, Weyden, Woeste, Zyro. Das Bedürfnis aber, den gesamten deutschen Sprichwörterschatz wohlgeordnet in übersichtlicher Fassung in Einem Werke zu besitzen, wird erst durch das «Deutsche Sprichwörter-Lexikon» von Wander befriedigt (5 Bde., Lpz. 1863—80), eine höchst mühsame und verdienstvolle Arbeit, wie sie von ähnlichem Umfange kein anderes Volk über seine Sprichwörter aufzuweisen hat. Jeder Band enthält etwa 45000 deutsche und 15000 sinnverwandte fremde Sprichwörter und Redensarten; das Gesamtwerk mithin etwa 300000 derselben.

In je größerer Vollständigkeit und Übersichtlichkeit der Sprichwörterschatz hervortritt, desto lückenhafter erscheint in der Litteratur die Bearbeitung einzelner Gebiete. Sammlungen griech. Sprichwörter wurden schon früher veranstaltet; erhalten sind uns aber nur die der spätern Grammatiker. (S. Parömie.) G. Kavardio auf der Insel Korfu hat 1876 eine Sammlung neugriech. Sprichwörter herausgegeben, von der aber nur sechs Bogen, 1141 Sprichwörter enthaltend, erschienen sind. Eine große Anzahl griech. und lat. Sprichwörter gab Erasmus in seinen «Adagia» (zuerst Par. 1500) heraus, die in sehr vielen Auflagen und Bearbeitungen erschienen sind. Die neueste und vorzüglichste Bearbeitung ist von Suringar (Utr. 1873), von dem Glandorps lat. Distichen (Übersetzung der Sprichwörter Agricolas) in zwei Teilen (Leid. 1874 u. 1876) erschienen sind; von ihm lag 1878 eine vollständige, mit Parallelen versehene Bearbeitung der Sprichwörter Heinr. Bebels («Adagia Germanica», zuerst Straßb. 1508) vor. Über die griech. und röm. Sprichwörter handelten ferner Zell in den «Ferienschriften» (8 Bde., Freiburg 1826—33), Leutsch und Schneidewin (in ihrer Ausgabe der «Parömiographen», Gött. 1839), Becker («Das S. in nationaler Bedeutung», Wittenb. 1851). Sammlungen lat. Sprichwörter, teils mit, teils ohne deutsche Übertragung, hat man von Seybold (1677), Philippi (1824), Goßmann (1844), Faselius (1859), Wüstemann (1856), Georges (1863), Kruse (1863). Das geordnetste und vollständigste nichtdeutsche Sprichwörterwerk ist das «Spreekwoordenboek» der niederländ. Sprache von Harrebomée (3 Bde., Utr. 1858—65). In neuerer Zeit sind in dieser Sprache erschienen: «Bijbel en Volkstaat» von Laurillard (Preisschrift, Amsterd. 1875) und von Harrebomée als Ergänzung dazu: «Bedenkingen op the Prijsschrift van Dr. Laurillard». Ein nordisches Sprichwörter-Lexikon von Pastor Strömbäck in Öregrund (Schweden), die schwed., norweg., dän. und isländ. Sprichwörter umfassend, liegt druckfertig in der königl. Bibliothek zu Stockholm, nur der Herausgabe harrend. Der Mechitarist Simon Giulardian sammelte 4500 nationale Sprichwörter der Armenier (Venedig 1880); Giuseppe Pitré (1882) 13000 italienische; 1227 ebensolcher Passerini (pseudonym: Pico Luri di Vassano, Rom 1875). Von vergleichenden Sprichwörtersammlungen und Sprichwörterbearbeitungen sind zu erwähnen: Gaals «Sprichwörterbuch in sechs Sprachen» (Wien 1830); Marin, «Ordspråk» (in sechs Sprachen, Stockh. 1867), Wahl, «Das S. der hebr.-aramäischen Litteratur» (Lpz. 1871). Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten gab heraus Haller (Regensburg 1883 u. 1884). Allgemeine, über alle Litteraturen sich erstreckende Verzeichnisse von Sprichwörtersammlungen geben Nopitsch in seiner «Litteratur der Sprichwörter» (Nürnb. 1822 u. 1833); Duplessis, «Bibliographie parémiologique» (Par. 1847); Zacher, «Die deutschen Sprichwörtersammlungen» (Lpz. 1852).

Spriet heißt eine Stange, mit der man Bootsegel ausspannt, indem man sie diagonal zwischen die äußere obere und die innere untere, an dem Maste befestigte Ecke steckt.

Springbeutler, soviel wie Känguru.

Springbock (Antilope Euchore) heißt eine der schönsten Antilopen, von 1,5 m Länge und 85 cm Schulterhöhe, von prachtvoll gelbbrauner Farbe, die sich in einem breiten Streifen zwischen Schulter- und Hüftgelenk zu dunkelbraun verstärkt; die Unterseite, die Innenseite der Beine, die Schwanzgegend und ein von ihr über den halben Rücken sich erstreckender Streifen, die Schnauze und Backen sind rein weiß. Die 30 bis 40 cm langen Hörner sind zusammen leierförmig. Springböcke bevölkern in Trupps Afrika vom Kapland bis über den Äquator hinaus und unternehmen bisweilen, zu ungeheuern Scharen sich zusammenschlagend, weite Wanderungen. Das herrlich, 3 m hoch und 5 m weit springende Tier liefert ein vorzügliches Wildbret.

Springbrunnen sind Vorrichtungen, mittels deren man einen Wasserstrahl in der freien Luft zu einer größern oder geringern Höhe hinauftreiben kann. Die Hydrostatik lehrt und die Erfahrung bestätigt, daß in zwei miteinander verbundenen Röhren das Wasser stets gleich hoch steht, oder daß das Wasser stets zu derselben Höhe wieder hinaufzusteigen strebt, von welcher es hinabfiel. Denkt man sich ein Wassergefäß oder einen Teich auf einem Berge und von diesem eine Röhre abwärts geführt und dann wieder etwas steigend, so wird das Wasser, das aus dem Teiche u. s. w. durch die Fallröhre hinabsteigt, durch die aufsteigende Röhre wieder nach aufwärts streben und so hoch steigen wollen, als es herabfiel. Der Widerstand der Luft und die durch die Reibung in der Röhre absorbierte Kraft bewirken jedoch, daß der Strahl im Freien nicht wieder ganz so hoch aufsteigt, als er fiel. Die Erscheinung des Steigens dieses Wasserstrahls beruht auf dem Drucke des dahinterliegenden Wassers; wenn man daher diesen Druck durch irgend eine

andere Kraft ersetzt, so bedarf es eines Wasserdrucks nicht. Wendet man z. B. ein Druckwerk an, etwa eine durch Wasser oder Dampfkraft betriebene Pumpe, so kann man S. ohne Wasserdruck, also statt am Fuße von Bergen auch in der Ebene herstellen. Die Fontänen von Herrenhausen, Berlin und Potsdam sind Beispiele ähnlicher Vorrichtungen. (S. Druckwerk.) Dehnt man im geschlossenen Raume die Luft durch Wärme aus und ersetzt so den Wasserdruck, so erhält man ebenfalls einen S., und ein also hergestellter ist der Heronsball (s. d.). Natürliche S. sind die Artesischen Brunnen (s. d.). Die neuern Wasserleitungen, bei denen das zur Versorgung einer Stadt nötige Wasser in großen Behältern oberhalb derselben angesammelt wird (Reservoirs), begünstigen die Anlage von S., welche gewissermaßen einen augenscheinlichen Beweis von dem in der Leitung wirkenden Druck bieten. Beispiele dieser Art sind der Hochstrahlbrunnen in Wien, die Anlagen in Stuttgart u. s. w. Von Einfluß auf die Höhe des springenden Strahls ist auch die Beschaffenheit der Mundöffnung, aus der das Wasser ins Freie tritt.

Springe (in Hannover), auch Hallerspringe, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Hannover, in einem von den bewaldeten Vorbergen des Deister und des Osterwaldes eingeschlossenen Thale, an den Quellen der Haller, Station der Linie Hannover-Altenbeken der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2700 meist luth. E. und hat Steinbrüche, Ziegeleien, Holzschneidereien, eine Wollgarnspinnerei, zwei Teppichfabriken, eine Wattenfabrik und Dampfmahlmühlen. Etwa 3 km von S. liegt das jetzt dem Deutschen Kaiser gehörige Jagdgehege der Saupark mit einem Jagdschloß (Oberförsterei). Auf dem Ebersberge (1 km von der Stadt) ist die Deisterpforte mit Aussichtsturm. S. verdankt seine Entstehung einer Burg, welche die Grafen von Hallermund auf dem nahen Burgberge erbauten; diese Feste wurde 1459 von Herzog Wilhelm dem Ältern von Braunschweig-Lüneburg zerstört und ist seitdem Ruine.

Springen, das Abschnellen des Körpers vom Boden mit einem Fuße oder beiden Füßen in die Höhe, Weite oder Tiefe, war schon bei den alten Griechen eine Hauptübung und ist es auch in der Turnkunst wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die körperliche Entwickelung und das Wohlbefinden des Menschen. Beim Freispringen ist der Springer lediglich auf die eigene Sprungkraft angewiesen, wird aber dieselbe durch geschickte Handhabung eines Gerätes unterstützt, so ist es Gerätspringen (gemischtes S.). Je nach Namen der Geräte unterscheidet man hier Stab-, Pferd-, Bockspringen u. s. w.

Springer (Ant. Heinr.), namhafter Geschichtschreiber und Kunstschriftsteller, geb. 13. Juli 1825 zu Prag, machte seine Studien daselbst, promovierte im März 1848 zu Tübingen und habilitierte sich zu Prag für das Fach der neuern Geschichte. Daneben wirkte er in der Presse im Sinne der Rechten des Reichstags für Föderativverfassung und Versöhnung der Nationalitäten, sowie für den Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bunde. Unter dem Ministerium Schwarzenberg-Thun wurde S. die Erlaubnis zum Lesen nicht weiter verwilligt und die von ihm geleitete Zeitung «Union» nach achtwöchentlichem Bestehen auf Befehl Schwarzenbergs unterdrückt, weil sie die olmützer Konferenzen im preuß. Sinne beurteilte. Im Herbst 1852 ging S. nach Bonn, wo er sich an der Universität für neuere Kunstgeschichte habilitierte, aber erst 1860 eine ordentliche Professur erlangte. Im J. 1872 an die neu errichtete Universität Straßburg berufen, wurde er zum ersten Prorektor derselben erwählt. Seit 1873 wirkt S. als ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Leipzig. Unter seinen histor. Schriften sind hervorzuheben: «Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden» (2 Bde., Lpz. 1863—65), «F. Ch. Dahlmann» (2 Bde., Lpz. 1870—72), «Paris im 13. Jahrh.» (Lpz. 1856) und «Geschichte des Revolutionszeitalters» (Prag 1849), «Österreich nach der Revolution» (Prag 1850) und «Österreich und Preußen in Deutschland» (Prag 1851). Sehr geschätzt sind S.s kunsthistor. Arbeiten: die «Kunsthistor. Briefe» (Prag 1852—57), «Die Baukunst des christl. Mittelalters» (Bonn 1854), «Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrh.» (Lpz. 1859), «Bilder aus der neuern Kunstgeschichte» (2. Aufl., Bonn 1886), «Rafael und Michel Angelo» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1883). Zu seinen kleinern Schriften dieser Art gehören die «Ikonographischen Studien» (Wien 1860), «Rafaels Disputa» (Bonn 1860), «Rafaels Schule von Athen» (Wien 1883); die Schrift «De artificibus laicis et monachis medii aevi» (Bonn 1862), «Die mittelalterliche Kunst in Palermo» (Bonn 1869) und «Michel Angelo in Rom» (Lpz. 1875). Auch bearbeitete S. die deutsche Ausgabe von Crowes und Cavalcaselles «Geschichte der altniederländ. Malerei» (Lpz. 1875).

Springfield heißen mehrere amerik. Städte:

1) Springfield, Stadt in Hampden County im Staate Massachusetts, am linken (östl.) Ufer des Connecticutflusses, an vier verschiedenen Eisenbahnlinien, hatte 1860 über 15000, 1880 schon 33340 E. S. hat ein schönes Rathaus, eine Musikhalle, ein Gerichtsgebäude aus Granit, eine Stadtbibliothek von 37000 Bänden, eine sehr schöne Hochschule, mehrere prachtvolle Kirchen, einen 24 ha umfassenden Park («Hampden-Park») und einen 16 ha umfassenden schönen Kirchhof. Die Industrie ist bedeutend: in 434 Etablissements werden besonders Baumwoll- und Wollwaren, Eisenbahnwagen, Waffen, Dampfmaschinen, Gold- und Silberwaren, Schreibmaterialien, Papierkragen hergestellt. Das Arsenal der Vereinigten Staaten beschäftigt 5—700 Arbeiter.

2) Springfield, Stadt in Clark County im Staate Ohio, liegt am Zusammenfluß des Lagonda-Creek und des Mad-River und an sechs verschiedenen Eisenbahnen. Im J. 1850 hatte sie über 5000, 1880 schon 20730 E. Die Stadt liegt im Centrum der reichsten Ackerbaugegend des Staats. Der Handel mit Weizen, Korn, Mais und Vieh, besonders Schweinen, ist deshalb sehr bedeutend. S. hat 170 industrielle Etablissements, namentlich für Mäh- und Erntemaschinen, 1 Seminar, das evang.-lutherische Wittenberg-College mit einer Bibliothek von 6000 Bänden, eine öffentliche Bibliothek und 20 Kirchen.

3) Springfield, Hauptstadt des Staates Illinois, liegt 9 km vom Sangamonfluß. Gegründet 1822, wurde sie 1837 Staatshauptstadt; 1840 hatte sie nur 2579, 1860 schon 9320 und 1880 aber 19743 E. Die Stadt liegt in einer schönen Prairie und hat sehr schöne öffentliche Gebäude, von denen das Kapitol, das Zollamt, das

Gerichtsgebäude, das Arſenal und die Hochſchule die bedeutendſten ſind. S. betreibt regen Handel und hat 116 Etabliſſements, worunter die Mühlen, Eiſengießereien, Maſchinenwerkſtätte, Walzwerke, Brauereien, eine Uhren-, Wagen-, Möbel-, Beſenfabrik hervorzuheben ſind, eine Hochſchule und eine öffentliche Bibliothek. S. war die Heimat des Präſidenten Lincoln, der 3 km nördlich von der Stadt auf dem Oak-Ridge-Kirchhofe unter einem prächtigen, 15. Okt. 1874 enthüllten Marmordenkmal begraben liegt.

4) Springfield, Hauptſtadt von Greene County, im ſüdweſtl. Teile des Staates Miſſouri, am Wilſon-Creek, an der Atlantic- und Pacific-Eiſenbahn, zählt (1880) 6522 E. S. liegt in einer der reichſten Blei- und Zinkgegenden, hat 2 große öffentliche Schulen, mehrere Mühlen, 4 Tabaksfabriken u. ſ. w. und iſt der Sitz des Drury-College. Während des Bürgerkriegs fanden in und bei S. mehrere Gefechte ſtatt; in einem derſelben fiel am 10. Aug. 1861 der nördl. General Nathaniel Lyon.

Springflut, ſ. Ebbe und Flut.

Springgurke, ſ. unter Momordica.

Springhaſe, ſ. unter Springmäuſe.

Springkäfer, ſoviel wie Schnellkäfer (ſ. d.).

Springkraut, ſ. unter Impatiens.

Springläuſe, ſ. Blattflöhe.

Springmäuſe (Dipodida) nennt man eine meiſt nur in ſüdl. Ländern vorkommende Familie von Nagetieren mit kurzen Vorderfüßen, ſehr langen und kräftigen hintern Springbeinen und langem Balancierſchwanze, die in Erdhöhlen leben, in trocknen Gegenden eine nächtliche Lebensweiſe führen und ſich von Pflanzen nähren. Die eigentlichen Springmäuſe (Dipus), mit rundem, dickem Kopfe, der außerordentlich lange Schnurren trägt, ſehr langen, dreizehigen Hinterbeinen, großen Ohren und nacktem, nur einen Endbüſchel tragendem Schwanze, bewohnen in mehrern Arten, von denen die ägyptiſche Springmaus (Dipus aegyptiacus, Tafel: Nagetiere I, Fig. 7) die häufigſte iſt, Nordafrika, Ägypten, Kleinaſien; die Pferdeſpringer (Alactaga) die ruſſ. Steppen; die Hüpfmäuſe (Jaculus) den höchſten Norden Amerikas; der in der äußern Geſtalt den Kängurus ſehr ähnliche und von den übrigen Gattungen bedeutend abweichende Springhaſe (Pedetes) Südafrika.

Springprozeſſion, ſ. unter Echternach.

Springrüßler, ſoviel wie Röhrrüßler (ſ. d.).

Springſchwänze (Poduridae) heißt eine Familie der Thyſanuren, ausgezeichnet durch einen Springapparat, der eine Verlängerung des Hinterleibes von Geſtalt eines Stiefelknechts oder einer zweizinkigen Gabel iſt, in der Ruhe unterhalb des Bauches getragen wird, beim raſchen Ausſtrecken gegen die Erde ſchlägt und die Tierchen durch den Rückſtoß vorwärts ſchnellt. Dieſe kleinen Inſekten bewohnen allerlei feuchte Orte, finden ſich gelegentlich auf Blumentöpfen und ſind bisweilen in ſolchen Maſſen aufgetreten, daß ſie, auf die Schienen geraten, Eiſenbahnzüge zum Stehen gebracht haben. Zu ihnen gehört auch der Gletſcherfloh (Podura glacialis, Tafel: Inſekten IV, Fig. 36).

Springwurm, ſoviel wie Spulwurm.

Sprit, ſoviel wie Spiritus, ſ. unter Alkohol.

Spritzbewurf, ſ. unter Abputz.

Spritzen heißen Werkzeuge oder Maſchinen, mittels deren Waſſer oder eine andere Flüſſigkeit in einem Strahl mit mehr oder weniger großer Gewalt fortgetrieben und an eine beſtimmte Stelle gebracht wird. In der einfachſten Geſtalt beſteht die S. aus einem Cylinder, an deſſen einem Ende mit enger Öffnung die eingefüllte Flüſſigkeit austritt, wenn von der entgegengeſetzten Seite ein Kolben an ſeinem Stiel mit der Hand hineingeſchoben wird. Am wichtigſten ſind die Feuerſpritzen (ſ. d. und unter Druckwerk und Pumpen), oft kurzweg Spritzen genannt. Für chirurgiſche Zwecke hat man Klyſtier-, Wund-, Augen-, Magenſpritzen u. ſ. w. Über Gartenſpritzen ſ. unter Gartengeräte.

Spritzfiſch (Chelmon rostratus), ein zu den Squamipennen gehöriger Fiſch von gelblicher Farbe mit fünf braunen, weißgeſäumten Querbinden, einem runden, ſchwarzen, weißgerandeten Fleck auf der Rückenfloſſe und mit einer rüſſelartig verlängerten Schnauze. Er bewohnt die oſtind. Meere, beſonders an der javaniſchen Küſte und erhaſcht ſeine Beute in derſelben Art wie der Schütze (ſ. d.).

Spritzflaſche, Vorrichtung des chem. Laboratoriums, deren man ſich vorzugsweiſe zum Auswaſchen von auf Filtern geſammelten Niederſchlägen bedient. Sie beſteht aus einer, mit einem zweimal durchbohrten Kautſchukſtöpſel verſchloſſenen Kochflaſche; durch die eine Bohrung iſt ein ſtumpfwinkelig gebogenes, dicht unter dem Stöpſel endendes, beiderſeitig offenes Glasrohr geführt, während die andere Bohrung ein bis zum Boden reichendes Glasrohr, welches außerhalb der Flaſche im ſpitzen Winkel gebogen und an ſeinem Ende zu einer feinen Spitze ausgezogen iſt, aufnimmt. Wird in die mit heißem oder kaltem Waſſer gefüllte Flaſche durch erſteres Rohr Luft eingeblaſen, ſo dringt aus der Spitze ein feiner Waſſerſtrahl hervor, den man beliebig auf jede Stelle des Filters dirigieren kann.

Spritzgurke, ſ. unter Ecballium.

Sprocke (Sprakwürmer), die Larven der Köcherjungfern.

Sprödglaserz, auch Stephanit oder Melanglanz genannt, eins der reichſten Silbererze, kryſtalliſiert rhombiſch, aber in Kombinationen, welche Hexagonalen ähneln (wie ſtark abgeſtumpften horizontalen Pyramiden, dicken ſechsſeitigen Tafeln), iſt eiſenſchwarz bis ſchwärzlich bleigrau, milde, von der Härte 2 bis 2,5 und dem ſpezifiſchen Gewicht 6,2. Die Analyſen ergeben die Formel Ag_3SbS_4, was ſich deuten läßt als $5\,Ag_2S + Sb_2S_3$, und einer Zuſammenſetzung von 68,5 Proz. Silber, 15,2 Antimon und 16,3 Schwefel entſpricht, doch wird oft ein Teil Silber durch etwas Eiſen und Kupfer, ein Teil des Antimons durch Arſen erſetzt. Erwärmte Salpeterſäure zerſetzt das Mineral leicht unter Abſcheidung von Schwefel und Antimonoxyd. Es findet ſich auf den Erzgängen von Freiberg, Schneeberg, Annaberg, Johanngeorgenſtadt, Joachimsthal und Przibram in Böhmen, Andreasberg im Harz, Schemnitz und Kremnitz in Ungarn, Kongsberg in Norwegen, auf dem Comſtock-Gang in Nevada, zu Zacatecas in Mexiko.

Sprödigkeit, die Eigenſchaft harter Körper, durch einen Stoß oder geringe Verletzung ihrer Oberfläche in mehrere Stücke zu zerſpringen.

Sproß (botan.), ſ. unter Aſt.

Sproſſer nennt man die ſog. große Nachtigall (Sylvia Philomela), ſ. unter Nachtigall.

Sproſſung (zoolog.), ſ. Knoſpung.

Sproſſung oder Proliferation, ſ. unter Proliferierend.

Sprottau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, am Bober, in welchen hier die Sprotta mündet, und an der Linie Glogau-Hansdorf der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1885) 7516 meist prot. E. Unter den Gebäuden des Ortes zeichnen sich aus das neue, sehr ansehnliche Rathaus, das Realgymnasialgebäude, die evang. und die sehr alte kath. Kirche, das Amtsgericht (ehedem ein Nonnenkloster) und die Kaserne. Rings um die Stadt ziehen sich hübsche Promenaden. S. hat eine vortreffliche Wasserleitung und ein sehr beträchtliches Kommunalvermögen (7149 ha wohlbestandenen Forst, sieben Rittergüter u. s. w.). Von Unterrichtsanstalten bestehen ein Realgymnasium, eine evang. und eine kath. Bürgerschule und eine höhere Töchterschule. Zwei bedeutende Mühlenwerke (Niedermühle und Obermühle) exportieren ihre Fabrikate nach allen Richtungen Deutschlands hin. Außerdem bestehen Fabriken für Zündwaren, Cigarren, künstliche Blumen, Brückenwagen, Teppiche, Chemisetts, Tabak und Öl. Auch ist der Holzhandel nicht ohne Bedeutung. S. ist die Vaterstadt von Heinrich Laube. In der Umgebung S.s liegen die Hüttenwerke Mallmitz (s. d.), Kittlitztreben und die Wilhelmshütte in Nieder-Eulau, eine der größten und renommiertesten Maschinenbauanstalten Schlesiens; ferner die Wettersche Knochenfabrik und die Wichelsdorfer Sirup- und Stärkefabrik. — Der Kreis Sprottau zählt (1885) auf 726,9 qkm 35 797 E.

Sprotte oder Breitling (Clupea s. Harengula Sprattus, Tafel: Fische I, Fig. 14), eine zur Gattung Hering gehörige Fischart, welche in der Nord- und Ostsee gemein, dem Hering ähnlich, aber nur 10 bis 15 cm lang wird, keine Zähne auf dem Pflugscharbeine hat und auf dem einfarbigen Kiemendeckel nicht geadert, sondern strahlig gestreift ist. Am Bauchkiel bilden scharfe Schuppen eine Reihe von Sägezähnen. Zur Laichzeit tritt ein goldiger Seitenstrich deutlich hervor, und die Rückenflosse hat 16 Strahlen. Während des Herbstes nähert die S. sich in größern Scharen den Küsten, um zu laichen, und der außerordentlich ergiebige Fang beginnt in England im November und wird dort während des ganzen Winters fortgesetzt. Die S. ist zart und wohlschmeckend und wird im Innern Deutschlands gesalzen und geräuchert gegessen; besonders sind die Kieler Sprotten (Flückheringe) geschätzt. In England benutzt man diese Fische wegen der übergroßen Menge auch als Düngemittel.

Sprüche Salomonis, s. Salomo.

Spruchkollegium, s. Dikasterion.

Sprüchwort, s. Sprichwort.

Sprudel heißt die Hauptquelle Karlsbads (s. d.), und diesem Namen entspricht vollständig das gewaltsame Hervorsprudeln des heißen Wassers aus einer Öffnung der sog. Sprudeldecke. Diese Quelle entspringt mit einer Temperatur von + 58,8° R. eigentlich aus dem Granit, welcher den Thalboden bildet; doch hat sich darüber nach und nach durch Ablagerungen eine Decke aus Kalk (eben jene Sprudeldecke) gebildet. Die Wassermasse der Quelle beträgt jährlich ungefähr 15 Mill. Hektoliter und enthält etwa 22 Mill. Pfd. mineralischer Bestandteile aufgelöst. Diese sind vorherrschend schwefelsaures Natron, kohlensaures Natron und Chlornatrium. Außerdem aber enthält das Wasser noch kohlensauren und schwefelsauren Kalk, kohlensaure Talkerde, Strontian, Eisenoxydul und Manganoxydul, phosphorsaure Thon- und Kalkerde, Fluorcalcium, Kieselerde, Borsäure, Lithion, Jodnatrium, Bromnatrium, Rubidium und Cäsium, sowie Spuren von Kupfer, Zinn, Antimon, Blei, Arsen, Chrom, Barium, Selen und Bor. Durch Ablagerung eines Teils des im Wasser aufgelösten kohlensauren Kalks entsteht der sog. Sprudelstein, ein dem Aragonit entsprechender Kalksinter. Diese Eigenschaft des Wassers benutzt man, um künstlich allerlei Gegenstände mit solchen durch Eisenoxyd bräunlichen Steinrinden überziehen zu lassen. Im Bereiche der Sprudelschale, in einer Ausdehnung von etwa 400 m, meist am linken Ufer der Tepl entspringen noch viele warme Mineralquellen, von denen 12 künstlich gefaßt sind und ihre besondern Namen haben. Alle diese Quellen sind in Betreff der Menge und Art der mineralischen Bestandteile ganz gleich mit dem S. und von ihm nur durch den höhern oder niedrigern Wärmegrad und den zum Teil eben dadurch bedingten größern oder geringern Gehalt an kohlensaurem Gase verschieden. Die kühlste dieser Quellen (die Kaiser-Karls-Quelle) zeigt 35,7° R. In der neuesten Zeit erhielt der S. eine neue Fassung und eine Kolonnade.

Sprudelstein, s. unter Sprudel.

Spruner von Merz (Karl), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, Kartograph und Geograph, geb. 15. Nov. 1803 zu Stuttgart, erhielt seit 1814 seine Jugendbildung im Kadettenkorps zu München. Im J. 1825 zum Lieutenant befördert, fand er hinreichend Muße, durch eifrige Studien in den hierzu so geeigneten Garnisonen zu München, Bamberg und Würzburg die umfassenden Vorarbeiten zu den von ihm beabsichtigten histor.-geogr. Werken zu machen. Als Frucht seiner Forschungen erschien zunächst einiges in den «Mitteilungen des Historischen Vereins für Oberfranken», dann die Schrift «Bayerns Gaue» (Bamb. 1831), welche gegen Herrn von Lang gerichtet war, und eine «Gaukarte des Herzogtums Ostfranken» (Bamb. 1835). S.s Hauptwerk ist der große «Histor.-geogr. Handatlas» in drei Abteilungen (118 Blatt, Gotha 1837—52; 2. Aufl. 1853 fg.). Für das Studium der alten Geschichte veröffentlichte er einen «Atlas antiquus» (3. Aufl., neu bearbeitet von von Menke, Gotha 1865) und für das Mittelalter und die Neuzeit einen «Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit» (90 Blatt, Gotha 1871—78); ferner einen «Histor.-geogr. Schulatlas des Gesamtstaates Österreich» (Gotha 1860) und einen von Deutschland (Gotha 1866) und einen «Histor.-geogr. Schulatlas» (Gotha 1873), dann «Historico-geographical Hand-Atlas» (Lond., Gotha, Neuyork 1861). Außerdem erschien von S. ein musterhaft gearbeiteter «Histor. Atlas von Bayern» (7 Blatt, Gotha 1838). Auch gab er mit Hänle mehrere Reisehandbücher an den Main und in die unterfränk. Gebirge heraus, die sich durch gewissenhafte Quellenforschung wie gefällige Darstellung vorteilhaft auszeichnen. Zwei größere, mit Hänle begonnene Arbeiten, die «Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten» (Gotha 1846—48) und die «Württemb. Lustschlösser» (Stuttg. 1847 fg.), wurden durch die Ungunst der Zeitverhältnisse unterbrochen. Schon früher mehrfach von dem damaligen Kronprinzen Maximilian mit wissenschaftlichen Aufträgen betraut, ward S., nachdem derselbe den Thron bestiegen, 1851 in den Generalstab als Hauptmann

versetzt. Er avancierte 1852 zum Major, 1855 zum Oberstlieutenant, 1860 zum Generalmajor, 1869 zum Generallieutenant. Inzwischen hatte ihn 1855 der König Maximilian II. zu seinem Flügeladjutanten erwählt, in welcher Stellung er sich fortwährend des besondern Vertrauens desselben zu erfreuen hatte. Ludwig II. ernannte S. 1864 zu seinem Generaladjutanten. Unter S.s spätern kartographischen Arbeiten sind hervorzuheben die im Auftrage des Königs Maximilian II. angefertigte «Histor. Karte von Europa, Westasien und Nordafrika» (in 9 Haupt- und 6 Nebenblättern), der «Histor.-geogr. Schulatlas» (22 Blatt, Gotha 1856), der «Histor.-geogr. Schulatlas von Deutschland» (12 Blatt, 2. Aufl., Gotha 1866), der «Histor.-geogr. Schulatlas des Gesamtstaats Österreich» (13 Blatt, Gotha 1860) und der «Historico-geographical handatlas» (26 Blatt, Gotha 1861). Von S.s histor. Schriften sind zu nennen: der «Leitfaden zur Geschichte von Bayern» (2. Aufl., Bamb. 1853), die Monographie «Pfalzgraf Rupert der Cavalier» (Münch. 1854) und «Die Wandbilder des bayr. Nationalmuseums» (Münch. 1868), welche den Text zu Jos. Alberts Photographien bilden. Sie wurden unter dem Titel «Charakterbilder aus der bayr. Geschichte» (Münch. 1878) neu herausgegeben. S. schrieb auch drei histor. Schauspiele: «Graf Arcos Heldentod», «Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach» und «Die Wege des Glücks». Auch ist er der Verfasser der «Jamben eines greisen Ghibellinen» (Bonn 1876), denen ein weiteres Heft: «Aus der Mappe des greisen Ghibellinen» (Münch. 1882) folgte. S. trat im Sommer 1886 in Ruhestand.

Sprungfedern, soviel wie Schraubenfedern, s. unter Federn (metallische).

Spule (frz. bobine, roquet; engl. bobbin, spool), an Spinnrädern und Spinnmaschinen ein öfters an den Enden mit Scheiben versehenes Röhrchen zur Aufnahme des gesponnenen Fadens.

Spülkanne (chirurg. Apparat), s. Irrigator.

Spuller (Eugène), franz. Publizist, geb. 8. Dez. 1835 in Seurre (Côte-d'Or), studierte die Rechte, wurde Advokat in Paris, beschäftigte sich aber seit 1863 ausschließlich mit Journalistik. Der nämlichen demokratischen Fraktion wie Gambetta angehörend, stand er mit diesem in den intimsten Beziehungen, machte mit ihm 7. Okt. 1870 die Luftballonfahrt von Paris nach Tours und war während Gambettas Diktatur in Tours und Bordeaux dessen Sekretär. Im J. 1872 trat er in die Redaction der «République française» ein, wurde 1876 Mitglied der Deputiertenkammer und in dem Gambettaschen Ministerium vom 14. Nov. 1881 Unterstaatssekretär des Auswärtigen. In der Session von 1884 wurde S. 10. Jan. zum Vizepräsidenten der Kammer gewählt. In der Kammersitzung vom 27. Nov. 1884 wurde die von S. beantragte Tagesordnung, welche dem Kabinett Ferry in der Tongking-Angelegenheit ein Vertrauensvotum gab, angenommen.

Spulmaschine (frz. bobineuse, bobinoir, machine à bobiner; engl. bobbin-frame, winding-frame, winding-machine), eine maschinelle Vorrichtung zum Aufwickeln von Fäden auf Spulen. (S. unter Seide und unter Weberei.)

Spulrad (frz. rouet à bobiner, engl. spooling-wheel), s. u. Seide, Spinnen und Weberei.

Spulwürmer, s. Ascariden.

Spundbohrer, s. u. Bohrer und Bohrmaschinen.

Spundhobel, s. u. Hobel, Bd. IX, S. 278b.

Spundmaschine (frz. machine à bouveter, engl. grooving-machine), s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 350b fg.

Spur wird bei einem Schachtofen die Rinne genannt, über welche die geschmolzenen Massen aus dem Ofen heraus und in einem vor demselben befindlichen Herd behufs Absonderung nach dem spezifischen Gewicht ablaufen können.

Spur (in der Jägersprache), s. unter Fährte.

Spureusteine, die natürlichen äußern Abdrücke pflanzlicher oder tierischer Organismen, besonders die Fußstapfen vorweltlicher Tiere.

Spurgeon (Charles Haddon), engl. Nonconformistenprediger, geb. 19. Juni 1834 in Kelvedon in Essex, wurde Unterlehrer zu Cambridge, trat hier in eine Gesellschaft baptistischer Laienprediger und predigte als 16jähriger Jüngling mit so großem Erfolge, daß wenige Monate später (1851) die Baptistengemeinde in dem Dorfe Waterbeach ihn zu ihrem Prediger erwählte. Im J. 1853 wurde er Prediger der Baptistengemeinde von New-Parkstreet-Chapel in London, wo sein Ruf bald in das Volk drang. Im J. 1855 mußte man einen vergrößernden Umbau der Kirche vornehmen, während welcher Zeit S. vier Monate lang in Exeter-Hall predigte, deren gewaltige Räumlichkeiten sich jedoch ebenfalls für die andrängende Zuhörerschaft als ungenügend erwiesen. Auch die umgebaute Kirche in New-Parkstreet genügte der rasch zunehmenden Gemeinde nur kurze Zeit, sodaß sie sich 1856 zur Übersiedelung in die Surrey-Music-Hall, das umfangreichste, 10—15000 Personen fassende öffentliche Lokal Londons, veranlaßt sah. Ende des J. 1861 wurde eine eigene Kirche unter dem Namen des Metropolitan-Tabernacle mit einem Kostenaufwande von 31000 Pfd. St. vollendet. Das Gebäude enthält außer der zum Gottesdienste bestimmten Halle, welche 6000 Personen faßt, Schulsäle für 1500 Zöglinge und ein Auditorium für 1000 Personen, nebst andern für die Gemeindeverwaltung bestimmten Räumlichkeiten. In diesem Mittelpunkte hat seitdem die Gemeinde S.s sich nicht nur behauptet, sondern von demselben aus durch Gründung von Schulen, Predigerseminarien und Waisenhäusern ihren Einfluß stetig erweitert. In dogmatischer Hinsicht vertritt er die Lehre der Baptisten von der Taufe, sowie den Glauben an ein nicht mehr fernes Tausendjähriges Reich. Als Organ seiner Gemeinde gibt S. seit 1859 den «New-Parkstreet Almanack», seit 1865 die Zeitschrift «The Sword and the Trowel» heraus. Im J. 1859 erschienen «Gems from S.», 1865 «Anecdotes and sayings of S.», die «Predigten» auch in deutscher Übersetzung (4 Bde., Hamb. 1860—73).

Spurinna (Vestricius), ein als Feldherr und Dichter bekannter Römer in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr., geb. 24 n. Chr., älterer Zeitgenosse des jüngern Plinius und des Tacitus, wurde infolge seiner siegreichen Kämpfe gegen die Germanen am Rhein bei seiner Rückkehr nach Rom mit Auszeichnungen überhäuft, zog sich aber später vom öffentlichen Leben zurück. Seine lyrischen Poesien werden von Plinius namentlich wegen ihrer Anmut gerühmt. Die zuerst von Kasp. Barth in der Sammlung der «Poetae venatici et bucolici» (Hannov. 1613) unter S.s Namen aus einer angeblichen merseburger Handschrift bekannt gemachten vier Oden sind jedoch jedenfalls nicht von

S. verfaßt und wahrſcheinlich unecht. Eine Ausgabe, unter Vorausſetzung ihrer Echtheit, beſorgte Arx (Frankf. 1840). Zuletzt ſind ſie in Rieſes «Anthologia Latina» (Bd. 2, Lpz. 1870) und von Bährens, der ſie wieder wenigſtens teilweiſe für echt halten möchte, in den «Poetae latini minores» (Bd. 5, Lpz. 1883), herausgegeben.

Spurinna hieß auch der Haruſpex oder Wahrſager, der Cäſar vor den für ihn ſo verhängnisvollen Idus des März warnte.

Spurſtein, ſ. unter Kupfer, Bd. X, S. 678b.

Spurweite (der Schienenſtränge), ſ. u. Eiſenbahnen, Bd. V, S. 861.

Spurzapfen, ein Zapfen, bei welchem der größte vorkommende Druck in der Achſenrichtung wirkt und von der Grundfläche aufgenommen wird.

Spurzheim (Kaſp.), einer der erſten Anhänger der Galliſchen Schädellehre, wurde 31. Dez. 1776 zu Longwich bei Trier geboren, erhielt im Kollegium zu Trier ſeine erſte Bildung, ging 1795 nach Wien, um Medizin zu ſtudieren, wurde hier mit Gall (ſ. d.) und deſſen Syſtem bekannt und ſchloß ſich ſo eng an erſtern an, daß er bis 1813 alle Schickſale mit ihm teilte. Im letztern Jahre ging er nach England und hielt in mehrern Städten phrenologiſche Vorträge, in denen er jedoch zuweilen von Galls Anſichten abwich. Seit 1817 lebte er wieder in Paris, wo er ſich die mediz. Doktorwürde erwarb und praktizierte, dann 1821—28 in England, wo er ſehr beſuchte Vorleſungen hielt, hierauf abermals in Paris. Im J. 1832 ging er nach Boſton in Nordamerika und erregte hier mit ſeinem Syſtem großes Aufſehen. Doch ſtarb er daſelbſt ſchon 10. Nov. 1832. Von S.s Schriften ſind hervorzuheben: «The physiognomical system of D. Gall and S.» (2. Aufl., Lond. 1815), «Outlines of the physiognomical system» (Lond. 1815), «On insanity» (Lond. 1817), «A view of the elementary principles of education» (Edinb. 1821 u. Boſt. 1832), «Sur la folie» (Par. 1818), «Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme» (Straßb. 1820; deutſch, Würzb. 1822). Vgl. Carmichael, «Memoir of the life and philosophy of S.» (Dublin 1833).

Sputum (lat.), der Auswurf.

Spuž (ſpr. Spuhſch), Städtchen in Montenegro, an der Zeta, mit etwa 1000 E., hat eine auf ſteilem Berge liegende Citadelle und war Schauplatz unzähliger Kämpfe zwiſchen den Montenegrinern und Türken. Erſtere eroberten S. zweimal (1789 und unter der Regierung des Vladika Peter II.), bis ſie es endlich 1878 durch den Berliner Frieden erhielten.

Squalidae, die wiſſenſchaftliche Benennung der Haifiſche (ſ. d.).

Squamipennes, Schuppenfloſſer, heißt eine charakteriſtiſche Familie der Knochenfiſche, von ſehr hoher, ſeitlich ſehr ſtark zuſammengedrückter Geſtalt mit großen weichen Schuppen, die nicht blos Kopf und Rumpf, ſondern auch einen großen Teil der ſenkrechten Floſſen bedecken. Sie bewohnen in etwa 120 Arten die tropiſchen Meere der Alten und Neuen Welt, beſonders aber um die auſtralaſiat. Inſeln. Zu ihnen gehört der Spritzfiſch, der Korallen- oder Klippfiſch (ſ. d., Chaetodon Meyeri; vgl. Tafel: Fiſche IV, Fig. 10) und der Schütz (ſ. d., Toxotes jaculator, Fig. 9).

Square (engl., ſpr. Skwär), Viereck, Quadrat; beſonders ein viereckiger, von Häuſern umgebener öffentlicher Platz, der mit einem eiſernen Gitter eingefriedigt, mit Raſen, Blumenbeeten, Statuen ꝛc. verſehen iſt.

Square mile (engl.), die engl. Quadratmeile.

Squatter (von to squat, ſich niederſetzen, kauern, hocken; ſich auf fremdem [meiſt der Regierung zugehörendem] Grund und Boden niederlaſſen) heißt in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Eindringling, der ſich ohne jeden Rechtstitel auf einem Stücke unbebauten Landes niederläßt und von dem Eigentümer meiſt im ſummariſchen Verfahren wieder vertrieben werden kann. Wenn es nun auch S. in den Städten gibt, d. h. Individuen, welche von leer ſtehenden Bauplätzen Beſitz ergreifen und dort ihre Hütten bauen, ſo pflegt man in Deutſchland gewöhnlich unter S. nur diejenigen Anſiedler zu verſtehen, welche in Ermangelung von Mitteln, um ſich in den dichter bevölkerten Gegenden anzukaufen, weiter ins Innere zogen und Niederlaſſungen in Gegenden gründeten, wohin man auf dem gewöhnlichen Koloniſationswege erſt weit ſpäter vorgedrungen wäre. Es wurde daher frühzeitig in Vorſchlag gebracht, die S. durch ſog. Vorkaufsgeſetze in dem Beſitz der occupierten Ländereien zu ſchützen, aus welchen ſie ohnehin durch die Gewalt nicht verdrängt werden konnten, und man ging dabei von dem Grundſatze aus, daß die auf Urbarmachung des Bodens verwendete Mühe und Arbeit ſchon an ſich einem darauf verwandten Kapital gleichkomme. Seit dem 1862 erlaſſenen Heimſtättegeſetze (Homestead Bill), das jedem in gutem Glauben ſich anſiedelnden Bürger oder Einwanderer 160 Acres Kongreßland unentgeltlich bewilligt, haben die auf die S. bezüglichen geſetzlichen Beſtimmungen nur noch Bedeutung für die Geltendmachung der Rechte ſeitens der Privateigentümer.

Squaws, die Frauen der nordamerik. Indianer.

Squier (Ephraim George), amerik. Reiſender und Altertumsforſcher, geb. 17. Juni 1821 in Bethlehem im Staate Neuyork, wurde 1849 zum Geſchäftsträger der Vereinigten Staaten in Guatemala und Nicaragua ernannt, wo er mit Erfolg den Verſuchen der Engländer, die Grenzen ihres Schutzgebiets Mosquitia auf Koſten Nicaraguas auszudehnen, entgegentrat. Nachdem er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt, gab er außer den intereſſanten «Sketches of travel in Nicaragua» (Neuyork 1851) ſein großes Werk «Nicaragua, its people, scenery and monuments» (2 Bde., Neuyork und Lond. 1852) heraus. Ferner erſchien von ihm: «Aboriginal monuments of the state of New York» (Waſhington 1851), «Antiquities of the State of New York» (Buffalo 1851), «Ancient monuments of the Mississippi Valley» (Waſhington 1848), «Notes on Central-Amerika» (Neuyork 1854), «Waikna, or adventures on the Moskito shore» (Neuyork 1855), «The States of Central-America» (Neuyork 1857), «Report of the survey of the Honduras Interoceanic Railway» (Lond. 1859), «Tropical fibres and their economical extraction» (Neuyork 1861), «Honduras, descriptive, historical and statistical» (1870), «Peru: Incidents of travel and exploration in the land of the Incas» (1876).

Squillace, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Catanzaro (Calabria Ulteriore II), 5 km von der Küſte des Golfs von Squillace, einer Einbuchtung des Joniſchen Meeres, Station der Eiſenbahn Taranto-Reggio, liegt auf einer iſolierten Anhöhe, iſt Sitz eines Biſchofs und zählt (1881) 3049 E. S., bei den Griechen Skylakion und

Skylletium, bei den Römern Scylacium auch Scyllaceum, Scolacium), war im Altertum zuerst eine Stadt der Önotrer, gehörte hierauf zum Gebiet von Kroton und wurde durch Achäer besiedelt, kam dann an die Bruttier und wurde 124 v. Chr. röm. Kolonie unter dem Namen Colonia Minervia; im Mittelalter hieß der Ort Scyllacium, später Squillacium. Cassiodorus, Staatsmann unter Theoderich d. Gr., wurde hier um 480 geboren, zog sich um 540 nach dem von ihm hier gegründeten Kloster Vivarium zurück und starb daselbst etwa 575. Bei S. wurde am 13. Juli 982 Kaiser Otto II. von den Sarazenen Siciliens geschlagen und sein Heer vernichtet.

Squilliden, s. Heuschreckenkrebse.

Squire (engl.), s. unter Esquire.

Sr, chem. Zeichen oder Symbol für Strontium.

Sr., Abkürzung für Sieur (Herr).

S. r., Abkürzung für salva ratificatione (lat.), mit Vorbehalt der Genehmigung, oder für salva remissione, vorbehaltlich der Rücksendung, oder für sub rubro, unter der Rubrik.

Sredec, ursprünglich Srédec (spr. -dez), slaw. Name von Sofia, der Hauptstadt von Bulgarien.

Sreznewskij (Izmail Iwanowitsch), bekannter russ. Gelehrter im Gebiete der russ. und slaw. Philologie und Archäologie, ward 1812 zu Jaroslawl geboren und brachte seine Jugend in Charkow zu, wo er auch seine Universitätsstudien machte. Er wurde dann Professor der Statistik daselbst, doch wandte er sich sehr früh auch der Ethnographie zu. Als am Ende der dreißiger Jahre die Begründung slaw. Katheder an den Universitäten beschlossen war, wurde S. mit Preiß, Bodjanskij und W. Grigorowitsch in die slaw. Länder geschickt. Nach dieser Reise (1839—42) bekam S. die Professur der slaw. Sprachen zuerst in Charkow und von 1847 an in Petersburg, wo er dann eine unermüdliche gelehrte Thätigkeit entwickelte. Zusammen mit den genannten Gelehrten war S. durch seine Universitätsvorlesungen und seine philologischen Schriften der erste Begründer der russ. Slawistik. Seine Werke waren zu gleicher Zeit der Erforschung der altruss. Sprache und Litteratur, der slaw.-russ. Mythologie, Altertümer und Paläographie gewidmet. Sie befinden sich hauptsächlich in den verschiedenen Publikationen der zweiten Abteilung der russ. Akademie der Wissenschaften. S. starb im J. 1880; eine ausführliche Biographie und ein Verzeichnis seiner Schriften ist von A. Bytschkow, seinem Kollegen in der Akademie, verfaßt (Petersb. 1881).

S. R. I., Abkürzung für Sanctum Romanum Imperium, d. h. das heilige röm. Reich.

Srinagar, Hauptort des indobrit. Distrikts Garhwal (s. d.)

Srinágar, Hauptstadt von Kaschmir (s. d.)

S romanum, in der Anatomie die Sförmige Krümmung des absteigenden Grimmdarms, s. unter Darm, Bd. IV, S. 885b.

S. R. S., in England übliche Abkürzung für Sf...., s. S.... [Societatis Regiae Socius.

S. S., Abkürzung für Sacra Scriptura (Heilige Schrift) und Sua Sanctitas (Seine Heiligkeit).

Sfabier, s. Mandäer.

Sschtschedrin, Pseudonym für Saltykow (s. d.).

Sse-tschouan, s. Setschuan.

St., Abkürzung für Saint, Sankt u. s. w.

St., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Jakob Sturm, Kupferstecher und Naturforscher, geb. 21. März 1771 zu Nürnberg, gest. daselbst 28. Nov. 1848, Verfasser mehrerer ikonographischer Werke über die deutsche Flora und Fauna.

S. T., Abkürzung für salvo titulo (lat.), mit Vorbehalt des Titels, oder sine titulo, ohne Titel.

Staal (Marguerite Jeanne Cordier, Baronin), franz. Memoirenschriftstellerin, geb. 30. Aug. 1684, war die Tochter des Malers de Launay zu Paris; daher sie meist unter dem Namen Mademoiselle de Launay bekannt ist. Sie kam als Kammerjungfer zur Herzogin von Maine und erwarb sich an deren kleinem Hofe zu Sceaux durch Witz und Talent im Versemachen die Zuneigung aller vornehmen und geistreichen Personen. Infolge der Cellamareschen Verschwörung ward auch sie zwei Jahre lang in die Bastille eingeschlossen. Im Jahre 1735 heiratete sie den bejahrten Kapitän bei der Schweizergarde und Maréchal-de-Camp Baron von S. Sie starb zu Gennevilliers 15. Juni 1750. Nach ihrem Tode erschienen ihre «Mémoires» (3 Bde., Par. 1755), mit Hinzufügung eines vierten Bandes, welcher zwei Lustspiele und eine Anzahl ihrer Briefe enthält. Die Memoiren, welche die J. 1715—20 umfassen, enthalten keine bedeutenden Enthüllungen, sind aber sehr meisterhaft und anziehend geschrieben. Auch die Briefe an den Marquis von Silly, an den Chevalier von Mesnil und an d'Héricourt, welche erst 1801 (2 Bde., Par.) herauskamen, fesseln durch Leichtigkeit und Eleganz. Ihre «Oeuvres complètes» erschienen in 2 Bänden (Par. 1821).

Staar, Vogel und Krankheit, s. Star.

Staat. Der Mensch hat ein doppeltes Wesen, ein individuelles und ein geselliges, dem auch eine doppelte Persönlichkeit, eine private und eine öffentliche, entspricht. (S. Person.) Die Einheit beider und ihre Bethätigung nach allen Richtungen des menschlichen Lebens ist aber ein notwendiges Erfordernis der Vernunft wie der Natur. Geht man von der geselligen Seite seines Wesens aus, so erscheint es als erste Folge derselben, daß der Mensch in geselligen Verhältnissen leben muß, daß er ohne Gesellschaft sich sittlich, intellektuell und in ökonomischer Beziehung nicht entwickeln, geschweige fortschreiten kann, daß aber in keiner Gesellschaft, wenn sie eine menschenwürdige sein soll, sein individuelles, privates, freies Wesen vernichtet werden darf. Dies vorausgesetzt, kann man alle menschlichen Vergesellschaftungen in zwei Hauptarten einteilen, nämlich: 1) in solche, bei denen das Interesse, der freie Wille der sich vereinigenden Persönlichkeiten das entscheidende Moment ist; 2) in solche, welche nur die Träger einer von den zufälligen Persönlichkeiten, ihren individuellen Interessen und Willen unabhängigen Ideen sind. Jede Gesellschaft hat etwas von beiden und kann von der einen Art in die andere übergehen; die angegebenen Momente entscheiden nur, zu welcher Klasse eine Gesellschaft in einem bestimmten Zeitpunkte gehört. Die Gesellschaften der erstern Art kann man im allgemeinen Associationen (s. d.) oder Gemeinschaften, die der andern Art Korporationen (s. d.) oder Gesamtpersonen nennen. Im Wesen der erstern liegt es, daß die Gemeinschaft sich immer durch eine freie Vereinigung der Willen ihrer Glieder bethätige; im Wesen der andern ist es begründet, daß die Bethätigung der Gesamtheit durch eine freie Unterordnung der jeweiligen Repräsentanten unter die durch sie personifizierte Idee realisiert werde. Das Wesen des Menschen verlangt nun absolut eine solche

Gestaltung der Gesell… …n verschiedenen
in voller rechtlicher … …keit und Zu-
lichen Gesellschaften … …an. Ist die
samtindividuelle) … …chen, weshalb
lichen Gemeinleben … …nicht ebenso gut
Unterordnung der … …von Aktiengesell-
durch äußere, notiger… …nur solche Unter-
bare Einrichtungen … …n S. betrachten
es, die man S. nennt … …dehnung und
faltigkeit in der … …reiche Interessen
Forderuis (Postulat … …chen einen öffent-
welche in diesem … …rer Klasse sind
intime, mehr oder … …rechnen, bei deren
sellschaft … …n leicht thatsäch-
am wenigsten … …. Einzelne Unter-
eine Mehrzahl von … …n, Druckereien u.s.w.
die entweder, … …nützigkeitsgründen
S. selbst … …Staatsfabriken als
(Korporationen … …schrittenen Kultur-
nur als eine … …en. Die zu seinem
erscheinen (… …uen und Bergwerke
Gesellschafts… …t ausbeuten, für die
Sinne umfaß… …en dagegen erscheint
Indem der … …rer als die direkte
einer fremden … …Von allen Kultur-
die oberste … …artig die größte Aus-
ist er souverän. … …n. Nach dem Budget
Gestaltung seiner … …Bruttoeinnahme der
form. Die … …679 Mill. Mark, die
das staatliche … …Mark; die staatlichen
prinzip. Betrachte… …Salinen liefern einen
als Form der … …Mark bei 90 Mill.
sich ergebenden … …orsten 53 Mill. Mark
stets Menschen … …netto, die Seehandlung
alle bloß fingierten … …Mill. Mark netto.
heitsform gewonnen … …ie Produktionszweige
entweder nur aus … …ch angewandt, so ge-
aus vergesellschafteter … …n Ideal des centra-
bestehen kann. … …freilich noch durch eine
weder Monarchie oder … …t der Verteilung der
stets wieder eine engere …
weder Aristokratie (s. d.) … …n im weitesten Sinne
In der Monarchie (s. d.) … …persönliche Angehörig-
zentration aller … …te als seiner höchsten
haupt und dessen … …n diesem Sinne be-
gnicher hervor, die … …allgemeine Staats-
dener die Macht … …henschaft. Im engern
selber zu regieren. … …n werden S. diejenigen
ist ein Versuch, die … …mt, welche polit. Rechte
denen der Republik … …ndig an dem öffentlichen
die repräsentative … …Diejenigen, welche dies
tem an der Spitze … …dere Wahlrecht und Wählbar-
der Monarchie zu … …llen Staaten, nicht besitzen,
Die Staatsformen … …ive, jene dagegen die vollen
(s. d.), die Regierungs… …S. genannt. Charakteristisch für
Despotismus und die … …die überall mit Erfolg hervor-
rungsprinzipien, denn … …denz, die Bedingungen des vollen
Despotismus, weil er … …gerrechts zu erleichtern und dadurch die
im persönlichen Inter… …aktiven S. zu vermehren, zugleich aber
und den Staatszw… …n Inhalt dieses Bürgerrechts, besonders
achtet; die Anarchie, … …m Gebiete der Selbstverwaltung, zu er-
Absolutismus, als … …rn. Die gewöhnlichen Voraussetzungen der-
Staatsprinzips, … …selben jetzt Indigenat (s. d.), männliches Ge-
weil er mit der … …gewisses Alter, Unabhängigkeit von der
ist. Unsere … …Armenunterstützung, in einigen Staaten
Leitung, und … …chtung eines Minimums an direkter
lichen … …er Erfüllung einer andern das Ver-
kauf. Aber … …cessenden Bedingung. Die Entziehung
Recht des … …lichen Ehrenrechts auf Zeit oder für

der Staatsbehörde durch die Generalprokuratoren die nötigen Weisungen, wie denn überhaupt die Staatsanwälte der untern Instanzen zu dem Generalprokurator des vorgesetzten Gerichtshofs in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen. Als Aufgabe des öffentlichen Ministeriums sind zu nennen im Kriminalprozeß: die Verfolgung aller Verbrechen und Vergehen sowohl durch Anregung und Beeinflussung der Voruntersuchung als durch Vertretung der Anklage bei der Hauptverhandlung, und die Sorge für Vollstreckung der Urtheile; im Civilprozeß: die Einleitung gewisser, von der öffentlichen Moral geforderter Klagen, z. B. wegen Trennung von Ehen zwischen nächsten Verwandten oder wegen Entziehung der gemißbrauchten väterlichen Gewalt, die Richtigstellung der Civilstandsregister, das Einstehen für Abwesende und Unmündige, die Überwachung von Streitsachen, bei denen das Interesse des Staats, der Korporationen, mitleidswerter Personen, der Ehefrauen hinsichtlich ihrer Mitgift und überhaupt die allgemeine Ordnung in Frage kommt. Für die Gesamtheit des Justizdienstes wird die S. durch Beaufsichtigung der Beamten, Verfolgung der Fehler gegen die Disciplin und Einwendung von Rechtsmitteln zur Bewahrung der Einheit in der Rechtspflege thätig, wie sie denn überall zur Wahrnehmung des Gesetzes verpflichtet ist.

Die deutschen Rheinlande hatten seit der Napoleonischen Herrschaft mit dem franz. Recht zugleich die S. unter unbedeutendern Abänderungen ihrer Zuständigkeit bewahrt. In der Mehrzahl der übrigen deutschen Staaten fand das Institut seit 1848, wiewohl unter Beschränkung seiner Thätigkeit auf das Strafverfahren, Eingang. Nach der Deutschen Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877 hat (nach §. 483) die S. auch die Strafvollstreckung; die Bestimmungen über die übrigen Funktionen sind enthalten in den §§. 158 fg., 338 fg., 416 fg. der Strafprozeßordnung, sowie im Tit. X (§§. 142—153) des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Jan. 1877. Bei dem Reichsgericht wird das Amt der S. ausgeübt von einem Ober-Reichsanwalt und mehrern Reichsanwälten, bei andern Gerichten durch Staatsanwälte und bei den Amts- und Schöffengerichten durch Amtsanwälte. Mit fast den nämlichen Attributen ist die S. in mehrern Schweizerkantonen, in Italien, Spanien, Belgien, Holland ausgestattet. In England, wo die Verfolgung von Verbrechen im allgemeinen dem privaten Belieben überlassen, und nur da, wo eine Verletzung der Kronrechte angenommen wird, der Generalanwalt (Attorney general, Solicitor general) zur Anklage ermächtigt ist, besteht kein öffentliches Ministerium. Ein Ansatz hierzu liegt höchstens in dem Gesetze vom 3. Juli 1879 (Prosecution of Offences Act). Nach schott. Rechte gehen indessen kriminelle Anzeigen dem bei jedem Sheriff court bestellten Procurator Fiscal, bei dem High court of justiciary dem Lord-advocate oder seinem Stellvertreter (Depute advocate) zu, welche in ähnlicher Weise wie die Staatsanwälte die Voruntersuchung veranlassen und wiewohl in völliger Unabhängigkeit von der Regierung, bei den öffentlichen Verhandlungen als prosecutors auftreten.

Litteratur. Delpon, «Essai sur l'histore de l'action publique» (Par. 1830); Massabiau, «Manuel du ministère public» (1876); Frey, «Die S. in Frankreich und Deutschland» (Erlangen 1850); Holtzendorff, «Die Reform der S.» (Berl. 1864); derselbe, «Die Umgestaltung der S.» (Berl. 1865); Keller, «Die S. in Deutschland» (Wien 1866); Gneist, «Vier Fragen zur deutschen Strafprozeßordnung» (Berl. 1874); Schütze, «Das staatsbürgerliche Anklagerecht» (Graz 1876); König, «Die Geschäftsverwaltung der S. in Preußen» (Lpz. 1883); Tinsch, «Die S. im deutschen Reichsprozeßrecht» (Erlangen 1884); von Mark, «Die S. bei den Land- und Amtsgerichten in Preußen» (Berl. 1884); Glaser, «Lehrbuch des Strafprozesses» (Bd. 2, Lpz. 1885).

Staatsarzneikunde (medicina publica oder politico-forensis) ist die Wissenschaft von der Anwendung der Medizin und ihrer Hilfswissenschaften zur Erreichung von Staatszwecken. Ihrem Umfange nach zerfällt sie in vier wohlgesonderte, inhaltreiche Disciplinen, in die Gerichtliche Medizin (s. d.), die Medizinalpolizei (s. unter Gesundheitspflege), die Medizinalordnung oder das Medizinalwesen (s. d.) und das Militärmedizinalwesen (s. d.). Spuren der S. finden sich schon bei den ältesten civilisierten Völkern, wie namentlich die ägypt. und mosaische Gesetzgebung mit ihren zahlreichen Sanitätsvorschriften beweisen. Einen durchgreifendern Einfluß auf die Rechtspflege gewann aber die Medizin erst durch die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. von 1532, in welcher nicht nur die Fälle einzeln angegeben sind, bei welchen Medizinalpersonen (Ärzte, Wundärzte und Hebammen) ihr Gutachten abgeben sollten, sondern auch die Art der Untersuchung eingehend vorgeschrieben ist. Bald darauf veröffentlichte Ambroise Paré die erste Anleitung zur Vornahme gerichtlicher Sektionen und Abfassung gerichtsärztlicher Gutachten. Gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. wurden die einzelnen Zweige der S. durch die Italiener Fortunatus Fidelis und Paolo Zacchias, die Deutschen Ammann, Welsch, Feltmann, Suevus, Bohn und Zittmann, die Franzosen de Blegny, Fodéré und Belloc, die Engländer Brown und Farr, den Spanier Vidal und die Schweden Kjoruarden und Martin wesentlich gefördert. Als eigentlicher Begründer der mediz. Polizei ist Jos. Peter Frank zu nennen. Die Periode einer gediegenen wissenschaftlichen Bearbeitung der S. begann erst mit der modernen Entwickelung der Naturwissenschaften und der neuern Umgestaltung der Strafgesetzgebung. Vgl. außer den Lehrbüchern von Henke, Mende und Krahmer und den ältern encyklopäd. Werken von Siebenhaar und Most Kraus und Pichler, «Encyklopäd. Wörterbuch der S.» (3 Bde., Stuttg. 1872—77). Über die neuesten Fortschritte in der S. geben die «Annales d'hygiène publique et de médecine légale», sowie die «Vierteljahrschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen» (Berl., seit 1852) fortlaufend Auskunft.

Staatsausgaben, s. unter Finanzen.

Staatsbankrott nennt man die Weigerung des Staats, seine rechtlich unzweifelhaften Schuldverbindlichkeiten zu erfüllen, geschehe dies nun aus Unvermögen oder aus Unredlichkeit, oder aus beiden Ursachen zugleich. Der S. kann erfolgen durch völlige Lossagung von der Schuld, sodaß die Staatsgläubiger Kapital und Anspruch auf Zinsen vollständig verlieren, durch Herabsetzung des Zinsfußes ohne Zustimmung der Gläubiger und ohne diesen die sofortige Rückzahlung des Kapitals anzubieten, durch Besteuerung der Zinscoupons, durch die Zahlung der Zinsen in einer verschlechterten

Münze oder in einem schlechten Papiergelde, durch die Herabsetzung des Werts des Staatspapiergeldes oder durch die massenhafte Ausgabe unterwertiger Scheidemünze. Wenn man beim Bankrott (s. d.) in Bezug auf die moralische Verwerflichkeit einen Unterschied machen kann, so ist der S. wohl noch verwerflicher als der Privatbankrott. Der Staat, als der Wächter und Wahrer des Rechts, fordert größeres Vertrauen als der Privatmann, und sein Bankrott verbreitet Verderben über große Kreise und gibt ein böses, weithin wirkendes Beispiel. Indes sind allerdings Umstände denkbar und möglich, welche den S. unvermeidlich machen, z. B. wenn ein großer, unglücklicher Krieg den Staat in seinen Grundlagen erschüttert und ihm die besten Einnahmequellen abgeschnitten hat. Selten übrigens entschließt sich ein civilisierter Staat zu einer offen ausgesprochenen Repudiation seiner Schulden; man begnügt sich in den schlimmsten Fällen gewöhnlich damit, die Zahlung der Zinsen faktisch einzustellen und läßt den Gläubigern die Hoffnung auf ein künftiges Arrangement. Eine Besteuerung der Coupons oder die Einlösung derselben in entwertetem Papiergeld ist formell eigentlich nur den auswärtigen Gläubigern gegenüber ein S. Übrigens hat sich die Börse und das Publikum in manchen Fällen dieser Art mit großer Leichtigkeit in die vollendete Thatsache gefügt, wie die spätere bedeutende Kurssteigerung dieser Papiere bewies.

Staatsbetrieb heißt der vom Staat auf eigene Rechnung unterhaltene Betrieb eines wirtschaftlichen (Produktions-, Handels- oder Transport-) Unternehmens. Derselbe ist entweder ein freies, indem der Staat die Konkurrenz anderer Unternehmer in dem gleichen Zweige ungehindert zuläßt, oder ein monopolistischer, wenn der Staat sich die Ausnutzung eines Verkehrszweigs ausschließlich vorbehalten hat. Im letztern Falle ist wieder zweierlei zu entscheiden: entweder ist das Monopol ein rein finanzielles, eine bloße Form der Erhebung einer Verbrauchssteuer von einem dazu geeigneten Gegenstand, wie das Tabaks- oder Salzmonopol in mehrern Staaten, oder dasselbe hat zugleich oder vorzugsweise eine allgemeine wirtschaftliche Bedeutung, wenn nämlich die Annahme gerechtfertigt ist, daß der Betrieb in den Händen des Staates für das Gesamtwohl zweckmäßiger und besser eingerichtet werden kann, als es von Privatunternehmern zu erwarten ist. Hierher gehört namentlich der Postbetrieb, der in allen, und der Telegraphenbetrieb, der in fast allen civilisierten Ländern als sogenanntes Regal dem Staate vorbehalten ist. Zu Gunsten dieser beiden S. macht man namentlich die Rücksicht auf die gleichmäßige Verteilung des Post- und Telegraphendienstes durch das ganze Land geltend, sowie auch die Möglichkeit, bei günstiger Finanzlage die Gebühren im allgemeinen Interesse auf einen für die Privatunternehmung nicht annehmbaren Stand herabzusetzen; auch sprechen die Erfahrungen, die man in England mit dem privaten Telegraphenbetrieb gemacht hat und in den Vereinigten Staaten noch macht, keineswegs gegen den S.

Für den freien S. galt lange Zeit als Lehre, daß der Staat in demselben stets hinter den Privatunternehmungen zurückbleibe und sich daher solcher wirtschaftlicher Thätigkeit gänzlich zu enthalten habe. Es kommt indes bei der Entscheidung dieser Frage einerseits auf die Natur der betreffenden Betriebe und andererseits auf die in verschiedenen Ländern verschiedene Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit des Beamtenpersonals an. Ist die letztere genügend, so ist nicht abzusehen, weshalb Staatsbeamte ein Unternehmen nicht ebenso gut verwalten könnten, als Beamte von Aktiengesellschaften. Gleichwohl wird man nur solche Unternehmungen als geeignet für den S. betrachten können, die wegen ihrer großen Ausdehnung und Verzweigung ungewöhnlich zahlreiche Interessen berühren und dadurch gewissermaßen einen öffentlichen Charakter erlangen. Zu dieser Klasse sind namentlich die Eisenbahnen zu rechnen, bei deren Betrieb durch große Gesellschaften leicht thatsächliche Privatmonopole entstehen. Einzelne Unternehmungen, wie Waffenfabriken, Druckereien u. s. w. konnten aus besondern Zweckmäßigkeitsgründen für den S. geeignet erscheinen. Staatsfabriken als Musteranlagen sind in den fortgeschrittenen Kulturländern nicht mehr zu empfehlen. Die zu seinem Dominialbesitz gehörenden Forsten und Bergwerke wird der Staat am besten selbst ausbeuten, für die landwirtschaftlichen Domänen dagegen erscheint die Verpachtung zweckmäßiger als die direkte staatliche Bewirtschaftung. Von allen Kulturstaaten hat Preußen gegenwärtig die größte Ausdehnung des S. aufzuweisen. Nach dem Budget von 1885/86 betragen die Bruttoeinnahme der Preußischen Staatsbahnen 679 Mill. Mark, die Betriebsausgaben 477 Mill. Mark; die staatlichen Berg- und Hüttenwerke und Salinen liefern einen Rohertrag von 108 Mill. Mark bei 90 Mill. Mark Betriebskosten, die Forsten 53 Mill. Mark brutto und 22 Mill. Mark netto, die Seehandlung (staatliches Bankinstitut) 2½ Mill. Mark netto. Denkt man sich den S. auf alle Produktionszweige ausgedehnt und ausschließlich angewandt, so gelangt man zu dem utopistischen Ideal des centralistischen Sozialismus, das freilich noch durch eine nicht weniger utopistische Art der Verteilung der Produkte zu ergänzen wäre.

Staatsbürger nennt man im weitesten Sinne denjenigen, der durch seine persönliche Angehörigkeit an den Staat diesem Staate als seiner höchsten Gewalt unterworfen ist. In diesem Sinne bedeutet Staatsbürgertum allgemeine Staatsangehörigkeit, Volksgenossenschaft. Im engern und vollern Sinne dagegen werden S. diejenigen Staatsangehörigen genannt, welche polit. Rechte besitzen und so selbständig an dem öffentlichen Leben sich beteiligen. Diejenigen, welche dies höchste Maß, insbesondere Wahlrecht und Wählbarkeit in konstitutionellen Staaten, nicht besitzen, werden wohl *passive*, jene dagegen die *vollen* oder *aktiven* S. genannt. Charakteristisch für unsere Zeit ist die überall mit Erfolg hervortretende Tendenz, die Bedingungen des vollen Staatsbürgerrechts zu erleichtern und dadurch die Zahl der aktiven S. zu vermehren, zugleich aber auch den Inhalt dieses Bürgerrechts, besonders auf dem Gebiete der Selbstverwaltung, zu erweitern. Die gewöhnlichen Voraussetzungen derselben sind jetzt Indigenat (s. d.), männliches Geschlecht, ein gewisses Alter, Unabhängigkeit von der öffentlichen Armenunterstützung, in einigen Staaten auch Entrichtung eines Minimums an direkter Steuer oder Erfüllung einer andern das Vermögen betreffenden Bedingung. Die Entziehung des bürgerlichen Ehrenrechts auf Zeit oder für

immer ist für viele Verbrechen eine gesetzlich vorgeschriebene oder zugelassene Strafverschärfung.

Staatsdienst und **Staatsdiener.** Der Staat bedarf zur Erfüllung seiner Aufgabe persönlicher Organe, die unter angemessen geordneter Verantwortlichkeit bestimmte öffentliche Befugnisse ausüben. Im Mittelalter war die centrale Staatsgewalt schwach und der öffentliche Dienst, soweit er entwickelt war, mit Lehen verbunden, von denen die größern ihren Trägern in Deutschland schließlich eine fast volle Unabhängigkeit gegenüber der Centralgewalt verschafften, während in den westeurop. Ländern die Monarchie über das Feudalwesen allmählich den Sieg davontrug. Aber sowohl in den deutschen Territorialstaaten wie in den großen Nationalstaaten führte seit dem Ausgange des Mittelalters das Bedürfnis einer mannigfaltigern und intensivern staatlichen Einwirkung, das sich allerdings zunächst in der Ausbildung einer absolutistisch bevormundenden Wohlfahrtspolizei aussprach, zur Anstellung eines besondern Personals, das berufsmäßig und ausschließlich, mit einer genau abgegrenzten Arbeitsteilung und Kompetenz und in strenger hierarchischer Ordnung (Amtshierarchie) und Abhängigkeit die staatliche Verwaltungsthätigkeit auszuüben hatte. Diese Bediensteten erschienen zwar nominell als fürstliche Diener, sie wurden aber bald zu wirklichen Staatsdienern, sämtlich zu Inhabern von Staatsämtern, d. h. von Stellungen, mit denen dauernd die Befugnis zur Ausübung gewisser staatlicher Funktionen verbunden ist. In diesem Sinne heißen die Staatsdiener auch Staatsbeamte. Sie sind in monarchischen Staaten als Hilfsorgane des Fürsten zu betrachten, der sie ernennt und entläßt und in dessen Namen sie ihre Thätigkeit ausüben. Die eigentliche Hofdienerschaft gehört daher nicht in diese Klasse; auch nicht die bloß mechanischen Hilfsarbeiter des Staatsdienstes, wie Schreiber u. s. w., denen keinerlei staatliche Befugnisse zustehen, ebenso wenig die bloßen Wirtschaftsbeamten auf Domänen u. s. w. Auch Rechtsanwälte und Notare sind, selbst wenn sie vom Staate ernannt werden, keine Staatsdiener, sofern sie nur für private Personen handeln und ihnen nicht auch gewisse staatliche Funktionen übertragen sind. Auch die meisten geistlichen Stellungen haben nicht den Charakter von Staatsämtern. Die Offiziere dagegen sind Staatsdiener in dem obigen Sinne, wenn man auch gewöhnlich bei dieser Bezeichnung in erster Linie an die Beamten des Civildienstes denkt. Ebenso sind die Kommunalbeamten als Staatsdiener anzusehen, soweit sie eigentlich staatliche Verwaltungsfunktionen ausüben, die der Staat den ihm untergeordneten Kommunalverbänden übertragen hat. Diese Beamten der Gemeinden, Provinzen u. s. w. werden daher mittelbare Staatsdiener genannt. Die Anstellung eines Staatsdieners ist ein einseitiger Kontrakt und beruht nicht auf einem Rechtsgeschäft zwischen dem Staat und dem Anzustellenden. Der letztere muß die gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt haben und namentlich die erforderliche Vorbildung besitzen. Der Staatsdiener genießt die ihm gesetzlich zustehenden besondern Rechte und hat privatrechtlichen Anspruch auf die Besoldung und die dienstlichen Emolumente. Ist er definitiv angestellt, so kann er aus dem Amt in Deutschland gegen seinen Willen nur auf Grund eines strafgerichtlichen oder eines Disciplinarurteils entlassen werden. Besondere Garantien der Unabhängigkeit ihrer Stellung sind den richterlichen Beamten gewährt. In andern Ländern haben namentlich die höhern Staatsdiener, deren Ämter eine ausgeprägte politische Bedeutung haben, eine sehr wenig gesicherte Stellung und werden meistens bei jedem Verlust der herrschenden Partei durch andere ersetzt. Am vollständigsten ist dieses sogenannte «Beutesystem» in den Vereinigten Staaten zur Herrschaft gelangt. Die Dienstpflicht eines Staatsdieners kann zeitweise ruhen, indem er mit in der Regel verringerter Besoldung (Wartegeld) zur Disposition gestellt wird, bis sich eine anderweitige angemessene Verwendung für ihn findet. Im Falle der Dienstunfähigkeit erhält er unter den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen eine Pension (s. d.). Neben den berufsmäßigen und besoldeten Ämtern gibt es auch, namentlich in der Kommunalverwaltung, unbesoldete Ehrenämter, deren Inhaber, insofern sie mit staatlichen Funktionen vertraut sind, unzweifelhaft den Charakter von Staatsdienern besitzen. Die Rechtsverhältnisse der deutschen Reichsbeamten sind geregelt durch das Gesetz vom 31. März 1873. Vgl. Kannegießer, «Das Recht der deutschen Reichsbeamten» (Berl. 1874); Thudichum, «Das Reichsbeamtenrecht» (Münch. 1876).

Staatseinnahmen, s. unter Finanzen.

Staatsforstwirtschaft, s. Forstpolizei.

Staatsgarantie ist eine besondere Art der öffentlichen Unterstützung von Privatunternehmungen, deren Begründung und Erhaltung im allgemeinen Interesse liegt, und zwar besteht dieselbe entweder darin, daß den Unternehmern (in der Regel Aktiengesellschaften) ein Minimum der Verzinsung ihres Kapitals vom Staate gewährleistet wird, oder darin, daß der Staat eine Garantie für die Verzinsung und Amortisation von Anleihen übernimmt, die zur Vervollständigung des Kapitals der Unternehmungen erforderlich sind. In besonders ausgedehntem Umfange ist die letztere Art der S. bei Eisenbahnen zur Anwendung gekommen. Der Staat behält sich jedoch in der Regel vor, daß, falls die Dividenden des Unternehmens über einen gewissen Satz hinausgehen sollten, der Überschuß ganz oder teilweise zur Rückerstattung der früher von ihm auf Grund seiner Garantiepflicht geleisteten Zahlungen verwendet werden solle. Irrtümlich faßt das Publikum häufig auch einfache staatliche Genehmigungen oder Beglaubigungen als eine Art von S. auf. So wird gegen die (in Deutschland und mehrern andern Ländern nicht mehr bestehende) staatliche Konzessionierung von Aktiengesellschaften als Hauptein wand geltend gemacht, daß viele Personen dadurch zu einer solchen Ansicht über das Verhältnis dieser Gesellschaften zum Staate verleitet würden. Ein ähnlicher Irrtum ist in Bezug auf die Erfindungspatente möglich, weshalb in Frankreich bei der Bezeichnung eines Gegenstandes als patentiert hinzuzufügen ist «ohne S.» (breveté s. g. d. g., d. h. sans garantie du gouvernement).

Staatsgefangene ist ein jetzt unbrauchbar gewordener Ausdruck, den man meist von solchen brauchte, welche wegen verbrecherischer, gegen die Regierung eines Staats vorgenommener oder doch politisch gefährlicher Handlungen ihrer Freiheit, sei es zur Strafe, sei es, um sie nur unschädlich zu

machen, beraubt worden. Der Schwerpunkt des Begriffs lag in der Zulässigkeit der Freiheitsberaubung ohne gesetzlichen Grund und richterliche Verfügung, weshalb seine besondere Bedeutung auch mit der Herrschaft des Absolutismus oder der Diktatur verbunden ist.

Staatsgerichtshof ist überhaupt ein Gerichtshof zur Verhandlung und Aburteilung solcher Staatsverbrechen, welche der Kompetenz der gewöhnlichen Gerichte entzogen sind. In der Gegenwart sind die ordentlichen Gerichte regelmäßig auch für alle Staatsverbrechen zuständig und nur behufs eines besondern Schutzes der konstitutionellen Verfassungen, aber auch zum Schutz verfassungsmäßig regierender Minister (namentlich gegen polit. Verfolgungen) sind besondere Staatsgerichtshöfe eingerichtet. S. ist daher die gewöhnliche Bezeichnung desjenigen Gerichtshofs eines Landes, welcher über die gegen einen Minister erhobene Anklage wegen Verfassungsverletzung zu richten hat. In England und den nach dem Muster von dessen Verfassung gebildeten Verfassungen ist die Pairskammer der große polit. Gerichtshof. In andern Ländern ist es das oberste Gericht des Landes. In Preußen wurde durch Gesetz vom 25. April 1863 das Kammergericht zu Berlin als S. eingesetzt und zugleich seine Kompetenz zur Untersuchung und Entscheidung von Staatsverbrechen und das dabei zu beobachtende Verfahren festgestellt. In Sachsen und Württemberg hat man einen eigenen Gerichtshof, unter gleichmäßigem Einflusse der Krone und der Stände auf seine Besetzung, gebildet. In Baden ist der S. aus Mitgliedern der Ersten Kammer und der obern Gerichte zusammengesetzt. Im Deutschen Reich ist in den Fällen des Hochverrats und des Landesverrats, insofern diese Verbrechen gegen den Kaiser oder das Reich gerichtet sind, das Reichsgericht in erster und letzter Instanz zuständig (Gerichtsverfassungsgesetz, §. 136).

Staatsgewalten, diejenigen Rechte, welche der Staatsregierung zustehen, nämlich die gesetzgebende Gewalt (s. d.), die Exekutivgewalt (s. d.) und die richterliche Gewalt (s. Gerichtsbarkeit).

Staatsgewerbe, s. Staatsbetrieb.

Staatsgrundgesetz ist im allgemeinen jedes Gesetz über diejenigen rechtlichen Prinzipien und Einrichtungen des Staats, auf welchen wesentlich seine Verfassung (s. d.) beruht. Gewöhnlich aber bezeichnet man damit eine sog. Charte, d. h. ein schriftlich redigiertes Gesetz, welches alle als wesentlich erachteten Seiten der Verfassung, namentlich auch die aus der konstitutionellen Regierungsform sich ergebenden Rechte und Organisationen ordnet und in der Regel unter besondere Garantien gestellt ist. Die letztern bestehen darin, daß für Abänderungen der Verfassungsurkunde erschwerende Formen, Zweidrittel- oder Dreiviertelmajorität oder zweimalige Abstimmung nach bestimmtem Zwischenraum (so in Preußen) vorgeschrieben sind.

Staatsgut, soviel wie Domäne.

Staatshandbuch nennt man die in größern Staaten meist jährlich, in kleinern in längern Zeiträumen veröffentlichten Handbücher, welche außer der Aufzeichnung des gesamten Hof- und Staatsdienstpersonals oder doch der wichtigern Amtsinhaber auch Mitteilungen von allgemeiner Bedeutung enthalten. Die Staatshandbücher der Gegenwart sind aus sog. Staatsadreßbüchern oder Staatskalendern hervorgegangen, welche außer der Genealogie des fürstl. Hauses und einem sorgfältigen Ordensregister weiter nichts als ein Namensverzeichnis der Staatsbeamten aufstellten. Der franz. «Almanach royal» ist jedenfalls der Ahnherr aller Bücher dieser Gattung; er wurde 1679 von dem Buchhändler Laurent Houry in Paris gegründet. Im 18. Jahrh. erschienen ähnliche Almanache nach und nach in allen, selbst in den kleinsten europ. Staaten, sowie in den verschiedenen Gebieten des Deutschen Reichs. Die ersten darunter waren das «Namenregister für die Vereinigten Niederlande», seit 1700; der «Preuß.-brandenb. Staatskalender», seit 1704; der «Regensburger Komitialkalender», seit 1720; der «Kursächs. Staatskalender», seit 1728; der engl. «Royal calendar», seit 1730, u. s. w. Wissenschaftliche Bedeutung erhalten jedoch die Staatsadreßbücher und Staatshandbücher erst, wenn sie das Bild eines Staats in kurzgefaßten großen Zügen so deutlich wie möglich darlegen, also gutredigierte topogr.-statist. und legislatorische Mitteilungen geben. In dieser Beziehung haben während der letzten Jahrzehnte überall große Verbesserungen stattgefunden, ohne daß sie zum Abschluß gekommen wären; dem ursprünglichen Verzeichnisse der Behörden und Beamten wird nämlich bald eine Nachweisung ihrer Befugnisse und Leistungen, beziehungsweise eine Übersicht des neuesten statist. Stoffs beigegeben, bald der letztere in besondere Jahrbücher, statist. Handbüchlein u. dgl. verwiesen. Das Bedürfnis der Verwaltung entscheidet darüber. Musterhaft eingerichtet ist der «Gothaische genealog. Hofkalender nebst diplomatisch-statist. Jahrbuch», für 1886 im 123. Jahrgange erscheinend und die für den internationalen Verkehr wertvollen Nachrichten über alle Kulturstaaten enthaltend.

Staatshaushalt ist die planmäßig geordnete Staatswirtschaft, die Fürsorge für die regelmäßige Beschaffung und angemessene Verwendung der für die Erfüllung der Staatszwecke erforderlichen Mittel. Der Wirtschaftsplan des Staats wird zum Ausdruck gebracht in dem Staatshaushaltsetat, der den Voranschlag für alle Kategorien der Staatseinnahmen und Staatsausgaben innerhalb einer bestimmten Periode enthält und in größerer oder geringerer Spezialisierung der Bewilligung der Volksvertretung unterliegt, durch welche er zum gesetzeskräftigen Budget (s. d.) wird.

Staatshaushaltskontrolle nennt man den Inbegriff derjenigen Einrichtungen, welche bestimmt sind, darüber zu wachen, daß die Verwaltung der staatlichen Einnahmen und Ausgaben, sowie des staatlichen Eigentums in Übereinstimmung mit den maßgebenden Etats- und verfassungsrechtlichen Normen, sowie der einschlagenden Spezialgesetzgebung erfolgt. In Staaten mit konstitutioneller Verfassung pflegt die S. einerseits von einer obersten Rechnungsbehörde (Oberrechnungskammer, oberster Rechnungshof, Staatsrechnungshof oder auch schlechthin Rechnungshof genannt), andererseits, und zwar vom Standpunkte der Ministerverantwortlichkeit aus, von der Landesvertretung ausgeübt zu werden, welcher letztern deshalb von der Regierung Rechnung abzulegen ist. (S. Oberrechnungskammer.)

Staatshoheit ist ein veralteter Ausdruck für Staatsgewalt oder für die in der letztern enthaltenen

Herrschaftsrechte; je nach dem Inhalt und der Richtung der letztern bezeichnet man die S. als Gebiets-, Unterthanen-, Ämter-, Militär-, Gerichts-, Finanz- u. s. w. Hoheit. Wissenschaftlich sind diese Begriffe und Unterscheidungen wertlos.

Staatshoheitsrechte, soviel wie Regalien.

Staatskunst, soviel wie Politik.

Staatspapiere heißen die vom Staat ausgestellten Urkunden, welche den Staatsgläubigern ihre Forderungsrechte verbriefen. Es gibt deren sehr verschiedener Art: zinslose, zinstragende und Renten gewährende. Zinslose S. sind die Kassenanweisungen, Tresorscheine, Reichskassenscheine u. s. w., welche als Papiergeld umlaufen, bei den Staatskassen als bares Geld angenommen werden und, wenn der Staat Kredit hat, auch sonst bei jedermann gleich barem Gelde Geltung haben. Renten gewährende S. sind dagegen diejenigen, welche die Verpflichtung des Staats ausdrücken, dem Inhaber oder auch einer bestimmten Person eine immerwährende (seltener eine lebenslängliche) Rente auszuzahlen. Von den zinstragenden S. gibt es verschiedene Arten, z. B. Schatzscheine, die eine kurze Rückzahlungsfrist bestimmen, Obligationen, die in einer längern Reihe von Jahren nach einem bestimmten Plane durch Verlosung getilgt werden, Prämienscheine, Lotterieanlehenscheine u. s. w., welche einen niedrigen oder selbst gar keinen Zins einbringen, aber dem Besitzer die Aussicht auf eine Anzahl jährlich auszulosender größerer und kleinerer Gewinne gewähren. Die Rentenpapiere haben in der neuern Zeit immer mehr das Übergewicht über die rückzahlbaren Obligationen erhalten. Sie bilden die Hauptform der Staatsschuld in England, Frankreich, Italien, Österreich und in der neuern Zeit auch in Preußen. In England wird diese Art von Schulden durch Einschreibung in die (von der Bank geführten) Staatsschuldbücher dokumentiert, die auf den Namen des Gläubigers lautet, sodaß die Veräußerung eine Überschreibung bedingt. In Frankreich und jetzt auch in Preußen sind solche Einschreibungen ebenfalls ermöglicht, die meisten Rentenverschreibungen jedoch haben die Form von Inhaberpapieren, deren Zinsen durch Einlösung der beigegebenen Coupons gezahlt werden. Da die S. regelmäßig einen Marktpreis haben, so macht sich häufig die Meinung geltend, sie bildeten ein positives selbständiges Element des Nationalreichtums. Dies gilt allerdings in Betreff der fremden S., die dem Auslande gewissermaßen eine Art von Tributpflicht auferlegen, nicht aber hinsichtlich der inländischen, da dem privatwirtschaftlichen Vermögenswerte, den diese für ihre Besitzer haben, eine gleichgroße Belastung des Staats und somit der Volkswirtschaft im ganzen gegenübersteht. (S. Anleihen, Staatsschulden.)

Staatspapierhandel. Seit dem Ende des 17. Jahrh. erlangten infolge des raschen Anwachsens der europ. Staatsschulden die staatlichen Schuldverschreibungen oder Staatspapiere (s. d.) eine mehr und mehr zunehmende Bedeutung als Verkehrsobjekte, und sie fanden in den Börsen von Amsterdam, London, Paris u. s. w. bald stets belebte und bereitwillig geöffnete Märkte. Wesentlich erleichtert wurde dieser Handel dadurch, daß statt der auf Namen lautenden Einschreibungen in das Staatsschuldbuch sich immer mehr die Inhaberpapiere einbürgerten. Gegenwärtig ist der gesamte jährliche Umsatz von Staatspapieren nach Hunderten von Milliarden Mark zu berechnen. Der volkswirtschaftliche Vorteil dieses organisierten und ständigen Handels besteht einesteils darin, daß jeder, der Kapital in solchen Papieren anlegen will, dazu jederzeit die billigste und bequemste Gelegenheit findet, und daß ebenso leicht auch wieder die Veräußerung der Papiere erfolgen kann. Andererseits aber wird auch den Staaten durch den Börsenhandel die Ausgabe neuer Verschreibungen, d. h. die Aufnahme neuer Anleihen außerordentlich erleichtert. Namentlich würden die weniger kreditkräftigen Staaten ohne den international organisierten Effektenmarkt nur zu erheblich ungünstigern Bedingungen Geld aufnehmen können, als es ihnen jetzt möglich ist. Auf der andern Seite knüpfen sich an den S. ähnlich wie an den Aktienhandel die Nachteile des Börsenspiels und der übertriebenen Spekulation, indem viele sich an demselben beteiligen, nicht um wirklich ihr Kapital anzulegen, sondern um aus Kursdifferenzen Gewinn zu ziehen. Die Staatspapiere geben allerdings im Gegensatz zu den Aktien einen festbestimmten Ertrag und insofern fällt bei ihnen eine wichtige Ursache der Kursschwankungen weg; dafür aber sind ihre Kurse um so mehr von den wechselnden Konjunkturen der innern und äußern Politik abhängig. (S. Börse, Differenzgeschäfte.)

Staatsrat ist ein in mehrern Staaten bestehendes Kollegium zur Begutachtung von wichtigen Gesetzentwürfen, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln. Eine Teilnahme an der unmittelbaren Verwaltung steht ihm nicht zu, da dieselbe sich mit der konstitutionellen Verantwortlichkeit der Minister nicht verträgt; ebenso wenig präjudiziert er in irgend einer Weise den Rechten der Volksvertretung hinsichtlich der Gesetzgebung. Der polit. Wert seiner Gutachten besteht lediglich darin, daß hervorragende Männer in ihm vereinigt sind, welche nicht in das parlamentarische Parteigetriebe verwickelt und an den momentanen und einseitigen Zielen der einzelnen Verwaltungschefs unbeteiligt sind, sodaß von ihnen ein unparteiisches, auf die Gesamtinteressen des Staats gerichtetes Urteil zu erwarten ist.

In Preußen ist der bereits 1810 in Aussicht genommene S. durch die Verordnung vom 20. März 1817 eingeführt worden; er war die höchste beratende Behörde der Krone; insbesondere mußten sämtliche Vorschläge zu neuen oder zur Aufhebung, Abänderung und authentischen Deklaration von bestehenden Gesetzen und Einrichtungen von ihm beraten werden, bevor sie dem König zur Genehmigung vorgelegt wurden. Bis 1848 übte der S. eine umfangreiche und wichtige Thätigkeit aus. Durch die Verfassung vom 6. Jan. 1848 wurde er umgestaltet und seine Bedeutung sehr erheblich abgeschwächt; seit dem März 1848 hörte er thatsächlich zu existieren auf, obwohl er rechtlich nicht aufgehoben wurde. Durch Erlaß vom 12. Jan. 1852 wurde er wieder in Wirksamkeit gesetzt, es wurden neue Mitglieder ernannt und er wurde 4. Juli 1854 wieder eröffnet; seine Existenz blieb aber eine bloß nominelle. Ein neuer Versuch, diese Institution wieder zu beleben, wurde 1884 gemacht. Der Kronprinz wurde zum Präsidenten ernannt, ein besonderer Staatssekretär mit der Leitung der Geschäfte betraut, der S. in mehrere Abteilungen zerlegt und es wurden sehr zahlreiche Mitglieder berufen. Der wesentliche Zweck, der hierbei verfolgt wurde, bestand wohl darin, eine legale Form zu

finden, in welcher der Kronprinz an den wichtigern Staatsgeschäften einen praktischen Anteil nehmen könnte. Ob der preußische S. nach dieser Reorganisation einen Einfluß auf die Gesetzgebung und auf die obersten Grundsätze der Verwaltung wiedergewinnen werde, muß abgewartet werden; bisher ist davon noch nichts wahrzunehmen. Außer in Preußen besteht die Institution des S. in Bayern, Württemberg, Sachsen und Elsaß-Lothringen.

Staatsrechnungshof, s. Oberrechnungskammer.

Staatsrechnungswesen ist der Inbegriff derjenigen Einrichtungen und Vorschriften, welche sich auf die Verbuchung und Verrechnung der Einnahmen und Ausgaben des Staats an barem Gelde (Geldrechnungswesen), sowie an geldwertem beweglichen und unbeweglichen Eigentum (Naturalrechnungswesen) beziehen. In beiderlei Beziehung kommt der Regel nach die sog. kameralistische (oder einfache) Verrechnungsweise in Anwendung, welche sich darauf beschränkt, die Zu- und Abgänge an Geld und Geldeswert der Menge nach ohne Rücksicht darauf darzustellen, wie sich der eigentliche Reinertrag des Wirtschaftsbetriebes gestaltet. Die sog. doppelte Buchhaltung (s. Buchhaltung) wird nur ausnahmsweise und zwar namentlich dann angewendet, wenn es sich um Unternehmungen handelt, die auch von Staats wegen nur nach kaufmännischen Grundsätzen betrieben werden können. Für die Kontrolle des S. bestehen in den größern Staaten der Regel nach besondere oberste Rechnungsrevisionsbehörden. (S. Oberrechnungskammer.)

Staatsrecht ist der Inbegriff der Rechtssätze, welche die Verfassung und die Funktionen des Staats ordnen. Da alles Recht entweder die Lebensbeziehungen der Individuen zueinander oder die rechtliche Ordnung der gesellschaftlichen Verbände betrifft, so zerfällt es in die zwei Hauptteile, Privatrecht und öffentliches Recht. Das Staatsrecht ist ein Teil des letztern; neben ihm steht das Kirchenrecht als das Recht einer andern organischen Gemeinschaft. Der Gegensatz gegen das Völkerrecht besteht darin, daß das letztere die Rechtsbeziehungen zwischen mehrern Staaten betrifft, das S. dagegen nur einen Staat zum Objekt hat. Es gibt nun aber gewisse Funktionen des Staats, welche von den allgemeinen polit. Grundsätzen und Verfassungsprinzipien zwar beherrscht werden, welche aber im einzelnen nach ganz andern Gesichtspunkten, die zum Teil rein technischer Natur sein können, sich bethätigen, sodaß die für sie geltenden Rechtssätze dem Verfassungsrecht gegenüber ziemlich unabhängig erscheinen. Demgemäß umfaßt das öffentliche Recht neben dem S. noch andere, von dem letztern losgelöste Materien, nämlich das Strafrecht, den Civilprozeß, den Strafprozeß und das Verwaltungsrecht. Immerhin enthält das S. für alle Teile des öffentl. Rechts die beherrschenden Prinzipien und allgemein maßgebenden Begriffe. Zu den Gegenständen des S. gehört vor allem die Darlegung der Organe eines Staats, also die Lehre von dem Staatsoberhaupt und seinen Rechten und Pflichten, und in der Monarchie vom Thronfolgerecht, ferner von der Volksvertretung, ihrer Zusammensetzung (Wahlrecht) und ihren Befugnissen, von dem System und der Einrichtung der Behörden und von dem Rechtsverhältnis der Beamten. Sodann sind die Formen, in denen der Staat thätig wird, in ihrer rechtlichen Gestaltung zu erörtern, insbesondere die Gesetzgebung und Verordnungsgewalt, die Abschließung von Staatsverträgen, die Rechtsgeschäfte der Verwaltung und die Entscheidung von Rechtsfragen. Das S. umfaßt weiter die Rechtsgrundsätze und rechtlichen Einrichtungen, welche für die Durchführung der staatlichen Aufgaben bestehen, d. h. zur Aufrechthaltung der Rechtsordnung im Innern, zur Pflege der Wohlfahrt, zur Wahrnehmung des Verkehrs mit andern Staaten, zur Landesverteidigung und zur Aufbringung der erforderlichen Geldmittel (Finanzrecht). Endlich hat das S. die Grenze zu bestimmen zwischen der Machtsphäre des Staats und der Freiheitssphäre der ihm unterworfenen Individuen und Verbände mit Einschluß der Kirchen. — Man unterscheidet das positive Staatsrecht, welches es mit dem Rechtszustande eines konkreten Staats und einer bestimmten Zeit zu thun hat, und das allgemeine oder philosophische Staatsrecht, welches aus der Betrachtung vieler Staaten, ihrer Einrichtungen und histor. Entwickelungen höhere Begriffskategorien abstrahiert, in welche sich die positiven Rechtsbildungen einreihen lassen.

Staatsroman ist im allgemeinen die Bezeichnung für Staatsschriften in der Form des Romans. Allen hierher gehörigen litterarischen Arbeiten ist gemeinsam, daß sie gegenüber den realen Erscheinungen des staatlichen Lebens ein Ideal aufstellen, welchem sie das Gewand der Wirklichkeit geben. Man kann sie der Hauptsache nach in zwei Klassen teilen, nämlich in solche, welche einzelne wirklich staatliche oder gesellschaftliche Zustände, wie z. B. das Königtum, idealisieren, und in solche, die ein ganzes System nur idealer Zustände in der angegebenen Art entwickeln. In die erste Klasse gehören gewissermaßen schon die Schriften Platos (s. d.), mehr noch die übrigens nicht unmittelbar auf uns gekommenen Schriften des Hekatäos, Jambulos, Euhemeros und Theopompos. Das frühere Mittelalter kennt keine S. Wohl aber beginnen sie mit dem 16. Jahrh. Der erste und zugleich wichtigste, von einer gänzlichen Umgestaltung der sozialen Verhältnisse ausgehende S. ist das 1515 erschienene, in zwei Büchern bestehende Werk des Kanzlers Thomas Morus (s. d.) von der Insel Utopia, das ähnlichen Darstellungen, den sog. Utopien (s. d.), den Namen gegeben. Länger als ein Jahrhundert währte es, bis der Gedanke des S. Nachahmung fand, und war es erst der calabresische Dominikanermönch Thomas Campanella (s. d.), welcher ihn in seiner (1620 zu Frankfurt gedruckten) «Civitas Solis» (deutsch von Grün, Darmst. 1845) wieder aufnahm. Dieser reihten sich fast gleichzeitig oder doch in rascher Folge an: Andreäs «Reipublicae christianopolitanae descriptio» (Straßb. 1619), Bacons «Nova Atlantis» (geschrieben zwischen 1621 und 1626), Harringtons «Oceana» (Lond. 1656), Vairasses «Histoire des Sevarambes» (zuerst 1677); ferner Foigny (ein franz., zum Protestantismus übergetretener Mönch), «Les aventures de Jacques Sadeur» (zuerst Genf 1676); Berington (ein kath. Priester), «Denkwürdigkeiten Gaudentios von Lucca (ursprünglich wohl englisch geschrieben und 1753 zu Amsterdam in franz. Übersetzung erschienen); Holberg, «Nic. Klimii iter subterraneum» (1741); Morelly, «Basiliade, ou naufrages des îles flottantes» (1753) und dessen «Code de la nature» (1755); «La république des philosophes, ou

histoire des Ajaoiens» (angeblich von Fontenelle, Genf 1768); Rétif de la Bretonne, «La découverte australe par un homme volant» (zu Paris und Leipzig in den achtziger Jahren des 18. Jahrh. ohne nähere Angabe erschienen); «Die glückliche Nation, oder der Staat von Felicien» (angeblich aus dem Französischen übersetzt, Lpz. 1794); Cabet, «Voyage en Icarie» (Par. 1840; 2. Aufl. 1842). In die zweite Klasse zählen Xenophons «Cyropädie»; Anton le Grand (kath. Missionar in England), «Scydromedia» (Nürnb. 1680); Fénélon, «Télémaque» (1700); «Das Königreich Ophir» (von einem unbekannten Verfasser, Lpz. 1699); Ramsay, «Les voyages de Cyrus» (Par. 1727); Terrasson (Abbé), «Sethos» (Amsterd. 1732); Stanislaus Leszynski (der vertriebene Polenkönig), «Entretien d'un Européen avec un insulaire du royaume de Dimocala» (Par. 1756); «L'an deux mille quatre cent quarante» (von einem unbekannten Verfasser, Amsterd. 1771); A. von Haller, «Usong» (1771), «Alfred» (1774) und «Fabius und Cato», eine Trilogie, die trotz des berühmten Verfassers von geringer Bedeutung ist. Vgl. R. von Mohl, «Die Staatsromane» in dessen «Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften» (Bd. 1, Erlangen 1855).

Staatsschatz, zuweilen gleichbedeutend mit Staatskasse, bezeichnet in der Regel einen Vorrat von barem Gelde und Edelmetall, den der Staat für Fälle des außergewöhnlichen Bedarfs größerer Mittel zu seiner Verfügung hält. Je weniger der moderne Staatskredit und das Staatsschuldenwesen entwickelt war, um so größer war die Bedeutung des S., namentlich für die kriegerische Schlagfertigkeit eines Staats. Daher war diese Einrichtung in den Staaten des Altertums allgemein verbreitet, wenn auch in den Monarchien, z. B. bei den Persern, der S. mit dem Schatze des Herrschers zusammenfiel, wie das auch gegenwärtig in Betreff der Schätze der ind. Fürsten, des Sultans von Marokko u. a. gilt. Unter den modernen Staaten hat namentlich Preußen mit Friedrich Wilhelm I. die Tradition der Ansammlung eines S. festgehalten. Durch die Kriege der Napoleonischen Periode wurde derselbe allerdings erschöpft, 1820 aber wiederhergestellt und mit gewissen Einnahmen ausgestattet. Bei dem Kriege von 1866 war das Vorhandensein eines S. für die preuß. Regierung von großer Wichtigkeit, und derselbe wurde daher auch durch das Gesetz vom 28. Sept. 1866 wieder neu dotiert. Nach der Gründung des Reichs trat an die Stelle des preußischen S. auf Grund des Gesetzes vom 11. Nov. 1871 ein Reichskriegsschatz im Betrage von 120 Mill. Mark, die der franz. Kriegsentschädigung entnommen und in gemünztem Golde in Spandau hinterlegt wurden. Diese Summe soll speziell zur Deckung der ersten Kosten einer Mobilmachung verwendet werden. Die finanzielle Bedeutung dieses S. wird oft überschätzt. Die sofortige Beschaffung großer Summen ist bei dem heutigen Stande des Bankwesens und dem gewachsenen Nationalreichtum Deutschlands leicht, und wenn die Anleihebedingungen bei drohender Kriegsgefahr auch verhältnismäßig ungünstig werden, so steht dem andererseits der dauernde Zinsverlust während der Friedensperiode gegenüber.

Staatsschriften, s. unter Deduktion.

Staatsschuldbuch heißt das als Beurkundung einer konsolidierten Staatsschuld dienende Verzeichnis der einzelnen Staatsgläubiger und der denselben zustehenden Forderungen. In einem eigentlichen S. können diese Eintragungen nur auf bestimmte Namen lauten, indem sie den auf den Inhaber lautenden Staatspapieren gegenüberstehen. In Frankreich ist jedoch auch für die auf den Inhaber ausgestellten Rentenpapiere die Form der Einschreibung in ein S., deren für jede Art der Rente ein besonderes besteht, beibehalten. Der Besitzwechsel erfolgt bei den nominativen Schuldverschreibungen durch Umschreibung im S., die Verzinsung durch direkte Zahlung, oder bei den in Frankreich und Italien vorkommenden «gemischten Renten» gegen Coupons, die auf den Inhaber lauten. Preußen schuf durch das Gesetz vom 30. Juli 1883 für die vierprozentigen Consols ein S., in dem in sechs Abteilungen physische Personen, Handelsfirmen, eingetragene Genossenschaften, eingeschriebene Hilfskassen, juristische Personen und Vermögensmassen ohne juristische Persönlichkeit gegen Einreichung von Schuldverschreibungen der genannten Art und Entrichtung einer kleinen Gebühr als Gläubiger eingetragen werden können. Die Einschreibungen können auf Verlangen auch wieder in Inhaberpapiere umgewandelt werden.

Staatsschulden. Wenn die gewöhnlichen Einnahmen eines Staats zur Deckung seiner ordentlichen oder außerordentlichen Ausgaben nicht ausreichen, und er die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts weder durch Steuererhöhung, noch durch Verkauf von Domänen oder sonstigem öffentlichen Eigentum herbeiführen kann oder will, so muß er in irgend einer Form Schulden machen. Es kann dies z. B. geschehen durch Hinausschiebung fälliger Zahlungen, ein bedenklich an den Staatsbankrott (s. d.) erinnerndes Mittel, durch Ausgabe von vorläufig uneinlöslichem Papiergeld, durch Erhebung einer Zwangsanleihe; in der Regel jedoch nehmen die Staaten heutzutage freiwilligen Kredit in Anspruch und verschaffen sich die nötigen außerordentlichen Einnahmen durch Aufnahme von Anleihen nach den von dem Publikum oder der Börse gestellten Bedingungen. Mehr eine formelle, als eine materielle Bedeutung haben die sog. Verwaltungsschulden, die einfach dadurch entstehen, daß innerhalb der Budgetperiode die laufenden Einnahmen und Ausgaben nicht immer sich entsprechen und bald die erstern, bald die letztern das Übergewicht erlangen, ohne daß am Schluß der Periode ein wirkliches Defizit übrigbleibt. In diesem Falle genügt die vorübergehende Beihilfe eines kurzfristigen Bankkredits, der gewöhnlich durch die Ausgabe von Schatzscheinen mit kurzer Verfallzeit, einer Art von Staatswechseln, in Anspruch genommen wird. Aber auch Schulden, die zur Deckung eines wirklichen Defizits, eines endgültigen Überschusses der Ausgaben über die Einnahmen in der Budgetperiode kontrahiert werden, treten häufig zunächst in der Form von kurzfristigen auf. Diese, sowie auch die stets fälligen Verbindlichkeiten des Staats bilden die sog. schwebende Schuld, zu der außer den bereits erwähnten Zahlungsrückständen und den (immer wieder erneuerten) Schatzscheinen auch noch anderweitige Bankschulden, ferner einlösliches, aber unvollständig gedecktes Papiergeld und verschiedene Arten von Depositenschulden gehören. Die letztern sind namentlich in Frankreich von großer Bedeutung, wo die Sparkassen ihre Einlagen an die staatliche Depositenkasse abzuführen haben. Bei jeder Störung der normalen Verhältnisse kann die

schwebende Schuld eine ernstliche Katastrophe herbeiführen, und es ist daher ein Gebot der gesunden Finanzpolitik, daß sie in engen Grenzen gehalten und bei Überschreitung eines gewissen Betrags in eine sog. konsolidierte Schuld verwandelt werde, die nach einem Tilgungsplane erst im Laufe eines längern Zeitraums oder auch gar nicht rückzahlbar (Rentenschuld) ist. Eine solche Schuld nennt man eine fundierte, wenn bestimmte Einnahmequellen (Domänen, Steuern u. s. w.) zu ihrer Verzinsung und Tilgung angewiesen sind, was indes bei den neuern Anleihen kreditwürdiger Staaten nicht mehr üblich ist. In einigen Staaten, z. B. in England, gibt der Staat auch Leibrenten und Zeitrenten (Annuitäten) aus, bei denen die jährliche Zahlung auch die Kapitaltilgung mit einschließt. Tontinen (s. d.) und besonders Lotterieanleihen nehmen den Reiz des Glücksspiels mit zu Hilfe, um das Publikum anzuziehen. Eine Ermäßigung der Schuldzinsen kann unter günstigen Umständen durch eine sog. Konversion herbeigeführt werden, indem der Staat die Rückzahlung des Schuldkapitals anbietet (zu welchem Zwecke auch den Rentenpapieren ein Parimert beigelegt ist), falls die Gläubiger den niedrigern Zinsfuß nicht bewilligen wollen.

Was die volkswirtschaftliche Berechtigung der S. betrifft, so sollte normalerweise die Unzulänglichkeit der ordentlichen Einnahmen gegenüber den ordentlichen Ausgaben nicht durch Kontrahierung von dauernden Schulden, sondern entweder durch Sparsamkeitsmaßregeln oder durch Vermehrung der Steuereinnahmen gehoben werden. Handelt es sich dagegen um außerordentliche Ausgaben, so ist die Aufnahme von Anleihen durchaus unbedenklich, wenn mittels derselben dauernde Anlagen oder Einrichtungen geschaffen werden, die entweder unmittelbar eine den Schuldzinsen entsprechende Rente abwerfen (z. B. Eisenbahnen), oder die doch der Volkswirtschaft im ganzen einen die Zinslast aufwiegenden Vorteil bringen (wie zu freier Benutzung dienende Straßen, Unterrichtsanstalten u. s. w.). Solche S. sind als produktive zu bezeichnen. Bei andern außerordentlichen Ausgaben, z. B. infolge von großen Notständen und namentlich bei Kriegen, erscheinen Anleihen als ein notwendiges Übel, weil die nötigen Mittel auf andere Weise praktisch nicht zu beschaffen sind. Es wird auf diesem Wege die für die Gegenwart zu schwere Last teilweise auf die Zukunft abgewälzt. Allerdings muß die Gegenwart die Güterzerstörung und den Produktionsausfall, den z. B. ein Krieg mit sich bringt, in ihrem vollen Umfange selbst tragen, aber der Druck der Ereignisse auf die einzelnen Wirtschaften wird doch wesentlich gemildert, wenn die nötigen Mittel zunächst von denjenigen aufgebracht werden, die sie eben zur Verfügung haben. Freilich erzeugt dann die Verzinsung der Schuld eine Mehrbelastung der Gesamtheit im Interesse der Staatsgläubiger, und es kann dadurch zugleich die Ausbreitung eines unproduktiven Rentnertums begünstigt werden, das sein Kapital lieber in den festverzinslichen Staatspapieren, als in den immer ein gewisses Risiko einschließenden produktiven Unternehmungen anlegt. Daher ist nach Möglichkeit für die Amortisation oder Tilgung der S. zu sorgen, die freilich nur dann eine reelle sein kann, wenn sie durch wirkliche Überschüsse der Einnahmen über die Ausgaben bewirkt wird. Diese können erzielt werden durch Anspannung der Steuerkraft, wie in den Vereinigten Staaten geschieht, die in größtem Maßstabe die Verminderung ihrer S. betreiben; oder auch durch Verkauf von Domänen oder andern Staatsbesitzungen, deren Ertrag geringer ist als die Schuldzinsen, die durch den Erlös in Wegfall gebracht würden. Rasche Tilgung der S. ist nebst pünktlicher Zinszahlung auch das beste Mittel zur höchsten Steigerung des Staatskredits. In den meisten modernen Staaten sind freilich in der neuern Zeit die Schulden im ganzen nicht vermindert, sondern vermehrt worden. Der größte Teil der vorhandenen S. ist durch Kriege entstanden; die Schulden Preußens jedoch (und in geringerm Maße auch die der andern deutschen Staaten) sind gegenwärtig ganz überwiegend produktiver Art und zwar Eisenbahnschulden. Die Kapitalbeträge der Schulden der verschiedenen Staaten sind schwer miteinander vergleichbar, weil ein großer Teil mit niedrigem Zinsfuß weit unter dem Nominalwert ausgegeben worden ist. Ein besseres Bild der relativen Belastung geben daher die Ausgaben, die jährlich von den einzelnen Ländern für ihre Schulden gemacht werden. Diese Ziffern betrugen 1885 (ohne Unterscheidung der produktiven und unproduktiven Schulden und mit Einschluß der ebenfalls einen regelmäßig wiederkehrenden Posten bildenden Tilgungsquoten) in Millionen Mark: Preußen 182,3, Bayern 51, Sachsen 30,9, Württemberg 17,2, Deutsches Reich 17,1, Frankreich 1067, Großbritannien 590,8, Rußland 521, Österreich 258, Ungarn 114,3, Italien 436,4, Spanien 219,3, Holland 57,5, Vereinigte Staaten 201,2. (S. Anleihen, Annuität, Leibrenten, Papiergeld, Rente, Staatspapiere.)

Staatssekretär ist eine dem engl. Recht entnommene Bezeichnung für den Chef eines Verwaltungsressorts. Das Staatssekretariat bildete schon seit dem 17. Jahrh. eine Gruppe beweglicher Centraldepartements in gänzlich bureaukratischer Formation und mit einem Recht der Chefs zu gegenseitiger Vertretung. Dem engl. System eigentümlich ist das Prinzip, daß an der Spitze der Regierung Ein leitender Staatsmann steht, welcher von dem Vertrauen der Parlamentsmajorität getragen, vom König mit der Bildung des Kabinetts beauftragt, die Richtung der Politik bestimmt und im Kabinett eine dominierende Stellung einnimmt. Kein anderes Mitglied des Kabinetts kann ihm Opposition machen, sein Rücktritt hat die Auflösung des Kabinetts zur Folge. Im Gegensatz dazu besteht in Frankreich und allen konstitutionellen Staaten des Kontinents, welche sich nach franz. Muster eingerichtet haben, ein Ministerium, welches aus einander gleichberechtigten Verwaltungschefs gebildet ist, von denen jeder für sein Ressort voll und ganz verantwortlich ist. Es hat sich demnach der Sprachgebrauch eingebürgert, nur diejenigen Chefs als Minister zu bezeichnen, welche die parlamentarische Verantwortlichkeit für ihr Ressort in vollem Umfange und unmittelbar tragen, und darum nach eigenem freien Ermessen definitiv entscheiden, während man im Gegensatz hierzu die den Ministern untergeordneten Beamten, die an der Spitze der einzelnen Abteilungen die Geschäfte führen, aber nicht im polit. Sinne verantwortlich sind, in mehrern Staaten, z. B. in Preußen, als Unterstaatssekretäre bezeichnet.

Im Deutschen Reich ist ein dem engl. System ähnliches adoptiert worden. Es gibt nur einen

verantwortlichen Reichsminister, den Reichskanzler, der die gesamte Politik leitet und bestimmt, und dem die Chefs sämtlicher obersten Reichsbehörden untergeordnet sind; für die letztern hat man daher nicht die Bezeichnung Minister, sondern den Amtstitel «Staatssekretär» gewählt. (Vgl. Deutschland und Deutsches Reich, Bd. V, S. 226b.)

Staatsservituten sind Beschränkungen der begrifflich totalen Staatsgewalt zu Gunsten eines andern Staats. Dieselben können entweder in einem Dulden (in patiendo) oder in einer Unterlassungspflicht (in non faciendo) bestehen. Beispiele der ersten Art sind die Pflicht, fremden Truppen das Durchzugsrecht (Etappenstraßen) oder das Besatzungsrecht zu gewähren, oder ihnen den Betrieb von Eisenbahnen, die Errichtung von Postanstalten u. dgl. zu gestatten. S. dieser Art sind in großer Zahl unter den Staaten des ehemaligen Deutschen Bundes, namentlich zu Gunsten Preußens, von den in seinem Machtbereich gelegenen Kleinstaaten bestellt worden. Beispiele der zweiten Art sind die Verpflichtungen, die Anlage von Festungen, von Strafkolonien u. dgl. in gewissen Teilen des Gebiets zu unterlassen. Die Bestellung von S. erfolgt durch völkerrechtlichen Vertrag.

Staatssozialismus, s. Sozialismus, Sozialpolitik.

Staatsstreich (coup d'état) nennt man einen Gewaltakt von seiten der Inhaber der Regierungsgewalt (Exekutive) gegen die Gesetze, namentlich Verfassungsgesetze. Jeder S. ist eine Unterbrechung des gesetzlichen Zustandes, der Kontinuität der Gesetze. Für den Fall eines Staatsnotstandes und der Unmöglichkeit, die verfassungsmäßigen Formen der Gesetze zu beobachten, hat das moderne Staatsrecht einen besondern Ausweg in den sog. provisorischen Gesetzen geschaffen. Jeder S., in welcher Form, in welchem Umfange und mit welchen Folgen immer er stattfinde, liegt außerhalb der Sphäre des positiven öffentlichen Rechts.

Staatsverbrechen sind die gegen den Staat als polit. Organismus gerichteten Verbrechen. Es gehören zu ihnen die speziell «politische Verbrechen» genannten, die Verbrechen gegen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung und die sog. Amtsverbrechen, endlich Verbrechen gegen fremde Staaten (wie sie die §§. 102—104 des Deutschen Reichs-Strafgesetzbuchs erwähnen). Über die Einreihung einzelner Verbrechen in diese Kategorie, welche früher wohl auch als die der öffentlichen Verbrechen (im Gegensatz zu Privatverbrechen) bezeichnet wurde, herrscht noch Streit. Oft gebraucht man den Ausdruck S. für polit. Verbrechen oder beschränkt ihn auf einzelne derselben, wie Hoch- und Landesverrat und Majestätsbeleidigung. Vgl. F. von Liszt, «Lehrbuch des Deutschen Strafrechts» (2. Aufl., Berl. 1884); Geyer, «Grundriß zu Vorlesungen über gemeines Deutsches Strafrecht» (2. Hälfte, Münch. 1885); Löning, «Grundriß zu Vorlesungen über Deutsches Strafrecht» (Frankf. a. M. 1885).

Staatsverfassung, s. Verfassung.

Staatsverwaltung. Wie man unter Staatsverfassung die Summe derjenigen Zustände und Einrichtungen versteht, durch welche der Staat als ein einheitliches Gesamtindividuum zu dauerhafter Gestaltung kommt, so begreift man unter S. die Zustände und Einrichtungen, in welchen sich das gesamte eigentümliche Leben des Staats im einzelnen wechselnd bethätigt. In weiterm Sinne ist Verwaltung identisch mit der gesamten staatlichen Thätigkeit, die des Gesetzgebers inbegriffen; im engern Sinne hat man die Verwaltung der Gesetzgebung gegenübergestellt; im engsten Sinne versteht man darunter die Administration im Gegensatze zur Rechtspflege. (S. Verwaltungssachen.)

Staatswirtschaftslehre, s. Finanzen, Finanzwissenschaft.

Staatswissenschaften (sciences politiques) nennt man den Inbegriff derjenigen Wissenschaften, welche den Staat als Ausgangs- und Zielpunkt nehmen. Auf den deutschen Universitäten wurden die S. längere Zeit sehr vernachlässigt und erst in der neuern Zeit ist ein Umschwung zu ihren Gunsten eingetreten; nur auf einigen wenigen Universitäten (in Bayern und Württemberg) bilden sie eine eigene Fakultät, an den meisten sind sie mit der philos., in Straßburg mit der jurist. Fakultät vereinigt. Als vorbereitende S. gelten die Statistik (s. d.), die Gesellschaftslehre (s. Gesellschaft und Soziologie) und die Volkswirtschaftslehre (s. Nationalökonomie). Als eigentliche S. sind Staatsrecht (s. d.) und Politik zu unterscheiden, welche den Staat in seiner festen Ordnung und in seinem praktischen Leben (Fortschritt) betrachten. Daran schließen sich das Völkerrecht (s. d.), welches die Beziehungen der Staaten nach außen zu andern Staaten und fremden Personen ordnet, das Verwaltungsrecht und die Verwaltungslehre (Polizei), sodann die Finanzwissenschaft (vgl. Finanzen) als besondere Disciplinen.

Stab (frz. aune) ist in Frankreich, in der Schweiz und in Frankfurt a. M. der Name eines frühern Ellenmaßes. Dasselbe war in Frankreich 1,188 m, in der Schweiz (bis Ende 1876 gesetzlich gewesen) 2 Ellen oder 1,2 m, in Frankfurt a. M. (bis Ende 1871 üblich gewesen) 1,182 m. Nach der Deutschen Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 war S. gleichbedeutend mit Meter. Das Gesetz vom 11. Juli 1884 hat die (im Verkehr nicht üblich gewordene) Benennung «Stab» aus der Maß- und Gewichtsordnung entfernt.

Stab bezeichnet das bei den Kommandobehörden der Truppen, vom Bataillon u. s. w. aufwärts, stehende Personal. Dazu gehören außer dem Kommandeur: Adjutanten, Generalstabsoffiziere, Militärbeamte, Unteroffiziere, Ordonnanzen, Trainsoldaten, von denen die mit Offizierrang bekleideten den Oberstab, die übrigen den Unterstab bilden. Dem S. der höhern Kommandos (Brigaden, Divisionen, Armeekorps) werden im Kriege Stabswachen zur Bedeckung zugeteilt. Den zum S. gehörigen Personen wird teilweise dieser Name vorgesetzt, so z. B. Stabshornist, Stabstrompeter, Stabsfourier. Über Generalstab oder Generalquartiermeisterstab s. Generalstab.

Stabat mater heißt ein berühmter Gesangtext in lat. Terzinen, welcher als sog. Sequenz (s. d.) in der kath. Kirche, besonders an dem Feste der Sieben Schmerzen Mariä, gesungen wurde und in welchem der inbrünstige Marienkultus des Mittelalters einen herrlichen Ausdruck fand. Wahrscheinlich ist er von dem Minoriten Jacobus de Benedictis (s. d.). Der Text hat viele Abänderungen erfahren und ist oft ins Deutsche übersetzt worden. Die besten Kirchenkomponisten haben ihn komponiert. Am berühmtesten sind die Kompositionen von Palestrina (achtstimmig), Steffani, Pergolesi

und Astorga, Jos. Haydn, Winter, Neukomm, Rossini u. a. Vgl. Lisco, «Stabat mater. Hymnus auf die Schmerzen der Maria» (Berl. 1843).

Stäbe (tönende) können transversal, longitudinal und in Torsionsrichtungen schwingen. Letztere sind in praktischer Richtung ohne, und die vorletzten von wenig Bedeutung. In der Anwendung trifft man meist nur transversal vibrierende S. Dieselben sind entweder an beiden Enden frei (z. B. die Stimmgabel), oder an beiden Enden unterstützt z. B. die Holz-, Glas- und Metallstabharmonika), oder an einem Ende unterstützt und am andern frei (z. B. die S. in Spieldosen u. dgl. m.). Die S. können als Ganzes oder in Teilen vibrieren; in letzterm Falle lassen sich ihre Schwingungsknoten durch aufgestreuten Sand ersichtlich machen. (Vgl. Klangfiguren.) Bei transversal schwingenden S. verhält sich die Schwingungszahl oder die Tonhöhe gerade wie die Dicke und umgekehrt wie das Quadrat der Länge der S. Überdies hängt hier noch die Tonhöhe von der Einspannungsweise, vom Elasticitätsgrade und der Anzahl der schwingenden Abteilungen der S. ab.

Die Tonhöhe longitudinal schwingender S. ist unter fast gleichen Umständen weit höher als bei querschwingenden S.; sie ist verkehrt proportional zur Länge der S. und ist von der Dicke, sowie der Breite der letztern unabhängig. Die Größe der Elasticität ist auf die Schwingungszahl von Einfluß. Erregt werden diese Töne durch Reiben der S. nach der Länge (z. B. an Marloyes Stabharfe). Das Vorhandensein der Längenschwingung wird durch den Stoß des freien Stabendes auf Wasser oder auf eine hängende Elfenbeinkugel ersichtlich gemacht.

Stabeisen nennt man Schmiedeeisen oder Schweißeisen, wie es in den Handel kommt, im Gegensatz zum Façoneisen; s. unter Eisen und unter Eisenerzeugung. Andererseits versteht man unter Stabeisen auch Eisen- oder Stahlstangen von durchaus gleichmäßigem Querschnitt, s. unter Walzeisen.

Staberl war eine stehende Figur der ältern wiener Lokalposse, ein echter wiener Bürger, ein Tarapluemacher, der sich zwar sehr ungeschickt benimmt, aber durch seinen Mutterwitz sich doch immer durchhilft. Die meisten Stücke, in welchen S. die Hauptrolle hat, sind von Bauerle.

Stabheuschrecken, s. Gespenstschrecken.

Stabiä, kleine Küstenstadt der ital. Landschaft Campanien, zwischen Pompeji und Surrentum, bei dem heutigen Castellamare (s. d.) di Stabia, wurde, nachdem es schon von Sulla im Bundesgenossenkrieg zum Teil zerstört worden war, bei dem Ausbruch des Vesuv 79 n. Chr. zugleich mit Herculanum und Pompeji (s. d.) gänzlich verschüttet. Einige Häuser davon wurden im 18. Jahrh. ausgegraben, die Ausgrabungen aber, weil weniger ergiebig an Kunstwerken als die in den beiden andern verschütteten Städten, wieder aufgegeben.

Stabiles Gleichgewicht, s. Gleichgewicht.

Stabili (Francesco), ital. Astronom, s. Ascoli (Cecco d').

Stabilität (vom lat. stabilis, d. i. stehend und beständig) nennt man in der Physik den Widerstand, welchen die Körper ihrem Umwerfen entgegensetzen. Derselbe ist um so größer, je größer das Gewicht und die Basis des umzukippenden Körpers ist, ferner je tiefer sein Schwerpunkt liegt und je tiefer ihn die umwerfende Kraft angreift. In der Politik versteht man unter S. die starke Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, im Gegensatz zu der Bewegungspartei, und unter Stabilitätssystem das systematische Bestreben, das Bestehende zu erhalten. (S. Konservativ.)

Stabilzucht (der Bienen), s. unter Biene.

Stabio oder Stabbio, Pfarrdorf mit 1732 E. und Bad im Bezirk Mendrisio des schweiz. Kantons Tessin, liegt 389 m über dem Meere, 4½ km südwestlich von Mendrisio, in üppiger südl. Umgebung am Fuß der aussichtsreichen Hügel Castello und Castelletto, besitzt mehrere Schwefelquellen und drei Kurhäuser und ist in der neuesten Geschichte des Tessin bekannt durch den Straßenkampf vom 22. Okt. 1876 zwischen den Liberalen und den Ultramontanen, der zu dem sog. Stabioprozeß von 1880 Veranlassung gab. (S. Tessin.)

Stablo (frz. Stavelot, mittellat. Stabulaus), Stadt in der belg. Provinz Lüttich, 48 km südöstlich von Lüttich, rechts am Flusse Amblève, Station der belg. Staatsbahnlinie Pepinster-Gouvy, hat 4671 E., welche starke Gerberei und Tuchfabrikation betreiben. Der Ort war bis 1801 die Hauptstadt eines gleichnamigen deutschen Reichsfürstentums, zu dem auch Malmedy gehörte, und dessen Oberhaupt der jeweilige Abt des berühmten Benediktinerstifts zu S. war. Das Stift wurde 650 vom heil. Remaclius, Bischof von Tongern, errichtet. Von der Abteikirche ist nur noch ein Teil des Turms vorhanden. In der Pfarrkirche befindet sich der 2 m lange und 1 m hohe, aus getriebenen Kupferplatten hergestellte und mit Edelsteinen besetzte Schrein des heil. Remaclius, ein Werk des 14. Jahrh.; an den Seiten des Schreins sind in Nischen die 0,3 m hohen Silberstatuetten der zwölf Apostel und der Heiligen Remaclius und Lambertus angebracht.

Stab- oder Stäbchenmesser, s. Baculometrie.

Stabrecht nennt man die Befugnis, die Schafe anderer durch seinen Hirten hüten, weiden und düngen zu lassen. Ein S. stand früher häufig dem Gutsherrn oder auch Gemeinden zu. Stabgemeinschaft liegt vor, wenn mehrere einen gemeinschaftlichen Hirten halten.

Stabreim, s. Alliteration.

Stabroek, ehemals Name von Georgetown (s. d.) in Britisch-Guaiana.

Stabschrecken, s. unter Gespenstschrecken.

Stabskapitän, soviel wie Hauptmann.

Stabsoffiziere bilden in der Stufenleiter der Offizierchargen das Mittelglied zwischen den Generalen und den Hauptleuten und Subalternoffizieren; zu ihnen werden die Obersten, Oberstlieutenants und Majors gerechnet. Der zusammenfassende Name S. deutet an, daß der Charge ein Stab gebührt, trotzdem es viele S. in besondern Stellungen, z. B. beim Generalstab gibt, welche nicht nur keinen Stab unter sich haben, sondern zu dem Stab eines höhern Offiziers gehören.

Stabsquartier heißt der Standort einer militärischen Kommandobehörde, die einen Stab besitzt.

Stabswachen, s. unter Stab.

Stabtierchen (Bacillariaceen), s. u. Algen.

Stabübungen sind Freiübungen (s. d.), die durch Benutzung eines etwa 1 m langen hölzernen oder eisernen Stabes ein eigenartiges Gepräge erhalten. Wegen der zu erzielenden körperlichen Ausbildung und ihrer ästhetischen Wirkung finden sie auf Turnplätzen häufige Verwendung.

verantwortlichen Reichsminister, den Reichskanzler, der die gesamte Politik leitet und bestimmt, und dem die Chefs sämtlicher obersten Reichsbehörden untergeordnet sind; für die letztern hat man daher nicht die Bezeichnung Minister, sondern den Amtstitel «Staatssekretär» gewählt. (Vgl. Deutschland und Deutsches Reich, Bd. V, S. 226b.)

Staatsservituten sind Beschränkungen der begrifflich totalen Staatsgewalt zu Gunsten eines andern Staats. Dieselben können entweder in einem Dulden (in patiendo) oder in einer Unterlassungspflicht (in non faciendo) bestehen. Beispiele der ersten Art sind die Pflicht, fremden Truppen das Durchzugsrecht (Etappenstraßen) oder das Besatzungsrecht zu gewähren, oder ihnen den Betrieb von Eisenbahnen, die Errichtung von Postanstalten u. dgl. zu gestatten. S. dieser Art sind in großer Zahl unter den Staaten des ehemaligen Deutschen Bundes, namentlich zu Gunsten Preußens, von den in seinem Machtbereich gelegenen Kleinstaaten bestellt worden. Beispiele der zweiten Art sind die Verpflichtungen, die Anlage von Festungen, von Strafkolonien u. dgl. in gewissen Teilen des Gebiets zu unterlassen. Die Bestellung von S. erfolgt durch völkerrechtlichen Vertrag.

Staatssozialismus, s. Sozialismus, Sozialpolitik.

Staatsstreich (coup d'état) nennt man einen Gewaltakt von seiten der Inhaber der Regierungsgewalt (Exekutive) gegen die Gesetze, namentlich Verfassungsgesetze. Jeder S. ist eine Unterbrechung des gesetzlichen Zustandes, der Kontinuität der Gesetze. Für den Fall eines Staatsnotstandes und der Unmöglichkeit, die verfassungsmäßigen Formen der Gesetze zu beobachten, hat das moderne Staatsrecht einen besondern Ausweg in den sog. provisorischen Gesetzen geschaffen. Jeder S., in welcher Form, in welchem Umfange und mit welchen Folgen immer er stattfinde, liegt außerhalb der Sphäre des positiven öffentlichen Rechts.

Staatsverbrechen sind die gegen den Staat als polit. Organismus gerichteten Verbrechen. Es gehören zu ihnen die speziell «politische Verbrechen» genannten, die Verbrechen gegen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung und die sog. Amtsverbrechen, endlich Verbrechen gegen fremde Staaten (wie sie die §§. 102—104 des Deutschen Reichs-Strafgesetzbuchs erwähnen). Über die Einreihung einzelner Verbrechen in diese Kategorie, welche früher wohl auch als die der öffentlichen Verbrechen (im Gegensatz zu Privatverbrechen) bezeichnet wurde, herrscht noch Streit. Oft gebraucht man den Ausdruck S. für polit. Verbrechen oder beschränkt ihn auf einzelne derselben, wie Hoch- und Landesverrat und Majestätsbeleidigung. Vgl. F. von Liszt, «Lehrbuch des Deutschen Strafrechts» (2. Aufl., Berl. 1884); Geyer, «Grundriß zu Vorlesungen über gemeines Deutsches Strafrecht» (2. Hälfte, Münch. 1885); Löning, «Grundriß zu Vorlesungen über Deutsches Strafrecht» (Frankf. a. M. 1885).

Staatsverfassung, s. Verfassung.

Staatsverwaltung. Wie man unter Staatsverfassung die Summe derjenigen Zustände und Einrichtungen versteht, durch welche der Staat als ein einheitliches Gesamtindividuum zu dauerhafter Gestaltung kommt, so begreift man unter S. die Zustände und Einrichtungen, in welchen sich das gesamte eigentümliche Leben des Staats im einzelnen wechselnd bethätigt. In weiterm Sinne ist Verwaltung identisch mit der gesamten staatlichen Thätigkeit, die des Gesetzgebers inbegriffen; im engern Sinne hat man die Verwaltung der Gesetzgebung gegenübergestellt; im engsten Sinne versteht man darunter die Administration im Gegensatze zur Rechtspflege. (S. Verwaltungssachen.)

Staatswirtschaftslehre, s. Finanzen, Finanzwissenschaft.

Staatswissenschaften (sciences politiques) nennt man den Inbegriff derjenigen Wissenschaften, welche den Staat als Ausgangs- und Zielpunkt nehmen. Auf den deutschen Universitäten wurden die S. längere Zeit sehr vernachlässigt und erst in der neuern Zeit ist ein Umschwung zu ihren Gunsten eingetreten; nur auf einigen wenigen Universitäten (in Bayern und Württemberg) bilden sie eine eigene Fakultät, an den meisten sind sie mit der philos., in Straßburg mit der jurist. Fakultät vereinigt. Als vorbereitende S. gelten die Statistik (s. d.), die Gesellschaftslehre (s. Gesellschaft und Soziologie) und die Volkswirtschaftslehre (s. Nationalökonomie). Als eigentliche S. sind Staatsrecht (s. d.) und Politik zu unterscheiden, welche den Staat in seiner festen Ordnung und in seinem praktischen Leben (Fortschritt) betrachten. Daran schließen sich das Völkerrecht (s. d.), welches die Beziehungen der Staaten nach außen zu andern Staaten und fremden Personen ordnet, das Verwaltungsrecht und die Verwaltungslehre (Polizei), sodann die Finanzwissenschaft (vgl. Finanzen) als besondere Disciplinen.

Stab (frz. aune) ist in Frankreich, in der Schweiz und in Frankfurt a. M. der Name eines frühern Ellenmaßes. Dasselbe war in Frankreich 1,188 m, in der Schweiz (bis Ende 1876 gesetzlich gewesen) 2 Ellen oder 1,2 m, in Frankfurt a. M. (bis Ende 1871 üblich gewesen) 1,182 m. Nach der Deutschen Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 war S. gleichbedeutend mit Meter. Das Gesetz vom 11. Juli 1884 hat die (im Verkehr nicht üblich gewordene) Benennung «Stab» aus der Maß- und Gewichtsordnung entfernt.

Stab bezeichnet das bei den Kommandobehörden der Truppen, vom Bataillon u. s. w. aufwärts, stehende Personal. Dazu gehören außer dem Kommandeur: Adjutanten, Generalstabsoffiziere, Militärbeamte, Unteroffiziere, Ordonnanzen, Trainsoldaten, von denen die mit Offizierrang bekleideten den Oberstab, die übrigen den Unterstab bilden. Dem S. der höhern Kommandos (Brigaden, Divisionen, Armeekorps) werden im Kriege Stabswachen zur Bedeckung zugeteilt. Den zum S. gehörigen Personen wird teilweise dieser Name vorgesetzt, so z. B. Stabshornist, Stabstrompeter, Stabsfourier. Über Generalstab oder Generalquartiermeisterstab s. Generalstab.

Stabat mater heißt ein berühmter Gesangtext in lat. Terzinen, welcher als sog. Sequenz (s. d.) in der kath. Kirche, besonders an dem Feste der Sieben Schmerzen Mariä, gesungen wurde und in welchem der inbrünstige Marienkultus des Mittelalters einen herrlichen Ausdruck fand. Wahrscheinlich ist er von dem Minoriten Jacobus de Benedictis (s. d.). Der Text hat viele Abänderungen erfahren und ist oft ins Deutsche übersetzt worden. Die besten Kirchenkomponisten haben ihn komponiert. Am berühmtesten sind die Kompositionen von Palestrina (achtstimmig), Steffani, Pergolesi

und Astorga, Jos. Haydn, Winter, Neukomm, Rossini u. a. Vgl. Lisco, «Stabat mater. Hymnus auf die Schmerzen der Maria» (Berl. 1843).

Stäbe (tönende) können transversal, longitudinal und in Torsionsrichtungen schwingen. Letztere sind in praktischer Richtung ohne, und die vorletzten von wenig Bedeutung. In der Anwendung trifft man meist nur transversal vibrierende S. Dieselben sind entweder an beiden Enden frei (z. B. die Stimmgabel), oder an beiden Enden unterstützt (z. B. die Holz-, Glas- und Metallstabharmonika), oder an einem Ende unterstützt und am andern frei (z. B. die S. in Spieldosen u. dgl. m.). Die S. können als Ganzes oder in Teilen vibrieren; in letzterm Falle lassen sich ihre Schwingungsknoten durch aufgestreuten Sand ersichtlich machen. (Vgl. Klangfiguren.) Bei transversal schwingenden S. verhält sich die Schwingungszahl oder die Tonhöhe gerade wie die Dicke und umgekehrt wie das Quadrat der Länge der S. Überdies hängt hier noch die Tonhöhe von der Einspannungsweise, vom Elasticitätsgrade und der Anzahl der schwingenden Abteilungen der S. ab.

Die Tonhöhe longitudinal schwingender S. ist unter fast gleichen Umständen weit höher als bei querschwingenden S.; sie ist verkehrt proportional zur Länge der S. und ist von der Dicke, sowie der Breite der letztern unabhängig. Die Größe der Elasticität ist auf die Schwingungszahl von Einfluß. Erregt werden diese Töne durch Reiben der S. nach der Länge (z. B. an Marloyes Stabharfe). Das Vorhandensein der Längenschwingung wird durch den Stoß des freien Stabendes auf Wasser oder auf eine hängende Elfenbeinkugel ersichtlich gemacht.

Stabeisen nennt man Schmiedeeisen oder Schweißeisen, wie es in den Handel kommt, im Gegensatz zum Façoneisen; s. unter Eisen und unter Eisenerzeugung. Andererseits versteht man unter Stabeisen auch Eisen- oder Stahlstangen von durchaus gleichmäßigem Querschnitt, s. unter Walzeisen.

Staberl war eine stehende Figur der ältern Wiener Lokalposse, ein echter wiener Bürger, ein Tarapluiemacher, der sich zwar sehr ungeschickt benimmt, aber durch seinen Mutterwitz sich doch immer durchhilft. Die meisten Stücke, in welchen S. die Hauptrolle hat, sind von Bäuerle.

Stabheuschrecken, s. Gespenstschrecken.

Stabiä, kleine Küstenstadt der ital. Landschaft Campanien, zwischen Pompeji und Surrentum, bei dem heutigen Castellamare (s. d.) di Stabia, wurde, nachdem es schon von Sulla im Bundesgenossenkrieg zum Teil zerstört worden war, bei dem Ausbruch des Vesuv 79 n. Chr. zugleich mit Herculanum und Pompeji (s. d.) gänzlich verschüttet. Einige Häuser davon wurden im 18. Jahrh. ausgegraben, die Ausgrabungen aber, weil weniger ergiebig an Kunstwerken als die in den beiden andern verschütteten Städten, wieder aufgegeben.

Stabiles Gleichgewicht, s. Gleichgewicht.

Stabili (Francesco), ital. Astronom, s. Ascoli (Cecco d').

Stabilität (vom lat. stabilis, d. i. stehend und beständig) nennt man in der Physik den Widerstand, welchen die Körper ihrem Umwerfen entgegensetzen. Derselbe ist um so größer, je größer das Gewicht und die Basis des umzukippenden Körpers ist, ferner je tiefer sein Schwerpunkt liegt und je tiefer ihn die umwerfende Kraft angreift. In der Politik versteht man unter S. die starke Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, im Gegensatz zu der Bewegungspartei, und unter Stabilitätssystem das systematische Bestreben, das Bestehende zu erhalten. (S. Konservativ.)

Stabilzucht (der Bienen), s. unter Biene.

Stabio oder Stabbio, Pfarrdorf mit 1732 E. und Bad im Bezirk Mendrisio des schweiz. Kantons Tessin, liegt 389 m über dem Meere, 4½ km südwestlich von Mendrisio, in üppiger südl. Umgebung am Fuß der aussichtsreichen Hügel Castello und Castelletto, besitzt mehrere Schwefelquellen und drei Kurhäuser und ist in der neuesten Geschichte des Tessin bekannt durch den Straßenkampf vom 22. Okt. 1876 zwischen den Liberalen und den Ultramontanen, der zu dem sog. Stabioprozeß von 1880 Veranlassung gab. (S. Tessin.)

Stablo (frz. Stavelot, mittellat. Stabulaus), Stadt in der belg. Provinz Lüttich, 48 km südöstlich von Lüttich, rechts am Flusse Amblève, Station der belg. Staatsbahnlinie Pepinster-Gouvy, hat 4671 E., welche starke Gerberei und Tuchfabrikation betreiben. Der Ort war bis 1801 die Hauptstadt eines gleichnamigen deutschen Reichsfürstentums, zu dem auch Malmedy gehörte, und dessen Oberhaupt der jeweilige Abt des berühmten Benediktinerstifts zu S. war. Das Stift wurde 650 vom heil. Remaclius, Bischof von Tongern, errichtet. Von der Abteikirche ist nur noch ein Teil des Turms vorhanden. In der Pfarrkirche befindet sich der 2 m lange und 1 m hohe, aus getriebenen Kupferplatten hergestellte und mit Edelsteinen besetzte Schrein des heil. Remaclius, ein Werk des 14. Jahrh.; an den Seiten des Schreins sind in Nischen die 0,3 m hohen Silberstatuetten der zwölf Apostel und der Heiligen Remaclius und Lambertus angebracht.

Stab- oder Stäbchenmesser, s. Baculometrie.

Stabrecht nennt man die Befugnis, die Schafe anderer durch seinen Hirten hüten, weiden und düngen zu lassen. Ein S. stand früher häufig dem Gutsherrn oder auch Gemeinden zu. Stabgemeinschaft liegt vor, wenn mehrere einen gemeinschaftlichen Hirten halten.

Stabreim, s. Alliteration.

Stabroek, ehemals Name von Georgetown (s. d.) in Britisch-Guiana.

Stabschrecken, s. unter Gespenstschrecken.

Stabskapitän, soviel wie Hauptmann.

Stabsoffiziere bilden in der Stufenleiter der Offizierchargen das Mittelglied zwischen den Generalen und den Hauptleuten und Subalternoffizieren; zu ihnen werden die Obersten, Oberstlieutenants und Majors gerechnet. Der zusammenfassende Name S. deutet an, daß der Charge ein Stab gebührt, trotzdem es viele S. in besondern Stellungen, z. B. beim Generalstab gibt, welche nicht nur keinen Stab unter sich haben, sondern zu dem Stab eines höhern Offiziers gehören.

Stabsquartier heißt der Standort einer militärischen Kommandobehörde, die einen Stab besitzt.

Stabswachen, s. unter Stab.

Stabtierchen (Bacillariaceen), s. u. Algen.

Stabübungen sind Freiübungen (s. d.), die durch Benutzung eines etwa 1 m langen hölzernen oder eisernen Stabes ein eigenartiges Gepräge erhalten. Wegen der zu erzielenden körperlichen Ausbildung und ihrer ästhetischen Wirkung finden sie auf Turnplätzen häufige Verwendung.

Stabziemer, sov. w. Ringdrossel, s. u. Drossel.

Staccato (ital.), in der Musik, durch Punkte oder Striche über den Noten bezeichnet, deutet an, daß die Töne mehr oder weniger abgestoßen, d. h. ohne Verbindung vorgetragen werden sollen.

Stachel (botan.), s. u. Dorn.

Stachelbarsch werden mehrere Fische genannt, unter andern auch der Stichling (s. d.).

Stachelbeere, Stachelbeerstrauch, s. Ribes.

Stachelbeergurke (Stachelbeerkürbis), s. u. Cucumis.

Stachelberg, vielbesuchtes Bad im Linth- oder Großthal des schweiz. Kantons Glarus, liegt 664 m über dem Meere, 13 km südsüdwestlich von Glarus auf dem linken Ufer des Linth, am Fuße der Braunwaldberge unweit der Station Linththal der Glarnerbahn, besteht aus vier zum Teil durch Galerien miteinander verbundenen Gebäuden mit vorzüglicher Einrichtung und besitzt einen neu angelegten weitläufigen Waldpark mit zahlreichen Ruheplätzen und prächtigen Ausblicken auf die den Hintergrund des Thals umgebenden Eis- und Felshäupter des Tödimassivs. Die sehr schwach fließende Quelle, ein stark alkalisches Schwefelwasser von kühlem, hepatischem Geschmack und 9,5° C. mittlerer Temperatur, träufelt 2,5 km westlich vom Bade aus einer engen Schlucht der Braunwaldberge hervor, fließt in einen 4500 l haltenden Sammler und wird von demselben durch eine hölzerne Leitung einem zweiten hinter dem Badegebäude befindlichen Behälter zugeführt. Schon seit dem Anfange des 18. Jahrh. bekannt, aber erst 1789 gefaßt, wird sie seither sowohl zur Trink-, wie zur Badekur namentlich bei Skrofulose, Hämorrhoiden, chronischen Katarrhen ꝛc. angewendet. Die Hauptgebäude wurden 1830, 1860 und 1879 errichtet. Vgl. König, «Bad S.» (Zür. 1867); Gsell-Fels, «Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Stachelflosser (Acanthopterygii) nannte die ältere Systematik diejenigen Knochenfische, bei denen wenigstens die vordern Strahlen der Rücken-, After- und Bauchflossen ungegliedert, einfach und fest sind, und setzte ihnen die Weichflosser (Malacopterygii), bei denen alle Flossenstrahlen biegsam und, mit Ausnahme des ersten und zweiten Rückenflossenstrahls, gegliedert sind, gegenüber. Die Einteilung ist eine ganz künstliche und, da sie verwandte Formen oft weit auseinander reißt, vollständig zu verwerfende.

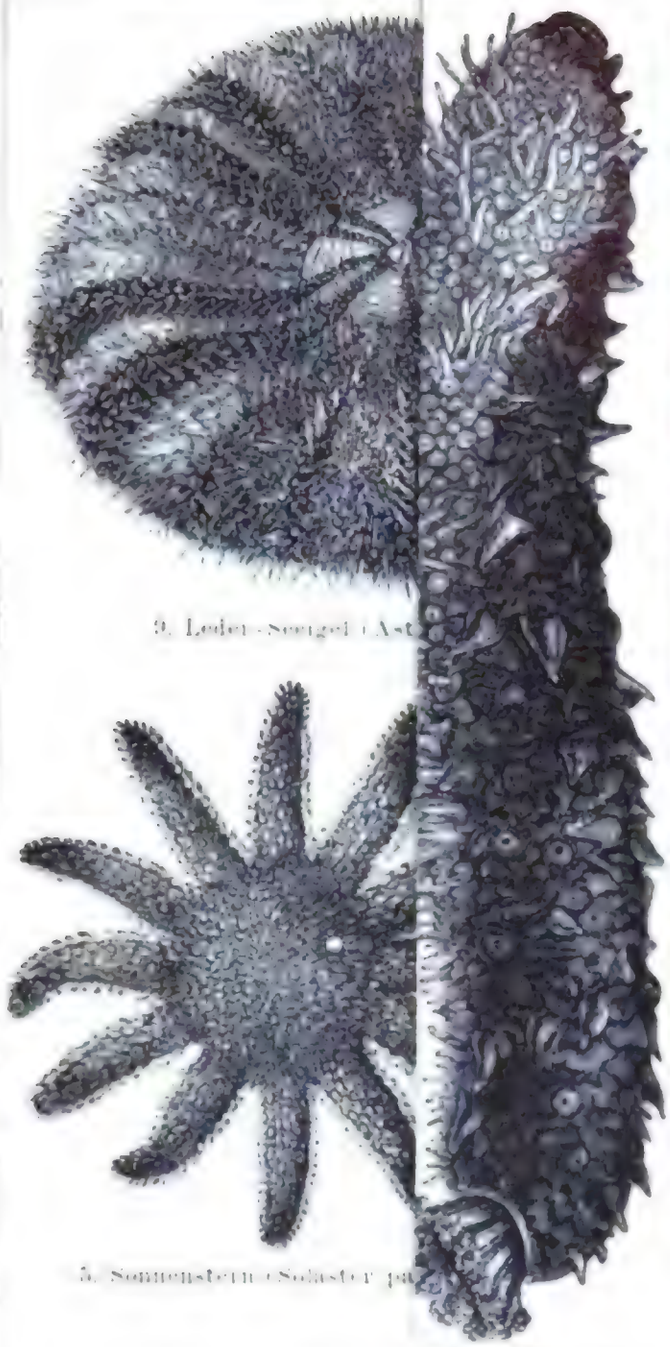
Stachelhäuter oder Echinodermen nennt man eine Klasse wirbelloser Seetiere, welche wesentlich durch Einlagerung von Kalkkörpern in die äußere Haut ausgezeichnet sind, die bald zerstreut gelagert, bald so ausgebildet sind, daß sie Tafeln bilden, welche den Körper panzern. Die verschiedenen Körperteile sind radial um eine mittlere, senkrechte Achse gelegen, an deren einem Ende meist das Maul, am andern der After sich finden, und meistens in der Fünfzahl vorhanden. Häufig spricht sich indessen eine Symmetrie insofern aus, daß ein Teil in der Mitte und zwei Paare seitlich gelagert sind. Stets findet man einen besondern, von der Körperhöhle unterschiedenen Darm, Blutgefäße mit einem schlauchförmigen Herzen, ein aus fünf durch Stränge verbundenen Knoten bestehendes Nervensystem und häufig auch Sinnesorgane (Augen). Wenn besondere Bewegungsorgane vorhanden sind, so sind es Saugfüßchen (Ambulacra), oft in großer Menge. Als Atemorgane sind Kiemen vorhanden, die indessen oft fehlen. Sie sind getrennten Geschlechts und entwickeln sich aus sonderbaren, sehr kleinen Larvenformen (s. Tafel: Stachelhäuter, Fig. 15, eine solche von einem Schlangenstern), die von ihren Entdeckern vielfach für selbständige fertige Wesen angesehen und als solche benannt wurden, z. B. Pluteus, Auricularia, Bipinnaria u. s. w. Die lebenden Seeigel zerfallen in vier Klassen: 1) Crinoidea, Haarsterne oder Encriniten (s. d.), zu welchen der merkwürdige, in bedeutenden Tiefen lebende Wurzelhaarstern (Rhizocrinus lofotensis, Fig. 1), weiter der nicht gestielte Antedon Eschrichtii (Fig. 2) und der Mittelmeerhaarstern (Comatula mediterranea) gehören, welch letzterer in der Jugend indessen gestielt ist (Fig. 3) und in diesem Zustande als Pentacrinus europaeus zuerst beschrieben wurde. 2) Asteroidea, Seesterne (s. d.) mit den Unterklassen der Schlangensterne (Ophiurae, hierher der Medusenkopf Astrophyton caput Medusae, Fig. 4) und die eigentlichen Seesterne (Asteriae mit dem Sonnenstern Solaster papposus, Fig. 5, und dem gemeinen Seestern, Asteracanthion s. Asterias rubens, Fig. 6). 3) Echinoidea, Seeigel (s. d.), teils mit regulär radiärer Gestalt und einander gegenüber gelegenem Mund und After (z. B. Cidaris clavigera, Fig. 7, der Kletterseeigel, Echinus microtuberculatus, Fig. 8 und der Lederseeigel, Asthenosoma hystrix, Fig. 9), teils von irregulärer, herzartiger Form und dann entweder mit excentrischem After, aber centralem Munde (z. B. Clypeaster rosaceus, Fig. 10) oder auch mit excentrischem Munde (z. B. der Purpurherzigel, Spatangus purpureus, Fig. 11). 4) Holothuroidea, Holothurien (s. d.), die entweder Saugfüßchen besitzen, wie die Röhrenholothurie (Holothuria tubulosa, Fig. 12) und die Kletterholothurie (Cucumaria doliolum, Fig. 13), oder wie die Klettenholothurie (Synapta inhaerens, Fig. 14) ohne dieselben sind. Mit S. haben sich besonders die beiden Agassiz, Johannes Müller und neuerdings H. Ludwig und H. Carpenter beschäftigt.

Stachelmyrte, s. unter Ruscus.

Stacheln werden verschiedene an tierischen Körpern vorkommende Gebilde genannt; teils gehören dieselben der Körperbedeckung an, sind nichts wie besonders stark entwickelte Haare (z. B. Igel, Stachelschwein, Ameisenigel u. a.), oder Schuppen (z. B. bei der Krustenechse, zahlreichen Fischen), teils sind sie ihrer Entwickelung nach den Zähnen zuzurechnen, es sind wahre Hautzähne (z. B. bei den Rochen). Etwas ganz anderes sind die S. der weiblichen und geschlechtslosen (unvollendet weiblichen) Hymenopteren (s. d.). Bei vielen Stachelhäutern sind es Teile des Skeletts, die sich oft mittels eines Kugelgelenks und dazugehörigen Muskelapparats mit unterliegenden Kalkplatten beweglich verbinden.

Stachelschwamm, s. Hydnum.

Stachelschwein (Hystrix), eine Säugetiergattung aus der Familie der Nager ohne Schlüsselbein, die den Typus einer eigenen Familie bildet, zeichnet sich durch die langen, runden, hohlen Stacheln aus, womit der Körper bedeckt ist. Die Vorderfüße sind vierzehig mit Daumenwarze. Die Tiere dieser Gattung leben in den wärmern Gegenden, wohnen in Erdhöhlen und nähren sich von Pflanzenstoffen. Das gemeine Stachelschwein (H. cristata, Tafel: Nagetiere II, Fig. 4) findet sich in ganz Afrika bis zum Kap, in Indien, Persien, Mittelasien und in den Mittelmeergegenden, wo es schon



9. Leder-Seeigel (A-

5. Sonnenstern (Solaster pa

2. Anthea cereicornis.

4. Medusenkopf (Astrophyton

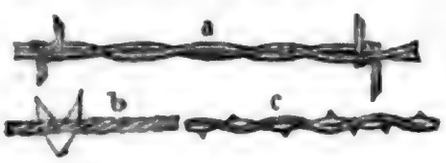
Brockhaus' Conversations-Lexikon

als Höhlenbewohner in der Diluvialzeit fossil vorkommt. Es ist 65 cm lang, mit einem 11 cm langen und mit vorn offenen Stacheln besetzten Schwanze versehen und mit schwarz- und weißgeringelten, zum Teil bis 40 cm langen, harten Stacheln bewehrt, welche an den afrik. Exemplaren länger und stärker als an den italienischen sind. Im übrigen ist es harmlos, furchtsam und träge, und kommt nachts aus seiner Höhle, um Früchte, Baumrinden und andere Pflanzenstoffe zu suchen. Am Kap ist es gehaßt wegen des Schadens, den es den Gärten zufügt. Bloß wenn es gereizt wird, läßt es einen grunzenden Ton hören. Bei Gefahr rollt es sich zusammen und richtet seine Stacheln auf, die zwar nicht abgeschossen werden, aber wohl schmerzhafte und langsam heilende Wunden bewirken können. Da das Tier leicht fett wird, so wird es in Italien gegessen und sein Fleisch von manchen noch dem Schweinefleische vorgezogen. Die Stacheln werden zu Zahnstochern, Pinsel- und Stahlfederstielen u. s. w. verwendet. In Südasien und Java gibt es eine verwandte Gattung mit langem, an der Spitze mit einer Quaste sonderbarer Horngebilde geziertem Schwanze (Atherura), während in Amerika eigentümliche Gattungen (Cercolabes, Erethizon) eine besondere Familie bilden, die sich von den angeführten namentlich dadurch auszeichnen, daß sie auf Bäumen klettern.

Stachelschweinholz, s. unter Kokospalme.

Stachelschweinmenschen, s. u. Fischschuppenkrankheit.

Stachelzaundraht nennt man Drähte, resp. Drahtlitzen mit in kurzen Abständen eingeflochtenen Spitzen, oder auch schmale Blechstreifen, welche dornartig ausgezackt sind. Die Spitzen sind entweder gleichfalls aus Draht wie in der nachstehenden Abbildung bei a, oder aus Blech wie bei b, oder das



verwendete Bandeisen ist zackenartig ausgeschnitten wie bei c. Der S. dient zur Einfriedigung von Feldern und Gehegen, sowie zur Umzäunung von Bahnstrecken. Diese ursprünglich amerik. Erfindung besitzt den Vorteil der Einfachheit und Wohlfeilheit und fand in Europa durch die Firma Felten & Guilleaume in Mülheim a. Rh. Verbreitung.

Stackelberg. Das Geschlecht der Herren, Freiherren und Grafen S. stammt aus Hessen, wo es auf der Burg an der Kinzig seinen Sitz hatte. Der Stammvater ist Otto S., welcher unter Konrad dem Salier 1146 in den Adelsstand erhoben wurde; ein Zweig der Familie ließ sich seit dem 13. Jahrh. im deutsch-livländischen Ordensstaate nieder.

Karl Adam, Freiherr von S., schwed. Generallieutenant, aus dem Hause Thomel, wurde für Auszeichnung im Nordischen Kriege 1714 in den schwed. Reichsfreiherrenstand erhoben.

Berend Otto, Freiherr von S., schwed. Generalfeldmarschall unter Karl XII., geb. 11. Juni 1662 in Livland, trat in schwed. Kriegsdienste, avancierte im Nordischen Kriege gegen die Russen und Polen 1701 zum Oberstlieutenant, 1704 zum Oberst und 1705 zum Generalmajor. Als solcher geriet er bei Pultawa 1709 in russ. Gefangenschaft, aus der er erst 1721 nach Schweden zurückkehrte. Im J. 1727 wurde er Generalfeldmarschall und in den schwed. Freiherrenstand erhoben. Er starb zu Abo in Finland 29. Aug. 1734.

In russ. Diensten erwarb sich einen berühmten Namen Otto Magnus, Graf S., aus dem Hause Kegel in Estland, geb. 1736. Er wirkte unter Katharina II. zuerst als Gesandter in Madrid, seit 1770 in Warschau, wo er die auf die erste Teilung Polens bezüglichen Unterhandlungen leitete und dafür vom Kaiser Joseph 16. Mai 1775 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben wurde. Bei den Polen verhaßt, bat er um seine Abberufung, wurde später von Katharina zu andern diplomatischen Sendungen gebraucht und zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Unter Paul nahm er den Abschied; er starb 1800.

Otto Magnus, Freiherr von S., Archäolog und Maler, geb. in Reval 25. Juli (6. Aug.) 1787, studierte seit 1803 in Göttingen, dann in Moskau Diplomatie und Kunstgeschichte und widmete sich dann ganz der Kunst. Er vervollkommnete sich 1808 in Dresden in der Malerei und wanderte zu Fuß nach Rom. In dieser Zeit entstand seine Madonna à la Rafael; 1810 trat er eine archäol. Reise nach Griechenland an und leitete 1812 die Ausgrabung des Apollotempels zu Phigalia im Peloponnes, den er in einem eigenen Werke beschrieb (Rom 1826). Es war dem Kaiser Nikolaus gewidmet, der für S.s Befreiung aus den Händen türk. Piraten 18000 Piaster Lösegeld bezahlt hatte. Ferner veröffentlichte er «Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne» (Rom 1825; deutsch Berl. 1831). Später lebte S. meist in Rom, seit 1829 in Dresden, wo er seine Werke: «La Grèce. Vues pittoresques et topographiques» (Par. 1834) und sein letztes und reifstes Werk: «Die Gräber der Hellenen» (Berl. 1837) vollendete. Er starb in Petersburg 27. Mai (8. Juni) 1837. Sein reichhaltiges Museum, in welchem sich unter andern Handzeichnungen von Rafael und Tizian befinden, wurde nach Schloß Faehna in Estland übergeführt. Vgl. C. Hocheisel, «Otto Magnus Freiherr von S. als Mensch, Künstler und Gelehrter» (Reval 1863); R. von Stackelberg, «Otto Magnus von S. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland» (Heidelb. 1882).

Stackh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für John Stackhouse, geb. 1740, gest. 1819 zu Bath (Botaniker: Algen).

Stade, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Hannover, liegt an der Schwinge 6 km oberhalb deren Mündung in die Elbe, an der Grenze zwischen Marsch und Geest, Station der Unterelbischen Eisenbahn, zählt (1885) 10003 E. und ist Sitz der Regierung, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines Landratsamts, einer Postdirektion, eines Konsistoriums, einer Generalsuperintendentur und einer Landschaftsdirektion. Die Stadt hat zwei Kirchen, ein Gymnasium mit einer vollberechtigten höhern Bürgerschule, ein Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, eine höhere Töchterschule, eine Taubstummenanstalt, ein Krankenhaus, ein Militärlazarett, eine Altertums- und eine Münzsammlung. Die Bevölkerung treibt bedeutenden Holz- und Weinhandel und unterhält eine Eisengießerei, eine Gußstahlfabrik, mehrere Cigarrenfabriken und viele Ziegeleien. In dem benachbarten Dorfe Campe befindet sich eine bedeutende Saline und in Bruns-

hausen eine nicht minder bedeutende Glasfabrik. Der 1882 in unmittelbarer Nähe der Stadt angelegte Hafen (Schwingehafen) ist, wie die ganze untere Schwinge, in hohem Grade der Verschlickung ausgesetzt. Deshalb ist Brunshausen an der Schwingemündung, wo bis zum Jahre 1862 der sog. Stader Zoll (Elbzoll) erhoben wurde, noch immer der eigentliche Hafenort für die Stadt. Dort befindet sich auch eine Signalstation der Seewarte und eine Station für Kompaßregulierung der Seeschiffe. Doch hat die Schiffahrt auf der Elbe seit der Herstellung der Unterelbeschen Eisenbahn, die Cuxhaven mit Harburg verbindet, bedeutend abgenommen. Früher war S. eine ansehnliche Festung, die 1757 bedeutend verstärkt, 1786 geschleift, seit 1814 neu wiederhergestellt und endlich 1882 mit Übergabe des größten Teils der Festungswälle an die Stadt wieder geschleift wurde. Infolge der Niederlegung der Wälle wurde es der sehr eingeengten Stadt möglich, sich weiter auszudehnen. Auf dem ehemaligen Festungsterrain ist bereits ein neuer schöner Stadtteil entstanden. S., schon im 10. Jahrh. als Stadt bezeichnet, stand in der ersten Hälfte des Mittelalters unter eigenen Grafen, die ursprünglich Küstenwächter gewesen zu sein scheinen und sich im 10. Jahrh. in den Askomannen-(Normannen-)Kriegen auszeichneten. Im J. 1227 kam die Grafschaft Stade und mit ihr die gleichnamige Stadt nach langen Kämpfen mit den Welfen an das Erzbistum Bremen, bis sie im Westfälischen Frieden an die Schweden kam. Nun wurde die Stadt S. Hauptstadt der Herzogtümer Bremen und Verden. Im J. 1719 wurden diese Herzogtümer an Hannover abgetreten. In dem Kriege von 1866 wurde S. am 18. Juni von einem Bataillon Preußen überrumpelt. Mit dem Friedensschlusse kam die Stadt an Preußen. S. ist der Geburtsort des berühmten Generals von Goeben.

Der Regierungsbezirk Stade begreift die Herzogtümer Bremen und Verden und das Land Hadeln in sich und zählt auf 6750 qkm (1885) 325868 E. in den 14 Kreisen Stade, Jork, Kehdingen, Neuhaus a. d. Oste, Hadeln, Lehe, Geestemünde, Osterholz, Blumenthal, Verden, Rotenburg, Achim, Zeven und Bremervörde. Der Konsistorialbezirk S. umfaßt die Generalsuperintendenturen S. (Herzogtümer Bremen und Verden und Land Hadeln) und Harburg. Die Bevölkerung ist mit Ausnahme einiger reformierter Gemeinden an der Weser durchweg lutherisch.

Stadera, s. unter Oka. [messer.

Stadia, optisches Instrument, s. u. Distanz-

Stadion, ein uraltes Geschlecht, aus Graubünden im Prättigau stammend, wo sich noch die Trümmer der Stammburg Stadion ob Küblis finden. In Schwaben baute es das neue Schloß Stategun (ursprünglicher Name des Geschlechts) bei Munderkingen an der Donau. Die Turnierbücher von Augsburg und Schwaben erwähnen S. schon 1080. Walther und Ludwig von Stategun werden zur Zeit des letzten Hohenstaufen erwähnt. Insbesondere war das Haus Habsburg den S. sehr geneigt. — Durch Walther von S. dachte Habsburg das Glarnerland zu unterwerfen; doch Walther fiel 1388 in dem Kampfe bei Näfels, und mit ihm blieben fast alle seine Ritter. Von ihm aus läßt sich die Stammgeschichte genau verfolgen. Walthers Enkel oder Sohn, Eitel, hatte zwei Söhne, Konrad und Ludwig, von denen ersterer die elsäss. (ältere), letzterer die schwäb. (jüngere) Linie des Hauses S. begründete. Die letztere erlosch schon 1693, die erstere berühmtere gliederte sich in vier Zweige. Einzelne hervorragende S. waren Christoph von S., Bischof zu Augsburg, geb. 1478, ein edler Eiferer für die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, unermüdet im Bestreben der Versöhnung und Wiedervereinigung. Er war der Vertraute Karls V. und Ferdinands I., stand mit Erasmus in beständigem Briefwechsel, mit Melanchthon in schriftlichem und mündlichem Verkehr und starb 15. April 1543 auf dem Reichstag zu Nürnberg, nachdem er seinem Bruder Johann das Erbtruchsessenamt des Stifts Augsburg zugewendet hatte.

Des letztern Sohn war Johann Kaspar von S., Hochmeister des Deutschen Ordens, österr. Kriegspräsident und Feldzeugmeister, geb. 21. Dez. 1567, der sich 1634 in der Schlacht bei Nördlingen auszeichnete. Er starb 21. Nov. 1641. — Der kurmainzer Geheimrat und Kanzler Johann Philipp von S., geb. 1652, gest. 1741, die Seele aller Reichsgeschäfte und noch im hohen Alter Botschafter bei der Wahl Karls VI. und Gesandter des Rheinischen Kreises beim Utrechter und Badener Friedenskongreß, wurde von Leopold I. 1686 zum Freiherrn, 1705 zum Reichsgrafen erhoben und 1708 wegen der Herrschaft Thannhausen in das schwäb. Grafenkollegium eingeführt. — Seine Söhne, Friedrich, geb. 1691, gest. 1768 als Geheimrat und mainzer Konferenzminister, und Hugo Philipp, geb. 1720, gest. 1785, gründeten die beiden Linien, in welche sich gegenwärtig das Haus teilt, jener die Fridericianische, dieser die Philippinische Linie. In der erstern folgte seinem Vater, dem Grafen Johann Philipp Karl Joseph von Stadion (s. d.), 1824 der älteste Sohn Eduard von S. (geb. 1797, gest. 1814), der aber 1836 seinem Bruder Franz Seraph, Grafen von Stadion (s. d.) die Standesherrschaft überließ. Letzterer starb 1853, hatte aber ebenfalls schon 1846 infolge eines Familienpakts die Standesherrschaft an seinen jüngern Bruder, den Grafen Rudolf von S., geb. 23. Febr. 1808, abgetreten, dessen Sohn, Graf Philipp, geb. 29. Mai 1851, seit 1882 das Haupt des Hauses ist. An der Spitze der Philippinischen Linie steht Graf Friedrich von S., erbliches Mitglied des bayr. Reichsrats, geb. 13. Dez. 1817.

Stadion (Joh. Philipp Karl Jos., Graf von), österr. Staatsmann, geb. 18. Juni 1763, wurde 1788 kaiserl. Gesandter in Stockholm, 1790 aber nach London gesendet. Im J. 1792 nahm er seine Entlassung, übernahm erst 1797 wieder eine Sendung nach Berlin, wo er viel dazu beitrug, die Spannung zwischen Österreich und Preußen zu heben. Als Botschafter in Petersburg seit 1804 betrieb er eifrig den Abschluß der dritten Koalition und folgte dann 1805 dem Kaiser Alexander zur Armee. Nach dem Preßburger Frieden erhielt er an Cobenzls Stelle das Ministerium des Auswärtigen. In dieser Stellung erstrebte er eine neue Organisation des österr. Heerwesens. Der unglückliche Ausgang des Kampfes 1809, der auf sein Anraten unternommen worden, nötigte ihn, seine Stellung dem Grafen Metternich zu überlassen. S. lebte einige Zeit in Prag und dann auf seinen böhm. Gütern, bis er 1812 wieder nach Wien gerufen und in allen wichtigen Verhandlungen

verwendet wurde. Nach der Schlacht bei Lützen erhielt er als Vermittler eine Sendung in das Lager Kaiser Alexanders I. und König Friedrich Wilhelms; seitdem war sein Einfluß sehr bedeutend. Nach dem Frieden mußte er sich dem schwierigen Auftrag der Herstellung der Finanzen unterziehen. Zu gleicher Zeit war S. bemüht, durch angemessene Institutionen dem Handelsverkehr eine belebtere Geldcirkulation zuzuwenden und den Staatskredit zu stärken, indem die Nationalbank und ein Tilgungsfonds errichtet wurden. Die Ausgaben des Staats wurden beschränkt und genau bestimmt und die Steuerverfassung nach bessern Grundsätzen geregelt. S. starb zu Baden bei Wien in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1824.

Sein älterer Bruder, **Friedrich Lothar, Graf von S.**, geb. 6. April 1761, wandte sich dem geistlichen Stande zu und wurde Domkapitular in Mainz und Würzburg, war auch einige Zeit Verweser der erfurter Statthalterei, Kurator der würzburgischen Hochschule und 1798 würzburgischer Gesandter bei dem Kongreß zu Rastatt. Nach der Säkularisation trat er in österr. Staatsdienst und wurde zunächst kurböhm. Reichstagsgesandter zu Regensburg. Nach dem Preßburger Frieden erhielt er den Auftrag, die diplomatischen Verhältnisse zwischen Österreich und Bayern wiederherzustellen. Beim Ausbruch des Kriegs 1809 wurde er als Generalintendant zum Hauptheer des Erzherzogs Karl berufen. Er zog sich hierauf mit seinem Bruder auf die böhm. Güter zurück und starb zu Chodenschloß 9. Dez. 1811. Seine «Berichte über die Beziehungen zwischen Österreich und Bayern 1807—9» gab Wertheimer (Wien 1881) heraus. Seinen Charakter veranschaulichen treffend die von Joh. von Müller herausgegebenen «Briefe zweier Domherren» (Frankf. 1787).

Graf **Franz Seraph von S.**, ebenfalls österr. Staatsmann, der zweite Sohn des österr. Ministers Grafen Joh. Philipp Karl Joseph von S., wurde 27. Juli 1806 geboren, zeichnete sich namentlich als Administrativbeamter aus und erwarb sich in Triest und in Galizien, wo er 1846 die Leitung unter schwierigen Verhältnissen übernahm, ein dankbares Andenken. Nach der Besiegung der wiener Revolution im Okt. 1848 trat er mit Schwarzenberg und Bach in das Ministerium vom 21. Nov., welches die Herstellung der tiefzerrütteten österr. Monarchie übernahm. Allein ein körperliches Leiden zwang ihn schon im Mai 1849 um seine Entlassung nachzusuchen. Er begab sich zur Kur nach Gräfenberg; seine Krankheit steigerte sich aber bis zur Geisteszerrüttung, und er starb 8. Juni 1853.

Stadium (grch. στάδιον) hieß bei den Griechen die Rennbahn, in welcher die Wettläufe und die sonstigen gymnastischen Wettkämpfe bei den öffentlichen Festspielen (Agonen, s. d.) gehalten wurden. Man wählte zur Anlage einer solchen gern eine natürliche Einsenkung zwischen zwei Hügeln, deren die Langseiten der Bahn umschließende Abhänge mit Steinsitzen bedeckt wurden. Das obere (hintere) Ende der Bahn wurde durch halbkreisförmige Sitzreihen, auf denen die Kampfrichter und sonstige vornehme Personen saßen, das vordere durch Mauern, zwischen denen der Eingang sich öffnete, abgeschlossen. Wo keine dafür geeigneten Anhöhen vorhanden waren, ruhten die Sitze auf künstlich aufgeschütteten Erdwällen oder Mauerwerk. Es gab auch S. mit Sitzreihen nur an einer Langseite. Manche derartige Anlagen waren sehr kostbar und kunstreich. So war das Stadion in Messene an drei Seiten von Säulenhallen umgeben; die S. zu Athen und Delphi und auf dem korinth. Isthmos ließ Herodes Atticus mit Marmor ausschmücken. Das berühmteste S. war das in Olympia (s. d.).

Das S. wurde auch als das allgemeine Längen- und Wegmaß bei den Griechen gebraucht; man rechnete es zu 240 Schritt, den Schritt zu 2½ Fuß. Doch gibt das noch kein sicheres Maß, da es in Griechenland verschiedene Fußmaße gab. Der olymp. Fuß war = 32 cm, der attische = 30,8 cm. In den meisten Längenangaben ist das attische S. gemeint; 40 solcher S. entsprechen 7,4 km. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (2. Aufl., Berl. 1882).

Stadler (Maxim., meist «Abbé Stadler» genannt), Kirchenkomponist und Orgelspieler, geb. zu Melk 7. Aug. 1748, studierte Musik und Theologie und trat 1766 in den Benediktinerorden. Er komponierte viele Instrumental- und Vokalwerke, lehrte dabei als Professor Moral, Kirchengeschichte und kanonisches Recht; auch versah er einen auswärtigen Pfarrdienst. Gleichzeitig galt er für einen der tüchtigsten Orgelspieler. Seit 1791 lebte er in Wien hauptsächlich, seit 1815 ausschließlich der Tonkunst. Unter seinen Kompositionen sind sein Oratorium «Die Befreiung Jerusalems», ein großes Requiem, Klopstocks «Frühlingsfeier», mehrere Messen und 24 Psalmen für eine Singstimme hervorzuheben. Er starb 8. Nov. 1833.

Stadt am Hof, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, links an der Donau, oberhalb der Einmündung des Regen in dieselbe, Regensburg gegenüber, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3480 meist kath. E. und hat ein Waisenhaus, Maschinenbau, Schiffahrt und Speditionshandel. Im Österreichisch-Französischen Kriege von 1809 wurde S. fast ganz niedergebrannt. Nördlich von der Stadt am Regen liegt das Dorf **Steinweg** mit 1823 E. und einer Wallfahrtskirche.

Stadtbahnen heißen Eisenbahnen, welche zur Vermittelung des Verkehrs innerhalb größerer Städte bestimmt sind. Die S. sind entweder, wie gewöhnliche Eisenbahnen, so eingerichtet, daß ihre Gleise auf einem besonders für sie hergerichteten Bahnkörper liegen, oder die Gleise sind in die dem allgemeinen Verkehr dienende Fahrstraße so eingelegt, daß letztere für das gewöhnliche Fuhrwerk benutzbar bleibt. (S. **Trambahnen**.) S. der erstern Art können wegen des starken Verkehrs innerhalb der größern Städte in der Regel nicht in gleicher Ebene mit den von ihnen berührten Straßen liegen, sondern müssen über oder unter derselben geführt werden, wodurch der Bau wesentlich erschwert und verteuert wird. Im erstern Falle bezeichnet man die S. als eine **Hochbahn** (Berlin, Neuyork), im letztern Falle als **Untergrundbahn** (London). Ob es in einem gegebenen Falle zweckmäßiger ist, eine S. als Hoch- oder als Untergrundbahn herzustellen, hängt von den besondern Verhältnissen ab. Die Anlage von S. wird (1886) auch in Paris, Wien und Neapel geplant.

Städte nennt man die geschlossenen Wohnplätze der größern Gemeinden, welche als solche durch die im Staate bestehende Gemeindeverfassung ausdrücklich anerkannt sind. Charakteristisch pflegt für die S. zu sein, daß ihre Gebäude ein mehr oder weniger eng verbundenes Ganzes bilden, daß die

hausen eine nicht minder bedeutende Glasfabrik. Der 1882 in unmittelbarer Nähe der Stadt angelegte Hafen (Schwingehafen) ist, wie die ganze untere Schwinge, in hohem Grade der Verschlickung ausgesetzt. Deshalb ist Brunshausen an der Schwingemündung, wo bis zum Jahre 1862 der sog. Stader Zoll (Elbzoll) erhoben wurde, noch immer der eigentliche Hafenort für die Stadt. Dort befindet sich auch eine Signalstation der Seewarte und eine Station für Kompaßregulierung der Seeschiffe. Doch hat die Schiffahrt auf der Elbe seit der Herstellung der Unterelbeschen Eisenbahn, die Cuxhaven mit Harburg verbindet, bedeutend abgenommen. Früher war S. eine ansehnliche Festung, die 1757 bedeutend verstärkt, 1786 geschleift, seit 1814 neu wiederhergestellt und endlich 1882 mit Übergabe des größten Teils der Festungswälle an die Stadt wieder geschleift wurde. Infolge der Niederlegung der Wälle wurde es der sehr eingeengten Stadt möglich, sich weiter auszudehnen. Auf dem ehemaligen Festungsterrain ist bereits ein neuer schöner Stadtteil entstanden. S., schon im 10. Jahrh. als Stadt bezeichnet, stand in der ersten Hälfte des Mittelalters unter eigenen Grafen, die ursprünglich Küstenwächter gewesen zu sein scheinen und sich im 10. Jahrh. in den Askomannen-(Normannen-)Kriegen auszeichneten. Im J. 1227 kam die Grafschaft Stade und mit ihr die gleichnamige Stadt nach langen Kämpfen mit den Welfen an das Erzbistum Bremen, bis sie im Westfälischen Frieden an die Schweden kam. Nun wurde die Stadt S. Hauptstadt der Herzogtümer Bremen und Verden. Im J. 1719 wurden diese Herzogtümer an Hannover abgetreten. In dem Kriege von 1866 wurde S. am 18. Juni von einem Bataillon Preußen überrumpelt. Mit dem Friedensschlusse kam die Stadt an Preußen. S. ist der Geburtsort des berühmten Generals von Goeben.

Der Regierungsbezirk Stade begreift die Herzogtümer Bremen und Verden und das Land Hadeln in sich und zählt auf 6750 qkm (1885) 325868 E. in den 14 Kreisen Stade, Jork, Kehdingen, Neuhaus a. d. Oste, Hadeln, Lehe, Geestemünde, Osterholz, Blumenthal, Verden, Rotenburg, Achim, Zeven und Bremervörde. Der Konsistorialbezirk S. umfaßt die Generalsuperintendenturen S. (Herzogtümer Bremen und Verden und Land Hadeln) und Harburg. Die Bevölkerung ist mit Ausnahme einiger reformierter Gemeinden an der Weser durchweg lutherisch.

Stadera, s. unter Oka. [messer.

Stadia, optisches Instrument, s. u. Distanz-

Stadion, ein uraltes Geschlecht, aus Graubünden im Prättigau stammend, wo sich noch die Trümmer der Stammburg Stadion ob Küblis finden. In Schwaben baute es das neue Schloß Stategun (ursprünglicher Name des Geschlechts) bei Munderlingen an der Donau. Die Turnierbücher von Augsburg und Schwaben erwähnen S. schon 1080. Walther und Ludwig von Stategun werden zur Zeit des letzten Hohenstaufen erwähnt. Insbesondere war das Haus Habsburg den S. sehr geneigt. — Durch Walther von S. dachte Habsburg das Glarnerland zu unterwerfen; doch Walther fiel 1388 in dem Kampfe bei Näfels, und mit ihm blieben fast alle seine Ritter. Von ihm aus läßt sich die Stammgeschichte genau verfolgen. Walthers Enkel oder Sohn, Eitel, hatte zwei Söhne, Konrad und Ludwig, von denen ersterer die elsäss. (ältere), letzterer die schwäb. (jüngere) Linie des Hauses S. begründete. Die letztere erlosch schon 1693, die erstere berühmtere gliederte sich in vier Zweige. Einzelne hervorragende S. waren Christoph von S., Bischof zu Augsburg, geb. 1478, ein edler Eiferer für die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, unermüdet im Bestreben der Versöhnung und Wiedervereinigung. Er war der Vertraute Karls V. und Ferdinands I., stand mit Erasmus in beständigem Briefwechsel, mit Melanchthon in schriftlichem und mündlichem Verkehr und starb 15. April 1543 auf dem Reichstag zu Nürnberg, nachdem er seinem Bruder Johann das Erbtruchsessenamt des Stifts Augsburg zugewendet hatte.

Des letztern Sohn war Johann Kaspar von S., Hochmeister des Deutschen Ordens, österr. Kriegspräsident und Feldzeugmeister, geb. 21. Dez. 1567, der sich 1634 in der Schlacht bei Nördlingen auszeichnete. Er starb 21. Nov. 1641. — Der kurmainzer Geheimrat und Kanzler Johann Philipp von S., geb. 1652, gest. 1741, die Seele aller Reichsgeschäfte und noch im hohen Alter Botschafter bei der Wahl Karls VI. und Gesandter des Rheinischen Kreises beim Utrechter und Badener Friedenskongreß, wurde von Leopold I. 1686 zum Freiherrn, 1705 zum Reichsgrafen erhoben und 1708 wegen der Herrschaft Thannhausen in das schwäb. Grafenkollegium eingeführt. — Seine Söhne, Friedrich, geb. 1691, gest. 1768 als Geheimrat und mainzer Konferenzminister, und Hugo Philipp, geb. 1720, gest. 1785, gründeten die beiden Linien, in welche sich gegenwärtig das Haus teilt, jener die Fridericianische, dieser die Philippinische Linie. In der erstern folgte seinem Vater, dem Grafen Johann Philipp Karl Joseph von Stadion (s. d.), 1824 der älteste Sohn Eduard von S. (geb. 1797, gest. 1814), der aber 1836 seinem Bruder Franz Seraph, Grafen von Stadion (s. d.) die Standesherrschaft überließ. Letzterer starb 1853, hatte aber ebenfalls schon 1846 infolge eines Familienpakts die Standesherrschaft an seinen jüngern Bruder, den Grafen Rudolf von S., geb. 23. Febr. 1808, abgetreten, dessen Sohn, Graf Philipp, geb. 29. Mai 1854, seit 1882 das Haupt des Hauses ist. An der Spitze der Philippinischen Linie steht Graf Friedrich von S., erbliches Mitglied des bayr. Reichsrats, geb. 13. Dez. 1817.

Stadion (Joh. Philipp Karl Jos., Graf von), österr. Staatsmann, geb. 18. Juni 1763, wurde 1788 kaiserl. Gesandter in Stockholm, 1790 aber nach London gesendet. Im J. 1792 nahm er seine Entlassung, übernahm erst 1797 wieder eine Sendung nach Berlin, wo er viel dazu beitrug, die Spannung zwischen Österreich und Preußen zu heben. Als Botschafter in Petersburg seit 1804 betrieb er eifrig den Abschluß der dritten Koalition und folgte dann 1805 dem Kaiser Alexander zur Armee. Nach dem Preßburger Frieden erhielt er an Cobenzls Stelle das Ministerium des Auswärtigen. In dieser Stellung erstrebte er eine neue Organisation des österr. Heerwesens. Der unglückliche Ausgang des Kampfes 1809, der auf sein Anraten unternommen worden, nötigte ihn, seine Stellung dem Grafen Metternich zu überlassen. S. lebte einige Zeit in Prag und dann auf seinen böhm. Gütern, bis er 1812 wieder nach Wien gerufen und in allen wichtigen Verhandlungen

verwendet wurde. Nach der Schlacht bei Lützen erhielt er als Vermittler eine Sendung in das Lager Kaiser Alexanders I. und König Friedrich Wilhelms; seitdem war sein Einfluß sehr bedeutend. Nach dem Frieden mußte er sich dem schwierigen Auftrag der Herstellung der Finanzen unterziehen. Zu gleicher Zeit war S. bemüht, durch angemessene Institutionen dem Handelsverkehr eine belebtere Geldcirkulation zuzuwenden und den Staatskredit zu stärken, indem die Nationalbank und ein Tilgungsfonds errichtet wurden. Die Ausgaben des Staats wurden beschränkt und genau bestimmt und die Steuerverfassung nach bessern Grundsätzen geregelt. S. starb zu Baden bei Wien in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1824.

Sein älterer Bruder, **Friedrich Lothar, Graf von S.**, geb. 6. April 1761, wandte sich dem geistlichen Stande zu und wurde Domkapitular in Mainz und Würzburg, war auch einige Zeit Verweser der erfurter Statthalterei, Kurator der würzburgischen Hochschule und 1798 würzburgischer Gesandter bei dem Kongreß zu Rastatt. Nach der Säkularisation trat er in österr. Staatsdienst und wurde zunächst kurböhm. Reichstagsgesandter zu Regensburg. Nach dem Preßburger Frieden erhielt er den Auftrag, die diplomatischen Verhältnisse zwischen Österreich und Bayern wiederherzustellen. Beim Ausbruch des Kriegs 1809 wurde er als Generalintendant zum Hauptheer des Erzherzogs Karl berufen. Er zog sich hierauf mit seinem Bruder auf die böhm. Güter zurück und starb zu Chodenschloß 9. Dez. 1811. Seine «Berichte über die Beziehungen zwischen Österreich und Bayern 1807—9» gab Wertheimer (Wien 1881) heraus. Seinen Charakter veranschaulichen treffend die von Joh. von Müller herausgegebenen «Briefe zweier Domherren» (Frankf. 1787).

Graf **Franz Seraph von S.**, ebenfalls österr. Staatsmann, der zweite Sohn des österr. Ministers Grafen Joh. Philipp Karl Joseph von S., wurde 27. Juli 1806 geboren, zeichnete sich namentlich als Administrativbeamter aus und erwarb sich in Triest und in Galizien, wo er 1846 die Leitung unter schwierigen Verhältnissen übernahm, ein dankbares Andenken. Nach der Besiegung der wiener Revolution im Okt. 1848 trat er mit Schwarzenberg und Bach in das Ministerium vom 21. Nov., welches die Herstellung der tiefzerrütteten österr. Monarchie übernahm. Allein ein körperliches Leiden zwang ihn schon im Mai 1849 um seine Entlassung nachzusuchen. Er begab sich zur Kur nach Gräfenberg; seine Krankheit steigerte sich aber bis zur Geisteszerrüttung, und er starb 8. Juni 1853.

Stadium (grch. στάδιον) hieß bei den Griechen die Rennbahn, in welcher die Wettläufe und die sonstigen gymnastischen Wettkämpfe bei den öffentlichen Festspielen (Agonen, s. d.) gehalten wurden. Man wählte zur Anlage einer solchen gern eine natürliche Einsenkung zwischen zwei Hügeln, deren die Langseiten der Bahn umschließende Abhänge mit Steinsitzen bedeckt wurden. Das obere (hintere) Ende der Bahn wurde durch halbkreisförmige Sitzreihen, auf denen die Kampfrichter und sonstige vornehme Personen saßen, das vordere durch Mauern, zwischen denen der Eingang sich öffnete, abgeschlossen. Wo keine dafür geeigneten Anhöhen vorhanden waren, ruhten die Sitze auf künstlich aufgeschütteten Erdwällen oder Mauerwerk. Es gab auch S. mit Sitzreihen nur an einer Langseite. Manche derartige Anlagen waren sehr kostbar und kunstreich. So war das Stadion in Messene an drei Seiten von Säulenhallen umgeben; die S. zu Athen und Delphi und auf dem korinth. Isthmos ließ Herodes Atticus mit Marmor ausschmücken. Das berühmteste S. war das in Olympia (s. d.).

Das S. wurde auch als das allgemeine Längen- und Wegmaß bei den Griechen gebraucht; man rechnete es zu 240 Schritt, den Schritt zu 2½ Fuß. Doch gibt das noch kein sicheres Maß, da es in Griechenland verschiedene Fußmaße gab. Der olymp. Fuß war = 32 cm, der attische = 30,8 cm. In den meisten Längenangaben ist das attische S. gemeint; 40 solcher S. entsprechen 7,4 km. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (2. Aufl., Berl. 1882).

Stadler (Maxim., meist «Abbé Stadler» genannt), Kirchenkomponist und Orgelspieler, geb. zu Melk 7. Aug. 1748, studierte Musik und Theologie und trat 1766 in den Benediktinerorden. Er komponierte viele Instrumental- und Vokalwerke, lehrte dabei als Professor Moral, Kirchengeschichte und kanonisches Recht; auch versah er einen auswärtigen Pfarrdienst. Gleichzeitig galt er für einen der tüchtigsten Orgelspieler. Seit 1791 lebte er in Wien hauptsächlich, seit 1815 ausschließlich der Tonkunst. Unter seinen Kompositionen sind sein Oratorium «Die Befreiung Jerusalems», ein großes Requiem, Klopstocks «Frühlingsfeier», mehrere Messen und 24 Psalmen für eine Singstimme hervorzuheben. Er starb 8. Nov. 1833.

Stadt am Hof, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, links an der Donau, oberhalb der Einmündung des Regen in dieselbe, Regensburg gegenüber, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3480 meist kath. E. und hat ein Waisenhaus, Maschinenbau, Schiffahrt und Speditionshandel. Im Österreichisch-Französischen Kriege von 1809 wurde S. fast ganz niedergebrannt. Nördlich von der Stadt am Regen liegt das Dorf **Steinweg** mit 1823 E. und einer Wallfahrtskirche.

Stadtbahnen heißen Eisenbahnen, welche zur Vermittelung des Verkehrs innerhalb größerer Städte bestimmt sind. Die S. sind entweder, wie gewöhnliche Eisenbahnen, so eingerichtet, daß ihre Gleise auf einem besonders für sie hergerichteten Bahnkörper liegen, oder die Gleise sind in die dem allgemeinen Verkehr dienende Fahrstraße so eingelegt, daß letztere für das gewöhnliche Fuhrwerk benutzbar bleibt. (S. **Trambahnen**.) S. der erstern Art können wegen des starken Verkehrs innerhalb der großern Städte in der Regel nicht in gleicher Ebene mit den von ihnen berührten Straßen liegen, sondern müssen über oder unter derselben geführt werden, wodurch der Bau wesentlich erschwert und verteuert wird. Im erstern Falle bezeichnet man die S. als eine **Hochbahn** (Berlin, Neuyork), im letztern Falle als **Untergrundbahn** (London). Ob es in einem gegebenen Falle zweckmäßiger ist, eine S. als Hoch- oder als Untergrundbahn herzustellen, hängt von den besondern Verhältnissen ab. Die Anlage von S. wird (1886) auch in Paris, Wien und Neapel geplant.

Städte nennt man die geschlossenen Wohnplätze der größern Gemeinden, welche als solche durch die im Staate bestehende Gemeindeverfassung ausdrücklich anerkannt sind. Charakteristisch pflegt für die S. zu sein, daß ihre Gebäude ein mehr oder weniger eng verbundenes Ganzes bilden, daß die

Bevölkerung wenig in Ackerbau und Viehzucht, dagegen sehr überwiegend in Verwaltung, Industrie und Handel ihren Erwerb findet; ferner daß an der Spitze der städtischen Gemeinde eine eigene Verwaltungsbehörde, ein von frei gewählten Vertretern der Bürgerschaft kontrollierter Magistrat mit einem Bürgermeister oder ein Bürgermeister mit Beigeordneten und Schöffen zu stehen pflegt. Die Entwickelung der Großindustrie auf dem platten Lande hat jedoch auch dort Gemeinden von 10000 und mehr Einwohnern hervorgerufen, welche wegen der einseitigen Beschäftigung ihrer Bewohner in Hüttenindustrie u. dgl. nicht als S. anerkannt werden. Von den kleinen S. unterscheiden sich sehr wenig die Marktflecken, die oft ebenfalls im Laufe der Zeit eine stadtähnliche Verfassung erhalten haben. Oft hatten dem platten Lande gegenüber nur die S. das Recht, zunftmäßig Handel und Gewerbe zu betreiben. Jede wirkliche Stadt pflegte befestigt, mit Gräben und Mauern umgeben zu sein.

Abgesehen von den Chinesen und andern Völkern des östl. und des südl. Asien, waren es die Ägypter, Phönizier und Griechen, welche viele S. zu Hause und in der Fremde anlegten, die sich bald zu einem hohen Grad von Wohlstand und Reichtum erhoben und aus denen berühmte Republiken des Altertums hervorgingen. Unter Kaiser Augustus und dessen Nachfolgern fingen die Römer an, Pflanzstädte in Deutschland anzulegen, die zugleich als Grenzfestungen dienten oder aus den Niederlassungen bei festen Lagern hervorgingen, z. B. Augusta Vindelicorum (Augsburg), Colonia Agrippina (Köln), Drusomagum oder Augusta Drusi (Memmingen) u. a. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten sie zuerst, ungefähr 70 n. Chr., S. und Flecken, die aber durch die Alamannen größtenteils zerstört und erst nachmals unter der Herrschaft der Franken teilweise wiederhergestellt wurden. Die Deutschen zeigten anfangs wenig Neigung zum Stadtleben; erst Karl d. Gr. fing an, zunächst feste Plätze zwischen den zerstreuten Gemarkungen anzulegen. Die Zahl der S. vermehrte sich sehr seit Heinrich I., 919—936, indem derselbe offene Orte in Thüringen und Sachsen befestigte, um sie gegen die Überfälle der Ungarn zu sichern, oder Burgen gründete, unter deren Schutz allmählich städtisches Leben erwuchs. Doch ging man zu weit, wenn man früher Heinrich geradezu den deutschen Städtegründer nannte. Viele deutsche S. sind aus Pfalzen, Bischofssitzen, Marktplätzen u. s. w. entstanden. Jede hatte anfangs in einem Landesherrn oder dem Kaiser ihren Herrn, der sie durch Marktgerechtigkeit, Selbstverwaltungsrecht und sonstige Freiheiten erst zur eigentlichen Stadt erhob. Es war sogar eine Stadt in ihrer rechtlichen Bedeutung nicht eher vollständig vorhanden, als bis sich in ihr eine eigene Verfassung und Verwaltung ausgebildet hatten, an deren Spitze der Bürgermeister und Rat standen. In vielen S. befanden sich kaiserl. Burgen. Die Befehlshaber der Besatzung derselben hießen Burggrafen, die Einwohner Bürger, welches nachmals die allgemeine Benennung der nicht adeligen, von städtischen Gewerben lebenden Stadtbewohner wurde. Unter diesen waren viele Unfreie, die erst allmählich frei wurden. Die Verhältnisse in den S. wurden durch besondere Statute oder Stadtrechte (s. d.) bestimmt. Durch die Befehdungen, welche sich der mächtige Adel gegen die minder mächtigen Landbewohner erlaubte, wurden auch diese oft genötigt, in den S. Zuflucht zu suchen. Konnten sie hier nicht aufgenommen werden, so legte man außer den Ringmauern oder Pfählen Vorstädte (Pfahlburgen) an, deren Bewohner städtischen Schutz, aber nicht immer alle Rechte der eigentlichen Stadtbewohner genossen.

In Italien war die Entwickelung der Städte weiter vorgeschritten. Zur Zeit Konrads III., 1138—52, hatten sich hauptsächlich die lombardischen S. und insbesondere Mailand, welches an ihrer Spitze stand, zu großem Reichtum und hoher Macht emporgeschwungen, bald auch sich zu einem Städtebunde vereinigt. Vergebens zerstörte Friedrich I. das übermütige Mailand. Es wurde bald wieder aufgebaut, und die lombardischen S. zwangen in Verbindung mit dem Papste den Kaiser, zu Konstanz 1183 einen Frieden zu schließen, der ihnen ziemliche Selbständigkeit sicherte. In Deutschland bildeten sich solche mächtige Städtebündnisse erst in und seit dem Interregnum (1254—72): der Rheinische Bund (s. d.), die Hansa (s. d.) und der große Bund in Schwaben (s. d.) vom Fuße der Alpen bis zum Ausfluß des Main. In Frankreich beförderten die Könige die Befreiung der Städte von ihren geistlichen und weltlichen Herren, freilich um sie nur von sich abhängig zu machen. Nach und nach erlangten die S. in allen Staaten Europas das Recht der Reichs- oder Landstandschaft und damit einen Anteil an der Regierung. Somit gingen von ihnen nicht bloß Reichtum und Wohlstand aus, sondern, wie auch im Altertum, eine freiere Entwickelung und überhaupt die Civilisation und Bildung der neuern Zeit. Die lombardischen S., obgleich noch immer wohlhabend und blühend, kamen schon während des Mittelalters größtenteils unter die Herrschaft einzelner Familien, wobei ihre republikanische Verfassung nach und nach aufhörte. Die deutschen reichsunmittelbaren S. (Reichs- und Freie S.) erlangten zwar auch die Reichsstandschaft und bildeten das dritte große Reichskollegium neben den Kurfürsten und Fürsten, welches ihnen im Westfälischen Frieden besonders zugesichert wurde; aber je mehr sich die fürstl. Gewalt und der Territorialstaat ausbildeten, um so häufiger verloren sie ihre selbständige Stellung und polit. Bedeutung. Die zuletzt noch unabhängigen S. des Deutschen Reichs verloren durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 ihre Unmittelbarkeit. Nachdem Frankfurt a. M. 1866 preußisch geworden, haben jetzt nur noch Hamburg, Lübeck und Bremen als sog. Freie S. polit. Selbständigkeit.

Vgl. Gaupp, «Über deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter» (Jena 1824); Kortüm, «Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde» (3 Bde., Zür. 1827—30); Hüllmann, «Städtewesen im Mittelalter» (4 Bde., Bonn 1825—29); Warnkönig, «Flandr. Staats- und Rechtsgeschichte» (3 Bde., Tüb. 1834—39); Thierry, «Essay sur le progrès de tiers-état» (Par. 1855); Hegel, «Geschichte der Städteverfassung in Italien» (2 Bde., Lpz. 1847); Arnold, «Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte» (Gotha 1854); Nitzsch, «Ministerialität und Bürgertum» (Lpz. 1859); von Maurer, «Geschichte der Städteverfassung in Deutschland» (4 Bde., Erlangen 1869—71); Brülcke, «Die Entwickelung der Reichsstandschaft der S.» (Hamb. 1881); Giry, «Documents sur les relations de la royauté avec les villes de France, 1180—1314» (Par. 1885).

Städteordnung heißt diejenige Gemeindeordnung, welche ausschließlich für die Städte und nicht zugleich für die Landgemeinden gilt. Als die Landesherren mächtiger wurden, begannen sie die Stadtrechte (s. d.) zu modifizieren und einander ähnlich zu machen, bis man endlich dahin kam, die verschieden abgestuften Privilegien zu beseitigen und S. zu entwerfen, welche für alle Städte eines Landes oder doch eines Landesteils Geltung erhielten. In manchen Ländern ging man noch weiter, indem man Gemeindeordnungen (s. d.) für alle Gemeinden erließ, den Unterschied zwischen Städten und ländlichen Gemeinden nicht mehr für wichtig erachtend. Solche Gemeindeordnungen sind auch sehr wohl möglich, vorausgesetzt, daß sie nur allgemeine Grundzüge aufstellen, die nähere Ausführung und Ergänzung derselben dagegen Ortsstatuten vorbehalten. Hinsichtlich der Anforderungen, welche an S. zu machen sind, ist man in Deutschland darüber allgemein einig, daß die Städte möglichst selbständig hingestellt werden und die volle Selbstverwaltung besitzen sollen; ferner daß allen Gemeindeangehörigen ein ausreichender Einfluß auf die Gemeindeangelegenheiten und auf die Verwaltung gesichert werden muß. Dieses Ziel ist aber noch keineswegs überall erreicht. In Preußen fand zuerst eine vollständige Umgestaltung der ehemaligen städtischen Verfassung durch die S. vom 19. Nov. 1808 statt, welche später für die übrigen deutschen S. zum Vorbild diente. Sie verfolgte das Ziel, die in Klassen und Zünfte sich teilenden Bürger einheitlich zusammenzufassen, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und so den Gemeinsinn zu fördern und zu pflegen. Der Staat behielt sich in derselben die Aufsicht über die Städte vor, diese aber verwalteten ihre Angelegenheiten selbständig. Die Vertreter der Bürgerschaft waren die von den Bürgern gewählten Stadtverordneten, welche unbeschränkte Vollmacht besaßen. Die Verwaltung lag in der Hand des von den Stadtverordneten gewählten Magistrats, dessen in der Mehrzahl unbesoldete Mitglieder aus den Bürgern genommen werden mußten, und in der Hand der Verwaltungsdeputationen, in welchen Stadtverordnete und andere Bürger neben wenigen Magistratsmitgliedern saßen. Bürger waren vorzugsweise die Grundeigentümer und die Gewerbtreibenden. Diese S. von 1808 wurde später durch die revidierte S. vom 17. März 1831 ersetzt, welche man jedoch nicht aufdrang, sodaß sie sich erst nach und nach verbreitete. Übrigens gab es in Preußen neben jenen beiden noch andere S. von geringerer Wichtigkeit, von denen die alten, aus Observanzen hervorgegangenen und auf besondern Rezessen beruhenden Städteverfassungen von Neuvorpommern und Rügen mit Magistrat und Repräsentantenkollegien nach dem Gesetz vom 31. Mai 1853 noch jetzt fortdauern. Die Gemeindeordnung vom 11. März 1850, welche alle bestehenden S. beseitigte, wurde nur in wenigen Städten eingeführt und bereits 1853 wieder aufgehoben. Gegenwärtig gelten in den alten preuß. Provinzen außer Neuvorpommern die S. für die sechs östl. Provinzen vom 30. Mai 1853, die S. für Westfalen vom 19. März 1856, die S. für die Rheinprovinz vom 15. Mai 1856. Alle drei knüpften an die S. von 1808 und 1831 beziehungsweise an die rhein. Gemeindeordnung von 1845 an, gewährten jedoch der Regierung mehr Einfluß und erweiterten auch die Befugnisse des Magistrats. In der Rheinprovinz besteht ein Magistratskollegium gesetzlich nicht, sondern hier sind dem Bürgermeister, der zugleich Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung ist, Beigeordnete zugeteilt, die zwar ebenfalls aus der Wahl der Stadtverordneten hervorgegangen, deren Thätigkeit aber von jenem allein bestimmt wird; die Einrichtung eines kollegialischen Magistrats ist jedoch zulässig. Das Stimmrecht der Bürger wird nach dem Dreiklassen-Wahlsystem ausgeübt. In den neuen preuß. Provinzen erhielt Frankfurt a. M. eine eigene S. vom 25. März 1867; die schleswig-holsteinische S. vom 14. April 1869 überwies die Verwaltung dem Magistratskollegium aus Bürgermeister und Ratsverwandten; an der Spitze der hier nicht nach dem Dreiklassen-Wahlsystem gewählten Stadtverordneten steht der Bürgerworthalter. In Hannover bilden nach der revidierten S. vom 24. Juni 1858 der Magistrat und die Bürgervorsteher (Gemeindevorstand und Gemeindeausschuß) gleichfalls Kollegialbehörden. In den Städten des ehemaligen Kurhessen teilen sich Bürgermeister, Stadtrat und große Ausschußversammlung in die Geschäfte.

Bayern regelte seine Städteverfassung einigermaßen im Sinne der preußischen S. von 1808 durch Gesetze von 1817 und 1818 beziehungsweise durch die Gemeindeordnung von 1869 (abgeändert 1872), und Württemberg durch das Verwaltungsedikt von 1822, das 1849, 1852 und 1853 einige wichtige Zusätze erhielt. In Sachsen bestand bis 15. Okt. 1874 die S. vom 2. Febr. 1832 nebst Zusätzen vom 13. Sept. 1833; die jetzt geltende revidierte S. datiert vom 24. April 1873 und die S. für mittlere und kleinere Städte vom 24. April 1873. Vielfach beschäftigte sich Baden mit der Gemeindegesetzgebung; nach dem Gemeindegesetz von 1831 erhielt dieser Staat Gesetze von 1851, 1852, 1856, 1862 und 1874. Aus der neuern Zeit stammen noch die S. von Braunschweig (1850), Lippe (1843), Schaumburg-Lippe (1870), Hessen (1874). Die franz. Städteverfassung besteht in Elsaß-Lothringen; | Medlenburg kennt nur lokale Städteverfassungen; in Meiningen und Altenburg beruhen dieselben im wesentlichen auf Statuten; in Coburg haben die Städte Coburg und Neustadt eigene S.; in den übrigen deutschen Staaten bestehen Gemeindeordnungen für alle Gemeinden. Die Freien Städte Lübeck, Hamburg und Bremen sind nicht nur Städte, sondern auch selbständige Staaten.

Die Städteverfassungen in England sind von den Einflüssen der Regierung zwar fast vollständig befreit, aber, bei dem Durcheinander von Kompetenzen und Bezirken in der engl. Kommunalverwaltung, in ihrem Wirkungskreise sehr eingeengt. In Frankreich ist von Selbständigkeit der Städte, auch der großen, und einer S. keine Rede, da die Gemeinden nicht als selbstthätige Glieder des Staatskörpers, sondern als staatliche Verwaltungsbezirke einerseits und als privatrechtliche Vermögenssubjekte andererseits betrachtet werden. In den slaw. Ländern fehlt der für die Entwickelung des städtischen Wesens notwendige Mittelstand. (Über die russ. Städteordnung s. Gorod.) Schweden suchte durch das Gesetz vom 3. Mai 1862 seine Städte zu heben, indem es ihnen Selbstverwaltung verlieh. In der Schweiz, wo diese Selbständigkeit seit langer Zeit vorhanden, ist die städtische Verfassung im Fluß

begriffen, da sich neben den Bürgergemeinden die Einwohnergemeinden ausbilden.

Vgl. Eichhorn, «Über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland» (in der «Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft», Bd. 1 u. 2; Berl. 1815—16); Reichard, «Statistik und Vergleichung der jetzt geltenden städtischen Verfassungen in Deutschland» (Altenb. 1844); die Übersicht der neuesten Städteverfassungen in Kellners «Taschenbuch der polit. Statistik Deutschlands» (Frankf. a. M. 1864); Lambert, «Die Entwickelung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter» (2 Bde., Halle 1867); von Maurer, «Geschichte der Städteverfassung in Deutschland» (4 Bde., Erlangen 1869—71); Heusler, «Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung» (Weim. 1872); Schmoller, «Das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I.» (in der «Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde» (Bd. 8fg., Berl. 1871fg.).

Städtereinigung ist eine vorzugsweise hygienische Angelegenheit. Die Gefahren für die Gesundheit der Menschen, welche Luft und Boden hervorrufen können, sind in der neuesten Zeit klar erkannt worden. Die wissenschaftlich festgestellte Thatsache, daß das Auftreten gewisser Krankheiten, wie Unterleibstyphus und Cholera, auf die Sättigung des Bodens mit fäulnisfähigen Schmutzstoffen, die von menschlichen und tierischen Abgängen herrühren, zurückzuführen sind, macht die Reinhaltung des Bodens zu einer der dringlichsten Aufgaben der Kommunalverwaltung. Je zahlreicher die Bevölkerung eines Ortes ist, desto dringender tritt diese Forderung auf. Ist es jedoch an und für sich schwierig und besonders kostspielig, dieser Forderung zu genügen, so tritt der Umstand noch erschwerend hinzu, daß die Fürsorge für eine Reinhaltung des Wohnbodens durch öffentliche Maßnahmen in frühern Zeiten selten ausgeübt wurde.

In den meisten Städten hat man sich begnügt, Senkgruben anzulegen, deren Wandungen ausgemauert sind, deren Boden ohne Abschluß oft bis unter den Spiegel des Grundwassers reicht. In diese Gruben werden nicht nur der flüssige Teil, sondern auch der gesamte Unrat hineinbefördert. Daß auf diese Weise der Boden und das Grundwasser verunreinigt werden und das demselben zum Trinken und Kochen entnommene Wasser die eigenen menschlichen Auswurfstoffe und mit denselben die Keime von Krankheiten enthalten kann, liegt auf der Hand. Oft lagert der menschliche und tierische Unrat neben den Häusern seiner Herkunft, bis derselbe zur Benutzung für die Landwirtschaft abgeholt wird. Inzwischen sickert ebenfalls ein Teil der Schmutzstoffe in den Boden, ein anderer Teil verpestet die Luft. Während hier jedoch die Düngstoffe für landwirtschaftliche Zwecke verwertet werden, gehen sie bei der vorerwähnten Einrichtung von Senkgruben verloren. Um den Vorteil einer vollkommenen Verwertung der Düngstoffe herbeizuführen, wurde in neuerer Zeit versucht, die Senkgruben wasserdicht nach allen Richtungen anzulegen, in denselben die Schmutzstoffe anzusammeln und durch Entleerung für die Landwirtschaft zu verwerten. Auf diese Weise wird ein beständiger Herd fäulnisfähiger Stoffe geschaffen, der durch seine unmittelbare Nachbarschaft für die Luft in den Wohn- und Schlafräumen zur Quelle der gefährlichsten Verschlechterung werden kann. Die Entleerung einer solchen Grube kann regelmäßig und häufig genug erfahrungsgemäß in bevölkerten Orten nicht durchgeführt werden. Außerdem liegt die Gefahr, welche derartige Sammelgruben für die menschliche Gesundheit in sich bergen, darin, daß diese Gruben oder Behälter für die Dauer nicht wasserdicht herzustellen sind. Die Verjauchung des Bodens wird durch diese Einrichtung daher nicht verhütet. Selbst die Anwendung von Cement gewährt keine Garantie auf eine dauernde Undurchlässigkeit; auch ist die Feststellung derselben durch periodische Untersuchungen nicht ausführbar. Dazu kommt die Schwierigkeit, die Entleerung der Senkgruben zuverlässig zu kontrollieren. Es bleibt den Städten daher nur die Wahl zwischen Einführung der **Kanalisation** mit Berieselung und einem System der geregelten **Abfuhr** mit Tonnen oder Kübeln. Ausnahmsweise kann statt der Entleerung des Kanalinhalts auf Rieselfelder die Zuführung desselben nach öffentlichen Flußläufen gestattet werden, doch nur unter der Bedingung, daß der Kanalinhalt vor seinem Eintritt in den Flußlauf einer mechan. und chem. Reinigung unterworfen wird. Außer dieser Bedingung der Reinigung des Schmutzwassers ist noch darauf Rücksicht zu nehmen, ob der zur Aufnahme des Kanalinhalts ausersehene Fluß eine genügende Stromgeschwindigkeit, wenig Biegungen und Ausbuchtungen der Ufer besitzt, ob der Fluß fischreich, ob großer Schiffsverkehr vorhanden und ob in der nächsten Umgebung der Eintrittsstelle des Schmutzwassers in den Fluß menschliche Ansiedelungen vorhanden sind u. s. w. Diesen Anforderungen gegenüber wird es erklärlich, daß, da eine Anzahl bedeutender Städte bereits seit lange oberirdische und unterirdische Kanäle in Verbindung mit Flußläufen besitzen, die hygienischen Anforderungen unserer Zeit nicht überall in leichter Weise erfüllt werden können.

Der schlechten Beschaffenheit des Trinkwassers wegen haben die Stadtverwaltungen in erster Linie der Wasserversorgung ihre Aufmerksamkeit zuwenden müssen. In den ältesten Zeiten wurde zur Versorgung der Bevölkerungen in den größern Städten den Flußläufen das Wasser entnommen, aber ohne Filtration; mit Quellengrundwasser wurden die Städte selten versorgt. Die meisten Städte sind erst in der neuern Zeit mit einheitlicher Wasserversorgung versehen worden. Die Beschaffenheit des Wassers wird überall periodisch kontrolliert. Bemerkenswert ist jedoch in der neuesten Zeit das Streben, nicht mehr aus den Flüssen das Wasser zu entnehmen, sondern Brunnen und Quellwerke für die Versorgung großer Städte anzulegen. Übrigens reicht die Quantität des Wassers der angelegten Wasserwerke noch nicht in allen Städten für die Bedürfnisse der gesamten Bevölkerung aus. Mit der Fürsorge für gutes Trinkwasser steht die Sorge um die Reinhaltung des Bodens im innigsten Zusammenhange, da die Fortschaffung der menschlichen und tierischen Abgänge durch Kanalisation ermöglicht wird, wo einheitliche Wasserversorgung eingeführt ist.

Eine andere Einrichtung, welche die Reinigung der Städte ebenfalls befördert, bilden die öffentlichen Schlachthäuser. So gibt in Preußen das Schlachthausgesetz vom 18. März 1868 denjenigen Städten, welche öffentliche Schlachthäuser errichten, das Recht, einen allgemeinen Schlachtzwang einzuführen und zu diesem Zwecke die Privatschlächtereien innerhalb der Städte aufzuheben, beziehungsweise zu entschädigen und zu expropriieren.

Vgl. Varrentrapp, «Über Entwässerung der Städte» (Berl. 1868); Virchow, «Kanalisation oder Abfuhr» (Berl. 1869); «Reinigung und Entwässerung Berlins» (13 Hefte und 3 Anhanghefte, Berl. 1870—79); Vissier, «Die Reinlichkeit in den Städten» (Lpz. 1876); Pettenkofer, «Vorträge über Kanalisation und Abfuhr» (Münch. 1876); Sommaruga, «Die Städtereinigungssysteme in ihrer land- und wirtschaftlichen Bedeutung» (Halle 1874); M. Müller, «Über den gegenwärtigen Stand der Städtereinigungsfrage» (Berl. 1873); Finkelnburg, «Die öffentliche Gesundheitspflege Englands» (Bonn 1874); «Assainissement de la Seine» (herausg. von der Seine-Präfektur, Par. 1876—77).

Stadthagen, Amtsstadt im Fürstentum Schaumburg-Lippe, Station der Linien Berlin-Hannover-Köln und S.-Osterholz der Preußischen Staatsbahnen, mit Ringmauer und Graben umgeben, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4200 meist luth. E. und hat ein altes fürstl. Schloß, früher Residenz der Grafen von Schaumburg, seit 1875 renoviert und vom Erbprinzen bewohnt, ein Erbbegräbnis (Mausoleum) der fürstl. Familie, zwei aus dem 14. Jahrh. herrührende Kirchen, eine neue kath. Kirche, ein altes Rathaus, viele Fachwerkbauten, eine Dampfsägemühle und Kistenfabrik, mehrere Glashütten, eine Drahtstiftfabrik, Damastweberei, Ziegeleien, Getreidehandel, im Bückeberg Steinkohlengruben und Sandsteinbrüche. Beim Schloß liegt das 1734 gegründete Stahlbad. S. ist Geburtsort des Geographen Büsching.

Stadtilm, Stadt im Landratsamtsbezirk Rudolstadt des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt, an der Ilm, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine got. Stadtkirche aus dem 11. Jahrh. mit zwei schönen, durch eine Brücke verbundenen Türmen, und den größten Markt Thüringens mit einem Denkmal des hier geborenen Liederkomponisten Methfessel und zählt (1885) 3121 E., welche Wollspinnerei, Gerberei, Hutfabrikation, Schuh- und Tuchfabrikation und Landwirtschaft betreiben.

Stadtlengsfeld, s. Lengsfeld.

Stadtlohn, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Ahaus, an der rechts zur Issel gehenden Berkel, 5 km von der niederländ. Grenze, zählt (1885) 2188 meist kath. E. und hat ein Krankenhaus, eine Nesselweberei und Töpfereien. In der Schlacht am Lohner Berge vom 6. Aug. 1623 schlug Tilly mit dem Heer der kath. Liga den Administrator Christian von Halberstadt; auf Seite des letztern fielen 6000 Mann, 4000 wurden gefangen, darunter Herzog Wilhelm von Weimar; Christian flüchtete mit dem Rest seiner Truppen auf holländ. Gebiet.

Stadtmusikus, Stadtpfeifer, s. u. Pfeifer.

Stadtrat, eine städtische Kollegialbehörde, welche die städtischen Angelegenheiten zu verwalten hat und aus den Stadtverordneten besteht, während das vollziehende Organ der Magistrat (das Bürgermeisteramt) ist. Andererseits dient aber S. auch zur Bezeichnung des Magistratskollegiums und als Titel für die Mitglieder desselben.

Stadtrechte erwuchsen im wesentlichen auf dem Boden der Land- oder der altüberlieferten Volksrechte. Ihre Anfänge begannen mit Urkunden oder Privilegien der Kaiser, Könige oder Fürsten über die Befugnisse der herrschaftlichen Beamten, über Markt- und Gewerbeeinrichtungen, über die persönlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Einwohner u. dgl. Dazu traten dann neue Rechtsgewohnheiten, die aus den Volks- und Dienstrechten der betreffenden Orte unter der fortschreitenden Entwickelung der städtischen Verhältnisse hervorgingen, Urteile der Schöffengerichte und Verordnungen des Rats, bis endlich aus allen diesen Materialien, gewöhnlich auf Betreiben des Rats, zusammenhängende S. verfaßt wurden, welche sich verbreiteten über die Rechte des Königs oder Landesfürsten, die Gerechtsame des Rats und der städtischen Beamten, das Gerichtswesen und das gerichtliche Verfahren, das Straf-, Ehe-, Eigentums- und Erbrecht, die Rechte der Kaufleute, Handwerker, Fremden, Juden u. s. w. Sehr häufig ward auch das Recht einer Stadt mehr oder minder vollständig in eine oder mehrere andere und von diesen wiederum in noch andere Städte verpflanzt, sodaß dann gewöhnlich die Mutterstadt des Rechts auch den Oberhof für die übrigen bildet, welche dort Rechtsbelehrung suchten. Diese Erscheinung kehrt in allen roman. und german. Ländern Europas wieder. Unter den Städten des friesischen Stammes entfalteten sich die westwärts in den Niederlanden gelegenen am meisten, doch ohne erhebliche Rückwirkung auf die Rechtsbildung in den eigentlich deutschen Städten, weil sie schon früh dem übrigen Deutschland entfremdet wurden.

Die mannigfaltigste Verzweigung zeigt die Rechtsentwickelung in den Städten des sächs. Stammes, welche, je nach deren westl. oder östl. Lage, in mehrern Punkten, besonders im ehelichen Güterrecht, einen etwas abweichenden Gang nahm. In Westfalen, wo die Gütergemeinschaft Regel war, wurden Mutterstädte von S. Münster (mit den Tochterstädten Bielefeld, Ahlen, Bocholt, Coesfeld, Dülmen u. a.), Rüthen (mit den Tochterstädten Arnsberg, Brilon u. a.), besonders aber Dortmund (mit den Tochterstädten Höxter, Kamen, Lüdenscheid, Wesel) und Soest (mit den Tochterstädten Minden, Warburg, Siegen, Lippstadt u. a., denen in zweiter und dritter Reihe Büren, Hagen, Hamm, Unna u. a. sich anschlossen). Namentlich erlangte das Soester Recht eine sehr weitreichende Bedeutung durch seine Verpflanzung nach Lübeck. Denn während zwischen Weser und Elbe Goslar, Braunschweig, Lüneburg und Ilzen Mittelpunkte bildeten, verbreiteten sich die Rechte von Magdeburg und Lübeck über den ganzen deutschen Nordosten, und zwar so, daß Lübisches Recht, mit den Hauptorten Lübeck, Rostock und Stralsund, die Küstenstriche gewann, von Schleswig ab bis zu den östlichsten deutschen Kolonien, mit Ausnahme Rigas, das Hamburgisches S. hatte; Magdeburger Recht dagegen, mit den Hauptpunkten Magdeburg, Halle, Leipzig, Brandenburg, Breslau, Kulm, die Binnenländer beherrschte, indem es einerseits über das nördl. Böhmen und über Schlesien bis nach Polen hinein, andererseits durch einen Streifen von Pommern und dann weiter als Kulmer Recht fast über das ganze Preußen, ja strichweise bis an die Küste vordrang. Zwischenhinein fanden sich mancherlei Mischungen, indem einzelne Städte bald Lübisches, bald Magdeburger Recht nacheinander annahmen, andere ihr Recht aus verschiedenen Bestandteilen zusammensetzten. So mengte sich in einzelnen Teilen von Mecklenburg und Pommern Lübisches Recht mit Schwerinischem (welches letztere eigentümliche slaw. Elemente besaß), in sächs. Strichen Magdeburger Recht mit Altenburger (welchem wiederum wahrscheinlich

Goslarisches zu Grunde lag), und in Schlesien geriet Magdeburger Recht unter Fränkisches und Wämisches, das durch mittel- und niederrhein. Kolonisten eingeführt worden war.

In Thüringen wurden die S. von Erfurt, Nordhausen und Eisenach maßgebend; unter den fränk. Städten aber erhoben sich zu Mittelpunkten Aachen, Worms, Würzburg, Bamberg und vorzüglich Frankfurt a. M. und Köln. Frankfurts Einfluß erstreckte sich über die Wetterau und Hessen, und Kölnisches Recht drang hinauf bis tief in die schwäb. und burgund. Lande, zumeist vermittelt durch seine Verpflanzung nach Freiburg im Breisgau, von wo es nach Freiburg im Üchtland, nach Bern, Murten, Thun u. s. w., aber auch nach Savoyen gelangte. Von den alamann. oder schwäb. Städten erhoben sich besonders Straßburg, Hagenau und Colmar und diesseit des Rheins (außer dem mit Kölnischem Rechte bewidmeten Freiburg im Breisgau) noch Überlingen und Ulm, während unter den Städten des bayr. Stammes Regensburg, Nürnberg und Eger das Übergewicht erlangten. In ähnlicher Weise ist das S. von Rouen für zahlreiche Städte in Normandie, Bretagne, Poitou u. s. w., das von Messina und Catania für die Gemeinden Siciliens maßgebend geworden. Weil aber die städtischen Einrichtungen selbst und nicht minder alle Territorialverhältnisse, sowie die Rechtsvorstellungen überhaupt im Laufe der Zeit mächtige Umgestaltungen erfuhren, wurden auch Umänderungen der S. notwendig, und so entstanden im 15., 16. und 17. Jahrh. an sehr vielen Orten verbesserte und vermehrte S. (häufig «Reformationen» genannt), wobei seit dem 15. Jahrh. unter dem Einflusse des rechtsgelehrten Stadtschreibers oder durch eine dazu aus rechtsgelehrten Doktoren des Rats gebildete Kommission immer mehr röm. Recht eingemischt ward, bis endlich die alten S. zugleich mit der eigenen Gerichtsbarkeit und der Selbstverwaltung der Städte größtenteils dem überwältigenden Absolutismus der Landesherren erlagen.

Vgl. Gaupp, «Deutsche S. des Mittelalters» (2 Bde., Bresl. 1851—52); Gengler, «Deutsche S. des Mittelalters» (Erlang. 1852); derselbe, «Deutsche Stadtrechtsaltertümer» (Erlangen 1882); «Codex juris municipalis» (Bd. 1, Erlangen 1863) und «Deutsche Stadtrechtsaltertümer» (Erlangen 1882); von Brünneck, «Mittelalterliche S. Siciliens» (Halle 1881); Giry, «Les établissements de Rouen» (2 Bde., Par. 1883—85), und die Litteratur unter Städte.

Stadtreisender, s. u. Handelsreisender.

Stadtsteinach, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, am südwestl. Fuße des Frankenwaldes, an der Steinach, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1602 meist kath. E. und hat Eisensteingruben. Bei S. ist die Ruine Nordeck und eine Grotte; im Steinachthale sind mehrere romantische Aussichtspunkte, wie der Ringwall mit Spuren einer ehemaligen slaw. Opferstätte u. s. w.

Stadtsulza, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, Verwaltungsbezirk Apolda an der Ilm, Station der Linie Neudietendorf-Weißenfels der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Großheringen-Straußfurt der Nordhausen-Erfurter Eisenbahn, hat eine Baugewerkschule und ein Solbad und zählt (1885) 2097 E. Unmittelbar bei S. liegt die zum sachsen-meiningischen Kreise Kamburg gehörige Saline Ober-Neusulza, ebenfalls mit Solbad.

Stadtverordnetenversammlung, s. Gemeinderat.

Staël-Holstein (Anna Louise Germaine, Baronin von), berühmte franz. Schriftstellerin prot. Konfession, geb. 22. April 1766 zu Paris, als ihr Vater, Jacques Necker (s. d.), der nachmalige Minister Ludwigs XVI., noch Commis beim Bankier Thélusson war. Das Neckersche Haus war ein Sammelplatz litterarischer Größen, in deren Umgang die Tochter frühzeitig ihre hohe Begabung entwickelte. Im J. 1786 heiratete sie den schwed. Gesandten Erich Magnus Baron von Staël-Holstein, dessen diplomatische Korrespondenz aus der Revolutionszeit nebst der seines Nachfolgers Baron Brinkman L. Léouzon Le Duc (Par. 1881) veröffentlichte. Eine begeisterte Anhängerin Rousseaus, über welchen sie 1787 ihr Werk «Lettres sur les écrits et le caractère de J. J. Rousseau» (2. Aufl. Par. 1789; deutsch, Lpz. 1789) hatte erscheinen lassen, nahm sie an der Revolution lebhaften Anteil; die erst nach ihrem Tode erschienenen «Considérations sur les principaux événements de la révolution française» (Bd. 12—14 der «Oeuvres»; deutsch mit Vorrede von A. W. Schlegel, 3 Bde., Heidelb. 1818) zeigen ihre Bekehrung zu den Grundsätzen der engl. Verfassungsform. Als ihr Vater im Sept. 1790 sich nach Coppet zurückzog, mußte Frau von S. mit den Ihrigen in Paris zurückbleiben. Sie hat während der Schreckenszeit mehrere ihrer Freunde vom Tode zu retten gewagt, floh aber endlich auch und entging nur durch ihres Freundes Manuel Hilfe dem Schafott. Nach kurzem Aufenthalt im Vaterhause ging sie nach England, wo sie ihre anonym erschienene Schrift zu Gunsten Marie Antoinettes: «Réflexions sur le procès de la reine par une femme» (Par. 1793) entwarf. Sobald Robespierre gestürzt, veröffentlichte sie «Réflexions sur la paix, adressées à M. Pitt et aux Français» (Par. 1794) und «Réflexions sur la paix intérieure» (Par. 1795). Schwedens Anerkennung der franz Republik führte sie mit ihrem Gemahl nach Paris zurück, sie trat nun mit dem «Cercle constitutionnel» in nähere Verbindung. Im J. 1795 gab sie einige ihrer ältern Erzählungen heraus und schrieb mehrere Dramen (1796). Darauf folgte ihre geniale Schrift «De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations» (Lausanne u. Par. 1796; deutsch, Zür. u. Lpz. 1797) und das gedankentiefe Werk «De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales» (2 Bde., Par. 1796). Zu jener Zeit trennte sie sich von ihrem Gatten; als derselbe jedoch von Körperleiden niedergebeugt wurde, trat eine Versöhnung ein und sie begleitete ihn 1798 nach der Schweiz, er starb indes schon 9. Mai 1802 zu Poligny. In dieser Periode machte sie Bonapartes Bekanntschaft, dem ihre Geistesfreiheit aber bald mißfiel. Ihres Vaters Schrift «Dernières vues de politique et de finances» (1802) war der Vorwand, sie wegen angeblich falscher Berichte an denselben auf 40 Lieues aus dem Umkreise der Hauptstadt zu verbannen.

Nachdem Frau von S. einige Zeit bei ihrer Freundin Frau Récamier zu St.-Brice bei Ecouen und zu Coppet gelebt und ihren Roman in Briefen «Delphine» (4 Bde., Genf 1802 u. öfter; deutsch, zuerst in 5 Bdn., Berl. 1803) herausgegeben hatte, reiste sie nach Deutschland und verweilte fast ein

Jahr lang in Weimar und Berlin. Das Ergebnis dieses Aufenthalts war das Werk «De l'Allemagne», das nach seiner Beschlagnahme 1810 durch Napoleons Polizei 1813 in London erschien. Der persönliche Verkehr mit A. W. Schlegel, der sie auf mehren Reisen begleitete, gewährte ihr bei der Abfassung hohen Nutzen; für die Würdigung der geistigen Entwickelung Deutschlands von seiten der Franzosen hat dieses Buch grundlegend gewirkt. Als ihr Vater 1804 gestorben, veröffentlichte sie «Manuscrits de M. Necker, publiés par sa fille» (1806) und hierin ihre Schrift «Du caractère de M. Necker et de sa vie privée». Der in Italien begonnene Roman «Corinne, ou l'Italie» (2 Bde., Par. 1807; deutsch von Friedr. Schlegel, 4 Tle., Berl. 1807) ist eine harmonische Verschmelzung von Dichtung und glänzender Schilderung Italiens, welche ihren künstlerischen Ruf als Prosaistin dem von Châteaubriand gleichgestellt hat. Im J. 1806 wieder in Frankreich, durfte sie nicht nach Paris kommen, sie ging 1807 nach Wien, dann in die Schweiz nach Coppet, wo sie mehrere Bühnenstücke verfaßte. Der Versuch eines neuen Aufenthalts in Frankreich ward mit erneutem Verbannungsbefehl beantwortet; ihr Freund A. W. Schlegel wurde genötigt, sie zu verlassen, der Herzog von Montmorency und Mad. Récamier, die sie in ihrem Exile besucht, wurden ebenfalls exiliert. Im Frühling 1812 entfloh sie von Coppet, ging nach Wien, dann nach Moskau und Petersburg und von dort nach Schweden, wo ihr jüngster Sohn Albert im Duell fiel. In Schweden schrieb sie ihr Werk «Dix années d'exil» (Par. 1821; deutsch, Lpz. 1822) und die «Réflexions sur le suicide» (Stockh. 1812). Nach dem Sturze Napoleons hielt sie sich meist in Paris auf, wo sie eine Tochter, die 1838 starb, an den Herzog von Broglie verheiratet hatte. Ihre zweite Ehe mit einem franz. Offizier de Rocca ward von ihr geheim gehalten, weil sie den Namen Staël nicht aufgeben wollte. Von ihren litterarischen und polit. Freunden, wie Benjamin Constant, Guizot, Broglie, umgeben, in der Sphäre des Doktrinarismus und des konstitutionellen Liberalismus, verlebte sie die letzten Jahre mit der Abfassung ihrer «Considérations sur la révolution française» beschäftigt und starb zu Paris 14. Juli 1817. Ihre «Oeuvres complètes» (17 Bde., Par. 1820—21) gab ihr ältester Sohn mit einer biographischen Notiz von Mad. Necker de Saussure heraus.

Vgl. Hortense Allart, «Lettres sur les ouvrages de Madame de S.» (Par. 1824); Schlosser, «Madame de S. et Madame Roland» (Frankf. a. M. 1830); Baudrillart, «Éloge de Madame S.» (Par. 1850); Norris, «Life and times of Madame de S.» (Lond. 1863); ganz besonders aber: «Lettres inédites et souvenirs biographiques de Mme Récamier et de Mme de Staël publiés par le baron de Gerando» (Par. u. Metz 1868).

Ihr ältester Sohn, Auguste Louis, Baron von S., geb. 31. Aug. 1790, hat wertvolle «Lettres sur l'Angleterre» (Par. 1826) verfaßt; seine «Notice sur M. Necker», welche auch (Par. 1820) selbständig erschien, ist die Einleitung zu seiner Gesamtausgabe der Werke seines Großvaters Necker, welche er 1821 veranstaltete. Seine «Oeuvres diverses», nebst einigen noch ungedruckten Briefen über England, wurden (3 Bde., Par. 1829) von seiner Schwester, der Herzogin von Broglie, herausgegeben. Er starb 11. Nov. 1827 zu Coppet.

Stäfa, Flecken im Bezirk Meilen des schweiz. Kantons Zürich, liegt 434 m über dem Meere, 25 km südöstlich von Zürich, von Weinbergen und Obstgärten umgeben auf dem rechten Ufer des Zürichersees und zählt (1880) 3874 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen der Acker-, Obst- und Weinbau und die Seidenindustrie sind. In der Geschichte Zürichs ist S. bekannt als der Ausgangspunkt der gegen die Herrschaft der Stadt gerichteten Volksbewegungen von 1794, 1804 und 1830.

Staffa, kleine, 2,5 km im Umfang haltende, zu den Hebriden (s. d.) gehörige Insel, nur mit Gras bewachsen, bis 44 m hoch, steil ins Meer abfallend und unbewohnt. Die Grundlage der Insel ist tuffiges Gestein, auf dem sich ein förmlicher Wald sechseckiger Basaltsäulen von durchschnittlich 20 m Höhe erhebt, welche wieder eine 10 m hohe Lage amorphen Basalts tragen. Zwischen den Basaltsäulen befinden sich mehrere Höhlen, darunter die berühmte Fingalshöhle (s. d.). Großartig, aber dieser nachstehend, sind auch die Mackinnonshöhle und die Boothöhle. Erst seit dem J. 1772 ist diese durch ihre wunderbaren Basaltsäulen ausgezeichnete Insel durch Joseph Banks bekannter geworden.

Staffage heißt in der Malerei die Belebung einer Landschaft, eines Seestücks oder eines Architekturbildes durch Gruppen von Menschen oder Tieren. Sie muß so gewählt sein, daß sie die Stimmung im Bilde unterstützt; ferner muß sie in bescheidener Unterordnung zur Anwendung kommen, sodaß sie kein selbständiges Interesse beansprucht.

Staffelei, ein hölzernes Rahmwerk für Maler, welches sich höher oder niedriger stellen läßt, um so die Ausführung größerer Gemälde zu erleichtern, weshalb dieselben auch als Staffeleigemälde bezeichnet werden.

Staffelit, eine Abart des Phosphorit (s. d.).

Staffeln, s. Echelons.

Staffelsee, s. unter Murnau.

Staffelstein, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, unweit links vom Main, an einem linken Zufluß desselben, der Lauter, 295 m über dem Meere, Station der Linie München-Ingolstadt-Bamberg-Hof der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1914 meist kath. E. und hat Anbau von Hopfen, Obst und Walnüssen. Östlich steigt die Kalkfelswand des Staffelberges (541 m) auf, an der Nordwestecke des Fränkischen Jura, mit Aussicht und vielen Versteinerungen, namentlich von riesigen Ammoniten. Zu S. wurde der Rechenmeister Adam Ries 1492 geboren.

Staffeltarife, s. unter Eisenbahntarife, Bd. V, S. 883.

Staffis, Ort im schweiz. Kanton Freiburg, s. Estavayer.

Stafford, eine der westl. Grafschaften Mittelenglands, zählt (1881) auf 2964 qkm 981385 E. (gegen 608599 im J. 1851). Ihr nördl. Teil von Uttoxeter bis Newcastle-under-Lyme hat meist Moorland, das nebst Heide und Wald fast 578 qkm einnimmt; die Berge und Hügel, die Moorlandhills, steigen im Weaverhill bis zu einer Höhe von 352 m, im Mow Cop auf der Nordwestgrenze zu 336 m und an der Nordspitze im Axe Edge 552 m auf. Ohne einige schöne Thäler wäre dieser ganze Distrikt unfruchtbar, kalt und öde. Im mittlern Teile wechseln Hügel mit Getreidefeldern, Weiden mit Baumpflanzungen und Landhäusern. Im äußersten Süden sind Eisen und Kohlen vorwiegend, wie

überhaupt das Mineralreich die wichtigsten Produkte liefert. S. ist eine der eisenreichsten Grafschaften Englands. Das Eisenerz liegt bald über, bald unter den Steinkohlen, besonders um Wednesbury, Tipton, Bilston, Sedgeley, Newcastle. Die wichtigste Kupfergrube befindet sich im Berge Ecton bei Warslow. Unerschöpfliche Kalksteinbrüche enthalten die Moorlands, die Ufer des Dove, die Höhen von Sedgeley und Dudley-Castle, auch farbigen Marmor, Alabaster und Mühlsteine. Der reichlich vorhandene Töpferthon wird in großer Menge besonders zu dem berühmten Wedgwoodgeschirr in den Potteries (s. d.), das Eisen zu Quincaillerien, Schlössern, Nägeln, Stahlwaren, Handwerkszeug u. s. w. verarbeitet. Außerdem sind die Industrien in Kupfer, Leder, Seide, Wolle, Leinenzeug, Segeltuch u. s. w. beträchtlich, und den Handel fördern die Wasserstraßen des Trent und des zum Teil die Ostgrenze bildenden Dove, des Grand-Trunk-, Stafford-Worcestershire- und Birminghamkanals, sowie die Great-Western-, die London and Northwestern- und die North-Staffordshirebahn. Hinter diesem lebhaften Grubenbau, Fabrik- und Handelsbetrieb bleibt die Landwirtschaft im allgemeinen zurück. Die Grafschaft schickt 4 Abgeordnete ins Parlament, 13 andere die Städte.

Die Hauptstadt Stafford, in angelsächs. Zeit Scaesford, später Staesford, Municipalstadt und Parlamentsborough am Sow, der rechts in den Trent fließt, am Grand-Trunkkanal gelegen, Knotenpunkt der Linien London-S., S.-Carlisle, Rugby-S., S.-Shrewsbury und S.-Uttoxeter der London and Northwesternbahn und der Linie Stone-S. der North-Staffordshirebahn, ist zwar alt, aber im ganzen gut gebaut. Die Stadt hat die schöne Marienkirche mit Grabmonumenten und einem kunstreichen Taufbecken, eine stattliche Grafschaftshalle und ein neues Rathaus mit großer bedeckter Markthalle, ein großes Krankenhaus, eine Irrenanstalt, ein Zuchthaus, eine Lateinschule vom J. 1550, ein Handwerkerinstitut, ein Theater und zählt 19282 E. Es bestehen große Gerbereien, Schuh- und Stiefelmanufakturen für den londoner Markt, Töpfereien, Steingutfabriken, sowie Fabriken für Messerschmiedewaren. Auch wird ein sehr lebhafter Handel betrieben.

Stafford-Springs-Borough, Postdorf in Tolland County im nordamer. Staate Connecticut, liegt am Willimantic-River, hat eisen- und schwefelhaltige Quellen und zählt (1880) 2081 E.

Stage heißen die Taue, welche von den Spitzen der Masten und ihren Verlängerungen, den Stengen, schräg nach vorn und unten laufen und straff gesetzt sind, um jene gegen ein Biegen nach hinten zu stützen. Man benennt die Stage nach den zugehörigen Masten oder Stengen, wie Fockstag, Großstag, Besanstag, Vorstengestag u. s. w.

Stägemann (Friedr. Aug. von), preuß. Staatsmann und Dichter, geb. 7. Nov. 1763 zu Pierraden in der Ukermark, studierte in Halle die Rechte, trat dann in den Staatsdienst und wurde 1806 Geh. Finanzrat, 1807 vortragender Rat bei dem Kanzler von Hardenberg und nach dem Tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung niedergesetzten Immediatkommission. Auch war er unter dem Ministerium Stein bis zum Dez. 1808 vortragender Rat. Im J. 1809 wurde er Staatsrat und 1810 nach dem Wiedereintritt Hardenbergs ins Ministerium im Wirkungskreise desselben beschäftigt und zum Vorsteher im Bureau der Staatskanzlei ernannt. Auch begleitete er den Minister nach Paris, London und Wien zum Kongreß. S. wurde 1819 an die Spitze der «Staatszeitung» gestellt, welche Stellung er 1821 wieder aufgab. Nach Hardenbergs Tode war er eine Zeit lang inaktiv. Nachdem er wieder in den Staatsdienst getreten, widmete er sich besonders der Finanzgesetzgebung. Einen besondern Ruf hat sich S. als Dichter der Befreiungskriege erworben. Beweisen auch seine poetischen Gaben mehr feinen Sinn für Formenschönheit als ursprüngliches Dichtertalent, so sind sie doch ein edles Zeugnis nationaler Begeisterung. Sie wurden von S. selbst gesammelt und unter dem Titel «Histor. Erinnerungen in lyrischen Gedichten» (Berl. 1828) herausgegeben. Zarte und innige Empfindung bekundete er in den Sonetten, welche er seiner Gattin widmete und die unter dem Titel «Erinnerungen an Elisabeth» (Berl. 1835; 3. Ausg., mit einer biographischen Einleitung von Kühne, Lpz. 1873) erschienen. S. starb 17. Dez. 1840. Die aus dem Nachlasse Varnhagen von Enses herausgegebenen «Briefe von S., Metternich, Heine und Bettina von Arnim» (Lpz. 1865) liefern einen interessanten Beitrag zu S.s Charakteristik.

Stagira oder Stagirus (grch. Stageiros oder Stageira), eine 656 v. Chr. von der Insel Andros aus gegründete griech. Stadt auf der Ostküste der später zum macedon. Königreich gehörigen thraz. Halbinsel Chalkidike, am Strymonischen Meerbusen, ist die Vaterstadt des Aristoteles, der deshalb oft der Stagirit genannt wird und auf dessen Verwendung die vom König Philipp II. von Macedonien zerstörte Stadt wiederhergestellt wurde.

Stagnelius (Erik Johan), schwed. Dichter, geb. 14. Okt. 1793 auf Öland, studierte in Lund und Upsala und wurde dann in Stockholm in der königl. Kanzlei angestellt. Er starb 13. April 1823. Im J. 1817 erschien sein episches Gedicht «Wladimir der Große» (von der Schwedischen Akademie gekrönt). Die ganze Fülle seines Talents zeigten aber seine Gedichte «Die Lilien in Saron» (1819—21) und «Die Bacchantinnen». Erst aus seinen von Hammarsköld herausgegebenen «Gesammelten Schriften» (3 Bde., Stockh. 1824—26; 4. Aufl., Stockh. 1853; neue Aufl., Stockh. 1868) lernte man aber den Dichter vollständig kennen. Seine Phantasie ist glühend, sein Versbau melodisch. Eine deutsche Übersetzung der «Gesammelten Werke» des S. (6 Bde., Lpz. 1851) lieferte Kannegießer. Vgl. Hammarsköld, «Erik Johan S.» (Stockh. 1823).

Stagnone (Isole dello), Inselgruppe an der Westküste Siciliens, etwa 10 km nördlich von Marsala, gehört zur ital. Provinz Trapani und besteht aus den Eilanden Burrone, Favilla, Cerdinia und San-Pantaleo. Auf San-Pantaleo lag im Altertum die von den Phöniziern gegründete, später in den Besitz der Karthager übergegangene und 397 v. Chr. von Dionysius I. erstürmte und zerstörte Stadt Motye, welche der Stapelplatz der sicil. Naturprodukte für die Punier war und eine blühende Industrie besaß, namentlich Webereien, Färbereien und Korallenverarbeitung. Rings um die kleine Insel ziehen sich die Fundamente der alten Stadtmauern hin, welche namentlich auf der Landseite mit Resten von Thoren gut erhalten sind, wo ein 6 Stadien langer Damm die Inselstadt mit dem Festlande verband. Dieser Damm ist noch dicht unter dem Wasser so weit erhalten, daß er von

Karren befahren werden kann. Als Ersatz für das zerstörte Motye erbauten die Karthager auf dem südlich benachbarten westlichsten Vorgebirge Siciliens Lilybäum (s. d.).

Stahl (frz. acier, engl. steel), eine Eisensorte mit einem Gehalt von 0,75 bis 1,80 chemisch gebundenem Kohlenstoff, welche demzufolge die Eigenschaften der Schmelzbarkeit, Schmiedbarkeit und Schweißbarkeit beinst und sich zugleich dadurch auszeichnet, daß sie durch Härten (s. d.) und darauf folgendes Anlassen (s. d.) einen sehr verschiedenen Härtegrad annehmen kann. (S. unter Eisen und Eisenindustrie, Bd. V, S. 851 fg. und unter Eisenerzeugung, S. 900 fg.)

Stahl (Friedr. Jul.), einflußreicher Rechtsphilosoph und Staatsrechtslehrer von konservativ-kirchlicher Richtung, geb. 16. Jan. 1802 zu München, von jüd. Abkunft, trat 1819 zu Erlangen zu der evang. Kirche über und studierte die Rechte zu Würzburg, Heidelberg und Erlangen, worauf er sich im Herbst 1827 als Privatdocent in München habilitierte. Zunächst dem röm. Recht zugewendet, dem auch die Schrift «Über das ältere rom. Klagenrecht» (Münch. 1827) angehört, wurde er später, besonders durch Schellings Einfluß, rechtsphilos. Studien zugeführt, auf deren Gebiet ihm seine «Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht» (2 Bde., Heidelb. 1830—37; 4. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1870—71) eine bedeutende Stellung gesichert hat. Im Juni 1832 wurde er als außerord. Professor nach Erlangen, schon im November aber als ord. Professor für die Rechtsphilosophie, Politik und Pandekten nach Würzburg berufen. Seit 1835 lehrte er dieselben Fächer wieder in Erlangen, bis er 1840 einem Rufe nach Berlin folgte. Hier gewann er einen weitgreifenden Einfluß, der noch mehr seit der auf die Stürme des J. 1848 folgenden Reaktion hervortrat. Schon in der ersten Auflage seines rechtsphilos. Werks hatte S. eine streng-kirchliche Richtung eingeschlagen. Gegen Hegel polemisierend, folgte er ganz den Impulsen Schellings und suchte Recht und Staat auf der christl. Offenbarung zu begründen. Sein ganzes System wurzelt in der Behauptung, daß der Staat wegen der biblischen Lehre vom göttlichen Ursprunge der Obrigkeit eine göttliche Institution sei. Daraus folgert er, daß die Befehle der Obrigkeit die Macht eines göttlichen Gebots haben, dem sich der einzelne unbedingt fügen muß. Die Kirche des Staats soll eine streng konfessionelle sein. Seine Schrift «Über den christl. Staat und sein Verhältnis zum Deismus und Judentum» (Berl. 1847) entwickelt diesen Gedanken weiter. Seit 1849 Mitglied der preuß. Ersten Kammer, schwang er sich rasch zum Führer der Feudalpartei empor, die ihn als ihren bedeutendsten Redner und als thätigstes Mitglied der Kommissionen in allen polit.-praktischen Fragen mit Ansehen und Ehren überhäufte. Im Erfurter Parlament 1850 widersetzte er sich der Herstellung des Deutschen Bundesstaats. S. starb 10. Aug. 1861 im Bade Brückenau. Von seinen kleinern Schriften, die sich an die Zeitereignisse anschließen, sind für die Beurteilung seines Standpunktes hervorzuheben: «Was ist Revolution?» (3. Aufl., Berl. 1853) und «Wider Bunsen» (1. bis 3. Aufl., Berl. 1856). Seine parlamentarische Thätigkeit veranschaulicht die nach seinem Tode herausgegebene Sammlung: «Siebzehn parlamentarische Reden» (Berl. 1862). Außerdem erschien von ihm: «Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche» (Berl. 1863; 2. Aufl. 1868). Vgl. «Bernice, Savigny, S.» (Berl. 1862).

Stahl (Georg Ernst), ein ebenso ausgezeichneter Chemiker wie theoretischer und praktischer Arzt, wurde zu Ansbach 21. Okt. 1660 geboren. Er studierte zu Jena, wurde 1687 Hofmedikus des Herzogs von Weimar, 1694 Professor der Medizin an der Universität zu Halle, 1716 Leibarzt des Königs von Preußen und starb zu Berlin 14. Mai 1734.

Zu seiner Zeit waren die Erfahrungen in der Chemie durch van Helmont, Rey, Homberg, Kunkel, Boyle, Hooke, Becher u. a. bereits zu einem großen Umfange angewachsen, aber noch niemand hatte versucht, in dieser Wissenschaft, gleich Newton in der Physik, eine umfassende Theorie zu geben. S. unterzog sich der Arbeit und stellte eine Theorie auf, welche bis auf Lavoisier allgemeine Geltung behielt und auf der Annahme des Phlogistons (s. d.) beruht, d. h. eines Stoffs, welcher die Körper, mit denen er sich verbindet, leichter macht und bei der Verbrennung entweicht. Alle Metalle waren Verbindungen dessen, was jetzt Oxyd genannt wird, mit Phlogiston (s. d.), daher dephlogistisieren gleichbedeutend mit oxydieren u. s. w. (Vgl. Chemie, Bd. IV, S. 224b.) Er entdeckte viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren und erteilte der Chemie die wissenschaftliche Form. Sein Hauptwerk sind die «Experimenta et observationes chemicae» (Berl. 1731). Fast bedeutender war S. in der Medizin als Gegner Hoffmanns (s. d.) und durch seine Lehre vom psychischen Einfluß; in dieser Beziehung ist sein Hauptwerk die «Theoria medica vera» (Halle 1707; neueste Aufl. von Choulant, 3 Bde., Lpz. 1831—33; deutsch von Ideler, 3 Bde., Berl. 1832—33).

Stahl (Karl), Pseudonym von Karl Goedeke.

Stahlblau, dunkelblaue Farbe des in der Hitze angelaufenen Stahls.

Stahlblech, s. unter Blech.

Stahlbrillanten, Stahldiamanten, kleine, mit Schraubengewinde (zum Befestigen) versehene Stahlstifte, deren Köpfe viele blank geschliffene und polierte Facetten zeigen.

Stahlbronze, auch nach dem Erfinder Uchatius (s. d.) Uchatiusmetall genannt, s. u. Bronze, Geschützbronze und unter Legierungen.

Stahldiamanten, soviel wie Stahlbrillanten.

Stahleck, Burg bei Bacharach (s. d.).

Stahlfedern (z. Schreiben), s. unter Schreibfedern.

Stahlperlen, s. unter Perlen.

Stahlquellen, soviel wie Eisensäuerlinge.

Stahlschnüre, schraubenförmig gewundene Stahldrähte, welche, mit den Enden ineinander gehalt oder besser mittels Schrauben und Ösen verbunden, neuerlich vielfach statt der Darmsaiten, der Hanfseile und der flachen Riemen zur Kraftübertragung gebraucht werden und deren Vorzug darin besteht, daß ihre Spannung beliebig stark gemacht werden kann und dabei durchaus konstant bleibt, sowie daß ihre Abnutzung verhältnismäßig gering ist. Man fertigt sie in den verschiedensten Größen sowohl für Nähmaschinen und Drehbänke als für die Transmission sehr bedeutender Kräfte.

Stahlspielwerke, s. Carillons.

Stahlstein, soviel wie Eisenspat.

Stahlstich (Siderographie oder Chalybographie), die Vervielfältigung von Zeichnungen

mittels gravierter Stahlplatten, iſt eine zuerſt (1820) von Charles Heath in England angewendete Neuerung in der graphiſchen Kunſt. Die Anwendung der Stahlplatte ermöglicht das Zehnfache der Anzahl Drucke, welche von einer Kupferplatte zu erzielen ſind. Die Bearbeitung iſt in der Hauptſache dieſelbe wie beim Kupferſtich (ſ. Kupferſtechkunſt), und man wendet alle Manieren desſelben auch auf Stahl an, auf welchen feinere Linien und Töne geätzt werden können. In Deutſchland wurde der S. von engliſchen Stechern (Winkles, Payne) in dem Atelier des Profeſſor Karl Frommel in Karlsruhe eingeführt. Deutſche Stecher eigneten ſich bald die Technik der Engländer an und haben ganz Vorzügliches geleiſtet. Seit Erfindung der galvaniſchen Ablagerungen und der galvaniſchen Verſtählung wird der Kupferſtich im allgemeinen wieder mehr angewendet, beſonders bei Malerradierungen. Auch von Stahlplatten werden in neuerer Zeit galvaniſche Vervielfältigungen der Platten hergeſtellt. In Amerika werden Vignetten zu Banknoten und andern merkantilen Papieren, welche kleinere Platten erfordern, auf Stahlplatten geſtochen, dieſe durch ein beſonderes Verfahren gehärtet und durch Einprägen mittels hohen hydrauliſchen Drucks Stahlmatrizen hergeſtellt, welche man dann härtet und durch Einprägen in Stahlplatten zur Erzielung neuer Druckplatten benutzt. Das Techniſche des Drucks von Stahlſtichen entſpricht dem von Kupferſtichen. (S. Kupferdruck.)

Stahlwäſſer, Eiſenwäſſer ſind Mineralwäſſer, welche durch einen Gehalt an Eiſenſalzen (meiſt doppelt kohlenſaurem Eiſenoxydul) ausgezeichnet ſind. Neben dem Eiſen enthalten ſie als hervorſtechende Beſtandteile auch kohlenſaure Salze und freie Kohlenſäure (Eiſenſäuerlinge), oder ſchwefelſaure Salze (ſaliniſche Eiſenwäſſer), öfter mit Schwefelwaſſerſtoff, oder vorwiegend Erdalkalien (erdige S.). Die S. kommen zur Anwendung bei Blutarmut, Bleichſucht, bei vielen Frauenkrankheiten, bei Nervenkrankheiten (Hyſterie, Hypochondrie, Neuralgien, Krämpfen u. ſ. w.), bei Verdauungsbeſchwerden u. dgl. Dagegen vermeidet man ſie bei Vollblütigen, zu Schlagfluß Geneigten, bei Lungenkranken (Tuberkulöſen). Das Waſſer wird entweder getrunken oder zu Bädern verwendet. Es ſchmeckt herb, tintenähnlich. Man nimmt es entweder rein oder mit Wein, wegen ſeiner verſtopfenden Wirkung auch mit abführenden Mineralwäſſern u. dgl., anfangs zu 1—3 Bechern täglich, zuletzt höchſtens zu 6—8 Bechern. Zu Bädern wird außer dem Waſſer auch Eiſenſchlamm oder eiſenhaltiger Moor gebraucht. Die vorzüglichſten S. ſind die zu Schwalbach, Spaa, Altwaſſer, Brückenau, Königswarth, Imnau, Liebenſtein, Alexisbad, Flinsberg, Reinerz, Liebwerda, Schandau, Auguſtusbad, Niederlangenau, Freienwalde, Triburg, Pyrmont, Rippoldsau, Bocklet, Griesbach, St. Moritz, Franzensbad, Elſter, Pauſa-Linda, Cudowa.

Stahr (Adolf Wilh. Theod.), vielſeitiger Schriftſteller und Gelehrter, geb. 22. Okt. 1805 zu Prenzlau in der Uckermark, widmete ſich ſeit 1825 zu Halle klaſſiſchen Studien. Schon gegen Ende 1826 wurde er als Hilfslehrer und zwei Jahre ſpäter, nach vollendetem akademiſchen Kurſus, als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle angeſtellt. Im J. 1836 folgte er dem Rufe als Konrektor und Profeſſor an das Gymnaſium zu Oldenburg. Er veröffentlichte zunächſt «Ariſtotelia» (2 Bde., Halle 1830—32); ferner «Ariſtoteles bei den Römern» (Lpz. 1834) und die Bearbeitung der Ariſtoteliſchen «Politik», wovon indes nur der erſte Teil (Lpz. 1836—38) erſchienen iſt, der neben dem geſamten kritiſchen Apparat eine neue Textrecenſion und deutſche Überſetzung enthält. Zugleich nahm er lebhaften Anteil an den «Halliſchen Jahrbüchern». Außerdem machte er eine Handſchrift von Goethes «Iphigenie», die er auf der Bibliothek zu Oldenburg entdeckte, mit einem trefflichen Vorworte bekannt. Infolge einer Reiſe nach Italien veröffentlichte er «Ein Jahr in Italien» (3 Bde., Oldenb. 1847—50; 4. Aufl. 1874) und den hiſtor. Roman «Die Republikaner in Neapel» (3 Bde., Berl. 1849). Ferner erſchienen die anziehenden Schriften: «Charakteriſtik Immermanns» (Hamb. 1842), «Zwei Monate in Paris» (2 Bde., Oldenb. 1851), «Weimar und Jena» (2 Bde., Oldenb. 1852; 2. Aufl. 1871) und «Die preuß. Revolution» (2 Bde., Oldenb. 1850; 2. Aufl. 1852). Nachdem er 1852 ſeine Entlaſſung aus dem Amte genommen, wandte er ſich nach Berlin, wo er ſich dauernd niederließ und 1855 in zweiter Ehe mit der Schriftſtellerin Fanny Lewald (ſ. d.) vermählte.

Dem bereits ſeit längerer Zeit vorbereiteten Werke «Torſo, oder Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke der Alten» (2 Bde., Braunſchw. 1854—56; 2. Aufl. 1878) folgten «G. E. Leſſing, ſein Leben und ſeine Schriften» (2 Bde., Berl. 1858; 3. Aufl. 1877), ſowie als Früchte eines dreimonatlichen Aufenthalts in Paris und einer wiederholten Reiſe nach Italien: «Nach fünf Jahren» (2 Bde., Oldenb. 1856) und «Herbſtmonate in Oberitalien» (Oldenb. 1859; 2. Aufl. 1871). Seitdem kehrte S. zu den Altertumsſtudien zurück. Außer der Schrift «Ariſtoteles und die Wirkung der Tragödie» (Berl. 1859) veröffentlichte er Überſetzungen eines großen Teils der Werke des Ariſtoteles, der Kaiſerbiographien Suetons und der Geſchichte Herodians. Dem ſchloſſen ſich an die «Bilder aus dem Altertum» (Berl. 1863—66) in vier Teilen («Tiberius», 2. Aufl. 1873; «Kleopatra», 2. Aufl. 1879; «Kaiſerfrauen und Agrippina, die Mutter Neros»), von denen namentlich der erſte und vierte Teil wegen der kritiſchen Anzweiflung der Unparteilichkeit des Tacitus viel Widerſpruch erregten. Im J. 1871 veröffentlichte er eine neue Überſetzung und Erklärung der «Annalen» des Tacitus, Buch I—VI, zur Rechtfertigung ſeiner Anſichten über Tacitus. Dazwiſchen hatte er, veranlaßt durch Kaulbachs «Goethe-Galerie», eine Erklärung von «Goethes Frauengeſtalten» (2 Bde., Berl. 1865—66; 6. Aufl. 1878) herausgegeben. Die Jahre 1866—68 brachte S. in Italien und in der Schweiz zu. Als Frucht dieſer Reiſe veröffentlichte er gemeinſchaftlich mit Fanny Lewald: «Ein Winter in Rom» (Berl. 1869; 2. Aufl. 1871) und eine Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel «Ein Stück Leben» (Berl. 1869). Ihnen folgten «Aus der Jugendzeit» (2 Bde., Schwerin 1870—77), mit denen S. den Anfang zu ſeiner Biographie gemacht hatte, und «Kleine Schriften zur Litteratur und Kunſt» (4 Bde., Berl. 1872—75). S. ſtarb 3. Okt. 1876 in Wiesbaden.

Vgl. Glaſer, «Adolf S. Ein biographiſcher Eſſay» (in «Unſere Zeit», Jahrg. 1876, 2. Hälfte).

Stainer oder Steiner (Jakob), ein berühmter Geigenmacher, geb. 14. Juli 1621 in dem Dorfe Abſom in Tirol, bildete ſich in Cremona in den Werkſtätten der Amati und heiratete auch eine Tochter Nicolo Amatis. Darauf ließ er ſich in

seinem Geburtsdorfe als Geigenmacher nieder. Nahrungssorgen zwangen ihn anfangs, sehr schnell zu arbeiten, da er für eine Geige selten mehr als 6 Fl. erhielt. Um 1650 begann sein Ruf sich zu verbreiten, und von vielen deutschen Höfen liefen Bestellungen ein. Er konnte nun bei bessern Preisen auch mehr Sorgfalt auf seine Arbeiten verwenden. Unter seinen Schülern waren sein Bruder Markus, sowie Albani und die drei Gebrüder Klotz. Nachdem seine Frau gestorben, zog sich S. in ein Benediktinerkloster zurück und verfertigte dort noch 16 Geigen, die das Beste waren, was er je geliefert, und die er teils dem Kaiser, teils den deutschen Kurfürsten übermachte. Von diesen berühmten sog. Kurfürstengeigen ist wenig erhalten. S. starb im Kloster 1683. Vgl. Ruf, «Der Geigenmacher Jakob S.» (Innsbr. 1872).

Staines, Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, links an der Themse, Station der Linie London-Wokingham-Reading der London and South-Westernbahn, welche hier nach Windsor abzweigt, zählt (1881) 4638 E. Die Stromgerichtsbarkeit Londons über die Themse erstreckt sich seit 1280 aufwärts bis hierher. Über den Fluß führt eine eiserne hochgewölbte Brücke.

Stakholz, s. Fachholz.

Stalaktit, s. Tropfstein.

Staleybridge, s. Stalybridge.

Stalimene, Insel, s. Lemnos.

Stälin (Christoph Friedr. von), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 4. Aug. 1805 zu Calw im Württembergischen, studierte zu Tübingen und Heidelberg, wurde 1825 Adjunkt bei der königl. Bibliothek zu Stuttgart, an welcher er 1826 zum Unterbibliothekar, 1828 zum wirklichen Bibliothekar und 1846 zum Oberbibliothekar aufrückte. Gleichzeitig führte er (seit 1830) die Aufsicht über die Münz-, Kunst- und Altertümersammlung und war an den Arbeiten des Statistischen Bureau beteiligt. Er starb zu Stuttgart 12. Aug. 1873. S.s Ruf als Historiker gründet sich auf seine treffliche «Württemb. Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1842—73), ein durchaus aus den Quellen gearbeitetes Werk. Die gründlichste Kenntnis seines engern Vaterlandes bekunden auch die vorzugsweise von S. bearbeiteten Bücher. Teile der württemb. «Oberamtsbeschreibungen» (Stuttg. 1824 fg.), sowie seine Beiträge zu den «Württemb. Jahrbüchern». Als Mitglied der hist. Kommission bei der Akademie der Wissenschaften in München war er bei der Redaction der «Forschungen zur deutschen Geschichte» beteiligt. Den persönlichen Adel führte S. seit 1850 als Ritter des Ordens von der württemb. Krone.

Stallbaum (Gottfried), verdienter deutscher Philolog und Schulmann, geb. 25. Sept. 1793 zu Leasch bei Delitzsch, widmete sich in Leipzig den altklassischen Studien, wurde 1818 Lehrer an der Lateinischen Schule und dem Pädagogium zu Halle, 1820 an der Thomasschule zu Leipzig, worauf er 1828 in das Konrektorat aufrückte und 1835 das Rektorat und seit 1840 auch eine außerord. Professur der klassischen Philologie an der Universität erhielt. S. starb 24. Jan. 1861. Unter seinen philol. Leistungen sind vor allem seine Arbeiten über Plato hervorzuheben. Hierher gehört eine Reihe von trefflichen Bearbeitungen einzelner Dialoge, besonders des «Philebus» (Lpz. 1820; neue Aufl. 1826), des «Euthyphro» (Lpz. 1823), des «Meno» (Lpz. 1827), der vielfach vermehrten Wolfschen Ausgabe des «Symposium» (Lpz. 1828), ferner die große kritische Gesamtausgabe (12 Bde., Lpz. 1821—25) und insbesondere die Bearbeitung der Platonischen Schriften in der gothaischen «Bibliotheca Graeca» (9 Bde., Gotha u. Erfurt 1827 fg., in wiederholten Auflagen). Unabhängig davon ist die große Ausgabe des «Parmenides» (Lpz. 1839). S. besorgte auch einen Abdruck des Kommentars zu Homer von Eustathius (5 Bde., Lpz. 1825—30), eine verbesserte Ausgabe der Ruddimanschen «Institutiones grammaticae Latinae» (2 Bde., Lpz. 1823) und des Westerhovschen Terentius (6 Bde., Lpz. 1830—31).

Stallfütterung, s. unter Rindviehzucht.

Stallgraf, s. unter Graf.

Stallupönen, Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk und 25 km östl. von Gumbinnen, auf der Wasserscheide zwischen Niemen und Pregel, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Landratsamts, eines Waarendepots der Reichsbank und eines Steueramts und zählt (1885) 4434 E., die Landwirtschaft, Vieh- und erheblichen Getreidehandel, sowie Kleingewerbe treiben. Der Ort ist eine wichtige Station der preuß. Staatsbahnen (Linie Königsberg-Eydtkuhnen), welche 10,5 km im Osten, bei Eydtkuhnen, die russ. Grenze überschreitet.

Der Kreis Stallupönen zählt auf 703 qkm (1885) 45 727 E. In ihm liegt das berühmte Gestüt Trakehnen (s. d.).

Stalwarts (engl., von stalwart, stalworth, fest, stark, mutig) werden in den Vereinigten Staaten von Amerika die Republikaner genannt, welche unter Anführung von Conkling, Cameron und Logan den vergeblichen Versuch machten, General Grant auf der 1879 zu Chicago abgehaltenen Konvention zum dritten mal zum Präsidentschaftskandidaten zu nominieren. Auf der 1883 abgehaltenen National-Konvention spielten die S. keine Rolle. Viele derselben hielten es jedoch bei dieser Präsidentenwahl mit den Mugwumps, d. h. mit denen, die unter Leitung von Schurz und Curtis mit dem demokratischen National- und dem republikanischen Staatswahlzettel stimmten.

Stalybridge auch Staleybridge, Municipal- und Parlamentsborough und Fabrikstadt auf der Grenze der engl. Grafschaften Lancaster und Chester und in ihren verschiedenen Teilen zu beiden gehörig, liegt 15 km östlich von Manchester an dem überbrückten Tame, dem Huddersfieldkanal und der Linie Liverpool-Manchester-Leeds der London and Northwesternbahn, zählt (1881) 22 784 E. und hat blühende Fabrikation von Baumwollzeug, Gießereien und Maschinenbauanstalten.

Stambul, der türk. Name für Konstantinopel (s. d.); im engern Sinne der älteste Teil dieser Stadt.

Stamen, Plural stamina (lat.), Staubblätter, s. unter Blüte.

Stamford, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Lincoln, links an dem von hier ab schiffbaren Welland, Station der Linie Leicester-Melton-Mowbray-Peterborough-Wisbeach der Midlandbahn und der Linie Essendine-S. der Great-Northernbahn, zählt (1881) 8775 E. und hat ein Museum, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Brauereien, Schiffahrt und Handel mit Steinkohlen, Malz und Getreide. — S., angelsächsisch Stanford, war in normann. Zeit eine der dän. Fünfstädte, welche vom König Edmund (911—916) zurückerobert wurden, und lag an der Ermin-Straete.

Stamford, Ort in Fairfield County im nordamerik. Staate Connecticut, liegt am Long Island Sound und an der Neuyork- und Newhaven- und der New-Canaan- und Stamfordeisenbahn, zählt (1880) 11297 E., worunter 190 Farbige. S. hat einen guten Hafen, mehrere Fabriken, darunter die berühmte Yale Lock- (Schloß-) Fabrik, 4 Banken, 2 Zeitungen, 1 Hoch-, 16 öffentliche und 1 Militärschule und 14 Kirchen. Seiner reizenden Lage und seiner gesunden Luft wegen ist S. ein beliebter Sommeraufenthalt.

Stamin, s. Etamin.

Staminodien heißen in der Botanik diejenigen Staubgefäße, die nicht vollständig entwickelt sind und keinen Pollenstaub enthalten. Sie haben oft nur die Gestalt kleiner fadenförmiger oder wärzchenartiger Erhebungen, die an den Stellen sich finden, wo sonst normaler Weise die eigentlichen Staubgefäße stehen. Besonders häufig kommen S. in den weiblichen Blüten dikliner, d. h. eingeschlechtiger Pflanzen vor, wo sie dann zwischen den Perianthblättern und den Fruchtknoten oder Griffeln sitzen, aber durch ihren Mangel an Pollen keine Befruchtung bewirken können.

Stamm nennt man in der Botanik jedes Organ der höhern Pflanzen, welches Blätter trägt oder doch wenigstens die Fähigkeit besitzt, an seinem fortwachsenden Scheitel, dem sog. Vegetationspunkte, Blattorgane zu bilden. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit dem Worte S. meist nur die dicken Hauptachsen der baumartigen Gewächse im Gegensatze zu den Zweigen und Ästen. Im botan. Sinne gehören die letztern beiden natürlich gleichfalls unter den Begriff S., ebenso wie die im Boden wachsenden Achsenorgane, die sog. Rhizome.

Stamm heißt in der Sprachwissenschaft der Teil des Wortes, welcher übrigbleibt, wenn man (von einem Namen) die Deklinations- (Casus-) Endungen, (von einem Verbum) die Personalendungen abschneidet, z. B. im lat. lectus (gelesen) = älterm lectos ist lecto- der S., -s die Nominativendung des Masculinums, in est ist es- der S., -t das Suffix der dritten Person des Singular. Der S. ist entweder gleich der Wurzel, z. B. es- in est, oder aus der Wurzel durch ein Suffix (s. d.) gebildet, z. B. im S. lecto- ist leg- die Wurzel (vgl. lego ich lese), -to- das Suffix des Participii perfecti passivi. Ist ein S. unmittelbar aus der Wurzel abgeleitet, so heißt er primär, wird aus einem primären S. durch Hinzufügung weiterer Suffixe ein neuer S. abgeleitet, so heißt dieser sekundär, z. B. lat. lectita- (S. des Verbums lectitare wiederholt lesen) abgeleitet von lecto-. Gleichbedeutend mit S. wird «Thema» gebraucht. Die Lehre von den Stämmen und ihrer Bildung nennt man Stammbildungs- (weniger richtig Wortbildungs-) Lehre.

Stammaktien, s. unter Aktie und Aktiengesellschaft.

Stammbaum (stemma) ist die bildliche Darstellung des zwischen verschiedenen Personen bestehenden verwandtschaftlichen Verhältnisses. (S. unter Genealogie.) Sie ist nach röm. Weise so zu fertigen, daß man die Personen in kleine Kreise einfügt, den gemeinschaftlichen Stammvater obenan, die Abkömmlinge je nach der Entfernung in erster, zweiter, dritter Stufe u. s. f. unter ihn stellt und diese auf-, resp. abwärts durch kleine, nur die unmittelbare kindschaftliche Beziehung andeutende Linien miteinander verbindet. Bei einer künstlerischen Ausführung wird dieser Aufriß umgekehrt und dergestalt in die Zeichnung eines Baumes (daher der Name S.) eingetragen, daß der Ahnherr als truncus an die Wurzel des Stammes zu sitzen kommt, und seine Descendenten, deren Namen oder Abbilder die Äste des Baumes in parallelen Horizontallinien einnehmen, bis zur Krone hinaufreichen. (S. Stammtafel.)

Stammbäume der Juden, s. Geschlechtsregister.

Stammbildung, s. Ableitung (grammat.).

Stammbuch oder auch Album (s. d.) wird ein Buch genannt, welches dazu bestimmt ist, daß Freunde oder Bekannte des Besitzers ihren Namen in dasselbe eigenhändig einschreiben, gewöhnlich unter Hinzufügung eines Denkspruchs, oder auch einer Handzeichnung, eines Wappens oder andern Erinnerungszeichens. Die Sitte, Stammbücher zu führen, nahm besonders seit dem Anfange des 16. Jahrh. überhand. Im 16. und 17. Jahrh. pflegten namentlich auch reisende Gelehrte und Edelleute ihre Stammbücher oder «Gesellenbücher» den Fach- und Standesgenossen, sowie Studenten ihren Professoren und Kommilitonen zur Einzeichnung vorzulegen, sodaß Stammbücher aus jener Zeit (wie z. B. das S. des Herzogs Philipp II. von Pommern) häufig einen bedeutendern Wert für Autographensammler, Heraldiker und zuweilen wegen ihrer Miniaturen selbst für Kunstfreunde haben. Auch für Kultur- und Litteraturgeschichte gewähren Stammbücher einige Ausbeute. Eine reiche Sammlung von Stammbüchern besitzt die großherzogl. Bibliothek zu Weimar. Vgl. Rich. und Rob. Keil, «Geschichte des Jenaischen Studentenlebens» (Lpz. 1858); Friedländer, «Von Stammbüchern und Rebus» (Berl. 1855); Radicz, «Über drei alte Stammbücher des Laybacher Museums» (Wien 1861).

Stammeln und **Stottern** sind Ausdrücke, welche im gemeinen Leben häufig irrtümlich als gleichbedeutend gebraucht werden, aber zwei wohl unterschiedene Klassen von Sprachfehlern bezeichnen.

Stammeln (balbuties, dysarthria literalis) heißt das Unvermögen, einzelne oder mehrere zusammenhängende Laute richtig auszusprechen oder zu artikulieren. Je größer die Anzahl dieser Laute ist, desto mehr leidet die Sprache dabei, und während der niedrigste Grad des Stammelns, das sog. Anstoßen mit der Zunge, kaum auffällt, ist der höchste, das Lallen (lallatio), kaum noch Sprechen zu nennen. In vielen dieser Fälle können namentlich die Konsonanten und unter diesen wieder das s, r und l gar nicht oder nur mit Anstrengung richtig ausgesprochen werden. Die Ursache dieses Sprachfehlers liegt häufig in organischen Abnormitäten der Sprachwerkzeuge, z. B. Hasenscharte, Wolfsrachen, Öffnungen im Gaumen, Mangel des Zäpfchens, Fehlern der Zähne, der Zunge, des Zungenbändchens oder Geschwüren und Geschwülsten in der Mund- und Rachenhöhle, bisweilen auch in unrichtigem Gebrauche der genannten Organe, durch Schwäche, Lähmung und Krampf infolge allgemeiner Nervenkrankheiten, Anomalien im Gehirn oder Rückenmark, oder lediglich durch Nachahmung und daraus folgender Angewöhnung bedingt. Dazu geneigt ist das Kindes- und Greisenalter aus leicht begreiflichen Gründen, allein auch schweres Gehör und Geistesschwäche geben eine Disposition dazu. Überhaupt aber üben die Ausbildung der Sprachorgane, soweit sie von dem

Menschen selbst abhängt, das Temperament, die Verschiedenheit des geistigen Lebens und das Beispiel der Eltern und Erzieher einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Sprache aus. Je nach der Möglichkeit, die entferntern Ursachen des Stammelns zu beseitigen, ist auch die Hoffnung, das Übel selbst zu verbessern, mehr oder weniger gegründet. Allerdings ist dabei nach wirklicher Entfernung der genannten ursächlichen Momente noch eine länger fortgesetzte sprachgymnastische Behandlung erforderlich.

Stottern (ischophonia, dysarthria syllabaris) nennt man das momentane Unvermögen, ein Wort oder eine Silbe auszusprechen, welches durch einen nicht nur die Sprachorgane, sondern auch die Atmungswerkzeuge ergreifenden Krampf bedingt wird. Der Stotternde pflegt, wenn er bei einer Silbe Anstoß findet, die unmittelbar vorhergehenden Laute öfter zu wiederholen oder unartikulierte Töne einzuschieben, oder die Stimme versagt ihm für einige Zeit gänzlich. Namentlich ist es der Anschluß der Vokale und Konsonanten, welcher dem Stotternden sehr große Anstrengung kostet. Das Stottern hängt bald von körperlichen, bald von psychischen Ursachen und besonders von einer eingeschränkten Gewalt des Willens über die Bewegungsnerven der Zunge und der Muskeln derselben ab. Außerdem können auch Vererbung der Anlage, schlechtes Beispiel und üble Erziehung die Schuld dieses Sprachfehlers tragen. Bei der Behandlung des Stotterns wird zwar umsichtige Bekämpfung der entferntern Ursachen, Abwehrung alles dessen, was den Zustand des Kranken auch nur momentan verschlimmern kann, und Herbeiführung aller Bedingungen, welche erfahrungsgemäß diesen Sprachfehler vermindern, einen guten Grund zur Besserung legen; vor allem aber ist eine methodische Gymnastik der Atmungs- und Sprachwerkzeuge, sowie Übung in ungewohnten Stellungen und schnellen Bewegungen der Zunge als eine ganz unerläßliche Vorbedingung der Heilung zu erwähnen. Dieses schon den Alten (Demosthenes) bekannte Verfahren erfuhr in der neuern Zeit durch Mad. Leigh in Neuyork eine systematische Ausbildung und Anwendung, welche von ihrer Erfinderin, sowie von den Gebrüdern Malebouche, die es nach Frankreich und Holland, und von Charlier, der es nach Deutschland brachte, anfangs geheim gehalten, später aber bekannt geworden, durch Schultheß, Bansmann und Otto bedeutend verbessert wurde. Am besten wird die Behandlung des Stotterns in eigens für Stotterer eingerichteten Anstalten unter Leitung sachverständiger Ärzte ausgeführt.

Vgl. Klencke, «Die Heilung des Stotterns» (2. Aufl., Lpz. 1862); Lehweß, «Radikale Heilung des Stotterns» (Braunschw. 1868); Kußmaul, «Die Störungen der Sprache» (2. Aufl., Lpz. 1881).

Stammgüter im weitern Sinn nennt man unbewegliche Güter, welche in der Familie vererbt sind und bei denen die Befugnis des Eigentümers zu freiwilliger Veräußerung beschränkt ist durch die Ansprüche, welche die nächsten Erben oder eine bestimmte Klasse von Erben auf das Gut haben. Man scheidet wieder Erbgüter, d. h. Güter bürgerlicher Familien, die von Blutsfreunden im Wege des Erbgangs erworben sind, und bei denen sich das Revolutionsrecht der Erben (Beispruchsrecht) erhalten hat, und Stammgüter im engern Sinn, worunter solche Güter des hohen und niedern Adels zu verstehen sind, welche ausschließlich auf männliche Erben übergehen und bei denen der jedesmalige Eigentümer hinsichtlich der Veräußerung beschränkt ist durch die Rechte der Agnaten, d. h. der Söhne und der männlichen Verwandten, die von Männern abstammen. In der Regel haben die Söhne im Falle eines Verkaufs das Revokationsrecht, d. h. die Befugnis das verkaufte Gut ohne weiteres wiederzuerwerben. Die Agnaten haben meist nur ein Vorkaufsrecht. Die Erbgüter der bürgerlichen Familien sind jetzt wohl durchgängig aufgehoben, z. B. in Lübeck durch ein Gesetz von 1862. Die S. im engern Sinn bestehen jetzt noch, obwohl sie seltener sind als die Familienfideikommisse. Von letztern unterscheiden sich die S. dadurch, daß sie auf Gesetz oder Herkommen beruhen, nicht auf besonderer Stiftung. Ferner sind die Familienfideikommisse durchaus unveräußerlich, die S. können mit Genehmigung der Söhne und aller zur Zeit lebenden Agnaten veräußert werden. Vgl. Zimmerle, «Das deutsche Stammgutssystem nach seinem Ursprung und Verlauf» (Tüb. 1867); Bärenreuther, «Stammgütersystem und Anerbenrecht in Deutschland» (Wien 1882).

Stammkapital oder Grundkapital ist das statutenmäßige Vermögen der Aktiengesellschaft, dessen Betrag vollständig von den Gründern übernommen oder durch Zeichnung aufgebracht und von dem mindestens ein Vierteil eingezahlt sein muß, damit die Aktiengesellschaft in das Handelsregister eingetragen werden kann (Handelsgesetzbuch, Art. 210). Eine Erhöhung des S. kann nur geschehen durch Vermehrung der Aktien, d. h. Ausgabe von neuen, sog. jungen Aktien und nur nach Volleinzahlung des alten S., es bedarf dazu eines Beschlusses der Generalversammlung (Handelsgesetzbuch, Art. 215[a]). Erhalten die neuen Aktien einen Vorzug vor den alten in dem Dividendenbezug, so heißen sie Prioritätsaktien oder Stammprioritäten. Mit diesen sind nicht zu verwechseln die Prioritätsobligationen, d. h. Schuldscheine auf Inhaber über ein von der Aktiengesellschaft zur Vermehrung ihres Betriebskapitals aufgenommenes Darlehn; dieselben gewähren dem Inhaber Anspruch auf Zinsen, aber nicht auf Dividende. Eine Verminderung, also Herabsetzung des S. ist sehr gefährlich für die Gläubiger der Aktiengesellschaft, weil dasselbe ihre einzige reelle Sicherheit bildet. Deshalb ist dieselbe, soweit sie durch den Erwerb eigener Aktien seitens der Gesellschaft geschehen könnte, absolut verboten (Art. 215[d]); dagegen ist die Rückzahlung eines Teils des Minimalbetrags (auch scheinbar durch sog. Abstempelung), sowie die Amortisation, d. h. Einziehung einzelner Aktien gegen Zahlung des vollen Nominalbetrags zwar erlaubt, aber nicht nur von einem Beschlusse der Generalversammlung abhängig, sondern auch mit denselben Cautelen zum Schutze der Gläubiger umgeben wie die Auflösung der Aktiengesellschaft (Handelsgesetzbuch, Art. 248, 115[d], 243, 245).

Stammlohden, s. unter Ast.

Stammprioritäten, s. u. Stammkapital.

Stammrolle heißt das von den Gemeindevorstehern unter Aufsicht der Heeresersatzbehörden zu führende Verzeichnis aller im militärpflichtigen Alter stehenden männlichen Einwohner einer Ortschaft. Letztere oder ihre Angehörigen für sie sind verpflichtet, Veränderungen im Aufenthalt u. dgl. anzuzeigen, und ebenso müssen die Standesbeamten

die zur Richtighaltung des Verzeichnisses nötigen Auszüge aus ihren Registern unentgeltlich einreichen. Zuweilen bezeichnet man mit S. auch die Liste der Mannschaften einer Kompagnie oder Eskadron.

Stammsprossen, s. unter Ast.

Stammtafel nennt man im allgemeinen jedes Geschlechtsregister, jede genealog. Tafel, folglich auch den Stammbaum (s. d.). Gegenwärtig unterscheidet man: 1) eigentliche Stamm- oder Geschlechtstafeln (tabulae stemmatographicae). Es ist dies die älteste Art aller genealog. Tafeln, welche mit Berücksichtigung beider Geschlechter alle Personen verzeichnet, welche eine Familie bilden. Die Form ist absteigend, d. i. vom Vater auf den Sohn u. s. w. gehend, und schließt alle Seitenlinien ein. 2) Ahnentafeln (tabulae progonologicae), welche die Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie, d. h. von zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern u. s. w., wonach sich die Ahnenzahl bestimmt, enthalten. 3) Synchronistische S., in denen die Geschlechtstafeln mehrerer Familien nebeneinander aufgestellt werden. 4) Historische S., welche neben der eigentlichen Geschlechtstafel noch histor. Daten enthalten. Verschieden von der S. ist die Stammliste, die bloß die stammführenden Familienväter, d. i. die Reihenfolge aller dieselbe Familie fortpflanzenden männlichen Glieder aufführt. (S. Genealogie.)

Stampalia (ital.; grch. Astropaliá, türk. Stanbolia), im Altertum Astypalaea, zum Sandschak Rhodus des türk. Vilajets Dschesairi Bahri Sefid gehörige Insel im Ägäischen Meere, im WSW. von Kos, ist gebirgig, hat eine sehr ausgebuchtete Küste mit mehrern guten Häfen und zählt auf 137,65 qkm etwa 2000 griech. E., welche Fischerei treiben. In venetian. Zeit (13. bis 15. Jahrh.) gehörte S. zuerst den Quirini, dann den Grimani.

Stampfe oder Stampfer (frz. étampe, pilon; engl. stamp, stamper), eigentlich der wirksame Teil eines Stampfwerks oder Pochwerks, überhaupt stempel- oder hammerartig wirkende Teile verschiedener Maschinen; auch soviel wie Stanze.

Stampfkalander, eine Appreturmaschine, durch welche baumwollenen Geweben eine schöne leinwandähnliche Moirierung erteilt wird, indem der möglichst fest auf eine harte hölzerne Walze gewickelte Stoff während der langsamen Drehung dieser Walze der Einwirkung einer Reihe hölzerner Stampfer ausgesetzt wird. (Vgl. Appretur.)

Stämpfli (Jakob), schweiz. Staatsmann, geb. 1820 zu Schüpfen im Kanton Bern, war seit 1843 Advokat und wurde ein Vorkämpfer des polit. Radikalismus in der «Berner Zeitung», deren Redaction er 1845 übernahm. Er drang unaufhörlich auf eine Verfassungsreform und wurde auch in den 1846 eingesetzten Verfassungsrat berufen. Nachdem er im Juli 1846 im Regierungsrat das Finanzdirektorium übernommen, setzte er die Aufhebung der Feudallasten und die direkte Besteuerung durch. Im Sonderbundskrieg war er eidgenössischer Kriegszahlmeister; 1849 wurde er Regierungspräsident des Kantons Bern, widmete sich aber nach dem Sturz der radikalen Regierung 1850 wieder der Advokatur. Doch schon 1855 wurde er in den Bundesrat gewählt und war 1855 Vizepräsident, 1856 und 1862 Präsident desselben. Nach seinem Ausscheiden aus dem Bundesrat 1863 übernahm er 1865 die Leitung der Eidgenössischen Bank in Bern. Er starb 15. Mai 1879 in Bern. Sein Denkmal am Eingang der Großen Schanze in Bern wurde 12. Okt. 1884 enthüllt.

Stampfmaschine, in der Nähnadelfabrikation eine Maschine zum Vorschlagen der Nadelköpfe mit den Öhren.

Stampfwerk oder Stampfmühle, eine mit der Einrichtung der Pochwerke (s. d.) übereinstimmende maschinelle Anlage, welche früher für mannigfache Zwecke, in der Papierfabrikation (Stampfgeschirr), in der Ölschlägerei (Ölstampfe), zum Enthülsen von Hirse und Gerste, als Knochenmühle, Lohmühle, Pulvermühle u. s. w. Verwendung fand und noch jetzt zur Zerkleinerung von Mineralien, zur Erzeugung von Metallfarben (Brokatstampfe) in Gebrauch ist.

Stampillen, s. u. Stempelschneidekunst.

Stams, Dorf im Gerichtsbezirk Silz der Bezirkshauptmannschaft Imst im Oberinnthal Tirols, am rechten Innufer an der Arlbergbahn, zählt (1880) 565 E. und hat eine große Cistercienserabtei, 1271 gestiftet von Elisabeth, der Mutter des Hohenstaufen Konradin; in der Klosterkirche ist die Gruft tirolischer Fürsten.

Stanco, Insel, das alte Kos (s. d.).

Stand, s. Stände.

Standaert, Beiname des Malers Pieter van Bloemen (s. d.).

Standard (engl., musterhaft; auch das Normale, Normalmaß u. s. w.) heißt der gesetzlich geregelte Feingehalt (s. unter Fein) der zu Münzen oder Gebrauchsgegenständen zu verarbeitenden Edelmetalle. Der S. der deutschen Gold- und Silbermünzen ist $^{900}/_{1000}$. (S. unter Goldlegierungen und Münze und Münzwesen.)

Standard-Dollar, s. unter Dollar.

Standard of life (engl., Lebensmaßstab, besser Lebenshaltung) nennt man das Maß der Befriedigung wirtschaftlicher Verhältnisse, das für die verschiedenen Klassen der Gesellschaft nach dem Herkommen und den landesüblichen Anschauungen als das normale und berechtigte gilt. Im allgemeinen sind die Ansprüche dieser Art in allen gesellschaftlichen Ständen eher zu hoch als zu niedrig gestellt, sodaß in jedem derselben die Mehrzahl sich nur mit einiger Anstrengung auf der durch Sitte und Mode gebotenen Höhe der «Standesmäßigkeit» zu erhalten vermag. Von besonderer sozialer Bedeutung ist die Lebenshaltung der großen Masse der Arbeiterbevölkerung. Je höher dieselbe sich behauptet, wenigstens soweit es sich um die Befriedigung vernünftiger Bedürfnisse handelt, um so höher ist der Kulturstand einer Nation im allgemeinen zu schätzen. Zwischen dem Lebensmaßstab der Arbeiter und dem Lohne besteht eine unmittelbare Wechselwirkung, indem ersterer das Existenzminimum (s. d.) normiert, das aber nicht eine absolute feste Größe darstellt, sondern von der fortschreitenden Kultur im ganzen stetig emporgehoben wird.

Standarte (aus dem frz. étendard) hieß ursprünglich das kaiserl. Reichsbanner, jetzt die Fahne der Kavallerie. Diese Fahne hat ein kleineres Tuch und einen kürzern Schaft als die der Infanterie; letzterer ist außerdem mit einem Armriemen versehen, um zu Pferde sicher gehalten zu werden, während sein unteres Ende in einem am rechten Steigbügel befestigten Schuh ruht. Früher führte jede Eskadron eine S., jetzt hat in der Regel ein Kavallerieregiment nur eine S.

Standart Hill, Hügel im North-Riding der engl. Grafschaft York, bei North-Allerton; hier

besiegte König Stephan im Aug. 1137 in der sog. Standartenschlacht die Schotten.

Standbild, s. Statue.

Ständchen, s. Serenade.

Stände, die rechtlich oder doch politisch beachteten besondern Abteilungen der Gesellschaft, die durch eine gemeinsame Art und gemeinsame Interessen verbunden sind. Im Mittelalter wurden die ursprünglichen Erbstände (Adel, Freie) in Berufsstände umgebildet, Klerus, Herren, Ritter, Bürger, Bauern. Die mittelalterlichen Reichsstände, Kurfürsten, Fürsten und Herren, Städte und die Landstände in den einzelnen Ländern (Herren, Prälaten, Ritter, Landstädte, nur selten auch Bauern) beruhten auf dieser Einteilung. Die Ausbildung des modernen Staats hat die ohnehin im Untergange begriffenen alten S. vollends aufgelöst durch die beiden Begriffe Staatsbürger und Volk, welche über alle früher geschiedenen S. gleiches Recht und gleiche Pflicht verbreiten und alle zur Einheit zusammenfassen.

Standesamt, s. unter Standesbeamte.

Standesbeamte sind die in Gemäßheit des deutschen Reichsgesetzes vom 6. Febr. 1875 mit der Führung der Geburts-, Heirats- und Sterberegister (Standesregister) beauftragten Personen. Die Bildung der Standesamtsbezirke und die Besetzung der Standesämter mit den S. ist Sache der höhern Verwaltungsbehörden. Doch setzt das Gesetz als Regel voraus, daß jede Gemeinde einen Standesamtsbezirk ausmacht und der Gemeindevorstand, beziehungsweise dessen Stellvertreter als S. fungiert. Indessen können sowohl die Gemeindebehörden wie die höhere Verwaltung die Einsetzung besonderer S. beschließen, zu welchen indessen Geistliche und Religionsdiener nicht genommen werden dürfen. Die kostenlos gemachten ordnungsmäßigen Registereintragungen des S. beweisen die in ihnen beurkundeten Thatsachen, bis der Nachweis der Fälschung oder der Unrichtigkeit der Anzeige, resp. Feststellung erbracht ist, auf deren Grund die Eintragung stattgefunden hat. Über Beschwerden gegen S. wegen Ablehnung der ihnen übertragenen Funktionen entscheidet das Gericht.

Standesehre, s. u. Ehre (im jurist. Sinne).

Standeserhöhung bezeichnet sowohl die Erhebung aus einem rechtlich niedriger gestellten Stande in einen bevorrechteten, als auch die Erhebung von einer niedern Stufe dieses letztern auf eine höhere. Vorzugsweise versteht man darunter die Erteilung des Adels oder eines höhern als des bisher besessenen Adelsranges. Das Recht, S. zu verleihen, steht nur Souveränen zu und gilt als ein persönliches Majestäts- oder Souveränetätsrecht.

Standesherren nennt man alle seit 1806 im ehemaligen Deutschen Reiche infolge der Mediatisierung aus der Reihe selbständiger Reichsstände in das Landesunterthanenverhältnis getretene Fürsten, Grafen und Herren, die aber von denjenigen S. zu unterscheiden sind, die es schon vor 1806 in Österreich, in der Lausitz, in Sachsen und Schlesien gab, und unter welchen man Besitzer größerer Herrschaften versteht, mit denen gewisse Regierungsrechte, adelige Vasallen, Jurisdiktion in zweiter Instanz u. s. w. verknüpft waren. Um den ehemals reichsunmittelbaren mediatisierten Häusern einen in allen Bundesstaaten gleichförmigen Rechtszustand zu verschaffen, bestimmte die Deutsche Bundesakte (Art. 14): 1) daß alle vormals reichsunmittelbaren fürstl. und gräfl. Häuser zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten, und daß ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit (s. d.) verbleiben solle; 2) daß die Häupter dieser Häuser die ersten S. in den Staaten, zu welchen sie gehören, seien; 3) daß ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert blieben, welche aus ihrem Eigentum und dessen ungestörtem Genuß herrührten und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehörten. Außerdem haben fast alle deutschen Bundesstaaten, in denen S. vorhanden, jenes Verhältnis noch besonders geordnet. Infolge eines Präsidialantrags vereinigte sich 1825 die Bundesversammlung, den mediatisierten, vormals reichsständischen Familien einen ihrer Ebenbürtigkeit mit den souveränen Häusern angemessenen Rang und Titel zu gewähren und den Fürsten das Prädikat «Durchlaucht» (Altesse) zu erteilen. Auch den Häuptern der vormals reichsständischen gräfl. Familien wurde 1819 auf ihr Gesuch vom Bundestag das Prädikat «Erlaucht» zuerkannt. Ebenso wurde das Prädikat «Durchlaucht», welches früher nur den Häuptern der mediatisierten fürstl. Familien zu führen erlaubt war, 1833 allen Mitgliedern dieser Familien zugestanden. Die Deutsche Reichsverfassung von 1871 als solche läßt die Rechte und Verhältnisse der S. (Mediatisierten, s. u. Mediat) allerdings unbeachtet; dagegen sind nach §. 1 des (Bundes-, jetzt Reichs-)Gesetzes, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst, vom 9. Nov. 1867 die Mitglieder der mediatisierten vormals reichsständischen Häuser von der Wehrpflicht ausgenommen, sowie, nach §. 4 des Gesetzes, betreffend die Quartierleistung für die bewaffnete Macht während des Friedeszustandes, vom 25. Juni 1868, die Gebäude, welche zu den Standesherrschaften der vormals reichsständischen Häuser gehören, von der Einquartierung befreit. Ferner ist den S. in den verschiedenen deutschen Einzelstaaten durch die Verfassung derselben die erbliche Mitgliedschaft in der Ersten Kammer eingeräumt. Auch gilt nach einem Reichsgerichtserkenntnis von 1881 die Ehe zwischen einem S. und einer dem Bürgerstande angehörigen Frau als eine Mißheirat. (S. unter Ebenbürtigkeit.) Wenn dagegen seither den S. ein privilegierter Gerichtsstand, sowie die Ausübung der bürgerlichen Rechtspflege und der Strafgerichtsbarkeit in erster, und wo die Besitzung groß genug war, auch in zweiter Instanz, sowie die Ausübung der Forstgerichtsbarkeit zustand, so sind die Reste dieser Gerichtsbarkeit durch §. 15 des am 1. Okt. 1879 in Kraft getretenen Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Jan. 1877 beseitigt. Jedoch ist das landesgesetzlich den S. gewährte Recht auf Austräge (s. d.) durch §. 7 des Einführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetz aufrecht erhalten worden.

Von den ursprünglichen standesherrlichen Familien sind schon mehrere ausgestorben, und es kann die Zahl derselben, die etwa noch gegen 100 beträgt, seit Aufhebung des Bundestags nicht mehr vermehrt werden, da die Erteilung standesherrlicher Rechte an eine nicht standesherrliche Familie nur innerhalb der Grenzen des betreffenden Staats wirken kann. Indessen haben sich analoge Verhältnisse später dadurch neu gebildet, daß einzelne souveräne deutsche Fürsten auf ihre landesherrlichen Rechte verzichtet haben, wie Hohenzollern in Süddeutschland, andere dieselben im Kriege verloren haben, wie der König von Hannover, der Kurfürst

von Hessen-Kassel und der Herzog von Nassau. Die besondern Rechte der S. beruhen, wie ihr Stand selbst, auf dem Besitz einer ehemals reichsständischen Herrschaft. Soweit diese Rechte persönlicher Natur sind, galten sie für den ganzen Umfang Deutschlands; soweit sie aber einen dinglichen Charakter haben, können sie nur in demjenigen deutschen Lande, in welchem die früher reichsständischen Besitzungen liegen, zur Anwendung kommen. Durch die Aufhebung des Deutschen Bundes haben die S. das Beschwerderecht bei dem Bundestag eingebüßt. Es bleibt nun sowohl der Reichsverfassung als den Landesverfassungen und Gesetzen vorbehalten, auch diese wie andere Rechtsverhältnisse zu ordnen. Bis zu solcher Änderung dauern aber die hergebrachten Rechte der S. fort.

Vgl. «Die Stellung der deutschen S. seit 1866» (2. Aufl., Berl. 1870); Heffter, «Die Sonderrechte der souveränen und der mediatisierten vormals reichsständischen Häuser Deutschlands» (Berl. 1871).

Standesregister, s. unter Standesbeamte.

Ständeversammlung, soviel wie Landtag.

Standfestigkeit in der Physik soviel wie Stabilität (s. d.). [S. 617b.

Standgericht, s. unter Kriegsrecht, Bd. X,

Standia, Insel, s. Dia.

Standort bedeutet im Forstwesen den Inbegriff der Verhältnisse, von welchen das Wachstum der Bäume abhängt. Klima, Terrain (Lage) und Boden bedingen die Güte des S. für eine bestimmte Holzart. Man bildet, um die Ermittelung der Standortsgüte (Bonitierung) praktisch zu ermöglichen, für jede Holzart gewisse Standortsklassen, gewöhnlich fünf. Jeder Klasse entspricht ein bestimmter Gang des Massenzuwachses. Dieser ist wenigstens in den meisten Fällen proportional dem Höhenzuwachs, und die Größe des letztern läßt sich daher sehr gut für die Bonitierung verwerten. Die Erforschung des S. und seiner Faktoren ist forstwirtschaftlich sehr wichtig, denn vom S. hängen sehr wesentliche Momente der Waldwirtschaft ab, die Wahl der Holzart, der Betriebsart, zum Teil auch die des Umtriebes. Die Standortsklassen bilden die Grundlage der sog. Ertragstafeln, welche getrennt nach Holzarten für alle Altersstufen den mittlern Massengehalt der Bestände, mitunter auch deren mittlere Höhe und Baumstärke angeben.

Standrecht, im Sinne von Standgericht gebraucht, bezeichnet ein militärisches Gericht, das über die geringern strafbaren Fälle der Unteroffiziere und Gemeinen das Urteil spricht. Es besteht aus einem Präses (Hauptmann) und vier Richterklassen zu je zwei Personen, sowie dem Auditeur oder untersuchungführenden Offizier als Referenten. S. wird außerdem im Sinne von Belagerungszustand, Kriegsrecht gebraucht und bezeichnet demnach den Zustand in einer Ortschaft oder Provinz u. s. w., während dessen das von den Civilbehörden geübte Exekutionsrecht auf den höchsten Militärbefehlshaber, dem ein Kriegsgericht zur Seite steht, übertragen ist. Proklamiert wird das S. bei feindlicher Invasion, Belagerung, Revolte u. s. w.

Standvögel nennt man im Gegensatz zu den Strich- und Zugvögeln diejenigen Vögel, die jahrein, jahraus ihren Wohnort nicht verlassen.

Stangenkugel, s. u. Geschoß, Bd. VII, S. 877a.

Stangenpferde, die an der Deichsel gehenden Pferde eines Wagens; Stangenreiter bei der Artillerie der auf einem S. reitende Fahrer.

Stangenzaum, s. Kandare.

Stangenzirkel (frz. compas à verge, engl. beam-compasses), Meßwerkzeug in Form einer Stange, auf welcher zwei Spitzen verschiebbar sind. (S. unter Zirkel.)

Stanhope (James, erster Graf von), berühmter engl. Staatsmann und Diplomat, stammte aus der Familie der Grafen von Chesterfield und wurde 1673 zu Paris geboren. Er begleitete seinen Vater, Alexander S., der als engl. Gesandter nach Spanien ging, und bildete sich auf Reisen in Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr trat er in Militärdienste und focht unter Wilhelm III. in den Niederlanden. Im Spanischen Erbfolgekriege befehligte er als Generallieutenant, erst unter Peterborough, dann selbständig die engl. Streitkräfte in Spanien. Im J. 1708 eroberte er Port-Mahon und die Insel Minorca. Am 17. Juli 1710 erfocht er den Sieg bei Almenara, 20. Aug. den bei Saragossa. Kurz darauf fiel er in die Hände der Franzosen, die ihn erst 1712 freigaben. Unter der Königin Anna spielte S. als Whig eine bedeutende Rolle. Nach der Thronerhebung Georgs I. wurde er Geheimrat, Staatssekretär und später Schatzkanzler. Während der Regentschaft des Herzogs von Orléans brachte er mit Dubois die berühmte Triple- und Quadrupleallianz zu Stande. Der König ernannte ihn 1717 zum Viscount und 1718 zum Grafen. S. starb 4. Febr. 1721.

Charles, Graf von S., des vorigen Enkel, geb. 3. Aug. 1753 zu Genf, löste im Alter von 18 J. eine Preisaufgabe der Akademie zu Stockholm über die Pendelschwingungen. Im J. 1780 trat er ins Parlament, wo er die whigistische Opposition verstärkte. Durch den Tod seines Vaters gelangte er 1786 ins Oberhaus. Obgleich seine Gemahlin die Schwester des Ministers Pitt war, widersetzte er sich doch unwandelbar der Ministerialpolitik. Parlamentsreform, Abschaffung der Negersklaverei, Freiheit der Presse, Unabhängigkeit der Geschworenengerichte waren die Hauptforderungen, für die er im Parlament wie in seinen Schriften in die Schranken trat. Er starb 13. Sept. 1816. Seine Tochter war die Lady Esther Stanhope (s. d.). Eine von S. verbesserte Druckpresse trägt seinen Namen. Außerdem machte er noch viele andere gemeinnützige Erfindungen.

Philipp Henry, vierter Graf von S., des vorigen ältester Sohn und Erbe, geb. 7. Dez. 1781, lebte in seiner Jugend als Viscount Mahon mehrere Jahre in Deutschland und gab zu Dresden ein «Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen» (1800) heraus. In der Politik schloß er sich seinem Oheim, dem jüngern Pitt, an. Nach dem Tode seines Vaters gelangte er ins Oberhaus. Einige Jahre vor dem Tode des Findlings Kaspar Hauser (s. d.) nahm er sich dessen mit Eifer an und wollte ihn sogar adoptieren. Später suchte er in einer Schrift «Materialien zur Geschichte Kaspar Hausers» (Heidelb. 1835) seinen Schützling zu verdächtigen. Er starb 2. März 1855.

Sein einziger Sohn und Erbe, Philipp Henry, fünfter Graf von S., früher schon als Geschichtschreiber unter dem Titel Viscount Mahon bekannt, wurde 31. Jan. 1805 geboren, studierte in Oxford und trat 1830 ins Unterhaus. Sir Robert Peel stellte ihn 1834 in seinem ersten Ministerium als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte an; in Peels zweitem Ministerium erhielt er 1841 den

Posten eines Unterstaatssekretärs im Indischen Amt. Als Historiker hat er sich besonders durch seine «History of England from the peace of Utrecht to the peace of Versailles» (7 Bde., 1837—52) einen Namen gemacht. Außerdem hat man von ihm «The Court of Spain under Charles II» (1844), «Life of the Great Condé» (1845), «Life of Belisarius» (2. Aufl. 1848), «Life of Joan of Arc» (1853), «History of the rise of our Indian Empire» (1858), «History of England comprising the reign of Queen Anne till the peace of Utrecht» (1870; 4. Aufl. 1872) u. s. w. Im J. 1857 wurde er zum Vorsitzenden der National-Portrait-Gallery, 1858 zum Lord-Rektor der Universität Aberdeen erwählt. Er starb 24. Dez. 1875.

Als sechster Graf folgte ihm sein Sohn Arthur Philipp, geb. 13. Sept. 1838. Nachdem dieser längere Zeit in der Armee gedient, trat er 1868 als Mitglied für Leominster ins Parlament, ein Sitz, den er von 1870 bis zu seiner Berufung ins Oberhaus mit dem für East-Suffolk vertauschte. Von 1874 bis 1876 war er Lord der Schatzkammer in dem Ministerium Disraeli. — Dessen jüngerer Bruder Edward S., geb. 1840, in Harrow und Oxford erzogen und 1865 an die Barre des Inner-Temple gerufen, wurde 1874 für Süd-Lincolnshire ins Unterhaus gewählt und bekleidete in dem zweiten Ministerium Disraeli von 1875 bis 1878 das Unterstaatssekretariat im Handelsministerium, von 1878 bis 1880 das Unterstaatssekretariat in dem Ministerium für Indien. In dem Ministerium Salisbury war er (Juni 1885 bis Jan. 1886) Handelsminister.

Stanhope (Lady Esther Lucy), bekannt durch ihren Aufenthalt in Syrien, geb. 12. März 1776 zu London als Tochter des Grafen Charles S. und Nichte William Pitts. Sie war zwar nicht schön, hatte aber ein imposantes Äußere, viel Verstand und geistige Energie. Frühzeitig kam sie in das Haus ihres Onkels, des Ministers Pitt, der ihr die Besorgung seines Briefwechsels, sowie nicht selten den Entwurf diplomatischer Noten übertrug. Als Pitt 1806 starb, zog sie sich nach Wales zurück, reiste gegen 1810 in die Türkei und faßte nach mehrjährigen Wanderungen den Entschluß, sich in Syrien eine Heimat zu gründen. Der Emir Beschir wies ihr hier Mar-Elias, ein ehemaliges griech. Kloster, zum Aufenthalt an. Später baute sie sich zu Dschihun, unweit Saida, auf einem der wildesten Punkte des Libanon, einen Palast. Ihre Einrichtung und ihr Betragen erregte die Meinung, als gebiete sie über ungeheuere Schätze, die sie durch ihre Verbindung mit der Geisterwelt erhalte. Die Syrer nannten sie die Königin von Tadmor, die Zauberin von Dschihun, die Sibylle des Libanon. Als Ibrahim Pascha in Syrien einfiel, spornte sie die Drusen zum Widerstande an und wußte sich dem Pascha so furchtbar zu machen, daß sie derselbe bat, neutral zu bleiben. Ein großer Hebel ihrer Macht war ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit. Ihr Aufwand brachte sie indessen in den letzten Jahren in große Verlegenheiten. Sie starb 23. Juni 1839 und wurde in der Gruft zu Mar-Elias beigesetzt. Ihr Leibarzt, Dr. Meryon, gab genaue Nachrichten über sie heraus unter dem Titel «Memoirs of the Lady Esther S.» (3 Bde., Lond. 1845; deutsch von Birch, 3 Bde., Stuttg. 1846).

Stanislau (Stanislawow), Stadt im östl. Galizien, an der Bistritza, Station der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, sowie der Linien Stryj-S. und S.-Husiatyn der Österreichischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines griech.-kath. Bischofs, hat drei Kirchen, worunter die schöne Marienkirche, ein Landesstrafhaus, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, ein Lehrerseminar und drei Spitäler, und zählt (1880) 18626 E., welche eine Dampfmühle, eine Gerberei und Färbereien unterhalten. S. hieß ursprünglich Zablat und ward 1654 zur Stadt erhoben, 1674 mit Befestigungswerken umgeben, welche 1812 demoliert wurden. S. ist nach dem großen Brande von 1868 fast ganz neu aufgebaut worden.

Stanislaus, der Heilige, geb. 1030 aus adeligem Geschlecht zu Szczepanow, einem Gute unweit Bochnia in Galizien, studierte in Paris Theologie und wurde 1071 Bischof von Krakau. Als er die Ausschweifungen des damaligen poln. Königs Boleslaw des Kühnen tadelte und den König mit dem Kirchenbann bedrohte, geriet dieser in solche Wut, daß er 1079 S. in der Michaeliskirche zu Krakau während der Messe überfiel und niederhieb. Nach neuern Forschungen waren es eine Verräterei des Bischofs und dessen hierarchische Ansprüche, welche den Konflikt herbeiführten. Papst Gregor VII. that Boleslaw in den Bann, S.' Gebeine aber wurden in der Kathedrale zu Krakau beigesetzt, wo sie noch jetzt in einem prächtigen Sarkophag ruhen. Von Papst Innocenz IV. wurde S. 1253 als Schutzpatron Polens heilig gesprochen. Sein Gedächtnistag in der kath. Kirche ist der 7. Mai. Ihm zu Ehren stiftete 1765 König Stanislaus II. August den Stanislausorden (s. d.).

Stanislaus I. Leszczynski, König von Polen, geb. zu Lemberg 20. Okt. 1677. Sein Vater war Rafael Leszczynski (s. d.). Im Besitze der großen Herrschaften Reisen und Lissa in Großpolen, wurde er, nachdem er die Höfe in Wien, Rom und Paris besucht hatte, zum Wojwoden von Posen erhoben und 1704 von der Konföderation in Warschau an Karl XII. geschickt, als dieser August II. (s. d.) des poln. Throns für verlustig erklärt hatte. S. machte einen so vorteilhaften Eindruck auf Karl XII., daß dieser ihn auf den poln. Thron zu heben beschloß und es bewirkte, daß S. 12. Juli 1704 vom Reichstage zu Warschau wirklich gewählt wurde. Am 4. Okt. 1705 erfolgte seine und seiner Gemahlin Katharina Opalinska Krönung, und zu seinen Gunsten mußte August II. im Frieden zu Altranstädt der Krone Polens entsagen. Doch nur bis zur Schlacht bei Pultawa vermochte S. sich in Polen zu halten: er mußte flüchtig werden und ging nach Pommern, von da nach Schweden, wo er eine Zeit lang zurückgezogen lebte. Um den Frieden herbeizuführen, war er bereit, auf die Krone zu verzichten, und unternahm in der Absicht, Karls XII. Zustimmung hierzu zu erlangen, sogar eine Reise nach der Türkei. In der Moldau verhaftet, wurde er vom Hospodar nach Bender geschickt und hier bis 1714 festgehalten. Hierauf überließ ihm Karl XII. das Herzogtum Zweibrücken, wo ein Angriff, den ein sächs. Offizier auf sein Leben machte, mißlang. Nach dem Tode Karls XII. wies ihm der franz. Hof Weißenburg im Elsaß zum Aufenthalt an, und von hier aus wurde 1723 seine Tochter Maria mit Ludwig XV. vermählt. Nach Augusts II. Tode rief ihn eine Partei in Polen, die von Frankreich unterstützt wurde, wieder zum Könige aus, und S. begab sich selbst nach Warschau, darauf nach Danzig. Doch August III. (s. d.)

behielt die Oberhand, Danzig wurde von den Ruſſen eingeſchloſſen, und mit Mühe und Gefahr entging S., als Bauer verkleidet, der ruſſ. Gefangenſchaft nach Marienwerder, von wo aus ihm in Königsberg eine Zuflucht gewährt wurde. Die wiener Friedenspräliminarien vom 3. Okt. 1735 ſetzten endlich feſt, daß S. der poln. Krone entſagen, jedoch auf Lebenszeit den Titel eines Königs von Polen behalten ſollte; ſeiner Familie wurden die in Polen eingezogenen Güter zurückgegeben, er ſelbſt kam auf Lebenszeit in den Beſitz der Herzogtümer Lothringen und Bar, welche ſodann an Frankreich fielen. In Lunéville und Nancy reſidierend, erwarb ſich S. allgemeine Liebe. Ein Unfall endigte ſein Leben. Am Kamin ſitzend, wurde er vom Feuer ergriffen und ſtarb an Brandwunden, 23. Febr. 1766. Seine «Oeuvres du philosophe bienfaisant» (4 Bde., Par. 1765; neue Ausgabe 1850) ſind philoſ., moraliſchen und polit. Inhalts.

Staniſlaus II. Auguſt, der letzte König von Polen, war der Sohn des Grafen Staniſlaus Poniatowſki (ſ. d.) und der Fürſtin Konſtantia Czartoryſka und wurde zu Wolczyn 17. Jan. 1732 geboren. In ſeiner Jugend beſuchte er Paris, wurde 1752 Landbote des Reichstags und zeichnete ſich ſchon da durch Beredſamkeit aus. König Auguſt III. ſandte ihn an die Kaiſerin Eliſabeth nach Petersburg, und hier erwarb ſich S. die ganz beſondere Gunſt der Großfürſtin, nachherigen Kaiſerin Katharina. Nach Auguſts Tode brachte dieſe es durch ihren Einfluß dahin, daß S. auf dem Reichstage zu Warſchau 7. Sept. 1764 zum Könige gewählt und 25. Nov. in Warſchau gekrönt wurde. Geiſtreich, edel, ein Freund der Wiſſenſchaften und Künſte, konnte er doch das Wohl ſeines Vaterlandes nicht fördern, da es ihm an Charakterſtärke fehlte, um den Adel zu zügeln und der ruſſ. Politik ſich zu entziehen. Den meiſten ſeiner Landsleute erſchien er bald als eine Kreatur Rußlands. Der unzufriedene Adel trat daher mehrfach zu Konföderationen zuſammen und erklärte den Thron für erledigt. Einige Verſchworene entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus Warſchau und brachten ihn in einen nahen Wald. Während er ſich hier mit einem der Verſchworenen, Kuzma, allein befand, bewog er denſelben durch eindringliche Vorſtellungen, ihn freizulaſſen, worauf er nach Warſchau zurückkehrte. Als 1772 die erſte Teilung Polens zur Ausführung kam, proteſtierte S. vergebens, mußte ſich vielmehr dem ruſſ. Einfluß immer mehr unterwerfen. Durch die Annahme der Konſtitution vom 3. Mai 1791 gewann er zwar die Achtung ſeiner Nation wieder und ſchien entſchloſſen, dem Zorne der ruſſ. Kaiſerin Trotz zu bieten; aber ſchnell durch Preußens Geſinnung und Rußlands Drohungen entmutigt, trat er der neuen Konföderation zu Targowitza bei und empörte den beſſern Teil der Nation gegen ſich, ohne doch, was er wollte, Polen mit Rußland zu verſöhnen. Sein Widerſpruch gegen die zweite Teilung von Polen hatte zur Folge, daß Katharina ihn nach Grodno bringen ließ, wo er den dritten Teilungsvertrag unterzeichnen und 25. Nov. 1795 dem Throne entſagen mußte. Paul I. berief ihn nach dem Tode Katharinas nach Petersburg. Hier lebte er von einer ruſſ. Penſion und ſtarb 12. Febr. 1798. Vgl. «Mémoires secrets et inédits de S.» (Lpz. 1862).

Staniſlausorden, wurde 7. Mai 1765 zu Ehren des Schutzpatrons von Polen durch den König Staniſlaus II. Auguſt von Polen geſtiftet, ſpäter vom Herzogtum Warſchau, dann auch von Rußland übernommen und 1. Dez. 1815 in vier Klaſſen erneuert, 1831 den ruſſ. Orden mit dem Range hinter dem der heiligen Anna einverleibt und 1839 auf drei Klaſſen beſchränkt. Die Verleihung der dritten Klaſſe iſt eine ſehr häufige. Das Ordenszeichen beſteht in einem an ſeinen acht Spitzen mit goldenen Kugeln beſetzten rotemaillierten Kreuz, deſſen vier Balken von vier goldenen ruſſ. Doppeladlern bewinkelt ſind. Auf dem runden, weißemaillierten und mit grünem Lorbeerkranz umgebenen Mittelmedaillon erſcheinen in Rot die verſchlungenen lat. Buchſtaben S. S. Das Ordensband iſt rot mit einer beiderſeits doppelten weißen Einfaſſung. Auf dem Stern zur erſten Klaſſe, welche im übrigen über der rechten Schulter getragen wird, erſcheint die Deviſe «Praemiando incitat». Die Dekoration zweiter Klaſſe wird am Halſe, die der dritten Klaſſe im Knopfloch getragen; ſämtlichen Klaſſen ſind im Falle der Verleihung für Kriegsverdienſt zwei geſchrägte Schwerter beigefügt.

Staniza (ruſſ.) heißt jede Anſiedelung der Koſaken. Dieſe Dörfer werden von den nicht zum Dienſte berufenen Koſaken bewohnt, deren jeder von dem zugehörigen Gelände 30 Deſſätinen (= 32,7 ha) als erbliches Eigentum beſitzt und daneben Anteil an dem gemeinſamen Weideland hat. Die S. der Linien- (d. i. Grenz-)Koſaken iſt befeſtigt und mit hohen, in der Regel in Holz erbauten Ausſichtstürmen verſehen, deren oberes Stockwerk bei Tag und Nacht mit Wachtpoſten beſetzt iſt. Dieſe Wachttürme bilden längs der chineſ. Grenze und im nördl. Kaukaſien ununterbrochene Linien von bedeutender Ausdehnung, innerhalb welcher jede Grenzüberſchreitung beobachtet und mittels optiſcher Signale zur Kenntnis der nächſtgelegenen S. gebracht wird.

Stankkugel, ſ. Dampfkugel.

Stanko (Inſel), ſ. Kos. [(Graf von).

Stanley (Lord), engl. Staatsmänner, ſ. Derby

Stanley (Arthur Penrhyn), hervorragender engl. Theolog, geb. 1815 als Sohn des Biſchofs von Norwich, war in Rugby ein Schüler Thomas Arnolds, ſtudierte in Oxford und wurde dort zum Fellow und Tutor im University-College gewählt. Für das Jahr 1845 zum Univerſitätsprediger in Oxford ernannt, fungierte er 1850 als Sekretär der zur Reform der Univerſität eingeſetzten königl. Kommiſſion, wurde 1851 Domherr von Canterbury, 1858 Domherr von Chriſt-Church und Profeſſor der Kirchengeſchichte in Oxford, begleitete 1862 den Prinzen von Wales als Reiſeprediger auf ſeiner Reiſe in den Orient und erlangte 1863 das Dekanat der Weſtminſterabtei in London. In dieſer Stellung übte S. ſowohl als Kanzelredner durch ſeine mit Geiſt und Beredſamkeit vorgetragenen freiſinnigen religiöſen Anſichten, wie durch ſeine gemeinnützige Thätigkeit, die ſich über das ganze Gebiet der Sozialreform erſtreckte, einen weitreichenden Einfluß. Als Schriftſteller hatte er ſich ſchon 1844 durch ſein vorzügliches «Life of Dr. Arnold» einen angeſehenen Namen gemacht. Später erſchienen von ihm die durch Gelehrſamkeit und Stil gleich ausgezeichneten «Historical memorials of Canterbury» (1854), «Sinai and Palestine» (1855), «Lectures on the history of the Eastern Church» (1861), «Lectures on the history of the Jewish Church» (1863—65), «Historical monu-

ments of Westminster Abbey» (1868), «Essays on Church and State» (1870) und «Christians institutions» (1881). Er starb 18. Juli 1881.

Stanley (Frederick Arthur), engl. Staatsmann, Bruder des jetzigen Grafen Derby, geb. 15. Jan. 1841 in London, besuchte die Schule in Eton und trat 1858 in das Gardegrenadierregiment, in dem er bis zum Oberst aufstieg. Bei den Neuwahlen von 1865 in konservativem Interesse für Preston ins Unterhaus gewählt, wurde S. von Disraeli 1868 zum Lord der Admiralität ernannt, verlor diesen Posten aber schon im Dezember desselben Jahres infolge des Sturzes des Ministeriums. In dem zweiten Ministerium Disraeli war er 1874—77 Finanzsekretär im Kriegsamt, dann bis April 1878 Finanzsekretär der Schatzkammer, worauf er, nach der Erhebung des Kriegsministers Gathorne Hardy ins Oberhaus, diesem als Kriegsminister folgte. Nachdem er bei dem Fall des Ministeriums Beaconsfield im April 1880 sein Amt verloren, übernahm er bei der Bildung des Ministeriums Salisbury im Juni 1885 den Posten des Kolonialministers, den er bis zum Sturz des Ministeriums im Jan. 1886 bekleidete.

Stanley (Henry Morton), berühmter Afrikareisender, geb. 1843, diente im amerik. Bürgerkriege von 1861 als Freiwilliger in der Armee der Nordstaaten. Nach dem Friedensschluß bereiste er als Zeitungskorrespondent die Türkei und Kleinasien und nahm dann 1867 als Berichterstatter für die Zeitung «New-York Herald» am Feldzuge der Engländer gegen Theodor von Abessinien teil. Im J. 1869 gab ihm der Eigentümer jenes Blattes, Gordon Bennett jun., den Auftrag, den verschollenen Livingstone in Afrika aufzusuchen; zuvor sollte er der Einweihung des Suezkanals beiwohnen, Ägypten bereisen, dann Konstantinopel, die Krim, das Kaspische Meer, Bagdad, Persien und Indien besuchen. Im Jan. 1871 kam S. in Sansibar an und fuhr einige Wochen später nach dem afrik. Kontinent hinüber. Nach längerm Aufenthalt an der Küste trat er mit einer sehr großen Eskorte von Eingeborenen die Reise nach dem Innern an, erreichte unter außerordentlichen Schwierigkeiten 3. Nov. Udschidschi am Tanganjikasee und fand hier Livingstone, der kurz zuvor aus Manjuema eingetroffen war. Im Dezember trat er mit Livingstone eine Reise um das nördl. Ende des Tanganjika herum an. Die Route, welche S. von Bagamojo nach Unjanjembe einschlug, war nicht die schon durch Speke und Grant bekannt gewordene, sondern eine nördlichere, die den südl. Bogen durch Ussagara abschneidet. Sein Weg nach Udschidschi führte ihn auf großem südl. Umwege durch noch unbekannte Landschaften. Am 18. Febr. 1872 erreichten die Reisenden Unjanjembe, wo Livingstone blieb, um Mittel zur Fortsetzung seiner Forschungen zu erwarten, während S. zurückkehrte. Im Mai 1872 erreichte letzterer wieder die Küste. Über seine Reise, die etwa 10000 Pfd. St. gekostet, berichtete S. in der bald nach seiner Rückkehr erschienenen, großes Aufsehen erregenden Schrift «How I found Livingstone» (Lond. 1872; deutsch: «Wie ich Livingstone fand», 2 Bde., Lpz. 1879; 2. Aufl. 1885); außer seinen eigenen Beobachtungen brachte er eine Anzahl überaus wertvoller Berichte Livingstones über das von letzterm erforschte See- und Flußsystem im Südwesten und Westen des Tanganjika. In den J. 1873—74 wohnte S. dem britischen Feldzug gegen den König der Aschanti, Koffi Kalkalli, bei. Eine Schilderung dieses Feldzugs findet sich in S.s Buch «Coomassie and Magdala» (Lond. 1874).

Im J. 1874 vereinigten sich die Eigentümer des «New-York Herald» und des londoner «Daily Telegraph», um auf gemeinschaftliche Kosten S. eine neue Afrikareise machen zu lassen. Im November genannten Jahres verließ er mit 300 Soldaten und Trägern Bagamojo und erreichte im Febr. 1875 den Ukerewesee (Victoria Njansa). Im Jan. 1876 zog der Reisende nach der Residenz des Königs Mtesa von Uganda am Nordufer des Sees, der ihm 2000 Speerträger für eine Reise durch das feindliche Land Unjoro zum Mwutan, dem andern großen Quellsee des Nils, zur Verfügung stellte. S. erreichte 11. Jan. einen mächtigen See, den er für eine große Bucht am südl. Mwutan hielt und Beatrice-Bai nannte; nach spätern Aufnahmen des Mwutan durch den ägypt. Oberst Mason-Bei muß jedoch angenommen werden, daß S. nicht den gesuchten, sondern einen südlichern See fand. Leider konnte S. denselben wegen Ungehorsams der Begleitung nicht befahren und kehrte daher nach Uganda zurück. Von hier wandte sich S. dann südwärts nach dem Lande Karagwe am Westufer des Ukerewe und versuchte, freilich vergebens, von hier zum Mwutan (Albert Njansa) vorzudringen. Dagegen erforschte er den Fluß Kagera, der dem Reisenden viel bedeutender erschien, als der südliche, bis dahin für den größten gehaltenen Zufluß des Ukerewe, der Schimiju. Dann wandte sich S. zum Tanganjikasee, den er ebenfalls (Juni und Juli 1876) vollständig umfuhr und dessen Karte er mit vielen neuen Details bereicherte. Der von Cameron entdeckte vermeintliche Ausfluß des Tanganjika nach Westen, der Lukuga, ist, S. zufolge, vielmehr ein ehemals in diesen See mündender Zufluß, der jetzt durch Steigen des Sees verschlammt und später allerdings letzterm einen Abfluß nach Westen eröffnen mag. Auf seiner weitern westwärts gerichteten Reise gelangte S. zunächst nach Njangwe in Manjuema, brachte hier seine sehr zusammengeschmolzene Begleitung wieder auf 210 Mann, schiffte sich dann 5. Nov. 1876 auf dem bei Njangwe fließenden Lualaba ein und langte nach einer furchtbaren Stromfahrt, zahlreiche Kataraкte und Schnellen überwindend und unter aufreibenden Kämpfen mit den Eingeborenen 8. Aug. 1877 in Mboma am untern Congo an, so die Identität des Lualaba mit dem Congo feststellend.

Diese großartige Reise, die den Lauf des mächtigen, weit nordwärts ausbiegenden Congo (den S. Livingstone-Fluß umzutaufen versuchte) festgestellt hat, brachte für das äquatoriale Afrika die Periode der großen Entdeckungen zu einem gewissen Abschluß, indem nun die Grundzüge jener Gebiete wenigstens im Rohen fest niedergelegt sind. So wurden mit Einem Schlage über 5000 km schiffbarer Wasserstraßen zum Herzen Afrikas uns bekannt gemacht, nur gestört durch zwei Hauptunterbrechungsgebiete von Kataraкten und Stromschnellen. Schon vier Monate nach seiner Rückkehr veröffentlichte S. ein Werk über diese Reise unter dem Titel «Through the Dark Continent» (Lond. 1878; deutsch von Böttger: «Durch den dunkeln Weltteil», 2 Bde., Lpz. 1878; 2. Aufl. 1881).

Als 1878 unter den Auspizien des Königs Leopold II. von Belgien das Comité d'Études du Haut Congo gegründet worden war, welches es sich

zur Aufgabe stellte, die Möglichkeit des Handelsverkehrs mit Centralafrika nachzuweisen und dauernde Niederlassungen längs des Congo zu errichten, wurde S. von diesem Komitee mit der Leitung einer Expedition nach dem Congo betraut. Ende 1881 hatte die Expedition mit ihren Dampfern den obern Congo erreicht, nachdem zwischen Stanley Pool und dem untern Congo Stationen errichtet und umfangreiche Strecken Landes angekauft worden waren. Das Comité d'Études du Haut Congo nahm dann den Namen Association Internationale du Congo an. S. gründete noch an der Mündung des Kwa in den Congo eine Station, fuhr den Kwa aufwärts und entdeckte einen ungefähr 2000 qkm großen See, dem er den Namen Leopolds II. gab. Vom Nov. 1882, während des J. 1883 und der ersten Hälfte von 1884 wieder am Congo thätig, errichtete er Stationen im Thal des Kuilu, eines Nebenflusses des Congo, erwarb neue Landstrecken für die Association und begründete Niederlassungen am obern Congo bis zu den Stanleyfällen, in einer Entfernung von 2240 km vom Meere. Im Aug. 1884 nach Europa zurückgekehrt, nahm er als technischer Kommissar des amerik. Bevollmächtigten an der in Berlin tagenden Westafrikanischen Konferenz teil und veranlaßte im Winter 1885/86 die Bildung eines aus engl. Unternehmern zusammengesetzten Konsortiums, das die Erbauung einer die untern Congofälle umgehenden und bis Stanley Pool reichenden Eisenbahn bezweckt. Die Konzessionierung dieses Unternehmens durch Leopold II., als den Souverän des Congostaates, steht in Aussicht. Die Gründung dieses Staates schilderte S. in dem Werke «The Congo and the foundation of its free state» (deutsch von H. von Wobeser: «Der Congo und die Gründung des Congostaats», 2 Bde., Lpz. 1885).

Die geogr. Resultate seiner Reisen sichern S. einen Rang unter den ersten Afrikaforschern; Petermann gab ihm den Beinamen eines Bismarck der Afrikaforschung. Hauptergebnis seiner ersten Expedition war der sichere Nachweis, daß der Tanganjika nicht, wie manche angenommen, zum Quellsystem des Nils gehöre. Auf der zweiten Reise stellte er zunächst durch vollständige Umfahrung des Ukerewesees dessen Einheitlichkeit fest, gegenüber der irrigen Meinung, daß derselbe vielmehr eine Seengruppe bilde; ferner entdeckte er einen neuen großen See, den Muta Nsige, und löste sodann durch jene welthistor. Durchquerung des dunkeln Erdteils das Rätsel des Congostroms, so den Hauptcharakterzug der centralafrik. Geographie klar legend. Eine für weitere Kreise bestimmte Bearbeitung seiner großen Congofahrt enthält Volz' «S.s Reise durch den dunklen Weltteil» (3. Aufl., Lpz. 1885).

Stanley-Fälle, s. unter Congo.

Stanley Pool, eine große Ausbuchtung des Congo unter 4° 13′ 20″ südl. Br., in der Nähe von Brazzaville mit 17 dicht bewaldeten Inseln, von Stanley 12. März 1877 erreicht. (S. u. Congo.)

Stanniol (vom lat. stannum, d. i. Zinn) oder Zinnfolie, s. unter Blech.

Stannum (lat.), Zinn.

Stanowoi-Gebirge, in Ostsibirien, bildet die Wasserscheide zwischen den Flüssen des nördl. Eismeers und des Stillen Oceans, von der Südgrenze Dauriens an bis zu dem Ostkap Asiens an der Beringsstraße. Es erstreckt sich durch die Provinzen Transbaikalien, das Amurgebiet, Provinz Jakutsk und das Küstengebiet auf einer Strecke von über 4400 km. Das S. beginnt an der Grenze der Mongolei in der Quellgegend des Kerulen, Onon und der Ingoda und zieht sich in nordöstl. Richtung zunächst bis zum Südwestwinkel des Ochotskischen Meeres hin; auf dieser Strecke trägt es den Namen Jablonoi oder Jablonowoi Chrebet, d. h. Apfelgebirge. Hierauf verläuft es parallel den Ufern des Ochotskischen Meeres und zwar meist dicht an denselben und schlägt schließlich eine nordnordöstl. Richtung ein, in welcher es in das Ostkap Asiens an der Beringsstraße ausläuft. Im Südwesten bildet das Gebirge mehrere Parallelketten und zahlreiche Ausläufer; zu den erstern müssen auch die Baikalgebirge gerechnet werden. Obgleich die Baikalgebirge einen durchaus alpinen Charakter tragen, übersteigen sie doch nicht die Schneelinie; der höchste Berg Transbaikaliens, der Tschokondo, hat eine Höhe von 2500 m. Das eigentliche S. stellt einen ungeheuern Gebirgswall mit steilen Abhängen dar, auf dem sich nackte, schroffe Gipfel erheben und der nur unter großen Schwierigkeiten zu übersteigen ist; die einigermaßen gangbaren Pässe, unter denen der an der Quelle der Olekma einer der besuchtesten ist, haben eine Höhe von 1000—2000 m, während der Kamm und die Gipfel 2500 m übersteigen.

Stansfield (James), engl. Staatsmann, geb. 1820 in Halifax, studierte am University-College in London, wurde 1849 an die Barre des Inner-Temple gerufen und trat 1859 als Vertreter der vorgeschrittenen Liberalen von Halifax ins Unterhaus. Lord Palmerston ernannte ihn 1863 zum Lord der Admiralität, doch entsagte er diesem Posten freiwillig im April 1864 infolge eines Angriffs Disraelis auf S.s freundschaftliche Beziehungen zu Mazzini. Im Ministerium Russell übernahm S. Februar bis Juli 1866 das Unterstaatssekretariat für das Innere, in dem ersten Ministerium Gladstone von 1868 bis 1871 das Sekretariat der Schatzkammer, dann 1871—74 den Vorsitz in dem Local-Government-Board. Seinen Parlamentssitz für Halifax behauptete er seit 1859.

Stanz oder Stans, Hauptort des schweiz. Kantons Unterwalden nid dem Wald, liegt 458 m über dem Meere, 12 km nordöstlich von Sarnen in einem Walde von Nuß- und Obstbäumen am Fuße des Stanzerhorns (1900 m) und zählt (1880) 2210 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen der Acker- und Obstbau und die Alpenwirtschaft sind. Der weitläufig gebaute Flecken besitzt eine große, im 17. Jahrh. in ital. Stil erbaute Kirche, zwei Klöster, ein Gymnasium, ein Zeughaus und ein stattliches Rathaus, in dem 1481 durch die Vermittelung des Einsiedlers Nikolaus von der Flüh die Stanzerverkommnis (s. Schweiz) zwischen den entzweiten Eidgenossen geschlossen wurde. Ein 1865 neben der Kirche errichtetes Denkmal erinnert an Arnold Winkelried, den Helden der Schlacht bei Sempach, eine Steintafel auf dem Kirchhof an den tapfern, wenngleich erfolglosen Widerstand der Unterwaldener gegen die Franzosen (9. Sept. 1798), bei dem 414 der erstern, über 3000 der letztern den Tod fanden, und an die Verwüstung Nidwaldens durch die erbitterten Sieger; 3 km nordwestlich von S. 440 m über dem Meere liegt an der Seeenge zwischen dem Alpnacher- und dem Vierwaldstätter-see das Dorf Stanzstad, der Hafen von S., mit 763 E., einem 1308 erbauten mächtigen Wartturm und einer eisernen Seebrücke.

Stanze (ital.), eigentlich der Haltepunkt oder Abschnitt, heißt ursprünglich jede Strophenabteilung eines längern oder kürzern Gedichts, oft auch ein ganzes lyrisches Gedicht von einer einzigen Strophe. (S. Canzone.) Besonders aber bezeichnete man damit die Oktave oder Ottava rima (s. d.). Eine eigene S. schuf sich Wieland, die zwar den achtzeiligen Bau mit der italienischen gemeinsam hat, übrigens aber in der Kürze und Länge der Verse, sowie in dem Raume völlig frei sich bewegt. Als eine besondere Art ist die sog. Spenserstanze zu erwähnen, die zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von dem Engländer Edmund Spenser in »Fairy Queen«, später von Byron in »Childe Harold« gebraucht, in Deutschland aber nur von Übersetzern, z. B. von Zedlitz, Gildemeister u. a., nachgebildet wurde. Sie besteht aus einer verschobenen Oktave mit angehängtem Alexandriner, deren Reime nach Belieben klingend oder stumpf sind und die Stellung behaupten, daß die vier ersten Verse abwechselnd, der fünfte und siebente wieder mit dem vierten, der sechste, achte und neunte aber zusammen reimen.

Stanzen (frz. étampage, engl. stamping), mittels stempelartiger Werkzeuge Eindrücke in irgend einem Material, speziell in Metall, hervorbringen, oder aus denselben Stücke herausstoßen. (Vgl. Blechbearbeitungsmaschinen u. Prägen.)

Stanzerthal, Hochthal in der Bezirkshauptmannschaft Landeck in Tirol, reicht vom Fuße des Arlbergs bis Landeck (Länge etwa 30 km), links von der Kette der Lechthaleralpen, rechts von der Verwallgruppe und dem Patznauner Gebirgsstock umschlossen. Es ist eng und tief eingeschnitten, und wird von der im Hintergrunde des Schönverwallthals entspringenden Rosanna durchströmt, die, nachdem sie bei der Ruine Wiesberg die aus dem Patznaun kommende Trisanna aufgenommen, als Sanna unweit Landeck in den Inn mündet, und wird seit 1884 von der Arlbergsbahn durchzogen. Die über die Trisanna geführte Eisenbahnbrücke ist ein Meisterstück moderner Bautechnik. Die Hauptorte sind St. Anton, wo der Tunnel in den Arlberg einmündet, St. Jakob, Pettneu, Schnan (mit der Schnaner Klamm), Flirsch, Strengen, Grins, Pians, Landeck, und diesem links gegenüber auf der Höhe Stanz, woher das Thal den Namen führt. Die Erhebung steigt von Landeck 813 m, bis St. Anton 1282 m. Die Zahl der Bewohner beträgt (1880) 6781.

Stapel heißt auf einem Schiffswerft die ganze Reihe der in einer Linie gelegten Klötze, auf die der Kiel des neuzuerbauenden Schiffs zu liegen kommt. Wenn ein altes Schiff zur Hauptreparatur auf das Land geschleppt wird, so schraubt man dasselbe so hoch auf, daß man die Stapelklötze hinunterschieben kann. Dieses Aufschleppen, welches die Schiffe sehr anstrengt, geschieht jetzt jedoch nur noch selten, vielmehr werden die meisten Schiffe neuerdings in Docks (s. d.) repariert. Wenn nun von dieser Werkstätte aus ein neuerbautes oder repariertes Schiff ins Wasser gelassen wird, was auf wohlgeschmierten Planken oder Schlitten geschieht, so nennt man dies Ablaufen oder ein Schiff vom S. lassen.

Auch bezeichnet man mit Stapel oder Stapelstadt einen Hafen oder eine Stadt, wo entweder viele fremde Waren vorhanden sind oder wo sich eine Niederlage für die daselbst abzuladenden und weiter zu verführenden Waren befindet. In Schweden ist der Name Stapelstädte eine ausschließliche Bezeichnung derjenigen schwed. Seestädte, welche das Recht haben, auf eigenen Schiffen Waren ein- und auszuführen.

Mit Stapel wird ferner die Besonderheit der Faser der Baumwolle in Rücksicht auf die Länge ihrer Faser bezeichnet, sodaß unter Baumwolle von langem S. eine Sorte von verhältnismäßig langen Fasern verstanden wird.

Stapelartikel eines Handelsplatzes nennt man diejenigen Waren, welche dort den wesentlichen Gegenstand der Umsätze ausmachen, sich daher gemeinhin in großer Menge daselbst aufhäufen.

Stapelholm, Marschlandschaft in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zwischen der Eider und der bei Friedrichstadt in dieselbe mündenden Treene.

Stapelia, eins der interessantesten Pflanzengeschlechter, zur Familie der Asclepiadeen gerechnet, umfaßt blattlose oder nur mit schuppenartigen Blättchen versehene Gewächse mit dicken, oft vierkantigen, fleischigen Stengeln, welche an manche Kakteen oder an afrik. Wolfsmilcharten erinnern. Die Blumen sind meist sitzend, ansehnlich, markig-lederartig, meistens schmutzig-fleischrot bis violett und schwarzviolett, bisweilen gelb, in verschiedenartiger Weise gefleckt und gestreift, nicht eigentlich häßlich, sondern mehr durch ihre Bizarrerie interessant, wenn auch wegen ihres aashaften Geruchs nicht angenehm. Sie sind radförmig-fünfteilig, haben fünf Staubgefäße mit aufrechten Staubbeuteln und einen hervorragenden Griffel. Es gibt an hundert Arten. Der den Blumen entströmende Aasgeruch verleitet die Schmeißfliegen, auf ihnen ihre Eier abzusetzen, die indes zu Grunde gehen. Die Stapelien werden oft in Gewächshäusern gezogen. Die Eingeborenen Südafrikas essen die jungen Sprossen einiger Arten mit Essig als Salat.

Stapellauf, das Ablaufen eines Schiffs vom Stapel (s. d.).

Stapelplatz ist ein Ort, an welchem Waren umgeladen werden. (S. Stapelrecht.)

Stapelrecht (Staffelrecht) hieß im Mittelalter die einer Stadt gewährte Befugnis, zu verlangen, daß fremde Kaufleute ihre durchgehenden Waren dort umladen ließen.

Staphilĕa *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen. Man kennt vier Arten, die in der nördlichen gemäßigten und subtropischen Zone vorkommen. Es sind strauchartige Gewächse mit drei- bis fünfzähligen Blättern und weißen zu Trauben vereinigten regelmäßigen zwitterigen Blüten, die aus fünf Kelchblättern, ebenso viel Blumenblättern und Staubgefäßen, sowie einem dreiteiligen Fruchtknoten mit drei Griffeln bestehen. Die Frucht ist eine blasig erweiterte Kapsel. Die bekannteste Art ist die in Südeuropa einheimische, in Deutschland vielfach in Anlagen als Ziersträuch kultivierte Pimpernuß oder Blasennuß, *S. pinnata L.*, deren Holz sehr fest ist und wird zu Drechslerarbeiten verwendet; die ölhaltigen Samen haben einen süßlichen Geschmack und können gegessen werden, wirken aber leicht abführend.

Staphyleacĕen (Staphyleacĕae), eine Abteilung aus der Familie der Sapindaceen (s. d.).

Staphylinidae, s. Kurzflügler (Käfer).

Staphylōm (grch.), Traubengeschwulst, ein fleischiger Auswuchs im Auge.

Staphyloplastik (grch.), die künstliche Gaumenbildung. Staphylorrhaphie, die Gaumennaht,

zur Heilung von Gaumendefekten. (S. unter Gaumenspalte.)

Staphylotomie, das Wegschneiden des Zäpfchens.

Stapß (Friedr.), bekannt durch seinen Attentatsversuch gegen Napoleon I., wurde 14. März 1792 geboren. Sein Vater war Pastor an der Othmarskirche zu Naumburg. S. hatte die Kaufmannschaft erlernt und stand in Leipzig in Kondition. Um seinen Entschluß in Ausführung zu bringen, wanderte er nach Wien und begab sich 13. Okt. 1809 nach Schönbrunn, wo Napoleon I. Revue hielt. Der Kaiser stand zwischen Berthier und Rapp, als der Jüngling sich hinzudrängte und den Kaiser zu sprechen verlangte. Rapp wies ihn zurück mit dem Bedeuten, sein Gesuch nach der Musterung anzubringen. Da ihm aber Blick, Ton und Haltung des jungen Menschen auffielen, so ließ er ihn verhaften und ins Schloß führen. Hier fand man bei ihm ein großes Küchenmesser, und auf die Frage: warum er das Messer bei sich trüge? gestand er erst Rapp, dann dem Kaiser selbst unerschrocken seine Absicht. Die Frage des Kaisers: «Wie nun, wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir es danken?» beantwortete er mit den Worten: «Ich werde darum nicht minder Sie töten.» General Lauer mußte ihn nochmals verhören, um zu entdecken, ob er das Werkzeug geheimer Feinde sei; doch S. beharrte dabei, daß es sein eigener, freier Entschluß gewesen sei und daß niemand darum gewußt habe. Am 17. Okt. früh um 7 Uhr wurde er erschossen.

Star (Sturnus) ist der Name einer zu den Rabenvögeln gehörenden Vogelgattung, bei welcher der Schnabel verlängert-kegelförmig, gerade, an der Spitze scharf, die Mittelzehe so lang als der Lauf ist, die Nasenlöcher an der Schnabelwurzel seitlich, halbgeschlossen und die Flügel mittellang sind. Der gemeine Star oder Sprehe (S. vulgaris, Tafel: Singvögel II, Fig. 14) ist in der That ein gemeiner Vogel, denn er ist in ganz Europa, in Sibirien, Mittelasien, China, im Himalaja, in der Berberei und im südlichen Afrika zu Hause, erscheint aber in den kältern Gegenden nur als Zugvogel. Im nördl. Deutschland kommt er im Anfang des März an und zieht im Oktober nach Süden. Er ist gesellig und hält sich außer der Paarungszeit in Schwärmen zusammen, welche ihre Nachtruhe gern in dem Schilf der Teiche halten. Sein Charakter ist lebhaft und munter, er zeigt List und Klugheit, oft auch Mutwillen, lernt leicht fremde Melodien nachahmen und sogar Worte nachsprechen, weshalb man ihn gern als Stubenvogel hält. Als Hausgenosse und nützlicher Insektenvertilger wird er überhaupt von den Menschen gern gesehen, welche für ihn in mehrern Gegenden hölzerne Häuschen (Starkästen) zum Brüten an die Obstbäume der Gärten befestigen. Seine Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, welche er sogar auch vom Rücken der Rinder absucht, ganz besonders aber aus Nacktschnecken und im Spätjahre aus mancherlei Beeren. Das erwachsene Männchen ist stahlgrün und purpurschillernd, mit weißlichen Flecken gezeichnet und der Schnabel gelb. Das Weibchen legt 4—6 matt graugrüne Eier. Ein naher Verwandter ist der Rosenstar (s. d., Pastor roseus).

Star (von dem got. Wurzelverbum stairan, althochdeutsch staren, mittelhochdeutsch starn, d. h. auf etwas starren) ist die übliche Benennung für die Trübung der Krystallinse (s. Auge), welche, da sie sich durch eine graue oder weiße Färbung der Pupille kenntlich macht, genauer als Grauer Star (cataracta) bezeichnet wird. Das Sehvermögen ist hierbei je nach der Ausdehnung und Dichtigkeit des S. mehr oder weniger beeinträchtigt, bei totaler Trübung der Linse bis auf einen geringen Rest von Lichtempfindung völlig aufgehoben und kann nur dadurch wiederhergestellt werden, daß die trübe Linse durch eine Operation aus dem Pupillargebiet entfernt wird. Die Operationsmethoden richten sich teils nach dem Alter des Patienten, teils nach der Form des S., hauptsächlich aber nach seiner harten oder weichen Konsistenz. Der weiche S., welcher sich in dem Kammerwasser vollständig auflöst, wird durch einfache Zerstückelung beseitigt. Für den harten war die älteste, bis zum Ende des 18. Jahrh. hauptsächlich geübte, jetzt ganz verlassene Operationsmethode die Dislokation (Reklination, Depression), d. h. die Versenkung des aus der Pupille geschobenen S. in den Glaskörperraum. Seitdem Daviel 1745 den S. durch eine in der Vorderkammer angelegte Wunde aus dem Auge entfernte, hat sich seine Methode, die Extraktion, allmählich eingebürgert und ist jetzt die ausschließlich herrschende geworden, allerdings mit vielfachen Modifikationen, von denen die von Graefes die am meisten reformierende ist. Nach der Operation ist die dioptrische Wirkung der Krystallinse durch eine vor dem Auge zu tragende starke Konvexlinse (Starbrille) zu ersetzen, die, weil gleichzeitig mit der Krystallinse die Accommodation (s. d.) verloren geht, für den verschiedenen Abstand der Objekte verschieden stark sein muß. Außer dem Grauen Star kennt der Volksmund noch den Grünen Star (Glaukom), so genannt wegen des bei dieser Krankheit häufig bemerkten grünlichen Reflexes aus der Tiefe der Pupille, und den Schwarzen Star (Amaurosis), bei welchem der völligen Erblindung eine Degeneration des innern Auges oder des nervösen Teils des Sehapparats zu Grunde liegt und die Pupille keinerlei Farbenveränderung zeigt, sondern rein schwarz erscheint.

Star, Augenkrankheiten bei Haustieren. Der Graue Star oder Katarakt, welcher besonders eine Trübung und grauweiße Färbung der hinter der Pupille befindlichen Linse des Auges ist, kann total oder auf einzelne Stellen (Starpunkte) beschränkt sein. Ist letzteres der Fall, so ist doch schließlich der vollständige S. zu erwarten. Außer dem veränderten Aussehen des Auges, das meist kleiner geworden ist, als der Norm entspricht, verraten Nicht- oder Nichtgutsehen des Tieres, Anstoßen mit dem Kopfe, unsicherer Gang mit hochgehobenen Füßen und Stolpern, unregelmäßiges Ohrenspiel u. s. w. das Vorhandensein der Starblindheit. Der Graue S. ist unheilbar, weil die Operation (Iridektomie und Linsenextraktion) an unruhig liegendem Tier nicht sicher ausführbar ist und Tiere keine Starbrille tragen können.

Der Schwarze Star, Schönblindheit oder Amaurose, welcher bei allen Haustieren, am meisten beim Pferd vorkommt, kann, wie der Graue S., ein oder beide Augen getroffen haben, unvollkommen (schwaches Sehvermögen) oder vollkommen (Blindsein) auftreten. Das kranke Auge scheint gesund zu sein, nur die Pupille ist erweitert und bleibt weit, gleichgültig, ob helles Licht einwirkt oder das kranke Tier im Dunkeln sich befindet. Lähmung des Sehnerven, Netzhautablösung, Netzhautentzündung u. dgl. können Ursache zur Schönblindheit abgeben

und sind nur durch sachverständige Untersuchung mit dem Augenspiegel herauszufinden. Rötung der Augenbindehäute und vieles Thränen sind nebensächliche Erscheinung bei starblinden Tieren, die, wenn sie auf beiden Augen erblindet sind, das oben beim Grauen S. geschilderte Benehmen bezüglich Gangweise u. s. w. beobachten lassen. Der Schwarze S. ist nur sehr selten heilbar.

Staraja Russa, Kreisstadt, Badeort und Saline im russ. Gouvernement Nowgorod, eine der ältesten Städte des Russischen Reichs, liegt südlich vom Ilmensee, 26 m über dem Meere, an dem Zusammenfluß der Porubja, Polista und Pererytiza, am äußersten Westabfalle des Waldaiplateau, durch Eisenbahn mit Nowgorod verbunden. Der Ort ist gut gebaut, mit regelmäßigen, sehr breiten, zum Teil gepflasterten und mit Trottoirs versehenen Straßen und zählt (1882) 13078 E. Die fast vor jedem Hause befindlichen Gärten beleben und zieren die sonst einförmigen Straßen. Der schönste Stadtteil liegt auf beiden Seiten der Polista, deren linkes Ufer von der Alexanderbrücke bis zum kaiserl. Palais mit einer langen Lindenallee eingefaßt ist. Die Stadt hat 16 Kirchen und ein Nonnenkloster. Unter den erstern ist die Auferstehungskirche die schönste, die Peter-Paulskirche die an Altertümern reichste und die des Märtyrers Nyl die älteste, vor 950 erbaut. Der Salinenbetrieb von Staraja Russa ist sehr alt. Der Generalquartiermeister Bauer legte 1771 auf Befehl der Kaiserin Katharina, nach dem Muster der hessischen, die ersten Gradierwerke und Sudhäuser an. Das Wasser wird aus einem Salzsee und dessen Reservoir mittels 13 Holzröhren 2,1 km weit unterirdisch zu den Gradierwerken geleitet, dort durch Druckwerk in die Höhe getrieben und auf 19 Gradierwerke verteilt, welche 8,5 km im Umfang haben. Die Gradiersole soll $17^{11}/_{12}$ Proz. Stärke haben und liefert jährlich über 2,5 Mill. Kilogramm Salz, das aber wegen mangelhafter Reinigung Gips enthält. Das Ganze ist in Pacht gegeben. Staraja Russa ist in neuerer Zeit als Badeort sehr in Aufnahme gekommen. Die Kur beginnt in der zweiten Hälfte des Mai und dauert bis Ende August. Die 1834 errichteten Badeanstalten sind ausgezeichnete. Die Solquellen befinden sich am Ostende der Stadt. Das Wasser friert im Winter nicht zu. Zwei Quellen, die Direktorial- und die Murawjewsche Quelle (die letztere ein Artesischer Brunnen) werden benutzt. Das Wasser hat einen bittern Geschmack, ist klar, farb- und geruchlos, und seine Temperatur hält sich zu jeder Zeit auf 11 und 12° C. Die Murawjewsche Quelle hat eine Temperatur von 13,5° C.

Staramsel, soviel wie Rosenstar.

Starbrille, s. unter Star.

Stark (Joh. August, Freiherr von), Oberhofprediger zu Darmstadt, geb. 28. Okt. 1741 zu Schwerin in Mecklenburg, wo sein Vater Prediger war, studierte zu Göttingen. Nachdem er seit 1763 Lehrer am Collegium Petrinum in Petersburg gewesen, ging er 1765 nach Paris, wo er auf der königl. Bibliothek als Interpret der morgenländ. Handschriften mit 1000 Livres Gehalt angestellt wurde. Nach zwei Jahren wurde er Konrektor in Weimar, ging aber noch einmal nach Petersburg, übernahm 1769 eine Professur der morgenländ. Sprachen an der Universität zu Königsberg und wurde hier 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich Professor der Theologie und 1776 Oberhofprediger und Generalsuperintendent. Im J. 1777 ging er als Professor an das Gymnasium nach Mitau. Im J. 1781 folgte er dem Rufe als Oberhofprediger und Konsistorialrat nach Darmstadt. Seine litterarischen Gegner hatten ihn beschuldigt, 1766 in Paris zum Katholizismus übergetreten zu sein, und wiederholten auch später den Vorwurf des Kryptokatholizismus. Indessen fand derselbe bei den maßgebenden Stellen keinen Glauben und blieb unerwiesen. Er selbst gab die Schrift «Über Kryptokatholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus u. s. w.» (2 Bde., Frankf. 1787) nebst einem «Nachtrag» (Gieß. 1788) heraus. Später ließ er anonym «Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christl. Religionssocietäten» (Frankf. 1809; 7. Aufl. 1821) erscheinen. Der Großherzog erhob ihn 1811 in den Freiherrenstand. S. starb 3. März 1816. Vgl. «Epistel an S. über dessen Kryptokatholizismus» (Stockh. 1788); Bahrdt, «Beleuchtung des S.schen Apologismus» (Lpz. 1790).

August Rinck, Freiherr von S., Adoptivsohn des vorigen, geb. 16. Okt. 1796 zu Königsberg i. Pr., wo sein Vater, Friedrich Theodor Rinck, damals außerord. Professor der Theologie und Philosophie war, wurde 1860 Präsident des Oberkonsistoriums in Darmstadt, 1868 zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Ende 1870 in den Ruhestand versetzt, starb er 23. Juni 1875.

Sein Sohn, Julius Rinck, Freiherr von S., großherzoglich hess. Minister, geb. 19. Dez. 1825 zu Darmstadt, wurde 1871 Ministerialrat im Ministerium des Innern, übernahm im Sept. 1872 die Leitung dieses Ministeriums und legte im Frühjahr des folgenden Jahres dem Landtag die Entwürfe neuer Verwaltungsgesetze (Kreisordnung, Städteordnung, Landgemeindeordnung, Gesetz über das Volksschulwesen) vor, die auf dem Prinzip der Selbstverwaltung aufgebaut waren. Dieselben wurden 1874 ohne wesentliche Abänderung Gesetz. Im Juni 1876 wurde S. zum Präsidenten des Gesamtministeriums ernannt. Er blieb aber daneben Minister des Innern und übernahm dazu noch im Okt. 1878 das Ministerium der Justiz. Nachdem eine weitgehende Vereinfachung und Konzentrierung der obersten Staatsverwaltung durch Auflösung der Verwaltungs-Mittelkollegien und deren Ersetzung durch Ministerialabteilungen durchgeführt worden war, blieb S. vom 1. April 1879 an als Staatsminister an der Spitze des neugebildeten Staatsministeriums. Im Mai 1884 trat S. von seinem Ministerposten zurück und wurde zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer der Stände ernannt.

Stargard (slaw. Starograd oder Starigrod, d. h. Altstadt), die ehemalige Hauptstadt von Hinterpommern, der Hauptort des Kreises Saatzig im preuß. Regierungsbezirk Stettin der schiffbaren Ihna, 35 km ostsüdöstlich von Stettin, Knotenpunkt der Linien Berlin-S., Posen-S. und S.-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, sowie der S.-Küstriner Eisenbahn, ist der Sitz eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1885) 22109 E. Die Stadt hat drei evang. und eine kath. Kirche, unter jenen die herrliche got. Marienkirche aus dem 14. Jahrh. mit einem 32 m hohen Gewölbe und sehr hohem Dach und die neurestaurierte Johanniskirche, eine reform. Kirche, ein königl. Gymnasium, ein Realprogymnasium,

zur Heilung von Gaumendefekten. (S. unter Gaumenspalte.)

Staphylotómie, das Wegschneiden des Zäpfchens.

Stapß (Friedr.), bekannt durch seinen Attentatsversuch gegen Napoleon I., wurde 14. März 1792 geboren. Sein Vater war Pastor an der Othmarskirche zu Naumburg. S. hatte die Kaufmannschaft erlernt und stand in Leipzig in Kondition. Um seinen Entschluß in Ausführung zu bringen, wanderte er nach Wien und begab sich 13. Okt. 1809 nach Schönbrunn, wo Napoleon I. Revue hielt. Der Kaiser stand zwischen Berthier und Rapp, als der Jüngling sich hinzudrängte und den Kaiser zu sprechen verlangte. Rapp wies ihn zurück mit dem Bedeuten, sein Gesuch nach der Musterung anzubringen. Da ihm aber Blick, Ton und Haltung des jungen Menschen auffielen, so ließ er ihn verhaften und ins Schloß führen. Hier fand man bei ihm ein großes Küchenmesser, und auf die Frage: warum er das Messer bei sich trüge? gestand er erst Rapp, dann dem Kaiser selbst unerschrocken seine Absicht. Die Frage des Kaisers: «Wie nun, wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir es danken?» beantwortete er mit den Worten: «Ich werde darum nicht minder Sie töten.» General Lauer mußte ihn nochmals verhören, um zu entdecken, ob er das Werkzeug geheimer Feinde sei; doch S. beharrte dabei, daß es sein eigener, freier Entschluß gewesen sei und daß niemand darum gewußt habe. Am 17. Okt. früh um 7 Uhr wurde er erschossen.

Star (Sturnus) ist der Name einer zu den Rabenvögeln gehörenden Vogelgattung, bei welcher der Schnabel verlängert-kegelförmig, gerade, an der Spitze scharf, die Mittelzehe so lang als der Lauf ist, die Nasenlöcher an der Schnabelwurzel seitlich, halbgeschlossen und die Flügel mittellang sind. Der gemeine Star oder Sprehe (S. vulgaris, Tafel: Singvögel II, Fig. 14) ist in der That ein gemeiner Vogel, denn er ist in ganz Europa, in Sibirien, Mittelasien, China, im Himalaja, in der Berberei und im südlichen Afrika zu Hause, erscheint aber in den kältern Gegenden nur als Zugvogel. Im nördl. Deutschland kommt er im Anfang des März an und zieht im Oktober nach Süden. Er ist gesellig und hält sich außer der Paarungszeit in Schwärmen zusammen, welche ihre Nachtruhe gern in dem Schilf der Teiche halten. Sein Charakter ist lebhaft und munter, er zeigt List und Klugheit, oft auch Mutwillen, lernt leicht fremde Melodien nachahmen und sogar Worte nachsprechen, weshalb man ihn gern als Stubenvogel hält. Als Hausgenosse und nützlicher Insektenvertilger wird er überhaupt von den Menschen gern gesehen, welche für ihn in mehrern Gegenden hölzerne Häuschen (Starkästen) zum Brüten an die Obstbäume der Gärten befestigen. Seine Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, welche er sogar auch vom Rücken der Rinder absucht, ganz besonders aber aus Nacktschnecken und im Spätjahre aus mancherlei Beeren. Das erwachsene Männchen ist stahlgrün und purpurschillernd, mit weißlichen Flecken gezeichnet und der Schnabel gelb. Das Weibchen legt 4—6 matt graugrüne Eier. Ein naher Verwandter ist der Rosenstar (s. d., Pastor roseus).

Star (von dem got. Wurzelverbum stairan, althochdeutsch staren, mittelhochdeutsch starn, d. h. auf etwas starren) ist die übliche Benennung für die Trübung der Krystalllinse (s. Auge), welche, da sie sich durch eine graue oder weiße Färbung der Pupille kenntlich macht, genauer als Grauer Star (cataracta) bezeichnet wird. Das Sehvermögen ist hierbei je nach der Ausdehnung und Dichtigkeit des S. mehr oder weniger beeinträchtigt, bei totaler Trübung der Linse bis auf einen geringen Rest von Lichtempfindung völlig aufgehoben und kann nur dadurch wiederhergestellt werden, daß die trübe Linse durch eine Operation aus dem Pupillargebiet entfernt wird. Die Operationsmethoden richten sich teils nach dem Alter des Patienten, teils nach der Form des S., hauptsächlich aber nach seiner harten oder weichen Konsistenz. Der weiche S., welcher sich in dem Kammerwasser vollständig auflöst, wird durch einfache Zerstückelung beseitigt. Für den harten war die älteste, bis zum Ende des 18. Jahrh. hauptsächlich geübte, jetzt ganz verlassene Operationsmethode die Dislokation (Reklination, Depression), d. h. die Versenkung des aus der Pupille geschobenen S. in den Glaskörperraum. Seitdem Daviel 1745 den S. durch eine in der Vorderkammer angelegte Wunde aus dem Auge entfernte, hat sich seine Methode, die Extraktion, allmählich eingebürgert und ist jetzt die ausschließlich herrschende geworden, allerdings mit vielfachen Modifikationen, von denen die von Graefes die am meisten reformierende ist. Nach der Operation ist die dioptrische Wirkung der Krystalllinse durch eine vor dem Auge zu tragende starke Konvexlinse (Starbrille) zu ersetzen, die, weil gleichzeitig mit der Krystalllinse die Accommodation (s. d.) verloren geht, für den verschiedenen Abstand der Objekte verschieden stark sein muß. Außer dem Grauen Star kennt der Volksmund noch den Grünen Star (Glaukom), so genannt wegen des bei dieser Krankheit häufig bemerkten grünlichen Reflexes aus der Tiefe der Pupille, und den Schwarzen Star (Amaurosis), bei welchem der völligen Erblindung eine Degeneration des innern Auges oder des nervösen Teils des Sehapparats zu Grunde liegt und die Pupille keinerlei Farbenveränderung zeigt, sondern rein schwarz erscheint.

Star, Augenkrankheiten bei Haustieren. Der Graue Star oder Katarakt, welcher besonders eine Trübung und grauweiße Färbung der hinter der Pupille befindlichen Linse des Auges ist, kann total oder auf einzelne Stellen (Starpunkte) beschränkt sein. Ist letzteres der Fall, so ist doch schließlich der vollständige S. zu erwarten. Außer dem veränderten Aussehen des Auges, das meist kleiner geworden ist, als der Norm entspricht, verraten Nicht- oder Nichtgutsehen des Tieres, Anstoßen mit dem Kopfe, unsicherer Gang mit hochgehobenen Füßen und Stolpern, unregelmäßiges Ohrenspiel u. s. w. das Vorhandensein der Starblindheit. Der Graue S. ist unheilbar, weil die Operation (Iridektomie und Linsenextraktion) an unruhig liegendem Tier nicht sicher ausführbar ist und Tiere keine Starbrille tragen können.

Der Schwarze Star, Schönblindheit oder Amaurose, welcher bei allen Haustieren, am meisten beim Pferd vorkommt, kann, wie der Graue S., ein oder beide Augen getroffen haben, unvollkommen (schwaches Sehvermögen) oder vollkommen (Blindsein) auftreten. Das kranke Auge scheint gesund zu sein, nur die Pupille ist erweitert und bleibt weit, gleichgültig, ob helles Licht einwirkt oder das kranke Tier im Dunkeln sich befindet. Lähmung des Sehnerven, Netzhautablösung, Netzhautentzündung u. dgl. können Ursache zur Schönblindheit abgeben

und sind nur durch sachverständige Untersuchung mit dem Augenspiegel herauszufinden. Rötung der Augenbindehäute und vieles Thränen sind nebensächliche Erscheinung bei starblinden Tieren, die, wenn sie auf beiden Augen erblindet sind, das oben beim Grauen S. geschilderte Benehmen bezüglich Gangweise u. s. w. beobachten lassen. Der Schwarze S. ist nur sehr selten heilbar.

Staraja Russa, Kreisstadt, Badeort und Saline im russ. Gouvernement Nowgorod, eine der ältesten Städte des Russischen Reichs, liegt südlich vom Ilmensee, 26 m über dem Meere, an dem Zusammenfluß der Porußja, Polista und Perervtiza, am äußersten Westabfalle des Waldaiplateau, durch Eisenbahn mit Nowgorod verbunden. Der Ort ist gut gebaut, mit regelmäßigen, sehr breiten, zum Teil gepflasterten und mit Trottoirs versehenen Straßen und zählt (1882) 13078 E. Die fast vor jedem Hause befindlichen Gärten beleben und zieren die sonst einförmigen Straßen. Der schönste Stadtteil liegt auf beiden Seiten der Polista, deren linkes Ufer von der Alexanderbrücke bis zum kaiserl. Palais mit einer langen Lindenallee eingefaßt ist. Die Stadt hat 16 Kirchen und ein Nonnenkloster. Unter den erstern ist die Auferstehungskirche die schönste, die Peter-Paulskirche die an Altertümern reichste und die des Märtyrers Nyl die älteste, vor 950 erbaut. Der Salinenbetrieb von Staraja Russa ist sehr alt. Der Generalquartiermeister Bauer legte 1771 auf Befehl der Kaiserin Katharina, nach dem Muster der hessischen, die ersten Gradierwerke und Sudhäuser an. Das Wasser wird aus einem Salzsee und dessen Reservoir mittels 13 Holzröhren 2,7 km weit unterirdisch zu den Gradierwerken geleitet, dort durch Druckwerk in die Höhe getrieben und auf 19 Gradierwerke verteilt, welche 8,5 km im Umfang haben. Die Gradiersole soll $17^{11}/_{19}$ Proz. Stärke haben und liefert jährlich über 2,5 Mill. Kilogramm Salz, das aber wegen mangelhafter Reinigung Gips enthält. Das Ganze ist in Pacht gegeben. Staraja Russa ist in neuerer Zeit als Badeort sehr in Aufnahme gekommen. Die Kur beginnt in der zweiten Hälfte des Mai und dauert bis Ende August. Die 1834 errichteten Badeanstalten sind ausgezeichnete. Die Solquellen befinden sich am Ostende der Stadt. Das Wasser friert im Winter nicht zu. Zwei Quellen, die Direktorial- und die Murawjewsche Quelle (die letztere ein Artesischer Brunnen) werden benutzt. Das Wasser hat einen bittern Geschmack, ist klar, farb- und geruchlos, und seine Temperatur hält sich zu jeder Zeit auf 11 und 12° C. Die Murawjewsche Quelle hat eine Temperatur von 13,5° C.

Staramsel, soviel wie Rosenstar.

Starbrille, s. unter Star.

Starck (Joh. August, Freiherr von), Oberhofprediger zu Darmstadt, geb. 28. Okt. 1741 zu Schwerin in Mecklenburg, wo sein Vater Prediger war, studierte zu Göttingen. Nachdem er seit 1763 Lehrer am Collegium Petrinum in Petersburg gewesen, ging er 1765 nach Paris, wo er auf der königl. Bibliothek als Interpret der morgenländ. Handschriften mit 1000 Livres Gehalt angestellt wurde. Nach zwei Jahren wurde er Konrektor in Wismar, ging aber noch einmal nach Petersburg, übernahm 1769 eine Professur der morgenländ. Sprachen an der Universität zu Königsberg und wurde hier 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich Professor der Theologie und 1776 Oberhofprediger und Generalsuperintendent. Im J. 1777 ging er als Professor an das Gymnasium nach Mitau. Im J. 1781 folgte er dem Rufe als Oberhofprediger und Konsistorialrat nach Darmstadt. Seine litterarischen Gegner hatten ihn beschuldigt, 1766 in Paris zum Katholizismus übergetreten zu sein, und wiederholten auch später den Vorwurf des Kryptokatholizismus. Indessen fand derselbe bei den maßgebenden Stellen keinen Glauben und blieb unerwiesen. Er selbst gab die Schrift «Über Kryptokatholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus u. s. w.» (2 Bde., Frankf. 1787) nebst einem «Nachtrag» (Gieß. 1788) heraus. Später ließ er anonym «Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christl. Religionssocietäten» (Frankf. 1809; 7. Aufl. 1821) erscheinen. Der Großherzog erhob ihn 1811 in den Freiherrenstand. S. starb 3. März 1816. Vgl. «Epistel an S. über dessen Kryptokatholizismus» (Stockh. 1788); Bahrdt, «Beleuchtung des S.schen Apologismus» (Lpz. 1790).

August Rinck, Freiherr von S., Adoptivsohn des vorigen, geb. 16. Okt. 1796 zu Königsberg i. Pr., wo sein Vater, Friedrich Theodor Rinck, damals außerord. Professor der Theologie und Philosophie war, wurde 1860 Präsident des Oberkonsistoriums in Darmstadt, 1868 zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Ende 1870 in den Ruhestand versetzt, starb er 23. Juni 1875.

Sein Sohn, Julius Rinck, Freiherr von S., großherzoglich hess. Minister, geb. 19. Dez. 1825 zu Darmstadt, wurde 1871 Ministerialrat im Ministerium des Innern, übernahm im Sept. 1872 die Leitung dieses Ministeriums und legte im Frühjahr des folgenden Jahres dem Landtag die Entwürfe neuer Verwaltungsgesetze (Kreisordnung, Städteordnung, Landgemeindeordnung, Gesetz über das Volksschulwesen) vor, die auf dem Prinzip der Selbstverwaltung aufgebaut waren. Dieselben wurden 1874 ohne wesentliche Abänderung Gesetz. Im Juni 1876 wurde S. zum Präsidenten des Gesamtministeriums ernannt. Er blieb aber daneben Minister des Innern und übernahm dazu noch im Okt. 1878 das Ministerium der Justiz. Nachdem eine weitgehende Vereinfachung und Konzentrierung der obersten Staatsverwaltung durch Auflösung der Verwaltungs-Mittelkollegien und deren Ersetzung durch Ministerialabteilungen durchgeführt worden war, blieb S. vom 1. April 1879 an als Staatsminister an der Spitze des neugebildeten Staatsministeriums. Im Mai 1884 trat S. von seinem Ministerposten zurück und wurde zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer der Stände ernannt.

Stargard (slaw. Starograd oder Starigrod, d. h. Altstadt), die ehemalige Hauptstadt von Hinterpommern, der Hauptort des Kreises Saatzig im preuß. Regierungsbezirk Stettin der schiffbaren Ihna, 35 km ostsüdöstlich von Stettin, Knotenpunkt der Linien Berlin-S., Posen-S. und S.-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, sowie der S.-Küstriner Eisenbahn, ist der Sitz eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1885) 22109 E. Die Stadt hat drei evang. und eine kath. Kirche, unter jenen die herrliche got. Marienkirche aus dem 14. Jahrh. mit einem 32 m hohen Gewölbe und sehr hohem Dach und die neurestaurierte Johanniskirche, eine reform. Kirche, ein königl. Gymnasium, ein Realprogymnasium,

eine städtische höhere Töchterschule, ein Waisenhaus, eine Provinzialobstbaumschule und nicht unbedeutende Woll-, Vieh- und Leinwandmärkte, sowie auch einige Manufakturen in Wollzeugen, Leinwand, Leder u. s. w. Der Ort wurde 1120 von den Polen zerstört, 1229 zur Stadt erhoben; derselbe gehörte einst zur Hansa, war stark befestigt und wurde im Mittelalter und im Dreißigjährigen Kriege mehrfach belagert und erobert. Am 26. Febr. 1807 griff Schill den Ort mit Verlust an.

Stargard oder Preußisch-Stargard, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig, an der Ferse, 45 km südlich von Danzig, Station der Linie Schneidemühl-Dirschau der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts mit Strafkammern, eines Landratsamts und eines Hauptsteueramts und zählt (1885) 6619 E. Der Ort hat eine kath. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, eine städtische Bürgerschule, eine Präparandenanstalt und ein königl. Gymnasium, Leinwand-, Vieh- und Getreidemärkte, eine Eisengießerei, zwei Tabaksfabriken, eine Spritfabrik, bedeutende Getreidemahlmühlen und zwei Holzbearbeitungsfabriken. Als Burg wurde der Ort 1198 vom Herzog Primislaw von Pomerellen an die Johanniter geschenkt. Die Stadt, 1309 erbaut, war lange der Sitz der Landtage von Pomerellen. Sie ward von dem Deutschen Orden 1461, von den Polen 1462 erobert, 1465 von diesen belagert, 1466, 1520 und 1645 eingenommen und 1655 von den Schweden erobert. Vgl. Stadie, «Geschichte der Stadt S.» (Starg. 1864). — Der Kreis Stargard zählt (1885) auf 1383 qkm 76944 E.

Stargard, Landesteil von Mecklenburg-Strelitz (s. unter Mecklenburg, Bd. XI, S. 556a).

Stargard an der Linde, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, 7 km südsüdöstlich von Neubrandenburg, Station der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein schönes Rathaus, ein Hospital und ein Armenhaus und zählt (1885) 2200 E. Die Stadt hat der Herrschaft und dem Kreise S. den Namen gegeben, welcher den südöstlichen und größten Teil des Großherzogtums bildet. Westlich von ihr liegt auf steiler Anhöhe eine noch wohl erhaltene Burg aus der Wendenzeit, vielleicht das älteste Bauwerk des Landes, früher Sitz einer fürstl. Nebenlinie, jetzt Sitz eines Domanialamts.

Starhemberg, ein in den österr. Staaten reich begütertes, in einem Zweige fürstl. Geschlecht, welches sich von den alten Grafen von Steiermark ableitet, deren Helm, Schild und Wappen es führt. Gundaccar erbaute um 1276 das Schloß S. (ursprünglich Storchenberg) im Lande ob der Enns, nach welchem sich seine Söhne benannten. Seine Nachkommen verzweigten sich in mehrere Linien, die aber sämtlich wieder ausstarben, bis auf eine einzige, deren Ahnherr Erasmus von S. (geb. 1503, gest. 1560) war. Derselbe zeichnete sich bei der Belagerung Wiens 1529 als Führer eines von ihm errichteten Freikorps aus und hinterließ drei Söhne: Rüdiger (geb. 1534, gest. 1582), Gundaccar (geb. 16. Mai 1535, gest. 9. Sept. 1585) und Heinrich (geb. 6. Juli 1540, gest. 23. Dez. 1571), welche drei nach ihnen benannte Linien begründeten. Die Gundaccarsche Linie erlosch bereits 1643. In demselben Jahre wurden beide übrigen Linien in den Reichsgrafenstand erhoben. Der Rüdigerschen Hauptlinie gehörte der berühmte Feldmarschall Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg (s. d.) an. Durch dessen beide Brüder Franz Ottokar und Gundaccar Thomas zerfiel die Rüdigersche Hauptlinie wieder in zwei Zweige: den nachher fürstlichen zu Schaumburg und Wasenberg (Paulinische Linie) und den gräflichen zu Eschelberg (Gundaccarsche Linie). Aus dem erstern dieser beiden Zweige erhielt Georg Adam, Graf von S., Geheimrat, Staats- und Konferenzminister, 1765 die reichsfürstl. Würde unter der Beschränkung auf den jedesmaligen Besitzer des größern Starhembergschen Majorats nach dem Rechte der Erstgeburt. Mit dem Tode des Fürsten Georg Adam von S. (geb. 1. Aug. 1785, gest. 7. April 1860) erlosch der ältere Ast dieser Rüdigerschen Hauptlinie im Mannsstamme, worauf das Majorat nebst der Fürstenwürde auf den jüngern oder Gundaccarschen Ast derselben überging. Stifter des letztern war Graf Gundaccar Thomas von S., geb. 14. Dez. 1663, gest. 8. Juli 1745 als Wirkl. Geheimrat, Konferenz- und oberster Finanzminister.

Durch des letztern beide Söhne Otto Gundaccar und Joseph teilte sich dieser Ast wieder in zwei Zweige. Haupt des ältern, seit 1860 fürstl. Zweigs ist Fürst Camillo Heinrich von S. (geb. 31. Juli 1835), Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrats, einziger Sohn des Fürsten Camillo (gest. 9. Juli 1872), Anhänger der Verfassungspartei. Im Frühjahr 1875 unternahm S. eine größere amerik. Reise. S. war seit 6. Febr. 1860 mit Sophie, geborene Reichsgräfin von Sidingen-Hohenburg vermählt, von ihr jedoch seit 12. Juli 1876 geschieden. Aus dieser Ehe stammen fünf Kinder, darunter drei Söhne. An der Spitze des zweiten (gräflichen) Zweigs steht Graf Stephan von S. (geb. 25. Juni 1817), und dessen ältester Sohn Guido Rüdiger (geb. 10. Jan. 1864).

Der dritten oder Heinrichschen Hauptlinie gehörte an Graf Maximilian Adam Franz von S. (geb. 11. Okt. 1669), der 22. Nov. 1741 als österr. Generalfeldmarschall starb. Dessen Sohn, Graf Emanuel Michael von S. (geb. 2. März 1708, gest. 22. Febr. 1771) rückte in der österr. Armee ebenfalls bis zum Generalfeldzeugmeister auf. Die Heinrichsche Hauptlinie ist mit dem Grafen Heinrich von S. (geb. 16. Mai 1774, gest. 22. April 1857) vollständig erloschen. Vgl. Schwerdling, «Geschichte des uralten teils fürstl., teils gräfl. Hauses S.» (Linz 1830).

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf), österr. Generalfeldmarschall, geb. 1635 zu Graz, als Krieger in Montecuccolis Schule gebildet, focht in den letzten Feldzügen des Dreißigjährigen Kriegs, zeichnete sich gegen die Türken bei St. Gotthard aus, kämpfte dann gegen die Franzosen und war bis 1681 zum Feldzeugmeister aufgestiegen. Er hat sich insbesondere als Kommandant von Wien durch die Verteidigung der Stadt gegen die Türken unter dem Großvezier Kara-Mustapha, vom 9. Juli bis 12. Sept. 1683, berühmt gemacht. Er stellte angesichts des Feindes die vernachlässigten Werke der Stadt binnen fünf Tagen wieder her, bewaffnete die Bürger und feuerte den Mut der schwachen Besatzung und aller Einwohner durch sein Beispiel zum entschlossensten Widerstande an, schlug mehrere Stürme zurück, zerstörte die feindl. Werke durch häufige Ausfälle und verteidigte Wien bis zu dessen Entsatz durch Karl von Lothringen, Johann

Georg III. von Sachsen und Johann Sobiesti, König von Polen. Diese griffen 12. Sept. das 170000 Mann starke türk. Heer an; die Schanzen wurden genommen und gegen Abend das Lager erstürmt. Die Türken flohen, Lager und Geschütz nebst unermeßlichen Vorräten zurücklassend. Die Belagerung selbst hatte ihnen 48000 Mann gekostet, darunter 3 Paschas und 16 Agas. Vom Kaiser Leopold, der 14. Sept. anlangte, erhielt S. einen kostbaren Ring, 100000 Thlr., den Feldmarschallsstab, die Würde eines Staatsministers und in sein Wappen den Stephansturm. Die gerettete Bürgerschaft aber befreite das Starhembergsche Haus auf der Wieden von allen Abgaben. Später befehligte S. in Ungarn die Infanterie unter dem König von Polen. Nachdem S., vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, kehrte er nach Wien zurück, wo er zum Hofkriegsrats-Präsidenten ernannt wurde. Er starb zu Vösendorf 4. Jan. 1701. Vgl. Reilly, «Biographien der Feldherren Österreichs» (Wien 1813); Thürheim, «Feldmarschall Ernst Rüdiger Graf S.» (Weim. 1882).

Starhemberg (Guido, Graf), österr. Feldmarschall, der Vetter des vorigen und bei der Belagerung Wiens dessen Adjutant, war 11. Nov. 1654 geboren als Sohn des Grafen Bartholomäus und der Gräfin Esther Windischgrätz. Er focht bei mehrern Ausfällen an der Spitze der Truppen, vertrieb den Feind von dem Burgravelin und hinderte denselben durch Schanzen und Bollwerke, in den Gassen weiter vorzudringen, als derselbe sich 4. und 5. Sept. der Burg- und Löwelbastei bemächtigt hatte. In dem fortgesetzten Türkenkriege zeichnete er sich bei allen Gelegenheiten aus, besonders 1686 beim Sturm auf Ofen, bei Mohacs vor Belgrad und Widdin, verteidigte Essegg, befehligte den rechten Flügel in der Schlacht bei Salankemen 1691 und zeichnete sich bei Großwardein und bei Zentha 1697 hervorragend aus. Im J. 1692 wurde S. Feldmarschallleutenant, 1696 Feldzeugmeister. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs kämpfte er in Italien unter Eugen, der ihm 1703, als er nach Wien ging, den Oberbefehl übertrug. Er hinderte den franz. Feldherrn Vendôme, in Tirol einzudringen, schlug ihn am Vormio und bewirkte 1704 die Vereinigung des österr. Heers mit dem des Herzogs von Savoyen. In den J. 1706—7 unterdrückte er den Aufstand in Ungarn. Zum Feldmarschall ernannt, übernahm er 1708 den Oberbefehl des in Spanien kämpfenden Heers und führte, ohne Hilfsmittel und große Streitkräfte, auf bloße Verteidigung beschränkt, einen lebhaften kleinen Krieg mit überraschenden Märschen, schlauen Überfällen, wie z. B. dem von Tortosa (1709), und Zerstörung der feindlichen Magazine. Nach den Siegen, die er über Philipps von Anjou Heer bei Almenara 27. Juli 1710 und bei Saragossa 20. Aug. erfochten, eroberte er Madrid und ließ daselbst den Erzherzog Karl zum König ausrufen. Allein Mangel und Verrat nötigten ihn, sich nach Barcelona zurückzuziehen. Bei Villa Viciosa in ungünstiger Stellung überrascht, wurde er 9. Dez. 1710 von Vendôme besiegt. Als Karl nach seines Bruders Joseph Tode in die deutschen Erblande zurückkehrte, um die Kaiserkrone anzunehmen, blieb S. als Vizekönig in Barcelona. Allein ohne Streitmittel und von den Verbündeten verlassen, mußte er infolge des Neutralitätsvertrags vom 14. Mai 1713 Barcelona räumen und sich mit seinen wenigen Truppen auf engl. Schiffen nach Genua zurückziehen. Seitdem lebte er als Hofkriegsrats-Vizepräsident in Wien. In Eugens Abwesenheit während des Türkenkriegs 1716—18 vertrat er dessen Stelle als Hofkriegsrats-Präsident. Er starb zu Wien 7. März 1737. S. war nächst Eugen der größte Feldherr Österreichs. Vgl. Arneth, «Leben des kaiserl. Feldmarschalls Grafen Guido von S.» (Wien 1853).

Starik, s. Danovoj.

Stark (Karl Bernh.), Archäolog und Altertumsforscher, geb. zu Jena 2. Okt. 1824, besuchte das Gymnasium zu Hildburghausen und studierte 1842—46 in Jena, Leipzig und Berlin Philologie und Philosophie. Nachdem er 1847 Italien bereist, habilitierte er sich 1848 in Jena, wo er 1850 außerord. Professor wurde, und folgte 1855 einem Ruf als ord. Professor der Archäologie und Mitdirektor des philol. Seminars nach Heidelberg. Letztere Stelle legte er 1865 nieder, wogegen er die Leitung des 1866 auf seinen Antrag errichteten archäol. Instituts übernahm. Zum Zweck des Studiums der Kunst bereiste er Frankreich, Holland und Belgien, England, Griechenland und Kleinasien. S. starb 12. Okt. 1879 in Heidelberg. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Anacreonticarum quaestionum libri duo» (Lpz. 1846), «Archäol. Studien zu einer Revision von Müllers Handbuch der Archäologie» (Wetzlar 1852), «Gaza und die philistäische Küste» (Jena 1852), «Städteleben, Kunst und Altertum in Frankreich» (Jena 1855), «Niobe und die Niobiden» (Lpz. 1863), «Nach dem griech. Orient» (Heidelb. 1874), «Handbuch der Archäologie der Kunst» (Bd. 1, Lpz. 1878).

Stärke, s. Stärkemehl.

Stärkefabrikation, s. unter Stärkemehl.

Stärkeglanz (frz. lustre d'amidon, engl. starching-clay), eine als Schlichte in der Weberei benutzte Mischung von Stearin, Wachs und Stärke.

Stärkegummi, s. Dextrin.

Stärkemehl, auch Stärke, Kraftmehl oder Amylum (frz. amidon, fécule; engl. starch) genannt, $C_6H_{10}O_5$, findet sich im Pflanzenreiche außerordentlich verbreitet vor, und zwar stets in mikroskopischen Körnchen in Pflanzenzellen eingelagert. Es ist in der lebenden Pflanze eins der ersten Assimilationsprodukte und wird in den verschiedensten Geweben und Organen der Pflanze als Reservestoff aufgespeichert. Es tritt in den Samen der Cerealien (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais), in den Kastanien, in den Kartoffeln, in den Stämmen mancher Palmenarten, in Wurzeln u. s. w. auf. Die Stärkemehlkörner haben sehr verschiedene Größe und Gestalt; sie haben teils schwach elliptische, teils unregelmäßig rundlich gestreckte, teils eckige Form und lassen unter dem Mikroskop schalig aneinander gelagerte Schichten erkennen, von welchen der innerste Kern seitlich zu liegen pflegt. Das S. darf nicht als eine einheitliche chemische Verbindung betrachtet werden; es besteht vielmehr aus zwei verschiedenen, aber gleich zusammengesetzten Körpern, Stärkemehlgranulose und Stärkemehlcellulose, von denen erstere etwa 95 Proz. des Gewichts des S. ausmacht. In kaltem Wasser ist die Stärke unlöslich; mit heißem bildet sie durchscheinende Gallerte, die man Kleister nennt. Mit Jod nimmt die Stärke eine tiefblaue Färbung an. Das S. ist im allerhöchsten Grade hygroskopisch und hält aufgenommenes Wasser hartnäckig gebunden. Zu seiner

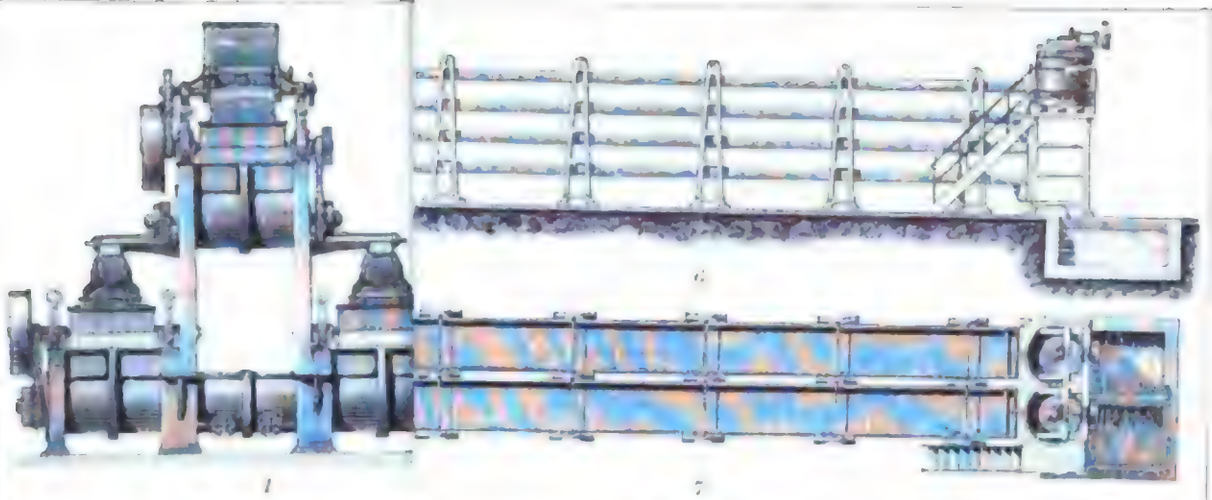
völligen Entwässerung ist eine Temperatur von 130° C. erforderlich. Der Gehalt verschiedener Substanzen an S. ist übrigens sehr verschieden. Weizenmehl enthält 56—67 Proz., Reis 85—86 Proz., Kartoffeln nur 10—23 Proz. Erhitzt man das S. bis zur braungelben Farbe, so ändert es sich in eine Art Gummi, in Dextrin (s. d.), um, welches statt des Arabischen Gummi zu vielen Zwecken verwendet werden kann. Aus feingestoßenem oder zermahlenem S. bereitet man Puder. Durch Behandeln von S. mit Salpetersäure bildet sich eine explosive Verbindung, das Xyloïdin. Durch die Einwirkung verdünnter siedender Schwefelsäure bildet sich aus dem S. Dextrin und dann Stärkezucker (s. d.), der als Malzsurrogat und zum Gallisieren des Weins vielfach Anwendung findet. Mit Malzauszug zusammengebracht, geht das S. bei 60—75° in Dextrin und eine eigentümliche Zuckerart, die Maltose, über. Das S. ist unstreitig eine der nützlichsten Substanzen: es ist das gebräuchlichste Nahrungsmittel, das man in Gestalt von Brot und den sog. Mehlspeisen genießt. Es bildet ferner denjenigen Körper, aus welchem sich durch die Einwirkung gewisser Agentien Zucker und Alkohol erzeugt; es ist also das Rohmaterial für die Erzeugung von Bier, Branntwein u. s. w.

Außer der gewöhnlichen Stärke finden sich in einigen Pflanzen zwei besondere Stärkemehlarten, die sich von jener wesentlich unterscheiden; diese sind 1) das Inulin, das sich in der Alantwurzel (s. unter Alant), den Dahliaknollen und den Knollen von Helianthus tuberosus (den sog. Topinambours) findet und sich von dem gewöhnlichen S. dadurch unterscheidet, daß es von Jod nicht blau gefärbt wird und sich in kochendem Wasser vollständig löst; 2) das Lichenin oder die Flechtenstärke (s. d.).

Die Stärkefabrikation umfaßt die fabrikmäßige Darstellung des in den Wurzelknollen gewisser Pflanzen, beziehentlich in den Früchten oder Cerealien enthaltenen S. Von den Rohmaterialien, welche für die Stärkeindustrie in Frage kommen, sind hauptsächlich zu nennen: Kartoffeln, Weizen (auch als Mehl), Reis und Mais. Die aus Roßkastanien gewonnene Stärke ist nur für technische Zwecke verwendbar, da ihr ein Bitterstoff anhaftet, der durch Behandlung mit kohlensaurem Natron nur unvollkommen beseitigt wird. Außerhalb Europas wird auch aus mehreren Arten exotischer Gewächse Stärke gewonnen. Bei der Gewinnung des S. aus den Rohmaterialien kommt es darauf an, dieses in Wasser so gut wie unlösliche Kohlenhydrat von den dasselbe in der Knolle oder dem Samen umhüllenden organischen Stoffen, wie Cellulose, Proteïnstoffe, Fette, zu befreien und in handelsübliche Form zu bringen. Die Stärkekörnchen sind mikroskopisch klein und in den verschiedenen Rohstoffen mehr oder weniger fest von den genannten Körpern umschlossen, sodaß bei einigen, wie bei der Kartoffel und (nach neuerm Verfahren) beim Weizen, eine mechanische Trennung genügt, während bei Mais und Reis zum Aufschließen des Getreidekorns chemische Mittel zur Anwendung kommen. Von einer rein mechanischen Trennung kann allerdings streng genommen auch im ersten Fall nicht die Rede sein, weil bei der Behandlung der Rohstoffe, insbesondere beim Auswaschen mit Wasser, immer einzelne Bestandteile des Samens oder der Knolle aufgelöst werden. Gleichviel ob chemische Agentien oder Prozesse bei der Stärkegewinnung zur Anwendung kommen oder nicht, ist die Hauptoperation immer die gehörige Zerkleinerung der Rohstoffe.

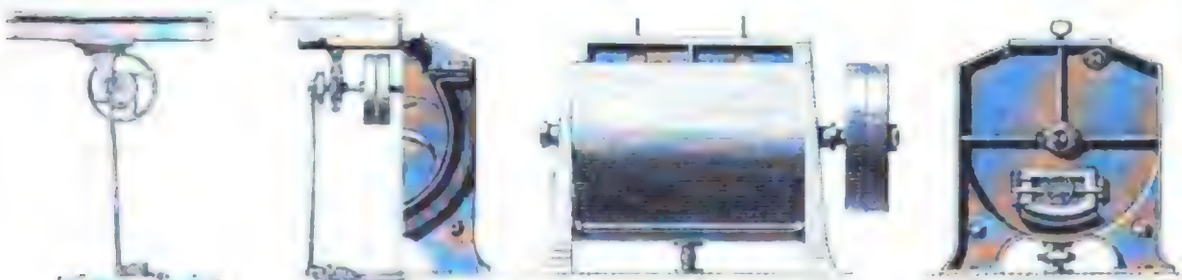
Die verhältnismäßig einfachsten Hilfsmittel und Arbeitsweisen erfordert die Fabrikation der Kartoffelstärke. Das Rohprodukt wird, nachdem es durch Waschen von anhaftender Erde u. s. w. befreit ist, ohne weitere Vorbereitung der Zerkleinerung unterworfen. Man bedient sich hierzu der auf Tafel Stärkefabrikation in Fig. 32 u. 33 abgebildeten Kartoffelreibe, in welcher durch eine rotierende, mit Sägeblättern armierte Trommel ein feiner Brei hergestellt wird. Durch diesen Prozeß werden die Zellenwandungen der Kartoffeln so weit zerrissen, daß das S. leicht mit Hilfe einer entsprechenden Vorrichtung, in der Regel durch Ausspülen oder Auswaschen mittels energisch wirkender Wasserstrahlen, von der Celluloje, hier Pülpe genannt, getrennt werden kann. Ein zu dieser Operation benutztes Bürstensieb (Bürstenextrakteur) zeigen Fig. 22, 23 u. 24. Der von der Reibe kommende Brei wird mit Wasser aufgerührt, in das Sieb gepumpt und in demselben unter stetem Zufluß von Wasser (aus einem Spritzrohr) mittels rotierender Bürsten durchgearbeitet, wobei das Wasser die Stärkekörnchen durch das Sieb schwemmt, während die ausgewaschene Pülpe, von der Stärke getrennt, durch die Maschine ausgeworfen wird. Fig. 4 u. 5, sowie Fig. 15 u. 16 zeigen zwei andere Extraktionsapparate, erstere ein Siemenssches Kataraktsieb, letztere ein sog. Kastensieb. Das vom Bürstenextrakteur kommende, die Stärke mit sich führende Wasser, Stärkemilch genannt, wird noch mehrern Operationen unterworfen, welche zum Zweck haben, die Stärke zu reinigen, ehe dieselbe in die handelsübliche feste Form gebracht wird. Dieses Raffinieren der Stärke besteht in wiederholtem Sieben und Schlämmen, indem man dieselbe in Bottichen oder gemauerten Bassins, den Sedimenteurs, unter Umständen mehreremal sich absetzen läßt und dann mit Wasser wieder aufrührt.

Man wendet in der Stärkefabrikation sowohl Rüttelsiebe als Cylindersiebe an. Eine neuere Konstruktion der letztern Art ist in Fig. 17, 18 u. 19 dargestellt. Auf einem rotierenden, sechseckigen Gestell sind mit Siebstoff bezogene Rahmen befestigt; die so gebildete Siebfläche wird während der Rotation von außen und innen durch regenartige Wasserstrahlen bespült. In Fig. 25 ist eine Vorrichtung abgebildet, mittels deren man aus den Sedimenteurs das Wasser abzieht, nachdem sich die Stärke auf den Boden des Gefäßes abgesetzt hat. Sobald die Stärke diese verschiedenen Reinigungsprozesse durchgemacht hat, kommt sie in eine Schleudermaschine oder Centrifuge (s. d.), entweder um vollends raffiniert und zugleich entwässert zu werden, oder nur zu letzterm Zweck. Die genannte Maschine besteht aus einer rotierenden Trommel mit durchlöchertem Blechmantel, durch welchen bei der schnellen Umdrehung das Wasser herausgeschleudert wird, während sich die Stärke in fester Form an der innern Fläche des Trommelmantels ablagert. Die aus der Centrifuge ausgestochene Stärke kommt zur Trocknung auf Hürden in gutgeheizten Kammern, oder in speziell zu diesem Zweck konstruierte Trockenapparate. Die getrocknete Kartoffelstärke, welche unregelmäßige, leicht krümelnde Brocken bildet, wird entweder in



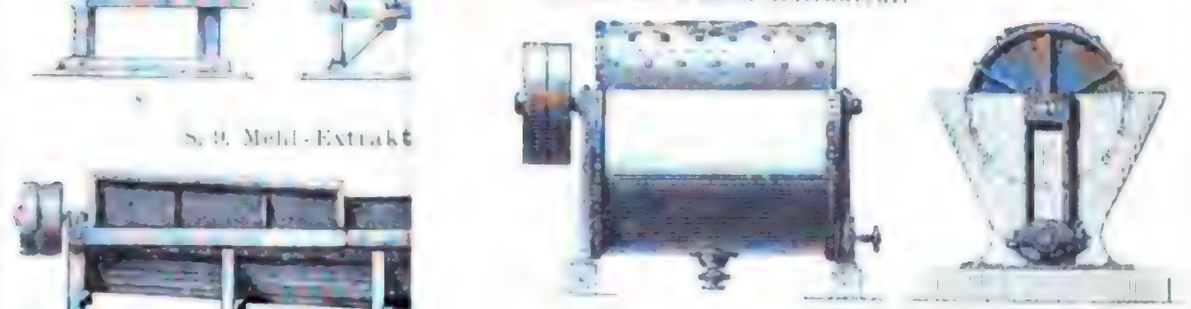
1 6 7

1. 2. Kombinierter W … 6. 7. Absetztrinne.



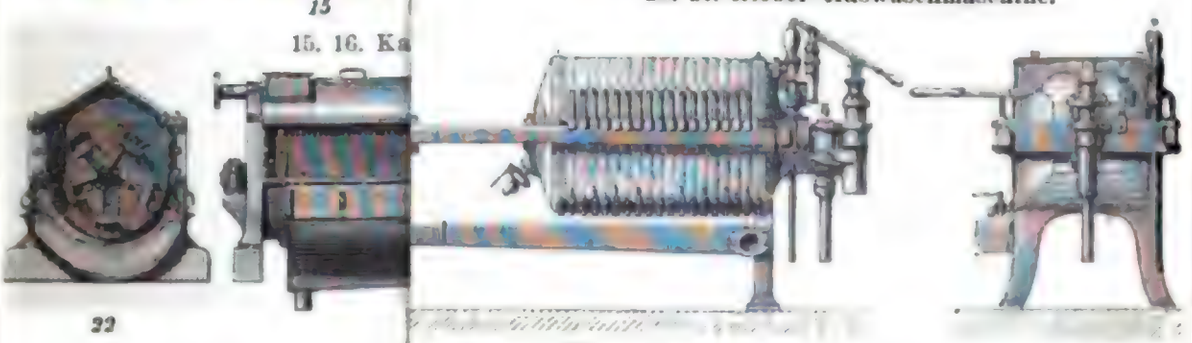
12 14

12. 13. 14. Weizen-Extrakteur.



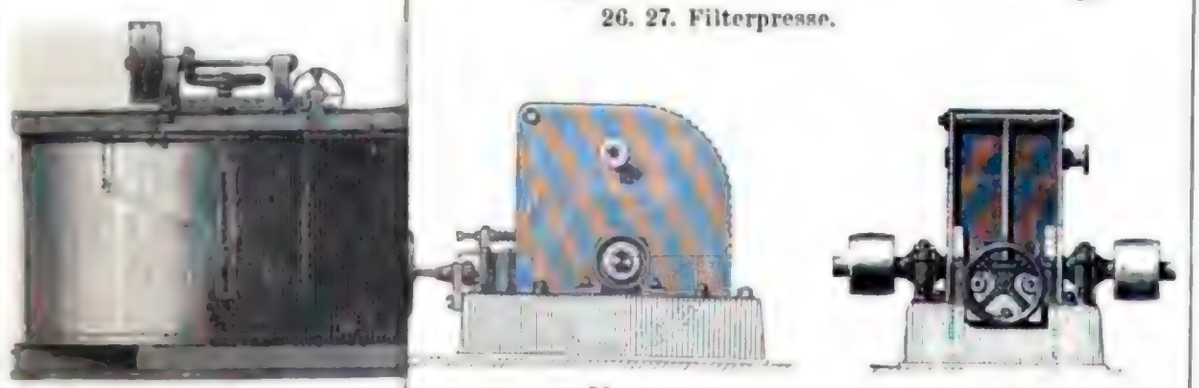
20 21

20. 21. Kleber-Auswaschmaschine.



22 26 27

26. 27. Filterpresse.



28 32 33

32. 33. Kartoffelreibe.

Digitized by Google

Digitized by Google

dieser Form auf den Markt gebracht, oder zu Kartoffelmehl vermahlen. Fig. 3 zeigt eine hierfür gebräuchliche Mühle, die sog. Schlagmühle, die Kombination einer Zerkleinerungs- und einer Sichtvorrichtung.

Bei der Darstellung der Weizenstärke verfolgt man zwei Verfahren. Die ältere, weniger rationelle Fabrikationsmethode ist das sog. Hallesche oder saure Verfahren, bei welchem ein wichtiger Bestandteil des Weizens, der Kleber, verloren geht; bei dem neuern, süßen Verfahren wird dieser Stoff unzersetzt, von dem Stärkemehl getrennt, als wertvolles Nebenprodukt gewonnen. Der Unterschied der beiden Fabrikationsarten liegt in der Vorbereitung des Rohmaterials zum Zweck leichterer Trennung des Stärkemehls vom Kleber. Nach dem süßen Verfahren wird der gehörig gereinigte Weizen zunächst einige Tage in Wasser eingequellt und so das Gefüge desselben gelockert, damit durch das nun folgende Quetschen, welches zwischen glatten eisernen Walzen (Fig. 30 u. 31) geschieht, die Samenhülsen sich leicht derart öffnen lassen, daß die Stärke aus denselben ausgewaschen werden kann.

Der gequetschte Weizen wird unter starkem Wasserzufluß in dem Stärkeextrakteur (Fig. 12, 13, 14) geknetet, wobei die ausgewaschene Stärke durch den Siebmantel des Apparats tritt und unten abgezogen werden kann, während oben frisches Wasser kontinuierlich durch ein Spritzrohr zufließt. Infolge des Knetens wäscht sich nicht nur das S. aus, sondern es ballt sich auch der aufgelockerte Kleber zusammen. Wenn die Stärke extrahiert ist, werden die Hülsen und der Kleber aus dem Apparat entfernt und kommen in die Kleberwaschmaschine (Fig. 20 u. 21). In der durchlöcherten Trommel derselben, in welcher radial stehende Stifte angebracht sind, wird der Kleber dadurch von den Hülsen getrennt, daß, während die Trommel im Wasser rotiert, die Hülsen durch die Löcher fortgespült werden, wogegen die Stifte in der Trommel den Kleber festhalten, der schließlich als zusammenhängender Ballen herausgenommen wird. Die ausgewaschene Stärke bedarf jetzt noch der Reinigung, die durch Sieben und Waschen mit frischem Wasser erreicht wird. Man bedient sich auch hierzu der bereits erwähnten Cylindersiebe. Da die beste Stärke diejenige ist, welche aus den größten Stärkekörnchen besteht, benutzt man zur Trennung der guten Stärkesorten von den geringern und von den noch beigemengten Proteinstoffen, Schlamm, Pflanzenfasern ꝛc., solche Apparate, durch die eine Klassifikation der im Wasser aufgerührten Stärke nach der Schwere erfolgt; es ist dies die Absetzrinne und die Centrifuge.

Die Absetzrinne, welche in Fig. 6 u. 7 der Tafel abgebildet ist, besteht gewöhnlich aus mehrern tafelförmigen Holzrinnen, deren Länge 15 bis 30 m beträgt. Läßt man die Stärkemilch mit geringer Geschwindigkeit über die nur ganz schwach geneigt liegende Tafel oder Rinne strömen, so setzen sich die schweren Stärkekörnchen nach und nach auf der Rinne ab, während die Fasern, Schlamm- und Kleberteile fortschwimmen und am Ende der Rinne in einem Bottich aufgefangen werden. Man erhält auf diese Weise nach einigen Stunden eine starke und feste Schicht Primastärke. Um dieselbe zu trocknen, wird sie in Blöcke von bestimmter Größe geformt. Man bedient sich dazu des in Fig. 10 u. 11 dargestellten Entwässerungsapparats, Patent Uhland. Die zu einem Brei wieder aufgerührte Stärke wird in die Kästen oder Formen des Entwässerungsapparats gegossen; durch den Druck komprimierter Luft, die durch die Deckel der Formkästen eintritt, wird das Wasser aus der Stärke herausgepreßt, indem dasselbe durch das mit Filtertuch belegte Sieb abläuft, welches den Boden jedes Formkastens bildet. Die so hergestellten Stärkewürfel werden kurze Zeit bei hoher Temperatur vorgetrocknet, wodurch sich außen eine gelbliche Kruste ansetzt, die abgeschabt werden muß. Die geschabten Würfel werden entweder ganz getrocknet, indem man sie in Papier einpackt und in Trockenkammern längere Zeit aufspeichert, oder sie werden in Stücke zerbrochen und bei niedriger Temperatur, gewöhnlich an der Luft, getrocknet. Im erstern Fall erhält man die bekannte Strahlenstärke, im letztern die sog. Brockenstärke. Auch bei der Fabrikation der Weizenstärke bedient man sich der Centrifugen, und zwar vorwiegend zum Raffinieren, selten zum Entwässern der Stärke. Die hier verwendete Centrifuge hat eine geschlossene, d. h. nicht durchlöcherte Trommel, welche gewöhnlich in 6—8 Abteilungen geschieden ist. Während der Rotation der Trommel sondert sich die spezifisch schwere Weizenstärke von den ihr beigemischten leichtern Teilen, wie Kleber, Pflanzenfaser u. s. w., und setzt sich als feste Schicht an die Innenwandung der Trommel an. Die leichtere Kleberschicht bedeckt die Stärke und ist so scharf begrenzt, daß sie von derselben abgeschabt werden kann, während das Wasser, vollständig von Stärke und suspendiertem Kleber befreit, abfließt. Bedeutend einfacher als die Darstellung der Stärke aus Weizenkörnern ist die Fabrikation der Stärke aus Weizenmehl, weil es sich bei dieser, wo Hülsen und Keime nicht vorhanden sind, nur um die Scheidung der Stärke vom Kleber handelt. Zu diesem Zweck wird das Mehl mit wenig Wasser zu einem festen Teig geknetet und dieser Teig unter Wasserzufluß im Mehlextrakteur (Fig. 8 u. 9) ausgewaschen, wobei die Stärke, im Wasser suspendiert, fortfließt und der Kleber als teigige Masse in der Maschine zurückbleibt.

Während die Fabrikation der Kartoffel- und Weizenstärke, namentlich erstere, meist in kleinern Unternehmungen als landwirtschaftliches Gewerbe betrieben wird, ist die Gewinnung der Reis- und Maisstärke — weil komplizierter und mehr Hilfsmittel erfordernd — in der Regel der Gegenstand der Großindustrie. Der Reis wird gewöhnlich als Bruchreis, wie er aus den Reisschälereien kommt, auf Stärke verarbeitet. Um die Festigkeit des Reiskorns zu zerstören, wird das Rohprodukt in alkalischen Laugen eingeweicht, bevor es zur Zerkleinerung auf Mahlgänge oder besser Walzenstühle gelangt. In Fig. 1 u. 2 ist ein Porzellanwalzenstuhl, Patent Uhland dargestellt, welcher speziell für die Reisstärkefabrikation konstruiert ist. Dieser Walzenstuhl ist mit Mischwerken kombiniert, in denen das Mahlgut mit den Alkalien innig gemischt wird. Der Reis kommt unter Zufluß von Laugen zuerst in den Vormahlwalzenstuhl, von diesem in das unter demselben befindliche Mischwerk und verteilt sich dann in die unten stehenden beiden Feinmahlwalzenstühle, welche ebenfalls mit Mischwerken versehen sind. Das feine Mahlgut wird hierauf gewöhnlich einem Macerationsprozeß unterworfen, damit sich in dem Alkali der Kleber,

welcher die Stärkekörnchen zuſammenkittet, löſt und in der Flüſſigkeit die Celluloſe neben der Stärke ſuspendiert bleibt. Die Trennung der Stärke von der Celluloſe erfolgt durch Dekantation oder Abziehen. Für dieſe Operation verwendet man Rührwerke mit Bottich, wie ein ſolcher in Fig. 28 u. 29 dargeſtellt iſt; derſelbe iſt zum Zweck des Dekantierens mit einem ſog. Heberohr verſehen. Die reine Stärkemilch wird in große Abſetzbaſſins gepumpt und hier ſo lange der Ruhe überlaſſen, bis alle Stärke ſich am Boden feſt abgeſetzt hat. Nachdem das über der Stärke befindliche Waſſer abgelaſſen iſt, wird erſtere ausgeſtochen und in der Regel zum Zweck nochmaliger Reinigung auf die Raffinier-Centrifuge gebracht, wo ähnlich wie bei der Weizenſtärke Kleber und Faſerſtoffe ꝛc. von reiner Stärke getrennt werden. Die centrifugierte Stärke kann alsdann im Entwäſſerungsapparat in Blockform gebracht werden, wobei das oben für Weizenſtärke angegebene Verfahren benutzt wird.

Bei der hauptſächlich in Amerika und Öſterreich-Ungarn betriebenen Maisſtärkefabrikation ſind gleichfalls chemiſche Agentien zur Aufſchließung der Körner notwendig. Die großen und ſehr feſten Maiskörner müſſen verſchiedene Arbeitsphaſen durchmachen, ehe ſie genügend zerkleinert ſind, wobei auf die Trennung der Hülſen und Keime von Maisſchrot beſondere Rückſicht genommen wird. Die erſte Zerkleinerung des Mais erfolgt zwiſchen geriffelten Walzen oder in einer ſpeziell zu dieſem Zweck konſtruierten Schrotmühle. Das beim erſten Zerkleinern erhaltene Maisſchrot wird einer längern Maceration unterworfen, ehe die definitive Zerkleinerung ſtattfindet. Das eingeweichte Schrot wird naß zwiſchen Mühlſteinen oder in Uhlands Maismühle zu einem ſehr feinen Brei zerrieben, aus welchem dann die Stärke ausgewaſchen wird, worauf man dieſelbe durch wiederholtes Sieben und Niederſchlagen auf der Abſetzrinne raffiniert. Die weitere Behandlung, die Entwäſſerung u. ſ. w. der Maisſtärke ſtimmt mit derjenigen der Reis- und Weizenſtärke überein.

Von großer Wichtigkeit in ökonomiſcher Hinſicht iſt die Verarbeitung, reſp. Verwertung der bei der Stärkefabrikation ſich ergebenden Nebenprodukte und Rückſtände. Der bei der Fabrikation der Weizenſtärke erhaltene Kleber wird, nachdem er in der Kleberwaſchmaſchine (Fig. 20 u. 21) von Hülſen und Keimen befreit und gehörig ausgewaſchen iſt, in Gärung verſetzt und ſpäter in dünnen Schichten auf Bleche aufgeſtrichen und getrocknet; das Produkt dient als ſog. Schuſterpappe zum Kleben von Lederzeug. Die bei der Stärkefabrikation erhaltenen Rückſtände werden ſehr oft ohne weiteres als Viehfutter verwendet. Bei der ausgedehntern Mais- und Reisſtärkefabrikation werden die Rückſtände meiſt in Filterpreſſen (Fig. 26 u. 27) entwäſſert und in Kuchenform getrocknet, um aufbewahrt und transportiert werden zu können. Sehr oft werden dieſe getrockneten Rückſtände gemahlen und als Futtermehl in den Handel gebracht. Außer den feſten Rückſtänden, welche bei der Darſtellung des S. reſtieren, ſind die Abwäſſer mit ihrem wertvollen Gehalt an Salzen und gelöſten Eiweißſtoffen teils als Düng-, teils als Futtermittel zu verwenden, zu welchem Zweck ſie gewöhnlich gefällt und komprimiert werden.

Man benutzt das S. als Nahrungsmittel, namentlich bei der Bereitung mancher feinen Mehlſpeiſen, ſowie den Kleber zur Herſtellung von Nudeln und Maccaroni. Im Getreide und in den Kartoffeln iſt das S. das Rohmaterial für die Spiritusbrennerei. Außerdem dient es zum Steifen der Wäſche, zum Leimen des Papiers, in der Leinen- und Baumwollinduſtrie zur Bereitung von Appreturmaſſe und Schlichte, ferner zum Verdicken der Farben in der Zeugdruckerei, zu Buchbinderkleiſter (Weizenſtärke), zur Darſtellung von Dextrin (ſ. d.), Stärkezucker und Stärkeſirup (ſ. Traubenzucker), ſowie von künſtlichem Sago.

Stärkemeſſer, ſ. Feculometer.

Starkenbach (ſlaw. Jilemnice), Stadt im nordöſtlichen Böhmen an den Vorbergen des Rieſengebirges, Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts, Station der Linie Groß-Woſek-Parſchnitz, zählt 1801 3418 E. meiſt ſlaw. Nationalität, iſt ſeit langer Zeit ein bedeutender Markt für Leinenwaren und beſitzt eine der größten Fabriken für Lein- und Baumwollerzeugniſſe, ſowie eine große Kattundruckerei. Das gräflich Harrachſche Schloß, an der Stelle eines ehemaligen Ciſtercienſer-Nonnenkloſters, das 1424 von Ziſka geplündert und zerſtört wurde, beherbergte in ſeinen Kellerräumen die erſte Battiſtweberei, die Graf Johann von Harrach nach niederländiſchem Muſter in Böhmen errichtet hatte. Das Gut war ſeit dem 14. Jahrhundert im Beſitz des edeln Geſchlechts der Waldſtein, gelangte nach dem Tode Albrecht von Wallenſteins an deſſen Vetter Maximilian Karl, der mit einer Gräfin Eliſabeth von Harrach-Rohrau vermählt war, und iſt jetzt ein gräflich Harrachſches Familien-Fideikommiß.

Starkenburg, Provinz des Großherzogtums Heſſen, liegt rechts vom Rhein und links vom Main, grenzt im S. an Baden und berührt bei Hirſchhorn und Neckarſteinach den Neckar, im O. den bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, im N. die preuß. Provinz Heſſen-Naſſau und im W. die heſſiſche Provinz Rheinheſſen. Den SO. des Landes erfüllt der weſtl. Hauptteil des Odenwaldes, der W. und N. gehört der Oberrheiniſchen Tiefebene an. Die Provinz zählt auf 3019 qkm (1880) 394 574 E., darunter 115313 Katholiken und 9700 Juden, und zerfällt in die ſieben Kreiſe Bensheim, Darmſtadt, Dieburg, Erbach, Groß-Gerau, Heppenheim und Offenbach; Hauptſtadt iſt Darmſtadt. S. hat ſeinen Namen von der Ruine der 1064 erbauten gleichnamigen Burg oberhalb Heppenheim.

Stärkende Mittel oder Toniſche Mittel (Roborantia, Tonica) nennt man in der Heilkunde diejenigen Heilmittel, deren Gebrauch einen Kranken zu größern und ausdauernden Anſtrengungen, ſowie zu größerm Widerſtande gegen die Krankheit befähigt. In dieſem Sinne ſind eine gute, den verloren gehenden Körperſtoff erſetzende Nahrung, Genuß reiner Luft, naturgemäßes Leben überhaupt die wahren Stärkungsmittel. Neben dieſen diätetiſchen Mitteln werden aber in Krankheiten noch eine Reihe pharmaceutiſcher Stärkungsmittel verordnet, welche entweder dem Blute und den Geweben gewiſſe, zu ihrer normalen Funktionierung unerläßliche Subſtanzen zuführen (Eiſen, gewiſſe Salze und Mineralſäuren), oder die Magen- und Darmverdauung heben (China, Enzian, Quaſſia und andere Bittermittel), oder als eigentliche Reizmittel das Nervenſyſtem für eine kurze Zeit vorübergehend zu erhöhter Thätigkeit anſpornen ſollen (Wein, Alkohol, Äther, Kampfer, Cocaïn u. a.). Außerdem

finden auch einige dynamisch wirkende Mittel, namentlich Kälte, Massage (s. d.) und Elektricität (s. Elektrotherapie) gegen Schwächezustände und Erkrankungen des Muskel- und Nervensystems vielfache Anwendung.

Stärkesirup und **Stärkezucker** (Dextrose), s. unter Traubenzucker.

Stärkkalander oder Stärkmaschine, s. unter Appretur.

Stärkmaschine, soviel wie Stärkkalander (s. unter Appretur), oder soviel wie Schlichtmaschine (s. unter Weberei).

Starkrankheiten, s. Star (Krankheit).

Starnberg (auch Stahrenberg oder Starenberg), Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, am Nordgestade des Starnbergersees, Station der Linie München-Peissenberg der Bayrischen Staatsbahnen, mit 1774 E., deren Zahl sich im Sommer durch die Eigentümer und Gäste der schmucken Villen und Pensionen verdreifacht, hat eine kath. und eine prot. Kirche, eine Fortbildungsschule und eine Badeanstalt im See. S. kommt als Burg schon im 13. Jahrh. vor und war im 17. Jahrh. Zeuge glänzender Feste der Bayernfürsten. Im alten Schlosse ist der Sitz des Amtsgerichts, Forst- und Rentamtes, auf dem gegenüberliegenden Hügel die Grabeshalle des Prinzen Karl von Bayern.

Der Starnbergersee, auch Würmsee genannt, liegt 579 m über dem Meere, ist 20 km lang, 5 km breit, bis zu 250 m tief, umfaßt eine Fläche von 55 qkm, und wird von drei Dampfbooten, worunter zwei elegante Salondampfer, befahren. In fast ununterbrochener Kette reihen sich die anmutigen Landhäuser von S. an jene von Pöcking (dort auch ein Besitztum des Ministerpräsidenten von Lutz), Possenhofen (s. d.), Feldafing (Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Elisabeth von Österreich, mit dem schönsten Ausblick über den See in die ganze bayr. Alpenkette von der Zugseite bis zum Watzmann und Untersberg), Garatshausen, wo die Schwestern der Kaiserin, die Erbprinzessin Helene von Thurn und Taxis und die Königin Marie von Neapel, ihre Sommerfrische halten, und Tutzing (s. d.). Der sog. Karpfenwinkel bildet hier eine starke Ausbuchtung, welche Tutzing von Bernried, dem Gutssitze des Freiherrn von Wendland, trennt, wo der städtische Charakter der bisher genannten Orte dem ländlichen weicht. Ein ausgedehnter Park mit herrlichen alten Eichen und Buchen führt nach dem vormals von der Pfordtenschen Gute Seeseiten. Die Südspitze des Sees ist von dem Dorfe Seeshaupt am Einflusse der Würm umbaut, von wo das waldige Ostufer nach der Wallfahrt Sankt Heinrich, dem Fischerdorfe Ambach, dem gräfl. Pocciischen Landgute Amerland, dem gräfl. Rambaldischen Almannshausen und dem kleinen Leoni führt, über welchem die Rottmannshöhe, ein Lieblingsplatz des Landschaftmalers Rottmann, jetzt ein gutes Gasthaus, thront, dessen weite und reizende Umschau mit jener des gegenüberliegenden Feldafing wetteifert. Nahe an Leoni liegt das kleine Dorf Berg und das stille Schlößchen Berg mit schönem Park, das König Ludwig II. in den ersten Sommerwochen oft bewohnte und in dessen Nähe er 13. Juni 1886 den Tod im See suchte und fand; unfern der Nordspitze und des Ausflusses der Würm liegt Leutstetten, die Musterwirtschaft des Prinzen Ludwig von Bayern mit prächtigem Viehstand, Molkerei, Brennerei rc. Der See bildet die Grenzscheide zwischen dem Erzbistum München-Freising und dem Bistum Augsburg und ist im Sommer von Fahrzeugen aller Arten ungemein belebt, im Winter häufig vollständig mit Eis bedeckt, auf dem die Schlittschuhläufer aus München und Augsburg sich zum fröhlichen Wettlaufe einigen. Unter den vielen Fischen mannigfaltiger Gattung sind die Renken am zahlreichsten vertreten. Bei Tutzing liegt die einzige Insel des Sees, die Roseninsel mit kleinem Schlosse, prächtigen Rosengärten und vielfachen Pfahlbauspuren. Vgl. Westenrieder, «Beschreibung des Würm- oder Stahrenbergersees» (Münch. 1783), «Beschreibung des Starenberger Sees, seiner Ufer und Umgebungen» (Münch. 1837); Horst, «Der Starnberger See» (Münch. 1877); Schab, «Die Pfahlbauten im Würmsee» (Münch. 1876).

Starobjelsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Charkow, am Aidar, mit (1883) 7913 E., treibt ansehnlichen Handel mit Weizen, Roggen und Talg. Auf den drei Jahrmärkten werden durchschnittlich für 150000 Rubel Rinder verkauft.

Starodub, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tschernigow, 190 km nordöstlich von Tschernigow, mit (1880) 23889 E., darunter 4000 Juden, hat ausgedehnten Gartenbau und bedeutenden Handel mit Flachs und Getreide.

Starokonstantinow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Volhynien am Slutsch, mit (1884) 17978 E., darunter 9100 Juden, treibt bedeutenden Handel. Nach Odessa und über die österreichische Grenze gehen große Quantitäten Getreide; nach Polen und Preußen Rinder- und Schweineherden; außerdem setzt S. jährlich 5—600000 Pud Salz um.

Starosta (slaw.), der Älteste, Senior, das Haupt der Familie; in Böhmen der Bürgermeister, Vorstand von Vereinen; in Polen s. Starosten.

Starosten (d. i. Älteste, lat. Capitanei) hießen in Polen Edelleute, welche zu den Landeswürdenträgern gehörten und vom Könige eins der königl. Güter, die in den frühern Zeiten den Königen zu ihrem Unterhalt (zur mensa regia) angewiesen worden waren, durch Schenkung, Verkauf oder Verpfändung, zum Teil auch für Verdienste um den Staat auf Lebenszeit in Lehn erhalten hatten. Diese Güter waren die Starosteien, die der König auch beim Absterben des zeitigen Inhabers nicht einziehen durfte, sondern einem andern verleihen mußte. Viele S. hatten die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise und konnten über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden (Starosteigerichte); andere genossen bloß die Einkünfte der ihnen verliehenen Güter.

Staro-Tscherkask, s. u. Nowo-Tscherkask.

Starowerzen, soviel wie Raskolniken.

Starrkrampf oder Tetänus (lat.) ist ein tonischer, d. h. andauernder Krampf der Muskeln, bedingt durch krankhaft gesteigerte Reflexerregbarkeit des Rückenmarks und nicht mit der Starrsucht (s. d.) zu verwechseln. Er erhält nach den von ihm ergriffenen Muskelpartien verschiedene Namen: er heißt Trismus (Kinnbackenkrampf, Mundklemme), wenn der Unterkiefer fest an den Oberkiefer angezogen wird; Pleurothotonus, wenn die Muskeln einer Seite des Körpers, davon befallen, denselben nach dieser Seite krümmen; Opisthotonus, wenn die Rückenmuskeln Kopf und Rumpf nach hinten, Emprosthotonus, wenn die Bauch- und Halsmuskeln ihn nach vorn zusammenziehen, und endlich Tetanus

universalis, wenn alle Muskeln davon ergriffen sind. Letzterer verbreitet sich gewöhnlich von oben nach unten, zuerst über die Hals- und Gesichtsmuskeln, dann über die des Rumpfes und der Extremitäten und endlich das Zwerchfell und das Herz. Die kontrahierten Muskeln sind dabei gespannt, brettartig hart und der Sitz äußerst heftiger Schmerzen, welche denjenigen beim Wadenkrampf zu vergleichen sind. Das Bewußtsein bleibt dabei meist ungetrübt, alle andern Funktionen (Hunger, Durst) gehen ungestört von statten. Der S. kann anhaltend sein, aber auch wieder nachlassen und in erneuten Anfällen zurückkehren. Letztere hängen besonders von äußern Reizungen der Empfindungsnerven ab, sodaß manchmal schon das bloße Anrühren oder Anfächeln, das Anreden des Kranken, ein kalter Tropfen, der Versuch zu schlucken u. dgl. den Anfall hervorruft.

Die Dauer der Krankheit, ehe sie in Genesung oder Tod übergeht, kann sich von nur wenigen Minuten bis auf mehr als einen Monat belaufen, weshalb man auch eine akute und eine chronische Form unterscheidet. Bei den Leichenöffnungen hat man Blutüberfüllung, entzündliche Vorgänge und Bindegewebswucherungen im Rückenmark gefunden. Am meisten findet sich das Übel bei neugeborenen Kindern vom ersten bis zum siebenten Tage nach dem Abfallen der Nabelschnur (trismus neonatorum) und bei kräftig konstituierten Männern im reifern Alter, in heißen Gegenden, nach Verwundungen (Riß- und Quetschwunden), besonders wo Flechsen und Nerven verletzt sind (Wundstarrkrampf), nach heftiger Erkältung, besonders Nachtlagern im Freien (rheumatischer S.), bei Vergiftung mit Strychnin (Brechnuß, Upasgift), Brucin und andern sog. Rückenmarksgiften (toxischer S.), in bösartigen Wechsel- und Nervenfiebern u. s. w. In den meisten Fällen von S. erfolgt der Tod. Hinwegräumung der Ursachen ist das erste Erfordernis der Behandlung, und bei einer der häufigsten, bei Verwundungen, kann durch zweckmäßiges Verbinden, entsprechende chirurgische Operationen und sonstige Pflege viel zur Verhütung von S. gethan werden. Für die Linderung und Verhütung der Anfälle sind narkotische und anästhetische Mittel (besonders Opiate, Morphium, Chloral, Chloroform) fast unentbehrlich, auch warme Bäder oft von Vorteil. Daneben sucht man jeden Sinnesreiz (Licht, Schall), jede Bewegung, jede Gemütserregung, fast jede Berührung von dem Kranken entfernt zu halten. Neuerdings hat man wiederholt mit Erfolg Einspritzungen von Curare (s. d.) unter die Haut und die Anwendung des galvanischen Stroms versucht.

Starrkrampf (Hirschkrankheit) bei Haustieren, ein allgemein über den Körper verbreiteter Krampf der meisten willkürlichen Muskeln (Tetanus), oder ein solcher, der mehr auf die des Kopfes und Halses sich erstreckt (Trismus, Kinnbackenkrampf, Maulsperre), kommt am häufigsten bei Pferd und Schaf vor. Verwundung (Vernagelung, Abbinden von Neubildungen, rohes Castrieren, Mißhandlung aller Art, fehlerhafte Wundbehandlung) erzeugt den Wundstarrkrampf, Erkältung den rheumatischen Starrkrampf. In neuester Zeit will man eine Bacterie als am Erzeugen des S. beteiligt beobachtet haben. Die Kennzeichen sind: leichte Erregbarkeit und Schreckhaftigkeit des kranken Tieres, schwere Beweglichkeit, steife Stellung, unbeweglicher Rücken, steif gehobener Schweif, Nichtvermögen sich hinzulegen, wenn allgemeiner S. vorhanden, da die Muskeln des ganzen Körpers stark angespannt, stark hervortretend, steinhart erscheinen; sonst trifft die Veränderung nur die Muskeln des Kopfes und Halses, wodurch mehr oder weniger geschlossenes Maul und Unbeweglichkeit der Kiefer, Geifern, Freß- und Schluckbehinderung, Verdrehen der Augäpfel, Vortreten der Blinzknorpel, Steifstehen der Ohren, Erweiterung der Nasenlöcher, geradeaus gestreckter oder nach dem Rücken gebogener Hals u. s. w. hervorgerufen werden. 80—90 Proz. der erkrankten Tiere sind verloren. Die Behandlung erfordert: die Patienten sind im verdunkelten Stall zu halten, vor Erkältung und jeder Aufregung zu behüten, Einreibung längs der Wirbelsäule von 1 Teil Äther und 3 Teilen Chloroform, täglich einmal, sind zu machen. Bei großen Haustieren haben Klystiere von 1 l Leinsamenschleim mit 20 Gramm Chloralhydrat, ferner Einspritzung von 0,3 Gramm gelöstem essigsauren Morphium, täglich zweimal, sich nützlich erwiesen. Nehmen die Patienten noch Schlappfutter und Getränk auf, ist es zu raten, diesem Salicylsäure (für Pferde 15 Gramm pro Tag) zuzusetzen. Ist die Aufnahme von Nahrung nicht mehr dem Kranken möglich, dann sind Klystiere von Milch mit eingequirlten Eiern, Warmbier mit Ei (lauwarm zu applizieren) zweckmäßig.

Starrsucht oder Katalepsie (nicht zu verwechseln mit Starrkrampf, s. d.) ist ein seltener, krampfartiger Krankheitszustand, bei welchem die Glieder die Stellung beibehalten, in welcher sie sich befanden, als der Anfall eintrat. Wenn man während des Anfalls die Glieder in eine andere Stellung bringt, was leicht geschehen kann, so beharren sie alsdann wieder in dieser selbst der Schwere entgegen, sodaß also der Körper eine wachsartige Starre annimmt. Die Kranken haben dabei das Bewußtsein entweder verloren oder es behalten, sind aber im letztern Falle unfähig, sich willkürlich zu bewegen. Alle übrigen Funktionen, Herzschlag, Atmen u. s. w., gehen ungestört weiter, oder sind dabei so schwach, daß man sie kaum wahrnimmt. Die Harn- und Stuhlentleerung sind gewöhnlich angehalten, das Schlingen geht ungestört von statten, wenn der Bissen oder die Flüssigkeit tief in den Schlund gelangt. Die Anfälle treten plötzlich ein, nachdem Kopfschmerz, Schwindel, unruhiger Schlaf, große Reizbarkeit u. dgl. vorangegangen, und dauern meist nur Minuten, selten Stunden oder gar Tage. Selten folgen sich mehrere Anfälle rasch aufeinander. Bei kurzer Dauer der Anfälle unter Schwinden des Bewußtseins wissen die Kranken selbst oft gar nichts davon, und sie fahren, nachdem der Zustand vorüber, ruhig in der Beschäftigung fort, bei welcher sie überrascht wurden. In andern Fällen haben die Kranken nach den Anfällen noch Schwindel, Kopfschmerz u. dgl. Sehr selten tritt die S. als selbständiges Leiden bei sonst Gesunden auf. Es geschieht dies namentlich bei Kindern und jungen Leuten, vorzüglich nach Gemütsbewegungen (Schreck u. s. w.); bei Geisteskranken (Melancholischen), auch bei Hysterie und chronischen Gehirnkrankheiten ist sie häufiger. Allermeist endet die S. mit Genesung. Die Krankheit wird bisweilen simuliert, doch ist ein derartiger Betrug mit Hilfe der Elektricität sehr leicht zu entlarven. Die Behandlung muß meist ganz zuwartend sein. Man bringe den Starrsüchtigen zu Bett, schütze ihn vor Verletzungen und

Zubringlichkeiten, löse ihm die Kleider u. s. w., auch sind Klystiere, kräftige Hautreize und Riesmittel, kalte Anspritzungen, Morphiuminjektionen und der galvanische Strom von Nutzen.

Starter (engl.), bei Wettrennen der Mann, welcher durch Senken einer Flagge das Zeichen zum Ablaufen (start) gibt.

Stary (slaw.), soviel wie Alt, häufig in Zusammensetzung mit Ortsnamen.

Stary Bychow, s. Bychow.

Staryi Oskol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk am Oskol mit (1882) 7191 E., besitzt einige Fabrikthätigkeit und ist ein Hauptpunkt im Gouvernement für den Handel mit Getreide, Vieh, Talg, Honig, Wachs, Salz und Flachs.

Staschow, Stacszow, Stadt im Gouvernement Radom in Russisch-Polen, Kreis Opatow, an der Czarna, einem Nebenfluß der Weichsel, mit (1882) 6242 E., Tuch- und Kupferwarenfabriken.

Stasinos aus Cypern, s. u. Cyklische Dichter.

Stasis (grch.), Blutstockung, Blutstillstand, führt meist zur Blutgerinnung, s. Thrombose.

Staffart (Goswin Jos. Augustin, Baron von), belg. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 2. Sept. 1780 zu Mecheln, studierte die Rechte in Paris, wurde daselbst 1804 Auditeur im Staatsrat, erhielt 1805 eine Intendantur in Tirol, kam 1807 in derselben Eigenschaft zur großen franz. Armee in Ostpreußen und 1808 nach Berlin. Nach dem Aufhören der Besetzung dieses Landes durch die Franzosen kehrte er nach Frankreich zurück, wo er Unterpräfekt in Orange, 1810 Präfekt des Depart. Vaucluse und 1811 des der Maasmündungen wurde. Ende 1813 ging S. nach Paris zurück, war während der Belagerung von Paris 1814 Ordonnanzoffizier bei König Joseph und schloß sich nach Napoleons Abdankung als geborener österr. Unterthan wieder dem Hause Österreich an. Vom Kaiser Franz zum Kammerherrn ernannt, begab er sich während des Kongresses nach Wien, kehrte aber Febr. 1815 wieder nach Belgien zurück. Auf die Nachricht von Napoleons Rückkehr von Elba begab er sich sogleich nach Paris und trug dem Kaiser von neuem seine Dienste an, welcher ihn zum Requêtenmeister ernannte. Nach dem zweiten Sturze Napoleons lebte er auf seinem Landgute bei Namur. Der Bezirk Namur ernannte ihn seit 1821 fortwährend zu seinem Abgeordneten in die Zweite Kammer der Niederlande, wo er in der Opposition seinen Sitz nahm. Nach dem Ausbruch der Revolution in Brüssel im Sept. 1830 war er unter den Abgeordneten der südl. Provinzen, welche der Einberufung der Kammern nach dem Haag Folge leisteten. Als aber die Revolution mehr Konsistenz gewonnen, begab er sich nach Belgien zurück, wo er in den Kongreß gewählt und von der provisorischen Regierung zum Gouverneur von Namur ernannt wurde. Bei Gründung des Senats wurde er zum Mitgliede desselben ernannt und führte in demselben sieben Sessionen hindurch das Amt eines Präsidenten, während er von der Regierung im Sept. 1834 zum Gouverneur von Brabant ernannt wurde. Im J. 1839 wurde er als Führer der liberalen Partei dieser Stelle enthoben. Als 1850 die liberale Partei wieder ans Ruder kam, wurde er mit einer Sendung an den turiner Hof beauftragt, die jedoch nur kurze Zeit dauerte. Im J. 1841 legte er seine Würde als Großmeister der belg. Freimaurerei und 1847 seine Senatorstelle nieder und lebte von da an im Privatstande. Er starb zu Brüssel 11. Okt. 1854. Als Schriftsteller hat sich S. vielfach in den Memoiren der Belgischen Akademie rühmlich hervorgethan; vor allem aber ist er durch seine «Fables» bekannt, die zu dem Besten dieser Gattung in der franz. Litteratur gehören. Seine sämmtlichen Schriften (Denkschriften, Reden, Kritiken, Maximen, Fabeln u. s. w.) hat er 1854 selbst gesammelt herausgegeben; seiner Lebensbeschreibung, von Eug. von Bemmel, wurde 1856 der von S. selbst durch Vermächtnis gestiftete Preis für belg. Biographie zuerkannt.

Staßfurt, Stadt im Kreise Kalbe des Regierungsbezirks Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, zu beiden Seiten der aus dem Harzgebirge kommenden Bode, deren Spiegel hier 60 m über dem Meere liegt, an der Grenze von Anhalt, in einer Verflachung der aus Muschelkalk und buntem Sandstein bestehenden, vom Nordrande des Harzes auslaufenden Hügelreihen, welche zwischen Magdeburg und dem Harzrande eine Mulde mit einem sehr bedeutenden Reichtum an Braunkohlen bilden, Station der Linien S.-Schönebeck, S.-Löderburg und Güsten-Blumenberg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 16 457 E., welche vorzugsweise von der Salzindustrie leben und außerdem chem. Fabriken und Zuckerfabriken unterhalten. Berühmt ist S. wegen seiner Salzwerke. Schon 1195 wird ein Solgut bei S. erwähnt, und schon 1452 wurde ein neuer Solbrunnen erbaut. Die Solgüter waren in Händen von sog. Pfännern, welche 1796 das ganze Salzwerk an den König von Preußen verkauften. Seit dieser Zeit wurde eine 7prozentige Sole zur Darstellung von Kochsalz verarbeitet, bis man 1839 auf Anraten von Reinwarth und Andringen von Karsten auf dem rechten Bode-Ufer Bohrversuche nach Steinsalz unternahm, bei welchen in 260 m Tiefe die Steinsalzbildung angetroffen wurde, die bis weiter 50 m Tiefe unverhofft bunte, bittere Salze, aus Magnesia und Kalisalzen bestehend (Mutterlaugensalze, sog. Abraumsalze), in nächsten 280 m Tiefe aber reines, mit Anhydritschnüren in regelmäßigen Abständen durchsetztes Steinsalz darbot. Im J. 1851 begann die Aufschließung dieser Lagerstätte bis 340 m Tiefe durch Abteufen zweier Schächte, und von 1857 ab datiert die bergmännische Gewinnung der verschiedenen Salze. Letztere sind in ihrer Ablagerung scharf und streng nach ihren Löslichkeitsverhältnissen im Wasser und so gesetzmäßig auf- und übereinander geschichtet, daß immer das leichter lösliche das schwerer lösliche bedeckt und sie einen Beweis dafür liefern, daß die ganze Ablagerung den Absatz aus einem Meeresboden darstellt, in welchem alle diese Salze ursprünglich gelöst waren, später aber nach einer gewissen der leichtern oder schwerern Löslichkeit entsprechenden Folge eingetrocknet sind. Die obersten Schichten von 260 bis 310 m bilden die letzten Rückstände der Mutterlauge, die untersten von 310 bis 340 m das schönste, oft wasserhelle krystallinische Steinsalz vom feinsten Gefüge. Stellenweise befindet sich oberhalb der beschriebenen Ablagerung noch ein zweites jüngeres Steinsalzlager, welches der Anhydritschnüre entbehrt und Steinsalz von vorzüglicher Reinheit (98—99 Proz. Chlornatrium) führt. Dieses reinere Steinsalzlager tritt indessen nur innerhalb des Feldes des königl. preuß. Werks, sowie der Felder der Salzbergwerke Neu-Staßfurt und Ludwig II. auf.

Das Steinsalz wird durch Sprengarbeit gewonnen, im Bergwerke gesondert, über Tage gemahlen und wird teils als Fördersalz in Stücken, teils gemahlen als Fabriksalz, Krystallsalz und Tafelsalz benutzt. Es kommt, nachdem es mit Wermutkrautpulver und Eisenoxyd, auch Holzkohlenpulver gemischt worden, als Viehsalz in den Handel. Die größten Quantitäten gehen für Fabrikzwecke zum Export, zur Soda- und Seifenfabrikation und zur Gerberei. Die Denaturationsmittel für das dargestellte Gewerbesalz bestehen aus Thran und Kienruß, oder auch Eisenoxyd; sie richten sich nach der Verwertung des Salzes. Allein nicht dem Steinsalze, sondern den Kali- (Mutterlaugen-) Salzen, die man früher als Abraumsalze (s. d.) bezeichnete, verdankt S. seinen Weltruf. In den Carnalliten, Tachhydriten und Kainiten ist ein geringer Teil des Chlormagnesiums durch Brommagnesium ersetzt, woraus durch besondere Verarbeitung Brom und Bromsalze gewonnen werden. Die wertvollsten Rohsalze sind: das Carnallitsalz, ein Doppelsalz (Chlorkalium-Chlormagnesium), welches die Gewinnung des Chlorkaliums (s. Kalium) in den großartigsten Verhältnissen und Mengen hervorgerufen hat, und der Kainit, welcher sowohl in rohem Zustande gemahlen als auch durch Fabrikationsbetrieb angereichert hauptsächlich für Düngezwecke Verwendung findet. Seit 1857 wurden auch auf anhaltischem Gebiet, etwa 1,8 km von den preuß. Schächten entfernt, Bohrversuche angestellt, welche in 145 m Tiefe die Kalisalze, in 160—340 m Tiefe mit geringen Modifikationen reines Steinsalz trafen und zur Etablierung von Leopoldshall führten, von welchem 1862 die Förderung begann, und welches eine reiche Erwerbsquelle der anhalt. Landesteile, durch einen überraschenden Aufschwung der Kali-Industrie für Fabrikation von Chlorkalium, Glaubersalz, schwefelsaurem Kalium, sowie von Kalidüngemitteln, von Chlormagnesium und andern Magnesiumpräparaten geworden ist. Das Werk kam um so mehr in Aufschwung, als sich seit 1865 hier in obern Teufen der Ablagerung, nach dem Ausgehenden hin, unmittelbar über den Carnalliten der Kainit (s. d.) in ansehnlicher Abbauwürdigkeit vorfand.

Die Verwertung der Kalisalze fällt sowohl den einzelnen Salzbergwerken als auch gesondert bestehenden chem. Fabriken zu, welche die Hauptprodukte, die sich in den verschiedenen Werken im wesentlichen nicht voneinander unterscheiden, sowohl auf Chlorkalium (Carnallit) als auch auf schwefelsaures Kali und schwefelsaure Kalimagnesia (Kainit) verarbeiten. Als Nebenartikel werden fabriziert: Glaubersalz, in großen Krystallen für Glashütten; Bittersalz und Kieseritsteine, zum Appretieren von Baumwollstoffen; Chlormagnesium, Brom und Bromverbindungen, Natriumsulfat, Soda (nach dem Ammonialverfahren) und Pottasche, letztere aus Chlorkalium nach dem Leblancschen Verfahren. Die meiste Pottasche wird aber nicht in S., sondern in auswärtigen ältern Sodafabriken dargestellt. In S. ist nur eine Fabrik, welche Pottasche aus Kaliumsulfat herstellt. Der Kieserit wird als Düngemittel, Fällungsmaterial u. s. w. von Blanc fixe (gefälltes schwefelsaures Baryum) und zur Darstellung des Alauns verwendet; er wird in vielen Fällen die Schwefelsäure ersetzen. Die Fabriken, von denen ein Teil 1872 sich unter der Firma «Vereinigte Aktiengesellschaft Leopoldshall» konsolidiert hat, beschäftigen bei vollem Betriebe durchschnittlich 2000 Arbeiter; 120 Dampfkessel liefern den nötigen Dampf. Das bei vollem Betriebe jährlich verarbeitete Rohmaterial beträgt ungefähr 500 Mill. Kilogramm. Das fiskalische Werk S. hat (1885) eine Belegschaft von 1257 Mann, arbeitet mit 28 Dampfkesseln und 27 Dampfmaschinen. Die Produktion betrug (1885) 204050160 kg Kalisalz und 68271436 kg Steinsalz. Leopoldshall hat eine Belegschaft von 680 Mann und 23 Dampfkessel im Betriebe. Neben seiner Schachtförderung hatte es früher eine Kochsalzsiederei, zu welcher jährlich etwa 1½ Mill. Kilogramm Steinsalz kommen. Es produzierte 1885 6166741 kg Steinsalz und 200212417 kg Kalisalze. Von den Kalisalzen waren beim königl. preußischen Werke 77766883 kg, beim leopoldshaller 46889985 kg Kainit, der Rest im wesentlichen Carnallit.

Bei dem großen Interesse, welches die Aufschlüsse in S. hervorriefen, konnte eine weitere Betrachtung der geolog. Verhältnisse des hier vorliegenden beckenartigen Terrains nicht ausbleiben. Diese führten zu der Annahme, daß die Flächenausdehnung der aus den Mutterlaugen herrührenden Kalisalzlager zwar geringer als die des in einer Längenrichtung von Südost nach Nordwest sich weit erstreckenden Steinsalzes, aber immer durch eine nach Nordwest bei Kroppenstedt und Westeregeln, nach Südost bei Schackenthal, nach Nordost von Egeln über Tarthun und Aschersleben nach S., und nach Südwest durch eine von Aschersleben über Friedrichsaue nach Heteborn gezogene Linie annähernd begrenzt ist. Die 1869 von Reinwarth angeregten und 1870 begonnenen Bohrversuche auf der südwestl. Seite des langgestreckten Gipsberges bei Westeregeln konstatierten 1871 in 149,7 m Tiefe das Vorkommen einer zwar senkrechten Aufrichtung, aber trotzdem sehr reichhaltigen und mächtigen Ablagerung von Kalisalzen. Sie ist durch das Salzwerk Douglashall, welches sich jetzt im Besitze der Alkaliwerke Westeregeln, Aktiengesellschaft, befindet, bergmännisch aufgeschlossen und produzierte (1885) 111514500 kg Kalisalze. Weitere Funde ergaben die Ausdehnung der Kalisalzlagerstätten auf dem linken Ufer der Bode, wohin 1,8 km nordwestlich von den frühern Schächten neue fiskalische Schachtanlagen (Schacht Achenbach) verlegt sind; ferner bei Löderburg und Rothenförde (Gewerkschaft Neu-S. mit Zeche Agathe), und beim Lerchenbrunnen (Riebeckscher Schacht), jetzt im Besitz der Gewerkschaft Ludwig II. Ferner haben die östlich von Aschersleben durch die Continental Diamond Rockboring Company angestellten Diamantbohrungen, welche von der Mineral Salts Production and Moorlands Reclamation Company aufgenommen wurden zur Anlage des Werks Schmidtmannshall (s. d.) geführt. Von den drei zuletzt genannten Werken produzierte Neu-Staßfurt 82908950 kg Steinsalz, 188887465 kg Kalisalz, davon 68852365 kg Kainit; Ludwig II. 49158450 kg Carnallit; Schmidtmannshall 173456235 kg Kalisalz, davon 50676150 kg Kainit. Neuerdings wurde auch noch bei Bienenburg ein neuer Salzschacht aufgeteuft.

Vgl. Reinwarth, «Über die Steinsalzablagerungen bei S. und die dortige Kali-Industrie» (Dresd. 1871); Bischof, «Die Steinsalzwerke zu S.» (Halle 1875); Ochsenius, «Bildung der Steinsalzlager», (Halle 1877); Precht, «Salzindustrie von S. und Umgebung» (Staßf. 1885).

Staßfurtit, s. Boracit.

Staßjulewitsch, auch Staßülewitch geschrieben (Michail Matwejewitsch), russ. Historiker und Journalist, geb. 28. Aug. (9. Sept.) 1826 in Petersburg, studierte an der dortigen Universität, war dann 1851—61 außerord. Professor der Geschichte an derselben und 1860—62 Geschichtslehrer des verstorbenen Großfürsten und Thronfolgers Nikolaus. Im J. 1865 gründete er in Petersburg eine monatliche Revue für Geschichte, Politik und Litteratur, den «Vêstnik Evropy» («Europas Bote»), die noch gegenwärtig erscheint, und durch gediegenen Inhalt sowie liberale und humane Tendenz den ersten Rang in der russ. Presse einnimmt. Mit derselben ist eine eigene Buchdruckerei und Buchhandlung verbunden. Ein von S. 1881 gegründetes polit. Tageblatt «Porjadok» («Ordnung») bestand nur ein Jahr. Seit 1881 ist S. Stadtverordneter von Petersburg; eine Wahl desselben 1883 zum Gehilfen des Stadtoberhauptes wurde vom Ministerium nicht bestätigt. Von S.s Schriften ist am bekanntesten «Die Geschichte des Mittelalters» (russ., 3 Bde., Petersb. 1863—65).

Statarisch, s. unter Kursorisch.

Stateninsel, s. unter Feuerland.

Staten-Island (spr. Steht'n-Eiländ), Insel in der Bai von Neuyork, 9 km südwestlich von Neuyork, ist 21 km lang, 13 km breit, zählt auf 150 qkm (1880) 38 987 E., worunter 933 Farbige. Von Long-Island wird S. durch die Narrows und von Neujersey durch den Staten-Island-Sund getrennt. Auf der Insel, welche Richmond County bildet, liegen folgende Orte: Castleton Town mit New-Brighton Village (12 679 E.), Middletown Town (9029 E.), Northfield Town mit Port Richmond Village (7014 E.), Southfield Town (4980 E.) und Westfield Town (5289 E.). Viele Kaufleute aus Neuyork wohnen auf der Insel, die ihrer herrlichen Aussicht wegen auf Stadt und Hafen von Neuyork, sowie aufs Meer sehr besucht ist. Auf der Insel befindet sich der Sailor's Snug Harbor und ein Matrosenasyl. In der Nähe der Insel ist die Quarantäne.

Stater, ein griech. Wort, welches eigentlich «die Wage» bedeutet, diente in dem ältesten griech. Münzsystem, dem äginäischen, zur Bezeichnung eines Silberstücks von durchschnittlich 12,40 franz. Grammen Gewicht, das den 50. Teil einer Mine (s. d.) ausmachte und selbst wieder in 2 Drachmen = 12 Obolen geteilt war; sein Wert ist auf 2,174 Mark anzusetzen. Aus diesem äginäischen ist durch Verminderung um ein Drittel der korinthische S. entstanden, mit einem Normalgewicht von 8,60 g und einem Münzwert 1,5 Mark, der in 3 Drachmen à 50 Pf. geteilt wurde. In Athen bezeichnete man mit S. das Gold-, sowie das Silberstück im Gewicht von 2 Drachmen = 8,73 g, und letzteres, der Silberstater, hatte einen Wert von 1,57 Mark; der Goldstater galt im Verkehr wahrscheinlich das Zehnfache desselben. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862, 2. Aufl. 1882).

Statia, s. Saint-Eustache.

Statik (grch.) heißt derjenige Teil der Mechanik (s. d.), welcher die Bedingungen des Gleichgewichts behandelt. Sie steht der Kinematik sowie der Dynamik (s. d.), als der Lehre der Bewegung, gegenüber. Die Lehre vom Gleichgewicht der flüssigen Körper heißt Hydrostatik (s. d.), die vom Gleichgewicht der luftförmigen Aërostatik (s. d.). Die graphische S. macht ihre Untersuchungen mittels quantitativer geometrischer Zeichnungen im Gegensatz zur rechnenden Statik. Man hat das Wort seitdem auch auf andere Verhältnisse übertragen und spricht z. B. von einer S. der Landwirtschaft. Diese begreift in sich die Lehre der gegenseitigen Beziehungen des Ertrags, der Erschöpfung und Befruchtung des zum Pflanzenbau dienenden Bodens. Erst in neuester Zeit hat man Versuche gemacht, dieser Lehre eine systematische Fassung zu geben. (S. unter Bodenerschöpfung.)

Station, Haltepunkt bei Verkehrsanstalten, besonders der Eisenbahnen; bei Wallfahrtsorden Haltepunkt für die Prozessionen zur Gebetsverrichtung, auch die an das Leiden Christi erinnernden Orte zu Jerusalem (s. Stätten, heilige).

Stationäre Maschinen, im Gegensatz zu den transportablen Dampfmaschinen oder Lokomobilen (s. d.) diejenigen Dampfmaschinen, welche auf einer festliegenden Grundplatte montiert sind.

Stationer's Hall, Name der engl. Buchhändlerbörse in London, unweit der berühmten Buchhändlerstraße Paternoster-Row und der Paulskirche.

Statisches Moment, s. unter Moment.

Statisten, s. Comparse.

Statistik (von dem neulateinischen und italienischen Wort statista, Staatsmann, Politiker) hat ursprünglich die Bedeutung von Staatskunde, unter welcher die systematische Darstellung der Verfassung, der Organisation, der Bevölkerungsverhältnisse, der militärischen und wissenschaftlichen Hilfsquellen und der sonstigen bemerkenswerten Einrichtungen und Verhältnisse eines oder mehrerer gegebener Staaten zu verstehen ist. In diesem Sinne hielt schon Conring (1660) akademische statistische Vorlesungen, nachdem schon im 16. Jahrh. Sansovino eine Sammlung von (22) Staatsbeschreibungen unter dem Titel «Del Governo ed administrazione di diversi regni e republiche» (Venedig 1583) veröffentlicht hatte. Besondern Vorschub erhielt die Staatskunde als Unterrichtswissenschaft durch Achenwall (s. d.) in Göttingen und durch dessen Nachfolger von Schlözer. Neben dieser Auffassung bildete sich indes eine andere aus, welche die spezifische Aufgabe der S. in der zahlenmäßigen Erhebung und Untersuchung von Massenerscheinungen auf dem Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens erblickt, und diese Bedeutung der Worte S. und «statistisch» hat über jene ältere so vollständig das Übergewicht erhalten, daß man auch die in gewissen Zweigen der Naturwissenschaften, z. B. in der Meteorologie und in der Fixsternastronomie angewandte Methode der zahlenmäßigen Massenbeobachtung als statistische bezeichnet. Die Staatskunde behält ihr Recht als eine praktische deskriptive Wissenschaft, die von der eigentlichen S. den wichtigsten Teil ihres Materials erhält. Jedoch ist die letztere nicht bloß eine stoffsammelnde und ordnende Hilfswissenschaft, sondern sie erlangt auch nach gewissen Richtungen hin volle Selbständigkeit, indem sie innerhalb der beobachteten Massenerscheinungen eigentümliche Regelmäßigkeiten oder Gesetzmäßigkeiten nachweist. Zu solchen Resultaten ist namentlich die Bevölkerungs- und die Moralstatistik (s. d.) gelangt, die daher als das eigentliche Gebiet der wissenschaftlich-selbständigen S. zu betrachten sind, während andere Zweige derselben, wie z. B. die Handels- und Produktionsstatistik, teils praktischen Zwecken, teils dazu dienen, die Sätze anderer Wissenschaften,

namentlich der volkswirtschaftlichen, erfahrungsmäßig zu bestätigen. Der erste, der gewisse Regelmäßigkeiten in den gesellschaftlichen Massenerscheinungen nachwies, war John Graunt («Observations on the bills of mortality», Lond. 1662). Halley gab durch seine Sterblichkeitstabelle diesen Untersuchungen einen weitern Impuls, und Süßmilch behandelte in seiner «Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts» (Berl. 1741; 4. Aufl. 1775) die bevölkerungsstatistischen Regelmäßigkeiten in einem umfassenden Zusammenhange. Eine wesentliche Förderung wurde dann im 19. Jahrh. dieser sozialphysiologischen S. durch die Arbeiten Quetelets (s. d.), insbesondere durch dessen 1835 erschienenes Werk «Sur l'homme», zuteil, der zugleich durch seinen Versuch, die menschlichen Handlungen auf statistische Naturgesetze zurückzuführen, die Aufmerksamkeit weiterer wissenschaftlicher Kreise auf dieses Gebiet lenkte. Ein weiterer Ausbau der mathematisch-theoretischen Seite der Bevölkerungsstatistik erfolgte durch Knapp, Becker u. a.

Die Sammlung und tabellarische Ordnung des statistischen Materials ist im wesentlichen die Sache öffentlicher Behörden, wie denn ja auch der unmittelbare Zweck dieser Erhebungen nicht ein wissenschaftlicher, sondern ein praktisch-administrativer ist. Gewisse statistische Feststellungen, wie Volkszählungen und Vermögensaufnahmen, finden sich schon in den Staaten des Altertums, und je mannigfaltiger sich die staatliche Aufgabe in der neuern Kulturentwickelung gestaltete, um so mehr stellte sich das Bedürfnis einer quantitativen Kenntnis der Hauptelemente des Staatslebens heraus. Doch wurden die Resultate der statistischen Erhebungen anfangs in den meisten Staaten nicht veröffentlicht, sondern sogar sorgfältig geheimgehalten. Die erste Organisation der amtlichen S. in moderner Form geschah in Schweden, wo 1756 eine «Tabellenkommission» für die Aufstellung von jährlichen Nachweisen über die Bewegung der Bevölkerung eingesetzt wurde. In Frankreich wurde 1796 ein statistisches Bureau gegründet, das indes beim Sturz des Kaiserreichs einging und erst 1834 durch eine Centralstelle ersetzt wurde. In Preußen trat ein statistisches Bureau 1805 ins Leben, jedoch nur auf kurze Zeit. Es wurde 1810 unter Hoffmann erneuert und gelangte unter Engels Leitung (1860—81) zu seiner vollen Entwickelung. Ein reichsstatistisches Amt unter Becker wurde 1872 gegründet. Ähnliche Anstalten sind im Laufe des 19. Jahrh. in allen Kulturstaaten entstanden, wenn auch nicht immer als Centralstellen, da in einigen Ländern, z. B. in England, die Hauptzweige der S. von verschiedenen Bureaus bearbeitet werden. Den statistischen Bureaus stehen in mehrern Ländern noch Centralkommissionen, aus höhern Beamten und Gelehrten zusammengesetzt, zur Seite. Außer den Staaten haben auch viele große Städte statistische Bureaus organisiert. Sehr wünschenswert wäre es, daß die statistischen Erhebungen in den verschiedenen Staaten nach einem möglichst einheitlichen Plane erfolgten, da man nur auf diesem Wege zu einer wirklich befriedigenden *vergleichenden Statistik* gelangen kann. Die Erreichung dieses Ziels anzubahnen, sind die internationalen *Statistischen Kongresse* (der erste 1853 in Brüssel, die folgenden in Paris, Wien, London, Berlin, Florenz, Haag, Petersburg und der letzte 1876 in Budapest) nicht ohne Erfolg bemüht gewesen. Der 1879 nach Rom eingeladene Kongreß kam nicht zu Stande, und erst 1885 ward in London wieder ein «internationales statistisches Institut» gegründet, jedoch nur als Privatverein, während zu den frühern Kongressen amtliche Delegierte entsandt wurden.

Die amtlichen statistischen Veröffentlichungen bestehen zunächst aus den aus dem Material gewonnenen Tabellenwerken, welche ihrerseits den Rohstoff für weitere Verarbeitung bilden. So erscheinen in Deutschland jährlich mehrere Bände der «S. des Deutschen Reichs» nebst «Monatsheften zur S. des Deutschen Reichs», ferner die «Preußische Statistik» in zwanglosen Heften und mehrere ähnliche Publikationen der übrigen Einzelstaaten und der städtischen Bureaus. In Frankreich gibt das Centralbureau eine «Statistique annuelle de la France» heraus, außerdem werden auch von seiten des franz. und anderer Ministerien regelmäßige Veröffentlichungen veranstaltet. In England liefert der «Registrar general» das bevölkerungsstatistische, das Bureau des Board of trade das wirtschaftsstatistische Material. In Österreich ist das Hauptquellenwerk die von der statistischen Centralkommission herausgegebene «Österreichische Statistik». Die italienische Direktion der allgemeinen Statistik liefert hauptsächlich bevölkerungsstatistisches Material, daneben aber erscheinen auch zahlreiche Veröffentlichungen der Abteilung für Handel und Industrie im Handelsministerium. In vielen Ländern geben die statistischen Bureaus außerdem jährlich gedrängte Übersichten der wichtigsten Daten auf allen Gebieten, meistens mit Rückblicken auf frühere Jahre, heraus. Solche «Statistische Jahrbücher» erscheinen z. B. für das Deutsche Reich, für Preußen (nicht regelmäßig), für Österreich, Ungarn, Frankreich, Italien (nicht regelmäßig), vereinzelt auch für Rußland. Das englische Handelsamt gibt als Blaubuch den «Statistical abstract for the United Kingdom» heraus, das immer die betreffenden Zahlen für je 15 Jahre nebeneinander stellt. Ähnliche «Abstracts» erscheinen für Indien und für die Gesamtheit der Kolonien. Nach dem englischen Vorbilde gibt auch das statistische Bureau des Schatzsekretariats der Vereinigten Staaten jährlich einen «Statistical abstract for the United States» heraus. Eine dritte Klasse der amtlichen statistischen Veröffentlichungen endlich bilden die statistischen Zeitschriften, in denen mehr ausgebildete Einzeldarstellungen, theoretische Untersuchungen und ähnliche Abhandlungen erscheinen. Hierher gehören die Zeitschriften der preuß., der bayr., der sächs. statist. Bureaus, die österr. statist. Monatsschrift», die ital. «Annali di statistica». Private Unternehmungen ähnlicher Art sind das «Journal de la société de statistique de Paris» und das «Journal of the Statistical Society» in London.

Über S. im allgemeinen vgl. Fallati, «Einleitung in die Wissenschaft der S.» (Tüb. 1843); Knies, «Die S. als selbständige Wissenschaft» (Kass. 1850); Jonak, «Theorie der S.» (Wien 1856); Rümelin, «Reden und Aufsätze» (Freib. u. Tüb. 1875); Ad. Wagner, «Statistik» (im «Staatswörterbuch» von Bluntschli und Brater); Block, «Handbuch der S.» (deutsch von H. von Scheel, Lpz. 1879); John, «Geschichte der S.» (Bd. 1, Stuttg. 1884).

Statistische Gebühr heißt die Gegenleistung, welche die Zollverwaltung dafür erhebt, daß sie gewisse Waren, welche über die Grenzen des Zollgebiets ein-, aus- oder durchgeführt werden, im

Interesse der allgemeinen Verkehrsstatistik nach Gattung, Menge, Herkunft und Bestimmungsland anschreibt. In Deutschland beruht die Erhebung dieser Gebühr auf Reichsgesetz vom 20. Juli 1879.

Statius (Cäcilius), röm. Komödiendichter, s. Cäcilius Statius.

Statius (Publius Papinius), ein röm. Dichter, Zeitgenosse des Vespasian und Domitian, geb. um 45 n. Chr. zu Neapel, erhielt seine Erziehung in Rom und siegte daselbst mehreremal in den poetischen Wettkämpfen. Er wurde von dem Kaiser Domitian vielfach begünstigt, zog sich aber später auf sein Landgut bei Neapel zurück, wo er um 96 starb. Seine epischen Gedichte, die «Thebäis» in zwölf Gesängen, die von dem Kriege der sieben Fürsten gegen Theben handelt, und die unvollendete «Achilleis», von der nur das erste und der erste Teil eines zweiten Buchs fertig wurden, worin er die Schicksale des Achilles vor dem Trojanischen Kriege schildert, zeichnen sich durch eine gewandte Form aus, leiden aber an Wortfülle, Bombast und Dunkelheit. Außerdem gibt es von ihm unter der Aufschrift «Silvae», d. h. Wälder, vermischte Gelegenheitsgedichte in fünf Büchern, die zum Teil gutgelungene Bilder aus dem Leben der Zeit bieten, aber ebenfalls vielfach durch phrasenhaften Ausdruck oft offenbar unwahrer Gefühle abstoßend wirken. Unter den Ausgaben sämtlicher Werke sind zu nennen die von J. Fr. Gronov (Amsterd. 1653), Barth (3 Bde., Zwick. 1664), Dübner (2 Bde., Par. 1835—36; Lpz. 1837) und Queck (2 Bde., Lpz. 1854), und unter den besondern Bearbeitungen der «Silvae» die von Markland (Lond. 1728; wieder herausg. von Sillig, Dresd. 1827) und die unvollendete von Hand (Bd. 1, Lpz. 1817). Eine kritische Ausgabe der «Thebais» und «Achilleis» hat O. Müller (Lpz. 1870) begonnen. Eine kleinere kritische Gesamtausgabe des S. lieferten Bährens (Bd. 1: «Silvae», Lpz. 1876) und Kohlmann (Bd. 2, 1. Teil: «Achilleis», Lpz. 1879; 2. Teil: «Thebais», 1884). Wichtig für die Kritik und Erklärung ist Gronovs «Diatribe in Statii silvas» (Haag 1637; neue verbesserte Aufl. von Hand, 2 Bde., Lpz. 1811). Eine Auswahl der «Silvae» übersetzten Breitenbach (Lpz. 1817) und Dölling (Plauen 1837—47).

Stativ, Gestell für mathematische und astronomische Gerätschaften.

Stätten, Heilige (luoghi santi), nennt die kath. Kirche im allgemeinen die durch die Anfänge des christl. Glaubens verherrlichten Örtlichkeiten. In engerm Sinne führt diesen Namen eine Anzahl in Palästina in und um Jerusalem, in Bethlehem, Nazareth u. s. w. belegener, zu Sanctuarien der christl. Religion eingerichteter Stellen, welche die Kirchentradition mit der Geburt, Erziehung, Lehrthätigkeit, Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi in Verbindung bringt, und unter denen die Kirche des Heiligen Grabes (s. d.) zu Jerusalem die vornehmste ist. Die Heiligen S. bilden ein Kondominium, an welchem unter türk. Landeshoheit sechs verschiedene Kirchengenossenschaften, nämlich die röm. Katholiken oder Lateiner, die Griechen, die Armenier, die Jakobitischen Syrier (Syrianer), die Kopten und die Abessinier, Anteil haben. Der Ursprung dieses Condominiums läßt sich in der Geschichte weit zurück verfolgen; schon vor den Kreuzzügen war von der jakobitischen Stadtgemeinde Jerusalems der orthodoxen griech. Konfession ein Altar mit Ikonostas eingeräumt worden. Während des fränk. Königtums hatten neben den Katholiken die Jakobiten und die Griechen, in spätern Jahrhunderten auch die Nestorianer und andere nicht mehr in Palästina vertretene Sekten ihren Anteil, bis sich allmählich im Laufe der Zeit das gegenwärtige Verhältnis herausgebildet hat. Der übertriebene Wert, den die sämtlichen Teilnehmer auf ihren Mitbesitz an den Heiligen S. legen, hat oft Streitigkeiten über ihre Besitzrechte hervorgerufen. Aus solchen Streitigkeiten entstand die Heilige-Stätten-Frage (question des lieux saints), welche in der Diplomatie wiederholt ihre Rolle gespielt und namentlich in den J. 1851—53 den äußern Anlaß zu den Zerwürfnissen abgab, in deren Gefolge 1854 der Orientkrieg ausbrach. Die kath. Kirche genießt in Beziehung auf ihre Rechte an den Heiligen S. des diplomatischen Schutzes Frankreichs auf Grund alter, zwischen dieser Großmacht und der Pforte abgeschlossener Kapitulationen, die übrigen fünf beteiligten Konfessionen werden von der Pforte vertreten. Anschaulich geschildert sind die Heiligen S. in dem verdienstlichen Werke von F. A. und O. Strauß: «Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift» (2. Aufl., Lpz. 1877).

Statthalter ist der Titel eines Beamten, welcher die Stelle des Landesherrn oder der höchsten Obrigkeit in einem Lande oder in einer Provinz vertritt, wie dies z. B. in neuerer Zeit in Elsaß-Lothringen auf Grund des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1879 der Fall ist. (S. unter Elsaß-Lothringen, Bd. VI, S. 79b.)

Statthalter (Stadhouder) hieß in der Republik der Vereinigten Niederlande der oberste Staatsbeamte. Diese Benennung entstand unter der burgund. und span. Herrschaft, wo die gesamten Niederlande von einem Oberstatthalter und die einzelnen Provinzen durch S. regiert wurden. Die Republik behielt dann die Statthalterschaft bei und übertrug dieselbe dem Prinzen Wilhelm I. dem Jüngern von Oranien, worauf die Würde bei der jüngern Ottonischen Linie des Hauses Nassau blieb. Die Gewalt des S. war in jeder der sieben Provinzen verschieden. Mit der Statthalterschaft war die Würde eines Generalkapitäns und Admirals verbunden. Der S. konnte aus den von den Ständen einer Landschaft Vorgeschlagenen die Vorsitzer der Gerichtshöfe und anderer Kollegien und die Obrigkeiten in vielen Städten ernennen, auch nach Umständen ab- und andere wieder einsetzen. In Holland stand ihm bloß das Recht zu, durch Empfehlungen auf die Besetzung der Magistratsstellen zu wirken. Als S. hatte er in den Provinzialständen und den Generalstaaten (s. d.) den Vorsitz und durch seine beratende Stimme großen Einfluß auf die Gesetzgebung. Von der vollziehenden Gewalt übte er die meisten das Allgemeine betreffenden Zweige aus. Er hatte das Begnadigungsrecht, wenn die Missethäter keine Mordthaten oder andere schwere Verbrechen begangen hatten. Vermöge der Utrechter Union von 1579 war er auch Schiedsrichter der Streitigkeiten der Provinzen untereinander. Die Kriegsmacht stand unter seinen Befehlen; denn als Generalkapitän war er oberster Feldherr. Als Generaladmiral gebot er über die Seemacht und hatte den Vorsitz in den Admiralitätskollegien. Ihm gehörte der zehnte Teil der zur See gemachten Beute, die in frühern Zeiten sehr bedeutend war. Diese wichtigen Rechte wurden 1747 bei Einführung

der Generalerbstatthalterschaft der sieben vereinigten Provinzen, welche in der männlichen und weiblichen Nachkommenschaft Wilhelms IV. (gest. 1751) vererben sollte, noch vermehrt. Während des Kriegs, den Frankreich von 1778 an gegen England führte und in welchen die Vereinigten Niederlande mit verwickelt wurden, arbeitete die franz. Partei auf Einschränkung der Gewalt des S. hin. Das bewaffnete Einschreiten des Königs von Preußen 1787 entschied aber den Streit zum Vorteile des S. Die hierdurch entstandene Unzufriedenheit benutzte das revolutionierte Frankreich. Es erklärte den Krieg gegen den S., und nachdem die Niederlande 1794 von den Franzosen unter Pichegru eingenommen worden, wurde die Würde des Generalerbstatthalters aufgehoben. Der Erbstatthalter erhielt durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in Deutschland Entschädigungen, verlor aber auch diese durch den Krieg von 1806 und 1807. Sein Sohn Wilhelm I. kehrte nach dem Sturze Napoleons I. zurück und bestieg 1815 den Thron des neugeschaffenen Königreichs der Niederlande. Vgl. Hoche, «Geschichte der Statthalterschaft in den Vereinigten Niederlanden» (Brem. 1796).

Statthalterschaftsverfassung (uczreshdenije o gubernijach), in Rußland das von Katharina II. erlassene Gesetz über die Verfassung der Stände, Städte und Behörden in den von ihr organisierten Gubernien. Es wurde nach dem Muster der in Liv- und Estland bestehenden, historisch entstandenen Organisation ausgearbeitet, die dann auch dort zu Gunsten der Kopie aufgehoben wurde. Kaiser Paul stellte die alte Verfassung der beiden Provinzen wieder her. Vgl. Bienemann, «Die russ. Statthalterschaftsverfassung» (Lpz. 1886).

Statue (lat. statua) oder Standbild heißt die plastisch dargestellte volle Gestalt eines Menschen oder eines als Mensch gedachten Wesens. Sie ist das hauptsächlichste Schaffensgebiet der Plastik (s. d.). Man unterscheidet zwischen Idealstatuen und Porträtstatuen; jene sind die Darstellungen der griech.-röm. Göttergestalten und der christl. Heiligen oder Darstellungen freier, meist allegorischer Erfindung; diese sind die Darstellungen geschichtlicher Persönlichkeiten. Die S. als das Hauptgebiet der Plastik ist noch mehr als das Relief an die stilistischen Grundsätze der Plastik gebunden. Einfachheit, Ruhe, Größe der Auffassung und Formengebung für sie wegen des schweren und spröden Darstellungsmaterials geboten. Auch die Porträtstatue kann in einer Weise gebildet werden, daß sie einen dem der Idealstatue verwandten Charakter erhält; in diesem Sinne haben die Griechen vorzugsweise die Porträtplastik ausgeübt; aber selbst die Römer, welche die Porträtplastik sehr begünstigten und zu voller Durchbildung brachten, haben erst in der spätern Verfallzeit das Gesetz der idealisierenden Ruhe und Größe verletzt. Eine Verbindung mehrerer S. zu einem einheitlichen ineinandergreifenden Ganzen nennt man Gruppe (s. d.).

Statuenbronze, s. unter Bronze.

Statuenporzellan, soviel wie Parian.

Status (lat.), Stand, Zustand; der Stand eines Geschäfts rücksichtlich seiner Aktiva und Passiva, insbesondere eine solche Aufzeichnung über das Handlungsvermögen eines Falliten, das nach Eröffnung des Konkurses den Gläubigern eingehändigt wird. Status quo, der Stand, die Lage (worin sich etwas befand oder befindet); Status quo ante, der frühere Zustand, politisch namentlich die Gebiets- und Machtverhältnisse, wie sie vor einem Kriege waren. [stand.

Status nascendi, s. Entstehungszu-

Statût (lat.) oder Statuten bezeichnet die Satzungen für die Verfassung oder Verwaltung von juristischen Personen aller Art, insbesondere von Gemeinden und andern Kommunalverbänden, öffentlichen Genossenschaften, Privatkorporationen, Aktienvereinen und Stiftungen; ferner nennt man die Hausgesetze der hochadeligen Häuser Familienstatuten. Selbst die Grundverträge von Gesellschaften aller Art werden als Gesellschafts-S. bezeichnet. Das Recht, innerhalb der gesetzlichen Regeln und der einer juristischen Person oder Gesellschaft zustehenden Kompetenz ein S. zu errichten, versteht sich von selbst und bedarf keiner besondern gesetzlichen Ermächtigung. Die Gesetze regeln aber für sehr zahlreiche Verbände die Formen, in welchen ein S. errichtet oder abgeändert werden kann, schreiben die Gegenstände vor, über welche ein S. errichtet werden kann oder errichtet werden muß, und erfordern in vielen Fällen die Genehmigung einer vorgesetzten Behörde oder selbst des Staatsoberhaupts für das S.

Statutes, Statuta (engl.), ist im engl. Rechtssprachgebrauch die Bezeichnung für alle diejenigen Verordnungen des Königs (resp. der Königin), welche mit Zustimmung der beiden Häuser des Parlaments erlassen, die volle Kraft haben, bestehendes Landesrecht (common law) und ältere Gesetze aufzuheben oder abzuändern. Die Entstehung dieses Begriffs ist zurückzuführen auf den uralten Grundsatz der germ. Völker, nach welchem das auf Volksgewohnheit ruhende Recht nicht durch bloße Anordnung der Obrigkeit (später Verordnungen des Königs) abgeändert werden kann, sondern daß solche Abänderungen der Zustimmung des Volks (später der Versammlungen der Optimaten als Vertreter des Volks) bedurften. In der angelsächs. Zeit hatte sich danach eine ausgedehnte Gesetzgebung durch den König mit Zustimmung der Optimatenversammlungen (witenagemôtes) gebildet. Infolge der normann. Eroberung (1066) wurden aber die angelsächs. Großen und Bischöfe massenhaft ihres Besitzes und ihres Amtes entsetzt. Die neue weltliche und geistliche Kronvasallenschaft bestand aus etwa 600 großen und sehr kleinen vom König unmittelbar belehnten Grundbesitzern, denen der Zusammenhalt und die Selbständigkeit der alten Landesversammlungen fehlte. Auf länger als ein Jahrhundert verschwinden daher die gesetzgebenden Landesversammlungen. Die königl. Verordnungen galten als Gesetze, und wenn in ein paar vereinzelten Fällen eine «Zustimmung der Barone» erwähnt wird, so war dies eine unkontrollierbare Formel, welcher in der That genügt war, wenn (wie gewöhnlich) der König sich mit einigen Prälaten und Kronvasallen beraten hatte. Erst 100 Jahre nach der Eroberung unter Heinrich II., in dem heftigen Streit mit der Kirchengewalt, werden wieder größere Notabelnversammlungen zur Beratung und Beschließung über Gesetze berufen, welche seit dieser Zeit gewöhnlich als assisae bezeichnet werden. Auch diese Weise der Gesetzgebung verschwindet wieder auf ein halbes Jahrhundert. Erst nach den Zeiten der Magna Charta (s. d.) bildet sich aus den größern und angesehenern Kronvasallen eine Kör-

verschaft, welche als großer Rat (Magnum Consilium) bezeichnet wird, dessen gesetzgebende Beschlüsse abwechselnd als statuta, provisiones oder assisae bezeichnet werden. Seit Eduard I. tritt allmählich dem großen Rat der Barone eine Zahl gewählter Abgeordneter der Grafschaften und Städte hinzu, welche unter der Bezeichnung eines House of Commons allmählich an der Gesetzgebung teilnehmen. Unter Eduard III. kommt die Gesetzgebung des Königs «mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Peers und der Commons» in einen regelmäßigen Gang. Der Sprachgebrauch der Gerichte nennt nun die seit dem Regierungsantritt Eduards III. mit Zustimmung der beiden Häuser des Parlaments erlassenen Gesetze die statuta nova, die ältern Verordnungen mit Gesetzeskraft aber statuta vetera. Bei den letztern gilt die volle Wirkung als Gesetze als gewohnheitsrechtlich feststehend ohne nähere Untersuchung, ob und welche Art der Volksvertretung dabei mitwirkend gewesen ist. Der Grundsatz aber, daß das bestehende Landesrecht und Parlamentsstatuten nicht durch einseitige königl. Verordnung (Ordinance), sondern nur durch Statut mit Zustimmung des Parlaments geändert werden könne, gilt seit jener Zeit als leitender Grundsatz des engl. Staatsrechts. Übrigens kennt das engl. Recht keinen Unterschied zwischen «Verfassungsgesetzen» und gewöhnlichen Gesetzen, ein Unterschied, der auf dem Kontinent aus dem Gegensatz der modernen Repräsentationsverfassungen gegen die ältere ständische Rechtsordnung hervorgegangen ist. Die neuern Parlamentsstatuten werden durch die königl. Druckerei publiziert, die ältern werden nach Privatsammlungen citiert. Eine amtliche Ausgabe unter dem Titel «Statutes of the Realm» ist von der Record Commission redigiert, reicht aber nur bis zur Königin Anna.

Statz (Vincenz), Baumeister, geb. 1819 zu Köln, bildete sich in der dortigen Dombauhütte aus, wurde 1845 Werkmeister am Dombau, legte 1854 diese Stelle nieder und wurde 1863 Diöcesanbaumeister, 1864 Baurat. Er baute namentlich in der Erzdiöcese Köln zahlreiche Kirchen, Krankenhäuser und Klöster, Schlösser und Villen im gotischen Stil, so vor allem die Marienkirche in Aachen, die Mauritiuskirche in Köln, sein eigenes Wohnhaus in Köln, auch den Mariendom in Linz a. d. Donau. S. ist einer der bedeutendsten Gotiker der Neuzeit. Er veröffentlichte «Gotische Entwürfe» (Bonn 1861), «Gotische Einzelheiten» (Lüttich 1868—70), «Gotisches Musterbuch» (unter Mitwirkung von Ungewitter und Reichensperger, Lpz. 1856—60) u. a.

Staub in der gewöhnlichen Bedeutung höchst fein zerkleinerte Teilchen eines trockenen Körpers, die zwischen den Fingern kaum fühlbar sind und in der Luft, namentlich in bewegter (Wind), je nach dem Grade der Zerteilung längere oder kürzere Zeit suspendiert bleiben. Höchst feinen S. bemerkt man stets bei sehr ruhiger Luft in den von Sonnenstrahlen erleuchteten Räumen.

Man kann überhaupt sagen, daß es nirgendwo, weder auf den höchsten Alpen noch auf dem Meere, Luft gibt, die vollkommen staubfrei wäre. Das Mikroskop, die Spektralanalyse und verschiedene Gärungs- und Fäulniserscheinungen haben dies zur Genüge bewiesen. In weiterm Sinne spricht man auch von der Zerstäubung der Flüssigkeiten (medizinische Zerstäubungsapparate für Flüssigkeiten), vom Wasserstaub bei Wasserfällen u. dgl. m. In engerer Bedeutung versteht man unter S. den auf den Landstraßen, Eisenbahnen, Feldern, Märkten, Exerzierplätzen, Straßen der Städte und in Wohnräumen der Häuser sich bildenden S., welcher im Freien durch den Wind fortgeführt wird und unter Umständen Staubwolken bildet, die zuweilen Sand, Teile vulkanischer Asche aus den entferntesten Gegenden, z. B. Saharasand nach dem Atlantischen Ocean, führen und dort als Staubregen oder Passatstaub niederfallen. Der S. der Straßen besteht aus Kalk- oder Steinstaub, gemengt mit getrockneten Teilchen animalischer Auswurfsstoffe und sonstigen organischen Substanzen. Er ist eine Plage für die Bewohner der Städte, der nur durch größte Sorgfalt in der mechan. Beseitigung des S. durch Kehrvorrichtungen oder durch fleißiges Besprengen abgeholfen werden kann. Hier und da angewendete chem. Mittel, um das Fortführen des S. durch Wind und die Bewegung der Fußgänger, Pferde, Wagen u. s. w. zu verhindern, z. B. das Besprengen der Wege und Straßen mit Lösungen von Chlorcalcium und Chlormagnesium, haben sich nicht bewährt.

Der in den Wohnungen sich zeigende und ansammelnde S. ist sehr komplizierter Natur und ergibt sich, unter dem Mikroskop betrachtet, als ein Gemenge von Steinresten, Fäserchen von Wolle, Baumwolle und Seide, Mehlstäubchen, Pelz- und Bettfederteilchen, Metallschüppchen, Ruß aus der Lampe oder dem Ofen und zahlreichen organischen Gebilden, unter denen Hautschuppen von unserm eigenen Körper selten fehlen werden. Auch an lebendigen Keimen (Sporen, Pilze) mangelt es im S. nicht, welche Gärung, Fäulnis u. dgl. veranlassen oder in anderer Weise die Bildung von Schimmelpilzen und Schwämmen in Kellern, verschlossenen Speiseschränken, in der Tinte u. s. w. bewirken. Unzweifelhaft ist es ferner, daß Krankheit erregende Organismen, im S. durch den Wind fortgeführt, Epidemien hervorzurufen im Stande sind. Aus allem geht hervor, daß der S., mit welchem der Mensch unablässig und unvermeidlich in Berührung kommt, sein Feind ist und nicht nur dort, wo er, wie in Sand- und Kalkgegenden, in größerer Menge auftritt, mechanisch zu Augen- und Lungenkrankheiten Veranlassung gibt, sondern auch durch seine organischen Bestandteile infizierend auf den menschlichen Organismus einwirken kann. Bei weitem nachteiliger ist indessen der bei der Ausübung vieler Gewerbe und mancher Branchen des Fabrikbetriebes auftretende S., so bei der Bearbeitung der Sandsteine in den Baugewerken, der Bildhauerarbeit, der Papier-, Tabaks- und Farbenfabrikation (namentlich der Bleiweiß-, Ultramarin- und Anilinfarbenfabriken, die massenhaft S., und zwar zum Teil höchst giftigen, die Gesundheit der Arbeiter untergrabenden, erzeugen), der Sodabereitung, gewissen metallurgischen Operationen, der Spiegelschleiferei, der Nadelfabrikation u. s. w. (S. Staubinhalationskrankheiten.)

In hygienischer Hinsicht ist in neuester Zeit viel geschehen, um die schädlichen Einflüsse der gewerblichen Arbeit auf den Arbeiter zu verhüten oder mindestens zu verringern, so z. B. in der Nadelfabrikation, wo bekanntlich die Nadeln behufs des Zuspitzens auf der Schleifmühle trocken geschliffen werden, weil sie außerdem rosten würden; wegen des dabei sich bildenden Stahl- und Steinstaubes

ist dieses Trockenschleifen eine das Leben im hohen Grade gefährdende Operation. Durch Anbringen von Ventilatoren ist diesem Übelstand abgeholfen worden, da Vorschläge, den S. durch in der Nachbarschaft der Schleifsteine angebrachte und mit Öl bestrichene Magnete aufzufangen, ebenso wenig Anklang gefunden haben wie die magnetischen Drahtmasken, welche den Metallstaub von Mund und Nase auffangen sollen. Trotz alledem muß auf diesem Gebiete noch viel geschehen, und es ist Pflicht und Aufgabe der Hygiene, nach Mitteln zu suchen, die den lästigen S. und seine schädlichen Einflüsse verhüten oder vermindern.

Vgl. Tyndall, «S. und Krankheit», in «Fragmente aus den Naturwissenschaften» (Braunschw. 1874); Hirt, «Die Krankheiten der Arbeiter» (2 Bde., Bresl. 1871—78).

Staubbach, berühmter Wasserfall im Oberland des schweiz. Kantons Bern. Der S. oder Pletschenbach entspringt etwa 1900 m über dem Meere auf der Pletschenalp, stürzt nach kurzem Laufe über eine 305 m hohe senkrechte Felswand hinab und mündet 0,4 km südlich von der Kirche zu Lauterbrunnen links in die Weiße Lütschine. Den schönsten Anblick gewährt der S. im Frühsommer bei Vormittagsbeleuchtung, wenn die Wassermasse, durch die Höhe des Sturzes in Staub verwandelt, als durchsichtiger glitzernder Schleier über die Felswand herabwallt.

Staubbeutel (anthēra) heißt der Behälter des Blütenstaubes (pollen), welcher den wichtigsten Teil der Staubgefäße (s. d.) bildet. Gewöhnlich enthält jeder S. zwei Fächer (thecae), welche durch das Mittelband (Konnektiv), meist eine unmittelbare Fortsetzung des Staubfadens, bisweilen unter höchst merkwürdigen Formen auftretend, auseinandergehalten und miteinander verbunden werden. Diese beiden Fächer sind vor dem Aufspringen des Beutels meist jedes in zwei vollständige oder unvollständige Abteilungen, die sog. Pollensäcke, geschieden, indem die Außenwandung jedes Staubbeutelfachs nach innen zu leistenförmig vorspringt, weshalb an der Außenwand eine Längsfurche (rima longitudinalis) erscheint, woselbst solche Staubbeutelfächer sich dann zu öffnen pflegen. Aber nicht alle S. öffnen sich in dieser Weise; bei vielen erfolgt das Ausstreuen des Pollens durch Löcher und Spalten, welche sich in der Wandung bilden, oder indem letztere klappenartig aufspringt (z. B. bei Berberis). Die Gestalt der S. ist sehr verschieden, doch sind dieselben am häufigsten länglich oder lineal mit parallelen Fächern, seltener nierenförmig oder zweilappig mit divergierenden Fächern. Häufig liegt der S. dem Filament der Quere nach auf, wie eine Magnetnadel ihrem Stifte (z. B. bei den Lilien). Der Blütenstaub besteht aus einzelnen Zellen (Pollenzellen), welche gewöhnlich frei sind und dann ein feines, loses Pulver bilden. (S. Pollen.) Seltener ist der Blütenstaub eines jeden Fachs zu einer zusammenhängenden Masse (Pollenmasse, pollinarium) vereinigt, wie bei den Orchideen und Asklepiadeen. Der Blütenstaub, dessen einzelne Körnchen unter sehr verschiedenen Formen auftreten, gelangt bald unmittelbar durch seinen Fall auf die Narbe des Stempels, bald wird er durch den Wind oder (meist) durch behaarte Insekten, die des Honigs halber in die Blüten kriechen, auf die Narben und zwar anderer Blüten übertragen. (Vgl. die Tafel: Befruchtung und Bestäubung, Bd. II, S. 902.)

Staubbilder (elektrische), s. unter Elektrische Bilder.

Staubbrand, soviel wie Flugbrand, s. unter Brand des Getreides.

Staubeinatmungskrankheiten, s. Staubinhalationskrankheiten.

Staubfäden, s. unter Staubgefäße.

Staubfigur (elektrische), s. unter Elektrische Figuren.

Staubgefäße oder Staubblätter (stamina) nennt man in den Blüten der phanerogamischen Pflanzen diejenigen Teile, welche in ihrem Innern den Pollenstaub entwickeln und deshalb als männliche Organe betrachtet werden. Sie bestehen aus einem Behälter, dem Staubbeutel (s. d.), welcher einen verschiedentlich, meistens aber gelb gefärbten Staub, den Blütenstaub (pollen), enthält und gewöhnlich von einem stielförmigen Träger, dem Staubfaden (filamentum), emporgehoben wird. Der letztere fehlt aber zuweilen, und dann wird der Staubbeutel sitzend genannt. Die einfachste und unvollkommenste Form von S. findet sich bei den Nadelhölzern. Hier erscheinen sie als blatt- oder schildförmige Schuppen, an deren einer Seite mit Blütenstaub erfüllte Schwielen oder Ausbauchungen sich befinden, welche zuletzt aufreißen und den Staub ausstreuen. Entweder stehen die S. zugleich mit dem Pistill in derselben Blüte und sind dann um dasselbe herumgestellt, in welchem Falle die Blüte zwitterig genannt wird, wie bei Tulpe, Lilie, oder die S. sind für sich allein in besondern Blüten verteilt, welche dann männlich heißen, wie bei Weide, Hopfen. Sind die sämtlichen Staubfäden einer Blüte in einen Cylinder zusammengewachsen, so heißen die S. einbrüderig, wie bei den Malven, sind sie in zwei Bündel verbunden, zweibrüderig, wie bei dem Erdrauch und Lerchensporn, und sind sie in drei oder mehrere Bündel vereinigt, vielbrüderig, wie bei der Orange und dem Cajeputbaum (Melaleuca). Da die S. Blattorgane sind, so entspringen sie aus der Achse, sehr häufig aber erscheinen sie mit der Blumenkrone verwachsen. Überhaupt sind ihrer Entwickelung nach die Staubblätter mit den Blumenblättern nahe verwandt. Den Übergang der Blumenblätter in die S. kann man z. B. bei der weißen Seerose gut verfolgen. In vielen gefüllten Blüten haben sich die S. in Blumenblätter umgewandelt. Zur Klasseneinteilung seines Systems hat Linné die S. genommen; so z. B. geben 1—10 unverwachsene S. in der Zwitterblüte je nach der betreffenden Anzahl die 1., 2., 3. bis 10. Klasse. (S. Sexualsystem.)

Staubinhalationskrankheiten (Staubkrankheiten), diejenigen krankhaften Affektionen des Atmungsapparates, welche durch die fortgesetzte Einatmung von Staub zu Stande kommen. Schon das beständige Einatmen des Straßenstaubes kann auf die Lungen nachteilig wirken; noch vielmehr gilt dies aber von jenen Staubarten, denen beim Betrieb gewisser Gewerbe die betreffenden Arbeiter und Gewerbtreibenden ausgesetzt sind. Man kann in dieser Beziehung verschiedene Arbeiterkategorien unterscheiden. In metallischem Staub arbeiten Buchdrucker, Färber, Feilenhauer, Formstecher, Gelbgießer, Graveure, Gürtler, Klempner, Kupferschmiede, Lackierer, Lithographen, Maler, Messerschmiede, Nadler, Nagelschmiede, Schleifer, Schlosser, Schmiede, Schriftgießer, Siebmacher, Uhrmacher, Vergolder, Zeugschmiede; in vegetabilischem Staub hantieren Bäcker, Cigarrenarbeiter,

Konditoren, Kohlengrubenarbeiter und Kohlenhändler, Müller, Seiler, Schornsteinfeger, Stellmacher, Tischler, Weber; dem mineralischen Staub sind ausgesetzt die Anstreicher, Cement- und Feuersteinarbeiter, Maurer, Mühlstein- und Porzellanarbeiter, Steinhauer, Töpfer; in animalischem Staub arbeiten Bürstenbinder, Drechsler, Friseure, Hut- und Knopfmacher, Kürschner, Sattler, Tapezierer, Tuchmacher und Tuchscherer; in Staubgemischen endlich hantieren die Glasschleifer, Glaser, Straßenkehrer und Tagarbeiter. Alle diese einer Staubatmosphäre ausgesetzten Arbeiter sind Erkrankungen der Atmungsorgane, vom einfachen Lungenkatarrh bis zu tiefer greifenden Veränderungen der Lungen, wie Lungenemphysem, chronischer Lungenentzündung, Lungencirrhose und Lungenschwindsucht in hohem Grade ausgesetzt. Häufig nimmt die Lunge durch die betreffende Staubart ein sehr auffallendes Aussehen an; so erscheint sie bei Kohlenarbeitern nicht selten tief blauschwarz gefärbt, hart und luftleer (sog. Kohlenlunge, Anthrakosis), bei Steinhauern von zahlreichen hirse- bis haselnußgroßen harten Knoten von Kiesel- oder Kalkstaub durchsetzt (sog. Steinhauerlunge, Chalikosis), bei manchen Metallarbeitern durch das eingeatmete Eisenoxyd ziegelrot gefärbt (sog. Eisenlunge, Siderosis) u. s. w. Die Verhütung der S. ist eine ebenso schwierige wie wichtige Aufgabe der Hygiene. Notwendige Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahren des Staubeinatmens sind: gehörige Ventilation und häufige Besprengung der Arbeitsräume, Vermeiden unnötigen Sprechens und Singens während der Arbeit, fleißiges Ausspülen des Mundes, gehörige Regelung der Arbeitszeit und Schutz des Atmungsapparates durch Vorbinden von feuchten Schleiern, feuchten Schwämmen oder eigens konstruierten Watterespiratoren. Vgl. Hirt, «Die Krankheiten der Arbeiter» (2 Bde., Berl. 1871—78); Eulenberg, «Handbuch der Gewerbehygiene» (Berl. 1876).

Stäubling, soviel wie Bovist.

Staubregen ist die Bezeichnung für einen sehr feinen Regen, der sich im wesentlichen durch nichts als durch die Kleinheit seiner Tropfen von einem gewöhnlichen Regenfalle unterscheidet. Der Grund der kleinen Tropfenbildung kann entweder ein geringer Feuchtigkeitsgehalt der Luft oder ein Zerstäuben durch heftige Winde sein. (S. Regen.)

Staubspritze, s. Drosophor.

Stauchen (frz. refouler, engl. jumping), diejenige Behandlung des Eisens, durch welche dasselbe im glühenden Zustand in seiner Längenrichtung zusammengedrückt wird. (S. u. Schmieden.)

Stauchgeschoß, s. unter Geschoß, Bd. VII, S. 879*.

Stauden, s. unter Perennierend.

Staudigl (Joseph), Bassist, geb. 14. April 1807 in Wöllersdorf bei Wiener Neustadt, studierte zuerst Medizin in Wien, wurde aber 1828 Chorist an der Hofoper daselbst. Unter Cicimaras Leitung vervollkommnete er sich und wurde 1831 als Hofopernsänger angestellt. Seitdem gehörte er der Hofoper bis 1854 an, ausgenommen die Zeit von 1845 bis 1848, während welcher er Regisseur am Theater an der Wien war. Im J. 1856 verfiel er in Wahnsinn und starb 28. März 1861. S. glänzte nicht nur in der Oper, sondern auch im Vortrag des Liedes und im Oratorium durch seinen wahrhaft zum Herzen sprechenden Gesang. — S.s Sohn Joseph, geb. 1850, früher Baritonist am karlsruher Hoftheater, ist jetzt in Neuyork angestellt.

Stauen (frz. arrimer; engl. to stow) heißt an Bord die richtige Lagerung der Ladung, Vorräte u. s. w., um sie sowohl bei den Bewegungen des Schiffs gegen Loskommen zu sichern, als auch, um nicht die guten nautischen Eigenschaften des letztern zu beeinträchtigen. Um gut zu segeln, muß das Schiff eine bestimmte Lage im Wasser einnehmen, welche durch richtige Verteilung der Gewichte, nach einem vom Baumeister gegebenen Stauplan, erzielt wird. Liegt z. B. ein Schiff vorn zu tief, so hat es das Bestreben, immer mit dem Kopfe in den Wind zu gehen, liegt es hinten zu tief, so tritt das Gegenteil ein. Werden schwere Massen, wie Eisen, Steine, in der Mitte unten auf dem Boden aufgehäuft, so macht das Schiff in Seegang heftig stoßende und gewaltsame Bewegungen; legt man andererseits den Schwerpunkt zu hoch, so schwankt (schlingert) es stark nach den Seiten und kann umschlagen. Eine gute Stauung ist deshalb sehr wichtig.

Stauen heißt auch die Zurückhaltung fließender Gewässer durch Schleusen, Dämme u. s. w.

Stauf (Schloß), s. unter Donaustauf.

Staufen, s. Hohenstaufen.

Staufen, Amtsstadt im bad. Kreise Freiburg i. Br., am Flüßchen Neumagen und am Eingange in das Untermünsterthal des Schwarzwaldes, Sitz eines Amtsgerichts und einer Bezirksforstei, zählt (1885) 1820 kath. E. und hat ein altertümliches Rathaus, drei Tuchfabriken, eine Gummibandweberei, Gerberei, Brauerei und Weinbau. Im Norden wird der Ort durch den mit Reben bepflanzten Schloßberg (377 m) mit den Ruinen der schon 856 erwähnten Staufenburg überragt; im O. erhebt sich der Johannisberg (515 m) und hinter diesem der alte Schloßberg mit den Überresten der Regelsburg. Am 24. Sept. 1848 fand hier ein Gefecht statt zwischen bad. Truppen unter dem General Hoffmann und den Freischärlern unter Struve, in welchem letztere unterlagen.

Staufenberg (Ritter von), altdeutsche Dichtung, von einem Elsässer im Anfang des 14. Jahrh., eine Elfensage, die manche Ähnlichkeit mit der Melusine (s. d.) hat. Sie war noch im 16. Jahrh. beliebt, wo Fischart eine Überarbeitung unternahm. Die Dichtung wurde nach einer straßburger Handschrift von Engelhard herausgegeben (Straßb. 1823). Vgl. Jänicke in «Altdeutsche Studien» (Berl. 1867).

Staufenburg, Burgruine bei Gittelde (s. d.).

Stauffacher (Werner), nach der Sage ein Landmann aus dem Kanton Schwyz, der 1307 mit Walter Fürst und Arnold von Melchthal auf dem Rütli den Bund zur Befreiung der Schweiz schloß.

Stauffen (Hoher), s. Hoher Stauffen.

Stauffenberg (Franz Aug., Freiherr Schenk von), hervorragendes Mitglied der bayr. Abgeordnetenkammer und des Deutschen Reichstags, geb. 3. Aug. 1834 in Würzburg, studierte in Würzburg und Heidelberg die Rechtswissenschaft, wurde 1863 Staatsanwalt am Bezirksgericht in Augsburg, verließ aber im Mai 1866 den Staatsdienst und lebte seitdem in Geißlingen bei Balingen (in Württemberg) und in Rißtissen (in Oberschwaben) auf seinen väterlichen Gütern. Im Okt. 1866 wurde S. in das bayr. Abgeordnetenhaus, 1868 in das Zollparlament, 1871 und bei sämtlichen folgenden Wahlen in den Deutschen Reichstag gewählt. In der bayr. Abgeordnetenkammer einer der Führer der

liberalen Partei, zeigte er sich besonders thätig in den finanziellen und Verkehrsfragen und vertrat die nationalen Interessen bei den Verhandlungen über die Zollvereinsverträge, über das Militärbudget von 1870 und über die Versailler Verträge. Am 5. Nov. 1873 wurde er zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt und behielt dieses Amt bis zum Ablauf der Landtagsperiode (16. April 1875). Im Nov. 1877 legte er aus Familienrücksichten sein Abgeordnetenmandat nieder, trat aber 1879 wieder in die Kammer ein, der er seitdem ununterbrochen angehörte. Im Reichstage vertrat er 1871—78 die Stadt München, 1878—81 den Wahlkreis Holzminden-Gandersheim und seit 1881 Erlangen-Fürth. In der nationalliberalen Partei, der er sich anschloß, gehörte er vermöge seiner Geschäftsgewandtheit und Vielseitigkeit zu den hervorragendsten und einflußreichsten Mitgliedern und wurde infolge dessen 1874—79 zum ersten Vizepräsidenten des Reichstags gewählt. Im J. 1880 schied er mit Lasker, von Forckenbeck u. a. aus der nationalliberalen Fraktion aus und schloß sich den Sezessionisten, später mit diesen der deutsch-freisinnigen Partei an. Einen besonders lebhaften Anteil nahm S. an der Gesetzgebung über die Verwaltungsorganisation der Reichslande, zog sich jedoch in der neuesten Zeit, zum Teil durch Krankheit genötigt, zum Teil aus Unbehagen an der polit. Stellung, in die er sich gedrängt sah, von den parlamentarischen Arbeiten mehr und mehr zurück.

Staunton, Hauptstadt von Augusta County im nordamerik. Staate Virginia, liegt am Lewis Creek, einem Nebenflusse des Shenandoah, an der Chesapeake-Ohio- und der Baltimore-Ohio-Eisenbahn, und hat (1880) 6664 E. S. ist der Sitz der Irren-, der Taubstummen- und der Blindenanstalt des Staats, hat ein kath. Seminar, Eisengießereien und Tabaksfabriken. Etwa 29 km von S. sind die berühmten Heyers- und Madisons-Höhlen und 19 km von der Stadt die Augustaquellen.

Staunton (Sir George Leonard), bekannt durch seine Reise nach China, geb. 19. April 1737 zu Galway in Irland, studierte zu Montpellier Medizin und beschäftigte sich dann in London mit schriftstellerischen Arbeiten. Im J. 1762 ging er als Arzt nach Westindien, wo er sich die Freundschaft Lord Macartneys, Gouverneurs der Insel Grenada, erwarb, dessen Sekretär er wurde und den er auch nach Ostindien begleitete, als derselbe die Statthalterschaft von Madras übernahm. Hier zeichnete er sich namentlich bei den Friedensverhandlungen mit Tippo-Saib aus. Aus Ostindien 1784 nach England zurückgekehrt, wurde er von der Ostindischen Gesellschaft mit einem Jahrgehalt von 500 Pfd. St., von dem Könige aber 31. Okt. 1785 mit dem Titel eines Baronets von Irland belohnt. Auf der Gesandtschaftsreise Macartneys nach China 1792—94 begleitete diesen S. wiederum als Legationssekretär und erhielt zugleich den Titel eines außerord. Gesandten und bevollmächtigten Ministers. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er «An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the emperor of China» (2 Bde., Lond. 1797, mit Karten und Kupfern; deutsch, 2 Bde., Zür. 1798). Großen Anteil an diesem Werke hatte John Barrow (s. d.). S. starb zu London 14. Jan. 1801. S.s Biographie verfaßte sein Sohn (Lond. 1823). De Candolle nannte ihm zu Ehren eine Pflanze Stauntonia.

Staunton (Sir George Thomas), berühmter Reisender und Kenner der chines. Sprache, des vorigen Sohn, geb. in Salisbury 26. Mai 1781, begleitete 1792 seinen Vater nach China. Zurückgekehrt, studierte er in Cambridge, doch wurde er schon 1799 bei der Faktorei der Ostindischen Gesellschaft in Kanton zuerst als Sekretär, dann als Präsident des Ausschusses der Faktorei angestellt. Als 1816 Lord Amherst als Gesandter nach China geschickt wurde, war S. als königl. Kommissar sein Begleiter. Seine Kenntnis der chines. Sprache befähigte ihn, bei Unterhandlungen mit der chines. Regierung wichtige Dienste zu leisten, namentlich schlichtete er 1814 einen Streit zwischen den Engländern und Chinesen. Im J. 1817 verließ er China. Er übersetzte den Kriminalcodex des Chinesischen Reichs ins Englische (Lond. 1810; franz. mit Anmerkungen von J. Renouard de Sainte-Croix, 2 Bde., Par. 1812) und die «Narrative of the Chinese embassy to the Khan of the Tourgouth Tartars in the years 1712, 13, 14 and 15» (Lond. 1821). Außerdem schrieb er «Miscellaneous notices relating to China and the British commercial intercourse with that country» (Lond. 1822). Sein Tagebuch über Lord Amherst's Gesandtschaft ließ er für Freunde drucken. Für die Hakluyt-Society gab er Mendozas 1588 von Parke übersetzte «History of the great and mighty kingdom of China» (Lond. 1853) heraus. Seit 1818 war er mit wenigen Unterbrechungen Mitglied des Parlaments, zog sich aber 1852 von dem polit. Leben zurück und starb 10. Aug. 1859 zu London.

Staupe der Hunde (Hundeseuche, Laune), eine bei jungen Hunden (bis zum dritten Lebensjahre) oft vorkommende, ansteckende, von Hunden auch auf Katzen übertragbare, durch Bacterien (Cokken) verursachte Krankheit, welche bald mehr die Schleimhäute der Atmungswege, des Magens und Darmes in Anspruch nimmt (Ausfluß von Schleim aus den Nasenlöchern, schnelles und erschwertes Atmen, Husten, Ausbrechen eines weißgrünen Schleims oder nur Brechneigung und Würgen, Schleimabsonderung in den Augen, Verkleben der Lidränder durch dicken, zähen Schleim: katarrhalische Staupe), oder das Nervensystem hochgradig in Mitleidenschaft zieht (Hinfälligkeit und Apathie, Muskelzuckungen, krampfartige Zufälle, Schaumkauen und Speicheln, Lähmungen, besonders solche der Hinterhand; als Rückbleibsel: Muskelzuckungen, Schwäche der Hinterhand: nervöse Staupe). Bei der katarrhalischen S. sind lösende Mittel (Salmiak mit süßen Säften) anzuwenden, bei der nervösen S. kalte Kompressen auf den Kopf des Patienten, Abführmittel (Ricinusöl in Bouillon gequirlt; Gänseschmalz zur Aufnahme ad libitum), später Brechnußtinktur. Die mit S. behafteten Tiere sind warm zu halten und müssen stets offenen Leib haben. Kranke und gesunde Hunde dürfen nicht zueinander gelangen können, um Übertragung des Übels zu vermeiden, auch müssen die Krankenställe desinfiziert werden.

Staupe der Pferde, s. Influenza.

Staupenschlag (fustigatio) hieß die sonst meist mit Landesverweisung verbundene Auspeitschung, bei der der Verbrecher vom Henker durch die Straßen geführt und mit Ruten auf den entblößten Rücken gepeitscht wurde. Erst hierdurch wurde die Landesverweisung zur entehrenden Strafe. Mit der Landesverweisung hörte auch der S. auf.

Staupitz (Joh. von), Gönner und Freund Luthers, stammte aus einer adeligen Familie im sächs. Kurkreise und neigte sich schon früh durch Studium der mittelalterlichen Mystiker und Augustins einer tiefern und zugleich von den kirchlichen Formen freiern Frömmigkeit zu. Als Generalvikar des Augustinerordens in Deutschland mit Luther bekannt geworden, ahnte er in diesem den zu Großem ausersehenen Mann, half ihm durch milde Ermahnungen über innere Kämpfe hinweg und vermittelte 1508 die Berufung desselben nach Wittenberg, wo er selber Professor war. Friedrich der Weise, bei dem S. in großer Achtung stand, beauftragte ihn 1516, aus einem niederländ. Kloster Reliquien für die neue Schloßkirche zu Wittenberg zu holen, und wollte ihm zu einem Bistum verhelfen, wogegen sich Luther sehr entschieden aussprach. Im J. 1512 trat er von seiner Professur zurück, siedelte nachher nach Süddeutschland über, legte 1520 aus Scheu vor den Kämpfen und um nicht gegen Luther auftreten zu müssen, auch sein Vikariat nieder und zog sich nach Salzburg zurück, wo er anfangs als Hofprediger des Kardinals und Erzbischofs Matthäus Lang und nachher als Abt eines Benediktinerklosters lebte und 1524 starb. Seine Schriften »De amore Dei« und »De fide christiana« (beide Schriften deutsch übersetzt und neu herausgegeben Stuttg. 1862), sowie der Umstand, daß sich in seinem Nachlasse alle Schriften Luthers vorfanden, bezeugen seine bleibende Hinneigung zur Reformation. Eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltete Knaake (Bd. 1, Potsd. 1867). Vgl. Kolde, »Die deutsche Augustinerkongregation und S.« (Gotha 1879).

Staurolith, ein ausgezeichnetes Mineral, welches in kurz- und dick-, oder lang- und breitsäulenförmigen Krystallen des rhombischen Systems ausgebildet ist, die sehr häufig nach zwei Gesetzen Durchkreuzungszwillinge bilden (daher der Name, von σταυρός, Kreuz), indem zwei Individuen sich entweder fast rechtwinkelig oder schiefwinkelig unter fast 60° durchwachsen. Die durchscheinenden bis undurchsichtigen glasglänzenden Krystalle haben rötlichbraune bis schwärzlichbraune Farbe, eine Härte von 7 bis 7,5, ein spezifisches Gewicht von 3,34 bis 3,77. Vor dem Lötrohr sind sie selbst in Splittern nicht schmelzbar, und Säuren, selbst Fluorwasserstoffsäure, sind ganz ohne Wirkung auf dieselben. Chemisch besteht der S. aus Kieselsäure (28—29 Proz.), Thonerde (etwa 52), Eisenoxydul (etwa 14), Magnesia (2,5) und Wasser (etwa 1,5), welches letztere erst beim Glühen entweicht; auch etwas Eisenoxyd ist darin vorhanden. Sehr häufig bestehen die Krystalle des S. nicht aus reiner Substanz, sondern sind sehr reichlich mit Quarzkörnern (auch mit Granat, Glimmer u. s. w.) durchwachsen, weshalb sie, einschließlich dieser fremden, gewöhnlich nur mikroskopischen Beimengungen einen Kieselsäuregehalt von selbst über 50 Proz. bei der Analyse ergeben haben. Das Auftreten des S. ist namentlich an Glimmerschiefer gebunden, in welchem seine Krystalle eingewachsen sind, z. B. bei Airolo und Faido am St. Gotthard, bei Radegund in Steiermark, Goldenstein in Mähren, in der Bretagne, im span. Galicien. Wegen der Kreuzesform der Zwillingskrystalle werden diese in manchen Gegenden um den Hals getragen.

Stauung, Bewässerungssystem, s. unter Bewässerung.

Stauung (seerechtlich), s. unter Ladung und Stauen.

Stavanger, die Hauptstadt des gleichnamigen Amtes (9279 qkm mit [1880] 118000 E.) an der buchtenreichen Südwestküste Norwegens, im Stifte Kristiansand und am Stavanger-(Bukne-)Fjord, Station der Privatbahn S.-Egersund, hat zwei vorzügliche von vorliegenden Inseln geschützte Häfen mit Schiffswerften. Ein anderer Hafen, Dusevig genannt, liegt 4 km nördlich von der Stadt entfernt. Bei der Einfahrt in den Fjord ist auf der Landspitze Tungenäs ein Leuchtturm errichtet. Die Stadt, bereits im 11. Jahrh. gegründet, hat eine alte, aus der Begründungszeit der Stadt stammende Domkirche, eine gelehrte und Realschule, mehrere andere Lehranstalten, Museum, Kunstverein, ein Hospital, eine Sparbank u. s. w. und zählt (1875) 20275 E. (im J. 1801 nur 2466). Ihr außerordentliches Emporkommen verdankt sie der Schiffahrt und dem Handel mit den Produkten der Fischereien. Im J. 1883 besaß S. 37 Dampfschiffe von 10513 t und 324 Segelschiffe von 100386 t und einer gesamten Besatzung von 4023 Mann. Die größern Schiffe sind mit Frachtfahrt beschäftigt, die kleinern besorgen den Handel der Stadt. Es liefen 1883 vom Auslande ein 341 Fahrzeuge von 67709 t, während 292 Fahrzeuge von 52489 t ausliefen. Hauptausfuhrartikel sind Heringe und andere Salzfische, lebendige, getrocknete und geräucherte Fische, Anchovis, Hummer und Thran.

Stavelot, Stadt in Belgien, s. Stablo.

Stavenhagen, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Station der Linie Lübeck-Straßburg der Mecklenburgischen Friedrich-Franzbahn, Sitz eines Amtsgerichts und eines großherzogl. Amts, zählt (1885) 3023 E., besitzt eine Zuckerfabrik, eine große Dampfmolkerei, eine Dampfbierbrauerei, zwei Dampfsägereien, ein Waisenhaus, ein Schloß und ist Geburtsort des Dichters Fritz Reuter. S. erhielt 1282 Stadtrecht und kam 1436 an Mecklenburg.

Stawropol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Samara, am linken Ufer der Wolga und zwar an der Nordseite des samaraschen Bogens, mit (1883) 4265 E., ist ein Stapelplatz für Mehl und Getreide.

Stawropol, die befestigte Hauptstadt des ciskaukas. Gouvernements gleichen Namens, Sitz eines Civil- und Militärgouverneurs, liegt in einer dürren und baumlosen Gegend auf der Heerstraße von Rußland nach dem Kaukasus und hat hierdurch eine nicht geringe Bedeutung, da alle Karawanen, die aus Grusien und Persien nach Rußland ziehen, diesen Weg einschlagen. Auch nimmt die asiat. Post den Weg über S. Man findet hier Russen, Tataren, Armenier, Perser, Nogaier, Grusinier und andere Völkerschaften vereinigt. Die Stadt hebt sich infolge des erweiterten Handels mit jedem Jahre und zählt bereits (1883) 34503 E. Sie hat einen schönen und geräumigen Bazar, 13 Kirchen, ein Gymnasium, eine armen. Schule, ein geistliches Seminar, eine Mädchenschule ersten Ranges, eine öffentliche Bibliothek und 37 Fabriken. Das Klima ist mild, doch bringen die Hitze des Sommers und die Nähe der Steppe, über welche oft glühende Winde streichen, öfters gefährliche Fieber hervor. Die Erbauung der Stadt fällt in das J. 1776 oder 1777. Die nahen warmen Schwefelquellen sind stark besucht. — Das Gouvernement Stawropol umfaßt 68710 qkm und zählt (1883) 637893 E.

Stearin und **Stearinkerzen.** Alle Fette und Öle des Tier- und Pflanzenreichs sind die Glyzeriniäther dreier Fettsäuren, der festen Stearinsäure, der gleichfalls festen Palmitinsäure und der flüssigen Ölsäure. Der Glyzeriniäther der Stearinsäure heißt Stearin, der der Palmitinsäure Palmitin, der der Ölsäure Olein. Herrscht in den Fetten das Olein vor, so sind sie flüssig wie das Olivenöl und Mandelöl, bilden dagegen Stearin und Palmitin die Hauptbestandteile, so sind die Fette fest wie der Rinds- und Hammeltalg und das Palmöl. Das Stearin findet für sich keine Anwendung, dagegen eine um so wichtigere die Stearinsäure, welche indessen, so wie sie fabrikmäßig dargestellt wird, ein Gemenge ist von Palmitinsäure mit Stearinsäure.

Diese Säure dient zur Herstellung der Stearinkerzen, deren Fabrikation in zwei Abteilungen zerfällt, nämlich 1) in die Darstellung der Fettsäuren und 2) in die Umwandlung derselben in Kerzen. Die Gewinnung der Fettsäuren geschieht meist durch Verseifung der Fette (Talg oder Palmöl) mit Kalk, wobei die fetten Säuren in Form unlöslicher Kalkseife sich abscheiden, während die hierbei entstehende Lauge wesentlich Glyzerinlösung ist, die man auf Glyzerin (s. d.) verarbeitet. Die Kalkseife wird nun mit Schwefelsäure zersetzt und die sich ausscheidenden fetten Säuren nach dem Erstarren und Abkühlen durch Pressen von der flüssigen Ölsäure befreit, aus der man in der Regel Seife darstellt. Die zurückbleibende starre Fettmasse ist das Material zur Fabrikation der Stearinkerzen. Anstatt mit Kalk zu verseifen, zieht man es häufig vor, die Fettkörper mit Schwefelsäure zu zersetzen und dann die gewonnenen fetten Säuren nach gutem Auswaschen mit Wasser entweder direkt zu verwenden, oder sie vorher der Destillation zu unterwerfen. Das Gießen der Kerzen geschieht in besondern Gießmaschinen. Häufig wird die Mischung der fetten Säuren, bevor man sie in Kerzenform bringt, mit einer gewissen Menge von Paraffin zusammengeschmolzen; dies ist z. B. der Fall mit den Apollo- oder Melanylkerzen.

Stearinsäure, $C_{18}H_{36}O_2$, eine Fettsäure, deren Glyzeriniäther das Stearin (s. d.) bildet.

Stearoptēn, Kollektivname für die in der Kälte sich abscheidenden festen Bestandteile der ätherischen Öle (s. d.).

Steatit, soviel wie Speckstein.

Steatopyga (grch.), Fettsteiß, die bekannte übermäßige Fettanhäufung am Gesäß der Hottentottinnen und Buschweiber.

Steatornis, s. Guacharo.

Steatōse (grch.), Verfettung, krankhafte Fettbildung.

Steben, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Naila, im Frankenwalde, mit (1880) 803 evang. E., Sitz eines Bergamts, hat fünf erdig-alkalische Eisensäuerlinge von 9° R. mit Badeanstalt, welche namentlich bei Blutarmut Verwendung finden, ferner Fichtennadel- und Moorbäder. In den J. 1796—97 lebte hier Alexander von Humboldt als Oberbergmeister; eine Denktafel bezeichnet das Haus, in welchem er damals wohnte. Im J. 1877 brannte der Ort größtenteils ab.

Stecchetti (Lorenzo), Pseudonym des ital. Dichters Olindo Guerrini (s. d.).

Stechapfel, Pflanzengattung, s. Datura.

Stechbeitel, ein Beitel (s. d.) mit rechtwinkelig zu seiner Längenachse stehender Schneide.

Stechbüttel, soviel wie Stichling. — **Stechdorn,** soviel wie Schlehe. — **Stecheiche,** soviel wie Stechpalme. — **Stechente,** soviel wie Lumme. — **Stechginster,** soviel wie Ulex europaeus.

Stechheber (frz. tâte-vin, engl. plunging-siphon), s. unter Heber.

Stechmücke, s. u. Mücken. — **Stechpalme,** Pflanzenart, s. Ilex. — **Stechrochen,** s. unter Rochen. — **Stechsalat,** eine Art Gartensalat (s. d.). — **Stechwinde,** soviel wie Smilax.

Steckbrief nennt man eine auf Grund eines Haftbefehls vom Richter, der Staatsanwaltschaft und den Polizeibehörden zur Habhaftwerdung einer bestimmten Person an andere Behörden, die Gendarmerie und sonstige Polizeiorgane gerichtetes offenes Ersuchen, die fragliche Person festzunehmen und entweder einzuliefern oder behufs deren Abholung Nachricht zu geben. Nach §. 131 der Deutschen Strafprozeßordnung vom 30. Jan. 1877 ist ohne vorgängigen Haftbefehl eine steckbriefliche Verfolgung nur dann statthaft, wenn ein Festgenommener aus dem Gefängnis entweicht oder sonst sich der Bewachung entzieht. In diesem Falle sind auch Polizeibehörden zur Erlassung eines S. befugt. Die steckbrieflich zu verfolgende Person ist demnach entweder eines Verbrechens oder Vergehens beschuldigt, oder sie hat sich der bereits wider sie in Anwendung gebrachten Haft durch die Flucht entzogen, oder das geleistete Handgelöbnis, an einem bestimmten Orte zu bleiben, gebrochen, oder sie hat zum Antritt einer Strafe sich nicht gestellt (§. 489), oder einer behördlichen Anordnung, z. B. sich in ihre Heimat zu begeben, nicht Folge geleistet, oder eine Pflichterfüllung, z. B. Ernährung ihrer Familie, vernachlässigt. Ein S. muß eine genaue Beschreibung der verfolgten Persönlichkeit (Signalement) enthalten und wird gewöhnlich in öffentlichen Blättern abgedruckt, zuweilen auch in einzelnen Exemplaren an die Behörden versendet. Vgl. Ortloff, «Lehrbuch der Kriminalpolizei» (Lpz. 1881).

Steckenkraut, s. Ferula.

Stecker (Anton), Afrikareisender, geb. 17. Jan. 1855 zu Josephsthal bei Jungbunzlau in Böhmen, studierte in Heidelberg Naturwissenschaften und begleitete 1878—79 Gerhard Rohlfs nach der Oase Kufra, ebenso 1880 nach Abessinien. Während Rohlfs nach Europa zurückkehrte, nahm S. den Tsanasee kartographisch auf und kam im März 1881 nach Godjam und drang von da in die Gallaländer ein, geriet aber in die Gefangenschaft des Königs Menelek von Schoa. Auf Verwendung des ital. Reisenden Antinori freigegeben, nahm er noch einige Seen in Abessinien auf und traf im Juli 1883 wieder in Massaua am Roten Meere ein, worauf er nach Europa zurückkehrte.

Steckfluß oder **Stickfluß,** s. Lungenödem.

Steckin, Sticeen oder Stikine, eine brit. Kolonie in Nordwestamerika, welche durch Dekret vom 19. Juli 1862 von Britisch-Columbia (s. d.) abgetrennt wurde. Ihre Grenzen bilden gegen W. und SW. das nordamerik. Territorium Alaska, gegen S. Britisch-Columbia, gegen O. der 125.° westl. L. (von Greenwich), gegen N. der 62.° nördl. Br. Das Land ist öde, rauh und von den Ausläufern der Felsengebirge durchzogen. Unter den Flüssen ist vor allen der Frances oder Steckin zu erwähnen, nach welchem das Land den Namen führt. Dieser Fluß ist 304 km aufwärts schiffbar. Derselbe mündet gegenüber der Herzog von York-

Insel, bildet eine wichtige Straße und darf, nach dem Vertrage vom J. 1825, von den Engländern befahren werden. Seine Mündung ist seit 1867 in den Händen der Nordamerikaner, ebenso wie die Mündung des weiter nördlich in den Großen Ocean mündenden, auf 56 km schiffbaren Tako. Das ganze Küstengebiet, welches unter dem Namen Neualbion und Neucornwallis bekannt ist, gehört bis auf 48 km landeinwärts den Nordamerikanern, früher den Russen. S. war bis zum J. 1862 nur eine Region für Pelzjäger, seitdem aber dort Gold in großer Menge längs den Flußläufen bis nach den westl. Zuflüssen des Mackenzie hin, sowie am Tako reiche Kupferminen entdeckt wurden, hat sich eine starke Auswanderung in das Land gezogen. Auch bieten die Wälder einen großen Reichtum an Nutzhölzern, die nach San-Francisco ausgeführt werden. Die Zahl der einheimischen Indianer vom Stamme der Takali, welche als Jägernomaden die Kolonie durchstreifen, ist im Abnehmen begriffen.

Stecklinge, auch **Schnittlinge** und **Stopfer**, nennt man junge Zweige, durch welche eine Pflanze vermehrt, vervielfältigt, in ihrer Art oder Varietät fortgepflanzt wird. Zu diesem Behufe werden sie dicht unter einem Knoten (Auge) von der sog. Mutterpflanze mittels eines recht scharfen Messers abgelöst und in geeignetem Boden und unter den den betreffenden Pflanzenarten angemessenen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen zur Bewurzelung gebracht. Die Ableger (s. d.) unterscheiden sich also vom S. nur dadurch, daß ein noch mit der Mutterpflanze in Verbindung stehender Zweig zur Bewurzelung gebracht wird. Manche Pflanzen lassen sich auch durch Wurzelstecklinge vermehren. Die Wurzelbildung wird stets durch den Callus (s. d.) vermittelt.

Steckmuschel (Pinna) heißt ein Geschlecht dünnschaliger ungleichmuskeliger Muscheln von dreieckiger, langer Gestalt, mit dem vordern Ende im Schlamme sitzend oder mittels des Byssus (s. d. und Spinnorgane) an Fremdkörpern befestigt; die Schalen klaffen am freien Ende. Die schuppige Steckmuschel (Pinna squamosa) wird gegen 60 cm lang und findet sich auch im Mittelmeer.

Stecknadel (frz. épingle, engl. pin), s. unter Nadeln.

Stecknitz, ein Flüßchen im Kreise Herzogtum Lauenburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, entspringt aus dem Gudowsee, durchfließt 10 km nordwestlich von diesem den See von Mölln und fließt bei Genin rechts in die bei Lübeck mündende Trave. Die S. ist 1391—98 auf Kosten der Stadt Lübeck, wo bis auf die neuere Zeit ein eigenes Amt der Stecknitzfahrer bestand, mit der gleichfalls schiffbar gemachten, südwärts fließenden und bei Lauenburg rechts in die Elbe mündenden Delvenau verbunden. Die ganze 56 km lange, 0,9 m tiefe Schiffahrtslinie zwischen der Elbe und der Trave heißt S. oder Stecknitzkanal, hat 13 Schleusen und vermittelt also den Verkehr zwischen der Elbe und Lübeck und dadurch zwischen Nord- und Ostsee.

Stedinger, d. h. Gestadebewohner (abgeleitet vom altsächs. stath, Gestade), hieß die wahrscheinlich aus sächs. und fries. Elementen gemischte Bevölkerung, welche auf dem linken Ufer der Weser an der Ochtum und Hunte im jetzigen Großherzogtum Oldenburg (vormals Weststedingen, jetzt Stedingerland) und gegenüber auf dem rechten Weserufer bis zur Drepte und Lüne in der jetzigen preuß. Provinz Hannover (vormals Oststedingen, jetzt Osterstade) wohnte. Das Land gehörte zum Erzbistum Bremen, während die Grafen von Oldenburg in einem Teile desselben als Vizegrafen fungierten. Die S. suchten dem Beispiel der benachbarten unabhängigen Friesen nachzueifern; die landesherrlichen Burgen in Weststedingen wurden um 1200 und 1204 überrumpelt und zerstört. Während des 1207 entbrannten Kampfes um den erzbischöfl. Stuhl hielten die S. trotz des päpstl. Bannstrahls zu dem Prätendenten Waldemar. Erst 1216 traten sie zu Waldemars Gegner, dem Erzbischof Gerhard I. (gest. 1219) über, der mit ihrer Hilfe den Sieg davontrug. Diese Waffenthaten steigerten das trotzige Selbstbewußtsein der S.; sie hielten seitdem die schuldigen Abgaben zurück und gaben den Mahnungen kein Gehör. So entschloß sich Erzbischof Gerhard II. (1219—58), Gewalt zu brauchen. Aber seine Heeresmacht ward Weihnachten 1229 geschlagen, und sein Bruder, Hermann von der Lippe, fiel im Kampfe. Nun ließ Gerhard II. auf der Synode zu Bremen 17. März 1230 die S. als Ketzer verdammen, und auf sein Ansuchen beauftragte Papst Gregor IX. 29. Okt. 1232 die Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Minden, einen Kreuzzug gegen die S. predigen zu lassen. Die S. schlugen das Kreuzheer im Winter 1232—33 zurück und bedrohten sogar die Städte Oldenburg und Bremen. Dagegen ward auf einem zweiten Kreuzzug, 26. (29.) Juni 1233, Oststedingen bezwungen, die Gefangenen wurden als Ketzer verbrannt. Als die Kreuzfahrer im Spätsommer 1233 Weststedingen angriffen, erlitten sie eine Niederlage, und der Anführer, Graf Burchard von Oldenburg, ward erschlagen. Unterdes hatten wiederholte päpstl. Bullen und die Kreuzpredigt der Bettelmönche den religiösen Fanatismus im weiten Umkreise entflammt. Das Kreuzheer, das sich in Bremen sammelte, überschritt 27. Mai 1234 auf einer Schiffbrücke die Ochtum und stieß bei Altenesch auf die Hauptmacht Weststedingens. Nach furchtbarem Kampfe, in dem Graf Heinrich von Oldenburg fiel, unterlagen die Bauern; nur wenige entkamen zu den Friesen. Das Land ward zum Teil mit fremden Kolonisten besetzt und durch neuerbaute Zwingburgen, darunter namentlich Delmenhorst, im Gehorsam erhalten. Auf dem Schlachtfelde von Altenesch ist, an der Stätte einer verfallenen Kapelle, 27. Mai 1834 ein Denkmal «Stedingsehre» errichtet. Vgl. Schumacher, «Die S., Beitrag zur Geschichte der Wesermarschen» (Brem. 1865).

Steele, Stadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Essen, rechts an der schiffbaren Ruhr, welche hier den die Grenze gegen Westfalen bildenden Ruhrbruchmühlenbach aufnimmt und über welche seit 1885 eine Brücke führt, Station der Linien Ruhrort-S.-Dortmund-Holzwickede, Bohwinkel-S. (Prinz-Wilhelmsbahn), S.-Dahlhausen-Langendreer-Witten und Heissen-S.-Altendorf der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 8222 meist kath. E. und hat eine in got. Stil erbaute neue kath. Pfarrkirche, eine Rektoratschule, eine höhere Töchterschule, ein kath. Krankenhaus, ein kath. Waisenhaus in dem 1761 von der essener Fürst-Äbtissin Franziska Christina von Pfalz-Bayern erbauten Schlosse, zwei Kohlensandsteinbrüche, Steinkohlenbergbau auf den Zechen Deimelsberg, Johann u. a., Horster Eisen- und Stahlwerke, eine Eisengießerei ein

Walzwerk, eine Dampfmahlmühle, eine Fabrik für feuerfeste Steine, Ziegeleien, Brennereien, Brauereien, eine Gasanstalt, Wasserwerke, durch welche den Städten S. und Gelsenkirchen ihr Wasserbedarf aus der Ruhr zugeführt wird, und sehr besuchte Viehmärkte. Auf der Zeche Johann entspringt eine Salzquelle, deren Wasser zu Solbädern benutzt wird. Östlich von S., von diesem durch den Ruhrbruchmühlenbach getrennt, liegt das westfälische Dorf Königssteele. S. gehörte bis 1803 zur reichsunmittelbaren Abtei Essen und wurde 1857 Stadt. Hier hielt 938 Otto d. Gr. einen Reichstag.

Steele (spr. Stihl, Sir Richard), namhafter engl. Essayist, geb. zu Dublin 1671, besuchte die Charterhouseschule in London, wo er mit Addison Freundschaft schloß. Im J. 1692 ging er nach Oxford und trat nach einigen Jahren als Freiwilliger in die Leibgarde, in welcher er bald eine Fähnrichsstelle erhielt. In einem Anflug von Reue über seine ausschweifende Lebensweise schrieb er einen Aufsatz unter dem Titel «The christian Hero». Im J. 1702 trat er als Lustspieldichter auf mit «The Funeral; or, grief à la mode»; 1703 folgte «The tender husband», das wie das erste mit Erfolg gegeben wurde. Sein nächstes Stück dagegen, «The lying lover», mißfiel und schreckte ihn von der dramatischen Laufbahn ab, die er erst 1722 noch einmal mit dem besten seiner Stücke, «The conscious lovers», betrat. Im J. 1709 begann er die Herausgabe des «Tatler», einer Zeitschrift, in welcher Skizzen, Erzählungen, moralische Betrachtungen u. dgl. erschienen. Der «Tatler», der 1711 aufhörte, fand ungemeinen Beifall; noch mehr sein Nachfolger, der «Spectator», den S. in Gemeinschaft mit Addison herausgab und der zu acht Bänden anwuchs. Hierauf gab S. 1713 den «Guardian» heraus, der mit zwei Bänden geschlossen wurde. Für alle drei Zeitschriften lieferte er 510, Addison 369 Aufsätze, die sich, abgesehen von ihrem sonstigen Werte, durch Reinheit, Eleganz und Korrektheit der Schreibart empfahlen und als Muster angesehen wurden. Im J. 1710 erhielt S. eine Anstellung beim Stempelamte, die er auch unter den Tories bis 1713 behielt. Von da an gehörte er zur Opposition. Er ließ sich auch ins Parlament wählen, aus dem er aber als Verfasser aufrührerischer Schriften ausgestoßen wurde. Unter Georg I. wurde er dafür Oberstallmeister zu Hamptoncourt und trat auch wieder ins Parlament. Zugleich wurde er zum Ritter geschlagen und 1717 als Kommissar zur Übernahme der eingezogenen Güter nach Schottland gesandt. S. zerfiel aber bald wieder mit dem Ministerium und selbst mit seinem Freunde Addison und zog sich nach seinem Landgute Llangunnor bei Caermarthen zurück, wo er 1. Sept. 1729 starb. Sein zuerst 1787 herausgegebener Briefwechsel stellt seinen Charakter in ein vorteilhaftes Licht. Eine ausführliche Charakteristik S.s gibt Thackeray in seinen «Lectures on the English Humourists» (Lond. 1851).

Steen (Jan), einer der berühmtesten holländ. Maler, geb. um 1626 zu Leiden, der Sohn eines Bierbrauers, erhielt zuerst in Utrecht Unterricht im Malen. Dann wurde er Schüler des Adrian van Ostade und später J. van Goyens, der ihn mit seiner Tochter Margarete verheiratete. Eine Zeit lang gab er die Malerei auf, errichtete eine Bierbrauerei in Delft und später eine Schenkwirtschaft. Die Scenen, welche er hier sah, trug er mit großer Kunst und drolligstem Humor auf die Leinwand über. Keiner seiner großen Zeitgenossen hat ihn in der Naivetät seiner Kompositionen, im Ausdruck und in der Charakteristik seiner Figuren übertroffen, keiner in dem goldigen Ton seiner Bilder, noch weniger in der feinen und humoristischen Beobachtung der Natur. Er lebte an verschiedenen Orten, zuletzt in Leiden, wo er am 3. Febr. 1679 begraben wurde. Seine Gemälde wurden nach seinem Tode zu immer höhern Preisen verkauft, besonders in Holland. Zu den berühmtesten gehören: die Kegelbahn, die kranke Dame, das Hochzeitsfest, die Hochzeit zu Kana, vor allen das St. Nicolasfest, das Austerfest, die Familie des Meisters darstellend, und das Bild des menschlichen Lebens vom Kinde bis zum Greise. Seine Zeichnungen sind selten und werden ebenfalls teuer bezahlt. Ein Sackpfeifer und das Dorffest mit Kegelspiel gehören zu den vorzüglichsten. Auch ätzte S. einige geistreiche, äußerst seltene Blätter, deren Echtheit nicht zu bezweifeln ist. — Sein Sohn Dirk S. machte sich als Bildhauer einen Namen; sein Porträt, von ihm selbst gemalt, findet sich in verschiedenen Sammlungen. — Neuere Biographen nehmen noch einen Jan S. an, der zu Alkmaar stofflich verwandte Darstellungen malte, aber später lebte, und dessen Werke denen des delftschen Jan S. nicht gleichkommen. Vgl. Van Westrheenen, «J. Steen, étude sur l'art en Hollande» (Haag 1856).

Steenbergen, Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, durch das Vliet mit der Krammer verbunden, hat 6705 E., eine kath. und eine reform. Kirche, einen Flußhafen und Krappindustrie.

Steendyffer (dän., Steingräber), s. Dolmen.

Steenkerke, belg. Dorf in der Provinz Hennegau, an der Naasee, einem Nebenfluß der Senne gelegen, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht am 3. Aug. 1692. König Wilhelm von England griff mit dem 75000 Mann starken span.-holländ.-deutschen Heere, nachdem er zum Entsatze Namurs zu spät gekommen, das bei S. stehende franz. Heer unter dem Marschall von Luxemburg an, wurde aber durch den heldenmütigen Widerstand der Maison du Roi (s. d.) aufgehalten und nach siebenstündigem Kampfe zum Rückzug genötigt.

Steenstrup (Johannes Jagetus Smith), berühmter dän. Naturforscher, geb. 8. März 1813 zu Vang in Norwegen, Lektor für Mineralogie in Sorö bis 1845, dann Professor der Zoologie und Direktor des zoolog. Museums in Kopenhagen, wurde 1867 Staatsrat und privatisiert seit 1886. S. bereiste verschiedentlich Island. Von seinen zahlreichen Werken und Abhandlungen, namentlich aus dem Gebiete der Zoologie und Urgeschichte, sind hervorzuheben seine Arbeit «Über den Generationswechsel» (deutsch von Lorenzen, Kopenh. 1842), die seinen Ruhm begründete, und seine ausgezeichneten Untersuchungen über die sog. Kjökkenmöddings und über die prähistor. Fauna und Flora Dänemarks.

Sein Sohn Johannes, namhafter Historiker, geb. 5. Dez. 1844 in Sorö, ist seit 1877 Professor der nord. Altertumskunde an der kopenhagener Universität. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben «Studien über König Waldemars Erdebuch» (1873) und seine große Monographie über die Normannen (Bd. 1—4, 1876—86).

Steenwijk, Stadt in der niederländ. Provinz Overijssel, an der Linie Meppel-Leeuwarden der Niederländischen Staatsbahnen, hat 5100 E., die hauptsächlich vom Landbau leben. Der Ort, der

früher eine bedeutende Festung war, wird schon im 12. Jahrh. erwähnt und ist in der Landesgeschichte besonders bekannt durch die geschickte von Johann van den Corput geleitete Verteidigung gegen die span. Truppen unter Rennenberg im J. 1581. Es gelang den Spaniern 1582, sich der Stadt zu bemächtigen, doch schon 1592 ward sie vom Prinzen Moritz von Oranien ihnen entrissen; 1672 und 1673 wurde S. zeitweilig von den Truppen des münsterschen Bischofs Galen besetzt.

Steenwijk (Hendrick van), der Ältere, berühmter Perspektivmaler aus der flandr. Schule, geb. zu Steenwijk um 1550, war ein Schüler seines in der Malerei, Perspektive und Baukunst sehr unterrichteten Vaters und Joh. Bredemans, genannt de Vries. Er malte Architekturstücke und vornehmlich innere Ansichten got. Kirchen mit vollkommener Kenntnis des Helldunkels. Seine oft durch Fackel- oder Kerzenlicht beleuchteten Gemälde sind fleißig, mit leichtem Pinsel ausgearbeitet und oft durch Figuren von J. Breughel und andern berühmten Meistern geziert. Wegen der Kriegsunruhen ging er 1579 nach Frankfurt a. M. und starb daselbst nach 1604. Zu seinen Schülern gehören die Reefs, Vater und Sohn.

Sein Sohn und Schüler, Hendrick S., der Jüngere, geb. 1580, zeichnete sich in gleichen Darstellungen aus und übertraf nicht selten seinen Vater. Seine Bilder, großenteils innere Ansichten von Kirchen und Palästen, sind im ganzen weniger dunkel gehalten. Durch seinen Freund Ant. van Dyck, zu dessen Gemälden er sehr oft die architektonischen und perspektivischen Hintergründe malte, bewogen, ging er 1629 nach England, wo er sein Glück machte. Er starb nach 1649 in London. Seine Witwe und Schülerin Susanne, die sich in denselben Darstellungen auszeichnete, kehrte nach Amsterdam zurück. Gemälde beider Künstler besitzt das Belvedere in Wien; selten sind ihre Zeichnungen.

Steeple chase (engl., spr. Stihp'l Tschehs, d. h. Kirchturmjagd), heißt ein Wettrennen (s. d.) mit natürlichen oder künstlichen Hindernissen, welche »genommen« werden müssen. Die Bezeichnung ist von den früher üblichen Wettritten quer über Feld nach dem Ziel einer Kirchturmspitze auf die Rennbahn übertragen worden. Der Gegensatz heißt Flachrennen, d. i. das Rennen auf ebenem Terrain. Bestehen die künstlichen Hindernisse: Gräben, Dämme, Mauern, Tümpel, Hürden nur aus den letztern, so heißt die Steeple chase auch Hürdenrennen (Hurdle-race).

Steeten, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Oberlahnkreis, Amt Runkel, nahe rechts der Lahn, hat (1880) 596 E., Kalkbrennerei und eine Dolomithöhle.

Stefan (Joseph), Physiker, geb. 24. März 1835 zu St. Peter bei Klagenfurt in Kärnten, bezog 1853 die Universität Wien und habilitierte sich 1858 als Privatdocent der mathem. Physik. Gleichzeitig war er Lehrer der Mathematik und Physik an einer Privatoberrealschule. Im J. 1863 wurde er zum ord. Professor der Physik, 1866 zum Direktor des physik. Instituts der wiener Universität ernannt; 1865 wurde er zum wirklichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt und 1875—85 war er Sekretär der mathem.-naturwissenschaftlichen Klasse derselben. Während der elektrischen Ausstellung 1883 war er Präsident der internationalen wissenschaftlichen Kommission, 1885 Präsident der internationalen Stimmton-Konferenz in Wien. Seine teils mathematischen, teils experimentellen Arbeiten sind meist in den Sitzungsberichten der wiener Akademie erschienen. Hervorzuheben sind die Untersuchungen über die Interferenz und Doppelbrechung des Lichts, über die Diffusion und die Wärmeleitung der Gase, über das Gesetz der Abhängigkeit der Wärmestrahlung von der Temperatur, über die Gesetze der elektrodynamischen Erscheinungen und der Induktion.

Steffani (Agostino), einer der bedeutendsten Tonsetzer seiner Zeit, zugleich ein angesehener Staatsmann und Prälat, geb. 1655 zu Castelfranco im Venetianischen, wurde in München erzogen und durch den dortigen Kapellmeister Ercole Bernabei musikalisch gebildet. Schon früh komponierte er kunstvolle Kirchenwerke und gesangreiche Opern, letztere namentlich für Hannover, wo er seit 1688 Kapellmeister war und die Musik in große Blüte brachte. Seine ital. Opern, die dort am Hofe zu Herrenhausen im Garten mit vieler Pracht zur Aufführung kamen, wurden ins Deutsche übersetzt und in den J. 1690—1700 auf dem Operntheater in Hamburg gegeben. Seine Hauptwerke sind aber Kammerduette zu ital. Texten, von welchen über hundert erhalten sind, in denen er die größte Kunst des Tonsatzes mit einer gesangreichen und tief ausdrucksvollen Melodie vereinigt hat. S. gehörte selbst zu den besten Sängern damaliger Zeit. Seine Kammerduette sind das höchste Muster ihrer Gattung. Sein Nachfolger im Kapellmeisteramt zu Hannover wurde Händel, mit dem er innig befreundet war. Vom Kurfürsten von der Pfalz zum Geheimrat, vom Papst zum Bischof von Spiga ernannt, widmete er sich später öffentlich nur noch staatswissenschaftlichen und geistlichen Geschäften, ohne jedoch der Musik sich zu entfremden, und starb 1730 zu Frankfurt a. M. Die 1710 in London gestiftete berühmte Konzertgesellschaft Academy of ancient music wählte ihn, in Rücksicht auf seine Verdienste und seine große musikalische Autorität, zu ihrem lebenslänglichen Präsidenten. Seine Kompositionen sind in der Bibliothek der Königin von England in schönen Handschriften erhalten, aber es ist wenig davon gedruckt. Eine kleine Schrift: «Quanta certezza habbia da suoi principii la musica» (Hannov. 1694), welche er zur Verteidigung der Musik schrieb, wurde von Werckmeister übersetzt (Quedlinb. 1700).

Steffeck (Karl), Maler, geb. 1818 zu Berlin, wo er an der Akademie unter Krüger und Begas seine Ausbildung erhielt. In Paris setzte er 1839 seine Studien unter Delaroche fort und lebte 1840—42 in Italien. Von Rom nach Berlin zurückgekehrt, bethätigte er sich im Genre-, im historischen und im Bildnisfache, von welchen Arbeiten seit 1837 Proben auf Ausstellungen zu Tage getreten waren. Im J. 1880 ging er als Direktor der Kunstschule nach Königsberg. S.s Genrebilder bewegen sich meist in der Sphäre des südl. Lebens, seine Historiengemälde sind der vaterländischen Geschichte entnommen. Die berliner Nationalgalerie besitzt die Darstellung des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg (1848 gemalt). Andere Bilder sind: König Wilhelm bei Königgrätz, derselbe und der deutsche Kronprinz lebensgroß zu Pferde, ferner Schlachtenbilder, Wildstücke, Reiterbildnisse, Jagden ꝛc. Für die Ruhmeshalle in Berlin entstanden 1884: der Kaiser bei

Sedan, die Sendung des Generals Reille von Napoleon empfangend.

Steffens (Henrich), Philosoph, Naturforscher und Dichter, geb. 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, kam mit seinen Eltern 1779 nach Helsingör, wo er die gelehrte Schule besuchte, 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen. Im J. 1790 bezog er die Universität, anfangs zum Theologen bestimmt, später wesentlich für das Naturstudium begeistert, und 1794 erhielt er ein Stipendium zu einer Reise nach Norwegen, wo er den Sommer 1794 in Bergen zubrachte. Im Herbst litt er auf einer Reise nach Deutschland in der Mündung der Elbe Schiffbruch, aus dem er nichts als sein Leben rettete. Den Winter von 1794 bis 1795 verlebte er in Hamburg, und 1796 ging er nach Kiel. Hier hielt er Vorlesungen über Naturgeschichte und gab zugleich Privatunterricht. Das Bedürfnis einer spekulativen Begründung der Naturwissenschaft führte ihn nach Jena, wo Schellings Schriften und persönlicher Umgang ihn ganz in Anspruch nahmen. Jener erkor ihn 1800 zum Recensenten seiner naturphilos. Schriften, und so wurde er einer der begeistertsten Anhänger der damals aufblühenden Naturphilosophie. Nachdem er in Jena Adjunkt der philos. Fakultät geworden, wandte er sich über Berlin nach Freiberg, wo Werner sein Lehrer und Freund wurde. Er schrieb daselbst seine «Geognostisch-geolog. Aufsätze» (Hamb. 1810), die er später in dem «Handbuch der Oryktognosie» (3 Bde., Halle 1811—19) weiter ausführte. Nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen 1802 erregte er durch seine Vorlesungen große Teilnahme, sah sich aber durch die Ungunst einiger bedeutender Personen in seiner Thätigkeit gehemmt. S. folgte deshalb 1804 einem Rufe zu einer Professur nach Halle, wo er die «Grundzüge der philos. Naturwissenschaft» (Berl. 1806) herausgab. S. verlebte 1807—9 bei seinen Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck und kehrte dann nach Halle zurück. Nicht ohne eigene Gefahr beteiligte er sich hier an den geheimen Unternehmungen der Patrioten in Hessen und Preußen. Im Herbst 1811 ging S. als ord. Professor der Physik nach Breslau, wo er, als die Zeit der Befreiung erschien, mit dem lebendigsten Eifer in Wort und That in die Begeisterung des Volks einstimmte. Mit Flammenworten regte er die Studierenden an; auch trat er selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris. Hierauf kehrte er zu seinem akademischen Lehrberufe nach Breslau zurück, bis er 1832 einem Rufe nach Berlin folgte. Er starb daselbst 13. Febr. 1845.

Seine naturphilos. Studien ergänzte S. teils durch seine «Anthropologie» (2 Bde., Bresl. 1822), teils in den «Polemischen Blättern zur Beförderung der spekulativen Physik» (2 Hefte, Bresl. 1829—35). Außerdem aber hat S. mehrmals nicht nur auf das Wissen, sondern auch auf die Gesinnung des Zeitalters einzuwirken gesucht. Hierher gehört die Schrift «Über die Idee der Universitäten» (Berl. 1809), sowie die «Über geheime Verbindungen auf Universitäten» (Berl. 1835), mehr noch das Werk «Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden» (2 Bde., Berl. 1817), vor allem die «Karikaturen des Heiligsten» (2 Bde., Lpz. 1819—21). Seine Ansichten vom Turnwesen, sowie seine Abneigung gegen die kirchliche Union verwickelten ihn in mancherlei Streitigkeiten, über welche die Schrift «Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben» (Bresl. 1823; neue Aufl. 1831) Kunde gibt. Seine religiöse Auffassung legte er in der Schrift «Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Luthertum ist» (Berl. 1831) in Form einer persönlichen Konfession dar. Mit diesen religiösen Zuständen und Erlebnissen in einer innigen Wechselwirkung stehen auch die poetischen Produktionen, ein Novellencyklus, die S. seit 1827 veröffentlichte. Es erschien zuerst «Die Familien Walseth und Leith» (3 Bde., Bresl. 1827), hierauf «Die vier Norweger» (6 Bde., Berl. 1828) und «Malcolm» (2 Bde., Bresl. 1831), gesammelt unter dem Titel «Novellen» (16 Bdchn., Bresl. 1837—38). Ein interessantes Fragment einer Autobiographie ist das «Fragment aus meinen Knabenjahren», welches einen Teil der Schrift «Wie ich wieder Lutheraner wurde» bildet. In seinen letzten Lebensjahren schrieb S. eine ausführliche Biographie: «Was ich erlebte» (10 Bde., Bresl. 1840—44; 2. Aufl., 1844—46). Nach seinem Tode erschienen «Nachgelassene Schriften» mit einer Vorrede von Schelling (Berl. 1846). Vgl. Tietzen, «Zur Erinnerung an Henrich S.» (Lpz. 1871); Petersen, «Henrik S.» (aus dem Dänischen von Michelsen, Gotha 1884).

Steganopodes, s. Ruderfüßler, Abbildungen auf Tafel: Schwimmvögel I, Fig. 10—13.

Stege, Hauptstadt der Insel Möen (s. d.).

Stegkette, s. unter Kette.

Steglitz, Pfarrdorf und südwestl. Vorort von Berlin, im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, Station der Linie Berlin-Potsdam-Magdeburg der Preußischen Staatsbahnen, 6,5 km von Berlin (auf der Bahn), zählt (1885) 8500 E., welche zu einem großen Teil als Beamte, Kaufleute und Arbeiter in Berlin thätig sind, und hat eine schöne neue Kirche, eine königl. Blindenanstalt, ein Progymnasium, zwei höhere Töchterschulen, eine Seidenzucht- und Central-Seidenhaspelanstalt und im Osten und Westen des Ortes Villenkolonien.

Stegreif, soviel wie Steigbügel; Stegreifritter, Raubritter; etwas aus dem Stegreif thun, es ohne Vorbereitung thun; Stegreifdichter, soviel wie Improvisator.

Stegreifwitz, s. Impromptu.

Stehbolzen (frz. entretoise, engl. stay), im Maschinenbau Bolzen, welche an beiden Enden mit Ansätzen versehen sind, gegen welche plattenförmige Körper gepreßt werden können, sodaß die Platten durch die Bolzen in bestimmter Entfernung festgehalten werden.

Stehendes Gut, s. unter Laufendes Gut.

Stehendes Heer bezeichnet den Teil der Landmacht eines Staats, der bei Ausbruch eines Kriegs zunächst in Thätigkeit tritt und der in seinen Hauptbestandteilen während des Friedens aktiv gehalten wird, um die militärische Ausbildung des gesamten Volks zu vermitteln. Die gesamte Landmacht eines Staats enthält außer dem stehenden Heer die Landwehr und bei Bedrohung des eigenen Gebietes auch den Landsturm.

Stehlsucht, s. Kleptomanie.

Steier, Stadt, s. Steyr.

Steierdorf, Marktflecken mit der Eisenwerkskolonie Anina im Komitat Krassó-Szörény in Ungarn, an der Linie Oravitza-Steierdorf-Anina der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, hat (1880) 9239 E., meist Deutsche, die sich hauptsächlich mit Bergbau und Hüttenwesen beschäftigen.

Die Bergwerke liefern vorzügliche Steinkohlen (jährlich über 160 Mill. Kilogramm) und Eisenerze (über 5 Mill. Kilogramm), dann noch feuerfesten Thon und Ölschiefer. Die waldige Gebirgsgegend ist auch landschaftlich anziehend.

Steiermark oder Steyermark, ein zu dem cisleithanischen Teile der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehöriges Herzogtum, grenzt im N. an Österreich ob und unter der Enns, im O. an Ungarn und Kroatien, im S. an Krain, im W. an Kärnten und Salzburg und hat einen Flächenraum von 22354,75 qkm. (S. Karte: Kärnten, Krain, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg, Bd. X, S. 144.)

S. gehört zum Bereich der Ostalpen, ist daher ein ziemlich hohes Gebirgsland und zeichnet sich durch einen außerordentlich großen Reichtum höchst malerischer Landschaften und erhabener Naturscenen, Mineralschätze und große Fülle und Üppigkeit der Vegetation aus. Geographisch wird das Land in Ober- oder Nord- und Unter- oder Südsteiermark eingeteilt. Den mittlern Teil von Obersteiermark durchschneidet als Scheidewand zwischen der Mur und Enns die Central- oder Hauptkette der Alpen. In dieser Kette, die mit den Radstätter Tauern aus Salzburg herübertritt und in nordöstl. Richtung läuft, liegen der Hochgolling (2781 m), das Schöneck, der Plachkogel, die Eiskarspitze, die Rottenmanner Tauern (1738 m) mit dem Bösenstein (2370 m) und die Höllenthaler Alpen; dann (indem sie zwischen Eisenerz und Prebühel hindurchzieht) der berühmte (1485 m hohe) Erzberg, die schroffe Griesmauer, der (über 2212 m hohe) Hochschwab, die Hochalpe mit der Zeller Staritze, die Veitscher Alpe (über 1896 m) mit dem Wildkamm oder Predigerstuhl, die Wildalpe, die Schneealpe mit dem Windberge (1864 m), die Raxalpe mit der Heukuppe (1945 m). Die wahre Tauernkette schließt sich in diesem mittlern Hauptzuge zwischen den Quellen der Ingering und Palte mit den Sedauer Alpen und den Rottenmanner Tauern, und die Fortsetzung der Tauern nennt man gewöhnlich die Steirischen Alpen. Die nördl. Kette der Norischen Alpen durchzieht in verschiedenen Gruppen den nordwestl. Teil des Landes an der linken Seite der Enns, bis sie sich in Niederösterreich am Göller an die Hauptkette anschließt. Sie beginnt mit der kolossalen Dachsteingruppe (bis 2939 m), dem Grenzgebirge gegen Oberösterreich und Salzburg. In derselben Kette liegen weiter östlich der hohe Gjaidstein, der Krippenstein, Sarstein, die Pötschenhöhe, der Sandling, der Grimming (2279 m), der Scheiblingstein (2092 m) u. a. Die südl. Kette hängt zwischen der Mur und Röll mit der hohen Tauernkette zusammen. Hier liegen die Stangalpe mit dem Eisenhut (2338 m), die Murauer, Kuh-, Judenburger oder Seethaler Alpen, die Stub- und Kleinalpen. Die Kette wird dann von der Mur durchbrochen und verlängert sich an deren östl. Seite bis zu dem Semmering (s. d.) und dem Wechselberge an der österr. Grenze und bis nach Ungarn. Zu ihren Seitengliedern rechnet man die Schwamberger- und Koralpen, den Speickkogel (1923 m), Platsch, Posruck ꝛc. Auch die südl. Vorlagen der Alpen reichen noch bis in die S. und bilden dort zwischen der Drau und Save die Sulzbacher Gebirge (Sannthaler Alpen), welche man die Untersteirische Schweiz genannt hat. Im Hauptzug erhebt sich hier das Bachergebirge mit der Welka Kappa oder der Großen Kuppe (1497 m); an der krainischen Grenze stehen die Rinka (2486 m) und die Oistrizza (2276 m). Ein großer Teil des Landes, zumal im Südosten, wird hügelig und flach, und insbesondere sind die zwischen der Mur und Drau liegenden Windischen Bühel landschaftlich schön und fruchtbar. Eigentliche Ebenen in größerm Umfange hat S. nicht; neun Zehntel des Landes sind uneben. Dagegen hat es viele herrliche Thäler, darunter das lange, wechselvolle Murthal, das schöne Ennsthal, das freundliche Mürzthal, das Salzathal, den Weichselboden, das Raabthal, das Sannthal u. c.

S. wird von vier Hauptflüssen bewässert. Die Mur tritt aus Salzburg bei Predlitz in das Land und geht bei Maut unterhalb Radkersburg nach Ungarn; sie nimmt die aus dem Mürzthal kommende Mürz auf. Die Drau oder Drave kommt bei Unterdrauburg aus Kärnten, durchschneidet das Land von Westen gegen Osten und bildet bei ihrem Austritt die Grenze zwischen Ungarn und Kroatien. Die Save oder Sau entspringt in Krain, scheidet dieses Kronland von S., nimmt hier die Sann und Sotla auf und strömt nach Kroatien. Die Enns im nördl. Teile kommt bei dem Mandlingpasse aus Salzburg und verläßt das Land unterhalb Altenmarkt, verstärkt durch die Salza. Die Traun entsteht im Nordwesten aus mehrern Bächen und tritt bald nach Oberösterreich über; die an der Heubodenhöhe entspringende Raab, mit der Lafnitz und deren Beiflüssen Safen und Feistritz, verläßt gleichfalls das Land bald und geht nach Ungarn. Große Seen hat S. nicht, wohl aber viele kleine, durch die Schönheit ihrer Lage ausgezeichnete Alpenseen, namentlich den Grundelsee, den Töplitz- und Kammersee bei Aussee, den Altausseer See, den Leopoldsteinersee bei Eisenerz u. a. S. zählt über 70 Mineralquellen, die Mehrzahl darunter Sauerbrunnen. Am renommiertesten sind die Säuerlinge in Gleichenberg und Rohitsch, die Thermen von Töplitz, Neuhaus und Tüffer, das Tobelbad bei Graz u. s. w. Das Klima ist nach Höhe und Stellung der Gebirge sehr verschieden, im Norden ziemlich rauh, im Süden mild. In Admont beträgt die mittlere Jahrestemperatur 4,75, in Aussee 5,02, in Graz 7,19, in Marburg 9,67° R.

Die Bevölkerung beläuft sich nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1880 auf 1213597 E. (599748 männlich, 613849 weiblich); auf einem Quadratkilometer leben 54 Menschen. Im J. 1884 wurde die Bevölkerung auf 1233287 berechnet. Von der Bevölkerung sind 67 Proz. Deutsche, 33 Proz. Slowenen, welche letztere hauptsächlich das südl. Gebiet an der Drau und Save einnehmen. Der Religion nach sind von der Bevölkerung 99 Proz. Katholiken, ¾ Proz. Protestanten und ¹⁄₁₀ Proz. Israeliten. Die beiden Bistümer Sedau und Lavant hatten 1880 453 Pfarreien, 110 Lokalkaplaneien, 985 Säkulargeistliche, 41 Klöster mit 726 Mönchen und 562 Nonnen. Die Zahl der Protestanten beträgt 9221. An Wohnorten zählt man 1551 polit. Gemeinden mit 3955 Ortschaften und 188460 Häusern mit 235999 Wohnparteien. Die Hauptstadt des Landes ist Graz.

Produkte. Ungeachtet seiner Gebirgsnatur ist S. eins der bestangebauten Länder der österr. Monarchie. Die gesamte produktive Bodenfläche beträgt 93 Proz. des Areals; davon sind 20,26 Proz. Äcker, 12,78 Proz. Wiesen, 1,14 Proz. Gärten, 1,83 Proz. Weingärten, 6,03 Proz. Hutweiden, 6,59 Proz. Alpen, 51,18 Proz. Waldung. Man baut

viel Mais und Hafer, dann Roggen, Weizen, Gerste, Kartoffeln und Heidekorn, von Handelsgewächsen Hanf (besonders bei Radkersburg), Hopfen und viel Karden. Ein wichtiger Kulturzweig ist der Weinbau, der in der Gegend von Luttenberg, Radkersburg und Pettau die vorzüglichsten Sorten liefert. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist der Obstbau, sowohl was den Handel mit Obst wie die Cidereibereitung betrifft. Kastanien gewinnt man in Südsteiermark in Menge. Auch die Forstkultur ist sehr ansehnlich. Eine Haupterwerbsquelle, besonders für Obersteiermark, ist die Hornviehzucht, die mit einer lebhaften Alpenwirtschaft verbunden. Die Zählung vom 31. Dez. 1880 ergab für das ganze Land 61338 Pferde, 663173 Rinder, 188273 Schafe, 43821 Ziegen, 532721 Schweine und 82524 Bienenstöcke. Die Geflügelzucht ist vorzüglich in der untern S. von großer Bedeutung. Die steirischen Kapaune sind weit und breit berühmt. Die Jagd auf Rotwild und Gemsen, die Fischerei auf Forellen und Salmlinge ist sehr ergiebig. S. besitzt einen Reichtum an Mineralien; die wichtigsten Produkte des Bergbaues sind Eisen, Kohlen und Salz. Die Güte des steirischen Roheisens war schon im Altertum bekannt. Die reichsten und ältesten Eisensteingänge befinden sich am Erzberge zwischen Vordernberg und Eisenerz, und es sollen die seit dem 18. Jahrh. hier betriebenen Aufschlußbauten Vorräte von mehr als 1500 Mill. Ctr. Schmelzgut nachweisen. Auch der steirische Kohlenbergbau ist einer der ältesten im österr. Kaisertum. S. produzierte 1881 279000 kg Steinkohle, 1640154800 kg Braunkohle, 420974100 kg Eisenerz, 882400 kg Bleierz, 1075200 kg Zinkerz, 2600000 kg Schwefelerz, 2220000 kg Manganerz und 2630000 kg Graphit. Auch gewinnt man Torf-, Farben- und Walkererde, Marmorarten, viele Mühl-, Bau- und Schleifsteine.

Die gewerbliche Industrie hat in Obersteiermark ihren Hauptsitz und beschäftigt sich vorzugsweise mit der Verarbeitung von Eisen, insbesondere in den Gebirgsthälern der obern Mur bis in die Nähe von Graz. Stabeisen, Schienen, Eisenblech und Eisendraht werden in großer Vollkommenheit erzeugt, und der steirische Stahl erfreut sich im Welthandel eines großen Rufs. Einen hohen Aufschwung hat ferner die Verfertigung mannigfaltiger Eisen- und Stahlwaren genommen. Überdies sind hervorzuheben: die Fabrikation von Glas und Papier, von Tabak und Cigarren (in Fürstenfeld), die Erzeugung von Schaumwein (in Graz), von Liqueur, Branntwein und Bier, die Leinweberei, die aber mehr als Nebenbeschäftigung bei der Landwirtschaft denn als eigentlicher Gewerbszweig betrieben wird, die Erzeugung von Loden (Schafwollstoff) u. s. w. Mit Obst, Wein, Schnitt- und Bauholz, Hornvieh, Eisen und Stahl und Waren daraus, mit Braunkohlen, Papier und einigen andern Erzeugnissen unterhält S. einen lebhaften Ausfuhrhandel, dessen Gewinn durch einen wichtigen, durch die Österreichische Südbahn (die in ihrer Hauptlinie von Wien über Graz nach Triest führt) wesentlich geförderten Durchgangshandel vermehrt wird. Als Anstalten für Handel und Kreditwesen bestehen eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank in Graz, die Steiermärkische Escomptebank daselbst, mehrere gewerbliche Aushilfskassenvereine, viele Sparkassen, von denen die steiermärkische Sparkasse in Graz unter den drei in der Stadt bestehenden Sparkassen eine Hypothekenbank (Pfandbriefanstalt) besitzt.

Für die geistige Kultur sorgen die Universität, die Technische Hochschule am Joanneum, die Akademie für Handel und Industrie und die Zeichenakademie, alle in Graz, 2 theol. Diöcesanlehranstalten, die Bergakademie in Leoben, 5 Obergymnasien, 1 Realgymnasium, 3 Oberrealschulen, 2 Lehrer- und 2 Lehrerinnen-Bildungsanstalten, 20 Gewerbeschulen, 7 Handels- und 1 Bergschule, 5 niedere Land- und forstwirtschaftliche Schulen, 9 Musikschulen, 1 Hebammenschule, 2 weibliche Arbeitsschulen, 26 sonstige spezielle Lehr- und Erziehanstalten und 834 Volks- und Bürgerschulen mit 156356 schulpflichtigen Kindern. Außerdem bestehen: das landschaftliche Joanneum in Graz mit vortrefflichen Sammlungen, ein histor., ein geognostisch-montanistischer Verein, ein naturwissenschaftlicher und ein juridischer Verein, eine Landwirtschaftsgesellschaft, ein Gartenbau-, ein Seidenbau- und ein Forstverein, ein Verein zur Beförderung der Industrie, alle in Graz, zwei Musik- und viele Gesangvereine.

Die Landesverfassung beruht auf der Landesordnung und Landtagswahlordnung vom 26. Febr. 1861. Der steiermärk. Landtag, der vom Kaiser jährlich in Graz zusammenberufen wird, ist zusammengesetzt aus den beiden Fürstbischöfen von Seckau und Lavant, dem Rektor der grazer Universität und aus 60 auf sechs Jahre gewählten Abgeordneten, nämlich 12 vom großen Grundbesitz, 19 von den Städten und Märkten, 6 von den Handels- und Gewerbekammern zu Graz und Leoben und 23 von den Landgemeinden. Der Vorsitzende (Landeshauptmann) wird vom Kaiser ernannt. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats entsendet der steiermärk. Landtag 23 Mitglieder. Die polit. Einteilung, an deren Spitze die Statthalterei in Graz steht, umfaßt drei Gemeinderepräsentanzen (Graz, Marburg, Cilli) und 19 Bezirkshauptmannschaften. Für die Rechtspflege bestehen das Oberlandesgericht in Graz (zugleich für Kärnten und Krain), 3 Landes- und Kreisgerichte und 66 Bezirksgerichte. In militärischer Hinsicht gehört S. zu dem Gebiet des Generalkommandos in Graz, welches außer S. auch Kärnten und Krain umfaßt. Das Landeswappen zeigt einen gehörnten, silbernen Panther mit vierfachem Schwanze in grünem Felde; den Schild bedeckt ein Herzogshut.

Vgl. Göth, «Das Herzogtum S.» (3 Bde., Wien u. Graz 1840—43); Kohl, «Reise in S. und dem bayr. Hochlande» (2. Ausg., Lpz. 1853); Hubek, «Ein treues Bild des Herzogtums S.» (Graz 1860); Stur, «Geologie der S.» (Graz 1871); Janisch, «Topogr.-statist. Lexikon von S.» (3 Bde., Graz 1875—84); Rosegger, «Das Volksleben in S.» (2 Bde., Graz 1875); «Neuester illustrierter Fremdenführer in Graz und S.» (3. Aufl., Graz 1877); Schlossar, «Kultur- und Sittenbilder aus Steiermark» (Graz 1885); Rabl, «Illustrierter Führer durch S. und Krain» (Wien 1885).

Geschichte. Unter röm. Herrschaft gehörte der östl. Teil von S. zu Pannonien, der westliche dagegen zu Noricum. Schon damals war das von den kelt. Tauriskern bewohnte Land seines Eisens und Stahls wegen berühmt und auch seiner Viehzucht halber bekannt. Später erblühte im obern Teile desselben auch städtischer Gewerbfleiß, besonders in Celeja (Cilli), Petovio (Pettau) und andern Orten. Selbst das Christentum fand zeitig Eingang in diesen Gegenden. Bei der Völkerwanderung

beiezten Westgoten, Hunnen, Ostgoten, Rugier, Heruler, Longobarden, Franken und Avaren nacheinander das Land oder durchzogen es wenigstens. Im untern Lande setzten sich im 6. Jahrh. Slawen (Winden, weshalb die Gegend früher die Windische Mark hieß) fest, die nach Besiegung der das obere Land besetzt haltenden Avaren auch dort sich niederließen, das Reich Carantania gründeten (s. Kärnten) und erst spät durch die Deutschen verdrängt wurden. Karl d. Gr. verteilte das eroberte Land unter mehrere Grafen. Unter seinen Nachfolgern hatte dasselbe viel zu leiden, teils durch die Zwiste der Provinzvorsteher untereinander, teils durch die Einfälle der Bulgaren, sowie auch durch die Grausamkeit der Westmährer und durch die Verheerung der Magyaren, von deren drückendem Joche das Land erst infolge des Siegs Kaiser Ottos I. auf dem Lechfeld 955 befreit wurde. Nach Karls d. Gr. Zeit wurden Grenz- oder Markgrafen über das Land gesetzt. Den beträchtlichsten Teil gegen Westen und Norden hatten die Markgrafen von Carantanien, den am linken Ennsufer gelegenen Landstrich die Herzöge von Bayern inne; das Land jenseit der Donau stand unter dem Markgrafen von Unterpannonien und die am linken Donauufer befindliche Gegend unter dem von Oberpannonien. Unter den Großen des Landes machten sich bald die Grafen von Trungau (d. i. Traungau) oder, wie sie sich nach der Burg nannten, die dem Lande sowie der Stadt Steyr (s. d.) den Namen gegeben, von Styre am bemerklichsten. Ottokar IV., Markgraf von Styre, um 1056, hatte seinen Sohn Leopold zum Nachfolger, der seine bis dahin im Lande zerstreut gelegenen Besitzungen in ein Ganzes verband. Ihm folgte sein Sohn Leopold 1112. Graf Ottokar VI. erhielt 1180 die herzogliche Würde. Da er ohne männliche Erben blieb, so errichtete er 1186 mit dem Herzog Leopold V. von Österreich einen Erbvertrag, zufolge dessen letzterer als Leopold II., aus dem Geschlecht der Babenberger, nach Ottokars Tode 1192 das Herzogtum S. mit seinen Ländern vereinigte, wodurch das Land einen gefährlichen Nachbar verlor und seine Grenzen mehr gedeckt sah. Als Leopolds II. Sohn, Friedrich der Streitbare, das Land mit Willkür behandelte, führten die Steiermärker Klage bei Kaiser Friedrich II. und erhielten von diesem ihre in Ottokars Testament enthaltenen Freiheiten von neuem bestätigt. Dieser Freiheitsbrief und Herzog Ottokars Testament gaben der steiermärk. Landhandfeste ihr Entstehen. Nach dem Tode des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren (1246), brach über den Besitz des Landes Streit aus, bis der Adel den Böhmenkönig Ottokar II. Przemysl 1253 zum Herzog von S. berief. Doch auch Ottokar brachte sich bald durch Tyrannei um die Liebe der Steiermärker. Nach seinem Fall 1278 belehnte Kaiser Rudolf von Habsburg seinen ältesten Sohn, Albrecht I., als Statthalter mit S., welcher dann 1282 erblicher Landesherr wurde. Seitdem blieb das Herzogtum dauernd im Besitz des Hauses Habsburg.

Bei der nach Albrechts II. Tode zwischen dessen Söhnen, Albrecht III. und Leopold IV., vorgenommenen Teilung verlor S. 1379 die Landstrecke an den Flüssen Traun, Steier und der untern Enns für immer und erhielt nun die noch jetzt gegen das Land ob der Enns bestehende Grenze. Noch befanden sich unter der Oberhoheit der Herzöge eigene Landesherren in S., die gefürsteten Grafen von Cilli, deren ausgedehnte Besitzungen sich nach Kärnten, Krain und Kroatien erstreckten. Dieselben starben 1457 aus, und Friedrich IV. (III.) vereinigte, frühern Verträgen gemäß, jetzt die Cillischen Besitzungen mit S. Viel litt S. in dem folgenden Zeitraume durch die wiederholten Einfälle der Türken und Magyaren, ferner während der durch Friedrichs IV. Geiz hervorgerufenen Empörung des um das Land und seinen Fürsten hochverdienten Edeln Andreas Baumkircher, der sein Vertrauen in Friedrichs IV. sicheres Geleite 1471 mit dem Tode büßen mußte. Unter Ferdinand I., dem der ältere Bruder Kaiser Karls V. das Herzogtum S. und andere Provinzen überlassen hatte, wurde fast zu gleicher Zeit der Norden des Landes durch die blutigen Greuel des Bauernaufstandes (1525) und der Südosten durch Verheerungen der Osmanen (1528—32) schwer heimgesucht. Noch schwerer aber lasteten auf dem Lande Intoleranz und religiöse Verfolgungssucht, deren sich Ferdinands Nachfolger schuldig machten. Die Lehrsätze der deutschen Reformatoren hatten nämlich schon um 1530 in der steiermärk. Bevölkerung große Verbreitung erlangt, sodaß das Land auf dem Reichstag zu Augsburg 1547 freie Religionsübung beanspruchte, die aber erst 1575 und 1578 dem Herzog Karl II., dem jüngsten Sohne Kaiser Ferdinands I., welchem bei der Länderteilung 1564 Innerösterreich zuteil geworden war, abgenötigt werden konnte. Bereits hatte der größte Teil des Adels, die Hälfte des Bürgerstandes und eine große Anzahl Bauern die neue Lehre angenommen. Um das weitere Umsichgreifen des Protestantismus zu verhindern, rief der Herzog Karl 1570 die Jesuiten zu Hilfe und stiftete 1573 die hohe Schule zu Graz. Auf das Ansinnen seiner Gemahlin, Maria von Bayern, ergriff er endlich auch beschränkende Maßregeln, welche sein im Geiste der strenggläubigen Mutter erzogener Sohn Ferdinand dermaßen verschärfte, daß ganz S. 100 Jahre nach dem ersten Auftreten der Reformation im Lande mit Gewalt der kath. Kirche wiedergewonnen war. Ferdinand erklärte den Freiheitsbrief seines Vaters, Karls II., für aufgehoben und befahl den Ständen, ihre prot. Lehrer und Prediger an den verschiedenen Kirchen und Schulen binnen 14 Tagen zu entlassen. Am 28. Sept. 1598 erging an die letztern selbst der gemessene Befehl, noch an demselben Tage bei scheinender Sonne Graz, binnen acht Tagen aber die sämtlichen Erblande, bei Verlust des Leibes und Lebens, zu räumen. Eine kath. Gegenreformationskommission ward hierauf eingesetzt, welche 40000 Bände prot. Bücher in Asche verwandelte und allen prot. Bürgern befahl, entweder zur kath. Religion überzutreten oder ihre Habe zu verkaufen und nach Abzug des Zehntels vom Gelde gleichfalls das Land zu verlassen. Viele schworen ihr Bekenntnis ab; 30000 andere aus den reichsten und angesehensten Familien verließen den heimischen Boden. Noch andere verbargen ihre Überzeugungen und vererbten dieselben dritthalb Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht im stillen fort, bis endlich das Toleranzedict Josephs II. ihnen wieder die Erlaubnis erteilte, den Glauben ihres Herzens auch mit dem Munde zu bekennen. Durch jene Maßregeln war indes bereits die Hauptkraft der Stände gänzlich gebrochen, der Wohlstand des Landes geknickt und die Geistesbildung im Lande dem Interesse des Jesuitenordens zum Opfer gebracht. Von dieser Zeit an zeigte die Geschichte des Landes fast nur

den Wechsel von Bauernaufständen, Türkeneinfällen, Plünderungen durch ungar. Rebellen oder Räuberbanden und das traurige Schauspiel hingerichteter Staatsverbrecher, z. B. des Grafen Erasmus von Tattenbach 1671. Im 19. Jahrh. hat das kulturelle Leben S.s dem Einflusse des Erzherzogs Johann (gest. 1859) außerordentlich viel zu verdanken.

Vgl. Muchar, «Geschichte des Herzogtums S.» (8 Bde., Graz 1844—67); «Mitteilungen des Historischen Vereins für S.» (Graz 1850 fg.); Gebler, «Geschichte des Herzogtums S.» (Graz 1862); «Beiträge zur Kunde steiermärk. Geschichtsquellen» (herausg. vom Historischen Verein, Graz 1864 fg.); Zahn, «Urkundenbuch des Herzogtums S.» (Bd. 1—2, Graz 1875—79); Schlossar, «Die Litteratur der S. in histor., geogr. und ethnogr. Beziehung» (Graz 1886).

Steifensand (Franz Xaver), Kupferstecher, geb. in Kaster bei Köln 1809, besuchte die Akademie in Düsseldorf. Sein erster Versuch auf graphischem Gebiete war eine Kopie der Rafaelschen heil. Katharina nach dem Stiche Desnoyers'. In Darmstadt arbeitete er eine Zeit lang bei Felsing, dann wieder in Düsseldorf. Zu seinen besten Leistungen, welche in der Linienmanier gehalten sind, gehören: Madonna, nach Overbeck (1846), Mirjam, nach Köhler, die Anbetung der heil. drei Könige, nach Paolo Veronese (1873), die Christnacht, nach Mintrop, Kaiser Friedrich II. und Petrus de Vineis, nach J. Schrader (1847). S. starb in Düsseldorf 6. Jan. 1876.

Steifleinen (frz. bougran, engl. buckram), s. unter Leinwand.

Steigbügel (Gehörknöchelchen), s. unter Gehör, Bd. VII, S. 673[b].

Steigentesch (Aug., Freiherr von), deutscher Lustspieldichter, wurde 12. Jan. 1774 zu Hildesheim geboren. Sein Großvater war ein beliebter Komiker am wiener Hoftheater, sein Vater kurmainzischer Kabinettsminister und Direktorialgesandter am Reichstage zu Regensburg. S. trat schon in seinem 15. Jahre in österr. Kriegsdienste. Im J. 1813 war er Generaladjutant des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. Hierauf erhielt er 1814 eine Sendung nach Norwegen, um vereint mit den Abgeordneten der vier Großmächte dieses Reich dem Könige von Schweden zu übergeben, und 1815 den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde er nach der Schweiz gesendet, um die Kantone zu dem erneuten Kampfe aufzufordern. Dann folgte er 1816 dem Kaiser Alexander nach Petersburg. Bei seiner Rückkehr nach Wien wurde er zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Er starb 30. Dez. 1826. Seine Schriften zeichnen sich durch Reinheit und Eleganz der Sprache aus. In seinen zahlreichen Lustspielen hat er die kleinen Schwächen und Thorheiten des Lebens mit großer Wahrheit geschildert. Seine «Gesammelten Schriften» gab er selbst heraus (6 Bde., Darmst. 1819—20).

Steiger heißen die Unterbeamten beim Bergwesen; sie erhalten ihre Vorbildung auf den Bergschulen und bedürfen zu ihrer Anstellung der bergamtlichen Genehmigung. Nach ihrem speziellen Dienst teilt man sie in Gruben- oder Tagesteiger, erstere in Gängsteiger (beim sächs. Erzbergbau), Untersteiger, Obersteiger, beziehungsweise Revierfteiger, außerdem in Kunst-, Zimmer-, Maurersteiger; die Tagesteiger sind als Materialien-, Scheide-, Wäsch- und Pochwerkssteiger beschäftigt.

Steigerhacke, Paradestock der Bergbeamten mit beilartigem, verziertem und vergoldetem Handgriff.

Steigerkappe, ein bei der sächs. Bergparade von den Steigern über Schultern und Rücken reichendes, mit Goldspitzen besetztes weißes Tuch; um den Hals wird das Steigerkräusel getragen.

Steigerung, s. Komparation.

Steigerwald heißt ein ziemlich isoliertes, bis zu 512 m (im Frankenberg) aufsteigendes Waldgebirge Süddeutschlands in dem westlich von Bamberg befindlichen Mainwinkel zwischen Eltmann und Marktbreit, in den bayr. Regierungsbezirken Unter-, Mittel- und Oberfranken. Es fällt westwärts mit schroffem Abhange ab in die 15—22 km breite Mainebene des Gerolzhofer Gaues, dagegen sehr allmählich ostwärts, in welcher Richtung die Rauhe, Mittel- und Reiche-Ebrach zur Regnitz hinabfließen. Südlich reicht der S. bis zur obern Aisch. Die höchsten Gipfel sind im SW. der Frankenberg oberhalb Ippesheim (512 m) und im N. der Große Knetzberg (499 m). Der Holzwuchs ist ausgezeichnet nicht nur in den Thälern und an den Abhängen, sondern auch auf dem Bergrücken. Man findet mehr Laub- als Nadelholz; besonders gedeiht die Eiche, Rotbuche, Espe und Linde. In den östl. Bezirken herrschen Tannen und Fichten vor, und zahlreiche Wacholderbeerstauden liefern den «Wacholderbeerbrei» (eine Latwerge). Die betriebsamen und muntern Steigerwälder beschäftigen sich, außer dem wenigen Feldbau, etwas Viehzucht und Viehhandel, vornehmlich mit Holzfällen, Kohlenbrennen, Teerschwelen, Holzhandel und Verfertigung von Holzwaren. Das Klima des S. ist bei weitem nicht so rauh als im Spessart und auf der Rhön, auch der Boden nicht ohne Fruchtbarkeit. Insbesondere zeichnet sich der von der Rauhen Ebrach durchflossene wiesenreiche Prölsdorfer Grund aus, in dem alle Getreidearten, Futter, Flachs und Hopfen gebaut werden. An den untern Abhängen des Westrandes wird sogar viel und guter Wein gewonnen. Die ungemein vielen Burgruinen des Gebirges erhöhen den landschaftlichen Reiz und beweisen, daß früher hier ein zahlreicher Adel angesessen war. Einer der interessantesten Orte des S. ist der Marktflecken Ebrach (s. d.).

Steigrad oder Hemmungsrad (frz. roue de rencontre; engl. escapement-wheel, balance-wheel), bei Uhren (s. d.) ein Teil der Hemmung, bestehend in einer Art Sperrrad, welches in regelmäßigen, durch die Pendelschwingungen bedingten Zeiträumen arretiert wird.

Steigrohr (frz. tuyau d'ascension, tuyau élevateur; engl. rising-pipe), bei Pumpen ein Rohr, in welchem Wasser oder eine andere Flüssigkeit mit Druck emporgetrieben wird.

Steigung oder Ganghöhe (frz. pas, engl. pitch), bei Schrauben diejenige Größe, um welche das Gewinde auf einem vollen Umgang längs der Schraubenachse fortrückt.

Stein nennt man allgemein jedes feste und harte anorganische Naturprodukt. Ein wissenschaftlicher Ausdruck der Mineralogie ist jedoch das Wort nicht, denn es werden sowohl die nicht gemengten, homogenen und individualisierten Mineralkörper, als auch die gemengten und zusammengesetzten Mineralaggregate (Gesteine oder Felsarten) im allgemeinen damit bezeichnet. Die Hüttenleute verstehen dagegen unter S. ein besonderes, von Schlacken getrenntes Schmelzprodukt der Erze, das vorherrschend aus

Schwefelmetallen, Kieselsäure und verschiedenen Erden besteht.

Stein, ein Gewicht im nördl. Europa, vorzüglich für Wolle, Flachs, Hanf und Federn. In Deutschland hat die Anwendung dieses Gewichts seit 1872, in Österreich seit 1876 (mit Einführung des neuen Maßsystems) aufgehört. In Preußen, Sachsen und Österreich war der S. ein Fünftel des Centners, in Baden ein Zehntel desselben. In Memel wird der Preis des Flachses noch heute für den S. von 15½ kg gestellt; in England ist der S. (stone) ein Achtel des Hundredweight (des Cwt., Centners), also 14 Pfd. avdp. (Handelsgewicht) = 6,350 kg. In den Niederlanden hatte der S. (steen), welcher bis 1870 als besonderes Gewicht galt, 3 neue Pfund oder Kilogramm. In Schweden war der S. (sten) bis 1883 (bis zur Einführung des franz. metrischen Systems) 32 Pfd. = 13,308 kg.

Stein oder **Konkrement** (calculus, concrementum) nennt man in den Körperhöhlen vorkommende, lose, nicht mit dem Körper verwachsene Gebilde von steinartiger Härte. Die Konkrementbildung kommt meist so zu Stande, daß sich gewisse mineralische und organische Bestandteile aus den Körperflüssigkeiten niederschlagen und, wie bei der Krystallbildung außerhalb des Körpers, auf einem oder mehrern festen Punkten anhäufen. Die Bildung dieser Niederschläge geschieht entweder, wenn die Bedingungen, unter denen sich die sich abscheidenden Stoffe in Lösung befanden, zu bestehen aufhören, oder dadurch, daß durch Hinzutritt neuer Umstände die gelösten Stoffe zur Abscheidung veranlaßt werden. Wenn z. B. eine Flüssigkeit so konzentriert wird, daß es an Flüssigkeit (Wasser) fehlt, um die gelösten Substanzen in Lösung zu erhalten, so muß sich notwendig ein Teil dieser Substanzen absetzen. Gelangt ferner in eine Körperflüssigkeit eine Substanz, welche mit einem der vorhandenen Bestandteile eine unlösliche Verbindung eingeht, so erfolgt gleichfalls ein Niederschlag. Die wichtigsten dieser Konkremente sind die, welche in den Harnwegen (Harnsteine), in der Gallenblase (Gallensteine) und (bei den Grasfressern) im Darmkanal (Darmsteine) vorkommen; doch finden sich Konkremente auch anderwärts, z. B. in den Speichelgängen (Speichelsteine). Als S. schlechthin werden die Harnsteine (s. d.) bezeichnet.

Stein, Stadt in Niederösterreich, s. u. Krems.

Stein (slaw. Kamnik), Stadt im nördl. Teile von Krain, liegt an der Feistritz in einer mit landschaftlichen Reizen ausgestatteten Gegend am Südabhange der Sannthaler Alpen, die hier Steiner Alpen heißen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1963, als Gemeinde 2452 E. meist slowen. Zunge und enthält noch in ihren Bauten sowie in Ruinen viele Denkmäler aus früherer Zeit, wo sie durch ihre Lage an einer belebten Handelsstraße bedeutend war. Die Burg Oberstein (jetzt eine Ruine) wird im 12. Jahrh. als Residenz der Herzöge von Kärnten bezeichnet. Daß die Römer diesen wichtigen Übergangspunkt über die Alpen besetzt hielten, erweisen zahlreiche Funde.

Stein am Rhein, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (27¼ qkm, 2917 E.) des schweiz. Kantons Schaffhausen, liegt 402 m über dem Meere, 17 km östlich von Schaffhausen auf dem rechten Ufer des Rheins, da, wo derselbe den Untersee verläßt, und zählt (1880) 1364 meist reform. E. Das altertümliche malerische Städtchen ist teilweise noch von Ringmauern und Türmen umschlossen und besitzt eine ehemalige Benediktinerabtei (St. Georg), jetzt Amtshaus, mit schönem Renaissancesaal, got. Kreuzgang und roman. Kirche, ein Rathaus mit guten Glasgemälden und zahlreiche massive alte Häuser mit Staffelgiebeln, Erkern, Fresken u. s. w. Nördlich der Stadt erhebt sich auf einem Reben- und Waldhügel das wohlerhaltene Schloß Hohenklingen (597 m), südlich auf dem linken Rheinufer an der Bahn Konstanz-Winterthur liegt die mit S. durch eine Brücke verbundene Vorstadt Burg mit alter Kirche und Mauerresten eines röm. Kastells.

Stein (Charlotte Albertine Erneſtine von), Goethes Freundin, geb. 25. Dez. 1742 zu Weimar, war die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt. Dieselbe verheiratete sich 1764 mit dem herzogl. Stallmeister Baron Friedrich von Stein, dem sie (bis 1774) sieben Kinder gebar. Sie wurde 1793 Witwe und starb 6. Jan. 1827 zu Weimar. Goethe hatte im Juli 1775 in Straßburg bei dem hannov. Arzte Zimmermann ihre Silhouette gesehen, welche, in Verbindung mit Zimmermanns Schilderung von ihr, einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Nachdem er im November desselben Jahres nach Weimar gekommen war, erfaßte ihn alsbald eine heftige Leidenschaft zu der fast sieben Jahre ältern Frau, welche zum innigsten langjährigen Seelenbunde zwischen ihnen führte, der auf sein Leben und Dichten großen Einfluß übte. Nach der Rückkunft Goethes von seiner ital. Reise (1788) wollte sich jedoch das alte innige Verhältnis nicht wiederfinden, und die bald darauf von ihm mit seiner nachherigen Gattin Christiane Vulpius eingegangene Verbindung führte eine völlige Entfremdung herbei, die erst ganz allmählich einem gewissen freundschaftlichen Verhältnisse, welches dann bis zum Tode der Frau von S. dauerte, wieder Platz machte. Die zahlreichen Briefe Goethes an Frau von S., mit Ausnahme der Briefe aus Italien, welche er sich für die Ausarbeitung seiner «Ital. Reise» zurückerbeten hatte und die im Goetheschen Hausarchiv aufbewahrt werden, hat A. Schöll herausgegeben (3 Bde., Weim. 1848; 2. vervollständigte Ausg. von W. Fielitz, Frankf. a. M. 1883—85). Dieselben sind eine höchst wertvolle Quelle für die Geschichte von Goethes äußerm und innerm Leben bis zur ital. Reise. Ihre eigenen Briefe hatte Frau von S. von Goethe sich zurückgeben lassen und kurz vor ihrem Tode verbrannt. Die von ihr 1794 geschriebene, im Besitze des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. befindliche und von Düntzer in dessen Auftrage herausgegebene Tragödie in Prosa «Dido» (Lpz. 1867, neu gedruckt bei Fielitz, «Briefe an Frau von S.», Bd. 2) ist von geringem poetischen Wert, aber interessant durch Anspielungen und Beziehungen auf ihr Verhältnis zu Goethe und auf die Hauptpersonen des damaligen weimarischen Hofs. Viele anziehende Briefe der Frau von S. an Schillers Gattin finden sich in «Charlotte von Schiller und ihre Freunde» (Bd. 2, Stuttg. 1862). Vgl. Düntzer, «Charlotte von S., Goethes Freundin. Ein Lebensbild» (2 Bde., Stuttg. 1874) und «Charlotte von S. und Corona Schröter» (Stuttg. 1876); Hoefer, «Goethe und Charlotte von S.» (Stuttg. 1878).

Stein (Christian Gottfr. Dan.), verdienter Geograph, geb. 14. Okt. 1771 zu Leipzig, besuchte die Thomasschule und 1788—90 die Hochschule seiner

Vaterstadt, wo er sich der Geographie, Topographie und Statistik widmete. Im J. 1795 wurde er an das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin berufen. Seine Hauptwerke sind: «Handbuch der Geographie und Statistik» (3 Bde., Lpz. 1809; neu bearbeitet von Wappäus, Willkomm, Brachelli u. a., 7. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1853—71), «Geographie für Schule und Haus» (27. Aufl., von Wagner und Delitsch, Lpz. 1877), die nach Naturgrenzen dargestellte «Geographie für Real- und Bürgerschulen» (1811, 2. Aufl. 1818), «Geogr.-statist. Zeitungs-, Post- und Comptoirlexikon» (2 Bde., Lpz. 1811; 2. Aufl., 8 Tle. in 4 Bdn., Lpz. 1818—21, nebst zwei «Nachträgen», Lpz. 1822—24), «Über den preuß. Staat nach seinem Länder- und Volksbestande» (Berl. 1818), «Handbuch der Geographie und Statistik des preuß. Staats» (Berl. 1819), «Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa» (7 Bde., Lpz. 1827—29). Auch sein «Neuer Atlas der ganzen Erde» (Lpz. 1814; neu bearbeitet von Ziegler, Lange u. a., 32. Aufl., 28 Blatt, 1868) fand Anerkennung. S. starb zu Berlin 14. Juni 1830.

Stein (Friedr. von), Zoolog, geb. 3. Nov. 1818 zu Niemegk in Brandenburg, studierte 1838—41 in Berlin, wurde 1843 dritter Custos am zoolog. Museum und 1848 Privatdocent an der Universität daselbst, 1850 als ord. Professor nach Tharand und 1855 in gleicher Eigenschaft nach Prag berufen. Im J. 1875 war er seit etwa 200 Jahren der erste prot. Rektor der prager Universität. Er starb 9. Jan. 1885. Sein Hauptwerk ist «Der Organismus der Infusionstiere» (3 Bde., Lpz. 1859—83).

Stein (Heinr. Friedr. Karl, Freiherr vom und zum), ausgezeichneter deutscher Staatsmann, war 26. Okt. 1757 zu Nassau an der Lahn geboren und stammte aus einem alten rheinfränk. Freiherrengeschlecht. Von trefflichen, streng religiösen Eltern erzogen, wurde er, obwohl der jüngste von vier Brüdern, zum alleinigen Stammeserben bestimmt. Um sich für die reichskammergerichtliche Laufbahn vorzubereiten, machte er 1773—77 zu Göttingen seine Studien in der Jurisprudenz und Staatswirtschaft, unternahm nach einem kurzen Aufenthalt in Wetzlar größere Reisen und entschloß sich, die kammergerichtliche Laufbahn mit dem preuß. Staatsdienst zu vertauschen. Im Febr. 1780 ward er bei dem Bergdepartement unter Leitung des Ministers Heynitz angestellt, stieg schon zwei Jahre später zum Oberbergrat und erhielt im Febr. 1784 die Leitung der westfäl. Bergämter. In diesem thätigen und erfolgreichen Schaffen in der Grafschaft Mark wurde er im Mai 1785 durch eine diplomatische Sendung unterbrochen, indem er den kurmainzischen Hof für den Fürstenbund gewinnen sollte. Nach befriedigender Lösung dieser Aufgabe und einer längern technolog. Reise durch England kehrte er 1787 nach Westfalen zurück und wirkte dort erst als Geh. Oberbergrat, dann seit 1795 als Präsident der märkischen Kriegs- und Domänenkammer. Eine Reihe wohlthätiger Schöpfungen, die Schiffbarmachung der Ruhr, der verbesserte Kohlenbau, die Anlage neuer Straßen bezeichnen seine Verwaltung. Im J. 1797 zum Oberpräsidenten der westfäl. Kammer erhoben, hatte er zugleich die Aufgabe, die durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 neuerworbenen westfäl. Bistümer einzurichten. Seine eigenen reichsritterschaftlichen Besitzungen fielen gleichzeitig unter die Landeshoheit des Herzogtums Nassau. Am 27. Okt. 1804 ward S. als Chef des Accise-, Zoll-, Fabriken- und Kommerzialdepartements ins preuß. Ministerium berufen. Was er in diesem neuen Berufe für Verbesserung der ihm untergebenen Geschäftszweige thun konnte, geschah. Dagegen wollte es ihm nicht gelingen, auf die preuß. Politik Einfluß zu gewinnen und diese von dem abschüssigen Wege, den sie damals unter der Leitung des Grafen Haugwitz (s. d.) ging, zurückzuhalten. S. war eine echt konservative und streng religiöse Natur, voll Pietät dem Alten, soweit es lebensfähig, zugewandt, aller Beamten- und Militärwillkür tief abgeneigt, in der Selbstregierung der Gemeinde und der Provinz die Gewähr für die Freiheit des Ganzen erblickend, dabei als Reichsritter im alten Sinne des Wortes der kleinstaatlichen Souveränetät bitter verfeindet, wohl aber einheitlich gesinnt. Seine Warnungen und Ratschläge verhallten ungehört. Als der Hof nach der Katastrophe von 1806 nach Ostpreußen geflüchtet, überzeugte man sich wohl von der Notwendigkeit bedeutender Änderungen im Staatswesen. Man wollte aber auf die von S. dringend geforderte Reorganisation der obersten Verwaltung nicht eingehen, und da dieser seinen Eintritt in das neue Ministerium von der Beseitigung des Kabinettsregiments abhängig machte, erhielt er vom König im ungnädigsten Tone 4. Jan. 1807 seinen Abschied und kehrte nach Nassau auf seine Güter zurück.

Der vollständige Umsturz der alten Monarchie durch den Tilsiter Frieden (9. Juli 1807) erweckte jedoch bald andere Gedanken am preuß. Hofe und S. erhielt schon 10. Juli 1807 abermals den Ruf ins Ministerium. Mit Freudigkeit ging er nun daran, an der Wiederaufrichtung des tiefgebeugten Vaterlandes zu arbeiten. Sein Wirkungskreis war an der Spitze der Immediatkommission und mehrerer Departements ein fast unbeschränkter. Seine vom Sept. 1807 bis Nov. 1808 durchgeführten Reformen bilden einen wichtigen Abschnitt der preuß. und deutschen Geschichte. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Herstellung des freien Gebrauchs des Grundeigentums, die kollegialische Umgestaltung der Administration und eine Reihe tiefgreifender Maßregeln, welche den Staat über die furchtbare finanzielle Krisis hinausführten, fallen in diese Periode. Es galt ihm, einen freien Bauern- und Bürgerstand zu schaffen und durch Belebung des öffentlichen Geistes die Umgestaltung der absoluten Monarchie in einen Repräsentativstaat vorzubereiten, überhaupt durch alle Mittel die moralische Kraft des Landes zu steigern, damit zur gelegenen Zeit der Kampf gegen die fremde Unterdrückung aufgenommen werden könne. (S. Preußen, Geschichte.) Die erfolgreiche Erhebung Spaniens und die Rüstungen Österreichs erweckten bei S. die Hoffnung, daß auch für Preußen sehr bald die Zeit kommen werde, um das Joch Napoleons abzuschütteln. Ein unvorsichtiger Brief, worin er sich in diesem Sinne aussprach, fiel den Franzosen in die Hände und ward 8. Sept. 1808 im pariser «Moniteur» abgedruckt. Damit wurde die Stellung S.s, der schon längst von einheimischen Gegnern beim franz. Hofe verdächtigt war, vollends unhaltbar. Er forderte seine Entlassung und erhielt dieselbe 24. Nov. Napoleon jedoch erließ von Madrid aus 16. Dez. 1808 ein Dekret, das S. als einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes förmlich in die Acht erklärte und die Beschlagnahme seiner Güter anordnete.

Zunächst fand S. Zuflucht in Österreich, wo er nach allen Richtungen hin unermüdlich in seinem Sinne wirkte, bis ihn Kaiser Alexander von Rußland beim Bruche mit Napoleon im Mai 1812 zu sich rief. Hier entfaltete er aufs neue eine große Thätigkeit, stählte die Ausdauer des Kaisers, wirkte den verderblichen Friedensgedanken entgegen, bereitete die Entwürfe einer Nationalerhebung Deutschlands vor und wirkte durch Korrespondenzen nach England, um dessen Beteiligung an dem bevorstehenden Kampfe zu erlangen. Zu Anfang 1813 kam S. nach Deutschland zurück und richtete nach der Schlacht bei Leipzig im Oktober die provisorische Centralverwaltung ein, fand sich aber in seinen Entwürfen vielfach gestört durch den Widerstand, den Österreich und die Rheinbundssouveräne bereiteten. Doch war er als Vertrauter des Zaren in alle wichtigen Begebenheiten bis 1815 innig verflochten, nahm auch in Paris und Wien an den großen Entscheidungen unmittelbaren Anteil, obschon seine Reformideen für Deutschland den Widerstand des Partikularismus und der Absolutisten gleichmäßig weckten und ihm die offizielle Stellung an der Spitze eines deutschen Staats fehlte, die ihn in den Stand gesetzt hätte, unmittelbar in die Dinge einzugreifen. Nach den Friedensschlüssen zog er sich zurück und lebte abwechselnd zu Nassau und auf seinem Schlosse Kappenberg (Provinz Westfalen) ohne amtliche Stellung. Die von Österreich und von Preußen ihm angebotene Stelle eines Bundestagsgesandten lehnte er ab, weil er sich davon nichts Ersprießliches versprach. Dagegen war er brieflich und persönlich fortwährend thätig. Der Ausbau der preuß. Verfassung, überhaupt das ständische Leben in Deutschland, die Bekämpfung des Bureaukratismus, die Herstellung gesunder Gemeindeverhältnisse, der Wiederaufbau der alten Grundlagen deutscher Freiheit aus dem Schutte des Rheinbundes: das waren die Sorgen, die ihn am lebhaftesten beschäftigten. Außerdem veranlaßte S. 1819 die Gründung der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde und förderte auf jede Weise das Zustandekommen des großen Werks, das als «Monumenta Germaniae historica» an das Licht trat. Vgl. Meyer, «Der Freiherr von S. und die Monumenta Germaniae historica» (Berl. 1875). S. starb 29. Juni 1831, wie seine Grabschrift zu Frücht ihn schildert: «demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechten Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, im Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier». Er war der letzte seines alten Geschlechts, und es überlebten ihn nur Töchter, deren ältere, Henriette, mit dem Grafen Friedrich Karl Hermann von Giech, die jüngere, Therese, mit dem Grafen Ludwig von Kielmannsegge sich vermählte. Sein von Pfuhl gefertigtes Denkmal auf seiner alten Stammburg in Nassau wurde 9. Juli 1872 enthüllt; in Berlin wurde ihm 26. Okt. 1875 am Dönhofsplatz ein von Schievelbein entworfenes und nach dessen Tode von Hagen gefertigtes monumentales Standbild errichtet.

Vgl. Pertz, «Das Leben des Ministers Freiherrn vom S.» (6 Bde., Berl. 1849—55) und im Auszuge: «Aus S.s Leben» (2 Bde., Berl. 1856); desselben Ausgabe der «Denkschriften des Freiherrn vom S.» (Berl. 1848); «Briefe des Freiherrn vom S. an den Freiherrn von Gagern» (Stuttg. 1833); Arndt, «Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom S.» (Berl. 1858; 3. Aufl. 1869); Stern, «S. und sein Zeitalter» (Lpz. 1855); Duncker, «Der Freiherr vom S. und die deutsche Frage auf dem Wiener Kongreß» (Hanau 1873); M. Lehmann, «S., Scharnhorst und Schön» (Lpz. 1877); Seeley, «Life and times of S.» (3 Bde., Cambridge 1878; deutsch von Lehmann, Gotha 1883 fg.).

Stein (Joh. Andr.), Organist, Orgel- und Klavierbauer, geb. 1728 zu Hildesheim in der Pfalz, war Organist an der evang. Barfüßlerkirche in Augsburg, wo er 1755 für die Franziskanerkirche eine Orgel von 43 Stimmen, 2 Klavieren und Pedalen und auch die Orgel in der dortigen Kathedrale baute. Er ging dann nach Paris und wurde bei seiner Rückkehr Organist. Seinen größten Ruf verschaffte ihm seine Geschicklichkeit im Bau des Fortepiano. Durch verschiedene Verbesserungen erzielte er einen lieblichen Ton und gleichmäßige Spielart. Er baute etwa 740 Instrumente. Im J. 1758 baute er einen Doppelflügel, 1770 erfand er die Melodika, 1788 eine Saitenharmonika. Auch das Clavecin organisé und eine Art Doppelflügel (Vis-à-vis genannt) gingen von ihm aus. Er starb 29. Febr. 1792 zu Augsburg. Nach dem Tode S.s setzte seine Tochter Nanette, geb. zu Augsburg 2. Jan. 1769, die Pianofortefabrik zuerst allein, dann in Verbindung mit ihrem Gatten T. A. Streicher (gest. zu Wien 25. Mai 1833) in Augsburg, später in Wien fort. Sie starb zu Wien 16. Jan. 1833.

Stein (Lorenz von), ausgezeichneter Rechts- und Staatslehrer, geb. 18. Nov. 1815 zu Eckernförde, studierte zu Kiel und zu Jena Philosophie und Rechtswissenschaft und begann dann in der Kanzlei zu Kopenhagen die Laufbahn des praktischen Staatsdienstes, gab diese aber wieder auf, um sich an der Universität Kiel zu habilitieren. Er veröffentlichte damals die Schrift «Geschichte des dän. Civilprozesses und das heutige Verfahren» (Kiel 1841) und erhielt darauf ein Reisestipendium, das ihm gestattete, 1841 nach Berlin, von da nach Paris zu gehen. Zu Paris machte er die Bekanntschaft der Fourieristen, und hieraus ging seine Schrift hervor: «Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich» (Lpz. 1844). Zugleich sammelte er in Paris die Materialien zur Geschichte des franz. Rechts, die er nach seiner Rückkehr mit Warnkönig in der «Franz. Staats- und Rechtsgeschichte» (3 Bde., Bas. 1846—48) verarbeitete. Im J. 1846 erhielt er in Kiel eine außerord. Professur. In der schlesw.-holstein. Frage trat er publizistisch für das Recht der Herzogtümer ein. Im J. 1848 ging er im Auftrage der Provisorischen Regierung der Herzogtümer nach Paris, wo er auch die Broschüre «La question de Schleswig-Holstein» schrieb. Zugleich bearbeitete er sein Werk über die sozialen Verhältnisse Frankreichs neu und ließ dasselbe nun unter dem Titel «Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage» (3 Bde., Lpz. 1849—51) erscheinen.

Seitdem wandte sich S. entschieden den eigentlichen Staatswissenschaften zu und begann die Ausarbeitung seines «Systems der Staatswissenschaften» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1852—56), in welchem die Nationalökonomie als die Grundlage der übrigen Teile dieser Wissenschaft auftritt. Nachdem Dänemark

im Jan. 1852 auch von Holstein Besitz ergriffen, erfolgte die Entsetzung von zehn kieler Professoren, unter welchen auch S. war. Er lebte zunächst als Privatmann in Kiel, bis er 1854 sich nach Wien wandte, wo er 1855 an der Universität die Professur der Staatswissenschaften erhielt. Zugleich trat er in nähere Beziehungen zu dem Staatsminister von Bruck und war bei den Versuchen zur Lösung der großen finanziellen Fragen Österreichs beteiligt. Unter anderm veröffentlichte er «Die neue Gestaltung der Geld- und Kreditverhältnisse in Österreich» (Wien 1855). Auf wissenschaftlichem Gebiete strebte er mit seinem «Lehrbuch der Volkswirtschaft» (Wien 1858; 2. Aufl. 1878) und dem «Lehrbuch der Finanzwissenschaft» (Lpz. 1860; 5. Aufl., 2 Bde. in 4 Abteil., 1885—86) eine wahrhaft systematische Behandlung in historischer und vergleichender, alle europ. Staaten umfassender Auffassung dieser Lehren an, wodurch er in einen zum Teil sehr scharfen Gegensatz zu Roscher und Rau trat. An dieses Werk schloß sich die Gründung einer selbständigen Verwaltungslehre auf Basis höherer wissenschaftlicher Auffassung des Staats und zugleich der Vergleichung der Verwaltungen Europas. Den Beginn machte seine Schrift: «Die vollziehende Gewalt» (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1869). Dann erschien «Die Verwaltungslehre» (7 Bde., Stuttg. 1865—68) und das vollständige System im «Handbuch der Verwaltungslehre» (2. Aufl., Stuttg. 1876); von da an wandte er sich dem Gedanken zu, das bürgerliche Recht auf die volkswirtschaftlichen Begriffe zurückzuführen, während er zugleich in seiner «Lehre vom Heerwesen» (Stuttg. 1872) die wissenschaftliche Bearbeitung desselben in die Staatswissenschaften einzuführen suchte. Im J. 1878 ward er der erste evang. Docent der jurist. Fakultät in Wien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine Schrift «Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie» (2. Aufl., Stuttg. 1886) wurde in die meisten europ. Sprachen übersetzt. Im J. 1885 mußte S., bei Vollendung seines 70. Lebensjahres, nach einem Gesetz von 1870 seine Professur niederlegen.

Steinach (bei Rothenburg), Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Rothenburg an der Tauber, Station der Linien Treuchtlingen-Würzburg-Aschaffenburg und S.-Rothenburg an der Tauber der Bayrischen Staatsbahnen, hat (1880) 250 E. Der Bahnhof S. mit 90 E. gehört zur Gemeinde Gallmersgarten des Bezirksamts Uffenheim.

Steinach (in Sachsen-Meiningen), Flecken im meiningenschen Kreis Sonneberg, in einem Thale des Thüringerwaldes an der rechts zur Rodach gehenden Steinach, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4743 E. und hat ein Schloß, Schieferbrüche, Eisenerzgruben, Rindviehzucht, ein Eisenhüttenwerk, eine Glashütte, viele Märbelmühlen und Fabrikation von Kisten, Schachteln, Schiefertafeln, Wetzsteinen, Glasperlen, Griffeln und Spielwaren.

Steinach, Marktflecken in Tirol, Bezirkshauptmannschaft Innsbruck, 24 km südlich davon, an der Brennerbahn, an der Ausmündung des Gschnitz in das Sillthal, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 643 E. und ist ein besuchter Sommerfrischort. In der Pfarrkirche sind gute Fresken von den aus S. gebürtigen Künstlern Knoller und Mader.

Steinadler (Aquila fulva, Tafel: Raubvögel I, Fig. 4b und 5a) heißt ein über 2 m klaftern- der Adler (s. d.) mit dunkelbraunem, in der Nackengegend rostrotem Gefieder und schwarz gebänderten Steuerfedern, doch variiert der Vogel vielfach. Er bewohnt die Hochgebirge und großen Waldungen Europas und Asiens und ist ein kühner Räuber.

Steinamanger (ungar. Szombathely), Stadt im ungar. Komitat Eisenburg, zwischen der Güns und dem Perentbache an der Österreichischen Südbahn (Linien Wien-Kanischa und S.-Güns) und der Ungarischen Westbahn (Linie Graz-Raab). Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und der eisenburger Komitatsbehörde, sowie eines königl. Gerichtshofs, hat eine schöne Kathedrale mit zwei pyramidenförmigen Türmen, eine theologische Lehranstalt und ein Gymnasium und zählt (1880) 10820 ungar. und deutsche E. Der deutsche Name der Stadt rührt von den vielen Römersteinen her, die die (wahrscheinlich deutschen) Ansiedler zu König Stephans Zeit auf dem Anger zerstreut fanden. S. steht an der Stelle der an der Reichsstraße gelegenen alten Stadt der Bojer Sabaria in Pannonia superior, welche 48 n. Chr. durch Kaiser Claudius als Colonia Claudia Savaria zur röm. Kolonie erhoben und später der Hauptort Ober-Pannoniens wurde. Septimius Severus wurde 193 hier zum Kaiser ausgerufen. Die Trümmer eines Triumphbogens zu Ehren des Constantius Chlorus, weitläufige alte Grundfesten, sowie unterirdische Wasserleitungen sind hier ausgegraben worden. Nach neuern Forschungen soll in Sabaria Ovid (s. d.) gestorben und begraben worden sein. Die bischöfl. Residenz enthält ein reiches Museum der hier gewonnenen Altertümer.

Steinarbeit (frz. linge ouvré damier, engl. damboard), eine Sorte Drell mit sog. Steinmustern, aus rechtwinkelig viereckigen Feldern bestehend, welche durch den nach Länge und Breite des Gewebes regelmäßigen Wechsel von rechtem und umgekehrtem Köper gebildet werden.

Steinau (an der Oder), Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, nahe links der Oder, zwischen den beiden Armen der unweit von S. in die Oder mündenden Kalten Bach, Station der Linie Breslau-Stettin der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3636 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein evang. Schullehrerseminar, zwei Krankenhäuser, ein gräfl. Schlabrendorffsches Waisenhaus, eine Möbelfabrik, eine Thonwarenfabrik, Fischerei und Getreidehandel. — S. war 1280—1331 Sitz der Herzöge der Glogauischen Linie, wurde 1343 von Kasimir III. von Polen zerstört und litt 1455, 1550 und 1834 durch große Feuersbrünste; 1428 brannten die Hussiten die glogauer Vorstadt nieder. Im J. 1474 siegte hier König Matthias von Ungarn über die Polen unter Kasimir IV., am 11. Okt. 1633 Wallenstein über die Schweden.

Der Kreis Steinau zählt auf 422 qkm (1885) 24 904 E., darunter 4823 Katholiken und 156 Juden.

Steinau (an der Kinzig), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Schlüchtern, an den nördl. Vorhöhen des Spessart, links an der Kinzig, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2188 meist evang. E. und hat ein im 16. Jahrh. erbautes ehemaliges Schloß, eine Cigarrenfabrik, eine Ziegelfabrik und Fabrikation von Steingutwaren.

Steinausleſemaſchine, ſ. Epierreur.

Steinbach (in Baden), Stadt im bad. Kreiſe Baden, Amt Bühl, am Weſtfuße des Schwarzwaldes, Station der Linie Heidelberg-Baſel der Badiſchen Staatsbahnen, zählt (1885) 2055 meiſt kath. E. und hat Wein- und Obſtbau, Dampfmahl- und Sägemühlen, Branntweinbrennereien und Getreidehandel. Auf einem der nahen Rebhügel erhebt ſich ein 1844 errichtetes Denkmal des Erbauers der Weſtfaçade des Straßburger Münſters, Erwin von Steinbach, der hier wahrſcheinlich geboren wurde. In der Nähe von S. wächſt der Affenthaler Wein, der beſte Rotwein Badens.

Steinbach, Pfarrdorf im Herzogtum Sachſen-Meiningen, Kreis Meiningen, hat (1880) 1266 E., Eiſen- und Stahlwarenfabrikation. Nahebei weſtlich liegt Schloß Altenſtein (ſ. d.).

Steinbach (Erwin von), ſ. Erwin.

Steinbach-Hallenburg, Flecken in der preuß. Provinz Heſſen-Naſſau, Regierungsbezirk Kaſſel, Kreis Schmalkalden, an der Haſel, in einem engen Thale des Thüringerwaldes, 438 m über dem Meere, an der Straße von Schmalkalden nach Oberhof, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3117 E. und hat eine luth. und eine reform. Pfarrkirche, Fabrikation von Eiſenkurz- und Holzwaren, Eiſenhammerwerke, viele Schloſſer und Nagelſchmiede. Bei dem Orte auf einem Felſen liegt die impoſante Ruine der Burg Hallenburg.

Steinbearbeitung, eine hinſichtlich der angewendeten Werkzeuge wie der Arbeitsmethoden uralte Induſtrie. Die Art der Gewinnung des Steinmaterials aus den Brüchen wird einerſeits durch das natürliche Vorkommen, andererſeits durch die Form, in welcher es zur Verwendung gelangt (ob als Bruchſtein oder als Quader) beſtimmt. Soll Bruchſtein gewonnen werden, ſo geſchieht dies entweder, begünſtigt durch das natürliche Vorkommen, ohne regelrechten Steinbruchbetrieb mittels der Brechſtange, der Keilhaue, des Keils oder der Schlage, oder man geht, wenn mit dieſen einfachen Hilfsmitteln, welche natürliche Klüftung und Riſſigkeit des Geſteins vorausſetzen, das letztere nicht aus ſeinem Verband gehoben werden kann, unter Berückſichtigung der natürlichen Lagerung zum Bohren und Schießen, reſp. Sprengen über. (Vgl. Bergbau.) Die Gewinnung regelmäßiger parallelepipediſcher Stücke (Quadern, Platten, Säulen) geſchieht in planmäßig gelegten Steinbrüchen, meiſt mit vollſtändig bergmänniſchem Betrieb. Aus den Brüchen kommen die Bau- und Werkſteine gewöhnlich in Quaderform in Dimenſionen, welche diejenigen des vollendeten Werkſtücks in Länge, Breite und Höhe um etwa 25 mm, den ſog. Werkzoll, überragen. Die Aufgabe der S. beſteht darin, aus dieſen roh vorgearbeiteten Stücken ſolche von genauen Abmeſſungen, durch ſcharfe Kanten und ebene Flächen begrenzt, oder auch profilierte oder ornamentale Bauglieder herzuſtellen.

Während früher dieſe Arbeiten ausſchließlich von den Steinmetzen mit ihren einfachen Werkzeugen ausgeführt wurden, ſind in neueſter Zeit die Methoden der maſchinellen Bearbeitung immer konkurrenzfähiger geworden. Die meiſten der betreffenden Konſtruktionen lehnen ſich hinſichtlich ihres Baues an diejenigen an, welche nach gleichem oder ähnlichem Arbeitsprinzip Holz oder Eiſen bearbeiten; nur die angewendeten Werkzeuge und die Art, wie dieſelben zur Wirkung gebracht werden, ſind charakteriſtiſch. Als Materialien für die Werkzeuge der Steinbearbeitungsmaſchinen dienen Stahl, Hartguß und Steine von größerer Härte als das Arbeitsſtück ſelbſt, insbeſondere der ſchwarze Diamant. Die einfachſten Formen dieſer Werkzeuge ſind den Eiſen des Steinmetzen nachgebildet und dienen nahezu ausſchließlich zur Bearbeitung ebener Flächen. In den nach dem Prinzip der Drehbänke, Hobel, Sägen u. ſ. w. arbeitenden Maſchinen kommen mannigfach geformte Meſſer oder Zähne zur Anwendung. Ein wichtiges Hilfsmittel der S. iſt der Sand und zwar reingewaſchener, geſiebter, ſcharfer Quarzſand von möglichſt gleichmäßigem Korn. Zur Wirkung gebracht wird derſelbe (gewöhnlich mit Zugabe von Waſſer) auf Unterlagen von Kupfer oder Eiſen, die denſelben über den Stein unter genügendem Druck hinführen und ſo das Wegnehmen ganz feiner Teilchen erzielen. Die meiſte Verwendung findet der Sand in Steinſägemaſchinen und zum Schleifen der Oberflächen.

Steinbeere, ſ. Steinfrucht.

Steinbeis (Ferd. von), verdient um die Hebung der württemb. Induſtrie, geb. 5. Mai 1807 zu Ölbronn in Württemberg, erlernte den Berg- und Hüttenbetrieb, ſtudierte in Tübingen Mathematik und Naturwiſſenſchaften und trat 1827 in die Verwaltung des Staatseiſenwerks Ludwigsthal ein. Im J. 1830 wurde er Betriebsdirektor der Hüttenwerke des Fürſten zu Fürſtenberg, übernahm dann die Betriebsleitung und den Umbau der Eiſenwerke der Gebrüder Stumm in Neukirchen und führte den Cokshohofenbetrieb mit großen Vorteilen in der Materialerſparnis und der Qualität der Produkte ein. Im J. 1848 trat er wieder in den württemb. Staatsdienſt als Mitglied der neubegründeten Centralſtelle für Gewerbe und Handel, deren Präſidium ihm 1855 zufiel. Zu beſonderm Ruf gelangte das von ihm 1849 begonnene württemb. Gewerbemuſeum und der unter ſeiner Leitung entſtandene, über das ganze Land verbreitete Fortbildungsunterricht. Seit 1851 war S. als Kommiſſar und Preisrichter an den meiſten Weltausſtellungen thätig. In dem viele Jahre von ihm redigierten «Gewerbeblatt» veröffentlichte er zahlreiche Aufſätze techniſchen und volkswirtſchaftlichen Inhalts. Ferner erſchien von ihm «Die Elemente der Gewerbebeförderung, nachgewieſen an den Grundlagen der belg. Induſtrie» (Stuttg. 1853), «Entſtehung und Entwickelung der gewerblichen Fortbildungsſchule in Württemberg» (1872). Früher Anhänger des Schutzzollſyſtems, wandte ſich S. ſeit 1862 mehr dem Freihandel zu. Für ſeine vielfachen Verdienſte um die württemb. Induſtrie wurde ihm der perſönliche Adel und 1871 der Titel Wirklicher Geheimer Rat verliehen. Von einer Anzahl Induſtrieller wurde eine Steinbeis-Stiftung gegründet mit dem Zweck, um aus den Erträgniſſen derſelben die Ausbildung der gewerblichen Jugend zu fördern. S. lebt ſeit 1880 von ſeinen Ämtern zurückgezogen in Leipzig.

Steinbeißer, ſoviel wie Kirſchkernbeißer, ſ. u. Kernbeißer.

Steinbirke, ſ. Birke.

Steinbock iſt die Bezeichnung einer Unterabteilung der Gattung Ziege. Die zu derſelben gehörigen Tiere leben meiſtens in rauhen Schneegebirgen und zeichnen ſich durch gewaltige, mit mehr oder weniger ſtarken Wulſten verſehene, auf dem Querſchnitte quadratiſche, gebogene, nicht zuſammengedrückte Hörner vor den eigentlichen Ziegen aus. (S. Abbildung auf Tafel: Wiederkäuer.)

Die bekannteſte Art iſt der Alpensteinbock (Capra ibex). Die Hörner ſind ſchwach gebogen, vierkantig, etwas ſichelförmig gekrümmt; von der Baſis an auseinandergehend, nähern ſie ſich wieder mit den Spitzen. Jedes Jahresglied, vom zweiten an gerechnet, iſt vorn mit zwei ſtark hervortretenden Querwülſten beſetzt, die in der Mitte der Hornlänge am ſtärkſten ſind und gegen die Spitze zu immer ſchwächer werden. Man hat Steinbockhörner, die bis 1 m lang ſind und bis 16 kg wiegen. Die Hörner der Steingeiß ſind um ein Bedeutendes kürzer und ſchmächtiger und von der Seite etwas zuſammengedrückt. Der Alpensteinbock hat keinen Bart, ſondern nur etwas verlängerte Kinn- und Kehlenhaare. Die Behaarung des Körpers iſt rauh, dicht, im Winter mit einer ſehr ſtarken Grundwolle. Die Färbung iſt im Sommer rötlich grau, im Winter fahlgrau; über den Rücken verläuft ein hellbrauner Längsſtreifen. Die Füße ſind plump, können aber eine faſt unglaubliche Sprungfähigkeit entwickeln. In frühern Jahrhunderten war der S. in den Centralalpen ziemlich häufig, gegenwärtig iſt er daſelbſt faſt ganz verſchwunden und kommt nur noch in verſprengten einzelnen Exemplaren oder ſchwachen Rudeln vor; in größerer Anzahl findet er ſich, dank der Fürſorge des Königs Victor Emanuel II. von Italien, noch in der Grajiſchen Alpenkette in den Gebirgsſtöcken der Thäler Cogne, Savaranche, Griſanche (am Pik de Grivola, Gombe de Lila, Granval, la Roſſa, Point de l'Oeuil), wo nach ungefährer Schätzung 4—500 Stücke Steinwild leben. Ein ausgewachſener S. hat ungefähr 1,5 m Leibeslänge, 0,80 bis 0,85 m Höhe und erreicht ein Gewicht von 80 bis 110 kg. Das Fleiſch des Steinwildes iſt ſchmackhaft. Man findet den S. häufig als Wappentier ſchweiz. Adelsgeſchlechter.

In Europa kommt noch eine Steinbockart in den Gebirgen Weſtſpaniens von den Pyrenäen bis zur Sierra Nedonda, mit ſchraubenförmig gewundenen Hörnern und einem ziemlich ſtarken Barte (Capra hispanica), eine andere auf der Inſel Kreta, ſowie auf mehrern andern Inſeln des Mittelländiſchen Meers (auch in den Gebirgen Kleinaſiens und Perſiens) vor, mit ſtark gebogenen, ſichelförmigen Hörnern und einem ſtarken Barte (C. Beden). Von außereurop. Steinböcken ſind zu erwähnen der kaukaſiſche mit ſchraubenförmig gewundenen Hörnern und kurzem Barte (C. caucasica) und der ſibiriſche mit ſtark gebogenen, ſichelförmigen Hörnern und langem Barte (C. sibirica). Die Steinböcke zeugen mit der Hausziege fruchtbare Baſtarde.

Steinbock, Zeichen des Tierkreiſes (ſ. d.).

Steinbrand, ſoviel wie Schmierbrand, ſ. unter Brand des Getreides.

Steinbrech, Pflanzengattung, ſ. Saxifraga.

Steinbrechmaſchine oder Steinbrecher, eine Maſchine zum Zerkleinern von Schottermaterial, Erz, Kalkſtein, Quarz, Kohle u. ſ. w., welche mit Brechbacken aus Stahl oder Hartguß, ſeltener mit Brechwalzen arbeitet.

Steinbühlergelb, gelbe Malerfarbe, beſteht im weſentlichen aus chromſaurem Kalk.

Steinburg, Kreis in der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, rechts von der untern Elbe, zu beiden Seiten von deren Zufluß Stör, iſt meiſtens Marſchland, zählt auf 936 qkm (1885) 62031 E. und hat den Sitz ſeines Landratsamts zu Itzehoe.

Steinbutt, ſ. unter Scholle.

Stein der Weiſen, ſ. unter Alchimie.

Steindroſſel, ſ. unter Droſſel.

Steindruck oder Lithographie, eine der wichtigſten der vervielfältigenden Künſte, heißt das von Aloys Senefelder (ſ. d.) erfundene Verfahren, Zeichnungen in erhabener, ſowohl in Feder- und Kreide- als auch in Graviermanier auf Stein zu bringen und mittels einer Preſſe zu vervielfältigen. Zu den beiden erſten Arten bedient man ſich einer chem. Tuſche und chem. Kreide, zu letzterer, ähnlich der Radierung des Kupferſtechers, einer Stahlnadel oder bei ganz feinen Arbeiten einer in Griffel gefaßten Diamantſpitze, bei ſehr tiefen Stellen auch des Stichels. Die Steinplatten beſtehen aus kohlenſaurem Kalk mit kleinen Mengen von kohlenſaurer Magneſia und werden in Bayern gebrochen, die beſten, von feinem Bruch und gleicher Farbe, bei Solnhofen (ſ. d.) in Mittelfranken; man findet indeſſen geringere Steine auch zu Châteauroux und Dijon in Frankreich und an andern Orten. Die gelblichen ſind gröber und weicher; die von einer perlgrauen und gleichen Farbe ſind die beſten zu feinen Arbeiten. In dem Bruche findet man ſie in Tafeln verſchiedener Stärke, für den Gebrauch muß eine der Oberflächen mit Sand und Waſſer eben geſchliffen werden, wozu man ſich jetzt dazu konſtruierter Schleifmaſchinen bedient, um hernach mit Bimsſtein poliert zu werden. Dieſe Platten dienen für Schriften oder Zeichnungen mit der Feder oder Nadel. Für Kreidezeichnung müſſen die Steine noch beſonders zugerichtet werden durch Körnen mit feinem, aber ſcharfem Sand oder zermalmtem Glas. Gebrauchte Steine können durch Abſchleifen wieder nutzbar gemacht werden. Man macht nun die Vorzeichnung mit Bleiſtift oder Rötel, den man auf Glas- oder Pauſepapier gerieben hat und mit einer ſtumpfen Nadel durchzeichnet. Die chem. Kreide oder Tuſche, welche man für Schrift- und Federzeichnungen anwendet, beſteht aus 2 Teilen weißen Wachſes, 2 Teilen Schellack, 1 Teil Seife, ½ Teil Unſchlitt und 1 Teil Lampenruß, und die chem. Kreide aus 3 Teilen weißen Wachſes, 1 Teil Schellack, 2 Teilen Seife, ½ Teil Maſtix, 1 Teil Unſchlitt und 1½ Teilen Lampenruß. Für die Federmanier bedient man ſich feiner Stahlfedern. Die größte Sorgfalt, ſowie Verhütung, daß der Hauch nicht während der Arbeit auf die Platte fällt, iſt notwendig. Bei Kreidezeichnungen kann man die dunkelſten Schatten mit chem. Tuſche ausfüllen.

Für die vertiefte Manier, Gravur mit Nadel und Diamant, erhält der polierte Stein vorher eine Präparatur durch Übergießen oder Beſtreichen mit verdünnter Salpeterſäure (Scheidewaſſer) und, nachdem dieſe vermittelſt weichen Waſſers vollſtändig entfernt iſt, durch Auftragung einer dünnen Auflöſung von arab. Gummi, welcher nach dem Eintrocknen ebenfalls wieder entfernt wird. Um die Gravur beſſer ſehen zu können, trägt der Lithograph gewöhnlich einen ſchwarzen Grund, beſtehend aus 4 Teilen Ruß, 2 Teilen arab. Gummi und 24 Teilen Waſſer vermittelſt eines breiten Pinſels oder einer Bürſte auf den Stein. Nun kann man die Durchzeichnung auf dieſen ſchwarzen Grund bringen und die Lithographie durch Einſchneiden mit der Nadel ausführen. Es genügt, wenn die Nadel den Stein leicht aufgeriſſen hat; ein feiner Pinſel entfernt den Staub.

Iſt die Lithographie in Feder- oder Kreidemanier vollendet, ſo breitet man eine Miſchung von Säure, Waſſer und Gummi darüber aus, läßt letzteres im

Wasser zergehen und setzt die Salpetersäure hinzu. Diese Mischung trägt man mit einem feinen Pinsel gleichförmig auf die Zeichnung auf und läßt sie trocknen, worauf sie mit Wasser wieder entfernt wird. Es wird nun die Lithographie mit einer mit Flanell und Kalbleder, neuerdings auch mit Gummi überzogenen hölzernen, vorher eingeschwärzten Walze übergangen. Die Lithographie, vor jedem Abdruck mit einem feuchten Schwamm überfahren, nimmt das Schwarz auf, der übrige angefeuchtete Stein nicht. Darauf wird das schwach gefeuchtete Papier daraufgelegt, das Ganze mit einem in einen Rahmen gespannten Leder bedeckt und so durch die Presse gezogen. Hierauf wird der Abdruck sanft vom Steine abgezogen, dieser wieder gefeuchtet, wieder Farbe aufgetragen u. s. w. Nach dem Druck schwärzt man die Zeichnung mit einer fetten Farbe, der sog. Konservierfarbe, ein, die aus 2 Teilen Druckfarbe, 2 Teilen Wachs, 1 Teil Seife, 1 Teil Unschlitt untereinander geschmolzen, besteht, und überzieht dieselbe mit einer Mischung von arabischem Gummi, das in Wasser aufgelöst ist; der Stein bleibt so lange Jahre druckfähig. Beim Abdruck der gravierten Lithographie reibt man einen Teil reines Leinöl oder dünnen Firnis sorgfältig in alle Striche und wischt mit reinem Wasser den schwarzen Grund ab, wodurch die Platte weiß, die Zeichnung aber schwarz erscheint. Nun wird die Farbe mittels eines Leinwandballens eingerieben und dann die Platte mittels der Walze gereinigt. Indes wird der Druck gravierter Platten nur bei kleinen Auflagen von den Originalsteinen hergestellt, sonst von einer Übertragung der Lithographie auf einen andern Stein, sog. Umdruck oder Überdruck, sodaß die Gravierung selbst intakt erhalten bleibt; derselbe wird durch Abziehen eines Abdrucks der Lithographie feucht auf chinesischem, hinten glatt mit Kleister bestrichenem Papier, trocken auf Post- oder halbgeleimtem Kupferdruckpapier erzielt. Das Druckverfahren entspricht dann dem bei der Federmanier angewendeten.

In größern Steindruckereien wird in neuester Zeit das von Jos. Eberle erfundene sog. Brennätzverfahren mit guten Erfolgen angewendet. Dasselbe besteht darin, daß der Umdruck oder die Federzeichnung, nachdem er leicht geätzt, mit Terpentin ausgewaschen und mit schwarzer gewöhnlicher Farbe gut angewalzt und der Stein trocken ist, mit Kolophoniumstaub angepudert wird; darauf wird der von Zeichnung freie Stein vermittelst Watte und Talgstein von allen Stäubchen gereinigt, um dann mit offener Stichflamme, vermittelst eigens hierzu angefertigter Lampe, erwärmt zu werden. Alle Feuchtigkeit wird hierdurch herausgezogen, der Stein wird trocken und die Farbe verbindet sich mit dem zerschmelzenden Kolophonium zu einer undurchdringlichen Schutzdecke gegen das nun vorzunehmende stärkere Ätzen mit Scheidewasser und arab. Gummi. Durch dieses Verfahren kann die Zeichnung reliefartig gehoben werden, sie liefert eine viel größere Anzahl scharfer Drucke und ist in der Schnellpresse leicht zu behandeln. Auch für Kreidezeichnungen ist es anzuwenden.

Der S. ist besonders von Deutschen und Franzosen kultiviert worden, von diesen mit Hinblick auf Effekt, von jenen mit soliderer Durchbildung. Hanfstängl in Dresden, Piloty und Löhle in München, Goupil in Berlin, Engelmann in Paris sind hier mit Ruhm zu nennen. Außerdem ist die Chromolithographie oder der Farbendruck (s. d.) zu erwähnen, der durch die vereinigten Bemühungen Deutscher, Engländer und Franzosen zu hoher Stufe der Vollendung geführt wurde. Derselbe gibt seine Darstellung in mehrern, ja allen farbigen Tönen wieder. Beim Farbensteindruck wird, nachdem man auf die gewöhnliche Weise die Zeichnung lithographiert, für jede Farbe eine besondere Zeichnung auf einer andern Tafel ausgeführt; sodann druckt man auf dasselbe Blatt nacheinander alle jene Tafeln ab, bis endlich das farbige Bild in allen seinen Teilen vollendet sich darstellt. Der Abdruck muß trocken geschehen, weil die Feuchtigkeit das Papier ausweiten und dann nicht mehr Punkt auf Punkt passen würde. Mit der Verbreitung der Photographie erlitt der S. große Einbuße, welche ihm indes auf das Feld des Ölfarbendrucks nicht folgen konnte, der von da an außerordentliche Verhältnisse annahm. Daneben gewann nun noch die Autographie, d. h. der Überdruck einer mit chem. Tusche (autographischer Tinte) geschriebenen Handschrift oder Handzeichnung auf lithographischem Stein zum Zweck ihrer Vervielfältigung, eine namentlich für merkantile Zwecke hoch ausgebildete Anwendung.

In neuerer Zeit hat der S. durch Einführung gut konstruierter Schnellpressen bedeutenden Aufschwung erhalten und eine erfolgreiche Konkurrenz, namentlich im Farbendruck, mit dem typographischen Schnellpressendruck ermöglicht. Der mit dem Umdruck einer Lithographie versehene Stein liegt auf einem mittels Schubkurbel von einer umlaufenden Stelle hin und her zu schiebenden Karren und wird durch Farbwalzen eingeschwärzt. Das Papier wird mittels eines darüberliegenden Cylinders mit Greifern zugeführt und durch diesen oder einen Reiber an den Stein gedrückt, sodaß der Handarbeit nur noch das Einlegen und Abnehmen der Papierbogen bleibt. (S. Schnellpresse.) Die Photolithographie endlich oder die Wiedergabe von Photographien auf lithographischem Wege, durch welche zur Vervielfältigung von Karten und Kunstwerken bereits Anerkennenswertes geleistet wurde, hat eine Zukunft. Gebrüder Burchard in Berlin combinierten Photolithographie und Farbendruck; diese Kombination fand Anwendung bei Spezialkarten von Frankreich für die deutsche Armee während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871; es wurde nach einer Originalkarte eine Aufnahme gemacht, diese auf Stein kopiert und dieser lithographisch abgedruckt, sodaß es möglich war, innerhalb 24 Stunden Tausende zu liefern. Zur Herstellung von Wertpapieren und Generalstabskarten wird die Photolithographie in großem Umfange und mit Erfolg benutzt.

Vgl. außer den Schriften von Senefelder, Bautz, Dunst, Engelmann, Bergmann u. a. besonders die Zeitschrift «Lithographia» (herausg. von Isermann, Hamb. 1861 fg.), den beschreibenden Katalog der Ausstellung von Arbeiten der vervielfältigenden Künste im Bayrischen Gewerbemuseum in Nürnberg 1877 und Lords Bericht über die graphischen Künste auf der wiener Ausstellung: «Amtlicher Bericht» (Braunschw. 1874, Bd. 1, Gruppe 12); ferner Weishaupt, «Das Gesamtgebiet des S.» (5. Aufl., Weim. 1875, nebst Atlas).

Steine (Bausteine) bilden das Hauptbaumaterial für Mauern und Gewölbe. Sie sind entweder natürliche oder künstliche. Die natürlichen Steine, von verschiedener geognostischer

Beschaffenheit, werden in den Steinbrüchen meist durch Tage-, bisweilen auch durch Grubenbau, und zwar durch einfaches Lösen mit Keilen und Brechstangen (Schroten) oder durch Sprengen gewonnen. Die so gewonnenen Bruchsteine werden nach ihrer Bearbeitungsfähigkeit in harte und weiche Bausteine unterschieden und entweder direkt zum Bau (besonders von Grundmauern) verwendet, oder oberflächlich zugehauen (bossiert oder gespitzt) oder rein bearbeitet zu Werkstücken (Quader, Hausteine, Schnittsteine). Das Bearbeiten der Bausteine erfolgt meist mittels der Hand, bisweilen auch durch Maschinen. Kostbarere Steinarten, wie Marmor, Serpentin u. s. w. werden in Platten oder Blöcke gesägt, ihre Oberflächen sodann geschliffen und poliert. Über die künstlichen Bausteine s. unter Mauersteine.

Steine (künstliche), soviel wie Steinmasse.

Steinen (Karl von den), wissenschaftl. Reisender, geb. in Mühlheim a. d. Ruhr 7. März 1855, studierte in Zürich, Bonn und Straßburg Medizin, bildete sich dann psychiatrisch aus in Berlin und Wien und fungierte 1878—79 als Assistenzarzt an der Irrenklinik der königl. Charité zu Berlin. Auf einer Reise um die Erde 1879—81 beschäftigte er sich mit dem Studium des Irrenwesens in den Kulturstaaten und mit ethnologischen Forschungen auf einigen Gruppen der Südseeinseln. Er kehrte zunächst in seine berliner Stellung zurück, beteiligte sich dann aber 1882—83 als Arzt und Naturforscher an der nach Südgeorgien ausgesandten deutschen Südpolexpedition. Im Anschluß an diese Reise erforschte er 1884 den Xingu (s. d.) und veröffentlichte die Ergebnisse letzterer Expedition in dem für die ethnologische Kenntnis Südamerikas wertvollen Werke: «Durch Central-Brasilien» (Lpz. 1886).

Steiner, Geigenmacher, s. Stainer.

Steiner Alpen, s. u. Alpen, Bd. I, S. 467.

Steinernes Meer, Hochplateau in den Salzburger Alpen, s. unter Alpen, 30).

Steinerne Renne, s. unter Holzemme.

Steinfeld, s. unter Leitha.

Steinfrucht oder Steinkind (Lithopaedion), s. unter Bauchschwangerschaft.

Steinfrucht oder Steinbeere (drupa) nennt man in der Botanik jede Schließfrucht (s. unter Frucht), welche in ihrem Innern einen mehr oder weniger harten Kern (putamen), der die Samen umschließt, und außerdem um diesen Kern eine fleischige oder faserige Hülle oft von bedeutender Ausdehnung besitzt. Als S. sind z. B. zu betrachten die Früchte der Steinobst- und Kernobstgehölze und der Walnuß; auch viele Palmenfrüchte, wie die Kokosnuß, mit ihren faserigen Hüllen.

Steinfrüchtler, s. Amygdalaceae.

Steinfuchs, soviel wie Eisfuchs, s. u. Fuchs.

Steinfurt, eine ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft im Westfälischen Kreise, jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Münster gehörig, ist eine der standesherrlichen Besitzungen der Fürsten von Bentheim-Steinfurt, die schon seit dem 15. Jahrh. im Besitz des Hauses Bentheim war. Der Hauptort Steinfurt oder richtiger Burg-Steinfurt, eine Kreisstadt an der Aa und der Linie Münster-Enschede und Duisburg-Quakenbrück der Preußischen Staatsbahnen, 30 km von Münster, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein fürstl. Bentheimisches Schloß mit vielen Merkwürdigkeiten und schönem Park, Bagno genannt, zwei evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein evang. Gymnasium mit Realgymnasium, ein evang. und ein kath. Krankenhaus und zählt (1885) 4311 E., die sich hauptsächlich mit Bierbrauerei, Eisengießerei, Färberei und Tabaks- und Cigarrenfabrikation beschäftigen. — Der Kreis Steinfurt, aus der gleichnamigen Grafschaft und Gebieten des vormaligen Hochstifts Münster zusammengesetzt, aus denen die Standesherrschaft Salm-Horstmar und das Fürstentum Rheine-Wolbeck gebildet worden sind, zählt auf 770,5 qkm (1885) 51071 E. An der Bechte liegt das ehemalige Stift Langenhorst, jetzt Schullehrerseminar und Taubstummeninstitut.

Steingut (frz. grés cérame fin; engl. stoneware, flint-ware, iron-stone china), eine Gattung der dichten Thonwaren und hierin dem Porzellan, als dessen wohlfeiler Ersatz es für hauswirtschaftliche Zwecke dient, ähnlich, dagegen von der porösen Fayence verschieden. Das wirkliche S., nach dem Erfinder Wedgwood genannt (s. Potteries), ist aus feinem weißen Thon gebrannt, von glasartigem Bruch und mit einer feldspathaltigen, sich mit der Masse innig verbindenden Glasur versehen; doch pflegt man in Deutschland häufig auch Thonwaren von erdigem Bruch und mit bleihaltiger Glasur, welche somit der Gattung der Fayencen angehören, als S. zu bezeichnen. Das S. ist meist weiß, höchstens mit ganz einfachen farbigen Verzierungen; die Fabrikation desselben ist überall verbreitet. Vom S. ist das sog. Steinzeug (s. d.) zu unterscheiden.

Steinhauerlunge, s. Staubinhalationskrankheiten.

Steinhäuser, vorhistor. Denkmäler, s. Dolmen.

Steinhäuser (Karl), deutscher Bildhauer, geb. 3. Juli 1813 in Bremen, machte seine Studien in Berlin unter Rauch und trat zuerst auf der Ausstellung 1834 mit einem plastischen Werk (einem Knaben, welcher Krebse fängt) vor die Öffentlichkeit. Das Bildwerk fand vielen Beifall, wurde später wiederholt und zeigt das Darstellungsgebiet, auf welchem der Künstler den meisten Ruhm erworben hat. Im J. 1836 ging S. nach Rom, wo er eine Reihe anmutiger Idealgestalten aus der Fischer- und Hirtenwelt schuf, wie z. B. das sog. Muschelmädchen (horchend mit der Muschel am Ohr) für Lürmann in Bremen. Das Werk wurde für Philadelphia wiederholt. Obschon ihm besonders naive und zartere Vorwürfe glückten, wird doch auch die leidenschaftliche Bewegung und Hoheit in der Figur seiner Judith bewundert. Voll Anmut und Rhythmus der Linien und voll Empfindung ist die Gruppe Hero und Leander, die er für den König von Preußen ausführte. Für seine Vaterstadt arbeitete S. in Marmor die Statuen des Astronomen Olbers, die 1850 enthüllt wurde, des Bürgermeisters Smidt und des heil. Ansgar. Ein anderes Werk in dieser Richtung war die sitzende Goethe-Statue, nach einer Idee der Bettina von Arnim, aufgestellt im Treppenhause des Museums zu Weimar. Ebenfalls für Bremen fertigte er in Marmor eine große Vase, deren Basreliefs eine volkstümliche Feierlichkeit in seiner Vaterstadt veranschaulicht. In Rom versuchte er zuerst wieder Marmorarbeiten im Stil des röm. Künstlergeschlechts der Cosmaten herzustellen, so unter andern den Osterleuchter für die Friedenskirche in Potsdam und einen Altar für die Stephanskirche zu Bremen. Zu seinen spätern Schöpfungen gehören eine Pietà, eine Marmorkanzel

für die Heiliggeistkirche zu Heidelberg und zwei Brunnenkompositionen, zu denen er die Entwürfe in Karlsruhe fertigte, wo der eine, bereits in Marmor übertragen, aufgestellt wurde. Die Gruppe stellt Hermann und Dorothea dar; die andere hat die Scene aus Goethes «Iphigenie» zum Gegenstande, wo Orest und Pylades sich besprechen. S. ward 1863 nach Karlsruhe berufen, wo er Direktor der Bildhauerschule wurde und 9. Dez. 1879 starb.

Seine Gattin, Pauline S., geborene Frank, zeichnete sich als Malerin durch zart empfundene und anmutig durchgeführte Gestalten, wie Esther, Iphigenie, Johannes der Täufer, Christus und Johannes u. a. aus. Sie war auch die Erfinderin der genannten Gruppe Hermann und Dorothea.

Steinheil (Karl Aug.), ausgezeichneter Astronom, Physiker und Techniker, geb. 12. Okt. 1801 zu Rappoltsweiler im Elsaß, widmete sich seit 1821 zu Erlangen juristische Studien. Seine Neigung für Mathematik und insbesondere Astronomie führte ihn jedoch schon 1822 zu Gauß nach Göttingen, bald darauf nach Königsberg zu Bessel. Im Herbst 1825 kehrte er in das väterliche Haus nach Perlachseck zurück. Er errichtete daselbst eine Sternwarte und beschäftigte sich namentlich mit optischen Untersuchungen, der Theorie der Fernrohre u. dgl. Bereits 1827 erwählte ihn die münchener Akademie zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Mitglied. In letzterm Jahre trat S. auch als Professor der Mathematik und Physik, sowie als Konservator der mathem.-physik. Sammlungen des Staats zu München in den bayr. Staatsdienst. Auf Anregung von Gauß widmete er sich nun unter anderm der praktischen Durchführung der elektromagnetischen Telegraphie; 1836 stellte er den ersten Schreibtelegraphen her, welcher die Buchstaben u. s. w. durch Punkte in zwei Zeilen darstellte (s. u. Telegraphie), wie dies auch in andern, zum Teil jetzt noch gebräuchlichen Telegraphen geschieht; dann legte er im Sommer 1837 die erste größere Telegraphenleitung zwischen dem Akademiegebäude in München und der Sternwarte in Bogenhausen an; 1838 entdeckte er die Möglichkeit der Rückleitung der Telegraphieströme durch die Erde. Bald darauf konstruierte er die elektrischen Uhren (1838), erfand einen Pyrometer für den münchener Petersturm und benutzte die Telegraphie bereits für die Feuerwacht und den Eisenbahndienst. Obgleich S. alle seine Erfindungen in den Schriften der münchener Akademie veröffentlichte, fanden sie doch zunächst in Deutschland keine weitere Anwendung. Im J. 1846 ging er auf einige Zeit nach Neapel, wohin ihn die Regierung zur Regulierung des neapolit. Maß- und Gewichtssystems berufen hatte. Im J. 1849 wurde S. von der bayr. Regierung mit der Berichterstattung über die 1846 gebaute Telegraphenlinie Hamburg-Cuxhaven und über den Bestand der Telegraphien in Deutschland betraut. Im J. 1849 folgte er einem Rufe der österr. Regierung zum Sektionsrat und Vorstand der telegraphischen Abteilung im Handelsministerium, in welcher Stellung er binnen zwei Jahren ein fast vollständiges Telegraphensystem über alle Kronländer des Reichs einrichtete und 1850 den deutsch-österr. Telegraphenverein mitbegründen half. Hierauf entwickelte S. 1852 in der Schweiz bei der Organisation des dortigen Telegraphenwesens eine höchst erfolgreiche Thätigkeit, nach deren Beendigung er als Konservator der mathem.-physik. Sammlungen mit Titel und Rang eines Ministerialrats in bayr. Staatsdienst zurücktrat. Auf Wunsch seines besondern Gönners, des Königs Maximilian II., errichtete S. 1854 eine optische und astron. Werkstätte zu München, welche sehr rasch zu Blüte und Ansehen gedieh, und aus der unter anderm die großen Refraktoren für die Sternwarten zu Upsala, Leipzig, Mannheim, Utrecht u. s. w. hervorgingen. Seit 1862 überließ er jedoch die Leitung dieses Etablissements seinem zweiten Sohne Adolf S. und zog sich überhaupt mehr und mehr zurück. Er starb zu München 12. Sept. 1870.

Steinheim, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Höxter, an der Emmer, einem linken Zufluß der Weser, Station der Linie Hannover-Altenbeken der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2654 meist kath. E. und hat drei Ziegeleien, drei Mühlen, Bierbrauerei und Getreidehandel. Nahebei erhebt sich der Stoppelberg mit Resten einer Burg.

Steinhudermeer, ein Binnensee im nordwestl. Deutschland, teils zum preuß. Regierungsbezirk Hannover, teils zu Schaumburg-Lippe gehörig, 4 km östlich von Nehburg (s. d.) und 5 km im NW. von Wunstorf gelungen, ist 7 km lang und bis 5 km breit. Der See ist 31 qkm groß und sehr flach, die tiefsten Stellen nur 5 m tief; auch liegt er nur 39 m über dem Meere, hat eine moorige Umgebung, bedeutenden Fischreichtum und durch die Kleine Aue Abfluß zur Weser. Auf einer künstlichen Insel des Sees liegt die vom Grafen Wilhelm von der Lippe 1761—65 erbaute Musterfestung Wilhelmstein, ehemals mit einer von demselben Grafen gegründeten Kriegsschule, in welcher der berühmte preuß. General von Scharnhorst seine erste militärische Erziehung erhielt, jetzt Staatsgefängnis und sehenswerte Sammlung von Geschützen und Waffen. Am südöstl. Ufer des Sees liegt der schaumb.-lipp. Marktflecken Steinhude mit 1390 E., welche Fischerei, Leinwandweberei und Fabrikation von Chokolade treiben.

Steinhuhn (Caccabis saxatilis) heißt ein 35 cm langer, die Alpen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Italiens und der Balkanhalbinsel, sowie die Gebirge Palästinas, Kleinasiens und Arabiens bewohnender Hühnervogel von blaugrauer Farbe, mit weißer, schwarz umbänderter Kehle, schwarzer Stirnbinde und gelbbraun und schwarz gebänderten Seitenfedern. Die Jagd auf den höchst schmackhaften Vogel ist sehr schwierig.

Steinhund, soviel wie Nörz.

Steinigt, das felsige, enge, von der Eisenbahn Weischlitz-Wolfsgefärth durchzogene Thal der Weißen Elster zwischen der Rentzschmühle und dem Städtchen Elsterberg in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, von Touristen viel besucht.

Steinigtwolmsdorf, Pfarrdorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Bautzen, zählt (1880) 2449 meist evang. E. und hat Leinweberei, Anfertigung künstlicher Blumen, eine Dampffärberei und eine Dampfbleicherei.

Steinigung, eine bei den Hebräern, Syrern und Griechen, auch bei Macedoniern und Persern übliche Todesstrafe, bei welcher der Verbrecher durch Steinwürfe getötet wurde.

Steinitz (Wilh.), berühmter Schachspieler, geb. 18. Mai 1837 zu Prag, studierte in Wien Mathematik und begab sich später nach London. Er gewann seit 1865 mehrere Schachpreise und war

namentlich im londoner Wettstreit 1872 Hauptsieger, ohne eine einzige Partie zu verlieren.

Steinkauz, s. unter Eule (Vogel).

Steinkerne (Nuclei), die innere Ausfüllung fossiler Tier- und Pflanzenreste.

Steinkind, s. unter Bauchschwangerschaft.

Steinkirche, Höhle, s. u. Einhornhöhle.

Steinklee, Pflanzengattung, s. Melilotus.

Steinkohle (Schwarzkohle, frz. houille, engl. coal) findet sich in sämtlichen Formationen, welche älter sind als die Kreide, namentlich aber in der nach ihr benannten carbonischen oder Steinkohlenformation (s. d. und Geognosie) in Gestalt von Flözen (s. d.) zwischen Sandsteinen oder Schieferthonen eingelagert. Diese Steinkohlenflöze zeigen sehr verschiedene Mächtigkeit, welche von einigen Centimetern bis zu 10 und 15 m ansteigen kann. Die S. entsteht durch einen außerordentlich langsamen, unter Luftabschluß vor sich gehenden Zersetzungsprozeß (Vermoderung, Verkohlung) von massenhaft angehäuften Pflanzenresten. Dabei werden Kohlensäure, Sumpfgas und Wasser erzeugt, während gleichzeitig innerhalb der zurückbleibenden, verkohlenden Pflanzenmasse (des Kohlengesteins) eine relative Anreicherung an Kohlenstoff stattfindet. (S. Braunkohle und Kohle.) Das erste Produkt dieses Prozesses ist die Braunkohle mit etwa 70, das zweite die S. mit etwa 85, das nächste der Anthracit (s. d.) mit 94, das letzte der Graphit (s. d.) mit 100 Proz. Kohlenstoff. Die Pflanzen, welche das Material der S. geliefert haben, sind je nach der Formation (s. d. und Geognosie), welcher dieselbe angehört, durchaus verschieden und zwar in der Wealden- und Keuperformation (s. d.) Coniferen und Cycadeen, in der Steinkohlenformation Lepidodendren, Sigillarien, Farne und Calamiten, in der Devon- und Silurformation Seetange.

Die Hauptverbreitungsgebiete der S. sind A. in Europa: Großbritannien mit einer Fläche von 26430 qkm. Belgien mit dem Becken von Lüttich und dem von Mons. Im Deutschen Reich: aachener Steinkohlengebiet, westfälisches Gebiet mit 74 abbauwürdigen Flözen, saarbrückener Kohlenbecken (385 qkm, 88 abbauwürdige Flöze), die Kohlenreviere von Ibbenbüren und vom Piesberg bei Osnabrück (7 und 3 Flöze), das zwickauer, das lugau-ölsnitzer und das potschappeler Becken im Königreich Sachsen (mit 10, 7 und 3 Flözen), das waldenburger (oder niederschlesische) Becken (mit 31 Flözen), das oberschlesische Kohlenfeld (mit 104 Flözen, davon das Xaveriflöz mit 16 m Mächtigkeit). Außerdem die kleinern Kohlenterrains von Wettin, Ilfeld, Stockheim, Manebach. In Böhmen: die Becken von Pilsen, Radnitz und Kladno; Mähren: das rossitzer Becken bei Brünn (3 Flöze). Alle übrigen Staaten Europas besitzen nur geringfügigere Vorkommnisse von S. B. Nordamerika zeichnet sich durch die großartige Verbreitung der Steinkohlenformation aus. Dieselbe bildet namentlich folgende Becken: das appalachische Kohlenfeld, 132000 qkm; das Illinois-Missouri-Kohlenfeld, fast ebenso groß; das von Michigan, 11000 qkm, jedoch kohlenarm; das von Rhode-Island, 1870 qkm; das von Neuschottland (bei Pictou mit 4, bis 13 m mächtigen Flözen). C. Asien. China besitzt einen mit Nordamerika rivalisierenden Kohlenreichtum. Allein das Shansibecken nimmt 34900 qkm ein und enthält ein bis 10 m mächtiges Hauptflöz.

Der Bergbau auf S. hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die der Braunkohlenbergbau nicht kennt; aus den erstern entwickeln sich ununterbrochen Kohlenwasserstoffgase, die, mit Luft gemischt, explosive Gasgemenge (feurige Schwaden, schlagende Wetter) geben, die trotz der die Ventilation bewirkenden Wetterschächte und der Benutzung der Sicherheitslampen immer noch zu großen Unglücksfällen Veranlassung geben. Die geförderte S. wird von der Grube als Brennstoff auf der Eisenbahn oder durch Wasserfracht nach dem Konsumtionsorte geschafft, oder falls sie zur Bereitung von Coks (s. d.) Anwendung finden soll, häufig aufbereitet. Die Verwendung des Coks für Lokomotivenfeuerung und für ähnliche Zwecke bedingte die Notwendigkeit der Herstellung einer von anhängender Bergart möglichst freien Kohle, und man erreichte dies durch die Einführung der nassen Aufbereitung der Kohlenwäsche, wodurch man die spezifisch leichtern Kohlen von dem anhängenden Gestein, dessen Dichte ungefähr dreimal so groß ist als das der Kohle, trennt. In technischer Hinsicht teilt man die S. nach ihrem Verhalten beim Erhitzen und nach der Ausbeute und der Beschaffenheit der sich bildenden Coks in 1) Backkohlen, deren Pulver, in einem Tiegel erhitzt, schmilzt und zu einer glatten, metallglänzenden, gleichförmigen Masse sich vereinigt; 2) Sinterkohlen, deren Pulver in eine feste Masse sich verwandelt, ohne eigentlich zu schmelzen; 3) Sandkohlen, wenn das Pulver beim Erhitzen keinen Zusammenhang erhält. In England teilt man die S. je nach der Verwendung in 1) Gaskohle (gaz coal), 2) Hauskohle (household coal), 3) Dampfkohle (steam coal). An diese Kohlenarten schließen sich die Anthracite (s. d.) an, die beim Erhitzen kein Gas entwickeln, unverändert bleiben und als von der Natur dargestellte Coks betrachtet werden können. Durch neuere Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen der chem. Zusammensetzung und den technischen Eigenschaften der S. hat sich ergeben, daß die so verschiedenen Eigenschaften der Kohlen fast nur auf den wechselnden Gehalt an Sauerstoff zurückzuführen sind und daß die Menge der die Flamme bildenden flüchtigen Produkte, das sog. Bitumen der Kohle, und das Verhältnis des Bitumens zu den zurückbleibenden Coks, Anhaltspunkte für die Beurteilung des Wertes der S. liefert; magere anthracitische S. gibt 5—10 Proz. Bitumen, Backkohle 15—33, gasreiche Sinterkohle 40—48, gasreiche Sandkohle 44,4—48 Proz.

Für die Verwendung der S. als Brennstoff und als Gasmaterial folgt, daß anthracitische Kohle lebhaften Zug braucht, eine geringe und nicht leuchtende Flamme gibt und keinen Ruß absetzt; sie dient als Hausbrand, Ziegelkohle, für Schachtöfen aller Art und auch zur Kesselheizung; die Backkohle repräsentiert die eigentliche Schmiede- und Cokskohle, sie ist in allen Flammenofenfeuerungen verwendbar und hat nur den Nachteil beginnender Rußbildung und raschen Erlöschens; die Gaskohle ist als Brennstoff weniger gut verwendbar und liefert zudem das meiste und beste Leuchtgas. Die gasreichen Sand- und Sinterkohlen sind die eigentlichen Kohlen zum Flammenofenfeuer. Die verbrennliche Substanz der S. zeigt je nach dem Alter der Kohlen eine sehr verschiedene Zusammensetzung. Sie enthält Kohlenstoff 75—93, Wasserstoff 4—5,5, Sauerstoff 19,5—3 Proz. Die jüngsten, den Braunkohlen noch nahe stehenden S. sind am reichsten an

Sauerstoff, je ältern Formationen sie angehören, je weiter der Umbildungsprozeß fortgeschritten ist, um so reicher an Kohlenstoff werden sie, ohne aber jemals zu eigentlichem Kohlenstoff zu werden. Jede Kohle enthält außerdem gewisse Mengen unverbrennlicher Substanz, Gangart des Gebirges in welchem sie eingeschlossen ist, Schiefer, oder infiltrierte und durch Reduktion veränderte Körper, Erden, Kiese, deren Bestandteile beim Verbrennen als Asche zurückbleiben. Je höher der Aschengehalt, um so geringer ist der Wert der Kohle. Durch Aufbereitung sind diese Beimengungen häufig zum großen Teil zu entfernen. Das spezifische Gewicht der Kohlen schwankt zwischen 1,16 und 1,6 um den mittlern Wert von 1,32. Beim Lagern an der Luft verliert die S. an Gewicht und an Heizwert; bei zwölfmonatlichem Lagern im Freien kann die Einbuße an Gewicht betragen bis 1,5 Proz. und an Heizwert bis zu 6 Proz. Die Zersetzung oder Verwitterung geht am lebhaftesten bei Temperaturerhöhung vor sich, also wenn die Kohlen auf großen Haufen liegen. Die Erwärmung erfolgt sehr rasch bei schwefelkieshaltigem Grubenklein, welche nach und nach bis zur Entzündung sich steigern kann.

Wenn die S. als Brennstoff verwendet werden soll, so bildet die Ermittelung der Verdampfungskraft für eine technische Untersuchung den wichtigsten Gesichtspunkt; im allgemeinen läßt sich der Satz aufstellen, daß die praktische Nutzleistung der Kohle zu zwei Drittel aus der chem. Zusammensetzung berechneten angenommen werden kann. Bei den in Deutschland gebräuchlichsten Sorten S. ist die nutzbare Verdampfungskraft folgende: Ruhr-S. 7,2, Zwickauer S. 5,6 bis 7,0, Saar-S. 6,25, Böhmische S. 4,9 bis 6,1, Schlesische S. 5,8 bis 7,1 (d. h. 1 kg der betreffenden S. kann 5,6 bis 7,2 kg oder 1 Wasser in Dampf verwandeln). Die Heizkraft der verbrennlichen Substanz der S. liegt je nach ihrer wechselnden Zusammensetzung zwischen 7000 und 9000 Calorien, d. h. beim Verbrennen von 1 Gewichtsteil Kohle wird so viel Wärme, wie erforderlich ist, um 7000 bis 9000 Gewichtsteile Wasser um 1° C. zu erwärmen. Soll die S. als Material zur Gasbereitung Verwendung finden, so wählt man die sog. Gaskohlen aus, die durch hohen Gehalt an Wasserstoff und niedern Sauerstoffgehalt charakterisiert sind, deren vorzüglichster Repräsentant die sog. Bogheadkohle ist; was die Gasausbeute betrifft, so geben 100 kg Oberschlesische S. 282—290 cbm, Heinitz-S. vom Saarbecken 266—272, westfäl. Gaskohlen 278—283, Zwickauer Kohlen 247—252, Newcastle-S. bis zu 306 und endlich die Bogheadkohle bis zu 430 cbm.

In den Nebenprodukten der Gasbereitung liefern die S. die Rohmaterialien für verschiedene höchst wichtige Industriezweige. Aus dem Gaswasser wird der größte Teil des für die Industrie und für die Landwirtschaft gleich wertvollen Ammoniaks abgeschieden. Der Steinkohlenteer ist der Rohstoff für eine Fülle der schönsten Farbstoffe und unzähliger sonstiger chem. Präparate.

Der in der S. in Form von Schwefelkies enthaltene Schwefel, bisweilen 1 Proz. vom Gewicht der Kohle ausmachend, tritt bei der Verwendung der S. als Brennstoff in Form von schwefliger Säure in die Luft und kann, wie es hier und da in engl. Städten beobachtet worden ist, in hygienischer Hinsicht die Luft verunreinigen; bei der Verwendung der S. zur Gasbereitung entweicht der Schwefel als Schwefelwasserstoff und findet sich in dem Rohgase, bei dessen Reinigung er sich in der eisenoxydhaltigen, zur Absorption der Schwefelwasserstoffe bestimmten Masse findet. Man verwertet diesen Schwefel an vielen Orten zur Fabrikation von Schwefelsäure. Die Menge von S., welche in London jährlich zur Gasbereitung verwendet wird, enthält 200 000 Ctr. Schwefel, entsprechend 612 500 Ctr. Schwefelsäure. Endlich ist noch zu erwähnen, daß das in dem Rohgase enthaltene Cyan, welches in der Reinigungsmasse sich ansammelt, zur Herstellung von Berlinerblau benutzt wird. Was die Art der Verwendung der S. in quantitativer Beziehung betrifft, so rechnet man in England, daß von 100 Proz. in folgender Weise verbraucht werden: 30 für die Eisen- und Stahlproduktion, 17 für Haushaltungszwecke, 12 für Dampfmotoren, 10 für die Ausfuhr, 7 für das Bergwesen, 6 für die Gasbereitung (inkl. Teer- und Teerfarbenindustrie), 4 für die Glas- und Thonindustrie, 3 für die Dampfschiffahrt, 2 für die Eisenbahnen, 9 für alle übrigen Verwendungen in der Metallurgie (exkl. Eisen), Brauerei, den chem. Fabriken u. s. w. Zu berücksichtigen ist, daß der vorhandene Vorrat an S. ein begrenzter ist, während ihr Verbrauch, annähernd proportional dem Zuwachs der Bevölkerung, stetig zunimmt. Es muß daher in einer gewissen Zeit der Vorrat seiner Erschöpfung entgegengehen.

Litteratur. Voigt, «Versuch einer Geschichte der S.» (Weim. 1802—5); Brix, «Untersuchungen über die Heizkraft der wichtigern Brennstoffe der preuß. Monarchie» (Berl. 1853); E. Hartig, «Untersuchung über die Heizkraft der S. Sachsens» (Lpz. 1860); Geinitz, Fleck und E. Hartig, «Die S. Deutschlands und anderer Länder Europas» (2 Bde., Münch. 1865); Schilling, «Die Steinkohlengasbeleuchtung» (3. Aufl., Münch. 1878); Lunge, «Die Destillation des Steinkohlenteers» (Braunschw. 1867); Pechar, «Kohle und Eisen» (Berl. 1878); Muck, «Chem. Beiträge zur Kenntnis der S.» (Bonn 1876); Frantz, «Deutschlands, namentlich Oberschlesiens S.» (Beuthen 1876); die Lehr- und Handbücher der Wärmelehre und Metallurgie von Ferrini, Péclet, Schinz, Th. Scheerer, Knapp-Percy, Plattner-Richter, Br. Kerl, Bertier, K. Stölzel, H. Wedding, K. Rammelsberg und die amtlichen Berichte über die internationalen Ausstellungen in London (1851 u. 1862), Paris (1855, 1867 u. 1878), Wien (1873) und Philadelphia (1876).

Steinkohlenformation oder carbonische Formation, ein bis 4000 m mächtiger Schichtenkomplex der paläozoischen Formationsgruppe. (S. unter Geognosie und Geologie, Bd. VII, S. 792a.) Derselbe gliedert sich in drei Abteilungen, zu unterst Kohlen- oder Berglalk, dann Culm und die produktive S., welche sich im Gegensatze zum Kohlenkalk, einem rein marinen Gebilde, durch ihren Reichtum an Landpflanzen und Steinkohlenflözen als eine terrestre Ablagerung kennzeichnet. Die Flora der Steinkohlenperiode bestand wesentlich aus Lepidodendron, Sigillaria, Schachtelhalmen und Farnen; die Fauna aus salamanderähnlichen Amphibien, Schaben, Spinnen und Skorpionen.

Steinkohlengas, s. u. Gasbeleuchtung.

Steinkohlenpech ist der bei der Destillation des Steinkohlenteers zurückbleibende, in der Kälte erstarrende Anteil.

Steinkohlenteer, s. unter Teer.

Steinkohlenteerkampfer, Vulgärbezeichnung für Naphthalin.

Steinkolik, s. unter Harnsteine.

Steinkrankheit, s. unter Harnsteine, Stein und Steinoperationen.

Steinkraut, s. Alyssum.

Steinkresse, s. unter Chrysosplenium.

Steinla (Mor.), eigentlich Müller, vorzüglicher Kupferstecher, geb. 1791 zu Steinla bei Hildesheim, machte seine ersten Studien an der Akademie in Dresden und begab sich sodann nach Italien, wo er zu Florenz unter Morghen und zu Mailand unter Longhi bald eine hohe Stufe der Vollendung erreichte. Dort beendete er 1829 seinen Stich nach Tizians berühmtem Christus mit dem Zinsgroschen, der sich durch meisterhafte Durchführung auszeichnet. Nach seiner Rückkehr nach Dresden wurde er zum Professor an der Akademie ernannt. Er stach nun Fra Bartolommeos Pietà aus dem Palast Pitti in Florenz (1830), dann den Kindermord nach Rafaels Zeichnung, im Kabinett zu Dresden (1836), die Madonna della Misericordia nach Fra Bartolommeo (1838), endlich 1841 die sog. Holbeinsche Madonna der dresdener Galerie, eins der besten Werke des Grabstichels, das ihm von der pariser Akademie die große goldene Medaille erwarb. Nicht minder vorzüglich in treuer Wiedergabe des Originals ist der 1848 vollendete große Stich nach Rafaels Sixtinischer Madonna. Diesem Werke folgte eine Nachbildung der Rafaelschen Madonna mit dem Fische, deren Zeichnung er 1852 nach dem Original in Madrid ausführte und deren Übertragung in den Stich seine letzte Arbeit war. S. starb zu Dresden 21. Sept. 1858.

Steinle (Jakob Eduard), einer der namhaftesten Vertreter der neuern religiösen Malerei in Deutschland, wurde 2. Juli 1810 in Wien als Sohn eines Graveurs geboren und dort an der Akademie gebildet. Er neigte schon früh der ernst-sinnigen Richtung zu, in welcher er durch Overbeck und Cornelius, die er in Rom kennen lernte, bestärkt wurde. Im J. 1834 aus Italien heimkehrend, besuchte er Frankfurt a. M. und erhielt unter anderm den Auftrag zur Ausmalung der Schloßkapelle auf Rheineck für Bethmann-Hollweg. Unter Cornelius arbeitete er für die münchener Ludwigskirche. Im J. 1843 begann er Fresken im hohen Chor des Doms zu Köln, die Engelchöre auf Goldgrunde darstellend, Schöpfungen von großartigem Ausdruck. Seit 1844 malte er im Kaisersaal zu Frankfurt das Urteil des Salomo und erhielt 1850 am dortigen Städelschen Institut die Professur der Historienmalerei. Seine hauptsächlichsten Schöpfungen seit dieser Zeit sind: die tiburtinische Sibylle, für das Städelsche Institut; die Erwartung des Weltgerichts, Entwurf für das Dombild in Berlin (1846 in Konkurrenz mit Cornelius und Veit komponiert, jetzt in der Nationalgalerie); Christus am Ölberge, für eine Kirche zu Kristiania; Erweckung von Jairis Tochter, für den König von Preußen. An monumentalen Werken sind zu nennen die 1859 begonnenen vier Fresken im kölner Museum, welche die wichtigsten Momente der kölner Kunstgeschichte veranschaulichen; ferner die Ausschmückung der Ägidienkirche in Münster seit 1857. In den J. 1860—63 entstanden die Kartons für Gemälde im Treppenhause des kölner Museums, 1865 und 1866 malte S. die sieben Chornischen in der neuen Marienkirche zu Aachen aus; darauf arbeitete er seit 1875 an Monumentalbildern für den Münster zu Straßburg. S.s geistvolle Zeichnungen behandeln die verschiedensten Stoffe mit Glück, die Dramen Shakspeares (unter anderm: Was ihr wollt, Aquarellzeichnung in der Nationalgalerie zu Berlin, und den Sommernachtstraum). Zu seinen letzten, bedeutendsten Schöpfungen gehören Entwürfe, nach welchen die großen Glasfenster der Votivkirche in Wien ausgeführt wurden.

Steinmarder, s. unter Marder.

Steinmark, sächsische Wundererde, ein weiches, fettig anzufühlendes, nicht abfärbendes, an der Zunge klebendes Mineral von weißlicher, gelber u. s. w. Farbe, das sich besonders bei Rochlitz in Sachsen, am Harz, bei Schmiedeberg in Schlesien u. s. w. findet.

Steinmasse oder künstliche Steine nennt man, meist mit Ausschluß der gewöhnlichen Mauersteine, verschiedenartig zusammengesetzte, in Formen gepreßte Massen, die als Surrogate der natürlichen Steine benutzt werden. Hierher gehören die Kalk- oder Kalksandziegel, die durch Mischen von Kalkmilch und Sand, Formen unter starkem Druck und Trocknen an freier Luft hergestellt werden. Sehr gute S. liefert eine Mischung von Steinbrocken, Cement und Wasser, welche in Formen gestampft wird. Die engl. Victoriasteine werden aus Granitbruchstückchen und Cement geformt und in eine Wasserglaslösung gelegt. Zur Herstellung marmorartiger und, bei Zusatz von Quarzstückchen und Eisenoxyd, auch granitartiger Steine, die zu Mauerwerk, Trottoirplatten und zu Ornamenten Verwendung finden und vom Steinmetz bearbeitet, auch gut poliert werden können, wird Cement, Schlämmkreide, feiner Sand und Infusorienerde mit Wasserglas zu einem dicken Brei angemacht, dieser in Formen gegossen, die erhärtete Masse in eine Chlorcalciumlösung und schließlich in Wasser gebracht. Die zum Belegen von Fußböden dienenden Marmor-Mosaikplatten von Oberalm bestehen aus Marmorabfällen, welche durch eine Mischung von Cement und Marmorpulver zu einer Masse verbunden werden, die man in eiserne Formen preßt und nach dem Erhärten schleift und poliert. In Nordamerika finden in steinarmen Küstenstädten Platten aus Schieferpulver, mit einem geringen Zusatz von Cement gepreßt, ausgedehnte Verwendung. Der Bietigheimer Sandstein besteht aus Sandkörnern, die durch ein gesintertes alkalisches Silicat (Feldspat, Glaspulver und Thon) verbunden sind. Ein vortreffliches Material zur Herstellung künstlicher Steine bilden namentlich die Hohofenschlacken; auch Gips, Kiserit u. s. w. sowie eine Mischung von Sodarückständen und geröstetem Schwefelkies mit konzentrierter Wasserglaslösung, ferner Mischungen aus Steintrümmern und harzigen Bindemitteln werden für diesen Zweck verarbeitet.

Steinmerle, s. unter Drossel.

Steinmetz (Karl Friedr. von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 25. Dez. 1796 zu Eisenach, wurde in den Kadettenhäusern zu Kulm, Stolp und Berlin erzogen und 5. März 1813 dem 1. ostpreuß. Infanterieregiment als Sekondelieutenant zugeteilt, mit welchem er den Feldzügen von 1813 und 1814 beiwohnte. Er wurde bei Merseburg, Königswartha und Wartenburg verwundet und erhielt für Auszeichnung bei Laon und Paris das eiserne Kreuz. Im J. 1815 rückte sein Regiment der Armee nur nach, und gelangte so nach Paris, das er 181

wegen ſeiner Mittelloſigkeit nicht betreten hatte. Im J. 1816 kehrte das Regiment nach Königsberg zurück. Im J. 1818 wurde S. zur Dienſtleiſtung beim Gardekorps kommandiert, im Mai zum 2. Garderegiment verſetzt, ſtieg April 1829 zum Hauptmann und März 1839 zum Major auf, nachdem er 1821/23 die Allgemeine Kriegsſchule beſucht und 1824/26 im Topographiſchen Bureau gearbeitet hatte. Er führte 1839 das düſſeldorfer Gardelandwehr-Bataillon und 1841/48 ein Bataillon im Garde-Reſerveregiment, mit welchem er an dem Straßenkampfe in Berlin teilnahm. Beim Ausbruch des dän. Kriegs erhielt er die Führung des Königsregiments (Nr. 2), focht bei Schleswig und Düppel und empfing den Orden pour le mérite. Seine intereſſante Korreſpondenz aus dieſer Zeit wurde 1878 im «Militär-Wochenblatt» (3.—6. Beiheft) veröffentlicht. Im Nov. 1848 wurde S. Kommandeur des 32. Infanterieregiments, Mai 1849 Oberſtlieutenant und übernahm ein gemiſchtes Detachement, das an der deſſauiſchen Grenze zum Schutz des herzogl. Hofs aufgeſtellt wurde. Im J. 1849 wurde er mit der Entwaffnung des berliner Landwehrregiments, das wegen verübter Exceſſe vom Rhein nach der Mark zurückgezogen wurde, beauftragt und vollzog dieſelbe in der Gegend von Magdeburg. Im J. 1850 war er Kommandant von Kaſſel und verhinderte die Abführung des Staatsſchatzes und der Waffen aus dem Zeughauſe. Darauf wurde S., ſeit Jan. 1851 Oberſt, im April deſſelben Jahres Kommandeur des Kadettenkorps und wirkte hier drei Jahre unter mancherlei Schwierigkeiten mit Energie und zugleich mit väterlichem Wohlwollen. Im April 1854 wurde er zum Kommandanten von Magdeburg ernannt.

Im Frühjahr 1857 erhielt er das Kommando der Garde-Infanteriebrigade und Dezember desſelben Jahres das der 1. Diviſion in Königsberg; Mai 1858 wurde S. Generallieutenant und Jan. 1863 kommandierender General des 2. Armeekorps, welches er 18. Mai 1864 mit dem 5., in Poſen, vertauſchte. Bald darauf wurde S. General der Infanterie. Mit dieſem Korps zog er 1866 in den Krieg gegen Öſterreich und beſiegte in Böhmen an drei aufeinander folgenden Tagen, 27. und 28. Juni in den Schlachten bei Nachod und Skalitz, 29. in dem Gefecht bei Schweinſchädel, drei feindliche Armeekorps. Bei Königgrätz blieb ſein Korps in der Reſerve. S. hatte ſich im Kriege durch klaren Blick, Beſonnenheit und entſchloſſenes Handeln glänzenden Ruhm erworben und war auch bei der Bevölkerung ſehr beliebt geworden. Der Schwarze Adlerorden und eine bedeutende Dotation ehrten ſeine Verdienſte. Im J. 1867 wurde er ſowohl in den Konſtituierenden als den erſten ordentlichen Reichstag des Norddeutſchen Bundes gewählt. Beim Ausbruch des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs übernahm S. 18. Juli 1870 den Oberbefehl über die Erſte Armee (1., 7. und 8. Armeekorps, 1. und 3. Kavalleriediviſion, ſpäter auch Diviſion Kummer), mit welcher er von der Bayriſchen Pfalz an die Saar vorrückte und an den Schlachten von Spicheren, von Colombey–Nouilly und von Gravelotte–St.-Privat, ſowie an der Einſchließung von Metz teilnahm. Am 12. Sept. wurde S. zum Generalgouverneur der Provinz Poſen und Schleſien ernannt, April 1871 unter Verleihung des Charakters als Generalfeldmarſchall zu den Offizieren von der Armee verſetzt und 1872 als lebenslängliches Mitglied in das preuß. Herrenhaus berufen. S. verlegte ſeinen Wohnſitz nach Görlitz und ſtarb 2. Aug. 1877 zu Bad Landeck. Er war von ernſtem, verſchloſſenem Charakter und von ſchroffem Weſen, hohe Anforderungen an ſeine Untergebenen ſtellend, aber auch ſelbſt Bedeutendes leiſtend. Vgl. von Schell, «Die Operationen der Erſten Armee unter General S.» (Berl. 1872).

Steinmiſpel, ſ. unter Cotoneaster.

Steinnuß, ſoviel wie Elfenbeinnuß (ſ. d. und unter Phytelephas). Über die Bearbeitung ſ. unter Knöpfe.

Steinobſt, ſ. unter Obſt.

Steinöl, ſ. Petroleum.

Steinoperationen nennt man diejenigen chirurgiſchen Operationen, welche die Beſeitigung der Steine in der Harnblaſe bezwecken. Die gänzliche Beſeitigung des Übels erlangt man nur durch den Steinſchnitt oder die Lithotomie (lithotomia oder cystotomia), eine Operation, die darin beſteht, daß man von außen her mit dem Meſſer die Harnblaſe öffnet, um den oder die darin befindlichen Steine auszuziehen. Die Häufigkeit der Steinkrankheit (ſ. unter Harnſteine) erzeugte die Idee dieſer Operation ſchon im hohen Altertume, und bei den alten Ägyptern gab es eine Klaſſe Menſchen, welche die Ausführung dieſer Operation zu einem beſondern Gewerbe machten. Die Araber wie die Ärzte des Mittelalters überhaupt ſcheinen ſie wieder den beſonders darauf eingeübten Steinſchneidern überlaſſen zu haben, bis im 16. und 17. Jahrh. durch Pierre Franco, Frère Jacques, Cheſelden und Frère Cosme Methode und Technik der Operation weſentlich verbeſſert wurden. Einer der Hauptunterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Methoden liegt in dem Orte des Einſchnitts in die Harnblaſe, welcher ſowohl von der vordern Fläche des Unterleibes (hoher Steinſchnitt), als auch von dem unterſten Teile desſelben, dem Mittelfleiſche aus (Seitenſteinſchnitt), oder endlich durch den Maſtdarm gemacht werden kann. Die Operation iſt nicht ohne Gefahr und erfordert einen hohen Grad von Geſchicklichkeit, ſodaß eine ebenſo ſichere, aber gefahrloſere und leichtere Methode wünſchenswert war. Eine ſolche iſt die von Civiale in Paris ſeit 1823 geübte und jetzt allgemein gebräuchliche Lithotritie oder Lithotipſie, die Steinzertrümmerung, bei welcher der Stein in der Blaſe mit einem durch die Harnröhre eingeführten Inſtrumente gefaßt und durch Schraubendruck zermalmt wird. Das Inſtrument (Steinbrecher, Lithotriptor) iſt ſo eingerichtet, daß die Blaſe ſelbſt bei dieſer Operation nicht verletzt wird. Die kleinern Bruchſtücke gehen durch die Harnröhre ab, und die größern werden in nachfolgenden Sitzungen ebenſo zerkleinert. Natürlich eignen ſich zu dieſer Operation nur weiche, leicht brüchige Steine, vorzüglich die aus phosphorſauren Erden beſtehenden (Phosphatſteine), während die harten, aus harnſauren Salzen und namentlich die aus oxalſaurem Kalk beſtehenden in der Blaſe nicht oder nur äußerſt ſchwer zerbröckelt werden können. Arzneimittel, welche im Stande wären, die Steine in der Harnblaſe ohne Schaden für die letztere aufzulöſen, ſind nicht bekannt.

Steinpappe, ſoviel wie Dachpappe (ſ. d.), auch ſoviel wie Carton-pierre (ſ. unter Papiermaché).

Steinpilz, auch Herrenpilz, iſt eine Art der Gattung Röhrenpilz (Boletus) und führt im Syſtem den Namen eßbarer Röhrenpilz (B. edulis *L.*,

s. Tafel: Eßbare Pilze, Fig. 9). Er zeichnet sich vor andern verwandten Arten, welche zum Teil giftig oder verdächtig sind, durch den auffallend, oft unförmlich dicken, weißen, dichtfaserigen Stiel und die graugrünlichen Röhren der untern Hutseite aus. Der Hut ist anfangs fast halbkugelig, später konvex, nicht viel breiter, bisweilen sogar schmäler als der Stiel und oberseits matt lederbraun. Der S. hat einen angenehmen Geruch und das rohe, nicht milchende Fleisch einen milden Geschmack. Er ist vielleicht der geschätzteste von allen in Deutschland vorkommenden Pilzen, wird gekocht, gebraten und gebacken, sowie auch in Essig gelegt gegessen und wächst in ganz Mittel- und Nordeuropa in lichten Laub- und Nadelwäldern auf mit Moos, Heidekraut oder Gras überzogenen Stellen, wo er sich vom Frühling bis zum Herbst, besonders aber von Mitte Juli bis September, zumal bei feuchter Witterung in großer Menge verstreut findet.

Steinpitzger, s. unter Schmerlen.

Steinrötel (Vogel), s. unter Drossel.

Steinsalz, das natürliche Chlornatrium, kristallisiert im regulären System, namentlich in Würfeln mit ausgezeichneter kubischer Spaltbarkeit, ist jedoch meist derb, selten von blätteriger, stängeliger, faseriger oder körniger Struktur, durchsichtig und farblos, seltener weiß, rot, gelb, grün oder blau. Die Härte des S. ist 2, das spezifische Gewicht 2,2—2,3. Das S. ist in der Natur weit verbreitet und in zum Teil riesigen Lagerstätten angehäuft. (S. Salz). S. dient als Kochsalz zur Würze der Speisen, in der Technik zur Bereitung verschiedener Chemikalien, besonders der Salzsäure, zum chlorierenden Rösten der Silbererze, in der Landwirtschaft zur Viehfütterung und als Düngemittel. Die Produktion an S. betrug 1884 in Deutschland 6 895 960 Ctr.

Steinsame, s. unter Lithospermum.

Steinsänger, soviel wie Steinschmätzer.

Steinschleiferei. Bau-, Ornament- und Edelsteine erhalten, nachdem sie durch Sägen und Spalten in die gewünschte Form gebracht sind, ihre letzte Politur durch die Bearbeitung mit härtern Schleif- und Poliermitteln. Die Gilde der Schleifer teilt sich in Steinschneider, welche die minder wertvollen weichern Steine schneiden, halbrund erhaben oder vertieft bearbeiten und polieren, und in die eigentlichen Edelsteinschleifer. Letztere arbeiten mit feinern Instrumenten, härterm Material und verstehen kunstgerechte Schliffformen herzustellen. An gewissen Orten wird die S. fabrikmäßig betrieben, so die von Diamanten in Amsterdam, von Achaten in Oberstein, Pyrop in Turnau (Böhmen), Malachit in Katharinenburg. (S. Edelsteinschleiferei.)

Steinschmätzer (Saxicola) ist der Name einer aus 36 Arten bestehenden, in Afrika, Nordwestindien, Nord- und Mittelasien und ganz Europa verbreiteten Geschlechts der Sylvien von ziemlich schlanker Gestalt, mit schlankem, pfriemenförmigem, an der Wurzel mehr breitem als hohem Schnabel, hohen dünnen Beinen und kurzem Schwanze. Der gemeine S. (S. oenanthe) ist oben hellgrau, am Bürzel, Unterleib, Stirn und über den Augen weiß, an der Brust hell rostrot, ein Fleck um das Auge, die Flügelfedern und die zwei mittelsten Schwanzfedern sind schwarz, die übrigen Steuerfedern am untern Teile weiß, im obern schwarz. Das muntere Vögelchen bewohnt steinige Gegenden, Halden, Steinbrüche u. s. w. allenthalben in Deutschland und legt sein Nest in Felsritzen u. s. w. an; die 5—7 Eier sind hellblaugrün.

Steinschneidekunst oder Lithoglyptik (grch.), die Kunst, Figuren und Bilder in harte Steine zu schneiden, verdankt ihre Entstehung dem uralten Aberglauben an die Wunderkräfte der sog. edlern Steine. Je tiefer man in das geschichtliche Altertum zurückgeht, desto größer ist die Anzahl und Verehrung der Amulette (s. d.). Nach Plinius war ihr Gebrauch im ganzen Orient verbreitet. In Ägypten und selbst in Äthiopien lieferte die daselbst von alters her bekannte Glyptik Scarabäen (s. d.) aus Achat, Kornalin, Jaspis, Lapis lazŭli, die sich bei Mumien vorfinden. Vorsicht, Handelsgeist, Herrscherwürde, Putzliebe u. dgl. ließen nachher die Siegel und die als Petschaft dienenden Ringe erfinden zum Versiegeln der Vorrats- und Schatzkammern wie auch zum Petschieren von Briefen. Das Siegel dieses Fingerringes vertrat die Stelle der Unterschrift. Der Gebrauch der Petschafte in der Bibel und in der Geschichte der Handelsvölker des Altertums, bei den Phöniziern, Babyloniern, Persern, Griechen darf daher nicht verwundern. Nach Herodots Aussage hatte jeder Babylonier sein Petschaft, und bei den Griechen setzte wenigstens die Tradition die Sitte des Ringtragens bis zum Trojanischen Kriege hinauf. Übrigens ist das hohe Alter der S. auch in Griechenland bestätigt; denn Schliemanns Aufdeckung der Königsgräber von Mykenä hat auch geschnittene Steine mit Figuren ans Licht gebracht.

Die geschnittenen Steine sind von zweierlei Art, je nachdem das Bild vertieft oder erhöht ist. Bei den Tiefschnitten (Intaglien) sind die Linien und Teile der Zeichnung in den Stein eingegraben oder eingestochen, bei den Hochschnitten (Kameen) aber in dem Steine ausgespart. Zum Schneiden der Kameen (s. d.) und Intaglien gebraucht man verschiedene Substanzen. Diese sind zunächst die eigentlichen Edelsteine oder Gemmen, die durchsichtigsten und härtesten orient. Steine, wie der Diamant, der Rubin, der Saphir, der Smaragd, der Topas (alle nur sehr selten geschnitten); ferner der Amethyst, ein violettblauer Quarz, der Aquamarin, ein meergrüner, manchmal ins Blaue spielender Beryll. Sodann kommen die gemeinen halbdurchsichtigen oder undurchsichtigen oder seifenartigen Hartsteine, die, weil sie sich schön polieren lassen, zu den Edelsteinen gerechnet werden: der Opal, auf weißem, bläulich schattiertem Grunde in allen Regenbogenfarben spielend; der Türkis, ein sanftblauer Stein, welchen die Ägypter oft schnitten: der Pras oder falsche Smaragd (plasma di Smeraldo), ein lauchgrüner Stein; der Achat und seine mancherlei Arten, wie Sard oder Karneol, Chalcedon, Chrysopras, Kornalin, Onyx und Sardonyx, welcher letzterer bisweilen fünf, meistens drei Farbenschichten hat. Außer den edeln und gemeinen Hartsteinarten gebrauchten die antiken und modernen Steinschneider noch andere Materialien: Felsarten, wie Granit, Basalt, Syenit; animalische Substanzen, wie Korallen, Elfenbein und Perlmuscheln; erdharzige Stoffe, wie Lapis lazuli und Bernstein; endlich Metalle, wie Hämatit, bräunliches, manchmal gelbliches Eisenoxyd, das ganz besonders zum Schneiden der persepolitanischen Cylinder und ägypt. Amulette genommen wurde. Außerdem wurden die verschiedensten Steinarten in Glas nachgebildet.

Allem Anschein nach verbreitete sich die Kunst, in harten Steinen zu schneiden, aus dem Orient nach Griechenland und erreicht hier 460—336 v. Chr. den Gipfel der Vollkommenheit. Die Diadochenzeit leistete in diesem Fache sehr Vortreffliches. Der Luxus in geschnittenen Steinen gewann besonders durch den aus dem Orient herstammenden Gebrauch, daß man Becher, Kratere und andere Arbeiten aus edeln Metallen mit Kameen schmückte. In diese Klasse gehören auch die in derselben Zeit aufkommenden, ganz aus edeln Steinen geschnittenen Gefäße. Gegen Ende der röm. Republik gingen tüchtige Gemmenschneider aus Griechenland nach Rom. Dioskorides, der Urheber des Augustuskopfes, mit welchem der Kaiser selbst siegelte, war der ausgezeichnetste Intaglienschneider der Zeit. Wenn sich auch in diesen Werken der Geist der Behandlung und der Adel der Formen nicht mehr wie in den Ptolemäergemmen findet, ist doch die Zeichnung ausdrucksvoll und die Arbeit sehr gediegen. Prunkgeräte aus geschnittenen Steinen wurden immer noch mit vieler Geschicklichkeit verfertigt. Die in der letzten röm. Kaiserzeit sehr häufige Anwendung geschnittener Steine zur Verzierung von Zimmergeräten, Prachtgewändern, Schwertgriffen, Ehrgeschenken u. s. w. bewirkte, daß die Gemmenarbeit auch in so später Zeit noch auf einem merklichen Grad der Tüchtigkeit blieb. Während der ersten christl. Jahrhunderte bestand diese Arbeit noch fort in Italien und besonders in Konstantinopel. Die Gegenstände wurden nun oft aus dem Alten und Neuen Testament entlehnt. Nach dem Umsturz des Römischen Reichs scheint die S. nur noch in Byzanz betrieben worden zu sein. Hier hatten sich die antiken Kunsttraditionen erhalten, aber mit immer entschiedenern Anzeichen der einreißenden Barbarei, und im 11. Jahrh. war jenes Kunstfach völlig verfallen.

Bei den andern Völkern kannte man fast nur die antiken geschnittenen Steine. Pipin siegelte mit einem ind. Bacchus, Karl d. Gr. mit einem Serapis, und man kann annehmen, daß im frühern Mittelalter die Kunst des Steinschneidens abhanden gekommen war. Viele Reliquienschreine und Kultusgeräte jener Zeit sind mit antiken Kameen und Intaglien verziert. Die Einnahme Konstantinopels durch die Türken 1453 verursachte hauptsächlich das Wiederaufleben dieser Kunst in Italien, wohin sich die griech. Künstler flüchteten. Lorenzo von Medici und dessen Sohn Pietro beriefen die besten griech. Arbeiter dieses Fachs nach Florenz. In dieser Schule bildete sich Giovanni, gewöhnlich Giovanni dalle Carneoli genannt, der bald an dem Mailänder Domenico, mit dem Beinamen dei Cami, einen Nebenbuhler fand. Das 16. Jahrh. war die blühendste Epoche der modernen S. Giovanni Bernardi de Castel Bolognese, Valerio Vicentino, Matteo del Nassaro von Verona, Maria di Pescia, Alessandro Cesari, Jacopo Caraglio von Verona, Luigi Anichini von Ferrara machten sich vorzüglich berühmt. Die aus seltenen Steinen gearbeiteten Gefäße wurden um diese Zeit ebenfalls wieder ein gesuchter Luxusartikel. Vasari berichtet, daß der berühmte Valerio Vicentino viele Vasen aus Bergkrystall für Clemens VII. verfertigte. Andere Arbeiten Vicentinos in gravierten Krystallen existieren noch heute in der Bibliothek des Vatikan. Jacopo da Trezzo lieferte ebenfalls drei sehr schöne Vasen, und die Schüler dieses berühmten Graveurs, Gasparo und Girolamar Misseroni von Mailand, machten geschätzte Becher und Schalen aus kostbaren Steinarten. Manche Fürsten sammelten dergleichen Prachtgeräte. Die Gemmenkabinette in Florenz und Paris, der kaiserl. Schatz in Wien, die Schatzkammer des Königs von Bayern in München, das Grüne Gewölbe in Dresden bewahren eine beträchtliche Anzahl solcher Stücke von der Meisterhand ital., deutscher und franz. Künstler. Die wundervollen geschliffenen und gravierten Krystall- und Edelsteingefäße der wiener Schatzkammer stammen aber zum Teil aus Prag, wohin Kaiser Rudolf II. ital. Künstler verpflanzt hatte. Als gegen Ende des 16. Jahrh. die Kraft der bildenden Künste allenthalben zu ermatten begann, erlitt die S. gleiches Schicksal. Erst im 18. Jahrh. gelangte sie wieder zu einer kleinen Nachblüte. Trotz vereinzelter achtbarer Erscheinungen auf dem Gebiete der S. war es seitdem mit dieser Kunst vorbei oder die Leistungen waren wenigstens nur gering.

In Bezug auf die mechan. Behandlung möchte man aus dem, was Plinius hierüber sagt, beinahe schließen, daß die Alten keine andere Methode als die von den Neuern befolgte kannten. Alle Arbeitswerkzeuge sind aus weichem, ungehärtetem Eisen oder Messing. Die einen, «Rundsägen» genannt, haben an ihrem Vorderende die Form eines flachen, an den Rändern immer sehr scharfen Nagelkopfes; andere haben einen runden Kopf, wie ein Knopf, und heißen «Rundperlen». Dergleichen Werkzeuge führt der Künstler von allerlei Größen. Die Instrumente werden in Bewegung gesetzt durch die Vorrichtung eines kleinen stählernen Rades, welches in der Mitte des Arbeitstisches auf einem messingenen Fuße angebracht ist und in Verbindung mit einem unter dem Arbeitstisch befindlichen hölzernen Rade, das von dem Fußtritt des Arbeiters seinen Schwung erhält. Jedes Handwerkszeug greift nur in einen Edelstein ein, wenn es stark mit Schmirgel oder Diamantbort bestrichen ist. Dieser Schmirgel (Saphirmehl mit Olivenöl gemischt) bewerkstelligt die Arbeit. Hat der Steinschneider die Figuren in Wachs auf einer Schiefertafel modelliert, so wählt er einen Edelstein, der von dem Schleifer die bestellte Form erhalten hat und zeichnet darauf mit einer kupfernen Nadel sein Modell. Alsdann hält er den Stein an die scharfe Seite einer an dem Rädchen befestigten Rundsäge und merkt während des Drehens in gewissen Abständen Auskennungspunkte an, je nach dem äußern Umriß der einzuschneidenden oder auszusparenden Figur. Diesen ersten Entwurf bringt er ganz zu Ende. Er arbeitet sofort alles aus dem Gröbsten, nimmt Masse hinweg, verfährt aber, wenn das Werk Gestalt zu gewinnen beginnt, vorsichtiger. Oft geschieht es, daß die Handwerkszeuge der gewöhnlichen Art nach den Stellen, die er bearbeiten möchte, nicht hingelangen können. In solchen Fällen bedient er sich der Diamantspitzen, eiserner oder kupferner Stifte, die mit einem Stiel versehen und vorn mit einem Stückchen Diamant gefaßt sind. Mit diesem Instrument in der Hand (nunmehr ohne Anwendung des Rades) bildet er kleine Windungen und Krümmungen, beendigt die Linien, vertieft einzelne Stellen, schneidet andere aus, löst gewisse Teile ab, macht Arbeiten, die kaum den Stein schrammen, und bringt schließlich Feinheit in seinen Schnitt.

Vgl. außer Lipperts (s. d.) «Daktyliothek»: King, «Antique gems» (Lond. 1860); Mariette, «Traité

des pierres gravées» (2 Bde., Par. 1750, mit Kupfern); Natter, «Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne» (Lond. 1754, mit Kupfern); Frischholz, «Lehrbuch der S.» (Münch. 1820).

Steinschneider (Mor.), einer der verdientesten jüd. Gelehrten Deutschlands, geb. 30. März 1816 zu Proßnitz in Mähren, machte seine Talmudstudien in Proßnitz und Nikolsburg, studierte in Prag, Wien und Berlin, kehrte 1842 nach Österreich zurück und wurde Lehrer an einer höhern Töchterschule in Prag. Seit 1845 lebt S. wieder in Berlin, hält seit 1859 Vorträge an der Veitel-Heine-Ephraimschen Stiftung daselbst und leitet seit 1869 die Töchterschule der jüd. Gemeinde. S. gehört zu den gelehrtesten Kennern der ältern und neuern jüd. Litteratur. Unter seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten haben besonders die über jüd. Litteratur und Bibliothek die verdiente Anerkennung gefunden. Dahin gehört vor allem der «Catalogus librorum hebraeorum in Bibliotheca Bodleiana» (Berl. 1852—60; dazu: «Conspectus codicum manuscriptorum hebraicorum in Bibliotheca Bodleiana», Berl. 1857); dann die Kataloge hebr. Handschriften in den Bibliotheken zu Leiden (1857), München (1875), Hamburg und Berlin (1878). Ferner sind zu nennen: «Bibliogr. Handbuch über die Litteratur der hebr. Sprachkunde» (Berl. 1859), die Zeitschrift «Hebr. Bibliographie» (Berl. 1858—82) und der Artikel über «Jüd. Litteratur» in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber (Sekt. 2, Bd. 27, Lpz. 1850), welcher von Spottiswoode ins Englische («Jewish Literature», Lond. 1857) übertragen wurde. Außerdem sind zu erwähnen: «Manna» (Berl. 1847), «Die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen» (Prag 1845), «Reshith Hallimud» (Berl. 1861), ein nach einem neuen System für eine Schule in Bombay bearbeitetes hebr. Elementarbuch, und «Polemische und apologet. Litteratur in arab. Sprache» (Lpz. 1877, in den «Abhandlungen der Deutschen morgenländ. Gesellschaft»). Im J. 1885 erhielt er von der pariser Akademie den Preis für ein größeres Werk über die hebr. Übersetzungen des Mittelalters.

Steinschnitt (chirurg.) oder Lithotomie, s. unter Steinoperationen.

Steinschnitt (Fugenschnitt) im Bauwesen ist die regelrechte Bestimmung der Kopf- und Lagerflächen, der Stoß- und Wölbflächen bei dem Quader- und Hauptsteinmauerwerk und bei Gewölben (Keilschnitt), die ganz oder zum Teil (z. B. in den Rippen oder Graten) aus bearbeiteten Werkstücken bestehen, damit die so bearbeiteten (geschnittenen) Steine genau passend und in dem gehörigen Verbande versetzt werden können. Bei Gewölbdurchdringungen, schiefen Brücken, bei dem Durchschneiden und Zusammenlaufen von Graten an Rippen- und Sterngewölben ist der S. bisweilen sehr schwierig und erfordert die größte Aufmerksamkeit und Genauigkeit der Ausführung, da in solchen Fällen eine große Anzahl von Schablonen (Brettungen) für die Form und gegenseitige Lage der einzelnen Fugenflächen erforderlich ist.

Steinschönau, Markt in der Bezirkshauptmannschaft Tetschen im nördlichsten Teil von Böhmen, mit (1880) 4410 deutschen E., die größtenteils in der Glasindustrie ihren Erwerb finden. Die Gegend liefert zwei Dritteile des österr. Glasexports überhaupt und beschäftigt an 18000 Personen bei der Erzeugung und Zurichtung des Glases. Zur Unterstützung dieser Industrie besteht daselbst eine Fachzeichnungs-, Modellier- und Ciselierschule; ferner hat S. eine große Rohglasfabrik und eine Möbelfabrik. Bei S. ist der vielbesuchte Basaltfelsen Herrenhaus.

Steinsonde, s. unter Stein (Krankheit).

Steinstellung, auch Lichtwerk oder Aufhelfung genannt, in Mühlen die Vorrichtung, mittels deren der Abstand der Mahlflächen voneinander nach Bedarf verändert werden kann. (S. unter Mehlfabrikation, Bd. XI, S. 581[b].)

Steinstemmen und **Steinstoßen**, beides schon im Altertum bekannte und bis in die Neuzeit, namentlich in der Schweiz gepflegte volkstümliche Übungen, welche von der Turnkunst in den Bereich ihrer Übungen aufgenommen worden sind und daher auch bei Turnfesten häufig als Wettübungen auftreten. Bei ersterm handelt es sich, einen meist ½ Ctr. schweren Stein wiederholt mit einem Arm in die Höhe zu stemmen und beim letztern ihn soweit als möglich fortzuschleudern.

Steinthal, Gebirgsgegend im Kreise Molsheim des Unter-Elsaß, war ehemals unfruchtbar, wurde aber durch die Bemühungen Oberlins (s. d.), der im Dorfe Waldersbach im S. Pfarrer war, zu einem wohlhabenden und industriellen Distrikt.

Steinthal (Heymann), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 16. Mai 1823 zu Gröbzig in Anhalt, widmete sich zu Berlin linguistischen und philos. Studien und habilitierte sich 1850 an der Universität daselbst für allgemeine Sprachwissenschaft sowie Mythologie. Die J. 1852—55 lebte er zu Paris, besonders mit dem Studium der chines. Sprache und Litteratur beschäftigt. Im J. 1863 erhielt er zu Berlin eine außerord. Professur für Sprachwissenschaft. Seit dem J. 1872 lehrt er auch an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums daselbst Kritik des Alten Testaments, sowie philos. Ethik, Religionsphilosophie und Religionsgeschichte. S.s sprachwissenschaftliche Arbeiten, in denen er sich zunächst an die von Wilhelm von Humboldt begründete philos. Behandlung der Sprache anschließt, haben die allgemeine Sprachwissenschaft nicht nur intensiv wesentlich gefördert, sondern auch viel dazu beigetragen, ihre Ergebnisse für die Bearbeitung der Einzelsprachen nutzbar zu machen. Seine bedeutendsten Schriften sind: «Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens» (Berl. 1851; 3. Aufl. 1877), die «Klassifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee» (Berl. 1850), ein Werk, das in seiner Neubearbeitung unter dem Titel «Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues» (Berl. 1860) zu den bedeutendsten neuern Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gehört; ferner «Die Entwickelung der Schrift» (Berl. 1852), «Grammatik, Logik, Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander» (Berl. 1855), welches Werk nach seinem wesentlichsten Inhalt neu bearbeitet ist in «Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft», auch unter dem Titel «Abriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1: «Die Sprache im allgemeinen», Berl. 1871); «Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern» (Berl. 1863), «Die Mande-Negersprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet» (Berl. 1867), «Allgemeine Ethik» (Berl. 1885). Auch gab er «Die sprachphilos.

Werke W. von Humboldts, mit Benutzung ſeines handſchriftlichen Nachlaſſes» heraus (Berl. 1884). S.s «Geſammelte kleine Schriften» (Berl. 1880) enthalten ſeine ältern, bis 1868 erſchienenen, ſprachwiſſenſchaftlichen Abhandlungen. Die «Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft» gibt S. im Verein mit Lazarus (ſ. d.) heraus.

Steintiſche, ſoviel wie Dolmen.

Steinway, der Name einer Familie, deren Mitglieder ſich beſonders um die Klavierfabrikation in Neuyork große Verdienſte erworben haben. Der Begründer des Hauſes Steinway u. Söhne, Heinrich S., geb. 15. Febr. 1797 zu Braunſchweig, errichtete zunächſt in Braunſchweig ein Geſchäft und fabrizierte hier Flügel, tafelförmige Klaviere und Pianinos. Im J. 1845 übertrug er ſeinem älteſten Sohne Theodor das braunſchweiger Geſchäft, wanderte nach Amerika aus und ſiedelte ſich in Neuyork mit ſeinen Söhnen Karl, Heinrich, Wilhelm und Albert an. Nachdem er hier mehrere Jahre den amerik. Klavierbau eingehend ſtudiert hatte, gründete er 1853 zu Neuyork ein eigenes Geſchäft. Einen großen Aufſchwung nahm die Firma 1855, als ſie auf der neuyorker Induſtrieausſtellung Inſtrumente ausſtellte, welche das von ihr erfundene kreuzſaitige Syſtem aufwieſen. Im J. 1863 ließ die Firma in der Nähe des Opernhauſes einen prächtigen Marmorpalaſt erbauen, in welchem ſie ihre Inſtrumente von nun an verkaufte. Drei Jahre ſpäter errichtete die Firma einen Konzertſaal mit Sitzplätzen für 2000 Perſonen, die Steinway-Hall, welche mit ihrer mächtigen Orgel und ſchönen Akuſtik unter den Konzertſälen der Union eine hervorragende Stelle einnimmt. Seit der pariſer Ausſtellung 1867 haben die Steinwayſchen Klaviere trotz hoher Preiſe auch in Europa große Verbreitung gefunden. Die Firma beſchäftigt zur Zeit 800 Arbeiter. In ihren Fabrikräumen wird alles zum Klavierbau Gehörige ſelbſt fabriziert, ſogar die eiſernen Rahmen und ſonſtigen zum Klavierbau nötigen eiſernen Beſtandteile. Im J. 1872 erbaute die Firma in Aſtoria auf der Neuyork gegenüberliegenden Inſel Long-Island eine Dampfſägemühle, Eiſen- und Meſſinggießerei, ſowie verſchiedene Maſchinenhäuſer, in denen ſämtliche Beſtandteile eines Klaviers angefertigt werden. Von den durch Patente geſetzlich geſchützten Erfindungen der Firma ſeien erwähnt: die Unabhängigkeit des Metallrahmens, der Mechanik von den Taſten; die große Doppelmenſur und das Tonhaltungspedal; durch letzteres iſt es z. B. möglich, nur einen Ton oder einen Accord fortklingen zu laſſen, während alle andern Töne mit der in Thätigkeit bleibenden Dämpfung zu ſpielen ſind. Der Gründer der Firma, Henry, ſtarb 7. Febr. 1871, ſein Sohn Heinrich 11. März 1865, Karl 31. März 1865, Albert 1876.

Steinweichſel, ſ. unter Prunus.

Steinwein, ſ. unter Frankenweine.

Steinwurzel, Pflanze, ſ. unter Agrimonia.

Steinzeit, ſ. unter Menſch, Bd. XI, S. 623a.

Steinzeug (frz. grès, engl. stone-ware), eine wichtige Gattung von Thonwaren mit verglaſter (d. h. nicht poröſer) Maſſe, bei deren Herſtellung weit weniger Schönheit der Form und gefälliges Äußere, als vielmehr Nützlichkeit und Wohlfeilheit maßgebend ſind. Während es mit dem gewöhnlichen Töpfergeſchirr die einfache Behandlung gemein hat, entfernt es ſich von dieſem wieder durch das gewähltere Thonmaterial, ſowie durch den geſloſſenen dichten Scherben. (S. u. Thonwarenfabrikation.) Geſchirre aus S. vertragen plötzlichen Temperaturwechſel nur ſehr unvollkommen und eignen ſich deshalb nicht zu Kochgeſchirr; dagegen ſind ſie vortrefflich, wenn es ſich um beſondere Reinhaltung, um gewiſſe chem. Beſtändigkeit oder um Haltbarkeit und beträchtliche Stärke handelt. Daher ihre Anwendung zu Mineralwaſſerkrügen, Säureflaſchen, Waſſereimern, Milchnäpfen, Gefäßen zum Einmachen von Gurken und Früchten, zum Aufbewahren von Schmalz, zu chem. Geräten (Kondenſationsflaſchen), Röhren für Aborte u. ſ. w. Das gemeine S. iſt grau, bläulich oder bräunlich und mit Salzglaſur (in neuerer Zeit auch zuweilen mit Borſäureglaſur) verſehen. Die grauen Geſchirre ſind meiſt mit vorher eingeritzten und kobaltblau aufgeſtrichenen Verzierungen verſehen. Die Hauptvertreter dieſer Art S. ſind die ſog. Koblenzer Geſchirre aus den Orten Höhr, Grenzhauſen, Baumbach, im ſog. Krug- oder Kannebäckerland bei Vallendar. Man unterſcheidet dort die «Krugbäcker», welche nur Mineralwaſſerkrüge herſtellen, von den «Kannenbäckern», welche Trinkgefäße, Haushaltungsgeſchirre u. dgl. liefern. Dem S. nahe verwandt iſt die engl. Lambethware, die beſonders in chem. Geräten auftritt, aber auch außerhalb Englands, z. B. in Zwickau und im Altenburgiſchen, in Deggendorf und Schwandorf in Bayern, in Auſſig, in Floridsdorf bei Wien, in Königsſaal in Böhmen und in Hruſchau in Mähren in tadelloſer Qualität fabriziert wird. Vom S. iſt das Steingut (ſ. d.) zu unterſcheiden.

Steiriſche Alpen, ſ. u. Alpen, Bd. I, S. 465.

Steißbein (os coccygis), ſ. unter Becken.

Steißfuß (Podiceps) iſt der Name eines 26 Arten zählenden kosmopolit. Geſchlechts der Taucher, mit langem, ſchlankem, ſpitzem Schnabel, kurzen Flügeln, weit nach hinten ſtehenden, kurzen, ſeitlich ſtark zuſammengedrückten Beinen, deren Zehen nicht durch Schwimmhäute verbunden, ſondern nur breit lappig geſäumt ſind. Der Schwanz beſteht aus einem Büſchel kurzer, zerſchliſſener Federchen, die Hauptfarbe des Gefieders iſt grau, nur am Hals oder am Kopf findet ſich bisweilen eine lebhaftere braune Farbe und zugleich an letzterm auch beſonders entwickelte Federn, die wie beim Haubenſteißfuß (Podiceps cristatus, Tafel: Schwimmvögel I, Fig. 6) eine Doppelhaube und eine Bartkrauſe bilden können. Die S. leben faſt ausſchließlich an und auf ſüßen Gewäſſern von Inſekten, Fiſchen ꝛc., doch gelegentlich auch von Vegetabilien und tauchen vorzüglich. Das Fell der größern Arten wird vielfach als Pelzwerk benutzt.

Steißhühner (Tinamidae), eine aus 9 Gattungen und 39 Arten beſtehende Familie der Hühnervögel vom Habitus der Rebhühner, jedoch iſt ihr Schwanz höchſtens ſehr klein, meiſt fehlt er ſogar. Sie ſind in beiden Geſchlechtern gleich und, was für Hühnervögel merkwürdig, ſehr ſchlicht bräunlich gefärbt und ohne bunten Hautlappen, ſehr ſelten nur mit beſonders entwickelten Schmuckfedern. Sie bewohnen ausſchließlich Südamerika mit Ausnahme der weſtind. Inſeln. [weſtamerika, ſ. Stekin.

Stekin oder Stikine, brit. Kolonie in Nord-

Stēlē (grch.), eine freiſtehende Pfeilerſäule, beſonders zu Grabdenkmälern gebraucht.

Stell., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abkürzung für G. W. Steller, geb. 1709 zu Windsheim, Arzt in Petersburg, geſt. 1745.

Stellāria *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen. Man kennt gegen 70 Arten, die über die ganze Erde verbreitet vorkommen. Es sind krautartige, meist rasenförmig wachsende Pflanzen mit ganzrandigen opponiert stehenden Blättern und kleinen Blüten. Die stets gestielten Blüten stehen bald einzeln in den Blattachseln, bald in lockern Trugdolden. Sie haben einen fünfblätterigen Kelch, fünf weiße, meist zweilappige Blumenblätter, zehn, selten fünf Staubgefäße und drei fädige Griffel auf dem freien, oberständigen Fruchtknoten. Die Frucht ist eine mit sechs Klappen aufspringende, mehrsamige Kapsel. Unter den einheimischen ist besonders S. media *L.*, unter den Namen Vogelmiere, Vogelmaierich, Hühnerdarm, Mäusedarm u. a. bekannt, erwähnenswert. Es ist dies eine einjährige Pflanze mit rasigen, wurzelnden, aufsteigenden, einreihig behaarten Stengeln, eiförmigen, spitzen Blättern und kleinen blattwinkelständigen Blüten. Diese zu den Unkräutern gehörende und fast das ganze Jahr hindurch blühende Pflanze wird als Vogelfutter (für Stubenvögel) gebraucht.

Stellbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 263[b].

Stellenkauf bezeichnet die früher vielfach übliche, zuletzt nur noch in England gebräuchliche und daselbst 1871 aufgehobene Einrichtung, der zufolge die Offizierstellen nur gegen Zahlung einer bestimmten, mit dem Grade steigenden Summe verliehen wurden. Der S. fand nur bei der engl. Infanterie und Kavallerie, nicht aber bei der Artillerie, dem Ingenieurkorps und zwar bis einschließlich des Oberstlieutenants statt, während die höhern Chargen dem S. nicht unterworfen waren. Die Stelle eines Ensign (Unterlieutenant) kostete 450 Pfd. St., die eines Oberstlieutenants 4500 Pfd. St. Beim Ausscheiden erhielten die Betreffenden ihre Zahlung von den an ihrer Stelle Avancierenden zurück, bei der Beförderung zum Oberst dagegen ging die Kaufsumme für den Betreffenden verloren. Ungeachtet der Verwerflichkeit dieses Systems konnte es in England doch nur gegenüber einer heftigen Opposition beseitigt werden.

Stellersche Eider, s. unter Eiderente.

Stellgeschäft, ein Prämiengeschäft (s. d.), bei welchem der Prämiengeber (Wähler) das Recht hat, von dem andern Kontrahenten (Steller) die Ware zu beziehen oder sie ihm zu liefern.

Stellhund, s. Hühnerhund.

Stellionāt (stellionatus). Die Behendigkeit der Eidechse (stellio) und ihre Geschicklichkeit im Entschlüpfen gab den Römern das Bild eines Betrügers, welcher, ohne Verfälschung von Urkunden und ohne daß sich sein Verfahren unter besonders benannte Formen des Betrugs bringen ließ, andere auf eine strafbare Weise übervorteilt, z. B. Waren verpfändet, welche nicht existieren, Pfänder dem Gläubiger auf eine listige Weise entzieht. Nach der neuern Strafgesetzgebung geht diese Kategorie strafbarer Handlungen in dem Betruge auf.

Stellknorpel, s. unter Kehlkopf.

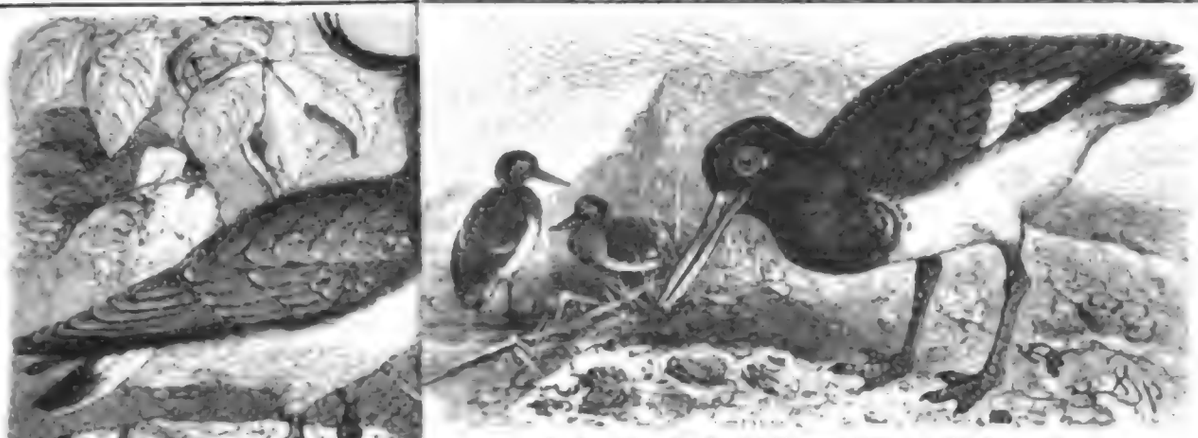
Stellmacher (eigentlich Gestellmacher, oder Wagner (frz. charron; engl. cartwright, wheelwright, wheeler), der Handwerker, welcher die Holzarbeiten an Fuhrwerken aller Art, Pflügen u. s. w. verfertigt. (S. Stellmacherarbeiten.)

Stellmacherarbeiten oder Wagnerarbeiten. Die zur Herstellung von Fuhrwerken verwendeten Holzarten sind vorzüglich Esche und Ulme, außerdem Birke, Eiche, Rotbuche, Nußbaum, Weißbuche, Ahorn, während Linde, Pappel, Tanne und ähnliche Hölzer nur bei Kutschkästen zu solchen Teilen Verwendung finden, welche der Abnutzung weniger ausgesetzt sind. In England macht man öfters die Füllungen an Kutschen von geringem Mahagoni. Die Gegenstände der S. werden entweder aus Stangenholz verfertigt, oder aus Klötzen gespalten, oder aus Bohlen verschiedener Dicke zugeschnitten, wofür gewöhnlich Handsägen, in sehr großen Werkstätten aber auch öfters Maschinen zur Anwendung kommen. Für die Herstellung krummer Bestandteile, wie sie bei S. in großer Menge vorkommen, ist das Biegen von höchster Wichtigkeit; selbst die Felgen der Räder können durch dieses Mittel aus einem einzigen Stück hergestellt werden. Die Füllungen der Kutschkästen erhalten ihre quer über die Faserrichtung gehende Wölbung gleichfalls durch Biegung, indem man sie mit einem Schwamm naß macht und zugleich vor ein hellbrennendes Feuer hält. Die hauptsächlichsten Werkzeuge des Stellmachers sind Sägen (Klobsägen und Handsägen von verschiedener Größe, welche mit denjenigen des Tischlers übereinstimmen); Beile und Dexel; Schnittmesser; verschiedene Eisen, namentlich Stechbeitel, Kantbeitel, Lochbeitel, Stemmeisen, Hohleisen und Geißfüße; Hobel; Raspeln; Bohrer (besonders Hohlbohrer); eine einfache, stark gebaute Drehbank, auf welcher die Naben der Räder abgedreht werden; eine Bohrmaschine, um in den Naben die Löcher zum Einsetzen der Speichen vorzubohren. Zum Befestigen der Arbeitsstücke dienen die Hobelbank, die Schneidbank und die Schneidsäule (letztere eine aufrecht stehende, sehr dicke Bohle mit mehrern Löchern von verschiedener Größe, in welche die Wagenachsen u. s. w. zur Bearbeitung mit dem Schnittmesser gesteckt werden. Die Anwendung von Spezialmaschinen fand zunächst bei der Herstellung der Wagenräder Eingang. (Vgl. Rad.) Über die verschiedenen Konstruktionen von Fuhrwerken s. Karren, Pflug, Schlitten und Wagen.

Stellmutter, s. unter Schrauben.

Stellschraube (frz. vis de rappel; engl. setscrew, adjusting-screw, regulating-screw), s. unter Schrauben, Bd. XIV, S. 488[a].

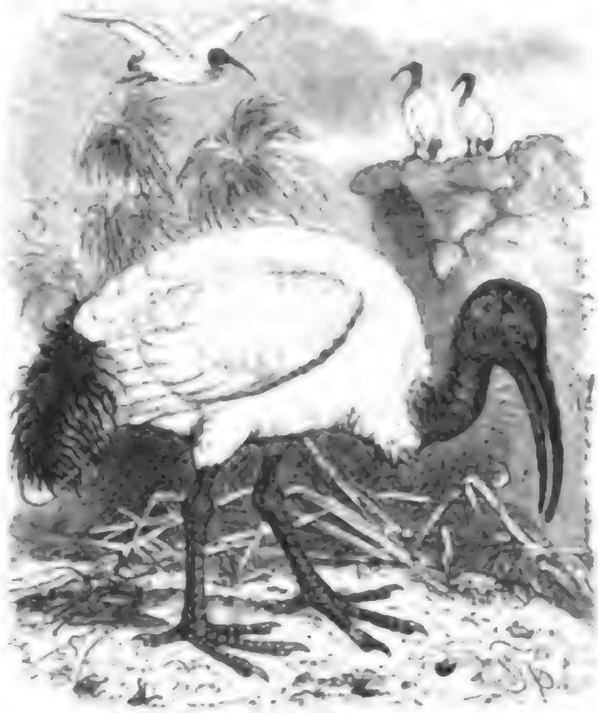
Stellung (militärisch) ist ein Terrainabschnitt oder eine Örtlichkeit, welche sich zur Verteidigung mehr oder weniger eignet, sodaß der schwächere Teil in der S. eine gewisse Unterstützung seiner Kampfthätigkeit dem überlegenen Feinde gegenüber findet. In diesem Sinne spricht man auch von Gefechts- oder Schlachtstellung oder taktischer Stellung. (S. Position). Als strategische Stellung bezeichnet man einen geogr. Abschnitt, welcher, auf einer Hauptoperationslinie gelegen, zur Versammlung einer Armee sich eignet und dieser die Möglichkeit gewährt, sowohl zur taktischen Verteidigung sich rasch zu vereinigen, als auch, von der S. ausgehend, gegen den Feind zu operieren. Als strategische S. pflegt man Plateaus, durch Festungen beherrschte Landstriche, befestigte Stromlinien u. s. w. zu betrachten. Die heutige Kriegführung legt auf strategische S. weniger Gewicht, da solche hauptsächlich für eine strategische Defensive von Wert sind und diese eine rasche Herbeiführung eines entscheidenden Erfolgs keineswegs begünstigt. Eine um so größere Rolle spielen bei der heutigen Waffen-



4. Austernfischer (Haematopus ostralegus).

1. Kibitz (Vanellus cristu

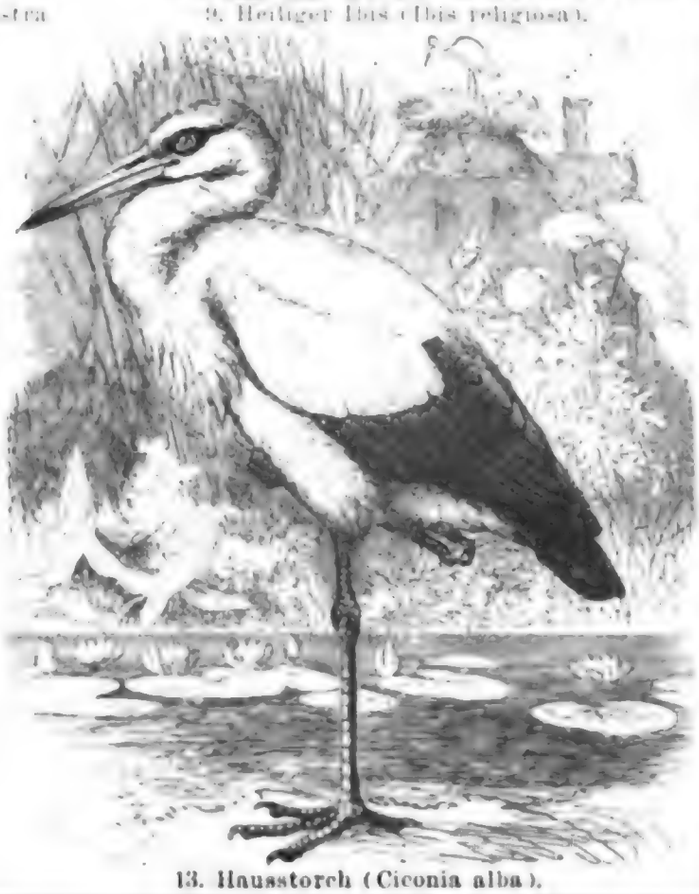
5. Steinwälzer (Strepsilas i



9. Heiliger Ibis (Ibis religiosa).

rvirostra

6. Isländischer Strandläufer (Tr

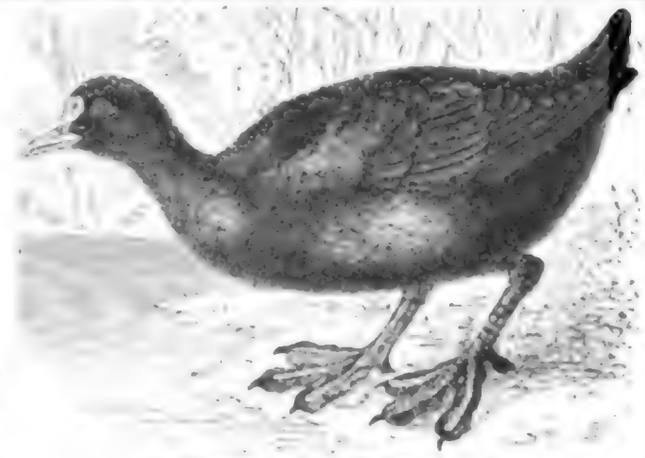


10. Waldschnepfe (Scolopax

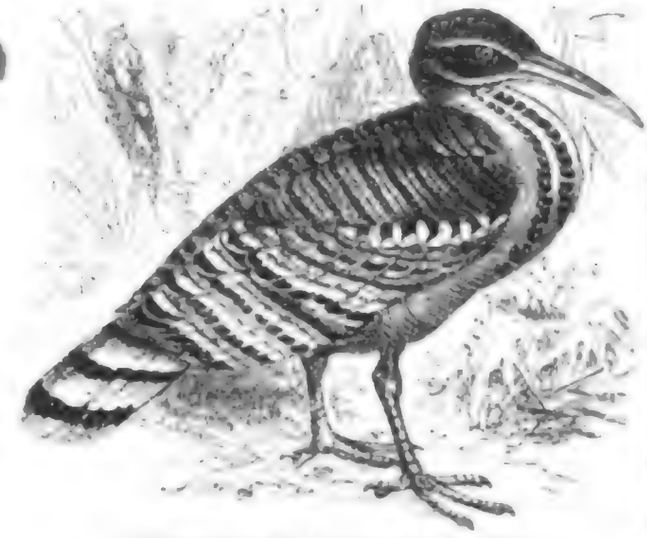
13. Hausstorch (Ciconia alba).

Digitized by Google

1. Marabu (Leptoptilus crumenife



5. Wasserhuhn (Fulica atra).



6. Sonnenralle (Eurypyga helias).

7. Grofse Rohrdommel (

10. Wasserralle (Rallus aquaticus).

11. Grauer Reiher (Ardea c

15. Scheidenschnabel (Chionis minor).

lassuna).

Digitized by Google

wirkung, welche die taktische Defensive begünstigt, die Gefechtsstellungen. Der Angriff auf eine derartige gut gewählte und besetzte S. bietet heute unermeßliche Schwierigkeiten und bildet ein Problem, mit dem sich die neuere taktische Litteratur in eingehendster Weise beschäftigt, ohne indes bis jetzt eine genügende Lösung gefunden zu haben.

Stellvertretung heißt die in manchen Staaten, besonders vor 1866, dem Militärpflichtigen gesetzlich erlaubte Beschaffung eines für ihn die Dienstpflicht erfüllenden Ersatzmanns. Entweder hat ersterer sich mit letzterm selbst mit Geld abzufinden, oder der Staat übernimmt gegen Zahlung einer bestimmten Summe das Beschaffen der Stellvertreter, wobei vorzugsweise ausgediente tüchtige Soldaten, die weiter dienen wollen, gewählt werden. Bei der seit 1866 in fast allen europ. Staaten eingeführten allgemeinen persönlichen Dienstpflicht ist eine S. nicht gestattet, da sie die Wohlhabenden vor den Ärmern begünstigt und der Armee viele gebildete Elemente entzieht, welche zur Hebung ihrer moralischen Eigenschaften beitragen.

Stellwinkel, s. Schmiege.

Stelter (Karl Friedr. Aug.), lyrischer Dichter, geb. 25. oder 26. Dez. 1823 zu Elberfeld, trat 1838 in eine Seidenwarenfabrik ein, in welcher er, in den letzten 30 Jahren als Prokurist, bis 1882 thätig war, worauf er sich nach Wiesbaden zurückzog. Er schrieb: «Gedichte» (3. Aufl., Elberf. 1880), «Die Braut der Kirche» (lyrisch-epische Dichtung, Bresl. 1858), «Kompaß auf dem Meere des Lebens» (4. Aufl., Elberf. 1884), «Geschichte und Sage» (epische Gedichte, 2. Aufl. 1882), «Hohenzollernstrauß» (Elberf. 1871), «Neue Gedichte» (Elberf. 1886).

Stelvio (Monte-), s. Stilfser Joch.

Stelzen, Stangen mit hervorragenden Querhölzern (Frosch), auf welche man die Füße setzt, um mittels derselben erhöht einherzuschreiten, waren schon im Altertum bekannt, wurden jedoch damals bloß auf dem Theater gebraucht. Die Schauspieler, welche sich derselben bedienten, hießen Grallatores. Im gewöhnlichen Leben gebraucht man sie gegenwärtig in der Gascogne, in den Pontinischen Sümpfen und überhaupt, um sumpfige Gegenden zu durchwandern. Für die Jugend sind sie zur Übung im Balancieren und zur Stärkung der Armmuskeln zu empfehlen, und daher gelten sie der Turnkunst als wertvolles Spielgerät.

Stelzengeier, soviel wie Sekretär (s. d.).

Stelzfuß, s. unter Glied (künstliches).

Stelzhamer (Franz), österr. Dialektdichter, geb. 19. Nov. 1802 zu Großpiesenham bei Ried in Österreich, studierte Jura, schloß sich aber später einer wandernden Schauspielertruppe an. Nach Auflösung der Gesellschaft lebte er ganz dem dichterischen Beruf und durchzog jahrelang Österreich und Bayern, seine Gedichte vortragend. Er starb 14. Juli 1874 zu Hemdorf bei Salzburg. Großen Erfolg hatten seine «Lieder in oberennsischer Volksmundart» (Wien 1837), denen «Neue Gesänge» (Wien 1841), «Neue Gedichte» (Regensb. 1846) und «Abnl» (Wien 1851) folgten. Auch schrieb S. Novellen und Gedichte in hochdeutscher Sprache.

Stelzvögel, Sumpf- oder Wadvögel (Grallatores), bilden eine durch ihre Lebensweise, der die äußere Gestalt vollkommen entspricht, ziemlich scharf gesonderte Ordnung der Vögel. Lange dünne Stelzbeine, ein schmaler, meist fettloser Körper, ein langer sehr beweglicher Hals und ein wenig oder gar nicht gekrümmter langer Schnabel sind die allgemeinen Hauptkennzeichen derselben, wovon sich aber im speziellen manche Abweichungen zeigen. Ihre Lebensweise ist sehr einförmig. Beinahe alle nähren sich von Fischen, kleinen Reptilien, Würmern und Wasserinsekten, die sie teils in gravitätischer Haltung am Rande des Wassers stehend erwarten, wie die Reiher, wobei sie eine scharnierartige Einrichtung des Kniegelenks zu langem Ausharren in dieser Stellung befähigt, teils mit dem Schnabel aus dem Schlamme aufscheuchen, unter feuchten Blättern hervorziehen oder auf der Oberfläche des Wassers ergreifen. Da die Wadvögel selten klein sind, manche sogar Mannshöhe erreichen, können sie in seichte Gewässer weit hineingehen. Manche können sogar trefflich schwimmen. Beim Fliegen strecken alle die Beine nach hinten lang aus. In Ermangelung stark gekrümmter Krallen können nur wenige auf Bäumen sitzen, viele aber selbst auf einem Beine stehend schlafen. Ihre Bewegungen sind meist steif und langsam, doch fassen Reiher und Störche ihre Beute blitzschnell durch Hervorschießen des spitzigen, harten Schnabels. Bei den insekten- und würmerfressenden Ibis und Schnepfen ist derselbe weicher und bildet zugleich ein nervenreiches Tastorgan. Wenige Wadvögel sind lebhaft gefärbt, wie die Flamingos; ihr Kleid ist meist weiß oder von schmutzigem Aussehen. Ihre Stimme, meist ein mißtönendes Geschrei, gab, in der Nacht gehört, zu mancher Fabel Veranlassung. Sie leben fast alle monogamisch, doch kommen unter den Männchen heftige Kämpfe vor. Die Eier sind oft schön bunt gesprenkelt, die Nester höchst kunstlos gebaut. Alle Wadvögel sind scheu und vorsichtig, obgleich ohne Spuren höherer Intelligenz. Manche gewöhnen sich an den Menschen. Durch die Vertilgung schädlicher Reptilien, Würmer und Insekten sind sie nützlich und deshalb zum Teil Gegenstand des religiösen Kultus geworden, z. B. der Ibis in Ägypten. Eßbar ist nur eine kleine Zahl; doch sind die Eier der meisten schmackhaft. Einige geben in ihren schönen Federn einen bedeutenden Handelsartikel ab, wie z. B. der Silberreiher in Ungarn, der Marabustorch in Südafrika.

Man hat die S. in 18 Familien geteilt: I. Rallidae, Rallen (s. d.), zu denen das Wasserhuhn (Fulica atra, Tafel: Stelzvögel II, Fig. 5), die Wasserralle (Rallus aquaticus, Fig. 10) und das Sultanshuhn (Porphyrio smaragdonotus, Fig. 13) gehören. II. Scolopacidae, Schnepfen (s. d.), mit den Strandläufern (s. d., z. B. dem isländ. Tringa canutus, Tafel I, Fig. 6), dem Säbelschnäbler (Recurvirostra avocetta, Fig. 8), den echten Schnepfen (z. B. Scolopax rusticola, Fig. 10), dem Kampfläufer (Machetes pugnax, Fig. 11) und den Brachvögeln (z. B. dem großen Numenius arquatus, Tafel II, Fig. 9). III. Chionidae, Scheidenschnäbler, mit nur 2 auf antarktischen Inseln beschränkten Arten, von denen die kleinere (Chionis minor, Tafel II, Fig. 15) die häufigere ist. IV. Thinocoridae, Wachtelschnepfen, mit 6 südamerik. Arten. V. Parridae, Spornflügler, mit auffallend großen Füßen und Nägeln und mit einem Sporn am Handgelenk versehene Bewohner der Tropen (z. B. in Südamerika die Jassana, Parra Jassana, Fig. 14). VI. Glareolidae, Brachschwalben, sonderbare über die Alte Welt bis Australien verbreitete, von Insekten lebende Vögel mit Schwalben-

habitus; von den 20 Arten findet sich in Europa und zwar im Südosten bloß eine, die gemeine Brachschwalbe (Glareola pratincola, Tafel I, Fig. 3). VII. Charadriidae, Regenpfeifer, eine kosmopolitische Familie mit 19 Gattungen und 101 Arten, von denen bei uns vorkommen: der Kibitz (s. d., Vanellus cristatus, Fig. 1), der Goldregenpfeifer (Charadrius auratus, Fig. 2; vgl. Regenpfeifer), der Austernfischer (s. d., Haematopus ostralegus, Fig. 4), der Steinwälzer (Strepsilas interpres, Fig. 5). VIII. Otidae, Trappen (s. d.), mit der vom südöstl. Europa bis Norddeutschland vorkommenden Großtrappe (Otis tarda, Fig. 7). IX. Gruidae, Kraniche (s. d.), von denen in Deutschland der graue (Grus cinerea, Tafel II, Fig. 12) vorkommt. X. Dicholophidae, eine kleine, aus einer Gattung und 2 Arten (z. B. der Seriema, Dicholophus cristatus, Fig. 2) bestehende, südamerik. Familie. XI. Aramidae, Guaraunas, reiherähnliche Vögel Südamerikas. XII. Psophiidae, Trompetervögel (s. d.), mit dem knarrenden Trompetervogel (Psophia crepitans, Fig. 8). XIII. Eurypygidae, Sonnenrallen oder Sonnenvögel (s. d., Eurypyga helias, Fig. 6). XIV. Rhinochetidae, Kagu, eine nur aus einer Art bestehende neucaled. Familie. XV. Ardeidae, Reiher, mit dem grauen Reiher (Ardea cinerea, Fig. 11; s. unter Reiher) und der großen Rohrdommel (Botaurus stellaris, Fig. 7; s. unter Rohrdommeln), XVI. Ibididae, Ibisse, zu denen der Heilige Ibis (Ibis religiosa, Tafel I, Fig. 9; s. Ibis), der südafrik. Schattenvogel (Scopus umbretta, Fig. 12) und der sonderbare und seltene Schuhschnabel (Balaeniceps rex, Tafel II, Fig. 2) aus Centralafrika gehören. XVII. Ciconiidae, Störche, eine fast kosmopolitisch verbreitete Familie mit 5 Gattungen und 20 Arten, von denen der Hausstorch (Ciconia alba, Tafel I, Fig. 13; s. Storch) in Europa ebenso gemein wie der Marabu (Leptoptilus crumenifer, Tafel II, Fig. 1; s. unter Marabu) in Ostindien ist. XVIII. Palamedeidae, Wehrvögel (s. d.), mit dem Aniuma (Palamedea cornuta).

Stemmahle, s. unter Reibeisen.

Stemmeisen (frz. fermoir, ciseau à deux biseaux, ciseau de menuisier; engl. twice-bevelled chisel), ein Holzmeißel, dessen rechtwinkelig zur Längenachse liegende Schneide von einer oder von zwei Seiten zugeschärft ist.

Stemmmaschine, Vorrichtung zum Ausstemmen von Zapfenlöchern und Schlitzen. (S. u. Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 352a.)

Stemmzeug, Gesamtname für eine Gruppe zur Holzbearbeitung dienender Werkzeuge, welche, ähnlich wie die Meißel bei der Metallbearbeitung, durch vorzugsweise schneidende Wirkung von den Arbeitsstücken Späne abtrennen und welche namentlich da angewendet werden, wo man mit der Säge oder dem Hobel entweder nicht beikommen, oder nicht sicher und genau genug arbeiten kann, sowie auch bei der Bildung verschieden geformter Einschnitte, Vertiefungen, Zapfenlöcher, Zinken und bei der Herstellung geschnitzter Verzierungen. (S. Balleisen, Beitel, Geißfuß, Stemmeisen und Stemmmaschine.)

Stempel oder Pistill (pistillum) heißt in der Botanik der Erzeuger und Behälter der Eichen (Samenknospen), aus welchen nach erfolgter Befruchtung die Samen hervorgehen. Mit Ausnahme der Gymnospermen (s. d.) haben alle Samenpflanzen S. Dieselben kommen teils in Gesellschaft der Staubgefäße, im Gegensatz zu welchen sie als weibliche Organe betrachtet werden, in Einer Blüte vor (Zwitterblüte), teils allein (weibliche Blüte), und nehmen stets das Centrum der Blüte ein. Eine Blüte enthält entweder bloß einen oder mehrere (selbst sehr viele) S. Entweder sind die S. oberständig, d. h. innerhalb der Blütenhülle stehend, und dann aus zusammengekrümmten und an den Rändern verwachsenen Blättern (Carpellarblättern) hervorgegangen, oder sie sind unterständig. Im letztern Falle befindet sich jedoch bloß der die Eichen enthaltende Teil unterhalb der Blütenhüllen (Kelch, Blumenkrone, Perigon). Dieser, der wichtigste Teil des S., wird Fruchtknoten (s. d.) genannt. Ein unterständiger Fruchtknoten wird in der Regel, wenigstens äußerlich, von der hohl (becher-, krug-, cylinderförmig) entwickelten Blütenachse (Blütenbaum) gebildet, dessen oberer Rand dann die Kelch-, Blumen- und Staubblätter trägt. Dagegen wird auch dann die (innerhalb der Blume befindliche) Decke des Fruchtknotens samt dem oder den Griffeln von den großenteils in der hohlen Blütenachse eingeschlossenen und mit dieser verwachsenen Carpellarblättern gebildet. Der zweite wesentliche Teil des S. ist die Narbe (oder Stigma), welche während der Blütezeit aus ihrem zartwandigen aufgelockerten Zellgewebe eine zuckerhaltige Flüssigkeit aussondert, welche die auf die Narbe gelangten Blütenstaub- oder Pollenkörnchen veranlaßt, Schläuche zu treiben, die sich durch das Narbengewebe und den Griffel bis in die Fruchtknotenhöhle und bis zu den Eichen erstrecken und die Befruchtung der letztern bewirken. Oft erheben sich auf dem Fruchtknoten ein oder mehrere stilartige Organe, welche an ihrem Ende Narben tragen. Diese bald kurzen, bald sehr langen Organe werden Griffel genannt. Jeder Griffel ist inwendig von einem engen Kanal (Griffelkanal, Staubweg) durchzogen, durch welchen die Pollenschläuche bis in die Fruchtknotenhöhle hinabdringen. (Vgl. auch Gynäceum.)

Stempel (frz. maillet, pilon, poinçon, estampille; engl. stamper, pestle, punch, crease) hat in der Technik sehr verschiedene Bedeutung. Gewöhnlich bezeichnet man damit ein Werkzeug mit einer harten Aufsetzfläche (letztere meist mit Erhöhungen oder Vertiefungen versehen), welches durch Druck oder Schlag in das Material eines Gegenstandes eingetrieben wird; daher soviel wie Stampfe oder Stanze; auch soviel wie Drücker oder Mönch einer Lochmaschine (vgl. auch Stempel unter Münze und Münzwesen und unter Prägen); außerdem soviel wie Vertikalhammer oder Fallhammer. (S. Fallwerk und Hammer.) Über die Herstellung der Münz- oder Prägstempel s. unter Stempelschneidekunst.

Stempel. Die Bezeichnung eines Gegenstandes durch Stempelung, d. h. durch ein aufgedrucktes Zeichen, kann mancherlei Zwecke haben, z. B. die Identität desselben zu wahren und Verwechselungen zu verhüten, das Datum festzustellen, zu bezeugen, daß eine Ware geprüft und gut befunden worden, zu bescheinigen, daß etwas vorgezeigt worden ist u. s. w. Aus solchen Anwendungen eines S. entstand mit der Zeit die Besteuerung des bürgerlichen Verkehrs in der Weise, daß gewisse schriftliche Ver-

handlungen nur auf gestempeltes Papier (Stempelpapier) geschrieben werden dürfen, wofür eine gewisse Abgabe, die Stempelabgabe (Stempelsteuer), deren Wert in dem S. ausgedrückt ist, entrichtet werden muß. Die Holländer sollen die ersten gewesen sein, welche im Anfang des 17. Jahrh. diese Besteuerungsform einführten. Nach und nach wurde sie fast in allen Ländern üblich und macht in einigen, vornehmlich in England, einen beträchtlichen Teil der Staatseinnahme aus. Die in dieser Form erhobenen Abgaben haben teilweise den Charakter eigentlicher Gebühren (s. d.), hauptsächlich aber sind sie Verkehrssteuern, welche sich an die Rechtsgeschäfte des bürgerlichen Lebens knüpfen, ohne daß eine spezielle staatliche Dienstleistung vorläge. Die Kalender, Spielkarten und Zeitungsstempel nehmen eine besondere Stellung ein und sind den Verbrauchssteuern zuzurechnen. Unrecht ist es, wenn die Gültigkeit der Handlung selbst, z. B. eines Vertrags, einer Quittung, von dem Gebrauch des Stempelpapiers abhängig gemacht wird, statt die Unterlassung, welche aus verzeihlicher Unachtsamkeit herrühren kann, nur, außer der Nachzahlung des Stempelbetrags, mit einer mäßigen Geldstrafe zu belegen. Die Stempelabgabe wird teils nach gewissen allgemeinen Sätzen (Klassenstempel), teils nach dem Werte des Objekts (Wertstempel oder Gradationsstempel), selten nach der Größe des verwendeten Papiers erhoben. Anstatt des Stempelpapiers werden in der neuern Zeit in vielen Fällen die bequemern Stempelmarken angewandt, die aufgeklebt und dann auf eine vorgeschriebene Art unbrauchbar gemacht werden. Zu den Einnahmen des Deutschen Reichs liefern die Stempelsteuern nur einen mäßigen Beitrag. Der Spielkartenstempel bringt 1 Mill. Mark, die Wechselstempelsteuer ungefähr 6½ Mill. Mark ein. Am wichtigsten ist die sog. Börsensteuer (s. d.), die, nach dem Gesetz vom 29. Mai 1885, außer den Emissionen von Aktien und Obligationen und den Lotterielosen, die Umsätze in Wertpapieren und die börsenmäßigen Warengeschäfte als proportionale Abgabe trifft (ein Zehntel beziehungsweise zwei Zehntel Promille vom Werte in Abstufungen von je 2000 Mark bis zu 10000 Mark und dann von je vollen 10000 Mark). Der Gesamtertrag dieser Steuer wird dadurch wahrscheinlich von 12 auf 18 bis 20 Mill. Mark jährlich gebracht werden. In Preußen bringt die eigentliche Stempelsteuer (außer der Erbschaftssteuer und den Gerichtsgebühren) etwa 20 Mill. Mark ein, während in Frankreich in dieser Form 156 Mill. Frs. und in England 12 Mill. Pfd. St. (darunter 7¼ Mill. an Testaments- und Erbsteuer) erhoben werden.

Stempelpapier, s. unter Stempel.

Stempelschneidekunst oder Stempelglyptik, die Kunst, Figuren und Schrift zur Herstellung von Stempeln in Metall je nach Erfordernis erhaben oder vertieft zu erzeugen. (Vgl. Gravieren.) Hiernach gehören zu den Stempelschneidern auch die Petschaftstecher und Schriftschneider, doch findet die eigentliche Anwendung der S. besonders beim Prägen von Münzen (s. Münze und Münzwesen) und Medaillen (s. Medaille) statt. Als Material der Prägstempel dient hauptsächlich Gußstahl, der entweder in Stangen oder in eigens vorgerichteten konischen Stücken bezogen wird; im erstern Fall werden von der Stahlstange Stücke von entsprechender Größe abgetrennt und durch Schmieden auf die erforderliche Durchschnittsstärke gebracht. Der Stempelschneider entwirft (bossiert) zunächst die auf den Stempel zu gravierende Darstellung, indem er auf einer Glas-, Holz- oder Schieferplatte gefärbtes Wachs ausbreitet und mit einem hölzernen Griffel die Zeichnung in allen ihren Details ausführt. Um ein vertieftes Muster zu erhalten, gießt der Graveur von der Bossierung die Hohlform in Gips ab, während ihm für erhabene Arbeit ohne weiteres die Bossierung als Vorlage dient. Das durch Ausglühen möglichst weich gemachte und zu der entsprechenden Form abgedrehte Stahlstück wird auf dem Arbeitstisch durch Schrauben in einer Büchse befestigt, worauf der Umkreis der Münze oder Medaille auf der vollkommen eben abgedrehten Bildfläche eingeritzt und auf dieselbe die Contour der Zeichnung mittels der Radiernadel übertragen wird.

Der Stempelschneider fängt gewöhnlich seine Arbeit damit an, daß er die Zeichnung mittels verschiedener Arten von Grabsticheln im Relief ausarbeitet. Bei Gravierungen in der Tiefe wird mit den am seichtesten herzustellenden Teilen begonnen, die der Künstler aus freier Hand mittels des Grabstichels herausschneidet; die tiefen Partien werden mit Meißel und Hammer ausgeschlagen. Wenn die Arbeit bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, wird der Stahl gehärtet, eine Operation, die infolge der verhältnismäßigen Dicke des Stahlkörpers und da die Gravierung sorgfältig geschont werden muß, bedeutenden Schwierigkeiten unterliegt, und dann in ein ähnlich geformtes weiches Stahlstück mittels eines kräftigen Prägwerks eingedrückt, wodurch man eine erhabene Reproduktion des Bildes, eine Patrize, erhält, die durch Abprägen in Stahl einen vertieften Stempel, eine Matrize, liefert. Man kann die Matrize sofort zur Verfertigung von Münzen, Medaillen u. s. w. gebrauchen, sofern nicht eine zu große Anzahl derselben geprägt werden soll. Andernfalls stellt man durch Abprägen der Matrize ein zweites, mit der Originalgravierung übereinstimmendes Stahlrelief dar, welches weiter ausgearbeitet, dann gehärtet und nach Bedarf zur Herstellung der eigentlichen (vertieften) Prägstempel benutzt wird, welche in allen Details fertig ausgearbeitet, mit Um- und Inschrift, sowie mit Verzierungen, meist durch Anwendung von Punzen, versehen werden. An diesen werden die breiten Vertiefungen mit kleinen gekrümmten Feilen (Riffelfeilen) geglättet; die letzte Vollendung gibt man jedoch allen Teilen, welche durch den Grabstichel nicht glatt genug ausfallen, mittels kleiner Ölschleifsteine, die wie ein Bleistift gehalten werden und denen man durch Wetzen auf einem Sandstein die angemessene Form erteilt. Schließlich erhält der Stempel auf der Drehbank seine definitive Gestaltung und wird durch nochmaliges Härten, sowie durch vollkommenes Polieren der ebenen Flächen vollständig zum Prägen vorgerichtet. Neuerlich wird das Gravieren von Prägstempeln, namentlich zur Verfertigung von Medaillen, oft mit Hilfe sog. Kopiermaschinen (s. d.) vorgenommen, welche, auf dem Prinzip des Pantographen beruhend, das in etwa fünffach größerm Maßstab in weichem Metall oder Masse hergestellte Exemplar abprägen und zugleich verkleinern.

Die ältesten erhalten gebliebenen Münzstempel sind römische aus dem 2. Jahrh. der christl. Zeitrechnung; sie sind aus gehärtetem Stahl verfertigt,

mit einer Art Zwinge eingefaßt und in einen Erz- oder Eisenkegel eingelassen. Dagegen scheint die ungemeine Mannigfaltigkeit der Stempel bei griech. Münzen, welche in derselben Stadt und in demselben Jahre ausgegeben wurden, zu beweisen, daß die Griechen das Härten für ihre Münzstempel nicht anwendeten, sondern sich bloß eines weichen Metalls bedienten, das unter den Hammerschlägen des Arbeiters sich sehr schnell abnutzte. Übrigens kann man nur aus den Münzen selbst auf das Verfahren der griechischen S. schließen. Die ältesten Münzen haben auf der Vorderseite ein erhöhtes Bild zur Bezeichnung der Stadt oder der Regierung, welche die Münze prägen ließ, und auf der Rückseite ein mehr oder minder vertieftes Viereck, das, wie man meint, von einem die Münze beim Prägen festhaltenden Vorsprung eingedrückt wurde. Das Münzbild Äginas, der ersten Stätte des Münzprägens, war die Schildkröte; Teos hatte den Greif, Theben den böotischen Schild, Argos das Vorderteil des Wolfs, Milet den Löwenkopf, Korinth den Pegasus.

In dem Verhältnis, in welchem Kunst und Technik sich vervollkommneten, ging man von dieser ursprünglichen Einfachheit ab. Das vertiefte Feld verlor allmählich seine Unförmlichkeit, verschwand später gänzlich und es trat an seine Stelle gleichfalls ein Bild, meist eine ganze Figur von kleinem Verhältnis, Tier oder Symbol, als Seitenstück des auf der Vorderseite abgebildeten Kopfes oder Brustbildes von größern Dimensionen. Die Wahl der Münzbilder (Typen) blieb in jener Zeit dem Ermessen der Künstler, welche für die freien Städte Griechenlands arbeiteten, anheimgestellt und waren stets religiöser oder emblematischer Art. Die Städte Griechenlands und Unteritaliens, vor allem Syrakus, Tarent, Neapel, welche die zierlichsten Münzen prägten, weisen wahre Wunderwerke der S. auf. Die Verfertiger dieser vortrefflichen Münzstempel scheinen, so große Meister sie waren, zu ihrer Zeit nicht zu den Künstlern ersten Ranges gezählt worden zu sein, da die Kunstgeschichtschreiber des Altertums es nicht als der Mühe wert erachtet haben, den Namen eines einzigen von ihnen zu überliefern; doch standen sie wenigstens in solchem Ansehen, daß man ihnen zuweilen gestattete, auf ihren Werken ihren Namen neben denjenigen der verantwortlichen Magistratsperson, obwohl an einer nicht sehr in die Augen fallenden Stelle, zu setzen. Auf den Münzen Siciliens, der großgriech. Städte, von Klazomenä in Jonien, Kydonia auf Kreta u. a., hat man bereits eine ziemlich große Anzahl solcher Namen aus der schönsten Kunstepoche aufgefunden. Die geschicktesten unter denjenigen, von welchen man bezeichnete Stücke besitzt, sind Kimon und Euänetos, Urheber der wunderbaren syrakusanischen Silbermünzen, der sog. Pentecalitren, welche das Höchste der Münzkunst ausmachen; Eukleides und Parmenides, die ebenfalls für Syrakus arbeiteten; Theodotos, dessen Werke man unter den Münzen von Klazomenä antrifft; Zoilos, der die Stempel gewisser Tetradrachmen des macedonischen Königs Perseus geschnitten. Alexander d. Gr. ist der erste Grieche, dessen Bildnis, allerdings idealisiert oder hinter den Attributen des Herakles versteckt, als Münztype vorkommt.

In den aus Alexanders Weltreich hervorgegangenen Monarchien wurden jedoch die Bildnisse der Herrscher immer individueller, und so bildeten sich die Reihenfolgen königl. Porträts von Macedonien, Ägypten, Syrien, Pontus, Bithynien, Pergamos, Syrakus, welche den röm. Kaisern zum Muster dienten. Unter der Cäsarenherrschaft wurde dieses Bildnis das vorherrschende Zeichen des Geldwerts. Die Vorderseite des Geldstücks blieb demselben angewiesen, während die Rückseite eine dem abgöttischen Respekt vor der absoluten Staatsgewalt entsprechende Darstellung erhielt. Von den in Rom geprägten Münzen sind diejenigen des Augustus bei weitem die vorzüglichsten. Auch aus der Zeit Hadrians gibt es noch einzelne Werke von großer Schönheit; erst mit den Antoninen wird der Verfall der Kunst sichtbar. Ende des 3. Jahrh. verlieren die Brustbilder alles Relief; die Zeichnung wird stümperhaft, die ganze Darstellung platt und so wenig charakteristisch, daß die verschiedenen Personen fast nur durch die Umschriften zu unterscheiden sind. Bald nachher tritt völlig der starre, leblose Stil ein, in dem die byzantin. Münzen gearbeitet sind.

Die Gründe, welche den Verfall der Künste im allgemeinen herbeiführten, wirkten auch auf die S. ein. Der Übergang von den letzten röm. und byzant. Münzen zu den karolingischen Denaren und zu den Bracteaten (s. d.) war sehr allmählich; die Vorbilder zu den letztern gaben die Siegel der kaiserl. und päpstl. Urkunden. Durch die große Fläche der Bracteaten war den Stempelschneidern Raum zu den mannigfaltigsten Verzierungen geboten; aber die Münzen blieben noch ganz barbarisch, nachdem die übrigen Künste schon längst einen Aufschwung genommen hatten. Erst seit dem 12. Jahrh. bemerkt man ein Streben nach gefälligerer Form. Die franz. Tournois, die florent. Liliengülden, die Münzen der Venetianer und Pisaner wurden durch die Weltverhältnisse am bekanntesten und am meisten nachgeahmt. Auf den Goldmünzen Kaiser Friedrichs II. bemerkt man zum ersten mal wieder ein Eingehen auf antike Vorbilder, das jedoch dann wieder lange Zeit ohne Nachfolge blieb. Im 14. Jahrh. zeichnete sich namentlich das reiche Flandern und Brabant durch schöne Münzen aus. Im allgemeinen wurden die antiken Münzen, besonders die röm. Großbronzen, Muster für die neuere S. und namentlich waren es ital. Künstler, die im 15. Jahrh. das Schneiden von Münz- und Medaillenstempeln sorgfältig betrieben. Im 16. Jahrh. erwarb der bolognesische Maler Francesco Francia, der mailändische Goldschmied Caradosso (vgl. Medaille), die Steinschneider Giovanni Bernardi und Valerio Vicentino zugleich als Stempelschneider sich einen angesehenen Namen. Die größte Berühmtheit als solcher erlangte aber Alessandro Cesari, il Greco genannt, welcher für den Papst Paul III. eine Denkmünze arbeitete, die von Michel Angelo außerordentlich gelobt wurde. Zu den Künstlern dieser Epoche gehören noch der Aretiner Leo Leoni, der als Steinschneider und Münzgraveur am Hofe Kaiser Karls V. arbeitete, Jacopo Trezzo und Giovanni Paolo Poggi, die für Philipp II. von Spanien thätig waren. Im 17. Jahrh. thaten sich besonders G. Dupré und J. Varin an den Höfen Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. in Frankreich, Thomas Simon und N. Briot unter Karl I. und Cromwell in England hervor. Die Kunst, die menschlichen Gesichtszüge lebendig aufzufassen und frappant wiederzugeben, wurde von jenen Münzgraveuren auf eine seltene Höhe der Ausbildung gebracht und ihre Werke sind hinsichtlich des feinen Naturgefühls wie der vortrefflichen Arbeit gleich

bewunderungswürdig. Seit Ende des 17. Jahrh. bis auf die neueste Zeit hat sich die Zahl der Stempelschneider zwar sehr vermehrt; ihre Leistungen haben aber im allgemeinen eine niedere Stufe künstlerischer Ausbildung. Liebhaber schätzen der leichten, geschmackvollen Behandlung wegen hauptsächlich die Arbeiten von Hedlinger aus Schwyz, Losch in München, K. F. Voigt aus Berlin, A. Galle, A. Michaut, Barre dem Ältern und Depaulit in Paris.

Stempelsteuer, s. unter Stempel.

Stenay, Stadt im Kreise Montmédy des franz. Depart. Meuse, westlich von Montmédy an der Maas gelegen, Station der Linie Lerouville-Sedan der Französischen Ostbahn, mit (1881) 2064 (Gemeinde 3206 E.) und bedeutender Eisenhütte, Knotenpunkt vieler Straßen, wurde 27. Aug. 1870 vom 12. (königl. sächs.) Armeekorps besetzt, als die Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen sich der von Reims im Vormarsch nach Metz begriffenen franz. Armee von Châlons an der Maas vorlegte.

Stenbergsche Heißluftmaschine, s. unter Calorische Maschinen.

Stenbock (Magnus, Graf von), einer der berühmtesten Feldherren Karls XII. von Schweden, geb. zu Stockholm 1664. Sein Vater, Gustav Otto S., geb. 1614, war Feldmarschall und seit 1664 Reichsadmiral (gest. 1685), seine Mutter eine Tochter des großen Feldherrn Jak. Pontusson de la Gardie. S. studierte in Upsala, begab sich 1683 auf Reisen, trat dann in holländ. Dienste und focht unter den Prinzen von Baden und von Waldeck in den Niederlanden und am Rhein. Im J. 1697 wurde er zum Obersten eines deutschen Regiments in Wismar ernannt. Er begleitete Karl XII. auf dessen meisten Feldzügen und trug viel zu dem Siege von Narwa bei. Auch im poln. Kriege führte er bis 1706 den Oberbefehl über ein Truppenkorps, eroberte Thorn und leitete dann die Verpflegung des Heeres. S. begleitete den König nach Sachsen und wurde später Gouverneur in Schonen. Als der König von Dänemark, Friedrich IV., von dem Unglück der Schweden bei Pultawa benachrichtigt, in Schonen einfiel, stellte sich S. an die Spitze von 8000 Mann alter und 12000 Mann neu ausgehobener Truppen und schlug den Feind 28. Febr. 1710 bei Helsingborg. Mit einem neuen schwed. Heer kam er 1712 nach Pommern, griff 20. Dez. bei Gadebusch im Mecklenburgischen die Dänen an, schlug sie abermals, rückte hierauf in Holstein ein und verbrannte 9. Jan. 1713 Altona. Da er sich zu tief in das Holsteinische wagte, wurde er von den dän., russ. und sächs. Truppen bei Tönningen eingeschlossen und mußte sich mit seinem Heere 6. Mai 1713 kriegsgefangen ergeben. Er wurde nach Kopenhagen in Verwahrung gebracht. Ein Versuch zur Flucht führte zur engsten Kerkerhaft, in der er 1717 starb. In seinen polit. Gesinnungen stimmte er den Grundsätzen seines Schwiegervaters, Bengt Oxenstjerna, bei und wiederriet das Eindringen Karls XII. in Polen. Vgl. «Mémoires concernant Mr. le comte de S., par Mr. N.» (Frankf. 1745) und seine Biographie von Laenborn (in «Lebensbeschreibungen der berühmten schwed. Feldherren», schwedisch, Bd. 1, Stockh. 1821).

Stendal, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Uchte, Knotenpunkt der Linien Magdeburg-Lüzen, S.-Wittenberge, Berlin-Lehrte und S.-Tangermünde der Preußischen Staatsbahnen, früher die Hauptstadt der brandenb. Altmark, ist Sitz eines Landratsamts, Landgerichts, Amtsgerichts und Hauptsteueramts, und zählt (1885) 16186 E. Unter den sechs Kirchen der Stadt zeichnet sich die Marienkirche und besonders der 1188 gestiftete Dom durch seine schönen Backsteinverzierungen und Glasmalereien aus. Auch besitzt die Stadt eine Rolandsäule und ein von Wichmann modelliertes, 18. Okt. 1859 aufgestelltes Denkmal Winckelmanns, der hier 9. Dez. 1717 geboren ist. Von höhern Unterrichtsanstalten sind ein Gymnasium und eine höhere Töchterschule vorhanden. Bemerkenswert ist das Tangermünder Thor und das zu dem schönsten mittelalterlichen Profanbauten zu zählende Unglinger Thor. In S. befindet sich eine bedeutende Reparaturwerkstätte der königl. Eisenbahnen, welche mehrere hundert Arbeiter beschäftigt. Bei der 1258 erfolgten Teilung der Mark Brandenburg ward S. Regierungssitz der ältern oder Stendalschen Linie des Hauses Askanien, welche Johann I. stiftete, die aber schon 1320 wieder erlosch. Unter Kurfürst Johann Cicero wurde zu S. eine Buchdruckerei angelegt, aus welcher 1488 das erste nicht nur in der Altmark, sondern der Mark Brandenburg gedruckte Buch (eine Ausgabe des «Sachsenspiegels») hervorging. Des Kurfürsten Sohn, Joachim I., verweilte gern zu S., wo er auch 1535 starb. In dem 5 km von S. entfernten Dorfe Eichstedt wurde der Afrikareisende Nachtigal geboren, dem in S. ein Denkmal gesetzt werden soll. Vgl. Götze, «Urkundliche Geschichte der Stadt S.» (Stendal 1873). — Der Kreis Stendal zählt auf 897,7 qkm (1885) 58113 E.

Stendhal, Pseudonym des franz. Schriftstellers Marie Henri Beyle (s. d.).

Stengel (Caulis) nennt man in der Botanik jedes oberirdische Stammorgan der krautartigen und strauchartigen Gewächse. (Vgl. Stamm.)

Stengelbrand, soviel wie Roggenbrand, s. unter Brand des Getreides.

Stengen heißen die Verlängerungen der Masten, welche an diesen in die Höhe geschoben werden und die obern Raaen (s. d.) tragen. An den Masten werden sie mit ihrem Fuße durch ein Balkengerüst, die Salinge, sowie an deren Spitze durch ein eisernes oder hölzernes Joch, das Eselshoofd, festgehalten, das mit einer viereckigen Öffnung über die Mastspitze greift, während die S. in einer runden Öffnung des Eselshoofds ruht. Man hat drei S. übereinander, die untern heißen Vor-, Groß- und Kreuz-Marsstengen, die nächsten mit denselben unterscheidenden Vorsetzungen Bram- und die obersten, die jedoch meist mit den mittlern aus demselben Stück bestehen, Oberbramstengen.

Stenochromie nennt O. Radde in Hamburg ein Verfahren, nach Art des lithographischen Mosaikdrucks auf einer für diesen Zweck konstruierten Presse Abzüge in Farben mit einmaligem Druck vermittelst schablonenartig zusammengesetzter pastöser Farbenkörper zu reproduzieren. (S. Farbendruck.) J. Greth in Charlottenburg nennt das von ihm weiter ausgebildete Verfahren Gretho-Stenochromie. In neuester Zeit werden namentlich in England stenochromatische Drucke sowohl in Wasser- als in Ölfarben hergestellt.

Stenographie (grch., d. i. Engschrift) nennt man jede Schrift, welche durch vereinfachte Lautzeichen und durch Abkürzung der Wörter das Mittel bietet, so schnell zu schreiben, als gesprochen wird. Sie ist zur Aufzeichnung von Reden unentbehrlich,

aber auch für Studierende, Beamte, überhaupt für alle, welche viel mit Schreibgeschäften zu thun haben, von so großem Nutzen, daß man in neuerer Zeit die Güte eines Stenographiesystems nicht bloß nach der Kürze der Schrift, sondern auch nach der Leichtigkeit ihrer Erlernung beurteilt.

Schon die Römer bedienten sich einer S., welche man nach dem Namen ihres Erfinders, eines Freigelassenen des Cicero, Marcus Tullius Tiro, als Tironische Noten bezeichnet. Noch bisjetzt ist der Anfang der Rede «Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra?» in stenograph. Zeichen (QPN für quousque patientia nostra) erhalten geblieben (s. nachstehende Tabelle, Zeile 1); doch pflegte gewöhnlich nicht mit solch kühnen Abbreviaturen geschrieben zu werden, man begnügte sich mit vereinfachten Schriftzeichen für die Stammsilben und Beifügung kleiner Zeichen für Suffixe, wie die Probe «Afferte domino filii dei, afferte domino filios arietum; afferte domino gloriam (Zeile 1) aus dem 10. Jahrh. zeigt. Die Tironischen Noten gingen mit dem röm. Reiche unter, ihre Kenntnis erhielt sich aber bei Notaren und in manchen Klosterzellen; einzelne Abkürzungen derselben gingen sogar in die Kurrentschrift über wie con, id est u. s. w. (S. Zeile 2.)

Die religiös-politischen Kämpfe in England riefen das Bedürfnis nach einer S. wieder hervor und John Willis erfand 1602 ein vereinfachtes Alphabet (Zeile 3), sowie die Bezeichnung der Vokale durch verschiedene Stellung der Konsonanten. Bald folgten andere einfachere Alphabete und die Bezeichnung der Vokale durch Punkte in verschiedener Stellung in der Reihenfolge von oben nach abwärts: a e i o u, und John Byrom (1741) stellte Grundsätze für die Auswahl der Zeichen aus den geometrischen Figuren der Linie und des Kreises auf, wobei die Verbindungsfähigkeit zu beachten war, weshalb er für manche Laute mehrere Zeichen aufstellte. (Zeile 4.) Samuel Taylor (1786) schuf das einfachste engl. S.-System, er ließ den inlautenden Vokal unbezeichnet und gebrauchte für den an- und auslautenden Vokal den Punkt ohne Unterschied. Sein System verbreitete sich über ganz Europa, bot aber beim Lesen große Schwierigkeiten. (Zeile 5.) Daher kehrte Isaak Pitman (1837) wieder zur vollen Vokalbezeichnung zurück, er verwendete den Punkt und einen kleinen wagerechten Strich in verschiedener Stellung und Stärke für die Vokale, die Linie und Teile des Kreises in verschiedener Stärke für die Konsonanten, wobei er eine streng lautliche Bezeichnung durchführte. Er nannte seine Schrift daher Phonographie. (Zeile 6 u. 8.) Seine Schrift gewann in England und Amerika große Verbreitung. In Frankreich fand Taylors System durch Bertin (1792) Eingang und wurde von Prévost (1820) verbessert. Jetzt ist jedoch das System Duployé (1868) das verbreitetste, da es zum Teil verbindungsfähige Vokalzeichen hat und eine phonetische Vollschrift gestattet. (S. Tabelle, Zeile 7.)

Von der Verbindungsart der stenographischen Zeichen dieser Systeme liefern die Zeilen 9—12 Proben. Zeile 9 (Byrom) und 10 (Taylor) haben den gleichen Text: «Our father which art in heaven, hallowed be thy name. Thy kingdom come. Thy will be done on the earth, as it is in heaven.» Zeile 11 (Pitman): «The advantage of a practical acquaintance with the stenographic art to individuals in all situations of life, but more particularly to literary men, is strikingly shown in the career.» (Hier sind Abkürzungen angewandt.) Zeile 12 (Duployé): «Monseigneur, mes frères! En reparaissant pour la première fois dans l'une des chaires de cette capitale où il m'avait été.»

In Deutschland fand anfangs Taylors System gleichfalls Nachahmung, 1817 stellte jedoch Fr. X. Gabelsberger in München ein Alphabet auf, welches der deutschen S. einen eigenen Charakter gab. Er verwendete die Teilzüge der Kurrentschrift als Lautzeichen und verteilte sie dem Charakter der Laute entsprechend auf diese, er vereinigte dadurch die Einfachheit der engl. Zeichen mit der Schreibflüchtigkeit der Kurrentschrift, wobei es ihm gelang, mehrere Zeichen in einen Zug zu vereinigen (zu verschmelzen); verwandte Laute erhielten verwandte Zeichen (Zeile 13). Die Vokale erhielten ebenfalls verbindungsfähige Zeichen, werden aber auch symbolisch durch verschiedene Stellung der Konsonanten ausgedrückt. Die häufig vorkommenden Formwörter erhielten feststehende Abkürzungen (Sigel), die Begriffswörter werden frei je nach dem Sinne des Satzes gekürzt (Satzkürzung). Gabelsbergers System fand bei fast allen deutschen Parlamenten Anwendung und wurde auch in fast alle europ. Sprachen übertragen, insbesondere wurde es in den dän., schwed., ital. griech. und in den slaw. Parlamenten angewendet; in Bayern, Österreich und Sachsen ist die Gabelsbergersche S. in den Schulen als Unterrichtsgegenstand eingeführt.

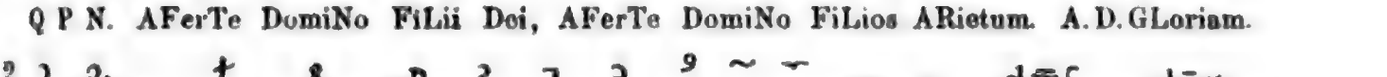
Das Streben Gabelsbergers, seine Wortbilder möglichst kurz und schreibflüchtig zu gestalten, beeinträchtigte notwendigerweise die konsequente Durchführung der Regeln, der Vokal wird bald im Auslaut, bald im Anlaut, sowie durch verschiedene Merkmale bezeichnet (s. Zeile 17: webe, wabe, bat, mahnen, biegen, dick, bieten, bogen, zog, Bug, Ruhm, läge, Löhne, Lüge, Beil). W. Stolze (1841) suchte eine einheitliche Vokalbezeichnung dadurch zu erreichen, daß er ganze Silben über die Zeile stellte, um hohe Vokale, oder unter die Zeile, um tiefe Vokale auszudrücken, wobei er die starken Vokale durch Schattierung von den schwachen, die Umlaute durch breite Verbindung unterschied (s. Zeile 18, die gleichen Beispiele wie oben), dies nötigte ihn jedoch zur Aufstellung von Abkürzungen für Vor- und Nachsilben und zur abweichenden Bezeichnung des Vokals in den sog. Nebensilben. Das Streben, Anlaut und Auslaute zu unterscheiden, veranlaßte ihn, für die Hälfte der Zeichen Nebenzeichen aufzustellen (Zeile 14), wodurch die Erlernung erschwert wird. Doch ist seine Schrift regelrechter als die Gabelsbergersche, schreibflüchtig und dank der gut gewählten Abkürzungen auch kurz. Das Stolzesche System ist besonders in Norddeutschland und der Schweiz verbreitet, es wird in den preuß. Kammern, im Deutschen Reichstage (neben dem Gabelsbergerschen System) und im ungar. Parlament angewendet. Eine im J. 1872 vorgenommene Vereinfachung des Systems führte eine Trennung in Alt- und Neustolzener herbei.

Im J. 1860 veröffentlichte L. A. Arends eine Stenographie, in welcher die Vokalzeichen (gerade oder gebogene Aufstriche) an die Konsonantenzeichen angefügt werden (Zeile 16 u. 20). Durch Anwendung von Nebenzeichen und eigenen Verbindungsregeln wird seine Schrift kurz, doch die Erlernung erschwert. Das Arendssche System wurde von Heinrich Roller (1875) teilweise verändert.

Tironische Noten.

1

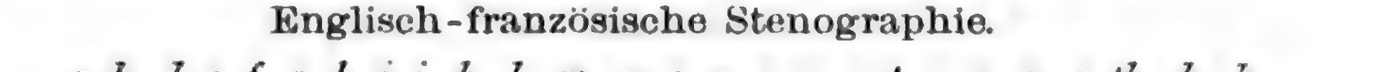
Q P N. AFerTe DomiNo FiLii Dei, AFerTe DomiNo FiLios ARietum. A. D. GLoriam.

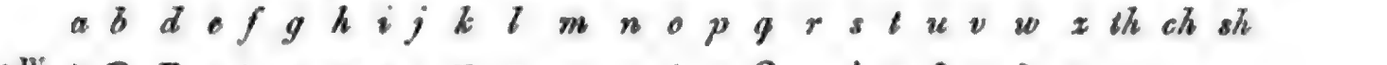
2 

con idest vel omino pro sibi et ejus us re ur esse est dominus dicuntur

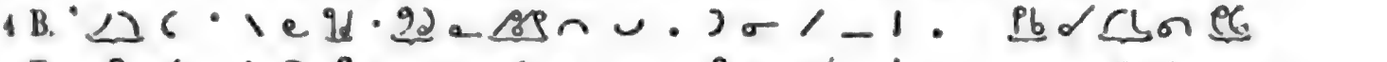
Englisch-französische Stenographie.

a b d e f g h i j k l m n o p q r s t u v w x th ch sh

3 W. 

4 B. 

5 T.

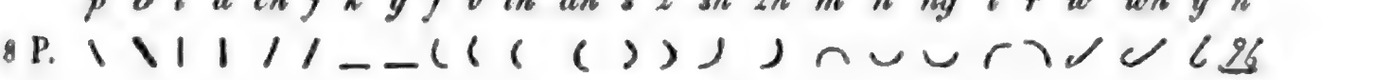
6 P. 

7 D.

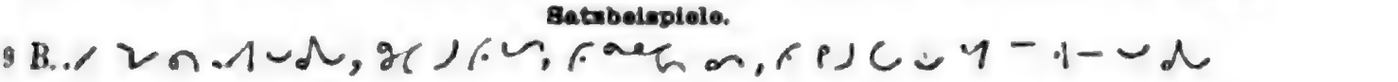
p b t d ch j k g f v th dh s z sh zh m n ng l r w wh y h

8 P.

Satzbeispiele.

9 B. 

10 T.

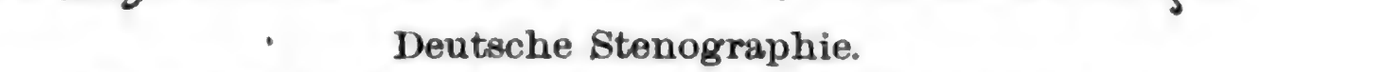
11 P. 

12 D.

Deutsche Stenographie.

l r m n h ch j g k w b p f v pf s t d st x sch a e i o u ä ö ü ei au

13 G.

14 St. 

15 F.

16 A.

webe wabe bat manen biegen dick bieten bogen zog bug ruhm läge löhne lüge beil

17 G.

18 St.

19 F.

20 A.

Satzbeispiele.

21 G.

22 St.

23 F.

24 A.

Unter den übrigen stenographischen Systemen zeichnet sich das von K. Faulmann (1883) aufgestellte durch Einfachheit und Kürze der Schrift aus, seine Zeichen schließen sich an die von Gabelsberger und Stolze an, die Vokale werden ausnahmslos im folgenden Konsonanten durch Höher- oder Tieferstellung, Druck oder enge und weitere Verbindung ausgedrückt. (Zeile 15 u. 19.) Die Konsonantenzeichen haben eine große Verbindungsfähigkeit. Faulmanns System, welches zuerst unter dem Titel «Phonographie» erschien, gestattet eine stenographische Vollschrift, in welcher keine Abkürzungen angewendet werden, für das Nachschreiben von Reden werden Sigel für Formwörter und eine freie Kürzung auf Grundlage des Klanges bei den Begriffswörtern angewendet.

Zeile 13—16 zeigt die Alphabete der hier erwähnten vier deutschen S.-Systeme, Zeile 17—20 die Vokalbezeichnung in den gleichen Wörtern, Zeile 21—24 den Anfang des Vaterunsers bis «auf Erden». In der Gabelsbergerschen Zeile kommen 9, in der Stolzeschen 16, in der Arendsschen 7, in der Faulmannschen Vollschrift, wie oben erwähnt, keine Sigel vor.

Litteratur. 1) Geschichte: Zeibig, «Geschichte und Litteratur der Geschwindschreibkunst» (2. Aufl., Dresd. 1878); Pitman, «A history of shorthand», (Lond. 1852); Krieg und Zeibig, «Panstenographikon» (Dresd. 1869). 2) Systeme: Pitman, «A manuel of phonographie» (Lond.); Duployé, «Sténographie» (Par.); für Gabelsbergers System: Raetzsch, «Lehrbuch der deutschen S.» (46. Aufl., Dresd. 1886; für Stolzes System: Stolze, «Lehrbuch der deutschen S.» (Bd. 1: «Anleitung zur deutschen S.», 46. Aufl., Berl. 1885; Bd. 2: «Schlüssel zu den Aufgaben in der Anleitung», 12. Aufl., Berl. 1881; Bd. 3: «Ausführlicher Lehrgang der deutschen S.», 9. Aufl., Berl. 1885). Arends System: Arends, «Vollständiger Leitfaden» (15. Aufl., Berl. 1885); Roller, «Vollständiger Leitfaden» (8. Aufl., Berl. 1882). Für Faulmanns System: Faulmann, «Phonographische Selbstunterrichtsbriefe» (Wien 1884); derselbe, «Anleitung zur phonetischen S.», (2. Aufl., Wien 1885).

Stenokardie (grch.), die Brustbräune (s. d.).

Stenönischer Gang (ductus Stenonianus), der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse (s. d.), benannt nach seinem Entdecker, dem dän. Arzt und Anatomen Nikolaus Stenson (Stenonis), geb. 10. Jan. 1638 zu Kopenhagen, gest. 25. Nov. 1686.

Stenopäische Brille, s. unter Brille.

Stenöse (grch.), die Verengerung von Gefäßen und Kanälen; Stenöse der Herzostien, die widernatürliche Verengerung der Herzmündungen, s. Herzfehler.

Sten Sture, s. Sture (Sten).

Stentor hieß einer der Griechen vor Troja, der sich durch eine so gewaltige Stimme auszeichnete, daß er, wie Homer sagt, schreien konnte wie 50 Männer zusammen. In seiner Gestalt ermahnte Here die Griechen zum Kampfe gegen die Troer. Nach ihm wird eine ungewöhnlich starke Stimme eine Stentorstimme genannt.

Stenzel (Gust. Adolf Harald), Geschichtsforscher, geb. 21. März 1792 zu Zerbst, studierte zu Leipzig Philologie und Geschichte, wurde im Befreiungskriege Dez. 1813 an der Spitze seines zum Sturm auf das Dorf Sehestedt bei Kiel geführten Bataillons schwer verwundet und habilitierte sich 1815 in Leipzig; 1817 begab er sich nach Berlin, wo er über Geschichte las und die «Geschichte der deutschen Kriegsverfassung» (Berl. 1819), sowie das «Handbuch der anhalt. Geschichte» (Dessau 1820; Anhang, Lpz. 1824) schrieb. Im J. 1820 wurde er außerord. Professor zu Breslau, 1821 Archivar des schles. Provinzialarchivs, 1827 ord. Professor. Sein erstes Hauptwerk war «Die Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern» (2 Bde., Lpz. 1827—28). Für die von Heeren und Ukert herausgegebene «Geschichte der europ. Staaten» lieferte er die «Geschichte Preußens» (2 Bde., Hamb. 1830—37). Gleichzeitig gab er mit Tzschoppe die «Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz» (Hamb. 1832) heraus, sowie den «Grundriß und Litteratur zu Vorlesungen über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte» (Bresl. 1832). Ferner besorgte er die Herausgabe der «Scriptores rerum Silesiacarum» (2 Bde., Bresl. 1823—40) und der «Urkunden zur Geschichte des Bistums Breslau im Mittelalter» (Bresl. 1845). Sein zweites Hauptwerk, «Geschichte Schlesiens» (Bd. 1, Bresl. 1853), ward durch seinen Tod (2. Jan. 1854) unterbrochen.

Stenzler (Adolf Friedr.), ausgezeichneter Sanskritist, geb. 9. Juli 1807 zu Wolgast in Vorpommern, studierte 1826—29 zuerst Theologie, sodann orient. Sprachen zu Greifswald, Berlin und Bonn. Nachdem er 1829 zu Berlin mit der Schrift «Brahma-Vaivarta-Purâni Specimen» promoviert hatte, hörte er noch ein Jahr in Paris Vorlesungen und arbeitete dann weitere drei Jahre in London auf der Bibliothek der East India Company. Im J. 1833 wurde er Professor an der Universität Breslau, wo er außerdem von 1834 bis 1872 zuerst als Hilfsarbeiter, dann als Custos und zweiter Bibliothekar an der königl. und Universitätsbibliothek beschäftigt war. Seine Schriften sind: «Raghuvansa, Kâlidâsae Carmen, Sanskrite et Latine» (Lond. 1832), «Kumâra Sambhava Kâlidâsae Carmen, Sanskrite et Latine» (Lond. 1838), «Mricchakatikâ, Südrakae regis fabula Sanskrite» (Bonn 1847), «Gâjnavalkyas Gesetzbuch» (Sanskrit und Deutsch, Berl. 1849), «Indische Hausregeln» (Sanskrit und Deutsch, «Açvalâyana» und «Pâraskara» in den Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes; Bd. 3, 4 und 6, Lpz. 1864—78), «Meghaduta der Wolkenbote» (Gedicht von Kalidasa mit Wörterbuch, Bresl. 1868; 5. Aufl. 1885).

Stepenitz (Groß-), Flecken in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Kammin, an der Mündung des Gubenbaches in das Papenwasser, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1696 E. und hat bedeutende Torfgräbereien, Fischerei, Seeschiffahrt, Teerschwelereien, Mahl- und Holzschneidemühlen, Bau von Booten und ansehnlichen Handel mit Stettin, Vorpommern, Berlin und Hamburg. Alljährlich finden drei sehr besuchte Pferde- und Viehmärkte statt. Mit Stettin besteht Dampfschiffahrtverbindung. Bei Groß-S. liegt der Flecken Klein-Stepenitz mit 490 E. und die Dörfer Groß-Stepenitz (330 E.) und Klein-Stepenitz (150).

Stephan ist der Name von neun Päpsten:

Stephan I., 254—257, behauptete gegen Cyprian von Karthago die Gültigkeit der Ketzertaufe. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche und der 2. Aug. ihm geweiht.

Stephan (II.), gewählt 19. März 752, starb schon vier Tage nach seiner Wahl und wird daher in der Reihe der Päpste gewöhnlich nicht gezählt.

Stephan II., vorher Diakonus zu Rom, Papst 752—757, rief den fränk. König Pipin den Kleinen zu Hilfe gegen Aistulph, König der Longobarden, welcher das Gebiet von Ravenna (das Exarchat) erobert hatte. Pipin schlug die Longobarden, übergab als röm. Patricius dem Papste das Exarchat und legte dadurch den Grund zur weltlichen Herrschaft des Papsttums. Zum Danke dafür salbte S. Pipin den Kleinen im Kloster St.-Denis zum Könige. Vgl. Martens, «Die röm. Frage unter Pipin und Karl d. Gr.» (Stuttg. 1881).

Stephan III., Priester zu St. Cäcilia, Papst 768—772, ließ auf einer Synode zu Rom 769, im Widerspruch mit einer Synode zu Konstantinopel, die Verehrung der Bilder, Reliquien und Heiligen, sowie der Maria von neuem bestätigen.

Stephan IV., vorher Diakonus zu Rom, Papst 816—817, war ohne Bedeutung.

Stephan V., Papst 885—891, hatte ohne die Bestätigung des damaligen Kaisers, Karls des Dicken, die Weihe erhalten, wußte sich aber zu behaupten, als Karl ihn deshalb absetzen wollte. In dem Kampfe der Herzöge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul um die ital. Krone begünstigte und krönte er Guido.

Stephan VI., Papst 896, stand, verwickelt in die damaligen ital. Parteikämpfe, ganz unter dem Einfluß vornehmer Römer und Toscaner und auf der Seite Guidos. Weil sein Vorgänger Formosus der Gegenpartei angehört hatte, ließ er den Leichnam desselben ausgraben und schänden. Von seinen Gegnern wurde er gefangen genommen und 897 im Kerker erdrosselt.

Stephan VII., Papst 929—931, stand unter dem Weiberregiment der Theodora und Marozia.

Stephan VIII., ein Verwandter von Kaiser Otto I., Papst 939—942, war ohne Bedeutung.

Stephan IX., ein Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen, vorher Bischof von Lüttich, dann Mönch in Monte-Cassino, Kardinal und Papst 1057, hatte den Plan, durch die Krönung seines Bruders ein nationales Kaisertum in Italien zu schaffen, und ließ die Römer schwören, die Papstwahl, falls er während Hildebrands Aufenthalt in Deutschland sterben sollte, bis zu dessen Rückkehr aufzuschieben. In seine Zeit fällt die große Trennung der griech. Kirche von der römischen. (S. Schisma und Griechische Kirche.) Er starb zu Florenz 1058. Vgl. J. Wattendorf, «Papst Stephan IX.» (Paderb. 1883).

Stephan, Name von fünf Königen von Ungarn aus dem Geschlecht Arpáds (s. d.):

Stephan I. oder der **Heilige** (997—1038), der erste König von Ungarn, war der Sohn des Herzogs Geisa, wurde von dem Apulier Adrodat von Sanseverino erzogen und 995 (in seinem 20. Lebensjahre) angeblich von Adalbert, dem Bischof von Prag, getauft. In der Taufe erhielt er den Namen S.; sein früherer Name war «Wajk». In demselben Jahre vermählte er sich mit der bayr. Herzogstochter Gisela, in deren Begleitung zahlreiche Deutsche nach Ungarn kamen. S. besiegte mit Hilfe dieser seine heidnischen Widersacher und begann ernstlich die Christianisierung dieses Volks. Er stiftete mehrere Bistümer und Klöster und trat selber als Apostel auf. Der Papst Sylvester II. bestätigte die kirchlichen Einrichtungen S.s und schickte ihm eine Königskrone, mit welcher S. 1000 (nach andern 1002) gekrönt wurde. Auch seine weltliche Herrschaft erweiterte und befestigte S. durch siegreiche Kämpfe gegen widerspenstige Stammeshäuptlinge im Osten und Süden des Landes und führte eine geregelte politische Organisation und Verwaltung ein, wobei ihm deutsche Einrichtungen und Gesetze als Muster vorschwebten. Er starb 1038 und wurde 1087 in die Zahl der Heiligen der kath. Kirche aufgenommen. Ungarn verehrt ihn als seinen Landespatron, dessen Fest am 20. Aug. gefeiert wird. Nach ihm wurden Ungarn und seine Teile auch die «Länder der St. Stephanskrone» genannt. Die rechte Hand des heiligen S. wird in der ofener Schloßkapelle aufbewahrt.

Stephan II. (1114—1131) war der Sohn König Colomans (s. d.) und beim Tode seines Vaters erst 13 J. alt. Er war ein leichtsinniger, ausschweifender und grausamer Fürst, der sich in verderbliche Kriege mit seinen Nachbarn (Venedig, Mähren, Österreich, Rußland und Byzanz), sowie in Kämpfe mit Aufständischen im Innern seines Reichs stürzte. Unter seiner Regierung ließen sich zahlreiche Bulgaren in Ungarn nieder. S. starb im April 1131, nachdem er kurz vorher das Mönchshabit angelegt hatte.

Stephan III. (1161—1172), der Sohn König Geisas II., wurde erst fünfzehnjährig zum König gekrönt, hatte aber gegen seinen Oheim **Stephan** IV., der vom byzant. Kaiser Manuel unterstützt wurde, heftige Thronkämpfe zu führen, in denen er beim Deutschen Kaiser und beim König von Böhmen Hilfe suchte und teilweise auch fand. S. starb 4. März 1172; sein Gegner Stephan IV. war schon im April 1164 ebenfalls von einem frühen Tode dahingerafft worden.

Stephan V. (1270—1272), der Sohn König Belas IV., war schon in seiner Kindheit zum «jüngern» König gekrönt und ließ sich nach seines Vaters Tode nochmals krönen. Seine Regierung dauerte nur zwei Jahre, in denen er mit Ottokar von Böhmen einen unglücklichen Krieg führte und zu einem drückenden Friedensschlusse sich bequemen mußte (2. Juli 1271). S. starb auf einem Feldzuge nach Serbien 1. Aug. 1272.

Stephan (Franz Victor), Erzherzog von Österreich, Sohn des Erzherzogs Joseph, geb. 14. Sept. 1817, wurde 1843 Civilgouverneur von Böhmen, 1847 Palatin von Ungarn. Nach Ausbruch der Revolution legte er 24. Sept. 1848 seine Stelle nieder und lebte seitdem als Privatmann auf seinen Gütern in Nassau (Grafschaft Holzappel und Schaumburg). Er starb 19. Febr. 1867 in Mentone. Vgl. «Erzherzog S. Victor von Österreich» (Wiesbaden 1868).

Stephan (Heinrich von), der erste Generalpostmeister des neuen Deutschen Reichs, geb. als Sohn eines Handwerkers 7. Jan. 1831 zu Stolp in Pommern, besuchte das Gymnasium daselbst und trat nach Ablegung der Abiturientenprüfung ins Postfach ein. Seine reichen Sprachkenntnisse veranlaßten 1856 seine Berufung in das Generalpostamt zu Berlin. Im J. 1858 zum Postrat, 1863 zum Oberpostrat befördert, arbeitete er eine neue Dienstanweisung für die Oberpostdirektionen aus, ein weitschichtiges, bedeutsames Dienstkompendium von hohem technischen Wert, und wurde 1865 zum Geh. Postrat und vortragenden Rat, 1868 zum

Geh. Oberpostrat ernannt. «Unsere Zeit» und Raumers «Histor. Taschenbuch» brachten mehrere nationalökonomische und geschichtliche Essays S.s, deren Gediegenheit und schöne Sprache Aufmerksamkeit erregten. In seinem Berufe leistete er Hervorragendes auf dem Gebiete der internationalen Postreformen, indem es ihm gelang, den Ideen von der Wirksamkeit der Post als eines Hebels der Kultur bei den ihm übertragenen internationalen Vertragsschlüssen Geltung zu verschaffen und den Verkehr der Nationen untereinander von den lästigen Fesseln der Fiskalität zu befreien. S.s glänzendste Leistung auf diesem Felde war die Übereignung des Thurn und Taxisschen Postwesens an die Krone Preußen durch den Staatsvertrag vom 28. Jan. 1867, womit der letzte Rest der Feudalpost des Mittelalters beseitigt war. Auf Befürwortung des Handelsministers von Itzenplitz wurde S. 26. April 1870 zum Generalpostdirektor des Norddeutschen Bundes ernannt. Mit seinem Amtsantritt beginnt eine neue, thatenreiche Epoche des Postwesens. Noch mit der Reform des Bundespostwesens, namentlich mit der Durchführung des Einheitsportos u. s. w. beschäftigt, mußte S. alle innern Aufgaben zurückstellen und die Organisation der norddeutschen Feldpost im Deutsch-Französischen Kriege ins Werk setzen, eine gewaltige Arbeit, welche mustergültig gelöst wurde. Als nach Errichtung des Deutschen Reichs die norddeutschen Postinstitute zu einer einheitlichen Postgemeinschaft, zur Deutschen Reichspost, verschmolzen waren, welcher Baden und Elsaß-Lothringen beitraten, wurde S. zum Kaiserlichen Generalpostdirektor, später zum Generalpostmeister ernannt, und begann nun das wichtige Werk der Verschmelzung so zahlreicher, eigenartig eingerichteter Territorialposten durch Einführung einer einheitlichen, von Memel bis Konstanz reichenden Postgesetzgebung (1871). Er führte außerdem den einheitlichen Tarif für Pakete durch, schuf das neue Verkehrsmittel der Postkarten, der Postanweisungen und Postmandate, sowie die für den litterarischen Verkehr wichtige Bücherpost und rief eine Reihe erheblicher Erleichterungen für die Nation bei Benutzung der Postanstalten ins Leben. Erfolgreich waren ferner S.s Bemühungen zur Hebung der geistigen Wohlfahrt der Beamten (durch Stipendienbewilligung zu Studienreisen aus der Kaiser-Wilhelms-Stiftung, durch Gründung von Amtsbibliotheken und amtlichen Zeitschriften, «Postarchiv»), und ebenso seine Bestrebungen für Besserung der materiellen Lage der Beamten und Unterbeamten (Gehaltserhöhungen, Spar- und Vorschußvereine, Sonntagsruhe). S.s bedeutsamstes Werk aber ist die Gründung des Weltpostvereins (s. d.), einer Kulturerrungenschaft ersten Ranges. Trotz des Widerstrebens der auf Deutschlands Erfolge im Verkehrswesen eifersüchtigen Staaten (namentlich Frankreichs) gelang es S., auf der am 15. Sept. 1874 in Bern zusammengetretenen Postkonferenz den großen Gedanken der Gründung einer allgemeinen Post-Verkehrsgemeinschaft aller Völker in den Hauptgrundzügen zu verwirklichen. Im Juni 1878 wurde auf der Pariser Konferenz der Verein zum Weltpostverein erweitert, dem jetzt, mit geringen Ausnahmen, alle Kulturstaaten des Erdballs angehören. Die Konferenzen in Paris und (1885) Lissabon führten zugleich den Postpaketdienst (nach deutschem Muster) und den Postanweisungs-, sowie Geldversendungsverkehr in die internationalen Postbeziehungen ein.

Neben den internationalen Reformen unterließ S. keineswegs den Ausbau des innern Verkehrswesens. Im J. 1875 übernahm er die Telegraphenverwaltung des Reichs und verschmolz sie mit den Betriebseinrichtungen der Post in seitdem glücklich bewährter Organisation. In den folgenden zehn Jahren lieferte die Verwaltung unter S.s Leitung gegen 180 Mill. Mark an das Reich ab. Dabei aber waren fort und fort wichtige Verkehrserleichterungen und Reformen ins Werk gesetzt worden. Die Zahl der Postanstalten, welche 1872 nur 5755 betrug, wurde bis 1884 auf 13403 erhöht, die Zahl der Telegraphenanstalten von 1691 auf 11200. Erwägt man ferner, daß bei der wichtigen Reform des Landpostdienstes (1881—85) die Zahl der Landbriefträger auf das Doppelte, von 10000 auf 20000, gebracht ist, von denen viele mit Fuhrwerk ausgerüstet sind, und daß S. in wenigen Jahren alle wichtigen Hauptstädte und Handelsplätze des Reichs mit unterirdischen, allen Störungen entzogenen Kabeln in einer Länge von 5615 km verbunden hat, wodurch das Netz der Telegraphenlinien im Reichsgebiet auf 68386 km Länge gebracht ist: so kann man S. die Anerkennung nicht versagen, daß er die deutsche Post und Telegraphie auf den höchsten Stand unter allen Kulturstaaten gehoben hat. Dazu kommt noch die Einführung des Worttarifs bei den Telegrammen, die Errichtung der Rohrpost in Berlin, beziehungsweise Charlottenburg, die Telephoneinrichtungen, die Herstellung von Hunderten neuer Postgebäude, meist in klassischen Stilformen, in allen Teilen des Reichs, die Gründung des Postmuseums, des Elektrotechnischen Vereins und in neuester Zeit die durch seine Initiative erfolgte Herstellung der transoceanischen Reichspostdampferlinien u. s. w. Im Febr. 1880 wurde S. zum Staatssekretär des Reichspostamts ernannt, 1885 vom Deutschen Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben. Er ist Mitglied des Bundesrats, des preuß. Herrenhauses, des Staatsrats und mehrerer wissenschaftlichen Vereine, Ehrendoktor der Universität Halle und Ehrenbürger der Städte Stolp und Bremerhaven. Außer zahlreichen Essays über das Verkehrsleben sind von ihm erschienen: «Geschichte der preuß. Post» (Berl. 1859), «Das heutige Ägypten» (Lpz. 1872) und «Weltpost und Luftschiffahrt» (Berl. 1874).

Stephan Bathori, s. Bathori.

Stephania, der 220. Asteroid, s. u. Planeten.

Stephanie (Louise Adrienne Napoleone), Großherzogin von Baden, geb. 28. Aug. 1789, war die älteste Tochter des Grafen Claude Beauharnais (s. d.), eines Vetters des ersten Gemahls der Kaiserin Josephine. Am 8. April 1806 wurde sie in Paris mit dem Erbgroßherzog Karl (Ludwig Friedrich) von Baden vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen fünf Kinder, von denen die beiden Söhne bald nach der Geburt wieder starben (16. Okt. 1812 und 8. Mai 1817). Andererseits hat man freilich behauptet, daß dieselben auf Veranlassung der Markgräfin Amalie Friederike, der Schwiegermutter S.s, oder der Gräfin von Hochberg (s. d.), Stiefgroßmutter des Großherzogs Karl, beiseite geschafft worden seien. Insbesondere wurde der Findling Kaspar Hauser (s. d.) mehrfach als der älteste Sohn S.s bezeichnet. S. starb in Nizza 29. Jan. 1860. Ihre älteste Tochter Luise Amalie Stephanie (geb.

1811, gest. 1854) war mit dem Prinzen Gustav von Wasa 1830 vermählt, aber 1844 geschieden. Die zweite, Josephine Friederike Luise (geb. 21. Okt. 1813), heiratete 1834 den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, und die dritte, Marie Amalie Elisabeth Karoline (geb. 1817), vermählte sich 1843 mit dem Herzog von Hamilton (gest. 15. Juli 1863).

Stephanie (Christian Gottlob), eigentlich Stephan, Schauspieler, geb. 1733 zu Breslau, wurde Kaufmann, 1756 Schauspieler bei der Schuchschen Gesellschaft, begleitete diese Truppe auf ihren Wanderungen, spielte dann in Altona und Mitau und wurde 1760 Mitglied des Theaters in Wien. Im J. 1787 trat er als Darsteller von der Bühne zurück, blieb aber Direktionsmitglied; er starb 10. April 1798 in Wien. S. war tüchtig als Liebhaber und in feinkomischen Charakteren, besorgte Dramen-Übersetzungen und die Herausgabe der Monatsschrift «Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht», sein bedeutendstes und verdienstlichstes Wirken aber galt der Einführung des regelrechten Dramas auf die deutsche Bühne, gegenüber dem extemporierten.

Stephanie (Gottlieb), Bruder des vorigen, Schauspieler und Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1741 zu Breslau, war Soldat, bevor er 1769 in Wien zuerst als Schauspieler auftrat. Im Gegensatz zu dem vorigen verteidigte er die extemporierte Komödie und griff deren Gegner Sonnenfels mit Schärfe in der Parodie «Der Tadler nach der Mode» an. S. starb 23. Jan. 1800 in Wien; er hat sich namentlich durch eine fruchtbare dramatische Thätigkeit bekannt gemacht («Der Deserteur aus Kindesliebe», «Die Kriegsgefangenen», «Doktor und Apotheker» u. s. w.).

Stephanit, soviel wie Sprödglaserz.

Stephansfeld, Irrenanstalt bei Brumath im Unterelsaß.

Stephanskörner, der Samen von Delphinium [Staphysagria.

Stephanskraut, s. unter Delphinium.

Stephans-Orden, von der Kaiserin Maria Theresia 5. Mai 1764, dem Tage der Krönung Josephs II. zum röm. König, zu Ehren des ersten apostolischen Königs von Ungarn als königl. ungar. Orden gestiftet, gilt als vornehmster Orden der Österreichisch-Ungarischen Monarchie unmittelbar nach dem exklusiven Orden vom Goldenen Vlies. Er besteht aus drei, ihrer Zahl nach beschränkten Klassen, der der Großkreuze, Kommandeure und Kleinkreuze. Ursprünglich war mit seiner Verleihung die Erteilung des erblichen Freiherrenstandes verknüpft. Dies Privilegium ist jedoch 1884 aufgehoben worden. Das Ordenszeichen ist ein grün emaillierter Kreuz mit einem roten Medaillon. Das Kreuz hängt an goldener Krone und wird in größerer Form von den Rittern der ersten Klasse über der rechten Schulter, von denen der zweiten am Halse, in kleinerer Gestalt von den Rittern der dritten Klasse im Knopfloch getragen; das Band ist in der Mitte rot, an beiden Seiten grün.

Stephanus ist der Name dreier Heiliger der röm.-kath. Kirche. — Der erste, vorzugsweise sog. heilige S., war einer von den sieben Armenpflegern der Gemeinde zu Jerusalem, welche nach der Apostelgeschichte eingesetzt wurden, um das Murren der sog. Hellenisten (s. d.) in der Gemeinde wegen Hintansetzung ihrer Witwen bei der Verteilung der Unterstützungen zu beschwichtigen. Seiner geschichtlichen Stellung nach ist er der erste Vorläufer des Apostels Paulus gewesen, indem er das Gesetz geistig auslegte und den äußern Ceremonialdienst als Ungehorsam gegen den wahrhaften Willen Gottes verwarf. Sein mutiges Auftreten gab aber den Anlaß zu einer namentlich gegen den hellenistischen Teil der Urgemeinde ausgebrochenen Verfolgung, welcher S. selbst als der erste christl. Märtyrer (Protomartyr) zum Opfer fiel. Wie es scheint, wurde er ohne ordentliches Gerichtsverfahren bei einem Volkstumult gesteinigt. Die ihm in den Mund gelegte Verteidigungsrede (Apostelgesch. 7) ist ein Meisterstück dialektischer Bestreitung des äußerlichen Judentums und scheint den Geist, in welchem S. wirkte, mit geschichtlicher Treue widerzuspiegeln, wenn sie auch in ihrer vorliegenden schriftstellerischen Gestalt sicher von dem Verfasser der Apostelgeschichte herrührt. Sein Gedächtnistag ist der 26. Dez. — Der andere Heilige S. ist Papst Stephan I. (S. Stephan.) — Der dritte Heilige S. ist der König von Ungarn, Stephan I. (s. d.).

Stephänus (Robertus), eigentlich Robert Etienne (Estienne), gleichberühmt als Gelehrter wie als Buchdrucker, geb. 1503 zu Paris, der Sohn des Buchdruckers Henricus S. (geb. 1460, gest. 1520), widmete sich den gelehrten Studien und besaß die gründlichste Kenntnis des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Nach seines Vaters Tode arbeitete er einige Jahre gemeinschaftlich mit seinem Stiefvater Simon de Colines (Colinaeus) und besorgte eine Ausgabe des Neuen Testaments, welche alle frühern an Korrektheit übertraf, ihm aber auch, da er manche Änderungen vorgenommen hatte, den Haß der Sorbonne zuzog. S. heiratete bald darauf die Tochter des Buchdruckers Jodocus Badius Ascensius, Petronella. Um 1526 errichtete er eine Druckerei unter seinem Namen, aus welcher eine Reihe der schätzbarsten Werke hervorging. Seine Ausgaben griech. und röm. Klassiker bereicherte er größtenteils mit Noten und Vorreden. Dabei sorgte er eifrig für Korrektheit und heftete zu dem Zwecke die Probebogen öffentlich an, indem er für entdeckte Fehler Belohnungen versprach. Um 1532 ließ er eine zierliche Schrift verfertigen, mit welcher er die schöne lat. Bibel von 1532 druckte. Sie zog ihm neue Verfolgungen zu, vor denen er sich nur durch den Schutz des Königs Franz I. und durch das Versprechen sichern konnte, in Zukunft nichts ohne Zustimmung der Sorbonne zu drucken. Darauf gab er 1534 die erste Ausgabe seines trefflichen «Thesaurus linguae Latinae» heraus, den er in jeder folgenden mehr vervollkommnete. Im J. 1539 wurde er zum königl. Buchdrucker für das Lateinische und Hebräische ernannt. Auf sein Ansuchen ließ Franz I. die schönen Schriften gießen, welche die königl. Druckerei in Paris noch jetzt besitzt. Wegen neuer Anfechtungen, die ihn wegen seiner Bibelausgabe von 1545 trafen, ging er 1552 nach Genf, wo er zur reform. Kirche übertrat, mit seinem Schwager Konrad Badius das Neue Testament französisch druckte, eine eigene Druckerei errichtete und 7. Sept. 1559 starb.

Nicht minder berühmt ist sein Sohn, Henricus S. oder Henri Etienne, geb. zu Paris 1528. Schon als 20jähriger Jüngling gab er Anmerkungen zum Horaz heraus. Er reiste zweimal nach Italien, um die Schätze der dortigen Bibliotheken zu benutzen, und brachte wertvolle Abschriften mehrerer Klassiker mit. S. folgte, wie es scheint, dem Vater

nach Genf, war aber 1554 wieder in Paris und begann 1557 in einer eigenen Druckerei einige Werke herauszugeben, wobei ihn Ulrich Fugger mit Geld unterstützte. Da er der neuen Lehre öffentlich anhing, sah er sich oft in seinen Arbeiten unterbrochen. Im J. 1566 gab er die lat. Übersetzung des Herodot von Valla aufs neue heraus. Die Sammlung für ein griech. Wörterbuch, welche schon sein Vater begonnen hatte, setzte er mit Eifer fort und gab hierauf den «Thesaurus linguae Graecae» (1572; neue Ausg., Lond. 1816—26; neueste von Haase und Dindorf, Par. 1836 fg.) heraus. Der Auszug, den Scapula gleich nach dem Erscheinen besorgte, bewirkte, daß der Absatz nur langsam erfolgte, und so geriet S. in große Verlegenheit. Er zog sich endlich vom Hofe zurück und lebte zu Orléans, Paris, Frankfurt, Genf und Lyon. Auf seiner Reise nach letzterm Orte wurde er krank und starb im Hospital im März 1598, wahrscheinlich in Geisteszerrüttung.

Sein Sohn, Paulus S. (geb. zu Genf 1566, gest. um 1627), zeichnete sich durch treffliche Ausgaben klassischer Dichter und Redner, die aus der von ihm in seiner Geburtsstadt errichteten Druckerei hervorgingen, gleichfalls rühmlich aus. — Der Buchdrucker Charles Etienne, ein Bruder Roberts, geb. 1504, gest. 1564, ist bekannt durch sein «Dictionnaire historique etc.» (Genf 1546), den Vorläufer der englischen geogr. Wörterbücher. — Anton Etienne, ein Sohn von Paulus S., geb. 1592 zu Genf, gest. 1674 erblindet im Hôtel de Dieu zu Paris, druckte daselbst bis 1664. Über die ganze Familie Etienne vgl. Renouard, «Annales de l'imprimerie des Etiennes» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1843); F. Didot in «Nouvelle biographie générale» (Bd. 16, Par. 1856); Bernard, «Les Etiennes et les types grecs de François I» (Par. 1856).

Stephänus von Byzanz, griech. Geograph und öffentlicher Lehrer zu Konstantinopel, zu Anfang oder gegen Mitte des 6. Jahrh. n. Chr., verfertigte unter dem Titel «Ethnica» ein reichhaltiges geogr. Wörterbuch (anscheinend in 60 Büchern), welches nicht nur die Namen der Völker, Städte und Inseln, minder vollständig von Bergen und Flüssen angab, sondern auch über Mythen, geschichtliche Thatsachen und Eigentümlichkeiten von Völkern und Orten mit Beibringung von Beweisstellen aus den Alten berichtete. Unmittelbar vorhanden sind von diesem Werke nur noch einige kürzere und ein längeres Bruchstück; das übrige kennt man nur in einem Auszuge des Grammatikers Hermolaos, der um die Mitte des 6. Jahrh. (oder vielleicht erst gegen Ende des 7. Jahrh.) lebte. Die besten Ausgaben besorgten nach der Sammelausgabe «Cum annotationibus Holstenii, Berkelii et Th. de Pinedo» von Dindorf (4 Bde., Lpz. 1825) Westermann (Lpz. 1839) und Meineke (Berl. 1849). Vgl. Riese, «De Stephani Byzantii auctoribus» (Tl. 1, Kiel 1873).

Stephens (James), der Hauptbegründer des in Irland wirkenden Teils der fenischen Brüderschaften, organisierte seit 1858 die revolutionäre Bewegung in Irland und wurde 1863 von dem in Chicago abgehaltenen fenischen nationalen Kongreß als das Haupt der irischen Nation anerkannt. Im Sept. 1865 ließ er eine Proklamation verbreiten, worin er erklärte, die Zeit zum Losschlagen sei gekommen. Doch wurde die Empörung noch kurz vor dem offenen Ausbruch von der Polizei unterdrückt. S. wurde gefangen, entkam aber und setzte seine Agitation fort, welche 1867 einen bald unterdrückten Aufstand in Irland hervorrief. Hierauf legte er die Leitung der fenischen Organisation nieder.

Stephenson (George), ein Hauptbegründer des Eisenbahnwesens, war der Sohn armer Eltern und wurde in Wylam bei Newcastle (Northumberland) 8. Juni 1781 geboren. Seine erste Thätigkeit bestand in der Bedienung der Dampfmaschine, die an der Mündung der Kohlengrube gebraucht ward. Hier legte er sein mechan. Talent durch die zweckmäßigere Einrichtung eines Pumpenwerks an den Tag, an welchem gelernte Ingenieure ihre Kunst vergeblich versucht hatten. Er avancierte demnächst zum Aufseher, zeichnete sich durch seine Leitung der großen Kohlenwerke Lord Ravensworths bei Darlington aus und baute 1812 für einen bei denselben angelegten Schienenweg die erste Lokomotive. Es war die erste eigentliche Adhäsionsmaschine. Gleichzeitig mit Sir Humphry Davy hatte er das Verdienst, eine Sicherheitslampe für Grubenarbeiter zu erfinden, was ihm einen Ehrenpreis von 1000 Guineen verschaffte. Unter der Leitung S.s wurde die erste für den allgemeinen Verkehr bestimmte Eisenbahn von Stockton nach Darlington erbaut und 1825 vollendet. Für die Liverpool-Manchesterbahn erbot er sich, einen Dampfwagen herzustellen, der die Schnelligkeit von 16 km in der Stunde erreichen würde. Der Parlamentsausschuß, dem er seinen Plan vorlegte, behandelte ihn als einen Phantasten, aber bei der Probefahrt übertraf er noch seine Versprechungen. Die von ihm gebaute Lokomotive Rocket, die Rakete, zeigte als wichtigste Einrichtungen das Blasrohr, durch welches der verbrauchte Dampf in den Schornstein stieg und dadurch den nötigen Zug hervorrief, eine der weittragendsten Erfindungen S.s, und den Röhrenkessel, den vor ihm bereits Seguin in Frankreich angewendet hatte. Die Maschine bewegte sich mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 24 km in der Stunde fort, gewann den Preis und entschied dadurch die größte Umwälzung in der Mechanik, die seit Erfindung der Dampfmaschine durch Watt eingetreten ist. Sein Ruhm war jetzt gesichert, und durch die von ihm in Newcastle in Gemeinschaft mit M. Pease aus Darlington errichtete Maschinenbauanstalt erwarb er bald ein bedeutendes Vermögen. In Verbindung mit seinem Sohn brachte er die Dampfwagen zu ihrer heutigen Vollkommenheit, wie er denn auch für jede neuentstehende Eisenbahn in England, Amerika und auf dem europ. Kontinent die ersten Lokomotiven lieferte. Als Zeichen des Danks für die von ihm dem Eisenbahnwesen, sowie der Industrie überhaupt geleisteten Dienste wurde 1845 der Beschluß gefaßt, seine Statue in Newcastle auf der großen Eisenbahnbrücke über den Tyne aufzustellen, welche den Namen Stephenson-Brücke erhielt. Er war zuletzt auch Eigentümer mehrerer Kohlengruben und der großen Eisenwerke von Clay-croß und starb zu Tapton-House bei Chesterfield 12. Aug. 1848. Vgl. Smiles, «The life of George S.» (neueste Aufl., Lond. 1881).

Robert S., Sohn des vorigen, geb. 16. Okt. 1803 zu Wilmington, wurde, als er 15 J. alt war, bei den Killingworther Werken angestellt, von wo er nach dreijähriger Praxis an die Universität Edinburgh zog. Nach vollendeten Studien trat er in die Maschinenfabrik seines Vaters ein. Er unterstützte denselben bei dessen Ingenieurarbeiten und Unternehmungen, bereiste Amerika, wo er den ins

Unglück geratenen Trevethik, den Erfinder der Straßenlokomotive, traf und ihn aus tiefstem Elend hob. Er gründete dort die Bergwerksgesellschaft zu Columbien. Auch gewann er seinerseits einen auf den Bau einer Lokomotive ausgesetzten Preis von 10000 Mark. Im J. 1832 wurde ihm die Leitung des Baues der Liverpool-Birmingham-Eisenbahn übertragen, welchen er trotz bedeutender Schwierigkeiten zu Stande brachte, worauf noch die Blackwall-, Norfolk-, Aylesbury- und verschiedene andere Eisenbahnlinien und bedeutende Brücken unter seiner Aufsicht erbaut wurden. Sein Meisterstück war jedoch die Errichtung der Britanniabrücke (s. d.), der Röhrenbrücke über den Menaikanal, zwischen Wales und Anglesea, die 1847 begonnen und 18. Mai 1850 vollendet wurde und als erstes Muster eines ganz neuen Systems des Brückenbaues zu den wunderbarsten Werken des 19. Jahrh. zählt, obgleich später andere, nach demselben Plane gebaute Brücken dies Erstlingswerk an Großartigkeit noch übertrafen. Bald nachher errichtete S. zwei Röhrenbrücken über den Nil, auf der von ihm angelegten Eisenbahn zwischen Alexandria und Kairo. Er ging 1853 nach Canada, um die Arbeiten zu der gewaltigen Röhrenbrücke über den Lorenzstrom bei Montreal einzuleiten, welche in der Kommunikationslinie zwischen Ost- und Westcanada und den Vereinigten Staaten mittels der Grand-Trunk-Eisenbahn als letztes Verbindungsglied fehlte. Die Vollendung dieses, gegenwärtig unter dem Namen der Victoriabrücke bekannten Riesenbaues im Dez. 1859 erlebte er freilich nicht mehr. Bis ans Ende seines Lebens konsultierte man ihn nicht bloß in England, sondern in beinahe sämtlichen Staaten des Kontinents als die höchste Autorität in allen mit dem Plan und dem Bau von Eisenbahnen verknüpften Angelegenheiten, und häufig wurden Zwiste zwischen Eisenbahngesellschaften und Ingenieuren durch seinen schiedsrichterlichen Ausspruch geschlichtet. Schon 1847 war er zum Parlamentsmitglied für Whitby gewählt worden; er schloß sich der konservativen Partei an, doch nahm er an den parlamentarischen Verhandlungen keinen lebhaften Anteil. Er starb, große Summen zu wohlthätigen Zwecken hinterlassend, bald nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Norwegen, 12. Okt. 1859. In Anerkennung seiner großen Verdienste wurde er in der Westminster-Abtei beigesetzt. Vgl. Jeaffreson und Pole, «Life of Robert S.» (2 Bde., Lond. 1864); Smiles, «Lives of George and Robert S.» (2. Aufl., Lond. 1868).

Steppe heißt im Russischen soviel wie Wüste oder flaches, dürres Land. Der Name ist jedoch in der Erdkunde von den derartigen Landstrichen des Russischen Reichs auf alle großen Ebenen als Gattungsname übertragen worden, welche baumlos, mehr oder weniger gleichmäßig mit Gras und Kräutern bewachsen, durch den Mangel an Anbau und Bevölkerung und an Bewässerung mehr oder weniger öde und der Wüste verwandt sind. Geognostische Beschaffenheit und Klima sind es vornehmlich, welche den größten Ebenen der verschiedenen Erdstriche eine eigentümliche Physiognomie erteilen. Hiernach unterscheidet man die S. des Russischen Reichs und Innerasiens, die Heiden Norddeutschlands, die Landes im südwestl. Frankreich, die Puszten in Ungarn, die Savannen oder Prairien und Steinsteppen Nordamerikas, die Llanos und Pampas in Südamerika, die S. in Afrika. Vgl. A. von Humboldt, «Über die S. und Wüsten» in «Ansichten der Natur» (3. Aufl., Stuttg. 1849).

Steppenesel, s. Esel.

Steppnaht (frz. couture piquée, engl. quilting-seam), s. u. Nähen und unter Nähmaschine.

Steppstich (frz. point piqué, engl. quilting-stitch), s. u. Nähen und unter Nähmaschine.

Stēr (frz. stère, aus dem grch. στερεός, hart, fest) heißt im franz. metrischen Maßsystem die Einheit des Körpermaßes, insbesondere des Maßes für Bau- und Brennhölzer. Das S. ist ein Kubikmeter (mètre cube) = 29,1739 alte pariser Kubikfuß. Man teilt das S. in 10 Decister; 10 S. bilden das Dekaster. Das Hektoster (= 100 S.) und Kiloster (= 1000 S.) kommen nur selten in Anwendung.

Sterbekassen (auch Begräbnis-, Leichenkassen, Sterbeladen genannt) sind genossenschaftliche Lebensversicherungskassen im kleinsten Maßstabe und meist für die weniger bemittelten Klassen bestimmt. In der Regel gewähren sie unter dem Namen Sterbegeld nur so viel, daß die Kosten der Beerdigung bestritten werden können, in manchen Fällen auch mehr, jedoch höchstens 300—600 Mark. Der Versicherte zahlt entweder einen gewissen Betrag so oft ein Mitglied der Kasse verstirbt (was wegen der großen Unregelmäßigkeit solcher Beiträge nicht zu empfehlen), oder einen periodischen (wöchentlichen, monatlichen) Beitrag. Das Sterbegeld wird an die Erben des Mitgliedes ausgezahlt, und besitzt er solche nicht, so besorgt die Kasse selbst aus dem Sterbegelde die Beerdigung. Versicherungen fremder Leben mit Ausnahme desjenigen der Frau und der Kinder sind selten, in manchen Ländern auch verboten, weil sie zu Verbrechen Anlaß gegeben haben. Aus demselben Grunde verbietet das englische Gesetz den Friendly Societies, für den Todesfall von Frauen und Kindern mehr als die Begräbniskosten zu versichern. Neuerdings haben vorzugweise in England, dann auch in Deutschland und andern Ländern große Aktiengesellschaften entweder ausschließlich oder neben andern Lebensversicherungen die Versicherung von Sterbegeld unternommen, zum Teil mit außerordentlichem Erfolge, wie besonders die Londoner «Prudential» mit mehrern Millionen Versicherter, von denen die Beiträge wöchentlich durch Kollektoren abgeholt werden. Häufig und zweckmäßig sind die S. mit Krankenkassen verbunden. So gestattet das Reichsgesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen vom 7. April 1876 in §. 12 denselben die Gewährung einer mäßigen Begräbnisbeihilfe, und das Reichskrankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883 schreibt in den §§. 20, 64, 72, 73, 74 die Gewährung eines Sterbegeldes für die «organisierten Kassen», die Orts-, Betriebs- (Fabriks-), Bau-, Innungs- und Knappschafts-Krankenkassen verbindlich vor. Vgl. Hattendorf, «Über S.» (Gött. 1867); Max Hirsch, «Die gegenseitigen Hilfskassen und die Gesetzgebung» (Berl. 1875).

Sterbelehn, diejenige Art der Lehnware (s. Laudemium), welche bei einem durch den Tod herbeigeführten Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Beliehenen entrichtet werden mußte.

Sterbemünzen, s. Begräbnismünzen.

Sterbevogel, sov. w. Gemeiner Seidenschwanz.

Sterblichkeitsziffer, s. unter Bevölkerung und Mortalität.

Sterculia (Stinkbaum), eine Pflanzengattung aus der Familie der Sterkuliaceen, von

Linné so benannt, weil die Blumen der einzigen ihm bekannten Art nach menschlichem Kot (stercus) riechen. Man kennt gegen 50 Arten, die in den Tropengegenden, besonders in Asien wachsen. Es sind insgesamt Bäume mit einfachen gelappten oder fingerförmig zusammengesetzten Blättern und traubig oder rispig gruppierten, oft ansehnlichen und schön gefärbten eingeschlechtigen Blüten, welche aus fünf Perigonblättern, zahlreichen, zu einer Säule verwachsenen Staubgefäßen oder fünf von einander fast ganz getrennten Fruchtblättern bestehen. Die Frucht ist eine fünffächerige mehrsamige Kapsel, deren einzelne Fächer nur am Grunde zusammenhängen. Die bohnenartigen Samen der zuerst bekannt gewordenen Art, der in Ostindien und Cochinchina heimischen S. foetida *L.*, enthalten fettes Öl in reichlicher Menge und können geröstet gegessen werden. Die ebenfalls in Ostindien wachsende S. villosa *Roxb.* besitzt sehr biegsame Bastfasern, aus denen vorzügliche Seile gefertigt werden. Die mandelartig schmeckenden Samen der südamerikanischen S. Chicha *St. Hil.* sind in Brasilien eine beliebte Speise; desgleichen auf den Sunda-Inseln und Molukken diejenigen der dort vorkommenden S. urceolata *Sm.* Die ansehnlichste Art ist die in Guinea heimische S. Ivira *Sw.*, denn ihr Stamm erreicht eine Höhe von mehr als 20 m und eine Stärke von 1 m. Aus den Bastfasern der innern Rinde verfertigen die Eingeborenen Guineas Seile und allerhand Flechtwerk. Die Früchte sind in ihrer Basis und innern Seite mit kurzen roten Borstenhaaren bedeckt, welche sehr leicht abfallen und auf der Haut ein unerträgliches Jucken erregen.

Sterculiaceen, s. Sterkuliaceen.

Stère, s. Ster.

Stereochromie (aus grch. στερεός, fest, und χρῶμα, Farbe) nennt man eine 1846 in München von Professor Schlotthauer und Oberbergrat Fuchs erfundene Malweise, welche bei unmittelbar auf Wandflächen auszuführenden Gemälden anstatt der Freskomalerei angewandt zu werden pflegt. Der Malgrund wird eigens hergerichtet und verbindet sich mit der Mauer zu einem einzigen festen Körper. Darauf legt man in einfachen Wasserfarben, die mit dem Grunde sich unauflöslich vereinigen, die ganze Fläche des Gemäldes an und kann dasselbe in pastoser oder lasierender Behandlung ganz nach Belieben vollenden. Die Farben sind sehr schön und erreichen die höchsten Lichter des Fresco und die tiefsten Schatten der Ölmalerei, ohne jedoch zu glänzen. Dazu kommt, daß man das Bild ganz nach Gemächlichkeit allmählich ausführen kann, während beim Fresko das gerade aufgetragene Stück in einem Tage vollendet werden muß. Rechnet man dazu, daß die S., dadurch, daß die Bildfläche durch schließliches Aufspritzen einer chem. Flüssigkeit, des Wasserglases, steinhart gemacht wird, allen Einflüssen der Witterung, dem Frost wie der Hitze, ja selbst Säuren und Alkalien trotzt, so wird man den hohen Vorzug der S., zumal für unsern Norden, begreifen.

Stereometer oder Volumenometer nennt man in der Physik Instrumente, welche zur Bestimmung des Volumens pulverförmiger Körper dienen. Dieselben basieren auf jenem Apparat, welcher zum Nachweise des Mariotteschen Gesetzes (s. Mariotte) in Bezug auf die Verdünnung der Gase verwendet wird.

Stereometrie (grch., d. i. Körpermessung) nennt man denjenigen Teil der Geometrie, der es mit dem Raum von drei Dimensionen zu thun hat, also die Lehre von den Körpern, Flächen, unebenen Linien. Häufig versteht man darunter nach der Bedeutung des Wortes nur die Lehre von der Berechnung des Inhalts der Körper.

Stereorama, s. unter Panorama.

Stereoskop (vom grch. στερεός, hart, fest, und σκοπεῖν, sehen, schauen) heißt eine optische Vorrichtung, welche dazu dienen soll, ungeübten Augen zwei nebeneinanderliegende, für beide Augen richtig perspektivisch entworfene Zeichnungen eines Objekts als ein einziges, aber nicht planes, sondern körperliches Bild des Objekts erscheinen zu lassen. Darin geübte Augen vermögen ein Paar stereoskopisch richtige Bilder, in der richtigen Entfernung betrachtet, auch ohne die Hilfsmaschine des S. stereoskopisch, d. i. körperlich zu sehen. Wenn man ein körperliches Objekt, etwa eine auf dem Tische stehende Pyramide, von oben her mit beiden Augen betrachtet, so werden die in beiden Augen auf beiden Netzhäuten entstehenden Bilder nicht gleich sein. Im vorliegenden Falle z. B. wird die Spitze der Pyramide, mit dem rechten Auge betrachtet, mehr nach dem linken Rande der Pyramidenbasis zu gelegen erscheinen, und umgekehrt, mit dem linken Auge betrachtet, mehr nach dem rechten Rande zu. Denkt man sich, während Pyramide und Kopf unverrückt bleiben, zwischenhinein, quervor eine Glastafel geschoben, und zeichnet man auf dieser, während man das linke Auge geschlossen hält, die Contouren der Pyramide, wie sie dem rechten Auge erscheinen, und darauf bei geschlossenem rechten Auge die Contouren, wie sie dem linken Auge erscheinen, so erhält man auf der Platte zweierlei verschiedene perspektivische Zeichnungen der Pyramide. Oeffnet man dann wieder beide Augen und nimmt bei unverrückter Lage der Glastafel und der Augen die Pyramide weg, so wird man trotzdem immer noch die Pyramide körperlich erhaben auf dem Tische zu sehen meinen, denn die beiden Zeichnungen machen für die beiden Augen denselben Eindruck, wie vorhin die Contouren der Pyramide selbst. Personen freilich, welche, wie schon bemerkt, in derartigen Betrachtungen ungeübt sind, vermögen nicht, wenigstens in der ersten Zeit, ihre Augenachsen so zu richten, daß sie bloß mit dem rechten Auge das rechte Bild, mit dem linken das linke Bild betrachten, sondern sie blicken mit beiden Augen entweder auf das rechte zugleich oder auf das linke zugleich. Um auch die Augen solcher Personen zu dem stereoskopischen Sehen zu zwingen, hat man verschiedene Apparate (Stereoskope) ersonnen. Wheatstone, ein englischer Physiker, der zuerst auf diese Verhältnisse des Einfachsehens mit zwei Augen aufmerksam machte, und von dem auch der Name S. herrührt, konstruierte zunächst (1832) sein Spiegelstereoskop. Vor den beiden Augen befinden sich zwei Spiegel mit den spiegelnden Flächen schräg nach auswärts gerichtet. Rechts und links von den beiden Spiegeln befinden sich die beiden (hier nicht auf demselben Blatte befindlichen) stereoskopischen Bilder, sodaß dieselben, jedes in dem ihm gegenüberliegenden Spiegel, gespiegelt erscheinen, und zwar ist die Richtung der beiden Spiegel eine solche, daß die beiden Bilder in der deutlichen Sehweite an einer einzigen Stelle des Raums zu liegen scheinen und dann natürlich den Eindruck eines dort befindlichen

körperlichen Objekts machen. Einfacher und praktischer in das von Brewster (1843) konstruierte S., welches seit 1850 bekannter wurde und jetzt allgemein benutzt wird. Zwei vor die beiden Augen gehaltene erhabene Linsen, deren optische Achsen jedoch nicht parallel gerichtet sind, sondern sich in der Entfernung der normalen deutlichen Sehweite (20—25 cm) durchschneiden, zwingen die Augen, die darunterliegenden beiden stereoskopischen Bilder in der gehörigen Richtung zu fixieren, sodaß die Bilder sich zu einem körperlichen Bilde vereinigen, welches zugleich auch, da die Linsen außerdem noch wie Lupen wirken, vergrößert erscheint. Bei kurzsichtigen Augen müssen die Linsen im allgemeinen näher an die Bilder gehalten werden als bei weitsichtigen, wenn die Contouren gehörig scharf gezeichnet und nicht verschwommen erscheinen sollen, ein Umstand, der bei den meisten im Handel vorkommenden S. nicht berücksichtigt ist, indem die Linsen ohne Auszugrohr fest am obern Teile des Kästchens befestigt sind, auf dessen Boden die Bilder gelegt werden.

Die Anfertigung der **Stereoskopischen Bilder** kann nur in den seltensten Fällen durch geometr. Konstruktion und Zeichnung erfolgen, z. B. bei Darstellung von geometr. Körpern, Krystallgestalten u. s. w. Für Porträts, Statuen, Architekturobjekte, Landschaften u. dgl. benutzt man, wie (1844) zuerst Moser in Königsberg gezeigt hat, mit großem Vorteil die Photographie, indem man mit zwei ganz gleichen photographischen Apparaten von zwei Standpunkten aus, welche so weit wie die Augen am menschlichen Kopfe oder etwas weiter voneinander entfernt sind, zwei Bilder desselben Objekts zugleich aufnimmt. Diese Bilder zeigen dann dieselben zum körperlichen Wahrnehmen des Objekts nötigen Verschiedenheiten, wie sie die beiden, in zwei auf das Objekt gerichteten Augen entstehenden Bilder zeigen würden. Im J. 1859 hat Dove in Berlin gezeigt, wie man durch die stereoskopische Betrachtung die Identität oder Nichtidentität des Drucks zweier scheinbar gleicher typographischer Erzeugnisse nachweisen kann. Es ist dies besonders für die Entdeckung und Konstatierung der Unechtheit bei Wertpapieren von Wichtigkeit. Zwei von demselben Satze oder derselben Platte abgezogene Drucke zeigen unter dem S. nichts besonders Auffallendes. Legt man dagegen zwei gleichlautende, von zwei für das bloße Auge ganz gleich scheinenden Sätzen oder Platten abgezogene Drucke unter das S., so erscheinen dieselben als ein Druck, dessen Buchstaben, Worte, Silben u. s. w. nicht mehr alle auf dem Papier, sondern ganz unregelmäßig in oft mehrere Zoll großer Entfernung teils vor, teils hinter dem Papier zu liegen scheinen. Es kommt dies von kleinen Verschiedenheiten in den Entfernungen der betreffenden Buchstaben auf beiden Blättern, die ähnlich wirken, wie die kleinen Verschiedenheiten der Zeichnung auf zwei stereoskopischen Bildern. Vgl. Dove, «Optische Studien» (Berl. 1859) und «Anwendung des S., um falsches vom echten Papiergeld zu unterscheiden» (Berl. 1859); Ruete, «Das S.» (2. Aufl., Lpz. 1867); Helmholtz, «Physiol. Optik» (Lpz. 1859); Steinhauer, «Über die geometr. Konstruktion der Stereoskopbilder» (Graz 1870), Le Conte, «Die Lehre vom Sehen» (Lpz. 1883).

Stereotomie (grch.) ist derjenige Teil der Stereometrie (s. d.), der von den Durchschnitten der Oberflächen der Körper handelt, welche einander ganz oder zum Teil durchdringen. Ihre Darstellungen werden durch die zeichnende (graphische) Geometrie, Projektionslehre oder Géometrie descriptive, zu Stande gebracht. Unter S. versteht man insbesondere den Steinschnitt, d. h. die Konstruktion der einzelnen Steine der Gewölbe aller Art, nach welcher sich jene Steine, bei gehörig angeordneter Stärke der Widerlagen durch ihre Figur selbst, ohne ein besonderes Bindungsmittel, in ihrer Stellung erhalten. Werke über den Steinschnitt verfaßten zuerst Philib. Delorme (1567), dann Frezier (3 Bde., Par. 1737—39) und in neuerer Zeit Douliot und Adhemar.

Stereotypie (grch.) nennt man das Verfahren, mittels dessen man den ganzen Schriftsatz in eine einzige Platte umgewandelt zum Abdruck in der Buchdruckerpresse darstellt. Da man später gefundene kleine Buchstabenfehler in den Platten verbessern kann, so erhält man möglichst fehlerfreie Abdrücke. Außerdem gewährt die S. den großen Vorteil, daß der Verleger bei einem Buche, dessen Absatz sicher, aber langsam stattfindet, von seinen Stereotypplatten anfangs nur eine geringere Anzahl und dann jederzeit mehr Abdrücke machen lassen kann. Schon zu Ende des 17. Jahrh. versuchten van der Mey und ein Deutscher, der Prediger Johannes Müller in Leiden, dann 1725 Ged in Edinburgh und Tilloch und Foulis in Glasgow das Stereotypieren; doch beschränkte sich ihr Verfahren darauf, daß die Lettern zusammengelötet wurden. Die Hauptverbesserung aber und die heutige Gestalt hat die Gipsstereotypie durch den Grafen Stanhope in England 1804 erfahren, nachdem Andreas Wilson, Professor in London, bereits einige wichtige Verbesserungen erdacht hatte. Auch in Frankreich wurden Ende des 18. Jahrh. erfolgreiche Versuche mit der S., freilich meist auf andere Weise, gemacht. So z. B. ließ Firmin Didot in Paris Typen aus Hartmetall gießen und unter kräftigem Druck in weiche Bleiplatten abdrücken, diese dann als Matrize für den Guß der erhabenen Platte benutzend. Das Resultat war jedoch ein durchaus unbefriedigendes. Man vervielfältigt durch die S. auch Holzstöcke und andere Gravuren.

Bei der **Gipsstereotypie** wird die für den Abguß bestimmte Druckform in der Gießerei mit einem metallenen Rahmen umgeben, dessen Dicke die Stärke der Matrize und dessen Stellung die Stärke der Platte bedingt. Hierauf ölt man die Form ein und gießt eine dünne Schicht mit Wasser angemachten Gips darauf, welche man mit einem steifen Pinsel gehörig in alle Vertiefungen der Form bringt, damit dort keine Lücke oder Luftblase entstehe, worauf man die Form selbst ganz mit Gipsbrei füllt und mit einem Streichbrett, nach Angabe der Höhe des Rahmens, abgleicht; dieser Gipsabguß erhärtet schnell und nach einer Viertelstunde kann man denselben von der Form abheben; er bildet dann die Matrize, enthält die Lettern vertieft und die Ausschließungen erhaben, und wird erst in gelinder, später aber in stärkerer Hitze vollkommen ausgetrocknet, da Feuchtigkeit beim Gusse eine Explosion, mindestens aber die Matrize unbrauchbar machen würde. Die ausgetrocknete Matrize wird nun in eine gußeiserne Pfanne gelegt, in welcher sich eine lose Eisenplatte (Schwimmer) befindet, und dann durch einen Deckel mit vier abgestumpften Ecken bedeckt, welche die Öffnungen zum Eingießen des Metalls bilden; das Ganze aber

wird durch die Deckplatte und durch Klammern mittels Schrauben in seiner Lage festgehalten. Dieser Apparat wird mittels Krans in den mit geschmolzenem Schriftmetall gefüllten Kessel von Gußeisen gebracht und dort untergetaucht, bis alle Räume mit dem Metall ausgefüllt sind. Hierauf hebt man den Gießkessel aus dem Metall und läßt ihn erkalten, worauf man ihn öffnet, den Guß herausnimmt, die Eingüsse abschlägt und die Matrize abhebt und abbricht. Dann wird die nun erhaltene Platte, welche einen scharfen Abguß des Letternsatzes zeigt, mit Wasser und einer scharfen Bürste gereinigt, verputzt und endlich auf einer besondern Maschine auf der hintern Seite abgehobelt oder abgedreht und dadurch vollkommen eben auf die vorschriftsmäßige Dicke gebracht; zum Druck befestigt man sie auf metallene oder hölzerne Unterlagen. Statt der erwähnten Gießpfanne, in welcher die Matrize liegt, hatte man vor Erfindung der Papierstereotypie auch das französische (Daulésche) Verfahren unter Benutzung von eisernen Gießkästen eingeführt, welche sich mittels eines Scharniers öffnen und schließen lassen und bei dem der Guß mit dem Löffel geschieht.

In neuerer Zeit wendet man statt der Gipsmatrizen nach der Erfindung von Genoux in Paris meist solche von Papier an (Papierstereotypie), wozu man mehrere Bogen Seidenpapier und ungeleimtes Druckpapier mit einer besonders präparierten Kleistermasse aufeinander klebt und in die so gebildete dünne Pappe, während sie noch gehörig feucht und weich ist, den Typensatz durch Klopfen mit einer Bürste hineinschlägt oder ihn in einer Presse gleich in eine präparierte Papierplatte einpreßt. Das Abgießen dieser vorher getrockneten Matrizen in Metall geschieht in einem eigenen Gießinstrument. Dieses Verfahren bietet den Vorteil, daß sich die Matrizen lange aufbewahren und mehrmals zum Guß benutzen lassen; dasselbe ist von besonderer Wichtigkeit geworden durch das Bedürfnis cylindrisch gebogener Druckplatten für den Druck auf Rotationsmaschinen, welcher vom Schriftsatz nicht ausgeführt werden kann. (S. Schnellpresse.) Zur Herstellung von Matrizen feinerer Holzschnitte eignet sich die neuerdings durch einige wichtige Verbesserungen erleichterte Papierstereotypie nicht. Neuerdings bedient man sich anstatt der S. zur Vervielfältigung von Holzschnitten, kleinern Schriftsätzen, ja auch von ganzen Bogen der Galvanoplastik (s. d.).

Vgl. Ifermann, «Anleitung zur S.» (Lpz. 1869); Röder, «Die S.» (Lpz. 1885); Böck, «Die Papierstereotypie» (Lpz. 1886).

Sterigmen, s. unter Hymenomyceten.

Sterkrade, Dorf im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mülheim a. d. Ruhr, Bürgermeisterei S., Station der Linien Oberhausen-Emmerich und Ruhrort-Dortmund (Emscherthalbahn) der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 7162 E. (5176 Katholiken, 1949 Evangelische), und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein großes Eisenwerk (Maschinen- und Brückenbauwerkstätte, Dampfhammerschmiede, Dampfkesselschmiede, Gießerei, Kettenschmiede) der «Gute-Hoffnungshütte Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb zu Oberhausen». Diesem Werke, einem der ältesten auf dem Kontinent, 1808 gegründet, verdankt S. seine jetzige Ausdehnung. Außerdem hat S. noch eine Eisengießerei, Ziegeleien, eine Brennerei, drei Brauereien, eine Dampfmahl- und eine Dampfsägemühle, sowie Viehzucht. Nördlich von S. dehnen sich die teilweise mit Nadel- und Laubgehölzen bestandene Sterkrader Heide, das Große Venn und die Kirchheller Heide, südlich sumpfige Niederungen aus.

Sterkuliaceen (Sterculiaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 500 Arten, die größtenteils in den Tropengegenden der Alten und Neuen Welt wachsen. Ihr Habitus ist ein sehr verschiedener, es sind teils krautartige oder strauchartige Formen, teils Bäume. Die Blätter sind ganz, oder gelappt, oder auch fingerartig und in anderer Weise zusammengesetzt. Die zwitterigen oder eingeschlechtigen Blüten sind meist lebhaft gefärbt und ziemlich groß. Sie bestehen aus einem fünfteiligen Kelch, fünf Blumenblättern, die bei einigen Arten übrigens fehlen, zahlreichen, zu einer Röhre oder Säule verwachsenen Staubfäden und einem zwei- bis fünffächerigen Fruchtknoten, aus dem sich in der Regel eine kapselartige mehrsamige Frucht entwickelt. Ihrer systematischen Stellung nach schließen sich die S. am engsten an die Familie der Malvaceen an, mit welchen sie von mehrern Botanikern vereinigt werden.

Sterlet, s. unter Stör.

Sterling ist der Name einer brit. Münze, welche zu Ende des 12. Jahrh. in Gebrauch kam. Die Benennung soll von easterling, d. h. was von Osten kommt, herrühren, weil nämlich deutsche Künstler zur Herstellung dieser Münze gebraucht worden sein sollen. Solche easterlings gingen 240 auf das Pfund von 12 Unzen, und man rechnete, wie in Deutschland nach Pfund Hellern u. s. w., so in England nach Pounds easterling. Davon blieb in neuerer Zeit der Ausdruck Pfund Sterling übrig, dessen Wert allmählich auf den dritten Teil des ursprünglichen herabfiel und (infolge des Münzgesetzes vom 22. Juni 1816) = 20 Mark 42,9 Pf. deutsche Währung beträgt. Das Zeichen dafür ist £. Das Pfund S. war ehemals eine Silbermünze, die sich aber nur noch in einigen Kabinetten als sehr große Seltenheit findet. Seit 1816 wird es in Gold ausgeprägt und führt als Goldstück den Namen Sovereign.

Sterling (John), engl. Dichter, geb. 20. Juli 1806 zu Kaimes-Castle auf der Insel Bute, stammte aus einer alten schott., seit der Mitte des 17. Jahrh. in Irland angesessenen Familie. Sein Vater, Edward S. (geb. 1773, gest. 1847), diente als Kapitän in der brit. Armee und erwarb sich als Mitarbeiter an der «Times» großen Ruf. Nachdem der junge S. in Glasgow und Cambridge studiert hatte, ging er nach London, wo er 1828 die Wochenschrift «The Athenaeum» erwarb, sie aber bald wieder andern Händen übergeben mußte. Unter dem Einfluß von Coleridge schrieb er den Roman «Arthur Coningsby» (3 Bde., Lond. 1833), der aber wenig Beachtung fand. Hierauf ging er aus Gesundheitsrücksichten nach Westindien, ließ sich nach seiner Rückkehr zum Geistlichen ordinieren und erhielt 1834 das Amt eines Pfarrverwesers zu Hurstmonceaux. Im J. 1839 gab er seine gesammelten «Poems» heraus, denen 1841 «The election», ein satirisches Gedicht in sieben Büchern, und 1843 das Trauerspiel «Strafford» folgte. Er starb zu Ventnor auf der Insel Wight 18. Sept. 1844. S.s Gedichte empfehlen sich durch schöne Gedanken und leichte Versifikation; allein es fehlt

ihnen Vollendung und innere Harmonie. Seine «Essays and tales» wurden 1848 von Hare herausgegeben. Aus seinem Nachlaß gab Conington «Twelve letters by John S.» (Lond. 1851), und Hale «The Onyx Ring» (mit biographischer Einleitung, Boston 1856) heraus. Vgl. Carlyle, «Life of John S.» (Lond. 1851).

Sterlitamak, Kreisstadt im russ. Gouvernement Ufa, in der Nähe der Mündung der Sterleja in die Bjelaja, mit (1881) 8692 E., hat 36 Fabriken, darunter 28 Lederfabriken, die für 200000 Rub. jährlich Leder liefern; auch sind die zwei Jahrmärkte der Stadt bedeutend.

Stern (Adolf), ursprünglich Adolf Ernst, Litterarhistoriker, geb. 14. Juni 1835 zu Leipzig, studierte daselbst und in Jena Philosophie, Philologie und Geschichte, ließ sich 1865 in Dresden nieder und gab hier die «Bibliothek der Litteratur des 18. Jahrh.» (Berl. 1866—67) heraus. Er ward 1868 zum außerord., 1869 zum ord. Professor der Litteraturgeschichte am Polytechnikum in Dresden ernannt. Von ihm erschienen «Gedichte» (Lpz. 1870; 3. Aufl. 1882), das Epos «Johannes Gutenberg» (Lpz. 1873), die Novellensammlungen «Am Königssee» (Lpz. 1863), «Histor. Novellen» (Lpz. 1866), «Neue Novellen» (Lpz. 1875), «Aus dunkeln Tagen» (Lpz. 1879), «Venetianische Novellen» (Lpz. 1886), die Romane «Die letzten Humanisten» (Lpz. 1880; 3. Aufl. 1882), «Ohne Ideale» (Lpz. 1882), «Camoëns» (Lpz. 1886). Auf litterarhistor. Gebiete ist sein Hauptwerk die «Geschichte der neuern Litteratur» (7 Bde., Lpz. 1882—85). Ferner sind zu nennen «Aus dem 18. Jahrh. Studien und Bilder» (Berl. 1874), «Katechismus der allgemeinen Litteraturgeschichte» (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1877), «Zur Litteratur der Gegenwart» (Lpz. 1880), die Biographie «Hermann Hettner» (Lpz. 1884).

Stern (Alfred), Historiker, geb. 22. Nov. 1846 in Göttingen, studierte in Heidelberg, Göttingen und Berlin, hatte dann eine Anstellung am badischen General-Landesarchiv in Karlsruhe, war 1872—73 Docent der Geschichte in Göttingen und wurde im Herbst 1873 Professor der Geschichte in Bern. Er schrieb: «Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Aktenstücke aus der Bewegung von 1525» (Lpz. 1868; Ergänzungen dazu in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 12, 1872), «Briefe engl. Flüchtlinge in der Schweiz» (Gött. 1874), «Milton und seine Zeit» (2 Bde., Lpz. 1877—79), «Geschichte der Revolution in England» (in Onckens «Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen», Berl. 1881), «Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preuß. Reformzeit 1807—15» (Lpz. 1885), «Baseler Chroniken» (mit W. Vischer, Bd. 1, Lpz. 1872).

Stern (Daniel), Pseudonym von Marie Catherine Sophie de Flavigny, Gräfin d'Agoult (s. d.).

Stern (Julius), Musiklehrer und Komponist, geb. 8. Aug. 1820 zu Breslau, besuchte die berliner Akademie und war namentlich Schüler Rungenhagens. Nachdem er seine Studien in Dresden und Paris fortgesetzt, gründete er 1847 den Sternschen Gesangverein in Berlin, den er bis 1874 leitete, und 1850 mit Kullak und Marx das Konservatorium der Musik. S. wurde 1849 königl. Musikdirektor, 1860 Professor. Als Komponist hat er nur wenige Gesangsachen geliefert. Er starb 27. Febr. 1883 zu Berlin.

Sterna (lat.), die Seeschwalbe.

Stern-Anis (Fructus s. Semen Anisi stellati) ist die Frucht eines chines. Baums, des Illicium anisatum *Loureiro*, aus der Familie der Magnoliaceen, übrigens aber an Geschmack und Wirkung dem gemeinen Anis ähnlich, daher er auch, besonders das davon gewonnene Öl, statt des einheimischen Anis benutzt wird.

Sternb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kaspar Graf von Sternberg, geb. zu Prag 6. Jan. 1761, gest. 20. Dez. 1838 zu Brzezina (Botaniker).

Sternbedeckungen, s. u. Bedeckung (astron.).

Sternberg, Stadt im Kreise Oststernberg des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt, 20 km von der Kreisstadt Drossen gelegen, Station der Linie Frankfurt-Posen der preuß. Staatsbahnen, um 1270 gegründet, zählt (1880) 1567 E. und hat dem in der brandenb. Geschichte oft genannten «Lande Sternberg» den Namen gegeben, welches um 1270 von den Markgrafen von Brandenburg erworben und später zur Neumark gerechnet wurde. Das Land S., die ehemals südpreuß. Enklave Schermeisel, die eingezogenen Johannitergüter Sonnenburg, Lagow u. s. w. bilden die Kreise Weststernberg (1142 qkm mit [1885] 45523 E.) und Oststernberg (1103 qkm mit 51402 E.).

Sternberg, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, an dem von der Mildenitz durchflossenen Sternbergersee (4 km lang und 3 km breit), etwa 30 km im Ostnordost von Schwerin gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein schönes Rathaus, eine Kirche aus dem 14. Jahrh., eine Bürger- und eine Gewerbeschule, ein reiches Hospital, und zählt (1885) 2646 gewerbfleißige E. Die Stadt, um 1250 gegründet, war im Mittelalter fürstl. Residenz und ist jetzt abwechselnd mit Malchin Sitz der mecklenburger Stände.

Sternberg, Stadt in der Markgrafschaft Mähren, 15 km im Norden von Olmütz, an der Kaiserstraße nach Schlesien, an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Linie S.-Brünn) und der Linie S.-Lichtenau der Österreichischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Webereifachschule, eine Unterrealschule, ein altes Schloß, eine k. k. Tabaksfabrik, zwei mechan. Webefabriken und eine Seidenwarenfabrik und zählt (1880) 14243 E. Der Ort ist als Hauptsitz der mähr. Baumwollfabrikation berühmt, neben welcher jedoch auch Leinen-, Seiden-, Baumwollwaren- und Ziegelfabrikation, Obst-, besonders Kirschenbau stark betrieben wird. Die hier und in der Umgegend erzeugten Leinen- und Baumwollzeuge finden unter dem Namen Sternberger Waren einen bedeutenden Absatz. Im Bezirk S. liegt das Dorf Andersdorf oder Ondrzejov, mit Sauerbrunnen, der viel versendet und dem Spaawasser gleichgestellt wird. An der Stelle der jetzigen Stadt überfiel Jaroslaw von Sternberg 21. Juni 1241 das von Liegnitz heranstürmende Mongolenheer im Lager, tötete den Anführer und richtete eine solche Niederlage an, daß die Überreste nach Ungarn flohen. König Wenzel I. von Böhmen schenkte dem Jaroslaw von Sternberg, den er zum Landeshauptmann von Mähren ernannte, eine Strecke des Landes als Herrschaft, wo dieser 1246 die Feste S. errichtete und zu der Stadt den Grund legte. Die Herrschaft blieb bis 1409 bei der Familie des ersten Besitzers und kam dann an die Herzöge von Ols in Schlesien. Seit Ende

wird durch die Deckplatte und durch Klammern mittels Schrauben in seiner Lage festgehalten. Dieser Apparat wird mittels Krans in den mit geschmolzenem Schriftmetall gefüllten Kessel von Gußeisen gebracht und dort untergetaucht, bis alle Räume mit dem Metall ausgefüllt sind. Hierauf hebt man den Gießkessel aus dem Metall und läßt ihn erkalten, worauf man ihn öffnet, den Guß herausnimmt, die Eingüsse abschlägt und die Matrize abhebt und abbricht. Dann wird die nun erhaltene Platte, welche einen scharfen Abguß des Letternsatzes zeigt, mit Wasser und einer scharfen Bürste gereinigt, verputzt und endlich auf einer besondern Maschine auf der hintern Seite abgehobelt oder abgedreht und dadurch vollkommen eben auf die vorschriftsmäßige Dicke gebracht; zum Druck befestigt man sie auf metallene oder hölzerne Unterlagen. Statt der erwähnten Gießpfanne, in welcher die Matrize liegt, hatte man vor Erfindung der Papierstereotypie auch das französische (Daulésche) Verfahren unter Benutzung von eisernen Gießkästen eingeführt, welche sich mittels eines Scharniers öffnen und schließen lassen und bei dem der Guß mit dem Löffel geschieht.

In neuerer Zeit wendet man statt der Gipsmatrizen nach der Erfindung von Genoux in Paris meist solche von Papier an (Papierstereotypie), wozu man mehrere Bogen Seidenpapier und ungeleimtes Druckpapier mit einer besonders präparierten Kleistermasse aufeinander klebt und in die so gebildete dünne Pappe, während sie noch gehörig feucht und weich ist, den Typensatz durch Klopfen mit einer Bürste hineinschlägt oder ihn in einer Presse gleich in eine präparierte Papierplatte einpreßt. Das Abgießen dieser vorher getrockneten Matrizen in Metall geschieht in einem eigenen Gießinstrument. Dieses Verfahren bietet den Vorteil, daß sich die Matrizen lange aufbewahren und mehrmals zum Guß benutzen lassen; dasselbe ist von besonderer Wichtigkeit geworden durch das Bedürfnis cylindrisch gebogener Druckplatten für den Druck auf Rotationsmaschinen, welcher vom Schriftsatz nicht ausgeführt werden kann. (S. Schnellpresse.) Zur Herstellung von Matrizen feinerer Holzschnitte eignet sich die neuerdings durch einige wichtige Verbesserungen erleichterte Papierstereotypie nicht. Neuerdings bedient man sich anstatt der S. zur Vervielfältigung von Holzschnitten, kleinern Schriftsätzen, ja auch von ganzen Bogen der Galvanoplastik (s. d.).

Vgl. Ifermann, «Anleitung zur S.» (Lpz. 1869); Röder, «Die S.» (Lpz. 1885); Böck, «Die Papierstereotypie» (Lpz. 1886).

Sterigmen, s. unter Hymenomyceten.

Sterkrade, Dorf im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mülheim a. d. Ruhr, Bürgermeisterei S., Station der Linien Oberhausen-Emmerich und Ruhrort-Dortmund (Emscherthalbahn) der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 7162 E. (5176 Katholiken, 1949 Evangelische), und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein großes Eisenwerk (Maschinen- und Brückenbauwerkstätte, Dampfhammerschmiede, Dampfkesselschmiede, Gießerei, Kettenschmiede) der «Gute-Hoffnungshütte Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb zu Oberhausen». Diesem Werke, einem der ältesten auf dem Kontinent, 1808 gegründet, verdankt S. seine jetzige Ausdehnung. Außerdem hat S. noch eine Eisengießerei, Ziegeleien, eine Brennerei, drei Brauereien, eine Dampfmahl- und eine Dampfsägemühle, sowie Viehzucht. Nördlich von S. dehnen sich die teilweise mit Nadel- und Laubgehölzen bestandene Sterkrader Heide, das Große Venn und die Kirchheller Heide, südlich sumpfige Niederungen aus.

Sterkuliaceen (Sterculiaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 500 Arten, die größtenteils in den Tropengegenden der Alten und Neuen Welt wachsen. Ihr Habitus ist ein sehr verschiedener, es sind teils krautartige oder strauchartige Formen, teils Bäume. Die Blätter sind ganz, oder gelappt, oder auch fingerartig und in anderer Weise zusammengesetzt. Die zwitterigen oder eingeschlechtigen Blüten sind meist lebhaft gefärbt und ziemlich groß. Sie bestehen aus einem fünfteiligen Kelch, fünf Blumenblättern, die bei einigen Arten übrigens fehlen, zahlreichen, zu einer Röhre oder Säule verwachsenen Staubfäden und einem zwei- bis fünffächerigen Fruchtknoten, aus dem sich in der Regel eine kapselartige mehrsamige Frucht entwickelt. Ihrer systematischen Stellung nach schließen sich die S. am engsten an die Familie der Malvaceen an, mit welchen sie von mehrern Botanikern vereinigt werden.

Sterlet, s. unter Stör.

Sterling ist der Name einer brit. Münze, welche zu Ende des 12. Jahrh. in Gebrauch kam. Die Benennung soll von easterling, d. h. was von Osten kommt, herrühren, weil nämlich deutsche Künstler zur Herstellung dieser Münze gebraucht worden sein sollen. Solche easterlings gingen 240 auf das Pfund von 12 Unzen, und man rechnete, wie in Deutschland nach Pfund Hellern u. s. w., so in England nach Pounds easterling. Davon blieb in neuerer Zeit der Ausdruck Pfund Sterling übrig, dessen Wert allmählich auf den dritten Teil des ursprünglichen herabfiel und (infolge des Münzgesetzes vom 22. Juni 1816) = 20 Mark 42,9 Pf. deutsche Währung beträgt. Das Zeichen dafür ist £. Das Pfund S. war ehemals eine Silbermünze, die sich aber nur noch in einigen Kabinetten als sehr große Seltenheit findet. Seit 1816 wird es in Gold ausgeprägt und führt als Goldstück den Namen Sovereign.

Sterling (John), engl. Dichter, geb. 20. Juli 1806 zu Kaimes-Castle auf der Insel Bute, stammte aus einer alten schott., seit der Mitte des 17. Jahrh. in Irland angesessenen Familie. Sein Vater, Edward S. (geb. 1773, gest. 1847), diente als Kapitän in der brit. Armee und erwarb sich als Mitarbeiter an der «Times» großen Ruf. Nachdem der junge S. in Glasgow und Cambridge studiert hatte, ging er nach London, wo er 1828 die Wochenschrift «The Athenaeum» erwarb, sie aber bald wieder andern Händen übergeben mußte. Unter dem Einfluß von Coleridge schrieb er den Roman «Arthur Coningsby» (3 Bde., Lond. 1833), der aber wenig Beachtung fand. Hierauf ging er aus Gesundheitsrücksichten nach Westindien, ließ sich nach seiner Rückkehr zum Geistlichen ordinieren und erhielt 1834 das Amt eines Pfarrverwesers zu Hurstmonceaux. Im J. 1839 gab er seine gesammelten «Poems» heraus, denen 1841 «The election», ein satirisches Gedicht in sieben Büchern, und 1843 das Trauerspiel «Strafford» folgte. Er starb zu Ventnor auf der Insel Wight 18. Sept. 1844. S.s Gedichte empfehlen sich durch schöne Gedanken und leichte Versifikation; allein es fehlt

ihnen Vollendung und innere Harmonie. Seine «Essays and tales» wurden 1848 von Hare herausgegeben. Aus seinem Nachlaß gab Coningham «Twelve letters by John S.» (Lond. 1851), und Hale «The Onyx Ring» (mit biographischer Einleitung, Boston 1856) heraus. Vgl. Carlyle, «Life of John S.» (Lond. 1851).

Sterlitamak, Kreisstadt im russ. Gouvernement Ufa, in der Nähe der Mündung der Sterleja in die Bjelaja, mit (1881) 8692 E., hat 36 Fabriken, darunter 28 Lederfabriken, die für 200000 Rub. jährlich Leder liefern; auch sind die zwei Jahrmärkte der Stadt bedeutend.

Stern (Adolf), ursprünglich Adolf Ernst, Litterarhistoriker, geb. 14. Juni 1835 zu Leipzig, studierte daselbst und in Jena Philosophie, Philologie und Geschichte, ließ sich 1865 in Dresden nieder und gab hier die «Bibliothek der Litteratur des 18. Jahrh.» (Berl. 1866—67) heraus. Er ward 1868 zum außerord., 1869 zum ord. Professor der Litteraturgeschichte am Polytechnikum in Dresden ernannt. Von ihm erschienen «Gedichte» (Lpz. 1870; 3. Aufl. 1882), das Epos «Johannes Gutenberg» (Lpz. 1873), die Novellensammlungen «Am Königssee» (Lpz. 1863), «Histor. Novellen» (Lpz. 1866), «Neue Novellen» (Lpz. 1875), «Aus dunkeln Tagen» (Lpz. 1879), «Venetianische Novellen» (Lpz. 1886), die Romane «Die letzten Humanisten» (Lpz. 1880; 3. Aufl. 1882), «Ohne Ideale» (Lpz. 1882), «Camoëns» (Lpz. 1886). Auf litterarhistor. Gebiete ist sein Hauptwerk die «Geschichte der neuern Litteratur» (7 Bde., Lpz. 1882—85). Ferner sind zu nennen «Aus dem 18. Jahrh. Studien und Bilder» (Berl. 1874), «Katechismus der allgemeinen Litteraturgeschichte» (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1877), «Zur Litteratur der Gegenwart» (Lpz. 1880), die Biographie «Hermann Hettner» (Lpz. 1884).

Stern (Alfred), Historiker, geb. 22. Nov. 1846 in Göttingen, studierte in Heidelberg, Göttingen und Berlin, hatte dann eine Anstellung am badischen General-Landesarchiv in Karlsruhe, war 1872—73 Docent der Geschichte in Göttingen und wurde im Herbst 1873 Professor der Geschichte in Bern. Er schrieb: «Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Aktenstücke aus der Bewegung von 1525» (Lpz. 1868; Ergänzungen dazu in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 12, 1872), «Briefe engl. Flüchtlinge in der Schweiz» (Gött. 1874), «Milton und seine Zeit» (2 Bde., Lpz. 1877—79), «Geschichte der Revolution in England» (in Ondens «Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen», Berl. 1881), «Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preuß. Reformzeit 1807—15» (Lpz. 1885), «Baseler Chroniken» (mit W. Vischer, Bd. 1, Lpz. 1872).

Stern (Daniel), Pseudonym von Marie Catherine Sophie de Flavigny, Gräfin d'Agoult (s. d.).

Stern (Julius), Musiklehrer und Komponist, geb. 8. Aug. 1820 zu Breslau, besuchte die berliner Akademie und war namentlich Schüler Rungenhagens. Nachdem er seine Studien in Dresden und Paris fortgesetzt, gründete er 1847 den Sternschen Gesangverein in Berlin, den er bis 1874 leitete, und 1850 mit Kullak und Marx das Konservatorium der Musik. S. wurde 1849 königl. Musikdirektor, 1860 Professor. Als Komponist hat er nur wenige Gesangsachen geliefert. Er starb 27. Febr. 1883 zu Berlin.

Sterna (lat.), die Seeschwalbe.

Stern-Anis (Fructus u. Semen Anisi stellati) ist die Frucht eines chines. Baums, des Illicium anisatum *Loureiro*, aus der Familie der Magnoliaceen, übrigens aber an Geschmack und Wirkung dem gemeinen Anis ähnlich, daher er auch, besonders das davon gewonnene Öl, statt des einheimischen Anis benutzt wird.

Sternb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Kaspar Graf von Sternberg, geb. zu Prag 6. Jan. 1761, gest. 20. Dez. 1838 zu Brzezina (Botaniker).

Sternbedeckungen, s. u. Bedeckung (astron.).

Sternberg, Stadt im Kreise Oststernberg des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt, 20 km von der Kreisstadt Drossen gelegen, Station der Linie Frankfurt-Posen der preuß. Staatsbahnen, um 1270 gegründet, zählt (1880) 1567 E. und hat dem in der brandenb. Geschichte oft genannten «Lande Sternberg» den Namen gegeben, welches um 1270 von den Markgrafen von Brandenburg erworben und später zur Neumark gerechnet wurde. Das Land S., die ehemals südpreuß. Enklave Schermeisel, die eingezogenen Johannitergüter Sonnenburg, Lagow u. s. w. bilden die Kreise Weststernberg (1142 qkm mit [1885] 45523 E.) und Oststernberg (1103 qkm mit 51402 E.).

Sternberg, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, an dem von der Mildenitz durchflossenen Sternbergersee (4 km lang und 3 km breit), etwa 30 km im Ostnordost von Schwerin gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein schönes Rathaus, eine Kirche aus dem 14. Jahrh., eine Bürger- und eine Gewerbeschule, ein reiches Hospital, und zählt (1885) 2646 gewerbfleißige E. Die Stadt, um 1250 gegründet, war im Mittelalter fürstl. Residenz und ist jetzt abwechselnd mit Malchin Sitz der mecklenburger Stände.

Sternberg, Stadt in der Markgrafschaft Mähren, 15 km im Norden von Olmütz, an der Kaiserstraße nach Schlesien, an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Linie S.-Brünn) und der Linie S.-Lichtenau der Österreichischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Webereifachschule, eine Unterrealschule, ein altes Schloß, eine k. k. Tabaksfabrik, zwei mechan. Webefabriken und eine Seidenwarenfabrik und zählt (1880) 14243 E. Der Ort ist als Hauptsitz der mähr. Baumwollfabrikation berühmt, neben welcher jedoch auch Leinen-, Seiden-, Baumwollwaren- und Ziegelfabrikation, Obst-, besonders Kirschenbau stark betrieben wird. Die hier und in der Umgegend erzeugten Leinen- und Baumwollzeuge finden unter dem Namen Sternberger Waren einen bedeutenden Absatz. Im Bezirk S. liegt das Dorf Andersdorf oder Ondrzejov, mit Sauerbrunnen, der viel versendet und dem Spaawasser gleichgestellt wird. An der Stelle der jetzigen Stadt überfiel Jaroslaw von Sternberg 21. Juni 1241 das von Liegnitz heranstürmende Mongolenheer im Lager, tötete den Anführer und richtete eine solche Niederlage an, daß die Überreste nach Ungarn flohen. König Wenzel I. von Böhmen schenkte dem Jaroslaw von Sternberg, den er zum Landeshauptmann von Mähren ernannte, eine Strecke des Landes als Herrschaft, wo dieser 1246 die Feste S. errichtete und zu der Stadt den Grund legte. Die Herrschaft blieb bis 1409 bei der Familie des ersten Besitzers und kam dann an die Herzöge von Öls in Schlesien. Seit Ende

des 17. Jahrh. ist die fürstl. Familie Liechtenstein im Besitz derselben.

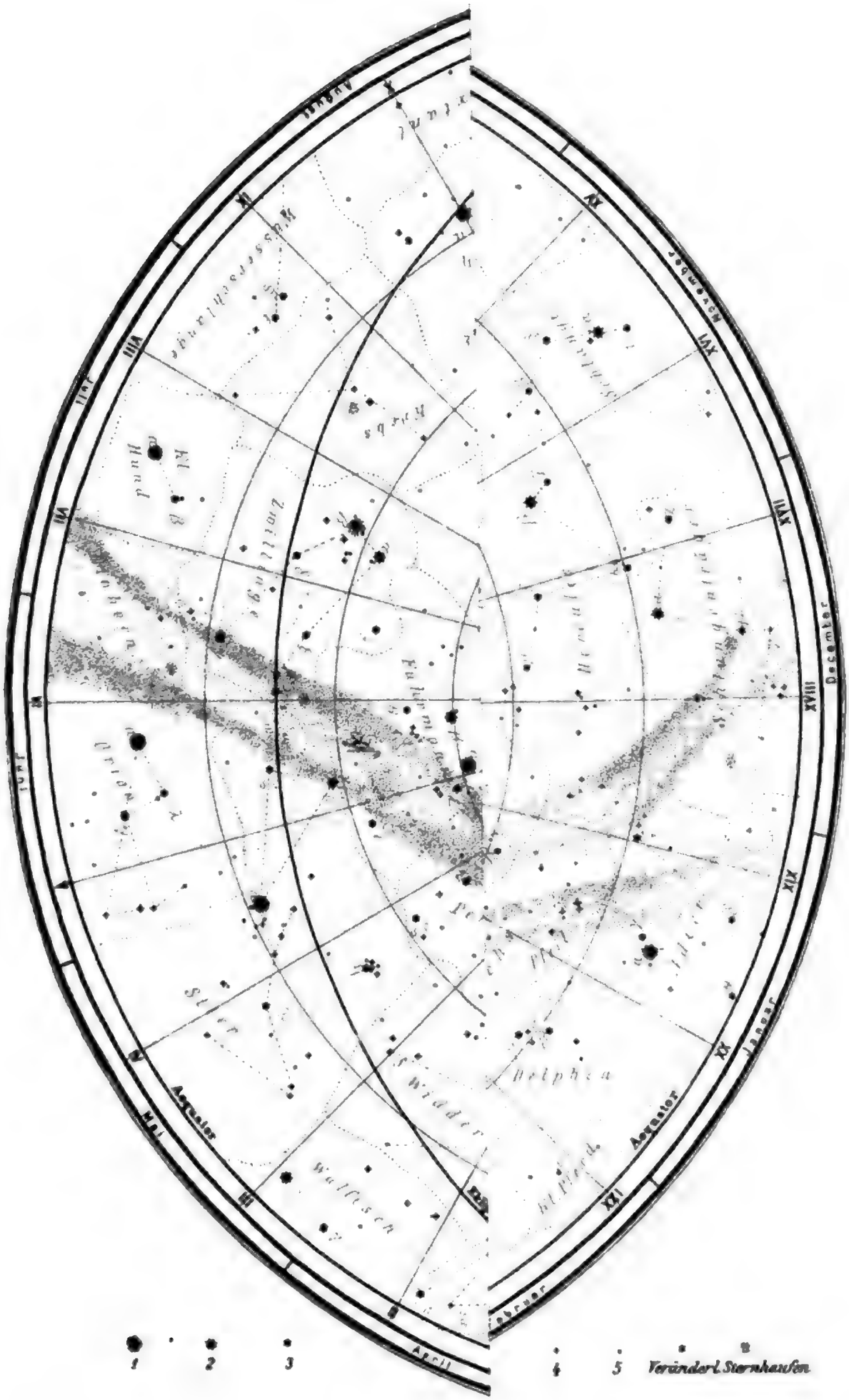
Sternberg ist der Name eines seit dem 10. Jahrh. in der Geschichte bekannten freiherrl., nachmals reichsgräfl. Geschlechts, das in Österreich, Böhmen und Mähren Güter besitzt. Der Stammsitz S. (Pfarrdorf und Bergschloß) liegt im bayr. Unterfranken, 7 km südöstlich von Königshofen und gehört jetzt der Familie Guttenberg. Berühmt ist aus der frühern Zeit der Held Jaroslaw von S., der die Mongolen 21. Juni 1241 am Berge Hostein bei Olmütz von Deutschlands Grenzen zurückschlug und vom König Wenzel I. von Böhmen mit einer Strecke Landes in Mähren beschenkt wurde. (S. Sternberg, Stadt.) Im J. 1661 wurde das Haus durch Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben und zu Anfang des 18. Jahrh. teilte sich die böhm. Linie mit Franz Damian und Franz Leopold von S. in zwei Äste, von welchen der ältere durch die Verheiratung Christians Grafen von S. mit der Erbtochter des letzten Grafen von Manderscheid 1762 die unmittelbaren, in der Eifel gelegenen Herrschaften Geroldstein, Manderscheid und Kyll mit Sitz und Stimme im westfäl. Grafenkollegium erwarb. Die Linie nannte sich nun S.-Manderscheid. Dieselbe wurde für die mit dem linken Rheinufer verlorenen Besitzungen im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit den Abteien Weißenau und Schussenried (zusammen 150 qkm) entschädigt, welche jedoch 1835 an Württemberg veräußert wurden. Dem Grafen Franz von S., geb. 1763, gest. 8. April 1830, der sich als gelehrter Numismatiker bekannt machte, folgte dessen Bruder Johann Graf von S., gest. 1843, mit dem der ältere Ast der böhm. Linie im Mannsstamm erlosch. — Der jüngere Ast der böhm. Linie, S.-Serowitz, besitzt die böhm. Herrschaften Serowitz und andere und ererbte von dem ältern Aste die ebenfalls böhm. Herrschaften Czastalowitz und Zasmuk. An der Spitze desselben steht der Graf Leopold von S., geb. 22. Dez. 1811, erbliches Mitglied des österr. Herrenhauses. Zu diesem Aste gehört auch der Graf Kaspar Maria von S., geb. 6. Jan. 1761, gest. 20. Dez. 1838, einer der bedeutendsten Naturforscher seiner Zeit, der sich besonders um Botanik, Geognosie und die Kunde der vorweltlichen Pflanzen verdient gemacht hat. Seine Sammlungen nebst Bibliothek übergab er dem Böhmischen Nationalmuseum, dessen Präsident er war. Als Seitenlinie wird die schlesische betrachtet, deren Zusammenhang mit den böhmischen S. jedoch nicht zu erweisen ist. Sie gehört seit 1698 dem Freiherren-, seit 1719 dem Grafenstande an. Ihr nominelles Haupt ist Graf Ludwig, geb. 3. Febr. 1833, sachs.-coburg-goth. Hofjägermeister.

Sternberg (Alexander Freiherr von Ungern-), deutscher Romanschriftsteller, geb. 22. April 1806 auf dem väterlichen Gute Roistfer bei Reval in Estland, besuchte das Gymnasium zu Dorpat. Nachdem er 1829 einige Zeit zu Petersburg verlebt, bereiste er seit 1830 Deutschland, wo er an verschiedenen Orten, wie zu Mannheim und Weimar, längere Zeit lebte, bis er sich 1841 zu Berlin niederließ. Später nahm er seinen Wohnsitz zu Dresden und starb zu Dannenwalde bei Stargard in Mecklenburg-Strelitz 24. Aug. 1868.

Als Schriftsteller hat S. eine ungemeine Produktivität entwickelt. Einen größern Anflug nahm das Talent S.s in dem Roman «Der Missionar» (2 Bde., Lpz. 1842), welchem «Diane» (3 Bde., Berl. 1842) folgte. Entschiedener noch tritt eine polit.-soziale Tendenz hervor in «Paul» (3 Bde., Lpz. 1845). Diese Tendenz führte S. während der Stürme des J. 1848 in die Reihen der aristokratischen und legitimistischen Partei. Er arbeitete eine Zeit lang für das Feuilleton der «Kreuzzeitung» und gab die «Royalisten» (Brem. 1848) und als deren Fortsetzung «Die beiden Schützen» (Brem. 1849) und «Die Kaiserwahl» (Brem. 1850) heraus, die in den Kreisen der Reaktion Beifall fanden. Hieran schlossen sich eine Reihe von Produktionen, die namentlich durch die frivolen «Braunen Märchen» (Brem. 1850; 4. Aufl., Altona 1875) charakterisiert werden. Teilweise dahin gehören «Der deutsche Gilblas» (2 Bde., Brem. 1851), «Ein Fasching in Wien» (Wien 1851), «Ein Karneval in Berlin» (Lpz. 1852), «Macargan» (Lpz. 1853) und «Die Ritter von Marienburg» (3 Bde., Lpz. 1853). In der Dichtung «Das stille Haus» (Berl. 1854) betrat er sogar das Gebiet des Geisterromans. Zu seinen spätern Werken gehören die beiden biographischen Romane «Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans» (3 Bde., Jena 1861) und «Dorothee von Kurland» (3 Bde., Lpz. 1859); ferner «Die dresdener Galerie» (2 Bde., Lpz. 1857—58), «Künstlerbilder» (3 Bde., Jena 1861), «Peter Paul Rubens» (Jena 1862). S.s «Erinnerungsblätter» (6 Bde., Lpz. 1855—60) enthalten interessante Schilderungen der polit., litterarischen und gesellschaftlichen Kreise, in denen S. sich bewegte.

Sternbilder heißen diejenigen Gruppen, in welche die Astronomen die Fixsterne zur leichtern Übersicht und Bezeichnung unter Beilegung bestimmter Namen abgeteilt haben. Ihre Kenntnis macht einen Gegenstand der Astrognosie (s. d.) aus. Schon im Altertume machte man den Anfang mit jener Einteilung. Die Bilder, unter welchen man sich gewisse beisammenstehende Sterne vorstellte, nahm man teils von Gegenständen der Erde, z. B. von Tieren, teils von mythischen Personen her und benannte sie nach diesen, wobei die Willkür völlig freies Spiel hatte, sodaß zwischen der Stellung der Sterne und den S. nicht die mindeste Ähnlichkeit stattfindet. Die Griechen lernten die S. teilweise von den Ägyptern kennen, bei welchen sich ihr Gebrauch in das Dunkel des Altertums verliert. Von den Griechen ging der Gebrauch der S. auf die Römer über, von diesen auf die christl. Völker, und auch die Gegenwart bedient sich noch der bei den griech. Astronomen üblich gewesenen Namen. Ptolemäus führt in seinem «Almagest» 48 S. auf, welche noch jetzt die Ptolemäischen heißen. Sie sind folgende: 1) die 12 S. des Tierkreises (s. d.); 2) die 22 S. der nördl. Halbkugel: der große Bär, der kleine Bär, der Drache, Cepheus, Kassiopeia, Andromeda, Perseus (mit dem Medusenhaupt), Pegasus, das kleine Pferd, der nördl. Triangel, der Fuhrmann mit der Ziege, Bootes oder der Bärenhüter, die nördl. Krone, Ophiuchus oder der Schlangenträger, die Schlange, Hercules, der Adler, der Pfeil, die Leier mit dem Geier, der kleine Hund, der Schwan und Delphin; 3) die 14 S. der südl. Halbkugel: Orion, der Walfisch, Eridanus, der Hase, der große Hund, Hydra oder die große Wasserschlange, der Becher, der Rabe, der Centaur, der Wolf, der Altar, der südl. Fisch, das Schiff Argo und die südl. Krone. Die Dichter des Altertums verknüpften die S. mit Mythen und Sagen. Indessen

STERNKARTE.


Januar
Februar
März
April
Mai
Juni
Juli
August
September
October
November
December
Aequator
Aequator
Wassermann
Fische
Widder
Walfisch
Perseus
Fuhrmann
Zwillinge
Stier
Orion
Eridanus
Hydra
Krebs
Löwe
Jungfrau
Waage
Schlange
Herkules
Schwan
Pegasus
Andromeda
Cassiopeia
Cepheus
Drache
Kleiner Bär
Großer Bär
Giraffe
Luchs
Fuhrmann
Perseus
Stier
Widder
Walfisch
Eridanus
Orion
Hydra
Krebs
Löwe
Jungfrau
Waage
Schlange
Herkules
Schwan
Pegasus
Andromeda
Cassiopeia
Cepheus
Drache
Kleiner Bär
Großer Bär
Giraffe
Luchs
1
2
3
4
5
Veränderl. Sternhaufen

Digitized by Google

sind mit diesen S. mancherlei Veränderungen vorgegangen; auch kamen schon bei den Alten noch mehrere hinzu, besonders das Haupthaar der Berenice und Antinous, welche Tycho de Brahe wieder einführte. Aber immer blieb den neuern Astronomen noch eine reichliche Nachlese. Bartsch hat 2 und Hevelius 10 neue S. eingeführt: den Sobieskischen Schild, das Einhorn, das Kamelopard oder die Giraffe, den astron. Sextanten, die Jagdhunde, den kleinen Löwen, den Luchs, den Fuchs mit der Gans, die Eidechse, den kleinen Triangel, Cerberus und den Berg Mänalus. Als die Europäer anfingen, die südl. Halbkugel der Erde zu beschiffen, mußten ihnen viele Sterne zu Gesicht kommen, welche sie vorher noch nie gesehen hatten, weil sie in Europa unsichtbar sind. Auf diese Weise kamen im 16. Jahrh. ebenfalls 12 neue hinzu: der Indianer, der Kranich, der Phönix, die Fliege, der südl. Triangel, der Paradiesvogel, der Pfau, der Tucan, die kleine Wasserschlange, der Schwertfisch, der fliegende Fisch und das Chamäleon. Diesen fügte Halley 1674 bei seinem Aufenthalte auf St. Helena die Karlseiche und Lacaille 1750 während seines Aufenthalts am Vorgebirge der Guten Hoffnung folgende 14 hinzu: die Bildhauerwerkstatt, den chem. Ofen, die Pendeluhr, das rautenförmige Netz, den Grabstichel, die Staffelei, den Schiffskompaß, den Oktanten, die Luftpumpe, den Zirkel, das Lineal und Winkelmaß, das Fernrohr, das Mikroskop und den Tafelberg. Dazu sind nach und nach noch hinzugekommen: die Buchdruckerwerkstätte, das lappländ. Renntier, der Einsiedler, der Messier oder der Erntehüter, der Poniatowskische Stier, Friedrichsehre, das brandenb. Scepter, die Georgsharfe, Herschels Teleskop, die Taube, das Kreuz, das Herz Karls II., der Mauerquadrant, der Luftballon, die Elektrisiermaschine, Log mit der Leine und die Setzwage. Im ganzen zählt man jetzt 48 alte und 58 neue, also 106 S., die jedoch auf neuern Sternkarten, z. B. auf der Argelanderschen und Heisschen, nicht alle beibehalten sind. Auf Karten mit teleskop. Sternen werden die Bilder ganz vermieden.

Die beigegebene Tafel: Sternkarte des nördlichen Himmels, enthält eine Darstellung des nördl. Himmels vom Pol bis zum Äquator mit allen Sternen bis zur 5. Größe, welche durch verschiedene Zeichen voneinander zu unterscheiden sind. Die Sternbilder sind als Bilder nicht angegeben, sondern, wie dies der größern Deutlichkeit wegen jetzt fast immer geschieht, nur die Grenzen durch punktierte Linien. In jedem Sternbild steht der Name und die Hauptsterne tragen die griech. Buchstaben. Die Milchstraße, sowie die dem bloßen Auge sichtbaren Nebelflecken und Sternhaufen sind ebenfalls durch punktierte Gruppen angegeben. Ferner enthält die Karte die Parallelkreise von 15 zu 15 Grad, die Stundenkreise, die Ekliptik; man kann daher nach den Angaben der Deklination und Rektascension die Sterne auf der Karte aufsuchen. Die am Rande stehenden Monatsnamen bezeichnen die Zeit, zu der die Sonne in dem darüber stehenden S. des Tierkreises steht. Dieses S. kulminiert daher um Mittag, das gerade gegenüberstehende oder um sechs Tierkreisbilder davon entfernte um Mitternacht.

Sternblume, s. Aster.

Sterndeutekunst, s. Astrologie.

Sterndolde, Pflanzengattung, s. Astrantia.

Sterne ist die allgemeine Bezeichnung für alle Himmelskörper, zu welchen demgemäß auch die Sonne und die Erde mit dem Mond gehören. Bei Beobachtung der S. unterscheidet man zuerst Fixsterne (s. d.), Planeten (s. d.), Kometen (s. d.), Monde (s. d.). Die Fixsterne sind von den Alten schon in Gruppen, sog. Sternbilder (s. d.) oder Konstellationen eingeteilt. Außerdem unterscheidet man die S. nach ihrer Größe, und teilt die mit bloßem Auge sichtbaren in sechs Helligkeits- oder Größenklassen ein. Einige S. sind in der Helligkeit veränderlich, sog. «veränderliche S.». Vielleicht gehören unter dieselben auch die «neuen S.», wovon am berühmtesten der Tychonische von 1572 in der Kassiopeia, der mehrere Monate am Tage sichtbar war, und der Keplersche von 1604 im Skorpion. Mit Fernrohren erkennt man unter den S. viele Doppelsterne (s. d.), drei- und mehrfache und Sternhaufen (s. d.), welche oft aus vielen Tausenden kleiner, dicht zusammenstehender S. bestehen; auch ist die Milchstraße (s. d.) eine Anhäufung von unzählig vielen kleinen S.

Sterne (Carus), Pseudonym des Schriftstellers Ernst Krause (s. d.).

Sterne (Lorenz), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller der Engländer, wurde 24. Nov. 1713 zu Clonmel in Irland geboren. Ein Verwandter ließ ihn erziehen, und 1732 ging er auf die Universität nach Cambridge, wo er 1740 Magister wurde. Von seinem Onkel erhielt er darauf die Pfarrei zu Sutton und eine Pfründe zu York. Durch seine Verheiratung wurde ihm noch eine dritte benachbarte Stelle, die Pfarrei zu Stillington, zuteil. Im J. 1759 ging er nach London, um die beiden ersten Bände von «Tristram Shandy» herauszugeben, denen bis 1766 noch sieben folgten. Im J. 1762 reiste er nach Frankreich und 1764 noch einmal nach Frankreich und Italien. Das Ergebnis dieser Reisen ist sein «Sentimental journey through France and Italy by Mr. Yorick» (deutsch von Böttger, Berl. 1856). S. starb in London 18. März 1768. Seine beiden oben genannten Werke fanden den außerordentlichsten Beifall. «Tristram Shandy» (deutsch von Gelbke, Hildburgh. 1869) ist ein buntes Durcheinander von Episoden und Abschweifungen, aber die Menge komischer, mit rührenden Zügen untermischter Schilderungen von Auftritten aus dem häuslichen Leben und vor allen Dingen meisterhaften Zeichnungen der Charaktere, endlich auch die feinen Bemerkungen über das menschliche Herz machen es zu einem bewunderungswürdigen Werke. Außer jenen Schriften erschienen von S., gleichfalls unter dem angenommenen Namen Yorick, zwei Bände Predigten (Lond. 1760), denen später noch mehrere mit seinem wirklichen Namen folgten; auch sie verleugnen den Humoristen nicht. Nach seinem Tode wurden sein Briefwechsel (3 Bde., Lond. 1775) und die «Letters from Yorick to Eliza» (Lond. 1775) herausgegeben. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien von Browne (4 Bde., Lond. 1873) und Stapfer, «Laurence S. sa personne et ses ouvrages» (Par. 1870). Vgl. Percy Fitzgerald, «Life of S.» (2 Bde., Lond. 1864).

Sternhaufen nennt man solche Anhäufungen einzelner Fixsterne, welche sich ohne weiteres dem Auge als zusammengehörige Gruppen zeigen. Einige sind schon mit dem bloßen Auge zu erkennen, so z. B. die Plejaden, in denen man leicht ohne Fernrohr 6, auch 10—11, mit Fernrohr je nach seiner Stärke 50—100 Sterne zählt, die Hyaden, das Haar der Berenice. Enger zusammengedrängt und

dem bloßen Auge als Nebelfleck sichtbar, sind die Präsepe (Krippe) im Krebs, ein Doppelsternhaufen im Perseus, ein S. im Hercules u. a. In diesem ist die Zahl der einzelnen Glieder außerordentlich groß, im letztgenannten schätzt man sie auf über 5000. Mit Hilfe des Fernrohrs kann man viele, oft wunderbar schöne S. in den denkbar mannigfaltigsten Anordnungen der Einzelglieder sehen. Die Ausmessung derselben, d. h. die Bestimmungen der gegenseitigen Lage der Glieder der S. gehört zu den interessantesten, aber schwierigsten Aufgaben der Astronomie, indem durch nach großen Zeitintervallen wiederholte derartige Messungen erst die Bewegungen in einem solchen zusammengesetzten System nachgewiesen werden können. Derartige Arbeiten wurden von Bessel, Helmert, Lamont, Valentiner, Vogel u. a. geliefert, ohne daß jedoch der Nachweis einer Veränderung der gegenseitigen Lage seither gelingen konnte. Die meisten S., deren es Tausende gibt, liegen in der Milchstraße oder in deren Nähe.

Sternjahr, s. unter Jahr.

Sternkammer (Curia camerae stellatae, engl. Star Chamber) hieß in England der Gerichtshof, vor den alle außerhalb der Grenzen des gemeinen Rechts liegenden Fälle kamen. Die S. wurde schon vor Heinrich VII. eingesetzt, erhielt von ihm eine erweiterte Einrichtung und mußte nun, gleich der später errichteten Hohen Kommission, zum Hauptwerkzeuge des königl. Despotismus dienen. Der König wählte und entließ die Mitglieder des Gerichtshofs nach Belieben. Erschien der König persönlich in der Gerichtssitzung, so galt er als der einzige Richter, und die übrigen hatten die Eigenschaft von Räten. Die Strafen, welche die S. nach Ermessen verhing, waren nicht nur Geldbußen, sondern auch Gefängnis- und Leibesstrafen. Unter der Regierung Elisabeths kam zu dieser willkürlichen Justiz 1584 noch die Hohe Kommission (High-Commission), die auf dem kirchlichen Gebiet das sein sollte, was die S. auf dem politischen war. Da sowohl Jakob I. wie Karl I. sich dieser beiden Gerichtsinstitute als Werkzeuge ihrer Politik gegen die puritanische und parlamentarische Opposition bedienten, so hob das Parlament im Mai 1641 die S. sowie die Hohe Kommission auf, und der König sah sich genötigt, die Bill zu bestätigen. Die S. führte ihren Namen von einem mit Sternen bedeckten Saale, in dem sie ihre Sitzungen hielt.

Sternkarten dienen zur Erleichterung des Studiums der Astronomie. Der älteste Atlas, welcher Erwähnung verdient, ist der von Joh. Bayer, welcher unter dem Titel «Uranometria» 1603 zu Augsburg in 51 Blättern erschien und zuerst die Bezeichnung der hellsten Sterne durch griech. und lat. Buchstaben enthielt; ihm ist ein Katalog von 1706 Sternen beigegeben. Im J. 1627 erschien Schillers Atlas in 55 Blättern, in welchem an die Stelle der alten Sternbilder die Apostel, Propheten und Heiligen gesetzt waren. Hevelius lieferte 1690 einen Himmelsatlas von 54 Blättern («Firmamentum Sobiescianum»), in welchem 1900 Sterne großenteils nach eigenen Beobachtungen eingetragen waren; er übertraf alle frühern durch Schönheit der Ausführung und Genauigkeit. Der große Flamsteedsche Sternatlas (28 Blätter, Lond. 1729; kleinere Ausg. von Fortin, Par. 1776; neu vermehrte Aufl., Par. 1795) enthielt 2919 von Flamsteed zu Greenwich beobachtete Sterne, in 56 Sternbilder verteilt. Bode in Berlin lieferte 1782 eine verbesserte Ausgabe dieses Atlas in 34 Blättern (Querfolio) und 1801 die Karten seiner «Uraniographie» (20 Blätter). Noch viel vollständiger ist Hardings Sternatlas (27 Blätter), der die von 30 Grad südl. Deklination bis zum Pol stehenden Sterne teilweise bis zur achten und neunten Größe darstellt. Atlanten für den Unterricht veröffentlichte Littrow und andere. Vortrefflich ist die «Neue Uranometrie» von Argelander (18 Karten, Berl. 1843), welche für die nördl. Halbkugel alle Sterne bis zur sechsten Größe enthält, und Heis, «Neuer Himmelsatlas» (12 Karten, Köln 1872), sowie für die südl. Halbkugel die «Uranometria Argentina» von Gould (14 Karten, Cordoba 1877). Auf Bessels Veranlassung wurden auf Kosten der berliner Akademie 24 Karten vom J. 1825—59 angefertigt, welche in dem Gürtel am Himmel von 15° südl. bis 15° nördl. Deklination alle Fixsterne von der ersten bis zur zehnten Größe enthalten. Am vollständigsten ist der «Atlas des nördl. gestirnten Himmels» von Argelander (Bonn 1863), welcher auf 40 Karten von 2° südl. Deklination bis zum Nordpol 324 198 Sterne hat. Speziellere Karten über einzelne Teile des Himmels entwarfen Carrington («Charts of 3755 circumpolar stars», Lond. 1857), Hind («Ecliptic charts») und Charcornac («Atlas écliptique»).

Sternkataloge, d. h. Verzeichnisse von Fixsternen mit Angabe ihres Ortes am Himmel, sind älter als Sternkarten (s. d.). Den ältesten entwarf Hipparch um 150 v. Chr.; er enthält 1022 Sterne und ist in dem «Almagest» des Ptolemäus enthalten. Der arab. Astronom Albategnus reduzierte ihn auf seine Zeit (880 n. Chr.). Später fertigten Ulugh-Beigh, Tycho de Brahe, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und Hevelius aus eigenen Beobachtungen solche Verzeichnisse an. Einen noch vollständigern Katalog lieferte Flamsteed nach 33jährigen Beobachtungen; derselbe enthält 3000 Sterne und wurde zuerst von Halley 1712, zum zweiten mal sehr verbessert und vermehrt 1725 herausgegeben. Tob. Mayer lieferte einen Katalog von 998 Sternen des Tierkreises. Piazzi fertigte für das J. 1800 ein Verzeichnis von 6748 Sternen (1803); später vermehrte er es auf 7646 Sterne (1814). Bessel und neuerdings Auwers reduzierten die Bradleyschen Beobachtungen, und diese «Fundamenta astronomiae» enthalten einen Katalog von 3222 vorzüglichen Sternpositionen. Jetzt haben fast alle Sternwarten Kataloge herausgegeben. Die meisten Sternpositionen enthalten: Lalandes «Histoire céleste», von Baily reduziert, mit 47 390 Sternen; Bessels «Zonen», von Weiße auf 1825 reduziert, haben 75 011 Sternörter; Argelanders «Nördl. und südl. Zonen» haben 49 675 Sterne; die Kataloge von Grant, Rümker, Stone, Taylor, Yarnall u. a. enthalten auch viele tausend Sterne. In den Katalogen zu Argelanders Sternkarten sind über 324 000, aber nur genäherte, Sternpositionen.

Sternkreuzorden, von der Kaiserin Mutter Eleonora (Mutter des Kaisers Leopold I.) 18. Sept. 1668 gestifteter österr. adeliger Damenorden, dessen oberste Schutzfrau allezeit eine Erzherzogin ist. Aufnahmeberechtigt sind nur verehelichte Damen des Adels, welche ihre stiftsmäßige Abkunft von acht väterlichen und vier mütterlichen adeligen Ahnen zu erweisen haben. Außerdem muß die Probantin noch darthun, daß auch ihr Gemahl die zur Erlangung der kaiserl. königl. Kämmererwürde erforderliche gleichartige Ahnenprobe abgelegt hat oder

dieſelbe zu erweiſen im Stande iſt. Das Ordenszeichen iſt ein innerhalb ovaler blauer Einfaſſung ſchwebender ausgeſchlagener ſchwarzer Doppeladler, belegt mit blauem Kreuz, auf welchem ein goldenes Herz mit dem geſchlungenen Namen des Erlöſers liegt. Das Zeichen wird an ſchwarzſeidenem Bande auf der linken Schulter getragen.

Sternkunde, ſ. Aſtronomie.

Sternorden, ſ. Stern von Indien und Stern von Rumänien.

Sternſaphir, ſ. unter Saphir.

Sternſchnitt, Schliffform der Edelſteine, ſ. u. Edelſteinſchleiferei, Bd. V, S. 751.

Sternſchnuppe oder Sternſchuß, auch wohl Sternſchneuze, nennt man die einem fortſchießenden oder herabfallenden Sterne ähnliche Erſcheinung, die an heitern Abenden mehr oder weniger häufig vorkommt. An einer hellen Stelle des Himmels erſcheint plötzlich in Geſtalt eines mehr oder weniger hellen Sterns ein Lichtpunkt, der ſich über einen Teil des Himmels fortbewegt und dann entweder plötzlich verſchwindet, oder allmählich bis zum Verſchwinden an Helligkeit abnimmt. Bisweilen bleibt auf der Bahn ein Lichtſtreifen ſichtbar. Werden dieſe Erſcheinungen größer, ſo nennt man ſie Feuerkugeln (ſ. d.). Genauere Beobachtungen über die S. wurden zuerſt ſeit 1798 von Benzenberg und Brandes angeſtellt, welche ihre Entfernung, Geſchwindigkeit und Bahn zu beſtimmen ſuchten. Aus den von Brandes und andern veranſtalteten gleichzeitigen Beobachtungen mehrerer zu dieſem Zwecke verbundenen Beobachter, namentlich von 1823 an, hat ſich ergeben, daß die S. eine Höhe von 30 bis zu 260 km haben können, die meiſten ſind aber in geringen Höhen und das Mittel iſt etwa 70—100 km. Die Geſchwindigkeit beträgt 30—60 km in einer Sekunde, iſt alſo ungefähr der der Kometen gleich. Nach Benzenberg, Heis und Schmidt kann man durchſchnittlich jede Nacht 30—50 S. ſehen. Zu manchen Zeiten ſind ſie jedoch ungleich häufiger, und in der neuern Zeit iſt man darauf aufmerkſam geworden, daß ihr Erſcheinen mit den Jahreszeiten inſofern zuſammenhängt, als ſie an gewiſſen Tagen, namentlich um den 12. bis 14. Nov., um den 9. bis 14. Aug. und zu andern Perioden ungleich häufiger als gewöhnlich vorkommen. Hiernach fallen alſo die S. entweder vereinzelt und ſelten, oder in Schwärmen von vielen Tauſenden, welche periodiſch ſind und ſich in Strömen von meiſt paralleler Richtung bewegen. Auf die Erkenntnis von der Periodizität der Erſcheinung der S. leitete zuerſt der ungeheuere Sternſchnuppenfall, den Olmſted und Palmer in Nordamerika in der Nacht vom 12. zum 13. Nov. 1833 beobachteten, wo an einem Orte in neun Stunden wenigſtens 240000 faſt ſo dicht wie Schneeflocken fielen, welche alle von einer und derſelben Gegend des Himmels ausgingen, nahe bei dem Stern Gamma im Löwen (daher Leoniden genannt). Schon 1799 hatte Humboldt in Nordamerika genau um dieſelbe Zeit einen großen Sternſchnuppenfall beobachtet, und auch 1866 ſind wieder in derſelben Nacht an vielen Orten viele Tauſende wahrgenommen worden. Aus jener übereinſtimmenden Richtung erhellt, daß die leuchtenden Körper von außen, aus dem Himmelsraume in unſere Atmoſphäre kamen. Bei den Sternſchnuppenfällen im Auguſt hat man gleichfalls eine übereinſtimmende Richtung der S., nach einem Punkte im Perſeus, beobachtet.

Gegenwärtig iſt man allgemein der Anſicht, daß die S., wie die Feuerkugeln und Meteorſteine, kleine mit kometariſcher Geſchwindigkeit ſich bewegende Maſſen ſind, welche im Weltraum nach den Geſetzen der allgemeinen Schwere in Kegelſchnitten um die Sonne laufen und an den Grenzen der Erdatmoſphäre, ſobald ſie in ihrem Laufe derſelben begegnen, leuchtend erſcheinen. Die verſchiedenen Meteorſchwärme bilden nach den neueſten, von Schiaparelli geführten Unterſuchungen geſchloſſene, langgeſtreckte, elliptiſche Ringe, welche unſere Erdbahn ſchneiden. Der Ring, welchen der Novemberſchwarm beſchreibt, iſt identiſch mit der Bahn eines Kometen, des erſten von 1866, von 33¼ Jahren Umlaufszeit, ſodaß man auf einen Zuſammenhang zwiſchen S. und Kometen zu ſchließen berechtigt zu ſein ſcheint. In dieſem Ringe muß man an einzelnen Stellen ungeheuere Anhäufungen von S. annehmen, um dadurch die glänzenden Erſcheinungen von 1799, 1833, 1866 und ſchon von 902 an erklären zu können. Der Auguſtſchwarm bewegt ſich in derſelben Bahn als der dritte Komet des J. 1862, der Schwarm vom 20. April in der Bahn des erſten Kometen 1861, der große am 27. Nov. 1872 beobachtete Schwarm in der Bahn des periodiſchen Kometen, der den Namen von Biela trägt. Wie weit die Verwandtſchaft zwiſchen den S. und Kometen geht, darüber gehen die Meinungen der Aſtronomen noch auseinander. (S. auch Kometen.)

Vgl. Schiaparelli, «Entwurf einer aſtron. Theorie der S.» (deutſch von Boguslawſki, Stettin 1871); Boguslawſki, «Die S. und ihre Beziehungen zu den Kometen» (Berl. 1874).

Sterntag, ſ. unter Aſtronomiſches Jahr.

Sternträger, ſ. Kreuzherren.

Sternum (lat.), das Bruſtbein, ſ. unter Bruſt.

Sternutation (lat.), das Nieſen; Sternutoria, Schnupfmittel.

Stern von Indien, ein von der Königin von England 26. Juni 1861 geſtifteter, den ind. Beſitzungen gewidmeter und für Verdienſt um dieſe zu verleihender Orden. Derſelbe beſteht aus drei Klaſſen mit beſchränkter Ritterzahl. Die der Großkommandeure beträgt 25, die der Kommandeure 50 und diejenige der «Genoſſen» (dritter Klaſſe) 100 Mitglieder. Großmeiſter iſt der jedesmalige Vizekönig von Indien.

Stern von Rumänien, am 10./22. Mai 1877 geſtifteter Militär- und Civilverdienſtorden. Derſelbe zerfällt in fünf Klaſſen und zählt 20 Großkreuze, 60 Großoffiziere, 120 Komture, 300 Offiziere und 500 Ritter, im ganzen 1000 Plätze für Inländer mit einer der franz. Ehrenlegion angepaßten Organiſation, welche den Rittern der unterſten Stufe Militärpenſionen anweiſt. Das Ordenszeichen iſt ein von ſilbernen Strahlen umgebenes geradliniges blauemailliertes Kreuz, auf deſſen von grünen Eichenzweigen umgebenem roten Mittelſchilde ein goldener Adler mit der Umſchrift «In Fide Salus» auf blauem Grunde erſcheint. Das von der Fürſtenkrone überragte und bei Militärperſonen zwiſchen Krone und Kreuz mit zwei geſchrägten Schwertern verſehene Ordenszeichen wird an einem beiderſeits zweimal blau geſtreiften roten Bande getragen.

Sternwarte oder Obſervatorium nennt man ein zu aſtron. Beobachtungen eingerichtetes Gebäude. Ein ſolches Gebäude muß möglichſt auf

einem freien Platze außerhalb der Ringmauern der Städte liegen, damit die aufsteigenden Dünste, sowie der Staub der Straßen den Beobachtungen nicht hinderlich werden und die Instrumente nicht durch das Gerassel der Wagen Erschütterungen erleiden, die der Genauigkeit der Beobachtungen sehr nachteilig sind. Auch darf man dazu nicht allzu hohe Gebäude wählen, da diese den Schwankungen viel mehr als niedrige unterworfen sind. Zu den auf den S. nötigen Instrumenten gehören hauptsächlich die Meridiankreise, Passageninstrumente, Äquatoriale, Theodoliten, Universalinstrumente, Heliometer, große Refraktoren oder Fernröhre auf einem Stativ, Spiegelteleskope u. s. w. Außerdem pflegt man noch eine Anzahl tragbarer Fernrohre zur Hand zu haben. Von großer Wichtigkeit sind auch gute Uhren, die mitunter viel schwieriger als gute Instrumente zu erhalten sind. Ein Meridiankreis von ½—1 m Kreisdurchmesser, ein parallaktisch aufgestelltes Fernrohr von 180 bis 900 mm Objektivöffnung und einige gute Uhren sind bei gehörigem Fleiß der Astronomen hinreichend, Verdienstliches zu leisten. Unter neuern europäischen S. sind die zu Paris (errichtet unter Ludwig XIV. 1664—72), zu Greenwich (errichtet unter Karl II. 1672), zu Palermo (errichtet von Piazzi 1789), zu Dorpat (seit 1812), zu Berlin (neu angelegt 1832—35), zu Leipzig (neu erbaut 1861), zu Straßburg (neu erbaut 1882), zu Bonn (seit 1835), und die großartige, 1833—39 angelegte russ. Centralsternwarte von Pulkowa (s. d.) sehr bekannt. Auch haben die S. auf dem Seeberge in Gotha (welche jetzt durch eine neue in Gotha ersetzt ist) durch Zach (s. d.) und die zu Königsberg durch Bessel (s. d.) Berühmtheit erlangt. Außerdem gibt es in Europa öffentliche S. zu Armagh, Athen, Bologna, Breslau, Brüssel, Cambridge, Charkow, Dublin, Durham, Edinburgh, Florenz, Genf, Glasgow, Göttingen, Hamburg, Helsingfors, Karlsruhe, Kasan, Kiel, Kiew, Kopenhagen, Krakau, Kremsmünster, Kristiania, Leiden, Leipzig, Lissabon, Liverpool, Lund, Madrid, Mailand, Marseille, Modena, Moskau, München, Neapel, Neuenburg, Nikolajew, Odessa, Oxford, Padua, Pola, Prag, Rom, San-Fernando, Stockholm, Stonyhurst, Toulouse, Turin, Upsala, Utrecht, Warschau, Wien, Wilhelmshaven, Wilna, Zürich, während die zu Altona, Dessau, Halle, Mannheim, Marburg, Ofen, Parma, Riga, Speier, Tübingen teils ruhen, teils ganz eingegangen sind. Von den Privatsternwarten verdienen besondere Erwähnung die zu Bilk bei Düsseldorf, die zu Bothkamp bei Kiel, die von Bishop in Twickenham bei London, Tulse Hill von Huggins, die von Warren de la Rue in Cranford, die in Leyton, die zu Markree-Castle in Irland, die von Lord Rosse zu Birr-Castle, die von Konkoly in O-Gyalla (Ungarn), die von Oppolzer in Wien. Von den außereuropäischen S. sind zu erwähnen die in Madras, die in der Kapstadt in Südafrika, die in Albany, Ann-Arbor, Chicago, Cincinnati, Cambridge (Harvard College), Clinton (Hamilton-College), Neuyork, Princeton, Rochester (Virginia-University), Williamstown und Washington in den Vereinigten Staaten, in Santiago in Chile (seit 1852), in Cordova (Argentinische Republik), Rio de Janeiro und die in Melbourne, Windsor in Neusüdwales und Sydney in Australien.

Sternweite pflegt man die Entfernung eines Fixsterns von der Erde zu nennen, dessen jährliche Parallaxe 1″ beträgt. In irdischem Maß ist dieselbe etwa 30 Billionen Kilometer.

Sternwürmer (Gephyrei), eine kleine Klasse sehr merkwürdiger Würmer des Meeres von meist cylindrischer Körperform, ohne Gliederung, höchstens zeigt die Haut eine schwache Ringelung. Am vordern Leibesende liegt ein zurückziehbarer oder einstülpbarer Rüssel, an dessen Spitze oder Basis sich der Mund befindet, welcher in einem meist spiralig gewundenen, von der Leibeswand scharf abgesetzten Darm führt. Das Nervensystem bildet einen Ring um den Schlund und einen auf der Bauchseite gelegenen gleichmäßig entwickelten Strang. Das Gefäßsystem besteht aus einem Rücken- und einem Bauchgefäß, die keine Gliederung aufweisen; in der Leibeshöhle münden frei trichterförmige Exkretionsorgane, die durch das Spiel ihrer Wimpern im Stoffwechsel abgeschiedene Produkte und zugleich auch die Geschlechtsprodukte der getrennt geschlechtlichen Tiere nach außen schaffen. Die Entwickelung ist eine komplizierte, indem die Larven eine Metamorphose durchlaufen, deren Stadien gewissen in der Entwickelung der Ringelwürmer vorkommenden Stadien außerordentlich gleichen. Die Geschlechter weichen oft ganz ungemein voneinander ab, indem das Männchen gegenüber dem Weibchen oft sehr winzig und in allen Punkten rückgebildet erscheint (Bonellia). Die S. leben verborgen im Schlamme oder Sande eingegraben, oder in Steinritzen versteckt, manche nehmen auch die Schalen abgestorbener Mollusken in Beschlag. Da die Tiere Eigentümlichkeiten der Würmer und Stachelhäuter in sich vereinigen und zwischen beiden Klassen eine Art Verbindung darzustellen scheinen, nannte sie Quatrefages «Gephyrei» (Brückenwürmer). Sie zerfallen in zwei Ordnungen: 1) Gephyrei inermi mit nackter Haut und 2) Gephyrei chaetiferi mit einer stellenweise Borsten tragenden Haut. Über S. schrieben besonders Quatrefages, Keferstein und Ehlers, Greeff, Kowalevsky u. a. m.

Sternzeit heißt diejenige Zeitbestimmung oder Zeitmessung, welche durch die scheinbare tägliche Umdrehung des Himmels oder durch die Bewegung des Frühlingspunktes reguliert wird. Die Einheit derselben ist der Sterntag, d. h. die Zeit, in welcher sich die ganze Himmelskugel scheinbar einmal um ihre Achse dreht, oder die Zeit zwischen zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Durchgängen des Frühlingspunktes, oder was sehr nahe dasselbe ist, eines und desselben Fixsterns durch den Meridian; er beginnt mit dem Augenblick, wo der Frühlingspunkt durch den Meridian geht oder kulminiert, und wird wie der Sonnentag in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten u. s. w. eingeteilt. Der Sterntag ist kürzer als der Sonnentag, weil die Sonne scheinbar außer der täglichen Umdrehung des Himmels, an welcher sie teilnimmt, noch eine jährliche Bewegung in entgegengesetzter Richtung von Westen nach Osten hat, infolge deren sie, wenn sie an einem Tage mit irgend einem Fixstern zugleich durch den Meridian geht, am folgenden Tage noch östlich vom Meridian steht oder denselben noch nicht erreicht hat, wenn jener Stern bereits wieder im Meridian steht. In dem Augenblick, wo die Sonne den Meridian erreicht, ist derselbe Stern etwa 59′ (um so viel rückt nämlich die Sonne in einem Sonnentage nach Osten fort) vom Meridian entfernt, und der Sonnentag ist als um denjenigen Zeitraum länger als der Sterntag, welchen ein

Stern braucht, um einen Bogen von 59′ zurückzulegen, d. i. um etwa 3′ 56″ S. Demnach ist der mittlere Sonnentag nahe gleich 24 Stunden 3 Minuten 56 Sekunden, und umgekehrt ein Sterntag ungefähr 4 Minuten (genauer 3 Minuten 55½ Sekunden) kürzer als ein Sonnentag, wonach also auch die Stunden, Minuten und Sekunden des Sterntags etwas kürzer sind als die Stunden, Minuten und Sekunden des Sonnentags (eine Stunde um 10 Sekunden, eine Minute nur um ⅙ Sekunde). Die Astronomen bedienen sich besonderer Uhren, welche S. zeigen, mittels welcher die Rektascension der Sterne bestimmt werden kann, denn die nach einer solchen Uhr bestimmte Zeit der Kulmination eines Sterns ist seiner Rektascension gleich. Für den Gebrauch im gewöhnlichen Leben ist die S. ungeeignet, weil der Anfang des Sterntags im Laufe eines Jahres alle Tageszeiten durchläuft und z. B. 21. März auf Mittag, 22. Juni auf 6 Uhr morgens (nach gewöhnlicher Zeitrechnung), 23. Sept. auf Mitternacht, 21. Dez. auf 6 Uhr abends fällt.

Sterrometall, eine dem Aichmetall (s. Eichmetall) und dem Münzmetall ähnliche Legierung, besteht aus 55 Teilen Kupfer, 41 Teilen Zink und 4 Teilen Eisen, wird als Guß- und Schmiedemetall verwandt. Die daraus dargestellten Bleche besitzen Goldglanz und -farbe. Als Gußmetall ist es namentlich wegen seiner Festigkeit und Zähigkeit zur Anfertigung von Achsenlagern u. dgl. geschätzt.

Sterzing, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Brixen in Tirol, südlich vom Brenner, am Eisak und der Brennerbahn, in weitem freundlichen Thalbecken an der Vereinigung der von Westen und Osten ausmündenden Thäler Ridnaun und Pfitsch, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1528 E. In der Nähe die Burg Sprechenstein und die Schlösser Thumburg und Reifenstein. Das berüchtigte Sterzinger Moos, wohin der Volkswitz die alten Jungfern versetzt, ist gegenwärtig durch Entsumpfung der Kultur gewonnen. S. ist das röm. Vipitenum und blühte im 12. und 13. Jahrh. durch die in der Nähe sich befindenden Silbergruben, Handel und Verkehr.

Stesichoros, berühmter griech. Lyriker, Sohn des Euphemos, war zu Himera auf Sicilien geboren und lebte von der zweiten Hälfte des 7. bis zur Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. Sein eigentlicher Name soll Tisias gewesen sein und er den Namen S., d. h. der den Chorreigen Aufstellende, von seiner Beschäftigung als Anordner von Chören und Chorgesängen erhalten haben. Von ihm schreibt sich ein großer Fortschritt in der kunstmäßigen Ausbildung der Chöre und des Chorgesangs her. Namentlich soll er die strophische Gliederung vervollkommnet haben, indem er zu Strophe und Gegenstrophe die Epode hinzufügte. Seine von spätern Grammatikern in 26 Bücher geteilten Gedichte behandelten fast durchgängig epische Stoffe, aber in lyrischer Form (in Chorgesängen, welche an den Festen der Götter und der Heroen vorgetragen wurden) und in einer der lyrischen Poesie entsprechenden Auffassungsweise. In seinem Stil war Erhabenheit und Würde mit etwas allzu großer Fülle des Ausdrucks verbunden. S. behandelte in seinen Gedichten nicht nur sonst in der Litteratur noch nicht erwähnte Mythen, sowie abweichende Fassungen von bekannten Mythen, insbesondere solche, die in Sicilien heimisch waren, sondern gestaltete auch die Mythen mit großer Freiheit um, und war von weitreichendem Einfluß auf die Darstellung und Umbildung der Mythen in der auf ihn folgenden lyrischen und dramatischen, später auch in der alexandrinischen Poesie, sowie in der bildenden Kunst. Besonders stark tritt in seiner Lyrik die Liebesleidenschaft hervor. Die Bruchstücke sind gesammelt von Kleine (Berl. 1828), in Schneidewins «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und in Bergks «Poetae lyrici graeci» (4. Aufl., Lpz. 1882), mit deutscher Übersetzung in Hartungs «Griech. Lyrikern» (Bd. 1, Lpz. 1836).

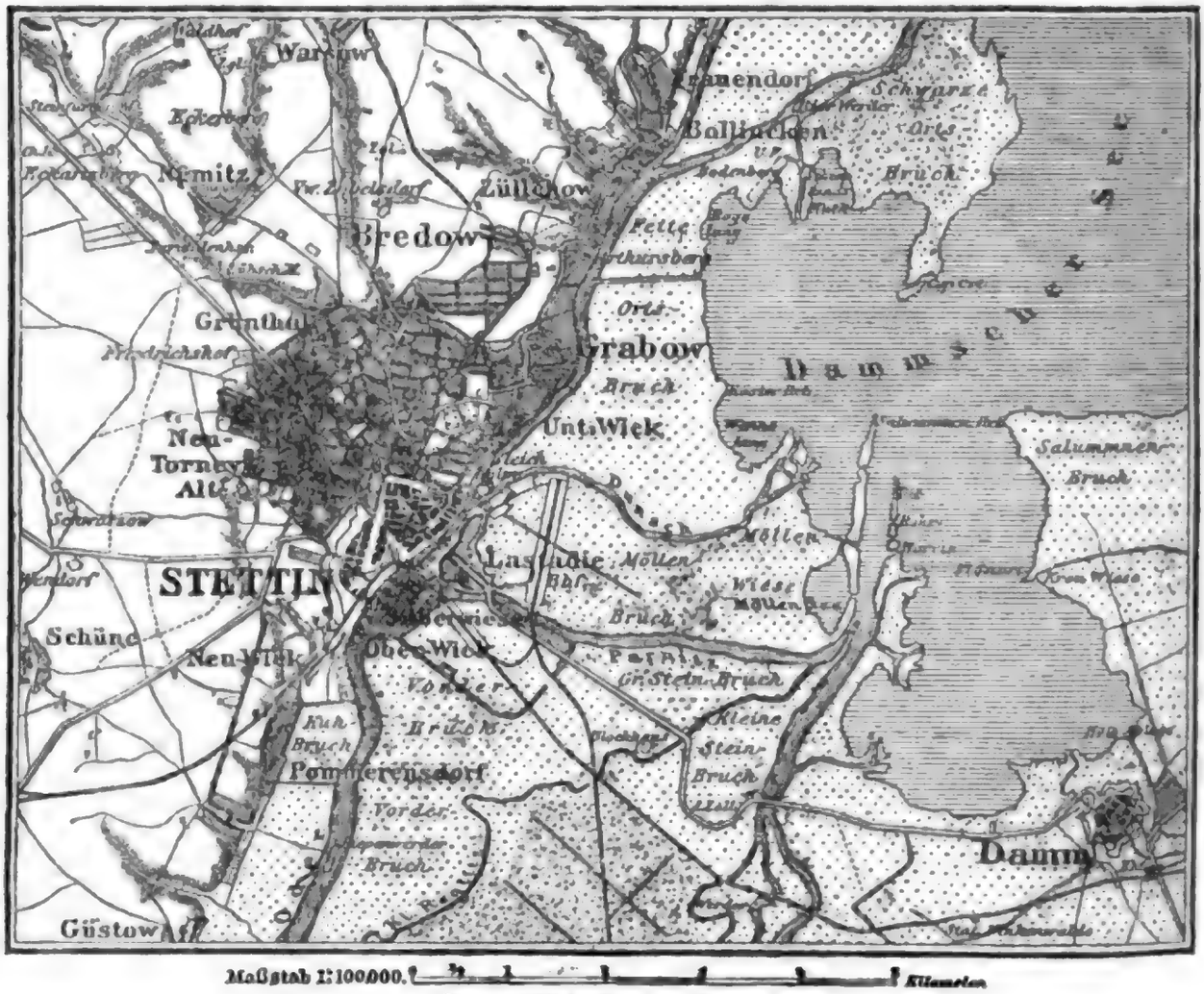
Stesimbrotos von Thasos lebte im 5. Jahrh. v. Chr. bis zu den ersten Zeiten des Peloponnesischen Kriegs und schrieb über den verborgenen Sinn der Homerischen Gedichte und über die Mysterien. Wichtiger ist er durch eine Schrift über Themistokles, Thucydides (den Sohn des Melesias, nicht den Historiker) und Perikles. Dieselbe ist zwar bis auf wenige Bruchstücke verloren, aber von spätern Geschichtschreibern und namentlich auch in erhaltenen Biographien des Plutarch mehrfach benutzt worden. S. gab in dieser Schrift, die kein Geschichtswerk sein sollte, sondern persönliche Eindrücke und Erinnerungen enthielt, seinen politischen und persönlichen Antipathien Ausdruck. Die Fragmente finden sich in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1853). Vgl. Heuer, «De Stesimbroto» (Münster 1863); von Wilamowitz im «Hermes» (Bd. 12).

Stethoskop (grch., Hörrohr) nennt man das von Laennec erfundene Instrument, dessen man sich zur Auskultation (s. d.) bedient. Es besteht aus einem mehr oder minder langen Cylinder von Holz oder Hartgummi, welcher seiner Länge nach von einem unten konisch sich erweiternden Kanale durchbohrt und oben mit einer konvexen oder konkaven Scheibe versehen ist. Man setzt dieses Instrument mit dem untern Ende, ohne zu drücken, auf die zu untersuchende Körperstelle und legt dann das Ohr auf die Scheibe, sodaß die obere Mündung des Kanals und der äußere Gehörgang aufeinander stoßen. Hierdurch wird der Schall aus einer bestimmten umschriebenen Stelle des Körpers sicher ins Ohr des Arztes geleitet und sogar (durch Konsonanz der Luftschicht im Hörrohr) noch etwas verstärkt.

Stetigkeit (continuitas) wird in mathem. Sinne einer Größe zugeschrieben, wenn sie nicht aus wahrnehmbar gesonderten Teilen besteht, obgleich sie beliebig geteilt werden kann. Stetig ausgedehnt sind Raumgrößen; dagegen sind die Zahlen diskrete Größen, aus Einheiten zusammengesetzt. Stetig ist eine Veränderung (im Gegensatz zu sprungweiser Veränderung), wenn in hinreichend kleiner Zeitdifferenz eine beliebig kleine Veränderung erfolgt.

Stettenheim (Jul.), Schriftsteller, geb. 2. Nov. 1831 in Hamburg, studierte in Berlin Philosophie und gründete 1862 in Hamburg das Witzblatt «Wespen», welches seit 1867 in Berlin erscheint. Unter den typischen Figuren, welche S. geschaffen hat, ragt der Berichterstatter «Wippchen in Bernau» hervor. Gesammelt erschienen unter andern «Wippchens sämtliche Berichte» (Bd. 1—3, Berl. 1878—81), «Muckenichs Reden und Thaten» (Lpz. 1885), «Unter vier Augen. Besuche des eigenen Interviewers» (Lpz. 1885). Auch gibt S. die Monatsschrift «Das humoristische Deutschland» (Stuttg. 1885 fg.) heraus.

Stettin, Hauptstadt der preuß. Provinz Pommern und des gleichnamigen Regierungsbezirks, liegt in Vorpommern an der Oder, welche hier die in den Dammschen See mündenden Seitenarme Parnitz und Dunzig absendet. Die Stadt besteht aus der hügeligen, engen Altstadt, der seit 1850 im Süden davon angelegten Neustadt mit regelmäßigen, breiten Straßen und den seit der Aufhebung der Festung (1873) entstandenen, nach Norden und Westen strahlenförmig sich ausbreitenden Stadtteilen vor dem Berliner- und Königsthor, welche an Umfang der Altstadt nicht nachstehen, ferner auf dem rechten Oderufer aus der Lastadie und der



Maßstab 1:100000. 0 1 2 3 4 5 Kilometer

Topographische Lage von Stettin.

Silberwiese und zählt (1885) 99475 E. (mit Vororten 136848 E.), worunter 3000 Katholiken und 2000 Juden. S. wurde durch Friedrich Wilhelm I. mit Befestigungswerken nach dem Vaubanschen System versehen, doch werden dieselben seit 1873 wieder abgetragen. Über die Oder führen drei hölzerne und eine eiserne, über die Parnitz eine hölzerne und zwei eiserne Brücken. Die eisernen vermitteln den Verkehr mit den Eisenbahnen. Von den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen das Schloß (1575—77 im ital. Renaissancestil erbaut), früher Sitz der Herzöge von Pommern, jetzt des Oberpräsidiums, der Regierung, des Oberlandesgerichts und anderer Behörden, das 1878 vollendete neue Rathaus in der Neustadt, das Postgebäude, das Direktionsgebäude der Berlin-Stettiner Eisenbahn, die Artilleriekaserne, das St. Johanniskloster (ein Asyl für alte Bürgersleute), das Amtsgerichtshaus, das alte Rathaus (1245), das Schauspielhaus, die Börse, das Konzert- und Vereinshaus, das Landhaus, ferner fünf evang. Kirchen, darunter die große Jakobikirche aus dem 14. Jahrh. und die 1124 begründete, ebenfalls im 14. Jahrh. neu erbaute Peters- und Paulskirche, die älteste christl. Kultusstätte Pommerns, eine altlutherische, eine Baptistenkapelle, eine kath. Kapelle (im Schloß), eine Kirche der Irvingianer und eine sehr geschmackvolle Synagoge. Im Landhaus steht das in carrarischem Marmor ausgeführte Original der auf dem Königsplatz aufgestellten Statue Friedrichs d. Gr. von Schadow, vor dem Schauspielhaus eine Marmorstatue Friedrich Wilhelms III. von Drake. S. ist der Sitz des Oberpräsidenten, der Regierung, des Oberlandesgerichts, eines Land- und eines Amtsgerichts, des Generalkommandos des 2. Armeekorps, des Kommandos der 3. Division und mehrerer Brigadestäbe, einer Reichsbankhauptstelle und eines Konsistoriums. An höhern öffentlichen Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt drei Gymnasien, zwei Realgymnasien, eine städtische höhere Mädchenschule, eine Anstalt für Blödsinnige, ein Taubstummeninstitut, eine Blinden- und eine Hebammenanstalt, ein städtisches und ein Privatkrankenhaus (Bethanien) und verschiedene andere Stiftungen für Hilfsbedürftige. Die 1824 gestiftete Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, mit bedeutender Bibliothek, hat ein antiquarisches Museum im Schloß, ebendaselbst befindet sich auch das Staatsarchiv; das Pommersche Museum birgt

natur- und kulturhistor. Sammlungen, das Stadtmuseum Gemälde, Kupferstiche und Skulpturen.

S. ist einer der wichtigsten Plätze des preuß. Staates und zugleich die wichtigste Fabrikstadt Pommerns. Den Handel befördern die Linien Berlin-Stargard, S.-Küstrin und S.-Pasewalk der Preußischen Staatsbahnen, der 5—6 m tiefe Oderstrom mit seinen Nebenarmen dient als Hafen, regelmäßige Dampferverbindung über den Seehafen Swinemünde besteht mit Neuyork, allen bedeutenden Plätzen der Ost- und Nordsee, sowie mit Frankreich, Spanien und dem Mittelmeer. Hauptartikel der Ausfuhr sind Holz, Kartoffeln, Cement, der Einfuhr Steinkohlen, Eisen, Petroleum, Kolonialwaren und namentlich Heringe. Im J. 1885 besuchten den Hafen 2207 Seedampfer, 913 Revier- und Binnendampfer, 1602 Seesegelschiffe, 1052 Küsten- und Binnenfahrzeuge, 10039 Oderkähne. Die Reederei zählte am Schluß desselben Jahres 68 Segelschiffe von 20312 Registertons, 59 Seedampfer von 26754 Registertons und gegen 70 kleinere Revier-, Fluß- und Schleppdampfer. Auf den stettiner Schiffswerften wurden 1885 gebaut 34 eiserne Dampfer von 32 bis 3900 Pferdekraft, es blieben in Bau befindlich 29 von 25 bis 8000 Pferdekraft. Die größte Werft ist die des «Vulkan», auf der ein großer Teil des heutigen Bestandes der deutschen Kriegsflotte gebaut ist. Von andern Fabriken sind zu nennen: Zuckersiedereien, Chamotte-, Cement-, chem. Produkten- und Spiritusfabriken und Ölmühlen. Der Bau hölzerner Schiffe hat gänzlich aufgehört.

S.s Gründungsjahr läßt sich nicht angeben, da der Ort aus einer wendischen Niederlassung hervorgegangen ist. Zuerst genannt wird es unter dem Namen Stetin unter den sächs. Kaisern, 1121 eroberten es die Polen, 1124—28 predigte Bischof Otto von Bamberg das Christentum, bald darauf begann die Einwanderung der Deutschen und 1243 wurde S. zur deutschen Stadt erhoben und mit Magdeburgischem Recht und reichem Landbesitz bewidmet. Der Handel S.s entwickelte sich schon im Mittelalter, wo es Mitglied der Hansa wurde. Nach dem Aussterben der pommerschen Herzöge (1637), die S. zu ihrer Residenz gemacht hatten, fiel S. durch die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs an Schweden, statt vertragsmäßig an Brandenburg. Der Große Kurfürst eroberte es 1677, mußte es aber 1680 wieder aufgeben. Erst 1720 wurde es im Frieden von Stockholm an Preußen abgetreten. Vom 29. Okt. 1806 bis zum 5. Dez. 1813 war es von den Franzosen besetzt.

Die Umgegend der Stadt ist freundlich und malerisch, durch die zahlreichen Wasserläufe und den Schiffsverkehr belebt, das Klima in den niedrig gelegenen Teilen und wegen des raschen und häufigen Temperaturwechsels nicht besonders gesund. Unmittelbar berührt sich S. im Norden mit der Nachbarstadt Grabow, die eigentlich nur ein Vorort von S. ist und sich ihrerseits wieder in fast ununterbrochener Häuserreihe in den Dörfern Bredow (12741 E.), Züllchow (5313 E.), Frauendorf (2539 E.) mit großen Fabriketablissements fast 8 km auf dem linken Oderufer entlang fortsetzt. Ebenso erstrecken sich die Ausläufer S.s im Süden, Haus an Haus und Fabrik an Fabrik reihend, fast 4 km weit bis zum Dorfe Pomerensdorf.

Der Regierungsbezirk Stettin begreift den mittlern Teil der Provinz Pommern (s. d.), hat ein Areal von 12073,6 qkm, zählt (1885) 728343 E. und zerfällt in die 13 Kreise: Stadt Stettin, Randow, Usedom-Wollin, Anklam, Demmin, Ueckermünde, Greifenhagen, Pyritz, Saatzig, Naugard, Regenwalde, Greifenberg und Kammin.

Vgl. Krätz, «Die Städte der Provinz Pommern» (Berl. 1865); Berghaus, «Geschichte der Stadt S.» (2 Bde., Wriezen 1875—76); Thiede, «Chronik von S.» (Stett. 1849).

Stettiner Haff, s. unter Haff.

Steub (Ludw.), geistvoller deutscher Schriftsteller, geb. 20. Febr. 1812 zu Aichach in Oberbayern, kam mit seinen Eltern 1822 nach Augsburg und 1823 nach München, wo er das Gymnasium besuchte und sich hierauf an der Universität erst philol., dann jurist. Studien widmete. Die Jahre 1834—36 verlebte er in Griechenland als Beamter im Bureau der Regentschaft zu Nauplia, später in dem des Staatskanzlers zu Athen. Im J. 1836 wieder in seine Heimat zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz zu München, wo er 1845 zum Anwalt, 1863 zum Notar ernannt wurde. Im J. 1880 legte er das Notariat nieder. S.s Studien sind hauptsächlich auf die Alpenländer und deren ethnogr. Verhältnisse gerichtet. Sehr beachtenswerte Arbeiten in letzterer Beziehung sind insbesondere seine Untersuchungen «Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern» (Münch. 1843) und die Schrift «Zur rhätischen Ethnologie» (Stuttg. 1854). Neuerdings veröffentlichte er «Die oberdeutschen Familiennamen» (Münch. 1870) und «Zur Namen- und Landeskunde der deutschen Alpen» (Nördl. 1885). Ausgezeichnet durch gediegenen Stoff und treffliche Darstellung sind ferner seine Reiseschilderungen aus der Alpenwelt, wie «Drei Sommer in Tirol» (Münch. 1846; 2. Aufl., 3 Bde., 1871), «Das Bayrische Hochland» (Münch. 1860), «Wanderungen im bayr. Gebirge» (Münch. 1862), «Herbsttage in Tirol» (Münch. 1867). Daran schließen sich «Altbayr. Kulturbilder» (Lpz. 1869), «Aus Tirol» (Stuttg. 1880) und der «Sängerkrieg in Tirol» (Stuttg. 1882). Früher schon bewährte er sein Darstellungstalent in den «Bildern aus Griechenland» (2 Tle., Lpz. 1841; neue Aufl. 1884). Von S.s belletristischen Werken sind «Novellen und Schilderungen» (Stuttg. 1853), der Roman «Deutsche Träume» (3 Bde., Braunschw. 1853) und die in Tirol spielende Erzählung «Der schwarze Gast» (Münch. 1863) hervorzuheben. Ferner erschien eine Sammlung seiner «Kleinern Schriften» (4 Bde., Stuttg. 1873—75), «Lyrische Reisen» (Stuttg. 1878) und «Gesammelte Novellen» (Stuttg. 1881; 2. Aufl. 1883).

Steuben (Friedr. Wilh. Aug. Heinr. Ferd. von), amerik. General, geb. zu Magdeburg 17. Nov. 1730, trat 1744 in preuß. Militärdienst, wurde in der Schlacht bei Prag verwundet, stand im Freibataillon von Mayr, wurde bei Kunersdorf als Adjutant des Generals von Hülsen abermals verwundet und gefangen, wurde 1762 zum Adjutanten des Königs ernannt, führte dann ein Kavallerieregiment, nahm aber 1763 den Abschied. Auf Veranlassung St.-Germains begab sich S. im Dez. 1777 nach Amerika, wo er von Washington im Lager zu Valley-Forge empfangen und zum Generalinspekteur ernannt wurde. In dieser Stellung wirkte S. viel für die Organisation des Heers und die Hebung der Mannszucht, entwarf Reglements für den Dienstbetrieb und die Ausbildung, griff

aber gelegentlich (1778 bei Monmouth) auch als Truppenführer ein, um die gelöste Ordnung wiederherzustellen, und führte 1779 eine Division in Neu-England, wo er im Juli Stony-Point erstürmte. S. schied 1783 aus dem amerik. Dienste und starb zu Neuyork 25. Nov. 1794. Vgl. Kapp, «Leben S.s» (Berl. 1858).

Steubenville, Hauptstadt von Jefferson County im nordamerik. Staate Ohio, liegt am Ohioflusse, zählt (1880) 12093 E. (511 Farbige), und hat starken Handel, viele Fabriken (Eisengießereien, Maschinenwerkstätten, Hohöfen, Dampfmaschinen, Nägel, Papier, Glas u. s. w.), ein Seminar und eine Hochschule. In der Umgebung werden viele Kohlen gegraben. Im J. 1786 wurde hier ein Blockhaus errichtet, 1787 ein Fort gebaut und zu Ehren des Barons Steuben benannt, 1797 wurde der Ort angesiedelt und 1851 als Stadt inkorporiert.

Steuer (nationalökonom.), s. Steuern.

Steuer oder Steuerruder heißt auf Schiffen der starke, breite, am Hintersteven des Schiffs mit Haken und sog. Fingerlingen befestigte, in Angeln sich bewegende Holz- oder Eisenkörper, mittels dessen das Schiff gelenkt wird. Es wird vermittelst einer in seinem Kopfe befindlichen Pinne bewegt, die durch Flaschenzüge (Steuerreep) mit einer durch Räder (Steuerrad) gedrehten Welle in Verbindung steht, die ihrerseits wieder entweder durch Menschenkraft oder, wie auf allen neuern größern Schiffen, durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt wird.

Steuerabwälzung oder Steuerüberwälzung nennt man die durch den Verkehr erfolgende Verteilung und Verschiebung einer Steuerlast, vermöge welcher Steuerzahler und Steuerträger schließlich oft ganz verschiedene Personen sind. Man unterscheidet Rückwälzung und Fortwälzung der Steuer, je nachdem dieselbe im Verkehr vom Käufer dem Verkäufer oder, was häufiger der Fall ist, vom Verkäufer dem Käufer zugeschoben wird. Bei den Verbrauchssteuern soll nach der Absicht der Gesetzgebung eine Überwälzung der Last von dem gewissermaßen nur einen Vorschuß leistenden Produzenten oder Kaufmann auf die Konsumenten erfolgen, was auch in der Regel in vollem Maße geschieht. Handelt es sich aber um eine Steuer auf notwendige Lebensmittel, so wird dieselbe von den Arbeitern wahrscheinlich allmählich mittels einer Lohnsteigerung auf die Kapitalisten fortgewälzt. Eine Abwälzung direkter Personalsteuern ist nur bei den auf das Existenzminimum herabgedrückten Personen anzunehmen. Direkte Realsteuern dagegen können leichter abgewälzt werden, wenn sich auch in Betreff dieses Prozesses allgemeine Regeln nicht wohl aufstellen lassen. Eine neu aufgelegte Grundsteuer wird meistens veranlassen, daß bei dem nächsten Verkauf des Grundstücks der Preis desselben um den kapitalisierten Steuerbetrag vermindert wird.

Steuerbewilligung und Steuerverweigerung. Als ein alter Grundsatz german. Verfassung stand es fest, daß der König, der im Besitz seiner Domänen und Regalien war, dem Volke nichts auflegen konnte, was nicht von diesem selbst beschlossen war. Nur den Kriegsdienst im Heerbann mußte es leisten, die Verteidigungsanstalten (Burgen) und die Kommunikationen (Straßen und Brücken) unterhalten und in Notfällen (Einbruch von Feinden oder Räubern, Wassersgefahr, Feuersbrunst u. dgl.) Hilfe leisten. Was sonst zum gemeinen Besten unternommen werden sollte, mußte von dem Volke genehmigt sein. In den einzelnen Ländern wiederholte sich dies. Der Fürst und Landesherr mußte die gewöhnlichen Ausgaben aus seinen Gütern und Regalien bestreiten; zu den allgemeinen Reichslasten, z. B. zu den Reichskriegen Reichsfestungen und auch zu den Beschickungen der Reichstage, mußte das Land die Kosten bestreiten und hatte dabei nichts zu verwilligen, noch zu verweigern. Die Kosten für gemeinnützige Anstalten mußten dagegen vom Lande genehmigt werden, ebenso die außerordentlichen Beiträge für den Fürsten zur Abtragung der Kammerschulden oder zur Erhöhung seiner Einkünfte. Daher waren in den meisten deutschen Ländern die Steuern zweierlei Art, nämlich feststehende, einer Verwilligung vom Anfang an nicht bedürfende oder für immer verwilligte Steuern, Ordinarsteuern, und nur auf gewisse Zeiten oder zu gewissen Zwecken verwilligte Extraordinarsteuern. Diese Unterscheidung verschwand jedoch, seitdem nach den neuern Staatsgrundgesetzen der ganze Staatshaushalt den Kammern zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden muß. Nach einer in Frankreich und Belgien aufgekommenen, weder geschichtlich noch politisch haltbaren Doktrin ist die Steuerbewilligung eine jährlich wiederkehrende Übereinkunft der Regierung mit dem Volke oder dessen Vertretung, den Kammern, über die als notwendig anerkannten Staatsbedürfnisse und deren Deckung.

Das Steuerbewilligungsrecht schließt natürlich das Recht einer gänzlichen und einer teilweisen Verweigerung und Verminderung der geforderten Steuern in sich. Das deutsche Bundesrecht verneinte indes nicht nur dies Recht zur totalen Steuerverweigerung (Art. 58 der Wiener Schlußakte), sondern beschränkte auch das Recht der relativen Verweigerung oder der Verminderung des Budgets wesentlich durch die Beschlüsse vom 28. Juli 1832 und 30. Okt. 1834. In England ist das Recht der Steuerverweigerung, abgesehen von den gesetzlich feststehenden Ausgaben anerkannt, aber niemand denkt daran, daß es möglich sei, dasselbe praktisch auszuüben, da die Verweigerung der Einnahmen die Vernichtung des Staates bedeuten würde. In Preußen ließ sich die Nationalversammlung am 15. Nov. 1848 unter dem Einfluß revolutionärer Anschauungen zu dem Beschluß hinreißen, «daß das Ministerium Brandenburg nicht berechtigt sei, über Staatsgelder zu verfügen und Steuern zu erheben, solange die Nationalversammlung nicht ungestört ihre Beratungen fortzusetzen vermag»; dies blieb ohne Erfolg. Staatsrechtlich bleiben Steuergesetze, welche für die Dauer erlassen sind, so lange in Kraft, bis sie auf verfassungsmäßigem Wege aufgehoben werden, ohne Rücksicht auf das Zustandekommen eines Budgetgesetzes. Dies ist auch in der preuß. Verfassungsurkunde Art. 109 anerkannt worden. Dagegen können neue Steuern nur auf dem Wege der Gesetzgebung, also mit Zustimmung der Volksvertretung, eingeführt werden. Im Deutschen Reich sind die Befugnisse des Reichstags insofern weitreichender, als Matrikularbeiträge nur auf Grund des Budgetgesetzes erhoben werden dürfen. Vgl. Gneist, «Budget und Gesetz» (Berl. 1867); derselbe, «Gesetz und Budget» (Berl. 1879); Laband, «Das Budgetrecht» (Berl. 1871).

Steuerbord heißt die rechte Seite eines Schiffs von hinten nach vorn gesehen. Sie trägt ihren

Namen davon, daß sich in frühern Zeiten das Steuerruder, welches jetzt überall am hintern Ende des Schiffs angebracht ist, an dieser Seite befand.

Steuerbuch, soviel wie Kataster.

Steuereinheit nennt man einerseits die Maßeinheit des Steuerobjekts, auf welches sich der Steuerfuß bezieht, z. B. 1000 Mark Grundsteuerkapital oder 100 Mark Reinertrag, von denen so und so viel Mark als Steuer zu entrichten sind. In einem andern Sinne bedeutet S. den einfachen Steuersatz oder das sog. Simplum, von dem ein je nach dem Finanzbedarf des Staats wechselndes Vielfaches den wirklichen Steuerfuß darstellt. Dies in einigen Staaten bestehende Verfahren ist besonders zweckmäßig bei solchen Einkommensteuern, die als Ergänzungssteuern zur Beibringung des aus den übrigen Quellen noch nicht gedeckten Einnahmebetrags dienen. Ist die S. in diesem Sinne z. B. ¼ Proz. des Einkommens und macht sie nach den geltenden Einschätzungen für das ganze Land 1 Mill. Mark aus, so erfordert ein noch zu deckender Bedarf von 10 Mill. also 10 Einheiten oder einen Steuerfuß von 2½ Proz. Vor Beginn der Budgetperiode hat die Volksvertretung über die Zahl der zu erhebenden S. zu beschließen, wodurch ihr Steuerbewilligungsrecht eine wesentlich vergrößerte Tragweite erhält. Der wechselnde Fuß der engl. Einkommensteuer wird übrigens einfach durch Angabe der Anzahl Pence ausgedrückt, die von 1 Pfd. St. Einkommen erhoben wird.

Insbesondere braucht man in Sachsen die Bezeichnung Steuereinheit auch bei Veranlagung der Grundsteuer, indem man ein Grundstück je nach seinem Reinertrage in eine bestimmte Anzahl S. zerlegt und die Steuer nach solchen Einheiten erhebt. So wird z. B. in Sachsen die Grundsteuer von dem nach vorausgegangener Vermessung und Abschätzung ermittelten Reinertrage der Grundstücke und Gebäude nach S. erhoben und das Gesetz bestimmt, daß auf je 1 Mark dieses Reinertrags eine S. gelegt wird.

Steuerfreiheit heißt das Privilegium, vermöge dessen eine Person oder Sache von der andere Personen und Sachen betreffenden Pflicht zur Steuerentrichtung befreit ist. Solange es in einem Lande einen herrschenden Volksstamm oder privilegierte Stände gibt, suchen diese ihre bevorzugte Stellung besonders dadurch auszunutzen, daß sie sich der Steuerlast soweit wie möglich entziehen. So wurde den röm. Bürgern nach der Eroberung Macedoniens die Grundsteuer erlassen und später diese Befreiung auf ganz Italien und einzelne andere Gebietsteile als jus italicum ausgedehnt. Diocletian hob dieselbe auf, doch blieben auch später noch viele persönliche «Immunitäten», namentlich von den sehr drückenden außerordentlichen Steuern bestehen. Im Mittelalter brachte das Feudalwesen die S. der adeligen und geistlichen Grundherren mit sich, und zwar bezog sich dieselbe nicht nur auf Grundabgaben, sondern auch auf indirekte Steuern, wie Binnenzölle und Verkaufsaccisen. Auch die Städte wurden z. B. in Frankreich in der Periode der kommunalen Bewegung durch königl. Freibriefe von vielen Steuern befreit. Die S. der privilegierten Stände schloß jedoch keineswegs Freiheit von allen öffentlichen Lasten in sich. Sie hatten für den Kriegsdienst Leute zu stellen und auf ihre Kosten zu unterhalten, und bei besondern Gelegenheiten Beiträge zu entrichten, die teilweise zwar als freiwillige bezeichnet wurden, thatsächlich aber nicht verweigert werden konnten und außerordentliche Steuern bildeten. Die S. erscheint daher vielfach nur als Grundlage des Steuerbewilligungsrechts. Sehr lange erhielt sich die Grundsteuerbefreiung für adelige Güter, auch nachdem die Ritterdienste, die früher an den Besitz desselben geknüpft waren, nicht mehr geleistet wurden. In Preußen setzte Friedrich Wilhelm I. wenigstens in einigen Provinzen, trotz heftigen Widerstandes der Stände, Reformen in dieser Hinsicht durch; doch blieben noch viele Befreiungen und Ungleichheiten bestehen und erst durch Gesetz von 1861 wurde die Grundsteuerausgleichung (und zwar mit Entschädigung der neubelasteten Besitzer) zu Ende geführt. (S. Grundsteuer.)

Gegenwärtig bestehen auf Grund besonderer Bestimmungen in den einzelnen Steuergesetzen noch immer verschiedene Befreiungen, jedoch tragen dieselben keinen das öffentliche Rechtsgefühl verletzenden Charakter. Von der preuß. Einkommensteuer z. B. sind außer der königl. Familie auch die Mitglieder der 1866 depossedierten Fürstenhäuser, nicht aber die vormals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen ausgenommen, die nur von der Grund- und Gebäudesteuer für ihre Domanialgrundstücke Befreiung genießen. Auch das Gesandtschaftspersonal und die Berufskonsuln fremder Mächte sind von der Einkommensteuer frei, ebenso die Offiziere im Falle der Mobilmachung für ihr Diensteinkommen. Daß Geistliche, Elementarlehrer, Staatsbeamte und Offiziere für ihr Diensteinkommen gänzliche oder teilweise Befreiung von den Gemeindesteuern genießen, läßt sich mit guten Gründen verteidigen, wenn auch die Freiheit des Privateinkommens der Offiziere von diesen Steuern (mit Ausnahme des aus Grundbesitz und Gewerbebetrieb fließenden), wie sie bisher in Norddeutschland, Hessen und Baden bestand, eine zu große Begünstigung bildete und die bevorstehende Aufhebung derselben gerechtfertigt ist. Sehr verschieden von der Tendenz der ältern Steuerbefreiungen ist die der neuern Steuerpolitik, welche grundsätzlich die weniger bemittelten Klassen von aller direkten Personalbesteuerung freilassen will. In einigen Staaten ist man nicht bei der S. des eigentlichen Existenzminimums (s. d.) stehen geblieben, sondern man hat dieselbe auch auf einigermaßen höhere Einkommensstufen ausgedehnt. So beginnt in Preußen nach dem Gesetz vom 26. März 1883 die Klassensteuer erst bei einem Einkommen von 900 Mark (statt, wie früher, bei 420 Mark) und die Regierung wünscht diese Grenze wenigstens noch bis 1200 Mark vorzuschieben. In England ist die untere Grenze des steuerpflichtigen Einkommens von 100 wieder auf 150 Pfd. St., dem ursprünglich in dem Gesetz von 1842 angenommenen Minimalsatze, gebracht worden.

Steuerfundation nennt man die Kreditgrundlage, welche ein Staatspapier dadurch besitzt, daß es von den öffentlichen Kassen bei der Zahlung der Steuern angenommen wird. Es folgt daraus jedoch keineswegs, daß der Staat ohne Bedenken so viel Papiergeld ausgeben könne, als er jährlich an Steuern zu empfangen hat, da die Zahlung der Steuern (besonders der indirekten) nach und nach im Laufe des Jahres erfolgt und der Staat seinerseits auch fortwährend Ausgaben macht, dasselbe Stück Papiergeld also meistens mehrere mal im Jahre bei den Staatskassen aus- und eingehen wird.

Steuermann heißt auf Handelsschiffen der im Kommando zunächst auf den Schiffsführer folgende Offizier, der sich mit ihm, oder wenn zwei oder mehr Steuerleute vorhanden sind, mit diesen letztern in die Wachen teilt. Seines Amts ist es keineswegs, das Steuer selbst zu handhaben, sondern nur darauf zu sehen, daß alles seiner Anordnung nach geschehe. Er muß ein theoretisch und praktisch durchgebildeter Seemann sein und alle Instrumente, als Kompasse, Spiegelinstrumente, das Log und Lot, sowie die Seekarten mit Sicherheit zu brauchen und das Schiff bei jederlei Wind und Wetter zu manövrieren verstehen. Die Betakelung, das Ankergerät u. s. w. stehen unter seiner Obhut. Den theoretischen Teil seiner Kenntnisse schöpft er aus der Steuermannskunst, welche ihn diejenigen mathem. und astron. Kenntnisse lehrt, die dazu dienen, den Weg des Schiffs auf offener See und die Stelle zu bestimmen, auf der es sich befindet. Demzufolge muß er von Mittag zu Mittag sein Journal in regelrechter Ordnung führen und im Stande sein, im Falle der Erkrankung des Führers dessen Stelle zu ersetzen. Auf Kriegsschiffen findet man zwei, auch drei Steuerleute und Steuermannsgehilfen, die den Observationsoffizier bei Beobachtungen unterstützen, auf der Wache das Steuern beaufsichtigen, loggen, loten und auf alles zu achten haben, was sich auf die Navigierung des Schiffs bezieht. Seine Qualifikation hat der S. durch eine staatliche Prüfung für kleine oder für große Fahrt zu erweisen; die Bedingungen dieser Prüfung sind reichsgesetzlich geregelt.

Steuern sind Abgaben, die der Staat von seinen Bürgern (und meistens auch von den in seinem Gebiet ansässigen Ausländern) als Beiträge zur Deckung seiner Bedürfnisse einzieht. Auch die Gemeinde und andere öffentliche Körperschaften erheben S., jedoch nur auf Grund einer ihnen vom Staate übertragenen Berechtigung. Die S. bilden im allgemeinen nur einen Teil der Einnahmen des Staats, da derselbe noch mehr oder weniger ergiebige anderweitige Hilfsquellen in Domänen, Forsten, Bergwerken und sonstigem ertragbringenden Vermögen, sowie in gewissen öffentlichen Betrieben und in den für besondere Dienstleistungen erhobenen Gebühren besitzt. Dazu kamen früher auch noch häufig Tribute von unterworfenen Völkern oder Beiträge von sog. Bundesgenossen. Ursprünglich galten daher die S. nur als außerordentliche Zuschüsse für besondere Fälle, und wenn diese Anschauung unter dem röm. Kaiserreich mit seinem sehr entwickelten und drückenden Steuerwesen nur für die ausdrücklich als außerordentliche bezeichneten S. haltbar war, so stand sie im Mittelalter, soweit die S. nicht einen privatrechtlichen Charakter erhalten hatten, um so allgemeiner in Geltung, und selbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lehrte noch von Seckendorf, daß die Obrigkeiten nur in den dringendsten Notfällen S. auflegen dürften, und er gab die Hoffnung nicht auf, daß dieselben für den Staatshaushalt wieder ganz entbehrlich gemacht werden könnten. In Wirklichkeit aber sind seit dem 17. Jahrh. infolge der immer mehr steigenden Ausgabe für das Heerwesen, die Staatsschulden und die mannigfaltigen neuen staatlichen Aufgaben die S. für alle Staaten mehr und mehr zur Haupteinnahmequelle geworden. So rührten 1885 in England bei 88 Mill. Pfd. St. Einnahmen 74 Mill. von Steuern her, und in Frankreich kommen nach dem Budget von 1886 auf 3016 Mill. Frs. Einnahmen 2645 Mill. Frs. Steuererträge. In den meisten deutschen Staaten liefern die anderweitigen Hilfsquellen verhältnismäßig weit größere Zuschüsse. Namentlich bezieht Preußen nach dem Budget von 1885/86 aus Domänen, Forsten, Bergwerken und Eisenbahnen einen Nettoertrag von 260 Mill. Mark, während der Bruttoertrag der Landessteuern nur 204 Mill. ausmacht. Jedoch ist auch die Belastung Preußens durch die Reichssteuern mit etwa 200 Mill. Mark zu berücksichtigen, sowie andererseits der Ertrag aus dem Post-, Eisenbahn- und andern Betrieben des Reichs.

Die Begründung der Steuerpflicht der Bürger liegt einfach in der materiellen und sittlichen Notwendigkeit, den Staat als Bedingung aller Kultur und höhern menschlichen Entwickelung in einem seinen Aufgaben angemessenen Zustande aufrecht zu erhalten. Jeder hat zu diesem Zwecke, wenn die sonst vorhandenen Mittel nicht ausreichen, beizutragen nach seiner Leistungsfähigkeit. Die Vorstellung, daß zwischen dem Bürger und dem Staat ein Austauschverhältnis mit Gleichheit von Leistung und Gegenleistung bestehe, indem der erstere sich gleichsam mit seinen S. die staatlichen Dienstleistungen erkaufe, ist unhaltbar, da der Staat Selbstzweck ist und es gar nicht von dem Belieben des einzelnen abhängt, ob er den Staat erhalten will oder nicht. Wenn aber somit der Staat dem einzelnen gegenüber hinsichtlich der Steuerhebung ein Zwangsrecht besitzt, so darf der letztere andererseits verlangen, daß ihm keine größere Last auferlegt werde, als wirklich im Interesse des Gemeinwohls erforderlich ist, und daß er gegen alle steuerliche Willkür und Bedrückung geschützt werde. Daher hat in dem Programm der politischen Freiheit stets obenan die Forderung gestanden, daß neue Steuern nur auf Grund einer Bewilligung seitens der Pflichtigen oder ihrer Vertreter eingeführt werden dürfen und daß auch die Verausgabung der erhobenen Steuern von der Zustimmung der Volksvertretung abhängig gemacht werde, und dieses Steuerbewilligungs- und Budgetrecht ist seit Jahrhunderten der Kernpunkt gewesen, um den sich die innern politischen Kämpfe drehten. Ähnliche Garantien dürfen die Steuerpflichtigen auch den Gemeinden und andern Abgaben erhebenden Körperschaften gegenüber verlangen. Im übrigen kommt bei den Gemeindesteuern in Betracht, daß ein Teil oft nachweislich vorzugsweise im Interesse gewisser Klassen der Einwohner, z. B. der Grund- und Hausbesitzer, verwendet wird, und in solchen Fällen erscheint dann die Anwendung des Prinzips der Besteuerung nach Leistung und Gegenleistung innerhalb angemessener Grenzen wohl berechtigt. Wenn man somit für die staatliche Besteuerung das Prinzip der Leistungsfähigkeit als maßgebend aufstellt, so ist damit freilich die Frage, wie sich die Leistungsfähigkeit des einzelnen praktisch bemessen lasse, noch in keiner Weise gelöst. Gewöhnlich setzt man dieselbe dem Einkommen (s. d.) proportional, aber es ist klar, daß ein auf Vermögensbesitz beruhendes (fundiertes) Einkommen verhältnismäßig leistungsfähiger ist, als ein nur durch persönliche Erwerbsthätigkeit gewonnenes, daß ferner von einem großen Einkommen derselbe Prozentsatz leichter abgegeben werden kann, als von einem kleinen, daß ein kinderreicher Familienvater durch die gleiche Steuer schwerer gedrückt wird, als ein Junggeselle

mit demselben Einkommen u. s. w. Es wäre daher schon sehr schwierig, rein theoretisch ein Steuersystem aufzustellen, das dem obigen Prinzip in voller Gerechtigkeit entspräche. In der Praxis würden sich aber die Schwierigkeiten eines solchen vollends als unüberwindlich herausstellen, weil man es für unmöglich halten muß, die außerordentlich großen Bedürfnisse der modernen Staaten mittels einer einzigen direkten Personalsteuer zu erheben und weil bei Zuziehung anderer S. alsbald der Prozeß der Ab- oder Überwälzung beginnt, der die Wirkung hat, daß man schließlich gar nicht mehr weiß, wie sich die Steuerlast definitiv auf die einzelnen verteilt. Die wirklichen Steuersysteme werden daher immer einen empirischen Charakter besitzen, wenn auch gewisse allgemeine Normen stets im Auge zu behalten sind. Eine Art von klassischer Bedeutung haben namentlich die von Adam Smith aufgestellten vier Regeln erhalten. Hiernach sollen die S. 1) möglichst gleichmäßig im Verhältnis zur Leistungsfähigkeit oder, was Smith als gleichbedeutend ansieht, zum Einkommen des Steuerpflichtigen stehen; sie sollen 2) in ihrem Betrage bestimmt, 3) hinsichtlich der Zeit und Art der Zahlung möglichst bequem für den Pflichtigen sein, und 4) demselben möglichst wenig über den Betrag hinaus entziehen, den der Staat wirklich erhält.

Die wichtigsten einzelnen Arten der S. sind in besondern Artikeln behandelt. Die praktisch bedeutsamste Einteilung der S. ist noch immer die in direkte und indirekte, oder nach Rau in Schatzungs- und Aufschlagsteuern. Die erstern sind solche, die periodisch in im voraus bestimmten Beträgen von bestimmten Personen erhoben werden, die letztern solche, die auf gewisse Verbrauchsgegenstände oder Verkehrsarten gelegt sind, also den einzelnen nicht eine im voraus feststehende Summe auflegen, sondern ihnen die Möglichkeit lassen, sich durch Enthaltsamkeit ganz oder teilweise der Belastung zu entziehen. Die direkten S. sind zwar theoretisch rationeller, werden aber von den Steuerzahlern, die sie zu bestimmten Zeiten zwangsweise zu entrichten haben, thatsächlich als beschwerlicher und drückender empfunden als die indirekten. Je größer daher die Gesamtsumme der aufzubringenden S. wurde, um so mehr haben sich die Staaten zur Anwendung der indirekten Form genötigt gesehen. So kommen in Frankreich auf 484 Mill. direkte 2161 Mill. Frs. indirekte S. und in England auf 16½ Mill. Pfd. St. der erstern Art (mit Einschluß der Luxussteuern) 57½ Mill. der letztern. Das Deutsche Reich hat nur indirekte Steuern, in den Einzelstaaten jedoch überwiegen bisher noch die direkten. In Preußen bringen die letztern 148½ Mill. Mark ein, die erstern (mit Ausschluß der Gerichtsgebühren und mit Einschluß des Lotteriegewinnes) nur 55 Mill. Mark. Auch die Gemeindesteuern werden in Preußen, wo sie im ganzen etwa 172 Mill. Mark betragen, fast ausschließlich auf direktem Wege (hauptsächlich durch Zuschläge zu den Staatssteuern) aufgebracht. Auch bei den engl. Lokalabgaben überwiegen die direkten sehr bedeutend, während in Frankreich die Gemeinden einen sehr beträchtlichen Teil ihrer Einnahmen aus dem Octroi (s. d.) beziehen. Eine zweite allgemeine Einteilung der S. ist die Unterscheidung derselben in Personal- und Realsteuern, sofern sie entweder die Personen nach ihren besondern Verhältnissen oder gewisse Objekte unabhängig von der Person des Besitzers treffen. Von den direkten S. sind Personalsteuern: die Kopfsteuer, die Klassensteuer (im preuß. Sinne), die Einkommensteuer und die Vermögenssteuer. Zu den direkten Realsteuern gehören die sog. Ertragssteuern (Grundsteuer, Gebäudesteuer, Gewerbesteuer, Kapitalrentensteuer) und auch die direkten Aufwand- und Luxussteuern (Wohnungssteuer, Dienstbotensteuer, Wagensteuer, Hundesteuer u. s. w.). Von den letztern werden übrigens manche auch wohl als Verbrauchssteuern zu den indirekten S. gerechnet. Die Verbrauchssteuern sind sämtlich als Realsteuern zu betrachten. Am meisten gerechtfertigt sind unter ihnen diejenigen, welche Gegenstände des Volksluxus treffen, also solche Verbrauchsgegenstände, die nicht zu den notwendigen Lebensbedürfnissen gehören, aber doch im ganzen in bedeutender Menge konsumiert werden. Hierher gehören Branntwein, Wein, Bier, Tabak, Zucker, Kaffee u. s. w. Eine Verbrauchssteuer auf Fleisch ist schon weniger empfehlenswert und die notwendigen Lebensmittel, wie Salz und Brot, werden am besten ganz freigelassen, wenn auch die erstere, sofern sie in mäßiger Höhe schon von alters her besteht, ohne Bedenken beibehalten werden kann. Der Form nach sind die Verbrauchssteuern teils Zölle, die von eingehenden fremden Waren erhoben werden, teils Accisen oder innere Steuern. Eine besondere technische Form der letztern sind die Monopole, indem sich der Staat die Fabrikation eines Verbrauchsgegenstandes oder den Handel mit demselben ausschließlich vorbehalten hat und die S. durch einen Preisaufschlag einbringt. Die Verkehrssteuern knüpfen sich hauptsächlich an Rechtsgeschäfte aller Art, jedoch sind auch die Transportsteuern hierher zu rechnen. Sie werden teils als unmittelbare Abgaben, teils mittels Stempel oder Stempelmarken, teils im Anschluß an die Registrierung der betreffenden Akte erhoben.

Litteratur. Außer den Lehrbüchern der Finanzwissenschaft von Rau, Ad. Wagner, von Stein, vgl. Hoffmann, «Die Lehre von den S.» (Berl. 1840); von Hock, «Die öffentlichen Abgaben und Schulden» (Stuttg. 1863); Schäffle, «Die Grundsätze der Steuerpolitik» (Tüb. 1880); Kaizl, «Die Lehre von der Überwälzung der S.» (Lpz. 1882); R. Meyer, «Die Prinzipien der gerechten Besteuerung» (Berl. 1884); von Bilinski, «Die Gemeindebesteuerung und deren Reform» (Lpz. 1882).

Steuerpacht, s. Generalpächter.

Steuerrestitution oder Steuerrückvergütung bedeutet zunächst Rückzahlung von Steuerbeträgen, die jemand über seine gesetzliche Verpflichtung hinaus entrichtet hat, wenn er z. B. in einem deutschen Bundesstaat seine Einkommensteuer für ein ganzes Jahr vorausbezahlt hat, nach einigen Monaten aber in einem andern Bundesstaat seinen Wohnsitz nimmt, wo ihm dann das Gesetz gegen die Doppelbesteuerung zu gute kommt. Eine wichtigere Art der S. bildet die Vergütung (Bonifikation), die bei der Ausfuhr solcher Erzeugnisse gewährt wird, die entweder mittelbar oder unmittelbar mit einer innern Verbrauchssteuer belastet sind (Zucker, Branntwein u. s. w.), oder aus verzolltem ausländischem Material hergestellt sind. Da es bei Fabrikaten oft schwer ist genau zu bestimmen, wie hoch sie durch die Besteuerung ihres Rohstoffs belastet sind, so kann leicht unter der Form einer S. eine eigentliche Ausfuhrprämie (s. d.) entstehen, besonders wenn ein Staat ohnehin aus handels-

polit. Gründen die Ausfuhr eines Erzeugnisses begünstigen zu müssen glaubt. (S. Exportbonifikation und Rücksteuer.)

Steuerruder, s. Steuer.

Steuerübertwälzung, s. Steuerabwälzung.

Steuerung (frz. tiroir régulateur, engl. distributing regulator) heißt bei Dampfmaschinen derjenige Mechanismus, dessen Aufgabe es ist, den Dampf so auf den Kolben wirken zu lassen, wie dies dem System der Maschine entsprechend beabsichtigt ist. Gewöhnlich sind die Dampfmaschinen doppeltwirkend und in diesem Fall bezweckt die S., daß der Dampf abwechselnd auf der einen und andern Kolbenseite seinen Druck ausübt, daß die Dampfzuströmung im richtigen Moment aufgehoben und die Ausströmung (das Auspuffen) des Dampfes passend eingeleitet wird. Hierfür sind die Dampfkanäle, welche bei den doppelwirkenden Maschinen zu beiden Cylinderenden führen, abwechselnd mit dem Dampfeinströmungs- oder Dampfausströmungsrohr in Verbindung zu setzen. Derjenige Teil einer S., welchem diese Aufgabe obliegt, heißt die innere Steuerung und besteht vorzüglich aus Schiebern, Ventilen oder Hähnen. Die Bewegung dieses Steuerungsteils ist eine periodische, mit der Zeitdauer übereinstimmend, welche der Bewegung der ganzen Maschine entspricht, weshalb sie von der Maschine selbst ausgehen muß. Um diese Bewegungsübertragung zu bewirken, steht die innere S. mit der Maschine durch besondere Mechanismen in Verbindung, welche die äußere Steuerung bilden und im Gegensatz zu der innern sichtbar sind. S., welche gestatten, die Maschine in beiden Richtungen zu bewegen, werden Umsteuerungen genannt. Da es oft erforderlich ist, daß eine und dieselbe S. eine verschiedene Dampfverteilung bewirkt, muß dieser Mechanismus von außen beeinflußt werden können, was entweder durch den Maschinenwärter oder durch den mit der S. entsprechend verbundenen Regulator geschieht. Nach dem Charakter der innern S. unterscheidet man Schieber-, Ventil- und Hahnsteuerungen; besondere Bedeutung haben unter diesen die Präcisionssteuerungen, welche einen plötzlichen Abschluß der Dampfeinströmung ermöglichen. Über die verschiedenen Steuerungen s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 819.

Steuerverein, s. Zollverein.

Steuerverpachtung, s. u. Generalpächter.

Steuerverweigerung, s. Steuerbewilligung und Steuerverweigerung.

Steven heißen die beiden aufrecht stehenden Balken, welche vorn und hinten den Schiffsrumpf begrenzen. Nach ihrer Lage unterscheidet man sie in Vor- und Hintersteven.

Stevens (Alfr.), namhafter belg. Genremaler, geb. 11. Mai 1828 zu Brüssel, bildete sich unter Navez in Belgien und C. Roqueplan in Paris aus, unter deren Leitung er es bald zur Berühmtheit brachte. S. wählt den Stoff für seine Genrebilder gern aus dem modernen Salonleben und weiß Genrebilder aus den franz. Salons getreu nach dem Leben zu zeichnen. Seine Produktivität hält mit seinem Talent gleichen Schritt; zur Weltausstellung in Paris 1867 hatte er nicht weniger als 18 Gemälde eingesandt, fast ebensoviel 1873 in Wien. Das Bild la visite, sowie la dame rose wurden vom brüsseler Museum erworben. Unter seinen übrigen Bildern sind hervorzuheben: der Morgen der Aschermittwoch, l'amour de l'or, Méditation, la sieste, le bouquet, une veuve, Innocence, Ophélia, une duchesse, die Tröstung (Museum Ravené in Berlin).

Steward (engl., spr. Stiu'rd), Wärter, besonders auf Schiffen; Verwalter, Aufseher; Rent-, Proviantmeister.

Steward of England (Lord High), Großhofmeister von England, einer der höchsten Würdenträger und ehemals der erste Diener der Krone in England. Die Würde war früher erblich im Hause Leicester bis auf Heinrich IV. und wurde seitdem nur bei bestimmten Gelegenheiten erneuert, nämlich bei einer Krönung und bei einem Prozeß gegen einen Peer. Im letztern Falle führt der Lord High Steward den Vorsitz, zerbricht bei Schluß der Verhandlungen seinen Stab und löst den für den bestimmten Fall aus Peers gebildeten Gerichtshof auf.

Stewart (Balfour), engl. Physiker, geb. 1. Nov. 1828 in Edinburgh, studierte daselbst und in St. Andrews. Im J. 1859 wurde er zum Direktor des Observatoriums in Kew, 1870 zum Professor der Physik an Owen's College in Manchester ernannt. Die Königliche Gesellschaft verlieh ihm im J. 1868 die Rumford-Medaille für die Entdeckung des Gesetzes des Gleichgewichts zwischen den absorbierenden und ausstrahlenden Eigenschaften der Naturkörper. In Gemeinschaft mit De la Rue und Loewy veröffentlichte er «Researches on solar physics», in Gemeinschaft mit Professor Tait «Researches on heating produced by rotation in vacuo» und «The unseen Universe», ein Werk, das zahlreiche Auflagen erlebte. Auch erschienen von S. Abhandlungen über «Meteorology and Magnetism», ein «Elementary treatise on heat», «Lessons in elementary physics» (deutsch von Schenk, Braunschw. 1872) und die berühmte Abhandlung «The Conservation of energy» (1874, deutsch, Lpz. 1875).

Stewart (Sir Charles), s. Londonderry (Marquis von).

Stewart (Dugald), schott. Philosoph, geb. zu Edinburgh 22. Nov. 1753, war der Sohn des Professors der Mathematik Matthew S. daselbst, dessen Nachfolger er bereits im Alter von 22 J. wurde. Als jedoch Adam Ferguson 1780 die Professur der Moralphilosophie in Edinburgh niederlegte, übernahm er dessen Stelle, die er mit großem Beifall bis 1810 bekleidete. Er zog sich dann aufs Land zurück und starb in Edinburgh 11. Juni 1828. Er ist der umfassendste und zugleich der kritisch schärfste unter den Vertretern der sog. Schottischen Schule (s. d.) oder der Common-sense-Lehre. Seine philos. Schriften schließen sich an die von Reid an; die wichtigsten sind: «Elements of the philosophy of the human mind» (3 Bde., 1792—1827), «Outlines of moral philosophy» (Edinb. 1793; neue Aufl. 1818; franz. von Jouffroy, Par. 1826), «Philosophical essays» (Edinb. 1810), «Dissertation on the progress of metaphysical and ethical philosophy» (Edinb. 1815), für die «Encyclopaedia Britannica»; «Philosophy of the active and moral powers» (Edinb. 1828). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Hamilton (10 Bde., Edinb. 1854—58).

Stewart (Sir Herbert), brit. Generalmajor, wurde zu Winchester 30. Juni 1843 geboren, trat 1863 als Offizier in das 3. Dragoon Guards Regiment, wurde nach zwei Jahren Lieutenant, erwarb 1868 eine Kapitänsstelle und erhielt für Auszeichnung im Felde 1879 den Majorsrang, 1880 den

Oberstlieutenantsrang. Im J. 1882 wurde S. wirklicher Major und Oberst. Er diente im Zulukriege 1879 als Brigademajor der Kavallerie, dann als erster Offizier des Transvaal-Korps in dem Feldzuge gegen Secocoeni im Basutolande, war bei Sir Garnet Wolseley Stabschef, kehrte 1881 abermals nach Südafrika zurück und war im Kriege gegen die Boers Generalquartiermeister. Im J. 1882 nahm er am ägypt. Feldzuge als Generalquartiermeister der Kavalleriedivision teil, kämpfte bei Kassassin und in der Schlacht bei Tel el Kebir, war bei der Einnahme von Kairo und wurde für seine erfolgreiche Thätigkeit zum Adjutanten der Königin ernannt. Im J. 1884 befehligte er im östl. Sudan die Kavalleriebrigade der Division Sir Gerald Grahams. Im J. 1885 führte er im Nilfeldzuge Lord Wolseleys Vorhut, von Korti aus durch die Bajuda-Wüste über Gakdul nach Gubat, um auf diesem kürzesten Wege dem in Chartum eingeschlossenen General Gordon Hilfe zu bringen, siegte in der Schlacht bei Abu Klea 17. Jan., wurde 19. Jan. bei Gubat schwer verwundet und starb während des Rücktransportes zu Gakdul 16. Febr. 1885. Für sein ausgezeichnetes Verhalten bei Abu Klea wurde S. zum Generalmajor befördert.

Stewart (James), Ingenieur und Afrikareisender, geb. 1845 in Kirkmichael (Perthshire), war seit 1866 als Ingenieur in Indien thätig und ging 1877 nach der Station Livingstonia am Nyassasee. Er durchwanderte im Okt. und Nov. 1879 das Gebiet zwischen dem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganjika und war dann bemüht, einen gangbaren Weg zwischen beiden Seen herzustellen, starb aber schon 30. Aug. 1883 in Maliwanda.

Stewarton, Stadt in der schott. Grafschaft Ayr, in der alten Herrschaft Cunningham, an einem rechtsseitigen Zufluß des Irvine, Station der Linie Glasgow-Kilmarnock der Caledonischen Eisenbahn, hat 3299 E., Wollweberei und Mützenfabrikation.

Steyermark, s. Steiermark.

Steyr, auch Steier oder Steyer, Stadt in Oberösterreich, früher Kreisstadt des Traunviertels, jetzt ein selbständiger polit. Bezirk, liegt in einem reizenden Thale an der Einmündung der Steier in die Enns, an der Linie St. Valentin-Tarvis der Österreichischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, und zählt (1880) 17199 E. Die Stadt hat eine schöne Stadtpfarrkirche, 1545—1630 im got. Stil aufgeführt, ein ansehnliches Rathaus mit zierlichem Turm, einen hübschen Stadtplatz und Promenadenanlagen. Auf einem Felsen am Zusammenfluß der Steier und Enns liegt das schöne gräfl. Lambergsche Schloß. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen eine Oberrealschule, eine Knaben- und eine Mädchenbürgerschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Handelsschule und eine Fachschule und Versuchsanstalt für Eisenindustrie mit interessanter Messersammlung. S. ist eine der wichtigsten und reichsten Fabrikstädte Österreichs, der Sitz der lebhaftesten Eisenindustrie, mit großen Messerfabriken, einer Drahtgießerei, Feilenhauern, Fabriken für Ahlen, Angelhaken, Nadel- und Blechwaren, Werkzeuge, sowie einer Papiermühle, zwei Kattundruckereien, Maschinennägelfabriken u. s. w. Die österr. Waffenfabrik, gegründet von Joseph Werndl, jetzt im Besitz einer Aktiengesellschaft, ist die bedeutendste der Monarchie, seit 1882 ist damit ein Etablissement für elektrische Beleuchtung verbunden. — S. war ehemals Hauptstadt der Grafschaft S. oder Styre und gehörte früher zu Steiermark (s. d.), bis der Herzog Ottokar VI. sein Herzogtum 1183 dem Herzog Leopold V. von Österreich überließ; 1245 kam die Herrschaft Steyr zu Oberösterreich. S. ist der Geburtsort Blumauers und Redtenbachers und historisch merkwürdig durch den Tod des Herzogs Johann Friedrich II. von Sachsen (9. Mai 1595) und den hier 25. Dez. 1800 abgeschlossenen Waffenstillstand zwischen Österreich und Frankreich. Vgl. Widmann, «Fremdenführer für S. und Umgebung» (Steyr 1884); Wörl, «Führer durch S. und Umgebung» (2. Aufl., Würzb. 1885).

Stheneboia, Königin von Argos, s. unter Bellerophon.

Sthenie, s. Erregungstheorie.

Stheno, eine der Gorgonen, s. unter Gorgo.

St. Hil., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Augustin François César Prouvençal, genannt Auguste de Saint-Hilaire, geb. 1779 in Orléans, gest. 1853 daselbst (Botaniker).

Stibine, s. unter Basen (chem.).

Stibiokali tartarioum (lat.), s. Brechweinstein. — **Stibium**, s. Antimon.

Stich (Bertha und Klara), Schauspielerinnen, Töchter von Auguste Crelinger (s. d.).

Stichbajonett, s. unter Bajonett.

Stichbalken, s. u. Balken u. Balkenlage.

Stichboden, s. unter Erdbau.

Stichbogen (in der Baukunst), s. u. Bogen.

Stichcoupon, s. unter Coupons.

Stichel, soviel wie Grabstichel.

Stichling (Gasterostĕus), eine in allen süßen und salzigen Wässern Europas verbreitete Fischgattung mit gepanzertem Kopf, breiten Schuppenplatten an Seiten und Vorbauch, scharfen Stacheln vor der weichen Rücken-, Brust- und Afterflosse, während die Bauchflossen ebenfalls durch Stacheln ersetzt sind. Der schlanke, mit 15 Dornen auf dem Rücken besetzte Meerstichling (G. spinachia, Tafel: Fische II, Fig. 13) erreicht 15 cm Länge; der gemeine Stichling (G. aculeatus, Fig. 12) nicht ganz 7,5 cm. Sämtliche Arten sind durch ihre eigentümliche Fortpflanzungsweise berühmt geworden und werden deshalb in Aquarien viel gehalten. Das Männchen baut ein kugelförmiges Nest aus Wasserpflanzen, worin die Weibchen ihre Eier ablegen, die das Männchen dann befruchtet und bis zum Ausschlüpfen der Jungen, die es auch später führt, bewacht. Alle Arten vermehren sich so stark, daß sie, weil nicht eßbar, als Dünger benutzt werden.

Stichomantie, s. unter Virgilius der Zauberer.

Stichometrie (grch.) nannten die Alten das Abmessen oder Zählen der Zeilen in den Handschriften, um den Umfang einer Schrift zu bestimmen. Dieses Verfahren ward namentlich auch bei der Katalogisierung der alexandrinischen Bibliothek in Anwendung gebracht. Es sind nicht nur manche Angaben dieser Art überliefert, sondern man findet auch in manchen Handschriften die Zeilenzahl ihrer Originalhandschriften, beziehungsweise der Recensionen, auf welche sie zurückgehen, am Schlusse, in einigen auch, wie man neuerdings bemerkt hat, die Zahl der Zeilen der Originalhandschrift von 100 zu 100 am Rande bemerkt. So sollen nach Dionys von Halikarnaß die Werke des Demosthenes 50—60000 solcher Stichoi oder Zeilen enthalten haben, während die Zahlen der Reden in erhaltenen

Handschriften auf ein Original von wenig über 40000 führen. In gleicher Weise pflegte man auch bei den Dichtern die Zeilen oder Verse zu zählen. Vgl. Ritschl, «Die alexandrinischen Bibliotheken» (Berl. 1838; wiederholt mit Nachträgen in den «Opuscula», Bd. 1, Lpz. 1867); Graux, «Nouvelles recherches sur la stichométrie» (in der «Revue de philologie», Bd. 2, 1878); Birt, «Das antike Buchwesen» (Berl. 1882).

Stichsäge, s. Lochsäge.

Stichstellung, bei Nähmaschinen eine Vorrichtung, mittels deren man die Länge der Stiche beliebig einstellen kann.

Stichwort, in der Bühnensprache das Wort eines Schauspielers, nach welchem ein anderer seine Rede anzufangen oder etwas auszuführen hat.

Sticken, s. Stecin.

Stickerei (frz. broderie, engl. embroidery), das Verfahren, gewebte Stoffe, zuweilen auch Leder, Papier u. s. w., durch auf- oder eingenähte Muster zu verzieren, wobei auf mannigfache Weise vorgegangen wird. Die einzelnen Fadenlagen werden Stiche genannt und führen je nach Gestalt und Herstellungsweise die verschiedensten Namen. Die wichtigsten derselben sind: der Plattstich, der auch zum Zeichnen der Wäsche benutzte Kreuzstich und der Ketten- oder Tambourierstich. Neben diesen dienen der aus dem Plattstich hervorgegangene Stielstich, Steppstich, Leiterstich, der zickzackförmige Hexenstich u. s. w., der Gobelin- oder Perlstich, welcher nur die eine Hälfte des Kreuzstichs bildet, wodurch er die Herstellung runder Linien ermöglicht, sowie der vom Kettenstich abgeleitete Feston- oder Languettenstich, Korallen-, Knötchen-, Wickelstich u. s. w., der nur zu gröbern Stickereien verwendete Post- oder Minutenstich, der seinen Namen von der Schnelligkeit hat, mit welcher in diesem Stich ein Blatt ausgeführt werden kann, meist zur Detailausbildung der darzustellenden Muster. Je nachdem die Stiche in der Längen- oder Breitenrichtung aneinander gereiht sind, entstehen Linien- oder Flächenmuster. Nach der Art des Grundgewebes und dem zu diesem, resp. zu den Stickfäden verwendeten Material teilt man die S. in Seiden-, Woll-, Leinen-, Gold- und Silber-, Kanevas-, Mull-, Tüllstickerei; nach der Farbe des Grundgewebes, resp. der Stickfäden in Weiß- und Buntstickerei; nach der Stichart in Plattstich-, Kreuzstich-, Kettenstichstickerei u. s. w.; nach dem Effekt des Musters in Flach-, Relief-, Applikationsstickerei; nach der technischen Ausführung in Hand- und Maschinenstickerei.

Auf dichten Stoffen, Tuch, Baumwollzeug u. s. w. bleibt die ganze Grundfläche frei und es entsteht nur das vorgezeichnete Muster durch entsprechendes Nebeneinanderlegen der mit der Nadel eingezogenen Fäden, welche letztere sehr verschiedener Art, wie Baumwollzwirn, Seide, Chenille, Gold- und Silbergespinst, sein können (Plattstichstickerei). Die Gold- und Silberstickerei wird hierbei oft durch mitaufgenähte Flittern oder echte Perlen ausgeputzt. Die gewöhnliche Perlenstickerei wird durch Aufnähen von Glas- oder Metallperlen gebildet; ebenso wird mit Schmelz (kurzen Stückchen dünner farbiger Glasröhrchen) gestickt. Bei der Wollstickerei oder Tapisserie wird ein loses Grundgewebe (Kanevas oder Stramin) meist ganz mit den ein gerades oder schief liegendes Fadenkreuz bildenden Stichen von verschiedenfarbigen Woll-, zum Teil auch Seidenfäden ausgefüllt, also auf diese Weise Grund und Muster gebildet (Kreuzstichstickerei). Die dritte Methode, welche besonders zur Wiedergabe von Contourzeichnungen geeignet ist, beruht auf der Bildung kleiner Maschen, die so ineinander gehängt sind, daß sie auch ohne das stützende Gewebe ihren Zusammenhang behalten würden (Tambourierstichstickerei). Findet eine gegenseitige Bindung der Schleifen nicht statt, so bilden sich auf der Vorderseite emporstehende Schleifen oder Noppen (Moosstich). Der Festonstich entsteht aus dem Kettenstich, wenn der die Schleife bildende Faden nicht durch denselben Stichpunkt, der ihn auf die vordere Stoffseite führt, auf die Rückseite zurückkehrt.

Die S. bedient sich zur Herstellung ihrer Erzeugnisse höchst einfacher Werkzeuge. Um die erforderliche Genauigkeit und Sicherheit in der Gestaltung der Musterfiguren, resp. in der Lage des Stichlochs zu erreichen, wird der zu verzierende Stoff meist in einen Rahmen, den Stickrahmen, so aufgespannt, daß die Stofffläche völlig eben ist und daß Einschlag- und Kettenfäden sich unter rechten Winkeln kreuzen. Bei der Handstickerei besteht der Rahmen aus vier Holzstäben, die zu einem Rechteck von veränderlicher Seitenlänge vereinigt sind und an denen der Stoff durch Fäden angeheftet wird, oder auch aus einem Ring, über welchen ein zweiter, etwas weiterer Ring den Stoff ausspannt. Dieser Rahmen ruht entweder im Schoß der Stickerin oder, in einem Kugelgelenk beweglich, auf einem feststehenden Fußgestell. Kleinere Muster werden von geübten Stickerinnen auch ohne Rahmen derart ausgeführt, daß die Arbeiterin den Stoff über den Zeigefinger der linken Hand ausspannt und mittels der drei nächsten Finger festhält. Bei der Maschinenstickerei braucht auf Veränderung der Größe des Rahmens keine Rücksicht genommen zu werden. Die zu bestickenden Stoffstücke besitzen hier stets eine bestimmte Breite, welche beim Aufspannen in der Längenrichtung des Rahmens zu liegen kommt. Die Rahmenbreite ist gewöhnlich geringer als die Länge des Stoffstücks, sodaß letzteres nur teilweise ausgespannt werden kann und bei fortschreitender Arbeit weiter gespannt werden muß. Meist werden zwei, zuweilen drei Stoffstücke auf den Rahmen ausgespannt. Für diesen Zweck sind in dem rechteckigen Holzrahmen, den Langseiten parallel laufend, vier Walzen drehbar gelagert, von denen zwei den unbestickten, die beiden andern den bestickten Stoff aufnehmen.

Zum Einschlingen des Fadens, der der bessern Musterfüllung wegen nur schwach gedreht sein darf, dient die Sticknadel, die entweder mit einem Öhr oder mit einem Haken versehen ist. Im erstern Fall ist dieselbe zur Erzeugung aller Stickarten verwendbar; im letztern eignet sie sich nur für die Erzeugung des Kettenstichs. Die Öhrnadeln bestehen, ähnlich denen für die Näherei, aus einem schlank kegelförmigen Schaft, der an dem einen Ende in eine mehr oder weniger scharfe Spitze ausläuft, während das andere Ende ein langgestrecktes Öhr zum Einziehen des auf eine gewisse Länge abgeschnittenen Fadens enthält. Die längliche Gestalt des Öhrs ermöglicht auch das leichte Einführen von lockerm Garn, dessen Durchmesser größer als der der Nadel ist. Die Öhrnadel wird stets vollständig durch den Stoff hindurchgeführt und das noch freie Fadenstück nachgezogen. Die ein-

seitige Zuspitzung der Nadel macht bei der Rahmenstickerei vor jedem neuen Einstich eine Wendung derselben erforderlich. Zur Vermeidung dieses Umstandes schlug bereits 1755 Weisenthal eine an beiden Enden zugespitzte, in der Mitte mit einem Öhr versehene Nadel vor. In der Handstickerei hat diese Nadel wenig Anwendung gefunden; dagegen bildet sie heute das unentbehrliche Werkzeug der meisten Plattstichstickmaschinen. Nur wenige dieser Maschinen benutzen einseitig zugespitzte Nadeln, deren Öhr sich, wie bei den Nähmaschinennadeln, in unmittelbarer Nähe der Spitze befindet und die wie jene nur teilweise durch den Stoff hindurchgeführt werden. (Vgl. Nähmaschine.) Die Hakennadel findet sowohl in der Handstickerei als in der Maschinenstickerei Anwendung. Der cylindrische Schaft ist nur einseitig zugespitzt; das andere Ende ist zum Zweck bequemer Handhabung in einem Heft befestigt. Das nahe an der Spitze eingebohrte Öhr ist nach einer Seite derart aufgeschlitzt, daß dadurch ein Haken entsteht, dessen Spitze von der Nadelspitze abgewendet ist. Die Nadel wird, mit der Spitze voran, nur teilweise durch den Stoff hindurchgeführt, worauf der Faden bei der Handstickerei von der linken Hand der Arbeiterin unterhalb des Stoffs so um den Schaft herumgelegt wird, daß beim Heben des letztern der Faden in das aufgeschlitzte Öhr gleitet und von dem aufsteigenden Haken in Form einer Schleife über die Oberseite des Stoffs emporgezogen wird. Nach Versetzung der Nadel oder des Stoffs um die Länge eines Stichs durchdringt die erstere den Stoff von neuem, wobei die Schleife über dem Nadelschaft hängt, und holt eine neue Schleife auf die Oberfläche des Stoffs empor, die somit durch die erste Schleife hindurchgezogen wird und deren Zurückschlüpfen durch das erste Stichloch verhindert.

Bei jeder Weißstickerei muß die Zeichnung mit Baumwollgarn derart vorgezogen werden, daß mehr Faden über als unter dem Zeug und dadurch die S. erhaben liegt. Die leichteste Art der Weißstickerei ist das Languettieren oder Festonnieren. Der Festonstich bildet einen festen Rand und wird daher meist zu Bogeneinfassungen verwendet, bei welchen nach beendeter Arbeit der Stoff außen dicht an der Stickerei abgeschnitten wird. Die breiten Festons werden mit Vorder- oder auch mit Kettenstichen gefüllt, um erhaben zu liegen (Schattenlöcher). Das Nestloch oder Schnürloch, zu dessen Herstellung man sich eines besondern Werkzeugs, des Nestloch- oder Schnürlochstechers, bedient, gehört zur sog. englischen Stickerei, die ganz durchbrochen oder licht ist und bei der die Stiche so dicht aneinander liegen, daß sie das Aussehen eines feinen Schnürchens erhalten (Cordonnierstich). Im Gegensatz zu letzterer steht die französische Stickerei, bei der Blumen und Blätter hoch und dicht gearbeitet werden.

Die Kunst des Stickens, insbesondere die Goldstickerei, soll von den Phrygiern erfunden worden sein; doch findet man sie bei allen Kulturvölkern schon seit den frühesten Zeiten in Gebrauch. Zu Homers Zeiten standen die Frauen Sidons in dem Rufe, geschickte Stickerinnen zu sein. Bei den Griechen galt Pallas Athene als die Erfinderin dieser Kunst, obwohl thatsächlich feststeht, daß dieselbe durch die Perser nach Griechenland gelangte. Durch Attalus III., König von Pergamum, gest. 133 v. Chr., wurden die Römer mit der Goldstickerei bekannt; erst unter den byzant. Kaisern war die Silberstickerei üblich. Im Mittelalter wurde die Kunst des Stickens in den Nonnenklöstern und von edeln Frauen auf die glänzendste Weise geübt; berühmt ist die 70 m lange Stickerei zu Bayeux, auf welcher Mathilde, die Gemahlin Herzog Wilhelms von der Normandie, dessen Thaten bei der Eroberung Englands dargestellt hatte. In neuerer Zeit hat die S., welche lange Zeit bloß handwerksmäßig betrieben wurde, sich wieder zur Kunst erhoben. Die S. in Musselin (Weißstickerei) wird in der Schweiz und in Sachsen in großer Ausdehnung fabrikmäßig betrieben, wobei man sich teils der Handarbeit, teils verschiedener Vorrichtungen an Webstühlen, teils eigentlicher Stickmaschinen (s. d.) bedient. Die Maschinenstickerei tritt überall da mit Vorteil an die Stelle der Handstickerei, wo große Ansprüche an die quantitative Leistungsfähigkeit gestellt werden, also namentlich wo es sich um die Massenproduktion gleichartiger Erzeugnisse handelt und wo demnach die künstlerischen Forderungen mehr zurückstehen.

Stickertreffen, s. unter Bortenweberei.

Stickfluß oder Steckfluß, s. Lungenödem.

Stickgas, gleichbedeutend mit Stickstoff (s. d.).

Stickhusten, s. Keuchhusten.

Stickmaschinen (frz. machines à broder, engl. embroidering-machines), Maschinen zur Nachahmung der Handarbeit in der sog. Weißstickerei (s. unter Stickerei). Man unterscheidet zwei Systeme von S. je nach der mit denselben hauptsächlich erzeugten Stichart: die Plattstich-Stickmaschinen und die Tambourier- oder Kettenstich-Stickmaschinen. Öfters werden unter S. nur die erstern verstanden. Bei den Plattstich-Stickmaschinen wird die bedeutende Leistungsfähigkeit durch die große Zahl der gleichzeitig nach demselben Muster hergestellten Erzeugnisse, bei den Tambouriermaschinen durch die hohe Arbeitsgeschwindigkeit bedingt.

Die erste brauchbare S. erfand Josua Heilmann in Mülhausen i. E. im J. 1829. Die meisten der heutigen Plattstich-Stickmaschinen, wenigstens diejenigen für Handbetrieb, sind im Prinzip der Heilmannschen Konstruktion ähnlich, wenn sich auch in der Durchführung vielfache Verbesserungen Geltung verschafft haben. Diese Maschinen beruhen auf der direkten Nachahmung der Handarbeit. Da es aber zu schwierig und zu unsicher sein würde, alle gleichzeitig einzustechenden Nadeln um das der Musterung entsprechende Maß zu verschieben, wie dies beim Sticken mit der Hand geschieht, wird bei der Maschinenarbeit bequemer der in einem ausbalancierten Rahmen eingespannte Stoff selbst in dem Maße, wie es zwei aufeinander folgende Stiche bedingen, bewegt, während alle Nadeln stets in derselben Horizontal- und Vertikalebene durch den Stoff geführt werden. Die dem Muster entsprechende jedesmalige Verschiebung des Rahmens erfolgt mittels eines Pantographen oder Storchschnabels (s. d.) in der Weise, daß ein Stift an dem längern Arm desselben auf eine Schablone, die das gewöhnlich sechsfach vergrößerte Muster darstellt, und zwar auf die Endpunkte des jedem Stichfaden entsprechenden Schraffierstrichs, aufgesetzt wird, während der kürzere Arm die auf das wirkliche Maß des Stichfadens reduzierte Bewegung auf den Rahmen überträgt. Das gemeinschaftliche Durchstechen aller Nadeln (deren Anzahl je nach der Feinheit des Garns sowie nach der dadurch

bedingten Nadelstärke und Distanz von 224 bis 672 schwankt) wird mittels Zangen bewirkt, welche sich auf Wagen befinden, die auf beiden Seiten gegen den senkrechten Rahmen auf Schienen vor- und rückwärts geführt werden.

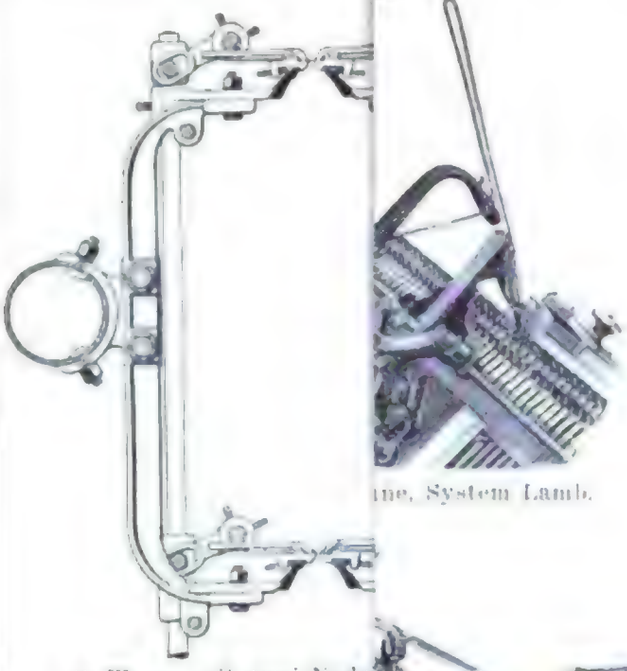
Die an beiden Enden zugespitzten, in der Mitte mit dem Öhr versehenen Nadeln (vgl. Nadelführung, Fig. 9 auf Tafel: Stick-, Strick- und Wirkmaschinen) werden durch diese Zangen, welche die Finger der arbeitenden Hand ersetzen, festgehalten, welch letztere sich aber nach dem Durchstechen des Stoffs sofort öffnen, worauf die Zangen des gegenüber befindlichen Wagens die Nadeln erfassen und die Stickfäden bei dem nun erfolgenden Rückgang dieses Wagens durchziehen, während der erste Wagen an seiner Stelle bleibt. Fig. 8 zeigt die beiden Wagen einer zweireihigen S.; dieselben tragen zwei Nadelführungen oben und unten, sodaß mit einmaligem Vor- und Rückwärtsgehen des Wagens das Muster an zwei Stellen des Stoffs reproduziert wird. Fig. 14 zeigt eine dreireihige Stickmaschine für Handbetrieb, die von der Sächsischen Stickmaschinenfabrik in Kappel bei Chemnitz gebaut wird. Zur Bedienung derselben ist eine Einfädlerin und ein Sticker erforderlich. Von letzterm wird immer ein gewisser Grad von Übung vorausgesetzt, denn er muß mit der einen Hand den Zeigerstift des Storchschnabels auf dem Muster führen, während er mit der andern Hand durch Umdrehung einer Kurbel die verbundene Vor- und Rückwärtsbewegung der beiden Wagen und somit das Durchstechen und Durchziehen aller von den Zangen gehaltenen Nadeln verrichtet. Ferner muß der Sticker, indem er abwechselnd seine Füße auf den einen oder andern Tretschemel setzt und so den Wagenwechsel bewirkt, sämtliche Zangen des ersten Wagens, welche die durch den Stoff gestochenen Nadeln loslassen sollen, öffnen und alle gegenüberstehenden Zangen des zweiten Wagens, welche die halb durchgestochenen Nadeln zu erfassen haben, schließen, um sie ganz durchzuziehen. Da die meist 1 m langen Fäden sich während der Arbeit verkürzen, hat das bedienende Mädchen frische Nadeln einzufädeln und dieselben gegen die leeren auszuwechseln, sowie auf etwaige Störungen zu achten.

Die beschriebene Maschine dient in erster Linie zur Herstellung von verzierenden Streifen für Damenkleider und Wäsche, von Tüllspitzen und Kragen, Manschetten u. s. w., findet aber auch zum Besticken von Tischdecken, farbigen Kleiderstoffen, Hausschuhen, Hosenträgern u. s. w. ausgedehnte Verwendung. Diese Maschinen werden, um größere Vielseitigkeit der Muster zu erzielen, mit einem sog. Festonnierapparat und mit einem Bohrapparat versehen. Ersterer dient dazu, den zum Umrändern von Zackenmustern erforderlichen Festonstich zu erzeugen; mit dem letztern werden die durch das Muster bedingten Durchbrechungen im Stoff hergestellt. Der Festonnierapparat muß die Stickfäden auf der Vorderseite des Stoffs in dem Moment, wo die Nadeln von hinten durch den Stoff gestochen werden, in solcher Lage halten, daß durch das Hindurchziehen der Fäden nach vorn der betreffende Stich entsteht. Dies wird durch lange, horizontale, zu einem beweglichen Rahmen verbundene Schienen erreicht, welche entweder über oder unter den Nadelbahnen vor dem Stoff so angebracht sind, daß an ihnen befindliche, ab- oder aufwärts gegen die Nadeln stehende Stifte beim Einfahren des Vorderwagens auf die locker herabhängenden Fäden einwirken können. Die Stifte erfassen nämlich, sobald die Einrückung des Apparats durch einen Hebel kurz vor dem Einstechen der Nadeln seitens des Vorderwagens selbstthätig erfolgt ist, die Fäden, ziehen sie nach unten oder oben und bilden hierbei Schlingen, welche sie so lange offen halten, bis die nunmehr wieder von hinten durch den Stoff kommenden Nadeln durch dieselben hindurchgegangen sind.

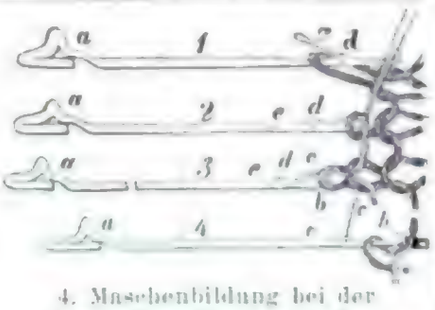
In Fig. 5 ist die Bildung des Festonstichs veranschaulicht. Mit dem Wiederherausfahren des Vorderwagens gehen die Stifte aus den Schlingen heraus in ihre frühere Stellung zurück und werden alsdann durch das Anziehen der Fäden nach vorn zusammengezogen. Der Bohrapparat besteht aus je einer längs der Nadelreihe liegenden Schiene, welche mit vierschneidigen Stahlspitzen (Bohrern) versehen und mittels Scharniers so angebracht ist, daß durch Vorklappen der Schiene vor jeder Nadel ein solcher Bohrer zu liegen kommt. Um ein Zurückweichen des Stoffs zu verhüten, liegt hinter dem Stoff, den Bohrern gegenüber, eine zur Aufnahme der letztern mit Vertiefungen versehene Schiene (Bohrlatte). Sobald der Vorderwagen mit den Bohrern gegen den Stoff fährt, werden an den durch den Storchschnabel fixierten Stellen die gewünschten Durchbrechungen hergestellt, welche dann noch umstickt werden müssen. Durch Zurückklappen der beiden Schienen ist der Bohrapparat jeden Augenblick außer Thätigkeit zu setzen. Das Bestreben, beim Betrieb der Stickmaschinen Elementarkraft anzuwenden und hierdurch nicht nur schneller, sondern auch billiger produzieren zu können, hat seit langem zu der Konstruktion selbstthätiger, mit endlosem Faden arbeitender Maschinen geführt.

Eine durch Dampf-, Wasser- oder Gaskraft zu betreibende sog. Schiffchen-Stickmaschine ist in Fig. 10 dargestellt. Dieselbe führt auf einem Wagen in zwei Reihen je 112 Nähmaschinennadeln und auf der andern Seite des Stoffs an feststehenden Trägern ebenso viele Schiffchen, welche die Bindung der von den Nadeln in den Stoff eingeführten Fäden auf der hintern Stoffseite zu bewirken haben. Wie bei den Stickmaschinen für Handbetrieb, ist auch hier der zu verzierende Stoff in einem Rahmen ausgespannt und wird vom Sticker durch einen Storchschnabel bewegt. Die Bewegung des Nadelwagens erfolgt mittels Excenter, die an einer längs der ganzen Maschine liegenden Welle sitzen. Die Schiffchen werden durch zwei Excenter und ein Hebelwerk dirigiert und zwar so, daß je nach Wunsch durch Einrücken des betreffenden Excenters Plattstich oder Steppstich gebildet wird. Die Schiffchen-Stickmaschine, welche 6—10 mal so rasch als die Handmaschine arbeitet, eignet sich besonders zum Besticken von Tüll zur Herstellung von Tüllspitzen. Mit der Handstickmaschine kann sie in Bezug auf Schönheit, Feinheit und Genauigkeit der Arbeit nicht konkurrieren; auch können echte Festons auf derselben nicht hergestellt werden.

Bei den mit Öhrnadeln arbeitenden Tambouriermaschinen wird die Bewegung, welche zur Einstellung eines neuen Stichpunktes in die Arbeitsrichtung notwendig ist, stets den stichbildenden Werkzeugen, der Nadel und dem Greifer, erteilt. Derartige Maschinen wurden zuerst Ende der sechziger Jahre von A. Voigt in Chemnitz angegeben, später

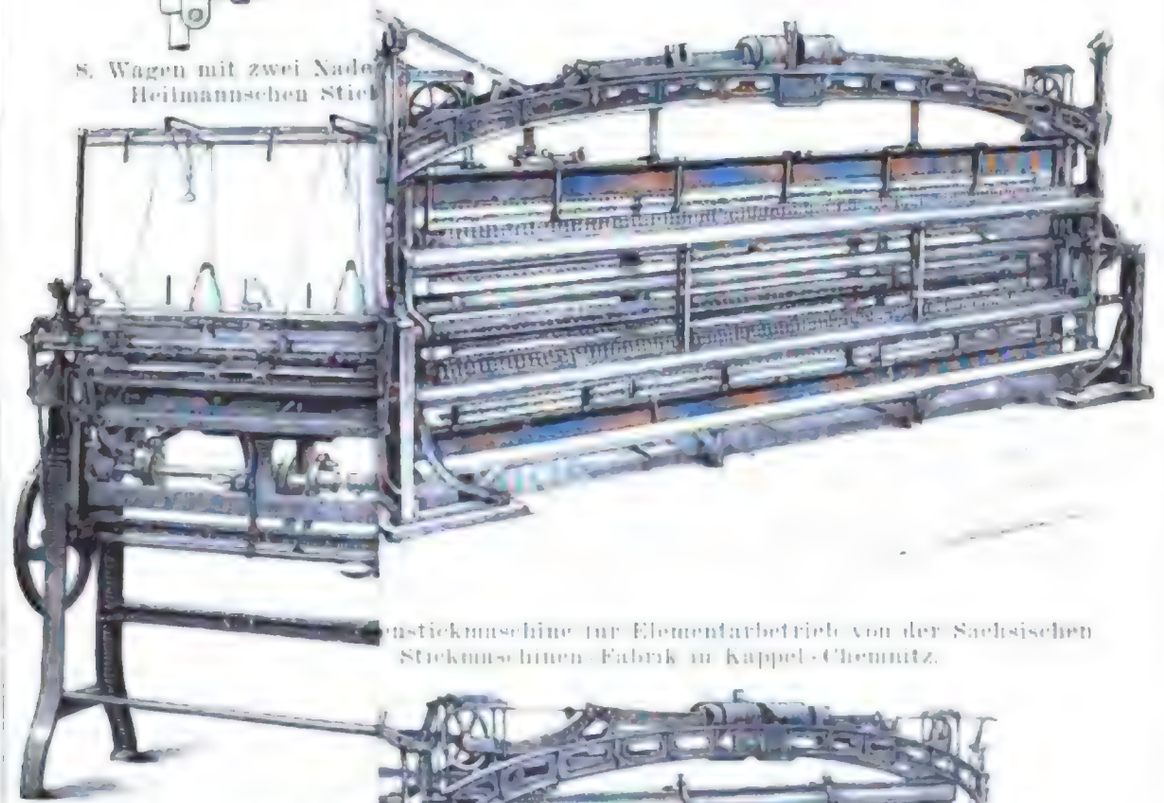


ine, System Lamb.



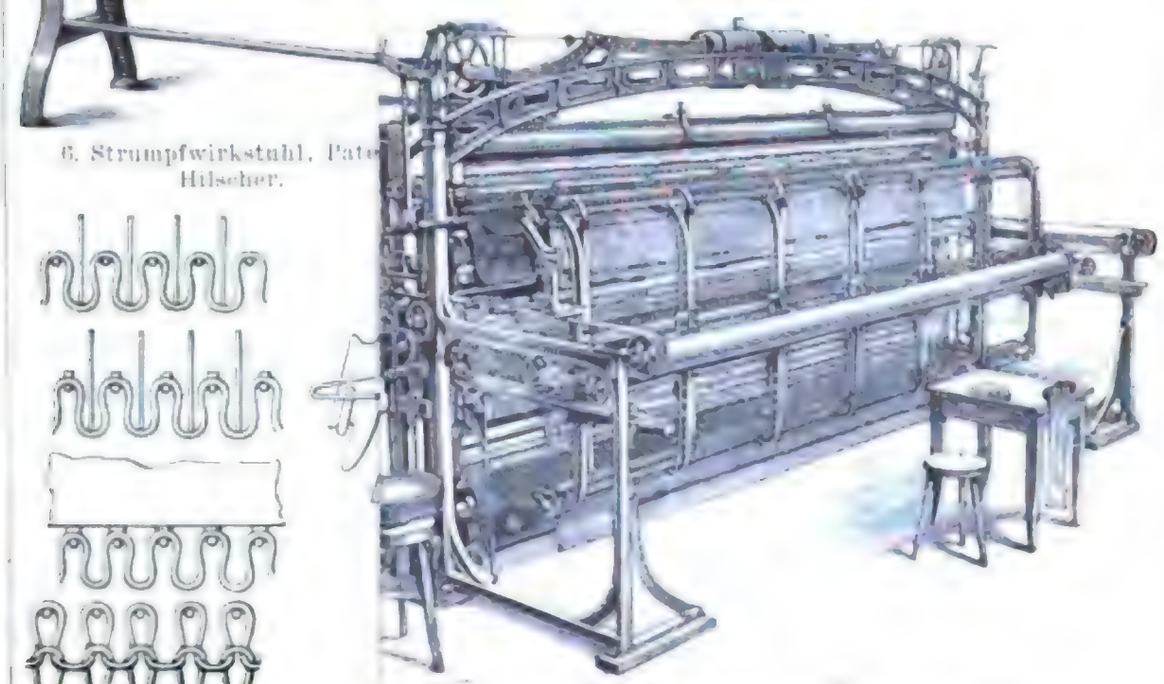
4. Maschenbildung bei der Lambschen Strickmaschine

5. Bildung des Festonstiches.



8. Wagen mit zwei Nade
Heilmannschen Stic

nstickmaschine zur Elementarbetrieb von der Sachsischen Stickmaschinen-Fabrik in Kappel-Chemnitz.



6. Strumpfwirkstuhl, Pate
Hilscher.

11b. Bildung der Maschen des g

ähige Stickmaschine für Handbetrieb von der Sächsischen Stickmaschinen-Fabrik in Kappel-Chemnitz.

Digitized by Google

von Billwiller in St. Gallen u. a. verbessert. Sie eignen sich besonders zum Besticken großer Zeugflächen und finden daher vorzugsweise in der Tüll- und Mullgardinenstickerei Anwendung. Leistungsfähiger sind die mit Hakennadel versehenen Tambouriermaschinen, von denen die von dem Franzosen Antoine Bonnaz 1866 erfundene namentlich in der Hausindustrie am meisten verbreitet ist, da dieselbe sowohl hinsichtlich der Arbeitsgeschwindigkeit (1800 Stiche in der Minute, gegen 20—25 einer Handstickerin), als in der Mannigfaltigkeit der erzeugten Stickarbeiten von keiner andern Tambouriermaschine erreicht wird und durch Weglassung des Rahmens, sowie durch zweckmäßige Einrichtung des Stofftransports eine kompendiöse Anordnung ermöglicht, ohne daß sie dadurch für das Besticken großer Flächen weniger brauchbar wird. Zahlreiche Hilfsapparate machen diese Maschine zur Ausführung besonderer Zierstiche, zum Aufnähen von Litzen und Schnüren (Soutachieren), zur gleichzeitigen Herstellung mehrerer Kettennähte aus einem Faden u. s. w. vorzüglich geeignet.

Sticknadeln, s. unter Stickerei.

Stickperlen (frz. perles de Venise, engl. beads), Glas-, Stahl-, Gold- und Silberperlen zu Stickereien, s. unter Perlen (künstliche).

Stickrahmen (frz. tampour, engl. embroidering-frame), s. u. Stickerei u. Stickmaschinen.

Stickseide, s. Plattseide.

Stickstoff (chem. Zeichen N; Atomgewicht = 14), ein chem. Grundstoff, der als farbloses Gas ohne Geruch und Geschmack auftritt, ein spezifisches Gewicht von 0,972 besitzt, sich in Wasser sehr wenig löst. Pictet in Genf und Cailletet in Paris ist es gelungen, den S. bei großem Kältegrad und hohem Druck in den flüssigen Zustand überzuführen. Der S. findet sich in der atmosphärischen Luft gemengt mit Sauerstoffgas und zwar in der Menge von 79 Volumen oder 76,8 Gewichtsteilen, außerdem findet er sich in der Steinkohle (zu etwa 0,75 Proz.), in dem Ammoniak und der Salpetersäure, ferner macht er einen Bestandteil aus des Eiweißes, Caseïns, Blutes, der Wolle und aller organischer Gebilde des Tier- und Pflanzenreichs; in besonders großer Menge ist er im Harnstoff, im Caffein und Theobromin, sowie in namhafter Quantität in den im Pflanzenreiche vorkommenden Alkaloiden (Chinin, Morphin, Strychnin, Brucin, Atropin u. s. w.) enthalten. Der S. kann weder das Atmen, noch die Verbrennung unterhalten, mit andern Elementen kann er nur schwierig sich verbinden und fast nie direkt. Man kann den S. aus der Luft gewinnen, indem man ein abgeschlossenes Volumen derselben mit brennendem Phosphor zusammenbringt, wodurch der Sauerstoff entfernt wird. Rein erhält man ihn, wenn man Chlorgas durch eine wässerige Ammoniaklösung leitet oder besser durch Kochen einer konzentrierten Lösung von salpetrigsaurem Ammoniak, das dabei in Wasser und Stickstoffgas zerfällt. Die wichtigsten Verbindungen des S. sind 1) mit Sauerstoff: das Stickoxydul, das Stickoxyd, die salpetrige Säure, die Untersalpetersäure (welche die organischen Nitrokörper, z. B. Pikrinsäure, Nitrobenzol, Nitroglyzerin, Schießbaumwolle bildet) und die Salpetersäure (s. d.); 2) mit Wasserstoff: das Ammoniak (und die davon abgeleiteten organischen Basen, z. B. das Anilin) und das Hydroxylamin; 3) mit Kohlenstoff: das Cyan (s. d.).

Stickstoffoxydulgas, s. Lustgas.

Stiota *Schreb.*, Flechtengattung, zu den Laubflechten gehörig. Der Thallus derselben ist flach ausgebreitet, mit grubigen, netzartig angeordneten Vertiefungen versehen und an seinem Rande meist unregelmäßig gelappt. Die rotbraunen Apothecien sitzen gewöhnlich in der Nähe des Randes. Die bekannteste Art ist die an Baumstämmen oft wachsende Lungenflechte, S. pulmonacea *Ach.*, die früher offizinell war. (S. Tafel: Flechten, Fig. 16.)

Stief... (altdeutsch stiuf, engl. step; nicht echt, nicht leiblich, nicht vollbürtig), nur in Zusammensetzungen gebräuchlich, um das Affinitätsverhältnis zu bezeichnen, welches (namentlich in auf- und absteigender Linie) bei einer zweiten Ehe zwischen dem einen Ehegatten und den Verwandten des andern Ehegatten stattfindet, so zunächst Stiefvater, Stiefmutter, Stiefsohn u. s. w.; doch auch Stiefgeschwister, Stiefbruder u. s. w. (Vgl. Halbgeschwister und Schwägerschaft.)

Stiefel (frz. botte, corps de pompe; engl. boot, barrel of pump), die bekannte Fußbekleidung, s. unter Schuhwarenfabrikation; auch soviel wie Pumpencylinder, s. unter Pumpen.

Stiefmütterchen, Pflanze, s. Pensée.

Stiege, eine Anzahl von 20 Stück.

Stiegen (Getreidestiegen), s. unter Ernte.

Stieglitz, Distelfink oder Distelzeisig (Fringilla carduëlis), ist ein zur Familie der Finken gehöriger, sehr bunter Singvogel, welcher in ganz Europa, aber auch in Syrien, Mittelasien, Sibirien und Nordafrika vorkommt und bis zu den Antillen sich verbreitet hat. Er überwintert und wandert fast gar nicht, teils ist er Strichvogel, aber gegen Kälte nicht empfindlich. Zur Nahrung dienen ihm ölhaltige Samen, besonders die Samen der Disteln und Karden. Das Nest wird auf Bäumen und zwar sehr künstlich gebaut. Das Weibchen legt jährlich zwei- bis dreimal vier bis fünf meergrüne, blaßrot gefleckte oder mit dunkelbraunen Punkten kranzförmig gezeichnete Eier. Der erwachsene Vogel ist auf dem Rücken graubraun, Scheitel und Nackenbinde sind schwarz, Kehle und Stirn blutrot, die Schwing- und Steuerfedern an der Spitze weiß und über die Schwingen zieht eine goldgelbe Binde. Das Männchen singt laut und angenehm und wird deshalb, wie seiner schönen Färbung wegen gern als Zimmervogel in Käfigen gehalten. Äußerlich ist das Weibchen von ihm kaum zu unterscheiden. In der Gefangenschaft erzeugen die S. mit Canarienvögeln schön gezeichnete, aber zärtliche Bastarde.

Stieglitz (Heinr.), deutscher Dichter, geb. 22. Febr. 1801 zu Arolsen, besuchte das Gymnasium zu Gotha, studierte seit 1820 in Göttingen, nahm jedoch an den polit. Bewegungen teil und war genötigt, nach Leipzig zu gehen, wo er sich der Philologie widmete. Seine Studien setzte er später in Berlin fort, wo er 1828 als Custos der Bibliothek und Gymnasiallehrer angestellt wurde. Im J. 1828 vermählte er sich mit Charlotte Sophie S., geborene Willhöft (geb. 18. Juni 1806 zu Hamburg). Unzufrieden mit seinen Ämtern, legte S. dieselben nieder und bereiste 1833 einen Teil von Rußland, ohne daß sich jedoch seine Gemütsstimmung besserte. In der Hoffnung, daß ein tiefer Schmerz heilend und kräftigend auf S.' Gemüt einwirken werde, gab sich hierauf 29. Dez. 1834 seine Gattin den Tod. Mundt sammelte ihre Briefe, Tagebuchblätter u. s. w. unter dem Titel «Charlotte S., ein Denkmal» (Berl. 1835). Auf den weitern Lebenslauf S.' hatte Charlottes

That nicht den von ihr beabsichtigten Erfolg. Er verließ Berlin, lebte erst eine Zeit lang in München, durchwanderte das bayr. Hochland, ging dann nach Rom und endlich nach Venedig, wo er 24. Aug. 1849 an der Cholera starb.

Ein bedeutendes poetisches Talent spricht sich in S.' Dichtungen allerdings aus; aber Excentricität und Mangel an Vertiefung haben ihn sein Ziel verfehlen lassen. Er machte sich zuerst durch seine mit Ernst Große herausgegebenen «Gedichte zum Besten der Griechen» bekannt; später gab er mit mehrern Freunden einen «Berliner Musenalmanach» (Berl. 1829) heraus. Am kräftigsten offenbart sich sein dichterischer Geist in den «Bildern des Orients» (4 Bde., Lpz. 1831—33), worin auch mehrere dramatische Arbeiten sich befinden, namentlich die Tragödie «Sultan Selim III.». Auch die «Stimmen der Zeit in Liedern» (2. Aufl., Lpz. 1834) enthalten viel tüchtige Zeitanschauungen und begeisterte Worte. Seine lyrische Tragödie «Das Dionysosfest» (Berl. 1836), noch bei Lebzeiten seiner Gattin gedichtet, ist anziehend durch die Tendenz, den Sieg einer jungen gärenden Zeit über eine geistig abgelebte Reaktion zu feiern. Seit dem Tode seiner Gattin verfaßte er den «Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum» (Lpz. 1838) und «Bergesgrüße aus dem salzburg., tirol. und bayr. Gebirge» (Münch. 1839). Außerdem schrieb er: «Gebirgswanderungen», in Mundts «Dioskuren», «Montenegro und Montenegriner» (Stuttg. 1841), «Istrien und Dalmatien» (Stuttg. 1845); «Erinnerungen an Rom» (Münch. 1848).

Vgl. L. Curtze, «Briefe von S. an seine Braut Charlotte» (2 Bde., Lpz. 1859); «Kurzer Briefwechsel zwischen Fr. Jacobs und Heinrich S.» (Lpz. 1863); ferner S.' «Selbstbiographie» (Gotha 1865); «Erinnerungen an Charlotte» (Marb. 1865).

Stieglitz (Ludw., Baron von), Begründer des berühmten Handels- und Bankhauses dieses Namens in Petersburg, wurde 1778 zu Arolsen geboren, widmete sich dem Handelstand und ging dann ohne Vermögen nach Rußland. Doch gelang es ihm hier bald, durch sein kommerzielles Genie und seine rastlose Thätigkeit das allgemeine Zutrauen in einem solchen Grade zu gewinnen, daß seine Vermögensumstände und sein Ansehen sich schnell und glänzend hoben und sein Einfluß auf Rußlands Handel und Industrie nicht ohne Bedeutung wurde. Ihm hauptsächlich verdankt Rußland die Einführung der ungemein wichtigen Dampfschiffahrt zwischen Petersburg und Lübeck. Nicht minder machte sich sein wohlthätiger Einfluß bei allen größern Kredit- und Finanzoperationen Rußlands unter dem Ministerium Cancrins bemerklich. Vom Kaiser wurde ihm 1825 die erbliche Würde eines Reichsbarons verliehen. Er starb zu Petersburg 18. März 1843. — Auch Ludwigs Bruder, **Nikolai von S.**, geb. 1772, hatte sich in Rußland ansässig gemacht, wo es ihm gelang, durch Handelsunternehmungen sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben und durch Kenntnisse und gewandte und redliche Geschäftsthätigkeit zur Förderung des russ. Handels beizutragen. Er wurde zum Hofrat und Direktor der Schuldentilgungskommission in Petersburg ernannt und in den russ. Adel erhoben und starb 1824 zu Petersburg kinderlos. Seine großen Güter (über 100000 ha) diesseit und jenseit des Dnjepr im südl. Rußland erbte sein Bruder Ludwig, der sie durch wirtschaftliche Einrichtungen sehr hob. Ein anderer Bruder, **Bernhard von S.**, geb. 1774, betrieb früher ebenfalls ansehnliche Handelsgeschäfte zu Krementschuck im südl. Rußland, wo er, nachdem ihn Kaiser Nikolaus zum Hofrat ernannt, 1846 starb. — Ludwigs Sohn, Baron **Alexander von S.**, führte das väterliche Bankhaus fort, bis er dasselbe 1858 auflöste, und trat dann als Chef der neubegründeten Reichsbank in russ. Staatsdienst, aus dem er jedoch 1866 wieder ausschied. Er erbaute die Eisenbahn über Peterhof nach Oranienbaum mit einer Zweigbahn nach Krasnoje-Sselo und starb 5. Nov. (24. Okt.) 1884 in Petersburg. — Von den beiden Söhnen Bernhard von S.' war **Nikolai von S.** Mitglied des Conseil im Ministerium des Innern, **Fedor von S.** Gutsbesitzer in Kiew.

Stiehl (Ferdinand), preuß. Schulmann, geb. 12. April 1812 zu Frensburg bei Altenkirchen, studierte zu Bonn und Halle Theologie und wurde 1835 Lehrer und 1839 Direktor am Seminar zu Neuwied. Er kam 1844 als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium, wurde 1845 Regierungs- und Schulrat, 1855 Geh. Oberregierungsrat. Er war einflußreicher Ratgeber der Minister von Raumer und von Mühler und wurde namentlich bekannt als Verfasser der Regulative für das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen vom 1., 2. und 3. Okt. 1854. Nachdem Falk Kultusminister geworden, trat S. 1. Jan. 1873 in den Ruhestand und zog sich nach Freiburg im Breisgau zurück, wo er 16. Sept. 1878 starb.

Stiehle (Gust. von), preuß. General der Infanterie und Generaladjutant des Kaisers, Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, wurde 14. Aug. 1823 in Erfurt geboren und trat nach dem Besuch der Gymnasien in Magdeburg und Erfurt, des Pädagogiums in Halle und der Realschule in Meseritz 11. Febr. 1840 in das 21. Infanterieregiment in Pommerisch-Stargard, in welchem er 1841 Offizier wurde. Von 1845 bis 1847 besuchte S. die Allgemeine Kriegsschule in Berlin, nahm 1848 im 21. Regiment an den Kämpfen in der Provinz Posen teil, war längere Zeit Bataillonsadjutant und Landwehrkompagnieführer, 1852—55 zur Trigonometrischen Abteilung des Generalstabes kommandiert und wurde Okt. 1855 als Hauptmann in diesen, 1858 aber als Kompagniechef in das 7. Regiment des damaligen Prinz-Regenten (das spätere Königs-Grenadierregiment Nr. 7) versetzt. Als Major 1859 wieder in den Generalstab zurückversetzt, organisierte S. als Direktor die neuerrichteten Kriegsschulen in Potsdam und Neisse, übernahm 1860 die Leitung der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes und hielt Vorlesungen über Taktik an der Kriegsakademie, wie schon 1854 an der Artillerie- und Ingenieurschule. Im J. 1861 wurde S. als Adjutant zum Gouvernement von Berlin kommandiert und nahm 1864 als Generalstabsoffizier im Hauptquartier des Feldmarschalls Graf Wrangel an dem Feldzuge gegen Dänemark teil. Noch während des Kriegs von 1864 zum Oberstlieutenant und Flügeladjutanten des Königs ernannt, wurde er dann zu diplomatischen Sendungen nach London und Wien verwandt und blieb in den nächsten Jahren im Gefolge des Königs.

Dem Feldzuge von 1866 wohnte S. teils im Stabe der Elb-Armee, teils im Hauptquartier des Königs bei und leitete für Preußen die militärischen

Schlußverhandlungen, die dem Prager Frieden folgten. Nachdem S. 1868 zum Kommandeur des 4. Gardegrenadierregiments Königin in Koblenz ernannt worden war, wurde er Dez. 1869 in die Umgebung des Königs und als Abteilungschef in den Großen Generalstab zurück-, sowie als Mitglied in die Studienkommission der Kriegsakademie berufen. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde S. zum Generalmajor und Chef des Generalstabes der Zweiten deutschen Armee (Prinz Friedrich Karl von Preußen) ernannt. S. schloß die Metzer Kapitulation ab, zeichnete sich dann bei Orléans und Le Mans aus und wurde im Nov. 1871 aus dem Generalstabe in das Kriegsministerium versetzt, wo er, unter Belassung in seinem Verhältnis als General à la suite des Kaisers und Königs, die Leitung des Allgemeinen Kriegsdepartements übernahm. April 1873 erfolgte seine Ernennung zum Inspekteur der Jäger und Schützen, und Okt. 1875 zum Kommandeur der 7. Division in Magdeburg, sowie Nov. 1875 die Beförderung zum Generallieutenant. S. wurde Nov. 1881 kommandierender General des 5. Armeekorps in Posen und März 1886 Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen. In dieser Stellung ist er dazu berufen, die von seinem Amtsvorgänger begonnene Reorganisation des Geniewesens zu vollenden.

Stielbagger, s. unter Bagger.

Stielbrand, soviel wie Roggenbrand, s. unter Brand des Getreides.

Stieler (Adolf), berühmter Kartograph, geb. 26. Febr. 1775 zu Gotha, studierte zu Jena und Göttingen die Rechte, wurde dann beim Ministerialdepartement in Gotha angestellt und 1829 zum Geh. Regierungsrat befördert; er starb 13. März 1836. Sein bekanntestes Werk ist der «Handatlas», den er unter Mitwirkung von Reichard 1817—23 in 50 Blättern bei J. Perthes in Gotha herausgab und der noch heute wegen fortgesetzter Korrekturen und Vervollständigungen (durch Herm. Berghaus, E. Vogel und A. Petermann, sowie dessen Schüler Habenicht, Koffmahn, Friederichsen u. a.; 95 Blätter) zu den besten Atlanten gehört. Vorzüge dieses Atlas sind die in den neuern Blättern durchweg geschmackvolle Zeichnung; die treffliche Vervielfältigung in Kupferstich, verständnisvolles und exaktes Colorit; Verarbeitung zahlreicher Quellen. Ferner publizierte S. noch 25 Ergänzungskarten zum Handatlas; sowie «Karte von Deutschland nach dem Reichsschlusse vom 27. April 1803 mit den bis Sept. 1804 erfolgten Veränderungen» (1805), «Schulatlas» (1821; 64. Aufl., herausg. von Herm. Berghaus, 1885), «Kleiner Atlas der deutschen Staaten» (30 Blätter, 6. Aufl. 1876), «Taschenatlas» (neu bearbeitet von H. Habenicht, 1885), «Deutschland, Niederlande, Belgien, Schweiz und angrenzende Länder» (in 1:740000; 1829—36, revidiert 1876). Von geringerer Bedeutung ist S.s «Schulatlas der Alten Welt» (1823).

Stieler (Karl), bayr. Dialektdichter, geb. 15. Dez. 1842 zu München, studierte seit 1860 zu München die Rechte, unternahm größere Reisen, über die er in der «Allgemeinen Zeitung» berichtete, und ward Staatsarchivar zu München, wo er 12. April 1885 starb. Sein Ruf gründet sich auf seine, dem Volksleben trefflich abgelauschten Dialektdichtungen, von denen mehrere Sammlungen erschienen: «Bergbleameln» (Münch. 1865), «Weil's mi freut!» (Münch. 1876; 5. Aufl., Stuttg. 1882), «Habt's a Schneid!?» (Münch. 1877; 4. Aufl. 1883), «Um Sunnawend'» (Münch. 1878; 4. Aufl. 1883), die drei letztern zusammen als «Drei Buschen» (mit Illustrationen von Hugo Engl, Stuttg. 1886), ferner «Hochlandlieder» (Stuttg. 1879; 3. Aufl. 1884), «Neue Hochlandlieder» (Stuttg. 1881; 2. Aufl. 1883), «Wanderzeit» (Stuttg. 1882), «In der Sommerfrisch» (zu Federzeichnungen von Hugo Kaufmann, Stuttg. 1883), «A Hochzeit in die Berg'» (desgl., Stuttg. 1883; 2. Aufl. 1884). Nach seinem Tode erschienen: «Ein Winter-Idyll», Fragment (Stuttg. 1886), «Kulturbilder aus Bayern» (Stuttg. 1886). Prosa-Arbeiten enthalten die «Natur- und Lebensbilder aus den Alpen» (Stuttg. 1886).

Stieler (Karl Joseph), bedeutender Porträtmaler, geb. 1. Nov. 1781 zu Mainz, erwarb schon in früher Jugend seinen Unterhalt durch Malen von Miniaturbildnissen. Auch seine Reisen, sein akademisches Studium in Wien (1800), in Paris (1806) unter Gérards Leitung, in Italien (1810) machten sich auf diese Weise bezahlt. In Mailand malte er den Vizekönig Eugen mit dessen ganzem Hofe, und in Rom vollendete er sein erstes größeres, selbständiges Werk, die Befreiung des heil. Leonhard, jetzt in der Kirche dieses Heiligen zu Frankfurt a. M. König Maximilian I. berief ihn 1812 an den Hof nach München, wo zahlreiche Porträts fürstlicher Personen entstanden. Im J. 1816 erregten S.s Porträts des Kaisers Franz und dessen Gemahlin in Wien großes Aufsehen, sodaß er von dort erst 1820 auf den Wunsch des Königs nach München zurückkehrte. Nach der Thronbesteigung Ludwigs I. (1825) malte er diesen und seine Gemahlin im Krönungsornat. In das J. 1828 fällt das Porträt Goethes, eins der Hauptwerke des Künstlers (Neue Pinakothek zu München). Später faßte S. im Auftrage des Königs Ludwig die bedeutendsten Schönheiten Bayerns in einer Galerie zusammen (die sog. Schönheitsgalerie). Eine sehr idealistische Auffassung, feiner Sinn für weibliche Grazie und Schönheit und außerordentlich feines, zartes Kolorit sind die Grundzüge dieser Bilder. Auch in kleinern Genrebildern hat S. Gelungenes geleistet, wie z. B. das Mädchen, welches das Brüderchen durchs Wasser trägt (1849), beweist. Cornelius hatte zwar durch seine Richtung Einfluß auf S., doch behielt derselbe im Porträt stets eine idealische Manier bei, welche scharfer Charakteristik aus dem Wege zu gehen pflegt. Eins seiner letzten Werke war ein Porträt Schillers, in charakteristischer, geistvoller Weise aufgefaßt und nach einer Gipsmaske und einem ältern Pastellbilde ausgeführt. S. starb 9. April 1858 in München.

Stier, das männliche Rind, s. Ochs; vgl. Rindviehzucht.

Stier, das zweite Zeichen im Tierkreis (s. d.), von 30° bis 60°; es hat das Zeichen ♉.

Stiergefechte waren schon in Griechenland, namentlich in Thessalien, und bei den Römern unter den Kaisern gewöhnlich, obschon sie von Zeit zu Zeit durch Kaiser und Päpste verboten wurden. Noch gegenwärtig gehören sie zu den Lieblingsvergnügungen der Spanier. Zwar wurden sie auch hier von Karl IV. aufgehoben, doch unter Joseph, Napoleons I. Bruder, aus polit. Gründen wiederhergestellt. Die glänzendsten S. veranstalteten sonst bei feierlichen Gelegenheiten die Könige selbst. In Madrid gibt man den Sommer hindurch regelmäßig

einmal in der Woche für Rechnung des allgemeinen Hospitals S. Sie finden hier in der Plaza de Toros statt, einem Cirkus, mit stufenweisen Sitzen umgeben, über welchen sich eine Reihe Logen erhebt. Ähnliche Amphitheater befinden sich in allen größern Städten Spaniens; das größte, durchaus aus Stein gebaut, etwa 20000 Menschen fassend, ist in Sevilla. Die Fechter (Toreadores oder Toreros), welche dieses Geschäft als Gewerbe betreiben und sehr gut bezahlt werden, aber auch freiwillig sich dazu einfinden, kommen im feierlichen Zuge, von einer Magistratsperson geführt, zu dem Kampfplatze: zuerst die Picadores (Piqueurs), auf schlechten Pferden, in alter span. Rittertracht, mit einer Lanze bewaffnet, die sich in der Mitte des Cirkus den Behältern der Stiere gegenüber aufzustellen; dann die Chulos oder Banderilleros zu Fuß, mit vielen Bändern geschmückt, in der Hand eine lange seidene, helle Schärpe, die sich in die Zwischenräume der Barrièren verteilen; endlich die Espadas oder Hauptfechter, fein gekleidet, mit dem bloßen Schwert in der rechten und der Muleta, einem kleinen Stabe mit einem Stück glänzendem Seidenzeug, in der linken Hand.

Sobald der Vorsteher des Magistratskollegiums das Zeichen gibt, wird der Stier aus dem Behälter gelassen. Die Picadores nehmen den ersten Angriff an, suchen den Stier mit der Lanze ein wenig in die Schulter zu stechen und retten sich, wenn ihr Pferd von ihm verwundet wird, durch schnelle Flucht. Hierauf, oder wenn ein Picador zu Sturze kommt, erscheinen, um ihn zu retten, die Chulos, werfen dem Stier ihre Schärpen über den Kopf und retten sich im Notfall durch einen Sprung über die bretterne Wand, welche den Cirkus einschließt. Durch Zurufen wendet zugleich ein anderer Picador den Stier von seiner Beute ab und auf sich hin. Wenn der Stier durch den Angriff auf 10—12 Picadores zu ermüden beginnt, ziehen sich die Picadores zurück und es greifen nun die Chulos zu den Banderillas, kleinen, 60 cm langen, mit Bändern und Papierschnitzeln umwundenen Stäben, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht sind, um sie dem Stier anzuhängen. Und zwar lassen dieselben den Stier anspringen, weichen aber dem Angriff aus und stecken die Stäbe dem Stier in den Nacken. Ist ein Stier sehr feig, was oft genug vorkommt, so hängen die Chulos demselben Banderillas de Fuego an, d. h. dergleichen Wurfspieße mit ausgehöhlten und mit Schwärmern gefüllten Stäben. Im Moment des Einstechens in das Fell des Stiers entzünden sich die aus dem einen Ende der Stäbe hinausfahrenden Schwärmer; der Stier, durch die Explosionen scheu gemacht, läuft dann wütend im Cirkus herum und stürzt sich nun gewöhnlich auf den ersten Kämpfer, den er sieht. Endlich tritt der Espada hervor, um den letzten Stoß dem Stier beizubringen, der beim Erblicken der Muleta mit verschlossenen Augen dagegen rennt. Während aber der Stier unter dem linken Arme durchrennt, stößt ihm der Espada das Schwert in die Brust. Oft wird an einem Tage mit 8—10 Stieren gekämpft. Kämpfer büßen dabei selten das Leben ein. Wenn der Stier vom Espada nicht tödlich getroffen wird, aber niedersinkt, so kommen Cirkusknechte, die nicht zu den Stierkämpfern zählen, und geben dem Stier mit einem Nickfänger den Gnadenstoß. Diese Knechte heißen deshalb Matadores (d. i. Schlächter).

Stieringen-Wendel, Eisenwerk, s. Forbach.

Stift heißt jede mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten ausgestattete, ursprünglich zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Körperschaft anvertraute Anstalt mit allen dazugehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Die ältesten, dem Begriff eines S. entsprechenden Anstalten sind die Klöster, nach deren Vorgange sich das kanonische Leben der Geistlichen an Kathedralen und Kollegiatstiftskirchen bildete, welche jetzt, wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Kanonissinnen und Stiftsdamen, am gewöhnlichsten S. genannt werden. Erst im 14. Jahrh. fingen die Kapitel der S. (s. Domkapitel) an, sich auf eine bestimmte Anzahl Kapitulare zu beschränken, um den zudringlichen Empfehlungen der Päpste und Fürsten und den willkürlichen Verleihungen und Teilungen der Präbenden, die sich die Bischöfe zu Gunsten ihrer Schützlinge erlaubten, Einhalt zu thun. So entstanden die Capitula clausa oder geschlossenen Kapitel, von festgesetzter, wenn schon nach Verhältnis des Herkommens und der Stiftsgüter nicht bei allen S. gleicher Anzahl, die bei den reichsunmittelbaren deutschen Hochstiftern und Erzstiftern (in den Kapiteln der Bistümer und Erzbistümer) von altem Adel sein und ihre Stiftsfähigkeit durch 16 Ahnen beweisen mußten. Während nun diese adeligen Kapitulare sich den Genuß aller Rechte ihrer Kanonikate vorbehielten, wurden ihre Pflichten den regulierten Chorherren, deren mönchsartige Vereinigungen schon seit dem 12. Jahrh. blühten, aufgelegt. Daher schreibt sich der Unterschied der weltlichen Chorherren (Canonici saeculares), welche die eigentlichen Kapitulare sind, von den regulierten Chorherren (Canonici regulares), welche die Mönchsgelübde leisten und entweder förmlich in Klöstern zusammenleben und nach Art der geistlichen Orden mehrere Kongregationen bilden, oder zur Verrichtung des Kirchendienstes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann weder an den Präbenden noch an dem Stimmrechte der Kapitel Anteil haben. Vor der durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 verfügten Säkularisation hatten die deutschen Erz- und Hochstifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstätt, Speier, Konstanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, sowie die Propsteien Ellwangen, Berchtesgaden u. s. w., die gefürsteten Abteien Fulda, Korvei, Kempten u. a. selbst Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher sie unmittelbare Stifter (oder Reichsstifter) hießen und den Fürstentümern gleichgeachtet wurden.

Zur Zeit der Reformation behielten die Domkapitel ihre Vorrechte und Verfassung auch bei denjenigen deutschen Erz- und Hochstiftern, welche zum Protestantismus übertraten. Die Verwendung des Papstes und der kath. Fürsten, welche diese abgefallenen S. immer noch wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen hofften, sicherte ihnen sogar im Westfälischen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, mit Ausnahme der mit der evang. Konfession unverträglichen bischöfl. Würde und der Landeshoheit, welche evang. Fürsten zufiel. Nur das ganz prot. Bistum Lübeck und das gemischte, aus kath. und prot. Kapitularen zusammengesetzte

Domkapitel zu Osnabrück, dessen Bischof abwechselnd ein Katholik und ein evang. Prinz aus dem Hause Hannover sein sollte, behaupteten auch die Reichsunmittelbarkeit und die Bischofswahl. Gegenwärtig sind aber alle S. mittelbar, d. h. in bürgerlichen und Stiftsangelegenheiten der Landeshoheit derjenigen Fürsten untergeben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Die Kapitulare der säkularisierten Güter wurden infolge jenes Reichsdeputationshauptschlusses, wie ihre auf das geistliche Amt eingeschränkten Bischöfe, auf Pensionen gesetzt. Mehrere der deutschen Hochstifter hatten schon vor der Reformation akademische Lehrer unter ihre Pfründner aufzunehmen, wie z. B. Meißen und Merseburg leipziger Professoren der Theologie und Jurisprudenz, oder sind jetzt ganz wieder in den Händen von Gelehrten und wirklichen beamteten Geistlichen. Die Kanonikate und Präbenden der evang. **Kollegiatstifter**, z. B. in Zeitz und in Wurzen, erhalten bürgerliche Gelehrte entweder als akademische Lehrer oder zufolge einer durch Familienverbindungen und Einkaufsgelder motivierten Wahl, oder gelangen kraft landesherrlicher Verleihung an sonst verdiente Personen, wie z. B. in Preußen, wo der König als oberster Bischof der prot. Kirche gewisse Kanonikate zu vergeben hat. Evang. Domherren und Kanonici sind an kein Gelübde gebunden. Außer diesen Erz-, Hoch- und Kollegiatstiftern gibt es auch **weibliche Stifter**, welche, wie die männlichen, von zweifacher Gattung, entweder geistliche oder freie weltliche sind. Die geistlichen weiblichen S. entstanden durch die Vereinigung regulierter Chorfrauen und gleichen ganz den Klöstern. Die freien weltlichen weichen in ihrer Verfassung dadurch von den klösterlichen ab, daß die Kanonissinnen bloß das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen ihre Obern ablegen, sich jedoch zur Armut und Klausur nicht verpflichten und die Freiheit haben, die ihnen vom S. zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen. Nur die Pröpstin pflegt sich im Stiftsgebäude aufzuhalten. Da der stiftsfähige Adel seinen Töchtern das ausschließliche Recht auf die Pfründen dieser Stifter zu verschaffen gewußt hat, werden sie insgemein **freie weltadelige Damenstifter** und ihre Kanonissinnen **Stiftsdamen** genannt. Außer der Beobachtung der Ehelosigkeit haben sie keine Pflichten zu erfüllen, und ihre Stellen sind lediglich als anständige Versorgungsmittel für unvermögende adelige Fräulein zu betrachten. Doch machen sich einige S. dadurch gemeinnützig, daß die Stiftsdamen adelige Mädchen erziehen.

Stiftendrehstuhl, s. unter **Drehbank**.

Stifter (Adalbert), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1806 zu Oberplan im südl. Böhmen, der Sohn eines Leinwebers, wurde, von dem Pfarrer des Ortes vorbereitet, 1818 in die Benediktinerabtei Kremsmünster aufgenommen und bezog 1826 die Universität zu Wien, um die Rechtswissenschaften zu studieren. Doch wendete er sich bald den Staatswissenschaften, dann der Philosophie und Geschichte, endlich der Mathematik und den Naturwissenschaften zu. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Lehrer des Fürsten Richard Metternich. Im J. 1848 wandte er sich von Wien nach Linz, wo er 1849 zum Schulrat für das Volksschulwesen Oberösterreichs ernannt wurde. Wegen andauernder Kränklichkeit im Nov. 1865 pensioniert, starb er 28. Jan. 1868.

Die ersten dichterischen Arbeiten S.s, die «Feldblumen» (1840), erschienen in dem Taschenbuch «Iris» und «Der Condor» in der «Wiener Zeitschrift» (1841). Anderes folgte sehr bald in verschiedenen Blättern und Jahrbüchern. Gesammelt erschienen dieselben in den «Studien» (6 Bde., Preßb. 1844—51; 8. Aufl., 3 Bde., 1870; neue Ausg., 2 Bde., Lpz. 1881), denen sich später «Bunte Steine» (6. Aufl., Lpz. 1881), sowie die Romane «Der Nachsommer» (3. Aufl., 3 Bde., Preßb. 1877) und «Witiko» (3 Bde., Preßb. 1865—67) anschlossen. S. gehört mit seinem originellen Stil zu den besten Prosaikern seiner Zeit und erinnert an Leopold Schefer und Jean Paul. Die Motive, auf welchen seine Erzählung beruht, sind gewöhnlich dürftig, dagegen fesselt er durch eine reiche und originelle Naturanschauung und Naturschilderung, die auf der innigsten Hingabe an das Naturleben und einem tiefen Eindringen in den stillen Naturhaushalt beruht. Die Menschen bilden so in S.s Novellen fast nur die Staffage zur Landschaft, während er die umgebende Natur mit echtem Dichtergemüte zu beseelen weiß. Dabei tragen seine Arbeiten einen durchaus reinen und sittlichen Charakter. Vgl. E. Kuh, «Adalbert S.» (Wien 1868); derselbe, «Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer und Adalbert S.» (Pest 1872). S.s «Briefe», «Erzählungen», «Vermischte Schriften» gab J. Aprent (3 Bde., Preßb. 1869) heraus. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke von demselben erschien ebendaselbst 1870 in 17 Bänden.

Stiftshütte oder **Bundeshütte** heißt in Luthers Bibelübersetzung das bewegliche Heiligtum, welches die Hebräer, nach der biblischen Überlieferung, auf ihrem Zuge durch die Wüste mit sich führten und nachmals bis auf Salomos Zeit in verschiedenen Städten aufstellten. Nach der in der Bibel gegebenen Beschreibung nahm sie einen Raum von 6 m in der Länge und 18 m in der Breite ein. Ihre verschlossenen Seiten bestanden aus 48 übergoldeten Brettern von Akazienholz, welche durch goldene Ringe zusammengehalten und mit Pfählen in die Erde befestigt wurden. Über diesen Wänden hingen Teppiche. Die vordere, zum Eingange bestimmte Seite war mit einem an fünf Säulen befestigten Vorhange bedeckt. Das Innere teilte ein Zwischenvorhang, der das Allerheiligste, die hintere Abteilung, von dem Heiligen, der vordern Abteilung, sonderte. Im Heiligen stand der Tisch mit den Schaubroten, der goldene Leuchter und der Räucheraltar; im Allerheiligsten die Bundeslade (s. d.), welche die steinernen Gesetztafeln in sich schloß. Um das ganze Gebäude lief ein für das Volk bestimmter Vorhof. Indessen hat es die neuere Forschung sehr zweifelhaft gemacht, ob diese S. je existiert habe. Ein tragbarer Nomadentempel kann sie nach der gegebenen Beschreibung unmöglich gewesen sein; wahrscheinlich bezieht sich diese Beschreibung auf eine spätere S., welche in der Richterzeit zu Silo, später zu Nob und endlich zu Gibeon stand. Vgl. Naumann, «Die S. in Bild und Wort» (Gotha 1869).

Stiftsschulen, s. **Domschulen**.

Stiftungen, s. **Milde Stiftungen** und **Moralische Personen**.

Stiglmayer (Joh. Bapt.), berühmter Erzgießer, geb. 18. Okt. 1791 zu Fürstenfeldbruck unweit München, wurde zum Goldschmied bestimmt, besuchte auch während seiner Lehrzeit in München die

Zeichenschule und wurde 1810 als Schüler der Akademie aufgenommen, ging aber 1814 zur Stempelschneidekunst über. Im J. 1819 reiste er nach Italien, um im Auftrage des Königs die Technik des Erzgusses im großen kennen zu lernen. Hier begründete er seinen Ruf als Techniker durch den Guß der Büste des spätern Königs Ludwig von Bayern, nach Thorwaldsens Modell, und derjenigen des Bildhauers Haller. Nach München 1822 zurückgekehrt, schnitt er noch mehr Medaillenstempel, bis König Maximilian I. ihn 1824 an die Spitze der neu zu errichtenden Kunstgießerei stellte. Im J. 1826 fertigte er den 4 m hohen Candelaber für das Konstitutionsdenkmal zu Gaibach und das Monument des Königs Maximilian für das Bad Kreuth, ebenfalls nach eigenen Entwürfen; 1829—33 den in 15 Stücken gegossenen Obelisk von 29 m Höhe auf dem Karolinenplatz in München; 1835 das Denkmal des Königs Maximilian in München, nach Rauch; 1839 das Schiller-Denkmal für Stuttgart, nach Thorwaldsen, und die kolossale Reiterstatue Kurfürst Maximilians, nach demselben; die Mozart-Statue für Salzburg. Seit 1838 war S. mit dem Guß der 14 Kolossalstatuen bayr. Fürsten für den Thronsaal der neuen Residenz, nach Schwanthaler, beschäftigt, welche im Feuer vergoldet und deshalb stückweise gegossen werden mußten, wobei ihn sein Neffe Ferd. Miller unterstützte. Das schwierige Werk gelang vollkommen. In der letzten Zeit wurde S. von nahe und fern für den Guß von Denkmalstatuen in Anspruch genommen. Tenerani, Thorwaldsen und andere Bildhauer vertrauten ihre Werke seiner erprobten Gießstätte, die er zur ersten in der Welt erhob, an. Die kolossalste Unternehmung war der Guß der 16 m hohen Bavaria, nach Schwanthaler. S. starb zu München 2. März 1844.

Stigma (grch.), eigentlich der mit einem spitzigen Werkzeug gemachte Stich oder Punkt überhaupt, hieß bei den Römern besonders das wegen eines begangenen Verbrechens dem Thäter, namentlich diebischen oder entlaufenen Sklaven, zur Beschimpfung eingeätzte Zeichen oder Brandmal, das in der Regel aus gewissen Buchstaben bestand. Dieses Stigmatisieren erfolgt noch jetzt in einigen Ländern bei den zur Galere Verurteilten.

In der katholischen Kirche werden als Stigmatisierte solche Personen bezeichnet, an deren Leibe sich die fünf Wundmale Christi zeigen und zeitweilig bluten sollen; am bekanntesten sind Franz von Assisi und in der neuern Zeit Katharina Emmerich zu Dülmen, Maria von Mörl und insbesondere Luise Lateau (s. d.), bei welcher, nachdem sie im Frühjahr 1868 ihr Noviziat im Orden des heil. Franz von Assisi beendigt hatte, sich im Herbst 1868 jeden Freitag diese Blutungen einstellten. Neuere chem. Forschungen haben ergeben, daß derartige Blutungen sehr leicht auf künstlichem Wege erzeugt werden können, wenn man die Haut mit einer Lösung von Eisenchlorid oder besser noch von schwefelsaurem Eisenoxyd einreibt (welche Operation durchaus keine sichtbaren Spuren hinterläßt) und dann die betreffenden Stellen mit einer sehr verdünnten wässerigen Lösung von Rhodankalium bespritzt, worauf sofort eine höchst intensive scheinbare Blutung eintritt, da sich Eisenrhodanid bildet, welches sich durch seine intensive rein blutrote Farbe auszeichnet. Der ganze Vorgang wirkt um so täuschender, da die Rhodankaliumlösung vollständig farblos ist. Nach der Ansicht mancher Neuropathologen ist übrigens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß bei hysterischen und nervösen, durch Fasten und leibliche Kasteiungen geschwächten Personen, welche auf Grund ihrer hochgradigen psychischen Hyperästhesie infolge einer Illusion oder Hallucination (wie sie bei Geisteskranken tagtäglich vorkommt) die Wundmale Christi an ihrem Körper fühlen, eine besonders leichte Erregbarkeit der vasomotorischen Nerven besteht, infolge deren es an den betreffenden Hautstellen zu zeitweiligen Hyperämien und Transsudationen, selbst zu Blutungen kommen könne.

In der Botanik ist Stigma gleichbedeutend mit Narbe, s. unter Stempel.

Stigmaria *Brongn.*, s. unter Sigillaria.

Stigmatypie (grch.), ein Setzverfahren zur Herstellung von Bildern durch Punkte.

Stikin (Kolonie), auch Stickin, s. Steckin.

Stil (vom lat. stilus) oder Styl (vom grch. στῦλος, d. i. Griffel) ist ursprünglich ein Begriff der Rhetorik und bezeichnete die Kunst des guten schriftlichen Ausdrucks. Der S. als die durch das Ganze der schriftlichen Darstellung herrschende Art, den Gegenstand aufzufassen und auszudrücken, hängt teils von dem Inhalt und der Bedeutung des Gegenstandes, teils von dem Charakter des Schreibenden oder vielmehr Darstellenden ab. Nur mit dem Charakter bildet sich aus dem selbständigen Urteil über die Dinge die Form ihrer Darstellung, und darauf bezieht sich das berühmte Wort Buffons: «Der S. ist der Mensch selbst.» Schon die Alten unterschieden einen niedern, mittlern und höhern S. Die Theorie des S. oder Stilistik ist ein Teil der Rhetorik. Von der Rhetorik hat man sodann den Begriff S. in die Ästhetik übertragen, und in diesem Sinne ist er einer der wichtigsten Grundbegriffe der gesamten Ästhetik geworden. Man muß in diesem ästhetischen Stilbegriff wesentlich drei Momente unterscheiden.

1) Der S. als Gesetz der verschiedenen einzelnen Kunstarten. Weil jede Kunst in einem andern Darstellungsmaterial arbeitet, schreibt jede Kunst der künstlerischen Auffassungs- und Behandlungsweise ihre ganz bestimmten, nur ihr eigenartig angehörigen, unüberspringbaren Gesetze vor. In diesem Sinne spricht man von architektonischem, plastischem, malerischem, musikalischem, poetischem S.; innerhalb der einzelnen Künste wieder von Steinbau-, Ziegelbau-, Holzbaustil, von Marmor- und Erzstil, von Freskostil, von Kirchenmusik- und Opernstil, von epischem, dramatischem (tragischem und komischem) Stil ꝛc. Rumohr nennt treffend nach dieser Seite den S. das zur Gewohnheit gediehene Sichfügen in die innern Forderungen des Darstellungsstoffs. Das Überspringen der einen Kunstart in die andere, das Vermischen z. B. des Plastischen mit dem Malerischen, heißt stillos, manieriert.

2) Der S. in seiner geschichtlichen Bedeutung. Weil die Kunst innerster Ausdruck des menschlichen Denkens und Fühlens ist, wandelt sie sich verschieden je nach den verschiedenen menschlichen Entwickelungsstufen, ist bedingt durch Zeit und Örtlichkeit, ist ein Zeugnis der Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker und Zeitalter. In diesem Sinne spricht man von einem ägyptischen, griechischen (dorischen, ionischen), römischen, romanischen, gotischen, normannischen, maurischen, italienischen, niederländischen S., Renaissance-, Rokokostil ꝛc. Nach dieser Seite bezeichnet Rumohr den S. als das in sinnlich

künstlerischen Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit und Nationalität.

3) Der S. als der Begriff der höchsten künstlerischen Idealität. So wichtig die technischen Forderungen und Bedingungen einerseits und die geschichtlichen Einwirkungen andererseits sind, die eigentliche Seele des Kunstwerks ist und bleibt doch die Idee und Empfindung des Künstlers, die nach angemessener, klarer und sinnlich ergreifender Gestaltung ringt. Idee und Form, Gehalt und Gestalt müssen ineinander aufgehen, müssen sich decken. Ein Werk ist um so stilvoller, je freier es ist von zufälligen, der darzustellenden Idee fremden, oft sogar widersprechenden Bestandteilen, je reiner und edler der Geist des schaffenden Künstlers darin sich ausprägt. Weil sich je nach den verschiedenen Auffassungsweisen die Behandlungsweise modelt, unterscheidet man strengen (herben), hohen, schönen, anmutigen S. Dagegen spricht man von Manier und Stillosigkeit, wenn die Würde und Weihe der künstlerischen Idee, sei es aus Sucht nach dem Sonderbaren oder aus künstlerischer Unzulänglichkeit, nur verzerrt oder gar nicht zum Ausdruck kommt. Vgl. Semper, «Der S. in den technischen und tektonischen Künsten» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1860—63).

Stilbit oder Heulandit, ein zu der Gruppe der Zeolithe gehöriges Mineral, welches monokline, meist dick- oder dünntafelige Krystalle, auch strahlig-blätterige Aggregate bildet, und häufig in den Blasenräumen der Basalte und Basaltmandelsteine auftritt (z. B. auf den Färöer, Hebriden, auf Island), selten auf Erzlagern (Arendal in Norwegen) oder Erzgängen (Andreasberg am Harz) erscheint. Es ist an sich farblos, sehr leicht spaltbar nach der Längsfläche, auf welcher bei sonstigem Glasglanz ein ausgezeichneter Perlmutterglanz sich zeigt, von der Härte 3,5—4, durch Salzsäure leicht zersetzbar unter Abscheidung von schleimigem Kieselpulver. Chemisch ist der S. ein wasserhaltiges Silicat von Thonerde und Kalk (mit Natron), nach der Formel $H_2CaAl_2Si_6O_{17}+5H_2O$. In den Mandelsteinen des tiroler Fassathals kommt ein ganz ziegelroter S. vor, welcher diese Farbe einer Einlagerung von pulverigem Eisenoxyd verdankt.

Stilet, s. unter Dolch.

Stilfserjoch (ital. Giogo di Stelvio) heißt nach dem tirol. Dorfe Stilfs (Bezirk Meran, Gericht Glurns), der hohe Sattel zwischen den Rhätischen oder Graubündener Alpen und der Ortlergruppe, welcher die Scheide zwischen der Etsch und der Adda und die Grenze von Tirol und Italien (Provinz Sondrio) bildet. Die jetzige Poststraße über das S., von Neu-Spondinig (879 m) im Vintschgau bis Bormio im Addathal (Veltlin) 46,5 km lang bei einer Breite von 6 m und einer Durchschnittssteigung von 5 Proz., wurde 1820—24 von der österr. Regierung nach dem Plane des Ingenieurs Donegani an Stelle eines alten schon seit dem 14. Jahrh. begangenen Saumpfades erstellt und ist wie die höchste und kühnste, so auch ihrer großartigen Gletscherscenerien und ihrer Fernsichten wegen die interessanteste Kunststraße der Alpen. Von Neu-Spondinig, wo die Straße von der Vintschgauerstraße abzweigt, steigt sie südwestlich über Prad (896 m), an Stilfs vorbei nach Weidewasser hinauf, wo sich das Thal in zwei Arme spaltet; südöstlich öffnet sich das Suldenthal mit dem Suldenferner und dem herrlich gelegenen Pfarrdorf St. Gertrud (1845 m), südwestlich das Trafoierthal, durch welches die Straße über Gomagoi (1300 m), wo sie durch ein Sperrfort gedeckt wird, Trafoi (1548 m) und das Gasthaus Franzenshöhe (2183 m) in 44 Windungen zur Ferdinandshöhe (2757 m, 27½ km von Neu-Spondinig), der zwischen dem Stilfsergletscher und der aussichtsreichen Dreisprachenspitze gelegenen Paßhöhe des S. ansteigt. Von der Höhe senkt sich die Straße in 38 Windungen und mehrern Tunneln und Galerien, an den ital. Cantonieren Sta.-Maria (2845 m), Piano del Braulio (2400 m), Spodalunga (2105 m) und Piatta Martina (1820 m) vorbei durch das Val di Braulio und den Engpaß des Wormserlochs (ital. Diroccamento) zu den Bädern von Bormio hinab und schließt bei dem Städtchen Bormio (1224 m) sich an die Thalstraße des Veltlin (s. d.) an. In den Kriegen von 1848, 1859 und 1866 wurde um den Besitz der Straße mehrmals gekämpft und dieselbe wesentlich beschädigt; nach 1859 blieb sie eine Zeit lang ganz vernachlässigt. Seit 1870 ist sie wiederhergestellt und wird während des Sommers von der Post befahren, welche die Strecke von Eyrs (im Vintschgau, 2 km östlich von Spondinig) bis zum Neubad-Bormio in 9¼ Stunden zurücklegt. Ungenau wird das S. hier und da auch Wormserjoch genannt. Dieser Name kommt aber vielmehr dem Saumpfade zu, welcher von der Cantoniera Sta.-Maria rechts abzweigt und über den Sattel (2512 m) am Ostfuße des Piz Umbrail (3034 m) nach Sta.-Maria im Münsterthale führt. Vor der Herstellung der Stilfserstraße vermittelte dieser Übergang den Verkehr zwischen Deutschland und Italien. Vgl. Meurer, «Führer durch die Ortler Alpen» (Wien 1884).

Stilicho (Flavius), röm. Feldherr und Staatsmann, ein romanisierter Vandale (aus einer unter Konstantin d. Gr. in Pannonien aufgenommenen vandalischen Kolonie), wahrscheinlich 359 n. Chr. geboren, diente von Jugend auf im röm. Heer und erstieg seit 385 die höchsten militärischen Rangstufen. Kaiser Theodosius d. Gr. schickte ihn als Gesandten nach Persien, vermählte ihn 388 mit seiner Nichte und Adoptivtochter Serena und übertrug ihm auf dem Sterbebett (17. Jan. 395) die Fürsorge für seine Söhne. Seitdem stand S. dem Kaiser des Weströmischen Reichs, Honorius, als Vormund, Kronfeldherr, und seit 398 auch als Schwiegervater, zur Seite. Dagegen gelang es ihm nicht, im Oströmischen (Byzantinischen) Reich Einfluß zu gewinnen, obwohl sein dort waltender ursprünglicher Hauptgegner Rufinus 27. Nov. 395 ermordet wurde. Als S. 396 die Oströmer im Peloponnes gegen den westgot. König Alarich mit großem Erfolg unterstützt hatte, entstanden so gespannte Verhältnisse, daß S. den eingeschlossenen Alarich zuletzt nach Epirus entkommen ließ. Seitdem galt er in Konstantinopel dauernd als Reichsfeind. S. überwand 398 den maurischen Fürsten Gildo, der, von Konstantinopel her aufgereizt, sich unabhängig zu machen versuchte. Als Alarich 401 in Oberitalien einfiel, rief S. die Legionen aus Gallien und von der Donau herbei, um das Kernland des Reichs zu verteidigen. Nach zwei blutigen Schlachten bei Pollentia 29. März 403 und bei Verona sah Alarich im Herbst 403 sich zum Rückzug nach Illyrien genötigt. Unmittelbar darauf drohte eine neue Gefahr. Massen von Germanen, namentlich Ostgoten, wandten sich unter Radagais von der Donau her gegen Italien 404

und 405 und richteten hier furchtbare Verwüstung an. Aber sie unterlagen der Kriegskunst S.s, der freilich zur Rettung Italiens die Rheinlinie hatte preisgeben müssen. Während Radagais Florenz belagerte, ward er von röm. Truppen umzingelt. Viele kamen durch das Schwert oder Hungersnot um, die übrigen ergaben sich, ein Teil trat in röm. Dienste oder wurde als Sklaven verkauft, der Häuptling selbst ward enthauptet. So hatte S. zum zweiten mal Italien gerettet; nun aber überfluteten (406) Vandalen, Alanen und Sueven das zur Zeit ungeschützte Gallien. Am kaiserl. Hofe, wo der griech. Kammerherr Olympius jetzt den größten Einfluß gewann, ward man deshalb gegen S. verstimmt. Er galt jetzt als Verräter; seine wesentlich auf spätere Wiedergewinnung des Westens berechnete Verbindung (406) mit Alarich wurde ihm sehr schlimm ausgelegt. Honorius selbst wurde mehr und mehr gegen S. eingenommen, gegen den auch eine Reaktion des national-röm. Elements sich regte. Zu Pavia brach eine Meuterei röm. Truppen los, in der S.s Freunde und Anhänger niedergemacht wurden. S., der sich scheute, mit seinen treuen deutschen Truppen Krieg gegen des Theodosius Sohn zu führen, floh nach Ravenna und suchte Zuflucht in einer Kirche. Man gelobte ihm eidlich Sicherheit, aber als er das Asyl verließ, wurde er 23. Aug. 408 enthauptet, dazu die Familien der deutschen Soldtruppen ermordet. Mit S. verlor das Weströmische Reich für lange seine kräftigste Stütze, und die von ihm angeknüpften Verbindungen mit den Westgoten lösten sich auf, sodaß Italien nunmehr schutzlos den Angriffen Alarichs preisgegeben war.

Stilistik, s. unter Stil.

Stilke (Herm.), Historienmaler, geb. 29. Jan. 1803 zu Berlin, begann auf der Akademie daselbst bei Kolb seine Studien und ging 1821 zu Cornelius nach Düsseldorf. Sein erstes vollendetes großes Bild, die Krönung Ludwigs des Bayern, das er für die Arkaden des Hofgartens zu München malte, während er seinem dort thätigen Lehrer Cornelius bei der Ausführung von Fresken für die Glyptothek behilflich war, zeigt schon ganz seine eigentümliche Richtung. Im J. 1827 ging S. nach Italien, wo er sich dem Studium der Ölmalerei widmete. Bei seiner Rückkehr nach Düsseldorf 1833 schloß er sich an Wilhelm Schadow an und schuf jetzt seine bedeutendsten Gemälde: Rinalds Abschied (1833), die Kreuzfahrer auf der Wache (1833), die Pilger in der Wüste (1834, im Berliner Kunstverein), Kaiser Max auf der Martinswand (1835), der Abzug der letzten Kreuzfahrer aus Syrien (1839; im kölner Museum), die Jungfrau von Orléans (1836, für England) u. a. Im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen malte er 1842 die Fresken für den Rittersaal der Burg Stolzenfels, welche er 1846 vollendete. Für den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt malte er Heinrich III. Im J. 1850 siedelte S. wieder nach Berlin über. Später führte er noch die Deckenfresken im dessauer Hoftheater aus; 1854 wurde er Professor der Akademie. Er starb 22. Sept. 1860 in Berlin.

Seine Gattin, Hermine S., geb. 3. März 1810 in Stolberg bei Aachen, malte mit Geschmack Blumen, Früchte u. dgl. in Wasserfarben, indem sie die Blumenmalerei zur symbolisch-schmückenden Begleiterin von Schrift und Wort umzugestalten suchte. Ihre Albums und Albumblätter geistlichen und weltlichen Inhalts, in denen sie außer Blatt und Blume, Frucht und Arabeske auch das landschaftliche Element in sinniger Weise verwendete, sind sehr gesucht. Sie starb zu Berlin 23. Mai 1869.

Stille (Karl), Pseudonym für Hermann Christoph Gottfr. Demme (s. d.).

Stillen der Kinder, s. Amme und Säugen.

Stiller Freitag, soviel wie Karfreitag (s. d.).

Stille Gesellschaft. Eine solche ist vorhanden, wenn sich jemand an dem Betriebe des Handelsgewerbes eines andern mit einer Vermögenseinlage gegen Anteil am Gewinn und Verlust beteiligt (Handelsgesetzbuch, Artikel 250). Sie führt ihren Namen daher, daß sie ein rein internes Verhältnis zwischen dem Inhaber der Firma und dem Gesellschafter ist, nach außen gar nicht verlautbart wird; die Firma darf daher auch keinen auf ein Gesellschaftsverhältnis andeutenden Zusatz erhalten. Hierdurch unterscheidet sie sich grundsätzlich von der Kommanditgesellschaft (s. d.), mit der sie wirtschaftlich eine große Ähnlichkeit hat. Der Tod des stillen Gesellschafters führt die Auflösung der Gesellschaft nicht herbei, wohl aber sein Konkurs, während der Tod des Firmeninhabers allemal den Vertrag beendigt (Art. 261, 264).

Stilles Meer, s. Südsee.

Stiller Ocean, s. Südsee.

Stille Woche, s. Karwoche.

Stillfried-Rattonitz, altes schles. Geschlecht der Grafschaft Glatz, dessen ursprünglicher Name von Rednitz oder von Ratienitz war. Die urkundliche Stammreihe läßt sich von Mitte des 14. Jahrh. nachweisen, die Stammbesitzungen mit dem Hauptsitze Neurode sind längst in fremde Hände übergegangen. Bernhard, der dritte seines Namens, geb. 1641, gest. 1702, erlangte im J. 1680 den böhm. Freiherrenstand und ist durch seinen Enkel Johann Joseph (geb. 1695, gest. 1739) der gemeinsame Stammvater aller jetzt blühenden Linien des Hauses. Des genannten Johann Joseph I. drei Söhne: Emanuel Joseph, Michael und Ignaz Franz, stifteten drei Linien, und zwar Emanuel Joseph die österreichische, im Freiherrenstande verbliebene Linie, die beiden andern Söhne je einen ältern gräflichen und einen jüngern freiherrlichen Zweig. Des Michael Sohn Johann Joseph II. (geb. 1792, gest. 1805) erlangte 1792 vom Deutschen Kaiser den Reichsgrafenstand und des Ignaz Franz Enkel Rudolf (geb. 14. Aug. 1804, gest. 9. Aug. 1882) den preuß. Grafenstand 1861 und 1868. Graf Rudolf, seit 1858 bereits portug. (jedoch nicht erblicher) Graf von Alcántara, königl. preuß. Oberceremonienmeister, hat sich auf dem Gebiete der Erforschung der Geschichte des Hohenzollernschen Hauses Verdienste erworben durch die Werke: «Altertümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern» (5 Hefte, Berl. 1831—52; neue Folge, 2 Bde., Berl. 1853—67), «Genealog. Geschichte der Burggrafen von Nürnberg» (Görlitz 1843), «Der Schwanenorden» (Halle 1845) u. s. w. Mit Traug. Märker gab er heraus: «Monumenta Zollerana» (7 Bde., Berl. 1852—61), mit Bernh. Kugler: «Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland» (3. Aufl., Münch. 1884). Das ihm unterstellte Ceremonialwesen des preuß. Hofs erfuhr durch ihn eine neue Belebung. Von seinen beiden Söhnen besitzt Georg (geb. 28. Dez. 1835) das Majorat Buchwald bei Sagan, Paul (geb. 5. Aug. 1842) das Majorat Silbitz bei Nimptsch. Letzterer hat den durch die Ererbung

dieſes Beſitzes begründeten Namen eines Grafen von Stillfried-Mettich ſeit 1885 angenommen.

Stillgericht, ſoviel wie Femgericht.

Stilling, ſ. Jung (Joh. Heinr.).

Stillingia sebifera, ſ. Talgbaum.

Stillleben nennt man in der Malerei die Darſtellung lebloſer Gegenſtände, wie Gerätſchaften des häuslichen Gebrauchs, Gegenſtände des gaſtronomiſchen Konſums, Jagdbeute und ſonſtige Küchenlieferung. Der geringe Grad von Idealität, der in dieſen anſpruchsloſeſten Dingen des Daſeins liegt, würde für den Inhalt einer künſtleriſchen Darſtellung nicht ausreichen, wenn dieſer nicht unterſtützt würde einerſeits durch die harmoniſche Anordnung, durch charakteriſtiſche Zuſammenſtellung, welche auf ihren Bezug zum Menſchen hinweiſt, andererſeits durch den Reiz der Form, der Farbe und des Lichts. Dieſe beiden Momente alſo, und nicht lediglich die getreue Naturnachahmung geben den Maßſtab für den künſtleriſchen Wert ſolcher Darſtellungen. Die antike Malerei hat zur Zeit ihrer bereits beginnenden Abnahme, nach Alexander, in der Rhopographie (d. h. Malerei von Kleinkram), woraus für einen der namhafteſten Vertreter, Pyreikos, Rhyparographie (d. h. Schmutzmalerei) gemacht wurde, bereits eine Anbahnung dieſes Darſtellungsgebietes aufzuweiſen. In der modernen Malerei tritt das S. zuerſt bei den Niederländern des 17. Jahrh. auf. Zu den erſten Pflegern gehören Willem von Aelſt, Willem Kalf, die drei De Heem, van der Meer u. a. Unter den Lebenden ſind Kunz in München, Charlemont in Wien hervorragende Meiſter des Fachs.

Stillwater, Hauptſtadt von Waſhington County im nordamerik. Staate Minneſota, liegt am weſtl. Ufer des St.-Croixfluſſes, 40 km von ſeiner Vereinigung mit dem Miſſiſſippi, zählt (1880) 9055 E., hat 9 Kirchen, 2 große Schulgebäude, 1 Bibliothek, 1 Staatsgefängnis, 7 Säge-, 2 Hobel- und 1 Mahlmühle und mehrere Fabriken. S. iſt der Mittelpunkt einer reichen Holzgegend.

Stilo, Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, Bezirk Gerace, rechts über dem Küſtenfluß Stillaro, terraſſenförmig am Fuß des ſteil abſtürzenden Kalkbergs Conſolino (701 m), der mit Burgruinen bedeckt iſt, zählt (1881) 2682 E. und hat Eiſenbergwerke. An dem Conſolino befindet ſich das alte merkwürdige Kirchlein La Cattolica, welches auf byzantin. Vorbilder hinweiſt. — Die Punta di Stilo (Cocynthum Promontorium) ſchließt ſüdlich den Golf von Squillace ab.

Stilpon aus Megara, ein griech. Philoſoph, der um 320 v. Chr. in Athen lehrte und die Megariſche Schule zu großem Anſehen erhob. Er verknüpfte mit den Lehren der Megariſchen diejenigen der Cyniſchen Schule und iſt namentlich wegen des Ernſtes und der Reinheit ſeiner ethiſchen Lehre, in welcher er ein Vorläufer der Stoiker war, bei den Alten hoch geachtet. In theoretiſcher Hinſicht ſcheint er vorzugsweiſe bemüht geweſen zu ſein, die Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Lehren zu widerlegen. Seine Schriften ſind verloren gegangen.

Stimmbänder und **Stimmbandlähmung**, ſ. unter Kehlkopf.

Stimme (vox) bezeichnet im phyſiol. Sinne den Inbegriff der Töne, welche im tieriſchen Organismus beim Durchgange eines kräftigen Luftſtroms durch den Kehlkopf willkürlich erzeugt werden. Es ſind daher Lungen, Luftröhre, Kehlkopf, Mund- und Naſenhöhle, ſowie die Mitwirkung der Stimmnerven durch den Willen notwendige Erforderniſſe zur Hervorbringung derſelben, und nur Säugetiere und Vögel mit wenigen Ausnahmen und einige Amphibien beſitzen eine S., während die von manchen andern Tieren, z. B. Grillen, hervorgebrachten Töne ſo wenig wie die beim Huſten, Schluchzen, Röcheln u. ſ. w. gehörten Geräuſche Anſpruch auf dieſe Benennung haben. Geſchaffen wird die S. in der Stimmritze, einer im Kehlkopfe durch die untern oder wahren Stimmbänder (ligamenta glottidis) gebildeten länglichen Spalte, indem dieſe Bänder von der ausgeſtoßenen Luft, wie Zungen in den ſog. Zungenpfeifen, in Schwingungen verſetzt werden. Die oberhalb des Kehlkopfes gelegenen Teile, namentlich die Mundhöhle, dienen als Schallraum und bewirken in ihrer verſchiedenen Stellung die Klangfarbe des Tons. Die Stärke des Tons wird durch die Stärke des Luftſtroms, die Höhe desſelben durch die Länge und Spannung der Stimmbänder beſtimmt. Daher haben Frauen und Kinder mit kürzern Stimmbändern eine höhere S. als Männer. Der Übergang der hohen Kinderſtimme in die klangvollere und tiefere S. des Erwachſenen (Stimmwechſel, Mutation) findet während der Zeit der Pubertät ſtatt. (S. Kehlkopf.) Die S. dient teils zur (lauten) Sprache, teils zum Geſange, teils zu dem weniger als dieſe beiden artikulierten und modulierten Geſchrei. (S. Sprachorgane.) Krankhafte Affektionen des Kehlkopfes und der übrigen Stimmorgane haben auch faſt immer Veränderungen der S. zur Folge. Abweichungen von der Regelmäßigkeit der S. nennt man Stimmfehler (kakophonia oder paraphonia), gänzlichen Mangel derſelben Stimmloſigkeit (aphonia). Die letztere beruht meiſt auf einer Lähmung der die Stimmbänder ſpannenden Muskeln und ihrer Nerven (Stimmbandlähmung), welche nach übermäßigen Anſtrengungen der S., bei chroniſchem Kehlkopfkatarrh, nach ſtarken Gemütsaffekten, bei Hyſterie und andern ſchweren Nervenkrankheiten entſteht und nur durch die methodiſche Anwendung der Elektricität geheilt wird. Zu den Stimmfehlern kann man die hohe S. bei Kaſtraten und Männern, deren Geſchlechtsteile überhaupt in der Entwickelung zurückgeblieben ſind, ſowie die tiefe S. bei ſog. Mannweibern bei übrigens ganz geſundem Körper rechnen. Zu den Unterſuchungen des Stimmorgans dient vorzüglich der Kehlkopfſpiegel (ſ. d.). Vgl. Merkel, «Anatomie und Phyſiologie der menſchlichen S.» (Lpz. 1857); Meyer, «Stimm- und Sprachbildung» (Berl. 1870); Mandl, «Geſundheitslehre der S.» (Braunſchw. 1876); Helmholtz, «Lehre von den Tonempfindungen» (4. Aufl., Braunſchw. 1877).

In der Geſangsmuſik bezeichnet S. die Fähigkeit, muſikaliſche Töne hervorzubringen und zu verbinden, ſowie auch die eigentümliche Beſchaffenheit der Töne ſelbſt. Die Güte der S. beruht vorzüglich auf der Geſundheit und Kraft der Stimmorgane und äußert ſich durch Stärke, Deutlichkeit und Beſtimmtheit, Reinheit, Leichtigkeit, Dauer, Gleichheit, Wohlklang und Fülle der Töne. In Hinſicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der damit verbundenen Stärke, Weichheit, Fülle und Klarheit nimmt man vier Hauptgattungen der S. (die man auch die vier S. nennt) an, nämlich Sopran oder Diskant (Cantus), Alt, Tenor und Baß. Die erſte nennt man Oberſtimme, auch Hauptſtimme, weil

sie jetzt in der Regel die Melodie hat; die letztere ist die eigentliche Grundstimme, auf deren Tönen die Accorde ruhen; die zwei mittlern heißen Mittelstimmen. Früher war der Tenor (s. d.) die Hauptstimme, woher auch sein Name stammt, und Alt (s. d.) bedeutet soviel wie hoher Tenor. In der kontrapunktisch-mehrstimmigen Kunstmusik gibt es keine Haupt- oder Nebenstimmen, weil alle S. von gleicher Bedeutung sind. In jeder menschlichen S. unterscheidet man Stimmarten oder Stimmregister. Sie ist nämlich Bruststimme und Kopfstimme. Die Töne der erstern werden durch gleichmäßige Verengerung, die der letztern durch teilweise Verschließung der Stimmritze hervorgebracht. Die tiefe männliche S. gebraucht fast nur das Brustregister. Die weiblichen S. sind von Natur Diskantstimmen oder Altstimmen, die Knabenstimmen dem Tone nach gewöhnlich Altstimmen, wenn sie auch den Umfang des hohen Diskant haben. Beim Übertritte des Knaben in das Jünglingsalter verändert sich die S. und geht aus Diskant oder Alt in Tenor und Baß oder eine Zwischengattung über. Aber durch Castrieren oder Verschneiden während der Kindheit bleibt die S. stehen und erhält daneben männliche Fülle und Kraft, wodurch die S. der Castraten (s. d.) entsteht. Das Verhältnis der vier Singstimmen hat man auch auf die übrige Musik übertragen und spricht von vierstimmigem Satze, sowie bei den Instrumenten von Diskant-, Mittel- und Grundstimme je nach der Tonhöhe derselben. Desgleichen nennt man jeden einer Singstimme oder einem Instrumente übertragenen Anteil an einem Tonstück S. oder Partie, sei es nun Begleitung oder Hauptstimme. Die Besetzung der Partien durch mehrere Singstimmen oder Instrumente derselben Art bewirkt den Unterschied der Solostimmen und Ripien- oder Füllstimmen. Die Litteratur über die S. in physiologischer wie in gesanglich-theoretischer Beziehung ist sehr bedeutend. Vgl. Mandl, «Die Gesundheitslehre der S. in Sprache und Gesang» (Braunschw. 1876).

Stimmgabel heißt ein gabelförmiger Stahlstab, dessen Grundton beim Stimmen der musikalischen Instrumente als der leitende Ton dient. Bei der S. schwingen die beiden freien Enden gleichzeitig transversal nach innen, während ihre Mitte, d. i. der bogenförmige Scheitel, nach außen vibriert, und umgekehrt. Bei einem geraden, an beiden Enden freien Stabe liegen die Knotenlinien weit ab von der Mitte und sehr auseinander, dagegen erscheinen sie bei der S. nahe beieinander, und zwar zu jeder Seite des Bogens einer. Wenn man den von der Biegung nach außen gehenden und mitschwingenden Stahlstiel der S. mit einer Tischplatte, einem Resonanzbrett oder gar einem Resonanzkasten in Berührung bringt, so wird ihr Ton durch die Mitschwingung der Unterstützungskörper mächtig verstärkt. Ist der Resonanzkasten auf den Grundton der S. abgestimmt, so hört man fast nur diesen, indem dann die Obertöne ihres Klanges gegen die Verstärkung des Grundtons zu schwach erscheinen. Die Normal-S. beträgt für den Ton a nach dem wiener internationalen Kongreß 1885 870 einfache Schwingungen. Die Vibrationen der S. werden mittels Phonautographen (s. d.) zählbar. Mit Planspiegel versehene Zinken von kombinierten S. geben eine gute optische Stimmmethode (Lissajoussche Figuren). Mittels S. hat Scheibler (1834) einen sehr genauen Tonmesser konstruiert. Vgl. Pisko, «Neuere Apparate der Akustik» (Wien 1865).

Stimmrecht, s. Wahl, Wahlrecht, Wahlverfahren.

Stimmritze und **Stimmritzenkrampf**, s. unter Asthma und Kehlkopf.

Stimmung nennt man in der Musik das Verhältnis, welches die Töne der musikalischen Stimmen des Gesangs wie der Instrumente nach einem gewissen Grundtone erhalten, welcher deshalb Normalton oder Stimmton genannt wird. (S. Temperatur.) Um einen solchen Normalton zu haben, bedarf man eines tönenden Körpers von festem, unveränderlichem Ton, der Stimmgabel, eines gabelförmigen stählernen Instruments. Dieser sog. Ton war bisher teils das zweigestrichene c, teils das eingestrichene a, und unterlag hinsichtlich seiner Höhe mancherlei Schwankungen in den verschiedenen Ländern, ist neuerdings aber, besonders seit dem Durchdringen der pariser S., fast allgemein auf ein gleichmäßiges a fixiert. Die S. ist in der neuern Musik durch die Massen der Blasinstrumente vielfach auf eine unnatürliche, dem Gesange schädliche Höhe getrieben.

Stimulantia (lat.), Reizmittel.

Stinde (Julius Ernst Wilhelm), Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1841 zu Kirch-Rüchel im östl. Holstein, studierte Chemie und Naturwissenschaften, war nach seiner Promotion 1863 mehrere Jahre als Fabrikschemiker thätig und widmete sich, nachdem er die Redaction des «Hamburger Gewerbeblatt» übernommen, der Schriftstellerei, insbesondere dem naturwissenschaftlichen Feuilleton. Als Mitarbeiter vieler Fachzeitschriften und belletristischer Journale veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze. Im Buchhandel erschienen von ihm: «Blicke durch das Mikroskop» (Hamb. 1869), «Naturwissenschaftliche Plaudereien» (Hamb. 1873), «Alltagsmärchen. Novelletten» (2. Aufl., Hamb. 1873), «Die Opfer der Wissenschaft» (unter dem Pseudonym Alfred de Valmy, 2. Aufl., Lpz. 1879), «Aus der Werkstatt der Natur» (2 Bde., Lpz. 1880). Für die Bühne schrieb S. die plattdeutschen Komödien «Hamburger Leiden», «Tante Lotte», «Eine hamburger Köchin», «Die Blumenhändlerin von St. Pauli», «Die Familie Carstens», welche jahrelang das Repertoire des Karl Schultze-Theaters in Hamburg bildeten; ferner «Das letzte Kapitel» (Lustspiel in 1 Akt), die Weihnachtsmärchen «Prinzeß Tausendschön» und «Prinz Unart», sowie gemeinschaftlich mit G. Engels das Volksstück «Ihre Familie». Seit 1876 lebt S. in Berlin und veröffentlichte: «Waldnovellen» (Berl. 1881; 2. Aufl. 1885), «Das Dekamerone der Verkannten» (Berl. 1881; 2. Aufl. 1886), «Buchholzens in Italien» (Berl. 1883; 34. Aufl. 1886), «Die Familie Buchholz» (Berl. 1884; 48. Aufl. 1886), «Der Familie Buchholz zweiter Teil» (Berl. 1885; 38. Aufl. 1886), welche sehr großen Beifall fanden.

Stinkasant, s. Asa foetida.

Stinkbaum, Pflanzengattung, s. Sterculia.

Stinkdachs, s. unter Stinktier.

Stinkkalk, sov. w. Stinkstein, s. u. Kalkspat.

Stinkmelde, s. unter Chenopodium.

Stinknase, s. Ozäna.

Stinkstein, s. unter Kalkspat.

Stinkstrauch, s. unter Anagyris.

Stinktier (Mephitis) ist der Name einer zu den marderartigen Fleischfressern gehörenden Säugetiergattung, die sich durch einen schlanken, langbehaarten Körper, einen langen, fast zweizeilig

behaarten Schwanz, spitzen Kopf, aufgeschwollene Nase und halbsohlengängige Füße unterscheidet, von denen die vordern mit Grabenägeln versehen sind. Das Gebiß hat 34 Zähne. Die hierher gehörenden Tiere sind bloß über Amerika verbreitet und besonders durch am After gelegene Hohldrüsen ausgezeichnet, aus welchen sie bei der Verfolgung eine außerordentlich widrig riechende, gelbe, ölähnliche und zugleich scharfe Flüssigkeit gegen ihre Feinde spritzen können. Der Gestank ist furchtbar und haftet monatelang an den Kleidern. Die S. sind nächtliche Tiere, welche sich Höhlen graben. In der Jugend eingefangen, können sie gezähmt werden. Die Indianer essen ihr Fleisch, schneiden aber dem getöteten Tiere sogleich den Drüsenbeutel aus. Das nordamerikanische Stinktier (M. Chinga) ist ohne den 30 cm langen Schwanz etwa 40 cm lang, schwarz und mit zwei schneeweißen, auf den Schultern zusammenfließenden und an den Seiten getrennt fortlaufenden Längsstreifen gezeichnet. Es lebt von Ratten, Eiern, Nestvögeln, jungen Hasen und besonders Fröschen und verbringt den Winter in Erdlöchern und hohlen Bäumen. Sehr ähnlich ist das chilenische Stinktier (M. chilensis, Tafel: Kleinere Raubtiere, Fig. 5), welches einen weißen Rücken hat. Mit demselben Namen bezeichnet man häufig die Stinkdachse (Mydaus) des südl. Asien, die kürzere Gestalt, stummelartigen Schwanz und mehr auf Pflanzennahrung hindeutendes Gebiß haben. Die Pelze der S. kommen als Skunk (s. d.) in den Handel.

Stint (Osmērus) ist der Name einer zur Familie der Salme gehörenden Fischgattung, die sich von der Gattung Lachs (s. d.) durch die abweichende Bezahnung, achtstrahlige Kiemenhaut und ungefleckten Körper unterscheidet. Der gemeine Stint oder Alander (O. Eperlanus) lebt in großer Menge in der Nord- und Ostsee, in den Haffen und Seen Norddeutschlands. Man hat mit Unrecht einen großen Seestint und einen kleinen Süßwasserstint unterscheiden wollen. Der gemeine S., der höchstens 26 cm lang wird, gleicht etwa den Forellen, ist mit leicht abfallenden silberfarbenen Schuppen bekleidet, oberseits grau, an den Seiten silberglänzend, am Bauche rötlich und seine ganze Oberfläche schillert in Grün und Blau. Er ist gefräßig, nährt sich von Insektenlarven, Fischbrut und Weichtieren und hat einen sehr widrigen Geruch. Sein Fleisch ist zwar weiß und wohlschmeckend, gilt aber nicht für gesund; dennoch werden die S. in großen Mengen auf die Märkte der Seestädte gebracht, wo sie der niedern Volksklasse als Nahrung dienen.

Stintzing (Roderich v.), Lehrer des röm. Rechts, geb. 8. Febr. 1825 zu Altona, studierte in Jena, Heidelberg, Berlin und Kiel die Rechtswissenschaft und ließ sich im Herbst 1848 in Plön als Advokat nieder. Im J. 1852 habilitierte er sich in Heidelberg als Docent für röm. Recht, 1854 wurde er ord. Professor für dieses Fach in Basel, 1857 in Erlangen, 1870 in Bonn. Am 13. Sept. 1883 starb S. durch einen unglücklichen Sturz während einer Ferienreise in den Allgäuer Alpen. Von seinen Schriften sind aufzuführen: «Das Wesen von bona fides und titulus in der röm. Usucapionslehre» (Heidelb. 1852), «Über das Verhältnis der Legis actio sacramento zu dem Verfahren durch sponsio praejudicialis» (Heidelb. 1853), «Ulrich Zasius, ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation» (Basel 1857), «Geschichte der populären Litteratur des römisch-kanonischen Rechts in Deutschland» (Lpz. 1867), «Hugo Donellus in Altdorf» (Erlangen 1869), «Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft» (1. Abteil. München u. Lpz. 1880; 2. Abteil. aus dem Nachlaß herausgeg. München u. Lpz. 1884). Seine bleibende Bedeutung liegt besonders in den ausgezeichneten Arbeiten zur Litterärgeschichte der Rechtswissenschaft.

Stipa *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt gegen 100 Arten, die besonders als Steppengräser eine ausgedehnte Verbreitung besitzen. Die Ährchen sind einblütig und in eine schmale, lange Rispe gestellt, die Kelchspitzen schmal, lang, begrannt, von gleicher Größe, die Granne der Blüten bald gerade, bald gewunden, selbst gekniet und deren untere gedreht, bei manchen Arten mit welligen Härchen auf jeder Seite besetzt, sodaß sie federförmig erscheinen. Das ist insbesondere bei dem sog. Federgras, Mariengras, Reihergras oder Steinflachs, S. pennata *L.* (vgl. Tafel: Gramineen, Fig. 15), dem Waisenmädchenhaar der südosteurop. Steppen, der Fall, welches auf dürrem Boden wächst und wegen seiner 15—20 cm langen federartigen Grannen als Hutschmuck und zu Bouquets benutzt wird. Dieses Gras ist, wie alle Arten der Gattung S., perennierend und steifhalmig, sowie steifblätterig, taugt daher wenig zu Futter. Die Blätter sind blaugrün und zusammengerollt. Häufiger kommt in Mitteleuropa das Pfriemengras (S. capillata *L.*) vor, welches sich vom vorigen durch bloß 5—9 cm lange, nicht behaarte, sehr spitze Grannen unterscheidet und vorzugsweise auf dürrem Kalkboden wächst. Mehrere Arten, die in den Mediterrangegenden vorkommen, werden als Zierpflanzen in Gärten gezogen. Das sog. Espartogras, S. tenacissima *L.* (Macrochloa tenacissima), das in einigen Gegenden Spaniens häufig ist, wird zu verschiedenen industriellen Zwecken benutzt. (S. Esparto und Tafel: Industriepflanzen I, Fig. 6.)

Stipendien (vom lat. stipendium, Sold, Löhnung, Tribut) nennt man diejenigen Gelder, welche zur Unterstützung Studierender (Stipendiaten) auf eine bestimmte Zeit aus milden Stiftungen, Staats- und Stadtkassen oder Privatfonds ausgezahlt werden. Außerdem gibt es auch dergleichen Unterstützungen behufs einer Promotion oder zur Aufmunterung für angehende Docenten und sog. Reisestipendien, welche jungen Gelehrten oder Künstlern nach Vollendung ihrer Studien zur weitern Ausbildung im Auslande zuerkannt werden.

Stipes (Stiel, Strunk, Zweig) heißen in der beschreibenden Botanik die Stiele der Hutpilze; auch werden in der pharmaceut. Terminologie oft die jungen Zweige als Stipites bezeichnet, z. B. stipites Dulcamarae, die ein- oder zweijährigen Zweige des Bittersüß, Solanum Dulcamara.

Stipula (lat.), Nebenblatt, s. unter Blatt Bd. III, S. 134ᵃ.

Stipulation (lat.) war im röm. Civilrecht ein formeller Rechtsakt, bei welchem der Gläubiger (stipulator) gewöhnlich vor Zeugen fragte, ob der Schuldner (promissor) eine bestimmte Leistung gewähren wolle, worauf der Schuldner diese Frage mit entsprechenden Worten bejahte, z. B. Centum dare spondes? spondeo. Es entsprang aus diesem Rechtsakt die actio ex stipulatu, bei welcher der Entstehungsgrund der Verbindlichkeit nicht besonders erwiesen zu werden brauchte. S. gewährten auch

die Möglichkeit, Forderungen aus weniger gangbaren Verträgen, für welche es an einer Klageformel fehlte (sog. Innominatkontrakte), verfolgbar zu machen, indem man deren Inhalt in Stipulationsform kleidete; oder sie dienten auch zur Veränderung bestehender aus andern Gründen hervorgegangener Obligationen. (S. Novation.) Obgleich noch gegenwärtig stipulieren soviel als Bedingen bedeutet, so hat doch das gemeine Recht die S. nicht aufgenommen.

Stirbei (Fürst), s. Bibesco (Barbo Demetrius).

Stirling, eine Grafschaft Südschottlands, zählt (mit einer Enklave in Clackmannan) auf 1208,26 qkm (1881) 112437 E. Das Land ist etwa zum dritten Teil gebirgig und erhebt sich im Ben-Lomond bis zu 973 m. Die Gewässer gehen teils durch den Firth of Forth in die Nordsee, teils durch den Firth of Clyde in den Atlantischen Ocean. Dorthin strömt vom Ben-Lomond her der Forth, der die Nord- und Nordostgrenze bildet, und der Carron, beide in den Forthbusen; hierher der Endrick in den Loch-Lomond. (S. Lomond.) Den Südosten durchschneidet der Forth-Clydekanal. Unter den zahlreichen Seen ist auch der romantische Loch-Katrine mit dem dabei befindlichen Felsenpasse Trossachs zu erwähnen. Die Ebenen und Thäler sind überaus fruchtbar und gut angebaut, namentlich längs des Forth; doch fehlt es auch nicht an Sümpfen. An Mineralien ist S. eine der reichsten Grafschaften Schottlands, namentlich an Steinkohlen und Eisen, deren Ausbeutung und Verbrauch in großartigen Gruben- und Eisenwerken, verbunden mit Woll-, Baumwoll- und Leinweberei, die Hauptzweige der Industrie bilden. Daneben wird Ackerbau und Viehzucht betrieben, besonders auch vortreffliche Viehmästung.

Hauptstadt ist der Borough Stirling, im Mittelalter Strivelin, rechts am Forth, am Abhange eines Berges erbaut, auf dessen hohem Westrande ein altes festes Schloß steht, das eine schöne Aussicht gewährt. Der Ort zählt 16013 E. und ist Station der Linie Coatbridge-Perth-Aberdeen der Caledonischen Eisenbahn, der Linie S.-Thornton der Nordbritischen Bahn und der Bahn S.-Dumbarton. Die von den merkwürdigen Krümmungen des Forth durchflossene Ebene um S., die Carse, ist als die fruchtbarste Gegend ganz Schottlands berühmt. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt ragen hervor die zweigeteilte got. Greyfriars'-Kirche inmitten eines schönen Kirchhofs, auf dem sich ein Monument des Reformators John Knox befindet, Argyle's Lodging, im 16. Jahrh. erbaut, jetzt Militärhospital, das Drummondsche Museum für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, sowie das auf steilem Fels gelegene, aus einem Konglomerat verschiedener Paläste und Kasernen bestehende, größtenteils zur Zeit Jakobs V. erbaute, alte Schloß (Stirling-Castle), oft Residenz der schott. Könige, wo Jakob II. und Jakob V. geboren wurden und Jakob II. 1452 den rebellischen Earl von Douglas erstach. S. hat neun Kirchen und ein Lyceum. Die Bevölkerung fabriziert Baumwoll- und Wollwaren, besonders Teppiche, und treibt starken Handel. Jenseit des Forth, etwas stromaufwärts, besiegte im Sept. 1297 der schott. Nationalheld Wilhelm Wallace die Engländer unter dem Statthalter Schottlands Warenne und Percy von Northumberland. Auf der aus dem 15. Jahrh. stammenden malerischen Steinbrücke wurde 1571 Erzbischof Hamilton von St.-Andrews als Mitschuldiger an dem Morde Darnleys und Murrays erhängt, doch schon am 3. Sept. 1572 fiel der Regent Lennox bei dem Überfall von S. der Blutrache der Hamiltons zum Opfer. In der Nähe liegen links am Forth die Ruinen der 1147 von David I. gegründeten Augustinerabtei Cambuskenneth und 7 km weiter südlich das Schlachtfeld von Bannockburn (s. d.), wo 24. Juni 1314 Robert Bruce mit 30000 Schotten 100000 Engländer schlug; 5 km südwestlich von Bannockburn, bei Sauchieburn, wurde Jakob III. 1488 von den aufständischen Baronen besiegt und erschlagen.

Stirn (frons) bezeichnet den obern Teil des menschlichen Antlitzes, welcher über den Augenbrauen und der Nasenwurzel liegt, oben vom Haar, seitlich von den Schläfen begrenzt. Gebildet wird die S. durch das breite, gewölbte Stirnbein oder Vorderhauptsbein (os frontis), welches mit den benachbarten Gesichts- und Schädelknochen durch Nähte fest verbunden ist (s. Tafel: Schädel des Menschen) und von der Gesichtshaut, unter ihr von der sehnigen Schädelhaube und der Schädelknochenhaut, überzogen wird. Ein paar kleine, flache Muskeln (musc. corrugator supercilii) liegen vorn über den Augenbrauen, die das Runzeln der Stirnhaut besorgen. Der Hauptnerv der Stirngegend (nervus frontalis) entspringt aus dem ersten Ast des dreigeteilten Nerven (s. Gehirn, Bd. VII, S. 663b) und tritt durch ein kleines Loch am innern, obern Rande der Augenhöhle aus letzterer hervor. In der Jugend besteht das Stirnbein aus zwei seitlichen Knochen, welche bis zum zehnten Lebensjahre fest miteinander verwachsen. Ebenso bleiben die oberhalb des Stirnbeins gelegenen Scheitelbeine voneinander, sowie von dem Stirnbeine getrennt, sodaß da, wo die Knochen zusammenstoßen, in der Mitte über der S., beim Säuglinge eine häutige Lücke besteht, die vordere Fontanelle. Die definitive Form, welche die S. endlich annimmt, wird bedingt zum Teil von der Masse und der Gestalt des gesamten Schädelinhalts, also beim Gesunden vom Gehirn, zum Teil aber auch von der Zeit, zu welcher die Schädelknochen miteinander verwachsen. Verwachsen die Stirn- und Scheitelbeine frühzeitig, so halten sie nicht mehr mit dem Wachstume des Gehirns Schritt, und die S. bleibt flach und niedrig, während sich andere Teile des Schädels um so stärker ausdehnen können. Erfolgt dagegen die Verknöcherung der hintern Schädelnähte zeitig, so kann sich die S. sehr stark entwickeln.

Unter den normalen Verhältnissen entwickelt sich aber die S. dem Gehirn entsprechend, und daher kann eine hohe, breite S. im allgemeinen als Zeichen großer geistiger Begabung gelten, um so mehr, als die vordere Hälfte des Gehirns der Sitz des geistigen Vermögens ist. Deshalb gilt eine stark nach vorn hervortretende S. (eine starke Entwickelung des Vorderhirns), welche zugleich ein scheinbares Zurücktreten des Gesichts, daher einen rechtwinkeligen Gesichtswinkel nach Camper bewirkt, im allgemeinen als ein Zeichen großer geistiger Begabung. Diese Gestaltung findet sich z. B. bei den Köpfen von Schiller, Napoleon, Goethe u. s. w., bei der kaukasischen Rasse überhaupt, und wurde von den griech. Künstlern dem Kopfe des Olympischen Zeus verliehen. Dagegen zeigt, wenn auch nicht ausnahmslos, eine schräg nach hinten zurücktretende oder gleich von den Augenbrauen an

sich abflachende S. auf einen Mangel höherer geistiger Gaben hin, und diese Bildung findet sich in der That bei den Tieren, beim Affen, beim Neger, sowie bei dem hirnarmen Kretin. Eine hohe S. ist mehr dem männlichen, eine niedere mehr dem weiblichen Geschlechte eigen.

Stirnhöhlen (sinus frontales) heißen die von der Nasenhöhle aus sich in das Stirnbein (zwischen den Augenbrauen) mehr oder weniger tief hinein fortsetzenden lufthaltigen Höhlungen, welche mit einer feinen Schleimhaut bekleidet sind. Sie liegen zwischen der äußern und innern Knochentafel des Stirnbeins und sind bald ausgedehnt, bald klein, daher sie die Anwendung phrenolog. Sätze auf diese Gegend sehr mißlich machen. In sie gelangen in seltenen Fällen fremde Körper, z. B. Schnupftabak, lebende Tiere, oder es pflanzen sich benachbarte Krankheiten, wie besonders Nasenkatarrhe (Schnupfen) dahinein und verursachen eigentümlichen **Stirnklopfschmerz** in der Mitte des Vorderkopfes.

Eine andere Art **Stirnschmerz** hat ihren Sitz in den obenerwähnten Stirnnerven, ist einseitig, auf eine Stirnhälfte beschränkt (Migräne) und hat oft den periodischen Charakter der Neuralgien (s. d.).

Stirner (Max), eigentlich **Kaspar Schmidt**, philos. Schriftsteller, geb. zu Bayreuth 25. Okt. 1806, studierte in Berlin, Erlangen und Königsberg erst Theologie, dann Philologie und war dann einige Zeit an höhern Lehranstalten in Berlin thätig. Später zog er sich ganz von seinem Lehrberufe zurück, um seinen Studien zu leben. Er starb in dürftigen Verhältnissen zu Berlin 26. Juni 1856. S.s Ruf gründet sich auf die Schrift «Der Einzige und sein Eigentum» (Lpz. 1845; 2. Aufl. 1882), welche er unter dem Pseudonym Max Stirner herausgab und die als das Äußerste gelten kann, was der philos. Radikalismus jener Epoche an kühner und geistreicher Negation hervorgebracht hat. Sein philos. «Egoismus» ist die schärfste Ausprägung, welche die Lehre von der Selbstherrlichkeit des Individuums je gefunden hat, und eine forcierte Reaktion sowohl gegen die idealistische Philosophie, wie auch gegen die sozialistischen Tendenzen. Jene Schrift machte ihrerzeit sehr großes Aufsehen; jetzt ist sie so gut wie vergessen. Auch schrieb er eine «Geschichte der Reaktion» (2 Tle., Berl. 1852) und übersetzte Says «Lehrbuch der praktischen polit. Ökonomie» (4 Bde., Lpz. 1845—46) und Smiths «Untersuchungen über den Nationalreichtum» (2 Bde., Lpz. 1846).

Stirngrübler (der Schafe), s. unter Biesfliegen.

Stirnrad (frz. roue droite, roue cylindrique; engl. right wheel, spur-wheel), ein Zahnrad, bei welchem die Zähne auf einer cylindrischen Fläche radial angebracht sind.

Stirnzapfen, ein am Ende einer Welle befindlicher Zapfen (s. d.), bei welchem der Druck rechtwinkelig gegen seine Achse wirkt.

Stirum, s. Styrum.

Stitny, eigentlich Stitnỳ oder **von Stitné** (spr. Schtí-, Thomas, Ritter), böhm. Philosoph und einer der Vorläufer des Huß, ward 1325 oder 1326 auf dem Stammsitz der Familie Stitna (Bezirk Pilgram im südl. Böhmen) geboren. Er genoß eine streng religiöse Erziehung und studierte an der Universität Prag Philosophie, Theologie und kanonisches Recht. Zugleich wurde er ein eifriger Verehrer des Milicz (s. d.), und begann unter dessen Einfluß Traktate zu schreiben, die sich meist mit christl. Philosophie und Ethik, daneben aber auch z. B. mit dem Begriff der Schönheit, beschäftigten und nach Inhalt und Form weit über das Niveau der damaligen Zeit hervorragen. Um sie volkstümlich zu machen, bediente er sich nicht, wie die damaligen Gelehrten, des Lateinischen, sondern seiner Muttersprache, des Czechischen. S. starb um 1440.

Bisher wurden gegen 26 Traktate S.s gefunden und von Erben (Prag 1850; mit einer Biographie S.s), Vrtátko (Prag 1873) u. a. herausgegeben. Eine Analyse seiner Philosophie gaben J. Hanusch (Prag 1852) und J. Dastich (Prag 1862), beides in czech. Sprache. Vgl. auch J. Wenzig, «Studien über Th. Ritter von Stitné» (Lpz. 1856).

Stoa hieß bei den Griechen jede Säulenhalle (lat. porticus), wie solche in fast allen griech. Städten, besonders an den Märkten, für Spaziergänge, gesellige Unterhaltung, Gerichtsverhandlungen und ähnliche Zwecke errichtet waren. Unter den zahlreichen derartigen Hallen Athens war die berühmteste die von Peisianax, dem Schwager des Kimon, errichtete, nach den Gemälden, mit welchen die Maler Polygnotos, Mikon und Panänos ihre Wände geschmückt hatten, gewöhnlich sog. Bunte Halle (Ποικίλη στοά) an der Nordseite des Marktes, von welcher die Anhänger des Philosophen Zeno, der darin seine Lehrvorträge zu halten pflegte, **Stoiker**, ihre Lehre die stoische oder der Stoizismus genannt wurden.

Stobäus (Johs.), aus Stobi in Macedonien, lebte wahrscheinlich im 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. und machte für seinen Sohn Septimius Auszüge, welche aus den zum Teil verlorenen Werken von etwa 500 griech. Dichtern und Prosaikern herrühren und so für die Geschichte der alten Litteratur von großer Bedeutung sind. Dieses Werk wurde in zwei Teile getrennt, von denen der zweite den richtiger auch dem ganzen Werke beigelegten Titel «Anthologion» (lat. «Florilegium»), d. i. Blumenlese, oder auch den Titel «Sermones», der andere, der erste des Gesamtwerks, den Titel «Eclogae physicae et ethicae», in zwei Büchern, erhielt. Das «Florilegium» war am besten von Gaisford (4 Bde., Oxf. 1822; verbesserter Abdruck durch W. Dindorf, 4 Bde., Lpz. 1823—24) und von Meineke (4 Bde., Lpz. 1855—57), die «Eclogae» von Gaisford (2 Bde., Oxf. 1850) und von Meineke (2 Bde., Lpz. 1860—64) herausgegeben. Von einer neuen kritischen Ausgabe von Wachsmuth und Hense liegt die erste Hälfte vor: «Stobaei Anthologii libri duo priores (eclogae physicae et ethicae)», bearb. von Wachsmuth (2 Bde., Berl. 1882).

Stobbe (Joh. Ernst Otto), namhafter Lehrer des deutschen Rechts, geb. zu Königsberg i. Pr. 28. Juni 1831, studierte daselbst, in Leipzig und in Göttingen; an letzterm Orte erhielt er die Anregung zu seiner spätern Publikation «Summa Curiae Regis» (im «Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen», Bd. 14). Ostern 1855 habilitierte sich S. als Privatdocent für deutsches Recht und Staatsrecht zu Königsberg, wurde Febr. 1856 zum außerord. und Herbst 1856 zum ord. Professor ernannt und Michaelis 1859 nach Breslau berufen, wo er außer deutschem Recht und Handelsrecht auch über Kirchenrecht Vorträge hielt. Ostern 1872 folgte S. einem Rufe nach Leipzig und liest dort außer den in Breslau vertretenen Fächern auch über Staatsrecht. Außer zahlreichen kleinern Arbeiten, welche in der «Zeitschrift für deutsches Recht»

(deren Redaction S. seit dem 17. Bande mit übernommen hatte), in dem Jahrbuch von Bekker und Muther (zu denen er als Redacteur seit dem 5. Bande hinzutrat) und in andern fachwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind, veröffentlichte S. an selbständig erschienenen Arbeiten: «Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts» (Lpz. 1855), «Geschichte der deutschen Rechtsquellen» (2 Abteil., Braunschw. 1860—64, von deren 1. Abteil. eine ital. Übersetzung von Bollati, Flor. u. Turin 1868, erschienen ist), «Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts» (Braunschw. 1865), «Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in polit., sozialer und rechtlicher Beziehung» (Braunschw. 1866), «Herman Conring, der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte» (Berl. 1870), «Handbuch des deutschen Privatrechts» (2. Aufl., Bd. 1—5, Berl. 1882—85).

Stober, rechter Nebenfluß der Oder in Schlesien, entspringt bei Rosenberg im Regierungsbezirk Oppeln, berührt Kreuzburg und nimmt im Regierungsbezirk Breslau links die Brinitze auf.

Stöber (Daniel Ehrenfried), deutscher Dichter, besonders verdient um Aufrechterhaltung deutschen Wesens und deutscher Sitte im Elsaß, geb. 9. März 1779 zu Straßburg, studierte daselbst und in Erlangen die Rechte, erlangte 1806 in seiner Vaterstadt die Würde eines Licentiaten der Rechte und 1821 die Advokatur. Er starb 28. Dez. 1835. In Deutschland ist S. besonders als lyrischer Dichter bekannt geworden. Außer seinen «Gedichten» (3. Aufl., Stuttg. 1821) erschien auch eine Sammlung seiner kleinern prosaischen Schriften (4 Bde., Straßb. 1835—36). Von seinen übrigen Werken ist besonders «Das Leben Oberlins» (Straßb. 1831) hervorzuheben; auch gab er im vaterländischen Interesse das «Elsass. Taschenbuch» (1806 fg.) und die Zeitschrift «Alsa» (1816 fg.) heraus.

Stöber (August), ältester Sohn des vorigen, geb. zu Straßburg 9. Juli 1808, studierte daselbst Theologie, war Privatlehrer in Oberbronn, seit 1838 Rektor der obern Mädchenschule und Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur am Kollegium in Buchsweiler, bis er im Okt. 1841 zum Professor am Kollegium zu Mülhausen ernannt wurde. Seit 1873 pensioniert, starb er am 19. März 1884. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen waren namentlich auf die Sitten und Sagen wie überhaupt die Volkstümlichkeit der Elsasser gerichtet. Viele Beiträge lieferte er zu den von ihm herausgegebenen periodischen Schriften «Erwinia» (Straßb. 1838—39), «Elsass. Neujahrsblätter» (1843—48) und «Alsatia» (1850 fg.; Schlußband: «Neue Alsatia», 1885); sein Hauptwerk sind «Die Sagen des Elsaß» (St. Gallen 1852). Sonst sind zu nennen: «Gedichte» (Straßb. 1842; neue Aufl., Basel 1873), «Alsabilder» (Straßb. 1836), «Elsass. Sagenbuch» (Straßb. 1842), «Elsass. Volksbüchlein» (Straßb. 1842), die Biographie von Joh. Gottfried Roderer (2. Aufl., Colmar 1874).

Stöber (Adolf), Bruder des vorigen, geb. zu Straßburg 7. Juli 1810, studierte Theologie in seiner Vaterstadt, ging 1832 als Erzieher der Söhne des Präfekten Sers nach Metz, 1837 als Pfarrvikar nach Mietesheim und wurde 1839 als Religionslehrer am Kollegium und der Gemeindeschule zu Mülhausen, wo er seit 1840 als Pfarrer und seit 1860 auch als Präsident des reform. Konsistoriums wirkt. Er war Mitherausgeber der «Erwinia» und Mitverfasser der «Alsabilder» und des «Elsass. Sagenbuch». Seine früher zerstreuten «Gedichte» erschienen 1846 gesammelt in Hannover; auch durch seine «Reisebilder aus der Schweiz» (2 Bde., St. Gallen 1850 u. 1857) und «Reformatorenbilder» (Bas. 1860) ward er als Dichter bekannt. Ferner erschien von ihm, außer einzelnen Predigten: «Evang. Abwehr kath. Angriffe» (Straßb. 1859), «Ist die Kindertaufe schrift- und rechtmäßig?» (Basel 1864), «Evang. Katechismus» (3. Aufl., Mülhausen u. Basel 1873), «Evang. Gesangbuch» (Straßb. 1867; 2. Aufl. 1882). Im J. 1871 machte er offen Front gegen den Deutschenhaß: «Elsaß ein Venetien?!» und empfahl Anschluß an das alte Mutterland: «Einfache Fragen eines elsass. Volksfreundes» (2. Aufl., Mülhausen 1872). Seit 1877 ist er, wie vor 1870, wieder städtischer Schulrat.

Stoberau, Dorf im Kreise Brieg des preuß. Regierungsbezirks Breslau, an der Stober, Sitz eines Floßamtes, hat Cigarrenfabrikation und 1228 E. [Drummond.

Stobhall (Sir John Drummond von), s. unter

Stöchaden, alter Name der Hyèrischen Inseln.

Stöchiometrie (früher auch zuweilen Chemische Meßkunde genannt) ist derjenige Teil der theoretischen Chemie, welcher sich mit den Gesetzen der Zusammensetzung der Verbindungen nach festen Verhältnissen und der Anwendung derselben zu chem. Berechnungen befaßt. Die Ausbildung der analytischen und der physik. Chemie hat zwei wichtige Gesetze ausfindig gemacht und bewiesen, nämlich 1) die Stoffe behalten bei ihrer chem. Verbindung ihre ursprünglichen Gewichte; 2) jede chem. Vereinigung enthält die Elemente oder einfachen Stoffe, aus welchen sie besteht, stets in dem nämlichen Verhältnis. Das Verhältnis, in welchem zwei Körper A und B mit einem dritten Körper C oder D sich vereinigen, ist auch das Verhältnis, in welchem sie sich mit allen andern Körpern verbinden, und zu gleicher Zeit dasjenige, in welchem sie sich miteinander vereinigen. Die relativen Gewichtsmengen, in denen die Körper untereinander sich verbinden und in ihren Verbindungen einander vertreten, heißen chem. Äquivalente, welche in Zahlen ausgedrückt und auf eine Einheit (wozu der Wasserstoff H = 1 dient) bezogene Atomgewichte, Mischungsgewichte oder Molekulargewichte genannt werden. Die Elemente verbinden sich nach ihren Äquivalentgewichten oder nach einfachen Vielfachen oder Multiplen (Gesetz der multiplen Proportionen). Die S. hat es ferner zu thun mit der Bezeichnung der Elemente und ihrer Verbindungen (chem. Symbolik), mit der Valenz oder Wertigkeit derselben und überhaupt mit allen rechnerischen Arbeiten, die in der analytischen Chemie, in der Gasometrie, in der chem. Technik u. s. w. vorkommen. (S. Chemie.) Vgl. A. Frickhinger, «Katechismus der S.» (5. Aufl., Nördl. 1874); C. Rammelsberg, «Lehrbuch der S.» (Berl. 1842) und die Lehrbücher der Chemie von Otto-Graham, Kolbe, Wislicenus, von Gorup, Ostwald.

Stock (Caudex) heißt in der Botanik der unverzweigte säulenförmige Stamm vieler baumartigen Monokotyledonen, besonders der Palmen.

Stockach, Amtsstadt im bad. Kreise Konstanz, rechts an der Stockach, die in den Überlingersee mündet, Station der Linie Radolfzell-Mengen der Badischen Staatsbahnen, einer der bedeutendsten Straßenknotenpunkte Badens, Sitz eines Amtsgerichts und Bezirksamts, zählt (1880) 2094 meist

kath. E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, starke Viehzucht, eine Baumwollweberei, Möbelschreinereien, eine Nudelfabrik, vier Kunstmühlen, Holzhandel und bedeutende Märkte für Vieh, Hopfen und Ost. Nahebei auf einem Ausläufer der Liptinger Höhen liegen die Reste der im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Feste Nellenburg. Bei S. schlug 25. März 1799 Erzherzog Karl den franz. General Jourdan, 4. Mai 1800 General Moreau die Österreicher unter Kray.

Stockausschlag, Wurzelausschlag, botan. Bezeichnung für die jungen Zweige, die sich oft in großer Menge nach Abhauen oder Absterben des Hauptstammes bei den Laubhölzern am zurückbleibenden Stumpfe oder aus der Wurzel entwickeln.

Stockbörse, s. unter Stocks.

Stockente, soviel wie Wildente (s. unter Ente). Abbildung von Ente und Erpel Tafel: Schwimmvögel II, Fig. 7.

Stöcker (Christian Adolf), preuß. Hofprediger, bekannt durch seine agitatorische Thätigkeit, geb. 11. Dez. 1835 zu Halberstadt, studierte in Halle und Berlin Theologie und Philologie und wurde nach längern Reisen 1863 Pfarrer in Seggerda bei Halberstadt, 1866 in Hamersleben. Im J. 1871 wurde er Divisionsprediger in Metz, wo er auch eine höhere Töchterschule leitete; seit 1874 ist S. Hof- und Domprediger in Berlin. Hier gründete er 1878 die Christlich-soziale Partei (s. d.) und machte sich auch als ein Hauptführer der Antisemiten bekannt. Seit 1879 ist S. Vertreter des Wahlkreises Bielefeld-Herford-Halle im preuß. Abgeordnetenhause, seit 1881 Mitglied des Reichstags für den Wahlkreis Arnsberg.

Stockerau, Marktflecken und Sitz eines Bezirksgerichts in der Bezirkshauptmannschaft Korneuburg in Niederösterreich, an einem Arm der Donau gelegen, Station der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, hat eine Pfarrkirche, St. Stephan, mit hohem, zierlichem Turm, das große Gebäude der kaiserl. militärischen Montourhauptkommission, ein Landes-Realgymnasium mit einer gewerblichen Fortbildungsschule, ein Bürgerhospital, ein Armen- und Krankenhaus und zählt (1881) 6555 E., deren Hauptbeschäftigungen Feldbau, städtisches Gewerbe, mehrere Fabriken und Handel bilden; letztern fördern namentlich die großen und sehr besuchten Getreidemärkte.

Stockfalke, soviel wie Hühnerhabicht, s. unter Habicht.

Stockfäule, soviel wie Rotfäule.

Stockfisch, s. unter Kabeljau.

Stockfleth (Nils Joachim Christian Vibe), ein um die Bekehrung der Lappländer zum Christentum verdienter norweg. Geistlicher, geb. 11. Jan. 1787 in Kristiania, studierte zu Kopenhagen die Rechte, wurde 1808 Lieutenant in einem schlesw. Infanterieregiment und wohnte dem für Dänemark ungünstigen Feldzuge von 1813 bei. Nach der Trennung Norwegens von Dänemark trat er in norweg. Dienste. Im J. 1820 übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Pastor Christie in Slidre, und nun erwachte bei ihm von neuem die frühere Neigung zur Theologie. Er ging 1823 nach Kristiania, legte hier Weihnachten 1824 sein theol. Examen ab und wurde als Pastor nach Vadsö in Ostfinmarken berufen, von wo er sich 1828 nach Ledesby (ebenfalls in Ostfinmarken) versetzen ließ. Seit 1831 hielt er in Kristiania Vorlesungen über die lappische Sprache und Mythologie und kehrte 1833 nach Finmarken zurück. Um dem Studium der finn. Sprache obzuliegen, wurde er 1839 seines Predigeramts enthoben und erhielt vom norweg. Storthing die Mittel zu ausgedehnten Reisen durch Norwegen, Schweden und Finland. Noch zweimal kehrte er nach Finmarken zurück, um daselbst bei den Lappen das Kirchen- und Schulwesen zu ordnen und zugleich religiöse Irrungen beizulegen. Er starb in Sandefjord 26. April 1866. Von seinen Schriften sind zu nennen: eine Fibel (1837), eine lappische Grammatik (1840), eine biblische Geschichte, ein Andachtsbuch für das Volk (1840), die Übersetzung des Neuen Testaments (1840; 2. Aufl. 1850), von Luthers Passionspredigten, von Davids Psalmen, von Luthers Postille (1857) ins Lappische. Auch schrieb er ein lappisch-norweg. Wörterbuch (1862). Außerdem veröffentlichte S. 1848 in norweg. (dän.) Sprache: Beiträge zur Kenntnis der Lappen im Königreich Norwegen, sowie Beiträge zur Kenntnis der Quäner (Finnen) und Beiträge zur Kenntnis der lappischen Sprachverhältnisse in den Ämtern Finmarken und Nordland (1851), «Tagebuch über meine Missionsreisen in Finmarken» (1860). Vgl. J. Vahl, «Lapperne op den Lappske Mission» (Kopenh. 1866).

Stöckhardt (Ernst Theod.), namhafter Lehrer der Landwirtschaft, geb. 4. Jan. 1816 zu Bautzen, errichtete auf dem von ihm gepachteten Rittergut Brösa eine landwirtschaftliche Lehranstalt, die sich eines bedeutenden Besuchs erfreute. Im J. 1850 wurde er Professor der landwirtschaftlichen Disciplinen an der höhern Gewerbeschule in Chemnitz, 1861 Professor und Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Jena. Gleichzeitig übernahm er die Direktion der Karl-Friedrichs-Ackerbauschule in Zwätzen bei Jena. Beide Anstalten reorganisierte S. den Anforderungen der Neuzeit gemäß. Seine Thätigkeit als Vorsitzender der landwirtschaftlichen Centralstelle, der Thüringer Wanderversammlung, als ökonomischer Beirat der schwarzburg-rudolstädtischen Regierung u. s. w. führte zu seiner Berufung in das großherzogl. Staatsministerium als Rat für landwirtschaftliche und gewerbliche Angelegenheiten. Außerdem sind ihm die Funktionen eines großherzogl. Kommissars der landwirtschaftlichen Centralstelle, der hauptsächlich von ihm ins Leben gerufenen Gewerbekammer für das Großherzogtum und eines großherzogl. akademischen Immediat-Fideikommissars für die Universität Jena anvertraut. Von seinen litterarischen Arbeiten sind außer den Beiträgen zu der von ihm 1855—66 redigierten «Zeitschrift für deutsche Landwirtschaft» und andern Fachzeitschriften hervorzuheben: «Bemerkungen über das landwirtschaftliche Unterrichtswesen» (Chemnitz 1851), «Die Drainage» (Lpz. 1852) und «Der angehende Pachter» (mit A. Stöckhardt, Braunschw. 1859), «Die Entwickelung der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Jena 1861—67» u. s. w.

Stöckhardt (Jul. Adolf), Agrikulturchemiker, geb. 4. Jan. 1809 zu Röhrsdorf bei Meißen, wo sein Vater Pastor war, widmete sich der Pharmacie in der Apotheke zu Liebenwerda und machte seine Studien zu Berlin. Von einer Reise nach England und Frankreich zurückgekehrt, arbeitete er im Struveschen Laboratorium zu Dresden und erhielt 1838 die Stelle eines Lehrers der Naturwissenschaften im Blochmannschen Institut daselbst, die er 1839 mit der eines Lehrers der Chemie und Physik an der

Gewerbeschule in Chemnitz vertauschte. Hier wirkte er bis 1847, wo er als Professor der Agrikulturchemie an die Akademie für Forst- und Landwirte nach Tharand berufen wurde. Schon zu Chemnitz hatte sich S. um die gewerbliche Chemie, vorzüglich um die Bereitung der Farben Verdienste erworben, auch nebenbei seit 1839 als Apothekenrevisor für die eine Hälfte der sächs. Apotheken erfolgreich gewirkt. S. erwarb sich große Verdienste um die Agrikulturchemie (s. d.) und zwar dadurch, daß er diesen Zweig der Wissenschaft populärisierte und in gewisser Hinsicht selbst zum Gemeingut der bäuerlichen Landwirte machte. Es geschah dieses durch Schriften, die große Verbreitung erlangten, wie die «Schule der Chemie» (18. Aufl., Braunschw. 1876), «Chem. Feldpredigten für deutsche Landwirte» (4. Aufl., 2 Tle., Lpz. 1857), «Guanobüchlein» (4. Aufl., Lpz. 1856) und «Zeitschrift für deutsche Landwirtschaft», die er seit 1840 mit Schober herausgab. Zugleich wirkte er bei den landwirtschaftlichen Vereinen und alljährlichen Versammlungen der Forst- und Landwirte durch freie, von Experimenten begleitete Vorträge über die wichtigsten Lehren der Agrikulturchemie, besonders das Düngerwesen. Er starb 1. Juni 1886 zu Tharand.

Von seinen frühern Schriften sind besonders die «Untersuchung der zwickauer Steinkohlen» (Chemnitz 1840) und «Über Farben und Giftfarben» (2. Aufl., Lpz. 1841) hervorzuheben. Von 1855 bis 1875 gab er, als eine Fortsetzung der «Chem. Feldpredigten», eine selbständige agrikulturchem. Zeitschrift «Der chem. Ackersmann» (Lpz.) heraus, durch welche er besonders auch die Idee der agrikulturchem. Versuchsstationen verbreitete.

Stockhausen (Jul. Christian), ausgezeichneter Sänger (Baritonist), geb. zu Paris 22. Juli 1826 als der älteste Sohn des Harfenisten und Komponisten Franz S. aus Köln und der Sängerin Margarete S., geborene Schmuck, aus Gebweiler im Elsaß. Seine Schulbildung erhielt S. zu Gebweiler und besuchte nachher das Seminar zu Straßburg; doch brachten ihn die Eltern wegen seiner großen Liebe zur Musik bald nach Paris auf das Konservatorium. Daneben nahm S. auch noch Privatlektionen, besonders bei Manuel Garcia (Bruder der Malibran und der Viardot-Garcia). Sein erstes bedeutsameres öffentliches Auftreten fällt in den Mai 1848, wo er in Basel den «Elias» in Mendelssohns Oratorium sang; seine erste Konzertreise machte er 1849—50. Nachdem er noch bei dem inzwischen nach London übergesiedelten Garcia einen weitern Gesangskursus durchgemacht hatte, nahm er 1852 vorübergehend ein Engagement am Theater zu Mannheim an und unternahm 1854 eine Konzertreise durch Deutschland und Österreich. Von dieser Reise her datiert sein Ruf, und nachdem er denselben in den nächsten Jahren noch befestigt hatte, versuchte er es wieder mit der Bühne und nahm 1857 ein Engagement an der Opéra-comique in Paris an. Doch vermochte er auf derselben keinen rechten Boden zu gewinnen und konzertierte von 1859 ab wieder in Deutschland. Einen vorläufigen Abschluß erhielt diese Thätigkeit durch seine Anstellung in Hamburg, wo er 1862—68 als Dirigent der philharmonischen Konzerte und der Singakademie wirkte. Seit 1869 wieder auf Konzertreisen, fungierte er ein Jahr lang als königl. Kammersänger in Stuttgart und nahm seinen Wohnsitz in Cannstatt, bis er 1874 als Dirigent des Sternschen Vereins nach Berlin ging. Diese Stellung gab er 1878 auf, da er als erster Gesanglehrer an das Hochsche Konservatorium nach Frankfurt a. M. berufen wurde. Das Konservatorium verließ er jedoch nach zwei Jahren, um eine eigene Schule zu gründen. Im J. 1885 erschien seine «Gesangsmethode» (Lpz.) S. gehört zu den besten und einflußreichsten Gesangskünstlern der Gegenwart; Technik und Ausdruck sind gleich vollendet.

Stockholm, die Haupt- und Residenzstadt Schwedens und Sitz der höchsten Behörden, im mittlern Teil des Landes, in prächtiger Lage am Ausfluß des Mälarsees in einen inselreichen Busen der Ostsee (hier Salzsee genannt) gelegen, besteht wesentlich aus drei Hauptteilen: der eigentlichen Stadt, den nördl. Vorstädten und der Südvorstadt. 1) Die eigentliche Stadt (Staden) auf einer kleinen Insel zwischen dem Mälar und der Ostsee, der älteste, von Birger Jarl 1255 gegründete Stadtteil, hat nur beschränkte Plätze, enge, unregelmäßige Straßen, aber durchweg massive und hohe Häuser. An der Nordseite der Insel erhebt sich auf einer Anhöhe das nach Zerstörung des alten durch Brand 1697—1754 von den beiden Tessin, Härleman und Cronstedt in ital. Stil erbaute königl. Schloß, an dessen südöstl. Seite die Statue Gustavs III. von Sergel steht. An dem mit einem Obelisk gezierten Schloßplatz liegt der Palast des Oberstatthalters und die Hauptkirche der Stadt, die große Nikolaikirche. Außerdem sind in diesem Stadtteile noch hervorzuheben die Börse am sog. Großen Markte, die deutsche, finn. Kirche, die Reichsbank, die Stockholms-Privatbank, das Zoll-(Pack-)Haus, das Kanzleihaus, der von dem Rathause und dem Ritterhause umgebene, mit der Statue Gustav I. Wasas gezierte Ritterhausplatz u. s. w. An der Westseite des Ritterhausplatzes führt eine Brücke, unter welcher die Eisenbahn weggeht, hinüber nach dem kleinen Felseneilande Riddarholmen (Ritterinsel), auf welchem sich die Statue Birger Jarls von Fogelberg, die Ritterholmskirche (das schwed. Pantheon mit den Begräbnissen der Könige), das neue Haus der Repräsentanten, das schwed. Hofgericht und andere öffentliche Gebäude, sowie die große Buchdruckerei von Nordstedt u. Söhne befinden. Auch liegen hier der Hafen für die Mälardampfschiffe und dicht daneben eine Schwimmschule.

2) Die nördl. Vorstädte umfassen wieder fünf verschiedene Stadtteile: a) Norrmalm oder Norrstadt, mit schönen Plätzen, geraden Straßen und zahlreichen palastartigen Häusern, wird mit der eigentlichen Stadt durch die 1878 vollendete eiserne Wasa-Brücke und, an der Nordseite des Schlosses, durch die granitne, 113 m lange und 19 m breite Nordbrücke verbunden, welche über zwei Mälararme und die dazwischenliegende kleine, den königl. Marstall und den Park (Strömparterr) enthaltende Heiligengeistinsel zunächst auf den schönen, mit der Reiterstatue Gustav II. Adolfs gezierten Gustav-Adolf-Platz führt. Auf diesem Platze befindet sich das königl. Opernhaus, der Palast des Erbprinzen, das Hotel Rydberg und andere Paläste. Unweit dieses Platzes liegt der große, von Lindenalleen umgebene und mit Parkanlagen geschmückte, an der Südseite eine herrliche Aussicht auf Schloß und Hafen gewährende Platz Kungsträdgården (der königl. Garten), mit den Statuen Karls XII. und Karls XIII. und einer Fontäne, der Jakobskirche, dem Landvermessungscomptoir, dem kleinern königl.

Theater und andern ansehnlichen Gebäuden. Eine kurze Straße verbindet diesen Platz mit dem schönen Berzeliuspark, seit 1838 durch Verschüttung dem Meere abgewonnen und mit der Statue des Chemikers Berzelius geziert. In der Nähe ist eine neue geschmackvolle Synagoge seit 1870 erbaut. Etwas weiter gegen Norden (auf der Grenze zu dem Stadtteile Ladugårdslandet) befindet sich der große, als Promenade benutzte Hopfengarten (Humlegården) mit schattigen Alleen und schönen Parkanlagen. Hier ist ein großartiges Gebäude für die königliche oder Nationalbibliothek 1878 vollendet worden und die Statue Linnés 1885 von Kjellberg errichtet. Außerdem liegen noch auf Norrmalm die Clara-, Adolf-Fredriks- und die im Neubau begriffene Johanniskirche, sowie eine engl. Kirche, das Gebäude der Akademie der Wissenschaften mit reichen Sammlungen, das Observatorium, das Technologische Institut, die Bergakademie, die Gewerbeschule, die Akademie der freien Künste, die Post, der Centralbahnhof, das Gaswerk, das große Krankenhaus Sabbatsberg, das Witwenhaus, das neue allgemeine Waisenhaus u. s. w. b) Blasieholmen, an der Südseite mit Norrmalm zusammenhängend, hat an seinem äußersten Ende das neue Nationalmuseum (eröffnet 1866) mit seinen Kunstschätzen; ferner das palastähnliche Grand-Hôtel, das Musikkonservatorium, das Logenhaus der Freimaurer, die Hotels des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und der hier residierenden Abteilung des norwegischen Staatsrats, mehrere prachtvolle Privatbauten und die 1867 erbaute Blasieholmskirche. c) Skeppsholmen (Schiffsinsel), verbunden mit Blasieholmen durch eine 1861 erbaute, 180 m lange Eisenbrücke, enthält die neue Karl-Johannskirche, Kasernen für Bootsmänner, die Seekriegsschule und Anstalten für die Flotte. Die Insel ist, gleich dem Felseneiland Kastellholmen (mit Kastell- und Salutbatterie), parkartig bepflanzt und wird als Promenade benutzt. d) Ladugårdslandet (jetzt Östermalm genannt), im Osten von Norrmalm, hat in neuester Zeit besonders um den Humlegården herum große Fortschritte hinsichtlich der Bebauung gemacht (Villenstadt, Esplanade u. s. w.). Im Osten liegen große Kasernen für die Garnison S.s, eine Kirche, ein Theater, das Forstinstitut u. s. w. und im Norden eine Ebene, die als Exerzierfeld benutzt wird. Am Südostende führt eine Eisenbrücke nach dem Tiergarten (Djurgården) hinüber, dessen Südwestseite einen eigenen, aber nur unansehnliche Häuser enthaltenden Stadtteil bildet. Der Tiergarten ist ein 6 km langer schöner Park, der ein Sommertheater, einen Cirkus, einen Konzertsaal, Wirtshäuser, Kaffeehäuser, Lustorte und zahlreiche Landhäuser umfaßt und als der besuchteste Lustort der Stockholmer gilt. Auf einer Anhöhe mit herrlicher Aussicht liegt die vom Bildhauer Byström aufgeführte Villa, jetzt ein dem Publikum zugängliches Kunstmuseum, und das von Karl Johann erbaute königl. Landschloß Rosendal, in dessen Nähe der Gartenverein seine Anlagen und Orangerien hat. Auf einem von Eichen beschatteten Platze ist die Büste Bellmans, des Sängers des Tiergartens, aufgestellt, und der Geburtstag (26. Juli) dieses schwed. Anakreon ist ein wahres Volksfest geworden. e) Kungsholmen (Königsinsel), im Westen von Norrmalm, davon getrennt durch einen Mälararm, über den zwei Brücken führen, enthält das Karolinische Institut (eine mediz. Akademie), das Seraphinenlazarett, das Garnisonskrankenhaus, das Kurhaus, das Entbindungshaus, das Krankenhaus für Unheilbare, ein Waisenhaus, Kinderhospital, das Irrenhaus Conradsberg u. s. w., sowie mehrere Fabriksanlagen, darunter eine Eisengießerei und mechan. Werkstatt, eine Ofenfabrik, Gerbereien, eine Dampfmühle u. s. w.

3) Die Südvorstadt (Södermalm), der größte und unebenste Stadtteil, erhebt sich an der Nordseite steil und schroff längs dem Mälar und der Ostsee, sodaß von dort nur zwei fahrbare Straßen, sonst aber Elevatoren und Treppen hineinführen. Von der Felsenhöhe Mosebacke (auf der ein Vergnügungsgarten und ein Theater liegt), besser noch von der hier befindlichen Navigationsschule oder von dem hohen Turm der Katharinenkirche, auch weiter westlich von der Höhe am Mälarufer aus eröffnet sich dem Auge ein prachtvolles Panorama, das die Inselstadt mit ihren Seekanälen und einen Wald von Masten umfaßt, da die Schiffe sowohl von Osten als von Westen aus- und einlaufen und dicht an der Stadt beilegen. Auch dem zur See Ankommenden, von der Ostseite wie von der Seite des Mälarsees her, bietet diese Wasserstadt einen überraschenden, in seiner Art einzigen Anblick dar. Vom Lande her ist dagegen die Stadt von Wäldern und Bergen, die sich bis dicht an ihre Thore (hier «Zölle») heranziehen, beinahe verdeckt. Der ehemalige Stolz der Südvorstadt, die Eisenwage, besteht nicht mehr, sondern ist in die frühere Werfte des Tiergartens verlegt worden. Es geschah dies, um den Raum für die Verbindungsbahn zwischen der nördl. Stammeisenbahn und der südlichen, westlichen und nordwestlichen zu gewinnen. In der Südvorstadt liegt die Marienkirche, der große, mit Linden besetzte Adolf-Fredriks-Platz, die Diakonissenanstalt auf Ersta, die große Schiffswerfte mit einer mechan. Werkstatt, die neue Wasserleitung, die die ganze Stadt reichlich mit Wasser versieht, die Eisenerzgießerei und mechan. Werkstätte Bergsund ꝛc. Bei letzterer führen Brücken auf die zwei im Nordwesten gelegenen Mälarinseln Längholmen und Reimersholmen, auf deren ersterer eine Straf- und Besserungsanstalt für Männer sich befindet, während die für Frauen in der Nordvorstadt besteht.

Die großartigsten und bedeutendsten von allen neuen Anlagen sind teils die sog. Verbindungsbahn, welche die im Süden und im Norden des Mälar befindlichen Eisenbahnen verbindet, und teils andere mit derselben zusammenhängende. Diese Bahn führt zuerst in der Südvorstadt 810 m weit in einem bis 11 m tiefen Einschnitte hin, über welchen auf eisernen Brücken drei Straßen geführt sind. Hierauf beginnt ein etwas gekrümmter, 426 m langer, 9,5 m breiter, 5,6 m hoher, in den harten Granit gesprengter Tunnel tief unter acht Straßen und neun der bestbebauten Quartiere der Südvorstadt; dann tritt die Bahn auf kurze Strecken an das Tageslicht, um noch zweimal unter überbrückten Straßen hinweggeleitet zu werden, und erreicht dann den südl. Mälararm. Über den ersten Mälararm oder den südl. Strom führt eine 227 m lange, 7,5 m breite eiserne Brücke von gewalztem Gitterwerk nach der eigentlichen Stadt hinüber, wo die Bahn 118 m weit längs dem Mälarhafen (Kornhamm, d. i. Kornhafen), 2 m hoch über dem Pflaster auf einem Viadukt hinläuft. Die Fortsetzung dieses Viadukts ist eine 30 m lange, mit den beiden Wegen für Fußgänger zu beiden Seiten 13 m breite, in

der Mitte auf einem Granitpfeiler ruhende Brücke über den Riddarholmskanal, längs welchem sie dann an der östl. Seite des Riddarholms bis an den dritten Mälararm führt. An dem nördl. Ende erreicht die Eisenbahn nun die Nordvorstadt und geht in derselben auf ebener Erde fort bis zu dem großen Centralbahnhof.

Die Stadt S. hat über 6 km von Norden nach Süden im Durchmesser und etwa 23 km im Umfang. Sie bedeckt ein vielfach von Meer- und Seearmen durchschnittenes Areal von 32,7 qkm (davon 1,2 qkm Wasser), enthält taxschuldige Häuser und Höfe zu einem Taxwerte von 375¼ Mill. Kronen (zu 1 Mark 12,5 Pf.) und (1884) 205 129 E., die sich zur evang.-luth. Landeskirche bekennen, mit Ausschluß (1880) von 577 Katholiken, 82 Reformierten und 1259 Juden. Von den Fremden sind die Deutschen die zahlreichsten, und die deutsche Gemeinde, deren Pastor Sitz und Stimme in dem Stadtkonsistorium hat, zählt 2256 Mitglieder. Da Lage und Klima der Stadt keineswegs ungesund, überragt nunmehr nach Einführung wichtiger sanitärer Reformen die Zahl der Geborenen in der Regel immer die der Gestorbenen. Die wichtigsten Nahrungszweige sind Industrie und Handel. Im J. 1883 gab es 2366 Handwerker mit 8569 Arbeitern. Die Anzahl der Fabriken war 292, von denen 161 durch Dampf getrieben wurden (2448 Pferdekräfte); Besitzer derselben waren 201 Einzelne und 78 Interessentschaften; die Zahl der Arbeiter in denselben betrug 10 068 und der Wert ihrer Produktion über 33 Mill. Kronen. Die wichtigsten derselben waren mechan. Fabriken, Zuckerfabriken, Tabaksfabriken, Brauereien, Seifensiedereien, Seidenfabriken, Porzellanfabriken, Ölschlägereien, Stearinlichtfabriken. In demselben Jahre gab es 3540 Kaufleute mit einer Bedienung von 6177 Personen. Die Zahl der in S. einheimischen Fahrzeuge wird 1883 angegeben zu 85 Seglern mit einer Tragfähigkeit von 13 320 t und 192 Dampfer mit 21 184 t Tragfähigkeit und Maschinen von 6859 Pferdekräften, wovon 53 Segler und 160 Dampfer mit einer Tragfähigkeit von 9219 t zu der inländischen und die übrigen zu der ausländischen Schiffahrt verwendet wurden. Es kamen (1883) an vom Auslande 1812 Fahrzeuge mit 465 625 t und vom Inlande 25 020 Fahrzeuge mit 1 288 079 t; es gingen ab: ins Ausland 1437 Fahrzeuge mit 380 571 t, und ins Inland 25 138 Fahrzeuge mit 1 251 343 t. Die Zolleinnahme war 11⅓ Mill. Kronen (1885). S. vermittelt zwar immer noch zu einem großen Teil den Handel der nördl. Landesteile mit dem Auslande; inzwischen haben diese angefangen, sich einigermaßen zu emancipieren und selbst mit dem Auslande zu verkehren; durch seine Lage aber ist es bestimmt zum Stapelort für die am Mälar und Hjelmar belegenen Provinzen und für den östl. Teil der Bergwerksbezirke, namentlich der in Westmanland Dalarne. Die Westbahn verbindet S. mit Gothenburg, die Nordbahn mit Upsala, Nordland, und der norweg. Grenze, die Ostbahn mit Näßjo, die Südbahn mit Malmö und Privatbahnen mit Köping und Norrtelje. Durch große Teile der Stadt führen Pferdebahnen und zahlreiche kleine Dampfboote erleichtern im übrigen den Verkehr im Innern der Stadt. Dampfschiffverbindungen existieren mit allen Städten der schwed. Ostküsten und den Orten am Mälar, Hjelmar, am Strömsholmskanal und am Götakanal, ferner mit Abo, Helsingfors, Petersburg, Lübeck, Kopenhagen, London, Hull, Havre, Bordeaux und Antwerpen. An Geldanstalten gab es Ende 1885 außer der Reichsbank 12 Privatbanken, ein Brandversicherungscomptoir für Immobilien und mehrere Aktiengesellschaften für Lebens-, Feuer- und Seeversicherung. S. ist Sitz der Reichskollegien, des Svea-Hofgerichts, eines Oberstatthalters, unter dessen Leitung die Angelegenheiten der Stadt stehen, sowie auch des Landeshauptmanns über Stockholms-Län.

An öffentlichen Unterrichtsanstalten besaß S. 1885: 1) sechs sog. höhere Elementarschulen und sechs Kirchenschulen mit zusammen 2487 Zöglingen; 2) Volksschulen, mit 12 320 Zöglingen, in denen kein Schulgeld erlegt wird; 3) andere unter besondern Direktionen stehende Anstalten, zum Teil höhere und niedere Fachschulen und Institute, wie die (1886) noch in Bildung begriffene Hochschule, das Karolinische medico-chirurgische Institut, die vorzüglichste mediz. Lehranstalt in Schweden (welche 1872 gleiche Rechte mit den mediz. Fakultäten bei den Universitäten erhalten hat), das Pharmaceutische, Technologische, Gymnastische Institut, das Forstinstitut, die Gewerbeschule, die Navigationsschule, das Handelsinstitut, zwei Seminare zur Bildung von Lehrerinnen, die Veterinäre und viele andere Anstalten. Außerdem gibt es eine Menge Privatschulen. Zu der Armenpflege für 1953 Kinder und 4543 Erwachsene, von welchen letztern 1297 in den Armenhäusern unterhalten wurden, waren etwa 914 000 Kronen erforderlich. Von den gelehrten Gesellschaften sind neben vielen andern Vereinen zu nennen: die Akademie für schwedische Sprache und Litteratur, die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der schönen Litteratur, der Geschichte und Antiquitäten, die Akademie der freien Künste, der Musik, der Landwirtschaft, der Kriegswissenschaft. Andere höhere Anstalten sind die königl. oder Nationalbibliothek, die, mit der ehemaligen Engeströmschen vereinigt, 200 000 Bände, 80 000 kleinere Schriften, 8000 Handschriften, eine sehr bedeutende Sammlung von Broschüren, Karten und Kupferstichen u. s. w. zählt, das Nationalmuseum mit vielen Gemälden, Skulpturen und wertvollen Antiken, das großartige Nordiska-Museum und die sog. Kleiderkammer. Ausgezeichnet sind ferner die mineralog., botan., zoolog., ethnogr. und paläontolog. Sammlungen der Akademie der Wissenschaften, des Karolinischen Instituts und anderer Institute. Außer den beiden königl. Theatern und vier andern hat S. noch zwei Sommertheater im Tiergarten. Von den Stiftungen sind besonders die Anstalt für Gymnastik, sowie das Institut für Taubstumme und Blinde zu erwähnen, beide ausgezeichnete Anstalten ihrer Art. In der Nähe der Stadt besteht in dem ehemaligen königl. Lustschloß Carlberg eine Kriegsakademie für Landkadetten. Die Umgebungen von S. zeigen auf allen Seiten große Naturschönheiten auf und sind belebt durch die königl. Lustschlösser Haga, Ulriksdal, Drottningholm und Rosersberg, sowie durch zahlreiche Landhäuser. S. bildet eine eigene Statthalterschaft, wird aber umgeben von dem Verwaltungsbezirk Stockholms-Län, der 7791,6 qkm (davon 359,7 qkm Wasser) umfaßt, mit (1884) 147 454 E. Vgl. Elers, «Stockholm» (deutsch von Gerken, 4 Bde., Halle 1805—8); Ferlin, «Stockholms stad» (2 Bde., Stockh. 1854—58); Frisch,

«Stockholm» (Berl. 1860); Wattenbach, «S. Ein Blick auf Schwedens Hauptstadt und Schwedens Geschichte» (Berl. 1875), und die seit 1866 jährlich erscheinenden statistischen Berichte über die kommunale Verwaltung Stockholms.

Stockholmer Blutbad, s. unter Christian II., Bd. IV, S. 357[a], und Schweden, Bd. XIV, S. 566[b].

Stockhorn, Gipfel der Saane-Alpen (s. Alpen 18) im schweiz. Kanton Bern, erhebt sich 10 km südwestlich von Thun als schlankes, kahles Felshorn zu 2192 m über dem Meere und bietet auf seinem Gipfel, der einen langen schmalen Kamm bildet, eine großartige Rundsicht über die Alpen und das schweiz. Hügelland bis zum Jura, den Vogesen und dem Schwarzwald. Die Besteigung erfordert von Thun, Blumenstein oder Erlenbach (im Simmenthal) aus fünf bis sechs Stunden. Die nach dem Gipfel benannte Voralpenkette, der auch der Gantrisch angehört, ist der nordöstlichste längs des Simmenthals von den Quellen der kalten Sense bis zur Kander vorgeschobene Ausläufer der Saane-Alpen, besteht vornehmlich aus Kalksteinen der Juraformation und ist reich an schönen Waldungen und da und dort von kleinen Hochseen geschmückten Alpweiden, aus denen die Gipfel als spärlich bewachsene Felshörner, Stöcke und Grate aufsteigen. Vgl. Brunner, «Geognostische Beschreibung des Stockhorngebirges» (Bern 1857).

Stockjobber, s. Jobber.

Stocklack, s. unter Schellack.

Stöckl-Heinefetter (Klara), s. unter Heine-fetter.

Stocklohden, s. unter Ast.

Stockmalve, s. unter Althaea.

Stockmann (August Cornelius), geb. 14. Mai 1751 zu Schweikertshain bei Waldheim, gest. als Professor zu Leipzig 6. Febr. 1821, dichtete das Lied «Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen», welches zuerst im leipziger «Musenalmanach» 1780 stand und vom Pfarrer Beneken komponiert wurde. Auch verfaßte er eine Werther-Schrift: «Die Leiden der jungen Wertherin» (Eisenach 1775; 2. Aufl. 1776).

Stockmar (Christian Friedr., Freiherr von), namhafter deutscher Staatsmann, aus einer mit Gustav Adolf nach Sachsen gekommenen schwed. Familie stammend, wurde geb. 22. Aug. 1787 als der Sohn des coburg. Justizamtmanns Johann Ernst Gotthelf S., studierte 1805—10 Medizin, ließ sich dann als praktischer Arzt in Coburg nieder und nahm 1814 und 1815 als Militärarzt an den Feldzügen am Rhein teil. Bald darauf betraute ihn der Prinz Leopold von Coburg mit der Leitung der persönlichen Geschäfte und der Hofhaltung als Sekretär, Schatzmeister und Hofmarschall. S. bekleidete diese Stellung bis 1831, wurde 1821 in den sächs. Adelsstand und 1831 in den bayr. Freiherrenstand erhoben. Beim Betrieb der Kandidatur des Prinzen Leopold zum griech. Königsthron 1829 war S. eine Zeit lang sein Geschäftsträger bei der Londoner Konferenz, ebenso 1831, als dem Prinzen die belg. Königskrone angeboten wurde. Nachdem S. 1834 aus seiner dienstlichen Stellung ausgetreten war, erhielt er 1836 vom König Leopold den Auftrag, der Prinzessin Victoria von England mit Rat und Hilfe zur Seite zu stehen, begleitete 1838 und 1839 den Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha auf einer Reise nach Italien und blieb nach dessen Vermählung Hausfreund und Vertrauter des engl. Königspaars. Im J. 1848 wo er coburg. Gesandter beim Bundestage war, richtete er in persönlichem Einfluß auf hervorragende Männer seinen ganzen Eifer auf die Einigung Deutschlands unter Preußen. S. starb zu Coburg 9. Juli 1863.

Sein Sohn, Ernst von S., geb. 7. Aug. 1823, Privatdocent der Rechte in Jena, dann Privatsekretär der preuß. Kronprinzessin, gest. 6. Mai 1886, veröffentlichte «Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von S.» (Braunschw. 1872), woraus St.-René Taillandier das Material zu dem Buche «Le roi Léopold et la reine Victoria» (1878) entnahm. Vgl. Juste, «Les fondateurs de la monarchie Belge» (Bd. 15, Brüss. 1872).

Stockport, Municipalstadt, Parlamentsborough und bedeutender Fabrikort in der engl. Grafschaft Chester, an der Grenze von Lancashire, am Flusse Mersey, der hier schiffbar wird, und der Mündung des Thame, 11 km südöstlich von Manchester, mit dieser Stadt, sowie mit Macclesfield, Liverpool, Crewe und London durch Eisenbahnen verbunden und in höchst romantischer Gegend gelegen, hat ihren Mittelpunkt auf der Spitze eines Felsens und ist hier und in den nach allen Seiten an den Abhängen und am Flußufer sich ausdehnenden Teilen eng und unregelmäßig auf sehr unebenem Boden gebaut. S. besitzt fünf Brücken, 34 Kirchen und Kapellen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und ein Krankenhaus, sowie eine schöne, in Kreisform erbaute Markthalle. Die Bevölkerung (1881 59544 E.) unterhält Baumwollspinnereien und Baumwollzeugfabriken, Garn-, Musselin-, Hut- und Seidenwarenmanufakturen, woran sich zugleich die Umgegend beteiligt, sowie Fabrikation von Bürsten, Webeschiffen, Maschinen, Eisen- und Messingwaren. Außerdem ist der Handel mit Käse und Hafermehl schwunghaft. Den Fabrik- und Handelsbetrieb begünstigen die Kanalverbindungen der Landesflüsse und die londoner Eisenbahn, welche hier das Merseythal auf 22 Bogen, jeder in der Höhe von 32 m, übersteigt. Kaum 5 km westlich von S. liegt die Stadt Cheadle mit 7158 E. in ihrem Bezirk, die, wie alle andern nahen Ortschaften mit Baumwollspinnerei und Kattundruckerei über 15000 Arbeiter beschäftigen.

Stockrose, s. unter Althaea.

Stocks (vom engl. stock, Kapital) hießen in England ursprünglich besonders die Anteile oder Aktien an dem Kapital der großen privilegierten Handelsgesellschaften und Korporationen von Staatsgläubigern, wie die Ostindische Kompagnie, die Bank von England und die Südseekompagnie; außerdem wird der Ausdruck allgemein auf börsengängige Aktien und Obligationen angewendet, wenn auch für die eigentlichen Staatspapiere die Bezeichnung «Funds» gebräuchlicher ist. Stock-Exchange heißt die londoner Effektenbörse, eine freie Genossenschaft, die sich lediglich nach ihren eigenen Statuten regiert und neue Mitglieder nur unter bestimmten Bedingungen zuläßt. Sie besteht aus zwei Klassen von Vermittlern des Effektenhandels, den Brokers oder Maklern, die vom Publikum ihre Aufträge erhalten, und den Dealers, auch Jobbers genannt, die jederzeit bereit sind, auf eigene Rechnung jedes Papier zu einem gewissen Preise zu kaufen und zu einem etwas höhern zu verkaufen. Nach den Jobbers, die auch die bloß spekulativen Zeitgeschäfte vermitteln, nennt man in England das Börsenspiel Stockjobbery.

Stockſchere (frz. cisaille à banc, cisaille à bras; engl. bench-shears, stock-shears), ſ. unter Scheren und unter Holzſchrauben.

Stockſchleuder, ſ. Fuſtibalus.

Stockſchnupfen, ſ. unter Schnupfen.

Stockton, Hauptſtadt von San-Joaquin County im nordamerik. Staate Californien, liegt am Stockton Slough, einem ſchiffbaren Arme des 5 km entfernten San-Joaquin-Fluſſes, an der Central-Pacific-Eiſenbahn, zählt (1880) 10282 E., worunter 687 Chineſen und 199 Farbige. S. iſt der zweitwichtigſte Getreidemarkt an der Pacificküſte. In acht Etabliſſements werden landwirtſchaftliche Geräte hergeſtellt; ferner hat S. zwei Eiſengießereien, drei Möbel-, zwei Handſchuh-, zwei Wagen-, eine Seifen- und mehrere andere Fabriken, Mahl-, Hobel- und Papiermühlen und zwei große Schiffswerften. Die Stadt wurde 1849 gegründet, hat Straßeneiſenbahnen und ſchöne öffentliche Gebäude.

Stockton on Tees, Municipal- und Parlamentsborough und wichtiger Hafenplatz in der engl. Grafſchaft Durham, eine der ſchönſten Städte des nördl. England, links am Fluſſe Tees, oberhalb deſſen Mündung in die Tees-Bai, Station der North-Eaſternbahn, mit ſchönem Stadthauſe, großem Marktplatze, breiten Straßen, einer Brücke von fünf Bogen, neun Kirchen und Kapellen, iſt Sitz einer deutſchen Konſularagentur, hat zwei Banken und zählt (1881) 41040 E., die Segeltuch, Tauwerk und Schiffsdecken fertigen, auch Eiſen- und Meſſinggießereien, Kalkbrennerei und Fiſcherei unterhalten, ſowie Schiffbau und ſehr lebhaften Handel mit Fiſchen, Getreide, Käſe, Butter, Alaun, Blei und ganz beſonders mit Steinkohlen treiben. Das Kohlenlager von S. gehört zu den bedeutendſten Englands. Der Außenhafen an der Mündung des Tees iſt Port-Clarence. Im J. 1825 wurde die erſte mit Dampf betriebene und für den öffentlichen Verkehr beſtimmte Eiſenbahn Stockton-Darlington unter George Stephenſons Leitung erbaut und dem Betrieb übergeben.

Stoddard (Richard Henry), amerik. Dichter, geb. Juli 1825 zu Hingham in Maſſachuſetts, arbeitete jahrelang in einer Eiſengießerei in Neuyork, veröffentlichte 1849 einen Band Gedichte unter dem Titel «Footprints» und 1852 eine Sammlung «Poems». Von 1852 bis 1870 hatte er eine Anſtellung im neuyorker Zollhaus, widmete ſich dann aber ganz der Litteratur und veröffentlichte: «Adventures in fairy land», «Songs of summer», «Town and Country», «Life, travels, and books of Alexander von Humboldt», «The Kings bell», «The story of little Red Riding Hood», «The children in the wood», «Abraham Lincoln, a Horatian ode», «Putnam the brave», «The book of the East» (eine Sammlung ſeiner Gedichte) u. ſ. w. Lebendige Phantaſie und Erzählungstalent, große Originalität und edle Sprache zeichnen S. aus.

Stoff, ſ. Materie.

Stoffel (Eugène Georges Henri Céleſte, Baron von), franz. Artillerieoberſt, bekannt durch die militäriſchen Berichte, welche er als Militärattaché der franz. Botſchaft zu Berlin vor Ausbruch des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs von 1870 und 1871 an ſeine Regierung ſandte, wurde 1. März 1823 zu Arbon im ſchweizer Kanton Thurgau geboren. Er erhielt ſeine Ausbildung auf der Polytechniſchen Schule zu Paris, trat dann in die Artillerie und zog ſchon als Kapitän die Aufmerkſamkeit Napoleons III., zuerſt durch ein nach 1856 von ihm herausgegebenes militäriſches Wörterbuch, auf ſich. Bald darauf nahm ihn Napoleon III. in ſein Gefolge auf und verwendete ihn mehrfach zu beſondern Aufträgen. Später mit dem Range eines Oberſtlieutenants der franz. Botſchaft in Berlin als Militärattaché beigegeben, verſah S. ſeine Regierung mit einer Reihe höchſt klarer, die treffliche Organiſation des preuß. Heeres und deſſen Überlegenheit vollſtändig würdigender, aber vom Tuilerienkabinett nicht beachteter Berichte, die nach dem 4. Sept. 1870 unter den geheimen Papieren des franz. Kaiſerreichs, zum Teil noch verſiegelt, in den Tuilerien aufgefunden und ſpäter von S. ſelbſt unter dem Titel «Rapports militaires écrits de Berlin» (Par. 1871; deutſch: «Militäriſche Berichte, erſtattet aus Berlin», Berl. 1872) veröffentlicht wurden. Dieſelben waren in der Zeit vom Sommer 1866 bis zum Juli 1870 geſchrieben. Im Deutſch-Franzöſiſchen Kriege war Oberſt S. im Aug. 1870 im Generalſtabe des Marſchalls Mac-Mahon als Chef des Nachrichtenweſens. Nach der Kapitulation von Sedan entkam er nach Paris, wo er die franz. Artillerie in den Schlachten an der Marne 30. Nov. und 2. Dez. 1870 befehligte und Ende Dezember die Verteidigung des Mont-Avron leitete. In dieſer praktiſchen Thätigkeit bewährte er ſich nicht, der Mont-Avron ging raſch verloren. Nachdem er 1872 aus dem aktiven Dienſte getreten war, wurde er wegen einer Beleidigung, die er als Zeuge im Prozeß Bazaine gegen den als Berichterſtatter fungierenden General Rivière ausſprach, vom Zuchtpolizeigericht zu Verſailles 12. Nov. 1873 zu dreimonatlichem Gefängnis verurteilt. Auf Grund eines vom General Pourcet im Prozeß Bazaine geſtellten Antrags wurde S. dann wegen Unterſchlagung von Depeſchen in Anklagezuſtand verſetzt, jedoch freigeſprochen. Zu ſeiner Rechtfertigung ſchrieb S. die Broſchüre «Dépêche du 20 août 1870» (1874). S. beſchäftigte ſich ſeitdem litterariſch und veröffentlichte 1877 im «Ordre» eine Studie über einen Krieg Frankreichs mit Deutſchland.

Stoffel (Konrad von), ſ. Konrad von Stoffel. [Bd. XII, S. 670b.

Stoffmühle (Holländer), ſ. unter Papier.

Stoffrücker, ſ. unter Nähmaſchine.

Stoffwanderung in der Pflanze iſt die Bezeichnung, unter welcher man in der Botanik alle diejenigen Vorgänge zuſammenfaßt, die ſich bei der Fortleitung des Waſſers und der in ihm gelöſten Beſtandteile, der Kohlehydrate, der Eiweißſtoffe, der öl- oder harzartigen und anderer im Ernährungsprozeß eine gewiſſe Rolle ſpielender Körper abſpielen. In jeder Pflanze, wobei nur die niedern einzelligen oder aus Zellkolonien beſtehenden Kryptogamen ausgeſchloſſen ſind, wird eine Fortleitung von Stoffen notwendig, da die Aufnahme des Nährmaterials in der Regel an anderm Orte geſchieht als deſſen weitere Verarbeitung oder teilweiſe Wiederausſcheidung. Schon bei den höhern Thallophyten laſſen ſich z. B. gewiſſe Organe unterſcheiden, welche die Aufnahme des Waſſers oder anderer Nährſtoffe zu beſorgen haben, ſo die Hauſtorien der paraſitiſchen Pilze, die Rhizinen der Flechten. Von dieſen wandern die dem Subſtrat entnommenen Stoffe in die übrigen Organe, welche zur vegetativen Vergrößerung oder zur Fortpflanzung dienen. Bei vielen höhern Algen, z. B. bei den Florideen,

laſſen ſich deutlich zwei Formen von Zellen erkennen, von denen die einen reichlich mit Chlorophyll oder einem ähnlichen Farbſtoff und außerdem mit Stärke oder dergleichen erfüllt ſind, während die andern vorzugsweiſe oder ausſchließlich eiweißartige Stoffe enthalten, die von Zelle zu Zelle nach dem Orte ihres Verbrauchs transportiert werden. Noch viel mehr tritt ein ſolcher Unterſchied der einzelnen Gewebe ſchon in den Mooſen auf, bei denen das aus dem Subſtrat mittels der ſog. Rhizoiden entnommene Waſſer nebſt den darin gelöſten anorganiſchen Beſtandteilen ſchon auf weitere Strecken hin bis zur Spitze des Moosſtämmchens und andererſeits die in den grünen Teilen beſonders in den Blattorganen gebildete Stärke von dem Orte ihrer Entſtehung ſowohl nach unten wie nach oben zu den Spitzen der fortwachſenden Zweige und Rhizoiden geleitet werden muß. Wenn auch die Dimenſionen, in denen bei dieſen Pflänzchen die S. vor ſich geht, gegenüber den bei den höhern Gewächſen, beſonders baumartigen Formen, verhältnismäßig geringe ſind, ſo tritt doch die Leitung der einzelnen Nährſtoffe nach verſchiedener Richtung und die damit naturgemäß verbundene Ausbildung verſchiedener Gewebeſyſteme ſchon deutlich genug hervor.

In weit ausgedehnterm Maße findet die Teilung der Arbeit zwiſchen einzelnen Gewebeſyſtemen in Betreff ihrer Funktionen für die S. naturgemäß in den Gefäßkryptogamen und Phanerogamen ſtatt. Die Aufnahme der Nährſtoffe erfolgt bei dieſen Gewächſen, mit Ausnahme der untergetauchten wurzelloſen Waſſerpflanzen, einerſeits durch Wurzeln oder wurzelähnliche Organe, Rhizome, Hauſtorien u. dgl., und andererſeits in den oberirdiſchen chlorophyllführenden Organen. Nur bei den chlorophyllfreien Gewächſen, echten Paraſiten oder Saprophyten, werden ſämtliche Nährſtoffe aus dem Subſtrat entnommen, denn bei dieſen iſt eine Aſſimilation, d. h. eine Bildung organiſcher Subſtanz aus Kohlenſäure und Waſſer ausgeſchloſſen. (Vgl. Aſſimilation.) Die Leitung der einzelnen Stoffe erfolgt bei den höhern Gewächſen in erſter Linie durch diejenigen Gewebeſyſteme, welche die ſog. Gefäßbündel (ſ. d.) zuſammenſetzen. Die letztern, die ein zuſammenhängendes Syſtem in der ganzen Pflanze bilden, gehen in ihren feinſten Auszweigungen bis zu den Orten, wo Aufnahme und Verarbeitung der Nährſtoffe ſtattfinden. Die Fortführung der Stoffe innerhalb der Gefäßbündel kann im weſentlichen auf zweierlei Weiſe erfolgen, nämlich durch Maſſenbewegung in offenen Bahnen oder durch Dioſmoſe von Zelle zu Zelle. Die erſtere Art der Leitung findet in den eigentlichen Gefäßen, ſowie in den mit perforierten Querwänden verſehenen Siebröhren (ſ. d.), die letztere dagegen in den geſchloſſenen, noch mit Protoplasmaſchlauch verſehenen Zellen ſtatt.

Über den Mechanismus der S. hat man, trotz zahlreicher Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand auch jetzt noch verhältnismäßig wenig klare Anſchauungen. Zwar iſt es nicht mit Schwierigkeiten verbunden, z. B. die Leitung des Waſſers in krautartigen oder niedern ſtrauchartigen Gewächſen zu erklären, da ſowohl die durch dioſmotiſche Vorgänge in der Wurzel gelieferte Druckkraft, der ſog. Wurzeldruck (ſ. d.), als auch die durch die Verdunſtung entſtehende Saugkraft vollkommen ausreichen, um die Wanderung des Waſſers von den Wurzelſpitzen bis zu den äußerſten Blättern zu ermöglichen; aber die Leitung des Waſſers in den hohen baumartigen Formen, beſonders ſolchen, die eine Höhe von mehr als 10 m erreichen, hat bisher noch keine endgültige Erklärung finden können. Wurzeldruck und Saugkraft reichen nicht aus, um das Steigen des Waſſers bis in die Spitzen der Bäume zu veranlaſſen, ebenſo wenig kann die Capillarität, die vielfach zur Erklärung beigezogen wurde, ohne Mitwirkung anderer Kräfte jenen Transport des Waſſers ermöglichen. Auch die Imbibition, d. h. die Fähigkeit der Membranen, Waſſer zwiſchen deren kleinſten Teilchen einzulagern, reicht nicht hin, um in kurzer Zeit große Mengen von Waſſer auf weitere Strecken in die Höhe zu führen, wie dies bei den großen Transſpirationsverluſten, die ein hoher Baum mit reich belaubter Krone erfährt, nötig wäre. (S. Imbibition.) Am wahrſcheinlichſten iſt es nach dem jetzigen Stand der Unterſuchungen, daß Capillarität in den toten Hohlräumen, wie Gefäßen und Tracheiden, in Verbindung mit Druckkräften, die aus der osmotiſchen Thätigkeit der jene Elemente regelmäßig begleitenden lebenden Parenchymzellen reſultieren, die Fortführung des Waſſers bis zu den Spitzen der höchſten Bäume bewirken; doch iſt auch für dieſe Annahme ein exakter Beweis bisher noch nicht erbracht worden. Noch weniger wie über die Leitung des Waſſers und der in ihm gelöſten Subſtanzen weiß man über die Wanderung der Eiweißſtoffe. Es iſt zwar mit größter Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß derſelbe hauptſächlich in den Siebröhren vor ſich geht, aber durch welche Kräfte die Fortführung bewirkt wird iſt noch gänzlich unbekannt.

Am beſten iſt man noch über die Wanderung der Kohlehydrate unterrichtet; dieſe erfolgt immer auf dioſmotiſchem Wege, indem zunächſt aus den Paliſſadenzellen der Blattorgane die dort gebildete Stärke in die Zellen des Schwammparenchyms (vgl. Blatt) oder direkt in die parenchymatiſchen Partien der Gefäßbündel übergeht, um von hier aus an alle diejenigen Orte transportiert zu werden, wo entweder Bildung neuer Zellen oder Aufſpeicherung von Reſerveſtoffen ſtattfindet. Da die Stärke als ſolche wegen ihrer Unlöslichkeit nicht auf dioſmotiſchem Wege von Zelle zu Zelle fortgeleitet werden kann, ſo muß dieſelbe in eine lösliche Verbindung umgewandelt werden, und dieſe letztere dürfte in der Regel wol eine Zuckerart und zwar Glykoſe ſein. Was ſchließlich die S. in Milchſaftröhren, Harzgängen, Gummigängen u. ſ. w. anbetrifft, ſo iſt ſicher, daß in allen dieſen Gebilden eine oft ziemlich lebhafte Bewegung der Inhaltsſtoffe ſtattfindet, aber die Urſachen dieſer Bewegung ſind vorerſt noch gänzlich unbekannt. (Vgl. auch Ernährung der Pflanzen.) Bezüglich der Litteratur ſ. Phyſiologie, Bd. XIII, S. 10b.

Stoffwechſel, Stoffumſatz heißt in der Phyſiologie die Geſamtheit derjenigen chem. und phyſik. Vorgänge, durch welche die normalen Lebensverrichtungen (Funktionen) der Organismen fortdauernd von ſtatten gehen. Die geſamten Lebenserſcheinungen des pflanzlichen wie des tieriſchen Organismus, des einfachſten wie des zuſammengeſetzteſten, beruhen im Grunde auf ununterbrochenen chem. Umwandlungen und Formveränderungen der Subſtanzen, aus welchen er ſich aufbaut, indem eine fortwährende Abgabe und Ausſcheidung der zerſetzten und unbrauchbar gewordenen Beſtandteile mit einer beſtändigen Aufnahme neuer Stoffe

und ihrer Umwandlung (Assimilierung) zu integrierenden Teilen des Organismus in geregelter Folge einhergeht. Dabei zeigt ein vergleichender Blick auf die allgemeinen Ernährungsgesetze der Pflanzen und Tiere, daß die Ernährungsprozesse in beiden Reihen von Organismen hinsichtlich ihres allgemeinen Verlaufs zwar wesentlich verschieden sind, aber eben wegen dieser Verschiedenheit auf das innigste miteinander zusammenhängen. (Vgl. Stoffwechsel in der Pflanze.)

Aus der Luft und dem Boden nimmt die Pflanze unter dem Einflusse des Lichts eine Reihe anorganischer Substanzen, vornehmlich Wasser, Kohlensäure, Ammoniak oder Salpetersäure und einzelne Salze als Nahrungsmittel in sich auf und wandelt diese einfachen chem. Verbindungen (binären Sauerstoffverbindungen) unter reichlicher Sauerstoffausscheidung in verschiedene organische Stoffe von komplizierterer chem. Konstitution (ternäre und quaternäre Verbindungen) um. Die wichtigsten dieser Pflanzenbestandteile, insbesondere die Kohlenhydrate, Fette und Eiweißkörper, dienen sodann dem Tiere direkt (Pflanzenfresser) oder indirekt (Fleischfresser) zur Ernährung; aus ihnen baut es zunächst die Gewebe seines Körpers auf und wandelt sie dann allmählich durch Verbrennung, d. h. durch Verbindung mit dem aus der Luft eingeatmeten Sauerstoff unter reichlicher Kohlensäurebildung wiederum in einfachere anorganische Stoffverbindungen um. Die Endprodukte, welche aus der Oxydation der tierischen Gewebe hervorgehen, sind Kohlensäure, Wasser, Ammoniak und einige anorganische Salze, also die nämlichen Stoffe, deren die Pflanze zum Aufbau ihres Körpers und zum Leben bedarf. Am auffallendsten zeigt sich die gegenseitige Abhängigkeit des pflanzlichen und tierischen S. am Kohlenstoff. Während die Pflanze unter dem Einfluß des Sonnenlichts aus der Luft Kohlensäuregas in sich aufnimmt, in seine beiden Elemente Kohlenstoff und Sauerstoff zerlegt, den Kohlenstoff zurückhält und in komplizierte organische Verbindungen umwandelt, den der Tierwelt unentbehrlichen Sauerstoff hingegen in reichlichem Maße nach außen abgibt, nimmt das Tier aus der Pflanzenwelt kohlenstoffhaltige Verbindungen in sich auf, oxydiert sie mit Hilfe des eingeatmeten Sauerstoffs und gibt die hierbei entstehende Kohlensäure wieder an die Atmosphäre, als einen erneuten Nährstoff für die Pflanzen, zurück. So erhebt sich über dem S. des Einzelorganismus ein beständiger, in sich geschlossener Kreislauf des Stoffs, der alle lebenden Wesen innig aneinanderkettet und aus dem sich jene reiche Summe lebendiger Kräfte entwickelt, welche namentlich im Tierkörper in der Form von Bewegung und Wärmebildung zu Tage tritt.

Der tierische Stoffwechsel setzt sich aus einer Reihe einzelner, zum Teil sehr verwickelter Vorgänge zusammen. Da der tierische Organismus ununterbrochen einen beträchtlichen Verlust an oxydierbarem Körpermaterial und an vorrätigem Sauerstoff erfährt, so muß ein fortwährender Ersatz der verbrauchten Stoffe stattfinden, um den Gleichgewichtszustand des tierischen Haushalts dauernd zu erhalten (Bilanz des tierischen Haushalts). Dies geschieht in der That in ausgedehntem Maße mit Hilfe des Ernährungsprozesses, der dem Körper beständig oxydierbare, kohlenstoffhaltige Verbindungen zuführt und des damit innig verbundenen Atmungsprozesses, der ihm den nötigen Vorrat freien Sauerstoffs aus der Atmosphäre verschafft. (S. Atmen.) Als eigentliche Nahrungsstoffe dienen die verschiedenen, stickstoffhaltigen Eiweißkörper (Albumin, Fibrin, Caseïn u. a.), welche hauptsächlich zum Aufbau der Gewebe dienen und durch ihre Verbrennung die mannigfachen Kraftleistungen des tierischen Körpers entfalten, ferner die stickstofffreien Fette, fetten Öle und Kohlenhydrate (Stärke, Dextrin, Zucker), welche namentlich zur Erzeugung der tierischen Wärme verwandt werden, sowie Wasser und eine Anzahl anorganischer, zur Blutbildung unerläßlicher Salze. Hinsichtlich ihrer Aufnahme nimmt der Körper eine doppelte sorgsame Auswahl vor, indem zunächst die eigentlichen Aufnahmsorgane (Blut-, Chylus- und Lymphgefäße samt zugehörigen Drüsen) eine konzentrierte, gleichartige, den weitern Stoffumsatz vermittelnde Ernährungsflüssigkeit, das Blut (s. d.), herstellen, und sodann die Elementarteile der einzelnen Gewebe und Organe eine weitere Sichtung vornehmen, von denen ein jedes nur die ihm homogenen Bestandteile dieser Ernährungsflüssigkeit anzieht, assimiliert und gegen zersetzte und unbrauchbar gewordene Stoffe umtauscht. Die letztern verlassen den Organismus auf verschiedenen Wegen: so z. B. werden der Harnstoff durch die Nieren, die reichlich gebildete Kohlensäure durch die Lungen, das Wasser durch die Nieren, Lungen und Schweißdrüsen und die schwefelhaltigen Zersetzungsprodukte durch die Leber aus dem Körper entfernt.

Die zahlreichen Oxydationsvorgänge, welche das Wesen des tierischen S. ausmachen, bilden dadurch eine ausgiebige Quelle für die mannigfachen Kraftleistungen des tierischen Körpers, daß die bei der Oxydation frei werdenden chem. Spannkräfte sich in die verschiedenen Formen der lebendigen Kraft (s. d.) umwandeln. Der größere Teil der frei werdenden Kräfte wird zur Bildung der tierischen Wärme (s. d.) verwandt, welche zu allen tierisch-organischen Vorgängen unumgänglich erforderlich ist; ein anderer Teil geht in den Nervenzellen und Nervenfasern in Elektricität über, welche die Funktionen des Nervensystems vermittelt, während in den Muskelzellen neben diesen beiden Kräfteformen auch noch mechan. Arbeit geleistet wird. Jede Steigerung dieser Arbeitsleistungen erfordert auch eine vermehrte Zufuhr verbrennlicher Nahrungsstoffe, und zwar hat die Erfahrung gelehrt, daß dieser Mehrverbrauch vorzugsweise auf Kosten derjenigen Nährmaterialien (Fette und Kohlenhydrate, in viel geringerm Grade der Eiweißkörper) geschieht, die durch ihren Kohlenstoffreichtum bei der Verbrennung die größte Wärme- oder Arbeitsmenge zu liefern vermögen.

Die Energie und Intensität des S. schwankt in den verschiedenen Lebensaltern, Geschlechtern und Konstitutionen beträchtlich. Während beim Säugling die täglich zu verarbeitende Nahrungsmenge anfangs ein Siebentel, später ein Fünftel seines Körpergewichts beträgt, nimmt der Erwachsene in 24 Stunden an Nahrungsmitteln etwa ein Zwanzigstel seines Körpergewichts auf. Während des Schlafs ist der S. wesentlich vermindert, bei Bewegung und Arbeit beträchtlich erhöht. Auch im Hungerzustande findet ein reger Stoffumsatz in den Geweben statt. Von dem Verhalten des S. im kranken Organismus ist bisjetzt wenig Sicheres bekannt; nur so viel steht fest, daß im Fieber (s. d.)

eine abnorme Steigerung des S. und eine abnorme beschleunigte Verbrennung der Körpersubstanz stattfindet, wie namentlich aus der gesteigerten Harnstoffproduktion hervorgeht. (Vgl. auch Ernährung, Leben und Nahrungsmittel.)

Litteratur. Moleschott, «Der Kreislauf des Lebens» (5. Aufl., Mainz 1875—78); Bischoff und Voit, «Die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers» (Heidelb. 1860); Voit, «Theorien der Ernährung der tierischen Organismen» (Münch. 1868); derselbe, «Physiologie des allgemeinen S. und der Ernährung» (Lpz. 1881).

Stoffwechsel in der Pflanze ist die Bezeichnung, unter welcher man in der Botanik alle diejenigen chemischen Vorgänge zusammenfaßt, die für die Ernährung der Pflanzen von Wichtigkeit sind. Dazu gehören vor allem die Prozesse der Assimilation (s. d.), der Atmung (s. d.) und der Eiweißbildung (s. d.), außerdem die Entstehung der mannigfachen andern Stoffe, die sich in den Pflanzen vorfinden, wie Farbstoffe, Alkaloide, Glykoside, ätherische Öle, Harz, Gummi u. s. w. Aus den von den Pflanzen aufgenommenen Nährstoffen werden die verschiedensten chemischen Verbindungen gebildet. Die Synthese dieser Verbindungen, wie sie in der Pflanze sich abspielt, ist für die meisten Stoffe gänzlich unbekannt, selbst die am genauesten untersuchte Kohlenstoffassimilation, d. h. die Bildung von Kohlehydraten aus Kohlensäure und Wasser in den grünen Pflanzenteilen ist bis jetzt noch nicht vollständig klar gelegt. (Vgl. Assimilation.) Da nur eine geringe Anzahl von Elementarstoffen für die Pflanzenernährung (s. Ernährung der Pflanzen) notwendig sind, so muß auch die Synthese der verschiedenen in den Pflanzen vorkommenden Verbindungen auf diese wenigen Elemente sich zurückführen lassen. Aber welche Bedeutung z. B. Kalium, Calcium, Magnesium für jene Synthesen haben, ist noch unaufgeklärt. Man kann nur Vermutungen aufstellen, daß z. B. das Kalium indirekt an der Bildung der Kohlehydrate und speziell an der Aufspeicherung der Stärke teilnehme und daß das Calcium bei der Synthese der Eiweißstoffe mittelbar eine Rolle spiele, aber genauere Beweise dafür fehlen.

Das für grüne Pflanzen notwendige Eisen ist jedenfalls bei der Bildung des Chlorophylls beteiligt, ob es aber an der Zusammensetzung des Chlorophyllfarbstoffs selbst teilnimmt, oder ob es bloß indirekt für die Entstehung derselben notwendig ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da man die chemische Zusammensetzung dieses Körpers zur Zeit überhaupt noch nicht kennt. Die Untersuchungen, die bisher über den S. in der Pflanze angestellt wurden, sind zwar sehr zahlreich, doch ist die Anzahl der dadurch erhaltenen sichern Resultate eine verhältnismäßig sehr geringe und es muß deshalb der Zukunft und besonders der Weiterentwickelung der organischen Chemie vorbehalten bleiben, auf diesem Gebiete der Physiologie mehr Klarheit zu verschaffen.

Eine genaue Angabe der Litteratur über diesen Gegenstand findet sich in Pfeffer, «Pflanzenphysiologie» (Bd. 1: «Stoffwechsel», Lpz. 1881).

Stoglaw (russ.), d. h. Hundertkapitel, das Gesetz, welches die im J. 1550 auf dem sog. Stoglawy Sobor, einer von Iwan dem Schrecklichen in Moskau abgehaltenen Synode, zu Stande gekommenen Beschlüsse in kirchlichen Angelegenheiten und die Bestimmungen enthält, welche im 17. Jahrh. unter Nikon für Ketzereien erklärt wurden.

Stohmann (Friedr. Karl Adolf), Agrikulturchemiker und Technolog, geb. 25. April 1832 in Bremen, studierte in Göttingen und London, war 1853—55 Assistent von Graham am University-College in London, unternahm dann längere Reisen durch England, Schottland, Frankreich und Deutschland, und war in verschiedenen chem. Fabriken thätig. Im J. 1857 trat er zur Agrikulturchemie über, indem er die Stelle eines Assistenten des Professor Henneberg erst in Celle, dann in Weende bei Göttingen übernahm; 1862 nach Braunschweig berufen, begründete er dort die landwirtschaftliche Versuchsstation; 1865 folgte er einem Ruf nach München, verließ diesen Ort aber nach fünfmonatlichem Aufenthalt, um einem Ruf nach Halle zu folgen, und wurde 1871 nach Leipzig berufen, an welcher Universität das landwirtschaftlich-physiol. Institut seiner Leitung übergeben wurde. Seine Forschungen erstrecken sich über alle Gebiete der Agrikulturchemie, vorzugsweise aber auf das der Ernährung der Tiere. Von litterarischen Arbeiten sind zu erwähnen: «Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie» (zum größern Teil gemeinsam mit B. Kerl, begonnen 1853 auf Grundlage von Muspratts «Chemie», 4. Aufl., Braunschw. 1886), «Handbuch der Zuckerfabrikation» (2. Aufl., Berl. 1885), «Handbuch der Stärkefabrikation» (Berl. 1878), «Biologische Studien» (Braunschw. 1873); gemeinsam mit W. Henneberg: «Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (2 Bde., Braunschw. 1860 u. 1864); gemeinsam mit C. Engler: «Handbuch der technischen Chemie» (auf Grundlage von Payen, «Précis de Chimie technique», 2 Bde., Stuttg. 1872—74).

Stohnsdorf, s. Stonsdorf.

Stöhrer (Emil), geb. 25. Sept. 1813 in Delitzsch, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta, lernte als Mechaniker bei Wießner in Leipzig, besuchte während seiner Wanderjahre Paris und andere Hauptsitze der Feinmechanik und gründete 1846 in Leipzig ein eigenes Geschäft, aus dem nicht nur die noch mustergültigen Stöhrerschen Batterien und Induktionsapparate hervorgingen, sondern auch bereits 1846 der erste mit Wechselströmen eines Magnetinduktors betriebene Zeigertelegraph, welcher eine Reihe von Jahren hindurch namentlich auf sächs. und bayr. Bahnen benutzt wurde, sowie etwas später ein elektrochemischer und ein elektromagnetischer Doppelschreiber, d. h. ein Schreibtelegraph für zweizeilige Punkt-Strich-Schrift (Stöhrer-Schrift). Im J. 1863 übergab er das leipziger Geschäft seinem Sohne Emil (geb. 2. März 1840, gest. 26. Dez. 1882) und gründete in Dresden ein zweites Geschäft, besonders für elektrotherapeutische Apparate, das er 1880 auch seinem Sohne übergab. Jetzt ist S. (nominell) mit seiner Schwiegertochter Inhaber beider Geschäfte.

Stoiker, s. unter Stoizismus.

Stoische Philosophie, s. Stoizismus.

Stoizismus oder Stoische Philosophie heißt die Lehre derjenigen Schule der nacharistotelischen Philosophie, die, von Zeno durch seine Vorträge in der Stoa (s. d.) etwas vor 300 v. Chr. begründet, sich mit dem Epikureismus in die Herrschaft über die allgemeine Bildung der griech.-röm. Gesellschaft teilte. Der Gründer der Schule, seinerseits ein Schüler teils des cynischen Philosophen Krates und des Megarikers Stilpo, teils der Platonischen Akademie und ihres Schulhauptes

Polemo, und sein erster Nachfolger Kleanthes aus Assus in Troas, von welchem noch ein Hymnus auf den Zeus erhalten ist, scheinen, soweit sich bei der Mangelhaftigkeit der Quellen übersehen läßt, bereits alle Grundzüge des S. entworfen zu haben; zu einer systematischen Entwickelung und Durchführung gedieh diese Lehre jedoch erst durch Chrysippus. Unter den weitern Vertretern sind Boethus, Sphärus vom Bosporus, Zeno von Tarsus, Diogenes der Babylonier, Antipater von Tarsus, besonders aber Panätius von Rhodus zu nennen, welcher durch den Einfluß, den er auf bedeutende röm. Staatsmänner, wie Scipio Africanus, Lälius, Q. Mucius Scävola u. a. gewann, den S. in Rom heimisch machte. Später hielt Posidonius aus Apamea in Rhodus eine Schule der stoischen Philosophie, in welcher sich z. B. auch Cicero bildete. In der Kaiserzeit sind Lucius Annäus Seneca, Epiktet aus Hierapolis und der Kaiser Marc Aurel die bedeutendsten Schriftsteller dieser Schule.

Den Stoikern ist die Philosophie nicht sowohl eine um ihrer selbst willen betriebene Wissenschaft, als vielmehr die Grundlage für ein weises, vernünftiges und tugendhaftes Leben. Wenn sie daher die Platonische Einteilung der Philosophie in Logik, Physik und Ethik acceptierten, so geschah es nur, um die beiden erstern Teile als die notwendige Vorbereitung für die Ethik zu behandeln. Doch haben sie namentlich auch in der Logik Wichtiges geleistet. Sie versuchten die Aristotelische Kategorienlehre umzugestalten, arbeiteten das Schema der hypothetischen und der disjunktiven Schlüsse selbständig aus und beschäftigten sich sehr eingehend mit erkenntnistheoretischen Untersuchungen. In diesen vertraten sie im Gegensatz zu Plato und Aristoteles den Standpunkt des Sensualismus (s. d.), indem sie das Kriterium der Wahrheit in der unmittelbaren Gewißheit der sinnlichen Erfahrung und der bei der Wahrnehmung sofort eintretenden »Zustimmung« des Geistes zu den, wie sie meinten, das Objekt direkt »erfassenden« Vorstellungen fanden. Dieser Sensualismus zeigt sich im S. auf das innigste mit einer materialistischen Weltanschauung verknüpft. In lebhafter Polemik gegen die Erkenntnis der geistigen Welt, welche Plato angebahnt hatte, behaupteten die Stoiker, alles Existierende sei körperlicher Natur und kehrten damit zu den hylozoistischen Vorstellungen der vorsokratischen Philosophen (s. Hyle) zurück, unter denen sie sich besonders an Heraklit anschlossen. Dabei benutzten sie den Aristotelischen Gegensatz des Thätigen und Leidenden, und bildeten denselben zu demjenigen von Kraft und Stoff aus, indem sie jedoch auch die Kraft als einen feinen, bewegungsvollen Körper auffaßten. Wie nun Anaxagoras auf Grund einer Betrachtung der Zweckmäßigkeit und Schönheit der Weltbewegung die Vernunft (νοῦς) als das feinste aller übrigen bewegenden Elemente bezeichnet hatte, so lehrten auch die Stoiker, daß das gesamte Leben des Universums von einer göttlichen Vernunft, dem Logos, geleitet werde. Die Gottheit gilt ihnen daher als die allwaltende Weltseele, als die »Vernunft in der Materie«, und deshalb, weil sie nicht unvollkommener sein kann, als ihre einzelnen Gestaltungen, für bewußt; zugleich aber doch eben körperlich als ein feuriger ätherischer Seelenstoff (πῦρ, πνεῦμα oder αἰθήρ). Wie nun der menschliche Leib ein Teil des Weltalls, so ist die menschliche Seele ein Teil jener göttlichen Weltseele: aber deren lebendige Elemente sind als »samenartige Vernunft« überall durch das Universum verstreut, und ihrer Thätigkeit verdankt dasselbe seine harmonische Schönheit. Sie ist aber zugleich das bindende Gesetz, welches alle Dinge und alles Geschehen mit strikter Notwendigkeit ordnet und leitet, oder wie die Stoiker es nannten, das Schicksal (εἱμαρμένη, fatum). Dieses Weltgesetz betrachtete der S. außerdem im Anschluß an Heraklit als ein Gesetz der Weltentstehung und Weltverbrennung, wonach in unendlicher Wiederholung stets dieselbe Welt in dem notwendigen Abfluß ihrer Entwickelungen sich erzeugt und wieder zerstört, und da als der Grund dieser Weltgesetzlichkeit die bewußte Weltseele, die Gottheit, betrachtet wurde, so galt dem S. dieselbe nicht als blindes Geschick, sondern zugleich als Vorsehung.

Auf diesem Begriff der göttlichen Weltgesetzgebung beruhte nun auch die stoische Ethik, welche eben dadurch zu einer Vorbereitung für das Christentum wurde. Anfangs namentlich vertieften die Stoiker die cynische Tugendformel, »man müsse der Natur gemäß leben«, zu dem sittlichen Grundgedanken des Gehorsams gegen das Weltgesetz: und da sie im sokratischen Geiste diesen Gehorsam als die Frucht der Erkenntnis betrachteten, so betrachteten sie die Ausbildung der Vernunft als die Hauptaufgabe des Menschen. Indessen faßten sie dieselbe nicht theoretisch im Sinne Platos, sondern vielmehr ausdrücklich praktisch als die vernünftige Selbstbestimmung (φρόνησις) auf, in der alle andern Tugenden wurzeln sollten. Ja, diese einheitliche Selbstbestimmung galt ihnen für so wesentlich, daß sie meinten, nur in einem völlig von derselben beherrschten Leben gebe es Tugend und Glückseligkeit, und somit die Tugend für unteilbar erklärten. Auf diese Weise nahm aber ihre ethische Anschauung allmählich den Charakter abstrakter Vernünftigkeit an, die innere Sicherheit und Festigkeit der Seele galt ihnen über alles, und jene Formel, man müsse mit der Natur übereinstimmend leben, verwandelte sich in die andere, man müsse mit sich selbst übereinstimmend, d. h. konsequent nach vernünftigen Grundsätzen leben. So wurde der S. eine Schule des Charakters, aus welcher namentlich zu den Zeiten, als die röm. Republik in der Auflösung begriffen war, die ernstesten, festesten Charaktere und die entschlossensten Staatsmänner hervorgingen. In dieser Richtung sind namentlich der jüngere Cato und M. Brutus zum Typus des S. geworden. Allein diese Schule des Charakters war zugleich eine solche der abstrakten Beschränktheit, und der S. erlag sehr oft der Gefahr, in Prinzipienreiterei auszuarten. Weiterhin führte diese Anschauung zu einem schroffen Tugendstolz. Die Stoiker gefielen sich darin, das Idealbild des Weisen, wie sie es sich gezeichnet hatten, mit den überschwenglichsten Ausdrücken zu preisen, namentlich aber die Ansicht zu vertreten, daß die Menschen entweder diesem Ideal entsprächen, oder aber ganz schlecht und sittlich wertlos seien. Erst später bequemten sie sich zur Anerkennung der Zwischenstufen und gaben zu, daß der wirkliche Mensch jenem Ideal immer nur sich mehr oder minder glücklich annähern könne. Im besondern bezeugte der S. die Tiefe seines sittlichen Bestrebens durch die Unterscheidung zwischen der tugendhaften Gesinnung und der nur äußerlich legalen Handlungsweise. Es hing jedoch mit der Abstraktheit ihres sittlichen

Prinzips zusammen, daß sie auf eine Durcharbeitung der realen Lebensverhältnisse mit dem ethischen Prinzip, wie sie Aristoteles angebahnt hatte, verzichteten und alles dasjenige, was nicht ausdrücklich tugendhaft oder böse ist, für gleichgültig erklärten. Zwar versuchten sie auch in diesem Gleichgültigen den Gegensatz des zu billigenden und zu mißbilligenden aufrecht zu erhalten. Zu dem erstern rechneten sie hauptsächlich die Wirkungen der natürlichen Triebe des Menschen, aus denen sie ein System der Affekte und Leidenschaften entwickelten. Doch hielten sie daran fest, daß der Weise als Mensch gegen diese Seelenzustände zwar nicht unempfindlich sei, aber in seiner Tugend sich über sie erhebe. Diese «Apathie» (ἀπάθεια), die Freiheit der sittlichen Vernunft von den natürlichen Trieben und Gefühlen, dies Ideal der Leidenschaftslosigkeit und Unempfindlichkeit ist diejenige Seite der stoischen Ethik, welche der populären Anwendung des Wortes S. den Stempel aufgeprägt hat.

Hervorzuheben ist endlich, daß der S. die kosmopolitische Tendenz der cynischen Ethik zur lebhaften Entwickelung gebracht hat. Bei den Griechen eine feige Vaterlandslosigkeit, bei den Römern ein stolzes Bewußtsein der Universalherrschaft, fand der Kosmopolitismus hier eine philos. Veredlung, indem er sich auf den Begriff des Menschentums stützte. Dem stoischen Weisen ist die vernünftige Gotteswelt das Vaterland aller Menschen. «Es ist», sagt Epiktet, «nicht jemand Athener oder Korinther, sondern Sohn Gottes.» In der Politik verfolgten daher die Stoiker den Gesichtspunkt, die nationalen Schranken niederzureißen, die historisch gewordenen Verhältnisse für mehr oder minder gleichgültig zu halten und die Ordnung der menschlichen Gesellschaft nach den Prinzipien der Vernunft und des von der Natur allen gleich gegebenen Rechts zu vollziehen. So bereiteten sie den Standpunkt des «Naturrechts» vor, und diese ihre Überzeugungen haben später die philos. Grundlage der röm. Jurisprudenz gebildet.

Vgl. außer den ältern Werken von Lipsius (Antw. 1606) und Scioppius (Mainz 1606): Tiedemann, «System der stoischen Philosophie» (3 Bde., Lpz. 1776); L. Noad, «Aus der Stoa zum Kaiserthron, ein Blick auf den Weltlauf der Stoischen Schule» (in «Psyche», Bd. 5, 1862); Ravaisson, «Essai sur le Stoicisme» (Par. 1856); Weygoldt, «Die Philosophie der Stoa» (Lpz. 1883); Ogereau, «Essai sur le système philosophique des Stoiciens» (Par. 1885), besonders aber den betreffenden Abschnitt in Zeller, «Die Philosophie der Griechen» (2. Aufl., Bd. 3, Lpz. 1865).

Stoke Pogis, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, 3 km nördlich von Slough, einer Station der Linie London-Exeter des Great-Western-Railway, zählt (1881) 1744 E. und hat in dem nahen Stoke-Park ein Denkmal des 1771 gestorbenen Dichters Gray, der auf dem Kirchhofe des Dorfs bestattet ist.

Stokes (Whitley), engl. Keltologe, geb. 28. Febr. 1830, studierte in Dublin die Rechte und Philologie, besonders Keltologie, ging 1862 als Barrister nach Madras, trat 1864 als Secretary to the Legislative Council in Kalkutta in den engloind. Staatsdienst, und war 1877—82 Law Member of the Council of the Governor General of India (Justizminister). Viele der in Indien jetzt geltenden Anglo-indian codes sind sein Werk. Auch erwarb er sich große Verdienste durch mannigfaltige Förderung der Sanskritstudien in Indien, wie denn die große Enquête der Sanskritmanuskripte wesentlich durch ihn ermöglicht worden ist. Von seinen zahlreichen keltologischen Arbeiten, die sich auf alle keltischen Sprachen erstrecken, sind hervorzuheben: «Irish glosses» (Dublin 1860), «Three Irish glossaries» (Lond. 1862), «Cormac's Glossary, translated» (Kalkutta 1868), «Goidelica» (2. Aufl., Lond. 1872; eine Sammlung wertvoller altirischer Texte), «Fis Adamnain» (Simla 1870), «Three middle Irish homilies on the lives of Saints Patrick, Brigit and Columba» (Kalkutta 1877), «Togail Troi. The destruction of Troy», (Kalkutta 1881), «On the Calendar of Oengus» (Dublin 1880), «Saltair na Rann» (Oxford 1883). Auf dem Gebiete des Cornischen: «The life of Saint Meriasek, a Cornish drama» (Lond. 1872), «A Cornish glossary» (Lond. 1870). Auf dem Gebiete des Bretonischen: «Middle-Breton Hours» (Kalkutta 1876). Alle seine Arbeiten sind durch große Genauigkeit im Thatsächlichen, durch rasche Konzipierung und scharfe Formulierung des Ausdrucks charakterisiert.

Stoke upon Trent, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Stafford, im Distrikt der Potteries (s. d.), am obern Laufe des Trent, Station der Linien Market Drayton-S. der Great-Westernbahn, Colwich-Stone-S. der London and North-Westernbahn, Macclesfield-Congleton-S.-Colwich und Congleton-S. der North-Staffordshirebahn, zählt (1881) 19263 E., und hat ein Athenäum, eine Kunstschule und Fabriken für Porzellan und Töpfergeschirr.

Stola (lat.) hieß bei den Römern ein bis auf die Füße reichendes Gewand mit Ärmeln, welches vorzugsweise von Frauen aus höhern und niedern Ständen getragen wurde und bei erstern Streifen von Gold und Purpur und außerdem noch unten einen breiten Saum oder Besatz (instita), bei letztern dagegen nur einen einzigen goldenen Streifen hatte. (S. Tunica.) Später bezeichnete man damit den Chorrock oder die Festkleidung der kath. Geistlichen. Schon das Konzil von Laodicea 372 erwähnt derselben als eines Ehrenkleides. Ihre Einfassung war nicht immer mit dem Kleide verbunden, sondern wurde auch gesondert getragen, woraus sich die heutige Gestalt der S. erklärt, indem sie aus einer langen und breiten weißen oder farbigen Binde von Seide oder Silberstoff besteht und bei den Diakonen über die linke Schulter nach der rechten Hüfte zu in Form eines Ordensbandes, bei den übrigen Priestern aber über beide Schultern und die Brust kreuzweise herabhängt. Diese S. ist mit drei Kreuzen, an den Enden häufig noch mit Glöckchen versehen, bei Prälaten mit Stickerei und Perlen verziert und zur Verrichtung der Messe unumgänglich notwendig. Unter den Protestanten haben nur die Geistlichen der Anglikanischen Kirche die S. beibehalten. Vgl. Berrisch, «Die S. in ihrer Entstehung, Beschaffenheit, Bedeutung und Anwendung» (Köln 1867).

Stolberg, Fabrikstadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, 11 km von der Stadt Aachen und in deren Landkreise, am Vichtbach (der unweit in die Inde mündet), Station der Linie Gladbach-S. der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Altdorf-S. der Aachen-Jülicher Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Handelskammer, welche

den Kreis Düren und den Landkreis Aachen, mit Ausnahme von Burtscheid, vertritt, hat ein altes Bergschloß und eine höhere städtische Knaben- und Mädchenschule, und zählt (1885) 11841 E. Der Ort ist Mittelpunkt einer großartigen Metallindustrie. In der Stadt und deren Umgebung bestehen zahlreiche Messingwerke, Kupferhämmer, Draht- und Walzwerke, Blei- und Zinkfabriken, Eisengießereien, Spinnereien ꝛc. Ferner hat S. noch Fabriken für Panzerwaren, Stecknadeln, Dampfkessel, Seife, Spiegel- und andere Glaswaren, Chemikalien, Leder ꝛc. Die Messingwerke, auf welche sich früher vorzugsweise der Ruf der Stadt gründete, waren von franz. Protestanten aus Amiens um die Mitte des 17. Jahrh. angelegt worden.

Stolberg, Grafschaft in Thüringen am südl. Fuße des Harzes, mit einem Areal von 303 qkm, ist im NW. mit Bergen und Waldungen bedeckt, während der ganze südöstl. Teil der sog. Goldenen Aue angehört und überaus fruchtbare Gegenden besitzt. Im obern Lande wird Silber, Blei, Eisen, Spießglanz und Flußspat gewonnen. Die Grafschaft war früher kursächs. Lehn und gehört jetzt zum Kreise Sangerhausen des preuß. Regierungsbezirks Merseburg. Sie zerfällt in die beiden Standesherrschaften S.-Stolberg und S.-Roßla. Hauptstadt der Grafschaft S.-Stolberg (110 qkm) ist die Stadt Stolberg, am Harz, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1885) 2330 E., sehr ansehnlichem Residenzschloß der Grafen (mit Bibliothek von 50000 Bänden), drei Kirchen, Fabriken für Pulver, Holzschneidemühlen und einem Eisenhüttenwerk. Bei dem Dorfe Rottleberode mit 900 E., an der Tyra, liegen die Ruinen der alten Stammburg S. Der Hauptort der Grafschaft S.-Roßla (193 qkm) ist der Flecken Roßla (s. d.).

Stolberg ist der Name eines der ältesten deutschen Grafenhäuser, das seit dem 11. Jahrh. urkundlich erwähnt wird. Als ältestes Stammland der Familie erscheint die Grafschaft Stolberg am Harz. Die Grafen wurden 1412 Reichsgrafen, hatten Sitz und Stimme auf der wetterauischen Grafenbank und kauften 1412 und 1413 die Grafschaft Hohenstein mit Heringen und Kelbra, ererbten 1429 die Grafschaft Wernigerode, 1535 die Grafschaft Königstein (von welcher dem Hause nur Gedern und Ortenberg verblieben sind) und die Grafschaft Rochefort in den österr. Niederlanden (die 1801 wieder verloren ging) und 1577 Schloß und Flecken Schwarza in der Grafschaft Henneberg. Im 16. Jahrh. teilte sich das Geschlecht in die Stolberger Linie (erloschen 1631) und die zu Wernigerode, aus welcher durch brüderlichen Teilungsvertrag vom 31. Mai 1645 die Grafen Heinrich Ernst zu S., geb. 1593, gest. 1672, und Johann Martin zu S., geb. 1594, gest. 1669, beide Söhne des Grafen Christoph zu S. (geb. 1567, gest. 1638), des Stammvaters der sämtlichen noch blühenden Linien, die Grafschaften Wernigerode und S. zum zweiten mal trennten. Gleichzeitig wurden beide Brüder die Stifter der zwei noch bestehenden Hauptlinien, der ältern und der jüngern. Die ältere Hauptlinie spaltete sich durch die beiden Söhne des Stifters in die Zweige zu Ilsenburg, der 1710 mit seinem Begründer, dem Grafen Ernst zu S., ausstarb, und den zu Wernigerode. Letzterer zerfiel durch die drei Söhne des Stifters, des Grafen Ludwig Christian zu S. (gest. 1710), wiederum in drei Speziallinien: A. S.-Wernigerode, welche noch fortblüht; B. S.-Gedern, die 1742 in ihrem Stifter, dem Grafen Friedrich Karl zu S. (gest. 1767), die reichsfürstl. Würde erhielt, aber im Mannsstamme 1804 erlosch und zu der die Gräfin Albany (s. d.), die Gemahlin des Prätendenten Karl Eduard (s. d.), gehörte; C. S.-Schwarza, die bereits 14. Sept. 1748 mit ihrem Begründer, dem Grafen Heinrich August zu S., ausstarb. Die ältere Hauptlinie oder Wernigerode wurde von Christian Ernst zu S. (geb. 2. April 1691, gest. 25. Okt. 1771), dem ältesten Sohne des Grafen Ludwig Christian, begründet und besitzt gegenwärtig a) im Hauptzweige (mit erblichem Sitz im preuß. Herrenhause und der Ersten Kammer der Stände des Großherzogtums Hessen) die Grafschaft Wernigerode (s. d.) mit dem Amte Schwarza (15 qkm); b) die Fideikommißherrschaft Peterswaldau in Schlesien (mit erblichem Sitz im preuß. Herrenhause); c) die Fideikommißherrschaft Jannowitz-Kupferberg in Schlesien; d) die Fideikommißherrschaft Kreppelhof in Schlesien, sowie die Herrschaft Gedern im Großherzogtum Hessen (34 qkm) und das Amt Sophienhof (55 qkm) in Hannover; ferner verschiedene Güter in Schlesien, Preußen, Pommern, Westfalen und der Rheinprovinz. Standesherr ist gegenwärtig Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode (s. d.), königl. preußischer Oberstkämmerer und stellvertretender Minister des königl. Hauses. Graf Wilhelm zu S.-Wernigerode, der Sohn des Grafen Konstantin (eines Großoheims des Grafen Otto), Majoratsherr der Fideikommißherrschaften Jannowitz und Kupferberg u. s. w., geb. 13. Mai 1807, ist preuß. General der Kavallerie z. D. und kommandierender General des 7. Armeekorps. Ein Vetter des letztern (Sohn des Grafen Anton, eines dritten Großoheims des Grafen Otto), Graf Eberhard zu S., geb. 11. März 1810, gest. 8. Aug. 1872, Majoratsherr auf Kreppelhof, war lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses (welchem er seit 1862 wiederholt präsidierte), Generalmajor, sowie Kommendator und Kanzler des Johanniterordens und Oberpräsident der Provinz Schlesien. Ihm folgte im Besitz sein Brudersohn Graf Udo zu S., geb. 4. März 1840, gleichfalls lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.

Die Söhne des Stifters der jüngern Hauptlinie, Christian Ludwig (geb. 1634, gest. 1704) und Friedrich Wilhelm zu S., teilten sich 1669 in Ortenberg und Stolberg. Doch war nur die Nachkommenschaft Christian Ludwigs dauernd. Der ältere Sohn desselben, Graf Christoph Friedrich zu S. (geb. 1672, gest. 1738), stiftete die Speziallinie zu Stolberg, während der jüngere, Graf Justus Christian zu S. (geb. 1676, gest. 1739) die Speziallinie zu Roßla gründete. Die Linie S.-Stolberg, welche die Grafschaft Stolberg (110 qkm) mit dem Amte Heringen (124 qkm), das Amt Neustadt (82,6 qkm) in der Provinz Hannover und andere Güter in den Provinzen Schlesien und Westfalen, sowie im Königreich Sachsen (Brauna und Räckelwitz) besitzt, blüht gegenwärtig in zwei von den beiden Söhnen ihres Stifters ausgegangenen Ästen, in dem Hauptaste, dessen Haupt Graf Alfred zu S., geb. 23. Nov. 1820, Standesherr in Preußen (mit erblichem Sitz im Herrenhause) ist und der die Nachkommenschaft Graf Christian Ludwigs II. umfaßt, und in dem Nebenaste, welcher die Nachkommenschaft Graf Christian Günthers zu S. (gest. 22. Juni 1765 als dän. Geheimrat) begreift. Der ältere Sohn des

Letztgenannten war Graf Christian zu S. (s. d.); der jüngere, Graf Friedrich Leopold zu S. (s. d.), trat mit seinen Angehörigen 1800 zur kath. Kirche über. Von dessen Söhnen starb Graf **Christian Ernst** zu S. (geb. 30. Juli 1783) als österr. Feldmarschalllieutenant 22. Mai 1846. — Haupt des Hauses **S.-Roßla**, welches die Grafschaft S.-Roßla (192,8 qkm) mit dem Amte Bärnrode (im Bernburgischen) und dem Amte Kelbra (82,6 qkm), Sangerhausen und die Standesherrschaft Ortenberg in der Wetterau (82,6 qkm), besitzt, ist Graf **Botho zu S.**, geb. 12. Juli 1850, Standesherr in Hessen und Preußen (mit erblichem Sitz in beiden Ersten Kammern), der seinem Vater, dem Grafen **Karl zu S.**, 23. Jan. 1870 succedierte.

Stolberg (Christian, Graf zu), deutscher Dichter, von der Linie Stolberg-Stolberg, geb. zu Hamburg 15. Okt. 1748, der Sohn des Grafen Christian Günther, dän. Geheimrats und Oberhofmeisters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark, studierte 1770—73 in Halle und Göttingen und gehörte hier nebst seinem Bruder zu dem dortigen Dichterbunde. S. wurde 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein und vermählte sich mit der in seinen Gedichten gefeierten Luise, Gräfin von Reventlow, verwitweten Hofjägermeisterin von Gramm. Nachdem er 1800 sein Amt niedergelegt, lebte er auf seinem Gut Windebye bei Eckernförde im Schleswigschen und starb 18. Jan. 1821. Steht er auch an dichterischer Begabung seinem jüngern Bruder nach, so fehlt es doch seinen Gedichten weder an Begeisterung und Innigkeit des Gefühls noch an Kraft des poetischen Ausdrucks. Am besten aber gelang ihm die Darstellung sanfterer Gefühle und häuslicher Bilder. Seine Gedichte sind vereinigt mit denen seines Bruders erschienen (Lpz. 1779; neue Aufl., Hamb. 1822); ebenso die für die theatralische Darstellung nicht geeigneten «Schauspiele mit Chören» (Lpz. 1787), von welchen ihm «Balsazar» und «Otanes» angehören. Beiden Brüdern gemeinsam sind auch die «Vaterländischen Gedichte» (Hamb. 1815), in welchen sie freilich die neue Zeit nach einem veralteten Maßstabe auffaßten. Auch lieferte S. «Gedichte aus dem Griechischen» (Hamb. 1782) und eine Übersetzung des Sophokles (2 Bde., Lpz. 1787) in fünffüßigen Jamben, die Chöre in lyrischen Silbenmaßen, ein für seine Zeit sehr verdienstliches Werk. Seine sämtlichen poetischen Arbeiten finden sich in der Ausgabe der «Werke der Brüder S.» (20 Bde., Hamb. 1820—25).

Stolberg (Friedr. Leopold, Graf zu), der Bruder des vorigen, geb. 7. Nov. 1750 in dem holstein. Flecken Bramstedt, ebenfalls Mitglied des Göttinger Dichterbundes, wurde 1776 fürstbischöfl. lübeckischer Gesandter in Kopenhagen. Am 11. Juni 1782 vermählte er sich mit der von ihm mehrfach besungenen Eleonore Agnes, Tochter Adam Levin von Witzlebens, geb. 9. Okt. 1761, gest. 15. Nov. 1788. Im J. 1789 wurde er dän. Gesandter zu Berlin, wo er sich 1790 mit der Gräfin Sophie von Redern vermählte, und im folgenden Jahre Präsident der fürstbischöfl. Regierung zu Eutin. Hierauf bereiste er die Schweiz und Italien, legte 1800 seine Stelle nieder, begab sich nach Münster und trat mit seiner ganzen Familie, bis auf die älteste Tochter Agnes, die sich mit dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählte, zur röm.-kath. Kirche über. Dieser Übertritt erregte um so größeres Aufsehen im prot. Deutschland, je unerwarteter er geschah, indem S. noch kurz zuvor in seinem «Sendschreiben an einen holstein. Kirchspielvogt in Schweden» sich, was er früher nicht gewesen, als einen eifrigen orthodoxen Lutheraner gezeigt. Den schärfsten und bittersten Tadel deshalb hatte er von Joh. Heinr. Voß zu ertragen. Vgl. Schott, «Voß und S., oder der Kampf des Zeitalters u. s. w.» (Stuttg. 1820). Seine nachmals herausgegebene «Geschichte der Religion Jesu Christi» (15 Bde., Hamb. 1807—18; nebst Register, 1824; fortgesetzt von Fr. Kerz, Bd. 19—45, Mainz 1825—45, und von Brischar, Bd. 46—53, Mainz 1849—64) zeugt durchgehends von der geistigen Befangenheit ihres Urhebers. «Gedichte», «Schauspiele mit Chören» und «Vaterländische Gedichte» gab er mit seinem Bruder gemeinschaftlich heraus. Als Dichter ist S. durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satiren, poetische Gemälde und Dramen, als Prosaist durch seinen Roman «Die Insel» (1788) und durch seine etwas weitschweifige «Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien» (Königsb. 1794; neue Aufl. von Janssen, 2 Bde., 1877), als Übersetzer durch die Iliade, Platos auserlesene Gespräche, vier Tragödien des Äschylos und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft und Freiheit. Ihr Ton ist sehr verschieden, von dem einfachsten Gesange des Liedes bis zum dithyrambischen Schwunge. Seine «Jamben» (Lpz. 1784; 2. Aufl., Gotha 1821) sind Strafgedichte über Sittenverderbnis und gelehrte und polit. Vorurteile der Zeit. Sein «Leben Alfreds d. Gr.» (Münst. 1815; 2. Aufl. 1837), das durch seine einleitende Darstellung der angelsächs. Geschichte und durch die gründliche Behandlung des Gegenstandes sich auszeichnet, trägt doch auch deutliche Zeichen religiöser Befangenheit an sich. Er starb auf dem Gut Sondermühlen bei Osnabrück 5. Dez. 1819, nachdem er kurz zuvor «Ein Büchlein von der Liebe» geschrieben hatte. Seine Werke füllen den größten Teil der angeführten «Werke der Brüder S.». Ein bisher ungedrucktes Gedicht von ihm: «Die Zukunft», gab O. Hartwig heraus (Lpz. 1885). Vgl. Nicolovius, «Friedrich Leopold, Graf zu S.» (Mainz 1846); Menge, «Der Graf Friedrich Leopold S. und seine Zeitgenossen» (2 Bde., Gotha 1862); Wiedel, «Graf Friedrich Leopold S.» (2. Aufl., Frankf. a. M. 1866); Hennes, «Friedrich Leopold Graf zu S. und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg» (Mainz 1870); derselbe, «Aus Friedrich Leopold von S.s Jugendjahren» (Frankf. a. M. 1876); Janssen, «Friedrich Leopold, Graf zu S.» (2 Bde., Freiburg 1877).

Stolberg (Auguste Luise, Gräfin zu), Schwester der vorigen, geb. 7. Jan. 1753 in Bramstedt, wurde durch ihre Brüder mit Klopstock, Miller und andern Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes bekannt und trat auch mit Goethe in Briefwechsel, obgleich sie letztern niemals persönlich kennen lernte. Sie vermählte sich 1783 mit dem dän. Minister Graf Andreas Peter Bernstorff, wurde 1797 Witwe und starb 30. Juni 1835. Vgl. «Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu S.» (mit biographischer Einleitung von W. Arndt, 2. Aufl., Lpz. 1881).

Stolberger Diamanten, s. u. **Auerberg**.

Stolberg-Wernigerode (Otto, Graf zu), Haupt des mediatisierten gräflichen Hauses Stolberg, deutscher Staatsmann, geb. zu Gedern im

den Kreis Düren und den Landkreis Aachen, mit Ausnahme von Burtscheid, vertritt, hat ein altes Bergschloß und eine höhere städtische Knaben- und Mädchenschule, und zählt (1885) 11841 E. Der Ort ist Mittelpunkt einer großartigen Metallindustrie. In der Stadt und deren Umgebung bestehen zahlreiche Messingwerke, Kupferhämmer, Draht- und Walzwerke, Blei- und Zinkfabriken, Eisengießereien, Spinnereien ꝛc. Ferner hat S. noch Fabriken für Panzerwaren, Stecknadeln, Dampfkessel, Seife, Spiegel- und andere Glaswaren, Chemikalien, Leder ꝛc. Die Messingwerke, auf welche sich früher vorzugsweise der Ruf der Stadt gründete, waren von franz. Protestanten aus Amiens um die Mitte des 17. Jahrh. angelegt worden.

Stolberg, Grafschaft in Thüringen am südl. Fuße des Harzes, mit einem Areal von 303 qkm, ist im NW. mit Bergen und Waldungen bedeckt, während der ganze südöstl. Teil der sog. Goldenen Aue angehört und überaus fruchtbare Gegenden besitzt. Im obern Lande wird Silber, Blei, Eisen, Spießglanz und Flußspat gewonnen. Die Grafschaft war früher kursächs. Lehn und gehört jetzt zum Kreise Sangerhausen des preuß. Regierungsbezirks Merseburg. Sie zerfällt in die beiden Standesherrschaften S.-Stolberg und S.-Roßla. Hauptstadt der Grafschaft S.-Stolberg (110 qkm) ist die Stadt Stolberg, am Harz, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1885) 2330 E., sehr ansehnlichem Residenzschloß der Grafen (mit Bibliothek von 50000 Bänden), drei Kirchen, Fabriken für Pulver, Holzschneidemühlen und einem Eisenhüttenwerk. Bei dem Dorfe Rottleberode mit 900 E., an der Tyra, liegen die Ruinen der alten Stammburg S. Der Hauptort der Grafschaft S.-Roßla (193 qkm) ist der Flecken Roßla (s. d.).

Stolberg ist der Name eines der ältesten deutschen Grafenhäuser, das seit dem 11. Jahrh. urkundlich erwähnt wird. Als ältestes Stammland der Familie erscheint die Grafschaft Stolberg am Harz. Die Grafen wurden 1412 Reichsgrafen, hatten Sitz und Stimme auf der wetterauischen Grafenbank und kauften 1412 und 1413 die Grafschaft Hohenstein mit Heringen und Kelbra, ererbten 1429 die Grafschaft Wernigerode, 1535 die Grafschaft Königstein (von welcher dem Hause nur Gedern und Ortenberg verblieben sind) und die Grafschaft Rochefort in den österr. Niederlanden (die 1801 wieder verloren ging) und 1577 Schloß und Flecken Schwarza in der Grafschaft Henneberg. Im 16. Jahrh. teilte sich das Geschlecht in die Stolberger Linie (erloschen 1631) und die zu Wernigerode, aus welcher durch brüderlichen Teilungsvertrag vom 31. Mai 1645 die Grafen Heinrich Ernst zu S., geb. 1593, gest. 1672, und Johann Martin zu S., geb. 1594, gest. 1669, beide Söhne des Grafen Christoph zu S. (geb. 1567, gest. 1638), des Stammvaters der sämtlichen noch blühenden Linien, die Grafschaften Wernigerode und S. zum zweiten mal trennten. Gleichzeitig wurden beide Brüder die Stifter der zwei noch bestehenden Hauptlinien, der ältern und der jüngern. Die ältere Hauptlinie spaltete sich durch die beiden Söhne des Stifters in die Zweige zu Ilsenburg, der 1710 mit seinem Begründer, dem Grafen Ernst zu S., ausstarb, und den zu Wernigerode. Letzterer zerfiel durch die drei Söhne des Stifters, des Grafen Ludwig Christian zu S. (gest. 1710), wiederum in drei Speziallinien: A. S.-Wernigerode, welche noch fortblüht; B. S.-Gedern, die 1742 in ihrem Stifter, dem Grafen Friedrich Karl zu S. (gest. 1767), die reichsfürstl. Würde erhielt, aber im Mannsstamme 1804 erlosch und zu der die Gräfin Albany (s. d.), die Gemahlin des Prätendenten Karl Eduard (s. d.), gehörte; C. S.-Schwarza, die bereits 14. Sept. 1748 mit ihrem Begründer, dem Grafen Heinrich August zu S., ausstarb. Die ältere Hauptlinie oder Wernigerode wurde von Christian Ernst zu S. (geb. 2. April 1691, gest. 25. Okt. 1771), dem ältesten Sohne des Grafen Ludwig Christian, begründet und besitzt gegenwärtig a) im Hauptzweige (mit erblichem Sitz im preuß. Herrenhause und der Ersten Kammer der Stände des Großherzogtums Hessen) die Grafschaft Wernigerode (s. d.) mit dem Amte Schwarza (15 qkm); b) die Fideikommißherrschaft Peterswaldau in Schlesien (mit erblichem Sitz im preuß. Herrenhause); c) die Fideikommißherrschaft Jannowitz-Kupferberg in Schlesien; d) die Fideikommißherrschaft Kreppelhof in Schlesien, sowie die Herrschaft Gedern im Großherzogtum Hessen (34 qkm) und das Amt Sophienhof (55 qkm) in Hannover; ferner verschiedene Güter in Schlesien, Preußen, Pommern, Westfalen und der Rheinprovinz. Standesherr ist gegenwärtig Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode (s. d.), königl. preußischer Oberstkämmerer und stellvertretender Minister des königl. Hauses. Graf Wilhelm zu S.-Wernigerode, der Sohn des Grafen Konstantin (eines Großoheims des Grafen Otto), Majoratsherr der Fideikommißherrschaften Jannowitz und Kupferberg u. s. w., geb. 13. Mai 1807, ist preuß. General der Kavallerie z. D. und kommandierender General des 7. Armeekorps. Ein Vetter des letztern (Sohn des Grafen Anton, eines dritten Großoheims des Grafen Otto), Graf Eberhard zu S., geb. 11. März 1810, gest. 8. Aug. 1872, Majoratsherr auf Kreppelhof, war lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses (welchem er seit 1862 wiederholt präsidierte), Generalmajor, sowie Kommendator und Kanzler des Johanniterordens und Oberpräsident der Provinz Schlesien. Ihm folgte im Besitz sein Brudersohn Graf Udo zu S., geb. 4. März 1840, gleichfalls lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.

Die Söhne des Stifters der jüngern Hauptlinie, Christian Ludwig (geb. 1634, gest. 1704) und Friedrich Wilhelm zu S., teilten sich 1669 in Ortenberg und Stolberg. Doch war nur die Nachkommenschaft Christian Ludwigs dauernd. Der ältere Sohn desselben, Graf Christoph Friedrich zu S. (geb. 1672, gest. 1738), stiftete die Speziallinie zu Stolberg, während der jüngere, Graf Justus Christian zu S. (geb. 1676, gest. 1739) die Speziallinie zu Roßla gründete. Die Linie S.-Stolberg, welche die Grafschaft Stolberg (110 qkm) mit dem Amte Heringen (124 qkm), das Amt Neustadt (82,6 qkm) in der Provinz Hannover und andere Güter in den Provinzen Schlesien und Westfalen, sowie im Königreich Sachsen (Brauna und Räckelwitz) besitzt, blüht gegenwärtig in zwei von den beiden Söhnen ihres Stifters ausgegangenen Ästen, in dem Hauptaste, dessen Haupt Graf Alfred zu S., geb. 23. Nov. 1820, Standesherr in Preußen (mit erblichem Sitz im Herrenhause) ist und der die Nachkommenschaft Graf Christian Ludwigs II. umfaßt, und in dem Nebenaste, welcher die Nachkommenschaft Graf Christian Günthers zu S. (gest. 22. Juni 1765 als dän. Geheimrat) begreift. Der ältere Sohn des

Letztgenannten war Graf Christian zu S. (s. d.); der jüngere, Graf Friedrich Leopold zu S. (s. d.), trat mit seinen Angehörigen 1800 zur kath. Kirche über. Von dessen Söhnen starb Graf Christian Ernst zu S. (geb. 30. Juli 1783) als österr. Feldmarschallieutenant 22. Mai 1846. — Haupt des Hauses S.-Roßla, welches die Grafschaft S.-Roßla (192,6 qkm) mit dem Amte Bärnrode (im Bernburgischen) und dem Amte Kelbra (82,6 qkm), Sangerhausen und die Standesherrschaft Ortenberg in der Wetterau (82,6 qkm), besitzt, ist Graf Botho zu S., geb. 12. Juli 1850, Standesherr in Hessen und Preußen (mit erblichem Sitz in beiden Ersten Kammern), der seinem Vater, dem Grafen Karl zu S., 23. Jan. 1870 succedierte.

Stolberg (Christian, Graf zu), deutscher Dichter, von der Linie Stolberg-Stolberg, geb. zu Hamburg 15. Okt. 1748, der Sohn des Grafen Christian Günther, dän. Geheimrats und Oberhofmeisters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark, studierte 1770—73 in Halle und Göttingen und gehörte hier nebst seinem Bruder zu dem dortigen Dichterbunde. S. wurde 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein und vermählte sich mit der in seinen Gedichten gefeierten Luise, Gräfin von Reventlow, verwitweten Hofjägermeisterin von Gramm. Nachdem er 1800 sein Amt niedergelegt, lebte er auf seinem Gut Windebye bei Eckernförde im Schleswigschen und starb 18. Jan. 1821. Steht er auch an dichterischer Begabung seinem jüngern Bruder nach, so fehlt es doch seinen Gedichten weder an Begeisterung und Innigkeit des Gefühls noch an Kraft des poetischen Ausdrucks. Am besten aber gelang ihm die Darstellung sanfterer Gefühle und häuslicher Bilder. Seine Gedichte sind vereinigt mit denen seines Bruders erschienen (Lpz. 1779; neue Aufl., Hamb. 1822); ebenso die für die theatralische Darstellung nicht geeigneten «Schauspiele mit Chören» (Lpz. 1787), von welchen ihm «Balsazar» und «Otanes» angehören. Beiden Brüdern gemeinsam sind auch die «Vaterländischen Gedichte» (Hamb. 1815), in welchen sie freilich die neue Zeit nach einem veralteten Maßstabe auffaßten. Auch lieferte S. «Gedichte aus dem Griechischen» (Hamb. 1782) und eine Übersetzung des Sophokles (2 Bde., Lpz. 1787) in fünffüßigen Jamben, die Chöre in lyrischen Silbenmaßen, ein für seine Zeit sehr verdienstliches Werk. Seine sämtlichen poetischen Arbeiten finden sich in der Ausgabe der «Werke der Brüder S.» (20 Bde., Hamb. 1820—25).

Stolberg (Friedr. Leopold, Graf zu), der Bruder des vorigen, geb. 7. Nov. 1750 in dem holstein. Flecken Bramstedt, ebenfalls Mitglied des Göttinger Dichterbundes, wurde 1776 fürstbischöfl. lübeckischer Gesandter in Kopenhagen. Am 11. Juni 1782 vermählte er sich mit der von ihm mehrfach besungenen Eleonore Agnes, Tochter Adam Levin von Witzlebens, geb. 9. Okt. 1761, gest. 15. Nov. 1788. Im J. 1789 wurde er dän. Gesandter zu Berlin, wo er sich 1790 mit der Gräfin Sophie von Redern vermählte, und im folgenden Jahre Präsident der fürstbischöfl. Regierung zu Eutin. Hierauf bereiste er die Schweiz und Italien, legte 1800 seine Stelle nieder, begab sich nach Münster und trat mit seiner ganzen Familie, bis auf die älteste Tochter Agnes, die sich mit dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählte, zur röm.-kath. Kirche über. Dieser Übertritt erregte um so größeres Aufsehen im prot. Deutschland, je unerwarteter er geschah, indem S. noch kurz zuvor in seinem «Sendschreiben an einen holstein. Kirchspielvogt in Schweden» sich, was er früher nicht gewesen, als einen eifrigen orthodoxen Lutheraner gezeigt. Den schärfsten und bittersten Tadel deshalb hatte er von Joh. Heinr. Voß zu ertragen. Vgl. Schott, «Voß und S., oder der Kampf des Zeitalters u. s. w.» (Stuttg. 1820). Seine nachmals herausgegebene «Geschichte der Religion Jesu Christi» (15 Bde., Hamb. 1807—18; nebst Register, 1824; fortgesetzt von Fr. Kerz, Bd. 19—45, Mainz 1825—45, und von Brischar, Bd. 46—53, Mainz 1849—64) zeugt durchgehends von der geistigen Befangenheit ihres Urhebers. «Gedichte», «Schauspiele mit Chören» und «Vaterländische Gedichte» gab er mit seinem Bruder gemeinschaftlich heraus. Als Dichter ist S. durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satiren, poetische Gemälde und Dramen, als Prosaist durch seinen Roman «Die Insel» (1788) und durch seine etwas weitschweifige «Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien» (Königsb. 1794; neue Aufl. von Janssen, 2 Bde., 1877), als Übersetzer durch die Iliade, Platos auserlesene Gespräche, vier Tragödien des Äschylos und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft und Freiheit. Ihr Ton ist sehr verschieden, von dem einfachsten Gesange des Liedes bis zum dithyrambischen Schwunge. Seine «Jamben» (Lpz. 1784; 2. Aufl., Gotha 1821) sind Strafgedichte über Sittenverderbnis und gelehrte und polit. Vorurteile der Zeit. Sein «Leben Alfreds d. Gr.» (Münst. 1815; 2. Aufl. 1837), das durch seine einleitende Darstellung der angelsächs. Geschichte und durch die gründliche Behandlung des Gegenstandes sich auszeichnet, trägt doch auch deutliche Zeichen religiöser Befangenheit an sich. Er starb auf dem Gut Sondermühlen bei Osnabrück 5. Dez. 1819, nachdem er kurz zuvor «Ein Büchlein von der Liebe» geschrieben hatte. Seine Werke füllen den größten Teil der angeführten «Werke der Brüder S.». Ein bisher ungedrucktes Gedicht von ihm: «Die Zukunft», gab O. Hartwig heraus (Lpz. 1885). Vgl. Nicolovius, «Friedrich Leopold, Graf zu S.» (Mainz 1846); Menge, «Der Graf Friedrich Leopold S. und seine Zeitgenossen» (2 Bde., Gotha 1862); Wiedel, «Graf Friedrich Leopold S.» (2. Aufl., Frankf. a. M. 1866); Hennes, «Friedrich Leopold Graf zu S. und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg» (Mainz 1870); derselbe, «Aus Friedrich Leopold von S.s Jugendjahren» (Frankf. a. M. 1876); Janssen, «Friedrich Leopold, Graf zu S.» (2 Bde., Freiburg 1877).

Stolberg (Auguste Luise, Gräfin zu), Schwester der vorigen, geb. 7. Jan. 1753 in Bramstedt, wurde durch ihre Brüder mit Klopstock, Miller und andern Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes bekannt und trat auch mit Goethe in Briefwechsel, obgleich sie letztern niemals persönlich kennen lernte. Sie vermählte sich 1783 mit dem dän. Minister Graf Andreas Peter Bernstorff, wurde 1797 Witwe und starb 30. Juni 1835. Vgl. «Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu S.» (mit biographischer Einleitung von W. Arndt, 2. Aufl., Lpz. 1881).

Stolberger Diamanten, s. u. Auerberg.

Stolberg-Wernigerode (Otto, Graf zu), Haupt des mediatisierten gräflichen Hauses Stolberg, deutscher Staatsmann, geb. zu Gedern im

Großherzogtum Heſſen 30. Okt. 1837, beſuchte das Gymnaſium zu Duisburg, ſtudierte 1856—58 zu Göttingen und Heidelberg Jura und Kameralia und diente 1859—61 als Offizier in der preuß. Armee. Nachdem er ſich hierauf mehrere Jahre der Verwaltung ſeiner ausgedehnten Güter gewidmet hatte, wurde er 1867 zum Oberpräſidenten der Provinz Hannover ernannt, welche Stellung er bis 1873 innehatte und auf welchem Poſten er bei den eigentümlichen polit. und adminiſtrativen Schwierigkeiten dieſer Provinz eine hervorragende Verwaltungsfähigkeit bekundete. Im J. 1867 dem Konſtituierenden Reichstage und ſeit 1871 dem Deutſchen Reichstage als Mitglied angehörend, hielt er ſich hier zur Deutſchen Reichspartei (Freikonſervative Fraktion). In der deutſchen Volksvertretung ſowohl als auch im preuß. Herrenhauſe, deſſen erbliches Mitglied er iſt und in dem er 1872—76 als Präſident fungierte, hat S. vielfach ſeine ſtaatsmänniſche und polit. Befähigung bewieſen. Am 4. März 1876 wurde er als Botſchafter des Deutſchen Reichs in Wien akkreditiert und behielt dieſe Stellung, bis er 29. Mai 1878 zum preuß. Staatsminiſter und Vizepräſidenten des preuß. Staatsminiſteriums ernannt und bald darauf (Juli 1878) auch mit der allgemeinen Stellvertretung des Reichskanzlers beauftragt wurde. Nach dreijähriger Wirkſamkeit ſchied er aus dieſem Amt (20. Juni 1881) und wurde 1884 zum Oberſt-Kämmerer und ſtellvertretenden Miniſter des königl. Hauſes ernannt. Im J. 1872 wurde S. Kanzler des Johanniterordens und 1875 Vorſitzender der zur Vereinbarung einer Kirchenverfaſſung für die prot. Kirche in Preußen berufenen außerordentlichen Generalſynode.

Stolgebühren (jura stolae) heißen die mit der Stola (ſ. d.) verknüpften Einkünfte der Geiſtlichen für kirchliche Handlungen, z. B. Taufen, Trauungen, Begräbniſſe u. ſ. w. In der älteſten Kirche bildeten die Oblationen einen wichtigen Teil der geiſtlichen Einkünfte. Sie beſtanden teils in Naturalien, teils in Geld und fielen beſonders dem niedern Klerus als freiwillige Opfergaben von den Laien zu. Im 3. Jahrh. war es indeſſen ſchon gewöhnlich, die Taufen zu bezahlen; zu Ende des 5. Jahrh. gab es eine förmliche Taxe für alle geiſtlichen Verrichtungen. Das Geld, das bei denſelben von den Laien in den Opferſtock der Kirche gelegt wurde, floß noch im 6. Jahrh. der Kirchenkaſſe des Biſchofs zu, der davon den Pfarrern ihren Anteil gab. Die Habſucht des Klerus führte aber in Betreff der S. zu vielerlei Beſchwerden, ſodaß die Synoden oft geſetzlich eingreifen mußten, die Synode zu Konſtantinopel 692 alle Taxen aufhob und nur die Annahme freiwilliger Gaben geſtattete. Dennoch bildeten ſich bald wieder Taxen, und dies konnte, im Widerſpruch mit den entgegenſtehenden Synodalbeſtimmungen, um ſo leichter geſchehen, da bereits ſeit dem 6. Jahrh. jeder Parochus die Befugnis hatte, die S. für ſich allein einzunehmen, die dadurch zu einem Parochialrecht und durch das Herkommen gleichſam geſetzlich geworden waren. Erſt im 16. Jahrh. wurden die S., die man jetzt gewöhnlich Accidenzien nennt, weil dieſe Einkünfte des Geiſtlichen zufällig ſind, ein durch alle Behörden beſtätigtes Recht (jus), und die Taxen ſind verſchieden, wie die Namen, unter denen ſie entrichtet werden. Unter den Proteſtanten hat man neuerlich das Beichtgeld als einen Teil der S. durch Fixation der Geiſtlichen in mehrern Ländern abgeſchafft, und nach Erlaß des Reichsgeſetzes über den Civilſtand hat in mehrern Ländern die Geſetzgebung für alle S. den gleichen Weg eingeſchlagen. Vgl. Tittmann, «Über die Fixierung von S.» (Lpz. 1831).

Stoljetow (Nikolai Grigorjewitſch), ruſſ. General, geb. 1834, trat als Offizier 1855 in das kaukaſiſche Heer und wurde von dort als Oberſtlieutenant 1867 nach Taſchkent verſetzt, wo er die Kanzlei der Militärverwaltung von Turkeſtan leitete und bald zum Oberſten aufrückte. Im J. 1872 wurde er dort Kommandeur des uraliſchen Infanterieregiments, leitete dann die Amu-Darja-Expedition, wurde 1875 Generalmajor und führte eine Brigade der 17. Infanteriediviſion. Gegen Ende des J. 1876 wurde S. nach Kiſchinew berufen und vom Großfürſten Nikolaus mit der Organiſation und Führung der aus Flüchtlingen u. ſ. w. dort errichteten bulgar. Miliz betraut. Mit 6 Bataillonen dieſer Miliz ging S. unter Gurko über den Balkan, focht 31. Juli 1877 bei Eski-Sagra und verteidigte dann den Schipka-Paß gegen die von Süden heranrückenden Türken. Im weitern Verlauf des Kriegs führte S. eine Brigade und ging nach dem Abſchluß des Vertrags von San-Stefano an der Spitze einer zahlreichen Geſandtſchaft nach Kabul. Dort gewann er ſehr bedeutenden Einfluß auf den Emir und ermutigte dieſen zum Widerſtand gegen die brit. Forderungen. Beim Ausbruch des Kriegs kehrte S. mit der Geſandtſchaft nach Taſchkent zurück.

Stollberg, ſ. Stolberg.

Stollberg (in Sachſen), Stadt in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Zwickau, Amtshauptmannſchaft Chemnitz, am Gablenzbach, 422 m über dem Meere, Station der Linie Sankt Egidien-S. der Sächſiſchen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 6634 E. und hat eine ſtädtiſche Realſchule 2. Ordnung, ein Bezirksarmen- und Krankenhaus, bedeutende Fabrikation von Strumpfwaren, Knochenmehl, Cigarren, gewirkte Möbeldecken, Metallwaren, eine Damaſtweberei, Watteſabrikation, Eiſengießerei, Kartonnage- und Strumpfſtuhlnadelfabrikation und eine Gasanſtalt. Schloß Hoheneck auf dem ſüdweſtlich gelegenen ſteilen Berge iſt jetzt Landesgefängnis.

Stolle (Ludw. Ferd.), deutſcher Schriftſteller, geb. 28. Sept. 1806 in Dresden, ſtudierte in Leipzig die Rechte, widmete ſich aber ſodann der Litteratur und lebte meiſt in Grimma, ſeit 1855 in Dresden, wo er 29. Sept. 1872 ſtarb. Seine «Ausgewählten Schriften» (24 Bde.; 2. Aufl., 30 Bde., Lpz. 1859—62; neue Folge, 12 Bde., Plauen 1865) umfaſſen hiſtor. Romane, ſo namentlich den Roman «1813», «Elba und Waterloo», «Napoleon in Ägypten», «Der neue Cäſar» u. a., welche ſchon früher einzeln, mehrere in wiederholten Auflagen erſchienen; ferner zum Teil treffliche komiſche Romane, wie «Die deutſchen Pickwickier» und namentlich «Die Erbſchaft in Kabul»; endlich zahlreiche kleinere Erzählungen. Alle dieſe Arbeiten zeichnet bei gewandter und doch einfacher Form eine liebenswürdige Laune und Gemütlichkeit aus. Seine «Gedichte» (3. Aufl., Grimma 1847) als «Weihnachtsbaum angezündet für unſere Armen im Gebirge» haben zur Linderung der Not im Erzgebirge, zu welchem Zwecke S. die «Marienſtiftung» ins Leben rief, weſentlich beigetragen. Eine zweite Gedichtſammlung veröffentlichte er unter dem Titel «Palmen des Friedens» (4. Aufl., Lpz. 1866). Die Dorfidylle «Ein Frühling auf dem Lande» (Lpz. 1867) gehört zu ſeinen

gelungensten Arbeiten. Am bekanntesten ist S. durch das 1844—62 von ihm herausgegebene humoristisch-polit. Volksblatt »Der Dorfbarbier« geworden, welches in mitunter etwas hausbackener, aber immer treffender Art die Ereignisse der Zeit begleitete. S. gehört auch zu den Mitbegründern der »Gartenlaube«.

Stollen, s. Bergbau und Grubenbau.

Stollen (Dichtkunst), s. u. Alliteration.

Stollenneuntel, s. u. Bergwerksabgaben.

Stollenröschе, der vom Mundloch eines Stollens bis zum nächsten Wasserlauf geführte Graben.

Stollhofen, Pfarrdorf im bad. Kreise Baden, Amt Rastatt, unweit rechts des Rheins, hat (1880) 1144 kath. E. In der Kriegsgeschichte sind die ehemals befestigten Linien von S. bemerkenswert, welche durch Markgraf Ludwig von Baden-Baden gegen die Franzosen verteidigt, von letztern aber nach dem Tode Ludwigs 1707 genommen wurden.

Stolnik (russ.), Truchseß, ein Hofbeamter, im moskowischen Großfürsten- und Zartum.

Stolo (Gajus Licinius), s. unter Licinius.

Stolp, Stadt, s. Stolpe.

Stolpe, Küstenfluß Hinterpommerns, entsteht nahe dem Lupowzuflusse Bukowina auf dem gegen 230 m hohen Plateau von Bonczkahutta bei dem Dorfe Sierakowitz im Regierungsbezirk Danzig. Der Fluß läuft südlich durch den Gowidlino- und Wengorzynsee, alsdann von Sullenczyn bis zur Mündung der Kamenz westwärts und endlich gegen NW. bis zur Mündung bei Stolpemünde in die Ostsee. Die S. ist mit ihrem vielfach gekrümmten Laufe 150 km lang und 112 km (von der Grenze Pommerns an) flößbar. Sie verstärkt sich rechts durch die Schottow, links durch die Bütow und die Kamenz, die alle drei flößbar sind.

Die an diesem Flusse im pommerschen Regierungsbezirk Köslin liegende Kreisstadt Stolpe, gewöhnlich Stolp genannt, mit (1885) 22431 E., Station der Linien Stargard-Danzig und Neustettin-Stolpmünde der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Reichsbankstelle, und besteht aus der Alt- und Neustadt und fünf Vorstädten. Sie hat ein Schloß, drei evang. Kirchen, unter denen die Schloßkirche und besonders die 1311 erbaute große Marienkirche mit einem 48,5 m hohen Turm sich auszeichnen, eine kath. und eine luth. Kirche, ein Bethaus der Irvingianer, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule und ein Invalidenhaus. Die Bevölkerung treibt Bernsteindreherei, Leinweberei, Ackerbau, Lachs-, Spiritus-, Holz- und Gänsehandel sowie einigen Seehandel. Etwa 26 km davon, an der Mündung der S., liegt der Hafen Stolpmünde (s. d.). Die Stadt S., schon im 11. Jahrh. ein Flecken, kam 1273 an Brandenburg, erhielt 1310 Stadtrecht, war später Hansestadt und abwechselnd im Besitz des Deutschen Ordens und der Herzöge von Pommern. Der Kreis Stolpe zählt auf 2267 qkm (1885) 98408 E.

Stolpen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, an der Wesenitz, Station der Linie Neustadt-Dürr-Röhrsdorf der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Fabrikation von Messerwaren und zählt (1885) 1390 E. Das alte Schloß war früher häufig Residenz der Bischöfe von Meißen und 1716—65 Gefängnis der Gräfin Cosel (s. d.).

Stolpmünde, Flecken in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Stolp, rechts an der Mündung der Stolpe in die Ostsee, Station der Linie Posen-Neustettin-S. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Nebenzollamts, zählt (1885) 2000 E. und hat eine Navigations-Vorschule, ein Strandamt, ein Seebad, einen Hafen mit Molen und Leuchtturm, Fischerei. Zur Einfuhr gelangen engl. Kohlen und Heringe aus Norwegen, zur Ausfuhr Holz, Spiritus und Weizen.

Stolze (Friedr.), frankfurter Dialektdichter, geb. 21. Nov. 1816 zu Frankfurt a. M., war zum Kaufmannsstand bestimmt, lebte aber später ganz seinen poetischen Neigungen. Er gab 1852—66 die »Frankfurter Krebbelzeitung«, daneben 1860—66 die »Frankfurter Laterne« heraus. Nach der Besetzung Frankfurts durch die Preußen lebte S. einige Zeit in Stuttgart, dann in der Schweiz, kehrte aber später wieder nach Frankfurt zurück. Er schrieb: »Skizzen aus der Pfalz« (Frankf. 1849), »Gedichte in hochdeutscher Mundart« (Frankf. 1862), »Gedichte in frankfurter Mundart« (Bd. 1, Frankf. 1865; 6. Aufl. 1883; Bd. 2, 1884), »Gedichte in frankfurter und hochdeutscher Mundart« (Frankf. 1871), »Novellen und Erzählungen in frankfurter Mundart« (2 Bde., Frankf. 1880—85) u. s. w.

Stolz (Alban), kath. Theolog und Volksschriftsteller, geb. 3. Febr. 1808 zu Buhl in Baden, studierte in Freiburg und Heidelberg, wurde 1833 zum Priester geweiht und als Vikar zu Rothenfels und Neusatz angestellt. Von 1841 bis 1843 wirkte er als Lehrer am Gymnasium zu Bruchsal, 1843—47 als Direktor des kath. Konvikts und 1848—80 als Professor der Pastoraltheologie und Pädagogik zu Freiburg i. Br. Er starb 16. Okt. 1883. Als kath. Volksschriftsteller hat er namentlich durch seinen »Kalender für Zeit und Ewigkeit« (Freiburg 1843—84) in weiten Kreisen gewirkt. Seine »Gesammelten Werke« (Freiburg 1877 fg.) füllen 17 Bände. Vgl. Hägele, »Alban S. nach authentischen Quellen« (Freiburg 1884).

Stolze (Heinr. Aug. Wilh.), Begründer eines stenographischen Systems, geb. in Berlin 20. Mai 1798, besuchte daselbst das Joachimsthalsche Gymnasium und nahm dann eine Anstellung im Bureau der Berliner Feuerversicherungsanstalt an, die er bis 1838 bekleidete. Daneben war er auch als Privatlehrer thätig. Sein pädagogisches Wirken, verbunden mit dem Studium der Sprachwerke von Humboldt, Grimm und Becker, lenkte ihn auf das von ihm ausgebildete stenographische System. (S. Stenographie.) Vorzüglich war es ihm dabei um Einführung der Stenographie in Schulen, auf Universitäten, sowie um deren Verbreitung in dem Geschäftsleben zu thun. Deshalb erzielte er nicht allein Kürze und Geläufigkeit, sondern auch Vollständigkeit, unzweideutige Lesbarkeit, Leichtfaßlichkeit und wissenschaftliche Begründung. Von 1838 an widmete er sich zwei Jahre ausschließlich seiner Methode. Er gründete dieselbe auf Karl Ferdinand Beders (s. d.) Laut- und Wortbildungslehre und schloß sich in der Ausführung dessen Prinzipien eng und treu an. Das Ergebnis dieser Arbeiten enthält sein »Theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht« (neue Aufl., 3 Tle., von Franz Stolze, Berl. 1872—75), dem sein »Ausführlicher Lehrgang« (zuerst Berl. 1852, mit 80 lithographierten Tafeln; 6. Aufl. 1877) folgte. Hieran schlossen

ſich noch ſein «Stenographiſches Lehrbuch» (zuerſt Berl. 1852) und die «Anleitung zur deutſchen Stenographie» (31. Aufl., Berl. 1876). Er war ſeit dem zweiten Vereinigten Landtag (1848) als Stenograph thätig und bekleidete das Vorſteheramt des Stenographiſchen Bureau der preuß. Zweiten Kammer, deſſen Organiſation als muſterhaft gilt. S. ſtarb 9. Jan. 1867. Er hinterließ zahlreiche Anhänger und Schüler.

Stolzenau, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Hannover, Kreis Stolzenau, nahe links der Weſer, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1885) 1483 E., Salmfiſchfang, Schiffahrt, Seifenfabrikation, zwei Brennereien, Hefefabrikation und lebhaften Wollhandel.

Stolzenfels, Bergſchloß auf einer waldbewachſenen Höhe über dem Dorf und der Eiſenbahn- und Dampfſchiffahrtsſtation Capellen im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, am linken Ufer des Rheins, 94 m über dem Spiegel desſelben, 6 km oberhalb Koblenz, der Lahnmündung gegenüber gelegen. Die alte Burg S. wurde vom trierſchen Erzbiſchof Arnold II. von Iſenburg 1250 erbaut, jedenfalls verſtärkt. Sie war im Mittelalter häufig die Reſidenz der Erzbiſchöfe von Trier, geriet ſeit dem Dreißigjährigen Kriege mehr und mehr in Vernachläſſigung, blieb zuletzt unbewohnt und wurde 1689 von den Franzoſen zerſtört. Die Überreſte wurden 1802 von der franz. Regierung der Stadt Koblenz als Eigentum überwieſen und 1825 von dieſer dem damaligen Kronprinzen, ſpätern König Friedrich Wilhelm IV., zum Geſchenk gemacht. Derſelbe ließ unter Benutzung der Trümmer das Schloß 1836—42 mit einem Koſtenaufwand von 350000 Thlrn. nach Schinkels Plänen von Stüler ganz im mittelalterlichen Stil, aber herrlicher und prachtvoller als je wiederherſtellen. S. hat ſeitdem noch durch fortgeſetzte Bauten, namentlich auch durch die 1845 vollendete Schloßkirche mit ihren zwei Spitztürmen, ſehr weſentliche Verſchönerungen erhalten. Von dem Turm, welcher den ganzen Bau überragt, hat man die herrlichſte Ausſicht auf den Rhein. In dem mit Geſchmack verzierten Innern befinden ſich Öl- und Freskobilder, namentlich im kleinen Ritterſaal ſechs Freskogemälde von Hermann Stille (1842—46), welche die ſechs Haupttugenden des Rittertums darſtellen, in der Kapelle Fresken auf Goldgrund von Deger, Antiquitäten, Kopien der im Thronſaal zu München aufgeſtellten Schwanthalerſchen Bildſäulen von wittelsbachſchen Fürſten u. a. Im großen Ritterſaal ſind mittelalterliche Humpen, Rüſtungen, Waffen von Blücher, Koſciuſzko, Hofer, Tilly, Alba u. ſ. w. Die Außenwand des Schloſſes ſchmückt an der Frontſeite ein Fresko von Laſinsky: Beſuch Ruprechts von der Pfalz und ſeines Neffen, des Grafen von Hohenzollern, beim Erzbiſchof von Trier auf S., vor der Königswahl 1400. Im kleinen Wintergarten befindet ſich eine Erzſtatue des gehörnten Siegfried, von Hartung. Innerhalb der Ringmauern befinden ſich ſchöne Gartenanlagen. Vgl. Malten, «Schloß S.» (Frankf. a. M. 1844).

Stomachika (lat.), magenſtärkende Heilmittel.

Stomakáce (grch.), Mundfäule; Stomalgie, Mundkrankheit; Stomatika, Mundheilmittel; Stomatitis, Entzündung der Mundhöhle; Stomatomykóſe, Schwämmchen; Stomatoplaſtik, künſtliche Mundbildung; Stomatoſkóp, Mundſpiegel, Inſtrument zur Beleuchtung der Mundhöhle.

Stonehaven, Hauptſtadt und Nordſeehafen in der ſchott. Grafſchaft Kincardine, Station der Nordlinie Perth-Aberdeen der Caledoniſchen Eiſenbahn, hat 3396 E., Seebäder, Leinweberei, Herings- und Salmfang. Nahebei ſüdlich auf ſchroffem Felſen am Meer erhebt ſich Dunnottar Caſtle (im Mittelalter Dunotyr), eine im 13. Jahrh. erbaute Burg, welche ſpäter in den Beſitz der Keiths, Earls of Mariſhal, gelangte.

Stonehenge (ſpr. Stonhendſch), d. h. hängende Steine, iſt der Name eines altberühmten rätielhaften Baudenkmals in der engl. Grafſchaft Wilts, welches 18 km nördlich von deren Hauptſtadt Salisbury mitten in der nach ihr benannten Heide, unweit vom Flecken Amesbury am Avon, dem Geburtsorte Addiſons, liegt. Als dieſes Werk vollſtändig war, beſtand es aus einem äußern Kreiſe von 32,5 m Durchmeſſer, aus 30 aufrecht ſtehenden Steinen, von denen noch 17 vorhanden ſind, jeder 5,5 m hoch, 2,27 und 0,97 m an den Seiten meſſend, oben mit Zapfen verſehen, in denen ſich Querlagen befunden haben. Der innere Kreis, 2,6 m im Durchmeſſer, beſtand aus kleinern Steinen; 8 ſtehen noch, und von 12 ſind die Reſte vorhanden. Innerhalb befinden ſich zwei Steingruppen, und zwiſchen ihnen ein flacher Stein, wie ein Altar. Im ganzen müſſen es 130 Steine geweſen ſein: feiner weißer, feſter Sandſtein, wie er ſich als Geſchiebe bei Marlborough in der Nähe findet. Ringsherum lief ein tiefer, breiter Graben. Daran hin führt eine ſchmale Straße von aufgeworfener Erde, 559,1 m lang, die ſich in dieſer Entfernung gabelt, einerſeits zu einer Reihe von Grabhügeln leitend, andererſeits zu einem Kurſus, einer künſtlichen Fläche, 0,8 km im Nordoſten von S., 28,6 km lang und 104 m breit, von parallelen Dämmen begrenzt. Mitten in der Grafſchaft liegt das Dorf Avebury innerhalb eines ähnlichen großen Steinkreiſes und iſt zum Teil aus den Steinen desſelben aufgebaut. Der Durchmeſſer dieſes von einem Wall umgebenen Kreiſes iſt 445 m; er muß 100 Steine gehabt haben; jeder 5 bis 5,5 m hoch und 800—1000 Ctr. wiegend; einige in den beiden innern Gruppen ſind ungeheuer hoch. Zwei über 1,5 km lange Zugänge von aufgerichteten großen Steinen führen dahin; der eine endet bei Overton in einem kleinen elliptiſchen Steinkreiſe, der andere mit einem einzelnen Steine; der eine muß 200, der andere 203 Steine gehabt haben. Nur 16 und 2 ſtehen jetzt noch. Südlich vom großen Kreiſe, 1,2 km entfernt, liegt der künſtliche Silbury-Hügel, über 20 ha bedeckend, 650 m im Umfang haltend, an der Spitze 39 m im Durchmeſſer, und 53,6 m hoch. Seine Beſtimmung, wie die der Steinkreiſe, deren ähnliche auch anderwärts in Großbritannien, auf den Orkney-Inſeln, im nördlichſten Afrika, in Oſtindien u. ſ. w. ſich finden, iſt noch nicht enträtſelt; ſie ſind offenbar primitive Bauwerke eines vorchriſtlichen Volks. Die alten Namen ſolcher Steine ſind: Mên-an-daul, d. i. Tafelſtein; daher tol-men oder Dolmen. Kromlâh (in koreiſcher Sprache) oder Kromlech (im Walliſiſchen) heißt eine ſchiefe Steinplatte. Kiſt-vaen heißt eine Steinkammer. Dâwesmen heißen Tanzſteine. Vgl. J. Lubbock, «Pre-historic times» (3. Aufl., Lond. 1872; deutſch von Paſſow als «Die vorgeſchichtliche Zeit», 2 Bde., Jena 1873—74); J. Fergusſon, «Rude stone monuments in all countries» (Lond. 1872).

Stoneyhurſt. Jeſuitenkolleg bei der engl. Stadt Preſton (ſ. d.).

Stonington, Stadt und Einfuhrhafen in New-London County im nordamerik. Staate Connecticut, liegt auf dem Long-Island Sound, an der Stonington- und Providence- und der Stonington- und New-London-Eisenbahn, zählt (1880) 7355 E. und hat sechs Kirchen, drei öffentliche Schulgebäude, zwei Banken und zwei Zeitungen. Der Hafen ist sehr gut und die Stadt ein besuchter Badeort. Segelschiffe werden hier besonders für die Süd-Shetlandinseln ausgerüstet.

Stonsdorf, Pfarrdorf und Rittergut in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, 380 m über dem Meere, hat (1880) 630 evang. E., ein fürstlich reuß. Schloß, Bierbrauerei und Liqueurfabrikation. Östlich vom Ort erhebt sich der mit kolossalen Granitblöcken bedeckte Prudelberg (468 m), 4 km im SSW. der mit Tannen bewachsene Stangenberg (485 m), dessen Gipfel ein 1841 vom Fürsten Reuß erbauter Turm, die Heinrichsburg (mit schöner Rundsicht über das hirschberger Thal), krönt.

Stoof, altes Flüssigkeitsmaß, soviel wie Quart.

Stoos oder Stoß, Luftkurort im schweiz. Kanton Schwyz, liegt 1290 m über dem Meere, 5 km ostsüdöstlich von Brunnen, mit dem er durch eine Fahrstraße verbunden ist, auf einer Bergterrasse über dem Muotathal, besteht aus einem großen Kurhaus mit Kapelle und mehrern Dependenzen und wird sowohl der prächtigen Lage, wie des stärkenden Höhenklimas wegen viel besucht. Der nahe Frohnalpstock (1919 m), dessen Gipfel vom Kurhause aus in etwa 1½ Stunden erreicht wird, bietet eine der schönsten Aussichten der Urschweiz.

Stopfbüchse (frz. boite à étoupes, boite à garniture; engl. stuffing-box), ein Maschinenteil in Form einer Büchse, welche mit einem Dichtungsmaterial fest ausgefüllt ist, um eine Öffnung, besonders in den Cylinderdeckeln von Dampfmaschinen, Pumpen, Wassersäulenmaschinen, luft-, wasser- oder dampfdicht zu machen, während durch dieselbe ein beweglicher Teil, z. B. bei Dampfmaschinen die Kolbenstange, hindurchgeht. In der Regel hat die S. cylindrische Form; doch erhält sie neuerlich mit Rücksicht auf dauerhaftere Dichtung auch oft konische Gestalt, indem man sie nach unten verjüngt ausdreht und in dieselbe aufgeschnittene federnde, gleichfalls außen kegelförmig abgedrehte Metallringe durch Schrauben einpreßt. (Vgl. Dichtung.)

Stopfbüchsenhahn, s. unter Hahn (technisch).

Stopfen (frz. ravauder, raccommoder, rentraire; engl. darning, mending, rentering), eine der nützlichsten und zugleich schwierigsten Nadelarbeiten, durch welche die fehlenden oder zerrissenen Fäden eines Gestricks oder Gewebes durch neue ersetzt werden. Das S. von Strümpfen u. s. w. geschieht mit dem nämlichen Material, aus welchem das Arbeitsstück selbst hergestellt ist. Zum S. von Geweben benutzt man am besten ausgefaserte Fäden eines neuen, dem alten entsprechenden Stoffs; andernfalls verwendet man Glanzgarn für Leinen und Damast, Baumwolle (Stopfgarn) für Shirting ꝛc. Entweder bedient man sich der eigentlichen Stopfnadeln oder langer Nähnadeln, die im Verhältnis zum Stoff feiner als beim Nähen sein müssen, da sie sonst das dünne Zeug leicht zerreißen; das Öhr muß länglich sein, damit man den Faden, welcher der bessern Füllung wegen nur schwach gedreht sein darf, breit drücken kann. Alles S., bis auf den Einschuß, d. h. die querlaufenden Fäden des Damastgewebes, wird auf der linken Stoffseite ausgeführt; auch muß dasselbe nach allen Seiten über die schadhafte Stelle hinausreichen. Man hat besondere Stopfstiche für einfaches, gestreiftes und karriertes Leinen, für einfachen Köper, für Köper mit Zacken, für solchen, dessen Streifen ein auf der Spitze stehendes Quadrat bilden, für Drillichgewebe, für Damast, für Tüll u. s. w. Beim Strumpfstopfen unterscheidet man die gewöhnlichen Gitterstopfe mit rechtwinkelig sich kreuzenden Fäden und die weit mühsamere, nur an wohlerhaltenen Strümpfen und an leicht sichtbaren Stellen anzuwendende Maschen- oder Strickstopfe, durch welche die Textur des gestrickten Strumpfes nachgeahmt wird. In neuerer Zeit hat man versucht, für die zeitraubende Arbeit des Strumpfstopfens Maschinen (Stopfmaschinen) zu konstruieren, doch haben dieselben bis jetzt keine praktische Bedeutung gewonnen.

In der Tuchfabrikation heißt Stopfen speziell das Zunähen der beim Scheren des Tuchs entstandenen kleinen Löcher, welches durch besondere Arbeiterinnen, Stopferinnen, geschieht.

Stopfgarn, Baumwollgarn, welches aus einer ziemlich großen Anzahl von Fäden besteht und entweder gar nicht oder äußerst schwach gezwirnt ist.

Stopfmaschine, s. u. Stopfen. — **Stopfnadeln,** s. unter Stopfen und unter Nadeln.

Stoppage oder stoppage in transitu (sog. Verfolgungsrecht) ist beim Distanzkauf das Recht des Verkäufers, die noch nicht bezahlte Ware auf dem Transport anzuhalten und zurückzufordern, wenn der Käufer insolvent geworden ist.

Stoppelschwamm, soviel wie Hydnum.

Stor (schwed.), groß, häufig in zusammengesetzten schwed. Ortsnamen.

Stör (Acipenser), eine Gattung der Schmelzschupper (Ganoiden), zeichnet sich durch einen verlängerten eckigen und mit Längsreihen von Knochenschildern besetzten Rumpf, gepanzerten Kopf mit kurzer Schnauze, durch deutlichen Kiemendeckel, ein zahnloses, auf der Unterseite weit hinter der Schnauze gelegenes, vorstreckbares Maul und durch Bartfäden unter der Schnauze aus. Das Skelett ist knorpelig, die Kiemenhaut hat keine Strahlen. Diese Fische, welche meistens von sehr ansehnlicher Größe sind, steigen periodisch aus dem Meere in die Flüsse hinauf, um ihren Laich abzusetzen; wegen ihres guten Fleisches, ihres Rogens und ihrer Schwimmblase, welche letztern den Kaviar (s. d.) und die Hausenblase (s. d.) geben, bilden sie einen wichtigen Gegenstand der Fischerei. In Westeuropa selten, werden sie nach Osten zu häufiger und sind Hauptgegenstand der Fischerei auf den südruss. Flüssen und Meeren.

Der gemeine Stör (A. Sturio) lebt in allen europ. Meeren, geht im Rhein bis Basel und in der Donau bis Ulm hinauf, findet sich aber am häufigsten in Rußland. Er wird gewöhnlich 1,8 m lang und 100 kg schwer, kann aber bis zu einer Länge von 5 m anwachsen, trägt zwischen den großen Knochenschildern kleinere Knochensternchen, ist im ganzen silberfarbig, oberseits dunkelbraun, unterseits graulich-braun gefleckt. Er zeigt sich ziemlich träge und nährt sich von kleinen Fischen, Muscheln und Insektenlarven. Sein dem Kalbfleische ähnliches Fleisch ist wohlschmeckend, gilt aber für schwer verdaulich; es wird frisch, mariniert und getrocknet gegessen. Zu dieser Gattung gehören ferner die Sewruga, Scherg oder der langrüsselige Stör

(A. stellatus), der Sterlet (A. Ruthenus, Tafel Fische I, Fig. 7), dessen Fleisch als das feinste gilt, der aber nicht über 1 m lang wird, und der Hausen (A. Huso), welche gleichfalls Kaviar und Hausenblasen geben; letzterer ist durch seine Größe ausgezeichnet, indem er oft 7 m lang und 500—750 kg schwer wird. Alle diese Arten finden sich im Kaspischen und Schwarzen Meere und deren Zuflüssen.

Stör, rechtsseitiger Nebenfluß der untern Elbe in Holstein, entspringt im OSO. von Neumünster aus einem Bruch, wird bei Kellinghusen auf 40 km schiffbar, nimmt bald darauf links die Brame auf, trägt von Itzehoe an bei einer Tiefe von fast 3 m kleine Seeschiffe, empfängt rechts die Holstenau und mündet nach einem Laufe von 75 km bei Wewelsfleth. Von Itzehoe ab liegt rechts von der eingedeichten S. die Wilster Marsch, links die Kremper Marsch.

Stör, südl. Abfluß des Schwerinersees in Mecklenburg-Schwerin, mündet rechts in die Elde; der schiffbare Störkanal geht bei Banzkow südöstlich in einer geraden Linie zur Elde und durchschneidet dabei die Lewitz, eine Bruchlandschaft.

Stora, Hafen von Philippeville (s. d.) in Algier.

Storax ist der Name eines wohlriechenden Harzes, welches von verschiedenen exotischen Bäumen abstammt. Der gemeine Storax oder Körnerstorax (Styrax in granis, Styrax albus) wurde früher von dem Storaxbaume (Styrax officinalis *L.*), der im Orient und südl. Europa wächst, gewonnen. Dieser S. besteht aus weichen, zusammengeklebten, durchscheinenden Körnern von vanilleartigem Geruch und bittersüßem Geschmack. Eine andere Sorte ist der Mandelstorax (Styrax amygdaloides oder in massis), eine puddingartige, braune, glänzende, viele helle Körner einschließende Masse. Alle diese Sorten kommen bloß aus dem Orient, besonders aus Syrien, Rhodus und Cypern. Die jetzt in den Handel kommenden Storaxsorten stammen nicht von Styrax officinalis, sondern von dem gleichfalls im Orient wachsenden Liquidambar orientale *Mill.* (S. Liquidambar.) Der S. wird als ein reizendes Heilmittel gebraucht. Früher wandte man ihn auch innerlich an, jetzt wird er aber fast nur noch äußerlich in Pflaster- und Salbenform und besonders zu Räucherungen benutzt. Flüssiger Storax (Styrax liquidus, Ambra liquida) heißt ein Balsam, welcher von dem amerikanischen Amberbaum (Liquidambar styraciflua *L.*), wahrscheinlich durch eine Art trockener Destillation der zerschnittenen Zweige, gewonnen wird. Er ist dick und zähe, aschgrau ins Rötliche oder bräunlich, manchmal fast schwarz, riecht stark storaxartig, schmeckt gewürzhaft und bitterlich und wird zu Räucherkerzen und andern Parfumerieartikeln verwendet. In Europa dürfte er wol kaum unverfälscht zu erhalten sein. Der echte S. besteht wesentlich aus einem flüssigen Kohlenwasserstoff, dem Styrol (Phenyläthylen), aus Styracin (zimtsaurem Zimtäther) und Zimtsäure.

Storch (Ciconia), eine Gattung von Watvögeln, zeichnet sich durch die langen, oberhalb des Fersengelenks weit hinauf nackten Beine, welche überall mit netzartig gegitterter Haut bedeckt sind, und durch einen langen, kegelförmigen, geraden Schnabel aus. Von derselben kommen in Deutschland zwei Arten vor: der schwarze Storch (C. nigra), der sich durch sein schwarzbraunes Gefieder unterscheidet und sich in Osteuropa, seltener in Deutschland findet, und der weiße Storch (C. alba, Tafel Stelzvögel I, Fig. 13), bei welchem Schnabel und Füße rot sind und das Gefieder, bis auf die schwarzen Schwingen und Schulterfedern, weiß ist. Der weiße S. ist ein Zugvogel, welcher beinahe über den ganzen Raum der drei östl. Weltteile verbreitet ist und fast überall gern gesehen wird. In Deutschland trifft er im Februar und März ein und bezieht sogleich sein ehemaliges Nest wieder, welches aus groben Reisern und Holzstücken auf Bäumen oder Häusern errichtet ist. Er liebt ausgedehnte, wasserreiche und von Sümpfen unterbrochene Ebenen, und ist deshalb in Holland, Ostfriesland und in Niedersachsen am zahlreichsten vorhanden, dagegen fehlt er in England. Da er nicht verfolgt wird, so hat er Zutrauen zu den Menschen gewonnen und nähert sich ungescheut ihren Wohnungen. Bekannt ist sein gravitätischer Gang wie auch sein ausgezeichnetes Flugvermögen. Er verzehrt zwar auch Fische, besonders aber Frösche, Eidechsen, Landschlangen, nackte Schnecken, Regenwürmer, Feldmäuse, Maulwürfe, wie auch Insekten und wird dadurch sehr nützlich, jedoch verschlingt er auch öfters die Nestlinge der kleinen Landvögel, welche er antrifft. Die Zahl der Eier beträgt vier bis fünf; sie sind weiß, ungefleckt und gegen 8 cm lang. Ausgewachsen ist der S. stumm und ersetzt die Stimme bloß durch das Klappern seines Schnabels, indem er die Kiefern zusammenschlägt; nur die jungen Störche im Neste bringen eine Art Zwitschern hervor. Jung aufgezogen, ist der S. leicht zu zähmen und kann lange erhalten werden. Von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende mißt er ziemlich 1,3 m und in gewöhnlicher Stellung steht er 1 m hoch. Ähnliche Arten kommen in Südamerika vor; in Afrika und Asien wird die Gattung durch die häßlichen Kropfstörche (Leptopilus) vertreten, mit fast nacktem Halse, von welchen eine Art, der Marabu (Tafel Stelzvögel II, Fig. 1), jetzt häufig in Tiergärten angetroffen wird.

Storch (Ludw.), deutscher Schriftsteller, geb. 14. April 1803 in Ruhla im Thüringerwalde, besuchte die Gymnasien zu Gotha und Nordhausen und begann 1823 in Göttingen das Studium der Theologie und Philologie, das er, schon verheiratet, seit 1825 in Leipzig fortsetzte. Doch wurde er mehr und mehr zu schriftstellerischer Thätigkeit gedrängt, die er seit 1828 zu Stuttgart in Verbindung mit Spindler betrieb. Seit 1830 wieder in Gotha lebend, führte er 1840 den lange gehegten Plan aus, eine eigene Buchdruckerei und Verlagshandlung zu gründen, welcher aber in einen langwierigen Konkursprozeß auslief. Körperliche Leiden und Verlust des Gehörs trübten mehr und mehr seine Lage. Seit 1850 lebte er in Georgenthal und Waltershausen am Thüringerwalde, bis er sich 1855 nach Bayreuth wandte, wo er in der Altstadt auf einer kleinen Besitzung Landwirtschaft trieb. Doch schon 1856 ging er nach Oberungarn, von wo er 1857 auf Veranlassung des Buchhändlers Ernst Keil nach Leipzig übersiedelte. Hier 1858 ohne Angabe eines Grundes polizeilich ausgewiesen, lebte er einige Zeit auf einem von ihm erkauften kleinen Anwesen in der Nähe Bambergs und hielt sich dann in Regensburg, in Holstein und Würzburg auf, bis er sich 1866 als Pensionär der Schiller-Stiftung in dem Flecken Kreuzwertheim am Main niederließ; wo er nach einiger Zeit am Grauen Star erblindete und 5. Febr. 1881 starb.

Unter der großen Anzahl seiner Romane und Novellen, die auch in einer Auswahl gesammelt erschienen (31 Bde., Lpz. 1855—62), sind besonders die historischen nicht ohne Verdienst. Unter diesen sind zu nennen «Kunz von Kaufungen» (3 Bde., Lpz. 1827), «Der Freischneider» (3 Bde., Lpz. 1830), «Max von Eigl» (3 Bde., Lpz. 1844), «Ein deutscher Leineweber» (9 Bde., Lpz. 1846—49), «Leute von gestern» (3 Bde., Lpz. 1853), «Die Königin» (4 Bde., Lpz. 1858 fg.) u. s. w. Die Sammlung von S.s «Gedichten» (Lpz. 1854) enthält mehrere vorzügliche lyrische Dichtungen. Seine Vorliebe für sein Heimatsland Thüringen bekundete er unter anderm in der «Thüring. Chronik» (Gotha 1841—43) und in dem «Wanderbuch durch den Thüringerwald» (2. Aufl., Gotha 1851). Sein «Poetischer Nachlaß» wurde herausgegeben von A. Ziegler (Eisenach 1882).

Storchschnabel, Pflanze, s. Geranium und Pelargonie.

Storchschnabel (Pantograph) ist eine mechan. Vorrichtung, mittels welcher eine gegebene Zeichnung auf bequeme und zuverlässige Weise in einen andern Maßstab übertragen werden kann. Am häufigsten wird der S. zur Reduktion von Plänen und Karten benutzt. Die älteste und einfachste Konstruktion des S. (s. beistehende Fig. 1) beruht auf einem aus vier hölzernen Schienen aa hergestellten gleichseitigen Viereck, wozu noch eine fünfte, mit zwei Viereckseiten parallel laufende, dabei verstellbare Schiene, die sog. Leitschiene s, tritt. Die Schienen sind um Bolzen drehbar untereinander verbunden, sodaß durch Verschiebung der Schienen jede beliebige Gestalt des gleichseitigen Vierecks hervorgebracht werden kann. Eine Ecke des Vierecks, auf dem Zeichentisch befestigt, bildet den Drehpunkt oder das Pivot P; in der entgegengesetzten liegt der Fahrstift F, welcher mittels einer Handhabe auf den Umrissen der zu reduzierenden Zeichnung entlang geführt wird. Die beiden andern Ecken des Vierecks ruhen mittels Kugeln oder Rollen auf dem Zeichentische. An der Leitschiene ist der Zeichenstift Z befestigt und zwar so, daß er mit F und P in einer geraden Linie liegt. Der Zeichenstift wird mittels der Leitschiene so eingestellt, daß der Abstand ZP zu FP sich verhält wie der Maßstab der reduzierten Zeichnung zu demjenigen der zu reduzierenden. Bei den (seltener vorkommenden) Vergrößerungen sind Fahr- und Zeichenstift miteinander zu vertauschen. Unter dem Fahrstift liegt die wiederzugebende Zeichnung, z. B. die zu reduzierende Karte, unter dem Zeichenstift das Zeichenpapier für die Reduktion. Nach den Gesetzen der Ähnlichkeit der Figuren verhalten sich nun die Wege der beiden Stifte, wie ihre Entfernungen vom Pivot beziehungsweise wie die beiden Maßstäbe, und sind, soweit sie aus geraden Linien bestehen, einander parallel. Das erzeugte Bild wird dem gegebenen ähnlich und steht zu demselben in dem durch die jedesmalige Stellung des Zeichenstifts gegebenen Verhältnis. Die Leitschiene sowohl als die mit ihr zu verbindenden Viereckseiten sind zu dem Zweck der richtigen Einstellung in bestimmten Abständen mit Bolzenlöchern versehen, es können daher nur in gewissen, durch die Stellung der Bolzenlöcher bedingten Verhältnissen Reduktionen vorgenommen werden. Um nun jedes beliebige Verhältnis herstellen zu können, und um zugleich das Instrument solider und genauer zu machen, wählt man in neuerer Zeit statt der hölzernen metallene Schienen, welche mit Schiebern übereinander greifen, und bringt auf den Schienen eine einfache oder eine transversale Längeneinteilung an, bei ersterer eventuell Nonien. Bei einigen Konstruktionen liegen beide Stifte in den Verlängerungen zweier zusammenstoßender Viereckseiten, das Pivot in einer der beiden andern Seiten, die Leitschiene fehlt dann. Die Röhren-Pantographen haben statt der Schienen Messingröhren und ein verschiebbares Pivot, entweder in der Mitte oder auf einem langen Arme. Die vollkommensten Konstruktionen sind die schwebenden Pantographen (Fig. 2). Bei diesen fällt die vierte Viereckseite aus, der Zeichenstift Z befindet sich an der Leitschiene. Die Einteilung ist sehr genau und sind Nonien angebracht. Zunächst dem Pivot erhebt sich ein krahnenartiges Gestell G, an welchem der S. mittels Drähten in schwebender Lage erhalten wird, sodaß nur der Fahrstift F auf der Zeichenebene ruht. L ist eine Libelle zum Horizontalstellen, das Gestell hat ein Dosenniveau.

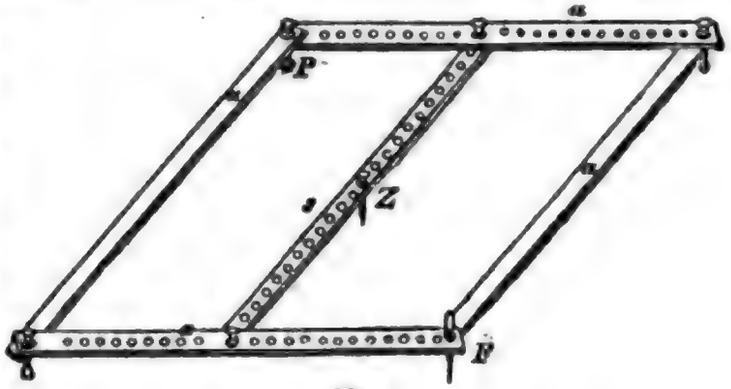


Fig. 1.

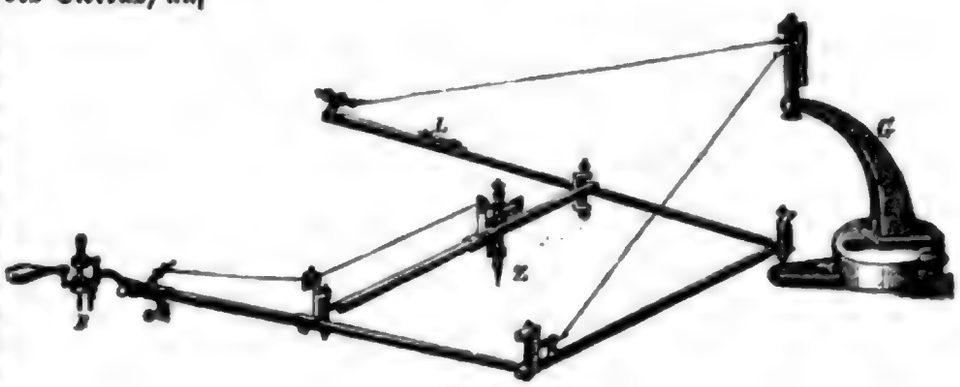


Fig. 2.

Als Erfinder des S. gilt der Jesuit Christoph Scheiner, gest. 1650, welcher denselben 1635 in einem eigenen Werke: «Pantographia, seu ars delineandi res quaslibet», beschrieben hat. Die schwebenden Pantographen wurden zuerst in der mechan. Werkstatt von Ott u. Conradi in Kempten (Bayern) verfertigt. Für die kartogr. Abteilung der königlich preuß. Landesaufnahme hat Eduard

Sprenger in Berlin einen ſchwebenden Metall-Pantographen konſtruiert, welcher in umſtehender Fig. 2 abgebildet iſt.

Storchſchnabelgewächſe, ſ. Geraniaceen.

Storchammer, Stadt im Stift Hamar (ſ. d.).

Storkow, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Beeskow-Storkow, am Austritt des Storkower Kanals aus dem Storkowerſee, in wald- und ſeenreicher Landſchaft, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2222 E. und hat Schuhmacherei, Seilerei, Schiffahrt, eine bedeutende Dampfmahl- und Ölmühle, eine Dampfſägemühle und nahebei große Ringofenziegeleien. Die Herrſchaft Storkow kam 1575 unter Kurfürſt Johann Georg an die Kurmark Brandenburg.

Der ſchiffbare Storkower Kanal im Kreiſe Beeskow-Storkow kommt öſtlich aus dem Scharmützelſee, geht durch den Storkower- und Wolzigerſee und mündet nach 28 km bei Dolgenbrodt in die Dahme; der Kanal hat drei Schleußen, ſeine geringſte Tiefe beträgt 0,8 m.

Storm (Theod.), ausgezeichneter Novellenſchriftſteller und lyriſcher Dichter, geb. 14. Sept. 1817 zu Huſum im Herzogtum Schleswig, beſuchte anfangs die gelehrte Schule ſeiner Vaterſtadt, dann das Gymnaſium in Lübeck. Oſtern 1837 begann er juriſt. Studien zuerſt in Kiel und ſetzte ſie 1838 zu Berlin fort. Bei einem abermaligen Aufenthalte in Kiel trat er in freundſchaftliche Beziehung zu Theodor Mommſen, ſammelte mit ihm ſchlesw.-holſtein. Sagen, welche ſpäter Karl Müllenhof zur Herausgabe (Kiel 1845) überlaſſen wurden, und gab in Gemeinſchaft mit Theodor und Tycho Mommſen das «Liederbuch dreier Freunde» (Kiel 1843) heraus. Nach beſtandenem Examen lebte S. als Advokat in Huſum. Im J. 1853 trat er infolge ſeiner Beteiligung an der deutſchen Bewegung der Elbherzogtümer in preuß. Staatsdienſte über, wurde Aſſeſſor am Kreisgericht zu Potsdam und 1856 Kreisrichter zu Heiligenſtadt im Eichsfelde. Im J. 1864 übernahm S. die Landvogtei des Amtes Huſum und wohnte wieder in ſeiner Vaterſtadt, wo er auch, nach der Juſtizreorganiſation des J. 1867, als Amtsrichter verblieb. Seit dem Frühling 1880 wohnt er im Kirchdorfe Hademarſchen in Holſtein, in ſeinem neuerbauten Landhauſe als Amtsgerichtsrat a. D. S. iſt ein trefflicher Miniaturmaler in Vers und Proſa und trifft glücklich den Ausdruck inniger Empfindung. Seine Novellen ſind lyriſche Stimmungsbilder von Zartheit, Tiefe und Kraft der Empfindung. Hervorzuheben ſind «Im Sonnenſchein», «Immenſee», «Abſeits», die drei Märchen: «Die Regentrude», «Bulemanns Haus» und «Der Spiegel des Cyprianus»; ferner «Viola tricolor», «Beim Rektor», «Beim Vetter Chriſtian», «Ein ſtiller Muſikant», «Aquis submersus», «Carſten Curator», «Eekenhof», «Hans und Heinz Kirch», «Zur Chronik von Grieshuus». Die erſten Erzählungen erſchienen nebſt einigen Gedichten geſammelt als «Sommergeſchichten und Lieder» (Berl. 1851). Seine «Gedichte» (Berl. 1852; 7. Aufl. 1885) enthalten zarte Klänge und ſinnige Naturempfindungen. Auch erſchien eine Geſamtausgabe von S.s Schriften (Bd. 1—6, Braunſchw. 1868; 3. Aufl. 1884; Bd. 7—10, 1877; Bd. 11—14, 1882).

Stormarn, Kreis in der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, an Alſter, Biller und Trave, zählt auf 927 qkm (1880) 70194 E. Das Landratsamt befindet ſich in Wandsbek.

Stornieren, Riſtornieren (ital.), im Rechnungsweſen einen falſch gebuchten Poſten durch Eintragen eines Gegenpoſtens von gleichem Betrag ausgleichen.

Stornoway, Hauptſtadt der zu den Hebriden (ſ. d.) gehörigen Inſel Lewis.

Storthing, Name der norweg. Volksrepräſentation, ſ. unter Norwegen, Bd. XII, S. 317ᵃ.

Störungen (aſtron.), ſ. Perturbationen.

Story (Joſ.), berühmter amerik. Rechtsgelehrter, geb. 18. Sept. 1779 in Marblehead bei Boſton, ſtudierte zu Cambridge und erwarb ſich früh den Ruf eines tüchtigen Advokaten. Im J. 1806 wurde er Mitglied des Repräſentantenhauſes von Maſſachuſetts, bald darauf Sprecher desſelben und 1809 Mitglied des Kongreſſes in Waſhington. Im J. 1811 übertrug ihm der Präſident Madiſon das Amt eines Richters am oberſten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Seit 1829 übernahm er zugleich die Profeſſur der Jurisprudenz an der Harvard-Univerſität zu Cambridge. S. ſtarb 10. Sept. 1845 zu Cambridge. Seine juriſt. und ſtaatsrechtlichen Lehrbücher gelten in Amerika wie in England für klaſſiſch, namentlich die «Commentaries on the constitution of the United States» (4. Aufl., 2 Bde., Boſt. 1873; deutſch im Auszuge 1838); ferner die trefflichen «Commentaries on the conflict of Laws» (7. Aufl., Boſt. 1872), eins der beſten internationalen Rechtsbücher. Auch war S. ein bahnbrechender Schriftſteller über Wechſel- und Handelsrecht.

Sein Sohn, William Wetmore S., bekannt als Bildhauer, geb. 19. Febr. 1819 zu Salem in Maſſachuſetts, ſtudierte die Rechte, wurde Advokat in Boſton, wandte ſich aber dann der Kunſt zu. Seit 1848 wohnt er in Rom. Unter ſeinen hervorragendſten Werken befinden ſich die Statue ſeines Vaters, die Statuen von George Peabody, Joſiah Quincy, Edward Everett, Büſten von James R. Lowell und Theodor Parker, die Statuen Cleopatra, Shepherd Boy, Little Red Riding-Hood, Sappho, Jeruſalem u. ſ. w. Außerdem veröffentlichte er: «Roba di Roma, or Walks and Talks about Rome» (Lond. 1862, Neuyork 1864; neue Aufl. 1875), «Proportions of the human figure» (1866), «Graffiti d'Italia» (1869), «A Roman lawyer in Jerusalem» (1870), «Nero, a historical play» (1875) u. ſ. w. Auch gab er ſeines Vaters Lebensbeſchreibung nebſt Auswahl von deſſen Korreſpondenz (2 Bde., Boſt. 1851) und ſeine «Miscellaneous writings» (Boſt. 1854) heraus.

Stoſch (Albrecht von), preuß. General der Infanterie und Staatsminiſter, 1872—83 Chef der kaiſerl. Admiralität des Deutſchen Reichs, wurde 20. April 1818 zu Koblenz geboren und erhielt ſeine Erziehung im Kadettenkorps, aus dem er 12. Aug. 1835 als Sekondelieutenant in das 29. Infanterieregiment trat. Nach verſchiedenen Kommandos zur Allgemeinen Kriegsſchule (1839—42), zur Gardeartillerie, zum Topographiſchen Bureau (1844—47), ſowie als Adjutant einer Landwehrbrigade (1848) und der 16. Diviſion (1852) wurde S., ſeit Juni 1852 zum Hauptmann vorgerückt, 1855 in den Generalſtab verſetzt. In dieſem 1856 zum Major und 1860 zum Oberſtlieutenant befördert, wurde er 28. Mai 1861 Chef des Generalſtabes beim 4. Armeekorps, in demſelben Jahre noch Oberſt und bei Ausbruch des Deutſchen Kriegs von 1866 Generalmajor und zugleich Oberquartier-

meister der Zweiten Armee des Kronprinzen von Preußen. Nach dem Kriege vorübergehend zu den Offizieren von der Armee versetzt, wurde S. 18. Dez. 1866 zum Direktor des Militär-Ökonomiedepartements im Kriegsministerium ernannt, eine Stellung, die seinem organisatorischen Talent, zunächst auf dem Felde des Verpflegungs- und Bekleidungswesens, volle Gelegenheit zur Bewährung bot. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 war S., seit 26. Juli Generallieutenant, Generalintendant der deutschen Heere und erwarb als solcher dem Verpflegungswesen der Armee den Ruf des bestorganisierten und wohlgeordnetsten der Welt. Vom 26. Nov. bis 20. Dez. 1870 war S. Chef des Stabes beim Armeekommando des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und nahm als solcher an den Schlachten bei Loigny, Orléans und Beaugency teil. Nach dem Frieden zum Chef des Stabes bei der auf franz. occupierten Gebiete zurückbleibenden deutschen Occupationsarmee ernannt, verblieb S. in dieser Stellung, bis der Kaiser ihm 1. Jan. 1872, unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines preuß. Staatsministers, zum Chef der kaiserl. Admiralität und zum Mitgliede des Bundesrats ernannte. Bei der Pairsernennung vom 30. Nov. 1872 wurde S. durch königl. Verordnung in das Herrenhaus berufen, 22. März 1875 zum General der Infanterie und 1876 zum Admiral à la suite des Seeoffizierkorps befördert. Am 20. März 1883 schied S. auf seinen Antrag aus dem Dienst und lebt seit dieser Zeit in Östrich im Rheingau.

Stosch (Philipp, Baron von), verdienstvoller Kunstkenner, geb. 22. März 1691 zu Küstrin, widmete sich den theol. und humanistischen Studien zu Frankfurt a. O. und suchte dann auf Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien die Kenntnis der alten Kunstdenkmäler, die später die Hauptaufgabe seines Lebens blieb, weiter auszubilden. Vor allem beschäftigte er sich mit den geschnittenen Steinen, in deren Beurteilung er sich eine große Sicherheit erwarb. Später lebte er als engl. Agent in Rom und seit 1731 in Florenz, wo er einen reichen Schatz von Kunstsachen aller Art sammelte. Er starb daselbst 7. Nov. 1757.

Berühmt wurden S.s Sammlungen erst nach seinem Tode, namentlich durch Winckelmann. Landkarten, Kupferstiche, Zeichnungen (zusammen 324 Folianten, die sich jetzt in der kaiserl. Bibliothek zu Wien befinden), Bronzen, alte und neue Münzen, besonders aber geschnittene Steine fanden darin ihre Stelle. Die Schwefelabgüsse alter Gemmen beliefen sich auf 14000 Stück. Den danach zusammengestellten musterhaften Katalog gab Winckelmann unter dem Titel «Description des pierres gravées du feu Baron de S.» (Florenz 1760) heraus, nachdem S. selbst schon früher die Schrift «Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insignitae» (Amsterd. 1724) bekannt gemacht hatte. König Friedrich II. kaufte 1770 S.s Hauptsammlung, bestehend aus 3444 Intaglios, alten Steinen und Pasten, mit Ausnahme der etruriſchen Gemmen, die nach Neapel verkauft waren, von dessen Erben Muzel-Stosch für 30000 Thlr. Der Prinz von Wales erstand die Sammlung von Abgüssen neuerer Münzen für 1000 Dukaten. Eine Sammlung Schwefelabgüsse alter Steine, über 28000 Stück, kam in der Folge in Tassies Besitz. Von den vom Kupferstecher Schweickardt 1775 begonnenen Kupferabdrücken der Sammlung S.s erschien nur das erste Heft in sechs Blättern. Eine Auswahl von Gemmen aus dem Kabinett S.s findet sich in Schlichtegrolls «Dactyliotheca Stoschiana» (2 Bde., Nürnb. 1797—1805).

Stoß nennt man die gegenseitige Wechselwirkung beim plötzlichen Zusammentreffen zweier Körper, von denen wenigstens einer in Bewegung sein muß. Der S. heißt *gerade*, wenn die Richtung der Bewegung senkrecht auf die Berührungsebene der sich stoßenden Körper ist, im Gegenteil *schief*; ferner *central*, wenn die Richtung der Bewegung durch den Schwerpunkt der Massen geht, im Gegenteil *excentrisch*. Die Erscheinungen beim S. ändern sich sehr nach der Beschaffenheit der Körper ab, je nachdem sie elastisch sind oder nicht, und die Gesetze derselben lassen sich auf allgemeine Weise nur durch mathem. Formeln ausdrücken. Hier genüge es, die einfachsten Fälle des geraden und centralen S. zweier Kugeln von gleicher Masse zu betrachten. Sind beide Kugeln hart und vollkommen unelastisch, so laufen, wenn die eine Kugel vor dem S. ruht, nach dem S. beide mit der Hälfte der Geschwindigkeit, welche die stoßende hatte, nach der Richtung der bewegten fort; stoßen sie mit entgegengesetzt gerichteter Bewegung aneinander, so laufen beide nach dem S. mit der halben Differenz ihrer Geschwindigkeiten nach der Richtung fort, welche die schneller laufende hatte, sodaß, wenn sie mit gleicher Geschwindigkeit aufeinanderstoßen, nach dem S. beide Kugeln zur Ruhe kommen; eilt endlich die eine Kugel der andern nach und stößt auf sie, so laufen beide nach dem S. mit der halben Summe ihrer frühern Geschwindigkeiten in der bisher verfolgten Richtung fort. Die Gesetze des S. unelastischer starrer Körper haben ihre Anwendung beim Rammbären, am ballistischen Pendel u. dgl. m. Sind beide Kugeln vollkommen elastisch, so erfolgt stets eine Verwechselung der Geschwindigkeiten der aneinanderstoßenden Kugeln. Wenn daher die eine Kugel ruht, bevor die andere sie trifft, so wird nach dem S. die erstere die Geschwindigkeit und Richtung der zweiten annehmen, dafür aber die zweite in Ruhe versetzt werden; stoßen beide Kugeln in entgegengesetzter Richtung aufeinander, so werden sie mit verwechselten Geschwindigkeiten voneinander zurückspringen; und stoßen sie, nach derselben Richtung laufend, aufeinander, so wird die vorausgehende, zuvor langsamere, nach dem S. die Geschwindigkeit der nachfolgenden annehmen, und umgekehrt. Trifft ein vollkommen elastischer Körper gegen eine widerstehende Ebene, so springt er unter demselben Winkel zurück, unter welchem er auffiel. Am besten eignen sich zu den angegebenen Versuchen Kugeln aus Elfenbein. Hängt man mehrere elastische Kugeln von gleichem Durchmesser an Fäden so nacheinander auf, daß sie sich berühren und ihre Mittelpunkte in einer geraden Linie liegen, hebt die erste Kugel der Reihe auf und läßt sie gegen die übrigen ruhenden herabfallen, so pflanzt sich der S. durch die ganze Reihe der Kugeln fort und die letzte Kugel in derselben springt mit derselben Geschwindigkeit ab, mit welcher die erste auffiel. Hebt man mehr als eine Kugel auf und läßt sie gegen die übrigen fallen, so springen so viele Kugeln ab, als man fallen ließ, weil die herabfallenden nacheinander die Reihe treffen und jede durch ihren S. gegen die Reihe eine Kugel am Ende fortstößt. Klebt man hingegen die Kugeln,

welche herabfallen sollen, mit Wachs zusammen, sodaß sie nur Eine Masse bilden, so springt am andern Ende der Reihe nur eine Kugel, aber mit vergrößerter Geschwindigkeit ab. Die praktische Anwendung dieser Gesetze und Erscheinungen findet sich vorzugsweise beim Billardspiel. (S. Billard.)

Stoß (der), Voralpenpaß der Thuralpen (s. Alpen 23), an der Grenze der schweiz. Kantone Appenzell-Außerrhoden und St. Gallen, verbindet Gais mit Altstädten. Die neue 9,4 km lange Poststraße über den S. umgeht die Höhe (951 m) der alten Paßstraße, welche eine berühmte Aussicht über Vorarlberg, das Rheinthal und Appenzell bietet und ein Kurhaus, sowie eine Kapelle trägt. Letztere wurde zur Erinnerung an die Schlacht am S. (17. Juni 1405) errichtet, in welcher die Appenzeller unter Graf Rudolf von Werdenberg einen entscheidenden Sieg über das Heer Österreichs und des Abtes von St. Gallen erfochten.

Stoß, schweiz. Luftkurort, s. Stoos.

Stoß (Veit), auf seinen poln. Arbeiten auch Fit oder Fyt Stuosz genannt, Bildschnitzer, einer der hervorragendsten Künstler aus dem Übergang vom 15. in das 16. Jahrh., entstammte einer schon im Beginn des erstern in Nürnberg genannten Familie und wurde wahrscheinlich daselbst zwischen 1440 und 1450 geboren. Urkundlich erwiesen ist, daß er 1477 sein Bürgerrecht aufgab und einem Rufe nach Krakau folgte, wo er mit Herstellung des Hochaltars in der Marienkirche betraut ward. Er vollendete denselben 1484 und hinterließ darin eins der großartigsten und schönsten Erzeugnisse der ältern Bildschnitzerei. In Krakau setzte er seine künstlerische Thätigkeit fort und lieferte unter anderm 1492 die Modelle zu den in rotem Marmor ausgeführten Grabmälern des Königs Kasimir Jagello und 1493 das des Erzbischofs Zbigniew Olesnicki in der Kathedrale zu Gnesen. Nachdem er schon 1486 und 1487 vorübergehend sich in Nürnberg aufgehalten, siedelte er 1496 dauernd dahin über, entwickelte eine sehr große Thätigkeit und starb, erblindet, 1533. S. hielt in seinen Arbeiten die überlieferten Formen fest, erfüllte sie aber mit einem durchaus originellen Geiste, der meistens großartiger Charakteristik zuneigt, bisweilen aber ins Bizarre verfällt. Zu seinen in Nürnberg erhaltenen bedeutendern Leistungen gehört der Englische Gruß in der St. Lorenzkirche, der figurenreiche Rosenkranz im Germanischen Museum, eine Krönung der Maria u. a. Einige Kupferstiche, Passionsscenen von sehr herbem Charakter, die sein Zeichen tragen, gehören wohl seiner frühern Zeit an und jetzt zu den Seltenheiten. Vgl. Bergau, «Der Bildschnitzer Veit S.» (Lpz. 1877).

Stöße, die beiden Seitenwände eines Stollens.

Stöße oder Schläge (akustische) nennt man die größten einzelnen Anschwellungen der Töne bei den akustischen Schwebungen (s. d.). Viele nehmen die akustischen S. ganz in demselben Sinne wie die Schwebungen selbst.

Stößen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, hat (1885) 1412 E. und eine Zuckerfabrik. In der Nähe sind Braunkohlengruben.

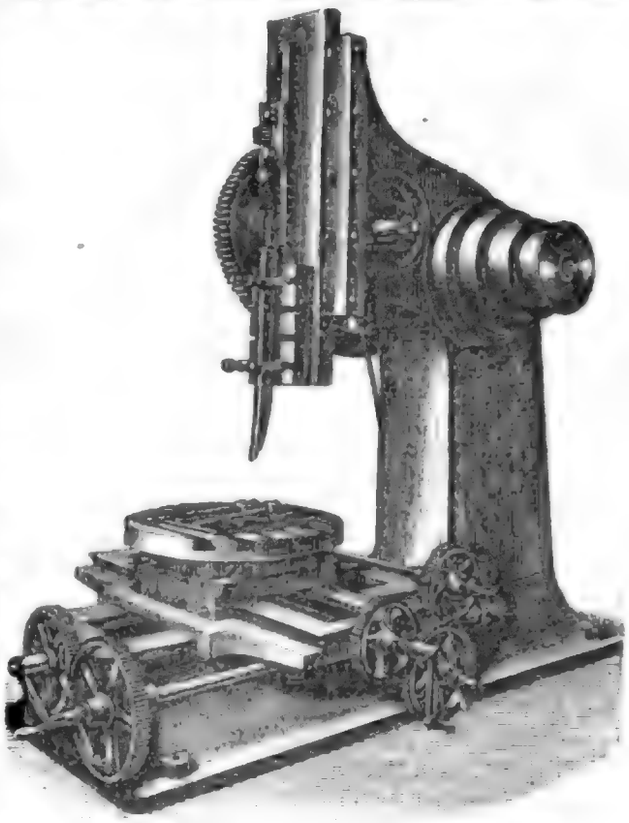
Stößer, Vulgärname für Falken und Habichte.

Stoßfechten, s. unter Fechtkunst.

Stoßheber oder hydraulischer Widder, s. unter Heber und unter Pumpen.

Stoßherd, s. unter Metallurgie.

Stoßmaschine, Nutenstoßmaschine oder Vertikalhobelmaschine, eine Werkzeugmaschine, welche ganz ähnlich wie die Shapingmaschine (s. unter Hobelmaschinen) arbeitet, mit dem Unterschied, daß sich der Schneidstahl durch vertikale Führung auf und ab bewegt und der Support, auf welchem das Arbeitsstück aufgespannt ist, von



Hand oder durch Zahnradübertragung in der Horizontalebene fortbewegt wird. Die Abbildung zeigt eine der gebräuchlichsten Anordnungen, welche seitlich hinter der Führungsbahn des Werkzeugs eine Coulisse zur Regulierung des Hubes der Stoßstähle besitzt. Der Support, der durch entsprechende Führungen selbstthätig von vorn nach hinten und von links nach rechts bewegt werden kann, ist mit einem direkt unter ihm liegenden Schneckenrade verbunden, in welches eine Schraube ohne Ende eingreift, wodurch eine Kreisbewegung des Spanntisches ermöglicht wird.

Stoßvogel, soviel wie gemeiner Habicht.

Stoßwerk, Prägmaschine oder Balancier (frz. balancier monétaire, balancier à vis; engl. minting-mill, coining-press, fly-press), s. unter Münze und Münzwesen und unter Prägen.

Stötteritz, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, 3 km südöstlich von Leipzig, hat bedeutende Cigarrenfabrikation, eine Eisengießerei, mehrere Kunstgärtnereien und zählt (1885) 4980 E. Nahe dabei (auf thonberger Gebiet) eine Privatirrenanstalt. Während der Völkerschlacht bei Leipzig hatte Napoleon I. in der Nacht vom 17. zum 18. Okt. 1813 sein Hauptquartier zu S., welches am 18. Okt. ein Hauptstützpunkt der franz. Aufstellung war. Macdonald, welcher sich bald nach Mittag auf S. zurückgezogen hatte, wies hier gegen Abend einen heftigen Angriff Klenaus zurück und räumte den Ort am 19. Okt. 2 Uhr früh.

Stottern, s. Stammeln und Stottern.

Stou, Gipfel der Karawanken, westlich vom Loiblpaß, 2233 m hoch.

Stour, Name mehrerer Flüsse in England. Der erste derselben, in der Grafschaft Dorset, wird bei Sturminster Newton schiffbar und geht in Hampshire bei Christchurch rechts in den Avon, kurz vor der Einmündung des letztern in den Kanal; der zweite entspringt im südöstl. Teile der Grafschaft Cambridge, bildet die Grenze zwischen den Counties Suffolk und Essex, wird oberhalb Sudbury schiffbar und mündet bei Harwich in die Nordsee; der dritte, in Kent, hat seine Quelle auf der Südwestseite der North-Downs, durchbricht letztere zwischen Ashford und Canterbury, wird bei Canterbury schiffbar und mündet unterhalb Sandwich in die Nordsee; der vierte ist ein kleiner linksseitiger Nebenfluß des Severn in der Grafschaft Worcester.

Stourbridge, Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, am Stour, Station der Linie Oxford-Worcester-Wolverhampton der Great-Westernbahn, die hier nach Smethwick abzweigt, zählt (1881) 9756 E. und hat Steinkohlen- und Eisengruben, Eisenwerke, Fabrikation von Spiegelglas und Glaswaren sowie Töpfereien.

Stourdza, s. Sturdza.

Stourport, Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, an der Mündung des Stour in den Severn, Station der Linie Hartlebury-Bridgenorth-Ironbridge (Severn-Valleybahn) des Great-Western Railway, am Endpunkt des Staffordshire-Worcestershire-Kanals, der hier einen Hafen hat, zählt (1881) 3081 E. und treibt beträchtlichen Handel mit Steinkohlen, Holz, Hopfen, Obst und Getreide.

Stout (spr. Staut), ein besonders stark gebrautes Porterbier, welches in England getrunken wird.

Stowe, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, 4,8 km nordwestlich der Stadt Buckingham gelegen, berühmt wegen des daselbst befindlichen prächtigen Palastes, großartigen Parks und herrlichen Gestüts, war bis 1848 der fürstl. Landsitz des Herzogs von Buckingham, bei dessen in jenem Jahre erfolgtem Bankrott das Gestüt, das kostbare Mobiliar, die Bibliothek, Gemäldesammlung und andere Kunstschätze versteigert, der Palast selbst aber, der als Familienmajorat nicht veräußert werden durfte, zum Besten der Gläubiger vermietet wurde. Die Façade des Palastes ist 275 m lang, die Halle mit Marmorsäulen und Statuen geschmückt. Der Park, einer der schönsten Englands, enthält großartige Wasserwerke, einen 21,3 m hohen Obelisk, eine 52 m hohe Säule mit herrlicher Aussicht, dem Andenken Cobhams geweiht, die Palladische Brücke, eine Menge Tempel, worunter der Tempel berühmter Briten mit ihren Büsten und der Tempel der Freundschaft mit der Büste des Lord Temple bemerkenswert sind.

Stowe (Harriet Elizabeth), gewöhnlich Beecher-Stowe, amerik. Schriftstellerin, geb. 14. Juni 1812 zu Litchfield in Connecticut, Tochter des Pastors L. Beecher, bildete sich für das Lehrfach, ging 1832 mit ihrer Familie nach Cincinnati und heiratete 1836 den Prof. C. E. Stowe. Im J. 1849 erschien von ihr «The May Flower» (21. Aufl., Bost. 1882). Im J. 1851 und 1852 veröffentlichte sie in der «National Era» eine Reihe von Skizzen, bei welchen eigene Erlebnisse zur Grundlage dienten und welche 1852 in Boston gesammelt als «Uncle Tom's Cabin» erschienen. Das Werk (2 Bde.) erregte beispielloses Aufsehen. In den Vereinigten Staaten wurden in vier Jahren allein 313000, im ganzen nahezu 600000 Exemplare, abgesetzt. In England sind 35 Ausgaben erschienen; außerdem wurde es in 19 verschiedene Sprachen (im Deutschen erschienen 5 verschiedene Übersetzungen) übertragen. Infolge der vielfachen Verketzerungen, welche dieser warmen Apologie für die Emancipation der Sklaven folgten, bewies die Verfasserin durch die Veröffentlichung eines besondern «Schlüssels» («Key to Uncle Tom's Cabin»), daß der Stoff zu ihren Darstellungen oft bis in die kleinsten Details aus dem Leben entlehnt sei. Außerdem hat man von ihr: «Nina Gordon», «The minister's wooing», «Agnes of Sorrento», «The pearl of Orr's Island», «Oldtown Folks», «Sam Lawson's fireside stories», «House and home papers», «Little Foxes», «The chimney-corner», «Religious poems», «Palmetto leaves» (Boston). Im J. 1869 veröffentlichte sie gegen das Werk der Gräfin Guiccioli: «Recollections of Lord Byron», im «Atlantic Monthly» einen Artikel: «True story of Lady Byron's life», in welchem sie auf Grund angeblicher Mitteilungen dieser Dame behauptete, daß Byron in einem ehebrecherischen Verhältnis mit seiner Stiefschwester Augusta Leigh gelebt habe. Die durch diesen Artikel zunächst in England und Amerika hervorgerufene, dann über die ganze civilisierte Welt verbreitete Aufregung war außerordentlich. Sie verteidigte sich gegen die ihr gemachten Einwände in dem Buche «Lady Byron vindicated» (Bost. 1869), ohne jedoch die Widersprüche ihrer Behauptungen mit einer Anzahl unumstößlich festgestellter Thatsachen zu lösen. Von 1868 bis 1870 gab sie in Neuyork das litterarische Wochenblatt «Hearth and home» heraus; später lebte sie in Hartford oder auf ihrer Villa in Florida. Ihre Gedichte sind meist religiösen Inhalts.

Stow Market, Stadt in der engl. Grafschaft Suffolk, am Gipping, Station der Linie Ipswich-Haughley der Great Easternbahn, zählt (1881) 4052 E. und hat Eisengießerei, Gerberei, Segeltuch- und Taufabrikation, sowie Handel mit Kohlen, Holz, Getreide und Malz.

Stoy (Karl Volkmar), hervorragender Pädagog, geb. 22. Jan. 1815 in Pegau, studierte seit 1833 in Leipzig und Göttingen Theologie und wurde 1839 Lehrer an der Benderschen Erziehungsanstalt in Weinheim. Im J. 1813 ließ er sich als Privatdocent der Philosophie in Jena nieder, wo er 1844 ein pädagog. Seminar, 1845 ein Knabenerziehungsinstitut gründete, Professor und 1857 Schulrat wurde. Er folgte 1860 einem Rufe nach Heidelberg, kehrte aber 1874 wieder nach Jena zurück, wo er bis zu seinem 23. Jan. 1885 erfolgten Tode Direktor der Seminarschule war. S. gab seit 1870 die «Allgemeine Schulzeitung» heraus; von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Hauspädagogik» (Lpz. 1855), «Encyklopädie, Methodologie und Litteratur der Pädagogik» (2. Aufl., Lpz. 1878). Vgl. Fröhlich, «Karl Volkmar S.s Leben und Wirken» (Dresd. 1885).

Strabane, Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Tyrone, rechts am River Mourne, der hier schiffbar wird und den Namen Foyle annimmt, gegenüber der Einmündung des Finn und dem Hauptorte der Grafschaft Donegal, Lifford, Station der Linie Dundalk-Enniskillen-Londonderry der Großen Nordbahn, die hier nach Ballybofey abzweigt, zählt (1881) 4615 E. und hat bedeutende Leinweberei.

Strabismus (grch.), das Schielen.

Strabo, grch. Strabon, berühmter griech. Geograph, aus Amaseia im Pontus, geb. um 63 v. Chr., ging 29 nach Rom, bereiste um 25 v. Chr. Ägypten und lebte im übrigen unter Augustus und noch unter Tiberius meist in Rom, wo er in hohem Alter starb. Seine Bildung genoß er hauptsächlich in Alexandria, wo er sich zuerst dem Peripatetiker Boëthos aus Sidon anschloß, dann aber durch Athenodoros von Tarsos für die stoische Philosophie gewonnen wurde. Er bereiste einen großen Teil der damals bekannten Erde, von Armenien im Osten bis nach der Küste Etruriens im Westen, vom Schwarzen Meere im Norden bis zu den Grenzen Äthiopiens im Süden; doch scheinen diese seine Reisen zum großen Teil bloße Küstenfahrten gewesen zu sein. Nach Vollendung seiner Reisen verfaßte er zunächst ein verlorenes histor. Werk, «Histor. Denkwürdigkeiten» («Ἱστορικὰ ὑπομνήματα») betitelt, das in 4 Büchern die frühere Zeit kurz, dann, wohl in 43, ausführlich an das Geschichtswerk des Polybios (s. d.) sich anschließend, die Zeit von da ab wenigstens bis auf Cäsars Tod behandelte. Erhalten dagegen ist, bis auf das siebente Buch, von dessen letztem Teile nur Bruchstücke vorhanden sind, das wahrscheinlich bald nach 23 n. Chr. vollendete geogr. Werk, «Γεωγραφικά» betitelt, in 17 Büchern, von denen das erste und zweite nach einer histor. Einleitung über die frühern Geographen (unter denen er verkehrterweise den Homer voran und am höchsten stellt) die mathem. und physische Geographie, das dritte bis siebzehnte die Chorographie, von Spanien anhebend und mit dem westl. Afrika schließend, behandelt. Außer den auf seinen eigenen Reisen gemachten Beobachtungen hat er für den allgemeinen Teil besonders die geogr. Werke des Eratosthenes, für die Topographie Artemidoros, sowie auch die histor. Werke des Polybios und Poseidonios und für Griechenland Apollodors Kommentar zum «Schiffskatalog» im 2. Buche der «Ilias» benutzt. Die Reste des Geschichtswerks stehen in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum». Die beste kritische Ausgabe des geogr. Werks ist die von Kramer (3 Bde., Berl. 1844—52), die beste Handausgabe die von Meinele (3 Bde., Lpz. 1851—52; vgl. dessen «Vindiciae Strabonianae», Berl. 1852); eine Ausgabe mit lat. Übersetzung und Karten lieferten C. Müller und F. Dübner (2 Bde., Par. 1853—57). Für die Sacherklärung ist die auf Befehl Napoleons I. von de la Porte du Theil, Korais und Gosselin veranstaltete franz. Übersetzung (5 Bde., Par. 1805—19) noch jetzt brauchbar. Von deutschen Übersetzungen sind die von Groskurd (4 Bde., Berl. 1831—34) und die von Forbiger (7 Bdchn., Stuttg. 1856—58) zu nennen. Vgl. Riese im «Hermes» (Bd. 13, 1878) und im «Rheinischen Museum» (Bd. 32 und 38).

Strachino wird ein im nördl. Italien angefertigter Käse genannt.

Strachwitz (Mor., Graf von), deutscher Dichter, geb. 13. März 1822 in Peterwitz in Schlesien, widmete sich zu Breslau und Berlin jurist. Studien und arbeitete dann einige Zeit als Referendar beim Kreisgericht in Grottkau. Nachdem er Schweden und Norwegen bereist, lebte er als österr. Kammerherr auf seinem Gute Schebetau in Mähren, bis er, kaum 25 J. alt, 11. Dez. 1847 zu Wien auf der Rückreise aus Italien starb. S. hat nur zwei Sammlungen von lyrischen und episch-lyrischen Dichtungen (später vereinigt, 7. vermehrte Aufl., Bresl. 1878, mit einem Lebensbild des Dichters von K. Weinhold; Diamant-Ausg. mit Zeichnungen von A. von Heyden, Berl. 1878), die «Lieder eines Erwachenden» (Bresl. 1842; 5. Aufl. 1854) und «Neue Gedichte» (Bresl. 1848; 2. Aufl. 1849), veröffentlicht, sich aber in denselben als Dichter von hoher Begabung bewährt. Seine Poesien atmen feurige Leidenschaftlichkeit und bekunden eine patriotische und kräftige Gesinnung und die künstlerische Pflege einer schönen Form. In letzterer Beziehung ist S. ein Schüler Platens.

Strack (Joh. Heinr.), ausgezeichneter Architekt, geb. 24. Juli 1806 (nach anderen 1805) zu Bückeburg, erhielt seine architektonische Bildung durch Schinkel, unter dessen unmittelbarer Leitung er mehrere Jahre arbeitete. Seine Studienreisen machte S. mit Stüler nach England, Frankreich und Rußland und in Begleitung des damaligen preuß. Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach Italien und Sicilien. Seine gediegene Kenntnis der antiken Architektur legte er dar in der Schrift «Über das Theatergebäude der alten Griechen» (Potsd. 1843). Im Verein mit E. Meyerheim gab er ein Werk über die «Architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg», mit Text von Kugler (Berl. 1834 fg.) heraus. Von seinen zahlreichen Entwürfen zu Kirchen, Palästen, Privatgebäuden u. s. w. sind besonders hervorzuheben die Pläne zur Nikolaikirche in Hamburg, die indes nicht zur Ausführung kamen. Zu seinen ausgeführten Werken gehören die in got. Stil erbaute Petrikirche in Berlin, die Andreaskirche ebendaselbst, die Raczinskysche Bildergalerie nebst den damit architektonisch verbundenen königl. Künstlerwerkstätten, ein Teil des Schlosses Babelsberg, der Umbau des kronprinzlichen Palastes in Berlin, die Villa Borsigs in Moabit samt Fabrikgebäuden, Treibhaus u. s. w., ein Musterbild geschmackvoller Privatarchitektur. Im J. 1862 hielt er sich mehrere Monate in Athen auf und entdeckte die wohlerhaltenen Reste des Dionysostheaters am Südabhange der Akropolis. Im J. 1873 vollendete S. das Siegesmonument auf dem Königsplatze in Berlin (enthüllt 2. Sept. 1873). In den J. 1866—76 erbaute er in Verbindung mit Erbkam auf Grundlage eines Stülerschen Entwurfs das im Stile eines korinth. Pseudo-Peripteros ausgeführte Gebäude der Nationalgalerie in Berlin mit der es umgebenden Säulenhalle. S. war Geh. Oberhofbaurat, sowie Mitglied des Senats der Akademie der Künste und der technischen Oberbaudeputation, der höchsten Baubehörde in Berlin. Er starb 14. Juni 1880 in Berlin. Vgl. Woltmann, «Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart» (Berl. 1872).

Stradella, Stadt in der ital. Provinz Pavia, Bezirk Voghera, links an der Aversa, einem rechtsseitigen Zuflusse des Po, am Fuße der nördlichsten Ausläufer der Apenninen, welche hier dem Po am nächsten rücken, Station der Eisenbahn Parma-Alessandria-Turin, zählt (1881) 6559 (als Gemeinde 8630) E. und hat Wein- und Obstbau, Seidenraupenzucht, Seidenweberei, Baumwoll- und Tuchmanufakturen und Gerbereien.

Stradella (Alessandro), berühmter Tonsetzer und Sänger des 17. Jahrh., geb. um 1645 zu Neapel. Durch sein tragisches Geschick ist sein Name allgemein bekannt geworden. Der Erzählung eines Zeitgenossen zufolge wurde er nach Venedig engagiert, um für die Karnevalszeit als Komponist

und Sänger bei der Oper zu wirken. Dort gab er zugleich der Geliebten eines venet. Nobile Unterricht im Gesange, und Lehrer und Schülerin faßten bald eine so heftige Leidenschaft zueinander, daß sie zusammen aus Venedig entflohen. Der Nobile ließ die Flüchtigen durch Bravos verfolgen, die gerade in Rom eintrafen, als S. im Begriff stand, das noch erhaltene Oratorium seiner Komposition: «San Giovanni Battista», in der Laterankirche aufzuführen. Die Musik machte jedoch einen solchen Eindruck auf die Mordgesellen, daß sie die Liebenden verschonten. Diese wählten nun zur Sicherheit Turin. Aber auch hier sah sich S. von neu gedungenen Bravos überfallen, die ihm auf einem Spaziergange mehrere Wunden beibrachten, während seine Geliebte der Sicherheit wegen in einem Kloster weilte. Nachdem S. genesen, heiratete er seine Geliebte und ging mit dieser nach Genua, wo er unter andern seine Oper «La forza dell' amor paterno» zur Aufführung brachte. Am Morgen nach der Vorstellung ließ der unversöhnliche Venetianer ihn zum dritten mal überfallen und S. samt seiner Gattin in ihrer Wohnung durch Dolchstiche ermorden. Es geschah dies um 1682. Außer den genannten Werken komponierte S. noch viele Cantaten, Madrigalen, Kammerduette, Serenaden, Opern und Oratorien, von denen in verschiedenen Bibliotheken noch manches erhalten, aber bisher wenig im Druck erschienen ist. Sämtliche Stücke beweisen, daß S. auch als Komponist zu den größten Meistern seiner Zeit gerechnet werden muß. Flotows Oper «Alessandro S.» (1844) hat die Geschichte dieses Künstlers zum Gegenstand.

Stradioten hießen albanesische Reiter in venetian. Solde, welche türk. Tracht, aber keinen Turban, Panzerhemd und kleinen Helm trugen und mit Streitkolben, einer 3—4 m langen, an beiden Enden mit Eisen beschlagenen Wurflanze, einem am Sattel befestigten breiten Säbel und einem Gewehr bewaffnet waren. Um die Mitte des 15. Jahrh. finden sich S. auch im franz., bald darauf auch im span. Heere.

Stradivari (Antonio) oder Stradivarius, der berühmteste aller Geigenmacher, geb. zu Cremona 1644, war ein Schüler des berühmten Nicolo Amati (s. d.) und arbeitete anfangs nicht nur ganz in der Manier seines Meisters, sondern bezeichnete seine Instrumente auch mit dessen Namen. Erst seit 1670 bediente er sich seines Namens, arbeitete dann aber sehr vorsichtig und produzierte anfangs wenig, bis sich um 1690 seine eigene Manier durchbildete und mit 1700 zur vollen Selbständigkeit gelangte. Auch äußerlich war er jetzt selbständig geworden, indem er eine eigene Fabrik errichtete. Seine besten Instrumente machte er 1700—25; die hohe Vollendung derselben ist ebenso bewundernswert wie ihre große Zahl. Die Preise, welche für die besten derselben gezahlt werden, sind in der neuern Zeit enorm gestiegen; auf der londoner Erfindungsausstellung 1885 sah man Geigen von S., die die jetzigen Besitzer mit 100000 Mark bezahlt hatten. S. starb 17. oder 18. Dez. 1737 in seiner Vaterstadt, welche er nie verließ. — Seine Söhne, Francesco und Omobono S., waren ebenfalls tüchtige Geigenmacher. Vgl. Fétis, «Antoine S.» (Par. 1856).

Strafabteilungen, Strafkompagnien, Strafsektionen sind militärische Organisationen in Festungen oder Kolonien zu dem Zweck, einesteils solche Leute aufzunehmen, mit Arbeiten zu beschäftigen und unter strenger Zucht zu halten, die sich durch ihre Führung des Dienstes in der Truppe unwürdig bewiesen haben, und andernteils solche Mannschaften, denen eine längere Freiheitsstrafe zuerkannt ist. Abteilungen ersterer Art heißen auch Disciplinarkompagnien u. s. w.

Strafanstalten nennt man die zur Verbüßung von Freiheitsstrafen getroffenen Einrichtungen, wie Gerichts- und Landesgefängnisse, Örtlichkeiten zur Verbüßung des Festungsarrestes oder der Festungsbaustrafe, Arbeits- und Zuchthäuser, Bagnos, Galeeren, abgeschlossene Strafkolonien und Bergwerke. Sie unterscheiden sich untereinander teils nach der Dauer der Freiheitsstrafen, welche in den einen und in den andern abgebüßt zu werden pflegen, teils nach der strengern oder gelindern Behandlung der darin gefangen Gehaltenen, besonders in Verbindung von Zwangsarbeiten mit der Freiheitsentbehrung, oder der Abwesenheit jener, endlich dadurch, daß die Strafhaft in manchen derselben (z. B. den Zuchthäusern) als ehrenrührig angesehen wird, während dies bei andern nicht der Fall ist. (S. Gefängniswesen.)

Strafbefehl heißt in der Deutschen Reichsstrafprozeßordnung eine amtsrichterliche Verfügung, welche in den zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehörigen Sachen, d. h. bei Übertretungen und den in §. 27 des Gerichtsverfassungsgesetzes, ausgenommen die Fälle in Nr. 3—8, aufgeführten Vergehen, dem Beschuldigten freistellt, sich der in dem Befehl angegebenen Strafe zu unterwerfen, oder durch Erhebung des Einspruchs (§. 449 der Strafprozeßordnung) binnen einer Woche nach Zustellung eine gerichtliche Verhandlung zu erwirken. Wird Einspruch nicht erhoben, so erwächst der S. in Rechtskraft (§. 450). Wurde Einspruch erhoben, so kann sich der Angeklagte in der Hauptverhandlung durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Verteidiger vertreten lassen. Bleibt er ohne genügende Entschuldigung aus, so wird der Einspruch ohne Beweisaufnahme durch Urteil verworfen (§. 452). Vgl. von Schwarze, «Erörterungen praktisch wichtiger Materien» (Bd. 1, Lpz. 1881).

Strafbills, im engl. Rechte Ausnahmegesetze für besondere Verbrechen, wie Aufruhr u. dgl.

Strafe im rechtlichen Sinne ist dasjenige Übel, welches jemand wegen Übertretung eines Strafgesetzes auf Grund richterlichen Ausspruchs zugefügt wird. Man unterscheidet: a) Deliktsstrafen, wenn sie wegen wirklicher, auch geringer Verbrechen und Vergehen zuerkannt werden; b) Civilstrafen oder bürgerliche Strafen, gewöhnlich um Geld, welche wegen anderer Rechtsverletzungen gegen Privatpersonen verhängt werden und wohin die Privatstrafen des röm. Rechts, sowie die Konventionalstrafen gehören; c) Polizeistrafen, durch die selbst unbedachte Vernachlässigungen oder Verletzungen der vorgeschriebenen Ordnung den desfalls ergangenen Vorschriften gemäß geahndet werden; d) Disciplinarstrafen oder Ordnungsstrafen zur Erzielung eines vorschriftsmäßigen Verhaltens im öffentlichen Dienste oder bei dem Verkehr mit den Behörden. Übrigens ist der Begriff der S. kein lediglich juristischer. Auch die Theologie und Pädagogik verwerten die Idee der S. zu ihren wissenschaftlichen und praktischen Zwecken. Insbesondere hatte die kath. Kirche seit dem Mittelalter ein frei entwickeltes System der

Kirchenstrafen, deren letzte Überbleibsel in der Beichtpraxis hervortreten. Das neuere deutsche Strafrecht, beruhend auf dem Reichsstrafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 und den dazu ergangenen Nachtragsgesetzen, unterscheidet 1) Verbrecherstrafen im engern Sinne (d. h. Todesstrafe, Zuchthaus oder Freiheitsentziehung über fünf Jahre; 2) Vergehensstrafen für die mittelschweren Straffälle, und 3) Übertretungsstrafen, die nicht über 150 Mark Geldbuße oder sechswöchentliche Haft hinausgehen dürfen. Damit ist die französisch rechtliche Unterscheidung von crimes im engern Sinne, délits und contraventions auch in Deutschland reproduziert. Diese Rangstufen der S. sind für die Behandlung vieler Gesetzgebungsfragen und die Abgrenzung der strafprozessualischen Kompetenz entscheidend geworden.

1) Für die härteste S. von allen gilt die Todesstrafe (s. d.), die in Deutschland für die beiden schwersten Fälle: des Mordes und des hochverräterischen Attentats, beibehalten ist (und außerdem in dem Gesetz gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen vom 19. Juni 1884, sowie im Militärstrafgesetzbuch angedroht wird, auch nach Verkündung des Belagerungszustandes in erschwerten Verbrechensfällen vorübergehend eintritt). In den meisten Schweizerkantonen, in Toscana, Holland, Rumänien, Portugal und manchen amerik. Staaten wurde sie abgeschafft, in Finland und Belgien seit Decennien sistiert. (S. Hinrichtung.) 2) Verstümmelnde S., z. B. Abhauen der Hände und Füße, der Finger, Ausstechen der Augen, Abschneiden der Ohren, Nase u. s. w., waren in ältern Zeiten sehr häufig; jetzt kommen sie in keinem civilisierten Staate mehr vor. 3) Verbannung und Landesverweisung, in Deutschland nicht üblich. 4) Öffentliche Arbeit, verbunden mit Freiheitsverlust, in mancherlei Abstufungen. Schon die Römer hatten die Arbeit in den Bergwerken, wie Rußland in Sibirien; ferner gehören hierher die Galeerenstrafe, Zuchthäuser u. s. w. in verschiedenen Graden. 5) Deportation, d. h. Verbannung an einen bestimmten Ort, ebenfalls in sehr verschiedenen Abstufungen. 6) Körperliche Züchtigung, z. B. Spießruten, Knute, Stockprügel und Rutenstreiche (letztere in England). 7) Verlust bürgerlicher Ehren. 8) Einfache Freiheitsstrafen, wie Gefängnis, Verstrickung, d. h. das Verbot, sich von einem gewissen Orte zu entfernen oder denselben zu betreten. 9) Ehrenstrafen. 10) Vermögens- und Geldstrafen, wohin auch die Konfiskationen gehören. 12) Die aus Ehren- und Vermögensstrafen zusammengesetzten für öffentliche Beamte, wie Entsetzung oder Cassation, Entlassung oder Remotion, mit oder ohne Pension, Versetzung auf eine geringere Stelle und Suspension. Hierbei werden noch absolut und relativ bestimmte S. unterschieden, je nachdem der Richter sowohl deren Art als Grad festzusetzen, oder, wofür sich die meisten neuern Gesetzgebungen entscheiden, innerhalb ihm vorgeschriebener Grenzen die angemessene S. auszumitteln hat. Außerordentliche S. wurden ehemals erkannt, wenn ein beharrlich Leugnender bloß durch Anzeichen (s. Indizien) überwiesen war. Eine wichtige Gruppe von S. bilden die sog. Standesstrafen, die nur für gewisse Klassen von Delinquenten anwendbar sind. Die wichtigsten derselben sind jetzt die Militärstandesstrafen, über welche (für das Landheer, wie für die Marine) besondere Gesetzbücher bestimmen, in Deutschland das Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872. (Vgl. Strafrecht.)

Strafford (Thomas Wentworth, Graf von) engl. Staatsmann, Miturheber und erstes Opfer der engl. Revolution, geb. 13. April 1593, trat 1621 ins Unterhaus, wo er sich der Politik Jakobs I. mit Erfolg widersetzte. Noch gewaltiger erhob er sich gegen den Hof, als 1625 Karl I. sein erstes Parlament versammelte, und 1628 brachte er vor andern die berühmte Petition of Rights (s. d.) zu Stande, wußte auch den Hof zur Bestätigung derselben zu zwingen. Der polit. Fanatismus, der nach diesem Siege aus der puritanischen Opposition hervorbrach, fand jedoch alsbald an ihm, dem staatsklugen und den Grundsätzen der bischöfl. Kirche ergebenen Manne, einen entschiedenen Gegner. Er trat mit dem Hofe in Verbindung und erhielt die Peerswürde. Nach Buckinghams Ermordung nahm ihn der König noch 1628 in den Geheimen Rat auf und gab ihm das Gouvernement der Nordprovinzen, eine Art Diktatur, die Heinrich VIII. eingeführt hatte. Wentworth war jetzt im Verein mit dem Bischof Laud die festeste Stütze Karls I., befestigte denselben in der Verletzung der Nationalfreiheiten und lud den Haß des Volks auf sich. Im J. 1632 schickte ihn der König als Statthalter nach Irland, dessen Wohlstand er mit seinen administrativen Talenten bedeutend hob. Als 1638 die Revolution in Schottland zuerst das Haupt erhob, drang Wentworth auf Krieg, schickte dem Könige Geld und Truppen und kam selbst nach England, um den Hof zum Handeln zu bewegen. Er schlug dem Könige vor, sich in Irland durch Berufung des dortigen Parlaments Hilfsquellen für den Krieg gegen die Schotten zu eröffnen. Nachdem Karl I. diesen Plan genehmigt, eilte Wentworth mit dem Titel eines Grafen von Stafford und Lord-Lieutenants von Irland in sein Gouvernement zurück, wo er sogleich das Parlament versammelte und von demselben reichliche Subsidien erlangte. Nach 14tägigem Aufenthalt kehrte er über den Kanal zurück. Als er hierauf das engl. Parlament um Subsidien anging (April 1640), wurden sie ihm vom Unterhause verweigert, während die Lords die Vorlage bewilligten. Karl, von S. beraten, löste jetzt das Parlament auf (5. Mai) und beschloß trotzdem den Krieg. S. übernahm den Oberbefehl über das Heer in York. Aber die Energie der Schotten und besonders die Sympathien, welche ihm Volk und Heer Englands entgegenbrachten, lähmten die Energie der Kriegführung und zwangen S. Newcastle preiszugeben. Meutereien unter den Truppen, Zwiespalt im königl. Rat, in der anglikanischen Kirche, die wachsende Bewegung für Presbyterianismus und Parlament brachten Karl dahin, mit den Schotten zu Rippon einen Stillstand einzugehen und das Parlament zum 3. Nov. 1640 aufs neue zu berufen. Als das sog. Lange Parlament zusammentrat, begriff S. die gefährliche Lage, besaß aber Mut und Vertrauen genug, um von seinem Landsitze zu Wodhouse nach London vor seine Todfeinde zu treten. Kaum war seine Ankunft bekannt, als Pym 11. Nov. im Unterhause unter großem Beifall eine Anklage gegen ihn erhob, die man am nämlichen Tage schon den Lords mitteilte. S. wurde auf der Stelle verhaftet und in den Tower gebracht; ein gleiches Schicksal erlitt der Bischof Laud. Andere, wie der Großsiegelbewahrer Finch, flohen ins Aus-

land. Der ohnmächtige König mußte es geschehen lassen, daß man gegen S. einen Hochverratsprozeß vor dem Oberhause eröffnete. Der Angeklagte sollte den König zum Kriege gegen das Volk und zur Verletzung der öffentlichen Rechte aufgereizt haben. S. verteidigte sich so glänzend, daß ihn die Lords freisprechen wollten; durch den Druck der öffentlichen Meinung ließen sie sich jedoch bestimmen, ihn zu verurteilen. Der König sträubte sich, das Todesurteil zu unterzeichnen, wurde aber durch Tumult gedrängt und unterzeichnete 8. Mai 1641 das Todesurteil. Mit heroischer Ruhe legte S. 12. Mai 1641 sein Haupt unter das Beil. Sein Leben beschrieb zuerst sein Freund Radcliffe. Seine «Letters and despatches» gab Knowler (2 Bde., Lond. 1739) heraus. Vgl. Lally-Tolendal, «Vie du comte de S.» (mit der Tragödie gleichen Namens, 2 Bde., Lond. 1795); Cooper, «Life of Thomas Wentworth Earl of S.» (Lond. 1874).

Strafgerichtsbarkeit (Peinliche Gerichtsbarkeit) ist ein Bestandteil der Staatsgewalt zur Wiederherstellung der durch strafbare Handlungen gestörten Rechtsordnung. Man scheidet hierbei Gerichtsbarkeit und S. im engern Sinne. Dort handelt es sich um die Befugnis und Verpflichtung, Einrichtungen zu gerichtlicher Erledigung von Rechtssachen zu treffen, hier dagegen um die Vorsorge für Erledigung von Strafsachen bis zur Urteilsfällung in denselben. Nach modernem Strafrecht sind beide nur Attribute einer wirklichen staatlichen Gewalt, nicht mehr, wie früher, zu einem Teile auch Privatpersonen zuständig (patrimoniale Jurisdiktion). Danach ist S. die Befugnis zu richterlicher Thätigkeit in Strafsachen und wird ausgeübt durch Staatsgerichte (Amts-, Land-, Oberlandesgerichte), resp. das Reichsgericht.

Strafgesetz und **Strafgesetzbuch**, s. unter Strafrecht.

Strafkammer, s. unter Landgerichte.

Strafkolonien oder Verbrecherkolonien, d. h. Distrikte und Anstalten in auswärtigen Kolonialbesitzungen oder (wie Sibirien) sehr fern vom Mutterland liegenden Staatsgebieten, in welchen Verbrecher zur Strafe angesiedelt werden, besitzen Rußland, Frankreich in Guaiana, Algier und Polynesien. In Sibirien, wohin die ersten Verweisungen von Verbrechern zuerst 1754 vorgenommen wurden, sind die S., wohl zu unterscheiden von den Ansiedelungen der freien Kolonisten (Schtoni Poselitschils), auf alle Gouvernements verteilt, größtenteils aber in Ostsibirien, da Westsibirien in den bessern Gegenden schon ziemlich angebaut ist. Die aus Rußland Verwiesenen, die, sobald sie Sibiriens Grenze betreten, ihr früheres Leben hinter sich gelassen haben und nicht mehr als Verbrecher angesehen und daher vom Volke wie selbst in der amtlichen Sprache der Behörden nur Nest tschadni Ludi, d. h. die unglücklichen Leute, genannt werden, zerfallen in drei Kategorien: 1) Katorschniki, die schweren Verbrecher, welche, als moralisch tot betrachtet, lebenslänglich oder vielmehr auf unbestimmte Zeit zu schweren Arbeiten, zum Teil in den Bergwerken, namentlich in denen von Nertschinsk, verwendet werden; 2) Loslannyje na rabota, Verwiesene, die eine Zeit lang zu öffentlichen Arbeiten, besonders bei Salzsiedereien, Kalkbrennereien, Straßenbauten u. s. w., verwendet, dann aber, wenn sie 4—8 Jahre gearbeitet und sich gut gehalten haben, angesiedelt werden; 3) Loslannyje na poselenye, solche, die sogleich angesiedelt werden, indem man sie teils in den vorhandenen Dörfern unterbringt, teils für sie eigene Dörfer anlegt. In Australien wurden die ersten S. 1788 zu Botanybai (s. d.) in Neusüdwales, dann 1803 auf Tasmanien (Vandiemensland) angelegt. Für die allerschlimmsten Verbrecher wurden die sog. Pönalstationen gegründet, in denen sie, von allen übrigen Einwohnern getrennt und der strengsten Zucht unterworfen, ganz für sich lebten. Die dringenden Forderungen der Kolonisten, die Einführung von Verbrechern einzustellen, da dieselbe die Ansiedelung freier Einwanderer hindere, haben zur Folge gehabt, daß schon 1839 die Übersiedelung von Verbrechern nach Neusüdwales von seiten der Regierung aufgehoben wurde. Schließlich blieb nur Westaustralien noch eine Strafkolonie. Die Entdeckung der austral. Goldfelder und der wachsende Widerstand der Kolonisten führte schließlich zur gänzlichen Aufgabe der engl. Transportation. Die S. Frankreichs sind Cayenne (s. d.), seit 1852 Algier (s. Lambèse) und seit 1864 Neucaledonien. Die für Britisch-Ostindien sind auf den Andamaneninseln. Vgl. von Holtzendorff, «Die Deportation als Strafmittel und die Verbrecherkolonien der Engländer und Franzosen» (Lpz. 1858). (S. Deportation und Verbannung.)

Strafkompagnien, s. Strafabteilungen.

Strafprozeß, früher peinlicher oder Kriminalprozeß genannt, ist der Inbegriff der gerichtlichen Handlungen und Vorgänge, durch welche die Gerechtigkeitspflege zu einer Anwendung des Strafgesetzes gelangt. Es soll dadurch das Vorhandensein eines Vergehens, sowie der Urheber desselben und seine strafbare Schuld zu dem Zwecke ermittelt werden, um die entsprechende Strafe zu bestimmen und zu vollstrecken. Obgleich es die Natur der Sache mit sich bringt, daß diese Aufgaben allenthalben festgehalten werden müssen, so hat sich doch das strafrechtliche Verfahren je nach dem polit. und Kulturzustande der verschiedenen Zeiten und Völker auf das abweichendste gestaltet. Die wissenschaftliche Darstellung führt die Verschiedenheiten auf bestimmende Grundzüge, «Prinzipien» oder «Maximen» zurück, und gelangt damit vorzüglich zu dem Gegensatze des Anklage- und des Untersuchungsverfahrens. (S. Anklage und Inquisitionsprozeß.) Im Anklageprozesse erfolgt die abschließende Erörterung der dem Richterspruche zu Grunde zu legenden Thatsachen (das Hauptverfahren) in der Form einer kontradiktorischen Verhandlung zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten mit seinem Verteidiger unter der Leitung des urteilenden Gerichts, wogegen der Untersuchungsprozeß die Ausmittelung sämtlicher Belastungs- und Entlastungsmomente, möglicherweise selbst die Abfassung des Erkenntnisses dem Untersuchungsgerichte überträgt, also die widersprechenden Funktionen des Anklägers, Verteidigers und Urteilers in einer Person vereinigt. Aus dem «Anklageprinzip» ist übrigens keineswegs zu folgern, daß der Staat an und für sich dem Verbrechen gleichgültig gegenüberstehen und die Bestrafung von dem Zufall abhängig machen müsse, ob jemand Anklage erheben und Beweise liefern werde. Vielmehr kann sich dabei auch das «Inquisitionsprinzip» zur Geltung bringen, welches die Verfolgung des Verbrechens von Staats wegen im Interesse der Gerechtigkeit verlangt und die Vorerörterung, ob Gründe zur

Verſetzung eines Beſchuldigten in den Anklageſtand vorhanden ſeien (Voruntersuchung), einem Einzelbeamten, dem ſog. Inſtruktionsrichter, überträgt.

Unter dem Einfluſſe des franz. Rechts iſt in den europ. Kontinentalſtaaten die Offizialanklageform, beruhend auf dem Inſtitute der Staatsanwaltſchaft, herrſchend geworden. Von den ausnahmsweiſe zugelaſſenen Fällen der Privatanklage abgeſehen, iſt die Staatsanwaltſchaft die Trägerin der Anklage. Soweit ihr nicht durch die Antragsberechtigung des Verletzten Schranken gezogen ſind, ſchreitet ſie überall, als eine dem Gerichte koordinierte Behörde, nach ſelbſtändigem Ermeſſen ein. Völlig verſchieden iſt das Prinzip des engl. Rechts, wonach der Grundſatz der Privatanklage wie im ältern german. Recht noch der herrſchende geblieben iſt. Ein fernerer Hauptgegenſatz beſteht zwiſchen ſchriftlichem und mündlichem Verfahren. Die «Maxime der Mittelbarkeit, der Schriftlichkeit» führt zu der Beſtimmung, daß das erkennende Gericht die einſchlagenden Thatſachen lediglich aus den vom Unterſuchungsrichter geführten Akten zu entnehmen habe. Hier bürgt freilich für die Gerechtigkeit des Erkenntniſſes nur die Annahme, daß die Niederſchrift eines Protokollführers alle Unterſuchungsvorgänge treu und erſchöpfend wiedergeben müſſe, ſodaß ein Richterkollegium dadurch in den Stand geſetzt werde, über die Schuld zu erkennen und die Strafe nach weiteſtem Ermeſſen feſtzuſetzen. Bei der Trüglichkeit dieſer Vorausſetzung gibt man jetzt der «Maxime der Unmittelbarkeit und Mündlichkeit» überall den Vorzug. Der Gerichtshof hat hier über die Beweisaufnahme ſelbſt und nicht über deren aktenmäßige Reproduktion zu erkennen und ſein Urteil aus der unmittelbaren Anſchauung des Angeſchuldigten und der Zeugen, unter Kenntnisnahme von ihrer Haltung, ihren Geberden, kurz ihrer ganzen Perſönlichkeit, ingleichen nach Anhörung der ſofort dazwiſchengreifenden mündlichen Verteidigung zu bilden. Das Erfordernis der Mündlichkeit beſteht aber bloß für die zuſammenfaſſende Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung, indem die Ergebniſſe der Voruntersuchung dem Ankläger und dem darüber erkennenden Gerichte nur durch die in den Akten enthaltenen Aufzeichnungen zugänglich werden. Ein dritter Hauptunterſchied iſt der zwiſchen Heimlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens (wenigſtens in der Hauptverhandlung). Alle neuern Geſetzgebungen geſtatten unter Feſthaltung des Grundſatzes der Öffentlichkeit doch gewiſſe Ausnahmen davon, wenn dies das Bedürfnis, die Verhandlung vor Störungen zu bewahren, oder die Schamhaftigkeit oder das ſtaatliche Intereſſe erfordert. Eigentümlich geartet iſt gegenüber den kontinentalen Formen des Strafverfahrens wiederum Englands Prozeßeinrichtung; Öffentlichkeit und Mündlichkeit erſtrecken ſich hier auch auf die Voruntersuchung.

Im allgemeinen iſt zu ſagen, daß der in Deutſchland ehemals übliche S., wie er ſich ſeit dem 16. Jahrh. ausgebildet hatte, auf den Grundſätzen der Mittelbarkeit, Schriftlichkeit und Heimlichkeit, ſowie auf der Inquiſitionsmaxime beruhte und feſte Beweisregeln aufſtellte. Durch den franz. Code d'instruction criminelle und ſeinen Übergang nach Rheinpreußen, Rheinheſſen und Rheinbayern gewann die Einſicht in die Vorteile eines auf die entgegengeſetzten Prinzipien gegründeten S. immer größere Verbreitung, und ſeit 1848 erhielt derſelbe auch in der Geſetzgebung der meiſten deutſchen Staaten, wiewohl unter mannigfachen Abweichungen, den Vorzug. Den mannigfachen Verſchiedenheiten des Strafprozeßrechts iſt jedoch ein Ende bereitet worden, ſeitdem von Reichs wegen eine einheitliche Strafprozeßordnung (vom 1. Febr. 1877) und ein Gerichtsverfaſſungsgeſetz (vom 27. Jan. 1877) zu Stande gebracht worden ſind, die am 1. Okt. 1879 in Wirkſamkeit traten. Die Schwierigkeiten der Vereinbarung dieſer Geſetze unter den legislativen Faktoren waren deswegen große, weil polit. Machtfragen überall in das Strafprozeßrecht beſonders tief eingreifen. Die Einrichtung des S. iſt der bedeutſamſte Maßſtab für die Entwickelungsform der ſtaatsbürgerlichen Freiheiten und der öffentlichen Ordnung. Despotiſch regierten Staaten iſt es eigentümlich, die Rechte des Angeklagten überall auf eine niedrige Stufe herabzudrücken, andererſeits zeichnen ſich die Epochen der Anarchie dadurch aus, daß die Strafgerichte den Volkslaunen unterthänig gemacht werden. Die Rechte des angeklagten Staatsbürgers mit den ſtrafrechtlichen Intereſſen der Geſellſchaft in billiger Weiſe auszugleichen, iſt die letzte Aufgabe des S. Immer aber muß der Grundſatz feſtgehalten werden, daß bei Zweifelhaftigkeit des Beweispunktes oder der Rechtsfrage Freiſprechung einzutreten hat. Schon die Römer erkannten dies richtige Prinzip der Entſcheidung an. Ein Strafverfahren zerfällt regelmäßig in drei, nach Zweck und Form voneinander unterſchiedene Stadien. In dem Vorverfahren handelt es ſich um Vorbereitung der öffentlichen Anklage durch die Staatsanwaltſchaft und in beſtimmten Fällen um Führung einer gerichtlichen Voruntersuchung. Sodann handelt es ſich um die Entſcheidung des Gerichts über Eröffnung des Hauptverfahrens, ſoweit nicht in einzelnen Fällen ſofort zur Hauptverhandlung geſchritten werden darf (vor Schöffengericht und vor dem Amtsrichter: §. 211 der Strafprozeßordnung), endlich um Vorbereitung und Durchführung der Hauptverhandlung (§§. 212—317 der Strafprozeßordnung). Das Schluß- oder Hauptverfahren führt den Angeklagten und ſämtliche Beweiſe dem Gerichtshofe unmittelbar vor und endet mit der Aburteilung. Das Anklageprinzip iſt hierbei dadurch gewahrt, daß die Staatsanwaltſchaft in jedem Stadium die Thätigkeit des Gerichts begleitet und anregt, vornehmlich aber in der Hauptverhandlung die belaſtenden Momente in eigenen Vorträgen zuſammenſtellt. Hiergegen hat wieder der Verteidiger die Sache zum Beſten und vom Standpunkte des Angeklagten zu beleuchten. Übrigens ſind die Formen des Verfahrens je nach dem Range der abzuurteilenden Strafſache und der ſog. materiellen Kompetenz der Gerichtshöfe verſchieden. Feierlich vor dem Schwurgericht, minder formell vor den Landgerichten der neuern deutſchen Reichsſtrafprozeßordnung iſt das Strafverfahren ziemlich formlos vor den Schöffengerichten (ſ. d.). Selbſt die civilprozeſſualiſche Form des Mandats, d. h. eines Strafzahlungsbefehls, iſt in polizeilichen Übertretungsſachen zugelaſſen. Zu den Eigentümlichkeiten des neuen deutſchen Strafprozeßrechts, im Vergleich ſowohl zu der Mehrzahl der ältern deutſchen Strafprozeßordnungen, als auch der außerdeutſchen Geſetzgebungen gehört die Behandlung der Rechtsmittel. Die Urteile der Schwurgerichte und Landgerichte ſind, abgeſehen von der Wiederaufnahme des Verfahrens in Fällen der

nachträglichen Geltendmachung wichtiger Gegenbeweismittel, nur durch die Nichtigkeitsbeschwerde oder sog. Revision anzugreifen. Das früher allgemein übliche Rechtsmittel der Berufung ist also in Fortfall gebracht und nur gegen die Erkenntnisse der Schöffengerichte anwendbar.

Als Hauptwerke über den frühern gemein-deutschen S. sind die Lehrbücher von Stübel, Martin, Müller, Bauer und Abegg, desgleichen Mittermaiers «Deutsches Strafverfahren» (4. Aufl., Heidelb. 1845—46) zu nennen. Das neuere Recht behandeln: Bland, «Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens» (Gött. 1857), und Zachariä, «Handbuch des deutschen Strafprozesses» (2 Bde., Gött. 1861—68). Auf das neuere deutsche Strafprozeßrecht nach der Strafprozeßordnung von 1877 beziehen sich: von Holtzendorff, «Handbuch des Strafprozeßrechts in Einzelbeiträgen» (2 Bde., Berl. 1877—79); Glaser, «Handbuch des S.» (Lpz. 1883); Geyer, «Lehrbuch des gemeinen Strafprozeßrechts» (Lpz. 1880), und die Kommentare derselben, vornehmlich von Schwarze (Lpz. 1878), von Löwe (4. Aufl., Berl. 1884), von Stenglein (Nördl. 1885) und von John (Erlangen 1884 fg.) und endlich Binding, «Grundriß des deutschen Strafprozeßrechts» (2. Aufl., Lpz. 1886). Hohes Ansehen genießt die wesentlich auf Glasers Arbeiten beruhende österr. Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 (kommentiert von Mayer, Wien 1878—84; dazu Ullmann, «Lehrbuch des österr. Strafprozeßrechts» (2. Aufl., Innsbr. 1882). [statistik.

Strafprozeßstatistik, s. unter Kriminal-

Strafrecht (Kriminalrecht, ehemals auch peinliches Recht) heißt die Gesamtheit der Rechtsnormen über Verbrechen und deren Bestrafung. Nicht jedes Unrecht ist an und für sich schon strafbar. Gegen den Schuldner, der seine Verbindlichkeit nicht erfüllt, gegen den Nachbar, welcher sich einer einfachen Besitzstörung unterfängt, überhaupt wegen aller Verletzungen eines Privatrechts, die nicht um ihrer Form willen für straffällig erklärt sind, läßt sich nur durch Anrufung des Civilgerichts Genugthuung erlangen. Ebenso wenig sind alle Strafen kriminelle, namentlich nicht die Ordnungsstrafen im bürgerlichen Prozesse, nicht die geringer Bußen wegen bloß polizeilichen Übertretungen. Das S. bezieht sich daher nur auf diejenigen Rechtswidrigkeiten, welche wegen der Wichtigkeit der dadurch verletzten Güter und Zustände oder wegen der allgemein beunruhigenden Art ihrer Verübung eine so tiefe Störung in der gesamten Rechtsordnung hervorbringen, daß die bloß private Genugthuung unmöglich oder nicht hinreichend ist, und die Wiederherstellung der öffentlichen Rechtsordnung einen entsprechenden Eingriff in die Rechtssphäre des Urhebers erfordert. Im übrigen ist die Abgrenzung derjenigen Rechtsverletzungen, die einer Bestrafung unterliegen sollen, gegenüber den einfach unsittlichen Handlungen und den civilrechtlich aufzuhebenden Eingriffen in ein fremdes Privatrecht eine schwierige Aufgabe. Das S. als ein Teil des öffentlichen Rechts hat die Zweckbestimmungen, einerseits die Gesamtheit der staatlichen und gesellschaftlichen Güter zu sichern gegen Verletzungen durch den einzelnen Staatsbürger, andererseits die bürgerliche Freiheit aufrecht zu erhalten gegenüber willkürlichen, unter dem Titel der Strafgewalt möglichen Beeinträchtigungen von seiten der Obrigkeit. Dem Richter ist nicht erlaubt, zu bestrafen, was ihm in Ermangelung eines Gesetzes strafwürdig erscheint. Daher der Satz des neuern Verfassungsrechts, daß nur solche Handlungen bestraft werden können, die durch ein zur Zeit ihrer Begehung bereits vorhandenes Strafgesetz verboten und mit Strafe bedroht waren (nulla poena sine lege poenali). (S. Verbrechen.) Es muß also das positive Recht nicht nur die allgemeinen Bedingungen einer strafbaren Schuld, die einzelnen Formen des Unrechts und die nach deren Verschiedenheit bemessenen Strafen feststellen («materielles S.»), sondern auch die Mittel bestimmen, deren sich die Gerichte bei der Anwendung des Strafgesetzes («formelles S.») bedienen sollen. (S. Strafprozeß.) Die Strafrechtswissenschaft oder derjenige Teil der Jurisprudenz, welcher sich mit dem Strafrechte beschäftigt, ist, wie jeder Zweig der Rechtswissenschaft, einer philos., dogmatischen, geschichtlichen und polit. Behandlung fähig. Das philosophische S. ergeht sich in allgemeinen Untersuchungen über die Natur des Verbrechens und der Strafe, sowie über die Gründe, welche den Staat zur Strafverhängung berechtigen. (S. Strafrechtstheorien.) Das dogmatische oder positive S. hat es mit den Strafgesetzen bestimmter Staaten zu thun. Die Geschichte des S. stellt die allmähliche Entwickelung des S., etwa wie die eines bestimmten Volks dar. Die sog. Kriminalpolitik untersucht die Bedingungen und die Wirksamkeit der Strafgesetze vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit.

Im Anfange menschlicher Civilisation begegnet man der Privatgewalt und Privatrache des Verletzten oder seiner Verwandten. (S. Blutrache.) Von einem S. kann daher nicht eher die Rede sein, als bis sich die Obergewalt des Staats nach innen entwickelt und der Gedanke durchdringt, daß durch das Verbrechen nicht allein dessen nächstes Objekt, sondern zugleich das Allgemeine getroffen werde. Dieser Fortschritt in der Würdigung der Rechtsverletzungen vollzieht sich nur langsam im Gange der Rechts- und Kulturgeschichte, indem die Strafe anfangs nur bei Verbrechen, welche die Volksgemeinde unmittelbar verletzen, zumeist unter theokratischem Einflusse zur Versöhnung der beleidigten Gottheit verhangen wird, im übrigen aber die Privatrache noch verstattet bleibt. Erst weiterhin verweist der Staat auch den einzelnen Verletzten, mit Untersagung aller Selbsthilfe, auf den Rechtsweg und erachtet zuletzt die selbständige Vermittelung strafrechtlicher Genugthuung als sein pflichtmäßiges Recht. Das rom. Recht hat dieses Endziel noch nicht vollständig erreicht, insbesondere wird das wichtige Verbrechen des Diebstahls in seiner kriminellen Natur noch nicht erkannt, sondern als eine Privateigentumsverletzung betrachtet. Auch im altgerman. Recht überwog durchaus die Vorstellung des Privatschadens, der durch Abfindung des Verletzten (sog. Kompositionensystem) auszugleichen war. Hiernach wurden die straffälligen Verletzungen zu Geldeswert angeschlagen, und es mußte die festgesetzte Buße, bei Tötung das Wergeld (s. d.), von dem Thäter entrichtet und von dem Verletzten oder seinen Angehörigen unter Verzicht auf die Privatrache angenommen werden. Neben dieser Buße war aber auch dem Inhaber der öffentlichen Gewalt (der Gerichtsgemeinde, dem Könige oder seinem Grafen) eine Vermögensstrafe wegen Störung der gesetzlichen

Versetzung eines Beschuldigten in den Anklagestand vorhanden seien (Voruntersuchung), einem Einzelbeamten, dem sog. Instruktionsrichter, überträgt.

Unter dem Einflusse des franz. Rechts ist in den europ. Kontinentalstaaten die Offizialanklageform, beruhend auf dem Institute der Staatsanwaltschaft, herrschend geworden. Von den ausnahmsweise zugelassenen Fällen der Privatanklage abgesehen, ist die Staatsanwaltschaft die Trägerin der Anklage. Soweit ihr nicht durch die Antragsberechtigung des Verletzten Schranken gezogen sind, schreitet sie überall, als eine dem Gerichte koordinierte Behörde, nach selbständigem Ermessen ein. Völlig verschieden ist das Prinzip des engl. Rechts, wonach der Grundsatz der Privatanklage wie im ältern german. Recht noch der herrschende geblieben ist. Ein fernerer Hauptgegensatz besteht zwischen schriftlichem und mündlichem Verfahren. Die «Maxime der Mittelbarkeit, der Schriftlichkeit» führt zu der Bestimmung, daß das erkennende Gericht die einschlagenden Thatsachen lediglich aus den vom Untersuchungsrichter geführten Akten zu entnehmen habe. Hier bürgt freilich für die Gerechtigkeit des Erkenntnisses nur die Annahme, daß die Niederschrift eines Protokollführers alle Untersuchungsvorgänge treu und erschöpfend wiedergeben müsse, sodaß ein Richterkollegium dadurch in den Stand gesetzt werde, über die Schuld zu erkennen und die Strafe nach weitestem Ermessen festzusetzen. Bei der Trüglichkeit dieser Voraussetzung gibt man jetzt der «Maxime der Unmittelbarkeit und Mündlichkeit» überall den Vorzug. Der Gerichtshof hat hier über die Beweisaufnahme selbst und nicht über deren aktenmäßige Reproduktion zu erkennen und sein Urteil aus der unmittelbaren Anschauung des Angeschuldigten und der Zeugen, unter Kenntnisnahme von ihrer Haltung, ihren Geberden, kurz ihrer ganzen Persönlichkeit, ingleichen nach Anhörung der sofort dazwischengreifenden mündlichen Verteidigung zu bilden. Das Erfordernis der Mündlichkeit besteht aber bloß für die zusammenfassende Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung, indem die Ergebnisse der Voruntersuchung dem Ankläger und dem darüber erkennenden Gerichte nur durch die in den Akten enthaltenen Aufzeichnungen zugänglich werden. Ein dritter Hauptunterschied ist der zwischen Heimlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens (wenigstens in der Hauptverhandlung). Alle neuern Gesetzgebungen gestatten unter Festhaltung des Grundsatzes der Öffentlichkeit doch gewisse Ausnahmen davon, wenn dies das Bedürfnis, die Verhandlung vor Störungen zu bewahren, oder die Schamhaftigkeit oder das staatliche Interesse erfordert. Eigentümlich geartet ist gegenüber den kontinentalen Formen des Strafverfahrens wiederum Englands Prozeßeinrichtung; Öffentlichkeit und Mündlichkeit erstrecken sich hier auch auf die Voruntersuchung.

Im allgemeinen ist zu sagen, daß der in Deutschland ehemals übliche S., wie er sich seit dem 16. Jahrh. ausgebildet hatte, auf den Grundsätzen der Mittelbarkeit, Schriftlichkeit und Heimlichkeit, sowie auf der Inquisitionsmaxime beruhte und feste Beweisregeln aufstellte. Durch den franz. Code d'instruction criminelle und seinen Übergang nach Rheinpreußen, Rheinhessen und Rheinbayern gewann die Einsicht in die Vorteile eines auf die entgegengesetzten Prinzipien gegründeten S. immer größere Verbreitung, und seit 1848 erhielt derselbe auch in der Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten, wiewohl unter mannigfachen Abweichungen, den Vorzug. Den mannigfachen Verschiedenheiten des Strafprozeßrechts ist jedoch ein Ende bereitet worden, seitdem von Reichs wegen eine einheitliche Strafprozeßordnung (vom 1. Febr. 1877) und ein Gerichtsverfassungsgesetz (vom 27. Jan. 1877) zu Stande gebracht worden sind, die am 1. Okt. 1879 in Wirksamkeit traten. Die Schwierigkeiten der Vereinbarung dieser Gesetze unter den legislativen Faktoren waren deswegen große, weil polit. Machtfragen überall in das Strafprozeßrecht besonders tief eingreifen. Die Einrichtung des S. ist der bedeutsamste Maßstab für die Entwickelungsform der staatsbürgerlichen Freiheiten und der öffentlichen Ordnung. Despotisch regierten Staaten ist es eigentümlich, die Rechte des Angeklagten überall auf eine niedrige Stufe herabzudrücken, andererseits zeichnen sich die Epochen der Anarchie dadurch aus, daß die Strafgerichte den Volkslaunen unterthänig gemacht werden. Die Rechte des angeklagten Staatsbürgers mit den strafrechtlichen Interessen der Gesellschaft in billiger Weise auszugleichen, ist die letzte Aufgabe des S. Immer aber muß der Grundsatz festgehalten werden, daß bei Zweifelhaftigkeit des Beweispunktes oder der Rechtsfrage Freisprechung einzutreten hat. Schon die Römer erkannten dies richtige Prinzip der Entscheidung an. Ein Strafverfahren zerfällt regelmäßig in drei, nach Zweck und Form voneinander unterschiedene Stadien. In dem Vorverfahren handelt es sich um Vorbereitung der öffentlichen Anklage durch die Staatsanwaltschaft und in bestimmten Fällen um Führung einer gerichtlichen Voruntersuchung. Sodann handelt es sich um die Entscheidung des Gerichts über Eröffnung des Hauptverfahrens, soweit nicht in einzelnen Fällen sofort zur Hauptverhandlung geschritten werden darf (vor Schöffengericht und vor dem Amtsrichter: §. 211 der Strafprozeßordnung), endlich um Vorbereitung und Durchführung der Hauptverhandlung (§§. 212—317 der Strafprozeßordnung). Das Schluß- oder Hauptverfahren führt den Angeklagten und sämtliche Beweise dem Gerichtshofe unmittelbar vor und endet mit der Aburteilung. Das Anklageprinzip ist hierbei dadurch gewahrt, daß die Staatsanwaltschaft in jedem Stadium die Thätigkeit des Gerichts begleitet und anregt, vornehmlich aber in der Hauptverhandlung die belastenden Momente in eigenen Vorträgen zusammenstellt. Hiergegen hat wieder der Verteidiger die Sache zum Besten und vom Standpunkte des Angeklagten zu beleuchten. Übrigens sind die Formen des Verfahrens je nach dem Range der abzuurteilenden Strafsache und der sog. materiellen Kompetenz der Gerichtshöfe verschieden. Feierlich vor dem Schwurgericht, minder formell vor den Landgerichten der neuern deutschen Reichsstrafprozeßordnung ist das Strafverfahren ziemlich formlos vor den Schöffengerichten (s. d.). Selbst die civilprozessualische Form des Mandats, d. h. eines Strafzahlungsbefehls, ist in polizeilichen Übertretungssachen zugelassen. Zu den Eigentümlichkeiten des neuen deutschen Strafprozeßrechts, im Vergleich sowohl zu der Mehrzahl der ältern deutschen Strafprozeßordnungen, als auch der außerdeutschen Gesetzgebungen gehört die Behandlung der Rechtsmittel. Die Urteile der Schwurgerichte und Landgerichte sind, abgesehen von der Wiederaufnahme des Verfahrens in Fällen der

nachträglichen Geltendmachung wichtiger Gegenbeweismittel, nur durch die Nichtigkeitsbeschwerde oder sog. Revision anzugreifen. Das früher allgemein übliche Rechtsmittel der Berufung ist also in Fortfall gebracht und nur gegen die Erkenntnisse der Schöffengerichte anwendbar.

Als Hauptwerke über den frühern gemein-deutschen S. sind die Lehrbücher von Stübel, Martin, Müller, Bauer und Abegg, desgleichen Mittermaiers «Deutsches Strafverfahren» (4. Aufl., Heidelb. 1845—46) zu nennen. Das neuere Recht behandeln: Planck, «Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens» (Gött. 1857), und Zachariä, «Handbuch des deutschen Strafprozesses» (2 Bde., Gött. 1861—68). Auf das neuere deutsche Strafprozeßrecht nach der Strafprozeßordnung von 1877 beziehen sich: von Holtzendorff, «Handbuch des Strafprozeßrechts in Einzelbeiträgen» (2 Bde., Berl. 1877—79); Glaser, «Handbuch des S.» (Lpz. 1883); Geyer, «Lehrbuch des gemeinen Strafprozeßrechts» (Lpz. 1880), und die Kommentare derselben, vornehmlich von Schwarze (Lpz. 1878), von Löwe (4. Aufl., Berl. 1884), von Stenglein (Nördl. 1885) und von John (Erlangen 1884 fg.) und endlich Binding, «Grundriß des deutschen Strafprozeßrechts» (2. Aufl., Lpz. 1886). Hohes Ansehen genießt die wesentlich auf Glasers Arbeiten beruhende österr. Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 (kommentiert von Mayer, Wien 1878—84; dazu Ullmann, «Lehrbuch des österr. Strafprozeßrechts» (2. Aufl., Innsbr. 1882). [statistik.

Strafprozeßstatistik, s. unter Kriminal-

Strafrecht (Kriminalrecht, ehemals auch peinliches Recht) heißt die Gesamtheit der Rechtsnormen über Verbrechen und deren Bestrafung. Nicht jedes Unrecht ist an und für sich schon strafbar. Gegen den Schuldner, der seine Verbindlichkeit nicht erfüllt, gegen den Nachbar, welcher sich einer einfachen Besitzstörung unterfängt, überhaupt wegen aller Verletzungen eines Privatrechts, die nicht um ihrer Form willen für straffällig erklärt sind, läßt sich nur durch Anrufung des Civilgerichts Genugthuung erlangen. Ebenso wenig sind alle Strafen kriminelle, namentlich nicht die Ordnungsstrafen im bürgerlichen Prozesse, nicht die geringer Bußen wegen bloß polizeilichen Übertretungen. Das S. bezieht sich daher nur auf diejenigen Rechtswidrigkeiten, welche wegen der Wichtigkeit der dadurch verletzten Güter und Zustände oder wegen der allgemein beunruhigenden Art ihrer Verübung eine so tiefe Störung in der gesamten Rechtsordnung hervorbringen, daß die bloß private Genugthuung unmöglich oder nicht hinreichend ist, und die Wiederherstellung der öffentlichen Rechtsordnung einen entsprechenden Eingriff in die Rechtssphäre des Urhebers erfordert. Im übrigen ist die Abgrenzung derjenigen Rechtsverletzungen, die einer Bestrafung unterliegen sollen, gegenüber den einfach unsittlichen Handlungen und den civilrechtlich aufzuhebenden Eingriffen in ein fremdes Privatrecht eine schwierige Aufgabe. Das S. als ein Teil des öffentlichen Rechts hat die Zweckbestimmungen, einerseits die Gesamtheit der staatlichen und gesellschaftlichen Güter zu sichern gegen Verletzungen durch den einzelnen Staatsbürger, andererseits die bürgerliche Freiheit aufrecht zu erhalten gegenüber willkürlichen, unter dem Titel der Strafgewalt möglichen Beeinträchtigungen von seiten der Obrigkeit. Dem Richter ist nicht erlaubt, zu bestrafen, was ihm in Ermangelung eines Gesetzes strafwürdig erscheint. Daher der Satz des neuern Verfassungsrechts, daß nur solche Handlungen bestraft werden können, die durch ein zur Zeit ihrer Begehung bereits vorhandenes Strafgesetz verboten und mit Strafe bedroht waren (nulla poena sine lege poenali). (S. Verbrechen.) Es muß also das positive Recht nicht nur die allgemeinen Bedingungen einer strafbaren Schuld, die einzelnen Formen des Unrechts und die nach deren Verschiedenheit bemessenen Strafen feststellen («materielles S.»), sondern auch die Mittel bestimmen, deren sich die Gerichte bei der Anwendung des Strafgesetzes («formelles S.») bedienen sollen. (S. Strafprozeß.) Die Strafrechtswissenschaft oder derjenige Teil der Jurisprudenz, welcher sich mit dem Strafrechte beschäftigt, ist, wie jeder Zweig der Rechtswissenschaft, einer philos., dogmatischen, geschichtlichen und polit. Behandlung fähig. Das philosophische S. ergeht sich in allgemeinen Untersuchungen über die Natur des Verbrechens und der Strafe, sowie über die Gründe, welche den Staat zur Strafverhängung berechtigen. (S. Strafrechtstheorien.) Das dogmatische oder positive S. hat es mit den Strafgesetzen bestimmter Staaten zu thun. Die Geschichte des S. stellt die allmähliche Entwickelung des S., etwa wie die eines bestimmten Volks dar. Die sog. Kriminalpolitik untersucht die Bedingungen und die Wirksamkeit der Strafgesetze vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit.

Im Anfange menschlicher Civilisation begegnet man der Privatgewalt und Privatrache des Verletzten oder seiner Verwandten. (S. Blutrache.) Von einem S. kann daher nicht eher die Rede sein, als bis sich die Obergewalt des Staats nach innen entwickelt und der Gedanke durchdringt, daß durch das Verbrechen nicht allein dessen nächstes Objekt, sondern zugleich das Allgemeine getroffen werde. Dieser Fortschritt in der Würdigung der Rechtsverletzungen vollzieht sich nur langsam im Gange der Rechts- und Kulturgeschichte, indem die Strafe anfangs nur bei Verbrechen, welche die Volksgemeinde unmittelbar verletzen, zumeist unter theokratischem Einflusse zur Versöhnung der beleidigten Gottheit verhangen wird, im übrigen aber die Privatrache noch verstattet bleibt. Erst weiterhin verweist der Staat auch den einzelnen Verletzten, mit Untersagung aller Selbsthilfe, auf den Rechtsweg und erachtet zuletzt die selbständige Vermittelung strafrechtlicher Genugthuung als sein pflichtmäßiges Recht. Das rom. Recht hat dieses Endziel noch nicht vollständig erreicht, insbesondere wird das wichtige Verbrechen des Diebstahls in seiner kriminellen Natur noch nicht erkannt, sondern als eine Privateigentumsverletzung betrachtet. Auch im altgerman. Recht überwog durchaus die Vorstellung des Privatschadens, der durch Abfindung des Verletzten (sog. Kompositionensystem) auszugleichen war. Hiernach wurden die straffälligen Verletzungen zu Geldeswert angeschlagen, und es mußte die festgesetzte Buße, bei Tötung das Wergeld (s. d.), von dem Thäter entrichtet und von dem Verletzten oder seinen Angehörigen unter Verzicht auf die Privatrache angenommen werden. Neben dieser Buße war aber auch dem Inhaber der öffentlichen Gewalt (der Gerichtsgemeinde, dem Könige oder seinem Grafen) eine Vermögensstrafe wegen Störung der gesetzlichen

Ordnung, des «Friedens», als Friedgeld zu erlegen. Nur wenige Missethaten wurden als unsühnbar mit einer öffentlichen Strafe (Tötung, Verstümmelung, Verbannung) geahndet. Im Mittelalter wurde dieses System als ungenügend erkannt, und es traten immer mehr Leibes- und Lebensstrafen an die Stelle der bloßen Privatstrafen.

Von großem Einfluß auf die allmähliche Umwandlung der Anschauungen war das Eindringen des röm. und kanonischen Rechts. So entstand gegen das Ende des Mittelalters in Deutschland ein Gemisch von alten german. Rechtsgewohnheiten, bezeugt in den Weistümern der Schöffen, von röm. Rechtsgrundsätzen, getragen von dem Einfluß der jurist. Fakultäten, und kanonischen Regeln, geübt in den geistlichen Gerichtshöfen. Bei dem Mangel einer kräftigen Centralgewalt und bei dem Verfalle des Kriminalprozesses artete jedoch die Strafrechtspflege mit der Zeit in chaotische Willkür aus, bis Kaiser Karls V. peinliche Gerichtsordnung von 1532 (s. Carolina), obschon unter Beibehaltung harter Strafen und der Tortur, zuerst wieder ein gemeines Strafrecht herstellte, das jedoch die aushilfsweise Verwendbarkeit des röm. Rechts und die Gültigkeit abweichender Territorialgesetze anerkannte. In jene Zeit fällt nach dem Vorgange der ital. Kriminalisten des Mittelalters der Anfang einer wissenschaftlichen Behandlung des S., welche auf die Strafjustiz einwirkte und besonders seit dem 17. Jahrh. durch Carpzovs Autorität ein Übergewicht der Kriminalpraxis über die Landesgesetzgebung begründete. Dieses Übergewicht ließ seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die Humanisten einen solchen Einfluß auf die Rechtswissenschaft und durch diese auf die Strafrechtspflege gewinnen, daß die mittelalterliche Strenge des gemeinen und territorialen S. durch Auslegung und Umgehung gemildert und die Tortur, auch wenn sie die Landesgesetze nicht ausdrücklich aufhoben, außer Anwendung gesetzt wurde. Das Schwanken und die Unsicherheit, in welche die Rechtspflege durch eine so übergreifende Praxis geriet, legte allmählich wieder die Notwendigkeit positiver Neuordnung nahe. In dem Preußischen Allgemeinen Landrecht, dem österr. Strafgesetzbuche von 1803, sowie in dem von Feuerbach nach dessen Theorie entworfenen bayr. Gesetzbuch von 1813 tritt deshalb sogar die Absicht zu Tage, jede Freiheit des richterlichen Ermessens auszuschließen, was unter Mitwirkung des Abschreckungsprinzips Härten zur Folge hatte.

Die Strafgesetzgebung der übrigen europ. Staaten hat sich im Laufe der neuern Zeit gleichfalls bestimmter ausgebildet. In Frankreich, wo man schon 1790 und 1791 systematische Gesetzbücher in Angriff nahm, liegt dem jetzigen Rechte der Code pénal von 1810 zu Grunde, welcher freilich auch schon mannigfache Modifikationen, namentlich seit 1828, erfahren hat. Er wurde in mehrern andern Staaten teils einfach angenommen, wie in Belgien, teils als Unterlage für die eigene Gesetzgebung benutzt, so in Neapel 1819, dem Königreich Griechenland 1833. Im engl. S. ist der Gegensatz der Statutes und des Common Law von großem Einflusse, und es ist, trotz einer trefflichen Arbeit von James Fitzjames Stephen kaum in nächster Zeit das Zustandekommen eines Strafcodex zu erwarten. Nicht sehr glücklich war im Gebiete engl. Rechts Neuyork mit seinem Strafcodex vom 26. Juli 1881 (in Kraft seit 1. Dez. 1882). In der Schweiz gelten teils in einigen franz. Kantonen der Code pénal, teils besondere Gesetzbücher für die einzelnen Kantone.

Die neuere Strafgesetzgebung in Deutschland, mit dem Vorgange von Sachsen und Württemberg 1838 und 1839 beginnend, ergriff, mit wenigen Ausnahmen, der Reihe nach die Mehrzahl der ehemaligen deutschen Bundesstaaten. Insbesondere ward das Bedürfnis einer veränderten Strafgesetzgebung im J. 1848 durch die in den Strafprozeßgesetzen vollzogene Umwandlung, zumal durch die Einführung der Schwurgerichte und der Staatsanwaltschaft in Verbindung mit dem öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahren gesteigert. Andererseits begriff man aber auch bereits im deutschen Parlament 1848 die Übel einer weitgehenden Zersplitterung durch Partikulargesetze. Die deutschen Grundrechte verhießen daher ein einheitliches S. Überall folgte man, unbekümmert um das alte gemeine Recht, eigenen Interessen, zufällig vorwiegenden Richtungen, der einzelstaatlichen Politik, sogar ausländischen Mustern, wie namentlich in Preußen (1851), wo franz. Vorbilder in der Gesetzgebung herrschend geworden waren. Kaum daß in dem Rechtsunterricht der Universitäten die Fiktion eines gemeinen Rechts theoretisch aufrecht erhalten wurde. Der erste Deutsche Juristentag (1860) sprach das Verlangen nach einem einheitlichen Strafgesetzbuch für Deutschland auf Antrag Rud. von Krawels aus. Die Ereignisse des J. 1866 führten zunächst eine Verminderung der Strafgesetzbücher dadurch herbei, daß in Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt, Schleswig-Holstein der ältere Strafrechtszustand durch das preuß. Strafgesetzbuch verdrängt wurde. Unter den Materien, deren einheitliche Regelung der Norddeutsche Bund durch seine Verfassung für sich in Anspruch nahm, befand sich auch das S. Aus kurzer Vorbereitung entstand das Norddeutsche Strafgesetzbuch vom 31. Mai 1870, in Gültigkeit seit dem 1. Jan. 1871. In wenig veränderter Form trat dieses Gesetzbuch als Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871, seit dem 1. Jan. 1872 überall in Gültigkeit, erhielt jedoch durch eine Redaction vom 26. Febr. 1876 mehrfache Abänderungen und Ergänzungen. Durch dieses Gesetzbuch wurde beseitigt das gemeine Recht, wie es noch in Mecklenburg, in Lauenburg, Schaumburg-Lippe und Bremen gegolten hatte, sowie mehrere Partikulargesetzbücher, nämlich in Norddeutschland 1) das braunschweigische von 1840, 2) das altenburgische von 1841, 3) das hessische von 1841, 4) das thüringische von 1850, 5) das preußische von 1851, 6) das sächsische von 1868 und 7) das hamburgische von 1869; in Süddeutschland 1) das württembergische von 1839, 2) das badische von 1845 und 3) das bayrische von 1861. Die Grundlage des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs bildet das preußische von 1851, dessen Begriffsbestimmungen in der Hauptsache beibehalten sind, während die Strafmittel erheblich verändert und die Strafdrohungen bedeutend gemildert wurden. Das Nachtragsgesetz vom 26. Febr. 1876 (sog. Strafrechtsnovelle) erging zu dem Zwecke, einzelne Paragraphen zu ergänzen oder zu verschärfen. Für das deutsche Heer erging ein besonderes Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872. Als Eigentümlichkeiten des neuen deutschen S. sind zu bemerken: 1) Vermeidung aller Kasuistik und der Aufzählung und Beschreibung der Straffälle, 2) Vermeidung wissenschaftlich theoretischer Begriffskonstruktionen für allgemein straf-

rechtliche Lehren, 3) ungewöhnliche Erweiterung des richterlichen Ermessens in der Verhängung der Freiheits- und Vermögensstrafen, 4) Unterlassung genauer Bestimmung der den Freiheitsstrafen entsprechenden Vollstreckungsweise. Außer dem Reichsstrafgesetzbuch und Spezialgesetzen strafrechtlichen Inhalts gilt in Deutschland für alle diejenigen Materien, welche von Reichs wegen nicht berührt worden sind, aber außerhalb der reichsrechtlichen Kompetenz bleiben, das Landesstrafrecht der einzelnen Bundesstaaten, dessen Hauptmasse, polizeilichen Inhalts, teils in besondern Polizeistrafgesetzbüchern codifiziert, teils in Spezialgesetzen niedergelegt ist.

Alle europ. Kulturstaaten, mit alleiniger Ausnahme Englands, besitzen gegenwärtig Strafrechtscodifikationen neuern Datums. Das älteste unter den Strafgesetzbüchern neuerer Zeit ist dasjenige von Toscana (1786), merkwürdig durch die darin zuerst versuchte Abschaffung der Todesstrafe. Keins der außerdeutschen Strafgesetzbücher hat jedoch einen so weitreichenden Einfluß geübt wie der franz. Code pénal vom J. 1810, das Vorbild der lange Zeit in Holland, Belgien, Italien und mehrern schweiz. Kantonen geltenden Strafgesetzbücher. Eine eigentümliche und beachtenswerte Richtung verfolgen die neuen Gesetzbücher von Dänemark und Schweden.

Vgl. Feuerbach, «Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts» (14. Aufl. von Mittermaier, Gieß. 1847); Schütze, «Lehrbuch des deutschen S.» (2. Aufl., Lpz. 1874); von Holtzendorff, «Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts» (4 Bde., Berl. 1871—77); H. Meyer, «Grundzüge des S. nach der deutschen Gesetzgebung unter Berücksichtigung ausländischer Rechte» (Lpz. 1877); Berner, «Lehrbuch des deutschen S.» (14. Aufl., Lpz. 1886); Hugo Meyer, «Lehrbuch des deutschen S.» (3. Aufl., Erlangen 1882); Hälschner, «Das gemeine deutsche S.» (Bonn 1881 fg.); von Liszt, «Lehrbuch des deutschen S.» (2. Aufl., Berl. 1884); von Bar, «Handbuch des deutschen S.» (Bd. 1, Berl. 1882); Binding, «Handbuch des S.» (Bd. 1, Lpz. 1885); Rüdorff (u. Stenglein), «Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich» (3. Aufl., Berl. 1881); Olshausen, «Kommentar zum deutschen Strafgesetzbuch» (2. Aufl., Berl. 1885 fg.); von Schwarze, «Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich» (5. Aufl., Lpz. 1884); Daude, «Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich mit den Entscheidungen des Reichsgerichts» (2. Aufl., Berl. 1885). Von (noch erscheinenden) Zeitschriften sind namentlich hervorzuheben: «Der Gerichtssaal» (seit 1849), «Goltdammers Archiv» (seit 1853), «Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft» (seit 1881).

Strafrechtstheorien. Nach ältern Anschauungen ist der Grund, weshalb der Staat ein Strafgesetz erlassen und vollstrecken könne, in der Einsetzung einer Strafgewalt und in der Verleihung des rächenden Schwerts durch die Gottheit belegen. Die rechtsphilos. Untersuchungen führen dagegen die Strafbefugnis bald auf das Wesen der Gerechtigkeit, bald auf die notwendige Pflege bestimmter Staatszwecke zurück, woraus sich die Unterscheidung zwischen absoluten und relativen S. ergibt. Der absoluten Theorie erscheint die Strafe als ein sittliches Postulat und als unerlaßliche Ausgleichung des Gegensatzes zwischen Recht und Verbrechen. Sie macht sich schon in dem Prinzip der Wiedervergeltung (Talion) bemerklich, welches nach dem Ausspruch der frühesten Volksrechte den Verbrecher mit dem gleichen Übel bedroht (Aug' um Auge, Zahn um Zahn). Da jedoch hierbei nur die äußere Seite der That in Betracht genommen und die Zufügung desselben Übels nicht selten unmöglich ist, so verlangt die besonders von Kant und Hegel vertretene Gerechtigkeitstheorie eine nach den Graden der Schuld bemessene rechtliche Wiedervergeltung. Die wichtigsten relativen Theorien sind: 1) die psychol. Zwangs- oder Abschreckungstheorie, von Feuerbach (s. d.) entwickelt, wonach der Neigung zum Verbrechen dadurch begegnet werden soll, daß man ein psychol. Gegengewicht gegen dasselbe in der durch das Strafgesetz hervorgebrachten Gewißheit der Strafe als eines dem Verbrechen folgenden Übels aufstellt. Eine Modifikation derselben ist 2) die von Ant. Bauer durchgeführte Warnungstheorie, welche nicht bloß an die sinnliche, sondern auch an die sittliche Natur des Menschen sich wendet. Verwandt mit beiden ist 3) die Präventionstheorie, von Karl Ludw. Wilh. von Grolman und Karl Aug. Tittmann verteidigt, welche die Strafe auf die Notwendigkeit gründet, künftigen Störungen der Sicherheit des Rechtszustandes durch Verbrechen zuvorzukommen, und wonach das Verbrechen nur als Zeichen der Geneigtheit zu fernern Gesetzesübertretungen in Betracht kommt. Hierzu kommt 4) die Notwehrtheorie, von Martin ausgeführt, welche jedes Verbrechen als einen wenigstens mittelbaren Angriff auf den Bestand des Staats ansieht, gegen welchen der letztere in der Weise einer geordneten und vorher angedrohten Strafe sich der Notwehr bedient; modifiziert von franz. (Rossi, Ortolan, Franck) und ital. (Carmiguani, Carrara) Schriftstellern. Neben diesen gibt es noch 5) eine Besserungstheorie ꝛc., sowie man auch Vereinigungstheorien aufgestellt hat (Abegg, Berner, Geyer, Heinze, Merkel, Meyer).

Vgl. Hepp, «Kritische Darstellung der S.» (Heidelb. 1829); Bauer, «Die Warnungstheorie nebst einer Darstellung und Beurteilung aller S.» (Gött. 1830); Abegg, «Die verschiedenen S.» (Neust. 1835); Berner, «Lehrbuch des Strafrechts» (14. Aufl., Lpz. 1886); Heinze, «S. und Strafrechtsprinzip» (in «Handbuch des deutschen Strafrechts», Bd. 1, 1871); Laistner, «Das Recht in der Strafe» (1872); Binding, «Grundriß zur Vorlesung über gemeines deutsches Strafrecht» (3. Aufl., Lpz. 1884); von Bar, «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Bd. 1, Berl. 1882); Geyer, «Grundriß zu Vorlesungen über gemeines deutsches S.» (Münch. 1884); von Liszt, «Lehrbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1884).

Strafregister ist die Bezeichnung für ein nach bestimmten Formularen geführtes Verzeichnis, in welches alle richterlichen Strafbefehle, polizeilichen Strafverfügungen, Strafurteile des bürgerlichen Gerichts u. s. w. eingetragen werden. Es ist von großer Wichtigkeit, sowohl für Behörden, wie für Private, genaue Notizen über in wichtigern Sachen verhängte Strafen, welche einzelne Personen getroffen haben, einsehen und benutzen zu können. Nur so wird dem Richter im einzelnen Straffalle die Verhängung einer gerechten und gesetzlichen Strafe ermöglicht; nur so läßt sich eine Kontrolle über Verlust der Wahlberechtigung und Wahlfähigkeit, der Fähigkeit, im Heere oder der Marine zu dienen, erzielen, ebenso wie eine Kontrolle über die Moralität anzustellender oder angestellter Personen. Diesen

Zwecken dienen die in Frankreich, auf Anregung des berühmten Kriminalisten Bonneville de Marsangy seit Mitte des 19. Jahrh. eingeführten casiers judiciaires, welche behufs Feststellung von Vorbestrafungen (abgesehen von Notizen über Bankrott von Kaufleuten und Rehabilitationen) für Inländer bei dem Gerichte des Bezirks des Geburtsorts, für Fremde und in den transatlantischen Kolonien Geborene im Justiz- und Kultusministerium (bureau de la statistique) zu Paris geführt werden. Bald nach Eintritt der Rechtskraft eines Straferkenntnisses in kriminellen und korrektionellen Sachen wird der wesentliche Inhalt desselben auf besondern Blatte der betreffenden Stelle mitgeteilt. Diese einzelnen Blätter werden daselbst in alphabetischer Reihenfolge gesammelt und verwahrt, von Zeit zu Zeit auch revidiert, um die Notizen zu entfernen, welche inzwischen verstorbene Personen betreffen. Bei Einleitung eines Verfahrens in obengenannten Sachen ist es eine der ersten Pflichten der Staatsanwaltschaft, durch Anfrage bei der betreffenden Stelle festzustellen, ob und welche Vorstrafen bezüglich der in Frage stehenden Person bekannt sind. Die hierauf erteilte Auskunft wird zu den Prozeßakten gebracht. So einfach das Verfahren ist, wenn der Geburtsort unzweifelhaft feststeht, so ergeben sich natürlich Schwierigkeiten, wenn dies nicht der Fall oder der Betreffende sich einen falschen Namen beilegte. Doch auch diesen Schwierigkeiten hat man zu begegnen gewußt. Die franz. Einrichtung hat (1865) Nachahmung in Italien, teilweise auch (1863) in Portugal gefunden. In andern Ländern ist der Sache noch nicht die genügende Beachtung geschenkt worden.

Nach Vorgang einiger deutschen Staaten (Bayern, Baden, Württemberg, Sachsen), welche in ähnlicher Form eine gewisse Centralisation solcher Notizen durchführten, entschied sich der deutsche Bundesrat für diese Einrichtung und erließ eine Verordnung vom 16. Juni 1882, betreffend die Einrichtung von S. und die wechselseitige Mitteilung der Strafurteile. Dieselbe trat am 1. Okt. 1882 in Kraft. Es sind danach S. zu führen: 1) bei den von den Landesregierungen zu bestimmenden Behörden bezüglich aller Personen, deren Geburtsort im Bezirk derselben gelegen ist; die Leitung der Registerführung liegt in allen Fällen der Staatsanwaltschaft bei den Landgerichten ob; 2) bei dem Reichsjustizamt bezüglich derjenigen, deren Geburtsort außerhalb des Reichsgebietes belegen oder nicht zu ermitteln ist. Die an diese Stellen zu sendenden Strafnachrichten sollen enthalten: 1) den Familiennamen des Verurteilten, bei Frauen den Geburtsnamen sowie etwaige Beinamen, darunter namentlich den Rufnamen; 2) die Namen seiner Eltern; 3) Tag und Ort der Geburt; 4) Wohnort und Beruf; 5) Familienstand und gegebenenfalls Namen und Stand der Ehegatten; 6) einen Auszug aus der verurteilenden Entscheidung, aus welcher zu ersehen ist: a) die erkennende Behörde, b) das Datum der Verurteilung, c) der Charakter der für erwiesen erachteten Strafthaten und die zur Anwendung gebrachten gesetzlichen Bestimmungen, d) die ausgesprochene Strafe. Die Register enthalten diese Vermerke in der übersandten Urschrift. Gerichtlichen und andern öffentlichen deutschen Behörden ist auf jedes, eine bestimmte Person betreffende Ersuchen über den Inhalt der Register kostenfrei amtliche Auskunft zu erteilen. Unberührt bleiben die Vorschriften, wonach einzelnen ausländischen Regierungen die Verurteilung ihrer Staatsangehörigen vertragsmäßig in bestimmter Form mitzuteilen sind. Das Nähere ist in Ausführungsverfügungen zu ordnen; eine solche erging 12. Juli 1882 für Preußen.

In den meisten neuern Auslieferungsverträgen ist die Übersendung von Strafllisten, welche die Angehörigen des andern Kontrahenten betreffen, vereinbart. Auf dem dritten internationalen Gefängniskongreß (im Sept. 1885 zu Rom abgehalten) wurde die Notwendigkeit einer einheitlichen Regulierung dieser Materie zwischen den civilisierten Staaten anerkannt. Ehe eine solche sich auf einer diplomatischen Konferenz, wenigstens für bestimmte Punkte, erzielen läßt, sind andere Maßregeln lebhaft zu begrüßen, wie namentlich die gegenseitige Mitteilung von Verbrecheralbums und ganz neuerdings die in Paris üblich gewordenen anthropometrischen Bulletins, welche mit Photographien der schwerern, namentlich rückfälligen Verbrecher in Verbindung stehen, welche nach der Statur in drei Klassen geschieden werden und auf denen die der Veränderung zugänglichern Teile des Kopfes verdeckt werden, um die einer solchen unzugänglichern deutlich hervortreten zu lassen (Système Bertillon).

Vgl. Bonneville de Marsangy, «De l'amélioration de la loi criminelle» (Par. 1864); Despatys, «Traité théorique et pratique des casiers judiciaires en France et à l'étranger» (Par. 1870); Le Poitevin, «Traité des casiers judiciaires» (Par. 1880); Hamm, «Die Einführung einheitlicher S.» (Mannh. 1876).

Straffektionen, s. Strafabteilungen.

Strafstatistik, s. unter Kriminalstatistik.

Straftruppen werden die in Strafabteilungen, Strafkompagnien, Straffektionen eingereihten Mannschaften genannt.

Strafurteil heißt im Gegensatz zu einem auf Freisprechung oder Einstellung des Verfahrens lautenden, das Hauptverfahren abschließenden gerichtlichen Urteil dasjenige, welches den Angeklagten zu einer Strafe verurteilt. Während bei einem freisprechenden Urteil die Urteilsgründe ergeben müssen, ob der Angeklagte nicht überführt oder ob und aus welchen Gründen die für erwiesen erachtete That für nicht strafbar erachtet worden ist, müssen die Gründe eines S. die für erwiesen erachteten Umstände angeben, in welchen die gesetzlichen Merkmale der strafbaren Handlung gefunden werden, ferner das zur Anwendung gebrachte Strafgesetz bezeichnen und die für die Abmessung der Strafe bestimmenden Umstände anführen (§. 266 der Reichsstrafprozeßordnung). Bei einem Urteil in Schwurgerichtssachen ist in den Gründen desselben auf den Spruch der Geschworenen Bezug zu nehmen (§. 316). Strafurteile sind nicht vollstreckbar, bevor sie rechtskräftig geworden sind (§. 481). Verlesung früher über den Angeklagten ergangener Strafurteile findet in der Hauptverhandlung statt (§. 248). Vorliegen eines rechtskräftigen S. ist wichtig für den Beweis der Wahrheit der behaupteten oder verbreiteten Thatsache nach §. 190 des Reichsstrafgesetzbuchs. Eine öffentliche Bekanntmachung des S. ist zulässig, beziehungsweise vorgeschrieben in §. 200 des Reichsstrafgesetzbuchs.

Strafversetzung ist eine Disciplinarstrafe gegen Beamte. Sie erfolgt durch Übertragung eines andern Amtes ohne Erstattung der Umzugskosten. Nach dem Reichsbeamtengesetz §. 75 muß das Amt

von gleichem Range sein, das Diensteinkommen aber um höchstens ein Fünftel vermindert sein; andere Gesetzgebungen gestatten auch die Versetzung in ein Amt von niederm Range (Degradation). Regelmäßig ist zur Verhängung der S. ein Urteil des Disciplinargerichts nach kontradiktorischem Verfahren erforderlich.

Strafvollstreckung, s. Vollstreckung.

Stragelkaffee, s. unter Astragalus.

Strahl einer Welle heißt jede Gerade, welche vom Entstehungspunkte einer Welle zu ihrem Umfange gezogen wird. Die S. zeigen also die Fortpflanzungsrichtungen der Wellen. Je nachdem letztere sich auf den Schall, das Licht oder die Wärme beziehen, spricht man von Schall-, Licht- oder Wärmestrahlen oder von akustischen, optischen oder thermischen S. Die S. des Sonnenlichts nennt man kurzweg Sonnenstrahlen. In gleichartigen Mitteln pflanzen sich alle Arten von S. nach jeder Richtung geradlinig fort; an der Grenze eines andern Mittels werden sie teils ins alte Mittel zurückgeworfen (vgl. Reflexion), teils bringen sie gebrochen ins neue Mittel ein. (Vgl. Brechung.)

Strahl, ein aus einer engen Öffnung in gerader Linie fortgetriebener, meist flüssiger oder gasförmiger Körper. — In der Stärkefabrikation nennt man Strahl ein strahlenförmiges Stück, daher Strahlenstärke als Gegensatz zur Brockenstärke.

Strahl, Vogel, soviel wie Star.

Strahlapparate sind mechan. Vorrichtungen, welche zur Förderung von gasförmigen, flüssigen, bisweilen auch körnigen oder schlammigen Körpern dienen und darauf beruhen, daß ein Gas oder ein Fluidum, welches mit hoher Geschwindigkeit aus einer engen Rohröffnung (Düse) austritt, in einem Raum, den es hierbei durchströmt, die betreffenden Körper mit sich reißt, wobei ein Vacuum gebildet wird. Das Prinzip ist schon lange Zeit bekannt und fand seine erste Anwendung in den Wassertrommelgebläsen. (S. unter Gebläse.) Hierher gehören die Strahlpumpen oder Injektoren, Dampfstrahlgebläse, Dampfstrahlerhaustoren (s. unter Exhaustor und unter Ventilatoren) und Ejektoren, sowie die Sandstrahlgebläse (s. d. und unter Schleifen). Injektoren und Ejektoren dienen zum Fördern flüssiger, bisweilen auch schlammiger und staubiger Körper.

Der erste brauchbare Injektor wurde 1858 von Giffard verwendet. Bei diesem geschah die Dampfzuleitung durch eine Dampfdüse, deren Öffnungsweite durch eine sog. Dampfspindel, mit einem Konus am Ende, von außen regulierbar war. Der aus der Dampfdüse strömende Dampf wurde durch eine zweite, die Kondensationsdüse, hindurchgeleitet, wobei das Wasser aus dem die Dampfdüse umgebenden Wassersaugraum mitgerissen, der Dampf kondensiert und so dem Gemisch eine größere Geschwindigkeit erteilt wurde; hierauf wurde der Strahl in der Fang- oder Überdruckdüse aufgefangen und fortgeleitet. Zwischen der Misch- und der Fangdüse befand sich der sog. Überfallraum, in welchen dasjenige Wasser austief, welches nicht die genügende Geschwindigkeit hatte, um durch die Fangdüse abzuströmen. Die spätern Injektorensysteme lassen die genannten Hauptteile mit einigen Abänderungen wiedererkennen. In manchen Fällen blieb die Dampfspindel weg; einige umgingen durch ihre Konstruktion den Überfallraum, die Grundanordnung blieb jedoch stets dieselbe.

Die beistehenden Fig. 1 u. 2 bringen eine jetzt sehr gebräuchliche Konstruktion, den Körtingschen Universalinjektor, und zwar Fig. 1 in der Ansicht, Fig. 2 im Querschnitt, zur Anschauung. Während man Injektoren hat, die überhaupt nicht im Stande sind, das Wasser anzusaugen, wenn dasselbe nicht bis zum Saugraum selbstthätig zufließt, ermöglicht der Universalinjektor bei der gewöhnlichen Anordnung der Düsen eine Saughöhe von 2 m, die sich auf 7 m steigern läßt. Der Apparat bildet, wie Fig. 2 zeigt, eine Kombination von zwei Injektoren, die in einem Gehäuse eingeschlossen sind. Der Dampf, dessen Spannung hier mindestens $1\frac{1}{3}$ Atmosphären betragen muß, strömt bei H ein und tritt, nachdem man durch eine geringe Drehung des Handhebels das kleine links gelegene Ventil geöffnet, durch dieses und die erste Düse in die Mischdüse, wobei er die zu hebende Flüssigkeit, deren Leitung bei J angeschlossen ist, mit sich reißt und sich zugleich kondensiert. Die Mischung wird durch den Hahn E, der beim Anheben des Handhebels mit dem kleinen Ventil zugleich geöffnet wurde, nach außen getrieben, bis der Handhebel nach seiner äußersten Stellung gedreht wird, wodurch der Hahn E wieder geschlossen wird und das Wasser unter Druck nach dem zweiten Düsensystem steigt. Gleichzeitig mit dem Schluß von E ist aber das große rechts befindliche Dampfventil geöffnet worden, sodaß die Flüssigkeit nochmals angesaugt und mit beschleunigter Bewegung dem Austrittsventil zugeführt wird, welches sich durch den Überdruck öffnet und die Flüssigkeit bei K ausströmen läßt. Die Injektoren werden hauptsächlich zur Kesselspeisung verwendet und haben für diesen Zweck in vielen Fällen, z. B. bei Lokomotivkesseln, die Kolbenspeisepumpen vollständig verdrängt. Die Vorteile, denen sie ihre schnelle Verbreitung hauptsächlich verdanken, sind die Einfachheit der Konstruktion,

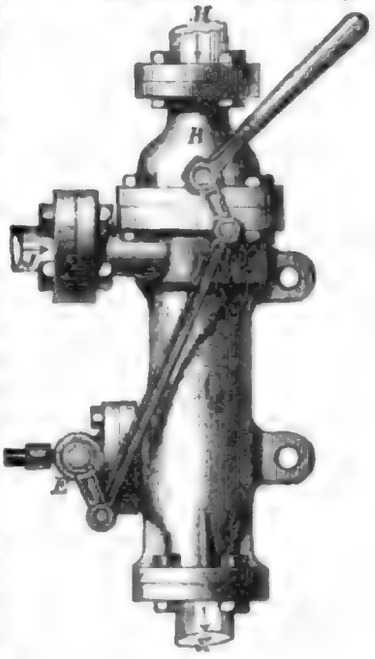


Fig. 1.

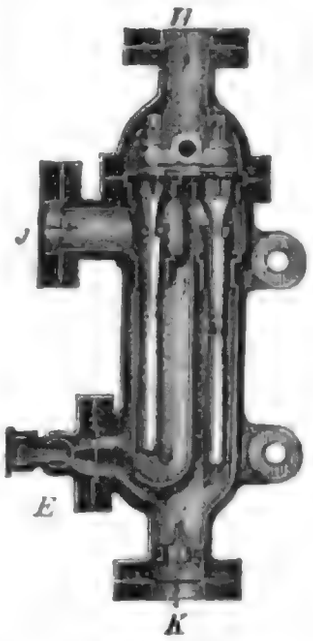


Fig. 2.

der Mangel an bewegten Teilen, die leichte Anbringung und Inbetriebsetzung und die zweckmäßige Ausnutzung der Dampfwärme, da diese vollständig zur Temperaturerhöhung des Speisewassers verwendet wird. Ein Nachteil derselben besteht dagegen darin, daß sie nur Wasser von mäßig hoher Temperatur zu fördern im Stande sind. Für den Körtingschen Universalinjektor ist bei besonders hierfür konstruierten Apparaten eine Temperatur von 70° C. zulässig, während die andern Injektoren gewöhnlich schon bei 50° C. den Dienst versagen.

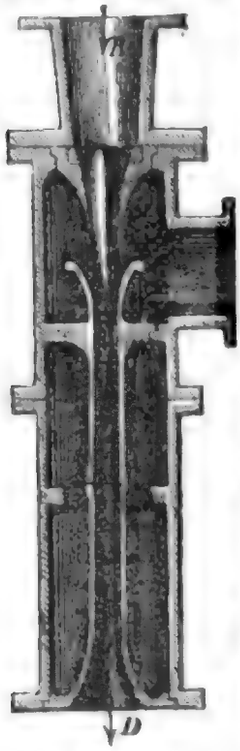


Fig. 3.

Auf dem gleichen Prinzip wie die Injektoren basieren die **Ejektoren**. Es sind dies Wasserhebeapparate, die an Stelle von Brunnenpumpen, Feuerspritzen, namentlich aber als Schiffslenkpumpen Verwendung finden. Zu ihnen gehören auch die Injektorelevatoren, welche hauptsächlich zum Fördern staubförmiger Körper dienen, ferner die Dampfstrahlgebläse, die als Ventilatoren, sowie als Exhaustoren angeordnet sein können.

Eine letzte Art der S. sind die **Wasserstrahlkondensatoren**, wiederum modifizierte Anordnungen der Injektoren. Das Kühlwasser wird hier nicht durch eine Pumpe eingeleitet, sondern unter mäßigem, konstantem Druck dem Apparat (Fig. 3) bei B zugeführt. Es durchströmt denselben in vertikaler Richtung, indem es dabei durch das seitliche Rohr den von der Dampfmaschine abströmenden Dampf ansaugt, kondensiert diesen in der Fangdüse und bildet dadurch einen luftverdünnten Raum, der die Saugwirkung konstant erhält, während das Wasser bei D frei ausfließt. Der in der Einströmungsdüse angebrachte Dorn bewirkt den ringförmigen Austritt des Wassers, gibt also letzterm eine größere Oberfläche, somit höhere Kondensationsfähigkeit. Dieser Apparat bietet gegenüber andern Kondensatoren den wesentlichen Vorteil, daß er keiner besondern Luftpumpe zur Bildung des Vacuums bedarf, überhaupt keine bewegten Teile besitzt.

Strahlblüten, s. Kompositen.

Strahlegg, Gletscherpaß der Berner Alpen (s. Alpen 17) im schweiz. Kanton Bern. Der beschwerliche, aber lohnende Übergang über die S. führt vom Grimselspital über die Unteraaralp und den Unteraargletscher und den Finsteraargletscher zum Strahleggfirn, der das Hochthal zwischen den Lauteraarhörnern und den Strahlegghörnern ausfüllt, und erreicht über diesen die Paßhöhe, die 3151 m über dem Meere am Südwestfuß des Großen Lauteraarhorns (4043 m) liegt, senkt sich dann über steile Firnhänge und den Felsgrat des Gagg (3172 m) zum Obern Eismeer, umgeht den Gletschersturz, der dieses vom Untern Grindelwaldgletscher scheidet, auf der linken Seite über die schmalen Rasenbänder der Enge und die Gletscheralp Zäsenberg und erreicht über den Untern Grindelwaldgletscher die Bäregg (1649 m), von wo ein guter Saumpfad nach Grindelwald hinabführt. Zur Erleichterung des Übergangs, der von der Grimsel bis Grindelwald etwa 14 Stunden erfordert, dienen das Pavillon Dollfuß (2393 m) am Unteraargletscher, die Schwarzegghütte (2520 m) am obern Eismeer und das Bergwirtshaus Bäregg. Vgl. Studer, «Über Eis und Schnee» (Bd. 1, Bern 1869).

Strahlenbrechung oder **Refraktion**. Die Lehre von der Richtungsveränderung, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Übergange aus einem durchsichtigen Mittel in ein anderes erleiden (s. Brechung der Lichtstrahlen), findet eine wichtige Anwendung in der Astronomie, indem wir infolge der Brechung der Lichtstrahlen in der Atmosphäre die Gestirne nicht an denjenigen Stellen des Himmels erblicken, wo sie wirklich stehen und wo wir sie sehen würden, wenn keine solche Brechung stattfände oder die Erde von keiner Atmosphäre umgeben wäre. Diese Wirkung der Brechung des Lichts nennt man die **astronomische Strahlenbrechung** oder schlechthin die Refraktion. Die irdische Atmosphäre können wir uns aus einer unendlichen Menge von Luftschichten zusammengesetzt denken, deren Dichtigkeit mit ihrer Annäherung gegen die Erde zunimmt. Wenn also ein Lichtstrahl von irgendeinem Gestirn nach seinem Durchgange durch den unermeßlichen, mit einem überaus feinen Äther angefüllten Himmelsraum unter einer schiefen Richtung in die jedenfalls dichtere Erdatmosphäre eintritt, so wird er nach dem Einfallslot hin (also hier, wo von einer Kugel die Rede ist, nach dem entsprechenden Radius hin) gebrochen; die hierdurch bewirkte Ablenkung des Lichtstrahls von seiner ursprünglichen Bahn muß bei dem Übergange in immer dichtere Luftschichten, wo sich die Brechung unaufhörlich wiederholt, zunehmen. Der Lichtstrahl bewegt sich daher nicht in gerader Richtung, sondern in einer gegen die Erdoberfläche hohlen Kurve, und das Gestirn erscheint dem Beobachter auf der Erde in der Tangente (geraden Berührungslinie) des Endes der Kurve, welches das Auge trifft, also höher (aber in demselben Vertikal), als es eigentlich am Himmel steht. Die Größe der Brechung ist nicht allein von der Natur des brechenden Mittels, sondern zugleich von der Größe des Winkels abhängig, welchen der einfallende Strahl mit dem Einfallslot macht. Da nun dieser Winkel im Horizont am größten ist und von da bis zum Zenith, wo er = 0 wird, abnimmt, so muß auch die Refraktion vom Horizont, wo sie am größten ist, gegen das Zenith hin bis auf 0 abnehmen. In 20 Grad Abstand vom Zenith beträgt die Refraktion etwa 21 Sekunden, in 45 Grad Abstand fast 1 Minute, in 80 Grad Abstand 5¼ Minuten, in 85 Grad Abstand fast 10 Minuten, am Horizont 33—36 Minuten. Daher sehen wir Sonne und Mond, deren Durchmesser etwa 30 Minuten beträgt, schon über dem Horizont, wenn sie eigentlich noch nicht aufgegangen sind, und umgekehrt können sie wirklich bereits um ihren ganzen scheinbaren Durchmesser unter den Horizont hinabgesunken sein und gleichwohl noch über demselben erscheinen, indem die Horizontalrefraktion etwa von der nämlichen Größe ist und sie scheinbar um ebenso viel erhebt. So verlängert also die S. den Tag, und obgleich diese Verlängerung bei uns nur wenige Minuten beträgt, so ist sie doch in den Polarländern sehr wohlthätig, indem sie dort, wo die Kälte die Luft sehr verdichtet und dadurch die Horizontalrefraktion vermehrt,

mehrere Tage, ja Wochen beträgt, um welche die lange, unter dem Pol selbst halbjährige Winternacht abgekürzt wird. Aus derselben Ursache sieht man schon diesseits vom Polarkreise die Sonne im Sommer an einem Tage gar nicht untergehen.

Bei Mondfinsternissen sieht man zuweilen Sonne und Mond zugleich über dem Horizont; auch dies ist eine Wirkung der Refraktion; ebenso die abgeplattete elliptische Gestalt, welche beide Gestirne am Horizont haben und welche daraus zu erklären ist, daß der obere Rand beider leuchtenden Scheiben durch die Refraktion um etwa 5 Minuten weniger erhöht wird als der untere. Die S. ist im Altertum bekannt gewesen, Kleomedes erwähnt sie, doch wurde sie von Walter in Nürnberg wieder entdeckt. Tycho hatte ganz falsche Begriffe von der S., und Kepler mühte sich vergebens, da er das Gesetz der Brechung nicht kannte, das erst Snellius entdeckte, ab, eine Theorie aufzustellen, doch erkannte er, daß die S. vom Horizont bis zum Zenith abnehmen müsse, während Tycho sie nur bis 20 Grad oder 45 Grad Höhe gehen ließ. Um die Theorie der Refraktion haben sich Euler, Lagrange, Oriani, Laplace u. a., in der neuesten Zeit namentlich Bessel, Ivory, Gylden, Kowalsky verdient gemacht; Bessel, Ivory, Gylden lieferten die besten Refraktionstafeln, welche für einen mittlern Luftzustand die jeder gegebenen Höhe entsprechende Refraktion angeben, die aber noch zwei von dem Stande des Barometers und des Thermometers abhängige Korrektionen erhalten muß, da sich mit der Dichtigkeit der Luft, deren wechselnden Zustand jene Instrumente anzeigen, auch die Refraktion ändert. Insofern die Refraktion irdische Gegenstände betrifft, heißt sie terrestrische Refraktion. Sie läßt uns gleichfalls entfernte Gegenstände höher erscheinen, ihre wahre Größe ist aber schwer mit Genauigkeit zu bestimmen, da man es hier mit den untersten Schichten der Atmosphäre zu thun hat, welche hinsichtlich ihrer Dichtigkeit große Unregelmäßigkeiten darbieten. Für die Geodäsie ist jedoch die Bestimmung der terrestrischen Refraktion, um welche sich Biot, Bessel, Gauß u. a. verdient gemacht haben, von großer Wichtigkeit. Zu den Wirkungen der S. gehört auch die Luftspiegelung (s. d.) oder Fata-Morgana.

Strahlende Materie. William Crookes beobachtete (1879) einige auffallende, von Hittorf schon früher (1869) studierte Lichterscheinungen bei der elektrischen Entladung in den außerordentlich luftverdünnten Räumen Geißlerscher Röhren (s. d.). Um diese eigentümlichen elektrischen Glimmlichter zu erklären, nahm Crookes an, daß hochgradig verdünnte Gase in einen strahlenden Zustand übergehen, welchen er nach Faraday (1819) als die vierte Form der Aggregation bezeichnete. Die Gase in diesem Zustand benannte er als «strahlende Materie». So viel Beifall auch Crookes' schöne Variationen jener Hittorfschen Versuche über elektrische Lichterscheinungen in höchst verdünnten Räumen fanden, so konnte sich doch seine Hypothese von der Existenz einer strahlenden Materie gegenüber den Widerlegungen von Puluj, Gintl u. a. m. nicht behaupten. Vgl. Crookes, «Strahlende Materie» (deutsch von Gretschel, Lpz. 1879; 2. Aufl. 1882), ferner über strahlende Materie von Puluj (Wien 1880 u. 1883), sowie von Gintl (Prag 1880).

Strahlende Wärme nennt man die Wärme, wenn sie sich nicht wie bei der Wärmeleitung von Teilchen zu Teilchen eines und desselben Körpers langsam fortpflanzt, sondern wie das Licht in geraden Linien mit großer Geschwindigkeit von einem Körper zu andern entfernten Körpern, gleichviel ob ein Zwischenmittel vorhanden ist oder nicht. Im ersten Fall erwärmt sich das Zwischenmittel nur wenig. Die strahlende Wärme geht also auch durch den leeren Raum. Die Geraden, welche die Fortpflanzungsrichtung der strahlenden Wärme anzeigen, heißen Wärmestrahlen. Dieselben können leuchtend oder auch dunkel sein. Die erstern und die Lichtstrahlen sind ein und dieselben. Die strahlende Wärme befolgt alle Gesetze der Lichtstrahlen. (S. Wärme.)

Strahlerz, ein in monoklinen säulenförmigen Krystallen, auch in keilförmigen und halbkugeligen Aggregaten auftretendes Mineral, außen fast schwärzlich blaugrün, innen dunkel spangrün; es ist ein wasserhaltiges Kupferarseniat von der Formel $Cu_3(OH)_3AsO_4$, welches auf der Kohle ein Kupferkorn hinterläßt und von Säuren und Ammoniak gelöst wird; es findet sich in Cornwall, bei Tavistock in Devonshire und zu Saida in Sachsen.

Strahlkies, s. unter Markasit.

Strahlpumpe, Injektor, eine Pumpe, bei der durch einen Luft-, Dampf- oder Flüssigkeitsstrahl Wasser oder eine andere tropfbarflüssige Substanz gefördert wird. (S. unter Strahlapparate.)

Strahlsche Pillen (zur Blutreinigung), s. unter Geheimmittel.

Strahlstein oder Aktinolith, s. u. Hornblende.

Strahltiere (Radiata) nannten Cuvier und dessen Nachfolger wirbellose Tiere, deren Hauptcharakter darin besteht, daß die Organe des Körpers strahlenförmig wie die Speichen eines Rades um eine Achse gelegen sind, deren Endpunkt durch den centralen Mund gegeben ist. Man rechnete dazu die Stachelhäuter (Echinodermata), die Polypen und die Akalephen oder Quallen. Gegenwärtig vereinigt man nach R. Leuckarts Vorgang die Polypen und Quallen einerseits zu der Klasse der Cölenteraten (s. d.), während man die Echinodermen von ihnen absondert.

Strähn, s. Strang.

Straits-Settlements ist der Name der durch Dekret der Königin Victoria vom 5. Febr. 1867 zu einer Kolonie mit Selbstregierung erhobenen und am 1. April 1867 von der brit.-ostind. Regierung entbundenen, engl. Besitzungen Pulo Penang oder Prince of Wales-Island mit Wellesley, Malakka und Singapore in und an der Straße von Malakka in Hinterindien. Dieselben haben ein Gesamtareal von 3742 qkm und eine Bevölkerung von (1883) 480000 E., von denen 1600 Europäer, etwa 150000 Malaien und Javaner, 120000 Chinesen und der Rest Eingeborene aus der Präsidentschaft Madras, sog. Klings, Bougies sind.

Strakonitz (slaw. Strakonice), Stadt im westl. Böhmen, am Wattawafluſſe, Station der Linie Wien-Eger der Österreichischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und Finanzoberkommissariats und zählt (1880) 5875 E., mit Neu-Strakonitz 8039 E. czech. Nationalität, welche neben den notwendigsten Gewerben und dem Landbau insbesondere Fabrikation türk. Fes (in vier Fabriken), Schafwollhüte und Strumpfwarenfabrikation treiben. Die Fabrik der Gebrüder Fürth exportiert jährlich gegen 6 Mill. türk. Fes. S. ist die Wiege des altadeligen

Geſchlechts der Strakonitze, deren Ahne Bavor, aus Mähren eingewandert, um 1243 hier ſeine Burg und bei dieſer eine Kirche baute, die den Johanniterrn (Malteſern) übergeben wurde. Bis 1694 war S. die Reſidenz der Großpriore des Malteſerordens, die nachher nach Prag verlegt wurde. Die Prokopskirche enthält viele Grabmäler derſelben. S. iſt bekannt durch ſeine Pferde-, Jahr- und Borſtenvieh-Wochenmärkte. In der Umgebung von S. wurden neuerdings prähiſtor. Funde gemacht. S. iſt die Vaterſtadt des böhm. Dichters Czelakowsky.

Strakoſch (Alexander), Deklamator, geb. 3. Dez. 1844 in Eperies in Ungarn, bildete ſich unter Sonnenthal zum Schauſpieler aus und fand als ſolcher ſelbſt in Paris günſtige Aufnahme. Seinen Namen erwarb er ſich als Mitarbeiter Laubes, der den jungen, durch eine Lähmung der Hand am Spielen gehinderten Darſteller zum Vortragsmeiſter beim leipziger, ſpäter beim wiener Stadttheater engagierte. In dieſer Eigenſchaft erzielte S. bedeutende Wirkungen, was die Ausbildung ſchauſpieleriſcher Kräfte anlangt. In neueſter Zeit iſt er mit Erfolg als Deklamator aufgetreten.

Stralau, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, auf einer Halbinſel, welche den Rummelsburgerſee von dem rechten Ufer der Spree trennt, Station (S.-Rummelsburg) der berliner Ringbahn, zählt (1880) 675 E. und hat eine Deutſche Seemannsſchule und Gemüſebau. Hier findet alljährlich 24. Aug. ein berliner Volksfeſt, der Stralauer Fiſchzug, ſtatt.

Stralſund, Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Pommern ſowie des ehemaligen Schwediſch-Pommern, liegt an dem 2,5 km breiten Strelaſunde, welcher Rügen vom Feſtlande ſcheidet und deſſen nördl. Teil Gellen heißt, und iſt Station der Linien Berlin-S., S.-Paſewalk-Angermünde, S.-Bergen und S.-Roſtock der Preußiſchen Staatsbahnen. Die Stadt zählt (1885) 28981 E. und bildet eine teils von der See, teils von großen Teichen umgebene Inſel, die mit dem feſten Lande durch drei Dämme verbunden iſt. Dieſe natürliche Feſtigkeit war früher noch durch anſehnliche Feſtungswerke verſtärkt, die 1808 geſchleift, 1816 aber wiederhergeſtellt wurden; ſeit 1873 hat S. den Charakter der Feſtung verloren, nur die zur Stadt gehörige, dicht neben der Frankenvorſtadt im Sunde gelegene große Inſel Dänholm (bis ins 13. Jahrh. Strela oder Stralo geheißen) iſt befeſtigt geblieben; ſonſt ſind die Wälle zu anmutigen öffentlichen Anlagen umgeſchaffen worden. Die Stadt hat enge, aber ziemlich parallele, gutgepflaſterte Straßen und noch viele mit ſtattlichen Giebeln verſehene Häuſer, welche ihr ein altertümliches Anſehen geben. S. iſt Sitz der königl. Regierung, eines Amtsgerichts, eines Eiſenbahnbetriebsamts und einer Reichsbankſtelle. Die drei Hauptkirchen: die großartige Marienkirche, die Nikolai- und die Jakobikirche, ſind im got. Stil erbaut und enthalten mancherlei Merkwürdigkeiten. Die Ausſicht vom hohen Turme der Marienkirche iſt ſehr lohnend. Im ſchönen Rathaus, deſſen Marktfaçade neuerdings vortrefflich reſtauriert iſt (im 13. und 14. Jahrh. erbaut), mit herrlichem Saale befindet ſich eine nicht unanſehnliche öffentliche Bibliothek und das Neuvorpommerſche Muſeum, insbeſondere bedeutend für die früheſte Geſchichte Neu-Vorpommerns (ſehr reich an Altertümern aus der Steinzeit). Andere anſehnliche Gebäude ſind das Regierungsgebäude, das altertümliche Gymnaſium, das Zeughaus (urſprünglich eine Kloſterkirche), das Krankenhaus, das Johanniskloſter (jetzt großenteils Armenhaus) u. ſ. w. Von höhern Unterrichtsanſtalten beſtehen ein Gymnaſium (ſeit 1560) mit Bibliothek und Münzkabinett, ein Realgymnaſium, eine Navigationsſchule. Im J. 1859 wurde Schill (ſ. d.), welcher hier 31. Mai 1809 (an einer durch einen Stein bezeichneten Stelle der Fährſtraße) fiel, ein Grabdenkmal errichtet. Die Gewerbs- und Fabrikthätigkeit S.s iſt zwar mannigfaltig, aber von keiner großen Bedeutung. Es beſtehen Fabriken für Spielkarten, Öl, Maſchinen, Stärke, Bier u. ſ. w. Der Seehandel erſtreckt ſich beſonders auf die Ausfuhr von Getreide und Malz. Die eigentliche Reederei zählt (1882) 247 Seeſchiffe von 41176 Regiſtertons; 1884 liefen im Hafen von S. 542 Seeſchiffe von 211587 cbm Raumgehalt und 1964 Binnenfahrer von 152996 cbm Raumgehalt ein, 513 Seeſchiffe und 1964 Binnenfahrer aus. Durch tägliche Dampfſchiffahrt ſteht S. mit Schweden (Malmö), Rügen und Barth in directer Verbindung.

S. wurde 1209 von dem Fürſten Jaromar von Rügen gegründet, aber wiederholt zerſtört. Als Mitglied der Hanſa hob es ſich zu hohem Wohlſtande; ſchon damals trieb es einen bedeutenden Handel mit den verſchiedenſten Gegenſtänden. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 13. Mai bis 24. Juli 1628 von Wallenſtein vergeblich belagert. Nach einem heftigen Bombardement mußte ſie ſich 1678 dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg übergeben; doch wurde ſie im folgenden Jahre an Schweden zurückgegeben. Auch im Nordiſchen Kriege wurde ſie 1715 von den Verbündeten genommen, jedoch 1720 ebenfalls wieder an Schweden abgetreten. Am 31. Mai 1809 wurde die von Schills Freiſcharen beſetzte Stadt von Dänen und Holländern erſtürmt. Durch den Frieden zu Kiel von 1814 kam S. nebſt ganz Schwediſch-Pommern an Dänemark und von dieſem durch den Vertrag vom 4. Juli 1815 an Preußen; doch behielt es fortwährend ſeine alte, ſehr ausgebildete Verfaſſung und Verwaltung. Die Bürgermeiſter, der Syndikus und die Ratsherren haben als ſolche nach einem Privilegium Karls XII. den perſönlichen Adel. Die Stadt hat überdies noch manche Privilegien und Vorrechte, z. B. die Jura consistorialia, welche ſie erhielt, als ſie proteſtantiſch wurde, während die Herzöge noch katholiſch waren. Seit 1849 iſt die ſtädtiſche Gerichtsbarkeit aufgehoben.

Vgl. Mohnike und Zober, «Stralſundiſche Chroniken» (2 Tle., Stralſ. 1833—34); Kruſe, «Bruchſtücke aus der Geſchichte der Stadt S.» (2 Bde., Stralſ. 1846—48); Brandenburg, «Geſchichte des Magiſtrats der Stadt S.» (Stralſ. 1837); Zober, «Geſchichte der Belagerung S.s durch Wallenſtein» (Stralſ. 1828); Fabricius, «Der Stadt S. Verfaſſung und Verwaltung» (Stralſ. 1851); Fock, «Wallenſtein und der Große Kurfürſt vor S.» (Bd. 6 der «Rügenſch-Pommernſchen Geſchichten», Lpz. 1872); Frande, «Aus S.s Franzoſenzeit» (Stralſ. 1870); derſelbe, «Das Verſeſtungsbuch der Stadt S.» (Halle 1875); Lorenz, «S., Plan und Fremdenführer» (Stralſ. 1883).

Der **Regierungsbezirk Stralſund** iſt aus dem ehemaligen Neu-Vorpommern und der Inſel Rügen (Schwediſch-Pommern) gebildet, hat ein Areal von nur 4009,65 qkm, zählt (1885) 210219 E.

und begreift die Kreise Stadt S., Franzburg, Grimmen, Greifswald und Rügen.

Stralzio (vom ital.), sov. w. Liquidation oder Geschäftsauflösung; stralzieren, liquidieren.

Stramin, s. Kanevas. — Schuhstramin oder Schuhkord heißt ein namentlich zu Pantoffeln verwendeter Stoff, der teils aus grobem Kammgarngespinst, teils aus Baumwolle besteht und auf einfarbigem Grunde kleine, bunte Muster zeigt.

Strand, s. unter Küste.

Strandbatterie, s. unter Küstenbefestigung, Bd. X, S. 707[b].

Strandbehörden sind Behörden zur Verwaltung der Strandungsangelegenheiten, insbesondere zur Beaufsichtigung und Durchführung der Bergung, sowie der Hilfsleistung in Seenot. Im Deutschen Reiche gibt es zwei Arten derselben: die Strandämter (bureaukratisch organisierte Behörden) und die Strandvögte (Lokalbeamte).

Strandelster, soviel wie Austernfischer.

Stranden, s. Schiffbruch.

Strandgut nennt man besitzlose gestrandete Schiffe und deren Ladung, welche früher dem Strandrecht (s. d.) unterlagen. Strandtriftige Gegenstände sind solche, welche das Meer an den Strand getrieben hat. (Vgl. Seetriftige Gegenstände.) [Elymus.

Strandhafer oder Strandroggen, s. unter

Strandkiefer, s. u. Kiefer, Bd. X, S. 262[a].

Strandkohl, s. unter Crambe.

Strandläufer (Tringa), ein aus etwa 20 Arten bestehendes, kosmopolitisch verbreitetes Stelzvogelgeschlecht von geringer Größe, mit starkem, geradem, selten über kopflangem, am Ende verbreitertem Schnabel, mit kurzem Schwanze, kurzen dicken Füßen und derben Krallen. Der isländ. S. (Tr. canutus, Tafel: Stelzvögel I, Fig. 6) lebt in den nördl. Ländern der Alten und Neuen Welt.

Strandpflanzen nennt man in der Botanik diejenigen Pflanzen, die auf salzhaltigem Boden, besonders am Meeresstrande, vorkommen. Die Bezeichnung S. ist deshalb ungefähr gleichbedeutend mit Salzpflanzen (s. d.).

Strandrecht oder Grundruherecht (jus litoris) bedeutet 1) die Gerichtsbarkeit über alles, was sich am Strande und auf dem Ufer und Gestade befindet; 2) das Recht des Landesherrn, sich alles das anzueignen, was an den Ufern anwächst oder gefunden wird, z. B. in Persien die Perlen, an den afrikan. Küsten das Gold, im Baltischen Meere den Achat und den Bernstein, am Mittelmeer die Korallen u. s. w.; 3) die verabscheuungswerte Befugnis, sich der sämtlichen Güter und Sachen, welche auf einem gestrandeten Schiffe gefunden werden, teils ohne Rücksicht, ob der wahre Eigentümer sich meldet oder zugegen ist, teils nach einer bestimmten Frist, innerhalb welcher sich der Eigentümer nicht gemeldet hat, zu bemächtigen. Dieses Recht ist sehr alt und war ehedem in Deutschland und in andern Ländern fast allgemein üblich, ja man flehte sogar in den Kirchengebeten zu Gott, daß er den Strand segnen, d. h. recht viele Menschen Schiffbruch möge leiden lassen. Indessen wurde dieses Denkmal der Barbarei nach und nach meist stillschweigend aufgehoben und in Deutschland sogar durch Reichsgesetze abgeschafft. Dagegen wurde den Landesherren und ihren Unterthanen ein sog. Bergerecht zugestanden, wonach ein Teil der geretteten Güter denen, die sie retteten (den Bergern), ein Teil dem landesherrlichen Fiskus und in der Regel nur der dritte Teil dem Eigentümer zufällt. Schon seit langen Zeiten hat man in Preußen und Mecklenburg von dem Bergerecht keinen Gebrauch mehr gemacht. Im allgemeinen kann man annehmen, daß für angetriebene Güter $^1/_{20}$, für aus der See (vom Schiffe und von der Meeresoberfläche) geholte $^1/_4$ bis $^1/_3$, für vom Grunde heraufgebrachte die Hälfte des Wertes als Bergelohn gezahlt wird. Die unmittelbare Leitung der Bergung, namentlich die Führung der Rettungsmannschaften, ist Sache der unter der Ortsobrigkeit stehenden Strandbedienten (Strandvögte). Das alte S. fand selbst auf Flüssen statt und hieß dann Grundruhe. In Niedersachsen betrachtete man als solche Grundruhe sogar die auf der Landstraße umgefallenen Wagen oder davon herabgefallene Frachtstücke und behandelte dieselben nach dem S. Das Deutsche Reich regelte für seine gesamten Küsten das S. einheitlich und den Rechtsanschauungen der Neuzeit entsprechend durch die Strandungsordnung vom 17. Mai 1874.

Strandtriftige Güter, s. u. Strandgut.

Strandung im Sinne des Seerechts ist vorhanden, wenn ein Schiff unter nicht gewöhnlichen Verhältnissen der Schiffahrt auf den Grund festgerät und entweder überhaupt nicht wieder flott wird oder nur durch ganz außergewöhnliche Maßregeln (Kappen der Masten, Löschung der Ladung u. s. w.), oder zwar ohne solche, aber erst, nachdem es einen erheblichen Schaden erlitten hat. (Handelsgesetzbuch Art. 857.)

Strandwinde, Pflanze, s. u. Convolvulus.

Strandwolf oder braune Hyäne, s. unter Hyäne.

Strang, Strähn, Schneller (frz. écheveau, engl. hank) heißt ein aus einer Anzahl von Gebinden (échevettes, leas) bestehendes Garnmaß, dessen Länge sich teils nach der Art des Garns, teils nach dem Erzeugungslande richtet. (S. Baumwollindustrie, Bd. II, S. 595[a], Garn und Haspel.)

Strange (spr. Strehndsch, Rob.), Zeichner und Kupferstecher, geb. 26. Juli 1721 auf Pomona, einer Orkadischen Insel, kam unter die Leitung des ältern Cooper nach Edinburgh, von wo er jedoch bald sich nach Paris begab, um unter Ph. le Bas, dem Landschafter, seine Studien fortzusetzen. Im J. 1751 nach London zurückgekehrt, fand er an dem Grafen Bute einen Gönner, vermochte aber zunächst gegen Dalton und Bartolozzi nicht aufzukommen. Der langen Chikanen müde, reiste er 1760 nach Italien, wo er eine bedeutende Anzahl von Zeichnungen nach berühmten Meistern ausführte, die er nachmals in London in Kupfer stach. Es sind dies 19 Blätter, die von 1765 an erschienen, aber wegen ihrer klassischen einfachen Behandlung keinen Eingang fanden. Erst als er in gewissen Punkten der weichlichen, effekthaschenden Stimmung der Zeit sich anbequemt hatte, fanden seine Stiche nach den großen ital. Meistern, zu denen er selbst die Zeichnungen fertigte, Beifall. Ein Verzeichnis von 32 solcher Zeichnungen mit kritischen Bemerkungen über die Urbilder und biographischen Nachrichten über die Maler gab er 1769 heraus. Er starb 5. Juli 1792, nachdem er 1787 in den Ritterstand erhoben worden war. Meisterhaft hat er besonders nach Tizian gestochen, wie er denn überhaupt in Stichen nach Gemälden von leuchtendem, saftigem Kolorit Meister war. Zu seinen berühmtesten

Blättern gehört die liegende Venus nach Tizian, die Danaë nach demselben Meister und die heil. Cäcilia nach Rafael. Vgl. «Memoirs of Sir R. S.» von Dennistoun (2 Bde., Lond. 1855).

Strangförmige Körper (Teil des verlängerten Marks), s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662b.

Strangrinne, s. unter Erhängen.

Strangulieren, d. i. erdrosseln, war sonst eine in der Türkei sehr gebräuchliche Hinrichtungsart, die vorzüglich bei Paschas und andern vornehmen Beamten, um dieselben schnell und geräuschlos aus dem Wege zu räumen, angewendet wurde. Der Sultan beauftragte mit der Vollziehung meist die Stummen des Serails, die sich im geheimen ihrem Schlachtopfer zu nahen und nach Vorzeigung des großherrlichen Befehls mittels einer seidenen Schnur ihres Auftrags zu entledigen pflegten. Über das Physiologische des Vorgangs s. Erdrosselung.

Strangurie (grch.), s. Harnstrenge.

Stranitzky (Joseph Anton), berühmter Komiker, geb. 10. Sept. 1676 zu Schweidnitz in Schlesien, studierte in Leipzig, versuchte sich dann als Schauspieler bei der Veltheimschen Truppe, ging darauf als Begleiter eines schles. Grafen nach Italien und wandte sich, von dort zurückgekehrt, von neuem der Bühne zu. Im J. 1706 erschien S. in Wien und wirkte daselbst bis zu seinem 19. Mai 1727 erfolgten Tode. S. war ein Meister des Extemporierens und trotz großer Derbheit seiner Späße reich an echter Komik. Ein Teil seiner Skizzen zu Possen ist in dem von ihm herausgegebenen Werk enthalten: «Olla Potrida als durchtriebenen Fuchsmundi» (1722). Auch ist er Verfasser der «Lustige Reyß-Beschreibung. Aus Salzburg in verschiedene Länder».

Stranraer, Stadt in der schott. Grafschaft Wigtown, am Südende des Loch Ryan, Station der Linie Castle Douglas-Port Patrick der Caledonischen Eisenbahn, Hauptstation der Küstenwachten, zählt (1881) 6342 E. und hat einen guten Seehafen mit vorzüglichem Ankergrund, Nägelfabrikation, Gerberei, Handel mit Korn, Leinwand und Baumwollwaren, Austern- und Heringsfischerei.

Strasburg im Elsaß, s. Straßburg.

Strasburg an der Drewenz, Kreisstadt im westpreuß. Regierungsbezirk Marienwerder, ist Sitz eines Landsratamts, eines Amtsgerichts nebst Strafkammer und eines Hauptzollamts, hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Maschinenfabrik und eine Dampfsägemühle und zählt (1885) 5470 zur Hälfte poln. E. — Der Kreis Strasburg zählt (1885) auf 1345 qkm 66987 E.

Strasburg in der Uckermark, Stadt im Kreise Prenzlau des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, Station der Linie Stettin-S. der Preußischen Staatsbahnen mit Anschluß an die Linie Lübeck-S. der Mecklenburgischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 5893 E., welche Ackerbau, Lederfabriken, Schuhmachereien, Töpfereien, eine große Zuckerfabrik, eine Ofenfabrik, Maschinenfabrik, Eisengießerei und eine Obst- und Fruchtweinfabrik unterhalten.

Strasburger (Eduard), namhafter deutscher Botaniker, geb. 1. Febr. 1844 zu Warschau, besuchte 1864—67 die Universitäten Bonn und Jena, auf welch letzterer er 1867 promovierte, um bald darauf nach Warschau zurückzukehren, wo er sich an der dortigen Universität für Botanik habilitierte. Schon 1869 erhielt er einen Ruf als außerord. Professor nach Jena und 1873 an derselben Universität die ord. Professur für Botanik. Von hier wurde er 1880 in der gleichen Stellung nach Bonn berufen. Die meisten seiner Arbeiten behandeln die Erscheinungen, welche sich bei und nach der Befruchtung in den weiblichen Organen der Phanerogamen abspielen, und in Zusammenhang damit die Teilungen der Zellkerne. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: «Entwickelungsgeschichte der Spaltöffnungen» (in Pringsheims «Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik», Bd. 5, Lpz. 1867), «Die Coniferen und Gnetaceen» (Jena 1872), «Die Angiospermen und die Gymnospermen» (Jena 1879), «Zellbildung und Zellteilung» (2. Aufl., Jena 1876), «Befruchtung und Zellteilung» (Jena 1878), «Über Bau und Wachstum der Zellhäute» (Jena 1882), «Über Befruchtungsvorgang bei den Phanerogamen u. s. w.» (Jena 1884), «Das botan. Praktikum» (Jena 1884). – Auch veröffentlichte S. viele kleinere Arbeiten in Fachzeitschriften.

Straschak, Strašák (czech., d. i. Schrecker, Scheucher), beliebter böhm. Nationaltanz, im wesentlichen Polka, unterbrochen durch scherzhafte Schreckungen (Stampfen mit den Füßen, Klatschen mit den Händen) und Drohungen (erst mit dem rechten, dann mit dem linken Zeigefinger) zwischen Tänzer und Tänzerin.

Straschiripka (Johannes von) war der wirkliche Name des Historienmalers Canon (s. d.); derselbe starb 12. Sept. 1885 in Wien.

Straschnik (russ.), d. i. Grenzwächter, s. unter Grenzwache.

Straß, Amause oder Mainzer Fluß, ein zur Herstellung imitierter Edelsteine dienender Glasfluß. (S. unter Edelstein-Imitationen, Bd. V, S. 749a, und Glas, Bd. VIII, S. 82a.)

Straßburg im Elsaß, Festung ersten Ranges, Hauptstadt des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen, liegt 42° 34′ nördl. Br. und 25° 21′ östl. L. (von Ferro), 3 km vom Rheine entfernt, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, am Zusammenfluß der Ill und Breusch, mit schönen Anlagen (Orangerie, Contades), zählt (1880) einschließlich 9485 Militärpersonen 104471 E., von welchen 51858 Katholiken, 48691 Evangelische und 3521 Israeliten, 69751 geborene Elsässer, 30696 eingewanderte Deutsche und 4024 Ausländer sind, 81313 innerhalb der Umwallung, 23158 in den Vororten lebten; 1885 zählte man 112019 E. S. ist Knotenpunkt der Hauptverkehrsstraßen Frankreichs und der Schweiz nach Deutschland und Belgien, Ausgangspunkt des Rhein-Marne- und Rhein-Rhône-Kanals, sowie der Elsaß-Lothringer Eisenbahnlinien von S. nach Basel, Rothau, Avricourt, Weißenburg, Lauterburg und Appenweier. S. ist Sitz des kaiserl. Statthalters, des Ministeriums und des Oberschulrats für Elsaß-Lothringen, des Bezirkspräsidenten und des Bezirksrats für Unterelsaß, einer Polizeidirektion, der Kreisdirektion für den die Kantone Brumath, Hochfelden, Schiltigheim und Truchtersheim umfassenden, 560 qkm großen und (1880) 78689 E. zählenden Landkreis S., der Generaldirektion der Zölle und der indirekten Steuern für Elsaß-Lothringen, der Direktion der direkten Steuern für Elsaß-Lothringen, der Generaldirektion der Reichseisenbahnen, einer Handelskammer, einer Reichsbankhauptstelle, eines Landgerichts mit einer Kammer für Handelssachen, eines Amtsgerichts und eines Gewerbegerichts, ferner des Bischofs von S., des Oberkonsistoriums und des Direktoriums der Kirche

Augsburgischer Konfession und des Oberrabbiners. In S. tagen der Landesausschuß des Reichslandes und der Bezirkstag des Unterelsaß. Hier befinden sich das Generalkommando des 15., aus Truppenteilen fast aller deutschen Bundesstaaten gebildeten Armeekorps, die Stäbe der 31. Division, der 61. und 62. Infanteriebrigade, der 31. Kavallerie- und der 15. Feldartilleriebrigade, die 3. Ingenieurinspektion und die 10. Festungsinspektion, zwei Realschulen, ein prot. Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, sowie eine Präparandenschule und die an Stelle der frühern 1631 gestifteten Universität und nachmaligen franz. Akademie 1. Mai 1872 neugegründete, 1884 mit 81 Professoren besetzte und von 858 Studierenden besuchte Kaiser-Wilhelms-Universität; mit dieser verbunden sind das Thomasstift, die Sternwarte und die nahezu 600 000 Bände enthaltende Landes- und Universitätsbibliothek,

Umgegend Straßburgs mit den neuen Befestigungen.

ein Festungsgouverneur, ein Festungskommandant. Die wohlhabende, in acht Polizeireviere (darunter fünf im Innern der Stadt) und vier Kantone eingeteilte Stadt, welche Eigentümerin bedeutender Waldungen am Rhein und in den Vogesen bei Barr und Wasselnheim ist, unterhält eine höhere Töchterschule (errichtet 1875), 22 Volksschulen, 19 Kleinkinderschulen, ein früher auch vom Staate subventioniertes Stadttheater, ein Musikkonservatorium, eine Stadtbibliothek, ein Stadtarchiv, eine Kupferstichsammlung, ein naturhistor. Museum; die Errichtung eines städtischen Museums für Kunst und Kunstgewerbe steht bevor. An staatlichen Unterrichtsanstalten besitzt S. ein Lyceum, welche größtenteils aus freiwilligen Gaben zum Ersatze der kostbaren, insbesondere an Handschriften reichen, 1870 während der Belagerung verbrannten straßburger Bibliothek entstanden ist; ferner bestehen in S. ein 1538 gegründetes, 1864 neugebautes prot. Gymnasium, ein kath. Gymnasium zu St. Stephan, zahlreiche höhere Privaterziehungsanstalten, ein Priesterseminar, und an wohlthätigen Anstalten eine Bezirks-, Findel- und Waisenanstalt, sowie ein umfangreiches Bürgerhospital, mit welchem die Universitätskliniken und eine Rekonvalescentenanstalt verbunden sind. In und um S. ist die Gewerbthätigkeit von hervorragender Bedeutung; wichtig sind namentlich die Gerbereien, Färbereien,

Digitized by Google

Lederfabriken, Tabakfabriken (darunter die kaiserl. Tabaksmanufaktur); Hauptexportartikel sind Bier, Hopfen, Gänseleberpasteten (Spezialität), Wurstwaren, zubereitetes Sauerkraut. Für die Interessen der Pferdezucht besteht in S. das Landesgestüt für Elsaß-Lothringen.

Unter den öffentlichen Gebäuden S.s ist das Münster (Monasterium beatae Mariae Virginis) weltbekannt als ein herrliches Denkmal altdeutscher Kunst. Den Grundstein zu dem Münster legte 1015 Bischof Werner von Habsburg; 260 Jahre wurde an den einzelnen Kapellen und dem Schiffe gebaut, bis Erwin von Steinbach, der Baumeister des freiburger Münsters (gest. 17. Jan. 1318), unter Konrad I. von Lichtenberg die Façade bis zum Ansatze der Türme vollendete; verschiedene Baumeister, wie Gerlach, Kuntze, Ulrich von Ensingen, führten den Bau von 1341 bis 1419 fort und Johann Hültz aus Köln (1419—49) stellte 1439 den das weithin sichtbare Wahrzeichen S.s bildenden 142 m hohen nördl. Turm fertig, während der südliche nur bis zu der 66 m hohen Plattform ausgeführt und mit dem nördlichen durch ein Zwischenstück verbunden worden ist. Infolge dieses langdauernden Baues sind alle Baustile im Münster vereinigt. Der ganze Bau ist 115 m lang, 43 m breit und das Mittelschiff 30 m hoch. Von den am Münster befindlichen Statuen sollen einzelne am roman. Südportal von einer Tochter Meister Erwins, Sabina, verfertigt sein. Das Münster besitzt ausgezeichnete Glasmalereien aus dem 14. Jahrh., ferner die 1486 von Joh. Hammerer erbaute Kanzel und die 1570—74 vom straßburger Mathematiker Konrad Dasypodius und Magister Wolkenstein konstruierte Uhr, welche bis 1789 im Gange war, während die jetzige Uhr von dem Mechaniker und Uhrmacher Schwilgué 1838—42 hergestellt ist. Im J. 1878 wurde aus dem sehr bedeutenden Baufonds die Vierungskuppel im roman. Stile ausgebaut, sowie der Chor durch Professor Steinle in Frankfurt a. M. und Steinheil in Paris mit Freskogemälden geschmückt. Außer dem Münster besitzen die Katholiken noch sechs Kirchen. Unter den sieben prot. Kirchen sind die an Stelle des 1870 zerstörten Temple-Neuf 1873 erbaute Neue Kirche und die aus dem 14. Jahrh. stammende Thomaskirche mit dem auf Veranlassung Ludwigs XV. von Pigall in Marmor ausgeführten Grabdenkmale des Marschalls Moritz von Sachsen hervorzuheben. Zwei Kirchen sind durch Zwischenwände abgeteilt derart, daß das Chor den Katholiken, das Schiff den Evangelischen überwiesen ist. Erwähnenswerte Gebäude sind ferner: das kaiserl. Schloß, in welchem sich die Universitäts- und Landesbibliothek befindet, die neuen Universitätsgebäude vor dem alten Fischerthore mit dem von Professor Warth in Karlsruhe entworfenen allgemeinen Kollegienhause, den chem. und physik. Instituten, dem botan. Garten und der Sternwarte, die Residenz des Statthalters (ehemalige Präfektur), das neue Bahnhofsgebäude, das sog. Frauenhaus, das Bezirkspräsidium, das Generalkommando, das Gouvernement, das Landgerichtsgebäude, das Stadthaus, das Theater, die Gebäude der Bodenkreditgesellschaft und der Versicherungsgesellschaft Germania, sowie die militärischen Gebäude der Citadelle und die neue Manteufel-Kaserne. An Denkmälern schmücken die Stadt diejenigen Gutenbergs, Klebers, Desaix' und des verdienten Präfekten Lezay-Marnesia, der Zürcherbrunnen mit der Büste des Dichters des «Glückhaften Schiffes», Sebastian Brant.

An der Stelle des heutigen S. befand sich zur Römerzeit das Kastell Argentoratum, das bald zu einem Haupthandels- und Waffenplatze wurde. Nachdem die Alamannen hier 262, sowie vom Kaiser Julian 357 zurückgewiesen worden waren, eroberten sie 406 den Ort; nach mehrfachem Wechsel gelangte derselbe 496 in die Gewalt des Frankenkönigs Chlodwig, welcher ihn Strateburgum benannte. Unter der Herrschaft der Merovinger gewann das Gebiet des neugegründeten Bistums S. bald eine große Ausdehnung; reiche Schenkungen Karls d. Gr. vermehrten dasselbe noch. Mit der Zunahme der Bevölkerung wuchs die Macht der Bürgerschaft, die 982 eigene, vom Bischofe unabhängige Gerichtsbarkeit und nach vielfachen Fehden mit den Bischöfen nach der Niederlage des Bischofs Walter von Geroldseck bei Oberhausbergen (1262) die 1201 erlangte Reichsfreiheit 1273 durch Rudolf von Habsburg bestätigt erhielt. Im J. 1332 wurden die Zünfte zur Teilnahme am Stadtregimente zugelassen. Mitten unter die Kämpfe der Zünfte und der adeligen Geschlechter fällt auch die grausame Verfolgung und Vertilgung der Juden (1349). Mit der Zeit wurde S. der Sitz großen Reichtums, der Künste und Wissenschaften; Gottfried von S., Gutenberg, Joh. Geiler von Kaisersberg, Seb. Brant, Thomas Murner, Beatus Rhenanus, Wimpheling, Joh. Fischart verknüpften ihre Namen mit der Geschichte der Stadt. Die Reformation fand in S. schnell Eingang; schon 1529 war die Stadt vollständig protestantisch; in Jakob Sturm von Sturmeck hatte dieselbe damals einen mächtigen Stettmeister, der ihr auch nach dem Schmalkaldischen Kriege zu einem vorteilhaften Frieden verhalf. Der Dreißigjährige Krieg berührte S. weniger als die übrigen Teile des Elsaß. Auch nach 1648 blieb S. deutsch, bis Ludwig XIV., gestützt auf die Entscheidungen seiner Réunionskammern, durch Louvois die Stadt 30. Sept. 1681 widerstandslos besetzen ließ. Der Ryswijker Friede (1697) bestätigte das Verbleiben S.s bei der Krone Frankreichs. Seitdem blieb S. bis 1870—71 in franz. Besitze. Mit der franz. Herrschaft fand der Katholizismus in S. wieder Eingang; das Münster und andere Kirchen wurden dem Bischofe zurückgegeben. Im übrigen gewann die Stadt erst von der Französischen Revolution ab, in deren Folge S. die Hauptstadt des Depart. du Bas-Rhin wurde, nach und nach einen mehr franz. Charakter. S. wurde 1814 und 1815 von den Verbündeten cerniert. Am 30. Okt. 1836 scheiterte in der Finkmattkaserne zu S. der Versuch des Prinzen Ludwig Napoleon, sich zum Kaiser auszurufen.

Die nach den Plänen des straßburger Stadtbaumeisters Daniel Speckle (1577—89) nach dem Bastionärsystem umgebaute, von Vauban (1682—84) insbesondere durch den Anbau einer Citadelle sehr verstärkte, mit großartigen Inundationsanlagen versehene Festung wurde 1870 von den deutschen Truppen cerniert und belagert. Die Festungsbesatzung kommandierte General Uhrich, das Belagerungskorps, aus bad. Truppen und preuß. Landwehr bestehend, General von Werder. Die Cernierung wurde vom 11. bis 17. Aug. durchgeführt; Ausfälle der Belagerten wurden 16. Aug. und 2. Sept. zurückgeschlagen; nach einem Bombardement der Festung vom 24. bis 26. Aug. begann

27. Aug. der förmliche Angriff, während dessen 241 Geschütze gegen S. in Thätigkeit waren und aus denselben 193 722 Schuß in die Stadt entsendet worden sind. Die Wirkungen dieses Bombardements waren furchtbar; 448 Häuser wurden zerstört, insbesondere das ganze Quartier in der Steinstraße, sodann die Neue Kirche, das Theater, die Präfektur, die Bibliothek, die Bildergalerie, der Justizpalast, sehr viele, darunter auch das Münster, beschädigt, ungefähr 1700 Civilpersonen getötet oder verwundet. Am 20. Sept. wurde die Lunette 52, am 22. die Lunette 53 von den Belagerern genommen; das Breschescheißen begann. Bevor der Sturm auf die Festung erfolgte, ließ General Uhrich 27. Sept. nachmittags 5 Uhr weiße Fahnen auf dem Münster aufziehen. Tags darauf wurde zu Königshofen bei S. die Kapitulation abgeschlossen und die Stadt von den deutschen Truppen besetzt, welchen 451 Offiziere, 17 451 Mann und 1250 Geschütze in die Hände fielen. Nachdem S. nebst dem ganzen Elsaß 1871 an das Deutsche Reich zurückgefallen war, wurde dasselbe Mittelpunkt der Verwaltung des Reichslandes Elsaß-Lothringen, und die Reichsregierung bestrebte sich in ebenso umfassender als liberaler Weise, die schweren Wunden zu heilen, welche das Bombardement der Stadt geschlagen hatte. Millionen wurden für Kriegsleistungen, zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäude aus Reichsmitteln bewilligt. Die Präfektur, das Theater, die sog. Aubette (mit einem großen Konzertsaal), die Neue Kirche erstanden bald aus ihren Ruinen, und zerstörte Komplexe alter Häuser haben monumentalen Bauten Platz gemacht. Die mehrfach hervortretende Opposition der städtischen Verwaltung gegen die Landesregierung veranlaßte diese 1873 zur Absetzung des Bürgermeisters und der Beigeordneten, sowie zur Auflösung des Gemeinderats; seitdem wurde die Stadt von außerordentlichen Kommissaren verwaltet, unter deren Leitung das Gemeindeschulwesen sehr ausgebildet, die Stadt mit Straßenbahnen nach Kehl, Schiltigheim, Ruprechtsau, Königshofen, Neudorf-Neuhof und Grafenstaden versehen, 1879 eine Wasserleitung hergestellt und die großartige Stadterweiterung durchgeführt worden ist. Letztere ist dadurch ermöglicht worden, daß militärischerseits eine Hinausschiebung der Festungswälle auf der Nord- und Westseite zugestanden worden ist und die Stadt das dadurch frei gewordene Festungsterrain für 17 Mill. Mark erworben hat. In weitem Bogen sind um die innere Festung seit 1872 14 detachierte Forts, zum Teil von bedeutender Größe, erbaut worden; sie bilden die etwa 8 km von der innern entfernte äußere Verteidigungslinie und umfassen außer S. auch Kehl, sodaß drei dieser Forts auf dem rechten Rheinufer liegen. Durch diese Befestigungen ist S. einer der stärksten Waffenplätze des Deutschen Reichs geworden. Die Gemeinderatswahlen im Juli 1886 ergaben ein deutschfreundliches Resultat, infolge dessen der bisherige Bezirkspräsident Back, der ebenfalls in den Gemeinderat gewählt worden war, von der Regierung zum Bürgermeister von S. ernannt wurde, sodaß seitdem die Gemeindeverwaltung in S. wieder vollständig organisiert ist.

Vgl. Silbermann, «Lokalgeschichte der Stadt S.» (Straßb. 1775); Friese, «Vaterländische Geschichte der Stadt S.» (4 Bde., Straßb. 1791—95); Hermann, «Notices sur la ville de Strasbourg» (2 Bde., Straßb. 1819); «Straßburger Chroniken», herausgegeben von Hegel (2 Bde., Lpz. 1870—71); Ratgeber, «Reformationsgeschichte der Stadt S.» (Stuttg. 1871); Neuhaus, «Der Friede zu Ryswijk und die Abtretung von S. an Frankreich» (Freiburg i. Br. 1874); Reuß, «Straßburger Chronik von 1667 bis 1710» (Straßb. 1877); G. Schmoller, «S.s Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im 13. Jahrh.» (Straßb. 1875); Schreiber, «Das Münster in S.» (Freiburg i. Br. 1828); Piton, «La cathédrale de Strasbourg» (Straßb. 1861); Strobel, «Das Münster in S.» (13. Aufl., Straßb. 1874); Mitscher, «Zur Baugeschichte des straßburger Münsters» (Straßb. 1876); Kraus, «Straßburger Münsterbüchlein» (Straßb. 1877); Kraus, «Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen» (Straßb. 1877); Schneegans, «L'église de St.-Thomas à Strasbourg» (Straßb. 1842); Schricker, «Zur Geschichte der Universität S.» (Straßb. 1872); Fischbach, «Krieg von 1870; die Belagerung und das Bombardement von S.» (auch in franz. Sprache, Straßb. 1871); Uhrich, «Documents relatifs au siége de Strasbourg» (Par. 1872); Malartie, «Le siége de Strasbourg» (Par. 1872); Wagner, «Geschichte der Belagerung von S.» (3 Bde., Berl. 1874—78); Bodenhorst, «Le siége de Strasbourg» (Par. 1876); Euting, «Beschreibung der Stadt S. und des Münsters» (Straßb. 1881); Mündel, «Die Vogesen» (3. Aufl., Straßb. 1883); «Statist. Handbuch für Elsaß-Lothringen» (Straßb. 1885); «Urkunden und Akten der Stadt S.» (Bd. 1—3, Straßb. 1879—84); Apell, «Argentoratum. Ein Beitrag zur Lokalgeschichte von S.» (Berl. 1884); Kindler von Knobloch, «Das goldene Buch von S.» (Straßb. 1885).

Das kath. Hochstift und **Bistum Straßburg** umfaßte im Ober- und Unterelsaß, in der Ortenau und im Breisgau ein Gebiet von 1270 qkm; die bischöfl. Residenz war in S. oder Zabern. Der Bischof war deutscher Reichsfürst und blieb dies wegen der rechtsrhein. Ämter Ettenheim, Oberkirch und Oppenau auch nach 1648; diese drei Ämter wurden 1803 als Fürstentum Ettenheim dem Kurfürsten von Baden zugeteilt. Die im Elsaß gelegenen Besitzungen wurden gleich zu Anfang der Revolution dem durch den sog. Halsbandprozeß berüchtigten Kardinalbischof von Rohan zu Gunsten des Staats entzogen. Bis 1806 stand der Bischof von S. unter dem Erzbischof von Mainz, später, nachdem ihm ganz Elsaß als Sprengel zugeteilt war, unter dem Erzbischofe von Besançon; nach dem Frieden von 1871 ist dieses Verhältnis gelöst und das Bistum dem Papste unmittelbar untergeordnet worden. Vgl. Grandidier, «Histoire de l'église de Strasbourg» (Straßb. 1776—78).

Straßburg, Stadt in Siebenbürgen, s. Enyed.

Straße im engern Sinne nennt man einen Weg, auf welchem sich der Verkehr mittels Fuhrwerken unter erleichterten Bedingungen bewerkstelligen läßt, ohne daß diese hierbei an eine bestimmte Spur, wie bei den Lokomotiveisenbahnen, Pferdebahnen u. s. w. gebunden sind. Die anzustrebende Bequemlichkeit des Verkehrs erfordert eine bestimmte Breite, ein der möglichst rationellsten Ausnutzung der Zugkraft entsprechendes Gefälle, eine ausreichende Festigkeit des Planums u. s. w., kurz, eine kunstgemäße Anlage. Die ersten **Kunststraßen** im Orient, von denen man Kunde hat, baute Semiramis; von Susa nach Sardes führte eine solche von nahe 3400 km Länge. Auch bei den Karthagern fand man Kunststraßen. Die aus den ältesten chines.

Zeiten stammenden S. wurden so fest gebaut, daß sie heute noch brauchbar sind. Die Griechen, namentlich die Athener, bauten besonders für die heiligen Züge vortreffliche S., so z. B. die heilige S. nach Delphi, jene bei Kyrene u. s. w. Die Spuren der Römerstraßen finden sich noch gegenwärtig durch den ganzen Umfang des alten Römischen Reichs zerstreut und sind das Vorbild für den gegenwärtigen Chausseebau geworden. Diese röm. Kunststraßen, über die Plinius und Vitruv das Nähere mitteilen, erhielten zuerst ein Substrat von einer Art Beton, welches einer 21 cm starken Steinplattenschicht (statumen) als Unterlage diente. Auf letztere kam eine zweite, ebenfalls 21 cm starke Schicht in Mörtel versetzter Steine (rudus), welche wieder durch eine Betonschicht (nucleus) von 8 cm Höhe bedeckt wurde, auf welche dann das eigentliche Planum (summum dorsum) gepflastert und mit Kies aufgeschüttet wurde. An den Seiten erhielt der Straßendamm Böschungen oder (bisweilen mit Stufen versehene) Strebemauern. Augustus, Vespasian, Trajan und Hadrian haben derartige Bauten anlegen lassen, die noch jetzt bewundert werden. Mit dem Verfall des Römischen Reichs hörte auch die Sorgfalt für die Kommunikationen auf. Erst Karl d. Gr. ließ die alten Kunststraßen wieder ausbessern und neue anlegen.

In Deutschland findet man die Anfänge eines geregelten Straßenbaues erst im 13. Jahrh., ebenso in Schweden, wo in den J. 1250—66 die ersten Heerstraßen angelegt wurden. Doch zeigen sich alle diese Anlagen noch immer mangelhaft und in der Kindheit, ebenso die derartigen Bauten in Spanien und England. Bedeutender waren die in den Niederlanden. Die erste kunstgemäße S. erbaute man 1753 in Schwaben, zwischen Nördlingen und Öttingen. Vorzüglich werden die englischen S. gebaut, auf denen auch zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen eingeführt und die für ihre Unterhaltung und Dauerhaftigkeit so wichtige Anordnung gemacht wurde, daß alle Wagen rechter Hand fahren müssen, wodurch die vielen Fahrgleise und das Ausweichen der Wagen vermieden werden. Insbesondere aber hat sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Frankreich durch die Anlage derartiger Bauten ausgezeichnet, aus welchem Grunde kunstgemäß hergestellte S. auch jetzt noch im allgemeinen den Namen Chausseen führen, wenn auch in Frankreich dieser Name nicht durchgehends gebräuchlich ist. Die großen S., wohl auch Land- oder Reichsstraßen genannt, die den Verkehr von Provinzen und Ländern vermitteln, sind meist Staatsanstalten zum Vorteil aller, werden aus Staatsmitteln bestritten und ebenso auch durch die Regierung verwaltet und im Stande erhalten. In manchen Ländern wird für jedesmalige Benutzung der Staatsstraßen ein geringes Chausseegeld erhoben; in Preußen ist dasselbe von 1875 und in Sachsen von 1886 an abgeschafft. Ehedem sprach sich dies Verhältnis darin aus, daß man solche öffentliche S. den Regalien beizählte. Der Vorteil, den die bürgerliche Gesellschaft aus einem zweckmäßig angelegten und wohl unterhaltenen Netze von S. schöpft, ist immer noch unermeßlich. Wenn auch gegenwärtig die Entwickelung der Eisenbahnen die großen Kunststraßenzüge in den Hintergrund gedrängt hat, so behaupten sie als Saugadern des Eisenbahnverkehrs noch immer eine hervorragende Stelle. Mit der Entwickelung des Ingenieurwesens überhaupt hat sich auch der demselben angehörige Straßenbau zu immer größerer Vollkommenheit emporgehoben. Die Tracierung, d. i. die Festlegung der Linie des zu erbauenden Straßenzugs, hat zwischen den meist gegebenen End- und maßgebenden Zwischenpunkten (Orte, Fabriksanlagen u. s. w.) so zu geschehen, daß sowohl die Interessen des Verkehrs als die Baukosten entsprechende Würdigung finden. Erstere verlangen direkte Verbindungen, Vermeidung scharfer Krümmungen, nicht zu große Steigungen, man geht in Hügelländern nicht gern über $^1/_{30}$, in Gebirgsländern nicht über $^1/_{20}$): letztere vermindern sich mit der Länge der Anlage, der Größe der erforderlichen Erdbewegung.

Außer diesen allgemeinen Erwägungen nehmen natürlich auch noch andere Faktoren auf die Wahl der Linie Einfluß. Die Sicherheit des Betriebes erfordert, daß die Chaussee in Distrikten, welche der Überschwemmung ausgesetzt sind, stets aus dem Wasser gehalten und vor Durchbrüchen durch Landbrücken und geeignete Strombauten geschützt werde. Ist man über die Richtung der S. im klaren, so werden die nötigen Straßenprofile gezeichnet, die Erdbewegungen berechnet, die nötigen Bauwerke, als Brücken, Durchlässe, Terrassierungen, Strebemauern, Viadukte u. s. w. entworfen und veranschlagt. Hierbei gilt als Grundsatz, daß, außer den Fußwegen, Banquets, die S. noch so viel Breite haben muß, daß zwei beladene Frachtwagen einander bequem ausweichen können und das Material zur Instandhaltung des Oberbaues Platz finde. In den meisten Fällen wird man daher eine Breite von 10 bis 15 m, nur im Notfalle weniger (bis herab zu 6 m) annehmen dürfen. Zu beiden Seiten erhält die Chaussee Gräben, welche an der Sohle 30—60 cm breit sind und eine Böschung von $1 - 1^1/_2$ erhalten, wenn keine Strebemauern angelegt werden. Da die Chaussee soviel als möglich immer trocken erhalten werden muß, so erhält der Oberbau eine gewölbte Form, deren Pfeil etwa $^1/_{40}$ bis $^1/_{32}$ der ganzen Straßenbreite beträgt. Aber auch ein gewisses Längengefälle muß zur Erreichung des Wasserabflusses aus den Gleisen zu Hilfe genommen, und wo dasselbe nicht ohnehin durch die Steigung des Planums bedingt wird, also bei Horizontalen, muß eine künstliche Steigung von $^1/_{500}$ bis $^1/_{600}$ hervorgebracht werden. Aus diesem Grunde ist es auch unpassend, die S. mit Bäumen zu bepflanzen, welche breite Kronen haben, da sie dieselbe unverhältnismäßig beschatten und also feucht halten. Hingegen sind Baumpflanzungen im allgemeinen, z. B. Pappeln, gewisse Obstgattungen u. s. w., zweckmäßig, da sie der S. zum Schutz und zur Zierde gereichen, den Passanten Schatten spenden und den Eigentümern durch das Holz, Obst u. s. w. Nutznießungen gewähren. Nachdem die ganze Anlage der Chaussee im Detail projektiert ist, wird nun auf der ganzen Länge der S. die Erdbewegung und wo nötig Sprengungen u. dgl. vorgenommen und das Planum der Chaussee vollendet. Dasselbe muß, damit die Aufschüttungen u. s. w. die nötige Konsistenz erhalten, d. h. sich setzen können, einen Winter hindurch freiliegen, worauf man dann die Anlegung des Oberbaues unternimmt. Mit dem Planum zugleich werden die notwendigen Bauwerke, Brücken u. s. w. ausgeführt und, wenn man Sümpfe zu durchschneiden hat, entweder Steine versenkt und darauf das Planum gegründet, oder Viadukte über dieselben geführt. Auf das voll-

endete Planum werden in der Breite der künftigen Fahrbahn große Steine, die Bordsteine, gesetzt und die Räume zwischen denselben mit drei Schichten Steinen ausgefüllt. Die unterste derselben, die Packlage, bis zu 15 cm hoch, wird aus lagerhaften Steinen kunstmäßig gepflastert, die zweite Lage, von geschlagenen Steinen, wird etwa 7—10 cm hoch und dicht angeschüttet, die dritte, 15 cm starke Schicht besteht am besten aus den härtesten, zu einer Größe von 5 bis 8 cm geschlagenen Steinen, z. B. Basalt, Quarz, Granit, Eisenschlacken, hartem Tuff u. dgl., und muß sehr sorgfältig aufgeschüttet werden. Dann wird eine 7 cm starke Schicht Flußkies aufgebracht und das Ganze mit großen eisernen oder steinernen Walzen geebnet. Eine ähnliche, namentlich früher häufig angewandte Methode des Chausseebaues ist das Macadamisieren (s. d.). Die **Kieschausseen**, die man im Notfalle bei Steinmangel anlegt, werden ebenso gefertigt; nur muß man sich kleinern Materials bedienen und versetzt dann die letzte Schicht mit Lehm, um ihr mehr Bindung zu geben. Diese S. sind zwar wohlfeil, befahren sich auch gut, erfordern aber viel Reparaturen. Ferner sind die in Holland gebräuchlichen **Klinkerchausseen** zu erwähnen, welche aus hartgebrannten kleinen Ziegeln gefertigt werden, die man auf das gehörig feste Planum, auf die hohe Kante (als Rollschicht) im Verbande in Sand versetzt. Sie erhalten ebenfalls eine flache Wölbung, sind zwar in der Anlage etwas kostbar, erfordern aber wenig Reparaturen, die noch obenein leicht zu bewerkstelligen sind. Außer diesen Anordnungen findet man namentlich in Städten Steinpflasterstraßen, Holzstöckelpflaster, selbst Eisenpflaster, Fahrbahnen von Teerkonkret, komprimiertem Asphalt u. s. w. Unter ihnen ist es namentlich der letztere, welcher nach den günstigen Erfahrungen, die man in Paris, Wien, Berlin u. s. w. gesammelt, immer mehr und mehr in Aufnahme kommt und als Straßenpflaster der Zukunft bezeichnet werden kann.

Straßenbahnen, s. Trambahnen.

Straßenbau, s. unter Straße.

Straßenkehrmaschine, s. Kehrmaschine.

Straßenlokomotiven sind eine Art von Lokomobilen (s. d.), welche teils zum Transport von Lasten (früher auch, als Dampfkutschen oder Dampfomnibus, zum Transport von Personen), teils zum Betriebe von Arbeitsmaschinen, wie z. B. des Dampfpflugs (s. Dampf-Bodenkultur und Pflug), der Dreschmaschinen u. s. w., dient. Sie unterscheiden sich von den übrigen Lokomobilen dadurch, daß sie sich selbstthätig durch ihre eigene Bewegkraft von Ort zu Ort bringen und ihre Arbeitsapparate mit sich zu nehmen vermögen; von den eigentlichen Lokomotiven oder Dampfwagen aber dadurch, daß diese sich auf einem Schienengleis fortbewegen, während die S. (meist mittels Zahnräder) zur Fortbewegung auf gewöhnlichen Straßen, Feldern u. s. w. geeignet sind.

Straßenpflaster, s. Pflasterung.

Straßenraub, s. unter Raub.

Straße von Konstantinopel, s. Bosporus.

Straßmann (Marie), Schauspielerin, s. Damböck-Straßmann.

Straßnitz (slaw. Strážnice), Stadt im südöstl. Mähren, Bezirkshauptmannschaft Göding, an der March, über welche eine Kettenbrücke (die älteste im Lande) führt, ist Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 5229 E., darunter 4492 Slawen, 631 Deutsche und sondert sich in die Stadtgemeinde mit 4711 E. und in die Judengemeinde mit 518 E. Das gräfl. Magnissche Schloß, dessen Kunstsammlungen und Gartenanlagen eine Merkwürdigkeit der Gegend sind, steht an der Stelle der alten Grenzfeste gegen Ungarn, deren Bestand bis ins 11. Jahrh. zurückreicht. S. war der Hauptsitz der Taboriten in Mähren.

Strategēm (grch.), Kriegslist.

Strategie (vom grch. στρατηγία, d. i. Feldherrnkunst) bezeichnet die Lehre der Heeresleitung im Kriege im großen Stil. Napoleon I. nannte sie **la partie sublime de l'art de la guerre**; sie umfaßt die Erörterung aller Maßregeln, welche zum glücklichen Ausgange eines Kriegs beitragen können, mit Ausnahme der Lehren des eigentlichen Truppengebrauchs im Gefecht, welche dem Gebiete der Taktik (s. d.) anheimfällt. Doch laufen S. und Taktik so vielfach ineinander, daß sich zwischen beiden eine bestimmte Grenzlinie nicht ziehen läßt und die Erklärungen über das Wesen beider sehr zahlreich sind. Heinrich von Bülow erklärt in seinem «Geist des neuern Kriegssystems» S. für die Wissenschaft der kriegerischen Bewegungen, welche den Feind zum Zweck, aber nicht zum Gegenstand haben, während Taktik die Wissenschaft der Bewegungen sei, welche den Feind zum Gegenstand haben. An anderer Stelle bezeichnet er die S. als die Wissenschaft der Bewegungen außerhalb der Gesichtsweite des feindlichen Heeres, die Taktik als die Wissenschaft der Bewegungen innerhalb der Gesichtsweite des Feindes; an noch anderer Stelle behauptet er, wo nicht geschlagen wird ist S., wo aber geprügelt wird ist Taktik. Jomini rechnet in dem «Précis de l'art de la guerre» zur S. alles, was sich auf den ganzen Kriegsschauplatz bezieht, zur Taktik alles, was sich auf die Kunst bezieht, auf einem bestimmten Terrain zu schlagen. Diese Erklärungen liefern einen klarern Begriff über das Wesen der S., als es weitläufige Auseinandersetzungen thun könnten.

Im Gegensatz zu den komplizierten strategischen Kombinationen früherer Zeiten werden der neuern S. die einfachsten Prinzipien zu Grunde gelegt. Man sucht sich die Initiative zu sichern, betrachtet die feindlichen Heere als Zielpunkte, nicht etwa irgend welche dominierende Terrainabschnitte ꝛc., geht denselben energisch entgegen und strebt nach schneller Entscheidung. Dabei gilt der Grundsatz: getrennt zu marschieren, vereint zu schlagen. Strategisch wird alles auf die Heeresleitung im Kriege Bezügliche genannt; strategischer Aufmarsch heißt die Versammlung der Truppen an der bedrohten Grenze bei Ausbruch des Kriegs; strategische Punkte und Linien werden Städte, Festungen, Flußlinien u. s. w. genannt, welche für den Ausgang des Kriegs von entscheidender Bedeutung werden können.

Von den Werken über S. sind hervorzuheben: Friedrich II., «Oeuvres militaires»; Napoleon, «Maximes de guerre»; Erzherzog Karl, «Grundzüge der S., erläutert durch den Feldzug von 1796 in Deutschland» (Wien 1814); Valentin, «Lehre vom Kriege» (Berl. 1821—23); Jomini, «Précis de l'art de la guerre»; von Clausewitz, «Vom Kriege» (4. Aufl., Berl. 1880); von Willisen, «Theorie des großen Kriegs» (Berl. 1840); Rüstow, «Die Feldherrnkunst des 19. Jahrh.» (3. Aufl.,

Zür. 1877); Leer, «Positive S.» (Wien 1871); Blume, «Strategie» (2. Aufl., Berl. 1886).

Stratford, Stadt in der engl. Grafschaft Eſſex, nordöſtl. Vorort von London, links an der Lea und deren vielfachen Verzweigungen, Station der Cambridge- und der Colcheſterlinie der Great-Eaſtern-bahn, welche hier nach Woolwich einerſeits, nach Loughton und Ongar andererſeits abzweigt, zählt (1881) 38489 E. und hat viele Fabriken, namentlich für Chemikalien.

Stratford on Avon, Municipalborough im SW. der engl. Grafſchaft Warwick, am rechten Ufer des Upper-Avon, der hier ſchiffbar wird, iſt über Hatton, Fenny Compton, Campden und Honeybourne mit den Hauptlinien der Great-Weſtern-bahn verbunden und zählt (1881) 8053 E., welche Landwirtſchaft und Getreidehandel treiben. Der ſaubere Ort, bei welchem eine ſchöne Brücke von 14 Bogen über den Avon führt, iſt berühmt als Geburts- und Sterbeort Shakeſpeares (ſ. d.). In der Henley-Straße ſteht noch das einſtöckige, aus Fachwerk erbaute, mit Giebeln verſehene alte Haus, in welchem dieſer 1564 geboren wurde. Es iſt jetzt Nationaleigentum und ſorgfältig im Stil der damaligen Zeit reſtauriert worden. Außer dem niedrigen Geburtszimmer des Dichters enthält es ein Muſeum, in welchem verſchiedene an dieſen erinnernde Reliquien, ſowie eine vollſtändige Bibliothek aller von Shakeſpeare herrührenden oder in verſchiedenen Sprachen über dieſen geſchriebenen Werke aufbewahrt werden. Begraben liegt Shakeſpeare an der Seite ſeiner Gemahlin in der ſchönen Dreifaltigkeitskirche, welche, im ſpätgot. Stil erbaut, doch mit roman. Turm verſehen, die wenige Jahre nach ſeinem Tode gefertigte, von den Zeitgenoſſen als ungemein ähnlich geprieſene, bemalte Steinbüſte Shakeſpeares birgt. In dem nahegelegenen Dörfchen Shottery ſteht noch die Hütte, in welcher des Dichters Frau Anne Hathaway geboren wurde, und gleichfalls in der Nachbarſchaft wird der Park von Charlecote-Hall gezeigt, in dem, der Sage nach, Shakeſpeare Wilddieberei getrieben haben ſoll und deſſen Beſitzer Thomas Lucy er in den «Luſtigen Weibern von Windſor» als Richter Shallow verſpottete. S. führt den Namen (angelſächſ. Stretford) von der hier durch eine Furt des Avon gehenden Straße und iſt ſchon ſeit dem 8. Jahrh. bekannt. Es erhielt 1197 von Richard Löwenherz Marktrecht und wurde unter Eduard VI. zur Stadt erhoben. Die Stadt führte ſtets ein beſcheidenes Daſein und erſcheint nur einmal in der Geſchichte, als während der Bürgerkriege 1643 Königin Henrietta Maria hier vorübergehend ihre Reſidenz aufſchlug. Hier wurde 1764 (unter Garricks Leitung) das 200jährige, 1864 das 300jährige Geburtsfeſt Shakeſpeares gefeiert.

Stratford de Redcliffe (Viscount), früher bekannt als Sir Stratford Canning, ausgezeichneter brit. Diplomat, geb. 6. Jan. 1788 zu London als der Sohn des Kaufmanns Stratford Canning, deſſen Neffe der berühmte Staatsmann George Canning (ſ. d.) war, erhielt ſeine Bildung auf der Schule zu Eton und der Univerſität Cambridge und wurde 1807 im Auswärtigen Amt angeſtellt. Er begleitete 1808 Sir Robert Adair auf deſſen Miſſion nach Konſtantinopel, und erlangte 1809 daſelbſt den Poſten eines Geſandtſchaftsſekretärs. Im J. 1814 beteiligte er ſich als brit. Bevollmächtigter bei den Verhandlungen zu Baſel, welche die Vereinigung der Kantone zur Eidgenoſſenſchaft bezweckten, und 1815 war er bei den Verhandlungen des Wiener Kongreſſes zugegen. Im J. 1820 wurde ihm eine Spezialmiſſion nach Waſhington übertragen, die ihn drei Jahre lang beſchäftigte. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er durch ſeinen Vetter George Canning, der kurz zuvor das Miniſterium des Auswärtigen übernommen, eine Sendung als außerordentlicher Bevollmächtigter nach Petersburg, um daſelbſt die Verhandlungen der Großmächte im Betreff der griech. Angelegenheiten in Gang zu bringen. Er kehrte im Mai 1825 nach London zurück und wurde nun zum brit. Botſchafter in Konſtantinopel ernannt. Als die Pforte ſich weigerte, dem Vertrage der Mächte vom 6. Juli 1827 beizutreten, brach S. im Verein mit den franz. Geſandten 8. Dez. 1827 alle Verhandlungen mit dem Diwan ab und zog ſich nach Korfu zurück. Im Febr. 1828 traf er zu London ein. Unter Lord Greys Verwaltung wurde S. mit den Verhandlungen über die Gebietsgrenzen Griechenlands beauftragt. Als außerordentlicher brit. Geſandter kam er 1831 nach Nauplia. Er überreichte der griech. Regierung eine Denkſchrift, in welcher er die Notwendigkeit einer ſtarken Centralgewalt nachwies und in deren Sinn auch ſpäter das Protokoll der vermittelnden Mächte vom 7. Mai 1832 abgefaßt wurde. Nach ſeiner Ankunft zu Konſtantinopel im Jan. 1832 erneuerte S. im Verein mit dem franz. und ruſſ. Geſandten die Verhandlungen über die griech. Angelegenheiten, die endlich durch den Vertrag vom 21. Juli 1832 zur definitiven Feſtſtellung gelangten. Er kehrte hierauf nach London zurück und wurde 1833 zum Geſandten in Petersburg ernannt. Da jedoch der Kaiſer Nikolaus ſich weigerte, ihn anzunehmen, legte er im Jan. 1834 ſeinen Poſten nieder. Nach ſeiner Rückkehr wurde S. in das Unterhaus gewählt, wo er ſich eine Reihe von Jahren beſonders an den Debatten über auswärtige Politik lebhaft beteiligte. Erſt zu Anfang 1842 vertraute ihm das Miniſterium Peel abermals den Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel an. Nach dem Amtsantritt Lord John Ruſſells begab er ſich im Juli 1846 auf Urlaub nach England und wurde 1847 nach Paris geſchickt, um über die Angelegenheiten der Schweiz zu verhandeln. Von dort kehrte er nach Konſtantinopel zurück, wo er den engl. Einfluß zum allein maßgebenden zu machen verſtand. Im J. 1852 wurde er zur Peerswürde mit dem Titel eines Viscount Stratford de Redcliffe erhoben. S. behauptete ſeine Stellung, ſolange Lord Palmerſton Miniſter war, und erſt Lord Derby rief ihn 1858 von Konſtantinopel ab. Nach ſeiner Rückkehr nach England nahm Lord S. ſeinen Sitz im Oberhauſe, wo er öfters als Redner auftrat. Während der ruſſ.-türk. Verwickelungen der J. 1875—78 lieferte er noch in Briefen an die «Times» mehrfach intereſſante Beiträge zur Löſung der orient. Frage. Erwähnenswert iſt auch eine die Ereigniſſe mehr als eines halben Jahrhunderts reflektierende Gedichtſammlung dieſes Staatsmanns, die unter dem Titel «Shadows of the past» (Lond. 1865) erſchien. S. ſtarb 14. Aug. 1880 in London.

Strathaven, Stadt in der ſchott. Grafſchaft Lanark, links am Avon, Station der Linie Hamilton-S. der Caledoniſchen Eiſenbahn, zählt 3645 E. und hat Baumwollweberei.

Strathcluyd, auch Strathcluyd, im Mittelalter ſchott. Landſchaft zu beiden Seiten des

obern Clyde, etwa die spätere Grafschaft Lanark umfassend; das Regnum Strathclуyd oder Cumbria umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung im 8. Jahrh. das südwestl. Schottland und das nordwestl. England zwischen dem Clyde nördlich und dem Mersey südlich; im 11. Jahrh. dehnte sich das Land südlich nicht über die Cumbrischen Berge aus; 1124 wurde das Königreich mit Schottland vereinigt.

Strathmore, große zusammenhängende Thalebene in den schott. Grafschaften Perth und Forfar, zieht sich von SW. nach NO. zwischen den Grampian-Mountains einerseits und den Ochill- und Sidlaw-Hills andererseits hin, und ist ein wohl angebautes und sehr ergiebiges Kulturland.

Strathnaire (Hugh Henry Rose, Lord), engl. General, Sohn des Diplomaten Sir George Rose, wurde 1803 geboren und in Berlin, wo sein Vater Gesandter war, erzogen. Er trat 1820 in die engl. Armee, fungierte eine Zeit lang als Generalkonsul in Syrien, dann während des Krimkriegs in Konstantinopel, hierauf als Kommissar im franz. Hauptquartier und ging nach dem Ausbruch der großen Seapoy-Empörung nach Indien, wo ihm der Befehl über eine Division übertragen wurde, an deren Spitze er sich durch erfolgreiche Operationen auszeichnete. Zum General befördert und durch ein Dankesvotum des engl. Parlaments und das Großkreuz des Bathordens belohnt, übernahm S. nach der Rückkehr Lord Clydes nach Europa den Oberbefehl über die engl. Armee in Indien und leistete bei der durch die Aufhebung der Ostindischen Kompagnie nötig gewordenen Verschmelzung der königl. Truppen mit den Streitkräften der Kompagnie und der gleichzeitig unternommenen Reorganisation des anglo-ind. Gesamtheeres die wichtigsten Dienste. Nach seiner Rückkehr nach England im J. 1865 wurde er als Lord S. ins Oberhaus erhoben. Zugleich übernahm er den Oberbefehl über die engl. Truppen in Irland, den er bis 1870 führte und seit 1869 auch das Kommando über die königl. Leibgarde zu Pferde. Im J. 1877 stieg er zum Range eines Feldmarschalls auf. Er starb ohne Nachkommen in Paris 16. Okt. 1885, weshalb die Baronie mit ihm erlosch.

Stratifikation, gleichbedeutend mit Schichtung, das Abgeteiltsein einer in der Regel aus dem Wasser abgesetzten Gesteinsmasse in einzelne aufeinanderliegende, durch zwei annähernd parallele Flächen begrenzte Platten.

Stratiotes *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Hydrocharideen. Man kennt nur eine Art, die in Europa vorkommt; es ist eine perennierende untergetauchte Wasserpflanze mit rosettenartig stehenden linearen Blättern und eingeschlechtigen, mit sechsteiligem Perianthium versehenen weißen Blüten, die bis an die Oberfläche des Wassers emporragen; dieselben besitzen viele Staubgefäße oder einen länglichen sechsfächerigen Fruchtknoten mit sechs Griffeln. Der Name dieser in stehenden Gewässern des mittlern Europa häufigen Pflanze ist S. aloides *L.* Sie wird nicht selten wegen ihrer weißen Blüten und schönen Blattrosetten in Aquarien kultiviert.

Stratocumulus, s. unter Wolken.

Strato Lampsacenus, so genannt von seiner Vaterstadt Lampsakus, griech. Philosoph, und zwar einer der nächsten Nachfolger des Aristoteles, war 288—270 v. Chr. als Nachfolger des Theophrast das Haupt der peripatetischen Schule. Unter S. nahm dieselbe eine später wieder aufgegebene naturalistische Richtung an. Er ist merkwürdig als einer der ersten Urheber der auf einem bloßen Materialismus beruhenden Psychologie, indem er die Seele lediglich für eine Modifikation der animalischen Lebenskraft erklärte und ihre Funktionen auf bloße Bewegung zurückzuführen suchte. Indem er diese Ansicht auch auf die Natur im großen ausgedehnt zu haben scheint, entfernte er sich in mehrern wesentlichen Punkten von Aristoteles und stellte einen Hylozoismus (s. Hyle) auf, der für alle Erscheinungen des physischen und geistigen Lebens nur Materie samt einer ihr innewohnenden Bewegung voraussetzt. Von seinen Schriften ist nur das Verzeichnis der Titel erhalten. Vgl. Nauwerk, «De Stratone Lampsaceno» (Berl. 1836).

Stratonike, Tochter des Demetrius Poliorketes und der Phila, der Tochter des alten macedonischen Reichsverwesers Antipater, wurde, kaum 17 J. alt, im J. 300 v. Chr. mit dem König von Asien, Seleucus I. Nikator, vermählt. Nach einigen Jahren faßte ihr Stiefsohn Antiochus (später als König Antiochus I. Soter genannt) eine so heftige Leidenschaft zu ihr, daß sein Leben in Gefahr schwebte, und daß sein Vater, um ihn zu retten, ihm die Gemahlin überließ.

Stratum (lat.), Schicht.

Stratus, eine Wolkenform, deren genaue Definition von Luke Howard als «nubes strata, aquae modo expansa, deorsum crescens» gegeben wurde, und welche wegen ihrer vorwiegenden Flächenentwickelung auch als Schichtwolke bezeichnet wird. Sie ist neben dieser Entwickelungsform durch eine zur Breite sehr erhebliche Längenausdehnung charakterisiert. Man darf sie als Nebelbänke betrachten, welche nicht bis zur Erdoberfläche herabreichen, indem auch die Bedingungen ihrer Entstehung dieselben wie die des Nebels sind. Ihre Grenzflächen sind meist unbestimmt und gefranst, ihre Struktur eine wenig dichte und ihre vertikale Ausdehnung meist gering. (Vgl. Wolken.)

Straubfuß, s. Igelhuf.

Straubing, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, rechts an der Donau, über die hier zwei Brücken führen, sowie an der Linie Passau-Regensburg der Bayrischen Staatsbahnen, die hier nach Neufahrn abzweigt, liegt in einer höchst fruchtbaren Gegend, ist Sitz des Schwurgerichts für Niederbayern, eines Bezirksamts, eines Landgerichts und eines Amtsgerichts und zählt (1885) 13 209 E. Die Stadt hat einen schönen Marktplatz mit Dreifaltigkeitssäule und zehn zum Teil sehr ansehnliche Kirchen, darunter die got. St. Jakobskirche (1492—1512 erbaut) mit einigen alten Gemälden, angeblich von Wolgemuth, und die ebenfalls got. Karmeliterkirche von 1430 (jetzt Gymnasialkirche) mit dem schönen Grabmal Herzog Albrechts II. Das Schloß bewohnte einst Herzog Albrecht III. mit seiner Gemahlin Agnes Bernauer (s. d.), die hier 1435 von der Donaubrücke in den Strom gestürzt wurde. Ihr Grabmal befindet sich in einer Kapelle nahe an der St. Peterspfarrkirche in der Altstadtvorstadt. An dem Geburtshause Fraunhofers (s. d.) ist dessen Büste aufgestellt. S. hat ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar mit einer Taubstummenanstalt, eine Realschule, ein bischöfl. Knabenseminar, eine Anstalt für männliche Kretinen, drei Spitäler für verarmte Gemeindeangehörige und ein Waisenhaus.

mit welchem eine Pflegeanstalt für verwahrloste Kinder verbunden ist. Zwei Mönchsklöster beschäftigen sich mit Seelsorge und Krankenpflege; von den zwei Nonnenklöstern versieht das eine ein weibliches Erziehungsinstitut und den deutschen Schulunterricht für Mädchen, das andere ein weibliches Krankenhaus. S. treibt Brauerei und Gerberei, sowie bedeutenden Handel mit Getreide, Pferden und Rindvieh. Der Ursprung S.s geht bis in die Römerzeit zurück. Im 18. Jahrh. zeichneten sich die Straubinger 1704 und 1742 durch tapfere Verteidigung ihrer Stadt aus. Früher war S. Hauptstadt von Niederbayern, dann bis 1835 des bayr. Regenkreises. Vgl. Wimmer, «Sammelblätter zur Geschichte der Stadt S.» (Heft 1—3, Straubing 1882—84).

Strauch (frutex) nennt man im Gegensatz zum Baum (s. d.) ein Holzgewächs, dessen Stamm sich von der Wurzel an in mehrere Äste teilt, die als Einzelstämme erscheinen. Eine strauchartige Form entsteht auch dadurch, daß Stämme von Laubholzbäumen abgehauen («auf den Stock gesetzt») werden, indem dann der übriggebliebene Stock durch Adventivknospenbildung oder auch aus schlafenden Augen (Proventivknospen) eine Anzahl Stämme (Stocklohden, Stockausschläge) treibt. Die echten Sträucher zerfallen der relativen Höhe nach, welche sie erreichen, in Sträucher erster, zweiter, dritter Größe und in Erdhölzer, worunter man Sträucher dritter Größe mit niederliegenden Stämmen und Ästen versteht (z. B. die Zwergbirke, der Zwergwacholder). Eine andere Form von strauchartigen Gewächsen sind die Halbsträucher (suffrutices), welche den Übergang von den Holzgewächsen zu den Rhizomgewächsen oder perennierenden Kräutern bilden. Halbsträucher sind solche ausdauernde Gewächse, deren Wurzel sowohl als die über dem Boden erscheinende, aber niedrig bleibende und strauchartig verästelte Achse vollkommen verholzen, und welche aus dieser Achse (Stock, caudex) alljährlich Triebe entwickeln, die, wenn sie Blüten tragen, am Ende derselben Vegetationsperiode zu Grunde gehen, gleich den Trieben der mit einem Wurzelstock (Rhizom) begabten Kräuter, wenn sie dagegen nicht zur Blütenentwickelung gelangen, zu vegetieren fortfahren. Diese Form von Holzgewächsen, zu denen z. B. die rauhblätterige Salbei (Salvia officinalis *L.*) und der Lavendel (Lavendula Spica *L.*) gehören, ist charakteristisch für die Vegetation der mediterranen Länder.

Strauchäpfel, niedrige Apfelgehölze, welche im Boden Ausläufer oder auch Stockausschlag erzeugen und sich deshalb leicht vermehren lassen. Man gebraucht sie als Unterlagen für Formbäume. Es lassen sich drei Arten unterscheiden: Malus pumila *Neill.*, der Paradiesapfel, mit glatten, dunkelbraunen, glänzenden Zweigen, fein gesägten, nach oben und unten verschmälerten Blättern und recht wohlschmeckenden Früchten; Malus frutescens *Borkh.*, der Heckapfel, mit ebenfalls unbehaarten, aber weniger glänzenden, schmutzig-dunkelbraunen Zweigen, an der Basis abgerundeten, an den Rändern fein gesägten Blättern und sauerer, herber Frucht; Malus praecox *Borkh.*, der Johannesapfel, mit gleich der untern Fläche der an beiden Enden verschmälerten und grobgesägten Blätter dicht behaarten jungen Trieben und Früchten von süßlichem Geschmack. Eine Form dieser Art und als Unterlage für Formbäume sehr geschätzt ist der Doucin, welcher keine Ausläufer, sondern nur Stockausschlag erzeugt.

Strauchdisteln, s. Acanthaceen.

Strausberg, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, in waldreicher Gegend, am Strausee, Station (7 km vom Orte) der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 6647 E. und hat eine höhere Bürgerschule, ein Landarmenhaus, eine Erziehungsanstalt für elternlose und verwahrloste Kinder, Verfertigung grober Tuche, Federplüsch, Kammgarnstoffe u. s. w., Flanell- und Teppichfabrikation, Gerberei und Fischerei.

Strauß (Struthio), eine Gattung aus der Ordnung der Kurzflügler (Brevipennes s. Ratitae). Der gemeine oder afrikanische Strauß (S. Camelus, Tafel: Straußvögel, Fig. 2, Schädel, Fig. 3), welcher der größte unter allen jetzt lebenden Vögeln ist, lebt in den Wüsten Afrikas, und seine ganze Organisation ist, wie bei dem Kamel, für den Aufenthalt in der Wüste eingerichtet. Seine Länge beträgt 2—3 m und sein Gewicht 40—45 kg. Die Flügel sind zum Fluge ganz ungeeignet und mit langen, weichen, zerschlitzten Schwungfedern besetzt. Dafür sind aber seine Füße außerordentlich entwickelt, ungemein stark und hoch, selbst an den Schenkeln nackt, mit dichter, lederartiger Haut überzogen und nur mit zwei, nach vorn gerichteten schwieligen Zehen (Fig. 4) versehen. Mit ihnen kann er einen 1,5 m langen Schritt machen, der aber beim schnellen Laufen zum 3 m langen Sprunge wird. Seine Schnelligkeit ist daher auch so groß, daß selbst die besten Pferde den S. nicht einzuholen oder doch ihm nicht lange zur Seite zu bleiben vermögen. Gegen Verfolgung sucht der S. sein Heil stets in der Flucht, und nur, wenn er in die Enge getrieben, verteidigt er sich durch Hiebe mit dem Schnabel und durch Schlagen mit den Füßen und den Flügeln. Seine Nahrung besteht nur aus Pflanzen. Sehr groß ist aber seine Gefräßigkeit, wie auch die Kraft seiner Verdauung, welche hauptsächlich durch einen Vormagen unterstützt wird, der einen sehr kräftig auflösenden Saft absondert. Der S. lebt in Polygamie. Ein Männchen versammelt vier bis sechs Weibchen um sich, welche mit ihren Eiern ein gemeinschaftliches Nest füllen, das aus einer ausgescharrten Grube besteht. Jedes Weibchen legt 12—16 Eier, von denen jedes 1,25 kg schwer ist und drei hungerige Personen vollauf zu sättigen vermag; jedoch steht ihr Geschmack bedeutend unter dem der Hühnereier. Die harten, festen Eierschalen dienen den Eingeborenen jener Gegenden zu Gefäßen. Beim Brüten lösen sich am Tage die Weibchen einander ab; auch wird die Brütung am Tage gelegentlich der Sonne allein überlassen. Des Nachts brütet das Männchen. In neuester Zeit ist aus Somaliland noch eine andere Art oder wenigstens sehr charakteristische Rasse des S. bekannt geworden. Die Jagd auf S. ist sehr schwierig. Die Araber hetzen ihn zu Pferde in Trupps, die sich verteilen und ablösen, bis das müde Tier sich erschöpft in den Sand streckt. Man jagt den S. hauptsächlich wegen der schönen zerfaserten Deckfedern des Schwanzes und der Flügel (Straußenfedern), welche aber jetzt im Orient einen höhern Wert als in Europa haben. Die besten Straußenfedern erhält man aus dem Innern Nordafrikas, wo man die S. deshalb als Haustiere hält, um ihnen jene

Federn auszuziehen, was binnen zwei Jahren dreimal geschieht. Jetzt züchtet man die Vögel am Kap und in Algerien; die Federn der wilden S. stehen indessen höher im Preise. Die Körperfedern des Männchens sind schwarz, die des Weibchens braun; nur die Schwingfedern und Schwanzdecken sind schneeweiß, bisweilen mit schwarzem Saum oder schwarzer Spitze. Die Haut und das Fett der S. werden gleichfalls benutzt; das Fleisch der erwachsenen S. ist aber hart, schwarz und unschmackhaft.

Die amerikanischen Strauße haben dreizehige Füße und einen durchaus befiederten Kopf und bilden deshalb eine besondere Gattung, Nandu (Rhea), von welcher man jetzt drei Arten in Südamerika gefunden hat, die aber nur 1½ m lang sind, sonst aber in Lebensweise ganz mit dem gewöhnlichen S. übereinkommen. Der gewöhnliche Nandu (Rhea Americana, Fig. 5) lebt hauptsächlich in den Pampas und streift bis in die öden Küstengegenden Patagoniens. Man fängt ihn besonders mittels der Bolas. Seine graulichbraunen Schwingfedern kommen über Buenos-Ayres häufig nach Europa, wo sie zu Zierat und Wedeln gebunden werden. Ebenfalls dreizehig ist der australische S. oder Emu (s. d.).

Strauß (David Friedr.), der berühmte Verfasser des «Leben Jesu», wurde 27. Jan. 1808 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren und bildete sich zunächst in der Schule seiner Vaterstadt, dann in dem theol. Seminar zu Blaubeuren und in dem theol. Stift zu Tübingen. Nachdem er 1830 Pfarrvikar und 1831 Professoratsverweser am Seminar zu Maulbronn geworden war, ging er noch auf ein halbes Jahr nach Berlin, um Hegelsche Philosophie zu studieren und Schleiermacher zu hören. Er wurde 1832 Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, hielt jedoch zugleich philos. Vorlesungen an der Universität. Großes Aufsehen erregte er durch «Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet» (2 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl. 1840), weil er darin das Ganze der evang. Geschichte als einen Inbegriff von Mythen zu erweisen suchte, die in den christl. Gemeinden des 1. und 2. Jahrh., großenteils nach Maßgabe des alttestamentlich-jüd. Messiasbildes, allmählich entstanden seien. Er suchte damit die Hegelsche Religionsphilosophie in konsequenter Weise durchzubilden, zerstörte aber damit das rechtgläubige Ansehen, welches dieselbe zum Teil an sich trug, und wurde so die Hauptveranlassung für die Parteischeidung in der Hegelschen Schule, welche sich an der religiösen Frage im Verlauf der dreißiger Jahre vollzog. Das Buch von S. rief eine mächtige Bewegung und zahllose Gegenschriften hervor: dem Verfasser selbst ward es verhängnisvoll; denn er wurde infolge desselben seiner Repetentenstelle enthoben und als Lehrer an das Lyceum zu Ludwigsburg versetzt, welches Amt er doch schon 1836 wieder aufgab, um in Stuttgart zu privatisieren und sich zunächst in den «Streitschriften» (3 Hefte, Tüb. 1837) mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen, während er in seinen «Zwei friedlichen Blättern» (Altona 1838) seine Sache von der mildern Seite darzustellen suchte. Im Febr. 1839 wurde S. vom Erziehungsrate zu Zürich, hauptsächlich auf Betrieb des Bürgermeisters Hirzel, als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die dortige Universität berufen; allein dieser Schritt rief eine Aufregung hervor, welche sich durch die Pensionierung des kaum berufenen Professors nicht mehr beschwören ließ, sondern den Sturz der Regierung 6. Sept. zur Folge hatte.

So von neuem auf schriftstellerische Thätigkeit hingewiesen, veröffentlichte S. sein zweites Hauptwerk: «Die christl. Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft» (2 Bde., Tüb. 1840—41). Als Vorarbeit zu diesem Werke ist die Abhandlung «Über Schleiermacher und Daub» zu betrachten, welche in seinen «Charakteristiken und Kritiken» (Lpz. 1839) abgedruckt ist. Hierauf ließ S. «Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige» (Mannh. 1847) erscheinen, welche Schrift durch die Streiflichter, die sie auf eine hochgestellte Persönlichkeit der Gegenwart warf, Aufsehen erregte. Im J. 1848 von seiner Vaterstadt als Kandidat für das deutsche Parlament aufgestellt, unterlag S. dem Mißtrauen, welches die klerikale Partei unter dem Landvolke des Bezirks gegen ihn wachzurufen wußte. Die von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge sind unter dem Titel «Sechs theol.-polit. Volksreden» (Stuttg. u. Tüb. 1848) erschienen. Statt dessen von der Stadt Ludwigsburg in den württemb. Landtag gewählt, zeigte S. wider Erwarten eine konservativ-polit. Haltung, die ihm eine Mißfallensadresse zuzog, in deren Folge er im Dez. 1848 sein Mandat niederlegte. Er lebte dann zeitweilig in Stuttgart und namentlich in Darmstadt, und veröffentlichte «Schubarts Leben in seinen Briefen» (2 Bde. Berl. 1849), «Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart» (Mannh. 1851), «Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin» (Frankf. 1855), «Ulrich von Hutten» (3 Bde., Lpz. 1858—60; 2. Aufl. 1871), «Herm. Sam. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes» (Lpz. 1862) und «Kleine Schriften biographischen, litterar- und kunstgeschichtlichen Inhalts» (Lpz. 1862), denen sich später eine zweite Sammlung (Berl. 1867) anschloß; endlich die für die damalige Prinzessin (nachmalige Großherzogin) Alice von Hessen gearbeitete und ihr gewidmete, meisterhafte Monographie «Voltaire. Sechs Vorträge» (Lpz. 1870; 3. Aufl. 1872). In allen diesen Arbeiten wetteifert mit der Gediegenheit der Forschung und der Beherrschung des Stoffs der Glanz der Darstellung. S. zählt zu den besten deutschen Prosaisten.

Als 1863 Renans «Leben Jesu» erschien, ließ S. eine Neubearbeitung seines ersten Hauptwerks «Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet» erscheinen (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1864; 3. Aufl. 1874), welche bald in mehrere fremden Sprachen übersetzt wurde. An der weitern, polemisch bewegten Litteratur über das Leben Jesu beteiligte sich S. unter anderm mit der Schrift «Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte» (Berl. 1865), die gegen Schleiermachers «Leben Jesu», und einer zweiten, «Die Halben und die Ganzen» (Berl. 1865), welche gegen Schenkel und Hengstenberg gerichtet war. Um dieselbe Zeit erschien auch sein geistvoller Vortrag über «Lessings Nathan der Weise» (Berl. 1865; 2. Aufl. 1867). Sein letztes Werk rief, wie sein erstes, eine gewaltige Bewegung hervor: es war «Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntnis» (1. bis 7. Aufl., Lpz. 1872—74). Dies Werk liefert den Beweis, daß S. ebenso wie 30 Jahre zuvor Ludwig Feuerbach aus dem Hegelschen Lager in dasjenige des Materialismus übergegangen

war. Es gibt teils eine Polemik gegen die religiöse Weltanschauung, teils den Aufbau einer materialistischen Welt- und Lebensbetrachtung. Dieselbe stützt sich auf die Thatsachen und Theorien der Naturwissenschaft, schließt sich namentlich der Darwinistischen Hypothese an und setzt an die Stelle des religiösen Trostes den ästhetischen Optimismus, welcher in der künstlerischen Produktion und dem künstlerischen Genuß die Erhebung über die Leiden der Wirklichkeit findet. Der Flut von Erwiderungen, welche auch dies Buch fand, setzte S. ein «Nachwort als Vorwort» (Bonn 1873) entgegen. Im Sept. 1872 war er von Darmstadt in seine Vaterstadt Ludwigsburg übergesiedelt; er starb dort 8. Febr. 1874 an einem Magenleiden. Bald nach seinem Tode wurde unter Redaction seines Freundes E. Zeller die Herausgabe seiner gesamten Werke begonnen, welche unter Ausschluß der spezifisch theol. und dogmatischen Schriften neben seinen Hauptwerken besonders die von ihm hinterlassenen «Litterarischen Denkwürdigkeiten» und die formvollendeten «Gedichte» enthalten («David Friedrich S.' gesammelte Schriften, nach des Verfassers letztwilliger Bestimmung zusammengestellt», 12 Bde., Bonn 1875—77). S. war vermählt mit der Sängerin Agnese Schebest (s. d.). Vgl. E. Zeller, «David Friedrich S. in seinem Leben und seinen Schriften geschildert» (Bonn 1874); Lang, «David Friedrich S.» (Lpz. 1874); Reuschle, «Philosophie und Naturwissenschaft, zur Erinnerung an David Friedrich S.» (Bonn 1874); Hausrath, «David Friedrich S. und die Theologie seiner Zeit» (2 Bde., Heidelb. 1876—78); Gottschall, «David S.» (in «Porträts und Studien», Bd. 6, Lpz. 1876).

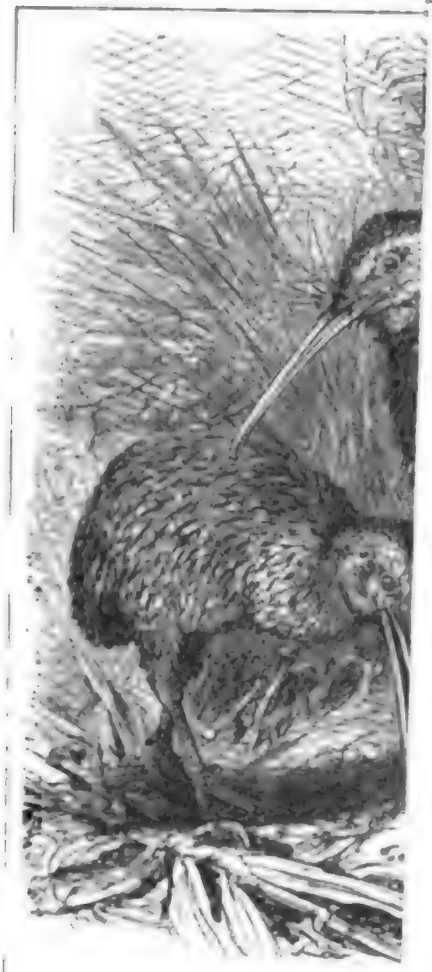
Strauß (Gerhard Friedr. Abraham), namhafter deutscher Theolog, geb. 24. Sept. 1786 zu Iserlohn, widmete sich zu Halle und Heidelberg theol. Studien, wurde 1809 Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogtum Berg und 1841 Prediger in Elberfeld. Im J. 1822 folgte er einem Rufe als Hof- und Domprediger sowie als Professor nach Berlin, wo er zum Wirkl. Oberkonsistorialrat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und zum Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats ernannt wurde und 19. Juli 1863 als Oberhofprediger starb. S. veröffentlichte «Glockentöne, oder Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen» (3 Bdchn., Elberf. 1812—20; 7. Aufl., Lpz. 1840) und «Abendglockentöne, Erinnerungen eines alten Geistlichen» (herausg. von Friedr. Adolf Strauß, Berl. 1868); ferner «Helons Wallfahrt nach Jerusalem, 109 Jahre vor der Geburt unsers Herrn» (4 Bde., Elberf. 1820—23), «Solapredigten über die Rechtfertigung durch den Glauben und das Wort Gottes» (2 Bde., Berl. 1846), sowie eine sehr verbreitete «Sammlung von biblischen Sprüchen» (17. Aufl., Halle 1876) für den Religionsunterricht.

Friedrich Adolf S., Sohn des vorigen, geb. 1. Juni 1817 in Elberfeld, studierte in Berlin, wurde dann zum Hilfsprediger an der Hof- und Domkirche ernannt und machte 1845 eine wissenschaftlich-kirchliche Reise in das Morgenland. Im J. 1847 zum Divisionsprediger berufen, nahm er 1848 bei den preuß. Truppen an dem Feldzuge in Schleswig teil. Seit 1858 wirkte S. als Garnisonprediger zu Berlin, sowie seit 1858 als Professor der Theologie an der Universität, an der er sich schon 1847 habilitiert hatte. Er wurde 1870 zum Hofprediger an der Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam und 1872 zum Superintendenten und Kreisschulinspektor ernannt. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «Sinai und Golgatha» (Berl. 1847; 10. Aufl. 1873; Prachtausgabe 1866), eine Beschreibung seiner Reise in das Heilige Land, und das Prachtwerk «Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift» (100 Bilder mit erläuterndem Texte, Stuttg. 1861; 2. Aufl., Lpz. 1877), das er gemeinschaftlich mit seinem jüngern Bruder herausgab. Dem Gebiete der praktischen Theologie gehören «Liturgische Andachten» (Berl. 1850; 3. Aufl. 1857) sowie «Die Liturgie des evang. Hauptgottesdienstes» (Berl. 1853) an. Aus seinen alttestamentlichen Studien ging die «Erklärung der Vaticinia Zephanjae» (Berl. 1843) hervor. Zur Unterstützung der deutsch-evang. Anstalten im Heiligen Lande veranlaßte er 1852 die Stiftung des Jerusalem-Vereins und gab 1856—71 die Zeitschrift desselben heraus: «Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande».

Otto S., jüngerer Bruder des vorigen, geb. zu Berlin 17. April 1827, studierte 1847—53 Theologie, wurde 1854 Inspektor des Dom-Kandidatenstifts zu Berlin, bereiste 1856—57 Italien und den Orient, wurde dann Divisionsprediger in Posen und 1865 Pfarrer an der Sophienkirche in Berlin. S. hat sich durch eine Reihe liturgischer und kirchenhistor. Schriften bekannt gemacht.

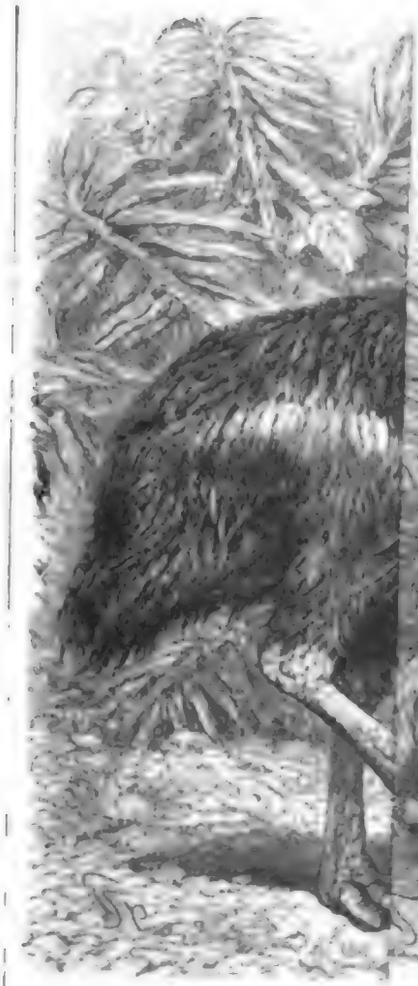
Strauß (Joh.), berühmter Tanzkomponist, geb. zu Wien 14. März 1804, erlernte das Buchbinderhandwerk, verließ aber diesen Beruf aus Neigung zur Musik. Der einige Jahre ältere Lanner hatte damals schon ein kleines Orchester zusammengebracht, welches sich großen Beifall erwarb sowohl durch den Vortrag arrangierter Ouverturen, Opernstücke u. dgl., wie durch die originellen, von Lanner selbst komponierten Tänze. S. wurde in dieses Orchester aufgenommen und der Beifall, den Lanners Tänze fanden, bestimmte ihn, derselben Bahn zu folgen. Sein Talent entwickelte sich so entschieden und so originell, daß er bald als Lanners Gefährte diesem zur Seite stand und ihn in den Erfolgen bald übertraf. Im J. 1824 bildete S. sein eigenes Orchester, mit dem er 1833—37 die erste Kunstreise durch ganz Deutschland nach Frankreich und England machte, der später mehrere folgten. Er starb 24. Sept. 1849 als Hofballmusikdirektor zu Wien.

Strauß (Joh.), der älteste Sohn des vorigen, geb. 25. Okt. 1825 zu Wien, fungierte ebenfalls als k. k. Hofballmusikdirektor in Wien und unternahm Konzertreisen mit seinem Orchester nach England, Amerika, Rußland, Frankreich, Deutschland und Rumänien. Aus der großen Menge seiner Tanzkompositionen, welche ihm den Namen «Der Walzerkönig» eintrugen, sind besonders «An der schönen blauen Donau» (welcher Walzer bereits in mehr als einer Million Exemplaren erschienen ist), «Morgenblätter», «Wiener Blut», «Annen-Polka», «G'schichten aus dem Wiener Wald», «Nachtfalter», «Bei uns z'Haus» hervorzuheben. Seine erste Operette «Indigo, oder die 40 Räuber» ging 1871 am Theater an der Wien mit großem Erfolg in Scene. Hierauf folgten die Operetten: «Karneval in Rom» (1873), «Die Fledermaus» (1874), «Cagliostro» (1875), «Prinz Methusalem» (1877), «Blindekuh» (1878), «Das Spitzentuch der Königin» (1880), «Der lustige Krieg» (1881), «Eine Nacht in Venedig» (1883), «Der Zigeunerbaron» (1885). Sämtliche Werke mit Ausnahme von «Blindekuh» fanden



1. Kiwi (Apte

6. Dinornis elephantopus.



7. Helmkasuar (

5. Amerikanischer Strauſs (Rhea Americana).

Digitized by Google

Digitized by Google

enthusiastische Aufnahme und Verbreitung über die meisten Bühnen Österreichs, Deutschlands und auch des Auslandes.

Zwei andere Söhne Johann S. des Ältern, Joseph (geb. zu Wien 22. Aug. 1827, gest. daselbst 22. Juli 1870) und Eduard (geb. 1835), machten sich ebenfalls als Komponisten und Dirigenten bekannt; letzterer ist seit 1870 alleiniger Leiter der Straußschen Kapelle in Wien.

Strauß (Victor Friedrich von S. und Torney), vielseitiger Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1809 zu Bückeburg, studierte zu Erlangen, Bonn und Göttingen die Rechte, daneben alte und neue Litteratur, und erhielt dann in Bückeburg eine Anstellung. Während der Revolutionsjahre 1848 und 1849 ward er einer der Führer der konservativen Partei und Kabinettsrat seines Landesherrn, der ihn 1850 nach Frankfurt a. M. als Bevollmächtigten zu der Versammlung schickte, welche die alte Bundesverfassung wiederherstellen sollte. Von dort wurde er Weihnachten 1850 zum dresdener Ministerialkongreß gesandt, der bis Mitte Juni 1851 tagte. Später wurde er neben seiner Stellung als Kabinettsrat zum Bundestagsgesandten ernannt, 1866 pensioniert. Im J. 1869 siedelte er nach Erlangen, 1872 nach Dresden über. Den Erbadel erhielt er 1852 vom Kaiser von Österreich; den Namen seiner Gattin, von Torney, legte er sich bei dem Aussterben von deren Familie zu; die Würde eines Doktors der Theologie erteilte ihm die Universität Leipzig 1882. Seine politischen Grundsätze legte er in den «Briefen über Staatskunst» (Berl. 1853) nieder; seine konservative Gesinnung bethätigte er in «Ein Fastnachtspiel von der Demokratie und Reaktion» (Frankf. 1849), seine positiv kirchlichen Ansichten riefen die «Biographie des Polycarpus» (Heidelb. 1860), die «Meditationen über das erste Gebot» (Lpz. 1866), die «Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft» (Heidelb. 1879) u. a. hervor. Untersuchungen über die ältesten Zustände menschlicher Bildung führten ihn zum Chinesischen. Er übersetzte und erklärte den ältesten chines. Philosophen Laotse (Lpz. 1870) und das kanonische Liederbuch «Schi-king» (Heidelb. 1880). Eigene Dichtungen bot er in den «Gedichten» (Bielef. 1841), dem Drama «Judas Ischarioth» (neue Ausg., Heidelb. 1870), den Epen «Reinwart Löwenkind» (Gotha 1874), «Richard» (Bielef. 1841), «Robert der Teufel» (Heidelb. 1870), den Romanen «Theobald» (3 Bde., Bielef. 1839), «Altenberg» (4 Bde., Lpz. 1865) und zahlreichen Erzählungen, meist mit religiösem Hintergrunde, deren letzte Sammlung, «Die Schule des Lebens» (1885), zu Heidelberg erschien.

Straußgras, s. Agrostis.

Straußvögel (Ratitae) oder Kurzflügler (Brevipennes), Ordnung der Vögel, ausgezeichnet durch rudimentäre, weichfederige Flügel, die ein Fliegen nicht gestatten, ein im Gegensatz zu allen übrigen Vögeln flaches, kielloses Brustbein, hohe, starke Beine, gleichmäßig über den Körper verteiltes Gefieder und meist beträchtliche Größe. Der Schnabel ist verschieden gestaltet, der Hals meist von ansehnlicher Länge. Die S. bewohnen und bewohnten die ausgedehnten Flachlande Afrikas, Südamerikas und Australiens, sowie Madagaskar und die austral. Inselwelt von Ceram bis Neuseeland. Man teilt sie in fünf Familien: I. Apterygidae, Kiwis (s. Apteryx); die häufigste Art ist Apteryx australis (Tafel: Straußvögel, Fig. 1); II. Struthionidae, afrik. Strauß (s. unter Strauß), mit dem bekannten zweizehigen Strauß (Struthio camelus, Fig. 2, 3 u. 4); III. Rheidae, amerik. Strauß oder Nandu (s. unter Strauß) mit drei Arten, von denen Rhea americana (Fig. 5) am längsten bekannt ist; IV. Dinornithidae, Riesenstrauße oder Moas (s. Dinornis), in histor. Zeit ausgestorbene Bewohner Neuseelands und Madagaskars; eine der gewaltigsten Arten ist Dinornis elephantopus (Fig. 6); V. Casuaridae, Kasuare (s. Kasuar), mit dem Helmkasuar (Casuarius galeatus, Fig. 7). Ob die Ordnung der S. eine natürliche ist, erscheint sehr fraglich; die gemeinsamen Charaktere der Formen resultieren aus dem Verlust des Flugvermögens und beruhen höchst wahrscheinlich auf Analogien, aber nicht auf Homologien, d. h. sie sind nicht der Ausdruck naher Verwandtschaft und gemeinsamer Abstammung, sondern die Folge gleicher, äußerer Lebensbedingungen.

Strazza (vom ital.) nennt man teils die Abfälle beim Moulinieren der Rohseide, teils diejenigen, welche sich bei der Bearbeitung der Florettseide selbst ergeben.

Strebebau (bergmännisch), s. unter Bergbau, Bd. II, S. 804.

Strebepfeiler (Contreforts) sind Pfeiler, welche zur Verstärkung von Mauern dienen, die dem Schub einer Erdmasse, eines Gewölbes oder anderer Seitenkräfte zu widerstehen haben, oder die wegen zu großer Höhe einer besondern Versteifung bedürfen. Dieselben finden sich daher häufig an Futter- und Ufermauern und an den Widerlagsmauern der Gewölbe, in der Regel an der dem Angriffspunkte des Schubes entgegengesetzten Seite. Ihre Stärke und Entfernung richtet sich nach der Größe dieser Schubkraft oder der Stabilität der Mauer. Im got. (german.) Kirchenbaustil spielen sie eine große Rolle und sind ein wesentlicher Bestandteil des Äußern dieser Bauwerke, wo sie meist in Verbindung mit Strebebögen vorkommen.

Streckbarkeit, s. unter Dehnbarkeit.

Streckbett, orthopädische Vorrichtung, besteht aus einer Bettstelle mit einer Matratze, an denen sich Apparate befinden, durch welche der verkrümmte Körper mittels Zugs (an Kopf, Hals, Becken, Füßen), auch wohl mittels Drucks (z. B. von der Seite her) eine Zeit lang in der Form und Richtung erhalten wird, welche er nach dem Willen des Arztes einzunehmen hat, um gewisse Verkrümmungen auszugleichen, gewisse verkürzte Muskeln oder Sehnen zu strecken u. s. w. (S. Orthopädie.)

Strecke, s. Streckmaschine.

Strecken (frz. étirage, engl. drawing) heißt sowohl ein Verfahren der Metallbearbeitung (s. u. Schmieden), als ein solches der Textilindustrie. (S. u. Baumwollindustrie, Flachsspinnerei, Seide und Wollspinnerei.)

Streckenzimmerung, s. unter Bergbau, Bd. II, S. 804 fg.

Streckenzugsverkehr, auch Zwischenauslandsverkehr heißt der zoll- und kontrollpflichtige Warenverkehr, wenn er sich von dem inländischen Zollgebiete auf kurzer Straßenstrecke durch ausländisches Zollgebiet nach dem inländischen Zollgebiete zurückbewegt. Für diese Art des Verkehrs bestehen in der Regel erleichternde Kontrollvorschriften.

Strecker (Adolf), namhafter Chemiker, geb. 21. Okt. 1812 in Darmstadt, studierte in Gießen

Chemie und Naturwissenschaften, wurde 1842 als Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften an der Realschule zu Darmstadt angestellt, 1846 Privatassistent Liebigs in Gießen und habilitierte sich 1848 als Privatdocent an der Universität daselbst. Im J. 1851 folgte er einem Rufe an die Universität Kristiania, wurde 1860 Professor der Chemie in Tübingen und 1870 in Würzburg, wo er am 9. Nov. 1871 starb. Von seinen zahlreichen Arbeiten, welche sich über fast alle Gebiete der Chemie erstrecken, sind hervorzuheben: die Bearbeitung von Regnaults «Lehrbuch der Chemie» (Braunschw. 1851; nach seinem Tode fortgeführt von Wislicenus), «Das chem. Laboratorium der Universität Kristiania» (Kristiania 1854), «Theorien und Experimente zur Bestimmung der Atomgewichte» (Braunschw. 1859).

Streckfuß (Adolf Friedr. Karl), deutscher Dichter und Übersetzer, geb. in Gera 20. Sept. 1779, studierte zu Leipzig die Rechte, war dann im Justizamte zu Dresden beschäftigt, folgte jedoch 1801 dem Rufe eines Oheims nach Triest und lebte zwei Jahre lang in dessen Hause als Hofmeister. Im J. 1803 kam er nach Wien, wo er «Ruth, ein Gedicht in vier Gesängen» (Wien 1805) veröffentlichte. Im J. 1806 kehrte er nach Sachsen zurück, wo er Advokat, dann Gerichtsaktuar und 1807 Sekretär bei der Stiftsregierung in Zeitz wurde. Im J. 1812 wurde er als Geh. Sekretär nach Dresden versetzt und 1813 zum Geh. Referendar befördert. Er trat dann in preuß. Dienste, arbeitete zunächst bei dem Gouvernement in Merseburg, wurde hierauf erster Rat bei der Regierung daselbst und 1819 nach Berlin berufen, wo er als Geh. Regierungsrat in das Ministerium des Innern kam. Im J. 1840 zum Mitgliede des Staatsrats ernannt, nahm er 1843 seinen Abschied, wobei er das Prädikat als Wirkl. Geh. Oberregierungsrat erhielt, und zog sich nach Zeitz zurück; er starb 26. Juli 1844 in Berlin.

S. hat sich als Dichter und Erzähler, noch mehr aber als Übersetzer des Ariosto («Rasender Roland», 5 Bde., Halle 1818—20; 2. Aufl., 3 Bde., 1838—40), des Tasso («Befreites Jerusalem», 2 Bde., Lpz. 1822; 4. Aufl. 1847) und des Dante («Die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies», 3 Bde., Halle 1824—26; 9. Aufl., Braunschw. 1871) einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur erworben. Seine kleinern Gedichte erschienen zuerst in Wien 1804 und dann in Leipzig 1823; «Neuere Dichtungen» zu Halle 1834; von den größern ist noch zu nennen «Altimor und Zomira» in sechs Gesängen (Lpz. 1807). Sammlungen seiner «Erzählungen» erschienen in Dresden 1814, in Berlin 1830. Am besten ist seine Übersetzung Tassos.

Streckfuß (Karl Adolf), Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 10. Mai 1823 zu Berlin, studierte 1845—48 auf den landwirtschaftlichen Akademien zu Möglin und Eldena und wurde beim Ausbruch der Märzrevolution in Berlin in die demokratische Bewegung hineingezogen. Wegen seines Werks «Die große Französische Revolution und die Schreckensherrschaft» (Bd. 1, Berl. 1851) wurde er des Hochverrats angeklagt, aber von den Geschworenen freigesprochen; doch wurde die Vollendung des Werks verboten. Hierauf legte S. in Berlin ein Cigarren- und Tabaksgeschäft an, das er 1849 seinem Compagnon überließ, um sich wieder der Schriftstellerei zu widmen. S. ist seit 1872 Stadtrat in Berlin. Außer einigen Romanen und Novellen veröffentlichte er: «Vom Fischerdorf zur Weltstadt; 500 Jahre berliner Geschichte» (4 Bde., Berl. 1863—65; 4. Aufl. 1885 fg.).

Streckmaschine oder Strecke (frz. banc d'étirage, machine à étirer; engl. drawing-frame, drawing-machine), in der Spinnerei die mechan. Vorrichtung zum Parallellegen und Ausstrecken der vorbereiteten Fasern zu Bändern. (S. u. Baumwollindustrie, Flachsspinnerei, Seide und Wollspinnerei.) In der Appretur dient die S. dazu, Zeuge, bei denen durch vorausgegangenes Stärken, Trocknen und Einsprengen die Einschlagfäden aus der geraden Richtung gekommen sind, der Breite nach auszudehnen.

Streckmuskeln, s. Extensoren.

Streckwalzen (frz. cylindres étireurs, engl. drawing-rollers), die wirksamen Teile der Streckmaschine.

Streckwerke, s. Walzwerke.

Strehla, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Oschatz, links an der Elbe, auf dem Abhange eines Bergrückens, zählt (1885) 2192 E. und hat eine alte Kirche mit einer Kanzel aus Thon, ein Schloß, welches seit 1388 im Besitz derer von Pflug ist, Filzschuhfabrikation, eine Thonofenfabrik, eine Lohgerberei, Fabrik künstlicher Düngemittel, Weißgerberei, Handel mit böhm. Braunkohlen und die Bezirksarmenanstalt der Amtshauptmannschaft Oschatz. S. wurde 1002 vom Polenherzog Boleslaw Chrobry, 1429 von den Hussiten und 1637 von den Schweden niedergebrannt.

Strehlen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, an der Ohlau und der Linie Breslau-Mittelwalde und S.-Nimptsch der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat zwei evang., eine luth., eine reform. und eine kath. Kirche, ein Gymnasium, lebhafte Getreidemärkte, eine Zuckerfabrik und eine Dampfbrauerei und zählt (1885) 8855 E. Der der Kommune gehörige Granitsteinbruch am Galgenberge beschäftigt gegen 400 Arbeiter. Das Dorf Woiselwitz, bekannt durch den 1761 beabsichtigten Verrat des Baron Warkotsch gegen Friedrich d. Gr., ist seit 1885 in S. einverleibt. In der Nähe liegen die böhm. Kolonien Hussinetz und Podiebrad; in einiger Entfernung der 398 m hohe Rummelsberg mit schöner Aussicht. Vgl. Görlich, «Geschichte der Stadt S.» (Bresl. 1853); Schimmelpfennig, «S. und der Rummelsberg» (Strehlen 1878). — Der Kreis Strehlen zählt (1885) auf 344 qkm 37462 E.

Strehlen, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden-Altstadt, südöstlich von Dresden und mit diesem durch Pferdebahn verbunden, südlich vom Großen Garten, hat (1885) 2106 E., Ziegelei und eine Dampfmahlmühle. Die königl. Villa zu S. ist zeitweilige Sommerresidenz der königl. Familie; auch ist S. beliebter Sommeraufenthalt dresdener Familien.

Strehlenau, s. Niembsch von Strehlenau.

Strehlitz, Stadt in Preußen, s. Großstrehlitz.

Streichbalken, s. u. Balken und Balkenlage.

Streichen, seemännisch, soviel wie niederholen; die Flagge streicht ein Schiff, wenn es sich dem Feinde ergibt. — **Streichen** (bergmännisch), s. u. Bergbau, Bd. II, S. 801; vgl. Schichtung.

Streichendes Feld, s. Gestrecktes Feld.

Streicher (J. A.), Pianofortefabrikant, s. Stein (Joh. Andreas).

Streichgarn, das aus den kurzen und feinen, dabei stark gekräuselten, durch Kratzen oder Streichen vorbereiteten Wollfasern (Streichwolle) gesponnene lockere und rauhe Garn, welches zu tuchartigen (nach dem Weben einem Verfilzungsprozeß unterworfenen) Stoffen verarbeitet wird. (S. unter Wollspinnerei.)

Streichinstrumente oder Bogeninstrumente nennt man Saiteninstrumente, deren Ton durch Streichen der Saiten mit einem Bogen hervorgebracht wird; hierher gehört die ganze Familie der Violinen, Violen, Violoncells und Kontrabässe, wie ihrer ältern und zum Teil veralteten Verwandten Viola da Gamba, Viola d'Amore, Baryton u. a. Die S. sind ein Erzeugnis der abendländisch-modernen Musik; das Altertum kannte dieselben noch nicht.

Streichmaß (Streichmodel), s. Parallelreißer.

Streichquartett, ein Tonstück für vier Streichinstrumente, s. Quartett.

Streichwolle, s. unter Streichgarn.

Streifenantilope (Tragelaphus scriptus, Tafel: Antilopen I, Fig. 5), eine schöne, ansehnliche Antilope des waldigen, tropischen Afrika, ungefähr 1,5 m lang, 85 cm hoch, mit dichtem Haarkleide, das auf Hals, Vorderleib und Rücken gelblichgrau, an den Seiten und auf den Hinterkeulen rötlichgrau ist und von einem System von Quer- und Längsstreifen regelmäßig durchzogen wird. Die derben Hörner sind 20—25 cm lang und kantig. Das Weibchen ist schwächer und hornlos.

Streifenbarbe, s. unter Meerbarben.

Streifenfarn, s. Asplenium.

Streifenhügel (des Gehirns), s. u. Gehirn, Bd. VII, S. 662a.

Streifenrost, Pilzkrankheit des Getreides, s. unter Rost.

Streifkorps haben ähnliche Aufgaben wie Parteigänger, hauptsächlich im Rücken und in den Flanken des Feindes, zu erfüllen und stehen während der Lösung derselben in sehr lockerm Verbande mit der eigentlich operierenden Armee. Sie werden dem Feinde vielen Abbruch thun können, wenn sie es verstehen, die Überraschung mit zu Hilfe zu nehmen, daneben werden sie wichtige Nachrichten für das eigene Heer zu erlangen in der Lage sein.

Streiflinge, s. unter Apfel, Apfelbaum.

Streik, Arbeitseinstellung, s. Strike.

Streitaxt, Streithammer und Streitkolben sind die Benennungen verschiedener Handwaffen, deren sich die Reiterei im Mittelalter, besonders im 16. Jahrh., bediente und welche vorzüglich den Zweck hatten, durch ihr bedeutendes Gewicht beim Schlage den Harnisch des Feindes und namentlich seinen Helm zu durchdringen und den Gegner zu verwunden oder doch zu betäuben. Der eiserne Stiel aller drei Arten war nur kurz, bei der S. höchstens 0,6 m lang, beim Streitkolben am kürzesten. Der untere Teil des Stiels war zuweilen mit einem Griff, auch wol mit einer kurzen Kette versehen, um an die Hand befestigt zu werden. Der obere Teil bildete bei der S. auf der einen Seite ein beilförmiges Eisen, auf der andern eine etwas nach unten gebogene starke vierkantige Spitze; auch endete zuweilen der Stiel nach vorn in eine gerade Spitze, um als Stoßwaffe zu dienen. Beim Streithammer fiel das Beil weg und war durch einen ziemlich schweren, bald eckig, bald rund geformten kurzen Hammer ersetzt. Der Streitkolben endete oben in einen starken eisernen, eiförmig gestalteten Kopf, der entweder, wie ein Stern ausgeschnitten, mehrere Schneiden in seinem Umfange bildete oder auch mit eisernen Stacheln versehen war, und dann Morgenstern (s. d.) hieß, dessen Stiel und Kopf auch von Holz gemacht wurden; letzterer diente dem Fußvolk als Waffe. Die Streitäxte waren mitunter durch Gravierungen und eingelegtes Gold und Silber verziert. Sie werden heute noch in den Waffensammlungen als Merkwürdigkeiten gezeigt.

Streitberg, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Ebermannstadt, in der Fränkischen Schweiz, links an der Wiesent, terrassenförmig am Berg hinaufgebaut, in sehr geschützter Lage, 438 m über dem Meere, hat 280 evang. E., die Schloßruine der Streitburg und eine Bade- und Molkenkuranstalt. In der Umgegend sind bemerkenswert die Schönsteinhöhle, das kurze Schauerthal mit merkwürdigen Felsformationen aus weißem Jura und Dolomit (z. B. dem 23 m hohen Großen Markstein), die Bergkuppe der Guckhüll mit lohnender Rundsicht, der Hunnenstein, ebenfalls mit großartiger Aussicht, und die Ruine Neudeck mit Grotten. Auf Neudeck befindet sich ein gelber Marmorbruch, aus welchem Steine zur Erbauung der Walhalla genommen wurden.

Streitgenossen (Litiskonsorten) heißen die mehrern Kläger oder mehrern Beklagten in einem formell einheitlichen Verfahren; als S. können mehrere Personen gemeinschaftlich klagen oder verklagt werden, wenn sie in Ansehung des Streitgegenstandes in Rechtsgemeinschaft stehen (z. B. Miteigentümer), oder wenn sie aus demselben thatsächlichen und rechtlichen Grunde berechtigt oder verpflichtet sind, ja schon, wenn nur gleichartige und auf einem im Wesentlichen gleichartigen thatsächlichen und rechtlichen Grunde beruhende Ansprüche oder Verpflichtungen den Gegenstand des Rechtsstreits bilden. Die Streitgenossenschaft (Litiskonsortium) steht in der Regel ganz im klägerischen Belieben; doch gibt es Fälle, in welchen ein Rechtsverhältnis nur einheitlich gegenüber mehrern Beteiligten als S. festgestellt werden oder aus sonstigem Grunde nur von mehrern oder gegen mehrere zusammen als S. ein Anspruch wirksam erhoben werden kann (notwendige Streitgenossenschaft). In der Regel hat die Streitgenossenschaft nur die Bedeutung, daß sie durch das formell einheitliche Verfahren eine Ersparnis an Zeit, Mühe und Kosten herbeiführt. Die S. stehen trotz ihrer formellen Verbindung dem Gegner dergestalt als einzelne gegenüber, daß die Handlungen des einen S. dem andern weder zum Vorteil noch zum Nachteil gereichen; besondere Regeln jedoch gelten für die notwendige Streitgenossenschaft. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 56 fg., 434.

Streitverkündigung (Litis denunciatio) heißt die Benachrichtigung vom Prozeß, welche eine Prozeßpartei einem zur Nebenintervention (s. d.) befugten dritten macht, in der Absicht, auf einen ungünstigen Ausgang des Prozesses sich ihm gegenüber berufen zu können. Ihre Voraussetzung ist, daß die Partei für den Fall des ihr ungünstigen Ausgangs des Rechtsstreits ihren Rückgriff gegen den dritten nehmen will (z. B. der Käufer, welchem die Sache abgestritten wird, gegen den Verkäufer) oder einen Anspruch von seiten des dritten

besorgt (z. B. der Kommissionär von seiten des Kommittenten). Sie erfolgt durch Zustellung eines Schriftsatzes, welcher den Grund der S. und die Lage des Rechtsstreits angeben muß; Abschrift davon ist dem Gegner mitzuteilen. Leistet der dritte der S. keine Folge, so ist das auf den Prozeß von keinem Einfluß; tritt er dem Streitverkünder bei, so wird er Nebenintervenient. Die S. hat, der dritte mag beitreten oder nicht, die Folge, daß er die Entscheidung des Prozesses gegen sich gelten lassen muß, so wie wenn er als Nebenintervenient beigetreten wäre, sobald ihm der Beitritt zufolge der S. möglich war. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 69 fg.

Streitwagen (grch. ἅρμα) waren bei den altorient. Völkern (Ägyptern, Assyrern, Persern ꝛc.), sowie bei den Griechen in der achäischen Zeit in Gebrauch. Im semitischen und persischen Orient sind diese Wagen oft noch mit Sicheln an den Rädern bewehrt. Die Homerischen Helden, sowohl der Griechen als der Trojaner, kämpften, der Masse des Fußvolks voran, bald von dem teils mit vier, teils mit zwei Rossen bespannten Wagen herab, der sie zu und aus der Schlacht trug und auf dessen Stuhle (grch. δίφρος) zwei Männer, der Kämpfer und der selbst dem Stande der Edeln angehörige Wagenlenker, ihren Stand hatten; bald verließen sie ihn, um zu Fuß Einzelkämpfe zu bestehen. Reiterei kennt Homer nicht. Seit dem Auftreten der Dorier verschwindet der S. bei den Griechen von dem Schlachtfelde, und spielt nur noch bei den öffentlichen Wettkämpfen (s. Agon) an den großen Götterfesten eine Rolle. Auch die kelt. Völker hatten S. (essedum und esseda) neben der Reiterei und dem Fußvolk; Livius erwähnt ihrer bei den italischen Kelten in der Schlacht bei Sentinum 295 v. Chr. Cäsar fand sie vorzugsweise bei den Völkern des südlichen Britannien in Gebrauch, die sich ihrer bedienten, um mit ihnen die Reihen des feindlichen Fußvolks zu verwirren und durch sie, wenn sie, herabgesprungen, beim Fußkampf bedrängt wurden, schnell zu entkommen. Vgl. Guhl und Koner, «Das Leben der Griechen und Römer nach antiken Bildwerken dargestellt» (4. Aufl., Berl. 1876).

Strelitz, s. Neustrelitz.

Strelitzen (im Russischen Strjelcy, d. h. Schützen) ist der Name einer russ. Leibwache, welche von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. errichtet und mit Feuerwaffen versehen wurde und welche zugleich die sämtliche stehende Infanterie des Reichs ausmachte, sodaß sie zuweilen 40—50000 Mann stark war. In Moskau bewohnten die S. einen eigenen Stadtteil, jenseit der Moskwa, welcher Strjelskaja Sloboda, d. h. Strelitzenvorstadt, hieß und gegenwärtig einen Teil des sog. Semljänoigorod, das ist des Teils der Stadt, welcher mit einem Erdwall umgeben war, ausmacht. Die Zaren besaßen dicht dabei, nach der Moskwa hin, den sog. Großfürstengarten, der nicht mehr vorhanden ist. Die S. erwarben unter Iwans Nachfolgern viele Vorrechte, z. B. des freien Handels, wodurch die Regierung an den Kosten für den Unterhalt erspart. Dadurch mußte aber die Kriegstüchtigkeit und Mannszucht leiden. Nach Nikons Reform schlossen sie sich dem Raskol an. Von der Großfürstin Sophia aufgereizt, empörten sie sich auch gegen Peter d. Gr. Dieser löste sie 1698 auf, indem er ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichtete und Tausende auf dem Rothen Platze in Moskau durchs Beil hinrichten ließ, während er die übrigen nach Astrachan verbannte. Im J. 1705 wurden auch diese wenigen noch vernichtet, da sie auch hier gegen Peters d. Gr. Neuerungen Opposition machten.

Strelna, Sommerschloß des russ. Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, im Gouvernement Petersburg, Kreis Peterhof, 20 km westlich von Petersburg und 10 km östlich von Peterhof, am erhöhten Ufer des Finnischen Meerbusens, an der Peterhofer Eisenbahn, hat mit seiner Umgebung 1348 E. S. wurde schon von Peter d. Gr. angelegt und das Schloß nach dem Muster des Schlosses zu Versailles 1711 von dem Architekten Brant erbaut. Bei der Anlegung des Parks war Peter selbst thätig und bepflanzte eigenhändig eine von Kanälen umgebene kleine Insel mit Fichten und Kiefern, die noch heute im schönsten Schmuck dastehen. Bemerkenswert sind die großartigen zum Palais gehörigen Orangerien. In der Verklärungskirche zu S. wird noch der Altar aufbewahrt, an welchem sich Peter d. Gr. mit seiner Gemahlin Katharina im Jahre 1707 trauen ließ; außerdem finden sich im Schloß viele Gegenstände, die einst Peter d. Gr. gehörten.

Strelno, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, seit 1886 Kreisstadt, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4332 E., darunter 2600 Polen, und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche.

Stremayr (Karl von), österr. Minister, geb. 30. Okt. 1823 in Graz, widmete sich daselbst juristischen Studien, trat dann bei der Finanzverwaltung in den Staatsdinst. Aus dem steirischen Murgthal wurde er in die frankfurter Paulskirche gewählt, woselbst er dem Bureau als Schriftführer angehörte und ein geachtetes Mitglied der großdeutschen Partei war. Später war S. als Staatsanwalt in Graz und gleichzeitig als Docent an der Universität thätig. Im J. 1861 als Abgeordneter der Stadt in den Landtag gewählt, zeichnete er sich als Landesausschuß in der autonomen Landesverwaltung besonders aus, sodaß ihn Giskra 1868 als Ministerialrat in das Ministerium des Innern berief. Im Kabinett Hasner vom 1. Febr. bis 12. April 1870 war S. zum ersten mal Unterrichtsminister; dieselbe Stelle nahm er im Kabinett Potocki (Mai 1870 bis Febr. 1871) und im Kabinett Auersperg vom 25. Nov. 1871 bis 15. Febr. 1879 ein. In die letzte Amtsperiode fällt die konfessionelle Reformgesetzgebung. Nach dem Rücktritt Auerspergs blieb S. noch als Justizminister einige Monate im Kabinett Taaffe (Aug. 1879) und wurde dann Senatspräsident am Obersten Gerichtshofe. Dem Reichsrat gehörte S. während seiner Ministerschaft als Abgeordneter für Leibnitz an, schied aber 1879 ganz aus dem Reichsrat und damit aus dem polit. Leben.

Streng (August), namhafter Mineralog, geb. 4. Febr. 1830 zu Frankfurt a. M., studierte auf dem Polytechnikum in Karlsruhe, dann in Marburg und ging hierauf als Assistent Bunsens nach Breslau und 1852 nach Heidelberg, wo er sich 1853 für Chemie habilitierte. Bald darauf wurde er Lehrer der Chemie an der Bergschule (spätern Bergakademie) in Clausthal, und 1862 Professor daselbst; 1867 kam er als ord. Professor der Mineralogie an die Universität Gießen. Nach anfänglichen Untersuchungen über analytisch-chem. Gegenstände wurden von ihm die wichtigsten krystallinischen Gesteine des Harzes (Melaphyre, Porphyrite, Porphyre, Gabbro,

Enſtatitfels und Serpentin) mineralogiſch und chemiſch bearbeitet, ebenſo die Diorite des Kyffhäuſer. Dann folgen mikroſkopiſche Forſchungen über die Geſteine von Minneſota, über Felsarten von der Nahe, ſowie die Porphyrite von Ilfeld. Ferner unterſuchte er mit Erfolg teils mineralogiſch, teils chemiſch die Feldſpate, viele Glieder der Zeolithgruppe, den Prehnit, Rittnigerit, Prouſtit, Silberkies, Magnetkies, eine Reihe von Phosphaten ꝛc. Auch verdankt man ihm mehrere wichtige mikrochemiſche Reaktionsmittel von großer Schärfe.

Strenger Arreſt iſt eine militäriſche Gefängnisſtrafe, welche nur gegen Gemeine verhängt und in einer engen, finſtern Zelle auf harter Lagerſtätte bei Waſſer und Brot vollſtreckt wird. Bei längerer Dauer des Arreſtes treten an jedem dritten Tage für den Beſtraften Erleichterungen ein.

Strenglot, ſ. Hartlot.

Strepſipteren (Strepsiptĕra), Fächerflügler, iſt der Name einer höchſt merkwürdigen Unterordnung der Inſekten, deren Männchen mit rudimentären Freßwerkzeugen, kleinem Vor- und Mittel-, aber ſehr großem Hinterbruſtringe, kurzen, ſtummelförmigen Flügeldecken, großen und breiten, der Länge nach faltbaren Hinterflügeln, kurzen meiſt gabelig geteilten Fühlhörnern verſehen ſind (vgl. Tafel: Inſekten IV, Fig. 27, Männchen von Xenos vesperum, der gemeinſten Art), während die Weibchen ungeflügelt ſind und wurmähnlich erſcheinen. Aus den Eiern, welche dieſe Weibchen produzieren, kommen Larven hervor von ähnlicher Geſtalt wie die ſog. Silberfiſchchen (ſ. d., Lepisma) und mit Springvermögen ausgeſtattet; dieſelben ſind ſehr klein, ſiedeln ſich bei uns in Europa auf allerlei Bienen- und Weſpenarten (in tropiſchen Ländern auch auf Ameiſen und Schaben) an, werden von dieſen in deren Brutſtätte getragen, bohren ſich hier in eine Larve der betreffenden Inſektenart ein, häuten ſich und werden zu fußloſen, walzenförmigen Maden, die ſich auf Koſten ihres Wirtes ernähren und im Wachstum mit demſelben gleichen Schritt halten, ſodaß beide Larven zu gleicher Zeit ſich verpuppen, wobei der Gaſt ſich mit ſeinem Körperhinterende zwiſchen die Bauchringel ſeines Wirtes hindurch nach außen vordrängt. Wird die Puppe des Wirtes zum Imago, ſo wird es auch die des Schmarotzers, aber die durch Paraſitismus ſo hochgradig degenerierten Weibchen bleiben an Ort und Stelle und werden von den im Frühling bei Sonnenſchein lebhaft herumſchwärmenden Männchen begattet. Aus den Eiern, die im weiblichen Körper allenthalben in großer Zahl zerſtreut liegen, entwickeln ſich im mütterlichen Leibe ſelbſt die Larven, die dann durch beſondere Röhren nach außen auf Blüten und von dieſen auf die geeigneten Hautflügler und ſomit indirekt in das Neſt des Wirtes gelangen, oder aber auch im Neſte ſelbſt auskriechen und ſich an die Larven machen. Die S. bilden nur eine Familie, die Stylopiden, und man nennt mit ihnen behaftete Inſekten ſtylopiſiert. Die ſyſtematiſche Stellung der S. iſt noch nicht ganz klar: manche Forſcher machen eine eigene Ordnung aus ihnen, andere ſtellen ſie als Verwandte der Köcherjungfern zu den Netzflüglern, wieder andere ſehen in ihnen durch Paraſitismus umgebildete Käfer, die aus andern Käferformen mit Hypermetamorphoſe (ſ. unter Maiwurm und Metamorphoſe) hervorgegangen ſind. Manches in der Naturgeſchichte dieſer Inſekten, über die hauptſächlich W. Kirby, K. Th. von Siebold, Weſtwood u. a. m. ſchrieben, iſt noch lange nicht erkannt und ſichergeſtellt.

Streſow, Dorf in Pommern, ſ. Großſtreſow.

Stretford, Stadt in der engl. Grafſchaft Lancaſter, im SSW. von Mancheſter, zählt (1881) 19025 E. und hat Baumwollinduſtrie.

Streu, Einſtreu, wird in die Stallungen der Haustiere, namentlich der Rinder, Pferde, Schafe und Schweine gebracht, um den Tieren ein weiches und warmes Lager zu bereiten, um deren Exkremente aufzuſaugen und dadurch Verluſte an denſelben ſowohl direkt durch Fortlaufen u. ſ. w. als indirekt durch zu ſchnelle Zerſetzung zu verhüten, um den Stalldünger (im weitern Sinne die mit S., im engern Sinne die mit Stroh vermiſchten Exkremente der Tiere) zu vermehren und in ſeiner Wirkung (Humusbildung im Boden) zu verbeſſern. Die gebräuchlichſte S. iſt das Stroh der Winterfrüchte, Roggen und Weizen. Doch benutzt man noch eine ganze Reihe anderer Materialien zu dieſem Zwecke, nämlich Stroh der Ölfrüchte, Stroh des Sommergetreides, wenn dasſelbe verſchimmelt u. ſ. w., als Futter nicht tauglich, Schilf, Teichgras, Seetang, Sägemehl, Erde, Waldſtreu, und in neuerer Zeit vielfach den Moostorf (Torfſtreu). Der Wert eines Streumaterials hängt in erſter Linie von ſeinem Aufſaugungsvermögen für Waſſer und ſeinem eigenen Gehalt an düngenden Beſtandteilen, beſonders an mineraliſchen Pflanzennährſtoffen ab. Vgl. E. Wolff, «Prakt. Düngerlehre» (10. Aufl., Berl. 1886).

Streukügelchen, kleine Kügelchen von Zucker, deren ſich die Homöopathen zur Verabreichung ihrer Arzneien bedienen. (S. unter Homöopathie.)

Streuwirkung, ſ. unter Geſchoßwirkung.

Streuzucker, ſ. unter Dragées.

Strich, deutſche Bezeichnung für Millimeter.

Stricken (frz. tricoter, tricotage; engl. knitting), die Herſtellung verſchiedenartiger Bekleidungsgegenſtände, insbeſondere der Strümpfe, durch Bildung einzelner, reihenweiſe angeordneter und ineinandergehängter Maſchen aus einem fortlaufenden Faden mittels von Hand geführter oder auch mechaniſch bewegter Nadeln. Je nachdem die Gegenſtände offen oder rund geſtrickt werden, braucht man für jede Reihe oder Tour zwei oder vier bis fünf Nadeln. Die Manipulationen der Handſtrickerei beſtehen darin, daß man in eine auf der linken Nadel befindliche (zuerſt durch Knüpfen hergeſtellte) Maſche mit der in der rechten Hand gehaltenen Nadel ſticht, den Faden um dieſe ſchlägt, ihn durchzieht und die ſo entſtandene neue Maſche durch das ſog. Abtippen vollends auf die rechts befindliche Nadel ſchiebt. Beim Rechts- oder Glattſtricken ſticht man von außen in die alte Maſche und hat den Faden zur neuen Maſche auf der innern Seite; beim Links- oder Krausſtricken findet das Umgekehrte ſtatt. Durch entſprechende Abwechſelung zwiſchen dieſen und andern Arten der Maſchenbildung (Verdreben, Abnehmen, Zugeben u. ſ. w.) werden mannigfache Muſter erzeugt. Die zum S. mit der Hand dienenden Nadeln (vorzugsweiſe Stricknadeln genannt), deren je fünf (ein Spiel oder Stock) zuſammengehören, ſind meiſt aus Stahldraht, von 20 bis 25 cm Länge und an beiden Enden etwas zugeſpitzt; namentlich für Wollarbeiten werden der größern Leichtigkeit wegen auch ſolche aus Knochen oder Holz verwendet. Für große, offen zu ſtrickende Gegenſtände ſind die

Nadeln, welche dann bis zu 50 cm Länge haben, an ihrem einen Ende mit einem Knopf versehen, um das Abrutschen der Maschen zu verhindern. Strickgarne werden aus gezwirnter Baumwolle, Wolle und Seide, neuerlich auch aus den Fasern mehrerer Nesselarten erzeugt.

Das S. als Handarbeit war nach einigen schon im 13. Jahrh. in Italien bekannt; nach andern wurde es in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in Spanien erfunden. Bis dahin waren Strümpfe aus Tuch, vom Schneider verfertigt, in Gebrauch. Von Spanien aus kam das Strumpfstricken zunächst nach England und Schottland. Heinrich VIII. soll in Großbritannien die ersten seidenen, ein Graf Pembroke die ersten wollenen Strümpfe getragen haben. William Rider war um 1564 der erste Strumpfstricker in England; um dieselbe Zeit wurde diese Kunst auch schon in Deutschland von sog. Hosenstrickern (vgl. das engl. hosier) geübt, wie denn das S. noch lange nachher zu den männlichen Arbeiten gehörte. In neuerer Zeit sind für die fabrikmäßige Herstellung gestrickter oder den gestrickten ähnlicher Waren Maschinen (s. Strickmaschine und Wirkmaschine) in Gebrauch gekommen, deren wohlfeile Erzeugnisse das S. als häusliche und gewerbliche Beschäftigung der Frauen und Kinder immer mehr verdrängen.

Stricker (der), ein mittelhochdeutscher Dichter, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er um 1240 in Österreich lebte. Man hat von dem S. zwei größere epische Gedichte: eine dem veränderten Zeitgeschmack angepaßte Überarbeitung des Rolandsliedes (s. Roland) auf Grundlage der ältern Dichtung des Pfaffen Konrad und den zum bretonischen Sagenkreise gehörenden, noch ungedruckten «Daniel von Blumental», offenbar eine Jugendarbeit, aus welcher Bartsch einen Auszug in der Einleitung zu seiner Ausgabe des «Karl» (Quedlinb. u. Lpz. 1857) mitgeteilt. Hatte sich der S. in diesen beiden Epen nicht über das Gewöhnliche erhoben, so erscheint er dagegen sogar tonangebend in den Beispielen, unter welcher Benennung man damals kleine Geschichten aller Art, Fabeln, Parabeln, Gleichnisreden, Allegorien, Anekdoten, Märchen u. dgl. mit angehängter moralischer Nutzanwendung, zusammenfaßte. Hier ist sein Stil leicht und sauber, aber freilich etwas kalt und trocken und in der Nutzanwendung nicht selten weitschweifig. In dieser Gattung hat der S. nicht nur selbst Zahlreiches gedichtet, sondern ist auch anregendes Vorbild für viele andere geworden. Gewöhnlich erscheinen Beispiele von ihm mit denjenigen anderer Dichter untermischt in den Handschriften; bis jetzt sind aber dieselben weder vollständig gesammelt, noch hinreichend gesichtet worden. Manches davon ist gedruckt in den «Kleinern Gedichten von dem S.» (herausg. von Hahn, Quedlinb. u. Lpz. 1839) und anderwärts. Am gelungensten sind diejenigen Stücke, in welchen er seinem Humor sich freier überlassen hat, besonders die wenigen Schwänke und vor allem «Der Pfaffe Amis», eine Erzählung von den kühnen und witzigen (später zum Teil auf Tyll Eulenspiegel übertragenen) Schelmenstreichen eines engl. Priesters (herausg. in Benecke «Beiträgen zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Litteratur», Tl. 2, Gött. 1832, und von Lambel, «Deutsche Klassiker des Mittelalters», Bd. 12, Lpz. 1872; 2. Aufl. 1883). Eingehender behandelt die Werke des S. Bartsch in der Einleitung zu seiner Ausgabe des «Karl».

Strickgarn und **Stricknadeln**, s. u. Stricken.

Strickgeld, s. Halftergeld.

Strickgras, s. unter Esparto.

Strickland (Agnes), engl. Schriftstellerin, die Tochter Thomas S.s auf Reydon-Hall in der Grafschaft Suffolk, geb. 19. Juli 1796, machte sich zuerst durch die poetische Erzählung «Worcester Field, or the cavalier», dann durch mehrere Romane und andere Schriften bekannt, wovon «Historic scenes» (neue Aufl., Lond. 1852) den meisten Anklang fanden. Im J. 1840 trat sie mit dem ersten Bande ihres großen Werks «Lives of the queens of England» auf, welches sie 1848 mit dem zwölften Teile vollendete (neue Aufl., 8 Bde., Lond. 1854). Diese Arbeit ward in England mit größtem Beifall aufgenommen. Als Seitenstück dazu veröffentlichte sie sodann die «Lives of the queens of Scotland» (8 Bde., Lond. 1850—59), wovon namentlich das Leben Maria Stuarts wegen Benutzung neuer Quellen großes Interesse erregte, und «Lives of the bachelor kings of England» (Lond. 1861; neue Aufl. 1865). Außerdem bearbeitete sie für die Jugend «Tales of illustrious British children» (neue Aufl. 1858) und gab die von ihrer Schwester Jane S. verfaßten «Three eras of Roman history» (Lond. 1854) heraus. Im J. 1866 erschien von ihr «Lives of the seven Bishops», 1867 eine abgekürzte Ausgabe der «Lives of the queens of England», 1872 «Lives of the last four Princesses of the Royal House of Stuart». S. starb 13. Juli 1874 zu Southwold in Suffolk. Von einer dritten Schwester Catherine, vermählten Trail, hat man «Roughing in the bush, or life in Canada» (2 Bde., Lond. 1852) und von ihrem Bruder Mayor S. «Twenty-seven years in Canada» (2 Bde., Lond. 1853).

Zu einem andern Zweige derselben Familie gehört Hugh Edwin S. (geb. 2. März 1811 zu Righton in Yorkshire, auf der Eisenbahn verunglückt 14. Sept. 1853), der sich als Geolog und Zoolog einen geachteten Namen erworben hat.

Strickmaschine (frz. machine à tricoter, tricoteuse; engl. knitting-machine), eine Maschine zur Nachahmung der Handstrickerei. Der charakteristische Unterschied der Handarbeit und der Maschinenarbeit besteht in Folgendem: Bei der erstern befinden sich sämtliche Maschen einer Reihe oder Tour auf einer ganz glatten Nadel oder auf wenigen solchen, von welcher oder von welchen man sie einzeln herabzieht, indem man mit einer zweiten Nadel durch die Masche sticht, um das durchgestedte Nadelende eine Fadenschleife legt und letztere mit der Nadel durch die Masche zieht, wobei man diese von der ersten Nadel herabfallen läßt, sodaß sich endlich die Maschen der neugebildeten Reihe sämtlich auf der zweiten Nadel befinden. (Vgl. Stricken.)

Bei der S., deren Arbeitsprinzip und Maschenbildung Fig. 3 u. 4 auf Tafel: Stick-, Strick- und Wirkmaschinen erkennen lassen, ist, um das gleiche Fadengebilde hervorzubringen, für jede Masche einer Reihe eine Nadel a (Fig. 4) von eigentümlicher Form vorhanden. Am obern Ende derselben befindet sich ein Haken b, ähnlich dem einer Häkelnadel, unter welchem eine kleine Klappe c, in einem Scharnier d drehbar, angebracht ist, die sich sowohl ganz herunterklappen als auch derart gegen den Haken legen läßt, daß letzterer wie eine Öse

geschlossen erscheint. Diese Nadeln sind parallel zueinander in den Nuten des sog. Nadelbetts senkrecht angeordnet, sodaß sie sich nur in ihrer Längenrichtung bewegen lassen. Eine über das ganze Nadelbett gehende Schiene schützt sie vor dem Herausfallen, während ein für jede einzelne von ihnen verstellbarer Anschlag ihre Beweglichkeit nach unten begrenzt. Über das Nadelbett läßt sich an einem Schlitten das sog. Schloß hin- und herbewegen, dessen Hauptteile (Nadelheber und Nadelsenker) zusammen eine Rinne bilden, welche beim Hin- und Hergang des Schlosses die aus den Nuten hervorstehenden Nadelköpfchen aufnimmt und an ihnen angreifend, die Nadeln nacheinander hinauf- und wieder herabschiebt. Gleichzeitig mit dem Schloß wird ein Fadenführer derart bewegt, daß jedesmal in diejenige Nadel, welche mit geöffnetem Haken in ihrer höchsten Stellung steht, der Faden eingelegt wird. Die diese Nadel unterhalb des Hakens umschließende Masche der bereits fertigen Strickerei schiebt sich beim Niedergang derselben, da sie selbst am Herabgehen durch das Nadelbett verhindert wird, gegen die Klappe und legt diese so gegen den Haken, daß letzterer sich über dem eingelegten Faden schließt und ihn durch die alte Masche hindurchzieht, welche hierbei zugleich von der Nadel abgleitet. Der im Haken befindliche Faden bildet die neue Masche, durch welche die Klappe beim Wiederaufsteigen der Nadel zurückgeschlagen wird. In der höchsten Nadelstellung ist die Klappe durch die Masche hindurchgegangen und der Haken somit befähigt, wiederum den Faden aufzunehmen und zu einer Masche zu gestalten. Die Anordnung des Nadelbetts ist verschieden ausgeführt worden.

Einer der ersten Konstrukteure von S., Bickford in Neuyork, stellte die Nadeln in einem cylindrischen Bett kreisförmig auf und bewegte das Schloß im Kreis um dieselben herum. Mit einer solchen Maschine ist man zwar im Stande, schlauchförmige Gegenstände zu stricken, doch kann der Umfang der letztern, wie dies z. B. bei der Herstellung von Strümpfen notwendig ist, in keiner Weise verändert werden. Bei der Handstrickerei wird bekanntlich eine derartige Veränderung entweder in der Weise bewirkt, daß man durch zwei Maschen einer fertigen Reihe nur eine neue Masche zieht (Abnehmen), oder umgekehrt, so, daß man in eine Masche der vorigen Reihe zwei Maschen der folgenden eingreifen läßt (Zugeben).

Eine Maschine, an welcher man diese Operationen vornehmen kann, ist zuerst von dem Amerikaner J. W. Lamb im J. 1866 konstruiert worden. Fig. 3 auf Tafel: Stick-, Strick- und Wirkmaschinen stellt den Mechanismus der Lambschen Maschine dar; aus Fig. 4 ist der Vorgang der Maschenbildung ersichtlich. Bei dieser Konstruktion, welche von allen S. die größte Verbreitung gefunden hat, sind zwei schräg stehende Nadelreihen in zwei ebenen Nadelbetten einander gegenüber derart angebracht, daß ihre obern Enden sich nahe sind. Jede Nadelreihe ist mit einem Schloß versehen, wodurch abwechselnd die Nadeln beider Reihen stricken, indem das eine Schloß auf dem einen Nadelbett hin-, das andere auf dem andern zurückgeht. Da nur ein Fadenführer beiden Schlössern folgt, geht der Faden von einer Nadelreihe auf die andere über und es entsteht so ein schlauchartig geschlossener, platt zusammengedrückter Gegenstand. Hierbei kann man aber an einem oder beiden Enden der Nadelreihen eine beliebige Anzahl einander gegenüberstehender Nadeln in Ruhe versetzen, was dadurch geschieht, daß man den hierzu bestimmten Anschlag in seine tiefste Stellung bringt, sodaß die mit hinabgehende Nadel mit ihrem Kopf zu tief liegt, um vom Schloß erfaßt werden zu können. Mit vielen thätigen Nadeln kann man also einen weiten, mit wenigen solchen einen engen Schlauch herstellen. Um nun das Abnehmen zu bewirken, braucht man nur mit einem Haken die Masche der letzten arbeitenden Nadel beider Reihen, und zwar entweder an einem oder an beiden Enden der Reihen, auf die neben ihr stehende arbeitende Nadel zu deren Masche hinzuzulegen, die freigewordenen Nadeln in Ruhe zu versetzen und die Maschine weiter stricken zu lassen. Für den Zweck des Zugebens hat man dagegen die Masche der letzten arbeitenden Nadel jeder Reihe so zu erweitern, daß sie sich über eine daneben befindliche, in Thätigkeit zu versetzende Nadel streifen läßt, und dann den Mechanismus fortarbeiten zu lassen. Da an diesen Maschinen auch Vorrichtungen zum Stricken der Hacken oder Ferſen angebracht sind, kann man mit ihnen einen Strumpf bis zur letzten Masche fertig stricken, ohne seine Form durch Nähte vervollständigen zu müssen. Besondere Mechanismen ermöglichen es, die Nadeln mehr oder weniger tief in ihren Nuten einzustellen, wodurch je nach Wunsch losere oder festere Maschen entstehen. Läßt man in geeigneter Weise beide Nadelreihen in einer Bewegungsrichtung zusammenwirken, so erhält man rechts- und linksgestrickte Ware. Durch Auslassen gewisser Nadeln, Verstellen der Nadelbetten gegeneinander und wechselndes Ein- und Abstellen der Nadelheber werden allerlei Muster erzeugt, die noch dadurch modifiziert werden können, daß man verschieden gefärbte Garne aufeinander folgen läßt.

Nachdem durch das Lambsche System die S. eigentliche praktische Bedeutung erlangt, haben sich auch deutsche Firmen dem Bau derselben zugewendet und auf diesem Gebiet Vorzügliches geleistet. Fig. 2 zeigt eine von der Sächsischen Stickmaschinenfabrik in Kappel bei Chemnitz nach dem verbesserten Lambschen System gebaute Maschine mit zwei Nadelplatten und zwei Schlössern. Bei derselben ist die Schloßführung durch Sicherheit und Genauigkeit ausgezeichnet und der Abnutzung wenig unterworfen; zugleich liegen die Nadelplatten vollständig frei, sodaß sie für Manipulationen aller Art leicht zugänglich sind und eine Verunreinigung durch Schmieröl, welches vom Schlitten abfließt, unmöglich gemacht ist. Diese Maschinen sind dafür eingerichtet, entweder an einen Tisch ꝛc. festgeschraubt oder auf einem Fußgestell montiert zu werden; der Betrieb kann von Hand oder durch Elementarkraft erfolgen. Für Strumpfwarenfabriken erweist sich die S. durch ihre bedeutende Leistungsfähigkeit (von einer geübten Arbeiterin bedient, liefert sie täglich 10 Paar langer Frauenstrümpfe oder 20 Paar Männersocken) äußerst zweckmäßig; ihrer Einführung in Haushaltungen, wo sie nicht genügend ausgenutzt wird, steht bisher noch ihr hoher Preis entgegen.

Strickseide, s. unter Seide.

Stridores, Schwirrvögel, soviel wie Kolibris.

Striegau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, am Striegauer Wasser und an der Linie Frankenstein-Raudten der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amts-

gerichts, hat fünf Kirchen, worunter die kath. Peter- und Paulskirche mit dem höchsten Kirchengewölbe in Schlesien (30 m), ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule und eine große Strafanstalt und zählt (1885) 11 785 E., welche zwei Portefeuille-, Album- und Kartonnagefabriken, Zucker-, Cigarren-, Leder-, Leisten-, Peitschen- und Porzellanfabriken, eine sehr bedeutende Bürstenfabrik, eine Stuhlfabrik, zwei Eisengießereien und zwei Maschinenbauanstalten unterhalten. Die Erzeugnisse der Granitbrüche in der Umgegend werden als Trottoir-, Bau- und Pflastersteine weithin versendet. — Der Kreis Striegau zählt (1885) auf 299,4 qkm 41071 E.

Strigel (Victorin), einer der Hauptvertreter des Synergismus (s. d.), geb. 26. Dez. 1524 zu Kaufbeuren, bildete sich unter Melanchthons Leitung seit 1542 zu Wittenberg. Nachdem er einige Jahre in Erfurt gelebt hatte, wurde er 1548 Professor zu Jena und geriet hier mit Flacius in Streit, weil er sich als Mitarbeiter an der Konfutationsschrift von 1558 synergistisch ausgedrückt haben sollte. Der herzogl. Hof, durch Flacius gewonnen, hielt S. über vier Monate lang, März bis Aug. 1559, auf dem Schlosse Grimmenstein gefangen, wurde jedoch durch die hierarchischen Übergriffe der Flacianischen Partei bald umgestimmt und verstattete S., der eine ausgleichende Erklärung gab, die Rückkehr nach Jena. Da indes der Streit durch das Gespräch zu Weimar 1560 neue Nahrung empfing, und da die Theologen anderweite Erklärungen von S. unterschrieben wissen wollten, so ging dieser 1562 als Professor nach Leipzig, dann nach Wittenberg und von da 1567 als Professor der Ethik nach Heidelberg, wo er 26. Juni 1569 starb. Seine Theorie war weder Pelagianismus noch Semipelagianismus (s. Pelagianer), sondern maß dem menschlichen Willen nur die Fähigkeit bei, sich zum Empfang der Gnade vorzubereiten; dennoch wurde sie auch im Konkordienbuche verdammt. Seine zahlreichen Werke betreffen die Philologie, Philosophie, die systemat. und biblische Theologie. Vgl. Otto, «De Victorino Strigelio liberioris mentis in ecclesia Lutheria vindice» (Jena 1843).

Strike (engl., spr. Streik; mehrseitig auch als «Streik» bereits in die deutsche Sprache eingeführt; frz. grève) ist das engl. Wort für Schlag (Streich) und bedeutet speziell die Arbeitseinstellung seitens der Lohnarbeiter zur Durchführung günstigerer Arbeitsbedingungen. Arbeitseinstellungen hat es auch schon in frühern Jahrhunderten gegeben. Fast jede gewerbsame deutsche Stadt hat während des Mittelalters ihre Handwerkerunruhen, Gesellenaufstände, Verrufserklärungen von Meistern und ganzen Städten erlebt, und die dagegen erlassenen Reichsgesetze zeugen hinlänglich von der Verbreitung und Tiefe gewisser gewerblicher und sozialer Übel in damaliger Zeit. Diese Handwerkerunruhen hingen jedoch mit dem Zunftwesen eng zusammen und haben mit der Auflösung des Zunftverbandes aufgehört. Unter der Herrschaft der Gewerbefreiheit und unter dem Einfluß der Großindustrie sind die modernen Streiks erwachsen und das Wort ist aus England mit der Sache zugleich auf den Kontinent übertragen worden. Dem S., der Arbeitseinstellung seitens der Arbeiter, steht gegenüber das Lock-out, die Aussperrung der Arbeiter seitens der Unternehmer. Im Gegensatz zur «Aussperrung» spricht man vom «Ausstand» der Arbeiter. Die S. hängen aufs engste zusammen mit den Arbeiterverbindungen, den sog. Gewerkvereinen (s. d.), welche man in England Trades-Unions nennt. Ohne die Mitwirkung und Unterstützung dieser Trades-Unions pflegt in England nur äußerst selten oder fast nie ein S. auszubrechen. Der einzelne gewöhnliche Arbeiter wird in der Regel viel zu schwach und entbehrlich sein, um für sich allein günstigere Arbeitsbedingungen durchzusetzen, erst die Vereinigung mit den Arbeitsgenossen macht ihn dem Unternehmer gegenüber stark und selbständiger. Die Geschichte der im größern Maßstabe ausgebrochenen S. reicht in England bis zu dem Anfang des 19. Jahrh. zurück. Im J. 1810 stellten die Spinner in allen Fabriken in der Umgebung von Manchester die Arbeit ein. An 30000 Arbeiter in Stockport, Macclesfield, Staleybridge, Hyde, Oldham, Bolton und Preston kamen außer Brot. Nach vier Monaten des Elends mußten die Arbeiter zu geringerm Lohn als früher wieder zu ihrer Arbeit zurückkehren. Im J. 1824 wurde in England das Verbot der Arbeiterkoalitionen aufgehoben, und seitdem wurden die S., begünstigt durch die Organisation der modernen Großindustrie und die fortschreitende Entwickelung der Gewerkvereine, allmählich immer häufiger, wenn auch mit Veränderungen, die von den allgemeinen wirtschaftlichen Konjunkturen abhingen. Von den neuern englischen S. sind bemerkenswert der von Preston im J. 1853, bei dem 17000 Arbeiter 9½ Monate feierten, schließlich aber doch zu den frühern Bedingungen zur Arbeit zurückkehren mußten. Ebenso mißlang 1861 der große S. der londoner Bauarbeiter, obwohl damals große Bauten, wie der Ausstellungspalast und andere im Gange waren. Im J. 1871 war der S. der Maschinenbauer in New-Castle on Tyne, im folgenden Jahre der der ebenfalls in die Gewerkvereinsbewegung eingetretenen landwirtschaftlichen Arbeiter von größerer Bedeutung. Während 1871 die von Bevan nachgewiesene Zahl der S. in England nur 98 betrug, stieg dieselbe parallel mit den wirtschaftlichen Anforderungen 1872 auf 343 und 1873 auf 365. Dann aber trat wieder ein stetiger Rückgang ein, sodaß für 1877 nur noch 180 verzeichnet sind. Die Jahre der größten wirtschaftlichen Depression, 1878 und 1879, veranlaßten die Arbeiter zu neuen Anstrengungen, um ihre Stellung zu behaupten, und die Zahl der S. stieg daher wieder auf 268 und 308; aber es zeigte sich, daß auch die Gewerkvereinsorganisation mit ihren Mitteln nicht ausreicht, um die Folgen allgemeiner ungünstiger Konjunkturen der Volks- und Weltwirtschaft von den Arbeitern abzuwenden.

In Frankreich kamen bis zum zweiten Kaiserreich S. nur vereinzelt vor und wurden dann mit der drakonischen Strenge des franz. Strafgesetzbuchs unterdrückt. Napoleon III. dagegen ließ meistens Begnadigung der Verurteilten eintreten und veranlaßte 1864 die Aufhebung des Koalitionsverbots. Infolge davon wurden in den letzten Jahren des Kaiserreichs die Arbeitseinstellungen sehr zahlreich, zumal dieselben in den um diese Zeit entstehenden gewerkvereinsartigen Verbänden und der internationalen Arbeiterassociation ihre Stützen fanden. In der neuesten Zeit ist besonders der im Frühjahr 1886 ausgebrochene S. der Kohlenarbeiter von Decazeville als eine symptomatische Erscheinung von großer Bedeutung zu betrachten. Gleichzeitig mit demselben fanden in Belgien, namentlich in

Lüttich und im Becken von Charleroi Arbeiterbewegungen (der sog. Greviſten) ſtatt, die mehr als anarchiſtiſche Meutereiverſuche, denn als bloße S. zu charakteriſieren ſind. In Deutſchland wurde für die gewerblichen Arbeiter das Koalitionsverbot durch die Gewerbeordnung von 1869 aufgehoben und die S. wurden beſonders unter dem Einfluß der ſozialdemokratiſchen Gewerkſchaften bald ein häufig angewandtes Kampfmittel gegen die Unternehmer. Auch durch das Sozialiſtengeſetz von 1878 iſt den Arbeitern in dieſer Hinſicht kein Hindernis entgegengeſtellt worden, wie z. B. der große berliner Maurerſtrike von 1885 beweiſt. Arbeitseinſtellungen von ungewöhnlichen Dimenſionen hat Amerika aufzuweiſen, wie die Eiſenbahnſtrikes von 1877 in Pennſylvanien und 1886 in den ſüdweſtl. Staaten. Noch mehr wurde die ganze Geſchäftswelt durch den Telegraphiſtenſtrike von 1883 in Mitleidenſchaft gezogen. Außer den fachgewerblichen Vereinen ſpielt in den Vereinigten Staaten die Arbeiter aller Berufsarten umfaſſende, urſprünglich geheime Verbindung der «Ritter der Arbeit» (Knights of labor), die eine halbe Million Mitglieder zählen ſoll, in der Leitung der Arbeiterbewegung eine große Rolle.

Im allgemeinen haben übrigens ſowohl in Europa wie in Amerika die Gewerkvereine in der Frage der S. die eigentlich aggreſſive Politik aufgegeben. Sie betrachten den S. nur als eine Waffe für den äußerſten Notfall und möchten ſtets lieber durch Unterhandlungen mit den Arbeitgebern zu einer, wenn auch für ſie weniger befriedigenden Verſtändigung gelangen. Schiedsgerichte und Einigungskammern, wie ſie in England nach den Syſtemen Mundellas und Kettles ins Leben getreten ſind, haben in der That ſchon häufig drohende S. verhindert. Die Arbeiter haben eben die Erfahrung gemacht, daß nur ſelten die Vorteile eines ſogar günſtig für ſie abgelaufenen S. die gebrachten Opfer vollſtändig aufwiegen. Bei ſchlechtem Geſchäftsgange iſt ein S. von vornherein hoffnungslos, da die Unternehmer lieber die Arbeit ganz ruhen laſſen, als einen Lohn gewähren werden, bei dem ſie nach dem Marktpreiſe ihrer Produkte geradezu Schaden zu leiden hätten. Bei günſtigen Konjunkturen allerdings werden die Arbeiter durch geſchloſſenes Auftreten häufig eine unmittelbare oder mittelbare Lohnerhöhung durchſetzen können; es wird dann aber in den meiſten Fällen ſchon ihre Vereinigung zur Erreichung ihres Zwecks genügen, ohne daß eine wirkliche Arbeitseinſtellung erforderlich wäre. Berechtigt und erfolgreich kann auch ein S. ſein, wenn es ſich nicht um eine Lohnerhöhung, ſondern die Abſchaffung irgend welcher von rückſichtsloſen Arbeitgebern feſtgehaltener Mißbräuche in der Fabrikordnung, der Arbeitsart u. ſ. w. handelt. In den günſtigen Jahren 1872 und 1873 ſiegten die Arbeiter in England in 18 S. von 29, in den ſchlechten Jahren 1878 und 1879 dagegen nur in 5 von 121. In Amerika wurden von Herbſt 1879 bis Herbſt 1880 bei aufſteigender Konjunktur von 205 S. 111 gewonnen, 60 verloren und 34 mit teilweiſer Befriedigung der Arbeiter verglichen.

Vgl. Brentano, «Zur Geſchichte der engl. Gewerkvereine» (Lpz. 1871); «Über Fabrikgeſetzgebung, Schiedsgerichte und Einigungsämter» (Schriften des Vereins für Sozialpolitik II, Lpz. 1873); «Über Beſtrafung des Arbeitsvertragsbruchs» (Schriften des Vereins für Sozialpolitik VII, Lpz. 1874); Bevan, «The strikes in the past 10 years» (im «Journal of the Statistical Society», Lond. 1880); Sartorius von Waltershauſen, «Die nordamerik. Gewerkſchaften» (Berl. 1886).

Striktur (lat.) oder Stenöſe (stenosis) bezeichnet die krankhafte Verengerung eines Kanals im tieriſchen Körper. Solche Verengerungen und Verſchließungen kommen in allen Kanälen und Höhlen des Körpers vor, am häufigſten in der männlichen Harnröhre (oft ſchlechthin Strikturen genannt), ferner im Nahrungskanal (Speiſeröhre, Magenmündungen, Maſtdarm), in der Scheide, Naſe, Kehlkopf, den Thränenwegen, ſelbſt in den Gefäß- und Herzhöhlen (hier Stenoſen genannt). Die S. beruht entweder auf Krampf der Muskelfaſern eines Kanals, oder auf Anſchwellung und entzündlicher oder narbiger Verdickung ſeiner Wände, oder auf Geſtalt- und Richtungsfehlern derſelben (z. B. Knickung, Achſendrehung, Verſchlingung), oder auf Druck von außen (durch Geſchwülſte, Krebſe, Brucheinklemmung u. dgl.). Da von dieſen Urſachen viele unheilbar ſind, auch die verengte Stelle oft der Kunſt unzugänglich iſt, ſo ziehen die S. häufig üble, ſogar tödliche Folgen nach ſich. Der Kanal wird oberhalb der engen Stelle weit, füllt ſich mit den am Weiterwandern behinderten Stoffen (Harn, Kot u. ſ. w.), welche ſich hinwieder chemiſch zerſetzen und mechaniſch verändern, wodurch wieder die betreffende Kanalwand entzündet wird, dann Geſchwüre, Brand und Durchlöcherungen (infolge deſſen Harninfiltration, Harn- und Kotfiſteln u. dgl.) ſich bilden. Die Behandlung ſtrebt die kranke Stelle, ſofern ſie von außen erreichbar iſt, zu erweitern und durchgängig zu machen: meiſt durch Ausweitung mittels eingelegter Bougies oder Katheter oder der aufquellenden Darmſaiten; oft dient auch die Operation mittels Schnitt oder Stich, oder das Ätzmittel.

Strinnholm (Anders Magnus), ausgezeichneter ſchwed. Geſchichtsforſcher, geb. 25. Nov. 1786 in der Provinz Weſterbotten, bezog 1808 die Univerſität zu Upſala, die er aber nach zwei Jahren verließ, um in Stockholm eine Buchdruckerei anzulegen. Dieſes Etabliſſement trat er an ſeinen Kompagnon Zach. Häggſtröm ab, als er die Ausarbeitung der «Svenska Folkets Historia under Konungarna af Wasaätten» (3 Bde., Stockh. 1819—24) unternahm. Das Werk geht bis zur Erbvereinigung zu Weſterås (1544). Hierauf erſchien «Svenska Folkets Historia från äldsta till närvarande tider» (Bd. 1—5, Stockh. 1834—54, bis zum J. 1319 herabreichend). Von dieſem Werke wurden einzelne Abſchnitte deutſch von Friſch unter dem Titel «Die Wikingszüge, Staatsverfaſſung und Sitten der alten Skandinavier» (2 Bde., Hamb. 1839—41) herausgegeben. Auch die von S. ſpäterhin begonnene kürzere Bearbeitung der ſchwed. Geſchichte: «Sveriges historia i sammandrag» (Bd. 1—3, Stockh. 1857—60) blieb unvollendet. Dieſelbe reicht nur bis zum Tode Guſtav I. Waſas. S. beſitzt kritiſchen Scharfſinn, objektive Darſtellung und einen Stil, der ſich durch Lebendigkeit, Farbenreichtum und Anmut auszeichnet. Die Schwediſche Akademie krönte den erſten Teil ſeiner «Svenska Folkets Historia» mit dem höchſten Preiſe und wählte ihn 1837 zum Mitglied. Er ſtarb 18. Jan. 1862.

Strippenbänder, grobe gelöperte Zwirnbänder, ſ. unter Bandfabrikation.

Strjelka (ruſſ.), das Pfeilchen, der Zeiger (an der Uhr), in geogr. Namen ſoviel wie Landzunge.

Strjeloſchnaja-Sopka, Vulkan in Kamtſchatka. (S. unter Awatſcha.)

Ströbeck, Pfarrdorf im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachſen, im Kreiſe und 7 km weſtnordweſtlich von der Stadt Halberſtadt, zählt mit Zubehör 1220 E., welche ſich durch reichen Grundbeſitz und ſeit wenigſtens 500 Jahren durch ihre Fertigkeit im Schachſpiel auszeichnen, ohne daß man den Grund davon beſtimmt angeben könnte. Die Ströbecker ſollen das Schachſpiel durch einen in ihrem Orte gefangen gehaltenen wendiſchen Fürſten gelernt haben. Der Große Kurfürſt ſchenkte ihnen ein Schachbrett. Seitdem pflegen bei einem Thronwechſel die Ströbecker ihrem neuen Landesherrn durch Überreichung eines wertvollen Schachſpiels mit Figuren aus Edelmetall zu huldigen. Übrigens haben die Ströbecker einige eigentümliche Züge, beſonders beim Beginn des Spiels. Die Figuren werden gleich ſo geſtellt, daß die Thurmbauern zwei Felder vorgerückt ſind, ebenſo der Damenbauer, hinter welchen ſogleich die Dame tritt. Zu S. exiſtiert noch ein alter Turm, in dem das Spiel zuerſt gelehrt und gelernt worden iſt. Die Kinder der erſten Klaſſe der Schule zu S. haben nach dem Oſtereramen einen Wettkampf auszuführen, wozu die Gemeinde ſechs Prämien ausſetzt, beſtehend in Schachbrettern.

Strobilus, ſ. unter Conus.

Strobl, Dorf am Aberſee (ſ. d.).

Stroboſkop (grch., Apparat fürs Zeigen von Bewegungen, Drehungen u. ſ. w.) heißt ein von Stampfer (1832) erfundener Apparat, bei welchem auf je einer kreisförmigen Pappſcheibe (ſtroboſkopiſche Scheibe) Bilder in mehrern Stellungen gezeichnet ſind, welche ein bewegter Gegenſtand (z. B. ein Läufer u. dgl.) nach und nach annimmt. Zwiſchen den Figuren ſind Öffnungen angebracht. Ein durch letztere blickendes Auge glaubt dann, wenn die Scheibe rotiert, in einem gegenüber befindlichen Spiegel den abgebildeten Gegenſtand in Bewegung. Dies rührt von der Nachdauer der Bilder auf der Netzhaut her, wobei die Einzeleindrücke zu jener Empfindung verſchmelzen, wie ſie der bewegte Körper erzeugt. Unbedeutend früher als Stampfer hatte Plateau ſein Phänakiſtiſkop (grch., Täuſchungsapparat) erdacht, welches auf demſelben Prinzip wie das S. beruht. Beide Erfinder wurden von Faraday (1831) durch ſeine Beobachtungen an rotierenden Zahnrädern angeregt. Eine dem S. ähnliche Einrichtung ſcheint das Dädaleum (ſ. d.) gehabt zu haben. Auch die als Spielzeug wohlbekannten Wundertrommeln oder Wundercylinder jüngerer Zeit beruhen auf derſelben Baſis wie das S. Das ſtroboſkopiſche Prinzip wird wiſſenſchaftlich zur Fixierung periodiſcher Bewegungen (z. B. der Schwingungen) angewendet.

Stroboſkopiſche Scheiben, ſ. Stroboſkop.

Strodtmann (Adolf), deutſcher Schriftſteller, geb. 24. März 1829 zu Flensburg, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, dann die zu Hadersleben, Plön und Eutin, trat bei der Erhebung der Herzogtümer gegen Dänemark im März 1848 als Freiwilliger in das kieler Studentenkorps und geriet 9. April 1848 in dän. Gefangenſchaft, aus welcher er erſt durch den Malmöer Waffenſtillſtand befreit wurde. Er bezog hierauf die Univerſität Bonn, um Philoſophie zu ſtudieren, wurde jedoch im Nov. 1849 wegen Veröffentlichung eines revolutionären Gedichts relegiert. Im J. 1852 wandte er ſich nach Amerika, wo er zu Philadelphia eine Buchhandlung begründete, die er jedoch bald wieder aufgab. Später war er abwechſelnd in Neuyork und andern amerik. Städten als Journaliſt thätig. Im J. 1856 kehrte er nach Europa zurück, wo er ſich in Hamburg niederließ, aber 1872 nach Steglitz bei Berlin überſiedelte, wo er 17. März 1879 ſtarb. Auf poetiſchem Gebiet erſchienen von ihm: «Gedichte» (Lpz. 1857; 3. Aufl. 1878), «Rohana. Ein Liebesleben in der Wildnis» (Hamb. 1857; 2. Aufl., Berl. 1872), «Ein hohes Lied der Liebe» (Hamb. 1858), «Lieder der Nacht» (Bonn 1850). Von S.s litterarhiſtor. Arbeiten ſind zu nennen: «Heinr. Heines Leben und Werke» (2 Bde., Berl. 1867—69; 2. Aufl. 1873—74), «Immortellen Heinr. Heines» (Berl. 1870; 2. Aufl., Hamb. 1871). Hierher gehört auch die von S. beſorgte kritiſche Ausgabe von «Heinr. Heines ſämtlichen Werken» (21 Bde., Hamb. 1861—69). Ferner veröffentlichte er die Sammlung der «Briefe von und an Gottfried Auguſt Bürger» (4 Bde., Berl. 1874), Überſetzungen von «Montesquieus perſ. Briefen» (Berl. 1866), «Lord Byrons erzählenden Dichtungen» (Hildburgh. 1862), «Shelleys ausgewählten Dichtungen» (2 Bde., Hildburgh. 1867), «Tennyſons ausgewählten Dichtungen» (Hildburgh. 1868), «Tennyſons Enoch Arden» (mit Illuſtrationen von Thumann, Berl. 1876), von Bergſöes Novellen und Erzählungen und einer Anzahl von Ibſens und Björnſons Dramen.

Stroganow, eine angeſehene ruſſ., jetzt gräfl. Familie, deren Adel zwar neu, deren hiſtor. Berühmtheit indes in frühe Zeit zurückgeht. Der Ahnherr dieſer Familie, die ſich gegenwärtig in zwei Äſte teilt, war Anika S., ein reicher nowgorodiſcher Kaufherr, der zu Anfang des 16. Jahrh. unermeßliche Domänen und Salinen am Fuße der uraliſchen Berge beſaß, und deſſen drei Söhne Jakow, Grigorij und Sſemen Anikitſch S. ſich zwiſchen der Kama und Dwina mit andern Ruſſen anſiedelten, um dieſen Beſitzungen näher zu ſein und zugleich den Pelzhandel aus erſter Hand betreiben zu können. Anika S. legte die Salzſiedereien an der Wytſchegda an und entdeckte einen Handelsweg über das Uralgebirge nach Sibirien. Zar Iwan Waſiljewitſch der Grauſame erteilte den beiden ältern Söhnen Anikas Schenkungsbriefe über die wüſten Plätze ſüdlich von der Stadt Perm zwiſchen der Kama und Tſchuſſowaja. Die Brüder gründeten mehrere Städte und befeſtigte Dörfer (Oſtrogs); ſie hielten Truppen, dämpften 1572 die Empörung der Tſcheremiſſen, Oſtjäken und Baſchkiren und beſchützten den Nordoſten Rußlands. Nachdem ſie ſo die Grenzen des bewohnten moskowitiſchen Staats bis zur Felſenkette des Ural ausgedehnt, baten ſie, als der mongol. Eroberer Sibiriens, Kutſchjum, ihre Anlage an der Kama zerſtören wollte, um einen Ukas, im ſibir. Lande Feſtungen erbauen zu dürfen, und erhielten unterm 30. Mai 1574 von Iwan den Schenkungsbrief über das feindliche Land. Dieſen Eroberungskrieg führte aber erſt nach ihrem Tode (1580) ihr jüngſter Bruder Sſemen Anikitſch, nebſt ſeinen Neffen Maxim Jakowlew und Nikita Grigorjew. Sie wußten den Hetman der doniſchen Koſaken, Jermak Timofejew, zu gewinnen. Dieſer erhob mit ſeinen Gefährten die Fahnen an der Wolga, und nach drei Gefechten entſchied 26. Okt. 1581 der Sturm auf das Lager

Kutschjums am Irtisch die Eroberung der Hauptstadt Sibir. Mit 700 Mann unter Jermaks und S.s Befehlen war die Entthronung des Mongolen-Chans und im Laufe von zwei Jahren die vollständige Unterwerfung Sibiriens gelungen, das nunmehr als Zartum den Ländern der russ. Krone hinzugefügt wurde. Die S. erhielten vom Zaren außerordentliche Vergünstigungen; der ganze Handel Sibiriens wurde in ihre Hände gelegt. Sie wurden Erbauer und Besitzer von mehr als 100 Dörfern, Fabrikanlagen und Hüttenwerken, wozu sich dann später noch die einträglichen Goldwäschereien im Ural und Altai gesellten. In Anerkennung ihrer Verdienste bewilligten ihnen bei der Thronbesteigung der Romanows der Zar Michael Feodorowitsch und die beiden Kammern (der Bojarenhof und die Kammer der Gemeinden) das Vorrecht, eigene Truppen und Festungen besitzen und freie Gerichtsbarkeit über ihre Untergebenen ausüben zu dürfen, auch konnten sie nur durch den Zaren und jene Kammern gerichtet werden. Zu Ende des 17. Jahrh. lebte von der Familie nur noch Grigorij S. Derselbe hatte drei Söhne, Alexander, Nikolaus und Sergei, denen Peter d. Gr. 6. Mai 1722 alle durch ihre Ahnen erworbenen Vorrechte entriß, für die er sie allein durch den Barontitel entschädigte. Von Nikolaus und Sergei stammen die jetzt bestehenden zwei gräfl. Linien des Geschlechts ab.

Der Sohn Sergeis, Alexander S., geb. 1734, war mit einer Verwandten der Kaiserin Elisabeth vermählt und erhielt 1761 von Franz I. den Grafentitel des Heiligen Römischen Reichs, worauf ihn Kaiser Paul 1798 auch in den russ. Grafenstand erhob. Er starb als Oberkammerherr, Wirkl. Geheimrat erster Klasse und Präsident der Akademie der Künste 1811 zu Petersburg. Sein Sohn, Graf Paul S., zeichnete sich als General in den Feldzügen gegen die Franzosen aus, namentlich 1814 in der Schlacht von Craonne, wo sein einziger Sohn an seiner Seite fiel. Er starb 1817 und hinterließ nur eine Tochter als Erbin seiner großen Besitzungen.

Der Enkel des Nikolaus, Grigorij Alexandrowitsch S., war 1805—8 Gesandter zu Madrid, dann zu Stockholm und 1821 zu Konstantinopel, wo er sich durch seine Haltung gegen den Divan zum Schutze der Griechen auszeichnete. Doch verließ er den Staatsdienst und unternahm Reisen ins Ausland, von denen er 1825 nach Petersburg zurückkehrte. Im J. 1826 wurde er vom Kaiser Nikolaus in den Grafenstand erhoben. Im Herbst 1827 trat er in den Staatsdienst zurück, wurde Mitglied des Reichsrats und ging 1838 als außerordentlicher Gesandter zur Krönung der Königin Victoria nach England. Er starb 19. Jan. 1857.

Sein ältester Sohn, Sergei S., heiratete die Tochter des Grafen Paul S., die Erbin der jüngern Linie des Hauses, und erhielt infolge dessen noch vor seinem Vater den Grafentitel. Als Gouverneur von Minsk nach dem Falle von Warschau, erwarb er sich 1831 durch Thätigkeit und Umsicht große Verdienste. Er wurde 1835 zum Kurator des Universitätsbezirks von Moskau ernannt, legte dieses Amt aber 1847 nieder. Doch blieb er Generallieutenant, Generaladjutant des Kaisers und Senator und wurde 1852 General der Kavallerie, 1855 Mitglied des Reichsrats und übernahm 1857 die Leitung der archäol. Ausgrabungen in Rußland, die seitdem auf Kosten des kaiserl. Kabinetts mit größerm Eifer betrieben wurden. Er veröffentlichte seit 1860 in russ. und franz. Sprache die «Comptes rendus de la commission archéologique» (mit vielen Abbildungen), sowie Nachrichten über die Altertümer, welche in dem Lande der alten Skythen ausgegraben worden sind («Recueil d'antiquités de la Scythie», 1866 fg.). Die von ihm erworbene, von Stephani 1860 beschriebene Statue des Apollo Boëdromios ist unter dem Namen Apollo-S. bekannt. Die ihm 1859 übertragene Würde eines Generalgouverneurs von Moskau legte er bald wieder nieder, indem er zum Kurator des damaligen Thronfolgers Nikolai ernannt wurde. Als solcher leitete er die Erziehung und den Unterricht des jungen Großfürsten bis zu dessen Tode. Im J. 1865 wurde er zum Präsidenten des Hauptkomitees der Eisenbahnen in Rußland ernannt. Graf S. kam in den Besitz eines großen Teils der von seinem Urahn angelegten Salzsiedereien und Eisenwerke im Gouvernement Perm und in Sibirien. Er stiftete eine auf eigene Kosten erhaltene Zeichenschule in Moskau und war Präsident der Gesellschaft für russ. Geschichte und Altertümer. Er starb 10. April 1882 in Petersburg.

Der zweite Sohn von Grijorij Alexandrowitsch, Graf Alexander S., nahm als Oberst an dem poln. Feldzuge von 1831 teil, war dann Mitglied des Verwaltungsrats des Königreichs Polen, Generalgouverneur von Kleinrußland und 1839—41 Minister des Innern. Er wurde gleichfalls Generaladjutant des Kaisers, Generallieutenant der Artillerie und 1850 Mitglied des Reichsrats.

Der jüngste der Brüder, Alexei S., Wirkl. Staatsrat und Kammerherr, war Geschäftsträger in Turin und 1841—48 Gesandter in Lissabon.

Der älteste Sohn des Grafen Alexander, der kaiserl. Stallmeister und Generallieutenant Graf Grigori (gest. 20. Febr. 1879), vermählte sich 1856 in morganatischer Ehe mit der verwitweten Herzogin von Leuchtenberg, Großfürstin Marie Nikolajewna (gest. 24. Febr. 1876), aus welcher Ehe eine Tochter, die Gräfin Marie S., geboren wurde.

Stroh nennt man im allgemeinen alle durch Dreschen ihrer Körner beraubten Halme, Ranken und Stengel reif gewordener Feldfrüchte, im engern Sinne jedoch nur die der Cerealien. Letzteres S. wird sowohl zum Füttern, als namentlich zur Einstreu verwendet. Der Roggen gibt das beste und längste Schüttenstroh, welches vorzugsweise zu Strohdächern und Strohseilen genommen wird. Das beste Futterstroh liefern die Hülsenfrüchte, ferner Gerste, Hafer, Rübsen u. s. w. Das S. der Getreidearten ist arm an Eiweiß (2—5 Proz.) und Fett (1,2—5 Proz.), dagegen reich an stickstofffreien Stoffen (30–50 Proz.) und Rohfaser (40—55 Proz.), wogegen das Stroh der Hülsenfrüchte, welches besonders als Schaffutter ausgenutzt wird, reicher ist an Eiweiß (5—10 Proz.), dagegen ärmer an den übrigen Nährstoffen. Außerdem wird das S. zu mannigfachen technischen Zwecken angewendet, als zu Strohhüten und anderer Flechtarbeit, Matten und Tischdecken, allerlei Geweben, Blumen, aufgelegter Arbeit auf holzernen Kästchen, Etuis u. dgl.; auch in neuerer Zeit in bedeutender Menge zu Papier und Pappe. Die Strohflechterei verarbeitet, je nach Art und Feinheit ihrer Erzeugnisse, Weizen-, Roggen-, Gersten-, Hafer- und Reisstroh. Die bekannten feinen florent. Strohhüte werden aus dem S. von einer Abart des bärtigen Sommer-

weizens (Marzolano, grano marzuolo, s. unter Strohverarbeitung) verfertigt. Über die Verwendung des S. zur Bereitung von Strohpapier vgl. das Referat von Hugo Müller (in London) im amtlichen wiener »Ausstellungsbericht« (Bd. 3, 1. Abteil., 2. Hälfte, Braunschw. 1877).

Strohblumen, s. Immortellen.

Strohdünntuch (frz. gaze cérès, engl. straw-gauze), ein seidenes Gazegewebe, in welches einfache Muster von feinen Strohstreifen einbrochiert sind.

Strohfeile (frz. lime en paille, lime d'Allemagne; engl. rough file), eine grobe Feile, welche ihren Namen von der Art ihrer Verpackung hat. (S. unter Feile.)

Strohfiedel heißt ein Schlaginstrument, das aus 16—20 nach der Tonleiter abgestimmten Stäbchen von trockenem Tannenholze besteht, die nach ihrer Größe auf zwei gedrehten Strohseilen befestigt sind und mit zwei hölzernen Schlägeln, wie das Hackebrett (s. d.), geschlagen werden. Obgleich seit dem 15. Jahrh. bekannt, wurde dieses nicht unangenehm klingende Instrument erst in neuerer Zeit von Iwan Gusikow (gest. zu Aachen 21. Okt. 1837), der es bedeutend vervollkommnete, unter dem Namen Holzharmonika zu Konzertvorträgen angewandt, und kommt hin und wieder noch immer zu ähnlichen Zwecken vor.

Strohgeflechte, Strohgewebe, Strohhüte, s. unter Strohverarbeitung.

Strohpapier (frz. papier de paille, engl. straw-paper), s. unter Papier und unter Strohstoff. (Vgl. auch Bauspapier.)

Strohseil und **Strohseilspinnmaschine**, s. unter Strohverarbeitung.

Strohspalter, s. u. Strohverarbeitung.

Strohstoff oder Strohzeug (frz. étoffe de paille, engl. straw-stuff), die durch Kochen mit Laugen gelösten und auf Holländern und Raffineuren zerteilten Strohfasern, welche in der Papierfabrikation als wohlfeiler Ersatz der Lumpen Verwendung finden. (S. unter Papier.) Die aus S. hergestellten Papiere schwanken hinsichtlich ihrer Güte und Brauchbarkeit innerhalb sehr weiter Grenzen. Das schlechteste ist das gelblichbraune, harte, brüchige Packpapier; die bessern Sorten dienen auch als Schreibpapier. Allem aus S. verfertigten oder mit demselben vermengten Papier ist eine größere Härte und ein hellerer Klang eigen als dem aus Lumpen erzeugten. Für Papiere, von denen man bedeutende Biegsamkeit und Festigkeit verlangt, ist S. weniger geeignet. Die Qualität des Papiers wird durch Zusatz von Espartofaser zum S. wesentlich verbessert.

Strohverarbeitung, die technische Verwertung der Halme mehr oder weniger ausgereifter Getreidepflanzen, besonders des Roggens, der Gerste, des Weizens, des Hafers und des Reises, welche, abgesehen von ihrer Verwendung in der Landwirtschaft und zur Dachdeckung, als Materialien für Gewebe und Flechtarbeiten, zur Herstellung von Besen und Bürsten, als Rohstoff der Papierfabrikation (s. unter Papier und Strohstoff), als Polstermaterial, als Verpackungsmittel u. s. w. dienen. Für die verschiedenen Gewebe und Flechtarbeiten wird das Stroh, und zwar ausschließlich Weizen- oder Roggenstroh, besonders gesammelt, indem man die Halme vor der vollendeten Reife der Ähren abschneidet, worauf man sie, sorgfältig vor dem Brechen und Knicken geschützt, an der Sonne, auch durch Schwefel oder Chlor bleicht und dann nach der Stärke sortiert. In Italien kultiviert man für diese Zwecke eine besondere Art von Stroh, die unter dem Namen Marzolano bekannt ist und von einer durch vorzüglich dünne und biegsame Halme ausgezeichneten Varietät des Sommerweizens (grano marzuolo, d. i. Märzsaat) stammt. Für feinere Flechtarbeiten wird das Stroh gespalten und führt dann den Namen Reißstroh, fälschlich Reisstroh; nur die gröbsten Waren werden aus ungeteiltem und ungebleichtem Stroh geflochten. Ganz oder teilweise aus Stroh fertigt man Körbe, Teller, Geflechte zum Reinigen, Schnüre, Stuhlsitze, Rouleaux, künstliche Blumen, eine Art Mosaikarbeiten, namentlich aber Hüte. Diese Waren zeigen hinsichtlich des Materials wie der Ausführung große Verschiedenheiten.

In allen Fällen muß das zu verarbeitende Stroh einen hohen Grad von Zähigkeit, Festigkeit und Biegsamkeit, sowie genügende Länge besitzen; außerdem ist für manche Gegenstände eine bestimmte Färbung erforderlich. Die am meisten verbreiteten und bezüglich der Produktionsweise am weitesten fortgeschrittenen unter den betreffenden Fabrikaten sind die Strohhüte. Das beste Rohmaterial für dieselben ist das toscanische oder florentinische Stroh. Nach dem Bleichen und Trocknen werden die Halme zwischen den Knoten in Stücke zerschnitten. Die Teile zwischen der Ähre und dem ersten Knoten sind die längsten (24—30 cm) und eignen sich am besten für Strohgewebe, weshalb man sie von den übrigen Teilen, welche geflochten werden, sondert. Für die feinsten Waren müssen die Halme in möglichst gleichmäßige Streifen (von 0,8—1,5 mm Br.) geteilt werden, was gewöhnlich mittels des Strohspalters, eines kleinen stählernen Werkzeugs in Form eines zugespitzten Stifts mit 3—10 im Kreise strahlenförmig angeordneten scharfschneidigen Blättern, geschieht, indem man den Stift ins Innere des Halms steckt und letztern erst so weit vorschiebt, daß der zerspaltene Anfang hinter den Schneidblättchen mit den Fingern erfaßt werden kann, worauf man den Halm rasch ganz hindurchzieht. Ein anderes Verfahren, welches noch gleichmäßigere Streifen ergibt, besteht darin, daß man zuerst den Halm in der Längenrichtung aufschlitzt, hierauf denselben flach ausbreitet und zwischen den Walzen eines kleinen Walzwerks völlig glatt legt, um ihn dann mittels eines geraden Kammes mit scharfen Zähnen zu spalten. Die so erhaltenen Streifen werden also entweder nach der Arbeitsweise des Webens zu breiten Stücken, oder durch Flechten zu schmalen Bändern verarbeitet.

Die Strohgewebe sind, dem Wechsel der Mode entsprechend, von großer Mannigfaltigkeit. Bei gröbern Waren dient als Kette ein Leinenzwirnfaden, als Einschlag ein Strohstreifen; die Kettenfäden liegen dann weit auseinander, oft paarweise nebeneinander, und es wechselt bei Anwendung eines Gazeschafts am Webstuhl (s. Weberei) ein offenes Fach mit einem gekreuzten, zwischen welchen der Strohstreifen festgeklemmt ist. Bei feiner Ware dient als Kette Seide, als Einschlag Stroh allein oder abwechselnd mit Seidenfäden. Teils ist die Bindung einfach leinwand- oder köperartig, teils sind durch die Seidenfäden Muster eingewebt. (Vgl. Strohdünntuch.) Die zur Anwendung kommenden Webstühle sind, der Kürze des Materials entsprechend, klein gehalten und besitzen statt des

gewöhnlichen Schiffchens eine eigentümliche Vorrichtung, Maulschütze genannt. Das im feuchten Zustand zu verwebende Stroh wird dem Weber gewöhnlich von einem Kinde zugereicht, und zwar abwechselnd ein Streifen mit dem obern, ein Streifen mit dem untern Ende zunächst, weil das Stroh nie an beiden Enden gleichfarbig ist und durch den Wechsel ein Ausgleich stattfindet. Dabei wird stets die äußere, glänzende Seite als rechte Seite genommen. Aus Strohgewebe macht man Tischdecken, Matten, Damenhüte u. s. w.

Das zu feinern Geflechten, namentlich Hüten, bestimmte Stroh wird zu schmalen Bändern geflochten, die entweder unmittelbar zu Hüten verarbeitet, oder als Halbfabrikate in den Handel gebracht werden. Auch bei den Flechtwaren ist die glänzende Seite die rechte; die beim Anstücken der Streifen auf der linken Seite vorstehenden Enden werden durch Abschneiden zum Teil entfernt. Vor der weitern Verarbeitung werden die Bänder nochmals geschwefelt, hierauf zwischen glatten oder feingeriffelten Walzen gepreßt und etwas gestreckt; alsdann werden dieselben in Spirallinien zu Hüten zusammengenäht, deren Form durch Steifen und Bügeln vollendet wird. Die gröbsten Geflechte sind die Strohseile, welche für landwirtschaftliche Zwecke, in Gießereien (bei der Kernbildung), sowie als Umhüllungsmaterial für Dampfleitungen u. s. w. ausgedehnte Verwendung finden. Für größern Bedarf benutzt man zur Herstellung derselben mechan. Vorrichtungen, Strohseilspinnmaschinen, welche teils von eigenartiger Konstruktion, teils der Watermaschine (s. unter Baumwollindustrie) nachgebildet sind.

Strohmosaikarbeiten findet man vorzugsweise an Schachteln, Dosen und andern meist geringwertigen Luxusartikeln.

Strohzeug, s. Strohstoff.

Strokkr, ein Geiser (s. d.) auf Island.

Strom wird im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend mit Fluß (s. d.) gebraucht; im strengern Sinne aber versteht man darunter nur große Flüsse.

Strom (elektrischer, galvanischer oder Voltascher) heißt die Ausgleichung entgegengesetzt elektrischer Zustände. Vgl. Elektricität, Elektrische Entladung, Elektrisiermaschine, Galvanismus, Galvanische Batterie und Galvanischer Strom. Über die Anzeigen und Messungen des elektrischen Stroms vgl. Galvanoskop und Galvanometer; über die verschiedenen Wirkungen des elektrischen Stroms vgl. Elektrolyse, Galvanoplastik, Elektrische Lampen, Elektromagnetismus, Telegraphie und Telephon, Elektrodynamik. Über elektrische Ströme durch Induktion (s. d.) und über thermoelektrische Ströme vgl. Thermoelektricität. Die reichsten künstlichen Quellen des elektrischen Stroms bieten heutzutage die Dynamoelektrischen Maschinen (s. d.) und die Induktionsmaschinen. Die industrielle Ausbeutung des elektrischen Stroms geschieht in der Elektrotechnik.

Stromberg, Stadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, am Güldenbach, welcher wegen seiner reichen Wassermassen und seines starken Gefälles eine lebhafte Industrie in das Thal gebracht hat, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1059 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Blechwarenfabrik, zwei Eisenhüttenwerke, fünf Lohgerbereien, vier Kalkbrennereien und reiches Eisenerzlager. Nahebei liegen das Burghaus Goldenfels und die großartige Ruine der Burg Fustberg, 1689 von den Franzosen niedergebrannt.

Stromberg (in Westfalen), Wigbold (Flecken) im preuß. Regierungsbezirk Münster, Kreis Beckum, auf den Stromberger Hügeln, welche sich bis zu 190 m im Monkenberg erheben, hat 560 kath. E., ein Krankenhaus, eine Bandfabrik und Obstbau, treibt Handel mit getrockneten Pflaumen und ist Wallfahrtsort.

Strombŏli, s. Liparische Inseln.

Strombruch, s. unter Deiche.

Stromengen nennt man diejenigen Stellen eines Stroms, wo derselbe, durch Felsen eingeengt, eine größere Tiefe hat und reißend wird.

Stromeyer (Georg Friedr. Louis), verdienter Chirurg, der älteste Sohn des frühern königl. hannov. Leibchirurgen Christian Friedrich S., welcher die Kuhpockenimpfung zuerst in Deutschland einführte, wurde 6. März 1804 zu Hannover geboren. Er studierte Medizin am anatom.-chirurgischen Institut seiner Vaterstadt, in Göttingen und Berlin. Bis 1828 war er auf Reisen in Wien, London und Paris. Sodann wurde er Lehrer der chirurgischen Schule zu Hannover und königl. Hofchirurg, 1838 Professor der Chirurgie in Erlangen, 1841 in München, 1842 in Freiburg. Im Herbst 1848 wurde er nach Kiel berufen als Professor der Chirurgie und Generalstabsarzt der schleswig-holstein. Armee und kehrte 1851 als Generalstabsarzt der königlich hannov. Armee nach Hannover zurück. Im J. 1866 pensioniert, lebte S. als praktischer Arzt zu Hannover. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 fungierte er als konsultierender Chirurg der Dritten Armee. Er starb zu Hannover 15. Juni 1876. S. schrieb: «Über Paralyse der Inspirationsmuskeln» (Hannov. 1836), eine physiol. Abhandlung über die Ursachen der gewöhnlichen Rückgratsverkrümmung; «Beiträge zur operativen Orthopädik» (Hannov. 1838; 2. Aufl. 1839), in denen er unter anderm eine von ihm erfundene Schieloperation darlegt, die von Dieffenbach in die Praxis eingeführt und von der pariser Akademie durch Verleihung eines Preises belohnt wurde. Sehr geschätzt sind von S.s Schriften auch das «Handbuch der Chirurgie» (2 Bde., Freiburg i. Br. 1844—67) und die «Maximen der Kriegsheilkunst» (Hannov. 1855; 2. Aufl. 1862), denen sich die «Erfahrungen über Schußwunden im J. 1866» (Hannov. 1867) anschlossen. Seine Selbstbiographie gab er unter dem Titel «Erinnerungen eines deutschen Arztes» (2 Bde., Hannov. 1875) heraus. Vgl. Niemeyer, «Georg Friedrich Louis S.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1876, 1. Hälfte).

Stromeyerit, soviel wie Kupfersilberglanz.

Strommesser oder Rheometer heißen sowohl die Instrumente zur Messung der Geschwindigkeit des Wassers im Strom (s. unter Geschwindigkeitsmessung), z. B. die Woltmannschen oder Amsler-Lassouschen Wasserflügel, als auch die Vorrichtungen an Brücken u. s. w., welche die Höhe des Wasserstandes anzeigen und auch Pegel genannt werden.

Stromness, Hafen, s. u. Orkadische Inseln.

Strömö, die Hauptinsel der Färöer (s. d.).

Stromprofil ist die Darstellung eines Flusses, Kanals oder Stroms, den man sich in der Bahn rechtwinkelig und senkrecht durchschnitten denkt.

Nächst der Zeichnung des Laufs und der Ausmittelung des Gefälles fließender Gewässer durch das Nivellement sind S. beim Wasserbau ein unumgänglich nötiges Erfordernis zur Kenntnis der Beschaffenheit eines Flusses. Sie dienen nächstdem, zu bestimmen, wie viel Kubikmeter Wasser in jeder gegebenen Zeit vorüberfließt. Im allgemeinen findet man die Breite des Stroms von einem Ufer zum andern am sichersten durch trigonometrische Vermessung und die Tiefe desselben durch besonders zugerichtete Stangen, die Peilstangen (s. Peilen), oder bei größern Tiefen durch das Senkblei.

Stromregulatoren, s. Rheostate.

Stromschnellen heißen die Stellen, wo der Strom so bedeutenden Fall hat, daß die Schiffahrt zu Berg gehindert wird, und die dann durch Schleusen umgangen werden müssen.

Strömsholmskanal, s. unter Mälar.

Strömstad, schwed. Stadt im Bohus-Län (s. d.).

Stromsystem, s. unter Fluß, Bd. VI, S. 932[a].

Strömungen nennt man einen großen Teil der Bewegungen im Wasser und in der Luft und zwar namentlich solche, welche sich durch eine schärfere Begrenzung der bewegten Massen und durch eine mit mehr oder weniger Konstanz innegehaltene Richtung, sowie durch eine gewisse Regelmäßigkeit in der Art und dem Ort ihres Auftretens auszeichnen. Die S. werden fast stets durch das Bestreben der tropfbaren und luftförmigen Flüssigkeiten, sich nach ihrem spezifischen Gewicht zu lagern, in erster Linie veranlaßt. Weiterhin wirken dann aber vielfach andere Ursachen auf die einmal begonnenen S. ein; so auf die S. des Meers sowohl wie die der Luft die Rotation der Erde, wodurch dieselben eine Richtungsänderung erleiden. Vorherrschende Windrichtungen können nicht nur die Veranlassung zu S. sein, sondern ändern auch oft deren Richtung und Stärke. Über die bedeutendern S. im Meere s. unter Meer, Bd. XI, S. 572 (vgl. die dazugehörige Karte: Meeresströmungen); über die S. der Luft s. Wind.

Stromunterbrecher, eine Vorrichtung an elektrischen Apparaten und Maschinen.

Stromwechsler (Stromwender, Kommutator), s. Gyrotrop; vgl. Elektrische Maschinen, Bd. VI, S. 21[b].

Strong-Insel, s. unter Carolinen.

Strongyliden (Strongylidae), Palissadenwürmer, ist der Name einer Familie der Nematoden (s. d.) von verschiedener, oft ansehnlicher Größe, mit Papillen um den Mund und im männlichen Geschlecht mit einem glockenförmigen Begattungsapparat (bursa), in deren Grund die Geschlechtsöffnung und der After liegen. Bei der Begattung drückt das Männchen diese Glocke auf die Genitalöffnung des größern, bei manchen Formen selbst viel größern Weibchens (bei Eustrongylus gigas Weibchen 1 m, Männchen 40 cm lang). Die S. wohnen in den Verdauungsorganen, Nieren, Lungen und Blutgefäßen warmblütiger Tiere, auch des Menschen, und gehören zu den gefährlichsten Parasiten. Sie scheinen meist als Larven oder freie Embryonen (Rhabditisform) mit dem Trinkwasser in ihre Wirte zu gelangen.

Strontian oder Strontianerde, s. unter Strontium (Verbindungen 1).

Strontianit, ein rhombisches und mit dem Aragonit isomorphes Mineral, welches ganz ähnliche Krystalle und Zwillingsbildungen wie dieser zeigt, oft nadelförmige und spießige, büschelförmig gruppierte, auch tonnenähnlich nach oben verjüngte Individuen bildet, ferner derb in dünnstängeligen und faserigen Massen erscheint. Härte = 3,5; spezifisches Gewicht = 3,6—3,8. Es ist farblos, aber oft graulich, gelblich und besonders grünlich gefärbt durchscheinend bis durchsichtig, glasglänzend, im Bruch fettartig. Chemisch besteht es aus kohlensaurem Strontian, $SrCO_3$, mit 70,2 Proz. Strontian und 29,8 Kohlensäure, doch ist in der Regel etwas kohlensaurer Kalk isomorph zugemischt. Säuren lösen das Mineral leicht und mit Brausen auf; wird die Solution eingedampft und der Rückstand mit Alkohol übergossen, so brennt dieser mit karminroter Flamme. Es findet sich auf den Erzgängen von Bräunsdorf bei Freiberg, Clausthal am Harz, Leogang in Salzburg, Strontian in Schottland; in der Gegend von Hamm in Westfalen bilden stängelige Massen zahlreiche, bisweilen mächtige Gänge im Kreidemergel, deren Material zeitweilig eine große technische Wichtigkeit bei der Gewinnung des Zuckers aus der Melasse erlangt hat; sonst wird der S. auch zur Darstellung der Strontianerde und gewisser ihrer Salze benutzt.

Strontium (chem. Zeichen Sr, Atomgewicht 88), ein Metall, welches für sich und in seinen Verbindungen große Ähnlichkeit mit Calcium und Baryum besitzt, gelb aussieht, härter als Blei, dehnbar ist, in der Rotglühhitze schmilzt und beim Glühen an der Luft mit glänzendem Lichte verbrennt. An trockener Luft bleibt es unverändert, das Wasser zersetzt es unter lebhafter Entwickelung von Wasserstoffgas. Man stellt das Metall durch elektrolytische Behandlung von geschmolzenem Chlorstrontium dar. In der Natur kommt es in den beiden Mineralien Cölestin (schwefelsaurer Strontian) und Strontianit (kohlensaurer Strontian) vor.

Von seinen Verbindungen sind zu erwähnen:

1) Strontium und Sauerstoff, Strontiumoxyd, Strontian, Strontianerde, SrO, entsteht beim Glühen des kohlensauren Salzes. Verbindet sich unter lebhafter Wärmeentwickelung mit Wasser zu dem Hydrat $Sr(OH)_2$, welches in kochendem Wasser leicht löslich ist und aus der gesättigten Lösung in großen farblosen Krystallen $Sr(OH)_2 8H_2O$ anschießt. Es findet Verwendung zum Entzuckern der Melasse. (S. Elution.)

2) Strontium und Kohlensäure, Strontiumcarbonat, kohlensaurer Strontian, $SrCO_3$, kommt als Mineral Strontianit (s. d.) vor, entsteht als in Wasser unlöslicher weißer Niederschlag beim Einleiten von Kohlensäure in eine Lösung von Strontianhydrat oder beim Vermischen von Lösungen von Strontiansalzen mit kohlensaurem Natron.

3) Strontium und Schwefelsäure, Strontiumsulfat, schwefelsaurer Strontian $SrSO_4$, als Mineral Cölestin (s. d.), entsteht als in Wasser sehr schwer löslicher weißer Niederschlag beim Vermischen von löslichen Strontiansalzen mit schwefelsauren Salzen.

4) Strontium und Salpetersäure, Strontiumnitrat, salpetersaurer Strontian, $Sr(NO_3)_2$, entsteht beim Lösen von Strontiumcarbonat in Salpetersäure, scheidet sich aus der heißgesättigten wässerigen Lösung in schönen Krystallen, die in Alkohol unlöslich sind (Unterschied vom Calciumnitrat), aus. Das Strontiumnitrat ist der Hauptbestandteil des roten bengalischen Feuers

(40 Teile Strontiumnitrat, 13 T. Schwefelblumen, 5 T. Kaliumchlorat, 4 T. Schwefelantimon).

Strophaden, jetzt Stamphanäs, auch Strivali, kleine Inselgruppe im Jonischen Meere, nach Virgil Wohnsitz der Harpyien. Diese Inseln gehören zur griech. Nomarchie Zante, liegen 45 km südlich von Zante und haben etwa 60 E., meist Mönche eines befestigten Klosters.

Strophe (grch.) heißt in der Poesie, insbesondere in der lyrischen, eine größere rhythmische Periode, die durch Verbindung mehrerer Verse zu einem gegliederten Ganzen entsteht, und ist insofern gleichbedeutend mit dem, was der ital. Sprachgebrauch als Stanze bezeichnet. Die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr desselben Versmaßes und in neuern Sprachen der Reime bildet das äußere Merkmal der S. Sie muß in ihrem Bau für den äußern und innern Sinn faßlich sein und darf folglich weder durch Rhythmuslosigkeit in der Verbindung ihrer Glieder, noch durch übergroße Länge die Übersicht hindern; die längste Strophenform ist die vierzehnzeilige, das Sonett. Die Alten gingen, wenigstens in ihren melischen Gedichten, nur selten über die vierzeilige S. hinaus. Eine Ausnahme machte die aus der dor. Lyrik stammende S. des dramatischen und Pindarischen Chors, die zwar gleichfalls dem Gesetz der rhythmischen Gliederung folgte, sich jedoch von der einfachern S. dadurch unterschied, daß, während diese sich aus einzelnen Versen gliederte, in jener mehrere in sich verbundene Verse als Grundteile des Ganzen heraustraten, dessen Überlänge durch begleitende Musik, Gesang und Tanz, sowie durch das Verhältnis zwischen S. und Antistrophe, d. i. Gegengesang, und den in dem abschließenden Epodos gegebenen Gegensatz gemildert werden mochte. Die Alten teilten die S. nach der Anzahl ihrer Verse in zwei-, drei- und vierzeilige, in Distichen, Tristichen und Tetrastichen, und nach ihren Erfindern und andern Merkmalen in Alcäische, Sapphische, choriambische u. s. w. ein. S., deren Verse einander gleich sind, heißen Monokola; solche, in denen zwei, drei und vier Versarten wechseln, Dikola, Trikola und Tetrakola. Die Poesie der neuern Nationen betrachtet vorzugsweise den Reim als Prinzip bei der Bildung von S. und findet in demselben ein willkommenes Mittel, selbst weit auseinandergelegene Verse in längere S., wie in der Canzone, zu binden und zu fester harmonischer Zusammenwirkung zu erheben. In der spätern Zeit sind die antiken S., von den deutschen Dichtern besonders seit Klopstock, oft sehr willkürlich geändert worden, während Voß und unter den neuesten Dichtern namentlich Platen, Chamisso und Lenau sie rein zu erhalten suchten. Vgl. Seyd, «Beitrag zur Charakteristik und Würdigung der deutschen S.» (Berl. 1874).

Strophulus (grch.) Schällnötchen (s. d.).

Ströpke, soviel wie Ströbeck.

Strossenbau oder Sohlenbau, s. unter Bergbau, Bd. II, S. 804.

Strossmayer (Jos. Georg), kroat. Bischof, geb. 4. Febr. 1815 zu Essek in Slawonien, studierte im Seminar zu Diakovar, an der Universität Pest und, nachdem er als Doktor der Theologie und Philosophie promoviert und 16. Febr. 1838 die Priesterweihe empfangen hatte, noch einige Zeit im Augustinum zu Wien. Er vikarierte ein Jahr zu Peterwardein, wurde dann Professor am Seminar zu Diakovar, danach kaiserl. Hofkaplan und Direktor des Augustianums und 1849 Bischof von Diakovar, in welcher Stelle er großen Einfluß auf seine kroat. Volksgenossen gewann. Auf dem Vatikanischen Konzil trat er mit einer von keinem andern Führer der Opposition erreichten Freimütigkeit gegen den päpstl. Absolutismus und die Unfehlbarkeit auf und hielt auch nach der Verkündigung des neuen Dogmas eine Zeit lang seinen Widerspruch aufrecht. Als Politiker ist S. einer der Führer der kroat. Nationalpartei. Seine reichen Einkünfte benutzte er zur geistigen Hebung seiner Nation; er gründete Volksschulen, errichtete ein Seminar für die türk. Bosnier, stellte das alte nationale Kapitel der Illyrier San-Girolamo degli Schiavoni in Rom wieder her, ließ durch Augustin Theiner «Vetera Monumenta Slavorum Meridionalium historiam illustrantia» (Rom 1863) herausgeben, veranstaltete die Sammlung der Lieder und Volksbücher seiner Nation, beteiligte sich eifrig bei der von ihm angeregten Gründung der kroat. Akademie und Universität zu Agram, legte eine große Gemäldesammlung an, die er der Akademie testiert hat, und erbaute zu Diakovar eine prachtvolle Kathedrale. Im J. 1859 wurde er in den verstärkten Reichsrat berufen, wo er an der Seite der Föderalisten stand. Seit der Herstellung des ungar.-kroat. Ausgleichs hält sich S. vom öffentlichen polit. Leben fern. Desto eifriger ist S. in der südslaw. Richtung als Kirchenfürst thätig, um die südslaw. Bevölkerung unter die röm. Herrschaft zu bringen, andererseits die slaw. Liturgie einzuführen. Im J. 1881 führte S. die slaw. Pilgerschar nach Rom; 1885 benutzte er das Jubiläum des Slawenapostels Methodius in diesem Sinne und für seine Zwecke.

Strotten, soviel wie Molken.

Stroud, Marktstadt, Parlamentsborough und Fabrikort in der engl. Grafschaft Gloucester, 15 km südlich von Gloucester, zwischen den Cotswoldhügeln, nahe am Zusammenfluß des Frome und Sladewater, an dem Kanal, welcher die obere Themse (bei Lechlade, wo sie schiffbar wird) mit dem untern Severn verbindet, Station der Linie Swindon-Gloucester-Milford (South-Wales-Section) der Great-Westernbahn, Mittel- und Vertriebspunkt der in den benachbarten Thälern bestehenden Tuchfabriken, welche die feinsten wie die gröbsten Waren liefern und sich besonders durch ihre Färbereien auszeichnen. Die feinen Tücher von S. sind besser und kunstreicher als die von Leeds. Die gute Färberei begünstigt besonders das Wasser des Stroud. Die Stadt zählte 1881 als Kirchspiel 7533 E.

Strousberg (Bethel Henry), ursprünglich Baruch Hirsch Strausberg, ein durch den Umfang und die Kühnheit seiner Unternehmungen bekannter Industrieller, geb. 20. Nov. 1823 zu Neidenburg im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, trat als Lehrling in das Kommissions- und Exportgeschäft seiner drei Oheime Gottheimer in London, wo er sich dann bald taufen ließ und Bethel Henry S. nannte. Später arbeitete er für engl. Zeitungen, trat namentlich mit größern Handelsblättern in Verbindung und wurde Berichterstatter für volkswirtschaftliche Versammlungen, sowie Agent für Versicherungsgesellschaften. Im J. 1848 ging er nach Amerika, kehrte jedoch bald nach England zurück. Hier widmete er sich hauptsächlich journalistischer Thätigkeit, später jedoch dem Versicherungswesen und siedelte deshalb 1855 nach Berlin über, um die Generalagentur der engl. Versicherungs-

gesellschaft «Waterloo» zu übernehmen. Als 1861 ein Konsortium engl. Kapitalisten sich vergeblich beim preuß. Handelsministerium um die Konzession zum Bau der Tilsit-Insterburger Eisenbahn beworben hatte, gelang es S., Gesichtspunkte geltend zu machen, welche die Erteilung der Konzession herbeiführten. Es war dies in Deutschland der erste auf dem Prinzip der General-Entreprise beruhende Eisenbahnbau. S. wurde von der Gesellschaft mit einer ansehnlichen Gewinnquote an dem Unternehmen beteiligt und führte die Generalagentur für dasselbe, bis er sie 1863 aufgab, um als Bevollmächtigter derselben Gesellschaft den Bau der Ostpreußischen Südbahn zu übernehmen. Rasch folgte durch S. der Bau der Berlin-Görlitzer Bahn, der Rechten-Oderuferbahn, der Märkisch-Posener, der Halle-Sorau-Gubener, der Ungarischen Nordostbahn, der Bahnen in Rumänien und der Hannover-Altenbekener Bahn. S. kaufte sodann die Egestorffsche Lokomotivenfabrik zu Linden bei Hannover, die Werke zu Neustadt am Rübenberge, die Hohofenanlage und die Grubenfelder zu Othfresen, die Arndtschen Schienenwalzwerke in Dortmund, Bergwerke in Schlesien und den neuen großen Viehhof in Berlin. Alle diese Anstalten wurden verbessert, vergrößert, umgeformt und auf die Höhe der Zeit, sowie zu einer großartigen ineinandergreifenden Produktion gebracht. Auch legte S. bedeutende Kapitalien in Grundstücken und Landgütern an, unter denen die böhm. Gesamtherrschaft Zbirow die bedeutendste ist.

Einen außerordentlich mißlichen Verlauf nahm jedoch die Angelegenheit der rumän. Eisenbahnen, deren Bau die rumän. Regierung ihm und seinem Konsortium für eine bestimmte Summe pro Meile in General-Entreprise gegeben und deren Betrieb und Einnahmen sie ihm auf die Zeit von 90 Jahren zugesichert hatte. Für die Verzinsung mit 7½ Proz. der ausgegebenen Obligationen sollte das Baukonsortium sorgen, jedoch übernahm die rumän. Regierung den Obligationsinhabern gegenüber die Garantie dieser Zinszahlung. Gegen Ende 1870 erhoben sich zwischen S. und der rumän. Regierung Differenzen, infolge deren diese ihre Zinsengarantie zurückzog. S. entwarf einen Vergleich zur Beilegung des Zwistes; die Regierung zeigte sich geneigt, darauf einzugehen, allein die rumän. Kammer verwarf denselben, beantragte vielmehr, S. und das Konsortium aus den Bahnen zu expropriieren, die fertigen und die im Bau begriffenen Strecken durch Taxatoren abzuschätzen und die Obligationen nur nach Höhe der Taxsteuer anzuerkennen, die Zahlung der während des Streites aufgelaufenen Zinsen aber nicht zu leisten. Diesem Kammerbeschluß kam die rumän. Regierung nach. Nach 1¼jährigem Streite kam ein Vergleich zu Stande, wonach S. seine Rechte und Pflichten an eine Aktiengesellschaft abtrat, die aus den Obligationsinhabern gebildet wurde. Er zahlte 10 Mill. Mark, während die rumän. Regierung eine kleinere Summe übernahm und der neuen Gesellschaft den Bau der noch nicht hergestellten Linien übertrug. Nach diesem empfindlichen Verlust verkaufte S. den berliner Viehhof, sowie die Werke zu Linden, Neustadt und Dortmund an Aktiengesellschaften, um sich energisch der Exploitierung des großen, von ihm in Antwerpen erworbenen Terrains der Südcitadelle, sowie der Hebung seiner böhm. Herrschaft Zbirow zu widmen. Indes wuchs das Mißtrauen in seine Unternehmungen immer mehr. S. vermochte bei der großen Ausdehnung und Kompliziertheit derselben sie nicht mehr aufrecht zu erhalten, sodaß 1875 in Preußen, Österreich und Rußland der Konkurs über sein Vermögen ausbrach. Er wurde in Moskau verhaftet und nach langem Prozeßverfahren zur Verbannung aus Rußland verurteilt, worauf er im Herbst 1877 nach Berlin zurückkehrte. Er starb daselbst 31. Mai 1884.

Vgl. außer seiner Selbstbiographie «S. und sein Wirken» (Berl. 1876) noch Korfi, «Bethel Henry S. Biographische Charakteristik» (Berl. 1870) und «S. Der Eisenbahnkönig» (Stuttg. 1875).

Strozzi (Bernardo), Maler, genannt il Capuccino und il Prete Genovese, 1581 in Genua geboren, ging nach Venedig, wo er als Maler und Kriegsbaumeister in die Dienste des Staats trat. Er ahmte die naturalistische Richtung des Caravaggio nach und lieferte Werke, die bei flüchtiger Zeichnung und meist sehr stark realistischem Ausdruck doch durch ein kräftiges Kolorit wirken. In Genua sind viele Werke von ihm in Öl und Fresko erhalten; auch hat er Vorzüge als Bildnismaler. Auch in andern Städten Italiens und manchen Museen des Auslandes findet man Bilder von ihm. S. starb in Venedig 1644.

Strubberg (Otto Jul. Wilh. Max von), preuß. General der Infanterie, Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens, geb. zu Lübbecke in Westfalen 16. Sept. 1821, wurde im Kadettenkorps erzogen und trat 8. Aug. 1839 als Offizier in das 30. Infanterieregiment, besuchte 1843—46 die Allgemeine Kriegsschule und war 1846—49 Erzieher am Kadettenhause zu Berlin. S. nahm 1849 am Feldzuge in der Pfalz und in Baden teil, focht bei Waghäusel, Bruchsal, Durlach, wo er verwundet wurde, bei Bischweier und Kuppenheim, wurde darauf bis zum J. 1851 zur topogr. Abteilung des Generalstabes kommandiert, war während der Mobilmachung 1850—51 Generalstabsoffizier bei der 29., später bei der 15. Infanteriedivision und wurde April 1852 auf zwei Jahre nach Paris kommandiert. Im Juni 1852 wurde er Premierlieutenant; im Mai 1854 kam er als Hauptmann in den Großen Generalstab, war 1855 daneben Lehrer an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, dann zwei Monate im Generalstabe des 8. Armeekorps zu Koblenz und vom Juli 1855 ab Generalstabsoffizier bei dem Militärgouvernement am Rhein und in Westfalen. Zu Neujahr 1858 wurde S. geadelt und in das 25. Infanterieregiment versetzt, wo er im März Major wurde. Im folgenden Monat erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur des 8. kombinierten Reservebataillons; im Juni 1859 kam er als Adjutant in die unmittelbare Umgebung des Prinz-Regenten, wurde im Jan. 1861 Flügeladjutant des Königs Wilhelm und im Oktober Oberstlieutenant. Daneben war S. 1862—65 Lehrer an der Kriegsakademie, und 1864 im Feldzuge gegen Dänemark bei der Belagerung und Erstürmung der Düppeler Schanzen. Im April 1864 wurde S. Kommandeur des 4. Gardegrenadierregiments und zwei Monate darauf Oberst. Er führte sein Regiment 1866 im böhm. Feldzuge bei Soor und Königgrätz, wurde März 1868 Generalmajor und Kommandeur der 30. Infanteriebrigade zu Koblenz und führte diese Brigade mit Auszeichnung während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und

1871 in den Kämpfen bei Gravelotte, vor Metz, bei Amiens, an der Hallue, bei Sapignies, Bapaume und St.-Quentin. S. leitete vom Sept. 1871 ab die Organiſation der Landwehrbehörden in Elſaß-Lothringen, übernahm im Jan. 1873 die Vertretung des Kommandeurs der mobilen 19. Diviſion zu Nancy, wurde im März Generallieutenant und im September Kommandeur der 19. Diviſion zu Hannover. Im J. 1880 wurde S. Generalinſpekteur des preuß. Militärerziehungs- und -Bildungsweſens und im März 1883 General der Infanterie.

Strudel oder Waſſerwirbel nennt man die kreis- oder ſpiralförmigen Drehungen des Waſſers, die ſowohl im Meere als auch in Flüſſen vorkommen. Sie ſind in den an Felsinſeln und Klippen reichen, von ſtarken Gezeitenſtrömen durchwogten Fjordgebieten der Erde eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, doch erzeugen auch die ſehr ſchwachen Gezeiten des Mittelmeers in der Meerenge von Meſſina Strudel, welche als Scylla und Charybdis von den Alten beſchrieben wurden. Der berühmteſte unter den jetzt bekannten S. iſt der Moskoëſtrom oder Saltſtrom oder Saltens-Malſtrom an der Küſte Norwegens. Ähnliche S. finden ſich in den Färöer, wo um einen Felſen, den Sumboemönch, ein heftiger Wirbel in vierfachem Schneckengange läuft. Keiner dieſer S., außer dem Malſtrom bei Voll- und Neumond, vermag jedoch den modernen Schiffen gefährlich zu werden. In den Flüſſen haben die S. meiſt ganz kleine Dimenſionen und ſind ſtromabwärts von jedem dem Flußbette eingefügten Hindernis zu beobachten; großartig ſind ſie unterhalb der Niagarafälle und in den Stromengen des Congo unterhalb Vivi entwickelt. Der früher der Schiffahrt ſehr gefährliche S. der Donau befindet ſich unterhalb Grein in Oberöſterreich auf der Nordſeite der Inſel Wörth; durch die zuletzt 1866 vorgenommenen Sprengungen iſt jetzt jedoch jede Gefahr beſeitigt.

Strudel, eine vorzugsweiſe in Öſterreich beliebte Mehlſpeiſe aus ſehr dünn aufgetriebenem und mit den Händen fein ausgezogenem Nudel- oder Hefenteig, welchen man dann mit Butter oder Ei beſtreicht und mit einer Obſt- oder andern ſüßen Fülle, auch einer Fleiſchfülle bedeckt, wurſtartig rollt, ſchneckenförmig zuſammendreht und unter Zugießen von etwas heißem Rahm bäckt.

Strudelwürmer (Turbellaria) heißt eine Ordnung der Plattwürmer, die frei im ſüßen, ſalzigen Waſſer und zum Teil namentlich in den Tropen auch auf dem Lande an feuchten Stellen wohnen, meiſt von flacher, ovaler Körperform ſind, auf ihrer ganzen Oberfläche flimmern, keine Leibeshöhlen und Blutgefäße beſitzen, einen vorn mit einem verſtülpbaren Schlund verſehenen, afterloſen Darm haben und Zwitter ſind, die ſich zum Teil auch durch freiwillige Querteilung fortpflanzen. Die Größe der meiſten iſt gering, indeſſen erreichen einige tropiſche Landſtrudelwürmer, die ſich bisweilen auch durch Farbenpracht auszeichnen, eine anſehnlichere Größe. Sie ernähren ſich von andern kleinen wirbelloſen Tieren, Würmern und Krebſen. Nach der Beſchaffenheit des Darms teilt man die S. in zwei Gruppen: I. Rhabdocoela mit geradem Darm, II. Dendrocoela mit baumartig verzweigtem Darm. Über S. ſchrieben beſonders A. S. Oerſtedt, O. Schmidt, R. Leuckart, Keferſtein und L. von Graff u. a. m.

Strudl-Quellen, ſ. unter Donnpatrik.

Struenſee (Guſtav Karl Otto von), unter dem Pſeudonym Guſtav vom See als Romanſchriftſteller bekannt, geb. 13. Dez. 1803 zu Greifenberg in Pommern, ſtudierte 1823—26 in Bonn und Berlin Jurisprudenz und wurde 1831 Regierungsaſſeſſor, 1834 Regierungsrat in Koblenz, 1847 Oberregierungsrat in Breslau. Im J. 1862 war er Mitglied des Abgeordnetenhauſes, wo er zur Fraktion Grabow der liberalen Partei gehörte. Er ſtarb 29. Sept. 1875 in Breslau. Unter ſeinen Romanen ſind hervorzuheben: «Rancé» (Lpz. 1845), «Die Belagerung von Rheinfels» (Lpz. 1850), «Die Egoiſten» (4 Bde., Lpz. 1853), «Herz und Welt» (3 Bde., Lpz. 1862), «Gräfin und Marquiſe» (4 Bde., Wien, 1865) mit der Fortſetzung «Oſt und Weſt» (4 Bde., Bresl. 1864) u. ſ. w. Eine Auswahl ſeiner Werke erſchien in ſechs Bänden (Bresl. 1876).

Struenſee (Joh. Friedr., Graf von), dän. Staatsminiſter, bekannt durch ſein tragiſches Schickſal, wurde 5. Aug. 1737 zu Halle a. d. S. geboren, wo ſein Vater, Adam S., der Verfaſſer des alten halleſchen Geſangbuchs, Prediger an der Ulrichskirche war. Der junge S. erhielt ſeine erſte Bildung im Waiſenhauſe und ſtudierte dann Medizin. Als ſein Vater 1757 als Paſtor Primarius nach Altona ging, erhielt er dort das Amt des Stadtphyſikus. Er blieb auch hier, als ſein Vater 1759 zum Generalſuperintendenten von Schleswig-Holſtein ernannt wurde und erſt nach Rendsburg, dann nach Schleswig überſiedelte (geſt. 1791). Durch des Grafen Rantzau-Aſcheberg Empfehlung wurde er 1768 Leibarzt des Königs Chriſtian VII. von Dänemark für die Reiſe, die derſelbe durch Deutſchland, Italien, Frankreich und England unternehmen ſollte. Nach der Rückkehr Jan. 1769 folgte er als wirklicher Leibarzt dem Könige nach Kopenhagen. Als S. den zweijährigen Kronprinzen, den nachherigen König Friedrich VI., bei Einimpfung der Blattern mit Glück behandelte, übertrug ihm die Königin Karoline Mathilde (ſ. d.) die Erziehung des Prinzen und machte ihn allmählich zum Vertrauten ihrer nicht glücklichen Lage. S. beſeitigte die Entfremdung der königlichen Gatten, welche das Werk des Günſtlings Holck war, und ſtieg hierauf bei beiden noch höher in Gunſt.

Im Mai 1770 zum Vorleſer des Königs, Etatsrat und Kabinettsſekretär der Königin ernannt, faßte er den kühnen Entſchluß, in dem fremden Lande nach dem Muſter Friedrichs II. von Preußen als aufgeklärter Reformator aufzutreten. Zu dieſem Zwecke mußte er die einflußreichſten Perſönlichkeiten vom Hofe und aus der Regierung zu entfernen. Am 15. Sept. 1770 mußte Graf Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff ſeine Stelle als Miniſter niederlegen, und als die übrigen Mitglieder des Staatsrats mit der neuen Politik ebenfalls in Widerſpruch gerieten, ward 27. Dez. 1770 der Staatsrat aufgehoben. Die Königin und S., in deren Händen jetzt die ganze Gewalt lag, entfernten den ſchwachen Chriſtian gänzlich von den Geſchäften. Endlich 14. Juli 1771 wurde S. zum Geh. Kabinettsminiſter, mit einer bisher in Dänemark unerhörten Machtvollkommenheit, ernannt und 30. Juli 1771 in den dän. Grafenſtand erhoben. In ſeiner auswärtigen Politik war S. bemüht, Dänemark vom ruſſ. Einfluß frei zu machen und demſelben in Schweden einen natürlichen Verbündeten zu verſchaffen. Die Veränderungen, die er im Innern vornahm, waren auf Beförderung des Wohlſtandes,

der bürgerlichen Freiheit und der Aufklärung gerichtet. Er führte eine unbeschränkte Preßfreiheit ein (14. Sept. 1770), ordnete die Finanzen, verringerte die Abgaben, löste die Fesseln, in welchen Industrie und Verkehr lagen, begünstigte den Unterricht, milderte die Strafgesetze und brachte Regelmäßigkeit in die Verwaltung. Durch Aufhebung der eximierten Gerichtsstände ward in Dänemark die Gleichheit vor dem Gesetz hergestellt; die Folter wurde abgeschafft, u. s. w. Eine Verordnung vom 20. Febr. 1771 setzte die Frondienste des leibeigenen Bauernstandes auf ein bestimmtes Maß fest. Die sog. Landwesenskommission arbeitete Vorschläge aus zu einer vollständigen Aufhebung des Heimatszwanges in Dänemark. Die überzähligen Feiertage wurden abgeschafft und die kirchliche Sittenaufsicht beschränkt, was die streng orthodoxe Geistlichkeit übel aufnahm. Bei Besetzung der Ämter sollte eine strenge Auswahl eintreten, während bisher Empfehlungen und Verbindungen allmächtig gewesen waren. Dadurch fühlten sich die einflußreichen Adels- und Beamtenkreise in ihren Interessen verletzt; auch Graf von Rantzau-Ascheberg ward mit S. verfeindet. Schlimmer war es, daß S. die dän. Nationalität auf das rücksichtsloseste hintansetzte, was in Dänemark allgemeine Erbitterung erregte.

Kaum hatte S. ein Jahr regiert, als sich schon die Symptome der Reaktion auf allen Punkten zeigten. Am 10. Sept. 1771 erhoben 300 norweg. Matrosen, die in der Löhnung verkürzt worden waren, eine Meuterei; am 24. Dez. empörten sich die aufgelösten Leibgarden, weil sie der Minister in die andern Regimenter stecken wollte. S. hatte sich bei diesen Vorgängen furchtsam und nachgiebig gegen die Aufrührer benommen, sodaß seine Feinde Mut schöpften. Auch die Geburt der Prinzessin Luise Auguste, 7. Juli 1771, gab bei dem Zustande des Königs zu den ehrenrührigsten Gerüchten Anlaß. An der Spitze der feindlichen Partei stand die Stiefmutter Christians VII., die Königin-Witwe, Juliane Marie, geborene Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, und deren Sohn, der Erbprinz Friedrich von Dänemark. An dieselben schlossen sich fünf Männer an: Kabinettssekretär Guldberg, Rantzau-Ascheberg, Kriegskommissar Beringskjold, Oberst Köller und Generalmajor von Eichstädt. Ein kühner Schlag sollte S. stürzen und die Königin verderben. Die Nacht vom 16. zum 17. Jan. 1772, in welcher ein Hofball stattfand und Eichstädt die Wache vor dem Schlosse versah, wurde zur Ausführung des Anschlags festgesetzt. Gegen 4 Uhr versammelten sich die Verschworenen bei der Stiefmutter des Königs und begaben sich durch eine geheime Thür in das Schlafzimmer desselben. Man erklärte dem erschrockenen Christian, daß man käme, um ihn von einer großen Gefahr zu befreien, und zwang ihn zur Unterzeichnung von zwei Papieren, von denen das eine Eichstädt zum Kommandanten von Kopenhagen ernannte, das andere diesem und Köller unbeschränkte Vollmacht erteilte. Hierauf führte man ihn in die Wohnung der Stiefmutter und ließ ihn noch 15 Haftbefehle gegen S., dessen Bruder Karl August S., Graf Brandt, Oberst Falkenskjold und andere Anhänger S.s ausfertigen. Mit Mühe ließ sich Christian endlich auch dahin bringen, die Verhaftung seiner Gemahlin nach Kroneborg anzubefehlen. Köller bemächtigte sich nun S.s; Rantzau nahm die Königin, an welche man sogar Hand legte, gefangen. S. und Brandt wurden nach der Citadelle gebracht, wo man beide in Ketten legte und hart behandelte.

Die Untersuchung gegen S. und die andern mit ihm Gestürzten wurde sofort einer Kommission von neun Personen übertragen, worunter sich auch Guldberg befand. Am 20. Febr. 1772 erschien S. vor seinen Richtern. Man zieh ihn eines verbrecherischen Umgangs mit der Königin, der Anwendung einer mörderischen Methode bei Erziehung des Kronprinzen, der Anmaßung und des Mißbrauchs der höchsten Gewalt. Keiner dieser Punkte konnte rechtlich begründet werden. In einem zweiten Verhör bekannte jedoch S. den verbotenen Umgang mit der Königin. Einige versichern, daß er dieses Geständnis nur unter Androhung der Folter abgelegt habe; andere vermuten, daß er eine lügenhafte Aussage gethan, um seinen Kopf zu retten. Auf das verhängnisvolle Bekenntnis begab sich 9. März eine zweite Kommission zur Königin nach Kroneborg (bei Helsingör), die, nach Kenntnisnahme der von S. gemachten Geständnisse, deren Wahrheit mit ihrem Namen unterzeichnete. Die Kommission veranlaßte die Trennung der königl. Ehe 6. April. Am 25. April wurden S. und Brandt als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt. Es sollte ihnen lebendig die rechte Hand und der Kopf abgehauen, der Körper dann geviertteilt und aufs Rad gelegt, der Kopf auf einen Pfahl gesteckt werden. Nachdem der König dieses Urteil bestätigt, wurde dasselbe 28. April 1772 vollzogen. Von den übrigen Gefangenen, die in den Prozeß verwickelt waren, wurden vier des Landes verwiesen, darunter namentlich S.s Bruder. Die andern wurden interniert oder gingen straffrei aus. In neuerer Zeit ward die Geschichte S.s durch die Trauerspiele von Mich. Beer und Heinr. Laube wieder ins Andenken gerufen.

Vgl. Höst, «Der Graf S. und dessen Ministerium» (1824; deutsch, Kopenh. 1826); Falkenskjold, «Mémoires» (Par. 1826); Münter, «Bekehrungsgeschichte des Grafen von S.» (Kopenh. 1773); Jenssen-Tusch, «Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde und die Grafen S. und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalakten» (Lpz. 1864); Schiern, «Bidrag til Oplysning om Katastrophen den 17. Jan. 1772» (Kopenh. 1871); Wittich, «Struensee» (Lpz. 1879).

Struensee (Karl August von), der Bruder des vorigen, geb. 18. Aug. 1735 zu Halle, studierte daselbst, wurde 1757 Professor der Philosophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz und veröffentlichte 1760 «Anfangsgründe der Artillerie» (3. Aufl., Lpz. 1788), hierauf «Anfangsgründe der Kriegsbaukunst» (3 Bde., Lpz. 1771—74; 2. Aufl. 1786), das erste gute Werk in diesem Fache in Deutschland. Im J. 1769 ging er auf Veranlassung seines Bruders nach Kopenhagen, wo er dän. Justizrat und Mitglied des Finanzkollegiums wurde. Nach dem Sturze seines Bruders lebte S. auf seinem Gute Alzenau bei Haynau in Schlesien. Hier übersetzte er Pinto's «Staatswirtschaftliche Aufsätze» (1776), die später vermehrt (3 Bde., Lpz. 1800) erschienen; auch gab er eine «Beschreibung der Handlung der vornehmsten europ. Staaten» heraus, die von Sinapius vollendet wurde. Als Oberfinanzrat im dritten Departement des Generaldirektoriums und als Direktor der Seehandlung 1782 nach Berlin berufen, machte er sich um die Hebung dieses Instituts verdient, wurde 1789 unter Hinzufügung des Namens von

Karlsbad geadelt, 1791 Staatsminister und Chef des Accise- und Zolldepartements, dem er bis an seinen Tod, 17. Okt. 1804, vorstand.

Struktur, s. unter Gesteine.

Struma, s. Strymon.

Struma (lat.), der Kropf; strumös, kropfig.

Strumnitza, Stadt im türk. Vilajet und Sandschak Saloniki, nahe südlich der Strumnitza, eines rechtsseitigen Nebenflusses der Struma (Strymon), 262 m über dem Meere, ist Sitz eines Bischofs, hat Baumwollkultur und Tabaksbau und zählt etwa 8000 E., meist Türken und Bulgaren. Im Mittelalter erscheint S. auch unter den Namen Strumpitza, Strumbitza, Strummitza und Strummitze und gehörte zeitweise zum Bulgarischen Reiche.

Strümpell (Ludw. Adolf), namhafter deutscher Philosoph, geb. 23. Juni 1812 in dem braunschw. Städtchen Schöppenstedt, erhielt seine Gymnasialbildung in Braunschweig und ging 1830 auf die Universität Königsberg, wo er unter Herbarts Leitung Philosophie studierte. Nach Erwerbung der Doktorwürde (1833) lebte S. zur Ergänzung seiner Studien in Leipzig und trat dann als Erzieher in das Haus des Grafen Medem auf Alt-Autz in Kurland ein. Im J. 1843 habilitierte er sich als Privatdocent an der Universität Dorpat, erhielt daselbst 1845 die außerord., 1849 die ord. Professur der Philosophie, mit welcher später auch das Fach der Pädagogik verbunden wurde, und war in dieser Stellung bis 1870 thätig, in welchem Jahre er mit dem Titel eines Professor emeritus aus dem russ. Staatsdienst ausschied, nachdem er 1865 für Auszeichnung im Dienste zum Wirkl. Staatsrat ernannt worden war. Im J. 1871 siedelte S. nach Leipzig über, wo er zunächst als Privatdocent eine philos. Lehrthätigkeit neu begann. Im J. 1872 wurde er ord. Honorarprofessor und trat als solcher wieder in den Staatsdienst. Obwohl einer der hervorragendsten Vertreter der Herbartschen Philosophie, hat S. doch schon früh, wie aus seiner Kritik der Herbartschen Metaphysik erhellt, sich eine selbständige Stellung zu ihr gewahrt. Unter seinen Schriften aus der frühern Zeit ist die bemerkenswerteste «Die Geschichte der Philosophie der Griechen» (2 Abteil., 2 Bde., Lpz. 1854—61). Außer Beiträgen zu Zeitschriften sind noch hervorzuheben: «Erläuterungen zu Herbarts Philosophie» (Gött. 1834), «Die Hauptpunkte der Herbartschen Metaphysik kritisch beleuchtet» (Braunschw. 1840), «Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart» (Braunschw. 1843), «Vorschule der Ethik» (Mitau 1845), «Entwurf der Logik» (Mitau 1846), «Die Universität und das Universitätsstudium» (Mitau 1848), «Der Vortrag der Logik und sein didaktischer Wert für die Universitätsstudien» (Berl. 1858), «Erziehungsfragen» (Lpz. 1869). Seitdem er in Leipzig lehrt, hat er folgende Arbeiten veröffentlicht: «Der Causalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft» (Lpz. 1871), «Die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedanken» (Berl. 1872), «Die Natur und Entstehung der Träume» (Lpz. 1874), «Die Geisteskräfte des Menschen, verglichen mit denen der Tiere» (Lpz. 1878), «Psychologische Pädagogik» (Lpz. 1880), «Grundriß der Logik» (Lpz. 1881), «Grundriß der Psychologie» (Lpz. 1884), «Die Einleitung in die Philosophie vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie» (Lpz. 1886).

Gustav Adolf S., der Sohn des vorigen, geb. 28. Juni 1853 zu Neu-Autz in Kurland, studierte 1870—72 in Dorpat, 1872—75 in Leipzig Medizin, wurde 1875 Assistenzarzt im städtischen Krankenhause, 1878 Privatdocent der Medizin an der Universität zu Leipzig und 1882 außerord. Professor. Im J. 1886 folgte er einem Rufe als ord. Professor und Direktor der Klinik und Poliklinik nach Erlangen. Von seinen Schriften ist hervorzuheben: «Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie der innern Krankheiten» (2 Bde., Lpz. 1883; 2. Aufl. 1886).

Strumpf (frz. bas, chausse; engl. stocking, hose), Fußbekleidung, durch Stricken oder durch Wirken hergestellt. (S. Stricken, Strickmaschinen und Strumpfwirkerei.)

Strumpfband. Bei der Vermählung fürstlicher Personen ist es an verschiedenen Höfen noch Gebrauch, daß nach den Vorstellungsceremonien, resp. nach dem Fackeltanz (s. d.), an die Gäste und Geladenen (doch nur an die Herren) seidene Bänder in den Landesfarben und mit dem Namenszuge der Braut unter dem Namen S. verteilt werden. Dieser Gebrauch beruht darauf, daß nach Kanonischem Recht bei Privatpersonen die Ehe schon nach vollzogener Trauung rechtsgültig ist, bei Fürsten dagegen (nach altgerman. Privatfürstenrecht) erst nach vollzogenem Beilager. Das Ganze ist also von rein symbolischer Bedeutung.

Strumpfwaren, Wirkwaren oder Tricotwaren (frz. bonneterie, engl. hosiery), allerlei durch Stricken oder Wirken aus den verschiedensten Arten von Garn oder Zwirn hergestellte Bekleidungsgegenstände, wie Strümpfe, Socken, Gamaschen, Hosen, Jacken, Westen, Knie- und Pulswärmer, Handschuhe, Mützen, Shawls; feinere derartige Artikel werden als Phantasiewaren bezeichnet. Über die Herstellung derselben s. Stricken, Strickmaschinen und Strumpfwirkerei.

Strumpfwirkerei (frz. bonneterie, engl. hosiery), die Verfertigung von Artikeln, welche ursprünglich nur durch Stricken oder Häkeln von der Hand erzeugt wurden (s. Strumpfwaren), mittels besonderer Maschinen, der Strumpfwirkstühle oder Wirkstühle. Nach der Art der Herstellung werden bei den Erzeugnissen der S. Kulierware und Kettenware unterschieden. Bei der erstern besteht, ähnlich wie bei der gestrickten Arbeit (s. Stricken und Strickmaschinen), das Gebilde aus einem einzigen (hier wellenförmig verlaufenden) Faden, indem der Zusammenhang der einzelnen Fadenschleifen oder Maschen durch Ineinandergreifen derselben erreicht wird; bei der Kettenware dagegen sind ebenso viele Fäden vorhanden, als sich Maschen in der Reihe befinden. Der charakteristische Unterschied beider Arbeitsmethoden von der Weberei besteht darin, daß nicht eine Verbindung zweier Systeme von einander parallel laufenden Fäden, sondern eine Verschlingung entweder eines fortlaufenden Fadens oder vieler nach der Länge des Arbeitsstücks verlaufender Fäden stattfindet. Je nachdem Kulier- oder Kettenware erzeugt werden soll, ist die Konstruktion der Wirkstühle verschieden; die beiden Haupttypen derselben sind demnach die Kulierstühle und die Kettenstühle und bei den erstern sind wiederum der gewöhnliche Wirkstuhl und der Rund- oder Cirkularstuhl zu unterscheiden. Beim gewöhnlichen Wirkstuhl ist für je eine Masche eine besondere Nadel erforderlich, welche nicht nur die neue Masche bildet, sondern sie auch festhält; es sind mithin so

viele Nadeln vorhanden, als in der größten Breite des Arbeitsstücks Maschen vorhanden sind. Mittels dieser Nadeln und verschiedener Hilfsapparate wird eine ganze Maschenreihe auf einmal gebildet.

Aus Fig. 11b auf Tafel: Stick-, Strick- und Wirkmaschinen sind die einzelnen Phasen der Maschenbildung beim gewöhnlichen Wirkstuhl (Kulierstuhl) zu erkennen. Die Fig. 11a zeigt die eigentümlich gestaltete, horizontal und fest liegende Nadel, welche mit ihrem hintern Ende in das sog. Stuhlblei eingegossen, am vordern Ende dagegen umgebogen ist, sodaß sich die elastische Spitze (der Kopf) in eine Kerbe (Chasse) der Nadel einlegen kann, sobald dieselbe heruntergedrückt wird, wodurch dann der Haken vollständig geschlossen ist. Der Nadelschaft ist cylindrisch, nur unter dem Kopf, wo die Kerbe sich befindet, etwas abgeplattet. Je nach der Feinheit des zu verarbeitenden Garns ist die Stärke der Nadeln verschieden. Ebenso wichtig für die Maschenbildung wie die Nadeln sind die in die Zwischenräume der letztern hineinhängenden Platinen, dünne eiserne Bleche, deren eigenartige Form aus den in Fig. 11b gezeichneten Platinenteilen und aus Fig. 1, welche die Ansicht des ganzen Wirkstuhls zeigt, ersichtlich ist. In der Fig. 11b der ersten Reihe hängt unter dem sog. Gewölbe der Platine das fertige Gewirke; eine Masche umfaßt die Nadeln. Aus der rechts stehenden Figur, sowie aus der links gegebenen Seitenansicht geht hervor, daß bereits ein neuer Faden durch die Vorsprünge (Nasen) der Platinen, welch letztere links als vertikal stehende Stäbe erscheinen, zwischen den einzelnen Nadeln heruntergeschoben ist (der Faden war nämlich ursprünglich vom Wirker quer über sämtliche Nadeln gelegt). In der zweiten Reihe sieht man, wie durch Vorrücken der Platine die gebildete Öse unter den Kopf der Nadel geschoben ist.

Bei der nun folgenden Manipulation muß der elastische Nadelkopf in die auf der Oberseite des Nadelschafts befindliche Kerbe gedrückt werden, damit die alten Maschen über die neuen fortgeschoben werden können. Die dritte Reihe veranschaulicht diese Phase. Der Nadelkopf ist durch die Presse, einen horizontal über allen Nadeln liegenden keilförmigen Stab, heruntergedrückt und die alte Masche durch die bauchige Krümmung der Platine vorgeschoben. In der vierten Reihe erscheint die neue Masche fertig gebildet; das fertige Gewirke hängt nun vorn an der Nadel und wird durch die Platinen wieder zurückgeschoben, worauf das Spiel von neuem beginnen kann.

Die Platinen haben bei der Maschenbildung einen vierfachen Zweck zu erfüllen: erstens müssen sie den Faden wellenförmig zwischen die Nadeln hineinlegen, dann denselben unter die Nadelköpfe vorschieben, hierauf die alten Maschen über die niedergedrückten Nadelspitzen überschlagen und schließlich die neue Masche mit der anhängenden fertigen Arbeit gegen den Stuhl hin zurückschieben. Die, wie bereits erwähnt, in horizontaler Lage unverrückbar befestigten Nadeln sind mit den Haken nach oben mittels einer leicht schmelzenden Legierung in ein feststehendes Lineal, die Nadelbarre, eingegossen. Das Einlegen des Fadens zwischen die Nadeln kann nicht mit einem mal erfolgen, weil sonst derselbe reißen würde; er wird deshalb mittels der sog. fallenden Platinen, die sich sämtlich nacheinander senken, zwischen jedes zweite Nadelpaar eingeschoben, sodaß er sich immer vom Ende her ergänzen kann. Diese Platinen sind mittels ungleicharmiger Hebel (Unden) an ihren Ösen aufgehängt. Das schnell aufeinander folgende Senken der einzelnen Platinen, Kulieren genannt, wird mittels des Nöbchens erreicht, eines auf einer Stange bewegbaren Körpers, der unter den Federn, durch welche die Hebel in ihrer Lage erhalten werden, hin- und hergezogen wird. Das Einschieben des Fadens zwischen die übrigen Nadeln erfolgt alsdann mittels der stehenden Platinen, wobei sich die ersten Platinen wieder etwas heben müssen, damit man die nötige Fadenlänge erhält. Die stehenden Platinen sind an der parallel zur Nadelbarre angebrachten Platinenbarre ähnlich wie die Nadeln an jener befestigt, sodaß sie durch Heben und Senken derselben sämtlich mit einem mal verschoben werden. Alle diese Bewegungen, sowie die Funktionierung der Nadelpresse erfolgen mittels mehr oder weniger komplizierter Mechanismen durch die vom Arbeiter benutzten Tretschemel. Der beschriebene alte, aber noch vielfach in Gebrauch befindliche Wirkstuhl für den Betrieb durch Menschenkraft ist nach und nach mit verschiedenen Vorrichtungen zur Herstellung von Mustern, zum Abnehmen und Zugeben u. s. w. versehen worden. Auf sehr einfache Weise läßt sich eine Musterung erzielen, wenn man nicht mit einem mal alle Nadelköpfe preßt und die Maschen überschiebt, sondern nur einen Teil derselben, was leicht durch Anwendung einer sägenartig ausgeschnittenen Nadelpreßschiene zu erreichen ist. Eine Vorrichtung zum Abnehmen oder Mindern ist bei dem mechanischen Wirkstuhl in Fig. 6 und 13 dargestellt.

Bedeutend einfacher als der Kulierstuhl ist der Kettenstuhl. Derselbe ist insofern mit dem Webstuhl verwandt, als auch hier auf Walzen aufgewickelte Ketten erforderlich sind, doch wird die Bindung der Kettenfäden nicht durch einen Schußfaden, sondern durch in diagonaler Richtung nebeneinander fortlaufende Maschen erzielt. Auf diese Weise wird es zugleich möglich, auf dem Kettenstuhl Arbeiten mit verschiedenfarbigen Längsstreifen anzufertigen. Da beim Kettenstuhl das Einbringen eines Fadens zwischen die Nadeln wegfällt, indem die Kettenfäden nur gehoben und zur Seite gerückt werden, sodaß sie unter die Nadelköpfe gelangen, arbeitet man mit dieser Maschine schneller. Das Überschieben der alten Maschen erfolgt ganz wie beim Kulierstuhl. Der Bindung wegen rückt der Kettenfaden bei jeder Reihe um eine Nadel weiter, also von Nadel 1 nach 2, dann nach 3 u. s. w. und etwa von Nadel 6 an wieder rückwärts, sodaß eine Zickzackmusterung entsteht, wie sie für das Kettenstuhlgewirke charakteristisch ist.

Ein mechanischer Wirkstuhl, Patent Hilscher und Hertel in Chemnitz, ist in Fig. 6, einige Details dazu sind in Fig. 13 abgebildet. Dieser Stuhl wird mit Elementarkraft betrieben und muß deshalb in jeder Beziehung selbstthätig sein. Die Maschenbildung erfolgt bei demselben nach den beim Kulierstuhl erläuterten Prinzipien; jedoch ist hier die horizontalliegende Nadelbarre beweglich und wird bei der Maschenbildung automatisch vor- und rückwärts geschoben. Eine Vorrichtung zum Abnehmen ist nach Fig. 13 im Nachstehenden beschrieben. Die Dedvorrichtung besteht aus einem Rahmen L (in Fig. 13 im Schnitt ersichtlich). Dieser um einen Zapfen schwingende Rahmen hängt gewöhnlich vorn am Stuhl und wird, sobald er

benutzt werden ſoll, in die Höhe geklappt, ſodaß die auf ihm ſitzenden Nadeln b vor die Nadeln a zu liegen kommen. Fig. 13 I läßt die Stellung erkennen, bei welcher die Maſche von der Stuhlnadel durch die Abſchlagplatine e auf die Nadel der Deckvorrichtung geſchoben wird; Fig. 13 II zeigt, wie von den Hilfsnadeln b der Deckvorrichtung die Maſche auf die Nadel a geſchoben wird, nämlich durch das Zurückgehen der Kulierplatinen d. Auf dieſe Weiſe kann man auf jede Nadel je nach Bedarf zwei Maſchen ſchieben.

Als mechaniſcher Wirkſtuhl und als Handwirkſtuhl hat der Rund- oder Cirkularſtuhl gleich große Verbreitung gefunden. Ein weſentlicher Vorteil des Cirkularſtuhls beſteht darin, daß das mit demſelben hergeſtellte Gewirke ſogleich die für viele Zwecke erwünſchte Schlauchform hat (alſo nicht erſt zuſammengenäht zu werden braucht), weshalb der Rundſtuhl auch Schlauchſtuhl genannt wird. Außerdem geſtattet der Cirkularſtuhl auch das Zugeben und Abnehmen, wie es z. B. die Form des Strumpfes verlangt; jedoch erfordert dieſe Arbeit ſehr komplizierte Mechanismen, ſodaß man meiſt nur Schläuche herſtellt, die man aufſchneidet, um aus dem gewonnenen Stoff nach Belieben Strümpfe, Taillen, Jacken u. ſ. w. zuzuſchneiden. Beim Rundſtuhl ſind die Nadeln und Platinen in einem Kreis angeordnet, wie auch die Maſchenbildung durch eine Kreisbewegung erfolgt. Zwei Rundſtühle verſchiedener Syſteme ſind in Fig. 7 und 12 abgebildet. Das Gewirke hängt an den Nadeln ähnlich wie bei dem bekannten Kinderſpielzeug, das aus einem durchbohrten Kork beſteht, deſſen Umfang mit Stecknadeln beſetzt iſt, wobei mit einer Nadel die alten Maſchen über einen um die Nadeln gelegten Faden geworfen und ſo neue Maſchen gebildet werden. Während der Kreisbewegung wird beim Rundſtuhl durch einen Fadenführer von einer Spule aus das Garn zurechtgelegt und die Maſchenbildung durch die Mailleuſe (den Umfang des Rundſtuhls umkreiſende Räder) vollendet. Man hat Rundſtühle mit 2, 4 und 6 Mailleuſen, ſodaß mit dieſen Maſchinen eine eminente Tagesproduktion erzielt werden kann.

Der Wirkſtuhl, d. h. der einfache Hand-Kulierſtuhl wurde 1589 von William Lee in Cambridge erfunden. Von England ging der Erfinder, da es ihm dort an Unterſtützung fehlte, nach Frankreich, wo er in Paris und Rouen der Begründer einer blühenden Strumpfwarenindustrie wurde. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes brachten prot. Flüchtlinge die S. nach Deutſchland. Die meiſten der ſpätern Erfindungen und Verbeſſerungen beziehen ſich nur auf die Form der erzeugten Gegenſtände und auf die Herſtellung anderer Muſter. Gegenwärtig werden derartige Waren in außerordentlicher Mannigfaltigkeit aus Wolle, Baumwolle, Leinen und Seide hergeſtellt. In England, beſonders in Nottingham, iſt der fabrikmäßige Betrieb der Wirkerei ſehr ausgebildet; in Frankreich werden vorzüglich ſeidene Strümpfe gewirkt. Deutſchland beſitzt mehrere bedeutende Pflegeſtätten dieſer Induſtrie. Chemnitz fabriziert baumwollene Strümpfe, ſowie baumwollene, wollene, leinene und ſeidene Handſchuhe; Apolda liefert die verſchiedenartigſten wollenen Waren. Außerdem ſind große Wirkereien in Zeulenroda, in der Umgegend von Nürnberg und Erlangen, in Calw, Reutlingen, Berlin und im nördl. Böhmen.

Strumpfwirkſtuhl, oft auch nur Wirkſtuhl genannt, ſ. unter Strumpfwirkerei.

Strunk nennt man in der Botanik, gleichbedeutend mit Stock, die unverzweigten Stämme der baumartigen Monokotyledonen und der Baumfarne. — Außerdem wird jedoch die Bezeichnung Strunk auch vielfach für die Stiele der Hutpilze oder Hymenomyceten gebraucht.

Struſi (ital.), die innern pergamentartigen Teile der Cocons, welche mit andern Abfällen zu Florettſeide verarbeitet werden.

Struthiin, ſ. Saponin.

Struthio (lat.), der Strauß.

Struve (Friedr. Adolf Auguſt), bekannt durch ſeine künſtliche Nachahmung der natürlichen Mineralwäſſer, geb. 9. Mai 1781 zu Neuſtadt bei Stolpen, bezog 1794 die Fürſtenſchule zu Meißen, 1799 die Univerſität zu Leipzig und 1800 die zu Halle, wo er auch 1802 die mediz. Doktorwürde erwarb. Nach einem längern Aufenthalt in Wien ließ er ſich 1803 in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt nieder, übernahm nach dem Tode ſeines Vaters 1805 deſſen Praxis, vertauſchte aber dieſelbe ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen noch in demſelben Jahre mit chem. Beſchäftigungen in der Salomonisapotheke zu Dresden, die er käuflich an ſich brachte. Ein verunglücktes Experiment mit der Blauſäure zog ihm eine lebensgefährliche Krankheit zu, die ihn nötigte, mehrmals Mineralwaſſerkuren zu Karlsbad und Marienbad zu gebrauchen, deren günſtiger Erfolg ihn auf die Idee leitete, dieſe natürlichen Wäſſer künſtlich nachzubilden. Wie nahe er nach zehnjähriger Anſtrengung ſeinem Ziele gekommen, beweiſen die zahlreichen Anſtalten für den Gebrauch ſeiner Nachbildungen und der Nutzen, den ſie ſtiften. Er unternahm, um dieſe Anſtalten ſelbſt einzurichten, längere Reiſen, blieb aber ſelbſt immer leidend und ſtarb in Berlin 29. Sept. 1840. Er ſchrieb «über Nachbildung der natürlichen Heilquellen» (2 Hefte, Dresd. 1824—26).

Weſentlich gefördert wurden ſeine praktiſchen Beſtrebungen durch ſeinen Sohn, Guſtav Adolf S., geb. 11. Jan. 1812 zu Dresden. Derſelbe erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gewerbe-Inſtitut und der Univerſität zu Berlin, kehrte hierauf nach Dresden zurück, hielt daſelbſt Vorleſungen über die chem. Wiſſenſchaften und übernahm die Leitung der väterlichen Geſchäfte. Mit dem beſten Erfolge wirkte er für die Verbreitung der künſtlichen Mineralwäſſer und unterſtützte in den verſchiedenſten Städten die Gründung Struveſcher Mineralwaſſeranſtalten. Den Wirkungskreis derſelben erweiterte er dadurch, daß er kohlenſaure Wäſſer einführte, welche verſchiedene Arzneiſtoffe oder Arzneiformen einverleibt enthalten und als Heilmittel vielfachen Beifall gefunden haben. Nach dem 1880 erfolgten Rücktritt Guſtav Adolf S.s übernahm deſſen Sohn Oskar S., geb. 5. Juli 1838 zu Dresden, die väterlichen Geſchäfte in Dresden und Leipzig. Auf der erſten internationalen pharmaceutiſchen Ausſtellung in Wien 1883 wurden die Struveſchen künſtlichen Mineralwäſſer mit dem höchſten Preiſe, dem Ehrendiplom, bedacht.

Struve (Friedr. Georg Wilh. von), ausgezeichneter Aſtronom, geb. 15. April 1793 zu Altona, beſuchte 1808—11 die Univerſität Dorpat, wo er ſich zunächſt den philol. Studien widmete, ſpäter aber zur Aſtronomie überging. Im J. 1813 zum Obſervator und 1817 zum Director der dorpater

Sternwarte ernannt, wandte er ſich den Erſcheinungen der bis dahin ausſchließlich vom ältern Herſchel beobachteten Doppelſterne zu und veröffentlichte «Observationes Dorpatenses» (8 Bde., Dorp. 1817—39), «Catalogus novus stellarum duplicium» (Dorp. 1827), «Stellarum duplicium mensurae micrometricae» (Petersb. 1837) und «Stellarum fixarum, imprimis compositarum positiones mediae» (Petersb. 1852). Als verwandt mit dieſen Arbeiten iſt anzuführen die von S. zuerſt ausgeführte Beſtimmung einer Fixſternparallaxe (von α Lyrae), ferner ſeine Unterſuchungen über den Bau der Milchſtraße, welche teilweiſe in den «Études d'astronomie stellaire» (Petersb. 1847) veröffentlicht wurden. Nächſt der Stellaraſtronomie war S.s Thätigkeit beſonders der praktiſchen Aſtronomie und der Geodäſie zugewandt. Schon 1816 wurde er von der livländ. ökonomiſchen Geſellſchaft mit einer Triangulation Livlands beauftragt. Dieſe 1816—19 ausgeführte Arbeit bildet die Grundlage zu der 1839 erſchienenen Karte jener Provinz. Über eine Breitengradmeſſung in den Oſtſeeprovinzen (1822—27) berichtete er in «Breitengradmeſſung in den Oſtſeeprovinzen» (2 Bde., Dorp. 1831). Im J. 1828 wurde die baltiſche Gradmeſſung mit der gleichzeitig vom General Tenner in den litauiſchen Gouvernements geleiteten in Verbindung geſetzt und 1830—45 unter S.s Oberleitung von mehrern Gehülfen durch Finland bis Torneå, dann unter ſeiner Mitwirkung 1845—52 im Einverſtändnis mit der ſchwed.-norweg. Regierung bis in die Nähe des Nordkaps fortgeführt. Da unterdeſſen auch Tenner ſeine Meſſung nach Süden zu bis zu den ſüdlichſten Punkten Podoliens (1845) weiter geführt hatte und dieſelbe dann unter S.s und Tenners gemeinſchaftlicher Leitung bis an die Donau ausgedehnt worden war, ſo iſt der auf dieſe Weiſe gewonnene ruſſ.-ſkandinav. Meridianbogen von 25° 20′ der größte, der bis jetzt überhaupt gemeſſen worden. Einen ausführlichen wiſſenſchaftlichen Bericht über dieſe koloſſale Arbeit gab S. in der Schrift «Arc du méridien entre le Danube et la Mer Glaciale» (Petersb. 1861). An dieſes große geodätiſche Unternehmen ſchloſſen ſich mehrere andere Arbeiten ähnlicher Natur an, wie das unter ſeiner Leitung von Fuß, Sawitſch und Sabler in den Jahren 1836 und 1837 ausgeführte und von ihm bearbeitete Nivellement zwiſchen dem Schwarzen und dem Kaſpiſchen Meere (Petersb. 1841), ferner vielfache Hilfsarbeiten zu den Verbindungen verſchiedener ruſſ. Dreiecksnetze untereinander und mit ausländiſchen, ſorgfältige Maßvergleichungen der bei den geodätiſchen Vermeſſungen verſchiedener Länder gebrauchten Maßeinheiten, die Leitung größerer chronometriſcher Expeditionen u. ſ. w. Die Berichte über dieſelben ſind in den «Mémoires» der petersburger Akademie niedergelegt. Inzwiſchen war S. zum erſten Direktor der unter ſeiner Leitung 1834—39 erbauten und ausgerüſteten «Nikolai-Hauptſternwarte» zu Pulkowa bei Petersburg ernannt worden, die er auch in «Description de l'observatoire central de Russie» (Petersb. 1845) beſchrieb. Er wirkte dort, bis er wegen Kränklichkeit 1858 die Leitung des Inſtituts ſeinem Sohne Otto Wilhelm von Struve (ſ. d.) überließ. Im J. 1862 zog er ſich völlig ins Privatleben zurück, worauf er 23. (11.) Nov. 1864 zu Petersburg ſtarb.

Struve (Otto Wilh. von), Direktor der Sternwarte zu Pulkowa, Sohn des vorigen, geb. 7. Mai 1819 zu Dorpat, wurde bereits 1837 Gehilfe ſeines Vaters anfangs zu Dorpat und ſeit 1839 zu Pulkowa, ſpäter zweiter Aſtronom und Vizedirektor und 1862 Direktor der letztgenannten Sternwarte. Daneben hatte er 1847—62 als beratender Aſtronom des kaiſerl. Generalſtabes und der Marine einen ausgedehnten Wirkungskreis auf geographiſch-geodätiſchem Gebiet. Von ſeinen Arbeiten auf dem Gebiet der eigentlichen Aſtronomie ſind hervorzuheben: eine neue Beſtimmung der Präceſſionskonſtante, wobei er zugleich die Quantität der Fortrückung unſers Sonnenſyſtems im Weltraume zuerſt berechnete; eine Durchmuſterung des nördl. Himmels, welche gegen 500 neue, meiſt ſehr enge Doppelſternſyſteme gewährte; ferner Arbeiten über den Saturn und deſſen Ringe, Beſtimmung der Maſſe des Neptun, Entdeckung eines innern Uranusſatelliten, Unterſuchungen über die Parallaxe verſchiedener Fixſterne, Beobachtungen über die Veränderlichkeit im Nebel des Orion und kleiner in demſelben verteilter Sterne. Außerdem veranſtaltete er noch zahlreiche Beobachtungen von Kometen und Doppelſternen, die wegen ihrer Genauigkeit und der ſorgfältigen Unterſuchungen der bei ſolchen Meſſungen auftretenden Fehler ſehr geſchätzt ſind. Bei der totalen Sonnenfinſternis von 1851 hat er zuerſt mit Sicherheit nachgewieſen, daß die roten Protuberanzen dem Sonnenkörper angehören. Die Ergebniſſe ſeiner Arbeiten ſind meiſt in den «Mémoires» der petersburger Akademie, deren Mitglied er ſeit 1852 iſt, niedergelegt. Über die 1839—64 auf der pulkowaer Sternwarte ausgeführten Arbeiten berichtete er in «Überſicht der Thätigkeit der Nikolai-Hauptſternwarte während der erſten 25 Jahre ihres Beſtehens» (Petersb. 1865). Auch hat S. Anteil an der großartigen Längengradmeſſung, die ſich unter dem 52. Breitengrade über 69 Längengrade zwiſchen den äußerſten Punkten des europ. Kontinents (Valentia in Irland und Orsk an der aſiat. Grenze) erſtreckt. Unter ſeiner Leitung erſchienen die «Observations de Poulkova» (Bd. 1—13, Petersb. 1869—86). — Zwei ſeiner Söhne, Hermann und Ludwig, ſind ebenfalls auf aſtronomiſchem Felde thätig.

Struve (Guſtav von), beſonders bekannt als republikaniſcher Agitator, geb. 11. Okt. 1805 zu München, ſtudierte die Rechte und begann in Dienſten des Großherzogs von Oldenburg die diplomatiſche Laufbahn. Als Geſandtſchaftsſekretär kam er nach Frankfurt, wo er an den Verhandlungen des Bundestags teilnahm. Doch entſagte er bald der Diplomatie und ließ ſich zu Mannheim als Advokat nieder. Hier verheiratete er ſich 1845 mit Amalie Düſar. Neben dem Studium der Staatswiſſenſchaften beſchäftigte er ſich eifrig mit Phrenologie. Als Früchte dieſes Studiums erſchienen unter anderm «Geſchichte der Phrenologie» (Heidelb. 1843), «Handbuch der Phrenologie» (Lpz. 1845) und «Die Phrenologie innerhalb und außerhalb Deutſchlands» (Heidelb. 1843). Als Redacteur des «Mannheimer Journal» wurde er wiederholt zu Gefängnisſtrafe verurteilt. Als ihm 1846 die Fortſetzung dieſes Blattes unmöglich gemacht war, gründete er eine neue Zeitſchrift, den «Deutſchen Zuſchauer». Im April 1848 begab er ſich in den bad. Seekreis, von wo aus er gemeinſchaftlich mit Heder den Verſuch zur Einführung der Republik mit bewaffneter Hand machte. Nach Zerſtreuung ſeiner Schar bei Freiburg 23. April flüchtete er nach Straßburg

und ging dann in die Schweiz, wo er gemeinschaftlich mit K. Heinzen einen «Plan zur Revolutionierung und Republikanisierung Deutschlands» herausgab. Nebst einigen andern polit. Flüchtlingen machte er einen bewaffneten Einfall auf bad. Gebiete 21. Sept., nachdem Hecker bereits nach Nordamerika abgereist war. Nach dem Treffen in Staufen ward er 25. Sept. im Amtsbezirk Sädingen verhaftet. S. und Blind wurden durch ein Schwurgericht in Freiburg i. Br. 30. März wegen Versuchs des Hochverrats zu einer Einzelhaft von fünf Jahren vier Monaten verurteilt. Aber der Aufstand in Baden setzte ihn bereits in der Nacht zum 14. Mai wieder in Freiheit. Nach Auflösung der konstituierenden Versammlung in Baden, deren Mitglied er war, ging er in die Schweiz, von wo er später ausgewiesen wurde. Er mußte sich durch Frankreich 1850 nach England begeben und siedelte von da 1851 nach Nordamerika über. Im J. 1863 kehrte S. nach Deutschland zurück, lebte zuerst in Stuttgart, dann einige Zeit in Coburg, seit 1869 in Wien und starb daselbst 21. Aug. 1870.

Von seinen staatswissenschaftlichen und histor. Schriften sind noch hervorzuheben: «Grundzüge der Staatswissenschaften» (4 Bde., Frankf. 1847—48) und die «Weltgeschichte in neun Büchern» (6 Bde., Neuyork 1856—59; 7. Aufl., bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, 6 Bde., Coburg 1864—66), die er selbst für das Hauptwerk seines Lebens erklärt. Von seiner Gattin erschienen: «Erinnerungen aus den bad. Freiheitskämpfen» (Hamb. 1850) und «Histor. Zeitbilder» (3 Bde., Brem. 1850).

Struvit, ein eigentümliches Mineral, welches sich zuerst 1845 nach dem großen Brande in Hamburg beim Grundbau der dortigen Nikolaikirche in einer aus Viehmist gebildeten Moorerde als schöne gelbe bis farblose, oft sehr durchsichtige Krystalle fand, welche bis 1 Zoll Größe erreichten. Dieselben gehören dem rhombischen System an, zeigen jedoch einen ausgezeichneten Hemimorphismus, indem das obere Ende andere Formen aufweist, als das untere, womit auch ein polar-thermoelektrisches Verhalten in Verbindung steht. Die Härte ist nur 1,5 bis 2, das spezifische Gewicht etwa 1,7. Die Analysen ergaben das wasserhaltige phosphorsaure Ammonium-Magnesium. Die Krystalle verwittern an der Oberfläche und überziehen sich mit einer weißen Hülle. Später hat man das Mineral noch mehrfach gefunden, so in den Abzugskanälen der Kaserne zu Dresden, in einer Düngergrube zu Braunschweig, in den Kloaken Kopenhagens; auch im Guano der Insel Ichaboe an der westafrikanischen Küste, sowie in den guanoreichen Skiptonhöhlen bei Ballarat in Australien.

Stry (Abraham van), nebst seinem Bruder Stifter der blühenden Malerschule zu Dordrecht, wurde daselbst 31. Dez. 1753 geboren. Er malte Porträts in Öl, Genrebilder in Metzus Manier und Landschaften in Cuyps Stil. Besonders ist er rühmlich bekannt durch seine innern Ansichten und auf Lichtesselt berechneten Bilder. Mit einigen Kunstfreunden und Künstlern stiftete er 1774 die Gesellschaft Pictura in Dordrecht, deren erster Präsident er war, und welche als die Pflanzschule der ausgezeichneten Maler bezeichnet werden kann, die aus jener Stadt in neuerer Zeit hervorgingen. Er starb 7. März 1826.

Sein Bruder, Jakob Stry, geb. 1756, bildete sich bei dem Historienmaler Andr. Lens, ließ sich in Dordrecht nieder und widmete sich der Landschaftsmalerei, worin er bald einen hohen Rang behauptete. Zum Vorbild im Stil und in aufmerksamer Beobachtung der Natur hatte auch er seinen berühmten Landsmann Cuyp gewählt. Er starb zu Dordrecht 4. Febr. 1825.

Strychnin, $C_{21}H_{22}N_2O_2$, heißt das höchst giftige Alkaloid, welches in den Krähenaugen (den Samen von Strychnos nux vomica), der Ignazbohne (Ignatius amara) und im Schlangenholze (Strychnos colubrina) neben Brucin sich findet. Es erscheint in kleinen farblosen Prismen von höchst bitterm Geschmack, reagiert alkalisch, löst sich schwer in Wasser, leicht dagegen in verdünntem Alkohol, in Benzol und in Chloroform. Mit Säuren bildet es die Strychninsalze, die ebenso wie das reine S. in ganz kleinen Gaben in der Medizin angewendet werden und ebenso giftig sind wie das S. selbst und schon in geringer Menge Starrkrampf bewirken. Die Behauptung, daß in der engl. Brauerei das S. in höchst verdünntem Zustand bei der Bereitung des Biers als Hopfensurrogat verwendet werde, hat sich als eine unbegründete erwiesen. Dagegen macht man von den Strychninsalzen, namentlich von dem salpetersauren S. in den Weststaaten der Union zum Vergiften der Pelztiere vielfach Gebrauch. Das S. ist toxikologisch mit großer Leichtigkeit nachzuweisen. Über die physiol. Wirkungen des S. s. unter Brechnuß.

Strychnos *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Loganiaceen. Man kennt gegen 60 Arten, welche in den Tropengegenden der Alten und Neuen Welt vorkommen. Es sind meist kletternde Sträucher, seltener Bäume, die meisten Arten enthalten reichlich Strychnin (s. d.). Sie haben gegenständige ganze und ganzrandige Blätter und in endständige Trugdolden und Sträuße gestellte Blüten, welche aus einem vier- bis fünfspaltigen Kelch, einer trichterförmigen Blumenkrone, vier bis fünf Staubgefäßen und einem oberständigen zweifächerigen Fruchtknoten mit kopfförmiger Narbe bestehen. Die Frucht ist eine einfächerige, inwendig breiige, auswendig mit lederartiger Schale bedeckte Beere. Die bekannteste Art ist der Krähenaugenbaum (S. Nux vomica *L.*), welche die eine Art von Brechnuß (s. d.) liefert. Dieser auf der Küste von Koromandel in Ostindien heimische Baum hat aschgraue Äste, glänzende, rundlich-eiförmige Blätter und gelbgrüne Blüten und trägt kugelrunde, bis 5 cm dicke, orangegelbe, drei- bis fünffamige Beeren, deren schildförmige Samen als Krähenaugen in den Handel kommen und sowohl in der Medizin als auch zur Herstellung des Strychnins verwendet werden. Ähnliche Eigenschaften wie die Samen dieser Art haben die sog. Ignatiusbohnen, die von dem auf den Philippinen einheimischen Ignatiusstrauch S. Ignatia *Berg* stammen. Von mehrern zum Teil noch ungenau bekannten Arten stammen die sog. Pfeilgifte, z. B. das Upasgift, welches die Eingeborenen Javas zur Jagd und im Kriege zur Vergiftung ihrer Pfeile verwenden, von S. Tieute *Lesh.*; ferner die unter dem Namen Curare (s. d.), Urari u. s. w. bekannten Pfeilgifte der Indianer in Südamerika. Als Stammpflanzen dieser Gifte werden S. toxifera *Schomb.*, S. Crevauxiana *Baill.* und einige andere gleichfalls im tropischen Südamerika wachsende Arten angegeben. Von der in Ostindien einheimischen S. colubrina *L.* soll das Holz, unter dem Namen Schlangenholz

bekannt, ein wirksames Mittel gegen Schlangenbiß sein.

Stryj oder Stry, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in Ostgalizien, am Flusse Stryj, Station der Linien Lemberg-Stanislau und S.-Chyrow der Österreichischen Staatsbahnen, ist der Sitz der Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hatte vor dem Brand 1886 eine röm.-kath., zwei griech.-kath. und eine evangel. Kirche, ein Obergymnasium, einen öffentlichen Garten mit dem Monument der im ital. Kriege von 1859 gefallenen Soldaten der hiesigen Garnison und zählt (1880) 12684 E., welche Gerberei und Zündhölzchenfabrikation treiben. Am 17. April 1886 brach in S. eine große Feuersbrunst aus, welche über 600 Häuser zerstörte, darunter das Gebäude der Bezirkshauptmannschaft, das Gymnasium, mehrere Kirchen und die Synagoge.

Strymon, jetzt von den bulgar. Anwohnern Struma genannt, einer der bedeutendsten Flüsse der Balkanhalbinsel, entspringt am Vitosch, dem Skomiosgebirge der Alten, in Bulgarien, fließt erst in südl., dann in südöstl. Richtung durch das Sandschak Seres des türk. Vilajets Saloniki, durchströmt den See Tachyno (Cercinites Lacus, griech. Kerkinitis und Kerkine), durchbricht nach seinem Austritt aus demselben das niedrige Küstengebirge, welches im Westen Betschikgebirge, im Osten Pilaf Tepe (Pangaeus) heißt, umfließt in zwei Armen die Ruinen der altgriech., von den Athenern gegründeten Stadt Amphipolis und mündet bald darauf in den nach ihm genannten Strymonischen Meerbusen, den jetzigen Golf von Rendina oder von Orfani.

Stuart, eins der ältesten Geschlechter in Schottland, das diesem Reiche und England eine lange Reihe von Königen gegeben hat, soll von einem Zweige der engl.-normann. Familie Fitz-Alan abstammen, der sich in Schottland niederließ und schon im 12. Jahrh. am schott. Königshofe die erbliche Würde des Reichshofmeisters (Majordomus) oder Stewards erwarb. Von dieser Würde nahm die Familie ihren Geschlechtsnamen auf, welcher früher auch Steward geschrieben wurde. Alexander, Steward von Schottland, fiel 1264 in der Schlacht von Largs und hinterließ zwei Söhne, James und John. Der Sohn des ältern, Walter S., heiratete 1315 Marjoria, die Tochter König Roberts I. Bruce (s. Schottland), deren Nachkommen durch ein Erbfolgestatut die Thronfolge in Schottland nach dem Aussterben des königl. Mannsstammes zugesprochen war. — Als Roberts I. Sohn, David II., 1370 ohne männliche Erben starb, erhielt demnach Walter S.s Sohn unter dem Namen Robert II. die schott. Krone und wurde hiermit der Gründer der Dynastie, deren Geschichte sich zu einer ununterbrochenen Kette verhängnisvoller Ereignisse gestaltete. Robert II. schon verdankte nur den Zerrüttungen, die damals in England stattfanden, daß er die schott. Krone erhielt. — Ihm folgte 1390 sein lahmer Sohn Johann, der als Robert III. regierte. Er besaß zwei vom Throne ausgeschlossene Stiefbrüder, Walter, Grafen von Athol, der 1437 als Verschwörer gegen König Jakob I. enthauptet wurde, und David, Grafen von Strathern, dessen Titel auf seinen Tochtermann, Sir Patrick Graham, überging. Ein jüngerer rechter Bruder Roberts III., der Herzog von Albany, führte für denselben die Regierung und ließ, weil er selbst nach der Krone trachtete, 1402 den Kronprinzen David, Herzog von Rothsay, einsperren und verhungern. Hierauf schickte der König seinen jüngern Sohn Jakob nach Frankreich, aber die Engländer fingen denselben auf und hielten ihn fast 20 Jahre fest. Robert III. starb schon 1404. Der Herzog führte nun im Namen des in England gefangenen Jakob I. die Reichsverwaltung fort. Nach seinem Tode trat 1419 Murdoch, sein Sohn und Erbe, an seine Stelle, welcher 1423 die Rückkehr Jakobs I. zuließ, dafür aber 1424 mit seiner ganzen Familie von dem Heimgekehrten unter das Beil gebracht wurde. Nur James S., der jüngste Sohn Murdochs, entkam, von dessen Urenkel, Andrew, Lord S. von Ochiltree, die jetzigen Grafen von Castle-Stuart abstammen.

Jakob I. (s. d.), der kräftigste König des Hauses S., war mit Johanna Beaufort, Enkelin des engl. Herzogs von Lancaster, verheiratet. Er fiel 1437 unter den Dolchen verschworener Großen, an deren Spitze sich sein Oheim, der erwähnte Graf von Athol, befand. — Ihm folgte auf dem Throne sein siebenjähriger Sohn, Jakob II., der 1460 vor Roxburgh durch das Zerspringen einer Kanone getötet wurde. Derselbe hinterließ drei Söhne: den Thronfolger Jakob III.; Alexander S., Herzog von Albany, der 1485 in Frankreich mit Hinterlassung eines Erben starb; Johann S., Grafen von Mar, der 1480 auf Befehl seines königl. Bruders wegen freier Reden ermordet wurde. — Jakob III., der stets mit seinen Brüdern und den Großen zu kämpfen hatte, erlitt 1488 auf der Flucht nach einer bei Stirling verlorenen Schlacht einen gewaltsamen Tod. — Ihm folgte auf dem Throne sein in das Komplott verwickelter Sohn, Jakob IV. Derselbe vermählte sich mit Margarete, der ältesten Tochter Heinrichs VII. von England, knüpfte aber, als sein Schwager Heinrich VIII. seine Eroberungsgedanken auf Schottland richtete, eine enge Verbindung mit Frankreich an, ließ sich von Ludwig XII. zu einem unüberlegten Zuge nach England verleiten, und blieb 1513 bei Flodden. — Für seinen zweijährigen Sohn und Nachfolger, Jakob V., ergriff unter heftigen Parteiwirren 1515 der herbeigerufene Johann S., Herzog von Albany, Sohn des 1485 in Frankreich verstorbenen Albany, als Reichsverweser die Zügel der Regierung, legte dieselben aber, von dem Parteihader überwältigt, 1518 wieder nieder. Vergebens suchte er 1523 seinen verschwindenden Einfluß mit franz. Hilfe wieder zu erlangen. Während er in Frankreich Truppen warb, erklärten die schott. Großen den jungen Jakob V. für mündig, sodaß Albany in Frankreich blieb; er focht unter Franz I. in Italien, und starb 1536 ohne Nachkommen. Jakob V. heiratete die Prinzessin Marie von Guise und kettete dadurch seines Hauses Geschick an die kath. Kirche und an Frankreich. Er geriet darüber mit Heinrich VIII. von England in Krieg, ward besiegt und starb 1542. Kurz vorher waren seine beiden Söhne an Einem Tage gestorben und die Krone fiel seiner kaum geborenen Tochter Maria zu. — Maria Stuart (s. d.) wurde von ihrer Mutter in früher Jugend mit Franz II. von Frankreich vermählt und kehrte erst nach dessen Tode 1561 auf ihren angestammten Thron zurück. Durch ihre Ansprüche auf die engl. Krone, ihre kath. Politik, ihre Vermählung mit ihrem Vetter, Heinrich Lord Darnley, und dessen Ermordung stürzte sie das Reich in endlose Wirren und verlor dabei selbst die Krone und die Freiheit.

Während ihr und Darnleys Sohn als Jakob VI. unter der Vormundſchaft ihres Halbbruders, des Grafen von Murray, den ſchott. Thron einnahm, mußte ſie nach 19jähriger Gefangenſchaft bei ihrer Erbfeindin, der Königin Eliſabeth von England, 8. Febr. 1587 das Schafott beſteigen.

Der Familienzweig der S., zu welchem Darnley gehörte, ſtammte von Sir John S. von Bonkyll, dem zweiten Sohne des Steward Alexander, der 1298 bei Falkirk getötet ward und deſſen Sohn, Sir Alan S. von Darnley, 1333 bei Halidon fiel. Der Urenkel des letztern, James S., der Schwarze Ritter von Lorn genannt, heiratete Johanna Beaufort, die Witwe Jakobs I., und hatte von ihr zwei Söhne, die Grafen von Lennox und von Buchan. Die Nachkommen des erſtern rückten durch eine neue Heirat nicht nur dem ſchott. Throne, ſondern auch den Erbanſprüchen auf die engl. Krone ſehr nahe. Margarete nämlich, die Witwe Jakobs IV. und Tochter Heinrichs VII. von England, heiratete 1514 in zweiter Ehe den Grafen von Angus, aus welcher Verbindung Margarete Douglas, geſt. 1578, entſprang. Dieſe letztere vermählte ſich mit Matthias S., Grafen von Lennox, und gebar von ihm den Lord Heinrich Darnley, der 1565 die Hand ſeiner königl. Baſe, Maria S., nebſt dem Königstitel erhielt. Darnley war alſo, gleich ſeiner Gemahlin, Urenkel Heinrichs VII., und hatte nach ihr im Falle des Ausſterbens der Tudor (ſ. d.) das nächſte Recht auf die engl. Krone. Der Graf von Lennox erhielt nach Murrays Ermordung die Reichsverwaltung während der Minderjährigkeit ſeines Enkels, Jakobs VI., unterlag aber ſchon nach einem Jahre, auf einem Reichstage zu Stirling, 4. Sept. 1571 den Dolchen unzufriedener Großen. Seinem zweiten Sohn, Karl, geſt. 1576, gebar Eliſabeth Cavendiſh die ſchöne Arabella S. Dieſelbe ſollte durch die Pulververſchwörung (ſ. d.), dann angeblich durch ein Komplott Walter Raleighs auf den engl. Thron gehoben werden und mußte darum ihr Leben im Tower zubringen. Sie hatte ſich zwar insgeheim mit dem nachherigen Herzog von Somerſet vermählt, ſtarb aber 1615 ohne Nachkommen. Das Schickſal Arabellas hat Gottſchall dramatiſch behandelt.

Jakob VI., der Sohn Marias und Darnleys, vereinigte als Abkömmling der Tudor von mütterlicher Seite nach dem Tode der Königin Eliſabeth 1603 die Kronen von Schottland, England und Irland als Jakob I. (ſ. d.). Aus ſeiner Ehe mit Anna von Dänemark entſprangen Heinrich, Prinz von Wales, der 1612 im Alter von 18 Jahren ſtarb, Karl I. und Eliſabeth, die ſich mit Friedrich V., Kurfürſten von der Pfalz, vermählte, 1662 ſtarb und die Stammmutter des gegenwärtigen brit. Regentenhauſes iſt. Jakob I. ſtarb 1625. — Ihm folgte ſein Sohn Karl I. (ſ. d.), der die unkluge Politik ſeines Vaters fortſetzte und damit ſich und ſeine Krone in den Abgrund der Revolution ſtürzte. Aus ſeiner Ehe mit Henriette von Frankreich, Tochter Heinrichs IV., die 1669 in der Verbannung ſtarb, gingen hervor: Karl II.; Marie, verheiratet an Wilhelm von Oranien, geſt. 1650; Jakob II. und Henriette (ſ. d.), die den Herzog von Orléans heiratete. Karl I. wurde 1649 enthauptet. Nach dem Tode Cromwells erhielt Karl II. (ſ. d.) 1660 die Kronen ſeiner Väter zurück. Er war mit Katharina von Portugal verheiratet und ſtarb 1685 ohne eheliche Nachkommen. Aus dem Umgange mit Lucy Walters hinterließ er den Herzog von Monmouth (ſ. d.), von dem die jetzigen Herzöge von Buccleugh ſtammen. Barbara Villiers, die zur Gräfin von Southampton und Herzogin von Cleveland erhoben wurde, gebar ihm Henry Fitzroy, Herzog von Grafton, deſſen Nachkommen noch dieſen Namen führen. Von Eleonore Gwyn entſprang Charles Beauclerc, Herzog von St.-Albans, deſſen Familie noch vorhanden iſt. Ein Sprößling aus dem Verhältnis mit Luiſe de Keroualle war Charles Lennox, Herzog von Richmond (ſ. d.), von dem die gegenwärtigen Herzöge dieſes Namens abſtammen. Außerdem hinterließ Karl II. noch acht natürliche Kinder, deren Nachkommen bereits erloſchen. — Jakob II. (ſ. d.), der Bruder und Nachfolger Karls II., verlor infolge ſeiner Beſtrebungen für Herſtellung der abſoluten Monarchie und Einführung der kath. Kirche durch die Revolution von 1688 ſeine Kronen. Er ſelbſt war noch vor ſeiner Thronbeſteigung zum Katholizismus zurückgekehrt, den ſein Haus mit der Reformation in Schottland, in der Perſon Jakobs VI., abgelegt hatte. Jakob II. ſtarb 1701 in der Verbannung in Frankreich. Er war in erſter Ehe mit Anna Hyde verheiratet, die ihm die zwei im prot. Glauben erzogenen Prinzeſſinen Marie und Anna gebar. Aus zweiter Ehe mit Marie von Eſte gingen der kath. Prinz Jakob Eduard, als Kronprätendent unter dem Namen Jakob III. oder Ritter St.-George bekannt, und eine Tochter, Marie Luiſe, hervor, die 1760 unvermählt ſtarb. Außerdem hinterließ Jakob II. von Arabella Churchill, der Schweſter des berühmten Marlborough, den unehelichen Sohn Jakob, Herzog von Berwick (ſ. d.) und Fitzjames, von dem die Fitzjames in Frankreich abſtammen.

Nachdem das engl. Parlament 1688 Jakob II. des Throns verluſtig erklärt, gingen die drei Kronen auf Jakobs älteſte, prot. Tochter Maria und deren Gemahl, Wilhelm III. (ſ. d.) von Oranien, über. Letzterer war von ſeiten ſeiner Mutter ein Enkel Karls I. Die Königin Maria ſtarb 1695 ohne Nachkommen. Ihr Gemahl, Wilhelm III., brachte hierauf mit dem engl. Parlament die berühmte prot. Succeſſionsakte vom 12. Juni 1701 zu Stande, nach welcher den kath. Gliedern des Hauſes S. das Thronrecht abgeſprochen und die Erbfolge allein den prot. Nachkommen Jakobs I. zugeſichert wurde. Wilhelm III. ſtarb 1702. — Ihm folgte vorerſt nach einer frühern Übereinkunft auf dem Throne die prot. Prinzeſſin Anna (ſ. d.), die zweite Tochter Jakobs II. Sie hatte in der Ehe mit Prinz Georg von Dänemark 19 Kinder geboren, die ſämtlich vor ihrer Thronbeſteigung ſtarben. Als die Königin Anna 1714 ſtarb, trat die Succeſſionsakte von 1701 in Kraft. Der bisherige Kurfürſt von Hannover, der einzige prot. Enkel von Eliſabeth, der Tochter Jakobs I., beſtieg als Georg I. (ſ. d.) den vereinigten Thron von Großbritannien und Irland. — Der kath. Sohn Jakobs II. nahm nach des Vaters Tode den Namen Jakob III. (ſ. d.) an. Er machte mehrfache Verſuche, das verlorene Erbe wieder zu erlangen, vermählte ſich 1719 mit Maria Sobieſka und ſtarb 1766. — Sein älteſter Sohn Karl Eduard (ſ. d.), bekannt durch ſeine glücklichen Unternehmungen in Schottland, denen von ſeiten der neuen Dynaſtie erſt 1746 durch die Schlacht bei Culloden (ſ. d.) ein Ziel geſetzt wurde, lebte unter dem Namen eines Grafen von Albany in Italien und ſtarb zu Rom ohne eheliche Kinder 30. Jan. 1788. — Sein

einziger Bruder, Heinrich Benedikt, der 1747 die Kardinalswürde erhielt, legte sich hierauf den Königstitel bei. Nach der Eroberung Italiens durch die Franzosen ließ er sich zu Venedig nieder und lebte von einem Jahrgelde, das ihm der brit. Hof gab. Dieser letzte männliche Nachkomme des königl. Hauses S. starb zu Frascati 13. Juli 1807. Seine Ansprüche auf den brit. Thron hatte er Karl Emanuel IV. von Sardinien vermacht. Der König Georg IV. ließ ihm in der Peterskirche zu Rom durch Canova ein Denkmal errichten. Die wertvollen Familienpapiere, die er besaß, kaufte die brit. Regierung an und ließ sie veröffentlichen («S. Papers», Lond. 1847).

Von andern Zweigen der Familie S. leben noch zahlreiche Glieder in Schottland, England und Irland. Sir John S., ein natürlicher Sohn Roberts II., war der Ahnherr der Marquis und Grafen von Bute, Lord Wharncliffes und Lord Stuart de Rothesays. Von den S. von Bonkyll stammen die Lords Blantyre und Douglas, die Grafen von Galloway und die Marquis von Londonderry; von Elisabeth, Tochter des Regenten Murray und Gemahlin Sir James S.s von Doune, die heutigen Grafen von Murray oder Moray. Außerdem leiten die Grafen von Traquair ihren Ursprung von einem natürlichen Sohne des Grafen James von Buchan, Stiefbruders König Jakobs II., ab. Der letzte Sprößling der Königsfamilie S., Lady Louisa S., starb zu Traquair House unweit Peebles in Schottland 5. Dez. 1875 im 100. Lebensjahre.

Vgl. Vaughan, «Memorials of the S. dynasty» (2 Bde., Lond. 1831); Campana de Cavalli, «Les derniers S. à Saint-Germain-en-Laye» (2 Bde., Par. 1871).

Stuart (Charlotte), die natürliche Tochter des Prätendenten Eduard, s. Eduard (Karl).

Stuart (James E. B.), amerik. Reitergeneral, geb. 6. Febr. 1833 in Patrick County im Staate Virginia, wurde in der Militärakademie zu Westpoint erzogen, trat 1835 als Offizier in ein Kavallerieregiment, war 1861 Kapitän und wurde beim Ausbruch des amerik. Bürgerkriegs als Oberst an die Spitze eines Reiterregiments der konföderierten Staaten gestellt. S. war ein ausgezeichneter Reiterführer, und machte sich durch seine Raids dem Gegner furchtbar. Im Juni 1862 umging er das Heer McClellans und zerstörte dessen Magazine und rückwärtige Verbindungen. Er wurde bald General, führte ein starkes, fast nur aus Freiwilligen zusammengesetztes Reiterkorps, übernahm 2. Mai 1863 den Befehl über den linken Flügel des konföderierten Heeres, griff Anfang Mai 1864 das Heer Sheridans, welches den linken Flügel des konföderierten Heeres Lees umgangen hatte, an, wurde im Gefecht bei Yellow Tavern unweit Richmond 11. Mai schwer verwundet und starb 12. Mai 1864 zu Richmond.

Stuart (John Mac Donall), hervorragender austral. Entdeckungsreisender, geb. 1818 in Schottland, begleitete 1844—46 Sturt auf dessen Expedition, erforschte 1858 mit Forster das südaustral. Gebiet westlich vom Lake Torrens, ging dann nördlich über den in den Lake Eyre mündenden Stuart-Creek, umwanderte das Gebirge Stuart Range, erreichte südlich den See Younghusband, erstieg den Mount Finke und gelangte südlich zur Küste. Im J. 1859 erforschte S. das Land zwischen dem Torrens- und dem Eyresee und das Flußgebiet des zum Lake Eyre fließenden Neales-River. Zwei Versuche, den austral. Kontinent von Süden nach Norden zu durchqueren, mißglückten kurz vor Erreichung des Ziels, und zwar wurde S. 1860 unter 18° 30′ südl. Br. einerseits durch das feindliche Auftreten der Eingeborenen, andererseits durch Wassermangel zur Rückkehr gezwungen, wogegen 1861 unter dem 17.° südl. Br. undurchdringliches Strauchwerk das weitere Vordringen hemmte. Endlich gelang S. die Durchschneidung des Festlandes im J. 1862; auf der in den Vorjahren bereits durchmessenen Route erreichte die Expedition den Oberlauf des in den Carpentaria-Golf mündenden River Roper und, den Adelaidefluß abwärts bis zur Mündung verfolgend, die Südwestecke des Van Diemen-Golfs. Nach Adelaide noch 1862 zurückgekehrt, starb S. am 5. Juni 1866 zu Nottingham-Hill. Er schrieb: «Explorations in Australia» (2. Aufl., Lond. 1864). Hardman gab heraus: «The journals of John Mac Donall S. during the years 1858—62» (Lond. 1864).

Stubaithal, ein Hochthal im tirol. Bezirk Innsbruck, berühmt durch seine herrliche Gebirgsscenerie, zweigt bei dem Dorfe Schönberg, 11 km südlich von Innsbruck an der alten Brennerstraße vom Wippthal ab und zieht sich, 40 km lang, in südwestl. Richtung bis zum Fuße der Stubaiferner hinauf, welche mit ihren Eis- und Felsriesen, dem Wilden Freiger (3423 m), dem Zuckerhütl (3511 m), der Schaufelspitze, der Ruderhofspitze (3481 m), dem Schrankogel (3498 m) und dem Wilden Thurm den imposanten Thalhintergrund bilden. Links wird das Thal von der Kette der Villerspitzen (3095 m), des Hohen Burgstall (2609 m) und der Saile (2402 m) umrahmt, rechts vom Habicht (3274 m), dem Kirchdach und der Serlesspitze (2715 m). Der von der Ruderhofspitze auslaufende Grat der Brennerspitzen (3022 m) teilt die obere Stufe in die beiden Zweigthäler Unterberg- oder eigentliches S. und Oberberg- oder Alpeinerthal. Das Thalwasser, der wilde Rutzbach, entspringt mit zwei Quellen aus dem Gletschercirkus der Mutterberger Alp, empfängt rechts den Bach der Sulzenau, der mit mächtigem, ungefähr 40 m breitem, 130 m hohem Sturze aus dunkelm Fichtenwalde hervorbricht, und den Bach des Langenthals, links den Alpeinerbach und mündet unweit der Stephansbrücke, die ihn mit einem kühnen Bogen von 44 m Weite überspannt, 8 km südlich von Innsbruck in die Sill. Das Thal ist fruchtbar, reich an Wald und Weide; in der Thalsohle, die in der untersten Stufe 2—3 km breit ist und sich 900—1000 m über das Meer erhebt, liegen stattliche Dörfer, umgeben von Fruchtfeldern und grünen Wiesen; der Getreidebau steigt im Hauptthale bis 1150 m an; üppige Alptriften ziehen sich fast bis zu den Gletscherzungen der Thalenden hin. Der schroffe Gegensatz zwischen der Anmuth und Lieblichkeit des Thalgrundes und der wilden Großartigkeit seiner Gebirgsumrahmung mit ihren steil ansteigenden Felswänden, ausgedehnten Gletschern und stolzen Berggestalten machen das S. zu einem der schönsten Thäler Tirols.

Von Innsbruck aus erreicht man das Thal über Mutters und Kreith bei Telfes (468 E.) auf nur schwer fahrbarem Wege, oder auf der Brennerstraße bis Schönberg, von wo die Fahrstraße über Mieders und, den Rutzbach überschreitend, nach Vulpmes bis Neustift führt. Der Sitz des Bezirksgerichts ist in Mieders (399 E.), Vulpmes (1102 E.) ist Mittelpunkt des geselligen und gewerbthätigen Lebens (Verfertigung von Eisen- und Stahlwaren), Neu-

stift (1265 E.) Ausgangsstation für die Gebirgstouren. Das Thal zählt im ganzen nur 3586 E. Hinter Neustift bei dem Weiler Mieders gabelt das Thal; rechts zieht sich in großem Bogen das etwa 24 km lange, alpenreiche Oberberg- oder Alpeinerthal bis zur Grenzkette des Ötzthals hinauf und endet mit dem erhabenen Gletschercirkus der Alpeineralp (2043 m), wo der mächtige Alpeinergletscher bis 2227 m niedersteigt. Das Unterbergthal, die gerade Fortsetzung des Hauptthals, zieht sich links nach Südwesten und ist wegen seiner kühnen Bergformen, seiner zahlreichen Wasserfälle und der Gletscherpracht seines vom Pfaffengebirge gebildeten Hintergrundes der interessanteste Teil des S.

Die Stubaier Gruppe zählt 80 Gletscher, worunter vier erster Ordnung. Von den mehr als 40 Gipfeln, welche 3000 m übersteigen, sind das Zuckerhütl, die Schaufelspitze und der Habicht die bekanntesten und werden ihrer herrlichen Rundsicht wegen häufig bestiegen. Von den niedrigern Gipfeln des S. sind der Hohe Burgstall und der Grat der Pfandleralp (2455 m) als Aussichtspunkte berühmt. Von den zahlreichen Pässen sind zu erwähnen das Hornthalerjoch (2792 m) vom Oberberge in das Selrainthal, das Schwarzenbergjoch (3094 m) von Alpein ins Ötzthal, das Pinnisserjoch vom S. ins Gschnitzthal, das Pflerscher Hochjoch (3150 m) vom Langenthal nach Gossensaß an der Brennerbahn, die Botzerscharte (2970 m) vom Langenthal ins Passeierthal, das Bildstöcljoch (3136 m) und das Mutterbergerjoch (3020 m) von der Mutterbergalp ins Ötzthal. Als Quartier für Gletscherwanderungen im Pfaffengebirge dienen die 1875 von der Sektion Dresden des Deutschen und Österreichischen Alpenclubs erbaute Dresdnerhütte (etwa 2100 m) in der obern Fernau, oberhalb der Mutterbergalp, und die in Alpein 1885 errichtete Franz-Sennhütte. Vgl. Barth und Pfaundler, «Die Stubaier Gebirgsgruppe» (Innsbr. 1865).

Stubbenkammer, Vorgebirge auf Rügen (s. d.).

Stubbs (William), engl. Geschichtschreiber, geb. 21. Juni 1825 zu Knaresborough in Essex, studierte in Oxford, wo er eine Fellowship im Trinity-College erlangte. Im J. 1848 als Geistlicher ordiniert, wurde er 1850 Vikar zu Navestock in Essex. In demselben Jahre veröffentlichte er das «Hymnale secundum usum Sarum» und später die gelehrten antiquarischen Schriften «Registrum sacrum Anglicanum» (1858) und «Tractatus de Sancta cruce de Waltham» (1860). Im J. 1862 ernannte der Erzbischof von Canterbury ihn zum Bibliothekar in Lambeth Palace. Gleichzeitig fungierte S. (1860—66) als Schulinspektor der Diöcese von Rochester. Nachdem er 1863 Mosheims «Institutes of church history» und 1864—65 die «Chronicles and memorials of Richard I.» herausgegeben, wurde er 1866 zum Professor der neuern Geschichte in Oxford ernannt. Während der nächsten Jahre erschienen von ihm Ausgaben des «Chronicle ascribed to Benedict of Peterborough» (1874), «Chronicle of Roger Hoveden» (1868—71), «Memorial of Walter of Coventry» (1872—73), «Memorials of St. Dunstan» (1874), «Works of Ralph de Diceto» (1876), sowie die durch Gelehrsamkeit und historische Kunst ausgezeichneten Werke, welche vorzugsweise S.' Ruf als Geschichtschreiber begründeten: «Select charters and other illustrations of English constitutional history from the earliest period to the reign of Edward I.» (1870) und «The constitutional history of England in its origin and development» (3 Bde., 1874—1878). S. wurde, nachdem er seit 1875 Pfarrer in Wiltshire, seit 1879 Domherr der Paulskirche in London gewesen, 1884 zum Bischof von Chester ernannt.

Stübchen hieß ein früheres Flüssigkeitsmaß von verschiedener Größe im nördl. Deutschland: in Hannover 3,894 l, in Bremen für Wein 3,221, für Bier 3,77, in Hamburg und Schleswig-Holstein 3,033, in beiden Medlenburg 3,879, in Lübeck 3,6375 l.

Stubenarrest ist eine gegen Offiziere zu verhängende Gefängnisstrafe. Es wird dabei einfacher und geschärfter S. unterschieden. Der erstere wird von dem Betreffenden in der eigenen Wohnung verbüßt, der letztere in einem besondern Offizier-Arrestzimmer. Das Verlassen der Wohnung, resp. des Arrestzimmers ist während der Strafdauer ebenso unzulässig, als das Empfangen von Besuchen.

Stubenfliege (Musca domestica) heißt eins der bekanntesten Insekten, das sich mit dem Menschen, namentlich dem Europäer, fast über die ganze bewohnte Erde verbreitet hat. Das Weibchen legt nach der Überwinterung seine Eier in allerlei verwesende Substanzen, namentlich Nahrungsmittel, Dünger u. s. w.; die sich aus denselben entwickelnden kopflosen Maden sind ziemlich schlank, weißglänzend und weich, erreichen eine Länge von fast 9 mm und verwandeln sich in rotbraune Tönnchenpuppen, aus denen nach 10—14 Tagen die zweite Generation schlüpft. So steigert sich durch die verschiedenen Generationen die Zahl der Individuen, bis dieselbe im August ihre größte Masse erreicht hat; die bald eintretenden kühlern Nächte, namentlich aber auch pflanzliche Parasiten räumen dann sehr rasch unter ihnen auf, sodaß nur wenige zur Überwinterung an geschützten Orten, in warmen Ställen u. s. w. gelangen. Das beste Mittel gegen S. ist frische Luft, gelinder Zug, namentlich während der Nacht durch die am Tage bewohnten Räume, Reinlichkeit und Fliegenfenster. Fliegenpapier, Leimruten, Glasfallen sind teils gefährlich, teils ekelhaft; daß die Aralienpflanzen die S. abhalten sollen, ist unrichtig. Vgl. W. F. von Gleichen, «Geschichte der S.» (Nürnb. 1789).

Stüber war eine in den Niederlanden und den angrenzenden Provinzen gebräuchliche Scheidemünze von Silber und Kupfer. Den holländischen S. (Stuiver) nannte man vorzugsweise den schweren, weil er von Silber war und den doppelten Wert des kupfernen hatte. Davon gingen 510 Stück auf die feine Mark, und das Silber war neunlötig. Später rechnete man 6 auf einen Schilling und 20 auf den holländ. Gulden. Kupferne S. waren in Ostfriesland, Jülich, Kleve und Berg gewöhnlich. Von diesen rechnete man 72 auf den preuß. Thaler. Außer den einfachen S. wurden doppelte, dreifache, halbe und Viertelstüber ausgeprägt. Seit 1816 wird der niederländ. Gulden nicht mehr in 20 S., sondern in 100 Cents eingeteilt (also 1 S. = 5 Cents).

Stubnitz, s. unter Rügen.

Stuccaturarbeit oder Stuck (ital. stucco) nennt man die aus Gips, Kalk und Sand hergestellte, anfangs weiche und daher leicht formbare, später aber hart werdende Masse, welche zum Überzug des Mauerwerks, oft auch des Holzes an Wänden und Decken, und zu Ornamenten aller Art im Innern, oft auch am Äußern der Häuser angewendet wird. Die Masse wird ganz weich an der dafür

bestimmten Stelle aufgetragen; sobald sie etwas erhärtet und zäh geworden ist, wird das Ornament modelliert und später mit Eisen nachgearbeitet. Zuweilen wird das Ornament auch einzeln für sich bearbeitet, oft gegossen und dann fertig an dem Ort seiner Bestimmung befestigt. Schon die Griechen wendeten eine Art Stuck als Überzug für ihre nicht in Marmor ausgeführten Bauten an und behandelten oft ganze Tempel auf diese Weise. Auch den eigentlichen Stuck in seiner Anwendung für Ornamentik kannten sie schon. Die Römer verwendeten ihn in größter Ausdehnung an Wänden und Decken, zum Teil in reichster Ausbildung mit Bemalung und Vergoldung. Später ging die Kunst seiner Herstellung verloren und wurde erst im 14. Jahrh. in Italien wieder erfunden. Zur höchsten Vollkommenheit wurde sie in Italien zur Zeit Rafaels ausgebildet und von dort auch nach Deutschland übertragen. Die umfangreichste Anwendung des Stucks geschah im 18. Jahrh. Auch in unsern Tagen wird der Stuck in größter Ausdehnung vielfältig angewendet. In der letztern Zeit jedoch macht ihm besonders am Äußern die Terracotta zuweilen den Rang streitig. Der sog. Stuck- oder Gipsmarmor (stucco lustro) ist eine besondere Art Stuck, der den Marmor imitiert. Er wird namentlich zur Bekleidung von Wänden und Säulen verwendet.

Stuccaturdecke, s. unter Decke.

Stück, der veraltete Name für Geschütz (s. d.), welcher auch in vielen Zusammensetzungen Anwendung fand und in einigen noch findet, z. B. Stückgießerei für Geschützgießerei.

Stückarbeit, Accordarbeit, s. u. Accord.

Stücke in Esther, ein Buch der Apokryphen (s. d.), Ausschmückungen und Zusätze zum Buch Esther (s. d.) enthaltend.

Stückelalgen, soviel wie Bacillariaceen, s. unter Algen, Bd. I, S. 401[b].

Stückfaß, Flüssigkeitsmaß in den Rheinlanden, für Wein = 7½ Ohm, in Frankfurt a. M. 8¼ Ohm (1200—1400 l).

Stückgießerei, s. Geschützgießerei.

Stückgut, s. Geschützbronze.

Stückgut nennt man diejenigen Waren, die als besondere Frachtstücke oder Colli verwendet werden, im Gegensatz zu den Schiffs- oder Wagenladungsgütern. Die Unterscheidung kommt besonders für die Eisenbahntarife in Betracht, in denen das S. wieder in Eilgut (mit dem höchsten Transportpreise) und Frachtgut (wieder mit verschiedenen Klassen) geteilt wird. Frachtstücke, die ungewöhnlich viel Raum einnehmen, werden Sperrgut genannt.

Stückgütervertrag («das Schiff ist auf Stückgüter angelegt») heißt der Seefrachtvertrag über einzelne Colli im Gegensatz zu dem Chartervertrag («das Schiff ist gechartert»).

Stücklohn heißt der nicht nach Arbeitszeit, sondern nach der Leistung bemessene Arbeitslohn (s. d.). Seine Höhe bestimmt sich im Grunde ebenfalls nach der Zeit, indem die Arbeitgeber erfahrungsmäßig feststellen, wie viel von einer bestimmten Arbeit in einer gewissen Zeit von einem Arbeiter bei durchschnittlicher Befähigung und normalem Fleiße geleistet werden kann, und hiernach und nach dem landesüblichen Unterhaltsbedarf den für die Einheit der Leistung zu zahlenden Preis bestimmen. Für die Arbeitgeber hat der S. den Vorteil, daß sie den Fleiß ihrer Arbeiter nicht weiter zu kontrollieren brauchen, und derselbe ist daher für viele Produktionszweige, namentlich aber für die Hausindustrie die allein zweckmäßige Lohnform. Andererseits aber gewährt der S. dem tüchtigen Arbeiter die Gelegenheit, durch eine über das Durchschnittsmaß hinausgehende Leistung auch mehr als den Durchschnittslohn zu verdienen und so allmählich emporzukommen. Für die weniger tüchtigen Arbeiter freilich ist der S. entschieden unbequemer als der Zeitlohn und viele Gewerkvereine haben daher versucht, denselben zu bekämpfen. Als Nachteile des S. sind zu erwähnen, daß derselbe wegen des Bestrebens der Arbeiter, möglichst große Quantitäten zu produzieren, häufig eine Verschlechterung der Qualität namentlich in den nicht augenfälligen Beziehungen herbeiführt, und daß er andererseits, besonders wenn er sehr herabgedrückt ist, die Arbeiter zu einer übermäßigen und gesundheitsschädlichen Ausdehnung der Arbeitszeit veranlaßt.

Stückwaschmaschine, eine Maschine zum Reinigen gewebter Stoffe in zusammengefaltetem Zustande. (S. unter Waschmaschine.)

Stückzahlung, soviel wie Abschlagszahlung.

Stückzinsen, beim Handel mit Wertpapieren der Teil vom Betrage des nächstfälligen Zinscoupons, welcher auf die Zeit vom letzten Zinstermin bis zum Kauftag entfällt. Er wird dem Verkäufer gewöhnlich bar vergütet, wogegen der Käufer den Coupon zur Erhebung des vollen Betrags beim nächsten Zinstermin erhält.

Stud., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Bernhard Studer (s. d.).

Studemund (Wilh. Friedr. Adolf), klassischer Philolog, geb. 3. Juli 1843 in Stettin, besuchte das Marienstiftsgymnasium daselbst, studierte in Berlin und Halle zuerst vergleichende Sprachwissenschaft und germanistische Sprachen, dann klassische Philologie und promovierte 1864 mit der Schrift «De canticis Plautinis», für welche er in Mailand den Palimpsest der Plautinischen Komödien verglichen hatte. In demselben Jahre unternahm S. eine neue wissenschaftliche Reise nach Italien, deren Ergebnisse zum Teil in den von S. und Schöll herausgegebenen «Anecdota graeca et latina» (1886) verwertet sind. In Verona entzifferte er den Palimpsest der Institutionen des Gajus und veranstaltete dann mit Krüger eine Ausgabe des Gajus (2. Aufl., Berl. 1884). Mit Th. Mommsen veröffentlichte er «Analecta Liviana» (Lpz. 1873). Im J. 1868 wurde S. außerord., 1869 ord. Professor in Würzburg, 1870 ord. Professor in Greifswald, 1872 in Straßburg, wo er, wie an den frühern Orten, auch die Direktion des philol. Seminars übernahm. Die juristische Fakultät der Universität Greifswald ernannte ihn zum Ehrendoktor der Rechte. Aus dem philol. Seminar und zum Teil aus dem von Schöll geleiteten straßburger Institut für Altertumswissenschaft gingen 11 Bände «Dissertationes philologicae Argentoratenses selectae» hervor (1879—86). Außerdem veröffentlichte S. Arbeiten seiner Schüler auf dem Gebiete vorciceronianischer Latinität in den «Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins» (Berl. 1873). Im J. 1879 wurde S. auch zur Teilnahme an den Arbeiten der Unterrichtsabteilung im reichsländischen Ministerium (Oberschulrat) herangezogen; 1885 ging er als ord. Professor und Mitdirektor des philol. Seminars an die Universität Breslau. Von der durch S. vorbereiteten Plautus-Ausgabe ist die «Vidularia», ein bisher unentziffertes Pendant

zum «Rudens» desſelben Dichters erſchienen (Greifswald 1870; 2. Aufl. 1883); von ſeinen «Fronto-Studien» eine «Epistola critica» (Berl. 1874).

Studenten, ſ. Univerſitäten.

Studer (Bernh.), ausgezeichneter Phyſiker und Geolog, geb. 21. Aug. 1794 zu Büren an der Aar im Kanton Bern, ſtudierte anfangs an der Akademie Bern Theologie, fühlte jedoch mehr Neigung zu mathem. und naturwiſſenſchaftlichen Studien und erhielt 1815 die mathem. Lehrſtelle am Gymnaſium in Bern. Im Herbſt 1816 ging er nach Göttingen, wo er Aſtronomie und Geologie ſtudierte, und kehrte dann 1818 in ſeinen frühern Wirkungskreis zurück, beſuchte 1820 Paris, wo er ſeine mineralog. Kenntniſſe erweiterte, und begleitete ſpäter Leopold von Buch auf mehrern Alpenreiſen. Die Geologie der Alpen wurde von da an das Hauptziel ſeiner Thätigkeit. Wirkſame Unterſtützung gewährte ihm hierbei auch Boué, nach deſſen Anleitung er 1827 eine größere geolog. Reiſe nach den ital. und öſtl. Alpen unternahm. Schon 1825 hatte die Regierung in Bern zu ſeinen Gunſten eine Profeſſur der Geologie errichtet, die erſte in der Schweiz. Im Sommer 1840 beſuchte er Rom, Neapel, Sicilien, 1847 England und mit James Forbes, dem Begründer der Gletſchertheorie, Schottland, 1848 Tirol, Salzburg und Wien. Von ſeinen Arbeiten ſind hervorzuheben: «Monographie der Molaſſe» (Bern 1825), «Geologie der weſtl. Schweizeralpen» (Heidelb. 1834), «Lehrbuch der mathem. Geographie» (Bern 1836; 2. Aufl. 1842), «Lehrbuch der phyſik. Geographie» (2 Bde., Bern 1844—47), «Geologie der Schweiz» (2 Bde., Bern 1851—53), «Einleitung in das Studium der Phyſik und Elemente der Mechanik» (Bern 1859), «Geſchichte der phyſiſchen Geographie der Schweiz» (Bern 1863), «Index der Petrographie und Stratigraphie der Schweiz» (Bern 1872). Gemeinſchaftlich mit Arnold Escher von der Linth gab S. die «Carte géologique de la Suisse» (4 Blatt, Winterth. 1853) heraus. Auch beſchloß (1859) auf ſeine Anregung die Schweizeriſche Naturforſchende Geſellſchaft die Herausgabe von «Beiträgen zu einer geolog. Karte der Schweiz», ſowie (auf Koſten der Bundeskaſſe) die geolog. Kolorierung der großen Schweizerkarte von Dufour. Dieſen letztern Arbeiten widmete er ſeit ſeinem Austritte aus der Hochſchule (1873) vorzugsweiſe ſeine Thätigkeit, bis er 1885 ſeines hohen Alters wegen das Präſidium der ſchweizeriſchen geolog. Kommiſſion niederlegte.

Gottlieb S., Vetter des vorigen, geb. in Bern 1804, iſt bekannt als einer der beſten Bergſteiger, Bergkenner und Panoramazeichner der Schweiz und gehört zu den Gründern des Schweizer Alpenklubs. Von ſeinen Werken ſind zu nennen; die von ihm mit Ulrich und Weilenmann herausgegebenen «Berg- und Gletſcherfahrten in den Hochalpen der Schweiz» (2 Bde., Zür. 1859—63), «Über Eis und Schnee» (3 Bde., Bern 1869—71, Supplementband 1883).

Studium (lat.) bezeichnet im allgemeinen jede ernſte Beſchäftigung mit einer Wiſſenſchaft oder Kunſt; unter einer Studie verſteht man eine Vorarbeit, Vorzeichnung für ein Kunſtwerk.

Studjanka, ruſſ. Dorf in der Nähe von Boriſſow (ſ. d.), kriegsgeſchichtlich namhaft durch den Übergang der Franzoſen über die Bereſina (ſ. d.).

Stufenerze, Erze, welche ſo reich ſind, daß ſie in den abgeſprengten Stücken ohne weitere Reinigung in den Hütten verſchmolzen werden können.

Stufenjahre, ſ. Klimakteriſche Jahre.

Stufenſcheibe, eine treppenförmig abgeſtufte breite Riemenſcheibe, welche mit einer andern, nach der umgekehrten Richtung abgeſtuften, durch einen Riemen derart verbunden werden kann, daß, den verſchiedenen Durchmeſſern entſprechend, verſchiedene Überſetzungen ſtattfinden, demnach Veränderungen der Geſchwindigkeit bewirkt werden. (S. unter Transmiſſionen und Triebwerke.)

Stuhl, frühere Bezeichnung für gewiſſe hohe Gerichtsbarkeit, für einen Gerichtsbezirk; in der Freimaurerei Sitz des Meiſters vom Stuhle. — Heiliger oder Päpſtlicher Stuhl, der Thron des Papſtes; in übertragener Bedeutung die päpſtliche Regierung.

Stuhlfeier Petri, ſ. unter Petrus.

Stuhlgericht, ſoviel wie Femgericht.

Stuhlherr hieß in älterer Zeit, wo ſich die Gerichtsbarkeit in Privatbeſitz befinden konnte (ſ. Patrimonialgerichtsbarkeit), der Eigentümer eines Gerichtsſtuhles, der Gerichtsherr.

Stühlingen, Stadt im bad. Kreiſe Waldshut, rechts über der Wutach, Station der Linie Oberlauchringen-Weizen der Badiſchen Staatsbahnen, Sitz eines Hauptſteueramts, hat (1880) 1375 meiſt kath. E. und das Schloß Hohenlupfen.

Stuhlrohr, ſ. unter Rohr (Spaniſches).

Stuhlverſtopfung, ſ. Hartleibigkeit und Obſtruktion.

Stuhlweißenburg (ungar. Székes fehérvár, lat. Alba regia oder Alba regalis), Hauptort des gleichnamigen Komitats in Ungarn, eine königl. Freiſtadt, Sitz eines Biſchofs und eines königl. Gerichtshofs, liegt in moraſtiger Ebene, in der Nähe der Sümpfe Sár-Rét, zu deren Ableitung hier viele Kanäle und Gräben gezogen wurden, an der Linie Pragerhof-Budapeſt der Öſterreichiſchen Südbahn, die hier nach Uj-Szöny abzweigt, und durch Zweigbahn nach Kis-Czell mit der Ungariſchen Weſtbahn verbunden, ſowie an der Vicinalbahn Sárbogárd-Vicske. Die Stadt hat viele Vorſtädte und zählt (1880) 25612 E. Es beſtehen daſelbſt an Bildungsanſtalten ein kath. Obergymnaſium, eine königl. Staatsoberrealſchule, eine Handelshochſchule, eine höhere Töchterſchule, ein biſchöfl. Seminar und ein ungar. Theater. Unter den Gebäuden ſind bemerkenswert die Kathedrale zur Heiligen Jungfrau, die ſchöne (1752 erbaute) Johanniskirche, das ſchöne Komitatshaus, die biſchöfl. Reſidenz, das gräflich Zichyſche Haus, die neuen Kaſernenbauten und das neue Theater. Auf dem Hauptplatz ſteht die Statue des Dichters Vörösmarty. Die Einwohner verfertigen Tuch, Flanell, Kattun, Maſchinen, ſehr viel Corduan, Seife; Soda gewinnt man aus den Sümpfen, die reich an Fiſchen, Krebſen, Schildkröten und Waſſergeflügel ſind. Bedeutend iſt der Wein-, Frucht- und Pferdehandel. — S. ſteht angeblich auf der Stelle des röm. Floriana. Es war ſeit Stephan I. bis auf Ferdinand I. Krönungsſtadt und bis auf Zapolya Begräbnisort der ungar. Könige, deren 14 daſelbſt ruhen. Maximilian I. eroberte 1490 die Stadt, konnte ſie aber nicht gegen Stephan Bathory und Paul Kinizſi behaupten. S. fiel 1543 durch Kapitulation den Türken in die Hände, wurde aber 1601 von Philipp Emanuel von Mercoeur, Herzog von Lothringen, und General Rußwurm mit Sturm genommen. Allein durch Meuterei der Beſatzung geriet ſie ſchon 1602 wieder in die Gewalt der Türken, die ſie erſt 1688 aufgaben. Die

Stadt büßte nach und nach ihren alten Flor ein, und Preßburg wurde nun Krönungs- und Hauptstadt. Im J. 1879 fand hier die vierte ungar. Landesausstellung statt.

Das Stuhlweißenburger Komitat (ungar. Fehér vármegye, lat. Comitatus albensis), im ungar. Distrikte jenseit der Donau gelegen, hat ein Areal von 4156 qkm mit (1880) 209 386 E. Der südlichste und zwar größte Teil des Komitats ist eine wellenförmige, früher äußerst sumpfige Ebene; der Norden wird von der Bergreihe Vértes, einer Fortsetzung des Bakonywaldes (mit dem vulkanartigen Csokaberge) durchzogen. Der Hauptfluß ist die Donau an der Ostgrenze, gleich wichtig für die Schiffahrt und den Handel wie für den Fischfang. Die Milde des Klimas befördert die Vegetation des fruchtbaren Bodens. Die Hauptprodukte desselben sind Getreide, besonders schöner Weizen, Mais, gute Weine, Obst im Überfluß, Tabak. Die fetten Weiden begünstigen die Viehzucht, und es blüht ebenso sehr die Rinder- und veredelte Schafzucht wie Schweine- und Pferdezucht. Die großen Waldungen im Norden sind reich an Holz und Wild, die Gewässer an Fischen, Krebsen und Schildkröten. Der Nationalität nach besteht die Bevölkerung meist aus Magyaren; doch finden sich auch viele Deutsche und einige Slawen und Raizen.

Stuhlzeug, s. unter Roßhaargewebe.

Stuhlzwang, s. Tenesmus.

Stuhm, Kreisstadt im westpreuß. Regierungsbezirk Marienwerder, zwischen dem Barlewitzer- und dem Hintersee, Station der Linie Thorn-Graudenz-Marienburg der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2240 meist kath. E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine 1249 gegründete, doch völlig umgebaute Ordensburg, welche Aug. 1454 von den Polen zur Ergebung gezwungen wurde, große Torflager, Schweinezüchterei, Bierbrauerei, Käserei und Pferdemärkte. Das dabeiliegende Dorf Vorschloß-Stuhm hat 480 E. — Der Kreis Stuhm zählt auf 460 qkm (1880) 39 695 E. (25 130 Katholiken, 14 067 Evangelische, 437 Juden).

Stuhmsdorf, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Stuhm, mit 690 E., bekannt durch den Waffenstillstand, der hier 9. Sept. 1635 auf 26 Jahre zwischen Polen und Schweden geschlossen wurde.

Stuiben, Berg der Algäueralpen (s. Alpen 24) im Bezirk Sonthofen des bayr. Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg, erhebt sich 7 km südwestlich von Immenstadt zu 1765 m über dem Meere, bietet auf seinem Gipfel, der ein Pavillon und eine Orientierungstafel trägt, eine schöne Aussicht über die Algäuer und Vorarlberger Alpen, die Sentisgruppe, den Bodensee und die oberschwäb. Hochebene und wird deshalb von Immenstadt aus häufig in drei bis vier Stunden bestiegen. Der S. gehört der voralpinen Nagelfluhzone an, die dem Nordrand der Flysch- und Kalkalpen des Algäus vorgelagert ist und in der Kette des S. mit dem Hochgrat (1880 m) und dem Rindalphorn (1851 m) ihre höchsten Erhebungen erreicht.

Stuibenfall (Großer), s. unter Ötzthal.

Stüler (Friedr. Aug.), ausgezeichneter Baumeister, geb. 28. Jan. 1800 zu Mühlhausen in Thüringen, erhielt seine Ausbildung unter Schinkel und trat 1830 als Hofbauinspektor in den Staatsdienst, zu welchem Amte er schon 1829 während einer Studienreise nach Rom ernannt worden war. Im Herbst 1832 wurde er zum Hofbaurat und gleich darauf zum Direktor der Schloßbau-Kommission ernannt. Nachdem er zuerst mit Strack von 1835 an die «Vorlegeblätter für Möbeltischler» herausgegeben, ließ er eine Reihe von Entwürfen im «Album» des Architektenvereins zu Berlin erscheinen. Außer manchen geschmackvollen Privatgebäuden, die er in und bei Berlin erbaute, wurde nach seinen Zeichnungen 1840 das Rathaus in Perleberg im Rohbau, und zwar in mittelalterlich ital. Stil, errichtet. Zu seinen weitern Arbeiten gehören die Entwürfe zum Wiederaufbau des Winterpalais in Petersburg, zur berliner Börse und zur kath. Kirche in Rheda. Von den 300 Kirchen, die während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. gebaut wurden, lieferte S. zu etwa 100 die neuen Pläne. Im J. 1842 erfolgte seine Berufung als Oberbaurat und Architekt des Königs in die Oberbaudeputation. Er beteiligte sich in allen Stilrichtungen, so baute er die St. Jakobikirche in Berlin in Form einer altchristl. Basilika, die Matthäuskirche im ital.-roman. Stil, die Bartholomäuskirche gotisch und die Markuskirche als Centralbau im Geiste der ital. Renaissance. Zu dem projektierten berliner Dome entwarf er drei Pläne, fast die einzige große Arbeit, deren Ausführung unterblieb. Seine Hauptschöpfung auf dem Gebiete des Profanbaues ist das Neue Museum in Berlin, in welchem er das Prinzip durchführte, die verschiedenen Kunstepochen auch in der architektonischen Raumumgebung der aufzustellenden Denkmäler zu charakterisieren. Diesem Werke am verwandtesten ist das Nationalmuseum zu Stockholm, das von S. in den funfziger Jahren ausgeführt wurde. Mit Vorliebe wandte S. den Renaissancestil an; so schon in einer seiner frühesten Arbeiten, der neuen Börse in Frankfurt a. M. (1844), dann bei der Akademie der Wissenschaften in Pest und dem Universitätsgebäude in Königsberg. Am reichsten aber konnte er diesen Stil zur Ausübung bringen, als ihm 1851 die Vollendung des großherzogl. Schlosses in Schwerin (erster Entwurf von Demmler) übertragen wurde. Im got. Stil aufgeführt sind das Museum in Köln, die Verwaltungsgebäude in Schulpforta, die Architekturen der Brücken bei Dirschau und Marienburg, vor allem die nach seinen Plänen wiederaufgebaute Stammburg Hohenzollern. S. war seit 1846 Geh. Oberbaurat, seit 1849 Mitdirektor der Bauakademie, seit 1850 vortragender Rat im Ministerium. Er starb plötzlich 18. März 1865, nachdem er noch den Plan zu der später von Strack ausgeführten Nationalgalerie entworfen hatte.

Stulp, bei Kastenschlossern diejenige Seitenwand, aus deren Öffnung der Riegelkopf heraustritt. (S. unter Schloß, Bd. XIV, S. 411a.)

Stülpdecke, s. unter Decke.

Stülpnagel (Ferd. Wolf von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Berlin 10. Jan. 1813, trat 1829 als Freiwilliger in das 3. Infanterieregiment, wurde 1831 Offizier, 1834 Bataillonsadjutant, 1838 zum Kadettenkorps kommandiert und 1840 unter Beförderung zum Premierlieutenant in dasselbe versetzt. Im März 1847 wurde S. Kompagniechef im 24. Infanterieregimente, nahm 1849 am Feldzuge in der Pfalz und in Baden teil, wurde 1854 Major und Landwehr-Bataillonskommandeur, kam 1857 in den Generalstab, wurde im Mai 1859

Oberſtlieutenant und im Oktober Chef des Generalſtabes des 3. Armeekorps, ſowie zwei Jahre danach Oberſt. Im Febr. 1863 wurde er Kommandeur des 41. Infanterieregiments und 1864 Brigadekommandeur, jedoch ſchon im folgenden Monat als Generalſtabschef des 3. Armeekorps in den Generalſtab zurückverſetzt und im Juni 1865 zum Generalmajor befördert. Im J. 1866 war S. Oberquartiermeiſter der Erſten Armee und nahm an den Kämpfen bei Gitſchin, Königgrätz, Liebenau, Münchengrätz und Blumenau teil, wurde im Okt. 1866 Kommandeur der 30. Infanteriebrigade und übernahm im Mai 1867 die Führung der 5. Diviſion zu Frankfurt a. O.; dort wurde er im Juli Generallieutenant. S. führte dieſe Diviſion 1870 und 1871 mit Auszeichnung im Deutſch-Franzöſiſchen Kriege, nahm an den Schlachten vor Metz, insbeſondere an der Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour in hervorragender Weiſe, ſowie an den Schlachten bei Orleans und dem Loire-Feldzuge teil, erwarb das Eiſerne Kreuz 1. Klaſſe, übernahm im Okt. 1871 als kommandierender General in Stuttgart den Befehl über das 13. (königlich württemb.) Armeekorps und wurde im Sept. 1873 General der Infanterie. Im Dez. desſelben Jahres wurde S. zu den Offizieren von der Armee verſetzt und als Gouverneur von Berlin, daneben als Chef der Landgendarmerie verwendet, aber 1875 zur Dispoſition geſtellt und zum Chef des 5. brandenburg. Infanterieregiments Nr. 48 ernannt. Seitdem lebte er in Berlin und ſtarb zu Norderney 11. Aug. 1885.

Stumm, Stummheit (mutitas), das Unvermögen, artikulierte Laute hervorzubringen, gründet ſich auf Gehirnfehler, Gehirnkrankheit (Schlagfluß), Nervenzerrüttung (Epilepſie), Zerſtörung der Sprachwerkzeuge, oder iſt eine Folge von Taubheit (ſ. d.) und wird dann Taubſtummheit (ſ. Taubſtumm) genannt. Seit alters zerſtörte man im Orient die Sprachwerkzeuge junger Sklaven, gewöhnlich Neger, um ſich ſchweigſame Diener zu erziehen. Doch ſind die ſog. Stummen am Hofe zu Konſtantinopel keineswegs verſtümmelte Sklaven, ſondern nur niedere und dabei ſehr vertraute Diener, welche geheime und ſehr gefährliche Befehle zu vollziehen pflegen.

Stumm (Karl Ferd.), Eiſeninduſtrieller, geb. zu Saarbrücken 30. März 1836, trat 1858 an die Spitze der Firma Gebrüder Stumm in Neunkirchen und brachte das der Firma gehörige Eiſenwerk daſelbſt zu großartiger Entwickelung. Insbeſondere wendete er ſeine Aufmerkſamkeit auch der Fürſorge für die zahlreiche Arbeiterbevölkerung in geiſtiger und materieller Beziehung zu. S. iſt ferner Präſident der Aktiengeſellſchaft der Dillinger Hüttenwerke und Haupteigentümer der Kommanditgeſellſchaft der Halbergerhütte, Vorſitzender des Vereins zur Mehrung der wirtſchaftlichen Intereſſen der Saarinduſtrie, der ſüdweſtlichen Gruppe des Vereins deutſcher Eiſen- und Stahlinduſtrieller, ſowie der ſüdweſtdeutſchen Eiſenberufsgenoſſenſchaft. Von 1867 bis 1870 war S. Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauſes, 1867—81 des Norddeutſchen und Deutſchen Reichstags, in welchem er der freikonſervativen Partei ſich anſchloß; 1882 wurde er ins Herrenhaus berufen.

Ferdinand S., Bruder des vorigen, Diplomat, geb. 1843 zu Neunkirchen, machte als Offizier die Feldzüge gegen Dänemark (1864) und Öſterreich (1866) mit, wurde 1867 der preuß. Geſandtſchaft in Florenz attachiert, nahm 1868 an dem Feldzug der Engländer in Abeſſinien teil und war 1869 im auswärtigen Amte in Berlin thätig. Nachdem er auch an dem Deutſch-Franzöſiſchen Kriege von 1870 und 1871 ſich beteiligt hatte, war er 1871 preuß. Geſchäftsträger beim Heiligen Stuhl und ſpäter bei den deutſchen Miſſionen in Paris, München, Waſhington, Brüſſel, Petersburg und London als zweiter und erſter Sekretär beſchäftigt, 1883 wurde er zum preuß. Geſandten in Darmſtadt, 1885 zum kaiſerl. Geſandten in Kopenhagen ernannt.

Stumme Konſonanten, ſ. Mutae.

Stumme Rollen heißen die Rollen, in welchen der Darſteller überhaupt nicht ſpricht oder ſingt, ſondern ſich nur durch die Mimik und ſichtbare Zeichen und Handlungen ausdrücken muß (z. B. in der «Stummen von Portici»).

Stummes Spiel nennt man in der Schauſpielkunſt die angemeſſenen Bewegungen, Mienen u. ſ. w., womit der Darſteller ſeine eigenen Reden und Handlungen, oder die anderer, oder überhaupt die Situation, welche die Darſtellung für den Augenblick bietet, begleitet und unterſtützt.

Stummelaffe, ſ. unter Schlankaffe.

Stummheit, ſ. Stumm.

Stumpenformer, ſ. unter Filz- und Filzhutfabrikation.

Stunde heißt der 24. Teil eines Tages. Die meiſten civiliſierten Völker fangen die erſte S. des Tages im bürgerlichen Leben nach dem Eintritt der Mitternacht an zu zählen, zählen aber nur bis 12 und beginnen zu Mittag wieder von vorn, ſodaß der Tag in zweimal 12 S. zerfällt. Die S. wird in 60 Minuten und die Minute in 60 Sekunden eingeteilt. Manche Völker aber kennen bis jetzt die Einteilung des Tages in S. gar nicht, bei andern ſind die S. des eigentlichen Tages bald größer, bald kleiner als die S. der Nacht. In einem kleinen Teile von Italien beginnt man noch die S. erſt eine S. vor Sonnenuntergang zu zählen und zählt bis 24 fort. Letzteres thun übrigens auch nach dem Beiſpiel des Ptolemäus die Aſtronomen, wobei ſie von Mittag zu rechnen anfangen. Die Fixſterne vollenden ihren ſcheinbaren Umlauf um die Erde in 24 S. Sternzeit und legen alſo während dieſer Zeit 360° der Himmelskugel oder in einer S. 15° zurück. Denkt man ſich nun zwei um 15° geogr. Länge voneinander entfernte Beobachter, ſo hat der eine von ihnen den nämlichen Fixſtern um eine S. Sternzeit, oder, wenn von der Sonne die Rede iſt, letztere um eine S. Sonnenzeit ſpäter im Meridian als der andere. In dieſer Beziehung aufeinander werden die Meridiane oder vielmehr die Deklinationskreiſe als Stundenkreiſe bezeichnet.

Stunde (als Wegmaß), ſ. Wegſtunde.

Stundenglas, ſ. Sanduhr.

Stundenkreis, ſ. unter Stunde.

Stundenrohr, bei Uhren eine Hülſe, welche über die Achſe des Minutenzeigers geſteckt iſt und den Stundenzeiger trägt.

Stundenwinkel iſt derjenige Winkel, welchen irgendein Stundenkreis mit dem Meridian des Beobachters einſchließt; er wird von der ſüdl. Hälfte des Meridians in der Richtung von Süd zu Weſt bis 360° oder 24 Stunden gezählt. Iſt es z. B. nach einer Sonnenuhr 10 Uhr morgens und alſo die Sonne noch um zwei Stunden vom Meridian entfernt, ſo iſt der S. der Sonne, von Mittag anfangend und in der Richtung durch Weſt, Nord,

Oſt und Süd gezählt, = 330°. Wäre es aber z. B. 3 Uhr nach Mittag, ſo würde der Stundenkreis der Sonne mit dem Meridian des Beobachters den Winkel von 45° machen, oder der S. der Sonne wäre = 45°.

Stundung iſt der Verzicht des Gläubigers auf rechtzeitige Befriedigung ſeiner Forderung durch den Schuldner. Wie alle Verzichte iſt derſelbe nur wirkſam, wenn er vertragsmäßig oder letztwillig erfolgt. Meiſt iſt mit dieſem Verzicht die Feſtſetzung eines neuen Leiſtungstermins verbunden, daher der Name S. Die S. ſchließt die Wirkungen des Verzugs (ſ. d.) für den Schuldner aus und kommt noch deſſen Bürgen zu Gute. Eine für die Minorität der Gläubiger eines Schuldners unfreiwillige S., beſchloſſen durch die Gläubigermehrheit, wie das röm. Recht ſie hatte, kennt das moderne Recht nicht mehr außerhalb des Konkurſes. (S. Zwangsvergleich.)

Stuprum (lat.), die außereheliche Geſchlechtsgemeinſchaft, ſ. unter Unzucht.

Stur, eigentlich Štúr (ſpr. Schtur, Ljudewit), ſlaw. Schriftſteller und Publiziſt, geb. 28. Okt. 1815 im Trentſchiner Komitat in Ungarn. Er ſtudierte in Preßburg und Halle und ſchrieb dann einige deutſche Schriften gegen die Magyaren, gab 1845—48 in Preßburg die Zeitung «Slovenské Novini» mit der litterariſchen Beilage «Orol Tatranski» heraus, und war 1847 Vertreter von Altſohl im ungar. Reichsrat. Bei Ausbruch des ungar. Aufſtandes 1848 floh S. nach Wien, nahm am Slawenkongreß in Prag teil, blieb aber gleichwohl einer der Hauptleiter der Bewegung gegen die Magyaren, die einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzten. Er ſtarb 12. Jan. 1856 infolge einer Verletzung, die er ſich auf der Jagd zugezogen hatte.

S. erhob in der genannten Zeitung und einigen andern Schriften ſtatt des bisher üblichen Czechiſchen das Slowakiſche (im trentſchiner Dialekt) zur Schriftſprache bei den proteſt. Slowaken. Czechiſch erſchien von ihm ein kritiſches Werk über den Charakter der ſlaw. Volkspoeſie (Prag 1853). Auch hinterließ er ein deutſch geſchriebenes Werk im Manuſkript: «Das Slawentum und die Welt der Zukunft», das Anſichten äußerte, welche denen der ruſſ. Slawophilen (ſ. d.) nahe kommen; es wurde von W. Lamanſkij ins Ruſſiſche überſetzt (Mosk. 1867).

Sturdza (Stourdza), eine moldauiſche Bojarenfamilie, leitet ihren Urſprung von den ungar. Turzos ab, die im 15. Jahrh. nach der Moldau kamen, dort große Beſitzungen erwarben und ſich in mehrere Linien teilten. Der Großſtolnik Sandul S. flüchtete 1711 mit dem Fürſten Kantemir nach Rußland, kehrte zwar ſpäter wieder in ſein Vaterland zurück, ſeine Familie blieb aber ſeitdem in fortwährender Beziehung zu Rußland, und einzelne Mitglieder nahmen hervorragende Stellen im ruſſ. Staatsdienſte ein. Gregor S. war unter dem Fürſten Kallimachi Kanzler der Moldau und als ſolcher ein thätiger Mitarbeiter am ſog. Kallimachiſchen Geſetzbuch von 1817. Ein Verwandter von dieſem war der ruſſ. Geheimrat Alexander Sturdza (ſ. d.), bekannt durch ſein Mémoire gegen den freiſinnigen Geiſt der deutſchen Univerſitäten. Der Großbojar Johann S. erhielt 1822 von der Pforte die Würde eines Fürſten der Moldau, welche er bis zur ruſſ. Occupation von 1828 bekleidete. Nachdem das Land infolge des Friedens von Adrianopel in den Genuß eines Teils ſeiner alten Vertragsrechte, zunächſt einer Verfaſſung getreten, wurde 1834 der Sohn Johanns, Michael S., geb. 1795 zu Jaſſy, zum Fürſten gewählt. Er war ausgezeichnet in der Verwaltung, machte ſich aber durch Habſucht, ſowie durch ſeine Strenge verhaßt. Nicht im Stande, dem erwachenden Nationalbewußtſein Rechnung zu tragen, und auch von Rußland verlaſſen, mußte er trotz der Unterdrückung des Aufſtandes von 1848 nach dem Vertrag von Balta-Liman im Mai 1849 der Herrſchaft entſagen. Als 1859 in der Moldau die Wahl eines Fürſten auf Grundlage der pariſer Konvention von 1858 ſtatthaben ſollte, erſchien er ſelbſt zu Jaſſy und wurde von einigen Anhängern ſchon als anerkannter Fürſt bewillkommnet. Allein ſein eigener Sohn, Gregor S., geb. 1821, ein begabter, energiſcher, aber rückſichtsloſer Mann, war Mitbewerber. Da ſich Vater und Sohn nicht verſtändigen konnten, ſchadeten ſie ſich gegenſeitig und fielen beide bei der Wahl durch, indem der indifferente Oberſt Cuſa als Fürſt gewählt wurde. Fürſt Michael S. hielt ſich ſeitdem vom Lande ganz fern und lebte in Paris, wo er 9. Mai 1884 ſtarb, während ſein Sohn Gregor ſich als polit. Redner und wichtiges Mitglied der moldauiſchen Konſervativen hervorgethan hat. Vgl. «Michael S., ancien prince regnant de Moldavie. 1839—49» (Par. 1874). — Einer andern Linie der Familie gehören die S. von Miclauſcheni (in der Moldau) an. Unter dieſen iſt der bekannteſte Demeter S., einer der thätigſten Mitarbeiter an Cuſas Sturz während des Triumvirats, ſowie unter dem König Karl im Kabinett Bratianus ſeit 1877 mehrmals Miniſter des Handels, der Finanzen, des Äußern und (Febr. 1886) des Unterrichts.

Sturdza oder Stourdza (Alexander), bekannt durch ein offizielles Pamphlet, in welchem er die deutſchen Hochſchulen denuncierte, wurde 29. Nov. 1791 in der Moldau geboren. Sein Vater, Skarlat S., ging als politiſch Kompromittierter 1792 nach Rußland, wo er den Titel eines Staatsrats erhielt. Alexander lebte einige Zeit in Deutſchland und widmete ſich dann im ruſſ. Intereſſe der polit. Schriftſtellerei. Er ſchrieb gegen die Jeſuiten, welche in Rußland die griech. Kirche anfeindeten («Betrachtungen über die Lehre und den Geiſt der orthodoxen Kirche», deutſch von Kotzebue, Lpz. 1817), und trat hierauf als Staatsrat in die Kanzlei des Grafen Kapodiſtrias ein. Im J. 1818 verfaßte er auf dem Kongreß zu Aachen im Auftrag der ruſſ. Regierung und des Kaiſers Alexander I. ein «Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne», zu dem er die Materialien geliefert erhielt. Die Schrift wurde zu Aachen in 50 Exemplaren gedruckt und an die verſchiedenen Höfe verteilt. Wider Willen der Kongreßhäupter gelangte jedoch eine Abſchrift des Textes in die Hände der Redaction der engl. Zeitung «Times», die das Machwerk veröffentlichte. Die Frivolität, womit S. in dieſer Schrift die öffentliche Meinung und den deutſchen Nationalcharakter denuncierte, erregte unter allen Ständen des deutſchen Volks Zorn und Entrüſtung. Was am meiſten in der Denkſchrift empörte, waren die Anklagen S.s gegen die deutſchen Univerſitäten, welche er als die Pflanzſtätten des revolutionären Geiſtes bezeichnete. Unter den Gegenſchriften, welche das «Mémoire» hervorrief, ſind Villers' «Coup d'œil sur les universités de l'Allemagne» und Krugs «Auch eine Denkſchrift» (Lpz. 1819) zu erwähnen. Im J. 1819 zog S. ſich nach Dresden zurück, wo er die Tochter des Arztes Hufeland

heiratete. Hier vielfach bedroht, ging er nach Rußland und schrieb «La Grèce en 1821» (Lpz. 1822), worin er ebenfalls das russ. Interesse vertrat, zog sich aber bald darauf aus dem Staatsdienst zurück. Unter Nikolaus wurde er von neuem im Ministerium des Auswärtigen verwendet, bis er endlich als Geheimrat den Abschied nahm. Seine «Briefe über die Pflichten des geistlichen Standes» (4. Aufl., Odessa 1844) fanden in Rußland großen Beifall. Über seinen Schwiegervater Hufeland schrieb er «C. W. Hufeland» (Berl. 1837). S. starb 13. (25.) Juni 1853 auf seinem Gute Mansyr in Bessarabien. Nach seinem Tode erschienen seine «Oeuvres posthumes religieuses, historiques, philosophiques et littéraires» (5 Bde., Par. 1858—61).

Sture (Sten), Reichsstatthalter von Schweden, 1470—1503. Sein Vater hieß Gustav S. und seine Mutter war eine Schwester König Karls VIII. Knutson von Schweden. Nach Karls VIII. Tode wurde S. Reichsstatthalter in Schweden, das unter seiner Verwaltung sich sehr wohl befand. Wenn auch der König von Dänemark zeitweilig in Schweden als König anerkannt wurde, so wußte sich S. doch trotz der Fraktionen des Adels, der lieber einen fremden König als einen eingeborenen an der Spitze des Reichs sah, und trotz wiederholter Aufstände, in seinem mehr als königl. Ansehen zu behaupten. Er führte die Buchdruckerei in Schweden ein, stiftete die Universität zu Upsala und zog gelehrte Männer nach Schweden. Die Unabhängigkeit des Landes behauptete er so klug gegen Dänemark, daß er die Kalmarische Union (s. d.), ohne sie ganz zu lösen, doch völlig unschädlich machte. (S. Schweden, Geschichte.) Er starb 1503. — Auch die ihm nachfolgenden beiden Reichsstatthalter, Swante Nilsson Sture, 1504—12, der aus der Familie Natt och Dag stammte, und dessen Sohn, Sten Sture der Jüngere, 1512—20, schützten 16 Jahre lang ihr Vaterland gegen alle Unternehmungen Dänemarks und das Volk gegen den Druck der Geistlichkeit und der Großen.

Sturluson, s. Snorri Sturluson.

Sturm (meteorologisch) ist im gewöhnlichen Leben die Bezeichnung für einen Wind von großer Heftigkeit, welcher schon im Stande ist, erhebliche Zerstörungen am Lande und zur See anzurichten. Die mehr wissenschaftliche Definition des S. ist begründet auf der durch ihn erzeugten Geschwindigkeit der Luftteilchen. Dieselbe wird angenommen zu 21 bis 26 m in der Sekunde; sie nimmt als solche nach der fast allgemein adoptierten sog. Beaufortschen Skala, nach der man 12 verschiedene Grade der Windstärke unterscheidet, die 9. Stelle ein. Weiteres s. unter Wind.

Sturm (militärisch) ist ein gewaltsames Vorgehen gegen eine feindliche Aufstellung oder befestigte Stellung, wobei in letzter Linie die physische und moralische Kraft, unterstützt durch den Gebrauch der blanken Waffen, entscheiden. Gelingt es nicht, bereits durch das den S. vorbereitende Feuer oder durch Manöver den Feind zum Aufgeben der innehabenden Stellung zu veranlassen, so bleibt in jedem Fall nur der S. als entscheidendes Mittel übrig. Ein S. gegen eine bloße Truppenaufstellung oder auch eine nur leicht befestigte Stellung wird häufig Attacke genannt; insbesondere gebraucht man diesen Ausdruck für das Anstürmen der Kavallerie gegen den Feind. Bei der großen Wirkung der heutigen Feuerwaffen muß dem S. auch im Feldkriege eine gründliche Vorbereitung durch Geschütz- und Gewehrfeuer vorhergehen; es bedarf ferner der Ausnutzung aller Vorteile des Terrains und der Wahl passender taktischer Formationen beim Vorgehen, wenn ein Erfolg erzielt werden soll. Der S. auf Festungswerke ist in der Regel nur nach vorhergegangenem förmlichen Angriff von Erfolg begleitet. (S. Festungskrieg.)

Sturm (Christoph Christian), ascetischer Schriftsteller und geistlicher Liederdichter, geb. 25. Jan. 1740 zu Augsburg, studierte zu Jena und Halle, wurde Prediger zu Magdeburg und 1778 Pastor an der Petrikirche und Scholarch zu Hamburg, wo er 26. Aug. 1786 starb. Er schrieb viele Andachtsbücher: «Der Christ in der Einsamkeit» (Halle 1763), «Der Christ am Sonntage» (1764—66), «Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres» (2 Bde., 1768), «Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur» (1785). Fast alle neuern Gesangbücher enthalten Lieder von ihm.

Sturm (Eduard), liberaler österr. Abgeordneter, geb. 8. Febr. 1830 in Brünn, studierte an der olmützer Universität und war als jurist. Schriftsteller wie als Advokat erst in Pest, dann in Brünn thätig. Seit 1865 Vertreter der Stadt Iglau im mähr. Landtag und seit 1869 auch im Reichstag entwickelte er eine hervorragende Thätigkeit als Führer der deutschen liberalen Partei auf dem brünner Landtage und der mährischen Deputierten im Reichstag, wie nicht minder als ausgezeichneter Kenner des Budgets in den Delegationen. Seit 1879 trat er noch mehr in den Vordergrund, gehörte als leitendes Mitglied dem Vorstand der Vereinigten Linken an, fungierte als Präsident der liberalen Partei in der Landtagssession von 1885 und als Minoritätsberichterstatter des 1885 neugewählten Reichsrats. Im J. 1886 wurde er zum Vorstand des Deutsch-Österreichischen Klubs gewählt.

Sturm (Johs. von), verdienstvoller Schulmann des 16. Jahrh., geb. 1. Okt. 1507 zu Schleiden, studierte zu Leiden und Löwen und ging dann nach Paris, wo er über Cicero, sowie über Logik Vorträge hielt. Von Paris aus, wo er die reform. Lehre ergriffen hatte, wurde er nach Straßburg berufen, um daselbst die neue Organisation des Schulwesens zu leiten. Sogleich nach seiner Ankunft (Jan. 1540) begründete er das Gymnasium, das wenige Jahre nachher schon über 600 Schüler zählte. Daneben war S. auch mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt und wurde zu diplomatischen Missionen verwendet. Als Reformierter vielfach in Streitigkeiten mit den Lutheranern verwickelt, wie namentlich mit Marbach, dem Präsidenten des geistlichen Konvents, dann, nach dem Erscheinen der Konkordienformel, mit dem Professor Pappus, führten S.s Gegner zuletzt dessen Entlassung vom Amte (Ende 1581) herbei. Er starb 3. März 1589 zu Straßburg. S. stand in hohem Ansehen und war in Schulsachen der allgemeine Ratgeber in Deutschland. Kaiser Karl V. hatte ihn in den Reichsadel erhoben. Vgl. Schmidt, «La vie et les travaux de S.» (Straßb. 1855); Rückelhahn, «Johannes S., Straßburgs erster Schulrektor» (Lpz. 1872); Laas, «Die Pädagogik des Johannes S., kritisch und historisch beleuchtet» (Berl. 1872).

Sturm (Jul. Karl Reinhold), deutscher Dichter, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz im Reußischen, erhielt seit 1829 seine Gymnasialbildung zu Gera, studierte

1837—41 in Jena Theologie und war dann einige Zeit Hauslehrer zu Heilbronn und zu Friesen in Sachsen, worauf er zum Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. von Reuß ernannt wurde. Nachdem er den Prinzen drei Jahre hindurch unterrichtet, begleitete er denselben auf das Gymnasium zu Meiningen. Seit 1851 wirkte S. als Pfarrer in dem Walddorfe Göschitz bei Schleiz, von wo er 1857 in gleicher Eigenschaft nach Köstritz übersiedelte. Gedichte religiösen Inhalts veröffentlichte er in den Sammlungen «Fromme Lieder» (Lpz. 1852; 10. Aufl. 1884; 2. Tl., 3. Aufl. 1880), «Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe» (Lpz. 1854); «Israel. Lieder» (3. Aufl., Halle 1881), «Von der Pilgerfahrt» (Halle 1868), «Gott grüße dich» (Lpz. 1876; 3. Aufl. 1887), «Ich bau auf Gott» (Brem. 1883), «Dem Herrn mein Lied» (Brem. 1884). Weltlichen Inhalts sind: «Gedichte» (Lpz. 1850; 5. Aufl. 1882), «Neue Gedichte» (2. Aufl., Lpz. 1880), «Für das Haus» (Lpz. 1861), «Lieder und Bilder» (Lpz. 1870), «Kampf- und Siegesgedichte» (Halle 1870), «Spiegel der Zeit in Fabeln» (Lpz. 1872), «Märchen» (Lpz. 1881), «Buch für meine Kinder» (2. Aufl., Lpz. 1880), «Natur, Liebe, Vaterland» (Lpz. 1884), «Bunte Blätter» (Wittenb. 1885). In allen seinen Poesien bekundet sich S. als lyrischer Dichter voll tief religiösen Sinnes, zugleich aber auch als Mann von Gemüt und echt deutscher Gesinnung. Die Form seiner einfachen und wahren, zum Teil höchst zarten und innigen Dichtungen ist klar und glatt. Metrum und Reim sind sicher und gewandt. Im Okt. 1885 legte er sein Amt nieder und erhielt den Titel als Geh. Kirchenrat.

Sturmbock (Mauerbrecher), **Sturmbrücke, Sturmdach**, s. unter Kriegsmaschinen.

Sturmdeich, s. unter Deiche.

Sturmflut heißt eine besonders hohe Flut des Meeres, die dadurch noch erhöht wird, daß gleichzeitig ein Sturm in ihrer Richtung weht, der das Wasser gegen die Küste treibt. Der Wasserstand wächst bei S. oft so sehr, daß er Dämme und Deiche überflutet und durchbricht und oft viele Quadratmeilen dahinter liegenden Landes verwüstet.

Sturmhaken, s. unter Kriegsmaschinen.

Sturmhaube, s. unter Helm (Kopfbedeckung) und Pickelhaube.

Sturmhut, Pflanzengattung, s. Aconit.

Sturm- und Drangperiode heißt in der deutschen Litteraturgeschichte eine etwa von Anfang der siebziger bis Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrh. gerechnete Periode, in welcher die jüngern Dichter gegen die überkommenen Stoffe und Formen in kühnem poetischen Sturme sich erhoben. Der Name rührt her von Klingers Drama «Sturm und Drang». (S. unter Deutsche Litteratur, Bd. V, S. 141a.)

Sturmpfähle, s. unter Hindernismittel und Palissade.

Sturmsignale werden auf Veranlassung der Seewarten an Schiffahrtsbrücken oder Hafenplätzen als Warnung gegen wahrscheinlich nahende Stürme gehißt. (S. unter Signal.)

Sturmvogel (Procellaria), eine zur Ordnung der Schwimmvögel gehörende Vogelgattung, unterscheidet sich durch Schwimmfüße, deren drei nach vorn gerichtete Zehen verbunden sind, während die hintere nur eine kleine Warze bildet, einen scharfen, vorn in einen starken Haken auslaufenden Schnabel von der Länge des Kopfes und durch die in einer auf der Firste verlaufenden und durch eine Scheidewand geteilten Röhre liegenden Nasenlöcher. Die S. sind vollkommene Seevögel, bewohnen auf beiden Halbkugeln nur die höhern Breiten und fliegen mit ihren langen, spitzigen Flügeln sehr schnell und ausdauernd. Gegen ihren Feind spritzen sie den thranigen und stinkenden Inhalt ihres Magens. Bei nahendem Sturme sollen sie sich oft auf Schiffe setzen.

Der arktische Sturmvogel (P. glacialis), welcher 41 cm lang ist und bei welchem Kopf, Hals, Unterrücken, Schwanz und Unterseite weiß, Vorderrücken und Flügel bläulich aschgrau und Füße gelb sind, ist im Sommer gemein in der Baffinsbai, in der Davisstraße, bei den Kurilen und Aleuten, bei Jan-Mayen, Spitzbergen und an der Westküste Islands, verirrt sich aber nur selten an die deutschen Küsten. Er brütet an den steilsten und unzugänglichsten Felsenwänden in außerordentlicher Menge, aber jedes Weibchen legt nur ein Ei. Der südlichste Brüteplatz ist die kleine Insel St.-Kilda an Schottlands Westküste. Für die armen hochnordischen Bewohner ist dieser Vogel sehr wichtig, denn er gibt ihnen frisch ein gutes Nahrungsmittel, da er ein zartes, weißes, vom Thrangeruche ziemlich freies Fleisch besitzt, vermehrt gepökelt ihren Wintervorrat, liefert reichliches Öl, welches als Brenn- und Speiseöl dient, und versieht sie reichlich mit Bettfedern. Aus Island allein werden jährlich an 20000 Junge eingesalzen. Die Fischer trauen ihm mit Recht ein feines Vorgefühl für Witterungswechsel zu und richten sich nach ihm, je nachdem er sich dem Lande nähert oder die hohe See aufsucht. Von 25 bis 50° südl. Br. belebt der kapische Sturmvogel (P. Capensis) das Meer, welcher von ältern Reisebeschreibern Kaptaube genannt wird. In der Südsee, näher dem Pol, besonders an der Westküste Patagoniens, wohnt der antarktische Sturmvogel (P. gigantea), welcher an Größe eine Gans übertrifft.

Sturm von Sturmeck (Jakob), Stadtmeister von Straßburg, hervorragender Förderer der Reformation, geb. 1489 in Straßburg aus angesehenem Geschlecht, studierte von 1504 in Freiburg, machte Reisen in verschiedene Länder und wurde nach seiner Rückkehr in den straßburger Rat und schließlich zum Stadtmeister (Bürgermeister) gewählt. Als solcher war er energisch für die Durchführung der Reformation in Straßburg thätig und suchte in Deutschland, enge befreundet mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, zwischen den getrennten Protestanten zu vermitteln. Von 1525 bis 1552 vertrat er seine Vaterstadt häufig bei den verschiedensten Reichstagen und Religionsgesprächen (z. B. in Speier, in Marburg, in Augsburg, wo er mit dem Gesandten von Lindau, Memmingen und Ulm die Confessio tetrapolitana übergab). Auch für die Hebung des Schulwesens war er unausgesetzt thätig und gründete das Gymnasium, den Anfang der nachmaligen Universität. Er starb 30. Okt. 1553. Vgl. Baumgarten, «Jakob S.» (Straßb. 1876).

Sturnus (lat.), der Star.

Sturt (Sir Charles), einer der hervorragendsten engl. Forschungsreisenden in Australien, kam 1825 als Kapitän im 39. Infanterieregimente nach Sydney. Eine Forschungsreise wurde 1827 durch den Gouverneur von Neusüdwales, General Darling, ausgerüstet, welcher zunächst eine Untersuchung über die Natur und Ausdehnung der von John Oxley in

den J. 1817 und 1818 entdeckten großen Moräste, die damals seinem weitern Vordringen ein Ziel gesetzt hatten, zur Aufgabe gestellt war. Dieser Expedition wurde S. als Begleiter beigegeben. Seinem rastlosen Eifer verdankte die etwa fünf Monate dauernde Entdeckungsreise die Auffindung der Flußgebiete des Macquarie-, Castlereagh- und Darling-River (Anfang 1828). Diese günstigen Resultate ermutigten die Kolonialregierung zu neuen Anstrengungen, und bereits im Sept. 1829 zog S. zu einer neuen Entdeckungsreise aus, auf der er den Lauf des Murrumbidgee-River untersuchte, 14. Juni 1830 den Murray-River entdeckte und demselben bis zum Lake Alexandrina folgte, ohne jedoch die wirkliche Mündung dieses Flusses aufzufinden. Von ihm erschien: «Two expeditions into the interior of South Australia during the years 1828—31» (Lond. 1833). Nachdem S.s Gesundheit sich wieder befestigt hatte, unternahm er jedenfalls die erste von wissenschaftlichen Resultaten begleitete Überlandreise von Sydney nach Adelaide, wo er in der 28. Dez. 1836 konstituierten Kolonie Südaustralien 1839 zum Surveyor-General ernannt wurde. Unterstützt von Sir Darling, trat er 24. Sept. 1844 mit 15 Begleitern, unter denen sich auch der durch seine erste Durchwanderung des Kontinents von Süden nach Norden später so berühmt gewordene MacDonall Stuart befand, eine neue Expedition an, welche ein möglichst weites Vordringen in das Innere Australiens zum Zweck hatte. Er entdeckte den Cooper Creek, und es gelang ihm, sich bis auf etwa 240 km dem Mittelpunkte des Kontinents zu nähern, während eine zweite, in Begleitung MacDonall Stuarts unternommene Forschungsreise einen völlig resultatlosen Ausgang hatte. Die wichtigsten Resultate dieser Reise legte er unter dem Titel «Narrative of an expedition into Central Australia performed under the authority of H. M.'s Government, during the years 1844—46» (Lond. 1849) nieder. Die Anstrengungen dieser Reise hatten aber auf S.s Sehkraft so ungünstig eingewirkt, daß er nach seiner Rückkehr ganz erblindete. Nach England zurückgekehrt, starb er daselbst 16. Juni 1869 zu Cheltenham in der Grafschaft Gloucester, nachdem ihm noch wenige Tage vor seinem Tode von der Königin die Ritterwürde erteilt worden war.

Sturz (Friedr. Wilh.), verdienter Schulmann und Philolog, geb. 14. Mai 1762 zu Erbisdorf bei Freiberg im sächs. Erzgebirge, widmete sich zu Leipzig theol. und philol. Studien und habilitierte sich 1786. Im J. 1788 wurde er als Professor der Beredsamkeit an das Gymnasium zu Gera berufen und 1803 zum Rektor der Landesschule in Grimma ernannt. Dieses Amt verwaltete er bis zu seiner Emeritierung 1823. Er starb 20. Mai 1832. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: die Ausgabe von Kleanthes, «Hymnus in Jovem» (Lpz. 1785; neue Aufl. von Merzdorf, 1835), der Fragmente des Hellanikus (2. Aufl., Lpz. 1828), des Pherecydes (2. Aufl., Lpz. 1828) und des Empedokles (2 Tle., Lpz. 1805), des «Etymologicum Graecae linguae Gudianum» (Lpz. 1818) und «Orionis etymologicum» (Lpz. 1820) nebst den «Novae annotationes ad etymologicum magnum» (Lpz. 1828) und des Dio Cassius (8 Bde., Lpz. 1824—25), das von Thieme begonnene «Lexicon Xenophonteum» (4 Bde., Lpz. 1801—4) und die Schrift «De dialecto Macedonica et Alexandrina» (Lpz. 1808).

Sturz (Helfrich Pet.), deutscher Schriftsteller, geb. 16. Febr. 1736 zu Darmstadt, studierte 1754—57 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und daneben Ästhetik. Im J. 1759 wurde er zu München Sekretär bei dem kaiserl. Gesandten Baron von Widmann, 1760 Privatsekretär des Kanzlers von Eyben in Glückstadt. Dieser sendete ihn nach Kopenhagen, wo er von dem Grafen von Bernstorff dem Ältern erst als Privatsekretär und 1763 im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. Die «Erinnerungen aus Bernstorffs Leben» (1777) sind ein Denkmal der Dankbarkeit gegen Bernstorff. Im J. 1768 begleitete er als Legationsrat Christian VII. auf einer Reise nach England und Frankreich. Dieser Reise verdankt man die schönen «Briefe eines Reisenden», die zuerst im «Deutschen Museum» (1777) erschienen. Im J. 1770 wurde S. bei dem Generalpostdirektorium angestellt; allein Struensees Fall zog 1772 auch den seinigen nach sich. Er wurde verhaftet; erst nach vier Monaten freigegeben und erhielt eine Pension, wovon er eine Zeit lang in Glückstadt und Altona lebte. Später wurde er vom dän. Hofe als Regierungsrat zu Oldenburg angestellt und 1775 oldenburg. Etatsrat. Er starb 12. Nov. 1779 zu Bremen. S. gehört zu den geschmackvollsten Prosaikern der frühern deutschen Litteratur. Die beste, aber nicht ganz vollständige Ausgabe seiner «Schriften» (2. Aufl., Lpz. 1786) erschien nach seinem Tode.

Sturzbäder bestehen darin, daß eine größere Menge kalten Wassers, gewöhnlich ein Eimer voll, aus einer mehr oder minder beträchtlichen Höhe den Kranken, meist während diese in einem kühlen oder lauwarmen Bade sitzen, über den Kopf und den übrigen Körper gegossen wird. Sie wirken hauptsächlich durch mechanische und dynamische Erschütterung der Nerven und Abkühlung des Kopfes. Unvermutete S. sind sehr heroische und nur mit Vorsicht anzuwendende Mittel, die bei Seelenstörungen, z. B. Tobsucht, beim Erstickungsstadium der Kruppkranken oft mit viel Nutzen gebraucht werden. In neuerer Zeit bedient man sich statt der S. mehr der Douche (s. d.).

Sturzblech, die dünnsten Sorten Eisenblech, s. unter Blech.

Sturzdecke, s. unter Decke.

Sturzguß oder Schwenkguß, s. unter Metallguß.

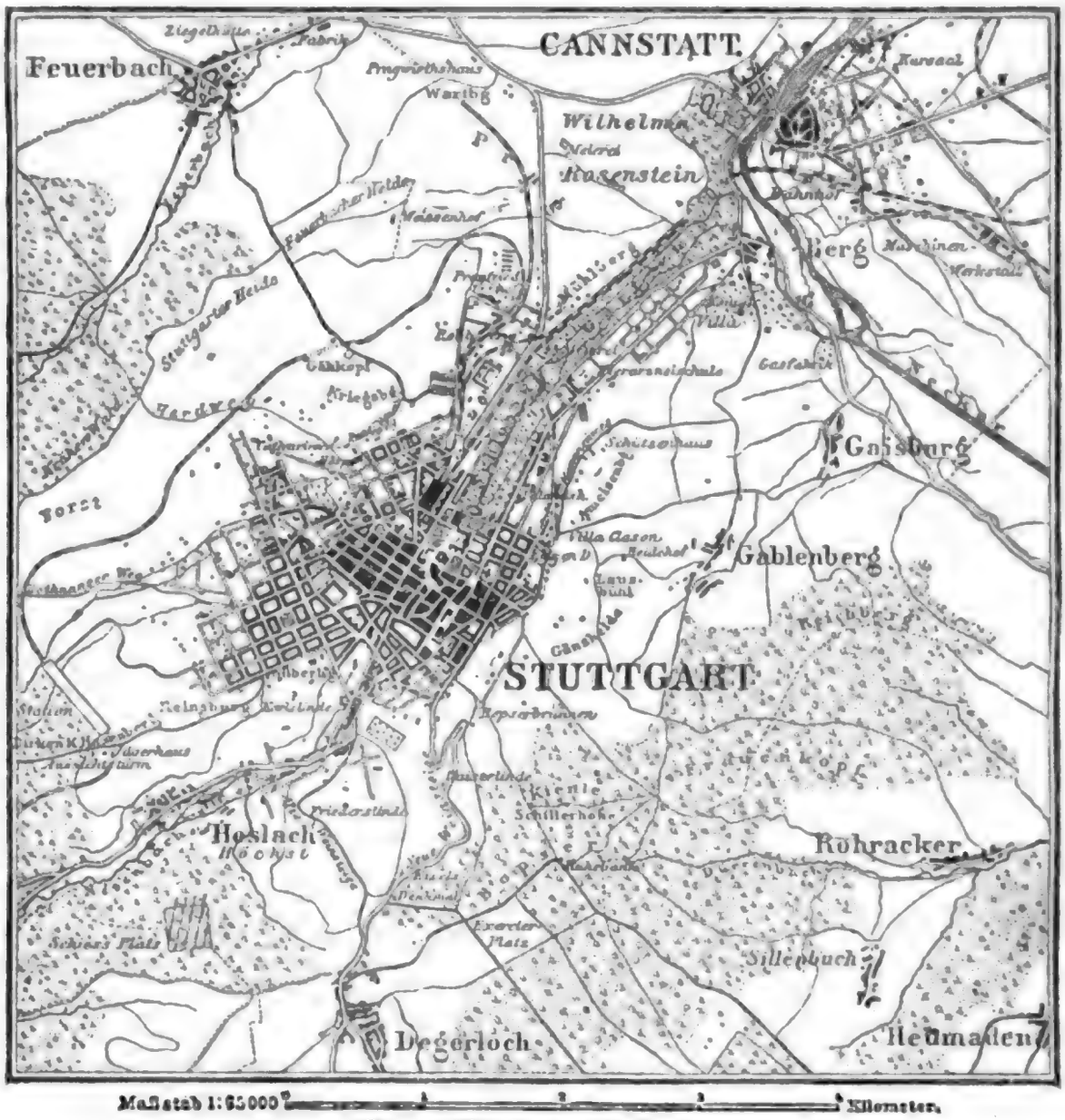
Stürzgut, Güter, die bei ihrer Versendung lose, d. h. ohne Umhüllung ins Schiff geworfen werden; dahin gehört besonders Getreide.

Stutereien, s. Gestüte.

Stuttgart, Hauptstadt des Königreichs Württemberg und Residenz des Königs, liegt unter dem 48.° nördl. Br. und 26.° östl. L., 249 m über dem Meere an dem ganz unbedeutenden Nesenbach in nächster Nähe des Neckars und in einem freundlichen, von Rebenhügeln und waldigen Höhen umrahmten Thalkessel, der nur in der Richtung nach Cannstatt (s. d.) offen ist. Mit den drei Vorstadtdörfern: Berg, Gablenberg und Heslach bildet die Stadt unter dem Namen Stadtdirektionsbezirk S. das erste der 64 Oberämter Württembergs. Mit Ausnahme des alten Stadtteils, welcher sich um den Marktplatz herum gruppiert, ist die Stadt regelmäßig gebaut und wird durch die schöne Königsstraße und deren Fortsetzung, die Marienstraße, in eine nordöstl. und südwestl. Hälfte geteilt. Nächstdem verdienen noch Erwähnung die Alexander-, Friedrichs-, Goethe-, Hohenheimer-, Kriegsberg-, Neckar-, Olga- Reinsburg-, Schloß-, Silber-

burg-, Uhlands-, Urban- und Weraſtraße. Unter den Gebäuden iſt vor allen das neue königl. Reſidenzſchloß zu nennen, das 1746—1807 in einfachem, aber edlem Renaiſſanceſtil erbaut wurde; dasſelbe beſteht aus einem Hauptgebäude mit 2 großen Seitenflügeln und enthält etwa 360 Gemächer, worunter mehrere Prachtſäle; die im Erdgeſchoß befindlichen, von Gegenbaur gemalten Fresken ſind beſonders bemerkenswert. Im Süden grenzt das Neue an das Alte Schloß, 1553—70 unter Herzog Chriſtoph erbaut, heute noch dieſelben Formen einer mittelalterlichen turmfeſten Burg bewahrend, in welchem ſich die Schloßkirche befindet. Im Norden iſt das Reſidenzſchloß durch einen kleinen Anbau mit dem Hoftheater verbunden, das 1845—46 renoviert, 1883 infolge des Ringtheaterbrandes in Wien vollſtändig umgebaut und mit allen Sicherheitsvorrichtungen verſehen wurde. Dem Schloſſe gegenüber liegt der Königsbau, 1856—60 von Leins erbaut, getragen durch eine großartige Kolonnade von 26 ioniſchen Säulen, welche durch zwei vorſtehende korinth. Portiken unterbrochen werden. Neben dem Königsbau ſteht das Kronprinzenpalais, 1846—50 in einfachem röm. Stil erbaut und gegenwärtig von dem präſumtiven Thronfolger, dem Prinzen Wilhelm (Neffen des Königs), bewohnt.

Von königl. Gebäuden ſind noch zu erwähnen das Prinzeſſinnenpalais und das Palais des Prinzen Weimar in der Neckarſtraße, die Akademie, in welcher 1775—94 die von Herzog Karl gegründete Karlsſchule untergebracht war und Schiller ſeine erſte Bildung genoß, die neue königl. öffentliche Bibliothek, das Staatsarchiv und das Muſeum der bildenden Künſte. An ſchönen Staats-, ſtädtiſchen und Privatbauten beſitzt S. eine hervorragende Anzahl; beſonders hervorzuheben ſind: die Stiftskirche, 1436—90 in ſpätgot. Stil aufgeführt (ſeit 1532 proteſtantiſch), 1841 von Heideloff renoviert, im Innern geſchmückt durch prachtvolle Glasgemälde nach den Zeichnungen von Neher und 11 Statuen württemb. Grafen (von Graf Ulrich, geſt. 1265, bis Graf Heinrich, geſt. 1519), die Leonhards- und die Hoſpitalkirche; letztere, 1471—93 erbaut, enthält das Grabmal des Reformators Reuchlin, geſt. 1522. Ferner die Berger Kirche in got. Stil von Gaub, die neue Garniſonskirche in roman. Stil von Dollinger, die Johanniskirche in got. Stil von Leins und die Heslacher Kirche in ſpätroman. Stil von



Topographiſche Lage von Stuttgart.

Wolff erbaut; außer diesen protestantischen müssen noch die vortreffliche neue kath. Marienkirche in frühgot. Stil von Egle, die alte kath. Eberhards- und die engl. Kirche, sowie die in maur. Stil nach Bregmanns Entwurf ausgeführte Synagoge erwähnt werden. Andere bemerkenswerte Gebäude sind: der Bahnhof (1867 vollendet, einer der schönsten Europas), das Hauptpostamt, die technische Hochschule (Polytechnikum) mit zwei trefflichen allegorischen Darstellungen von Kunst und Wissenschaft, die Baugewerkschule, der Justizpalast mit den Kolossalgruppen der Justitia und Lex von Kopp, das Realgymnasium, das Rathaus, die neue Realschule, die beiden Gymnasien und die verschiedenen andern Schulgebäude, das Ständehaus (in welchem die Kammern der Standesherren und die Abgeordneten ihre Sitzungen abhalten), die zwei Infanteriekasernen und die Reiterkaserne, das Ludwigsspital, das Diakonissen- und das Armenhaus, die Olgaheilanstalt (Krankenhaus für Kinder und Lehrlinge), die Gewerbe- und die Liederhalle (mit dem größten Saale Deutschlands), das obere Museum, die Württemb. Vereins- und die Deutsche Reichsbank, der Bazar, die Villa Siegle von Gnauth, das Bohnenbergersche Haus von Beisbarth, Rustiges Haus von Leins u. a. m.

An Denkmälern besitzt S. die kolossale Jubiläumssäule auf dem Schloßplatz (errichtet 1811 zur Erinnerung an die 25jähr. segensreiche Regierung des Königs Wilhelm); die Reiterstatuen des Herzogs Eberhard im Bart und des Königs Wilhelm, beide in Erzguß nach Hofers Modell (erstere im Hofraum des Alten Schlosses, letztere im Vorhofe der Kunstschule), ferner das Schiller-Denkmal von Thorwaldsen (1839 als das erste Schiller-Denkmal errichtet), die Uhland-Mörike-Hauff-Denkmäler, die Büsten Gustav Schwabs, Franz Schuberts und Johann Jakob Mosers, die Statuen Keplers und Dürers und das dem Gedächtnis des 1877 verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg gewidmete Eugen-Denkmal. Der Schloßplatz und die sich an denselben anschließenden königl. Anlagen sind von besonderer Schönheit und werden nicht so leicht von ähnlichen Anlagen in andern Städten übertroffen. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind hervorzuheben: die königl. öffentliche Bibliothek, besonders reich in den Gebieten der Geschichte und Theologie (500000 Bände, 2400 Inkunabeln, 7200 Bibeln in mehr als hundert Sprachen, 3600 Handschriften u. s. w.); die königl. Privatbibliothek, 45000 Bände, mit schätzbaren alten Werken und Handschriften, sowie zahlreichen neuern Prachtwerken; das Staatsarchiv mit seinen reichen Sammlungen, die Münz-, Kunst- und Antikensammlung (mit der Bibliothek in Verbindung); die Bibliothek und die Mustersammlungen der Centralstelle für Gewerbe und Handel; die Sammlung vaterländischer Altertümer, die Gemäldeausstellung des Kunstvereins und die permanente Kunstausstellung, das Naturalienkabinett, das Museum der bildenden Künste (Skulpturen und Gemälde) u. s. w. An höhern Bildungsanstalten bestehen zu S. eine technische Hochschule, zwei Gymnasien, ein Realgymnasium, eine Realschule, eine Kunstschule, Baugewerk- und Kunstgewerbe-, höhere Handels-, Frauenarbeitsschule, kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsschule, ein Konservatorium für Musik, eine mit der Nikolauspflege für blinde Kinder verbundene Blindenarbeitsschule, eine Tierarzneischule, Turnlehrerbildungsanstalt u. s. w. Außerdem sind noch zu nennen das Katharinenstift und das Olgastift, beides Anstalten für Töchter höherer und mittlerer Stände, ersteres von der 1819 verstorbenen Königin Katharina, letzteres von der Königin Olga (1873) gegründet, viele andere Schulen aller Art, sowie zahlreiche Vereine für bildende gemeinnützige und gesellige Zwecke. Außer dem Hoftheater ist noch zu erwähnen das Sommertheater in Berg. An Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen: das Bürgerhospital, das Armenhaus, zwei große Hospitäler (Katharinenhospital und Ludwigsspital), die Diakonissenanstalt, die Olga-Heilanstalt für arme Kinder, die orthopädische Heilanstalt für Arme, das Waisenhaus u. s. w.

Nach der Zählung vom 1. Dez. 1885 zählte S. mit den Vorstädten Heslach, Berg und Pfarrweiler Gablenberg 125906 E.; hiervon waren 106288 evangelisch, 16062 katholisch und 2566 israelitisch. S. ist der Sitz sämtlicher Ministerien, Oberbehörden und Centralstellen für Württemberg, wie des Oberlandesgerichts, des Staatsgerichtshofs, des evang. Konsistoriums, des kath. Kirchenrats, der israel. Oberkirchenbehörde, der Ministerialabteilung für die Gelehrten- und Realschulen, des Oberbergamts, der Generaldirektion der Württembergischen Staatseisenbahnen, der Posten und Telegraphen, Forstdirektion, eines Landgerichts und zweier Amtsgerichte, einer Stadtdirektion, eines Oberamts und eines Hauptzollamts, einer Kammer für Handelssachen und des Statistischen Landesamts; ferner des Generalkommandos des 13. deutschen (königl. württemb.) Armeekorps, des Kommandos der 26. Division und mehrerer Brigadestäbe. S. ist eine sehr gewerbreiche Stadt, deren Handelsbetrieb fortwährend im Steigen begriffen ist. Der Betrieb der Landwirtschaft (besonders Wein- und Obstbau) ist in S. bedeutender als in andern Städten von ähnlicher Größe; der alljährlich daselbst stattfindende Pferdemarkt ist von besonderer Wichtigkeit für die Pferdezucht Württembergs. Die Hauptgegenstände der Industrie, mit welchem S. auf dem großen Markte eine hervorragende Stelle einnimmt, sind Farbstoffe, Chemikalien, Droguen, Bijouteriewaren, Musikinstrumente, Zucker, Korsetts, Goldleisten, Möbel, Spiegelrahmen, Reiseartikel, mechan. und optische Instrumente, Kautschukwaren, Maschinen, Posamentierartikel, Chokolade, Liqueure, Schaumweine, Konditoreiwaren, Bier, Essig. Das Landesgewerbemuseum in der Legionskaserne und das Exportmusterlager in der Gewerbehalle sind während des ganzen Jahres geöffnet. S. ist ein Hauptknotenpunkt der Eisenbahnen Württembergs und wird auch von dem Orientexpreßzug Konstantinopel-Wien-Paris berührt; außerdem sind folgende Linien zu verzeichnen: Bretten-S.-Friedrichshafen, S.-Heilbronn-Jagstfeld, S.-Cannstatt-Nördlingen, S.-Plochingen-Tübingen, S.-Zuffenhausen-Calw, S.-Waiblingen-Backnang und S.-Freudenstadt.

In Bezug auf Buchhandel und typographische Gewerbe nimmt S. die erste Stelle in Süddeutschland ein, und ist seit 1853 Sitz der Generalversammlungen und jährlichen Abrechnungen des Vereins der süddeutschen Buchhändler. Bedeutende Verlagsbuchhandlungen, Buchdruckereien, Schriftgießereien, Buchbindereien, Xylographische Anstalten u. s. w. sichern S. neben Leipzig und Berlin eine ganz hervorragende Stellung im deutschen

Buchhandel. Den Handel unterstützen eine Reichsbankhauptstelle und mehrere Privatbanken. Ein telephonisches Netz vermittelt den raschen Verkehr der großen Geschäftshäuser in S. und Umgegend. Pferdebahnen verbinden S. mit den Vorstädten Berg und Heslach und mit Cannstatt. In der Umgebung sind besonders die Stadt Cannstatt (s. d.), das königl. Lustschloß Rosenstein nebst der Wilhelma und der königl. Villa in Berg, und, etwas weiter (10 km) entfernt, das Lustschloß Solitude, mit Wildpark und dem Bärensee, zu nennen. Eine Zahnradbahn führt auf die südl. Höhe zum Dorfe Degerloch, eine Vollbahn (Linie S.-Freudenstadt) zur Station Hasenberg; beide Höhen tragen stattliche Aussichtstürme. — S. ist schon seit 1229 urkundlich bekannt und wurde 1320 vom Grafen Eberhard dem Erlauchten zur Residenz erhoben. Graf Ulrich vergrößerte und verschönerte die Stadt 1436 bedeutend, und 1482 erhob sie Eberhard VII. (im Bart) zur Hauptstadt sämtlicher württemb. Lande. Das eigentliche Aufblühen der Stadt datiert seit der Mitte des 18. Jahrh. Das Meiste geschah jedoch erst unter dem Könige Friedrich und namentlich durch die Könige Wilhelm und Karl, unter deren Regierung der größte Teil der vorhandenen Prachtbauten aufgeführt wurde.

Vgl. Buhren, «S. und seine Umgebungen» (Stuttg. 1835); Zoller, «S. und seine Umgebungen» (Stuttg. 1840); Hartmann, «S.s romantische Umgebungen» (Stuttg. 1847) und «S.s Gegenwart» (Stuttg. 1847); Pfaff, «Geschichte der Stadt S.» (2 Bde., Stuttg. 1845—47); «Beschreibung des Stadtdirektionsbezirks S.» (Stuttg. 1856); Wochner, «S. seit 25 Jahren» (Stuttg. 1871); Rid, «Stuttgarter Chronik und Sagenbuch» (Stuttg. 1875); «Führer für S. und Umgebung» (10. Aufl., Stuttg. 1880); «Führer durch S. und seine Bauten» (herausg. vom Württembergischen Verein für Baukunde, Stuttg. 1881); «Führer durch S. und Umgebung» (herausg. vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Stuttg. 1885); «Führer durch S.» (Würzb. 1885); Hartmann, «S. und Cannstatt» (Zür. 1885); «Beschreibung des Stadtdirektionsbezirks S.» (herausg. vom königl. Statistischen topographischen Bureau, Stuttg. 1885); Hartmann, «Chronik der Stadt S.» (Stuttg. 1886).

Stütze (Steife, Strebe, Spreize) ist jedes, sowohl zeitweilig als auch dauernd, zum Tragen einer Last dienende Baustück. Insbesondere wird der Ausdruck im erstern Falle für nachträglich unter die Belastung gebrachte Hölzer angewendet.

Stutzen (Gewehr), s. unter Büchse.

Stutzkäfer (Histeridae) ist der Name einer aus etwa 60 Gattungen und 1200 Arten bestehenden Familie kleiner, meist sogar sehr kleiner Käfer, die über die ganze Erde verbreitet sind und von Mist, verwesenden tierischen und pflanzlichen Stoffen, häufig auch unter Baumrinde, im faulen Holz, bei Ameisen u. s. w. leben. Sie haben einen gedrungenen, fast scheibenförmigen, flachen, bisweilen sehr flachen Körper, kurze, elfgliederige, geknickte, in einer Keule endigende Fühler, derbe, kräftige Beine; die hinten abgestutzten Flügeldecken bedecken nicht den ganzen Hinterleib, von dem vielmehr das Endstück (Pygidium) frei bleibt. Beim Berühren ziehen die S. ihre Extremitäten, Fühler u. s. w. an sich, stellen sich tot und entrinnen so bei der enormen Festigkeit ihrer Körperbedeckung mancher Gefahr. Die meisten Arten sind glänzendschwarz, öfters mit roten Flecken auf den Flügeldecken. Der einfarbige Stutzkäfer (Hister unicolor, Tafel: Insekten I, Fig. 8) ist ganz schwarz, 4 mm lang und namentlich im Frühjahr sehr gemein.

Stützpunkte (militärische), s. unter Feldbefestigung.

Stutzuhr oder Standuhr, s. unter Uhren.

Stützzapfen, ein Zapfen, bei dem der Druck größtenteils in der Längenrichtung desselben wirkt.

Stüve (Joh. Karl Bertram), hannov. Staatsmann, geb. 4. März 1798 in Osnabrück, studierte in Berlin und in Göttingen. Advokat zu Osnabrück seit 1820, benutzte er seine Mußestunden zu Untersuchungen über die Geschichte seiner Vaterstadt. Nacheinander erschienen von ihm ein dritter Teil von Justus Mosers «Osnabrücker Geschichte, herausgegeben aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse» (Berl. 1824), die Fortsetzung der vom Regierungssekretär Friderici und einem Bruder S.s begonnenen «Geschichte der Stadt Osnabrück aus Urkunden» (Bd. 3, Osnabr. 1826), eine «Darstellung des Verhältnisses der Stadt Osnabrück zum Stifte» (Hannov. 1824) und noch einige andere, denselben Gegenstand betreffende Abhandlungen. Auf dem Landtage von 1831, dem er seit seiner Erwählung zum Schatzrat (Ende 1830) angehörte, wirkte er in der Ablösungsangelegenheit erfolgreich für die bessere Regulierung der auf dem Boden haftenden Steuern. Auch gab er durch den von ihm ausgegangenen Antrag der Stände vom 30. April 1831 den ersten und hauptsächlichsten Anstoß zu der neuen Verfassung. S. wurde hierauf Mitglied der zur Ausarbeitung des Grundgesetzes gewählten Kommission, verfocht die in seiner Schrift «Über die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover» (Jena 1832) ausgesprochenen freisinnigen Grundsätze, geriet aber durch seine Ansichten über die Zusammensetzung der Stände ebenso mit der liberalen Partei wie mit der Regierung in Opposition. Im J. 1833 wurde S. Bürgermeister von Osnabrück und vertrat diese Stadt in der Zweiten Kammer. Am 21. März 1848 ward er als Minister des Innern in das von Bennigsen neu gebildete Ministerium berufen, in welchem er eine hervorragende Stellung einnahm. Der Sieg der Restauration infolge der Einflüsse der österr. Politik führte indessen zur Auflösung dieses Kabinetts (Okt. 1850). S. wandte sich nach Osnabrück zurück, wo er zunächst als Bürgervorsteher wirkte, bis er 1852 sein Amt als Bürgermeister wieder übernahm, welches er 1864 niederlegte. Er starb zu Osnabrück 12. Febr. 1872. Sein Denkmal auf dem Marktplatze in Osnabrück wurde 17. Sept. 1882 enthüllt.

Styl, s. Stil.

Styliten (grch.) oder Säulenheilige werden die christl. Einsiedler genannt, welche eine besondere Bußübung darin suchten, daß sie den größten Teil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen zubrachten. Der Begründer dieser excentrischen Art der Asceſe war Simeon (s. d.) der Stylite in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. Sein Beispiel fand nach seinem Tode in Syrien und Palästina häufige Nachahmung, und bis in das 12. Jahrh. hat es dort dergleichen S. gegeben.

Stylobat (grch.), Säulenstuhl, Fußgestell für mehrere Säulen.

Styloidisch (styloidisch), griffelförmig.

Stylographie, ein Verfahren, welches man anwendet, um wertvolle Kupferstichplatten nicht durch

den Druck abzunutzen; man nimmt hierzu einen Niederschlag von denselben auf galvanoplastischem Wege, bringt diese erhabene Kopie der Platte abermals in den Apparat und erhält dann eine dem Original gleiche, vertiefte, bestens druckbare Platte. Ein Abformen in Guttapercha oder Wachs ist bei solchen Platten nicht empfehlenswert, da die feinen Linien sich nicht genügend scharf wiedergeben.

Stylolithen, durch Druckeinwirkung entstandene cylindrische, längsgestreifte Absonderungsformen des Kalksteins, welche die Bänke des letztern rechtwinkelig auf deren Schichtflächen durchziehen (z. B. im Muschelkalk von Rüdersdorf im Regierungsbezirk Potsdam und im Württembergischen).

Stylus (lat.), Griffel, s. unter Gynäceum (botan.) und Stempel (botan.).

Stymphaliden, die Raubvögel am Stymphalischen See in Arkadien, welche von Herakles erlegt wurden. Beschrieben werden sie als gefräßige Raubvögel mit ehernen Flügeln und Federn, die sie wie Pfeile abschießen konnten.

Styptika (grch.), stopfende, besonders blutstillende Mittel.

Styracēen (Styracĕae), eine Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die in den wärmern Gegenden Asiens, Australiens und Amerikas vorkommen, in Afrika dagegen fehlen. Es sind Bäume oder Sträucher mit meist starker Behaarung und alternierenden ganzrandigen oder gesägten lederartigen Blättern. Die regelmäßigen zwitterigen Blüten sind von geringer Größe und meist zu traubenartigen Blütenständen vereinigt, sie bestehen aus einem fünfzähnigen Kelch, fünf Blumenblättern, zehn Staubgefäßen und einem zwei- bis fünffächerigen Fruchtknoten mit einem fadenförmigen Griffel. Die Frucht ist eine einsamige Beere oder Steinfrucht.

Styrax *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Styraceen. Man kennt gegen 60 Arten, von denen die meisten im tropischen Asien und Amerika vorkommen. Nur eine Art findet sich auch in Südeuropa. Sie haben abwechselnde, nebenblattlose, einfache Blätter und in Trauben oder Rispen gestellte Zwitterblüten, welche aus einem glockig-krugförmigen, gezähnten Kelche, einer glockenförmigen, meist fünfteiligen Blumenkrone, zehn, wohl auch mehr Staubgefäßen mit am Grunde ringförmig verwachsenen Staubfäden und einem mit dem Kelchgrunde verwachsenen Fruchtknoten mit fadenförmigem, an der Spitze dreilappigem Griffel bestehen. Die Frucht ist eine vom Kelche teilweise umhüllte, kugelige, einsamige, zuletzt an der Spitze aufreißende Beere mit lederartiger, behaarter Schale. Die einzige europäische, in Südeuropa und dem Orient vorkommende Art ist der gemeine Storaxbaum (S. officinalis *L.*), welcher höchstens 7 m Höhe erreicht, oft nur strauchartig erscheint, und runde, mit weißem Sternfilz überzogene Zweige, längliche, gestielte, lederartige, oberseits glänzendgrüne, unterseits weißfilzige Blätter und endständige Blütentrauben mit weißlichen Blumen besitzt. Dieser Baum liefert das gemeine Storaxharz des Handels. (Vgl. Storax.) Von einer im tropischen Asien wachsenden Art, dem sog. Benzoëbaum (S. Benzoin *Dryand.*) wird das Benzoëharz gewonnen. (S. Benzoëbaum.)

Styrum, Gemeinde im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mülheim a. d. Ruhr, nahe rechts der Ruhr, Station der Linie Ruhrort-Steele-Dortmund-Holzwickede der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 9500 E., und hat ein Schloß, 1286—90 erbaut, jetzt in Privatbesitz, früher Stammsitz der Grafen Limburg-S., mit dem Grabgewölbe dieses Geschlechts. S. hat Eisen-, Tafelglas-, Leder- und Leimindustrie, ein Bandeisen-, Blech- und Röhrwalzwerk, Verzinkerei mit Fabrikation von Haushaltungsgeräten, Kesselschmiede und Maschinenfabrik. Zur Bürgermeisterei S. gehören noch die Orte Alstaden mit 4700 E., zwei Steinkohlenbergwerken und einem Solbad, und Dümpten mit 4800 E. und zwei Steinkohlenbergwerken.

Styx (die), nach der mythischen Vorstellung der Griechen ein Fluß oder See in der Unterwelt, der nach spätern Schilderungen diese mit trübem, schlammigem Wasser in neunfacher Wendung umgibt. Er gehört so zu den Flüssen der Unterwelt, von denen man glaubte, daß über sie die Schatten der Verstorbenen durch den Fährmann Charon in einer Barke übergesetzt werden müßten. Bei seinem Wasser schwören die Götter die unverbrüchlichsten Eide. Personifiziert erscheint die S. als eine furchtbare Göttin, die fern von den himmlischen Göttern in einem herrlichen Hause unter hohen Felsen wohnt. Sie galt für eine Tochter des Okeanos und der Tethys und gebar dem Giganten Pallas den Zelos (Eifer), die Nike (Sieg), Kratos (Macht) und Bia (Gewalt) und führt diese ihre Kinder dem Zeus zur Hilfe in seinem Kampfe gegen die Titanen zu. Nach einer Tradition soll die S. vom Zeus die Persephone geboren haben.

Styx hieß auch ein jetzt Mavroneri (Schwarzwasser) genannter Gießbach im nördl. Arkadien, in der Nähe der alten Ortschaft Nonakris, der von der Höhe des Aroaniagebirges (jetzt Chelmos) über eine hohe senkrechte Felswand, an deren Fuße eine Menge zackiger Felsblöcke in wildem Durcheinander liegen, herabstürzt. Das eiskalte Wasser desselben galt im Altertum als furchtbares Gift.

Su (türk.), Wasser, Fluß.

Suabedissen (Dav. Theod. Aug.), philos. Schriftsteller, geb. 14. April 1773 zu Melsungen in Niederhessen, studierte Theologie zu Marburg. Im J. 1800 wurde er Professor der Philosophie an der Schule zu Hanau, legte aber 1803 diese Stelle nieder, um eine Erziehungsanstalt in Homburg vor der Höhe anzulegen, die er bald nach Hanau verpflanzte, und bekleidete sodann mehrere Lehrerstellen in Lübeck (seit 1805), in Kassel (seit 1812) und als Instruktor des frühern Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Hierauf wurde er 1822 als ord. Professor der Philosophie in Marburg angestellt, wo er 14. Mai 1835 starb. Anfangs begeisterter Kantianer, sträubte er sich jedoch bald gegen den Kantschen Formalismus und suchte bei Spinoza, Fichte, Schelling, Jacobi eine freiere philos. Überzeugung, welche er in seiner gekrönten Preisschrift «Resultate der philos. Forschungen über die Natur der menschlichen Erkenntnis von Plato bis Kant» (Marb. 1805) aussprach. Eine zweite Preisschrift erschien unter dem Titel «Über die innere Wahrnehmung» (Berl. 1808). Am vollständigsten sprach er seine philos. Überzeugung aus in seinem Werke «Die Betrachtung des Menschen» (3 Bde., Kass. 1815—16 u. Lpz. 1818). Andere Schriften von ihm sind: «Zur Einleitung in die Philosophie» (Marb. 1827), «Grundzüge der Lehre von dem Menschen» (Marb. 1829), «Von dem Begriff der

Psychologie» (Marb. 1829), «Die Grundzüge der philos. Religionslehre» (Marb. 1831), «Die Grundzüge der Metaphysik» (Marb. 1836).

Suada oder Suadela, eigentlich die Überredung, hieß bei den Römern die Göttin der Überredung oder Überzeugung. Die Griechen verehrten sie unter dem Namen Peitho. Ihr soll zusammen mit Aphrodite (Venus) Theseus in Athen zur Erinnerung an die Vereinigung der zerstreuten Bewohner Attikas einen Kultus eingerichtet haben. In Sikyon hatte Peitho ein eigenes Heiligtum, anderswo führte Aphrodite den Beinamen Peitho. Gewöhnlich galt Peitho für eine Begleiterin der Liebesgöttin, wie sie auch eine Tochter derselben sein sollte. Vgl. Jahn, «Peitho» (Greifsw. 1846).

In modernem Sprachgebrauch bezeichnet Suade einen angenehmen, fließenden Vortrag; als Vulgärausdruck (Schwade) ist es gleichbedeutend mit Redefluß, gutes Mundwerk u. s. w.

Suâheli (Swahili), der Name eines Volks in Ostafrika, das dem großen Bantustamm (s. d.) angehört. Der Name kommt von dem arab. Worte sâhel, Plural sawâhel, «Küste». Man versteht unter S. alle an der Küste Zanzibar wohnenden mohammed. Stämme, welche sich der Suâhelisprache, der lingua franca dieser Gegenden, bedienen. Diese Sprache, welche an der ganzen südafrik. Küste und im Innern an den Karawanenstraßen von allen Kaufleuten verstanden wird, zerfällt in mehrere Dialekte, von denen die von Malindi, Mombas und Zanzibar als die bedeutendsten hervorzuheben sind. Sie ist mit fremden, namentlich arab. Wörtern reich versetzt.

Suakin, richtiger Sauâkin, der wichtigste Handelsplatz an der afrik. Küste des Roten Meers, liegt in Nubien unter 19° nördl. Br. in dürrer, salzreicher Gegend, im Hintergrunde einer etwa 15 km langen Hafenbucht und zerfällt in zwei Hauptteile, die eigentliche Stadt und die Landstadt Gef (Dschef). Die erstere ist auf einer kleinen, 14 km im Durchmesser haltenden Insel erbaut und besteht aus zum Teil mehrstöckigen, großen, wohlgemauerten Gebäuden und schuppenförmigen Warenmagazinen. An der Südseite der Bucht, auf dem Festlande, dehnt sich die vorzugsweise von Bischarin bewohnte Ortschaft Gef aus, welche aus einer Anzahl zeltartiger, äußerst unregelmäßig verlaufende Gassen bildender Hütten besteht, aber ungemein belebt ist. Hier befindet sich der Bazar, auf welchem jedoch außer Baumwollzeugen nur wenig von europ. Waren feilgeboten wird. Im Nordwesten des Gef erheben sich die hohen Mauern der Kaserne, nebst einem mit drei Geschützen armierten Werke; 2 km weiter befinden sich die Brunnen, die von Gärten und Dattelpflanzungen umgeben sind und der Stadt das nötige Trinkwasser liefern. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Vieh, Felle, Perlmuscheln, Baumwolle, Gummi arabicum, Butter (in Krügen), Tamarinde, Sennesblätter, Elfenbein, Straußenfedern und andere Produkte des Sudan. Trotz aller Verbote wird von S. aus noch immer ein beträchtlicher Sklavenhandel betrieben. Der Import besteht hauptsächlich in Baumwollstoffen, Eisen, Perlen, Stahlwaren, Holz, Teppichen und Waffen. Die Bewohnerzahl der ganzen Stadt wird von Schweinfurth auf 11—13000 geschätzt. Der sehr lebhafte Seeverkehr beschränkt sich auf Dschidda in Arabien; die Verbindung mit Suez wird durch die regelmäßig anlegenden ägypt. Dampfer hergestellt. Alle Karavanen, die von S. ihren Ausgang nehmen, gehen entweder nach Berber oder nach Kassala. Der ind. Telegraph hat hier eine Station. Im J. 1865 wurde S. mit seinem Gebiet von den Türken an den Vizekönig von Ägypten abgetreten, der in der Stadt einen Gouverneur und einen Wakil unterhält.

S. wurde, als im Sudan der Aufstand des Mahdi (s. d.) mit den Mitteln der ägypt. Regierung nicht unterdrückt werden konnte, von brit. Truppen besetzt. Nachdem im Jan. 1885 Chartum gefallen und das Heer Lord Wolseleys im Nilthale den Rückzug nach Oberägypten angetreten hatte, beschloß die brit. Regierung, von S. aus ein neues Heer nach Berber vorrücken zu lassen und unter dessen Schutze eine Eisenbahn zu bauen. Auch dieser Plan scheiterte vollständig an dem Widerstande der Araber unter Osman Digma (s. d.); doch wurde S. noch immer von britischen, zum Teil aus Indien herbeigeführten Truppen besetzt gehalten, welche in einem befestigten Lager westlich der Vorstadt standen und von Osman Digma blockiert wurden. Die von ägypt. Truppen in der Nähe von S. besetzten Forts von Sinkat (s. d.), Kassala (s. d.) und Tokar (s. d.) fielen in die Gewalt der Araber, nachdem 4. Febr. 1884 das Entsatzheer unter Baker Pascha beim Brunnen El Teb unweit Tokar eine Niederlage erlitten hatte. Im Frühjahr 1886 fanden vor S. einige Gefechte statt und im Laufe des Sommers wurden die dort stehenden brit. Truppen zurückgezogen und durch ägyptische ersetzt.

Suaven, s. Sueven.

Suawah, Verbindung kabylischer Stämme, s. [u. Kabylen.

Subaltern (vom lat.), unter einem andern stehend, untergeordnet. Subalternbeamte sind solche Beamte, welche nicht wenigstens Kollegienräte sind oder in deren Range stehen.

Subalternation (in der Logik) nennt man das Verhältnis zweier Urteile, deren Subjekte bei gleichem Prädikat im Verhältnis der Subordination (s. d.) des einen unter des andern stehen: z. B. «Der Mensch ist ein unvollkommenes Wesen» — «Dieser Mensch ist ein unvollkommenes Wesen», und zwar heißt dabei dasjenige Urteil, welches den Allgemeinbegriff zum Subjekt hat, das subalternierende, das andere dagegen das subalternierte Urteil. Die S. ist die wertvollste Form der Folgerung, d. h. der Ableitung eines Urteils aus einem andern (s. Schluß); es folgt nämlich aus der Geltung des subalternierenden (generellen) Urteils diejenige des subalternierten (partikularen oder singularen) Urteils (dictum de omni et nullo) und andererseits aus der Ungültigkeit des subalternierten diejenige des subalternierenden Urteils. Dagegen ist aus der Ungültigkeit des subalternierenden und aus der Gültigkeit des subalternierten Urteils für das jeweilig andere nichts zu folgern. Indem man das subalternierende als den logischen Grund für das subalternierte betrachtet, ordnet sich diese Regel der S. dem allgemeinern Prinzip unter, daß mit dem Grunde die Folge, aber nicht umgekehrt, gegeben, und mit der Folge der Grund, aber nicht umgekehrt, aufgehoben ist.

Subalternoffizier ist die zusammenfassende Bezeichnung für den Premier- und Sekondelieutenant der deutschen Armee. Die früher auch zur Klasse der S. gerechneten Hauptleute und Rittmeister bilden jetzt eine besondere Klasse der militärischen Hierarchie.

Subapennin, s. unter Apenninen.

Subdominante, s. unter Dominante.

Suberin (von suber, die Korkeiche, der Kork) oder Korkstoff, eine dem Faserstoff verwandte Substanz, welche in den Wandungen des Korkes gebildet wird und beim Ausziehen desselben mit Alkohol, Äther, Wasser und verdünnter Schwefelsäure als ein leichter, wachs- oder fettartiger elastischer, rötlich-grauer Stoff von zelliger Textur zurückbleibt. S. wird durch Schwefelsäure in Krümelzucker, durch Salpetersäure in Korksäure und Kleesäure verwandelt und ist in keiner Flüssigkeit ohne Zersetzung löslich.

Subfebril (d. i. dem Fieber nahestehend) nennt man in der Thermometrie die Temperaturen von 38,1 bis 38,5° C. (S. unter Fieber, Bd. VI, S. 791b.)

Subhastation heißt die gerichtliche Versteigerung von Immobilien. Der Name ist entstanden aus dem lat. sub hasta, d. i. unter dem Spieße, weil bei den Römern an dem Verkaufsorte einen Spieß aufzupflanzen üblich war. Je nachdem die Versteigerung nach dem Belieben des bisherigen Eigentümers oder aus Anlaß eines rechtlichen, von dritten Personen geübten Zwangs erfolgt, ist sie eine freiwillige oder notwendige. Die notwendige S. kann insbesondere erfolgen zum Zweck der Zwangsvollstreckung oder der Teilung eines Miteigentums. Die S. ist zum größten Teil durch Landesrecht geregelt; auch die Reichscivilprozeßordnung (§§. 755—757) enthält darüber nur wenige Bestimmungen. Von besonderer Bedeutung ist das preuß. Gesetz betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen vom 13. Juli 1883, welches auch für die königl. sächs. Subhastationsordnung von 1884 vorbildlich geworden ist. Zu den Immobilien gehören danach in Hinsicht auf die Zwangsvollstreckung nicht nur Grundstücke, sondern auch selbständige Gerechtigkeiten unbeweglicher Natur, verliehene Bergwerke, auch Kauffahrteischiffe, Flußfrachtschiffe u. s. w. Das frühere preuß. Subhastationsrecht (noch die Subhastationsordnung von 1869) beruhte auf dem Löschungsprinzip; das Grundstück wurde dem Ersteher frei von Hypotheken zugeschlagen, die Hypotheken wurden gelöscht, das bar zu zahlende Kaufgeld unter die Realgläubiger, auch an sich nicht fälliger und vollstreckbarer Forderungen, verteilt; dem jetzigen Recht liegt das Übernahmesystem zu Grunde: die dem betreibenden Gläubiger vorgehenden eingetragenen Hypotheken werden vom Ersteher übernommen, bar bezahlt nur Zinsen und Kosten und die nichteingetragenen Realforderungen; der Zuschlag ist bedingt durch das gerichtlich festgesetzte sog. geringste Gebot, das mindestens die gesetzlich erforderlichen Barzahlungen und durch Übernahme die dem betreibenden Gläubiger vorgehenden Realforderungen decken muß.

Subiaco, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Rom, rechts am Teverone, der Mühlen, Papierfabriken und Eisenwerke treibt, höchst malerisch gelegen zwischen romantischen Felsen und Blumenlandschaften, eng von Bergen eingeschlossen und deshalb auch von vielen Reisenden und namentlich Malern besucht, zählt (1881) 7074 E. und ist das alte Sublaqueum am Anio, im Gebiet der Äquer, an der von Nero angelegten Via Sublacensis. Derselbe Kaiser hatte hier eine Villa, aus deren Trümmern der größte Teil des Städtchens erbaut ist und von der nur noch wenig Überreste vorhanden sind. Sublaqueum hatte seinen Namen von der Lage unterhalb der drei lacus oder stagna Simbruina, künstlichen Teichbauten, in denen das Quellwasser des obern Anio behufs Einführung in die nach Rom geführten Wasserleitungen der Aqua Marcia und Aqua Claudia gesammelt wurde. Diese Teiche sind infolge der Zerstörung der das Wasser zurückhaltenden Dämme gänzlich verschwunden. Der Kastellpalast oder die Rocca, ehemals häufig päpstl. Sommerresidenz, 1068 vom Abt Johannes V. auf pyramidenförmigem Berge erbaut, ist ein Werk des Mittelalters, wo der Ort Sublacus hieß und als Aufenthalt des Benedikt von Nursia bekannt ist. Dem Papste Pius VI. wurde hier 1789 von den Bürgern ein Triumphbogen errichtet. Die Umgebung ist die Wiege des Benediktinerordens. In romantisch wilder Lage stehen auf jäher Felshöhe von den 12 Klöstern noch zwei, Sancta-Scolastica und Sacro-Speco; ersteres ist ein Komplex von drei Klöstern aus den J. 530, 1052 und 1235, letzteres besitzt Gemälde von 1219 und 1466. In der Bibliothek sind die ältesten Denkmäler des deutschen Buchdrucks im Auslande, welche 1464 die deutschen Buchdrucker Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz hier herstellten.

Subjectio (lat.), Redefigur, welche darin besteht, daß der Redner eine Frage aufwirft und dieselbe sogleich selbst beantwortet.

Subjekt heißt nach alter Bedeutung das, was einem andern als zu Grunde liegend gedacht wird. Ursprünglich nannte man nach Aristoteles an den sinnlichen Dingen dasjenige das S., was ihren verschiedenen wechselnden Eigenschaften vorausgesetzt wird. (S. Substanz.) Im Verhältnis zwischen dem Begriff und seinen Merkmalen hieß S. jeder Begriff, welchem ein anderer (das Prädikat) im Urteil als Merkmal beigelegt oder abgesprochen wird, und diese Bedeutung hat das Wort noch heute in der Grammatik und Logik. Eine fast umgekehrte Bedeutung des Wortes bezieht sich auf das Verhältnis zwischen dem Vorstellenden und dem Vorgestellten. S. bedeutet dann den Vorstellenden, Objekt das Vorgestellte; subjektiv dasjenige, was dem erstern, objektiv, was dem letztern zukommt. Dieser Sprachgebrauch hat sich erst in neuerer Zeit ausgebildet, indem im Mittelalter das Objektive die Vorstellung, das Subjektive das bedeutete, was der Sache oder dem Vorgestellten zukommt. Der jetzt allgemein herrschende Sprachgebrauch hat seinen Grund darin, daß man den Vorstellenden als das betrachtete, was vorausgesetzt werden muß, wenn irgend etwas, was nicht er selbst ist, für ihn, in seiner Vorstellung existieren soll. Eine ähnliche Bedeutung hat das Wort, wenn man von dem S. eines Rechts spricht, wodurch man die physische oder moralische Person bezeichnet, welcher ein Recht zukommt. Bisweilen braucht man indessen auch das Wort S. ganz gleichbedeutend mit Person. Obwohl nun alle Vorstellungen, Gedanken, Empfindungen u. s. w. Bestimmungen des S., also subjektiv sind, so bezeichnet man doch im engern Sinne als subjektiv vorzugsweise solche Gedanken und Empfindungen, welche bloß in der besondern oder individuellen Natur des Denkenden und Empfindenden gegründet sind, und unterscheidet von ihnen die objektive Erkenntnis als eine solche, welche durch die Natur der Sache selbst bestimmt ist. Ebenso bedeutet in der Geschichte, in der Kunst u. s. w. objektive Darstellung eine solche, welche die Sache, den Gegenstand selbst sprechen und die Individualität

des Darstellenden zurücktreten läßt (s. Objekt), subjektive Darstellung hingegen eine Beschreibung des Gegenstandes, wie er der einzelnen Person in einer gewissen Lebenslage oder Gemütsstimmung erschienen ist, also eine einseitige und mit zufälligen Elementen vermischte Darstellung.

Subjektivismus bedeutet, der neuern philos. Anwendung des Wortes «Subjekt» gemäß, jede Auffassungs- und Betrachtungsweise, welche ihre Prinzipien dem «Subjekt», d. h. dem vorstellenden und beurteilenden Bewußtsein entnimmt. In erkenntnistheoretischer und metaphysischer Beziehung heißt daher S. eine philos. Lehre, welche, von der Selbsterkenntnis ausgehend, eine Erkenntnis der Dinge nur insoweit für möglich hält, als dieselben sich in «subjektiven» Formen und Inhalten darstellen; in der Ethik und ähnlich in der Ästhetik versteht man unter S. diejenige Richtung, welche die Prinzipien der Beurteilung nicht in realen, resp. objektiven Verhältnissen und Ordnungen, sondern nur in subjektiven Bestimmungen und Beziehungen sucht. Da das empirische Subjekt immer nur als individuelles auftritt, so versteht man auch unter S. jedes starke Hervortreten der einzelnen Persönlichkeit, so wenn man von S. der Auffassung, des Urteils, des Handelns u. s. w. redet.

Subkutane Injektion, s. unter Injektion.

Sublimāt nennt man in der Chemie und chem. Technologie das Produkt jeder Verflüchtigung (Sublimation), welches in starrer Form, fest oder pulverig, erscheint. So sind z. B. Schwefelblumen, die arsenige Säure, der Salmiak u. s. w. Sublimate. Im engern Sinne aber begreift man unter S. das Quecksilberchlorid. S. unter Quecksilber («Verbindungen 3. b.).

Sublimation wird diejenige chem. Operation genannt, wobei das Destillat in fester Form erhalten wird. S. werden gewöhnlich in Kolben vorgenommen, wobei sich die sublimierende Substanz im Halse absetzt; beim Arbeiten im großen Maßstabe bedient man sich dazu eiserner Kessel, auf welche abgesprengte gläserne Ballons oder metallene schalenförmige Deckel befestigt werden (Kampfer, Salmiak).

Submission (lat.), die Ausbietung von verlangten Lieferungen an den Mindestfordernden.

Subordination (in der Logik) ist das Verhältnis eines Begriffs zu einem höhern oder Gattungsbegriff, von dem er eine Art oder ein Exemplar darstellt; so Rechteck zu Dreieck, Tier zu Organismus u. s. w. Die logische Bedeutung der S. zeigt sich vor allem in der Folgerung der Subalternation (s. d.), indem alles, was von dem höhern Begriff gilt, auch von dem ihm subordinierten gelten muß. Gleichbedeutend mit S., nur etwa mit feinern erkenntnistheoretischen Nuancen, pflegt der Ausdruck Subsumtion gebraucht zu werden. Mehrere Begriffe, welche demselben Gattungsbegriff subordiniert sind, stehen zueinander im Verhältnis der Koordination, z. B. Tier und Pflanze als gemeinsame Arten des Begriffs Organismus u. s. w.

Subordination bezeichnet die unbedingte Unterordnung unter den Befehl und die Autorität des Vorgesetzten und bildet die Grundlage der Disciplin, ohne welche ein geordnetes Heerwesen nicht bestehen kann.

Suboxyd, s. unter Oxyd.

Subreption (lat.), Erschleichung.

Subrogieren, s. unter Abrogieren.

Sub rosa (lat., eigentlich unter der Rose) heißt bildlich und sprichwörtlich soviel als: im Vertrauen oder insgeheim, z. B. jemand etwas mitteilen. Die alten Deutschen pflegten nämlich eine Rose, als Symbol der Verschwiegenheit, bei ihren Gastmählern von der Decke auf die Tafel herabhängen zu lassen, um damit anzudeuten, daß man die bei demselben durch die frohe und heitere Stimmung hervorgerufenen Äußerungen wieder vergessen und wenigstens andern nicht mitteilen solle.

Subsellien (lat.), Schulbänke, s. unter Schulhygiene.

Subsidia charitativa, eine Beisteuer, die 1546 unter Karl V. aufkam, hießen im ehemaligen Deutschen Reiche diejenigen Gelder, welche die Reichsritterschaft dem Kaiser gegen einen Revers bewilligte, von ihren Unterthanen erhob und dann der freien Verfügung des Kaisers überließ.

Subsidien (lat.) nannten die Römer das dritte Treffen der Schlachtordnung, das den beiden vordern Treffen im Fall der Not zu Hilfe kam, daher figürlich soviel wie Unterstützung, Hilfe in der Not.

Die neuere Zeit versteht unter Subsidien gewöhnlich Gelder, welche vermöge geschlossener Bündnisse oder Verträge ein Staat dem andern zahlt, um von ihm bei einem mit einem dritten Staate entstehenden Kriege entweder nicht beunruhigt, oder, welcher letztere Fall der gewöhnlichste ist, mit einer in den Verträgen festgesetzten Anzahl Truppen unterstützt zu werden.

Subskription (lat.), die durch Namensunterschrift übernommene Verpflichtung, sich an irgend einem Unternehmen, besonders an einem künstlerischen oder litterarischen zu beteiligen. Man veranstaltet S., um schwierige Unternehmen rücksichtlich des Kostenpunktes oder des Ertrags sicherzustellen. Werden alle Bedingungen erfüllt, zu denen sich der Unternehmer hierbei rücksichtlich der Lieferungszeit, der Beschaffenheit des Gegenstandes u. s. w. verbindlich macht, so ist der Subskribent auch rechtlich gehalten, seiner Verpflichtung zur Teilnahme nachzukommen. Andererseits ist er berechtigt, die bereits bezogenen Hefte oder Bände eines Werks zurückzugeben, falls Preis oder Umfang nicht eingehalten werden. Der Subskriptionspreis ist meist zum Vorteil des Subskribenten niedriger gestellt als der spätere gewöhnliche Kaufpreis der Sache. Die S. unterscheidet sich von Pränumeration (s. d.) oder Vorausbezahlung.

Substantivum (lat., deutsch Hauptwort) heißt in der Grammatik jedes Wort, welches ein Ding oder einen Begriff bezeichnet, der nicht bloß als Eigenschaft eines andern gefaßt wird, sondern selbst Träger einer Eigenschaft sein kann, im Gegensatz zum Adjektivum, welches Eigenschaftsbegriffe ausdrückt, die nicht selbst Träger einer Beschaffenheit sein können. So ist daher z. B. «die Schönheit» ein S., «schön» aber ein Adjektivum.

Substanz (lat.). Das Verhältnis, welches die philos. Terminologie durch die Worte S. und Accidens bezeichnet, findet sich schon in dem gewöhnlichen Gedankenkreise. Es entspricht nämlich dem Verhältnis zwischen Dingen und Eigenschaften, und die Veranlassung, beide voneinander zu unterscheiden, liegt in den Veränderungen der Dinge. Indem nämlich ein Ding in der Veränderung andere Eigenschaften bekommt, ohne daß es selbst zu sein aufhört, entsteht der Begriff eines den wechselnden Eigenschaften zu Grunde Liegenden, welchem bald

dieſe, bald jene Eigenſchaften und Beſtimmungen anhaften. Die Worte S. und Accidens ſind abſtrakte Ausdrücke für dieſes Verhältnis. Unter jenem verſteht man das in dem Wechſel der Eigenſchaften Beharrliche und Bleibende; unter dieſem die der S. anhaftenden Beſtimmungen. Worin nun die S. der Dinge beſtehe, iſt, ſeitdem Ariſtoteles dieſen Begriff in die Philoſophie eingeführt hatte, ſehr verſchiedenartig beſtimmt worden. In der Scholaſtik des Mittelalters begnügte man ſich auf dieſe Frage durch die Berufung auf gewiſſe verborgene Qualitäten (qualitates occultae) zu antworten, die das Subſtantiale in den Dingen bilden; Carteſius unterſchied zwei Arten von S., denkende und ausgedehnte; Spinoza nahm nur eine einzige S. (die Gottheit) an mit zwei Attributen, der Ausdehnung und dem Denken, und erklärte alle endlichen Dinge für bloße Modifikationen (modi) dieſer Attribute; Leibniz beſtimmte den Begriff der Subſtantialität durch den der Kraft; Kant und ſeine Nachfolger erklärten die Begriffe S. und Accidens für Denkformen des menſchlichen Verſtandes, durch welche nur die Oberfläche des Erſcheinens der Dinge, nicht aber ihr tieferer Grund aufgefaßt werde. Dieſer von den empiriſchen S. verſchiedene Grund, über welchen Kant nichts Näheres zu beſtimmen wagte, iſt von Fichte als abſolutes Ich, von Schelling als abſolute Identität, von Hegel als abſolute Idee definiert worden. In der gewöhnlichen Redeweiſe bezeichnet man durch das Wort S. auch häufig jede dauernde Grundlage, z. B. liegende Gründe oder Kapitalien als S. eines Vermögens im Gegenſatz zum Ertrag oder den Zinſen als ſeinen Accidentien.

Subſtitution (im chem. Sinne), ſ. u. Chemie, Bd. IV, S. 227.

Subſtitution heißt in Erbſchaftsfällen die Einſetzung eines nachfolgenden Erben, wenn der erſte nicht Erbe wird. Sie kann geſchehen, indem der Erblaſſer, auf den Todes- oder Nichtantretungsfall des erſten Erben, den zweiten unmittelbar ernennt, und dann iſt ſie eine direkte Subſtitution, oder ſie geſchieht ſo, daß dem erſtern Erben aufgetragen wird, die Erbſchaft dem Subſtituten oder nachfolgenden Erben zu überliefern, und dann iſt eine fideikommiſſariſche Subſtitution vorhanden. Die erſtere Art begreift nach röm. Rechte die Vulgarſubſtitution und die Pupillarſubſtitution. Die Vulgarſubſtitution beſteht darin, daß der Teſtator einen Erben und, im Fall dieſer nicht Erbe würde, an ſeiner Stelle einen andern einſetzt. Über die Pupillarſubſtitution ſ. beſondern Artikel. Endlich gibt es noch eine ſog. Quaſi-Pupillarſubſtitution (substitutio exemplaris). Sie iſt die Erbeinſetzung, welche die Eltern oder Großeltern ſtatt eines wahnſinnigen Kindes auf den Fall vornehmen, daß es im Wahnſinn verſterben ſollte. Hat indeſſen das Kind lucida intervalla, d. h. ſolche Zeiten, wo es des Gebrauchs ſeiner Vernunft fähig iſt, ſo dürfen die Eltern nicht quaſipupillariſch ſubſtituieren. Unter mehrern S. dieſer Art gilt nur die des Vaters auch mit für das eigene Vermögen des Wahnſinnigen, während ſich die übrigen bloß auf das Gut beziehen, welches der Subſtituierende dem zum Teſtieren unfähigen Erben zuwendet. Die beiden Formen der Pupillarſubſtitution ſind in veränderter Geſtalt aufgenommen im Preußiſchen Landrecht und im Sächſiſchen Bürgerlichen Geſetzbuch, fanden dagegen keine Anerkennung im Code civil, im Öſterreichiſchen und im Züricher Bürgerlichen Geſetzbuch.

Subſtrat (lat.), das Vorliegende, zu Grunde Liegende, Grundlage; Schicht, Lage.

Subſumieren (lat.), unter etwas zuſammenfaſſen, mitbegreifen, daraus folgern.

Subſumtion, ſ. unter Subordination.

Subtraktion, Subtrahieren (lat., d. h. Abziehen), iſt diejenige der vier Spezies oder einfachen Rechnungsarten, welche zu zwei gegebenen Zahlen oder Größen, dem Minuendus und dem Subtrahendus, eine dritte, die Differenz, finden lehrt, die zu dem Subtrahendus addiert den Minuendus gibt. Die Differenz gibt an, um wie viel der Minuendus größer iſt als der Subtrahendus. Das Zeichen der S. iſt ein horizontaler Strich, welcher vor den Subtrahendus geſetzt wird, z. B. $11-8=3$, weil $8+3=11$.

Subtropen nennt man einen namentlich durch ſeine klimatiſchen Eigentümlichkeiten charakteriſierten Gürtel der Erdoberfläche zu beiden Seiten des Tropengebiets. (S. Tropen). In das Gebiet der S. fallen die Gegenden der ausgeſprochenen Winterregen; doch ſind dieſe keineswegs überall vorhanden. Die S. ſind im weſentlichen durch die große Regelmäßigkeit, mit welcher die Mitteltemperaturen der einzelnen Jahreszeiten einzutreten pflegen, vor den übrigen Teilen der gemäßigten Zone ausgezeichnet. Die genannten neuern Reſultate über die Klimate der S. finden ſich in Hann, «Handbuch der Klimatologie» (Stuttg. 1883).

Subūra, eine Niederung im alten Rom, zwiſchen dem Cölius und Esquilinus, durch die eine gleichnamige, mit Handelsbuden beſetzte Gaſſe führte.

Sub utraque forma (lat.), unter beiderlei Geſtalt. (S. Calixtiner.)

Succadanholz, ſ. unter Jacaranda.

Succade iſt die candierte Schale verſchiedener Citrusarten, welche in der Kuchenbäckerei Verwendung findet.

Succeſſion, ſ. Erbfolge.

Succinit, ſoviel wie Bernſtein.

Succumbenzgelder heißt der Einſatz, welchen eine Partei, die gegen das Urteil ein Rechtsmittel einlegt, auf den Fall, daß ſie in der höhern Inſtanz mit dem Rechtsmittel abgewieſen wird und unterliegt (in casum succumbentiae), an die Staatskaſſe verliert. Das franz. Recht kennt ſie bei der «requête civile» (Code de procédure civile, Art. 494, 500), nicht dagegen die Deutſche Reichscivilprozeßordnung.

Succus (lat.), Saft, Pflanzenſaft; z. B. S. citri, Citronenſaft; S. Junipĕri, Wachholdermus; S. liquiritiae, Lakritzenſaft u. ſ. w.

Suchenwirt (Peter), der berühmteſte Wappendichter des 14. Jahrh., führte, wie ſchon ſein Name (Suche den Wirt) anzeigt, Turnieren, Ritterfeſten und Fehden nachziehend, das Wanderleben eines Fahrenden, meiſt im Gefolge öſterr. Fürſten und Herren und beſonders am wiener Hofe verweilend, und ſtarb nach 1394. Ohne eigentliche dichteriſche Begabung, aber formgewandt und fruchtbar, erwarb er ſich Lob durch Gedichte auf geſchichtliche Ereigniſſe ſeiner Zeit, durch allegoriſche, Spruch- und andere Dichtungen didaktiſchen Charakters und weltlichen wie geiſtlichen Inhalts, beſonders aber durch ſeine gereimten Wappenbeſchreibungen, mit denen poetiſche Ehrenreden auf die Träger der Wappen verknüpft waren. Seine ſowohl für Zeit-

und Sittengeschichte als auch in sprachlicher Hinsicht bedeutsamen Werke gab mit Erläuterung und Wörterbuch Primisser (Wien 1827) heraus; dazu fünf unedierte Ehrenreden S.s, herausgegeben von Fricas (Wien 1878); die Sprache behandelte gründlich Koberstein in vier Programmen der Landesschule Pforta (Naumb. 1828—52).

Sucher, kleines Nachtfernrohr, s. unter Fernrohr, Bd. VI, S. 701[a].

Suchet (Louis Gabr.), Herzog von Albufera, Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Lyon 2. März 1770, kämpfte seit 1792 in den freiwilligen Bataillonen seines Departements, 1794 und 1795 unter La Harpe in Italien und erwarb sich im Feldzuge von 1797 den Grad eines Brigadegenerals. Er wurde 1798 Brune in der Schweiz beigeordnet, welchen er dann nach Italien begleitete, um die Verwaltung beim Heere zu leiten. Joubert, der Nachfolger Brunes, schickte ihn in gleicher Verwendung nach Piemont, wo er mit den Kommissaren des Direktoriums in Streit geriet. S. trat hierauf unter den Befehl Masséñas und wurde dessen Generalstabschef. Als Joubert an Schérers Stelle den Befehl in Italien wieder übernahm, rief er S. als Stabschef zu sich. Nach Jouberts Tode diente S. erst unter Moreau, dann unter Championnet, endlich 1800 wieder unter Masséna, der ihn vom Ersten Konsul zum Divisionsgeneral ernennen ließ. Er leistete den Österreichern unter Melas tapfern Widerstand, wurde aber durch den Verlust der Bocchetta von Masséna getrennt, und mußte, während dieser sich nach Genua warf, 12. Mai hinter den Var zurückweichen. Hier schritt er, von Bonaparte aufgefordert, um dessen Alpenübergang zu unterstützen, wieder zum Angriff und errang Vorteile, konnte aber den Fall von Genua nicht hindern. Der Sieg von Marengo brachte diese Stadt 22. Juni wieder in franz. Hände, und S. wurde dort Kommandant. Im Dez. 1800 vertraute ihm Bonaparte den Befehl über das Centrum der Armee in Italien an, an deren Feldzug von 1801 er rühmlich teilnahm. Nach dem Frieden befehligte er 1803 und 1804 eine Division im Lager von Boulogne, mit welcher er 1805 zum Kriege gegen Österreich dem 5. Armeekorps unter Lannes zugeteilt wurde. Er zeichnete sich bei Ulm, Hollabrunn, besonders aber bei Austerlitz aus, ebenso 1806 gegen die Preußen bei Saalfeld und gegen die Russen bei Pultusk. Nach dem Frieden von Tilsit befehligte er das 5. Korps in Schlesien und wurde gegen Ende des J. 1808 nach Spanien geschickt. Er übernahm April 1809 den Oberbefehl des 3. Armeekorps in Aragonien und schlug den General Blake im Juni 1809 bei Santa-Fé und Belchite. Im J. 1810 siegte er über O'Donnell 23. April bei Lerida, zwang diesen Platz und Mequinenza zur Übergabe und eroberte 2. Jan. 1811 Tortosa. Am 28. Juni 1811 erstürmte er Tarragona, dann Montreal und Figueras, und erhielt dafür von Napoleon den Marschallsstab. Im J. 1812 schlug er Blake abermals bei Sagonte und eroberte 9. Jan. Valencia, wobei ihm 20000 Mann mit Geschütz in die Hände fielen. S. empfing zur Belohnung die Domäne Albufera und 24. Jan. den Herzogstitel. Er behauptete sich nun in der Provinz Valencia, schlug O'Donnell 21. Juli bei Castella, 11. April 1813 Elio, entsetzte Tarragona und zog sich erst gegen Ende 1813 gegen die Pyrenäen zurück. Nach dem Sturze Napoleons wendete er sich den Bourbonen zu und schloß mit Wellington zu Narbonne 18. April einen Waffenstillstand ab. Als jedoch der Kaiser von Elba zurückkehrte, trat er wieder in dessen Dienste, wurde Pair und erhielt den Auftrag, mit 10000 Mann die franz. Grenze gegen Italien zu decken. Bald mußte er sich jedoch nach Lyon zurückziehen, wo er sich den Bourbonen unterwarf. Nach der zweiten Restauration blieb er ohne Anstellung; doch gab ihm Ludwig XVIII. 1819 die Pairswürde zurück. S. starb 3. Jan. 1826 zu Marseille. Er hinterließ Memoiren über die span. Feldzüge, welche sein Stabschef Saint-Cyr-Nugues (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1834) herausgab. In Lyon wurde ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. Barrault-Roullon, «Le maréchal S., duc d'Albufera» (Par. 1854). — Napoleon S., Herzog von Albufera, Sohn des vorigen, geb. 23. Mai 1813, war unter dem zweiten franz. Kaiserreich Mitglied des Gesetzgebenden Körpers und starb 23. Juli 1877 zu Paris.

Suchona, Fluß im russ. Gouvernement Wologda, der westliche der beiden Hauptquellflüsse, welche die nördl. Dwina bilden. Die S. tritt aus dem See Kubenskoje und fließt bis zur Stadt Welikij Ustjug nordöstlich, worauf sie sich nördlich wendet und diese Richtung bis zur Vereinigung mit der Wytschegda beibehält, nachdem sie durch den rechten Nebenfluß, den Jng, sehr verstärkt worden ist. Die Länge der S. beträgt 577 km; ihre Tiefe im Durchschnitt 2—6 m, ihre Breite 100—400 m. Die S. ist auf ihrem ganzen Laufe schiffbar, da sie der wasserreiche Abfluß eines ziemlich großen Sees ist, die Schiffahrt auf ihr dauert von Mitte April bis gegen Ende Oktober. Sie ist sehr fischreich. Vermittelst des Kanals des Herzogs Alexander von Württemberg ist die S. sowohl mit dem System der Wolga, als auch mit dem Baltischen Meere in Verbindung gebracht worden.

Süchteln, Stadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, unweit links der Niers, Station der Linie Viersen-Krefeld-S. der Krefelder Eisenbahn, zählt (1880) 9451 E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Krankenhaus, Samthandweberei, zwei Samt- und Samtbandfabriken, zwei Seidenfärbereien, Dampfflachsschwingerei, eine Zeugdruckerei, zwei Appreturanstalten, Ziegeleien, Gerbereien und Ölmühlen. Auf dem Höhenzuge Kreis Kriegerdenkmal, ein hoher Aussichtsturm mit prachtvoller Fernsicht, in der Nähe auf dem Heiligenberge alte (Irmgardis-) Kapelle, viel besuchter Wallfahrtsort.

Suchum Kale oder Sukhum Kaleh, Hafenstadt an der Nordostküste des Schwarzen Meers im Lande der Abchasen, 45 km im Südosten von Anapa und 30 km im Nordwesten von Gelendschik an der Zemesbai und dem in dieselbe einmündenden Beslabach gelegen, besitzt eine alte Citadelle, deren Gräben ausgefüllt worden sind, und wurde durch die Russen, die sich des Ortes bereits 1810 bemächtigten, zu einer Verpflegungsstation ihrer transkaukas. Armee mit neugebauten, bedeutenden Magazinen erhoben. Einer haltbaren Befestigung der Stadt stand die Überhöhung durch eine hinter ihr aufsteigende Berglette entgegen. Zu Anfang des Krimkriegs (24. April 1854) wurde S. aus Anlaß der Annäherung eines engl.-franz. Geschwaders russischerseits geräumt und durch die Abchasen unmittelbar danach verbrannt. Nach hergestelltem Frieden wurde der Ort nur allmählich, aber auf

Grundlage eines umfassendern Plans wieder aufgebaut. Diese neuen Anlagen zählten 1862 erst 318, 1874 bereits 1161 E. Im Mai 1877, kurz nach Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 und 1878, wurde S. durch eine Abteilung Türken besetzt. Im Herbst 1877 räumten die Türken den Ort, welcher, darauf abermals von den Abchasen verbrannt, nunmehr nur noch eine Trümmerstätte ist.

Sucre, Hauptstadt Bolivias, s. Chuquisaca.

Suczawa, Stadt in der Bukowina, am gleichnamigen Fluß, Endstation der Linie Czernowitz-S. der Lemberg-Czernowitzer Bahn nach Rumänien in flacher Gegend, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 10 104 E. und hat ein griech.-orient. Obergymnasium und bedeutende Lederfabrikation. Zahlreiche Ruinen in der nächsten Umgebung erinnern daran, daß S. einst die Residenz der moldauischen Fürsten war. Im J. 1675 wurde die Stadt vom Polenkönig Johann Sobieski belagert und in demselben Jahre von den Türken geplündert.

Südafrikanische Republik ist nach der neuen, am 27. Febr. 1884 in London abgeschlossenen, vom Volk am 28. Aug. 1884 ratifizierten Konvention wieder die offizielle Bezeichnung für die bisherige Republik Transvaal (s. d.).

Südafrikanische Völker und Sprachen, s. Bantuvölker.

Sudak, Flecken im russ. Gouvernement Taurien, am Südufer der Krim, an der gleichnamigen Bucht des Schwarzen Meeres, 90 km südöstlich von Feodosia, mit 914 E., Griechen, Tataren und Russen. S. ist eine alte griech. Kolonie, die schon im 3. Jahrh. erwähnt wird, und trieb unter der Herrschaft der Genuesen und Venetianer im 13. und 14. Jahrh. blühenden Handel. Jetzt produziert der Ort viel Wein und Früchte. Es befindet sich 3 km von S. eine deutsche Kolonie gleichen Namens.

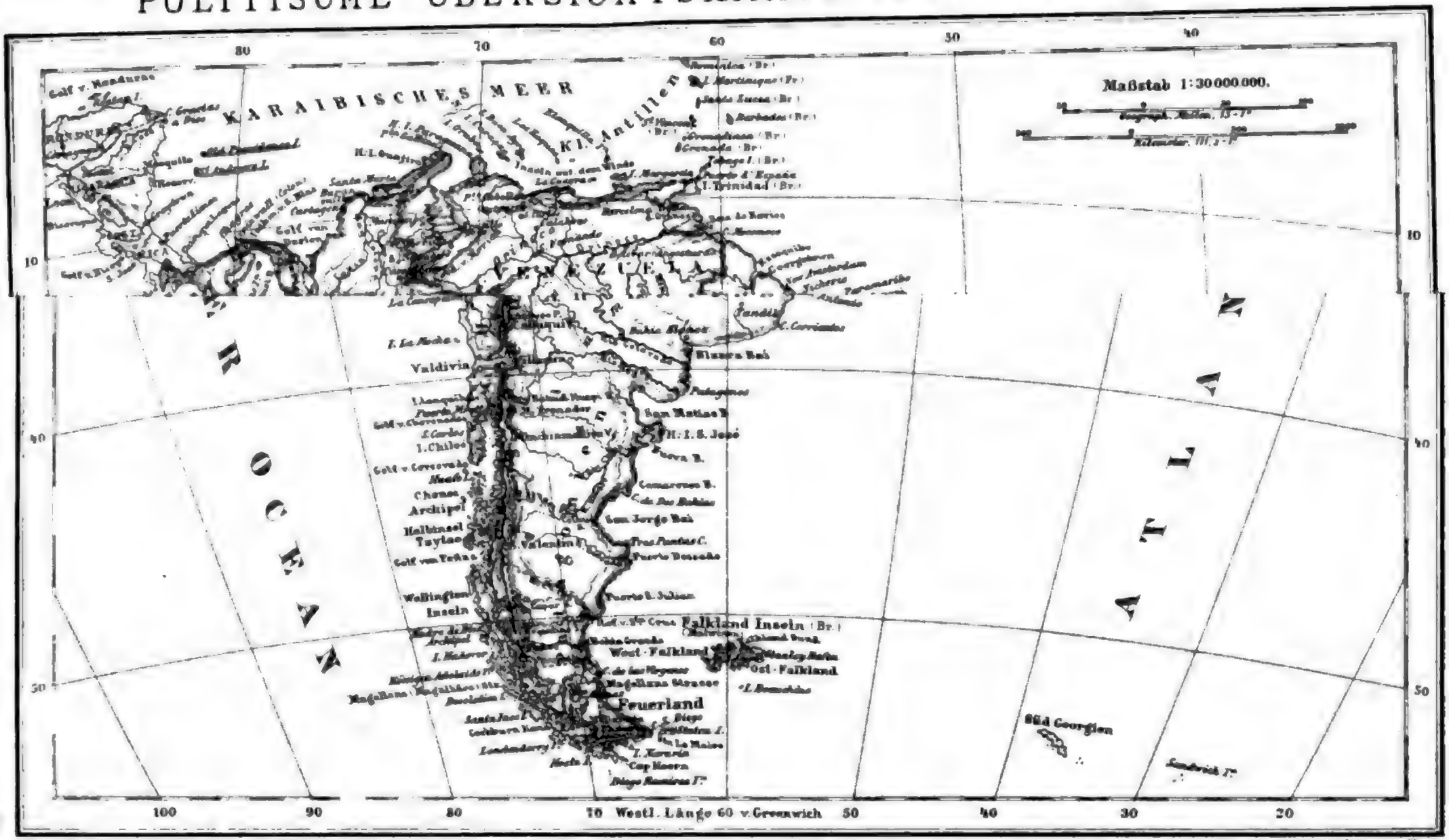
Südamerika, die südl. Hälfte Amerikas (s. d.), erstreckt sich von Punta-Gallinas in 12° 30′ nördl. Br. bis Kap Froward an der Magellansstraße unter 53° 53′ 43″ südl. Br. oder, den Feuerlands-Archipel als insulare Fortsetzung mitgerechnet, bis Kap Hoorn in 55° 58′ 50″ südl. Br., also etwa 7500, bezüglich 7720 km von Norden nach Süden, und von Punta-Pariña in 63° 40′ 54″ bis Kap Branco 17° 8′ oder nach Lais 17° 4′ 51″ westl. L. (von Ferro), also etwa 5200 km. Als Festland nimmt es ungefähr 17 465 300, mit den Inseln 17 752 292 qkm ein. Die Kerngestalt des kontinentalen S. bildet ein fast rechtwinkeliges Dreieck, dessen 7500 qkm lange Hypotenuse fast genau in dem Meridian von 53° westl. L., von der Galinasspitze bis zum Kap Froward läuft, während die beiden Katheten in Kap San-Roque (nördlich von Kap Branco) zusammenstoßen und die eine, am Isthmus von Panama endigende etwa 5620, die andere 6370 km lang ist. Dieses Dreieck, das an seiner Nordwestseite durch die Landenge von Panama (s. d.) mit Nordamerika verbunden wird, ist auf seiner Westseite von dem Großen Ocean, auf der Nordost- und Südostseite aber vom Atlantischen Ocean bespült. Die gesamte Küstenentwickelung beträgt, da der Gestalt S.s fast alle maritime Gliederung abgeht, nur etwa 25 230 km, wovon 15 950 auf den Atlantischen, 9280 auf den Großen Ocean kommen. Die Bodengestaltung wird hauptsächlich von den Cordilleras de los Andes und vier getrennten Gebirgsgliedern bestimmt, dem brasil. Gebirgsland, dem Hochland von Guaiana, dem Küstengebirge von Venezuela und der kleinen Sierra Nevada von Sta.-Marta. Die Cordilleras (s. d.) durchziehen als ein langes Kettengebirge mit einem Flächenraum von 2 439 000 qkm ganz S. auf seiner Westseite von Süden nach Norden, immer nahe am Meere parallel mit der Küste streichend und gleichsam einen langen, hohen Grat bildend, der erst gegen die Landenge von Panama hin in einer tiefen Einsenkung eine Unterbrechung erleidet. Das Gebirgsland von Brasilien dagegen, auf der südöstl. Seite S.s, mit seinem Kern ungefähr zwischen 10—30° südl. Br. und 20—40° östl. L. gelegen und in seiner räumlichen Ausdehnung 990 000 qkm umfassend, besteht aus einem Plateau von 300—650 m Erhebung, das sich von der Küste des Atlantischen Oceans westwärts tief ins Land hinein erstreckt, ohne mit den Cordilleras in Verbindung zu stehen; vielmehr wird es durch weite Ebenen, nach denen es auf seinen sämtlichen kontinentalen Grenzen abfällt, von den Cordilleras getrennt. Auf diesem Plateau erheben sich mehrere Bergketten, die sämtlich in einer der Küste Brasiliens mehr oder minder parallelen Richtung streichen und voneinander meist durch hohe Thalflächen gesondert sind, wiewohl sie unter sich auch durch Querketten in Verbindung stehen. Das Hochland von Guaiana oder das Parimegebirge, auf der Nordostseite S.s zwischen dem Äquator und 8° nördl. Br. und 35—50° westl. L. gelegen, durch die Ebene des Marañon vom brasil. Gebirge getrennt, nimmt einen Flächenraum von etwa 635 000 qkm ein und besteht ebenfalls aus einem System mehrerer paralleler Ketten, welche, in der Hauptrichtung von Ostsüdost nach Westnordwest streichend und durch enge Längenthäler voneinander getrennt, sich aus der Küstenebene von Guaiana (s. d.) am Atlantischen Ocean erheben und ebenso wieder nach den andern kontinentalen Seiten zu Tiefebenen abfallen, sodaß das Gebirge, gleich dem brasilischen, ganz isoliert dasteht. Die Höhe des Gebirges nimmt von der Küste nach dem Innern immer mehr zu, sodaß die westl. Ketten, wo auch die höchsten Berge des Hochlandes (der 2600 m hohe Cerro de Duida und der 3100 m hohe Mavaraca) sich befinden, bis zu einer mittlern Höhe von 500 m ansteigen, während die östlichen sich nur zu einer Höhe von etwa 650 m erheben. Das Küstengebirge von Venezuela dagegen ist nur eine östl. Fortsetzung der östl. Cordillera Columbiens und wird durch zwei parallele, dicht aneinander liegende Bergketten gebildet, welche sich unter 51½° westl. L. von der Sierra Nevada de Merida oder der Ostcordillera von Columbien ablösen und längs der Nordküste S.s am Karaibischen Meere bis zum Drachenschlund an der Nordwestspitze der Insel Trinidad fortziehen. Das ganze Gebirge hat nur einen Flächeninhalt von etwa 60 000 qkm, erhebt sich in der Silla de Caracas und dem Pic von Naiguata bis zu einer Gipfelhöhe von 2610 und 2890 m und fällt ungemein steil nach Norden zum Meere ab, während es sich nach Süden hin zu der Ebene des Orinoco, die es vom Hochlande von Guaiana trennt, sanft abdacht. Die Sierra Nevada de Sta.-Marta endlich besteht aus einer kleinen isolierten Hochgebirgsgruppe von nicht mehr als 5500 qkm Flächeninhalt, die zwischen der Mündung des Magdalenenflusses und dem Ausfluß des Maracaibosees gelegen, aus dem umgebenden Tieflande steil zu einem Massengebirge mit Gipfeln von 5500 m emporsteigt.

Umfangreicher als die Gebirge S.s sind die Tiefländer und Ebenen desselben. Während jene nur gegen 4129000 einnehmen, enthalten diese einen Flächenraum von 13545000 qkm. Abgesehen von den kleinen Küstenebenen am westl. Fuße der Cordilleras, liegen diese Ebenen sämtlich auf der Ostseite jenes Gebirges, wo sie sich längs des ganzen Fußes desselben von der Südspitze des Erdteils bis zur Mündung des Orinoco am nordöstl. Ende der südamerik. Cordillera erstrecken, so diese von den beiden großen isolierten Gebirgsgliedern S.s, dem Gebirgslande Brasiliens und dem Hochlande Guaianas, trennend, zwischen welchen sie sich in der Richtung von Westen nach Osten bis zum Atlantischen Ocean fortsetzen. Sie zerfallen demnach in drei Hauptteile, die den großen Flußsystemen entsprechen, welche S. aufzuweisen hat. Das nördlichste dieser ebenen Tiefland sind die Llanos des Orinoco, welche sich mit einem Flächenraum von 881000 qkm auf dem linken Ufer dieses Flusses zwischen dem Hochlande von Guaiana und der östl. Cordillera von Columbien mit dem Küstengebirge von Venezuela, von der Flußscheide des Marañon im Südwesten bis zur Küste des Atlantischen Oceans im Nordosten erstrecken und so die Thalebene des ganzen Flußgebietes des Orinoco ausmachen. Diese Ebene geht in ihrem südwestl. Teile unmittelbar in das andere große Tiefland S.s über, in die Ebene des Marañon, von der sie durch kein Gebirge, sondern nur durch eine niedrige Schwelle getrennt ist, welche zwar die Wasserscheide zwischen Orinoco und Marañon abgibt, aber an einer Stelle so verschwindet, daß durch eine Gabelteilung eine natürliche Wasserverbindung zwischen dem Marañon und dem Orinoco entsteht. Dieses große Tiefland des Marañon, die Thalebene des Gebietes dieses Flusses begreifend, nimmt den ungeheuern, 7984000 qkm enthaltenden Raum zwischen dem Hochlande von Guaiana im Norden und dem Gebirgslande von Brasilien im Süden und zwischen den Cordilleras im Westen und dem Atlantischen Ocean im Osten ein, zu welchem es sich in fast unmerklicher Senkung von dem Fuß der Cordilleras aus abdacht. Wie die Ebene des Orinoco in ihrem südöstl. Teil nur durch eine fast unmerkliche Bodenerhöhung von dem Flußgebiet des Marañon geschieden ist, so wird auch dieses in seinem südöstlichsten Teil nur durch eine geringe, sanft ansteigende Erhöhung des Bodens der weiten Ebene, welche sich zwischen dem westl. Teile des brasil. Gebirgslandes und den Cordilleras als eine Art niedriger Hochebene hinzieht, von dem Flußgebiet des La-Plata getrennt. Die Ebenen oder Pampas des La-Plata, welche sich südlich von dieser ebenen Bodenerhöhung, ebenfalls die Thalebene seines Gebiets bildend, zwischen den Cordilleras und dem südl. Teile des brasil. Gebirgslandes bis zum Atlantischen Ocean im Südosten erstrecken, bilden das dritte, südlichste, große Tiefland S.s, an das sich weiterhin nach Süden die große patagonische Steppe anschließt, mit der es einen Flächenraum von 4184800 qkm begreift. Die patagonische Steppe aber, ostwärts vom Fuße der Cordilleras bis zum Atlantischen Ocean sich ausdehnend, reicht südlich vom Rio Colorado bis zur Südspitze des Erdteils. Außer diesen drei großen, zusammenhängenden Tiefländen zählt S. noch zwei abgesonderte: die 374400 qkm große Tiefebene am Ausflusse des Magdalenenflusses, zwischen den Cordilleren von Columbien, den Meerbusen von Darien und Maracaibo gelegen und die Sierra Nevada de Sta.-Marta umschließend, und die 121000 qkm große Tiefebene von Guaiana, welche im Nordosten des guaianischen Hochlandes längs des Atlantischen Meers als ein schmaler Küstenstrich sich hinzieht.

Die Hauptwassersysteme S.s sind mit seinen drei großen Hauptebenen gegeben und bestehen in dem des Orinoco, dem des Marañon oder Amazonenstroms und dem des La-Plata. Außer diesen Flüssen sind nur noch anzuführen der Magdalenenstrom in Columbien, welcher sich in das Karaibische Meer ergießt; der Paranaiba oder Paranahyba in Brasilien, welcher auf der Serra dos Vertentes im brasil. Gebirge entspringt und in nordöstl. Laufe von 1390 km Länge dem Atlantischen Ocean zuströmt; der San-Francisco, ebenfalls in Brasilien, der auf der Serra Negra im brasil. Gebirge entspringt und in nordöstl. Richtung die weite Thalebene zwischen der Serra do Espinhaço und der Serra dos Vertentes durchströmt, bis er nach Osten umbiegend die Küstenterrasse durchbricht und bei einer Stromentwickelung von 2620 km in den Atlantischen Ocean mündet; endlich der Rio Colorado und der Rio Negro, welche auf der Ostseite der Cordillera von Chile entspringen und, in südöstl. Richtung die patagonische Ebene durchströmend, in den Atlantischen Ocean fallen. Auf der ganzen Westseite S.s befindet sich kein einziger Fluß von Bedeutung. Unter den Seen sind nur die beiden von Maracaibo und von Titicaca erwähnenswert. Der See von Maracaibo, ein Süßwassersee von 16365 qkm, liegt im Norden der östl. Cordillera und im Westen des Küstengebiets von Venezuela im westl. Teil dieser Republik und hängt durch eine breite Wasserstraße mit dem Meerbusen von Maracaibo im Karaibischen Meere zusammen; der Titicacasee auf der Grenze der Republiken Peru und Bolivia, hat salziges Wasser und ist ohne Zusammenhang mit dem Meere. Nur wenige Inseln gehören zu S. Die bedeutendsten darunter sind die Galapagos, die Chincha-Inseln, Juan-Fernandez, Chiloë und die Küsteninseln von Patagonien im Großen Ocean, die Falklandsinseln im Atlantischen Ocean und das Feuerland an der Südspitze Amerikas, nur durch die Magellansstraße von demselben getrennt und die südlichste insularische Fortsetzung der Cordilleras bildend. (Hierzu die Politische Übersichtskarte Südamerikas, sowie die Physikalische Karte Amerika II, Bd. I, S. 539.)

Das Klima S.s ist in seiner Art fast ebenso verschiedenartig, als das von Nordamerika, und findet seine Charakteristik in dem von Amerika (s. d.) im allgemeinen. Während das Klima des Feuerlandes ein subarktisches genannt werden kann und in den Gebirgen die Wärme mit der zunehmenden Bodenhöhe bis zur höchsten Rauheit der Alpennatur abnimmt, herrscht auf den sandigen oder wüsten Küstenstrichen am Großen Ocean, sowie in den tropischen Tiefländern, besonders an der Küste des Karaibischen Meers und der Küstenebene von Guaiana, die furchtbarste Tropenhitze. Ebenso verschieden ist die Bewässerung des Landes. Die Westküste am Großen Ocean und die außertropischen Ebenen östlich von den Cordilleras leiden im allgemeinen an Dürre und tragen da, wo nicht künstliche Bewässerung der Vegetation zu Hilfe kommt, teils die Natur eines Steppenlandes, teils die einer

POLITISCHE ÜBERSICHTSKARTE VON SÜDAMERIKA.



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

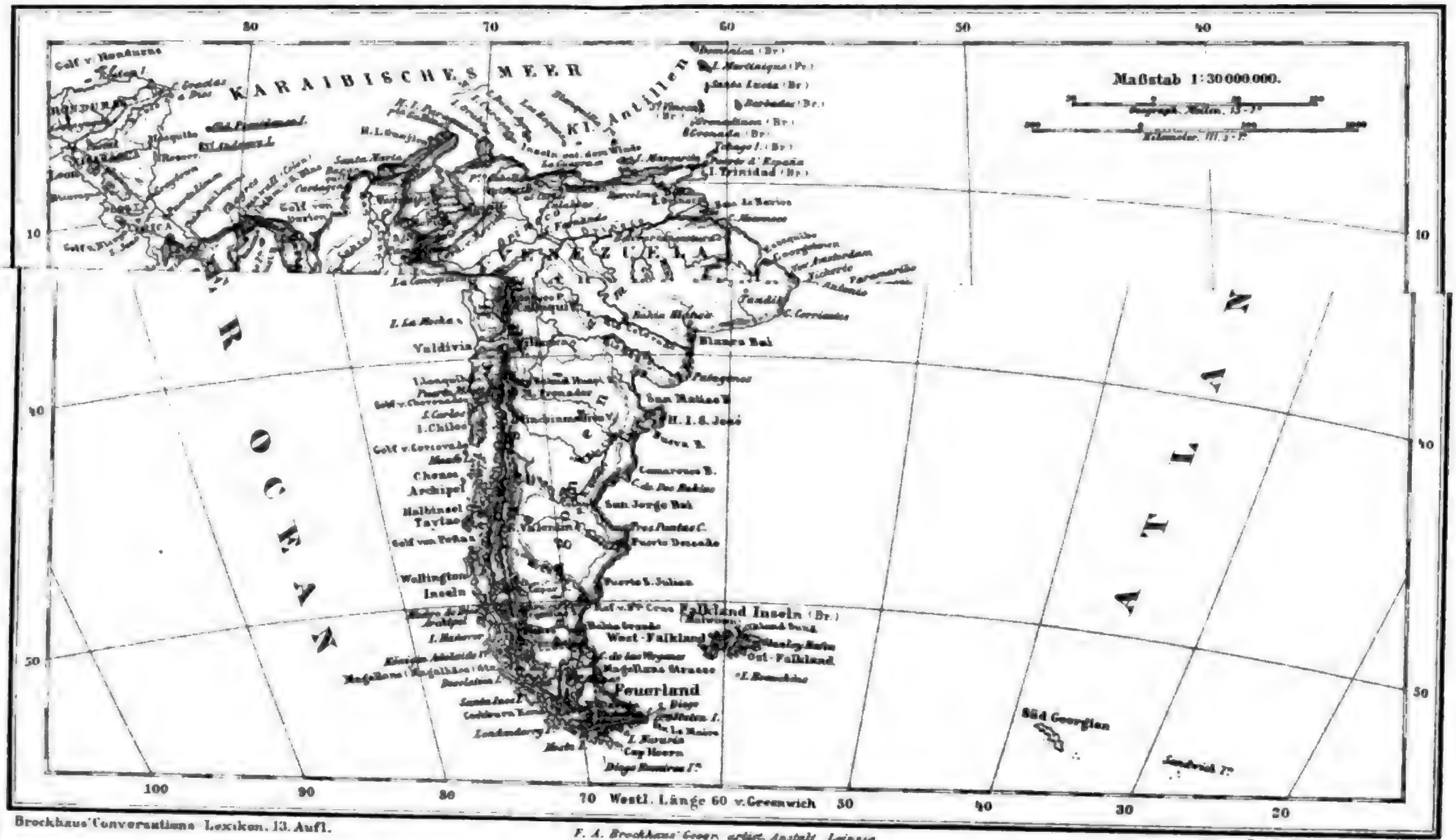
Zu Artikel: Südamerika.

Umfangreicher als die Gebirge S.s sind die Tiefländer und Ebenen desselben. Während jene nur gegen 4129000 einnehmen, enthalten diese einen Flächenraum von 13545000 qkm. Abgesehen von den kleinen Küstenebenen am westl. Fuße der Cordilleras, liegen diese Ebenen sämtlich auf der Ostseite jenes Gebirges, wo sie sich längs des ganzen Fußes desselben von der Südspitze des Erdteils bis zur Mündung des Orinoco am nordöstl. Ende der südamerik. Cordillera erstrecken, so diese von den beiden großen isolierten Gebirgsgliedern S.s, dem Gebirgslande Brasiliens und dem Hochlande Guianas, trennend, zwischen welchen sie sich in der Richtung von Westen nach Osten bis zum Atlantischen Ocean fortsetzen. Sie zerfallen demnach in drei Hauptteile, die den großen Flußsystemen entsprechen, welche S. aufzuweisen hat. Das nördlichste dieser ebenen Tiefslande sind die Llanos des Orinoco, welche sich mit einem Flächenraum von 881000 qkm auf dem linken Ufer dieses Flusses zwischen dem Hochlande von Guaiana und der östl. Cordillera von Columbien mit dem Küstengebirge von Venezuela, von der Flußscheide des Marañon im Südwesten bis zur Küste des Atlantischen Oceans im Nordosten erstrecken und so die Thalebene des ganzen Flußgebietes des Orinoco ausmachen. Diese Ebene geht in ihrem südwestl. Teile unmittelbar in das andere große Tiefland S.s über, in die Ebene des Marañon, von der sie durch kein Gebirge, sondern nur durch eine niedrige Schwelle getrennt ist, welche zwar die Wasserscheide zwischen Orinoco und Marañon abgibt, aber an einer Stelle so verschwindet, daß durch eine Gabelteilung eine natürliche Wasserverbindung zwischen dem Marañon und dem Orinoco entsteht. Dieses große Tiefland des Marañon, die Thalebene des Gebietes dieses Flusses begreifend, nimmt den ungeheuern, 7984000 qkm enthaltenden Raum zwischen dem Hochlande von Guaiana im Norden und dem Gebirgslande von Brasilien im Süden und zwischen den Cordilleras im Westen und dem Atlantischen Ocean im Osten ein, zu welchem es sich in fast unmerklicher Senkung von dem Fuß der Cordilleras aus abdacht. Wie die Ebene des Orinoco in ihrem südöstl. Teil nur durch eine fast unmerkliche Bodenerhöhung von dem Flußgebiet des Marañon geschieden ist, so wird auch dieses in seinem südöstlichsten Teil nur durch eine geringe, sanft ansteigende Erhöhung des Bodens der weiten Ebene, welche sich zwischen dem westl. Teile des brasil. Gebirgslandes und den Cordilleras als eine Art niedriger Hochebene hinzieht, von dem Flußgebiet des La-Plata getrennt. Die Ebenen oder Pampas des La-Plata, welche sich südlich von dieser ebenen Bodenerhöhung, ebenfalls die Thalebene seines Gebiets bildend, zwischen den Cordilleras und dem südl. Teile des brasil. Gebirgslandes bis zum Atlantischen Ocean im Südosten erstrecken, bilden das dritte, südlichste, große Tiefland S.s, an das sich weiterhin nach Süden die große patagonische Steppe anschließt, mit der es einen Flächenraum von 4184800 qkm begreift. Die patagonische Steppe aber, ostwärts vom Fuße der Cordilleras bis zum Atlantischen Ocean sich ausdehnend, reicht südlich vom Rio Colorado bis zur Südspitze des Erdteils. Außer diesen drei großen, zusammenhängenden Tieflanden zählt S. noch zwei abgesonderte: die 374400 qkm große Tiefebene am Ausflusse des Magdalenenflusses, zwischen den Cordilleren von Columbien, den Meerbusen von Darien und Maracaibo gelegen und die Sierra Nevada de Sta.-Marta umschließend, und die 121000 qkm große Tiefebene von Guaiana, welche im Nordosten des guaianischen Hochlandes längs des Atlantischen Meers als ein schmaler Küstenstrich sich hinzieht.

Die Hauptwassersysteme S.s sind mit seinen drei großen Hauptebenen gegeben und bestehen in dem des Orinoco, dem des Marañon oder Amazonenstroms und dem des La-Plata. Außer diesen Flüssen sind nur noch anzuführen der Magdalenenstrom in Columbien, welcher sich in das Karaibische Meer ergießt; der Paranaiba oder Paranahyba in Brasilien, welcher auf der Serra dos Vertentes im brasil. Gebirge entspringt und in nordöstl. Laufe von 1390 km Länge dem Atlantischen Ocean zuströmt; der San-Francisco, ebenfalls in Brasilien, der auf der Serra Negra im brasil. Gebirge entspringt und in nordöstl. Richtung die weite Thalebene zwischen der Serra do Espinhaço und der Serra dos Vertentes durchströmt, bis er nach Osten umbiegend die Küstenterrasse durchbricht und bei einer Stromentwickelung von 2620 km in den Atlantischen Ocean mündet; endlich der Rio Colorado und der Rio Negro, welche auf der Ostseite der Cordillera von Chile entspringen und, in südöstl. Richtung die patagonische Ebene durchströmend, in den Atlantischen Ocean fallen. Auf der ganzen Westseite S.s befindet sich kein einziger Fluß von Bedeutung. Unter den Seen sind nur die beiden von Maracaibo und von Titicaca erwähnenswert. Der See von Maracaibo, ein Süßwassersee von 16365 qkm, liegt im Norden der östl. Cordillera und im Westen des Küstengebiets von Venezuela im westl. Teil dieser Republik und hängt durch eine breite Wasserstraße mit dem Meerbusen von Maracaibo im Karaibischen Meere zusammen; der Titicacasee auf der Grenze der Republiken Peru und Bolivia, hat salziges Wasser und ist ohne Zusammenhang mit dem Meere. Nur wenige Inseln gehören zu S. Die bedeutendsten darunter sind die Galapagos, die Chincha-Inseln, Juan-Fernandez, Chiloë und die Küsteninseln von Patagonien im Großen Ocean, die Falklandsinseln im Atlantischen Ocean und das Feuerland an der Südspitze Amerikas, nur durch die Magellansstraße von demselben getrennt und die südlichste insularische Fortsetzung der Cordilleras bildend. (Hierzu die Politische Übersichtskarte Südamerikas, sowie die Physikalische Karte Amerika II, Bd. I, S. 539.)

Das Klima S.s ist in seiner Art fast ebenso verschiedenartig, als das von Nordamerika, und findet seine Charakteristik in dem von Amerika (s. d.) im allgemeinen. Während das Klima des Feuerlandes ein subarktisches genannt werden kann und in den Gebirgen die Wärme mit der zunehmenden Bodenhöhe bis zur höchsten Rauheit der Alpennatur abnimmt, herrscht auf den sandigen oder wüsten Küstenstrichen am Großen Ocean, sowie in den tropischen Tiefländern, besonders an der Küste des Karaibischen Meers und der Küstenebene von Guaiana, die furchtbarste Tropenhitze. Ebenso verschieden ist die Bewässerung des Landes. Die Westküste am Großen Ocean und die außertropischen Ebenen östlich von den Cordilleras leiden im allgemeinen an Dürre und tragen da, wo nicht künstliche Bewässerung der Vegetation zu Hilfe kommt, teils die Natur eines Steppenlandes, teils die einer

POLITISCHE ÜBERSICHTSKARTE VON SÜDAMERIKA.



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Artikel: Südamerika.

völligen Wüste. Dagegen gehört der tropische Teil von S. östlich der Cordilleras infolge der regelmäßigen Tropenregen und der damit zusammenhängenden reichen Bewässerung, sowie infolge des größtenteils fetten, humusreichen Bodens der Ebenen und selbst der Gebirge mit geringen Ausnahmen zu den Ländern der Erde, welche die üppigste Vegetation aufzeigen. Die Produkte S.s sind daher noch mannigfaltiger und von größerer Menge als die Nordamerikas; in allen drei Reichen der Natur gehört S. jedenfalls zu den gesegnetsten und reichsten Ländern der Erde.

Die Bewohner S.s, gegenwärtig auf ungefähr 29 Mill. berechnet, sind verschiedenen Stammes, teils Indianer und Ureinwohner, teils Eingewanderte, und zwar Europäer und Neger, teils Mischlinge. Über die Zahlenverhältnisse liegen keine irgend sichern Angaben vor; jedenfalls bilden die Indianer mit den zu ihnen gehörenden Mischlingen die entschiedene Majorität. Dann folgen die Weißen oder Creolen, häufig jedoch auch nicht ganz reinen Blutes, sodann die Neger und Mulatten. Zwei europ. Völker haben sich vorzüglich in den Besitz S.s geteilt, die Spanier und die Portugiesen, von denen jene sich auf der westl. und diese sich auf der östl. Seite festsetzten. Obwohl die Herrschaft ihrer europ. Mutterländer schon seit vielen Jahren geendet, ist doch in Sprache wie in Sitte der Charakter beider Völker maßgebend geblieben, und außer den verhältnismäßig geringen Besitzungen der Engländer, Holländer und Franzosen in Guaiana zerfällt ganz S. in ein portugiesisches und ein spanisches. Das portugiesische S. wird von dem Kaisertum Brasilien gebildet; das spanische besteht aus den Republiken Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, der Argentinischen Konföderation, Uruguay und Paraguay.

Eine Geschichte S.s vor der Entdeckung durch die Spanier gibt es, mit Ausnahme der von Peru unter den Inkas, nicht, da fast alle das Land außerdem bewohnenden Stämme der Indianer mehr oder minder auf der Stufe der Wildheit geblieben waren. Erst mit den Entdeckungen und Eroberungen Columbus', Cabrals, Balboas, Diaz de Solis', Magellans, Pizarros, Almagros, Bartolommeo Diaz' und Orellanas und der daraus folgenden Besitznahme durch die Spanier und Portugiesen beginnt die Geschichte S.s. Drei Jahrhunderte trugen seitdem die verschiedenen span. Kolonien das schwere Joch des europ. Mutterlandes. Nur in Europa geborene Spanier, nicht Creolen, erhielten Zutritt zu den Staatsämtern und höhern Kirchenwürden, die sie zu ihrer Bereicherung benutzten. Der Handel war in schwere Fesseln geschlagen, indem die Erzeugnisse der Kolonien nur an Spanier abgegeben und nur Waren aus Spanien in die Kolonien eingeführt werden durften, jeder fremde Zwischenhandel aber, sowie der Handel zwischen den Kolonien selbst verboten war. Der Anbau des Tabaks galt als königl. Monopol und befand sich hauptsächlich in den Händen der Spanier. Mehrere Produkte des Mutterlandes, wie Wein, durften in den Kolonien gar nicht gebaut werden. Die auf span. Schiffen eingeführten Waren wurden mit hohen Zöllen und Abgaben belegt. Unter dem härtesten Drucke lebten die Indianer, besonders in den Bergwerksdistrikten, wo sie bald nach der Eroberung zu Zwangsdiensten in den Bergwerken verpflichtet wurden. Selbst der Ackerbau war in diesen Distrikten nicht erlaubt, um durch nichts die Bewohner vom Bergbau abzuhalten. Außerdem war in den Kolonien die Anlage von Fabriken verboten. Die amerik. Eroberungen der Spanier wurden schon 1519 durch Karl V. mit der Krone Castilien vereinigt. Das span. Amerika mit Inbegriff des Vizekönigreichs Neuspanien oder Mexiko und des Generalkapitanats Guatemala enthielt zur Zeit des Vollbestandes der span. Monarchie einen Flächenraum von ungefähr 12 940 000 qkm mit etwa 17 Mill. E. Über dieses große Ländergebiet wurde bis 1810 die gesetzgebende Gewalt durch den Hohen Rat von Indien ausgeübt, der in Madrid seinen Sitz hatte, während die vollziehende Gewalt die Statthalter des Königs in Amerika, vier Vizekönige und fünf Generalkapitäne besorgten. Die Einnahme der span. Krone in Amerika wurde durchschnittlich zu 48 Mill. Thlr. geschätzt, die meist aus dem Ertrage des Bergbaues flossen. Spanien gewann besonders durch den alle Fremden ausschließenden Handel mit seinen Kolonien, welchen es jährlich für mehr als 77 Mill. Thlr. Waren zuführte, wogegen es aus denselben für etwa 50 Mill. Thlr. an landwirtschaftlichen Erzeugnissen erhielt.

Von den neun Statthalterschaften gehörten zu Nordamerika Neuspanien oder Mexiko (mit Texas) und das Generalkapitanat Guatemala; zu Westindien das Generalkapitanat Havana, bestehend aus der Insel Cuba und aus Florida, und das Generalkapitanat Portorico, das aus der gleichnamigen Insel, dem span. Anteil von Santo-Domingo und den zwei span. Jungferninseln bestand. In S. lagen: 1) Das Vizekönigreich Neugranada. Die ersten span. Niederlassungen legte man hier 1510 an, und nachdem das Land bis 1536 völlig entdeckt und erobert, wurde 1547 die Regierung einem Generalkapitän und 1718 einem Vizekönig übergeben. 2) Das Generalkapitanat Caracas. Von den Spaniern erobert und kolonisiert, erhielt dasselbe 1528 die Familie Welser zu Augsburg von Karl V. für eine Schuld als castilisches Lehn, verlor es aber 1550 wegen des drückenden Mißbrauchs ihrer Gewalt, worauf ein Kronbeamter als Generalkapitän angestellt wurde. 3) Das Vizekönigreich Peru. 4) Das Generalkapitanat Chile, 1535 von den Spaniern entdeckt und seit 1557 bis auf das Land der kriegerischen Araucos unterjocht. 5) Das Vizekönigreich Buenos-Ayres oder Rio de la Plata, mit den Provinzen Buenos-Ayres, Paraguay und Plata, die größte der südamerik.-span. Kolonien. Der erste Entdecker war der Spanier Juan-Diaz de Solis 1515, worauf 1526 der Venetianer Sebastian Caboto, im Dienste des Königs von Spanien, den Platastrom hinaufsegelte. Erst 1553 gründeten die Spanier eine Ansiedelung und erbauten dann Buenos-Ayres, wo der Generalkapitän seinen Sitz hatte, wiewohl die Verwaltung von Peru abhängig war. Bei dem Monopolsystem des Mutterlandes, das jährlich nur eine Flotte in den Plata schickte, blieb Buenos-Ayres von Europa fast abgeschnitten. Bald aber wußte der Schleichhandel diese reiche Kolonie zu benutzen, und die Spanier führten daher 1748 die sog. Registerschiffe ein, die mit einem Freischein des Rats von Indien zu jeder Zeit im Jahre nach dem Plata fahren durften. Buenos-Ayres wurde bald ein wichtiger Handelsplatz, und die span. Regierung erklärte endlich 1778 sieben und 1785 noch fünf Häfen zu Freihäfen. Das ganze Plataland wurde gleichzeitig zu einem

Vizekönigreich erhoben, und durch die Vereinigung der östlich und südlich von den Andes liegenden peruan. Landstriche mit demselben kam Buenos-Ayres, das früher bloß Ackerbaukolonie war, in den Besitz reicher Erzgruben. Das Vizekönigreich bestand aus den Gouvernements: a) Buenos-Ayres; b) Las Charcas oder Potosí, 1533 von Pizarro kolonisiert, mit der Hauptstadt Chuquisaca und dem 1547 erbauten Potosí; c) Paraguay, von den span. Eroberern hart behandelt, bis die Jesuiten 1656 die Leitung der Kolonie erhielten; d) Tucuman, von den Spaniern 1543 entdeckt und 1549 erobert; e) Cujo oder Ostchile, 1560 von den Spaniern erobert.

Die Ereignisse, welche Spanien den Verlust seiner Kolonien zuzogen, waren die Folge seines Kolonialsystems. Außerdem herrschte auch in der Verwaltung wie in der Rechtspflege eine grenzenlose Willkür. Das Maß der geistigen Bildung des Volks, für welche nur von der Geistlichkeit, früher besonders von den Jesuiten, gesorgt worden, war von jener im Einverständnis mit der Regierung auf die eigene Erhaltung berechnet. Nach diesen Interessen war überall das Unterrichtswesen eingerichtet. Die höhern Bildungsanstalten, die zum Teil reich dotierten Hochschulen in Lima, Mexiko, Sta.-Fé, Caracas, Quito, und die vorbereitenden Anstalten in mehrern Städten genossen die Lehrfreiheit nur im Gebiete der Sprachenkunde und in den Wissenschaften, die den Kirchenglauben und die Politik nicht unmittelbar berührten. Aristotelische Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Heilkunde, Rechtswissenschaft, Bergbaukunde, selbst die bildenden Künste blieben jedoch trotz veralteter Unterrichtsweisen nicht ohne Einfluß auf die höhern Klassen der Weißen, sodaß sich das span. Amerika besonders im 18. Jahrh. mehrerer tüchtiger wissenschaftlich gebildeter Männer rühmen konnte. Auch trugen die im Auslande erlangte Bildung, Handelsverbindungen und eingeschlichene Bücher zur Aufklärung der Creolen bei und streuten Keime aus, die überraschende Früchte trugen, als die alte Zwingherrschaft zusammenfiel. Die Creolen hatten schon längst die Schmach der Unterdrückung gefühlt. Ein Canadier, Leon, stiftete 1750 zu Caracas eine Verschwörung, die ihm das Leben kostete. In Peru stellte sich José Gabriel Tupac Amaru, ein Abkömmling der Inkas, 1780 an die Spitze des Volks, und griff, nachdem er vergebens die Erleichterung der Indianer gefordert, mit seinen Anhängern zu den Waffen. Dies war die Losung zu einem allgemeinen Aufstande der Indianer, der zu einem verheerenden Kriege in mehrern Teilen von Peru führte. Tupac Amaru, der die Zeichen der kaiserl. Würde angelegt hatte, wurde zwar gefangen und grausam hingerichtet, doch die Indianer sammelten sich wieder unter seinem Bruder Diego Christoval und seinem Neffen Andreas, wurden aber nach einigen Jahren unterworfen. Auch der 1797 von einigen Creolen und Spaniern in Caracas entworfene Umwälzungsplan wurde entdeckt.

Nach der Erneuerung des Kriegs zwischen England und Spanien ging Fr. Miranda 1806 mit brit. Unterstützung nach Venezuela, um für die Unabhängigkeit S.s zu kämpfen, und später machte auch die brit. Regierung den Versuch, die span. Herrschaft in Buenos-Ayres zu erschüttern. Beide Unternehmungen blieben jedoch ohne Erfolg. Immer lauter regte sich in den span. Kolonien das Verlangen nach einem bessern Zustand, je mehr die Schwäche der Regierung des Mutterlandes in ihren Verhältnissen zu Frankreich hervortrat. Als die königl. Familie in Bayonne auf die Krone Spaniens und Indiens Verzicht geleistet, unterwarfen sich zwar die Vizekönige und Generalkapitäne in den Kolonien, mit Ausnahme des Vizekönigs von Mexiko, Napoleons Beschlüssen, aber das Volk widersetzte sich und verbrannte die franz. Bekanntmachungen. Auch die spätern Versuche Napoleons scheiterten, ungeachtet man den Kolonien polit. Rechte zusicherte. In Caracas erklärte sich das Volk geradezu im Juli 1808 für den König Ferdinand VII., und man errichtete Juntas in Montevideo, Mexiko, Caracas und andern Hauptstädten, die sich der Junta in Sevilla anschlossen. Die meisten span. Statthalter, statt diese Bewegung klug zu leiten, widersetzten sich aber den ersten Äußerungen der polit. Selbständigkeit des Volks. Als der Vizekönig von Neugranada die Junta zu Quito 1809 mit Gewalt auseinandertrieb und ungeachtet der versprochenen Amnestie die Vaterlandsfreunde in Quito verhaften und viele derselben im Gefängnis ermorden ließ, entschied dieses Ereignis den Abfall der Kolonien, zumal man in Amerika nach der Eroberung von Sevilla die Unterwerfung unter Napoleons Gewalt für gewiß hielt und dem Schicksal des Mutterlandes zu entgehen wünschte. Caracas und die Insel Margarita gaben die Losung. Die Junta zu Caracas legte sich 1810 die Gewalt und den Namen einer Hohen Junta bei, übte aber die Regierungsgewalt noch immer in Ferdinands VII. Namen aus. Die span. Oberbeamten wurden als verdächtig abgesetzt. Dem Beispiel von Caracas folgten in demselben Jahre die Juntas zu Buenos-Ayres, Bogota und in Chile. Schon 1809 hatte sich in Mexiko eine Regierung im Namen Ferdinands VII. gebildet; der Vizekönig, der sich auf die Seite der Unabhängigkeitsfreunde neigte, war von den Altspaniern überfallen und als Verräter behandelt worden. Der neue Vizekönig Venegas suchte an der Spitze der europ.-span. Partei den Gehorsam gegen die Regentschaft und die Cortes zu Cadiz zu sichern, aber die Verfolgung der Freisinnigen reizte zur Revolution, und unter der Leitung des Pfarrers zu Dolores, Miguel Hidalgo y Castillo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, brach im Sept. 1810 der Aufstand aus, der bald zahlreiche Scharen unter die Waffen brachte, an deren Spitze sich Hidalgo der Hauptstadt näherte. So griffen die Bewegungen in allen Kolonien im ersten Jahre der Revolution ineinander und unterstützten sich gegenseitig.

Die Schritte der Cortes zu Cadiz reizten die Kolonien zur Verfechtung ihrer Unabhängigkeit. Sie hatten zwar schon im Okt. 1810 die bürgerliche Gleichheit der Amerikaner anzuerkennen beschlossen und ihnen das Recht zugestanden, wie die Bewohner der Halbinsel durch einen Abgeordneten auf 50000 Seelen vertreten zu werden. Als man aber zur Ausführung dieses Grundsatzes schreiten wollte, sahen die Cortes, daß die amerik. Repräsentanten nach jenem Maßstabe zahlreicher sein würden als die spanischen, und verfügten daher, daß kein Abkömmling aus amerik. Blute Bürger sein oder Repräsentant werden oder selber repräsentiert werden sollte, um dadurch den span. Abgeordneten das Übergewicht zu sichern. Caracas gab auch diesmal wieder die Losung zum Kampfe für die Unabhängigkeit. Miranda erhob Ende 1810 die Fahne der

Befreiung, und im Juli 1811 erklärte der Kongreß zu Venezuela seine Unabhängigkeit im Namen der sieben vereinigten Staaten Caracas, Cumana, Barinas, Barcelona, Merida, Truxillo und Margarita. Zugleich verkündete er eine Verfassung nach dem Muster der nordamerikanischen. Ebenso kräftig hatte sich der Geist der Unabhängigkeit seit dem Ausbruch des Aufstandes in der Hauptstadt Buenos-Ayres im Mai 1810 in den Kolonien am Platastrom erhoben, wo das Volk durch Bildung und Charakter über die meisten Kolonialvölker Amerikas hervorragte. Nur in Mexiko waren die ersten Unternehmungen der Freunde der Unabhängigkeit unglücklich. Der Vizekönig verwarf alle Vergleichsvorschläge, und der span. General Calleja benutzte Hidalgos Unschlüssigkeit und schlug die Mexikaner im Mai 1811. Die Grausamkeit des Siegers entzündete jedoch von neuem den Aufstand. Vergebens hatte die engl. Regierung bei ihrer Verbindung mit den Cortes sich bemüht, die Kolonien dem Mutterlande zu erhalten. Die Cortes nahmen auch 1811 die von Engländern angebotene Vermittelung an, verwarfen aber die Vorschläge der engl. Regierung und der amerik. Abgeordneten in Spanien, besonders die Gewährung des freien Handels, den England für sich und das span. Amerika verlangte. Der unter den Cortes vorherrschende Monopolgeist vereitelte alle Aussöhnungsversuche. Die Regentschaft in Cadiz verfügte eine Sperre gegen die Küste von Venezuela und schickte frische Truppen ab, um die Kolonien mit Gewalt zu unterwerfen. Die empörenden Gewaltthaten Callejas in Mexiko, Montewerdes in Caracas, Guyeneches in Peru und die Billigung dieser Grausamkeiten durch die span. Regentschaft und die Cortes erbitterten die Amerikaner so sehr, daß sich 1811 alle Kolonien für unabhängig erklärten. Seitdem wurde der Kampf meist auf vier Schauplätzen, in Caracas und Neugranada, in Buenos-Ayres und dem angrenzenden Chile, in Mexiko und später in Peru, geführt, wo auf großem Raume meist kleine Heere mit wilder Erbitterung stritten, bis das J. 1824 durch die Anerkennung der südamerik. Republiken von seiten Großbritanniens und der Vereinigten Staaten eine große Entscheidung brachte, welche die polit. Selbständigkeit der neugebildeten Staaten begründete. Alle diese Republiken, mit einziger Ausnahme Chiles, bieten seitdem das niederschlagende Schauspiel einer nur von Zeit zu Zeit durch die Militärherrschaft eines Diktators unterbrochenen polit. und sozialen Anarchie. Die Geschichte des andern Hauptteils von S., der portug. Kolonien, geht in der Geschichte von Brasilien (s. d.) auf.

Vgl. Torrente, «Historia general de la revolucion moderna hispana-americana» (3 Bde., Madr. 1829 fg.); Röding, «Der Freiheitskampf in S.» (Hamb. 1830); Kottenkamp, «Der Unabhängigkeitskampf der span.-amerik. Kolonien» (Stuttg. 1838); derselbe, «Geschichte der Kolonisation Amerikas» (Bd. 1, Frankf. 1850); Gervinus, «Geschichte des 19. Jahrh.» (Bd. 3, Lpz. 1858); A. von Humboldt und A. Bonpland, «Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent fait en 1799—1804» (3 Bde., mit Atlas, Par. 1815—31; deutsch von Hauff, 4 Bde., Stuttg. 1859—60); D'Orbigny, «Voyage dans l'Amérique meridionale» (Par. 1839); J. von Tschudi, «Reisen durch S.» (5 Bde., Lpz. 1866—69); Waldemar Schultz, «Natur- und Kulturstudien über S. und seine Bewohner» (Dresd. 1868); Haffaurel, «Four years among Spanish Americans» (Lond. 1868); Wappäus, «Mittel- und Südamerika» «Handbuch der Geographie», Bd. 1, 3. Abteil., Lpz. 1863—71); D'Uriel, «Sud-Amérique; séjours et voyages au Brésil etc.» (Par. 1879; deutsch, Würzb. 1882); Gallenga, «South America» (Lond. 1881); «Crevaux, «Voyage dans l'Amérique du Sud» (Par. 1883); Watson, «Spanish and Portuguese South America during colonial period» (2 Bde., Lond. 1884).

Sudamina (lat.), Hitz- oder Schweißblätterchen, Schweißfriesel (s. d.); Sudation, das Schwitzen; Sudor, der Schweiß; Sudatorium, ein Schwitzbad; Sudorifera oder Sudorifica, schweißtreibende Mittel.

Sudân oder Belâd-es-Sudân, d. h. Land der Schwarzen oder Negerland, ist schon seit dem Mittelalter der gemeinsame Name für die ungeheure Länderstrecke Centralafrikas, welche sich von der Wüste Sahara südwärts bis gegen den Äquator hin ausbreitet. Neuere Geographen unterscheiden Hochsudân und Flachsudân. Manche rechnen auch Senegambien (s. d.) dazu. 1) Der Hochsudân erstreckt sich von den Quellgebieten des Niger, Senegal und Gambia bis gegen den obern Nil, jedenfalls bis südlich vom Tsadsee, und umfaßt die hinter den meist flachen Küsten von Nordguinea und Senegambien aufsteigenden Gebirgs- und Plateaulandschaften des Kong und vom obern Senegambien, die Reiche der Aschanti, von Dahomeh sowie die der Mandingo, Háussa und Fulah, die sich alle durch reichliche Bewässerung, prachtvolle Urwaldung, üppige Vegetation, überhaupt durch eine Fülle von tropischen Erzeugnissen und Gold auszeichnen. 2) Flachsudân, auch Nigritien, d. h. Negerland oder Nigerland, von den Eingeborenen aber Belâd-el-Tekrûr, d. h. Land der zum Islam Bekehrten, genannt, erstreckt sich an den nördl. Abfällen des hohen S. ostwärts bis Kordofan und bildet die Übergangsstufe zur Wüste. Dieser sog. flache S. ist teils Ebene, teils wellenförmiges, zum Teil sogar von eigentlichen Bergzügen unterbrochenes Hügelland. Seine Lage zwischen dem wasserlosen Sandmeer der Wüste, deren Rand gleichsam seine Nordküste bildet, und den schwer übersteigbaren Hochländern im Süden, verbunden mit dem für Fremde tödlichen Klima, der Wildheit und Raubsucht seiner Völker, machen ihn zu einem der unzugänglichsten Länder, um dessen nähere Kenntnis sich vorzüglich die Reisenden Mungo Park, Laing, Denham, Clapperton, Caillié und Lander, in neuerer Zeit die Deutschen Overweg, Barth, Vogel, Beurmann, Rohlfs und Nachtigal verdient gemacht haben. Im Norden erhebt sich das Land allmählich zum Wüstenplateau. Weiter im Süden dagegen ist reichliche, zum Teil überreiche Bewässerung und es beginnt ein wahres Kulturland. Der Niger mit seinen vielen Nebenflüssen und der große Tsadsee mit seinen Zuflüssen Schari im Süden und Komádugu im Westen bilden große und reiche Wassersysteme, jener im West-, dieser im Ostsudân. In den Landschaften südlich vom Tsadsee liegen die Quellen beider Wassersysteme nahe beieinander. Dort erhebt sich die Mandara- oder Wandalakette bis zu 1000 m. Diese Erhebungslinie bildet anscheinend die Wasserscheide und hat eine durchschnittliche Höhe von 650 m. Jenseit des Binue steigt der Alantika in Adamaua 2900—3250 m hoch empor, erreicht jedoch die Region des ewigen

Schnees nicht. Das Klima ist hier, in der Nähe der Wüste und des Aquators, sehr heiß. In der sog. Winterzeit fällt jedoch das Thermometer nachts nicht selten unter den Gefrierpunkt. Diese Temperaturunterschiede, verbunden mit anhaltenden Überschwemmungen und den Ausdünstungen der Sümpfe, verursachen Fieber, die selbst den Einheimischen verderblich sind. Der Boden ist mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt. Überall wachsen die mächtigen Adansonien auf den unübersehbaren Grasebenen, erscheinen üppige Tamarinden- und Mimosenwälder, baumartige Euphorbien, die Delêbpalme, die Dûmpalme, seltener die Dattelpalme, im Osten der Wollbaum. Angebaut werden Weizen, Reis, Mais, Durrahirse, Bohnen und andere Hülsenfrüchte, Zwiebel- und Gurkengewächse, Hanf, Tabak, Baumwolle, Indigo, roter Pfeffer, Koriander u. s. w. Man zieht Rindvieh, Schafe, Esel und Pferde, Zibethkatzen in Käfigen, am Rande der Wüste auch Kamele. Es finden sich hier noch in großer Menge Elefanten, Rhinocerosse, Flußpferde, Löwen, Panther, Hyänen, Schakals, Strauße, mancherlei andere Vögel mit Prachtgefieder, Fische, große Amphibien und Insekten aller Art, auch Krokodile und Schlangen. An Mineralien ist die Ebene arm, viel reicher das Bergland. Am häufigsten kommen Eisen- und Kupfererze vor, seltener Gold, Blei, Zinn, Salpeter und Schwefel; Salz muß aus den Oasen der Wüste eingeführt werden.

Die Bevölkerung besteht teils aus alteinheimischen Negerstämmen mit sehr vielen Sprachen, teils aus Fulbe oder Fellata. Sie sind entweder Mohammedaner, die nächst den hier und da vorhandenen Araberkolonien den civilisiertesten Teil der Bevölkerung bilden; oder rohe und wilde Heiden. Neben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei treiben die civilisierten Einwohner mancherlei Gewerbe. Am ausgebreitetsten ist die Verarbeitung der Baumwolle und die Indigofärberei durch die Weiber, auf denen auch die Last der Feldarbeit ruht. Außerdem liefert der westliche S. eine Reihe künstlicher Stoffe, die Sudânstoffe, die in die Oasen der Wüste und selbst auf die Märkte von Marokko kommen. Von geringer Ausdehnung ist der Bergbau und das Hüttenwesen. Der S. hat nach allen Richtungen einen sehr ausgedehnten Ein- und Ausfuhrhandel, besonders nach Norden, der, wie in der Sahara, fast durchgängig durch Karawanen betrieben wird, indem die großen Verkehrswege sich an die im Westen, Süden und Norden anschließen. Zu den wichtigsten Handelsplätzen gehören Segu, Bammaku, Sanjandig, Dschinne, Timbuktu, Sókoto, Katsena, Kano, Jakoba, Kuba, Abesche, Faschr. Die Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle, Elfenbein, Kortidan oder Rhinocerushörner, feine Wolle, Straußfedern, Zibeth, Sudângummi (Räucherwerk), Gummikopal, Asa foetida, vorzügliche Senna, Guro- oder Kolonüsse, Kaffee, Paradiespfeffer, Kardamomen, Tamarinden, Eben- und Sandelholz, Indigo, Häute, blaue und blaugestreifte Baumwollzeuge, Seiden- und Halbseidenstoffe (Sudânstoffe), Matten, Leder, Lederarbeiten, vor allem aber Palmöl, Gold und Sklaven. Das Gold hat seinen Hauptmarkt im Westen zu Dschinne und Timbuktu, im Osten in Darfor und kommt teils als Goldstaub (Tibber), teils verarbeitet in Ringen und Schmucksachen in den Handel. Für den Sklavenhandel war S. von jeher der Hauptstapelplatz, von wo aus die Ware nach allen Weltgegenden versendet wurde. In vielen Teilen des Innern überwiegt die Zahl der Sklaven die der Freien bedeutend. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind: baumwollene Kleidungsstoffe, fast ausschließlich brit. Ursprungs, franz. Seide, Leinwand, alle Arten von seinen Tüchern, nordafrik. Teppiche, wollene Mäntel (Haïks aus Fez), Gürtel von Wolle und Seide, Samt, seidene Taschentücher, Glasperlen, Eisenbarren und Eisenwaren (namentlich auch Flinten und andere Waffen), teils aus England, teils aus Nordamerika, in großer Menge auch aus Deutschland (besonders aus Solingen, über Ägypten), viele kleine Schmucksachen, Nürnberger Waren, Papier, Pulver, Blei, Salz, kupferne und zinnerne Gerätschaften, Kämme, gefärbtes Leder und Tabak aus Marokko, Gewürze aus Ost- und Westindien, Kaffee, Kakao, Zucker, Pferde, Kauris (Muscheln) aus Ostindien. Die allgemeinsten Tauschmittel im Handel sind entweder Kauris oder eine Art im Niger bei Timbuktu gefischter Süßwasserschnecken, dann Stücke baumwollener Zeuge und Goldstaub. Als Scheidemünze dienen in den kleinen Reichen längs dem Westrande des Niger Gurunüsse, in Darfur kleine Ringe von Zinn. Hinsichtlich der Verfassung ist in den zahlreichen, an Größe und Macht sehr verschiedenen Reichen oder Sultanaten das Princip der Erbmonarchie in sehr strengen Formen herrschend. Die größten und bekanntesten Staaten, Länder und Ortschaften sind von Westen gegen Osten: Bambara, die Reiche der Fellata, ferner Bornu, Baghirmi, Wadaï und Darfor.

Im J. 1881 erhob der Mahdi (s. d.) im östlichen S. die Fahne des Aufstandes, und im Winter 1882/83 konnte die ägypt. Regierung diese Bewegung augenscheinlich nicht mehr bewältigen, nachdem im Jan. 1883 El Obeid gefallen und der Mahdi dadurch Herr von ganz Kordofan geworden war. Der brit. Oberst Hicks traf 9. März in Chartum ein, übernahm nach einigen erfolgreichen Kämpfen anfangs August den Oberbefehl über die im S. stehenden Truppen und zog im September gegen El Obeid, wurde aber 3. Nov. 1883 bei Kaschgil nach dreitägiger Schlacht mit seinem ganzen Heere vernichtet. Während im Osten die Araber unter Osman Digma sich der Bewegung anschlossen und brit. Truppen Massaua und Suakim besetzten, drang der Mahdi an den Nil vor und besetzte Anfang Juni 1884 Berber. Nur Chartum und einige kleine Plätze (Kassala, Sinkat, Tokar) wurden von den ägypt. Garnisonen gehalten, doch fielen auch diese bis auf Chartum, nachdem Baker Pascha von Osman Digma beim Brunnen El Teb 4. Febr. 1884 eine Niederlage erlitten hatte. Hierdurch gelangte der Aufstand in den Besitz beträchtlicher Vorräte an Geschütz, Waffen und Munition, auch schlossen sich ägypt. Offiziere und Soldaten in größerer Zahl der Bewegung an. Die brit. Regierung sendete den General Gordon mit bedeutenden Geldmitteln nach dem S., doch vermochte auch dieser keinen Erfolg zu erreichen. Er traf im Febr. 1884 in Chartum ein und trat als Generalgouverneur des S. an die Spitze der dortigen Verwaltung, organisierte Truppen und hielt durch bewaffnete Dampfer die Linie des Nils offen; aber seine Verbindung mit Ägypten wurde bald unterbrochen und er selbst vom Mahdi in Chartum eingeschlossen. Inzwischen war Osman Digma 13. März 1884 bei Tamanieb von einem brit. Korps unter General

Graham unweit der Küste zwar geschlagen worden, hielt aber bald wieder das Feld, sodaß von dieser Seite Chartum nicht entsetzt werden konnte. Da sandte nach langem Zögern die brit. Regierung ein stärkeres Heer unter Lord Wolseley zur Befreiung Gordons aus. Dieses Heer rückte im Nilthal aufwärts sehr langsam von der ägypt. Grenze über Dongola nach Korti und sendete von dort aus im Jan. 1885 zwei Kolonnen nach Berber, bezw. Metemmneh vor. Die zweite dieser Kolonnen erreichte unter General Stewart (s. d.) den Nil nach blutigen Kämpfen bei Abu Klea und Gubat, erfuhr dort, daß Chartum 26. Jan. bereits gefallen und Gordon getötet sei, und kehrte nach Korti zurück. Die andere Kolonne vermochte Berber nicht zu erreichen und wurde von Lord Wolseley zurückgerufen. Die brit. Regierung gab nach diesen Mißerfolgen die Fortsetzung des Kampfes vorläufig auf, und das Heer kehrte bis zum Juli nach Oberägypten zurück, während in der Provinz Dongola nur einige Plätze am Nil besetzt blieben. Auch diese wurden bis auf Kosheh und Wadi Halfa später geräumt. Inzwischen war der Mahdi gegen Ende Juni 1885 im Lager von Umdermann (am linken Ufer des vereinigten Nils, unterhalb von Chartum) am Typhus gestorben. Die brit. Regierung sendete inzwischen im März 1885 General Graham von Suakim aus gegen Osman Digma (s. d.) vor, um über Berber nach dem obern Nil und Chartum zu gelangen, doch scheiterte auch dieses Unternehmen vollständig. Der Nachfolger des Mahdi setzte den Kampf fort, hielt Suakim durch die Araber unter Osman Digma eng eingeschlossen und ließ die in der Provinz Dongola stehenden Scharen unter Mohammet el Kheir verstärken. Zwar erfochten die von Assuan und Wadi Halfa aus verstärkten brit. Truppen 30. Dez. 1885 bei Kosheh über die Sudanesen einen Sieg; doch kehrten diese bald wieder nach Ägypten zurück, sodaß Dongola und ganz Nubien in der Hand der Aufständischen verblieb.

Vgl. Hartmann, «Die Nigritier» (Berl. 1876); Nachtigal, «Sahara und S.» (2 Bde., Berl. 1879—81); Wilson und Felkin, «Uganda und der ägyptische S.» (2 Bde., Stuttg. 1883); Schweiger-Lerchenfeld, «Afrika» (Lpz. 1886).

Südaustralien (South-Australia), eine brit. Kolonie auf der Südküste Australiens, grenzt im W. unter 129° östl. L. von Greenwich an Westaustralien, im N. unter 26° südl. Br. an Nordaustralien (Alexandra-Land) und Queensland, im O. unter 141° östl. L. von Greenwich an Queensland, Neusüdwales und Victoria, im S. an den Indischen Ocean und umfaßt ein Areal von 983 655 qkm. Die westlich der Großen Australischen Bucht angehörende Küste läuft anfangs östlich, wendet sich vom Kap Adieu gegen Südosten und ist hier zwar ebenso öde und dürr, aber nicht mehr so völlig schutz- und hafenlos wie im Westen. Bei Kap Catastrophe, der Südspitze der Halbinsel Eyria, beginnt der nach Norden reichende einförmige Spencergolf, an dessen Eingang mehrere Eilande und im Westen Port-Lincoln, der beste Hafen Australiens, freilich in öder Gegend, liegt. Weiter südöstlich, jenseit des Kap Spencer, der äußersten Spitze der Halbinsel York, dringt der kleinere St.-Vincentgolf in das Festland ein, und vor demselben, jenseit der Investigator- und Backstairsstraße, liegt die lange, 4328 qkm große mit Scrub bedeckte, unfruchtbare Felseninsel Kangaroo. Bei Kap Jervis, der Südspitze der Halbinsel Hindmarsh, am Osteingang des St.-Vincentgolfs, wendet sich die Küste erst gegen Osten und bildet südlich bis zum Kap Bernouilli die Encounterbai, in deren Hintergrunde der große, mit dem Meere in Verbindung stehende Alexandrinasee liegt, in den bei Wellington der Murray mündet. Von diesem See erstreckt sich die Küste südsüdostwärts bis Kap Northumberland, dann ostwärts bis zur Mündung des Glenelg.

Der südöstl. Teil des Landes ist gebirgig. Dies Bergland besteht aus den vom Kap Jervis am St.-Vincentgolf bis zu den Ebenen südlich vom Cooper Creek nördlich ziehenden Reihen der Mount Lofty- und der Flinderskette, deren Spitzen die Höhe von 1000 m nicht übersteigen und die an Metallen, besonders an Kupfer, sehr reich sind. Im südl. Teile umschließen die dort dicht bewaldeten Berge gut bewässerte, fruchtbare Thäler, und auch das Küstenland am St.-Vincentgolf und die Ebenen zum Murray hin, sowie im äußersten Südosten der Mount-Gambier-Distrikt, der Garten S.s, sind reich und kulturfähig. Die Ketten des Mount Lofty und der Flinders Range bestehen hauptsächlich aus Sandstein, Schiefer und Kalkstein; die rauhe zerklüftete Gawler Range, welche nördlich die Eyria-Halbinsel begrenzt, setzt sich aus Granit zusammen, ebenso die Musgrave Ranges an der westl. Nordgrenze; ferner findet sich schöner roter Granit im Barossadistrikt nördl. von Adelaide und am Norduser der Encounterbai. Basalt kommt vor am Mount Arden im NNO. von Port-Augusta, in der Gegend der salzigen Binnenseen und besonders häufig in der Nähe der erloschenen Vulkane des Mount-Gambier-Distrikts, wo sich auch wunderbare Tropfsteinhöhlen finden. Kohle hat man bis jetzt noch nicht in der Kolonie gefunden. Im Norden und besonders im Westen wird das Land trocken und besteht aus sandigen und steinigen Flächen, auch ist die Gegend östl. vom untern Murray nur mit Scrub bedeckt. Die Kolonie leidet stark an Wassermangel; außer dem Murray besitzt sie kein ununterbrochen fließendes Gewässer, denn die in den Lake Eyre, Torrens, Frome, Blanche und andere Salzmoräste des Innern mündenden Flüsse führen nur selten Wasser und bleiben oft jahrelang trocken. Doch versteht man durch Brunnengraben, Ansammlung von Wasser in Cisternen und Erbohrung artesischer Quellen dem Wassermangel abzuhelfen.

Das Klima ist mild und gesund. Ein Drittel des Jahres wehen kühlende, regenreiche oceanische Südwestwinde, die auf Ackerbau und Viehzucht günstig einwirken. Man hat hier eigentlich nur Frühling und Sommer; der sog. Winter ist ohne Frost und kleidet das Land nur mit neuem Grün. Die Regenzeit fällt zwischen Mitte Mai und Anfang Oktober; vom Oktober an nimmt die Wärme bis zum Februar, dem wärmsten Monat, zu. Die höchste Temperatur im Februar ist 45° C.; die Julitemperatur schwankt zwischen 19° und 2° C. Heftige Regengüsse, Gewitter und, besonders im Sommer, verheerende Hagelstürme sind häufig; eine Landplage sind die glutheißen Landwinde. Die Flora und Fauna ist im ganzen die des außertropischen Australien. Das Küstengebiet der Kolonie nebst ihren Golfen wurde erst 1803 von dem engl. Kapitän Flinders, dann bald darauf von dem franz. Admiral Baudin entdeckt, nach jenem Flindersland, von diesem Napoleonsland, im südwest-

lichsten Teile Freycinetsland genannt. Aber erst 1830 machte Sturt auf die Vorzüge des Landes zur Gründung einer Kolonie aufmerksam, sodaß endlich 1834 eine Kolonisationsgesellschaft in England zusammentrat, welche durch Verkauf des noch herrenlosen Landes einen Auswanderungsfonds gründete, durch den die Kultur des Landes ermöglicht ward. Am 15. Aug. 1834 erschien eine Parlamentsakte, welche S. zu einer brit. Provinz erhob, eine Kommission zur Ausführung der Akte einsetzte und die Ansiedelung deportierter Verbrecher ausschloß. Die ersten Auswanderer mit dem Gouverneur verließen Europa um die Mitte 1836 und langten 26. Dez. am St.-Vincentgolf an. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten begann gegen 1841 die blühende Entfaltung der Kolonie, die noch immer fortdauert. Die Kolonie ist in 26 Grafschaften und 5 Weidedistrikte eingeteilt. Im J. 1863 wurde der Kolonialregierung auch das Alexandraland (s. d.) und Nordaustralien unterstellt.

Die Gesamtbevölkerung, hauptsächlich Engländer und Deutsche, belief sich 1839 auf 12000, während sie Ende 1883 schon 304515 betrug. Von 286211 E. (1881) waren 42628 Römisch-Katholische, 762 Juden und 4151 Heiden und Mohammedaner. Im J. 1881 wurden in den besiedelten Distritten 6346 Eingeborene gezählt. Die Einwanderung bezifferte sich 1883 auf 19830, die Auswanderung auf 15562 Seelen. In sittlicher Beziehung nimmt S. unter allen austral. Kolonien den ersten Rang ein; besonders zeichnen sich durch Gewerbfleiß, Nüchternheit, Unabhängigkeit und eine gewisse Wohlhabenheit die Deutschen aus. Was den Bergbau anbetrifft, so liefert Kupfer die bei weitem größte Ausbeute; die mächtigsten Lager von Kupfererzen befinden sich zu Kapunda, Burra-Burra (Kooringa), auf der Yorke-Halbinsel zu Wallaroo und Moonta, sowie im nördlichsten Teile der Flinders Range zu Blinman und Yudanamutana; alle Kohle muß aus Neusüdwales und England (Newcastle) eingeführt werden. Dem Wassermangel in S. ist es zuzuschreiben, daß in der Viehzucht die der äußerst genügsamen Schafe bedeutend überwiegt. Nach der Zählung von 1881 besitzt die Kolonie 6463897 Schafe, 307177 Rinder, 157915 Pferde, 131011 Schweine und 13709 Ziegen. Doch wird selbst die Schafzucht mehr und mehr durch den Ackerbau eingeschränkt; 1881 waren von 1802796 ha kultivierten Landes 701417 ha mit Weizen von ganz besonderer Güte bestellt, 1734 ha mit Weinreben bepflanzt; den besten Wein bauen die deutschen Dörfer Hahndorf, Rosenthal, Lobethal und die Stadt Tanunda. Die Industrie ist bereits ansehnlich entwickelt, am bedeutendsten die Mühlenindustrie mit 117 Dampfmahlmühlen. Was den Handel anbelangt, so betrug der Wert der Ausfuhr 1883: 4883000 Pfd. St., davon nach England 2522000, edle Metalle 146000 Pfd. St. Hauptausfuhrartikel ist Wolle; der Wert der exportierten einheimischen Wolle betrug 1883: 2407000 Pfd. St. Ferner wurden hauptsächlich ausgeführt: Weizen, Mehl, Schaffelle, Talg, höchst wertvolle Gerberrinde von der Wattle, Kupfer, Fruchtkonserven und Wein. Der Wert des Imports bezifferte sich 1883 auf 6310000 Pfd. St., davon 3492000 aus England. Die Kolonie besaß 1880 eine Handelsflotte von 264 Schiffen von 29089 Registertons, darunter 71 Dampfer von 7206 Registertons; hierzu kommen 40 Flußdampfer und 50 Schleppkähne auf dem Murray. Der Schiffsverkehr in den Seehäfen belief sich 1883 auf 2136 Fahrzeuge von 1504765 Tonnen Raumgehalt. Die Regierung thut viel für Schulen und verwendete 1876 auf dieselben 120000 Pfd. St. Die Zahl der Schulen belief sich 1876 auf 304 gegen 278 des Vorjahres.

Die Verwaltung der Kolonie liegt nach der 1850 in das Leben getretenen Verfassung in den Händen eines Gouverneurs. Diesem zur Seite steht eine gesetzgebende Versammlung und eine exekutive Behörde in höchster Instanz. Die Rechtspflege erfolgt nach engl. Gesetzen. Das Finanzjahr 1883 schloß mit einer Totaleinnahme von 2060140 Pfd. St.; die Ausgaben betrugen 2330079, die Staatsschuld 13891900 Pfd. St. Ende 1883 hatte S. 1606 km Eisenbahnen in Betrieb, 362 km waren im Bau. Die Länge der Telegraphenlinien betrug 8494 km; es bestanden 541 Post- und 179 Telegraphenbureaus. Der große Überlandtelegraph, welcher Port-Augusta mit Port-Darwin im Northern-Territory verbindet, mit Anschluß nach Singapur, wurde trotz mancher Unterbrechungen der Arbeiten 22. Aug. 1872 vollendet und ist die Ausgangslinie verschiedener Erforschungsreisen in das Innere des Landes gewesen, welche namentlich von Warburton (1866), den deutschen Missionaren Walder, Kramer und Meißel (1867), von Giles (1872), Gosse (1873), Giles und Roß (1873, 1874) und Giles (1875) ausgeführt worden sind. Der Kostenaufwand für Herstellung der transkontinentalen Telegraphenlinie betrug 453711 Pfd. St. Mitte 1877 schloß sich die südaustralische Telegraphenlinie beim Grenzort Port-Eucla an der Großen Australischen Bucht der von Westaustralien her längs dessen Südküste entgegengeführten Linie an. Die Militärmacht wird seit 1877 durch 1000 als Volontäre eingeschworene Bürger der Kolonie repräsentiert. Davon fallen auf die Infanterie 800 Mann, die übrigen sind Kavallerie und Artillerie. Außerdem verfügt die Kolonialregierung über einen Kreuzer. Hauptstadt und Mittelpunkt der Regierung ist Adelaide (s. d.). Tanunda, 70 km nördlich von Adelaide, ist eine ausschließlich deutsche Stadt. Klemzig, Hahndorf, Lobethal, Bethanien, Langmeil, Rosenthal u. s. w. sind von aus Preußen ausgewanderten Lutheranern angelegte Dörfer; andere deutsche Gemeinden sind Blumberg, Grünthal, Neu-Clausthal. Im ganzen zählt man 30000 Seelen deutscher Abkunft.

Vgl. «The Australian handbook for 1878»; Harcus, «South Australia» (Lond. 1876); Oberländer, «Australien» (2. Aufl., Lpz. 1879); Stow, «South Australia» (Adelaide 1883).

Süd-Beveland, Insel, s. unter Zeeland.

Südbrabant, belg. Provinz, s. u. Brabant.

Sudbury, Municipalborough in der engl. Grafschaft Suffolk, links am hier schiffbar werdenden Stour, Station der Linie Marks Tey-Bury St.-Edmunds der Great-Easternbahn, zählt (1881) 6584 E. und hat eine Kornbörse, Weberei von Krepp und Flor, Fabrikation von Flaggentuch, Malzdarren, Ziegeleien und Kohlenhandel. Die rechts am Stour gelegene Vorstadt gehört zu Essex. S. war in angelsächs. Zeit Bischofssitz und hieß damals Suthbyrig, auch Suthbery.

Südcarolina (South Carolina), einer der 13 ursprünglichen der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 32° und 35° 10′ nördl. Br. und 78° 25′ und 83° 19′ westl. L., bildet

ein unregelmäßiges Dreieck zwischen Nordcarolina im N., dem Atlantischen Ocean im SO., Georgia im SW. gelegen, von letzterm Staate durch den Savannafluß getrennt, und hat ein Areal von 79173 qkm, welches in 34 Grafschaften eingeteilt ist. Die Küste ist mit einer großen Zahl Sandlagunen und kleinen Inseln besäet, zwischen welchen und dem Meere jedoch die Schiffahrt wegen des tiefern Fahrwassers nicht, wie in Nordcarolina, gehemmt ist. Das Tiefland, welches 125—165 km weit in das Innere reicht, ist mit ungeheuern Fichtenheiden, Pine-Barrens genannt, bedeckt, zwischen welchen Sümpfe und Moräste, aber auch fruchtbares Marschland liegen. Die Ufer der größern Flüsse, des Pedee, des Santee, der aus dem Wateree und dem Congaree entsteht, des nördl. und südl. Edisto, sowie die der Baien dieses Landstrichs sind von fruchtbarem Boden umgeben, der Baumwolle und Mais in Menge produziert. Das Marsch- und Sumpfland eignet sich hier besonders zu Reisplantagen; auf den Strandinseln wächst vorzügliche Baumwolle, die sog. Sea-Island. Weiter aufwärts folgt das sog. Mittelland, ein 70—100 km breiter Sandstrich mit einzelnen fruchtbaren Stellen, dann das Oberland oder die sog. Ridge. Diese ganze Ridge ist fruchtbar, hat herrliche Scenerien und klares Wasser. Den Nordwesten des Staats durchziehen die Alleghanies in mehrern Ketten und erheben sich im Tafelberge zu 1144 m. Die Hauptprodukte des Landes sind Getreide, Zucker, Reis, Baumwolle, Kartoffeln, Süßkartoffeln und Tabak. Das Gebirgsland ist reich an Metallen; 1880 wurde für 6499 Doll. Gold, etwas Silber und andere Mineralien im Gesamtwert von 27709 Doll. gefunden. S. war einer der reichsten Plantagenstaaten, hat aber durch den Bürgerkrieg und durch die infolge desselben herbeigeführte Aufhebung der Sklaverei eine tiefgreifende Umwälzung seiner sozialen und ökonomischen Verhältnisse erfahren. Der innere Verkehr wird durch die Wasserstraßen der Flüsse, sowie durch einige Kanäle, von denen der Santee der bedeutendste ist, und 2328 km Eisenbahnen befördert. Banken zählt man (1880) 12 nebst mehrern Spar-, Privat- und andern Banken. Die Staatsschuld belief sich am 1. Nov. 1884 auf 6522270 Doll. fundierte und 1039679 Doll. unfundierte. Die Staatseinnahmen betrugen 932457, die Ausgaben 781155 Doll. Es gab 81 Zeitungen, worunter eine in deutscher Sprache. Von den religiösen Genossenschaften sind die Baptisten mit 1022 Kirchen und 130931 Mitgliedern am stärksten vertreten. Die Katholiken hatten nur 16 Kirchen mit 10000 Mitgliedern. Unter 3077 öffentlichen Schulen waren (1880) 1205 für Farbige und 66 Hochschulen, darunter das 1804 gegründete South-Carolina-College zu Columbia, das 1785 gegründete Charleston-College und die für Schwarze 1870 gegründete Claflin-Universität in Orangeburg. Die Bevölkerung belief sich 1790 auf 249075, 1860 auf 703708, 1880 auf 995577 E., von denen 987891 Eingeborene und 7686 Fremdgeborene (2846 Deutsche), 391105 Weiße und 604332 Farbige, 131 Indianer und 9 Chinesen waren.

Die zur Zeit geltende Verfassung entspricht in ihren Grundzügen derjenigen der nördl. Staaten mit allgemeinem Stimmrecht, Vollberechtigung der Schwarzen und freien öffentlichen Schulen. Die Assembly besteht aus einem Senat von 35 Mitgliedern und einem Repräsentantenhause von 124 Abgeordneten. Der Gouverneur fungiert zwei Jahre. Die polit. Hauptstadt ist Columbia, die bevölkertste und als Hauptausfuhrhafen die bedeutendste Stadt aber Charleston, welche, wie auch Columbia, durch den Krieg außerordentlich gelitten hat.

Die erste Niederlassung in S. wurde im J. 1670 von Engländern gegründet, welche man 1680 in die Gegend von Charleston übersiedelte. Dazu kam 1685 eine Kolonie franz. und später schweiz., irländ. und deutscher Emigranten. Die engl. Kirche wurde 1701 gesetzlich als Staatskirche eingeführt; 1712 machten die Kolonisten hier, wie in Nordcarolina, der Grundherrenschaft ein Ende und bildeten eine eigene Verfassung. Das brit. Geheime Conseil sanktionierte 1720 dies Verfahren, und 1729 kaufte das Parlament den Grundherren das Land ab. Dasselbe wurde jetzt in Nord- und Südcarolina geteilt. Man widerstand frühzeitig den Eingriffen des Mutterlandes und nahm regen Teil am Freiheitskriege. Die Verfassung des Staats wurde 1776 angenommen und 1778 und 1790 verbessert; die Unionsverfassung wurde 23. Mai 1788 angenommen. Wie schon 1832 und 1833 unter Calhoun, dem Führer im Kampfe gegen die Bundesregierung, so war S. auch unmittelbar vor Ausbruch des großen Bürgerkriegs der erste Staat, welcher Dez. 1860 sezedierte und April 1861 die Feindseligkeiten gegen die Union eröffnete. Nach dem Kriege, welcher namentlich gegen sein Ende S. sehr verheerte, trat in S. 1868 ein neuer gesetzgebender Körper zusammen, welcher die Abschaffung der Sklaverei zu genehmigen und Einführung sämtlicher bürgerlichen und polit. Rechte der Schwarzen anzunehmen hatte. Die neue Verfassung wurde 1868 vom Volke des Staats genehmigt und trat sofort in Kraft. Die den Schwarzen unvermittelt verliehenen polit. Rechte einerseits und der Hochmut der bis dahin ausschließlich regierenden Weißen andererseits drängten aber zu einem erschöpfenden blutigen Bürgerkriege, der von bewaffneten und maskierten Banden, den sog. Kuklux-Gesellschaften (s. d.), mit äußerster Grausamkeit geführt wurde. Dazu kam, daß die schlechteste Sorte nördl. Gewerbspolitiker (Carpetbaggers) und die verläuflichsten Schwarzen sich in den Besitz der öffentlichen Ämter setzten und den Staat auf das schamloseste plünderten. Erst Präsident Hayes stellte Anfang 1877 den öffentlichen Frieden wieder her.

Vgl. «Local government and free schools in South Carolina» (Baltim. 1883); Leland, «A voice from South Carolina» (1879); Shipp, «History of Methodism in South Carolina» (1883); «General statutes and the code of civil procedure adopted 1881—82» (1882).

Sudebnik, Sudebnik (russ.), Gerichtsbuch, das erste im moskauer Großfürstentum 1497 erlassene Gesetzbuch. (S. unter Russisches Recht.)

Süden, s. Himmelsgegenden und Mittag.

Süderbrarup, Dorf in der Landschaft Angeln (s. d.) in Schleswig-Holstein.

Süderdithmarschen, s. u. Dithmarschen.

Südermanland, Landschaft in Schweden, s. Södermanland.

Suderode, Pfarrdorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, am Nordabhange des waldbedeckten Unterharzes, 157 m über dem Meere, Station der Linie Quedlinburg-Ballenstedt der Preußischen Staatsbahnen, ist ein sehr beliebter Badeort und

Sommeraufenthalt, zählt (1880) 1139 E. und hat den Beringer Solquell, kalte, Wellen- und Fichtennadelbäder. Unter den Aussichtspunkten der Umgegend sind namentlich die des Schwedderberges (Preußenplatz, Olbergshöhe, Saalsteine), die Stecklenburg und die schon im 12. Jahrh. erwähnte, jetzt sehr zerfallene Lauenburg (350 m, mit Wirtschaft des Försters) zu erwähnen. Beliebte Punkte sind auch der Tempel (mit Aussichtshäuschen), die Neue Schenke und der Felsenkeller.

Sudeten, das bedeutendste Gebirge Deutschlands außerhalb der Alpen, beginnen an der nur 260 m hohen Ebene, welche, eine Einsenkung oder Gebirgslücke zwischen dem deutschen und karpatischen Hochland bildend, von dem Nordostlaufe der Oder und der gegen Westen zur March fließenden Beczwa durchströmt, sowie von der Österreichischen Nordbahn durchzogen wird, und erstrecken sich von da gegen Nordwesten bis zum Elbdurchbruch oberhalb Pirna, sodaß auf der östl. Seite Schlesien und die Lausitz, auf der westlichen Mähren und Böhmen liegen. Ihre Länge beträgt 310 km, ihre Breite 30—45 km. Die S. bilden keinen fortlaufenden Rücken, denn nur in der Mitte des ganzen Zugs, im Riesen- und Isergebirge, ist ein undurchbrochener wallartiger Kamm, während die Enden, sowohl im Südosten wie im Nordwesten, mehr aus breiten plateauartigen Berglandschaften mit getrennten Bergzügen und einzelnen Kuppen bestehen. Granit, Gneis, Glimmerschiefer und Porphyr sind die Urfelsarten dieses Gebirges, an welche sich die Übergangs- und Flözgebirgsarten, namentlich die Basalt- und Kohlenformationen an den Abhängen auflagern. Außerdem ist es reich an Mineralien, besonders an Metallen, wohin Eisen, Blei, Kupfer, Zink und in geringerm Maße Zinn, Kobalt, Spießglanz, Silber und Gold gehören. In den untern Regionen gibt es fruchtbare Äcker und schöne Wiesen; die Höhen von 650 bis über 975 m sind durchwaldet, fast durchweg mit Nadelholz; die höchsten Kämme sind kahl oder tragen Knieholz; die Kuppen stehen nackt, mit Moos, meist mit Rollsteinen bedeckt. In den herrlichen Thälern finden sich nicht selten stundenlange Dörfer mit fleißigen gewerbsamen Bewohnern. Die Wasser fließen auf der Ostseite größtenteils in die Oder, einige im Norden in die Elbe, die auf der Westseite in die March und Elbe. Die einzelnen Teile des vielgliederigen Gebirgszugs sind von Südosten gegen Nordwesten: 1) die eigentlichen Sudeten oder das Mährisch-Schlesische Gebirge bis gegen die Glatzer Neisse hin, und zwar a) das Mährische Gesenke, eine niedere Berglandschaft mit Steilabfall zu der erwähnten Gebirgslücke und mit Hügeln von 325 bis 400 m und einzelnen Kuppen von mehr als 650 m, wie der Sonnenberg bei Hof in Mähren (798 m), und b) das Altvater- oder Mährische Schneegebirge, welches nordwärts bis zum Paß von Freiwaldau nach Goldenstein reicht, ein wirkliches Gebirgsland, ähnlich dem Harz, mit hohen, durch tiefe Spalten getrennten Bergmassen und teils kahlen, teils moosbedeckten Kuppen von mehr als 1300 m Höhe, wie dem Großen Altvater von 1490 m, der breiten, bis 1460 m hohen Janowitzer Heide mit dem 983 m hohen Hirschbadkamme, dem Kleinen Altvater von 1331, dem Glaserberge oder Köpernikstein von 1417, der Hochschar von 1345 m u. a. 2) Das Glatzer Gebirgsland, zu beiden Seiten der obern Neisse, ein Gebirgsviereck, dessen Inneres der Glatzer Gebirgskessel genannt wird, aber eigentlich ein 325—400 m hohes Hügelplateau bildet und von vier höhern Randgebirgen umschlossen wird: im Süden vom Glatzer Schneegebirge mit dem Großen oder Glatzer Schneeberg, 1424 m; im Nordosten vom Reichensteiner Gebirge oder Schlesischen Grenzgebirge mit dem Heidelberg, 935 m, und dessen Fortsetzung jenseit des Neissedurchbruchs, dem Eulengebirge (s. d.) mit der Hohen Eule, 1000 m; im Südwesten vom Habelschwerter Gebirge, der Hohen Mense, 1085 m, und den jenem parallelen westlichern Böhmischen Kämmen oder Adlergebirge, dann, jenseit des Passes von Reinerz, vom Heuscheuergebirge mit der Großen Heuscheuer (s. Heuscheuer; 920 m), einem vielzerklüfteten Sandsteinkamme; im Norden vom Schweidnitzer Gebirge oder Hochwaldgebirge, einer reizenden Berglandschaft mit dem Heidelberg (950 m), dem Spitzberge (876 m) und Hochwald (841 m); östlich von Schweidnitz erhebt sich die isolierte Kuppe des Zobten (718 m). 3) Das Riesengebirge (s. d.), mit der Riesen- oder Schneekoppe, dem 1601 m hohen Kulminationspunkte des ganzen Sudetengebirges. 4) Das Isergebirge, bestehend aus vier parallelen Kämmen, deren höchster, der Hohe Iserkamm, im Nordwesten mit der 1124 m hohen Tafelfichte endet. Daran schließt sich, ist aber nicht zum Sudetenzuge zu rechnen: das Lausitzer Gebirge oder die Lausitzer Bergplatte, zwischen der Lausitzer oder Görlitzer Neisse und der Elbe, eine Plateaufläche von 325 m mittlerer Höhe, auf welcher sich neben dem in der Mitte gegen Nordwesten gerichteten, ziemlich zusammenhängenden Hauptzuge weite Berg- und Hügellandschaften ausdehnen, mit dem Jeschkenberge, 1013 m, südwestlich von Reichenberg, der Hohen Lausche, 796 m, im Südwesten von Zittau, dem Hochwald von Oybin, 519 m, dem Spitzberg, 515 m, und mit vielen am Nord- und Südfuß zerstreuten, 400—715 m hohen Kegelbergen, z. B. der Landskrone bei Görlitz (429 m). Am Westende dieses Lausitzer Plateau liegt die Sächsische Schweiz (s. d.). Vgl. die Reisehandbüchern von Scharenberg (3. Aufl., Bresl. 1862), Krebs (2. Aufl., Bresl. 1856) und Letzner (3. Aufl., Lpz. 1876).

Südfrüchte nennt man die aus Südeuropa, teils frisch, teils getrocknet oder eingemacht eingeführten, den dortigen Ländern eigenartigen Obstarten, wie Apfelsinen, Datteln, Feigen, Mandeln, Citronen, Brünellen u. a. Der Haupthandelsplatz dafür in Mitteleuropa ist Triest; die Einfuhr in Deutschland betrug 1885 41 845 000 kg.

Südgeorgien, s. unter Südpolarländer.

Südhaus, s. unter Bier und Bierbrauerei.

Südholland, Provinz, s. unter Holland.

Südliches Eismeer, s. unter Eismeer.

Südliches Kreuz, ein Sternbild auf der südl. Himmelskugel zwischen 12 und 13 Uhr Rektascension und 54—65 Grad südl. Deklination, zeichnet sich durch vier in Kreuzform stehende helle Sterne aus und gilt als eins der schönsten Sternbilder am Himmel. Die Konstellation ist im 16. Jahrh. von holländ. Seefahrern (man weiß nicht genau von wem) eingeführt. Für unsere Breiten ist dies Sternbild nicht sichtbar, man sieht es jedoch schon im nördl. Afrika, besonders in Ägypten.

Südliches Kreuz (Orden), s. Kreuz (Orden vom südlichen).

Südlicht, s. unter Polarlicht.

Südostpassat ist die auf der Südhemisphäre bis zu etwa 28° südl. Br. vorherrschende Windrichtung, welche ihren Grund hat in der durch die Rotation der Erde abgelenkten, von Süd nach Nord gerichteten, durch die Temperaturdifferenzen zwischen hohen und niedern Breiten hervorgerufenen Luftströmung. (Vgl. Passatwinde.) Die Grenzen des S. sind nahe:

	Atlantischer Ocean:
März	0° bis 25° südl. Br.
September	8° nördl. Br. bis 25° südl. Br.
	Südsee:
März	3° nördl. Br. bis 28° südl. Br.
September	7° nördl. Br. bis 20° südl. Br.

Südpolarländer oder Antarktische Länder werden alle diejenigen Länder, Inseln und Küsten genannt, welche in dem südl. Ocean innerhalb oder doch in der Nähe des südl. Polarkreises liegen. Die Existenz eines sog. antarktischen Kontinents muß mit Recht bezweifelt werden, da die geringe Ausdehnung der bisher berührten Gestade durchaus nicht auf ein geschlossenes Land, sondern eher auf einzelne Inseln schließen läßt. Die Vorstellung eines südl. Festlandes ist mehr als 2000 J. alt. Zuerst sprach der Chaldäer Seleukos den Gedanken aus; ihm folgte der griech. Geograph Ptolemäus. Seitdem im 15. Jahrh. dieser die unumstößliche Autorität aller Geographen wurde, tauchte auch seine «Terra australis incognita» von neuem auf. Erst Cook zerstreute durch die negativen Resultate seiner zweiten Reise (1773—74) jenen Glauben in etwas, und die Seefahrer des 19. Jahrh. haben das südl. Phantasieland noch mehr eingeschränkt, sodaß bis jetzt nur einzelne Bruchstücke bekannt sind. Von diesen tritt am weitesten nach Norden vor das Louis-Philipp- und das Trinity- oder Dreieinigkeitsland und Palmersland (1821 von Powell und Palmer entdeckt), fast bis zu 63° südl. Br. nach Norden vorgestreckt, südlich von diesem aber in der Breite des Polarkreises das Grahamsland; ersteres ist 1838 von Dumont d'Urville entdeckt und wird durch die Bransfieldstraße von der Inselgruppe Südshetland geschieden. Das Äußere dieses Landes bietet eine nackte, felsige, zum Teil vulkanische Wüstenei mit hohen Bergen ohne alle Vegetation, die immer mit Schnee und Eis bedeckt und stets so von Eis umgeben ist, daß es schwer oder unmöglich, genauer die Küste zu untersuchen. Südwestlich davon liegen in der südl. Breite von 70° die Alexanderinsel (Alexanders I. Land), zwischen 70 und 75° westl. L. (von Greenwich), und die 1280 m hohe Petersinsel, 91° westl. L., beide 1821 von Bellingshausen entdeckt. Erst mit 155° östl. L. wird am Polarkreise wieder eine Küste sichtbar, die sich von da an, immer ziemlich in der Richtung des Polarkreises, bis zu 100° östl. L. zieht und hier mit dem gemeinsamen Namen Wilkesland belegt worden ist, ohne daß man mit Gewißheit behaupten kann, es sei ein zusammenhängendes Land und nicht eine Inselreihe. Die Hauptentdecker dieser Küste sind Dumont d'Urville und Charles Wilkes, von denen jener zwischen 66° und 67° südl. Br. und 136° und 144° östl. L. 1840 ein 1000 m hohes Land fand, welches er Adélieland nannte, dieser aber westlich mindestens 50° weit an dem Ufer hinfuhr und hier wieder Land zu sehen behauptete. Die einzige zusammenhängende Küste von größerer Ausdehnung entdeckte James Clark Roß, welcher 1841 und 1842 zwischen 71° und 79° südl. Br. 750 km weit eine Küste verfolgte, welcher er den Namen Victorialand oder Südvictoria gab, eine bis in 78° 4′ südl. Br. vorspringende, 890 km lange und 380—770 km breite Halbinsel, auf der er einen 3780 m hohen Vulkan, welchen er Erebus benannte, unter 167° östl. L. und 77° 30′ südl. Br., sowie einen andern erloschenen, 3317 m hohen, welchen er Terror nannte, und endlich den vielleicht 4570 m hohen Mont-Melbourne zwischen 74° und 75° südl. Br. entdeckte. Weiter westlich von Wilkesland, zwischen 46° und 60° östl. L. und 67° südl. Br., finden sich die Kempinsel und das 1831 von Biscoe entdeckte Enderbyland. Alle diese Länder gleichen in ihrer Natur, soweit man sie beobachten konnte, ganz jenem Dreieinigkeitslande. Außer den genannten Küsten gehören auch noch mehrere Inseln zu den S. Die bedeutendsten davon sind das 1675 von Laroche entdeckte und im 18. Jahrh. von Cook untersuchte, 160 km lange und 15—22 km breite Südgeorgien, eine stets mit Schnee bedeckte Insel, fast ohne alle Vegetation, doch reich an Seevögeln und sonst auch an Seesäugetieren, doch ohne alle Landsäugetiere; ferner südöstlich von dem vorigen das 1775 von Cook entdeckte, 1819 von Bellingshausen untersuchte Sandwichland zwischen 25° und 30° westl. L. und 58° bis 60° südl. Br., aus fünf größern und einigen kleinern vegetationslosen, von ewigem Schnee bedeckten und fast stets in Nebel gehüllten Inseln bestehend; endlich die 1822 von Weddell besuchten, zwischen 60° und 61° südl. Br. und 44° und 48° westl. L. gelegenen, über 1400 m hohen Südlichen Orkaden oder Powells-Inseln und die im Febr. 1819 von Smith entdeckte, jedoch schon 1599 von Dirk Gerritz gesehene Inselgruppe von Südshetland, die in ihrer Natur ganz dem Sandwichland gleichen. Alle diese Inseln, sowie auch der südlichere Kontinent sind sämtlich unbewohnt. Vgl. außer den Reisewerken von Weddell, Dumont d'Urville, Wilkes und James Clark Roß: A. Petermanns «Südpolarkarte» in Stielers Handatlas. (S. Karte: Südpolarkarte, Bd. XIII, S. 110.)

Südpolarmeer, s. unter Eismeer.

Südpolexpeditionen. Die Entdeckungsreisen nach dem Südpol sind wegen der Eisverhältnisse noch schwieriger, als die nach dem Nordpol. Der erste Seefahrer, von dem man mit Sicherheit weiß, daß er in die südl. Eiszone vordrang, war der Holländer Dietrich von Gerrit-Zoon im J. 1600. Die erste bedeutende Südpolexpedition war die französische unter Kerguelen-Tremarec (s. d.) 1771—72. Weiter südlich gelangte 1775 Cook, der Sandwichland entdeckte. William Smith fand 1819 die Südshetlandsinseln, Bellingshausen 1820 die Alexanderinsel, Palmer und Powell 1821 die Südorkneys, Biscoe 1831 Enderbyland und 1832 Adelaide- und Grahamsland. Hierauf folgten fast gleichzeitig drei wissenschaftliche Expeditionen: die französische unter Dumont d'Urville (s. d.) 1837—40, die amerikanische unter Charles Wilkes (s. d.) 1838—43 und die englische unter James Clark Roß (s. d.) 1839—43; letzterer drang bis jetzt am weitesten nach Süden vor (bis 78° 10′ südl. Br.). Größere Expeditionen wurden seitdem nicht mehr unternommen; zu erwähnen sind nur noch: Moore (1845), Nares (Challenger, 1874), von Schleinitz (Gazelle, 1874—75). (S. Südpolarländer und Polarforschung mit der Karte Südpolarkarte.)

Südpreußen, eine ehemalige Provinz des Königreichs Preußen, umfaßte ursprünglich den Teil von Großpolen, welcher bei der zweiten Teilung Polens 1793 an Preußen fiel, nämlich die nach Bildung des Netzedistrikts (s. d.) den Polen gebliebenen Reste der Wojwodschaften Posen, Gnesen und Inowrazlaw, die Wojwodschaften Kalisch, Sieradz, Lenczyc, Brzesc und Plock, Teile von Rawa und das Land Wielun, zusammen 55887 qkm. Durch die dritte Teilung Polens 1795 erhielt Preußen den auf der linken Seite der Weichsel liegenden Teil des Herzogtums Masowien mit Warschau und einem kleinen Teile auf der rechten Seite der Weichsel, ferner einen Teil von Podlachien, von Litauen auf dem linken Ufer der Memel Trock und Samogitien, dann die Wojwodschaft Krakau und das Herzogtum Severien. Von diesen Landschaften wurden die zwischen der Weichsel, dem Bug, der Memel und Ost- und Westpreußen belegenen als Neuostpreußen mit den Departements Plock und Bialystock (45070 qkm) abgezweigt, das Herzogtum Severien und ein kleiner Teil der Wojwodschaft Krakau als Neuschlesien (2254 qkm) mit Schlesien verbunden, alles übrige aber mit S. vereinigt. S. umfaßte demnach fast alle südlich von der Netze gelegenen Teile der jetzigen Provinz Posen und den zwischen der Weichsel und Pilica gelegenen Teil vom jetzigen Russisch-Polen, enthielt 52750 qkm mit 1¼ Mill. E., und war in die Kammerdepartements Posen, Kalisch und Warschau geteilt. S. wurde 1807 zum Herzogtum Warschau geschlagen und nur ein kleiner Teil davon, die jetzige Provinz Posen, kam 1815 an Preußen zurück. Vgl. Hollsche, «Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neuostpreußen» (3 Bde., Berl. 1804).

Südpunkt (Mittagspunkt), s. u. Mittag.

Sudras bilden die vierte oder niedrigste Abteilung des ind. Kasteninstituts, zu welcher hauptsächlich alle Handwerker und Bedienten der Mitglieder höherer Kasten gehören, während die Waisjas Ackerbauer und Kaufleute sind und die Kaste der Kschatrijas den Kriegerstand, die der Brahmanen den Priesterstand umfaßt. Die S., welche bereits in der spätern vedischen Zeit als letztes existenzberechtigtes Mitglied des ind. Staatswesens auftraten, bilden später den großen Haufen des ind. Volks. Vom Studium der Vedas sind sie ausgeschlossen. Doch gibt es für sie andere Religions- und Sittenbücher, welche verständlicher und anziehender sind, sodaß ihre geistige Bildung durch jene Ausschließung nicht leidet. Die S. sind nach ihren verschiedenen Beschäftigungen in Zünfte geteilt. Jeder Zunft steht ein Altmeister vor, welcher Gerichtsbarkeit zur Schlichtung der Streitigkeiten übt und die Ausstattung der Mädchen besorgt. Wenn S. sich mit Frauen der höhern Stände vermählen, so gehören die Nachkommen auch nur zum untersten Stande. Der S. darf sich ebensowohl wie jedes Mitglied der höhern Stände dem Einsiedlerstande hingeben und kann dadurch große Heiligkeit erlangen. Irrtümlich werden die S. und die Parias (s. d.) oft für identisch gehalten.

Sudsalz oder Solsalz, das in den Salinen durch Gradierung und Einsieden gewonnene Kochsalz im Gegensatz zu dem (gegrabenen) Steinsalz.

Südsee, Australocean, Stilles Meer (span. Mar pacifico, engl. Pacific Ocean) oder Großer Ocean heißt die große Wasserfläche, welche, 133° in der Breite und 180° in der Länge, zwischen den Westküsten des ganzen Amerika und den Ostküsten Asiens und Australiens sich ausbreitet. Es ist das größte aller Weltmeere, welches an Umfang das gesamte Festland übertrifft und fast den dritten Teil der Erdoberfläche bedeckt. Im Westen grenzt es an das Indische Meer, im Norden mittels der Beringsstraße an das nördl. Eismeer, tritt im Osten um das Kap Hoorn herum mit dem Atlantischen Ocean, im Süden seiner ganzen Länge nach mit dem südl. Eismeere zusammen und umfaßt in dieser ungeheuern Ausdehnung die sämtlichen Inseln Australiens, die wenigen und im ganzen kleinen Inseln der Westseite Amerikas sowie die bedeutenden ost- und südasiat. Inseln. Die moderne Geographie trennt von dem Hauptkörper der S. als Randmeere ab: das Beringsmeer im N. von der Inselreihe der Aleuten; das Ochotskische Meer westlich von den Kurilen; das Japanische Meer westlich der Japanischen Inseln; das Tunghai (chines. = Ostsee) westlich von den Liu-kiu-Inseln; dagegen das inselerfüllte Gebiet zwischen Australien und Südostasien einerseits, den großen Sunda-Inseln und den Philippinen andererseits rechnet man als Australasiatisches oder Indonesisches Mittelmeer zu den großen Mittelmeeren der Erde. Kleinere Nebenmeere sind noch: das californische östl. der Halbinsel Niedercalifornien und die Baßstraße oder das Tasmanische Randmeer, nördl. von Tasmanien.

Ohne alle diese Nebenmeere hat die Südsee ein Areal von 161 Mill. Quadratkilometer und eine mittlere Tiefe von circa 3900 m. Wie in allen Oceanen, so sind auch in der S. die größten Tiefen nicht in der Mitte, sondern nahe den Festlandküsten gefunden; 150 km westl. von Callao an der peruanischen Küste 6250 m, 200 km östl. der Kurileninsel Urup die Tuscaroratiefe mit 8515 m, die größte bisher bekannt gewordene Meerestiefe überhaupt. Nordöstlich einer quer durch die S. gezogenen Linie von der Bedobai Japans nach dem Kap Hoorn befinden sich nur wenige Inseln (größte und wichtigste die Sandwichinseln), dagegen im SW. dieser Achse zählt ihre Zahl nach Tausenden, wenn sie auch an Größe meist sehr unbedeutend sind; sie zerfallen nach ihrer Entstehung in «hohe», vulkanische, und «niedrige», Koralleninseln, während die näher Australien gelegenen größern Inseln (Neuguinea, Neuseeland ꝛc.) in ferner geolog. Zeit Teile eines größern austral. Kontinents waren. Über die Inseln der S. s. Oceanien. (Hierzu eine Karte: Südsee.)

Nach ihren Windgebieten zerfällt die S. in vier symmetrische Zonen: die der Westwinde nördlich von 30° nördl. Br., und südlich von 30° südl. Br., namentlich die letztern sehr stürmisch; ferner die Zone des Nordostpassats zwischen Äquator und 30° nördl. Br., und die Zone des Südostpassats südlich vom Äquator bis 30° südl. Br., die westl. Hälfte dieser beiden Passatzonen ist die Ursprungsstätte wütender Orkane (so auch der Teifune). Eine regelmäßige Kalmenzone zwischen den beiden Passaten ist nicht in der ganzen Breite der S. am Äquator entwickelt; dagegen greift das austral. Monsungebiet in das inselreiche Meer nördl. vom Wendekreis des Steinbocks bis 180° östl. L. (von Greenwich) hinüber. Von den Winden abhängig sind auch die Meeresströmungen: im nordpacifischen Gebiet ein Stromring in sich zurücklaufend: als nördl. Äquatorialströmung etwa zwischen dem 5° bis 20° nordl. Br. nach Westen bis zu den

Digitized by Google

Südpreußen, eine ehemalige Provinz des Königreichs Preußen, umfaßte ursprünglich den Teil von Großpolen, welcher bei der zweiten Teilung Polens 1793 an Preußen fiel, nämlich die nach Bildung des Netzedistrikts (s. d.) den Polen gebliebenen Reste der Wojwodschaften Posen, Gnesen und Inowrazlaw, die Wojwodschaften Kalisch, Sieradz, Lenczyc, Brzesc und Plock, Teile von Rawa und das Land Wielun, zusammen 55887 qkm. Durch die dritte Teilung Polens 1795 erhielt Preußen den auf der linken Seite der Weichsel liegenden Teil des Herzogtums Masowien mit Warschau und einem kleinen Teile auf der rechten Seite der Weichsel, ferner einen Teil von Podlachien, von Litauen auf dem linken Ufer der Memel Trock und Samogitien, dann die Wojwodschaft Krakau und das Herzogtum Severien. Von diesen Landschaften wurden die zwischen der Weichsel, dem Bug, der Memel und Ost- und Westpreußen belegenen als Neuostpreußen mit den Departements Plock und Bialystock (45070 qkm) abgezweigt, das Herzogtum Severien und ein kleiner Teil der Wojwodschaft Krakau als Neuschlesien (2254 qkm) mit Schlesien verbunden, alles übrige aber mit S. vereinigt. S. umfaßte demnach fast alle südlich von der Netze gelegenen Teile der jetzigen Provinz Posen und den zwischen der Weichsel und Pilica gelegenen Teil vom jetzigen Russisch-Polen, enthielt 52750 qkm mit 1⅓ Mill. E., und war in die Kammerdepartements Posen, Kalisch und Warschau geteilt. S. wurde 1807 zum Herzogtum Warschau geschlagen und nur ein kleiner Teil davon, die jetzige Provinz Posen, kam 1815 an Preußen zurück. Vgl. Holsche, «Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neuostpreußen» (3 Bde., Berl. 1804).

Südpunkt (Mittagspunkt), s. u. Mittag.

Sudras bilden die vierte oder niedrigste Abteilung des ind. Kasteninstituts, zu welcher hauptsächlich alle Handwerker und Bedienten der Mitglieder höherer Kasten gehören, während die Waisjas Ackerbauer und Kaufleute sind und die Kaste der Kschatrijas den Kriegerstand, die der Brahmanen den Priesterstand umfaßt. Die S., welche bereits in der spätern vedischen Zeit als letztes existenzberechtigtes Mitglied des ind. Staatswesens auftraten, bilden später den großen Haufen des ind. Volks. Vom Studium der Vedas sind sie ausgeschlossen. Doch gibt es für sie andere Religions- und Sittenbücher, welche verständlicher und anziehender sind, sodaß ihre geistige Bildung durch jene Ausschließung nicht leidet. Die S. sind nach ihren verschiedenen Beschäftigungen in Zünfte geteilt. Jeder Zunft steht ein Altmeister vor, welcher Gerichtsbarkeit zur Schlichtung der Streitigkeiten übt und die Ausstattung der Mädchen besorgt. Wenn S. sich mit Frauen der höhern Stände vermählen, so gehören die Nachkommen auch nur zum untersten Stande. Der S. darf sich ebensowohl wie jedes Mitglied der höhern Stände dem Einsiedlerstande hingeben und kann dadurch große Heiligkeit erlangen. Irrtümlich werden die S. und die Parias (s. d.) oft für identisch gehalten.

Sudsalz oder Solsalz, das in den Salinen durch Gradierung und Einsieden gewonnene Kochsalz im Gegensatz zu dem (gegrabenen) Steinsalz.

Südsee, Australocean, Stilles Meer (span. Mar pacifico, engl. Pacific Ocean) oder Großer Ocean heißt die große Wasserfläche, welche, 133° in der Breite und 180° in der Länge, zwischen den Westküsten des ganzen Amerika und den Ostküsten Asiens und Australiens sich ausbreitet. Es ist das größte aller Weltmeere, welches an Umfang das gesamte Festland übertrifft und fast den dritten Teil der Erdoberfläche bedeckt. Im Westen grenzt es an das Indische Meer, im Norden mittels der Beringsstraße an das nördl. Eismeer, tritt im Osten um das Kap Hoorn herum mit dem Atlantischen Ocean, im Süden seiner ganzen Länge nach mit dem südl. Eismeere zusammen und umfaßt in dieser ungeheuern Ausdehnung die sämtlichen Inseln Australiens, die wenigen und im ganzen kleinen Inseln der Westseite Amerikas sowie die bedeutenden ost- und südasiat. Inseln. Die moderne Geographie trennt von dem Hauptkörper der S. als Randmeere ab: das Beringsmeer im N. von der Inselreihe der Aleuten; das Ochotskische Meer westlich von den Kurilen; das Japanische Meer westlich der Japanischen Inseln; das Tunghai (chines. = Ostsee) westlich von den Liu-kiu-Inseln; dagegen das inselerfüllte Gebiet zwischen Australien und Südostasien einerseits, den großen Sunda-Inseln und den Philippinen andererseits rechnet man als Australasiatisches oder Indonesisches Mittelmeer zu den großen Mittelmeeren der Erde. Kleinere Nebenmeere sind noch: das californische östl. der Halbinsel Niedercalifornien und die Baßstraße oder das Tasmanische Randmeer, nördl. von Tasmanien.

Ohne alle diese Nebenmeere hat die Südsee ein Areal von 161 Mill. Quadratkilometer und eine mittlere Tiefe von circa 3900 m. Wie in allen Oceanen, so sind auch in der S. die größten Tiefen nicht in der Mitte, sondern nahe den Festlandküsten gefunden; 150 km westl. von Callao an der peruanischen Küste 6250 m, 200 km östl. der Kurileninsel Urup die Tuscaroratiefe mit 8515 m, die größte bisher bekannt gewordene Meerestiefe überhaupt. Nordöstlich einer quer durch die S. gezogenen Linie von der Yedobai Japans nach dem Kap Hoorn befinden sich nur wenige Inseln (größte und wichtigste die Sandwichinseln), dagegen im SW. dieser Achse zählt ihre Zahl nach Tausenden, wenn sie auch an Größe meist sehr unbedeutend sind; sie zerfallen nach ihrer Entstehung in «hohe», vulkanische, und «niedrige», Koralleninseln, während die näher Australien gelegenen größern Inseln (Neuguinea, Neuseeland ꝛc.) in ferner geolog. Zeit Teile eines größern austral. Kontinents waren. Über die Inseln der S. s. Oceanien. (Hierzu eine Karte: Südsee.)

Nach ihren Windgebieten zerfällt die S. in vier symmetrische Zonen: die der Westwinde nördlich von 30° nördl. Br., und südlich von 30° südl. Br., namentlich die letztern sehr stürmisch; ferner die Zone des Nordostpassats zwischen Äquator und 30° nördl. Br., und die Zone des Südostpassats südlich vom Äquator bis 30° südl. Br., die westl. Hälfte dieser beiden Passatzonen ist die Ursprungsstätte wütender Orkane (so auch der Teifune). Eine regelmäßige Kalmenzone zwischen den beiden Passaten ist nicht in der ganzen Breite der S. am Äquator entwickelt; dagegen greift das austral. Monsungebiet in das inselreiche Meer nördl. vom Wendekreis des Steinbocks bis 180° östl. L. (von Greenwich) hinüber. Von den Winden abhängig sind auch die Meeresströmungen: im nordpacifischen Gebiet ein Stromring in sich zurücklaufend: als nördl. Äquatorialströmung etwa zwischen dem 5° bis 20° nördl. Br. nach Westen bis zu den

Digitized by Google

Philippinen, dann nach N. umbiegend bei den Japanischen Inseln vorüber als Kuro-Schiwo (Schwarzer Strom) sich mehr und mehr nordöstlich und östlich wendend und von den Westwinden an die Küste Californiens getrieben, von dort südlich und südwestlich umbiegend bei den Sandwichinseln den Äquatorialstrom speisend. Nördlich vom Äquator ist ständig eine östl. Äquatorialgegenströmung zu finden. Südlich von diesem erzeugt der Südostpassat eine südl. Äquatorialströmung, die, durch das austral. Festland nach der S. umgelenkt, in die von den Westwinden der höhern Breiten erzeugte Trift übergeht und an der amerik. Küste als kalter Peru- oder Humboldtstrom nördlich geht.

Ehemals ihrer ungeheuern Größe wegen von der Schiffahrt gefürchtet, verlor die S. seit Cooks und seiner Nachfolger Entdeckungen ihre Schrecken; seit 1867 sind regelmäßige Dampferlinien quer hinüber eingerichtet zur Verbindung von San-Francisco mit Jokuhama (Japan) einerseits, den Sandwichinseln, Neuseeland und Australien (Sydney) andererseits. Die S. erhielt ihren Namen von den span. Eroberern der Landenge von Panama, welche sie von dort aus zuerst gen Süden erblickten (1513); im Gegensatz dazu hieß dann der Atlantische Ocean das Mar del Nort; den Namen des Stillen Oceans (Mar Pacifico) hat die S. von Magellan 1521 erhalten, nach dessen 100tägiger, von keinem Sturm getrübter Fahrt quer von SO. nach NW.; Großer Ocean nannte sie der franz. Geograph Buache (1756). Vgl. C. Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (2 Bde., Lpz. 1875), und die engl. Segelhandbücher (von Findlay, Rosser u. a.).

Südshetland, s. unter Südpolarländer.

Südvictoria, s. unter Südpolarländer.

Südwestinseln, eine zu dem Besitztum der Niederländer in Hinterindien (Residentschaft Banda) gehörende Kette von meistens kleinern Inseln, zusammen mit 5236 qkm und 47 000 E. Die westlichste von ihnen, Wetter, liegt nordöstlich von Timor. Von den andern Inseln sind die wichtigsten Letti, Moa, Lakor, Sermatta, Babber, Dammer, Roma und Kisser.

Sue (Eugène, eigentlich Marie Joseph), frz. Romandichter, geb. 10. Dez. 1804 zu Paris, Sohn eines Oberchirurgen der kaiserl. Garde, studierte Medizin, nahm als Wundarzt an dem span. Feldzuge von 1823 teil und wurde bald nachher Marinemilitärarzt. In dieser Eigenschaft machte er einige Jahre hindurch Reisen zur See und befand sich 1828 auch bei der Seeschlacht von Navarino. Im J. 1829 legte er sein Amt nieder und kehrte nach Paris zurück, wo er sich der Malerei und Schriftstellerei widmete. Nachdem er an einigen Vaudevilles mitgearbeitet, schrieb er mehrere Seeromane, ein in Frankreich fast unbekanntes Genre. Rasch nacheinander erschienen: «Kernock le pirate» (1830), «Plick et Plock» (1831), «Atar-Gull» (1831), «La Salamandre» (2 Bde., 1832), «La Coucaratcha» (4 Bde., 1832—34), «La vigie de Koat-Ven» (4 Bde., 1833), welche Werke durch die farbenreichen, effektvollen Schilderungen des Seelebens schnell populär wurden. Die «Histoire de la marine française au XVIe siècle» (5 Bde., 1835—37) ist dagegen voll Irrtümer und unnötiger Details. «Cécile» (1835) und «Le marquis de Létorières» (1839) sind zwei vortreffliche Novellen; der große Roman «Jean Cavalier» (4 Bde., 1840) behandelt die Geschichte des Aufstandes der Camisarden in den Cevennen. Bisher hatte er in seinen meisten Werken ausschließliche Vorliebe für die altkönigl. Zeit an den Tag gelegt. Von nun aber wurde er plötzlich anderer Ansicht und stürzte sich mit dem Eifer eines Neubekehrten in soziale und polit. Utopien und Weltverbesserungsprojekte. Seine sozialistisch gefärbten Sittenromane «Mathilde, ou mémoires d'une jeune femme» (6 Bde., 1841), «Les mystères de Paris» (10 Bde., 1842—43) und selbst der «Juif-Errant» (10 Bde., 1844—45) wurden von der «Presse», dem «Journal des Débats» und dem «Constitutionnel» zu beispiellosen Preisen angekauft, mit unermeßlichem Beifall aufgenommen und in zahlreichen Ausgaben, Übersetzungen und Nachbildungen verbreitet. So sah sich S. in den Rang der beliebtesten Romandichter des Tags versetzt. Von seinen vielen nachfolgenden Werken, gleichfalls zunächst in Tagesblättern erschienen, sind zu nennen: «Martin, l'enfant trouvé» (12 Bde., 1847), «Les sept péchés capitaux» (16 Bde., 1847—49), romanhafte Verarbeitung von einigen Grundsätzen des Fourierismus, «Les mystères du peuple» (16 Bde., 1849—56), Geschichte einer Proletarierfamilie in den verschiedenen Kulturepochen der Weltgeschichte, ein 1857 vom pariser Assisenhofe als unmoralisch und aufrührerisch verurteiltes und vernichtetes Werk, «Les enfants de l'amour» (4 Bde., 1850), «La bonne aventure» (6 Bde., 1851), «Fernand Duplessis, mémoires d'un mari» (6 Bde., 1852), «Gilbert et Gilberte» (7 Bde., 1853), «La famille Jouffroy» (7 Bde., 1854), «Le diable médecin» (7 Bde., 1855—57), «Les secrets de l'oreiller» (1858), ein nachgelassener Roman. Ohne sonderlichen Erfolg verarbeitete S. auch einige Stoffe aus seinen Romanen für die Bühne. Aus der Konstituierenden Versammlung von 1848 entfernt, wurde er mit Beihilfe der revolutionären Ausschüsse bei der Nachwahl am 28. April 1850 zum Abgeordneten des Seine-Departements in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er sich auf die höchste Bank des Bergs setzte. Infolge des Staatsstreichs vom 2. Dez. 1851 aus Frankreich verbannt, ging er nach Annecy in Savoyen, wo er 3. Aug. 1857 starb. Obgleich weit tiefer stehend als George Sand, besaß S. doch die Kunst, die Neugierde zu reizen und zu fesseln. In seinen Romanen fehlt er häufig gegen die Prinzipien der poetischen Wahrheit und der Stilistik; dagegen entwickelte er großes Talent im Erzählen, wie auch scharfe Beobachtungsgabe und dramatische Virtuosität. S.s Schriften sind fast in alle europ. Sprachen übersetzt worden.

Suecia, neulat. Name für Schweden.

Suera (Sueira), marokk. Hafen, s. Mogador.

Suès, s. Suez.

Suessa Aurunca, s. Sessa Aurunca.

Suessionen, ein mächtiges, kriegerisches Volk in Gallia Belgica, welches, östlich von den Remern, westlich von den Bellovakern begrenzt, das Flußgebiet der Arona (Aisne) bewohnte; unter seinen zwölf Städten war die bedeutendste Noviodunum, später Augusta Suessonum oder auch Suessones (jetzt Soissons) genannt.

Suetonius (Gajus S. Tranquillus), röm. Historiker und Biograph, war unter der Regierung des Kaisers Vespasian geboren. Um das J. 112 n. Chr. begleitete er wohl seinen Freund und Gönner, den jüngern Plinius, durch dessen Fürsprache er mehrfache Gunstbezeigungen vom Kaiser

Trajan erhielt, in die Provinz Bithynien. Vom Kaiser Hadrian wurde er um 119 zum Geheimschreiber ernannt, verlor aber nach einiger Zeit (wahrscheinlich im J. 121) diese Stelle wieder und scheint nun ohne Amt in Rom ganz seinen grammatischen, antiquarischen und histor. Studien gelebt zu haben. Früchte dieser Studien waren zahlreiche, zum Teil umfängliche Werke, von denen nur eins, das er, während er das Amt eines kaiserl. Geheimschreibers bekleidete, verfaßte, vollständig erhalten ist: die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten röm. Kaiser (mit Einschluß des Julius Cäsar), mehr eine Anekdotensammlung als ein Geschichtswerk in höherm Sinne, aber für die Zeitgeschichte, besonders für die Kenntnis des Privatlebens der Kaiser, von großer Wichtigkeit. Von einem zweiten größern histor. Werke, das «De viris illustribus» betitelt war, sind noch von dem Abschnitte «De poetis» einzelne Lebensbeschreibungen ganz oder teilweise und ein Auszug aus der Einleitung von dem «De historicis», eine Lebensbeschreibung des ältern Plinius zum Teil, endlich der Abschnitt «De grammaticis et rhetoribus» zu einem beträchtlichen Teil erhalten, während die freilich nur ganz dürftigen Auszüge in des Hieronymus Bearbeitung der Chronik des Eusebius (s. d.) sich wenigstens auf das ganze Werk und somit auch auf die Abschnitte «De oratoribus» und «De philosophis» erstrecken. Auch von einem dritten größern Werke, das unter dem Titel «Prata» Miscellaneen histor.-antiquarischen, grammatischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, eine Art Lesefrüchte, enthielt, sind noch ziemlich viele Bruchstücke auf uns gekommen. Von einigen andern kleinern Werken sind nur die Titel und einige wenige Fragmente erhalten. In allen diesen Werken tritt ein entschiedener Mangel an histor. Sinn, aber großer Fleiß und Sorgfalt hervor. Der Stil ist klar und ungekünstelt, aber etwas matt und farblos. Die beste Textausgabe der sämtlichen Werke besorgte Roth (Lpz. 1858; neue Ausg. 1875); eine treffliche Sammlung der Bruchstücke der übrigen Werke, außer den Kaiserbiographien, hat Reifferscheid geliefert (Lpz. 1860). Die besten deutschen Übersetzungen der Kaiserbiographien sind die von Andree (5 Bdchn., Stuttg. 1834—56) und von Stahr (2 Bde., Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1874).

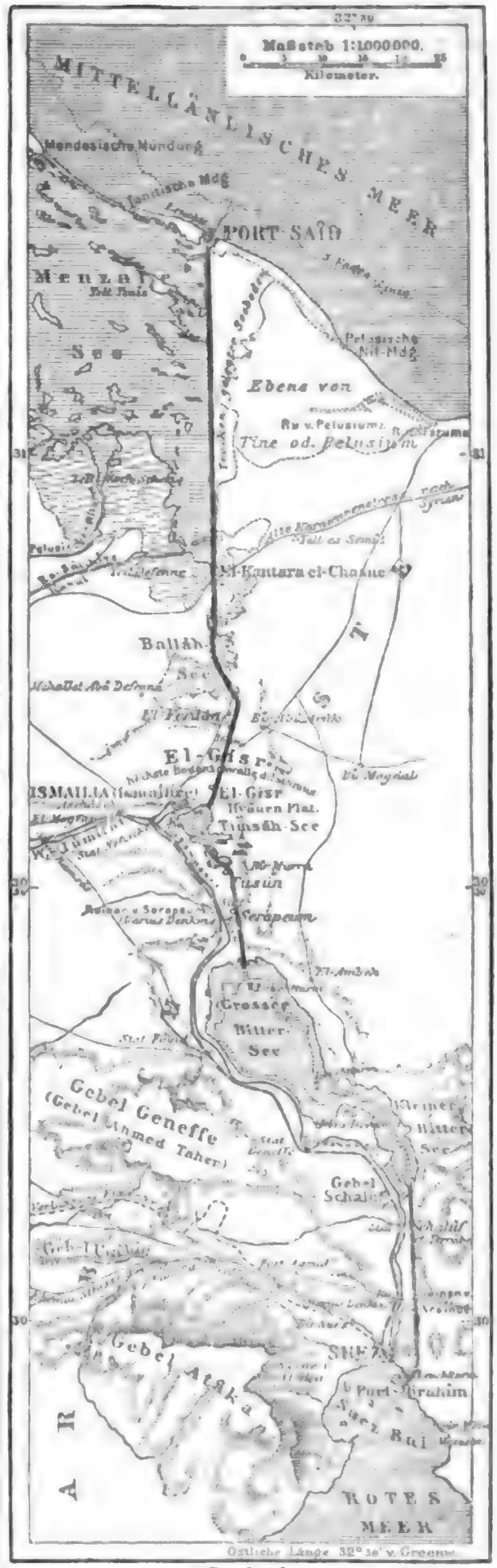
Sueven (Suevi) ist in ältester Zeit der Gesamtname einer deutschen Völkergruppe, später, namentlich seit dem 5. Jahrh. n. Chr., einzelner Volksname. Cäsar, der die S. zuerst erwähnt, benennt so die hinter den Ubiern und Sigambern wohnenden Germanen und erzählt, daß ihr durch den von den Kelten verlassenen Strich zwischen Main und Donau begrenztes Land 100 Gaue umfasse, in denen sie ohne feste Sitze wohnten, und daß alljährlich ein Teil der Bevölkerung auf Krieg ausziehe, wie denn dem Arioviſt auch S. folgten. Bei Tacitus sind die Hermunduren das vorderste, die Semnonen (in Brandenburg) das älteste und angesehenste unter den suevischen Völkern, zu denen er, wie es scheint, irrtümlich die meisten der Völker rechnet, die den östl. Teil Germaniens, von der Donau aus bis zur Ostsee bewohnten. Die Völker, die der Markomanne Marbod eine Zeit lang unter seiner Herrschaft vereinte, waren größtenteils suevische, und von ihnen erscheinen speziell die Markomannen und Quaden noch weit später, in den Kriegen mit Marc Aurel und mit Aurelian, mehrmals unter dem Namen S., der dann noch lange, aber nur noch als Name einzelner, früher der großen Gruppe zugehörig gewesener Völker sich erhielt. So wird 406 n. Chr. unter den Völkern, die in das von röm. Truppen entblößte Gallien von der Mainmündung her einbrachen, mit den Vandalen und Alanen auch S. (doch wohl meistens Quaden und Markomannen) genannt, welche mit jenen im Herbst 409 durch die Pyrenäenpässe nach Spanien gelangten. Die S. erhielten bei der Ansiedelung in diesem Lande 411 namentlich Galicien, wurden aber seit 417 durch den Westgoten Wallia zur Anerkennung der röm. Hoheit genötigt. Ihr König Hermerich stand seit 420 im Kampfe mit den Vandalen unter Gunderich und Gaiserich.

Als seit 428 Spanien von den Vandalen wieder verlassen worden, breiteten sich die S. (seit 437 unter Rechila) nach Süden über Lusitanien und Bätica aus. Rechilas Sohn, Rechiar (seit 448), wurde von dem in Gallien erhobenen Kaiser Avitus und von Theoderich II., dem Könige der Westgoten, 5. Okt. 456 in Asturien bei Astorga am Urbicus geschlagen und bald nachher bei Portus Cale getötet. Nach ihm wurde Rechimund (463) wieder selbständig und breitete auch um 465 seine Macht von Galicien wieder über das nördl. Lusitanien aus. Über die nächsten hundert Jahre der Geschichte der S., während deren das Westgotische Reich erstarkte, ist nur sehr wenig bekannt. Dynastische innere Kämpfe machten es endlich dem Westgoten Leovigild möglich, 585 das suevische Reich mit dem westgotischen zu vereinigen. In Deutschland hat sich der Name S. in dem der Schwaben, ursprünglich Suabi, erhalten, in dem Lande an der Rauhen Alp, zwischen dem Neckar und dem Lech; es ist hier die volkstümliche Benennung statt Alamannen. Der dialektische Unterschied zwischen S. und Alamannen (wo dann Elsässer, Badenser und Schweizer gemeint sind) ist erst im 13. bis 15. Jahrh. entstanden. Seit Mitte des 6. Jahrh. wird der Name S. oder Schwaben auch in dem Lande zwischen Saale, Bode und Unterharz, im Gau Suevon oder Suabago, «Nordschwabengau» genannt.

Suez oder Sués, wichtige Seehandelsstadt Ägyptens, an der nördlichsten Spitze des Roten Meers auf einer kahlen, völlig vegetationslosen Landzunge gelegen, lehnt sich mit seinem arab. Stadtteile, einer aus Stein erbauten, mit Mauern umgebenen, aber ziemlich verfallenen Häusermasse mit sieben unbedeutenden Moscheen an den Berg Atâkah, während die europ. Seite, mit den europ. Konsulaten, dem engl. Postamt, der Dampfschiffagentur und den Hotels, nach der Reede zu liegt. Nördlich von der Stadt und dem Bahnhofe mündet der Süßwasserkanal, der bei Kairo vom Nil abzweigt und dessen Niveau 2 m höher ist als das des Roten Meers, mittels Schleusenwerke, und daneben ist der Lagerplatz für die aus Arabien kommenden, zuweilen 1000 Kamele zählenden Karawanen. Südlich von der Stadt führt nach Südosten ein gewaltiger, wohl 3 km langer Steindamm durch das Meer zu den auf einer hakenförmigen Halbinsel sich erhebenden Hafenbauten, wo auf 20 ha Landes Arsenale, Magazine, Werkstätten u. s. w. stehen. Der Damm führt zu dem kleinen Bassin der Kanalkompagnie, das einen eigenen Leuchtturm hat, dann zum Kai Waghorn und dann zum großen südl. Bassin, Port Ibrahim genannt, das in zwei Teile geteilt ist: für Kriegs- und für Handelsschiffe,

und 500 Schiffe faſſen kann; es iſt durch Schleuſenwerke und treffliche Mauerung geſchützt, 300 m breit und 750 m lang, am Kai 7—8 m tief. Das Trockendock iſt 112 m lang, 23 m breit und 9 m hoch. Die 22 km entfernte Reede iſt ſicher und auf 100 qkm 6—10 m tief. Die Bevölkerung (1882) beſteht aus Europäern, Ägyptern, Arabern, Indern, Chineſen und Negern, zuſammen 10919 E., wovon 1183 Ausländer; vor Erbauung des Suezkanals zählte man 1500 E. Im Mittelalter hieß die Stadt Kolzum, im Altertum Klysma. Ehemals als Durchgangspunkt des europ.-oſtind. Handels von Bedeutung, verfiel die Stadt nach Entdeckung des Seewegs nach Indien und hob ſich erſt nach der Einrichtung der ind. Überlandpoſt (1838), der Verbindung mit der Eiſenbahn Kairo-Alexandria, der Eröffnung des Süßwaſſerkanals (1863) und des Suezkanals (ſ. d.) einigermaßen. Der Warenumſatz betrug 1879 etwa 10 Mill. Mark (6 Mill. Import, 4 Mill. Export). Ausgangspunkt der Dampferlinien der Khedivieh, welche die Häfen des Roten Meeres untereinander verbinden.

Suezkanal, der Kanal, welcher das Mittelländiſche mit dem Roten Meer verbindet, indem er von N. nach S. den 113 km breiten Iſthmus von Suez durchſchneidet, welcher Afrika mit Aſien verbindet. Schon unter dem Pharao Seti I. (um 1400 v. Chr.) wurde ein Kanal gegraben, der vom Nil aus an die Oſtgrenze des Reichs und wahrſcheinlich bis zum Roten Meere führte. Später unternahm es Pharao Necho (616—600 v. Chr.), einen neuen Kanal von Bubaſtis am Nil nach dem Roten Meere zu graben, den wahrſcheinlich Darius Hyſtaspes vollendete. Unter den Ptolemäern wurde derſelbe erweitert, auch unter der Herrſchaft der Römer ſoll er reſtauriert worden ſein. Seit dem 8. Jahrh. n. Chr. geriet er in Verfall. Erſt den Bemühungen des Generalkonſuls F. von Leſſeps (ſ. d.) gelang es, die beiden Meere in direkte Verbindung zu bringen. Schon 1854 legte dieſer ſein Projekt dem Vizekönig Said Paſcha vor und 5. Jan. 1856 unterzeichnete der Vizekönig die Konzeſſionsurkunde, aber erſt 25. April 1859 erfolgte der erſte Spatenſtich bei Port-Said. Die Arbeiten wurden in den erſten fünf Jahren größtenteils durch Fellahs ausgeführt; ſeit 1864 traten mehr und mehr Maſchinen an ihre Stelle. Am 16. Nov. 1869 erfolgte unter großen Feierlichkeiten die Eröffnung des Kanals, welcher die Kaiſerin Eugenie von Frankreich, der Kaiſer von Öſterreich, der Kronprinz von Preußen und andere fürſtl. Perſonen beiwohnten. Der Kanal iſt 160 km lang, 58—100 m am Waſſerſpiegel, 22 m an der Sohle breit und 8 m tief und hat verſchiedene Ausweichſtellen für ſich begegnende Dampfer. Er beginnt bei Port-Said mit zwei Molen von 1600 und 2250 m Länge, die den durch die weſtl. Küſtenſtrömung herbeigeführten Schlamm des Nils abhalten, führt dann in gerader Linie durch den Menzaleſee, deſſen Austrocknung, beſonders längs des Kanals, begonnen iſt, durchſchneidet hierauf die El-Kantara genannte Bodenerhebung und tritt in den Ballâhſee (d. i. Dattelſee). Sodann zieht der Kanal durch die Wüſte, durchſchneidet das 16 m hohe Plateau El-Gisr («Schwelle»), deſſen Durchſtechung die Beſeitigung von 14 Mill. cbm Erde erforderte, gelangt in den 15 qkm großen Timſâhſee (d. i. Krokodilſee), an welchem Ismailia (ſ. d.) liegt und den er bei Tuſûn verläßt, um durch die 16 km lange Felſenſchwelle des Serapeums in



Suezkanal.

das große Bassin der Bitterseen einzutreten (an dessen Ein- und Ausgang ein Leuchtturm sich befindet) und geht von da über Esch-Schalûf et-Terrâbe zum Roten Meere, in welchem die Kanalrinne noch 4 km weit fortgeführt ist, bis er den Hafen von Suez, Port Ibrahim, erreicht.

Die wirkliche Durchfahrtszeit betrug 1883 im Mittel 19 Stunden 30 Minuten, mit der Anlegefrist bei Tag und Nacht 48 Stunden 30 Minuten. Seit Jan. 1886 ist Schiffen, die mit einem elektrischen Leuchtapparat ausgerüstet sind, gestattet, die Fahrt unter Anwendung genügend starken elektrischen Lichts auch nachts fortzusetzen; in Verbindung mit der beschlossenen Erweiterung des Kanals wird dann hinfort die Durchfahrt in etwa 12 Stunden zurückgelegt werden können.

Die Baukosten des Kanals beliefen sich auf etwa 19 Mill. Pfd. St., von denen 12800000 durch Aktienzeichnungen aufgebracht wurden. Der Rest wurde fast ausschließlich vom Vizekönig von Ägypten gedeckt, welchem England 1875 fast 180000 Aktien im Werte von 700 Mill. Mark abkaufte. Die Gesamtkosten für den Bau und die erste Einrichtung des Kanals (inkl. der Kosten für die Verbesserung des Kanals und die Anleihe) betrugen bis Ende 1883: 488055019 Frs. Der Wert der der Kompagnie gehörigen Baulichkeiten und des Inventars, sowie der disponibeln und der realisierbaren Aktiva wurde auf 72660223 Frs. geschätzt. Das J. 1872 hat zuerst einen Überschuß der Einnahmen von 2071279 Frs. ergeben. Die Einnahmen der Compagnie universelle du canal maritime de Suez, deren Präsident Lesseps ist, betrugen 1883: 68523344 Frs., die Ausgaben derselben 30772248 Frs., mithin betrug der Nettoüberschuß, nach Abzug der statutenmäßigen Reserve von 5 Proz., 35863541 Frs. Die Einnahmen wurden statutenmäßig folgendermaßen verteilt: es fallen nach Zahlung von 5 Proz. Zinsen für das Aktienkapital 71 Proz. auf die Aktionäre, 15 Proz. an die ägypt. Regierung, 10 Proz. an die Gründer der Gesellschaft und je 2 Proz. an die Direktion und das Personal der Gesellschaft. Die Schiffahrtseinnahmen betrugen 1883 (bei 3307 Schiffen) 65847822 Frs., 1884 (bei 3284 Schiffen) 62378215 Frs., 1885 (bei 3624 Schiffen) 62199990 Frs. Das erste größere durchgefahrene Schiff war ein deutsches. Den Kanal passierten 1870: 486 Schiffe mit 493911 t; 1872: 1082 Schiffe mit 1439169 t; 1876: 1457 Schiffe mit 2096772 t; 1880: 2026 Schiffe mit 3057422 t; 1884: 3284 Schiffe mit 5871501 t. Unter letzterer Zahl befanden sich 2474 brit., 300 franz., 145 holländ., 130 deutsche, 65 österr., 54 ital., 46 span., 18 schwed. und norweg., 17 russ. und 13 japan. Schiffe. Die Zahl der den Kanal passierenden Reisenden belief sich 1876 schon auf 67933; 1880 auf 53517; 1883 auf 119177. Der wichtigste Vorzug des Kanals ist die Abkürzung der Entfernung zwischen Europa und Indien. Der Weg von Hamburg nach Bombay ist um 43 Proz., der von London dahin um 44 Proz., der von London nach Hongkong um 28 Proz., der von Triest nach Bombay um 63 Proz., der von Odessa nach Hongkong um 47 Proz., der von Marseille nach Bombay um 59 Proz., der von Konstantinopel nach Zanzibar um 57 Proz., der von Rotterdam nach der Sundastraße um 26 Proz. verkürzt. So ergeben sich zu Gunsten der Suezroute bedeutende Unterschiede für den Verkehr zwischen Europa und Singapore, dem Sunda-Archipel, China und Japan (weniger für Südaustralien). Für große Schiffe, wie die engl. Truppentransportschiffe, ist der Kanal allerdings nicht befahrbar, solange seine Breite nicht um die Hälfte vergrößert wird, wohl aber für Dampfer von 60—130 m Länge, 11 m Breite und 6 m Tiefgang. Für die Belebung des Verkehrs ist der hohe Kanalzoll (10 Frs. pro Tonne Nettogewicht) ein Hemmnis, sodaß noch viele Waren den alten Weg um das Kap beibehielten. Seit 1883 plant man von brit. Seite einen zweiten Kanal durch die Landenge, eine in Paris tagende internationale Kommission erklärte indessen 1885, daß die Vergrößerung des vorhandenen Kanals vorzuziehen sei; es wurde beschlossen, zunächst den Kanal auf 8,50 m zu vertiefen und die Minimalbreite auf 65 m zu erhöhen; als definitive später herzustellende Minimaltiefe ist das Maß von 9,00 m angenommen. Im März 1885 tagten in Paris Vertreter der an der Kanalschiffahrt interessierten Mächte, um die volle und jederzeitige Freiheit der Kanalpassage zu sichern. Das engl. Projekt eines zweiten Kanals, das trotzdem noch nicht ganz fallen gelassen wurde, läßt den letztern zwischen Alexandria und Abukir beginnen und über Tanta und Kairo nach Suez laufen; hierdurch wird Kairo Seehafen; die Kosten taxiert man auf 900 Mill. Frs.

Vgl. Lesseps, «Percement de l'isthme de Suez, exposé et documents officiels» (Par. 1855; neue Aufl. 1858), «Die Kanalisierung des Isthmus von Suez» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1857); Le Saint, «L'isthme de Suez» (Par. 1867); Ritt, «Histoire de l'isthme de Suez» (Par. 1869); Stephan, «Der S. und seine Eröffnung» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1870, 1. Hälfte); Rohlfs, «Von Tripolis nach Alexandrien» (2 Bde., Brem. 1871); Stephan, «Das heutige Ägypten» (Lpz. 1872); Baedeker, «Ägypten» (Bd. 1, Lpz. 1877; 2. Aufl. 1885), sowie die Zeitschrift «Le Canal de Suez» (Paris) und das ehedem vom Statistischen Bureau in Kairo herausgegebene «Bulletin trimestriel de la Navigation par le Canal de Suez» (Kairo).

Suffelnheim, Dorf im Kreise Hagenau des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, liegt am Eberbach, 14 km östlich von Hagenau, zählt (1880) 3101 fast ausschließlich kath. E. und hat mehrere große Ziegelbrennereien, sowie eine Töpferwaren- und Steingutfabrik.

Suffeten, s. unter Karthago.

Sufficit (lat.), es genügt, reicht hin.

Suffisance (frz.), Selbstgenügsamkeit, Selbstgefälligkeit, Dünkel.

Suffix (lat. suffixum, d. h. angefügt) heißt in der Grammatik ein Lautkomplex, der an sich keine selbständige Bedeutung hat, sondern einer Wurzel (s. d.) oder einem Stamme (s. d.) am Ende angefügt, entweder diesem eine modifizierte Bedeutung gibt oder dem so entstandenen Worte ein bestimmtes Verhältnis im Satze mitteilt; in ersterm Falle heißen die S. stammbildende (wortbildende), in letzterm Flexionssuffixe. Die erstern heißen Primärsuffixe, wenn sie unmittelbar aus der Wurzel, Sekundärsuffixe, wenn sie aus einem selbst schon abgeleiteten Stamme einen neuen Stamm bilden. Die Flexionssuffixe zerfallen in Deklinations- oder Casussuffixe und Konjugationssuffixe oder Personalendungen; z. B. im lat. lectoris (des Lesers) ist leg (lego, ich lese) die Wurzel, tor das stammbildende S., der die Bedeutung der handelnden Person gibt,

«Leser», -is der Casussuffix des Genitivs; in legebat (er las) ist legeba- der Stamm des Imperfektums, -t die Endung der dritten Person.

Suffocatio (lat.), Erstickung.

Suffolk, eine der östlichsten Grafschaften Englands, zwischen Norfolk im Norden, Cambridge im Westen, Essex im Süden und der Nordsee im Osten, zählt (1881) auf 3843,67 qkm 356 863 E. Das Land ist im ganzen wellenförmig und verflacht sich nach der Küste, wo, besonders an den Flußmündungen, Sümpfe (Fens) vorkommen, die jedoch größtenteils trocken gelegt und in ergiebiges Marschland umgewandelt sind. Der höchste Teil der Grafschaft, die East-Anglian-Heights, 100—130 m über dem Meere, bildet die Wasserscheide zwischen den der Nordsee gegen Osten und den der Ouse zufließenden Gewässern. Zu den letztern gehört der von Bury Saint-Edmunds an schiffbare Lark, sowie auf der westl. Nordgrenze der Grafschaft die von Thetford an schiffbare Little Ouse oder Brandon, zu den erstern die von oberhalb Bungay an schiffbare Waveney (an der Grenze gegen Norfolk), der Blythe, Deben, Orwell (im Oberlaufe Gipping) und Stour, der die Grenze gegen Essex bildet. Landwirtschaft bildet den Haupterwerbszweig der Einwohner und steht auf hoher Stufe. Von großer Bedeutung ist die Viehzucht. Die ungehörnten Suffolkkühe geben ungemein viel Milch; die daraus bereitete treffliche Butter geht ausschließlich nach London. Die Pferde zeichnen sich durch Kraft und Ausdauer aus. Das Suffolkschaf gibt kurze feine Wolle. Schweine und Federvieh, namentlich Truthühner, werden in Menge gezogen. Bei der nicht unbeträchtlichen Ausdehnung der Heiden und unbebauten Landstriche gibt es noch ziemlich viel kleines Wild, Hasen und Kaninchen, für welche große Gehege vorhanden. Außer den Haupterwerbszweigen, Ackerbau und Viehzucht, wird auch Gartenbau, Obstkultur, Fischerei, Salzbereitung und Handel getrieben; das Fabrikwesen ist ohne Belang. Ausgezeichnet ist S. durch vorzügliche und wohlerhaltene Landstraßen, welche die Great-Easternbahn kreuzt. Die Grafschaft beschickt das Parlament mit vier Abgeordneten, mit fünf andern die drei Boroughs, nämlich die Hauptstadt Ipswich, die Municipalstadt Bury Saint-Edmunds und der Borough Eye. S. bildete in angelsächs. Zeit den Süden des Königreichs Ostangeln und hieß damals Suthfolc.

Suffolk, ein engl. Grafen- und Herzogstitel, den verschiedene Häuser führten. Zuerst besaßen die Cliffords den Grafentitel, die ihn aber gegen die Mitte des 14. Jahrh. verloren. Der Titel gelangte hierauf an die Familie Pole, die von William Pole, einem reichen Kaufmann zu Hull, abstammte. Michael de la Pole, der Enkel desselben, war ein Günstling Richards II. und erhielt das Kanzleramt, sowie 1385 die Würde eines Grafen von S. Die gegen den König verbündeten Lords entsetzten ihn jedoch 1386 seines Amts und nahmen ihm auch die Güter. Er starb 1388. — Sein Sohn, Michael, Graf von S., erhielt das eingezogene Vermögen teilweise zurück und starb 1415. Er hinterließ drei Söhne, darunter William, erst Graf, dann Herzog von S., der am Hofe Heinrichs VI. zu großem Einfluß gelangte, im Genuß der Gunst der Königin Margarete den Herzog Humphrey Gloucester, des Königs Oheim, stürzte und die Regierung ganz an sich riß. Er erlag einer Anklage auf Hochverrat und ward ermordet (2. Mai 1450). — Sein Sohn, Jack, Herzog von S., heiratete Elisabeth, die älteste Schwester Eduards IV., und wurde ein eifriger Parteigenosse des Hauses York. — Jack de la Pole, Graf von Lincoln und Herzog von S., Sohn des vorigen, wurde seiner mütterlichen Abstammung wegen von Richard III. zum künftigen Thronfolger erklärt. Die Schlacht bei Bosworth entschied jedoch für den Lancaster Heinrich VII. und S. mußte sich zu seiner Mutter Schwester, der Herzogin von Burgund, nach Flandern retten. Von hier aus setzte er 1487 nach England über, verband sich mit den Anhängern des Prätendenten Simmel und zog mit einem Korps von 8000 Mann gegen York. Heinrich VII. vernichtete ihn jedoch in der blutigen Schlacht bei Stoke in Nottingham 6. Juni 1487. — Sein Bruder, Edmund de la Pole, Graf von S., sah sich stets von Heinrich VII. verfolgt. In eine Verschwörung, die entdeckt wurde, verwickelt, floh er 1501 zu Erzherzog Philipp von Österreich, der ihn unter der Bedingung auslieferte, daß man ihn nicht töte. Seitdem schmachtete er im Tower, wo ihn Heinrich VIII. 1513 enthaupten ließ.

Heinrich VIII. verlieh 1513 den Titel eines Herzogs von S. seinem Günstling, dem Ritter Charles Brandon. Derselbe mußte im Dez. 1514 die schöne Prinzessin Marie, die jüngste Schwester Heinrichs VIII., zu ihrer Vermählung mit Ludwig XII. nach Frankreich geleiten. Nachdem aber Ludwig XII. 1. Jan. 1515 gestorben, erhielt er selbst die Hand der Prinzessin. Franz I. von Frankreich hatte diese Heirat gefördert und wirkte dem Paare auch die Verzeihung Heinrichs VIII. und die Rückkehr nach England aus. S. begleitete später seinen königl. Schwager mehrmals auf den Feldzügen nach Frankreich. Er hinterließ bei seinem Tode 1545 aus der Ehe mit der Prinzessin zwei Töchter, von denen die ältere, Franziska, Henry Gray, Marquis von Dorset, heiratete. Derselbe wurde während der Regierung Eduards VI. durch seine Verbindung mit dem Herzog von Northumberland 1551 zum Herzog von S. erhoben. Northumberland bewog 1552 Eduard VI., seine beiden Schwestern, Maria und Elisabeth, von der Thronfolge auszuschließen und seine Verwandte, Lady Johanna Grey, die Tochter S.s, zur Thronfolgerin zu ernennen. Nachdem diese Vorbereitung getroffen, mußte Johanna 1553 den jüngsten Sohn Northumberlands, den Lord Guilford Dudley, heiraten. Als bald darauf Eduard VI. starb, ließ zwar S. seine Tochter durch Northumberlands Beihilfe zur Königin proklamieren; allein die Entschlossenheit der Prinzessin Maria machte dieser Usurpation ein baldiges Ende. Wiewohl Johanna und deren Gemahl verurteilt wurden, hegte doch die Königin Maria anfangs nicht die Absicht, ihre Verwandten auf das Schafott zu schicken. S. erhielt sogar die Freiheit zurück. Um seine Tochter aus dem Gefängnis auf den Thron zu setzen, beteiligte er sich indessen an der Empörung des Thom. Wiat. Die Königin ließ ihm hierauf den Prozeß machen und, nachdem fünf Tage vorher seine Tochter hingerichtet worden, auch ihn 17. Febr. 1554 enthaupten. — Jakob I. verlieh 1603 den Titel eines Herzogs von S. an Lord Thomas Howard de Walden, bei dessen Nachkommenschaft die Würde seitdem blieb.

Suffrägan, abgeleitet von Suffragium (s. d.), heißt jedes zu Sitz und Stimme (suffragium)

berechtigte Mitglied eines Kollegiums von Geistlichen, mag dies nun eine Synode von Bischöfen unter einem Erzbischof, oder von Pfarrern unter einem Bischof, oder ein Ordenskapitel unter einem Provinzial, oder endlich ein Konvent unter einem Abt sein; vorzugsweise jedoch wird der einem Erzbischofe untergeordnete Bischof dessen S. genannt. Auch heißen seit dem 13. Jahrh. die aus dem Oriente vertriebenen Bischöfe so, welche von reichen Bischöfen des Abendlandes als vicarii in pontificalibus gebraucht wurden.

Suffrage universel (frz.), allgemeines Wahl- oder Stimmrecht. (S. unter Wahl.)

Suffragium hieß bei den Römern die Stimme, die der Bürger in den Comitien (s. d.) abgab; auch die Abstimmung im ganzen und das Stimmrecht selbst, das zu den polit. Rechten des röm. Bürgers gehörte, wird mit S. bezeichnet. Die Abstimmung geschah lange Zeit mündlich; erst im 7. Jahrh. der Stadt wurde durch mehrere Gesetze die schriftliche Abstimmung (per tabellas, d. i. durch hölzerne, mit Wachs überzogene Täfelchen) eingeführt, und zwar zuerst durch die Lex Gabinia 139 v. Chr. bei Magistratswahlen, 131 durch die Lex Papiria bei Gesetzesvorschlägen, 137 durch die Lex Cassia bei Gerichten, mit Ausnahme derer über perduellio (s. d.), und 107 durch die Lex Caelia auch für diese.

Suffren de Saint-Tropez (Pierre André), ausgezeichneter franz. Seemann, geb. 13. Juli 1726 in der Provence, trat 1743 in die franz. Marine und sodann in den Malteserorden. Im J. 1756 wohnte er als Lieutenant der Eroberung von Minorca bei. Als Schiffskapitän befehligte er 1778 in dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner in der Escadre des Grafen d'Estaing. Letzterer übergab S. zu Boston einen Teil seiner Streitmacht, mit welcher er in den Hafen von Newport drang und die daselbst eingelaufene brit. Flotille verbrannte. Nach der Rückkehr nach Brest erhielt S. im Nov. 1779 den Befehl über ein leichtes Geschwader in der vereinigten franz.-span. Flotte unter Don Ludwig von Cordova und griff 9. Aug. 1780 auf der Höhe vom Kap St.-Vincent eine bedeutende britische, nach Ostindien segelnde Handelsflotte an, der er zwölf Schiffe wegnahm. Hierauf gab ihm die Regierung eine Escadre von sieben großen Schiffen, mit welcher er den von den Engländern bedrohten Holländern zu Hilfe eilen mußte. Er schlug 16. April 1781 den brit. Commodore Johnstone in einem Gefecht unweit der kapverdischen Insel San-Jago und vereitelte dadurch den Anschlag des Feindes auf das Kap der Guten Hoffnung, das er eher als die Engländer erreichte und besetzte. Am 17. Febr. und 12. April 1782 schlug er den brit. Admiral Hughes in den ostind. Gewässern. Im September nahm er sogar das von dem Feinde eroberte Trinconomale weg. Er starb zu Paris 8. Dez. 1788. Vgl. Trublet, «Essai historique sur la vie et les campagnes du bailli S.» (Par. 1824); Cunat, «Histoire du bailli de S.» (Par. 1852).

Sein Bruder, Louis Jérôme S., geb. 1722, war seit 1764 Bischof von Sisteron, wo er 1780 den Kanal zu bauen begann, der seinen Namen führt. Er wanderte in der Revolution aus und starb 21. Juni 1796 zu Turin.

Suffrutex (lat.), Halbstrauch.

Sufismus (Tasawwuf) ist der gewöhnliche Name der Lehren der Mystiker des mohammed. Orients. Die Anhänger derselben werden im Arabischen Sûfi genannt, welcher Name meist durch «mit Wolle Bekleideter» (vom arab. Worte Sûf, Wolle) erklärt wird, weil angeblich die Anhänger einiger mystischer Sekten nur wollene Kleider getragen haben sollen, was freilich schwer nachzuweisen ist. Ohne Zweifel ist die mohammed. Mystik nicht ein Erzeugnis des semit. Geistes, sondern geht in ihren Anfängen auf Persien oder Indien zurück.

Der Sufi ist Pantheist. Persönlichkeit ist nach seiner Überzeugung nur Beschränkung und das höchste Streben des Menschen soll darauf gerichtet sein, daß er sucht, in Gott, von dem alles individuelle Sein erst emaniert ist, aufzugehen. Die Unverträglichkeit dieser Lehre mit den Dogmen des starr deistischen Islam stellte sich im Laufe der Zeit immer klarer heraus. Dem von Jahrhundert zu Jahrhundert stärker werdenden S. stellte sich eine echt semitische, nüchterne Reaktion gegenüber, welche zur Folge hatte, daß die orthodoxen Muslim sich immer mehr von dem S. abwendeten und die wissenschaftliche, beziehungsweise religiöse Berechtigung der sufischen Versuche, die Glaubens- und Sittenlehre des Koran allegorisch auszudeuten, in Frage stellten. Man leugnete die Authentie von angeblichen Aussprüchen Mohammeds und seiner nächsten Anhänger, welche scheinbar dem Sinne der mystischen Lehren der Sufis über die Notwendigkeit des Aufgehens in Gott und der Nichtigkeit aller äußern Erscheinungen entsprachen und von den Sufis als Beweisstellen für die Richtigkeit ihrer Lehren angeführt wurden.

Als eigentlicher Gründer des S. wird gewöhnlich Abu Said Abul-chair, um 820 n. Chr., angesehen, obgleich die Anfänge desselben auf bei weitem frühere Zeit zurückgehen. Wahrscheinlich ist es, daß er der erste war, welcher seine Schüler und Anhänger in einem festern, religiösen Verbande miteinander vereinigte. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. n. Chr. fingen die Anhänger des S. an, sich in zum Teil streng voneinander geschiedene Parteien zu teilen. Die eine derselben bildete sich aus den Anhängern des Abû Jazid al-Bustâmi, welcher sich offen zum Pantheismus bekannte, die andere aus den Schülern des Dschunaid, welcher die pantheistischen Lehren des S. mit den deistischen Dogmen des Koran zu versöhnen suchte. Die sufischen Schriftsteller, sowohl unter den Arabern (namentlich al-Gazâli und Ibn-al-Fâridh) wie unter den Persern und Türken teils als Dichter, teils als Philosophen berühmt, zeichnen sich durch große Tiefe der Gedanken, durch Reichtum an Ideen, durch den Glanz ihrer Bilder und durch die Kühnheit ihrer Spekulation vor andern arab., pers. oder türk. Schriftstellern aus. In der höchsten Blüte stand die Mystik immer in Persien, und so erklärt es sich, daß gerade unter den Persern die bedeutendsten sufischen Dichter sich finden, wie Senâi, Ferid-el-din Attâr (der Verfasser des «Mantik al-tair»), Dschelâl-el-din Rûmi (der Verfasser des «Mesnewi»), ferner Dschâmi, während andererseits auch die arab. sufischen Dichter, wie Omar ibn-el Fâridh und Izz-el-din el-Mukaddesi, Hervorragendes geleistet haben.

Die Lehren und Geschichte der Sufis haben dargestellt Malcolm in seiner «History of Persia» (Bd. 1), Hammer-Purgstall in seiner «Geschichte der schönen Redekünste Persiens» und in seiner Ausgabe von Omar-ibn-el-Fâridhs «Tâije» (Wien

1854), Silvestre de Sacy in den «Notices et extraits tirés de la bibliothèque du Roi» (Bd. 12), in eingehendster Weise Tholuck in «Ssufismus sive theosophia Persarum pantheistica» (Berl. 1821) und in «Blütensammlung aus der morgenländ. Mystik» (Berl. 1825), sowie Garcin de Tassy in der Ausgabe von Jzz-el-dins «Oiseaux et les fleurs» und von Ferid-el-din Attârs «Mantik el-tair» (Par. 1863). Ein kurzes, aber interessantes Kompendium der Lehre des S. gab Krehl («Omar ibn Suleimâns Erfreuung der Geister», türkisch und deutsch, Lpz. 1848) mit Anmerkungen heraus, welche namentlich den Zusammenhang der sufischen Psychologie, wie sie von Omar ben Suleimân nach dem Vorgange anderer Sufis dargestellt worden, mit der Psychologie des Aristoteles nachweisen.

Suggestivfragen oder eingebende Fragen heißen in der Rechtssprache solche Fragen an den Angeklagten oder an Zeugen, wodurch Thatumstände den Betreffenden vorgehalten werden, die erst durch ihre Antwort festgestellt werden sollen oder wodurch die zu erforschenden Mitbeteiligten durch Namen oder andere leicht erkennbare Merkmale bezeichnet werden. Teils können solche S. eine Überlistung des Beschuldigten oder Vernommenen beabsichtigen und in unzulässiger Weise ein Geständnis erpressen, teils können sie andererseits den Richter, würden sie zugelassen, irreführen. Aus diesen Gründen sind sie gewöhnlich verboten. (Österr. Strafprozeßordnung, §§. 167, 200.)

Sugillation (lat.), Blutunterlaufung, nennt man die Ausbreitung des aus den Gefäßen (meist Haargefäßen) ausgetretenen Blutes in den Geweben des Körpers. Da die Gefäße eine überall geschlossene Höhle bilden, so kann eine solche Blutaustretung nur durch eine Zusammenhangstrennung derselben, eine Verletzung, stattfinden, welche entweder von außen herkommt (am häufigsten durch Quetschung, Schlag, Stoß), oder durch innere Ursachen bedingt ist (z. B. durch Brüchigkeit der Gefäßwände, durch allzu starke Anhäufungen des Blutes an einer Stelle oder durch dünnflüssige, faserstoffarme Beschaffenheit desselben). Kleinere S. nennt man Petechien (s. d.), größere linienförmige Striemen (vibices), S. im engern Sinne besonders die unter der Oberhaut sichtbaren. Letztere verwandeln mit der Zeit durch Zersetzung des Blutrots und teilweise Wiederaufsaugung desselben ihre anfangs dunkelschwarzrote Farbe in eine violette, blaue, grünliche und gelbliche. Die S. werden meist durch die Natur ganz allein zerteilt. Zur Förderung der Zerteilung macht man kalte Umschläge mit Wasser, Essigwasser, Spiritus, wendet auch Massage an. Geht die S. in Entzündung und Eiterung über, so ist durch einen frühzeitigen Einschnitt das geronnene Blut zu entleeren.

Suhl, Stadt im Kreise Schleusingen des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, in der ehemaligen Grafschaft Henneberg, liegt an der Südseite des Thüringerwaldes in einem romantischen Thale am Flüßchen Lauter, am Fuße des 643 m hohen Dombergs mit dem Ottilienstein, einem Porphyrfelsen mit schöner Aussicht, Station der Linie Erfurt-Ritschenhausen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Superintendentur, Kreis-Bauinspection und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1885) 10605 E. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Eisenindustrie und namentlich Gewehrfabrikation, welche von jeher berühmt war. Schon im 15. Jahrh. war S. eine bedeutende deutsche Waffenwerkstatt, welche namentlich der süddeutschen Ritterschaft ihre Rüstungen und Schwerter lieferte. Die erste Innung der Wehrfabrikanten, die sich in Schlosser, Sporer, Windenmacher und Büchsenschmiede teilte, wurde 1563 begründet. Die blühendste Periode dieses Industriezweigs war 1550—1634, während welcher Zeit S. nicht bloß Deutschland, sondern auch andere Länder mit Waffen versorgte. Später entwickelten die dortigen Gewehrfabriken nur periodisch, wie noch im Siebenjährigen Kriege und nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 (Lieferung von Mausergewehren für die deutsche Armee) ein größere Thätigkeit. Das Bergamt wurde 1838 nach Ramsdorf, ebenso 1851 die königl. Gewehrfabrik wegverlegt. Seitdem haben die in Privatbesitz befindlichen Fabriken einen neuen Aufschwung genommen, besonders die Fabrikation von Jagd- und Luxusgewehren. Außerdem bestehen Porzellanfabriken, Eisengießereien, Maschinen-, Glas- und Kurzwarenfabriken, Gerbereien und Holzwarenfabriken. In frühern Zeiten war die Barchentmanufaktur sehr beträchtlich, und noch zu Ende des 18. Jahrh. wurden hier jährlich über 70000 Stück Barchent gefertigt. In neuerer Zeit ist der Barchenthandel fast gänzlich in Verfall gekommen. Im J. 1876 wurde hier eine Solquelle entdeckt, gefaßt und zum Kurgebrauch eingerichtet. Vgl. Werther, «Sieben Bücher der Chronik der Stadt S.» (2 Bde., Suhl 1846—47).

Suhler Weißkupfer, s. unter Nickellegierungen.

Suhm (Peter Frederik), dän. Geschichtschreiber, geb. zu Kopenhagen 18. Okt. 1728 als Sohn des dän. Admirals Ulrich Frederik S. Seiner Neigung zu den Wissenschaften folgend, ging er 1751 nach Norwegen und wohnte bis 1765 in Drontheim, um daselbst im Verein mit Schöning und dem Bischof Gunnerus für die ältere Geschichte Norwegens zu arbeiten. Darauf kehrte er nach Kopenhagen zurück und starb daselbst 7. Sept. 1798. Seine Bibliothek, welche mehr als 100000 Bände umfaßte, überließ er 1796 gegen eine Leibrente der königl. Bibliothek. Zu seinen wichtigsten Werken gehören die «Kritische Geschichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden», «Geschichte der nordischen Völkerwanderung», «Über den Ursprung der Völker im allgemeinen» und «Über den Ursprung der nordischen Völker». Sein bedeutendstes Werk ist die «Geschichte von Dänemark» (14 Bde., Kopenh. 1782—1828), die zum Teil erst nach seinem Tode erschien und nur bis 1400 reicht. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften erschien in 16 Bänden (Kopenh. 1788—99).

Suhm (Ulrich Friedr. von), der vertraute Freund Friedrichs d. Gr., geb. zu Dresden 29. April 1691, studierte in Genf, widmete sich dann der Diplomatie, verbrachte zunächst einige Jahre in Paris, wo sein Vater kursächs. Gesandter war, und kam 1720 als kursächs. Gesandter an den berliner Hof, wo er bis 1730 blieb. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II., in hohem Grade. Auch unterhielt er mit demselben nach der Abreise in den J. 1736—40 einen philos. Briefwechsel, der nach des Königs Tode unter dem Titel «Correspondance familière et amicale de Frédéric II avec S.» (2 Bde., Berl. 1787) erschien. Die Briefe von S. zeugen von Kenntnissen und scharfem Verstand.

berechtigte Mitglied eines Kollegiums von Geistlichen, mag dies nun eine Synode von Bischöfen unter einem Erzbischof, oder von Pfarrern unter einem Bischof, oder ein Ordenskapitel unter einem Provinzial, oder endlich ein Konvent unter einem Abt sein; vorzugsweise jedoch wird der einem Erzbischofe untergeordnete Bischof dessen S. genannt. Auch heißen seit dem 13. Jahrh. die aus dem Oriente vertriebenen Bischöfe so, welche von reichen Bischöfen des Abendlandes als vicarii in pontificalibus gebraucht wurden.

Suffrage universel (frz.), allgemeines Wahl- oder Stimmrecht. (S. unter Wahl.)

Suffragium hieß bei den Römern die Stimme, die der Bürger in den Comitien (s. d.) abgab; auch die Abstimmung im ganzen und das Stimmrecht selbst, das zu den polit. Rechten des röm. Bürgers gehörte, wird mit S. bezeichnet. Die Abstimmung geschah lange Zeit mündlich; erst im 7. Jahrh. der Stadt wurde durch mehrere Gesetze die schriftliche Abstimmung (per tabellas, d. i. durch hölzerne, mit Wachs überzogene Täfelchen) eingeführt, und zwar zuerst durch die Lex Gabinia 139 v. Chr. bei Magistratswahlen, 131 durch die Lex Papiria bei Gesetzesvorschlägen, 137 durch die Lex Cassia bei Gerichten, mit Ausnahme derer über perduellio (s. d.), und 107 durch die Lex Caelia auch für diese.

Suffren de Saint-Tropez (Pierre André), ausgezeichneter franz. Seemann, geb. 13. Juli 1726 in der Provence, trat 1743 in die franz. Marine und sodann in den Malteserorden. Im J. 1756 wohnte er als Lieutenant der Eroberung von Minorca bei. Als Schiffskapitän befehligte er 1778 in dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner in der Escadre des Grafen d'Estaing. Letzterer übergab S. zu Boston einen Teil seiner Streitmacht, mit welcher er in den Hafen von Newport drang und die daselbst eingelaufene brit. Flotille verbrannte. Nach der Rückkehr nach Brest erhielt S. im Nov. 1779 den Befehl über ein leichtes Geschwader in der vereinigten franz.-span. Flotte unter Don Ludwig von Cordova und griff 9. Aug. 1780 auf der Höhe vom Kap St.-Vincent eine bedeutende britische, nach Ostindien segelnde Handelsflotte an, der er zwölf Schiffe wegnahm. Hierauf gab ihm die Regierung eine Escadre von sieben großen Schiffen, mit welcher er den von den Engländern bedrohten Holländern zu Hilfe eilen mußte. Er schlug 16. April 1781 den brit. Commodore Johnstone in einem Gefecht unweit der kapverdischen Insel San-Jago und vereitelte dadurch den Anschlag des Feindes auf das Kap der Guten Hoffnung, das er eher als die Engländer erreichte und besetzte. Am 17. Febr. und 12. April 1782 schlug er den brit. Admiral Hughes in den ostind. Gewässern. Im September nahm er sogar das von dem Feinde eroberte Trinconomale weg. Er starb zu Paris 8. Dez. 1788. Vgl. Trublet, «Essai historique sur la vie et les campagnes du bailli S.» (Par. 1824); Cunat, «Histoire du bailli de S.» (Par. 1852).

Sein Bruder, Louis Jérôme S., geb. 1722, war seit 1764 Bischof von Sisteron, wo er 1780 den Kanal zu bauen begann, der seinen Namen führt. Er wanderte in der Revolution aus und starb 21. Juni 1796 zu Turin.

Suffrutex (lat.), Halbstrauch.

Sufismus (Tasawwuf) ist der gewöhnliche Name der Lehren der Mystiker des mohammed. Orients. Die Anhänger derselben werden im Arabischen Sûfi genannt, welcher Name meist durch «mit Wolle Bekleideter» (vom arab. Worte Sûf, Wolle) erklärt wird, weil angeblich die Anhänger einiger mystischer Sekten nur wollene Kleider getragen haben sollen, was freilich schwer nachzuweisen ist. Ohne Zweifel ist die mohammed. Mystik nicht ein Erzeugnis des semit. Geistes, sondern geht in ihren Anfängen auf Persien oder Indien zurück.

Der Sufi ist Pantheist. Persönlichkeit ist nach seiner Überzeugung nur Beschränkung und das höchste Streben des Menschen soll darauf gerichtet sein, daß er sucht, in Gott, von dem alles individuelle Sein erst emaniert ist, aufzugehen. Die Unverträglichkeit dieser Lehre mit den Dogmen des starr deistischen Islam stellte sich im Laufe der Zeit immer klarer heraus. Dem von Jahrhundert zu Jahrhundert stärker werdenden S. stellte sich eine echt semitische, nüchterne Reaktion gegenüber, welche zur Folge hatte, daß die orthodoxen Muslim sich immer mehr von dem S. abwendeten und die wissenschaftliche, beziehungsweise religiöse Berechtigung der sufischen Versuche, die Glaubens- und Sittenlehre des Koran allegorisch auszudeuten, in Frage stellten. Man leugnete die Authentie von angeblichen Aussprüchen Mohammeds und seiner nächsten Anhänger, welche scheinbar dem Sinne der mystischen Lehren der Sufis über die Notwendigkeit des Aufgehens in Gott und der Nichtigkeit aller äußern Erscheinungen entsprachen und von den Sufis als Beweisstellen für die Richtigkeit ihrer Lehren angeführt wurden.

Als eigentlicher Gründer des S. wird gewöhnlich Abu Said Abul-chair, um 820 n. Chr., angesehen, obgleich die Anfänge desselben auf bei weitem frühere Zeit zurückgehen. Wahrscheinlich ist es, daß er der erste war, welcher seine Schüler und Anhänger in einem festern, religiösen Verbande miteinander vereinigte. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. n. Chr. fingen die Anhänger des S. an, sich in zum Teil streng voneinander geschiedene Parteien zu teilen. Die eine derselben bildete sich aus den Anhängern des Abû Jazid al-Bustâmi, welcher sich offen zum Pantheismus bekannte, die andere aus den Schülern des Dschunaid, welcher die pantheistischen Lehren des S. mit den deistischen Dogmen des Koran zu versöhnen suchte. Die sufischen Schriftsteller, sowohl unter den Arabern (namentlich al-Gazâli und Ibn-al-Fâridh) wie unter den Persern und Türken teils als Dichter, teils als Philosophen berühmt, zeichnen sich durch große Tiefe der Gedanken, durch Reichtum an Ideen, durch den Glanz ihrer Bilder und durch die Kühnheit ihrer Spekulation vor andern arab., pers. oder türk. Schriftstellern aus. In der höchsten Blüte stand die Mystik immer in Persien, und so erklärt es sich, daß gerade unter den Persern die bedeutendsten sufischen Dichter sich finden, wie Senâi, Ferid-el-din Attâr (der Verfasser des «Mantik al-tair»), Dschelâl-el-din Rûmi (der Verfasser des «Mesnewi»), ferner Dschâmi, während andererseits auch die arab. sufischen Dichter, wie Omar ibn-el Fâridh und Izz-el-din el-Mukaddesi, Hervorragendes geleistet haben.

Die Lehren und Geschichte der Sufis haben dargestellt Malcolm in seiner «History of Persia» (Bd. 1), Hammer-Purgstall in seiner «Geschichte der schönen Redekünste Persiens» und in seiner Ausgabe von Omar-ibn-el-Fâridhs «Tâije» (Wien

1854), Silvestre de Sacy in den «Notices et extraits tirés de la bibliothèque du Roi» (Bd. 12), in eingehendster Weise Tholuck in «Ssufismus sive theosophia Persarum pantheistica» (Berl. 1821) und in «Blütensammlung aus der morgenländ. Mystik» (Berl. 1825), sowie Garcin de Tassy in der Ausgabe von Jzz-el-dins «Oiseaux et les fleurs» und von Ferid-el-din Attârs «Mantik el-tair» (Par. 1863). Ein kurzes, aber interessantes Kompendium der Lehre des S. gab Krehl («Omar ibn Suleimâns Erfreuung der Geister», türkisch und deutsch, Lpz. 1848) mit Anmerkungen heraus, welche namentlich den Zusammenhang der sufischen Psychologie, wie sie von Omar ben Suleimân nach dem Vorgange anderer Sufis dargestellt worden, mit der Psychologie des Aristoteles nachweisen.

Suggestivfragen oder eingebende Fragen heißen in der Rechtssprache solche Fragen an den Angeklagten oder an Zeugen, wodurch Thatumstände den Betreffenden vorgehalten werden, die erst durch ihre Antwort festgestellt werden sollen oder wodurch die zu erforschenden Mitbeteiligten durch Namen oder andere leicht erkennbare Merkmale bezeichnet werden. Teils können solche S. eine Überlistung des Beschuldigten oder Vernommenen beabsichtigen und in unzulässiger Weise ein Geständnis erpressen, teils können sie andererseits den Richter, würden sie zugelassen, irreführen. Aus diesen Gründen sind sie gewöhnlich verboten. (Österr. Strafprozeßordnung, §§. 167, 200.)

Sugillation (lat.), Blutunterlaufung, nennt man die Ausbreitung des aus den Gefäßen (meist Haargefäßen) ausgetretenen Blutes in den Geweben des Körpers. Da die Gefäße eine überall geschlossene Höhle bilden, so kann eine solche Blutaustretung nur durch eine Zusammenhangstrennung derselben, eine Verletzung, stattfinden, welche entweder von außen herkommt (am häufigsten durch Quetschung, Schlag, Stoß), oder durch innere Ursachen bedingt ist (z. B. durch Brüchigkeit der Gefäßwände, durch allzu starke Anhäufungen des Blutes an einer Stelle oder durch dünnflüssige, faserstoffarme Beschaffenheit desselben). Kleinere S. nennt man Petechien (s. d.), größere linienförmige Striemen (vibices), S. im engern Sinne besonders die unter der Oberhaut sichtbaren. Letztere verwandeln mit der Zeit durch Zersetzung des Blutrots und teilweise Wiederaufsaugung desselben ihre anfangs dunkelschwarzrote Farbe in eine violette, blaue, grünliche und gelbliche. Die S. werden meist durch die Natur ganz allein zerteilt. Zur Förderung der Zerteilung macht man kalte Umschläge mit Wasser, Essigwasser, Spiritus, wendet auch Massage an. Geht die S. in Entzündung und Eiterung über, so ist durch einen frühzeitigen Einschnitt das geronnene Blut zu entleeren.

Suhl, Stadt im Kreise Schleusingen des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, in der ehemaligen Grafschaft Henneberg, liegt an der Südseite des Thüringerwaldes in einem romantischen Thale am Flüßchen Lauter, am Fuße des 643 m hohen Dombergs mit dem Ottilienstein, einem Porphyrfelsen mit schöner Aussicht, Station der Linie Erfurt-Ritschenhausen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Superintendentur, Kreis-Bau-Inspection und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1885) 10605 E. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Eisenindustrie und namentlich Gewehrfabrikation, welche von jeher berühmt war. Schon im 15. Jahrh. war S. eine bedeutende deutsche Waffenwerkstatt, welche namentlich der süddeutschen Ritterschaft ihre Rüstungen und Schwerter lieferte. Die erste Innung der Wehrfabrikanten, die sich in Schlosser, Sporer, Windenmacher und Büchsenschmiede teilte, wurde 1563 begründet. Die blühendste Periode dieses Industriezweigs war 1550—1634, während welcher Zeit S. nicht bloß Deutschland, sondern auch andere Länder mit Waffen versorgte. Später entwickelten die dortigen Gewehrfabriken nur periodisch, wie noch im Siebenjährigen Kriege und nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 (Lieferung von Mausergewehren für die deutsche Armee) ein größere Thätigkeit. Das Bergamt wurde 1838 nach Ramsdorf, ebenso 1851 die königl. Gewehrfabrik wegverlegt. Seitdem haben die in Privatbesitz befindlichen Fabriken einen neuen Aufschwung genommen, besonders die Fabrikation von Jagd- und Luxusgewehren. Außerdem bestehen Porzellanfabriken, Eisengießereien, Maschinen-, Glas- und Kurzwarenfabriken, Gerbereien und Holzwarenfabriken. In frühern Zeiten war die Barchentmanufaktur sehr beträchtlich, und noch zu Ende des 18. Jahrh. wurden hier jährlich über 70000 Stück Barchent gefertigt. In neuerer Zeit ist der Barchenthandel fast gänzlich in Verfall gekommen. Im J. 1876 wurde hier eine Solquelle entdeckt, gefaßt und zum Kurgebrauch eingerichtet. Vgl. Werther, «Sieben Bücher der Chronik der Stadt S.» (2 Bde., Suhl 1846—47).

Suhler Weißkupfer, s. unter Nickellegierungen.

Suhm (Peter Frederik), dän. Geschichtschreiber, geb. zu Kopenhagen 18. Okt. 1728 als Sohn des dän. Admirals Ulrich Frederik S. Seiner Neigung zu den Wissenschaften folgend, ging er 1751 nach Norwegen und wohnte bis 1765 in Drontheim, um daselbst im Verein mit Schöning und dem Bischof Gunnerus für die ältere Geschichte Norwegens zu arbeiten. Darauf kehrte er nach Kopenhagen zurück und starb daselbst 7. Sept. 1798. Seine Bibliothek, welche mehr als 100000 Bände umfaßte, überließ er 1796 gegen eine Leibrente der königl. Bibliothek. Zu seinen wichtigsten Werken gehören die «Kritische Geschichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden», «Geschichte der nordischen Völkerwanderung», «Über den Ursprung der Völker im allgemeinen» und «Über den Ursprung der nordischen Völker». Sein bedeutendstes Werk ist die «Geschichte von Dänemark» (14 Bde., Kopenh. 1782—1828), die zum Teil erst nach seinem Tode erschien und nur bis 1400 reicht. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften erschien in 16 Bänden (Kopenh. 1788—99).

Suhm (Ulrich Friedr. von), der vertraute Freund Friedrichs d. Gr., geb. zu Dresden 29. April 1691, studierte in Genf, widmete sich dann der Diplomatie, verbrachte zunächst einige Jahre in Paris, wo sein Vater kursächs. Gesandter war, und kam 1720 als kursächs. Gesandter an den berliner Hof, wo er bis 1730 blieb. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II., in hohem Grade. Auch unterhielt er mit demselben nach der Abreise in den J. 1736—40 einen philos. Briefwechsel, der nach des Königs Tode unter dem Titel «Correspondance familière et amicale de Frédéric II avec S.» (2 Bde., Berl. 1787) erschien. Die Briefe von S. zeugen von Kenntnissen und scharfem Verstand.

Er ging 1737 an den ruſſ. Hof und ſtand im Begriff, in die Dienſte Friedrichs zu treten, als er auf der Reiſe 8. Nov. 1740 zu Warſchau ſtarb.

Sühneverſuch. Im Civilprozeß kann in jeder Lage desſelben behufs ſeiner Beilegung oder der Beilegung einzelner Streitpunkte das Gericht die Sühne verſuchen oder zu dieſem Zweck die Parteien vor einen beauftragten oder erſuchten Richter verweiſen; das perſönliche Erſcheinen der Parteien kann hierzu angeordnet werden. Es kann ferner wer eine Klage zu erheben beabſichtigt, unter Angabe des Gegenſtandes ſeines Anſpruchs zum Zwecke eines S. den Gegner vor das Amtsgericht laden, vor welchem dieſer ſeinen allgemeinen Gerichtsſtand hat; erſcheinen dann beide Teile und kommt ein Vergleich zu Stande, ſo iſt derſelbe zu Protokoll feſtzuſtellen; kommt es zu einem ſolchen nicht, ſo wird auf Antrag beider Parteien der Rechtsſtreit ſofort verhandelt, indem die Klage durch mündlichen Vortrag erhoben wird. Über eine Eheſcheidungsklage oder über eine Klage auf Herſtellung des ehelichen Lebens iſt eine Verhandlung nicht möglich, bevor nicht der Kläger zu einem Sühnetermin den Beklagten vor das Amtsgericht geladen hat, bei welchem der Ehemann den allgemeinen Gerichtsſtand hat; in dieſem Sühnetermine müſſen die Parteien perſönlich erſcheinen und können Beiſtände zurückgewieſen werden; erſcheint der Kläger oder erſcheinen beide Teile nicht, ſo verliert die Ladung ihre Wirkung; erſcheint der Kläger, aber nicht der Beklagte, ſo gilt der S. als mißlungen; nur in beſtimmten Ausnahmefällen iſt der S. nicht erforderlich. (Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutſche Reich, §§. 268, 471, 570 fg.) Nach §. 420 der Strafprozeßordnung für das Deutſche Reich iſt, ſofern nicht einer der im §. 196 des Strafgeſetzbuchs bezeichneten Fälle vorliegt, wegen Beleidigungen die Erhebung einer Privatklage erſt zuläſſig, nachdem von einer durch die Landesjuſtizverwaltung zu bezeichnenden Vergleichsbehörde die Sühne erfolglos verſucht worden iſt; eine Beſcheinigung hierüber hat der Kläger mit der Klage einzureichen; dieſe Beſtimmung iſt aber nur dann anwendbar, wenn die Parteien in demſelben Gemeindebezirk wohnen.

Suicidium (lat.), der Selbſtmord.

Suidas, ein wahrſcheinlich der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. n. Chr. angehöriger Byzantiner, über deſſen Perſönlichkeit und Lebensverhältniſſe man keine Kunde hat, iſt der Verfaſſer eines großen griech. Wörterbuchs (Lexikon), welches neben Worterklärungen eine reiche Fülle hiſtor. Notizen, namentlich über griech. und röm. Schriftſteller und ihre Werke, ſowie Fragmente aus den Werken ſehr vieler griech. Schriftſteller enthält, die aus ältern Grammatikern, Scholiaſten und Lexikographen herrühren und obgleich mit vielen Irrtümern und Mißverſtändniſſen verſetzt, doch von hohem Werte ſind. Die beſte kritiſche Bearbeitung iſt die von Bernhardy (2 Tle. in 4 Bdn., Halle 1834—53); eine Textausgabe lieferte Bekker (Berl. 1854).

Sui juris (lat.), ſeines Rechts, ſein eigener Herr.

Suinter oder Suint, ſoviel wie Wollſchweiß.

Suite wird in der Militärſprache die Begleitung oder das Gefolge eines höhern Offiziers genannt, wenn er Truppen, Feſtungen u. ſ. w. inſpiziert. Die Stellung à la suite der Armee wird in Deutſchland fürſtl. Perſonen, die zwar militäriſchen Rang haben, aber kein Kommando führen, erteilt; die Stellung à la suite eines beſtimmten Truppenteils erhalten Offiziere, welche zu techniſchen Anſtalten, Militärſchulen u. ſ. w. kommandiert ſind, welche einen eigenen Etat beſitzen, deren Mitglieder aber in ſich nicht avancieren. Die Betreffenden tragen während der Kommandodauer die Uniform des Truppenteils, dem ſie à la suite geſtellt ſind, avancieren auch in deſſen Verbande.

Suite (frz., d. i. Reihe, Folge), ein Tonſtück für Klavier, ſeltener für Orcheſter, welches im 17. Jahrh. ausgebildet wurde und ſeinem Weſen nach aus einer Reihe in Tempo, Rhythmus und Ausdruck verſchiedener, meiſt ſehr charakteriſtiſcher Tänze in derſelben Tonart beſteht, wie Menuett, Gavotte, Bourré, Rigaudon, Gigue, Polonaiſe, Anglaiſe (Country-Dances, Hornpipes), Paſſepied, Sarabande, Courante, Allemande u. a.; von dieſen ſind Allemande, Courante, Sarabande und Gigue die Hauptſtücke und bilden auch oft allein ſchon eine S., doch waren Folge, Auswahl und Zahl der Stücke niemals feſtſtehend, da die verſchiedenen Komponiſten hierin nach Belieben verfuhren, auch freie Sätze, wie Präludien, Variationen u. dgl., dazwiſchenfügten. Die S., die im 17. Jahrh. bis 1730 beſonders in der Klaviermuſik zur Anwendung kam, iſt hier durch die im 18. Jahrh. aus der Inſtrumentalſonate ſich entwickelnde Klavierſonate verdrängt, behält aber in den klaſſiſchen Produkten von Couperin, Händel, Bach, Muffat u. a. bleibenden Wert. Neuerdings iſt die S. mehrfach wieder für Orcheſtermuſik zur Anwendung gekommen.

Sujet (frz., vom lat. subjectum, die Grundlage, der Grundbegriff) nennt man in der erzählenden und dramatiſchen Dichtung den Stoff, die Fabel (ſ. d.), den Gegenſtand oder Vorwurf, den der Dichter für ſeine Bearbeitung wählt.

Suk, Hauptſtadt der Inſel Dſcherba (ſ. d.).

Sukhum Kaleh, ſ. Suchum Kale.

Sukkulenten, auch Dickblatt-, Fett- oder Saftgewächſe (Crassulaceae), eine Pflanzenfamilie, welche durch fleiſchige Blätter und ſaftige, dabei harte Stengel charakteriſiert iſt. Infolge dieſes Saftreichtums erhält ſich in abgeſchnittenen Zweigen die Lebenskraft oft monatelang, und dieſe können während dieſer Zeit ſogar fortvegetieren und Wurzeln machen. So pflegt man in einigen Teilen Frankreichs Sedum Telephium (herbe aux charpentiers, herbe au coupure) am Johannistage zu ſchneiden und die Zweige kreuzweiſe gebunden über der Hausthüre aufzuhängen, wo ſie längere Zeit hindurch neue Triebe erzeugen und blühen. Dieſe Familie iſt in anderer Hinſicht den Steinbrech-, den Stachelbeergewächſen und den Paſſionsblumen verwandt. Zu ihr gehören unter andern die Gattungen Sedum, Fetthenne, Sempervivum, Hauslauch, Umbilicus, Nabelkraut, in den Gewächshäuſern Bryophyllum, Echeveria, Crassula, Rochea u. a. Einige Gewächsfamilien ſind den Craſſulaceen in der ſaftig fleiſchigen Beſchaffenheit ähnlich, z. B. die Ficoideae, zu denen Mesembrianthemum cristallinum, das bekannte Eiskraut, gehört, und die Kakteen.

Sul, Stadt in der aſiat. Türkei, ſ. Kerkûk.

Sulâmith (hebr.), die Vollkommene; die Braut im Hohen Lied Salomonis.

Suleika iſt der Name, unter welchem Goethe in ſeinem «Weſtöſtlichen Divan» Marianne von Willemer (ſ. d.) feiert.

Suleimân, Kalif (ſ. d., Bd. X, S. 26b).

Suleiman (Suleyman), Pascha, türk. General, wurde 1840 zu Konstantinopel als der Sohn einer dem niedern Gewerbestande angehörenden türk. Familie geboren. Er trat früh in eine Militär-Vorbereitungsschule, aus welcher er später in die Generalstabsschule gelangte. Um das J. 1861 wurde er zum Unterlieutenant und um 1865 zum Adjutant-Major ernannt, trat in den Generalstab über und eröffnete sich dadurch den Zugang zu höhern Stellen. Das J. 1867 findet ihn bereits als Major auf der Insel Kreta, wo der Aufstand damals seinen Höhepunkt erreicht hatte. Um 1873 kehrte er nach Konstantinopel zurück und wurde mehrfach in besondern Aufträgen verwendet. Er stieg rasch zum Oberst auf und wurde vorübergehend als Lehrer an der Generalstabsschule verwendet. Im J. 1874 wurde S. Brigadegeneral und Pascha, bald darauf zweiter Direktor der Generalstabsschule, mit welcher um jene Zeit die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule verbunden war. Er hielt sich zur jungtürk. Partei und erkannte zunächst seinen Vorteil im möglichst engen Anschluß an diejenigen Männer, welche später die Absetzung des Sultans Abd-ul-Asis anstrebten. Sein entschlossenes Wesen und sein scharfer Verstand hatten ihm Zutrauen in dem leitenden Kreise verschafft. Am entscheidenden Tage des 30. Mai 1876 gehörte er zu den mithandelnden Hauptpersonen und wurde deshalb durch den neuen Sultan Murad zum Divisionsgeneral befördert. In dem bald danach ausbrechenden Kriege mit Serbien führte S. eine Division und trug wesentlich zu der Niederlage der Serben bei. Er wurde Marschall, übernahm kurz vor Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs 1877 den Oberbefehl in der Herzegowina und erreichte auch dort Erfolge. Er drang im Cetathale in Montenegro ein und stellte um Ende Juni die Verbindung mit dem von Süden aus vorrückenden Ali Sahib Pascha her. Als um Mitte Juli der russ. General Gurko den Balkan überstiegen hatte und Adrianopel bedrohte, wurde zunächst Reuf Pascha mit dem Oberbefehle über die diesem entgegengesendeten Truppen betraut, zugleich aber S. Pascha mit 42 Bataillonen nach Rumelien berufen. Er schiffte sich in Eile zu Antirasi ein, landete bei Enor und nötigte den Feind zum Rückzug über den Balkan.

Während der Monate Aug. und Sept. 1877 lag S. Pascha mit seiner Heeresabteilung vor dem Schipkapaß und dessen Nebenpässen, die von den Russen stark verschanzt, seinen Sturmangriffen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzten. In den ersten Oktobertagen wurde S. zum Obergeneral der türk. Donau-Armee an Stelle Mehemed Ali Paschas ernannt und führte diese bis Mitte Dezember, wurde dann nach Konstantinopel zurückberufen und dort zum Oberbefehlshaber der osman. Streitkräfte im Süden des Balkan ernannt. Er traf 13. Dez. in Adrianopel ein und verlegte einige Tage danach sein Hauptquartier nach Tatar-Basardschik. Die Niederlage des vor dem Schipkapasse verbliebenen türk. Korps und der Vormarsch der Russen auf Philippopel in der ersten Hälfte des Jan. 1878 nötigten S., sein kleines Heer unter starkem Verluste durch die Schluchten des Rhodopegebirges zurückzuführen. (S. Russisch-Türkischer Krieg von 1877 und 1878.) Er schiffte seine Truppen im Hafenplatz Maliy (Megri) am ägäischen Meere nach Konstantinopel und Gallipoli ein und übernahm den Oberbefehl in der befestigten Stellung vor der Hauptstadt. Um Ende Febr. 1878 wurde er abberufen und in Gallipoli interniert, bald danach aber verhaftet und nach Konstantinopel abgeführt. Der wider ihn geführte Prozeß wegen versuchten Hochverrats wurde Anfang Juli eröffnet und Anfang Dez. 1878 beendet. S. wurde zu 15jähriger Festungshaft und zu Aberkennung aller seiner militärischen Würden verurteilt, später aber begnadigt. Er starb zu Konstantinopel 15. April 1883. Vgl. Hahn, «Die türk. Heerführer im Kriege von 1877» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, 1. Hälfte); H. Hinze, «Gurko und S. Pascha» (Berl. 1880); Kuropatkin-Krahmer, «Kritische Rückblicke auf den Russisch-Türkischen Krieg 1877/78» (Berl. 1885); F. von Jagwitz, «Von Plewna bis Adrianopel» (Berl. 1880).

Sulfarsenite und **Sulfarseniate**, s. unter Arsen (-Verbindungen).

Sulfäte, Bezeichnung für die Salze der Schwefelsäure.

Sulfaurat, s. u. Antimon (-Verbindungen).

Sulfide, Sulfüre oder Sulfurete, die Verbindungen des Schwefels mit Metallen und Metalloiden.

Sulfindigsäure (Sulfindylsäure), s. u. Indigblauschwefelsäuren.

Sulfite, die Salze der schwefligen Säure.

Sulfocarbonate, s. unter Schwefelkohlenstoff.

Sulfocyan, Schwefelcyan, s. Rhodan.

Sulfosalze, s. unter Salze.

Sulfozon, ein Schwefelpulver, welches mit schwefliger Säure imprägniert ist und zur Zerstörung tierischer und pflanzlicher Parasiten dient.

Sulfur oder Sulphur, Schwefel; Sulfur auratum Antimonii, fünffach Schwefelantimon, s. unter Antimon; Sulfur depurātum oder Sulfur sublimātum, Schwefelblüte, s. unter Schwefel; Sulfur iodātum, Jodschwefel (s. d.); Sulfur praecipitatum, Schwefelmilch, s. unter Schwefel.

Sulfür, s. unter Schwefel.

Suliman-Gebirge, in nordsüdl. Richtung streichendes Gebirge des östl. Afghanistan, auf der Ostgrenze des Hochlandes von Iran gegen Indien (Pendschab), nördlich durch das Thal des Kuram, eines rechtsseitigen Zuflusses des Indus, vom Sefid-Kuh getrennt, biegt im Süden nach Westen um, begrenzt die Landschaft Katschi in Balutschistan auf deren Nordseite und wird durch den Bolanpaß vom Brahuigebirge im Südwesten geschieden. Während das S. nach Osten in steilen Terrassen zur Indusebene (Deradschat) abfällt, geht es westlich in das Hochland Wasiristan über. Auf der Ostseite wird das Gebirge von dem Gumbeya, Gomul, Kaurah, Sanga und andern Zuflüssen des Indus durchbrochen. Im Takht-i-Suliman erhebt sich das hauptsächlich aus Sandstein, Thonschiefer und Kalkstein bestehende S. zu einer Höhe von 3441 m.

Sulina oder Sulinamündung heißt der mittelste der drei Hauptmündungsarme der Donau. Obgleich durch die S. nur ungefähr der dreizehnte Teil der Gesamtwassermasse der Donau in das Schwarze Meer gelangt und sie also bedeutend schwächer ist als der nördl. und der südl. Mündungsarm, die Kilia- und die St. Georgsmündung, so ist sie doch zur Zeit die einzige durchweg schiffbare und für den großen Verkehr benutzte Wasserstraße, in welche Seeschiffe aus dem Schwarzen Meer in die

Donau gelangen. Doch auch auf diesem Mündungsarm war die Schiffahrt durch mehrfache Hindernisse bedeutend erschwert. Die zur Beseitigung derselben in Ausführung des Art. 16 des Pariser Friedens vom 30. März 1856 eingesetzte und durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 bestätigte Europäische Donaukommission, welche ihren Sitz in Galacz hat und als gemeinsame Vertretung der sieben Vertragsmächte und Rumäniens gewisse Vollmachten mit souveräner Gewalt über die Donau von Isaktscha abwärts geltend macht, hat bereits Bedeutendes geleistet, um die Donau zur Verkehrsader aus dem Herzen Europas nach dem Schwarzen Meer zu gestalten. Die Einfahrt ist jetzt fast bei jedem Winde möglich, die Schiffbrüche haben sich bedeutend vermindert. Bei dem auf der Südseite der S. gelegenen gleichnamigen Städtchen, sowie zu St. George und auf der dem Donaudelta gegenüberliegenden Schlangeninsel befinden sich Leuchttürme mit verschiedenfarbigem Licht, wonach sich Schiffer leicht orientieren können, und ein vierter kleinerer Leuchtturm von 13,9 m Höhe an der Spitze des Norddamms erleichtert die Einfahrt in den Hafen. Durch die erwähnten Verbesserungen hat sich der Verkehr ungemein gehoben. Während früher Schiffe von 300 t eine Seltenheit in der Donau waren, fahren heute Dampfer von über 1000 t bis Galacz und Braila hinauf. Im J. 1884 liefen von der S. 1178 Schiffe mit circa 700 000 t aus (davon 663 Dampfer mit 628 118 t). Die nach dem Tonnengehalt der Fahrzeuge an der Schiffahrt meistbeteiligten Verkehrsländer sind England, Griechenland, Österreich-Ungarn, Türkei, Italien und Rußland. Der Hauptausfuhrartikel ist Getreide. Das Budget der Kommission belief sich 1886 auf 1 705 082 Frs. in Ausgabe, 2 071 720 in Einnahme. Der auf der Pontuskonferenz zu London 13. März 1871 von den Bevollmächtigten der Vertragsmächte unterzeichnete neue Traktat, welcher die Bestimmungen, betreffend die Neutralisation des Schwarzen Meers, aufhob, bestimmt, daß die Donaukommission noch 12 weitere Jahre (bis zum 24. April 1883) fortdauern und die Neutralisation bezüglich der geschaffenen und noch zu schaffenden Arbeiten fortbestehen solle. (S. Rußland.) — Auf der Londoner Konferenz vom März 1883 wurde die Kommission bis 1893 verlängert.

Die Stadt Sulina, auf der Südseite der Strommündung gelegen, erst 1865 aus dem ärmlichen russ. Flecken Sulinsk entstanden, gehört zu Rumänien, hat bereits außer den Holzbaracken über 100 gute, in Stein gebaute Häuser, eine engl., eine griech., eine russ. und eine röm.-kath. Kirche, sowie eine Moschee und zählt über 5000 permanente E. außer einer starken flottanten Bevölkerung, welche ein Gemisch aller Nationen Europas bildet. Durch Dekret vom 11. März 1879 ist S. zum Freihafen erklärt worden.

Sulingen, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Hannover, Hauptort eines Kreises, an der Sule, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1640 E. und hat Fabrikation von Sensen und Cigarren. Durch den hier mit einer Deputation des Geheimratskollegiums zu Hannover geschlossenen Vertrag vom 8. Juni 1803 nötigte der franz. General Mortier die Hannoveraner unter dem Feldmarschall Grafen von Wallmoden-Gimborn zur Räumung des Landes und zum Rückzug über die Elbe nach Lauenburg. — Der Kreis Sulingen zählt (1885) 17371 E.

Sulioten nannte man die griech.-albanes. christliche Bevölkerung von Suli, einer zum Quellgebiet des Acheron gehörigen, schwer zugänglichen epirotischen Gebirgslandschaft, welche seit Anfang des 18. Jahrh. sich truppenweise in den öden Hochflächen angesiedelt hatte und daselbst unter Wahlhäuptern, sog. Kapitanen, so gut wie unabhängig lebte. Anfangs besaßen die S. nur vier Ortschaften, an leicht zu verteidigenden Stellen angelegte und künstlich befestigte Dörfer, nämlich Kiapha, Awariko, Samonewa und Kako-Suli, zu welchen sie seit der Mitte des 18. Jahrh. durch Eroberung auf Kosten der benachbarten moslem. Bezirke Margariti und Paramythia ansehnliche Gebietsstrecken hinzuerwarben. Seitdem unterschied man die eigentlichen S., d. h. die Bewohner des ursprünglich kolonisierten Plateaulandes und die Para-(Neben-) Sulioten, die Bewohner der später erworbenen Territorien, welche zu jenen in einer Art von Abhängigkeitsverhältnis standen. Obwohl den benachbarten Mohammedanern wegen ihrer Raubzüge sehr unbequem, blieben doch die S. lange Zeit unbehelligt, bis Katharina II. von Rußland sich auch ihrer Hilfe bei ihren Operationen gegen die Pforte bediente und ihnen dadurch größere Beachtung zuzog. In den J. 1789—91 fehdeten sie mit Glück gegen Ali Pascha von Janina; der letzte große Angriff auf Suli im J. 1792 endigte mit einer schweren Niederlage. Erst 1800 wagte Ali Pascha einen neuen Angriff. Obwohl er aber unter den Suliotenführern in Georg Botzaris einen Verräter gefunden hatte, vermochte er doch im Kampfe den Widerstand des Bergvolks nicht zu brechen und mußte sich mit einer Blockade der Zugänge des Gebirges begnügen, bis endlich im Sommer und Herbst 1803 die S. der Übermacht erlagen, aus ihrem Lande vertrieben und teilweise vernichtet wurden. Ihre Überreste fanden in Parga und später auf den Jonischen Inseln eine Zuflucht, wurden aber 1820, als Ali Pascha der Pforte gegenüber ins Gedränge kam, von diesem selbst gegen Beistandversprechen in ihre Heimat zurückgerufen. Der Fall Alis hatte auch den ihren zur Folge. Von Türken und Albanesen eingeschlossen, übergaben sie Aug. 1822 ihre Stellungen den Türken, wurden auf engl. Schiffen nach Cephalonien gebracht, und nahmen fortan in Griechenland einen hervorragenden Anteil an dem griech. Befreiungskampfe; viele von ihnen sind in Griechenland später zu Ansehen und Würden gekommen. Vgl. Perrähos, «Geschichte von Suli und Parga» (neugriech., 2 Bde., Vened. 1815; engl., Lond. 1823); Lüdemann, «Der Suliotenkrieg» (Lpz. 1825); Zinkeisen, «Geschichte des Osmanischen Reichs» (Bd. 7, Gotha 1863); Mendelssohn-Bartholdy in Raumers «Histor. Taschenbuch» (4. Folge, Bd. 8, Lpz. 1867).

Sulkowski, eine poln. Fürstenfamilie im Posenschen und in Österreichisch-Schlesien. Alexander Joseph S. war Kabinettsminister und General unter August III. und wurde, nachdem er von der Familie Leszczynski in Großpolen das Ordinat Reisen und die Grafschaft Lissa erkauft, 1733 in den Reichsgrafenstand erhoben, erhielt 1737 das Indigenat in den kaiserl. österr. Erblanden und 1752, nach Ankauf des Fürstentums Bielitz in Österreichisch-Schlesien, für sich und seine Descendenz die reichsfürstl. Würde. Er starb 1762. Von seinen Söhnen hatten nur zwei Nachkommen, und so teilte sich das Haus S. in die beiden noch bestehenden

Linien von Bielitz und von Reisen. Der Stifter der zweiten Linie, welche auf dem Schlosse Reisen residiert, war Anton S. (gest. 16. Jan. 1796). Ihm folgte im Ordinat sein Sohn Anton Paul, Fürst S. (geb. zu Lissa 31. Dez. 1785), der in Warschau, Breslau und Göttingen seine wissenschaftliche Bildung erhielt. Er diente mit großer Auszeichnung in dem von Napoleon 1806 errichteten poln. Armeekorps, ging 1808 an der Spitze eines Regiments nach Spanien, von wo er 1810 als Brigadegeneral zurückkehrte, befehligte 1812 die Avantgarde des Korps des Fürsten Poniatowski, ward Divisionsgeneral und übernahm nach Poniatowskis Tode den Oberbefehl über die Überreste der poln. Armee. Als Napoleon diesem Korps die Rückkehr nach Polen verweigerte, legte er das Kommando nieder und zog sich nach Warschau zurück. Bei der Wiederherstellung der poln. Armee wurde S. Mitglied des Kriegskomitee und später Generaladjutant beim Kaiser Alexander, ging aber 1818 auf seine Besitzungen im Großherzogtum Posen zurück. Von Friedrich Wilhelm III. wurde er 1824 zum Marschall des ersten posener Landtags, bald darauf zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Er starb 13. April 1836. Ihm folgte im Ordinat von Reisen sein einziger Sohn August Anton, Fürst S., geb. 13. Dez. 1820, dessen Güter Friedrich Wilhelm III. unter Kuratel stellte; er starb auf seinem Schlosse zu Reisen durch Erstickung an Kohlendunst 20. Nov. 1882. Ihm folgte sein Sohn Anton S., geb. 6. Febr. 1844.

Der Stifter der ersten Linie, welche das Herzogtum Bielitz (170 qkm) besitzt und zu Bielitz residiert, wurde Franz S. (gest. 22. April 1822), dem sein Sohn Johann Nepomuk S. folgte. Dieser starb 6. Dez. 1835, worauf dessen Sohn Ludwig S., geb. 14. März 1814, das Herzogtum erbte; er starb 18. Febr. 1879. Ihm folgte sein Sohn Joseph S., geb. 2. Febr. 1848. — Ein natürlicher Sohn von Franz S. war Joseph S., der ungewöhnliche Talente entwickelte, früh ins poln. Heer trat und 1792 gegen die Russen focht. Als Stanislaw August 1792 der Konföderation von Targowiza beitrat, ging er nach Paris und wurde vom Wohlfahrtsausschuß als Chargé d'Affaires nach Konstantinopel geschickt. Nach der Erhebung der Polen unter Kosciuszko eilte er nach Polen, ging aber nach der Schlacht bei Maciejowice wieder nach Paris zurück und wurde als Hauptmann zu der franz. Armee nach Italien geschickt, wo er in Berthiers Generalstabe eine Anstellung fand. Bald darauf wurde er Bonapartes Adjutant, begleitete diesen nach Ägypten und fiel bei dem Aufstande in Kairo 21. Okt. 1798. S.s «Mémoires historiques, politiques et militaires sur les révolutions de la Pologne 1792—94, la campagne d'Italie 1796 et 1797, l'expédition du Tirol et les campagnes d'Égypte 1798» gab Hortensius de Saint-Albin (Par. 1832) heraus.

Sulla ist der Beiname desjenigen Zweigs des röm. Patriciergeschlechts der Cornelier, der in den frühern Jahrhunderten der röm. Republik mit dem Beinamen «Rufinus» vorkommt. Das einzige Glied dieser altpatricischen, aber herabgekommenen und verarmten Familie, das einen bedeutenden Namen in der röm. Geschichte hat, ist der Diktator Lucius Cornelius S. Felix. Derselbe wurde 137 v. Chr. geboren, erhielt erst als junger Mann durch Erbschaft einiges Vermögen und ergab sich einem ausschweifenden Genußleben. Schon in seiner ersten öffentlichen Stellung jedoch, als Quästor des Gajus Marius im Kriege gegen Jugurtha im J. 106 v. Chr., erhielt er Gelegenheit, dem demokratischen Feldherrn, der wenig von ihm erwartet hatte, seine militärischen und diplomatischen Talente zu erweisen, indem er sich nicht nur als trefflichen Reiterführer zeigte, sondern auch durch seine Kühnheit und Gewandtheit in den Unterhandlungen mit König Bocchus von Mauretanien diesen dahin brachte, daß er den Jugurtha den Römern auslieferte. In den J. 104—101 nahm S. zuerst als Legat des Marius in Gallien, dann in Oberitalien unter Lutatius Catulus Anteil am Kriege gegen die Cimbern und Teutonen. Im J. 93 war er Prätor in Rom, 92 nahm er als Proprätor in Cilicien eine Stellung ein, die wegen der Verwickelungen mit Mithridates (s. d.) und den Beziehungen zu den Parthern von Bedeutung war. In den folgenden Jahren nahm er wieder mit besonderer Auszeichnung am Kriege gegen die aufständischen italischen Bundesgenossen teil, und 88 wurde er Konsul mit der durch das Los ihm zufallenden Bestimmung, in Asien den Krieg gegen Mithridates zu führen. Als er jedoch in seinem Konsulat sich von der Aristokratie bestimmen ließ, den Vorschlägen des Tribunen Sulpicius Rufus, der unter anderm den italischen Neubürgern und den Freigelassenen ein erweitertes Stimmrecht verschaffen wollte, entgegenzutreten, brach darüber der Bürgerkrieg aus. S., in Rom bedroht und, wie erzählt wird, nur durch Marius selbst, der ihn aus seinem Hause, in das er sich hatte flüchten müssen, durch eine Hinterthür entließ, gerettet, begab sich zu seinem Heere nach Campanien und zog nun, als Sulpicius außer seinen frühern Gesetzesvorschlägen auch noch den Antrag, den Krieg in Asien S. abzunehmen und dem Marius zu übergeben, beim Volke durchgebracht hatte, mit den ihm ganz ergebenen Legionen vor Rom. Er drang mit Gewalt in die Hauptstadt ein, warf die Gegenpartei nieder, erklärte den Sulpicius samt dem Marius und dessen Sohn nebst neun andern in die Acht, ließ mit seinem Kollegen vom Senat die Gesetze des Sulpicius für ungültig erklären, änderte die Stimmordnung in den Centuriatcomitien in reaktionärem Sinne und unterwarf die Volkstribunen bei ihren Gesetzesvorschlägen der Kontrolle des Senats. Darauf hin ging er Anfang 87 nach Asien ab; doch kaum hatte er Italien verlassen, so kehrte Marius zurück. Nun wurde S. geächtet und nach Marius' Tode (86) ein anderer Gegenfeldherr für den Krieg in Asien ernannt.

Durch dies alles ließ sich indes S. in seinen Kriegsoperationen gegen Mithridates nicht stören. Er kehrte erst nach des Mithridates Besiegung 83 nach Italien zurück, wo inzwischen Cinna und nach dessen Tode Papirius Carbo und der jüngere Marius als Häupter der Demokratie dominiert hatten, unterstützt durch die noch vom Bundesgenossenkriege her in Waffen stehenden Samniter und Lucaner. Bis Ende 82 waren Marius in Latium, Carbo in Etrurien und Umbrien besiegt, Rom durch den blutigen Kampf am Collinischen Thore vor einem Überfall der Samniter gerettet, und S., auf sein Begehr, unter dem Titel eines Diktators auf Lebenszeit zum Behuf der Gesetzgebung und Neuordnung des Staats mit unumschränkter Gewalt und dem Rechte über Leben und Tod der Bürger bekleidet. Damals nahm er auch den Beinamen des «Glücklichen» (Felix) an. Durch eine Proskription,

die gegen 5000 Opfer forderte, räumte er mit den Gegnern auf, während die Verfassung und Verwaltung des Staats durch eine Reihe einzelner Gesetze (leges Corneliae) im Sinne einer aristokratischen Restauration umgestaltet wurde, deren politisch wichtigste Punkte die möglichste Beschränkung des Volkstribunats und die Steigerung der Macht des Senats waren. Die Ansiedelung seiner Veteranen in ganz Italien umher und die Errichtung einer Leibwache von 10000 freigelassenen Sklaven, den sog. Corneliern, sollten der neuen Gewalt zur Stütze dienen. Im stärksten Widerspruche zu der Energie dieses Verfahrens stand es aber, daß S., sobald die Restauration befestigt schien, seine Gewalt zuerst durch Übernahme des Konsulats neben der Diktatur in den verfassungsmäßigen Zustand überleitete und dann zu Anfang 79 ganz niederlegte, um sich nach Puteoli zu einem Leben sinnlichen und geistigen Genusses zurückzuziehen. Hier vollendete er auch seine Memoiren, die Plutarch bei der noch erhaltenen Biographie S.s benutzte. Indes genoß er diese Muße nicht lange; er starb schon 78, nach Appian an einem Fieber, nach Plutarchs zweifelhafter Angabe an der Phthiriasis oder Läusesucht. S. ist einer der merkwürdigsten geschichtlichen Charaktere; sein Gegner Carbo bezeichnete ihn treffend als halb Löwe halb Fuchs, wobei jedoch der Fuchs der gefährlichere Teil sei.

Schon bald nach S.s Tode zeigte sich, daß sein Werk, dem er durch seinen Rücktritt die Seele entzogen, nicht haltbar war. Weder sein ihn überlebender Sohn Faustus, der als Anhänger des Pompejus 46 in Afrika fiel, noch sein Neffe Publius, der als Cäsarianer die Schlacht von Pharsalus mitkämpfte, waren bedeutende Persönlichkeiten.

Biographien S.s verfaßten in neuerer Zeit Zachariä (2 Bde., Heidelb. 1835) und Lau (Hamb. 1855). Vgl. Gerlach, «Marius und S.» (2. Aufl., Bas. 1856), und Klebs, «De scriptoribus aetatis Sullanae» (Berl. 1876).

Sulliv., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für William Sullivant, geb. 1803 in Franklinton, gest. 1873 in Columbus (Bryolog).

Sullivan (Sir Arthur Seymour), engl. Komponist, geb. 13. Mai 1842 in London, gewann als Chorknabe der königl. St.-James-Kapelle mit 14 Jahren das zum Andenken an Mendelssohn gestiftete Stipendium. Nachdem er zwei Jahre unter Sir Sterndale Bennett und Sir John Goss studiert, begab er sich auf das Konservatorium in Leipzig, wo er bis 1861 einen dreijährigen Kursus durchmachte. Bald nach seiner Rückkehr wurde seine Musik zu Shakespeares «Sturm» im Krystallpalast aufgeführt. Im J. 1864 kam seine Cantate «Kenilworth» bei dem Musikfest in Birmingham, 1865 eine Symphonie in E im Krystallpalast, 1866 die Ouverture «In Memoriam» bei dem Musikfest in Norwich, 1868 das Oratorium «Der verlorene Sohn» bei dem Musikfest in Hereford, 1872 das zur Feier der Genesung des Prinzen von Wales komponierte «Te Deum», 1873 das Oratorium «Das Licht der Welt», 1880 das religiös-musikalische Drama «The martyr of Antioch» zur Aufführung. S. komponierte außerdem die mit großem Beifall aufgenommenen Opern und Operetten «Cox and Box» (1866), «Contrabandista» (1867), «H. M. Ship Pinafore» (1878), «The pirates of Penzance» (1879), «Patience» (1881), «Jolanthe» (1882), «Mikado» und «Khedive» (1886). Auch als Liederkomponist erfreute er sich unter seinen Landsleuten der größten Popularität. Von 1879 bis 1881 war er Prinzipal der Royal Training School for Music, seitdem einer der Direktoren des in London gegründeten Royal College of Music, und wurde 1883 von der Königin in den Ritterstand erhoben.

Sullivan's Island, eine lange und schmale Insel in Charleston County im nordamerik. Staate Südcarolina, auf der nördl. Seite des Eingangs zum Charlestonhafen. Die Insel ist ein sehr besuchter Sommeraufenthalt und hat viele und schöne Sommerresidenzen. Das einst so berühmte Moultrie-Fort existiert nur noch dem Namen nach. Auf S. gewannen 28. Juni 1776 die Südcaroliner einen glänzenden Sieg über die Engländer.

Sully (Maximilian de Béthune, Baron von Rosny, Herzog von), berühmter Minister und Freund Heinrichs IV. von Frankreich, wurde 13. Dez. 1560 zu Rosny geboren und im prot. Glauben erzogen. Im Alter von 11 J. kam er an den Hof der Königin von Navarra, die ihn 1571 mit ihrem Sohne, dem spätern Heinrich IV., nach Paris schickte, wo er in der Bartholomäusnacht fast ein Opfer der Mörder geworden wäre. Als Heinrich von Navarra 1576 vom franz. Hofe in das Heerlager der Protestanten entwich, begleitete er denselben und wurde sein treuer Waffengefährte. Im J. 1580—83 diente er unter Anjou in den Niederlanden, kehrte dann aber zu Heinrich nach Südfrankreich zurück und vermählte sich mit Anna von Courtenay. In der Schlacht bei Coutras 1587 trug er viel zum Erfolge des Tags bei. Nach dem Siege bei Ivry, welcher 1590 das Übergewicht Heinrichs entschied, mußte er mit Wunden bedeckt vom Schlachtfelde getragen werden. Kaum geheilt, eilte er wieder zum König; bei Chartres 1591 wurde er aufs neue schwer verwundet. Im J. 1592 nach dem Tode Annas zum zweiten mal vermählt, zog er sich, von Heinrich vernachlässigt, auf seine Güter zurück, erlangte aber durch die Enthüllung konspiratorischer Pläne wieder die volle Gunst des Monarchen. S. riet damals Heinrich IV., zur Beendigung des Bürgerkriegs und Befestigung seiner Krone zur kath. Kirche zurückzutreten. Heinrich stellte ihn 1597 an die Spitze der Finanzverwaltung; 1599 erhielt er den Titel eines Oberintendanten. Mit Festigkeit und rastloser Thätigkeit brachte der sittenstrenge und seinem Herrn unbedingt ergebene Minister eine durchgreifende Ordnung in das Chaos, vereinfachte die Erhebung, verminderte die Lasten, forderte strenge Rechenschaft, erfand neue Formen für das Rechnungswesen und prüfte die Register. Die Finanzüberschüsse häufte er in der Bastille auf, deren Gouverneur er 1602 wurde, und dieser Schatz belief sich bei Heinrichs IV. Tode auf 42 Mill. Livres. Als Heinrich IV. 1600 den Zug nach Savoyen unternahm, empfing S. den Titel eines Großmeisters der Artillerie. Auf diesem Zuge eroberte er die starken Festungen Montmélien und Bourg. Nach dem Frieden übernahm er die öffentlichen Bauten und griff bald in alle Zweige der Verwaltung ein. Auch in den auswärtigen Verhandlungen hatte er die leitende Stellung. Stets von Feinden bedrängt, wußte er sich doch durch des Königs Gnade immer zu behaupten. Die Ermordung Heinrichs IV., 13. Mai 1610, hemmte plötzlich die großartigen Unternehmungen des Ministers, der 1606 zum Herzog von S.

erhoben war, und veränderte seine Lage gänzlich. Um seine Sicherheit mit Recht besorgt, trat er seine Ämter und Pfründen dem Hofe ab, lebte fortan, von fürstl. Glanze umgeben, zu Rosny und Villebon, beschäftigte sich mit Landbau und schrieb seine Erinnerungen nieder. Im J. 1634 verlieh ihm Ludwig XIII. die Marschallswürde. Sein Sohn, der Marquis von S., starb vor ihm und hinterließ ihm einen Enkel, der mit dem Großvater einen Prozeß anfing. S. verlor diesen Prozeß und starb acht Tage darauf, 22. Dez. 1641, zu Villebon. Seine zweite Gemahlin errichtete ihm zu Nogent-le-Rotrou ein prächtiges Denkmal. Die Tochter, Marguerite de Béthune, war an den Herzog von Rohan vermählt. Von seinem Geschichtswerke ließ S. unter dem Titel «Mémoires des sages et royales économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand» die zwei ersten Bände (Amsterd. 1634) erscheinen. Jean le Laboureur veröffentlichte erst 1662 zwei andere Bände. Vgl. Ritter, «Die Memoiren S.s» (Münch. 1871); Legouvé, «Sully» (Par. 1873); Gourdault, «S. et son temps» (3. Aufl., Tours 1877).

Sully-sur-Loire, Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrondissement Gien, links an der Loire, Station der Linie Argent-Beaune-la-Rolande der Orléansbahn, hat (1881) 2673 E., ein Schloß mit der Statue Sullys, des Ministers Heinrichs IV., Holzhandel und Schiffahrt.

Sulmierzyce (Sulmirschütz), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Adelnau, unweit der schles. Grenze, zählt (1885) 3058 E., darunter 2914 Polen und hat Rindvieh- und Schweinezucht. Dem 1551 hier geborenen Dichter Sebastian Fabian Klonowicz wurde 1862 ein Denkmal errichtet. Bei S. dehnen sich große, dem Fürsten von Thurn und Taxis gehörige Waldungen aus.

Sulphur, s. Sulfur.

Sulpicia, war der Name zweier Frauen, die als Dichterinnen eine Rolle in der röm. Litteraturgeschichte spielen. Die eine, eine reiche, schöne und hochgebildete Römerin zur Zeit des Augustus, dem Dichterkreise, der sich um Valerius Messala zu versammeln pflegte, wohl als Nichte desselben angehörig, hatte ein Liebesverhältnis zu einem schönen Jüngling mit dem fingierten Namen Cerinthus, auf welches sich eine Anzahl Gedichte im vierten Buche des Tibullus beziehen, von denen einige von der S. selbst verfaßt zu sein scheinen.

Die andere S., Gattin eines Calenus, mit dem sie 15 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte, in der Zeit des Kaisers Domitian und dessen Nachfolger, wird von einem Zeitgenossen als Verfasserin von zierlichen und witzigen Liebesgedichten gerühmt. Unter ihrem Namen ist in Form einer Anrede der S. an die Muse Kalliope und einer kurzen Erwiderung dieser eine Satire oder vielmehr eine versifizierte Deklamation über den Verfall des röm. Wesens zur Zeit des Domitian in 70 Hexametern erhalten, welche aber ohne Zweifel nicht von S., sondern erst lange nach Domitians Tod, vielleicht im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr. verfaßt ist; dieselbe ward in neuerer Zeit besonders herausgegeben von Carutti (Turin 1872) und Bährens, «De Sulpiciae quae vocatur Satira» (Jena 1873 und in den «Poetae latini minores», Bd. 5, Lpz. 1883), zusammen mit Juvenal von Hermann (Lpz. 1856) und Jahn (Berl. 1868). Eine Übersetzung davon gab Düntzer in «Die röm. Satiriker» (Braunschw. 1846).

Sulpicier ist der Name eines angesehenen röm. patricischen Geschlechts, das mehrere Familien mit den Namen Camerinus, Galba, Gallus, Longus, Paterculus, Peticus, Prätextatus, Rufus und Saverrio in sich schloß, von denen die den Namen Camerinus tragende mit dem Konsul Servius Sulpicius Camerinus schon 500 und dann wiederholt im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in den Magistratsfasten erscheint.

Den Beinamen Galba führte zuerst Publius Sulpicius Galba Maximus, der 211 zum Konsul und 203 zum Diktator erwählt wurde und in seinem zweiten Konsulat 200 den Krieg gegen Philipp V. von Macedonien begann. — Servius Sulpicius Galba wurde als Prätor 151 v. Chr. in Lusitanien geschlagen. Im J. 150 ließ er als Proprätor durch schändlichen Verrat mehrere tausend Lusitanier, die er unter dem Vorwande, ihnen Ländereien anzuweisen, an sich gelockt hatte, niederhauen. Unter den wenigen, die entkamen, war Viriathus. Wegen dieses Frevels von Lucius Scribonius Libo, dem sich der alte Cato anschloß, 149 angeklagt, entging er durch seine Beredsamkeit und sein Gold der Verurteilung; 144 bekleidete er das Konsulat. — Sein gleichnamiger Enkel, der im Gallischen Kriege als Legat bei Julius Cäsar stand, später aber, nachdem ihm die Bewerbung um das Konsulat mißlungen war, sich diesem entfremdete und mit den gegen ihn Verschworenen verband, war der Urgroßvater des Kaisers Galba.

Gajus Sulpicius Gallus zeichnete sich durch gründliche Bildung, und namentlich auch durch seine Kenntnisse in der Astronomie aus, wie er denn im Kriege gegen Perseus als Kriegstribun eine Mondfinsternis voraussagte. Als Konsul 166 v. Chr. triumphierte er über die Ligurer.

Gajus Sulpicius Peticus bekleidete 364—351 das Konsulat fünfmal; Censor war er 366; als Diktator besiegte er 358 die bojischen Gallier.

Aus der Familie der Rufus wird zuerst Servius Sulpicius Rufus 388 v. Chr. unter den konsularischen Kriegstribunen aufgeführt. — Aus ihr stammte der als Redner, mehr noch als Jurist berühmte, durch Redlichkeit und Einsicht ausgezeichnete Servius Sulpicius Rufus. Er besorgte als Interrex 52 v. Chr. die Konsulwahl des Gnäus Pompejus; als Konsul strebte er 51, im Gegensatz gegen seinen Amtsgenossen Marcus Claudius Marcellus, den Bürgerkrieg zu verhindern. Cäsar gab ihm 46 die Verwaltung von Achaja. Im J. 43 starb er auf der Reise zu Antonius, zu dem ihn der Senat abgesendet hatte, um ihn zur Aufhebung der Belagerung von Mutina aufzufordern. Von ihm sind Briefe an Cicero erhalten.

Plebejer ward, um Volkstribun werden zu können, Publius Sulpicius Rufus, geb. 124 v. Chr., von Cicero, der ihn in den Büchern «De oratore» als einen der Redenden einführt, wegen seiner mächtigen Beredsamkeit, aber auch wegen seines Charakters hochgestellt. Durch die Anklage des Gajus Norbanus begründete er 94 seinen Ruf. Im Bundesgenossenkriege zeichnete er sich 89 v. Chr. unter Gnäus Pompejus Strabo durch die Unterwerfung der Marruciner auch als Feldherr aus und wurde für das Jahr 88 zum Volkstribun gewählt. Als solcher widerstand er dem Gajus Julius Cäsar, der sich gesetzwidrig um das Konsulat bewarb. Seine Gesetzvorschläge, von welchen einer dahin ging, die in das Bürgerrecht aufgenommenen Bundesgenossen

nebst den Freigelassenen in alle Tribus zu verteilen, riefen den heftigsten Widerstand einer von den Konsuln Sulla und Quintus Pompejus Rufus geführten Optimatenpartei hervor, sodaß der Vorschlag nur unter Blutvergießen durchgesetzt ward. Beide Konsuln mußten aus der Stadt entweichen; Sulpicius aber beantragte nun, dem Marius, obwohl er Privatmann war, den dem Sulla übertragenen Oberbefehl gegen Mithridates zu geben. Dieser kehrte darauf mit dem Heer nach Rom zurück und bemächtigte sich ihrer mit Gewalt. Unter den zwölf Geächteten befand sich auch Sulpicius. Er wurde auf seiner Villa entdeckt und getötet.

Sulpicius Severus, Geschichtschreiber, s. Severus (Sulpicius).

Sultan (arab., Gewalthaber, Herr) ist ein im islamitischen Orient gewöhnlicher Herrschertitel, welcher auch im Privatleben als schmeichlerische Anrede an Höherstehende benutzt wird. Der wichtigste S. ist der türk. Kaiser, welcher sich den Titel Sultan-es-Salatin, d. i. Sultan der Sultane, Großherr, beilegt. Neben ihm führen den Sultantitel die Mutter des regierenden Herrschers, Valideh-Sultan, und die im kaiserl. Harem geborenen Kinder weiblichen Geschlechts, wie Esma-Sultan, Adileh-Sultan, während die jungen Prinzen Schehzadeh (Kaisersohn) genannt werden. Das Wort S. bedeutet demnach in der türk. Sprache, welche kein grammatisches Geschlecht kennt, auch eine Prinzessin. Von den Frauen des Großherrn hat seit Jahrhunderten, nachdem eigentliche Verheiratungen mit Freigeborenen abgeschafft worden und an ihre Stelle die steten Ergänzungen des Harems durch gekaufte Sklavinnen getreten sind, keine mehr den Titel S. geführt.

Sultanshühner (Porphyrio), aus 14 Arten bestehendes Geschlecht der Rallen von mittlerer Größe, mit starkem, sehr hohem Schnabel, dessen Epithel sich nach hinten auf die Stirn fortsetzt, kräftigen, feinen, mittellangen Schwingen und buntem, meist blauem oder violettem Gefieder. Von den Arten, die hauptsächlich Indien und Australien, doch auch Afrika bewohnen, findet sich eine (P. antiquorum) auch in sumpfigen Gegenden, Reisfeldern u. s. w. Italiens, Spaniens und Südrußlands.

Sulu-Inseln, eine Reihe kleiner gebirgiger, aber fruchtbarer, im Ostindischen Archipel zwischen der Nordostspitze von Borneo und der Südwestspitze von Mindanao gelegenen Inseln. Dieselben sind noch wenig erforscht und von mohammedanischen, unter Sultanen, deren Herrschaft nur eine nominelle ist, stehenden Malaien bewohnt, die lange Zeit als ebenso kühne und unternehmende wie grausame Seeräuber berüchtigt waren. Der franz. Admiral Cecille zerstörte 1845 die Hauptstadt Maluzu auf der nördl. Insel Basilan, die Spanier besetzten 1848 die ganze Insel und vernichteten 1851 die Befestigungen auf der Insel Sulu und nahmen von dem Archipel Besitz. Das Recht dieses Besitzes wurde an Spanien auch bei Kontrakt mit Deutschland und England 1885 zuerkannt. Der Radscha von Serawak auf Borneo, Sir James Brooke (s. d.), fügte den Seeräubern 1862 eine schwere Züchtigung zu, und auch die niederländ. Regierung ließ fortwährend Kriegsdampfschiffe gegen diese Räuberflotten kreuzen. Endlich 1876 besetzten die Spanier die Insel Sulu militärisch und verleibten sie ihrer Kolonie der Philippinen ein. Seitdem ist die Piraterie der Sulu-Insulaner fast ganz unterdrückt worden. Der Sultan von Sulu oder Soog war bisher der angesehenste unter den Fürsten dieses kleinen Archipels. Die Gesamtbevölkerung des Archipels wird auf 75 000 E., die Größe desselben auf 2456 qkm geschätzt. Jetzt bildet das Einsammeln der eßbaren Vogelnester und die Perlenfischerei die ergiebigste Erwerbsquelle für die Sulu-Insulaner. Der Handel mit den S. ist unbedeutend und fast ganz in den Händen der Chinesen, meist aus Manila. Die Stadt Sulu ging 1876 in Flammen auf, worauf die neue span. Stadt Sulu oder Joló von Genieoffizieren aufgeführt und durch Sträflinge befestigt wurde. Vgl. Koner, «Der Sulu-Archipel», in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde» (Berl. 1867).

Sulz, Sulz am Neckar, Oberamtsstadt im württemb. Schwarzwaldkreise, im tief eingeschnittenen und engen Thale des Neckars, Station der Linie Plochingen-Rottweil-Villingen (Obere Neckarbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Oberamts, eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, zählt (1885) 1895 meist evang. E. und hat eine got. Pfarrkirche, Gerbereien, eine Saline, welche ihre Sole von Bergfelden erhält, ein Solbad, Rindvieh-, Schaf- und Wollmärkte. Nahebei liegt die königl. Hofdomäne Geroldseck mit der Burgruine Albeck.

Sulz, auch Ober-Sulz genannt, Stadt und Kantonshauptort im elsaß-lothring. Kreise Gebweiler, Bezirk Oberelsaß, liegt 3 km südöstlich von Gebweiler, an der Zweigbahn Bollweiler-Lautenbach der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, unweit des höchsten Vogesengipfels, des Sulzer Belchen oder Großen Belchen (1426 m), in fruchtbarster Gegend, zählt (1880) 4630 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Seidenbandfabriken und eine Seidenspinnerei. In S. befanden sich ehemals eine Malteserkommende und ein jetzt zum Spital umgewandeltes Kapuzinerkloster.

Sulz unterm Wald, Dorf und Kantonshauptort im elsaß-lothring. Kreise Weißenburg, Bezirk Unterelsaß, liegt am Sulzbach, an der Linie Straßburg-Weißenburg der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, 14 km südwestlich von Weißenburg, zählt (1880) 1620 E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. In der Nähe befinden sich die Asphaltgruben von Lobsann, sowie das Petroleumwerk von Pechelbronn. S. war bereits im 14. Jahrh. eine mit den gleichen Privilegien wie Hagenau ausgestattete Stadt, gehörte bis 1720 zur Herrschaft Fleckenstein, sodann bis zur Französischen Revolution den Prinzen von Rohan-Soubise. Am 5. Aug. 1870, dem Tage vor der Schlacht von Wörth, befand sich daselbst das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen.

Sülz, Dorf im rheinpreuß. Regierungsbezirk und Landkreis Köln, Bürgermeisterei Efferen, 2 km südwestlich von Köln, zählt (1885) 2496 meist kath. E. und hat eine Spinnerei und Weberei, eine Maschinenfabrik, 2c eine Fabrik für Goldleisten, Buchdruckerschwärze, Bürsten, Lack und Firnis, Branntwein und Liqueur, eine Bierbrauerei, vier Ziegeleien und Eiskellereien für kölner Bierbrauer.

Sulza, s. Stadtsulza.

Sulzbach, Dorf im rheinpreuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Saarbrücken, am Sulzbach, von Bergen umschlossen, Station der Linie Saarbrücken-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt mit den eine polit. Gemeinde bildenden Ortschaften (Bergmanns-

kolonien) Altenwald, Hühnerfeld und Neuweiler (1885) 11177 E., davon 6277 Katholiken und 4866 Evangelische, und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, Eisengießerei und Maschinenfabrik, ein Blaufarbewerk, zwei Glashütten, zwei Coksofenanlagen und das fiskalische Steinkohlenbergwerk S.-Altenwald-Kreuzgraben.

Sulzbach, eine Stadt in der bayr. Oberpfalz, am Rosenbache und an der Linie Nürnberg-Furth der Bayrischen Staatsbahnen, ehemals die Residenz der Herzöge von S. und Neuburg, jetzt Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Rentamts und einer Fortbildungsschule, hat (1885) 4670 E., ein Schloß (gegenwärtig Gefangenanstalt), in welchem Hieronymus von Prag gefangen saß, eine neue Wasserleitung, Hopfenbau und sehr bedeutende Eisensteingruben, Hohöfen (Maximilianshütte).

Das ehemalige Fürstentum Sulzbach, 1050 qkm groß, stand ursprünglich unter eigenen Grafen, nach deren Aussterben im 13. Jahrh. es an Bayern kam. Mit der Oberpfalz ging es an die Pfalz über und wurde nun meist von Pfalz-Neuburg besessen, welches 1410—48 sich Neuburg-S. nannte. Nachdem es an die Zweibrücker Linie übergegangen, wurde es 1614 infolge einer Landesteilung wieder selbständiges Herzogtum. Mit Herzog Karl Theodor kam es 1777 an Pfalz-Zweibrücken und nach dessen Tod 1799 unter Maximilian I. an Bayern.

Sulzbach (an der Murr), Pfarrdorf im württemb. Neckarkreis, Oberamt Backnang, nahe dem Einfluß der Lauter in die Murr, am Südabhang der Löwensteiner Berge, Station der Linie Waiblingen-Hessenthal (Murrbahn) der Württemberg. Staatsbahnen, hat (1880) 1558 E. und das mittelalterliche Schloß Lauteneck (jetzt Bauerhof).

Sulzbach, Dorf im Kreise Kolmar des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, liegt am Eingange des Wasserburgerthals, eines Seitenthals des Münsterthals und am Krebsbach, 14 km südwestlich von Kolmar und zählt (1880) 789 fast ausschließlich kath. E. S. gehörte früher den Herzögen von Lothringen und wurde 1275 mit Mauern umgeben. Es ist bekannt durch seine Mineralquellen, deren bedeutendste 1603 entdeckt wurde und welchen ähnliche Wirkungen wie denen der Renchthalbäder im Schwarzwalde zugeschrieben werden.

Sulzbacher Alpen, ein Lokalname für den massigen und vielverzweigten Gebirgsstock zwischen der Kanker, die zur Drau geht, der Krainer Niederung nördlich von Laibach und der Sann, die zur Save geht, an der Grenze von Steiermark, Kärnten und Krain. Er heißt auf der steirischen Seite Sulzbacher Alpen, von dem Markte Sulzbach in einem seiner besuchtesten Thäler, auf der Kärtener Seite Kočna und in Krain Steiner Alpen von der Stadt Stein, die an seinem südl. Abhange liegt und der Ausgangspunkt der über denselben führenden Bergstraße ist. Der geographisch gerechtfertigte Name Sannthaler Alpen ist von dem weitaus längsten und durch seinen landschaftlichen Reiz bekanntesten Thale genommen, das ihn durchzieht. Vgl. Frischauf, «Die Sannthaler Alpen» (Wien 1877).

Sulzbad, Dorf im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, Station der Linie Molsheim-Zabern der Elsaß-Lothringer Eisenbahnen, liegt an der Mossig, in der Nähe des Breuschkanals, 21 km westlich von Straßburg, zählt (1880) 823 meist kath. E. und besitzt eine Badeanstalt mit einer bereits 1561 erwähnten Salzquelle. Die Sandsteinbrüche bei S., welche das Material für die Erbauung des Straßburger Münsters geliefert haben sollen, sind noch im Betriebe.

Sulzburg, Stadt im bad. Kreise Lörrach, Amt Müllheim, in einem Schwarzwaldthal, am Sulzbach, der rechts zum Rhein geht, hat (1880) 1205 meist evang. E., eine Maschinenfabrik, Sägemühlen, Viehzucht und Weinbau an den Halden des Kastellberges, auf welchem sich geringe Reste eines Römerkastells finden. Etwa 4 km aufwärts in prächtigen Tannenwaldungen liegt Bad Sulzburg mit 12° R. warmen Mineralquellen.

Sulzer (Joh. Georg), Philosoph und Ästhetiker, geb. 6. Okt. 1720 zu Winterthur im schweiz. Kanton Zürich, war von 25 Kindern das jüngste und verlor 1734 seine Ältern an einem Tage. Er erhielt seine Bildung in Zürich, wurde 1740 Gehilfe des Predigers zu Maschwanden, wo er seine «Moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur» (1741) schrieb, welche Sack in Berlin herausgab. Hierauf unternahm er 1742 eine Reise durch die Schweiz; dann ging er nach Berlin und wurde hier 1747 Professor der Mathematik bei dem Joachimsthalschen Gymnasium. Nachdem er mit Ramler die «Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit» (1750) herausgegeben, ging er auf einige Zeit nach der Schweiz. Als Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften schrieb er mehrere philos. Abhandlungen in franz. Sprache (deutsch, 2 Bde., Berl. 1773). Im J. 1763 wurde er Professor bei der Ritterakademie in Berlin. Er starb 25. Febr. 1779. S.s Hauptwerk ist die «Allgemeine Theorie der schönen Künste» (neue Ausg., 4 Bde., Lpz. 1792—94), das noch größern Wert durch die litterarischen Zusätze von Blankenburg (3 Bde., Lpz. 1796—98) und durch die von Dyk und Schatz herausgegebenen «Nachträge, oder Charakteristik der vornehmsten Dichter aller Nationen» (8 Bde., Lpz. 1792—1808) erlangte, jetzt aber veraltet ist. S. suchte darin die Lehren der Wolf'schen Schule mit den Ansichten der Engländer und Franzosen eklektisch zu vereinigen, auf populäre Weise darzustellen und das Interesse der schönen Künste von der Moral abhängig zu machen. Auch S.s übrige Werke, wie seine «Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens» (3 Bde., Nürnb. 1768; 3. Aufl., 4 Bde., 1780—82), erregten Aufsehen. Seine «Selbstbiographie» gaben Merian und Nicolai (Berl. 1809) heraus.

Sulzersche Präcisions-Ventilsteuerung, s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 820.

Sulzmatt, Dorf im Kreise Gebweiler, Kanton Rufach, des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, liegt im Sulzmatterthale am Ohmbach, 23 km südwestlich von Kolmar und zählt (1880) 2856 meist kath. E. Das Bad gleichen Namens liegt 1 km hinter S. und enthält mehrere aus dem Heidenberg entspringende Quellen, von welchen namentlich ein dem Selterser Wasser ähnlicher Sauerbrunnen große Verbreitung erlangt hat. Die Quellen wurden wahrscheinlich bereits im 15. Jahrh. aufgefunden; 1779 wurden sie zum ersten mal chemisch analysiert.

S. (Salzemata 1191, Salzematen 1216) bildete vor der Französischen Revolution einen Bestandteil der Herrschaft Rufach. Im J. 1298 während des Kriegs zwischen König Adolf und Herzog Albrecht von Österreich war das Sulzmattthal starken Verwüstungen ausgesetzt.

Sumach, Pflanzengattung, s. Rhus.

Sumarókow (Alex. Petrowitsch), russ. Dichter und Begründer des russ. Theaters, geb. zu Moskau 14. Nov. 1718, versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, doch nicht mit gleichem Glück. Unter seinen lyrischen und epischen Erzeugnissen erlangten seine Satiren den meisten Ruf; in den andern Dichtungsgattungen wirkte er meist bloß anregend. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich als Schöpfer des russ. Dramas, da er es war, der zuerst nationale Lust- («Der Vormund», «Der Bestechliche», «Narziß» u. a.) und Trauerspiele («Ariston», «Wyscheslaw» u. a.) schrieb, in denen er sich die franz. Bühnenstücke zum Muster nahm. Er gewann dadurch die Gunst der Kaiserin Elisabeth mehr und mehr und wurde von derselben zum Brigadegeneral, von der Kaiserin Katharina II. aber zum Staatsrat erhoben. Seine histor. Schriften sind ohne Wert. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 10 Bänden (Mosk. 1787). Er starb den 13. Okt. 1777 in Moskau. Vgl. Bulitsch, «Sumarokow» (Petersb. 1854). — Einer seiner Verwandten, Peter S. in Moskau, hat eine «Geschichte Katharinas d. Gr. und ihres Zeitalters» (3 Bde., Mosk. 1832) geschrieben.

Sumātra, nächst Borneo die größte der sog. großen Sunda-Inseln (s. d.) und des ganzen Indischen Archipels (s. d.), erstreckt sich, ungleich länger als breit, von Nordwest gegen Südost mit einem Flächeninhalt von 421154 qkm. Durch die Malakkastraße wird S. im Nordosten von der Malaiischen Halbinsel, durch die Sundastraße im Süden von Java geschieden. S. wird von seinem nördlichsten bis zu seinem südlichsten Ende von einer ununterbrochenen, Boukit-Barissan genannten Gebirgskette durchzogen und in eine schmälere westl. und eine breitere östl. Hälfte geteilt. In der Mitte von S., wo diese hauptsächlich der Granitformation angehörende Gebirgskette aus mehrern parallelen und queren Zügen besteht, bildet sie ein eigentliches Bergland mit breitern und schmälern Thälern, Hochebenen u. s. w. An dem Fuße und an den Seiten des Barissangebirges erheben sich 19 Vulkane, von denen sechs, der Indrapura (3833 m hoch), der Ophir oder Pasaman (2927 m hoch), der Dempo (3200 m hoch), der Merapi (2660 m hoch), der Salasi und der Ipo noch thätige und zugleich die beträchtlichsten Bodenerhebungen auf der Insel sind. Die Westküste ist im allgemeinen hoch und bildet eine Menge Häfen, Buchten und gesicherte Ankerplätze, unter denen die Bai von Tapanuli die geräumigste und sicherste ist. Fast in ihrer ganzen Ausdehnung wird die Westküste von S. in nicht beträchtlicher Entfernung von einer Reihe von Eilanden und Gruppen von Eilanden begleitet, von denen Pulo Babi (Simalu), Pulo Nias, die Batu-Inseln, die Mentáwei-Inseln (Siberut, Pora, Nord-Pageh, Süd-Pageh) und Pulo Engano am meisten erwähnenswert sind. Infolge davon, daß das Barissangebirge, die Wasserscheide auf S., so nahe der Westküste verläuft, sind die zahlreichen, in der Richtung von Osten nach Westen verlaufenden Flüsse ganz unbedeutend, und nur einige von ihnen, wie z. B. der Singkelfluß, 10—20 km von ihrer Mündung an aufwärts mit kleinern Prauwen befahrbar. Einen ganz andern Charakter zeigt die Osthälfte von S. Denn von dem ungleich weniger gegliederten, aus niedrigen, sich kaum über den Meeresspiegel erhebenden, meilenweit landeinwärts unbewohnten und unbewohnbaren, aus Strandmorästen bestehenden Küstenstriche derselben steigt das Land nur allmählich auf, um sich endlich in hügelartigen Erhebungen dem Fuße des Barissangebirges anzuschließen. Im Gegensatz zu der westlichen wird die östl. Hälfte von S. in der Richtung von Westen nach Osten von zahlreichen, breiten und wasserreichen, teilweise 150 km und weiter landeinwärts selbst mit größern Kriegsschiffen befahrbaren Strömen durchschnitten. Die bedeutendsten derselben, von Norden gegen Süden gezählt, sind der Rokan-, der Siak-, der Indragiri-, der Jambi-, der Musi- oder Palembáng- und der Tulan-Bawanfluß. Dieselben haben zahlreiche Nebenflüsse, welche häufig miteinander in Verbindung stehen, sodaß man mittels Prauwen aus dem Gebiete des einen in das des nächstgelegenen andern gelangen kann. Alle bedeutendern Ortschaften in der Osthälfte von S. liegen an den Haupt- und Nebenflüssen, infolge dessen alle Kommunikation auf denselben stattfindet und Landwege daselbst kaum existieren. Bei weitem der größte Teil des Areals, namentlich der Osthälfte, ist mit dichtem Urwald bedeckt. Das Klima ist heiß, in den sumpfigen Niederungen ungesund und fiebererzeugend, auf Bodenerhebungen von über 1200 m und auch schon weniger, angenehm und gesund. Der Wechsel des Monsuns ist in der südlich vom Äquator gelegenen Hälfte der Insel wie auf Java, in ihrer nördlichen dagegen ein entgegengesetzter. Erdbeben kommen vor, aber seltener als auf Java und den Molukken.

Die Fauna von S. zeigt große Verwandtschaft mit der spezifisch hinterindischen. Zu erwähnen sind zahlreiche Affenarten, unter diesen auch der Orang-Utang, der Elefant, zwei Rhinocerosarten, der Indische Tapir, der sehr häufige Königstiger, der Nebelpanther, andere wilde Katzenarten u. s. w. Die Flüsse wimmeln von Kaimans (Crocodilus biporcatus). Die Pflanzenwelt bietet auf S. großartigste Schönheit, Fülle und Mannigfaltigkeit. Außer Hunderten von Arten der nutzbarsten Holzarten für alle möglichen technischen und industriellen Zwecke erzeugt S. teils für eigenen Bedarf, teils für die Ausfuhr Reis, Zucker, Tabak, Indigo, Baumwolle, Catechu, Betel- und Kokosnüsse, Kautschuk und Getahpercha, Benzoë, Rotang, Kampfer von Dryobalanops Camphora; von in S. eingeführten Pflanzen: Kaffee, Muskatnüsse u. a. m. In Bezug auf Menge und Mannigfaltigkeit der herrlichsten Früchte übertrifft S. alle andern Länder der Erde. Von Metallen erzeugt S. Gold, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Steinkohlen. Die Bevölkerung, deren Gesamtzahl 4 Mill. wahrscheinlich nicht übersteigt, ist eine ethnologisch gleichartige. Sie gehört der malaiischen Völkerfamilie an, deren einer Zweig, die Malaien im engern Sinne oder die jüngern Malaien (s. d.), seinen Ursprung auf S. gefunden hat. Die Differenzen zwischen den einzelnen Volksstämmen daselbst sind von nicht sehr beträchtlicher Art und nicht in Verhältnissen der Körperbildung gelegen, sondern werden hauptsächlich nur durch das Maß bedingt, in welchem sich fremde Bildungselemente, zuerst in noch vorhistor. Zeit das kontinentalindische, später, schon in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed, das arabisch-islamitische, hierauf das indo-javanische und zuletzt das europäische, auf die Masse der Bevölkerung geltend gemacht haben. Gegenwärtig sind alle Bewohner der

Küstenstriche bis tief landeinwärts Mohammedaner und teilweise selbst sehr fanatische, wie namentlich die der Westküste, die Bevölkerung des frühern Reichs Menangkabau im Innern der Westhälfte der Insel und die des Reichs Atschin (s. d.) im Norden derselben. Heiden, in deren religiösen Vorstellungen Anklänge an Vorderindien sich bemerkbar machen, sind die Batta (s. d.) im Innern der Nordhälfte; wesentliche Heiden, wiewohl scheinbar und äußerlich Mohammedaner, die Bewohner der Passumahs, Redjangs und anderer Landschaften im Innern der Osthälfte.

Als Marco Polo, der erste Europäer, welcher das von ihm «la meneur isle de Java» (Giava minore) genannte S. gegen Ende des 13. Jahrh. besuchte, bestanden daselbst acht verschiedene Reiche, von denen Polo sechs namhaft macht. Der Name S. kommt zuerst in dem Reisebericht des Minoritenmönchs Oderich von Portenau vom J. 1330 als «Sumoltra» und 1340 bei Ibn-Batutah als «Sumathra» und «Samathra» vor. Masûdi, 944 n. Chr., nennt die Insel «Fantsûr» und Edrisi, 1150 n. Chr., «Sela». Als die Niederländer 1599 unter Cornelis Houtman zuerst Java und S. besuchten, bestand das letztere aus drei großen Abteilungen, nämlich einer südlichen, genannt Batangharie, welche sich von der Sundastraße bis zu dem Flusse Mandjuta an der Westküste ausdehnte; einer mittlern, dem Reiche Manangkabau, alles Land zwischen den Flüssen Mandjuta und Singkel auf der Westküste und im Osten die spätern Reiche Jambi, Indragiri und Siak umfassenden; und einer nördlichen, Tanah-Batta genannten, welche den nördlich von Manangkabau gelegenen Teil der Insel umfaßte. Die Niederländer breiteten sich, nachdem sie die vorherrschende Macht im Indischen Archipel geworden waren, namentlich in den J. 1664—70 an der Westküste von S. aus und errichteten daselbst eine Menge von Handelsfaktoreien, an deren Spitze die zu Padang stand. Von den Engländern wurde 1685 zu Benkulen eine Faktorei errichtet. Mit der Eroberung von Java durch die Engländer 1812 gelangten an diese auch alle Besitzungen der Niederländer auf S., wurden den letztern aber 1819 zurückgegeben, und 1824 traten die Engländer auch Benkulen an die Niederlande ab.

Gegenwärtig sind die Niederländer zum weitgrößten Teile direkt, zum kleinsten wenigstens indirekt, Herren von ganz S. Die direkten Besitzungen zerfallen in folgende voneinander unabhängige Teile: 1) das Gouvernement von S.s Westküste, Hauptstadt Padang (s. d.), mit einem Areal von 64192 qkm und (1882) 1288000 E., worunter 1643 Europäer, 4631 Chinesen, 141 Araber und 907 andere Orientalen; 2) Assistentresidentschaft Benkulen (s. d.), 24700 qkm mit 144000 E.; 3) Residentschaft Lampongische Distrikte, 29458 qkm, 120000 E. (s. Lampongs); 4) Residentschaft Palembang (s. d.), 89586 qkm mit 600000 E.; 5) Residentschaft Ostküste von S., enthält die Abteilungen Bangkalis, Siak, Labauan-Batu, Assâhan und Deli, 19300 qkm groß, Hauptstadt Bangkalis, Einwohnerzahl etwa 150000, worunter 228 Europäer, 16240 Chinesen, 3 Araber und 3982 andere fremde Orientalen. Hierzu kommen noch Indragiri, 35800 qkm mit 100000 E., die Battaländer 163700 qkm mit 1 Mill. E. und das Reich Atschin (s. d.), 16500 qkm mit 400000 E. Einer beschränkten Unabhängigkeit von Holland erfreuen sich nur noch das administrativ zu Palembang gerechnete Reich Djambi, sowie das Land der Batta.

Vgl. Marsden, «History of S.» (3. Ausg., Lond. 1811); Junghuhn, «Die Battaländer auf S.» (2 Bde., Berl. 1847); Ridder de Stuers, «Vestiging en Uitbreiding der Nederlanders der Westkust van S.» (Amsterd. 1849); Sal. Müller, «Bydragen tot de kennis van S.» (Leid. 1846); Mohnike, «Banka und Palembang nebst Mitteilungen über S. im allgemeinen» (Münster 1874); Rosenberg, «Der Malaiische Archipel» (Bd. 1: «Sumatra», Lpz. 1878).

Sumatrakampfer, gleichbedeutend mit Borneokampfer (s. d.). Derselbe ist künstlich aus gewöhnlichem Kampfer darzustellen, indem man diesen in absolutem Alkohol löst und mit Natrium behandelt.

Sumba, s. Sandelbosch.

Sumbawa, niederländ. Insel in Hinterindien, eine der kleinen Sunda-Inseln (s. d.), ist durch die Straße von Allas westlich von der Insel Lombok und östlich durch die Straße von Sapi von den Inseln Komodo und Flores oder Endeh getrennt, zählt auf 13980 qkm etwa 150000 E. Die Insel zeichnet sich durch ihre große Vulkanicität aus. Die Eruption des Vulkans Tambora in der Landschaft Bima auf S. im April 1815 gehört zu der allergrößten und verheerendsten, deren die Geschichte überhaupt gedenkt. S. zerfällt in die Besitzungen einer Anzahl eingeborener Häuptlinge, welche Vasallen und Bundesgenossen der niederländ.-ind. Regierung sind. In administrativer Hinsicht bildet S. einen Teil des Gouvernements Celebes und Zugehörigkeiten.

Sumbulolsäure, s. Angelikasäure.

Sumbulwurzel, Moschuswurzel, angeblich die Wurzel einer in Persien wachsenden Umbellifere, Euryangium Sumbul *Kauffm.*, ist eine Zeit lang als Mittel gegen Cholera angepriesen, bald aber wieder in Vergessenheit geraten. Man hat daraus eine besondere organische Säure abscheiden zu können geglaubt und dieselbe als Sumbulölsäure bezeichnet, es hat sich jedoch erwiesen, daß diese mit Angelikasäure identisch sei.

Sümeg oder Somogy, ein Komitat des jenseitigen Donaukreises im Königreich Ungarn, zählt auf 6530,94 qkm 307448 E. (1880), ist teils eben, teils von Berg- und Hügelland erfüllt, an der Nordgrenze von dem mit Sümpfen umgebenen Plattensee, an der Südgrenze von der Drau bewässert und liefert Getreide, Wein, Obst, Gartenfrüchte, Tabak, Eichenholz, Rindvieh u. s. w. Die Einwohner sind Magyaren (88,19 Proz.), Deutsche (7,45 Proz.) und Kroaten (3,77 Proz.); dem Bekenntnisse nach röm. Katholiken (69,12 Proz.), Evangelische Augsburgischer Konfession (5,22 Proz.), Evangelische Helvetischer Konfession (21,58 Proz.) und Juden (4,05 Proz.). Das Komitat zerfällt in acht Bezirke. Der Hauptort ist Kaposvár. Bemerkenswerte Orte sind noch: Szigeth oder Szigethvar; der Marktflecken Babócsa an der Drau und an der Linie Kanizsa-Baros der Österr. Südbahn, mit einem Schloß und 2251 E., einst starke Festung, berühmt durch die Niederlage, die hier 1556 die Türken durch Nádasdy und Zrinyi erlitten; das Dorf Deutsch-Laád mit 1050 E., Deutsche, und dem über 100 J. alten Czinderyschen Gestüt, das aus der Tatarei stammende und rein erhaltene Pferde züchtet.

Sümeg heißt auch ein Marktflecken im Komitat Szalad, mit 5029 magyar. E., dem Residenzschloß des Bischofs von Veszprim, einem Franziskanerkloster, einer Realschule, Ackerbau, Weingärten, Waldungen und besuchten Jahrmärkten.

Sumer ist der Name eines uralten Kulturvolks in Mesopotamien, welches in den Keilinschriften meistens in der Verbindung «Sumer und Akkad» genannt wird. Dieses Volk erfand die Keilschrift, die es zunächst den Assyro-Chaldäern überlieferte, von wo aus sie dann an die Armenier, Susianer, Meder und Perser überging. Die Sprache wurde von Hincks Akkadisch, von Oppert Sumerisch genannt, letztere Benennung ist heute bei den meisten nichtengl. Gelehrten in Gebrauch geblieben. Man hat den Namen des Landes Sinear mit Sumer in Verbindung bringen wollen. Was Akkad und Akkadisch bedeutet, ist nicht gewiß: es ist höchst wahrscheinlich, daß das letztere Wort sich nicht auf ein den Sumeriern verwandtes und eine von dem Sumerischen nur dialektisch verschiedene Sprache redendes Volk, sondern auf eine von Sumer stammverschiedene Rasse, nämlich die semit. Assyro-Babylonier bezieht. (S. Assyrien, Babylon, Keilschrift.)

Summarischer Prozeß nannte man gemeinrechtlich die Art des Civilprozesses, deren Eigentümlichkeit darin bestand, daß die richterliche Untersuchung sich beschränkte auf die «summa causae», d. h. auf die obersten und unerläßlichsten Voraussetzungen des geltend gemachten Anspruchs, auf diejenigen Thatsachen, welche an sich geeignet waren, speziell den Klaganspruch zu begründen, wogegen alle dem Beklagten zustehenden Verteidigungsmittel nur insoweit zugelassen wurden, als er im Stande war, sie ohne Verzug in Gewißheit zu stellen. Eine abweichende Auffassung fand das Wesen des summarischen Prozesses darin, daß er nur die Wahrscheinlichkeit, nicht die Gewißheit der relevanten Umstände fordere. Weil im summarischen Prozeß die richterliche Untersuchung eine unvollständige, so ist auch die Entscheidung keine endgültige; es soll vorläufig nur der klägerische Anspruch aufs schleunigste verwirklicht werden, ungehindert durch weitläufige Verteidigung des Beklagten; diesem bleiben jedoch alle Rechtsbehelfe, mit denen er im summarischen Verfahren nicht gehört wurde, zur nachträglichen Geltendmachung im ordentlichen Verfahren vorbehalten; stellt sich nachträglich die Klage als nicht begründet heraus, so muß ihm alles erstattet werden, was ihm durch ihre ungerechtfertigte Realisierung entzogen worden war. In einem weitern Sinne begriff man unter summarischem Prozeß auch ein Verfahren mit einfachern Formen, das nur in formeller Hinsicht ein beschleunigtes war.

Drei Hauptformen des summarischen Prozesses hatte das gemeine Recht vorzugsweise ausgebildet: 1) Exekutivprozeß; er war statthaft, wenn die sämtlichen die Klagforderung begründenden Thatsachen durch Urkunden bewiesen werden konnten; im ersten Dekret auf die Klage wurde ein Termin angesetzt, in welchem Kläger seine Urkunden zu produzieren, Beklagter sich über ihre Echtheit zu erklären, im Bestreitungsfall den Diffussionseid zu leisten hatte; spätestens in demselben Termin konnte er schleunigen Gegenbeweis und schleunig beweisbare Einreden bringen, wobei er nach der Praxis auf Urkunden und Eideszuschiebung beschränkt war. 2) Mandatsprozeß (unbedingter Mandatsprozeß). Er bestand darin, daß unmittelbar auf die liquide Klage hin dem Beklagten durch Exekutivmandat die Erfüllung der Forderung aufgegeben wurde, binnen bestimmter Frist, innerhalb deren er noch unverzügliche Anfechtungsgründe geltend machen konnte, er fand statt bei Gefahr auf Verzug, wegen offenbar rechtswidriger Handlungen, endlich wenn die Forderung durch öffentliche Urkunden liquid gestellt war. 3) Arrestprozeß; bei dringender Gefährdung des Anspruchs wurde unmittelbar auf die liquide Arrestklage gleich der Arrest in Person oder Habe des Schuldners verfügt, der ihn dann nach seinem Vollzug mit allen unverzüglich liquidierlichen Rechtsbehelfen anfechten konnte.

Die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich kennt nicht den allgemeinen Begriff des summarischen Prozesses, wohl aber einzelne Prozeßarten, die unter diesen Begriff fallen; nämlich den Urkundenprozeß (s. d.), den Wechselprozeß (s. d.) und den Arrestprozeß (s. Arrest und Einstweilige Verfügungen); im weitern Sinne des Wortes ist ein summarischer Prozeß auch das Mahnverfahren (s. d.).

Summation, s. Addition.

Summationston, s. u. Kombinationston.

Summe (lat. summa) nennt man eine Größe, welche mehrern andern zusammen gleich ist, also in der Arithmetik das Resultat der Addition. Die zu addierenden Größen heißen daher Summanden. Haben die zu addierenden Größen entgegengesetzte Vorzeichen, so ist die Addition mit der Subtraktion zu verbinden und heißt algebraische Addition, sowie die S., im Gegensatz der arithmetischen, eine algebraische S.; z. B. + 4, — 5, — 8 + 19 geben als algebraische S. weder + 36 noch — 36, sondern + 10. Die S. einer Reihe ist die S. ihrer Glieder, z. B. 25 die S. der arithmetischen Reihe 1, 3, 5, 7, 9. Eine unendliche Reihe hat eine S. nur dann und heißt convergent, wenn eine endliche Menge von Gliedern der Reihe ausgewählt werden kann, sodaß die S. der übrigen Glieder beliebig klein ist; z. B. die Reihe $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$ u. s. w. hat die S. 1. Summenformel oder summarisches Glied einer Reihe nennt man diejenige algebraische Formel, welche die S. einer bestimmten Anzahl von Anfangsgliedern der Reihe durch die Anzahl ausgedrückt enthält.

Summisten (summistae), Scholastiker, die ihre dogmatischen Werke summae (summae theologiae) nannten, z. B. Alexander von Hales, Albertus Magnus, Thomas von Aquino u. a.

Summitäten nennt man in der pharmaceut. Terminologie die jungen Zweige oder Knospen offizineller Pflanzen, z. B. S. Sabinae, die jungen Zweigspitzen von Juniperus Sabina. (S. Sadebaum.)

Summum bonum, s. Höchstes Gut.

Summum jus summa injuria (lat.), das höchste Recht (d. h. das Recht, wenn es auf die Spitze getrieben wird, ist oft), das höchste Unrecht; ein von Cicero «De officiis» (1, 10, 33) citiertes lat. Sprichwort.

Sumner (Charles), bedeutender amerik. Staatsmann, geb. 6. Jan. 1811 zu Boston im Staate Massachusetts, besuchte die Harvard-Universität zu Cambridge und promovierte daselbst 1830. Im J. 1834 zum Referenten des Bezirksgerichtshofs der Vereinigten Staaten ernannt, veröffentlichte er 1836 drei als «Sumner's Reports» bekannt gewordene Bände der Entscheidungen des Richters Story, und lehrte seit 1835 an der jurist. Fakultät zu Cambridge das konstitutionelle Recht der Vereinigten

Staaten und das Völkerrecht. Von 1837 bis 1840 bereiste S. England, Deutschland, Frankreich und Italien. Nach Boston zurückgekehrt, nahm er seine jurist. Praxis wieder auf und gab 1844—46 eine äußerst fleißig gearbeitete Ausgabe von «Vesey's Reports» mit Anmerkungen in 20 Bänden heraus. Als Jurist von sehr untergeordneter Bedeutung, gewann S. dagegen bald als Politiker eine hervorragende Stellung. Er schloß sich 1845 zunächst der Whigpartei an und bewog dieselbe zum Kampf gegen die Sklaverei; 1848 trat er zur Freibodenpartei (Freesoil Party) über und wurde 1850 in den Bundessenat gewählt. Hier zeichnete er sich als hervorragender Redner und entschiedener Gegner der Sklaverei aus. In seiner Rede über die Sklavereiverhältnisse in Kansas griff er im Mai 1856 die südl. Sklavenhalter so heftig an, daß er nach beendigter Sitzung durch den Repräsentanten für Südcarolina, Preston S. Brooks, im Senatszimmer hinterrücks überfallen und körperlich schwer verletzt wurde. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ging er nun auf längere Zeit nach Europa und trat erst 1859 wieder in den Bundessenat ein. Seit 1861 war er Vorsitzender des wichtigen Senatskomitee für auswärtige Angelegenheiten und spielte während des Secessionskriegs eine der hervorragendsten Rollen in der Bundeslegislatur. In seiner Schrift «The case of the United States» nahm er in der seitdem (im Sept. 1872) durch das Schiedsgericht zu Genf beigelegten Alabama-Frage eine England äußerst feindliche Stellung ein. Obschon S. die Wahl des Präsidenten Grant 1868 unterstützt hatte, ward er doch bald dessen erbittertster Gegner sowohl in der äußern wie in der innern Politik. Im März 1870 von seiner Stelle als Vorsitzender des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten entfernt, trat er 1872 für Greeley als Präsidentschaftskandidat auf, ging aber während des Wahlkampfes seiner Gesundheit wegen nach Europa und setzte nach seiner Rückkehr im Senat noch die bürgerliche Gleichstellung der Neger durch. Er starb 11. März 1874 in Washington. Vgl. «The works of Charles S.» (12 Bde., Boston 1871—75); C. Schurz, «Eulogy on Charles S.» (Boston 1874); Lester, «Life and public services of Charles S.» (Neuyork 1874); Pierce, «Life and letters of Charles S.» (2 Bde., Lond. 1877); «Sumner's orations and speeches» (1850).

Sumpfbiber (Myopotamus coypus), ein an den süßen Gewässern, aber auch an Meeren des südl. Südamerika hausendes braunes Nagetier vom Habitus des Bibers, aber mit rundem, dem der Ratte ähnlichen Schwanze; die Länge beträgt ohne Schwanz gegen 60 cm. Seines Felles wegen, das meist zu Filz verarbeitet wird, stellt man ihm sehr nach.

Sümpfe nennt man diejenigen Ansammlungen von Wasser, welche durch Vermischung mit erdigen und vegetabilischen Stoffen einen Teil ihrer flüssigen Beschaffenheit verloren haben, sodaß sie weder mit Schiffen und Kähnen befahren, noch von Menschen ohne Einsinken betreten werden können. Sie entstehen entweder da, wo Quellen in niedrigen Gegenden entspringen, aus denen das überflüssige Wasser nicht hinlänglich ablaufen kann, oder da, wo Abhänge die Gegenden einschließen, vor welchen das Wasser sich sammelt und zum Teil in die Erde einzieht, oder endlich, wo die Gewässer, wie in dichten, niedrig gelegenen Waldungen, aus Mangel an Verdunstung bleibend werden. Namentlich finden sie sich an großen Flüssen, die ein sehr geringes Gefälle haben. Dahin gehören die Brüche an der Oder, Warthe und Netze, das havelländische Bruch, die sog. Moose in Oberbayern, die meilenbreiten Sumpfbänder an der Theiß, sowie die Deltasümpfe. Die S. nehmen in manchen Ländern beträchtliche Landstriche ein und sind durch ihre Ausdünstungen der Gesundheit schädlich. Ihre schädliche Wirkung wird hauptsächlich bedingt durch die Masse von vegetabilischen Stoffen, aber noch mehr durch die Menge von Infusionstieren und Wassertieren, welche dort entstehen und vermodern. (S. Sumpffieber.) Im nördl. Europa, in Asien und Amerika kommen die bedeutendsten Sumpfgegenden vor. Auch gehören hierher die Küstensümpfe, die in verschiedenen Erdstrichen besondere Namen haben, so z. B. in Italien Maremmen und Valli, in Nordamerika Swamp, im nördl. Rußland und Asien Tundra. Berüchtigt sind schon aus dem Altertum die Pontinischen S. Andere große S. sind die Rokitnomoräste im Dnjeprgebiet, de Peel in Nordbrabant, der Morast Sövenhäz bei Raab, das Torfmoor zwischen Eupen und Malmedy, das Teufelsmoor bei Bremen, das Bourtangermoor an der Ostgrenze der Niederlande.

Sumpferz, s. Raseneisenstein.

Sumpffieber (helopyra) nennt man bösartige Fieber, deren Ursache in der durch Sumpfluft verdorbenen Atmosphäre zu suchen ist. (S. Miasma und Malaria.) Dieselben kommen meist im Sommer und Herbst, bei großer Hitze nach anhaltendem Regen oder Überschwemmungen in niedrig gelegenen Gegenden und feuchten Thälern vor und sind in gewissen Gegenden endemisch (z. B. die Moldau-, Batavia-, Havana- und Neuorleansfieber). Durch zweckmäßige Anstalten, Kanäle, Trockenlegung von Sümpfen, Ausrodung oder Lüftung feuchter Waldstrecken kann das dem S. zu Grunde liegende Miasma vernichtet werden.

Sumpfgas, Sumpfluft, gleichbedeutend mit Methan (s. d.). Die Medizin versteht unter Sumpfluft alle die verschiedenen gesundheitsgefährlichen Ausdünstungen stehender Gewässer oder sumpfiger Gegenden, welche die Malaria (s. d.) erzeugen.

Sumpfhuhn nennt man mehrere zu den Rallen (s. d.) gehörige einheimische Vögel, meist aber die Arten des Geschlechts Gallinula, von denen eine (G. porzana) an den stillen Gewässern ganz Europas und des nördl. und mittlern Asien brütet; sie ist etwa 21 cm lang, grünlichbraun mit weißen Fleckchen, Brust und Bauch sind weißlich, Aftergegend rostrot, Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun, der Schnabel ist an der Spitze gelb und wird nach der Basis zu orange. Das S. nährt sich von allerlei niedern Tieren.

Sumpfluft, s. unter Sumpfgas.

Sumpfmeise (Parus palustris, Tafel: Singvögel I, Fig. 11), eine niedrige, wasserreiche Striche Europas bewohnende, 12 cm lange Meise mit oben dunkelm, unten hellem, braungrauem Gefieder, schwarzem Oberkopf, Nacken, Kinn und Kehle und dunkelbraunen Schwung- und Steuerfedern. Sie nistet in Erd- und Baumlöchern.

Sumpfmiasma, s. Malaria.

Sumpfohreule (Otus brachyotus), eine 36 cm lange, gegen 1 m klafternde Ohreule, welche der Waldohreule (s. d., Tafel: Raubvögel II, Fig. 6b) in der Färbung äußerst ähnlich ist, indessen kürzere und aus zwei bis vier Federchen bestehende Ohrbüschel hat. Sie scheint zwar normalerweise nur in

den nördl. Teilen der Alten und Neuen Welt zu brüten, erscheint aber in mäusereichen Jahren in ganz Deutschland als Brutvogel. Auf ihren Wanderungen durchzieht sie die ganze Welt, Amerika bis zu seiner Südspitze und das oceanische Inselreich bis zu den Sandwichinseln.

Sumpfotter, s. Nörz.

Sumpfpflanzen nennt man in der Botanik alle diejenigen Pflanzen, die an sumpfigen oder moorigen Orten wachsen. Es gehören dazu besonders zahlreiche Arten aus den Familien der Cyperaceen, der Typhaceen u. a.

Sumpfporst, Pflanzenart, s. unter Ledum.

Sumpfschildkröten (Emydidae) nennt man eine aus mehrern Gattungen bestehende Unterfamilie der Schildkröten mit einigen 90 Arten, von denen zwar auch in Asien und Europa einige vorkommen, die aber in Amerika, namentlich in Nordamerika, sehr zahlreich sind. Die S. haben einen ovalen Rückenpanzer von geringer Wölbung, dessen Mittelteil aus 13 und dessen Rand aus 23—25 Stücken gebildet wird; die Füße sind kräftig, vorn meist mit je fünf, hinten je vier frei beweglichen, durch Schwimmhäute verbundenen Zehen, die alle starke Krallen besitzen. Es sind gefräßige Raubtiere, die sich von Fischen, Fröschen und andern Wassergeschöpfen ernähren. Zu dieser Unterfamilie gehört die Schnappschildkröte (s. d.) und die europäische S. (Cistudo lutaria, Tafel: Reptilien IV, Fig. 1), welche gegen 40 cm lang wird, grauschwarz mit unregelmäßig verteilten gelben Punkten ist, im Süden und Südosten von Europa, und in Deutschland in Mecklenburg, der Mark u. s. w. vorkommt.

Sumpfschnepfen, s. Becassinen.

Sumpfvögel, s. Wadvögel.

Sumter, amerik. Fort in Südcarolina, in der Hafeneinfahrt von Charleston auf einer künstlich hergestellten Insel erbaut von 1845 bis 1855, war beim Ausbruch des amerik. Bürgerkriegs im Besitze der Bundestruppen geblieben und wurde vom Major Anderson verteidigt. Nach zweitägiger Beschießung durch die Truppen des konföderierten Generals Beauregard mußte die Besatzung kapitulieren, 13. April 1861, da die Baracken in Brand geraten waren und große Pulvervorräte ungedeckt im Fort lagen. Die Besatzung hatte keinen Mann verloren und erhielt freien Abzug bewilligt. Fort S. wurde hierauf durch konföderierte Truppen besetzt und gegen alle Angriffe der Bundesflotte bis 14. April 1865 verteidigt.

Sumtus (Sumptus, lat.), Aufwand, Kosten.

Sumy, Kreisstadt im russ. Gouvernement Charkow, an dem Pjsol und Sum, Station der Sumskaer Bahn (Rereſa-Woroſchba) mit (1883) 15267 E., die sich mit Handel und Gewerbe beschäftigen. S. ist ein sehr wichtiger Handelspunkt in der Ukraine, besonders durch seine Jahrmärkte, von welchen der im November stattfindende der bedeutendste ist; auf ihm kommen hauptsächlich Getreide, Zucker, Pferde und Rinder zum Verkauf.

Sun, Getreidemaß, s. unter Crotalaria.

Sunbury, Dorf in der engl. Grafschaft Middlesex, links an der Themse, oberhalb Hampton-Court, mit (1881) 11684 E., hat Wasserwerke, welche London versorgen.

Sund, eigentlich Oresund (im Mittelalter skandinav. Øresund), heißt die Meerenge zwischen der dän. Insel Seeland und der schwed. Landschaft Schonen. Diese Enge ist an ihrer schmalsten Stelle, zwischen dem festen Schlosse Kronborg bei Helsingör und Helsingborg, nur 3979 m, zwischen Kopenhagen und Malmö aber 30 km breit, in weitester Ausdehnung von Falsterbo bis Kap Kullen 105 km lang, 8—36 m tief, voller Untiefen, aber dennoch das gewöhnliche Fahrwasser zwischen der Ost- und Nordsee, weil es sich nicht, wie die Belte, so häufig krümmt. Im Sommer ist daher der S. fortwährend von zahlreichen Schiffen bedeckt. Der König von Dänemark, welcher seit alter Zeit über den S., wie über den Großen und Kleinen Belt die Oberherrschaft führte, ließ bis 1857 im S. von allen durchgehenden Handelsschiffen einen Zoll, den Sundzoll, erheben, welcher an dem Zollhause zu Helsingör entrichtet werden mußte. Dieser Zoll wurde durch Verträge mit den übrigen Seemächten anerkannt. Im Frieden zu Brömsebro 1645 gestand zwar Dänemark den schwed. Schiffen die Zollfreiheit im S. und in den beiden Belten zu, aber im Frieden zu Frederiksborg, 3. Juli 1720, mußte Schweden dieselbe wieder aufgeben. Franzosen, Engländer, Holländer und Schweden zahlen 1 Proz. Zoll von dem Werte ihrer Waren; die übrigen Nationen und selbst die dän. Schiffe mußten 1¼ Proz. entrichten. Die holländ. Schiffer hatten den Vorzug, daß sie bloß ihre Papiere vorzeigten; die Schiffe anderer Nationen mußten sich eine Durchsuchung gefallen lassen. Der Sund- und der verhältnismäßig sehr unbedeutende Beltzoll mit Einschluß der Feuergelder und Sporteln belief sich 1756 auf 200000 Thlr. Reichsmünze (zu 2 Mark), 1770 auf 450890, 1820 auf 1⅛ Mill., 1840 auf 2401000, 1853 auf 2530000 Thlr. Von 1756 bis 1853 hatte sich also die Einnahme fast verdreizehnfacht. Die öffentliche Meinung sprach sich mehr und mehr gegen diesen unberechtigten Zoll aus. Nachdem mehrere Mächte, namentlich Schweden und Preußen, einige Modifikationen für sich herbeigeführt, erklärte endlich 1848 die nordamerik. Regierung, sich dem Zolle nicht ferner unterwerfen zu wollen, worauf die dän. Regierung die Aufhebung des Zolls gegen eine angemessene Entschädigung seitens der seehandeltreibenden Staaten in Aussicht stellte. Doch auch gegen eine solche Belastung protestierten die Vereinigten Staaten. Daher hielt es die dän. Regierung für geraten, mit den sämtlichen Handelsstaaten über die Ablösung des Sundzolls in Verhandlung zu treten. Dänemark verlangte eine Summe, deren Zinsen der bisherigen Einnahme entsprechen sollten. Nach längern Verhandlungen und Konferenzen zu Kopenhagen kam der Vertrag vom 14. März 1857 zu Stande, wonach die Erhebung des Sund- und Beltzolls, der Feuergelder u. s. w., desgleichen die Anhaltung und Durchsuchung der Schiffe vom 1. April 1857 an aufhören sollten. Dagegen zahlten die kontrahierenden Mächte an Dänemark eine Abfindungssumme von etwa 31⅓ Mill. Reichsbanktaler, nämlich Großbritannien 10¹⁵⁄₁₆, Rußland 9³⁄₄, Preußen 4⅛, Schweden 1³⁄₄, Niederlande 1³⁄₈, Frankreich 1⅛, Nordamerika ⁷⁄₁₆, Norwegen ²⁄₃ Mill., Mecklenburg, Bremen, Hannover, Hamburg, Lübeck, Österreich und Oldenburg kleinere Summen. Dänemark verpflichtete sich hierbei noch, seine Leuchtfeuer- und Schiffahrtsanstalten im besten Stande zu erhalten und auf allen Verbindungsstraßen zwischen Ost- und Nordsee den Durchgangszoll auf 16 Schilling für 5 dän. Ctr. herabzusetzen. Vgl. «Der Sundzoll und der Welthandel» (Lpz. 1854).

Sund., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Karl Jakob Sundevall, geb. 22. Okt. 1801 zu Högestad bei Ystad, Professor der Zoologie zu Lund, gest. 5. Febr. 1875.

Sunda-Inseln, ein nicht scharf genug begrenzter geogr. Begriff, unter welchem in Europa gewöhnlich alle Inseln des Indischen oder Malaiischen Archipels zusammengefaßt werden, welche westlich von dem 125.° östl. L. (von Greenwich) gelegen und als deren östlichste Celebes und Timor zu bezeichnen sind. Die S. werden gewöhnlich in die Großen, nämlich Sumatra, Java, Borneo und Celebes mit den zu diesen gehörenden kleinern Inseln, und in die Kleinen, nämlich Madura, Bali, Lombok, Sumbawa, Tschendana oder Sandelwood-Island, Komódo, Flores, Solor, Adenara (Sabrao), Lomblem, Pantar, Ombaai, Timor, Wetter und andere kleinere in der Nähe dieser größern, eingeteilt. Gegen diese altgebräuchliche geogr. Einteilung lassen sich aber mancherlei wissenschaftliche Bedenken, namentlich mit Bezug auf die naturhistor., speziell die ethnogr. Verhältnisse erheben, und es erscheint richtiger, den Begriff der S. enger zu fassen und als östl. Grenze derselben die Macassarstraße zwischen Borneo und Celebes, sowie die Sapistraße zwischen Sumbawa und Komódo festzustellen. Hiernach würden Celebes mit Buton, den Salaier-, Sangirinseln u. s. w., sowie Timor mit Flores und den zwischen beiden gelegenen Inseln, Tschendana u. s. w., zwei besondere, jenen der S. und der Molukken (s. d.) gleichwertige Provinzen oder Abteilungen des Indischen Archipels (s. d.) darstellen. Der Name S. kommt von dem im westl. Teil von Java die Hauptmasse, im südlichsten von Sumatra einen wesentlichen Bestandteil der Bevölkerung bildenden Volksstamm der Sunda oder Sundanesen. Auch der Name der Meerenge zwischen beiden Inseln, der Sundastraße, ist hierauf zurückzuführen.

Sundasee, der Teil des südl. Indischen Oceans, welcher den Malaiischen Archipel umfaßt und sich östlich von dem östl. Eingange in die Sundastraße und dem südlichsten Teile von Sumatra bis zu der Bankastraße und nördlich von Java, Bali, Lombok, Sumbawa bis zur Südküste von Borneo und der Straße von Macassar erstreckt. Häufig wird der Ausdruck S. als identisch mit Javasee gebraucht.

Sundastraße, die Meeresenge, welche die hinterind. Inseln Sumatra und Java voneinander trennt und aus dem südl. Indischen Ocean in die sog. Sundasee führt. In dieser für die Schiffahrt höchst wichtigen und vielbefahrenen Meeresstraße liegt eine Anzahl vulkanischer Inseln, von denen die südwestlichste, Pulo Panitan oder Prinzeninsel, die größte ist. Am bekanntesten wurde in neuester Zeit die Insel Krakatua (s. d.).

Sundby, Vorstadt von Kopenhagen (s. d.).

Sünde heißt nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes jede Verletzung eines Gesetzes, welche eine Sühne, d. h. eine Verbüßung der Schuld durch Strafe, erfordert. Der theol. Sprachgebrauch aber bezeichnet mit dem Worte S. jede der Zurechnung fähige und daher Sühne heischende Übertretung göttlicher Gebote. Zur Zurechnung wird die Erkenntnis des göttlichen Gesetzes und die freie Selbstbestimmung des Subjekts erfordert, womit aber weder gesagt ist, daß jede als S. zugerechnete Handlung mit vollem Bewußtsein ihrer Verwerflichkeit erfolgte, noch auch, daß sie immer eine freiwillige im strengen Sinne, d. h. eine vorsätzliche sein muß. Nicht bloß die zur Vollziehung gekommenen Thaten, sondern schon die mit dem erkannten göttlichen Gesetze streitenden Willensbewegungen und Gedanken fallen unter den Begriff der S. Da aber die einzelnen sündigen Gedanken und Handlungen auf einem dem göttlichen Gesetze widerstreitenden innern Zustande des Subjekts beruhen, so unterscheidet man von der einzelnen S. (der S. in concreto) die Sündigkeit als gottwidrige Bestimmtheit des menschlichen Willens. Letztere setzt, um zurechnungsfähig zu sein, die menschliche Freiheit voraus, ist also in irgend welchem Maße immer zugleich selbstverschuldet, wie denn auch von einer gottwidrigen Willensbestimmtheit ohne irgend welche wirkliche Bethätigung des Willens keine Rede sein könnte. Von der sündigen Handlung selbst (dem materiale actionis) ist ferner das Bewußtsein ihrer Sündlichkeit oder das Schuldbewußtsein (das formale actionis) zu unterscheiden; letzteres tritt oft erst nach der That ein; ja unter Umständen überhaupt nicht ein. Hierauf beruht der Unterschied der S. im objektiven und subjektiven Sinne oder der dem göttlichen Gesetze widersprechenden Beschaffenheit der Handlung oder des Seelenzustandes und der vom Subjekt selbst zugestandenen Zurechnung.

Bei der Frage, ob die S. vermeidlich sei oder nicht, ist zunächst die S. im subjektiven Sinne gemeint, deren mindestens relative Vermeidlichkeit eine unumstößliche Aussage des sittlichen Selbstbewußtseins ist, auf welchem überhaupt alle Zurechnung der S. beruht. Andererseits lehrt die Erfahrung, daß die S. immer wieder aus dem anfänglichen Übergewicht der sinnlichen Naturbestimmtheit über den persönlichen Willen und aus der ungleichmäßigen Entwickelung der natürlichen und geistigen Kräfte und Triebe hervorgeht und im Gesamtleben als eine objektive Macht des Bösen sich darstellt, deren Einfluß der Einzelne unterliegt. In dem Dogma von der Erbsünde (s. d.) hat die kirchliche Theologie den Versuch gemacht, sowohl das Moment der Freiheit als das Moment der Notwendigkeit in der S. zur Geltung zu bringen, so jedoch, daß sie die Freiheit nur von dem ersten Menschen vor dem Fall, die Notwendigkeit aber von der ganzen nachfolgenden Entwickelung (abgesehen von der Erlösung) behauptet. Die biblische Lehre weiß nichts von einem absoluten Sündenverderben der Menschheit, hält aber beides fest, den natürlichen Anlaß der S. in der Schwachheit des Fleisches und die niemals völlig fehlende persönliche Schuld. Ohne diese letztere zu verkennen, hat Paulus gelehrt, daß der Mensch vermöge seiner fleischlichen Natur notwendig unter der Herrschaft der S. steht, deren Macht durch die Gebote des Gesetzes lebendig wird, obgleich gerade das erwachende Bewußtsein des Gesetzes die notwendige Vorbedingung für die Erlösung von der objektiven Sündenmacht ist. Das Alte Testament unterschied Unwissenheitssünden, welche vergeben werden können, und S. «mit erhobener Hand», welche als bewußte Verletzungen des göttlichen Bundeszwecks mit Ausrottung aus dem Volke bedroht werden. Paulus hat diese Unterscheidung zurückgestellt, aber von der immer selbstverschuldeten Verletzung des göttlichen Gesetzes den in Mangel an demütiger Selbsterkenntnis gegründeten Ungehorsam gegen den in Christus offenbarten Gnadenwillen als die vom Heile ausschließende S. geschieden. Wesentlich etwas anderes

besagt die kath. Unterscheidung von Todsünden und läßlichen Sünden.

Ihren ersten Ursprung nimmt alle S. in der Sinnlichkeit, sie steigert sich aber in dem Maße, als der persönliche Wille, statt von den Fesseln der sinnlichen Natur sich loszuringen, sich selbst in den Dienst der sinnlichen Triebe begibt, zur persönlichen Sündhaftigkeit, die als Gegensatz der selbstischen Zwecke des Einzelnen gegen die sittlichen Zwecke der Gemeinschaft zur Selbstsucht, als eigenwilliges Sichverschließen des Subjekts gegen die göttlichen Ordnungen als bewußter Ungehorsam erscheint, dessen höchste keine Vergebung fähige Steigerung im Neuen Testament als S. wider den Heiligen Geist bezeichnet wird. Vgl. Müller, «Die christliche Lehre von der S.» (6. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878); Erneſti, «Vom Ursprunge der S. nach Paulinischem Lehrgehalt» (2 Bde., Gött. 1862).

Sündenfall heißt nach der Erzählung 1 Mos. 3, welche von Juden und Christen für wirkliche Geschichte genommen wurde, die erste von Adam und Eva begangene Sünde oder Übertretung des göttlichen Gebots, welche mit Austreibung aus dem Paradiese und mit dem Verluste der Unsterblichkeit bestraft wurde. Die auch von Paulus (Röm. 5, 12 fg.) geteilte jüdische Lehre leitete daher von jener ersten Sündenthat die Erbschaft von Sünde und Tod in der Menschheit ab. (S. Erbsünde.)

Sündenvergebung heißt in der religiösen Sprache der von Gott ausgehende Erlaß von Schuld und Strafe der Sünde (s. d.). Der Glaube daran ist schon im Heidentum, besonders klar in den heil. Schriften der Inder (den Veda), ausgesprochen und an bestimmte, teils ceremonielle, teils sittliche Bedingungen auf seiten des Menschen geknüpft. In der israelitischen Religion sind zum Zwecke der S. für unfreiwillige Sünden des einzelnen die Sünd- und Schuldopfer, für die des ganzen Volks das große Versöhnungsopfer eingesetzt; dieselben haben aber nur religiösen Wert als Ausdruck demütiger und bußfertiger Gesinnung. An dieselben sittlichen Bedingungen knüpft das Evangelium Jesu die Verkündigung der göttlichen S. Wie Jesus aber schon selbst seinem Tode die Bedeutung auf Errettung seiner Gemeinde von dem bevorstehenden Strafgericht Gottes gegeben hat, so faßte schon das Urchristentum diesen seinen Tod als ein zum Zwecke der S. gestiftetes Sühnopfer auf, das an die Stelle der alten Opfer getreten sei, und die kirchliche Dogmatik hat daraus die Theorie von der stellvertretenden Genugthuung (s. d.) ausgesponnen, welche Christus durch seinen Tod der Strafgerechtigkeit Gottes geleistet habe. Die Aufklärungszeit hat sich viel mit der Frage beschäftigt, inwiefern überhaupt S. möglich sei, und dieselbe bestritten, sofern man darunter einen um fremder Leistung willen ausgesprochenen Erlaß der Sündenstrafe verstand. Die Lösung der Schwierigkeit ergibt sich aber einfach aus der nur religiösen Fassung der S., nach welcher dieselbe weder Straferlaß, noch eine wunderbare Umwandlung des Sünders in einen Gerechten, sondern vielmehr die Wiederherstellung des durch die Sünde gestörten normalen Verhältnisses des Menschen zu Gott, oder die unter Bedingung von Demut und Glauben dem Menschen von neuem zugesicherte väterliche Gesinnung Gottes bedeutet.

Sunderbunds, s. Sanderbands.

Sünderhanf, die männliche Hanfpflanze.

Sunderland, Municipalstadt, Parlamentsborough und bedeutender Seeplatz in der engl. Grafschaft Durham und 20 km nordöstlich von Durham, südlich an der Mündung des Wear in die Nordsee, durch zahlreiche Zweiglinien der North-Eastern-Eisenbahn mit dem Eisenbahnnetze des nördl. England verbunden, bildet mit dem dicht anliegenden Wearmuth oder Bishop Wearmouth und dem am linken oder nördl. Ufer des Wear gelegenen, als Vorstadt geltenden Monk-Wearmouth-Shore eine einzige Stadt mit (1881) 116262 E. Die Altstadt, nach dem Hafen zu, hat enge, schmutzige Straßen; der neuere Teil ist gut und geschmackvoll gebaut. S. besitzt 72 Kirchen und Dissentersкapellen, zwei Synagogen, ein Lyceum, mehrere stark besuchte Lancasterschulen, ein Athenäum mit Museum, ein Theater, eine Börse, eine Handelsbank, Kasernen, ein großes Kranken- und ein Versorgungshaus. Das merkwürdigste Bauwerk ist die 1793—96 aufgeführte, durch ihre Kühnheit und Festigkeit berühmte Kettenbrücke über den Wear. Dieselbe schwebt an zwei, aus Ziegelsteinen erbauten Pfeilern 32,1 m hoch über dem Flußspiegel, hat eine Spannung von 74,7 m und ist so breit, daß sie eine Fahrbahn von 11 m und auf jeder Seite noch einen besondern Weg für Fußgänger darbietet. Die größten Seeschiffe fahren mit aufgespannten Segeln darunter hinweg. Der Hafen wird von der Flußmündung gebildet, und sein Eingang liegt zwischen zwei langen Molen. Zur Erleichterung des Seeverkehrs, namentlich der Kohlenverschiffung, sind an der Küste südlich vom Wear eine ganze Reihe Docks erbaut, darunter die neuen mit einer Wasserfläche von 7,3 ha. S. ist der Hauptsitz des brit. Schiffbaues und beschäftigt gegen 40 Werfte. Außerdem hat S. ausgedehnte Glasfabrikation, bedeutende Fabriken für irdene Waren, Hüte, Segeltuch, Kettenkabel, Anker und andere Schiffsutensilien, Reepschlägereien, Seilerbahnen, Vitriolwerke, Eisen- und Messinggießereien, Sägemühlen, Gerbereien, Brauereien und Kalkbrennereien. Sie ist Sitz eines deutschen Konsulats für S. und Seaham Harbour. In der Nähe befinden sich Marmorbrüche und reiche Steinkohlenlager, unter denen die Monk-Wearmouthgrube eine der bedeutendsten ist. Wearmouth oder Bishop Wearmouth hieß in angelsächs. Zeit Wirannutha, auch Egfrides munster oder Ecgferther munster.

Sundewitt (d. h. der Wald am Sunde), Halbinsel an der Ostküste der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, der Insel Alsen gegenüber, im Norden von dem Apenrader Meerbusen, im Osten von dem Alsensund und dem Wenningbund, im Süden von der Flensburger Bucht und dem Nübel-Noor bespült, gehört zum Kreise Sonderburg, ausgenommen das nördlichste Kirchspiel Warnitz, das zum Kreis Apenrade gehört. Dort liegt die Lehnsgrafschaft Reventlow-Sandberg, die seit 1672 im Besitz der jüngern Linie der Familie Reventlow (s. d.) ist. Die Landschaft ist sehr fruchtbar und zeichnet sich durch Naturschönheiten aus, wozu die wellenförmigen Hügel, viele Waldgehege, die lebendigen Hecken (Knicks) und das ringsum flutende Meer nicht wenig beitragen. In den beiden schleswig-holstein. Kriegen von 1848/49 und 1864 gewann S. eine hervorragende Wichtigkeit, da die Höhen bei dem Kirchdorf Düppel (s. d.), an der Landstraße von Flensburg und Gravenstein nach Sonderburg, von den Dänen befestigt und hartnäckig verteidigt wurden.

Seit 1865 hat Preußen daselbst und bei Sonderburg starke Festungswerke angelegt, welche jedoch wieder aufgegeben worden sind. Unter den übrigen vier Kirchdörfern S.s sind hervorzuheben Broacker mit einer schönen Kirche und Satrup. In der Nähe von Satrup liegt das Moor Rydam, wo 1859—63 neben andern Altertumsgegenständen auch zwei Ruderboote und röm. Kaisermünzen des 2. und 3. Jahrh. aufgefunden wurden.

Sündflut, s. Sintflut.

Sundgau, im Mittelalter Pagus meridionalis, ist der südl. Teil des Elsaß, welcher später Oberelsaß genannt und im Westfälischen Frieden von 1648 an Frankreich abgetreten wurde, unter franz. Herrschaft zuletzt das Depart. Haut-Rhin bildete, 1871 an das Deutsche Reich zurückfiel und nun wieder den Namen Elsaß erhielt. (S. Elsaß.)

Sündopfer, s. unter Opfer.

Sundsvall, Stadt im Län Hernösand (s. d.).

Sundzoll, s. unter Sund.

Sungari, Nebenfluß des Amur (s. d.).

Sunium (grch. Sunion), Vorgebirge in Attika, welches die südlichste Spitze dieser dreiseitigen Halbinsel bildet und weithin in die See sichtbar ist, war im Altertum durch eine Mauer, die sich bis an den nordwestl. Fuß des Berges hinabzog, befestigt. Hier lag auch der gleichnamige Flecken Sunium mit einer Hafenbucht und im Altertum ergiebigen Silberminen. (S. Laurion.) Auf dem Gipfel des Vorgebirges stand ein in dor. Stil aus weißem Marmor erbauter Tempel der Athene, von welchem noch jetzt 13 Säulen erhalten sind, nach denen das Vorgebirge jetzt gewöhnlich Capo Colonnäs (Kap der Säulen) genannt wird.

Sunn, Gespinstfaser, s. unter Crotolaria.

Sunna (arab.), eigentlich soviel wie Herkommen, Sitte, Brauch oder Regel, ist seit dem Auftreten Mohammeds der Ausdruck für das von dem frommen Moslim als mustergültig angesehene Verhalten, Denken und Handeln Mohammeds geworden, über welches die in seiner Umgebung lebenden, zu ihm sich bekennenden Zeitgenossen ausführliche mündliche Berichte überliefert haben. Diese letztern vererbten sich in den ersten Zeiten des Islam zunächst durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort und bildeten neben dem Koran die Hauptquelle für die Entscheidung aller dogmatischen und aller rechtlichen Fragen, welche im Kreise der Bekenner des Islam als streitig angesehen werden konnten. Je mehr Zweifel über Lehre und religiöse Gebräuche, über Fragen des bürgerlichen Rechts, rücksichtlich deren der Koran nur Unbestimmtes, mehrfacher Deutung Fähiges enthielt, im Laufe der Zeit entstanden, desto mehr sah man sich gezwungen, an das durch die frommen Gefährten Mohammeds überlieferte Wort und das Beispiel des Propheten selbst zu appellieren, und deshalb mußte man so schnell als möglich dahin zu wirken suchen, daß diese Überlieferung auch von den vielen unechten Zuthaten gereinigt und durch die Schrift fixiert werde. So entstand innerhalb des Islam ein neues Schrifttum, welches man S. oder Hadith (Überlieferung) zu nennen pflegt, und welches eine immer größere Ausdehnung gewann und auf die innere Entwickelung des Islam einen sehr tiefgehenden Einfluß ausübte. Der Begründer dieser tiefgehenden Literatur ist Mâlik-ben-Anas (gest. 795 n. Chr.), welcher zuerst die mündlichen Überlieferungen sammelte und in dem «Muvatta» (herausg. in Tunis 1280 der Hedschra = 1863 n. Chr. und in Kairo mit Kommentar des Zarkâni) vereinigte.

Die berühmteste und des höchsten Ansehens sich erfreuende unter den sechs anerkannten Sammlungen der Überlieferung ist die «El-dschâmi el-ssahih» (d. i. der wahrhafte Sammler) betitelte Sammlung des Buchâri, welcher um 840 n. Chr. 7275 Überlieferungen als die am besten beglaubigten und sichersten mit kritischer Sorgfalt aus einer Anzahl von 600000 ausgewählt hatte. Sein Werk, von dem verschiedene Ausgaben (eine lithographierte Ausgabe erschien in Delhi 1849; eine andere besorgte L. Krehl in 3 Bänden, Leid. 1862—68; andere Ausgaben erschienen in Kairo) erschienen sind, wurde oft kommentiert (z. B. von al-Navavi al-Kastaläni). Nach dem Werke des Buchâri ist zunächst die Sammlung des Muslim (2 Bde., Kalkutta 1849; 5 Bde., Kairo 1865 fg., mit dem Kommentar des Navavi) zu nennen, neben dem die Sammlungen des Tirmidhi (Delhi 1844) und die des Nesâi (Delhi 1850), sowie das bisher noch ungedruckte Werk des Abû-Daûd von großer histor. Bedeutung sind. Das ganze Schrifttum, welches sich mit der Erläuterung der Traditionssammlungen, mit der Erörterung der kritischen Fragen über die Echtheit der Überlieferungen und über die Glaubwürdigkeit der Überlieferer selbst, über die altertümliche Sprache der Quellenwerke u. s. w. beschäftigt, ist ein ungemein ausgedehntes. Ein alphabetisches Verzeichnis der authentischen Überlieferungen lieferte al-Sujûthi unter dem Titel: «El-dschâmi' el-ssagir» («Der kleine Sammler»), welches mit dem Kommentar des al-Azizi in Kairo (4 Bde. in Fol.) um 1863 erschienen ist.

Sunnhanf (Sunn, ostindischer Hanf), die dem Hanf ähnliche, aber weniger feste spinnbare Bastfaser von Crotalaria juncea. (S. u. Crotalaria.)

Sunniten heißen die Mohammedaner, welche sich streng an den Brauch und an die Lehre Mohammeds, die Sunna (s. d.), halten, also die orthodoxen Mohammedaner. Sie bilden die bei weitem größte Masse der Bekenner des Islam, und es gehören zu ihnen die Bewohner Afrikas, Ägyptens, Syriens, der Türkei, Arabiens und der Tatarei. Sie teilen sich in vier orthodoxe Ritus oder Sekten (die Mâlikiten, Hanbaliten, Schafiiten und Hanefiten), die nur in einigen Gebräuchen und Rechtsanschauungen voneinander abweichen und in keinem feindlichen Verhältnis zueinander stehen. Sämtliche S. erkennen die ersten Kalifen Abubekr, Omar und Othmân als rechtmäßige Nachfolger Mohammeds an. Im Gegensatz zu den S. stehen die Schiiten (s. d.), zu deren Partei seit dem 16. Jahrh. die Bewohner Persiens gehören, und welche nur den Ali und dessen Nachkommen für rechtmäßige Nachfolger Mohammeds halten. Die Gegensätze zwischen den S. und Schiiten sind teils religiöser, teils polit. Natur und trennen die Bekenner des Islam in zwei sich mehr oder weniger schroff gegenüberstehende Parteien. Die Unterschiede in den Lehren, vorzüglich über das Verhältnis des Menschen und seiner Willensfreiheit zu dem ewigen Ratschluß Gottes (Prädestination), über die Ewigkeit des Koran u. a., sind zu tief und in das Glaubensleben der Mohammedaner zu vielfach eingreifend, als daß man glauben könnte, daß jemals eine Vermittelung oder gar Aussöhnung zwischen diesen Gegensätzen hergestellt werden könnte. Hierzu kommt ein fast unüberwindlicher Gegensatz zwischen den zu der einen oder zu

der andern Partei sich bekennenden Rassen, der indogermanischen einerseits und der semitischen, beziehungsweise tatarischen andererseits.

Süntel, ein Teil des Wesergebirgslandes auf dem rechten Ufer der Weser, auf der Grenze vom Regierungsbezirk Hannover und dem Kreise Minteln des preuß. Regierungsbezirks Kassel, erhebt sich südwestlich vom Deister (s. d.) und westlich dem Osterwalde gegenüber, von diesem nur durch das Thal der Hamel getrennt, zwischen Hameln und Münder, und begreift im weitern Sinne das Gebirge, welches von da bis Hausberge den Weserstrom begleitet, im engern Sinne aber nur bis gegen Hessen-Oldendorf. Der eigentliche S., der durch eine Gruppe von Höhen und Hügeln vom Weserthal getrennt wird, zieht von der Straße von Hohnsen nach Oldendorf, von Pötzen nach Hamelspring und Münder. Man unterscheidet den Großen Süntel, der bis zu 446 m ansteigt, und den Kleinen Süntel, der sich bei Hamelspring 228 m erhebt. Zu letzterm gehört auch der Münderische Forst. Das weiter gegen Westen gerichtete Gebirge bildet die fast ununterbrochene, 30 km lange Weserkette. Berühmt in der Umgebung ist eine tiefe Spalte im S., das Meimekenloch, an welche sich zahlreiche Sagen knüpfen. Der S. hieß im Mittelalter Sundtal oder Suntal. In dem Thale zwischen dem S. und dem Deister besiegte der Sachsenherzog Wittekind 782 ein fränk. Heer und vernichtete dasselbe fast gänzlich.

Suomalainen (Plural Suomalaiset), soviel wie Finnen. — **Suomen Lahti**, soviel wie Finnischer Meerbusen.

Suovetaurilia hießen die Sühnopfer im alten Rom, welche nach Beendigung des Census in jedem fünften Jahre auf dem Campus Martius gebracht wurden, aus einem Schwein, einem Schaf und einem Stier bestehend.

Superator-Feuerschutzplatten heißen von Nagel in Wien erfundene tapetenartige Fabrikate, welche zur Verkleidung oder Umhüllung leicht entzündlicher Gegenstände dienen. Es sind dies Platten, meist von der Stärke dünner Pappe, aus einem feinen Drahtgeflecht bestehend, das beiderseitig mit einer unverbrennlichen Masse überzogen ist.

Supercargo, s. unter Cargo.

Superchloride, ältere Bezeichnung für die höchsten Chlorierungsstufen der Elemente. Gegenwärtig benennt man dieselben meist nach der Zahl der mit dem betreffenden Elemente verbundenen Chloratome, so z. B. Phosphorpentachlorid statt Phosphorsuperchlorid.

Superdividende nennt man den Teil der Dividende (des Gewinns einer Aktiengesellschaft), welcher über den erwarteten oder provisorisch festgesetzten Betrag hinausgeht. In einem andern Sinne versteht man darunter auch diejenigen Gewinnanteile, welche die Inhaber amortisierter Aktien auf Grund der ihnen erteilten sog. Genußscheine (actions de jouissance) erhalten.

Supererogationis opera, s. Opera supererogationis.

Superficies (wörtlich = die Oberfläche eines Grundstücks) bezeichnet im juristischen Sprachgebrauch die dingliche eigentumsgleiche Berechtigung an einer solchen Oberfläche (Gebäude, Keller, Grabstätte, Kirchenstuhl, Anpflanzung), welche man dem Grundsatze zuwider: superficies solo cedit, d. h. Oberfläche und Terrain können nicht im Eigentum verschiedener Personen stehen, an fremdem Grundstück erwirbt. In diesem Sinne ist S. Platzrecht, Baurecht, Kellerrecht. Sie ist vererblich, veräußerlich und, wie alle dinglichen Rechte, auf längere Dauer angelegt. Die nach römischem Recht bestehende Verpflichtung des Inhabers der S., des sog. Superficiars, zur Zahlung eines Bodenzinses ist heutzutage, wenn auch üblich, doch keinesfalls mehr essentiell. Die S. wird durch Vertrag oder letztwillige Verfügung des Grundherrn begründet, dinglich wird das Recht aber erst infolge wirklicher Besitzergreifung. In dieser Form findet sich die S. noch in den neuern deutschen Gesetzgebungen; die Abweichungen, welche hier vorkommen, sind meistens lediglich formeller Natur und betreffen die Formalität des Begründungsakts, den Einfluß der Ablösungsgesetze u. dgl.

Superfötation (lat.) oder Überschwängerung bezeichnet eine im Verlaufe einer bereits stattfindenden Schwangerschaft eintretende nochmalige Empfängnis einer neuen Frucht. Die Möglichkeit derselben wird jetzt in Abrede gestellt. Die Fälle, welche als Beweis für sie angeführt werden, ergeben sich bei sorgfältiger Prüfung als Zwillingsschwangerschaften, bei denen das eine Kind früher und reifer oder auch später und unreifer als das andere geboren wurde. Die einzige Möglichkeit einer S. wäre bei doppelter (zweihörniger) Gebärmutter (uterus bicornis) gegeben, sodaß die eine Hälfte der Gebärmutter zu einer andern Zeit als die andere befruchtet werden könnte; allein es liegen auch hierüber keine sichern Beobachtungen vor.

Superintendent (lat.), früher auch Superattendent, wird in mehrern evang. Landeskirchen der erste Geistliche eines kirchlichen Distrikts genannt, über welchen derselbe die kirchliche Aufsicht zu führen hat. In Bayern und Baden ist für S. der Name Dekan gebräuchlich; in der reformierten Kirche heißt der S. meist Ephorus. Dieses Amt wurde zuerst in Kursachsen infolge der Kirchenvisitation von 1527 bis 1529 geschaffen, doch nur teilweise zum Ersatz für die bischöfl. Regierung, denn die Jurisdiktion der Bischöfe ging stillschweigend auf das Staatsoberhaupt über. Den S. kommt das kirchliche Visitations- und Ordinationsrecht, die unmittelbare Aufsicht über die Geistlichen, die Leitung der Pfarrkonferenzen ihrer Ephorie, in manchen Ländern auch das Recht, die Predigtamtskandidaten zu prüfen, außerdem in Gemeinschaft mit den weltlichen Kircheninspektoren die Aufsicht über die Verwaltung der Kirchenärarien und kirchlichen Gebäude, und vielfach auch noch die Schulaufsicht zu. Der einem S. unterstellte Sprengel heißt die Ephorie, sein Amt das Ephorat. Über sämtlichen S. einer Provinz oder einer Landeskirche steht öfters ein Generalsuperintendent.

Superior (lat.), der Obere, Vorsteher; in manchen Abteien ein eigener Titel für die dritte Rangstufe nach Abt und Prior.

Superlativ (lat.) heißt in der Grammatik bei der Steigerung der Adjektive der dritte Grad; derselbe drückt nicht stets, wie meist im Deutschen, den höchsten Grad der Eigenschaft, sondern oft auch, wie z. B. im Lateinischen und Griechischen, einen besonders hohen Grad aus. (S. Komparation.)

Supernaturalismus (lat.) oder Supranaturalismus heißt im allgemeinen der Glaube an das Übernatürliche, Übersinnliche, im engern Sinne der Glaube an eine unmittelbare, auf

übernatürliche Weise gegebene Offenbarung Gottes. (S. Rationalismus.)

Supernumerarius, «überzähliger» Beamter.

Superoxyde, s. Oxyd.

Superphosphat, ein höchst wichtiger Düngstoff, besteht im wesentlichen aus einer Mischung von saurem phosphorsaurem Kalk und schwefelsaurem Kalk, wird durch Behandeln der verschiedensten Kalkphosphate, Knochenkohle, Phosphorit, Koprolithen, phosphatischen Guanos, mit Schwefelsäure dargestellt. Sein Wert beruht in seinem Gehalt an in Wasser löslicher Phosphorsäure.

Supertara, s. unter Tara.

Supination, s. unter Pronation.

Supinum heißt in der lat. Sprache eine besondere Form des Zeitworts, die eigentlich ein Verbalsubstantivum nach der vierten Deklination ist, von dem jedoch nur der Accusativ und Ablativ gebräuchlich sind (z. B. amatum, amatu von einem Nominativ amatus), und zwar der erstere, um bei Verben der Bewegung die Absicht, in welcher die Bewegung geschieht, auszudrücken, z. B. ire rempublicam perditum («gehen den Staat zu verderben»), der zweite bei Adjektiven, um zu bezeichnen, daß die Eigenschaft in Beziehung auf eine Handlung beigelegt wird, z. B. facile dictu («leicht zu sagen»). Auch andere Sprachen zeigen ähnliche Bildungen, so hat z. B. das älteste Slawisch, zum Teil auch neuere Dialekte, wie das Litauische, ein dem Lateinischen auf -um fast gleich angewendetes S.

Suppé (Franz von), beliebter Operettenkomponist, geb. 18. April 1820 zu Spalato in Dalmatien, besuchte das Konservatorium in Wien, wurde 1841 zum Professor der Harmonieschule ernannt und in demselben Jahre als Kapellmeister an das Josephstädter Theater engagiert. Bald darauf ging er als Kapellmeister an das Theater in Preßburg und wurde nach drei Jahren Kapellmeister des Theaters an der Wien, 1862 des Quaitheaters, bald darauf des Carl-Theaters, welche Stellung er später niederlegte. Er lebt in Wien. Von seinen Operetten sind die bekanntesten: «Zehn Mädchen und kein Mann» (1862), «Flotte Burschen» (1863), «Die schöne Galathea» (1865), «Leichte Kavallerie» (1866), «Fatinitza» (1876), «Boccaccio» (1879), «Donna Juanita» (1880). Seine neueste Oper ist «Bellmann» (1886). Auch ist S. Komponist des zum Volkslied gewordenen Marsches «O du mein Österreich» (in dem Singspiel «'s Alraunl» [1849]).

Supplement (lat.) heißt Ergänzung, z. B. ein Nachtrag zu einem Werke. In der Mathematik versteht man unter S. eines Winkels oder Bogens denjenigen Winkel oder Bogen, der mit jenem zusammen 180 Grad ausmacht. Supplementardreieck oder Polardreieck eines sphärischen Dreiecks heißt ein sphärisches Dreieck, wenn die Mittelpunkte des einen die gleichnamigen Pole der Seiten des andern Dreiecks sind. Zwei solche Dreiecke haben die Eigenschaft, daß die Seiten des einen die S. der Winkel des andern sind; daher der Name.

Süpplingen, Pfarrdorf im braunschw. Kreise Helmstedt, Amt Königslutter, an der Schunter, hat (1885) 1108 E., eine Braunkohlengrube und die 1884 erbaute Zuckerraffinerie Hamburg, welche etwa 500 Menschen beschäftigt. Nahebei befindet sich das alte Schloß Süpplingenburg, das Stammhaus des schon im 8. Jahrh. erwähnten Geschlechts der Grafen von Suplinburg, dem Kaiser Lothar II. angehört, welcher nach Besteigung des deutschen Königsthrons seinen heimatlichen Sitz dem Orden der Tempelherren schenkte; nach Auflösung dieses Ordens war S. bis 1822 Johanniterkomturei, seitdem herzogl. Domäne. Die ehemalige Templerkirche, eine roman. gewölbte Basilika vom Ende des 12. Jahrh., wurde vor kurzem restauriert.

Support (frz. support, engl. slide-rest), bei einer Drehbank (s. d.) oder Metallhobelmaschine (s. unter Hobelmaschinen) diejenige Vorrichtung, durch welche das Werkzeug feste Stellung und sichere Führung erhält.

Supposition (lat.), Unterschiebung (eines Kindes, Testaments); Voraussetzung, Annahme.

Supralapsarier, s. unter Prädestination.

Supranaturalismus, s. Supernaturalismus.

Suprasl, Sjuprassl, Flecken im russ. Gouvernement Grodno, am Flusse Suprasl, einem rechten Nebenflusse des Bug, mit 2800 E. und Tuchfabriken. Unweit davon war das 1498 gegründete griech.-kath. Mönchskloster Suprasl, mit bedeutender Bibliothek und eigener Buchdruckerei (letztere war von 1695 bis Anfang des 19. Jahrh. thätig). Jetzt ist nur noch die Klosterkirche mit vielen Altertümern vorhanden.

Nach dem Kloster ist der daselbst aufbewahrt gewesene Suprasler Codex benannt, eine slaw. Handschrift aus dem 11. Jahrh., enthaltend Heiligenlegenden und Predigten. Eine Abschrift derselben, besorgt von Kopitar, mit einem Teile des Originals, befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek des Lyceums zu Laibach. Herausgegeben wurde die Handschrift (von der übrigens der Anfang fehlt) von Miklosich unter dem Titel «Monumenta linguae palaeoslovenicae e codice suprasliensi» (Wien 1851).

Supremat (lat., d. i. Obergewalt) heißt vornehmlich die Machtvollkommenheit, welche sich der Papst über die kath. Bischöfe und die ganze Kirche zuschreibt. (S. Primat.)

Supremateid hieß in England einer der vielen Eide, in welchen der Krone die oberste Kirchengewalt zugesprochen, der kath. Glaube und die Macht des Papstes verworfen und die prot. Thronfolge anerkannt wurde. Zuletzt leisteten diesen Eid nur noch die Mitglieder des Parlaments, bis auch diese endlich durch die Emancipation der Katholiken selbstverständlich davon befreit wurden.

Süptitz, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, 5 km westlich von Torgau, war der Mittelpunkt der Schlacht bei Torgau (s. d.). Am 3. Nov. 1760 hatte das österr. Heer unter Feldmarschall Daun westlich von Torgau auf dem Ratsweinberge und den Anhöhen bei S. eine starke Stellung bezogen. Vor den nach Süden steil abfallenden Süptitzer Höhen floß der nur auf künstlichen Übergängen zu überschreitende Röhrgraben, nach Süden auf den Höhen lagen einige 1759 vom Prinzen Heinrich angelegte Schanzen. König Friedrich d. Gr. lagerte bei Schilda und ließ dort den General von Zieten mit dem Drittel seines 44000 M. starken Heeres stehen, während er die Hauptmacht um den rechten Flügel der feindlichen Stellung führte, um diese von Norden her anzugreifen. Der Angriff des Königs stieß jedoch auf unvorhergesehene Hindernisse und wurde abgewiesen. Zieten hatte seine Truppen westlich des Röhrgrabens gegen Mittag in zwei Treffen entwickelt und beschoß die österr. Stellung auf den Höhen von S zunächst mit Artillerie, ließ aber,

als das Gefecht der preuß. Hauptmacht sich immer weiter entfernte, gegen 3¼ Uhr nachmittags das Dorf S. durch eine Brigade nehmen und rückte dann auf die Großwiger Höhen zu. Die Brigade Saldern erstieg zwar die Hänge des Weinbergs östlich von S., wurde aber durch 8 österr. Bataillone wieder herabgeworfen. Erst nach Einbruch der Dunkelheit gelang es zwei preuß. Brigaden, den westl. Teil der Süptitzer Höhen mit Hilfe eines erst jetzt bemerkten Dammes von den Schafteichen her zu gewinnen. General Zieten sendete eine dritte Brigade nach und rollte die österr. Truppen, welche sich zum Teil verschossen hatten, vom Flügel her auf, wodurch der Sieg zu Gunsten der preuß. Waffen entschieden wurde, da gleichzeitig Zietens Kavallerie die Großwiger Höhen nahm und General von Hülsen von Norden her einige von Lestwitz gesammelte Bataillone zum Angriff vorführte.

Sur, Stadt in Syrien, das alte Tyrus (s. d.).

Sura, Fluß in den russ. Gouvernements Simbirsk, Saratow, Pensa, Kasan und Nishnij-Nowgorod, entspringt im Gouvernement Simbirsk, fließt im obern Laufe südwestlich, biegt dann aber nach Norden und behält diese Richtung im allgemeinen, bis sie rechts in die Wolga mündet. Die Länge der S. beträgt 1100 km, ihre Breite 20—200 m und ihre Tiefe 1,5—7 m. Sie wird schon im Kreise Kusnezk im Gouvernement Saratow schiffbar.

Surabája, Residentschaft im östl. Dritteil der niederländ. Insel Java in Hinterindien, 5622 qkm groß, im Norden vom Meer, im Osten von der Straße von Madura, im Süden durch die Residentschaft Pasuruan und gegen Westen durch die Residentschaften Rembáng und Madiun begrenzt. Der Boden in S. besteht größtenteils in äußerst fruchtbarem, in höchstem Kulturzustande befindlichem Alluviallande. Die vornehmsten Bodenerzeugnisse sind Reis, Zuckerrohr, der Kaffeestrauch, die Tabakpflanze und der Indigo. Die Bevölkerung beträgt (1879) 1615951 Seelen, nämlich 5052 Europäer, 1596943 Eingeborene, 11709 Chinesen, 1885 Araber und 369 andere orient. Fremdlinge. Die gleichnamige, unter 7° 14′ südl. Br. und 112° 44′ östl. L. (von Greenwich) an der Mündung des gleichnamigen Flusses an der Straße von Madura gelegene Hauptstadt Surabája, mit (1882) 121047 E., ist nach Batavia der wichtigste Handels- und Hafenort des ganzen niederländ.-ostind. Reichs.

Surakarta, Residentschaft im mittlern Drittteil der niederländ. Insel Java in Hinterindien, 6228 qkm groß, nördlich von der Residentschaft Samárang, westlich von den Residentschaften Kadu und Djokjakarta, südlich vom Ocean und östlich von der Residentschaft Madiun begrenzt. Die Bevölkerung zählt (1879) 917585 Seelen, von denen 2447 Europäer, 909043 Eingeborene, 5847 Chinesen, 48 Araber und 200 andere orient. Fremdlinge. Der Boden in S. ist, wo nicht Gebirgsverhältnisse vorherrschen, fast überall sehr fruchtbar und befindet sich in vorzüglichem Kulturzustande. Die Residentschaft S. bildet das Besitztum von zwei vornehmen Lehnsträgern der niederländ. Regierung, denen aber gegen bedeutende Jahrgehälter von letzterer jeder Einfluß entzogen wurde. Der bedeutendste dieser Vasallen ist der sog. Susuhannan, d. h. Kaiser von S., der zweite der von ihm unabhängige Prinz Paku Allam. Hauptort von S., Residenz beider genannten Vasallenfürsten und Sitz der niederländ. Behörden ist Surakarta, häufig auch Solo genannt, mit (1880) 124041 E.

Surât, Suráte (ind. Soratha), Hauptstadt des gleichnamigen Kollektorates in der Division Guzerate der brit.-ostind. Präsidentschaft Bombay, unter 21° 10′ nördl. Br. und 72° 52′ östl. L. (von Greenwich), auf dem linken Ufer des Tapti, an dessen Mündung in den Golf von Cambay in einer fruchtbaren Ebene gelegen. S., Station der Eisenbahn Ahmadabad-Bombay, ist ein ummauerter Ort mit engen, krummen Gassen, einem einfachen Palast des pensionierten Nabobs von S. und einem von den Wohnungen der Engländer umgebenem Fort. Für diese ist S. besonders als Militärstation von Wichtigkeit. S. besitzt viele Moscheen, Pagoden und Parsentempel, große Bazars, sowie ein ind. Hospital für kranke Tiere. Auch sind noch die Gebäude der frühern franz. und holländ. Faktoreien erhalten. S. war lange Zeit Hauptstadt des Reichs Guzerate und wurde von dessen Sultan 1538 gegen die Portugiesen durch eine starke Citadelle befestigt. Gleichwohl nahm es der Großmogul Akbar 1572 in Besitz, worauf es als kaiserl. Hafenstadt und Marinestation mächtig aufblühte. Ende 1612 gründeten hier die Engländer, 1617 die Holländer und 1675 die Franzosen Faktoreien. Seit 1639 war S. Hauptort der engl. Handelskompagnie, bis 1683 Bombay dazu gewählt wurde, auch 1675—79 Mittelpunkt der franz. Kompagnie, bis Pondichéry solcher wurde. Durch die Maharatten im 17. und 18. Jahrh., durch Seuchen und den Verfall der kaiserl. Macht herabgekommen, fiel 1. März 1759 S. nebst der Citadelle, 5. Jan. 1782 auch die reiche Faktorei der Holländer in die Hände der Briten, welche 1800 den Nabob pensionierten. Durch das Emporblühen Bombays sank aber S. allmählich von seiner frühern Handelsgröße ganz herab. Früher war S. eins der bedeutendsten Emporien des Welthandels in Indien. S. zählte 1796 angeblich 6—800000 E.; 1881 dagegen nur noch 109844, darunter reiche parsische Kaufleute. Die Bajaderen S.s gelten für die anmutigsten Tänzerinnen in Indien. Mit dem Handel, der jetzt nur noch Baumwolle und etwas Getreide zur Ausfuhr bringt, ist auch die einst blühende Industrie gesunken, welche die Fabrikation von Baumwoll- und Seidenzeugen, Shawls, Juwelierarbeiten, Gemälden, Schmucksachen aus Elfenbein umfaßte, sowie auch die Bereitung von Indigo, Tabak, Töpferwaren u. s. w. S. selbst ist infolge der Versandung des Tapti jetzt nur für Schiffe von 40—50 t zugänglich. Sein Hafen an der Mündung des Tapti ist Swalli oder Siwalli (ind. Siwalaja, d. h. Wohnung des Siwa), eigentlich nur eine durch Süd- und Südwestwinde gefährdete Reede, wo die größern Schiffe an der Barre vor Anker gehen. Der Distrikt zählt auf 4800 qkm 607087 E.

Surbiton, Gemeinde in der engl. Grafschaft Surrey, rechts an der Themse, Station (für Kingston) der Linie London-Weymouth der London and South-Westernbahn, zählt (1881) 9416 E.

Surburg, Dorf im Kreise Weißenburg des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, liegt an der Sauer und an der Linie Straßburg-Weißenburg-Landau der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, 41 km nördlich von Straßburg und zählt (1880) 1373 meist kath. E. — Der Ort verdankt seinen Ursprung einer im 7. Jahrh. durch den heil. Arbogast gegründeten, durch Dagobert II. im J. 676 dotierten Abtei. Das

Kapitel von S. wurde 1738 an die Pfarrkirche zu St. Georg in Hagenau übertragen. Die ehemalige Kollegialkirche in roman.-byzant. Stile aus dem Ende des 8. Jahrh. dient jetzt als Pfarrkirche.

Surdität (lat.), Taubheit.

Sure, Nebenfluß der Mosel, s. Sauer.

Suren, s. Koran.

Surenen, Paß der Urner Alpen (s. Alpen 19) an der Grenze der schweiz. Kantone Unterwalden und Uri. Der Saumweg über die S. steigt von Engelberg der Aa entlang über die Alpen Herrenrüti, Surenen und Blacken zur Paßhöhe der Surenenеck empor, die 2303 m über dem Meere am Südfuß des Blackenstocks (2922 m) liegt, die Wasserscheide zwischen der Engelberger Aa und der Reuß bildet und eine großartige Aussicht über das Engelberg- und das Reußthal und die Berge der Titlisgruppe, des Schächen- und Maderanerthals bietet. Dann senkt er sich östlich über Schnee und steile Rasenhänge zur Waldnachtalp hinab, wo er sich gabelt, um einerseits direkt Attinghausen und Altdorf, andererseits durch das wilde Bockitobel Erstfeld an der Gotthardstraße zu erreichen. Der Übergang erfordert 7 bis 8 Stunden; 1799 wurde derselbe von den Franzosen unter Lecourbe mit Artillerie zurückgelegt.

Suresnes, Flecken im franz. Depart. Seine, Arrondissement St.-Denis, links an der Seine, Station der Linie Paris-Versailles (Rive droite) der Westbahn, zählt (1881) 7011 E. und hat Weinbau, Töpferei, Wollzeugfärberei und Fabrikation von Buntpapier. Der Ort liegt am östl. Fuße des Mont-Valérien (s. d.), dessen Gipfel bis zur Julirevolution ein von Ludwig XIII. erbautes Kloster trug, zu dem viel gewallfahrtet wurde und an dessen Stelle unter Ludwig Philipp die Forteresse du Mont-Valérien angelegt wurde.

Surettahorn, Bergstock der Rhätischen Alpen (s. Alpen 10), erhebt sich östlich von der Paßhöhe des Splügen an der Grenze des schweiz. Kantons Graubünden und der ital. Provinz Sondrio auf der Wasserscheide zwischen dem Hinterrhein und dem Liro (Adda) als steile vergletscherte Gneispyramide zu 3025 m über dem Meere. Die Besteigung, 1869 zum ersten mal von Dr. A. Balzer ausgeführt, erfordert vom obersten schweiz. Berghaus der Splügenstraße bis zur Spitze 3 bis 4 Stunden. Unter dem Namen Surettahörner werden öfters außer dem eigentlichen S. auch die andern aus dem Surettagletscher aufsteigenden Felshörner und Gräte, so die drei Schwarzhörner, der Piz La Mutalla u. s. w., zusammengefaßt.

Surgères, Stadt im franz. Depart. Charente-Inférieure, Arrondissement Rochefort, am Ursprung der Gère, Station der Linie Poitiers-La-Rochelle der Französischen Staatsbahnen, zählt (1881) 3186 (Gemeinde 3784) E. und hat ein Schloß, eine roman. Kirche aus dem 12. Jahrh., Branntweinbrennerei, Gerberei und Weinhandel. Bis 1790 gehörte S. zu Aunis.

Suri, Distrikt in Bengalen, s. Birbhum.

Surinam, niederländ. Suriname, eine niederländ. Kolonie in Südamerika, begreift den mittlern Teil von Guaiana (s. d.) zwischen den Flüssen Maroni und Corentyne. Sie wird im N. vom Atlantischen Ocean, im W. vom brit. Guaiana, im S. von der brasilian. Provinz Grão Pará und im O. vom franz. Guaiana begrenzt. Früher bildete S. mit den westind. Inseln St.-Eustache (Sankt Eustatius), Saba, St.-Martin, Curaçao, Oruba (Aruba) und Buen Ayre (Bonaire) ein einziges Gouvernement; 1845 erhielt es jedoch einen eigenen Gouverneur. Die Kolonie umfaßt mit Zurechnung der thatsächlich noch nicht in Besitz genommenen innern Landstriche 119321 qkm mit (1883) 71783 E., wobei 17000 Indianer und Buschneger; die ständige Bevölkerung beträgt demnach 54783 E., wovon 27880 männlichen und 26903 weiblichen Geschlechts sind. Die Zahl der Europäer betrug 1872 694, die der asiat. Kulis 4415, die der unter Staatsaufsicht gestellten 28774. Außer den beiden Grenzflüssen ist noch der Surinam (auch Suriname), der Hauptfluß, zu nennen, der das Land in seiner Mitte von Süden gegen Norden durchströmt, sowie der westlichere Saramacca. Diese Flüsse verzweigen sich vor ihrer Mündung in eine Menge toter Arme und stehen miteinander durch Kanäle und eine ausgedehnte Sumpflandschaft in Verbindung. Hinsichtlich seiner natürlichen Bodenbeschaffenheit kommt das Land ganz mit dem übrigen Guaiana überein. S. war lange eine der blühendsten Kolonien Hollands, geht aber seit Freilassung der Sklaven (1883) aus Mangel an Arbeitskräften zurück, indem die freien Neger entweder nicht oder nur unregelmäßig arbeiten. Infolge dessen nimmt auch die weiße Bevölkerung ab. Soweit der Anbau reicht, der aber nur einen kleinen Teil des Gebietes, etwa 550 qkm, hauptsächlich am untern Ufer des Surinam umfaßt, ist das Land einem Garten ähnlich, von blühenden Pflanzungen bedeckt und von zahlreichen Kanälen durchschnitten. Der übrige Teil wird meist von Urwald bedeckt. Der größte Teil der Kolonie ist Eigentum der Stadt Amsterdam. Die Hauptausfuhrprodukte bestehen in Zucker, Kaffee, Baumwolle und Kakao. Es ist in 16 Distrikte geteilt. Die Einnahmen beliefen sich 1885 auf 1295143, die Ausgaben auf 1525846 Gulden, mithin betrug das Defizit 230703 Gulden. Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs ist Paramaribo (s. d.). Außerdem sind nur noch das am Surinam gelegene, fast nur von jüd. Ansiedlern bewohnte Dorf Savanna mit einer verfallenen Synagoge und der Militärposten Bredensborg von Bedeutung, da die meisten Pflanzungen zerstreut liegen. Ferner befinden sich noch in der Kolonie drei kleine, von entlaufenen Negersklaven, sog. Maronnegern, und ihren Abkömmlingen gebildete, jetzt als frei anerkannte Gemeinwesen (Aukan, Saramacca und Mussinga). Die ersten Ansiedler in der Kolonie waren Engländer, denen die Holländer dieselbe 1607 abnahmen, welche sie auch im Frieden von Breda behielten. Die Kolonie begab sich 1799 infolge der damaligen Verhältnisse der Niederlande zu der franz. Republik, in den Schutz der Engländer; durch den Frieden von Amiens kam sie wieder an die Batavische Republik. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England nahmen die Engländer sie abermals und gaben sie erst 1815 an die Niederlande zurück. Vgl. Wolvers, «Geschiedenis van Suriname» (Amsterdam 1861); Brandhof, «De toekomst der kolonie Suriname» (Haag 1878).

Surjoo, Nebenfluß des Ganges, s. Gogra.

Surnia (lat.), der Nachtkauz, s. u. Eulen.

Surre (arab.), Geldbörse, Geldrolle; dann das Geschenk in Gold, welches jährlich mit der Pilgerkarawane von Konstantinopel nach Mekka geht.

Surrey (angelsächs. Sudrige, auch Suthriona), eine der südöstl. Grafschaften Englands zwischen Middlesex im N., Berks und Hants im W., Essex im S. und Kent im O., hat ein Areal von 1955,28 qkm und zählte 1851 eine Bevölkerung von 683082, 1881 dagegen 1435842 Seelen, wobei zu bemerken, daß 91,06 qkm mit 482435 im erstern Jahre (1851) und mit 980218 im letztern (1881) zu Londons großen Vorstädten (Southwark, Lambeth, Wandsworth mit Battersea, Camberwell mit Dulwich) gehörten. Das Land ist größtenteils hügelig. Der Höhenzug der North-Downs (Dünen), aus Kreide bestehend, durchläuft die Grafschaft von Westen gegen Osten und erreicht im 268 m hohen Bottley-Hill seinen Kulminationspunkt. Südlich von diesem Höhenzuge, jenseit einer thalförmigen Einsenkung, zieht die aus Wälderthon bestehende Hügelreihe der Wealds hin (s. Sussex), die hier im Hind-Head 281, im Leith-Hill 294 m Höhe erreicht und zum Teil stark bewaldet ist. Einzelne nördl. Striche der Grafschaft sind außerordentlich fruchtbar. Im allgemeinen aber beeinträchtigen beide Höhenzüge und ausgedehnte Heiden den Ertrag des Bodens, sodaß ungeachtet der Nähe Londons der Feldbau auf verhältnismäßig niederer Stufe steht und immer noch an 270 qkm wüst liegen. Außer Getreide baut man im Südwesten, bei Farnham, viel Hopfen, und längs der Themse, sowie nach London hin breiten sich ausgedehnte Küchengärten aus. S. besitzt durch die Themse an seiner Nordgrenze alle Vorteile einer meerbegrenzten Landschaft. In diesen Strom fließen, der Hauptabdachung folgend, der Wey und Mole. Der gegen Osten fließende Medway gehört nur in seinem obern Laufe hierher; der Arun geht südwärts in den Englischen Kanal. Der Wey-Arun-, der Basingstoke- und der Croydonkanal, die London-Brighton and South-Coast-, die London and South-Western- und die South-Eastern-bahn befördern den Verkehr. Die Grafschaft selbst schickt vier Abgeordnete in das Parlament, sieben andere die Boroughs, darunter Lambeth und Southwark je zwei. S. war in angelsächs. Zeit der nördlichste Teil von Sussex. Hauptort ist Guilford (s. d.).

Wichtiger als die Hauptstadt ist **Reigate**, Marktstadt, Municipal- und Parlamentsborough, in Holmesdale gelegen, von zahlreichen Landsitzen umgeben, Station der Linie Reading-Guilford-Redhill-Tunbridge der South-Easternbahn, hat 18656 E., Überreste eines alten Kastells mit eigentümlichen Gewölben, eine Lateinschule, ein litterarisches Institut, eine Anstalt für Blödsinnige und bei Red Hill eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher. Um 1200 erscheint Reigate unter dem Namen Rhiegat.

Surrey (Henry Howard, Graf von), engl. Dichter, geb. 1516 oder 1517, der älteste Sohn des Herzogs von Norfolk, wurde am Hofe Heinrichs VIII. mit dessen natürlichem Sohne, dem Herzog von Richmond, erzogen, den er auch auf die Universität Oxford begleitete. Im J. 1540 trat er in Staats- und Kriegsdienste und bewies sich als tüchtiger Krieger namentlich in den Feldzügen gegen Schottland (1542) und Frankreich (1544). Seine Feindschaft mit dem Grafen von Hertford, Schwager des Königs, und unvorsichtige Reden führten sein Verderben herbei. Er wurde des Hochverrats angeklagt und im Tower zu London 21. Jan. 1547 enthauptet; sein ebenfalls verhafteter Vater wurde durch Heinrichs VIII. Tod gerettet. S. war seit Chaucer der erste bedeutende engl. Dichter. Seine Hauptstärke liegt in den lyrischen Gedichten, namentlich in den Liebesliedern, in denen er Geraldine, wahrscheinlich die noch im kindlichen Alter stehende Tochter des Grafen von Kildare, besang. Er führte zuerst das Sonett und den reimlosen iambischen Fünffüßler in die engl. Sprache ein. Hoher Flug der Einbildungskraft ging ihm ab, aber er besaß Gefühl und Zartheit. Sein Vers ist fließend und wohlklingend, seine Sprache elegant und rein. Seine Gedichte erschienen zuerst 1557, neuere Ausgaben besorgten Nott (zusammen mit Sackvilles Gedichten, 2 Bde., Lond. 1815—16; neue Ausg. 1871) und Bell (Lond. 1854).

Surrogāt, eine in neuerer Zeit im gewöhnlichen Leben vielfach gebrauchte Bezeichnung für gewisse Ersatzmittel von Rohstoffen, deren Anwendung mitunter gerechtfertigt werden kann, nicht selten jedoch eine Verfälschung des zu erzielenden Produkts bezweckt. So spricht man von Kaffeesurrogaten und versteht darunter geröstete Rübe, Cichorie, Eicheln u. s. w., von Malzsurrogaten (Stärkezucker, Melasse, Glyzerin), von Hopfensurrogaten (pflanzliche bittere und adstringierende Stoffe) u. dgl. Aber nicht nur bei Nahrungsmitteln spricht man von S., sondern wendet diesen Ausdruck auch noch in vielen andern Fällen der gewerblichen Produktion an, so in der Papierfabrikation, wo man die Ersatzmittel der Leinen- und Baumwollzeugabfälle Lumpensurrogate nennt, die man als vegetabilische (Holzstoff und Cellulose, Stroh, Jute) und mineralische (Thon oder Lenzin, Baurit, Gips oder Annalin, Barytweiß u. s. w.) unterscheidet. Auch in der Textilindustrie, z. B. in der Wollindustrie, nennt man die Kunstwolle (Mungo, Shoddy) zuweilen S. In der Färberei und dem Zeugdrucke sucht man ebenfalls an Stelle der vom Pflanzen- und Tierreiche gelieferten Pigmente immer mehr und mehr durch chem. Mittel dargestellte Ersatzmittel anzuwenden und spricht demgemäß von Indigsurrogaten, Safransurrogaten.

Sursee, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (297 qkm, 31159 E.) des schweiz. Kantons Luzern, liegt 515 m über dem Meere, 20 km nordwestlich von Luzern auf dem rechten Ufer der Suhr, unweit vom Ausfluß derselben aus dem Sempachersee (s. d.), an der Bahn Olten-Luzern, besitzt eine stattliche Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster und ein spätgot., 1535—50 erbautes Rathaus und zählt (1880) 1994 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen neben Feldbau und Handel die Fabrikation von Öfen und Kochherden und die Cigarrenfabrikation sind.

Surtaxe nennt man in Frankreich einen Steuerzuschlag, hauptsächlich aber einen Zollzuschlag zum Schutze besonderer Interessen. So wurde bis 1866 ein Flaggenzuschlag (s. d.) von den Waren erhoben, die auf fremden Schiffen (sofern dieselben nicht vertragsmäßig befreit waren) eingeführt wurden, und gegenwärtig besteht noch eine Surtaxe d'entrepôt (s. d.). Das Gegenteil einer S. ist eine **Détaxe**, eine Zollherabsetzung, wie sie zeitweise dem Zucker der franz. Kolonien als Begünstigung gegenüber dem inländischen Rübenzucker gewährt worden ist.

Surtaxe d'entrepôt heißt in Frankreich ein Zollzuschlag auf diejenigen Waren, die nicht direkt aus dem Erzeugungslande, sondern aus den Niederlagen (entrepôts) eines nicht französischen europ. Hafens eingeführt werden. Dieselbe hat den Zweck, den direkten Verkehr mit den überseeischen Ländern

zu begünstigen, und bildet eine Milderung des Systems der engl. Navigationsakte, nach welchem die indirekte Einfuhr von überseeischen Produkten überhaupt verboten war. Bei der Neubildung des deutschen Zolltarifs wurde von manchen auch die Einführung einer solchen S. unter dem Namen eines Unterscheidungszolles befürwortet; der Vorschlag fand jedoch selbst in Hamburg und Bremen, welche Städte am ehesten einen Vorteil davon hätten erwarten können, nur wenig Anklang, da direkte Verbindungen auch jetzt in allen Fällen angeknüpft werden, in denen sie Nutzen bringen, eine Erschwerung der indirekten Einfuhr aber die Ausnutzung günstiger Preiskonjunkturen in London, Liverpool, Amsterdam oder andern europ. Welthandelsplätzen verhindern würde. [zuschlag.

Surtaxe de pavillon, s. Flaggen-

Surtr, ein Feuerriese der altnord. Mythologie, der Herrscher von Muspelheim, der auf seinem Schwerte das Feuer trägt. Beim Untergange der Welt zieht er an der Spitze der bösen Mächte gegen die Asen, besiegt sie und steckt die Welt in Brand.

Survilliers, Graf von, s. Bonaparte (Jos.).

Surya (der Leuchtende) ist in der vedischen Epoche der ind. Mythologie der am häufigsten vorkommende Name für den Sonnengott, welcher mit Agni (s. d.) und Indra (s. d.) die ältere vedische Göttertrias bildet. Andere Namen für denselben Gott sind Savitar, der Beleber, und Puschan, der Ernährer. (S. Indische Religion.)

Süs (Gustav), Maler, geb. 10. Juni 1823 zu Rumbeck bei Rinteln, gelangte erst spät zur Ausübung der künstlerischen Thätigkeit. An der Akademie in Kassel vorgebildet, mußte er infolge eines Augenleidens das Malen wieder aufgeben. Er widmete sich nun an der Universität Gießen sowie am Städelschen Institut in Frankfurt litterarisch-ästhetischen Studien. Er schrieb eine Anzahl Kindermärchen, deren Illustrationen er fertigte. Dies führte ihn wieder zur Kunstthätigkeit zurück, indem er zu Ende der vierziger Jahre fleißig Bildnisse malte. Zu weiterer Vervollkommnung bezog er noch die Akademie zu Düsseldorf. Seine Hauptstärke beruht in Tierstücken, besonders humoristischen Darstellungen von Hühnern und andern Geflügel, welche Kompositionen sich allgemeine Beliebtheit erwarben. Beispiele sind: der Hahnenkampf, die beiden Mütter, der erste Gedanke u. s. w. S. starb 24. Dez. 1881 zu Düsseldorf.

Susa (hebr. und assyr. Susan oder Schuschan, d. h. die Lilie), gegenwärtig Sus oder Schus (im heutigen Persien), die Hauptstadt des noch zum Euphratstromgebiet gehörigen Landes, welches, je nach den verschiedenen Nationen, Elam oder Elymais von den Semiten, Uvaza, Khuzistan von den alten und den neuen Persern, Kus und Kissia und endlich Susiana genannt wird. Nachdem S. während längerer Zeit hindurch einheimischen turanischen, semitischen und chamitischen Herrschern gehorcht, kam es im 7. Jahrh. v. Chr. unter die Botmäßigkeit der Meder, von denen es sich zeitweilig losmachte; dann aber wurde es definitiv von den Persern bezwungen, die es zur Winterresidenz erkoren. Die Stadt lag zwischen den Flüssen Choaspes, wegen seines Wassers berühmt (heute Kercha), und Euläus (im Alten Testament und den Keilinschriften Ulai, heute Dscherrahi), war in Gestalt eines Rechtecks von 120 Stadien (22 km) Umfang erbaut und hatte keine Mauern, aber eine stark befestigte Burg, welche den herrlichen Palast und eine der Hauptschatzkammern des Persischen Reichs enthielt. Wie Babylon war auch S. aus Ziegelsteinen und Erdpech erbaut. Als Erbauer der Burg gilt der mythische Memnon, daher sie den Namen Memnonium führte. Gewiß ist, daß unter den einheimischen, in Keilschrift geschriebenen Königsnamen das Element Umman und Minan sich häufig wiederfindet. Die Perserkönige von Darius I. an erbauten hier prachtvolle Paläste, deren Reste von Loftus untersucht worden sind. Die Ruinen gehören zu den großartigsten Asiens. In S. spielte die Intrigue Esthers, deren Sage noch heute sich in diesen Gegenden verewigt; ebenso zeigt man ein Grabmal Daniels. Die zahlreichen Keilinschriften sind erst kürzlich entziffert und erklärt worden. Vgl. Oppert, «Les inscriptions susiennes» (Par. 1873). In neuester Zeit hat die franz. Regierung eine Mission unter dem Architekten Dieulafoy zur Erforschung S.s gesandt. Unfern von S. liegt die Stadt Schuschter (s. d.).

Susa, das Segusio der Römer, die Hauptstadt der ehemaligen Markgrafschaft gleichen Namens, welche 1035 an Savoyen fiel, jetzt eines zur ital. Provinz Turin gehörigen Bezirks, liegt rechts an der Dora Riparia (Duria) in einem Felsenhalbkreise am Fuße des Roche-Melon, 495 m über dem Meere, 52 km westlich von Turin und ist mit diesem über Bussoleno durch Eisenbahn verbunden. Die Stadt (mittellat. Sigusium, Seusium oder Secusia) ist der Sitz eines Bischofs, hat meist enge und krumme Straßen, mehrere Vorstädte, einige schöne Plätze, eine Kathedrale (San-Giusto) mit der Statue der Gräfin Adelheid von S. aus dem 11. Jahrh., einige Klöster, die Ruinen des Stammschlosses der alten Markgrafen und zählt (1881) 3275 (Gemeinde 4106) E., welche Wein und viel Obst bauen, namentlich die durch ihre Dauerbarkeit berühmten Äpfel von S. Im Garten des Governatore an der Westseite der Stadt steht ein Triumphbogen, 13,5 m hoch, 12 m breit, 7,3 m tief, an den vier Ecken mit vortretenden korinth. Säulen, am Fries mit Opferscenen geschmückt. Die Inschrift besagt, daß Julius Cottius Domnus, als Präfekt, und die ihm untergebenen Völker den Bogen im Jahre Roms 745 (8 v. Chr.) dem Kaiser Augustus errichtet haben. S. war bis 66 n. Chr. Hauptstadt der unter röm. Oberherrschaft stehenden gallischen Dynastie der Cottii, nach dem Aussterben derselben Sitz des Prokurators der röm. Provinz Alpes Cottiae, früher sehr bedeutend und als Schlüssel der Alpenstraßen über den Mont-Cenis und den Mont-Genèvre von strategischer Wichtigkeit. Von 575 bis Ende des 9. Jahrh. gehörte S. zum Frankenreiche. Bekannt ist der Ort durch die Aufopferung Hartmanns von Siebeneichen für Kaiser Friedrich I., als dieser im März 1168 aus Italien floh. Am 29. Sept. 1174 wurde die Stadt von demselben Kaiser verbrannt; 1629, 1690 und 1704 von den Franzosen erobert, 1707 diesen wieder abgenommen. Zu S. wurde 1. April 1629 zwischen Frankreich und England ein Friede geschlossen. Über der Stadt, am linken Ufer der Dora, erhebt sich das 1798 von den Franzosen zerstörte Fort La Brunetta. Das Fort von Exilles (mit 757 [Gemeinde 1896] E.), deckt die Straße über den Mont-Genèvre, nach ihm heißt der eine 1767 m lange Tunnel der Mont-Cenisbahn. Außerdem gehören zum Distrikt der Flecken Avigliana, Station der Eisenbahn Turin-Modane, mit 2203 (Gemeinde 3642) E.,

einem ehemals festen Schlosse, alten Kirchen, mittelalterlichen Türmen und Häusern; etwa 3 km westlicher, ebenfalls an der Eisenbahn Turin-Modane, das Dorf Sant'-Ambrogio di Torino, mit 1454 E., berühmt durch seine Benediktinerabtei San-Michele della Chiusa oder La Sagra auf dem Gipfel des Pirchiriano mit sehenswerter Kirche und einer Gruft, in welcher beigesetzte Leichen nicht verwesen.

Susanin, Ssussanin (Iwan), russ. Bauer aus dem Dorfe Domnina, einer Besitzung der Romanows im Gouvernement Kostroma. Er rettete 1613 dem neugewählten Zaren Michael Romanow das Leben, indem er eine Abteilung Polen, welche den Zaren suchte, um ihn zu ermorden, absichtlich in einer falschen Richtung führte, nicht nach Kostroma, wo sich der Zar nach der Einnahme Moskaus durch die Polen wirklich befand. S. mußte dafür unter Qualen mit seinem Leben büßen. Seinen Nachkommen, unter dem Namen Bjelopaschzi (s. d.), wurden dafür viele Privilegien und Rechte gewährt. Die That selbst bildet das Sujet zu Glinkas russ. Oper «Das Leben für den Zaren».

Susanna war nach einer jüd. Erzählung die Gemahlin des Jojakim und Tochter des Helkia, deren Schönheit und Gottesfurcht gerühmt wird. Ihre Geschichte wird in dem apokryphischen Buche «Historia von der S. und Daniel» erzählt. Von zudringlichen Liebhabern, die sie abwies, des Ehebruchs angeklagt, wurde sie zum Tode verurteilt, doch durch Daniel gerettet, der die falschen Ankläger entlarvte, worauf diese dem Todesurteil unterlagen. Das Buch steht in der Septuaginta als Kapitel 13, in einigen Handschriften derselben aber vor Kapitel 1 des Buchs Daniel. Wortspiele und Paronomasien mit griech. Wörtern beweisen die ursprünglich griech. Abfassung des Buchs.

Susdal, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 36 km nördlich von Wladimir, 220 km nordöstlich von Moskau, an der Kamenka, einem Zuflusse der Kljäsma, welche in die Oka, wie diese in die Wolga geht, besteht aus drei Teilen, von denen der mittlere, der Kreml, von einem hohen Erdwall umgeben ist, hat eine 1213 errichtete, jetzt mit Wladimir vereinigte Eparchie und zählt (1884) 6769 E. Die Stadt besitzt 25 Kirchen, darunter mehrere Kathedralen, vier Klöster, ein Progymnasium, zwei Pfarrschulen, einen Kaufhof, einen bischöfl. Palast. Die Einwohner beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Gemüsebau und treiben bedeutenden Handel mit Meerrettich, Zwiebeln, Pfefferminze und Cichorie. Weniger entwickelt ist die Industrie. Im J. 997 soll Wladimir d. Gr. nach S. gekommen sein und daselbst das Christentum eingeführt, auch im Kreml den Grund zu der ersten Kirche gelegt haben, die noch gegenwärtig als Denkmal alter Bauart gezeigt wird. Jedenfalls ist die Stadt sehr alt. Sie war seit 1146 Residenz- und Hauptstadt des Fürstentums Susdal, an deren Stelle 1151 Wladimir trat. Im J. 1390 wurde das Fürstentum mit dem Großfürstentum Moskau vereinigt. Bei S. siegte 1097 Mstislaw über Oleg. Zu wiederholten malen (1237, 1281 und 1293) wurde die Stadt von den Tataren erobert und öfters von großen Feuersbrünsten verheert.

Susiana, von der Stadt Susa so genannt, auch Susis, ist der bei den Griechen gebräuchliche Name für das heutige Khuz, die südwestlichste Provinz Persiens, doch geographisch noch zum Euphrat- und Tigrisgebiet gehörig. In S. begegnen sich Semiten, Arier, Turanier und Cheniten, daher das Land außer den einheimischen Namen Susunga, Kus (griech. Kissia, und der Name der Kossäer, s. d.), Nime (das bibl. Land Nimrod) noch den arischen Namen Uvaza (autochthon, daher das neupers. Khuz), den semit. Elam (woher Elymaïs) und den turanisch-medischen Halparti oder Apparti führte. Gegen Osten war S. von Medien und Persien durch die Berge Charbanus und Cambalidus geschieden, welche sich nach Persien zu nur durch den Engpaß des susischen oder persischen Thores öffneten; hier hausten die wilden Kossäer, die Amarder und Uxier, in den Distrikten Kanbandene und Chaltapitis; südwestlich von diesen wohnten die Messabaten. Die Gegend von Susa war durchströmt vom Euläus, der den Coprates aufgenommen hatte, und dem Choaspes, an dem Susa lag. Südlich von dieser Stadt breitete sich das eigentliche Elymaïs und das Gefilde von Deera aus; dieses durchfloß der Hedyphon. Längs der Küste dehnte sich die Landschaft Characene aus. Das Klima an der Küste ward als sehr heiß, das der höhern Teile als fruchtbar geschildert; Getreide, Reis und Wein gedeihen dort; das der höhern Gebirge, bei den heutigen Bakhtiaris, wird schon in den Keilschriften als kalt geschildert. Von diesem Gebirge ergoß sich direkt in den Persischen Meerbusen der Oroatis oder Aroüs; die Amarder, Kossäer und Uxier werden als Räubervölker, die Bewohner der Ebene dagegen als mild geschildert, die namentlich dem Ackerbau und der Viehzucht ergeben waren. Sehr viele Städte werden in den Keilschriften und bei den Klassikern genannt, von denen jedoch wenige nur der Lage nach bestimmt werden können. Außer Susa sind zu nennen: Badake (Madakta), Nadita, Bit-bunaki, Hardapana, Urdalika (das Arderikka Herodots), Bube, Tel-Humba, Haltemas (vielleicht zu Chaltapitis des Ptolemäus gehörig), Taraga (vielleicht Tariana); bei den spätern Griechen finden sich Aginis, Aracca (vielleicht das keilschriftliche Algariga), Sele, Palinza, Azara, Urzan und Seleucia am Hedyphon. S. war von alters her von einheimischen Königen regiert, die den turanischen Medern stammverwandt waren und deren zahlreiche Inschriften eine dem Medischen nahe verwandte Sprache kundgeben. Schon 2283 v. Chr. eroberten die Susaner Babylon und blieben unabhängig bis unter Cyrus, obgleich sie häufig von den assyr. Königen bekriegt wurden. Die Perser machten die Hauptstadt Susa zur Residenz. Nachher kam S. unter die Herrschaft der Seleuciden, der Parther und war teilweise den Fürsten von Characene in den ersten Jahrhunderten n. Chr. unterthan, bis es unter die Arsaciden und Sassaniden kam, von wo ab der Name aus der Geschichte verschwindet.

Sušloo, s. Schüttenhofen.

Suso (Heinr.), deutscher Mystiker, geb. 21. März 1295 in der Reichsstadt Überlingen, gehörte dem Geschlechte der Herren von Berg an und trat, 13 J. alt, in das Dominikanerkloster zu Konstanz als Novize ein. Später ging er nach Köln, um sich unter Meister Eckardt im Studium der Philosophie und Theologie weiter auszubilden. Der in seinem 18. Jahre erfolgte Tod seiner Mutter brachte ihn auf eine ascetische und mystische Lebensanschauung. Seitdem legte er sich den Namen seiner Mutter bei (Suse, latinisiert Suso). Es begann nun für ihn ein Leben voller Mühsal, Entbehrungen und Demü-

rigungen. Er zog sich in das Kloster nach Konstanz zurück, wo er sich die schmerzlichsten Entsagungen und Kasteiungen auferlegte. Mit seinem 40. Jahre beendete er die Büßungen und begab sich als Prediger in die Welt hinaus. Mit den oberrhein. Mystikern, besonders mit Tauler und Heinrich von Nördlingen, trat er in engen Verkehr, ebenso mit der Schweiz, namentlich mit Frauenklöstern. S. starb 25. Jan. 1366 im Dominikanerkloster zu Ulm, in dessen Kreuzgange er auch begraben liegt. Seine Hauptschriften, die er vier Jahre vor seinem Tode redigierte und mit merkwürdigen, seine mystischen Vorstellungen veranschaulichenden Bildern ausstattete, sind: 1) eine Beschreibung seines Lebens, die nach gesprächsweisen Mitteilungen von seiner Freundin Elisabeth Stäglin im Kloster zu Töß bei Winterthur niedergeschrieben und von ihm selbst nachträglich durchgesehen und vervollständigt worden war; 2) das viel verbreitete «Buch von der ewigen Weisheit»; 3) das «Buch von der Wahrheit», die einzige bekannte metaphysische Schrift S.s meist nach den Ideen Eckardts; 4) ein «Briefbüchlein», 11 Briefe enthaltend. Fälschlich ist ihm das von dem straßburger Mystiker Nuolman Merswin verfaßte «Buch von den neun Felsen» beigelegt worden. S.s Mystik hat in philos. und theol. Hinsicht durchaus nichts Eigentümliches. Er schließt sich vielmehr eng an Meister Eckardt (s. d.) an; dagegen charakterisiert ihn das «minnereiche Herz», das Vorwiegen des Gemütes und des poetischen Elements, welches sich bis zum Romantischen, ja selbst Phantastischen versteigt, sodaß er recht eigentlich als Vertreter der schwärmerischen Mystik gelten darf und besonders auf die Frauengeister Einfluß ausübte. Seine Werke verbreiteten sich rasch und weit, wurden teils einzeln, teils zusammen öfters abgeschrieben und ins Lateinische, Französische, Italienische und Holländische übersetzt. Von der deutschen Sammlung gibt es zwei alte Ausgaben mit Holzschnitten (Augsb. 1482 u. 1512) und zwei neuhochdeutsche Übersetzungen von Diepenbrock (Regensb. 1829; neue Aufl. 1838) und von Denifle (Münch. 1876—80). Die «Briefe» S.s gab neuerdings Preger heraus (Lpz. 1867). Eine sorgsame lat. Übersetzung lieferte Surius (Köln 1855 u. öfter). Vgl. Böhringer, «Die deutschen Mystiker» (Stuttg. 1877); Preger, «Geschichte der deutschen Mystik» (2 Bde., Lpz. 1882); Vetter, «Schwester Stagel und S.» (Bas. 1882).

Suspensio. Von Suspension im allgemeinen kann man reden, wo ein Provisorium geschaffen wird mit Begründung der Aussicht auf dessen Aufhebung. Die Wirkung eines bestimmten Zustandes wird beabsichtigt, aber nicht als sofortige, sondern sie soll noch hinausgeschoben werden. In diesem Sinne ist der Begriff namentlich juristisch wichtig, indem suspendierte Rechtsgeschäfte doch schon während ihres Schwebens gewisse Rechtswirkungen äußern. Die aufschiebende Bedingung (Suspensivbedingung, s. u. Bedingung) hat daher den Namen.

Suspension (lat.), die vorübergehende Entfernung eines Geistlichen, Lehrers, Beamten oder Advokaten von seinem Amte oder der Praxis, welche wegen einer gegen denselben eingeleiteten Untersuchung verhängt und je nach deren Ausgange entweder wieder aufgehoben oder in gänzliche Entfernung, Remotion, verwandelt wird.

Suspensiv, aufschiebend, daher suspensive Rechtsmittel (s. unter Rechtsmittel) solche, welche den Eintritt der Rechtskraft des angefochtenen Erkenntnisses hindern. — Suspensivbedingung, s. unter Bedingung.

Suspensorium (lat.), Tragbeutel, ein beutelförmiges Verbandstück zur Unterstützung der erkrankten Hoden.

Susquehanna, der größte Fluß des Staates Pennsylvanien in Nordamerika, bildet sich aus zwei Hauptarmen. Der Ostsusquehanna entspringt im Staate Neuyork, westlich von Albany und nimmt das Wasser des Otsegosees und den Chenango, weiter westwärts den Tioga oder Chemung auf. Der wasserreichere Westsusquehanna entsteht innerhalb des Alleghanygebirges im westl. Pennsylvanien. Nach der Vereinigung beider Zweige bei Sunbury in der Grafschaft Northumberland fließt der S. erst südlich bis zur Einmündung des Juniata, 18 km oberhalb Harrisburg, dann gegen Südosten und ergießt sich bei Havre-de-Grace in das nördl. Ende der Chesapeakebai. Obgleich er einer der größten Flüsse der östl. Staaten von Nordamerika ist und seine Länge 730 km beträgt, hat er doch als Wasserstraße eine nur geringe Bedeutung, weil er bis nahe zur Mündung im Gebirgslande dahinfließt. Nur 8 km aufwärts, bis Port-Deposit, der obern Grenze der Ebbe und Flut, ist er für Sloops schiffbar. Oberhalb dieses Punktes ist er wegen der vielen Hindernisse in seinem Bette durch Kaskaden und Stromschnellen nicht einmal durch Boote zu befahren. Seinen Ufern entlang sind, besonders oberhalb der Mündung des Juniata, wo die Terrainverhältnisse dafür günstiger sind, vier Kanäle ausgeführt, die zusammen am Ostsusquehanna 200 km, am Westsusquehanna fast ebenso lang sind. Besonders wichtig ist der Fluß durch den Transport von Bauholz, das in ungeheuern Quantitäten abwärts befördert wird. Auch ist er sehr reich an Fischen, besonders an Shad (Alose).

Susquehannock, Indianer, s. u. Algonkin.

Sufruta gilt für den Verfasser des Ayurveda, einer systematischen Darstellung der ind. Medizin (herausg. zu Kalkutta von Srimadhu-sudhana Guyta 1835 u. 1836, von Zibananda Vidyasagara 1873, ins Lateinische übersetzt und erklärt von F. Heßler, Erlangen 1844—55). Bei seinem ersten Bekanntwerden in Europa wurde dies Werk in das höchste Altertum versetzt, es scheint jedoch verhältnismäßig jungen Datums zu sein und gehört wahrscheinlich in die ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends n. Chr. Überhaupt ist die ind. Medizin rücksichtlich ihrer Altertümlichkeit und Originalität bei weitem überschätzt worden. Vgl. E. Haas, «Über die Ursprünge der ind. Medizin mit besonderm Bezug auf S.» in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft» (Bd. 30).

Sueß (spr. Süß, Eduard), namhafter Geolog und Paläontolog und hervorragender österr. Abgeordneter, geb. zu London 20. Aug. 1831, widmete sich zu Prag und dann zu Wien dem Studium der Naturwissenschaften, wurde 1852 Assistent am Hofmineralienkabinett und 1857 zum ord. Professor der Geologie an der Universität zu Wien ernannt. Seit 1867 ist er auch ordentliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. S. hat in Fachzeitschriften eine Reihe ausgezeichneter Arbeiten veröffentlicht, welche sich namentlich auf die Stratigraphie der Alpen, auf die Organisation und Systematik der Brachiopoden, auf die Geologie Italiens beziehen. Von seinen selbständigen

Schriften sind zu nennen: «Der Boden der Stadt Wien» (Wien 1862), «Die Entstehung der Alpen» (Wien 1875), «Die Zukunft des Goldes» (Wien 1877), «Das Antlitz der Erde» (Prag u. Lpz., Bd. 1, 1885). Seit 1869 Mitglied des niederösterr. Landtags und 1870—74 Mitglied des Landesausschusses und als solches mit der thatsächlichen Durchführung der neuen Volksschulgesetzgebung in Niederösterreich beschäftigt, hat S. nach dieser Richtung hin eine Reihe von pädagogischen Gutachten und Aufsätzen veröffentlicht. Im J. 1873 von dem Wahlbezirk der Stadt Wien, Leopoldstadt, in den österr. Reichsrat gewählt, gehört S. hier zur liberalen Verfassungspartei, in der er sich als einer der namhaftesten Redner bewährt hat. Als Gemeinderat der Stadt Wien (seit 1863) hatte S. hervorragenden Anteil an den die Donau und die städtische Wasserversorgung betreffenden Arbeiten.

Sein Bruder Friedrich S., geb. 8. Juni 1834, Fabrikbesitzer in Wien, ist Beisitzer beim Handelsgericht, Mitglied des österr. Landtags und Mitglied des Reichsrats (liberal).

Süßbohne, s. Glycine.

Süßerde, gleichbedeutend mit Beryllerde.

Sussex, eine Grafschaft an der Südküste Englands, hervorgegangen aus dem 491 von Ella gestifteten Königreich der Südsachsen oder Suthseaxe (Suthsaxonia), wozu auch Sudrige, das jetzige Surrey (s. d.) gehörte, wird im N. von letzterm, im NO. von Kent, im S. vom Englischen Kanal, im W. von Hampshire begrenzt und zählt (1881) auf 3779,65 qkm 496316 E. Kreidehügel unter dem Namen South-Downs (südl. Dünen) treten mit dem 269 m hohen Buttler-Hill aus Hampshire in die Grafschaft ein und erstrecken sich, allmählich der Küste näher tretend und unweit Lewes noch 248 m hoch, bis zu dem 159 m hohen Beachy-Head, einem in senkrechten Klippen abfallenden Vorgebirge. Es bilden diese Downs einen reichen Weidebezirk von 200 qkm. Der Strich zwischen den Kreidehügeln und der Küste ist überaus fruchtbar. Nordlich von ihnen ziehen sich die Wealds und Forest-Hills hin, die im 245 m hohen Cromborough-Beacon ihren Kulminationspunkt erreichen und bei Hastings, wo die Fairlight-Downs, 178 m hoch, ebenfalls an die Küste treten. An 600 qkm der Wealds und Forest-Hills sind mit den Resten eines Eichenforstes bedeckt, der in alten Zeiten unter dem Namen Andredesleag die ganze Grafschaft einnahm, und dessen Stämme für das beste Schiffsbauholz gelten. Schiffbare Flüsse sind von Westen gegen Osten der Arun, Adur, Ouse, Cuckmare und Rother. Der Arun nimmt rechts einen andern Rother auf und ist gegen Norden mit dem Themsezufluß Wey (in Surrey) durch einen Kanal verbunden. Auch ist das Land von der London-Brighton- and South-Coast-, der South-Easternbahn und andern Bahnen durchzogen. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau und besonders Viehzucht. Außer Getreide erzeugt S. nächst Kent den meisten guten Hopfen. Der Hauptreichtum des Landes sind seine Rinder- und Schafherden. Auf den Kreidehügeln von S. wird vorzugsweise das südl. Dünenschaf gezogen. Außerdem treibt man Fischerei und Handel. Die Industrie ist unbedeutend, obwohl S. mit Kent die Wiege der engl. Wollmanufaktur war. Die Grafschaft ist wegen ihrer Altertümer sehr merkwürdig; man findet in derselben elf Römerlager. Sie war der Hauptlandungsplatz der meisten Völker, die England heimsuchten, und hier lieferte auch Wilhelm der Eroberer die Schlacht bei Hastings, welche ihn zum Herrn des Reichs machte. Derselbe gab einem seiner Feldobersten die ganze Grafschaft zu Lehn. Als die Familie der Grafen von S. 1801 ausstarb, erhob König Georg III. das Land zum Herzogtum für seinen sechsten Sohn, den Prinzen August Friedrich (s. Sussex, Herzog von). Von der Grafschaft selbst werden 4 Abgeordnete ins Parlament geschickt, 14 andere von den Städten.

Die Hauptstadt war früher Chichester (s. d.), jetzt ist dies Lewes (s. d.). Weit bedeutendere Städte als Lewes sind indessen Brighton (s. d.) und Hastings (s. d.), letzteres einer der Cinque Ports (s. d.). Kaum 14 km nordöstlich von Hastings liegt Winchelsea, zwar Municipalstadt, aber nur mit 719 E. und einem versandeten Hafen; etwas weiter hin Rye, Municipalstadt und Parlamentsborough, wie Winchelsea Station der Linie Ashford-Hastings der South-Easternbahn, mit 4220 E., einem alten, als Gefängnis dienenden Schlosse, einer Lateinschule, Schiffswerften, Kalkbrennereien und einem durch Batterien verteidigten Hafen für Schiffe von 200 t. Vgl. Chambers, «Tourists guide to the county of S.» (3. Aufl., Lond. 1883).

Sussex (August Friedrich, Herzog von), der sechste Sohn König Georgs III. von Großbritannien, geb. 27. Jan. 1773, erhielt eine gelehrte Bildung und studierte mehrere Jahre in Göttingen. Im April 1793 heiratete er heimlich zu Rom die kath. Miß Murray, die Tochter des schott. Grafen von Dunmore. Doch ließ Georg III. die Ehe, als dem Royal marriage act von 1772 zuwiderlaufend, durch das bischöfl. Gericht für ungültig erklären. Die Nachkommen aus dieser Ehe erhielten den Namen Este (s. d.). Wiewohl sich S. rücksichtlich seiner Ehe stets im Gewissen für gebunden hielt, trennte er sich doch seit 1801 von Lady Murray (gest. 5. März 1830). Im Nov. 1801 wurde er mit dem Titel eines Grafen von Inverneß und Baron Arklow zum Peer von England erhoben. Er hielt sich im Oberhause zu den Whigs. Viele Jahre hindurch war er Großmeister der Freimaurerlogen in England und Wales; auch bekleidete er längere Zeit die Präsidentschaft der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heiratete er 1831 die Lady Cecily Unterwood, Tochter des irischen Grafen von Arran, welche 1840 zur Herzogin von Inverneß erhoben wurde. Er starb 21. April 1843 im Kensingtonpalaste. Er hinterließ eine der schönsten Privatbibliotheken.

Süßholz, Pflanzenart, s. Glycyrrhiza.

Süßklee, s. Esparsette.

Süßmayer (Franz Xaver), Komponist, geb. 1766 zu Steyr, war Schüler Mozarts und instrumentierte einige Arien von dessen «Titus». Nach Mozarts Tod vollendete er dessen «Requiem» nach den Skizzen und Andeutungen desselben. S. wurde 1792 Kapellmeister am Nationaltheater, 1794 zweiter Kapellmeister am Hofoperntheater in Wien. Er schrieb mehrere Opern («Soliman II.», «Die Jagd» ꝛc.). S. starb 17. Sept. 1803 in Wien.

Süß-Oppenheimer (Joh.), ein durch seine Finanzoperationen in Württemberg berüchtigt gewordener Jude, geb. 1692 zu Heidelberg, zog später nach Württemberg und erwarb dort 1733 als Geldagent das Vertrauen des verschwenderischen Herzogs Karl Alexander und schwang sich zu dessen

HARVARD COLLEGE
SEP 27 1886
LIBRARY

Privatratgeber mit dem Titel Geh. Finanzrat empor. In dieser Stellung ließ er sich zahllose Mißbräuche, namentlich unerlaubte Finanzoperationen, Verfolgungen, Beraubung von Stiftsgeldern, Stellenverkauf und Bedrückung der Steuerpflichtigen zu Schulden kommen. S. war jedoch keineswegs, wie irrtümlich vielfach angegeben wird, Finanzminister des Herzogs und nahm überhaupt niemals eine offizielle Stellung ein. Als der Herzog 12. März 1737 plötzlich gestorben war, wurde S. 14. Mai 1737 statt aller Mitschuldigen und Helfershelfer auf Befehl des Herzogs Karl Rudolf, des Administrators und Vormunds des Erbprinzen Karl Eugen, verhaftet, vor eine richterliche Kommission gestellt und nach ausgesprochenem Todesurteil in einem eisernen Käfig 4. Febr. 1738 aufgehängt. Die Geschichte des S. hat Wilh. Hauff zu einer Novelle benutzt. Vgl. Zimmermann, «Joseph S., ein Finanzmann des 18. Jahrh.» (Stuttg. 1874).

Süßwasser, das reine Quellwasser und die daraus sich bildenden Bäche, Flüsse, Teiche, Seen u. s. w., im Gegensatz zum Salzwasser des Meeres.

Süßwasserfische nennt man die in salzfreien Binnengewässern (Teichen, Flüssen, Bächen u. s. w.) lebenden Fische im Gegensatz zu den im Meere lebenden Seefischen. Dieselben finden sich in allen Teilen der Erde und rekrutieren sich aus allen Ordnungen der echten Fische, aber in sehr verschiedenem Umfange. Während Rochen, Haie, Haft- und Büschelkiemer nur ausnahmsweise Süßwasserbewohner sind, finden sich die Glanzschupper und die großen Physostomenfamilien der Welse, Lachse und Karpfen fast ausschließlich im Süßwasser. Am reichsten an S. ist Amerika mit seinen gewaltigen Stromgebieten, und herrschen hier im Süden die Welse, im Norden die Lachse und Glanzschupper vor. Viele S. wandern, namentlich während der Laichzeit. Vgl. von Siebold, «Die S. von Mitteleuropa» (Lpz. 1863).

Süßwasserformation nennt man jeden in Seen, Hafen oder Flußweitungen zur Ablagerung gelangten Schichtenkomplex, welcher sich infolge dessen auch durch die Führung von Süßwasserkonchylien kennzeichnet. Derartige Gebilde sind namentlich im Bereiche der Tertiärformation häufig.

Süßwasserkalk, soviel wie Kalktuff.

Süßwassermolasse, s. unter Molasse.

Süßwasserpolyp (Hydra) ist der Name eines der wenigen Cölenteratengeschlechter aus dem süßen Wasser, das zur Ordnung der Hydroiden gehört und eine eigene Familie bildet. Der S. stellt einen gestreckten, unter Umständen mehrere Centimeter langen Schlauch dar, der mit dem einen geschlossenen Ende festsitzt, während das andere freie einen Mund hat, welcher von einer Anzahl Tentakeln, in die der Leibesraum sich fortsetzt, umgeben ist. Das Tier pflanzt sich während des Sommers durch seitliche Knospen fort, produziert aber im Herbst Eier, die überwintern. Berühmt ist der S. seit dem vorigen Jahrhundert durch seine enorme Regenerationsfähigkeit, durch welche die kleinsten abgeschnittenen Teilchen, Tentakeln u. s. w., zu neuen Individuen heranwachsen. Man unterscheidet in Deutschland eine ganze Reihe von Arten, von denen der grüne und der graue sehr voneinander abweichen, während der braune und gelbe wohl nur Formen der letztern Art sind. Auch in unterirdischen Gewässern der krainer Höhlen hat man eine Art gefunden. Über S. schrieben besonders im 18. Jahrh. Trembley, der die Regenerationsfähigkeit entdeckte, Baker, Schäffer und Rösel von Rosenhof; in neuerer Zeit R. Kleinenberg, Jickeli, W. Marshall u. a. m.

Süßwasserschildkröten, soviel wie Flußschildkröten (s. unter Schildkröten).

Süßwasserschwämme (Spongillidae) heißen die Arten einer Unterfamilie der Kieselschwämme mit einachsigen Nadeln, die sich an den Aufenthalt im süßen Wasser angepaßt haben. Sie finden sich, wie es scheint, auf der ganzen Erde, pflanzen sich im Frühjahr auf geschlechtlichem Wege fort. Gegen den Herbst zerfällt aber die Schwammmasse in eine große Anzahl von Keimstücken (Gemmulae), die eine nach den Arten sehr verschiedene Hülle besitzen und überwintern, resp. in den Tropen während der trockenen Zeit überdauern, und beim Wiedereintritt günstiger Lebensbedingungen aus der Hülle heraustreten und zu den getrennt geschlechtlichen Geschlechtsschwämmen auswachsen. Oft erscheinen die S. lebhaft grün durch die Gegenwart einzelliger Algen (Zoochlorella), mit welchen sie in mutualistischem Verhältnis stehen. (S. u. Mutualismus.) Über S. schrieben besonders Lieberkühn, Carter, Vejdovsky, Götte, Marshall u. a.

Sustenpaß, Paß der Urner Alpen (s. Alpen 19), verbindet das Haslithal im schweiz. Kanton Bern mit dem Reußthal (Uri). Der Paßweg steigt von Innertkirchen (642 m) im Hasli östlich dem Laufe des Gadmerwassers entgegen durch die Thalstufen Nessenthal, Gadmen und Stein zur Sustenscheideck empor, die 2262 m über dem Meere zwischen der Titlisgruppe (Fünffingerstöcke) und den Sustenhörnern liegt und die Wasserscheide zwischen dem Gadmerwasser (Aare) und der Meienreuß, sowie die Grenze von Bern und Uri bildet. Von der Höhe senkt sich der Weg über die Sustenalp ins Meienthal und fällt von der Meienschanze steil gegen Wasen (921 m) ab, wo er in die Gotthardstraße und Bahn einmündet. Der Paßweg, schon im Mittelalter ein wichtiger Handelsweg, wurde 1811 von Bern als Fahrstraße neu angelegt, jedoch nie ganz vollendet. Der Übergang erfordert etwa 10 Stunden. Der Bau einer Poststraße über den S. zur direkten Verbindung des Berner Oberlandes mit der St. Gotthardbahn ist projektiert.

Susu, Neger, s. unter Mandingo.

Sutherland, nordwestlichste Grafschaft Schottlands, umfaßt ein Areal von 4885,14 qkm mit (1881) 23366 E. und wird begrenzt im N., W. und SO. vom Ocean, im S. von den Grafschaften Roß und Cromarty, im O. von Caithneß. Die Küsten fallen im N. und W. meist steil ins Meer ab und sind von zahlreichen, tief ins Land einschneidenden Fjorden durchzogen. Das Innere der Grafschaft zeigt eine nur von wenigen Straßen durchschnittene halbe Wüstenei, mit zahlreichen Hügeln und Bergen bedeckt, unter welchen der Ben-More-Assynt mit 1066 m, der Ben-Klibreck mit 1018 m die höchsten sind. Charakteristisch für das Land sind die vielen kleinen, meist mit Schilf und Teichrosen bewachsenen, sehr fischreichen Wasserbecken oder Lochs, unter welchen Loch-Shin der bedeutendste ist. Unter den Flüssen sind die in den Dornoch-Firth mündenden Ströme von Helmsdale und Brora und die nach Norden zu sich ergießenden Halladale und Strath-Naver zu erwähnen. Das Klima ist ungemein rauh und nebelig, nur an den Küsten etwas gemäßigt. Wo sich eine schmale Kulturzone um das unwirtbare Land

hinzieht, wird Gerste und Hafer gebaut. Das Innere liefert außer einigen Mineralprodukten noch ausgezeichnete Bau-, Pflaster- und Schiefersteine; sonst ist es nur zu der allerdings großartig betriebenen Schafzucht geeignet. Mehr als vier Fünftel der ganzen Grafschaft gehören dem Herzog von S. Die Einwohner sind, mit Ausnahme jener an der Südostküste, welche skandinav. Ursprungs, Kelten, die in Torfhütten hausen. Hauptstadt ist Dornoch (s. d.). Etwas bedeutender ist das 1000 E. zählende Fischerstädtchen Golspie, bei welchem sich das schönste Schloß Großbritanniens, das 1097 gegründete, jetzt aber ganz restaurierte Dunrobin-Castle, der Sitz der Herzöge von S., befindet. Es ist zugleich der nördlichste Punkt, bis zu welchem Bäume in S. wachsen. Den Namen erhielt das Land vom norweg. Könige Harald, der 910 von den Orkneys nach Schottland einfiel und die zuerst von ihm betretene Küste «Südland» nannte.

Sutherland (Grafen und Herzöge von), eins der ältesten schott. Geschlechter, leitet seinen Ursprung von Allan, Tan von S., ab, der der Sage nach von Macbeth ermordet wurde. Dessen Sohn, William, ward 1057 durch den König Malcolm III. zum Grafen von S. erhoben, welchen Titel Alexander II. 1228 seinen Nachkommen bestätigte. Kenneth, Graf von S., fiel 1333 in der Schlacht von Halidon-Hill. Sein Sohn, William, war mit einer Tochter Robert Bruce's verheiratet. Elisabeth S., Schwester des Grafen John, der 1514 starb, vermählte sich mit Adam Gordon, Sohn des Grafen von Huntley, wodurch der Titel an die Familie Gordon überging. William Gordon, siebzehnter Graf von S., starb 16. Juni 1766 und hinterließ eine einzige Tochter, Elisabeth, Gräfin von S., geb. 1765, welche 4. Sept. 1785 den Viscount Trentham, nachherigen Grafen Gower, ältesten Sohn des Marquis von Stafford, heiratete, der später zum Herzog von S. ernannt wurde. Die Herzogin-Gräfin von S. starb 29. Jan. 1839.

George Granville Leveson-Gower, erster Herzog von S., geb. 9. Febr. 1758, trat 1778 ins Parlament und ward 1790 zum Botschafter in Paris ernannt, von wo er nach dem 10. Aug. 1792 nach England zurückkehrte. Im J. 1799 ward er als Baron Gower von Stittenham ins Oberhaus berufen und zum Generalpostmeister ernannt, welches Amt er nach zwei Jahren niederlegte. Durch den Tod seines mütterlichen Oheims, des Herzogs von Bridgewater, 8. März 1803, kam er in den Besitz eines sehr großen Vermögens; 1803 erbte er auch die väterlichen Güter mit dem Titel eines Marquis von Stafford. So vereinigte er in seiner Person die Besitzungen der Familien S., Gower und Bridgewater und war jetzt einer der größten Grundeigentümer in Großbritannien. Er zeigte sich als freigebiger Kunstfreund und scheute keine Kosten zur Vermehrung der von seinem Oheim angelegten Gemäldesammlung. Auch unternahm er großartige Bauten. Früher ein fester Anhänger Pitts, näherte er sich nach dem Tode desselben der Whigpartei, befürwortete die Katholikenemancipation und stimmte für die Parlamentsreform. Das Ziel seines Ehrgeizes war die Herzogswürde, die ihm endlich 14. Jan. 1833 zuteil ward. Er starb 19. Juli 1833.

George Granville Leveson-Gower, Herzog von S., ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Aug. 1786, trat noch bei Lebzeiten seines Vaters 1826 als Lord Gower ins Oberhaus und erbte nach dessen Tode die Herzogswürde und die Staffordschen Güter, nach dem Ableben der Mutter aber die schott. Pairie nebst Zubehör, während die Besitzungen der Familie Bridgewater auf seinen jüngern Bruder Francis (s. Ellesmere) übergingen. Er war den Grundsätzen der Whigs ergeben, nahm jedoch, weil er an Taubheit litt, wenig Anteil an der Politik. Aus seiner Ehe mit Harriet Elisabeth, Tochter des Grafen von Carlisle, welche viele Jahre die Stelle einer Oberhofmeisterin bei der Königin Victoria bekleidete, hatte er eine zahlreiche Familie. Er starb 28. Febr. 1861.

In der Herzogswürde folgte ihm sein ältester Sohn, George Granville William, geb. 19. Dez. 1828, bis zum Tode des Vaters bekannt als Marquis von Stafford. Derselbe vermählte sich 1849 mit Anna, der Tochter John Hay-Mackenzies, die später aus eigenem Rechte die Titel einer Gräfin Cromarty und Vicomtesse Tarbat erlangte, mit der Bedingung, daß dieselben auf ihren zweiten Sohn übergehen. Wie sein Vater gehört der Herzog zu den Whigs, nimmt aber gleichfalls wenig thätigen Anteil an der Politik. Sein ältester Sohn und Erbe, Cromarty, Marquis von Stafford, geb. 21. Juli 1851, vertritt seit 1874 die Grafschaft Sutherland im Unterhause.

Sutorina, Suttorina, heißt eine lange, seichte Thalbucht, die westlich von Castelnuovo sich innerhalb der Bocche di Cattaro an das Adriatische Meer herabzieht. Sie enthält zerstreute Hütten und einen meist kahlen Boden. Im J. 1860 hatten dort die Aufständischen Batterien errichtet, die von den Österreichern nach hartnäckigem Widerstande beseitigt wurden.

Sutra (eigentlich Faden, Leitfaden) ist der Name für die dritte, jüngste Stufe der vedischen Litteratur und bezeichnet eine Gattung von Schriften, welche die im Anschluß an das Studium der alten heil. Texte erwachsenen Disciplinen, wie Aussprache, Grammatik, Ritual u. s. w. in kurzer Übersicht behandeln, und zwar in einer Reihenfolge von möglichst knapp gefaßten Regeln, die zu ihrem Verständnis meist erst wieder eines Kommentars bedürfen. Die wichtigsten hierher gehörenden Werke s. unter Sanskrit und Veda.

Sutradhari, s. unter Bajaderen.

Sutri, im Altertum und Mittelalter Sutrium, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Viterbo, an der Verbindungsstelle zweier tiefer, die vulkanische Hochebene durchfurchender Einschnitte, zwischen dem Lago di Vico (Lacus Ciminius) im N. und dem Lago di Bracciano (Lacus Sabatinus) im S., an der alten Via Cassia, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 2266 E. und hat drei aus dem Altertum stammende Thore, nämlich gegen S. zwei und gegen N. die Porta Furia, nach M. Furius Camillus benannt, der 389 v. Chr. S. den Etruskern entriß, ferner altetruskische Mauerreste auf der Südseite der Stadt. Ein vortrefflich erhaltenes, in den Tuffelsen gehauenes Amphitheater aus der Zeit des Augustus liegt vor der Porta Romana bei der Villa des Marchese Savorelli im Walde. In der Umgegend befinden sich zahlreiche in den Felsen gehauene antike Grabkammern, in welchen die ersten Christen der Gegend ihren Gottesdienst gehalten haben sollen.

Im J. 383 v. Chr. wurde Sutri röm. Kolonie latin. Rechts und erlitt 311 eine Belagerung durch

die Etrusker. Die in Gegenwart Kaiser Heinrichs III. hier tagende Synode setzte die Päpste Sylvester III. und Gregor VI. wegen Simonie ab; 1111 schloß Kaiser Heinrich V. zu S. mit Papst Paschalis II. einen Investiturvertrag ab, und 1155 hatte Friedrich I. Barbarossa hier eine Zusammenkunft mit Papst Hadrian IV.

Sutschan, Su-tschou, große und blühende Stadt in der chines. Provinz Kiang-su, am Kaiserkanal und dem See Taï-hu, eine der anmutigsten ganz Chinas, von mehrern Kanälen durchschnitten, über welche prachtvolle Brücken führen, hat viele schöne Gebäude, unter denen mehrere Tempel, das Denkmal des Po-ho, ein sieben Etagen hoher Turm, und viele Triumphbogen. S. ist der Sitz des chines. Geschmacks und der Mode, der Versammlungsort der reichsten Müßiggänger und für die Chinesen ein irdisches Paradies. Quellen des großen Reichtums von S. sind sein ausgebreiteter Handel und seine Manufakturen in Seide, Leinen und Baumwollzeugen, seine Eisen-, Elfenbein-, Holz-, Horn-, Porzellan-, Glas- und lackierten Waren. Die Bevölkerung von S. wird von einigen auf 2 Mill., von andern nur auf 50000 Seelen geschätzt.

Sutsos, eine in der Geschichte des neuen Griechenland mehrfach bekannt gewordene Fanariotenfamilie in Konstantinopel, aus welcher viele bis zum J. 1821 die Würde der Hospodare in den beiden Fürstentümern Moldau und Walachei und das Amt der Dolmetscher beim Divan und bei der Flotte (s. Fanarioten) bekleidet haben.

Alexander S. war 1820 zum dritten mal Hospodar der Walachei und zeichnete sich namentlich durch Beförderung des Unterrichts und Pflege der Wissenschaften aus. Er starb 1. Febr. 1821.

Michael S. war 1821 Hospodar der Moldau. Nach der Niederlage des Ypsilantis im Juni 1821 flüchtete er auf russ. Gebiet und hielt sich in Bessarabien auf, bis er, da die Pforte seine Auslieferung verlangte, den Befehl erhielt, das Russische Reich zu verlassen. Er reiste 1822 mit russ. Pässen nach Pisa ab, ward jedoch in Brünn angehalten und erhielt Görz zum Aufenthaltsorte angewiesen. Nachdem er sich nach Griechenland gewendet, wurde er 1830 Gesandter in Paris, später in London und Petersburg und lebte dann als Privatmann in Athen, wo er auch 24. Juni 1864 starb.

Alexander und Panagiotis S., zwei ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller des neuen Griechenland, Söhne des Konstantin S., eines Vetters des obengenannten Alexander S. und einer Schwester des Dichters Jakowatis Rizos-Nerulos, wurden beide in Konstantinopel, Alexander 1803, Panagiotis 1806 geboren. Alexander gab schon in früher Jugend Proben seines dichterischen Talents. Nachdem er sich seit 1820 in Paris gebildet, ging er nach Griechenland, wo er 1826 fünf Satiren gegen die dortigen Machthaber dichtete und 1827 in Hydra erscheinen ließ. Nach Beendigung des Kriegs in Griechenland ging er 1828 nach Frankreich, wo er eine «Histoire de la révolution grecque» (Par. 1829) herausgab. Im J. 1830 war er wieder in Griechenland und veröffentlichte hier unter anderm das Lustspiel «Ὁ ἄσωτος», sowie «Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος», eine Sammlung lyrischer und komischer Dichtungen, die zum Teil gegen die Regierung und die Partei des Präsidenten Kapodistrias gerichtet waren und sich durch poetische Begeisterung und aristophanische Schärfe auszeichneten. Als König Otto 1833 nach Griechenland kam, begrüßte ihn Alexander S. mit einer poetischen Epistel, trat aber schon nach einigen Jahren zur Opposition über. Er bekämpfte nun die bayr. Herrschaft in Griechenland in dem größern Gedichte «Ὁ περιπλανώμενος» (1839), das zu den besten Werken des Dichters zählt. Von seinem auf zwölf Gesänge berechneten epischen Gedicht «Ἡ Τουρκομάχος Ἑλλάς» erschienen 1850 vier Gesänge mit Scholien und Anmerkungen. Außerdem gab er einen polit.-satirischen Roman «Ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831 ἔτους» (1834), eine satirische Zeitschrift in Prosa und Versen: «Ἡ ἑλληνικὴ πλάστιγξ» (1836), drei Lustspiele: «Ὁ πρωθυπουργός», «Ὁ ἀτίθασσος ποιητής» (Brüss. 1843) und «Τὸ συνταγματικὸν σχολεῖον», die gleichfalls nicht ohne dichterischen Wert sind, sowie 1843 eine polit. Zeitschrift in Prosa und Versen: «Ἡ μεταβολὴ τῆς γ'. Σεπτεμβρίου» heraus. Nachmals veröffentlichte er seine «Ἀπομνημονεύματα Ποιητικά» (1857) und starb in Smyrna im Juli 1863.

Sein Bruder, Panagiotis, erhielt seine Bildung ebenfalls in Paris, sowie in Padua und Bologna und ging um 1823 nach Kronstadt in Siebenbürgen, wo ihn die Liebe zu einer schönen Griechin zu dem lyrischen Drama «Ὁ ὁδοιπόρος» begeisterte. Später wandte er sich ebenfalls nach Griechenland, wo er 1824 den philos.-polit. Roman «Ἀλέανδρος» und 1835 die «Κιθάρα», eine Sammlung lyrischer Dichtungen voll poetischen Schwungs, sowie 1839 das lyrische Drama «Ὁ Μεσσίας ἢ τὰ πάθη Ἰησοῦ Χριστοῦ» mit Chören, auch das Trauerspiel «Εὐθύμιος Βλαχάβας» und um 1840 zwei lyrische Dramen: «Γεώργιος Καραϊσκος» und «Ὁ ἄγνωστος», herausgab. Später redigierte er nacheinander drei polit. Zeitschriften in Athen: «Ἥλιος», «Ἡ ἀναγεννηθεῖσα Ἑλλάς» und «Ἡ συνένωσις», im Sinne der nationalen Partei. Er starb zu Athen 6. Nov. 1868.

Sutti, s. Satti.

Sutton (John de), Lord Dudley (s. d.).

Sutton-in-Ashfield, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, bei Mansfield, zählt (1881) 8523 E. und hat Töpferei, Baumwollindustrie und Spitzenklöppelei.

Sutur (lat.), Naht, Fuge, Verbindung.

Suum cuique (lat.), Jedem das Seine, ein bei Cicero mehrfach vorkommender Ausdruck, von König Friedrich I. von Preußen zum Motto des Ordens vom schwarzen Adler gewählt.

Suwalki, russ. Gouvernement in Polen, am linken Ufer des Niemen gelegen, von welchem es im O. und N. begrenzt wird, während es im W. an die preuß. Provinz Ostpreußen und im S. an das poln. Gouvernement Lomza stößt. Es ist das nördlichste Gouvernement in Polen und zählt auf 12550 qkm (1882) 606573 E. Im nördl. Teile wohnen Litauer, im südlichen Polen; seit Jahrhunderten angesiedelt sind hier Tataren, noch jetzt Mohammedaner, obgleich polnisch redend. Außerdem leben hier Russen, Deutsche, Juden und Zigeuner; die Städte sind meist von Juden bewohnt. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise: Augustowo, Kalwarya, Maryampol, Seyny, Sulwaki, Wladislawow und Wolkowyschki. Der Norden des Gouvernements ist völlig Ebene und sehr waldig, ebenso der Osten, wo sich aber am Niemen einige Hügel finden und zugleich viele Sümpfe; auch an der preuß. Grenze dehnen sich ungeheure Wälder, Sümpfe und Seen aus; am fruchtbarsten ist der Süden. Es wird fast nur Feldbau und Forstwesen betrieben; auch

ist die Bienenzucht sehr verbreitet. — Die Hauptstadt Suwalki liegt unweit der preuß. Grenze, ist gut gebaut, hat lebhaften Grenzverkehr und zählt (1882) 18640 E., wovon die Hälfte Juden sind.

Suwórow-Rymnikski (Graf Alex. Wassiljewitsch), Fürst Italijski, berühmter russ. Feldherr, geb. 25. Nov. 1729 in Finland, stammte aus einer ursprünglich schwed. Familie. Sein Großvater, Johann S., war Pfarrer zu Moskau, sein Vater, Wassilji S., trat unter Peter d. Gr. bei der Artillerie ein, stieg bis zum Generallieutenant auf und starb 1746. Schon im Feldzuge gegen Schweden in Finland und im Siebenjährigen Kriege zeigte sich der junge Alexander S. als tüchtiger Krieger. Von Katharina II. 1762 zum Obersten der Astrachanschen Grenadiere ernannt, befehligte er in Polen, zerstreute die Heere der beiden Pulawski, erstürmte 1768 Krakau und wurde zum Generalmajor ernannt. Im J. 1773 diente er gegen die Türken unter Rumjanzow und erfocht, nachdem er sich 1774 mit Kamenski vereinigt, einen entscheidenden Sieg über den Reis-Effendi bei Kosludschi, worauf er Generallieutenant wurde. Nach dem Frieden stillte S. im Innern Rußlands die Unruhen, welche Pugatschews Empörung veranlaßt hatte. Er unterwarf 1777 den krimschen Chan Dewlet-Gherai, 1780 die Lesghier im Kaukasus und brachte 1783 die Nogaischen Tataren unter russ. Botmäßigkeit, wofür er zum General der Infanterie ernannt wurde. Am 1. Okt. 1787 schlug er die Türken bei Kinburn, wobei er verwundet wurde. Auf Befehl Potemkins nahm er dann teil an der Belagerung von Otschakow. Hierauf erfocht er 1. Aug. 1789 in Verbindung mit den österr. Truppen den Sieg bei Fokschani über Mehemed Pascha und schlug 15. Sept. am Flusse Rymnik den Großvezier. Kaiser Joseph II. erhob ihn dafür in den deutschen Reichsgrafenstand, und Katharina II. ernannte ihn zum russ. Grafen mit dem Beinamen Rymnikski. Unter Potemkin führte S. auch 22. Dez. 1790 den furchtbaren Sturm auf die Festung Ismail aus. Nach dem Frieden von 1791 ernannte ihn Katharina zum Gouverneur von Jekaterinoslaw, der Krim und den eroberten Provinzen am Ausflusse des Dnjestr. S. blieb zwei Jahre in Cherson. Bei dem neuen Aufstande der Polen erstürmte er 4. Nov. 1794 Praga und besetzte Warschau, worauf er die Marschallswürde empfing. Im J. 1799 übertrug ihm der Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen in Italien, wo er auch den Oberbefehl über die österr. Truppen übernahm. Er siegte 27. April 1799 bei Cassano, 17., 18. und 19. Juli an der Trebia, 15. Aug. bei Novi und vertrieb in drei Monaten die Franzosen aus Oberitalien, wofür er den Beinamen Italijski erhielt und in den russ. Fürstenstand erhoben wurde. Infolge eines vom österr. Generalstabe mit großer Nachlässigkeit aufgestellten Operationsplans zog er unter unsäglichen Beschwerden über die Alpen nach der Schweiz, um sich mit Korsakow und einem österr. Korps unter Hotze zu vereinigen. Korsakow war aber bereits von Masséna geschlagen und Hotze an der Linth gefallen, als S. mit Verlust des dritten Teils seines Heeres die Alpen überstiegen hatte. Er führte sein Heer durch Graubünden zurück und wurde von Kaiser Paul, der durch die Mißerfolge der Alliierten erbittert war, ganz zurückberufen. S. wurde zum Generalissimus aller russ. Heere erhoben und nach Petersburg berufen, wo seiner große Ehren warteten. Er erkrankte jedoch zu Krakau, und es gelang seinen Feinden, ihn wegen angeblicher Nichtachtung kaiserl. Dienstbefehle in Ungnade zu bringen. Bald nach seiner Ankunft in Petersburg starb er im Gefühl der bittersten Kränkung 18. Mai 1800. Kaiser Alexander I. ließ ihm 1801 in Petersburg auf dem Marsfelde ein Standbild errichten. S. war ein außerordentlicher Mann. Mäßigkeit, Thätigkeit und Strenge gegen sich und andere waren die Grundzüge seines Charakters. Nie ließ er sich vom Feinde das Gesetz vorschreiben, sondern führte den Krieg stets angriffsweise. Vgl. Anthing, «Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen S.» (3 Bde., Gotha 1796—99); Fr. von Smitt, «S.s Leben und Heerzüge» (2 Bde., Wilna 1833—34); von Fuchs, «S.s Correspondenz über die russ.-österr. Campagne von 1799» (2 Bde., Glogau 1835). Die beste Biographie S.s lieferte Polewoi (deutsch, Mitau 1853). Vgl. noch Ryblin, «Der Generalissimus S. Seine Biographie nach neuen Quellen und Familienpapieren» (russisch, Mosk. 1874).

Aus seiner Ehe mit einer Fürstin Prosorowskij hinterließ S. eine Tochter, Natalia, geb. 1776, vermählt mit dem Oberstallmeister Nik. Subow, und einen Sohn, Arkadij, geb. 1783, der schon in seinem 16. Jahre den Rang eines Generalmajors erhielt und, nachdem er sich in dem Feldzuge von 1807 hervorgethan, zum Generallieutenant befördert wurde. Derselbe befehligte hierauf eine Division bei der Donauarmee und ertrank 1811 in Rymnik, ebendort, wo sein Vater den Sieg über die Türken erfochten hatte.

Der älteste Sohn des Grafen Arkadij, Graf Alexander Arkadjewitsch S.-Rymnikski, Fürst Italijski, geb. 1. Juli 1804, im Fellenbergschen Institut zu Hofwyl erzogen, trat 1824 in das Leibgarderegiment zu Pferde. Eine Untersuchung, in die er wegen Beteiligung an der Verschwörung von 1825 verwickelt werden sollte, wurde durch den Kaiser Nikolaus niedergeschlagen, und S. begab sich zur Armee im Kaukasus, wo er sich im Feldzuge gegen Persien auszeichnete. Als Überbringer der Schlüssel von Ardebil traf er 1828 wieder in Petersburg ein, ward zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt und machte dann auch den poln. Krieg von 1831 im Hauptquartier des Marschalls Paskewitsch mit, in dessen Auftrage er die Kapitulation von Warschau unterhandelte. Er wurde dann zum Oberst ernannt, blieb in den J. 1833—39 im Gefolge des Kaisers, wurde mehrmals zu diplomatischen Sendungen an deutschen Fürstenhöfen verwendet und später zum Generalmajor befördert. Im J. 1845 betraute ihn der Kaiser mit der Untersuchung der unter den Truppen am Kaukasus eingerissenen Mißbräuche, die ein strenges Gericht zur Folge hatten. Darauf wurde er Generaladjutant des Kaisers und 1847 Militärgouverneur in Kostroma, im Jan. 1848 Generalgouverneur der Ostseeprovinzen und im April Generallieutenant. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt S. im März 1854 den Befehl über die zur Verteidigung von Livland zusammengezogenen Truppen, wurde dann General der Infanterie und 1865 Generalmilitärgouverneur von Petersburg. Als diese Stelle im Mai 1866 aufgehoben ward, erfolgte seine Ernennung zum Generalinspekteur der gesamten Infanterie; bald darauf wurde er auch Mitglied des russ. Reichsrats. Er starb zu Petersburg 12. Febr. (31. Jan.) 1882.

Suzeränetät (frz. suzeraineté, Oberherrlichkeit, Oberlehnsherrlichkeit) ist der Inbegriff derjenigen Rechte, welche dem Beherrscher eines souveränen Staats (dem Suzerän) über halbsouveräne Staaten, namentlich hinsichtlich der auswärtigen Beziehungen derselben, zukommt. Ein solches Verhältnis bestand bis 1878 zwischen der Pforte und den bis dahin tributpflichtigen Vasallenstaaten Rumänien und Serbien und besteht nach Art. 1 des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 wieder zwischen der Pforte und dem neugebildeten Fürstentum Bulgarien. Auch zwischen der Pforte und Ägypten, sowie zwischen der Pforte und Samos besteht ein derartiges Verhältnis. (Vgl. Souveränetät.)

S. v., Abbreviatur für sub voce, d. h. unter dem Wort; auch für salva venia, mit Erlaubnis.

Svastika, s. Hakenkreuz.

Svealand ist der histor. Name des mittlern Schweden. S. umfaßt die Provinzen Upland, Södermanland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarne, zusammen 84423 qkm mit 1381435 E. (1884). S. enthält somit etwa 20 Proz. der Oberfläche und 30 Proz. der Gesamtbevölkerung Schwedens.

Svendborg, Hafenstadt an der Südostküste der dän. Insel Fünen, durch den kleinen Svendborg-Sund von dem Eilande Taasinge getrennt, der Hauptort eines Amts, liegt in einem von Hügeln eingeschlossenen Thale, ist durch die Südfünensche Eisenbahn mit Odense verbunden, hat zwei Kirchen, von denen die Frauenkirche zu Waldemars II. Zeiten erbaut ist, und zählt (1880) 7184 E., die vorzüglich Handel und Schiffahrt treiben, auch Schiffe bauen und Gerbereien unterhalten. Die sehr alte Stadt besitzt 278 Schiffe von 25587 t. Hier lebte der Sage nach Swen Gabelbart bei seinem Pflegevater Palnatoke, durch den er 986 König wurde. Das feste Schloß S. eroberte 1247 König Erich gegen seinen Bruder Herzog Abel und 1253 König Christoph I. gegen Heinrich Emelthory; 1289 wurde es von den Geächteten unter Marsk Stig verbrannt. Am 16. Juli 1534 huldigte hier der Adel dem Grafen Christoph von Oldenburg; 11. Juni 1535 kapitulierte S. an König Christian II.

Das Amt Svendborg umfaßt den kleinern südöstl. Teil von Fünen nebst Taasinge, Langeland und vielen kleinen Inseln, zusammen 1644 qkm mit 117577 E. in 89 Kirchspielen und 5 Städten, nämlich außer der Hauptstadt noch Nyborg (s. d.), Faaborg (s. d.), Arrödestjöbing auf der kleinen Insel Arrö (s. d.) und Rudkjöbing, der einzigen Stadt auf Langeland (s. d.).

Sverdrup (Johan), norweg. Staatsmann, geb. 30. Juli 1816 auf dem Gute Jarlsberg, wirkte nach juristischen Studien (1833—41) eine Zeit lang als Advokat, ging aber seit 1850, wo er zum ersten mal Platz im Storthing nahm, ganz im politischen Leben auf und ward bald der anerkannte Leiter der radikalen Bauernopposition. Seit 1862 fungierte er als Präsident im Odelsthing, von 1871 an als Präsident des Storthings, und 1884 übernahm er als Ministerpräsident die Leitung der Regierung.

Sviötov, s. Sistowa.

S. v. v., Abkürzung für sit venia verbo, d. h. es sei erlaubt, das Wort zu brauchen.

Sw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Olof Swartz, geb. in Norrköping 1760, gest. 1818 als Professor in Stockholm (Botaniker).

Swains., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für William Swainson, geb. 1789 zu Liverpool, gest. 1855 auf Neuseeland (Zoolog).

Swale, Fluß, s. unter Trent.

Swalli, Hafen von Surât (s. d.).

Swammerdam (Jan), berühmter holländ. Naturforscher, geb. zu Amsterdam 12. Febr. 1637, bezog 1661 die Universität zu Leiden, um Medizin zu studieren, und widmete sich besonders der Anatomie. Nachdem er sich noch in Saumur und Paris aufgehalten, kehrte er 1665 nach Amsterdam, 1666 nach Leiden zurück, wo er sich 1667 die mediz. Doktorwürde erwarb. Von nun an lebte er in Amsterdam, wo er sich mit anatom. und zoolog. Studien beschäftigte. Er vervollkommnete die Kunst der Injektion und der feinern Anatomie und machte viele neue Entdeckungen in den Naturwissenschaften. Durch zu angestrengten Fleiß richtete er aber seine Gesundheit zu Grunde, sodaß er in tiefe Hypochondrie verfiel. In dieser Stimmung las er die schwärmerischen Schriften der Bourignon (s. d.). Im J. 1675 reiste er nach Schleswig, wo sich die Bourignon damals aufhielt, und das Jahr darauf in Angelegenheiten derselben nach Kopenhagen. Mit sich und der Welt zerfallen, starb er nach langen körperlichen und geistigen Leiden zu Amsterdam 15. Febr. 1685.

Von seinen Schriften sind besonders anzuführen: «Algemeene Verhandeling van bloedeloose Diertjens» (Utr. 1669; lat., Leid. 1685) und «Miraculum naturae, seu uteri muliebris fabrica» (Leid. 1672). Einen Teil seiner Papiere hatte er vor seinem Tode vernichtet, einen andern aus Mangel für einen geringen Preis verkauft. Letztere gelangten ein halbes Jahrhundert nachher an Boerhaave, der sie unter dem Titel «Biblia naturae, sive historia insectorum in certas classes reducta, etc.» (2 Bde., Leid. 1737—38; deutsch, Lpz. 1752) herausgab.

Swamps (engl.), d. h. Moräste, speziell die am Albemarlesund (s. d.)

Swandown (vom engl. swan, d. i. Schwan, und down, d. i. Flaum), eine Art rauher Barchent.

Swanevelt (Herm. van), ausgezeichneter holländ. Landschaftsmaler, wurde zu Woerden um 1600 geboren und soll Gerh. Dow zum Lehrer gehabt haben; doch ging er sehr jung nach Italien, wo er Claude Lorrain zum Muster erwählte. Sein eingezogenes Leben zog ihm den Namen des Einsiedlers (l'Eremita) zu, unter dem er sehr bald allgemein bekannt wurde. Alle seine Arbeiten, Gemälde, Zeichnungen und geätzte Blätter tragen das Gepräge der poetischen Auffassung der Natur und ihrer treuen Nachahmung. Im J. 1653 wurde er Mitglied der pariser Akademie. Seine Ölbilder sind selten. Häufiger findet man seine geätzten Blätter, 116 an der Zahl, die in der Wahl der Darstellungen, in der verständigen Verteilung des Lichts und des Schattens und in der Vollkommenheit der technischen Behandlung zum Teil unübertrefflich sind. S. starb zu Rom um 1655.

Swan-Hill, s. Castle Donington.

Swan-River, s. Schwanenfluß.

Swansea, Municipalstadt, Parlamentsborough, Seeplatz und Fabrikort in der Grafschaft Glamorgan des engl. Fürstentums Wales, an der Mündung des Tawe in die Swanseabai, eine Bucht des Bristolkanals, Station der Linie Swindon-Gloucester-Milford der Great-Westernbahn und der

einem ehemals festen Schlosse, alten Kirchen, mittelalterlichen Türmen und Häusern; etwa 3 km westlicher, ebenfalls an der Eisenbahn Turin-Modane, das Dorf Sant'-Ambrogio di Torino, mit 1454 E., berühmt durch seine Benediktinerabtei San-Michele della Chiusa oder La Sagra auf dem Gipfel des Pirchiriano mit sehenswerter Kirche und einer Gruft, in welcher beigesetzte Leichen nicht verwesen.

Sufanin, Sfuffanin (Iwan), russ. Bauer aus dem Dorfe Domnina, einer Besitzung der Romanows im Gouvernement Kostroma. Er rettete 1613 dem neugewählten Zaren Michael Romanow das Leben, indem er eine Abteilung Polen, welche den Zaren suchte, um ihn zu ermorden, absichtlich in einer falschen Richtung führte, nicht nach Kostroma, wo sich der Zar nach der Einnahme Moskaus durch die Polen wirklich befand. S. mußte dafür unter Qualen mit seinem Leben büßen. Seinen Nachkommen, unter dem Namen Bjelopaschzi (s. d.), wurden dafür viele Privilegien und Rechte gewährt. Die That selbst bildet das Sujet zu Glinkas russ. Oper «Das Leben für den Zaren».

Sufanna war nach einer jüd. Erzählung die Gemahlin des Jojakim und Tochter des Helkia, deren Schönheit und Gottesfurcht gerühmt wird. Ihre Geschichte wird in dem apokryphischen Buche «Historia von der S. und Daniel» erzählt. Von zudringlichen Liebhabern, die sie abwies, des Ehebruchs angeklagt, wurde sie zum Tode verurteilt, doch durch Daniel gerettet, der die falschen Ankläger entlarvte, worauf diese dem Todesurteil unterlagen. Das Buch steht in der Septuaginta als Kapitel 13, in einigen Handschriften derselben aber vor Kapitel 1 des Buchs Daniel. Wortspiele und Paronomasien mit griech. Wörtern beweisen die ursprünglich griech. Abfassung des Buchs.

Susdal, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 36 km nördlich von Wladimir, 220 km nordöstlich von Moskau, an der Kamenka, einem Zuflusse der Kljäsma, welche in die Ola, wie diese in die Wolga geht, besteht aus drei Teilen, von denen der mittlere, der Kreml, von einem hohen Erdwall umgeben ist, hat eine 1213 errichtete, jetzt mit Wladimir vereinigte Eparchie und zählt (1884) 6769 E. Die Stadt besitzt 25 Kirchen, darunter mehrere Kathedralen, vier Klöster, ein Progymnasium, zwei Pfarrschulen, einen Kaufhof, einen bischöfl. Palast. Die Einwohner beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Gemüsebau und treiben bedeutenden Handel mit Meerrettich, Zwiebeln, Pfefferminze und Cichorie. Weniger entwickelt ist die Industrie. Im J. 997 soll Wladimir d. Gr. nach S. gekommen sein und daselbst das Christentum eingeführt, auch im Kreml den Grund zu der ersten Kirche gelegt haben, die noch gegenwärtig als Denkmal alter Bauart gezeigt wird. Jedenfalls ist die Stadt sehr alt. Sie war seit 1146 Residenz- und Hauptstadt des Fürstentums Susdal, an deren Stelle 1151 Wladimir trat. Im J. 1390 wurde das Fürstentum mit dem Großfürstentum Moskau vereinigt. Bei S. siegte 1097 Mstislaw über Oleg. Zu wiederholten malen (1237, 1281 und 1293) wurde die Stadt von den Tataren erobert und öfters von großen Feuersbrünsten verheert.

Susiana, von der Stadt Susa so genannt, auch Sufis, ist der bei den Griechen gebräuchliche Name für das heutige Khuz, die südwestlichste Provinz Persiens, doch geographisch noch zum Euphrat- und Tigrisgebiet gehörig. In S. begegnen sich Semiten, Arier, Turanier und Cheniten, daher das Land außer den einheimischen Namen Susunga, Kus (griech. Kissia, und der Name der Kossäer, s. d.), Nime (das bibl. Land Nimrod) noch den arischen Namen Uvaza (autochthon, daher das neupers. Khuz), den semit. Elam (woher Elymais) und den turanisch-medischen Halparti oder Apparti führte. Gegen Osten war S. von Medien und Persien durch die Berge Charbanus und Cambalidus geschieden, welche sich nach Persien zu nur durch den Engpaß des susischen oder persischen Thores öffneten; hier hausten die wilden Kossäer, die Amarder und Uxier, in den Distrikten Kanbandene und Chaltapitis; südwestlich von diesen wohnten die Messabaten. Die Gegend von Susa war durchströmt vom Euläus, der den Coprates aufgenommen hatte, und dem Choaspes, an dem Susa lag. Südlich von dieser Stadt breitete sich das eigentliche Elymais und das Gefilde von Deera aus; dieses durchfloß der Hedyphon. Längs der Küste dehnte sich die Landschaft Characene aus. Das Klima an der Küste ward als sehr heiß, das der höhern Teile als fruchtbar geschildert; Getreide, Reis und Wein gedeihen dort; das der höhern Gebirge, bei den heutigen Bakhtiaris, wird schon in den Keilschriften als kalt geschildert. Von diesem Gebirge ergoß sich direkt in den Persischen Meerbusen der Oroatis oder Arosis; die Amarder, Kossäer und Uxier werden als Räubervölker, die Bewohner der Ebene dagegen als mild geschildert, die namentlich dem Ackerbau und der Viehzucht ergeben waren. Sehr viele Städte werden in den Keilschriften und bei den Klassikern genannt, von denen jedoch wenige nur der Lage nach bestimmt werden können. Außer Susa sind zu nennen: Badake (Madakta), Nadita, Bit-bunaki, Hardapana, Urdalika (das Arderikka Herodots), Bube, Tel-Humba, Haltemas (vielleicht zu Chaltapitis des Ptolemäus gehörig), Taraga (vielleicht Tariana); bei den spätern Griechen finden sich Aginis, Aracca (vielleicht das keilschriftliche Algariqa), Sele, Palinza, Azara, Urzan und Seleucia am Hedyphon. S. war von alters her von einheimischen Königen regiert, die den turanischen Medern stammverwandt waren und deren zahlreiche Inschriften eine dem Medischen nahe verwandte Sprache kundgeben. Schon 2283 v. Chr. eroberten die Susianer Babylon und blieben unabhängig bis unter Cyrus, obgleich sie häufig von den assyr. Königen bekriegt wurden. Die Perser machten die Hauptstadt Susa zur Residenz. Nachher kam S. unter die Herrschaft der Seleuciden, der Parther und war teilweise den Fürsten von Characene in den ersten Jahrhunderten n. Chr. unterthan, bis es unter die Arsaciden und Sassaniden kam, von wo ab der Name aus der Geschichte verschwindet.

Sušice, s. Schüttenhofen.

Suso (Heinr.), deutscher Mystiker, geb. 21. März 1295 in der Reichsstadt Überlingen, gehörte dem Geschlechte der Herren von Berg an und trat, 13 J. alt, in das Dominikanerkloster zu Konstanz als Novize ein. Später ging er nach Köln, um sich unter Meister Eckardt im Studium der Philosophie und Theologie weiter auszubilden. Der in seinem 18. Jahre erfolgte Tod seiner Mutter brachte ihn auf eine ascetische und mystische Lebensanschauung. Seitdem legte er sich den Namen seiner Mutter bei (Siuse, latinisiert Suso). Es begann nun für ihn ein Leben voller Mühsal, Entbehrungen und Demü-

rigungen. Er zog sich in das Kloster nach Konstanz zurück, wo er sich die schmerzlichsten Entsagungen und Kasteiungen auferlegte. Mit seinem 40. Jahre beendete er die Büßungen und begab sich als Prediger in die Welt hinaus. Mit den oberrhein. Mystikern, besonders mit Tauler und Heinrich von Nördlingen, trat er in engen Verkehr, ebenso mit der Schweiz, namentlich mit Frauenklöstern. S. starb 25. Jan. 1366 im Dominikanerkloster zu Ulm, in dessen Kreuzgange er auch begraben liegt. Seine Hauptschriften, die er vier Jahre vor seinem Tode redigierte und mit merkwürdigen, seine mystischen Vorstellungen veranschaulichenden Bildern ausstattete, sind: 1) eine Beschreibung seines Lebens, die nach gesprächsweisen Mitteilungen von seiner Freundin Elisabeth Stäglin im Kloster zu Töß bei Winterthur niedergeschrieben und von ihm selbst nachträglich durchgesehen und vervollständigt worden war; 2) das viel verbreitete «Buch von der ewigen Weisheit»; 3) das «Buch von der Wahrheit», die einzige bekannte metaphysische Schrift S.s meist nach den Ideen Eckardts; 4) ein «Briefbüchlein», 11 Briefe enthaltend. Fälschlich ist ihm das von dem straßburger Mystiker Ruolman Merswin verfaßte «Buch von den neun Felsen» beigelegt worden. S.s Mystik hat in philos. und theol. Hinsicht durchaus nichts Eigentümliches. Er schließt sich vielmehr eng an Meister Eckardt (s. d.) an; dagegen charakterisiert ihn das «minnereiche Herz», das Vorwiegen des Gemütes und des poetischen Elements, welches sich bis zum Romantischen, ja selbst Phantastischen versteigt, sodaß er recht eigentlich als Vertreter der schwärmerischen Mystik gelten darf und besonders auf die Frauengeister Einfluß ausübte. Seine Werke verbreiteten sich rasch und weit, wurden teils einzeln, teils zusammen öfters abgeschrieben und ins Lateinische, Französische, Italienische und Holländische übersetzt. Von der deutschen Sammlung gibt es zwei alte Ausgaben mit Holzschnitten (Augsb. 1482 u. 1512) und zwei neuhochdeutsche Übersetzungen von Diepenbrock (Regensb. 1829; neue Aufl. 1838) und von Denifle (Münch. 1876—80). Die «Briefe» S.s gab neuerdings Preger heraus (Lpz. 1867). Eine sorgsame lat. Übersetzung lieferte Surius (Köln 1865 u. öfter). Vgl. Böhringer, «Die deutschen Mystiker» (Stuttg. 1877); Preger, «Geschichte der deutschen Mystik» (2 Bde., Lpz. 1882); Vetter, «Schwester Stagel und S.» (Bas. 1882).

Suspensio. Von Suspension im allgemeinen kann man reden, wo ein Provisorium geschaffen wird mit Begründung der Aussicht auf dessen Aufhebung. Die Wirkung eines bestimmten Zustandes wird beabsichtigt, aber nicht als sofortige, sondern sie soll noch hinausgeschoben werden. In diesem Sinne ist der Begriff namentlich juristisch wichtig, indem suspendierte Rechtsgeschäfte doch schon während ihres Schwebens gewisse Rechtswirkungen äußern. Die aufschiebende Bedingung (Suspensivbedingung, s. u. Bedingung) hat daher den Namen.

Suspension (lat.), die vorübergehende Entfernung eines Geistlichen, Lehrers, Beamten oder Advokaten von seinem Amte oder der Praxis, welche wegen einer gegen denselben eingeleiteten Untersuchung verhängt und je [illegible] gange entweder wieder auf [illegible] Entfernung, Remotio [illegible]

Suspensiv, aufsch [illegible] Rechtsmittel (s. u [illegible]

welche den Eintritt der Rechtskraft des angefochtenen Erkenntnisses hindern. — Suspensivbedingung, s. unter Bedingung.

Suspensorium (lat.), Tragbeutel, ein beutelförmiges Verbandstück zur Unterstützung der erkrankten Hoden.

Susquehanna, der größte Fluß des Staates Pennsylvanien in Nordamerika, bildet sich aus zwei Hauptarmen. Der Ostsusquehanna entspringt im Staate Neuyork, westlich von Albany und nimmt das Wasser des Otsegosees und den Chenango, weiter westwärts den Tioga oder Chemung auf. Der wasserreichere Westsusquehanna entsteht innerhalb des Alleghanygebirges im westl. Pennsylvanien. Nach der Vereinigung beider Zweige bei Sunbury in der Grafschaft Northumberland fließt der S. erst südlich bis zur Einmündung des Juniata, 16 km oberhalb Harrisburg, dann gegen Südosten und ergießt sich bei Havre-de-Grace in das nördl. Ende der Chesapeakebai. Obgleich er einer der größten Flüsse der östl. Staaten von Nordamerika ist und seine Länge 730 km beträgt, hat er doch als Wasserstraße eine nur geringe Bedeutung, weil er bis nahe zur Mündung im Gebirgslande dahinfließt. Nur 8 km aufwärts, bis Port-Deposit, der obern Grenze der Ebbe und Flut, ist er für Sloops schiffbar. Oberhalb dieses Punktes ist er wegen der vielen Hindernisse in seinem Bette durch Kaskaden und Stromschnellen nicht einmal durch Boote zu befahren. Seinen Ufern entlang sind, besonders oberhalb der Mündung des Juniata, wo die Terrainverhältnisse dafür günstiger sind, vier Kanäle [illegible] geführt, die zusammen am Ostsusquehanna [illegible] am Westsusquehanna fast ebenso lang [illegible] sonders wichtig ist der Fluß durch den [illegible] von Bauholz, das in ungeheuern [illegible] wärts befördert wird. Auch ist er [illegible] Fischen, besonders an Shad (Alo [illegible]

Susquehannock, Indianer [illegible]

Susruta gilt für den Verfa [illegible] einer systematischen Darstellun [illegible] (herausg. zu Kalkutta von [illegible] Gupta 1835 u. 1836, von [illegible] 1873, ins Lateinische über [illegible] Heßler, Erlangen 1844— [illegible] Bekanntwerden in Europa [illegible] höchste Altertum [illegible] nismäßig jungen [illegible] scheinlich in die [illegible] Jahrtausends n. Ch [illegible] dizin rücksichtlich [illegible] nalität bei [illegible] er Haas, «Über d [illegible] ein- besonderm Be [illegible] innere Deutschen [illegible] Straßen

Sueß [illegible] zahlreichen und [illegible] der Ben- geordne [illegible] eibreck mit [illegible] ch für das [illegible] Schilf und [illegible] en Wasser- [illegible] hin der be- [illegible] und die in den [illegible] e von Helms- [illegible] den zu sich er- [illegible] er zu erwäh- [illegible] und nebelig, [illegible] Wo sich eine [illegible] rtbare Land

Schriften sind zu nennen: «Der Boden der Stadt Wien» (Wien 1862), «Die Entstehung der Alpen» (Wien 1875), «Die Zukunft des Goldes» (Wien 1877), «Das Antlitz der Erde» (Prag u. Lpz., Bd. 1, 1885). Seit 1869 Mitglied des niederösterr. Landtags und 1870—74 Mitglied des Landesausschusses und als solches mit der thatsächlichen Durchführung der neuen Volksschulgesetzgebung in Niederösterreich beschäftigt, hat S. nach dieser Richtung hin eine Reihe von pädagogischen Gutachten und Aufsätzen veröffentlicht. Im J. 1873 von dem Wahlbezirk der Stadt Wien, Leopoldstadt, in den österr. Reichsrat gewählt, gehört S. hier zur liberalen Verfassungspartei, in der er sich als einer der namhaftesten Redner bewährt hat. Als Gemeinderat der Stadt Wien (seit 1863) hatte S. hervorragenden Anteil an den die Donau und die städtische Wasserversorgung betreffenden Arbeiten.

Sein Bruder Friedrich S., geb. 8. Juni 1834, Fabrikbesitzer in Wien, ist Beisitzer beim Handelsgericht, Mitglied des österr. Landtags und Mitglied des Reichsrats (liberal).

Süßbohne, s. Glycine.

Süßerde, gleichbedeutend mit Beryllerde.

Sussex, eine Grafschaft an der Südküste Englands, hervorgegangen aus dem 491 von Ella gestifteten Königreich der Südsachsen oder Suthseaxe (Suthsaxonia), wozu auch Surrige, das jetzige Surrey (s. d.) gehörte, wird im N. von letzterm, im NO. von Kent, im S. vom Englischen Kanal, im W. von Hampshire begrenzt und zählt (1881) auf 3779,65 qkm 499316 E. Kreidehügel unter dem Namen South-Downs (südl. Dünen) treten mit dem 269 m hohen Buttler-Hill aus Hampshire in die Grafschaft ein und erstrecken sich, allmählich der Küste näher tretend und unweit Lewes noch 248 m hoch, bis zu dem 159 m hohen Beachy-Head, einem in senkrechten Klippen abfallenden Vorgebirge. Es bilden diese Downs einen reichen Weidebezirk von 200 qkm. Der Strich zwischen den Kreidehügeln und der Küste ist überaus fruchtbar. Nordlich von ihnen ziehen sich die Wealds und Forest-Hills hin, die im 245 m hohen Cromborough-Beacon ihren Kulminationspunkt erreichen und bei Hastings, wo die Fairlight-Downs, 178 m hoch, ebenfalls an die Küste treten. An 600 qkm der Wealds und Forest-Hills sind mit den Resten eines Eichenforstes bedeckt, der in alten Zeiten unter dem Namen Andredesleag die ganze Grafschaft einnahm, und dessen Stämme für das beste Schiffsbauholz gelten. Schiffbare Flüsse sind von Westen gegen Osten der Arun, Adur, Ouse, Cuckmare und Rother. Der Arun nimmt rechts einen andern Rother auf und ist gegen Norden mit dem Themsezufluß Wey (in Surrey) durch einen Kanal verbunden. Auch ist das Land von der London-Brighton- and South-Coast-, der South-Easternbahn und andern Bahnen durchzogen. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau und besonders Viehzucht. Außer Getreide erzeugt S. nächst Kent den meisten guten Hopfen. Der Hauptreichtum des Landes sind seine Rinder- und Schafherden. Auf den Kreidehügeln von S. wird vorzugsweise das südl. Dünenschaf gezogen. Außerdem treibt man Fischerei und Handel. Die Industrie ist unbedeutend, obwohl S. mit Kent die Wiege der engl. Wollmanufaktur war. Die Grafschaft ist wegen ihrer Altertümer sehr merkwürdig; man findet in derselben elf Römerlager. Sie war der Hauptlandungsplatz der meisten Völker, die England heimsuchten, und hier lieferte auch Wilhelm der Eroberer die Schlacht bei Hastings, welche ihn zum Herrn des Reichs machte. Derselbe gab einem seiner Feldobersten die ganze Grafschaft zu Lehn. Als die Familie der Grafen von S. 1801 ausstarb, erhob König Georg III. das Land zum Herzogtum für seinen sechsten Sohn, den Prinzen August Friedrich (s. Sussex, Herzog von). Von der Grafschaft selbst werden 4 Abgeordnete ins Parlament geschickt, 14 andere von den Städten.

Die Hauptstadt war früher Chichester (s. d.), jetzt ist dies Lewes (s. d.). Weit bedeutendere Städte als Lewes sind indessen Brighton (s. d.) und Hastings (s. d.), letzteres einer der Cinque Ports (s. d.). Kaum 14 km nordöstlich von Hastings liegt Winchelsea, zwar Municipalstadt, aber nur mit 719 E. und einem versandeten Hafen; etwas weiter hin Rye, Municipalstadt und Parlamentsborough, wie Winchelsea Station der Linie Ashford-Hastings der South-Easternbahn, mit 4220 E., einem alten, als Gefängnis dienenden Schlosse, einer Lateinschule, Schiffswerften, Kalkbrennereien und einem durch Batterien verteidigten Hafen für Schiffe von 200 t. Vgl. Chambers, «Tourists guide to the county of S.» (3. Aufl., Lond. 1883).

Sussex (August Friedrich, Herzog von), der sechste Sohn König Georgs III. von Großbritannien, geb. 27. Jan. 1773, erhielt eine gelehrte Bildung und studierte mehrere Jahre in Göttingen. Im April 1793 heiratete er heimlich zu Rom die kath. Miß Murray, die Tochter des schott. Grafen von Dunmore. Doch ließ Georg III. die Ehe, als dem Royal marriage act von 1772 zuwiderlaufend, durch das bischöfl. Gericht für ungültig erklären. Die Nachkommen aus dieser Ehe erhielten den Namen Este (s. d.). Wiewohl sich S. rücksichtlich seiner Ehe stets im Gewissen für gebunden hielt, trennte er sich doch seit 1801 von Lady Murray (gest. 5. März 1830). Im Nov. 1801 wurde er mit dem Titel eines Grafen von Inverneß und Baron Arklow zum Peer von England erhoben. Er hielt sich im Oberhause zu den Whigs. Viele Jahre hindurch war er Großmeister der Freimaurerlogen in England und Wales; auch bekleidete er längere Zeit die Präsidentschaft der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heiratete er 1831 die Lady Cecily Unterwood, Tochter des irischen Grafen von Arran, welche 1840 zur Herzogin von Inverneß erhoben wurde. Er starb 21. April 1843 im Kensingtonpalaste. Er hinterließ eine der schönsten Privatbibliotheken.

Süßholz, Pflanzenart, s. Glycyrrhiza.

Süßklee, s. Esparsette.

Süßmayer (Franz Xaver), Komponist, geb. 1766 zu Steyr, war Schüler Mozarts und instrumentierte einige Arien von dessen «Titus». Nach Mozarts Tod vollendete er dessen «Requiem» nach den Skizzen und Andeutungen desselben. S. wurde 1792 Kapellmeister am Nationaltheater, 1794 zweiter Kapellmeister am Hofoperntheater in Wien. Er schrieb mehrere Opern («Soliman II.», «Die Jagd» ꝛc.). S. starb 17. Sept. 1803 in Wien.

Süß-Oppenheimer (Jos.), ein durch seine Finanzoperationen in Württemberg berüchtigt gewordener Jude, geb. 1692 zu Heidelberg, zog später nach Württemberg und erwarb dort 1733 als Geldagent das Vertrauen des verschwenderischen Herzogs Karl Alexander und schwang sich zu dessen

HARVARD COLLEGE
SEP 27 1886
LIBRARY

Privatratgeber mit dem Titel Geh. Finanzrat empor. In dieser Stellung ließ er sich zahllose Mißbräuche, namentlich unerlaubte Finanzoperationen, Verfolgungen, Beraubung von Stiftsgeldern, Stellenverkauf und Bedrückung der Steuerpflichtigen zu Schulden kommen. S. war jedoch keineswegs, wie irrtümlich vielfach angegeben wird, Finanzminister des Herzogs und nahm überhaupt niemals eine offizielle Stellung ein. Als der Herzog 12. März 1737 plötzlich gestorben war, wurde S. 14. Mai 1737 statt aller Mitschuldigen und Helfershelfer auf Befehl des Herzogs Karl Rudolf, des Administrators und Vormunds des Erbprinzen Karl Eugen, verhaftet, vor eine richterliche Kommission gestellt und nach ausgesprochenem Todesurteil in einem eisernen Käfig 4. Febr. 1738 aufgehängt. Die Geschichte des S. hat Wilh. Hauff zu einer Novelle benutzt. Vgl. Zimmermann, «Joseph S., ein Finanzmann des 18. Jahrh.» (Stuttg. 1874).

Süßwasser, das reine Quellwasser und die daraus sich bildenden Bäche, Flüsse, Teiche, Seen u. s. w., im Gegensatz zum Salzwasser des Meeres.

Süßwasserfische nennt man die in salzfreien Binnengewässern (Teichen, Flüssen, Bächen u. s. w.) lebenden Fische im Gegensatz zu den im Meere lebenden Seefischen. Dieselben finden sich in allen Teilen der Erde und rekrutieren sich aus allen Ordnungen der echten Fische, aber in sehr verschiedenem Umfange. Während Rochen, Haie, Haft- und Büschelkiemer nur ausnahmsweise Süßwasserbewohner sind, finden sich die Glanzschupper und die großen Physostomenfamilien der Welse, Lachse und Karpfen fast ausschließlich im Süßwasser. Am reichsten an S. ist Amerika mit seinen gewaltigen Stromgebieten, und herrschen hier im Süden die Welse, im Norden die Lachse und Glanzschupper vor. Viele S. wandern, namentlich während der Laichzeit. Vgl. von Siebold, «Die S. von Mitteleuropa» (Lpz. 1863).

Süßwasserformation nennt man jeden in Seen, Hafen oder Flußweitungen zur Ablagerung gelangten Schichtenkomplex, welcher sich infolge dessen auch durch die Führung von Süßwasserconchylien kennzeichnet. Derartige Gebilde sind namentlich im Bereiche der Tertiärformation häufig.

Süßwasserkalk, soviel wie Kalktuff.

Süßwassermolasse, s. unter Molasse.

Süßwasserpolyp (Hydra) ist der Name eines der wenigen Cölenteratengeschlechter aus dem süßen Wasser, das zur Ordnung der Hydroiden gehört und eine eigene Familie bildet. Der S. stellt einen gestreckten, unter Umständen mehrere Centimeter langen Schlauch dar, der mit dem einen geschlossenen Ende festsitzt, während das andere freie einen Mund hat, welcher von einer Anzahl Tentakeln, in die der Leibesraum sich fortsetzt, umgeben ist. Das Tier pflanzt sich während des Sommers durch seitliche Knospen fort, produziert aber im Herbst Eier, die überwintern. Berühmt ist der S. seit dem vorigen Jahrhundert durch seine enorme Regenerationsfähigkeit, durch welche die kleinsten abgeschnittenen Teilchen, Tentakeln u. s. w., zu neuen Individuen heranwachsen. Man unterscheidet in Deutschland eine ganze Reihe von Arten, von denen der grüne und der graue sehr voneinander abweichen, während der braune und gelbe wohl nur Formen der letztern Art sind. Auch in unterirdischen Gewässern der krainer Höhlen hat man eine Art gefunden. Über S. schrieben besonders im 18. Jahrh. Trembley, der die Regenerationsfähigkeit entdeckte, Baker, Schäffer und Rösel von Rosenhof; in neuerer Zeit R. Kleinenberg, Jickeli, W. Marshall u. a. m.

Süßwasserschildkröten, soviel wie Flußschildkröten (s. unter Schildkröten).

Süßwasserschwämme (Spongillidae) heißen die Arten einer Unterfamilie der Kieselschwämme mit einachsigen Nadeln, die sich an den Aufenthalt im süßen Wasser angepaßt haben. Sie finden sich, wie es scheint, auf der ganzen Erde, pflanzen sich im Frühjahr auf geschlechtlichem Wege fort. Gegen den Herbst zerfällt aber die Schwammmasse in eine große Anzahl von Keimstücken (Gemmulae), die eine nach den Arten sehr verschiedene Hülle besitzen und überwintern, resp. in den Tropen während der trockenen Zeit überdauern, und beim Wiedereintritt günstiger Lebensbedingungen aus der Hülle heraustreten und zu den getrennt geschlechtlichen Geschlechtsschwämmen auswachsen. Oft erscheinen die S. lebhaft grün durch die Gegenwart einzelliger Algen (Zoochlorella), mit welchen sie in mutualistischem Verhältnis stehen. (S. u. Mutualismus.) Über S. schrieben besonders Lieberkühn, Carter, Vejdovsky, Götte, Marshall u. a.

Sustenpaß, Paß der Urner Alpen (s. Alpen 19), verbindet das Haslithal im schweiz. Kanton Bern mit dem Reußthal (Uri). Der Paßweg steigt von Innertkirchen (642 m) im Hasli östlich dem Laufe des Gadmerwassers entgegen durch die Thalstufen Nessenthal, Gadmen und Stein zur Sustenscheideck empor, die 2262 m über dem Meere zwischen der Titlisgruppe (Fünffingerstöcke) und den Sustenhörnern liegt und die Wasserscheide zwischen dem Gadmerwasser (Aare) und der Meienreuß, sowie die Grenze von Bern und Uri bildet. Von der Höhe senkt sich der Weg über die Sustenalp ins Meienthal und fällt von der Meienschanze steil gegen Wasen (921 m) ab, wo er in die Gotthardstraße und Bahn einmündet. Der Paßweg, schon im Mittelalter ein wichtiger Handelsweg, wurde 1811 von Bern als Fahrstraße neu angelegt, jedoch nie ganz vollendet. Der Übergang erfordert etwa 10 Stunden. Der Bau einer Poststraße über den S. zur direkten Verbindung des Berner Oberlandes mit der St. Gotthardbahn ist projektiert.

Susu, Neger, s. unter Mandingo.

Sutherland, nordwestlichste Grafschaft Schottlands, umfaßt ein Areal von 4885,14 qkm mit (1881) 23366 E. und wird begrenzt im N., W. und SO. vom Ocean, im S. von den Grafschaften Roß und Cromarty, im O. von Caithneß. Die Küsten fallen im N. und W. meist steil ins Meer ab und sind von zahlreichen, tief ins Land einschneidenden Fjorden durchzogen. Das Innere der Grafschaft zeigt eine nur von wenigen Straßen durchschnittene halbe Wüstenei, mit zahlreichen Hügeln und Bergen bedeckt, unter welchen der Ben-More-Assynt mit 1066 m, der Ben-Klibreck mit 1018 m die höchsten sind. Charakteristisch für das Land sind die vielen kleinen, meist mit Schilf und Teichrosen bewachsenen, sehr fischreichen Wasserbecken oder Lochs, unter welchen Loch-Shin der bedeutendste ist. Unter den Flüssen sind die in den Dornoch-Firth mündenden Ströme von Helmsdale und Brora und die nach Norden zu sich ergießenden Halladale und Strath-Naver zu erwähnen. Das Klima ist ungemein rauh und nebelig, nur an den Küsten etwas gemäßigt. Wo sich eine schmale Kulturzone um das unwirtbare Land

hinzieht, wird Gerste und Hafer gebaut. Das Innere liefert außer einigen Mineralprodukten noch ausgezeichnete Bau-, Pflaster- und Schiefersteine; sonst ist es nur zu der allerdings großartig betriebenen Schafzucht geeignet. Mehr als vier Fünftel der ganzen Grafschaft gehören dem Herzog von S. Die Einwohner sind, mit Ausnahme jener an der Südostküste, welche skandinav. Ursprungs, Kelten, die in Torfhütten hausen. Hauptstadt ist Dornoch (s. d.). Etwas bedeutender ist das 1000 E. zählende Fischerstädtchen Golspie, bei welchem sich das schönste Schloß Großbritanniens, das 1097 gegründete, jetzt aber ganz restaurierte Dunrobin-Castle, der Sitz der Herzöge von S., befindet. Es ist zugleich der nördlichste Punkt, bis zu welchem Bäume in S. wachsen. Den Namen erhielt das Land vom norweg. Könige Harald, der 910 von den Orkneys nach Schottland einfiel und die zuerst von ihm betretene Küste «Südland» nannte.

Sutherland (Grafen und Herzöge von), eins der ältesten schott. Geschlechter, leitet seinen Ursprung von Allan, Tan von S., ab, der der Sage nach von Macbeth ermordet wurde. Dessen Sohn, William, ward 1057 durch den König Malcolm III. zum Grafen von S. erhoben, welchen Titel Alexander II. 1228 seinen Nachkommen bestätigte. Kenneth, Graf von S., fiel 1333 in der Schlacht von Halidon-Hill. Sein Sohn, William, war mit einer Tochter Robert Bruce's verheiratet. Elisabeth S., Schwester des Grafen John, der 1514 starb, vermählte sich mit Adam Gordon, Sohn des Grafen von Huntley, wodurch der Titel an die Familie Gordon überging. William Gordon, siebzehnter Graf von S., starb 16. Juni 1766 und hinterließ eine einzige Tochter, Elisabeth, Gräfin von S., geb. 1765, welche 4. Sept. 1785 den Viscount Trentham, nachherigen Grafen Gower, ältesten Sohn des Marquis von Stafford, heiratete, der später zum Herzog von S. ernannt wurde. Die Herzogin-Gräfin von S. starb 29. Jan. 1839.

George Granville Leveson-Gower, erster Herzog von S., geb. 9. Febr. 1758, trat 1778 ins Parlament und ward 1790 zum Botschafter in Paris ernannt, von wo er nach dem 10. Aug. 1792 nach England zurückkehrte. Im J. 1799 ward er als Baron Gower von Stittenham ins Oberhaus berufen und zum Generalpostmeister ernannt, welches Amt er nach zwei Jahren niederlegte. Durch den Tod seines mütterlichen Oheims, des Herzogs von Bridgewater, 8. März 1803, kam er in den Besitz eines sehr großen Vermögens; 1803 erbte er auch die väterlichen Güter mit dem Titel eines Marquis von Stafford. So vereinigte er in seiner Person die Besitzungen der Familien S., Gower und Bridgewater und war jetzt einer der größten Grundeigentümer in Großbritannien. Er zeigte sich als freigebiger Kunstfreund und scheute keine Kosten zur Vermehrung der von seinem Oheim angelegten Gemäldesammlung. Auch unternahm er großartige Bauten. Früher ein fester Anhänger Pitts, näherte er sich nach dem Tode desselben der Whigpartei, befürwortete die Katholikenemancipation und stimmte für die Parlamentsreform. Das Ziel seines Ehrgeizes war die Herzogswürde, die ihm endlich 14. Jan. 1833 zuteil ward. Er starb 19. Juli 1833.

George Granville Leveson-Gower, Herzog von S., ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Aug. 1786, trat noch bei Lebzeiten seines Vaters 1826 als Lord Gower ins Oberhaus und erbte nach dessen Tode die Herzogswürde und die Staffordschen Güter, nach dem Ableben der Mutter aber die schott. Pairie nebst Zubehör, während die Besitzungen der Familie Bridgewater auf seinen jüngern Bruder Francis (s. Ellesmere) übergingen. Er war den Grundsätzen der Whigs ergeben, nahm jedoch, weil er an Taubheit litt, wenig Anteil an der Politik. Aus seiner Ehe mit Harriet Elisabeth, Tochter des Grafen von Carlisle, welche viele Jahre die Stelle einer Oberhofmeisterin bei der Königin Victoria bekleidete, hatte er eine zahlreiche Familie. Er starb 28. Febr. 1861.

In der Herzogswürde folgte ihm sein ältester Sohn, George Granville William, geb. 19. Dez. 1828, bis zum Tode des Vaters bekannt als Marquis von Stafford. Derselbe vermählte sich 1849 mit Anna, der Tochter John Hay-Mackenzies, die später aus eigenem Rechte die Titel einer Gräfin Cromarty und Vicomtesse Tarbat erlangte, mit der Bedingung, daß dieselben auf ihren zweiten Sohn übergehen. Wie sein Vater gehört der Herzog zu den Whigs, nimmt aber gleichfalls wenig thätigen Anteil an der Politik. Sein ältester Sohn und Erbe, Cromarty, Marquis von Stafford, geb. 21. Juli 1851, vertritt seit 1874 die Grafschaft Sutherland im Unterhause.

Sutorina, Suttorina, heißt eine lange, seichte Thalbucht, die westlich von Castelnuovo sich innerhalb der Bocche di Cattaro an das Adriatische Meer herabzieht. Sie enthält zerstreute Hütten und einen meist kahlen Boden. Im J. 1860 hatten dort die Aufständischen Batterien errichtet, die von den Österreichern nach hartnäckigem Widerstande beseitigt wurden.

Sutra (eigentlich Faden, Leitfaden) ist der Name für die dritte, jüngste Stufe der vedischen Litteratur und bezeichnet eine Gattung von Schriften, welche die im Anschluß an das Studium der alten heil. Texte erwachsenen Disciplinen, wie Aussprache, Grammatik, Ritual u. s. w. in kurzer Übersicht behandeln, und zwar in einer Reihenfolge von möglichst knapp gefaßten Regeln, die zu ihrem Verständnis meist erst wieder eines Kommentars bedürfen. Die wichtigsten hierher gehörenden Werke s. unter Sanskrit und Veda.

Sutradhari, s. unter Bajaderen.

Sutri, im Altertum und Mittelalter Sutrium, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Viterbo, an der Verbindungsstelle zweier tiefer, die vulcanische Hochebene durchfurchender Einschnitte, zwischen dem Lago di Vico (Lacus Ciminius) im N. und dem Lago di Bracciano (Lacus Sabatinus) im S., an der alten Via Cassia, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 2266 E. und hat drei aus dem Altertum stammende Thore, nämlich gegen S. zwei und gegen N. die Porta Furia, nach M. Furius Camillus benannt, der 389 v. Chr. S. den Etruskern entriß, ferner altetruskische Mauerreste auf der Südseite der Stadt. Ein vortrefflich erhaltenes, in den Tuffelsen gehauenes Amphitheater aus der Zeit des Augustus liegt vor der Porta Romana bei der Villa des Marchese Savorelli im Walde. In der Umgegend befinden sich zahlreiche in den Felsen gehauene antike Grabkammern, in welchen die ersten Christen der Gegend ihren Gottesdienst gehalten haben sollen.

Im J. 383 v. Chr. wurde Sutri röm. Kolonie latin. Rechts und erlitt 311 eine Belagerung durch

die Etrusker. Die in Gegenwart Kaiser Heinrichs III. hier tagende Synode setzte die Päpste Sylvester III. und Gregor VI. wegen Simonie ab; 1111 schloß Kaiser Heinrich V. zu S. mit Papst Paschalis II. einen Investiturvertrag ab, und 1155 hatte Friedrich I. Barbarossa hier eine Zusammenkunft mit Papst Hadrian IV.

Sutschan, Su-tschou, große und blühende Stadt in der chines. Provinz Kiang-su, am Kaiserkanal und dem See Taï-hu, eine der anmutigsten ganz Chinas, von mehrern Kanälen durchschnitten, über welche prachtvolle Brücken führen, hat viele schöne Gebäude, unter denen mehrere Tempel, das Denkmal des Po-ho, ein sieben Etagen hoher Turm, und viele Triumphbogen. S. ist der Sitz des chines. Geschmacks und der Mode, der Versammlungsort der reichsten Müßiggänger und für die Chinesen ein irdisches Paradies. Quellen des großen Reichtums von S. sind sein ausgebreiteter Handel und seine Manufakturen in Seide, Leinen und Baumwollzeugen, seine Eisen-, Elfenbein-, Holz-, Horn-, Porzellan-, Glas- und lackierten Waren. Die Bevölkerung von S. wird von einigen auf 2 Mill., von andern nur auf 50000 Seelen geschätzt.

Sutsos, eine in der Geschichte des neuen Griechenland mehrfach bekannt gewordene Fanariotenfamilie in Konstantinopel, aus welcher viele bis zum J. 1821 die Würde der Hospodare in den beiden Fürstentümern Moldau und Walachei und das Amt der Dolmetscher beim Divan und bei der Flotte (s. Fanarioten) bekleidet haben.

Alexander S. war 1820 zum dritten mal Hospodar der Walachei und zeichnete sich namentlich durch Beförderung des Unterrichts und Pflege der Wissenschaften aus. Er starb 1. Febr. 1821.

Michael S. war 1821 Hospodar der Moldau. Nach der Niederlage des Ypsilantis im Juni 1821 flüchtete er auf russ. Gebiet und hielt sich in Bessarabien auf, bis er, da die Pforte seine Auslieferung verlangte, den Befehl erhielt, das Russische Reich zu verlassen. Er reiste 1822 mit russ. Pässen nach Pisa ab, ward jedoch in Brünn angehalten und erhielt Görz zum Aufenthaltsorte angewiesen. Nachdem er sich nach Griechenland gewendet, wurde er 1830 Gesandter in Paris, später in London und Petersburg und lebte dann als Privatmann in Athen, wo er auch 24. Juni 1864 starb.

Alexander und Panagiotis S., zwei ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller des neuen Griechenland, Söhne des Konstantin S., eines Vetters des obengenannten Alexander S. und einer Schwester des Dichters Jakowakis Rizos-Nerulos, wurden beide in Konstantinopel, Alexander 1803, Panagiotis 1806 geboren. Alexander gab schon in früher Jugend Proben seines dichterischen Talents. Nachdem er sich seit 1820 in Paris gebildet, ging er nach Griechenland, wo er 1826 fünf Satiren gegen die dortigen Machthaber dichtete und 1827 in Hydra erscheinen ließ. Nach Beendigung des Kriegs in Griechenland ging er 1828 nach Frankreich, wo er eine «Histoire de la révolution grecque» (Par. 1829) herausgab. Im J. 1830 war er wieder in Griechenland und veröffentlichte hier unter anderm das Lustspiel «Ὁ ἄσωτος», sowie «Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος», eine Sammlung lyrischer und komischer Dichtungen, die zum Teil gegen die Regierung und die Partei des Präsidenten Kapodistrias gerichtet waren und sich durch poetische Begeisterung und aristophanische Schärfe auszeichneten. Als König Otto 1833 nach Griechenland kam, begrüßte ihn Alexander S. mit einer poetischen Epistel, trat aber schon nach einigen Jahren zur Opposition über. Er bekämpfte nun die bayr. Herrschaft in Griechenland in dem größern Gedichte «Ὁ περιπλανώμενος» (1839), das zu den besten Werken des Dichters zählt. Von seinem auf zwölf Gesänge berechneten epischen Gedicht «Ἡ Τουρκομάχος Ἑλλάς» erschienen 1850 vier Gesänge mit Scholien und Anmerkungen. Außerdem gab er einen polit.-satirischen Roman «Ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831 ἔτους» (1834), eine satirische Zeitschrift in Prosa und Versen: «Ἡ ἑλληνικὴ πλάστιγξ» (1836), drei Lustspiele: «Ὁ πρωθυπουργός», «Ὁ ἀτζάσσος ποιητής» (Brüss. 1843) und «Τὸ συνταγματικὸν σχολεῖον», die gleichfalls nicht ohne dichterischen Wert sind, sowie 1843 eine polit. Zeitschrift in Prosa und Versen: «Ἡ μεταβολὴ τῆς γ΄. Σεπτεμβρίου» heraus. Nachmals veröffentlichte er seine «Ἀπομνημονεύματα Ποιητικά» (1857) und starb in Smyrna im Juli 1863.

Sein Bruder, Panagiotis, erhielt seine Bildung ebenfalls in Paris, sowie in Padua und Bologna und ging um 1823 nach Kronstadt in Siebenbürgen, wo ihn die Liebe zu einer schönen Griechin zu dem lyrischen Drama «Ὁ ὁδοιπόρος» begeisterte. Später wandte er sich ebenfalls nach Griechenland, wo er 1824 den philos.-polit. Roman «Ἀλέανδρος» und 1835 die «Κιθάρα», eine Sammlung lyrischer Dichtungen voll poetischen Schwungs, sowie 1839 das lyrische Drama «Ὁ Μεσσίας ἢ τὰ πάθη Ἰησοῦ Χριστοῦ» mit Chören, auch das Trauerspiel «Εὐθύμιος Βλαχάβας» und um 1840 zwei lyrische Dramen: «Γεώργιος Καραΐσκος» und «Ὁ ἄγνωστος», herausgab. Später redigierte er nacheinander drei polit. Zeitschriften in Athen: «Ἥλιος», «Ἡ ἀναγεννηθεῖσα Ἑλλάς» und «Ἡ συνένωσις», im Sinne der nationalen Partei. Er starb zu Athen 6. Nov. 1868.

Sutti, s. Satti.

Sutton (John de), Lord Dudley (s. d.).

Sutton-in-Ashfield, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, bei Mansfield, zählt (1881) 8523 E. und hat Töpferei, Baumwollindustrie und Spitzenklöppelei.

Sutur (lat.), Naht, Fuge, Verbindung.

Suum cuique (lat.), Jedem das Seine, ein bei Cicero mehrfach vorkommender Ausdruck, von König Friedrich I. von Preußen zum Motto des Ordens vom schwarzen Adler gewählt.

Suwalki, russ. Gouvernement in Polen, am linken Ufer des Niemen gelegen, von welchem es im O. und N. begrenzt wird, während es im W. an die preuß. Provinz Ostpreußen und im S. an das poln. Gouvernement Lomza stößt. Es ist das nördlichste Gouvernement in Polen und zählt auf 12550 qkm (1882) 606573 E. Im nördl. Teile wohnen Litauer, im südlichen Polen; seit Jahrhunderten angesiedelt sind hier Tataren, noch jetzt Mohammedaner, obgleich polnisch redend. Außerdem leben hier Russen, Deutsche, Juden und Zigeuner; die Städte sind meist von Juden bewohnt. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise: Augustowo, Kalwarya, Maryampol, Seyny, Sulwaki, Wladislawow und Wolkowyschki. Der Norden des Gouvernements ist völlig Ebene und sehr waldig, ebenso der Osten, wo sich aber am Niemen einige Hügel finden und zugleich viele Sümpfe; auch an der preuß. Grenze dehnen sich ungeheure Wälder, Sümpfe und Seen aus; am fruchtbarsten ist der Süden. Es wird fast nur Feldbau und Forstwesen betrieben; auch

ist die Bienenzucht sehr verbreitet. — Die Hauptstadt Suwalki liegt unweit der preuß. Grenze, ist gut gebaut, hat lebhaften Grenzverkehr und zählt (1882) 18640 E., wovon die Hälfte Juden sind.

Suwórow-Rymnikski (Graf Alex. Wassiljewitsch), Fürst Italijski, berühmter russ. Feldherr, geb. 25. Nov. 1729 in Finland, stammte aus einer ursprünglich schwed. Familie. Sein Großvater, Johann S., war Pfarrer zu Moskau, sein Vater, Wassilji S., trat unter Peter d. Gr. bei der Artillerie ein, stieg bis zum Generallieutenant auf und starb 1746. Schon im Feldzuge gegen Schweden in Finland und im Siebenjährigen Kriege zeigte sich der junge Alexander S. als tüchtiger Krieger. Von Katharina II. 1762 zum Obersten der Astrachanschen Grenadiere ernannt, befehligte er in Polen, zerstreute die Heere der beiden Pulawski, erstürmte 1768 Krakau und wurde zum Generalmajor ernannt. Im J. 1773 diente er gegen die Türken unter Rumjanzow und erfocht, nachdem er sich 1774 mit Kamenski vereinigt, einen entscheidenden Sieg über den Reis-Effendi bei Kosludschi, worauf er Generallieutenant wurde. Nach dem Frieden stillte S. im Innern Rußlands die Unruhen, welche Pugatschews Empörung veranlaßt hatte. Er unterwarf 1777 den krimschen Chan Dewlet-Gherai, 1780 die Lesghier im Kaukasus und brachte 1783 die Nogaischen Tataren unter russ. Botmäßigkeit, wofür er zum General der Infanterie ernannt wurde. Am 1. Okt. 1787 schlug er die Türken bei Kinburn, wobei er verwundet wurde. Auf Befehl Potemkins nahm er dann teil an der Belagerung von Otschakow. Hierauf erfocht er 1. Aug. 1789 in Verbindung mit den österr. Truppen den Sieg bei Fokschani über Mehemed Pascha und schlug 15. Sept. am Flusse Rymnik den Großvezier. Kaiser Joseph II. erhob ihn dafür in den deutschen Reichsgrafenstand, und Katharina II. ernannte ihn zum russ. Grafen mit dem Beinamen Rymnikski. Unter Potemkin führte S. auch 22. Dez. 1790 den furchtbaren Sturm auf die Festung Ismail aus. Nach dem Frieden von 1791 ernannte ihn Katharina zum Gouverneur von Jekaterinoslaw, der Krim und den eroberten Provinzen am Ausflusse des Dnjestr. S. blieb zwei Jahre in Cherson. Bei dem neuen Aufstande der Polen erstürmte er 4. Nov. 1794 Praga und besetzte Warschau, worauf er die Marschallswürde empfing. Im J. 1799 übertrug ihm der Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen in Italien, wo er auch den Oberbefehl über die österr. Truppen übernahm. Er siegte 27. April 1799 bei Cassano, 17., 18. und 19. Juli an der Trebia, 15. Aug. bei Novi und vertrieb in drei Monaten die Franzosen aus Oberitalien, wofür er den Beinamen Italijski erhielt und in den russ. Fürstenstand erhoben wurde. Infolge eines vom österr. Generalstabe mit großer Nachlässigkeit aufgestellten Operationsplans zog er unter unsäglichen Beschwerden über die Alpen nach der Schweiz, um sich mit Korsakow und einem österr. Korps unter Hotze zu vereinigen. Korsakow war aber bereits von Masséna geschlagen und Hotze an der Linth gefallen, als S. mit Verlust des dritten Teils seines Heeres die Alpen überstiegen hatte. Er führte sein Heer durch Graubünden zurück und wurde von Kaiser Paul, der durch die Mißerfolge der Alliierten erbittert war, ganz zurückberufen. S. wurde zum Generalissimus aller russ. Heere erhoben und nach Petersburg berufen, wo seiner große Ehren warteten. Er erkrankte jedoch zu Krakau, und es gelang seinen Feinden, ihn wegen angeblicher Nichtachtung kaiserl. Dienstbefehle in Ungnade zu bringen. Bald nach seiner Ankunft in Petersburg starb er im Gefühl der bittersten Kränkung 18. Mai 1800. Kaiser Alexander I. ließ ihm 1801 in Petersburg auf dem Marsfelde ein Standbild errichten. S. war ein außerordentlicher Mann. Mäßigkeit, Thätigkeit und Strenge gegen sich und andere waren die Grundzüge seines Charakters. Nie ließ er sich vom Feinde das Gesetz vorschreiben, sondern führte den Krieg stets angriffsweise. Vgl. Anthing, «Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen S.» (3 Bde., Gotha 1796—99); Fr. von Smitt, «S.s Leben und Heerzüge» (2 Bde., Wilna 1833—34); von Fuchs, «S.s Correspondenz über die russ.-österr. Campagne von 1799» (2 Bde., Glogau 1835). Die beste Biographie S.s lieferte Polewoi (deutsch, Mitau 1853). Vgl. noch Rybkin, «Der Generalissimus S. Seine Biographie nach neuen Quellen und Familienpapieren» (russisch, Mosk. 1874).

Aus seiner Ehe mit einer Fürstin Prosorowskij hinterließ S. eine Tochter, Natalia, geb. 1776, vermählt mit dem Oberstallmeister Nik. Subow, und einen Sohn, Arkadij, geb. 1783, der schon in seinem 16. Jahre den Rang eines Generalmajors erhielt und, nachdem er sich in dem Feldzuge von 1807 hervorgethan, zum Generallieutenant befördert wurde. Derselbe befehligte hierauf eine Division bei der Donauarmee und ertrank 1811 in Rymnik, ebendort, wo sein Vater den Sieg über die Türken erfochten hatte.

Der älteste Sohn des Grafen Arkadij, Graf Alexander Arkadjewitsch S.-Rymnikski, Fürst Italijski, geb. 1. Juli 1804, im Fellenbergschen Institut zu Hofwyl erzogen, trat 1824 in das Leibgarderegiment zu Pferde. Eine Untersuchung, in die er wegen Beteiligung an der Verschwörung von 1825 verwickelt werden sollte, wurde durch den Kaiser Nikolaus niedergeschlagen, und S. begab sich zur Armee im Kaukasus, wo er sich im Feldzuge gegen Persien auszeichnete. Als Überbringer der Schlüssel von Ardebil traf er 1828 wieder in Petersburg ein, ward zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt und machte dann auch den poln. Krieg von 1831 im Hauptquartier des Marschalls Paskewitsch mit, in dessen Auftrage er die Kapitulation von Warschau unterhandelte. Er wurde dann zum Oberst ernannt, blieb in den J. 1833—39 im Gefolge des Kaisers, wurde mehrmals zu diplomatischen Sendungen an deutschen Fürstenhöfen verwendet und später zum Generalmajor befördert. Im J. 1845 betraute ihn der Kaiser mit der Untersuchung der unter den Truppen am Kaukasus eingerissenen Mißbräuche, die ein strenges Gericht zur Folge hatten. Darauf wurde er Generaladjutant des Kaisers und 1847 Militärgouverneur in Kostroma, im Jan. 1848 Generalgouverneur der Ostseeprovinzen und im April Generallieutenant. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt S. im März 1854 den Befehl über die zur Verteidigung von Livland zusammengezogenen Truppen, wurde dann General der Infanterie und 1865 Generalmilitärgouverneur von Petersburg. Als diese Stelle im Mai 1866 aufgehoben ward, erfolgte seine Ernennung zum Generalinspekteur der gesamten Infanterie; bald darauf wurde er auch Mitglied des russ. Reichsrats. Er starb zu Petersburg 12. Febr. (31. Jan.) 1882.

Suzeränetät (frz. suzeraineté, Oberherrlichkeit, Oberlehnsherrlichkeit) ist der Inbegriff derjenigen Rechte, welche dem Beherrscher eines souveränen Staats (dem Suzerän) über halbsouveräne Staaten, namentlich hinsichtlich der auswärtigen Beziehungen derselben, zukommt. Ein solches Verhältnis bestand bis 1878 zwischen der Pforte und den bis dahin tributpflichtigen Vasallenstaaten Rumänien und Serbien und besteht nach Art. 1 des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 wieder zwischen der Pforte und dem neugebildeten Fürstentum Bulgarien. Auch zwischen der Pforte und Ägypten, sowie zwischen der Pforte und Samos besteht ein derartiges Verhältnis. (Vgl. Souveränetät.)

S. v., Abbreviatur für sub voce, d. h. unter dem Wort; auch für salva venia, mit Erlaubnis.

Svastika, s. Hakenkreuz.

Svealand ist der histor. Name des mittlern Schweden. S. umfaßt die Provinzen Upland, Södermanland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarne, zusammen 84423 qkm mit 1381435 E. (1884). S. enthält somit etwa 20 Proz. der Oberfläche und 30 Proz. der Gesamtbevölkerung Schwedens.

Svendborg, Hafenstadt an der Südostküste der dän. Insel Fünen, durch den kleinen Svendborg-Sund von dem Eilande Taasinge getrennt, der Hauptort eines Amts, liegt in einem von Hügeln eingeschlossenen Thale, ist durch die Südfünensche Eisenbahn mit Odense verbunden, hat zwei Kirchen, von denen die Frauenkirche zu Waldemars II. Zeiten erbaut ist, und zählt (1880) 7184 E., die vorzüglich Handel und Schiffahrt treiben, auch Schiffe bauen und Gerbereien unterhalten. Die sehr alte Stadt besitzt 278 Schiffe von 25587 t. Hier lebte der Sage nach Swen Gabelbart bei seinem Pflegevater Palnatoke, durch den er 986 König wurde. Das feste Schloß S. eroberte 1247 König Erich gegen seinen Bruder Herzog Abel und 1253 König Christoph I. gegen Heinrich Emelthorp; 1289 wurde es von den Geächteten unter Marsk Stig verbrannt. Am 16. Juli 1534 huldigte hier der Adel dem Grafen Christoph von Oldenburg; 11. Juni 1535 kapitulierte S. an König Christian II.

Das Amt Svendborg umfaßt den kleinern südöstl. Teil von Fünen nebst Taasinge, Langeland und vielen kleinen Inseln, zusammen 1644 qkm mit 117577 E. in 89 Kirchspielen und 5 Städten, nämlich außer der Hauptstadt noch Nyborg (s. d.), Faaborg (s. d.), Arrösklöbing auf der kleinen Insel Arrö (s. d.) und Rudkjöbing, der einzigen Stadt auf Langeland (s. d.).

Sverdrup (Johan), norweg. Staatsmann, geb. 30. Juli 1816 auf dem Gute Jarlsberg, wirkte nach juristischen Studien (1833—41) eine Zeit lang als Advokat, ging aber seit 1850, wo er zum ersten mal Platz im Storthing nahm, ganz im politischen Leben auf und ward bald der anerkannte Leiter der radikalen Bauernopposition. Seit 1862 fungierte er als Präsident im Odelsthing, von 1871 an als Präsident des Storthings, und 1884 übernahm er als Ministerpräsident die Leitung der Regierung.

Svištov, s. Sistowa.

S. v. v., Abkürzung für sit venia verbo, d. h. es sei erlaubt, das Wort zu brauchen.

Sw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Olof Swartz, geb. in Norrköping 1760, gest. 1818 als Professor in Stockholm (Botaniker).

Swains., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für William Swainson, geb. 1789 zu Liverpool, gest. 1855 auf Neuseeland (Zoolog).

Swale, Fluß, s. unter Trent.

Swalli, Hafen von Surât (s. d.).

Swammerdam (Jan), berühmter holländ. Naturforscher, geb. zu Amsterdam 12. Febr. 1637, bezog 1661 die Universität zu Leiden, um Medizin zu studieren, und widmete sich besonders der Anatomie. Nachdem er sich noch in Saumur und Paris aufgehalten, kehrte er 1665 nach Amsterdam, 1666 nach Leiden zurück, wo er sich 1667 die mediz. Doktorwürde erwarb. Von nun an lebte er in Amsterdam, wo er sich mit anatom. und zoolog. Studien beschäftigte. Er vervollkommnete die Kunst der Injektion und der feinern Anatomie und machte viele neue Entdeckungen in den Naturwissenschaften. Durch zu angestrengten Fleiß richtete er aber seine Gesundheit zu Grunde, sodaß er in tiefe Hypochondrie verfiel. In dieser Stimmung las er die schwärmerischen Schriften der Bourignon (s. d.). Im J. 1675 reiste er nach Schleswig, wo sich die Bourignon damals aufhielt, und das Jahr darauf in Angelegenheiten derselben nach Kopenhagen. Mit sich und der Welt zerfallen, starb er nach langen körperlichen und geistigen Leiden zu Amsterdam 15. Febr. 1685.

Von seinen Schriften sind besonders anzuführen: «Algemeene Verhandeling van bloedeloose Diertjens» (Utr. 1669; lat., Leid. 1685) und «Miraculum naturae, seu uteri muliebris fabrica» (Leid. 1672). Einen Teil seiner Papiere hatte er vor seinem Tode vernichtet, einen andern aus Mangel für einen geringen Preis verkauft. Letztere gelangten ein halbes Jahrhundert nachher an Boerhaave, der sie unter dem Titel «Biblia naturae, sive historia insectorum in certas classes reducta, etc.» (2 Bde., Leid. 1737—38; deutsch, Lpz. 1752) herausgab.

Swamps (engl.), d. h. Moräste, speziell die am Albemarlesund (s. d.)

Swandown (vom engl. swan, d. i. Schwan, und down, d. i. Flaum), eine Art rauher Barchent.

Swanevelt (Herm. van), ausgezeichneter holländ. Landschaftsmaler, wurde zu Woerden um 1600 geboren und soll Gerh. Dow zum Lehrer gehabt haben; doch ging er sehr jung nach Italien, wo er Claude Lorrain zum Muster erwählte. Sein eingezogenes Leben zog ihm den Namen des Einsiedlers (l'Eremita) zu, unter dem er sehr bald allgemein bekannt wurde. Alle seine Arbeiten, Gemälde, Zeichnungen und geätzte Blätter tragen das Gepräge der poetischen Auffassung der Natur und ihrer treuen Nachahmung. Im J. 1653 wurde er Mitglied der pariser Akademie. Seine Ölbilder sind selten. Häufiger findet man seine geätzten Blätter, 116 an der Zahl, die in der Wahl der Darstellungen, in der verständigen Verteilung des Lichts und des Schattens und in der Vollkommenheit der technischen Behandlung zum Teil unübertrefflich sind. S. starb zu Rom um 1655.

Swan-Hill, s. Castle Donington.

Swan-River, s. Schwanenfluß.

Swansea, Municipalstadt, Parlamentsborough, Seeplatz und Fabrikort in der Grafschaft Glamorgan des engl. Fürstentums Wales, an der Mündung des Tawe in die Swanseabai, eine Bucht des Bristolkanals, Station der Linie Swindon-Gloucester-Milford der Great-Westernbahn und der

ist die Bienenzucht sehr verbreitet. — Die Hauptstadt Suwalki liegt unweit der preuß. Grenze, ist gut gebaut, hat lebhaften Grenzverkehr und zählt (1882) 18640 E., wovon die Hälfte Juden sind.

Suwórow-Rymnikski (Graf Alex. Wassiljewitsch), Fürst Italijski, berühmter russ. Feldherr, geb. 25. Nov. 1729 in Finland, stammte aus einer ursprünglich schwed. Familie. Sein Großvater, Johann S., war Pfarrer zu Moskau, sein Vater, Wassilji S., trat unter Peter d. Gr. bei der Artillerie ein, stieg bis zum Generallieutenant auf und starb 1746. Schon im Feldzuge gegen Schweden in Finland und im Siebenjährigen Kriege zeigte sich der junge Alexander S. als tüchtiger Krieger. Von Katharina II. 1762 zum Obersten der Astrachanschen Grenadiere ernannt, befehligte er in Polen, zerstreute die Heere der beiden Pulawski, erstürmte 1768 Krakau und wurde zum Generalmajor ernannt. Im J. 1773 diente er gegen die Türken unter Rumjanzow und erfocht, nachdem er sich 1774 mit Kamenski vereinigt, einen entscheidenden Sieg über den Reis-Effendi bei Kosludschi, worauf er Generallieutenant wurde. Nach dem Frieden stillte S. im Innern Rußlands die Unruhen, welche Pugatschews Empörung veranlaßt hatte. Er unterwarf 1777 den krimschen Chan Dewlet-Gherai, 1780 die Lesghier im Kaukasus und brachte 1783 die Nogaischen Tataren unter russ. Botmäßigkeit, wofür er zum General der Infanterie ernannt wurde. Am 1. Okt. 1787 schlug er die Türken bei Kinburn, wobei er verwundet wurde. Auf Befehl Potemkins nahm er dann teil an der Belagerung von Otschakow. Hierauf erfocht er 1. Aug. 1789 in Verbindung mit den österr. Truppen den Sieg bei Fokschani über Mehemed Pascha und schlug 15. Sept. am Flusse Rymnik den Großvezier. Kaiser Joseph II. erhob ihn dafür in den deutschen Reichsgrafenstand, und Katharina II. ernannte ihn zum russ. Grafen mit dem Beinamen Rymnikski. Unter Potemkin führte S. auch 22. Dez. 1790 den furchtbaren Sturm auf die Festung Ismail aus. Nach dem Frieden von 1791 ernannte ihn Katharina zum Gouverneur von Jekaterinoslaw, der Krim und den eroberten Provinzen am Ausflusse des Dnjestr. S. blieb zwei Jahre in Cherson. Bei dem neuen Aufstande der Polen erstürmte er 4. Nov. 1794 Praga und besetzte Warschau, worauf er die Marschallswürde empfing. Im J. 1799 übertrug ihm der Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen in Italien, wo er auch den Oberbefehl über die österr. Truppen übernahm. Er siegte 27. April 1799 bei Cassano, 17., 18. und 19. Juli an der Trebia, 15. Aug. bei Novi und vertrieb in drei Monaten die Franzosen aus Oberitalien, wofür er den Beinamen Italijski erhielt und in den russ. Fürstenstand erhoben wurde. Infolge eines vom österr. Generalstabe mit großer Nachlässigkeit aufgestellten Operationsplans zog er unter unsäglichen Beschwerden über die Alpen nach der Schweiz, um sich mit Korsakow und einem österr. Korps unter Hotz zu vereinigen. Korsakow war aber bereits von Masséna geschlagen und Hotz an der Linth gefallen, als S. mit Verlust des dritten Teils seines Heeres die Alpen überstiegen hatte. Er führte sein Heer durch Graubünden zurück und wurde von Kaiser Paul, der durch die Mißerfolge der Alliierten erbittert war, ganz zurückberufen. S. wurde zum Generalissimus aller russ. Heere erhoben und nach Petersburg berufen, wo seiner große Ehren warteten. Er erkrankte jedoch zu Krakau, und es gelang seinen Feinden, ihn wegen angeblicher Nichtachtung kaiserl. Dienstbefehle in Ungnade zu bringen. Bald nach seiner Ankunft in Petersburg starb er im Gefühl der bittersten Kränkung 18. Mai 1800. Kaiser Alexander I. ließ ihm 1801 in Petersburg auf dem Marsfelde ein Standbild errichten. S. war ein außerordentlicher Mann. Mäßigkeit, Thätigkeit und Strenge gegen sich und andere waren die Grundzüge seines Charakters. Nie ließ er sich vom Feinde das Gesetz vorschreiben, sondern führte den Krieg stets angriffsweise. Vgl. Anthing, «Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen S.» (3 Bde., Gotha 1796—99); Fr. von Smitt, «S.s Leben und Heerzüge» (2 Bde., Wilna 1833—34); von Fuchs, «S.s Correspondenz über die russ.-österr. Campagne von 1799» (2 Bde., Glogau 1835). Die beste Biographie S.s lieferte Polewoi (deutsch, Mitau 1853). Vgl. noch Ryblin, «Der Generalissimus S. Seine Biographie nach neuen Quellen und Familienpapieren» (russisch, Mosk. 1874).

Aus seiner Ehe mit einer Fürstin Prosorowskij hinterließ S. eine Tochter, Natalia, geb. 1776, vermählt mit dem Oberstallmeister Nik. Subow, und einen Sohn, Arkadij, geb. 1783, der schon in seinem 16. Jahre den Rang eines Generalmajors erhielt und, nachdem er sich in dem Feldzuge von 1807 hervorgethan, zum Generallieutenant befördert wurde. Derselbe befehligte hierauf eine Division bei der Donauarmee und ertrank 1811 in Rymnik, ebendort, wo sein Vater den Sieg über die Türken erfochten hatte.

Der älteste Sohn des Grafen Arkadij, Graf Alexander Arkadjewitsch S.-Rymnikski, Fürst Italijski, geb. 1. Juli 1804, im Fellenbergschen Institut zu Hofwyl erzogen, trat 1824 in das Leibgarderegiment zu Pferde. Eine Untersuchung, in die er wegen Beteiligung an der Verschwörung von 1825 verwickelt werden sollte, wurde durch den Kaiser Nikolaus niedergeschlagen, und S. begab sich zur Armee im Kaukasus, wo er sich im Feldzuge gegen Persien auszeichnete. Als Überbringer der Schlüssel von Ardebil traf er 1828 wieder in Petersburg ein, ward zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt und machte dann auch den poln. Krieg von 1831 im Hauptquartier des Marschalls Paskewitsch mit, in dessen Auftrage er die Kapitulation von Warschau unterhandelte. Er wurde dann zum Oberst ernannt, blieb in den J. 1833—39 im Gefolge des Kaisers, wurde mehrmals zu diplomatischen Sendungen an deutschen Fürstenhöfen verwendet und später zum Generalmajor befördert. Im J. 1845 betraute ihn der Kaiser mit der Untersuchung der unter den Truppen am Kaukasus eingerissenen Mißbräuche, die ein strenges Gericht zur Folge hatten. Darauf wurde er Generaladjutant des Kaisers und 1847 Militärgouverneur in Kostroma, im Jan. 1848 Generalgouverneur der Ostseeprovinzen und im April Generallieutenant. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt S. im März 1854 den Befehl über die zur Verteidigung von Livland zusammengezogenen Truppen, wurde dann General der Infanterie und 1865 Generalmilitärgouverneur von Petersburg. Als diese Stelle im Mai 1866 aufgehoben ward, erfolgte seine Ernennung zum Generalinspekteur der gesamten Infanterie; bald darauf wurde er auch Mitglied des russ. Reichsrats. Er starb zu Petersburg 12. Febr. (31. Jan.) 1882.

Suzeränetät (frz. suzeraineté, Oberherrlichkeit, Oberlehnsherrlichkeit) ist der Inbegriff derjenigen Rechte, welche dem Beherrscher eines souveränen Staats (dem Suzerän) über halbsouveräne Staaten, namentlich hinsichtlich der auswärtigen Beziehungen derselben, zukommt. Ein solches Verhältnis bestand bis 1878 zwischen der Pforte und den bis dahin tributpflichtigen Vasallenstaaten Rumänien und Serbien und besteht nach Art. 1 des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 wieder zwischen der Pforte und dem neugebildeten Fürstentum Bulgarien. Auch zwischen der Pforte und Ägypten, sowie zwischen der Pforte und Samos besteht ein derartiges Verhältnis. (Vgl. Souveränetät.)

S. v., Abbreviatur für sub voce, d. h. unter dem Wort; auch für salva venia, mit Erlaubnis.

Svastika, s. Hakenkreuz.

Svealand ist der histor. Name des mittlern Schweden. S. umfaßt die Provinzen Upland, Södermanland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarne, zusammen 84423 qkm mit 1381435 E. (1884). S. enthält somit etwa 20 Proz. der Oberfläche und 30 Proz. der Gesamtbevölkerung Schwedens.

Svendborg, Hafenstadt an der Südostküste der dän. Insel Fünen, durch den kleinen Svendborg-Sund von dem Eilande Taasinge getrennt, der Hauptort eines Amts, liegt in einem von Hügeln eingeschlossenen Thale, ist durch die Südfünensche Eisenbahn mit Odense verbunden, hat zwei Kirchen, von denen die Frauenkirche zu Waldemars II. Zeiten erbaut ist, und zählt (1880) 7184 E., die vorzüglich Handel und Schiffahrt treiben, auch Schiffe bauen und Gerbereien unterhalten. Die sehr alte Stadt besitzt 278 Schiffe von 25587 t. Hier lebte der Sage nach Swen Gabelbart bei seinem Pflegevater Palnatoke, durch den er 986 König wurde. Das feste Schloß S. eroberte 1247 König Erich gegen seinen Bruder Herzog Abel und 1253 König Christoph I. gegen Heinrich Emelthorp; 1289 wurde es von den Geächteten unter Marsk Stig verbrannt. Am 16. Juli 1534 huldigte hier der Adel dem Grafen Christoph von Oldenburg; 11. Juni 1535 kapitulierte S. an König Christian II.

Das Amt Svendborg umfaßt den kleinern südöstl. Teil von Fünen nebst Taasinge, Langeland und vielen kleinen Inseln, zusammen 1644 qkm mit 117577 E. in 89 Kirchspielen und 5 Städten, nämlich außer der Hauptstadt noch Nyborg (s. d.), Faaborg (s. d.), Arrösköbing auf der kleinen Insel Arrö (s. d.) und Rudköbing, der einzigen Stadt auf Langeland (s. d.).

Sverdrup (Johan), norweg. Staatsmann, geb. 30. Juli 1816 auf dem Gute Jarlsberg, wirkte nach juristischen Studien (1833—41) eine Zeit lang als Advokat, ging aber seit 1850, wo er zum ersten mal Platz im Storthing nahm, ganz im politischen Leben auf und ward bald der anerkannte Leiter der radikalen Bauernopposition. Seit 1862 fungierte er als Präsident im Odelsthing, von 1871 an als Präsident des Storthings, und 1884 übernahm er als Ministerpräsident die Leitung der Regierung.

Svištov, s. Sistowa.

S. v. v., Abkürzung für sit venia verbo, d. h. es sei erlaubt, das Wort zu brauchen.

Sw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Olof Swartz, geb. in Norrköping 1760, gest. 1818 als Professor in Stockholm (Botaniker).

Swains., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für William Swainson, geb. 1789 zu Liverpool, gest. 1855 auf Neuseeland (Zoolog).

Swale, Fluß, s. unter Trent.

Swalli, Hafen von Surât (s. d.).

Swammerdam (Jan), berühmter holländ. Naturforscher, geb. zu Amsterdam 12. Febr. 1637, bezog 1661 die Universität zu Leiden, um Medizin zu studieren, und widmete sich besonders der Anatomie. Nachdem er sich noch in Saumur und Paris aufgehalten, kehrte er 1665 nach Amsterdam, 1666 nach Leiden zurück, wo er sich 1667 die mediz. Doktorwürde erwarb. Von nun an lebte er in Amsterdam, wo er sich mit anatom. und zoolog. Studien beschäftigte. Er vervollkommnete die Kunst der Injektion und der feinern Anatomie und machte viele neue Entdeckungen in den Naturwissenschaften. Durch zu angestrengten Fleiß richtete er aber seine Gesundheit zu Grunde, sodaß er in tiefe Hypochondrie verfiel. In dieser Stimmung las er die schwärmerischen Schriften der Bourignon (s. d.). Im J. 1675 reiste er nach Schleswig, wo sich die Bourignon damals aufhielt, und das Jahr darauf in Angelegenheiten derselben nach Kopenhagen. Mit sich und der Welt zerfallen, starb er nach langen körperlichen und geistigen Leiden zu Amsterdam 15. Febr. 1685.

Von seinen Schriften sind besonders anzuführen: «Algemeene Verhandeling van bloedeloose Diertjens» (Utr. 1669; lat., Leid. 1685) und «Miraculum naturae, seu uteri muliebris fabrica» (Leid. 1672). Einen Teil seiner Papiere hatte er vor seinem Tode vernichtet, einen andern aus Mangel für einen geringen Preis verkauft. Letztere gelangten ein halbes Jahrhundert nachher an Boerhaave, der sie unter dem Titel «Biblia naturae, sive historia insectorum in certas classes reducta, etc.» (2 Bde., Leid. 1737—38; deutsch, Lpz. 1752) herausgab.

Swamps (engl.), d. h. Moräste, speziell die am Albemarlesund (s. d.)

Swandown (vom engl. swan, d. i. Schwan, und down, d. i. Flaum), eine Art rauher Barchent.

Swanevelt (Herm. van), ausgezeichneter holländ. Landschaftsmaler, wurde zu Woerden um 1600 geboren und soll Gerh. Dow zum Lehrer gehabt haben; doch ging er sehr jung nach Italien, wo er Claude Lorrain zum Muster erwählte. Sein eingezogenes Leben zog ihm den Namen des Einsiedlers (l'Eremita) zu, unter dem er sehr bald allgemein bekannt wurde. Alle seine Arbeiten, Gemälde, Zeichnungen und geätzte Blätter tragen das Gepräge der poetischen Auffassung der Natur und ihrer treuen Nachahmung. Im J. 1653 wurde er Mitglied der pariser Akademie. Seine Ölbilder sind selten. Häufiger findet man seine geätzten Blätter, 116 an der Zahl, die in der Wahl der Darstellungen, in der verständigen Verteilung des Lichts und des Schattens und in der Vollkommenheit der technischen Behandlung zum Teil unübertrefflich sind. S. starb zu Rom um 1655.

Swan-Hill, s. Castle Donington.

Swan-River, s. Schwanenfluß.

Swansea, Municipalstadt, Parlamentsborough, Seeplatz und Fabrikort in der Grafschaft Glamorgan des engl. Fürstentums Wales, an der Mündung des Tawe in die Swanseabai, eine Bucht des Bristolkanals, Station der Linie Swindon-Gloucester-Milford der Great-Westernbahn und der

Linie Craven Arms-Llandovery-Llandeilofawr. S. der London and Northwesternbahn, ist neu und gut gebaut und zählt (1881) 63 739 E. Die Stadt hat ein Stadthaus, eine Gerichts- und eine Markthalle, ein Kranken- und ein Zuchthaus, ein Theater, ein Institut für die Kunde von Wales (Royal Institution of South Wales) mit wertvoller Bibliothek und Museum, eine philos. Gesellschaft, ein litterarisches Institut, eine Lateinschule, ein Schullehrerseminar und eine Taubstummenanstalt, sowie zwei Banken. Wegen der schönen Lage und des milden Klimas ist S. ein beliebter Seebadeort. Die Einfahrt in den Hafen findet zwischen zwei langen Dämmen statt; die 1859 eröffneten Docks haben eine Wasserfläche von 32,5 qkm. S., Sitz eines deutschen Vizekonsulats für S. und Llanelly, ist der Hauptort für das Ausschmelzen der Kupfererze, die aus Wales, Cornwall, Irland und aus allen Teilen der Erde hierher geführt werden; in den Kupferhütten werden jährlich 3—4 Mill. Ctr. Kupfer geschmolzen. Außerdem hat es Eisengießereien, Zinkwerke, Schiffswerfte, Seilerbahnen, Gerbereien, Brennereien, Fabriken für irdene Waren u. s. w. Die Einfuhr besteht, abgesehen von Zinn- und Kupfererzen, besonders aus Holz, Getreide und Kartoffeln, zur Ausfuhr gelangen Steinkohlen, Roheisen, Schienen, Kupfer und Bleche. In der Nähe der Stadt laufen zahlreiche Tramwege und Eisenbahnen zur Verbindung mit der Hauptbahn und mit den vielen Kohlengruben, Eisen- und andern Werken der Umgegend. Der Swanseakanal im Thale des Tawe führt aufwärts zu den Gruben und Werken von Hennogad-Brecon.

Swanskin, eine Art Flanell (s. d.).

Swantewit war eine von den slawischen Bewohnern der Insel Rügen namentlich als Orakelspender verehrte Gottheit. Berichte über ihn verdanken wir Helmolds «Chronica Slavorum» und Saxos «Historia Danica»; danach wurde er in einem großen Tempel verehrt, sein Bildnis war von übermenschlicher Größe, vierköpfig, bartlos, seine Attribute ein glänzendes Schwert, Pfeil und Bogen, Trinkhorn; heilig war ihm besonders ein weißes Roß, auf dem er zur Nachtzeit nach dem Volksglauben, wie Saxo berichtet, gegen die Feinde seines Kultus ausritt. Im allgemeinen wird S. für einen Luft- und Lichtgott zu halten sein, jedoch ist sein Charakter nicht näher bestimmbar.

Swat (Suwat oder Sewad), Fluß in der Landschaft Kafiristan in Innerasien, zwischen der nördl. und der südl. Kette des Hindu-Kosch, östlich von Afghanistan, entspringt von den Vorbergen des genannten Gebirges und ergießt sich bei Haschtungpur im Distrikt Peschawer der brit.-ind. Lieutenant-Gouverneurschaft Pendschab links in den Kabulfluß. Im Sanskrit führt der S. den Namen Suwâsta, bei den Griechen Swastas. Denselben Namen führt ein kleiner, an seinem mittlern Laufe gelegener Bergstaat, der schon bei Ptolemäos vorkommt, unter einem eigenen Fürsten, der faktisch unabhängig ist, über den die Oberherrschaft sich jedoch der Maharadscha von Kaschmir anmaßt.

Swatau, Schatou, bedeutende See- und Handelsstadt in der chines. Provinz Kwang-tung, gehört zu den dem Welthandel kontraktmäßig geöffneten Hafenörtern. S., welches mit dem ganz nahe gelegenen Tschanyang über 200000 Seelen zählt, liegt ungefähr in der Mitte zwischen dem nördlichern Amoy und der südlichern, den Engländern gehörenden Insel Hongkong an der westlichen, Kanal der Pescadores genannten Hälfte der Straße von Formosa, gegenüber den Pescadoresinseln.

Swatopluk, von den deutschen Chronisten auch Zwentibold genannt, war der Neffe des Fürsten Rastislaw, welcher unter Ludwig dem Deutschen die früher dem Fränkischen Reiche unterworfenen mährischen Slawen zu einem selbständigen mährischen Fürstentum vereinigt und dasselbe durch die Berufung von Cyrill und Method (s. Cyrillus) kirchlich vom Ostfränkischen (Deutschen) Reiche unabhängig gemacht hatte. S. verband sich indes 870 mit Karlmann, dem die Ostmarken verwaltenden Sohne Ludwigs des Deutschen, zum Sturze seines Oheims, den er den Deutschen auslieferte. Doch machte er sich sogleich selbst unabhängig und wurde 874 als Herr von Mähren anerkannt, unter dem Versprechen, dem deutschen König treu zu bleiben und jährlichen Tribut zu zahlen. Durch die Thätigkeit des Methodius erhielt das Mährische Reich sein kirchlich-nationales Gepräge, und dehnte sich bei der Schwäche des Fränkischen Reichs unter Karl dem Dicken über Böhmen, sorbische Stämme, Schlesien, einen Teil Galiziens und Pannoniens aus. S. begann aber in seiner innern Politik nach dem Tode Methods 885 dem Einfluß der deutschen Geistlichkeit nachzugeben und die slawischen Priester zu vertreiben. Als dann 887 König Arnulf zur Herrschaft in Deutschland kam, rüstete er sich bald zu einem Angriff gegen Mähren; indes starb S. schon 894, und unmittelbar nach seinem Tode zerfiel das Großmährische Reich.

Sweaborg, eine Festung und vorzüglicher Waffenplatz Rußlands am Finnischen Golf, im Gouvernement Nyland des Großfürstentums Finland. Die Festung deckt den Hafen von Helsingfors (s. d.). S. wurde unter dem König Adolf Friedrich von Schweden, als nach dem Frieden zu Abo durch den Verlust der schwed.-finländ. Festungen die schwed. Grenze nach Rußland zu offen lag, seit 1749 durch den Feldmarschall Grafen Augustin Ehrenswärd erbaut. Ihre Bollwerke erstrecken sich über sieben Felseneilande; der Kern der Festung ruht auf Wargöe, der Hauptinsel. Sämtliche Inseln, zum Teil durch Brücken verbunden, sind meist harter Granit. Auf diesen zum Teil erst gesprengten Felsenmassen hat man die Festungswerke in doppelten und dreifachen Batterien aufgeführt, die sich terrassenförmig über die Oberfläche des Golfs erheben. Wargöe enthält Ehrenswärds steinernes Denkmal, ferner das Kommandanturgebäude, das Zeughaus, die Hauptwache, die bombenfesten Magazine und die teilweise in Felsen gehauenen Schiffsdocks. S. hat etwa 1000 Civileinwohner, deren größter Teil aus Handwerkern, Schiffbauern und Kaufleuten besteht. Die Besatzung der Festung besteht in Friedenszeit aus etwa 2000 Mann. Die Festung ging 3. Mai 1808 an die Russen über. Damit kam das Hauptbollwerk Finlands samt der Artillerie und mehrern Fahrzeugen der schwed. Schärenflotte an Rußland, welchem dann der Besitz der Festung im Frieden zu Frederikshamn 17. Sept. 1809 bestätigt wurde. Im Juni 1854 beschränkte sich die engl.-franz. Ostseeflotte auf Rekognoszierungen der Festung. Am 9. und 10. Aug. 1855 bombardierte der Feind S., wobei die Festung durch Feuersbrunst einigen Schaden erlitt.

Swedenborg (eigentlich Swedberg, Emanuel), berühmter Gelehrter und Theosoph, wurde zu

Stockholm 29. Jan. 1688 geboren. Von ſeinem Vater, dem Biſchof von Weſtgothland, Jesper Swedberg, fromm erzogen, nahm ſein phantaſiereiches Gemüt frühzeitig die Richtung zur Schwärmerei. Seine Studien umfaßten Philologie, Philoſophie, Mathematik und Naturwiſſenſchaften, daneben auch Theologie. In den J. 1710—14 bereiſte er England, Holland, Frankreich und Deutſchland, beſuchte die Univerſitäten dieſer Länder und wurde nach ſeiner Rückkehr 1716 von Karl XII. zum Aſſeſſor beim Bergwerkskollegium in Stockholm ernannt. Die Erfindung einer Rollenmaſchine, mittels welcher S. eine Schaluppe, zwei Galeeren und vier große Boote, die Karl XII. 1718 zum Transport des Belagerungsgeſchützes nach Friedrichshall brauchte, fünf Stunden weit über Berg und Thal ſchaffte, wie ſeine Abhandlungen über Algebra, Wert des Geldes, Planetenlauf, Ebbe und Flut bewirkten, daß ihn die Königin Ulrike 1719 in den Adelsſtand erhob und ihm dadurch das Recht der Reichsſtandſchaft gab. In Angelegenheiten ſeines Amts bereiſte er 1720 die ſchwed. und 1721 die ſächſ. Bergwerke, über die er lehrreiche Abhandlungen ſchrieb; ähnliche Reiſen unternahm er in die öſterr. und böhm. Bergwerke. Eine Sammlung ſeiner «Opera philosophica et mineralogica» erſchien 1734 (3 Bde.). Nachdem er 1736—40 neue Reiſen nach Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien und England gemacht, wendete er ſeine naturphiloſ. Ideen auch auf die belebte Schöpfung, beſonders den Menſchen an. So in der «Oeconomia regni animalis» (Lond. 1740—41) und in dem «Regnum animale» (Bd. 1 u. 2, Haag 1744; Bd. 3, Lond. 1745), an welche ſich das Werk «De cultu et amore Dei» (2 Bde., Lond. 1740) anſchloß, welches ſchon nicht mehr rein wiſſenſchaftlich, ſondern ebenſo ſehr poetiſch und myſtiſch gehalten iſt. Mehr und mehr verlegte ſich nun S. auf theoſophiſche Studien, trat 1747 von ſeinem Amte beim Bergwerkskollegium zurück und wandte ſich ganz der, wie er glaubte, ihm von Gott direkt aufgetragenen Gründung der ſog. Neuen Kirche auf Grund der Offenbarung Johannis zu. Die theol. Bücher, die er in dieſem Sinne ſchrieb und meiſt ohne ſeinen Namen herausgab, ſind ſehr zahlreich. Obenan ſtehen die «Arcana coelestia, quae in scriptura sacra verbo domini sunt detecta» (8 Bde., Lond. 1749—56; deutſch, 16 Bde., Tübing. 1842—70). Seine angeblichen Erſcheinungen, ſowie die Lehren, welche ſeine Schriften enthielten, zogen ihm eine Anklage von ſeiten der Geiſtlichkeit zu, die ihm jedoch nicht ſchadete, da die vornehmſten Biſchöfe ſeine Schriften billigten und der König Adolf Friedrich ihn ſchützte. S. ſtarb zu London 29. März 1772.

Bis an ſeinen Tod glaubte S. feſt an die Wirklichkeit ſeiner Viſionen und göttlichen Eingebungen. Was von ſeinem Fernſehen und von ſeinen Entdeckungen ſolcher Dinge, welche nur Verſtorbene wiſſen konnten, erzählt wird, z. B. die Anzeige, die er in Gothenburg von dem Brande zu Stockholm in derſelben Stunde, als dieſer entſtand, gegeben haben ſoll, gab Kant und Thiebault Stoff zu kritiſchen Prüfungen. S. ſelbſt erzählte in ſeinen Schriften dergleichen nicht, da er ſeinen Lehrbegriff einzig auf die Heilige Schrift als ausſchließliche Erkenntnisquelle gründen wollte und daher auch ſich nur eine innere Offenbarung der heiligen Erleuchtung, die ihm während des Leſens des Wortes zuteil geworden, nicht aber eine äußere Offenbarung durch Engel zuſchrieb. Seine Schriften gelten daher auch ſeinen Anhängern nicht als Wort Gottes, ſondern, wie die Briefe der Apoſtel, als die wahre Lehre aus dem Worte, welche demnach aus dieſem bewieſen ſein muß. Wie S. im einzelnen den Inhalt der Schrift auslegte und den kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit, der Erbſünde, der Erlöſung, dem Jüngſten Gericht u. ſ. w. tiefere Begründung zu geben ſuchte, darüber findet ſich eine gute Zuſammenſtellung in Tafels «Lehrgegenſätzen der Katholiken und Proteſtanten» (Tüb. 1835).

Die Zahl der Anhänger S.s (Swedenborgianer) nahm nur langſam zu. In Stockholm bildete ſich 1786 die exegetiſch-philanthropiſche Geſellſchaft, die mehrere Werke S.s überſetzte und hochſtehende Männer, darunter ſelbſt den nachmaligen König Karl XIII., unter ihre Mitglieder zählte. Dieſe Geſellſchaft löſte ſich aber wieder auf, und 1796 entſtand eine neue, Fide et charitate genannt, welche noch beſteht und im ganzen Reiche verbreitet iſt. Als Mittelpunkt der neuen Kirche iſt indeſſen England zu betrachten, wo es hauptſächlich Geiſtliche der Hochkirche waren, welche auf die Maſſen wirkten. So ſchon S.s Freund, Thom. Hartley, Rektor von Winwick, welcher zwei Werke von ihm ins Engliſche überſetzte und dieſe mit philoſ. und theol. Vorreden verſah. Das meiſte aber that ſeit 1773 John Clowes, Rektor der St.-Johnskirche zu Manchester (geſt. 1831), der nicht nur die meiſten Werke S.s ins Engliſche überſetzte, ſondern auch außerdem 60 andere Werke zur Verteidigung, Erklärung und Anwendung derſelben ſchrieb. Im J. 1782 gründete er zu Manchester eine Geſellſchaft zum Druck der Swedenborgſchen Werke, welche ſchon 1818 über 260 000 Bücher verbreitet hatte. Seitdem nahm die Geſellſchaft und auch ihre Wirkſamkeit noch ſehr bedeutend zu. Beſondere Gemeinden der Swedenborgſchen Kirche mit eigenen Geiſtlichen und einem ihrer Lehre entſprechenden Kultus bildeten ſich in England ſeit 1788 und wuchſen ſeitdem bis zu ungefähr 50 in dem Vereinigten Königreich. Sie gaben ſich bald eine repräſentative Verfaſſung, und eine ähnliche haben ſich auch die zahlreichen Gemeinden in den Vereinigten Staaten von Amerika gegeben. Die Synoden beider Länder ſtehen durch jährliche Adreſſen in Verbindung. Die «Minutes» und «Journals of proceedings», und in England noch außerdem ſeit 1830 das Journal «The intellectual repository and New Jerusalem magazine» ſind die offiziellen Organe der neuen Kirche. In England traten ſeit 1806 die von der alten Kirche äußerlich getrennten und die nicht getrennten Anhänger der Lehre jährlich zu Harkſtone in Eine Verſammlung zuſammen. Im J. 1813 hatte ſich zu Manchester und Salford auch eine Miſſionsgeſellſchaft der neuen Kirche gebildet, der 1820 eine Hilfsgeſellſchaft zu London beitrat; 1821 bildete ſich aber auch hier eine beſondere Miſſions- und Traktatengeſellſchaft und 1822 eine ähnliche zu Edinburgh. Eine Freiſchule für Knaben wurde 1813 und eine andere für Mädchen 1827 zu London errichtet. Von den getrennten Mitgliedern der neuen Kirche haben ſich als Prediger und Schriftſteller ausgezeichnet in England Rob. Hindmarſh, Joh. Roud und Sam. Noble; in Amerika M. B. Roche, früher Prediger der biſchöfl. Kirche.

In Frankreich ſchrieb E. Richter ein Werk über S.s «La Nouvelle Jérusalem» (8 Bde., Par. 1832—35). In Deutſchland hatte zuerſt Oetinger von

1765 an einiges von S. ins Deutsche übersetzt, das später in neuen Auflagen erschien. Neue, bis dahin noch unübersetzte Werke S.s vereinigte Tafel in einer Sammlung (8 Bde., Tüb. 1823—36), der auch eine kritische Ausgabe der «Arcana coelestia» (13 Bde., Tüb. 1833—42) besorgte. Diese sowie andere Schriften S.s haben Tafel und Hofacker auch ins Deutsche übersetzt. Vgl. die biographischen Schriften von Schaarschmidt (Elberf. 1862), Matter (Par. 1863) und White (2 Bde., Lond. 1867).

Sweïni, Ort in Darfor (s. d.).

Swenigorod, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Moskwa, mit (1884) 2320 E., welche Ackerbau treiben. S. war früher Residenz eigener Fürsten.

Swenigorodka, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, am Gniloi Tikitsch, mit 11375 E., darunter sehr viele Juden, hat einige Gewerbthätigkeit.

Swenskſund, s. Ruotsinsalmi.

Swert (Jules de), bedeutender Cellovirtuos, geb. 16. Aug. 1843 zu Löwen (Louvain) in Belgien, wo sein Vater als Kapellmeister an der Kathedrale angestellt war. Durch diesen erhielt er den ersten musikalischen Unterricht, kam frühzeitig zu Servais in die Schule, bei welchem er sich bald außerordentlich entwickelte. Schon in seinem 15. Jahre unternahm er seine erste Konzertreise nach Paris, welche seinen Ruhm begründete. Im J. 1865 folgte er einem Rufe als Konzertmeister nach Düsseldorf, 1868 kam er als großherzogl. Kammervirtuos nach Weimar und kurze Zeit darauf wurde er zum königl. Konzertmeister und Kammervirtuosen in Berlin ernannt. Seine Konzerte in allen Städten Europas machten berechtigtes Aufsehen und brachten ihm Ehre und Anerkennung in reichem Maße. Er lebt gegenwärtig in Sonnenberg bei Wiesbaden. S. ist auch als Komponist thätig; er schrieb außer einer Anzahl kleinerer Piècen: zwei große Cellokonzerte, eine große Violoncelloschule «Gradus ad Parnassum», ein Konzertstück für Cello und Orchester und eine Symphonie «Nordseefahrt». Seine beiden Opern «Die Albigenser» und «Graf Hammerstein» haben ebenfalls achtungswerte Erfolge errungen.

Sweynheym (Konrad), Genosse des berühmten Buchdruckers Arnold Pannartz (s. d.).

Swiedack (Karl), unter dem Pseudonym Karl Elmar bekannter österr. Volksdichter, geb. im Mai 1815 in Wien, war erst Kaufmann, wurde aber später Schauspieler und Theaterdichter. Schon sein erstes Stück: «Die Wette um ein Herz» (1841) hatte großen Erfolg. Von seinen weitern Stücken sind zu nennen: «Der Goldteufel», «Dichter und Bauer» (von Suppé komponiert), «Unter der Erde», «Raimund», «Das Mädchen von der Schule» u. s. w. Später zog sich S. von der Bühne zurück und widmete sich der humoristisch-satirischen Journalistik.

Swieten (Gerard van), einer der berühmtesten Ärzte des 18. Jahrh., geb. zu Leiden 7. Mai 1700, studierte zu Löwen und in seiner Vaterstadt unter Boerhaave, dessen vorzüglichster Schüler er war, neben Medizin vorzüglich Chemie und Pharmacie. Nachdem er in Leiden einige Zeit mit Erfolg praktiziert, wurde er als Professor der Medizin angestellt. Doch seine Feinde nötigten ihn, als Katholiken, dieses Amt niederzulegen. Hierauf ging er 1745 als erster Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia nach Wien. In der Folge wurde er Vorsteher der kaiserl. Bibliothek, beständiger Präsident der mediz. Fakultät, Direktor des Medizinalwesens der kaiserl. Staaten und Büchercensor. S. starb 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Seine vortrefflichen «Commentarii in Boerhaavii aphorismos de cognoscendis et curandis morbis» (5 Bde., Leid. 1741—72; neue Ausg., 8 Bde., Tüb. 1790) sichern ihm eine bleibende Stelle in der mediz. Litteratur. Seine Theorie ist aus humoralen und mechanisch-dynam. Grundsätzen zusammengesetzt. Vgl. Beer, «Friedrich II. und van S.» (Lpz. 1874); Fournier, «Gerhard van S. als Censor» (Wien 1877).

Sein Sohn, Gottfried, Freiherr van S., geb. 1733, wurde des Vaters Nachfolger als Vorsteher der kaiserl. Bibliothek und starb zu Wien 1803. Er war ein vertrauter Freund Haydns und Mozarts und brachte in Wien die Werke Händels und Bachs zur Aufführung. Für Haydn bearbeitete er «Die Schöpfung» nach einem engl. Texte; auch verfaßte er den Text zu den «Jahreszeiten».

Swietenia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Meliaceen. Man kennt nur eine im tropischen Südamerika einheimische Art, den sog. Mahagonibaum, S. Mahagoni *L.* Es ist dies ein bis zu 30 m und darüber hoher Baum mit gefiederten Blättern und kleinen regelmäßigen zwitterigen Blüten. Das rotbraune Holz bildet unter dem Namen Mahagoniholz einen wichtigen Handelsartikel. Die Rinde, gewöhnlich auch als Amarantrinde bezeichnet, wird ähnlich wie die Chinarinde gegen Wechselfieber gebraucht. Das sogenannte afrik. Mahagoni stammt von der in Senegambien einheimischen Khaya senegalensis *Guill.*, die mehrfach unter dem Namen S. senegalensis *DC.* zu der Gattung S. gerechnet wird. (Vgl. Mahagoni.)

Swift (Jonathan), ausgezeichneter satirischer und polit. Schriftsteller der Engländer, wurde zu Dublin 30. Nov. 1667 geboren. Im Alter von 15 Jahren bezog er das Trinity-College in Dublin, wo er nur mit Mühe den Grad eines Baccalaureus erhielt. Im J. 1688 wurde er in das Haus Sir Will. Temples, eines Verwandten seiner Mutter, aufgenommen, worauf er 1692 den Doktorgrad in Oxford erlangte. Dann wurde er Pfarrer zu Kilroot in Irland, gab die Stelle aber bald wieder auf und kehrte zu Sir Will. Temple zurück. Nach dessen Tode 1699 ging er als Kaplan des Lord Berkeley wieder nach Irland, wo er später die Rektorei zu Aghar und zwei kleinere Pfründen erhielt, zu denen dann noch eine dritte kam. Erbitterung über fehlgeschlagene Hoffnungen bewog ihn, polit. Schriftsteller zu werden. Eifrigst verfocht er die Sache der Whigs. Als ihn aber diese nicht nach Wunsch beförderten, trat er 1710 zu den Tories über, von denen er endlich 1713 statt des ersehnten Bistums das Dechanat zu St.-Patrick in Dublin erhielt. Seit 1701 hatte er mit Miß Esther Johnson, der berühmten Stella, die er in Temples Hause kennen gelernt hatte, in einem zärtlichen Verhältnis gestanden. Sie folgte ihm nach Irland, wo er sie heimlich geheiratet haben soll. Zugleich unterhielt er eine Freundschaft mit einer zweiten, unter dem Namen Vanessa bekannten jungen Dame, die ihm gleichfalls nach Irland folgte und dort, angeblich aus Gram über die Entdeckung seiner heimlichen Ehe mit Stella, starb. In den letzten Lebensjahren war er geisteskrank und sprach dann fast kein Wort mehr. Er starb 19. Okt. 1745.

Die beiden Werke, auf welche sich sein Schriftstellerruhm hauptsächlich gründet, sind die ohne seinen Namen erschienene «Tale of a tub» (1704),

eine Satire, in der die Abenteuer der drei Personen Peter, Martin und Jack, welche die kath., engl. und presbyterianische Kirche vorstellen, auf das witzigste erzählt werden, wobei aber nur die engl. Kirche gut wegkommt, und «Gulliver's travels» (1726), eine polit. Satire, einfach und ungeziert geschrieben, das vollendetste von allen seinen Werken, das selbst für denjenigen, dem die polit. Beziehungen unbekannt sind, höchst anziehend ist. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten seine polit. Schriften: «Discourse of the contests and dissensions between the nobles and commons of Athens and Rome» (1701), «Sentiments of a Church-of-England-man in respect to religion and government» (1708), «The conduct of the allies» (1712), «The public spirit of the Whigs» (1714), namentlich aber die «Letters by M. B. Drapier», durch welche er sich die Zuneigung der Irländer erwarb, und die erst nach seinem Tode erschienene «History of the four last years of Queen Anne». Seine Werke gaben Hawlesworth (14 Bde., Lond. 1755, 4., und 24 Bde., 8.), Thom. Sheridan (17 Bde., Lond. 1784), Walter Scott (mit vortrefflicher Lebensbeschreibung, 19 Bde., Lond. 1814) und Roscoe (2 Bde., Lond. 1853) heraus. Sein «Tagebuch in Briefen an Stella» erschien in deutscher Übersetzung von Claire von Glümer (Berl. 1866). Vgl. Forster, «Life of Jonathan S.» (Bd. 1, Lond. 1875).

Swilajinatz, Flecken im serb. Kreis Tschuprija, an der Ressawa, 5 km von der Morawa gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat ein Untergymnasium und zählt (1885) 4563 E.

Swinburne (Charles Algernon), engl. Dichter, ältester Sohn des Admirals Sir Charles S. und Lady Jane Ashburnhams, einer Tochter des Grafen von Ashburnham, wurde 5. April 1835 auf dem Landsitze Holmwood bei Henley on Thames geboren. Seine erste Erziehung empfing er in Frankreich; dann besuchte er die Schule in Eton und später die Universität Oxford. Nach Vollendung seiner Studien bereiste er das Festland und verweilte längere Zeit in Florenz bei dem Dichter Walter Savage Landor. S.s erstes Werk: «The Queen-Mother and Rosamond, two plays in verse» (1860), erregte keine Beachtung. Seinen Ruf begründete er durch das nach altgriech. Muster angelegte Drama «Atalanta in Calydon» (1865, neue Ausg. 1875), dessen lyrischer Schwung, kraftvolle Schilderung und reiche poetische Einbildungskraft S. sofort als einen Dichter von hoher Begabung kennzeichnete. Weniger allgemeinen Beifall fand das in demselben Jahre veröffentlichte Drama «Chastelard», dem man rhetorische Übertreibung und sinnliche Schilderungen zum Vorwurf machte. Derselbe Vorwurf traf in noch höherm Grade den 1866 erscheinenden Band «Poems and ballads», in dem der Einfluß der neuesten franz. Romantiker und Poeten der Demi-Monde unverkennbar ist. Das öffentliche Urteil sprach sich mit solcher Entschiedenheit aus, daß der Verleger für gut fand, das Werk dem fernern Vertrieb durch den Buchhandel zu entziehen. S. selbst verteidigte sich in der Schrift «Notes on poems and reviews» (1866). Im J. 1867 dokumentierte er sich durch den Mazzini gewidmeten «Song of Italy», ein durch Reichtum und Vollendung der Formen ausgezeichnetes, wennschon wesentlich rhetorisch-dithyrambisches Gedicht, als feurigen Republikaner. In ähnlichem Stile veröffentlichte er 1870 die Victor Hugo gewidmete «Ode on the proclamation of the French Republic». Im J. 1871 erschien von ihm ein neuer Band vermischter Gedichte, die «Songs before sunrise», die den reifsten Früchten seines poetischen Schaffens zugezählt werden müssen. Sein nächstes Dichterwerk war «Bothwell, a drama in five acts and in verse» (1874), eine geniale, aber zu umfangreiche Fortsetzung von «Chastelard». Hierauf folgten die «Songs of two nations» (1875), die antikisierende Tragödie «Erechtheus» (1876), eine zweite Serie der «Poems and ballads» (1878), das epische Gedicht «Tristram of Lyonesse» (1882) und die lyrisch-didaktischen Gedichte «A century of roundels» (1883). Als scharfen Kritiker bewährte sich S. in dem Werke «William Blake, a critical essay» (1868), in der geistreichen Schrift «Under the microscope» (1872), in der er sich und seinen Freund Rosetti gegen die Anklage der Begründung einer «fleischlichen Schule der Poesie» verteidigte; «George Chapman, a critical essay» (1875), «A note on Charlotte Bronte» (1877) und «A study of Shakespeare» (1879). Eine Sammlung seiner Prosaschriften gab er 1875 unter dem Titel «Essays and studies» heraus.

Swindon, Stadt in der engl. Grafschaft Wilts, nahe dem die obere Themse bei Abingdon mit dem Lower Avon und dem Severn-Ästuarium verbindenden Kanal, der hier nach Cricklade am Churn abzweigt, Station der Linien London-Exeter und S.-Gloucester-New-Milford der Great-Western-bahn, welche zu S. ein Hauptdepôt unterhält, zählt (1881) 22 365 E., und zwar in Old-Town 4696, in New-Town 17 669 E., und hat eine Kornbörse und ein Arbeiterinstitut.

Swinemünde, befestigter Seehafen und Kreisstadt des Kreises Usedom-Wollin im pommerschen Regierungsbezirk Stettin, auf der Insel Usedom an der Swine, der mittlern Ausmündung des Oderhaffs in die Ostsee, gelegen, Station der Linie S.-Ducherow der Preußischen Staatsbahnen, ist ein freundlicher Ort mit breiten Straßen und noch zum Teil einstöckigen, von Linden garnierten Häusern. Die Stadt ist der Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, einer Hauptagentur der Seewarte, einer Schiffahrtsdirektion und einer Reichsbanknebenstelle. S. bildet den Vorhafen von Stettin und zählt (1885) 8629 E. Der Hafen mit 8 m tiefem Eingang, der beste an der preuß. Ostseeküste, durch zwei (1829 vollendete) 1600 und 1000 m lange Molen bezeichnet, ist seit 1850 stark befestigt und hat einen 65 m hohen Leuchtturm. Die Reederei S.s bestand 1882 aus 39 Schiffen mit 5218 t. Außer Schiffahrt, Schiffbau, Handel und Fischerei ist für S. auch sein Seebad von Bedeutung, das 1824 begründet wurde, in neuerer Zeit aber infolge des Aufschwungs von Heringsdorf und Misdroy weniger besucht ist. Die Umgebungen sind sehr freundlich, wie denn teils das bei der Stadt liegende Gehölz, teils einige entferntere Orte, wie Heringsdorf (s. d.), Hafendorf (Osternothhafen), der Golm, Corswand, Camminke u. s. w. Gelegenheit zu Ausflügen bieten. Auch steht S. nicht bloß mit Stettin (täglich), sondern auch mit Rügen und Kopenhagen in lebhafter Dampfschiffahrtsverbindung. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. lagen sich an der Swine auf Usedom Westswine, auf Wollin Ostswine als Dörfer gegenüber, und die Einfahrt wurde durch die Swineschanze verteidigt. Seitdem 1729 die Swine schiffbar gemacht war, vergrößerte sich das Dorf

1765 an einiges von S. ins Deutsche übersetzt, das später in neuen Auflagen erschien. Neue, bis dahin noch unübersetzte Werke S.s vereinigte Tafel in einer Sammlung (8 Bde., Tüb. 1823—36), der auch eine kritische Ausgabe der «Arcana coelestia» (13 Bde., Tüb. 1833—42) besorgte. Diese sowie andere Schriften S.s haben Tafel und Hofacker auch ins Deutsche übersetzt. Vgl. die biographischen Schriften von Schaarschmidt (Elberf. 1862), Matter (Par. 1863) und White (2 Bde., Lond. 1867).

Sweïni, Ort in Darfor (s. d.).

Swenigorod, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Moskwa, mit (1884) 2320 E., welche Ackerbau treiben. S. war früher Residenz eigener Fürsten.

Swenigorodka, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, am Gniloi Tikitsch, mit 11375 E., darunter sehr viele Juden, hat einige Gewerbthätigkeit.

Swenskſund, s. Ruotsinsalmi.

Swert (Jules de), bedeutender Cellovirtuos, geb. 16. Aug. 1843 zu Löwen (Louvain) in Belgien, wo sein Vater als Kapellmeister an der Kathedrale angestellt war. Durch diesen erhielt er den ersten musikalischen Unterricht, kam frühzeitig zu Servais in die Schule, bei welchem er sich bald außerordentlich entwickelte. Schon in seinem 15. Jahre unternahm er seine erste Konzertreise nach Paris, welche seinen Ruhm begründete. Im J. 1865 folgte er einem Rufe als Konzertmeister nach Düsseldorf, 1868 kam er als großherzogl. Kammervirtuos nach Weimar und kurze Zeit darauf wurde er zum königl. Konzertmeister und Kammervirtuosen in Berlin ernannt. Seine Konzerte in allen Städten Europas machten berechtigtes Aufsehen und brachten ihm Ehre und Anerkennung in reichem Maße. Er lebt gegenwärtig in Sonnenberg bei Wiesbaden. S. ist auch als Komponist thätig; er schrieb außer einer Anzahl kleinerer Pièces: zwei große Cellokonzerte, eine große Violoncelloschule «Gradus ad Parnassum», ein Konzertstück für Cello und Orchester und eine Symphonie «Nordseefahrt». Seine beiden Opern «Die Albigenser» und «Graf Hammerstein» haben ebenfalls achtungswerte Erfolge errungen.

Sweynheym (Konrad), Genosse des berühmten Buchdruckers Arnold Pannartz (s. d.).

Swiedack (Karl), unter dem Pseudonym Karl Elmar bekannter österr. Volksdichter, geb. im Mai 1815 in Wien, war erst Kaufmann, wurde aber später Schauspieler und Theaterdichter. Schon sein erstes Stück: «Die Wette um ein Herz» (1841) hatte großen Erfolg. Von seinen weitern Stücken sind zu nennen: «Der Goldteufel», «Dichter und Bauer» (von Suppé komponiert), «Unter der Erde», «Raimund», «Das Mädchen von der Schule» u. s. w. Später zog sich S. von der Bühne zurück und widmete sich der humoristisch-satirischen Journalistik.

Swieten (Gerard van), einer der berühmtesten Ärzte des 18. Jahrh., geb. zu Leiden 7. Mai 1700, studierte zu Löwen und in seiner Vaterstadt unter Boerhaave, dessen vorzüglichster Schüler er war, neben Medizin vorzüglich Chemie und Pharmacie. Nachdem er in Leiden einige Zeit mit Erfolg praktiziert, wurde er als Professor der Medizin angestellt. Doch seine Feinde nötigten ihn, als Katholiken, dieses Amt niederzulegen. Hierauf ging er 1745 als erster Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia nach Wien. In der Folge wurde er Vorsteher der kaiserl. Bibliothek, beständiger Präsident der mediz. Fakultät, Direktor des Medizinalwesens der kaiserl. Staaten und Büchercensor. S. starb 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Seine vortrefflichen «Commentarii in Boerhaavii aphorismos de cognoscendis et curandis morbis» (5 Bde., Leid. 1741—72; neue Ausg., 8 Bde., Tüb. 1790) sichern ihm eine bleibende Stelle in der mediz. Litteratur. Seine Theorie ist aus humoralen und mechanisch-dynam. Grundsätzen zusammengesetzt. Vgl. Beer, «Friedrich II. und van S.» (Lpz. 1874); Fournier, «Gerhard van S. als Censor» (Wien 1877).

Sein Sohn, Gottfried, Freiherr van S., geb. 1733, wurde des Vaters Nachfolger als Vorsteher der kaiserl. Bibliothek und starb zu Wien 1803. Er war ein vertrauter Freund Haydns und Mozarts und brachte in Wien die Werke Händels und Bachs zur Aufführung. Für Haydn bearbeitete er «Die Schöpfung» nach einem engl. Texte; auch verfaßte er den Text zu den «Jahreszeiten».

Swietenia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Meliaceen. Man kennt nur eine im tropischen Südamerika einheimische Art, den sog. Mahagonibaum, S. Mahagoni *L.* Es ist dies ein bis zu 30 m und darüber hoher Baum mit gefiederten Blättern und kleinen regelmäßigen zwitterigen Blüten. Das rotbraune Holz bildet unter dem Namen Mahagoniholz einen wichtigen Handelsartikel. Die Rinde, gewöhnlich auch als Amarantrinde bezeichnet, wird ähnlich wie die Chinarinde gegen Wechselfieber gebraucht. Das sogenannte afrik. Mahagoni stammt von der in Senegambien einheimischen Khaya senegalensis *Guill.*, die mehrfach unter dem Namen S. senegalensis *DC.* zu der Gattung S. gerechnet wird. (Vgl. Mahagoni.)

Swift (Jonathan), ausgezeichneter satirischer und polit. Schriftsteller der Engländer, wurde zu Dublin 30. Nov. 1667 geboren. Im Alter von 15 Jahren bezog er das Trinity-College in Dublin, wo er nur mit Mühe den Grad eines Baccalaureus erhielt. Im J. 1688 wurde er in das Haus Sir Will. Temples, eines Verwandten seiner Mutter, aufgenommen, worauf er 1692 den Doktorgrad in Oxford erlangte. Dann wurde er Pfarrer zu Kilroot in Irland, gab die Stelle aber bald wieder auf und kehrte zu Sir Will. Temple zurück. Nach dessen Tode 1699 ging er als Kaplan des Lord Berkeley wieder nach Irland, wo er später die Rektorei zu Aghar und zwei kleinere Pfründen erhielt, zu denen dann noch eine dritte kam. Erbitterung über fehlgeschlagene Hoffnungen bewog ihn, polit. Schriftsteller zu werden. Eifrigst verfocht er die Sache der Whigs. Als ihn aber diese nicht nach Wunsch beförderten, trat er 1710 zu den Tories über, von denen er endlich 1713 statt des ersehnten Bistums das Dechanat zu St.-Patrick in Dublin erhielt. Seit 1701 hatte er mit Miß Esther Johnson, der berühmten Stella, die er in Temples Hause kennen gelernt hatte, in einem zärtlichen Verhältnis gestanden. Sie folgte ihm nach Irland, wo er sie heimlich geheiratet haben soll. Zugleich unterhielt er eine Freundschaft mit einer zweiten, unter dem Namen Vanessa bekannten jungen Dame, die ihm gleichfalls nach Irland folgte und dort, angeblich aus Gram über die Entdeckung seiner heimlichen Ehe mit Stella, starb. In den letzten Lebensjahren war er geisteskrank und sprach dann fast kein Wort mehr. Er starb 19. Okt. 1745.

Die beiden Werke, auf welche sich sein Schriftstellerruhm hauptsächlich gründet, sind die ohne seinen Namen erschienene «Tale of a tub» (1704),

eine Satire, in der die Abenteuer der drei Personen Peter, Martin und Jack, welche die kath., engl. und presbyterianische Kirche vorstellen, auf das witzigste erzählt werden, wobei aber nur die engl. Kirche gut wegkommt, und «Gulliver's travels» (1726), eine polit. Satire, einfach und ungeziert geschrieben, das vollendetste von allen seinen Werken, das selbst für denjenigen, dem die polit. Beziehungen unbekannt sind, höchst anziehend ist. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten seine polit. Schriften: «Discourse of the contests and dissensions between the nobles and commons of Athens and Rome» (1701), «Sentiments of a Church-of-England-man in respect to religion and government» (1708), «The conduct of the allies» (1712), «The public spirit of the Whigs» (1714), namentlich aber die «Letters by M. B. Drapier», durch welche er sich die Zuneigung der Irländer erwarb, und die erst nach seinem Tode erschienene «History of the four last years of Queen Anne». Seine Werke gaben Hawkesworth (14 Bde., Lond. 1755, 4., und 24 Bde., 8.), Thom. Sheridan (17 Bde., Lond. 1784), Walter Scott (mit vortrefflicher Lebensbeschreibung, 19 Bde., Lond. 1814) und Roscoe (2 Bde., Lond. 1853) heraus. Sein «Tagebuch in Briefen an Stella» erschien in deutscher Übersetzung von Claire von Glümer (Berl. 1866). Vgl. Forster, «Life of Jonathan S.» (Bd. 1, Lond. 1875).

Swilajinatz, Fleden im serb. Kreis Tschuprija, an der Resawa, 5 km von der Morawa gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat ein Untergymnasium und zählt (1885) 4563 E.

Swinburne (Charles Algernon), engl. Dichter, ältester Sohn des Admirals Sir Charles S. und Lady Jane Ashburnhams, einer Tochter des Grafen von Ashburnham, wurde 5. April 1835 auf dem Landsitze Holmwood bei Henley on Thames geboren. Seine erste Erziehung empfing er in Frankreich; dann besuchte er die Schule in Eton und später die Universität Oxford. Nach Vollendung seiner Studien bereiste er das Festland und verweilte längere Zeit in Florenz bei dem Dichter Walter Savage Landor. S.s erstes Werk: «The Queen-Mother and Rosamond, two plays in verse» (1860), erregte keine Beachtung. Seinen Ruf begründete er durch das nach altgriech. Muster angelegte Drama «Atalanta in Calydon» (1865, neue Ausg. 1875), dessen lyrischer Schwung, kraftvolle Schilderung und reiche poetische Einbildungskraft S. sofort als einen Dichter von hoher Begabung kennzeichnete. Weniger allgemeinen Beifall fand das in demselben Jahre veröffentlichte Drama «Chastelard», dem man rhetorische Übertreibung und sinnliche Schilderungen zum Vorwurf machte. Derselbe Vorwurf traf in noch höherm Grade den 1866 erscheinenden Band «Poems and ballads», in dem der Einfluß der neuesten franz. Romantiker und Poeten der Demi-Monde unverkennbar ist. Das öffentliche Urteil sprach sich mit solcher Entschiedenheit aus, daß der Verleger für gut fand, das Werk dem fernern Vertrieb durch den Buchhandel zu entziehen. S. selbst verteidigte sich in der Schrift «Notes on poems and reviews» (1866). Im J. 1867 dokumentierte er sich durch den Mazzini gewidmeten «Song of Italy», ein durch Reichtum und Vollendung der Formen ausgezeichnetes, wennschon wesentlich rhetorisch-dithyrambisches Gedicht, als feurigen Republikaner. In ähnlichem Stile veröffentlichte er 1870 die Victor Hugo gewidmete «Ode on the proclamation of the French Republic». Im J. 1871 erschien von ihm ein neuer Band vermischter Gedichte, die «Songs before sunrise», die den reifsten Früchten seines poetischen Schaffens zugezählt werden müssen. Sein nächstes Dichterwerk war «Bothwell, a drama in five acts and in verse» (1874), eine geniale, aber zu umfangreiche Fortsetzung von «Chastelard». Hierauf folgten die «Songs of two nations» (1875), die antikisierende Tragödie «Erechtheus» (1876), eine zweite Serie der «Poems and ballads» (1878), das epische Gedicht «Tristram of Lyonesse» (1882) und die lyrisch-didaktischen Gedichte «A century of roundels» (1883). Als scharfen Kritiker bewährte sich S. in dem Werke «William Blake, a critical essay» (1868), in der geistreichen Schrift «Under the microscope» (1872), in der er sich und seinen Freund Rosetti gegen die Anklage der Begründung einer «fleischlichen Schule der Poesie» verteidigte; «George Chapman, a critical essay» (1875), «A note on Charlotte Bronte» (1877) und «A study of Shakespeare» (1879). Eine Sammlung seiner Prosaschriften gab er 1875 unter dem Titel «Essays and studies» heraus.

Swindon, Stadt in der engl. Grafschaft Wilts, nahe dem die obere Themse bei Abingdon mit dem Lower Avon und dem Severn-Ästuarium verbindenden Kanal, der hier nach Cricklade am Churn abzweigt, Station der Linien London-Exeter und S.-Gloucester-New-Milford der Great-Westernbahn, welche zu S. ein Hauptdepôt unterhält, zählt (1881) 22365 E., und zwar in Old-Town 4696, in New-Town 17669 E., und hat eine Kornbörse und ein Arbeiterinstitut.

Swinemünde, befestigter Seehafen und Kreisstadt des Kreises Usedom-Wollin im pommerschen Regierungsbezirk Stettin, auf der Insel Usedom an der Swine, der mittlern Ausmündung des Oderhaffs in die Ostsee, gelegen, Station der Linie S.-Ducherow der Preußischen Staatsbahnen, ist ein freundlicher Ort mit breiten Straßen und noch zum Teil einstöckigen, von Linden garnierten Häusern. Die Stadt ist der Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, einer Hauptagentur der Seewarte, einer Schiffahrtsdirektion und einer Reichsbanknebenstelle. S. bildet den Vorhafen von Stettin und zählt (1885) 8629 E. Der Hafen mit 8 m tiefem Eingang, der beste an der preuß. Ostseeküste, durch zwei (1829 vollendete) 1600 und 1000 m lange Molen bezeichnet, ist seit 1850 stark befestigt und hat einen 65 m hohen Leuchtturm. Die Reederei S.s bestand 1882 aus 39 Schiffen mit 5218 t. Außer Schiffahrt, Schiffbau, Handel und Fischerei ist für S. auch sein Seebad von Bedeutung, das 1824 begründet wurde, in neuerer Zeit aber infolge des Aufschwungs von Heringsdorf und Misdroy weniger besucht ist. Die Umgebungen sind sehr freundlich, wie denn teils das bei der Stadt liegende Gehölz, teils einige entferntere Orte, wie Heringsdorf (s. d.), Hafendorf (Osternothhafen), der Golm, Corswand, Camminke u. s. w. Gelegenheit zu Ausflügen bieten. Auch steht S. nicht bloß mit Stettin (täglich), sondern auch mit Rügen und Kopenhagen in lebhafter Dampfschiffahrtsverbindung. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. lagen sich an der Swine auf Usedom Westswine, auf Wollin Ostswine als Dörfer gegenüber, und die Einfahrt wurde durch die Swineschanze verteidigt. Seitdem 1729 die Swine schiffbar gemacht war, vergrößerte sich das Dorf

Westswine und wurde, nachdem Friedrich II. die Hafenanlagen verbessert, 1765 zur Immediatstadt erhoben. Vgl. Edw. Müller, «S., Heringsdorf, Misdroy u. s. w.» (3. Aufl., Berl. 1878).

Swinoi-Ostrow, Insel im Kaspischen Meere, s. unter Apscheron.

Swinton and Pendlebury, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, zählt (1881) 18108 E. und hat Kohlengruben und Baumwollindustrie.

Swir, ein 225 km langer, 3—500 m breiter und 2,5 m tiefer Fluß im Gouvernement Olonez des europ. Rußland, der eine Verbindung des Onegasees mit dem Ladoga bewirkt, indem er aus dem erstern in den letztern fließt, ist der ganzen Länge nach schiffbar, doch seiner vielen Stromschnellen (Porogi) wegen für tiefgehende Fahrzeuge gefährlich. Er bildet eine Abteilung des großen Wassersystems, welches die Ostsee mit der Wolga und dem Kaspischen Meere in Verbindung setzt. Zu dieser Wasserstraße gehört der 40 km lange Swirkanal, welcher 1802 begonnen und 1810 beendet wurde. Derselbe führt aus dem S. in den Sjäs, der in die Südostecke des Ladogasees fällt. Vom Sjäs führt wieder der Sjässche Kanal (11 km) in den alten Ladogakanal, an dessen Stelle seit 1866 eine schleusenlose Verbindung des Ladogasees mit Petersburg getreten ist.

Swjatoi-Noß, Vorgebirge an der lappländ. Küste, im russ. Gouvernement Archangel, Kreis Kem, bildet durch sein westl. Ufer den Swjatonoßkischen Meerbusen, in welchem die Jokanskischen Inseln liegen. Das Vorgebirge ist flach, aber steinig, und tritt als scharfer Vorsprung in das Meer hinein.

Swod Sakonow (russ.), «Sammlung von Gesetzen», das russ. Reichsgesetzbuch, Corpus juris russici, s. unter Russisches Recht, Bd. XIII, S. 937b.

Syagrius hieß der letzte selbständige röm. Machthaber in Gallien. Sein Vater, der Graf Aegidius, hatte das Gebiet nördlich von der Loire bis zur Somme, mit der Hauptstadt Soissons, anfangs als röm. Statthalter und (seit 456 n. Chr.) Magister militum, seit dem Tode des trefflichen Kaisers Majorianus 461, dessen Nachfolger er nicht anerkannte, aber als unabhängiger Herrscher regiert, in guter Freundschaft mit Childerich, dem salischen Frankenkönig des Reichs von Tournay. Er vererbte sein Reich 464 auf seinen Sohn S. und unter diesem überdauerte es den Untergang des weström. Kaiserreichs zehn Jahre. Im J. 486 wurde es, nachdem S. von Childerichs Nachfolger (seit 481) Chlodwig angegriffen und in einer Schlacht unweit Soissons überwunden worden, die Beute der Franken. S. selbst floh nach Toulouse zum westgot. König Alarich II., wurde von diesem jedoch an Chlodwig ausgeliefert und auf dessen Befehl hingerichtet.

Sybaris, eine 720 v. Chr. von Achäern gegründete griech. Ackerbaukolonie in der westlichen der beiden Halbinseln Unteritaliens, nahe der Küste des Tarentinischen Meerbusens gelegen. Die Stadt gelangte infolge der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Landes bald zu großem Reichtum und bedeutender Macht; sie hatte einen Umfang von 9 km, gründete selbst neue Kolonien und beherrschte ein ausgedehntes Gebiet mit 25 Orten; aber der Luxus und die Schwelgerei der Bewohner erreichte allmählich einen so hohen Grad, daß «Sybarit» und «sybaritisch» sprichwörtliche Ausdrücke zur Bezeichnung der ärgsten Üppigkeit und Verweichlichung geworden sind. Gegen Ende des 6. Jahrh. v. Chr. entbrannte ein heftiger Krieg zwischen Croton und S., der 510 mit der gänzlichen Zerstörung von S. endigte. S. blieb in Trümmern liegen, bis im J. 443 v. Chr. von Ansiedlern aus verschiedenen griech. Landschaften unter der Leitung der Athener an der Stelle der zerstörten Stadt eine neue Stadt, Thurioi (lat. Thurii) gegründet wurde, nach welcher auch die Reste der alten Bevölkerung übersiedelten. Auch diese Stadt gelangte bald zu großer Blüte, wurde aber seit der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. durch Angriffe von seiten der Lukaner sehr geschwächt. Im J. 194 v. Chr. sandten die Römer eine lat. Kolonie dahin, welche den Namen Copia erhielt, der aber den ältern griech. Namen nicht zu verdrängen vermochte. Die Stadt blieb trotzdem später unbedeutend und ist jetzt ohne sicher nachweisbare Spuren verschwunden.

Sybel (Heinr. von), ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber, geb. 2. Dez. 1817 zu Düsseldorf, widmete sich 1834—38 zu Berlin unter Ranke histor. Studien und veröffentlichte bereits 1841 eine «Geschichte des ersten Kreuzzugs» (Düsseld. 1841; 2. Aufl. 1881), in welcher er den Nachweis führte, daß Peter der Einsiedler nicht der Urheber und Gottfried von Bouillon nicht der Führer desselben war. In demselben Jahre habilitierte er sich an der Universität zu Bonn, wo er 1844 eine außerord. Professur erhielt und in demselben Jahre seine Schrift über die «Entstehung des deutschen Königtums» (2. umgearbeitete Aufl. 1881), sowie mit Gildemeister eine Abhandlung über «Die Unechtheit des heiligen Rocks in Trier» (3. Aufl., Bonn 1845) herausgab. Im Herbst 1845 folgte er einem Rufe als ord. Professor nach Marburg. Als Abgeordneter der Universität wurde er im Herbst 1848 Mitglied der kurhess. Ständeversammlung, in der er sich zum konstitutionellen Centrum hielt. Im Frühjahr 1850 als kurhess. Abgeordneter auf den Reichstag zu Erfurt gesandt, stimmte er mit der (sog. kleindeutschen) Enbloc-Partei. Im J. 1856 folgte S. einem Rufe nach München, wo er bald nachher auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Auch begründete er daselbst das Historische Seminar, das erste in Deutschland, veranlaßte die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten, gründete 1859 die «Histor. Zeitschrift» (bis jetzt 55 Bände) und führte als Sekretär die Geschäfte der vom Könige Maximilian II. ins Leben gerufenen Historischen Kommission. Politische Differenzen veranlaßten 1861 seine Übersiedelung nach Bonn als Nachfolger Dahlmanns in der Professur der Geschichte. Er publizierte dort seine Abhandlung «Die deutsche Nation und das Kaiserreich» (Düsseld. 1862), eine scharfe Kritik des deutschen Kaisertums im Mittelalter, die eine lebhafte Polemik hervorrief; «Kleine histor. Schriften» (3 Bde., Münch. 1863—69; 3. Aufl. 1880), «Vorträge und Aufsätze» (Berl. 1874), eine Abhandlung über den «Frieden in Frankreich» (Düsseld. 1871), sowie die Schrift «Klerikale Politik im 19. Jahrh.» (Bonn 1874). Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800» (5 Bde., Düsseld. 1853 fg.; 4. Aufl. 1878). In diesem Buche begründete er nach Studien in den pariser Archiven die später von Taine weiter entwickelte Auffassung der Französischen Revolution, und gab zum ersten mal eine aus den authentischen Quellen (Archive von Berlin, Wien, London, Haag, München) geschöpfte Darstellung

der europäischen Politik jener Zeit. Im J. 1862 zum Mitgliede des preuß. Abgeordnetenhauses gewählt, gehörte er zur Opposition, mußte aber wegen eines langwierigen Augenübels 1864 sein Mandat niederlegen. Im Frühjahr 1867 sandte ihn der Wahlkreis Lennep-Mettmann in den Konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes, wo er mit der nationalliberalen Partei stimmte. Aus der parlamentarischen Thätigkeit wieder zurückgetreten, gründete er in Bonn den «Deutschen Verein der Rheinprovinz», der das Hauptorgan des Kampfes gegen die ultramontane Partei wurde. Er nahm 1874 ein Mandat zum Abgeordnetenhause in Magdeburg an und wurde 1876 und 1879 wiedergewählt. Im Herbst 1875 wurde er mit dem Range eines Geh. Oberregierungsrats Direktor der preuß. Staatsarchive und Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften, siedelte nach Berlin über und veranlaßte die Unternehmung einer großen, auf 70 Bände berechneten Publikation archivalischer Dokumente, deren Ausgabe 1878 begann und bis 1886 26 Bände geliefert hat. Zugleich gibt er im Auftrage der Akademie mit Max Duncker die politische Korrespondenz Friedrichs d. Gr. heraus und ist Mitglied der Direktion der «Monumenta Germaniae historica» geworden.

Sycee- (Siſſi-) **Silber** ist das hochfeine, in die Form kleiner Barren gebrachte Silber, das in China das eigentliche nationale Tausch- und Zahlungsmittel für den größern Verkehr bildet. Eigentlich sollte dasselbe ganz (997—1000 Tausendstel) fein sein, durchschnittlich besitzt es jedoch nur eine Feinheit von etwa $^{980}/_{1000}$. Die Barren haben annähernd die Form eines chines. Schuhs, weshalb sie im Englischen auch shoes genannt werden. Das «große Siſſi» wiegt 50 Liangs oder Taels (Unzen), das «kleine» 7, 10 oder 19 Taels.

Sydenham, südl. Vorort Londons, 9,5 km von der Londonbrücke entfernt und zum Kirchspiel von Lewisham in der Grafschaft Kent gehörend, hat (1881) 26070 E. und erhielt in neuerer Zeit dadurch Berühmtheit, daß hier das Glasgebäude, welches 1851 für die Weltindustrieausstellung im Hyde-Park diente, zum Nutzen und Vergnügen des Publikums mit entsprechenden Veränderungen und Vergrößerungen wiederhergestellt wurde. Eine besonders dafür gebildete Gesellschaft führte vom Aug. 1852 bis Mai 1854 mit einem Kostenaufwande von 1½ Mill. Pfd. St. den «Krystallpalast» von S. nach den Plänen Joseph Paxtons aus. Das Gebäude erhebt sich auf dem höchsten Hügel einer unebenen Fläche von 120 ha an der London-Brighton-Eisenbahn zwischen den Stationen S. und Anerley. Dieses ganze Areal ist in prächtige Terrassen, Gärten, Parks, Spaziergänge, Seen und Inseln, mit Statuen und Springbrunnen, verwandelt worden. Der neue Bau erhielt die eine Seite des alten zur Hauptfaçade, mit zwei Seitenkreuzflügeln so groß, als der ehemalige Hauptkreuzflügel, und einem Mittelschiff mit einem Bogendache von 36 m Spannung und 53 m Höhe. Die größte Längenausdehnung des Gebäudes beträgt 490 m, die größte Breite 120 m. Der sachliche Inhalt des Palastes bietet eine Vertretung der Kunst, Wissenschaft, Industrie und Kultur aller Zeiten und Zonen in so großartiger Weise dar, wie noch nie etwas nur Annäherndes jemals versucht worden ist. Links ziehen sich zunächst am Hauptschiffe histor. Kunsthallen (Courts) hin, die in getreuen Nachbildungen ägypt., assyr., griech., röm., byzant., maur. (Alhambrahof), mittelalterlicher, ital., Renaissance- und neuerer Bauten und Bildwerke die anschaulichste Geschichte der Kulturentwickelung darstellen. Die röm. Baukunst ist durch die Nachbildung eines in Pompeji zu Tage geförderten Prachtpalastes besonders vertreten. Außerdem findet man alle besten Skulpturen der griech., röm., neuern und neuesten Zeit und die reichste Sammlung von Porträts berühmter Männer aller Zeiten in Gipsabgüssen. Den histor. Kunsthallen auf der einen entsprechen die industriellen Hallen auf der andern Seite, architektonisch in verschiedenen Stilen formierte Räume zu Ausstellung und Verkauf. Endlich ist auf den Galerien, deren es drei übereinander im Hauptkreuzflügel gibt, noch der «Völkerbazar». Durch das gewölbte, 490 m lange Hauptschiff verteilen sich botan., zoolog. und ethnol. Gruppen, welche durch die Art der Vegetation, der Tiere und Menschen und ihrer Lebensweise die verschiedenen Zonen, Klimate, Völker und Rassen veranschaulichen. Auch die Geologie, Wassertiere, in antiseptischen Flüssigkeiten dargestellt, Rohprodukte, neue Erfindungen u. s. w. sind in besondern Abteilungen vertreten. Die Wärme für Pflanzen und Menschen wird aus dem Paxton-Tunnel (wo auch ausgestellte Maschinen arbeiten) durch ein 80 km langes Röhrensystem verteilt. Im Hauptkreuzflügel springt die große Fontäne inmitten einer reichen Blumenwelt und der berühmtesten kolossalen Skulpturen (der Sonnenrosse des Praxiteles aus dem Vatikan u. s. w.). An beiden Enden treten große Flügel hervor, zwischen denen und dem Hauptgebäude an jedem Ende des letztern, doch isoliert, ein 86 m hoher Glasturm aufgeführt ist. Der eine dieser Türme dient als Hülle für den seinen Rauch selbst konsumierenden Schornstein der Dampfmaschine, welche die Wasserkünste im Park und Palast treibt, während der andere ein Pumpwerk enthält. Der östl. Turm ist dem Publikum geöffnet, und von seiner nach außen offenen Galerie genießt man eine unvergleichliche Aussicht über London und seine Umgebungen. Außer durch seinen Inhalt und seine Lage zieht der Krystallpalast auch durch öffentliche Ausstellungen aller Art, sowie durch vorzügliche musikalische Aufführungen das ganze Jahr hindurch eine beträchtliche Menschenmenge an. S. selbst ist durch den Palast eine glänzende Stadt von Villen, Tavernen und Hotels geworden. Am 30. Dez. 1866 legte eine Feuersbrunst den wertvollsten Teil des Palastes, die tropische Abteilung, in Asche, wodurch eine reiche Sammlung von seltenen Tieren, Pflanzen und Kunstschätzen vernichtet wurde; doch begann sofort wieder die Restauration des abgebrannten Teils. Aus der reichen Litteratur über den Krystallpalast sind neben dem «Official guide» (3 Bde., Lond. 1854 u. öfter) zu nennen die Prachtwerke: «Views of the Crystal Palace and Park» (Lond. 1854), und Cundall, «Works of art in the Crystal Palace» (Lond. 1855).

Sydenham (Thomas), einer der berühmtesten Ärzte aller Zeiten, wurde 1624 zu Windford-Eagle in der engl. Grafschaft Dorset geboren, bezog 1642 die Universität zu Oxford, wendete sich dann nach London, wo ihn der Arzt Th. Coxe für die Heilkunde gewann, und kehrte erst 1648 nach Oxford zurück, um das Baccalaureat zu erlangen. Nachdem er in Cambridge die Doktorwürde erlangt, ließ er sich in London als praktischer Arzt nieder und

machte sich bald durch glückliche Kuren bekannt. Insbesondere erwarb er sich durch seine Behandlung der Pocken und der 1655 und 1656 England heimsuchenden Pest großen Ruhm. Er starb 29. Dez. 1689. S. war ein Feind aller Systemsucht und verdankt sein Glück in der Praxis und seinen Ruhm hauptsächlich einer aufmerksamen und unbefangenen Beobachtung der Natur. Von seinen sämtlich in lat. Sprache abgefaßten Schriften sind besonders hervorzuheben seine «Observationes medicae circa morborum acutorum historiam et curationem» (Lond. 1675) und sein «Tractatus de podagra et hydrope» (Lond. 1683). Neuere Ausgaben von S.s «Opera omnia» besorgten Kühn (Lpz. 1827) und die nach ihm benannte Sydenham-Society (Lond. 1844). Letztere Gesellschaft, welche 1843—57 bestand und sich die Herausgabe von Übertragungen mediz. Werke zur Aufgabe gestellt hatte, veröffentlichte auch eine engl. Übersetzung von S.s «Complete works» (2 Bde., Lond. 1848—50); eine deutsche Übertragung hatte schon früher Mastalier (2 Bde., Wien 1786—87) besorgt. Vgl. F. Jahn, «Sydenham» (Eisenach 1840); John Brown, «Locke and Sydenham» (Edinb. 1866).

Sydney, fälschlich Sidney, Hauptstadt der brit. Kolonie Neusüdwales und Hauptort der Grafschaft Cumberland, auf der Südostküste des Festlandes von Australien, in prachtvoller Lage, auf der Südseite des Port-Jackson, einer der schönsten, sichersten und geräumigsten Hafenbaien der Welt, die von Osten gegen Westen in das Land eindringt, sich unendlich vielfach verzweigt und rings von Bergen und Felsen umsetzt ist. Gleich hinter dem Felsenthor, welches den Eingang bildet, teilt sich die Bai in zwei Arme. Der eine zieht sich nach Nordwesten, der andere gerade nach Westen und enthält über 50 Buchten, von denen wenigstens 20 die größten Schiffe sicher aufnehmen können. Von der Südseite streckt sich eine Halbinsel in die Bai, welche durch einschneidende Buchten dreizackig erscheint. Der östl. Zinken liegt zwischen der Woolomoloobai und der ausschließlich für Kriegsschiffe vorbehaltenen Farm-Cove, der mittlere zwischen dieser und der Sydney-Cove, der westlichste und größte zwischen dieser und der Darling-Cove oder dem Darling-Harbour, dem eigentlichen Handelshafen. Auf letzterm Vorsprung der Halbinsel liegt die ursprüngliche Stadt, die sich aber in neuester Zeit mehr und mehr auch über den mittlern Ast ausdehnte und jetzt größtenteils auf dem hinter den drei Zacken liegenden Sandsteinplateau ausbreitet. S. ist die älteste Stadt Australiens. Dieselbe wurde seit 1788 unter dem Namen Sydney-Cove erbaut, um hier die ursprünglich für Botanybay (s. d.) bestimmte Verbrecherkolonie anzusiedeln, und schwang sich rasch zu dem wichtigsten Orte Australiens auf. Namentlich hob sie sich seit der Golderfindung (1851) in Australien in erstaunlicher Weise. S. ist eine Stadt von durchaus engl. Charakter. Stadt und Hafen sind gedeckt durch die Forts Macquarie und Phillip, sowie durch das Fort Denison auf dem nahen Inselchen Pinchgut, mehrere Batterien und ein gegen Nordosten an der Gegenküste auf Bradley-Point gelegenes Fort. Die nähere Umgegend ist dürr, felsig und öde, doch breiten sich rundumher auf beiden Seiten der Hafenbai anmutige Landhäuser, Parke und Gärten aus, nach Osten bis zum Ocean, nach Westen bis Paramatta. Das Ganze bietet, vom Hafen oder den nahen Höhen aus gesehen, mit den unzähligen Buchten und Felsenkaps des Port-Jackson eine ganz unvergleichliche Scenerie. S. zählte 1800 erst gegen 2600 E., 1881 bereits 224211, wovon 103379 auf die eigentliche Stadt kommen; darunter auch viele Deutsche.

Mit Ausnahme des ältern Teils der Stadt, dessen Gassen schmal und krumm sind, hat S. gerade, regelmäßige Straßen. Die Häuser sind meist aus Sandstein erbaut und zum Teil wahre Paläste mit prächtigen Kaufläden und Magazinen. Es gibt viele stattliche öffentliche Gebäude, darunter der Gouvernementspalast, das Parlamentsgebäude, die in reichem got. Stil erbaute Universität, die Post, und unter den zahlreichen Kirchen aller Religionsparteien die Kathedrale St.-Andrew. Die Stadt ist der Sitz des Gouverneurs und Oberbefehlshabers von Neusüdwales, der Ministerien und des Parlaments der Kolonie, eines anglikanischen Bischofs und eines röm.-kath. Erzbischofs. Sie hat eine 1850 gegründete Universität mit theolog. Seminaren der Anglikaner, Katholiken und Presbyterianer, mehrere Kollegien und Akademien, eine Handelsschule, ein Museum mit hochinteressanten ethnolog. und zoologischen Sammlungen, zwei öffentliche Bibliotheken mit 46000 und 20000 Bänden, einen botan. Garten von außerordentlicher Schönheit, eine Sternwarte (33° 51′ 41″ südl. Br., 151° östlich von Greenwich), mehrere Theater, einen Cirkus u. s. w.; ferner Gesellschaften für schöne Künste, Handel, Acker- und Gartenbau, Botanik und Blumenzucht, einen Akklimatisationsverein und andere wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften. Auch befinden sich in S. eine 1855 errichtete Münze, die Australian Joints Stock Bank, die Bank of Australasia, die Bank of New South Wales, die Bank of New Zealand, die Citybank, die Commerical Banking Company of Sydney, die Unionbank of Australia, eine Börse, eine Handelskammer, Seeassekuranzen u. s. w. Zugleich hat S. mehrere große Industrie-Etablissemets auf Aktien und bedeutende Fabriken und Manufakturen, namentlich Eisengießereien, Schmelzhütten, Fabriken für Maschinen, Kutschen, Wagen, Leinwand, Tuch, Kleidung, Hüte, Seife, Lichte, Leder, Schuhwerk, Fleischkonserven, Tabak und Cigarren; ferner Bierbrauereien, Zuckersiedereien, Rumbrennereien, große Schiffswerfte, mehrere Docks, Seilerbahnen, eine umfangreiche Tischlerei u. s. w. Das Trockendock der Regierung ist für Schiffe von 3500 t berechnet. S. ist der Sammelpunkt aller Stapelprodukte von Neusüdwales, das Centrum der austral. Dampfschifffahrtsgesellschaften, des Schiffbaues und Walfischfangs der Kolonie, des ganzen Verkehrs mit Neuseeland und den übrigen Inseln der Südsee. Postdampfer setzen es einerseits über Melbourne mit Point de Galle in Indien und so mit Mauritius, der Kapstadt und dem Mutterlande, andererseits über Neuseeland mit Panama in Verbindung, während andere Dampferlinien nach Batavia, Honglong und Shanghai führen. Im J. 1881 liefen 1322 Segelschiffe und 444 Dampfer von zusammen 973425 t ein. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind jetzt in erster Linie Gold, in zweiter Wolle. Dann folgen Kohlen, Vieh, Getreide, Felle, Talg, Brot und Mehl, Butter und Käse, Bauholz, Leder, Seife, Spirituosen, Fischereiprodukte u. s. w. Die Einfuhr besteht zum größter

Teil in engl. Fabrikaten aller Art, in Zucker, Kaffee, Tabak und in Kolonialprodukten, sowie in Waren aus Indien und China. S. ist Sitz des deutschen Generalkonsuls für Australien nebst Tasmanien, Neuseeland und die Viti-Inseln, sowie des deutschen Konsuls für Neusüdwales.

Sydney, Hauptstadt von Cape-Breton (s. d.).

Sydow (Karl Leop. Adolf), freisinniger prot. Theolog, geb. 23. Nov. 1800 zu Berlin, studierte in Berlin, wurde dann Repetent am königl. Kadettenkorps daselbst, 1828 Prediger und ord. Lehrer an dieser Anstalt, 1837 Hof-, Gardedivisions- und Garnisonsprediger in Potsdam. Bei Friedrich Wilhelm IV. stand S. anfangs in hohem Ansehen und übernahm im Auftrage des Königs 1841 eine Sendung nach England, in deren Folge er auch zur Königin Victoria und dem Prinzen Albert in nahe Beziehungen trat und von dem Fürstenpaar mit einem Gutachten über die damals in Schottland angebrochene Bewegung für Lösung der Verbindung von Kirche und Staat beauftragt wurde. Eine deutsche Bearbeitung dieses Gutachtens, welches sich rückhaltlos für die schott. Freikirche aussprach, erschien unter dem Titel «Die schott. Kirchenfrage» (Potsd. 1845). S. fungierte 1844 als Assessor und zweiter Vorsitzender der brandenb. Provinzialsynode und nahm 1846 auch an der preuß. Generalsynode teil. S. folgte im Herbst 1846 einem Rufe zum Prediger an die Neue Kirche zu Berlin. Im J. 1848 wurde er in die berliner Nationalversammlung gewählt. Im Verein mit andern begründete er die «Zeitschrift für die unierte Kirche», an deren Stelle 1854 die ebenfalls unter seiner Mitwirkung ins Leben gerufene «Prot. Kirchenzeitung» trat. Auf Anlaß eines im berliner Unionsverein 1872 gehaltenen Vortrags über die wunderbare Geburt Jesu (abgedruckt in der «Sammlung prot. Vorträge», Bd. 2, Berl. 1872) wurde S. vom brandenb. Konsistorium in Untersuchung gezogen und als Irrlehrer seines Amts entsetzt. Im J. 1873 wurde dieses Urteil in einen «geschärften Verweis» umgewandelt. S. veröffentlichte diese Verhandlungen in den «Aktenstücken betreffend ꝛc.» (Berl. 1873). Im J. 1876 nahm S. seinen Abschied. Er starb 23. Okt. 1882 in Berlin. Vgl. Sydow, «Dr. Adolf S.» (Berl. 1885).

Sydow (Theod. Emil von), ausgezeichneter deutscher Geograph, geb. 15. Juli 1812 zu Freiberg, wurde 1826 als Hospitant in die erfurter Divisionsschule aufgenommen. Er trat 1829 in das preuß. Infanterieregiment Nr. 31 ein und wurde 1833 zum Lehrer der Geographie und Kriegswissenschaft an der Schule der 8. Division ernannt. Seit 1835 widmete er seine Lehrkraft ausschließlich der Geographie. Bei dem Mangel an brauchbaren kartographischen Lehrmitteln begann er 1838 die Herausgabe seiner «Wandkarten». Im J. 1843 als Mitglied der Obermilitär-Examinationskommission nach Berlin kommandiert, wurde er 1849 mit dem geogr. Unterricht des Prinzen Albrecht, bald darauf auch mit den militärgeogr. Vorträgen an der Kriegsschule (nachherigen Kriegsakademie) betraut. Im J. 1855 nahm er den Abschied und siedelte nach Gotha über. Neben seinen eigenen Karten machten besonders seine kritischen Berichte «über den kartogr. Standpunkt Europas», die er seit 1856 einige Jahre hindurch in Petermanns «Mitteilungen» veröffentlichte, seinen Namen bekannt. Er trat 1860 in die preuß. Armee zurück und nahm nun, als Major dem Großen Generalstab attachiert, seine militärgeogr. Vorträge an der Kriegsakademie wieder auf. Als 1867 bei dem Generalstabe die geogr.-statist. Abteilung gegründet wurde, erhielt S. deren Leitung. Im J. 1870 wurde er zum Oberst ernannt. Er starb 13. Okt. 1873.

Unter S.s kartogr. Arbeiten, die fast sämtlich Übertragungen in fremde Sprachen erlebten, sind hervorzuheben die bereits erwähnten Wandkarten: Erdkarte in 12, Europa in 9, Asien in 12, Afrika in 6, Amerika in 10, Australien in 6, Deutschland in 9 Sektionen. Ferner sind zu nennen: «Methodischer Handatlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde» (30 Karten, 4. Aufl., Gotha 1870), «Schulatlas» (42 Karten, 32. Aufl., Gotha 1880), «Oro-hydrogr. Atlas» (25 Blatt), «Orographischer Atlas» (24 Blatt), «Hydrotopischer Atlas» (28 Blatt), «Hydrographischer Atlas» (29 Blatt), «Gradnetz-Atlas» (18 Blatt). Der Schwerpunkt der Sydowschen Karten liegt in der trefflich durchgeführten Beschränkung der Details auf das für den Unterricht Notwendige und in der wirkungsvollen Betonung des physisch-geogr. Moments. Seine Schriften erschienen meist in Zeitschriften; so die «Übersicht der wichtigsten Karten Europas» (ein Beiheft zum «Militär-Wochenblatt» 1864), «Nordoitalien, eine militärisch-geogr. Skizze» (in «Unsere Zeit», 1860). S. ist der Schöpfer des neuerdings eingegangenen wertvollen Nachschlagebuchs «Registrande der geogr.-statist. Abteilung des Großen Generalstabes» (Jahrg. 1—13, Berl. 1870—83). Sein 1862 begonnener «Grundriß der allgemeinen Erdkunde» blieb unvollendet.

Sydrah (Golf von), s. unter Syrten.

Syene, Stadt in Ägypten, s. Assuan.

Syēnit nennt man nach dem heutigen petrographischen Sprachgebrauch ein körniges Massengestein, in welchem unter den Feldspatgemengteilen der Orthoklas vorherrscht und Quarz als wesentlicher Gemengteil fehlt. Schon Plinius benutzt den Namen S. für die Gesteine, welche in den Brüchen von Syene, dem heutigen Assuan in Ägypten, gewonnen wurden; Werner entlehnte denselben zur Bezeichnung der charakteristischen Felsart aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden, und so blieb er dieser und den verwandten Vorkommnissen eigen, obschon sich später herausstellte, daß das Gestein von Syene gar nicht unter den Begriff des S. fällt, sondern ein quarzführender Hornblendegranit ist. Man unterscheidet: 1) Den eigentlichen Syenit oder Hornblendesyenit, ein äußerlich granitähnliches Gemenge von weißem oder fleischrotem Orthoklas und dunkelgrüner bis schwarzer Hornblende als leitenden Mineralien, wozu accessorisch Plagioklas, bisweilen Biotit und Quarz, wohl immer Magneteisen (Titaneisen) und Apatit hinzutreten, auch Titanit, Zirkon und Epidot stellen sich in spärlicher Menge ein. Durch Überhandnehmen des Quarzes geht dieser S. in Hornblendegranit über. Ausgezeichneter eigentlicher S. findet sich z. B. im Plauenschen Grunde bei Dresden, bei Moritzburg auf dem rechten Elbufer, am Ehrenberg bei Ilmenau, in Mähren zwischen Blansko und Boskowitz, bei Biella in Oberitalien, im Gebirgsstock des Vitos bei Sofia, vielorts in Norwegen und dem Ural. In technischer Hinsicht läßt sich diese verbreitetste Abart ebenso verwenden, wie der Granit, und die feinkörnigen Abänderungen sind sehr geschätzt. 2) Den Glimmersyenit, die

quarzfreie Kombination von vorwaltendem Orthoklas und dunklem Magnesiaglimmer; dieselbe ist in dieser granitähnlichen Ausbildung recht selten, dagegen besitzt ihre porphyrische oder teilweise dichte Modifikation als sog. Minette (welche aber nicht mehr zum S. gerechnet werden kann) eine weite Verbreitung. 3) Den Augitsyenit, ein quarzfreies Gestein, welches in erster Linie aus Orthoklas und dunklem Augit besteht, manchmal reich an accessorischen Gemengteilen ist, und am Monzoniberge in Südtirol, sowie an der Südküste Norwegens in der Gegend von Laurvik und Frederiksvärn erkannt wurde.

Sykomore oder Maulbeerfeigenbaum (Ficus Sycomorus *L.*, Sycomorus antiquorum *DC.*), ein Baum Mittelafrikas, der ein hohes Alter und eine ansehnliche Größe erreichen kann. Die feigenähnlichen Früchte stehen an den ältern Ästen und sind zu traubenartigen Fruchtständen vereinigt. Sie sind süß, etwas gewürzhaft und werden in Ägypten häufig genossen. Die Särge, in denen die ägypt. Mumien liegen, sind aus dem fast unverweslichen Holze der S. verfertigt. Wegen seiner Festigkeit und Widerstandsfähigkeit findet auch jetzt noch das Sykomorenholz eine ausgedehnte Verwendung bei Herstellung von Wirtschaftsgeräten u. dgl.

Sykophanten (grch.) hießen in Athen (angeblich) ursprünglich die Aufpasser, welche solche Leute ausspürten und anzeigten, die gegen das Verbot Feigen (grch. σῦκα) aus Attika ausführten und verkauften. Zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs dagegen nannte man S. überhaupt jeden, der in der Regel aus Bosheit oder Gewinnsucht ein Gewerbe daraus machte, gegen angesehene Männer als Denunziant oder freiwilliger Ankläger aufzutreten.

Sykōsis (grch.), Bartsinne, s. unter Bart.

Sylbe, s. Silbe.

Sylburg (Friedr.), deutscher Philolog, geb. 1536 zu Wetter bei Marburg, bildete sich nach Vollendung seiner Studien in Marburg und Jena auf Reisen weiter aus und beschäftigte sich dann, nachdem er an den Schulen in Neuhaus bei Worms und zu Lich in der Wetterau thätig gewesen war, bis an seinen Tod (17. Febr. 1596) teils mit Herausgabe alter Schriftsteller, teils mit Besorgung von Korrekturen in den berühmtesten Druckereien, namentlich der Wechelschen zu Frankfurt und der Commelinschen zu Heidelberg, wo er Bibliothekar der Universität war. Durch die neue Bearbeitung von Clenardus' «Institutiones linguae Graecae» (Frankf. 1580 u. öfter) und seine Teilnahme am griech. Thesaurus von H. Stephanus machte er sich um die griech. Grammatik und Lexikographie hoch verdient. Durch die kritischen Ausgaben der Werke des Pausanias (Frankf. 1584; 2. Aufl. 1613), des Herodot (Frankf. 1584), Aristoteles (11 Tle., Frankf. 1584—87), des Dionysius von Halikarnaß (Frankf. 1586), des Zosimus (Frankf. 1590), des Clemens von Alexandria (Heidelb. 1592), des Justinus Martyr (Frankf. 1593), des Apollonius Dyskolos «De syntaxi libr. IV graece et latine» (Frankf. 1590) und des «Etymologicum magnum» (Heidelb. 1594) trug er viel zur Verbreitung der griech. Litteratur bei. S.s «Epistolae quinque ad Paulum Melissum» gab Creuzer (Frankf. a. M. 1827) heraus.

Syllabarium (lat.), A-b-c-Buch.

Syllăbus, ein ursprünglich griech. Wort, heißt im spätern Latein, namentlich der christl. Schriftsteller, ein Inhaltsverzeichnis, eine Aufzählung. In neuerer Zeit wurde der Ausdruck durch den «Syllabus», ein Verzeichnis aller angeblichen Irrlehren der Gegenwart, populär, welcher der päpstl. Encyclica vom 8. Dez. 1864 beigegeben war. (S. Encyclica.)

Syllepsis (grch.) heißt eine grammatisch-syntaktische Figur, nach welcher ein Attribut oder Prädikat auf zwei oder mehrere Subjekte bezogen wird, die in Hinsicht der Person, des Geschlechts und Numerus verschieden sind.

Syllogismus (grch.) ist ein mittelbarer Schluß, d. h. die Form der Gedankenverknüpfung, in welcher die Gültigkeit eines Urteils durch zwei andere Urteile, in welchen ein vermittelnder Begriff vorkommt, begründet wird. Die begründenden Urteile heißen die Vordersätze oder Prämissen, das begründete der Schlußsatz; die Prämisse, in welcher das Prädikat des Schlußsatzes vorkommt, heißt der Obersatz; die, in welcher das Subjekt des Schlußsatzes vorkommt, der Untersatz; ebenso heißt der Begriff, über welchen im Schlußsatze eine Bestimmung gewonnen werden soll, also das Subjekt des Schlußsatzes, der Unterbegriff; der, welcher die Bestimmung enthält, also das Prädikat des Schlußsatzes, der Oberbegriff; endlich der, welcher den Schluß vermittelt, der Mittelbegriff. Die einfachste Grundform des S. ist die des kategorischen S. Derselbe beruht darauf, daß der Unter- und Oberbegriff in dem Schlußsatz in ein Verhältnis zueinander treten, welches in den Prämissen durch ihre gemeinschaftliche Beziehung auf den Mittelbegriff ausgesprochen ist. Die gewöhnlichen Schulregeln des kategorischen S. sind: 1) daß in ihm nicht mehr Hauptbegriffe vorkommen dürfen als drei. Gegen diese Regel wird häufig dadurch gefehlt, daß ein und dasselbe Wort nicht genau in derselben Bedeutung genommen und durch Zweideutigkeit des Mittelbegriffs der Schlußsatz widerrechtlich erschlichen wird (Quaternio terminorum). 2) Aus zwei partikulären Prämissen kann ebenso wenig etwas mit Sicherheit geschlossen werden als aus zwei negativen, weil in beiden Fällen das Verhältnis des Unter- und Oberbegriffs nicht hinlänglich bestimmt ist. Endlich ist 3) der Schlußsatz auf das kleinste Maß dessen beschränkt, was in den Prämissen ausgesprochen ist, sodaß, wenn in den Prämissen ein partikulärer oder verneinender Satz vorkommt, der Schlußsatz nicht allgemein und bejahend ausfallen kann. Die vollständige Entwickelung der Formen, in welchen ein kategorischer S. möglich ist, ist die Aufgabe der Syllogistik. Bezeichnet man den Oberbegriff durch P, den Unterbegriff durch S, den Mittelbegriff durch M, so sind im allgemeinen folgende Stellungen, Schlußfiguren genannt, möglich:

I.	II.	III.	IV.
MP	PM	MP	PM
SM	SM	MS	MS
SP	SP	SP	SP

Die erste Stellung ist die natürlichste, weil da S und P in den Prämissen schon die Stellung haben, die sie im Schlußsatze als Subjekt und Prädikat einnehmen sollen; die vierte ist die künstlichste, weil bei ihr das Gegenteil statthat. Die nähern Bestimmungen jeder dieser Figuren nach Quantität und Qualität der einzelnen Sätze nennt man die Schlußformen (modi), und hier zeigen sich bei der zweiten und dritten Figur Beschränkungen, welchen die erste Figur nicht unterliegt. In dieser sind nämlich bejahende und verneinende, allgemeine und beson-

dere Schlußſätze möglich, während die Schlüſſe in der zweiten Figur nur auf negative, die in der dritten nur auf partikuläre Schlußſätze führen. Den kategoriſchen S., welche ſich mit lauter kategoriſchen Urteilen beſchäftigen, ſtehen die Schlüſſe aus hypothetiſchen und disjunktiven Urteilen als die hypothetiſchen und disjunktiven S. gegenüber. Das hypothetiſche Urteil bezieht ſich auf das Verhältnis zwiſchen Bedingung (antecedens) und Bedingtem (consequens). In dieſem Verhältniſſe liegt, daß mit der Setzung der Bedingung oder des Grundes auch das Bedingte oder die Folge geſetzt, mit der Aufhebung der Folge auch der Grund aufgehoben iſt. Lautet daher der Oberſatz: Wenn A iſt, ſo iſt B, ſo ſind zwei Formen des hypothetiſchen S. möglich: 1) Nun iſt A, folglich iſt B, und 2) Nun iſt B nicht, folglich iſt A nicht. Das disjunktive Urteil, welches ſowohl in kategoriſcher als hypothetiſcher Form auftreten kann, ſetzt eine Reihe disjunktiver Begriffe oder Fälle, d. h. ſolcher, wobei die Setzung des einen die Aufhebung der übrigen und umgekehrt zur Folge hat. Daher iſt die Form des disjunktiven S.: Entweder iſt A oder B oder C; nun iſt A, folglich weder B noch C; nun iſt A nicht, folglich entweder B oder C; nun iſt weder A noch B, folglich C; nun iſt entweder A oder B, folglich nicht C. Die zuſammengeſetzten S., wie der apagogiſche S., das Dilemma, das Epicherem, der Sorites, bilden nicht beſondere Arten der Beweisführung, ſondern befolgen ebenfalls nur die Regeln der einfachen Schlußformen.

Sylphen (grch.), auch wohl Sylvani, Penaten oder Lemuren, heißen im polytheiſtiſch-pantheiſtiſchen Syſtem der Paracelſiſten (ſ. Paracelſus) die Elementargeiſter (ſ. d.) der Luft, welche gleich den übrigen Elementargeiſtern (saganae) die Mitte zwiſchen immateriellen und materiellen Weſen halten, dem zufolge zwar gleich den Menſchen eſſen, trinken, ſprechen, wandern, krank werden, Kinder zeugen, aber ſich dadurch den reinen Geiſtern nähern, daß ſie weit behender, durchſichtiger und ſchneller ſind als irgend ein tieriſcher Körper, mithin auch von Gegenwärtigem und Zukünftigem mehr wiſſen und erfahren als die Menſchen, auch ſich nicht einſperren laſſen und aus Geiſt und Körper ohne Seele beſtehen, weshalb bei ihrem Tode auch keine Seele zurückbleibt. Ihrer Geſtalt nach ſind die S. rauher, länger und ſtärker als die Menſchen, ſtehen jedoch der menſchlichen Natur wegen des gemeinſchaftlichen Aufenthalts im Element der Luft unter allen Elementargeiſtern am nächſten, verkehren auch zuweilen mit Menſchen, am liebſten mit Kindern und einfältigen, harmloſen Leuten, und vermählen ſich ſogar mit ihnen gleich den Undinen und Gnomen. Die aus einer ſolchen Ehe entſprießenden Kinder aber haben eine Seele und gehören zum Menſchengeſchlecht. Eine Abhandlung über die Elementargeiſter unter dem Titel «Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris et caeteris spiritibus» findet ſich im neunten Teile der Huſerſchen Ausgabe (Baſ. 1590) von den Werken des Paracelſus.

Sylt, eine zum Kreiſe Tondern der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein gehörige, etwa 100 qkm große Inſel in der Nordſee mit 3000 E., liegt an der Außenſeite des 7—15 km breiten Wattenmeers, das in den meiſten Teilen zur Ebbezeit waſſerfrei iſt, aber auch von vielen fahrbaren «Tiefen» oder Wattſtrömen durchzogen wird, und ſteht in regelmäßiger Dampfſchiffahrtsverbindung mit Hoyer. Die Inſel hat eine eigentümliche, in drei Halbinſeln ſich ausſpreizende Geſtalt, ſodaß ſie wie ein zweiſchneidiges Beil oder wie ein Hammer mit kurzem Stiel ausſieht. Der ſüdlichſte Punkt iſt Hörnum-Odde, der nördlichſte Ellenbogen. Die öſtlichſte Spitze des etwa in der Mitte der Inſel gegen das Feſtland vorgeſtreckten Zipfels heißt Röſſe und iſt nur 10 km von der kontinentalen Küſte entfernt. Im Süden wird S. durch die Fahrtrapptiefe von den Inſeln Amrum und Föhr, im Norden durch die Liſter Tiefe von Röm geſchieden. Die Inſel liegt durchſchnittlich 10—30 m über dem Meere; an einigen Stellen erheben ſich Dünen bis zu 50 m. Dünen und Sandklitten erfüllen mit geringer Ausnahme die ſüdl. Halbinſel (Hörnum) wie die nördliche, deren äußerſtes Ende Liſtland heißt. Nur der mittlere Hauptteil enthält Marſch- und Geeſtland. Man rechnet etwa 40 qkm auf urbares Land; alles übrige iſt Heide. Auf der Geeſt findet man zahlreiche Grabhügel; einzelne kommen in der Marſch vor, und auch ein wohlerhaltener Ringwall, die ſog. Burg beim Dorf Tinnum, liegt in der Marſch. S. iſt in drei Kirchſpiele geteilt und bildet einen Amtsgerichtsbezirk. Die Bewohner gebrauchen als Volksſprache einen beſondern nordfrieſ. Dialekt, während ſeit der Reformation Kirchen- und Schulſprache deutſch iſt. Die Männer ſind als tüchtige Seeleute bekannt; ſonſtige Erwerbszweige ſind Ackerbau und Viehzucht, ſowie Auſtern- und Entenfang. Der Hauptort iſt Keitum mit einem kleinen Hafen, der aber allmählich durch Anſchlickung unbrauchbar geworden; der Landungsplatz der Dampfſchiffe iſt jetzt bei dem 3 km nördlich gelegenen Munkmarſch. Ungefähr 4 km von Keitum, gegen die Weſtküſte hin, liegt Weſterland mit einem ſeit 1857 in Aufnahme gekommenen, neuerdings ſtark beſuchten Seebade, einem der kräftigſten in der Nordſee. Mitten auf der Heide zwiſchen Wenningſtedt und Kampen ſteht ein großer und wohleingerichteter Leuchtturm. In dem nördlichſten Teile, dem 22 qkm großen Liſtland, das bis 1864 zum jütländ. Amt Ribe gehörte, liegt das Dorf Liſt und der verſandete Königshafen, durch den «Ellenbogen» gebildet, auf dem zwei kleinere Leuchttürme ſtehen. Öſtlich von dieſem Hafen befindet ſich die Liſter Reede. In der oben erwähnten Liſter Tiefe ſchlug Chriſtian IV. von Dänemark die ſchwed.-holländ. Flotte in den Seetreffen vom 16., 23. und 24. Mai 1644. Vgl. Hanſen, «Die nordfrieſ. Inſel S.» (Lpz. 1859); Rodenberg, «Stilleben auf S.» (3. Aufl., Berl. 1876); Handelmann, «Die amtlichen Ausgrabungen auf S.» (Kiel 1873); Heß, «Erinnerungen an S. Naturwiſſenſchaftliche und hiſtor.-geogr. Skizzen» (Hannov. 1876); Marcus, «Das Nordſeebad Weſterland-S.» (2. Aufl., Tondern 1878); Kunkel, «Der Kurort S. und ſeine Heilwirkung» (Kiel 1878); Hepp, «Praktiſcher Wegweiſer auf der Inſel S.» (Tondern 1885).

Sylva (Carmen), ſchriftſtelleriſches Pſeudonym der Königin Eliſabeth von Rumänien.

Sylvander, Pſeudonym von Heinrich Chriſtian von Brocke.

Sylvanit, ſ. Schrifterz.

Sylveſter I., Papſt 314—335, bekehrte den Kaiſer Konſtantin d. Gr. zum Chriſtentum und ſoll nach der ſpätern Sage von ihm das ſog. Patrimonium Petri zum Geſchenk erhalten haben. Er führte durch Begründung einer Sängerſchule zu Rom den Ambroſianiſchen Kirchengeſang ein. Er ſtarb

31. Dez. 335 (Sylveſtertag, Sylveſterabend) und wird von der kath. wie griech. Kirche als Heiliger verehrt.

Sylveſter II., Papſt 999—1003, der Lehrer Ottos III., hieß eigentlich Gerbert. Aus niederm Stande etwa 950 wahrſcheinlich zu Aurillac in der Auvergne geboren, widmete er ſich dem geiſtlichen Stande und ſtudierte in Barcelona und unter den Arabern in Sevilla und Cordova. Er bereiſte dann Italien, Deutſchland und Frankreich und lehrte in Reims Mathematik, Philoſophie und klaſſiſche Litteratur. Nachdem er ſeit 980 Abt zu Bobbio geweſen und dann die erzbiſchöfl. Würde zu Reims und zu Ravenna bekleidet hatte, wurde er durch Vermittelung Kaiſer Ottos III. 999 auf den päpſtl. Stuhl erhoben, ſtarb jedoch ſchon 1003. Philoſophie und Mathematik waren ſeine Lieblingswiſſenſchaften, wie er denn einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit und zugleich ein bedeutender Publiziſt war. Er machte mehrere Erfindungen und kam durch ſeine phyſik. und chem. Kunſtfertigkeiten in den Ruf eines Schwarzkünſtlers. In Gemeinſchaft mit Kaiſer Otto III. ſorgte er für den Flor der Schulen. Gedruckt ſind von ihm Briefe u. ſ. w. (herausg. von Olleris, Clermont 1867), ungedruckt dagegen ſeine mathem. und aſtron. Schriften. Vgl. Hock, «Gerbert und ſein Jahrhundert» (Wien 1837); Büdinger, «Über Gerberts wiſſenſchaftliche und polit. Stellung» (Kaſſel 1851); Werner, «Gerbert von Aurillac» (Wien 1878).

Sylveſter III., der Gegenpapſt Benedikts IX., wird in der röm. Kirche nicht mitgezählt.

Sylveſter, Pſeudonym für Georg Anton von Hardenberg (ſ. d.), Bd. VIII, S. 841[a].

Sylveſter-Orden, ſoviel wie Orden vom Goldenen Sporn.

Sylvia, der 87. Aſteroid, ſ. unter Planeten.

Sylvin, natürliches regulär kryſtalliſierendes Chlorkalium (KCl), das in Staßfurt und Kalusz in Galizien und andern Orten unter den Salzmineralien ſich findet und jährlich in der Menge von mehrern Millionen Centnern gewonnen und verarbeitet wird. Nächſt dem Carnallit und dem Kainit iſt der S. das wichtigſte der Kalimineralien, aus denen man ſchwefelſaures Kali, Pottaſche und kalihaltige Düngerpräparate darſtellt.

Sylvius (Franz), eigentlich de le Boë, berühmt als Begründer eines chemiatriſchen Syſtems, geb. 1614 zu Hanau. Er ſtudierte zuerſt in Leiden, dann in Paris und wurde 1637 zu Baſel Doktor der Medizin. Hierauf praktizierte er in Hanau, Leiden und Amſterdam, bis er als Profeſſor der Medizin nach Leiden kam, wo er 14. Nov. 1672 ſtarb. Seine Lehre ſetzte er hauptſächlich in den Schriften «Disputationum medicarum decas» (Amſterd. 1663) und «Praxeos medicae idea nova» (1. Buch, Leid. 1667; 2. Buch, Vened. 1672; 3. Buch, Amſterd. 1674) auseinander. Seine «Opera medica» erſchienen in Amſterdam (1679), in Genf (1731) und öfter.

Nicht zu verwechſeln mit ihm iſt der weniger berühmte, aber vielleicht mehr verdiente Anatom Jakob S., eigentlich Dubois, geb. 1478 zu Amiens, der in Paris ſtudierte, ebendaſelbſt ſeit 1531 als Baccalaureus anatom. Vorleſungen zu halten begann und dieſe unter außerordentlichem Beifall bis zu ſeinem Tode (1555) fortſetzte. Seine Entdeckungen in der Anatomie und ſeine Erfindung der Injektion haben ihm in der Geſchichte der Medizin einen Namen bewahrt. Seine «Opera medica» erſchienen in Genf (1630).

Sylviusſche Grube, ſ. unter Gehirn, Bd. VII, S. 661[b].

Symbioſe, ſ. unter Mutualismus.

Symbioſe (botan.) iſt die botan. Bezeichnung für einige Erſcheinungen, die ſich als ein Zuſammenleben verſchiedener pflanzlicher Organismen, womit in den meiſten Fällen ein Vorteil für die Ernährung der betreffenden Gewächſe verbunden iſt, auffaſſen laſſen. Es gehören hierher vor allem eigentümliche Beziehungen, die zwiſchen paraſitiſchen Pilzen und gewiſſen Algen vorhanden ſind und zur Bildung der früher als beſondere Gruppe der niedern Kryptogamen betrachteten Flechten (ſ. d.) führen. Außerdem kennt man einige Fälle, in denen Algen in beſtimmten Höhlungen höherer chlorophyllhaltiger Pflanzen in normaler Weiſe vegetieren und ſtets in denſelben anzutreffen ſind. Auch einige Formen von Paraſitismus können vielleicht richtiger als ſymbiotiſche Erſcheinungen betrachtet werden. Es ſind dies Fälle, bei denen der Paraſit längere Zeit mit der Wirtspflanze zuſammenlebt und charakteriſtiſche Veränderungen hervorruft, die oft viele Jahre lang ohne irgend welchen größern Nachteil für die Wirtspflanze erhalten bleiben können. Dazu gehören unter andern manche der als Hexenbeſen bezeichneten reich verzweigten Äſte, die durch Einwirkung gewiſſer Pilze erzeugt werden.

Symblephäron (grch.) nennt man eine Verwachſung des Augapfels mit der Innenfläche der Augenlider, meiſtens entſtanden durch ausgedehnte Verbrennungen oder Ätzungen des Bindehautſacks. Das S. muß operativ beſeitigt werden.

Symbol (grch. σύμβολον), urſprünglich die beiden zuſammenpaſſenden Hälften eines Täfelchens oder Ringes, daran Gaſtfreunde einander erkannten, dann überhaupt Merkzeichen, Erkennungszeichen, iſt in übertragener Bedeutung ſoviel wie Sinnbild. Insbeſondere im Gebiete der Religion, deren Sprache keine andere als eine Bilderſprache ſein kann, ſpielt das S. eine hervorragende Rolle. In ſinnlichen Bildern und ſinnbildlichen Handlungen werden geiſtige Wahrheiten dargeſtellt. Namentlich die heidniſche Mythologie und das griech. Myſterienweſen gaben reichen Anlaß zu ſymboliſchen Darſtellungen, doch fehlt es auch im chriſtl. Kultus nicht. Die Wiſſenſchaft, welche von der Einkleidung der religiöſen Ideen in die S. der Mythologie handelt, heißt die Symbolik. Vgl. Creuzer, «Symbolik und Mythologie der alten Völker» (3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1837—44). Wie die in die heidniſchen Myſterien Eingeweihten durch gewiſſe Merkzeichen ſich untereinander erkannten, ſo behandelten auch die Chriſten gewiſſe Gebräuche als Erkennungs- und Unterſcheidungszeichen ihrer Gemeinſchaft. In dieſem Sinne heißen Taufe und Abendmahl S., nicht minder das Taufwaſſer und Brot und Wein im heil. Abendmahl, wie denn früher ſelbſt der bloße Anblick der Sakramente den Ungetauften nicht geſtattet war. Endlich heißen S. vorzugsweiſe jene Lehren, welche als Erkennungszeichen der verſchiedenen religiöſen Gemeinſchaften dienen. (S. Symboliſche Bücher.)

Symbolik (grch.) heißt überhaupt die Lehre von den religiöſen Symbolen. In der Theologie wird der Ausdruck in zwei ſehr verſchiedenen Bedeutungen gebraucht. Man verſteht darunter zunächſt die Darſtellung und Erklärung der religiöſen Sinnbilder,

Zeichen und Gebräuche. Vgl. Piper, «Mythologie und S. der christl. Kunst» (2 Tle., Weim. 1847—51). Wesentlich verschieden hiervon ist die gleichnamige histor.-theol. Wissenschaft, welche die Aufgabe hat, in das geschichtliche und theol. Verständnis der Symbolischen Bücher (s. d.) einzuführen und den Lehrbegriff derselben im Unterschiede von den Lehren anderer kirchlichen Gemeinschaften zu entwickeln. Dieselbe ging im 18. Jahrh. aus der ältern Polemik hervor und gestaltete sich zuerst zu einer rein geschichtlichen Disciplin, welche ohne Parteinahme nur den symbolischen Thatbestand feststellte. Sofern sie neben der Symbollehre der eigenen Kirche zugleich die der übrigen Kirchenparteien in Betracht zog, wurde sie komparative S. genannt. Da aber der eigentümliche Gedankenkreis einer bestimmten Kirche aus der einfachen Darstellung ihrer symbolisch gewordenen Lehren weder in seinen letzten Gründen, noch in seiner vollständigen Entwickelung erkannt werden kann, so hat sich die neuere Wissenschaft genötigt gesehen, einerseits hinter den symbolischen Thatbestand auf das eigentümliche Grundprinzip der betreffenden Kirche zurückzugehen, andererseits die Ausbildung des Lehrbegriffs auch über die Grenzen der symbolisch fixierten Artikel hinaus und mit Herbeiziehung der ältern dogmatischen Lehrdarstellungen zu verfolgen. Insbesondere ist neuerdings auf Veranlassung der Möhlerschen S. das Wesen des Protestantismus und sein Gegensatz zum Katholizismus, sowie innerhalb der evang. Kirche selbst, durch Schneckenburger, Zeller, Schweizer, Baur u. a. der Lehrunterschied der luth. und reform. Kirche zum Gegenstande der sorgfältigsten Forschungen gemacht worden. Vgl. Marheineke, «Christliche S.» (3 Bde., Heidelb. 1810—14); derselbe, «Institutiones symbolicae» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1830); Winer, «Komparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christl. Kirchenparteien» (Lpz. 1824; 4. Aufl., von Ewald, 1882); Köllner, «S. aller christl. Konfessionen» (2 Bde., Hamb. 1837—40); Möhler, «Symbolik» (Mainz 1832; 6. Aufl. 1844); Matthes, «Komparative S.» (Lpz. 1854); Rud. Hofmann, «Symbolik» (Lpz. 1857); Oehler, «Lehrbuch der S.» (Tüb. 1876); Scheele, «Theologische S.» (Gotha 1881); Philippi, «Symbolik» (Gütersloh 1883).

Symbolische Bücher sind öffentliche, von einer Kirche sanktionierte Schriften, die den Lehrbegriff derselben im Unterschiede von andern kirchlichen Gemeinschaften darlegen, somit als Glaubensbekenntnisse und als Erkennungszeichen (s. Symbol) der Gläubigen dienen. Schon früh ward es in der christl. Kirche gebräuchlich, bei der Aufnahme in das Christentum ein Glaubensbekenntnis hersagen zu lassen, welches die Hauptlehren der christl. Religion, insbesondere den Glauben an Vater, Sohn und Heiligen Geist aussprach und mit dem Ausdrucke Regula fidei, ὁ κανὼν τῆς ἀληθείας, d. i. Glaubensregel, bezeichnet wurde. Den ersten Anstoß zu der Einführung dieser Glaubensregel gab das Auftreten der Gnostiker, deren vermeintlich apostolischen Geheimlehren man einen kurzen Inbegriff der echt apostolischen Überlieferung entgegensetzte. Die theol. Streitigkeiten der Folgezeit nötigten dann die Kirche, immer neue Bestimmungen zur Abwehr von Irrlehren in das Glaubensbekenntnis aufzunehmen. Dadurch entstanden neue Symbole, welche von den Kirchenversammlungen entworfen und sanktioniert wurden.

Drei ältere Symbole werden von allen Hauptparteien der christl. Kirche angenommen: 1) das Apostolische Symbolum (s. d.); 2) das Symbolum von Nicäa (325), das auf der Synode zu Konstantinopel (381) mit einigen Erweiterungen bestätigt wurde und daher das Nicänisch-Konstantinopolitanische Symbolum heißt (s. Arianer); 3) das Athanasianische Symbolum (s. d.). Die römisch-katholische Kirche betrachtet die Schlüsse aller rechtgläubigen ökumenischen Synoden, die Schriften der Kirchenväter und die Dekretalen der Päpste, sofern sie sich auf die Lehre und Sitte der Kirche beziehen, als Erkenntnisquellen und Autorität für die geltende Lehre. Als eigentliche Bekenntnisschriften aber wurden seit der Reformation folgende aufgestellt: 1) die Canones et Decreta oecumenici et generalis concilii Tridentini (13. Dez. 1545 bis 4. Dez. 1563), deren unbedingte Annahme Pius IV. allen Gläubigen anbefahl. 2) Die Professio fidei Tridentinae von Pius IV. (13. Nov. 1564). 3) Der Catechismus Romanus ex decreto concilii Tridentini ad parochos. 4) Die «Definitionen» des Vatikanischen Konzils (1870) vom Universalepiskopat und unfehlbaren Lehramte des Papstes. Über die Symbolischen Bücher der griech.-kath. Kirche s. Griechische Kirche.

Die evangelisch-protestantische Kirche behielt in ihrer Gesamtheit die alten drei Symbole bei. Doch stellte zunächst die lutherische Kirche im Gegensatz zur römisch-katholischen ihre Unterscheidungslehren bestimmter zusammen. In dieser Absicht verfaßte Melanchthon die Augsburgische Konfession (s. d.) und die Apologie (s. d.) derselben. Das von Paul III. nach Mantua ausgeschriebene Konzil veranlaßte Luther zur Abfassung der Schmalkaldischen Artikel (s. d.). Früher schon hatte Luther den Großen und Kleinen Katechismus abgefaßt. Infolge der die Kirche erschütternden theol. Streitigkeiten, die sich nach Luthers Tode erhoben, entstand das 1577 vollendete und 1580 zu Dresden publizierte Bergische Buch oder die Konkordienformel (s. d.). Diese sämtlichen Schriften bilden die Symbolischen Bücher der luth. Kirche. Vor der Entstehung des Konkordienbuchs fanden sich in verschiedenen Ländern andere Sammlungen Symbolischer Bücher in Gebrauch, unter denen hervorzuheben sind: Corpus doctrinae Philippicum (Misnicum, Saxonicum, Wittenbergense), 1559; Corpus doctrinae Pomeranum (1561); Corpus doctrinae Prutenicum (1567); Corpus doctrinae Thuringicum (1571) und Brandenburgicum (1572); Corpus doctrinae Wilhelminum und Julium (beide von 1576). Die luth. Gemeinden außerhalb Deutschlands, besonders in Dänemark, Schweden und Frankreich, haben meist die Augsburgische Konfession als symbolisches Hauptbuch angenommen.

Die reformierte Kirche hat fast in allen Ländern, in welchen sie besteht, eigene Bekenntnisschriften aufgestellt und kein durchaus allgemein gültiges Symbolisches Buch. Über die verschiedenen Symbolischen Bücher, die sich in der reform. Kirche gebildet haben, s. Reformierte Kirche und Katechismus. Sammlungen dieser Bücher finden sich in: «Corpus et syntagma confessionum fidei, quae in diversis regnis et nationibus ecclesiarum nomine fuerunt authentice editae» (Genf 1654); «Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum», herausgegeben von Niemeyer (Lpz. 1840). Auch die kleinern kirchlichen Parteien,

wie die Mennoniten, Socinianer, Arminianer u. a. haben Symbolische Bücher aufgesetzt, deren Autorität aber meist keine ganz bindende war. Vgl. Winer, «Komparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christl. Kirchenparteien» (Lpz. 1824; 4. Aufl., von Ewald, 1882).

Ihrer Entstehung wie ihrem ursprünglichen Zwecke nach sind die kirchlichen Symbole im Protestantismus nur Zeugnisse und Bekenntnisse des Glaubens einer bestimmten Zeit; da man aber in den theol. Streitigkeiten alle Lehrer der Kirche auf ihren Wortlaut verpflichtete, so kam man schon zu Ende des 16. Jahrh. dazu, ihnen eine unbedingte Autorität beizulegen. Die Voraussetzung hierbei war ihre völlige Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift, als dem göttlichen Worte, dessen authentische Auslegung die Symbole sein sollten. Wie man aber zwischen dem religiösen Glauben und seiner theol. Formulierung nicht unterschied, so enthielten jene Symbole mehr oder minder neben den religiösen Grundsätzen des Protestantismus auch theol. Lehrsätze und Erörterungen, deren Wert in demselben Maße streitig werden mußte, als die kirchliche Entwickelung über die dogmatische Vorstellungsform des Reformationszeitalters hinauswuchs. Infolge dessen begann man im 18. Jahrh. die Autorität der Symbole immer allgemeiner als eine drückende Fessel zu empfinden, obgleich man sich von der Meinung einer angeblich juridischen Verbindlichkeit derselben für alle Lehrer der Kirche nicht loswinden konnte. Man half sich eine Zeit lang mit der Auskunft, daß die Geistlichen auf die Symbole verpflichtet werden müßten, nicht weil (quia), sondern insoweit (quatenus) sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmten, und der Rationalismus fand in dieser weitschichtigen Formel das Mittel, über die Symbole völlig hinwegzukommen, ohne ihr Ansehen zu bestreiten. Die juristische Betrachtung derselben als förmlicher Glaubensgesetze mußte aber immer wieder das Recht der freien Richtung in der prot. Kirche bedrohen. Zwar hatte Schleiermacher ihren Wert darauf zurückgeführt, daß sie nur die eigentümlichen Grundsätze der evang. Kirche im Unterschiede von der katholischen ausdrückten, und sich energisch gegen ihre Geltung als dogmatische Lehrnorm erklärt, aber die Reaktion gegen die Verflüchtigung auch des religiösen Gehalts der Bekenntnisse im Rationalismus drängte seit dem dritten Decennium des 19. Jahrh. immer entschiedener auch auf Wiederherstellung ihrer theol. und kirchlichen Autorität. Während die pietistische Gläubigkeit, welche seit den Freiheitskriegen sich verbreitete, nur an die Hauptartikel der Bekenntnisse sich halten wollte, regte sich allmählich eine immer mächtigere konfessionalistische Strömung, die, von den herrschenden kirchenpolit. Mächten gefördert, besonders seit 1850 in den meisten Landeskirchen Deutschlands die Oberhand gewann. Die Vermittelungstheologie fügte sich meist unter allerlei stillen oder doch zweideutig ausgesprochenen Vorbehalten, und in einigen Gegenden schritt man zur Verschärfung der in der Aufklärungszeit fast überall gemilderten Verpflichtungsformeln. Dennoch konnte man den Widerspruch des symbolischen Lehrbegriffs und des modernen Bewußtseins nur künstlich verdecken und sah sich an den meisten Orten genötigt, in der Handhabung der Bekenntnisautorität eine sog. milde Praxis eintreten zu lassen, welche die Verpflichteten von dem persönlichen Belieben ihrer kirchlichen Obern abhängig machte und zugleich die Gewissen aufs bedenklichste verstrickte. Daher hat die freie Theologie der Gegenwart aufs entschiedenste die Abschaffung des Symbolzwangs auf Grund der in den Symbolen selbst ausgesprochenen, vom modernen Bewußtsein weiter entwickelten Grundprinzipien des Protestantismus gefordert und die Bedeutung der Symbole darein gesetzt, daß sie als die Geschichtsurkunden des ursprünglichen Protestantismus das eigentümliche religiöse Bewußtsein der prot. Kirche in urkräftiger Frische, aber in einer durch die damalige Zeitbildung bedingten, nicht unabänderlich gültigen theol. Form enthalten, daher man sich wohl in ihren religiösen Gehalt zu vertiefen, von jeder Gebundenheit an ihre dogmat. Vorstellungsform aber loszusagen habe.

Vgl. Schleiermacher, «Über den eigentlichen Wert und das bindende Ansehen Symbolischer Bücher» (1819); Johannsen, «Die Anfänge des Symbolzwangs unter den deutschen Protestanten» (Lpz. 1847); Lipsius, «Bekenntnis und Bekenntnisverpflichtung» (in: «Glaube und Lehre», Kiel 1871).

Symbolum quicunque, das Athanasianische Symbolum (s. d.).

Symi, im Altertum Syme, Insel an der Südwestküste Kleinasiens, nördlich von Rhodus, dem Golf von Symi (Sinus Doridis) vorgelagert, gehört zum Liwa Rhodus des türk. Vilajets Dschesairi Bahri Sefid, ist felsig und kahl und zählt auf 79 qkm etwa 8000 griech. E., welche die Fischerei des Badeschwamms betreiben, die schon im Altertum in diesen Gewässern sehr ergiebig war.

Symmachie (grch.), Kriegsbündnis, Schutz- und Trutzbündnis.

Symmachus aus Samaria, zu Ende des 2. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser einer vielgebrauchten griech. Übersetzung des Alten Testaments, welche gegenüber der Septuaginta (s. d.) einen engern Anschluß an den Grundtext, aber mit Umdeutung der Anthropomorphismen erstrebte. Seine Übersetzung ist jünger als die des Aquila und Theodosius, ward aber schon von Origenes (s. d.) in seiner Hexapla mit benutzt. Geiger (in der «Jüd. Zeitschrift», I, 39) identifiziert ihn mit dem Mischnalehrer S.

Symmachus, Papst 498—514, ist weniger durch seine Verdienste, als durch den zuerst von einer Synode des Jahres 501 zu seinen Gunsten aufgestellten Grundsatz bekannt geworden, daß über einen Papst keine Synode, überhaupt kein Mensch, sondern Gott allein richten könne. Seine Wahl war von einem Teile des röm. Klerus nicht anerkannt worden, welcher seinerseits den Laurentius gewählt und gegen S. die schwerste moralische Anklage erhoben hatte. Nachdem auch jene Synode von 501 den Streit nicht geschlichtet hatte, befahl König Theodorich d. Gr. die Übergabe sämtlicher Kirchen an S., worauf Laurentius sich ins Privatleben zurückzog. Der Streit der beiden Gegenpäpste hat den Anlaß zu ausgedehnten litterarischen Fälschungen sämtlich zu Gunsten des S. und des von der genannten Synode aufgestellten Grundsatzes gegeben.

Symmachus (Quintus Aurelius), ausgezeichneter röm. Redner und zugleich einer der letzten Verteidiger des Heidentums, in der zweiten Hälfte des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh., bekleidete, nachdem er eine sehr sorgfältige Erziehung und Bildung genossen hatte, die höchsten Staatsämter, die Stadtpräfektur und das Konsulat in Rom, und bewährte sich hier als einen rechtlichen, wohlmeinenden

Mann. Seine Reden sind bis auf die Bruchstücke von acht derselben (drei Reden auf Valentinian und Gratian und von fünf Senatsreden), welche Mai zuerst bekannt gemacht hat (Mail. 1815; auch Frankf. 1816; mit einigen spätern Entdeckungen in Mais «Scriptorum veterum nova collectio», Bd. 1, Tl. 4; zuletzt in der Ausgabe von «Cicero de republica», Rom 1846), untergegangen. Dagegen ist noch die eine von seinem Sohne veranstaltete Sammlung seiner Briefe in zehn Büchern erhalten, die aber denen des jüngern Plinius in Form und Stil fast sklavisch nachgebildet sind, weshalb die neun ersten Bücher für die Geschichte jener Zeit von geringer Wichtigkeit sind. Die amtlichen Schreiben des S., die «Relationes», die von S. selbst getrennt herausgegeben waren, nach seinem Tode aber von seinem Sohne mit dessen eigener in einem zehnten Buch den Briefen seines Vaters angeschlossen wurden, sind dagegen von großer Bedeutung. Ausgaben der Briefe veranstaltete Juretus (Par. 1580 u. 1604), Lectius (Lyon 1587; Genf 1601), Scioppius (Mainz 1608) und Pareus (1617—28, 1642, 1651—53). Die amtlichen Schreiben des S. hat Meyer (Lpz. 1872) besonders herausgegeben. Eine kritische Ausgabe des S. hat Seeck im 6. Bande der «Monumenta Germaniae historica» (Berl. 1883) geliefert. Vgl. Morin, «Études sur la vie et sur les écrits de S.» (Par. 1847).

Symmetrie (grch.) oder Ebenmaß heißt die Zusammenstimmung der einzelnen Teile eines Ganzen in Hinsicht auf Maß und Zahl oder die äußere Übereinstimmung, die sich in dem Verhältnisse der einzelnen Teile eines Gegenstandes zueinander und zu dem Ganzen sichtbar zeigt.

In der Geometrie zeigt sich zwischen stereometrischer und planimetrischer Symmetrie der bemerkenswerte Gegensatz, daß symmetrische Teile eines Körpers zwar gleich, aber nicht kongruent sind, wogegen symmetrische Teile einer Figur auch immer zugleich kongruent sind.

In der Algebra heißen symmetrische Funktionen solche Ausdrücke, in denen verschiedene Größen auf gleiche Art vorkommen. So z. B. steht $a + b$ in S. mit $a + c$ und $b + c$, a^2 mit b^2 und c^2 u. s. w.

Symmikta (grch.), eigentlich Vermischtes, nannte man in späterer Zeit besonders Sammlungen von allerhand Aufsätzen und Abhandlungen, ähnlich den Adversarien, Kollektaneen und Miscellaneen. Zu den frühesten und bekanntesten Schriften unter diesem Titel gehören die «Symmicta» des Leo Allatius im 17. Jahrh.

Sympathetische Kuren, Heilungen durch Sympathie nennt man diejenigen Kuren, welche angeblich durch eine geheimnisvolle Kraft gewisser Substanzen oder Körper ausgeführt werden, oft ohne mit dem Körper des Kranken selbst in Berührung zu kommen. Als die hierbei wirksame Kraft nimmt man eine unerwiesene Sympathie des Menschenkörpers mit Geistern, Sternen, andern Menschen, Tieren, Pflanzen, Steinen, oder eine geheime Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und gewissen äußern Gegenständen an. Die Ausführung sympathetischer Kuren geschieht teils durch Umhängen von Amuletten und Talismanen, teils durch Beachtung der Konstellationen, teils durch Handlungen, die man mit gewissen Gegenständen vornimmt, um auf den entfernten Kranken dadurch zu wirken, teils durch Besprechungen und Gebete. Daß eine Krankheitsheilung dieser Art auf Täuschung oder doch auf bloßen Gemütseindrücken beruhe, leuchtet ein. Es kommt alles darauf an, in dem Kranken den festen Glauben zu erwecken, daß das Mittel helfen werde, und es wird unter sonst günstigen Bedingungen auch gewiß oft Linderung, ja sogar Besserung herbeiführen. Dies wird besonders bei solchen Krankheiten am leichtesten möglich sein, welche in der Seele selbst oder im Nervensystem wurzeln, z. B. Geisteskrankheiten, Epilepsie und andern Krampfkrankheiten. Dann ist auch nicht zu übersehen, daß der scheinbare Erfolg einer sympathetischen Kur in der Selbstheilung seinen Grund haben kann, woraus sich zugleich erklärt, daß solche Kuren nur bei gewissen krankhaften Zuständen ihre scheinbare Wirkung ausüben. So verschwinden die Hautwarzen oft plötzlich durch Einschrumpfung und Vertrocknung ihres innern Gewebes von selbst, und aus diesem Umstande erklärt sich, warum die sympathetische Behandlung der Warzen so oft Erfolg zu haben scheint.

Sympathetische Tinte, s. unter Tinte.

Sympathicus nervus (sympathischer Nerv). Neben den zwei großen Nervencentren, dem Gehirn und Rückenmark, besteht noch ein drittes, welches eine ziemliche Unabhängigkeit von jenen besitzt, das sympathische, auch vegetative oder organische Nervensystem. Die anatom. Bestandteile desselben sind im wesentlichen dieselben wie die des Gehirn- und Rückenmarksystems, nämlich Nervenfasern und Nervenzellen (Ganglienkugeln), welche letztern durch Nervenfäden untereinander in Verbindung stehen und zu Nervenknoten (Ganglien) zusammentreten. Die Nervenfasern des Sympathicus sind dünner als die des Gehirns und Rückenmarks und bestehen nur aus einer Substanz, welche dem Achsencylinder der gewöhnlichen Nerven entspricht. Eine wesentliche Eigentümlichkeit des sympathischen Systems besteht darin, daß seine Bestandteile nicht auf einem engen Raume zusammenliegen, sondern fast durch den ganzen Körper verteilt sind. Der Sympathicus liegt nämlich in zwei Strängen, den beiden sog. Grenzsträngen, symmetrisch zu beiden Seiten der Wirbelsäule in der Brust- und Bauchhöhle und erstreckt sich auch mit drei großen Ganglien auf Hals und Kopf. In der Mittellinie des Körpers treten Zweige desselben zu eigentümlichen Geflechten zusammen, während er andererseits mit allen Nerven des Rückenmarks und Gehirns, mit Ausnahme der Sinnesnerven (Geruchs-, Seh- und Gehörnerv) in vielfacher Verbindung steht. Das größte Geflecht dieser Art ist das sog. Sonnengeflecht (plexus solaris), welches dicht unter dem Zwerchfell auf der Vorderseite der Aorta gelegen ist und mit sämtlichen Eingeweidenerven zusammenhängt. Der Sympathicus gibt Zweige ab zu den Blutgefäßen, zu den Lungen, dem Herzen, dem Verdauungskanal und zu allen Drüsen, also zu den Organen des sog. vegetativen Lebens, zu den vom Willen unabhängigen Organen, und beeinflußt so die Blutbewegung, die Blutverteilung, die Verdauung und die Drüsenabsonderung. Seine Unabhängigkeit vom Gehirn und Rückenmark tritt namentlich da sehr hervor, wo jene Nervencentren von Krankheiten getroffen, z. B. gelähmt werden. Der Sympathicus fährt während jener Krankheit fort, seine Funktionen auszuüben, die Blutcirkulation, die Verdauung geht noch von statten, wenn die von den gelähmten Nerven versorgten Organe

auch ihre Thätigkeit teilweise eingestellt haben. Von Krankheiten des Sympathicus ist wenig bekannt; doch weiß man, daß die Basedowsche Krankheit, die fortschreitende Muskelatrophie, die Migräne, die halbseitige Gesichtsatrophie und einige andere Nervenkrankheiten auf Veränderungen der sympathischen Hals- und Brustnerven beruhen. (S. Ganglien, Nerven.)

Sympathie (grch.) heißt Mitempfindung, also im psychischen Sinne Mitfreude und Mitleid, als die unwillkürliche Nachahmung einer fremden Empfindung, die Teilnahme an derselben, gleich als ob man selbst das empfinde, was der andere empfindet. Die S. ist daher von dem Wohlwollen zu unterscheiden, welches nicht sowohl mit dem andern als für ihn empfindet, obwohl wohlwollende Gefühle sich häufig aus sympathetischen Gefühlen entwickeln und mit ihnen verschmelzen. Ihr Gegenteil ist die Antipathie (s. d.).

In der Physiologie bezeichnet Sympathie (consensus) diejenige Eigenschaft des Organismus, vermöge welcher durch die vermehrte oder verminderte Thätigkeit eines Organs auch die eines andern vermehrt oder vermindert wird. Der allgemeine Grund dieser physiologischen S. ist jedenfalls die enge Verbindung der Teile des Organismus zu einem lebendigen Ganzen. Im einzelnen hat man als Verbindungsglied zwischen dem Organ, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem andern, auf welches sie sich sympathisch (konsensuell) verbreitet, bald das Nervensystem, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe anzusehen. Ersteres wirkt besonders durch psychische Vermittelung oder Reflex. (S. Reflexbewegungen, Reflexerscheinungen.) Die Erscheinungen der S. zeigen sich schon vielfach im gesunden Zustande. Ein Organ bildet sich z. B. zu gleicher Zeit mit dem andern aus; die Stimme verändert sich mit eintretender Mannbarkeit; die Leber, die Speicheldrüsen, das Pankreas, die Magenschleimhaut sondern zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüssigkeit ab; der Reiz des Lichts auf das Auge erregt Niesen, das Kitzeln Lachen ꝛc. Noch häufiger aber werden die Erscheinungen der S. in Krankheiten beobachtet. (S. Reflexkrämpfe.)

Ehedem verstand man auch unter Sympathie eine geheimnisvolle Wechselbeziehung der Dinge in der Natur, welche man z. B. bei den sog. Sympathetischen Kuren (s. d.) voraussetzte.

Sympathische Augenentzündung ist eine bestimmte Form von Augenentzündung, welche durch gewisse Nervenbahnen (Sehnerv und die im innern Auge sich verästelnden Empfindungsnerven) von dem erkrankten auf das zweite gesunde Auge übergeleitet wird. Sie kommt hauptsächlich nach Verletzungen eines Auges vor und führt fast stets zur unheilbaren Erblindung des betroffenen Auges. Verhüten läßt sich der Ausbruch der sympathischen Augenentzündung nur durch Durchschneidung jener Nervenstämme, indem man entweder sämtliche am hintern Umfange des Augapfels austretende Nerven durchschneidet oder den Augapfel vollständig oder unter Zurücklassung eines nur noch aus Lederhaut bestehenden Stumpfes entfernt.

Sympetalae, s. Gamopetalae.

Symphonie (grch., d. i. Zusammenklang), ital. Sinfonia, bezeichnet in der modernen Musik ein Instrumentaltonwerk, bei welchem das ganze Orchester thätig ist, und zwar so, daß die einzelnen Instrumente in geordneter Selbständigkeit, wie Organe oder Glieder eines Leibes, darin sich bewegen. Hierdurch unterscheidet die S. sich von dem Orchesterkonzertstück, welches einzelnen Instrumenten auf Kosten der andern eine bevorzugte Stellung einräumt. Bei der S. ist die Geltendmachung der Virtuosität fast ganz ausgeschlossen, weshalb sie mehr auf eine gleichmäßige musikalische Durcharbeitung des Ganzen Bedacht nehmen muß. Sie besteht aus mehrern Hauptsätzen und ist an Form und Inhalt die größte Leistung der reinen Instrumentalmusik. Als um das J. 1600 die Begleitung der Instrumente zum ein- und mehrstimmigen Gesange mehr und mehr in Aufnahme kam, bezeichnete man mit S. die selbständigen Vor-, Zwischen- und Nachspiele der Singstücke, und letztere wurden infolge dessen auch wohl selbst so genannt (einige der größten Werke von Gabrieli, Hasler und Schütz sind «Symphoniae sacrae» betitelt). Daß es hierbei auf eine gewisse Selbständigkeit und abgeschlossene Form der kleinen instrumentalen Sätze abgesehen war, konnte man schon damals bemerken. Der Name Symphonia blieb dann haften an den Einleitungsstücken zu musikalischen und andern Schauspielen und hielt sich noch lange neben der durch die franz. Oper Lullys aufgekommenen Bezeichnung «Ouverture». Ein Stilunterschied zwischen beiden bildete sich erst im Verlaufe der weitern Entwickelung aus. Keime der spätern S. enthielten die um 1700 blühenden, meistens für Soloinstrumente (besonders Violinen, Flöten und Oboen) geschriebenen Sonaten, namentlich in der Form und Folge der Sätze, während das Concerto grosso die eigentliche Bildungsstätte der S. wurde durch die Benutzung des großen Orchesters, im übrigen aber S. und Instrumentalkonzert in sich vereinigte. Seit 1760 ging die S. mit schnellen Schritten ihrer Vollendung entgegen durch Joseph Haydn, der durch seine sehr reiche musikalische Produktivität und die genaue Bekanntschaft mit sämtlichen Instrumenten in mehr als hundert Werken dieser Art die S. zu derjenigen festen Form und innern musikalischen Selbständigkeit gestaltete, in welcher sie seither ihre größte Vollendung erreicht hat. Mehrere seiner S. sind noch konzertierender Art und hängen mit dem Concerto grosso zusammen, auch sind die frühesten derselben für ein beschränktes Orchester, z. B. ohne Flöte, gesetzt; aber die Form von vier Sätzen (Allegro, Andante oder Adagio, Menuet, Allegro-Schlußsatz) und die richtige innere Gestaltung oder der musikalische Charakter macht sich überall geltend. In letzterer Hinsicht unterscheiden sich Haydns S. von seinen Quartetten durch breitere Anlage, größere Gedanken, harmonische Pracht und Fülle und einen demgemäßen Aufschwung ins Ernste und Erhabene, und dies eben war es, wodurch er der S. den hohen Rang und die entschiedene Selbständigkeit verschaffte. Zugleich legte er mit richtigem musikalischen Gefühl den Schwerpunkt in den langsamen Satz, worin ihm alle wahren Symphoniekomponisten, besonders Mozart und Beethoven, gefolgt sind. Durch diese breite und tiefe Anlage des Andante- oder Adagiosatzes machte sich das Bedürfnis nach einem erfrischenden und erheiternden Kontrast geltend, und deshalb kam Haydn dazu, hier den muntern Menuetsatz in die S. einzuführen, an dessen Stelle Beethoven das humoristisch warme und tief gefärbte Scherzo setzte. Höchst bedeutende, tief musikalische und kunstreiche Werke dieser Art, die nie veralten werden, schuf Mozart.

Doch erſt Beethoven vollendete die Gattung in ſeinen berühmten neun Werken, aus denen jedem klar werden muß, daß dieſer große Meiſter in der S. ſeine eigentliche Heimat hatte. Er entwickelte und erweiterte das Orcheſter zu der größtmöglichen Freiheit und Mannigfaltigkeit und erhöhte in entſprechendem Maße die Ausdrucksfähigkeit desſelben. Hierdurch eröffnete er gleichſam eine neue Welt, rief auch vielfache Auslegungen und Deutungsverſuche ſeiner S. hervor und wurde der Ausgangspunkt für alle folgenden Kompoſitionen dieſer Art. Mit ſeiner neunten S., in der er durch Einführung des Geſangs ſelbſt die bisherige Form durchbrach, wirkte er erſt ſpäter, dann aber auch um ſo bedeutender, auf die Kunſt ein, und zwar hier nicht überall in wohlthätiger Weiſe. Bis auf Mendelsſohn und Schumann hielt die S. ſich noch weſentlich in der frühern geſchloſſenen Form, wenn auch abweichend an Zahl und Ordnung der Sätze. Erſt in neuerer Zeit machte Franz Liſzt den Verſuch, «ſymphoniſche Dichtungen» daneben zu ſtellen, indem er aus poetiſchen Motiven oder bekannten Dichtungen ſeine Anregung nahm. Dies iſt aber nicht mehr die alte, äußerlich unabhängige, innerlich freie S., ſondern eine von poetiſchen Gedanken abhängende muſikaliſche Illuſtration, die deshalb auch weder die Wirkung der eigentlichen S. ausüben, noch das tiefe und rein künſtleriſche Intereſſe derſelben erwecken kann. Die neueſte Entwickelung, wie ſie durch Brahms u. a. repräſentiert wird, iſt denn auch mit richtigem Takt und mit Erfolg auf die Form der eigentlichen S. zurückgekommen.

Symphoricarpus racemosus, Schneebeerſtrauch, ein zur Familie der Caprifoliaceen gehöriger, in Gärten und Anlagen häufig angepflanzter Strauch aus Nordamerika, gegen 2 m hoch, mit eiförmigen, oben dunkelgrünen, unten bläulichen Blättern und kurzglockigen, fünfzähnigen, blaßrötlichen Blüten, welchen große, runde, ſchneeweiße, den größten Teil des Winters hindurch am Strauche bleibende Beeren folgen. Durch dieſe zahlreichen, zwiſchen der Belaubung leuchtenden Früchte, welche ſich von den dunkeln Blättern angenehm abheben, hat ſich dieſer Strauch für Landſchaftsgärten unentbehrlich gemacht. Man vermehrt ihn durch die oft bis zur Läſtigkeit vielfach auftretenden Ausläufer, okuliert ihn auch wohl, um Kronenbäumchen zu erhalten, auf Stämme der Heckenkirſche (Lonicera Xylosteum). Seine Gattungsverwandten ſtehen ihm an Schönheit weit nach.

Symphyſe (grch.), Knorpelfuge, die feſte Vereinigung zweier Knochen durch Knorpelmaſſe.

Symphytum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen. Man kennt 16 Arten, die über Europa, Aſien und Nordafrika zerſtreut ſind und meiſt durch herablaufende Blätter geflügelte Stengel und in Wickelähren geſtellte Blüten beſitzen, welche aus einem fünfſpaltigen Kelch, einer röhrig-keulenförmigen Blumenkrone mit fünflappigem Saum, in deren Röhre die fünf mit fünf den Eingang zum Schlunde ſperrenden Schuppen abwechſelnden Staubgefäße eingewachſen ſind, und einem vierteiligen Fruchtknoten mit fadenförmigem Griffel beſtehen. Die Nüßchen ſind glatt. Eine Art dieſer Gattung (*S. officinale L.*), unter den Namen Schwarzwurzel, Beinwell, Wallwurz u. a. bekannt, iſt durch ganz Deutſchland und einen großen Teil Europas verbreitet. Sie wächſt an feuchten Wieſenſtellen, Gräben, Ufern und zeichnet ſich durch hängende, purpurrote oder auch gelbweiße Blumen und breitgeflügelte Stengel aus. Eine kaukaſiſche, nicht ſelten zur Zierde in Gärten angepflanzte Art, das rauhe Beinwell (*S. asperrimum Bieb.*), durch erſt rote, dann blaßblaue Blumen und einen dichten Überzug von faſt ſtacheligen Borſtenhaaren von voriger Art unterſchieden, iſt als Futterpflanze empfohlen worden.

Sympinzometer, Apparat zum Zuſammendrücken tropfbarer Flüſſigkeiten, ſ. unter Kompreſſibilität.

Symplegaden (grch., d. h. die Zuſammenſchlagenden), auch Cyaneae insulae (grch. Κυάνεαι, die Schwärzlichen), hießen in der griech. Argonautenſage zwei Klippen oder kleine Felſeninſeln an der Mündung des Thraziſchen Bosporus in den Pontus, die dem Mythus zufolge fortwährend aneinander ſchlugen und alles Dazwiſchenfahrende zertrümmerten, bis ſie ſeit der glücklichen Durchfahrt der Argonauten (ſ. d.) durch das Saitenſpiel des Orpheus oder, wie andere erzählen, nach Entſendung einer Taube unbeweglich ſtehen blieben. Vgl. Wieſeler, «De Cyaneis sive Symplegadibus» (Gött. 1879).

Symplóke (grch., d. i. Verflechtung) heißt eine rhetoriſche Figur der Wiederholung, die ſich aber von der Anaphora (ſ. d.) und Epiphora dadurch unterſcheidet, daß hier bei mehrern hintereinander folgenden Fragen dieſelbe Antwort erfolgt; z. B.: Was iſt des Thoren höchſtes Gut? Geld! Was verlockt ſelbſt den Weiſen? Geld! Was ſchreit die ganze Welt? Geld!

Sympoſion iſt der griech. Ausdruck für ein nach dem Schluſſe der Mahlzeit gehaltenes Trinkgelage. Dasſelbe begann mit einem Trankopfer (Spende, lat. libatio) für die Götter, worauf gewöhnlich vermittelſt der Knöchel oder Würfel ein Vorſitzender (Sympoſiarch) ernannt wurde, der die richtige Miſchung des Weins (den die Alten in der Regel mit Waſſer vermiſcht tranken) zu beaufſichtigen, die Zahl der Becher, die jeder der Teilnehmer trinken mußte, u. dgl. m. zu beſtimmen hatte. Während des Trinkens unterhielt man ſich durch lebhafte, bald ernſte, bald ſcherzhafte und witzige Geſpräche, durch Aufgeben von Rätſeln, durch Abſingen von Liedern (Skolien), welche von den Teilnehmern in beſtimmter Reihenfolge vorgetragen wurden, durch die Produktionen von Harfen- und Flötenſpielerinnen wie auch von Tänzerinnen, Gauklern und Gauklerinnen verſchiedener Art. Bisweilen ſchloß ſich auch an das S. noch ein nächtlicher Zug mit Fackeln und Muſik zum Hauſe eines Freundes oder einer Geliebten (grch. κῶμος, lat. comissatio) an. Ein anſchauliches, wenn auch zum Teil idealiſiertes Bild eines durch geiſtreiche Unterhaltung gewürzten atheniſchen S. haben Xenophon und Platon in ihren, den Titel «Sympoſion» tragenden Schriften, in denen beiden Sokrates die Hauptrolle ſpielt, hinterlaſſen; ähnliche Schriften unter gleichem Titel von Ariſtoteles, Speuſippos u. a. ſind verloren. Bei einigen ſpätern griech. Schriftſtellern, wie bei Plutarch und Athenäos, iſt die Einkleidung in «Tiſchgeſpräche» eine Form zur Aufzeichnung verſchiedenartiger gelehrter Notizen.

Symptomatologie iſt die Lehre von den Symptomen oder die Semiotik (ſ. d.).

Symptóme (grch., d. i. Zufälle) nennt man in der Medizin alle mit den Sinnen bemerkbaren Abweichungen des Organismus vom Normalzuſtande,

welche als Wirkungen einer Krankheit betrachtet werden müssen und folglich die Unterlage zu einem Schlusse auf die Krankheit selbst bilden. Sind diese derart, daß sie nur der Kranke bemerkt, z. B. Schmerz, so nennt man sie subjektiv, können sie auch von andern bemerkt werden, objektiv. Außerdem unterscheidet man die S. in idiopathische, welche an den ursprünglich leidenden Organen selbst wahrgenommen werden (z. B. Kopfschmerz bei Hirnhautentzündung), und in sympathische oder konsensuelle, welche in andern entferntern Teilen erscheinen (z. B. Erbrechen bei Hirnhautentzündung). Diejenigen S., welche mit Sicherheit auf einen bestimmten Krankheitszustand hinweisen, nennt man pathognomonische oder diagnostische S. Unter letztern sind in neuerer Zeit besonders die physikalischen S. wichtig geworden, welche der Arzt durch Fühlen (Palpation), Messen (Mensuration), Wägen (Ponderation), Besichtigen (Inspektion), Behorchen (s. Auskultation), Beklopfen (s. Perkussion), Temperaturmessung, chem. Untersuchung und Mikroskopie ermittelt, und die ihm oft die unmittelbarsten Schlüsse auf den Zustand eines innern Organs gestatten.

Synagoge (grch.) bedeutet als Übersetzung des junghebr. Keneset hauptsächlich im Sprachgebrauche des Neuen Testaments und der Kirchenväter sowohl den Ort der Versammlung als die in der S. versammelte Gemeinde; daher die Gemeindevorsteher Archisynagogi hießen. Bald nahm S. die Bedeutung: Versammlungsort zum Gebete an; indes diente sie auch zuweilen zu andern religiösen Zusammenkünften, daher unter Moade El Ps. 79, 8, wahrscheinlich S. zu verstehen sei. Daneben ist bei Josephus und zumal bei Philo die der Bestimmung mehr entsprechende Bezeichnung Proseuche üblich. S. entstanden zur Zeit des zweiten Tempels an Stelle der alten Opferstätten (Bamot) und wurden gern in der Nähe des Wassers angelegt. Aber auch außerhalb Palästinas waren sehr berühmte S., und es wird besonders die Größe und Pracht der in Alexandria befindlichen, in der Form einer Basilika gebauten S. gerühmt. Das Mittelalter zog es vor, mehrere kleine S. innerhalb einer Gemeinde für verschiedene Brüderschaften zu errichten, als große die ganze Gemeinde umfassende. Die meisten aus der Vorzeit enthaltenen S. sind daher verhältnismäßig klein und schmucklos, und selbst die früher hochgerühmte portugiesische S. in Amsterdam steht in verblichenem Glanze da. Hingegen hat die neuere Zeit Bauwerke hervorgebracht, die meist in byzant. Kuppelbau, durch Größe, Kunststil und Ornamentik allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Schon beim Bestehen des Tempels hatte sich eine Art Gebet-Ritus gebildet; je mehr der ohnehin auf Jerusalem beschränkte Opferkultus aufhörte, Ausdruck des religiösen Gefühls zu sein, noch mehr mit der endlichen Zerstörung des Tempels wurde dem synagogalen Ritus eifrige Sorgfalt zugewendet. Mit dem Eintritt des poetischen Elements in den synagogalen Ritus (etwa seit dem 8. Jahrh.) entstand eine außerordentlich große synagogale Litteratur, die unter Festhaltung der hebr. Sprache und eines gemeinsamen Grundstocks in geographisch verschiedene Ritus sich verzweigte. Vgl. Zunz, «Synagogale Poesie des Mittelalters» (Berl. 1855; 2. Abteil.); derselbe, «Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie» (Berl. 1865). — Unter den «Männern der großen S.» (Ansche Keneset hagedola) versteht man einen Verein von Priestern und Schriftgelehrten, den die Sage in die Zeit Esras versetzt und dem mannigfache Reformen in Kultus und Gesetzgebung zugeschrieben werden.

Synalöphe (grch., «Zusammenschmelzung»), Vereinigung zweier Silben in eine in der Aussprache, besonders die Verschmelzung der Schlußsilbe eines Wortes mit der Anfangssilbe eines andern, z. B. rati'est oder ratio'st für ratio est.

Synánche (grch.), Kehlentzündung, Bräune.

Synandrae, eine Gruppe von Pflanzenfamilien, die dadurch charakterisiert sind, daß die meist in der Fünfzahl vorhandenen Staubgefäße teilweise miteinander verwachsen sind. Es gehören dazu unter andern die Familien der Cucurbitaceen, Campanulaceen, Kompositen (s. die speziellen Artikel). In den neuern systematischen Werken hat man die Bezeichnung S. wieder aufgegeben.

Synantherēen, soviel wie Kompositen.

Synanthrōse, s. unter Zucker.

Synaphie (grch.), s. Kohäsion.

Synaptase, soviel wie Emulsin.

Synärēsis (Synizese, grch.), Zusammenziehung zweier Vokale eines Wortes in einen Laut.

Synarthrōsis (grch.), die unbewegliche, fest zusammenhängende Gelenkverbindung. (S. Gelenk.)

Syncarpium, s. Frucht.

Synchronismus (grch.) nennt man die Zusammenstellung gleichzeitiger Personen und Begebenheiten. Die synchronistische Methode der Geschichtschreibung ist daher diejenige, nach welcher die Personen und Begebenheiten unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern nebeneinander vorgeführt und das historisch Merkwürdige davon erzählt wird. Wegen der Übersichtlichkeit, welche diese Darstellungsweise gewährt, sind besonders auch die synchronistischen Tabellen, d. h. Zeittafeln, auf denen in nebeneinander stehenden Kolumnen die gleichzeitigen Hauptbegebenheiten und Hauptpersonen der verschiedenen Völker zusammengestellt sind, für das Geschichtsstudium geeignet. [Finger.

Syndaktylie (grch.), die Verwachsung der

Syndesmologie, s. Bänder (anatomisch).

Syndikalkammern (chambres syndicales) nennt man in Frankreich ursprünglich die Vorstände oder leitenden Ausschüsse gewisser mit öffentlichen Rechten ausgestatteter Genossenschaften, wie der privilegierten Makler einer Börse (agents de change) oder gewisser besonders organisierter gewerblicher Verbände, wie früher der pariser Bäcker, Fleischer, Zimmerleute und Maurer, oder endlich aller Verbindungen und Vereine von Berufsgenossen, mögen sie Arbeitgeber oder Arbeiter sein. Diese Bezeichnung wurde aber allmählich von den Vorständen auf diese fachgenossenschaftlichen Verbände selbst übertragen, und sie hat namentlich in Bezug auf die Arbeiterverbindungen jetzt einfach die Bedeutung von Gewerkvereinen erhalten. S. von selbständigen Gewerbtreibenden und Kaufleuten sind besonders in Paris in großer Zahl vorhanden und die Mehrzahl derselben ist wieder zu zwei Hauptgruppen, der Union nationale und der unter einem Centralkomitee stehenden Gruppe der Baugewerbe, vereinigt. Zweck dieser Verbände ist die Vertretung und Förderung der allgemeinen Interessen der betreffenden Gewerbzweige, die Unterhaltung gemeinschaftlicher nützlicher Anstalten und Einrichtungen und die Schlichtung von Streitig-

leiten. Die S. der Arbeiter sind, abgesehen von den alten Kompagnonageverbänden der Bauhandwerker, erst seit dem J. 1865 entstanden. Die meisten standen mit dem franz. Zweige der Internationalen in Verbindung, doch herrschte anfangs ein relativ gemäßigter Geist unter ihnen vor, der sich auch noch auf dem ersten Arbeiterkongreß zu Paris 1876 bekundete. In der neuern Zeit aber, namentlich seit dem Arbeiterkongreß zu Marseille 1879, haben die extrem sozialistischen Tendenzen in den meisten dieser Vereine die Oberhand gewonnen. — Die S. der Arbeitgeber sowohl wie der Arbeiter waren als Verbindungen von Personen desselben Gewerbes durch das Gesetz vom 17. Juni 1791 verboten, wurden aber schon längst von den Behörden offenkundig geduldet. Seit 1883 haben sie nun auch eine gesetzlich anerkannte und begünstigte Stellung. Vgl. Lexis, «Gewerkvereine und Unternehmerverbände in Frankreich» (Lpz. 1879). (S. Arbeiterbewegung, Gewerkvereine, Internationale, Sozialdemokratie.) [kus.

Syndikat, s. u. Konsortium und Syndikus.

Syndikus (grch.) heißt der Beamte einer Korporation, welcher zur Besorgung ihrer gerichtlichen Angelegenheit bestellt ist; so gibt es Stadt-, Stifts-, Vereins-, Gesellschaftssyndici u. s. w. Die dem S. zu erteilende schriftliche Vollmacht wird Syndikatsinstrument genannt.

Kronsyndici sind in Preußen angesehene Rechtsgelehrte, die auf Verlangen der Krone über zweifelhafte staatsrechtliche Fragen sich mit ihrem Gutachten vernehmen lassen. Sie werden vom König ernannt und haben nach dem Gesetz vom 7. März 1853 zugleich Sitz und Stimme im Herrenhause.

Abweichend hiervon bilden im Sprachgebrauche der Börsen ein Syndikat auch mehrere Kapitalisten, welche eine Kreditoperation nach bestimmten Anteilen gemeinsam ausführen, z. B. eine Staatsanleihe unterbringen; das Syndikat ist in diesem Falle nur eine vorübergehende Vereinigung.

Synechie (grch.), die krankhafte Verwachsung.

Synedrium (grch.) oder Sanhedrin hieß vorzugsweise der höchste Gerichtshof der Juden, der zu Jerusalem seinen Sitz hatte und aus 71 Mitgliedern bestand. Seine Macht war eigentlich, da er Gesetzgebung und oberste Verwaltung in sich vereinigte, die Gesetzgebung ihm aber den Charakter als oberste Religionsbehörde verlieh, eine sehr umfassende; dennoch wurde sie bald durch die regierenden Hohenpriester und Könige, wie durch den Kampf der Parteien beschränkt. Unter röm. Oberherrschaft mußte das S. jedes von ihm gesprochene Todesurteil von dem Prokurator bestätigen und vollziehen lassen. Der talmudische Traktat S. handelt von der Kriminalgesetzgebung und von der Prozeßordnung. Die Geschichte dieses großen Gerichtshofs wie der kleinern, die unter ihm standen, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Im J. 1807 berief Napoleon I. eine dem alten S. ähnliche Versammlung von Rabbinern und sonstigen Gelehrten unter dem Namen S. nach Paris; die daran geknüpften Erwartungen gingen aber nicht in Erfüllung.

Synekdoche (grch., d. i. das Mitverstehen) heißt eine rhetorische Figur, welche darin besteht, daß durch die Nennung eines einzelnen oder besondern Gegenstandes das Ganze und Allgemeine und durch Nennung des Ganzen und Allgemeinen das Besondere bezeichnet wird, z. B. Thür statt Haus, Cicero für Redner, Dolche statt Waffen, dagegen wieder Haus statt Fenster, Gestirne statt Sonne. Auch gehört hierher der Fall, wenn der Singular und Plural miteinander vertauscht (synecdoche numeri) oder bestimmte Zahlen statt unbestimmter Größen gesetzt werden, z. B. der Soldat, statt: die Soldaten; der Spartaner, statt: die Spartaner.

Synergismus (grch.) und **Synergistische Streitigkeiten** heißt die in der christl. Dogmatik hervorgetretene Ansicht, daß der menschliche Wille bei der Bekehrung sich nicht ganz passiv verhalte, sondern der berufenden Gnade sich hingeben, dem Worte Gottes beistimmen könne. Für diese Meinung sprach in der Reformationszeit namentlich Melanchthon und seine Schule, während das strenge Luthertum an der absoluten Unfähigkeit des natürlichen Willens, vor, bei oder nach der Bekehrung mitwirken zu können, festhielt und die Lehre von der «Synergie» des Pelagianismus beschuldigte. Infolge dieses Gegensatzes entstanden seit 1557 in der deutsch-evang. Kirche eine Reihe heftiger Lehrstreitigkeiten, in denen auf Melanchthonscher Seite Pfeffinger und Strigel, auf streng lutherischer Flacius und Amsdorf hervortraten. Das Ende des Kampfes war die Zurückweisung der Melanchthonschen Richtung in der Konkordienformel. Das moderne Luthertum hat sich dem S. wieder genähert, doch unter dem Vorbehalt, daß auch die Mitwirkung des Menschen bei der Bekehrung nicht mit dessen natürlichen, sondern mit den durch die vorbereitende Gnade geschenkten Kräften erfolge.

Synesis (grch.), d. h. Sinn, Verstand, wird in der Grammatik gebraucht in der Redensart: constructio ad synesim für diejenige Konstruktion, bei welcher die Form des bezogenen Wortes sich nur nach dem Sinne des Beziehungswortes richtet und der Sprechende und Schreibende mithin den Gedanken, den er ausdrücken will, über die grammatische Genauigkeit setzt. So z. B. in dem Satze: «Ich begegnete einem armen Mädchen; diese (statt dieses) sprach mich um ein Almosen an.»

Synesius, ein neuplatonischer Philosoph, zugleich auch als Redner und Dichter nicht unbekannt, geb. 379 n. Chr. zu Cyrene, erhielt zu Alexandria seine wissenschaftliche Bildung und wurde dann von seinen Mitbürgern 397—398 mit einer Sendung an Kaiser Arcadius nach Konstantinopel beauftragt. Nach seiner Rückkehr trat er um 401 zum Christentum über und wurde 410 Bischof von Ptolemais, starb aber schon 412 (wenigstens sicher vor 431). Er blieb seinen frühern philos. Ansichten treu, die er in Reden, Briefen, Hymnen und andern Schriften darstellte, und war namentlich der Ansicht, daß, während das Volk der Mythen bedürfe, der Gebildete sich nur an den philos. Gehalt derselben zu halten habe. Letztere verraten vielerlei Kenntnisse, große Belesenheit und natürlichen Scharfsinn und sind in einer ziemlich gewählten griech. Diktion verfaßt. Die beste Gesamtausgabe seiner Werke ist die von Petavius (Par. 1631; zuletzt 1640); gute Bearbeitungen einzelner Schriften, zugleich mit deutscher Übersetzung, hat Krabinger geliefert, wie von «Calvitii encomium» (Stuttg. 1834), von den «Ägypt. Erzählungen über die Vorsehung» (Sulzb. 1835) und von der «Rede an den Selbstherrscher Arcadius oder über das Königtum» (Münch. 1825). Derselbe hat auch eine neue kritische Ausgabe der «Opera omnia» des S. (Bd. 1, Landsh. 1850) begonnen. Die «Hymnen» finden sich auch in Daniels «Thesaurus hymnologicus»

(Bd. 1, Halle 1841); besonders herausgegeben von J. Flach (Tüb. 1875). Vgl. Clausen, «De Synesio philosopho» (Kopenh. 1831); Fr. X. Kraus, «Observationes in Synesii epistolas» (Regensb. 1863); E. Malignas, «Essai sur la vie et les idées de S.» (Straßb. 1867); P. Volkmann, «S. von Cyrene» (Berl. 1869).

Synezeugmĕnon (grch.), soviel wie Zeugma.

Syngenesia, Name der 19. Klasse des Linnéschen Systems. (S. Sexualsystem.)

Syngnathus, s. Nadelfisch.

Synizese, s. Synäresis.

Synklinal, s. unter Antiklinal.

Synklinalen, s. Mulden.

Synkŏpe (grch.) heißt in der Grammatik die Ausstoßung eines Vokals zwischen zwei Konsonanten in der Mitte eines Wortes, wie lat. valde, sehr, aus valide, deutsch bessre aus bessere.

Synkŏpe (grch.), Ohnmacht, plötzliche Entkräftung.

Synkrāsis (grch.), Vermischung.

Synkrātie (grch.), Mitherrschaft.

Synkretismus (grch.) bedeutet überhaupt das Verfahren derjenigen, welche, um den Frieden unter streitenden Parteien herzustellen, die Unterscheidungslehren derselben dergestalt erklären, daß jede Partei ihre eigenen Meinungen und Lehren in den Erklärungen zu finden glaubt. So wurden im 16. Jahrh. diejenigen Philosophen, welche zwischen Platos und Aristoteles' Philosophie vermitteln wollten, Synkretisten genannt. In der prot. Theologie wurden seit dem Anfang des 17. Jahrh. die Anhänger des Georg Calixtus (s. d.) und die helmstedter Theologen Synkretisten genannt, weil sie neben der Heiligen Schrift die Tradition aus den ersten christl. Jahrhunderten als untergeordnete Erkenntnisquelle der Lehre wollten gelten lassen und das Apostolische Symbolum für hinreichend hielten zur Bestimmung der Grundlehren der christl. Kirche und deshalb auch zur Herstellung des Friedens unter allen Parteien.

Synnada, alte phrygische Stadt in Kleinasien, s. unter Afium-Karahissar.

Synodāl- und Presbyterialverfassung nennt man in der prot. Kirche diejenige organische Einrichtung, nach welcher die kirchliche Gemeinde durch Synoden (s. d.) und Presbyterien (s. Presbyter) vertreten wird. Das Presbyterium bildet den Vorstand einer Lokalgemeinde und besteht aus dem Geistlichen derselben, der in der Regel den Vorsitz führt, und einer Anzahl Gemeindemitgliedern (Kirchenvorstand, Kirchengemeinderat). Zu seinem Wirkungskreise gehört teils die Fürsorge für alle äußern kirchlichen Angelegenheiten einer Gemeinde, die Aufsicht über das Kirchenvermögen, die Kirchen- und Schulgebäude, die Kirchhöfe, teils die Aufsicht über das religiös-sittliche Leben in der Gemeinde, die kirchliche Armenpflege, die Vorberatung allgemeiner kirchlicher Angelegenheiten, welche auf den Synoden zur Sprache kommen; die Zustimmung zu Änderungen im Gottesdienst, zur Einführung neuer Gesangbücher und Katechismen, sowie die Teilnahme an der Wahl der Pfarrer. Die Synoden bilden in den Kreis-, Diöcesan- oder Provinzialsynoden und in den Landessynoden eine aufsteigende Instanz und bestehen aus Geistlichen und Laien, meistens zu gleichen Teilen. In den Kreissynoden haben alle Pfarrer des Kreises und gewählte Abgeordnete der Presbyterien Sitz und Stimme, in den Synoden der höhern Stufen jedoch nur eine Anzahl gewählter Geistlicher neben einer entsprechenden Zahl von Laiendeputierten, die meist nicht von den Presbyterien unmittelbar, sondern von den Kreis-, resp. Provinzialsynoden gewählt werden. Die Landessynode ist der höchste kirchliche Vertretungskörper der Landeskirche, welcher in Gemeinschaft mit dem Kirchenregiment die gesetzgebende Gewalt in der Kirche zu üben und nach den meisten Verfassungen auch durch seinen ständigen Ausschuß an wichtigern Verwaltungsmaßregeln Anteil zu nehmen hat. Das Kirchenregiment ruht in den meisten Kirchenverfassungen bei den landesherrlich eingesetzten Kirchenbehörden (Oberkirchenrat, Oberkonsistorium, Landeskonsistorium, Provinzialkonsistorium [s. Konsistorium]), auf deren Zusammensetzung jedoch in einigen Ländern auch der Synodalausschuß Einfluß hat. In den einzelnen Bestimmungen über Befugnis und Zusammensetzung der Presbyterien und Synoden weichen die Kirchenverfassungen ziemlich weit voneinander ab.

Gegenwärtig sind in den meisten evang. Landeskirchen Presbyterial- und Synodalverfassungen eingeführt. Dieselben werden fälschlich als eine Erneuerung altreform. Einrichtungen betrachtet. Die reform. Presbyterien aus der Zeit Calvins waren kirchlich-aristokratische Körperschaften, die sich selbst durch Kooptation ergänzten und außer der Verwaltung in außerkirchlichen Angelegenheiten sonst nur mit der Übung der Kirchenzucht beauftragt waren. Vielmehr sind die jetzigen S. aus dem Verlangen entsprungen, die Grundsätze des konstitutionellen Regiments auf die Kirche zu übertragen, daher es namentlich die liberale Richtung in der Kirche war, welche ihre Einführung forderte. Die Erwartungen, welche man freisinnigerseits von diesen kirchlichen Verfassungsänderungen hegte, haben sich indessen nicht verwirklicht; im Gegenteil haben sie teils durch das künstliche Verfahren bei Zusammensetzung der Synoden, teils aber, und in noch höherm Maße, durch den kirchlichen Indifferentismus des liberalen Bürgertums fast durchweg der Orthodoxie als Mittel gedient, ihre kirchliche Parteiherrschaft erst recht zu befestigen.

Synŏde (grch.) nennt man in der röm.-kath. Kirche eine kirchliche Versammlung, die entweder ein Bischof mit seinen Pfarrern (synodus dioecesalis), oder ein Erzbischof mit seinen Bischöfen (synodus provincialis), oder die gesamte Geistlichkeit eines Landes unter Vorsitz eines päpstl. Legaten (synodus universalis oder nationalis) veranstaltet, um über Streitpunkte in der Kirchenlehre und Liturgie oder andere kirchliche Angelegenheiten Verhandlungen zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Über die S. in der prot. Kirche s. Synodal- und Presbyterialverfassung.

Synode (die heilige, russ. Swätejszi Synod, der Heilige Synod), die oberste geistliche und kirchliche Behörde in Rußland, 1721 von Peter d. Gr. errichtet, mit dem Sitz in Petersburg. (S. Rußland [geogr.-statist.], Bd. XIV, S. 4b.)

Synodisch (grch.) heißt die Umlaufszeit eines Planeten um die Sonne, wie man sie von der Erde aus beobachtet, oder der zwischen zwei aufeinanderfolgenden entsprechenden Konjunktionen (oder zwischen zwei Oppositionen) desselben Planeten liegende Zeitraum. Die synodische Umlaufszeit des Mondes (oder der synodische Monat) ist der Zeitraum zwischen zwei aufeinander folgenden Neumonden oder Vollmonden.

Synoditen, s. Cönobiten.

Synonymen (synonyma) nennt man sinnverwandte oder solche Wörter, die sich durch gewisse Merkmale voneinander unterscheiden, aber einen höhern Begriff gemein haben. Sie sind nicht mit den Homonymen, d. h. Wörtern von gleichem Laute, aber verschiedener Bedeutung, zu verwechseln. So bezeichnen die Ausdrücke Argwohn und Verdacht im allgemeinen ein auf unzureichenden Gründen beruhendes nachteiliges Urteil, unterscheiden sich aber dadurch, daß der Argwohn auf subjektiven, der Verdacht auf objektiven Gründen beruht. Der oft sehr feine Unterschied kann meist durch eine sichere Begründung und scharfe Bestimmung der Etymologie der betreffenden Wörter entwickelt werden. Alle synonymen Begriffe sind einander entweder koordiniert, d. h. sie stehen als Arten unter einem unmittelbaren höhern Begriff, wie z. B. Argwohn und Verdacht, oder sie sind einander subordiniert, wie etwa Kleidung und Kleid, Leid und Schmerz. Für den mündlichen Ausdruck wie für die schriftliche Darstellung ist es oft von großer Wichtigkeit, daß nicht eine Vertauschung der sinnverwandten Wörter eintritt; die Feststellung der Regeln über die genaue und richtige Unterscheidung solcher Wörter ist die Aufgabe der Synonymik. Schon die alten griech. Grammatiker erkannten die Notwendigkeit dieser Lehre und machten die ersten Versuche im Sammeln und Erläutern der S. In neuerer Zeit sind die S. der lat. Sprache besonders von Döderlein, die der griech. Sprache am besten von Heinr. Schmidt und die der deutschen Sprache von J. A. Eberhard und Maaß, sowie von Weigand und Sanders sorgfältig behandelt worden.

Synonymie heißt teils die Sinnverwandtschaft der Wörter selbst, teils eine rhetorische Figur, nach welcher eine Häufung von S. zur nachdrücklichen Hervorhebung des Gedankens angewendet wird, wie Cicero in Bezug auf Catilina sagt: abiit, excessit, evasit, erupit.

Synopsis (grch.) bedeutet soviel wie übersichtliche Zusammenstellung verschiedener Schriften, die denselben Gegenstand betreffen. Insbesondere nennt man Synopsis der Evangelien die Zusammenstellung derjenigen Stellen aus den Evangelienbüchern, die denselben Gegenstand in ähnlicher oder gleicher Weise erzählen. Die Verfasser solcher Zusammenstellungen heißen Synoptiker.

Synoptisch (grch.), übersichtlich, kurz gefaßt.

Synoptische Wetterkarten (d. h. Karten der gleichzeitigen Wetterlage auf einem größern Teile der Erdoberfläche) sind geographische Karten, in welche mittels bestimmter Zeichen und anderer graphischer Hilfsmittel die zu einer bestimmten Zeit auf dem zur Darstellung gelangenden Gebiete stattfindenden meteorologischen Zustände (Luftdruck, Temperatur, Bewölkung, Niederschlagsmenge, Windrichtung und Windstärke u. s. w.) eingetragen werden. Eine aufeinander folgende Reihe solcher Karten gibt ein sehr getreues Bild des Fortschreitens gewisser atmosphärischer Erscheinungen und deren gegenseitige Abhängigkeit voneinander. Die synoptische Darstellung der Witterungsdaten steht einigermaßen im Gegensatz zu der früher allgemein gebräuchlichen, welche sich auf die Vergleichung der jährlichen oder mehrjährigen Mittel der meteorol. Elemente an verschiedenen Erdorten gründete. Gegenwärtig werden mehrere synoptische Kartenwerke fortlaufend veröffentlicht, nämlich die auf den washingtoner Simultanbeobachtungen (s. d.) beruhenden und die durch Professor Hoffmeyer begründeten und von der Deutschen Seewarte in Vereinigung mit andern meteorolog. Instituten herausgegebenen synoptischen Wetterkarten des Nordatlantischen Oceans. In der Entstehung begriffen sind synoptische Karten des Südatlantischen Oceans und solche der Südsee.

Synovia (grch.), Gelenkschmiere, s. Gelenk.

Synovialbänder (Synovialhäute, Synovialkapseln), geschlossene seröse Häute, welche die innere, der Gelenkhöhle zugekehrte Fläche der Gelenkkapseln überziehen und die Gelenkschmiere absondern. (S. Gelenk.) [Gelenk.

Synovialhaut und **Synovialzotten**, s. unter

Synovitis (grch.), Gelenkentzündung.

Syntagma (grch.), eigentlich Zusammengeordnetes, heißt eine Sammlung mehrerer Schriften oder Aufsätze verwandten Inhalts, dann überhaupt eine Zusammenstellung verschiedener Bemerkungen, z. B. grammatischer und kritischer, besonders insofern darin gelehrter Sammlerfleiß sichtbar ist. So gibt es namentlich von den holländ. Philologen des 17. und 18. Jahrh. eine große Anzahl solcher Schriften unter dem Titel «S. criticum» u. s. w.

Syntax, Syntaxis (grch., d. i. Zusammenstellung, Ordnung), heißt der Teil der Grammatik, welcher sich mit dem Satzbau und den Verhältnissen der Worte im Satze beschäftigt (daher auch Satzlehre genannt), während die andern Teile der Grammatik, Stammbildungs- und Formenlehre das einzelne Wort und seine Form, die Lautlehre die einzelnen Laute und ihre Verhältnisse behandelt. Die beschreibende Syntax hat demnach die Aufgabe, sämtliche Regeln, nach denen die in einer Sprache vorhandenen Formen im Satze gebraucht werden, zusammenzustellen und zu ordnen, z. B. in welchem Sinne und in welchen Verbindungen die Tempora, Modi, Casus u. s. w. angewendet werden, ferner darzustellen, wie die Sätze gebildet werden, welche Satzverbindungen und welche Beziehungen der Sätze untereinander vorkommen. Die Aufgabe der wissenschaftlichen Syntax dagegen ist, die so beobachteten Erscheinungen zu erklären, d. h. in der Grundform und Grundbedeutung jedes einzelnen Elements die Ursache seiner bestimmten Anwendung im Satze zu erkennen; sie setzt also Formenlehre und Satzlehre in die engste Verbindung. Die vergleichende, d. h. einen ganzen Sprachstamm umfassende Grammatik sucht daher auch die den syntaktischen Verhältnissen der Einzelsprachen zu Grunde liegende Satzbildung der Ursprache des betreffenden Sprachstammes zu ergründen. Der Satzbau ist ein verschiedener je nach dem verschiedenen Alter und dem verschiedenen Bau der Sprachen. Der Satzbau des Chinesischen, einer isolierenden Sprache, ist z. B. von dem der flektierenden indogerman. Sprachen im Prinzip verschieden und aus andern Gesichtspunkten zu beurteilen; der Satzbau der roman. Sprachen, als jüngern Formen des Lateinischen, weicht von dem des Latein ab. Hier zeigt sich namentlich, wie eng die Formenlehre mit der Satzlehre zusammenhängt, weil z. B. das Französische den Nominativ und Accusativ nicht mehr unterscheiden kann (père = lat. pater und patrem), entsteht die Notwendigkeit, das Wort, wenn es Objekt, also Accusativform ist, immer dem Verbum nachzustellen, eine Regel, die das Lateinische nicht kennt.

Die historische Syntax versucht die Geschichte der allmählichen Entwickelung und Umbildung der S. in einer und derselben Sprache darzulegen.

Synthema (grch.), alles, was auf Verabredung beruht, besonders eine in verabredeten Zeichen bestehende Schrift; Synthemätographie, die Kunst, mit solchen Zeichen zu korrespondieren.

Synthese nennt man in der Chemie den Aufbau von Verbindungen aus ihren Elementen, oder die Zusammensetzung von komplizierten Verbindungen durch Einführung von bekannten Radikalen in einfacher zusammengesetzte Körper. Die Ausführung von S. ist eins der sichersten Mittel der neuern Forschung, durch welche die wichtigsten Aufschlüsse über die Konstitution der Verbindungen gewonnen werden.

Synthesis (grch.) oder Synthēse heißt Zusammenstellung, Verbindung, Verknüpfung eines Mannigfaltigen im Gegensatz zur Analysis (s. d.), d. h. der Trennung, Zerlegung und Sonderung. Da alles Denken und Erkennen sich zwischen der Trennung und Verknüpfung der Vorstellungen und Begriffe bewegt, so bedient man sich des Wortes vorzugsweise zur Bezeichnung der verschiedenen Arten und Methoden dieser Gedankenverknüpfung. Eine unabsichtliche und unwillkürliche S. findet in der Auffassung der sinnlichen Erscheinungen und unserer selbst statt, indem sich einerseits die Mannigfaltigkeit der wahrgenommenen Merkmale in den Vorstellungen von den Dingen und ihrem Zusammenhange verknüpft, andererseits die Mannigfaltigkeit unserer Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen in der Einheit des Selbstbewußtseins verschmilzt. Eine absichtliche Synthese kommt in dem wissenschaftlichen Denken bei Begriffen, Urteilen und der Verknüpfung ganzer Gedanken vor. In dieser Beziehung nennt man eine synthetische Erklärung eine solche, bei welcher die Merkmale vor dem Begriff, in welchem sie verknüpft werden, bekannt sind und die bestimmte Art ihrer Verknüpfung keinem Zweifel unterworfen ist. Der Begriff entsteht dann ganz eigentlich durch das zusammenfassende Denken; so die meisten mathem. Begriffe, während empirisch gegebene Begriffe nur einer analytischen Verdeutlichung, d. h. der Zerlegung einer Gesamtvorstellung in ihre Merkmale, zugänglich sind. Ein synthetisches Urteil nennt man ein solches, dessen Prädikat nicht, wie beim analytischen, schon in dem Subjektsbegriffe liegt, z. B. in dem Urteil: Alle Körper sind ausgedehnt, sondern als eine neue Bestimmung mit ihm verknüpft wird, wie z. B. in dem Urteil: Jede Veränderung hat eine Ursache. Analytische Urteile erläutern, synthetische erweitern unsere Gedanken und Erkenntnisse. Ist dabei die im Urteil auszusprechende Verknüpfung der Begriffe nur durch Erfahrung gegeben, so nennt man es synthesis a posteriori; tritt es unabhängig von der Erfahrung mit dem Anspruch auf Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit auf, so heißt das eine synthesis a priori; und da alle Erweiterung des Wissens über die Grenzen der Erfahrung hinaus sich in der Form synthetischer Urteile a priori darstellen muß, so ist die Frage: wie sind synthetische Urteile a priori möglich? seit Kant eins der wichtigsten Probleme der Philosophie geworden. In ähnlicher Weise unterscheidet man synthetisch (progressiv) und analytisch (regressiv) gebildete Schlußreihen, je nachdem man von gewissen Prämissen aus fortschreitende Folgerungen entwickelt oder rückwärts zu den letzten Gründen zu gelangen sucht. Daher nennt man auch synthetische Methode diejenige, welche, von den Prinzipien ausgehend, die Folgerungen entwickelt, während die analytische diese Prinzipien erst aus den Thatsachen abzuleiten sucht. In der dialektischen Methode, besonders bei Hegel, bezeichnete man auch als S. die Vermittelung zwischen zwei entgegengesetzten Bestimmungen, Thesis und Antithesis, wie z. B. die Konstruktion des Begriffs des Werdens vermöge einer S. von Position und Negation, d. h. der Begriffe des Seins und des Nichts. Über die Bedeutung der synthetischen und analytischen Methode in der Mathematik s. Analysis.

Syphax, König der Massäsylier im westl. Numidien, wurde im zweiten Punischen Kriege zuerst durch Gnäus und Publius Scipio um 213, dann durch den berühmten Africanus, der ihn von Spanien aus selbst besuchte, 207 den Römern als Bundesgenosse gewonnen, bald nachher aber angeblich dadurch, daß Hasdrubal ihm seine dem Masinissa verlobte Tochter Sophonisbe zum Weibe gab, wieder auf die Seite der Karthager gezogen. Als Scipio von Sicilien nach Afrika übergesetzt war, griffen 203 Hasdrubal und S. sein Lager an; sie wurden aber zurückgeschlagen und der letztere durch Masinissa überwunden und in röm. Gefangenschaft gebracht. Nach Polybius folgte er dem Triumphzuge des Scipio und starb bald darauf im Gefängnis; nach Livius dagegen starb er zu Tibur noch vor dem Triumph.

Syphilis, Venerische Krankheit, Lustseuche (Lues venerea). Von den durch Ansteckung erzeugbaren Geschlechtskrankheiten unterscheidet man drei verschiedene Arten, den Tripper (s. d.), den weichen Schanker und den harten Schanker mit seinen Folgezuständen, der sekundären Syphilis. Die schweren Fälle veralteter sekundärer S., welche namentlich mit Erkrankung der Knochen einhergehen, bezeichnet man wohl auch als tertiäre S., und die sekundäre S. nennt man, weil sie nicht mehr ein einfaches örtliches Leiden ist, sondern den ganzen Körper ergreift, auch konstitutionelle S. Die Feigwarzen (s. d.) und Beulen oder Bubonen (s. d.) sind teils eigentlich syphilitisch, teils nicht. Die S. entsteht stets durch Ansteckung, und zwar fast allein durch innige Berührung eines gesunden Körperteils mit einem kranken (also zumeist durch Beischlaf), sehr selten in anderer Weise, z. B. durch Kratzen mit den von Syphiliszift beschmutzten Nägeln u. dgl. Die Angabe, daß die Krankheit durch von Syphiliskranken gebrauchte Geräte, z. B. durch Trinkgeschirr u. dgl. übertragen worden sei, wird häufig von Angesteckten gemacht, um sich vorwurfsfrei zu erhalten, indes ist kein einziger sicherer Fall dieser Art bekannt. Bei dem weichen Schanker (ulcus molle) tritt (wie beim Tripper) wenige Tage nach der erfolgten Ansteckung an der betroffenen Stelle (also zunächst an den Geschlechtsteilen) ein weiches, zackiges Geschwür auf, durch dessen Eiter beim künstlichen oder natürlichen Verimpfen, an dem bereits erkrankten oder noch gesunden Individuum ein gleiches hervorgebracht werden kann. Dieses Geschwür heilt bei der einfachsten Behandlung binnen zwei bis vier Wochen und läßt keine Folgen nach, weshalb man gegenwärtig annimmt, daß es mit der S. gar nichts zu schaffen hat, sondern

eine eigenartige, für sich bestehende Krankheit darstellt. Zuweilen entzünden sich die Leistendrüsen und bilden schmerzhafte, in Eiterung übergehende Geschwülste, Bubonen. Nach der Heilung dieses Geschwürs und der Bubonen hat der weiche Schanker sein Ende erreicht; er hinterläßt keine Folgen, als die etwa durch die Gewebsstörung und durch die Narben bedingten.

Anders verhält es sich dagegen mit dem harten Schanker (ulcus durum, auch indurierter Schanker, primär-syphilitisches Geschwür oder Initialsklerose genannt), der das erste Symptom der Lustseuche oder konstitutionellen S. darstellt. Unmittelbar nach der Ansteckung tritt hier kein Zeichen der S. auf, die Stelle, an welcher die Impfung stattgefunden hat, heilt und wird zumeist gar nicht wahrgenommen. Erst drei bis vier Wochen nach der Ansteckung bildet sich an dieser Stelle ein oft sehr kleines, häufig hartes Geschwür aus, und gleichzeitig mit diesem treten weitere Zeichen der erfolgten Durchseuchung auf, zunächst, abgesehen von den (schmerzlosen, indolenten) Anschwellungen der Leistendrüsen, auch Anschwellungen der Lymphdrüsen an andern Körperteilen und meist rotfleckige, selten schuppige oder knotige Hautausschläge (Syphiliden). Das primär-syphilitische Geschwür läßt sich nicht auf bereits sekundär Erkrankte verimpfen, sondern nur auf Gesunde und erzeugt dann wieder konstitutionelle S. Neben den Hautausschlägen bilden sich bei der S. noch eine Reihe von andern Affektionen aus, als Geschwüre in der Mundhöhle, namentlich am harten und weichen Gaumen, welche bei Vernachlässigung den Gaumen leicht durchbohren und so schwer zu heilende Sprachstörungen hervorrufen können; ferner Geschwüre in der Nase, welche bei Vernachlässigung ein Einsinken der Nase bewirken, breite Condylome oder Feigwarzen (s. d.), Schleimpapeln im Mund und Rachen, Augenentzündungen, Hirnaffektionen u. dgl. Charakteristisch für diese sekundär-syphilitischen Gewebserkrankungen ist die Ausbildung einer eigentümlichen Geschwulstform, des Syphilöms, welche namentlich die innern Organe (Leber, Lunge, Milz u. s. w.) befällt und eine kleinzellige Infiltration der Gewebe bewirkt. Für die tertiäre S. sind namentlich die Erkrankungen der Knochen und Knochenhäute (Schienbeine, Stirnbein, Gesichts- und Vorderarmknochen) als Merkmale betrachtet worden. Die Knochen schwellen dabei an und sind, namentlich nachts, sehr schmerzhaft. Nach neuern Untersuchungen scheint auch die S., wie so viele andere Infektionskrankheiten, auf der Einwanderung und Wucherung kleinster Spaltpilze (Syphilisbacillen) zu beruhen, welche sich im Blute und in den Lymphdrüsen verbreiten und die mannigfachsten entzündlichen Veränderungen in den Geweben verursachen.

So leicht zugänglich die S. meist der Heilung ist, wenn diese zeitig begonnen und zweckmäßig geleitet wird, so schwere Folgen kann eine Vernachlässigung und falsche Behandlung derselben haben. Auf alle Fälle ist möglichst zeitig ein tüchtiger und gewissenhafter Arzt persönlich zu Rate zu ziehen. Als Heilmittel bedient man sich in schweren Fällen des Quecksilbers und des Jodkaliums; doch leisten diese nur in der Hand des Arztes das, was sie sollen. Am wirksamsten erweist sich das Quecksilber in der Form der Schmier- oder Inunktionskur, bei welcher täglich 3—4 Gramm grauer Quecksilbersalbe mit der Hohlhand unter gleichmäßigem kräftigen Druck in die Haut verschiedener Körperstellen eingerieben und so dem Blutstrome einverleibt werden. In leichten Fällen genügt oft eine einfache symptomatische Kur. Noch ist zu erwähnen, daß sich die konstitutionelle S. auch auf die Kinder vererbt, wenn eins der Eltern zur Zeit der Zeugung mit derselben behaftet ist (hereditäre Syphilis). In vielen Fällen sterben die Kinder zeitig, erlangen oft gar nicht die Reife, in andern sind die Kinder siech und kränklich. (S. Skrofulose.) Aus diesem Grunde sollen Syphilitische nicht früher als vor Ablauf von vier Jahren und auch dann nur eine Ehe eingehen, wenn sie mindestens ein Jahr lang von allen Rückfällen verschont geblieben sind. Wann die S. zuerst beobachtet wurde, ist nicht ermittelt; die Angabe, daß sie erst nach der Entdeckung Amerikas aufgetreten und im Altertum unbekannt gewesen sei, hat neuerdings viel von ihrer Glaubwürdigkeit verloren. In größerer Verbreitung trat die Krankheit zuerst am Ende des 15. Jahrh. auf, wo sie als Franzosenkrankheit (morbus gallicus) im Heere Karls VIII. von Frankreich großes Unheil anrichtete. Eine wirksame Bekämpfung der S. ist nur durch die strengste sanitätspolizeiliche Überwachung der Prostitution (s. d.) zu erreichen.

Vgl. Geigel, «Geschichte, Pathologie und Therapie der S.» (Würzb. 1867); Zeißl, «Pathologie und Therapie der S.» (Stuttg. 1876).

Syphon, eine bisweilen gebräuchliche, aber unrichtige Schreibweise für Siphon (s. d.).

Syphonoïd, ein ähnlich dem Pulsometer wirkender Wasserhebeapparat, der im Gegensatz zu jenem mit einem zwischen den Dampf und das zu hebende Wasser eingelegten Schwimmer von einem die Wärme schlecht leitenden Material versehen ist.

Syra, im Altertum Syros, eine der Kykladischen Inseln, etwa 80 qkm groß, mit (1879) 26946 E., bildet mit der Nachbarinsel Mykonos und den kleinern Inseln Giura, Rhenea und Delos die Eparchie S. mit 31412 E. Die Insel ist durchaus felsig, aus Glimmerschiefer und weißem und grauem Marmor bestehend, ohne größere Ebene, mit wenigen und dürftigen Quellen; der Boden ist selbst in den Thälern und den kleinen Strandebenen dünn und steinig, sodaß nur etwas Gerste, Wein, Feigen und Honig produziert wird und der Bedarf der Bevölkerung zum größten Teil durch Einfuhr gedeckt werden muß. Im Altertum wird die Insel nur selten erwähnt, am öftersten noch als Heimat des Philosophen Pherekydes. Auch in der neuern Zeit war sie ohne Bedeutung bis zum Ausbruch des griech. Befreiungskampfes, während dessen viele Familien aus Chios, Psara und andern von den Greueln des Kriegs schwer heimgesuchten Gegenden hier ein Asyl fanden. Diese Flüchtlinge bauten an der Ostküste auf der Stelle der alten Stadt Syros (von welcher nur einige Sitzstufen des Theaters und eine Anzahl Quadern von dem Tempel des Poseidon und der Amphitrite erhalten sind), unterhalb der 2—3 km vom Meere auf einer felsigen Anhöhe gelegenen, fast ganz von röm. Katholiken bewohnten mittelalterlichen Stadt (jetzt Palâa-S. genannt, mit 4398 E.), die neue Stadt Hermupolis (s. d.).

Syracuse, Hauptstadt von Onondago County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt am Onondago Creek und Lake, an der Erie-Canal-, Neuyork-Central- und Hudson-River- und andern Eisenbahnen. Im

J. 1796 angesiedelt, wurde der Ort 1847 als Stadt inkorporiert. Im J. 1860 belief sich die Bevölkerung auf nahezu 28000, 1870 auf 43051, 1880 auf 51792 E., worunter 4760 Deutsche und 590 Farbige. S. ist besonders seiner Salzwerke wegen berühmt. Außerdem gibt es Walzwerke, Hohöfen, Glas- und Stahlfabriken, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte u. s. w. S. hat 10 Banken, 2 Spar- und verschiedene Privatbanken, ein Institut für Blödsinnige, mehrere Waisenhäuser, ein Staatszeughaus, 3 tägliche und 9 wöchentliche Zeitungen, 1 Hochschule, 1 Universität, 3 Bibliotheken (die Centralbibliothek hat allein 14000 Bände) u. s. w. Die Salzquellen wurden 1654 von franz. Jesuiten entdeckt und seit 1787 ausgebeutet.

Syrakus (Syracusae), im Altertum die bedeutendste unter den Städten Siciliens, im südlichern Teil der Insel auf der Ostküste gelegen, wurde 734 v. Chr. von korinth. Auswanderern unter Führung des Heraklíden Archias gegründet. Die erste Anlage der Stadt geschah auf der Insel Ortygia, am nördl. Ende der im Süden durch das Vorgebirge Plemmyrion abgeschlossenen weiten Bucht, in welche zwischen Sümpfen der Fluß Anapus mündet und die den großen Hafen der Stadt bildete, während der kleinere Hafen zwischen dem nördl., später mit dem Lande verbundenen Ende der Insel und dem zunächst angelegten, Achradina genannten Stadtteil lag, der, außerordentlich stark befestigt, sich am Meere bis zu der Bucht Trogilus hin erstreckte. In Achradina waren die meisten der berühmten syrakusanischen Latomien (Steinbrüche) mit dem (jetzt) sog. Ohr des Dionysius. Von diesem Hafen sowie unter sich durch Mauern gesondert, lagen auf der Vorgebene nach Westen hin zwei später angeschlossene Stadtteile: nördlich die von einem Tempel der Tyche (Fortuna) so genannte Tycha, südlich die Neapolis (Neustadt). Der noch höher gelegene, Epipolä genannte, westliche Stadtteil war eine von dem ältern Dionysius gebaute Festungsanlage, mit mächtigen Mauern und Kastellen, von denen eins auf dem höchsten Hügel Euryalus lag. Der ganze Umfang der Stadt wird auf 180 Stadien, d. i. 34 km angegeben, die stärkste Bevölkerung mag gegen 1 Mill. betragen haben. Unter den vielen prächtigen Gebäuden waren namentlich berühmt auf der Insel Ortygia (auf welcher die Quelle Arethusa sich befindet) die Tempel der Artemis, des Apollon und der Athene, der Palast Hieros und die große, von Dionysius erbaute Akropolis, die den Hafen, die Werften und Docks beherrschte. In Achradina befand sich das Prytaneion (Stadthaus) und der von Hiero II. erbaute Tempel des Olympischen Zeus; in Tycha ein prächtiges Gymnasium; in Neapolis die Tempel der Demeter und der Persephone und das prachtvolle Theater, in dessen Nähe in röm. Zeit ein zum Teil aus dem Felsen gearbeitetes Amphitheater angelegt wurde.

Die älteste Verfassung von S. war auf den sozialen Unterschied der Bevölkerung begründet. In den Händen der Gamoren (Landeigentümer), der Nachkommen der dor. Gründer der Stadt, lag die Herrschaft; ihnen waren die Alten, zum Stamme der Sikeler gehörigen Bewohner der Gegend, Killikyrier genannt, als Leibeigene unterthan. Als aber S. sich schnell durch Handel hob, gesellte sich ein dritter Stand hinzu in den allmählich zugewanderten Griechen, die zwar frei, aber ohne Anteil an der Regierung blieben und bald als Demos (Gemeinde) die größere Masse bildeten. Durch sie wurden zu Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. die Gamoren vertrieben. Gelon, der Herrscher von Gela, an den sie sich wendeten, führte sie 485 zurück, bemächtigte sich aber zugleich der Herrschaft (Tyrannis), die er mit solcher Kraft und Klugheit und so glücklich führte, daß unter ihm S. der mächtigste unter den sicil. Staaten wurde, an den sich die Geschichte der Insel, die er durch den Sieg bei Himera 480 gegen den ersten Eroberungsversuch der Karthager beschützte, von nun an vorzugsweise anschließt. Ihm folgte sein Bruder Hieron I., 478—467, diesem sein Bruder Thrasybulus, der schon 466 wegen seiner Grausamkeit vertrieben wurde. An die Stelle der Tyrannis trat nun Demokratie, in welcher der dem athenischen Ostrazismus (s. d.) analoge, aber nur kurze Zeit bestehende Petalismus (Abstimmung mit Blättern) gegen das Übergewicht einzelner Bürger schützen sollte. Trotz innerer Parteiungen blieb S. doch blühend und nach außen mächtig. Die landeseingeborenen Sikeler, die 451 Duketius gegen die Griechen vereinte, wurden nach hartem Widerstand unterworfen, die Kriege mit den griech. Städten, namentlich mit Agrigent und mit den Städten ion. Stammes, den chalkidischen Städten, meist glücklich geführt, bis 424 der Syrakusaner Hermokrates den Frieden vermittelte. Als aber 416 Selinus gegen Egesta von den Syrakusanern unterstützt wurde, gingen die Egestaner Athen, das schon 427 den Leontinern gegen S. beigestanden hatte, um Hilfe an, die ihnen auf des Alcibiades Betrieb gewährt wurde. Eine starke Flotte wurde nach S. gesendet, dieses belagert und 414 von Nikias hart bedrängt, bis es von den Spartanern unter Gylippus Hilfe erhielt. Zwar sendeten auch die Athener neue Truppen unter Demosthenes; nachdem aber ihre Flotte vernichtet worden war, mußte sich das Landheer 413 ergeben. Nikias und Demosthenes töteten sich selbst im Gefängnis, 7000 gefangene Athener wurden als Sklaven verkauft oder in den Latomien durch Not und Elend aufgerieben. In der Stadt siegte die Volkspartei unter Diokles, der vollständige Demokratie herstellte und strenges Recht einzuführen bemüht war, über die von Hermokrates geführte Adelspartei (411). Nach dem Tode des erstern aber kam es zu neuen Parteikämpfen, in denen Hermokrates den Tod fand (408). Zugleich drohte Gefahr von Karthago (s. d.), das damals in Sicilien festen Fuß gefaßt hatte.

Da erhielt S. in Dionysius dem Ältern, der, 406 zum Oberbefehlshaber ernannt, sich der Alleinherrschaft bemächtigte, einen zwar gewaltthätigen, aber kraftvollen Herrscher, der den Kampf mit den Karthagern, wenn auch mit wechselndem Glück, bestand, gegen die unterital. Griechen und die etrurischen Seeräuber siegreich kämpfte und den Handel und die Macht der von ihm stärker befestigten Stadt ansehnlich hob. Ihm folgte sein Sohn Dionysius, der Jüngere, der infolge seiner Grausamkeiten 356 von den Syrakusanern unter Dions Führung vertrieben wurde, 346 aber zurückkehrte, bis ihn 344 Timoleon an der Spitze einer von Korinth aus abgesandten Expedition zur Abdankung nötigte. Dieser beschränkte die Karthager, nachdem er sie 340 am Krimissus geschlagen, durch einen Frieden auf ihr Gebiet im westl. Teile der Insel und vereinte die griech. Städte, nachdem er ihre Tyrannen gestürzt, in einen Bund, an dessen Spitze S. stand. Er stellte auch die Demokratie wieder her, aber

sogleich nach seinem Tode (337) zerfiel sein Werk, und S. erhielt, nachdem eine Reihe von Jahren unter Parteikämpfen und Streitigkeiten mit andern Städten vergangen war, 317 wieder einen Tyrannen in Agathokles, der sich unter Kriegen mit den Karthagern, die er in Afrika selbst angriff, und den Städten und Völkerschaften Unteritaliens, das er größtenteils unterwarf, bis zu seinem Tode 289 behauptete. Als dann S. von neuem der innern Zwietracht verfiel, sodaß drei Parteien sich bekämpften, drangen die Karthager 279 vor die Stadt selbst, die gegen sie den Pyrrhus aus Italien zu Hilfe rief, von dem jene bis Lilybäum zurückgedrängt wurden. In den Unruhen, die nach seinem Abzug 275 ausbrachen, erhob sich Hieron II., der, nachdem er die Mamertiner von Messana geschlagen hatte, 265 zum König ausgerufen wurde. Ein treuer Bundesgenosse der Römer, nachdem er einmal im ersten Punischen Kriege 263 ihre Partei ergriffen hatte, erhielt er sein Gebiet in dem Frieden von 241 ungeschmälert, und S. blühte unter seiner langen trefflichen Regierung (bis zum J. 214) neu empor. Sein Enkel, Hieronymos, verband sich sogleich wieder mit den Karthagern, die damals mit Rom im zweiten Punischen Kriege begriffen waren, und ihre Partei behielt auch nach seiner Ermordung (213) unter Hippokrates und Epikydes die Oberhand. Daher wurde von den Römern in demselben Jahre Marcus Claudius Marcellus gegen S. gesendet, das durch des Archimedes Maschinen geschützt, seinen Angriffen und der Blockade widerstand, bis es endlich im Aug. 212 von ihm erobert, geplündert und zum Teil zerstört wurde. Seitdem sank es, obwohl Augustus eine Kolonie hinsendete, sodaß schon unter den Römern die Stadt, deren übrige Teile verfielen, sich vorzugsweise auf die Insel Ortygia beschränkte. Auf dieser liegt auch die heutige Stadt Siracusa (s. d.).

Vgl. Cavallari, «Zur Topographie von S.» (aus den «Göttinger Studien», 1845, mit Plan); Brunet de Presle, «Recherches sur les établissements des Grecs en Sicile» (Par. 1845); Holm, «Geschichte Siciliens im Altertum» (2 Bde., Lpz. 1870—74); Privitera, «Storia di Siracusa antica e moderna», (2 Bde., Neapel 1879); Lupus, «Syrakus im Altertum» (Straßb. 1885).

Syrien (pers.-türk. Soristan, arab. esh-Shâm) heißt seit der griech.-röm. Zeit das Land, welches zwischen dem Mittelmeer im W., dem Euphrat und der syr. Wüste im O., vom Amanus (Alma Dagh) und Taurus im N. durch 6 Breitengrade bis zur ägypt. Grenze im S. sich erstreckt und einen Teil der asiat. Türkei ausmacht. Öfters zog und zieht man auch Mesopotamien ganz oder teilweise (als Ostsyrien) zu S. Das Land S. im eigentlichen Sinn wird von N. nach S. von einem Gebirge durchzogen, das im N. mit den Südabfällen des Taurus, im S. aber mit dem Sinaigebirge und der großen westarab. Gebirgskette zusammenhängt, und dessen höchster, mittelster Teil der Libanon (s. d.) ist. Es bildet im ganzen eine große Gebirgsplatte mit bedeutenden Erhebungen, die im W. steil nach dem Mittelländischen Meer abfällt, im O. aber in das Plateau der Syrischen Wüste ausläuft. Diese Gebirgsplatte wird durch einen bis 23 km breiten tiefen Spalt der Länge nach durchfurcht. Die Furche beginnt im S. am Golf von Akaba, zieht sich von da an als Wadi Araba bis zum Toten Meer, weiterhin unter dem Namen el-Ghor (vom Jordan und seinen Seen durchflossen) nordwärts bis in die Gegend der Jordanursprünge, setzt sich dann zunächst als enge Schlucht fort, erweitert sich aber zwischen Libanon und Antilibanon wieder zur Thalebene von Cölesyrien (el-Bekâ'a), welche südlich vom Leontes, nördlich vom Orontes durchströmt, sich bis zum See von Antiochia und dem Fuße des Taurus hinzieht. Durch diese 860 km lange Furche wird die Gebirgsplatte S.s in zwei lange Streifen geteilt, einen östlichen und einen westlichen. Der letztere, sich längs des Mittelländischen Meers hinziehend, ist an drei Stellen durchbrochen, an welchen demnach jene lange Furche mit der Küste in Verbindung steht, nämlich im N. am untern Orontes (Nahr el-'Âsi), wo dieser nach W. sich wendet und das Küstengebirge durchbricht, um ins Mittelländische Meer zu münden; dann in der Mitte, im N. von Tripolis, wo die Küstenebene dieser Stadt das Nordende des Libanon bezeichnet, und weiter am Südende des Libanon, da, wo der Leontes (Nahr el-Litâni) Cölesyrien verläßt und, bei Tyrus das Küstengebirge durchbrechend, sich ebenfalls ins Mittelländische Meer ergießt. Südlich von dieser Stelle beginnt das Bergland von Palästina (s. d.), welchem dann, durch verschiedene Wüstenplateaus vermittelt, sich der Gebirgsstock der Sinaihalbinsel anschließt. Im Osten ihrer größten Längenfurche steigt die syr. Gebirgsplatte mit einem steilen Felsenrande auf, der sich namentlich im Antilibanon und im östlichen Palästina zu minder hohen Gebirgen erhebt. Auf seiner Ostseite dacht sich dagegen dieser östl. Streifen der syr. Gebirgsplatte sanfter gegen die Hochebene ab, welche, von niedrigen Felskämmen durchzogen, im Osten von Damascus, da, wo die Bewässerung aufhört, zur Syrischen Wüste wird und sich in ihr allmählich zum Tieflande des Euphrat hinabsenkt. Außer den schon genannten Längsthälern (Orontes, Litanes, Jordan) sind die übrigen Flußthäler S.s meist kurze Querthäler, in welchen die Gewässer von den höhern Küstengebirgen aus teils westlich zum Meer, teils östlich in die die Längenfurche durchströmenden Flüsse sich ergießen. Ebenso sendet der östliche Gebirgszug viele Flüßchen und Bäche nach dieser Furche; aber auch nach Osten zu entströmen dem Antilibanon eine ganze Reihe von Flüßchen, welche durch die fruchtbare Ebene von Damascus (die Ghuta) nach den sog. Wiesenseen. 6 Stunden östl. von Damascus (Bahret el-'Atêbe und Bahret el-Hidjâne) ausmünden. Sonst sind an Seen noch hervorzuheben der See von Hôms am Orontes, die Sümpfe von el-Match, südlich von Aleppo, vom Nahr Kuweik gebildet; der See es-Sabacha, südwestlich von Aleppo; der große See von Antiochia (Al Deniz), von den aus dem Norden kommenden Flüssen Kara-Su und Afrin gespeist.

Das Gestein S.s ist vorherrschend Kalk: Bergkalk im Libanon, mit aufgelagertem Kohlensandstein und teilweise Eisensteinlagern, Kreide im Antilibanon, Jurakalk in Palästina, stellenweise, namentlich im Hauran, auch im Jordangebiet, mit vulkanischen Gebilden durchbrochen, mit heißen Quellen, Lagern von Erdharz, Schwefel, Salz durchsetzt. Klimatisch gehört S. noch zu den Ländern der asiatischen Regenzone: auf die Regenzeit vom Ende Oktober bis Ende März folgt nach kurzem Frühling die heiße dürre Zeit vom Mai bis Oktober. Aber nur in der westlichen Hälfte des Landes sind die Regen, durch die Winde vom Meer hergebracht, reichlicher; jenseit der großen Thalspalte, nach Osten zu werden sie

immer spärlicher. Die Temperatur des innern S. ist im Sommer sehr heiß, nur an der Küste (durch die Nähe des Meeres) und in den höher gelegenen Berggegenden gemäßigt, auf den höchsten Kämmen und Gipfeln (2300—3000 m) sogar kalt; aber im Winter fällt auch im innern Lande (z. B. in Damascus, Aleppo) häufig Schnee. Die Fruchtbarkeit der verschiedenen Landesteile ist sehr verschieden. Die Küstenlandschaften, Gebirgsthäler, an Flüssen und Quellen reichen Gegenden haben eine üppige (subtropische) Vegetation, mit immergrünen Bäumen, Wein-, Öl- und Feigenbäumen, feinsten Obstarten, Baumwollstauden, Maulbeerbäumen, Mais, Reis und Weizen; äußerst fruchtbaren Boden hat auch die Landschaft um Damascus und der Hauran; kahler sind die an Quellen und Niederschlägen ärmern innern Hochebenen; weiter nach Osten zu wird die Landschaft immer dürrer und nimmt allmählich den Charakter der arabischen Steppe und Wüste an. Im Altertum war die Fruchtbarkeit, dank der sorgfältigen Kultur und namentlich der künstlichen Bewässerungsanlagen, eine viel größere und für eine dichtere Bevölkerung hinreichend; selbst in der Wüste gab es noch über Palmyra hinaus blühende Städte und Oasen. Heutzutage zählt ganz S. kaum etwa 2 Mill. E. Politisch zerfällt es (abgesehen von Bruchteilen, die zum Vilajet Bagdad gehören) in 2 Vilajete, nämlich von Haleb (Aleppo), welches über den Euphrat hinüber sich erstreckend, etwa 870000 Seelen haben soll, und von esh-Shâm (Damascus) mit 1100000; ein Teil von diesem, nämlich der Bezirk (Mutessariflik) Jerusalem, hat neuerdings einen eigenen, direkt unter der Pforte stehenden Vâli. Die bedeutendsten Städte sind Aleppo, Hamath, Damascus, Acca, Beirut, Jerusalem.

Die Bevölkerung des Landes, nach Abstammung und Religion gemischt, ist größtenteils semitisch. Die Mehrzahl besteht aus Mohammedanern, worunter viele eingewanderte Araber, mit Einschluß der Beduinen an den Grenzen des Landes, wenige Türken, die Herren des Landes, und einige im Norden des Landes umherziehende Turkomanen- und Kurdenstämme. Sehr zahlreich sind auch die Christen. (S. Syrische Kirche.) Sie sprechen sämtlich Arabisch, was überhaupt als die Landessprache zu betrachten ist, denn die Syrische Sprache (s. d.) ist in S. fast ganz ausgestorben. Außerdem gibt es in S. viele zum Teil aus den europ. Ländern eingewanderte Juden, namentlich in Palästina (s. d.), wo sie noch ansehnliche geschlossene, auch ackerbauende Gemeinden bilden; ferner mehrere andere Völkerschaften mit eigentümlichen, dem Islam näher oder entfernter verwandten Religionen; so die Drusen (s. d.), gegen 100000; die Metâwileh in Cölesyrien, gegen 20000; die Ansarier (s. d.), gegen 25000 Seelen, die ebenfalls alle das Arabische zu ihrer Sprache haben. Endlich gibt es in den Städten als Handelsleute angesiedelte Griechen und Franken, in den kath. Klöstern europ. Mönche, schließlich amerik. Missionare und deutsche Ansiedler, auf dem Lande auch herumziehende Kurbâd oder Zigeuner.

In ältester Zeit waren in Nordsyrien die Cheta (s. Hethiter) das herrschende Volk; im mittlern Lande, späterhin auch über den Norden sich verbreitend, die Aramäer (s. d.); im Süden und an der Küste die Kananäer und Phönizier (s. d.) und Hebräer (s. d.), welche letztern zur Zeit Davids und Salomos auch die aramäischen Staaten von Damascus, Zoba und den von Hamath von sich in Abhängigkeit brachten. Nach Salomo wurden diese Aramäer wieder selbständig, und bildeten namentlich die von Damascus eine bedeutende Macht. Aber den (vom J. 1100 an) vordringenden Assyrern erlagen allmählich alle diese syr. Staaten und Städte, zuerst die Cheta, später die Aramäer und Hebräer. Weiterhin wurde Syrien nacheinander dem babylonischen, persischen, macedonischen Weltreich einverleibt, bis die Seleuciden (s. d.) ein eigenes Reich in S. stifteten. Nach dem Sturze desselben kam S. unter die Herrschaft Roms und blieb mit seinem nördl. und westl. Teile auch unter dem oström. Kaisertum eine Provinz von diesem, während in seinem südöstl. Teil mehr oder minder unabhängige Araberfürsten (wie die Ghassâniden) sich festsetzten. Bei der Ausbreitung des Islam wurde es dem Kalifenreich einverleibt. Die christl. Herrschaften, welche die Kreuzfahrer eine Zeit lang im Mittelalter in S. gründeten, bildeten nur ein kurzes Zwischenspiel in der mohammed. Herrschaft, die seitdem über S. nicht aufgehört hat. Denn bald kam das Land unter die Sultane von Ägypten und die Mamluken (s. d.), unter deren Herrschaft es furchtbar von den Mongolen verwüstet wurde. Im 16. Jahrh. eroberten es die osman. Türken, seit welcher Zeit es fortwährend einen integrierenden unmittelbaren Teil des Osmanischen Reichs (s. d.) ausgemacht hat, bis auf die kurze Zeit der Herrschaft des Vizekönigs von Ägypten, Mehemed-Ali, nach deren Sturz 1840 es wieder unter die Herrschaft der Pforte zurückkehrte. Infolge dieses unaufhörlichen Wechsels der Herrschaften, der verheerenden Kriege, deren Schauplatz das Land fast fortwährend war, und der Barbarei der Herrscher, denen es seit dem Auftauchen des Islam unterthan, ist es von seiner alten Blüte ebenso in polit. und sozialer wie in physischer Hinsicht heruntergebracht. Während S. im Altertum ein von gewerbthätigen Völkern bewohntes, mit einer Menge blühender Städte bedecktes, wohlangebautes, fruchtbares Land war, ist es jetzt im ganzen nur noch eine schwach bevölkerte, mehr mit Ruinen als mit Wohnungen bedeckte, schlecht bebaute, dürre und deshalb unfruchtbare Öde, in der nur die von den Drusen und Maroniten bewohnten Teile des Libanon und die unmittelbarste Umgebung eine Ausnahme machen. Nach der Restauration der türk. Herrschaft hat die Verwilderung und Unsicherheit nur einen neuen Aufschwung genommen, wie die öfter sich wiederholenden blutigen Zwiste zwischen den Drusen und Maroniten und das furchtbare Blutbad unter den Christen und die Verbrennung ihres Stadtviertels in Damascus im Juli 1860 beweisen.

Vgl. Ritter, «Erdkunde von Asien» (Bd. 16 u. 17, Berl. 1852—55); Cowper, «Sects in Syria» (Lond. 1860); Burton und Drake, «Unexplored Syria» (2 Bde., Lond. 1872); Zwiedineck von Südenhorst, «S. und seine Bedeutung für den Welthandel» (Wien 1873); Baedeker, «Palästina und S.» (2. Aufl., Lpz. 1880); de Vogüé, «Syrie centrale» (2 Bde., Par. 1866 u. 1872); Lortet, «La Syrie d'aujourdhui» (Par. 1884); Sachau, «Reise in S. und Mesopotamien» (Lpz. 1883). Die polit. Geschichte S.s behandeln Salverte (Par. 1861) und Edwards (Par. 1862).

Syringa, eine zur Familie der Oleaceen gehörige schönblühende Gehölzgattung, für welche die verschiedensten deutschen Namen im Gebrauch sind. Der zutreffendste derselben ist Flieder. Da jedoch

dieser Name zu Unrecht oft für den Hollunder (Sambucus) gebraucht wird, so nennt man sie meist den türkischen Flieder. Die hierher gehörenden Arten sind charakterisiert durch kreuzweis-gegenständige, gestielte, einfache und ganzrandige Blätter und zu pyramidalen, endständigen Sträußen gesammelte Blüten mit vierzähnigem Kelch und langröhriger, präsentiertellerförmiger Krone; diese hat einen vierlappigen Saum und ihre Röhre schließt zwei Staubgefäße ein. Der oberständige, eingeschlossene, einen Griffel mit kopfförmiger Narbe tragende Fruchtknoten wächst zu einer zweiklappigen, mehrsamigen Kapsel aus. S. vulgaris *L.*, der gemeine Flieder, ist wahrscheinlich im ganzen südöstlichen Europa einheimisch, hat sich seit dem Ende des 16. Jahrh. in alle Gärten Mitteleuropas verbreitet und kommt vielfach in Hecken, Gebüschen u. s. w. verwildert vor. Aus dieser Art sind bis auf die neuere Zeit zahlreiche Varietäten hervorgegangen, welche sich von der Stammart nur durch die Farbe der Blüte, sowie durch die Größenverhältnisse und den besondern Bau der straußförmigen Rispen unterscheiden. Die ältesten Varietäten sind der rot und der weiß blühende Flieder. Von Frankreich ging der Marly-Flieder mit großen purpurvioletten (bei der Untervarietät pallida pfirsichblütenfarbenen) Blüten in sehr großen, kompakten Sträußen aus. Der Versailles-Flieder unterscheidet sich durch kräftigeres Rot. Der Trianonflieder hat noch dichtere blauviolette Blütensträuße. Beim Orléansflieder sind die Blüten blendend weiß. Von Moritz Eichler in Chemnitz wurden aus Samen mehrere prächtige Varietäten erzogen. Die Varietäten mit gefüllten, blauen, roten und weißen Blüten kommen an Schönheit den meisten einfach blühenden nicht bei und sind wenig verbreitet.

Der Rouen-Flieder (S. rothomagensis, von Willdenow S. chinensis genannt) soll zwischen Sämlingen des gemeinen Flieders gefunden worden sein und ist vielleicht ein Blendling, entstanden durch geschlechtliche Vermischung der gemeinen Art und S. persica. Er unterscheidet sich durch seinen mehr in die Breite gehenden Wuchs, schmälere Blätter, reichern Flor und das mehr violette Kolorit der bis 30 cm langen und an der Basis 15—18 cm breiten Rispen. Er ist ein ausgezeichneter Treibstrauch. Von seinen Varietäten ist S. saugeana am meisten verbreitet; sie ist vorzugsweise durch die dunkelrote Färbung der Blüte gekennzeichnet. S. persica *L.*, der persische Flieder, bleibt niedriger, als die gemeine Art, hat aufrechte Zweige, oval-lanzettliche, am Grunde nicht herzförmige, dunklere Blätter und kleinere hellviolette Blüten in reichen ästigen Rispen und von starkem Wohlgeruch. Eine ihrer Varietäten (var. alba) besitzt wenn auch nicht eigentlich weiße, so doch viel blassere Blumen, und var. laciniata ist niedriger und hat fiederspaltige Blätter, wegen deren sie für feine Strauchpartien sehr zu empfehlen ist. Andere Arten, wie die vom Himalaja stammende S. Emodi *Wall.* und die in Ungarn aufgefundene S. Josikaea *Jacq.* sind weniger verbreitet, auch weniger schön. Alle Syringen lassen sich leicht durch Ableger und durch Stecklinge vermehren; die Varietäten werden häufig durch Okulieren auf den gemeinen Flieder vermehrt. Um Kronenbäumchen zu erziehen, okuliert man auf Stämme der Rainweide (Ligustrum vulgare). Alle Fliederarten erfordern zum Gedeihen einen nahrhaften, etwas kompakten Boden.

Syrinx, eine arkadische Nymphe, wurde, von Pan verfolgt, im Flusse Ladon auf ihr Flehen in Schilfrohr verwandelt. Aus demselben schnitt sich Pan, der trostlos am Ufer stand, eine Hirtenflöte, der er den Namen S. gab. Daher soll die gewöhnliche Hirtenflöte, die aus mehrern nebeneinander verbundenen, stufenweise abnehmenden Röhren von ungleicher Dicke bestand, diesen Namen haben. Homer und Hesiod, bei denen die S. schon vorkommt, kannten die Sage vom Pan noch nicht, die in der Gestalt, wie sie von Ovid erzählt wird, wohl erst der alexandrinischen Zeit angehört.

Syrische Christen könnte man die sämtlichen Christen des Orients nennen, welche die Bibel in syr. Übersetzung lesen und ihre kirchliche Liturgie in syr. Sprache abhalten. Man pflegt aber gewisse Abteilungen der syr. Kirche mit besondern Namen zu benennen, wie die Maroniten (s. d.) am Libanon, die Jakobiten (s. d.) in Mesopotamien, die Thomaschristen in Indien, und den Namen Syrische Christen vorzugsweise auf die im Kurdischen Gebirge, am Urmiasee und bis nach Mosul herab wohnenden Nestorianer (s. d.) zu beschränken, zumal da diese (wie freilich auch die Jakobiten) sich selbst so bezeichnen (Nestränj Surjäni). Die röm.-kath. Schriftsteller nannten dieselben seit lange gewöhnlich chaldäische Christen, und diesen Namen tragen jetzt allgemein die mit der röm. Kirche unierten Nestorianer, zugleich aber auch die unierten Jakobiten in Mesopotamien. Diese päpstl. Syrer stehen seit Innocenz XI. (1684) unter einem besondern Patriarchen der Chaldäer, der immer den Namen Mar-Joseph führt und seinen Sitz in Diarbekr (Amid) hatte, jetzt in Mosul hat, während der nestorianische Patriarch (Mar-Simeon genannt) in Kotschannes bei Dschulamerk im Gebiete des Kurdenstammes Hakkâri residiert.

Syrische Kirche, in den ersten Jahrhunderten Teil der allgemeinen christl. Kirche, ging seit dem 5. Jahrh. in mehrere Bekenntnisse oder Kirchen auseinander, und in neuerer Zeit ist durch die Einwirkung des röm. Katholizismus die Spaltung noch weiter gediehen. Von der apostol. Zeit an hatte das Christentum in Syrien rasche Verbreitung gefunden, allerdings mehr in den Städten als unter dem aramäisch redenden Landvolk (daher im Orient der Name Aramäer bald die Bedeutung «Heide» bekam). Antiochia wurde sogar die Mutterstadt des Heidenchristentums (Apostelgesch. Kap. 13 fg.). Auch Ostsyrien, d. h. Osroëne mit der Hauptstadt Edessa, war schon gegen Ende des 2. Jahrh. christianisiert. Weiterhin drang das Christentum auch in das östl. Mesopotamien mit der Hauptstadt Nisibis und die Tigrisländer vor, war aber hier unter den Persern zeitweise schweren Verfolgungen (Sapor II., Piruz u. a.) ausgesetzt. Als Metropole der ganzen syr. Christenheit galt schon frühe Antiochia; dem Patriarchen von Antiochia wurde 325 zu Nicäa sein Rang bestätigt (erst 451 wurde zu Chalcedon der Bischof von Jerusalem als Patriarch von seiner Jurisdiktion eximiert). Die wissenschaftliche Bedeutung der syr. Kirche stellt sich in der Antiochenischen Theologenschule dar; an sie schlossen sich im 4. Jahrh. unmittelbar an die Schulen von Edessa (Ephrem, s. d.; Ibas von Edessa, gest. um 470, u. a.) und Nisibis (Jakob Nisibenus, gest. um 350, u. a.). Aber schon die christologischen Streitigkeiten des 5. Jahrh. brachten den Riß in diese blühende syr. Gesamtkirche. Die Ostsyrer entschieden

sich für die Lehre des Nestorius (s. d.); besonders auf persischem Gebiet breitete sich durch Bischof Barsumas von Nisibis und durch die von der byzantinischen Staatsgewalt aus Edessa vertriebenen, aber in Persien mit Wohlwollen aufgenommenen Lehrer den Nestorianismus ungehindert aus, und im J. 498 auf der Synode von Seleucia unter dem Patriarchen Babäus sagte sich die ganze pers. Kirche von der orthodox-griechischen los und gewann bis ins 11. Jahrh. im östl. Asien weite Verbreitung. (S. Nestorianer und Syrische Christen.)

Die westsyr. Kirche wurde seit der Synode von Chalcedon 451 durch neue Kämpfe aufs heftigste erschüttert. Die monophysitische Lehre fand, unter Begünstigung der Kaiser Zeno und Anastasius I., hier, wie in Ägypten, besonders durch Barsaumas von Edessa, den Mönch Petrus Fullo, Bischof Xenajas (Philoxenus) von Mabug und den Patriarchen Severus von Antiochien, viele Anhänger. Unter den Verfolgungen durch Kaiser Justin I. und Justinian I. gelang es sodann den rastlosen Bemühungen des Jakob Baradäus (s. d.), die Monophysiten des Orients enger zusammenzuschließen. Nach dem Tode des Severus (539) gab er ihm in der Person des Priesters Sergius von Tela einen Nachfolger, und von diesem Sergius läuft die Reihe der sog. (monophysitischen) Patriarchen von Antiochia fort bis heute. Nach jenem Jakob Baradäus erhielten die syr. (auch ägypt.) Monophysiten den Namen Jakobiten (s. d.), obwohl sie sich selbst, wie die Nestorianer, Surjâné (syr. Christen) nennen. Nur noch befestigt wurde diese kirchliche Absonderung, als auch die Monophysiten des Ostens im J. 629 unter einem gemeinschaftlichen Haupt, dem Maphrian oder Primas Orientis (an Stelle des nestorianisch gewordenen Katholikos oder Patriarchen von Seleucia) sich zusammenschlossen: Maruthas (gest. 649) war ihr erster Maphrian mit dem Sitz in Tagrit am Tigris. Er hat neben dem (monoph.) Patriarchen von Antiochia den zweiten Rang. Die Jakobiten nehmen eine einige Natur in Christus an, die aus dem Zusammengehen der göttlichen und menschlichen entstanden ist, verwerfen die Synode von Chalcedon und erkennen die (Räuber-) Synode von Ephesus 449 an. Das Mönchswesen ist bei ihnen sehr beliebt; Bilder- und Heiligenverehrung, besonders Mariendienst, haben sie mit der griech. (nicht nestor.) Kirche gemeinsam. Mit den (monoph.) Kopten halten sie Kirchengemeinschaft. Ihr Patriarch, in Antiochia nie geduldet, wohnte lange in Amid (Diarbekr), seit 1166 im Kloster zu ez-Zafarâni bei Mardin, seit dem 16. Jahrh. in Caramit bei Amid; er führt seit dem 14. Jahrh. immer den Namen Ignatius. Der Maphrian, früher in Tagrit, wohnt seit 1089 in Mosul. Die Kirche war bis tief ins Mittelalter hinein sehr blühend. (S. Syrische Sprache und Litteratur.) Aber schon gegen Ende des 16. Jahrh. war sie auf etwa 50000 Familien in Syrien, Mesopotamien und Babylonien zusammengeschmolzen. Im eigentlichen Syrien finden sich nur noch kümmerliche Reste. Ihre Kirchensprache ist das Syrische, wie bei den Nestorianern. Im J. 1873 wandte sich der Patriarch an den Erzbischof von Canterbury um Unterstützung. Infolge der monotheletischen Streitigkeiten des 7. Jahrh. sonderte sich noch eine andere Glaubensgemeinschaft aus der allgemeinen Kirche ab, die Maroniten (s. d.), die sich seither ziemlich ungeschwächt in den Wildnissen des nördl. Libanon forterhalten haben und, obwohl längst dem röm. Stuhl unterworfen, doch ihre eigenen syr. Liturgien und Gebräuche bewahren und ihren eigenen Patriarchen (von Antiochia) haben, dessen Sitz seit 1440 meist das Marienkloster Kanobin auf dem Libanon ist.

Gegenüber von diesen Nebenkirchen waren die Christen des orthodox-griechischen Bekenntnisses, von den andern die Melchiten (s. d.) genannt, immer in der Mehrheit, und haben auch jetzt noch die Überzahl (über 200000) in der syr. Christenheit. Ihr Gottesdienst ist längst, fast durchaus, in der arabischen Landessprache, aber ihre höchsten und höhern Geistlichen sind Griechen, die nur griechisch verstehen; ebenso wird in ihren höhern Schulen das Griechische gelehrt und gepflegt. Wie vor Alters, haben sie noch immer ihre 2 Patriarchen, den von Jerusalem, der Palästina mit (nominell 8 Bistümern und) etwa 15000 Seelen unter sich hat, aber in Konstantinopel wohnt und in Jerusalem durch einige sog. Bischöfe oder Vikare vertreten wird, und den weit bedeutendern von Antiochia (mit 8 Bistümern), welcher seit 1531 in Damascus und neuestens in Beirut residiert. Von seinem Sprengel wurde im 19. Jahrh. Aleppo abgetrennt und direkt dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt.

Endlich aber hat in neuerer Zeit auch die röm.-kath. Kirche mit Erfolg sich geltend gemacht, und befestigt sich durch die Bemühungen der Propaganda und durch den Eifer und das Geschick der Lazaristen, Franziskaner, Jesuiten und anderer Franken immer mehr. Wie die Maroniten seit lange, so ist jetzt auch ein Teil der syrischen Jakobiten und der Melchiten der römischen Kirche uniert, beide jedoch, ebenso wie die Maroniten, mit Beibehaltung vieler ihrer kirchl. Gebräuche (z. B. Kommunion in beiderlei Gestalt, Zulassung von Verheirateten zum Priestergrad) und ihrer gottesdienstlichen Sprache (bei jenen der syr., bei diesen der arab.), und beide je unter einem eigenen Oberhaupt, das sich offiziell Patriarch von Antiochia nennt, im übrigen unter dem Papst und der Propaganda zu Rom steht. Die unierten Jakobiten heißen syrische Katholiken (etwa 10000 an Zahl); ihr Patriarch hält sich zu Aleppo, selten in Mardin, auf. Die unierten Melchiten heißen griechische Katholiken und sind namentlich in den reichern und vornehmern Familien vertreten. Ihr Patriarch sollte in Damascus residieren, wohnt aber meist in seinem Priesterseminar zu 'Ain-Teráz auf dem Libanon. Die Geistlichen dieser beiden römisch-unierten Gemeinschaften, wie auch die maronitischen, sind durch sorgfältigere Bildung denen der ältern Gemeinschaften weit überlegen. Auch die Missionsthätigkeit der Protestanten (besonders der Amerikaner in Beirut) beginnt sich in Syrien fühlbar zu machen. Vgl. Neale, «History of the holy eastern church» (Lond. 1850); Robinson, «Palästina» (Bd. 3, Halle 1841); Silbernagl, «Verfassung und gegenwärtiger Bestand sämtlicher Kirchen des Orients» (Landsh. 1865).

Syrische Sprache, Schrift und Litteratur. Die syrische Sprache, ursprünglich der Dialekt von Edessa, durch die syr. Bibelübersetzung die Sprache der christlichen Syrer geworden, ist ein Zweig des Aramäischen und gehört zu den Semitischen Sprachen (s. d.). Ihre Blütezeit fällt in das erste Jahrtausend n. Chr.; von da an wurde sie durch das (stammverwandte) Arabische immer mehr aus dem Leben verdrängt und blieb nur noch Schrift- und

Gelehrtenſprache. Jetzt iſt ſie faſt ganz ausgeſtorben, und nur in einigen Dörfern Syriens, beſonders aber unter den Neſtorianern (ſ. d.) in Kurdiſtan, in Urmia und Umgegend und in manchen jakobitiſchen Dörfern Meſopotamiens hat ſie ſich mannigfach verderbt als Volksſprache erhalten. Die ausführlichſte Grammatik iſt von Hoffmann (Halle 1827; die von Merx brach unvollendet mit Heft 2 1870 ab), die beſte die von Nöldeke (Lpz. 1880); das einzige ſehr mangelhafte Wörterbuch von Caſtellus (herausg. von Michaelis, Gött. 1788); ein neues wurde angefangen von Bernſtein (1. Lfg. 1857), ein ausführlicher «Thesaurus Syriacus» von Payne Smith (Oxford 1868–83) iſt bis zum Buchſtaben M vorgerückt. Die beſten, mit Gloſſarien verſehenen Chreſtomathien ſind von Kirſch und Bernſtein (2 Bde., Lpz. 1832) und Rödiger (Halle 1838; 2. Aufl. 1868). Für die Lexikographie ſehr wichtig ſind die einheimiſchen Lexika des Bar-Ali und Bar-Bahlul, aus welchen Geſenius (Lpz. 1834) und Bernſtein (Bresl. 1842) Proben mitgeteilt haben, erſteres lithographiert zur Hälfte herausgegeben von G. Hoffmann (Kiel 1874). Die Schrift der Syrer hat in ihrer älteſten Geſtalt, dem Eſtrangelo, die größte Verbreitung unter den verſchiedenen Völkern Aſiens gefunden, denn aus ihr ſtammt die kufiſche der Araber, die Zend- und Pehlewiſchrift der Saſſaniden, die uiguriſche der Türken, ſowie die mongoliſche und die Mandſchuſchrift. Von einer ſyr. Litteratur in vorchriſtlicher Zeit hat man weder Nachrichten noch Reſte. Aber in den erſten Jahrhunderten n. Chr. entwickelte ſich mit Anlehnung an griech. Werke eine vielſeitige Schriftſtellerei, die ſich vorzüglich auf chriſtl.-theol. Litteratur, Bibelüberſetzung und Erklärung, Dogmatik, Martyrologien und Liturgien erſtreckte, aber auch die Geſchichte, Philoſophie, Medizin und Naturwiſſenſchaften umfaßte. In dieſen letztern Gebieten wurden die Syrer wieder die Lehrer der Araber im 8. und 9. Jahrh. und haben im allgemeinen als Vermittler der Kultur einen großen Einfluß auf die geiſtige Geſtaltung des Orients ausgeübt. Der letzte klaſſiſche Schriftſteller der Syrer iſt Barhebräus (ſ. d.), geſt. 1286.

Aus den erſten drei Jahrhunderten hat man wenig mehr als die ältern Bibelüberſetzungen, beſonders die Peſchita (Ausgaben z. B. von Lee, Lond. 1823, von der amerik. Miſſion in Urmia 1846 fg., von Ceriani, Mailand 1876 fg.), welche zugleich das Muſter der Sprache wurde. In ihrer Blütezeit trat die ſyr. Litteratur von der Mitte des 4. Jahrh. an, beſonders durch den berühmten Lehrer und Theologen der rechtgläubigen Kirche Ephrem (ſ. d.), den Syrer, dem ſich weiterhin namentlich Maruthas, Biſchof von Tagrit (um das J. 400), Rabulas, Biſchof von Edeſſa (geſt. 435), Iſaak von Antiochia (geſt. etwa 460), Joſua der Stylite (Anfang des 6. Jahrh.) anſchließen. Von da ab ſind noch hervorzuheben unter den Neſtorianern der Patriarch Jeſujab (geſt. 660) und Metropolit Ebed-Jeſu von Niſibis (geſt. 1318); unter den Jakobiten oder Monophyſiten Jakob von Sarug (geſt. 521), Jakob von Edeſſa (geſt. 710), Dionyſius von Tellmahre (gegen 800), Dionyſius Barſalibi (geſt. 1171), endlich Gregorius Barhebräus. Für die Kirchengeſchichte wichtig ſind die von Aſſemani herausgegebenen «Acta martyrum orientalium et occidentalium» (2 Bde., Rom 1784, wozu kommt das anonyme Martyrologium, 1865 von Wright, und die Akten perſ. Märtyrer, 1880 von G. Hoffmann herausgegeben), die Chronik des Joſua Stylites (von Martin, Lpz. 1876, von Wright, Cambridge 1882), die Kirchengeſchichte des Johannes von Epheſus (teilweiſe von Cureton 1853, von Land 1868 ediert), des Dionyſius von Tellmahre (Buch 1, 1850, von Tullberg), des Barhebräus «Chronicon Syriacum» (von Bruns und Kirſch, 1789) und «Chronicon ecclesiasticum» (von Abbeloos und Lamy 1872–77); ferner «Ancient documents» (Lond. 1864 von Cureton und Wright), Curetons «Spicilegium syriacum» (Lond. 1853), mehrere von de Lagarde edierte Werke, wie «Didascalia apostolorum» (Lpz. 1854), «Reliquiae juris ecclesiastici» (Lpz. 1856), «Titi Bostreni contra Manichaeos libri quatuor» (Berl. 1859) u. a. Die zahlreichen Überſetzungen griech. Schriftſteller, Kirchenväter, Philoſophen und Ärzte, welche beſonders die Neſtorianer lieferten, hat verzeichnet Wenrich «De auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis» (Lpz. 1842). Manche Stücke dieſer Profanlitteratur ſind auch ſchon herausgegeben, z. B. auf Ariſtoteles und andere Philoſophen Bezügliches von de Lagarde («Analecta Syriaca» 1858), G. Hoffmann («De hermeneuticis etc.», 1869), Sachau («Inedita Syriaca», 1870), Land (Anecdota syriaca», Bd. 1–4, Leid. 1862 fg.) u. a., auch anderes allgemein Intereſſantes, z. B. Abſchriften aus dem röm. Recht (Bruns und Sachau «Syriſch-römiſches Rechtsbuch», Lpz. 1880), der «Phyſiologus» von Land, «Kalilag und Damnag», von Bickell (Lpz. 1876), «Sindban», von Bäthgen (Lpz. 1879), «Geoponicon», von de Lagarde (Lpz. 1860) u. a. Die Poeſie der Syrer iſt faſt nur kirchlich und liturgiſch, meiſt ohne hohen Schwung, in etwas ſteifer Form. Der älteſte Hymnendichter iſt der Gnoſtiker Bardeſanes (ſ. d.); nach ihm iſt der bedeutendſte Dichter Ephrem, deſſen Hymnen und poet. Reden in der Ausgabe ſeiner Werke (6 Bde., Rom 1732–46), in einer Auswahl von Hahn und Sieffert (Lpz. 1825) herausgegeben wurden, ſeine «Carmina Nisibena» von Bickell (Lpz. 1866), andere von Overbeck (Oxford 1865); ferner Cyrillonas und Iſaak Antiochenus (beide von Bickell herausgegeben) u. a.

Die reichſten Sammlungen von ſyr. Handſchriften finden ſich in Rom (vgl. Aſſemani, «Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana», 3 Bde., Rom 1719–28, und deſſen «Bibliothecae Vaticanae codd. mss. catalogus», Bd. 2 u. 3, Rom 1758–59), in Paris («Catalogue» von Zotenberg, 1874) und im Britiſchen Muſeum zu London («Catalogus» von Roſen, 1838, fortgeſetzt von W. Wright, 1871 fg.), welches namentlich in neuerer Zeit einen reichen Zuwachs aus einem ägypt. Kloſter gewonnen hat, zum Teil ſehr alte Handſchriften, aus denen, außer mehrern der ſchon genannten Werke, z. B. Cureton die Überſetzung der Briefe des Ignatius, Feſtbriefe des Athanaſius u. a., Lee die «Theophania» des Euſebius, Payne Smith den Kommentar des Cyrillus Alexandrinus zum Evangelium des Lukas, W. Wright neuteſtamentliche Apokryphen u. a., de Lagarde die «Recognitiones» des Clemens Romanus u. a. (ſ. oben), Land «Anecdota syriaca» (ſ. oben), Sachau «Theodori Mopsvesteni fragmenta» (Lpz. 1869), und andere anderes herausgaben. Eine Überſicht der bis 1871 veröffentlichten ſyr. Litteratur gab Bickell «Conspectus rei Syrorum literariae» (Münſt. 1871) und E. Neſtle in

seiner der «Brevis linguae Syriacae Grammatica» (1881) beigegebenen «Literatura Syriaca». Die obenerwähnte neusyr. Volkssprache ist von der amerik. Mission in Urmia (an ihrer Spitze J. Perkins) zur Schriftsprache erhoben worden, und mit Hilfe Eingeborener hat man die Bibel und anderes übersetzt und zum Druck gebracht. Auch eine Grammatik dieser neusyr. Sprache von Stoddard ist in Neuyork (1856) erschienen, eine wissenschaftliche Behandlung derselben von Nöldeke (Lpz. 1868). Merr veröffentlichte ein «Neusyr. Lesebuch» (Bresl. 1874); eine Sammlung anderer Texte gab Socin («Neuaramäische Dialekte», Tüb. 1882). Von dem neusyr. Dialekt in Tur-Abdin, einer Gebirgsgegend im nordöstl. Mesopotamien, der wieder sehr verschieden von jenem ist, lieferten Proben Prym und Socin (Gött. 1881); eine wissenschaftliche Analyse Nöldeke (in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», 1881).

Syrjänen, eine früher sehr verbreitete finn. Völkerschaft im europ. und asiat. Rußland, welche gegenwärtig besonders in dem welikiustjugischen Kreise des Gouvernements Wologda und in einzelnen Bezirken des Gouvernements Perm und Tobolsk angetroffen wird. Sie nennen sich, wie die Permier oder Permjäken, mit denen sie überhaupt hinsichtlich der Sprache viel Ähnlichkeit haben, Komi oder Komi-Murt und haben auch die Permier von allen Seiten zu Nachbarn. Im 14. Jahrh. nahmen sie zuerst das Christentum und zwar den griech.-russ. Glauben an. Sie haben sich in Sitte und Lebensart schon längst den Russen so genähert, daß sie kaum als ein besonderes Volk zu betrachten sein würden, wenn nicht die Sprache sie von jenen unterschiede. Grammatiken des Syrjänischen lieferten von der Gabelentz (Altenb. 1841), Castrén (Helsingfors 1847), Wiedemann (Reval 1847, Petersb. 1884), in russ. Sprache Sawwaïtow (Petersb. 1850), ein Wörterbuch Sawwaïtow (Petersb. 1850) und Wiedemann (Petersb. 1880). Für das Permische gibt es von Rogow eine Grammatik (Petersb. 1860) und Wörterbuch (Petersb. 1869).

Syrmien (slaw. Srĕm), benannt von der alten, jetzt in Ruinen liegenden Stadt Sirmium beim heutigen Mitrowitz, hieß einst ein eigenes Herzogtum in Slawonien (s. d.), das lange unter türk. Botmäßigkeit stand, 1688 der Pforte entrissen wurde und nun an das Haus Odescalchi und später durch den Kaiser, der es gekauft hatte, an das Haus Albani kam. Es umfaßte den östl. Teil der von der Drau, Save und Donau umflossenen Syrmischen Halbinsel oder das spätere Syrmische Komitat und den Bezirk des peterwardeiner Grenzregiments. Das Banat gehört zu den gesegnetsten und schönsten Teilen der österr. Monarchie. Die Bergkette Fruschka-Gora durchlängt dasselbe von Westen gegen Osten und sendet rechts und links Seitenzweige aus, welche die herrlichsten Gegenden bilden; sie wird fast ganz von den Klöstern griech.-kath. Mönche serb. Nationalität eingenommen und produziert sehr viel guten Wein. Kaiser Probus hat die Rebe hierher verpflanzt. Nirgends wachsen die Pflaumen (Zwetschen) in solcher Menge wie in S., daher denn hier der Hauptsitz für die Zubereitung des Sliwowitz (s. d.).

Das Komitat Syrmien in Slawonien umfaßt nur den nördl. Teil des alten Herzogtums und zählt auf 2476,75 qkm (1880) 121 893 E., größtenteils slaw. und zwar serb. Abkunft und meist der griech.-orient. Kirche angehörig. Dieses Komitat zerfällt in sechs Bezirke. Der Hauptort ist der Marktflecken Vukovar (s. d.).

Syrnium aluco, der Waldkauz, s. u. Eule.

Syrokomla (Władysław), Pseudonym des poln. Dichters Ludwig Władysław Kondratowicz (S. ist der Name des Wappens der Familie). Er ward 17. Sept. 1823 im russ. Gouvernement Minsk geboren, besuchte einige Zeit ein Gymnasium, lebte aber dann als Gutspachter in Zaluczy am Niemen (1844—53), später in Borejkowszczyzna bei Wilna und starb 15. Okt. 1862 in Wilna.

Trotz der ärmlichen Verhältnisse, in denen S. lebte und starb, wußte er sich doch vorwiegend durch Selbststudium und Umgang mit gelehrten Freunden eine ziemlich bedeutende Bildung anzueignen, und machte sich zuerst verdient durch gelungene poln. Übersetzungen der polnisch-latein. Dichter der Epoche Sigismunds (Janicki, Kochanowski, Klonowicz, Sarbiewski), welche in Kraszewskis «Ateneum», später auch gesondert (6 Bde., Wilna 1851—52) erschienen. Ihnen folgten ebensolche Übersetzungen von lat. Werken über die poln. Geschichte, ferner eine Reihe originaler Erzählungen (Gawędy), von denen die bedeutendste «Der wohlgeborne Johann Dąborog» (Petersb. 1854) ist, Dramen («Kaspar Karliński», «Die Dorfpolitiker» u. a.), Gedichte, eine Geschichte der poln. Litteratur («Dzieje literatury w Polsce», 2 Bde., Wilna 1851—52). In diesen Arbeiten erweist sich S. nicht nur als nationaler, sondern auch meist als echt populärer Schriftsteller, und in ihm findet die von Mickiewicz begründete sog. litauische Schule der poln. Litteratur einen würdigen Abschluß. Eine Gesamtausgabe von Kondratowicz' poetischen Werken (nicht unter seinem Pseudonym) erschien in 10 Bänden (Warsch. 1872). Biographien und kritische Studien über ihn verfaßten Kraszewski (Warsch. 1863), Tyszyński, Spasowicz u. a.

Syros, s. Syra.

Syrt (russ.-tatar.), die Wasserscheide; eine Berglandschaft in Centralasien, s. unter Thian-schan. Vgl. auch den Artikel Obschtschyj-Syrt. — Syrty, ein Paß im Uralgebirge auf der Grenze der russ. Gouvernements Archangelsk und Wologda, in absoluter Höhe von 1270 m, bildet die Wasserscheide zwischen der Quelle des Kossju (Nebenfluß der Ussa) und der des Limpij (Zufluß des Kosthem).

Syrten, zwei Busen des Mittelländischen Meers an der Küste von Nordafrika, in dem Syrtenmeere (früher auch Libysches Meer genannt), sind unter dem Namen der Kleinen und der Großen Syrte bekannt. Jene, auch der Golf von Gabes genannt, liegt an der Ostküste von Tunis, unter 34° nördl. Br. zwischen der Insel Dscherba und den Karkenahinseln; seine Tiefe ist im Mittel 60 m; die Große S., auch Golf von Sydrah und Dschûn-el-Kebrit genannt, südöstlich von der vorigen zwischen der Landschaft Tripolis und dem Plateau von Barka, wo sie den südlichsten Teil des ganzen Mittelmeers bildet, hat einen nur schmalen untiefen Saum, jenseit dessen die Tiefe bis zu 1800 m steigt. Durch Untiefen und Sandbänke waren die S. schon im Altertum verrufen; doch haben neuere Untersuchungen die Große Syrte für verhältnismäßig frei von Gefahren erklärt. Indes gibt es an ihrem ganzen Ufer nur einen einzigen leidlichen Hafen, der übrigens nur kleine Schiffe aufnehmen kann, Bengasi (s. d.), welches

ein unterseeischer Telegraph mit Tripoli und Alexandria verbindet.

Syrup, s. Sirup.

Syrus (Publilius), ein berühmter röm. Mimendichter unter Cäsar und Augustus, der jüngere Zeitgenosse und Nebenbuhler des Laberius, kam aus Syrien als Sklave nach Rom, wurde aber wegen seiner Talente später freigelassen und führte seine dramatischen Spiele mit großem Beifall in den ital. Städten auf. Vorzüglich schätzte man seine Mimen (s. d.) wegen der darein verwebten zahlreichen Sittensprüche, die ebenso wahr als schmucklos sind. In einigen Handschriften befanden sich Sammlungen solcher «Sententiae» des S., freilich in verderbter und durch anderweitige Zusätze entstellter Form. Nach ältern Ausgaben von Erasmus (Straßb. 1515) u. a. und den neuern, aber unkritischen von Bohle (in den «Fragmenta comicorum Latinorum»), Zell (Stuttg. 1829), Reinhold (Anklam 1838) und zugleich mit deutscher Übersetzung Kremser (2. Aufl., Lpz. 1834) lieferten Wölfflin (Lpz. 1869), Ribbeck in den «Comicorum Romanorum fragmenta» (2. Aufl., Lpz. 1873), A. Spengel (Berl. 1874) und W. Meyer (Lpz. 1880) kritisch gesichtete Ausgaben. Vgl. W. Meyer, «Die Sammlungen der Spruchverse des Publilius S.» (Lpz. 1877).

Syzran, Kreisstadt im russ. Gouvernement Simbirsk, am rechten Ufer der Wolga und an der von Pensa nach Orenburg führenden Eisenbahn, mit (1882) 24500 E., ist eine gewerbreiche Stadt, durch ihre Lederfabriken und Lederwaren, wie auch Eisenwaren bekannt, treibt auch bedeutenden Handel mit Getreide, Fischen und Salz und ist ein Hauptstapelplatz an der Wolga. Die Orenburger Bahn überschreitet 19 km nördlich von S. die Wolga auf einer 1877—80 erbauten 1,6 km langen Brücke.

Syssitien (grch.), die gemeinsamen Mahlzeiten der Männer, wie sie in Sparta (hier Pheiditien genannt) und Kreta gehalten wurden.

System (grch.) heißt im allgemeinen jedes aus einer Mannigfaltigkeit von Teilen zusammengesetzte Ganze, insofern die Zusammenordnung und Verknüpfung dieser Teile unter der Herrschaft einer durchgreifenden Regel steht, und entweder die letztere erkennen läßt, oder durch die Anwendung und Befolgung derselben zu Stande kommt. In diesem Sinne spricht man z. B. von dem Planetensystem, insofern die Bewegungen der Planeten von einer bestimmten durchgreifenden Beziehung derselben auf ihren gemeinschaftlichen Centralkörper, die Sonne, abhängen und nach einem bestimmten Gesetz erfolgen. Man nennt die Verknüpfung der Nerven in dem organischen Körper das Nervensystem, insofern diese Verknüpfung ihr Zusammenwirken zu den Zwecken des organischen Lebens bedingt. Man nennt die Reihenfolge der Töne nach bestimmten Intervallen das Tonsystem, die Bezeichnung derselben nach einer durchgreifenden Regel das Notensystem. Man spricht ebenso von Eisenbahnsystemen, von S. des Ackerbaues, der Verwaltung, der Regierung u. s. w. Vorzugsweise wichtig wird der Begriff des S. und der Systematik da, wo ein Mannigfaltiges absichtlicher Thätigkeit bewußtvoll auf die Einheit eines Zwecks bezogen wird; daher er auch in dem Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis die Regelmäßigkeit des wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt bezeichnet. Nach dem Begriff der Wissenschaft als eines vollständigen Inbegriffs gleichartiger, nach gewissen durchgreifenden Hauptgedanken geordneter und unter sich verknüpfter Erkenntnisse, ist die Systematik jene Anordnung und Verknüpfung nach diesen Hauptgedanken und das systematische Verfahren dem bloß fragmentarischen, rhapsodischen und tumultuarischen entgegengesetzt. Der Begriff der Systematik modifiziert sich aber dabei je nach der Art, wie ein Ganzes wissenschaftlicher Erkenntnis zu Stande kommt, verschiedenartig. Die niedrigste Form derselben ist die Klassifikation (s. d.), die sich lediglich nach den Verhältnissen logischer Über- und Unterordnung richtet. Der Zusammenhang des Mannigfaltigen ist hier mehr ein äußerer. Wo man dagegen den innern Beziehungen dieses Mannigfaltigen, also namentlich dem Verhältnisse zwischen Grund und Folge nachzugehen anfängt, wird die Systematik die Form der Begründung, der Ableitung des Mannigfaltigen aus Prinzipien. In diesem Sinne ist keine Wissenschaft systematisch, die nicht ihre Lehrsätze aus Prinzipien ableitet oder auf sie zurückführt. Die Systematik wird sich je nach der verschiedenen Natur und Erkenntnisquelle der einzelnen Wissenschaften sehr verschieden gestalten können, ja innerhalb jeder einzelnen Wissenschaft werden im Laufe ihrer Entwickelung große Verschiedenheiten des systematischen Baues eintreten müssen, je nachdem man bald diese, bald jene Ausgangspunkte für die Ableitung und Begründung des zu ihr gehörigen Mannigfaltigen benutzen zu müssen glaubt; daher in der Philosophie, der Astronomie, der Chemie, Physik u. s. w. sehr verschiedene S. sich zeitweilig geltend zu machen gesucht haben. Die von gewissen Prinzipien aus systematisch durchgeführte Darstellung einer Wissenschaft nennt man ein Lehrgebäude; eine systematische Erkenntnis eine aus Grundsätzen abgeleitete vollständige Erkenntnis eines Gegenstandes; einen systematischen Beweis einen auf die Grundsätze zurückgehenden. Die allgemeinen Formen des systematischen Verfahrens darzulegen ist Sache der Logik (s. d.), ihre Anwendung und nähere Bestimmung für besondere Gebiete der Erkenntnis bleibt den einzelnen Wissenschaften überlassen.

Systematik (bot.) nennt man diejenige Disciplin der Botanik, deren Aufgabe in erster Linie ist, die sämtlichen bekannten Pflanzenarten nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu gruppieren, sowie eine möglichst genaue Beschreibung der einzelnen Pflanzenformen selbst zu geben. Im Laufe der Entwickelung dieses Zweigs der Botanik (s. Botanik) haben sich naturgemäß die Anschauungen über die Umgrenzung der einzelnen Gruppen, sowie insbesondere über die Stellung derselben zueinander in mannigfacher Weise geändert, sodaß seit der Mitte des 18. Jahrh. nach und nach von verschiedenen Forschern eine ganze Reihe von Systemen aufgestellt worden sind. Das Linnésche Sexualsystem (s. d.) basierte zum größten Teile nicht auf der natürlichen Verwandtschaft der Pflanzen, sondern stellte nach äußerlichen Kennzeichen in eine und dieselbe Klasse oder Ordnung oft die verschiedenartigsten Gewächse zusammen. Die Grundlage der jenem künstlichen System gegenüberstehenden sog. natürlichen Systeme bildet die von Jussieu am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgestellte Gruppierung. Die Jussieusche Einteilung wurde weiter ausgebildet von De Candolle im Anfange dieses Jahrhunderts, und die von diesem Forscher angegebene Umgrenzung und Anordnung der einzelnen

Familien ist in den wesentlichsten Punkten auch in den zahlreichen andern natürlichen Systemen der neuern Zeit beibehalten worden, wenn auch die Bezeichnungen der einzelnen Gruppen vielfach verändert wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß in jedem umfassendern systematischen Werke auch wieder Neuerungen besonders in Betreff der Anordnung des Stoffs gemacht werden, da von einer größern Anzahl von Familien, deren Umgrenzung zwar ziemlich sicher ist, das Verwandtschaftsverhältnis mit andern Familien noch zu sehr den subjektiven Anschauungen der betreffenden Forscher überlassen bleiben muß. So herrschen z. B. auch jetzt noch die verschiedensten Ansichten über die Reihenfolge der größern Gruppen, und in diesen über die Reihenfolge der Familien, zumal bei Phanerogamen. Selbst die Frage, ob in dem natürlichen System die Dikotyledonen oder die Monokotyledonen ihrer Ausbildung nach einen höhern Rang einnehmen, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, noch weniger kann man über die natürliche Reihenfolge der Familien ein bestimmtes Urteil abgeben. Während von einigen die Sympetalen als die höchstentwickelten Pflanzen an die Spitze des Systems gestellt werden, betrachten andere die Polypetalen oder Choripetalen als die höher stehenden; so beginnt das eine System mit den Ranunculaceen, das andere mit den Leguminosen, das dritte mit den Kompositen u. s. w. Aus dem Gesagten geht hervor, daß es zur Zeit eine endgültige Gruppierung der Familien nicht gibt und daß eine solche auch vorerst gar nicht möglich ist.

Die von Linné durchgeführte sog. binäre Nomenklatur für die Bezeichnung der Arten ist als die brauchbarste von allen Systematikern beibehalten worden, es hat sich jedoch mit der Zeit eine reiche Synonymik entwickelt, da sowohl die Umgrenzung der Gattungen vielfach geändert wurde, als auch durch neuere Untersuchungen viele früher nur mangelhaft beschriebene Arten betreffs ihrer systematischen Stellung in andern Gattungen untergebracht werden mußten. Durch diese und andere Umstände machten sich neue Bezeichnungen notwendig, sodaß eine sehr große Anzahl von Pflanzen verschiedene Namen führen. Leider sind in dieser Hinsicht viele Systematiker zu weit gegangen, was zur Folge hatte, daß in manchen Gattungen die einzelnen Arten eine ganze Reihe von Namen im Laufe der Zeit erhalten haben. Um diese verschiedenen Benennungen, die Synonyme auseinander zu halten, ist es unbedingt notwendig, stets den Namen des Autors, d. h. desjenigen Forschers, welcher die betreffende Benennung eingeführt hat, hinter dem Pflanzennamen anzugeben. So bezeichnen z. B. Ervum Lens *L.*, Lathyrus Lens *Peterm.*, Lathyrus Ervum *Kittel*, Lens esculenta *Moench* dieselbe Pflanze, nämlich die Linse. Daß derartige Synonyme mannigfache Verwirrung mit sich bringen mußten, ist sofort einleuchtend, doch läßt sich leider in dieser Hinsicht wenig Abhilfe schaffen, da die verschiedenen Namen einmal in systematische und speziell floristische Werke Aufnahme gefunden haben. Die Bezeichnung der Varietäten geschieht dadurch, daß man zu dem Namen der Pflanze var. (varietas) und einen dritten Namen hinzusetzt, so z. B. Nasturtium officinale var. microphyllum *Rchb.* Sind mehrere Varietäten vorhanden, so fügt man noch eine Zahl oder einen Buchstaben hinzu, z. B. Brassica oleracea var. a, acephala *DC.* var. b, capitata *L.* u. s. w.

Die Litteratur über S. ist eine außerordentliche reiche, doch behandeln die meisten Schriften nur bestimmte Pflanzengruppen oder Florenbezirke. Von den größern Werken, die allerdings auch zum Teil nur die Phanerogamen berücksichtigen, sind folgende hervorzuheben: Linné, «Genera plantarum» (Leiden 1737); derselbe, «Species plantarum» (Stockh. 1753); De Candolle, «Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis» (Par., seit 1824, noch im Erscheinen begriffen); Endlicher, «Genera plantarum» (Wien 1836—40; dazu Supplemente, Wien 1842—43); Kunth, «Enumeratio plantarum» (Berl. 1833—41); Bentham und Hooker, «Genera plantarum» (Lond. 1862—83).

Systöle (grch., d. i. Zusammenziehen) nannte man in der antiken Metrik die durch das Versmaß veranlaßte Verkürzung einer an sich langen Silbe, z. B. stetērunt statt stetērunt. In Wirklichkeit handelt es sich hier fast durchgehends um von alters her in der Sprache nebeneinander stehende Doppelformen, nicht um eine metrische Kürzung. Der S. ist die Diastöle (s. d.) entgegengesetzt.

Systöle (grch.), in der Physiologie die Zusammenziehung des Herzmuskels, im Gegensatz zur Diastole, der Erweiterung der Herzkammern. (S. unter Herz.)

Sythen, Schloß bei Dülmen (s. d.).

Syzygie (in der Metrik), s. Dipodie.

Syzygien (grch.) nennt man in der Astronomie die Stellungen der Konjunktion (s. d.) und der Opposition (Gegenschein) zweier Wandelsterne, Planeten oder Monde zur Erde. Diese Wandelsterne befinden sich alsdann im Raume mit der Erde in fast gerader Linie. Bei Sonne und Mond, von welchen man S. am häufigsten zu brauchen pflegt, ist dies der Fall zur Zeit des Neu- und Vollmondes, sodaß die S. der Mondbahn in die Mitte der sog. beiden Viertel oder Quadraturen fallen.

Sz in ungar. Wörtern und Namen = ß.

Szabolcs, Komitat im Königreich Ungarn, zählt 4917,34 qkm und (1880) 214008 E. Der Nationalität nach: Magyaren 90,83 Proz., Deutsche 0,87 Proz., Slowaken 6,37 Proz., Rumänen 0,81 Proz. und Ruthenen 0,88 Proz.; der Konfession nach: röm. Katholiken 25,66 Proz., griech. Katholiken 18,61 Proz., Evangelische Augsburgischer Konfession 6,57 Proz., Evangelische Helvetischer Konfession 39,57 Proz., Juden 9,40 Proz. Das Land ist ohne Gebirge, besteht meistens aus Sandebenen mit Sodaseen und ist daher den Überschwemmungen der Theiß ausgesetzt, die oft Sümpfe zurücklaßt und dadurch die Luft verpestet. Es liefert viel Getreide, Tabak, Obst, Melonen, Vieh u. s. w. Das Komitat hat seinen Namen von dem alten, jetzt in Ruinen liegenden Schlosse bei dem Dorfe Szabolcs an der Theiß, zerfällt in acht Bezirke und hat zum Hauptort die Stadt Nyiregyháza (s. d.).

Szajnocha (Karl), namhafter poln. Geschichtschreiber, geb. 1818 in Komarno bei Sambor in Galizien, studierte in Lemberg und mußte politischer Umtriebe verdächtig 1835—37 eine schwere Gefängnisstrafe verbüßen. Er wandte sich darauf der Litteratur zu und veröffentlichte einen Roman und mehrere Dramen aus Polens Vorzeit. Die Vorarbeiten zu denselben führten ihn zur Vertiefung in die poln. Geschichte und er verfaßte seine mit Beifall aufgenommenen historischen Schriften «Boleslaw

Chrobry» (Lemb. 1848) und «Pierwsze odrodzenie Polski» («Die erste Wiedergeburt Polens», Lemb. 1849), eine scharfsinnige Schilderung der Zeiten Wladyslaw Lokietels und Kasimirs III. Diesen folgte sein bedeutendstes, durch glanzvolle Darstellung ausgezeichnetes Werk «Jadwiga i Jagiello» (3 Tle., Lemb. 1855; 2. Aufl., 4 Tle., 1861). Im J. 1853 wurde er Custos an der Ossolinskischen Bibliothek, mußte zwar wegen Verlustes des Augenlichts 1858 diese Stelle aufgeben, war jedoch auch ferner litterarisch thätig. Er starb 10. Jan. 1868 in Lemberg. Noch sind S.s «Szkice historyczne» (4 Tle., Lemb. 1854—69), eine Reihe wertvoller historischer Abhandlungen, und «Dwa lata dziejów naszych, 1646—48» (2 Tle., Lemb. 1869), worin er die verhängnisvolle Zeit der Kriege Polens mit den Kosaken beschreibt, hervorzuheben. S.s historische Werke erschienen gesammelt «Dziela» (10 Bde., Warsch. 1876) mit seiner Biographie von Kantecki.

Szalad oder Zala, Komitat im ungar. Kreise jenseit der Donau, zählt (1880) auf 5121,63 qkm 359 984 E. (ohne Militär), welche der Nationalität nach Magyaren (72,69 Proz.), Deutsche (2,11 Proz.), Kroaten (19,60 Proz.) und Wenden oder Slowenen (5,34 Proz.); der Konfession nach röm. Katholiken (91,0 Proz.), Evangelische Augsburgischer Konfession (2,02 Proz.), Evangelische Helvetischer Konfession (3,12 Proz.) und Juden (3,81 Proz.) sind. Verzweigungen der steiermärk. Voralpen geben dem Lande einen zum Teil gebirgigen Charakter; zum andern Teil besteht es aus wellenförmigen Ebenen. Der Abdachung gegen Südosten folgen die Mur, welche in die die Südgrenze bildende Drau mündet und die Kerka aufnimmt, und die Szala, welche sich in das Südende des Plattensees (s. d.) ergießt, der zur Hälfte zu diesem Komitat gehört. Der Boden ist gut angebaut und sehr fruchtbar an allen Getreidearten, besonders Weizen, an Wein und Tabak. Die Waldungen sind reich an Hoch- und Federwild. Von Bedeutung ist die Zucht von Hornvieh, veredelten Schafen, Pferden und Schweinen, und der Fischfang, besonders im Plattensee. Das Klima zeigt sich mild, die Luft gesund. Der Hauptort des Komitats, der Marktflecken Zala- oder Szalad-Egerszegh, an der Szala und der Österreichischen Südbahn (Linie Wiener Neustadt-Kanizsa), zählt 5905 E., hat eine schöne Kirche und hält bedeutende Viehmärkte ab.

Szalathna (auch «Zalatna», Groß-Schlatten), Gemeinde im Unterweißenburger Komitat in Siebenbürgen mit 2662 magyar. und rumän. E., ist Sitz einer Berghauptmannschaft, eines Berg-ober-, Hütten-, Forst- und Markscheide-Amtes und hat Bergbau auf Gold und Silber, Quecksilber und Tellurium, Goldwäscherei im Ompolyflusse.

Szaß-Szalathna oder Klein-Schlatten ist ein deutsch-rumän. Dorf im Großkokelburger Komitate mit 680 E.

Szalay (spr. Sála-i, Ladislaus von), ungar. Geschichtschreiber, geb. 18. April 1813 in Ofen, studierte in Pest Jurisprudenz und wurde 1833 Advokat, beschäftigte sich jedoch ausschließlich mit histor.-polit. und rechtswissenschaftl. Studien. Seit 1837 suchte er in der Zeitschrift «Themis» die modernen Rechtsanschauungen in Ungarn zu verbreiten, fand aber nur geringen Anklang. Von einer Reise durch Europa zurückgekehrt, schrieb er 1840 die Schrift «A büntető eljárásról» (Das Strafverfahren, mit besonderer Rücksicht auf die Strafgerichte), infolge deren er Mitglied und Schriftführer der vom Reichstage zur Ausarbeitung eines Strafcodex entsendeten Kommission wurde. Als solcher hatte er nächst Deák den größten Anteil an jenem Strafcodex-Entwurf, den Mittermaier für den besten in Europa erklärte. Gleichzeitig gab S. die «Budapesti Szemle» («Budapester Revue», 2 Bde.) heraus, in welcher die polit. Reformideen gründlich erörtert wurden. Nach Kossuths Rücktritt vom «Pesti Hirlap» übernahm S. 1844 (bis Juli 1845) die Redaction des Blattes, dessen Mitarbeiter er bis Mitte 1848 blieb. Seine Abhandlungen, in welchen er besonders die Centralisation der Verwaltung und Reform des Komitatswesens urgierte, erschienen 1847 gesammelt als «Publizistische Arbeiten» (2 Bde.). Meisterhaft nach Inhalt und Form ist sein Werk «Státusférfiak és szónokok könyve» («Staatsmänner und Redner», Pest 1847—52). Die ungar. Regierung ernannte S. im Sommer 1848 zu ihrem Gesandten bei der deutschen Centralgewalt in Frankfurt, von wo er im Oktober in gleicher Eigenschaft nach London ging, hier aber nicht als ungar. Gesandter anerkannt wurde. S. begab sich hierauf in die Schweiz, wo er die Akten über seine deutsche Gesandtschaft veröffentlichte (Zür. 1849) und sich ausschließlich histor. Studien zuwandte, deren bedeutendste Frucht die «Magyarország története» («Geschichte Ungarns», Bd. 1—6, Pest 1850—63; deutsch von Wögerer, Bd. 1—3, Pest 1866—75) ist, an deren Vollendung ihn jedoch der Tod hinderte. Er starb 17. Juli 1864 in Salzburg. S. gab auch Varancsics' sämtliche Werke heraus und schrieb noch: «Die serb. Kolonien in Ungarn» (deutsch, Lpz. 1862), «Eszterházy Miklós» («Graf Nik. Esterházy von Galantha, Palatin von Ungarn, 2 Bde., Pest 1862—66), «János király és a diplomatia» («König Johann und die Diplomatie», Pest 1858—60), «Magyar történelmi emlékek» («Ungarische histor. Denkmäler», 5 Bde., Pest 1856—65) u. a. Vgl. Flegler, «Erinnerungen an Ladislaus von S.» (Lpz. 1866).

Szamos (spr. Samosch), Fluß in Siebenbürgen und Ungarn, entsteht aus der Vereinigung der Großen und Kleinen S., die bei Dees ineinanderfließen. Die Große S. entspringt im Bistritzer Kreise; die Kleine S. hat wieder zwei Quellbäche: die Kalte und die Warme S. Der Fluß sammelt die fließenden Gewässer des nördl. Siebenbürgen, führt dieselben im westl. Laufe (500½ km) dem ungar. Tieflande zu und mündet bei Náméry in die Theiß. Von Szathmár bis zur Mündung (98,61 km) ist der Fluß für Ruderschiffe und Flöße fahrbar.

Szamos-Ujvár, königl. Freistadt in Siebenbürgen, Komitat Szolnok-Doboka, Station der Szamosvölgyer Eisenbahn (Linie Apahida-Dees), zählt (1880) 5317 E., Magyaren, Rumänen und Armenier, ist Sitz eines Stuhlrichteramts, eines griech.-kath. Bischofs und Konsistoriums und hat ein armen. Gymnasium. Die Stadt wurde erst 1726 von den hier angesiedelten Armeniern neu erbaut.

Szapáry, altes Adelsgeschlecht in Ungarn, dessen Stammregister sich urkundlich bis in die Mitte des 16. Jahrh. hinein verfolgen lassen. Georg S. und dessen Gattin Anna Aszonyfalvy werden als die Stammeltern genannt. Schon ihr Enkel, Andreas S., erscheint als Obergespan des Raaber Komitats. Von da an begegnet man den Mitgliedern dieser Familie zahlreich unter den höhern geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Landes. Das Baronat erhielt die Familie im

Familien ist in den wesentlichsten Punkten auch in den zahlreichen andern natürlichen Systemen der neuern Zeit beibehalten worden, wenn auch die Bezeichnungen der einzelnen Gruppen vielfach verändert wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß in jedem umfassendern systematischen Werke auch wieder Neuerungen besonders in Betreff der Anordnung des Stoffs gemacht werden, da von einer größern Anzahl von Familien, deren Umgrenzung zwar ziemlich sicher ist, das Verwandtschaftsverhältnis mit andern Familien noch zu sehr den subjektiven Anschauungen der betreffenden Forscher überlassen bleiben muß. So herrschen z. B. auch jetzt noch die verschiedensten Ansichten über die Reihenfolge der größern Gruppen, und in diesen über die Reihenfolge der Familien, zumal bei Phanerogamen. Selbst die Frage, ob in dem natürlichen System die Dikotyledonen oder die Monokotyledonen ihrer Ausbildung nach einen höhern Rang einnehmen, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, noch weniger kann man über die natürliche Reihenfolge der Familien ein bestimmtes Urteil abgeben. Während von einigen die Sympetalen als die höchstentwickelten Pflanzen an die Spitze des Systems gestellt werden, betrachten andere die Polypetalen oder Choripetalen als die höher stehenden; so beginnt das eine System mit den Ranunculaceen, das andere mit den Leguminosen, das dritte mit den Kompositen u. s. w. Aus dem Gesagten geht hervor, daß es zur Zeit eine endgültige Gruppierung der Familien nicht gibt und daß eine solche auch vorerst gar nicht möglich ist.

Die von Linné durchgeführte sog. binäre Nomenklatur für die Bezeichnung der Arten ist als die brauchbarste von allen Systematikern beibehalten worden, es hat sich jedoch mit der Zeit eine reiche Synonymik entwickelt, da sowohl die Umgrenzung der Gattungen vielfach geändert wurde, als auch durch neuere Untersuchungen viele früher nur mangelhaft beschriebene Arten betreffs ihrer systematischen Stellung in andern Gattungen untergebracht werden mußten. Durch diese und andere Umstände machten sich neue Bezeichnungen notwendig, sodaß eine sehr große Anzahl von Pflanzen verschiedene Namen führen. Leider sind in dieser Hinsicht viele Systematiker zu weit gegangen, was zur Folge hatte, daß in manchen Gattungen die einzelnen Arten eine ganze Reihe von Namen im Laufe der Zeit erhalten haben. Um diese verschiedenen Benennungen, die Synonyme auseinander zu halten, ist es unbedingt notwendig, stets den Namen des Autors, d. h. desjenigen Forschers, welcher die betreffende Benennung eingeführt hat, hinter dem Pflanzennamen anzugeben. So bezeichnen z. B. Ervum Lens *L.*, Lathyrus Lens *Peterm.*, Lathyrus Ervum *Kittel*, Lens esculenta *Mœnch* dieselbe Pflanze, nämlich die Linse. Daß derartige Synonyme mannigfache Verwirrung mit sich bringen mußten, ist sofort einleuchtend, doch läßt sich leider in dieser Hinsicht wenig Abhilfe schaffen, da die verschiedenen Namen einmal in systematische und speziell floristische Werke Aufnahme gefunden haben. Die Bezeichnung der Varietäten geschieht dadurch, daß man zu dem Namen der Pflanze var. (varietas) und einen dritten Namen hinzusetzt, so z. B. Nasturtium officinale var. microphyllum *Rchb.* Sind mehrere Varietäten vorhanden, so fügt man noch eine Zahl oder einen Buchstaben hinzu, z. B. Brassica oleracea var. a, acephala *DC.* var. b, capitata *L.* u. s. w.

Die Litteratur über S. ist eine außerordentliche reiche, doch behandeln die meisten Schriften nur bestimmte Pflanzengruppen oder Florenbezirke. Von den größern Werken, die allerdings auch zum Teil nur die Phanerogamen berücksichtigen, sind folgende hervorzuheben: Linné, «Genera plantarum» (Leiden 1737); derselbe, «Species plantarum» (Stockh. 1753); De Candolle, «Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis» (Par., seit 1824, noch im Erscheinen begriffen); Endlicher, «Genera plantarum» (Wien 1836—40; dazu Supplemente, Wien 1842—43); Kunth, «Enumeratio plantarum» (Berl. 1833—41); Bentham und Hooker, «Genera plantarum» (Lond. 1862—83).

Systŏle (grch., d. i. Zusammenziehen) nannte man in der antiken Metrik die durch das Versmaß veranlaßte Verkürzung einer an sich langen Silbe, z. B. stetērunt statt stetērunt. In Wirklichkeit handelt es sich hier fast durchgehends um von alters her in der Sprache nebeneinander stehende Doppelformen, nicht um eine metrische Kürzung. Der S. ist die Diastŏle (s. d.) entgegengesetzt.

Systŏle (grch.), in der Physiologie die Zusammenziehung des Herzmuskels, im Gegensatz zur Diastole, der Erweiterung der Herzkammern. (S. unter Herz.)

Sythen, Schloß bei Dülmen (s. d.).

Syzygie (in der Metrik), s. Dipodie.

Syzygien (grch.) nennt man in der Astronomie die Stellungen der Konjunktion (s. d.) und der Opposition (Gegenschein) zweier Wandelsterne, Planeten oder Monde zur Erde. Diese Wandelsterne befinden sich alsdann im Raume mit der Erde in fast gerader Linie. Bei Sonne und Mond, von welchen man S. am häufigsten zu brauchen pflegt, ist dies der Fall zur Zeit des Neu- und Vollmondes, sodaß die S. der Mondbahn in die Mitte der sog. beiden Viertel oder Quadraturen fallen.

Sz in ungar. Wörtern und Namen = ß.

Szabolcs, Komitat im Königreich Ungarn, zählt 4917,34 qkm und (1880) 214008 E. Der Nationalität nach: Magyaren 90,83 Proz., Deutsche 0,87 Proz., Slowaken 6,37 Proz., Rumänen 0,81 Proz. und Ruthenen 0,83 Proz.; der Konfession nach: röm. Katholiken 25,66 Proz., griech. Katholiken 18,61 Proz., Evangelische Augsburgischer Konfession 6,57 Proz., Evangelische Helvetischer Konfession 39,57 Proz., Juden 9,40 Proz. Das Land ist ohne Gebirge, besteht meistens aus Sandebenen mit Sodaseen und ist daher den Überschwemmungen der Theiß ausgesetzt, die oft Sümpfe zurücklaßt und dadurch die Luft verpestet. Es liefert viel Getreide, Tabak, Obst, Melonen, Vieh u. s. w. Das Komitat hat seinen Namen von dem alten, jetzt in Ruinen liegenden Schlosse bei dem Dorfe Szabolcs an der Theiß, zerfällt in acht Bezirke und hat zum Hauptort die Stadt Nyiregyháza (s. d.).

Szajnocha (Karl), namhafter poln. Geschichtschreiber, geb. 1818 in Komarno bei Sambor in Galizien, studierte in Lemberg und mußte politischer Umtriebe verdächtig 1835—37 eine schwere Gefängnisstrafe verbüßen. Er wandte sich darauf der Litteratur zu und veröffentlichte einen Roman und mehrere Dramen aus Polens Vorzeit. Die Vorarbeiten zu denselben führten ihn zur Vertiefung in die poln. Geschichte und er verfaßte seine mit Beifall aufgenommenen historischen Schriften «Boleslaw

Chrobry» (Lemb. 1848) und «Pierwsze odrodzenie Polski» («Die erste Wiedergeburt Polens», Lemb. 1849), eine scharfsinnige Schilderung der Zeiten Wladyslaw Lokietels und Kasimirs III. Diesen folgte sein bedeutendstes, durch glanzvolle Darstellung ausgezeichnetes Werk «Jadwiga i Jagiello» (3 Tle., Lemb. 1855; 2. Aufl., 4 Tle., 1861). Im J. 1853 wurde er Custos an der Ossolinskischen Bibliothek, mußte zwar wegen Verlustes des Augenlichts 1858 diese Stelle aufgeben, war jedoch auch ferner litterarisch thätig. Er starb 10. Jan. 1868 in Lemberg. Noch sind S.s «Szkice historyczne» (4 Tle., Lemb. 1854—69), eine Reihe wertvoller historischer Abhandlungen, und «Dwa lata dziejów naszych, 1646—48» (2 Tle., Lemb. 1869), worin er die verhängnisvolle Zeit der Kriege Polens mit den Kosaken beschreibt, hervorzuheben. S.s historische Werke erschienen gesammelt «Dzieła» (10 Bde., Warsch. 1876) mit seiner Biographie von Kantecki.

Szalad oder Zala, Komitat im ungar. Kreise jenseit der Donau, zählt (1880) auf 5121,63 qkm 359 984 E. (ohne Militär), welche der Nationalität nach Magyaren (72,69 Proz.), Deutsche (2,11 Proz.), Kroaten (19,60 Proz.) und Wenden oder Slowenen (5,34 Proz.); der Konfession nach röm. Katholiken (91,0 Proz.), Evangelische Augsburgischer Konfession (2,01 Proz.), Evangelische Helvetischer Konfession (3,12 Proz.) und Juden (3,81 Proz.) sind. Verzweigungen der steiermärk. Voralpen geben dem Lande einen zum Teil gebirgigen Charakter; zum andern Teil besteht es aus wellenförmigen Ebenen. Der Abdachung gegen Südosten folgen die Mur, welche in die die Südgrenze bildende Drau mündet und die Kerka aufnimmt, und die Szala, welche sich in das Südende des Plattensees (s. d.) ergießt, der zur Hälfte zu diesem Komitat gehört. Der Boden ist gut angebaut und sehr fruchtbar an allen Getreidearten, besonders Weizen, an Wein und Tabak. Die Waldungen sind reich an Hoch- und Federwild. Von Bedeutung ist die Zucht von Hornvieh, veredelten Schafen, Pferden und Schweinen, und der Fischfang, besonders im Plattensee. Das Klima zeigt sich mild, die Luft gesund. Der Hauptort des Komitats, der Marktflecken Zala- oder Szalad-Egerszegh, an der Szala und der Österreichischen Südbahn (Linie Wiener Neustadt-Kanizsa), zählt 5905 E., hat eine schöne Kirche und hält bedeutende Viehmärkte ab.

Szalathna (auch «Zalatna», Groß-Schlatten), Gemeinde im Unterweißenburger Komitat in Siebenbürgen mit 2662 magyar. und rumän. E., ist Sitz einer Berghauptmannschaft, eines Berg- ober-, Hütten-, Forst- und Markscheide-Amtes und hat Bergbau auf Gold und Silber, Quecksilber und Tellurium, Goldwäscherei im Ompolyflusse.

Szaß-Szalathna oder Klein-Schlatten ist ein deutsch-rumän. Dorf im Großkokelburger Komitate mit 680 E.

Szalay (spr. Sála-i, Ladislaus von), ungar. Geschichtschreiber, geb. 18. April 1813 in Ofen, studierte in Pest Jurisprudenz und wurde 1833 Advokat, beschäftigte sich jedoch ausschließlich mit histor.-polit. und rechtswissenschaftl. Studien. Seit 1837 suchte er in der Zeitschrift «Themis» die modernen Rechtsanschauungen in Ungarn zu verbreiten, fand aber nur geringen Anklang. Von einer Reise durch Europa zurückgekehrt, schrieb er 1840 die Schrift «A büntető eljárásról» (Das Strafverfahren, mit besonderer Rücksicht auf die Strafgerichte), infolge deren er Mitglied und Schriftführer der vom Reichstage zur Ausarbeitung eines Strafcodex entsendeten Kommission wurde. Als solcher hatte er nächst Deák den größten Anteil an jenem Strafcodex-Entwurf, den Mittermaier für den besten in Europa erklärte. Gleichzeitig gab S. die «Budapesti Szemle» («Budapester Revue», 2 Bde.) heraus, in welcher die polit. Reformideen gründlich erörtert wurden. Nach Kossuths Rücktritt vom «Pesti Hirlap» übernahm S. 1844 (bis Juli 1845) die Redaction des Blattes, dessen Mitarbeiter er bis Mitte 1848 blieb. Seine Abhandlungen, in welchen er besonders die Centralisation der Verwaltung und Reform des Komitatswesens urgierte, erschienen 1847 gesammelt als «Publizistische Arbeiten» (2 Bde.). Meisterhaft nach Inhalt und Form ist sein Werk «Státusférfiak és szónokok könyve» («Staatsmänner und Redner», Pest 1847—52). Die ungar. Regierung ernannte S. im Sommer 1848 zu ihrem Gesandten bei der deutschen Centralgewalt in Frankfurt, von wo er im Oktober in gleicher Eigenschaft nach London ging, hier aber nicht als ungar. Gesandter anerkannt wurde. S. begab sich hierauf in die Schweiz, wo er die Akten über seine deutsche Gesandtschaft veröffentlichte (Zür. 1849) und sich ausschließlich histor. Studien zuwandte, deren bedeutendste Frucht die «Magyarország története» («Geschichte Ungarns», Bd. 1—6, Pest 1850—63; deutsch von Wögerer, Bd. 1—3, Pest 1866—75) ist, an deren Vollendung ihn jedoch der Tod hinderte. Er starb 17. Juli 1864 in Salzburg. S. gab auch Varancsics' sämtliche Werke heraus und schrieb noch: «Die serb. Kolonien in Ungarn» (deutsch, Lpz. 1862), «Eszterházy Miklós» («Graf Nik. Esterházy von Galantha, Palatin von Ungarn, 2 Bde., Pest 1862—66), «János király és a diplomatia» («König Johann und die Diplomatie», Pest 1858—60), «Magyar történelmi emlékek» («Ungarische histor. Denkmäler», 5 Bde., Pest 1856—65) u. a. Vgl. Flegler, «Erinnerungen an Ladislaus von S.» (Lpz. 1866).

Szamos (spr. Samosch), Fluß in Siebenbürgen und Ungarn, entsteht aus der Vereinigung der Großen und Kleinen S., die bei Dees ineinanderfließen. Die Große S. entspringt im Bistritzer Kreise; die Kleine S. hat wieder zwei Quellbäche: die Kalte und die Warme S. Der Fluß sammelt die fließenden Gewässer des nördl. Siebenbürgen, führt dieselben im westl. Laufe (500½ km) dem ungar. Tieflande zu und mündet bei Námény in die Theiß. Von Szathmár bis zur Mündung (98,61 km) ist der Fluß für Ruderschiffe und Flöße fahrbar.

Szamos-Ujvár, königl. Freistadt in Siebenbürgen, Komitat Szolnok-Doboka, Station der Szamosvölgyer Eisenbahn (Linie Apahida-Dees), zählt (1880) 5317 E., Magyaren, Rumänen und Armenier, ist Sitz eines Stuhlrichteramts, eines griech.-kath. Bischofs und Konsistoriums und hat ein armen. Gymnasium. Die Stadt wurde erst 1726 von den hier angesiedelten Armeniern neu erbaut.

Szapáry, altes Adelsgeschlecht in Ungarn, dessen Stammregister sich urkundlich bis in die Mitte des 16. Jahrh. hinein verfolgen lassen. Georg S. und dessen Gattin Anna Aszonyfalvy werden als die Stammeltern genannt. Schon ihr Enkel, Andreas S., erscheint als Obergespan des Raaber Komitats. Von da an begegnet man den Mitgliedern dieser Familie zahlreich unter den höhern geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Landes. Das Baronat erhielt die Familie im

J. 1690, die Grafenwürde im J. 1722. Von den einzelnen Mitgliedern sind zu erwähnen: Graf Anton S. (geb. 1802), k. k. Geheimrat und seit 1880 Oberst-Stallmeister des Königreichs Ungarn. — Graf Géza S., Sohn des vorigen (geb. 17. Sept. 1828), ist seit 1873 Gouverneur von Fiume.

Graf Franz S. (geb. 13. Jan. 1804) war als leidenschaftlicher »Magnetiseur« bekannt und verfaßte über den Vitalmagnetismus, Somnambulismus, Magnetotherapie u. s. w. mehrere Schriften in deutscher und franz. Sprache.

Peter S. (gest. 1699), eine geschichtlich denkwürdige Person, war wiederholt Gegenstand der Dichtkunst. Er zeichnete sich in den Kriegen gegen die Türken aus, geriet verwundet in die Gefangenschaft und Gewalt des Hamsabeg, der ihn grausam mißhandeln ließ. Endlich wurde er gegen Austausch befreit und nahm wieder an den Kämpfen gegen die Türken Anteil. Er war auch bei der Wiedereroberung Ofens (1686) zugegen. Damals fiel Hamsabeg in der Christen Hände. Der Herzog von Lothringen übergab den Gefangenen an S., der ihm jedoch großmütig Leben und Freiheit schenkte. S. wurde Obergespan des Wieselburger Komitats, später Judex curiae und Reichsbaron.

Graf Julius S., ungar. Staatsmann, geb. 1. Nov. 1832, trat im Landtage von 1861 als Mitglied der Deák-Partei auf, wurde 1865 in die Siebenundsechziger-Kommission, die den Ausgleich mit Österreich vorbereitete, gewählt, nachher Obergespan-Stellvertreter, königl. Kommissar, Ministerialrat im Ministerium des Innern, 1870 Staatssekretär im Kommunikationsministerium, 1873 übernahm er das Portefeuille des Ministeriums des Innern, das er im J. 1875 niederlegte, im Dez. 1878 wurde er Finanzminister, welchen Posten er noch bekleidet. S. ist seit 1875 k. k. Wirkl. Geheimrat und seit 1879 Ritter des Goldenen Vließes.

Szapáry (Ladislaus, Graf), österr. General der Kavallerie, geb. zu Budapest 22. Nov. 1831, trat 23. April 1848 in die Armee, stieg im 7. und 12. Husarenregiment rasch zum Rittmeister auf, kam ins Adjutantenkorps, durcheilte die Stabsoffizierstellungen, war Kommandeur des 13. Husarenregiments, führte eine Kavalleriebrigade und wurde 20. Okt. 1874 Feldmarschallleutenant und Divisionskommandeur. Er nahm an allen ital. Feldzügen seit 1848 teil, kämpfte 1848 bei Vicenza, Custozza, Volta und Mailand, 1849 bei Mortara, Novara und Livorno, 1859 bei Magenta und Solferino, 1866 bei Medole und als Führer der Nachhut an der Piave, ferner 1878 in Bosnien. S. war zuletzt Militärkommandant in Raschau, lebte seit 1882, beurlaubt zur Herstellung seiner Gesundheit, in Preßburg, wo er 28. Sept. 1883 starb.

Szarvady (Friedrich, eigentlich Hirsch), ungar. Schriftsteller und polit. Agitator, geb. 1822 in Neusatz, von jüd. Abkunft, studierte die Rechte und wurde 1847 Advokat in Preßburg. Während der revolutionären Bewegung war er diplomatischer Agent in Wien und Paris. Nach dem Freiheitskriege lebte er in Paris als Journalist und schrieb zahlreiche polit. Flugschriften; der ungar. Emigration leistete er gute Dienste, welche Kossuth im zweiten Bande seiner »Schriften aus der Emigration« rühmend anerkennt. Auch hat er die franz. Ausgabe von Kossuths Schriften besorgt. Seit 1855 war er mit der Pianistin Wilhelmine Clauß (s. d.) verheiratet. Er starb 2. März 1882 in Paris.

Szarvas (spr. Sarwasch), Marktflecken im Komitat Békés an der Körös, Station der Linie Mezötúr-S. der Ungarischen Staatsbahnen, zählt (1880) 22504 magyarische und slowakische E. und hat ein evang. Obergymnasium und Lehrerseminar. Die Bewohner treiben lohnenden Feldbau, Viehzucht und viel Kleingewerbe. Die Jahrmärkte sind sehr besucht. Das Ortsgebiet beträgt 345,28 qkm des fruchtbarsten Bodens, der jedoch zum Teil den Inundationen des Körösflusses ausgesetzt ist.

Szász (Karl), ungar. Dichter und Übersetzer, geb. 15. Juni 1829 in Nagy-Enyed in Siebenbürgen, studierte prot. Theologie, war 1849 Konzipist im ungar. Kultusministerium, seit 1851 Professor in Nagy-Körös, seit 1853 Pfarrer in Kézdi Vásárhely, später in Kun-Szent-Miklós und Szabadszállás, wurde 1867 Sektionsrat im Kultusministerium, 1869 Schulinspektor, 1874 abermals Sektions- und 1876 Ministerialrat im Ministerium. Seit 1884 ist er reform. Bischof in Budapest. Seine hervorragendsten Werke sind die epischen Dichtungen «Almos» und «Salamon», die Dramen «Nik. Zrinyi», «Georg Frater» und «Herodes» und seine zahlreichen lyrischen Gedichte, von denen viele ins Deutsche übersetzt sind. Meisterhaft sind seine Übersetzungen Shakespearescher und Molièrescher Dramen, von Tennysons «Idyllen», des Nibelungenliedes, von Dantes «Göttlicher Komödie», von Goethes, Schillers, Victor Hugos, Lamartines, Heines u. a. Gedichten. Wertvoll sind sein ebenfalls an ausgezeichneten Übersetzungen reiches Buch «A világirodalom eposzai» («Die großen Epen der Weltlitteratur», 2 Bde., Budapest 1882).

Seine Brüder Béla (geb. 1840, Professor der Philosophie an der Universität Klausenburg) und Dominik (geb. 1838, reform. Bischof von Siebenbürgen) sind ebenfalls schriftstellerisch thätig, der erstere als lyrischer Dichter, Übersetzer und Ästhetiker, der letztere auf theol.-polit. Gebiete.

Szászka (spr. Sabßka; Montan- und Roman-), zwei benachbarte Ortschaften im Krassó-Szörényer Komitat in Ungarn, in romantischer Gebirgsgegend. Montan-S. ist ein Marktflecken am Nera-fluße mit 2811 E., Deutsche und Rumänen, und hat große Bergwerke auf Kupfer, Eisen, Zinn und Marmor, sowie Eisenhämmer. — Roman-S. ist ein von Rumänen bewohntes Bergdorf mit 1275 E.

Szász Megyes, Stadt in Siebenbürgen, s. Mediasch.

Szathmár, Komitat des ungar. Kreises jenseit der Theiß, zählt auf 6491,23 qkm (1880) 293092 E. und zwar 58,56 Proz. Magyaren, 4,30 Proz. Deutsche, 34,05 Proz. Rumänen, dann noch Slowaken und Ruthenen; der Konfession nach 16,36 Proz. röm. und 42,88 Proz. griech. Katholiken, 32,69 Proz. Reformierte, 7,18 Proz. Juden. Das Land ist im Osten und Süden gebirgig, sonst eben, wird von der Theiß und deren Zufluß Szamos bewässert, welche die Kraszna aufnimmt, an der sich der 45 km lange, reiz- und schilfreiche Szécsér Morast hinzieht. Im ganzen hat das Land fruchtbaren Boden, liefert Weizen, Mais, vortrefflichen Wein, Obst, Kastanien, Tabak, Salz, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Mineralwasser, Fischfang und nicht unbedeutende Industrie und Handel. Das Komitat zerfällt in zehn Bezirke und hat zum Hauptort den Marktflecken Nagy-Károly (s. d.). Außerdem ist bemerkenswert Szathmár-Németi, eine königl. Freistadt und Sitz eines röm.-kath. Bischofs, Station der Linien

Debreczin-Sziget und S.-Nagybanya der Ungarischen Nordostbahn. Die Stadt besteht aus den durch die Szamos getrennten Orten Szathmár und Némethy, zählt 19708 E., wovon 88,9 Proz. Magyaren, 3,9 Proz. Deutsche, 5,0 Proz. Rumänen; der Konfession nach 19,08 Proz. röm. und 15,80 Proz. griech. Katholiken, 48,83 Proz. Reformierte, 14,18 Proz. Juden, hat ein theol. Seminar, ein kath. und ein reform. Gymnasium, eine Hauptschule, Klöster der Jesuiten, Barmherzigen Brüder und Schwestern und ein Erziehungsinstitut für Soldatentöchter. Es bestehen hier ansehnliche Fischerei und Sliwowitzbrennerei. Ferner ist zu nennen Nagy-Bánya (s. d.) oder Ujváros, auch Frauenstadt genannt, und Felső-Banya (s. d.) oder Neustadt.

Szawle, s. Schawli.

Szczawnica, Dorf mit (1880) 1427 E. im Gerichtsbezirk Krościenko (Bezirkshauptmannschaft Neumarkt) am Nordabhange der Karpaten in Galizien, ist durch ein Heilbad mit 7 muriatischen Natronquellen bemerkenswert, welches Eigentum der krakauer Akademie der Wissenschaften ist und jährlich von mehr als 3000 Kurgästen besucht wird. Die Gegend ist reich an Naturschönheiten.

Szczuczin, s. Schtschutschin.

Széchényi (spr. Sétschéni, Stephan, Graf von), berühmter ungar. Patriot, geb. zu Wien 21. Sept. 1792, stammte aus einem alten ungar. Geschlecht, das von Nikolaus S., dem Waffenbruder Niklas Zrinyis, bis Georg S., der 1697 von Leopold I. in den Grafenstand erhoben wurde, eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorbrachte, die teils in den Kriegen gegen die Türken sich glänzenden Waffenruhm erwarben, teils als Staatsmänner, wie Paul S., Erzbischof von Kalocsa, Vermittler zwischen der Krone und dem Aufstande unter Franz II. Rákóczi, teils später durch großartige Stiftungen in ihrem Vaterlande sich ein bleibendes Gedächtnis gründeten. Wie sein Vater, Graf Franz von S. (gest. 20. Dez. 1820), der namentlich durch Stiftung des von ihm mit Freigebigkeit ausgestatteten Ungarischen Nationalmuseums sich ein unvergängliches Denkmal errichtete, so widmete auch Stephan mit großer Aufopferung seinem Vaterlande einen seltenen Patriotismus. Als Soldat machte er die wichtigsten Feldzüge gegen Napoleon I. mit. Der Reichstag (1825–27) veranlaßte ihn, aus dem Militärdienst zu scheiden, um sich der Beförderung der geistigen und industriellen Interessen Ungarns zu widmen. Hierher gehörte vorzüglich seine Mithilfe zur Errichtung der Ungarischen Akademie, seine Verwendungen 1832 zur Errichtung eines ungar. Nationaltheaters und Konservatoriums der Musik; seine Bemühungen zur Erbauung einer stabilen Donaubrücke zwischen Pest und Ofen. Sein Werk «Hitel» («Über den Kredit», deutsch, Lpz. 1830) und die zu dessen Verteidigung gegen Joi. Dessewffys «Taglalat» veröffentlichte Schrift «Világ» («Licht, oder auffallende Bruchstücke und Berichtigung einiger Irrtümer und Vorurteile», deutsch, Pest 1832) regten die polit.-nationale Reformbewegung an. Wesentlich trug er sowohl durch die oberste Leitung der Donauregulierung am Eisernen Thor, wie durch seine anderweitigen Bemühungen zur Begründung der Donaudampfschiffahrt bei. Auch die Theißregulierung, der Industrieverein, die pester Dampfmühle und andere praktische Nationalunternehmungen verdanken S. teils ihr Entstehen, teils fanden sie an ihm den eifrigsten Förderer. Auf dem Gebiete der praktischen Reform und des materiellen Fortschritts blieb auch bis zur Revolution von 1848 seine Führerschaft unbestritten. Hingegen wurde er auf polit. Gebiet von den radikalen Elementen unter Kossuths Führung überflügelt. Die Spaltung trat offen hervor, als 1840 die Leitung der liberalen Partei an Kossuth überging, gegen welchen nun S. erst im «Kelet népe» («Das Volk des Ostens», Pest 1841), später in «Politikai programm-töredékek» («Polit. Programmfragmente», deutsch, Lpz. 1847) wie in der ungar. Journalistik und im pester Komitatssaal ankämpfte. Als Kossuth von Pest auf den Reichstag (1847–48) geschickt wurde, ließ sich S., wiewohl er als Magnat Sitz und Stimme an der obern Tafel hatte, von Wieselburg zum Deputierten in die untere Tafel wählen, um dort Kossuth unmittelbar zu bekämpfen. Da aber dieser die Märzbewegung von 1848 zur plötzlichen Durchführung dessen, was S. nur allmählich zu erreichen gestrebt hatte, mit Kühnheit ausbeutete, ergab sich dieser schließlich und nahm sogar eine Stelle im ungar. Ministerium als Minister für Kommunikation und öffentliche Arbeiten neben Kossuth ein. Der offene Bruch zwischen Ungarn und Österreich umnachtete seinen Geist. Er wurde im September 1848 in die Irrenanstalt zu Döbling bei Wien gebracht, wo er sich allmählich körperlich und geistig wieder erholte. Im J. 1859 erschien zu London die Schrift «Ein Blick auf den anonymen Rückblick», in welcher das Bachsche Regiment auf das schärfste gegeißelt wurde. Die Polizei hielt S. für den Verfasser dieses Buchs und unterwarf ihn infolge dessen einer Haussuchung. S. geriet hierüber in solche Aufregung, daß er sich in der Nacht vom 7. zum 8. April 1860 durch einen Pistolenschuß den Tod gab. Sein Denkmal auf dem Franz-Josephsplatz in Budapest wurde 23. Mai 1880 enthüllt. S. war seit 1836 vermählt mit Crescentia, geborene Gräfin Seilern und Aspang, verwitwete Gräfin Zichy, aus welcher Ehe zwei Söhne, Béla Stephan Maria (geb. 1837) und Eugen Georg Stephan Karl (geb. 1839), hervorgingen. Vgl. Kecskeméthy, «Graf Stephan S.s staatsmännische Laufbahn u. s. w.» (Pest 1866); Falk, «Széchényi Istvan es kora» (Pest 1867); Lónyay, «Graf Stephan S. und seine hinterlassenen Schriften» (aus dem Ungarischen von Dux, Budapest 1875); Anton Zichy, «Die Tagebücher des Grafen Stephan S.» (Budapest 1884, ungar.).

Emerich, Graf von S., der Neffe des vorigen (Sohn seines Bruders Ludwig, Graf von S., geb. 6. Nov. 1781, gest. 6. Febr. 1855 als Obersthofmeister der Erzherzogin Sophie), geb. 15. Febr. 1825, war in den fünfziger Jahren österr. Gesandtschaftssekretär in Frankfurt a. M., wo er freundschaftliche Beziehungen zu Bismarck (damals preuß. Gesandter am Deutschen Bunde) anknüpfte und diese fortsetzte, als sich 1859 und 1860 beide Diplomaten in Petersburg, wohin S. als Legationsrat versetzt worden war, wiederfanden. Am 20. Mai 1860 wurde S. österr. außerordentlicher Gesandter beim König Franz II. von Neapel und lebte dann zurückgezogen, bis er im Dez. 1878 als Graf Károlyis Nachfolger zum österr.-ungar. Botschafter in Berlin ernannt wurde.

Széchényi (Béla, Graf), Forschungsreisender, Sohn des berühmten Grafen Stephan S. (s. d.), geb. 3. Febr. 1837, beteiligte sich 1861 am ungar.

Landtage, wo er die Judenemancipation energisch befürwortete, unternahm 1863 eine Reise nach Amerika, die er in seinem Werke «Amerikai utam» («Meine amerikanische Reise», Pest 1865) beschrieb; hierauf besuchte er im J. 1865 Algier und trat 1877 in Begleitung mehrerer Gelehrten eine große Forschungsreise nach Centralasien an. Im J. 1880 kehrte er nach Europa zurück und publizierte die Ergebnisse seiner Forschungen teils in den Schriften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er ist, teils (in Verbindung mit seinem Reisebegleiter Oberstlieutenant Kreitter) in selbständigen Werken. Vgl. von Wurzbach, «Die Grafen Széchényi» (Wien 1881).

Széchenyi von Tewerin (spr. Sétschen, Anton, Graf), österr.-ungar. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1819, war schon Mitglied des Landtags von 1843—44, trat dann bei der ungar. Hofkanzlei in den Staatsdienst, wurde Administrator des Pozseganer Komitats in Slawonien, legte jedoch 1848 beim Ausbruch der ungar.-kroat. Wirren sein Amt nieder. Seit dem Spätsommer dieses Jahres war S. als einer der Führer der konservativen Partei im Interesse der Aussöhnung zwischen Ungarn und dem Hofe thätig. Er wurde März 1860 in den «verstärkten Reichsrat» berufen, wo er bald die entscheidende Führerschaft im Interesse der «historisch-polit. Individualitäten» der Königreiche und Länder Österreichs übernahm und an der Schaffung des kaiserl. Diploms vom 20. Okt. 1860 wesentlichen Anteil hatte. Infolge dessen wurde er zum Minister ohne Portefeuille und Wirkl. Geheimen Rat ernannt. Später trat er zurück, nahm als österr. Spezialgesandter an der Londoner Konferenz teil und war übrigens seit 1866 als Mitglied des Oberhauses im ungar. Reichstage im Sinne einer versöhnlichen und besonnenen Politik thätig. Im J. 1884 wurde S. zum k. k. Oberhofmarschall ernannt. «Acht Essays» von ihm (histor. und biogr. Inhalts) erschienen auch in deutscher Sprache (Wien 1879).

Szegedin, königl. Freistadt und Hauptort des Csongráder Komitats im jenseitigen Theißkreise Ungarns, am Einfluß der schlammbringenden Maros in die Theiß, über welche hier eine Eisenbahn- und eine 1883 erbaute Verkehrsbrücke mit steinernem Unter- und eisernem Oberbau führt, an der Linie Wien-Orsova der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, der Linie Großwardein-S. der Ungarischen Staatsbahnen und an der Arad-Csanader Bahn, ist der Sitz eines Gerichtshofs nebst Strafanstalt, einer Finanz-, Staats- und Flußbaudirektion und anderer Behörden. Der Ort zerfällt in die eigentliche Stadt und vier Vorstädte und zählt (1880) 73675 E. Die bedeutendsten Gebäude sind, außer einer Anzahl palastähnlicher Neubauten, die Unterstädter Kirche mit Reliquien, die griech.-orient. und die Innerstädtische Pfarrkirche, sowie das imposante Oberrealschulgebäude. S. hat sieben große Plätze, darunter den schönen Széchenyiplatz und einen schönen Theißkai. Es befinden sich hier Kloster der Piaristen, Minoriten und Franziskaner, ein 1886 erbautes Obergymnasium, eine Oberreal-, Bürger-, Gewerbe- und Handelsschule, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek, eine große Kaserne, ein Armenhospital, eine Kinderbewahranstalt u. s. w. Die Stadt hat ziemlichen Gewerbebetrieb, bedeutende Seifensiedereien, welche die leichte und schöne Szegediner Seife liefern, und verschiedene andere Fabriken; ferner werden viele Tuche und Zischmen (eng anliegende Stiefel) verfertigt; sehr bedeutend ist die Produktion der Paprika und der Tarhonya (gedörrte Mehlspeise). Außerdem befindet sich zu S. die Hauptschiffswerfte für die Theißschiffe. Die Stadt hat ein Territorium von 867 qkm, worauf neun bevölkerte Pußten und zahlreiche Meiereien (Tanyen) sich befinden. S. trägt noch immer den Charakter einer unfertigen, weil zu weitläufig angelegten Stadt an sich, hat aber seit der Katastrophe von 1879 den Charakter einer Großstadt angenommen. Die Bewohner sind fast ausschließlich Magyaren und Katholiken. S. war ehedem eine starke Festung, welche nach 1879 geschleift wurde; hier wurde 1444 durch König Wladislaw I. ein Reichstag abgehalten; 1541 fiel die Stadt in die Hände der Türken, die sie neu befestigten und bis 1686 im Besitz hatten. Im J. 1715 wurde S. von neuem zur königl. Freistadt erhoben; 1849 flüchtete in der ersten Hälfte Juli die revolutionäre ungar. Regierung und ihr Landtag hierher; am 2. Aug. desselben Jahres hielt Haynau seinen Einzug und vertrieb drei Tage später die bei Szöreg verschanzten Honvéds. In der Nacht vom 11. März 1879 wurde die Stadt eine Beute der überflutenden Theiß; die meisten Häuser stürzten ein, viele hundert Menschen verloren ihr Leben. Doch waren bis Mitte 1883 wieder 3485 Häuser mit einem Kostenaufwand von etwa 16 Mill. Gulden aufgebaut worden.

Szegled, soviel wie Czegled.

Szegszárd oder **Sexárd,** Hauptort des Tolnaer Komitats, im jenseitigen Donaukreise Ungarns, Station der Linie Sarbograd-S. der Budapest-Fünfkirchener Eisenbahn, am Sarviz, über den eine schöne Brücke führt, hat ein großes Komitatshaus, die älteste Kleinkinderbewahranstalt des Landes und stark besuchte Jahrmärkte und zählt (1880) 11948 E., die sich mit Industrie und Weinbau (guter Rotwein) beschäftigen.

Székely- (auch Szitás-) **Keresztúr,** Stadt mit geregeltem Magistrat in Siebenbürgen, im Udvarhely, am Kükülló- oder Kokelfluss, hat 2968 E., die sich hauptsächlich mit Siebflechterei beschäftigen. Die Stadt entstand aus der Vereinigung der drei Gemeinden: Stadt K. und den Dörfern K. und Timafalva.

Szekler (ungar. Székelyek) ist der Name eines im Osten und Nordosten Siebenbürgens wohnenden ungar. Volksstammes, dessen Ansiedelungszeit nicht mit histor. Gewißheit zu ermitteln ist. Gleichheit der Sprache, der körperlichen Beschaffenheit und des Charakters setzen die Stammverwandtschaft der S. mit den Magyaren außer Zweifel. An der Grenze wohnend, waren sie stets den feindlichen Einfällen zuerst ausgesetzt, sodaß sie ihre geogr. Lage zu schlagfertigen Grenzwächtern machte. Sie waren in Vornehme (fő-népek, primores), Primipilen (ló-fők, Roßhäupter, weil sie Reiterdienste thaten) und Gemeine (köznépek oder pixidarii) eingeteilt, genossen aber sämtlich adelige Vorrechte und verteidigten auch ihre Privilegien mit den Waffen. Weil sie sich der Rákóczischen Sache angenommen, wurden die «Gemeinen» 29. April 1711 zur Ablieferung der Waffen vermocht und der Steuer unterworfen. Als man aber 1764 auch unter ihnen Grenzregimenter bildete, erhob sich ein Aufstand, dessen Besiegung (lat. siculicidium) viel Blut kostete. In den Kämpfen von 1848 und 1849 erfocht Bem seine Siege in Siebenbürgen hauptsächlich durch die Tapferkeit der S. Durch die

Reorganisation Ungarns und Siebenbürgens nach der Revolution verloren sie ihre Sonderverfassung und Vorrechte und wurden den übrigen Landesbewohnern gleichgestellt. Doch erfolgte 1865 die Wiederherstellung ihrer Stühle. Das Szeklerland war nämlich eins der drei Gebiete, in welche Siebenbürgen (s. d.) nach der Nationalität seiner Bewohner zerfiel. Es umfaßte auf einem Flächenraum von 11780 qkm die fünf Stühle Udvarhely, Haromszek, Csik, Maros und Aranyos. Gegenwärtig ist das frühere Szeklerland in die Komitate Csik, Háromszek, Udvarhely und Maros-Torda eingeteilt. Im Norden und Osten von hohen Gebirgen und dichten Waldungen bedeckt, gehört es im Süden und Westen zu den fruchtreichsten Teilen Siebenbürgens, Getreidebau und Viehzucht bilden fast die ausschließliche Nahrungsquelle der an 650000 Seelen starken Bevölkerung, von denen 450000 dem Szeklerstamme angehören; die S. bekennen sich entweder zur röm.-kath. Kirche oder zur reform. Kirche, nur wenige sind Unitarier. Die Bevölkerung ist im allgemeinen spärlich; die Arbeitswanderung nach Rumänien allgemein in Übung. Die S. sind ein fruchtbarer begabter Volksstamm. Ihre Hauptstadt ist Maros-Vásárhely (s. d.).

Széll (Koloman), ungar. Politiker, geb. 1843 zu Goßtony im Komitat Eisenburg, studierte in Steinamanger, Eperies und Pest, trat 1867 in den Komitatsdienst und wurde 1868 zum Reichstagsdeputierten gewählt, wo er bald eine hervorragende Stellung einnahm. Im J. 1875 erhielt er das Portefeuille eines Finanzministers, das er im J. 1879 niederlegte. Seitdem hält er sich von Staatsgeschäften fern, obgleich er noch immer dem Reichstag als Deputierter angehört. Gegenwärtig bekleidet S. den einflußreichen Posten eines Präsidenten der ungar. Kreditbank in Budapest; 1883 wurde S. durch die Verleihung der Würde eines k. k. Wirkl. Geheimenrats ausgezeichnet.

Szemere (Bartholomäus), ungar. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 27. Aug. 1812 zu Vatta im Borsoder Komitat, wirkte hier als Komitatsnotar und unternahm seit 1836 eine Reise durch Europa, als deren Ergebnis «Utazás külföldön» («Reise im Ausland», 2 Bde., Pest 1840; 2. Aufl., Pest 1845) erschien. Eine andere Frucht dieser Reise war «Terve egy javitófogháznak a magányrendszer szerint» («Plan eines Besserungshauses nach dem Zellensystem», Kaschau 1838), sowie zum Teil auch die von der Ungarischen Akademie gekrönte Schrift «A halálbüntetésről» («Von der Todesstrafe», Ofen 1841), in welcher S. für Abschaffung dieser Strafe auftrat. Im J. 1842 zum Oberstuhlrichter, 1846 zum Vizegespan in Borsod erwählt, wurde er von demselben Komitat als Deputierter auf die Reichstage 1843/44 und 1847/48 geschickt, wo er zu den thätigsten Mitgliedern der Fortschrittspartei gehörte. Im März 1848 im Ministerium Batthyányi mit dem Innern betraut, stimmte er nächst Kossuth für die entschiedene Revolution. Nach dem Rücktritt dieses Ministeriums im September übernahm S. mit Kossuth die provisorische Leitung der Landesangelegenheiten und trat dann in den Landesverteidigungsausschuß ein. Als im Dez. 1848 der österr. General Schlick in Oberungarn einfiel, ging S. als Reichskommissar dahin, wo er fünf Monate hindurch energisch wirkte, auch ein Guerrillaskorps bildete. Nach der Unabhängigkeitserklärung (14. April 1849) übernahm er das Präsidium des neuen Kabinets und erklärte dasselbe für ein revolutionär-demokratisch-republikanisches. Nach Görgeis Waffenstreckung entkam er nach Konstantinopel und ging von da nach Paris. Hier veröffentlichte er die namentlich gegen Kossuth gerichteten Charakteristiken «Ludw. Batthyányi, A. Görgei und L. Kossuth» (Hamb. 1851). Im J. 1865 kehrte er geisteskrank in seine Heimat zurück und starb 18. Jan. 1869 in der Schwarzerschen Irrenanstalt zu Ofen. S. war ein ausgezeichneter Parlamentsredner.

Aus der Familie S. haben sich in neuerer Zeit außerdem Paul S., geb. 19. Febr. 1785 zu Péczel bei Pest, und Nikolaus S., geb. am 17. Juni 1804 im Zempliner Komitat, als Dichter und Schriftsteller bekannt gemacht; letzterer durch zahlreiche, in Journalen und Sammelwerken zerstreute Gedichte (eine Sammlung derselben «Szemere M. Költeményei», d. i. «Nikolaus S.s Gedichte», ist nach seinem Tode erschienen); ersterer als Mitredacteur der Kölcseyschen Zeitschrift «Élet és Literatura», als Übersetzer Körners (Pest 1818), wie durch seine «Episteln» (Ofen 1810), «Sonette» (Pest 1811) und «Lieder» (Pest 1812). Paul S. starb 14. März 1861 zu Péczel, Nikolaus S. 20. Aug. 1881 auf seinem Gute Lasztócz.

Szent (ungar., spr. Sent), soviel wie Sankt, häufig in zusammengesetzten ungar. Ortsnamen.

Szentes, Stadt mit geregeltem Magistrat im Komitate Csongrád in Ungarn, an einem linken Arm der Theiß, deren Überschwemmungen die Stadt und ihr Gebiet häufig ausgesetzt sind, zählt (1880) 28721 E., Magyaren, die sich zur röm.-kath. (10051 Seelen) und zur reform. Kirche (16974 Seelen) bekennen. Die Stadt treibt vorwiegend Landwirtschaft und Kleingewerbe.

Szent-Márton, Marktflecken, s. u. Thurocz.

Szent-Tamás (d. h. «Heiliger Thomas»), häufiger Ortsname in Ungarn und Siebenbürgen; am bekanntesten ist der Marktflecken S. im Bácser Komitat (Ungarn) mit 10609 E., worunter 5762 Serben und 3808 Magyaren. S. bildete 1848 einen Hauptstützpunkt der Serben gegen die Ungarn und war oft der Schauplatz blutiger Kämpfe.

Szer, Pußta im Csongráder Komitat (Ungarn), zerfällt in Unter-, Klein- und Oberpußta S., die alle bevölkert und überaus fruchtbar sind. Der ungar. anonyme Chronist aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh. erzählt, daß auf dieser Pußta am See Körtvelyos ein Wald Gömölsö gewesen, wo der Magyarenführer Árpád (s. d.) den ersten konstituierenden (szer, bedeutend Ordnung, Regelung) Landtag abgehalten haben soll. Die Pußta ist reich an Ruinen und alten Gräbern.

Szewczenko, s. Schewtschenko.

Szigeth oder Sigeth (d. i. «Insel», meist «Marmaros-Szigeth»), Hauptstadt des großen, an Galizien grenzenden Komitats Marmaros (s. d.) im Kreise jenseit der Theiß des Königreichs Ungarn, auf einer Halbinsel der Theiß und Iza und an der Ungarischen Nordostbahn (Linie Debreczin-S.), in schöner Gegend, Sitz der Komitatsbehörden und einer königl. Berg-, Salinen-, Forst- und Güterdirektion, ist die Hauptniederlage des auf der Theiß zu verführenden Steinsalzes aus den Gruben von Rónaszék und Slatina und zählt (1880) 10852 E. verschiedener Nationalitäten (6721 Magyaren, 2087 Deutsche, 898 Rumänen und 616 Ruthenen) und Konfessionen. Die Einwohner treiben Bergbau, Handel und lebhafte Holzindustrie, namentlich in

Holzschnitzwaren, die weithin verführt werden. Der Ort hat ein Piaristenkollegium nebst Gymnasium, ein reform. Kollegium und eine Hauptschule.

Szigeth, Szigethvár oder Grenz-Sigeth, Marktflecken des Komitats Somogy oder Sümegh in Ungarn, 37 km südlich von Kaposvár und westlich von Fünfkirchen, auf einer Insel des Almás, an der Fünfkirchen-Barcser Eisenbahn, ist der Sitz eines Oberstuhlrichteramts und zählt (1880) 5014 E. Der Flecken zerfällt in das Schloß, den eigentlichen Markt und die Vorstadt, und hat mehrere Kirchen, ein Franziskanerkloster, zwei Rübenzuckerfabriken, eine Pfeifenfabrik und eine Bierbrauerei. Berühmt ist die Verteidigung dieses Platzes vom 1. Aug. bis 8. Sept. 1566 durch Zrinyi (s. d.) gegen die Türken unter Soliman. Zrinyi weihte sich mit seinen Mitstreitern dem Tode für das Vaterland, während der Sultan im Lager starb. S. wurde von den Türken 8. Sept. erstürmt, 1664 von Zrinyi dem Jüngern vergebens belagert, aber 1688 vom Markgrafen von Baden den Türken für immer entrissen. Kaiser Karl VI. ließ das Schloß neu aufbauen; die Ruinen dieses Schlosses sind noch sichtbar; an der Stelle, wo Held Zrinyi fiel, steht eine Kapelle; sein Todestag wird noch heute jedes Jahr gefeiert.

Szigligeti (Eduard, eigentlich Joseph Szathmáry), bedeutender ungar. Dramatiker, geb. 18. März 1814 zu Großwardein, machte die ersten Studien in seiner Vaterstadt und ging 1832 nach Pest, wo er 1834 Schauspieler wurde. Jetzt gab er seinen Familiennamen auf, da er infolge seiner theatralischen Laufbahn mit seinem Vater zerfallen war. Nach Errichtung des ungar. Nationaltheaters (1837) ward er Mitglied desselben, ohne jedoch als Schauspieler eine bedeutende Stellung zu erringen. Desto erfolgreicher wirkte er als dramatischer Dichter. Seine Dramen «Rózsa» («Rosa») und «Vándor színészek» («Wandernde Schauspieler») gewannen die von der Ungarischen Akademie ausgesetzten Preise, «Zách unokái» («Die Enkel Zächs») einen von der Theaterdirektion ausgesetzten Preis; den Teleki- oder Karátsonyi-Preis der Akademie errangen: «Die Mama», «Paul Béldi», «Rauschgold» (deutsch von Ignaz Schnitzer), «Die geheimen Akten», «Frauen-Herrschaft», «Emerich Lackfi», «Der Findling», «Schatten des Lichts», «Neigung und Beruf», «Der Prätendent», «Der Schnurrbart», «Béla IV.», «Der Hofnarr», «Strike», «Der Amerikaner», «Valeria» u. a. Unter seinen histor. Dramen, die sich durch spannende Handlung und treue Sitten- und Charakterschilderung auszeichnen, sind die besten: «Vazul», «Krone und Schwert», «Der falsche Andreas», «Stephan IV.», «Béla III.» und besonders «Der Prätendent»; unter seinen Lustspielen: «Die Mama» und «Rauschgold». Noch größere Erfolge erzielte er mit seinen Volksstücken, welche das ungar. Volksleben mit allen Licht- und Schattenseiten vortrefflich spiegeln und von denen «Der Deserteur», «Zwei Pistolen», «Der Jude», «Der Csikós», «Liliomfi» u. a. auch auf deutschen Bühnen Beifall fanden. Mehrere Jahre war S. auch Sekretär und Regisseur und seit 1873 Direktor der Nationalbühne. Trefflich ist auch sein Buch «A dráma és valfájai» («Das Drama und seine Arten», Pest 1874). Er starb 19. Jan. 1878.

Szilágy, Komitat in Ungarn, welches 1876 aus Kraszna und Mittel-Szolnok und einigen Teilen des Dobokaer und Kolojer Komitats gebildet wurde; es zählt (1880) auf 3670,9 qkm 171 079 E. magyar. (34,93 Proz.) und rumän. (61,97 Proz.) Nation, ist größtenteils gebirgig, hat aber auch sanfte Thäler, namentlich am Szamosflusse und dessen Zuflüssen, sowie an der Kraszna. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, erzeugt allerlei Sorten von Getreide und Obst, an vielen Orten gedeiht die Weinrebe, deren edle Weine als «Ermelleker Weine» bekannt sind. Die Bevölkerung steht auf niederer Kulturstufe; unter der großen Anzahl von Ortschaften dieses Komitats gibt es keine einzige Stadt von einiger Bedeutung. Hauptort ist Zilah (s. d.).

Szilágyi (Alexander), namhafter ungar. Historiker, geb. zu Klausenburg 30. Juli 1827, studierte in seiner Vaterstadt, dann in Marosvásárhely, trat 1846 in den Staatsdienst, widmete sich frühzeitig der Journalistik und Litteratur, namentlich lieferte er Beiträge zur Geschichte von 1848 und 1849. Später übernahm er Lehrerstellen in Kecskemet und Nagy-Körös, wurde 1864 Sekretär im Ministerium für Kultus und Unterricht und 1879 Direktor der königl. Bibliothek in Budapest. Seit 1874 ist S. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Von seinen zahlreichen histor. Arbeiten beziehen sich die meisten auf die Spezialgeschichte Siebenbürgens; besonders zu nennen sind die «Monumenta Comitialia Regni Transylvaniae» (bisher 8 Bde.); einige seiner Abhandlungen sind auch in deutscher Sprache erschienen. S. ist auch Redacteur der histor. Zeitschrift «Századok».

Der Vater und Großvater S.s, beide Franz genannt, waren ebenfalls als Schulmänner und Schriftsteller ausgezeichnet.

Virgil S., geb. 1824, polit. Parteigänger, wurde namentlich in der Zeit von 1859 bis 1866 in mehrere sensationelle polit. Prozesse verwickelt und verurteilt. Später war er ein eifriger Fürsprecher der Katholikenautonomie und ist gegenwärtig als Mitglied des ungar. Reichstags auf seiten der Regierungspartei.

Desiderius S. ist Universitätsprofessor und Reichstagsdeputierter, bedeutender Parlamentsredner und geachteter Jurist. Derselbe, geb. 1840, wird als «Mann der Zukunft» im polit. Leben Ungarns betrachtet. Er ist gemäßigt oppositionell.

Szilágy-Somlyó (spr. Silahdj-Schomljó), Stadt mit geregeltem Magistrat im Komitat Szilágy in Ungarn, an der Kraszna, ehedem Vorort des im J. 1876 aufgelassenen Komitats Kraszna; hat (1880) 4189 E.; die einstige Feste liegt in Ruinen.

Szinye-Lipócz, s. unter Sáros.

Sziszeck, Stadt, s. Sissek.

Szita-Bodza, Dorf in Siebenbürgen, s. unter Bodza-Fluß.

Szlachcic, soviel wie Schlachtschitz.

Szlávy (Jos.), ungar. Staatsmann, geb. 23. Nov. 1818 zu Raab, fand als Offizierssohn Aufnahme in das Theresianum zu Wien, wo er sich besonders montanistischen Studien zuwendete, und besuchte dann die Bergakademie zu Schemnitz. Seine erste öffentliche Verwendung fand er beim Berggerichte in Dravitza, von wo er bald zur ungar. Hofkammer in Wien, 1846 als Konzipist, 1847 als Sekretär zur ungar. Kammer nach Ofen gelangte. Nach Errichtung des ersten ungar. Ministeriums trat er in dasselbe und wurde im Herbst 1848 von Kossuth mit der Leitung der Bergwerksdirektion in Dravitza betraut. Nachdem die Kaiserlichen diesen Ort besetzt hatten, ging S. nach Debreczin, wurde jedoch von Kossuth als Regierungskommissar abermals nach

Oravitza gesandt, das die Kaiserlichen infolge der Siege Bems in Siebenbürgen und im Banat wieder verlassen hatten. S. blieb nun in Oravitza selbst nach der Katastrophe von Világos im Aug. 1849. Er wurde dann vor das Kriegsgericht in Temesvár gestellt, zu fünf Jahren schwerem Kerker verurteilt, aber nach zweijähriger Gefängnishaft in Olmütz begnadigt. Nach Ungarn zurückgekehrt, hielt sich S. vom öffentlichen Leben fern. Als 1861 die ungar. Statthalterei wiederhergestellt wurde, nahm S. eine Ratsstelle ein, dankte jedoch beim Eintritt des reaktionären Provisoriums wieder ab. Im J. 1865 wurde er zum Obergespan vom Biharer Komitat ernannt und trat nach Ernennung des ungar. Ministeriums im J. 1867 als Staatssekretär in das Ministerium des Innern ein; zugleich wurde er von einem Bezirke im Csongráder Komitat in den ungar. Reichstag gewählt. In den J. 1869 und 1872 wählte ihn ein Bezirk der Freistadt Preßburg zum Reichstagsabgeordneten. Im Juli 1870 übernahm S. im Kabinett Andrássy das Ministerium für Ackerbau, Handel und Gewerbe, behielt dasselbe auch unter der Ministerpräsidentschaft Lónyays und trat nach dem Rücktritte des letztern 1. Dez. 1872 selbst an die Spitze des Kabinetts. Doch blieb er nur kurze Zeit auf diesem Posten, den bald Stephan Bittó einnahm. S. wurde 1878 Präsident des ungar. Abgeordnetenhauses, 1880 gemeinsamer Finanzminister, 1882 ungar. Kronhüter und Vizepräsident des ungar. Magnatenhauses.

Szliácz, Badeort in Ungarn im Sohler Komitat, unfern Altsohl, zwischen den Dörfern Stajnik und Ribar, im Granerthal, durch Zweigbahn nach Altsohl mit der Ungarischen Staatsbahn verbunden. Die Thermen von S. sind eisenhaltig und haben eine Temperatur von + 25 bis 31° C.

Szmolnok, s. Schmölnitz.

Szobrancz, Marktflecken, s. unter Unghvár.

Szolnok, Stadt mit geregeltem Magistrat und Hauptort des Jazyger Groß-Kumanier-Szolnoker Komitats, am Einflusse der Zagyra in die Theiß, über welche hier eine große hölzerne Brücke führt, Station der Linien Hatvan-S. und Czegled-Großwardein der Ungarischen Staatsbahnen, hat ein schönes Stadt- und Komitatshaus, ein Franziskanerkloster, ein Gymnasium, eine Industrieschule und zählt (1880) 18247 E., welche starken Fischfang, Ackerbau und Handel mit Obst, Getreide, Vieh, Salz und Holz treiben; auch sind hier mehrere bedeutende Fabriken (Dampfmühlen, Spiritusfabriken, Dampfsäge u. s. w.). S. ist einer der ältesten Orte in Ungarn. In dem Treffen bei S. 5. März 1849 mußte sich der österr. General Karger vor den überlegenen Ungarn zurückziehen. — Mittel-Szolnok war ein Komitat im Kreise jenseit der Theiß, welches 1876 mit Krasznа zum Komitat Szilágy (s. d.) vereinigt wurde.

Szolnok-Abony, s. Abony.

Szolnok-Doboka, Komitat in Siebenbürgen, 5149,82 qkm groß, im J. 1876 aus dem frühern Komitate Inner-Szolnok, dann aus Teilen des Komitats Doboka und des Kövárer Distrikts gebildet, ist im allgemeinen gebirgig, mit zahlreichen Thälern, aber nur das Szamos- und das Sajóthal sind von größerer Bedeutung. S. hat viel Mineral-, namentlich Solquellen; Hauptfluß ist der Szamos; bemerkbar ist der 230 qkm große, fischreiche Hódassee, südöstlich von Szamos-Ujvár. Das Klima ist wechselvoll, doch gesund, der Boden von mittelmäßiger Ergiebigkeit. Einen Teil des Komitats bedecken Buchen-, Eichen- und Tannenwälder und Bergweiden. Der Ackerbau erzeugt Mais, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und wenig Kartoffeln; der Wein gedeiht zwar reichlich, besitzt aber keinen besondern Wert. Auch Obst, Hanf und Flachs wird viel produziert. Die Viehzucht ist in gutem Stande, namentlich die Pferdezucht; an jagdbarem Wild (Rehe, Bären u. s. w.) sind die Waldungen reich, ebenso liefert das Mineralreich außerordentlich viel Salz und Eisen, Gold und Silber nur wenig. Die Einwohnerzahl beträgt (1880) 193677 Seelen und zwar Magyaren (16,80 Proz.), Deutsche (2,45 Proz.) und Rumänen (77,83 Proz.). Dem Bekenntnisse nach sind es zumeist griech. Katholiken (61,52 Proz.), außerdem Griechisch-Orientalische (16,20 Proz.), Reformierte (12,55 Proz.), Juden (3,92 Proz.), röm. Katholiken (3,88 Proz.). Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, Viehzucht und Bergbau, Industrie wird nur handwerksmäßig oder als häusliche Beschäftigung betrieben. Die Städte Szamos-Ujvár (s. d.) und Dees (s. d.) sind die bedeutendsten Orte des Komitats, dessen Sitz die Stadt Dees ist.

Szörény (Severin), ehemaliges Komitat in Ungarn, welches 1873 aus dem Territorium des aufgelösten Romaner-Banater Regiments der provinzialisierten Militärgrenze gebildet, später aber mit dem benachbarten Komitat Krassó gesetzlich zu Krassó-Szörény (s. d.) vereinigt wurde. Der südl. Teil von S. mit einem Teile der heutigen Kleinen Walachei bildete bis ins 16. Jahrh. das zu Ungarn gehörige Szörényer oder Severiner Banat.

Szujski (Joseph), poln. Dichter und Historiker, geb. 1835 in Tarnow, studierte in Krakau und Wien, lebte dann auf dem Lande bei Krakau und schrieb Beiträge zu Zeitschriften; später veröffentlichte er eine Reihe von Dramen, deren Stoff aus der poln. Geschichte entnommen ist, die von hohem Talent zeugen und sich durch lebensvolle Charakteristik der Zeit auszeichnen, wie «Halszka z Ostroga» (Krakau 1859), «Jerzy Lubomirski» (1863), «Der Tod Wladyslaws IV.», «Dlugosz i Kallimach» (1880). Auch ward er Mitredacteur der konservativen «Polnischen Revue». Nachdem er sich als Geschichtschreiber durch eine mit trefflicher Kritik abgefaßte «Geschichte Polens nach den neuesten Forschungen» (4 Tle., Lemb. 1866) bewährt hatte, ward er 1869 Professor der Geschichte an der krakauer Universität. Seit 1881 war er auch Mitglied des österr. Herrenhauses; er starb 7. Febr. 1883 in Krakau. S.s «Gesammelte Werke» erscheinen daselbst seit 1886. In deutscher Sprache schrieb er «Die Polen und Ruthenen in Galizien» (Bd. 9 der «Völker Österreich-Ungarns», Teschen 1882).

Szydlow, s. Schidlow.

Szydlowiec, s. Schidlowetz.

Szymanowski (Julius von), namhafter Chirurg, geb. zu Riga 1829, war Schüler von Adelmann in Dorpat, wurde 1858 außerord. Professor in Helsingfors, 1861 ord. Professor in Kiew und starb daselbst 1861. Seine zahlreichen namentlich chirurgisch-technischen Schriften erschienen teils in deutscher, teils in russ. Sprache. Sein größtes und letztes Werk über operative Chirurgie wurde von Uhde ins Deutsche übersetzt.

T.

T, der 19. Buchſtabe des griech., lat. und deutſchen Alphabets, bezeichnet einen Konſonanten, der mit den ihm in der Organſtellung nächſt verwandten d, dh (=aſpiriertem d) und th (=aſpiriertem t) zu einer beſondern Konſonantenklaſſe, den Dentalen, zuſammengefaßt wird. Der Unterſchied von t und d beſteht darin, daß jenes ſtumm, d. h. ohne Mittönen des Kehlkopfes, dieſes tönend, d. h. mit Tönen des Kehlkopfes geſprochen wird (in der ältern Grammatik gehört daher t zu den tenues, d zu den mediae). Das t des heutigen Hochdeutſchen, wie überhaupt aller hochdeutſchen Dialekte beruht auf älterm d, welches im Gotiſchen und den auf gleicher Lautſtufe (der erſten Lautverſchiebung, ſ. d.) ſtehenden germ. Sprachen, Niederdeutſch, Engliſch, Nordiſch, erhalten iſt, z. B. gotiſch dags, niederdeutſch dag = Tag, das urſprüngliche german. t dagegen iſt im Hochdeutſchen zu s (ß) oder z geworden, z. B. got. tamjan = niederdeutſch tèmen = zähmen, got. lêtan = niederdeutſch lâten = laſſen. Ein aſpiriertes d und t gibt es in unſerer hochdeutſchen Schriftſprache nicht, obwohl häufig th (Thal u. dgl.) geſchrieben wird; das h ſoll hier wie z. B. in «Wahn» die Länge des Vokals bezeichnen und es iſt nur eine orthographiſche Gewohnheit, daß es dem t angefügt wird. Dagegen beſaß das Urgermaniſche ein aſpiriertes t (th), und im Gotiſchen hat das Alphabet ein Zeichen, das man durch th zu umſchreiben pflegt, obwohl es in der Ausſprache ein Spirant war wie das engl. th. Dies got. th iſt in den hochdeutſchen Mundarten durch d vertreten, z. B. got. that-a = unſerm «das».

Als Abkürzung ſteht T in röm. Inſchriften, Handſchriften, auf Münzen u. ſ. w. für Tertius, Teruncius, Titulus, Titus, Tribunus; bei Büchercitaten für Tomus (Band); im Handel für Tara; in der Muſik für Tenor und Tutti. Bei Bibelcitaten ſteht T. für Teſtament (A. T. = Altes Teſtament; N. T. = Neues Teſtament). Auf ältern franz. Münzen bezeichnet T den Prägort Nantes.

t, Abkürzung für Tonne.

Ta, chem. Zeichen oder Symbol für Tantal.

T. a., Abkürzung für testantibus actis, wie die Alten bezeugen.

Taaffe (Eduard, Graf von), öſterr. Staatsmann, aus altem iriſchen Geſchlecht 24. Febr. 1833 geboren, Sohn des Präſidenten des oberſten Gerichtshofs Ludwig Patrid Graf T. (geb. 23. Dez. 1791, geſt. 21. Dez. 1855), wurde mit dem ſpätern Kaiſer Franz Joſeph erzogen. Im J. 1857 trat er in den Staatsdienſt, wurde Statthaltereiſekretär in Ungarn, dann in Böhmen, 1861 Statthaltereirat in Prag, war 28. April 1863 bis 8. Jan. 1867 Landeschef des Herzogtums Salzburg, dann Statthalter in Oberöſterreich. Am 7. März 1867 wurde T. Miniſter des Innern an Stelle Belcredis. In Böhmen vom Großgrundbeſitz in den Landtag und Reichsrat gewählt, gehörte er vom Dez. 1867 dem ſog. Bürgerminiſterium als Miniſter für Landesverteidigung und Polizei an, und war nach Karl Auerspergs Rücktritt auch Miniſterpräſident dieſes Kabinetts bis 15. Jan. 1870, wo er, nach dem Memorandenſtreit, als Mitglied der Minorität ausſchied, um nach drei Monaten in das Kabinett Potocki als Miniſter des Innern und der Landesverteidigung einzutreten. Nach der Entlaſſung des Miniſteriums Potocki, 7. Febr. 1871, wurde T. Statthalter von Tirol und Vorarlberg. Nachdem im Febr. 1879 das Miniſterium Auersperg ſeine Dimiſſion genommen, wurde T. in dem unter Stremayrs Präſidentſchaft teilweiſe neu gebildeten Kabinett Miniſter des Innern und ſeit 12. Aug. 1879 Miniſterpräſident. Am 5. Dez. 1879 hielt er im Abgeordnetenhauſe ſeine Programmrede, in welcher er die «Verſöhnung» der Nationalitäten als ſein Ziel bezeichnete. Der häufige Wechſel ſeiner Miniſterkollegen (bis 1886 ſchieden acht) erſchütterte ſeine Stellung nicht, die von einer aus Polen, Czechen, Slowenen und den deutſchen Klerikalen beſtehenden Majorität geſtützt wird gegen den durch den «Sprachenzwang» und die Slawiſierung der ehemaligen deutſchen Bundesländer geſteigerten Widerſtand der Deutſchen.

Taaſinge, dän. Inſel zwiſchen Fünen und Langeland, zum Svendborg-Amt gehörig, zählt (1880) auf 68,5 qkm 4529 E.; Hauptort iſt Trönſe.

Tabăgo, engl. Tobago, eine der Kleinen Antillen in Weſtindien, 130 km ſüdöſtlich von Grenada und 26 km nordöſtlich von Trinidad unter 11¼° nördl. Br. und 60¾° weſtl. L. von Greenwich gelegen, eine Beſitzung der Engländer, die unter einem dem Generalgovernor von Barbados untergeordneten Lieutenantgovernor ſteht, iſt 50 km lang und 20 km breit und zählt (1883) auf 295 qkm 18 879 E. (9124 männliche, 9755 weibliche), darunter nur 300 Weiße. Die übrige Bevölkerung beſteht aus Farbigen und Schwarzen, die jetzt ſämtlich frei ſind und ſich zum Chriſtentum bekennen. Der höchſte Gipfel hat 650 m Höhe; im übrigen hat das Land nur mäßige Hügel, ſtimmt in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit ganz mit dem benachbarten Trinidad (ſ. d.) überein, iſt gut angebaut und bringt herrliche Orangen, Feigen und Wein hervor. Das Klima iſt ſehr ungeſund. Die mittlere Temperatur überſteigt nicht 26° C. Die Hauptprodukte ſind Zucker, Rum und Kokosnüſſe. Die Baumwolle, obwohl von trefflicher Qualität, wird doch nur in geringer Menge angebaut. Im J. 1883 betrugen die Einfuhr 47 000, die Ausfuhr 48 000, die Einnahmen 14 000, die Ausgaben 16 000 Pfd. St. Die Hauptſtadt iſt der Hafenplatz Scarborough, an der Südoſtküſte mit 3000 E. Von Columbus 1498 entdeckt und ſeit 1632 im Beſitz der Niederländer, welche ſie Neuwalcheren nannten, wurde die Inſel nach Vertreibung derſelben durch Spanier beſetzt, was aber jene nicht hinderte, 1654 ſich hier von neuem anzuſiedeln. Dieſe Anſiedelung wurde wieder durch die deutſche Kolonie beeinträchtigt, die 1655 der Herzog von Kurland dahin ſchickte. Doch mußten ſich die deutſchen Anbauer den Holländern unterwerfen, deren Niederlaſſung hinwiederum von den Spaniern und Eingeborenen zerſtört ward. Nachdem die Engländer und Franzoſen ſich wiederholt wechſelſeitig vertrieben, führten letztere 1677

alle Einwohner hinweg, sodaß die Insel ganz verödete. Erst 1748 fingen sie an, die Insel wieder zu kolonisieren, welche 1763 an England, 1783 wieder an Frankreich abgetreten und 1793 wieder von den Engländern in Besitz genommen wurde.

Tabak (Nicotiana *L.*), eine zur Familie der Solaneen gehörende Pflanzengattung, deren Arten gegen 40 meist einjährige Kräuter, mit Ausnahme weniger in Australien und vielleicht in Südasien wachsender, in Amerika zu Hause sind. Ihre Blüten haben einen röhrig-glockigen Kelch mit fünfspaltigem Saum und eine trichter- oder tellerförmige Blumenkrone mit faltig-fünflappigem Saum. Die Staubgefäße sind in der Röhre der Blumenkrone eingefügt und eingeschlossen. Aus dem von einem lappigen Ringe umgebenen Fruchtknoten, welcher einen fadenförmigen Griffel mit knopfiger Narbe trägt, entwickelt sich eine zwei- bis vielklappige Kapsel, welche von dem stehenbleibenden und nach der Blütezeit sich vergrößernden Kelch umschlossen ist und viele kleine Samen enthält. Die Blüten sind in Trugdolden und Wickeltrauben, welche meist wieder rispenförmig gruppiert erscheinen, geordnet, die Blätter abwechselnd, nebenblattlos, ungeteilt, oft auch ganzrandig, meist groß und wie die ganze Pflanze gewöhnlich mit klebrigen Drüsenhaaren bekleidet. Die bekanntesten und wichtigsten Arten sind: der gemeine oder Virginientabak (Nicotiana Tabacum *L.*; vgl. Tafel: Industriepflanzen II, Fig. 2), der großblätterige Marylandtabak (N. macrophylla *Spr.*) und der Bauerntabak (N. rustica *L.*). Die beiden ersten Arten haben lange Blumen mit grünlicher Röhre und schön pfirsichrotem Saume; die dritte kürzere Blume von gelblichgrüner Farbe. Alle drei stammen aus Amerika und sind stattliche Stauden, namentlich die beiden ersten. Der gemeine T., dessen Blüten in großen ausgebreiteten Rispen stehen, hat große, lanzettförmige, spitze Blätter, deren Seitenrippen unter spitzem Winkel von der Haupt- oder Trugdoldrippe abstehen, der großblätterige T. breite, eiförmige, stumpfe Blätter mit fast rechtwinkelig von der Mittelrippe abgehenden Seitenrippen und zusammengezogene Rispen. Nach einigen sind diese beiden Arten nur Varietäten einer und derselben Art (der N. Tabacum). Bei dem Bauerntabak sind die stets kleinern Blätter eiförmig und stumpf, die Blüten in rispig gruppierte, knaulförmige Wickeltrauben gestellt. Von den genannten Arten sind durch die langjährige Kultur zahlreiche Abarten entstanden. Im Handel unterscheidet man diese einzelnen Sorten nicht nach den botanischen Namen, sondern nach den Ländern und Gegenden, wo sie gebaut werden. Am häufigsten werden N. Tabacum und rustica angebaut. Zur erstern Art gehören sowohl sehr gemeine, schlechte, als auch die feinsten Havanasorten; zu letzterer, deren Kultur vorzüglich in Europa (hier sogar noch in Ostpreußen) betrieben wird, gehören neben ganz ordinären Sorten auch die vorzüglichsten ungarischen, südrussischen und türkischen T.

Den Gebrauch des T. als Genußmittel fand Columbus, der Entdecker Amerikas, 1492 bei den Bewohnern der Insel Guanahani vor, welche denselben in cylinderförmigen Rollen, von einem Maisblatt gebildet, rauchten. Die Indianer sollen diese Rollen, jedenfalls das Vorbild der bei den Spaniern und Portugiesen beliebten Papelitos (Cigarretten oder Papiercigarren), tabacos genannt haben. Nach andern soll der Name T. von der Insel Tabago (engl. Tobago) oder von der Provinz Tabasco in Centralamerika herrühren. Die gleiche Sitte berichtet Las Casas von den Bewohnern Haïtis, sowie der Mönch Romana Pane, der die Pflanze 1496 zuerst beschrieb, von denen Hispaniolas, bei welchen das Kraut den Namen Cohoba führte. Auch in Yucatan und Mexiko war das Tabakrauchen vor Ankunft der Europäer bekannt, nicht aber in Südamerika, wo es jedoch jetzt allgemein, selbst bei den Ureinwohnern verbreitet ist. Bei den Indianern Nordamerikas war die Sitte sehr alt, wie die noch häufig aufgefundenen Pfeifen beweisen. Dieselben sind noch jetzt sämtlich leidenschaftliche Raucher und stolz auf den Besitz schöner Pfeifen. Der T. galt als heiliges Kraut, und das Rauchen war ein religiöser Gebrauch, ein der Sonne und dem großen Geiste gebrachtes Opfer. In Europa wurde die Tabakspflanze, von der Gonzalo Hernandez de Oviedo zuerst Samen aus Amerika nach Spanien gebracht haben soll, anfangs nur als Zierpflanze gebaut, bis sie Nicolo Menardes als Arzneipflanze pries. In Frankreich ward sie durch Jean Nicot, franz. Gesandten in Portugal, 1560 von Lissabon aus bekannt. Nicot baute die Pflanze zuerst in seinem Garten, empfahl sie als Heilpflanze und soll viele Wunderkuren mit ihr verrichtet haben. Ihm zu Ehren ward später die Pflanzengattung Nicotiana genannt. In Frankreich wurde auch das Tabakschnupfen unter König Franz II. frühzeitig üblich. Gleichzeitig entstand auch zu Sevilla in Spanien eine Schnupftabakfabrik, die den berühmten Spaniol lieferte. Nach Deutschland gelangten die ersten Tabakpflanzen 1565 aus Frankreich durch Adolf Occo, Stadtphysikus zu Augsburg; bald bediente man sich des T. als Arzneimittel, und seine Heilkräfte wurden in vielen besondern Schriften mit Übertreibung gepriesen. Aus Frankreich kam die Pflanze gegen Ende des 16. Jahrh. auch nach Italien. Bald nach 1636 führten span. Geistliche das Schnupfen in Rom ein, gegen welches Urban VIII. 1624 eine Bulle erließ, die 1698 erneuert, aber 1724 wieder aufgehoben wurde. Trotzdem nahm das Schnupfen ungemein überhand, sodaß Venedig bereits 1657 Fabrikation und Verschleiß des T. in Pacht gab und bis 1662 an 40000 Dukaten gewinnen konnte. Rauchen sah man zuerst in Spanien um die Mitte des 16. Jahrh. Seeleute, die aus der Neuen Welt zurückkehrten und im Lande bald viele Nachahmer fanden. Im J. 1586 gelangte durch aus Virginien zurückkehrende Kolonisten das Tabakrauchen nach England, wo es vornehmlich durch Walter Raleighs Beispiel bald Nachahmer fand. Engl. Studenten verpflanzten es nach Leiden, englische, dem König Friedrich von Böhmen gesandte Hilfstruppen 1620 nach Deutschland, wo es sich im Dreißigjährigen Kriege durch die bald damit vertrauten Soldaten ausbreitete. Im J. 1655 kam das Tabakrauchen in der Türkei und noch vor 1650 in Schweden und Rußland auf. Als jedoch das angebliche Heilmittel zum unentbehrlichen Luxus- und Genußmittel wurde, erhoben sich die Kirche und die bereits erstarkte Staatspolizei dagegen. Jakob I. von England belastete den Gebrauch des T. mit schweren Steuern und suchte den Anbau des Krautes in Virginien zu beschränken. Im J. 1624 ward in England das Tabakmonopol eingeführt, 1643 in eine Tabaksteuer verwandelt und 1652 der Tabaksbau im Mutterlande zu

Gunsten der Kolonien ganz verboten. In der Türkei wurden den ersten Rauchern die Pfeifen durch die Nasen gestoßen, in Rußland den Rauchern noch 1634 die Nasen abgeschnitten. Bern erließ gegen das Rauchen 1660 und 1661 scharfe Mandate und setzte sogar eine chambre du tabac nieder. Theologen und Moralisten des 17. Jahrh. predigten aufs heftigste gegen den «höllischen Rauch» (Moscherosch 1642); Konsum und Anbau nahmen dessenungeachtet reißend schnell zu. Seit 1615 bauten Holland, 1659 die Stadt Warungen, 1676 die Mark Brandenburg, 1697 die Pfalz und Hessen den T. an. Die Regierungen erkannten nach und nach, welche ergiebige Finanzquelle man im T. besitze, und suchten nun den immer mehr steigenden Gebrauch des T. im Interesse des Fiskus durch hohe Steuern auszubeuten. (S. Tabaksbesteuerung.) Gegenwärtig ist der T. ein über die ganze Erde verbreitetes Genußmittel und ein Bedürfnis von der höchsten industriellen, kommerziellen und wirtschaftlichen Wichtigkeit.

In Bezug auf die Produktion des T. stehen die Vereinigten Staaten von Amerika allen andern Ländern voran. Namentlich sind dieser Kultur in Kentucky, Virginia, Missouri, Tennessee, Ohio, Maryland, Nordcarolina und Indiana große Flächen gewidmet. Im ganzen betrug die Zahl der mit T. bestellten Acres, die Quantität und der Wert des Ertrags in dem am 30. Juni endigenden Fiskaljahre

	Acres	Mill. Pfd.	Mill. Doll.
1877	745 000	580	40,6
1878	542 850	393	22,1
1879	492 100	391	22,7
1880	602 516	446	36,4
1881	646 239	450	43,4
1882	671 522	513	43,2

Die Ausfuhr von Rohtabak einheimischen Ursprungs betrug in Millionen englischen Pfund

1878	284,0	1881	227,0
1879	322,3	1882	223,7
1880	215,9	1883	235,0

Die Einfuhr von Tabaksblättern belief sich im Fiskaljahr 1883 auf 14 893 000 Pfd., und die von Cigarren auf 829 777 Pfd. Die Ausfuhr von Fabrikaten ist verhältnismäßig unbedeutend; die von fremden Tabaksblättern betrug 1883 nur 904 013 Pfd. Nächst den Vereinigten Staaten ist Westindien als T. erzeugendes Gebiet von großer Wichtigkeit. Cuba führte 1874 noch 164 376 span. Ctr. T. und 213 Mill. Stück Cigarren aus; infolge der Insurrektion aber und der damit verbundenen Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse ist aber die Ausfuhr von Blättern allmählich auf etwa 6 Mill. Kilogramm und die von Cigarren auf 120—130 Mill. Stück zurückgegangen. Aus Portorico werden 2—2½ Mill. Kilogramm jährlich ausgeführt. Santo-Domingo exportierte 1878 ungefähr 5⅓ Mill., 1882 jedoch nur 3½ Mill. Kilogramm. Mexiko produziert etwa 7½ Mill. Kilogramm, hat aber nur eine geringe Ausfuhr, die von der Einfuhr weit überwogen wird. Columbien führte früher 6—7 Mill. Kilogramm aus, doch ist in der neuern Zeit ein starker Rückgang eingetreten, während dagegen die Ausfuhr Brasiliens sich bedeutend gehoben und schon über 22 Mill. Kilogramm gestiegen ist. In Asien produzieren China, Japan, Britisch-Indien T. in großer Quantität für ihren eigenen Bedarf, bringen jedoch nur verhältnismäßig geringe Mengen auf den Weltmarkt. Als Ausfuhrgebiet hat Java die größte Bedeutung, das bei guter Ernte etwa 15 Mill. Kilogramm exportiert. Aus den Philippinen wurden 1882 über 6 Mill. Kilogramm Rohtabak und 101 Mill. Cigarren ausgeführt. Das türkische Reich in Asien und Europa weist ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Tabaksausfuhr auf, die z. B. 1882 12¼ Mill. Kilogramm betrug. In Afrika ist Algier das relativ bedeutendste Produktionsland, und es werden von dort auch 2—3 Mill. Kilogramm jährlich ausgeführt. Im ganzen schätzt man die Menge T., die aus außereurop. Ländern jährlich in den Weltverkehr und hauptsächlich nach Europa gelangt, auf über 180 Mill. Kilogramm.

In Deutschland waren die Ziffern der mit T. bestellten Fläche, des Ernteertrags an getrockneten Blättern und des Wertes desselben (nach Abzug der Steuer) in den Erntejahren

	Hektar	Mill. Kilogr.	Mill. Mark.
1873—74	30 500	54,1	21,6
1879—80	17 273	28,4	20,2
1881—82	27 248	61,3	27,1
1882—83	22 243	39,0	16,4
1883—84	22 068	39,0	16,9

Das Gewicht der Blätter im fermentierten oder fabrikationsreifen Zustande beträgt nach der amtlichen Annahme ein Fünftel weniger als das oben angegebene, das sich auf den dachreifen Zustand bezieht. Die Einfuhr und die Ausfuhr von Rohtabak und der Überschuß der Ausfuhr von Tabaksfabrikaten über die Einfuhr betrug in Millionen Kilogramm

	Einfuhr	Ausfuhr	Fabr. (Überschuß)
1872—73	76,7	5,1	3,4
1873—74	34,1	6,4	3,3
1878—79	100,0	3,3	1,4
1879—80	12,0	0,8	1,1
1880—81	15,3	0,2	0,4
1881—82	27,2	2,8	0,5
1882—83	26,5	3,5	1,0
1883—84	31,7	2,1	0,4

In diesen Zahlen tritt die Wirkung des Gesetzes von 1879 über die Tabaksbesteuerung (s. d.) sehr deutlich hervor. Als durchschnittlichen Verbrauch von fabrikationsreifem Rohtabak auf den Kopf der Bevölkerung ergibt sich in den J. 1881/82—1882/83 eine Menge von 1,4 kg, während in den beiden vorhergehenden Jahrfünften sich dieser Durchschnitt auf beziehungsweise 1,7 und 1,8 berechnet.

Sehr bedeutend ist der Tabaksbau in Ungarn, wo er 1882 nach der Ernteststistik 70,2 Mill. Kilogramm lieferte, während auf das cisleithanische Österreich nur 2,5 Mill. kamen. Reduziert man die Produktionsziffer auf den fabrikationsreifen Zustand und rechnet die Mehreinfuhr hinzu, so ergibt sich auch für Österreich-Ungarn ein Verbrauch von ungefähr 1,7 kg auf den Kopf. Die Produktion Frankreichs belief sich 1882 auf 17 Mill. Kilogramm, der Verbrauch auf den Kopf stellt sich auf etwa 0,9 kg. Ungefähr ebenso viel beträgt die Kopfquote in Rußland, dessen eigene Produktion 1881 auf 47 Mill. Kilogramm geschätzt wurde. Italien erzeugte 1882 nur 5½ Mill. Kilogramm und verbraucht jährlich etwa 0,6 kg per Kopf. England, das seinen Tabaksbedarf nur von außen beziehen kann, weist ebenfalls nur eine Kopfquote von 0,6 bis 0,7 kg auf. Für die Vereinigten Staaten ergibt sich, wenn man die Angaben der Produktionsstatistik auf T. im dachreifen Zustande bezieht und sie wie oben reduziert, ein Verbrauch von etwa 2 kg auf

den Kopf. In Betreff der wirtschaftlichen Bedeutung des Tabaksgewerbes im Deutschen Reiche sei noch erwähnt, daß 1878 nach dem Bericht der damals niedergesetzten Enquêtekommission die Zahl der Tabaksfabrikationsbetriebe 15 028 betrug und 140 775 Personen in denselben beschäftigt waren. Für Tabakshandel in größerm Maßstab bestanden 7898 Geschäfte mit 16 155 Personen, während die Zahl der Tabak führenden Kleinhandelsgeschäfte 366 789 betrug.

Der Tabaksbau erfordert einen fetten, stark gedüngten, lockern Boden. Der Einfluß des Bodens, des Klimas, des Samens, der Behandlung bei der Kultur ist auf die Güte des Blattes ungemein groß, und nur der Weinbau bietet hierin Gleiches dar. Die aus amerik. Samen in Deutschland gezogenen T. arten, ungeachtet der sorgfältigsten Behandlung, sehr bald aus, indem sie beim Verbrennen einen übeln Geruch geben, was man »Knellern« nennt. Ende März säet man den Samen in erhabene, mit einer fußdicken Schicht frischen Pferdedüngers ausgelegte Mistbeete (Tabakslutschen), schützt diese nötigenfalls durch Matten vor Frost und versetzt die Pflanze im Juni in Reihen von 2—2½ Fuß Zwischenraum ins Feld. Die untersten Blätter werden, wenn sie verwelken, entfernt, die Blütenköpfe, außer bei den kräftigsten, zu Samen bestimmten Exemplaren, sowie die Seitenäste (Geize) weggebrochen. Im Juli beginnt bereits das Abblatten der unterseits erbsgelben Blätter, die nach Aussonderung der verdorbenen in Büschel gebunden und an luftigen Orten zum Trocknen aufgehängt werden. Im Januar schichtet man nun diese getrockneten Blätter zu großen Haufen auf, um sie in einen gewissen Grad der Gärung zu bringen, wodurch die Blätter braun werden. Nachdem dies geschehen, trocknet man die Blätter abermals, was bis Ende März beendet sein kann.

Im Tabakshandel behaupten die amerikanischen T. den besten Ruf. Man unterscheidet zuvörderst die nordamerikanischen T.: Maryland und Virginia, von denen jener in 300—400 kg schweren Gebinden, dieser in Fässern von 400—800 kg in den Handel kommt. Beide sind in mannigfachen, durch Form, Größe und Geruch der Blätter unterschiedenen Abarten vorhanden, z. B. Carolina, Louisiana u. s. w.; ferner Kentucky, Missouri, Tennessee und Pennsylvania. Sodann die westindischen T. aus Cuba (Havana), Portorico, San-Domingo, sämtlich in Rollen. Ferner die mittelamerikanischen T. aus Mexiko und Columbien (Varinas und Cumana). Dieselben werden außer diesen Orten auch noch besonders bei Angostura und Maracaibo gebaut und führen von den Rohrkörben (canastra), in denen man sie versendet, den Namen Canaster. Endlich die sehr fetten brasilianischen T., die in Fässern und mehrere Centner schweren Ballen verpackt werden. Die anerkannt besten amerik. Sorten und überhaupt T. bringt die Insel Cuba hervor. Unter diesen hat wieder den meisten Ruf der auf der Vuelta de Abajo (der Thalgrund), einem in der Nähe der Stadt Havana gelegenen Distrikt, gebaute. Dieser Bezirk liefert die feinsten der echten Havanacigarren. Der beste europäische T. kommt aus der Türkei, besonders aus Macedonien (Druma, Petrich, Jenidsche, Karadagh, Kirmalu, Jolbachi, Stranizza u. s. w.), dann aus Bosnien und Ungarn, ferner aus Südrußland (der Ukraine und Podolien) und den Donauländern (Rumänien, Serbien und Bulgarien). Der Bauerntabak ist hier die vorherrschende Art. Holland liefert aus Utrecht und Geldern die Amersforter und Rykerker Blätter zu Schnupftabak, Belgien und Frankreich liefern T. aus Flandern. Der beste deutsche T. kommt vom Mittelrhein (pfälzer und hanauer), aus Franken (nürnberger) und dem Elsaß. Geringere Sorten liefern Schlesien, Sachsen, Thüringen, die Alt- und Ukermark, Westfalen. Neben dem Bauerntabak werden in Deutschland Maryland und vorzugsweise Virginia kultiviert.

Die Herstellung des Rauchtabaks beginnt, nachdem eine sorgfältige Sortierung der Tabaksblätter nach der Farbe, mit Ausscheidung der verdorbenen, eventuell auch eine Mischung derselben zur Erzielung der gewünschten Qualität, vorgenommen worden ist, mit dem Anfeuchten der Blätter, welches hauptsächlich den Zweck hat, ihnen die für die weitere Verarbeitung nötige Geschmeidigkeit zu erteilen. In modern eingerichteten Fabriken bedient man sich zur Ausführung dieser Arbeit besonderer Apparate, in denen ein Dampfstrom durch schnelle Kondensation desselben, oder auch ein feiner Sprühregen von Wasser zur Wirkung kommt. Das Glätten der angefeuchteten Blätter geschieht mit Hilfe des nach Art der Satiniermaschinen konstruierten Tabakrippenwalzwerks, in welchem gleichzeitig mit der Pressung der Blätter eine Quetschung der Rippen stattfindet. Das so vorgerichtete Material wird hierauf entweder zu Tabakrollen und Carotten (s. d.) versponnen, oder direkt zu geschnittenem T. verarbeitet.

Dem Verspinnen zu Rollen und Carotten geht in der Regel das Auslesen der schönen, als Deckblätter geeigneten Blätter voraus. Die übrigen werden, in sog. Büsche oder Puppen zusammengelegt und mit je einem Deckblatt umgeben, auf den Spinntisch gebracht, dessen Platte an den Langseiten mit hohen Leisten besetzt ist, um das Abgleiten des zu spinnenden Seils zu verhindern, und an welchen sich die der gewöhnlichen Seilerwinde gleichende Spinnmühle unmittelbar anschließt. Nachdem der Arbeiter die erste Puppe an den Haken des Haspels mit Bindfaden befestigt und aus freier Hand den Anfang des Seils gemacht hat, setzt er an die Spitze desselben eine zweite Puppe und fährt, indem er mit der rechten Hand eine mit Riemengriff versehene eiserne Platte, das Handeisen, beständig auf das Seil drückt, mit dem Ansetzen neuer Puppen fort, bis das Seil die Länge des Spinntisches erreicht hat, worauf er es vom Haken abnimmt und auf der Winde zu einer Rolle formt. In größern Fabriken benutzt man statt der einfachen Spinntische besondere Maschinen, Tabakspinnmaschinen, welche weniger Bedienung erfordern und ein gleichmäßiges Produkt liefern. Der gesponnene Tabak wird schließlich gepreßt und kommt in Ballen verpackt in den Handel. Aus den Tabakrollen werden die Carotten erzeugt, indem man acht solche parallel nebeneinander legt und sie mittels hydraulischer Pressen so zusammendrückt, daß sie festen Zusammenhang und eine regelmäßige Cylinderform erhalten.

Den beschriebenen Operationen, speziell dem Glätten des T., geht in vielen Fällen eine Reihe von Vorarbeiten voraus, welche einerseits die Beseitigung der starkern Stengel und Rippen, andererseits die Veredlung der Qualität des T. durch besondere Zubereitung zum Zweck haben. Die erste dieser Arbeiten, das Entrippen, wird bei

Blättern mit stark entwickelten Rippen (Blattnerven) entweder derart vorgenommen, daß man mittels eines kurzen Messers mit abgerundeter Spitze die Rippe auslöst, oder so, daß man nur den vorstehenden Teil derselben abschneidet, wozu man sich eines schweren, scharfen Messers bedient, oder man verwendet besondere Schneidzeuge, welche aus zwei am Vorderende scharfen Klingen bestehen, die so weit voneinander gestellt sind, daß eine Rippe von gewöhnlicher Stärke gerade zwischen ihnen Platz hat. Die ausgeschnittenen Rippen finden teils Verwertung zur Fabrikation des Schnupftabaks, teils werden sie glatt gewalzt zu ordinärem Rauchtabak verarbeitet. Die Verbesserung der «roh» und «wild» schmeckenden Sorten geschieht zunächst durch Auslaugen, wozu Lösungen von Alkalien, Salzen oder Säuren benutzt werden, seltener durch Rösten auf erhitzten Eisenplatten oder in besondern Apparaten, am zweckmäßigsten aber und daher jetzt am häufigsten durch einen zweiten rationell geleiteten Gärungsprozeß, zu welchem Behuf die Blätter in feuchtem Zustand in geräumige Gefäße eingepreßt und bei gelinder Wärme sich selbst überlassen werden.

Eine Geschmacksveredlung des T. erreicht man ferner durch das **Saucieren**, d. h. durch Zusatz von Beizen, Brühen oder Saucen, mit welchen derselbe behandelt wird. Die Saucen, welche fast von jeder Fabrik anders gemischt werden, sind meist wässerige Auszüge von Zuckerstoffen, allerlei Gewürzen, Salzen, Färbemitteln, wohlriechenden Substanzen und Alkohol. In der einfachsten Weise pflegt man das Saucieren derart vorzunehmen, daß man die in Bündel gebundenen Blätter in die Sauce taucht, hierauf die Bündel einige Augenblicke mit der Spitze aufwärts gekehrt über den die Sauce enthaltenden Bottich hält, um die überflüssige Brühe ablaufen zu lassen, und sie dann aufgeschichtet oder in Tücher eingeschlagen liegen läßt, bis sie gleichmäßig durchzogen sind. Vielfach bedient man sich auch mechanischer Vorrichtungen von der Art der Auslaugepressen, durch welche in kürzerer Zeit ein besseres Resultat erreicht wird. Um Blättern, welche von Natur oder infolge der Gärung sehr dunkel sind, eine hellbraune oder gelbe Farbe zu geben, werden dieselben mit Ocher und Curcume gefärbt oder besser durch Schwefeln gebleicht.

Das **Schneiden** des T. geschieht unmittelbar nach dem Anfeuchten der Blätter, resp. nach dem Saucieren oder Färben. Die einfachste Vorrichtung, deren man sich hierzu bedient, ist die **Schneidlade mit Handbetrieb**, die ähnlich einer Häckselmaschine eingerichtet ist und in welche die Blätter möglichst gleichformig zusammengelegt eingeführt werden müssen, um einen saubern Schnitt zu ermöglichen. Für größern Fabrikbetrieb reicht jedoch die Leistungsfähigkeit derselben nicht aus und es sind statt ihrer Maschinen verschiedenster Konstruktion in Anwendung, deren Messer entweder gleich einer Schere wirkt, oder an einem um einen festen Punkt drehbaren Hebel schwingt, oder eine Kreisbewegung ausführt und bei jeder Rotation einen oder mehrere Schnitte macht. Der geschnittene T. wird in der Regel noch geröstet, einesteils um ihn zu trocknen und dadurch haltbarer zu machen, anderenteils um ihm sowohl scharfen Geschmack als dumpfigen Geruch zu nehmen. Der sog. **Kraustabak** wird durch Rollen mit den Händen während des Röstens erzeugt. Von den in neuerer Zeit mehr und mehr in Aufnahme gekommenen **Tabakröstmaschinen**, resp. **Dörrapparaten** ist eine der leistungsfähigsten Konstruktionen diejenige von Ferdinand Flinsch in Offenbach a. M. Dieselbe besteht aus einer mit Mantel umgebenen Trommel aus Eisenblech mit abnehmbarem Deckel, welche durch Coksfeuer geheizt werden kann und mit einem bei der Rotation zur Wirkung kommenden Wendeapparat versehen ist. Von der französischen Tabakregie ist mit Erfolg der Rollandsche Dörrapparat eingeführt, der eine kontinuierliche Zuführung des T. gestattet, während am entgegengesetzten Ende das fertig geröstete Produkt beständig ausgeworfen wird. Nach dem Rösten ist es notwendig, den T. möglichst schnell abzukühlen, was in einfachster Weise dadurch erreicht wird, daß man denselben in möglichst dünner Lage auf großen Flächen ausbreitet; zweckmäßiger werden hierzu mit einem Ventilator in Verbindung stehende Maschinen, Verkühlmaschinen, benutzt, welche gleichzeitig die Abscheidung des Staubes besorgen. Das Verpacken des verkühlten und durch Absieben gereinigten T., das **Paketieren**, wird gegenwärtig, wo fast alle bessern Rauchtabaksorten in Paketen von bestimmtem Inhalt (gewöhnlich 1 kg, 500 g, 250 g, 100 g oder 50 g) in den Handel gebracht werden, fast nirgends mehr von der Hand ausgeführt, sondern es sind hierfür Maschinen, **Tabakpaketiermaschinen**, in Gebrauch, welche nicht allein das Formen und Füllen der zur Aufnahme des T. dienenden Hülsen, resp. Dosen oder Kassetten, sondern zugleich die Pressung und die Gewichtskontrolle besorgen. In Fällen, wo Blechkassetten zur Verpackung verwendet werden, bildet die Herstellung derselben den Gegenstand einer besondern Industrie, die meist auch mit Hilfe von Maschinen arbeitet.

Zur **Fabrikation von Cigarren** wählt man gewöhnlich die feinsten Tabaksorten von vorzüglicher Brennbarkeit und angenehmstem Aroma und von diesen die schönsten Blätter aus; nur geringe Ware wird aus minder edeln Sorten erzeugt, von denen indes gleichfalls die besten Blätter ausgelesen werden. Man unterscheidet bei der Herstellung der Cigarren die **Einlage**, d. i. das den Inhalt derselben bildende Material, zu welchem in der Regel eine etwas geringere Qualität von Blättern, wenigstens in Bezug auf die Farbe, verwendet wird; dann das **Umblatt**, d. i. das die Einlage zunächst umhüllende Blatt, welches man im allgemeinen von ähnlicher Qualität wie die Einlage selbst wählt; endlich das **Deckblatt**, für welches man stets die bestgefärbten und am wenigsten beschädigten Blätter benutzt, die zugleich große Festigkeit besitzen. Häufig nimmt man zu Deckblättern solche mit gelblichen Flecken, wie sie namentlich beim Maryland-, Java- und Floridatabak vorkommen und als ein Merkmal besonderer Güte gelten, obwohl sie nach Aussage der Plantagenbesitzer aus der Havana lediglich dadurch entstehen, daß auf den Blättern haftende Tautropfen durch die Sonnenhitze rasch verdunsten; nicht selten werden diese Flecken durch Besprengen mit Salpetersäure künstlich hervorgebracht. Wichtig ist bei der Auswahl der Blätter die Rücksicht darauf, daß dieselben möglichst schwache Rippen und auch sonst geringes Gewicht haben. Deshalb pflegt man vorzugsweise Havana- und Cuba-, Java- und Sumatrablätter, ferner Domingo, Portorico, Brasil, Maryland, Virginier, Seedleaf (eine namentlich in den Staaten Pennsylvanien, Connecticut, Neuyork, zum Theil auch in Ohio, aus Samen von der Insel

Cuba gewonnene Sorte), Georgia, Carolina, Louisiana und Kentucky, auch japan. Tabaksorten, holländ. (leichte amersfoorter Blätter), ungar. (debröer Blätter), deutsche (pfälzer Blätter) auf Cigarren zu verarbeiten.

Bevor mit den Arbeiten der Cigarrenfabrikation begonnen wird, müssen die für die Einlage bestimmten Blätter sorgfältig gemustert, d. h. die denselben beigemengten fremden Stoffe, wie Stroh, Federn, Haare, Spagat, und zugleich schwarz gewordene Blätter, sowie stärkere Rippen entfernt werden. Die einzelnen Blätter werden sorgfältig nach ihrer Längenrichtung gelegt und dieser parallel gewickelt, da Cigarren, bei deren Einlage einzelne Blätter quer liegen, leicht Mangel an Zug, «schlechte Luft», haben. Endlich ist darauf zu achten, daß bei der Bildung der Einlage aus verschiedenen Blättergattungen dieselben miteinander regelmäßig abwechseln, da sonst die Cigarren ungleich brennen, hohl brennen oder kohlen. Es folgt das Anfeuchten der Tabakblätter durch Besprengen mit Wasser oder mit einer Sauce, worauf das so zubereitete Material durch Ausbreiten an der Luft getrocknet wird. Einen hohen Grad von Übung und ein gutes Augenmaß erfordert das Schneiden der Deckblätter, da es darauf ankommt, aus einem Blatt möglichst viele gut verwendbare Decken zu gewinnen, und die sich ergebenden Abfälle nur als Einlage Verwertung finden. Man schneidet die Deckblätter, um ein Einreißen derselben zu verhüten, mit Hilfe eines scharfen Messers mit abgerundeter Spitze auf einer ebenen Holzunterlage, und zwar nach der Länge des Blattes, sodaß die Seitenrippen in schräger Richtung quer über die Decke laufen. Die zugeschnittenen Decken legt man glatt übereinander und beschwert sie ein wenig, damit sie nicht schrumpfen und faltig werden. Diejenigen Stücke, welche beschädigt sind, oder nicht die zureichende Größe für eine Decke haben, legt man bei Seite, um sie als Umblatt zu benutzen.

Hat man Einlagen, Umblätter und zugeschnittene Decken bereit, so beginnt die eigentliche Arbeit des Cigarrenwickelns, deren Gang, sofern nicht für dieselbe Maschinen zur Anwendung kommen, folgender ist: Der Arbeiter nimmt von dem zugerichteten Einlagematerial so viel in die linke Hand, als zur Bildung einer Cigarre von der bestimmten Größe und Länge erforderlich ist, ordnet die Einlage derart, daß in der Mitte etwas mehr als an beiden Seiten zu liegen kommt, und legt das so geformte Bündelchen auf ein bereit gehaltenes Blattstück (die Unterdecke oder das Umblatt), das ungefähr die Länge hat, welche die Cigarre erhalten soll, wickelt dieses um das Bündel herum und rollt letzteres auf dem Tisch oder auf einem am Schenkel befestigten Brettchen einigemal hin und her, um dem so gebildeten Wickel einige Festigkeit zu geben. Hat man einige solcher Wickel fertig, so schreitet man zum Decken derselben. Zu diesem Zweck wird das zugeschnittene Deckblatt auf das Arbeitsbrett gelegt und geglättet, worauf man den Wickel in schiefer Lage auf dasselbe legt und nun in der Richtung vom untern Ende nach der Spitze zu das Deckblatt um den Wickel aufrollt, indem man diesen mit dem Ballen der Hand vorwärts rollt. Da das Einrollen der Wickel in die Decken, um ein Abstehen der letztern zu vermeiden, je nach der Richtung der Rippen bald von links nach rechts, bald in entgegengesetzter Richtung erfolgen muß, ist es notwendig, daß der Cigarrendecker mit beiden Händen gleich gut eingeübt ist. Nachdem das Deckblatt aufgewickelt ist, wird an dem spitzen Ende durch vorsichtiges Drehen zwischen den Fingern das Köpfchen und somit die Spitze gebildet, eine Manipulation, von deren Gelingen nicht nur das gute Aussehen der Cigarre, sondern auch das Festhalten des Deckblattes abhängt. Damit die Spitze genau gleichmäßig ausfällt, müssen außerdem die Ecken am obern Ende des Deckblattes richtig abgeschnitten werden. Die Gleichmäßigkeit der Länge wird durch Zuschneiden der fertigen Cigarre nach der Schablone erreicht.

Die Herstellung der Cigarren durch Handarbeit ist gegenwärtig, außer in den Kolonien, wo man Neger hierzu verwendet, und in kleinern Fabriken des Kontinents, kaum noch in Gebrauch; vielmehr hat man in allen größern Fabriken Wickelstühle und Cigarrenformen, Kopfformapparate und Schneidmaschinen, welche die Fabrikation wesentlich erleichtern und sie weniger abhängig von der Geschicklichkeit der Arbeiter machen. Die Wickelstühle sind ziemlich einfache Mechanismen von sehr zweckmäßiger Anordnung. Die fertigen Wickel werden in hölzerne Formkästen eingelegt, deren beide einander entsprechende Teile je mit einer Reihe parallel laufender Einschnitte versehen sind, die sich beim Aufeinanderpassen der beiden Hälften zu ebenso vielen Cigarrenformen ergänzen, worauf durch Einschieben in eine Presse die richtige Gestalt der Wickel hergestellt wird. Die angewendeten Pressen sind einfache Spindelpressen, welche 10 und mehr Formkästen aufnehmen, sodaß, da ein Formkasten bis zu 50 Stück Wickel enthält, mit einer 15—20stündigen Pressung 500 Cigarren geformt werden können. Um die der Form entnommenen Wickel mit dem Deckblatt zu versehen, bedient man sich im wesentlichen der Handarbeit; in größern Fabriken sind als Hilfsmittel zum Formen der Köpfchen sog. Kopfformapparate in Gebrauch, welche gleichfalls von einfacher Konstruktion sind. Mittels besonderer Maschinen, Cigarrenschneidmaschinen, werden im Großbetrieb die Cigarren auf die gleiche Länge abgeschnitten. Das Trocknen der fertigen Ware geschieht durch Ausbreiten auf Horden, die man in der bessern Jahreszeit an der Sonne, im Winter in der Nähe eines Ofens aufstellt, bei mäßiger Wärme, da sich die Cigarre leicht verzieht und unansehnlich wird. Ist das Trocknen beendet, so werden sie nach Farbe und Reinheit des Deckblattes sortiert, um dann zu 100, 250, 500 oder 1000 Stück in Kistchen verpackt und zum Versand gebracht zu werden. Zuweilen unterwirft man die Cigarren im Kistchen selbst noch einer Pressung und erhält so die sog. gepreßten Sorten, die namentlich in neuerer Zeit sehr beliebt geworden sind. Die Aufbewahrung der Cigarren darf nur an trockenen Orten geschehen, weil sonst leicht Schimmelbildung eintritt. Im allgemeinen gewinnt die Cigarre mit der Zeit an Güte, einerseits infolge der vollständigen Austrocknung, andererseits infolge einer leichten Nachgärung; über ein gewisses Alter hinaus geht ihre Qualität aber wieder zurück, indem sie dürr wird und an Aroma verliert.

Im Handel unterscheidet man die auf der Insel Cuba fabrizierten Cigarren von solchen, die außerhalb Cubas aus exportiertem Havanatabak hergestellt werden, und bezeichnet die erstern als echte Havanacigarren, während man letztere schlechtweg Havanas zu nennen pflegt. Echte Havanacigarren erkennt man an dem vollkommen glatten Deckblatt

und der ganz gleichartigen Einlage, während die Oberfläche der aus exportierten Havanablättern hergestellten stets mehr oder weniger rauh und ungleichmäßig ist, was davon herrührt, daß die völlig trockenen Blätter vor der Verarbeitung erst wieder angefeuchtet werden müssen. Da die Cigarren, wie erwähnt, nach der Farbe sortiert werden, unterscheidet man bei jeder Sorte die einzelnen Farbenabstufungen als: gelb (yellow oder claro), lichtbraun (light brown oder colorado claro), braun (brown oder maduro), dunkelbraun (big brown oder oscuro). Die Namen der Cigarren sind gewöhnlich entweder der Firma der Fabrik oder der Benennung der betreffenden Tabaksorte entlehnt und bezeichnen im allgemeinen keine bestimmte Qualität, sondern meist nur eine bestimmte Form und Größe, weshalb ihre Zahl eine außerordentlich große und ihre Wahl oft eine sehr willkürliche ist. Am häufigsten verwendet man zur Cigarrenfabrikation als Einlage feinen Rollencanaster, als Decke Portorico-, Havana- oder Marylandtabak; oder als Einlage Havana-, resp. Cubatabak und als Decke Portorico-, Domingo- oder Havanablätter; oder Portorico oder Brasil als Einlage und Kentucky, Portorico, Domingo oder Havana als Decke. Geringere Sorten stellt man her aus Marylandeinlage, gedeckt mit Kentucky-, Portorico-, Domingo- oder Havanablatt, oder aus Louisianaeinlage, gedeckt mit demselben Blatt oder mit Maryland-, Portorico- oder Domingoblatt; noch geringere Sorten werden aus Virginiablatt als Einlage und Kentucky-, Maryland-, Domingo- oder Louisianatabak als Decke erzeugt, während die geringsten Sorten zur Einlage Pfälzerblatt und als Decke pfälzer, ungarische, amersfoorter, wohl auch Kentucky- und Marylandblätter, oder endlich zur Einlage gewöhnlichen Landtabak und als Decke entweder bessere Blätter desselben Tabaks oder Pfälzer- oder Ungarblätter bekommen.

Einen wichtigen Zweig der Tabaksindustrie bildet die Fabrikation der **Cigarretten**. Diesen Namen führen die seit langer Zeit vorzüglich im Orient beliebten Röllchen von Seidenpapier, welche mit feingeschnittenem Rauchtabak gefüllt sind und nach Art der Cigarren geraucht werden. In den letzten Jahrzehnten hat sich der Gebrauch der Cigarretten auch in Mitteleuropa immer mehr eingebürgert, und in den letzten Jahren ist der Konsum derselben so bedeutend gewachsen, daß ihre Herstellung gegenwärtig fabrikmäßig mit Hilfe zum Teil sehr sinnreicher Maschinen und im großartigsten Maßstab betrieben wird. Während früher die Cigarrettenraucher fast ausnahmslos (wie es im Orient noch jetzt geschieht) sich die Cigarretten selbst fertigten, indem sie in ein zugeschnittenes Blättchen feinsten Seidenpapiers ein zwischen den Fingern geformtes Wülstchen feingeschnittenen Tabaks durch Rollen zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände einhüllten und durch Benetzen des Randes mit der Zunge das Anhaften des Papierblättchens und somit das Zusammenhalten des Röllchens bewirkten, fing man später an, fertige Hülsen aus feinem Seidenpapier in den Handel zu bringen, welche mittels einfacher Vorrichtungen (**Stopfer**) mit T. gefüllt werden konnten und so die Herstellung von Cigarretten auch weniger geschickten Händen ermöglichten. Allmählich folgte die Erfindung der verschiedensten einfachen und leicht zu handhabenden Vorrichtungen zum Rollen von Cigarretten, bis in neuester Zeit der Verkauf fertiger Cigarretten ganz allgemein geworden ist. Unter den bei dieser Fabrikation benutzten Maschinen ist eine der vollkommensten diejenige von **Durand**, welche völlig automatisch das Aufnehmen des Cigarrettenpapiers, das Stempeln des letztern (Aufdrücken der Fabrikmarke und des Zeichens), das Schneiden desselben in Blättchen, das Rollen dieser Blättchen zu Hülsen, das Gummieren des Randes, das Auftragen und Einrollen des T., das Schließen am Ende, das Ankleben des Randes und endlich das Verpacken der fertigen Cigarretten in Kartons besorgt.

Zur Fabrikation des **Cigarrettenpapiers**, welche Gegenstand eines speziellen Zweigs der Papierindustrie ist, werden gewöhnlich sehr feine Leinwandlumpen verarbeitet, die sehr sorgfältig aufgeschlossen und gereinigt werden müssen und denen man öfters durch nachträgliches Ausfärben in einer Catechubrühe einen braunen Ton gibt.

Eine besondere Art von Cigarretten ist die namentlich auf Cuba und in Spanien gebräuchliche, zu deren Füllung der T. nicht geschnitten, sondern zerrieben, resp. gebrochen, **granuliert** wird. Man wendet hierzu besondere Vorrichtungen, **Granulatoren**, an, deren wirksame Teile in gerieften Walzen bestehen. Als **Cigarrillos** wird eine Art von Cigarretten bezeichnet, welche statt des Seidenpapiers ein feines Tabakblatt als Decke haben. Der Vorzug derselben, den eigentlichen Cigarretten gegenüber, besteht darin, daß der unangenehme Beigeschmack des Rauchs, welcher durch das Papier veranlaßt wird, wegfällt, ohne daß ihre Herstellung sich kostspieliger gestaltet. Die Cigarrillos werden nur mittels Maschinen verfertigt, die im Prinzip den **Cigarrettenmaschinen** ganz ähnlich sind.

Zur Fabrikation des **Schnupftabaks** wählt man namentlich schwere Tabaksorten und zwar die dicksten und fleischigsten Blätter von nicht zu heller Farbe mit Ausschluß aller unreifen, verschimmelten oder vermoderten aus, wobei es nicht auf die Größe oder Gleichmäßigkeit derselben, wohl aber auf einen kräftigen Geruch ankommt. In erster Reihe kommen Virginia- und Amersfoorter Blätter, dann inländischer Landtabak, und zwar besonders schwere polnische Blätter zur Verwendung; außerdem pfälzer und ungarische Blätter, sowie Havana-, Kentucky-, Domingo-, Orinoco-, Maryland- und die unter dem Namen Diesén bekannten holländischen Blätter. Die für feinere Schnupftabaksorten bestimmten Blätter werden nach dem für Rauchtabak gebräuchlichen Verfahren entrippt, oder man begnügt sich damit, den die stärksten Rippen enthaltenden untern Blattteil abzuschneiden, der alsdann zur Herstellung von Rauchtabak benutzt wird. Die so bearbeiteten Blätter werden auf die oben beschriebene Weise gebeizt und in Bottichen oder zu Haufen geschichtet der Gärung überlassen. Die Dauer des Gärungsprozesses ist sehr ungleich und hängt ebensowohl von der Beschaffenheit der Blätter als von der Zusammensetzung der Beize und von der Temperatur des Raums ab, in welchem derselbe vor sich geht. Gewöhnlich genügt die Zeit von 4 bis 8 Tagen im Sommer oder von 6 bis 14 Tagen im Winter, doch wird bei manchen Tabaksorten, namentlich bei rauhschmeckenden, ordinären Blättern, die Gärung 4—6 Wochen und länger fortgeführt. Im allgemeinen gilt als Regel, daß feine Sorten keine starke Gärung durchmachen dürfen, da ihr Aroma unter einer solchen leiden würde.

Nach Beendigung des Prozesses, d. h. wenn die Blätter einen angenehm säuerlichen Geruch angenommen haben, werden die Bündel auseinandergenommen und entweder einzeln aufgehängt, oder freigelegt und der Luft so lange ausgesetzt, bis sie trocken sind, um sodann geschnitten, gestampft, resp. gemahlen zu werden, oder man formt sie noch feucht zu Carotten, um sie in dieser Form aufzubewahren und nach Bedarf zu vermahlen.

Blätter, welche nicht zu Carotten geformt (carottiert) sind, müssen vor dem Vermahlen einer Zerkleinerung durch Schneiden unterworfen werden, die entweder mittels mehrfacher Wiegemesser, oder besser mittels der sog. Rundmessermaschinen, bei welchen rotierende Messerscheiben auf einer Unterlage laufen, bewirkt wird. Die weitere Zerkleinerung des geschnittenen T. erfolgt ebenso wie die der Carotten in Stampfwerken, in Kollergängen oder in Mühlen, welch letztere durch eine besondere Einstellung für das Vermahlen von trockenem und von feuchtem T. gleich gut verwendbar sind; speziell die Zerkleinerung in solchen Mühlen wird als Rapieren des T. bezeichnet. Der gemahlene T. wird gesiebt und hierauf nochmals angefeuchtet, was teils mit der Hand, teils mit Hilfe besonderer Maschinen geschieht. Nunmehr ist der Schnupftabak zum Verpacken fertig und wird möglichst fest entweder in Fässer gestampft, oder in Büchsen gepreßt, für welch letztere Arbeit ganz ähnliche Maschinen wie zum Verpacken des Rauchtabaks in Gebrauch sind. Die für den Versand bestimmten Büchsen fertigte man früher allgemein aus Bleifolie. Nachdem man jedoch die Beobachtung gemacht hat, daß der T. in solcher Verpackung leicht stark bleihaltig wird und dann zu chronischen Bleivergiftungen Anlaß gibt, ist man von der Verwendung dieses Materials mehr und mehr abgekommen und verpackt ihn entweder in Zinnfolie, oder in Wachs-, resp. Paraffinpapier. Tabakmehle, welche durch direktes Vermahlen von getrockneten, noch nicht gegorenen Blättern hergestellt wurden, was häufig auch geschieht, müssen selbstverständlich vor dem Verpacken der Gärung unterworfen werden. Zu diesem Zweck schlägt man sie mit hölzernen Stempeln in große Kisten mit durchlöcherten Deckeln ein und stellt dieselben in warm gehaltenen Kammern auf. Die wichtigsten Schnupftabaksorten sind: Augentabak, Bahia, Bernburger, Bolongaro, Bon-Bon, Brasilientabak, Espaniol, Frankfurter, Holländer, Jasmintabak, Makuba, Malteser, Marino, Marokko, Millefleurs, Natchitoches, Naturell-Amsterdamer, Naturell-Pariser, Naturell-Straßburger, Neapolitaner, Neroli, Nessing, Neuroder Tabak, St.-Omer, Pariser, Preßtabak, Rapee, Robillard, Straßburger Weizen, Termonde, Tonka, ungar. gebeizter T., St.-Vincent. Außer diesen den erforderlichen Feuchtigkeitsgrad enthaltenden und daher direkt zum Gebrauch geeigneten Sorten kommt im Handel der sog. Staubtabak (ungar. oder Debröer Staub) vor, ein trockenes Mehl, das erst durch Anfeuchten mit Wasser als Schnupftabak verwendbar wird. Derselbe hat den besonders für den Versand nach entfernten Gegenden wichtigen Vorzug, eine minder sorgfältige Verpackung zu erfordern. Bemerkenswert ist noch, daß man zuweilen dem Schnupftabak Stoffe, die eine starke zum Niesen reizende Wirkung haben, sog. Niespulver, zusetzt, oder geradezu derartige Mischungen als Schnupftabak verwendet. Solche Niesmittel sind z. B. das Pulver der Seifenwurzel und die zerriebene Blüte der Maiglöckchen. S. auch Schneeberger Schnupftabak unter Schneeberg.

Der medizinische Gebrauch des T. hat fast ganz aufgehört, da kleine Gaben bei dem an T. gewöhnten Körper ohne Wirkung sind, größere aber nicht rätlich erscheinen, indem die dem T. eigentümlichen Stoffe: das ätherische Öl Nicotianin (Tabakskampfer) und das flüchtigste Alkaloid Nicotin (s. d.), zu den narkotisch-scharfen Giften gehören. Höchstens werden Klystiere von Tabaksrauch oder Tabaksaufguß bei eingeklemmten Brüchen und Wiederbelebungsversuchen Scheintodter angewandt. Außer jenen giftigen Stoffen enthält der T. Eiweiß, einen kleberartigen Körper, Gummi, Harz, endlich zwei organische Säuren, die Äpfel- und die Citronsäure. Das Tabakrauchen wird, nachdem der Ekel und die mit den ersten Versuchen oft verbundenen, an Vergiftungen erinnernden Zufälle, Kopfschmerz, Erbrechen und Durchfall, überwunden, ebenso wie das Schnupfen, teils vielleicht nur aus Gewohnheit oder Nachahmungssucht, teils als Genuß fortgesetzt. Worin dieser Genuß bestehe, ob sich derselbe bloß auf den Nervenreiz, der mit dem Narkotikum verbunden, beschränke, ist eine Sache, welche die Physiologie noch nicht völlig aufgehellt hat. Dem Tabakrauchen schreibt man überdies Beförderung der Verdauung, Schutz vor miasmatischer Ansteckung und Stillung nervöser Zahnschmerzen zu. Dem Tabakschnupfen wird Beförderung wohlthätiger Absonderung aus der Nasenschleimhaut, Erleichterung bei gewissen Augenübeln, bei Kopfschmerzen, Stockschnupfen nachgerühmt. Unmäßiger Tabaksgenuß kann eine Reihe krankhafter Zustände, wie Magenkatarrh, Herzklopfen, Gliederzittern und hypochondrische Verstimmung, Schlaflosigkeit und allgemeine Nervenschwäche, ja selbst fortschreitende Lähmung und Erblindung zur Folge haben, während gegen einen mäßigen Genuß des Tabaks hygienisch nichts einzuwenden ist. Beim Rauchen des T. wird die durch den Zug im Brennen erhaltene Schicht in trockene Destillation versetzt, deren Produkte der Rauchende nebst den Produkten der wirklichen Verbrennung in den Mund einnimmt. Diese Produkte, deren Kenntnis jedoch ebenfalls keine tiefere Aufklärung über den Genuß des Rauchens gewährt hat, sind angeblich: ein brenzliches Öl, Ammoniak, Paraffin, etwas Essigsäure, Buttersäure und die gewöhnlichen Gase: Kohlensäure, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff. Das Kreosot (s. d.) fehlt. Der Salpetergehalt, welcher jedem T. natürlich, erleichtert das Brennen und wird daher oft künstlich hinzugefügt.

Die Wirkung des Tabakkauens kommt der des Rauchens ziemlich nahe und ist namentlich in der Marine, sowie in den Küstenländern des nördl. Europa und in den Vereinigten Staaten sehr beliebt und verbreitet. Der Kautabak wird in ähnlicher Weise wie der Rauchtabak durch Verspinnen der (meist entrippten) saucierten Blätter zu etwa fingerdicken Rollen hergestellt, die häufig noch gepreßt werden, und es finden für denselben nur schwere T., für die bessern Sorten fast nur die schwersten Virginiablätter Verwendung. Das Rauchinstrument, die Tabakspfeife, die immer mehr und mehr durch den Gebrauch der Cigarren und Cigarretten verdrängt wird, haben die Europäer ebenfalls von den Eingeborenen Amerikas kennen gelernt. Die ursprüngliche indian. Pfeife, ein großes, mit

flittern geputztes Rohr, heißt Calumet. Selbst die thoneruen Pfeifen, die sog. holländischen, sollen überseeischen Ursprungs sein. Rich. Grenville, der Virginien entdeckte, sah hier solche 1585, die dann in England nachgeahmt wurden. Fabrikmäßig wurden dieselben jedoch zuerst in Holland und zwar in Gouda gemacht. Obschon man auch in Deutschland, z. B. im Kölnischen, in Hessen, die thönernen Pfeifen fabriziert, so sind doch die holländischen die besten. Die jetzt in Deutschland gebräuchlichen Tabakspfeifen mit Mundstück und Abguß oder Schwammdose erfand Joh. Jak. Franz Vicarius, ein österr. Arzt, 1689. Die sog. Wasserpfeifen oder Nargilehs, in welchen der Rauch des brennenden T., ehe er in das Pfeifenrohr kommt, durch eine Schicht Wasser geht und dort von dem brenzlichen Öl gereinigt und abgekühlt wird, sind von den Persern namentlich im Orient verbreitet worden. Das Unangenehme, was der Rauch hat, wenn er zu heiß in den Mund kommt, hat die langen Pfeifenrohre erfinden lassen. Im Orient findet man in den Kaffeehäusern auf den Tischen große Gefäße mit glimmendem T. und vielen Öffnungen an der Seite, in welche die Besuchenden ihre Pfeifenrohre, welche sie selbst mitbringen, stecken und dann rauchen. Der Gebrauch des Meerschaums zu Pfeifenköpfen ist alt und stammt aus der Levante. Später wurden dieselben in Deutschland, namentlich in Lemgo und Nürnberg, im großen gefertigt und oft sehr kunstreich geschnitten. Gegenwärtig sind die geschicktesten Spitzen- und Pfeifenschneider in Wien, Nürnberg und in Ruhla. (Vgl. Ziegler, «Zur Geschichte des Meerschaums», Dresd. 1878.)

Vgl. Tiedemann, «Geschichte des T. und anderer ähnlicher Genußmittel» (Frankf. 1854); von Bibra, «Die narkotischen Genußmittel» (Nürnb. 1855); Henrieck, «Du tabac, son histoire, culture, etc.» (Par. 1866); Neßler, «Der T., seine Bestandteile und seine Behandlung» (Mannh. 1867); Fries, «Anleitung zum Anbau, zur Trocknung und Fermentation des T.» (3. Aufl., Stuttg. 1870); L. von Wagner, «Handbuch der Tabak- und Cigarrenfabrikation» (Weimar 1871); Fairholt, «Tobacco, its history and associations» (Lond. 1875); die Berichte über die Industrieausstellungen in London (1850, 1862), Paris (1855, 1867 und 1878), Wien (1873), Philadelphia (1876), Paris (1878). Als Organ des Deutschen Tabakvereins erscheint die «Deutsche Tabakzeitung» (Berl. 1868 fg.).

Tabakpapier, ein mit Zusatz von Tabakstengeln und -Rippen hergestelltes, als Deckblatt für Cigarren benutztes Papier oder auch ein so bereitetes Cigarettenpapier, s. unter Tabak. — Tabakpapier zum Verpacken von Schnupftabak, s. unter Bleiblech.

Tabaksbesteuerung. Der Tabak ist als ein entbehrliches Genußmittel, das aber gleichwohl von der Masse der Bevölkerung in beträchtlicher Menge verbraucht wird, unzweifelhaft ein sehr passender Gegenstand der indirekten Besteuerung und auch bald nach seiner Verbreitung in Europa als solcher behandelt worden. Solange er nur aus überseeischen Ländern eingeführt wurde, konnte man sich mit der Erhebung eines Eingangszolls begnügen; aber da schon frühzeitig auch in Europa Versuche mit dem Tabaksbau gemacht wurden, mußten noch weitere Maßregeln zur Durchführung der Besteuerung zu Hilfe genommen werden. Sehr entschieden ging von Anfang an England vor das schon 1652 den Tabaksbau in seinem europäischen Gebiet gänzlich verbot und nunmehr im Stande war, sich einfach durch den Tabakszoll eine hohe Einnahme zu verschaffen. Dieses System, das außer in England gegenwärtig auch noch in Portugal besteht, hat vom finanztechnischen Standpunkte etwas sehr Verlockendes, steht aber mit den Interessen der Landwirtschaft in Widerspruch und könnte jedenfalls heutzutage in Ländern, die bereits einen einigermaßen ausgedehnten Tabaksbau besitzen, nicht mehr neu eingeführt werden.

Fast ebenso alt ist die T. in der Form des Monopols, das in einem Teile des österreichischen Gebiets schon 1670 und in Frankreich im Anschluß an das bestehende Steuerpachtsystem 1674 eingeführt wurde. In letzterm Lande hat das Monopol, das in der Revolutionsperiode aufgehoben und unter Napoleon 1811 wiederhergestellt wurde, den größten finanziellen Erfolg aufzuweisen. Überhaupt wird man dieses System, falls ein sehr hoher Ertrag aus der T. gezogen werden soll, nächst dem englischen als die technisch zweckmäßigste Steuerform anerkennen müssen. Es gestattet eine Abstufung des Steuerzuschlags nach der Qualität der verschiedenen Tabaksfabrikate, es bringt dem Staate außer der eigentlichen Steuer einen Unternehmergewinn ein, der durch möglichst rationellen Großbetrieb vermehrt werden kann, während bei freiem Verkehr sich eine überflüssig große Menge von kleinen Fabrikanten und Zwischenhändlern auf Kosten der Konsumenten einschiebt; das Monopol sichert ferner die Konsumenten gegen Fälschungen des Materials und macht es ihnen möglich, an jedem Orte im ganzen Lande die gleichen Fabrikate zu dem gleichen Preise zu erhalten, wogegen es wenig ins Gewicht fällt, daß nicht die große Mannigfaltigkeit der Qualitäten geliefert werden kann, die bei freiem Verkehr durch zufällige, an sich gleichgültige Geschmacksgewohnheiten entstehen. Der inländische Tabaksbau muß allerdings lästige Beschränkungen und Kontrollen über sich ergehen lassen, aber er erhält Entschädigung dafür durch den gesicherten Absatz zu angemessenen Preisen. Am meisten leidet der Einfuhrhandel in Tabak, da die Einfuhr nur für Rechnung des Staates erfolgen darf. Trotz der Vorzüge des Monopols aber wird die neue Einführung desselben nicht zu empfehlen sein für ein Land, das eine große Tabaksindustrie und einen ausgedehnten internationalen Tabakshandel besitzt, da in diesem Falle nicht nur der finanzielle Ertrag durch die Zahlung einer enormen Entschädigungssumme geschmälert wird, sondern auch eine wirtschaftliche Störung von unberechenbarer Tragweite entsteht, zumal die fruchtbare Verwendung der Entschädigungskapitalien in keiner Weise gesichert ist. Außer in Frankreich, Österreich und Ungarn (seit 1850) besteht das Tabaksmonopol in Italien, Spanien, Rumänien und seit kurzem auch in der Türkei und Serbien. — Ein auf den Rohtabakshandel beschränktes Monopol ist als Steuerform wohl vorgeschlagen, aber nicht praktisch versucht worden.

Die Tabaksfabrikatsteuer kann zwar ebenfalls hohe Erträge liefern, aber sie belastet dann die Konsumenten verhältnismäßig entschieden stärker, als das Monopol, da sie zu der Konzentrierung der Fabrikation in den Händen weniger Großunternehmer führt, die ihrerseits eine mehr oder weniger monopolistische Stellung erhalten, ohne dem Publikum dieselben Garantien in Bezug auf Unverfälscht-

heit und Gleichmäßigkeit der Qualität zu bieten, wie der Staatsbetrieb. Diese Besteuerungsform besteht in Rußland (mit strenger Überwachung der Fabriken und Banderolierung der in den Verkehr kommenden Fabrikate) und in den Vereinigten Staaten. Natürlich wird von ausländischen Erzeugnissen ein entsprechend hoher Zoll erhoben. Die Besteuerung des im Inlande gezogenen Rohtabaks unterwirft die Pflanzer fast ebenso lästigen Kontrollen, wie sie bei dem Monopolsystem vorkommen, gewährt ihnen aber nicht die Vorteile des letztern. Sie kann wegen der wirtschaftlichen Lage der meisten tabakpflanzenden Landwirte nur sehr mäßig angesetzt werden, selbst wenn die Bestimmung getroffen ist, daß die Steuer von dem ersten Käufer zu entrichten ist. Sehr einfach und summarisch endlich, aber auch am wenigsten ertragsfähig ist die Flächensteuer, die von dem mit Tabak bepflanzten Lande erhoben wird. Diese Besteuerungsart bestand früher in Preußen und nach dem Gesetz vom 26. Mai 1868 als gemeinsame Steuer im Zollverein. Der Ertrag war geringfügig und erreichte im Zollverein netto durchschnittlich kaum 1 Mill. Mark jährlich. Nach mehrfachen Anregungen zu einer Reform der Steuer und einer im Jahre 1878 vorgenommenen großen Enquête kam nach Ablehnung des von der Reichsregierung gewünschten Monopols das Gesetz vom 16. Juli 1879 zu Stande, welches eine Besteuerung des Rohtabaks nach dem Gewicht der fermentierten Blätter (45 Mark per 100 kg) einführte und nur für ganz kleine Pflanzungen die Flächensteuer beibehielt. Zugleich wurde der Eingangszoll bedeutend erhöht (für Tabakblätter auf 85 Mark, für Fabrikate auf 180—270 Mark). Bei der Ausfuhr von Tabak und Fabrikaten wird eine Steuervergütung gewährt. Der Ertrag dieser Steuer hat den Erwartungen wenig entsprochen. Er stieg vorübergehend im Erntejahr 1881/82 auf 11 640 000 Mark, war aber 1883/84 wieder auf 8 390 000 Mark zurückgewichen. Auch die Ausdehnung der mit Tabak bebauten Fläche hat abgenommen. Dagegen ist der Ertrag des Eingangszolles nach einem starken Rückgange in den letzten Jahren wieder gestiegen und belief sich 1883/84 auf 28 883 000 Mark gegen 19 701 000 Mark im Jahre 1877/78. Im ganzen bezog das Reich 1883/84 aus der T. nach Abzug der Ausfuhrvergütungen 37 000 000 Mark gegen 20 614 000 im Jahre 1877/78. Es ist dies im Vergleich mit den entsprechenden Einnahmen anderer Staaten noch immer eine sehr mäßige Summe. Das französische Tabaksmonopol bringt einen Reinertrag von über 300 Mill. Frs. ein, England bezieht aus seinem Tabakszoll 9 376 000 Pfd. St., Österreich (Cisleithanien) hat 22 600 000 Fl., Ungarn 13 000 000 Fl. Nettoeinnahme aus dem Monopol.

Vgl. Mährlen, «Die Besteuerung des Tabaks im Zollverein» (Stuttg. 1868); M. Mohl, «Denkschrift für eine Reichstabaksregie» (Stuttg. 1878); Mayr, «Vorbereitende Studien zur Einführung des Tabaksmonopols in Deutschland» (Stuttg. 1878); M. Schleiden; «Zur Frage der Besteuerung des Tabaks» (Hirths «Annalen», 1878).

Tabakschneidmaschine, s. unter Tabak.

Tabakskollegium hieß die Abendgesellschaft, die König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu seiner Unterhaltung fast täglich abends um 5 Uhr zu Berlin, Potsdam oder Wusterhausen um sich zu versammeln pflegte. Die Teilnehmer bestanden in Ministern, Stabsoffizieren, durchreisenden Standespersonen und Gelehrten, auch wohl in ehrbaren Bürgern, Hofnarren oder denen, die sich als solche brauchen ließen; auch der Schullehrer von Wusterhausen war beständiges Mitglied. Alle Anwesenden mußten Tabak rauchen und die, welche nicht rauchten, die Pfeife wenigstens in den Mund nehmen. Dabei wurde Bier, das in weißen Krügen vor den Gästen stand, getrunken, Butterbrot und Käse, später auch öfters Wein herumgereicht, wobei jeder sich selbst bediente. Die Unterhaltung bezog sich auf Lektüre von Zeitungen, Bemerkungen über Politik und Kriegsgeschichten und Besprechung von Tagesneuigkeiten; auch wurden mancherlei Späße, bisweilen sehr derber Art getrieben, die niemand übelnehmen durfte. Am übelsten wurde gewöhnlich dem bekannten Professor Gundling (s. d.) mitgespielt. Es war Gesetz, daß niemand aufstehen durfte, wenn ein anderer, den König nicht ausgenommen, in die Gesellschaft trat; auch war das Kartenspiel verboten, dagegen galten Schach und Dame für erlaubt. Die Zusammenkünfte des T. hörten auf, als einst die Mitglieder desselben in Anwesenheit des Königs beim Eintritt des Kronprinzen gegen die eingeführte Ordnung sich von ihren Stühlen erhoben. Der König geriet darüber in solche Hitze, daß er fortlief und den Teilnehmern der Gesellschaft das Schloß verbot. Eine dramatische Darstellung des T. ist in K. Gutzkows histor. Lustspiel «Zopf und Schwert» enthalten.

Tabaksmonopol, s. Tabaksbesteuerung.

Tabakspfeife (frz. pipe, engl. tobacco-pipe), das Gerät zum Rauchen des Tabaks, bestehend aus dem mit Deckel versehenen Pfeifenkopf, dem längern oder kürzern Pfeifenrohr und dem Mundstück oder der Pfeifenspitze. Die zur Verfertigung der Pfeifenköpfe dienenden Materialien sind Meerschaum, Porzellan, Steingut, unglasierter gebrannter Thon und Holz. Über Meerschaumpfeifen s. unter Meerschaum. Die Verfertigung der Pfeifenköpfe aus Porzellan und Steingut, von welchen die letztern ihres sehr niedrigen Preises wegen an manchen Orten in Aufnahme gekommen sind, unterscheidet sich in keiner Hinsicht von der Herstellungsweise anderer Gegenstände aus Porzellan und Steingut (s. unter Thonwarenfabrikation), wogegen diejenige der gewöhnlichen weißen thönernen Pfeifen einen selbständigen Gewerbszweig bildet. Holzerne Köpfe, welche öfters mit ordinärem Meerschaum ausgefüttert werden, gehören zu den gewöhnlichen Drechslerarbeiten. Über T. im allgemeinen s. unter Tabak.

Tabaldie, der gemeine Affenbrotbaum (s. d.).

Tabaniden, soviel wie Bremsen (s. d.).

Tabānus (lat.), die Bremse.

Tabaristaner, Bewohner der Umgegend von Balfrusch (s. d.) in Persien.

Tabarîje, der jetzige Name von Tiberias (s. d.) in Palästina.

Tabarka, kleine zur Provinz Konstantine Algeriens gehörige befestigte Insel, nahe der Grenze Tunesiens, bei der Stadt La Calle; an ihren Küsten wird bedeutende Korallenfischerei betrieben.

Tabaschir oder Tabarir, s. unter Bambusa.

Tabasco, ein Staat der Republik Mexiko, an der Südküste des hier Golf von Campeche heißenden Mexikanischen Golfs, zwischen Veracruz im W., Veracruz, Chiapas und Guatemala im S., Guatemala und Campeche im O. gelegen, zählt (1882) auf

25 500 qkm 104 747 E., deren große Mehrzahl Indianer. Gegen Chiapas hin erhebt sich eine Grenzcordillere mit 1000 m hohen Gipfeln. An diese stößt eine schmale Hochterrasse und an diese wiederum eine weite flache Küstenniederung, welche den bei weitem größten Teil des Staats einnimmt und während der Regenzeit weithin überschwemmt ist. An Flüssen ist T. ziemlich reich, aber dieselben sind mit Ausnahme des Tabasco (Grijalva) und Usumacinta größtenteils kurzen Laufs, voller Stromschnellen, an den Mündungen durch Barren verschlossen und nur stellenweise für Kähne fahrbar. T. hat sehr fruchtbaren Boden, in den feuchten Niederungen äußerst ungesundes, im Innern aber, namentlich auf der Hochterrasse, angenehmes und gesundes Tropenklima. Die wichtigsten Produkte sind Kakao der allerbesten Art, Kaffee, Piment und viele Farbehölzer als Ausfuhrartikel; dann Vanille, Indigo (wildwachsend), Tabak von vorzüglicher Güte, von dem ein beträchtlicher Teil in der Havana zu Cigarren verarbeitet wird, Zucker, Baumwolle, Mais, Frijoles oder Schminkbohnen, Manioc, Bananen und andere tropische Pflanzenerzeugnisse. Die Viehzucht ist nicht bedeutend, doch kommen Ochsenhäute und Schweinefett zur Ausfuhr. Der Kunstfleiß geht nicht über die Beschaffung der nötigsten Dinge des Hausbedarfs und der zur Konsumtion oder Ausfuhr erforderlichen ersten Verarbeitung der Rohprodukte hinaus. Fabriktätigkeit und Bergbau fehlen gänzlich, dagegen gibt es an den Lagunen Salzschlämmereien. Der überseeische Handel ist von geringer Bedeutung. Nach Veracruz gehen durch die Küstenschiffahrt besonders Farbehölzer; in das Innere werden Kakao, Kaffee, Piment und eingemachte Früchte verführt.

Die Hauptstadt Villa Hermosa de Tabasco oder Villa de San-Juan Bautista liegt in ungesunder, überschwemmungen häufig ausgesetzter Lage, am linken Ufer und 105 km oberhalb der Mündung des Rio de Tabasco (Grijalva, im Oberlauf Mescalapa), der hier einen guten Hafen und weiter oberhalb den Verkehrsweg nach Chiapas bildet. Die Stadt ist der Sitz der Regierung, unregelmäßig, meist aus Holzhäusern gebaut, uneben und sehr schmutzig und zählt 6800 E. Am linken Ufer, unfern der Mündung und der Barre des Rio Tabasco, liegt das Dorf San-Fernando, an der Stelle des ehemaligen indian. Hauptortes des Landes, der 1519 nach der siegreichen Schlacht bei T. (25. März) von Cortez erobert wurde.

Tabatinga, Militärgrenzposten in der brasil. Provinz Amazonas, links am Amazonenstrom, gegenüber der Einmündung des die Grenze zwischen Brasilien und Peru bildenden Rio Yacarana, meist von Indianern bewohnt, ist Hauptstapelplatz für den Handel zwischen den beiden genannten Nachbarstaaten, Endstation der brasil. Dampfschiffahrtslinie auf dem Amazonenstrom und hat ein verfallenes Fort und eine Zollabfertigungsstelle.

Tabeiros, Turnier in Spanien, s. Estrada.

Taberistân, auch Tabaristân, der nördlichste Teil der pers. Provinz Masenderan, das östliche Hochland des Elburs-Gebirges, wird von vielen kleinen Flüssen bewässert und bietet schönes Weideland, daher es eine starke Viehzucht aufweist, ist reich bewaldet und hat viel Wild; das Klima ist gesund und nicht heiß; das Mineralreich liefert Kupfer, Eisen, Schwefel. T. war im Altertum ein Teil Hyrkaniens und von den Tapuriern bewohnt, nach denen das Land noch in arab. Zeit unter dem Namen Tapurasthân, später als T. erscheint. Im 10. und 11. Jahrh. bildete das Land den Hauptteil des Reichs der Zijâdiden. — Bisweilen heißt bei arab. Schriftstellern das Kaspische Meer Bahr Tabaristân.

Taberna (lat.), Bude; besonders Laden der Händler in Rom; daher Taberne, Taverne, Schenke, Trinkhaus; seltener Herberge.

Tabernakel (lat.) heißt das architektonisch ausgebildete, meist turmartig gestaltete Schutzdach über Heiligenstatuen (da meist Baldachin genannt), Altären (dann gewöhnlich Ciborium genannt), Grabmälern u. s. w. Auch heißt T. der meist turmartig gebildete Behälter für die Monstranz (gewöhnlich Sakramentshäuschen genannt), mag derselbe auf dem Altar oder allein neben demselben stehen.

Tabernaemontana *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen. Man kennt gegen 100 Arten, die in den Tropengegenden eine ausgedehnte Verbreitung besitzen. Es sind baum- oder strauchartige Gewächse mit gegenständigen, meist lederartigen Blättern und weißen, ziemlich großen Blüten. Aus der Rinde einer in Guaiana einheimischen Art, des sog. Hya-Hya-Baums, fließt bei Verwundungen reichlich Milchsaft aus, welcher von den Eingeborenen genossen wird und wohlschmeckender als Kuhmilch sein soll. Von einigen andern Arten, z. B. von der in Ostindien wachsenden T. crispa *Roxb.*, hat der ebenfalls reichlich ausfließende Milchsaft einen scharfen, stechenden Geschmack und wird als Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, besonders Durchfall, angewendet.

Tabes (lat.), Darrsucht, Schwindsucht, insbesondere die Rückenmarksschwindsucht; tabeszieren, schwinden, abzehren.

Tableau (frz.), Gemälde, Schilderung, Entwurf.

Tableaux vivants (frz., d. i. Lebende Bilder) nennt man die Darstellung von Werken der Malerei und Plastik durch lebende Personen. Als Erfinderin derselben gilt die Gräfin von Genlis, welche, als sie die Erziehung der Kinder des Herzogs von Orléans leitete, zu deren Belehrung und Unterhaltung histor. Bilder ausdachte und dieselben mit Hilfe der Maler David und Isabey von ihrer Umgebung darstellen ließ. Man sah diese Darstellungen dann später häufig auf der Bühne.

Table d'hôte (frz.), Mittagstisch in Gasthäusern, bei welchem nicht portionsweise (nach der Karte) gespeist, sondern allen von denselben Speisen präsentiert und ein fester Preis berechnet wird.

Tablette (frz.), kleines Wandgestelle; Präsentierteller; Schreibtafel.

Tabletterie (frz.), Tafelwerk, die zahlreichen Arbeiten der kleinern Kunsttischlerei, wie Schatullen, Toiletten, Kästchen für Schmuck, Thee, Uhren u. a., ferner Kartenpressen, Stellspiegel u. dgl. Waren, immer unter Voraussetzung einer gewissen Eleganz der Ausstattung. Die Anfertigung solcher Waren, wobei Drechsler, Schlosser, Graveure, Leute, die eingelegte Arbeit machen, Buchbinder und andere Hilfsarbeiter zusammenwirken, bildet einen ziemlich selbständigen Industriezweig, der in Deutschland, namentlich in Nürnberg, Fürth, Berlin, Dresden, aber auch in kleinern Städten, wie Neuengeorgen bei Jeßnitz, Buchholz vertreten ist; in Österreich in Wien und Prag. Frankreichs Erzeugnis an T. wird auf 40 Mill. Frs. angegeben, wovon auf die Pariser Fabrikation 15 Mill. kommen.

Tabor, ein bewaldeter Berg in Palästina, der sich 10 km südlich von Nazareth 568 m hoch in Kegelform in einer Ebene erhebt, wo vordem Barak dem Sisera (Richter 4, 6 fg.), wie im Mai 1799 General Kleber der engl.-türk. Armee eine Schlacht lieferte. Auf dem abgeplatteten Gipfel liegen Ruinen aus der Zeit der Kreuzzüge. Nach der Tradition wäre der T. der Berg der Verklärung Christi, was unmöglich ist, weil schon zur Zeit des Antiochus d. Gr. eine befestigte Stadt auf demselben lag. Unweit westlich lag auch eine Stadt gleichen Namens: Kisloth-Tabor oder Kesulloth, heute Iksâl.

Tabor, Stadt im südl. Teile von Böhmen, an der Luschnitz, einem Nebenfluß der Moldau, und an der Linie Gmünd-Wien-Prag der Österreichischen Staatsbahnen, ist der Sitz eines Kreisgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft, einer Finanzbezirksdirektion und eines Bezirksgerichts, hat ein slaw. Staatsrealgymnasium, eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt und ein Museum mit Altertümern aus der Hussitenzeit und zählt (1880) 7413 slaw. E., welche eine ärarische Cigarrenfabrik, eine Brauerei mit Malzerei und mehrere Kunstmühlen unterhalten. Von der einst blühenden Tuchmanufaktur sind nur spärliche Reste übrig. In der Stadt befindet sich eine schöne got. Kirche (1490 bis 1510 erbaut) mit einem altertümlichen zinnernen Taufbecken aus dem 14. Jahrh., ein got. Rathaus mit einer großen Halle aus dem Anfange des 16. Jahrh., auf dem Ringplatz steht ein Monument Ziskas. Die Stadt steht an der Stelle der uralten Feste Kotnor (Hradiště) und wurde 1420 von den Hussiten als verschanztes Lager (slaw. Tábor) angelegt. Aus den Zelten wurden später Häuser, und die heutige Anlage der Stadt verrät noch ihre ursprüngliche Bestimmung. Nach dem Ringplatz laufen elf Gassen, die wieder je nach fünf Häusern durch Quergäßchen unterbrochen sind. Durch diese Bauart sollte die längere Verteidigung der Stadt gegen einen feindlichen Angriff ermöglicht werden. In der unmittelbaren Nähe der Stadt dehnt sich der große Jordanteich aus und auf einer eine Viertelstunde entfernten Anhöhe, steil über der Luschnitz, steht die vieltürmige Wallfahrtskirche Klokot.

Tabor (vom türk. thâbûr, Lager) bedeutet in mehrern slaw. Sprachen, namentlich im ältern Sprachgebrauche, ein befestigtes Lager, z. B. die Wagenburg nomadisierender Stämme oder herumziehender Scharen; auch ein verschanzter Raum, in dem man sich bei Kriegsgefahr aus der Umgegend flüchten kann, wird so genannt. Bei den Czechen und Slowenen in Böhmen, Mähren, Krain und dem Küstenlande ist der Name T. in neuerer Zeit auf slaw. Volksversammlungen übergegangen, die einen demonstrativen polit. Zweck haben.

Tabor ist in der türk. Armee die Bezeichnung für Infanteriebataillon.

Taborion, s. Verklärung Christi.

Taboriten nannten sich im Gegensatz zu den Calixtinern (s. d.) die strenggläubigen Hussiten in Böhmen nach ihrer Feste Tabor, welche 1419 von Ziska angelegt wurde.

Tabris, s. Tebris.

Tabu (Tapu) bezeichnet auf den meisten Inseln der Südsee teils die Satzung über die Heiligkeit und Unantastbarkeit gottgeweihter Gegenstände, Personen und Orte, teils die Heiligkeit und Unverletzlichkeit derselben, teils auch die mit dem Vorzuge dieser Heiligkeit ausgerüsteten Vornehmen. Vor der Ankunft der Europäer waren die Insulaner, namentlich auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln, Sklaven des furchtbaren Tabu-Aberglaubens, der ihnen eine Menge Entbehrungen auferlegte und vielen Tausenden unschuldiger Menschen das Leben kostete. Der König war tabu, heilig und unverletzbar, und ebenso alles, was er berührte; daher er in kein fremdes Haus ging, weil sonst niemand es wieder hätte benutzen können. Selbst der Becher, woraus er getrunken, wurde sogleich zerstört. Aber auch die Priester sprachen das T. über Gegenstände und Orte aus, die dann niemand berühren oder betreten durfte, ja über gewisse Speisen, deren man sich dann enthalten mußte. Seitdem es indes den europ. und amerik. Missionen gelungen, dem Christentum Eingang zu verschaffen, verschwindet dieser Aberglaube mehr und mehr.

Tabula Amalphitāna, das Seerecht von Amalfi. (S. unter Amalfi.)

Tabula rasa (lat.), abgewischte Tafel (Schreibtafel), besonders gebräuchlich in der Redensart Tabula rasa machen, d. h. völlig beseitigen, zu Ende bringen, spurlos vertilgen.

Tabulatūr (vom lat. tabula, d. i. Tafel oder Schema) bedeutet in der Musik eine Schreibart, durch welche die Harmonie einer Komposition und ihrer verschiedenen Stimmen auf kurze übersichtliche Weise, wie auf einer Tafel, dargestellt wurde. Es gab zwei Arten: die italienische und die deutsche. Während die italienischen Organisten das Liniensystem mit den Noten annahmen, gingen die deutschen auf die alten Gregorianischen Buchstaben als Bezeichnung für die Noten zurück und benutzten diese für die T. Die deutsche T. war bis gegen 1700 in Gebrauch; aus ihr stammt unsere Ordnung des Tonsystems und die den Deutschen eigentümliche Benennung der Töne nach den Buchstaben; die Oktaven wurden durch große und kleine Buchstaben unterschieden, z. B.: C, D, E, F, G, A, B, b und B ♮ — (c, d, e, f, g, a, b und ♮). Höhere Oktaven wurden durch Striche bezeichnet, z. B.: c̄, d̄, ē, und c̿, d̿, e̿, — c̿ u. s. w. Für die Bezeichnung der verschiedenen Notenwerte hatte man ebenfalls entsprechende Zeichen. Um Töne, deren Ausdauer mehr als einen Takt betrug, anzuzeigen, bedient man sich des Bindebogens ⁀. Der Augmentationspunkt war im Gebrauch, er hatte dieselbe Geltung wie heute. Folgten mehrere Viertel u. s. w. aufeinander, so wurden ihre Schwänze, wie in unserer Notenschrift, verbunden, zu Querbalken zusammengezogen. Von der T. gab es noch andere verschiedene Arten. Die deutsche war weit komplizierter wie die italienische. Ferner gab es wieder eine besondere T. für die Laute. Erst die Erfindung des Generalbasses machte der T. ein Ende. Die deutschen Meistersänger nannten die poetisch-musikalischen Regeln, nach welchen sie ihre Gedichte gestalteten und absangen, ebenfalls T.

Tabun (russ.), in Rußland Name der in den Steppen und Feldern weidenden Pferdeherden.

Tacahamaca, s. Takahamak.

Taccaceae, s. Taccaceen.

Tacchini (Pietro), Astronom, geb. 21. März 1838 zu Modena, wurde 1859 Direktor der Sternwarte daselbst, war dann seit 1863 an der Sternwarte zu Palermo hauptsächlich mit Beobachtung der Sonne beschäftigt und ist jetzt Direktor des Collegio Romano zu Rom. Mit Secchi gründete er

1871 die Italienische spektroskopische Gesellschaft, in deren Schriften er seitdem die Resultate seiner Untersuchungen veröffentlichte. Im J. 1874 beobachtete er in Indien den Venusdurchgang.

Tachau, Stadt in Böhmen an der Mies im ehemaligen Egerer Kreise, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4431 deutsche E., welche meist von dem Ertrage der Landwirtschaft und verschiedener Gewerbe (besonders Holz- und Perlmutter-Knopferzeugung) leben. Die Stadt, deren Umgebung namentlich bei dem romantisch gelegenen Heiligen (mit fürstlich Windischgrätzischer Schloßruine und Reitschule) reich an Naturschönheiten ist, ist uralt und wurde schon 846 von Regensburg her christlich. Bis 1623 böhm. Krongut, blieb T. in den Hussitenkriegen trotz der furchtbarsten Bedrängnisse, die es namentlich während der von 1427 bis 1434 dauernden Diktatur einer hussitischen Besatzung erdulden mußte, dem Böhmenkönig treu. In dem Böhmischen Erbfolgekrieg zwischen Kaiser Ferdinand II. und dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz standen die protestantisch gewordenen Tachauer auf der Seite des letztern, durch dessen Niederlage (1620) sie fast ihr ganzes Gemeindevermögen verloren, zumal der Kronbesitz (1623) an den kaiserl. Obersten Baron Hußman von Namedy und Riolsburg verkauft wurde. Durch den Dreißigjährigen Krieg und die Gegenreformation verarmte T. gänzlich. Von 1664 bis 1781 war das Schloß T. im Besitz der Grafen Losi von Losimthal, von denen es die Fürsten zu Windischgrätz erkauften, deren Familiengruft sich in der alten Pfarr- (seit 1329 Friedhofs-) Kirche zu St. Wenzl befindet. T. besitzt auch ein (1451 gegründetes) Franziskanerkloster. Das 1639 erbaute Paulanerkloster (in dem nahen Heiligen) und die uralte St. Wolfgangskirche wurden durch Kaiser Joseph II. (1781) aufgehoben. In der Umgebung sind Glasfabriken und Spiegelschleifereien.

Tachometer oder Tachymeter, soviel wie Schnelligkeits- oder Geschwindigkeitsmesser, s. unter Geschwindigkeitsmessung; vgl. auch Chronoskop und Distanzmesser.

Tachygraphie (Schnellschreibekunst), soviel wie Stenographie.

Tachyhydrit ist ein bei Staßfurt vorkommendes, rhomboëdrisch krystallisierendes, salzähnliches Mineral, welches im dichten Anhydrit rundliche wachs- bis honiggelbe, durchscheinende Massen bildet, die sehr bald an der Luft zerfließen; seine chem. Zusammensetzung wird durch die Formel $CaMg_2Cl_6 + 12H_2O$ ausgedrückt = 36,8 Proz. Chlormagnesium, 21,4 Chlorcalcium und 41,8 Wasser.

Tachymeter, s. unter Distanzmesser.

Tacitus (Marcus Claudius), röm. Kaiser, Aurelians Nachfolger, vom 25. Sept. 275 bis April 276 n. Chr., wurde (in jener Zeit eine einzig dastehende Episode) vom Senat gewählt, dem die Armee nach der Ermordung Aurelians die Ernennung überließ. Er war ein hochangesehener Mann, zeigte den besten Willen, konnte aber — wie er überhaupt die Krone nur mit Widerstreben angenommen hatte — mit seinen 75 J. nur wenig mehr ausrichten. Er starb in Kleinasien, wo er gegen Alanen und Goten glücklich kämpfte, nach Ablauf von nur 200 Tagen im Pontus, nach der Sitte dieser Zeit von Soldaten ermordet. Sein Bruder, der Gardepräfekt Florianus, der ihm folgte, wurde schon drei Monate nachher von seinen Truppen, die nicht gegen den in Syrien als Kaiser aufgestellten Probus fechten mochten, zu Tarsos getötet. T. leitete sein Geschlecht von dem Geschichtschreiber Cornelius Tacitus ab, ließ deshalb dessen Werke in allen Bibliotheken aufstellen und sorgte für zahlreiche Vervielfältigung derselben.

Tacitus (Cornelius), der größte röm. Geschichtschreiber, geb. um 55 n. Chr. Ein Zusammenhang seiner Familie mit dem alten Adelsgeschlecht der Cornelier läßt sich nicht nachweisen. Nach eingehenden rhetorischen Studien, noch unter Vespasian, wurde er, nachdem er sich im J. 78 mit der Tochter des Gajus Julius Agricola (s. d.) vermählt hatte, unter Titus 80 oder 81 Quästor und dann unter Domitian Tribun oder Ädil. Im J. 88 war er Prätor, 98 unter Nerva Konsul. Zwischen Prätur und Konsulat scheint er außerhalb Roms mit der Verwaltung einer Provinz beschäftigt gewesen zu sein. Aus späterer Zeit weiß man nur, daß er als Sachwalter thätig war. Das Jahr seines Todes ist ungewiß, fällt aber nicht vor 117. Von den ihm zugeschriebenen Schriften rühren unbestritten vier von ihm her, nämlich «Agricola», «Germania», «Historien» und «Annalen», die unter Nerva und Trajan geschrieben sind. Die Autorschaft der fünften unter seinen Werken erscheinenden Schrift, des «Dialogus de oratoribus», ist bestritten; doch sprechen überwiegende Gründe dafür, daß sie dem jugendlichen, noch nicht mit eigenem fertigen Stil schreibenden T. zuzuweisen ist.

Durch alle diese Schriften geht ein Zug der Opposition gegen seine Zeit, die fortwährend, direkt oder indirekt, an der als Ideal vorschwebenden republikanischen Vergangenheit gemessen wird. Der «Dialogus de oratoribus» ist von der Tendenz eingegeben, den Auswüchsen der zeitgenössischen Beredsamkeit die großen Redner der Republik als Muster vorzuhalten. Die Schrift «De vita et moribus Julii Agricolae», geschrieben 98, sollte zunächst dem Schwiegervater, dessen Tod nicht undeutlich dem Domitian schuld gegeben wird, ein Denkmal setzen. Indem aber T. einem Manne, der an sich nicht besonders hervorragend war, eine Biographie widmet, welche für diese Schriftgattung mustergültig ist, hatte er den weitern Zweck, zu zeigen, wie es einem wackern Manne möglich sei, unter einem Despoten zu dienen, ohne seine Würde und Unbescholtenheit zu verlieren. Das Buch «De origine, situ, moribus ac populis Germanorum», ursprünglich wohl kürzer «De situ Germaniae», die älteste Beschreibung Germaniens und der Germanen, geschrieben ebenfalls im J. 98, macht zunächst nur den Anspruch, eine ethnolog. Schilderung dieses für Rom so wichtigen Grenzlandes zu geben; aber das Bild unverdorbener Kraft und reiner Sitte, das darin den Zeitgenossen vorgehalten wird, ist zugleich ein Gegenbild gegen die Sittenlosigkeit des damaligen röm. Lebens. Die nach Inhalt, Umfang und Stil bedeutendsten Werke sind die unter Trajan geschriebenen «Historiae» und «Libri ab excessu divi Augusti» oder «Annales», zusammen 30 Bücher, von denen auf die «Historien» 14, auf die «Annalen» 16 kamen. Erhalten sind von den «Historien» nur Buch 1 bis 5, ss, von den «Annalen» Buch 1—4, von 5 die ersten Kapitel, von 6 der größte Teil, ferner Buch 11 (aber ohne den Anfang) bis 16, 25. T. wollte ursprünglich die Regierungen von Neros Sturze bis Trajan schildern, zum Gedächtnis der frühern Knechtschaft

und des gegenwärtigen Glücks, befaßte ſich aber in den «Hiſtorien» in Wahrheit nur mit der Zeit von 69 bis 96, von denen der erhaltene Teil ſogar nur die J. 69 und 70 begreift. Statt der Fortſetzung griff er in den «Annalen» auf die Zeit von Tiber bis Nero zurück, wählte alſo ſtatt der glücklichern Zeiten die beſonders unglücklichen, und hat in ihnen in dem erhaltenen Teile in den Regierungen des Tiberius, Claudius und Nero ein Gemälde des Deſpotismus von typiſcher Bedeutung geliefert.

Der hervorragende Charakter des litterariſchen Stils des T. liegt in der gedrängten Kürze voll ſtarker Pointen und in der Vorliebe für poetiſche Ausdrücke. Die Kompoſition iſt wahrhaft dramatiſch. In Bezug auf hiſtor. Glaubwürdigkeit hat T. bis in die neuere Zeit als unbedingt zuverläſſig und als Norm des Urteils gegolten. Neuerdings aber wurde er angefochten, zuerſt von Napoleon I., dem Niebuhr teilweiſe beiſtimmt hinſichtlich des Tiberius, ebenſo von Sievers, Ad. Stahr, teilweiſe von Höck, ferner von dem engl. Darſteller der Kaiſergeſchichte, Merivale. Man wirft dem T. Parteilichkeit vor, weil er allen Haß des den Kaiſern feindlichen Senats und alle Vorliebe für eine durch ihre eigene Schuld untergegangene Vergangenheit in ſich getragen habe. Ein unbefangenes Urteil muß zugeben, daß T. allerdings nicht ſowohl auf gründliche objektive kritiſche Erforſchung der Thatſachen aus den erſten Quellen bedacht geweſen iſt, ſondern mehr nur das ſchon litterariſch vorhandene Material als geiſtvoller Denker und Meiſter der Darſtellung verarbeitet hat, und daß er hauptſächlich das Verhältnis der Kaiſer zu den ariſtokratiſchen Kreiſen in der Stadt Rom, vor allem das zu dem konſtitutionellen und republikaniſchen Faktor der auguſteiſchen Verfaſſung, dem Senat, ins Auge gefaßt hat. Die kritiſche Forſchung mußte oftmals zu andern Reſultaten kommen, und der Hiſtoriker muß vielfach andere Urteile fällen, als die ſind, die T. von ſeinem politiſchen Standpunkt und ſeiner Denkweiſe überhaupt aus gefällt hat. Aber nichtsdeſtoweniger ſind ſeine Geſchichtswerke Meiſterwerke erſten Ranges, ausgezeichnet durch Tiefe der Gedanken, Schärfe der Charakterzeichnung, kunſtvolle Kompoſition, und ergreifend durch das tiefe Pathos des Verfaſſers.

T. wurde ſchon von den nächſten Generationen nach ihm wenig geleſen und ebenſo wenig im Mittelalter. Deshalb iſt auch für die «Hiſtorien» nebſt dem zweiten Teil der «Annalen» und für den erſten Teil der «Annalen» je nur eine Handſchrift (jetzt in Florenz) aus dem frühern Mittelalter erhalten, aus denen dann alle ſpätern Handſchriften gefloſſen ſind. Neuere Geſamtausgaben ſind die von Bekker (2 Bde., Lpz. 1831), Walther (4 Bde., Halle 1831—33), Ritter (4 Bde., Lpz. 1848, in einem Band, 1864), Orelli (mit ausführlichem Kommentar, 2 Bde., Zür. 1846—48; Bd. 1, 2. Aufl., 1859; Bd. 2 erſcheint in 2. Aufl. von Schweizer-Sidler, Andreſen, Meiſer ſeit 1877), Halm (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1883), Nipperdey (4 Bde., Berl. 1871—76). Deutſche Überſetzungen ſind unter andern vorhanden von Baur, Strodtbeck und Teuffel (3 Bde., Stuttg. 1856—58) und Roth (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1868). Von Ausgaben der verſchiedenen Werke mit erklärenden Anmerkungen ſind folgende hervorzuheben: von den «Annalen» die von Nipperdey und Andreſen (Bd. 1, 8. Aufl., Berl. 1884; Bd. 2, 4. Aufl. 1880); von den «Hiſtorien» die von Heraus (Bd. 1, 4. Aufl., Lpz. 1885; Bd. 2, 3. Aufl. 1884); vom «Dialogus» die von Andreſen (2. Aufl., Lpz. 1879), vom «Agricola» die von Wex (Braunſchw. 1852), Kritz (3. Aufl., Berl. 1874), Dräger (4. Aufl., Lpz. 1884), von der «Germania» die von Kritz (4. Aufl., von Hirſchfelder, Berl. 1878), Baumſtark (2 Bde., Lpz. 1875—80), Holtzmann («German. Altertümer», mit Text, Überſetzung und Erklärung von T.' «Germania», herausg. von Holder, Lpz. 1873) und die Ausgabe ohne Anmerkungen «Cum aliorum veterum auctorum locis de Germania praecipuis» von Müllenhoff (Berl. 1883). Ein «Lexicon Taciteum» geben Gerber und Graef heraus (Lpz. 1876 fg.). «Über Syntax und Stil des T.» handelt Dräger (3. Aufl., Lpz. 1882). Vgl. noch Hoffmeiſter, «Die Weltanſchauung des T.» (Eſſen 1831); Urlichs, «De Taciti vita et honoribus» (Würzb. 1879).

Tacna, eigentlich San-Pedro de Tacna, Hauptſtadt des bis 1893 unter chilen. Verwaltung ſtehenden Depart. Tacna der ſüdamerik. Republik Peru, in hübſcher Ebene links am Tacna, 1128 km von Lima und 168 km von La Paz gelegen. Die 1605 von Bewohnern von Arequipa gegründete Stadt zählt (1876) 7738 E., hat eine hübſche Hauptkirche, ein Hoſpital, ein Departements-Obergericht und eine Bank und iſt durch eine 62,5 km lange Eiſenbahn mit dem Hafenort Arica verbunden. Die Bewohner treiben lebhaften Handel nach Oſten hin, da es der Hauptſtapelplatz für die Republik Bolivia iſt. T. iſt Sitz eines deutſchen Konſulats. In der Schlacht bei T. 26. Mai 1880 wurden die Peruaner und Bolivianer durch die Chilenen beſiegt, worauf letztere am 7. Juni die Feſtungswerke des Hafens Arica erſtürmten. — Das Departement Tacna zählt auf 53000 qkm 28300 E.

Tacora, Dorf in dem bis zum J. 1893 unter die Verwaltung von Chile geſtellten Departement Tacna der Republik Peru, 4351 m über dem Meere, an dem 4170 m hohen Paſſe Tacora, welcher von Arica an der Küſte über die Cordilleren nach Bolivia führt, iſt der höchſte bewohnte Ort in Amerika. Der nördlich von dieſem Paſſe ſich erhebende Gipfel T. oder Chipicani erreicht eine Höhe von 6017 m.

Tacullies, ſ. Carrier-Indianer.

Tacunga, eigentlich Llactacunga, Hauptſtadt der Provinz Leon der ſüdamerik. Republik Ecuador, im WSW. des Cotopaxi in 0° 55′ ſüdl. Br., 69 km ſüdlich von Quito, an dem Camino real oder der Hauptheerſtraße, in 2780 m Höhe auf einer mit Bimsſteinbrocken bedeckten, aber auch bewäſſerten Hochebene gelegen. Die etwa 16000 E. zählende, regelmäßig angelegte Stadt hat eine höhere Lehranſtalt mit chem. Laboratorium, in welcher auch neuere Sprachen, Jurisprudenz und Naturwiſſenſchaften gelehrt werden, und eine ſtaatliche Pulverfabrik, in welcher ein Teil des in der Umgegend gewonnenen Salpeters verwendet wird. T. iſt eine alte Stadt der Inka, wurde 1797 durch ein heftiges Erdbeben zerſtört, erſtand jedoch wieder. In der Nähe liegen die Ruinen eines Inkapalaſtes.

Tadcaſter, Stadt im Weſt-Riding der engl. Grafſchaft York, rechts am hier ſchiffbar werdenden Wharfe, der rechts zur Ouſe geht, Station der Linie Milford Junction-Harrogate der North-Eaſtern-bahn, zählt (1881) 4310 E. und hat eine Lateinſchule. T., aus einer röm. Anſiedelung entſtanden, hieß in angelſächſ. Zeit Tada. auch Salcarceſter.

Tadéma (Laurens Alma-), ausgezeichneter Genremaler, geb. 8. Jan. 1836 zu Dronrijp in der niederländ. Provinz Friesland, von einer alten Familie stammend, deren Name in fries. Sagen vorkommt. T. erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Leeuwarden, wo er namentlich in den ägypt. und röm. Altertümern die eingehendsten Studien machte, und besuchte dann die Akademie zu Antwerpen, wo er mit Leys bekannt und sein Schüler wurde. In den Bildern, wo er seit 1861 in die Öffentlichkeit getreten war, ist vorzugsweise das Altertum vertreten. Unter seinen Gemälden sind hervorzuheben: Venantius Fortunatus und Radagonde (1862), wie man sich vor 3000 Jahren in Ägypten amusierte (1863), Fredegonde und Prädentatus (1864), der Eingang zu einem röm. Theater (1866), Tarquinius Superbus, der Pyrrhustanz, Phidias und die Friese des Parthenon (1869), das Weinfest zu Rom (1870), Claudius Imperator, la fête intime (altgriechisch, 1871), die letzte Plage Ägyptens (1872), antiker Kunstsalon (1873), Audienz bei Agrippa (1875), ein herzliches Willkommen (1877), zum Glück (1879), Sappho (1881), beim Abschiedskuß (1882), Kleopatra (1883), Hadrian in England (1884), eine Vorlesung aus Homer (1885), verschiedene Darstellungen aus der Merovingerzeit, die Morgengabe der Galeswintha u. a. Als T. seine erste Gattin, Pauline, geb. Gressin-Dumoulin, 1869 in Brüssel verlor, siedelte er infolge seiner Wiederverehelichung mit Laura Theresa Epps, einer Engländerin, 1870 nach London über, wo er seitdem lebt. T. ist Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin und erhielt hier 1874 die große Medaille, in England zählt er zu den geschätztesten Malern der Gegenwart. Seine Bilder, hervorragend durch Feinheit und Genauigkeit der Zeichnung, frappant wahre und zugleich subtile Farbenbehandlung, verbinden mit diesen hohen technischen Vorzügen meist den Reiz einer auf genauem Studium des Altertums beruhenden archäol. Treue.

Tadmor oder Thadmor, s. Palmyra.

Tadoussac, Stadt in der Provinz Quebec des Dominion of Canada, Grafschaft Saguenay, links an der Mündung des Saguenay in den St. Lorenzstrom, ist ein sehr besuchter Badeort, zählt 1200 E. und hat Fischerei und Pelzhandel.

Tadschiks, Bewohner von Persien (s. d., Bd. XII, S. 825a).

Tadsch-Mahal, Grabgebäude bei Agra (s. d.).

Tadschurra (Golf von), s. unter Adâl.

Tadschurra, Hafenort in Nordostafrika, an der franz. Nordküste der Tadschurrabai, des westlichsten Einschnitts des Golfs von Aden zwischen Adajel im Norden und Harar im Süden, hat 4000 E. und treibt Handel mit Abessinien und Arabien.

Tael, Tehl, Tale oder Tail (engl.), Liang (chines.), eine Geldeinheit und ein Gewicht in China. Das T. als Geldgröße wird in 100 Kändarihn oder 1000 Kâ ch geteilt und ist eine chines. Unze (Liang) Silber von je nach den Handelsplätzen verschiedener Feinheit. In Kanton und Honakong rechnet man 717 T. = 1000 merik. Piastern (Pesos, Dollars), sodaß das Kanton- (oder Honglong-) Tael 33,816 g Feinsilber enthält und (zum Preise von 152 Mark für 1000 g Feinsilber) = 5,140 Mark ist. Das Regierungs-Tehl, Haikuan-Tehl genannt, in welchem alle Zölle und Tonnengelder entrichtet werden, ist = 570 Mark. Das Kanton-Tael oder Liang als Gold- und Silbergewicht hat die Schwere von 37,573 g; 16 T. machen ein Kin oder Kätti (Catty). Als Handelsgewicht ist das T. etwas schwerer, nämlich = 37,799 g. (Vgl. auch Catty.)

Taf, abessin. Grasart, s. Tef.

Tafahi, Insel, s. unter Niua.

Tafalla, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Navarra, am Zidaco, einem rechtsseitigen Nebenfluß des Aragon, 434 m über dem Meere, Station der Linie Barcelona-Alsásua der Nordbahn, an der den Süden Navarras durchschneidenden Straße von Pamplona nach Saragossa, zählt (1877) 6040 E., hat Branntweinbrennerei, Gerberei und Töpferei. Die Umgegend erzeugt viel Wein, Öl und Getreide.

Tafel, s. unter Brett.

Tafelbai (engl. Table Bay), eine den Nordweststürmen offene Bucht an der südlichsten Westküste des Kaplandes; an der Südwestecke der T. liegt die Kapstadt; östlich der letztern mündet der Salzfluß. Der T. nordwestlich vorgelagert ist die Robbeninsel.

Tafelberg (engl. Table Mountain), 1092 m hoher, im Süden der Tafelbai und der Kapstadt aufsteigender Berg im südafrik. Kapland, dessen Gipfel eine 2 km breite Ebene bildet. Auf die tiefern, etwa unter 45° geneigten Abhänge des Bergs, welche ungefähr dessen halbe Höhe einnehmen, folgen schwarze Gesteinschichten, welche gegen die Tafelbai fast senkrecht abfallen und nur hier und da von Ericaceen überzogen sind. Die Basis des Bergs wird von Granit gebildet. Eine dem T. eigentümliche meteorolog. Erscheinung ist das sog. Tafeltuch; der arktische Südostpassat führt nämlich von den warmen Gestaden der Falschen Bai reich mit Wasser gesättigte Luftmassen mit Sturmesgewalt auf die Höhe des Bergs, wo die dünne Luft nur wenig Feuchtigkeit zu halten vermag, wodurch auf dem flachen Gipfel dichte Massen weißen Gewölks entstehen, welche ununterbrochen über die nördl. Kante abwärts in das Thal der Kapstadt ziehen, um sich dort in der warmen Luft sogleich wieder zu verflüchtigen.

Tafelberg, auch Mount Wellington, Berg auf der austral. Insel Tasmania, im Westen von der Hauptstadt Hobart-Town, im County Buckingham, steigt zu 1208 m auf.

Tafeldruck, der Druck mit Tafel- oder Applikationsfarben, s. d. und unter Zeugdruck.

Tafelfarben, s. Applikationsfarben.

Tafelfichte, die höchste Spitze des Isergebirges, s. unter Sudeten.

Tafelglas (frz. verre en tables, verre à vitres; engl. table-glass, plate-glass), Scheiben- oder Fensterglas, s. unter Glas.

Tafelgüter (bona mensalia) hießen sonst die Güter, welche zum Unterhalt des landesherrlichen Hofs, besonders in den ehemaligen geistlichen Staaten, bestimmt waren. Tafellehen werden sie genannt, wenn sie in Lehngütern bestehen.

Tafellack, s. unter Schellack.

Tafelland, s. unter Ebene.

Tafelmessing, stärkere Sorten von Messingblech, s. unter Blech und unter Messing.

Tafelrunde hieß in der Sagendichtung des Mittelalters die nach der gewöhnlichsten Annahme aus 12 Personen bestehende Gesellschaft derjenigen Ritter, welche König Artus als die würdigsten zu einer geschlossenen Genossenschaft ausgewählt hatte und an einer den Rangunterschied aufhebenden und

deshalb runden Tafel zu verſammeln und zu bewirten pflegte. Während die Artusſage (ſ. Artus) auf alter nationaler Grundlage beruht und in frühe Jahrhunderte hinaufreicht, entſtand die Sage von der T. erſt im 12. Jahrh. unter dem Einfluß des aufblühenden Rittertums, welches in ihr einen idealen Mittelpunkt fand. Die Helden der T. wurden als vollendete Urbilder höfiſchen und ritterlichen Denkens und Handelns betrachtet, die, im Beſitze aller ritterlichen Tugenden, im Dienſte von Frauen die abenteuerlichſten Heldenthaten vollbringen mußten. Ihre Entſtehung haben die Sagen von der T. in der Bretagne, wo urſprünglich ſelbſtändige Sagen mit ihr verbunden wurden und in ihr aufgingen. Von dort kamen die Sagen nach Nordfrankreich, wo ſie hauptſächlich durch Chrétien de Troies (ſ. d.) dichteriſche Ausbildung und große Berühmtheit erlangten. Wenn das franz. wie das deutſche Publikum trotz der Schalheit des Inhalts an dieſen Stoffen bis zum Schluſſe des Mittelalters Gefallen fand, ſo hat das ſeinen Grund in der Entfaltung eines glanzvollen, an Prunk und Feſten reichen Lebens, deſſen Schilderung ſchließlich die Hauptſache wurde. Von Chrétiens Werken gehören hierher «Erec et Enide», «Li Chevaliers au lyon», «Li chevaliers de la charrete» und «Cliges»; ferner des Raoul de Houdenc «Meraugis de Portleguez» und der wahrſcheinlich von demſelben Dichter verfaßte «Gauvain», ſowie Renauds de Beaujeu «Bel inconnu», das Original des deutſchen Wigalois. Von deutſchen Dichtungen ſind außer Hartmanns «Erec» und «Iwein» zu nennen: der «Lancelot» Ulrichs von Zatzikhofen, der «Wigalois» Wirnts von Gravenberg, der «Wigamur» eines Ungenannten, die «Krone», zur Verherrlichung Gawans, des höflichſten aller Ritter, durch Heinrich von dem Türlin gedichtet, u. a. In cykliſcher Form bearbeitete die Sage am Ende des 15. Jahrh. der münchener Maler Ulrich Füterer. Im 15. Jahrh. wurden viele dieſer Romane in Frankreich wie in Deutſchland in Proſa aufgelöſt und in zahlreichen Drucken verbreitet.

Tafelſchere, ſ. unter Blechbearbeitungsmaſchinen.

Tafelſchiefer, ſ. unter Thonſchiefer.

Tafelſchnitt, Schliffform der Edelſteine, ſ. unter Edelſteinſchleiferei, Bd. V, S. 751.

Tafelſpat, ſoviel wie Wollaſtonit.

Tafelwage, ſ. unter Federwage.

Täfelwerk oder Vertäfelung (Intabulation, Boiſerie), eine aus einzelnen Holztafeln mit Kehlſtößen zuſammengeſetzte Verkleidung einer Wand oder Decke. Vertäfelungen waren im 15. bis 17. Jahrh. in den Zimmern unſerer Wohnhäuſer ganz allgemein, verſchwanden aber dann, machten ſchließlich den Papiertapeten Platz und wurden erſt in der allerneueſten Zeit wieder mehr und mehr, beſonders in Speiſezimmern und in Trinkſtuben (Reſtaurants) angewendet. Das T. der Decke iſt gewöhnlich durch profilierte Balken in viele verſchiedenartig geſtaltete Felder geteilt, welche durch glatte oder ornamentierte Tafeln ausgefüllt ſind. Das T. der Wände iſt meiſt ſtreng architektoniſch, durch Pfeiler oder Säulen, zwiſchen welche Felder eingeſchoben ſind, gegliedert. Es reicht meiſt nicht ganz bis zur Decke, ſondern läßt ein Stück Wand frei, welches meiſt durch Malerei, Gobelins, Ledertapete oder aufgehängte Gemälde deloriert wird, und ſchließt oben mit einem weit vorladenden Geſims ab, auf welches man zur Dekoration Geräte und Gefäße aller Art aufzuſtellen pflegt.

Taffia, engl. auch Tafia, wird in Weſtindien eine aus Melaſſe und andern Abgängen bei der Rohrzuckerbereitung hergeſtellte geringere Sorte Rum (ſ. d.) genannt.

Tafft (frz. taffetas; engl. taffeta, taffety), die gemeinſame Benennung glatter, leinwandartig gewebter Zeuge aus gelochter Seide, beſonders derjenigen von leichterer Art, in welchen die Kette aus einfachen Fäden von Organſin, der Einſchlag aus ein-, zwei-, höchſtens dreifachen Fäden von Trama (ſ. unter Seide) beſteht. Die ſchweren T. mit zweifädiger Kette und zwei- bis zehnfädigem Einſchlag heißen Gros (ſ. d.); Marcellin oder Doppeltafft ſteht im Ausſehen und in der Schwere zwiſchen Gros und eigentlichem T. Futtertafft, Florence und Miflorence oder auch Halbflorence, letzterer mit ſeidener Kette und baumwollenem Einſchlag, ſind leichtere Tafftſorten.

Tafftband, ſ. unter Bandfabrikation.

Tafftpapier, einſeitig gefärbtes, auf dieſer Seite durch Glätten mit Glanz verſehenes Papier.

Tafilet, große zu Marokko gehörige Oaſe in der nordweſtl. Sahara, im Süden des Atlas, vom Tafilet-Ghir durchſtrömt, einem nur zeitweiſe bis zum Salzſee Ed-Daura fließenden Gewäſſer, zählt auf 1380 qkm in 150 Dörfern etwa 100000 E., Berber und Araber. Die Oaſe bringt vorzügliche Datteln hervor und hat Induſtrie in Maroquins, Seidenzeugen und Teppichen. Zu Abuam, dem Hauptort T.s, hat der Handel der Oaſe ſeinen Mittelpunkt; hier kreuzen ſich mehrere Karawanenſtraßen. Dabei liegt das marokkan. Fort Riſſani.

Tafna, Küſtenfluß im W. der Provinz Oran Algeriens, an welchem vom 26. bis 28. Jan. 1836 zwiſchen Franzoſen und Kabylen Kämpfe ſtattfanden und 30. Mai 1837 der franz. General Bugeaud mit Abd-el-Kader einen Vertrag ſchloß, in welchem der Emir die Oberherrlichkeit Frankreichs über die Regentſchaft Algier anerkannte.

Taft, Stadt in der perſ. Provinz Irak-Adſchmi, im SW. von Jesd, am Nordabhange des Kohrud-Gebirges und an der Straße von Jesd nach Schiras, nahe der Grenze der Provinz Farſiſtan, von Gärten umgeben, zählt etwa 7000 E., darunter 1000 Feueranbeter, verfertigt eine der beſten Filzſorten Perſiens und vorzügliche Teppiche.

Tag nennt man im gewöhnlichen Leben die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizonte. Die in dieſem Sinne genommenen oder natürlichen T. ſind wegen der nicht ſenkrechten Neigung der Erdachſe gegen die Ebene der Erdbahn oder Ekliptik für die verſchiedenen Orter der Erde von ſehr ungleicher Länge. (S. Ekliptik.) Die Dauer des längſten T. iſt deſto länger, je weiter man ſich vom Äquator gegen die Pole entfernt. Unter dem Äquator, wo alle dem himmliſchen Äquator parallelen Kreiſe ſenkrecht auf dem Horizonte ſtehen und von dieſem in zwei Hälften geſchnitten werden, ſind auch das ganze Jahr hindurch alle T. den Nachten und untereinander gleich, während unter den Polen der längſte T. ein volles halbes Jahr dauert. Wegen ſeiner höchſt ungleichen Dauer iſt der T. in dem bisherigen Sinne oder der natürliche T. als Maß für unſere Zeitrechnung nicht geeignet. Man verſteht aber unter T. noch ferner die Zeit von einer Kulmination (ſ. d.) der Sonne bis zur andern und nennt einen ſolchen T. einen wahren Sonnentag,

auch wohl, zum Unterſchiede vom natürlichen, einen künſtlichen T. Allein wegen der ungleichförmigen Bewegung der Sonne, die auf der nördl. Erdhälfte im Winter ſchneller, im Sommer langſamer iſt, und wegen der Bewegung der Sonne in der Ekliptik und nicht im Äquator, müſſen auch dieſe T. ungleich ſein. Man teilt daher das Jahr mit ſeinen ungleichen wahren Sonnentagen in ebenſo viele gleiche ſog. mittlere Sonnentage, und unſere Uhren ſind auf dieſe angenommene gleichförmig gehende Bewegung der Erde geſtellt. Der ſich zu allen Zeiten völlig gleichbleibende T., nach welchem daher auch die Aſtronomen am liebſten rechnen, iſt der Sterntag. (S. Sternzeit.)

Im bürgerlichen Leben pflegt man den T. gewöhnlich von Mitternacht an zu rechnen und zählt ihn durch zweimal zwölf Stunden hindurch, während die Aſtronomen den mittlern Sonnentag erſt von Mittag an zu zählen beginnen und durch volle 24 Stunden fortzählen. Sagt man z. B. im bürgerlichen Leben: den 14. April 9 Uhr vormittags, ſo ſagt der Aſtronom: den 13. April 21 Uhr u. ſ. w. (S. Sonnenzeit.) Der T. iſt übrigens jenes uns von der Natur gleichſam aufgedrungene unveränderliche Urmaß der Zeit, deſſen ſich alle Völker und Nationen bedienen. Während alles am Himmel, z. B. die Bahnen der Kometen, ſowie der Planeten und ihrer Begleiter, zahlloſen Störungen unterworfen iſt, iſt die Länge des T., die Rotationszeit der Erde, das einzige unveränderliche Element, das ſich, den genaueſten Unterſuchungen der größten Aſtronomen zufolge, ſeitdem Beobachtungen vorhanden, auch nicht um eine Sekunde geändert hat. Über die Tageszeiten, die Differenz in Bezug auf Stunden und Datum, ſ. Länge (geogr.). Die Einteilung des T. in 24 Stunden findet man ſchon im grauen Altertum bei den Juden und Babyloniern, welche letztere den T. mit Sonnenaufgang anfingen. Die Juden, Römer und Griechen teilten den natürlichen T. in 12 Stunden, ebenſo die Nacht, ſodaß die Stunden in den verſchiedenen Jahreszeiten von ungleicher Länge waren. Die Athenienſer und ſpäter die Juden fingen den T. mit Sonnenuntergang an.

Im Rechtsweſen verſteht man unter T. einen Zeitraum von 24 Stunden, welcher von Mitternacht anfängt und bis zur folgenden Mitternacht dauert. Wenn von Erwerbung eines Rechts die Rede iſt, ſo iſt in der Regel nur nötig, den Anfang des T. zu erreichen, welcher dazu beſtimmt iſt. Wer aber binnen einer gewiſſen Zeit etwas leiſten ſoll, hat dazu noch den ganzen letzten T. bis zum Ablauf der üblichen Geſchäftsſtunden. Im übrigen ſ. Friſt.

Tag, der bergmänniſche Ausdruck für Erdoberfläche; daher der Ausdruck: über T. und unter T.

Tagal oder Tegal, Reſidentſchaft auf der niederländ. Inſel Java in Hinterindien, wird nördlich von der Javaſee, weſtlich von der Reſidentſchaft Cheribon, ſüdlich von der Reſidentſchaft Banjumas und öſtlich von der Reſidentſchaft Pekalongan begrenzt und zählt auf 3799 qkm (1880) 911034 Seelen, von denen 613 Europäer, 904477 Eingeborene, 5801 Chineſen, 143 Araber ſind. T. iſt mit Ausnahme ſeines ſüdlichſten, gebirgigen Teils in hohem Grade fruchtbar, befindet ſich im vortrefflichſten Kulturzuſtande und bringt alle ſpezifiſch indiſchen Kulturgewächſe, ſowie auch die von anderswo eingeführten in reichſtem Maße hervor. Hauptort und Sitz der Behörden iſt der Küſten- und Handelsort Tagal unter 6° 55′ ſüdl. Br. und 109° 10′ 25″ öſtl. L. von Greenwich, mit 30000 E.

Tagalen, Name der malaiiſchen Bewohner der Philippinen (ſ. d.).

Taganai, d. h. Stütze oder Säule des Mondes (baſchkiriſch), ein Berg im Uralgebirge, im ruſſ. Gouvernement Ufa, im Kreiſe Slatouſt, unter 55° 19′ nördl. Br. und 77° 31′ öſtl. L. von Ferro, 1204 m hoch. Der T. bildet einen breiten verlängerten Rücken mit zwei hervorragenden Gipfeln, die ſich auf einem aus Quarz beſtehenden Kamme erheben; der Berg iſt mit Wald und üppiger Vegetation bedeckt und enthält ſchöne Glimmergeſteine.

Taganrog, eine wichtige See- und Hafenſtadt im ſüdl. Rußland, im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einem Vorgebirge des Aſowſchen Meeres, 32 km von der Mündung des Don, Station der Eiſenbahn Kurſk-Charkow-Roſtow, der Hauptſtapelplatz für Don, Donetz und Wolga, nächſt Odeſſa bisher die blühendſte Handelsſtadt Neurußlands, im 13. Jahrh. eine Piſaniſche Kolonie, Portus Piſanus, wurde von Peter d. Gr. 1698 angelegt, im Frieden am Pruth 1712 zwar wieder aufgegeben, aber 1769 von Katharina II. neu begründet. Sie liegt in einer Gegend, die vordem eine Steppe war, aber durch Kultur in einen Garten umgeſchaffen iſt. T. hat wegen der kühlenden Seewinde und wegen ſeiner hohen und zugleich ſüdl. Lage ein ſehr geſundes und mildes Klima. Die Stadt zählt (1882) 63025 E., darunter viele Griechen und Armenier, und hat 11 Kirchen, eine Synagoge, ein Kloſter, 2 Gymnaſien und mehrere Licht-, Leder-, Tabak- und Maccaronifabriken. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus die Admiralität, das Seehoſpital, die Quarantäneanſtalt, die Wechſelbank, das Handelsgymnaſium, die von Warenhäuſern umgebene, im edeln Stil erbaute Börſe und das Theater. Die Gebäude der Citadelle ſind größtenteils verfallen. T. iſt ſeit 1802 der Hauptort eines eigenen Stadtgouvernements. Der Oberbefehlshaber ſteht unmittelbar unter dem Kaiſer und verwaltet die Militär-, Hafen- und Stadtpolizei, die Bauten, Quarantäne, Zölle u. ſ. w. Die Einwohner nähren ſich durch Fiſchfang, Induſtrie und Handel. Der Handel iſt beſonders durch die günſtige Lage des Ortes und durch zwei Meſſen, die hier jährlich gehalten werden, zu einem bedeutenden Aufſchwunge gekommen. Die Stadt iſt im Beſitz von zahlreichen Seeſchiffen und Küſtenfahrern. Hier ſtarb 1. Dez. (19. Nov.) 1825 Kaiſer Alexander I., dem 1831 in der Nähe des griech. Jeruſalemkloſters ein ſchönes Denkmal geweiht wurde. Am 3. Juni 1855 wurde T. von einer engl.-franz. Flottille beſchoſſen und zum Teil zerſtört. In der Nähe von T. liegt auch die Hafenſtadt Mariupol (ſ. d.).

Tagbogen heißt derjenige Teil des Tagkreiſes, d. i. des von einem Geſtirne in 24 Sternſtunden beſchriebenen Kreiſes, welcher über dem Horizont des Beobachtungsortes liegt. Für die Sterne, deren Deklination 0°, die alſo im Äquator ſtehen, iſt der T. 180°, für Sterne ſüdlich vom Äquator iſt er für Beobachtungsorte nördl. Breite kleiner und wird 0, wenn die ſüdl. Deklination gleich dem Komplement der geogr. Breite iſt, der T. wird größer für Sterne nördl. Deklination, bis endlich die Sterne nicht mehr untergehn oder der T. 360° iſt, wenn die nördl. Deklination größer als das Komplement der geogr. Breite iſt.

Tagebruch (im Bergbau) ist eine Auskesselung der Erdoberfläche, entstanden durch Zubruchegehen alter bergmännischer Arbeiten. (S. Pinge).

Tagebuch oder Journal heißt das Buch, in welches der Makler täglich die von ihm vermittelten Geschäfte einträgt, nachdem er sie vorher bereits in seinem sog. Handbuche notirt hat. Der vereidigte Handelsmakler oder Sensal ist verpflichtet, ein solches T. zu führen. Über das Nähere s. Handelsgesetzbuch, Art. 71—79. (Vgl. auch Journal.)

Tagegelder, s. Diäten.

Tagekranz, die Mündung eines Schachtes, s. Hängebank.

Tagesbefehl ist die meist schriftlich gegebene Anordnung für den Dienst eines Truppenteils im Laufe des Tags und wird in der Regel mit der Parole (s. d.) zugleich ausgegeben. Der T. geht von einem höhern Befehlshaber aus und umfaßt im Frieden den Dienstbetrieb, im Kriege die Maßregeln für Märsche, Stellungen, Gefechte, Verpflegung u. s. w., auch Disciplinarverordnungen, Belobungen oder Proklamationen an die Truppen bei besondern Gelegenheiten.

Tagesblindheit (grch. Nyktalopie) nennt man den Zustand, wenn das Sehvermögen bei voller Tagesbeleuchtung stark herabgesetzt, dagegen bei gedämpfter Beleuchtung besser oder ganz normal ist. Die T. kann ihren Grund haben entweder in Anomalien des Auges, die eine abnorm starke Einwirkung des Lichts auf den nervösen Sehapparat gestatten (Albinismus, abnorme Weite der Pupille u. s. w.), oder in einer krankhaft gesteigerten Lichtempfindlichkeit der nervösen Elemente, die ebensowohl die Folge einer Überblendung, als einer lange dauernden Lichtentziehung sein kann.

Tageskauf ist im Gegensatz zu dem Lieferungskauf (s. d.) dasjenige Kaufgeschäft, bei welchem die Ware sofort nach Abschluß des Vertrags geliefert werden soll. Doch stehen diesem eigentlichen T. die «auf morgen» oder «auf einige Tage Lieferung» geschlossenen Geschäfte nach Börsenusance gleich.

Tagesordnung heißt bei parlamentarischen und andern berathenden und beschließenden Versammlungen (z. B. Generalversammlungen von Aktiengesellschaften) die Zusammenstellung und Aufeinanderfolge der Gegenstände, welche in einer bestimmten Sitzung von der Versammlung zu erledigen sind. Gegenstände, welche nicht auf der T. stehen, dürfen in der Regel nur unter bestimmten Bedingungen als dringliche zur Debatte kommen. Dagegen kann die Versammlung auf der T. stehende Sachen von derselben absetzen und auf eine spätere Sitzung verschieben. Wird in einer Versammlung bei der Debatte über einen Gegenstand der Antrag gestellt und angenommen, über denselben «zur T. überzugehen», so bedeutet dies, daß die Versammlung sich mit dem Gegenstande nicht befassen, die vorliegenden Anträge nicht erörtern will oder auch sie förmlich ablehnt. Wird in dem Votum der Versammlung der Grund angegeben, weshalb dieselbe bezüglich des Gegenstandes zur T. übergeht, so nennt man dies eine «motivierte» T.

Tagewasser, die atmosphärischen und Flußwasser, welche durch Klüfte und Brüche in die Gruben eindringen.

Tagewerk, Feldmaß, s. Juchart.

Tagewerk (vgl. Bergbau). Bei der Schlägel- und Eisenarbeit wird der Querschnitt des Arbeitspunktes in T. geteilt, welche in gewisser Reihenfolge herausgehauen werden.

Tagfahrt, soviel wie Termin.

Tagfalter (Rhopalocera s. Diurna), eine ausgebreitete, aus ungefähr 430 Gattungen und 8000 Arten bestehende Familie der Großschmetterlinge, welche zwar auf der ganzen Erde Repräsentanten hat, in den Tropen aber und ganz besonders in Südamerika, das allein 200 ganz eigentümliche Gattungen aufweist, ganz unverhältnismäßig stark entwickelt ist. Die T. sind meist mittelgroße bis große Schmetterlinge, mit an der Spitze verdickten Fühlhörnern, kleinem, dünnem Leibe, großen, breiten Flügeln, die in der Ruhe senkrecht über den Körper zusammengeklappt werden. Meist sind sie oben schön gefärbt, während die Unterseite matte Schutzzeichnungen besitzt; sie sind «Ausgeburten des Lichts und Kinder der Sonne» (Goethe). Ihre Raupen sind sechzehnfüßig, selten behaart, öfters dornig, und besitzen bisweilen ganz abenteuerliche, an Schnecken und Asseln erinnernde Gestalten. Die Puppen sind frei, ohne Gespinst, meist außerhalb der Erde, oft blasig aufgetrieben oder eckig mit lebhaft metallisch glänzenden Flecken. Man teilt sie in 16 Familien, von denen folgende hervorzuheben sind: Satyridae, Sandaugen, zu denen das Damenbrett (Melanargia Galatea, Tafel: Insekten II, Fig. 13) gehört; Nymphalidae, eine sehr zahlreiche kosmopolitische Familie mit verhältnismäßig vielen und bekannten deutschen Arten, z. B. dem Admiral (Vanessa Atalanta, Fig. 8), dem weißen C (Vanessa C-album, Fig. 9), dem großen Eisvogel (Limenitis populi, Fig. 10), dem Silberstrich (Argynnis Paphia, Fig. 11), dem Spitzwegerichfalter (Melitaea Cinxia, Fig. 12) u. a. m.; Lycaenidae, Bläulinge, hierher gehören Polyommatus Phlaeas (Fig. 6) und Thecla betuli (Fig. 7); Papilionidae, Segler, mit dem Apollo (Parnassius Apollo, Fig. 3), dem Schwalbenschwanz (Papilio Machaon, Fig. 4) und prachtvollen tropischen Arten (unter andern Papilio Brookeana, Fig. 1); Pieridae, Weißlinge (s. d.), zu denen der Aurorafalter (Anthocharis cardamines, Fig. 4) und der Citronenvogel (Rhodocera rhamni, Fig. 5) gehören, und endlich die Hesperidae oder Dickköpfe. Über T. schrieben besonders J. A. Bois-Duval, E. Doubleday und Westwood, W. Hewitson, Kirby u. a. m.

Taggia, Stadt in der ital. Provinz Porto Maurizio, Bezirk San-Remo, rechts am Flusse Taggia (Argentina), in einem weiten Thale von Ausläufern der Ligurischen Alpen, 3 km von der Küste des Mittelmeers und der Station der Eisenbahn Genua-Savona-Ventimiglia, zählt (1881) 4494 E. und hat mehrere Kirchen, ein Gymnasium und Weinbau.

Tag- und Nachtgleiche, s. Aquinoktium.

Tagil', Stadt in Rußland, s. Nishne-Tagil'.

Tagil, ein Fluß in den russ. Gouvernements Perm und Tobolsk, ein rechter Nebenfluß der Tura, entspringt im Ural, im Kreise Jekaterinenburg und fließt zuerst nördlich, nachdem er aber das Gebirge verlassen hat, wendet er sich nach NO. und behält diese Richtung bis zu seiner Mündung. Er ist 275 km lang, 60—80 m breit und besitzt eine durchschnittliche Tiefe von 2 m; er ist auf eine Strecke von 200 km schiffbar, nämlich von Nishne-Tagilsk an; seine Strömung ist eine ziemlich reißende.

Taginä, alte Stadt, s. u. Gualdo Tadino.

Tagkäuze, s. unter Eule (Vogel).

Tagkreis, s. Tagbogen.

Tagleistung, s. Tagsatzung.

Tagliacozzo (mittellat. Tallacozum), Stadt in der ital. Provinz Aquila degli Abruzzi, Bezirk Avezzano, nordweſtlich vom ehemaligen See Fucino, am obern Ende der Campi Palentini, welche die niedrige Waſſerſcheide zwiſchen Tiber und Garigliano bilden, in prächtiger Umgebung, zählt (1881) 3997 (Gemeinde 8327) E. und hat zwei got. Kirchen aus dem 13. Jahrh. und ein hochgelegenes Schloß. In der Schlacht von T. 23. Aug. 1268, welche auch nach dem nahen Scurcola genannt wird, beſiegte König Karl I. von Anjou Konradin, Herzog von Schwaben. Zum Gedächtnis dieſes Siegs ließ Karl die ſchöne Kirche Sta.-Maria della Vittoria mit Kloſter nahe Scurcola erbauen, welche jedoch nur noch als Ruine vorhanden iſt; nur das aus jener Zeit ſtammende bemalte Marienbild befindet ſich jetzt in der Kirche Sta.-Maria in Scurcola.

Tagliamento, der Tiliaventus der Römer, mittellat. Tiliamentum, ein unweit der ſumpfigen Mündung ſchiffbarer Fluß in Friaul, im oberital. Compartimento Venetien, Provinz Udine, der am Monte-Cridola in den Venetianiſchen Alpen auf der Grenze der Provinzen Udine und Belluno entſpringt und nach einem Laufe von 165 km am kleinen Hafen T. in das Adriatiſche Meer mündet. In ſeinem untern Laufe ſcheidet er die Provinzen Udine und Venedig. Links nimmt er die Fella auf. Er hat im Oberlauf bis 39 m Gefälle, in der Ebene eine Breite von 100 m; nach Anſchwellungen nehmen die Arme, in welche er ſich teilt, bis 2430 m Breite ein. Sein Bett iſt im Sommer eine breite Kiesebene. Am T. fand 12. Nov. 1805 zwiſchen den zurückweichenden Öſterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzoſen unter Maſſéna ein Gefecht ſtatt.

Das Departement Tagliamento des Napoleoniſchen Königreichs Italien, von Treviſo bis zum T. reichend, hatte zum Hauptort Treviſo.

Tagliana (Emilie), Sängerin, geb. 1854 in Mailand, wurde von Profeſſor Lamperti daſelbſt ausgebildet, debütierte in Neapel, ſang dann in Florenz, Rom, Paris und Odeſſa und folgte 1873 einem Rufe an die Hofoper zu Wien, die ſie 1879 mit der berliner Hofoper vertauſchte. Sie lebt ſeit 1883 von der Bühne zurückgezogen. Ihrerzeit fand ſie viel Anerkennung, und zwar nicht nur wegen ihrer trefflich geſchulten Stimme, ſondern auch wegen ihrer graziöſen und anmutigen Erſcheinung. Zerline, Dinorah, Ophelia, Lucia von Lammermoor, Amine galten als ihre beſten Leiſtungen.

Taglied, ſ. unter Minneſinger.

Taglilie, ſ. Hemerocallis.

Taglioni, eine Künſtlerfamilie, die ſich auf dem Gebiete der Tanzkunſt ausgezeichnet hat:

Philipp T., geb. 1777 in Mailand als Sohn des Tänzers Karl T., war anfänglich erſter Tänzer und Ballettmeiſter in Stockholm, wo er anſtatt des Rokokokoſtüms in den Anakreontiſchen Balletts das wahre antike Koſtüm einführte. Später wirkte er in Kaſſel, bis 1858 in Warſchau. Er iſt der Verfaſſer vieler Ballette, unter denen ſich «Sylphide» durch Erfindung, Poeſie und ſinnreiche choreographiſche Ausführung auszeichnet. Er ſtarb 11. Febr. 1871 am Comerſee.

Marie T., Tochter des vorigen, geb. 23. April 1804 in Stockholm, trat 1822 in Wien, dann in Stuttgart und München, ſeit 1827 aber in der Großen Oper zu Paris mit größtem Beifall auf. Im J. 1832 wurde ſie nach Berlin berufen, wo ſie beſonders als Bajadere in dem Ballett gleichen Namens ſich auszeichnete. Der ungemeine Beifall, den ſie hier erntete, begleitete ſie bei allen ihren Engagements in Deutſchland, Frankreich, Italien, England und Rußland. Unerreicht war ſie in dem, was man mit dem techniſchen Ausdruck Elevation benennt. Im J. 1832 verheiratete ſie ſich mit dem Grafen Gilbert de Voiſins. Nachdem ſie 1844 zu Paris, 1847 zu London zum letzten mal die Bühne betreten, zog ſie ſich nach Italien zurück und ſtarb 23. April 1884 zu Marſeille.

Paul T., Bruder der vorigen, geb. in Wien 12. Jan. 1808, widmete ſich in Paris im Collége Bourbon den klaſſiſchen Studien, ſpäter im Konſervatorium unter Coulon, ſowie unter Leitung ſeines Vaters der Tanzkunſt. Er betrat mit ſeiner Schweſter Marie zugleich die Bühne in Stuttgart (1825), dann in Wien, München und ſeit 1827 in Paris mit großem Erfolg. Er fand dann 1829 zu Berlin ein lebenslängliches Engagement und verheiratete ſich hier mit der erſten Tänzerin, Amalie Galſter, die fortan auf der berliner Bühne wie auf häufigen Kunſtreiſen in Paris, London, Stockholm, Warſchau u. ſ. w., ſelbſt in Amerika die Triumphe des Gatten teilte, aber 1847 von der Bühne ſchied. Sie ſtarb 23. Dez. 1881 in Berlin. Nachdem Paul T. 1849 zum königl. Ballettmeiſter und 1869 zum Balletdirektor des Hoftheaters zu Berlin ernannt worden, widmete er ſich mit ſeltener Energie der Förderung ſeiner Kunſt und erwarb ſich beſonders durch ſeine eigenen choreographiſchen Kompoſitionen den Ruf des vorzüglichſten Balletdichters der neuern Zeit. Als ſeine bedeutendſten Ballette ſind hervorzuheben: «Sardanapal», «Undine», «Satanella», «Flick und Flock», «Fantasca» u. ſ. w., die nicht nur in Berlin, ſondern auch auf den meiſten großen europ. Bühnen großen Beifall fanden. T. ſtarb 7. Jan. 1884 in Berlin.

Marie T., geb. 27. Okt. 1833 zu Berlin, die Tochter Pauls und Nichte der ältern Marie T., betrat als Schülerin ihres Vaters bereits 1847 in London zum erſten mal, und zwar mit glänzendem Erfolg, die Bühne. Dieſelbe enthuſiaſtiſche Aufnahme fand ſie einige Monate ſpäter zu Berlin, wo ſie engagiert wurde. Im J. 1866 zog ſie ſich infolge ihrer Vermählung mit dem Prinzen Joſeph Windiſchgrätz von der Bühne zurück. Sie vereinigte im Tanze Anmut und Schönheit mit den Vorzügen künſtleriſcher Vollendung und einem hervorragenden dramatiſch-mimiſchen Talent.

Täglo (ruſſ.), ſ. Tſaglo.

Tagnanuß, ſ. Elfenbeinnuß.

Tagpfauenauge, ſ. Pfauenauge.

Tagraubvögel, ſ. unter Raubvögel.

Tagſatzung, früher Tagleiſtung genannt, war die Verſammlung der Geſandten der ſchweiz. Kantone (Stände) zur Aufrechthaltung ihres Schutz- und Trutzbündniſſes und zur Beſorgung ſonſtiger gemeinſchaftlicher Angelegenheiten. Die T. verſammelte ſich bald da, bald dort. Seit der Reformation wurden öfters beſondere katholiſche T. in Luzern, ſowie reformierte in Aarau gehalten; für die allgemeinen war im 16. und 17. Jahrh. meiſt Baden, im 18. Frauenfeld der Verſammlungsort. Die helvetiſche Einheitsverfaſſung von 1798 beſeitigte die T. und ſetzte an ihre Stelle einen Senat und einen Großen Rat; die Mediationsakte von 1803 ſtellte ſie mit erweiterten Kompetenzen wieder her und beſtimmte Freiburg, Bern, Solothurn, Baſel, Zürich und Luzern zu Verſammlungs- und

Vororten. Durch die Bundesakte vom 7. Aug. 1815 endlich wurde die Zahl der Vororte auf drei beſchränkt und die T. verſammelte ſich, alle zwei Jahre wechſelnd, zu Zürich, Bern und Luzern. Dieſer Zuſtand dauerte bis zur Beſeitigung der T. durch die Bundesverfaſſung vom 12. Sept. 1848. (S. unter Schweiz, Bd. XIV, S. 593 und 600.)

Tagſchmetterlinge, ſoviel wie Tagfalter.

Taguan, ſoviel wie Flughörnchen (ſ. u. Eichhörnchen). Hierher gehört der rote Taguan (Pteromys nitidus, Tafel: Nagetiere I, Fig. 2), ein ohne Schwanz 43 cm langer, rotbrauner Bewohner Javas, Borneos und Sumatras.

Taguanüſſe, ſ. unter Phytelephas.

Tagulandang, Inſel in Hinterindien unter 2° 5′ nördl. Br. und 123° 15′ öſtl. L. von Greenwich, nördlich von der Nordſpitze der nördlichſten Halbinſel der Inſel Celebes und ſüdlich von den größten der Sangir-Inſeln gelegen; 140 qkm groß, mit 2000 E., iſt ein kleines, unter einem inländiſchen Fürſten (Radſcha), einem Vaſallen der niederländ.-ind. Regierung, ſtehendes Reich und bildet einen Teil der niederländ. Reſidentſchaft Menado in politiſch-adminiſtrativer Hinſicht.

Tagus, im Altertum Name des Tajo (ſ. d.).

Tagwechſel oder präciſer Wechſel iſt ein Wechſel, auf welchem als Zeitpunkt der Zahlung ein beſtimmter Tag angegeben iſt. Lautet dieſe Angabe auf die Mitte eines Monats, ſo iſt der Wechſel am 15. des betreffenden Monats fällig. (Allgemeine Deutſche Wechſelordnung, Art. 40.) Vgl. Wechſel und Wechſelzahlung.

Tagweiſe (Taglied), ſ. unter Minneſinger.

Tahaa, ſ. Otaha.

Tahiti oder Taiti (früher Otaheiti genannt), die größte der franz. Geſellſchaftsinſeln im Großen Ocean, beſteht aus zwei durch eine etwa 2 km breite, im höchſten Punkte nur 14 m hohe Landenge (Taravas, Taravao) verbundenen Halbinſeln, deren größere nordweſtliche, das eigentliche T. oder Porionuu oder Tahiti-nui (Groß-Tahiti), die kleinere ſüdöſtliche aber Taiarabu oder Tahiti-iti (Klein-Tahiti) heißt, und die zuſammen 1042 qkm Flächeninhalt haben, wovon auf Taiarabu etwa 240 qkm kommen. Das Innere der von einem Korallenriff umgebenen, aber mit trefflichen Häfen verſehenen Inſel iſt gebirgig. Von allen Seiten ſteigt das Land von der die ganze Inſel rings umgebenden ſchmalen Küſtenebene aus gegen die Mitte in die Höhe, deren höchſte Spitze, der Orohena oder Tobreonu, ſich bis zu 2236 m erhebt. Im Innern der meiſt bis zum Gipfel mit Pflanzen bewachſenen Gebirge iſt das Land wild und unbebaut; nur die Küſtenebene und einige Bergthäler ſind bewohnt und kultiviert. Mit Ausnahme dieſer Stellen iſt T. mit Wäldern von Kokos- und andern Palmen, Bananen, Brotfruchtbäumen, Orangen und andern Gewächſen eines tropiſchen Klimas bedeckt. Die Lagune, von welcher ſie wie von einem ungeheuern Feſtungsgraben umgeben wird, iſt 10 m tief. Der Hauptort der Inſel und das Centrum der franz. Beſitzungen im öſtl. Oceanien iſt Papeete (ſ. d.), an der Nordweſtküſte, Sitz des franz. Gouverneurs, zugleich Haupthandelsplatz. Die ganze Bevölkerung der Inſel belief ſich 1882 auf 9179 Seelen, darunter 5104 männlichen und 4075 weiblichen Geſchlechts. Die Inſel iſt berühmt durch den naiv-idylliſchen Charakter, den man ihren Einwohnern einſt andichtete, ſowie durch die große Rolle, die ſie in der Geſchichte der Entdeckungen, ſowie bei der Verbreitung des Chriſtentums in der Südſee geſpielt. Nachdem ſchon 1606 der Spanier Quiros auf der öſtlich gelegenen niedrigen Inſel Anaa, die er Sagittaria nannte, gelandet, wurde T. 19. Juni 1767 vom engl. Seefahrer Wallis, der ſie König Georgs III. Inſel nannte, und 2. April 1768 vom Franzoſen Bougainville beſucht, der zuerſt ihren einheimiſchen Namen T. in Gang brachte. Die Engländer dagegen brauchten noch lange Zeit die Form Otaheiti (Otaheite). Cook, welcher die Inſel ſeit 10. April 1769 beſucht und nach Beobachtung des Venusdurchgangs (an der Nordſpitze Point Venus oder Tehuroa) mit Forſter zuerſt genauer unterſuchte und beſchrieb, fand nebſt ſeinen Genoſſen ein harmloſes, auf 100000 Seelen geſchätztes Naturvolk, welches unter einem König ſtand, der zugleich oberſter Prieſter war. Die Berührung mit der europ. Civiliſation verwandelte indeſſen bald das unbefangene Sinnenleben dieſes Volks zu gemeiner Sittenloſigkeit und die angeborenen Fehler zu eigentlichen Laſtern. Vor allem richteten die Luſtſeuche und der Gebrauch des Branntweins ungeheuere Verwüſtungen an. Um dieſen Zuſtand zu beſſern, wurden bereits 1797 Miſſionare von England nach T. ausgeſendet. (S. Geſellſchaftsinſeln.)

Tahiti-Archipel, ſ. Geſellſchaftsinſeln.

Tahkalis, ſ. Carrier-Indianer.

Taiarabu, ſ. unter Tahiti.

Taifun (Teifun, Tyfon), Name für ſehr heftige Wirbelſtürme (ſ. Cyklone) im Indiſchen und Chineſiſchen Meere.

Taikun, ein in Japan ſelbſt ungebräuchlicher Titel, mit welchem die Engländer und Nordamerikaner in neuerer Zeit häufig die Sgogun oder die «weltlichen Kaiſer» von Japan bezeichneten. Die Würde des Sgogun entſtand, als der 1152 zum Oberfeldherrn ernannte Jori-tomo im J. 1192 zum erblichen Zi-i-daï, d. h. Krongeneral, erhoben wurde. Auf Koſten des eigentlichen Herrſchers von Japan, des Mikado, ſuchten die Sgoguns ſich eine immer größere Macht über alle Angelegenheiten des Reichs zu verſchaffen und eine Stellung gleich jener der Majores domus bei den fränkiſchen Königen einzunehmen. Am erfolgreichſten geſchah ſolches durch Minamoto no Jjejaſou, den Stifter der letzten nach ihm Minamoto genannten Dynaſtie der Sgoguns. Dieſer wußte, von 1598 an, wenn auch nicht dem Namen nach, doch faktiſch, die ganze Regierung des Reichs nach innen und außen zu uſurpieren und auf ſeine Nachfolger zu vererben.

Tail, ſ. Tael.

Taillandier (René Gaſpard Erneſt, genannt Saint-René), franz. Schriftſteller, vorzüglich bekannt durch ſeine Arbeiten über Deutſchland, geb. 16. Dez. 1817 zu Paris, widmete ſich, auf dem Lycée Charlemagne vorbereitet, zu Paris dem Studium der Rechte, beſchäftigte ſich aber daneben mit Philoſophie und Litteratur. Im J. 1840 trat er mit der größern Dichtung «Béatrice», benannt nach der Geliebten des Dante, hervor, ſtudierte dann anderthalb Jahre zu Heidelberg und durchwanderte die Rheinlande, Bayern, Teile Sachſens und Preußens. Nachdem er gegen Ende 1841 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er zum ſuppleierenden Profeſſor an der Faculté des lettres zu Straßburg ernannt. Er erwarb ſich hierauf 1843 mit der Schrift «Scot Erigène et la philosophie

Tagliacozzo (mittellat. Tallacozum), Stadt in der ital. Provinz Aquila degli Abruzzi, Bezirk Avezzano, nordweſtlich vom ehemaligen See Fucino, am obern Ende der Campi Palentini, welche die niedrige Waſſerſcheide zwiſchen Tiber und Garigliano bilden, in prächtiger Umgebung, zählt (1881) 3997 (Gemeinde 8327) E. und hat zwei got. Kirchen aus dem 13. Jahrh. und ein hochgelegenes Schloß. In der Schlacht von T. 23. Aug. 1268, welche auch nach dem nahen Scurcola genannt wird, beſiegte König Karl I. von Anjou Konradin, Herzog von Schwaben. Zum Gedächtnis dieſes Siegs ließ Karl die ſchöne Kirche Sta.-Maria della Vittoria mit Kloſter nahe Scurcola erbauen, welche jedoch nur noch als Ruine vorhanden iſt; nur das aus jener Zeit ſtammende bemalte Marienbild befindet ſich jetzt in der Kirche Sta.-Maria in Scurcola.

Tagliamento, der Tiliaventus der Römer, mittellat. Tiliamentum, ein unweit der ſumpfigen Mündung ſchiffbarer Fluß in Friaul, im oberital. Compartimento Venetien, Provinz Udine, der am Monte-Cridola in den Venetianiſchen Alpen auf der Grenze der Provinzen Udine und Belluno entſpringt und nach einem Laufe von 165 km am kleinen Hafen T. in das Adriatiſche Meer mündet. In ſeinem untern Laufe ſcheidet er die Provinzen Udine und Venedig. Links nimmt er die Fella auf. Er hat im Oberlauf bis 39 m Gefälle, in der Ebene eine Breite von 100 m; nach Anſchwellungen nehmen die Arme, in welche er ſich teilt, bis 2430 m Breite ein. Sein Bett iſt im Sommer eine breite Kiesebene. Am T. fand 12. Nov. 1805 zwiſchen den zurückweichenden Öſterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzoſen unter Maſſéna ein Gefecht ſtatt.

Das Departement Tagliamento des Napoleoniſchen Königreichs Italien, von Treviſo bis zum T. reichend, hatte zum Hauptort Treviſo.

Tagliana (Emilie), Sängerin, geb. 1854 in Mailand, wurde von Profeſſor Lamperti daſelbſt ausgebildet, debütierte in Neapel, ſang dann in Florenz, Rom, Paris und Odeſſa und folgte 1873 einem Rufe an die Hofoper zu Wien, die ſie 1879 mit der berliner Hofoper vertauſchte. Sie lebt ſeit 1883 von der Bühne zurückgezogen. Ihrerzeit fand ſie viel Anerkennung, und zwar nicht nur wegen ihrer trefflich geſchulten Stimme, ſondern auch wegen ihrer graziöſen und anmutigen Erſcheinung. Zerline, Dinorah, Ophelia, Lucia von Lammermoor, Amine galten als ihre beſten Leiſtungen.

Tagtied, ſ. unter Minneſinger.

Taglilie, ſ. Hemerocallis.

Taglioni, eine Künſtlerfamilie, die ſich auf dem Gebiete der Tanzkunſt ausgezeichnet hat:

Philipp T., geb. 1777 in Mailand als Sohn des Tänzers Karl T., war anfänglich erſter Tänzer und Ballettmeiſter in Stockholm, wo er anſtatt des Rokokokoſtüms in den Anakreontiſchen Balletts das wahre antike Koſtüm einführte. Später wirkte er in Kaſſel, bis 1853 in Warſchau. Er iſt der Verfaſſer vieler Ballette, unter denen ſich «Sylphide» durch Erfindung, Poeſie und ſinnreiche choreographiſche Ausführung auszeichnet. Er ſtarb 11. Febr. 1871 am Comerſee.

Marie T., Tochter des vorigen, geb. 23. April 1804 in Stockholm, trat 1822 in Wien, dann in Stuttgart und München, ſeit 1827 aber in der Großen Oper zu Paris mit größtem Beifall auf. Im J. 1832 wurde ſie nach Berlin berufen, wo ſie beſonders als Bajadere in dem Ballett gleichen Namens ſich auszeichnete. Der ungemeine Beifall, den ſie hier erntete, begleitete ſie bei allen ihren Engagements in Deutſchland, Frankreich, Italien, England und Rußland. Unerreicht war ſie in dem, was man mit dem techniſchen Ausdruck Elevation benennt. Im J. 1832 verheiratete ſie ſich mit dem Grafen Gilbert de Voiſins. Nachdem ſie 1841 zu Paris, 1847 zu London zum letzten mal die Bühne betreten, zog ſie ſich nach Italien zurück und ſtarb 23. April 1884 zu Marſeille.

Paul T., Bruder der vorigen, geb. in Wien 12. Jan. 1808, widmete ſich in Paris im Collége Bourbon den klaſſiſchen Studien, ſpäter im Konſervatorium unter Coulon, ſowie unter Leitung ſeines Vaters der Tanzkunſt. Er betrat mit ſeiner Schweſter Marie zugleich die Bühne in Stuttgart (1825), dann in Wien, München und ſeit 1827 in Paris mit großem Erfolg. Er fand dann 1829 zu Berlin ein lebenslängliches Engagement und verheiratete ſich hier mit der erſten Tänzerin, Amalie Galſter, die fortan auf der berliner Bühne wie auf häufigen Kunſtreiſen in Paris, London, Stockholm, Warſchau u. ſ. w., ſelbſt in Amerika die Triumphe des Gatten teilte, aber 1847 von der Bühne ſchied. Sie ſtarb 23. Dez. 1881 in Berlin. Nachdem Paul T. 1849 zum königl. Ballettmeiſter und 1869 zum Balletdirektor des Hoftheaters zu Berlin ernannt worden, widmete er ſich mit ſeltener Energie der Förderung ſeiner Kunſt und erwarb ſich beſonders durch ſeine eigenen choreographiſchen Kompoſitionen den Ruf des vorzüglichſten Balletdichters der neuern Zeit. Als ſeine bedeutendſten Ballette ſind hervorzuheben: «Sardanapal», «Undine», «Satanella», «Flick und Flock», «Fantasca» u. ſ. w., die nicht nur in Berlin, ſondern auch auf den meiſten großen europ. Bühnen großen Beifall fanden. T. ſtarb 7. Jan. 1884 in Berlin.

Marie T., geb. 27. Okt. 1833 zu Berlin, die Tochter Pauls und Nichte der ältern Marie T., betrat als Schülerin ihres Vaters bereits 1847 in London zum erſten mal, und zwar mit glänzendem Erfolg, die Bühne. Dieſelbe enthuſiaſtiſche Aufnahme fand ſie einige Monate ſpäter zu Berlin, wo ſie engagiert wurde. Im J. 1866 zog ſie ſich infolge ihrer Vermählung mit dem Prinzen Joſeph Windiſchgrätz von der Bühne zurück. Sie vereinigte im Tanze Anmut und Schönheit mit den Vorzügen künſtleriſcher Vollendung und einem hervorragenden dramatiſch-mimiſchen Talent.

Täglo (ruſſ.), ſ. Tjaglo.

Tagnanuß, ſ. Elfenbeinnuß.

Tagpfauenauge, ſ. Pfauenauge.

Tagraubvögel, ſ. unter Raubvögel.

Tagſatzung, früher Tagleiſtung genannt, war die Verſammlung der Geſandten der ſchweiz. Kantone (Stände) zur Aufrechthaltung ihres Schutz- und Trutzbündniſſes und zur Beſorgung ſonſtiger gemeinſchaftlicher Angelegenheiten. Die T. verſammelte ſich bald da, bald dort. Seit der Reformation wurden öfters beſondere katholiſche T. in Luzern, ſowie reformierte in Aarau gehalten; für die allgemeinen war im 16. und 17. Jahrh. meiſt Baden, im 18. Frauenfeld der Verſammlungsort. Die helvetiſche Einheitsverfaſſung von 1798 beſeitigte die T. und ſetzte an ihre Stelle einen Senat und einen Großen Rat; die Mediationsakte von 1803 ſtellte ſie mit erweiterten Kompetenzen wieder her und beſtimmte Freiburg, Bern, Solothurn, Baſel, Zürich und Luzern zu Verſammlungs- und

Vororten. Durch die Bundesakte vom 7. Aug. 1815 endlich wurde die Zahl der Vororte auf drei beſchränkt und die T. verſammelte ſich, alle zwei Jahre wechſelnd, zu Zürich, Bern und Luzern. Dieſer Zuſtand dauerte bis zur Beſeitigung der T. durch die Bundesverfaſſung vom 12. Sept. 1848. (S. unter Schweiz, Bd. XIV, S. 593 und 600.)

Tagſchmetterlinge, ſoviel wie Tagfalter.

Taguan, ſoviel wie Flughörnchen (ſ. u. Eichhörnchen). Hierher gehört der rote Taguan (Pteromys nitidus, Tafel: Nagetiere I, Fig. 2), ein ohne Schwanz 43 cm langer, rotbrauner Bewohner Javas, Borneos und Sumatras.

Taguanüſſe, ſ. unter Phytelephas.

Tagulandang, Inſel in Hinterindien unter 2° 5′ nördl. Br. und 123° 15′ öſtl. L. von Greenwich, nördlich von der Nordſpitze der nördlichſten Halbinſel der Inſel Celebes und ſüdlich von den größten der Sangir-Inſeln gelegen; 140 qkm groß, mit 2000 E., iſt ein kleines, unter einem inländiſchen Fürſten (Radſcha), einem Vaſallen der niederländ.-ind. Regierung, ſtehendes Reich und bildet einen Teil der niederländ. Reſidentſchaft Menado in politiſch-adminiſtrativer Hinſicht.

Tagus, im Altertum Name des Tajo (ſ. d.).

Tagwechſel oder präciſer Wechſel iſt ein Wechſel, auf welchem als Zeitpunkt der Zahlung ein beſtimmter Tag angegeben iſt. Lautet dieſe Angabe auf die Mitte eines Monats, ſo iſt der Wechſel am 15. des betreffenden Monats fällig. (Allgemeine Deutſche Wechſelordnung, Art. 40.) Vgl. Wechſel und Wechſelzahlung.

Tagweiſe (Taglied), ſ. unter Minneſinger.

Tahaa, ſ. Otaha.

Tahiti oder Taiti (früher Otaheiti genannt), die größte der franz. Geſellſchaftsinſeln im Großen Ocean, beſteht aus zwei durch eine etwa 2 km breite, im höchſten Punkte nur 14 m hohe Landenge (Taravas, Taravao) verbundenen Halbinſeln, deren größere nordweſtliche, das eigentliche T. oder Porionuu oder Tahiti-nui (Groß-Tahiti), die kleinere ſüdöſtliche aber Taiarabu oder Tahiti-iti (Klein-Tahiti) heißt, und die zuſammen 1042 qkm Flächeninhalt haben, wovon auf Taiarabu etwa 240 qkm kommen. Das Innere der von einem Korallenriff umgebenen, aber mit trefflichen Häfen verſehenen Inſel iſt gebirgig. Von allen Seiten ſteigt das Land von der die ganze Inſel rings umgebenden ſchmalen Küſtenebene aus gegen die Mitte in die Höhe, deren höchſte Spitze, der Orohena oder Tobreonu, ſich bis zu 2236 m erhebt. Im Innern der meiſt bis zum Gipfel mit Pflanzen bewachſenen Gebirge iſt das Land wild und unbebaut; nur die Küſtenebene und einige Bergthäler ſind bewohnt und kultiviert. Mit Ausnahme dieſer Stellen iſt T. mit Wäldern von Kokos- und andern Palmen, Bananen, Brotfruchtbäumen, Orangen und andern Gewächſen eines tropiſchen Klimas bedeckt. Die Lagune, von welcher ſie wie von einem ungeheuern Feſtungsgraben umgeben wird, iſt 10 m tief. Der Hauptort der Inſel und das Centrum der franz. Beſitzungen im öſtl. Oceanien iſt Papeete (ſ. d.), an der Nordweſtküſte, Sitz des franz. Gouverneurs, zugleich Haupthandelsplatz. Die ganze Bevölkerung der Inſel belief ſich 1882 auf 9179 Seelen, darunter 5104 männlichen und 4075 weiblichen Geſchlechts. Die Inſel iſt berühmt durch den naiv-idylliſchen Charakter, den man ihren Einwohnern einſt andichtete, ſowie durch die große Rolle, die ſie in der Geſchichte der Entdeckungen, ſowie bei der Verbreitung des Chriſtentums in der Südſee geſpielt. Nachdem ſchon 1606 der Spanier Quiros auf der öſtlich gelegenen niedrigen Inſel Anaa, die er Sagittaria nannte, gelandet, wurde T. 19. Juni 1767 vom engl. Seefahrer Wallis, der ſie König Georgs III. Inſel nannte, und 2. April 1768 vom Franzoſen Bougainville beſucht, der zuerſt ihren einheimiſchen Namen T. in Gang brachte. Die Engländer dagegen brauchten noch lange Zeit die Form Otaheiti (Otaheite). Cook, welcher die Inſel ſeit 10. April 1769 beſucht und nach Beobachtung des Venusdurchgangs (an der Nordſpitze Point Venus oder Tehuroa) mit Forſter zuerſt genauer unterſuchte und beſchrieb, fand nebſt ſeinen Genoſſen ein harmloſes, auf 100000 Seelen geſchätztes Naturvolk, welches unter einem König ſtand, der zugleich oberſter Prieſter war. Die Berührung mit der europ. Civiliſation verwandelte indeſſen bald das unbefangene Sinnenleben dieſes Volks zu gemeiner Sittenloſigkeit und die angeborenen Fehler zu eigentlichen Laſtern. Vor allem richteten die Luſtſeuche und der Gebrauch des Branntweins ungeheuere Verwüſtungen an. Um dieſen Zuſtand zu beſſern, wurden bereits 1797 Miſſionare von England nach T. ausgeſendet. (S. Geſellſchaftsinſeln.)

Tahiti-Archipel, ſ. Geſellſchaftsinſeln.

Tahkalis, ſ. Carrier-Indianer.

Taiarabu, ſ. unter Tahiti.

Taifun (Teifun, Tyfon), Name für ſehr heftige Wirbelſtürme (ſ. Cyklone) im Indiſchen und Chineſiſchen Meere.

Taikun, ein in Japan ſelbſt ungebräuchlicher Titel, mit welchem die Engländer und Nordamerikaner in neuerer Zeit häufig die Sgogun oder die «weltlichen Kaiſer» von Japan bezeichneten. Die Würde des Sgogun entſtand, als der 1152 zum Oberfeldherrn ernannte Jori-tomo im J. 1192 zum erblichen Zi-i-daï, d. h. Krongeneral, erhoben wurde. Auf Koſten des eigentlichen Herrſchers von Japan, des Mikado, ſuchten die Sgoguns ſich eine immer größere Macht über alle Angelegenheiten des Reichs zu verſchaffen und eine Stellung gleich jener der Majores domus bei den fränkiſchen Königen einzunehmen. Am erfolgreichſten geſchah ſolches durch Minamoto no Jjejaſou, den Stifter der letzten nach ihm Minamoto genannten Dynaſtie der Sgoguns. Dieſer wußte, von 1598 an, wenn auch nicht dem Namen nach, doch faktiſch, die ganze Regierung des Reichs nach innen und außen zu uſurpieren und auf ſeine Nachfolger zu vererben.

Tail, ſ. Tael.

Taillandier (René Gaſpard Erneſt, genannt Saint-René), franz. Schriftſteller, vorzüglich bekannt durch ſeine Arbeiten über Deutſchland, geb. 16. Dez. 1817 zu Paris, widmete ſich, auf dem Lycée Charlemagne vorbereitet, zu Paris dem Studium der Rechte, beſchäftigte ſich aber daneben mit Philoſophie und Litteratur. Im J. 1840 trat er mit der größern Dichtung «Béatrice», benannt nach der Geliebten des Dante, hervor, ſtudierte dann anderthalb Jahre zu Heidelberg und durchwanderte die Rheinlande, Bayern, Teile Sachſens und Preußens. Nachdem er gegen Ende 1841 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er zum ſuppliierenden Profeſſor an der Faculté des lettres zu Straßburg ernannt. Er erwarb ſich hierauf 1843 mit der Schrift «Scot Erigène et la philosophie

scholastique» (Par. 1843) zu Paris die Doktorwürde und folgte im November desſelben Jahres einem Rufe als Profeſſor der franz. Litteratur an die Fakultät zu Montpellier. Im J. 1863 wurde er als Profeſſor der Faculté des lettres nach Paris berufen und 1868 als Profeſſor der Beredſamkeit an derſelben ernannt. Am 2. Jan. 1870 als Staatsrat und Generalſekretär in das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts berufen, nahm er 9. Aug. desſelben Jahres den Abſchied. Am 17. Jan. 1873 wurde er als Mitglied der Académie Française aufgenommen. Beſonders wandte er ſeine Aufmerkſamkeit dem Gange der Philoſophie und Litteratur in Deutſchland zu und begann im Okt. 1843 in der «Revue des Deux mondes» eine Reihe von Artikeln über deutſche Litteratur, welche deren Bekanntwerden in Frankreich ungemein förderten. Hieran ſchloſſen ſich «Études de littérature étrangère: Novalis» (Montpellier 1847), «Histoire de la jeune Allemagne» (Par. 1848), «Études sur la révolution en Allemagne» (2 Bde., Par. 1853); ferner «Allemagne et Russie» (Par. 1856), «Histoire et philosophie religieuse» (Par. 1860), «Littérature étrangère, écrivains et poëtes modernes» (Par. 1861), «Correspondance entre Goethe et Schiller» (2 Bde., Par. 1863), «La Comtesse d'Albany» (Par. 1862), «Lettres inédites de Sismondi» (Par. 1863), eine treffliche hiſtor. Studie «Maurice de Saxe» (2 Bde., Par. 1865), «Corneille et ses contemporains» (Par. 1866), «Drames et romans de la vie littéraire» (Par. 1869), und die hiſtor. Arbeit: «La Serbie au 19e siècle. Kara-George et Milosch» (Par. 1875). Er ſtarb 24. Febr. 1879.

Taillon (frz.), Nachſteuer.

Taimyr (Tajmyr), Halbinſel des Nördlichen Eismeeres, zum Bezirk Turuchanſk des ruſſ.-ſibir. Gouvernements Jeniſſeisk gehörig. Sie ſpaltet ſich durch die Taimyr-Bucht in zwei Hälften, deren größere, öſtliche, bis zu 77½° nördl. Br. reicht, und wird vom Byrranga-Gebirge durchzogen, das bis zu 305 m über den Meeresſpiegel anſteigt und mit vielen Vorgebirgen ins Eismeer ausläuft. In die genannte Bucht mündet im Süden der Taimyr-Fluß, welcher durch den von ihm durchfloſſenen Taimyr-See (über 100 km breit, unter 74½° nordl. Br.) in einen Obern und Untern T. geteilt wird. Die Mündung des Fluſſes iſt bis zu 300 Tagen im Jahre mit Eis bedeckt. Außerdem iſt das Land mit Tundren bedeckt und wird kaum zuweilen von nomadiſierenden Samojeden und Oſtjaken beſucht. Erforſcht wurde es zuerſt von dem ruſſiſchen Reiſenden Middendorff (ſ. d.).

Die nordweſtlich an der Taimyr-Bucht liegende durch eine ſchmale Meerenge vom Feſtlande getrennte Inſel heißt auch Taimyr.

Tain, Stadt im franz. Departement Drôme, Arrondiſſement Valence, links am Rhône, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, mit dem gegenüberliegenden Tournon durch zwei Drahthängebrücken verbunden, zählt (1881) 2122 (Gemeinde 2893) E. und hat röm. Altertümer, Seidenſpinnerei, Weinbau des berühmten l'Ermitage und in der Nähe Vitriolminen. Auf dem Stadthausplatze befindet ſich ein antiker (tauroboliſcher) Altar, zu Ehren des Kaiſers Commodus 184 errichtet und vor 200 Jahren auf dem Ermitagehügel gefunden. T. iſt das Tegna der Allobroger in Gallia Narbonensis. [Cromarty.

Tain, Hauptſtadt von Roß, ſ. unter Roß und

Taine (Hippolyte Adolphe), namhafter franz. Litterarhiſtoriker, Äſthetiker und Geſchichtſchreiber, geb. 21. April 1828 zu Vouziers (Depart. Ardennes), beſuchte die Normalſchule in Paris, bekleidete ſodann Oberlehrerſtellen an verſchiedenen Lyceen in der Provinz, geriet aber wegen ſeiner kirchlich freien Anſchauungen in Konflikte mit ſeinen Vorgeſetzten, ſodaß er ſich entſchloß, den Lehrerſtand aufzugeben und nach Paris zu gehen. Hier ſtudierte er mehrere Jahre hindurch Naturwiſſenſchaften und moderne Sprachen, erhielt 1863 eine Profeſſur an der École des beaux arts in Paris und wurde 14. Nov. 1878 Mitglied der Franzöſiſchen Akademie. T. iſt der Hauptrepräſentant einer neuen kritiſchen Schule, welche die naturwiſſenſchaftliche Methode auf die Erzeugniſſe der Kunſt- und Litteraturgeſchichte anzuwenden ſucht. Außer der gekrönten Preisſchrift «Essai sur Tite-Live» (1854) und der «Voyage aux eaux des Pyrénées» (1855 u. öfter) erſchienen von ihm: «Les philosophes français du XIXe siècle» (Par. 1857), «Essais de critique et d'histoire» (Par. 1858), «Les philosophes classiques du XIXe siècle» (3. Aufl., Par. 1868) und dann ſeine «Histoire de la littérature anglaise» (4 Bde., Par. 1864; in deutſcher Bearbeitung, Bd. 1, von Katſcher, Lpz. 1878; Bd. 2 fg. von Gerth, Lpz. 1879 fg.), ein bedeutendes Werk, das ſeinem Autor Anklagen wegen Atheismus zuzog. Hieran ſchloſſen ſich ferner: «Idéalisme anglais, étude sur Carlyle» (1864), «Le positivisme anglais, étude sur Stuart Mill» (1864), «Nouveaux essais de critique et d'histoire» (1865), «Philosophie de l'art en Grèce» (1865), «Philosophie de l'art en Italie» (1866), «Voyage en Italie» (2 Bde., Par. 1866), «Notes sur Paris. Vie et opinions de M. Fréd. Thomas Graindorge» (1867), «L'idéal dans l'art» (1867), «Philosophie de l'art dans les Pays-Bas» (1866), «Notes sur l'Angleterre» (1871). In den Schriften ſeiner erſten Periode zeigt ſich T. als entſchiedener Anhänger des determiniſtiſchen Geſichtspunkts bei der Beurteilung und Betrachtung der menſchlichen Dinge; darin beſteht ſeine ſchriftſtelleriſche Originalität; ſein Name und Ruf verknüpften ſich mit der Anwendung der Phyſiologie und Mechanik auf Geſchichtſchreibung. Seine größern Werke ſind jedoch nicht nach einem feſtgehaltenen Plane gearbeitet, und der Verfaſſer bleibt ſich dabei weder in der Tendenz noch in der Ausführung immer gleich. Das ſchlagendſte Beiſpiel von derartigem Widerſpruch zwiſchen Ausgangspunkt und Reſultat, zwiſchen Prämiſſen und Schluß iſt T.s Werk: «Les Origines de la France contemporaine» (1. Bd.: «L'ancien régime», 1875; 2. Bd.: «La révolution», 1878; deutſch von Katſcher, Bd. 1 u. 2, Lpz. 1877—78; 3. Bd.: «La conquête jacobine», 1881; 4. Bd.: «Le gouvernement révolutionnaire», 1885). Vgl. Katſcher, «H. Taine» (in «Unſere Zeit», Jahrg. 1876, 2. Hälfte).

Taipas (Caldas da), ſ. unter Caldas.

Tai-ping oder Thai-ping, die Aufſtändiſchen in China 1851—66, ſ. unter China (Geſchichte).

Taiti, Inſel in Polyneſien, ſ. Tahiti.

Taiti-Archipel, ſ. Geſellſchaftsinſeln.

Tai-wan oder Thai-wan, der chineſ. Name der Inſel Formoſa (ſ. d.).

Tai-wan-fu oder Thai-wan-fu, der im Süden der Weſtküſte von Formoſa gelegene Hauptort der Inſel, iſt der europ. Schiffahrt geöffnet, und zählt mit Takao (ſ. d.) 235000 E.

Tajo, der längſte Strom der Pyrenäiſchen Halbinſel, deren Mitte er von Oſten gegen Weſten durchſtrömt, in Portugal Tejo (ſpr. Teſcho), bei den Alten Tagus genannt, entſpringt in Spanien auf der Grenze von Neucaſtilien und Aragonien, weſtlich von Albarracin in der Serrania de Cuenca, und zwar am Weſtabhange des 1610 m hohen Kegelbergs der Muela (Backzahn) de San-Juan, aus der Fuente de Abrega, einer 13,5 km ſüdöſtlich vom Flecken Paralejos, mitten auf einem nur wenig unebenen Plateau gelegenen, ſehr waſſerreichen Quelle, in der Nachbarſchaft der Quelle des Jucar, Cabriel und Guadalaviar oder Turia. Der T. fließt anfangs gegen Nordweſten bis zu der Vereinigung mit dem Rio Gallo, wendet ſich hier gegen Weſten und ſpäter nach Südweſten in die öde neucaſtil. Steppe, die er erſt 15 km unterhalb Aranjuez wieder verläßt. Bei Toledo bildet er dann einen merkwürdigen Durchbruch durch einen Granitvorſprung der Montes de Toledo, eine höchſt romantiſche, tiefe, gekrümmte Schlucht zwiſchen wild zerklüfteten Felswänden. Bis unterhalb Talavera de la Reyna, wo der Rio Alberche rechts mündet, fließt nun der T. durch eine offene, meiſt ebene Tertiärgegend; dann aber betritt er von neuem eine Granitregion, in welcher er ein zweites, noch großartigeres, oberhalb der berühmten, 190 m langen und 34 m hohen Brücke von Almaraz beginnendes Durchbruchsthal zwiſchen den Felswänden der Sierra de Veneruelo im Norden und der Sierra de la Mohecla im Süden bildet. Von hier an durchfurcht er das Plateau von Hocheſtremadura, eine offene, ſandige, höchſt einſame, größtenteils mit Eichenwaldung bedeckte Gegend, bis nach Alcántara, wo ihn ein nach Süden vorſpringender Zweig der granitenen Sierra de Gata auf eine kurze Strecke abermals verengt.

Unterhalb Alcántara, wo er Portugal erreicht und das Land ſich mehr und mehr verflacht, erweitert ſich ſein Bett beträchtlich, und er beginnt den Charakter eines Stroms anzunehmen. Bei Villa Velha do Rodão wendet er ſich nach Südweſten, welche Richtung er mit kurzen Unterbrechungen bis zu ſeiner noch 185 km entfernten Mündung beibehält. Sein Lauf, bisher durch Stromſchnellen und Strudel geſtört, wird nun ruhig. Die regelmäßige Flußſchiffahrt beginnt erſt bei Abrántes (130 km vom Meere), unterhalb welcher Stadt der T. rechts einen anſehnlichen Waſſerzufluß durch den Zezere erhält. Von Santarem aus, bis wohin er Ebbe und Flut hat, trägt er große Flußſchiffe und Dampfboote. Unterhalb Santarem, bei Salvaterra, teilt ſich der Strom in zwei Arme, den Tejo novo im Weſten und den Mar de Pedro, welche die Lizirias do Tejo, ein durch zahlreiche Nebenarme in mehrere Inſeln geteiltes ſumpfiges Marſchland, zwiſchen ſich einſchließen, das man als eine Art Delta betrachten kann. Sämtliche Arme münden in eine Meeresbucht, in die weite, prachtvolle, 18,5 km lange und bis 11,1 km breite Bai von Liſſabon, die, faſt ganz von Land umgeben, einen der ſicherſten, geräumigſten und tiefſten Häfen der Erde bildet und weſtwärts durch einen über 7,4 km langen und 3,7 km breiten Kanal, die Entrada do Tejo, ſich dem Atlantiſchen Ocean öffnet. Dieſer Entrada liegt eine Barre vor, und wenn dieſelbe auch zu jeder Zeit von Schiffen aller Größen paſſiert werden kann, iſt doch die Paſſage immerhin ohne Lotſen gefährlich. Seines ſehr ungleichen Gefälles, ſeiner Stromſchnellen und Strudel wegen iſt in Spanien die Schiffbarmachung des T. bisher unterblieben. Dagegen iſt er derjenige Strom Spaniens, welcher die meiſten und darunter ſehr berühmte Brücken trägt. Von ſeinem, ohne die kleinen Windungen 888 km langen Lauf kommen 577 km auf Spanien, 311 auf Portugal. Sein Baſſin, deſſen Areal gegen 77 800 qkm beträgt, iſt im allgemeinen gegen Norden weit, gegen Süden dagegen ſehr beſchränkt, indem hier die Waſſerſcheide gegen die Guadiana nur in geringer Entfernung ſein linkes Ufer begleitet. Daher ſind ſeine linken Zuflüſſe ſämtlich bloße Bäche. Die größern Zuflüſſe des rechten Ufers ſind der Jarama mit Henares und Manzanares, der Alberche, Tiétar, Alagon und in Portugal der Zezere.

Taka, ägypt. Provinz, ſ. Kaſſála.

Takahamak, ein von verſchiedenen Arten der Gattung Calophyllum (ſ. d.) ſtammendes Harz, welches wegen ſeines angenehmen Geruchs früher vielfach zum Räuchern, außerdem aber auch in der Medizin verwendet wurde, aber jetzt nur noch wenig in den Handel kommt.

Takao, in unmittelbarer Nähe von Tai-wan-fu (ſ. d.) gelegene und mit dieſer Stadt beinahe ein zuſammenhängendes Ganzes bildende Stadt im Süden der Weſtküſte von der Inſel Formoſa, iſt mit Tai-wan-fu jetzt der europ. Schiffahrt geöffnet, wie der Hafen von Hano-bai oder Tam-ſchui und Kelung im Norden der Weſtküſte von Formoſa.

Takazzie, im untern Lauf Setit genannt, ein Hauptzufluß des Atbara (ſ. d.), der bedeutendſte Strom des nordöſtl. Abeſſinien, welcher eine Menge Gebirgsflüſſe von rechts und links in ſich aufnimmt, zugleich die Grenzſcheide der Tigré- und Amharaländer. Er hat ſeine Quellen auf dem Grenzgebirge von Laſta und Angot, fließt anfangs weſtwärts (ſüdlich um Laſta herum), dann die Tigréterraſſe durchbrechend zunächſt in langem Lauf nordwärts, wendet ſich, im Norden des Simên-Hochlandes, nordweſtlich und weſtlich, tritt zwiſchen Schiré und Wolkait in das Tiefland (der Bazen und Barka) heraus und mündet bei Tomât in den Atbara. Sein Bett iſt tief eingeſchnitten, felſig und eng, mit vielen Stromſchnellen und erweiterten Strombecken, in der trockenen Jahreszeit faſt überall leicht zu durchwaten, in der Regenzeit aber, wo ſein Waſſer um 4—5 m ſteigt, unpaſſierbar.

Takel iſt auf Schiffen der allgemeine Ausdruck für jeden Flaſchenzug. Im ſpeziellen unterſcheidet man T. in Taljen und in Giens. Bei erſtern läuft das Tau über vier oder weniger, bei Giens über fünf oder mehr Rollen. Taljen werden deshalb dort verwendet, wo geringere, Giens dort, wo mehr Kraft erforderlich iſt.

Takelwerk oder Takelage nennt man das geſamte Tauwerk, welches zu den Maſten, Raaen und Segeln eines Schiffs gehört. Daher auch die Ausdrücke takeln und abtakeln.

Takht-i-Schirin, Palaſtruinen bei Biſutûn (ſ. d.) in Kurdiſtan.

Takiang, Fluß in China, ſoviel wie Sikiang.

Takkaceen (Taccaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Sie umfaßt nur 10 Arten, die ſämtlich in den Tropengegenden wachſen. Es ſind perennierende, krautartige Gewächſe mit knolligem Rhizom. Die Blätter ſind meiſt ganzrandig und ziemlich groß, die Blüten

zwitterig und regelmäßig mit sechsteiligem bräunlich gefärbten Perianth, 6 Staubgefäßen und einem unterständigen einfächerigen Fruchtknoten. Von der Hauptgattung dieser Familie wird eine in Ostindien und auf den Südseeinseln einheimische Art, Tacca pinnatifida *Forst.*, wegen ihrer stärkereichen Rhizome an mehrern Orten der Tropen kultiviert. Das daraus gewonnene Stärkemehl ist unter dem Namen Tahitisches Arrowroot bekannt und wird ebenso wie das Mehl der Getreidearten zur Herstellung von Backwerk verwendet.

Takonisches System ist die ältere, jetzt aufgegebene Bezeichnung für die obern Komplexe der krystallinischen Schieferformation (s. Geognosie und Azoische Formationsgruppe), und zwar namentlich des Ostens von Nordamerika.

Takóvo, Dorf im Kreise Rudnik des Königreichs Serbien, bei welchem am Palmsonntag 1815 in einer Volksversammlung unter Miloich Obrenowitsch ein erneuerter Kampf gegen die Türken beschlossen wurde, der nun die definitive Befreiung Serbiens zur Folge hatte. Zur 50jährigen Erinnerung daran wurde 22. Mai 1865 vom Fürsten Michael III. Obrenowitsch ein Orden ohne besondere Namensbezeichnung für die noch am Leben befindlichen Teilnehmer an jenem Befreiungskampfe gestiftet. Derselbe ward gelegentlich des Ausbruchs des Serbisch-Türkischen Kriegs 12. Juli 1876 vom Fürsten Milan IV. Obrenowitsch in einen selbständigen Orden unter dem Namen Takóvo-Orden umgeschaffen. Er hat nach der Stiftungsurkunde vom J. 1876 nur zwei Klassen, deren erste von Gold um den Hals, deren zweite von Silber auf der linken Brust getragen wird. Das vierarmige, achtspitzige und an den Spitzen mit Kugeln besetzte und zwischen den vier Armen von einem Andreaskreuz durchstoßene Kreuz zeigt auf seinem Medaillon den verschlungenen und gekrönten Namenszug M. O. III innerhalb weißen Spruchbandes, darauf in serb. Sprache «Für Glauben, Fürsten und Vaterland» steht. Das Spruchband ist von zwei Palmzweigen kranzförmig umgeben. Auf der Kehrseite erscheint das serb. Wappen. Das Band ist rot mit weiß-blauer Einfassung. Später erhielt der Orden eine Ausdehnung in fünf, den Abstufungen des Ordens der franz. Ehrenlegion entsprechende Klassen.

Takt heißt in der Musik eine gleichmäßige Zeitabteilung in der fortschreitenden Bewegung der Töne. Dieses Gleichmaß hat nach der Verschiedenheit seiner Glieder eine verschiedene Bedeutung; daher die Taktarten. Hiernach gibt es zunächst eine gerade Taktart, deren Glieder eine gerade Zahl bilden, und eine ungerade Taktart, deren Glieder eine ungerade Zahl haben. Einfach ist jene, wenn sie aus zwei, diese, wenn sie aus drei Hauptzeiten besteht. Was die Taktteile betrifft, so haben sie einen verschiedenen innern Wert durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Taktteile (thesis und arsis oder Niederschlag und Aufschlag). Ein guter oder schwerer Taktteil ist derjenige, der den Accent hat. Ein solcher verlangt bei der Gesangskomposition in der Regel eine lange Silbe, der schlechte aber eine kurze. Gute Taktteile sind in den gleichen Taktarten der erste (thesis), dieser als Anfang des Taktes hat stets das größte Gewicht. Werden die halben Takte des Vierviertelstakts in Viertel verwandelt, so erhält das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern. Einen noch schwächern Accent erhalten das dritte und sechste Achtel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Taktarten hat wiederum im Dreizweiteltakt das erste Zweitel das Gewicht, in dem Sechsvierteltakt das erste und vierte Viertel das größte, und so fort. Bei den Griechen wurde der Takt zum Gesang des Chors anfangs durch Holzschuhe, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum, ein lärmendes Instrument, angegeben; in der neuern Musik bedient man sich dazu eines begleitenden Schlaginstruments, wie des Klaviers, besonders aber des Taktstocks. Die Taktarten der modernen Musik sind durch die Harmoniker des Mittelalters im 10. bis 12. Jahrh. erfunden.

Taktik heißt sowohl die Lehre von der Verwendung der Truppen zum wirksamen Erfolge der Waffen, als auch die praktische Anwendung dieser Lehre. Mit der Strategie (s. d.) oder Heerführung hat sie die Grundbeziehungen aller Kriegsthätigkeit der Truppen: Aufstellung, Bewegung und Gefecht. Beide bedingen und ergänzen sich gegenseitig, sind also durch keine scharfe Grenzlinie zu sondern; nur die Geltung für den Kriegszweck unterscheidet sie. Die Strategie verfolgt die Entscheidung des Kriegs durch die gänzliche Niederwerfung des Gegners, die T. aber lehrt die Truppen zur Herbeiführung der Entscheidung durch das Hauptmittel, das Gefecht und die Schlacht, zu verwenden. Jede Truppengattung hat ihre eigene T., welche auf die Eigentümlichkeit der Waffe, ihre Ausrüstung, Gefechtskraft in der Offensive und Defensive, ihre Anwendbarkeit im Terrain und daraus entspringende Selbständigkeit basiert ist. Die «T. der einzelnen Waffen» und deren Einübung ist als niedere oder Elementartaktik bezeichnet worden. Die Verbindung der Truppengattungen zu Truppenkörpern ergibt dann für deren Verwendung eine «T. verbundener Waffen», welche man auch höhere Taktik genannt hat. Insofern sich nun allgemeine Normen für Aufstellung, Bewegung und auch für Gefecht festsetzen lassen, gibt es eine reine oder formelle T., im Gegensatze der angewandten oder intellektuellen T., welche die Anwendung dieser allgemeinen Regeln unter bestimmten Umständen und Verhältnissen im Felde lehrt. Letztere handelt von den Märschen, dem Sicherheits- und Kundschaftsdienste, der Lagerung, von den Quartieren, den Rekognoszierungen, Gefechten im besondern Terrain, Schlachten, endlich vom kleinen Kriege. Vgl. von Brandt, «Grundzüge der T.» (3. Aufl., Berl. 1859); von Decker, «Die T. der drei Waffen» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1854); von Verdy du Vernois, «Studien über Truppenführung» (2 Bde., Berl. 1873—76); Meckel, «Lehrbuch der T.» (2 Bde., Berl. 1874—76); von Scherff, «Von der Kriegführung» (2. Aufl. der «Lehre von der Truppenverwendung als Vorschule für die Kunst der Truppenführung», Berl. 1883).

Taktisches Korps nannte man im griech. Befreiungskampfe und auch späterhin in Griechenland die regulären Truppen im Gegensatz zu den Palikaren. Im J. 1822 wurde das Philhellenenbataillon Dania und das griech. Regiment Tarella errichtet, von 1823 ab größere Abteilungen unter dem franz. Obersten Fabvier und dem bayr. Oberstlieutenant von Heideck. Erst unter Kapodistrias wurde eine geschlossene Armee gebildet. Jetzt bezeichnet man als T. jede reguläre Truppe im Gegensatz zur Nationalgarde.

Taktmeſſer, Metrometer oder Metronom. Da es für die muſikaliſche Ausführung eines Tonſtücks ſehr wichtig iſt, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es vorgetragen werden ſoll, und hierzu die Angabe der Zeitbeſtimmungen durch Andante, Adagio, Allegro, Presto u. ſ. w. nicht ausreicht, ſo machte man ſeit dem Ende des 17. Jahrh. wiederholte Verſuche, eine Maſchine zu erfinden, mittels deren man genau angeben könne, nach welchem beſtimmten Zeitmaße ein Stück ausgeführt werden ſolle. Den vollkommenſten T. lieferte der Mechaniker Johann Nepomuk Mälzl in Wien, geb. zu Regensburg 1772, geſt. 1838, welcher deshalb auch allgemeine Verbreitung gefunden hat. Auf dieſen beziehen ſich die Zahlen, welche man oft zu Anfang eines Muſikſtücks findet, z. B. ♩ = 120 u. dgl. Früher wurde gewöhnlich noch hinzugeſetzt M. M., d. h. Mälzls Metronom.

Taku-Forts heißen die an der Mündung des Pei-ho von der chineſ. Regierung angelegten Befeſtigungen, welche den Zugang nach Tien-tſin und Peking von der Seeſeite her verſperren ſollen. Die T. wurden 23. Mai 1858 und 21. Aug. 1860 von den Franzoſen und Engländern nach kurzer Beſchießung erobert, worauf die Verbündeten nach Peking vorrückten. Seitdem ſind auf Betreiben des Generalgouverneurs von Petſchili, Li-hung-tſchang, neue, ſehr ſtarke, und mit einer bedeutenden Zahl ſchwerer Kruppſcher Geſchütze armierte Forts dort erbaut worden, welche in Verbindung mit zwei vorbereiteten Minenſperren und einer bei Tien-tſin ſtationierten Torpedoflottille ſich auch gegen den Angriff einer ſtarken Panzerflotte widerſtandsfähig erweiſen dürften. Die franz. Flotte unter Vizeadmiral Courbet ſtand deshalb 1885 vom Angriff auf die T. ab und beſchränkte ſich auf die Blockade der Mündung des Pei-ho. In der Nähe der T. befindet ſich ein großes verſchanztes Lager.

Talanti oder Atalanti, Hauptſtadt einer Eparchie im griech. Nomos Phthiotos und Phokis, 6 km von der Meerenge von T., welche Euböa vom Feſtlande ſcheidet, iſt Sitz eines Biſchofs und zählt (1879) 1377 E.

Talār (vom lat. talaris, d. i. bis auf die Knöchel reichend) heißt das lange, auf die Füße reichende mantelartige Feierkleid, wie es Fürſten und Prieſter im Ornat zu tragen pflegen.

Talarien (talaria) heißen die Flügelſchuhe, mit denen Merkur, der Götterbote, abgebildet wird.

Talāro, im Orient Bezeichnung für den Maria-Thereſienthaler.

Talaru, Ort mit kalten Mineralquellen bei Ambert im franz. Depart. Puy-de-Dome.

Talaut, ſ. Salibabo.

Talavēra de la Reina, alte, ehemals befeſtigte ſpan. Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der neucaſtil. Provinz Toledo, 104 km im Südweſten von Madrid, Station der Linie Madrid-San-Vicente der Tajobahn, an der Hauptſtraße nach Eſtremadura und rechts an dem hier mehrarmigen und nicht ſchiffbaren Tajo, über den eine ſchmale, aber 65 m lange Brücke von 25 Bogen führt, unterhalb der Einmündung des Alberche, liegt 351 m über dem Meere inmitten einer weiten, wohlbewäſſerten, fruchtbaren und gut angebauten Ebene, hat ſieben Thore, enge, krumme und ſchmutzige Straßen, aber gutgebaute Häuſer, ſieben Kirchen, darunter die Kollegiat- oder Hauptkirche mit drei ſchönen got. Schiffen und die ſchöne, im Renaiſſanceſtil erbaute Kuppelkirche der Virgen del Pardo mit einem wunderthätigen Madonnenbilde, Reſte von röm. und arab. Türmen und Thoren, ein Instituto (Lateinſchule), eine Ökonomiſche Geſellſchaft und zählt (1877) 10029 E. Früher war T. berühmt wegen ſeiner Seidenwebereien, die faſt ganz aufgehört haben; jetzt iſt der wichtigſte Induſtriezweig die Fabrikation von Töpferwaren, welche für die beſten in Spanien gelten. Außerdem gibt es Fabriken für Tuch, Hüte, Gold- und Silbergeräte, Seife, Leder und Firnis. Im Auguſt wird eine achttägige Meſſe, ſechs Tage nach Oſtern bei der Wallfahrtskirche der Virgen del Pardo ein vielbeſuchtes Volksfeſt (Las Mondas de Talavera) mit Turnieren und Stiergefechten, vor Weihnachten das Kinderpfeifenfeſt abgehalten. Der Ort iſt das Caesarobriga der Römer, unter denen es zur Provinz Lusitania gehörte, und wurde von den Arabern Thalabira genannt. In mauriſcher Zeit gehörte T. zuerſt zur Landſchaft Eſch-Scharran, ſeit 1036 zum Gebiete der Dhulnuniden. Hier erlitten die Mauren 914 und 949 ſchwere Niederlagen. Die Stadt wurde 1080 von Alfons VI. von Caſtilien, 1196 von den Almohaden erſtürmt. Ehemals war T. Erbgut der jedesmaligen Königin von Caſtilien, woher ihr Beiname rührt. Am 27. und 28. Juli 1809 ſiegten hier die Engländer und Spanier unter Wellington und Cueſta über die Franzoſen unter König Joſeph.

Talbot (John), einer der größten engl. Kriegshelden des 15. Jahrh., aus normanniſchem Geſchlecht, um 1373 zu Blackmere in Shropſhire geboren, trat 1410 ins Parlament, zeigte ſich als Gegner des Hauſes Lancaſter und wurde dafür 1413, beim Regierungsantritt Heinrichs V., in den Tower geſetzt. Bald ließ ihn jedoch der König frei und machte ihn zum Lordlieutenant von Irland, wo er den Rebellenhäuptling Donald Mac Murghe bezwang. Seit 1417 einer der angeſehenſten Kriegsführer in Frankreich, war er 1429 im Belagerungskorps vor Orléans, als Jeanne d'Arc die Stadt entſetzte. Am 18. Juni verlor er gegen ſie die Schlacht von Patay. In den folgenden Jahren zeichnete er ſich als Oberbefehlshaber mehrfach aus, beſonders 1436 durch den Sieg bei Rouen. Heinrich VI. erhob ihn 1442 zum Grafen von Shrewsbury und 1446 zum Grafen von Waterford und Wexford. Auch war er im Beſitz franz. Güter und Würden, unter andern des Marſchallats von Frankreich. Trotz aller Anſtrengungen mußte T. 1449 den Franzoſen zu Rouen unterliegen und ſich ſelbſt zur Bekräftigung der Kapitulation als Geiſel ſtellen. Im J. 1450 frei geworden, pilgerte er nach Rom. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs befehligte er ſeit Herbſt 1453 in Guienne. Hier ward er bei dem Entſatzverſuch unter den Mauern von Caſtillon tödlich verwundet und ſtarb am 17. Juli 1453. Von T. ſtammen die gegenwärtigen Grafen von Shrewsbury.

Talca, Provinz der ſüdamerik. Republik Chile, nördlich durch den Rio Mataquito von der Provinz Curicó, ſüdlich durch den Rio Maule von den Provinzen Maule und Linares, öſtlich durch die Cordilleren von der argentin. Provinz Mendoza getrennt, weſtlich vom Großen Ocean beſpült, wird im O. und W. von Waldgebirgen erfüllt, iſt fruchtbar und gut angebaut, zählt auf 9527 qkm (1884) 118965 E. und führt Weizen, Wolle und Häute aus.

Die Hauptſtadt Talca, links am Rio Claro, einem rechtsſeitigen Nebenfluſſe des Rio Maule,

Station der Staatsbahn Santiago-La-Concepcion, die schönste Provinzialstadt des Staats, zählt 19000 E., hat sechs schöne Kirchen, eine prot. Kapelle, reich dotierte und gut verwaltete Unterrichtsanstalten und Wollindustrie. [in Chile.

Talcahuano, der Hafen von Concepcion (s. d.)

Talcium, s. Magnesium.

Tale, s. Tael.

Talegallahühner (Megapodiidae) oder Großfußhühner ist der Name einer aus 4 Gattungen und 20 Arten bestehenden Familie merkwürdiger Hühnervögel, die Australien, Neuguinea, die Molukken bis Celebes, die Philippinen, Neu-Caledonien, die Samoa-Inseln und Nicobaren bewohnen. Die T. haben sehr große Füße, einen kleinen Kopf, kräftigen Schnabel, stark abgerundete Flügel, einen kurzen, aber breiten Schwanz, meist dunkle Farben und zeichnen sich durch eine besondere Art der Brutpflege aus, indem die Weibchen ihre relativ sehr großen Eier gesellschaftlich in große zusammengescharrte, durch Gärung eine beträchtliche Wärme entwickelnde Haufen fauler Blätter u. s. w. oder in heißen, von der Sonne durchglühten Sand legen und sie sich selbst überlassen. Die Jungen können zum Teil sofort, nachdem sie aus dem Ei gekrochen sind, fliegen. Eine der am besten gekannten Arten (Megapodius Lathami, Tafel: Hühnervögel, Fig. 18) ist 80 cm lang, oben dunkelbraun und heller mit Grau gebändert, mit nacktem, rotem Kopf und Hals, und bewohnt Australien.

Taleman, der Sprecher des Bauernstandes auf den schwed. Reichstagen.

Talent (grch. Talänton), eigentlich die Wage oder das zur Abwägung auf die Wage Gelegte, nannten die Griechen teils ein Handelsgewicht von 60 Minen = 6000 Drachmen, welches in den verschiedenen Staaten von verschiedener Schwere war, teils häufiger eine jenem Gewicht Silber ursprünglich entsprechende Geldsumme. In letzterer Bedeutung hat man aber unter T. nicht etwa eine geprägte Münze zu verstehen, sondern das Wort diente nur zur Bezeichnung einer bestimmten Geldsumme (60 Minen = 6000 Drachmen), die jedoch ebenfalls nicht überall gleichen Wert hatte. Das gewöhnlichste T., welches stets von den Alten gemeint ist, wenn keine weitere Bestimmung dabei steht, war das attische Talent, mit welchem das euböische identisch war. Dasselbe betrug an Gewicht = 26,2 kg und begriff als Geldsumme 4715 Mark deutscher Reichswährung. Das äginaische Talent hatte bei einem Gewicht von 37,2 kg einen Wert von 6522 Mark. Auch bei den Römern wurde der Ausdruck T. gebraucht zur Bezeichnung einer Summe von 6000 Denaren, die nach der Silberwährung zur Zeit der Republik einen Wert von 4210 Mark, nach der Goldwährung von Augustus an 5220 Mark repräsentiert. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (2. Aufl., Berl. 1882).

Talent bezeichnet eine ausgezeichnete Geistesfähigkeit. So spricht man teils von praktischen T., welche sich durch einen sichern und raschen Überblick über die Mittel zu bestimmten äußern Zwecken, wie durch die Gewandtheit ihrer Benutzung und die Leichtigkeit in der Ausführung verraten (z. B. Feldherrntalent), teils von Kunsttalenten für ästhetische Produktionen oder Reproduktionen (z. B. musikalisches T.), welche sich häufig mit den technisch-praktischen vereinigen, teils endlich von theoretisch-scientifischen, sei es nun, daß man dabei mehr auf die Gegenstände (mathem., philos., kritisches Talent u. s. w.) oder mehr auf die Modalität der geistigen Thätigkeit Rücksicht nimmt (wie beim T. der raschen Auffassung, des unterscheidenden Scharfsinns, der Erfindung, der gewandten Darstellung, Lehrtalent u. s. w.). Das T. äußert sich immer in einer individuell bestimmten Richtung als ein teils von Natur angelegter, teils durch Erziehung, Anleitung und Übung begünstigter und verstärkter Trieb zur Bethätigung irgend einer Fertigkeit oder Geschicklichkeit. Erreicht das T. eine solche Höhe, daß es über die bisherigen Leistungen hinaus völlig neue Wege anbahnt, so nennt man es Genie (s. d.). Da jedoch für das letztere die Originalität das wesentliche Merkmal bildet, so pflegt man einem noch so großen T., solange es sich auf die Nachahmung oder Reproduktion des von andern bereits Geleisteten beschränkt, den Namen des Genies vorzuenthalten.

Talg, Unschlitt oder Inselt nennt man dasjenige tierische Fett, hauptsächlich von geschlachteten Rindern und Schafen, das im Innern des Körpers, wo es sich vorzugsweise um Nieren und Gedärme ansetzt, gefunden wird. Die Härte des T. richtet sich nach der Art des Tiers und nach der Fütterungsweise desselben. Die größte Härte erreicht der T. bei Trockenfütterung, die geringste bei Fütterung mit den Abfällen der Brauerei und Brennerei. Geschmolzen wird der T. zumeist zu Kerzen und Seife, in geringerer Menge als Nahrungsmittel und zu andern Zwecken verwendet. Der beste T. kommt aus Holland, Irland, Polen und aus Kasan. Im Handel unterscheidet man Plattalg und Markttalg. In der Arznei- und Wundarzneikunst wendet man Rinds- und Schöpstalg an. Der T. von Schweinen heißt Schmer oder Schmalz. Höchst bedeutend ist die Talgfabrikation im südl. Rußland. In neuerer Zeit kommt auch viel T. aus Südamerika und Australien. Der T. besteht wesentlich aus den Glyzerinäthern (Glyzeriden) der Ölsäure, Palmitinsäure und Stearinsäure. Er schmilzt bei 37° C. Durch Zersetzen desselben mit Kalk oder mit konzentrierter Schwefelsäure scheidet man daraus die Fettsäuren und das Glyzerin ab, von denen das Gemisch von Stearin- und Palmitinsäure wegen seiner Verwendung zur Stearinkerzenfabrikation wichtig ist.

Talg, vegetabilischer, starre, erst bei verhältnismäßig hoher Temperatur schmelzende, fettähnliche Massen, die besonders in der Kerzenfabrikation Verwendung finden. Es sind Absonderungsprodukte, welche von manchen Pflanzen als schuppige, stäbchenförmige und anders geformte Gebilde an der Oberfläche von Blättern, Samen und andern Organen ausgeschieden werden. Ihrer Zusammensetzung und ihren Eigenschaften nach stehen die meisten der hierher gerechneten Körper den Wachsarten näher als den Fetten. (Vgl. Carnaubawachs, Chinesisches Wachs, Japanisches Wachs, Pinientalg.)

Talgbaum, der Name für zwei verschiedene Bäume des tropischen Asien, Stillingia sebifera *Willd.* aus China und Vatëria indica *L.* aus Ostindien. Die erstgenannte Art, der eigentliche T., zur Familie der Euphorbiaceen gehörend, ist ein Baum von mittlerer Größe und dem Ansehen eines Kirschbaums mit abwechselnden, langgestielten, eiförmig-rhombischen, zugespitzten und ganzrandigen Blättern und kleinen gelbgrünen Blüten, welche in endständigen, kätzchenartigen

Trauben bestehen und eine dreispaltige Blütenhülle besitzen. Die männlichen Blüten enthalten zwei Staubgefäße. Die eiförmigen, spitzen, abgerundet dreikantigen Früchte enthalten kugelige, schwarze Samen, welche von einer weißen, talgartigen Masse umgeben sind, deren man sich in gleicher Weise wie des gewöhnlichen Talgs zur Fabrikation von Kerzen bedienen kann. Es kommt dieses Pflanzenfett unter dem Namen «chinesischer Talg» in den Handel. Auch enthalten die Samen ein vorzügliches Öl. Dieser T. wird jetzt nicht allein in seiner Heimat, sondern auch in den südl. Staaten von Nordamerika, in Westindien angebaut. (Vgl. Vateria.)

Talgdrüsen, Hauttalgdrüsen (glandulae sebaceae), s. unter Haut, Bd. VIII, S. 916a.

Talgkerzen, s. unter Kerze.

Talgsäure, veralteter Name für Stearinsäure.

Talgstoff, soviel wie Stearin.

Talhouet (Auguste Elisabeth Joseph, Marquis de), franz. Staatsmann, geb. zu Paris 11. Okt. 1819, wurde 1849 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er die Politik des Präsidenten der Republik eifrig bekämpfte. Beim Staatsstreich des 2. Dez. 1851 wurde er mehrere Tage verhaftet. Seit 1852 war er Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. Im J. 1869 trat er an die Spitze der sog. liberalen dritten Partei und übernahm im Ministerium Ollivier das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten (2. Jan. 1870). Nach dem Kriege stimmte er in der Nationalversammlung mit dem rechten Centrum; 1876 wurde er zum Senator ernannt, kandidierte aber 1882 nicht wieder.

Tali-fu, wichtiger Hauptort des gleichnamigen Departements der chines. Provinz Yünnan. Als ein Hauptindustriezweig daselbst wird von du Halde die Gewinnung und die Bearbeitung von Marmorplatten erwähnt, welche bei dem Dorfe Tiensing gebrochen, von Natur ein solches Farbenspiel zeigen sollen, daß man Berge, Bäume, Blumen und Früchte darauf gemalt zu sehen glaubt. T. wurde im April 1857 von den aufständischen Mohammedanern genommen und war lange die Hauptstadt derselben, bis es gegen Ende 1872 wieder in den Besitz der Chinesen zurückgelangte.

Talion (vom lat. talis) bezeichnet das Verhältnis des Thuns und Leidens, des Empfangens und Leistens, vermöge dessen sich beides untereinander ausgleicht, also die Vergeltung, die sich ebenso als Lohn wie als Strafe darstellt.

Jus talionis heißt das Recht der Vergeltung, gewöhnlich mit der in der Idee der Vergeltung nicht liegenden Beschränkung auf die materielle Identität des vergeltenden Übels, wie sie der Satz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, ausspricht. Vgl. Lasaulx, «Die Sühnopfer der Griechen und Römer» (Würzb. 1841).

Talipes (lat.), der Klumpfuß.

Talisman ist die Benennung eines Gegenstandes, welchem die Kraft beiwohnen soll, den Besitzer zu schützen und auch wohl mit übernatürlichen Kräften auszustatten. Das Wort wird hergeleitet vom arab. 'tilism, 'tilsam, Zauberbild, Plural talâsim und 'tilsamât, die Sache selbst aber: geweihte Zauberbilder, Zaubermittel, Zauberringe u. s. w., ist seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern, namentlich den Orientalen, bekannt. Verwandt damit ist das Amulett (s. d.); gleichbedeutend sind Abraxas, Stoicheia und Teraphim. (S. Abraxassteine.)

Taljen, s. Takel.

Talk heißt ein weiches, fettig anzufühlendes, in der Regel nicht kristallisiertes Mineral von weißer, grünlichweißer oder gelblichgrauer Farbe; gewöhnlich bildet es krummschalige, blätterige, schuppige oder schieferige Aggregate; das Kristallsystem der Lamellen scheint rhombisch oder monoklin zu sein und sie besitzen sehr vollkommene basische Spaltbarkeit, wie der Glimmer. Solche Aggregate zeigen deutlichen Perlmutterglanz und sind auch etwas durchscheinend, während die Steatit oder Speckstein (s. d.) genannten Varietäten dicht und undurchsichtig sind. Der T. besteht aus circa 63 Proz. Kieselsäure, 32 Magnesia, 5 Wasser, entsprechend der Formel $H_2Mg_3Si_4O_{12}$, wobei von der Magnesia ein kleiner Teil durch Eisenoxydul vertreten wird. Seine Härte ist = 1, sein spezifisches Gewicht = 2,8. Als schieferiges, gewöhnlich mit etwas Quarz vermengtes Aggregat bildet er eine Felsart, den sog. Talkschiefer, welche hauptsächlich als Glied der archäischen Formation unter anderm in den Schweizer, Tiroler und Salzburger Alpen, in Steiermark und Schweden manche Verbreitung besitzt. Der T. dient zum Polieren, zu Maschinenschmiere und als Substrat der Schminke.

Talkerde, Synonym für Magnesia, s. Magnesium (-Verbindungen 1).

Talkhydrat, s. Brucit.

Talkschiefer, s. unter Talk.

Talkspat, Synonym für Magnesit (s. d.).

Tallahasse, Hauptstadt des nordamerik. Staats Florida, an der Jacksonville-, Pensacola- und Mobile-Eisenbahn, zählt (1880) 2494 E., hat ein Kapitol, ein Gerichtsgebäude und das West-Florida Seminary, Wagen- und Maschinenwerkstätten und eine Baumwollfabrik. In der Nähe ist die schöne Wakullaquelle.

Talleyrand, ein altes franz. Geschlecht, das früher die souveräne Grafschaft Périgord besaß und im 12. Jahrh. den Namen Talleyrand annahm. Der alte Stamm ging in langen Streitigkeiten mit der Krone zu Grunde. Die gegenwärtigen zwei Linien sind von Daniel Marie Anne de T., Fürsten von Chalais, entsprungen, der 1745 bei der Belagerung von Tournay blieb. Derselbe hinterließ fünf Söhne, von welchen der älteste, Gabriel Marie de T., durch Ludwig XV. die Würde eines Grafen von Périgord zurückerhielt. Der Sohn und Erbe Gabriels war Elie Charles de T., Fürst von Chalais, Herzog von Périgord, der 1814 Pair von Frankreich wurde und 31. Jan. 1829 starb. Er hinterließ einen Sohn, Augustin Marie Elie Charles de T., geb. 10. Jan. 1788, gest. 11. Juni 1879. Aus dessen Ehe mit Marie Nicolette de Choiseul-Praslin (gest. 17. April 1866) entsprangen die Söhne: Elie Louis Roger, Prinz von Chalais, geb. 1809, gest. 1883, und Paul Adalbert René, Graf von Périgord, geb. 1811, gest. 1879. Mit diesen starb die erste Linie aus.

Der zweite Sohn Daniels, Charles Daniel de T., gest. 1788, wurde der Stammvater der Fürsten von T. Sein ältester Sohn war Charles Maurice, Fürst von Talleyrand-Périgord (s. d.), der berühmte Diplomat. Zweiter Sohn Charles Daniel de T.s war Archembaud Joseph, Fürst von T. Dessen Sohn Alexandre Edmond, Fürst-Herzog von T.-Périgord, geb. 2. Aug. 1787, vermählte sich 1809 mit Dorothea (geb. 21. Aug. 1793, gest. 19. Sept. 1862), des Herzogs

Station der Staatsbahn Santiago-La-Concepcion, die schönste Provinzialstadt des Staats, zählt 19000 E., hat sechs schöne Kirchen, eine prot. Kapelle, reich dotierte und gut verwaltete Unterrichtsanstalten und Wollindustrie. [in Chile.

Talcahuano, der Hafen von Concepcion (s. d.)

Talcium, s. Magnesium.

Tale, s. Tael.

Talegallahühner (Megapodiidae) oder Großfußhühner ist der Name einer aus 4 Gattungen und 20 Arten bestehenden Familie merkwürdiger Hühnervögel, die Australien, Neuguinea, die Molukken bis Celebes, die Philippinen, Neu-Caledonien, die Samoa-Inseln und Nicobaren bewohnen. Die T. haben sehr große Füße, einen kleinen Kopf, kräftigen Schnabel, stark abgerundete Flügel, einen kurzen, aber breiten Schwanz, meist dunkle Farben und zeichnen sich durch eine besondere Art der Brutpflege aus, indem die Weibchen ihre relativ sehr großen Eier gesellschaftlich in große zusammengescharrte, durch Gärung eine beträchtliche Wärme entwickelnde Haufen fauler Blätter u. s. w. oder in heißen, von der Sonne durchglühten Sand legen und sie sich selbst überlassen. Die Jungen können zum Teil sofort, nachdem sie aus dem Ei gekrochen sind, fliegen. Eine der am besten gekannten Arten (Megapodius Lathami, Tafel: Hühnervögel, Fig. 18) ist 80 cm lang, oben dunkelbraun und heller mit Grau gebändert, mit nacktem, rotem Kopf und Hals, und bewohnt Australien.

Taleman, der Sprecher des Bauernstandes auf den schwed. Reichstagen.

Talent (grch. Talänton), eigentlich die Wage oder das zur Abwägung auf die Wage Gelegte, nannten die Griechen teils ein Handelsgewicht von 60 Minen = 6000 Drachmen, welches in den verschiedenen Staaten von verschiedener Schwere war, teils häufiger eine jenem Gewicht Silber ursprünglich entsprechende Geldsumme. In letzterer Bedeutung hat man aber unter T. nicht etwa eine geprägte Münze zu verstehen, sondern das Wort diente nur zur Bezeichnung einer bestimmten Geldsumme (60 Minen = 6000 Drachmen), die jedoch ebenfalls nicht überall gleichen Wert hatte. Das gewöhnlichste T., welches stets von den Alten gemeint ist, wenn keine weitere Bestimmung dabei steht, war das attische Talent, mit welchem das euböische identisch war. Dasselbe betrug an Gewicht = 26,2 kg und begriff als Geldsumme 4715 Mark deutscher Reichswährung. Das äginaische Talent hatte bei einem Gewicht von 37,2 kg einen Wert von 6522 Mark. Auch bei den Römern wurde der Ausdruck T. gebraucht zur Bezeichnung einer Summe von 6000 Denaren, die nach der Silberwährung zur Zeit der Republik einen Wert von 4210 Mark, nach der Goldwährung von Augustus an 5220 Mark repräsentiert. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (2. Aufl., Berl. 1882).

Talent bezeichnet eine ausgezeichnete Geistesfähigkeit. So spricht man teils von praktischen T., welche sich durch einen sichern und raschen Überblick über die Mittel zu bestimmten äußern Zwecken, wie durch die Gewandtheit ihrer Benutzung und die Leichtigkeit in der Ausführung verraten (z. B. Feldherrntalent), teils von Kunsttalenten für ästhetische Produktionen oder Reproduktionen (z. B. musikalisches T.), welche sich häufig mit den technisch-praktischen vereinigen, teils endlich von theoretisch-scientifischen, sei es nun, daß man dabei mehr auf die Gegenstände (mathem., philos., kritisches Talent u. s. w.) oder mehr auf die Modalität der geistigen Thätigkeit Rücksicht nimmt (wie beim T. der raschen Auffassung, des unterscheidenden Scharfsinns, der Erfindung, der gewandten Darstellung, Lehrtalent u. s. w.). Das T. äußert sich immer in einer individuell bestimmten Richtung als ein teils von Natur angelegter, teils durch Erziehung, Anleitung und Übung begünstigter und verstärkter Trieb zur Bethätigung irgend einer Fertigkeit oder Geschicklichkeit. Erreicht das T. eine solche Höhe, daß es über die bisherigen Leistungen hinaus völlig neue Wege anbahnt, so nennt man es Genie (s. d.). Da jedoch für das letztere die Originalität das wesentliche Merkmal bildet, so pflegt man einem noch so großen T., solange es sich auf die Nachahmung oder Reproduktion des von andern bereits Geleisteten beschränkt, den Namen des Genies vorzuenthalten.

Talg, Unschlitt oder Inselt nennt man dasjenige tierische Fett, hauptsächlich von geschlachteten Rindern und Schafen, das im Innern des Körpers, wo es sich vorzugsweise um Nieren und Gedärme ansetzt, gefunden wird. Die Härte des T. richtet sich nach der Art des Tiers und nach der Fütterungsweise desselben. Die größte Härte erreicht der T. bei Trockenfütterung, die geringste bei Fütterung mit den Abfällen der Brauerei und Brennerei. Geschmolzen wird der T. zumeist zu Kerzen und Seife, in geringerer Menge als Nahrungsmittel und zu andern Zwecken verwendet. Der beste T. kommt aus Holland, Irland, Polen und aus Kasan. Im Handel unterscheidet man Plattalg und Markttalg. In der Arznei- und Wundarzneikunst wendet man Rinds- und Schöpstalg an. Der T. von Schweinen heißt Schmer oder Schmalz. Höchst bedeutend ist die Talgfabrikation im südl. Rußland. In neuerer Zeit kommt auch viel T. aus Südamerika und Australien. Der T. besteht wesentlich aus den Glyzerinäthern (Glyzeriden) der Ölsäure, Palmitinsäure und Stearinsäure. Er schmilzt bei 37° C. Durch Zersetzen desselben mit Kalk oder mit konzentrierter Schwefelsäure scheidet man daraus die Fettsäuren und das Glyzerin ab, von denen das Gemisch von Stearin- und Palmitinsäure wegen seiner Verwendung zur Stearinkerzenfabrikation wichtig ist.

Talg, vegetabilischer, starre, erst bei verhältnismäßig hoher Temperatur schmelzende, fettähnliche Massen, die besonders in der Kerzenfabrikation Verwendung finden. Es sind Absonderungsprodukte, welche von manchen Pflanzen als schuppige, stäbchenförmige und anders geformte Gebilde an der Oberfläche von Blättern, Samen und andern Organen ausgeschieden werden. Ihrer Zusammensetzung und ihren Eigenschaften nach stehen die meisten der hierher gerechneten Körper den Wachsarten näher als den Fetten. (Vgl. Carnaubawachs, Chinesisches Wachs, Japanisches Wachs, Pinientalg.)

Talgbaum, der Name für zwei verschiedene Bäume des tropischen Asien, Stillingia sebifera *Willd.* aus China und Vatëria indica *L.* aus Ostindien. Die erstgenannte Art, der eigentliche T., zur Familie der Euphorbiaceen gehörend, ist ein Baum von mittlerer Größe und dem Ansehen eines Kirschbaums mit abwechselnden, langgestielten, eiförmig-rhombischen, zugespitzten und ganzrandigen Blättern und kleinen gelbgrünen Blüten, welche in endständigen, kätzchenartigen

Trauben bestehen und eine dreispaltige Blütenhülle besitzen. Die männlichen Blüten enthalten zwei Staubgefäße. Die eiförmigen, spitzen, abgerundet dreikantigen Früchte enthalten kugelige, schwarze Samen, welche von einer weißen, talgartigen Masse umgeben sind, deren man sich in gleicher Weise wie des gewöhnlichen Talgs zur Fabrikation von Kerzen bedienen kann. Es kommt dieses Pflanzenfett unter dem Namen «chinesischer Talg» in den Handel. Auch enthalten die Samen ein vorzügliches Öl. Dieser T. wird jetzt nicht allein in seiner Heimat, sondern auch in den südl. Staaten von Nordamerika, in Westindien angebaut. (Vgl. Vateria.)

Talgdrüsen, Hauttalgdrüsen (glandulae sebaceae), s. unter Haut, Bd. VIII, S. 916ª.

Talgkerzen, s. unter Kerze.

Talgsäure, veralteter Name für Stearinsäure.

Talgstoff, soviel wie Stearin.

Talhouet (Auguste Elisabeth Joseph, Marquis de), franz. Staatsmann, geb. zu Paris 11. Okt. 1819, wurde 1849 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er die Politik des Präsidenten der Republik eifrig bekämpfte. Beim Staatsstreich des 2. Dez. 1851 wurde er mehrere Tage verhaftet. Seit 1852 war er Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. Im J. 1869 trat er an die Spitze der sog. liberalen dritten Partei und übernahm im Ministerium Ollivier das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten (2. Jan. 1870). Nach dem Kriege stimmte er in der Nationalversammlung mit dem rechten Centrum; 1876 wurde er zum Senator ernannt, kandidierte aber 1882 nicht wieder.

Tali-fu, wichtiger Hauptort des gleichnamigen Departements der chines. Provinz Yünnan. Als ein Hauptindustriezweig daselbst wird von du Halde die Gewinnung und die Bearbeitung von Marmorplatten erwähnt, welche bei dem Dorfe Tiensing gebrochen, von Natur ein solches Farbenspiel zeigen sollen, daß man Berge, Bäume, Blumen und Früchte darauf gemalt zu sehen glaubt. T. wurde im April 1857 von den aufständischen Mohammedanern genommen und war lange die Hauptstadt derselben, bis es gegen Ende 1872 wieder in den Besitz der Chinesen zurückgelangte.

Talion (vom lat. talis) bezeichnet das Verhältnis des Thuns und Leidens, des Empfangens und Leistens, vermöge dessen sich beides untereinander ausgleicht, also die Vergeltung, die sich ebenso als Lohn wie als Strafe darstellt.

Jus talionis heißt das Recht der Vergeltung, gewöhnlich mit der in der Idee der Vergeltung nicht liegenden Beschränkung auf die materielle Identität des vergeltenden Übels, wie sie der Satz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, ausspricht. Vgl. Lasaulx, «Die Sühnopfer der Griechen und Römer» (Würzb. 1841).

Talipes (lat.), der Klumpfuß.

Talisman ist die Benennung eines Gegenstandes, welchem die Kraft beiwohnen soll, den Besitzer zu schützen und auch wohl mit übernatürlichen Kräften auszustatten. Das Wort wird hergeleitet vom arab. ʿtilism, ʿtilsam, Zauberbild, Plural ʿtalâsim und ʿtilsamât, die Sache selbst aber: geweihte Zauberbilder, Zaubermittel, Zauberringe u. s. w., ist seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern, namentlich den Orientalen, bekannt. Verwandt damit ist das Amulett (s. d.); gleichbedeutend sind Abraxas, Stoicheia und Teraphim. (S. Abraxassteine.)

Taljen, s. Takel.

Talk heißt ein weiches, fettig anzufühlendes, in der Regel nicht krystallisiertes Mineral von weißer, grünlichweißer oder gelblichgrauer Farbe; gewöhnlich bildet es krummschalige, blätterige, schuppige oder schieferige Aggregate; das Krystallsystem der Lamellen scheint rhombisch oder monoklin zu sein und sie besitzen sehr vollkommene basische Spaltbarkeit, wie der Glimmer. Solche Aggregate zeigen deutlichen Perlmutterglanz und sind auch etwas durchscheinend, während die Steatit oder Speckstein (s. d.) genannten Varietäten dicht und undurchsichtig sind. Der T. besteht aus circa 63 Proz. Kieselsäure, 32 Magnesia, 5 Wasser, entsprechend der Formel $H_2Mg_3Si_4O_{12}$, wobei von der Magnesia ein kleiner Teil durch Eisenoxydul vertreten wird. Seine Härte ist = 1, sein spezifisches Gewicht = 2,5. Als schieferiges, gewöhnlich mit etwas Quarz vermengtes Aggregat bildet er eine Felsart, den sog. Talkschiefer, welche hauptsächlich als Glied der archäischen Formation unter anderm in den Schweizer, Tiroler und Salzburger Alpen, in Steiermark und Schweden manche Verbreitung besitzt. Der T. dient zum Polieren, zu Maschinenschmiere und als Substrat der Schminke.

Talkerde, Synonym für Magnesia, s. Magnesium (-Verbindungen 1).

Talkhydrat, s. Brucit.

Talkschiefer, s. unter Talk.

Talkspat, Synonym für Magnesit (s. d.).

Tallahasse, Hauptstadt des nordamerik. Staats Florida, an der Jacksonville-, Pensacola- und Mobile-Eisenbahn, zählt (1880) 2494 E., hat ein Kapitol, ein Gerichtsgebäude und das West-Florida Seminary, Wagen- und Maschinenwerkstätten und eine Baumwollfabrik. In der Nähe ist die schöne Wakullaquelle.

Talleyrand, ein altes franz. Geschlecht, das früher die souveräne Grafschaft Périgord besaß und im 12. Jahrh. den Namen Talleyrand annahm. Der alte Stamm ging in langen Streitigkeiten mit der Krone zu Grunde. Die gegenwärtigen zwei Linien sind von Daniel Marie Anne de T., Fürsten von Chalais, entsprungen, der 1745 bei der Belagerung von Tournay blieb. Derselbe hinterließ fünf Söhne, von welchen der älteste, Gabriel Marie de T., durch Ludwig XV. die Würde eines Grafen von Périgord zurückerhielt. Der Sohn und Erbe Gabriels war Elie Charles de T., Fürst von Chalais, Herzog von Périgord, der 1814 Pair von Frankreich wurde und 31. Jan. 1829 starb. Er hinterließ einen Sohn, Augustin Marie Elie Charles de T., geb. 10. Jan. 1788, gest. 11. Juni 1879. Aus dessen Ehe mit Marie Nicolette de Choiseul-Praslin (gest. 17. April 1866) entsprangen die Söhne: Elie Louis Roger, Prinz von Chalais, geb. 1809, gest. 1883, und Paul Adalbert René, Graf von Périgord, geb. 1811, gest. 1879. Mit diesen starb die erste Linie aus.

Der zweite Sohn Daniels, Charles Daniel de T., gest. 1788, wurde der Stammvater der Fürsten von T. Sein ältester Sohn war Charles Maurice, Fürst von Talleyrand-Périgord (s. d.), der berühmte Diplomat. Zweiter Sohn Charles Daniel de T.s war Archembaud Joseph, Fürst von T. Dessen Sohn Alexandre Edmond, Fürst-Herzog von T.-Périgord, geb. 2. Aug. 1787, vermählte sich 1809 mit Dorothea (geb. 21. Aug. 1793, gest. 19. Sept. 1862), des Herzogs

Peter von Kurland und Sagan (s. d.) Tochter, führte seit 1817 den Titel eines Herzogs von Dino, welchen ihm sein Oheim, der Diplomat, mit Erlaubnis des Königs von Sicilien abtrat, erbte 1838 die Güter und Titel eines Herzogs von T.-Périgord und starb zu Florenz 14. Mai 1872. Ihm folgte als Haupt des Zweigs sein ältester Sohn, Napoleon Louis, Herzog zu Sagan und Herzog von Valençay, geb. 12. März 1811, der bereits nach dem Tode seiner Mutter das Lehnsfürstentum Sagan in Preußisch-Schlesien erhalten und sich in erster Ehe 1829 mit Prinzessin Anne Luise Alix (geb. 1810, gest. 13. Sept. 1858), der Tochter des Herzogs Anne Charles François von Montmorency, vermählt hatte. Dieser Ehe entsprangen eine Tochter und zwei Söhne: Charles Guillaume Bozon, Prinz von Sagan (geb. 7. Mai 1832) und Niclas Raoul Adalbert von T.-Périgord (geb. 20. März 1837), der als Neffe des letzten Herzogs von Montmorency durch Dekret Napoleons III. vom 14. Mai 1864 den Titel eines Herzogs von Montmorency erhielt. Ein zweiter Sohn Alexandre Edmonds aus dessen Ehe mit der Herzogin Dorothea, Alexandre Edmond, Marquis von T.-Périgord (geb. 15. Dez. 1813), durch Cession seines Vaters Herzog von Dino, erhielt nach dem Tode seiner Mutter die Herrschaft Deutsch-Wartenberg in Preußisch-Schlesien.

Der dritte Sohn Daniels, Augustin Louis, Vicomte von T.-Périgord, Generallieutenant, starb, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Daniels vierter Sohn war Alexandre Angélique, geb. 18. Okt. 1736 und bekannt als Abbé Périgord. Er erhielt 1777 das Erzbistum Reims und zeigte sich beim Ausbruch der Revolution als Mitglied der Nationalversammlung jeder Reform feindselig. Deshalb wanderte er auch 1791 aus, lebte lange in Deutschland und begab sich 1804 zu dem nachmaligen König Ludwig XVIII. nach Mitau. Mit letzterm, der ihn zum Beichtvater erhob, ging er später nach England. Nach der Restauration wurde er Pair, 1817 Erzbischof von Paris und Kardinal. Er übte auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse viel Einfluß und starb 20. Okt. 1821.

Der fünfte Sohn Daniels, Louis Marie Anne, 1788 franz. Gesandter in Neapel, ist der Gründer der dritten Linie. Von seinen drei Söhnen wurde der älteste, Auguste, Graf von T.-Périgord, geb. 10. Febr. 1770, Kammerherr Napoleons und nach der Restauration Pair und franz. Gesandter in der Schweiz, welchen Posten er bis 1824 bekleidete. Er starb 20. Okt. 1832 zu Mailand und hinterließ vier Söhne, von denen Ernest, Graf von T.-Périgord, geb. 17. März 1807, ihm als Haupt der Linie folgte. Nach dessen 22. Febr. 1871 erfolgtem Tode wurde sein Bruder, Ludwig, Graf von T.-Périgord, geb. 3. Juli 1810, gest. 25. Febr. 1881, Haupt der dritten Linie.

Der Bruder des Grafen Auguste, Alexandre Daniel, Baron von T.-Périgord, geb. 1773, war unter der Restauration Präfekt in verschiedenen Departements, erhielt 1838 die Pairswürde und starb 1839. Ein Sohn des letztern, Charles Angélique, geb. 8. Nov. 1821, war franz. Gesandter zu Weimar, später zu Petersburg, und wurde nach dem Tode seines Vetters Ludwig (1881) Haupt dieser Linie.

Talleyrand-Périgord (Charles Maurice, Herzog von), unter Napoleon I. Fürst von Benevent, berühmter franz. Diplomat, wurde zu Paris 13. Febr. 1754 geboren. Wiewohl erstgeborener Sohn, mußte er sich doch dem geistlichen Stande widmen, weil ihn ein Fall in der Kindheit gelähmt hatte. Seine Verbindungen verschafften ihm bald reiche Abteien und 1788 das Bistum von Autun. Reichbegabt, ausschweifend, verschuldet, pietätlos, konnte er die Bewegung von 1789 nur jubelnd begrüßen. So trat er schon in der Notabelnversammlung 1788 und sofort in den Generalständen 1789 auf, wo er am 19. Juni die Majorität des Klerus zum dritten Stande, der sich als Nationalversammlung konstituiert hatte, hinüberführte. Unter den revolutionierenden Anträgen, die auf ihn zurückgehen, ragt hervor der auf Einziehung der Kirchengüter (10. Okt. 1789), dem eine Reihe verwandter Beschlüsse folgte. Bei dem Bundesfeste auf dem Marsfelde (14. Juli 1790) hielt er am Altar des Vaterlandes die Messe und weihte die Fahnen. Ohne gerade die Anträge auf die Civilkonstitution des Klerus zu unterstützen, gab er doch seine Zustimmung, leistete den Eid auf sie und trotzte den päpstl. Breven, die dagegen erschienen, und von denen eins ihn selbst mit dem Bann belegte. Seit Febr. 1792 Gesandter in London, führte er hier die Geschäfte Frankreichs mit kurzer Unterbrechung bis Ende 1792, wo ihn die Anklage intimer Verbindungen mit Ludwig XVI. traf und von Frankreich ausschloß. Auch in England 1794 nicht mehr geduldet, ging er nach Nordamerika, von wo er in der Hoffnung auf Amnestie nach Europa zurückkehrte. In Hamburg, wohin er zunächst kam, lernte er die Witwe eines Engländers, Namens Grant, kennen. Mit ihr durfte er Herbst 1796 nach Paris kommen, und bald gelang es ihm, besonders durch den Einfluß der Madame de Staël, sich mit Barras so eng zu liieren, daß ihm dieser im Juli 1797 das Ministerium des Äußern gab. Mit sicherm Instinkt folgte er alsbald dem aufsteigenden Gestirn Bonapartes, dem er bei Campo-Formio, Rastatt und der ägypt. Expedition sekundierte. Als der General aus Ägypten heimkehrte, half T. demselben die Revolution vom 18. Brumaire (1799) vollbringen. T. begnügte sich, der Minister und gefällige Ratgeber des Ersten Konsuls zu bleiben. Er leitete die Unterhandlungen zu Lunéville und Amiens und trug 1802 viel zur Abschließung des Konkordats bei, wofür ihm der Papst die Säkularisation gewährte, sodaß sein Verhältnis zu Madame Grant durch eine kirchliche Trauung legitimiert wurde. Ein dunkler Flecken seines Lebens ward die Konnivenz, die er Napoleon bei der Ermordung Enghiens bewies.

Nach Errichtung des Kaiserthrons 1804 erhielt er die Würde eines Oberkammerherrn. Gegen Ende 1805 begab er sich nach Wien und Preßburg und schloß den Frieden mit Österreich. Nachdem T. 5. Juni 1806 zum Fürsten von Benevent erhoben worden, folgte er dem Kaiser nach Deutschland in den preuß.-russ. Krieg. Um diese Zeit drang er mehr als je in den Kaiser, den allgemeinen Frieden durch ein solides Bündnis mit Österreich und England zu sichern; Napoleon hingegen neigte zu Rußland. Infolge dieses Zwiespalts mußte T. nach dem Frieden zu Tilsit den Ministerposten niederlegen, 8. Aug. 1807, und ward dafür zum Reichsvizegroßwahlherrn (Vice-grand-électeur) ernannt. Seitdem wurde T.s Salon der Sammelplatz der Mißvergnügten. Im J. 1808 mit in Erfurt, fiel er Jan. 1809 ganz in Ungnade und zog sich auf

sein Landgut bei Valençay zurück. Seitdem begann er mehr und mehr sein Augenmerk auf die Bourbons zu richten. Vergebens riet er, als ihn Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig wieder zu sich berief, zum Frieden. Während des Feldzugs in Frankreich hielt er sich lauernd im Hintergrunde. Bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris 1814 nahm er den Kaiser Alexander I. in seinem Hôtel auf und arbeitete eifrig an der Restitution der Bourbons. Er bemächtigte sich des Senats, bewirkte die Absetzung Napoleons, die Proklamation der Bourbons und brachte eine Provisorische Regierung zu Stande, an deren Spitze er selbst trat. Nachdem Ludwig XVIII. den Thron eingenommen, wurde T. zum Oberkammerherrn und zum Minister des Auswärtigen erhoben, in welcher Eigenschaft er sich auf den Kongreß nach Wien begab, wo er Frankreich mit Österreich und England zusammenbrachte, Sachsens Annexion durch Preußen verhinderte, die Rückführung der Bourbons nach Neapel beförderte. Die Rückkehr Napoleons von Elba schlug die Zerwürfnisse nieder, die durch seine geschickte Hand zwischen den siegreichen Mächten genährt wurden. Napoleon nahm T. von der Amnestie vom 12. März 1815 aus und verfügte die Konfiskation seiner Güter; T. hingegen betrieb die Richtung des Kaisers durch die verbündeten Mächte. Nach der zweiten Restauration übernahm er abermals die auswärtigen Angelegenheiten zugleich mit der Präsidentschaft des Ministeriums. Vergeblich versuchte er die härtern Bedingungen, unter welchen der zweite Pariser Friede geschlossen werden sollte, zu mildern. Dieser Mißerfolg und die royalistische Reaktion brachten ihn im September um sein Ministerium. Das Fürstentum Benevent fiel jetzt an den Kirchenstaat zurück; dafür verlieh der König beider Sicilien T. eine reiche Dotation mit dem Titel eines Herzogs von Dino, 2. Dez. 1817. In Frankreich wurde er zum erblichen Pair und 31. Aug. 1817 zum Herzog von T.-Périgord ernannt; auch ward ihm gestattet, da er kinderlos war, diese Würden auf seinen Neffen zu übertragen.

In den ersten Jahren der Restauration erschien T. oft im Schlosse und gab guten Rat, stimmte aber in der Pairskammer nicht selten mit der Opposition. Nach der Thronbesteigung Karls X. zog er sich nach Valençay zurück. In seinem Umgange verriet T. stets den großen Herrn der alten Zeit. Von den Ereignissen der Julirevolution hielt T. sich entfernt; als jedoch Ludwig Philipp vor Annahme der Krone ihn um Rat fragen ließ, antwortete T. kurz, er solle zugreifen. Dann ging er im Sept. 1830 als franz. Botschafter nach London und vermittelte hier eine friedliche Verständigung der Großmächte über Belgien. Der Abschluß der Quadrupleallianz vom 22. April 1834 zwischen Frankreich, Großbritannien, Spanien und Portugal, die das konstitutionelle Prinzip in Westeuropa schützen sollte, war sein letztes Werk. Er ließ sich 1835 aus London abberufen und zog sich wieder nach Valençay zurück. Nach kurzer Krankheit starb T. zu Paris 17. Mai 1838, nachdem er durch Abbé Dupanloup zu einem unterwürfigen Briefe an Papst Gregor XVI. bewogen war. T. hinterließ «Mémoires», die sich im Besitz seines Neffen, des Herzogs von Sagan, befinden. Ein Auszug aus denselben erschien unter dem Titel «Extraits des mémoires du prince T.» (2 Bde., Par. 1838). Vgl. Bulwer, «Historical characters» (Bd. 1: «Talleyrand», Lond. 1867; deutsch von Lanz, Lpz. 1871); Pichot, «Souvenirs intimes sur T.» (Par. 1870). Pallain gab die «Correspondance inédite du prince de T. et du roi Louis XVIII, pendant le Congrès de Vienne» heraus (Par. 1881; deutsch von Bailleu, Lpz. 1881).

Tallien (Jean Lambert), franz. Revolutionär, geb. zu Paris 1769, war Notar und ward dann bei der Redaction des «Moniteur» angestellt. Im J. 1791 gab er im Maratschen Stil den «Ami du citoyen» heraus. In der Nacht zum 10. Aug. 1792 wurde er Sekretär des revolutionären Gemeinderats. Wenige haben an den Septembermorden so viel Anteil gehabt als T., der Verfasser des vom 3. Sept. datierten Aufrufs an die Provinzen. Das Departement Seine-Oise wählte ihn in den Nationalkonvent, wo er im Prozeß des Königs auf den Tod ohne Aufschub und Appellation drang. Am Tage der Hinrichtung wurde T. zum Präsidenten der Versammlung ernannt. Drei Monate später erhielt er eine Sendung in die gegen den Konvent empörten Departements des Westens, wo er gegen alle Verdächtigen aufs ärgste wütete. Sodann schickte man ihn nach Bordeaux. Hier lernte er Ende 1793 in den Gefängnissen eine schöne Frau, Madame de Fontenay, spätere Fürstin Chimay (s. d.), kennen. Er befreite seine Geliebte und führte seitdem die blutigen Dekrete des Konvents weniger streng aus. Die Schreckensregierung rief deshalb T. nach Paris. Robespierre ließ ihn aus dem Jakobinerklub stoßen und veranlaßte aufs neue die Einsperrung der Dame. Während Robespierre auf die vollständige Vernichtung der Partei Dantons, zu der auch T. gehörte, sann, bereitete namentlich letzterer den Widerstand vor. Er war es, der am 9. Thermidor (27. Juli 1794) den Angriff im Konvent eröffnete und durch seine von der Furcht für sich selbst diktierte Energie den Sieg über Robespierre herbeiführte. Nach der Katastrophe vermählte er sich mit Madame de Fontenay und erlangte als das Haupt der sog. Thermidoristen gewaltigen Einfluß. Zum Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses gewählt, setzte er zahllose Gefangene in Freiheit, lähmte die Macht des Revolutionstribunals und schloß den Klub der Jakobiner. Er ging hierauf als Kommissar des Konvents zur Armee in den westl. Departements und wohnte der Niederlage der Royalisten auf Quiberon bei. Bei der Errichtung der Direktorialregierung ging er in den Rat der Fünfhundert über, sah sich aber sowohl von den Republikanern wie von den Royalisten als Verräter behandelt. Er folgte 1798 der Expedition Bonapartes nach Ägypten. Hier erhielt er eine Stelle bei der Verwaltung der Nationaldomänen und gab unter dem Titel «Décade égyptienne» ein Journal heraus. Nach Bonapartes Abgang schickte ihn Menou nach Frankreich zurück. Auf der Überfahrt fiel T. den Engländern in die Hände, die ihn nach London brachten, wo ihn die Whigpartei mit Auszeichnung aufnahm. Seine Gemahlin hatte sich inzwischen von ihm gerichtlich scheiden lassen. T. hielt sich nun in Zurückgezogenheit, bis ihm 1805 Fouché und Talleyrand die Stelle eines franz. Konsuls zu Alicante in Spanien verschafften. Infolge einer Krankheit, durch die er auf einem Auge erblindete, mußte er nach Paris zurückkehren und lebte dort von dem Gnadengehalt, das ihm Napoleon bewilligte. T. starb 16. Nov. 1820.

Tallipotbaum, soviel wie Corypha umbraculifera.

Talma (François Jos.), berühmter tragischer Schauspieler der Franzosen, geb. zu Paris 15. Jan. 1763, verlebte seine erste Jugend in England und kam erst im 15. Jahre nach Paris zurück. Nach beendigten chirurgischen Studien ging er wieder nach London, wo er sich mit einigen jungen Franzosen zur Aufführung dramatischer Stücke verband. Bald jedoch ging er nach Paris, um hier die zahnärztliche Praxis zu erlernen, trat 1786 in die neuerrichtete königl. Deklamationsschule ein und erschien am 21. Nov. 1787 als Seide in Voltaires «Mahomet» zum ersten mal auf dem Théâtre Français. Von da an begann er seine künstlerische Bildung mit größtem Erfolg, studierte die Geschichte und brachte besonders in den Kostümen bedeutende Reformen hervor. Als nach dem Ausbruch der Revolution Cheniers Trauerspiel «Charles IX» auf die Bühne kam, stellte T. diesen König mit so lebendiger Wahrheit dar, daß sein Ruf als erster tragischer Schauspieler begründet war. T. besaß keine ausgezeichnete Persönlichkeit, aber eine regelmäßige Gestalt, eine volle, wohltönende Stimme, und seine zur antilen Form sich hinneigenden Gesichtszüge standen mit seinem klaren Geiste, tiefer Empfindung, lebhafter Phantasie und großer Feinfühligkeit in harmonischer Verbindung. Nie spielte er komische Rollen. Während der Revolution teilten sich die Schauspieler des Théâtre Français, und T. führte die Direktion der neuen Gesellschaft (de la Rue de Richelieu), bis unter dem Direktorium beide wieder vereinigt wurden. In großem Ansehen stand T. bei Napoleon, der ihn stets mit Auszeichnung behandelte und oft um sich hatte. Auch folgte er dem Kaiser 1808 nach Erfurt und 1813 nach Dresden. Im J. 1817 ging T. nach England, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, sowie nachher in Brüssel. Er starb in Paris 19. Okt. 1826. Seine tiefe Einsicht in das Wesen der Schauspielkunst zeigte er in den «Réflexions sur Lekain et sur l'art théâtral» (Par. 1815; neue Aufl. 1875); auch gab er Lekains «Mémoires» heraus. Vgl. Moreau, «Mémoires historiques et littéraires sur François Joseph T.» (Par. 1826; 1849 in 4 Bdn. von A. Dumas herausgegeben); Lemercier, «Notice biographique sur T.» (Par. 1827).

Seine Gattin, **Charlotte Vanhove**, geb. 10. Sept. 1771 im Haag, als Mademoiselle Vanhove, dann (bis 1794) als Madame Petit-Vanhove und endlich (seit 26. Juni 1802) als Madame Talma bekannt, war ebenfalls eine der größten Schauspielerinnen ihrer Zeit, zog sich aber schon im Sept. 1811 von der Bühne zurück. Sie starb zu Paris 11. April 1860. Man hat von ihr «Études sur l'art théâtral» (Par. 1835).

Talmi oder **Talmigold**, eine gelbe Kupferlegierung, meist aus Kupfer und Zink mit geringem Zusatz von Zinn und Eisen bestehend, welche mit Gold plattiert und als Blech oder Draht zu Schmuckgegenständen verarbeitet wird. Das beste T. mit Goldgehalt von 1 Prozent liefert Tallois in Paris.

Talmud (hebr., d. i. Belehrung) ist im gewöhnlichen Sprachgebrauch die Gesamtbezeichnung für Mischna und Gemara.

Mischna ist die Zusammenstellung der dem Leben und dem Gebrauch angepaßten, als mosaisch betrachteten Bestimmungen, und in der gegenwärtigen Redaction das Werk des Juda Ha-Nasi (um 218); sie zerfällt in sechs Ordnungen: 1) Seraim (Gebete, Landbau, Abgaben von Feldfrüchten); 2) Moed (Sabbat, Fest- und Fasttage); 3) Naschim (Ehegesetze); 4) Nesikin (Civil- und Kriminalrecht); 5) Kodaschim (Opfer- und Speisegesetze); 6) Tohorot (Reinheit und Unreinheit); Ergänzungen und Nachträge enthalten die Tosifta und die halachischen Kommentare zu den vier letzten Büchern des Pentateuch, Mechilta, Sifra, Sifre.

Gemara ist der Kommentar zur Mischna oder vielmehr die Verarbeitung derselben für die mannigfachsten Anforderungen des bürgerlichen und religiösen Lebens; dazu kommen eine Menge erbaulicher Betrachtungen, Gnomologien, geographische, historische, medizinische ꝛc. Mitteilungen.

Man unterscheidet den jerusalemischen (palästinischen) T., ungefähr aus dem 4. Jahrh., und den viel umfangreichern babylonischen T., aus dem 6. Jahrh. Die Mischna ist in der junghebr. Schulschrift verfaßt, hat verschiedene Kommentare (unter andern von Maimonides) erfahren und ist in das Lateinische (Surenhus) und in das Deutsche (Rabe, Jost) übersetzt worden. Die Sprache der Gemara ist aus dem junghebr. und dem chaldäischen Idiom zusammengeflossen; diejenige des jerusalemischen T. nähert sich dem Syrischen. Nur wenige Teile des T. sind in andere Sprachen übertragen. Die Zahl der Kommentare zum (besonders babylonischen) T. ist sehr groß; die erste Stelle nimmt der von Salomo ben Isak (Raschi) herrührende ein; an diesen schließen sich die Tosafot (Zusätze) von hervorragenden franz. und deutschen Talmudisten aus dem 12. und 13. Jahrh. an.

Über die verschiedenen Drucke des T., von denen die spätern Ausgaben des vielfach verfolgten Werks durch die Censur verstümmelt sind, schrieb Rabbinowitz (Dikduke Sofrim VIII), über die Sprache des T. Natan ben Jechiel («Aruch» um 1100), Buxtorf (Bas. 1639) und Levy (Lpz. 1879 fg.). Vgl. Deutsch, «Der T.» (aus dem Englischen, Berl. 1869); Rabbinowitz, «Législation civile du T.» (Par. 1873) und «Législation criminelle du T.» (Par. 1876).

Talon, s. Coupons.

Talpa (lat.), der Maulwurf.

Talsen (lett. Talschu), Flecken im russ. Gouvernement Kurland, in schöner Lage an einem Berge, an dessen Rande zwei kleine Seen sich befinden, ist seit 1819 der Sitz der höchsten Justizgerichte des Kreises gleichen Namens. T. besaß zur livländischen Ordenszeit ein Kloster, dessen Mönche hier den Weinbau pflegten, hat Fabriken und Schulen und zählt (1881) 3427 E., die je zu einem Drittel aus Juden, Deutschen und Letten bestehen.

Talvik, Hafen in Finmarken (s. d.).

Talvj, s. Robinson (Thereje Albertine Luise).

Talya, s. unter Tokay.

Tamagrut, Ort im Thale des Draa (s. d.).

Taman, eine zum kubanischen Distrikt Ciskaukasiens gehörige Halbinsel, zwischen dem Schwarzen und dem Asowschen Meere und längs der Meerenge von Kertsch. Im Altertum blühte sie durch zahlreiche griech. Kolonien, jetzt liegt sie verödet, verschlämmt und versandet, ist aber merkwürdig durch ihre Schlamm- und Naphthaquellen (15 an der Zahl), Schlammvulkane und Gasexhalationen, wie sie sich auch am Südostende des Kaukasus, in der Halbinsel Apscheron (s. d.) vorfinden. Der Stadt Kertsch in der Krim gegenüber schneidet der Meerbusen von Taman (Tamanskoe Saliw), 30 km lang und 7—12 km breit, in das Land ein und spaltet es in eine nördl. und eine südl. Halb-

insel, von welchen zwei schmale Landzungen in die Meerenge von Kertsch konvergierend sich hinein erstrecken. Südöstlich von diesem Golf bildet das Schwarze Meer hinter einer schmalen Nehrung die Kubanbucht (Kubanskoi-Liman) oder den Kisiltaschloi-Liman mit einem engen Eingange (Boghas) und dem fast geschlossenen Seitenbassin des Zyklursees. Im Nordosten bildet das Asowsche Meer die Bucht von Temrjuk (Temrjukskoi-Liman). Diese steht in Verbindung mit einem Binnensee, der seinerseits durch einen Isthmus von einem größern Binnengewässer geschieden ist. Es befinden sich auf dieser Halbinsel die Städte Temrjuk (s. d.), westlich davon der Flecken Taman mit 1441 E., ein elender Kosakenort mit schlechtem Hafen, und ganz in der Nähe östlich von letzterm Orte Fanagoria, benannt nach der Stadt Phanagoria, einer 450 v. Chr. von Joniern gegründeten Kolonie, welche später die Hauptstadt des Bosporanischen Königreichs (s. Bosporus und Kertsch) wurde. Nach den zahllosen hierselbst gefundenen Bauüberresten und andern Altertümern muß Phanagoria eine große Ausdehnung gehabt haben.

Tamandua, s. unter Ameisenfresser.

Tamanieh (Tamanib), nubisches Dorf nordwestlich von Suakim, an der nach Sinkat führenden Straße, westlich von Bir Handuk, wurde namhaft durch die blutige Schlacht am 13. März 1884. Die von Handuk kommende, gegen 4000 Mann mit 18 Geschützen starke brit. Division des Generals Graham wurde im Marsch überraschend durch 12000 Araber unter Osman Digma angegriffen, wobei zeitweilig brit. Geschütze von den Arabern genommen worden sind und ein großer Teil des Trains verloren ging. Der Verlust betrug bei den Arabern 2000, bei den Engländern 221 Mann, und General Graham kehrte am folgenden Tage nach Suakim zurück, während Osman Digma bei T. ein Lager bezog. Am 25. März versammelte General Graham seine Division abermals westlich von Handuk, rückte am 26. unter leichtem Gefecht bis nahe an T. heran und besetzte am 27. ohne Widerstand das Dorf, welches niedergebrannt wurde. Die brit. Division kehrte hierauf nach Suakim zurück und wurde in den ersten Tagen des April nach Ägypten und England eingeschifft. Der Zweck des ganzen Unternehmens, den Forts Sinkat und Tokar (s. d.) Entsatz zu bringen, war nicht erreicht worden.

Tamaqua, Ort in Schuylkill County im nordamerik. Staate Pennsylvania, liegt am Little Schuylkill-Flusse und an Zweigbahnen der Philadelphia und Reading- und der Centraleisenbahn, in einer reichen Kohlen- und Eisenregion, zählt (1880) 5730 E. und hat eine Nationalbank, drei Maschinenwerkstätten, Eisengießereien, Ofen-, Schuh- und Stiefelfabriken, ein Walzwerk, Säge- und Pulvermühlen, Gerberei, Brauereien u. s. w.

Tamarindus *L.*, Tamarinde, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, Abteilung der Cäsalpinieen. Man kennt nur eine Art, T. indica *L.*, die wahrscheinlich im tropischen Asien einheimisch ist, durch langjährige Kultur aber in allen Tropengegenden weite Verbreitung gefunden hat. Es werden zwar von einigen Botanikern mehrere Arten beschrieben, doch sind dieselben wohl mit Recht nur als Kulturvarietäten von T. indica zu betrachten. Diese selbst wie ihre Varietäten sind Bäume mit gefiederten Blättern und in Trauben stehenden wohlriechenden Blüten von gelblich-weißer Farbe, welche aus einem mit vier Zipfeln versehenen Kelche, fünf ungleich großen Blumenblättern, drei fruchtbaren und mehrern sterilen Staubgefäßen, sowie einem länglichen Fruchtknoten bestehen. Die Früchte sind fingerdicke, gegen 20 cm lange braune Hülsen, welche zwischen den Häuten ihrer Schalen ein angenehm säuerlich-süß schmeckendes schwarzrötliches Mark enthalten, das in der Medizin angewendet und in den Tabaksfabriken zu den Saucen gebraucht wird. Dieses Mark kommt, mit Fasern und Samen vermischt, als eine mus- oder breiartige Masse, in Fässer geschlagen, aus Ostindien und Ägypten, sowie aus Westindien nach Europa. Das westindische ist schmieriger und süßer und muß mit Zucker aufbewahrt werden; das ostindische und levantische dagegen ist schwärzer, trockener und sauerer und hält sich auch ohne Zucker lange. In neuerer Zeit hat der Handel damit wie die Anwendung desselben sehr abgenommen. Von den Samen und Fasern befreites und mit Zucker versetztes Tamarindenmus führt den offizinellen Namen Pulpa Tamarindorum depurata; dieses bildet einen Hauptbestandteil der Sennalatwerge (Electuarium lenitivum). Das Holz dieser Bäume kommt unter dem Namen Tamarindenholz in den Handel und wird als Nutzholz verwendet.

Tamariscineen (Tamariscinĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt nur 40 Arten, die zum größten Teil in den wärmern Gegenden der nördl. gemäßigten Zone sowie in Südafrika vorkommen. Es sind meist Sträucher, seltener Bäume oder krautartige Gewächse, mit kleinen schuppenartigen den Zweigen angedrückten Blättern und weißen oder rötlich gefärbten entweder in dichten Trauben oder auch einzeln stehenden Blüten. Dieselben sind zwitterig und regelmäßig gebaut, sie besitzen fünf Kelchblätter, ebenso viel Blumenblätter, fünf oder mehr Staubgefäße und einen einfächerigen Fruchtknoten mit mehrern Griffeln. Die Frucht ist eine mit mehrern Klappen aufspringende Kapsel. Mehrere Arten aus dieser Familie werden ihrer schönen Blüten und ihres eigentümlichen Habitus halber als Zierpflanzen kultiviert.

Tamariske, s. Tamarix.

Tamarix *L.*, Tamariske, Pflanzengattung der Familie der Tamariscineen. Ihre in den Mittelmeerländern und Asien wild wachsenden Arten sind immergrüne Sträucher, mit kleinen schuppenförmigen, gedrängt stehenden Blättchen und langen, aus Ähren zusammengesetzten Rispen kleiner, schön rosenroter Blüten, welche aus einem fünfteiligen Kelche und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige Kapsel mit haarschopfigen Samen. Einige Arten, wie die in ganz Südeuropa einheimische T. gallica *L.*, eignen sich vorzüglich zu Gruppen in Parken, wo sie zwischen Laubholz, namentlich an Ufern von Teichen und Bassins, einen sehr schönen Effekt machen. Außerdem werden noch häufig unter den Namen T. einige Arten der nahe verwandten Gattung Myricaria kultiviert, so die an Bächen und Flüssen Süd- und Westdeutschlands wild vorkommende deutsche Tamariske, T. germanica *L.* (Myricaria germanica *Desv.*), und die sibirische, T. dahurica *W.* (Myricaria longifolia *DC.*). Von der in Arabien und besonders am Sinai wachsenden T. mannifera *Ehrbg.* wird eine Art Manna gewonnen. (Vgl. Manna.)

Tamatarcha, s. unter Taman.

Tamatave, Handelsplatz auf Madagaskar (s. d., Bd. XI, S. 314[a]).

Tamaulipas, der nördlichste unter den östl. Küstenstaaten von Mexiko, ehemals unter dem Namen der Kolonie Neusantandér ein Teil der Intendanz San-Luis-Potosí, grenzt im N. an Texas, von welchem es durch den Rio Grande del Norte getrennt ist, im O. an den Mexikanischen Golf, im S. an Veracruz, im SW. an San-Luis-Potosí und im W. an Nuevo-Leon und Coahuila. Der Staat zählte 1882 auf 76 000 qkm 140 137 E., meist Mestizen. Die Indianer sind Nachkommen der Huasteken, eines Volks, das sich in Sprache und Kultur von den Azteken unterschied und den Maya-Völkern Yucatans nahe stand. Als langer, schmaler Küstenstrich besteht T. größtenteils aus sandigen Niederungen, im Innern aus nach W. sanft ansteigendem Hügelland, aus welchem sich nur einzelne geringe Berggruppen erheben. Die Küste selbst ist mit Strandseen, Hafen und Nehrungen ausgestattet. Das Klima ist im Innern gemäßigt, die Luft rein und gesund; am Küstensaume herrschen große Hitze und Fieber. Die Kultur des reichlich bewässerten Bodens ist gering. In den heißen Regionen werden Baumwolle, Zuckerrohr und Reis angebaut. Der früher mit Vorteil betriebene Bergbau auf Kupfer, Silber und Gold ist aus Mangel an Geld und Händen zum Erliegen gekommen, und die Industrie liefert nur den notwendigsten Hausbedarf. Das Hauptgewerbe ist die Viehzucht. Pferde, Maultiere, Ochsen, etwas Honig und Wachs gehen gegen Getreide nach San-Luis-Potosí, Zacatecas und Queretaro. An der Küste ist die Gewinnung von Seesalz bedeutend. Der überseeische Handel der beiden Haupthäfen des Landes ist seit etwa 1830 sehr beträchtlich geworden. Europ. und nordamerik. Manufakturen gehen durch diese Häfen in die Binnen- und Nordstaaten der Republik, ja sogar bis Sonora.

Die Hauptstadt Victoria oder Vitoria, früher Santandér und auch jetzt wohl noch Neusantandér (Nuevo Santandér) genannt, liegt in der Nähe des Rio Santandér, der zwar für größere Fahrzeuge schiffbar, aber durch eine Barre gesperrt ist. Die Stadt wurde 1748 angelegt und zählt 7764 E. Die wichtigsten Häfen sind Matamóros (s. d.) und Tampico (s. d.).

Tambach, Marktflecken im Herzogtum Sachsen-Gotha, Landratsamt Ohrdruf, in einem schönen Thale des Thüringerwaldes, an der Apfelstädt und mehrern linksseitigen Zuflüssen derselben, 453 m über dem Meere, zählt (1885) 2113 evang. E. und hat Viehzucht, Schneidemühlen, mehrere Mahl- und Ölmühlen, eine Papierfabrik, eine Porzellan-, Luxuspapierwaren-, Kork-, Mineralwasser- und eine Bürstenfabrik, Herstellung von Porphyrplatten, Holzschnitzerei und Holzhandel. Unmittelbar östlich liegt das Pfarrdorf Dietharz und der Dietharzer Grund; südlich erstreckt sich der Apfelstädter Grund mit dem Bielstein; im SW. liegt der Nesselberg und westlich der Spittergrund, an dessen oberm Ende die Spitter, ein kleiner linksseitiger Zufluß der Apfelstädt, einen 20 m hohen Fall, das Gespring, bildet. T. ist eine beliebte Sommerfrische mit Badeanstalt.

Tambelan-Inseln, eine Gruppe kleiner Inseln, oberhalb des nördl. Eingangs in die Carimata-Straße zwischen der Insel Borneo und der Ostküste von Sumatra, sowie den Archipelen von Riouw und Linga, 72 qkm groß, mit 1300 E. Die größte der Inseln der Tambelangruppe liegt 1° 0′ 0″ nördl. Br. und 107° 34′ 30″ östl. L. von Greenwich. In politisch-administrativer Hinsicht bilden die T. einen Teil der niederländ. Residentschaft Riouw und Zubehörendes in Hinterindien.

Tamberlik (Enrico), ausgezeichneter Tenorist, geb. 16. März 1820 zu Rom, sollte eigentlich Jurist werden, wandte sich aber der Bühne zu, die er in Neapel zuerst und zwar sogleich mit dem größten Erfolg betrat. Von Neapel wandte sich T. nach Lissabon, von da nach Madrid, Barcelona, London, Petersburg, ja dehnte schließlich seine Kunstreisen bis nach Nord- und Südamerika aus. Im J. 1858 trat er zum ersten mal in Paris auf, wo er dann viele Jahre hindurch die größten Erfolge erzielte, sang auch wohl wieder kürzere Zeit in Madrid und zog sich später von der Bühne zurück. Er starb 1886. T. vereinigte mit einem hinreißenden Gesang alle Eigenschaften eines guten Schauspielers.

Tambohorn, Pizzo Tambo oder Schneehorn, heißt die vergletscherte Gneispyramide des Adulagebirges (s. d.), die sich den Surettahörnern gegenüber westlich vom Splügenpaß an der Grenze des schweiz. Kantons Graubünden und der ital. Provinz Sondrio auf der Wasserscheide zwischen dem Hinterrhein und dem Liro (Adda) zu 3276 m über dem Meere erhebt. Der Gipfel, der eine ausgedehnte Fernsicht bietet, wird vom Splügenpaß aus in etwa vier Stunden bestiegen.

Tambora, Vulkan auf der Sunda-Insel Sumbawa (s. d.).

Tambour (frz., entstanden aus dem arab. tumbûr, eine Art Zither oder Trommel) heißt bei der Infanterie der Trommelschläger. Derselbe wird zu den Spielleuten gerechnet. Im formierten Bataillon treten die T. der Kompagnien unter einem Bataillonstambour, der ihre Ausbildung leitet, zusammen, damit er ihren Trommelschlag und Takt durch das Zeichen seines mit Knopf und Quaste versehenen Stabes regelt. Der franz. Ausdruck tambour battant (mit schlagendem Tambour) wird auch in deutschen Werken gebraucht, wenn es sich um einen Sturmangriff im freien Felde gegen Truppen handelt, in welchem Falle die T. den Sturmmarsch schlagen.

In der Befestigung nennt man Tambour einen mit Palissaden umgebenen, zuweilen auch durch einen Vorgraben gesicherten Raum, der im Felde bei der Verteidigung von Häusern oder Gehöften zur Deckung der Eingänge, zur Seitenverteidigung (Flankierung) unbestrichener Linien, ferner bei Brückenköpfen und zur Sicherung von Postierungen gegen Überfälle dient, in der permanenten Befestigung aber als Reduit im Graben, im Ravelin, in den Waffenplätzen des Gedeckten Wegs u. s. w. angelegt wird.

Tambour oder Kratzentrommel, bei Krempelmaschinen (s. unter Baumwollindustrie) die in der Mitte der Maschine befindliche, mit Kratzenbeschlag versehene Trommel, welche das zu bearbeitende Material aufnimmt und gegen die übrigen wirksamen Teile der Maschine führt.

Tambourieren, eine Art Stickerei (s. d. und unter Stickmaschinen), die mittels des Tambourier- oder Kettenstichs hergestellt wird.

Tambouriermaschine, s. u. Stickmaschinen.

Tambow, ein 66 586,1 qkm großes, völlig flaches und zum Teil von Steppen durchzogenes

Gouvernement des europ. Rußland, wird gegen N. von den Gouvernements Wladimir und Nishnij-Nowgorod, gegen O. von Penſa und Saratow, gegen S. von Woroneſch und gegen W. von Orel, Tula und Rjäſan begrenzt und gehört teils zum Wolga-, teils zum Dongebiet. In der nördl. Hälfte iſt der Boden ſandig, ſumpfig und an den Flüſſen Oka und Moſcha mit großen Waldungen bedeckt, in der ſüdlichen aber fruchtbar. Die Steppen finden ſich im Oſten. Wegen guter Wieſen- und Weideplätze iſt die Viehzucht ſehr bedeutend. Im Gouvernement finden an verſchiedenen Orten jährlich 16 Pferdemärkte ſtatt, darunter die von Burnaki, Uwarow, Poletajew die bedeutendſten. Die Rindvieh- und Schweinezucht liefert Maſtvieh, Talg und Fett. Der Getreidebau, beſonders im Süden, erzielt viel Korn, Hirſe, Hanf und Lein, Hülſenfrüchte und namentlich auch Mohn; Gemüſe und Obſt gedeihen weniger gut. Die Waldungen liefern Schiffbauholz und beſchäftigen viele Hände mit Kohlenbrennen, Verfertigung von Holzwaren, Pech- und Rußbereitung. Man gewinnt viel Torf, auch Eiſen, Kalk, Thon, Salpeter, Schwefel. Große Steinkohlenlager ziehen ſich in bedeutender Tiefe vom Norden des Gouvernements nach dem Süden. An Gefundbrunnen iſt kein Mangel. Das Fabrikweſen beſchäftigt ſich vorzüglich mit der Bearbeitung von Rohprodukten. Der Handel wird durch die Schiffahrt auf den Flüſſen Moſcha, Zna, Woroneſch und Chopr begünſtigt. Die Zahl der Einwohner belief ſich 1885 auf 2490313. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreiſe.

Die Hauptſtadt Tambow, an der Zna und dem Bache Studenetz, durch Eiſenbahn mit Koslow und Saratow verbunden, 1636 gegründet und ehemals befeſtigt, zählt 34000 E. und iſt der Sitz eines Civilgouverneurs und Biſchofs. Die Stadt hat mehrere anſehnliche Gebäude, 27 Kirchen, ein ſchönes Kloſter, ein Prieſterſeminar, zwei Gymnaſien, ein Lehrerſeminar, ein ſteinernes Theater, ein Kadettenkorps, ein Alexandrineninſtitut für adelige Fräulein, zwei Kreis- und zwei Pfarrſchulen, ein Zucht- und Arbeitshaus und mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten. Es beſtehen viele Talgſchmelzereien und Seifenſiedereien und drei Jahrmärkte. Überhaupt iſt der Verkehr anſehnlich.

Tamburin oder Handpauke, eins der älteſten und verbreitetſten muſikaliſchen Inſtrumente, beſteht aus einem Reifen, welcher mit einer Haut beſpannt und ringsum mit kleinen Schellen beſetzt iſt. Beſonders beliebt iſt das etwas größer gebaute T. in Biscaya (Tambour de basque). Steibelt hat mehrere Muſikſtücke für das Pianoforte mit Begleitung des T. geſchrieben. Seine Gattin war die erſte, die dieſes Inſtrument vollkommen kunſtgemäß zu behandeln verſtand.

Tamburini (Anton), berühmter Baſſiſt, geb. 28. März 1800 zu Faenza, ſang frühzeitig bei Aufführungen von Kirchenmuſiken mit und betrat zum erſten mal die Bühne in Bologna. Im J. 1819 kam er nach Piacenza, dann an das Teatro Nuovo in Neapel. Von hier aus durchreiſte er ganz Italien, überall gefeiert; 1831—41, in welch letzterm Jahre er nach Italien zurückkehrte, glänzte T. neben Rubini und Lablache an der Großen Oper zu Paris. Im J. 1852 trat er in Petersburg und Moskau, ſpäter auch in London und Holland, 1854 nochmals in Paris auf, ohne indeſſen die einſtigen Erfolge zu erzielen. T. ſtarb 6. Sept. 1876 zu Nizza. Seine biegſame und volle Stimme reichte vom eingeſtrichenen G bis zum tiefen C.

Tamer, der Tamarus der Römer, Grenzfluß zwiſchen den engl. Grafſchaften Cornwall (weſtlich) und Devon (öſtlich), trennt die Corniſh Heights vom Dartmoor, wird auf ſeinem ſüdlich gerichteten Laufe rechts von dem Budekanal begleitet, welcher Launceſton am T. mit Bude Haven am Atlantiſchen Ocean verbindet. Der T. fällt nach einem Laufe von 96 km unterhalb Saltaſh in den Plymouth-Sound des Kanals.

Tamerlan, ſ. Timur.

Tamil, Volk, ſ. Tamulen.

Tamil, dekhaniſche Sprache, ſ. unter Indiſche Sprachen, Bd. IX, S. 577a.

Tamina, linker Zufluß des Rheins im ſchweiz. Kanton St. Gallen, entſpringt 2400 m über dem Meere aus dem Sardonagletſcher, durchfließt in öſtl. Richtung das Calfeuſerthal, wendet ſich bei Vättis (947 m) nach ON. und gelangt durch das Taminathal und die großartige Schlucht von Pfäfers (ſ. d.) bei Ragaz in die Thalebene des Rheins, in den er nach 26 km langem Laufe bei der Station Ragaz, 503 m über dem Meere, einmündet.

Tamis, ſ. Etamin.

Tamiſe (vläm. Temſche), Flecken in der belg. Provinz Oſtflandern, im ſog. Lande Waes, an der Schelde, Station der Linie Mecheln-Terneuzen der Belgiſchen Staatsbahnen, mit (1885) 10323 E., die neben vielen andern Erwerbszweigen namentlich Schiffbau betreiben.

Tammany Hall, ſ. Tammany Society.

Tammany Society, die älteſte und ſeit den Zeiten Tweeds (ſ. d.) berüchtigtſte politiſche Organiſation in den Vereinigten Staaten von Amerika, führt ſeit Errichtung eines eigenen großen Gebäudes in der 14. Straße von Neuyork (neben der Muſikakademie), der Tammany Hall, in der Regel den Namen dieſes Gebäudes. Im J. 1789 als ein geheimer Orden (Columbian Order) zu Wohlthätigkeitszwecken gegründet und mit einer bunten Menge von Gebräuchen, die dem Indianerleben entnommen ſind, ausgeſtattet (auch der Name Tammany iſt der Indianermythe entnommen, nach einem angeblichen Häuptling der Delawaren), vereinigte die Geſellſchaft Jahrzehnte hindurch die konſervativſten Elemente der Stadt Neuyork in ſich. Dadurch wurde ſie politiſch auf die Seite der urſprünglich ſog. demokratiſch-republikaniſchen, ſpätern demokratiſchen Partei gebracht und entwickelte ſich, beſonders ſeit den Zeiten Tweeds und dem Aufkommen der republikaniſchen Partei, zu der rührigſten und erfolgreichſten demokratiſchen Parteiorganiſation. Sie dominierte zu verſchiedenen Zeiten nicht bloß in Stadt und Staat Neuyork, ſondern auch in der Nationalpolitik, faſt immer jedoch in unheilvoller Weiſe. Ihr leitender Grundſatz iſt ausnahmslos das berüchtigte «To the victors belong the spoils» («Dem Sieger die Beute») geblieben. Allen Reformbeſtrebungen im öffentlichen Dienſte entgegentretend, verriet die T. nicht ſelten die eigene Partei, um ſich durch Abmachung (deal) mit ebenſo korrupten republikaniſchen Parteiorganiſationen den Löwenanteil an der ſtädtiſchen «Beute» zu ſichern. Sie war erbitterte Gegnerin Tildens (ſ. d.) und ſpäter Clevelands, konnte aber die Erwählung des letztern zum Präſidenten der Vereinigten Staaten nicht hindern. Obzwar formell die Leitung der Geſellſchaft durch ein General-

Komitee von 1100 Personen erfolgt, gelang es Tweed, sich zum faktischen «Boss» der Organisation aufzuschwingen. Die irisch-amerik. Elemente, welche seit jener Zeit in der T. überwiegen, zu den weitaus korruptesten in Amerika zählend, ermöglichten ein solches «Boßtum», welches auf Korruption begründet ist. Der berühmteste Diktator nach Tweed war John Kelly, auch ein Irisch-Amerikaner, der sich seit etwa 1876 in der Stellung behauptete, obgleich auch er, so wenig wie Tweed, nicht der oberste Beamte der T. (Grand-Sachem), vielmehr bloß Obmann des wichtigen Organisationsausschusses ist.

Tammerfors (finn. Tampere), größte Fabrikstadt des Großfürstentums Finland, im Tavastehus-Län, schön gelegen unter 61,5° nördl. Br. an einem großen Wasserfall, welcher die Verbindung zwischen den Binnenseen Näsijärwi und Pyhäjärwi bildet, an der Finländischen Eisenbahn. Die Stadt wurde 1779 vom König Gustav III. angelegt und hat sich durch ihre vorteilhafte Lage und bedeutende Privilegien rasch emporgeschwungen, sodaß sie 1883 bereits 15023 E. zählte. Unter den industriellen Etablissements sind die Baumwoll- und Leinenspinnereien und -Webereien, Papierfabrik, Tuchfabrik und Eisenwerk die bedeutendsten.

Tammersfeld, Berg, s. Dammersfeld.

Tampa City, Ort in Hillsborough County im nordamerik. Staate Florida, liegt am nordöstl. Ende der Tampabai, 48 km vom Golf von Mexiko, zählt (1880) 720 E. und hat eine Akademie.

Tampico oder Santa-Anna de Tamaulipas, befestigte Stadt und Distriktshauptort in dem mexik. Staate Tamaulipas, an der Mündung des gleichnamigen Flusses und des Rio Panuco durch den Tampico-See in den Golf von Mexiko, liegt in einer ungesunden, von Lagunen durchzogenen Gegend und wurde erst im 18. Jahrh. statt des südlich gelegenen Alttampico oder Pueblo-viejo (im Staate Veracruz) erbaut. Wie alle Städte des span. Amerika hat auch T. regelmäßige und breite Straßen, große Marktplätze und im Jesuitenstil erbaute Kirchen. Die Zahl der Einwohner beträgt 11682. T. ist der zweite Seehandelsplatz Mexikos am Mexikanischen Golf und vermittelt nicht nur den Handel des fruchtbaren Staates Tamaulipas, sondern auch den von San-Luis-Potosi, Zacatecas, Nuevo-Leon und Jalisco. Die Ausfuhren bestehen in Bergwerksprodukten, Droguen, Häuten, Fellen, Gelbholz, Honig, Wolle und Hanf, wogegen europ. und nordamerik. Manufaktur-, Kurz-, Glas- und Eisenwaren eingeführt werden. Einen eigentlichen Hafen besitzt T. nicht, dagegen eine Reede, auf welcher jährlich 140—150 fremde Schiffe verkehren. Außer seinem Verkehr mit Neuorleans und Neuyork unterhält T. auch eine regelmäßige Dampferverbindung mit Liverpool und Hamburg. Eine Eisenbahn nach San-Luis-Potosi und Aguas Calientes ist im Bau begriffen. T. ist Sitz eines deutschen Konsulats für den Staat Tamaulipas.

Tamping, in Singapore Sack von 12 engl. Pfd.

Tampon (frz.), Stöpsel, Pfropf; Charpiebausch zum Hemmen von Blutungen u. s. w.

Tamponāde (frz.), in der Chirurgie die Ausfüllung oder Ausstopfung gewisser Höhlen und Kanäle (Nase, Luftröhre, Mastdarm, Scheide) vermittelst Ballen (Tampons) von Charpie oder Watte, dient zur Stillung hartnäckiger Blutungen.

Tam-schui, Hafenplatz auf der chines. Insel Formosa, wurde gleichzeitig mit Ke-lung (s. d.) 1. Okt. 1884 durch vier franz. Kriegsschiffe unter Kontreadmiral Lespès blockiert und 2. und 3. Okt. beschossen, wodurch schon am 2. die chines. Batterien zum Schweigen gebracht wurden. Am 5. Okt. trafen von Kelung her noch zwei franz. Schiffe mit Landungstruppen ein, welche 8. Okt. an Land gingen, aber bald von chines. Truppen angegriffen und mit starkem Verlust (darunter ein Revolvergeschütz) auf die Schiffe zurückgetrieben wurden. Am 23. Okt. verfügte Vizeadmiral Courbet die Blockade der Insel Formosa.

Tamsel, Dorf bei Küstrin (s. d.).

Tamsweg, Markt im österr. Herzogtum Salzburg, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 996 E., die sich neben den städtischen Gewerben mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen, auch in den Eisenindustriewerken der Umgebung Arbeit finden. T. ist der schönste Marktflecken des alten Lungaues und liegt in einer an landschaftlichen Reizen sehr reichen Umgebung an der Mur und an der von den Römern angelegten Tauernstraße. Auf der Höhe jenseit der Mur steht die St. Leonhardskirche, 1428 von Peter Harberger aus Tuffstein erbaut, der im sog. Murwinkel gebrochen wird, mit schönen Glasmalereien.

Tamtam nennen die Inder, Gong dagegen die Malaien, Javaner, Chinesen und andere südostasiat. Völker ein Musikinstrument, bestehend aus einer flachen tellerförmigen Scheibe mit einem fast senkrecht umgebogenen Rande, das, mit einem Klöppel geschlagen, einen lauten, dröhnenden Klang gibt; in Landhäusern, Hotels u. s. w. bedient man sich desselben vielfach zum Zusammenrufen.

Tamulen, im Indischen Tamul oder Tamil, Name eines Volks, das sich tief im Süden der Vorderindischen Halbinsel von der östl. bis zur westl. Küste erstreckt. Der Zweig, der an der westl. Küste wohnt, wird speziell der malabarische, der an der östl. Küste Koromandel seßhafte vorzugsweise der tamulische genannt. Die T. gehören zu dem dravidischen oder dekanischen Stamme der Bewohner Indiens, welche als die eigentlichen Urbewohner Indiens zu betrachten sind, ehe die Einwanderung der arischen Stämme aus dem Nordwesten in das Land Indien stattfand und diese dasselbe allmählich ihrer Sprache, Kultur, Religion und Sitte unterwarfen. Nur in dem Süden Indiens erhielten sich die Ureinwohner in ziemlicher Reinheit, nahmen aber von den nördl. Ariern deren höhere Bildung an und gründeten eine Menge kleiner selbständiger Reiche, die trotz aller polit. Stürme sich zum Teil bis auf die Gegenwart erhalten haben. Das Volk der T. ist unter allen dekanischen dasjenige, welches sich die überlieferte nordind. Bildung am gründlichsten angeeignet und weiter gebildet hat.

Die Tamulische Sprache, deren Bau grammatisch sehr einfach ist, zerfällt in eine höhere, in den Werken der Poesie angewendete (Sen-tamil), und in eine niedere, die Sprache des Lebens umfassende (Kodun-tamil). Die vorzüglichste, ziemlich alte einheimische Grammatik ist Nau-nūl (d. h. die gute Regel), gedruckt mit Kommentar zu Madras 1830. Die beste Grammatik über die höhere Sprache und zugleich über die Metrik ist die von Beschi (Madras 1822); die gewöhnliche Sprache bearbeiteten ebenfalls Beschi (Pondichéry 1843) und Rhenius (Madras 1836; 2. Aufl. 1846). Von Wörterbüchern sind die von Rottler (4 Bde., Madras 1834—41) und Winslow (Madras 1862)

hauptsächlich zu nennen. Ein lat.-tamulisches Wörterbuch erschien in Pondichéry 1816. Die Sprichwörter sammelte Percival (engl. und tamul., Jafna 1843). Das tamulische Alphabet ist unter allen indischen das einfachste. Die Litteratur der T., die in ihren ältesten erhaltenen Denkmälern bis ungefähr in das J. 1000 unserer Zeitrechnung hinaufreicht, umfaßt beinahe alle Zweige des nordind. Wissens. Am interessantesten darunter sind die gnomischen Dichtungen, unter denen die Sprüche (Kural) des Tiruvalluver durch sinnreiche Kürze vor allen hervorragen (Text mit Kommentar, Madr. 1830 u. öfter; vollständige Textausgabe mit lat. Übersetzung von Graul, Lpz. 1865; deutsche Übersetzung von demselben, Lpz. 1855). Eine vollständige Sammlung der litterarischen Denkmäler der T. besitzt die evang.-luth. Missionsgesellschaft in Leipzig, deren Schätze Graul zu bearbeiten angefangen hat («Bibliotheca Tamulica», Bd. 1—4, Lpz. 1854—65). Derselbe gibt auch die genaueste Schilderung des Landes und Volks der T. in seiner «Reise nach Ostindien» (5 Bde., Lpz. 1854—56). Die Beziehungen des Tamulischen zu andern Sprachstämmen jenseit der Grenzen Indiens sind noch nicht sicher ermittelt und eine vermutete Verwandtschaft mit den tatar.-finn. Sprachen noch nicht nachgewiesen.

Tamworth, bei den Angelsachsen Tamanworthig, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Stafford (und Warwick), an der rechts zum Trent gehenden Tame, Station der Linie Rugby-T.-Stafford der London and North-Western-bahn und der Linie Trent-Birmingham-Bristol der Midlandbahn, zählt (1881) 4888 E. und hat eine in normann. Stile erbaute Kirche, ein Schloß, eine 1852 dem hier geborenen Sir Robert Peel errichtete Bronzestatue, eine Lateinschule, Tuchweberei, Baumwollspinnerei, Kattundruckerei, Färberei, Gerberei, Brauerei, Ziegelei und Fabrikation von irdenen Röhren und Gummiwaren.

Tan, soviel wie Pikol.

Tana (Cladobates tana, Tafel: Insektenfresser, Fig. 1), ein 30 cm langer, eichhörnchenähnlicher Insektenfresser, mit 25 cm langem Schwanze, sehr spitzer Schnauze, oben schwarzbraunem, unten hellerm Pelze, der Borneo und Sumatra bewohnt. [s. unter Asow.

Tana, mittelalterliche Handelsstadt am Don,

Tanacētum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt gegen 30 Arten, die in der nördl. gemäßigten Zone eine ausgedehnte Verbreitung besitzen. Es sind krautartige Gewächse, zum Teil auch Halbsträucher mit meist fiederspaltigen Blättern und gelben in Ebensträußern gestellten Blütenköpfchen, denen die Strahlblüten in der Regel fehlen. In Deutschland ist nur eine Art einheimisch, der sog. Goldknopf oder Rainfarn, T. vulgare *L.*; er findet sich häufig an Flußufern und fällt durch seine zahlreichen goldgelben Blütenköpfchen sofort auf. Die Blüten waren früher unter den Namen Flores Tanaceti als Wurmmittel offizinell und werden auch jetzt noch häufig als Hausmittel gebraucht. Das Kraut enthält einen Bitterstoff und wird deshalb in Rußland als Surrogat für Hopfen benutzt, außerdem soll es fein gerieben und auf rohes Fleisch gestreut die Schmeißfliegen von demselben abhalten. Eine in Südeuropa einheimische Art, das sog. Marien- oder Pfefferblatt, auch Frauenminze genannt, T. Balsamita *L.*, mit ungeteilten gesägten Blättern, wird häufig wegen des aromatischen Geruchs der Blätter als Gartenzierpflanze kultiviert und dient gleichfalls als Mittel gegen Würmer.

Tana-elf, Norwegens drittgrößter Fluß und der größte im nördl. Norwegen, fällt nach einem Laufe von 280 km in den Tanafjord. Im obern Laufe bildet T. die Grenze zwischen Norwegen und Rußland; nur die 45 letzten Kilometer gehören ganz Norwegen. Das Stromgebiet umfaßt etwa 14 800 qkm.

Tanāgra, bedeutendste Ortschaft des östl. Böotien, auf einer kleinen Anhöhe nahe dem nördl. Ufer des Flusses Asopos (jetzt Vurieni) gelegen, etwas westlich von der Stelle, wo ein von den Alten Thermodon, jetzt Laris genannter Bach in diesen einmündet. Ihre Mauern wurden 458 v. Chr. durch die Athener, welche unter Führung des Myronides in der Nähe der Stadt ein spartan. Heer geschlagen hatten, geschleift, aber bald wiederhergestellt, und noch in der röm. Kaiserzeit war sie eine der angesehensten und wohlhabendsten Städte der Landschaft Böotien. Ihre nicht unbedeutenden Ruinen werden jetzt von den Umwohnern mit dem (albanesischen) Namen Grámada bezeichnet.

Die Stadt wurde neuerdings durch die dort seit 1873 zuerst in Griechenland in größerer Anzahl gefundenen Thonfiguren (sog. Tanagrafiguren) bekannt. Man entdeckte nämlich hier eine ausgedehnte Nekropolis (Gräberstätte), in deren Gräbern außer Vasen und Lampen, namentlich auch zahlreiche bemalte kleine Einzelfiguren und Gruppen aus gebranntem Thon (Terracotten) gefunden worden sind, die, abgesehen von einigen sitzenden Frauenbildern von altertümlichem Gepräge, durchgängig den Stil der entwickeltsten griech. Kunst des 4. und 3. Jahrh. v. Chr. tragen. Die Figuren, die zum größten Teil der Gattung des Genre angehören, sind mit großer Naturwahrheit und vollendeter Anmut und Zierlichkeit ausgeführt. Da die Ausgrabungen längere Zeit hindurch heimlich ohne Aufsicht der griech. Regierung betrieben wurden, so sind die Fundstücke nach den verschiedensten Gegenden zerstreut worden: fast alle öffentlichen und nicht wenige Privatsammlungen in Griechenland, Frankreich, Deutschland (hier besonders das Berliner Museum), der Schweiz und anderwärts besitzen jetzt solche tanagräische Terracotten. Eine Auswahl der schönsten und interessantesten derselben ist in trefflichen Abbildungen veröffentlicht in dem Prachtwerke von R. Kekulé, «Griech. Thonfiguren aus T., im Auftrage der kaiserl. Deutschen archäol. Institute herausgegeben» (Stuttg. 1878). Auch wurden getreue plastische Nachbildungen der schönsten Tanagrafiguren in den Handel gebracht.

Tanagriden (Tanagridae), eine aus einigen 40 Gattungen und über 300 Arten bestehende, auf Südamerika und das südl. Nordamerika beschränkte Vogelfamilie, die den Finken verwandt ist, aber im Oberschnabel an jeder Seite einen Zahnvorsprung hat. Die Flügel sind mittellang, zugespitzt, der Lauf und die Zehen sind relativ kurz und zart, nur die Hinterzehe ist lang und kräftig. Die meisten sind im männlichen Geschlecht lebhaft gefärbte, sehr schöne Vögel und ernähren sich von Früchten.

Tanāis, altgriech. Kolonie, s. unter Asow.

Tanak oder Tinak, Mineralbad im russ. Gouvernement und Kreise Astrachan, 10—12 km nordwestlich von der Stadt Astrachan, an der großen moskauer Straße, enthält einen stark salzhaltigen

Schlamm, der selbst in der dürren Jahreszeit nicht austrocknet und der sich auf einer Strecke von 160—200 m hinzieht; die Breite der Schlammlache beträgt 50 m, in der Nähe befindet sich auch süßes Wasser. Seit 1834 sind hier alle Vorrichtungen zu Kurbädern hergestellt worden; der Schlamm zeigt sich sehr wirksam gegen Rheumatismen und Hautkrankheiten, z. B. Flechten.

Tananarivo, Hauptstadt der Howas auf Madagaskar (s. d., Bd. XI, S. 314a). [(s. d.).

Tanaquil, Gemahlin des Tarquinius Priscus

Tanáro, der Tanarus der Römer, rechtsseitiger Nebenfluß des Po im ital. Compartimento Piemont, entspringt in den Ligurischen Alpen in der ligurischen Provinz Porto Maurizio, durchfließt die Provinzen Cuneo und Alessandria, wird bei Alessandria schiffbar und mündet nach einem erst nördlich, dann ostnordöstlich gerichteten Laufe von 205 km unweit Valsignana. Die zum Teil in der Kriegsgeschichte der ersten franz. Republik oft genannten Nebenflüsse des T. sind links: Corsaglia, Ellero, Pesio (bei Carrù), Stura (bei Cherasco), Borbore (bei Asti), Versa; rechts: Belbo und Bormida, letztere unterhalb Alessandria.

Tänáron hieß bei den Alten die südlichste Spitze der westlichern Halbinsel Lakoniens (s. Sparta) und des griech. Festlandes überhaupt. Außer dem eigentlichen, jetzt Kap Matapan genannten, fast ganz aus schwarzgrauem Marmor bestehenden Vorgebirge bezeichnete der Name auch den 6 km langen südlichsten Teil der genannten Halbinsel, der nur durch einen schmalen, von den Buchten Marinari und Porto-Quaglio (bei den Alten Achilleshafen und Psamathus) bespülten Isthmus mit dem Hauptstocke derselben zusammenhängt. Dieses T. im weitern Sinne war besonders berühmt durch das an der jetzt Kisternäs (die Cisternen) genannten Bucht, südlich von Porto-Quaglio, gelegene Heiligtum des Poseidon, welches von einem als Asyl für flüchtige Verbrecher dienenden Hain umgeben war, und bei dem sich eine als Eingang zur Unterwelt betrachtete Höhle und Totenorakel befand. Endlich hieß auch eine nordwärts von T. an der Westküste der größern Halbinsel auf der Stelle des jetzigen Dörfchens Kyparissos gelegene Ortschaft, die wenigstens in der röm. Kaiserzeit gewöhnlich Kaenepolis (Neustadt) genannt wurde, in Aktenstücken «die Stadt der Tänarier».

Tanasee, in Abessinien, s. Tsanasee.

Tancred, einer der ausgezeichnetsten Helden des ersten Kreuzzugs, war ein Verwandter, wahrscheinlich Neffe Bohemunds von Tarent aus dem Geschlecht Tancreds (s. d.) von Hauteville. Er nahm 1096 mit Bohemund das Kreuz und zeichnete sich auf dem Zuge durch große Tapferkeit, aber auch durch Unbotmäßigkeit und Eigenmächtigkeit aus. Dem Lehnseid, welchen Bohemund dem Kaiser Alexius leistete, entzog er sich, indem er verkleidet über den Bosporus setzte. Nach dem Siege bei Doryläum, wo T. große Tapferkeit bewies, bemächtigte er sich in Cilicien der Stadt Tarsus, welche er aber Balduin überlassen mußte, und gewann dann Mamistra, wo es zum offenen Kampfe zwischen ihm und Balduin kam. Doch versöhnten sie sich wieder, und vor Antiochien zeichnete sich T. durch rastlose und kühne Bekämpfung der Mohammedaner aus. Bei der Erstürmung von Jerusalem 15. Juli 1099 war er unter den ersten, welche in die Stadt eindrangen, allen voran beim Morden und Plündern. An der Schlacht bei Askalon 12. Aug. nahm er tapfern Anteil und gewann dann für sich Tiberias und das Fürstentum Galiläa. Nach Gottfrieds Tode suchte er vergeblich die Nachfolge seines Feindes Balduin mit Gewalt zu hindern; da Bohemund von den Sarazenen gefangen war, übernahm T. die Verteidigung des Fürstentums Antiochien. Bohemund, 1103 befreit, ging 1104 nach Apulien, um Hilfe zu werben, die er aber, statt nach Antiochien, gegen die Griechen führte. Nach seinem Tode 1108 wurde T. Fürst von Antiochien und bewegte sich fortwährend in heldenmütigen Kämpfen, die aber wegen ihrer Planlosigkeit nur geringen Erfolg hatten. Doch behauptete er sich glücklich und tapfer gegen alle Angriffe und erweiterte die Grenzen seines Fürstentums, bis er 1112 starb. Er ist von seinem Zeitgenossen Radulf von Caen als Spiegel aller Ritterschaft gepriesen und noch mehr von Tasso idealisiert. Vgl. B. Kugler, «Boemund und T., Fürsten von Antiochien» (Tüb. 1862).

Tancred von Hauteville (bei Coutances in der Normandie) war der Vater zahlreicher Söhne, welche gleich vielen andern franz. Normannen ihre Zukunft in Unteritalien suchten. Von ihnen haben Wilhelm I. Eisenarm, Drogo und Humfrid 1040 durch Eroberung Melfis die Herrschaft ihres Geschlechts in Apulien, Robert Guiscard (s. d.) in Calabrien und Salerno, Roger I. (s. d.) in Sicilien begründet. Alle diese Herrschaften wurden nach dem Aussterben der ältern Linien durch des letztern Sohn Roger II. vereinigt.

Tancred von Lecce aus dem Geschlechte Tancreds von Hauteville (s. d.), war der uneheliche Sohn Rogers von Apulien und ein Enkel des ersten Königs von Sicilien, Roger II. Als dessen legitime männliche Nachkommenschaft 1189 mit König Wilhelm II. dem Guten ausstarb, sollte auf Grund früherer Abmachungen dort Kaiser Friedrich Barbarossas Sohn, Heinrich VI., nachfolgen, der 1186 mit Wilhelms Tante Konstanze vermählt war. Aber ein großer Teil der Barone widerstrebte der deutschen Herrschaft und wählte T. zum Könige, der 1190 in Palermo gekrönt und auch vom Papste anerkannt ward. Der erste Versuch Heinrichs 1191, das Erbe seiner Gemahlin mit Gewalt zu gewinnen, mißlang vollständig, und T. konnte sich nun auf seinem Throne befestigen, obwohl Anhänger Heinrichs und einzelne deutsche Kapitäne sich noch in den Grenzprovinzen hielten. Aber in dem Augenblicke, da Heinrich mit Hilfe des von Richard Löwenherz erpreßten Lösegeldes einen umfassendern Kriegszug rüstete, starb T. am 20. Febr. 1194. Sein ältester Sohn Roger, den er zum Mitkönig angenommen, war kurz vorher gestorben und sein zweiter Sohn Wilhelm III., der nun zum König ausgerufen wurde, war ein Kind, in dessen Namen T.s Witwe, Sibylla von Acerra, vergebens Autorität zu gewinnen versuchte. Sie mußte sich mit ihren Kindern noch 1194 dem siegreich bis Palermo vorgedrungenen Kaiser ergeben. Anfangs sicherte Heinrich ihr das Fürstentum Tarent und Lecce zu; als jedoch der Aufenthalt der gestürzten Königsfamilie im Lande Unruhen und Verschwörungen hervorrief, ließ er sie nach Deutschland abführen, den jungen Wilhelm auf die Burg Hohenembs bringen, wo er bald starb, Sibylla aber und ihre Töchter in das elsäss. Kloster Hohenburg, aus welchem erst König Philipp von Schwaben sie auf

päpstliche Verwendung 1198 entließ. Sibyllas weitere Schicksale sind unbekannt.

Tandschur, s. Tanjore.

Tandûr, vom arab. tannûr, Backofen, eine spezifisch konstantinopolitanische Wärmevorrichtung, bestand aus einer über einen vierbeinigen Tisch gebreiteten, nach allen Seiten bis auf den Boden reichenden Steppdecke, unter welcher ein Kohlenbecken dumpfe Wärme ausströmte. Die Familienglieder und eventuell Gäste streckten, um den Tisch sitzend, den untern Teil des Körpers nebst den Händen unter die Decke. In neuerer Zeit ist indessen der T. abgeschafft worden.

Tanesruft, Teil der westl. Sahara (s. d.).

Tanfana wird von Tacitus («Annal.» 1, c. 50) eine Göttin genannt, welche unter den niederrhein. Deutschen verehrt ward. Ihr «Templum» im Lande der Marsen (s. d.) machte Germanicus (s. d.) auf seinem Verwüstungszuge im J. 14 n. Chr. dem Boden gleich. Es scheint also, daß dasselbe nicht bloß ein Hain, sondern ein Heiligtum mit Baulichkeiten verbunden gewesen ist.

Tanganjika, See im östl. Äquatorialafrika, etwa zwischen 3° 15′ bis 8° 44′ südl. Br. und 29° 40′ bis 31° 40′ östl. L. (von Greenwich). Er wurde im Febr. 1858 von Speke und Burton entdeckt, dann von Livingstone, Cameron und Stanley befahren, von letzterm 1876 ganz umschifft; unter den spätern Reisenden, die ihn besuchten, sind Thomson, Girard, Wißmann, Cambier, Kaiser, Böhm, Reichard zu nennen. Etwa in der Mitte der Westküste des Sees entdeckte Cameron 1874 den Lukugafluß, einen zeitweiligen Ausfluß des Sees nach dem Lualaba oder obern Congo. Der See liegt nach Wißmann 814 m hoch, sein Areal wird auf 31 450 qkm berechnet; überall treten Gebirge an die Ufer heran, nur im Norden bildet das Deltaland des dort mündenden Rusisi eine Ebene. Die Inseln des Sees sind nur kleine Küsteninseln. An seinem Ostufer liegt Kawele in der Landschaft Udschidschi, wo im Aug. 1878 die engl. Missionare Thomson, Hore und Hutley eine Missionsstation errichteten; ferner gründete weiter südlich, nahe der Stadt Karema, die Internationale afrik. Association eine belg. Station. Am Südwestende erwarb Reichard kleinere Landschaften als Eigentum.

Tangaren, soviel wie Tanagriden.

Tange, s. Algen 4, und Fucus.

Tangelbaum, soviel wie Kiefer.

Tängeln, s. Dengeln.

Tangente (lat., d. i. Berührende) einer krummen Linie in einem Punkte derselben ist die Gerade, auf welche eine in dem Punkt anfangende Sehne der krummen Linie fällt, wenn der Endpunkt der Sehne mit dem Anfangspunkt zusammenfällt. Sie gibt die Richtung an, welche die krumme Linie in dem berührten Punkt hat. Die T. eines Kreises ist normal zu dem Radius des Punktes, in welchem der Kreis berührt wird. Die T. einer Linie 3., 4. Ordnung hat mit der Linie 3, 4 Punkte gemein, von denen 2 in dem Berührungspunkt vereint sind. Die trigonometrische T. eines Kreisbogens (des Centriwinkels) wird erhalten, wenn man die T. am Anfangspunkt des Bogens durch den Radius des Endpunktes begrenzt und den Tangentenabschnitt durch den Radius dividiert.

Tangentenbussole, soviel wie Galvanometer.

Tangentialkraft. Wenn außer der Anziehungskraft der Sonne (s. Centralbewegung) keine andere Kraft vorhanden wäre, so müßte offenbar jeder zum Sonnensystem gehörige Körper, z. B. ein Planet, Komet u. s. w., seine Bewegung damit endigen, daß er sich in die Sonne stürzte. Weil nun dieses aber der Fall nicht ist, und die Planeten in kreisähnlichen Bahnen schon Jahrtausende um die Sonne sich bewegen, so ist man genötigt, um diese ihre Bewegung um die Sonne zu erklären, noch eine zweite Kraft anzunehmen, welche denselben durch einen einmaligen Impuls eine Bewegung erteilt hat, deren Richtung nie mit der nach der Sonne gehenden zusammenfallen kann. In der That sieht man auch, daß der Planet in jedem Punkte seiner Bahn gleichsam eine doppelte Bewegung nach zwei verschiedenen Richtungen hat; die erste, durch welche er sich der Sonne nähert, und die zweite, durch welche er in der Tangente seiner Bahn fortzugehen und sich von der Sonne zu entfernen sucht. Jene Kraft heißt Central- oder Radialkraft, diese T.

Tangentialrad, soviel wie Partialturbine.

Tanger, bei den Eingeborenen Tandscha genannt, feste Seestadt in der Provinz Hasbat des Sultanats Marokko, an der Meerenge von Gibraltar, 22 km östlich vom Kap Spartel, an deren Westeingange und einer Bucht gelegen, ist amphitheatralisch am Abhange eines kahlen Kalkgebirges erbaut, hat unregelmäßige, steile und sehr enge Straßen, niedrige Häuser mit platten Dächern, eine große Moschee, eine kath. Kapelle mit einem Franziskanerkloster, die einzige im Reiche, mehrere Synagogen, ein großes verfallenes Schloß oder Kasbeh (Citadelle), alte Ringmauern und reizende Gartenanlagen in der Umgegend. Der Hafen ist klein, wenig tief und den Nordostwinden ausgesetzt. Die Reede dagegen ist geräumig, die beste Marokkos, versandet aber gegen Süden immer mehr. Die Stadt zählt 20 000 E., darunter gegen 1000 Neger, 2500 Juden und 100 Christen, diese meist Kaufleute und Familienglieder der hier wohnenden europ. Konsuln und Agenten für Marokko. Mit Gibraltar, das von T. seine meisten Lebensbedürfnisse bezieht, besteht eine regelmäßige Dampferverbindung, die viel zur Hebung des marokkan. Handels beiträgt, mit Mogador wöchentlich zweimal Verbindung durch einen Fußkurier. Es ist der wichtigste Handelsplatz Marokkos. Die Einfuhr besteht aus engl. Baumwollwaren, Stahl, Eisen, Thee, Kaffee, Zucker, Seide. Ausgeführt wurden Wolle, Leder, Blutegel, Wachs, Datteln, Bohnen, Mais. Der Wert der Einfuhr betrug 1883 5 821 000, der der Ausfuhr 3 985 000 Mark. — T., jedenfalls uralt, hieß bei den Römern Tingis, war unter Kaiser Augustus eine freie Stadt, unter Kaiser Claudius eine röm. Kolonie und die Hauptstadt der Provinz Tingitana oder des westl. Mauretanien und ein Haupthandelsplatz. Sie wurde dann von den Vandalen, Byzantinern, Arabern, Mauren wechselsweise erobert und besessen, bis sie 1471 in die Hände der Portugiesen fiel. Als Brautschatz der portug. Infantin kam T. bei deren Vermählung mit Karl II. 1660 an die Engländer, welche es 1680 gegen die Angriffe der Mauren behaupteten, aber 1684 wegen der kostspieligen Unterhaltung verließen und beim Abzuge die Hauptbefestigungen zerstörten. Von den Mauren wieder in Besitz genommen, ward es von neuem teilweise befestigt. Im J. 1790 beschossen es eine span., 6. Aug. 1844 eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville, worauf 10. Nov. daselbst

der Friede zwiſchen Frankreich und Marokko zu Stande kam.

Tangermünde, Stadt im Kreiſe Stendal des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, an der Elbe, in welche hier die Tanger einmündet, Station der Privatbahn Stendal-T., iſt Sitz eines Amtsgerichts und einer Superintendentur, hat Mauern und altertümliche Thore und zählt (1885) 5850 E. Von Bauwerken ſind die hart an der Elbe gelegene Burg mit dem ehemaligen Reſidenzſchloß, ferner das alte Rathaus mit ſchönem durchbrochenen Giebel und die dem heil. Stephan gewidmete, am Ende des 12. Jahrh. erbaute Hauptkirche hervorzuheben. Außer Landwirtſchaft, Schiffahrt, Fiſcherei, Schiffbauerei und Handel mit Getreide und Kohlen wird auch eine nicht unbedeutende Gewerbthätigkeit betrieben. Es beſtehen eine große Zuckerraffinerie, ferner Fabriken für Rüböl und Eſſig, Ziegeleien und Brauereien. In der Nachbarſchaft befindet ſich das Eiſenwerk Tangerhütte. — Bei der Stadt an der Tongera ſiegten 983 die Biſchöfe von Magdeburg und Halberſtadt und der Markgraf Dietrich von Nordſachſen über die Wenden. Die alte Burg war öfters Reſidenz der Markgrafen und Kurfürſten von Brandenburg. Auf derſelben ſchloß 13. April 1312 Waldemar Frieden mit Friedrich von Meißen, der auf die Lauſitz, die Mark Landsberg und das Oſterland verzichtete. Ebenda brachte 1362 der Erzbiſchof Dietrich von Magdeburg den ſog. Magdeburger Landfrieden für Nordoſtdeutſchland zu Stande, und ſchloß Kaiſer Karl IV. 28. April 1374 einen Vertrag, worin er als Kurfürſt von Brandenburg auf Mecklenburg verzichtete. Am 1. Juli 1631 eroberte Guſtav Adolf die Stadt; 20. Okt. 1806 hatten die retirierenden Preußen daſelbſt Gefechte mit den Franzoſen zu beſtehen.

Tangerwicke, ſ. unter Lathyrus.

Tanguten, ein den Tibetanern verwandtes Volk im nördl. Tibet, in der chineſ. Provinz Kanſu und beſonders im Gebiete des obern Hoangho; ein Zweig von ihnen, die Chara-T., welche ſich durch dunklere Hautfarbe von den andern T. unterſcheiden, wohnt am Kökö-nör und am obern Laufe des Yang-tſe-kiang. Die T. leben faſt ausſchließlich von Viehzucht; namentlich ziehen ſie Yaks und Schafe. Sie ſind Buddhiſten und werden von eigenen Beamten unter dem chineſ. Statthalter von Kanſu regiert. Vgl. Przewalſki, «Reiſen in die Mongolei, im Gebiet der T. und den Wüſten Nordtibets» (deutſch von Kohn, Jena 1877).

Tannhäuſer nennt die deutſche Volksſage einen Ritter, der auf ſeinen Fahrten an den Berg der Frau Venus (ſ. Venusberg) gekommen und hinabgeſtiegen war, um ihre Wunder zu ſchauen. Nachdem er längere Zeit in Freude und Luſt daſelbſt verweilt, rührte ihn jedoch ſein Gewiſſen. Unter Anrufung der Jungfrau Maria begehrte er Urlaub und pilgerte gen Rom zu Papſt Urban, um durch Beichte und Buße Vergebung ſeiner Sünden und Errettung von der Verdammnis zu ſuchen. Allein der Papſt, der gerade einen Stock in der Hand hielt, bedeutete ihn, daß er Gottes Huld ſo wenig erlangen könne, als jener dürre Stecken zu grünen vermöge. Da zog der T. verzweifelnd wieder fort und kehrte zurück zu Frau Venus in den Berg. Am dritten Tage aber begann der Stock zu grünen, und ſofort auch ſandte der Papſt Boten in alle Lande. Der T. war jedoch nicht zu finden. So erzählt das einſt durch ganz Deutſchland und darüber hinaus verbreitete und noch 1830 im Entlibuch geſungene Volkslied (am beſten gedruckt in Uhlands «Alten hoch- und niederdeutſchen Volksliedern», Stuttg. 1845), und die Vorrede des «Heldenbuch» fügt hinzu, daß vor dem Venusberge der getreue Eckart, eine Geſtalt der deutſchen Heldenſage, ſitze und die Leute warne. In dieſer Faſſung läßt die Sage ſich verfolgen bis hinauf ins 14. Jahrh.; allein ihrem Inhalte nach iſt ſie weit älter, reicht ſie zurück bis ins german. Heidentum. Einige Überlieferungen knüpfen ſie an den Hoſelberg oder Hörſelberg (ſ. Hörſel) bei Eiſenach, in welchem Frau Holle oder Holda ihren Hof hielt, die ihrerſeits wiederum mit Freya (ſ. d.) identiſch zu ſein ſcheint. Die eigentliche mythol. Bedeutung der Sage, welche zahlreiche Berührungspunkte mit vielen andern german. Sagen hat, iſt jedoch noch nicht ſtreng unterſucht worden. Vgl. Kornmann, «Mons Veneris» (Frankf. 1614); Gräſſe, «Die Sage vom Ritter T.» (Dresd. und Lpz. 1846); derſelbe, «Der T. und Ewige Jude» (2. Aufl., Dresd. 1861). In neueſter Zeit iſt die Sage wiederholt, z. B. von Tieck, poetiſch bearbeitet und von Richard Wagner, welcher T. mit Heinrich von Oſterdingen (ſ. d.) identifiziert, zu einer für die Geſchichte der Muſik bedeutſamen Oper benutzt worden.

Um die Mitte des 13. Jahrh. und gleichzeitig mit einem Papſte Clemens (Clemens IV., 1265—68) lebte aber in Deutſchland wirklich ein Ritter Namens T., aus dem Salzburgiſchen, der als Minneſinger am Hofe des öſterr. Herzogs Friedrich II. des Streitbaren verkehrte und darauf, als dieſer geſtorben war und er ſelbſt mit Weibern und Tafelfreuden ſein Gut verthan hatte, teils bei Herzog Otto II. von Bayern verweilte, teils ein Wanderleben führte, auch früher ſchon auf einem Kreuzzuge über Italien ins Heilige Land gekommen war. Er war der franz. Sprache wohl kundig und hat ſchöne, lebendige Tanzlieder verfaßt, zeigt aber doch ſchon den Verfall des Minnegeſangs und des höfiſchen Lebens. Bei den Meiſterſingern, die auch eine ſeiner Weiſen bewahrten, blieb ſein Andenken in Ehren, und es iſt wohl möglich, daß dieſer T. in das Gebiet der Volksdichtung gezogen und in einen an ſeine Lebensſchickſale und Dichtungsweiſe erinnernden alten Mythus verflochten wurde, wobei dann aber jener alte Mythus ſich in die jüngere Sagengeſtalt umwandelte. Die Gedichte des T. ſind gedruckt im zweiten Teile der «Minneſinger» (herausg. von von der Hagen, Lpz. 1838), eine ihm beigelegte «Hofzucht» in Haupts «Zeitſchrift für deutſches Altertum» (Bd. 6). Vgl. Zander, «Die Tannhäuſer-Sage und der Minneſänger T.» (Königsb. 1858).

Täuien (Taenia solium und Taenia mediocanellata), ſ. Bandwurm.

Taenioidei oder Trachypteridae, Bandfiſche, eine Familie der Knochenfiſche, die aus 3 Gattungen und 16 Arten beſteht, welche alle in bedeutenden Tiefen des Meeres leben und nur ſelten und zufällig einmal in obere Waſſerſchichten geraten, dann meiſt beſchädigt ſind und bald ſich zerſetzen. Sie ſind langgeſtreckt, ſeitlich in hohem Maße komprimiert, haben ein kleines Maul mit wenigen ſchwachen Zähnchen, eine über den ganzen Rücken ſich hinziehende Rückenfloſſe, die Afterfloſſe fehlt oder ſteht nicht in der Längsachſe des Körpers, die Bauchfloſſen ſind bruſtſtändig, bisweilen ſehr ſtark entwickelt, wie auch an dem Floſſenſyſtem,

namentlich an der Rückenflosse, stellenweise ansehnliche Entwickelungen auftreten. Manche Arten werden sehr lang, z. B. mißt der Heringskönig (Regalecus Banksii) circa 3 m, wiegt dabei aber höchstens 20 kg. Meist sind diese Fische silberglänzend mit roten Flossen.

Taeniopteris nannte Brongniart eine Anzahl fossiler Farnreste, die besonders in der Keuperformation häufiger auftreten. Ihre Wedel sind mit langen linealischen Fiedern besetzt, die sich durch eine dicke Mittelrippe und einfach oder wenig verzweigte Seitennerven auszeichnen.

Tanis, bedeutende Stadt des alten Ägypten im Nordosten des Delta, bei dem heutigen Dorfe San. T. hat in verschiedenen Epochen eine leitende Rolle gespielt; seine großen Tempelbauten verdankte es vorzugsweise Ramses II. Die Ausgrabungen, die von Mariette begonnen und neuerdings von Petrie wieder aufgenommen sind, haben unter anderm Inschriften der Hyksoskönige und uralte Statuen mit unägyptischem Gesichtstypus geliefert.

Tanjore, genauer Tandschur (sanskr. Tandjawar), Distrikt der brit.-ind. Präsidentschaft Madras, umfaßt einen Teil der ehemaligen Provinz Karnatik und zwar das überaus fruchtbare, in hohem Kulturzustande sich befindende Delta des Kavery, eine der ergiebigsten und bevölkertsten Gegenden von Ostindien, mit 9464 qkm und (1871) 1 973 731 E., meist die tamulische Sprache redenden Hindu, bei denen noch der alte Brahmaismus in vollem Glanze fortbesteht. Fast in jeder Ortschaft finden sich zum Teil sehr großartige und mit reichen Skulpturen geschmückte Tempel, obschon in neuerer Zeit auch das Christentum mehr und mehr verbreitet wird. T. bildete seit 1678 ein eigenes Fürstentum, dessen Beherrscher 1799 mediatisiert wurde. Als 1855 der Radscha Siwadschi ohne Erben starb, wurde das Land dem unmittelbaren brit. Gebiete einverleibt. Die Hauptstadt und frühere Fürstenresidenz Tanjore ist durch zwei Forts gedeckt, liegt am größten Arme des Kavery, 290 km südsüdwestlich von Madras und 74 km vom Meere, ist zugleich der Sitz altind. Gelehrsamkeit, hat einen prachtvollen Palast, unter andern Tempeln einen berühmten, sehr großen, reichverzierten, wahrscheinlich im 10. oder 11. Jahrh. aus Quadern gebauten pyramidalischen, der als der schönste Indiens gilt, Kasernen, eine Missionsstation, mehrere Schulen, viele Wohlthätigkeitsanstalten, prot. Kirchen und (1881) 54 745 E., welche Seiden-, Musselin- und Kattunwebereien unterhalten und lebhaften Handel treiben, namentlich mit den sehr schönen Bergkrystallen, die in der Umgegend gefunden und hier geschnitten werden. Zum Distrikt T. gehört außer Trankebar auch die Seestadt Negapatam. Der Distrikt T. hat durch die Erbauung der «Großen Südbahn» (Great Southern Railway), die 126 km weit über T. nach Tritschinapoli führt, und deren Zweigbahnen, sehr bedeutend gewonnen.

Tann (an der Rhön), Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Gersfeld, in einem Thale der Hohen Rhön, rechts an der Ulster, die links zur Werra geht, 359 m über dem Meere, zählt (1885) 1090 meist evang. E. und hat drei Schlösser mit dazugehörigen Ökonomiegütern, bedeutende Viehzucht, Holzdrehereien und Fabrikation von Leinen-, Woll-, Baumwoll- und Plüschwaren. Südöstlich erhebt sich der Engelsberg, der eine umfassende Fernsicht gewährt. T. gehörte bis 1806 den Freiherren von der Tann, fiel damals an das Großherzogtum Würzburg, kam mit diesem an Bayern und mußte 1866 an Preußen abgetreten werden.

Tann (Ludwig Samson, Freiherr von der), bayr. General, s. Tann-Rathsamhausen.

Tanna, polit. Agentschaft der nördl. Division der Präsidentschaft Bombay des Britisch-Indischen Reichs, mit 10494 qkm und (1871) 847 424 E. Der gleichnamige Hauptort liegt auf der Ostseite der Insel Salsette und zählt (1871) 14 299 E.

Tanna, eine der Neuen Hebriden (s. d.).

Tanna-Befar, die größte der Aru-Inseln (s. d.).

Tannahill (Rob.), schott. Dichter, geb. 3. Juni 1774 zu Paisley, wurde, wie sein Vater und seine Brüder, Weber. Er zeichnete sich bald als Liederdichter in schott. Mundart aus; sein Freund Robert Archibald Smith, ein damals beliebter Tonsetzer, bahnte seinen Liedern den Weg zur Volkstümlichkeit. Erst 1807 ließ T. sich bewegen, ein Bändchen «Poems and songs» herauszugeben, das mit Beifall aufgenommen wurde; mancherlei Unannehmlichkeiten machten indessen den Dichter schwermütig und endlich verfiel er in Wahnsinn, in welchem er sich 17. Mai 1810 das Leben nahm. Seine Lieder gehören noch zu den volkstümlichsten in Schottland und zeichnen sich namentlich durch ihre Naturschilderungen aus. Ins Deutsche sind sie übersetzt von Heintze im zweiten Bande des «Caledon» und in Auswahl von Fiedler im zweiten Bande der «Schott. Liederdichtung». Eine Sammlung seiner Werke nebst Biographie erschien 1838 in Glasgow (neue Aufl., Paisley 1874).

Tanne (Abies *Lk.*) ist die Bezeichnung derjenigen Nadelhölzer, welche unter den Abietineen die Gattungen Fichte (s. d.), T. oder Edeltanne (A. vera *Lk.*), Hemlocktanne (Tsuga *Endl.*) und Scheintanne (Pseudotsuga *Carr.*) bilden. In Norddeutschland, Liv- und Estland nennt man auch die Kiefern (s. d.) T. Die Gattung T. oder Edeltanne (Abies *Lk.*) hat gewöhnlich zweiflächige spiralig gestellte, an den Seitensprossen aber zweizeilig ausgebreitete Nadeln, oberseits dunkelgrün, ohne Spaltöffnungen, unterseits mit grünem Mittelkiel und grünen Rändern, dazwischen mit bläulichweißen Streifen von Spaltöffnungsreihen. Die Pollensäcke öffnen sich der Quere nach, die weiblichen Blüten haben lang zugespitzte Fruchtblätter. Zapfen stehen aufrecht; die Fruchtteller lösen sich von der Achse des Zapfens, dieser zerfällt zur Reifezeit, nur die Spindel bleibt noch lange stehen; der Samen ist groß, umgekehrt kegel- oder keilförmig, mit bleibendem breiten Flügel.

Die Edeltanne, Weißtanne oder Tanne (A. pectinata *DC.*, Pinus picea *L.*, Pinus abies *Duroi*) ist die in Europa verbreitetste Art der Gattung T. Bei normalem Wachstum ein Baum erster Größe, mit geradem, bis über 65 m hoch werdendem, nach oben wenig abfälligem Stamm, anfänglich pyramidaler, im spätern Alter fast walzenförmiger, oben abgeplatteter Krone, tiefgehender Bewurzelung, anfänglich glatter, grünlichbrauner, später weißgrauer, in dünnen Schuppen abblätternder Rinde, in deren innerer grünen Schicht der Länge nach verlaufende Harzgänge sich finden. Letztere bilden dort, wo sich mehrere kreuzen, Terpentinblasen, die zerreißend Ursache der mit Harz gefüllten Rindenbeulen sind. Die ungleich

langen Äſte ſtehen quirlförmig, faſt rechtwinkelig. Die Nadeln ſind 10—20 mm lang, 2—3 mm breit, kurz geſtielt und ſitzen ohne Polſter glatt auf der Rinde, ſind in den untern Teilen des Baums an der Spitze ausgerandet, an den blütentragenden Wipfeläſten faſt ſpitzig, am Wipfeltriebe und obern Stammteile in einer nach unten loderer werdenden Spirale geordnet, nach allen Seiten abſtehend, an den Zweigen eng ſpiralig geſtellt und zweizeilig kammförmig ausgebreitet, oberſeits glänzend dunkelgrün, unterſeits mit zwei breiten ſilbergrauen Längsſtreifen; ſie erhalten ſich acht bis zehn Jahre lebendig. Die jungen, anfänglich ganz lichtgrünen Triebe entwickeln ſich meiſt Anfang oder Mitte Mai. Zu derſelben Zeit blüht die T., aber meiſt erſt vom 60. Jahre an. Die männlichen Blüten ſind grünlich, bis 20 mm lang und ſitzen gedrängt bis ein Dutzend und mehr jede in der Achſel einer Nadel auf der Unterſeite der letztjährigen Seitentriebe der Krone. Die weiblichen Blüten ſtehen aufrecht auf der obern Seite unterhalb der Spitze vorjähriger Triebe der dem Wipfeltrieb zunächſt ſtehenden oberſten Quirläſte, ſind walzenförmig, 20—30 mm lang, am Grunde von bleichgrünen, gefranſten Deckblättern umhüllt. Die Fruchtblätter ſind bleichgrün, verkehrt-eiförmig, gezähnelt, mit langer, weit abſtehender Spitze. Der walzige Zapfen wird bis 16 cm lang, bleibt aufrecht ſtehen, über die breit abgerundeten Schuppen ragen die nach abwärts gebogenen Spitzen der Fruchtblätter heraus. Der reife Zapfen zerfällt im Spätherbſt, Oktober bis November, die Spindel bleibt noch lange ſtehen.

Die Abbildung auf Tafel: Nadelhölzer, Waldbäume IV, Fig. 2, ſtellt Abies pectinata dar: 1) Zweig mit männlichen Blüten; 2) weibliche Blüte; 3) vollkommen entwickelte männliche Blüte; 4) Staubgefäße; 5) weibliche Deckſchuppe mit der noch kleinen Samenſchuppe; 6) reifer Zapfen; 7) oberer Rand der Zapfenſchuppe von außen mit dem zugeſpitzten Deckblatt; 8) Samenflügel mit dem den Samen haltenden Umſchlag; 9) abgeflügelter Samen; 10) Querſchnitt; 11) Spitze einer Nadel, links ein Triebſtückchen mit Blattſtielnarben; 12) Spindel eines Zapfens.

Die T. trägt nie ſo reichlich Samen, wie die Fichte in guten Samenjahren, dagegen weit häufiger, alle 2—5 Jahre. Der Same hält ſich nur bis zum nächſten Frühjahr keimfähig, daher oft Herbſtſaat. Die Keimpflanze hat 4—8, gewöhnlich 5, den Nadeln ſehr ähnliche Kotyledonen. Der erſt vom 8. bis 10. Jahre ſich ſtark entwickelnde Höhenwuchs dauert bis zum 200. Jahre, ſein Aufhören kennzeichnet ſich durch eine ſtorchneſtförmige Abplattung der Krone. Die T. iſt in einem großen Teile des mittlern und ſüdl. Europa einheimiſch, teils waldbildend, teils nur einzeln den Fichten- und Buchenwaldungen beigemiſcht. Von den weſtl. Pyrenäen zieht ſich ihre natürliche Nordgrenze durch Lothringen und Mitteldeutſchland, den Südrand des Harzes berührend, nach Schleſien (51,5°), von da nach dem Nordrand der Karpaten, durch Galizien und Bukowina über den Balkan nach dem Schwarzen Meer. Dort iſt auch die Oſtgrenze. Die natürliche Südgrenze beginnt in Navarra, läuft parallel den Pyrenäen durch die Hochgebirge Cataloniens bis auf den Monſeni, berührt Corſica und Sicilien und ſtreift durch Macedonien, wahrſcheinlich bis nach Kleinaſien. Der bithyniſche Olymp (40°) iſt der ſüdlichſte Ort der T. im Oſten, wohl auch ihr öſtlichſter. Waldbildend iſt die T. namentlich in den Pyrenäen, in den Gebirgen Centralfrankreichs, den Vogeſen, im Jura, Schwarzwald, Frankenwald, in den Beskiden und Karpaten, in den Apenninen und in Corſica. Den Ebenen und niedern Gebirgen des Südens fehlt die T., am höchſten ſteigt ſie in Sicilien und in den Pyrenäen Aragoniens, bis 1950 m; während ſie im Thüringerwald, im Erzgebirge, im Rieſengebirge nur bis 800 m vorkommt, erreicht ſie im Bayriſchen Wald, in den Vogeſen 1200, im Jura 1500 m. Ihre untere Verbreitungsgrenze liegt in den Pyrenäen Aragoniens bei 950, in den Vogeſen bei 600, im Jura bei 500 m.

Die T. erreicht ein ſehr hohes Alter. Einzelne ſehr alte T. haben ſich auch in den Kulturwäldern erhalten, ſo z. B. im ſächſ.-böhm. Erzgebirge 250—500jährige Bäume, welche hoch über die alten Buchen hinausragen, denen ſie beigemengt ſind. Die T. liefert gutes Bau- und Nutzholz, doch wird es etwas geringer geſchätzt, als das der Fichte. Es iſt leicht und weich, etwas ſchwerer als Fichtenholz und faſt ohne Harz.

Die T. gehört zu den wichtigſten deutſchen Waldbäumen; ſelbſt dort, wo man ſie nicht in reinen Beſtänden erzieht, miſcht man ſie ihrer größern Sturmfeſtigkeit wegen gern den Fichten bei, namentlich auch gern den Buchen, deren hohen Umtrieb ſie aushält. Ihre Fähigkeit, ein hohes Alter zu erreichen und ſelbſt nach ſehr langem Druck im geſchloſſenen Beſtand nach erfolgter Freiſtellung kräftig zu wachſen, macht die T. ſehr geeignet zum Überhalten für eine doppelte, ſelbſt dreifache Umtriebszeit. Die Nachzucht der T. erfolgt vorzüglich durch Femelſchlagbetrieb (ſ. d.), namentlich zum Zwecke der Einmiſchung jedoch auch durch Pflanzung im Freien. Die T. iſt während ihres Lebens mancherlei Gefahren ausgeſetzt, wenn auch weniger als die Fichte. Froſt ſchadet ihr namentlich in der Jugend, Sturm und Schnee im ſpäten Alter. Unter den Inſekten hat ſie beſonders zu Feinden einen Borkenkäfer (Bostrychus curvidens *Germ.*), einen Rüſſelkäfer (Pissodes piceae *Ill.*), einen Kleinſchmetterling, den «Tannenwickler» (Tortrix histrionana *Frl.*). Dem Verbiß des Rot- und Rehwildes iſt die T. ſo ſehr ausgeſetzt, daß es bei ſtarkem Wildſtand unmöglich iſt, junge T. vereinzelt nachzuziehen, obgleich deren Reproduktionskraft größer iſt, als die der meiſten andern Nadelhölzer. Krankheiten der T. ſind die «Hexenbeſen» und krebsartige Wulſtbildungen, hervorgerufen durch einen paraſitiſchen Pilz (Aecidium elatinum *Alb. et Schw.*).

Von fremdländiſchen Arten der Gattung Abies ſind hauptſächlich zu nennen: die in den Gebirgen Griechenlands heimiſche A. Cephalonica *Loud.*, welche ſüddeutſches Klima noch verträgt, ſowie ihre Varietäten Apollinis *Lk.* und Reginae Amaliae *Heldr.*; die in Gärten ihrer ſchönen Form und dunklen Färbung wegen beliebte A. Nordmanniana *Lk.* aus dem Kaukaſus, welche in Mitteldeutſchland gut gedeiht, weil ſie im Frühling ſpät treibt, daher weniger von Froſt leidet, wie die hier heimiſche Art; A. Pichta *Forb.* vom Ural; A. pinsapo *Boiss.* in Spanien und Nordafrika, mit ſehr ſtarren, ſperrig abſtehenden, ſtumpf dreikantigen Nadeln; A. balsamea *Mill.*, weit verbreitet in Nordamerika, von Canada bis zu den Alleghanies, vielfach bei uns in Gärten angepflanzt, ſie wird ſelten über 15 m hoch und über 30 J. alt,

trägt früh und häufig Zapfen, ihre Nadeln ſind wohlriechend, aus den Harzbeulen der Rinde wird in Amerika ſehr feiner Terpentin, der ſog. Canadabalſam gewonnen.

Die Gattung Hemlockstanne (Tsuga *Endl.*) hat unregelmäßig zweizeilige, ſpitze, oben dunkelgrüne, unten bläulichgrüne oder weißliche Nadeln. Die Pollenſäcke ſpringen der Länge nach auf. Die weiblichen Blüten ſind ſehr klein, die Zapfen klein, hängend, die Fruchtteller löſen ſich nicht von der Achſe, der Zapfen zerfällt daher nicht. Viel in Gärten angebaut findet ſich ſeit Anfang des 18. Jahrh. in Deutſchland die canadiſche oder Schirlingstanne (Tsuga canadensis *Michx.*, Pinus canadensis *L.*), heimiſch in den kalten Gegenden Nordamerikas, von der Hudſonsbai bis in die Alleghanies verbreitet. Es iſt ein zierlicher, höchſtens 20—30 m hoch werdender Baum mit unregelmäßiger Krone; die jungen Gipfelzweige und die Seitenäſte hängen. Er trägt eirunde, nur 1—2 cm lange Zapfen. Sein Holz iſt nicht beſonders nutzbar, daher ohne Bedeutung für die Waldkultur.

Die Gattung Scheintanne (Pseudotsuga *Carr.*) hat ſpiralig geſtellte, ſpitze, oben dunkelgrüne, unten konvexe, meergrüne Nadeln. Die Pollenſäcke öffnen ſich mit ſchiefer Spalte. Die Zapfen ſind hängend, mit bleibenden Schuppen, zerfallen daher nicht. Die Douglastanne (P. Douglasii *Carr.*) iſt ein prachtvoller Baum, weit verbreitet im nordweſtl. Amerika, wo er bei einem Alter von 500 bis 600 Jahren bis 90 m hoch und 5 m ſtark wird. Neuerdings wird er vielfach in Gärten, verſuchsweiſe auch in deutſchen Waldungen angebaut.

Tannenberg, preuß. Dorf im Kreiſe Oſterode des Regierungsbezirks Königsberg, wurde denkwürdig durch die Niederlage, welche dort das 83000 Mann ſtarke Heer des Deutſchen Ordens unter dem Hochmeiſter Ulrich von Jungingen 15. Juli 1410 durch das faſt doppelt ſo ſtarke poln.-litauiſche Heer unter den Herzögen Jagello von Polen und Witold von Litauen erlitt, nachdem der Hochmeiſter gefallen war. Das Ordensheer verlor 40000, die Gegner 60000 Mann, und die Macht des Ordens war durch dieſe Schlacht für immer gebrochen.

Tannenberg iſt der Geſamtname einer waldigen, aus Molaſſeſandſtein beſtehenden Hügelmaſſe im ſchweiz. Kanton St. Gallen, die ſich links vom Thal der Sitter mit dem eigentlichen T. 5 km nordweſtlich von St. Gallen zu 853 m, mit der Hohtannen zu 880 m und mit der Steinegg zu 911 m über dem Meere erhebt.

Tannenborkenkäfer heißen zwei Arten Borkenkäfer (Bostrichus curvidens und piceae), die man auf deutſch als kleinen und als gekörnten Tannenborkenkäfer unterſcheidet. Die Larven werden meiſt der Weißtanne, ſeltener andern Nadelhölzern ſchädlich. [Falke.

Tannenfalke, ſoviel wie Wanderfalke, ſ. unter

Tännengebirge, Gebirgsſtock der Salzkammergutalpen, im Rauched 2430 m hoch. (S. unter Salzkammergut.)

Tannenhäher oder Nußheher (Nucifraga caryocatactes, Tafel: Singvögel II, Fig. 17), ein 36 cm langer, dunkelbrauner, weiß getropfter Rabenvogel mit einem Schnabel, der dem der Spechte ähnlich iſt. Der T. brütet im Norden der Alten Welt, den Alpen und andern höhern Gebirgen, findet ſich aber bisweilen im Winter in größern Scharen über ganz Deutſchland verbreitet.

Tannenmeiſe (Parus ater, Tafel: Singvögel I, Fig. 13), eine 11 cm lange, oben aſchgraue, unten grauweiße Meiſe mit ſchwarzer Kehle und ſchwarzem, an den Seiten weißem Kopf und Hals, welch letzterer hinten eine breite weiße Querbinde zeigt. Sie findet ſich in den Nadelwäldern der ganzen nördl. Alten Welt, von England bis Japan und niſtet in Baum- und Erdlöchern.

Tannenpapagei, ſ. unter Kreuzſchnabel.

Tannenpfeil, ſ. Fichtenſchwärmer.

Tannieren, ſ. Gallieren.

Tannin, ſ. Gerbſäuren.

Tanninextrakt (amerikaniſches), ſ. Hemlock[extrakt.

Tanningenſäure, ſ. Catechin.

Tanninſtoffe, ſoviel wie Gerbſäuren.

Tann-Rathſamhauſen (Ludw. Samſon, Freiherr von und zu der), bayr. General der Infanterie, geb. 18. Juni 1815 zu Darmſtadt aus altfränk. reichsfreiherrlicher Familie, wurde im bayr. Pageninſtitute erzogen, trat 1833 als Junker in das 1. bayr. Artillerieregiment und wurde noch in demſelben Jahre Offizier. Als Oberlieutenant 1840 in den Generalquartiermeiſterſtab verſetzt, nahm T. 1843 unter Bugeaud in Algerien an einem Zuge nach der tuneſiſchen Grenze teil und wurde 1844 zum Adjutanten des Kronprinzen Max und zum Hauptmann ernannt. Im März 1848 erfolgte ſeine Ernennung zum Major und Flügeladjutanten des Königs und im September die zum Oberſtlieutenant. Bei der Erhebung Schleswig-Holſteins gegen Dänemark erwarb ſich T. als Kommandeur eines Freikorps durch ſeine mit Umſicht gepaarte Kühnheit großen Ruf und zeichnete ſich in den Kämpfen bei Altenhof und Hoptrup aus, ebenſo 1849 als Chef des Generalſtabes der bayr.-heſſ. Diviſion vor Düppel. T. bereiſte hierauf das ungar. Kriegstheater, nahm im Aug. 1850 den Abſchied aus dem bayr. Heere und trat als Oberſt und Chef des Generalſtabes in die ſchleswig-holſtein. Armee unter General von Williſen, in welcher er die Kämpfe bei Idſtedt, Dudenſtedt, Miſſunde und Friedrichsſtadt mitmachte. Doch ſchon im November trat T. als Oberſtlieutenant und Flügeladjutant des Königs in das bayr. Heer zurück, wurde 1851 Oberſt und 1855 Generalmajor, 1859 Kommandeur der 1. Infanteriebrigade und Generaladjutant des Königs. Im Febr. 1861 erfolgte ſeine Beförderung zum Generallieutenant; er erhielt zunächſt das Generalkommando zu Augsburg, vom Juni desſelben Jahres ab das zu München. Bei Ausbruch des Deutſchen Kriegs von 1866 wurde T. zum Generalſtabschef des Feldmarſchalls Prinz Karl von Bayern ernannt, ſchloß 14. Juni zu Olmütz die Konvention mit Öſterreich, nahm an den Gefechten bei Zella, Riſſingen, Uttingen und Hettſtadt teil und trat nach Abſchluß des Friedens in ſeine frühere Stellung als Diviſionskommandeur in München zurück. Im April 1867 wurde T. zum Inhaber des 11. bayr. Infanterieregiments, im Jan. 1869 zum General der Infanterie und Kommandeur des 1. Armeekorps ernannt, welches er im Deutſch-Franzöſiſchen Kriege von 1870 und 1871 im Verbande der deutſchen Dritten Armee (Kronprinz von Preußen) mit Auszeichnung bei Wörth, Beaumont und Sedan, ſowie vor Paris führte. Er operierte im Herbſt ſelbſtändig an der Loire, hatte weſentlichen Anteil an dem Siege bei Orléans vom 11. Okt., blieb dann bei Orléans ſtehen, mußte ſich aber nach dem Gefecht bei Coulmiers

vom 9. Nov. vor der weit überlegenen franz. Loire-Armee unter Aurelle de Paladines bis Toury zurückziehen. T. drang sehr bald unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg wieder vor und focht 2. Dez. bei Bazoches-les-Hautes, 3. und 4. Dez. bei Orléans, 7. bis 10. Dez. bei Beaugency. Ende Dez. 1870 wurde T. mit seinem Korps der Belagerungsarmee vor Paris zugeteilt, um das nach Osten, zur Bildung der Südarmee entsendete preuß. 2. Armeekorps zu ersetzen. Nach dem Friedensschlusse wohnte T. 16. Juni 1871 dem feierlichen Einzuge der Truppen in Berlin bei, dann 16. Juli dem Einzug in München, wo er als kommandierender General des 1. Armeekorps verblieb. Das Fort Nr. 8 von Straßburg und das Fort Nr. 3 von Ingolstadt erhielten T.s Namen. T. starb 26. April 1881 zu Meran. Vgl. Helvig, «Das 1. bayr. Armeekorps von der T. im Kriege 1870» (Münch. 1874).

Tannroda, Stadt in Sachsen-Weimar-Eisenach, Verwaltungsbezirk Weimar, 17 km im SSW. von Weimar, am Einfluß der Schwarza in die Ilm, 294 m über dem Meere, zählt (1885) 961 evang. E. und hat ein Rittergut, eine Burgruine, Sandsteinbrüche, Öl-, Mahl- und Schneidemühlen, eine Pulvermühle, Korbmacherei und Schuhmacherei.

Tannwald, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Gablonz, am Kamenitzbache, Station der Linie Eisenbrod-T. der Südnorddeutschen Verbindungsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat bedeutende Baumwollspinnerei und Baumwollweberei, Eisengießerei und Maschinenfabrik und zählt (1880) 2250, als Gemeinde 2726 E.

Tanrek oder Tanrec (Centetes ecaudatus, Tafel: Insektenfresser, Fig. 11), ein etwa 28 cm langer, igelähnlicher Insektenfresser Madagaskars mit gering entwickeltem Stachelkleid, der sich aber nicht zusammenrollt. Das Fleisch des T. soll sehr wohlschmeckend sein.

Tanzimât oder Tanzimat (arab., Anordnungen) nennt man in der Türkei die durch den Hatti-scherif von Gülhaneh 1840 eingeleitete reformatorische Gesetzgebung, durch welche einerseits der Sultan seinem früher unbeschränkten Rechte über Leben und Eigentum seiner Beamten entsagte, andererseits die Ministerialressorts festgestellt, die civilrechtliche Gleichheit aller Unterthanen ohne Unterschied der Religion ausgesprochen, das Finanz-, Justiz- und Heerwesen reorganisiert, auch die unbedingte Religionsfreiheit und die staatsrechtliche Gleichheit der Rajah und Mohammedaner proklamiert wurde.

Tanta, Stadt in Unterägypten zwischen den Nilarmen von Rosette (Reschid) und Damiette (Dumyât), der ansehnliche Hauptort der Provinz Gharbiye, im Knotenpunkte der Eisenbahnen von Kairo nach Alexandria und nach Damiette und von T. nach Schibin el-Kôm. Sie hat ein großes Schloß des Vizekönigs und bedeutende öffentliche Gebäude und zählt (1882) 33750 E., davon 1029 Ausländer. T. ist berühmt durch drei jährliche Messen (im Januar, April und August), welche der größte Jahrmarkt Ägyptens sind, und durch die in einer neuen schönen Moschee beigesetzten Gebeine des in Ägypten populärsten Heiligen Seyyid Ahmed el-Bedawi, eines starken Helden, der sich im 12. Jahrh. hier niedergelassen hat. Zum Geburtsfeste des Heiligen im August findet eine große Messe statt. Außer deutschen und engl. Kurzwaren kommen Manufakte, Vieh, Kleider, Schmuck, Sättel, Pfeifenrohre u. s. w. zum Verkauf. T. ist Sitz einer deutschen Konsularagentur.

Tantal oder Columbium (chem. Zeichen oder Symbol Ta; Atomgewicht = 182) ist ein einfacher metallischer Körper, der sich neben Niobium als Säure an Basen gebunden in den unter dem Namen Tantalit, Niobit und Columbit bekannten Mineralien findet. Es erscheint als ein eisengraues Pulver, das unter dem Polierstahl Metallglanz annimmt und bis jetzt noch nicht vollständig geschmolzen werden konnte. Das T. ist unauflöslich in Schwefelsäure, Salpetersäure und Königswasser, wohl aber löst es sich in einem Gemisch von Flußsäure und Salpetersäure. An der Luft verbrennt es vollständig zu einem weißen Pulver, der Tantalsäure. Dieselbe hat das spezifische Gewicht von 7,35. Bis jetzt haben das T. und seine Verbindungen noch keine Anwendung gefunden.

Tantălus (grch. Tantalos) war nach der griech. Sage ein Sohn des Zeus (oder des Tmolos) und der Pluto, Vater des Pelops und der Niobe, ein sehr reicher König am Sipylos in Lydien, nach andern in Phrygien und der Vertraute des Zeus, von dem er oft zur Göttertafel geladen wurde. Weil er aber das, was er hier hörte, ausplauderte, wurde von den Göttern über ihn in der Unterwelt schwere Strafe verhängt. Er mußte immer durstend mitten im Wasser stehen, welches allemal, wenn er trinken wollte, zurückwich. Außerdem hingen über ihm die herrlichsten Früchte, welche ebenfalls, sobald er nach ihnen griff, entwichen. Pindar und andere erzählten, es drohte über seinem Haupte ein ungeheuerer Fels in jedem Augenblick den Herabsturz. Nach einigen erlitt er seine Strafe, weil er seinen Sohn Pelops schlachtete und ihn den Göttern, um sie auf die Probe zu stellen, vorsetzte, nach Pindar weil er Nektar und Ambrosia stahl und davon seinen Freunden mitteilte. Seine Nachkommenschaft trafen ungeheure Unglücksfälle. Man zeigte Thron und Grab des T. am Sipylos. Reste dessen, worin man den Thron des Tantalos zu sehen glaubte, hat man oberhalb des Bildes der Kybele, das man früher für das Steinbild der Niobe hielt, wiedergefunden. [Bruit.

Tant de bruit pour une omelette, s. u.

Tantième (frz.) bezeichnet überhaupt den Gewinnanteil jemandes an irgend einem fremden geschäftlichen Unternehmen, insbesondere denjenigen des Handlungsdieners oder des Direktors einer Aktiengesellschaft. Von besonderer Wichtigkeit ist diejenige T., welche dramatische Dichter und Komponisten an dem aus der Aufführung ihrer Werke fließenden Gewinn haben. Diese T. oder der Autorenanteil ward in Frankreich schon 1791 gesetzlich eingeführt und erstreckt sich daselbst sowohl auf gedruckte wie auf ungedruckte Werke. Die Bedingungen für jede Bühne Frankreichs werden teils nach Gebrauch, teils durch Kontrakte zwischen den Direktoren und der Gesellschaft der dramatischen Autoren, welche die Rechte jedes einzelnen ihr beitretenden Schriftstellers vertritt, festgestellt. In Deutschland ward bis 1857 für die Aufführung gedruckter Dramen gesetzlich kein Honorar geleistet, und fand hier oder da etwa eine Entschädigung des Autors in dieser Beziehung statt, so erfolgte sie nur durch den guten Willen des Bühnendirektors. Ein Gesetz, das 1837 in Preußen zum Schutze dramatischer Werke zu Stande kam, erstreckte sich nur auf ungedruckte Erzeugnisse. Den gleichen Grundsatz

befolgte der Deutsche Bund, als derselbe 1841 ein allgemeines Gesetz zur Sicherung des geistigen Eigentums dramatischer Autoren erließ. Ein Fortschritt in dieser Angelegenheit geschah erst, als 1847 die Generalintendantur der königl. Schauspiele in Berlin unter Küstners und die Direktion des kaiserl. Burgtheaters in Wien unter Holbeins Leitung den dramatischen Dichtern und Komponisten bei der Aufführung ihrer gedruckten wie ungedruckten Werke auf diesen Bühnen einen Anteil an der Einnahme zugestanden. Diese T. beträgt bei Originalwerken, deren Aufführung einen Abend ausfüllt, 10 Proz. und wird auch von den Witwen und Descendenten der Autoren bis 10 Jahre nach der letztern Tode bezogen. Von den übrigen Hofbühnen folgte dieser Maßregel anfangs nur die Hofbühne in München, und zwar allein in Betreff des recitierenden Schauspiels. Im März 1854 kam endlich in Preußen ein allgemeines Gesetz zu Stande, wonach sowohl die gedruckten wie ungedruckten dramatischen Werke der Dichter und Komponisten unter gesetzlichen, bis 10 Jahre nach des Autors Tode dauernden Schutz gestellt wurden. Nur hat der Autor bei Veröffentlichung seines Werks durch den Druck auf dem Titelblatte jedes Exemplars ausdrücklich zu erklären, daß er sich und seinen Erben dieses Recht vorbehält. Dieses Gesetz wurde durch den Bundesbeschluß vom 22. März 1857 auf ganz Deutschland ausgedehnt. Eine neue Wendung nahm die Frage des Rechtsschutzes für dramatische Werke, seitdem das Gesetz, betreffend das Urheberrecht von Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken, vom 11. Juni 1870, welches für unbefugte Aufführung von Stücken den Verlust der Bruttoeinnahme als Entschädigungsmaß bestimmt. Durch Versammlung in Nürnberg und Leipzig 17. Mai und 12. Juli 1871 wurde nun seitens der Schriftsteller, zur Wahrung der ihnen gesetzlich eingeräumten Rechte, die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten gegründet, die ihren Sitz in Leipzig hat, 2. Sept. 1871 die Rechte einer jurist. Person erhielt und jetzt etwa 300 Mitglieder zählt. Sorgsame Kontrolle ermöglicht die Rechtsverfolgung wegen unbefugter Aufführungen auch bei kleinern Bühnen. Die T. ist jetzt durch Verträge bei den meisten deutschen Theatern eingeführt.

Tantra ist der Name eines spätern brahmanischen Systems, welches etwa 500 n. Chr. von Indien nach Nepal und Tibet wanderte und auf den dortigen Buddhismus einen starken Einfluß ausübte. Die Anhänger der Tantralehre, die Tântrikas, verehren als Hauptgottheiten Siva (s. d.) und seine Gattin Pârwati. Ihre Schriften, welche meist in der Form eines Dialogs zwischen diesen beiden abgefaßt sind, handeln von der Schöpfung und Zerstörung der Welt, der Götterverehrung, der Versendung des Geistes und der Erlangung übermenschlicher Kräfte. Sie sind bisjetzt in Europa noch wenig bekannt geworden.

Tanunda, Stadt in Südaustralien (s. d.).

Tanzfliegen (Empidae), eine gattungs- und artenreiche Familie kühner, wenn auch nicht sehr großer Raubfliegen, die meist im Norden oder im Gebirge sich finden, auch in der kühlern Jahreszeit, im Frühling oder Herbst erscheinen und oft nach Art der Mücken gegen Abend in der Luft zu großen Scharen versammelt Tänze ausführen.

Tanzkrankheit, s. Chorea.

Tanzkunst nennt man im weitesten Sinne diejenige Kunst, welche die Darstellung innerer Zustände durch entsprechende Bewegungen des Körpers zum Gegenstand hat. Wird einesteils den Bewegungen der Füße und den sie begleitenden Geberden des Körpers die möglichste Ausbildung, mithin die größte Mannigfaltigkeit, Fertigkeit und Biegsamkeit und das wohlgefälligste Maß in der Folge ihrer Bewegungen gegeben, und tritt anderenteils das Talent hinzu, die mannigfaltigsten Gefühlszustände, Stimmungen und Lagen durch jene rhythmischen Bewegungen anschaulich und nach Willkür auszudrücken, so zeigt sich die T. als schöne Kunst, die in Hinsicht der Geberden eine beschränkte Mimik (s. d.), in Hinsicht der Folge der Bewegungen eine rhythmische Kunst ist und sich darum mit der Musik, welche den vollkommensten Rhythmus (s. d.) hervorbringt, am liebsten verbindet. Als rhythmische Mimik ist sie daher den Gesetzen der Mimik und der Kunst überhaupt unterworfen. Da sie als schöne Kunst etwas Inneres, in sich Vollendetes harmonisch veräußern und zur Anschauung bringen soll, so kann nur dasjenige Stoff dieser Kunst sein, was sich durch mannigfaltig abwechselnde, rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers und die dadurch gebildeten Formen desselben sowie in den diese Bewegungen begleitenden Geberden ästhetisch versinnlichen läßt. Der Tanz als Kunstwerk betrachtet, kann daher auch nicht eigentlich eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Dramas, am allerwenigsten aber eine tragische Handlung darstellen, sondern er kann nur entweder einzelne Gefühle und Neigungen oder eine Reihe von Gefühlen und Lagen zu einer sinnlich-wahrnehmbaren Handlung zusammenreihen, deren Einheit dann mehr in der Einheit der Warnehmung und des Gefühls besteht. Das Hilfsmittel dieser Anreihung ist die pantomimische Darstellung und die scenische Kunst, wodurch das pantomimische Ballet entspringt. In der letztgenannten Beziehung aber teilt man den Tanz in den lyrischen und in den dramatischen ein. Mit dieser Einteilung verbindet sich eine andere, welche Art und Anwendung des Tanzes überhaupt betrifft, nämlich die Einteilung des Tanzes in den gesellschaftlichen und in den theatralischen. Der gesellschaftliche Tanz, d. h. derjenige, welcher das gesellschaftliche Vergnügen zum Zweck hat und nur von Liebhabern dieser Kunst (Dilettanten) ausgeführt wird, ist meist lyrischer Art: er drückt eine einzelne Stimmung, z. B. die ernste und anständige, heitere, ungebundene Freude u. s. w. aus. Zu dieser Gattung gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche einen eigenen Rhythmus haben und mit eigenen Melodien begleitet werden. Sie sind zugleich als charakteristische Tänze von vorzüglichem Werte. Hierher gehören die Menuet, Masurek oder Masur, die Polonaise, der Walzer, der Contretanz u. s. w. Zu den theatralischen Tänzen gehören teils die lyrischen Tänze, welche in Opern und Schauspiele eingeflochten sind oder als Zwischenspiele aufgeführt werden, teils die Ballets (s. d.) im engern Sinne, in welchen sich die T. in ihrem höchsten Umfange und Vermögen zeigt, nämlich der dramatische Tanz, der einen histor., mythischen oder poetischen Gegenstand hat. Man macht gewöhnlich die Einteilung in idealische, charakteristische und groteske Tänze. Am angemessensten ist ein Stoff aus der romantischen und idyllischen Welt, dem sich das Komische

und Groteske leicht einflicht. Der Anspruch an die einzelnen Charaktere, die hier zusammenwirkend erscheinen, ist nicht so streng wie im recitierten Drama oder im Singspiel, nicht einmal wie in der eigentlichen Pantomime; doch müssen dieselben sich anschaulich aussprechen und zu einem bewegten Gemälde verbunden sein. Die Folge künstlicher Bewegungen wie die Töne eines Tonstücks bildlich zu verzeichnen, lehrt die Choreographie (s. d.).

Wenn von den Tänzen der Griechen und Römer berichtet wird, man habe den Achilles, Alexander u. s. w., die Liebesgeschichte des Mars und der Venus, die Freiheit u. s. w. getanzt, so ist dies von der fortschreitenden pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, weniger von dem eigentlichen Tanze zu verstehen, da überhaupt das Wort saltare, d. h. tanzen, bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen und auch das Geberdenspiel dazu gerechnet wurde, bei den Griechen aber das Wort Orchesis die Kunst der Geberden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mithin die Aktion in sich begriff. Überhaupt war die T. bei den Griechen früher von Poesie und Schauspielkunst gar nicht getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen, verbunden mit Hymnengesang, angewendet, und die Griechen, bei welchen diese Kunst Orchestik hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit. Von den Römern pflanzte sich der Tanz auf die Volksbühnen der Italiener fort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehrere Italiener, z. B. Rinaldo Corso und Fabric. Caroso, über den Tanz. Sie und vorzüglich die Franzosen haben die neuere T. ausgebildet und auf ihre heutige Vollkommenheit gebracht. Unter Ludwig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem künstlichen theatralischen Tanze der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt die T. dem berühmten Noverre (s. d.). Gegenwärtig noch bilden die franz. und ital. Tänze zwei verschiedene Schulen, von welchen jedoch die erstere das Übergewicht hat. Die Familien Vestris und Taglioni, die Tänzerinnen Elßler, Cerrito, Grisi und Grahn, sowie die Tänzer A. Leon und K. Müller gehören zu den Koryphäen der neuern T. Zu leugnen ist jedoch nicht, daß der theatralische Tanz vielfach zu einem Kunststückmachen ausgeartet ist und die plastische Bedeutung verloren hat.

Vgl. Klemm, «Katechismus der T.» (4. Aufl., Lpz. 1882); Czerwinski, «Geschichte der T.» (Lpz. 1862); derselbe, «Die Tänze des 16. Jahrh.» (Danz. 1878); derselbe, «Brevier der T.» (Lpz. 1879); Voß, «Der Tanz und seine Geschichte. Eine kulturhistor.-choreographische Studie» (Berl. 1868); Angerstein, «Die Volkstänze im deutschen Mittelalter» (2. Aufl., Berl. 1874).

Tanzmeister, Instrument der Uhrmacher, s. unter Hohlzirkel.

Tanzsucht oder Tanzwut, epidemische Volkskrankheit des Mittelalters, die sich darin äußerte, daß Tausende, von religiösem Wahnsinn ergriffen, so lange tanzten, bis ihnen Schaum aus dem Munde quoll, Zuckungen sich einstellten und der Unterleib unförmlich aufschwoll. Zuletzt geschah das Tanzen in gemischten Reihen, und häufig gesellten sich zu den Tanzsüchtigen Bettler und Abenteurer, um ungescheut wilden Lüsten zu fröhnen. Die stärksten Epidemien werden aus den J. 1021, 1278, 1375 und 1418 berichtet. Vgl. Heder, «Die Tanzwut, eine Volkskrankheit im Mittelalter» (Berl. 1832).

Tanzwut, s. unter Chorea.

Taormina, herrlich auf hoher Felsenterrasse gelegene, aber sehr verfallene, (1881) 3189 E. zählende Stadt in der Provinz Messina, an der Ostküste Siciliens, welche die Stelle des alten Tauromenion einnimmt. Sie ist durch ihre Altertümer, namentlich durch das vortrefflich erhaltene, auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge oberhalb der Stadt gelegene Theater, eine der schönsten Ruinen Siciliens, berühmt. Die alte Stadt, welche ihren Namen dem Berge Tauros (jetzt Monte-Toro), an dessen Abhange sie lag, verdankt, wurde 396 v. Chr. nach der Zerstörung der am Meeresufer gelegenen siculischen Stadt Naxos durch Dionysios I. von den Siculern gegründet; im J. 358 vereinigte hier Andromachos alle Überreste der frühern Bevölkerung von Naxos. Die Stadt gelangte bald, besonders durch den Handel, zu hoher Blüte, erlitt dann unter der Herrschaft der Römer mehrere schwere Schläge und wurde erst durch Octavian, der eine röm. Kolonie hinführte, wieder gehoben. Im Mittelalter fiel sie in die Hände der Sarazenen, welche sie vollständig zerstörten und denen sie durch Graf Roger wieder entrissen wurde. Das Theater ist nicht nur durch das noch teilweise erhaltene Bühnengebäude interessant, sondern auch durch die herrliche Aussicht, die man von der Höhe des Zuschauerraums auf T., den Ätna, die Küsten von Sicilien und Calabrien hat. Oberhalb T. liegt das Kastell di Mola mit herrlicher Aussicht. T. wird auch als klimatischer Kurort benutzt.

Tao-sze, chines. Sekte, s. unter Laotse.

Tapajoz, rechtsseitiger Nebenfluß des Amazonenstroms in Brasilien, entsteht aus den beiden großen Quellarmen Juruena und Arinos in der Provinz Matto Grosso. Der Rio Juruena entspringt im NO. der Stadt Matto Grosso auf der Serra dos Parecis, der Rio Arinos nordöstlich von Diamantino auf dem Arinosplateau. Nach der Vereinigung der beiden Quellflüsse bildet der T. unterhalb Taguaralzinho zwischen den Mündungen seiner beiden rechtsseitigen Nebenflüsse Rio São-João de Barra und Rio São-Thomé eine Reihe von Katarakten, deren oberster Salto Augusto und deren unterster Salto de São-Simão heißt. Diese für die Schiffahrt nicht benutzbare, etwa 100 km lange Strecke beabsichtigt man für den Verkehr durch den Bau einer Landstraße zu umgehen. Vom 8.° südl. Br. bis zur Einmündung des Rio Crepore (rechts) bildet der T. die Grenze zwischen den Provinzen Matto Grosso (östlich) und Amazonas (westlich), der genannte Rio Crepore scheidet Matto Grosso (südlich) von Grão-Pará (nördlich); in letztere Provinz tritt der T. nach Aufnahme des Crepore ein, bildet oberhalb Itaituba die beiden Untern Fälle (Cachoeira de Apué), wird von hier aus auf 330 km mit Dampfschiffen befahren und mündet, nachdem er sich unterhalb Sta.-Cruz und Aveiro fast seenartig erweitert hat, nach einem Laufe von 1680 m bei Santarem.

Taparelli (Luigi), Jesuit, Bruder von Roberto d'Azeglio (s. d.).

Taparica, brasil. Insel, gegenüber der Stadt Bahia (s. d.).

Tapayaxin (Phrynosoma orbiculare, Tafel: Reptilien I, Fig. 10), auch Krötenechse, eine sehr sonderbare, bis 16 cm lange und über dem Rücken fast 14 cm breit werdende mexik. Eidechse mit kurzem, dickem Schwanze, kurzem, abgerundetem Kopfe und mit kurzen, festen Stacheln an

den Seiten, auf dem Rücken und Kopfe. Der T. ist in allen Bewegungen sehr langsam und träge.

Tapeten (frz. tapisserie, papier de tenture; engl. tapestry, paper-hanging), etymologisch verwandt mit Teppich, beides abstammend vom grch. tapes mit dem Genitiv tapetos, lat. tapetum, frz. tapis, span. und portug. tapete und tapiz, ital. tappeto, ursprünglich vielleicht vom pers. tabeh, eigentlich ein Wandteppich. (S. unter Teppiche.) T. und Teppiche haben jedenfalls ihren gemeinsamen Ursprung im Zelt der wandernden Völkerschaften des Orients. Schon im Altertum waren Teppiche zum Behängen der Wände in Gebrauch; Tyrus, Sidon und Pergamon lieferten dieselben in besonderer Schönheit. Die Araber brachten die Tapeten- und Teppichweberei nach dem Abendlande, wo diese Kunst besonders in Italien, Frankreich und Belgien gepflegt wurde. Berühmt sind die Gobelins und die Savonnerietapeten. (S. unter Gobelins.) Im 16. Jahrh. stellte man zuerst Ledertapeten her; ein billiges Surrogat derselben waren die Wachstuchtapeten. Neben diesen sind zu erwähnen die holländ. Kattuntapeten und die auf Kanevas mit der Nadel hergestellten Chinatapeten. Gegenwärtig werden fast ausschließlich Papiertapeten verwendet, deren Herstellung ein besonderer Zweig der Buntpapierfabrikation ist. Dieselben kommen in Stücken (Rollen von etwa 9 m Länge und 5—600 mm Breite) in den Handel, Borten, Bordüren oder Kanten dazu von der gleichen Länge, aber auf der Papierbreite 2 bis 20 solche nebeneinander enthaltend. Plafondroseten, d. h. einzelne Muster zum Überziehen von Zimmerdecken werden auf gleiche Papierstreifen gedruckt und durch Zerschneiden der einzelnen Stücke gewonnen. Man gebraucht zur Tapetenfabrikation endloses Maschinenpapier von mittlerer oder ordinärer Qualität, jedoch mit möglichst ebener Oberfläche, welches entweder in starken Rollen, wie die Papiermaschine sie liefert (Maschinendruck), oder in Form aufgerollter Stücke (Handdruck) verarbeitet wird. Die erste Operation ist das Grundieren, welches nur bei den ordinärsten Tapetensorten unterbleibt und in dem Überziehen des Papiers mit einer gleichmäßigen Farbe besteht. Wird zum Grundieren eine Körperfarbe (Deckfarbe) benutzt, so geschieht dies ohne weiteres, wogegen man beim Grundieren mit einer Saftfarbe (Lasurfarbe) ein Leimen vorangehen läßt. Beides wird entweder mit der Hand, oder, was neuerlich viel gebräuchlicher, mit Hilfe von Maschinen, Grundier- oder Fonciermaschinen, ausgeführt.

Bei der Handarbeit breitet man das in Stücke von der gewöhnlichen Tapetenlänge zerschnittene Papier auf einem großen Tische aus. Hierauf fahren mehrere Arbeiter nacheinander mit schmalen Bürsten von der reichlichen Länge der Papierbreite, welche in die mit Leim angemachte Grundfarbe oder in eine lauwarme Leimlösung getaucht sind, unter stetem Hin- und Herziehen derselben rasch über das Papier der Länge nach hin, wobei sich die Farbe oder der Leim gleichmäßig ausbreitet. Die Grundiermaschinen haben als wirksame Teile mit Filz überzogene Walzen, welche entweder durch direktes Eintauchen, oder mittels eines endlosen Tuchs die Farbe aufnehmen. Das grundierte Papier wird getrocknet, geglättet und, wenn es sich um die Erzeugung von T. mit glänzendem Grund, Glanztapeten, handelt, satiniert, indem man alle kleinen Vertiefungen der Oberfläche mit Talkpulver verstopft, das mit Bürsten scharf eingerieben wird. Will man die Fläche nur teilweise satinieren, z. B. matte und glänzende Streifen miteinander wechseln lassen, so bedeckt man die T. vor dem Aufstreuen des Talkpulvers mit einem mit durchbrochenem Blech bespannten Rahmen, den man während des Bürstens liegen läßt.

Beim Drucken der T. durch Handarbeit benutzt man Formen aus mehrfach kreuzweise zusammengeleimten Brettern, deren äußerstes aus feinfaserigem wilden Birnbaumholz besteht und deren Länge gleich der Tapetenbreite ist, während ihre Höhe je nach der Beschaffenheit des Musters 2—500 mm beträgt. In der Birnbaumholzschicht werden die gewünschten Figuren nach einer Aufzeichnung mit Bleistift mit Meißeln ausgeschnitten, wobei feinere Figurenteile durch ins Holz eingeschlagene Stifte von Façondraht gebildet werden. Mit diesen Formen wird die T. stückweise bedruckt, wobei die Muster sich genau aneinanderschließen müssen. Mehrfarbige T. müssen mit so vielen Formen, als sie Farben haben, nacheinander bedruckt und nach dem Aufdrucken jeder Farbe getrocknet und geglättet werden. Beim Drucken ruhen die T. auf einem Tisch, dem Drucktisch, ihrer ganzen Breite nach, während von der Länge nur ein Stück von etwas mehr als der Breite der Form aufliegt. Es werden auch sog. mechanische Drucktische oder Modeldruckmaschinen zur Beschleunigung der Arbeit verwendet. Eine bedeutendere Arbeitsersparnis erzielt man mit den Walzenmaschinen, die statt der ebenen Formen Walzen von Holz, Zinnlegierung, Kupfer oder lithographischem Stein haben, deren Umfang die Muster entweder erhaben oder vertieft zeigt. Eine solche Maschine besteht aus einem Apparat zur ununterbrochenen Zuführung des Papiers, so vielen Druckwalzen, als Farben verwendet werden, ebenso vielen Vorrichtungen zum Auftragen der Farben, einem widerstandsfähigen Organ zum Auflegen des Papiers während des Druckens und einer Vorrichtung zum Aufhängen und Trocknen des bedruckten Papiers. Auch auf Maschinen gedruckte T. werden nachher geglättet.

Bemerkenswert sind einige besondere Arten von T. Veloutierte Tapeten, Velourstapeten, Samttapeten, Wolltapeten sind solche, auf welchen der Grund oder ein Teil des Musters mit dem beim Scheren des Tuchs abfallenden Wollstaub (Scherwolle) oder mit Holzwolle (s. d.) derart bedeckt ist, daß diese Stellen eine gleichmäßig dichte und wollige Oberfläche zeigen. Das Veloutieren wird vorgenommen, wenn die Arbeiten des Grundierens und Druckens vollendet sind und nachdem man entweder die ganze Oberfläche mit Leinölfirnis bestrichen, oder nur einzelne Stellen, welche die Wolle annehmen sollen, mittels hölzerner Formen mit dem Firnis bedruckt hat. Alsdann wird die T. in einem langen Kasten mit einem Boden aus Kalbleder oder Pergament ausgebreitet, worauf etwas Wolle hineingeworfen und der Deckel des Kastens geschlossen wird. Durch Trommeln auf dem Boden desselben mit Holzstäben werden die Wollstäubchen in die Höhe geschleudert und verteilen sich im Herabfallen auf der T., wo sie an den noch nassen, gefirnißten Stellen haften bleiben und mit antrocknen. Vergoldete und versilberte T. stellt man durch Aufdrucken von Blattgold, resp. Blattsilber auf mit Leinöl bedruckte Stellen oder

durch direktes Bedrucken mit pulverförmigem Gold, resp. Silber her. Gepreßte oder gaufrierte T. heißen solche, denen mittels eines besondern Walzwerks, der Gaufriermaschine, ein Reliefmuster aufgepreßt ist. Gefirnißte T., welche nicht nur hohen Glanz, sondern auch große Widerstandsfähigkeit gegen Feuchtigkeit zeigen, sodaß sie abgewaschen werden können, werden meist durch Bestreichen mit Kopalfirnis hergestellt; namentlich sind es die sog. Holztapeten, welche gefirnißt werden, um das Aussehen polierter Holzflächen zu erhalten. Bei den Iristapeten gehen zwei oder mehr nebeneinander aufgetragene Farben durch sanft verwaschene Mitteltöne ineinander über, woraus ein dem Farbenspiel des Regenbogens ähnliches Aussehen resultiert. Das Irisieren geschieht beim Grundieren oder beim Drucke.

Tapetenborten, s. unter Tapeten.

Tapetenmotte, s. unter Motten.

Tapezierbienen oder Blattschneider (Megachile), ein in Europa durch etwa 20 Arten vertretenes Bienengeschlecht, dessen Weibchen in die Erde, Baumlöcher, Mauer- und Steinritzen eine aus fingerhutartig ineinander gefügter Zelle bestehende Bruteröhre von halbmondförmigen Stückchen von Blättern, namentlich Rosenblättern, die sie kunstvoll abbeißen, anlegen und mit ihren Eiern, Honig und Pollen besetzen.

Tapezierborten, s. unter Bortenweberei.

Tapezierer (frz. colleur, tapissier; engl. paperhanger, upholsterer), eigentlich ein Handwerker, der das Aufziehen der Tapeten auf die Wände besorgt; im gewöhnlichen Sinn ein solcher, welcher auch das Polstern der Möbel, die Herstellung von Matratzen u. s. w. übernimmt.

Tapeziernägel oder Möbelnägel, s. unter Nägelfabrikation.

Tapezierspinne (Cteniza), ein aus etwa 60 Arten bestehendes, in warmen Ländern bis Südeuropa verbreitetes Geschlecht vierlungiger Spinnen (s. unter Spinnen), die in selbstgegrabenen, mit Spinnweb ausgekleideten, senkrecht verlaufenden Erdröhren, deren Eingang durch einen beweglichen Deckel geöffnet und geschlossen werden kann, hausen. In Südeuropa findet sich die zu diesem Geschlecht gehörige Minierspinne (Cteniza fodicus, Tafel: Spinnentiere und Tausendfüßer, Fig. 10), die gegen 20 mm lang wird.

Tapferkeit heißt die Stärke der Seele, die sich in Gefahren durch anhaltenden und kräftigen Widerstand kundthut. Sie wurde von den Alten, namentlich von Plato und den Stoikern, neben der Weisheit (σοφία), Mäßigung (σωφροσύνη) und Gerechtigkeit (δικαιοσύνη) zu den Kardinaltugenden gerechnet, und man nannte sie heroische Tugend, weil sie vorzüglich dem Helden eigen ist. Plato hat ihrem Begriffe (ἀνδρία) in mehrern seiner Dialogen ausführliche Untersuchungen gewidmet.

Tapferkeitsmedaillen sind militärische Ehrenzeichen, welche an Unteroffiziere und Mannschaften für Auszeichnung vor dem Feinde, also nicht als Kriegsdenkmünzen oder Erinnerungszeichen an alle Teilnehmer an einem Feldzuge oder einer bestimmten Kriegshandlung verliehen werden. Zu den T. gehören das preuß. Militärverdienstkreuz und Militärehrenzeichen, die bayr., sächs. (Heinrichs-) und württemb. Militärverdienstmedaille, die bad. Karl-Friedrichs-Militärverdienstmedaille, die österr. T., die ital. Militärmedaille, die franz. Medaille militaire, die russ. St. Anna-Medaille. Diese T., mit deren Besitz in der Regel eine Pension verbunden ist, werden wie Orden auf der Brust, beziehungsweise im Knopfloch getragen.

Tapia (Don Eugenio de), span. Schriftsteller, geb. 1776 zu Avila in Altcastilien, vollendete seine Studien zu Toledo und Valladolid und ließ sich zu Madrid als Advokat nieder. Während des Unabhängigkeitskampfes redigierte er mehrere patriotische Blätter. Nach der Restauration Ferdinands VII. als Liberaler verfolgt, mußte T. neun Monate in den Kerkern der Inquisition schmachten, wurde aber dann als Oberredacteur der offiziellen «Gaceta» wieder eingesetzt. Unter der konstitutionellen Regierung von 1820 zum Direktor der Staatsdruckerei und zum Cortesdeputierten ernannt und deshalb von der Restauration 1823 proskribiert, wanderte er nach Frankreich aus, doch erhielt er 1830 die Erlaubnis, nach Madrid zurückzukehren. In der Folge nahm er die Ernennung zum Mitglied der Gesetzgebungskommission an und ward dann Generaldirektor der Studien, Direktor der Nationalbibliothek und Mitglied der königl. Akademie. Später zog er sich in das Privatleben zurück und starb 1860 in Madrid. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Ensayos satíricos en prosa y verso», die er unter dem Namen des Licentiaten Machuca herausgab; «Viage de un curioso por Madrid», ebenfalls eine satirische Schrift gegen mehrere am Hofe herrschende Mißbräuche; «Poesías líricas, satíricas y dramáticas» (Madr. 1821; 2 Bde., 1832, und im 67. Bande der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1877), «Elementos de jurisprudencia mercantil y otros tratados de jurisprudencia» (15 Bde.), «Los Cortesanos y la revolucion, novela de costumbres» u. s. w., «Historia de la civilisacion española» (4 Bde., Madr. 1840), sein Hauptwerk, welches sich durch den Reichtum des Inhalts wie auch durch klaren, einfachen und echt historischen Stil auszeichnet. Als Dichter hat sich T. nicht über das Gewöhnliche erhoben.

Tapiau, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Wehlau, rechts am Pregel, von dem hier nach Norden die Deime zum Kurischen Haff abzweigt, Station (2 km vom Ort, links vom Pregel) der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Kreislazaretts und Kreisarmenhauses, einer Wasserbauinspektion und Oberförsterei, zählt (1885) 3057 E. und hat Warendepôt der Reichsbank, Zuckerfabrik, Dampfschneide- und Mahlmühlen, eine Biskuitfabrik, Brauereien, lebhafte Dampf- und Segelschiffahrt, Handel mit Holz, Steinen, Getreide, Butter und Käse. T. ist Station für die zwischen Königsberg, Wehlau, Allenburg, Labiau, Tilsit und Memel verkehrenden Dampfschiffe. Das 1351 erbaute Schloß des Deutschen Ordens, in welchem 1568 der letzte Hochmeister des Ordens und erste Herzog von Preußen, Albrecht von Brandenburg, starb, dient seit 1792 den Zwecken der ostpreuß. Landarmen-, jetzt Besserungsanstalt; in diesem nicht zur Stadtgemeinde gehörenden Institut (1885 mit 704 E.) werden wollene Lagerdecken, grobes, graues Tuch (Want), Baumwollzeug (Nessel), Strohmatten und Fischernetze angefertigt, auch seit 1883 auf der erpachteten königl. Domäne Großhof-Tapiau größere Landwirtschaft betrieben.

Tapiocca, das gekörnte Stärkemehl aus den Wurzelknollen mehrerer Varietäten von Manihot (s. d. und unter Stärke).

Tapir (Tapirus) heißt eine durch ihre Bezahnung den Nashörnern nahestehende, aber durch die Form ihrer mit Querjochen versehenen Backzähne sehr eigentümliche Säugetiergattung aus der Ordnung der Dickhäuter, mit ungleichzehigen Füßen, wovon die Mittelzehe die längste ist (Perissodaktylen), die sich durch eine bewegliche rüsselartige Verlängerung der Nase, vierzehige Vorder- und dreizehige Hinterfüße auszeichnet. Wie alle Dickhäuter, gehen die T. gern ins Wasser, wohnen im Dunkel der Urwälder und leben von Pflanzenteilen. Durch ihre Gefräßigkeit schaden sie oft den Pflanzungen. Gefahren entgehen sie leicht durch ihre Vorsicht und Schnelligkeit. Der amerikanische Tapir oder Anta (T. Americanus), der herdenweise im ganzen tropischen Südamerika vorkommt, hat eine schwarzbraune, dünnbehaarte Haut und wird fast 2 m lang und 1 m hoch. Die Indianer jagen ihn um seines Fleisches willen, ziehen ihn auch jung als Haustier auf. Der etwas größere schwarze indische oder Schabracken-Tapir (T. Indicus), auf Malakka und den ind. Inseln, hat eine einer weißen Satteldecke ähnliche Zeichnung, kommt aber sonst in allem mit dem vorigen überein. In den Gebirgsgegenden Südamerikas kommt eine dritte, abweichende Art vor, welche jetzt als besondere Gattung (Elasmognathus Bairdii) unterschieden wird. Den T. verwandt sind die fossilen Lophiodonten und Paläotherien.

Tapisserie (frz. tapisserie, engl. tapestry), eigentlich die Herstellung von Wandteppichen oder Tapeten, s. unter Tapeten und unter Teppiche; im gewöhnlichen Sinn die Wollstickerei mit Kreuzstich in Stramin, da dieselbe Teppiche und ähnliche Erzeugnisse liefert. (S. unter Stickerei.)

Tapotement (frz., Klopfung), s. u. Massage.

Tappert (Wilh.), Musikschriftsteller, geb. 19. Febr. 1830 in Oberthomaswaldau bei Bunzlau in Schlesien, war ursprünglich für den Lehrerberuf bestimmt und besuchte von 1848 bis 1850 das Lehrerseminar in Bunzlau. Nachdem er mehrere Jahre als Lehrer thätig gewesen war, ging er 1856 nach Berlin, besuchte hier die Neue Akademie der Tonkunst und studierte bei Dehn. Er siedelte von dort als Lehrer nach Großglogau über, kehrte aber 1866 wieder nach Berlin zurück und nahm daselbst seinen bleibenden Wohnsitz. Durch seine Schriften «Musikalische Studien» (Berl. 1868), «Musik und musikalische Erziehung» (Berl. 1867), «Das Verbot der Quintenparallelen» (Lpz. 1869), sowie durch das «Wagner-Lexikon», seine histor. Studien und durch Aufsätze in der von ihm 1876—80 redigierten «Allgemeinen deutschen Musikzeitung» hat er sich als Musikhistoriker vorteilhaft bekannt gemacht. T. ist Lehrer der Musikgeschichte an der Neuen Akademie der Tonkunst in Berlin.

Taprobane, altgriech. Name der Insel Ceylon.

Tapti, Fluß in der Vorderindischen Halbinsel, der südöstlich von der Stadt Baitab entspringt, in der Richtung von O. gegen W. fast parallel mit der Nerbuddah südlich von dieser, durch Berar, Malwa, Kandeisch, Burhampore und Guzerate fließt und sich, nach einem Laufe von 705 km, in den Meerbusen von Cambay ergießt.

Tapu, s. Tabu.

Taquary, linksseitiger schiffbarer Nebenfluß des Paraguay in der brasil. Provinz Matto Grosso, entspringt im Norden der Serra Cayapo unweit der Grenze der Provinz Goyaz, nimmt oberhalb Pauso Alegre links den Rio Cozim zusammen mit dem Rio Taquary mirim auf, tritt darauf in die Sumpfebenen des Paraguay und mündet nach einem Laufe von 750 km zwischen Corumbá und Fort Albuquerque in zwei Armen.

Tara (ital., d. h. der Abgang) nennt man das Gewicht der äußern Umhüllung (der Kiste, des Fasses u. s. w.) einer verpackten Ware. Behufs der Wertberechnung, welche sich in der Regel nur auf das Nettogewicht erstreckt, wird auf die noch in der Originalpackung befindlichen Waren auf den meisten Handelsplätzen eine vom Herkommen (der Usanz) eingeführte, aber nicht überall gleiche, feststehende Taranorm beobachtet, durch deren Abzug vom Bruttogewicht sich das für die Rechnung gültige Nettogewicht ergibt, welches aber hier und da noch durch Gewährung eines sog. Gutgewichts u. dgl. vermindert erscheint. Auch bei der Verzollung nach dem Nettogewicht gelten in den einzelnen Zollgebieten feststehende Tarasätze (Zolltara), da man sonst jede Ware für jenen Zweck der Umhüllung entkleiden müßte. Nettotara (reine T.) nennt man die T. dann, wenn sie durch besondere Wägung jeder einzelnen Kiste, jedes Fasses u. s. w. ermittelt und in Abrechnung gebracht wird. Supertara (Supratara) heißt eine an einigen Plätzen für gewisse Artikel übliche besondere Vergütung auf das Gewicht, welche außer der T. noch vom Bruttogewicht abgezogen wird; sie ist demnach eine Art Gutgewicht. Tarieren heißt das Abwägen der Warenumhüllungen behufs der Taraermittelung. Das Wort T. stammt aus dem Arabischen und ist durch die Italiener in die neuern abendländ. Sprachen gelangt.

Tara, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tobolsk in Sibirien, an der Mündung der Tara in den Irtysch, 662 km südöstlich von Tobolsk, mit (1883) 8637 E. T. treibt bedeutenden Handel mit Talg, Butter, Häuten, Pelzwerk und Getreide.

Tarábulûs oder Tarabolus-esch-Schâm, d. i. das syr. Tripolis, Hauptort eines Liwâ im türk. Vilajet Suria, eine der schönsten Städte Syriens, 67 km im Nordnordosten von Beirut, am Fuße des Libanongebirges und am Abu-Ali oder Kadischa (dem heiligen Flusse), 1,8 km südlich von dessen Mündung gelegen und durch eine dreieckige, sehr ergiebige Ebene vom Meere getrennt, gewährt mit seinen frischen Gärten einen freundlichen Anblick. Der Fluß gibt reichliche Bewässerung für die Kanäle der Ebene, welche mit Maulbeerpflanzungen, Weingärten und Orangenbäumen bedeckt, aber besonders im Herbst ungesund ist. Kaum 2 km westlich von der Mündung des Flusses, in gesunder Lage, befindet sich der Hafenort El-Mina oder Minet-T., welcher, obgleich seicht und nicht ganz sicher, doch einer der besten an der ganzen syr. Küste ist. Vor demselben liegt eine Reihe von 15 Inselchen ohne Erde und Pflanzenwuchs. Zwischen ihr und der Kadischamündung stehen vier Türme aus dem Mittelalter. T. zählt, einschließlich des Hafenorts, 24 085 E., darunter 4800 Christen griech. Bekenntnisses und einige Judenfamilien; der Hafenplatz allein 7000 E., größtenteils griech. Matrosen und Schiffszimmerleute. Die Stadt hat ein Kastell, 20 Moscheen, sieben Klöster mit Kirchen, drei maronitische, zwei griech.-kath., eine prot. Kirche und eine Synagoge. Die Straßen sind gepflastert und

mit Bogengängen und Trottoirs versehen. Der Handel, meist in den Händen der Griechen und nicht unbedeutend, besteht hauptsächlich in Ausfuhr von Schwämmen, von roher Seide, Öl, Seife, Mehl, Früchten, Wolle, Tabak, Wachs, Cochenille und Gallapfeln. Seide wird viel gewonnen, und die Seidenweberei ist stark im Gange; die Weine und Orangen von T. haben eine gewisse Berühmtheit erlangt. Viele Einwohner beschäftigen sich mit Fischerei. T. ist Station der franz. und der russ. Dampfer und Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Die Stadt ist ursprünglich von Phöniziern aus Sidon, Tyrus und Aradus am Meere im Gebiete von Arka als Bundesort gegründet, der wegen seiner Entstehung Tripolis oder Dreistadt genannt wurde. Das seit 639 in den Händen der Mohammedaner befindliche Tripolis wurde seit 1104 durch Raimund von St.-Giles belagert und von dessen Sohne Bertram 10. Juni 1109 erobert und zum Hauptort der Grafschaft Tripolis erhoben, welche, zwischen dem Königreich Jerusalem im S. und dem Fürstentum Antiochia im N. gelegen, den Küstenstrich vom Hundsfluß unweit Beirut bis Balania jenseit Markab umfaßte. Die Stadt war wie bisher der griech., so auch Bischofssitz der lat. Kirche des Orients, blühte durch Niederlassung von Seiden- und Kamelotwebern auf, ward 1170 durch Erdbeben ganz zerstört, darauf wieder besser aufgebaut, aber 27. April 1289 durch Sultan Kilawun von Ägypten erobert und dem Boden gleich gemacht. Noch sind indes sechs schöne Befestigungstürme aus der Zeit der Kreuzzüge vorhanden. Später wurde Tripolis mehr landeinwärts neu aufgebaut. Die Venetianer und Franzosen erfochten hier 1415 einen Sieg über die Sarazenen.

Tarâbulûs oder Tirebolû, Stadt im türk. Vilajet Trapezunt in Kleinasien, 74 km westlich von Trapezunt, an der Mündung des Charschut-Tschai ins Schwarze Meer, ist Hauptort eines Kreises (Kaza) und hat 2—3000 E., vier Moscheen, eine griech. Kirche und eine verfallende Feste, worin der Kaimakâm oder Mudir wohnt. T. hieß im Altertum Tripolis und war milesische Pflanzstadt.

Taraika, s. Sachalin.

Taranaki, Vulkan, s. Egmont (Mount-).

Tarancon, Stadt (Villa) und Bezirkshauptort der span. Provinz Cuenca, inmitten der öden Gipshügel der neucastil. Hochebene, rechts vom Riánsares, 830 m über dem Meere, Station der Eisenbahn Aranjuez-Cuenca, an der Straße von Madrid nach Valencia, ein lebhafter Ort, zählt (1877) 4588 E. und hat ein Schloß des Herzogs von Riánsares (Muñoz), Leinweberei, Weinbau und Erzeugung von Olivenöl. Am 13. Jan. 1809 besiegte zwischen T. und Ucles der franz. Marschall Victor das span. Insurgentenheer des Herzogs von Infantado.

Tarandus (lat.), das Renntier.

Tarántas (russ.), ein bedeckter Wagen auf langen Tragbäumen, in Rußland das gewöhnliche Gefährt bei Reisen auf der Landstraße.

Tarantel (ital. Tarantola), eine im südl. Europa nicht seltene, hellbraune, auf dem Rücken schwarzgestreifte Raubspinne (Lycosa Tarentula Apulica) von der Größe der Kreuzspinne, die in Erdhöhlen lebt, und deren Biß für giftig galt und zumal jene Zufälle hervorbringen sollte, die unter dem Namen des Tarantismus bekannt sind. Ältere Reisebeschreibungen wiederholen ohne Unterschied diese Fabel und geben als Symptome an: Schmerz einer (angeblich) gebissenen Stelle, Mißstimmung, Angst, Schwindel, Zittern, Fieber, Übelkeit, Erbrechen, Wutanfälle, bei einigen Kranken ausschweifende Lustigkeit, Haß gegen schwarze Farbe, Liebe zu Grün und Rot, mit einem Worte eine Menge von Zeichen hypochondrischen und hysterischen Leidens. Die Landleute sollen die Kranken dadurch geheilt haben, daß sie ihnen zwei in mehrern alten Werken verzeichnete Melodien («La pastorale» und «La tarantola») vorspielten und sie zum Tanzen veranlaßten, welches bis zur völligen Erschöpfung fortgesetzt werden mußte. Diesen Geschichten liegen verkannte Nervenkrankheiten zu Grunde. In neuerer Zeit gemachte Versuche haben bewiesen, daß der Biß der T. weder schmerzhafter, noch giftiger ist als der der Kreuzspinne. Ähnliches wird auch von einer andern Spinne, der auf Corsica und Sardinien heimischen Malmignatte, erzählt, gehört jedoch gleichfalls zu den Fabeln. Vgl. Bergsöe, «Über die italienische T. und den Tarantismus» (Kopenh. 1865).

Tarantella, ein Tanz, der in Unteritalien zum Tamburin getanzt wird.

Taránto, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Lecce, das antike Tarent (s. d.), von dem der heutige Ort nur den Raum der ehemaligen Akropolis einnimmt, während die Stadt des Altertums sich weiter nach Osten erstreckte, liegt zwischen der Nordecke des Golfs di Taranto und dem Mare Piccolo, einem von flachen bewaldeten Ufern umsäumten Meerbusen von 30 km Umfang, auf einer Insel, die auf der Nord- und Ostseite (Porta di Napoli und Porta di Lecce) durch je eine Brücke mit dem Festlande verbunden ist, ist Station der Eisenbahnen T.-Reggio und T.-Bari, Sitz eines Erzbischofs und eines deutschen Vizekonsuls für T. und die Küste des Golfs von T., zählt, einschließlich der beiden Vorstädte auf dem Festlande, östlich und nordwestlich der Inselstadt (1881) 26 672 (Gemeinde 34 051) E. und hat ein Lyceum, eine Navigationsschule, zwei Hospitäler, Salinen, Lein- und Baumwollweberei, lebhafte Fischerei und Schaltierzucht, besonders von Austern; im Mare Piccolo, sowie beträchtlichen Handel mit Olivenöl, Weizen und Hafer; der Honig, die Feigen, Wein und Obst der Umgebung von T. sind wie im Altertum, so noch heute berühmt. Vier Längsstraßen durchschneiden die Stadt von NW. nach SO.: die Strada Garibaldi am Mare Piccolo, welche besonders von Fischern bewohnt wird, die einen eigenen von griech. Wörtern durchsetzten Dialekt sprechen, die Strada Maggiore mit den großen Handlungshäusern, die Strada Carducci, beide in der innern Stadt, und der Corso Vittorio Emmanuele, am Ufer des Golfs, mit schöner Fernsicht über diesen hinweg bis zu den Bergen Calabriens.

Die dreischiffige Kathedrale San-Cataldo, ihrer Anlage nach eine alte Basilika, wurde vom Bischof Cataldo, dem Schutzpatron der Stadt, wieder erbaut und unter Papst Sixtus V. 1588 erneuert; bemerkenswert in dieser Kirche ist die schwer vergoldete kassettierte Flachdecke, die prächtige Kapelle des Heiligen und das Grabmal Philipps von Tarent, Sohnes Karls II., und seiner Gattin Katharina von Valois. Das von fünf großen, durch Mauern verbundenen runden Türmen umgebene Kastell am Südende der Inselstadt stammt aus dem 10. Jahrh. und wurde unter Karl I. 1273 und unter Kaiser Karl V. restauriert. Nahe der

Porta di Lecce befindet sich das Museo Ceci mit antiken Vasen.

Unter den spärlichen Überresten von Gebäuden des Altertums sind hervorzuheben: Säulen eines der ältesten Tempel dor. Stils auf dem Grundstück der Congrega della Carità, Trümmer eines Cirkus vor der Porta di Lecce und südlicher von diesen, nach der Küste des Golfs zu, in den Vignen, Ruinen von Privathäusern, namentlich aus röm. Zeit, untermischt mit solchen aus dem Mittelalter. Im Erdgeschoß des Stadthauses befindet sich ein griech. Friesrelief, welches Kämpfe zwischen Hellenen und Barbaren zur Darstellung bringt. Über den Ponte di Napoli läuft eine im ganzen 40 km lange, zuletzt auf Bogen ruhende, aus dem 9. Jahrh. stammende Wasserleitung in die Stadt.

Die Einfahrt zum geschützten Hafen T.s liegt für größere Schiffe zwischen dem Vorgebirge San-Vito und der kleinen Insel San-Pietro und wird durch zwei Leuchttürme auf diesen beiden Punkten bezeichnet. Zwischen San-Pietro und San-Paolo, den Choeraden des Altertums, sowie zwischen San-Paolo (mit Fort) und dem Festlande verkehren wegen der Seichtheit des Fahrwassers nur Barken.

T., wie bei den Römern so auch mittelalt. Tarentum genannt, kam nach dem Sturz der Ostgotenherrschaft an das Oströmische Reich, wurde um 675 vom longobard. Herzog Romuald von Tarent erobert, war 856—887 in den Händen der Sarazenen, denen es 871 Kaiser Ludwig II. vergeblich zu entreißen suchte, und gelangte 929 wieder in die Gewalt der Byzantiner. Im J. 1063 setzten sich die apulischen Normannen hier fest, unter denen T. nach dem Tode Robert Guiscards als Fürstentum an dessen Sohn Boemund kam, der an dem ersten Kreuzzuge Anteil nahm. Am 1. März 1502 zwang der span. General Gonsalvo de Cordova die Stadt zur Übergabe.

Tarapacá, nördlichste Provinz der südamerik. Republik Chile, wird westlich vom Stillen Ocean bespült, nördlich durch den Rio Camarones vom peruanischen, von Chile bis zum J. 1893 verwalteten Departement Tacna geschieden, während östlich die Cordillera Silillica und die Sierra de Huatacondo die Grenze gegen die bolivian. Departements Oruro und Potosí bilden und im Süden der am Berge Miño entspringende Rio Loa T. von Atacama scheidet. Der Vulkan Isluga an der nördl. Ostgrenze steigt zu einer Höhe von 5200 m auf; auf seiner Nordwestseite führt der Pichutapaß vorbei, welcher die Hafenstadt Pisagua mit Bolivia in Verbindung bringt. Zwischen der Küstencordillere und dem Fuße der Grenzcordillere breitet sich die wasserarme, wüste Pampa de Tamarugal aus. Nur wenige Flüsse erreichen das ganze Jahr hindurch den Ocean, die meisten versiegen während des Sommers auf der genannten Pampa, nur steinige Flußrinnen bezeichnen ihren Unterlauf. Das Klima der Provinz wird gekennzeichnet durch fast unerträgliche Hitze, wütende Staubstürme, verzehrende Trockenheit und gänzlichen Mangel an Vegetation. Wo aber die regenlosen Einöden bewässert werden, gedeihen Baumwolle, Bananen und Zuckerrohr vortrefflich. Der große Reichtum T.s besteht in Salpeterfeldern und Guanolagern. Der als Mineraldünger und zur Darstellung des für die Schießpulverfabrikation nötigen Kalisalpeters dienende Chilesalpeter (salpetersaures Natron) findet sich zwischen der Küstencordillere und dem Hochgebirge nahe unter oder auf der Oberfläche des Bodens. Mit dem Salpeter werden Borsalze und Jodverbindungen gewonnen. Im Ufergebiet und auf den demselben vorliegenden kleinen Inseln finden sich Lager von Phosphatguano. Auch mit allerdings sehr unvollkommenen Gerätschaften betriebene Goldminen und Goldwäschen sind im Bereiche der Küstencordillere vorhanden. Bei Huantajaya und Sta.-Rosa befinden sich Silberminen, die noch im 18. Jahrh. eine überaus reiche Ausbeute gewährten. Ausgedehnte Steinsalzlager werden ausgebeutet. Eisenbahnen führen von den Häfen Pisagua, Iquique und Patillos nach den Salinen und Bergwerksdistrikten des Innern. Die Bevölkerung der 71000 qkm umfassenden Provinz beträgt (1884) 47551 Seelen, welche überwiegend im Bergbau und Hüttenwesen thätig sind. Die Hauptstadt von T. ist Iquique (s. d.). Die wichtige Provinz, welche bereits im Oktober 1879 von den Chilenen besetzt worden war, wurde im Frieden vom 20. Okt. 1883 von Peru an Chile abgetreten.

Tarapacá, die ehemalige Hauptstadt des Landes, am westl. Fuße der Binnencordillere und am Ostrande der Pampa de Tamarugal, 1158 m über dem Meere, zählt nur (1876) 1038 E. und hatte ehemals bedeutenden Silberbergbau.

Tarapo (Strigops habroptilus, Tafel: Papageien, Fig. 11), soviel wie Nachtpapagei (s. d.).

Tarar oder Aspirator, in der Mehlfabrikation (s. d.) eine Vorrichtung, um die Getreidekörner von beigemengtem Staub, Spreu u. s. w. durch die Wirkung eines Luftstroms zu trennen.

Tarare, Stadt im Arrondissement Villefranche des franz. Depart. Rhône, 35 km im WNW. von Lyon, Station der Linie Paris-Nevers-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, am Fuße des erzreichen, 719 m hohen Mont-Tarare und in einem engen Thale an dem Flüßchen Turdine, zählt (1881) 13352 E. und hat ein Friedens- und ein Arbeiterschiedsgericht, sowie eine beratende Manufakturen- und Gewerbekammer. Bei der Stadt sind Marmorbrüche und in der Umgegend reiche Bleiminen. T. ist eine moderne, gutgebaute Stadt mit eleganten Warenlagern, schönen, durch Fontänen geschmückten Plätzen, einer schönen Ulmenallee an der Turdine, einer neuen Kirche (Ste.-Madeleine) im griech. Stil und einem Theater. Die Industrie des Arrondissements, deren Mittelpunkt sie ist, besteht in Fabrikation von Musselin, Tarlatan, Seidenplüsch, Velours und Shawls, in Stickerei, Druckerei und Färberei und beschäftigt über 60000 Arbeiter. Die Stadt selbst hat außerdem Fabriken für Quincailleriewaren und Stahlkämme, Brauereien und Gerbereien und treibt lebhaften Handel mit Seidenwaren und Articles de Tarare, mit Getreide, Vieh, Wein und Leder.

Taraschtscha, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, an der Rotluja, in fruchtbarer Gegend, mit etwas Handel, zählt (1882) 11420 E., darunter viele Israeliten.

Tarascon (bei den Alten Tarasco), Stadt im Arrondissement Arles des franz. Depart. Rhônemündungen in der Provence, am linken Ufer des Rhône, zwischen Avignon und Arles, Station der Linie Lyon-Marseille der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, von der hier eine Zweigbahn nach Cette und eine Lokalbahn nach St.-Remy abzweigt, ist mit dem gegenüberliegenden Beaucaire (s. d.) durch eine 450 m lange, kühne Kettenbrücke und einen Eisenbahnviadukt verbunden. Die Stadt ist gut gebaut,

hat alte verfallene, mit Türmen flankierte Ringmauern, breite Straßen, mehrere schöne Kirchen, darunter die der noch heute zu T. durch ein Volksfest gefeierten heil. Martha, welche ein das Land verwüstendes Ungeheuer (la Tarasque) erlegt und hier das Christentum verbreitet haben soll, mit reich verziertem Portal, guten Gemälden von Vien, welche Scenen aus dem Leben der heil. Martha darstellen, und Grabdenkmälern, 1187—1216 erbaut, ein im 14. und 15. Jahrh. im gotischen Stil erbautes, von König René vollendetes prächtiges Felsenschloß, welches häufig Residenz der Grafen von Provence war und in neuerer Zeit zu einem Gefängnis eingerichtet wurde. T. hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handels- und ein Friedensgericht, ein Kommunal-Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater und zählt (1881) 6600 (Gemeinde 9833) E., die Tuch- und Seidenzeugweberei, Gerberei, Drechslerei, Seidenraupenzucht, Krappbau treiben und einen sehr lebhaften Handel mit Wein, Branntwein, Öl, Glaswaren u. s. w. unterhalten. Bei den Römern war T. nur eine Militär- und Schiffahrtsstation, aber es blühte im Mittelalter auf und war häufig Zeuge glänzender Feste der Grafen von Provence.

Tarascon, Stadt im Arrondissement Foix des franz. Depart. Ariège, am Flusse Ariège, 480 m über dem Meere, Station der Linie Toulouse-Foix-T. der Französischen Südbahn, in der ehemaligen Grafschaft Foix, vor Zeiten Hauptort einer eigenen Grafschaft, mit (1881) 1611 E. und Resten des alten Bergschlosses. Der Ort liegt in einem engen, von schroffen und nackten Höhen umgebenen Pyrenäenthale, in einer an merkwürdigen Grotten, grauem Marmor und Eisen reichen Gegend und hat wichtige Hüttenwerke, Wollspinnereien, Gerbereien und Lederfabriken, sowie Handel in Eisen, Getreide, Wein, Vieh und Wolle.

Tarasp-Schuls, Kurort im Bezirk Inn (Unterengadin) des schweiz. Kantons Graubünden. Tarasp liegt auf einem hügeligen Plateau rechts von der tiefen Thalschlucht des Inn am Fuße des Piz Pisoc (3178 m), zählt (1880) 346 E. meist kath. Konfession und ladinischer Zunge und besteht aus mehrern Weilern und Höfen, Vulpera, Avrona u. s. w., deren Mittelpunkt das Dörfchen Fontana (1401 m) mit der Pfarrkirche, einem kleinen Kapuzinerkloster und der hochgelegenen Ruine der Burg Tarasp ist. Schuls, ein stattliches Dorf, 1210 m über dem Meere, 4 km nordöstlich von T. auf dem linken Ufer des Inn gelegen, zählt 913 meist reform. E. Die ganze Gegend ist reich an Mineralquellen, von denen mehrere seit Jahrhunderten bekannt sind und gegenwärtig acht vorzugsweise benutzt werden. Am rechten Innufer in der Gemeinde Tarasp entspringen die Eisensäuerlinge der Bonifacius- und der Carolaquelle und die kochsalzhaltigen Natronsäuerlinge der Lucius- und der Emeritaquelle, auf dem linken die Natronsäuerlinge der Ursus- und der Badequelle und die Eisensäuerlinge der Wih- und der Suotsasquelle. In der weitern Umgebung finden sich Schwefelquellen, mehrere Schwefelwasserstoff- und Kohlensäuremofetten und die arsenhaltigen Eisensäuerlinge von Val Sinestra (s. d.). Diesem Reichtum an Mineralwassern, dem stärkenden Höhenklima und der großartigen Umgebung verdankt Tarasp-Schuls seine wachsende Bedeutung als Kurort. Zur Unterkunft der Kurgäste (jährlich durchschnittlich 900—1000) dienen das 1864 eröffnete Kurhaus Tarasp-Nairs, das von einem Park umgeben 1280 m über dem Meer dicht am linken Innufer liegt, mit seinen Dependenzen (Villa, Trinkhalle ꝛc.) etwa 300 Gäste aufnehmen kann und eine der bedeutendsten derartigen Anstalten der Schweiz ist, und zahlreiche Gasthöfe in Schuls und Vulpera. Mit der Station Landquart der Linie Rorschach-Chur ist T. durch die Paßstraße Flüela-Davos-Prättigau, mit dem Oberengadin und der Station Landeck der Arlbergbahn durch die Poststraße des Engadin und des Oberinnthals verbunden. Vgl. Killias, «Der Kurgast von Tarasp-Schuls» (Schuls 1877); derselbe, «Die Heilquellen und Bäder von Tarasp-Schuls» (Chur 1877); Arquint, «Der Kurort Tarasp-Schuls» (Chur 1877); Gsell-Fels, «Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Taraxacum *Hall.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Cichoriaceen. Man kennt nur sechs Arten, die aber sehr variabel sind, sie haben in der nördl. gemäßigten Zone eine ausgedehnte Verbreitung. Es sind krautartige Pflanzen mit blattlosem Blütenschaft und fiederspaltigen oder anders zerteilten Blättern. Die verbreitetste Art ist T. officinale *Moench* (Leontodon Taraxacum *L.*), jene unter den Namen Maiblume, Hundeblume, Löwenzahn, Pfaffenröhrlein, Ringelstock und vielen andern Namen bekannte Pflanze, welche im April zu blühen anfängt und besonders im Mai Wiesen, Baumgärten, Grasplätze, auch Äcker mit ihren großen, goldgelben Blüten ziert. Die Pflanze hat einen walzig-spindelförmigen, dicken, milchenden Wurzelstock, welcher samt dem Kraute als Radix Taraxaci cum Herba offizinell ist und einen Büschel schrotsägeförmiger Blätter, sowie nackte, hohle, rötliche Blütenschäfte treibt, die ein Blütenkörbchen tragen. Die Blätter werden als nicht unwillkommenes Futter im ersten Frühjahr ganz jung und zart auch als Gemüse und Salat benutzt, zu letzterm verwendet man auch hier und da die zarten Blütenröhren. Aus der Wurzel wird das Extractum Taraxaci bereitet, welches zur Anregung der Verdauung und der Blutbildung und als gelind abführendes Mittel häufig Anwendung findet. Auf Äckern und besonders auf Grasplätzen ist der Löwenzahn ein lästiges, sich vermittelst seiner fallschirmartigen Flugsamen auf die weitesten Entfernungen hin verbreitendes, schwer ausrottbares Unkraut.

Tarazona, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Saragossa, nahe der Grenze Navarras, links am rechtsseitigen Ebrozufluß Queiles, in rebenbedecktem Hügelgelände, seit der Gotenzeit Sitz eines Bischofs, zählt (1877) 8270 E. und hat Tuchweberei, sowie Handel mit Wolle, Öl und Wein. — T., das Turiasso der Vasconen, gehörte in röm. Kaiserzeit zur Provinz Hispania Tarraconensis, unter den Mauren zur Landschaft Arlith, wurde 1120 durch die Aragonier den Beni Hud (seit 1028) entrissen und hieß mittellat. Tirassona oder Tirazona.

Tarbert, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Kerry, nahe der Grenze der Grafschaft Limerick, links am Shannon-Ästuarium, hat einen Leuchtturm in letzterm nördlich von der Tarbert-Insel und zählt 700 E., welche Fischfang und Küstenhandel treiben.

Tarbert, aus zwei Fischerdörfern (East-T. und West-T.) bestehende Gemeinde in der schott. Grafschaft Argyll, auf der Landenge, welche die beiden

Halbinseln Knapdale und Cantire verbindet, die namentlich durch den West Loch Tarbert voneinander gesondert werden. T. zählt 1442 E., hat ein altes Schloß des Königs Robert Bruce und hieß im Mittelalter Tarbat. Der East Loch Tarbert ist eine kleine westliche Ausbuchtung des Loch Fyne.

Tarbes, Hauptstadt des franz. Depart. Hautes-Pyrénées und der ehemaligen Grafschaft Bigorre, am linken Ufer des Adour, Station der Linie Toulouse-Bayonne der Französischen Südbahn, welche hier nach Agen, Morcenx und Bagnères de Bigorre abzweigt, in schöner, an Wiesen und Wein fruchtbarer Ebene freundlich gelegen, ist Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbistums Auch, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Ackerbaukammer der Akademischen Gesellschaft der Hochpyrenäen, auch Hauptort einer militärischen Subdivision. Die Stadt, deren breite macadamisierte Straßen vom Adour abgeleitete Kanäle durchfließen, hat eine ehrwürdige, auf den Ruinen der alten Burg Bigorra (Begorra, Tarbia) erbaute Kathedrale, auch La Sède genannt, im 12. bis 14. Jahrh. erbaut, die Karmeliterkirche Ste.-Thérèse, ein Neubau im Stil des 14. Jahrh. mit Turm aus dem 13. Jahrh., die Kirche St.-Jean, ein got. Bau des 14. Jahrh. mit einem aus dem 12. Jahrh. stammenden Turm, die hübsche neue Kirche Nom de Jésus, den modernen Justizpalast, ein gutes Schauspielhaus, eine schöne Brücke über den Adour, malerische Aussichten auf die Pyrenäen, Häuser von grauem Marmor, mit Schiefer gedeckt, vier schöne Plätze, die Place Maubourguet, im Mittelpunkt der Stadt, mit Linden- und Ulmenalleen, die Place Marcadieu, ein großer Marktplatz am Adour, der Prado, die Allées mit der Bronzestatue des Chirurgen Larrey, ein imposantes Präfekturgebäude, ein Lyceum mit öffentlicher Bibliothek von 16000 Bänden in einem sehr schönen Gebäude, ein Priester- und ein Lehrerseminar, eine freie Zeichen- und Bauschule, ein Museum mit ital. und franz. Bildern, einer kleinen Altertümer- und Skulpturensammlung und einer reichen ornitholog. und mineralog. Sammlung in dem 14 ha großen Massey-Garten, ein Gefängnis in dem ehemaligen gräfl. Schlosse, ein großes Bürgerhospital, die Kavalleriekaserne, schöne Bäder, ein großes Nationalgestüt und zählt (1881) 17744 (Gemeinde 23273) E. Früher bestanden zahlreiche Manufakturen in seidenen Schnupftüchern (Mouchoirs de Béarn). Jetzt unterhält die Stadt berühmte Papiermühlen, Wollspinnereien und Kämmereien, Walkmühlen, Flachsspinnereien, Fabriken für Decken und andere grobe Wollstoffe, für Posamentierwaren, Spielkarten, Kartons und Chokolade. Außerdem bestehen Kupferhämmer, Metallgießereien, Maschinenbauanstalten, Fabrikation von Messerschmiedewaren und Kupfergeräten, Gerbereien, Brauereien, Destillationen und Brennereien. Im August finden im Hippodrom von Saloubères, 3 km südlich von T., stark besuchte Pferderennen statt. T. ist das Haupt-Entrepôt für den Verkehr mit Spanien; der Handel sehr lebhaft in Getreide, Vieh, Leder, Wolle, Wein, Kerzen, Papier und eigenen Fabrikaten. — Die Stadt entstand im Lande der Tarbelli, hieß später Turba und ward von den Römern zu Aquitanien, dann zu Novempopulana gerechnet. Sie wurde im 5. Jahrh. von den Germanen, im 8. Jahrh. durch die Araber, 843 durch die Normannen geplündert und verheert, blühte aber als Hauptstadt der Grafschaft Bigorre wieder auf und war 1360—1406 in den Händen der Engländer. Durch die Hugenottenkriege im 16. Jahrh. litt sie sehr.

Tarczal, s. unter Tokay.

Tardieu (Auguste Ambroise), franz. Arzt, besonders um die gerichtliche Medizin verdient, geb. 10. März 1818 zu Paris, studierte daselbst Medizin, wurde dann außerord. Professor an der dortigen Universität und 1850 Vorstand des Hospitals Lariboisière. Daneben wurde er 1861 ord. Professor an der pariser Universität, 1864 beratender Arzt des Kaisers und 1867 Präsident des Komitee für öffentliche Gesundheitspflege. Im J. 1870 übernahm er die Leitung des Hôtel-Dieu in Paris. T. starb zu Paris 12. Jan. 1879.

Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Observations et recherches nouvelles sur la morve chronique» (Par. 1841), «Dictionnaire d'hygiène publique et de salubrité» (3 Bde., Par. 1852—54; 2. Aufl., 4 Bde., 1862), «Mémoire sur l'empoisonnement par la strychnine» (Par. 1857), «Étude médico-légale sur l'attentat aux mœurs» (Par. 1858; deutsch von Theile, Weim. 1860), «Étude médico-légale sur la pendaison, la strangulation et la suffocation» (Par. 1865), «Étude médico-légale et clinique sur l'empoisonnement» (6. Aufl. 1872; deutsch von Theile und Ludwig, Erlangen 1868), «Étude médico-légale sur la folie» (1872).

Tardieu (Nicolas Henri), franz. Zeichner und Kupferstecher, geb. 18. Jan. 1674 zu Paris, erhielt Unterricht von A. Le Pautre, bis J. Audran ihn zu sich nahm und in ihm einen Nebenbuhler heranzog. T. lieferte eine bedeutende Anzahl von Blättern verschiedenen Inhalts und arbeitete namentlich für das «Cabinet Crozat», die «Galerie de Versailles», das «Sacre de Louis XV» und andere Prachtwerke damaliger Zeit. Er starb 27. Jan. 1749.

Jacques Nicolas T., genannt Cochin, Sohn des vorigen, Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Paris 2. Sept. 1716, gest. 9. Juli 1791, wurde von seinem Vater herangebildet, mit dem er an mehrern der genannten Kupferwerke arbeitete. Auch stach er viele Bildnisse, Genrestücke und Landschaften. Er war Hofkupferstecher des Kurfürsten von Köln.

Jean Charles T., Sohn des vorigen, ebenfalls Cochin genannt, Maler, geb. zu Paris 3. Sept. 1765, gest. 3. April 1830, genoß den Unterricht des Malers Regnault und gewann 1790 den zweiten großen Preis der Malerei. Seitdem brachte er jährlich viele histor. Gemälde zur Ausstellung, die größtenteils von der Regierung bestellt waren, aber kein besonderes Aufsehen machten.

Sein Bruder, Pierre Alexandre T., wurde 2. Mai 1756 zu Paris geboren und von seinem Oheim Jacques Nicolas T. unterrichtet, bis J. G. Wille seine weitere Ausbildung beförderte. Er gewann 1791 den großen Preis der Kupferstechkunst und lieferte später viele schätzbare Blätter, darunter das Bildnis des Grafen Arundel nach van Dyck, den Erzengel Michael nach Rafael, Ruth und Boas nach Hersent, Ludwig XIII. und seine Mutter nach Hersent und die Kommunion des heil. Hieronymus nach Domenichino. Er starb 3. Aug. 1844.

Jean Baptiste Pierre T., Bruder der vorigen, geogr. Kupferstecher, geb. zu Paris 1746, war einer der ersten, welche diese Kunstgattung zu einem hohen Grade der Vollendung erhoben. Für die

Kaiserin Maria Theresia stach er in 53 Blättern die Karte der Niederlande und für Ludwig XVI. die Karte der königl. Wildbahnen. Von ihm ist auch die Karte zu Sonninis «Reise durch Griechenland und die Türkei» und die vom Minister Thümmel veranstaltete vortreffliche topographische Karte des Herzogtums Sachsen-Altenburg in 25 Blättern. Er starb 18. Sept. 1816.

Antoine François T., Bruder der vorigen, ebenfalls ausgezeichneter Kartenstecher, geb. zu Paris 17. Febr. 1757, gest. 14. Jan. 1822, lieferte die Seekarten zum «Atlas du commerce», die Pläne der Hauptstädte Europas, die Karten der Palatinate Warschau, Plock, Lublin und Sendomir, eine große Karte des europ. Rußland, den Atlas zu Perrons «Voyage aux terres australes» u. s. w.

Sein Sohn, Ambroise T., geb. zu Paris 2. März 1788, gest. 17. Jan. 1841, widmete sich dem Fache des Landkartenstichs, entwickelte aber auch gleiches Talent im Stechen von Porträts und Architekturstücken. Er gab auch mehrere von ihm selbst redigierte größere Kupferwerke heraus, wie den «Atlas de géographie ancienne» (1818), die «Iconographie universelle ancienne et moderne» (1820) und den «Atlas universel de géographie ancienne et moderne» (1824). Sodann stach er die Pläne und Porträts in dem Prachtwerke der «Victoires et conquêtes» und die 36 Platten der «Colonne de la Grande Armée».

Tardigraden nannte Illiger die Faultiere (s. d.), Doyère die Bärtierchen. (S. unter Arachniden und Spinnentiere.)

Taránt (grch. Taras, lat. Tarentum), eine der bedeutendsten griech. Kolonien in Unteritalien, an der Westküste Calabriens, am nördl. Ende der weiten, nach ihr benannten Bucht an der Mündung des Flusses Galäsos in einer äußerst fruchtbaren Gegend gelegen, mit einem trefflichen und sehr geräumigen Hafen. Sie wurde an einer Stelle, wo vorher Japygier saßen, von lakedämonischen Auswanderern, den sog. Partheniern (d. h. nach einer spätern Deutung Jungfernkinder), die Ausgang des ersten messenischen Kriegs geboren waren, unter Führung des Phalanthos 705 v. Chr., gegründet und gelangte bald zu hoher Blüte und großem Reichtum, ja zu einer Art von dominierender Stellung unter den griech. Städten Italiens, war aber auch ein Hauptherd des Luxus und der Üppigkeit. Nachdem die Stadt seit der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. der Angriffe der Lucaner und anderer benachbarter Stämme nur mühsam mit Hilfe griech. Soldnerführer sich hatte erwehren können, wurde sie 282 v. Chr. in Krieg mit Rom verwickelt, der trotz der anfänglichen glänzenden Erfolge des von ihr zu Hilfe gerufenen Königs Pyrrhus von Epirus 272 mit der Eroberung der Stadt durch die Römer endete. Während des zweiten Punischen Kriegs erhob sie sich gegen Rom und ergriff die Partei des Hannibal (212 v. Chr.), wurde aber 207 wieder unterworfen und nun von den Siegern mit großer Härte behandelt; 123 v. Chr. wurde dort eine röm. Kolonie angelegt, welche den Namen Colonia Neptunia erhielt, neben der aber das griech. Gemeinwesen fortbestand. T. blieb, obgleich es an Glanz und Größe gegen die frühere Stadt einbüßte, immer noch ein ansehnlicher Hafenplatz, aus welchem die reichen Landesprodukte, besonders Wein, Obst und Wolle ausgeführt wurden; auch durch ihre Purpurfärbereien war sie berühmt. Jetzt nimmt ihre Stelle Taranto (s. d.) ein. Neuerdings sind hier Ausgrabungen veranstaltet und namentlich große Mengen Terracotten gefunden worden. Vgl. R. Lorentz, «De civitate veterum Tarentinorum» (Lpz. 1833); Doehle, «Geschichte T.s bis auf seine Unterwerfung unter Rom» (Straßb. 1877).

Tarent (Herzog von), s. Macdonald (Etienne Jacques Joseph Alexandre).

Targhia, die Sprache der Tuarik (s. d.).

Targowitz, Targowiza, Marktflecken an der Siniuska, im Kreise Human des russ. Gouvernements Kiew, mit 2137 E., ist besonders bekannt durch die Konföderation des poln. Adels, welche hier 14. Mai 1792 von den Gegnern der Konstitution vom 3. Mai 1791 unter dem Marschall Felix Potocki zu Stande kam. Diese Targowitzer Konföderation, zu der auch der König Stanislaw August übertrat, vermehrte nicht nur die innern Wirren Polens, sondern trug auch sehr viel zum Untergange des Staats bei.

Targum (chald., Plur. Targumim) nennt man die aramäischen oder chaldäischen Übersetzungen der Bücher des Alten Testaments. Diese begnügen sich nicht mit der einfach wörtlichen Übersetzung, sondern sie entwickeln den gesetzlichen und erweitern den erzählenden Inhalt der Stelle, und die Übersetzung wurde zur Paraphrase. Von den durch ihr Idiom sich kenntlich machenden babylonischen Targumim sind die zum Pentateuch und den Propheten erhalten; dem erstern wurde später der Name Onkelos (was nur eine andere Schreibung für den Namen des griech. Übersetzers Aquila ist), diesem derjenige des Jonatan ben-Usiel beigelegt. Beide schließen sich mit Ausnahme der poetischen Stücke und anthropomorphistischer Stellen in der Regel eng dem Texte an; ihre Redaction erhielten sie nicht vor dem 4. Jahrh. Neben diesem recipierten babylonischen T. erhielt sich das palästinische zum Pentateuch bis in das 8. Jahrh. fort und nahm dort Zusätze und Umgestaltungen an. Auch dieses liegt als jerusalemisches vor, und zwar vollständig, und ist fälschlich auch mit dem Namen Jonathan belegt worden. Gewöhnlich wird es als Pseudo-Jonathan bezeichnet. Dann liegt es aber auch vor in einer etwas abweichenden, wie es scheint, revidierten Gestalt, doch nur als Fragment, welches den Namen Jeruschalmi bewahrt hat. Zu den Propheten sind nur wenige Bruchstücke des palästinischen T. aufbewahrt; hingegen ist das T. zu den Hagiographen (s. Hagiographa) das palästinische mit Mischungen und Überarbeitungen. Während die fünf kleinen Schriften (Megilloth), welche zu zeiten öffentlich verlesen wurden, in dem T. sehr erweitert und legendenhaft ausgeschmückt erscheinen, sind die zu den andern Büchern weit nüchterner, und es ist besonders das T. zu den «Sprüchen» in merkwürdiger Übereinstimmung mit der griech. Übersetzung der 70 Dolmetscher und der syrischen. Die Bücher Daniel und Esra-Nehemia haben überhaupt kein T. Das T. ist von sehr ergiebigem und noch nicht erschöpftem Werte für die Geschichte des Bibeltextes und der Exegese. Gedruckt finden sich die T. in großen Bibelausgaben. Das des Onkelos ist kritisch behandelt von Luzzatto («Philoxenus», Wien 1830); für einen korrekten Text der andern T. ist noch wenig geschehen. Sprachlich sind sie mit den andern chaldäischen Dialekten behandelt, lexikalisch gewöhnlich in Verbindung mit dem Talmud, insbesondere von J. Levy («Chaldäisches

Wörterbuch über die Targumim», Lpz. 1866—68; 2. Aufl. 1876).

Tarieren, ſ. unter Tara.

Tarif (Wort arab. Urſprungs) nennt man ein Verzeichnis der Preisſätze für beſtimmte Lieferungen und Leiſtungen und zwar namentlich auch ſolche öffentlich-rechtlicher Art, wie z. B. der Zollſätze für aus dem Auslande eingeführte zollpflichtige Waren (Zolltarif), der Steuerſätze für Gegenſtände, die einer Verbrauchs- oder Verkehrsſteuer unterliegen (Steuertarif, Stempeltarif u. ſ. w.), der Vergütungsſätze für Verſendung von Briefen und Waren mit der Poſt (Poſttarif, Portotarif), für den Transport auf Eiſenbahnen (Eiſenbahntarif) oder Schiffen (Schiffstarif), möge es ſich hierbei um den Transport von Perſonen (Perſonengeldtarif), oder von Reiſegepäck (Gepäcktarif), oder von Gütern des Warenverkehrs (Gütertarif) handeln, ferner der Preisſätze, zu denen fremde Münzen an öffentlichen Kaſſen angenommen werden (Münztarif), der zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vereinbarten Löhne u. ſ. w. Tarifieren heißt die Sätze beſtimmen, welche im einzelnen Falle nach Maßgabe des T. in Anwendung zu kommen haben.

Tarifa, befeſtigte Ciudad in der ſpan. Provinz Cádiz, Bezirk Algeciras, die ſüdlichſte Stadt des europ. Kontinents, unweit der ſchmalſten Stelle der Straße von Gibraltar, auf felſigem Grunde am Fuß der Sierra de la Luna, zählt (1877) 12234 E. und hat einen Hafen für Küſtenfahrer, Viehzucht, Anchovis- und Thunfiſchfang, Gerberei, Töpferei und Handel mit vorzüglichen Orangen. Die Tracht der Frauen iſt offenbar mauriſchen Urſprungs. Dicht vor der Stadt liegt die Felſeninſel Isleta de Tarifa oder de las Palomas mit der Punta Marroqui, der ſüdlichſten Spitze Europas (unter 36° nördl. Br.), und Leuchtturm. Im Altertum lag nahe bei T. der Ort Joza der Bastuli. Hier landeten 711 zum erſten mal in Spanien Araber unter Tarif. Die in mauriſcher Zeit zur Landſchaft Boheira gehörige Stadt (Ceteriph, Tharifa) ſtand 1025—86 unter der Herrſchaft der Beni Hamud und wurde 1285 von den Caſtilianern erobert.

Tarija, Departement im SO. der ſüdamerik. Republik Bolivia, grenzt weſtlich an die Departements Potoſi und Chuquiſaca, nördlich an letzteres, ſüdlich an die argent. Provinzen Jujuy, Salta und das Territorio del Vermejo, ſowie an Paraguay, wird öſtlich durch den Paraguay von der braſilian. Provinz Matto Groſſo geſchieden und zählt 88900 E., abgeſehen von den auf 50000 Köpfe geſchätzten, im Chaco Boreal ſchweifenden Indianern, die ſo gut wie unabhängig ſind. Während der öſtl. Teil des Departements dem Gran Chaco angehört, iſt der weſtl. Teil von der Cordillerenkette Abra de las Cortaderas und deren Ausläufern erfüllt, vom Rio Pilcomayo und Rio Tarija, ſowie von deren Zuflüſſen bewäſſert und beſitzt ſchöne Waldungen, ausgezeichnet fette Weiden für die bedeutende Rindvieh- und Schafzucht und fruchtbare Ackerländereien; es werden Reis, Gerſte, Flachs, Paraguaythee, Coca und Wein gebaut. Das Klima iſt bei der Lage des Landes nahe nördlich des ſüdl. Wendekreiſes ein ſehr heißes.

Tarija, die Hauptſtadt des Departements, im weſtlichſten Teile des letztern, in den Cordilleren am Rio Tarija, einem Quellfluſſe des Rio Vermejo, 1770 m über dem Meere, in äußerſt fruchtbarer Gegend, zählt 5680 E., meiſt ſpan. Herkunft, und hat eine ſchöne Hauptkirche, ein Franziskanerkloſter mit ausgezeichneter Bibliothek, mehrere Schulen, ein Hoſpital und eine gute Waſſerleitung.

Tárik, Freigelaſſener und Unterfeldherr des arabiſchen Statthalters von Nordafrika, Muſa, führte 711 einige tauſend Araber nach Spanien, anſcheinend nur zu einem Streifzuge. Die Sage läßt ihn aber auf Veranlaſſung des chriſtlichen Grafen Julian von Ceuta handeln, der durch ihn an dem Weſtgotenkönige Roderich (ſ. d.) für die Entehrung ſeiner Tochter Rache nehmen wollte. Da T. zur Sicherung ſeiner Ausſchiffung den großen Felsblock an der Meerenge befeſtigte, welcher bei den Alten Calpe hieß, bekam derſelbe bei den Arabern den Namen Dſchebel Tárik, «Berg Tariks», woraus das Wort Gibraltar ward. Von dort gegen Cadiz vordringend, traf T. am 19. Juli 711 angeblich bei dem Städtchen Xeres de la Frontera, richtiger am Flüßchen Salado, auf das Heer der Weſtgoten unter Roderich, ſiegte und eilte unaufhaltſam weiter. Cordova und die Hauptſtadt des Weſtgotenreichs Toledo wurden im Fluge erobert. T.s Erfolge erregten jedoch die Eiferſucht Muſas, der 712 ſelbſt nach Spanien kam, jenen abſetzte und ins Gefängnis warf, wo er verſchollen iſt. Muſa und andere arabiſche Statthalter vollendeten dann die Eroberung Spaniens, zu welcher indeſſen T.s kühnes Vorgehen nächſt den innern Wirren das meiſte beigetragen hatte.

Tarlatan, ein feiner und leichter, durchſichtig gewebter Baumwollſtoff zu Damenkleidern, eine Nachbildung des ſeidenen Flors, nur mit dem Unterſchiede, daß der T. nicht gekreppt wird.

Tarma, Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz im Departement Junin der ſüdamerik. Republik Peru, links am Chanchamayo, einem Zufluß des Tambo, in einem ſchönen und fruchtbaren Thale der peruan. Cordilleren, iſt regelmäßig gebaut, zählt (1876) 3834 E. und hat Bergbau auf Queckſilber, Silber, Antimonium und Salpeter, Maisbau, Viehzucht und Anfertigung feiner Wollſtoffe.

Tarn, Tarnis der Römer, rechtsſeitiger Nebenfluß der Garonne im ſüdweſtl. Frankreich, entſpringt in 1600 m Seehöhe im Depart. und am Berge Lozère in den Cevennen, 26 km im ONO. von Florac, fließt erſt gegen Südweſten, über Millau, durchſchneidet die Kalkhochebene der Cauſſes in einer 580 m tiefen Schlucht und bildet oberhalb Albi einen 19 m hohen Waſſerfall, Saut de Sabo, unter dem er, 147 km vor der Mündung, ſchiffbar wird. Nachdem er noch Gaillac, Lisle d'Albi und Rabaſtens berührt, wendet ſich dann der Fluß gegen NW., beſpült Villemur und Montauban und fällt unterhalb Moiſſac nach einem Laufe von 375 km in die Garonne. Der T. gehört nur auf eine kurze Strecke dem Tieflande an, in welches er oberhalb Montauban eintritt. Von ſeinen Zuflüſſen ſind rechts der ſchiffbare Aveyron (Veronius der Römer), links die Dourbie, der Dourdou, Rancé und Agout zu nennen. Fünf Departements werden von dem T., von denen er zwei den Namen gibt, bewäſſert: Lozère, Aveyron, Tarn, Haute-Garonne und Tarn-et-Garonne.

Das Departement Tarn, hauptſächlich aus dem Lande Albigeois in Oberlanguedoc gebildet, zählt (1881) auf 5742,16 qkm 359223 E., darunter etwa 24000 Reformierte. Es zerfällt in die 4 Arrondiſſements Albi, Caſtres, Gaillac und Lavaur

mit 35 Kantonen und 318 Gemeinden und hat zur Hauptstadt Albi (s. d.). Im O. und S. erheben sich Zweige der Cevennen, namentlich die Monts de Lacaune im O. (1266 m) und Montagne-Noire im S., schmale, oben schwarz bewaldete Rücken; im Innern und im Norden ziehen sich Hügelketten in westsüdwestl. Richtung hin. Die Bergreihen bilden außerordentlich schöne Thäler; die Ebenen sind sehr fruchtbar und reich bewässert. Das Klima ist mild, die Luft gesund, der Boden fast durchweg trefflich, das Gebirge bewaldet und dessen Gelände mit Viehweiden, das Hügelland mit Obst- und Weinpflanzungen bedeckt. Der wenig ausgebildete Ackerbau liefert doch Getreide über den Bedarf. Auch baut man Anis und Safran im großen, Kartoffeln, Hanf, Flachs. Mit Sorgfalt wird der reichlichen Ertrag (namentlich um Gaillac) liefernde Wein- und Obstbau betrieben. Nächstdem ist die Viehzucht von Wichtigkeit, besonders die Schweine- und Schafzucht. Das Mineralreich liefert Steinkohlen und Eisen, auch Kupfer, Marmor und Gips. Man unterhält außerdem Fabriken in Tuch, Kasimir, Woll- und Baumwolldecken, Leinwand, Glas, Papier u. s. w.; ferner Spinnereien, Eisen-, Stahl- und Kupferhämmer, Färbereien, sowie einen lebhaften Handel mit diesen Natur- und Kunstprodukten.

Das Departement **Tarn-et-Garonne**, aus Teilen von Guyenne (Quercy, Agénois und Rouergue), Gascogne (Lomagne, Armagnac) und Languedoc (Diöcese Montauban) zusammengesetzt, zählt (1881) auf 3720,16 qkm 217056 E., davon etwa 12000 Reformierte, zerfällt in die Arrondissements Montauban, Moissac und Castelsarrasin mit 24 Kantonen und 194 Gemeinden und hat zur Hauptstadt Montauban (s. d.). Die Oberfläche besteht durchgängig aus Hochebenen von 400 m durchschnittlicher Höhe mit tief eingefurchten Flußthälern. Horizontale Lager, teils von Thon, teils von Gerölle, bilden die Unterlage des fruchtbaren Bodens. Die Garonne, der T. und der Aveyron sind die bedeutendsten Flüsse. Das Klima ist im ganzen mild, im Sommer jedoch, bei dem glühenden Südostwinde (Autan), außerordentlich heiß. Deshalb wird häufig künstliche Bewässerung nötig. Stürme und Hagelwetter vernichten nicht selten die Hälfte der Ernten. Die Hauptprodukte sind Getreide in großer Menge und feurige Weine, von denen die Hälfte zu Branntwein verwendet wird. Außerdem gewinnt man Mais, Hanf und Flachs, Artischocken, Spargel und viele Gemüse, Melonen, vorzügliches Obst, Quitten, auch Feigen und Mandeln, Kastanien, Hülsenfrüchte, Trüffeln. Die Viehzucht bildet zwar neben dem Ackerbau einen Haupterwerbszweig der Landleute, aber die Rassen sind nur mittelmäßig; nur die Pferde zeichnen sich aus. Die Seidenkultur ist von geringem Belang. Von Mineralien gibt es Steinkohlen und Eisen, beide nicht sonderlich benutzt, auch Marmor, Töpferthon, Bausteine und etwas Goldsand. Die Industrie erstreckt sich auf Woll- und Baumwollspinnerei, Wollzeug- und Leinwandmanufakturen, Färbereien, Fabriken für Zucker, Papier, Fayence, Eisenwaren, Stärke und Schreibfedern. Sehr zahlreich sind Getreidemühlen und Gerbereien. Der ziemlich lebhafte Handel bringt vornehmlich Getreide, Mehl und Wein, dann Branntwein, Wolle, Eisen, Kattun und andere Manufakten zur Ausfuhr, für welche Bordeaux der Hafen und Montauban der Hauptstapelplatz ist.

Tarnkappe, s. Nebelkappe.

Tarnobrzeg, Stadt im nördl. Galizien, liegt in ebener Gegend an der Weichsel, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3460 poln. E. Das Gut mit dem benachbarten Schlosse Dzikow ist Besitz der gräfl. Familie Tarnowski. Das Schloß wurde zu Anfang des 19. Jahrh. im mittelalterlichen Stil erneuert und besitzt in seiner Bibliothek, Bildergalerie und dem jüngst vergrößerten Museum eine der bedeutendsten Sammlungen des Landes. Es ist auch durch die Konföderation 1734 merkwürdig, welche dort wegen der Nachfolge des Stanislas Leszczynski auf den poln. Königsthron geschlossen wurde.

Tarnogrod, Stadt im russ.-poln. Gouvernement Lublin, mit 4700 E., ist durch die Konföderation denkwürdig, welche ein Teil des poln. Adels unter dem Marschall Ledochowski am 26. Nov. 1715 einging, um Augusts II. sächs. Heere, welche durch Polen zerstreut die größten Gewaltthätigkeiten verübten, mit Waffengewalt zu vertreiben. Die Sachsen wurden zwar genötigt, Polen zu verlassen, doch gab die Konföderation Veranlassung, daß Peter d. Gr., Augusts Bundesgenosse, sich in die innern Verhältnisse Polens zu mischen begann und so dessen Zerrüttung gefördert wurde.

Tarnópol, Stadt im östl. Teile des österr. Kronlandes Galizien, liegt am Flusse Sereth und an der Linie Lemberg-Podwoloczyska der Galizischen Karl-Ludwigsbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und Bezirksgerichts und zählt (1880) 25819 E., darunter an 13000 Israeliten. Die Stadt hat eine röm.-kath. und griech.-kath. Pfarrei, ein Jesuitenkollegium mit einem Konvikt für Privatzöglinge, ein Obergymnasium, eine Unterrealschule, eine Hauptschule, eine Trivialschule, ein Lehrerseminar, eine Handelsschule, eine Mädchenschule, sowie auch eine israel. Schule. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben das alte, früher befestigte Schloß (gegenwärtig als Infanteriekaserne verwendet) und das sog. Neue Schloß, jetzt Schulstipendiumfondsgebäude, sowie die neuen Schulgebäude. Zu T. konzentriert sich ein bedeutender Handel mit Getreide und andern Landesprodukten, namentlich aber mit Pferden. Jährlich finden drei Pferdemärkte statt. T. wurde im 16. Jahrh. von Joh. Tarnowski, Kastellan von Krakau, gegründet und erhielt von den poln. Königen viele Privilegien.

Tarnow, Stadt im nördl. Teile des österr. Kronlandes Galizien, liegt 75 km östlich von Krakau an der Galizischen Karl-Ludwigsbahn (Krakau-Lemberg), von der hier die Staatsbahn nach Leluchow abzweigt, und an dem schiffbaren Dunajec, unweit der Mündung der Biala, über welche eine gedeckte Holzbrücke, sowie eine Eisenbahnbrücke führen, und zählt (1880) 24627 E. (1857 erst 8459). Die Stadt ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, eines delegierten städtischen Bezirksgerichts, eines kath. Bischofs und Domkapitels, sowie mehrerer anderer Behörden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Rathaus und die sehenswürdige Domkirche mit den schönen Marmordenkmälern der Fürsten Janusz von Ostrog und der Grafen von Tarnow-Tarnowski (gest. 1561) hervorzuheben. T. hat ein Obergymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Lehrerseminar, ein Mädchengymnasium und ein theol. Seminar mit philos. und theol. Lehranstalt, eine Ackerbaugeräte-, eine

Glas- und eine Cichorienfabrik, eine Dampfmühle und eine Dampfsäge. Die Bewohner treiben Handel mit Getreide, Leder, Raps und Holz. Unweit T. erhebt sich der erste Berg der Karpaten, der Martinsberg, auf dessen Spitze die altertümliche hölzerne St. Martinskirche steht. In der Nähe liegt das fürstl. Sanguszkosche Schloß Gumnisko mit einem schönen Garten in ital. Geschmack.

Tarnow (Fanny), deutsche Schriftstellerin, geb. 27. Dez. 1783 zu Güstrow in Mecklenburg-Schwerin, lebte eine Zeit lang als Erzieherin auf der Insel Rügen, kehrte jedoch 1804 wieder nach Mecklenburg zurück und begann ihre schriftstellerische Thätigkeit mit dem Roman «Natalie». Im J. 1816 folgte sie der Einladung einer Freundin nach Petersburg, wo sie die Freundschaft Klingers erwarb. Durch das rauhe Klima zur Rückkehr genötigt, nahm sie 1820 ihren Wohnsitz in Dresden, von wo sie sich 1828 nach Weißenfels wandte. Später fand sie bei einer Verwandten zu Dessau eine zweite Heimat, wo sie auch 4. Juli 1862 starb. Ihre Schriften gehörten ihrer Zeit zur Lieblingslektüre der deutschen Frauenwelt. Einer von ihr selbst veranstalteten «Auswahl» (15 Bde., Lpz. 1830) ließ sie noch «Gesammelte Erzählungen» (4 Bde., Lpz. 1840—42) folgen. Auch wird ihr das Werk zugeschrieben «Zwei Jahre in Petersburg» (1837). Vgl. Amely Bölte, «Fanny T., ein Lebensbild» (Berl. 1865).

Tarnowitz, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Station der Linien Breslau-T., Kreuzburg-T., T.-Schoppinitz und T.-Morgenroth der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Berginspektion, einer königl. Eisenbahnbauinspektion und eines königl. Bergrevierbeamten, sowie des Vorstandes der Oberschlesischen Knappschaft und zählt (1885) 8617 meist kath. E. Die Stadt besitzt eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Bergschule und mehrere Kranken- und Armenanstalten. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner bilden der Bergbau und die damit verbundenen Industriezweige. Gegenwärtig fördert man innerhalb des städtischen Gebietes Eisenerze und etwas Bleierz. Die Erze der Friedrichsgrube, sowie überhaupt alle in dem sog. Reservierten Felde geförderten Bleierze werden in der königl. Friedrichshütte, 6 km nordwestlich von T., verhüttet und gewähren, außer Blei und Bleiglätte, nicht unbedeutende Quantitäten Silber. Von andern Etablissements innerhalb des Stadtgebiets sind noch zu nennen eine Schrotfabrik, eine Farbenfabrik, eine Dütenfabrik und die Tarnowitzer Eisenhütte, sowie eine 2 km von der Stadt entfernte Kalkofenanlage. Die Stadt wurde 1526 als Bergbauort begründet und erlangte bald verschiedene Privilegien und Freiheiten. Noch jetzt führt sie den Namen einer «freien Bergstadt». Nach T. benannt ist das Tarnowitzer Plateau, welches sich zwischen Klodnitz und Brinica bis über 300 m erhebt, nordwärts zur Malapane abfällt und sich südöstlich zu dem Plateau von Nicolai fortsetzt. — Der Kreis zählt (1885) auf 324,2 qkm 47 875 E.

Tarnowitzit, Mineral, s. unter Aragonit.

Tarnowski (Jan), berühmter poln. Feldherr, geb. 1488 aus angesehenem Geschlecht, zeichnete sich schon früh durch Tapferkeit aus und nahm 1514 an der Schlacht bei Orsza teil. Er bereiste darauf Syrien, Arabien, Ägypten und das südl. Europa. Vom König Emanuel von Portugal zum Anführer einer Heeresabteilung ernannt, erwarb er sich im Kriege gegen die Mauren großen Ruhm und Karl V. erhob ihn in den deutschen Reichsgrafenstand. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er unter Sigismund I. Krongroßhetman und errang 1531 bei Obertyn einen glänzenden Sieg über den Hospodaren der Moldau Petril. Als Senator stand er dem König Sigismund August in dessen Kämpfen gegen den widerspenstigen Adel kräftig zur Seite, auch widersetzte er sich der Übermacht der Geistlichkeit. Erst später trat er auf dem Reichstage zur Opposition über. Ein Freund der Wissenschaften, hinterließ er mehrere Schriften, unter andern ein «Consilium rationis bellicae», von Malinowski (Wilna 1864) herausgegeben. Er starb 16. Mai 1561.

Tarnowski (Stanislaw, Graf), poln. Schriftsteller, geb. 1837 in Dzikowo in Galizien, studierte in Krakau und Wien, mußte polit. Vergehungen verdächtig 1865 fast zwei Jahre im Gefängnis zubringen und wurde 1867 Landbote und Mitglied des österr. Reichsrats. Bald aber wandte er sich ganz der Wissenschaft zu, promovierte und ward als Professor der poln. Litteraturgeschichte 1871 an die krakauer Universität berufen. In der von ihm begründeten Zeitschrift «Przegląd polski» u. a. veröffentlichte er eine große Anzahl von Monographien zur poln. Litteraturgeschichte, die sich sowohl durch Gründlichkeit, Schärfe des Urteils, wie durch Eleganz der Sprache auszeichnen und ihn den vorzüglichsten poln. Litteraturhistorikern anreihen.

Tarok, eins der anziehendsten, aber auch das schwierigste aller Kartenspiele, wird von drei Personen mit 78 Blättern gespielt, die aus den 52 Blättern der franz. Karte, 4 Cawalls oder Reitern und 22 Taroks oder Trümpfen bestehen. (S. Spielkarten.)

Tarpan, das wilde Pferd (s. unter Pferd); Abbildung auf Tafel: Einhufer, Fig. 5.

Tarpeja war nach einer in der röm. Litteratur vielfach behandelten Sage die Tochter des Tarpejus, dem Romulus im Kriege mit den Sabinern unter Titus Tatius (s. d.) den Befehl der Burg in Rom anvertraut hatte. Sie ließ sich durch die Begierde nach den goldenen Armspangen und Ringen der Sabiner verlocken, um den Preis dessen, was diese am linken Arme trügen, ein Thor der Festung dem Feinde zu öffnen. Diese benutzten den Verrat, zahlten ihr aber ihren Lohn, indem sie statt der Ringe und Armspangen ihre Schilde auf die Verräterin warfen, die unter deren Last erdrückt wurde. Zum Andenken an sie wurde der westl. Abhang der Burg auf dem Kapitol, wo auch ihr Grab war, an dem ihr alljährlich Totenopfer gebracht wurden, Tarpejischer Felsen genannt. Das Herabstürzen von demselben war eine bei gewissen Verbrechen übliche Art der Hinrichtung, welche selbst unter den Kaisern noch einige male vollzogen wurde.

Tarquinii, eine Stadt im südl. Teile des alten Etrurien, unweit des Meers, lag in der Nähe des jetzigen Corneto am Flusse Marta, etwa 65 km von Rom entfernt. Die Gründung dieser Stadt wird, wie die des benachbarten Agylla oder Cäre, den sog. tyrrhenischen Pelasgern zugeschrieben. (S. Etrurien.) Solange Etrurien mit Griechenland in lebhaftem Seeverkehr stand, spielte T. eine hervorragende Rolle im etruriſchen Zwölfstädtebunde; später aber zog sich dessen Schwerpunkt mehr

den Binnenstädten zu. Nach der Tradition soll T. Rom die Dynastie der Tarquinier gegeben haben. (S. Tarquinius Priscus.) Der röm. Republik, die nach dem Falle Vejis weiter in Etrurien vordrang, suchte sich T. mit seinen Nachbarstädten im Kriege von 358 v. Chr. zu widersetzen, mußte aber 351 und aufs neue, nachdem die Etrusker infolge der Kriege der Römer mit den Samniten aufs neue sich erhoben hatten, und jetzt in völliger Abhängigkeit, im J. 308 einen 40jährigen Frieden schließen. Von der alten Stadt sind nur noch geringe Reste erhalten. Dagegen hat sich in dem gegenüberliegenden Felsen, auf welchem Corneto liegt, die Begräbnisstätte des alten T. mit höchst interessanten Grabdarstellungen erhalten. Vgl. Stackelberg, »Älteste Denkmäler der Malerei aus den Hypogäen von T.« (Stuttg. 1827); Abeken, »Mittelitalien nach seinen Denkmalen« (Stuttg. 1843); Canina, »Etruria maritima« (2 Bde., Rom 1846—51); Dennis, »The cities and cemeteries of Etruria« (Lond. 1849; deutsch, 2. Aufl., Lpz. 1879).

Tarquinius Priscus war der Sage nach der fünfte röm. König (616—579 v. Chr.) und der Sohn eines reichen Korinthers, Demaratus, der infolge von innern Unruhen in seiner Vaterstadt diese verlassen hatte und nach Tarquinii in Etrurien geflohen war. Hier nicht genügend geehrt, siedelte Demaratus mit seiner Gemahlin Tanaquil nach Rom über, wo er bald Einfluß gewann und vom König Ancus Marcius zum Vormund von dessen Söhnen bestellt wurde. Diesen Söhnen entzog er aber die Königswürde. Die Sage läßt sich indessen mit den sonstigen Verhältnissen Roms nicht vereinigen, und so ließ die spätere Forschung meist auch den etruriſchen Ursprung des T. überhaupt fallen und sah in ihm den Angehörigen eines latinisch-röm. Geschlechts, während in neuester Zeit die etrusk. Herkunft des T. meist anerkannt wird. In der innern und äußern Politik brachte T. den Staat gewaltig empor. Zwar gelang es ihm gegenüber dem Widerspruche des Augurs Attus Navius nicht, die Plebejer in eigenen Tribus und Rittercenturien den Patriciern an die Seite zu stellen, aber er erhob wenigstens eine der Zahl der Patricier entsprechende Anzahl plebejischer Geschlechter ins Patriciat und in die Ritterschaft. Die Niederungen in der Stadt Rom legte T. trocken durch gewaltige Kloakenbauten, die zum Teil heute noch erhalten sind. Ferner legte er das Forum und den Cirkus an, begann die Ummauerung der Stadt und legte den Grund zu dem kapitolinischen Tempelbau. Die Sage scheint aber unrecht zu haben, wenn sie in allen diesen Dingen ausschließlich den Einfluß etrusk. Kultur sieht, da man darin zugleich mehr die Folge des Verkehrs, in welchem Rom mit den unteritat. Griechen stand, wieder erblicken muß. Ohne Zweifel geschah es unter direktem griech. Einfluß, daß Buchstabenschrift und griech. Maßbestimmungen in Rom Eingang fanden, und ist auch bildende Kunst und Architektur der Griechen nicht bloß durch etrusk. Einfluß nach Rom gekommen. Nach der Tradition soll T. im 80. Jahre seines Lebens von den Söhnen des Ancus Marcius ermordet worden sein.

Tarquinius Superbus war der chronologisch unmöglichen Sage nach Sohn des vorigen und Schwiegersohn des Servius Tullius (s. d.), den er, aufgestiftet von dessen unnatürlicher Tochter, ermordete, und siebenter und letzter König Roms, 534—510 v. Chr. Seine Regierung wird mit allen Zügen einer Tyrannis geschildert, als äußerst kraftvoll nach außen, nach innen despotisch, hauptsächlich gegen die Geschlechter. Das röm. Gebiet erweiterte er bedeutend, machte Rom zum Haupte des Latinischen Bundes, erhielt es im Verkehr mit den Griechen und sicherte ihm eine geachtete Stellung außerhalb Latiums. Im Innern stürzte er die Verfassung des Servius Tullius um, ließ viele Senatoren umbringen, ersetzte die Lücken nicht, entschied als Richter ohne Beirat und in Staatssachen ohne Befragen des Senats und entfremdete sich auch das gemeine Volk durch harte Frondienste, die es bei den großartigen Bauten leisten mußte, welche der König zur Vollendung der von seinen Vorgängern angefangenen Werke, insbesondere des kapitolinischen Tempels, vornehmen ließ. Die hierdurch erzeugte Unzufriedenheit kam zum Ausbruch durch den von seinem Sohne Sextus an Lucretia (s. d.) verübten Frevel. Während der König mit der Belagerung von Ardea beschäftigt war, rief Junius Brutus (s. d.) das Volk auf. Dem König mit den Seinen wurde die Rückkehr in die Stadt verweigert und eine republikanische Verfassung mit zweijährigen Konsuln an der Spitze des Staats eingeführt. Tarquinius Collatinus, der Gemahl der Lucretia, war der einzige des Geschlechts, der nicht verbannt wurde. Derselbe soll sogar Konsul geworden, jedoch, dem Mißtrauen des Volks weichend, schließlich auch ins Exil gegangen sein. Die Versuche des vertriebenen Königs, zuerst durch eine Verschwörung junger Patricier, dann angeblich durch die Etrusker unter Porsena, schließlich durch die Latiner wieder eingesetzt zu werden, waren vergeblich. T. zog sich sodann zu Aristodemus, dem Tyrannen von Cumä, zurück und starb 495 v. Chr. Wie viel an all dem geschichtlich sei, ist schwer zu sagen. Gewiß scheint, daß Rom einige Zeit von Tarquiniern beherrscht wurde, daß diese Herrschaft unter dem letzten König einen Charakter annahm, ähnlich dem, wie ihn die Sage schildert, und daß die Königsherrschaft mit einem Tarquinier endigte.

Tarragona, Festung, Hafenplatz, Ciudad und Hauptstadt der gleichnamigen, aus dem südl. Teile Cataloniens gebildeten span. Provinz (6348,89 qkm mit 330 105 E. im J. 1877), ein uralter, einst sehr bedeutender, jetzt herabgekommener Ort, liegt an und auf einem 116 m hohen steilen Hügel, nördlich an der Mündung des von einer Steinbrücke überspannten Francoli in das Mittelmeer und ist durch Eisenbahnen mit Barcelona, Lérida und Almansa über Valencia verbunden. Die Stadt liegt am Rande des Campo de Tarragona, einer künstlich bewässerten Ebene, welche 60 Ortschaften mit etwa 250 000 E. umfaßt und den trefflichen Priorat- und andere Weine, Orangen, Mandeln, Feigen, Johannisbrot, Seide, Haselnüsse, Hanf, Gerste, Gemüse und Gartenfrüchte in Menge hervorbringt. T. ist der Sitz eines Erzbischofs mit dem Titel Fürst von T. und zählt (1877) 23 046 E., deren Industrie sich auf Seidenweberei, Garnspinnerei, Papier- und Weingeistfabrikation beschränkt, während der Handel in neuerer Zeit mehr und mehr aufblüht. Die obere, ältere Stadt, auf einem steil abfallenden 247 m hohen Hügel gelegen, ist unregelmäßig gebaut und von starken Festungswerken umgeben, die untere, neuere dagegen ganz regelmäßig angelegt und durch mehrere Werke, besonders durch das königliche Fort (Fuerte Real) verteidigt. Die ganze

Stadt wird von dem auf einer Anhöhe im Weſten liegenden Fort Olivo, der Hafen durch das Fort Francoli beherrſcht.

T. beſitzt eine großartige Kathedrale, 1120—1375 gebaut, mit reich geſchmücktem Weſtportal, ſchönen Glasmalereien, prachtvollen Monumenten und vielen Kunſtſchätzen. Außerdem beſtehen mehrere andere Kirchen, vier Nonnenklöſter, eine Normalſchule für Schullehrer, ein Prieſterſeminar, ein Inſtituto, eine Akademie der ſchönen Künſte mit Schulen für Arithmetik, Mathematik und Civilarchitektur, ein Altertumsmuſeum (im Rathauſe), ein Theater, eine Bank und verſchiedene andere Handelsanſtalten. An die Zeiten der Römer erinnern, außer einzelnen Teilen der Stadtmauer und überaus zahlreichen Inſchriften, Säulenſtücken u. ſ. w. in den Häuſern der Altſtadt, beſonders der rieſige Aquädukt (Puente de las Ferreras) von 284 m Länge und 31 m Höhe, die Reſte des in Felſen gehauenen Amphitheaters, welches jedoch unter Schutt begraben und von Häuſern überbaut iſt, der ſog. Turm der Scipionen (ein Grabmal), ein ſchöner Triumphbogen (Arco de Suro oder Bará) an der Straße nach Barcelona, die Reſte von den Paläſten des Kaiſers Auguſtus und des angeblich hier geborenen Pontius Pilatus. Der zur Römerzeit berühmte, von Kaiſer Auguſtus angelegte Hafen von T. iſt längſt verſchwunden. Durch Zurücktreten des Meers oder vielmehr durch Hebung des Bodens verſandete er und war den Oſtwinden preisgegeben. Erſt durch den 1846 begonnenen Bau eines gewaltigen Molo wurde ein neuer Hafen hergeſtellt, mit 10—13 m Waſſertiefe, infolge deſſen ſich der Schiffsverkehr bedeutend gehoben. T. iſt Station der Dampferlinien R. Sloman jr. (Hamburg) und der ſpan. Paketboote (Sevilla), ſowie Sitz eines deutſchen Konſuls für die Provinz T.

Die Stadt wurde unter dem Namen Tarrâkon (lat. Tarräco) von Griechen aus Maſſilia (Marſeille) am Fluſſe Tulcis im Gau der Cessetani gegründet, von den Scipionen bedeutend vergrößert und zum Waffenplatze der Römer gegen die Karthager gemacht. Später war ſie eine Zeit lang Reſidenz des Auguſtus und hieß als röm. Kolonie Colonia Victrix Togata und Colonia Julia Victrix Tarraconensis. Hauptſtadt der von Auguſtus eingerichteten Provinz Hispania Tarraconensis, war ſie eine der größten Städte des Römiſchen Reichs, mit angeblich 1½ Mill. E., Sitz des Prokonſuls, des Obergerichtshofs, ſpäter eines Metropoliten mit umfangreicher Diöceſe. Die Stadt wurde 256 durch die Franken, 475 vom Weſtgothen Eurich gänzlich verbrannt, 713 von den Arabern unter Muſa erobert und teilweiſe zerſtört. Unter Abd-ur-Rahman (780) hatte das in der Landſchaft El Bortal belegene Tharrakuna zwar noch 300000 E., ſank aber unter den Beni Hud (ſeit 1028) mehr und mehr herab. Nach Vertreibung der Araber durch Graf Raimund Berengar III. von Barcelona 21. März 1118 wurde das Erzbistum wieder hergeſtellt, und es blühte die Stadt von neuem auf, ohne jedoch ihren alten Glanz wieder zu erlangen. Auf einem Reichstage zu T. 1319 erklärte König Jakob II. die Unteilbarkeit des Reiches Aragonien. Am 28. Juni 1811 eroberte der franz. General Suchet das tapfer verteidigte T. nach fünf heftigen Stürmen und erhielt dafür von Napoleon I. den Marſchallsſtab.

Tarraſa, mittellat. Tarratia, Stadt und Bezirkshauptort in der ſpan. Provinz Barcelona, 23 km im NNW. von Barcelona, Station der Linie Barcelona-Lérida-Saragoſſa-Alſáſua der Nordbahn, zählt (1877) 11193 E. und hat Tuch-, Baumwoll- und Wollzeugfabrikation.

Tarſus, die Hauptſtadt Ciliciens, am Fluſſe Kydnos, war eine Zeit lang der Sitz eigener, von der perſ. Oberherrſchaft abhängiger Könige und gelangte zu beſonderm Ruhm und Glanz, als ſich unter der Herrſchaft der Seleuciden (ſ. d.) viele Griechen hier niederließen und eine höhere Lehranſtalt für Philoſophie und Grammatik gründeten, die um den Beginn unſerer Zeitrechnung in ihrer größten Blüte ſtand. Antonius oder Auguſtus gewährte der Stadt das Recht der ſog. freien Städte, und auch mehrere der ſpätern Kaiſer erwieſen ihr beſondere Gunſt. Sie war auch der Geburtsort des Apoſtels Paulus, der hier ſeine Bildung erhielt. Allmählich ſank ſie in ihrem Wohlſtande und litt beſonders durch die Einfälle der Iſaurer und weſtl. Barbaren, blieb aber dennoch im Mittelalter in Anſehen, und noch jetzt iſt Terſus, im Vilajet Adana mit etwa 12000 E., die bedeutenden Handel treiben, eine anſehnliche Stadt.

Tarſza (Eduard), Pſeudonym des Schriftſtellers Michael Grabowſki (ſ. d.).

Tartan, ſoviel wie Plaid.

Tartane (italieniſche), ungedecktes Fiſcherfahrzeug mit einem Pfahlmaſte (ohne Verlängerungen) und einem großen Lateiniſchen Segel, aber mit zwei Klüvern am Klüverbaum. Öſterreichiſche T. ſind Küſtenfahrzeuge im Mittelmeer, gedeckt, mit zwei Maſten und trapezoidiſchen Segeln, von 6—8 t Tragfähigkeit.

Tartarei, ſ. Tatarei. — **Tartaren**, ſ. Tataren.

Tartărus (grch. τάρταρος), nach Homer ein tiefer, nie von der Sonne erhellter Abgrund unter der Erde, ſo weit unter dem Hades oder der Unterwelt (ſ. d.), als der Himmel über der Erde, geſchloſſen durch eherne Pforten. In ihn ſtürzte Zeus Verbrecher und Frevler gegen ſeine Obergewalt, wie den Kronos und die Titanen. Bei den ſpätern Dichtern heißt entweder die ganze Unterwelt ſo oder derjenige Teil, wo die Verdammten ihre Strafen und Qualen erleiden, als Gegenſatz zu den Elyſiſchen Gefilden. Perſonifiziert iſt T. ein Sohn des Äther und der Gäa und von dieſer Vater des Typhoeus, auch der Echidna und der Giganten.

Tartarus depuratus, ſ. Cremor tartari.

Tartaſ, Stadt im franz. Depart. Landes, Arrondiſſement St.-Sever, links an der rechts zum Adour gehenden Midouze, zählt (1881) 2022 (Gemeinde 3028) E. und hat Töpferei, Fabrikation von Weineſſig, Safranbau und Handel mit Wildbret und Rebhühnern. T. war im Mittelalter Hauptort der gleichnamigen Vizegrafſchaft, welche ſpäter an die Vizegrafſchaft (ſeit 1558 Herzogtum) Albret kam.

Tartini (Giuſeppe), der berühmteſte Violinſpieler des 18. Jahrh., auch verdienter Komponiſt und Theoretiker, geb. 12. April 1692 zu Pirano in Iſtrien, erhielt, während er in Capo-d'Iſtria das Gymnaſium beſuchte, den erſten Violinunterricht. Im Alter von 18 J. begann er zu Padua das Studium der Rechte, verheiratete ſich heimlich mit einem Mädchen aus der Familie des Kardinals Cornaro (damaligen Biſchofs von Padua) und mußte, als die Ehe bekannt wurde, flüchten. Er fand im Minoritenkloſter zu Aſſiſi zwei Jahre lang heimliche Aufnahme und benutzte dieſe Zeit zur

Ausbildung ſeines Violinſpiels und zu Studien der Theorie des Tonſatzes, unter Leitung des Pater Boëmo, Organiſten des Kloſters. Dann ging er nach Venedig, wo er durch das Spiel des florent. Violiniſten Veracini die Mängel ſeiner eigenen Ausbildung erkannte, ſodaß er ſich zu weitern Studien 1714 nach Ancona zurückzog. Als fertiger Künſtler trat er ſodann aus der Zurückgezogenheit hervor und wurde 1721 als erſter Geiger bei der Kapelle der Kirche Sant'-Antonio zu Padua angeſtellt. Sein Ruf ſtieg mehr und mehr, und er wurde ſogar 1723 zu den Krönungsfeierlichkeiten Kaiſer Karls VI. nach Prag berufen, wohin er in Geſellſchaft ſeines Freundes, des Violoncelliſten Vandini, ging. Mit dieſem blieb er dann zwei Jahre in der Kapelle des kunſtſinnigen Grafen Kinsky. Hierauf kehrte er nach Padua zurück und errichtete daſelbſt 1728 eine berühmt gewordene Muſik- und hauptſächlich Violinſchule, aus welcher viele treffliche Künſtler hervorgingen. Die Italiener gaben ihm deshalb den ehrenden Beinamen: Maestro delle nazioni. Er ſtarb in Padua 16. Febr. 1770. T. war derjenige, welcher in die Kunſt der Bogenführung zuerſt Syſtem brachte, und im weſentlichen haben ſeine Grundſätze heute noch Gültigkeit. Von ſeinen Schülern ſind beſonders zu nennen: Nardini, Ferrari, Pasqualino Bini und der Franzoſe Pagin. Auch komponierte T. für ſein Inſtrument fleißig, meiſt Sonaten und Konzerte; namentlich bekannt iſt jetzt noch die ſog. Teufelsſonate, die infolge eines Traums des Künſtlers entſtanden ſein ſoll. Ein beſonderes Syſtem der Harmonie gründete er auf das 1714 von ihm entdeckte Phänomen des ſog. «dritten Klangs» oder Kombinationstons, d. h. des Mitklingens eines tiefern Tons bei Angabe zweier konſonierender höherer Töne. Er entwickelte dieſes Syſtem, das hart angefochten wurde und mit modernen muſikaliſchen Theorien vielfache Berührungspunkte hat, in «Trattato di musica secondo la vera scienza dell' armonia» (Padua 1754) und «De' principj dell' armonia musicale contenuto nel diatonico genere» (Padua 1767).

Tartiniſcher Ton, ſ. Kombinationston.

Tartolin, der eſtniſche Name von Dorpat (ſ. d.).

Tartrate (weinſaure Salze), ſ. u. Weinſäure.

Tartſche, Schild mit Ausſchnitt für die Lanze.

Tartſchenflechte (isländiſche), ſ. Isländiſches Moos.

Tartufe, Titel des berühmteſten Luſtſpiels Molières, das, 1664 geſchrieben, 1669 zuerſt vor Ludwig XIV. auf die Bühne kam, nachdem die drei erſten Akte bereits in Privatgeſellſchaften aufgeführt waren. Es iſt unerwieſen, daß darin ein einflußreicher Geiſtlicher, der Abbé Roquette, Biſchof von Autun, kopiert worden ſei, der wegen ſeiner Liebhaberei für Trüffeln (in franz. Dialekten tartoufle, ital. tartufo) den Namen T. geführt habe. Vielmehr wird der Name einer (ital.) Komödie des Lippi («Malmantile») entnommen ſein, worin unter dem Namen Tartufo ein ſchlechter Charakter vorgeführt wurde, den Molière recipierte und dem vielleicht nicht er erſt im T. die Maske religiöſer Heuchelei verlieh. Der Name «Tartufe» iſt zum Gattungsnamen aller Scheinheiligen geworden. Gutzkow hat die Entſtehung des Molièreſchen Stücks und die verwickelten Intriguen, welche die Aufführung anfangs verhinderten, zum Gegenſtand ſeines Luſtſpiels «Das Urbild des T.» gemacht.

Tarudant, Hauptſtadt der marokkan. Provinz El Sûs, im Wadi Sûs, rechts am gleichnamigen Flußlauf desſelben, 180 m über dem Meere, an der Großen Karawanenſtraße, die von Marokko durch den Paß von Bibauan nach T. und durch das Anti-Atlas genannte Gebirge, dann ſüdöſtlich über Tenduf, Wad Sus, Saſſi (Taudeni), Arauan nach Timbuktu führt, zählt etwa 20000 E., erzeugt Wein, Oliven, Datteln u. ſ. w. und hat Induſtrie in Kupferwaren, Baumwollzeugen, Leder und Salpeter. T. erſcheint um 700 als Terudant.

Tarutino, ruſſ. Dorf im Gouvernement Kaluga, 32 km von Borowsk, wurde geſchichtlich namhaft durch den Sieg, welchen das ruſſ. Heer unter Kutuſow dort 18. Okt. 1812 über ein von Moskau her unter Murat vorgeſchobenes franz. Heer erfocht. Dies Gefecht, in welchem die Franzoſen 1000 Gefangene und 30 Geſchütze verloren, hob weſentlich das Selbſtvertrauen des ruſſ. Heeres, doch kehrte Kutuſow wieder in das ſeit Mitte Sept. bezogene verſchanzte Lager bei T. zurück, ohne den geſchlagenen Gegner zu verfolgen. Ein Denkmal erinnert an den ruſſ. Sieg.

Tarutino oder Antſchokrak, deutſche Kolonie in der ruſſ. Provinz Beſſarabien, Kreis Akkerman, 121 km nordweſtlich von der Kreisſtadt im Thale des Flüßchens Kunduka, mit (1882) 3642 luth. E., iſt der Sitz der Verwaltung der deutſchen Kolonien in Beſſarabien, welche in die Kreiſe Kljaſtizky, Malojaroslawezky und Sorozky zerfallen. Der wohlhabende Ort hat eine Kirche, eine Schule, Ackerbau, Obſtzucht und Weinbau. Die Kolonie wurde 1814 von deutſchen Auswanderern aus dem Königreich Polen gegründet und nach dem Dorfe Tarutino (ſ. d.) im Gouvernement Kaluga genannt.

Tarvis, Marktflecken in der Bezirkshauptmannſchaft Villach des öſterr. Herzogtums Kärnten, ſüdweſtlich von Villach, am Raibler Seebach und nahe der Waſſerſcheide zwiſchen dem Adriatiſchen und Schwarzen Meere, Station der Linien St. Valentin-T., T.-Laibach und T.-Pontafel der Öſterreichiſchen Staatsbahnen, iſt Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1506, als Gemeinde 2953 E. Die Lage und Umgebung des Ortes gehören zu den großartigſten in den Alpen, der Ort ſelbſt iſt zugleich eine der älteſten Stationen für den Handelsverkehr zwiſchen Deutſchland und Italien. T. iſt Knotenpunkt der Straßenzüge, die das Draugebiet durch das Kanalthal und Friaul mit dem Venetianiſchen Tiefland, dann durch Krain mit Trieſt und über den Predil mit Görz verbinden.

Taſawwuf, ſ. Sufismus.

Tas-Buſen (ruſſ. Tazovskaja Guba), eine Abzweigung des Obiſchen Buſens des Nördlichen Eismeers, die ſich von letzterm ab zwiſchen 69 und 70° nördl. Br. erſt nach Nordoſten richtet, dann bald nach Süden wendet und endlich in zwei ziemlich parallele Arme ausläuft, in deren weſtlichen der Fluß Pur, und in den öſtlichen der Tas mündet. Die Arme werden durch einen Berg getrennt, der mit dem Kap Nar-San-Sale in den Buſen hineinragt. An der Vereinigung derſelben finden ſich zahlreiche Inſelchen, und es erreicht der Buſen auch hier die größte Breite von 50 km. Seine Länge beträgt von den Quellen des Fluſſes Tas an gerechnet circa 1200 km. Der Buſen hat Ebbe und Flut, iſt ziemlich ſeicht und nur in der Mitte ſchiffbar. An ſeinen Ufern, auf ſeinen Inſelchen, ſowie in der Tas-Tundra, die ſich zwiſchen dem Fluß Tas und

dem Jemssei ausbreitet, nomadisieren Samojeden und Ostjaken. [für die türk. Meile.

Tasch (türk.), Stein; in Mittelasien Bezeichnung

Täschelkraut, Pflanzenart, s. Capsella.

Taschen (botan.), s. unter Exoascus.

Taschenbänder, s. unter Kehlkopf.

Taschenberg (Ernst Ludw.), namhafter Entomolog, geb. 18. Jan. 1818 zu Naumburg a. S., studierte in Leipzig und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften. Nach Vollendung seiner Studien widmete er sich zunächst der Lehrercarrière, wurde aber 1856 zum Inspektor am Zoologischen Museum der Universität Halle und 1871 ebenda zum außerord. Professor ernannt. Seine zahlreichen Publikationen sind meist, abgesehen von einer Anzahl Abhandlungen über Hymenopteren, populär und gemeinnützig, und beschäftigen sich namentlich mit schädlichen Insekten. Hervorzuheben sind: «Entomologie für Gartenfreunde» (Lpz. 1871), «Forstwissenschaftliche Insektenkunde» (Lpz. 1874) und namentlich seine «Praktische Insektenkunde» (5 Tle., Brem. 1879—80).

Taschenbuch ist im litterarischen Sinne der Name solcher Bücher, welche in kleiner und handlicher Gestalt einen leicht unterhaltenden Inhalt einschließen, oder für irgend einen bestimmten praktischen Zweck die nötigsten Anweisungen kurz zusammenfassen. Gewöhnlich aber führen regelmäßig von Jahr zu Jahr wiederkehrende Erscheinungen diesen Titel und schließen sich dadurch der Kalenderlitteratur gewissermaßen an. Nach dem Vorbilde franz. Almanache (s. d.) entstandene Taschenbücher sind die Gedichtsammlungen, welche unter dem Namen Musenalmanache (s. d.) von Gotter und Boie 1769 in Deutschland eingebürgert wurden. Von zahlreichen ähnlichen Unternehmungen sind zu erwähnen die von Goethe und Schiller unter verschiedenen Titeln herausgegebenen Taschenbücher, in welchen viele ihrer bedeutendsten Werke zuerst erschienen. Seit dem J. 1815 etwa bemächtigte sich die Novellistik der Taschenbücher, und bis in die dreißiger Jahre erschienen die Taschenbücher von Clauren, Tromlitz u. a., unter denen nur die «Urania» (Lpz. 1810—48) eine bedeutendere litterarische Stellung einnahm. Frühzeitig aber begannen auch die ernstern Wissenschaften ihre Resultate in allgemein ansprechender Form durch Taschenbücher zu verbreiten. So sind zu erwähnen das «T. für vaterländische Geschichte» von Hormayr (seit 1812); das von F. von Raumer herausgegebene «Historische T.» (seit 1830; 1871—80 herausg. von W. H. Riehl, seitdem von Maurenbrecher); Prutz' «Litterarhistorisches T.» (1843—48) u. a. m. Auch gibt es Taschenbücher für Ärzte, Botaniker, Jäger ꝛc.

Taschenbücher (Gothaische genealogische), s. Genealogie.

Taschenfrosch (Nototrema), eine aus vier Arten bestehende südamerik. Laubfroschgattung, die im weibl. Geschlecht auf dem Rücken einen in eine 1 cm tiefe Rückentasche, in der sich wahrscheinlich wenigstens ein Teil der Entwickelung der Nachkommen abspielt, führenden Schlitz hat. Die bekannteste Art (Nototrema marsupiatum, Tafel: Lurche II, Fig. 11) wird gegen 6 cm lang, ist oben blaugrün mit gelben, in Zickzack gegeneinander laufenden Längslinien; variiert sehr in der Färbung.

Taschenkrebse, s. Krabben.

Taschenmesser, ein in der Tasche zu tragendes Einlegemesser, s. unter Messer.

Taschenperspektiv, s. unter Fernrohr.

Taschenspieler (auch wohl Prestidigitateurs, eigentlich Schnellfingerer, und Jongleurs, vom lat. joculator) nennt man Leute, welche Kunststücke verrichten, die als das Werk großer, durch lange Übung erprobter Gewandtheit sich darstellen. Diese Künstler bedienen sich auch für ihre Kunststücke eigens vorgerichteter Instrumente und vermögen um so mehr zu leisten, je geschickter sie dabei die Chemie und Experimentalphysik anzuwenden verstehen. Eine Menge zum Teil sehr anziehender Taschenspielerkünste findet man beschrieben in Martius' «Unterricht in der natürlichen Magie» (umgearbeitet von Wiegleb und Rosenthal, 20 Bde., Berl. 1786—1805) und ähnlichen Werken. Schon im Altertum gab es T., die, wie im Mittelalter und noch gegenwärtig unter ungebildeten Völkern, für Zauberer galten. Das eigentliche Vaterland der T., welche daraus ein Gewerbe machten, scheint Ägypten zu sein. In Griechenland und Rom erreichte die Taschenspielerkunst schon einen sehr hohen Grad der Ausbildung. Auch Indien zeichnete sich frühzeitig in derselben aus. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. erwarben sich Pinetti, Eckartshausen und insbesondere Philadelphia, in neuerer Zeit Bosco, Dobler, Fridel, Houdin und Herrmann als Künstler dieser Art einen Ruf.

Taschentücher (frz. mouchoirs, engl. pocket-handkerchiefs) werden in abgepaßten Größen aus Leinen, Baumwolle und Seide hergestellt.

Taschenuhr (frz. montre, engl. watch), s. unter Uhren.

Taschi-Lunpo, s. unter Digartschi.

Taschkent ist die Hauptstadt des russ. Generalgouvernements Turkestan in Centralasien und liegt in der Provinz Syr-Darja, unter 41° 18′ nördl. Br. und 38° 56′ östl. L. von Ferro, im Thale des Tschirtschik (ein rechter Nebenfluß des Syr-Darja), 8 km vom Flusse, mit 100000 E. Die bedeutende Ausdehnung der Stadt, welche von einer 12 km langen Mauer umgeben ist, wird hauptsächlich durch die innerhalb gelegenen großen und zahlreichen Gärten bedingt. Der südöstliche Teil der Stadt bildet das europ. Viertel, und hierselbst befindet sich auch die stark befestigte Citadelle mit allen Kriegsvorräten; im übrigen trägt T. ein durchaus orient. Gepräge, hat enge Gassen, niedrige einstöckige Häuser, deren Thüren und Fenster nach dem Garten zu liegen, welcher fast keinem Hause fehlt; zahlreiche Moscheen, Bazare, Karawanseraien u. dgl. lassen den orient. Typus recht hervortreten. Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Sarten, ferner Tataren, Kirgisen und Vertretern vieler anderer asiat. Nationen; die Anzahl der hier wohnenden Russen beträgt mit Ausschluß des Militärs ungefähr 1800, auch etwa 150 Deutsche haben sich daselbst niedergelassen. T. ist eine der ältesten Städte Centralasiens und im Handel mit Kholand, Bokhara, Kundus, Kaschgar, Persien, Afghanistan und Indien ein sehr wichtiger Punkt. Die asiat. Waren kommen zu einem großen Teile über T. nach Rußland, wie denn wiederum die russ. Güter von hier aus sich weiter über Centralasien verbreiten. Die Bewohner treiben auch eine nicht unbedeutende Industrie, und namentlich ist die Seidenindustrie, überhaupt die Seidenkultur, eine ihrer Haupt- und Lieblingsbeschäftigungen.

Taschkurgan, Hauptort der turanischen Landschaft Chulm (s. d.).

Taschlich heißt der bei den Juden vorkommende Gebrauch, am ersten (oder auch zweiten) Tage des jüd. Neujahrs an ein fließendes Wasser zu gehen und Brotkrumen u. dgl. hineinzuwerfen; eine symbolische Handlung, die sich an das dabei gesprochene Prophetenwort Micha 7, 19 anschließt.

Tasman (Abel Janszon), der größte Entdecker des 17. Jahrh., war von Geburt ein Holländer; aber weder sein Geburts-, noch sein Todesjahr ist bekannt. Auf Befehl des ind. Generalstatthalters van Diemen, eines Förderers der Erdkunde, ging T. 1642 mit zwei Schiffen von Batavia nach Mauritius, um im Süden das unbekannte austral. Festland zu umsegeln. Er verließ 8. Okt. Mauritius, wandte sich von da nach Osten, bis er 24. Nov. eine hohe Küste entdeckte, die er Vandiemensland (jetzt Tasmania) nannte. T. umsegelte die Südspitze dieses Landes, ging ein Stück an der Ostküste hinauf, ohne dessen Inselnatur zu erkennen, und traf dann 13. Dez. abermals weiter nach Osten zu auf ein hohes Ufer, die Südinsel Neuseelands. Am 6. Jan. 1643 erreichte er dessen Nordspitze, fuhr an den Dreikönigsinseln vorüber und entdeckte die südl. Freundschaftsinseln, von wo aus er 6. Febr. auf die Fidschi-Inseln, 1. April auf Neuirland und 14. April auf Neubritannien stieß. Am 15. Juni 1643 warf er wieder in Batavia Anker. Auf einer zweiten Fahrt 1644 nahm er die Ostküste sowie die noch unbekannte Westküste des Carpentariagolfs in Nordaustralien auf.

Tasmania, früher Vandiemensland, eine engl. Insel und Kolonie im Süden des austral. Kontinents und von diesem durch die Baßstraße getrennt, hat eine fast viereckige Gestalt und einen Flächeninhalt von 64644 qkm. Die nur im Norden flachen, sonst aber meist schroffen Küsten sind durch eine Menge vortrefflicher, zum Teil tief in das Land einschneidender Häfen ausgezeichnet. Vom Kap Grim im Nordwesten zieht sich die Küste allmählich nach Südosten zurück, um beim Einfluß des Gordon den weiten, bis auf eine enge Einfahrt geschlossenen Macquarie-Harbour zu bilden. Der Westküste weiter nach Süden folgend, stößt man zunächst auf Port Davey. Die prächtigsten Häfen weist jedoch die Südostküste auf, vorzüglich im d'Entrecasteaux-Channel, vor welchem die Bruny-Insel sich hinzieht, und in der von der Tasmanhalbinsel geschützten Stormbai. An der Ostküste sind zu erwähnen die Marionbai und die von der Freycinethalbinsel gebildete Austernbucht. An der Nordküste sind Port Frederick und Dalrymplebai an der Mündung des Tamar gute Häfen. Fast die ganze Insel, der die wüsten Tafelebenen des austral. Kontinents fehlen, besteht aus Hochland, das aus fruchtbaren, wiesenreichen und große Seen tragenden Hochebenen von verschiedener Höhe zusammengesetzt ist, überall aber an die Küsten reicht und meistens jäh nach denselben abfällt. Zwischen diesen Hochebenen ziehen, meistens von Nordwesten nach Südosten, rauhe und wilde Gebirgsstöcke, welche im Nordosten im Ben-Lomond bis zu 1600 m, im Südwesten im Humboldt-Pic bis zu 1723 m ansteigen. Die geolog. Natur der Insel ist noch nicht gehörig durchforscht, doch überwiegen, neben den Urgesteinen Granit, Gneis und Glimmerschiefer, vorzüglich die paläozoischen Sedimentformationen der silurischen und devonischen Zeit. Die Flüsse haben bei der geringern Ausdehnung und bergigen Beschaffenheit der Insel nur einen kurzen Lauf. Aus mehrern Armen und Flüßchen entsteht bei Launceston der breite und schiffbare Tamar, welcher durch den Port Dalrymple unterhalb Georgetown in die Baßstraße mündet. Den Nordwesten bewässert der von den Surrey-Hills kommende Arthur-River. Im Westen mündet in den Macquarie-Harbour der im untern Laufe schiffbare, durch die Golddistrikte von Franklin und Montgomery ziehende und den Humboldt-Pic in einer Spirale umfließende Gordon. Der Fluß des Südostens ist der von den Seen des Innern kommende, bei Hobarttown in die Stormbai fallende und gleichfalls im untern Laufe schiffbare Derwent. Zu T. gehören 55 größere und kleinere Inseln, welche zusammen einen Flächeninhalt von etwa 4122 qkm einnehmen. Das Klima T.s ist gemäßigt und ganz vorzüglich, und es gedeihen die Kulturpflanzen des mittlern Europa. Die Zahl der zu den Australnegern gehörigen Ureinwohner wurde noch im Beginn des 19. Jahrh. auf 4—5000 geschätzt. Vor der Barbarei der weißen Bevölkerung wichen diese Wilden immer mehr zurück, und 1810 sah sich die Regierung veranlaßt, strenge Strafen auf die Ermordung derselben zu setzen. Dagegen sahen sich die Weißen steten Raubzügen von seiten der Schwarzen ausgesetzt, und man fing sie deshalb 1835—45 sämtlich ein und brachte sie auf die Flindersinsel, wo sie allmählich ausstarben. Die Zahl der weißen Ansiedler, meist Protestanten angelsächs. Abkunft, beträgt (1883) 126220, darunter 66972 männlichen und 59248 weiblichen Geschlechts; es wanderten 1883 ein: 14240, aus: 12636 E. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die große Menge vorzüglicher Bau- und Nutzhölzer, der Reichtum an Mineralprodukten, namentlich Kohlen, Gold, Kupfer, Silber, Blei, förderten mächtig die Einwanderung und hiermit die Entwickelung des Ackerbaues, der Viehzucht sowie auch des Handels. Im J. 1872 wurden am Mount-Bishop reiche Zinnminen aufgefunden und am Flusse Tamar mächtige Eisenlager. Auch Wismut, Kupfer und Blei wird mit Erfolg abgebaut, ebenso Stein- und Braunkohle. Seit 1853 gräbt und wäscht man Gold in T. Außer dem unterseeischen Telegraphen nach dem Festlande Australien, der T. mit England (seit 1872) in direkte Verbindung bringt, befinden sich für den innern Verkehr (1883) 99 Telegraphenstationen auf T. mit einer Linienlänge von 2049 km; die Zahl der Postbureaus ist 222. Auch drei Eisenbahnlinien durchschneiden die Insel, und zwar die Launceston und Westernbahn, die Main Linebahn und The Mersey und Deloraine bahn. Die Gesamtlänge der drei Linien beträgt (1883) 269 km, im Bau befinden sich 357 km. Im J. 1883 betrug das öffentliche Einkommen 562189 Pfd. St. (davon Steuern 388406), die Staatsschuld 2385600 Pfd. St., die Ausgaben 533036 Pfd. St. Die Einfuhr bezifferte sich 1883 auf 1833000 Pfd. St., davon aus England 631000, edle Metalle 17000 Pfd. St.; die Ausfuhr betrug 1732000 Pfd. St., davon nach England 380000, edle Metalle 174000 Pfd. St., der Wert der exportierten einheimischen Wolle betrug 450000 Pfd. St. Der Schiffsverkehr belief sich 1883 auf 1305 Schiffe von 471722 Registertons. Sehr blühend ist das geistige Leben, obschon T. früherer Deportationsort war.

An der Spitze der Verwaltung der Kolonie befindet sich als Vertreter der königl. Gewalt ein dem

engl. Kolonialminiſter untergebener, von der Krone ernannter Gouverneur. Dieſem zur Seite ſtehen zwei Räte, der exekutive, von der Regierung ernannte und meiſt aus Beamten zuſammengeſetzte, und der legislative, der zu zwei Dritteln von den Einwohnern ernannt wird. Die Verwaltung und Juſtiz ſind im weſentlichen der engliſchen nachgebildet. T. wird in 18 Counties eingeteilt. Hauptſtadt und Sitz des Gouverneurs iſt Hobarttown (ſ. d.). Erwähnenswert ſind noch Launceſton, am Tamar, wo dieſer für kleinere Seeſchiffe fahrbar wird, mit (1881) 12 753 E., die namentlich vom Handel mit der Kolonie Victoria leben. Als eigentlicher Seehafen dieſer Stadt gilt Georgetown am Port Dalrymple. Die Inſel wurde 1642 von Abel Tasman (ſ. d.) entdeckt, jedoch von dieſem für einen Teil des auſtral. Feſtlandes gehalten und nach dem holländ. Gouverneur in Oſtindien, van Diemen, Vandiemensland benannt. Als Inſel erkannten das Land erſt Georg Baß und Flinders auf ihrer Rundfahrt um dieſelbe vom 7. Okt. 1798 bis 8. Jan. 1799. Die Engländer legten 1803 hier eine Verbrecherkolonie an, die ſchnell, beſonders durch Einwanderung freier Leute, aufblühte und bis 1825 als ein von Neuſüdwales abhängiges Untergouvernement betrachtet wurde. Sodann ſtellte man die Anſiedelung unmittelbar unter das engl. Kolonialminiſterium und erhob Vandiemensland 1826 ſamt den benachbarten Inſeln zu einem eigenen Gouvernement. Die Erklärung zur ſelbſtändigen Kolonie erfolgte 1853, nachdem ſchon früher die Deportation nach der Inſel aufgehoben worden war. Zugleich erhielt die Inſel auf Verlangen der Einwohner den Namen T. Vgl. Trollope, «Victoria and T.» (Lond. 1874).

Tasmanier, die gegenwärtig ganz ausgeſtorbenen Bewohner von Tasmanien. Dieſelben ähnelten in körperlicher Beziehung den Auſtraliern (ſ. d.) und waren auch ſprachlich mit ihnen verwandt. Sie unterſchieden ſich jedoch von ihnen durch das mehr wollige Haar.

Taſſaert (Joh. Peter Anton), Bildhauer, geb. zu Antwerpen 3. Aug. 1729, war Schüler ſeines Vaters, des damals berühmten Bildhauers Felix Taſſaert zu Antwerpen. Im J. 1751 reiſte er nach London, um hier ſeine Studien zu vervollkommnen. Im J. 1758 kam er nach Paris, wo ihm Ludwig XV. verſchiedene Aufträge erteilte. Die gelungene Ausführung derſelben bewirkte, daß ihm der König die Anfertigung ſeiner Statue übertrug. Dieſe Statue wurde ſpäter im Saale der chirurgiſchen Schule aufgeſtellt. Friedrich d. Gr. berief ihn 1774 als Hofbildhauer nach Berlin. Hier fertigte er zunächſt die Marmorbüſte Friedrichs d. Gr. an, welche jetzt in der Kunſtkammer zu Berlin aufbewahrt wird. Bedeutende Kunſtwerke ſind ſeine Marmorbüſten des Moſes Mendelsſohn und des Abbé Raynal. Viele Marmorſtatuen und Marmorgruppen ſchuf er für den Prinzen Heinrich, der ihn ganz beſonders hochſchätzte. Einige dieſer Gruppen zierten den Palaſt dieſes Prinzen, die jetzige Univerſitätsaula. Unter ſeinen zahlreichen Kunſtwerken verdienen noch vier Statuen Erwähnung für das Cavalierhaus zu Sansſouci, ſowie das in der kath. St. Hedwigskirche befindliche Monument der Frau von Blumenthal. Seine ſpätern Hauptwerke ſind die Marmorſtatuen von Keith und Seydlitz, welche ſich jetzt in der Vorhalle der evang. Kirche der Haupt-Kadettenanſtalt zu Groß-Lichterfelde befinden. T. war königl. Oberintendant über alle Skulpturwerke in Berlin und Rektor der königl. Akademie der Künſte daſelbſt. Er ſtarb 21. Jan. 1788. Sein Nachfolger als Rektor der Akademie der Künſte war Schadow, welcher auch verſchiedene von T. begonnene Kunſtwerke, wie z. B. das Grabmal des Grafen von der Mark, vollendete. T. hinterließ aus ſeiner Ehe mit Marie de Moreau mehrere Kinder, welche ſämtlich Künſtler und von ihm in den von ihnen gewählten Kunſtfächern ausgebildet wurden, da er auch in der Malerei, ſowie in der Zeichen- und Kupferſtechkunſt ſehr unterrichtet war. Seine älteſte Tochter Henriette Felicitas T. (geſt. 6. Aug. 1818), Gattin des Juſtizrats Louis Robert, war eine berühmte Paſtellmalerin, deren Kunſtwerke teils im Grünen Gewölbe zu Dresden, teils im königl. Muſeum zu Berlin ſind. Seine zweite Tochter Antonia T. war hervorragende Zeichnerin und Kupferſtecherin. Sein Sohn Joh. Joſeph Franz T. zeichnete ſich gleichfalls als Zeichner und Kupferſtecher aus. Vgl. Robert, «Gedenkblatt an Jean Pierre Antoine T.» (Berl. 1884).

Taſſilo (unrichtig oft Thaſſilo geſchrieben), der letzte Herzog in Bayern aus dem Stamme der Agilolfinger (ſ. d.), war ſechs Jahre alt, als er 748 ſeinem Vater Odilo folgte. Schon im nächſten Jahre wurde er von Grifo, dem Halbbruder Pipins des Kleinen, des nachherigen Königs der Franken, vertrieben, jedoch durch letztern, der ſein Oheim war, wieder in ſein väterliches Erbe zurückgeführt. Unter Pipin machte er den lombard. Feldzug mit und 757 leiſtete er dem König die Huldigung als Vaſall. Aber auf dem aquitaniſchen Feldzuge 763 verließ er eigenmächtig das fränk. Heer und entzog ſich der Abhängigkeit vom König. Er kehrte in ſein Herzogtum zurück, entriß 772 den Slawen das Puſterthal (in Tirol) und Kärnten, vermählte ſich mit Liutberga, der Tochter des letzten Königs der Longobarden, Deſiderius, und ernannte eigenmächtig ſeinen Sohn Theodo 777 zum Mitregenten. Seinem Schwiegervater gegen Karl d. Gr. beizuſtehen, hatte er jedoch nicht gewagt; nach manchem Schwanken erſchien er 781 auf Karls Gebot zur nochmaligen Huldigung in Worms. Da er jedoch die Treue nicht hielt, bedrohte ihn Karl 787 mit überlegener Macht, und er unterwarf ſich ohne Kampf. Obgleich er Theodo und andere als Geiſeln geſtellt hatte, ließ er ſich nun in hochverräteriſche Verbindungen mit den Avaren ein, erſchien jedoch 788 auf dem Reichstag zu Ingelheim, wohin er geladen war, und wurde hier zum Tode verurteilt. Karl ſchenkte ihm das Leben, ſchickte aber ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder in verſchiedene Klöſter, und ließ Bayern durch fränk. Grafen verwalten. T. ſelbſt ſtarb in Lorſch; ſein ſchönſtes Denkmal iſt das von ihm geſtiftete Kloſter Kremsmünſter (ſ. d.).

Taſſo (Bernardo), ital. Dichter, Vater des Torquato T., ſtammte von einem altadeligen Geſchlecht aus Bergamo, wurde geb. zu Venedig 11. Nov. 1493, verlor früh ſeine Eltern und erhielt durch ſeinen Onkel, Luigi Taſca, Biſchof von Recanati, eine ſorgfältige gelehrte Bildung. Im J. 1531 trat er in den Dienſt des Ferrante Sanſeverino, Fürſten von Salerno, verehelichte ſich 1536 mit der ſchönen und geiſtreichen Porzia de' Roſſi aus dem Hauſe der Marcheſi von Calenzano, zog ſich 1539 nach Sorrento zurück, teilte ſeit 1550 mit ſeinem Herrn das Los der Verbannung und ſtarb 4. Sept. 1569 als Gouverneur von Oſtiglia. Sein Haupt-

werk iſt «L'Amadigi» (Veneb. 1560; 4 Bde., Bergamo 1755 u. öfter), romantiſches Epos in 100 Geſängen nach ſpan. Originalen, ein phantaſtiſches Kaleidoſkop ohne poetiſchen oder litterariſchen Wert. Für die polit. und litterariſche Geſchichte ſeiner Zeit ſind ſeine Briefe («Lettere», beſte Ausg. von Volpi, Seghezzi und Seraſſi beſorgt, 3 Bde., Padua 1733—51; deutſch von Jagemann, 1803) von Wichtigkeit. Seine übrigen Schriften («I tre libri degli amori», Veneb. 1555; «Rime, Odi e Salmi», 2 Bde., Veneb. 1560; «Il Floridante», Mantua 1587) ſind längſt vergeſſen.

Taſſo (Torquato), einer der berühmteſten ital. Dichter, der Sohn des vorigen, wurde zu Sorrento 11. März 1544 geboren. Nachdem er bei den Jeſuiten in Neapel, dann in Rom und Bergamo Unterricht erhalten, teilte er in Peſaro den Unterricht mit dem Sohne des Herzogs von Urbino. Mit ſeinem Vater hielt er ſich ein Jahr lang in Venedig auf und ging dann, 13 J. alt, nach Padua, um die Rechte zu ſtudieren. Seine Neigung zog ihn jedoch unwiderſtehlich zur Poeſie. Im Alter von 17 J. trat er mit einem epiſchen Gedicht in zwölf Geſängen, «Rinaldo», hervor, das einigen Beifall gewann, worauf der Vater, nach langem Widerſtande, einwilligte, daß er die Rechtsſtudien aufgab. T. widmete ſich nun mit doppeltem Eifer litterariſchen und philoſ. Studien zu Bologna und begann den ſchon in Padua gemachten Entwurf zu einem epiſchen Gedicht von der Eroberung Jeruſalems auszuführen. Von Bologna ging er nach Modena und folgte dann der Einladung des Scipione Gonzaga nach Padua. Mit großem Fleiße ſtudierte er Philoſophie, namentlich die des Plato. Vom Kardinal Lodovico von Eſte zum Hofcavalier ernannt, wandte ſich T. im Okt. 1565 nach Ferrara, um den glänzenden Feſten beizuwohnen, mit welchen die Vermählung des Herzogs Alfons II. mit Barbara von Öſterreich gefeiert wurde. Die beiden Schweſtern desſelben, Lucrezia, nachmalige Herzogin von Urbino, und Leonore, begegneten dem Dichter mit Wohlwollen. Aufgemuntert von dem Herzog, begann er wieder an ſeinem Epos zu arbeiten und verließ Ferrara nur auf kurze Zeit, um Padua, Mailand, Pavia und Mantua zu beſuchen. Er hatte acht Geſänge ſeines Gedichts beendigt, als er im Gefolge des Kardinals von Eſte 1570 nach Frankreich reiſte. Wegen unbeſonnener Äußerungen über religiöſe Dinge mußte er ſeine Stellung bei dem Kardinal aufgeben, trat aber bald darauf in die Dienſte des Herzogs Alfons. Im J. 1573 entſtand ſein Schäferſpiel «Aminta», welches zwar alles Frühere in dieſer Gattung übertraf, indes bald durch Guarinis «l'astor fido» verdunkelt wurde.

T.s Anſehen und Gunſt ſtiegen, damit aber auch ſein Argwohn, daß Neider insgeheim auf ſeinen Sturz hinarbeiteten. Von Jugend an mit krankhafter Reizbarkeit behaftet, verfiel er immer mehr in eine Gemütsſtimmung, die ihn unglücklich machte, während ſie auf ſeine Stellung an einem Hofe nicht anders als ungünſtig wirken konnte. Nachdem er mehrere Monate in dem reizenden Caſtel Durante bei Urbino in vertrauter Freundſchaft mit ſeiner großen Gönnerin Lucrezia verlebt, kehrte er mit reichen Geſchenken nach Ferrara zurück und wendete ſich wieder zu ſeinem Epos, welches er unter dem Titel «Goffredo» Ende 1574 beendigte. Der Herzog behandelte ihn mit verdoppelter Auszeichnung. T. mußte ihn nach ſeiner Villa Belriguardo begleiten, und Lucrezia, die ſich von ihrem Gemahl getrennt und zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, wünſchte den Dichter ſtets um ſich zu haben. Nur mit Mühe wirkte er ſich im Nov. 1575 die Erlaubnis aus, nach Rom zu gehen, um dort ſein Gedicht einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Hier wurde er von ſeinem Freunde Scipione Gonzaga dem Kardinal Ferdinand von Medici, nachmaligem Großherzog von Toscana, vorgeſtellt, der ihn einlud, in den Dienſt ſeines Hauſes zu treten. T. ließ ſich in Unterhandlungen ein, welche zu keinem andern Ziel führten, als daß er deswegen in Ferrara als Verräter angeſehen zu werden fürchtete. Bei ſeiner Rückkehr nach Ferrara wurde er zwar von dem Herzog und den Prinzeſſinnen mit gewohnter Freundlichkeit behandelt; allein bald zeigte es ſich, daß ſein Geiſt von melancholiſchen Einbildungen zerrüttet war. Überall glaubte er ſich von Feinden umgeben und ſein Gedicht von der Inquiſition als ketzeriſch bedroht. In dieſer Stimmung zog er einen Dolch gegen einen Diener in den Zimmern der Herzogin von Urbino. Auch dieſe Heftigkeit verzieh ihm der Herzog und gab ihn nach kurzer Haft wieder frei, ließ ihn aber zu ärztlicher Behandlung in das Franziskanerkloſter von Ferrara bringen. Er blieb daſelbſt nur einen Tag und, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, entfloh er 1577, faſt ohne Geld, mit Hinterlaſſung aller ſeiner Papiere, zu ſeiner Schweſter nach Sorrento. Durch die Sorgfalt der Schweſter begann T. die innere Ruhe wieder zu erlangen. Bald bereute er ſeine Flucht und wendete ſich an den Herzog und die Fürſtinnen, um ſeinen Poſten, vornehmlich aber ihr Wohlwollen wieder zu erlangen. In der That ging er auch nach Ferrara zurück; aber ſein altes Übel kehrte wieder und er entwich zum zweiten mal. Vergebens ſuchte er in Mantua, Padua und Venedig eine Zuflucht; auch in Urbino und Turin, wo er die wohlwollendſte Aufnahme fand, verließ ihn ſeine Unruhe nicht, die allmählich einen ſchlimmern Charakter annahm. Er ſehnte ſich nach Ferrara zurück und hielt dazu die nochmalige Vermählung des Herzogs mit Margareta Gonzaga für den ſchicklichſten Zeitpunkt. Bei der Ankunft ſah er ſich jedoch bitter getäuſcht. Er glaubte ſich zurückgeſetzt, ja gemieden. Laut ergoß er ſich in Schmähungen gegen Alfons und deſſen Hof, ſodaß der Herzog im März 1579 ihn in das Annenhoſpital bringen und als einen Irrſinnigen verwahren ließ.

Das Verfahren gegen T. hat zu der unhaltbaren Tradition Veranlaſſung gegeben, daß T. durch ſeine Liebe zur Prinzeſſin Leonore die Ehre des herzogl. Hauſes verletzt habe. Goethe hat dieſe Tradition benutzt, indem er in ſeinem «Taſſo» das Verhältnis des Dichters zu dem Hofe zu Ferrara von dem Standpunkte eines tiefern pſychol. Konflikts aus dramatiſch behandelte. Der wirkliche Wahnſinn, welcher den Dichter, wenigſtens von Zeit zu Zeit, ergriff, die Plage, die er damit dem Herzog bereitete, und ſein unzurechnungsfähiges Betragen ſind mehr als hinreichend, Alfons' Maßregeln zu erklären, der ihn nie als einen Verbrecher, ſondern ſtets nur als einen Gemütskranken behandeln ließ. Der Zuſtand des Kranken wechſelte oft. T. fand auch jetzt ruhige Augenblicke, in denen er ſich herrlich bald in Verſen, bald in philoſ. Betrachtungen ausſprach. Ein neuer Schlag für ihn war die Nachricht, daß ſein Gedicht «Gerusalemme liberata» in unkorrekter und verſtümmelter Geſtalt zu Venedig im Druck

erſchienen. Dieſer erſten Ausgabe folgten ſchnell an verſchiedenen Orten mehrere andere. Inzwiſchen hatte T. die mächtigſten Perſonen aufgeboten, um zu ſeinen Gunſten zu vermitteln. Gregor XIII., der Kardinal Albani, der Großherzog von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehrere Fürſten des Hauſes Gonzaga hatten ſich vergebens für ihn verwendet. Die Stadt Bergamo, T.s eigentliche Heimat, hatte in gleicher Abſicht einen eigenen Geſandten an den Herzog geſchickt. Endlich überließ Alfons im Juli 1586 auf dringendes Bitten den Dichter nach mehr als ſiebenjähriger Haft ſeinem Schwager, Vincenzo Gonzaga, welcher ihn ſo zu bewachen verſprach, daß Alfons nie etwas von ihm zu befürchten haben ſollte. In Mantua fand T. die freundlichſte und ehrenvollſte Aufnahme; aber ſein Übel hatte bereits zu tief gewurzelt. Doch nahm er ſeine litterariſchen Arbeiten wieder vor. Er vollendete unter anderm den von ſeinem Vater begonnenen «Floridante», ſein Trauerſpiel «Torrismondo» arbeitete er von neuem um. Im folgenden Jahre beſuchte er Bergamo und wendete ſich nach Rom, wo er nicht nur von Scipione Gonzaga, ſondern auch von mehrern Kardinälen und Prälaten ſo wohl aufgenommen wurde, daß er neue Hoffnungen faßte. Allein nichts ging in Erfüllung, und er begab ſich 1588 nach Neapel, um einen Verſuch zu machen, das eingezogene Vermögen ſeiner Eltern wieder zu erlangen. Hier beſchäftigte er ſich mit einer gänzlichen Umarbeitung ſeines großen Gedichts, kehrte nach Rom zurück und lebte dann eine Zeit lang in Florenz, Mantua und Neapel, ſtets unſtet und unruhig, ſich und andern mißtrauend, krank und arm. Die Umarbeitung ſeines Werks «Gerusalemme conquistata» (zuerſt 1593 gedruckt) und die Dichtung «Le sette giornate del mondo creato» entſtanden in dieſer unglücklichen Zeit. Da fand er einen neuen Gönner. Kardinal Cinzio Aldobrandini, Neffe Papſt Clemens' VIII., bewog ihn nach Rom zu kommen, um die feierliche Dichterkrönung auf dem Kapitol zu erhalten. Im Nov. 1594 langte T. an; man verſchob aber die Feierlichkeit bis zum Frühjahr. Während des Winters ſchwand ſeine Geſundheit mehr und mehr. Er fühlte ſein nahes Ende und ließ ſich in das Hieronymitenkloſter Sant-Onofrio auf dem Janiculum bringen, wo er an einem hitzigen Fieber 25. April 1595 ſtarb und in der Kirche des Kloſters beſtattet wurde. Der Kardinal Pevilacqua von Ferrara ließ ihm ein Denkmal ſetzen; ein glänzenderes, aber geſchmackloſes wurde unter Pius IX. über ſeinem Grabe errichtet. Auch die Stadt Bergamo hat ihm eine Statue errichtet.

Friedr. Schlegel ſagt in der «Geſchichte der alten und neuen Litteratur» über T.: «Etwas jünger als Camoens iſt T., der uns ſchon durch ſeine Sprache und zum Teil auch durch ſeinen Inhalt näher ſteht, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernſte der geſchichtlichen Wahrheit verbinden. Nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit beſeelte den ebenſo ruhmbegierigen als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichtum desſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn, ſozuſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die Virgiliſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſog. epiſchen Maſchinenwerk. T. gehört im ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſte klar aufzufaſſen und ſich ſelbſt darin zu verlieren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedicht ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden in jedem andern Werke ſchön ſein würden und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Clorindens Schönheit und Erminiens Liebe, dieſe und ähnliche Stellen ſind es, die uns an T. feſſeln. In ſeinen lyriſchen Gedichten (Rime) iſt eine Glut der Leidenſchaft und eine Begeiſterung der unglücklichſten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferſpiel Aminta erſt an die Quelle jener ſchönen Dichtungen führt. T. iſt ganz ein Gefühlsdichter und, wie Arioſto, ganz maleriſch. So iſt über T.s Sprache und Verſe ein Zauber muſikaliſcher Schönheit ausgegoſſen, der wohl am meiſten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er ſelbſt beim Volke mehr als Arioſto iſt.»

Eine Charakteriſtik T.s als epiſcher Dichter findet ſich in Rankes Schrift «Zur Geſchichte der ital. Poeſie» (Berl. 1837). Vgl. G. Voigt, «Torquato T. am Hofe von Ferrara», in von Sybels «Hiſtor. Zeitſchrift» (Bd. 20). Die Roſiniſche Ausgabe von T.s Werken (33 Bde., Piſa 1821—31) iſt die vollſtändigſte und die mailänder der «Opere scelte» (5 Bde., 1823—25) ſehr brauchbar. Der «Rinaldo» erſchien zuerſt zu Venedig 1562, die «Gerusalemme liberata» verbeſſert zuerſt zu Parma 1581. Kritiſche Ausgaben des Gedichts haben Orelli (Zür. 1838) und Scartazzini (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1882) beſorgt. Die beſten deutſchen Überſetzungen desſelben ſind die von Gries (13. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874) und Streckfuß (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1847). Die «Auserleſenen lyriſchen Gedichte» überſetzte K. Förſter (2. Aufl., Lpz. 1844). Eine vollſtändige chronol. Ausgabe ſeiner nicht bloß litterariſch und für ſein eigenes Leben, ſondern für die Kenntnis der ganzen Zeit ſehr wichtigen Briefe lieferte C. Guaſti (5 Bde., Flor. 1852—55), mit wertvollen Abhandlungen über T. als Epiſtolograph, über die nach vielfachen Diskuſſionen (neuerdings von G. Roſini, Gaet. Capponi, C. Cavedoni u. a.) noch nicht vollſtändig aufgeklärte Geſchichte der Gefangenſchaft, über den Streit mit der Crusca u. ſ. w. T.s Leben wurde von vielen geſchrieben; ſo von Giamb. Manſo (Neap. 1619), am vollſtändigſten von P. A. Seraſſi (Rom 1785; neue Aufl. von C. Guaſti, Flor. 1858). Vgl. noch Streckfuß, «Torquato T.s Leben» (Berl. 1840); Milman, «Life of Torquato T.» (2 Bde., Lond. 1850); Cecchi, «Torquato T. il pensiere e le belle lettere nel secolo XVI» (Flor. 1877; deutſch von Lebzeltern, Lpz. 1880); Ferrazzi, «Torquato T.» (Baſſano 1880); Speyer, «Torquato T.» (im 10. Bd. des «Neuen Plutarch», Lpz. 1884). Die von Conte M. Alberti herausgegebenen «Manoscritti inediti di Torquato T.» (Lucca 1837) ſind unecht.

Taſſoni (Aleſſandro), ital. Dichter, geb. in Modena 1565, aus angeſehener Familie, aber arm an Glücksgütern, ſtudierte zu Bologna und Ferrara und ging 1597 nach Rom. Als Sekretär des Kardinals Aſcanio Colonna begleitete er dieſen 1600 nach Spanien, lebte nach deſſen Tode eine Zeit lang in Rom von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, trat in die Dienſte des Kardinals Moritz von Savoyen,

dann in die des Kardinals Ludoviſi, bis er endlich an den Hof ſeines Landesherrn Herzogs Franz I. von Eſte kam und 1635 in Modena ſtarb. T. hat ſich in manchen Fächern verſucht, in allen mit Talent, in mehrern mit Originalität, wenngleich nicht frei von Bizarrerie und Geſuchtheit. In ſeiner Jugend verfocht er die Anſicht, daß die Modernen den Alten als Schriftſteller nicht nachſtehen, aber er ſtand mit den «Considerazioni sopra il Petrarca», 1609, gegen die übertriebene Bewunderung dieſes Dichters auf und erregte damit heftige Polemik. Gewiſſermaßen ein neues Genre, das komiſche Epos, unabhängig von den Paladinen-Epopöen des 15. und 16. Jahrh., ſchuf er in der «Secchia rapita» (1. Ausg., Par. 1622, dann ſehr oft, deutſch von P. L. Kritz, «Der geraubte Eimer», Lpz. 1842), welche ein um die Mitte des 13. Jahrh. in einer Fehde zwiſchen Modena und Bologna vorgekommenes Faktum mit unverwüſtlichem Humor und reichſter Erfindungsgabe behandelt und deren Figuren heute noch in Italien populär geblieben ſind. Auch von ſeiten der Sprache und des Versbaues iſt dieſes Gedicht mit Recht geſchätzt. Als polit. Schriftſteller iſt T. erſt in unſerer Zeit mehr beachtet worden, aber dieſe polit. Schriftſtellerei hat auf die Wechſel ſeines Lebens großen Einfluß geübt. Zur Zeit der Oppoſition des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen gegen Spanien und den ſpan. Einfluß in Italien ſchrieb er die «Filippiche contra gli Spagnuoli» (vollſtändige Ausg. mit andern polit. Aufſätzen T.s, Flor. 1855), leidenſchaftlich übertrieben, aber von Wert für die Kenntnis der ital. Zuſtände im erſten Drittel des 17. Jahrh., vom Verfaſſer verleugnet, aber doch einer der Anläſſe zu ſeinem Ausſcheiden aus dem piemont. Dienſt, als der Herzog ſich mit Spanien verſöhnte. T. ſchrieb auch ein kirchengeſchichtliches Annalenwerk, das bis 1400 reicht und oft den Baronius widerlegt.

Taſte oder Clavis heißt der hebelartige Teil an Klavierinſtrumenten und Orgel, durch deſſen Niederdrücken der Ton hervorgebracht wird. Der deutſche Name kommt daher, weil dieſe Teile mit den Fingern oder mit den Füßen betaſtet werden. Die T. wird von Holz gefertigt, mit Elfenbein oder Ebenholzplatten belegt. In neuerer Zeit nimmt man anſtatt Elfenbein auch Knochen oder Walroß. In älterer Zeit war der Unterſchied zwiſchen Ober- und Untertaſte gar nicht vorhanden. Erſt im 15. und 16. Jahrh. wurden für die Halbtöne die Obertaſten eingeführt. Die Farbenordnung der T. war damals der heutigen Ordnung eine entgegengeſetzte, die Obertaſten waren weiß, die Untertaſten ſchwarz.

Taſtengeige, ſ. unter Gambenwerk.

Taſter, Inſtrument, ſ. Greifzirkel.

Taſtſinn (tactus, Gefühl), derjenige Sinn, vermittelſt deſſen wir durch unmittelbare Berührung eines beliebigen Gegenſtandes uns eine Vorſtellung über den letztern bilden können. Die Taſtempfindungen werden durch die Haut und Schleimhaut vermittelt und ſind zweierlei Art, nämlich Wahrnehmungen vom Drucke und von Temperaturen, welche von denen der Haut verſchieden ſind (Kälte und Wärme). Taſtorgane ſind die eigentümlich gebauten Enden der ſenſiblen Hautnerven, namentlich die in den Taſtwärzchen liegenden Meißnerſchen Taſtkörperchen und die im Unterhautzellgewebe eingebetteten Pacinischen oder Vaterſchen Körperchen. Nicht an allen Stellen der Haut (ſ. d.) iſt das Empfindungsvermögen für Druck und Temperatur gleich. Die feinſten Unterſchiede, die ſich mit dem Taſtzirkel meſſen laſſen, nehmen die Zungenſpitze und die Fingerſpitzen wahr, während die Haut an den Extremitäten, z. B. auf dem Rücken, erſt gröbere Unterſchiede empfindet. Die Haare, Nägel und Zähne, die an ſich unempfindlich ſind, vermitteln gleichwohl das Taſten durch Übertragung auf die Haut, in welcher ſie wurzeln. Der T. vermittelt ferner die Ortswahrnehmung, inſofern ihm die Fähigkeit zukommt, Druck- oder Temperatureindrücke auf die Hautſtelle zurückzubeziehen, auf welche ſie einwirken. Die Fähigkeit, feine Unterſchiede des Drucks und der Temperatur wahrzunehmen, iſt, wie die Leiſtungen der andern Sinnesorgane, einer höhern Ausbildung fähig, wie man namentlich an Blinden beobachten kann, welche in ihrem Verkehr mit der Außenwelt auf dieſes Organ angewieſen ſind. Große Verſchiedenheit der Taſtorgane findet ſich bei den Tieren. Hier ſind es die ſich in einen Rüſſel endigenden Naſen einiger, die Barthaare, die Zunge, die Lippen anderer Säugetiere, die Zunge vieler Vögel und Amphibien, die Fäden am Kopfe mehrerer Fiſche, die Fühlhörner und Freßzangen mehrerer Inſekten, die Fühlfäden der Molusken u. a. Wie der T. durch Übung ausgebildet zu werden vermag, ſo können die Taſtorgane auch abgeſtumpft werden, wie dies namentlich bei Menſchen der Fall iſt, welche ſchwere Handarbeit verrichten. Sehr beträchtliche Störungen des T. finden ſich bei verſchiedenen ſchweren Erkrankungen des Gehirns und Rückenmarks. Vgl. Bernſtein, «Die fünf Sinne des Menſchen» (Lpz. 1875).

Taſtu (Sabine Caſimire Amable), franz. Dichterin, geb. 31. Aug. 1798 zu Metz, heiratete 1816 den Buchhändler und Buchdruckereibeſitzer Joſeph T. Ihre erſten Gedichte erſchienen in Muſenalmanachen. Sodann veröffentlichte ſie eine Sammlung ihrer «Poésies» (Par. 1830; verm. Aufl., 3 Bde., Par. 1838) und «Poésies nouvelles» (Par. 1834), worin ſich ſehr anziehende Gedichte, meiſt in der elegiſch reflektierenden Gattung, finden. Später verſuchte ſie ſich noch in verſchiedenen Richtungen, auch in der Proſa. So als Unterhaltungsſchriftſtellerin den «Soirées littéraires de Paris» (Par. 1832), in «Prose» (2 Bde., Par. 1838) und als Jugendſchriftſtellerin in der «Éduction maternelle; simples leçons d'une mère à ses enfants» (4 Bde., Par. 1836 u. öfter), den «Lectures pour les jeunes filles» (2 Bde., Par. 1840—41) u. ſ. w. Im J. 1839 gewann ihre Lobrede auf Frau von Sévigné bei der Akademie den Preis. Sie ſelbſt veranſtaltete eine Sammlung ihrer «Poésies complètes» (4 Bde., Par. 1859). Ihr Gatte, der ſich vielfach mit Unterſuchungen über die ältere ſpan. Sprache und Litteratur beſchäftigte, ſtarb 22. Jan. 1849 als Bibliothekar der Bibliothek St.-Geneviève zu Paris.

Taſtzirkel, ſoviel wie Greifzirkel.

Tata, ſ. Totis.

Tatar-Bazardſchik, Stadt in der Türkei, ſ. Bazardſchik.

Tatarei (von Ta-ta, d. h. Tataren), fälſchlich Tartarei, nannte man im Mittelalter im allgemeinen das mittlere Aſien, weil man die von dorther gegen Weſten heranſtürmenden Horden unter dem Geſamtnamen der Tataren (ſ. d.) begriff. Später unterſchied man die Kleine oder Europäiſche von der Großen oder Aſiatiſchen Tatarei. Unter der erſtern begriff man die Teile des Ruſſiſchen Reichs, welche ehemals die Chanate der Krim, von Aſtrachan und Kaſan ausmachten.

(S. Kiptſchak.) Jedoch bezeichnete man damit im engern Sinne des Wortes vorzüglich die Krim (ſ. d.) und die Gegenden des untern Dnjepr und Don. Die Aſiatiſche T., welche das weite Gebiet zwiſchen dem Kaſpiſchen Meere, Sibirien, der Wüſte Gobi, Afghaniſtan und Perſien begriff, ſeit dem 13. Jahrh. nach ihrem Beherrſcher, dem Sohne Dſchingis-Chans, auch Dſchagatai (ſ. d.) oder Tſchagatai genannt und durch das Pamirplateau der Weſtrand des centralen Hochaſien, in Oſt- und Weſt-Dſchagatai geteilt wurde, kommt jetzt in den geogr. Werken teils unter dem Namen der einzelnen Gebiete, die ſie umfaßt, teils unter dem allgemeinen ethnogr. Namen Turkeſtan (ſ. d.) vor und wird ebenfalls durch das Pamirplateau in Oſtturkeſtan oder Turfan (ſ. d.) und Weſtturkeſtan oder Turkeſtan ſchlechthin, wozu manche auch Turan (ſ. d.) rechnen, geteilt. Daneben ſind aber aus älterer Zeit auch noch die Namen Chineſiſche oder Hohe Tatarei für den öſtlichen und Freie Tatarei für den weſtl. Teil im Gebrauch, obwohl die Bevölkerung in beiden keineswegs eine tatariſche iſt.

Tatären, ein Völkername von ſehr ſchwankender Bedeutung, der bei den Geſchichtſchreibern und Ethnographen des Morgen- und Abendlandes bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung gebraucht wird. Urſprünglich einen mongol. Volksſtamm bezeichnend und mit dem Namen Mongolen (ſ. d.) in ethnogr. Hinſicht identiſch, wurde infolge der Eroberungen der Mongolen im 13. Jahrh. der Name T. eine Kollektivbenennung, mit der man (gleichwie der Name Franken ſeit Karl d. Gr. und der Herrſchaft der Franken zur allgemeinen Bezeichnung aller weſteurop. Völker wurde) nicht bloß die eigentlichen T. oder Mongolen, ſondern auch alle ihnen unterworfenen verwandten und ähnlichen Völker bezeichnete. Nur wandelte man in Europa, einem Wortſpiele mit dem Tartarus der Alten zu Gefallen, den Namen in «Tartaren», d. h. aus der Unterwelt Gekommene, um. So wurden hauptſächlich drei in körperlicher Hinſicht zwar verſchiedene, in ſprachlicher Beziehung aber innig verwandte Völker, Mongolen, Tunguſen und Türken, unter dem Namen T. begriffen, in deren Geſchichte ſomit auch die der T. aufgeht. Gegenwärtig wird der Name T. noch in doppelter Beziehung gebraucht: einmal zur Bezeichnung des hochaſiat. Völker- und Sprachſtammes, dann ſpeziell als Name einzelner beſtimmter Völkerſchaften. Über den tatar. oder altaiſchen Sprachſtamm ſ. Ural-altaiſche Völker und Sprachen. Die Zahl ſämtlicher zum tatar. Völker- und Sprachſtamm gehörigen Individuen wird auf 34 Mill. angegeben. Speziell werden aber auch noch mehrere einzelne Völkerſchaften mit dem Namen T. belegt, welche, da ſie ihrer Körperbildung nach mehr oder weniger zur mongol. Raſſe, ihrer Sprache nach aber zur türk. Völkerfamilie gehören, wahrſcheinlich aus einer mehr oder minder ſtarken Vermiſchung von Mongolen mit türk. Völkern zur Zeit der Herrſchaft der erſtern entſprungen ſind und die man deshalb turk-tatariſche Völkerſchaften nennt. Es ſind dies die T. im ſüdl. Rußland und am Kaukaſus, bekannt unter dem Namen der Nogaier, Kumüken u. ſ. w.; die Wolga-T., mehrere ſchwache Stämme an der untern Wolga und am Ural, mit vielen ihren Wohnplätzen entnommenen Spezialbenennungen, wie kaſanſche,ufiſche T. u. ſ. w.; die Turk-T. am Ural, Tom, Iſchim und Tobol, mit verſchiedenen, ebenfalls meiſt den Wohnplätzen entlehnten Stammnamen, von denen die Baſchkiren (ſ. d.) an der untern Wolga, auf dem Ural und an der Kama, die Karakalpaken in der Nähe des Aralſees die bekannteſten ſind; die Kirgiſen (ſ. d.), die ſibir. Turk-T. zwiſchen dem mittlern Irtyſch und dem untern Laufe der obern Angara, mit türk., aber auch mit mongol. Elementen gemiſchten Mundarten und mongol. Körperbildung. Vgl. Schott, «Älteſte Nachrichten von Mongolen und T.» (Berl. 1846); Caſtrén, «Ethnolog. Vorleſungen über die altaiſchen Völker» (Petersb. 1857); Franz von Erdmann, «Temudſchin der Unerſchütterliche» (Lpz. 1862); O. Wolff, «Geſchichte der Mongolen oder T.» (Bresl. 1872); Howorth, «History of the Mongols» (Bd. 2: «The so-called Tartars of Russia and Central Asia», Lond. 1880); Vambéry, «Die primitive Kultur des turko-tatar. Volks» (Lpz. 1879) und «Das Türkenvolk in ſeinen ethnolog. und ethnogr. Beziehungen» (Lpz. 1885); W. Radloff, «Aus Sibirien» (2 Bde., Lpz. 1884).

Tatären nennt man irreguläre leichte Reiter des türk. Heeres, welche im Kriege in Kleinaſien aufgeboten werden. Im ruſſ. Heere beſteht im Frieden eine Krym-Tatarendiviſion, welche zur regulären Kavallerie gehört und bei der Mobilmachung zu einem Regiment von vier Schwadronen erweitert wird. Ein türk. Tatar überbrachte im Orientkriege, bald nach der Schlacht an der Alma 1854, die unrichtige Nachricht, Sewaſtopol ſei gefallen, woher ſeitdem die Bezeichnung «Tatarennachricht» für unbeglaubigte Gerüchte ſtammt.

Tatarenſchlacht wird die 1241 bei Wahlſtatt (ſ. d.) gelieferte Schlacht genannt.

Tatarenſund oder Tatariſcher Golf iſt der Name der Meerenge, welche die Inſel Sachalin vom aſiat. Feſtlande trennt, ſowie das Japaniſche Meer mit dem Amurdelta und dem Ochotziſchen Meer verbindet. Sie wurde zuerſt 1808 von dem Seefahrer Mamia Rinzo oder Rinſoo beſucht, der eine Karte des Tatariſchen Golfs verfaßte, und ihm zu Ehren wurde die ſchmalſte Stelle desſelben Mamiaſtraße genannt.

Tati, linkſeitiger Nebenfluß des zum Limpopo gehenden Schaſcha im weſtl. Teile des Matebele-Reichs Südafrikas; an den Ufern dieſes Fluſſes, im Tatidiſtrikt, wurden 1868 durch Mauch goldreiche Quarzgeſteine entdeckt, welche ſeitdem von auſtral. Goldgräbern (Todds Creek) und von der London-Limpopo-Mining-Company (am untern Laufe) mit mäßigem Gewinn ausgebeutet werden.

Tatiānus, aus Aſſyrien, einer der ſog. Apologeten der chriſtl. Kirche, lebte im 2. Jahrh., wie es ſcheint zu Rom, als Rhetor. Durch Juſtinus Martyr zum Chriſtentum bekehrt, verfaßte er ſeine «Rede an die Griechen», eine der wichtigſten apologetiſchen Schriften jener Zeit (herausg. von Otto im «Corpus Apologeticum», Bd. 6, Jena 1851). Außerdem verfaßte er unter dem Namen «Diateſſaron» die älteſte Evangelienharmonie, welche durch Vermittelung des in osman. Sprache erhaltenen Kommentars von Ephraim dem Syrer ziemlich vollſtändig auf uns gekommen iſt. (Vgl. Möſinger, «Evangelii concordantis expositio facta a S. Ephremo etc.», Vened. 1876.) Obwohl er, wie es ſcheint, mit der kath. Kirche ſeiner Zeit in ſteter Gemeinſchaft blieb, neigte er doch zu gnoſtiſchen Anſichten hin und huldigte einer ſtrengen, auf dualiſtiſchem Grunde ruhenden Asceſe. Vgl. Daniel, «T. der Apologet»

(Halle 1837); Dembowſki, «Die Quellen der chriſtl. Apologetik des 2. Jahrh.» (Tl. 1: «Die Apologia Tatians», Lpz. 1878); Zahn, «Tatians Diateſſaron» (Erlangen 1881).

Tatihou, befeſtigte kleine Inſel an der Oſtküſte des franz. Depart. Manche, im Kanal, ſchützt die Reede von St.-Vaaſt de la Hougue.

Tatiſchtſchew, ruſſ. Adelsgeſchlecht, das ſeinen Stammbaum auf Rurik zurückführt. Fürſt Waſilij Jurjewitſch ſchlug im 14. Jahrh. einen Aufſtand in Nowgorod nieder und erhielt den Beinamen Tatiſchtſcha, der auf ſeine Nachkommen überging.

Am bekannteſten iſt der Hiſtoriker Waſilij Nikitiſch T., geb. 19. Febr. 1686. Er war unter den jungen Leuten, die 1704 von Peter d. Gr. zu Studien ins Ausland geſandt wurden. Unter der Kaiſerin Anna ward er Geheimrat und Generaldirektor der ſibir. Bergwerke, endlich 1741—45 Gouverneur von Aſtrachan. Er ſtarb auf ſeinem Gute Boldino bei Moskau 15. Juli 1750. Im J. 1719 begann T. ſeine «Geſchichte Rußlands ſeit den älteſten Zeiten» zu ſchreiben, wovon Bd. 1—3, herausg. von Müller, in Moskau 1769—74, Bd. 4 in Petersburg 1784 und Bd. 5, bis zur Zeit Iwans des Schrecklichen reichend, erſt in Moskau 1848 erſchien. Ferner ſchrieb er ein «Ruſſiſches Lexikon der Geſchichte, Geographie, Politik und Kultur» (herausg. Petersb. 1793) und gab den Sudebnik (ſ. d.) Iwans III. mit Bemerkungen heraus (2. Aufl., Mosk. 1786). Vgl. N. Popow, «T. und ſeine Zeit» (ruſſ., Mosk. 1861).

Nikolaj Alexejewitſch T., unter Kaiſer Paul I. General und Kommandant der Garden, wurde 1801 in den Grafenſtand erhoben. Er ſtarb 1824. Von ihm ſtammen die jetzigen Grafen T. ab.

Tatius (Titus) zog nach der röm. Sage als König der Sabiner von Cures (ſ. d.) nach dem Raube der Sabinerinnen gegen Romulus, beſetzte den Quirinal und dann durch den Verrat der Tarpeja (ſ. d.) die kapitoliniſche Burg und herrſchte nach Beilegung des Kriegs fünf Jahre mit Romulus gemeinſam über den Doppelſtaat der Römer-Quiriten, bis er bei einem feierlichen Opfer zu Lavinium von Laurentern, die er beleidigt hatte, erſchlagen wurde. Bei der Vereinigung des ſabiniſchen mit dem latiniſchen Stamm ſoll der ſabiniſche von ihm den Namen Tities erhalten haben. Sein Haus ſoll auf dem Kapitolin, da, wo ſpäter der Tempel der Juno Moneta ſich erhob, geſtanden haben. Eine Prieſterſchaft, die Sodales Titii, die man von ihm eingeſetzt glaubte, brachte ihm jährlich Totenopfer auf dem Aventin, wo man ſein Grab zeigte.

Tätowieren (ein Wort polyneſiſchen Urſprungs) heißt die Haut des Körpers mit allerlei Figuren verzieren. Letztere werden mit ſpitzigen Inſtrumenten in die Haut eingeritzt und dann die wunden Stellen mit Farben eingerieben. Dieſe Sitte kommt ſchon im Altertum bei einzelnen Völkern vor; gegenwärtig beſteht ſie noch bei den Bewohnern der Südſee-Inſeln und mehrern indian. Völkerſchaften. Das T. gilt bei letztern im allgemeinen für einen Schmuck des Körpers. In ſeinen verſchiedenen Formen dient es zur Unterſcheidung der Stämme, ſowie der Familien und des Ranges, zum Andenken an merkwürdige Ereigniſſe und zum Zeichen geſchloſſener Bündniſſe. Auch in Europa laſſen ſich Matroſen, Soldaten u. ſ. w. zuweilen einen Namenszug u. dgl. in den Arm tätowieren.

Tátra (die), Ungarns höchſter Gebirgszug, erhebt ſich zwiſchen den Flüſſen Waag und Dunajecz und deren Zuflüſſen Arva und Popper (Poprad) ungefähr zwiſchen 49° 2′ bis 49° 30′ nördl. Br. und 36° 48′ bis 38° 6′ öſtl. L. (von Ferro) und iſt auch unter dem Namen der Central- oder Hochkarpaten bekannt. Der Gebirgsſtock wird in die eigentliche oder Hohe Tátra und in die Niedere Tátra geſchieden; beide Zweige ſind durch den kahlen Bergrücken «Hochwald» miteinander verbunden. Die Hohe T. bildet in weſtöſtl. Hauptrichtung ein mehrfach gebrochenes Rückengebirge, deſſen weſtl. Teil die Liptauiſch-Galiziſchen Alpen (zuweilen der nördlichere Teil auch die Galiziſche T.) genannt wird. Der öſtl. Teil iſt die eigentliche Hohe T., die oſtwärts mit dem Kopapaß endigt. Der Hauptſtock der Centralkarpaten beſteht aus Gneisgranit, der auch die höchſten Spitzen bildet und in eigentümlichen Schichtungen von Oſten nach Weſten ſtreicht. Daneben tritt auch Gneis in maſſigen Schichten an den Wänden des Gebirges auf. In denſelben findet man an der Oberſeite roten Sandſtein und Liaskalk eingekeilt. Der Urgebirgsſtock iſt dann von koloſſalen Kalkgebirgsterraſſen umſäumt, denen ſich dann die weitern Ablagerungen der eocänen Formation, ſowie die Lagerungen der geologiſchen Vorzeit anſchließen. Spuren von Gletſchern zeigen ſich an den Thalrändern der T., doch iſt jetzt in der T. trotz ihrer Höhe über die Schneegrenze keine Gletſcherbildung vorhanden. In den abgelagerten Schluchten und Gründen trifft man allerdings Firnſchnee. Die Hohe T. iſt unbewohnt; es liegen hier nur die Kurorte Alt- und Neu-Schmeks, ferner eine Sommerfriſch- und Badeanſtalt am Csorberſee. Die Niedere T. liegt ſüdl. von der Hohen T.; es iſt ein breiter maſſiger Gebirgszug zwiſchen der obern Waag und Gran. Die Länge des Gebirges von Oſten nach Weſten beträgt 75, die Breite 25—30 km. Der Gebirgszug iſt größtenteils bewaldet und ſelbſt in ſeinen höchſten Kuppen noch mit Gras bedeckt. (S. unter Karpaten.) Vgl. Kolbenheyer, «Die Hohe Tátra (6. Aufl., Teſchen 1884).

Tátra-Füred, ſ. Schmeks.

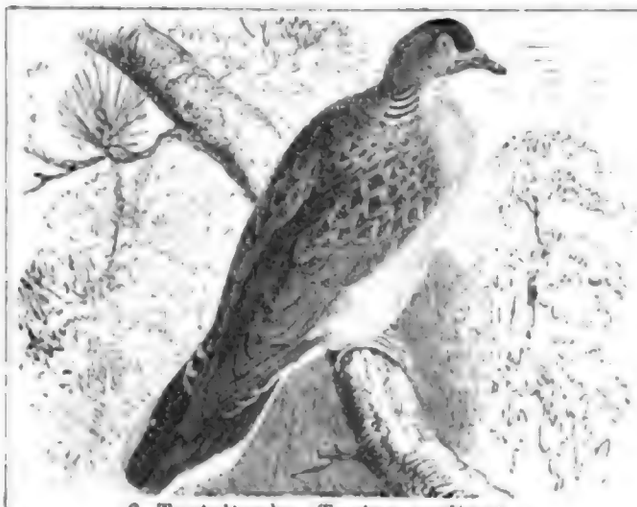
Tatterſall, irrtümlich oft Tatteſall geſchrieben, heißt eine Anſtalt, in welcher Pferde behufs deren Verkauf aufgenommen werden. Der Name ſtammt von einem engl. Trainer, Richard Tatterſall, der das erſte derartige Etabliſſement, das zugleich einen täglichen Zuſammenkunftsort der Sportswelt bildete, 1777 zu London gründete.

Tatti (Jacopo), ſ. Sanſovino.

Tatu, ein Säugetier in Südamerika, ſ. Armadill.

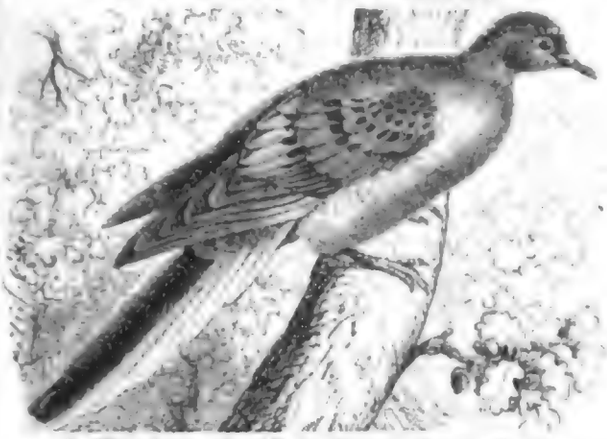
Tau iſt die Bezeichnung für einen wäſſerigen Niederſchlag aus feuchter Luft, welcher im Sommer an Pflanzen und andern die Wärme gut ausſtrahlenden Körpern in Geſtalt von Waſſertröpfchen; im Spätherbſt und Winter, wenn die Temperatur unter dem Gefrierpunkte ſteht, als Reif (ſ. d.) ſichtbar wird. Sobald die Temperatur der Luft an der Erdoberfläche ſo tief geſunken iſt, daß der in ihr enthaltene Waſſerdampf nicht mehr im gasförmigen Zuſtande beſtehen kann, d. h. wenn der Taupunkt (ſ. d.) erreicht iſt, ſcheidet ſich der erſtere aus den unterſten Luftſchichten in Geſtalt kleiner Waſſerkügelchen auf den abgekühlten Gegenſtänden aus. Man ſagt dann der «Tau fällt», obwohl dieſer Ausdruck nicht den Vorgang der Betauung charakteriſiert, da die Tautropfen ſich aus den dem abgekühlten Erdboden zunächſtliegenden Luftſchichten

TAUBEN.



6. Turteltaube (Turtur auritus).

2. Papageientaube (Phalacroteron abyssinica).

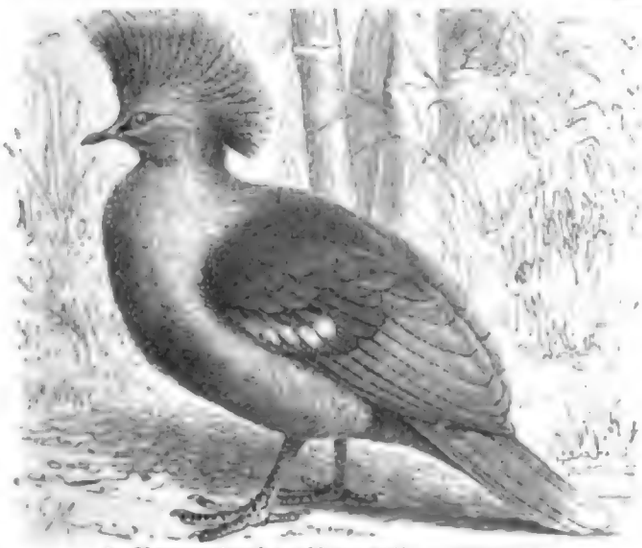


5. Wandertaube (Ectopistes migratorius).

7. Schopftaube (Ocyphaps lophotes).

1. Zahntaube (Didunculus strigirostris).

3. Ringeltaube (Columba palumbus).
4. Felsentaube (Columba livia).



9. Kronentaube (Megapelia coronata).

8. Mähnentaube (Calloenas nicobarica).

Digitized by Google

bilden. Die Bedingungen für reichlichen T. sind einmal eine starke Abkühlung der Luftschichten, welche mit der Erdoberfläche zunächst in Berührung sind, und dann ein bedeutender Wassergehalt der Luft. Eine starke Abkühlung der untersten Luftschichten tritt aber dann jedesmal ein, so oft während der Nacht eine kräftige Wärmeausstrahlung stattfinden kann, und dazu gehört wiederum nächst klarem Himmel eine Bodenbedeckung, welche leicht ihre Wärme abzugeben (auszustrahlen) vermag; z. B. Rasenflächen, Kieswege u. s. w. Glänzende Gegenstände, überhaupt Körper mit polierter Oberfläche, also mit geringem Strahlungsvermögen sind fast nie mit T. bedeckt. Eine solche mächtige Wärmeausstrahlung bei gleichartig starkem Wassergehalt der Luft findet sich vorzugsweise in den Tropengegenden, daher findet dort auch die reichlichste Taubildung statt, ja es beruht häufig während der Trockenzeiten das Fortbestehen der gesamten Vegetation auf den bedeutenden Mengen des T.

In vielen Klimaten ist die Taumenge fast unmeßbar klein, in den ebenerwähnten Gebieten der Tropen, aber auch bei uns in Gebirgsthälern ist der T. an manchen Sommermorgen ein so reichlicher, daß er die Wassermenge eines schwachen Regens liefern kann. Dines fand in England die Taumenge auf Gras in einer Nacht zu kaum 0,1 mm und die des ganzen Jahres zu etwa 26 mm Wasserhöhe, während Pechuël-Lösche an der Loangoküste häufig in einer Nacht bis zu 3 mm beobachtete. Ist der Taupunkt bei der Abkühlung erreicht, so wird die Menge des sich weiterhin bildenden T. eine bedeutend geringere werden, da die durch die Kondensation des Wasserdampfes frei werdende Wärme eine weitere Abkühlung verhindert. Eingehende Versuche haben diese Thatsache recht gut bestätigt, obgleich die exakte Messung der niedergeschlagenen Taumengen noch mit erheblichen Übelständen behaftet ist. Man hat zu diesem Zwecke eigens konstruierte Instrumente (Taumesser, Drosometer [s. d.]), deren wesentlichster Bestandteil ein die Wärme ganz vorzüglich ausstrahlender Körper von bestimmter Oberfläche (etwa ein Stückchen ausgebreitete Wolle) ist. Die Gewichtszunahme desselben durch die Betauung gestattet dann einen, wenn auch nur rohen Schluß auf die Menge des T. zu machen.

Tau (Seil), s. Tauwerk.

Tau (türk.), Gebirge.

Taubahnen, s. Trambahnen.

Tauben (Columbae oder Gyrantes) heißt eine aus etwa 40 Gattungen und 360 Arten bestehende Ordnung sehr gut fliegender, meist mittelgroßer Vögel mit geradem, etwas zusammengedrücktem, an der Kuppe gewölbtem, an der Basis weichhäutigem Schnabel, mit unter einer Klappe gelegenen Nasenlöchern, meist 12 Steuerfedern und 10 Handschwingen, vorn getäfelten, hinten gekörnten Gangfüßen. T. finden sich ziemlich auf der ganzen Erde verbreitet, aber sehr ungleich, die meisten treten in Australien und auf der Inselwelt des Stillen Oceans (24 Gattungen) auf; die in nördl. Ländern wohnenden sind Zugvögel. Sie nähren sich ausschließlich von Vegetabilien, meist von Sämereien, die tropischen auch von Früchten. Obwohl viele Arten gesellig leben, sind sie doch streng monogamisch, nisten ein- oder mehreremal im Jahre in offenen Nestern, selten in Felsen- oder Baumlöchern und legen nur sehr selten mehr als zwei weiße Eier. Die Jungen werden in den ersten Lebenstagen mit einer eigentümlichen, milch- oder käseartigen Masse, die von den verdickten Wandungen des Kropfes beider Eltern abgesondert wird, geatzt. Die Farbe des Gefieders der tropischen Arten ist oft sehr schön und bewegt sich bei den oceanischen meist in grünen, gelben, weißen, rosenroten und violetten Nuancen in mannigfachster Umstellung.

Man teilt die Tauben in drei Familien: I. Dididae, Dronten (s. Dronte); II. Didunculidae, Zahntauben (s. d.), mit einer Art, der Manumea (Didunculus strigirostris, s. Tafel: Tauben, Fig. 1); III. Columbidae, eigentliche Tauben, zu welchen alle übrigen lebenden Taubenarten gehören, wie z. B. die in Abessinien häufige, oben hauptsächlich olivengrün, unten hellgelb gefärbte, 31 cm lange, abessinische Papageiart (Phalacroteron abyssinica, Fig. 2), die einheimische Ringeltaube (s. d., Columba palumbus, Fig. 3), und die gleichfalls den Süden und Westen Europas bis zur norweg. Küste bewohnende, graue, auf den Flügeln und auf dem Schwanze dunkel gebänderte, 34 cm lange Felsentaube (C. livia, Fig. 4). Berühmt durch ihre Züge ist die nordamerik. Wandertaube (s. d., Ectopistes migratorius, Fig. 5), von der eine Verwandte, die Turteltaube (s. d., Turtur auritus, Fig. 6), auch in Deutschland lebt. Die Schopftaube (Ocyphaps lophotes, Fig. 7) ist eine zierliche, 35 cm langwerdende, mit einer spitzen Federhaube versehene Bewohnerin Australiens, und die sehr schöne, metallisch grün und blau schillernde Mähnentaube (Calloenas nicobarica, Fig. 8), welche in ihrer Gestalt und in ihrem Wesen an die Hühnervögel erinnert, findet sich auf allen kleinern Inseln von den Nikobaren bis nach Neuguinea und den Philippinen, während die Kronentaube (Megapelia coronata, Fig. 9) auf Neuguinea beschränkt ist. Von der Felsentaube stammt die Haustaube (C. Livia domestica), deren Zucht seit den ältesten histor. Zeiten mit Vorliebe betrieben wurde und die infolge dieser über Jahrtausende sich erstreckenden Züchtung in unzähligen Spielarten vorkommt. Die Haustaube brütet vier- und mehrmal im Jahre, legt aber nur zwei Eier auf einmal. Ihr Futter bilden Getreide, besonders Weizen, Gerste, Wicken und Erbsen. Das Fleisch der T. gewährt eine leicht verdauliche und zugleich nahrhafte Speise, wird aber aus religiösen Gründen in manchen Ländern, wie Rußland, im Orient u. s. w. nicht gegessen. Noch in der Gegenwart gelten die T. (als Sinnbild des Heiligen Geistes) selbst in civilisierten Ländern vielerorts für unverletzlich, z. B. die T. von San-Marco in Venedig u. a. Vgl. Brüh, «Die Arten der Haustaube» (3. Aufl., Lpz. 1878); derselbe, «Illustriertes Mustertaubenbuch» (Hamb. 1884); Baldamus, «Illustriertes Handbuch der Federviehzucht» (2. Aufl., Dresd. 1881); Dürigen, «Die Geflügelzucht» (Berl. 1885); Fulton, «The illustrated book of pigeons» (Lond.).

Taubenapfel, s. unter Apfel, Apfelbaum.

Taubenhabicht (Hühnerhabicht), s. u. Habicht.

Taubenpost nennt man im allgemeinen eine Botschaftsbeförderung durch Brieftauben. Die Verwertung der Taube zur Briefbeförderung ist uralt und läßt sich auf China und den Orient zurückführen. Von Kleinasien kam die Benutzung der Brieftaube zum Botendienst nach Griechenland und muß dort sehr geschätzt gewesen sein, da Anakreon (530 v. Chr.) eine seiner anmutigsten Oden der Brieftaube widmet. Namentlich gebrauchte man

in Hellas Brieftauben zur Verkündigung des Siegs bei den Kampfspielen (wie noch heute bei den Derbyrennen in England). Am meisten verbreitet war die Briefbeförderung durch Tauben bei den Arabern; dieselben hatten besondere Türme errichtet, auf denen die Brieftauben gezüchtet wurden und von denen aus sie ihre Flüge begannen, z. B. auf den Straßen von Bagdad bis Aleppo und längs der Küste Kleinasiens hin bis Alexandria. Später machten Wilhelm von Oranien und Napoleon I. von Brieftauben zur Nachrichtenbeförderung im Kriege Gebrauch. Die wichtigste Anwendung der Brieftauben in der Neuzeit ist indes diejenige zwischen Tours und dem belagerten Paris im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871.

Die Brieftaube (engl. homers und homing antwerps genannt) gehört einer den Haustauben verwandten Gattung an; sie ist indes etwas größer und stärker gebaut als die gewöhnliche Taube, hat dunkelbraunes oder schwarzes Gefieder und einen langen geraden Schnabel; sie wiegt etwa 0,50 bis 0,75 kg und ist gegen 36 cm lang. Starke Brustmuskeln, scharfes Gesicht, Ausdauer, Liebe zur Heimat und eine instinktartige Orientierungsgabe sind die Eigenschaften, welche die Brieftaube befähigen, aus weiter Ferne her die heimatlichen Schläge wiederzufinden. Man bringt sie, meist in geschlossenen Käfigen, an denjenigen Ort, von dem aus sie in die Heimat zurückkehren sollen. Dort freigelassen, flattern sie zunächst wirr umher, um sich zu orientieren, umziehen alsdann in immer größern Kreisen den Ort des Aufsteigens und schlagen endlich mit fast unfehlbarer Sicherheit die Richtung nach der Heimat ein. Neuerdings haben außer dem Orient, wo z. B. zwischen Teheran und Tabris noch jetzt regelmäßige T. kursieren, Belgien und Holland die besten Erfolge in der Abrichtung von Brieftauben erzielt. Auch der kölner Brieftaubenverein hat sich der Züchtung von Tauben erfolgreich angenommen und veranstaltet häufig Wettflüge. Zur Zurücklegung der 37 Stunden langen Luftlinie von Löwen nach Köln gebrauchen die Tauben in der Regel 1¾ bis 2 Stunden; man schätzt die Schnelligkeit der Brieftaube im Durchschnitt auf 1000 m in der Minute. Das preuß. Kriegsministerium hat ebenfalls viele, mit 200—500 Tauben besetzte Brieftaubenstationen eingerichtet, auf welchen Tauben für den Nachrichtendienst abgerichtet werden. Solche Stationen befinden sich in allen großen Festungen und in Berlin. Auch in Frankreich und Rußland ist die T. für militärische Zwecke in ähnlicher Weise organisiert worden, auch ist es in neuester Zeit gelungen, in Deutschland einige Tauben derartig abzurichten, daß sie zwischen zwei Stationen hin und zurück fliegen. Als die deutschen Heere im September 1870 Paris belagerten und keine Post von außen nach der franz. Hauptstadt hineingelangen konnte, kamen die Pariser auf den Gedanken, Brieftauben mittels des Luftballons herauszusenden und durch sie Nachrichten nach Paris bringen zu lassen. Die ersten Tauben nahm ein Ballon 25. Sept. 1870 mit; er landete in Evreux, von wo die Brieftauben die Botschaft von der glücklich vollendeten Fahrt des Ballons alsbald nach Paris zurückbrachten. Nach dem Gelingen dieses Versuchs wurde ein regelmäßiger Briefpostdienst durch Tauben zwischen dem Regierungssitz Tours und Paris organisiert. Zu diesem Zwecke ließ man in Tours durch den Photographen Dagron, dem es gelungen war, eine ganze Seite des «Journal officiel» auf dem sechsten Teile eines Quadratzolls photographisch zu verkleinern, alle Nachrichten für Paris auf einem Blatt Seidenpapier mikroskopisch-photographisch verkleinern; das Blatt war 4,2 cm lang und 3,2 cm breit und konnte 3500 Depeschen zu 20 Worten, also zusammen 70000 Worte aufnehmen. Das erste derartige Blatt, welches an der Schwanzfeder einer Brieftaube befestigt wurde, kam 14. Nov. 1870 in Paris an und enthielt 226 Privatdepeschen, sowie die ganze Regierungskorrespondenz. Das Gewicht der Botschaft betrug nicht mehr als 1 g; die Rolle, welche an der Schwanzfeder mit leichtem Draht befestigt war, wog im ganzen 6 g. In Paris wurden die Taubenbriefe sofort photographisch vergrößert und sodann noch an demselben Abend einzeln den Adressaten zugesandt. Nach dem «Bulletin de la Réunion des officiers» vom 11. Juli 1885 sind gegen 150000 amtliche Depeschen, ungefähr eine Million Privatnachrichten und für 190000 Frs. Geldanweisungen während der Belagerung durch Tauben nach Paris befördert worden. In England belastet man neuerdings die Tauben bis zu 20 g. Vgl. Schomann, «Die Brieftaube» (Rostock 1883).

Taubenschwanz oder Karpfenschwanz (Macroglossa stellatarum), einer der häufigsten Schwärmer oder Abendfalter, welcher gegen 40 mm klaftert, mäusegraue Vorder- und gelbe Hinterflügel hat. Die grüne, weiß punktierte, mit einem Horn auf dem elften Ringe versehene Raupe lebt auf Labkrautarten.

Taubenstößer, Wanderfalke, s. unter Falke.

Tauber (die), linker Nebenfluß des Mains, entsteht aus dem Taubersee bei Michelbach im Oberamt Gerabronn des württemb. Jagstkreises, tritt alsbald in das bayr. Mittelfranken, wo der Fluß auf seinem nördl. Laufe Rothenburg (s. d.) berührt, durchschneidet dann, sich gegen Nordwesten wendend, die Nordspitze Württembergs bei Tauberzell und Creglingen und die Südspitze vom bayr. Unterfranken bei Röttingen, oberhalb dessen rechts die Gollach einmündet. Dann geht der Fluß westwärts abermals durch Württemberg über Weikersheim, wo links der Vorbach zufließt, und Mergentheim und zuletzt wieder nordwestwärts durch Baden, wo er Königshofen, Lauda, Tauberbischofsheim berührt und bei Wertheim in den Main mündet. Die T. ist 120 km lang, nicht schiffbar und fließt in einem fruchtbaren Thale, dem sog. Taubergrunde, das bei Werbach sich zu einer Thalmulde von nur 200 m Breite einengt. Der Taubergrund erzeugt vielen Wein. Die besten Tauberweine produziert in Württemberg Markelsheim, Weikersheim, Laudenbach; in Baden Marbach (vorzüglich Rotwein), Gerlachsheim (feiner Weißwein), Lauda, Tauberbischofsheim und Werbach. Der Tauberwein, ein leichter, angenehmer Tischwein, wird in Mittel- und Norddeutschland viel getrunken. Im Deutschen Kriege von 1866 war an der untern T. und zwischen ihr und Würzburg das spezielle Kriegstheater für den Feldzug südlich des Mains. (S. Hundheim, Werbach, Tauberbischofsheim, Gerchsheim, Helmstadt und Roßbrunn.)

Tauberbischofsheim, Stadt im bad. Kreise Mosbach, an der Tauber, Station der Linie Lauda-Wertheim der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, einer

Obereinnehmerei und eines fürstl. Leiningenschen Rentamts, hat ein Gymnasium, eine Präparandenschule, eine landwirtschaftliche Kreiswinterschule, eine Frauenarbeitsschule, eine Gewerbeschule, ein Hospital und ein Monument der in den Kämpfen an der Tauber (s. d.) 24. Juli 1866 gefallenen Württemberger, und zählt (1885) 3326 E., welche Weinbau, Landwirtschaft und Handel mit Vieh, Getreide, Leder u. s. w. treiben.

Taubert (Karl Gottfr. Wilh.), namhafter deutscher Musiker, geb. 23. März 1811 zu Berlin, erhielt seinen ersten Unterricht durch Reithardt und Ludwig Berger und widmete sich seit 1827 auf der Universität seiner Vaterstadt philosophischen, sowie unter Bernhard Klein musikalisch-wissenschaftlichen Studien. Zugleich erwarb er sich auf verschiedenen Kunstreisen den Ruf eines vorzüglichen Pianisten. Bereits 1831 wurde T. zur Leitung der Hofkonzerte berufen; 1839 wählte ihn die Akademie der Künste zum ordentlichen Mitgliede. Nachdem er seit 1836 auch auf Kunstreisen in England, Schottland, Holland und am Rhein, dann während eines längern Aufenthalts in München (1839), Augsburg und andern Orten Süddeutschlands bedeutende Erfolge als Virtuos erzielt, erfolgte 1841 seine Ernennung zum interimistischen Direktor der königl. Oper zu Berlin, welche Stellung ihm bald darauf (1. Juni 1842) definitiv übertragen wurde. Im Winter 1842—43 rief T. die seitdem zu dauernder Berühmtheit gelangten Symphoniesoireen der königl. Kapelle ins Leben, deren Leitung er anfänglich mit Mendelssohn und Henning teilte, seit 1845 aber allein führte. Als Komponist gelingt ihm namentlich das Zarte, Naive, auch das Komische und selbst das Burlesk-Charakteristische. Sehr beliebt sind besonders seine «Kinderlieder» (12 Sammlungen, 1843—78, 140 Lieder enthaltend). Von seinen Opern, die zu Berlin, teilweise auch anderwärts zur Aufführung gelangten, hatten «Die Kirmes» (1832), «Macbeth» (1857), besonders «Cesario» (1874) entschiedenen Erfolg, geringern «Der Zigeuner» (1834), «Marquis und Dieb» (1842), «Joggeli» (1853). Unter seinen übrigen Werken sind noch hervorzuheben die Musiken zu Euripides' «Medea» (1843), zu Tiecks «Blaubart» (1845), zu Shakespeares «Sturm» (Münch. 1855), zu «Phädra» (1868); ferner eine Reihe von Symphonien, Cantaten, Ouverturen (z. B. aus «Tausendundeine Nacht», 1861), Konzerten, Trios, Quartetten u. s. w. Als Dirigent wandte T. besonders der klassischen Musik eifrige Pflege zu. Als Pianist beschränkte er sich in neuerer Zeit auf den Vortrag klassischer Klavierkonzerte in den Symphoniesoireen, sowie eigener Kompositionen aus dem Gebiete der Kammermusik. Im J. 1869 wurde er zum Oberkapellmeister ernannt. Seit 1882 ist T. Präsident der musikalischen Sektion der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Emil T., Sohn des vorigen, Dichter, geb. 23. Jan. 1844 zu Berlin, studierte daselbst Philologie und Philosophie, wurde dann Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und 1877 Oberlehrer am königl. Lehrerseminar. Er schrieb, außer verschiedenen Novellen in Zeitschriften: «Gedichte» (Berl. 1865), «Der Torso. Eine Künstlergeschichte in Versen» (Lpz. 1881), «Der Antiquar» (Berl. 1882), «Marianne» (Berl. 1883) u. s. w. Auch veranstaltete er eine Ausgabe seiner «Gesammelten Schriften» (Lpz. 1885 fg.).

Taubheit (surditas), die Unfähigkeit, Gehöreindrücke zu empfinden. Man unterscheidet eine vollständige T. (kophosis), d. i. den Mangel jedweder Gehörswahrnehmung, und eine unvollständige, d. i. ein mehr oder weniger unvollkommenes Hören (baryecoia; auditus difficilis). T. und Schwerhörigkeit treten entweder plötzlich ein oder sie entwickeln sich ganz allmählich und anfangs unmerklich, nach und nach sich immer mehr steigernd. Sehr verschiedene Krankheiten des Gehörorgans können dieselben herbeiführen und sowohl die schallaufnehmenden und schallleitenden Teile des Ohrs, als auch die schallempfindenden Teile desselben betreffen, also im äußern Gehörgange, im Trommelfell, im Mittelohr, im innern Ohr, im Hörnervenstamm oder in den Gehirnpartien, von welchen der Hörnerv entspringt, ihren Sitz haben. Da T. und Schwerhörigkeit nur ein Symptom einer großen Menge der verschiedenartigsten Krankheitszustände des Gehörorgans (s. Ohrenkrankheiten) sind, so ist es natürlich, daß sie nicht von ein und demselben Heilmittel oder Heilverfahren beseitigt werden können. Die vollständige T. ist unheilbar, kommt aber verhältnismäßig selten vor. Die Schwerhörigkeit, dem Grade nach außerordentlich verschieden, bietet je nach der ihr zu Grunde liegenden Krankheit der Behandlung mehr oder weniger Aussicht auf Erfolg. Je länger die Zeit ist, seit welcher die Schwerhörigkeit besteht, desto geringer ist die Aussicht auf Heilung. Deshalb ist jedem Ohrenkranken dringend zu raten, möglichst bald bei einem Ohrenarzt Hilfe gegen sein Leiden zu suchen. In nicht seltenen Fällen bleibt sonst dem Schwerhörigen nur der Gebrauch eines seinen Zweck nur unvollständig erfüllenden Hörrohrs (s. d.) übrig. Ist die T. angeboren oder in früher Jugend erworben, so führt sie zur Taubstummheit. (S. Taubstummheit.)

Taubilder (Hauchbilder), s. unter Absorption.

Taubmann (Friedr.), ein durch Geist und Witz ausgezeichneter Gelehrter, geb. 15. Mai 1565 (getauft am 16. Mai) zu Wonsees bei Bayreuth, wurde auf den Schulen zu Kulmbach und Heilsbronn, dann von 1592 an auf der Universität zu Wittenberg gebildet und erhielt auf der letztern 1595 die Professur der Dichtkunst und schönen Wissenschaften, die er bis zu seinem Tod, 24. März 1613, bekleidete. Wegen seiner Fertigkeit im Dichten und seines heitern Humors wurde er häufig an den kurfürstl. Hof gerufen und fand in den höhern Kreisen der Gesellschaft freundliche Aufnahme. Auch war er fast der einzige, der die humanistischen Studien, welche damals in Sachsen infolge der unfruchtbaren theol. Streitigkeiten immer mehr zurückgedrängt wurden, wieder zu beleben suchte, die Verirrungen seiner Zeit mit den Waffen des Ernstes und Spottes bekämpfte und durch seine Vorlesungen wie durch seine Schriften auf eine gründliche Beschäftigung mit der Sprache hinwies. Einen glänzenden Beweis dieser rühmlichen Bestrebungen liefern außer der «Dissertatio de lingua Latina» (Wittenb. 1602 u. öfter) seine Ausgaben des Virgilius (Wittenb. 1618) und besonders des Plautus (Wittenb. 1605; 3. Aufl. 1621). Seine witzigen Einfälle und Aussprüche erschienen später unter dem Titel «Taubmanniana» (Frankf. u. Lpz. 1707), zuletzt von Ortel (Münch. 1831). Vgl. Brandt, «Glänzende Taubenflügel, d. i. Leben T.s» (Kopenh. 1675); Ebert, «Leben und Verdienste Friedrich T.s»

(Eiſenb. 1814); Genthe, «Friedrich T. als Menſch und Gelehrter» (Lpz. 1859); H. L. Schmitt, «Narratio de Friderico Taubmanno adolescente» (2. Aufl., Lpz. 1861); Ebeling, «Zur Geſchichte der Hofnarren. Friedrich T.» (Lpz. 1882).

Taubneſſel (Hohlzahn), ſ. u. Galeopsis.

Taubneſſel (ſchwarze oder ſtinkige), Pflanzenart, ſ. unter Ballota.

Taubſtumm heißen diejenigen Menſchen, welche infolge ihrer Taubheit ſtumm geblieben ſind. Sie ſind zu unterſcheiden von denen, welche wohl hören, aber nicht ſprechen können, weil ihre Sprachorgane (Zunge, Gaumen, Stimmbänder u. ſ. w.) fehlerhaft gebildet ſind, und ebenſo ſind ſie nicht mit jenen Unglücklichen zu verwechſeln, die infolge des Blödſinns ſtumm ſind. Die Taubſtummen ſind in den meiſten Fällen bildungsfähig und beſitzen mit ſeltenen Ausnahmen fehlerfreie Sprachorgane. Sie vermögen demnach auf künſtlichem Wege mit Hilfe der Augen und des Gefühls die Wortſprache zu erlernen. Je geringer der Einfluß iſt, den der Mangel des Gehörſinns auf den übrigen Körper ausübt, indem hauptſächlich nur das gänzliche Unterlaſſen des artikulierten Sprechens die Reſpirationsorgane nicht hinreichend kräftigt oder übermäßige Anſtrengung häufig Krankheiten derſelben erzeugt, deſto größer iſt dieſer Einfluß auf den Geiſt. Das Gehör iſt der Zeit und dem Werte nach das erſte Mittel zur geiſtigen Bildung; denn die Vorſtellungen, welche Geſicht und Gefühl geben, wirken nicht ſo tief auf die Seele ein, wie die durch das Gehör erzeugten. Während der Blinde durch ſein Gehör jede Idee vom Überſinnlichen zu faſſen vermag, die ihm von außen zugeführt wird, erhält der Taube durch das Auge nur Vorſtellungen vom Sinnlichen und iſt dadurch lediglich auf Sinnliches hingewieſen.

Der ungebildete Taubſtumme denkt nicht, wie der Hörende, in Worten, in Begriffen, ſondern nur in Anſchauungen und Bildern. Ein klares abſtraktes Denken iſt ihm unmöglich. Aus dieſem Grunde ſtellte man dieſe Unglücklichen in frühern Zeiten in gleiche Reihe mit den Blödſinnigen und hielt ſie für bildungsunfähig. Auch in ſittlicher Beziehung ſteht der ungebildete Taubſtumme auf ſehr niedriger Stufe, zumal wenn er in einer Umgebung aufgewachſen, die ſich wenig um ihn gekümmert oder wohl gar zum Böſen Anleitung gegeben hat. Seine Mutterſprache iſt die Geberdenſprache. (S. Geberden.) Obgleich dieſelbe (namentlich in Frankreich) ſehr vervollkommnet worden, ſo kann ſie doch nie die hörbare Sprache erſetzen; aber ſie iſt wichtig als das erſte Bildungsmittel des Taubſtummen. Eine höhere Ausbildung des Taubſtummen wird jedoch nur durch das Wort möglich, nur dadurch kann Geiſt und Herz in ähnlicher Weiſe wie bei den Hörenden veredelt werden. Es iſt dies die ſchöne, aber ſchwere Aufgabe des Taubſtummenunterrichts (ſ. d.), deſſen Reſultate beſonders bei befähigten Taubſtummen wahrhaft bewundernswert ſind. Nicht nur, daß viele dieſer gebildeten Taubſtummen ſich als geſchickte Handwerker und Künſtler auszeichnen, ſondern einzelne unter ihnen ſind ſogar ſchriftſtelleriſch thätig geweſen, wie der verſtorbene Karl Teuſcher in Leipzig und Otto Kruſe in Altona. Gelangen auch nur wenige auf eine ſolche Stufe geiſtiger Ausbildung, ſo gelingt es doch bei den meiſten, daß ſie wenigſtens der Hauptvorteile der Sprache teilhaftig werden. Freilich klingt das Sprechen vieler dieſer Armen gewöhnlich rauh und monoton und beleidigt das an modulierte Sprache gewöhnte Ohr. Die Zahl der Taubſtummen läßt ſich nicht genau angeben; man rechnet im allgemeinen 1 Taubſtummen auf 1400 Menſchen, alſo 700 auf 1 Mill. Demnach müßten auf der ganzen Erde etwa 1 Mill. Taubſtumme ſein, wovon auf Europa 220000, auf Deutſchland etwa 30000 kämen. Die männlichen Taubſtummen verhalten ſich zu den weiblichen der Zahl nach wie 4 : 3; die bildungsfähigen zur Geſamtzahl wie 3 : 10. Vgl. Hartmann, «Taubheit und Taubſtummenbildung» (Stuttg. 1880).

Taubſtummenanſtalten entſtanden erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Das Altertum erzählt nichts von Verſuchen, die Taubſtummen zu bilden. Ariſtoteles erklärte ſie für jeder Bildung unfähige Weſen, und dieſer Anſicht huldigte man bis auf die Neuzeit. Auch die Kirche nahm ſich dieſer Unglücklichen nicht an, da der heil. Auguſtinus den Satz aufgeſtellt hatte: «Von Geburt aus Taubſtumme können niemals Glauben empfangen, Glauben haben; denn der Glaube kommt aus der Predigt, aus dem, was man hört; ſie können weder leſen noch ſchreiben lernen.» So überließ man die Taubſtummen ihrem Schickſal und betrachtete ſie mit ſtummer Scheu als von Gott Gezeichnete. Erſt im 16. Jahrh. begann für die Unglücklichen eine Wendung zum Beſſern, indem einzelne Männer, von warmen Herzen getrieben, ſich der Ausbildung der Taubſtummen widmeten. Freilich ward ſolche Hilfe nur wenigen zu teil und erſtreckte ſich auch da nur auf den Unterricht in mechan. Fertigkeiten und die Elemente der Sprache. Als erſter Taubſtummenlehrer iſt Pedro de Ponce, ein ſpan. Benediktinermönch, anzuſehen, welcher 1570 vier Taubſtumme in Schrift und Sprache unterrichtete. Seine Lehrweiſe ward von Juan Pablo Bonet, deſſen Geſchwiſter er unterrichtet hatte, in einer 1620 erſchienenen Schrift dargeſtellt. Gleichzeitig mit Bonet wird Ramirez de Carrion als Taubſtummenlehrer genannt. In England waren es John Bulwer, John Wallis und Wilh. Holder, in Holland der aus der Schweiz gebürtige Arzt Joh. Konr. Amman, in Deutſchland Agricola, Karger, Schulze, Raphel, Laſius, Arnoldi, in Frankreich Deſchamps und Pereira, welche mit Wort und That ſich der Taubſtummen annahmen. Indeſſen begann man erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. der ganzen Klaſſe dieſer Armen Sorgfalt zu widmen. Zwei Menſchenfreunde, der in Frankreich gefeierte Abbé de l'Epée (ſ. d.) und in Deutſchland der gleich verdienſtvolle Samuel Heinicke (ſ. d.) ſtellten es ſich zur Lebensaufgabe, einen planmäßigen, auf wiſſenſchaftliche Prinzipien gegründeten Unterricht der Taubſtummen durchzuführen und eröffneten auch zu dieſem Zwecke die erſten Erziehungsanſtalten. Im J. 1760 begründete de l'Epée, zunächſt aus eigenen Mitteln, eine T. zu Paris, die freilich erſt in der Revolution 1791 zur Staatsanſtalt erhoben wurde; 1778 verlegte Heinicke auf Veranlaſſung des Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen ſeine in Eppendorf bei Hamburg beſtehende Privatanſtalt für Taubſtumme nach Leipzig. Bald nachher entſtanden die Anſtalten zu Wien, Berlin und Prag.

Gegenwärtig finden ſich in allen kultivierten Ländern Europas T. In Deutſchland gibt es 98, in Öſterreich-Ungarn 18, in der Schweiz 12, in

Frankreich 50, in Italien 16, Großbritannien 27, Schweden und Norwegen 21, Dänemark 3, Holland 4, Belgien 4, Rußland 13, Spanien 3, Portugal 1 T. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas befinden sich gegen 60 Anstalten. Trotzdem wächst immer noch ein großer Teil der bildungsfähigen (im Alter von 8—15 J. stehenden) Taubstummen ohne jeden Unterricht auf. Am meisten ist im Königreich Sachsen, der preuß. Provinz Hannover, Schleswig-Holstein, Württemberg und dem Großherzogtum Hessen für das Taubstummenbildungswesen gethan worden. In Preußen ist seit 1878 eine besondere Prüfungsordnung für Taubstummenlehrer eingeführt worden. Vgl. «Organ der Taubstummenanstalten in Deutschland», herausgegeben von J. Vatter (Friedberg 1855 fg.); Walther, «Geschichte des Taubstummenbildungswesens» (Bielef. u. Lpz. 1882).

Taubstummenunterricht. Dieser ist sehr schwierig und erfordert seitens des Lehrers, welcher bei den Taubstummen immer zugleich Erzieher sein muß, eine unermüdliche Geduld und Ausdauer, Kenntnis der Sprache und Gewandtheit in der Entwickelung der Begriffe, weil bei ihnen dasjenige Organ fehlt, durch welches in der Regel der Seele Ideen und Kenntnisse zugeführt werden. Der nächste Zweck des T. ist, den Taubstummen dahin zu bringen, daß er andere versteht und sich ihnen verständlich machen kann. Hiermit geht Hand in Hand die Weckung und Übung der geistigen Kräfte, die Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten. Die Hauptsache bei dem T. sind mithin die Mittel, wodurch der Taubstummenlehrer und die Taubstummen sich gegenseitig verständlich machen, und deren Aneignung. Solche Mittel sind: 1) die natürliche Zeichen- oder Geberdensprache, die ein Gemeingut der Menschen, aber bei dem auf sie beschränkten Taubstummen besonders ausgebildet ist. Dieses Verständigungsmittel ist bei dem ersten T. unentbehrlich, indem dasselbe den anfänglichen Verkehr der Taubstummen unter sich und mit dem Lehrer allein möglich macht. 2) Die künstliche oder methodische Zeichen- oder Geberdensprache, die fast in jeder Anstalt eigentümlich ausgebildet, aber schwer zu erfinden und zu erlernen, auch zeitraubend ist, den Taubstummen von dem Studium der geistigen Mienensprache abzieht und deshalb in den deutschen Anstalten mehr und mehr verschwindet. 3) Die Finger- oder Handsprache, mittels welcher die Buchstaben des Alphabets durch die Bewegungen der Finger oder der Hand dargestellt werden. Sie hat noch weniger Wert als die künstliche Zeichensprache und ist fast ganz außer Gebrauch. 4) Die Schriftsprache ist ein Hauptmittel des T. 5) Die Tonsprache oder Lautsprache. Sie ist zwar von dem Tauben sehr schwer zu erlernen und erfordert sowohl von seiten des Lehrers als des Schülers einen großen Zeitaufwand, große Anstrengung und viel Geduld; aber einmal erlernt, ist die Möglichkeit zu jedem fernern Unterricht im Verhältnis zu den Schwierigkeiten des bisherigen so leicht geworden, daß sie als Zweck des Unterrichts angesehen werden muß. Die Lautsprache ist unstreitig die höchste Aufgabe in der Taubstummenbildung, wenn auch viele Taubstumme nur mit einer eintönigen, übellautenden Stimme sprechen oder auch nur undeutlich artikulieren lernen; der Taubstumme gelangt dadurch in den vollständigen Besitz der Sprache und wird in den Genuß der Vorteile der menschlichen Gesellschaft eingesetzt und für das bürgerliche Leben vollkommen brauchbar gemacht. Indem er sprechen lernt, wird er zugleich in der Kunst des Ablesens vom Munde geübt. Er lernt durch aufmerksames Beobachten der Bewegungen der Lippen, der Zunge und zum Teil der Gesichtszüge nicht nur einzelne Worte, sondern zusammenhängende Sätze den mit ihm Sprechenden vom Munde abzusehen. Zu welcher Fertigkeit es viele Taubstumme im artikulierten Sprechen, wie im Ablesen vom Munde bringen, davon gibt jede deutsche Taubstummenanstalt zahlreiche Beweise. Die genannten Unterrichtsmittel werden nun vorzüglich nach zwei voneinander abweichenden Hauptansichten beim T. benutzt.

Außer der von beiden für gleich wichtig gehaltenen Schriftsprache hält die eine von ihnen, die deutsche von Samuel Heinicke begründete Schule, das laute Sprechen für das wichtigste Mittel zur Bildung der Taubstummen, während die andere, die von de l'Epée gegründete Schule, die Geberdensprache für die Muttersprache derselben ansieht und sich daher beim Unterricht auf sie beschränkt. Der ersten folgen alle deutschen Anstalten und auch im Auslande findet sie mehr und mehr Anerkennung, sodaß jetzt auch in Frankreich und Italien, in England und Nordamerika die Artikulationsmethode zur Geltung kommt und die Taubstummenlehrer-Kongresse zu Paris und Mailand sich mit großer Mehrheit für dieselbe ausgesprochen haben. Der Schweizer Konrad Amman zuerst lehrte die Taubstummen dadurch sprechen, daß er sie daran gewöhnte, auf die bei jedem einzelnen Laute veränderte Stellung der Organe des Mundes zu achten, sie mit dem Gesicht aufzufassen und vor dem Spiegel nachzuahmen. Während er einen Ton vorsprach, ließ er des Taubstummen Hand an seine Kehle halten, um die zitternde Bewegung zu bemerken, welche darin entstand, wenn er den Ton von sich gab. Bei dem Nachahmen dieses Tons ließ er dann die Hand an die eigene Kehle legen und gelangte so zum Aussprechen von Tönen, welche ein Taubstummer durch das bloße Nachahmen der mit dem Gesicht aufgefaßten Mundstellungen nicht würde haben hervorbringen können. Heinicke hat später diese Methode sehr vervollkommnet. Derselbe verwarf zwar die Geberdensprache nicht ganz, sondern fand in ihr ein brauchbares Mittel beim ersten Unterricht, das aber mehr und mehr in den Hintergrund tritt, je weiter der Schüler in der Lautsprache vordringt. Beim gegenwärtigen Unterricht der Taubstummen sucht man zunächst mit Hilfe der Augen und des Gesichts eine möglichst reine Artikulation zu erzielen und dem Schüler die größtmöglichste Fertigkeit im Ablesen vom Munde zu geben. Als Ziel des Sprachunterrichts gilt es, den Zögling dahin zu bringen, daß er sowohl mündlich wie schriftlich seine Gedanken in einfacher, aber korrekter Form ausdrücken kann. In den übrigen Fächern des Unterrichts ist das Ziel einer gewöhnlichen Volksschule auch das der Taubstummenschule, natürlich mit Ausnahme des Gesangs.

Vgl. Hill, «Der gegenwärtige Zustand des Taubstummenbildungswesens in Deutschland» (Weim. 1866); Heil, «Der Taubstumme und seine Bildung» (3. Aufl., Hildburgh. 1880); Schöttle, «Lehrbuch der Taubstummenbildung» (Tüb. 1874); Vatter, früher Matthias, «Organ der Taubstummenanstalten» (Jahrg. 1—32, Friedberg 1855—86).

Lehr- und Sprachbücher für Taubstumme schrieben besonders Hill, Köbrich, Körting, Küppers, Arnold, Vatter, Rößler, Danger u. a.

Taucha, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, an der Parthe, Station der Linie Eilenburg-Leipzig der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Arbeitshaus für Weiber, ein Siechenhaus, Weißgerberei, Kürschnerei, eine Tabaks- und Cigarrenfabrik, Ziegelbrennerei, Töpferei, Seilerei und zählt (1885) 2806 meist prot. E. Die Stadt war vom 12. bis 14. Jahrh. Grenzfestung und bis ins 15. Jahrh. wichtige Handelsstadt. Das Rittergut T. ist Eigentum der Stadt Leipzig.

Tauchenten, s. unter Ente.

Taucher (Colymbidae) heißt eine aus einer Gattung und vier Arten bestehende cirkumpolar verbreitete Familie der Schwimmvögel mit walzigem, gestrecktem Leibe, geradem, spitzem und ziemlich langem Schnabel, kleinen, kurzen Flügeln und ganz kurzem, fast verschwundenem Schwanze. Die Läufe sind seitlich sehr stark zusammengedrückt, die Hinterzehe ist frei mit einem lappigen Hautsaum, die drei Vorderzehen bilden, durch Schwimmhaut verbunden, einen Ruderfuß. Sie legen immer nur zwei auffallend gestreckte, schmutziggrüne, dunkel getüpfelte und gefleckte Eier in auf dem Boden sehr nahe an einem süßen Wasser stehende, aus Schilf roh verfertigte Nester. Die T. sind vorzüglich an ein Leben auf und im Wasser angepaßt und schwimmen mit an den Leib angepreßten Flügeln und nur mit den Füßen rudernd pfeilschnell unter Wasser ihrer Beute, den Fischen, nach.

Taucheranzüge, s. unter Taucherapparate.

Taucherapparate nennt man Vorrichtungen, welche ein längeres Verweilen unter dem Wasser ermöglichen. Dahin gehört zunächst die Taucherglocke. Dieselbe besteht aus einem großen, luftdichten, glockenförmigen Gefäß, welches mit der Öffnung auf das Wasser gesetzt und versenkt werden kann, ohne daß es vom Wasser gefüllt wird. Die in der Glocke befindliche Luft verhindert den Eintritt des Wassers in dieselbe, und der offene Boden gestattet eine freie Bewegung des Tauchers innerhalb der Glocke. Diese Erfindung ist seit dem Anfang des 16. Jahrh. bekannt und hat allmählich Verbesserungen erfahren. Dahin gehören Glasfenster im obern Teile, Schläuche mit Druck- und Saugpumpen zum Einbringen frischer und Wegnahme verdorbener Luft. Immerhin aber hatte die Taucherglocke zwei große Übelstände, die ihre Anwendung sehr beschränkten und zur Erfindung anderer Apparate führten. Der Taucher konnte wohl Gegenstände vom Meeresgrunde heraufholen, die sich recht unter der Glocke befanden, wurde aber durch die Glocke behindert, Arbeiten, z. B. Ausbesserungen an Schiffsböden u. dgl. vorzunehmen, die seitwärts oder über der Glocke angegriffen werden mußten. Ebenso durfte man sich mit der Glocke nicht in größere Tiefen wagen, weil sich dann die in ihr enthaltene Luft zu sehr verdichtete und einen zu großen Druck auf den menschlichen Körper ausübte. Man erfand deshalb den sog. englischen Taucherapparat, welcher aus einem wasserdichten ledernen Anzuge besteht, der über den ganzen Körper des Tauchers gezogen wird, und dessen Kopfteil einen Helm mit Augengläsern bildet. Von dem Helme führen Schläuche nach einer Druckpumpe, mit der dem Taucher die nötige Luft zum Atmen zugeführt wird. Da jedoch diese Luft in den Anzug strömt, so strebt sie den Taucher stets zu heben, und er muß deshalb mit schweren Bleigewichten belastet werden. Dieser Apparat gewährt den Vorzug einer freiern Bewegung für den Taucher und gestattet ihm, Arbeiten an Schiffsböden u. s. w. auszuführen. Für größere Tiefen erwies er sich jedoch ebenfalls nicht als praktisch. Der Tauchende ist nämlich hierbei stets einem der Tiefe, in welcher er sich befindet, entsprechenden Drucke unterworfen. Um unter einem solchen Wasserdrucke leben zu können, ist es notwendig, den Luftdruck im Körper so zu verstärken, daß er dem äußern, vom Wasser herrührenden das Gleichgewicht halten kann. Dies gestattet aber der engl. Taucherapparat nur in sehr unvollkommener Weise. Die ihn benutzenden Taucher vermögen deshalb ohne Schaden für ihre Gesundheit nicht längere Zeit unter Wasser auszuhalten und werden gewöhnlich bald brustkrank.

Ein neuerer, nach seinen Erfindern Rouquairol-Denayrouze benannter Taucherapparat löst dagegen jenes Problem in vollkommener Weise. Der Anzug dieses Apparats ist ähnlich wie bei dem englischen, dient aber hauptsächlich nur zur Abhaltung der Kälte und Nässe. Die Luft atmet der Taucher aus einem tornisterähnlichen, gußeisernen Cylinder, den er auf dem Rücken trägt, und von dem ein Schlauch nach seinem Munde führt. In diesen Cylinder wird durch Schlauchverbindung von oben Luft gepumpt, und zwar mit einem solchen Drucke, welcher der Wassertiefe entspricht. Ein Manometer an der Luftpumpe zeigt den erforderlichen Druck an. Durch eine sinnreiche Ventileinrichtung atmet der Taucher gerade nur so viel Luft ein, wie er braucht, und da diese nach der Tiefe komprimiert wird, hält sie in seinem Körper dem äußern Wasserdruck stets das Gleichgewicht. Die eingeatmete Luft wird durch die Nase in den Anzug ausgeatmet und steigt durch eine von Gummiblättchen gegen das Eindringen des Wassers von außen geschlossene Öffnung an die Oberfläche, sodaß der Taucher stets frische Luft von oben bekommt. Will er an die Oberfläche, so bedarf er dazu keiner fremden Hilfe. Er schließt durch eine Handhabe am Helm die Öffnung mit den Gummiblättchen, und die ausgeatmete Luft bleibt so im Anzuge und läßt ihn nach wenigen Augenblicken wie einen Ball in die Höhe schießen, während er sich durch die Öffnung des Hahns wieder senken kann. Dieser Apparat, Aërophor genannt, schädigt die Gesundheit der Taucher nicht im geringsten, selbst wenn sie damit auf 60—90 m Tiefe gehen. Sein Gebrauch erfordert auch nur sehr geringe Übung und Unglücksfälle sind fast gänzlich bei ihm ausgeschlossen. Man bewegt sich mit ihm unter Wasser fast ebenso bequem wie auf dem Lande, und seine großen Vorzüge verschaffen ihm deshalb jetzt überall Eingang. Der englische wird daher von dem neuen Apparat allmählich verdrängt, und die Taucherglocke kommt schon seit längerer Zeit gar nicht mehr in Anwendung. Neuere Verbesserungen am franz. Apparat sind eine unter Wasser brennende und den Umkreis des Tauchers erleuchtende Lampe und ein Sprachrohr, um sich mit ihm zu verständigen. Erstere befindet sich in einem wasserdicht abgeschlossenen Glasgefäß und erhält durch einen Schlauch die nötige Luft; letzteres ist ein Gummischlauch, der mit dem Innern des Helms in Verbindung steht.

Taucherglocke, s. unter Taucherapparate.

Taucherkolben, Mönchskolben oder Plunger, s. unter Kolben und unter Pumpen.

Taucherschiff. Seit Ende des 17. Jahrh. hat die Technik sich bemüht, Schiffe zu konstruieren, welche bestimmt waren, beliebig zu tauchen und unter Wasser feindliche Schiffe anzugreifen, sei es, um an deren Boden Sprengkörper zu befestigen oder mit Geschossen darauf zu wirken. Zu verschiedenen Perioden rühmten sich auch Erfinder, diese Aufgabe gelöst zu haben, aber bei nähern Versuchen zeigte sich stets, daß die Erfindung nach der einen oder andern Seite mangelhaft und zu Kriegszwecken unbrauchbar war. Der Hauptpunkt, an dem man dabei scheiterte, war die Fortbewegung unter Wasser, da Dampf nicht anwendbar ist, und bis jetzt ist es auch noch nicht gelungen, dafür eine andere genügende Kraft zu substituieren. Eine zweite große Schwierigkeit, die noch nicht überwunden werden konnte, ist, die T. unter Wasser im Gleichgewicht zu halten und sie sicher zu steuern. Endlich tritt noch der Umstand hinzu, daß der Gesichtskreis unter Wasser ein außerordentlich beschränkter ist und das T. gegen den über Wasser operierenden Feind nur wie ein Blinder gegen einen Sehenden operieren kann. Im J. 1848 erfand der Ingenieur Bauer (s. d.) ein solches Fahrzeug, mit dem er im Hafen von Kiel tauchte. Er kam jedoch nur durch einen glücklichen Zufall mit dem Leben davon, während das Boot selbst auf dem Grund liegen blieb. In neuerer Zeit hat man wieder vielfach derartige Versuche gemacht und sowohl flüssige Kohlensäure wie zusammengepreßte Luft als treibende Kraft angewandt, jedoch ohne sichern Erfolg. Das einzige T., welches nach einer Richtung seine Zwecke erfüllt, ist der Torpedo von Whitehead, jedoch kann er nur in einer geraden Linie unter Wasser gehen und keine Menschen tragen.

Tauchnitz (Karl Christoph Traugott), Gründer einer namhaften deutschen Verlagsbuchhandlung, geb. 29. Okt. 1761 zu Großpardau bei Grimma als Sohn eines Schullehrers, lernte in Leipzig bei Sommer die Buchdruckerkunst und bildete sich dann bei Unger in Berlin weiter aus. Von 1792 bis 1796 bekleidete er bei seinem ehemaligen Lehrherrn die Stelle eines Faktors und gründete hierauf eine Buchdruckerei, mit welcher er 1798 eine Verlagsbuchhandlung und 1800 eine Schriftgießerei verband. Im J. 1809 erschienen in seinem Verlage die ersten Bände seiner Sammlung klassischer Autoren, welche durch die Schönheit und Wohlfeilheit ihrer Ausstattung weite Verbreitung fanden. Neben einigen Prachtausgaben veranstaltete er 1825 eine Preisausgabe von Homer, mit Vorrede von G. Hermann, welche durch größte Genauigkeit sich auszeichnete; dieselbe wurde dadurch erreicht, daß er für Nachweisung eines jeden Druckfehlers einen Dukaten als Preis ausgesetzt hatte. Besondere Erfolge erzielte er durch die Stereotypie, welche er zuerst 1816 in Deutschland nach Stanhopes Methode einführte. Auf diese Weise ließ er die bei ihm erscheinenden Klassiker, Bibeln in deutscher und fremden Sprachen, den Koran in der Ursprache und verschiedene Musikwerke, was noch nie versucht worden war, herstellen. T. starb 14. Jan. 1836.

Sein Geschäft wurde von seinem Sohne Karl Christian Philipp T. (geb. zu Leipzig 4. März 1798) fortgeführt und zwar hauptsächlich in der philologischen Richtung durch Herausgabe stereotypierter Textausgaben griech. und lat. Klassiker. Im J. 1865 zog er sich von den Geschäften zurück, welche durch Verkauf in verschiedene andere Hände kamen. Das Verlagsgeschäft ging in seinen Hauptteilen in den Besitz von O. Holtze über, der es unter seinem Namen fortführt. T. starb 16. April 1884 und hinterließ sein bedeutendes Vermögen seiner Vaterstadt Leipzig zur Errichtung einer Stiftung für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke, nachdem er schon bei Lebzeiten durch bedeutende Stiftungen sich als großherziger Menschenfreund erwiesen hatte.

Tauchnitz (Christian Bernh., Freiherr von), hervorragender deutscher Verlagsbuchhändler, Neffe von Karl Christoph Traugott T., geb. 25. Aug. 1816, begründete am 1. Febr. 1837 unter der Firma Bernhard Tauchnitz zu Leipzig eine Verlagsbuchhandlung, mit der eine umfangreiche Buchdruckerei und Stereotypie verbunden ist. Am bekanntesten wurde T. durch die «Collection of British authors» (die sog. «Tauchnitz Edition»), eine 1841 begonnene Sammlung engl. Schriftsteller, welche den Zweck hat, die Schätze der engl. Litteratur in der Originalsprache in guten und wohlfeilen Ausgaben auf dem Kontinent bekannt zu machen. Anfang 1886 war dieselbe auf 2400 Bände angewachsen und schloß 237 engl. und 30 amerik. Verfasser in sich. Neben dieser Sammlung hat T. eine «Collection of German authors» begonnen, welche die vorzüglichsten Erzeugnisse der deutschen Litteratur in guten engl. Übersetzungen enthält. Auch wurden 1886 im Anschluß an diese Unternehmungen die «Students Tauchnitz Editions» begründet, Ausgaben engl. und amerik. Werke mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen. Der übrige umfangreiche Verlag besteht hauptsächlich aus philolog. Werken, griech. und lat. Klassikern, Textausgaben, sowohl als kommentierten, ferner aus lexikalischen, biblischen und juristischen Werken. Im J. 1860 wurde T. in den erblichen Freiherrenstand erhoben und 1877 vom Könige von Sachsen zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer ernannt. Außerdem bekleidet er die Stelle eines großbritann. Generalkonsuls für das Königreich Sachsen. Seit 1866 ist sein ältester Sohn, Christian Karl Bernhard, Freiherr von T., geb. 29. Mai 1841, der die Rechte studierte und den juridischen Doktorgrad erwarb, in das Geschäft eingetreten und nimmt an dessen Leitung teil. Er ist zugleich großbritann. Vizekonsul.

Tauchzündhölzchen, s. unter Feuerzeug.

Tauenzeichenpapier, ein durch große Festigkeit und Zähigkeit ausgezeichnetes, daher besonders für Werkstattzeichnungen benutztes Papier, das aus alten Schiffstauen verfertigt wird.

Tauenzien oder Tauentzien von Wittenberg (Friedr. Bogislaus Emanuel, Graf von), preuß. General der Infanterie, ein Sohn des im Siebenjährigen Kriege 1760 berühmt gewordenen Verteidigers von Breslau, Bogislaus Friedrich von T. (geb. 18. April 1710, gest. 20. März 1791), wurde 15. Sept. 1760 zu Potsdam geboren und trat 1775 in die preuß. Armee, in der er 1795 zum Oberst und 1801 zum Generalmajor aufstieg. Er befehligte 1806 ein bis Hof vorgeschobenes Korps, wurde aber auf Schleiz zurückgedrängt und hier 9. Okt. vom Marschall Soult mit Übermacht angegriffen und auf die Hauptarmee zurückgedrängt. Bei Jena befehligte er die Vorhut des Hohenloheschen Korps und teilte bei Prenzlau dessen

Schicksal. Nach dem Tilsiter Frieden erhielt er, zum Generallieutenant befördert, das Kommando der brandenb. Brigade. Als Preußen sich 1813 gegen Frankreich erklärte, ward er zum Militärgouverneur von Pommern ernannt und leitete die Belagerung von Stettin. Nach dem Waffenstillstand befehligte er das meist aus Landwehr bestehende 4. Armeekorps unter dem Kronprinzen von Schweden, kämpfte 23. Aug. bei Blankenfelde gegen Bertrand und trug 6. Sept. zum Siege bei Dennewitz durch seine tapfere Gegenwehr gegen das 4. franz. Armeekorps und seinen entschlossenen Angriff bei. Als die Nordarmee über die Elbe ging, folgte ihr T. 5. Okt. bei Roßlau. Da aber die schlesische und die Nordarmee vereinigt 11. Okt. über die Saale gingen, um Napoleon auszuweichen, wurde sein Korps, um den Übergang über die Elbe und zugleich Berlin zu decken, bei Dessau zurückgelassen. Zwei franz. Armeekorps zwangen ihn, mit dem Blockadekorps von Wittenberg sich bis gegen Potsdam zurückzuziehen, wo er während der Schlacht bei Leipzig stehen blieb. Nach dieser wurde ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg, sowie die Blokade von Magdeburg übertragen. Torgau ergab sich 26. Dez. 1813, Wittenberg ward in der Nacht zum 13. Jan. 1814 unter T.s Leitung durch den General von Dobschütz erstürmt, und 24. Mai fiel auch Magdeburg. Im J. 1815 erhielt T. das Kommando des 6. Armeekorps, welches anfangs als Reserve an der Elbe stand, nach der Schlacht bei Waterloo aber nach Frankreich zog und als Occupationskorps in der Bretagne blieb. T. war 1791 in den Grafenstand erhoben worden und erhielt den Beinamen «von Wittenberg». Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde ihm beträchtlicher Grundbesitz zugewiesen und das Generalkommando des 3. Armeekorps übertragen. Er starb als Gouverneur von Berlin 20. Febr. 1824.

Tauerei (frz. touage, engl. towing), s. Kettenschleppschiffahrt.

Tauern (Hohe), s. Hohe Tauern.

Taufe. Abwaschungen in reinem Wasser waren bei verschiedenen morgenländ. Völkern von alters her als symbolische Handlungen im Gebrauche. Das Alte Testament schreibt bei allen möglichen Verunreinigungen, aber auch vor dem Tempelbesuche, vor Verrichtung gottesdienstlicher Gebräuche und priesterlicher Handlungen dergleichen Waschungen vor, welche namentlich im spätern Judentum von den Pharisäern mit peinlicher Sorgfalt beobachtet wurden. Die hierbei zu Grunde liegende Idee war die der levitischen Reinheit oder die Fernhaltung jeder verunreinigenden Berührung von dem Eigentum Jahvehs, «des Heiligen Israels». Als Sinnbild des Übergangs von heidnischer Unreinigkeit zu dem heiligen Bundesvolk mag schon in vorchristl. Zeit die sog. Proselytentaufe an den zum Judentum bekehrten Heiden vollzogen worden sein. Im Unterschiede von partiellen Waschungen schien hier ein Untertauchen des ganzen Körpers in fließendes Wasser unerläßlich. Eine tiefere sittliche Beziehung lag in der Taufe des Johannes. Dieselbe sollte ein Symbol der zum Eintritt in das nahe bevorstehende Messiasreich erforderlichen Buße oder sittlichen Umkehr sein, und wurde daher ebenfalls durch Untertauchen, aber nicht an Heiden, sondern an Juden, als den Mitgliedern des messianischen Volks, vollzogen. Jesus, welcher sich selbst vor seinem öffentlichen Auftreten der Johannestaufe unterzogen hatte, begann seine Thätigkeit mit demselben Bußrufe wie Johannes, scheint aber das Taufen seinen Jüngern überlassen zu haben. In der ältesten messianischen Gemeinde war das T. allgemein übliche Sitte. Sie erfolgte anfangs auf den Namen Jesu Christi, d. h. auf das Bekenntnis hin, daß Jesus der Messias sei. Ob Jesus selbst die T. auf seine Person «eingesetzt», d. h. zur förmlichen Bedingung des Eintritts in die messianische Gemeinde erhoben habe, läßt sich ebenso wenig feststellen, als über die Form der auf sein Geheiß noch während seines Lebens geübten messianischen T. etwas Näheres bekannt ist. Die Matth. 28, 19 auf Jesus selbst zurückgeführte Taufformel «auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes» ist zuverlässig erst spätern Ursprungs. Da man in ihr aber, auf Grund der evang. Erzählung, eine Anordnung des auferstandenen Erlösers sah, so wurde sie in den christl. Gemeinden allgemein recipiert. Nach einer namentlich durch Paulus ausgebildeten Vorstellung war die Wassertaufe nicht bloß Sinnbild der Buße, sondern versetzte den Täufling mittels der Anrufung des Namens Christi in geheimnisvolle Verbindung mit ihm, daher schon in der Apostelzeit die Sitte aufkam, daß die Gläubigen sich für ihre bereits verstorbenen Angehörigen taufen ließen, um diesen bei der Auferstehung die Teilnahme am Messiasreiche zu sichern. Als geheimnisvolle Teilnahme an dem sündentilgenden Tode und der Auferstehung Jesu hieß die T. «das Bad der Wiedergeburt», durch welches der Täufling der Sündenvergebung und des Heiligen Geistes, sowie der Anwartschaft auf die künftige Auferstehung teilhaftig werde. Schon in der Vorstellung der Urgemeinde verband sich mit der Wassertaufe die Geistestaufe, oder die Überleitung des Heiligen Geistes mittels Handauflegung auf den Täufling. Diese Gabe der Geistesmitteilung gilt der Apostelgeschichte als eine Prärogative der Apostel, daher die Wassertaufe anderer Lehrer erst der Vervollständigung durch die apostolische Handauflegung zu bedürfen schien. Als Sinnbild der Geistestaufe kam schon im 2. Jahrh. außer der Handauflegung die Salbung auf, die aber gleich dieser seit Mitte des 3. Jahrh. allein von den Bischöfen, als Nachfolgern der Apostel, vollzogen wurde, während die Wassertaufe den Presbytern gestattet blieb. Infolge dessen wurde die Handauflegung und Salbung als besondere heilige Handlung (s. Firmung) von der T. getrennt.

Die alte Sitte des Untertauchens veranlaßte seit dem 4. Jahrh. die Aufstellung von sog. Taufbrunnen in den Vorhöfen der Gotteshäuser oder in eigenen Taufkapellen. Das bloße Besprengen mit Wasser, welches früher nur bei der Krankentaufe (baptismus clinicorum) üblich war, kam in der abendländ. Kirche erst im 13. Jahrh. auf. Die Protestanten nahmen diese Sitte von den Katholiken herüber. Nur die Baptisten (s. d.), denen die Besprengung keine wirkliche T. ist, haben das Untertauchen wieder eingeführt, welches übrigens auch in der griech. Kirche die herrschende Sitte blieb. In den ersten Jahrhunderten empfingen fast nur Erwachsene die T. Derselben ging eine längere Vorbereitungszeit voran, während deren die Neubekehrten in der christl. Glaubenslehre unterrichtet wurden. (S. Katechumenen.) Der Glaube an die sündenvergebende Kraft der T., welcher nur die Kraft des Märtyrertodes gleich-

geachtet wurde (Bluttaufe), bewog viele, dieselbe solange als möglich aufzuschieben. Die besonders durch Augustinus verbreitete Lehre von der unwiderruflichen Verdammnis der Ungetauften verwandelte diese Säumnis in Eile und machte seit dem 5. Jahrh. die Kindertaufe allgemein. Freilich verwickelte diese Sitte die Kirche in allerlei Schwierigkeiten, da bisher als Bedingung der T. der persönliche Glaube gefordert wurde. Statt des Täuflings legten seitdem die Taufzeugen oder Paten (s. d.) das Taufbekenntnis ab, und der Glaube der letztern galt als stellvertretend für den Glauben des Kindes, wenn man nicht vorzog, von einem «unbewußten Glauben» des Täuflings zu sprechen. Der magischen Auffassung von der Wirkung der T. wurde hierdurch noch größerer Vorschub geleistet. Schon im 3. Jahrh. hatte Bischof Stephan von Rom im Streite mit Cyprian von Karthago und den kleinasiat. Bischöfen behauptet, die Wirksamkeit der T. sei lediglich abhängig von der über den Täufling ausgesprochenen biblischen Taufformel, und aus diesem Grunde auch die bei schismatischen und ketzerischen Parteien verrichtete T. (Ketzertaufe) für gültig erklärt. Diese Ansicht ist später die herrschende geworden, daher die orthodoxe Kirche jede Art Wiedertaufe untersagte, außer wenn die Taufformel nicht einsetzungsmäßig ausgesprochen ist. Noch heute achtet daher die kath. Kirche auch die protestantische T. für gültig. Sogar Laien und Nichtchristen dürfen in Notfällen die T. in gültiger Weise vollziehen. Als Wirkung des Taufaktes betrachtet die orthodoxe Lehre fast aller christl. Konfessionen die Vergebung der Sünde, speziell die Tilgung der auch den Kindern infolge der Erbsünde anhaftenden Verdammlichkeit vor Gott. Ungetaufte Kinder sind dagegen der Gewalt des Teufels anheimgegeben, die erst durch den Taufakt gebrochen wird, daher nach alter kirchlicher Sitte ein von den Paten an Kindesstatt ausgesprochenes Gelöbnis, dem Teufel zu entsagen (Abrenunciation), oder wohl auch eine förmliche Austreibung des Teufels aus dem Kinde durch den Geistlichen (s. Exorzismus) der T. vorherging.

Nach luth. Lehre wird durch die T. nicht bloß die Sündenvergebung, sondern auch die Wiedergeburt oder die Herstellung der Freiheit zum Guten und die Rechtfertigung vor Gott thatsächlich gewirkt, wogegen die Reformierten in ihr nur ein Zeichen und Unterpfand des göttlichen Willens sehen, diese Güter dem Kinde, wenn es zum Glauben gelangt, zu gewähren. Der Rationalismus betrachtet die T. nur als feierliche Aufnahme des Kindes in die christl. Gemeinschaft, die neuere freie Theologie als symbolische Handlung der Kirche zur sinnbildlichen Darstellung der Wiedergeburt oder der sittlichen Erneuerung. Der Widerspruch, in welchen die orthodoxe Lehre von der Wirkung der T. mit der Lehre vom Glauben trat, hat schon in der Reformationszeit bei den sog. Wiedertäufern (s. d.) und später noch bei den Taufgesinnten (s. d.) und Baptisten (s. d.) zur Verwerfung der Kindertaufe geführt. Der früher allgemein festgehaltene staatliche Taufzwang ist in Deutschland seit dem Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 in Wegfall gekommen. Die Taufceremonien sind bei den verschiedenen christl. Konfessionen verschieden. Bei den Protestanten wird die T. lediglich durch das Aussprechen der Taufformel über dem mit seinem neuen Vornamen genannten Täufling und dreimalige Besprengung vollzogen, die Recitation des Glaubensbekenntnisses, gewöhnlich des apostolischen Symbolums, geht voran, die Einsegnung folgt nach. In der kath. Kirche wird dem Neugetauften zum Zeichen seiner geistlichen Jugend Milch und Honig gereicht und seine geistige Ausstattung mit den Gaben des Christentums durch mehrere symbolische Handlungen, z. B. die Mitteilung des Salzes der Weisheit und die Bekleidung mit dem Westerhemd, dem Kleide der Unschuld und Reinlichkeit, angedeutet. Das Taufwasser wird in der röm. und griech. Kirche besonders geweiht. Übrigens gilt die T. bei allen christl. Kirchenparteien als Sakrament (s. d.). An leblosen Gegenständen die T. zu vollziehen, gilt den Protestanten als verwerflicher Mißbrauch. In der kath. Kirche kommt dies dagegen häufiger vor. Am gewöhnlichsten ist der im 10. Jahrh. aufgekommene Gebrauch der Glockentaufe, welche zu der abergläubischen Vorstellung eines besondern Schutzes, den das Läuten der Glocke bei Gewittern gewähren sollte (Wetterläuten), Veranlassung bot.

Taufgesinnte (holländ. Doopsgezinden) nennt sich seit 1570 eine gewöhnlich unter dem Namen der Mennoniten bekannte prot. Kirchenpartei. Ihr Stifter ist Menno Simons (s. d.). Mit den sog. Wiedertäufern (s. d.) der Reformationszeit haben die T. nur die Verwerfung der Kindertaufe gemein, unterscheiden sich dagegen von ihnen wesentlich durch Ablehnung aller Gewalt und spiritualistischen Schwärmerei. Innerlich verwandt sind sie den Waldensern (s. d.), wenn auch ein direkter Zusammenhang sich nicht nachweisen läßt. Die Verwechselung mit den Wiedertäufern war der Grund, daß die T. von Katholiken wie von Protestanten auf das heftigste angefeindet und verfolgt wurden. Menno selber stellte seinen Lehrbegriff in dem «Fundamentbuch von dem christl. Glauben» (1556) auf; doch hat auch diese Schrift keine bindende Autorität, wie denn die T. überhaupt keine allgemein verpflichtenden Bekenntnisschriften besitzen. Indem sie in einzelnen Lehrstücken, z. B. der Erbsünde, der Willensfreiheit, der Rechtfertigung, die Schroffheiten des kirchlichen Lehrsystems abzuschwächen suchten, haben sie sich in der Lehre fast ganz den Reformierten genähert, und auch ihr Gottesdienst weicht von dem protestantischen nur wenig ab. Dagegen verwerfen sie entschieden die Kindertaufe und taufen ihre Kinder erst nach empfangenem Unterricht, frühestens im Alter von 14 J. und zwar in den Bethäusern vor versammelter Gemeinde durch Besprengung, eine Partei, die «dompelers», durch Untertauchen. Ferner verwerfen sie den Eidschwur und die Ehescheidung, außer im Falle des Ehebruchs, den Krieg und jede Art von Rache; die Bekleidung obrigkeitlicher Ämter wird nicht verboten, aber doch widerraten. Anfangs ward auch neben dem Abendmahl noch das Sakrament der Fußwaschung beobachtet als Symbol der Reinigung der Seelen durch das Blut Christi. Das Dringen auf sittliche Reinheit führte teils zu einer strengen Kirchenzucht, teils zu kleinlichen Bestimmungen über Kleider-, Bart-, Haartracht und ähnliches. In diesen beiden Punkten wurzeln auch die meisten Spaltungen der T. Schon im J. 1554 erfolgte die Trennung in Grobe, d. h. Strenge, und in Feine, d. h. Milde. Die Groben, bestehend aus Friesen, Flamingern und Deutschen, von ihren Gegnern Dreckwagen

genannt, forderten, daß jedes Vergehen mit dem Bann bestraft werde, und zwar ohne vorhergegangene Ermahnung, und daß dieser Bann jedes Band der Gemeinschaft aufhebe, selbst dasjenige zwischen Ehegatten und Verwandten. Die Feinen, Waterländer genannt, weil sie im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Frauecker ihren Sitz hatten, wollten den Bann nur bei beharrlichem Ungehorsam gegen die Gebote der Bibel anwenden, ihm mehrfache Mahnung vorangehen lassen und das häusliche Leben dadurch nicht stören. Sowohl unter den Groben als unter den Feinen entstanden dann wieder neue Parteiungen. Im J. 1640 erregte Ule Walles die Trennung der Ulewalliſten durch Einführung des dreimaligen Untertauchens bei der Taufe (daher auch «dompelers» genannt), einer besonders strengen Kirchenzucht und genauer Vorschriften über das Tragen von Schmucksachen, Kleidern und Bärten. Im J. 1664 führte die Einwirkung des Arminianismus zu neuer Parteiung. Die Anhänger des Arminius hießen nach ihrem Haupte, dem Arzt Galenus Abrahams de Haen, Galeniſten, oder nach ihrem Versammlungshaus, einer frühern Brauerei zu Amsterdam, welche als Schild ein Lamm führte, Lamiſten, die Anhänger der Prädestination dagegen nach ihrem Haupte, dem Arzt Samuel Apostool, Apoſtoolen, oder nach der Sonne, welche das Schild ihres Versammlungshauses zu Amsterdam zierte, Soniſten. Am Ende des 18. Jahrh. gab es nur noch zweierlei T. in den Niederlanden, die sich 1800, mit Ausnahme der Gemeinden auf der Insel Ameland und in den Dörfern Aalsmeer und Balk, zu einem Ganzen verbanden. Seit 1811 sind alle Gemeinden durch die Errichtung der allgemeinen T.-Societät in Amsterdam, mit Beibehaltung völliger Freiheit ihrer angenommenen Eigentümlichkeiten, enger verbunden. Die Partei zählt jetzt ungefähr 127 Gemeinden mit circa 47 000 Seelen, genießt gleiche Rechte mit den übrigen Konfessionen und hat sich durch einen Missionsverein, die Teylersche theologische Gesellschaft zu Harlem, und namentlich auf praktisch-philanthropischem Gebiete hervorgethan. In Deutschland sollen sich gegenwärtig etwa 15 000 Mennoniten finden, von denen der größte Teil auf das Königreich Preußen kommt. Hier erlangten die T. seit 1802 die Befreiung vom Soldateneide, bald darauf vom Kriegsdienste, seit 1827 auch vom Amts- und Zeugeneid. Doch ist ihre Militärbefreiung in ganz Deutschland aufgehoben worden. Nicht zu verwechseln mit den T. sind die in neuester Zeit in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgetauchten Baptisten (s. d.), welche mit ihnen fast nur die Verwerfung der Kindertaufe gemein haben. Überall, wo die T. heimisch sind, gelten sie als stille und fleißige Unterthanen.

Vgl. Schyn, «Historiae christianorum qui in Belgio foederato Mennonitae appellantur» (Amsterd. 1723) und «Historiae Mennonitarum plenior deductio» (Amsterd. 1729); Hunzinger, «Das religiöse Kirchen- und Schulwesen der Mennoniten» (Speier 1831); Reiswitz und Wadzek, «Beiträge zur Kenntnis der Mennonitengemeinde in Europa und Amerika» (Berl. 1824); Blouppet ten Cate, «Geschiedenis der doopsgesinden» (5 Bde., Amsterd. 1839—47).

Taufhaus, s. Baptisterium.

Taufname. Von ältester Zeit her forderte sowohl die Kirche als auch die Sitte passende T., und die Mehrzahl derselben sondert sich in einige große charakteristische Gruppen. Viele beziehen sich auf Gott und die Pflichten gegen ihn, als Gottlieb, Gottfried, Gottwald, Theodor, Amadeus; andere auf den Religionsstifter, doch so, daß der Name Jesus Christus selbst und Ableitungen von ihm vermieden werden; nur bei den Syrern begegnet man Namen wie Jesujab (Jesu dedit), Ebed-Jesu (servus Jesu). Häufig dagegen sind Ableitungen von Christus, als Christian, Christina, Christoph; auch Emanuel ward ohne Bedenken gebraucht. Ferner entlehnte man die Namen der Apostel, Evangelisten, Märtyrer und Heiligen, und hier zeigen sich sowohl konfessionelle als geogr. Unterschiede, sofern die Heiligennamen überhaupt von der kath. Kirche bevorzugt wurden und in den verschiedenen Ländern sich eine Vorliebe für gewisse National- und Lokalheilige kundgab. Wo der Protestantismus mit Eifer auftrat, wie während des 16. Jahrh. in Frankreich, Holland und England, da verwarf man die Heiligennamen und wählte dafür alttestamentliche: Abraham, Jakob, David, Anna, Susanna u. dgl.; und wiederum im Gegensatz hierzu befahl der Catechismus Romanus ausdrücklich, den Täuflingen Heiligennamen beizulegen. Nur Martin, Philipp und Ulrich sind stets bei den Protestanten beliebt gewesen, als Vornamen der Reformatoren Luther, Melanchthon und Zwingli, während andererseits bei den Katholiken aus dem Mariendienste der Gebrauch entsprang, den Namen Maria auch für das männliche Geschlecht zu verwenden. Außerdem wurden Namen gebildet aus den Benennungen der christl. hohen Feste und Taufzeiten, als Natalis, Epiphanius, Paschalis; auch solche, die an christl. Tugenden erinnerten, als Eusebius, Pius, Charitas. Ja sogar Tiernamen wählte man, wie Leo, Asellus, Columba, teils ihre natürliche Bedeutung symbolisch auffassend, teils aus christl. Demut. In Deutschland behielten die alten einheimischen Namen lange das Übergewicht. Fremde kirchliche Namen von hebr., griech. und lat. Herkunft werden erst seit den Kreuzzügen häufiger; eins der frühesten Beispiele eines deutschen Herrschers mit fremdem Namen bietet der hohenstaufische König Philipp.

Nach dem Aufkommen bleibender Geschlechtsnamen traten die T. als Vornamen vor dieselben, und aus der seit dem Ende des 15. Jahrh. überhandnehmenden Sitte, zwei und mehr Taufzeugen zu stellen, entsprang der Gebrauch, einem und demselben Kinde mehrere T. zugleich beizulegen. Die kath. Kirche pflegt außerdem noch bei der Firmung unpassende T. durch neue zu ersetzen oder denselben doch noch einen neuen hinzuzufügen; doch besteht über Annahme des Firmnamens und über seine Führung im gewöhnlichen Leben kein Kirchengesetz. Die Gewohnheit, bei dem Übertritt von einer Konfession zu einer andern den T. zu ändern, ist nie allgemein herrschend gewesen und besteht gegenwärtig als Regel nur in der griech. Kirche. Gegen Ende des 18. Jahrh. führte teils Gleichgültigkeit oder Widerwille gegen kirchliche Formen, teils auch Neuerungssucht zu mancherlei Wunderlichkeiten in der Namengebung, am auffallendsten in den ersten Zeiten der Französischen Revolution, wo Namen wie Liberté, Egalité, Sansculotte u. dgl. ganz gewöhnlich vorkamen. Doch schon 1802 ward durch ein Gesetz der alte Brauch in Frankreich hergestellt, und auch in Preußen wie im übrigen Deutschland erschienen Verordnungen gegen abenteuerliche und unschickliche T.

Vgl. Dolz, «Die Moden in den T.» (Lpz. 1825); Fleischner, «Onomatologie, oder Versuch eines lat. Wörterbuchs unserer T.» (Erlangen 1826); Sommer, «Die T. und ihre Bedeutung» (Berl. u. Potsd. 1844); Augusti, «Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie» (Bd. 7, Lpz. 1825); Abel, «Die deutschen Personennamen» (Berl. 1853); Michaelis, «Wörterbuch der gebräuchlichsten T.» (Berl. 1856); Pott, «Die Personennamen» (2. Aufl., Lpz. 1859); Beleze, «Dictionnaire des noms de baptême» (Par. 1863).

Taufrosch, Grasfrosch (Rana temporaria, s. Tafel: Lurche II, Fig. 3) heißt ein in ganz Europa gemeiner bis 10 cm lang werdender Frosch, in dessen Färbung Braun vorherrscht; an den Seiten des Kopfes vom Trommelfell bis zur Schulter erstreckt sich ein dunkler Fleck. Der T. ist viel weniger Wassertier als der Teichfrosch, laicht sehr zeitig im Frühjahr; das Männchen quakt nicht laut, sondern gibt mehr grunzende Töne von sich. Er tritt in mehrern Varietäten auf. (S. unter Frösche.)

Taufzeugen, s. Paten.

Taugarn, das zu den schwersten Seilerarbeiten benutzte grobe Hanfgespinst.

Tauler (Joh.), ein berühmter deutscher Mystiker und Prediger. Zu Straßburg um 1300 geboren, trat T., einem bedeutenden Vermögen entsagend, etwa 1318 in den Dominikanerorden, beschäftigte sich besonders mit dem Studium der Schriften der ältern und neuern Mystik, namentlich Meister Eckardts, zog gegen 1327 nach Köln, vielleicht auch noch nach Paris und kehrte dann nach Straßburg zurück, um als angesehener Prediger zu wirken. Trotz des Interdikts, das Johann XXII. über Straßburg verhängt hatte, fuhr er mit andern Dominikanern fort, zu predigen und Seelsorge zu treiben und mußte infolge dessen 1339 nach Basel übersiedeln, wo er mit den sog. Gottesfreunden in innigen Verkehr trat. Ende der vierziger Jahre war T. wieder in Straßburg, und hier besuchte ihn nach dem «Meisterbuche», dessen Echtheit allerdings bestritten wird, der geheimnisvolle Gottesfreund aus dem Oberlande, unter dessen Einflüssen er zwei Jahre lang schweren ascetischen Übungen sich hingab; 1352 fing T. wieder an zu predigen und setzte seine erfolgreiche Thätigkeit in Straßburg und auch außerhalb, z. B. in Köln, bis zu seinem am 16. Juni 1361 in Straßburg erfolgten Tode fort. Als Mystiker unterscheidet sich T. von Meister Eckardt sehr vorteilhaft dadurch, daß er spekulativen, zum Quietismus hinführenden Gedanken weit weniger nachgeht, sondern mit allem Nachdruck die praktische Bethätigung des Christentums fordert. Einfachen Glauben, praktisches Leben, thatsächliche Äußerungen eines gotterfüllten Gemüts sind es, worauf er dringt. Als Prediger war T. der größte in seiner Zeit, wenn auch nicht im Mittelalter überhaupt. Voll sittlichen Ernstes tadelt er schonungslos die Gebrechen der Kirche, Habsucht, Prunk, Härte und andere Laster der Weltlichen wie der Geistlichen, aus der Tiefe eines mitfühlenden Gemüts heraus wendet er sich an das bedrückte Volk und an alle zerschlagenen Herzen, mit Nachdruck weist er hin auf das, was notthut, auf innerliche Frömmigkeit und thätige christl. Liebe. Von seinen Schriften und Predigten ist vieles in Handschriften erhalten, aber noch ungedruckt. Seine «Predigten» (Lpz. 1498) bearbeitete Hamberger neuhochdeutsch (2. Aufl., Prag 1872). Die Autorschaft der «Nachfolgung des armen Lebens Christi» (Frankf. 1833) wird von Denifle in seiner Ausgabe des «Buches von geistlicher Armut» (Münch. 1877) mit Recht bestritten. Auch die Echtheit der T. zugeschriebenen geistlichen Lieder ist zweifelhaft. Vgl. C. Schmidt, «Johann T. von Straßburg» (Hamb. 1841); derselbe, «Nikolaus von Basel» (Straßb. 1875); Jundt, «Les amis de Dieu au 14e siècle» (Paris 1879); Denifle, «T.s Bekehrung» (Münster 1879).

Taumelkäfer oder Drehkäfer (Gyrinidae), eine kleine, aus 7 Gattungen und etwa 150 Arten bestehende, kosmopolitisch verbreitete Käferfamilie mit kurzen, stummelförmigen Fühlern und verlängerten Vorderbeinen, während die beiden hintern Beinpaare kurz, ganz flachgedrückt und flossenartig sind; die Flügeldecken sind hinten abgestutzt, sodaß die Hinterleibspitze frei hervorragt. Ihr jederseitiges zusammengesetztes Auge ist durch einen queren Vorsprung des Seitenrandes des Kopfes in ein oberes und unteres geteilt, sodaß die Tiere bei dem Schwimmen auf dem Wasser, gleichzeitig in die Luft und in das Wasser sehen können. Der gemeine Taumelkäfer (Gyrinus natator, Tafel: Insekten I, Fig. 4) ist etwa 7 mm lang, schwarzglänzend, mit rotgelben Beinen, schwimmt sehr schnell in Spirallinien auf der Oberfläche des Wassers und taucht bei Gefahr sofort unter.

Taumellolch (Lolium temulentum) oder Tollgerste, Grasart, s. Lolch.

Taumler, drehkranke Schafe, s. unter Drehkrankheit.

Taunton, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Somerset, frühere Hauptstadt der letztern am schiffbaren Tone, durch den Taunton-Kanal mit Bridgewater und durch den Western-Kanal mit Tiverton verbunden, in reizender fruchtbarer Gegend, Station der Linie London-Exeter der Great-Westernbahn, von welcher hier Abzweigungen nach Watchet, Barnstaple und Ilminster abgehen, zählt (1881) 16 611 E. und hat eine got. Kirche (St.-Mary Magdalen) aus der Zeit Heinrichs VII. mit herrlichem Turm und sehenswertem Innern, ein Schloß, welches um 700 gegründet, im 11. Jahrh. neu aufgeführt und im 18. Jahrh. erneuert wurde, Markthallen, eine Lateinschule, ein Museum mit Bibliothek, eine Archäologische Gesellschaft mit Museum, ein Seminar der Wesleyaner, Fabrikation von Tuch, Kasimir, Seidenzeugen und Strohhüten, Maschinenbau, Alebrauerei, Pferde- und Viehhandel. T. hieß zur Zeit der Angelsachsen Tantun. Der gegen den kath. König Jakob II. im Aufstand begriffene Jakob, Herzog von Monmouth, unehelicher Sohn Karls II., ließ sich hier am 20. Juni 1685 von seinen Anhängern zum König ausrufen.

Taunton, Stadt und Einfuhrhafen in Bristol County im nordamerik. Staate Massachusetts, am Flusse gleichen Namens, steht durch Eisenbahnen mit Boston, Providence, Fall River, Newport, New-Bedford, Cape Cod u. s. w. in Verbindung, zählt (1880) 21 213 E. und hat bedeutende Lokomotiv-, Baumwoll-, Nägel-, Backstein- und andere Fabriken, 3 National- und 2 Sparbanken, 1 Akademie, 1 öffentl. Bibliothek und das Staats-Irrenasyl. Die Bewohner treiben auch Küstenhandel und Fischerei. Von Engländern 1638 angesiedelt, wurde T. 1864 als Stadt inkorporiert.

Taunus heißt im weitern Sinne der südl. Abschnitt des ostniederrhein. Plateau- und Berglandes, welcher zwischen Main und Lahn gelegen ist

und fast ganz dem ehemaligen Herzogtum Nassau angehört. Im engern Sinne aber begreift man darunter nur das südl. Randgebirge dieses Plateau- und Berglandes, als welches er auch die Höhe genannt und mit zur Grenzscheide von Nord- und Süddeutschland gerechnet wird. Es erhebt sich das Waldgebirge des eigentlichen T. im Osten aus dem Thale der Nidda und Wetter, der Wetterau, bei Nauheim allmählich und zieht über Homburg, Königstein, Eppstein und Schlangenbad gegen Südwesten dem Rhein zu, sodaß sein südl. Abfall 7—15 km vom Main entfernt bleibt, am Rhein aber, von Biebrich bis gegenüber Bingen, nur eine schmale Ebene läßt. Dieser Abfall ist steil, ohne jedoch schroff zu sein. Der westliche dagegen, von Bingen bis Lahnstein, stürzt mit schroffen Felswänden in das Strombett des Rheins ab. Der nördl. Abhang ist sanft, durch Vorhöhen vermittelt, tritt jedoch mit scharfen und felsigen Berghängen an die Lahn. Der wenig geschlossene Hauptkamm des Gebirges hat eine mittlere Höhe von 450 m, über welche sich mehrere abgerundete Kuppen und abgestumpfte Kegel noch um 270—360 m erheben. Seine höchsten Gipfel liegen im nordöstl. Teile. Hier erreicht er schon 11 km westlich von Homburg seinen Kulminationspunkt in dem 880 m hohen Großen Feldberg bei Königstein, mit einer berühmten Rundsicht von 700 km im Umkreis, der losen Quarzmasse des Brunhildenbettes und dem stattlichen Feldberghaus auf seinem Gipfel. Südwestlich von diesem erhebt sich 826 m hoch der Kleine Feldberg, von diesem südlich 798 m der Altkönig mit einem dreifachen kolossalen Steinwall (Uhlandsruhe). Im mittlern Teile der Kette erheben sich der Rossert, 516 m, der Stauffen, 417 m, der Trompeter, 539 m, und nördlich von Wiesbaden die Platte mit ihrem Jagdschlosse, 500 m hoch; weiter südwestlich die Hohe Wurzel, 610 m, die Kalte Herberg, 620 m, die Hallgarter Zange, 580 m hoch. Der westlich niedere T. von dem Thal der Walluf ab, zwischen dem Rhein und dem nördlichen engen und romantischen Wisperthal wird auch das Rheingaugebirge genannt. Auf demselben erhebt sich über Eltville die Rauenthaler Höhe 500 m, nördlich von Rüdesheim der Rischpelkopf 473 m, und im Nordwesten von Rüdesheim der Niederwald (s. d.). Der Gebirgsabschnitt zwischen Wisper, Rhein und Lahn bildet die Landschaft des Einrichs mit der rauhen Kemeler Heide.

Der T. ist, aus der Gegend von Frankfurt gesehen, ein imposanter Rücken, aber nur schwach undu liert in seinem Profil und, wenn man ihn erstiegen hat, kaum deutlich abzuscheiden von dem nördlichen dahinterliegenden Grauwackenhochland. Sein innerer Bau zeigt sich dem Hundsrück (s. d.), dessen nordöstl. Fortsetzung er ist, sehr analog. Seine Hauptmasse besteht aus versteinerungsleerem Thonschiefer, hier und da übergehend in Talkschiefer, auf den Höhen überlagert oder nur überragt von Quarzit, während mächtige Quarzgänge hier und da noch besondere Felsrisse veranlaßt haben. Nördlich grenzen auch hier wie im Hundsrück Grauwackenbildungen an. Dazu gesellen sich basaltische Durchsetzungen, die sich besonders zwischen Wiesbaden und Naurod finden, mit zahlreichen und verschiedenen mineralischen Quellen, die zu den wichtigsten der auf geolog. Ursachen beruhenden Erwerbsquellen des T. gehören. Erzreich sind die Lahngegenden. Die starken Waldungen des T. bestehen meistens aus Buchen, auf den Hochflächen aus Fichten. Überall, wo es angeht, ist das Gebirge wohl angebaut und an den südl. Abhängen mit herrlichen Weinpflanzungen, Obsthainen, Kastanienwäldchen und selbst mit Mandelbäumen besetzt. Von seinen zahlreichen Gewässern gehen im Osten die Use rechts in die Wetter, im Süden der Schwarzbach über Eppstein durch das schöne Lorsbachthal rechts in den Main, im Westen die Wisper rechts in den Rhein, die längern gegen Norden links in die Lahn, wie die Weil, die Ems, die Aar. Berühmt ist der T. durch die herrlichen Aussichten auf seinen Kuppen, die Schönheit und Milde seiner Thäler und Gehänge, die Menge seiner Ortschaften, alten Burgen und Überreste röm. Verschanzungen und Steinringwälle der alten Deutschen, vorzüglich aber durch seine zahlreichen Mineralquellen (Taunusbäder), von denen über 40 bekannt sind. Die nördlichen sind mehr stahl- und eisenartig, die südlichen reicher an Salz und Schwefel und vielfach warm. Mehrere derselben haben als Heilquellen und Bäder europ. Ruf, wie Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Selters, Homburg und Soden. Nicht mehr zum T. selbst gehören die an der Lahn gelegenen Quellen von Ems, Geilnau und Fachingen, sowie Oberlahnstein und Braubach. (Vgl. Sandberger, «Die nassauischen Heilquellen», nebst geognost. Karte des T., Wiesb. 1851.) Die früher nach dem T. benannte Taunusbahn, von Frankfurt a. M. über Castel nach Wiesbaden, 42 km lang, eine der ersten in Deutschland (1840 eröffnet), bildet jetzt einen Teil der Preußischen Staatsbahnen.

Taupunkt ist die meteorologische Bezeichnung für diejenige Temperatur, auf welche die Luft gebracht werden muß, damit sich der in ihr enthaltene Wasserdampf in tropfbarflüssigem Zustande eben niederzuschlagen beginnt, d. h. bei welcher die Luft gesättigt ist. Die Bestimmung des T. ist eine der besten Methoden zur Ermittelung der relativen Luftfeuchtigkeit. Man benutzt dazu das Regnaultsche Hygrometer (s. d.).

Taurellus (Nik.), deutscher Philosoph, 1547 zu Mümpelgard geboren, in Tübingen gebildet, später Professor in Basel und als Professor der Medizin und Philosophie zu Altorf 1606 gestorben, wollte unabhängig von den durch Aristoteles bedingten dogmatischen Systemen der verschiedenen Kirchen eine neue Philosophie schaffen, welche mit einem außerkonfessionellen, stark mystischen Christentum vollständig harmonisieren sollte. Der Größe seiner Absicht entsprach jedoch weder die Kraft begrifflich klaren Denkens, noch der Erfolg seiner lebhaften Thätigkeit. Immerhin aber bildet er ein interessantes Zeugnis dessen, was die philosophische Bewegung der deutschen Reformationszeit wollte, aber nicht vermochte. Sein Hauptwerk lautet: «Philosophiae triumphus» (Basel 1573).

Taurien, ein Gouvernement in Südrußland, umfaßt die Halbinsel Krim (s. d.) oder T. im engern Sinne und die mit derselben durch die schmale Landenge von Perekop, welche das sog. Tote Meer im Westen von dem Faulen Meer oder Siwasch trennt, zusammenhängende, vom untern Dnjepr ostwärts bis zum Küstenflusse Berda reichende Steppe Nogay und hat ein Areal von 63553 qkm, mit Einschluß des Siwasch, der 2375 qkm einnimmt. Während der Süden der Halbinsel Krim ein reizendes, reiches und gut kultiviertes Bergland bildet, ist ihr nördl. Teil und die Nogay eine öde, wasser- und holzarme

Steppe, mit salzigem, daher zum Ackerbau untauglichem Boden, dagegen durch weite Grasflächen zur Viehzucht geeignet und auch benutzt, sodaß das Gouvernement einen höchst bedeutenden Viehstand hat. Die Bevölkerung, deren Zahl (1885) auf 964329 Seelen berechnet wurde, besteht der Mehrzahl nach aus Russen (380000) und Tataren (100000), wozu noch viele Armenier, Juden, Zigeuner, Griechen und andere Europäer, besonders Deutsche kommen, indem sowohl in der Krim wie in der Nogay seit längerer Zeit von der russ. Regierung Ansiedler aus Süddeutschland, der Schweiz, auch Mennoniten aus Preußen herangezogen wurden, die eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Kolonien angelegt haben. Namentlich geschah dies im Kreise Berdjansk und an den Ufern der in das Asowsche Meer fließenden Molotschnaja, wo sie den gemeinsamen Namen des Molotschnaer Kolonistenbezirks führen. In neuester Zeit hat jedoch die Auswanderung der Mennoniten die Zahl der Kolonisten bedeutend gelichtet. Das Gouvernement zerfällt in acht Kreise, von denen Melitopol, Berdjansk, Aleschki die Nogay, Perekop den Isthmus, Simferopol, Eupatoria, Jalta und Feodosia die Krim (mit Ausschluß von Kertsch nebst Gebiet) bilden. Die Hauptstadt ist Simferopol (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth Bachtschisarai (s. d.), Sewastopol (s. d.), Eupatoria (s. d.), Feodosia (s. d.), Kertsch (s. d.), Jalta (s. d.), Balaklawa (s. d.) und Berdjansk (s. d.) in der Nogay.

Die das Gouvernement bildenden Länder, welche in ältern Zeiten Skythen und griech. Kolonisten bewohnten, wurden seit Herodot um 450 v. Chr. nach und nach von mehr als 70 verschiedenen Völkern erobert und verheert. Diese Länder waren unterworfen den Skythen, den griech. Republiken, den Königen vom Bosporus, den Römern, den Sarmaten, dann den griech. Kaisern und am Ende des 12. Jahrh. zum Teil den Genuesern und Venetianern, von denen die erstern die Stadt Kaffa, die letztern die Kolonie Tana begründeten. Im 13. Jahrh. eroberten jene Gebiete die nogäischen Tataren und am Ende des 15. die Türken, die zwar einen eigenen Chan in der Krim bestehen ließen, diesen aber zum türk. Vasallen machten. Seit Ende des 17. Jahrh. drangen die Russen wiederholt in die Krim ein, eroberten dieselbe indes erst 1771 und nötigten die Pforte im Frieden zu Kutschuk-Kainardschi 1774, die Krim als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, das unter einem von der Nation selbst gewählten Chan stehen sollte. Von jetzt an zogen auch viele russ. Kolonisten, besonders Saporogische Kosaken, in diese durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegenden. Gleichzeitig machte sich der Einfluß der russ. Politik besonders auf die Wahl der einige Zeit noch ziemlich unabhängigen Chane fühlbar. Der Chan Schahin-Gerai, von der türk. Gegenpartei gedrängt, sah sich endlich genötigt, die Krim zu verlassen und eine Zuflucht in Petersburg zu suchen. Derselbe übergab sein Land an Rußland, das daher 1783 die Krim für sein Eigentum erklärte und sie 1784 als eine Statthalterschaft unter dem alten Namen Taurischer Chersones oder Taurisches Gebiet (seit 1802 Gouvernement T.) dem Russischen Reiche einverleibte. Die Pforte aber trat im Jan. 1784 die Krim und ganz T. förmlich an Rußland ab.

Taurin oder Amidoäthyl-Sulfonsäure $C_2H_4(NH_2)SO_2OH$, ist in Form von taurocholsauren Salzen ein normaler Bestandteil der Galle und entsteht bei der Spaltung des taurocholsauren Natrons $C_{26}H_{44}NSO_6ONa$ auf dieselbe Weise, wie das Glykochol aus dem andern Bestandteil der Galle, dem glykocholsauren Natron, hervorgeht. (Vgl. Glykochol und Glykocholsäure.) Aus Wasser krystallisiert es leicht in schönen, wohlausgebildeten Prismen, in Alkohol und Äther unlöslich.

Tauris, Stadt in Persien, s. Tebris.

Taurisches Bergland, s. unter Krim.

Taurische Halbinsel, soviel wie Krim.

Taurisker, ein zu der großen keltischen Familie gehörendes Volk, bildete im Altertum den Kern der Bewohner des an Eisenbergwerken reichen Alpenlandes Norikum (Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten), mit der Hauptstadt Noreja bei dem jetzigen St. Veit in der Nähe von Klagenfurt. Die Tauriskер waren seit 115 v. Chr. mit den Römern im Bündnis; 16 und 15 v. Chr. wurde ihr Land dem Römischen Reiche einverleibt.

Taurocholsäure $C_{26}H_{45}NSO_7$ ist eine Cholsäure (s. d.), in der ein Atom Wasserstoff durch das Radikal der Amidoäthylsulfonsäure (s. Taurin) ersetzt ist; findet sich als Natronsalz in der Galle.

Tauroggen (russ. Taurogen, samogit. Miestlis Taurages), Flecken im Kreise Rossienie des russ. Gouvernements Kowno, am Memelzufluß Jura, 7 km von der preuß. Grenze und 30 km nordöstlich von Tilsit, hat ein Grenzzollamt und 4720 E. Der Ort war einst die Hauptstadt einer litauischen Herrschaft, die noch 34 Dörfer umfaßte, kam 1687 nebst der Herrschaft Serrey oder Sereje (30 km im Ostnordosten von Suwalki im Gouvernement Augustowo) nach dem Tode des Markgrafen Ludwig, zweiten Sohnes des Großen Kurfürsten und seit 1681 Gemahls der Prinzessin Radziwill, unter poln. Oberhoheit an Kurbrandenburg, bei der zweiten Teilung Polens aber 1793 durch Vertrag an Rußland. Hier unterzeichnete 21. Juni 1807 Kaiser Alexander I. den Waffenstillstand, der dem Frieden von Tilsit vorausging, und in der Mühle des gegenüber am westl. Ufer der Jura gelegenen Dorfs Posarum, Poscherun oder Poscherau schloß 30. Dez. 1812 der preuß. General York (s. d.) mit dem russ. General Diebitsch den berühmten Waffenstillstandsvertrag, gewöhnlich Konvention von Tauroggen genannt, durch welchen das preuß. Korps neutralisiert wurde. York handelte hierbei nach Maßgabe einer vor Ausbruch des Kriegs, im Nov. 1811, durch Scharnhorst zwischen Rußland und Preußen geschlossenen Vereinbarung, mithin nicht eigenmächtig. (S. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.) Im April 1831 zersprengten bei T. die Russen die litauischen Insurgenten.

Tauromenion, s. Taormina.

Tauröste, bei der Flachs- und Hanfbereitung das Rösten oder Rotten durch Einwirkung des Taues. (S. unter Flachsspinnerei.)

Taurus (wohl vom aram. tur, Hochgebirge) heißt im engern Sinne jetzt, wie im Altertum, das südl. Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien. Dasselbe zieht, durch den Euphrat von dem armenischen T., als dessen Fortsetzung es anzusehen ist, geschieden, westwärts bis an das Ägäische Meer, indem es die Küstenländer Cilicien, Pamphylien und Lycien erfüllt, dieselben von den Plateaulandschaften des Innern trennt und in der Küste Kariens sein Ende findet. Es bildet in dieser Erstreckung einen ununterbrochenen Höhenzug von Waldgebirgs-

und fast ganz dem ehemaligen Herzogtum Nassau angehört. Im engern Sinne aber begreift man darunter nur das südl. Randgebirge dieses Plateau- und Berglandes, als welches er auch die Höhe genannt und mit zur Grenzscheide von Nord- und Süddeutschland gerechnet wird. Es erhebt sich das Waldgebirge des eigentlichen T. im Osten aus dem Thale der Nidda und Wetter, der Wetterau, bei Nauheim allmählich und zieht über Homburg, Königstein, Eppstein und Schlangenbad gegen Südwesten dem Rhein zu, sodaß sein südl. Abfall 7—15 km vom Main entfernt bleibt, am Rhein aber, von Biebrich bis gegenüber Bingen, nur eine schmale Ebene läßt. Dieser Abfall ist steil, ohne jedoch schroff zu sein. Der westliche dagegen, von Bingen bis Lahnstein, stürzt mit schroffen Felswänden in das Strombett des Rheins ab. Der nördl. Abhang ist sanft, durch Vorhöhen vermittelt, tritt jedoch mit scharfen und felsigen Berghängen an die Lahn. Der wenig geschlossene Hauptkamm des Gebirges hat eine mittlere Höhe von 450 m, über welche sich mehrere abgerundete Kuppen und abgestumpfte Kegel noch um 270—360 m erheben. Seine höchsten Gipfel liegen im nordöstl. Teile. Hier erreicht er schon 11 km westlich von Homburg seinen Kulminationspunkt in dem 880 m hohen Großen Feldberg bei Königstein, mit einer berühmten Rundsicht von 700 km im Umkreis, der losen Quarzmasse des Brunhildenbettes und dem stattlichen Feldberghaus auf seinem Gipfel. Südwestlich von diesem erhebt sich 826 m hoch der Kleine Feldberg, von diesem südlich 798 m der Altkönig mit einem dreifachen kolossalen Steinwall (Uhlandsruhe). Im mittlern Teile der Kette erheben sich der Rossert, 516 m, der Stauffen, 417 m, der Trompeter, 539 m, und nördlich von Wiesbaden die Platte mit ihrem Jagdschlosse, 500 m hoch; weiter südwestlich die Hohe Wurzel, 610 m, die Kalte Herberg, 620 m, die Hallgarter Zange, 580 m hoch. Der westlich niedere T. von dem Thal der Walluf ab, zwischen dem Rhein und dem nördlichen engen und romantischen Wisperthal wird auch das Rheingaugebirge genannt. Auf demselben erhebt sich über Eltville die Rauenthaler Höhe 500 m, nördlich von Rüdesheim der Rischpelkopf 473 m, und im Nordwesten von Rüdesheim der Niederwald (s. d.). Der Gebirgsabschnitt zwischen Wisper, Rhein und Lahn bildet die Landschaft des Einrichs mit der rauhen Remeler Heide.

Der T. ist, aus der Gegend von Frankfurt gesehen, ein imposanter Rücken, aber nur schwach undu liert in seinem Profil und, wenn man ihn erstiegen hat, kaum deutlich abzuscheiden von dem nördlichen dahinterliegenden Grauwackenhochland. Sein innerer Bau zeigt sich dem Hundsrück (s. d.), dessen nordöstl. Fortsetzung er ist, sehr analog. Seine Hauptmasse besteht aus versteinerungsleerem Thonschiefer, hier und da übergehend in Talkschiefer, auf den Höhen überlagert oder nur überragt von Quarzit, während mächtige Quarzgänge hier und da noch besondere Felsrisse veranlaßt haben. Nördlich grenzen auch hier wie im Hundsrück Grauwackenbildungen an. Dazu gesellen sich basaltische Durchsetzungen, die sich besonders zwischen Wiesbaden und Naurod finden, mit zahlreichen und verschiedenen mineralischen Quellen, die zu den wichtigsten der auf geolog. Ursachen beruhenden Erwerbsquellen des T. gehören. Erzreich sind die Lahngegenden. Die starken Waldungen des T. bestehen meistens aus Buchen, auf den Hochflächen aus Fichten. Überall, wo es angeht, ist das Gebirge wohl angebaut und an den südl. Abhängen mit herrlichen Weinpflanzungen, Obsthainen, Kastanienwäldchen und selbst mit Mandelbäumen besetzt. Von seinen zahlreichen Gewässern gehen im Osten die Ulse rechts in die Wetter, im Süden der Schwarzbach über Eppstein durch das schöne Lorsbachthal rechts in den Main, im Westen die Wisper rechts in den Rhein, die längern gegen Norden links in die Lahn, wie die Weil, die Ems, die Aar. Berühmt ist der T. durch die herrlichen Aussichten auf seinen Kuppen, die Schönheit und Milde seiner Thäler und Gehänge, die Menge seiner Ortschaften, alten Burgen und Überreste röm. Verschanzungen und Steinringwälle der alten Deutschen, vorzüglich aber durch seine zahlreichen Mineralquellen (Taunusbäder), von denen über 40 bekannt sind. Die nördlichen sind mehr stahl- und eisenartig, die südlichen reicher an Salz und Schwefel und vielfach warm. Mehrere derselben haben als Heilquellen und Bäder europ. Ruf, wie Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Selters, Homburg und Soden. Nicht mehr zum T. selbst gehören die an der Lahn gelegenen Quellen von Ems, Geilnau und Fachingen, sowie Oberlahnstein und Braubach. (Vgl. Sandberger, «Die nassauischen Heilquellen», nebst geognost. Karte des T., Wiesb. 1851.) Die früher nach dem T. benannte Taunusbahn, von Frankfurt a. M. über Castel nach Wiesbaden, 42 km lang, eine der ersten in Deutschland (1840 eröffnet), bildet jetzt einen Teil der Preußischen Staatsbahnen.

Taupunkt ist die meteorologische Bezeichnung für diejenige Temperatur, auf welche die Luft gebracht werden muß, damit sich der in ihr enthaltene Wasserdampf in tropfbarflüssigem Zustande eben niederzuschlagen beginnt, d. h. bei welcher die Luft gesättigt ist. Die Bestimmung des T. ist eine der besten Methoden zur Ermittelung der relativen Luftfeuchtigkeit. Man benutzt dazu das Regnaultsche Hygrometer (s. d.).

Taurellus (Nik.), deutscher Philosoph, 1547 zu Mümpelgard geboren, in Tübingen gebildet, später Professor in Basel und als Professor der Medizin und Philosophie zu Altorf 1606 gestorben, wollte unabhängig von den durch Aristoteles bedingten dogmatischen Systemen der verschiedenen Kirchen eine neue Philosophie schaffen, welche mit einem außerkonfessionellen, stark mystischen Christentum vollständig harmonisieren sollte. Der Größe seiner Absicht entsprach jedoch weder die Kraft begrifflich klaren Denkens, noch der Erfolg seiner lebhaften Thätigkeit. Immerhin aber bildet er ein interessantes Zeugnis dessen, was die philosophische Bewegung der deutschen Reformationszeit wollte, aber nicht vermochte. Sein Hauptwerk lautet: «Philosophiae triumphus» (Basel 1573).

Taurien, ein Gouvernement in Südrußland, umfaßt die Halbinsel Krim (s. d.) oder T. im engern Sinne und die mit derselben durch die schmale Landenge von Perekop, welche das sog. Tote Meer im Westen von dem Faulen Meer oder Siwasch trennt, zusammenhängende, vom untern Dnjepr ostwärts bis zum Küstenflusse Berda reichende Steppe Nogay und hat ein Areal von 63553 qkm, mit Einschluß des Siwasch, der 2375 qkm einnimmt. Während der Süden der Halbinsel Krim ein reizendes, reiches und gut kultiviertes Bergland bildet, ist ihr nördl. Teil und die Nogay eine öde, wasser- und holzarme

Steppe, mit salzigem, daher zum Ackerbau untauglichem Boden, dagegen durch weite Grasflächen zur Viehzucht geeignet und auch benutzt, sodaß das Gouvernement einen höchst bedeutenden Viehstand hat. Die Bevölkerung, deren Zahl (1885) auf 964 329 Seelen berechnet wurde, besteht der Mehrzahl nach aus Russen (380 000) und Tataren (100 000), wozu noch viele Armenier, Juden, Zigeuner, Griechen und andere Europäer, besonders Deutsche kommen, indem sowohl in der Krim wie in der Nogay seit längerer Zeit von der russ. Regierung Ansiedler aus Süddeutschland, der Schweiz, auch Mennoniten aus Preußen herangezogen wurden, die eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Kolonien angelegt haben. Namentlich geschah dies im Kreise Berdjansk und an den Ufern der in das Asowsche Meer fließenden Molotschnaja, wo sie den gemeinsamen Namen des Molotschnaer Kolonistenbezirks führen. In neuester Zeit hat jedoch die Auswanderung der Mennoniten die Zahl der Kolonisten bedeutend gelichtet. Das Gouvernement zerfällt in acht Kreise, von denen Melitopol, Berdjansk, Aleschki die Nogay, Perekop den Isthmus, Simferopol, Eupatoria, Jalta und Feodosia die Krim (mit Ausschluß von Kertsch nebst Gebiet) bilden. Die Hauptstadt ist Simferopol (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth Bachtschisarai (s. d.), Sewastopol (s. d.), Eupatoria (s. d.), Feodosia (s. d.), Kertsch (s. d.), Jalta (s. d.), Balaklawa (s. d.) und Berdjansk (s. d.) in der Nogay.

Die das Gouvernement bildenden Länder, welche in ältern Zeiten Skythen und griech. Kolonisten bewohnten, wurden seit Herodot um 450 v. Chr. nach und nach von mehr als 70 verschiedenen Völkern erobert und verheert. Diese Länder waren unterworfen den Skythen, den griech. Republiken, den Königen vom Bosporus, den Römern, den Sarmaten, dann den griech. Kaisern und am Ende des 12. Jahrh. zum Teil den Genuesern und Venetianern, von denen die erstern die Stadt Kaffa, die letztern die Kolonie Tana begründeten. Im 13. Jahrh. eroberten jene Gebiete die nogäischen Tataren und am Ende des 15. die Türken, die zwar einen eigenen Chan in der Krim bestehen ließen, diesen aber zum türk. Vasallen machten. Seit Ende des 17. Jahrh. drangen die Russen wiederholt in die Krim ein, eroberten dieselbe indes erst 1771 und nötigten die Pforte im Frieden zu Kutschuk-Kainardschi 1774, die Krim als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, das unter einem von der Nation selbst gewählten Chan stehen sollte. Von jetzt an zogen auch viele russ. Kolonisten, besonders Saporogische Kosaken, in diese durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegenden. Gleichzeitig machte sich der Einfluß der russ. Politik besonders auf die Wahl der einige Zeit noch ziemlich unabhängigen Chane fühlbar. Der Chan Schahin-Gerai, von der türk. Gegenpartei gedrängt, sah sich endlich genötigt, die Krim zu verlassen und eine Zuflucht in Petersburg zu suchen. Derselbe übergab sein Land an Rußland, das daher 1783 die Krim für sein Eigentum erklärte und sie 1784 als eine Statthalterschaft unter dem alten Namen Taurischer Chersones oder Taurisches Gebiet (seit 1802 Gouvernement T.) dem Russischen Reiche einverleibte. Die Pforte aber trat im Jan. 1784 die Krim und ganz T. förmlich an Rußland ab.

Taurin oder Amidoäthyl-Sulfonsäure $C_2H_4(NH_2)SO_2OH$, ist in Form von taurocholsauren Salzen ein normaler Bestandteil der Galle und entsteht bei der Spaltung des taurocholsauren Natrons $C_{26}H_{44}NSO_6ONa$ auf dieselbe Weise, wie das Glykochol aus dem andern Bestandteil der Galle, dem glykocholsauren Natron, hervorgeht. (Vgl. Glykochol und Glykocholsäure.) Aus Wasser krystallisiert es leicht in schönen, wohlausgebildeten Prismen, in Alkohol und Äther unlöslich.

Tauris, Stadt in Persien, s. Tebris.

Taurisches Bergland, s. unter Krim.

Taurische Halbinsel, soviel wie Krim.

Taurisker, ein zu der großen keltischen Familie gehörendes Volk, bildete im Altertum den Kern der Bewohner des an Eisenbergwerken reichen Alpenlandes Norikum (Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten), mit der Hauptstadt Noreja bei dem jetzigen St. Veit in der Nähe von Klagenfurt. Die Taurisker waren seit 115 v. Chr. mit den Römern im Bündnis; 16 und 15 v. Chr. wurde ihr Land dem Römischen Reiche einverleibt.

Taurocholsäure $C_{26}H_{45}NSO_7$ ist eine Cholsäure (s. d.), in der ein Atom Wasserstoff durch das Radikal der Amidoäthylsulfonsäure (s. Taurin) ersetzt ist; findet sich als Natronsalz in der Galle.

Tauroggen (russ. Taurogen, samogit. Miestlis Taurages), Flecken im Kreise Rossienie des russ. Gouvernements Kowno, am Memelzufluß Jura, 7 km von der preuß. Grenze und 30 km nordöstlich von Tilsit, hat ein Grenzzollamt und 4720 E. Der Ort war einst die Hauptstadt einer litauischen Herrschaft, die noch 34 Dörfer umfaßte, kam 1687 nebst der Herrschaft Serrey oder Sereje (30 km im Ostnordosten von Suwalki im Gouvernement Augustowo) nach dem Tode des Markgrafen Ludwig, zweiten Sohnes des Großen Kurfürsten und seit 1681 Gemahls der Prinzessin Radziwill, unter poln. Oberhoheit an Kurbrandenburg, bei der zweiten Teilung Polens aber 1793 durch Vertrag an Rußland. Hier unterzeichnete 21. Juni 1807 Kaiser Alexander I. den Waffenstillstand, der dem Frieden von Tilsit vorausging, und in der Mühle des gegenüber am westl. Ufer der Jura gelegenen Dorfs Posarum, Poscherun oder Poscherau schloß 30. Dez. 1812 der preuß. General York (s. d.) mit dem russ. General Diebitsch den berühmten Waffenstillstandsvertrag, gewöhnlich Konvention von Tauroggen genannt, durch welchen das preuß. Korps neutralisiert wurde. York handelte hierbei nach Maßgabe einer vor Ausbruch des Kriegs, im Nov. 1811, durch Scharnhorst zwischen Rußland und Preußen geschlossenen Vereinbarung, mithin nicht eigenmächtig. (S. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.) Im April 1831 zersprengten bei T. die Russen die litauischen Insurgenten.

Tauromenion, s. Taormina.

Tauröste, bei der Flachs- und Hanfbereitung das Rösten oder Rotten durch Einwirkung des Taues. (S. unter Flachsspinnerei.)

Taurus (wohl vom aram. tur, Hochgebirge) heißt im engern Sinne jetzt, wie im Altertum, das südl. Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien. Dasselbe zieht, durch den Euphrat von dem armenischen T., als dessen Fortsetzung es anzusehen ist, geschieden, westwärts bis an das Ägäische Meer, indem es die Küstenländer Cilicien, Pamphylien und Lycien erfüllt, dieselben von den Plateaulandschaften des Innern trennt und in der Küste Kariens sein Ende findet. Es bildet in dieser Erstreckung einen ununterbrochenen Höhenzug von Waldgebirgs-

ketten, fällt gegen Süden in kurzen Absätzen oder plötzlich und steil, nur selten, wie in der Gegend von Tarsus und Adalia, schmalen Küstenebenen Raum gebend, zum Meere, nordwärts dagegen in sanften Gehängen zu den innern Plateauflächen ab und erreicht im östl. Cilicien die Gipfelhöhe von 3000—3500 m, weiter westlich von 2—3000 m. Der höchste Gipfel, Metdesis, erreicht 3477 m, die Schneegrenze im Norden 2925, im Süden 3250 m. Das Gebirge ist sehr unwegsam und war von jeher der Sitz räuberischer Bergvölker. Der wichtigste Taurusübergang, die Cilicischen Pforten bei den Alten, jetzt Gülek-Boghâz genannt, durchsetzt, auf der großen Heer- und Karawanenstraße zwischen Kleinasien und Syrien gelegen, das Gebirge (welches hier im Westen Bulgar-Dagh, im Osten Aladagh heißt) in engen Défilées im Norden von Tarsus; es hat in der Kriegsgeschichte wiederholt eine wichtige Rolle gespielt. Östlich von dieser Passage durchbrechen zwei Flüsse den T., nämlich vom Norden kommend der Seihûn (Sarus der Alten), der unterhalb Adana mündet, und weiterhin, von Nordosten herkommend, der Dschihân (Pyramus), der in dessen Nähe sich ergießt und den T. von dem Gebirgszuge Amanus trennt, welcher unter den jetzigen Namen Dschebel-Musa, Kisil- und Alma-Dagh im Osten, und als Giaur-Dagh im Norden den Golf von Issos (jetzt von Skanderûn) umzieht und den T. mit dem syr.-palästin. Gebirgslande verbindet. Weniger bedeutend sind die zahlreichen übrigen Flüsse, die der T. gegen Süden dem Meere zusendet, wie der Tarsus-Tschai (Cydnus) bei Tarsus, der Göl-Su (Calycadnus) bei Seleftieh, d. i. der durch Friedrich Barbarossa's Tod bekannte Selef, ferner der Köpri-Su (Eurymedon, bekannt durch Cimons Sieg), u. a. m. Am nördlichen Fuße des T. liegen mehrere bedeutende, meist salzige Seen.

Im Osten des erwähnten Hauptpasses zweigt sich ein mächtiger Seitenarm des T. ab, welcher, von den Alten Antitaurus genannt, anfangs das obere Thal des Seihûn einschließend, gegen Norden zieht, sich dem Kizil-Irmak (Halys), dann, gegen Nordosten gewendet, dem Euphrat nähert und die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen bildet. Die verschiedenen Gebirgsketten und Gebirgsgruppen der Halbinsel, selbst der Nord- und Westrand derselben sind nicht als Zweige des T. und Antitaurus anzusehen. Dagegen hat die systematisierende Geographie den Namen T. als Kollektivnamen auch auf die weitern östl. Fortsetzungen des eigentlichen T. übertragen, nicht nur auf die von den Alten «Taurus» genannte armen. Gebirgskette, welche jenseit des Euphrat die Wasserscheide zwischen dessen südl. Quellarm und dem Tigris bildet, sondern auch auf die nördl. Randgebirge Irans bis zum Hindukuh und Himalaja. In diesem Sinne wird sogar der Kuen-lün in Tibet und seine (wahrscheinliche) Fortsetzung, der Peling in Mittelchina, als das östl. Ende des Taurussystems betrachtet, welches dann vom Ägäischen Meere bis zur Tiefebene Chinas quer durch ganz Asien in einer Ausdehnung von 8250 km reicht, und in den kleinasiatischen, den armenischen, den persischen und den tibetanischen T. als Hauptabteilungen zerlegt wird.

Taus (richtiger Daus, verderbt aus dem franz. deux, zwei), das mit zwei Augen bezeichnete höchste Blatt der vier Farben der deutschen Spielkarte; es entspricht dem As der franz. Karte. (Vgl. Spielkarten.)

Taus (czech. Domažlice), Stadt im westl. Teile von Böhmen, an der Böhmischen Westbahn (Linie Furth-Prag), ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium, eine Bürgerschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule, und zählt (1881) 7364 slaw. E. Die früher blühende Bandfabrikation ist in neuester Zeit sehr zurückgegangen; die Strumpfwirkerei besteht noch in etwa 30 Werkstätten. Erwähnenswert ist die Erzeugung von Thongeschirren und Zündhölzchenschachteln, eine große Zuckerraffinerie und ein Dampfbrauhaus, sowie der Getreidehandel. Urkundlich erscheint T. um 973 als ein Gau (Župa) mit einer Burg.

Tausch ist die Hingabe einer Sache gegen Empfang einer andern als Gegenwert, ohne daß die eine oder die andere Sache ausschließlich den Charakter des Preises oder der Ware an sich trägt. Der Tauschvertrag ist die Übereinkunft über eine solche gegenseitige Leistung. Der T. ist eine bei höher entwickeltem Wirtschaftsleben nur selten vorkommende Verkehrsform, da er hier in der Regel durch Vermittelung des Geldes in Verkauf und Kauf zerlegt wird.

Tauschan-Adasi, d. h. Kaninchen-Inseln, zum Sandschak Bigha des türk. Vilajets Konstantinopel gehörige kleine Inselgruppe zwischen Imbros und Tenedos, nahe dem südlichen Eingange der Dardanellen, ist waldig und reich an Kaninchen. Im Altertum hießen die T. Kalydnae oder Lagussae.

Tauschhandel, s. Baratthandel.

Tauschierarbeit, eine Art eingelegter Metallarbeit. Dieselbe wird meist mit Blattgold oder Blattsilber auf Eisen oder Bronze ausgeführt; indes kommen auch derartige aus einem Edelmetall hergestellte Verzierungen auf einem andern Edelmetall vor. Die Befestigung auf der zu diesem Zweck rauh gemachten Fläche geschieht nur durch Druck oder Schlag, nicht durch ein Bindemittel oder durch die Hitze des Feuers. Gewöhnlich ist die Zeichnung in das Grundmetall eingraviert, zuweilen so, daß die Vertiefungen unten ein wenig breiter als oben sind und daher die überstehenden Ränder das eingelegte Metall festhalten. Es lassen sich jedoch auch aus Gold-, resp. Silberfäden gebildete, oder aus feinem Blech ausgeschnittene Ornamente frei auf den rauh gemachten Grund auflegen; auch kann man den letztern nachträglich durch Ätzung vertiefen, sodaß die Zeichnung erhaben hervortritt. Die ältesten Tauschierungen scheinen aus dem Orient zu stammen. Später geriet diese Technik in Vergessenheit; erst durch Benvenuto Cellini wurde dieselbe wieder eingeführt. Gegenwärtig wird die T. als ein Zweig der Goldschmiedekunst wieder allgemein geübt.

Tauschvertrag ist ein dem Kauf entsprechendes Rechtsgeschäft, nur daß anstatt Ware gegen Geld Ware gegen Ware umgesetzt wird; er ist die ältere Form des Kaufs und selbst die röm. Juristen waren über die Verschiedenheit beider Geschäfte noch nicht einig. Nach röm. Recht galt der T. gleich dem alten «Realkauf» mit erfolgter Willenseinigung der Parteien noch nicht für geschlossen, es mußte erst wenigstens einseitige Leistung erfolgen (Realkontrakt). Nach heutigem Recht sieht man hiervon ab und beurteilt den T., gleich dem Kauf, als Konsensualkontrakt, hat auch die wichtigsten Grundsätze des Kaufvertrags, wie die Möglichkeit eines Geschäfts über fremde Sachen, die Haftung wegen

Entwährung u. dgl., auf den T. übertragen. Ob das Geldwechseln T. sei, ist nach den einzelnen Landesrechten verschieden zu beurteilen.

Tauschwert ist die Bedeutung, die ein wirtschaftliches Gut dadurch besitzt, daß für dasselbe andere Güter eingetauscht werden können. Als Maß des T. eines bestimmten Gutes kann die Menge irgend eines andern Gutes betrachtet werden, die für dasselbe im Tausch zu erlangen ist. Bezieht man in dieser Weise den T. aller Güter auf ein und dasselbe Maßgut, so erhält dieses den Charakter des allgemeinen Preisgutes oder Geldes. Der T. der einzelnen Güter stellt sich dann einfach proportional ihrem in Geld ausgedrückten Preise (s. d.), und demnach bestimmt er sich auch nach denselben Gesetzen, wie der letztere. Die Behauptung von Marx, daß der T. der Waren sich bei der gegenwärtigen Produktionsordnung nach der Quantität der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeit bemesse, steht mit der Erfahrung in Widerspruch, nach welcher der Anteil des Kapitals an dem produzierten Werte keineswegs der Menge der verwendeten Arbeitskräfte proportional ist, sondern sich zu dieser je nach dem Verhältnis des stehenden zum laufenden Kapital und der größern oder geringern Umsatzgeschwindigkeit des Produkts sehr verschieden stellt. Zwischen T. und Gebrauchswert besteht keineswegs, wie manche behaupten, ein Widerspruch; der Gebrauchswert eines Gegenstandes bedingt die Nachfrage nach demselben, ohne welche ein T. überhaupt nicht entstehen kann; die konkrete Größe des letztern hängt aber außerdem auch von dem Angebot ab und daher ändert sie sich nicht einfach mit der Nachfrage, also gewissermaßen parallel mit dem Gebrauchswert.

Tauschwirtschaft heißt im Gegensatz sowohl zu der frühern Naturalwirtschaft wie zu der kommunistischen Idealorganisation der Gesellschaft die gegenwärtig in der Kulturwelt durchaus vorherrschende wirtschaftliche Ordnung, nach welcher die Einzelwirtschaften vorzugsweise nicht solche Güter produzieren, die sie selbst brauchen, sondern solche, gegen welche sie unter Vermittelung des Geldes ihre eigentlichen Bedarfsgegenstände eintauschen können. Es wird dadurch das Prinzip der Arbeitsteilung für die ganze Volkswirtschaft zur Geltung gebracht: jeder liefert dasjenige, was er mit seinen Fähigkeiten und Mitteln unter den gegebenen Umständen und an der gegebenen Stelle verhältnismäßig am besten produzieren kann, und somit wird die Produktivität der Gesamtheit möglichst gesteigert. Allerdings ist mit diesem System der Mißstand verbunden, daß der einzelne Produzent häufig nicht im Stande ist, die Marktverhältnisse richtig zu beurteilen, und daher sein Angebot weiter ausdehnt, als Nachfrage vorhanden ist. So können Überproduktion (s. d.) und Krisen eintreten. (S. Absatz.)

Tausendfüßer oder Myriapoden (grch.), eine Gruppe der Gliedertiere, die gleichsam den Vermittler zwischen Insekten, Spinnen- und Krustentieren bildet und in allen Weltteilen, besonders in den wärmern Zonen vorkommt. Die T. gleichen kleinen geringelten Schlangen mit zahlreichen, an jedem Gliede befestigten Füßen, und haben meist einen plattgedrückten Leib und eine schmutzige Farbe. Sie leben an dunkeln feuchten Orten, an Pflanzenwurzeln, unter Blumentöpfen u. s. w. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: 1) Schnurasseln (Chilognatha), mit fast drehrundem Leibe und je zwei Fußpaaren an jedem Ringe, von fauligen, vegetabilischen Stoffen lebend; zu ihnen gehört der gemeine Bielfuß (Julus terrestris, s. Tafel: Spinnentiere und Tausendfüßer, Fig. 21) und die unter Steinen an sonnigen Halden wohnende gerandete Schalenassel (Glomeris marginata, Fig. 22). 2) Scolopendren (Chilopoda), plattleibig, mit nur je einem Fußpaar an jedem Ringe, von welchen einige von Raub lebende Arten die Länge eines Fußes erreichen. Letztere, den heißen Himmelsstrichen angehörig, werden ihres schmerzhaften, bisweilen sehr gefährlichen Bisses wegen gefürchtet; eine solche Art ist die Lucassche Bandassel (Scolopendra Lucasii, Fig. 23, ein Drittel natürlicher Größe). Einheimische Arten sind die elektrische Erdassel (Geophilus electricus, Fig. 24), die in faulenden Baumstöcken oft in großen Massen anzutreffen ist, und die mehr dem Süden angehörige langbeinige Schildassel (Scutigera coleoptrata, Fig. 25). 3) Klauenträger (Onychophora), merkwürdige, früher zu den Ringelwürmern gesetzte Bewohner der Tropen der Alten und Neuen Welt, am Kopfe mit zwei Fühlern, zwei einfachen Augen, je ein kurzes in zwei Klauen endigendes Beinpaar an jedem Leibesringe; über dem ganzen Körper stehen unregelmäßig verteilte feine Poren, die in die Tracheen führen. Zu ihnen gehört der kapische Klauenträger (Peripatus capensis, Fig. 26). Hauptwerk für die einheimischen T. ist Latzel, «Die Myriopoden der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» (2 Bde., Wien 1880 und 1884).

Tausendgranfläschchen, Fläschchen zur Bestimmung des spez. Gewichts, s. w. Pyknometer.

Tausendgüldenkraut (Erythraea *Rich.*), Pflanzengattung aus der Familie der Gentianeen. Man kennt nur wenige Arten, die besonders in der nördl. gemäßigten Zone vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit gegenständigen Blättern und rispig oder doldentraubig angeordneten Blüten, die aus einem kurzen, fünfspaltigen Kelch, einer trichterförmigen, fünfteiligen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen und einem Griffel mit zweilappiger Narbe bestehen. Die Frucht ist eine zweifächerige, mehrsamige Kapsel, die Staubbeutel drehen sich nach dem Aufspringen schraubenförmig zusammen. Das gemeine Tausendgüldenkraut (E. Centaurium *L.*), auch Fieberkraut und Erdgalle genannt, hat einen vierkantigen, 15—30 cm hohen, ästlosen Stengel mit länglichen Blättern und endständigen Doldentrauben von rosenroten Blüten. Es wächst truppweise auf Triften und bebuschten Hügeln, blüht im Spätsommer, enthält einen bittern Extraktivstoff und ist, zur Blütezeit gesammelt, als Herba Centaurii minoris offizinell. Auch dient es zur Bereitung bitterer Branntweine.

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausendschön, Pflanzenart, s. Bellis.

Tausend und eine Nacht (arab. Alif laila wa laila) ist der Titel einer der berühmtesten, in arab. Sprache geschriebenen Sammlungen von Märchen und Erzählungen, welche aus verschiedenen Ländern und aus verschiedener Zeit stammen, deren Hauptheld aber der Kalif Hârun-al-Râschîd (s. d.) ist. Als Antoine Galland (gest. 1715), welcher das Buch im Orient kennen gelernt, dasselbe durch seine franz. Übersetzung in Europa eingeführt hatte, gewann es eine ungemein schnelle Verbreitung und erregte ein sehr großes Interesse, welches den Blick aller auf die Märchenwelt des

letten, fällt gegen Süden in kurzen Absätzen oder plötzlich und steil, nur selten, wie in der Gegend von Tarsus und Adalia, schmalen Küstenebenen Raum gebend, zum Meere, nordwärts dagegen in sanften Gehängen zu den innern Plateauflächen ab und erreicht im östl. Cilicien die Gipfelhöhe von 3000—3500 m, weiter westlich von 2—3000 m. Der höchste Gipfel, Metdesis, erreicht 3477 m, die Schneegrenze im Norden 2925, im Süden 3250 m. Das Gebirge ist sehr unwegsam und war von jeher der Sitz räuberischer Bergvölker. Der wichtigste Taurusübergang, die Cilicischen Pforten bei den Alten, jetzt Gülek-Boghâz genannt, durchsetzt, auf der großen Heer- und Karawanenstraße zwischen Kleinasien und Syrien gelegen, das Gebirge (welches hier im Westen Bulgar-Dagh, im Osten Aladagh heißt) in engen Defileen im Norden von Tarsus; es hat in der Kriegsgeschichte wiederholt eine wichtige Rolle gespielt. Östlich von dieser Passage durchbrechen zwei Flüsse den T., nämlich vom Norden kommend der Seihûn (Sarus der Alten), der unterhalb Adana mündet, und weiterhin, von Nordosten herkommend, der Dschihân (Pyramus), der in dessen Nähe sich ergießt und den T. von dem Gebirgszuge Amanus trennt, welcher unter den jetzigen Namen Dschebel-Musa, Kisil- und Akma-Dagh im Osten, und als Giaur-Dagh im Norden den Golf von Issos (jetzt von Skanderûn) umzieht und den T. mit dem syr.-palästin. Gebirgslande verbindet. Weniger bedeutend sind die zahlreichen übrigen Flüsse, die der T. gegen Süden dem Meere zusendet, wie der Tarsus-Tschai (Cydnus) bei Tarsus, der Gök-Su (Calycadnus) bei Selefkieh, d. i. der durch Friedrich Barbarossa's Tod bekannte Selef, ferner der Köpri-Su (Eurymedon, bekannt durch Cimons Sieg), u. a. m. Am nördlichen Fuße des T. liegen mehrere bedeutende, meist salzige Seen.

Im Osten des erwähnten Hauptpasses zweigt sich ein mächtiger Seitenarm des T. ab, welcher, von den Alten Antitaurus genannt, anfangs das obere Thal des Seihûn einschließend, gegen Norden zieht, sich dem Kizil-Irmak (Halys), dann, gegen Nordosten gewendet, dem Euphrat nähert und die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen bildet. Die verschiedenen Gebirgsketten und Gebirgsgruppen der Halbinsel, selbst der Nord- und Westrand derselben sind nicht als Zweige des T. und Antitaurus anzusehen. Dagegen hat die systematisierende Geographie den Namen T. als Kollektivnamen auch auf die weitern östl. Fortsetzungen des eigentlichen T. übertragen, nicht nur auf die von den Alten «Taurus» genannte armen. Gebirgskette, welche jenseit des Euphrat die Wasserscheide zwischen dessen südl. Quellarm und dem Tigris bildet, sondern auch auf die nördl. Randgebirge Irans bis zum Hindukuh und Himalaja. In diesem Sinne wird sogar der Kuen-lün in Tibet und seine (wahrscheinliche) Fortsetzung, der Peling in Mittelchina, als das östl. Ende des Taurussystems betrachtet, welches dann vom Ägäischen Meere bis zur Tiefebene Chinas quer durch ganz Asien in einer Ausdehnung von 8250 km reicht, und in den kleinasiatischen, den armenischen, den persischen und den tibetanischen T. als Hauptabteilungen zerlegt wird.

Taus (richtiger Daus, verderbt aus dem franz. deux, zwei), das mit zwei Augen bezeichnete höchste Blatt der vier Farben der deutschen Spielkarte; es entspricht dem As der franz. Karte. (Vgl. Spielkarten.)

Taus (czech. Domažlice), Stadt im westl. Teile von Böhmen, an der Böhmischen Westbahn (Linie Furth-Prag), ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium, eine Bürgerschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule, und zählt (1881) 7364 slaw. E. Die früher blühende Bandfabrikation ist in neuester Zeit sehr zurückgegangen; die Strumpfwirkerei besteht noch in etwa 30 Werkstätten. Erwähnenswert ist die Erzeugung von Thongeschirren und Zündhölzchenschachteln, eine große Zuckerraffinerie und ein Dampfbrauhaus, sowie der Getreidehandel. Urkundlich erscheint T. um 973 als ein Gau (Zupa) mit einer Burg.

Tausch ist die Hingabe einer Sache gegen Empfang einer andern als Gegenwert, ohne daß die eine oder die andere Sache ausschließlich den Charakter des Preises oder der Ware an sich trägt. Der Tauschvertrag ist die Übereinkunft über eine solche gegenseitige Leistung. Der T. ist eine bei höher entwickeltem Wirtschaftsleben nur selten vorkommende Verkehrsform, da er hier in der Regel durch Vermittelung des Geldes in Verkauf und Kauf zerlegt wird.

Tauschan-Adasi, d. h. Kaninchen-Inseln, zum Sandschak Bigha des türk. Vilajets Konstantinopel gehörige kleine Inselgruppe zwischen Imbros und Tenedos, nahe dem südlichen Eingange der Dardanellen, ist waldig und reich an Kaninchen. Im Altertum hießen die T. Kalydnae oder Lagussae.

Tauschhandel, s. Baratthandel.

Tauschierarbeit, eine Art eingelegter Metallarbeit. Dieselbe wird meist mit Blattgold oder Blattsilber auf Eisen oder Bronze ausgeführt; indes kommen auch derartige aus einem Edelmetall hergestellte Verzierungen auf einem andern Edelmetall vor. Die Befestigung auf der zu diesem Zweck rauh gemachten Fläche geschieht nur durch Druck oder Schlag, nicht durch ein Bindemittel oder durch die Hitze des Feuers. Gewöhnlich ist die Zeichnung in das Grundmetall eingraviert, zuweilen so, daß die Vertiefungen unten ein wenig breiter als oben sind und daher die überstehenden Ränder das eingelegte Metall festhalten. Es lassen sich jedoch auch aus Gold-, resp. Silberfäden gebildete, oder aus feinem Blech ausgeschnittene Ornamente frei auf den rauh gemachten Grund auflegen; auch kann man den letztern nachträglich durch Ätzung vertiefen, sodaß die Zeichnung erhaben hervortritt. Die ältesten Tauschierungen scheinen aus dem Orient zu stammen. Später geriet diese Technik in Vergessenheit; erst durch Benvenuto Cellini wurde dieselbe wieder eingeführt. Gegenwärtig wird die T. als ein Zweig der Goldschmiedekunst wieder allgemein geübt.

Tauschvertrag ist ein dem Kauf entsprechendes Rechtsgeschäft, nur daß anstatt Ware gegen Geld Ware gegen Ware umgesetzt wird; er ist die ältere Form des Kaufs und selbst die röm. Juristen waren über die Verschiedenheit beider Geschäfte noch nicht einig. Nach röm. Recht galt der T. gleich dem alten «Realkauf» mit erfolgter Willenseinigung der Parteien noch nicht für geschlossen, es mußte erst wenigstens einseitige Leistung erfolgen (Realkontrakt). Nach heutigem Recht sieht man hiervon ab und beurteilt den T., gleich dem Kauf, als Konsensualkontrakt, hat auch die wichtigsten Grundsätze des Kaufvertrags, wie die Möglichkeit eines Geschäfts über fremde Sachen, die Haftung wegen

Entwährung u. dgl., auf den T. übertragen. Ob das Geldwechseln T. sei, ist nach den einzelnen Landesrechten verschieden zu beurteilen.

Tauschwert ist die Bedeutung, die ein wirtschaftliches Gut dadurch besitzt, daß für dasselbe andere Güter eingetauscht werden können. Als Maß des T. eines bestimmten Gutes kann die Menge irgend eines andern Gutes betrachtet werden, die für dasselbe im Tausch zu erlangen ist. Bezieht man in dieser Weise den T. aller Güter auf ein und dasselbe Maßgut, so erhält dieses den Charakter des allgemeinen Preisgutes oder Geldes. Der T. der einzelnen Güter stellt sich dann einfach proportional ihrem in Geld ausgedrückten Preise (s. d.), und demnach bestimmt er sich auch nach denselben Gesetzen, wie der letztere. Die Behauptung von Marx, daß der T. der Waren sich bei der gegenwärtigen Produktionsordnung nach der Quantität der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeit bemesse, steht mit der Erfahrung in Widerspruch, nach welcher der Anteil des Kapitals an dem produzierten Werte keineswegs der Menge der verwendeten Arbeitskräfte proportional ist, sondern sich zu dieser je nach dem Verhältnis des stehenden zum laufenden Kapital und der größern oder geringern Umsatzgeschwindigkeit des Produkts sehr verschieden stellt. Zwischen T. und Gebrauchswert besteht keineswegs, wie manche behaupten, ein Widerspruch; der Gebrauchswert eines Gegenstandes bedingt die Nachfrage nach demselben, ohne welche ein T. überhaupt nicht entstehen kann; die konkrete Größe des letztern hängt aber außerdem auch von dem Angebot ab und daher ändert sie sich nicht einfach mit der Nachfrage, also gewissermaßen parallel mit dem Gebrauchswert.

Tauschwirtschaft heißt im Gegensatz sowohl zu der frühern Naturalwirtschaft wie zu der kommunistischen Idealorganisation der Gesellschaft die gegenwärtig in der Kulturwelt durchaus vorherrschende wirtschaftliche Ordnung, nach welcher die Einzelwirtschaften vorzugsweise nicht solche Güter produzieren, die sie selbst brauchen, sondern solche, gegen welche sie unter Vermittelung des Geldes ihre eigentlichen Bedarfsgegenstände eintauschen können. Es wird dadurch das Prinzip der Arbeitsteilung für die ganze Volkswirtschaft zur Geltung gebracht: jeder liefert dasjenige, was er mit seinen Fähigkeiten und Mitteln unter den gegebenen Umständen und an der gegebenen Stelle verhältnismäßig am besten produzieren kann, und somit wird die Produktivität der Gesamtheit möglichst gesteigert. Allerdings ist mit diesem System der Mißstand verbunden, daß der einzelne Produzent häufig nicht im Stande ist, die Marktverhältnisse richtig zu beurteilen, und daher sein Angebot weiter ausdehnt, als Nachfrage vorhanden ist. So können Überproduktion (s. d.) und Krisen eintreten. (S. Absatz.)

Tausendfüßer oder Myriapoden (grch.), eine Gruppe der Gliedertiere, die gleichsam den Vermittler zwischen Insekten, Spinnen- und Krustentieren bildet und in allen Weltteilen, besonders in den wärmern Zonen vorkommt. Die T. gleichen kleinen geringelten Schlangen mit zahlreichen, an jedem Gliede befestigten Füßen, und haben meist einen plattgedrückten Leib und eine schmutzige Farbe. Sie leben an dunkeln feuchten Orten, an Pflanzenwurzeln, unter Blumentöpfen u. s. w. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: 1) Schnurasseln (Chilognatha), mit fast drehrundem Leibe und je zwei Fußpaaren an jedem Ringe, von fauligen, vegetabilischen Stoffen lebend; zu ihnen gehört der gemeine Vielfuß (Julus terrestris, s. Tafel: Spinnentiere und Tausendfüßer, Fig. 21) und die unter Steinen an sonnigen Halden wohnende gerandete Schalenassel (Glomeris marginata, Fig. 22). 2) Scolopendren (Chilopoda), plattleibig, mit nur je einem Fußpaar an jedem Ringe, von welchen einige von Raub lebende Arten die Länge eines Fußes erreichen. Letztere, den heißen Himmelsstrichen angehörig, werden ihres schmerzhaften, bisweilen sehr gefährlichen Bisses wegen gefürchtet; eine solche Art ist die Lucassche Bandassel (Scolopendra Lucasii, Fig. 23, ein Drittel natürlicher Größe). Einheimische Arten sind die elektrische Erdassel (Geophilus electricus, Fig. 24), die in faulenden Baumstöcken oft in großen Massen anzutreffen ist, und die mehr dem Süden angehörige langbeinige Schildassel (Scutigera coleoptrata, Fig. 25). 3) Klauenträger (Onychophora), merkwürdige, früher zu den Ringelwürmern gesetzte Bewohner der Tropen der Alten und Neuen Welt, am Kopfe mit zwei Fühlern, zwei einfachen Augen, je ein kurzes in zwei Klauen endigendes Beinpaar an jedem Leibesringe; über dem ganzen Körper stehen unregelmäßig verteilte feine Poren, die in die Tracheen führen. Zu ihnen gehört der kapische Klauenträger (Peripatus capensis, Fig. 26). Hauptwerk für die einheimischen T. ist Latzel, «Die Myriopoden der Österreichisch-Ungarischen Monarchie» (2 Bde., Wien 1880 und 1884).

Tausendgrankläschchen, Fläschchen zur Bestimmung des spez. Gewichts, s. w. Pyknometer.

Tausendgüldenkraut (Erythraea *Rich.*), Pflanzengattung aus der Familie der Gentianeen. Man kennt nur wenige Arten, die besonders in der nördl. gemäßigten Zone vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit gegenständigen Blättern und rispig oder doldentraubig angeordneten Blüten, die aus einem kurzen, fünfspaltigen Kelch, einer trichterförmigen, fünfteiligen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen und einem Griffel mit zweilappiger Narbe bestehen. Die Frucht ist eine zweifächerige, mehrsamige Kapsel, die Staubbeutel drehen sich nach dem Aufspringen schraubenförmig zusammen. Das gemeine Tausendgüldenkraut (E. Centaurium *L.*), auch Fieberkraut und Erdgalle genannt, hat einen vierkantigen, 15—30 cm hohen, ästlosen Stengel mit länglichen Blättern und endständigen Doldentrauben von rosenroten Blüten. Es wächst truppweise auf Triften und bebuschten Hügeln, blüht im Spätsommer, enthält einen bittern Extraktivstoff und ist, zur Blütezeit gesammelt, als Herba Centaurii minoris offizinell. Auch dient es zur Bereitung bitterer Branntweine.

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausendschön, Pflanzenart, s. Bellis.

Tausend und eine Nacht (arab. Alif laila wa laila) ist der Titel einer der berühmtesten, in arab. Sprache geschriebenen Sammlungen von Märchen und Erzählungen, welche aus verschiedenen Ländern und aus verschiedener Zeit stammen, deren Hauptheld aber der Kalif Härun-al-Räschid (s. d.) ist. Als Antoine Galland (gest. 1715), welcher das Buch im Orient kennen gelernt, dasselbe durch seine franz. Übersetzung in Europa eingeführt hatte, gewann es eine ungemein schnelle Verbreitung und erregte ein sehr großes Interesse, welches den Blick aller auf die Märchenwelt des

Orients lenkte. Das Buch iſt ſehr reich an Geſtalten einer lebhaften Einbildungskraft, an prächtigen, in glühendem Farbenreichtum gemalten Bildern, an lieblichen Liedern, aber auch ein unerſchöpflicher Schatz mannigfaltiger Lehre und Lebensweisheit. Es gibt kaum ein Buch, welches geeigneter wäre, den Leſer in das reiche Leben des Orients einzuführen und ihn mit ſeinen Sitten, mit ſeinem ganzen Denken und Fühlen bekannt zu machen. Des Arabers ritterlicher Sinn, ſeine Tapferkeit, ſein Hang zu Abenteuern, ſeine Gewandtheit, ſein glühender Haß und ſeine Rachſucht, die Liſt ſeiner Frauen, die Zudringlichkeit ſeiner Bettler, die Beſtechlichkeit ſeiner Richter, der Liebe Luſt und der Liebe Leid: alles das wird dem Leſer in anmutigen und ſinnreichen Erzählungen vorgeführt und feſſelt ihn an einen Boden, auf welchem er ſich leicht und gern mit der Wunderpracht einer ihm ſonſt fremden Welt innig befreundet.

Der Rahmen, in welchen dieſe feſſelnden Gemälde des orient. Lebens eingefaßt ſind, iſt folgender. Ein perſ. König Scheherbân, der ſich von der Untreue ſeiner Frau überzeugt hatte und aus dieſer Erfahrung auf die Untreue aller Frauen ſchließen zu müſſen glaubte, beſchloß, jedesmal nachdem er eine Nacht mit einer Jungfrau ſeines Reichs zugebracht, dieſelbe am darauffolgenden Morgen durch ſeinen Weſir töten zu laſſen. Zum Schrecken der Frauen ſeines Landes wurde dieſer Beſchluß längere Zeit hindurch ganz regelmäßig vollzogen. Des Königs Weſir nun hatte zwei Töchter, Scheherſad und Dinarſad, von denen die ältere, Scheherſad (oder Schehrezade) ſich durch Verſtand und Mut beſonders auszeichnete. Sie kannte Geſchichten, Volkstraditionen und Reden der Weiſen und der Könige und verſtand es, intereſſant zu erzählen. Dieſe beſchließt, das Land von dem furchtbaren Unglück zu befreien und den König von ſeinem unheilvollen Wahn zu heilen, und bittet ihren Vater, ſie dem König in der nächſten Nacht zuzuführen. Der lange widerſtrebende Weſir gibt endlich den Bitten ſeiner Tochter nach, und dieſe weiß den König durch ihre Erzählungsgabe tauſendundeine Nacht lang ſo zu feſſeln, daß er, immer auf den Schluß einer angefangenen, aber durch den Anbruch des Morgens unterbrochenen, oder auf eine weitere, ihm als ganz beſonders intereſſant angekündigte Erzählung begierig, ſie zu töten unterläßt und von ſeinem Frauenhaß geheilt wird.

Die Zeit des Urſprungs (vgl. S. de Sacy, «Recherches sur l'origine du recueil de contes intitulé: les mille et une nuits», Par. 1829) der in verſchiedenen Recenſionen auf uns gekommenen, im Orient ſelbſt ſehr oft und in mannigfachſter Weiſe nachgeahmten Sammlung iſt kaum ſicher zu beſtimmen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dem Ganzen ein perſ. Original zu Grunde liegt, vielleicht die Hezâr efsâne (d. i. Tauſend Erzählungen) des Naſti. Als im 8. Jahrh. unter dem Kalifat des Manſûr und ſeiner Nachfolger die Araber vorzüglich auf Anregung der Syrer ihre Blicke auch den nicht arab. Litteraturen zuwandten und vieles in das Arabiſche überſetzten, ſoll ſchon eine ähnliche Märchenſammlung entſtanden ſein, welche reiche Beiträge aus dem Schrifttum der Perſer und Inder aufnahm. Möglicherweiſe bildete dieſe, als deren Sammler Tſchehefſtâvi genannt wird, den Grundſtock, an den ſich noch viel Neues im Laufe der Zeit nach und nach anſchloß, was bei dem lockern Faden, an welchen dieſe Erzählungsperlen ſich anreihen, ſehr leicht möglich war. Die Redaction, in welcher gegenwärtig der größere Teil der Sammlung vorliegt, ſtammt ſicher aus Ägypten und geht etwa in die Mitte des 15. Jahrh. zurück, doch wurden ihr auch noch im folgenden Jahrhundert die verſchiedenartigſten Erzählungen hinzugefügt. Die erſte (unvollſtändig gebliebene) Ausgabe des arab. Textes erſchien zu Kalkutta, 1814 und 1818, in zwei Bänden, und 1829. Andere Ausgaben des arab. Originals lieferten M. Habicht und H. L. Fleiſcher (12 Bde., Bresl. 1825 fg.), Macnaghten (4 Bde., Kalk. 1839), und wiederholt wurde dasſelbe in Ägypten (2 Bde., Bulak 1835, u. 4 Bde., 1862 u. öfter) gedruckt. Europa wurde zuerſt durch A. Galland, welcher das Werk unter dem Titel «Les mille et une nuits» (12 Bde., Par. 1704) in Überſetzung veröffentlichte, mit der Sammlung bekannt gemacht, und bald folgten viele andere teils franz. Bearbeitungen, teils deutſche, engliſche u. ſ. w. Überſetzungen. Das Buch machte ein ungeheueres, vollkommen verdientes Aufſehen in der litterariſchen Welt, bei jung und alt, und hat ohne Zweifel mehr als andere Erzeugniſſe des orient. Geiſtes die Blicke Europas auf den Orient hingelenkt und ihm und ſeiner reichen Poeſie zahlreiche Freunde erworben. Die vollſtändigſte deutſche Überſetzung iſt die von M. Habicht und von der Hagen beſorgte (zuerſt in 15 Bdn., Bresl. 1824 fg. und dann öfter), welche allerdings vieles enthält, was ſicher nicht zu dem urſprünglichen Original von Tauſend und eine Nacht gehört; nur die zwei letzten Bändchen ſind von Habicht unmittelbar aus dem Arabiſchen überſetzt. Neue, durchgängig ſelbſtändig nach dem Original gearbeitete Überſetzungen gaben G. Weil (4 Bde., Stuttg. 1837, und vollſtändig umgearbeitet 1866) und der Engländer Lane (3 Bde., Lond. 1839 u. ſpäter). Das Intereſſe, welches Gallands Überſetzung erregte, reizte zu Nachahmungen, und ſo erſchien von Petit de la Croix und Leſage unter dem Titel «Les mille et un jours» (5 Bde., Par. 1710; deutſch von F. H. von der Hagen mit mannigfachen Zuſätzen, 11 Bde., Prenzl. 1839) die Bearbeitung eines im Orient ſehr beliebten Märchenwerks «El-Faradsch ba'd el-schidda», d. i. «Auf Leid folgt Freud».

Tauſig (Karl Friedr.), ausgezeichneter Klaviervirtuos, geb. zu Warſchau 4. Nov. 1841, erhielt zuerſt von ſeinem Vater, Aloys T., einem Klavierlehrer in Warſchau, und dann von Liſzt in Weimar Unterricht, und ließ ſich zuerſt in Wien nieder, wo er hauptſächlich der Liſzt-Wagnerſchen Richtung Boden zu verſchaffen ſich beſtrebte. Im J. 1865 wandte er ſich nach Berlin und errichtete eine Schule des höhern Klavierſpiels, welche aber nur bis 1870 beſtand. Er ſtarb in Leipzig 17. Juli 1871. T. war in techniſcher Beziehung ein Meiſter erſten Ranges, dagegen vermißte man bei ſeinem Spiel die ſeeliſche Wärme und den tiefern muſikaliſchen Ausdruck.

Tautazismus, ſ. unter Tautologie.

Tautochrone, ſ. Cykloide.

Tautochroniſche Erſcheinungen nennt man zunächſt ſolche Erſcheinungen, welche, wie die Schwingungen eines mathematiſchen Pendels, in genau gleichen Zeiträumen erfolgen. Eine tautochroniſche Erſcheinung iſt z. B. auch der Fall eines Körpers, welcher gezwungen iſt, die unter dem Namen «Cykloide» bekannte Kurve zu beſchreiben, weil derſelbe, um den tiefſten Punkt derſelben zu erreichen,

stets dieselbe Zeit gebraucht, gleichviel, welches die Länge des beschriebenen Bogens ist. — In anderm Sinne bezeichnet man mit tautochronischen Erscheinungen diejenigen Erscheinungen, welche, wie die Verfinsterungen des Mondes und der Jupitertrabanten oder das Aufleuchten von Sternschnuppen für alle Beobachter in einem und demselben absoluten Zeitmoment eintreten.

Tautologie (grch.) heißt in der sprachlichen Darstellung die Bezeichnung einer Vorstellung durch mehrere gleichbedeutende Ausdrücke. Die T. unterscheidet sich vom Pleonasmus (s. d.), indem hier mehr, als zur Deutlichkeit unbedingt erforderlich ist, in der T. aber gerade dasselbe noch einmal, wenn auch mit andern Worten, gesagt wird. Man unterscheidet eine grammatische T., wie «Pestseuche» oder «Schiffsflotte», und eine rhetorische, die in nutzloser Häufung sinnverwandter Worte besteht, wie in dem Satze: «Ich bin sehr froh und erfreut über die Worte und Ausdrücke, womit man mich geehrt und ausgezeichnet hat.» Tautazismus nennt man die übelklingende Häufung von gleichen Anfangslauten in nahestehenden Silben und Wörtern.

Tauwerk heißen im Seewesen alle Seile, sie mögen stark oder schwach, von Hanf, Manilagras oder Draht gefertigt sein. Die dünnern nennt man Bändsel oder Leinengut, die mittlern Trosse, die stärkern Jageleinen, Pferdeleinen oder Kabeltaue. Eine genaue Stärkebegrenzung für die letztern drei Arten gibt es nicht. Bei einem großen Schiffe heißt z. B. ein Tau von 50 cm Umfang Kabeltau, bei einem kleinen schon von 25 cm. In der Neuzeit verschwinden die Kabeltaue fast gänzlich von den Schiffen. Dieselben dienten früher als Ankertaue, sind aber überall durch Ankerketten verdrängt. Seiner Bestimmung nach zerfällt das T. eines Schiffs in stehendes und laufendes Gut. Ersteres dient zur Befestigung der Masten, Raaen u. s. w. und bleibt überhaupt ausgespannt auf seinem Platze; letzteres dient zur Handhabung der Segel und Raaen, läuft durch Blöcke (über Rollen) und ist deshalb beweglich. In frühern Zeiten wurde das T. allgemein aus geteertem Hanf hergestellt. Gegenwärtig fertigt man jedoch das meist stehende und auch verschiedenes laufende Gut aus Eisendraht, der verzinkt wird. Dasselbe ist leichter, haltbarer und billiger als Hanftauwerk, und seine schwächern Dimensionen haben weniger Windfang. Als laufendes Gut ist das von Eisendraht gefertigte nicht überall verwendbar, und man benutzt deshalb hierzu Hanf oder ungeteertes Manilagras, das auf dem Wasser schwimmt und vielfach zu solchen Tauen gebraucht wird, mit denen man Schiffe im Hafen von einem Platze zum andern holt.

Tavannes (Gaspard de Saulx de T.), Marschall von Frankreich, geb. zu Dijon März 1509, kam 1522 an den Hof, begleitete König Franz I. 1524 nach Italien und ward mit ihm bei Pavia gefangen. Auch später, besonders in den Feldzügen 1542—45, beteiligte er sich an den Kämpfen gegen Karl V. und Heinrich VIII., so im April 1544 an der Schlacht bei Cerisola. Im J. 1552 Feldmarschall geworden, nahm er Metz durch einen Handstreich, wirkte zur Eroberung Verduns mit und entschied 1554 die Schlacht bei Renti. Hiernach residierte er einige Jahre als Generalstatthalter der Bourgogne zu Dijon; 1558 nahm er an der Eroberung von Calais teil; 1559 war er Schiedsrichter in dem Turnier, bei dem Heinrich II. ums Leben kam. Im Hugenottenkriege bekämpfte er aufs entschlossenste die Aufständischen in Dauphiné, Provence und Lyonnais, deren Statthalterschaft er bekommen hatte. An den Siegen von Jarnac und Montcontour (1569) hatte er wesentlichen Anteil; er ward dafür im November dieses Jahres Marschall von Frankreich. Immer der Königin Mutter nahe stehend, war er Mitwisser ihrer Pläne in der Bartholomäusnacht, deren große Exceſſe er übrigens zu hemmen suchte. Die Belagerung von La Rochelle 1573 war seine letzte Waffenthat. Krank geworden, ließ er sich auf das Schloß Sully in der Bourgogne tragen, wo er 19. Juni 1573 starb.

Tavau, s. Davos.

Tavernicus, d. i. Schatzmeister, die vierte Reichsbaronenwürde nach dem alten Staatsrechte in Ungarn. Der eigentliche Titel war: «Tavernicorum regalium magister». Der T. hatte in ältern Zeiten die Obsorge über den königl. Schatz und alle Einkünfte der Krone, die Oberaufsicht über die ungar. Bergstädte und das Münzwesen u. s. w. Später war er der Vorsitzende des Tavernicalgerichts (Sedes tavernicalis), einer Appellationsbehörde für einige königl. Freistädte, ferner Mitglied des obersten Gerichtshofs (der Septemvirattafel) und in Abwesenheit des Palatins und des Judex Curiae Präsident des ungar. Statthaltereirats. Durch die Gesetze vom J. 1847/48 wurde auch das Amt des T. aufgehoben, im J. 1860 wieder erneuert, hörte aber mit der Wiedereinführung der ungar. Verfassung im J. 1867 abermals auf. Gegenwärtig bildet das Tavernicat nur eine bloße Titularwürde.

Tavetscher Thal, Hochthal im Bezirk Vorderrhein (Kanton Graubünden), zieht sich von Disentis den Vorderrhein hinauf bis zum Sixmadun.

Tavira, schönste und sauberste Stadt (Cidade) im portug. Distrikt Faro (Algarve), in einer wohlangebauten hügeligen Ebene der Südküste, zu beiden Seiten des 2 km südlich davon in den Golf von Cádiz mündenden, hier schiffbaren Sequa (Asseca), über den eine steinerne Brücke mit einem maurischen Kastell führt, hat (1878) 11 459 E., zwei Kollegiatkirchen, ein Hospital, einen von zwei Forts (Sta.-Luzia und São-Antonio) geschützten kleinen Seehafen, Sardellen- und Thunfischfang und Küstenhandel. Das maurische Tabira wurde 1243 von den Portugiesen erobert.

Tavistok, Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Devon, an dem links zum Tamer-Astuar gehenden Tavy, Station der Linie Plymouth-Launceston der Great-Westernbahn, zählt (1881) 6909 E. und hat eine Lateinschule, ein mineralogisches Institut, Schieferbrüche, Bergbau auf Kupfer und Blei, Mineralquellen, eine Sergefabrik und Eisengießereien. Östlich von der Stadt befindet sich das interessante Walkham Valley des Dartmoor und weiterhin der Berg Great-Mis Tor (536 m), westlich die Great-Devon Consols, das ergiebigste Kupferbergwerk Englands mit einer monatlichen Ausbeute von 24 000 Ctrn. Erz. In angelsächsischer Zeit erscheint T. unter den Namen Etesingstace, Hetfesingstoc und Tavestoc.

Tavogliere di Puglia, s. unter Apulien.

Tavolara, unbewohnte Insel an der Nordostküste der Insel Sardinien, der südöstliche Abschluß des Golfs von Terranova, gehört zur ital. Provinz Sassari und hat viele wilde Ziegen.

Tawastehus (finn. Hämeenlinna), Hauptstadt eines Gouvernements im mittlern Finland, an der

Finländiſchen Eiſenbahn (Linie Riihimäki-Tammerfors), mit (1883) 4165 E. Das alte Schloß wurde von Birger Jarl 1249 angelegt und in deſſen Nähe die alte Stadt 1650 gegründet, aber 1778 nach ihrem jetzigen anmutigen Platz verlegt. — Das Tawaſtehus-Län zählt (1883) auf 21584 qkm 230438 E. und iſt im allgemeinen gebirgig, ſehr ſchön und reich an Binnenſeen, aber weniger kultiviert. Nur der ſüdl. Teil bildet eine Ausnahme.

Tawaſtland (finn. Häme), ausgedehnte Landſchaft im mittlern Finland, welches nördlich und weſtlich an Oſterbotten und Satakunda, öſtlich an Savolaks, ſüdlich an Nyland grenzt. Der nördl. Teil iſt uneben, zum großen Teile eingenommen von Bergrücken, Mooren, Seen und Sümpfen, und iſt weniger zum Ackerbau geeignet. In den großen Wäldern haben Bären und andere Raubtiere ihren Aufenthalt; die Seen und Sümpfe bergen Eiſenerz. Der ſüdl. Teil iſt offener und gut bebaut. Außer Getreide wird in einigen Gegenden viel Flachs gebaut. Die Viehzucht iſt bedeutend. Die Bevölkerung beſteht aus Tawaſten (Hamalaiſet), welche hier mehr als anderwärts ihre Eigentümlichkeiten behalten haben. Sie halten zähe an alten Sitten feſt und ſind gegen alles Neue mißtrauiſch, im Arbeiten ſehr ausdauernd. Im Ackerbau und Handwerken ſtehen ſie ihren Nachbarn nach.

Tawda, Fluß im ruſſ.-ſibir. Gouvernement Tobolsk, wird durch den Zuſammenfluß der Loswa und Soswa, welche auf dem Ural im Kreiſe Werchoturije des Gouvernements Perm entſpringen, gebildet und mündet nach einem meiſt weſtl. Laufe von 675 km (von der Vereinigung an) links in den Tobol, gegen 100 km oberhalb der Stadt Tobolsk.

Tawilah, perſ. Inſel, ſ. Kiſchm.

Taxation, ſ. Abſchätzung; in der Landwirtſchaft ſ. Ertragsanſchlag.

Taxe (mittellat. taxa) bezeichnet die Schätzung und Wertbeſtimmung einer Sache, und zwar in der Regel durch einen vereideten oder obrigkeitlich anerkannten Wertſchätzer (Taxator). Taxiert werden Mobilien und Immobilien, welche verkauft, bei Erbauseinanderſetzung geteilt oder beliehen werden ſollen, Inventarien von Gütern oder gewerblichen Betriebsanſtalten, Grundſtücke behufs der Separation, Gemeinheitsteilung, Zuſammenlegung, Beſteuerung, Häuſer von der Feuerverſicherung u. ſ. w. In vielen Fällen haben die Taxatoren ſich bei der Abſchätzung an beſtimmte Taxgrundſätze (Taxprinzipien) zu halten und dürfen von denſelben nur abweichen, wenn ſie nachzuweiſen vermögen, daß für die zu ſchätzende Sache außerordentliche Verhältniſſe obwalten. Mit dem Worte T. bezeichnete man früher in Deutſchland auch gewiſſe Steuern, beſonders nach einem Tarif bemeſſene Gebühren; häufig kommt jetzt noch «Stempeltaxe» für Stempelſteuer vor. Endlich nennt man T. die obrigkeitlichen Preisfeſtſetzungen für allgemeine Lebensbedürfniſſe und andere Gegenſtände, ſowie auch für beſtimmte Dienſtleiſtungen. Die T. erſterer Art ſind die Brot-, Fleiſch-, Medizinal- (Arznei-) Taxen. Dieſe T., früher ſehr zahlreich, ſtammen meiſt aus dem Ende des Mittelalters oder dem Anfange der neuern Zeit, waren ſehr beliebt und laſſen ſich auch da rechtfertigen, wo Zunftprivilegien und Monopole beſtehen. Mit dem Prinzip der Gewerbefreiheit ſind ſie jedoch unvereinbar, und ſie ſind daher in der neuern Zeit mehr und mehr verſchwunden, wenn auch die Konkurrenz bei der Preisbildung nicht immer ſo raſch zum Vorteil der Konſumenten wirkt, als man erwarten ſollte. Im Deutſchen Reich ſind die Lohn- und Warentaxe durch Art. 72 der Gewerbeordnung im allgemeinen beſeitigt worden; nur für ſolche Perſonen, die für ihren Gewerbebetrieb öffentliche Straßen und Plätze benutzen oder in Wirtshäuſern ihre Dienſte anbieten, kann die Ortspolizeibehörde in Übereinſtimmung mit der Gemeindebehörde T. feſtſetzen. Es gilt dies alſo für Lohndiener, Dienſtmänner, Droſchken-, Kahnführer u. ſ. w. Die Bäcker und Gaſtwirte können nur angehalten werden, Verzeichniſſe ihrer Preiſe anzuſchlagen. Die Arzneitaxe der Apotheker und die Gebührentaxe für Notare und Rechtsanwälte haben einen beſondern Charakter und ſind durch die Gewerbeordnung nicht aufgehoben. Ärztliche T. aber können nur als Normen für ſtreitige Fälle aufgeſtellt werden. In Frankreich haben die Maires noch immer (nach dem Municipalgeſetze von 1791) das Recht, T. für Brot und Fleiſch aufzuſtellen und die Brottaxe namentlich, die in Paris erſt 1863 aufgehoben wurde, kommt auch jetzt noch in vielen Gemeinden vor.

Taxidermie (vom grch.), die Kunſt, welche den Häuten höherer Tiere eine Form zu geben ſucht, welche derjenigen lebender Tiere mehr oder minder entſpricht. In ihr Bereich gehört aber nicht bloß das Ausſtopfen der Tiere, ſondern auch das Konſervieren ganzer Tiere oder deren Teile in Flüſſigkeiten, das Vergiften, Trocknen, Aufſpannen und Aufſtellen niederer Tiere, das Skelettieren und noch andere Verrichtungen mehr. Die ſolches ausübenden Perſonen heißen Präparatoren oder Konſervatoren, und ſind an größern Anſtalten deren oft mehrere an beſondere Fächer verteilt. Seit der Zeit, wo die Naturgeſchichte aus den Schranken der alten Syſtematik heraustrat und ſich mehr und mehr der Biologie, als dem eigentlichen Kern der Naturforſchung, widmete, und ſeit der erleichterte Verkehr das Beobachten und Sammeln auf Reiſen begünſtigte und zoolog. Gärten entſtehen ließ, hat ſich aber auch herausgeſtellt, daß die bis dahin üblichen Anſprüche an die Aufſtellung der Tiere in Sammlungen den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr genügen. Beſonders iſt es die Entwickelungsgeſchichte der Tiere, wie das Familienleben der Säugetiere, das Brutgeſchäft der Vögel, die Entwickelung des Schmetterlings oder Käfers vom Ei bis zum fertigen Inſekt und tauſend andere Dinge mehr, die in ihren Darſtellungen einen überaus lehrreichen und anziehenden Begriff des Naturlebens geben und welche eben jetzt ſchon ſo vielfache Anwendung finden.

Die älteſte Manier des Ausſtopfens iſt franz. Urſprungs; ſie beſtand darin, daß man in die präparierte Haut eines Vogels oder Säugetiers entſprechend ſtarke Drähte durch die Extremitäten brachte, welche, im Mittelpunkt des Körpers zuſammenlaufend, untereinander befeſtigt wurden, worauf mittels Umſtopfen derſelben durch Heu, Werg oder Baumwolle die Körperform zu geben verſucht wurde. Es iſt einleuchtend, daß dieſe Manier zumeiſt nur Reſultate gab, deren Gelingen viel vom Zufall abhing, wie uns die Abbildungen in ältern Naturgeſchichten genugſam beweiſen. Die Naumannſche Methode (deſſen «Taxidermie», Halle 1815; 2. Aufl. 1848) baſiert ſchon auf der Anwendung feſter Körper, welche aus Stroh, Heu oder Werg, dem Fleiſchkörper nachgeformt, dem

Präparat größere Festigkeit und Naturtreue gaben. Die Methode Oppermanns, dessen «Ausstopfen der Tiere u. s. w.» zu Delmenhorst 1835 erschien, weicht von Naumanns Methode eigentlich nur darin ab, daß dieser zu den künstlichen Körpern den plastischen und leichten norddeutschen Torf verwendet, wodurch dieselbe aber auch nur lokale Verbreitung findet. Außer diesen Schriften existieren noch eine Menge anderer in der in- und ausländischen Litteratur, welche zumeist aber nur geschichtliches Interesse haben. L. Martins «Die Praxis der Naturgeschichte» (Weim. 1869) enthält in ihrem ersten Teil (2. Aufl. 1876) die T.; der zweite Teil: «Dermoplastik und Museologie» (1870), ist als eine zeitgemäße Verbesserung aller bisherigen Methoden zu betrachten. Ihr eigentlicher Schwerpunkt liegt in der strengen Befolgung der anatom. Verhältnisse, wodurch allein es möglich wird, korrekte Darstellungen zu erzielen, was bei großen Tierhäuten darauf beruht, daß die Peripherie des künstlichen Körpers vor dem Überziehen der Haut mittels leichten plastischen Thons hergestellt wird, wodurch jede Zusammenziehung der Haut beim Trocknen unmöglich und die gegebenen Formen in aller Schärfe erhalten bleiben. Eigentliche Schulen für T. gibt es nicht; doch hat Martin schon viele tüchtige Schüler ausgebildet.

Taxineen, eine Abteilung der Nadelhölzer (s. d).

Taxis, s. Thurn und Taxis.

Taxodium *Rich.*, Pflanzengattung aus der Ordnung der Coniferen. Man kennt drei Arten, von denen zwei in Nord- und Mittelamerika und die dritte in Ostasien vorkommen. Es sind hohe Bäume, die ein sehr bedeutendes Alter erreichen können. Die Blätter stehen zweizeilig oder sie sind den Zweigen angepreßt. Die Zapfen sind oval und enthalten ungeflügelte Samen, die zu zwei auf jeder Schuppe sitzen. Die Nadeln fallen im Herbst ab. Die bekannteste Art ist die sog. virginische Sumpfcypresse, T. distichum *L.*, die in den südl. Partien der Vereinigten Staaten häufig vorkommt, und bis nahezu 40 m hoch wird. Das Holz wird vielfach als Bauholz u. dgl. verwendet und kommt auch unter dem Namen weißes Cedernholz in den Handel. Die mexikan. Art, T. mucronatum *Ten.*, liefert gleichfalls ein sehr geschätztes Holz. Von diesem letztern Baume sind einige Exemplare bekannt, die zu den ältesten Bäumen der Welt gehören; so soll die sog. Cypresse des Montezuma in der Nähe der mexikan. Stadt Oaxaca (s. d.) ein Alter von 6000 Jahren haben. Wenn auch diese Schätzung jedenfalls zu hoch ist, so läßt sich doch immerhin annehmen, daß der betreffende Baum bereits mehr als 1000 Jahre vegetiert. Beide Arten werden vielfach als Zierbäume kultiviert, in Deutschland hält die letztere allerdings nicht im Freien aus, T. distichum dagegen kann ohne Schaden im Freien gezogen werden.

Taxus, Nadelholzgattung, s. Eibe.

Tay, Fluß in der schott. Grafschaft Perth, entspringt als Dochart am Ben Lui der Southern Grampians, durchfließt den Loch Tay, nimmt nun den Namen T. an, bildet bei Moneß einen schönen Wasserfall, nimmt links den Lyon, Tummel und Isla (im Strathmore) auf, wird bei Perth während der Flut auch für Seeschiffe fahrbar, empfängt rechts den Earn und mündet als Firth of Tay nach einem Laufe von 185 km südlich vom Vorgebirge Buddon Neß (mit Leuchtturm) in die Nordsee. Rechts bespült das Ästuar des T. von Newburgh ab die Grafschaft Fife, links von oberhalb Dundee ab die Grafschaft Forfar. Bei Dundee wird der Firth of Tay von einer 3171 m langen Brücke der Nordbritischen Eisenbahn mit 85 Öffnungen überspannt; dieselbe ist ein Neubau an Stelle der 28. Dez. 1879 eingestürzten, wobei damals ein ganzer, die Brücke passierender Bahnzug in den Wogen verschwand. Etwa 22 km östlich von Buddon Neß erhebt sich in der Nordsee auf dem Bell- oder Inchcape Rock ein Leuchtturm.

Tayabas, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz auf der span. Insel Luzon der Philippinen, am Meere von Mindoro, hat (1870) 20766 E. und führt Kokosöl, Reis, Kaffee, Bauholz, Steinkohlen, Vieh, Baumwollzeuge, Seilerwaren und Matten aus. — Die Provinz Tayabas zählt auf 5275 qkm (1879) 111301 E.

Taygetos oder Taygeton nannten die Alten den seit der byzant. Zeit mit dem Namen Pentedaktylon (Fünffingergebirge) bezeichneten, aus krystallinischen Gesteinen (Marmor und Glimmerschiefer) bestehenden mächtigen Gebirgszug, der, vom südl. Rande der Ebene des arkadischen Megalopolis (beim jetzigen Leondari) an bis zum Kap Tänaron (s. d.) hinab eine ununterbrochene Kette bildend, die ganze westlichere Hälfte der Landschaft Lakonien einnimmt. (S. Sparta.) Die untersten Abhänge des Gebirges sind, besonders gegen die Ebene von Sparta hin, mit Obstbäumen, Ölbäumen und Weinbergen bedeckt; die höhere Region, noch mit einigen Arten von Laubholz (besonders Nuß- und Kirschbäumen) und mit Cypressen bewachsen, hat auch eine Anzahl von Getreidefeldern umgebene, freilich nur im Sommer bewohnte Dörfer (sog. Kalybia) aufzuweisen. Darüber zieht sich dann die Region der dunkeln Tannenwälder hin, welche von einer Anzahl kahler Felsgipfel überragt wird, deren höchster, jetzt nach dem heil. Elias benannt, die Höhe von 2409 m erreicht. Der nördlichere und mittlere Teil des Gebirges bildet die Grenzscheide zwischen Lakonien und Messenien, während der südlichere Teil als eine besondere, im Osten vom Lakonischen, im Westen vom Messenischen Meerbusen bespülte Halbinsel sich in das Meer hinausstreckt.

Taylor (Bayard), namhafter amerik. Schriftsteller und Dichter, geb. 11. Jan. 1825 zu Kennett Square in Pennsylvanien, erhielt eine sorgfältige Erziehung, reiste 1844 nach Europa und veröffentlichte nach seiner Rückkehr «Views afoot; or Europe seen with knapsack and staff» (Neuyork 1846), die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Seit 1848 schrieb er für die «New-York Tribune», für die er 1849 Californien bereiste. Nachdem er über Mexiko zurückgekehrt, schilderte er seine Erlebnisse in «Eldorado, or adventures in the path of Empire» (Neuyork 1850). Im J. 1851 begab sich T. auf größere Reisen nach dem Orient, Afrika, Indien, China und im Mai 1853 mit der amerik. Expedition unter Perry nach Japan. Zu Hongkong verließ er die Expedition und kehrte über das Kap und St. Helena nach Neuyork zurück. Als Früchte dieser Reise erschienen: «A journey to Central Africa» (Neuyork 1854), «The lands of the Saracen» (Neuyork 1855) und «India, China and Japan» (Neuyork 1856). Im J. 1856 wandte sich T. abermals nach Europa, von wo er im Herbst 1858 nach Amerika zurückkehrte. Nachdem er hier «Northern travel» (Lond. u. Neuyork 1857),

«Greece and Russia» (Lond. u. Neuyork 1859) und «Home and abroad» (Neuyork 1860; second series, 1861) veröffentlicht, übertrug ihm Präsident Lincoln die Stelle eines Gesandtschaftssekretärs und später Geschäftsträgers in Petersburg, wo er bis Mai 1863 verblieb. T. lebte hierauf auf seinem Landsitze zu Cedarcroft unweit seines Geburtsortes in Pennsylvanien und schrieb einige Romane, wie «Hannah Thurston» (Neuyork 1863), «John Godfrey's fortunes» (Neuyork 1865) und «The story of Kennett» (Neuyork 1866). Eine Sommerreise durch die Felsengebirge schilderte er in «Colorado» (Neuyork 1867). Seine poetischen Arbeiten, von denen einzelnes von Strodtmann, Spielhagen, Hammer, Karl Bleibtreu u. a. ins Deutsche übertragen worden ist, hat er in mehrern Sammlungen vereinigt, wie «Rhymes of travel» (Neuyork 1849), «Poems of the Orient» (Boston 1854), «Poems of home and travel» (Boston 1855), «The poet's journal» (Boston 1862) und «The picture of St. John» (Boston 1866). Im Okt. 1857 vermählte er sich zu Gotha mit Marie Hansen, Tochter des Astronomen Hansen, welche viele seiner Prosaschriften ins Deutsche übertrug. Die J. 1867 und 1868 brachte T. in Europa zu. Die Frucht dieser Reise war ein Prosaband: «Byways of Europe» (Neuyork 1869). Goethes «Faust» übersetzte er im Versmaß des Originals (2 Bde., Lpz. 1871—72). Im J. 1871 erschien auch der Roman «Joseph and his friend» (Neuyork). Darauf veröffentlichte er im Frühjahr 1872 eine Sammlung amerik. Erzählungen: «Beauty and the beast» (Neuyork) und «The masque of the gods», ein dramatisches Gedicht (Boston). In die J. 1872—74 fällt ein abermaliger Aufenthalt in Europa, verbunden mit Ausflügen nach Ägypten und Island, über welche T. in einem kleinen Bande: «Egypt and Iceland» (Neuyork 1874) berichtet. In demselben Jahre veröffentlichte er «A school history of Germany» (Neuyork u. Stuttg.). Im J. 1876 erschien «The Echo Club, and other literary diversions» (Boston). In den letzten Lebensjahren trat bei T. die dichterische Produktion immer mehr in den Vordergrund. Im J. 1874 veröffentlichte er «The Prophet, a tragedy» (Boston), 1875 «Lars, a pastoral of Norway» (Boston) und «Home pastorals, ballads and lyrics» (Boston). Seine letzte Dichtung: «Prince Deukalion, a lyrical drama» (Boston) erschien im Herbst 1878. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften veranstaltete er unter dem Titel «Complete works» (Bd. 1—16, Neuyork 1870—78). Am 7. Mai 1878 wurde T. als Gesandter beim Deutschen Reiche altreditiert; er war jedoch kaum in Berlin angekommen, als sich bereits bedenkliche Symptome von Erkrankung zeigten, und 19. Dez. 1878 erlag er einem Leberleiden. Seine Leiche wurde einstweilen zu Berlin beigesetzt, im März 1879 aber von der Witwe nach Cedarcroft bei Philadelphia, dem Landsitz des Dichters, gebracht. Im J. 1879 erschien noch von T. «Studies in German literature» (Neuyork). Vgl. Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder, «Life and letters of Bayard T.» (2 Bde., Boston 1885).

Taylor (George), Pseudonym Adolf Hausraths (s. d.) für von ihm verfaßte Romane.

Taylor (Isidor Severin Justin, Baron), franz. Reiseschriftsteller und Zeichner, geb. zu Brüssel 15. Aug. 1789, zeigte schon in jungen Jahren große Befähigung im Zeichnen- und Illustrationsfach, welchen Richtungen er auch später neben seinem eigentlichen Beruf als franz. Offizier und Diplomat sich widmete. Bei Suvé unterrichtet, erwarb er auf mehrern Reisen seine Vervollkommnung und war als Illustrator für verschiedene Journale thätig. Nach rühmlichen Dienstleistungen im Kriege in Frankreich und Spanien nahm er 1824 seinen Abschied und wurde 1838 Generalinspektor der schönen Künste und später Mitglied des Instituts. Seine Reisen in Spanien, Portugal, Nordafrika und Syrien gab er in einer Reihe geistvoll behandelter Schilderungen heraus. Er stiftete 1840 in Paris die Gesellschaft der Artistes dramatiques, später eine solche der Musiker und eine Association der bildenden Künstler und ähnliche Institutionen für das Kunstgewerbe und das Unterrichtswesen. Die Galerien von Frankreich bereicherte er mit zahlreichen Werken der span. Schule. T. starb in Paris 8. Sept. 1879.

Taylor (Tom), hervorragender engl. Dramatiker, geb. 1817 in Sunderland, studierte in Glasgow und Cambridge, ließ sich dann in London nieder und fing bald darauf seine Thätigkeit als Dramatiker an, in der er schon zu Anfang der vierziger Jahre mit dem Lustspiel «Nine points of the law» und dem Schauspiel «The vicar of Wakefield» entschiedene Erfolge errang. Seitdem erschienen von ihm 80—90 Stücke, teils Originalarbeiten, teils Bearbeitungen nach dem Französischen, aus sämtlichen Branchen der Farce, des Lustspiels, des Schauspiels und des höhern Dramas. Was T. besonders auszeichnet, ist ein lebhafter, geistreicher Dialog, ein treffender Witz, eine leichte Kombinationsgabe, sowie eine seltene Bühnengewandtheit. Gelegentlich gelang ihm auch der höhere dramatische Stil, wie in den Dramen «Joan of Arc» und «'Twixt axe and crown». Das Beste jedoch leistete er im Lustspiel und im bürgerlichen Schauspiel, wenn er sich nicht, wie er mitunter that, in das auch in England beliebte forcierte Sensationsstück verlor. Zu seinen besten Leistungen gehören außer den schon genannten die Lustspiele und Schauspiele: «Still waters are deep», «An unequal match», «The contested election», «Retribution», «The fool's revenge», «Masks and faces», «New men and old acres», «The Overland route» u. a. T. ist außerdem bekannt als Mitarbeiter am «Punch» und Herausgeber von Lebensbeschreibungen engl. Künstler, unter denen die «Autobiography of the painter Haydon» (1853), die «Autobiographical recollections of the painter R. C. Leslie» (2 Bde., 1859), «Life and times of Sir Joshua Reynolds» (1865) und der «Catalogue of the works of Sir Joshua Reynolds» (Lond. 1869) Erwähnung verdienen. T. bekleidete 1844—45 die Professur der engl. Sprache und Litteratur am University-College in London, gab dieselbe jedoch auf, um als Advokat zu praktizieren, wurde 1850 Hilfssekretär, 1854 Sekretär im Gesundheitsamt und schrieb als solcher seine «Lectures on sanitary law». Er starb in London 12. Juli 1880.

Taylor (Zachary), ausgezeichneter General und der 12. Präsident der Vereinigten Staaten, geb. 24. Nov. 1784 in Orange County, Staat Virginien, zog noch als Kind mit seiner Familie nach Kentucky, trat 1808 als Lieutenant in ein Infanterieregiment, stieg 1811 zum Kapitän empor und bald darauf infolge der tapfern Verteidigung des Fort Harrison am Wabashflusse zum Major. Im J. 1832 erhielt

er als Oberst das Kommando eines Infanterieregiments, mit welchem er sich im Black-Hawk-Kriege unter Scott auszeichnete und 1836 nach Florida marschierte. Er entwickelte hier abermals großes Geschick gegen die Indianer, rückte nach seinem Siege über dieselben bei Okeechobee zum Brigadegeneral auf und führte 1838—40 das Oberkommando in Florida. Nach seiner Rückkehr übernahm er das Kommando im ersten Militärdepartement (Louisiana, Mississippi und Alabama) und infolge dieser Stellung 1845 auch den Befehl über die Occupationsarmee bei dem Marschbefehle nach Texas. Als 1846 der Krieg mit Mexiko begann, setzte er mit seinem Korps über den Rio Grande und nahm nach einer Reihe kleiner Gefechte 18. Mai Matamoras. Ende August rückte er nach Monterey vor, welches er 24. Sept. nach blutigem Kampfe nahm. Von hier zog er im Nov. 1846 nach Saltillo, mußte aber aus Mangel an Mitteln auf längere Zeit die Operationen einstellen. Seine Lage wurde um so mißlicher, als sich Santa-Anna mit der mexik. Hauptmacht näherte. Am 22. und 23. Febr. 1847 kam es zu der Schlacht bei Buena-Vista, in welcher T. mit 6000 Mann einen glänzenden und den ganzen Krieg entscheidenden Sieg über die 20000 Mann starke Armee Santa-Annas errang. T. kehrte im Nov. 1847 in die Heimat zurück. Seine Erfolge machten ihn zum populärsten Charakter in der Union, und 1. Juni 1848 wurde er von dem Whigkonvent in Philadelphia zum Kandidaten für die Präsidentenwürde ernannt. Auch viele Demokraten schlossen sich ihm an, sodaß 7. Nov. seine Wahl mit bedeutender Majorität erfolgte. Am 4. März 1849 trat er seine Verwaltung an. Obgleich geborener Südländer und selbst großer Sklavenhalter, machte er im Kampfe zwischen Norden und Süden, der später zum Kompromiß vom 18. Sept. 1850 führte, seinen Einfluß für Zulassung Californiens als Freistaat geltend. Doch starb er schon 9. Juli 1850 zu Washington.

Taylorscher Lehrsatz heißt die von dem engl. Mathematiker Brook Taylor (geb. 18. Aug. 1685, gest. 29. Dez. 1731 zu London) 1717 in seinem Werke »Methodus incrementorum« (neue Ausg., Berl. 1862) bekannt gemachte analytische Formel, welche die aus den Veränderungen der veränderlichen Größen entspringende Veränderung einer Funktion durch eine nach den positiven ganzen Potenzen dieser Veränderungen der veränderlichen Größen fortschreitende Reihe darstellt. Ein besonderer Fall der Taylorschen Reihe ist die sog. Maclaurinsche Reihe. Die Bezeichnung Taylorscher Lehrsatz ist seit 1772 durch Lagrange üblich geworden, der auf denselben die Differentialrechnung gründen wollte. Der Erfinder desselben ist auch sonst durch seine Untersuchungen über die Capillarität, Schallvibrationen, Strahlenbrechung u. s. w. bekannt.

Tayport, Seestadt in der schott. Grafschaft Fife, s. Ferryport-on-Craig.

Tazette, Zierpflanze, s. Narcisse.

Te, chem. Zeichen oder Symbol für Tellur.

Teakholz, Tikholz oder Thekholz heißt das dunkelbraune, dichte, schwere Holz des in Ostindien wachsenden riesigen Tikbaums (Tectona grandis *L.*), das als dauerhaftes, den Würmern widerstehendes Schiffbauholz sehr geschätzt, auf den Schiffswerften Englands und der Vereinigten Staaten massenhaft verbraucht wird und sogar dem Eichenholz vorgezogen wird. Der schlanke Teakbaum gehört zur Familie der Verbenaceen, hat ovale, 9 cm lange Blätter, trägt sehr große Rispen, fünf- bis sechsspaltige weiße Blüten und haselnußgroße vierfächerige Steinfrüchte. Er erreicht eine ungemeine Größe und ein Alter von mehrern hundert Jahren. Seine Blüten werden gegen Harnverhaltungen, seine Blätter von den Malaien gegen die Cholera und der mit Zucker daraus bereitete Sirup gegen Aphthen gebraucht. Überdies werden mit den Blättern Seiden- und Baumwollstoffe purpurrot gefärbt. Neuerdings hat die engl. Regierung im Gebiete von Madras große Pflanzungen dieses wichtigen Baums anlegen lassen und dieselben unter eine besondere Direktion gestellt, indem die ursprünglich vorhanden gewesenen Waldungen so gelichtet worden waren, daß mit der Zeit Mangel an T. einzutreten drohte.

Teano, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Caserta, am südöstl. Fuß der Rocca Monfina (1001 m), eines längst erloschenen Vulkans, des Vescinus Saltus der Römer, Station der Eisenbahn Rom-Neapel, Sitz eines Bistums, zählt (1881) 5783 (Gemeinde 12792) E. und hat eine Kathedrale von 1530, eine ausgedehnte verfallene Burg, welche im 15. Jahrh. von den Herzögen von Sessa erbaut wurde, ein Gymnasium, eine technische Schule, einen Sauerbrunnen, Öl- und Getreidehandel. T. ist das Teanum Sidicinum des Altertums, ursprünglich der Hauptort des kleinen ausonischen Volkes der Sidiciner und noch im Beginn der röm. Kaiserzeit die volkreichste Stadt zwischen Rom und Capua. An die antike Stadt erinnern noch Reste eines Theaters und eines Cirkus, die aus dem Altertum stammenden Säulen der Kathedrale und zahlreich hier gefundene Inschriften.

Teapi, s. Osterinsel.

Tea-root (Teawurzel), s. unter Cordyline.

Teatotaler, unrichtige Schreibweise für Teetotaler, s. Temperanzgesellschaften.

Teb (el Teb), ein Brunnen in Nubien an dem Wege von Trinkitat (s. d.) nach dem Fort Tokar. Dort schlug General Graham 29. Febr. 1884 mit 3000 Mann Infanterie, 700 Reitern und 18 Geschützen mit 189 Mann Verlust nach mehrstündigem Kampfe 7000 Araber, welche 1500 Mann einbüßten, und besetzte hierauf Tokar (s. d.).

Teba (Gräfin von), s. Eugenie (Kaiserin der Franzosen).

Tebbes, Stadt in der pers. Provinz Irak Adschmi, unweit der Grenze von Chorasan, östlich vom Kuh Nasrandi, in einer gut angebauten Ebene, 630 m über dem Meere, Knotenpunkt mehrerer Karawanenstraßen, hat verfallene Mauern und eine Citadelle, Seidenspinnerei und etwas Handel. T. ist das Tabae der Alten, das Tabas der Araber.

Tebris, Tabris, Täbriz (d. h. fiebervertreibend) oder Tauris, Hauptstadt der pers. Provinz Aserbeidschan (s. d.), vier Tagereisen von Teheran, fünf von Erzerum, erstreckt sich als terrassenförmige Häusermasse am Fuße des 2600 m hohen Sehend Kuh längs den kleinen Flüssen Spintscha und Atschi. Mehr als die Hälfte der Stadt liegt in Schutt und Trümmern; von den 550000 E., welche sie noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. besaß, sind kaum noch 300000 übrig. Häufige Erdbeben, Kriege, schlechte Verwaltung verwandelten sie in einen Ruinenhaufen, durch den sich enge, schmutzige Straßen hinziehen, welche durch elende Lehmhäuser gebildet werden. Die Festungsmauer

ist gleichfalls im Verfall begriffen, ebenso viele der zahlreichen Moscheen. Im Stande sind nur die Arsenale des Schah und eine Waffenfabrik, desgleichen die reichen Bazars. Trotz seiner Versunkenheit ist nämlich T. der Haupthandelsplatz Persiens, infolge der Nähe der türk. und russ. Grenze, sowie wegen seiner Lage an der großen Karawanenstraße von Teheran nach Trapezunt. Daher sind hier 20 große und gegen 30 kleine Karawanserais. Bedeutend sind die Baumwollweberei, Seidenwirkerei, Färberei, Druckerei, Töpferei, Stärkefabrikation u. s. w. Die bedeutendsten Geschäfte sind in den Händen von Europäern (meist Schweizer), Armeniern und Persern, welche engl., deutsche und franz. Artikel importieren. Berühmt ist die Stadt durch ihren Gartenbau und die vorzüglichen Mandeln, Äpfel und Melonen. T. wurde im J. 790 von Zobeide, der Gemahlin des Kalifen Harûn-al-Raschîd, erbaut und teilte im Laufe der Zeit alle Schicksale, welche Aserbeidschan betrafen. Im 13. Jahrh. war es Sitz Hulagus, des Gründers der Mongolendynastie; aus dieser Zeit rühren hier die ältesten Altertümer her. T., im Mittelalter meist Tibriz, mittellat. Taurisia, war im 14. Jahrh. Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbistums Sultania.

Tech, Küstenfluß im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, entspringt dicht an der span. Grenze in den Ostpyrenäen, östlich vom Pic de Costabonne, fließt südlich von der Gruppe des Mont-Canigou und nördlich von den Monts Albères durch ein malerisches Thal, berührt dabei die Orte Prats de Mollo, Arles und Céret-le-Perthus und mündet nach einem ostnordöstlich gerichteten Laufe südlich vom Etang de Saint-Nazaire in den Golfe du Lion des Mittelländischen Meeres.

Têche, Bayou, früher der untere Teil des alten Red-River-Kanals, jetzt Fluß im nordamerik. Staate Louisiana, fließt in südöstl. Richtung in den Atchafalaya-River, südl. von Grand Lake, ist 290 km lang und nur teilweise schiffbar.

Technik (grch.), eigentlich soviel wie Kunst, nämlich Kunstmäßigkeit, die Gesamtheit der Handgriffe irgend einer künstlerischen Thätigkeit, also die regelrechte Behandlung des Materials. Ein wirkliches Kunstwerk setzt eine schöne Idee voraus, welche durch die vollendete T. zur Erscheinung gebracht wird; selten findet sich beides in gleicher Vollkommenheit vereinigt. Durch die enge Verbindung, in welcher im Altertum und noch im Mittelalter Künste und Gewerbe standen, hat man dieses Wort auf das Gebiet der letztern und zwar besonders derjenigen übertragen, bei welchen zwischen der Erfindung neuer Muster oder Formen und der Ausführung derselben zu unterscheiden ist. Technik ist hiernach überhaupt der Inbegriff der gewerblichen Institutionen, der in denselben erlangten Fertigkeiten und angewendeten Hilfsmittel. Techniker heißt derjenige, welcher die betreffenden Kunstregeln kennt und ausübt, speziell der in Anlage und Betrieb gewerblicher Anstalten Kundige und Geübte (vgl. Technologie), im engsten Sinn derjenige, welcher im Maschinenbau- und Ingenieurwesen bewandert und leitend beschäftigt ist. Technisch heißt alles auf den äußerlichen, materiellen Teil der Künste oder Gewerbe Bezügliche und wird daher öfters mit »technologisch« (s. unter Technologie) verwechselt. Technische Ausdrücke oder Kunstausdrücke (lat. termini technici) sind solche, die einer Kunst oder einem Gewerbe zur Bezeichnung der erforderlichen Geräte, Manipulationen u. s. w. eigen sind, doch nennt man so auch die in wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fächern, z. B. bei Medizinern, Juristen, Verwaltungsbeamten, gebräuchlichen Ausdrücke.

Technische Artillerie, Handwerks-, auch Zeugsartillerie, wird im allgemeinen derjenige Zweig des Artilleriewesens genannt, welcher mit der Fabrikation des Artilleriematerials, des Pulvers, der Artilleriemunition, in einzelnen Staaten selbst mit derjenigen des gesamten Waffenmaterials der Armee betraut ist. (Vgl. Artillerie.) In Österreich-Ungarn hat die Bezeichnung Technische Artillerie eine bestimmt umgrenzte Bedeutung und umfaßt das Artilleriearsenal, die Artilleriezeugsfabrik, die 24 Artilleriezeugsdepots, welche mit der Verwaltung des Materials betraut sind, sowie die Pulverfabrik in Stein. — Über technische Institute der Artillerie s. Artillerie.

Technische Militärakademie heißt in Österreich-Ungarn die Artillerie- und Genieschule. (S. u. Militärschulen.) Technisches und administratives Militärkomitee heißt in Österreich-Ungarn ein Hilfsorgan des Reichskriegsministeriums; es besteht unter einem Feldmarschallleutenant als Präses, aus Artillerie-, Genieoffizieren, Verwaltungsbeamten und leitet alle diesen Gebieten angehörigen Versuche.

Technische Hochschulen, s. Polytechnische Schulen.

Technische Truppen werden öfters die Genietruppen genannt, zuweilen auch die Artillerie, namentlich diejenigen Teile der letztern, welche mit der Herstellung des Artilleriematerials beauftragt sind, weil bei beiden die technische Seite gegenüber der taktischen in den Vordergrund tritt.

Technologie (grch., von techne und logos), d. i. Kunstlehre, daher nach dem Begriff der Alten die Aufstellung der Regeln, nach welchen die Behandlung und Darstellung einer Kunst zu geschehen hat; nach neuerm Begriff soviel wie Gewerbekunde, die wissenschaftliche Darstellung, Beschreibung und Erklärung der in den verschiedenen Gewerbsthätigkeiten vorkommenden Apparate, Werkzeuge und Verfahrungsweisen. (Vgl. Polytechnik und Technik.) Die T. enthält demnach die systematische Erläuterung derjenigen Arbeitsprozesse und Hilfsmittel, durch welche Naturprodukte und Halbfabrikate in Verbrauchsgegenstände verwandelt werden. Hierdurch sind ausgeschlossen diejenigen Gewerbe, welche sich mit der Erzeugung der Rohstoffe oder dem Umsatz der Natur- und Gewerbeerzeugnisse beschäftigen, also Landwirtschaft, Bergbau und Handel. Die Belehrung über Verfahrungsarten und Hilfsmittel gibt die T. dadurch, daß sie den Gang der einzelnen Operationen, die Einrichtung der Werkzeuge u. s. w. auf Naturgesetze zurückführt und so ihre Notwendigkeit, Wirksamkeit, Aufeinanderfolge, beziehungsweise die zu erstrebenden Verbesserungen nachweist. Demnach setzt ein erfolgreiches Studium der T. ein umfangreiches Wissen voraus, und zwar sind namentlich Naturgeschichte, Physik und Chemie unentbehrlich, Mathematik, Mechanik und Maschinenlehre für ein tieferes Eindringen notwendig, Zeichnen, Warenkunde, Nationalökonomie, Sprachkenntnisse wünschenswert, da ein richtiges Verständnis der in Betracht kommenden Erscheinungen, Forderungen und Erfolge nicht wohl möglich ist, ohne klare Begriffe über Preise, Tauschverkehr, die Teilung der Arbeit, die Anwen-

dung von Maschinen, den Einfluß von Zunftverhältnissen, Beschränkungen und Erleichterungen aller Art auf Preis, Konsum und Ausdehnung der Gewerbe. Je nachdem die darzustellende Gewerbsthätigkeit bloß oder doch vorwiegend eine Formveränderung des Rohmaterials, beziehungsweise des bereits bearbeiteten Materials, wie durch Walzen, Schmieden, Drehen, Ziehen, oder eine stoffliche Veränderung desselben, wie durch Gärung, Färben, Bleichen, bezweckt, nennt man das Gewerbe ein mechanisches oder ein chemisches und unterscheidet dem entsprechend mechanische und chemische T.

Die mechanische Technologie befaßt sich besonders mit der Verarbeitung der fertigen Metalle, des Holzes, des Leders, des Horns, der Borsten, der Pelzwaren, der Gewebe, mit der Spinnerei und Weberei, der Papierfabrikation, dem Buchdruck und den ihm verwandten Gewerben. Die Einteilung kann hierbei je nach der Vortragsmethode, d. h. je nachdem die mechanische T. spezielle oder allgemeine (vergleichende) T. ist, eine verschiedene sein. Die spezielle Technologie beschreibt der Reihe nach die Arbeiten, wie sie bei der Herstellung der einzelnen Fabrikate aufeinander folgen müssen; die Einteilung geschieht bald nach den Grundstoffen (Metall-, Holz-, Stein-, Woll-, Baumwoll-, Flachsbearbeitung u. s. w.), bald nach den Fabrikaten (Schlösser, Gewehre, Uhren u. s. w.), bald, was der unberechtigten Trennungen und Kombinationen wegen am wenigsten rationell erscheint, nach den durch den gesellschaftlichen Gebrauch abgegrenzten industriellen Gebieten (Gießerei, Schlosserei, Tischlerei, Drechslerei, Leinen- oder Damastweberei u. s. w.). Die Durchführung eines streng abgeschlossenen und übersichtlichen Systems in der speziellen T. wird um so schwieriger, je mehr gegenwärtig durch die Ausdehnung des fabrikmäßigen Gewerbebetriebs auf Kosten des Handwerks einerseits Verschmelzung mehrerer Gewerbe zu einem, andererseits Teilung der Betriebe in zahlreiche Spezialitäten stattfindet. Die allgemeine oder vergleichende T., namentlich von Altmüller, Prechtl und Karmarsch in die Lehranstalten eingeführt, betrachtet die Hilfsmittel und die auszuführenden Arbeiten sowohl an sich als im Vergleich mit andern dasselbe oder ein ähnliches Ziel verfolgenden Hilfsmitteln und Arbeiten, z. B. die Webstühle, die Werkzeuge zum Festhalten, zum Zerteilen, zum Bohren u. s. w., sodaß die jedem Zweck mit der durch das Material gebotenen Abänderung entsprechende Klasse von Methoden, Werkzeugen und Maschinen zu einem abgerundeten Ganzen vereinigt wird. Die spezielle T. ist für die genaue Kenntnis eines Gewerbes erforderlich; die allgemeine erleichtert das geistige Erfassen jeder gewerblichen Spezialität.

In der chemischen Technologie, welche in neuerer Zeit als besonderes Unterrichtsfach auf Universitäten und technischen Hochschulen anerkannt ist, bildet zunächst die Hüttenkunde (s. d.) für sich eine Unterabteilung. Bei der chemischen T. im engern Sinne findet die Einteilung noch am einfachsten nach den verarbeiteten Rohstoffen statt. Dieselben sind: a) wesentlich mineralischen Ursprungs (die Lehre von der Darstellung der Schwefel-, Salz- und Salpetersäure, der Soda und Pottasche, des Salpeters, Kochsalzes, des Schwefels, der Sprengstoffe, der Zündwaren mit Ausschluß des Phosphors, sowie von der Glas-, Thonwaren-, Cementfabrikation, dem Brennen des Kalkes u. s. w.); b) aus der Pflanzenwelt (die Fabrikation von Zucker, Stärke, Cellulose, von Brot, Wein, Bier, Alkohol, Liqueuren, Essig, von Parfümerien, von Lacken und Firnissen u. s. w.); c) tierische Stoffe (die Gerberei, die Leim-, Phosphor-, Knochenkohle-, Kunstdüngerfabrikation). In alle drei Gruppen greift hinein die Fabrikation und Verwendung der Farbewaren, während die Lehre von der Heizung und Ventilation zwar auf manchen Spezialgebieten, besonders im Beleuchtungswesen, eine Reihe selbständiger Industrien umfaßt, andererseits aber für fast alle Zweige der T. als Pyrotechnik (s. d.) eine der wichtigsten Grundlagen bildet. Ebenso wohl findet man aber auch die Arbeitsvorgänge, nach den Gewerben geordnet, dargestellt, als: Zeugdruckerei, Färberei, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Zuckerfabrikation u. s. w. Die Fortschritte der chemischen T. erstrecken sich hauptsächlich auf die Ersparnis an Rohstoff, an Brennmaterial und an Zeit durch Vereinfachung und Verbesserung der einzelnen Operationen, namentlich der Vorbereitungsarbeiten.

Als Unterrichtsgegenstand trat die T. zuerst 1772 an der Universität auf, wo die Gewerbekunde als Bestandteil der sog. kameralistischen Studien sich allmählich einen Platz errungen hatte. Über technische Hochschulen s. unter Polytechnische Schulen. Den ersten Versuch, ein Lehrbuch der T. zu schreiben, machte 1777 Beckmann, den man überhaupt als Begründer der T. betrachten muß. Er war der erste, welcher die Industriezweige nicht nach ihrer äußern, in der bürgerlichen Ordnung und den Betriebsverhältnissen begründeten Abzweigung, sondern nach der innern Verwandtschaft ihrer Hauptverrichtungen zu klassifizieren suchte. Nach Beckmann erlangten zu Anfang des 19. Jahrh. als Technologen einen ausgebreiteten und dauernden Ruf Hermbstädt in Berlin und Poppe in Tübingen. Noch mehr wurde der T. aufgeholfen durch die Arbeiten von Prechtl, Altmüller (beide in Wien), Bernoulli (in Basel) und vor allen durch Karmarsch (in Hannover), der durch seine Schriften neben Hartig (in Dresden), Hoyer (in München) u. a. viel zur Verallgemeinerung der technischen Bildung beigetragen hat. Unter denjenigen, die vorzugsweise die chemische T. pflegen, sind in erster Linie zu nennen Fr. Knapp (in Braunschweig), Friedr. Heeren (in Hannover) und Rud. von Wagner (in Würzburg). Die Werke des letztern, namentlich dessen «Handbuch der chemischen T.» (11. Aufl., Lpz. 1879) und seine «Technolog. Jahresberichte» (1855—79), haben wesentlich dazu beigetragen, der T., einer durchaus deutschen Wissenschaft, auch im Auslande Anerkennung zu verschaffen.

Die Litteratur der T. ist sehr reich. Für mechanische T. ist Karmarsch, «Handbuch der mechanischen T.» (5. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1876—77) das Hauptwerk; für spezielle T. Bernoulli, «Handbuch der T.» (2. Aufl., 2 Bde., Bas. 1840); für vergleichende T. Hoyer, «Lehrbuch der vergleichenden mechanischen T.» (Wiesb. 1878); für die chemische T. außer den bereits erwähnten Werken von R. von Wagner: Knapp, «Lehrbuch der chemischen T.» (2. Aufl., 3 Bde., Braunschw. 1867—71), Bolley-Birnbaum, «Handbuch der chemischen T.» unter Beteiligung verschiedener Verfasser (Braunschw. 1872—79) und Muspratt, «Technolog. Chemie» (herausg. von B. Kerl und F. Stohmann, 4. Aufl., Braunschw. 1886 fg.). Von Encyklopädien sind zu erwähnen: «Dictionnaire technologique» und

«Dictionnaire des arts et manufactures» von Laboulaye (Par. 1852), «Cyclopaedia» von Rees, Heberts «Engineers' and mechanics' Encyclopaedia» (Lond. 1840), Tomlinsons «Cyclopaedia of useful arts», Prechtls «Technolog. Encyklopädie» (20 Bde., Stuttg. 1830—55; Supplemente, herausg. von Karmarsch, Bd. 1—4, 1857—65) und «Technisches Wörterbuch» von Karmarsch und Heeren (3. Aufl., ergänzt und bearb. von Kick und Gintl, Prag 1876). Ein Sammelwerk, welches zahlreiche Monographien von Gewerben enthält, ist der «Neue Schauplatz der Künste und Handwerke» (Weim. 1879). Zur Geschichte: Karmarsch, «Geschichte der T.» (Münch. 1872). Ein wahrer Überfluß ist vorhanden an technischen Zeitschriften; fast jeder bedeutendere gewerbliche Verein gibt eine solche heraus. Die wichtigsten davon sind: «Bulletin de la société d'encouragement de Paris», «Bulletin de la société industrielle de Mulhouse», «Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes», «Bayr. Industrie- und Gewerbeblatt», Dinglers «Polytechnisches Journal» (redigiert von Zeman und Fischer), «Polytechnisches Notizblatt» (redigiert von R. Böttger in Frankfurt), «Deutsche Industriezeitung» (redigiert von M. Diezmann in Chemnitz) u. s. w. In England sind die Patentjournale «London journal of arts» und «Repertory of patent inventions» (bis 1862), ferner «Mechanics' Magazine» und «Civil engineers' Journal» besonders hervorzuheben. Dieser Litteratur entspricht die Vermehrung gewerblicher Vereine und Lehranstalten aller Art, von den Gewerbemuseen und techn. Hochschulen an bis zur gewerblichen Fortbildungsschule.

Teck hieß im Mittelalter ein kleines Herzogtum in Schwaben nach der Burg gleichen Namens auf dem ebenfalls gleichnamigen Berge im Herzogtum Württemberg, von der wenige Ruinen noch vorhanden sind. T. kam zu Anfang des 11. Jahrh. an Berchtold von Zähringen, dessen Enkel Albrecht sich seit 1186 Herzog von T. nannte. Dessen Nachkommen erloschen im Mannsstamm 1439, nachdem schon in dem letzten Viertel des 14. Jahrh. das Herzogtum teils durch Kauf, teils durch Eroberung an Württemberg gekommen war. Durch Kaiser Maximilian I. wurde 1493 den Herzögen von Württemberg der Titel und das Wappen der Herzöge von T. zugesprochen, den sie auch bis 1806 mit führten. Im J. 1863, resp. 1870 erhielten die Kinder des Herzogs Alexander von Württemberg aus seiner Ehe mit der Gräfin Claudine von Rhédey, welche bis dahin den gräflichen Titel von Hohenstein führten, den Fürstenstand unter dem Namen von Teck, 1871 aber der 27. Aug. 1837 geborene Chef dieses Hauses, Fürst Franz, welcher seit 12. Juni 1866 mit der Prinzessin Mary Adelaide von Großbritannien, Tochter des Herzogs von Cambridge, vermählt ist, vom König von Württemberg den nach dem Recht der Erstgeburt vererbenden Herzogstitel.

Tecke-Turkmenen heißen die türk.-tatar. Nomaden, welche die Steppe zwischen Persien, Afghanistan, Bokhara und Chiwa bewohnen; ihr Gebiet reicht nördlich bis zum Atrek. Die T. erkannten früher zeitweise die Oberhoheit von Persien und Chiwa an, sind jedoch thatsächlich stets unabhängig gewesen und haben namentlich gegen die Perser, die ihnen als Schiiten auch auf religiösem Gebiete als Gegner gegenüberstanden, beständig Kriegszüge unternommen und deren Grenzprovinzen verwüstet. Die gefangenen Perser wurden als Sklaven nach Bokhara und Afghanistan verkauft. Auch den Handelskarawanen der Russen thaten die T. viel Abbruch und machten sich überhaupt durch ihre Räubereien allenthalben gefürchtet. Die T. zerfallen in zwei Hauptstämme: die Achaltekinzen, welche am Nordostabhange des Kuren Dagh teilweise in Ansiedelungen wohnen, und die Tekinzen von Merw (s. d.). Die Achaltekinzen griffen wiederholt russ. Karawanen, die über den Ust-Urt nach Chiwa zogen, sowie die der russ. Herrschaft unterworfenen Yomuden an und überfielen 1870 den russ. Posten Michailowsk südlich von Krasnowodsk, worauf die Russen ihre starke Festung Kisil Arwat zerstörten. Auch in den folgenden Jahren hatten die Russen dort beständig Kämpfe zu bestehen, und 1877 kam es südlich von Kisil Arwat zu einem größern Gefecht, in welchem der russ. General Lomakin zwar siegte, aber doch durch Mangel und Krankheit genötigt war, die Truppen nach Krasnowodsk zurückzuführen. Im J. 1878 gewannen die Russen die Linie des Atrek von der Mündung bis zum Sumbar und befestigten dort Tschat und Tschikischljar. Diese Linie und sogar Krasnowodsk wurden im April 1879 von den T. angegriffen. Darauf unternahm General Lazarew mit gegen 10000 Mann und 18 Geschützen vom Atrek aus einen Zug gegen die Oase der Achaltekinzen, starb indessen bald nach dem Beginn des Unternehmens. Sein Nachfolger, General Lomakin, erreichte nach mehrern Gefechten 11. Sept. das befestigte Geok-Tepe, traf dort auf 15000 Tekinzen und mußte wegen Mangel an Verpflegung den Rückzug antreten; die russ. Truppen erreichten 2. Okt. Tersachan und erlitten starke Verluste. Für das Jahr 1880 war ein größeres Unternehmen gegen die Achaltekinzen geplant, das aber unterblieb, da zu Beginn des Jahres wegen der Kuldschafrage Verwickelungen mit China in Aussicht standen. Die T. hatten Kenntnis von der ihnen drohenden Gefahr und hielten im Jan. 1880 zu Merw eine Beratung unter dem Vorsitze von Nur Werdi Chan, des Oberhauptes der Achaltekinzen, in welcher gemeinsamer Widerstand gegen die Russen beschlossen ward und alle Männer von über 14 Jahren zum heiligen Kriege aufgeboten wurden. Man rechnete darauf, 60000 Krieger zusammenzubringen. Die russ. Regierung beauftragte den mit der Kriegführung gegen centralasiatische Völker vertrauten General Skobelew (s. d.), zunächst eine Reihe befestigter Posten und geeignete Verbindungen herzustellen. General Skobelew besetzte 11. Juni Bami und befestigte diesen durch seine Lage zum Ausgangspunkte für den gegen die Achaltekinzen geeigneten Platz, in welchem allmählich bedeutende Vorräte angesammelt wurden, förderte den Bau einer Militäreisenbahn (diese war 1. Okt. 1880 auf 22 km, 25. Jan. 1881 dagegen auf 106 km betriebsfähig) und baute Etappenstraßen, welche durch eine Reihe befestigter Posten sichergestellt wurden. General Skobelew unternahm sodann 13. Juli einen Streifzug nach der Oase der Achaltekinzen und gelangte bis vor deren stark befestigte Hauptstadt Geok-Tepe, wo er gegen 10000 T., darunter 700 Reiter aus Merw, vorfand; er zerstörte viele Vorräte, brannte das Getreide nieder, wich aber einem größern Kampfe aus und kehrte 23. Juli nach Bami zurück.

Für den Winter wurde ein größeres Unternehmen gegen die Achaltekinzen sorgfältig vorbereitet. Als die Verpflegung einer stärkern Heeresabteilung auf ein halbes Jahr sichergestellt war, trafen aus

Kaukasien Verstärkungen ein, und im Dezember trat General Skobelew den Vormarsch gegen Geok-Tepe an, nachdem kurz vorher 4000 T. einen Raubzug nach Beurma unternommen und dort 500 Kamele fortgenommen hatten. Am 11. Dez. nahmen die Russen Karys und Kelat, am 14. den Aul Jegman-Batyrkul, welcher den Namen «Samurskische Befestigung» erhielt und als Depotplatz eingerichtet wurde. In den nächsten Tagen fanden vor Geok-Tepe mehrere Gefechte statt, in denen die Russen dem Feinde zwar starke Verluste zufügten, aber selbst zwei Geschütze einbüßten und schließlich in das nur 11 km entfernte Lager der Samurskischen Befestigung zurückgingen, bis zu Anfang des Januar 1881 Verstärkungen unter Oberst Kuropatkin eintrafen. Am 4. Jan. wurde Geok-Tepe eingeschlossen und 1800 m von derselben bei Jangikala ein befestigtes Lager bezogen, am 5. die erste und am 8. die zweite Parallele eröffnet, an den beiden folgenden Tagen unternahmen die T. starke Ausfälle, erbeuteten dabei sogar ein russ. Geschütz, wurden aber schließlich mit großem Verlust in den Platz zurückgeworfen, worauf die Russen am 10. einige vorgeschobene Werke eroberten. In den folgenden Tagen wurde die Festung heftig beschossen und der Minenkrieg eröffnet, am 24. Jan. erfolgte der Sturm, welcher nach blutigem mehrstündigen Kampfe die Russen zum Herrn von Geok-Tepe machte. Auf der Flucht wurden 8000 T. von der verfolgenden Kavallerie niedergemacht. Schon am 18. Jan. trat ein Teil des Expeditionskorps den Marsch nach Aschabad an und besetzte diese Stadt ohne Kampf 30. Jan. Von dort aus sendete General Skobelew 1. Febr. zwei Kolonnen in südöstl. Richtung bis an den Tedschent-Fluß. Inzwischen waren die in Geok-Tepe befindlichen Familien der in die Wüste und nach Merw geflohenen T. in Gefangenschaft verblieben und die Achaltekinzen durch General Skobelew zur Unterwerfung unter die russ. Herrschaft aufgefordert worden. Von allen Seiten erschienen in Aschabad und bei den am Tedschent stehenden Kolonnen die Stammhäuptlinge, darunter auch der Chan Tokmasserdar, und erklärten ihre Ergebenheit, wogegen ihnen Freiheit und Sicherheit des Lebens und Eigentums zugesichert wurden. Durch Ukas vom 18. Mai 1881 wurde die Oase der Achaltekinzen mit dem transkaspischen Gebiet vereinigt und der obern Leitung des kaukasischen Militärbezirks unterstellt. Seitdem ist im Dez. 1883 auch Merw (s. d.) befestigt und 31. Jan. 1884 mit dem russ. Reiche vereinigt, auch die vom Kaspischen Meere ausgehende Militärbahn über Aschabad bis nach Merw in Betrieb gesetzt und deren Weiterbau nach Bokhara in Angriff genommen worden. Vgl. Beihefte 6 und 7 des «Militär-Wochenblatt» (Berl. 1881).

Tecklenburg, Kreis im preuß. Regierungsbezirk Münster, mit dem Hauptort gleichen Namens, bildete sonst einen Teil der alten Reichsgrafschaft Tecklenburg, die nach Aussterben der Grafen von T. 1556 an die Grafen von Bentheim nebst der damit verbundenen Reichs- und Kreisstimme gefallen war. Die 1609 entstandene Linie Bentheim-T. trat 1699 das Schloß und drei Viertele der Grafschaft T. an die Grafen von Solms-Braunfels ab. Diese verkauften T. 1707 an die Krone Preußen, die auch die übrigen Teile der Grafschaft durch Vergleich mit dem Grafen von Bentheim-T. an sich brachte, jedoch 1729 dem Grafen den Titel und das Wappen von T. zugestand, nebst dem Successionsrechte in der Grafschaft T., wenn Preußen in männlicher und weiblicher Linie ausstirbt, während Preußen, wenn Bentheim-T. ausstirbt, in der dem Hause Bentheim gehörigen Grafschaft Hohenlimburg nachfolgt. — Der Kreis Tecklenburg, welcher außer der Grafschaft T. noch die Obere Grafschaft Lingen umfaßt und 1885 auf 812 qkm 47422 E. zählte, ist der einzige im Regierungsbezirk Münster mit bergiger Bodenbeschaffenheit und mit überwiegend evang. Bewohnern. Es zieht sich in denselben das nordwestl. Ende des Teutoburgerwaldes hinein mit dem Ibbenbürener Steinkohlengebirge.

Die Kreisstadt Tecklenburg, 31,5 km von Münster auf dem Teutoburgerwalde gelegen, zählt 897 E., ist Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, eine Tabaksfabrik, Schloßruinen und das Erbbegräbnis der Grafen von T. Bedeutender ist Ibbenbüren (s. d.).

Tecoma, zur Familie der Bignoniaceen gehörige Gehölzgattung der tropischen und subtropischen Zone. Ihre Arten sind teils Bäume, teils Klettersträucher, welche durch gefingerte oder unpaar gefiederte Blätter und schön gefärbte, zu Trauben oder Rieben gesammelte Blumen gekennzeichnet sind. Letztere haben einen glockenförmigen Kelch und eine fast zweilippige Blumenkrone mit erweitertem Schlunde. Mehrere Arten sind für die Ausstattung der Gewächshäuser hoch geschätzt, andere ziemlich winterharte nicht weniger für das freie Land, unter diesen vorzugsweise T. radicans *Juss.*, gewöhnlich Virginischer Jasmin genannt, mit neun ovalen, zugespitzten, gezähnten, oben lebhaft dunkelgrünen, unten blassern Blättchen und prächtig zinnoberroten und orangegelben Blumen in Enddoldentrauben. Die Äste klettern bis 10 m hoch an Wänden und Bäumen empor, indem sie sich hier mit warzenartigen Wurzeln anheften, welche an den Blattstielen stehen. Diese in Virginien einheimische prächtige Art eignet sich vortrefflich zur Bekleidung von Wänden und Lauben, verlangt aber eine warme, nach Süden exponierte Lage und im Winter eine gute Bedeckung. Im freien Stande will sie nicht gedeihen.

Tectona, s. Teakholz.

Tecuci (spr. Tekutsch), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in Rumänien, am Flusse Berlad und unweit des Sereth gelegen, mit 10000 E., ist Sitz einer Präfektur und eines Tribunals erster Instanz, hat ein Untergymnasium und vier Elementarschulen und ist wichtig als Knotenpunkt der Eisenbahn von Roman nach Bukarest und von T. nach Berlad-Vaslui und daher als Durchgangsstation für den Handel der östl. Moldau nach der Donau und dem Schwarzen Meere.

Teda, Volksstamm, s. unter Tibbu.

Teddington, Dorf in der engl. Grafschaft Middlesex, links an der Themse, in welcher bis hierher die Flut aufwärts steigt, oberhalb Londons, Station der Lokalbahnlinie Malden-Kingston-Twickenham, zählt (1881) 6599 E. Südlich zwischen T. und Hampton-Court dehnt sich der Bushy Park aus, eine königl. Domäne von etwa 4,5 qkm, berühmt wegen der prachtvollen, durch Wilhelm III. angelegten dreifachen Kastanienallee, die quer durch den Park von T. nach Hampton-Court führt.

Te Deum laudámus oder noch abgekürzter Te Deum, in der deutschen Übersetzung: «Herr

Gott, dich loben wir» u. ſ. w., iſt der Anfang des ſog. Ambroſianiſchen Lobgeſangs, welchen man bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Siegesfeſten, ſowie an hohen Feſttagen in den kath. und auch in den prot. Kirchen zu ſingen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den älteſten Tonſtücken, die vorhanden ſind; der Geſang ſtammt aber nicht vom heil. Ambroſius, ſondern iſt etwa 100 Jahre jünger. Von neuern Komponiſten aller Konfeſſionen iſt der Text vielfach zu großen ausgeführten Kompoſitionen benutzt, die für feſtliche Gelegenheiten geſchrieben wurden; alle überragt hierin Händel mit ſeinen zwei Tedeen, dem Utrechter 1713 für den Frieden und dem Dettinger 1743 für den Sieg bei Dettingen.

T'een Tung, Kloſter bei Ning-po (ſ. d.).

Teer (goudron, tar), Theer, im allgemeinen das ſchwarzbraune, dickflüſſige, aus ölartigen und harzigen Teilen beſtehende Produkt der trockenen Deſtillation organiſcher Körper. Man unterſcheidet T. aus Pflanzenſtoffen (Holz, Torf u. ſ. w.), welcher durch Eſſigſäuregehalt ſauer reagiert; Steinkohlenteer, welcher ammoniakhaltig iſt; tieriſchen T., der ſehr übelriechend und an Ammoniak reich iſt.

Der Holzteer wird meiſt aus den Wurzelſtöcken von Nadelhölzern, wie Tannen, Fichten, Föhren und Krummholz, geſchwelt, d. i. trocken deſtilliert. Die Alten verrichteten dieſe Schwelerei auf rohe Weiſe in Erdgruben. Geeigneter iſt die Schwelerei in Öfen. Plinius ſchon kannte die Teeröfen, die bis in die neuere Zeit mannigfach verbeſſert worden ſind. Die Ruſſen ſchwelen aus Birkenrinde einen T., den ſie Dachert, Daggut oder Birkenöl nennen und zur Juftengerberei gebrauchen. Die Anwendung des gemeinen T. iſt bekannt. Große Mengen von Holzteer werden durch Erhitzung in offenen Keſſeln über freiem Feuer zu Pech (ſ. d.) verſotten. In neuerer Zeit ſtellt man den Holzteer durch Deſtillation von Holz in Retorten dar, wobei man neben T. Teeröle, Kreoſot, Eſſigſäure, Aceton, Holzgeiſt u. ſ. w. gewinnt.

Der Steinkohlenteer, welcher bei der trockenen Deſtillation der Kohlen zum Zwecke der Coks- und Gaserzeugung in reichlicher Menge ſich bildet, iſt ein Gemenge von flüſſigen Kohlenwaſſerſtoffen (Benzol, Toluol, Cumol, Cymol), feſten Kohlenwaſſerſtoffen (Naphthalin, Anthracen), Carbolſäure, kleinen Mengen organiſcher Baſen (wie Anilin) und Asphalt bildenden Beſtandteilen; auch finden ſich darin noch flüſſige Kohlenwaſſerſtoffe von nicht genau bekannter Zuſammenſetzung, die man unter dem Kollektivnamen Naphtha zuſammenfaßt. Im allgemeinen läßt ſich die Zuſammenſetzung des T. in 100 Teilen in folgender Weiſe ausdrücken: Benzol 1,5, Naphtha 35, Naphthalinöl 22, Anthracen 1, Phenol 9, Pech 31,5. Dieſe Stoffe finden ſich aber nur in dem bei ſehr hoher Temperatur dargeſtellten T., ſo in dem der Gaswerke; werden die Kohlen bei niedrigerer Temperatur der Deſtillation unterworfen, ſo entſtehen vorzugsweiſe Körper, welche der Methanreihe angehören. Man verarbeitet den T. auf Benzol (ſ. d.), Carbolſäure (ſ. d.), Naphthalin (ſ. d.) und Anthracen (ſ. d.), die wieder zur Darſtellung vieler Farben, die man Teerfarben oder Anilinfarben (ſ. d.) nennt, dienen. Der aus den Steinkohlen dargeſtellte T. iſt in wiſſenſchaftlicher wie in wirtſchaftlicher Hinſicht einer der bedeutungsvollſten Stoffe geworden. Vgl. Lunge, «Die Deſtillation des Steinkohlenteers» (Braunſchw. 1882); Schilling, «Handbuch der Gasbeleuchtung» (3. Aufl., Münch. 1878); G. Schultz, «Chemie des Steinkohlenteers» (2. Aufl., Braunſchw. 1886).

Der Braunkohlenteer, wie er z. B. in den Teerſchwelereien der Provinz Sachſen gewonnen wird, iſt das Hauptmaterial zur Darſtellung des Paraffins und des Mineralöls. Da die Gewinnung des Braunkohlenteers (ſ. Mineralöl und Paraffin) abſichtlich bei möglichſt niedriger Temperatur vorgenommen wird, ſo fehlen darin die ſog. aromat. Kohlenwaſſerſtoffe, Benzol ꝛc. und es prävalieren Kohlenwaſſerſtoffe der Methanreihe.

Teerfarben, ſ. Anilinfarben.

Teerjacke, Spitzname der Matroſen, ſ. u. Jack

Teerpappe, ſ. Dachpappe.

Tees (angelſächſ. Tese-ea), Fluß im nordöſtl. England, entſpringt auf der Grenze von Weſtmoreland und Cumberland öſtlich am Croß Fell, einem Gipfel der Pennine Chain, bildet faſt auf ſeinem ganzen Laufe die Grenze zwiſchen Durham (nördlich) und dem Northriding der Grafſchaft York (ſüdlich), berührt Barnard-Caſtle, wird zwiſchen Dalton und Yarm ſchiffbar und mündet nach 152 km Lauf unterhalb Stockton und Middlesborough in die Nordſee, wobei er die Tees-Bai bildet.

Teetotaler, ſ. Temperanzgeſellſchaften.

Teff oder Taf (Eragrostis abyssinia *L.*) heißt eine in Abeſſinien einheimiſche Grasart, deren kleine, aber zahlreiche Früchte, etwa von der Größe der Hirſekörner, ein wichtiges Nahrungsmittel für die Bewohner ganz Abeſſiniens bilden. Aus dem Mehl wird Brot gebacken, welches einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack hat. Die Kultur dieſer Getreideart, ſowie einer Reihe Varietäten derſelben, iſt in Abeſſinien eine ſehr ausgedehnte, beſonders da auch in den höher gelegenen Teilen dieſes Landes die Pflanze noch gut gedeiht.

Tegea, eine alte und bedeutende Stadt im ſüdöſtl. Arkadien, deren Gebiet, die Tegeatis, im Norden durch einen Engpaß zwiſchen den Vorſprüngen des Mänalon- und des Partheniongebirges von dem Gebiete der Stadt Mantineia getrennt, gegen Süden bis zur Grenze von Lakonien reichte. Die in der mythiſchen Zeit von Königen beherrſchte Stadt leiſtete nach der Eroberung von Lakonien durch die Dorier dem weitern Vordringen dieſer gegen Norden energiſchen Widerſtand und trat dann in ein ehrenvolles Bundesverhältnis zu Sparta, dem ſie bis zur Schlacht bei Leuktra unverbrüchlich treu blieb; dann ſchloß ſie ſich dem Bunde der arkadiſchen Städte an und ſpielte in dieſem, ſowie ſpäter als Mitglied des Achäiſchen Bundes bis zur Unterwerfung Griechenlands durch die Römer eine bedeutende Rolle. Von dem bedeutenden Umfange der Stadt (ungefähr 6 km) geben noch die 6 km ſüdlich von Tripolitza in und zwiſchen den Dörfern Hagios-Soſtis, Ibrahim-Effendi und Piali zerſtreuten Ruinen Zeugnis; die Stärke der Bevölkerung kennzeichnet am beſten der Umſtand, daß ſie zu der Schlacht bei Platää allein 1500 Hopliten (Schwerbewaffnete) ſtellte. Unter den Gebäuden war das berühmteſte der Tempel der Athene Alea, der, nachdem er 395 v. Chr. abgebrannt war, unter Leitung des Skopas größer und prachtvoller als vorher, außen doriſch, innen ioniſch und korinthiſch, wiederhergeſtellt wurde, und deſſen Plan durch Unterſuchungen des Deutſchen Archäologiſchen Inſtituts in Athen im Jahre 1879 wieder ermittelt worden iſt.

Tegel, eine ursprünglich lokale, dann in die geol. Terminologie übergegangene Benennung für die meist versteinerungsreichen, kalkhaltigen Thone der wiener und ungarischen Tertiärformation.

Tegel, Dorf mit Schloß im Kreise Niederbarnim, 13 km nordwestlich von Berlin, am Tegeler See, einer Erweiterung der Havel, gelegen, mit vielen, von Berlin und Spandau her stark besuchten Wirtshäusern, mit Berlin durch Pferdebahn, mit Spandau durch Dampfschiffe in Verbindung. Schloß Tegel war langjähriger Wohnsitz von W. von Humboldt, besitzt sehenswerte Kunstschätze und einen schönen Park, welcher die Grabstätte der Brüder Humboldt enthält. In der Nähe befindet sich zwischen der Havel und der Straße nach Berlin ein Artillerieschießplatz, welcher gegenwärtig nur zu artilleristischen Versuchen und den Schießübungen der Lehr- und Versuchsbatterie Verwendung findet.

Tegernsee, Pfarrdorf im Bezirk Miesbach des bayr. Regierungsbezirks Oberbayern, mit 930 E., Sitz eines Amtsgerichts, liegt in 722 m Höhe 52 km von München und 5 km südlich der Eisenbahnstation Gmund, unweit des südöstl. Endes des reizenden, von Waldgebirgen umgebenen gleichnamigen Sees, der 9 km lang und 2—3 km breit ist, ein Areal von 1063 ha umfaßt und durch die Mangfall zum Inn abfließt. Höchst stattlich erscheinen die im 18. Jahrh. aufgeführten Gebäude der 719 gestifteten, unter den Kaisern Heinrich I. und Otto I. restaurierten, aber 1804 aufgehobenen und bald darauf vom Könige von Bayern angekauften Benediktinerabtei. Die Mitte derselben bildet die Stiftskirche mit Bildern aus dem 18. Jahrh., namentlich einigen guten Deckengemälden. Der nördl. Flügel umfaßt eine große Bierbrauerei. Der südliche wurde von König Maximilian I. als Schloß eingerichtet und fast jeden Sommer von ihm bewohnt. Die geschmackvoll erneuerten Gärten des ehemaligen Klosters, sowie die weithin in Wälder und Gebirge ausgedehnten Anlagen und Wege brachten den Ort schnell in Aufnahme und veranlaßten eine Menge verschiedenartiger Ansiedelungen in dem früher stillen Thal, sodaß es gegenwärtig einer der besuchtesten und elegantesten Sommerfrischorte des bayr. Hochlandes ist. Das Schloß und die dazugehörigen Besitzungen sind jetzt Eigentum des Prinzen Karl Theodor von Bayern. Bei T. liegt der Paraplui (820 m hoch), der eine reizende Aussicht gewährt. Die beste Aussicht über den ganzen See hat man jedoch von der Musterwirtschaft Kaltenbrunn, am nordwestl. Ende desselben. Etwa 10 km südlich von T. liegt der besuchte Kurort Kreuth (s. d.). Vgl. Freyberg, «Älteste Geschichte von T.» (Münch. 1823); Hefner, «T. und seine Umgebung» (Münch. 1838); Krempelhuber, «Der T. und seine Umgebung» (3. Aufl., Münch. 1862).

Tegetthoff (Wilh., Freiherr von), ausgezeichneter österr. Admiral, besonders berühmt durch den Seesieg bei Lissa (20. Juli 1866), geb. 23. Dez. 1827 zu Marburg in Steiermark, Sohn eines Oberstlieutenants, wurde im Marinekollegium zu Venedig zum Seemann gebildet und trat 1845 als Marinekadett in den aktiven Dienst. Bei der Blockade von Venedig 1848 war er als Offizier beteiligt, und 1852 avancierte er zum Linienschiffslieutenant. Als solcher kommandierte er 1854—55 ein österr. Schiff vor der Sulinamündung, um daselbst während des Orientkriegs die Ordnung aufrecht zu halten. Als Korvettenkapitän befuhr T. 1857—58 die Küsten des Roten Meers und des Golfs von Aden in Begleitung Heuglins. Hierauf erhielt er 1858 das Kommando der Korvette Friedrich, mit welcher er im Mittelmeer und an den marokk. Küsten kreuzte. Als Adjutant des Erzherzogs Ferdinand Max begleitete er diesen 1859 nach Brasilien. Im J. 1860 erfolgte T.s Avancement zum Fregatten- und 1861 zum Linienschiffskapitän. Als Befehlshaber der österr. Escadre in der Nordsee lieferte T. 9. Mai 1864 in Gemeinschaft mit einigen preuß. Schiffen den Dänen das Seegefecht bei Helgoland. Einige Tage darauf (12. Mai) erfolgte seine Erhebung zum Kontreadmiral. Hierauf kreuzte er im Adriatischen und Mittelländischen Meere und wurde beim Ausbruch des Kriegs zwischen Österreich und Italien 1866 mit dem Kommando der österr. Flotte im Mittelmeer betraut. Er erschien zuerst vor Ancona und besiegte 20. Juli bei Lissa (s. d.) die ital. Flotte unter Admiral Persano. Dieser glänzende Erfolg T.s wurde am folgenden Tage mit seiner Ernennung zum Vizeadmiral belohnt. Im J. 1867 erwirkte T. in Mexiko die Auslieferung der Leiche des Kaisers Maximilian. Seit 6. März 1868 war T. Oberbefehlshaber der österr. Marine und Chef der Marinesektion des Reichskriegsministeriums, daneben lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, in welchem er zur liberalen Verfassungspartei gehörte. Er starb 7. April 1871 zu Wien. Seine Leiche wurde später nach Graz gebracht und 29. Okt. 1872 in der Familiengruft daselbst beigesetzt. Denkmäler wurden ihm in seiner Vaterstadt Marburg (enthüllt 10. Juli 1883), in Wien (vor der Votivkirche) und in Pola (enthüllt 20. Juli 1877) gesetzt. Ad. Beer gab heraus: «Aus Wilh. von T.s Nachlaß» (Wien 1882). — Sein Bruder, Albrecht von T., geb. 1841, Professor an der Marine-Akademie zu Fiume, gest. 21. Juli 1871 zu Graz, war einer der bedeutendsten Mathematiker und Hydrographen Österreichs. — Ein anderer Bruder, Karl, zur Zeit des Todes seines Bruders Oberst, diente im österr. Regiment «König der Belgier» in Holstein, ebenso 1866 mit großer Auszeichnung, wurde 1873 Generalmajor, führte 1878 bei der Occupation in Bosnien eine Division und wurde Feldmarschallieutenant. Infolge eines unheilbaren Leidens erschoß er sich 30. Mai 1881 zu Lienz in Tirol.

Teglattphalasar (hebr. Tiglatpileser, assyr. Tuklat-abal-esar), mehrere assyr. Könige:

Teglattphalasar I., gegen 1200 oder 1100 v. Chr., war der fünfte König aus dem Geschlecht des Ninip-abal-esar, und einer der ersten Herrscher, welche die Weltmacht des assyr. Reichs begründeten. In einem auf einem großen achtseitigen Prisma geschriebenen Dokument aus Elassar (Kalah Sherghat) berichtet er von seinen großen Feldzügen gegen Norden und Nordwesten; er bekriegte namentlich Pontus und Kappadocien und zog auch gegen Osten. Gegen den babyl. König Marduk-nadin-akhe war er weniger glücklich. Er unternahm große Bauten, von denen seine Inschrift Kunde gibt.

Teglattphalasar II. ist aus der Bibel bekannt. Er gelangte 745 v. Chr. auf den Thron, bekriegte Armenien, Mesopotamien, bezwang die Stadt Arpad nach dreijähriger Belagerung und unternahm einen großen Feldzug gegen den fernen Osten; überzog 733 bis 731 v. Chr. Palästina und Damascus mit Krieg und beschützte Achaz von Juda gegen die Angriffe Pekaß von Israel und Rezins von Damascus, welchen letztern er tötete. Dann wandte er sich

gegen Chaldäa und bekriegte den Kinzer von Babylon. Daß er mit dem im Ptolemäischen Kanon genannten Porus, assyr. Phul, identisch sei, ist zweifelhaft; gewiß indessen scheint zu sein, daß er mit dem bibl. Phul nichts gemein hat. Ihm folgte Salmanassar; beider Inschriften wurden von Sargon und seiner Linie systematisch zerstört; es sind daher T.s Berichte nur sehr unvollständig erhalten.

Teglio, Ortschaft im Veltlin (s. d.).

Tegnér (Esaias), der berühmteste Dichter Schwedens, geb. 13. Nov. 1782 zu Kyrkerud in Wermland, war der jüngste Sohn eines Landpfarrers, nach dessen Tode der zehnjährige Knabe zum Gehilfen auf einem Vogteicomptoir auferzogen wurde. Doch fand er hier Gelegenheit zu weiterer Bildung, bezog im Herbst 1799 die Universität zu Lund und bestand 1802 die Kandidatenprüfung mit Auszeichnung. Schon vorher hatte er eine lat. Abhandlung über Anakreon verfaßt, der jetzt eine solche über die Äsopische Fabel folgte. Letztere veranlaßte seine Berufung zum Docenten der Ästhetik, mit welcher Stellung er später das Notariat in der philos. Fakultät vereinigte. Er ward 1805 Adjunkt der Ästhetik und Vizebibliothekar bei der Universitätsbibliothek und 1812 Professor des Griechischen. Während dieser Zeit hatte T. bereits als lyrischer Dichter seinen Ruf begründet. Nachdem er 1818 in die Akademie als Mitglied eingerückt und in demselben Jahre die theol. Doktorwürde erlangt, ward er 1824 zum Bischof von Wexiö ernannt. T.s Streben für das Kirchliche wie für das Unterrichtswesen rechtfertigten diese Berufung. Besonderes Aufsehen erregten seine trefflichen «Schulreden», von denen einige von Mohnike (Stralf. 1833) ins Deutsche übertragen wurden. Dieselben befestigten seinen Ruf als Redner, den er schon zu Lund begründet hatte, wie seine «Reden» bewiesen, von denen Mohnike (Stralf. u. Lpz. 1829) ebenfalls eine Übersetzung lieferte. Die Idylle «Die Nachtmahlskinder» (1820; deutsch von Mohnike, 5. Aufl., Halle 1876) und die Romanze «Axel» (1822; deutsch von Vogel, Lpz. 1877) befestigten seine dichterische Popularität, die mit der «Frithjofssaga» ihren Höhepunkt erreichte. Das in Lund begonnene große Gedicht «Gerda» kam nie zur Vollendung. Seit 1840 an momentaner Geistesstörung leidend, starb T. zu Wexiö 2. Nov. 1846.

Von seinen Werken, die von seinem Biographen und Schwiegersohn K. W. Böttiger gesammelt wurden (7 Bde., Stockh. 1847—50; Jubelausgabe I—VIII, Stockh. 1882—85), hat ihm die «Frithjofssaga» einen Weltruf begründet. Diese erschien zuerst vollständig zu Stockholm 1825 und erlebte seitdem nicht bloß eine große Anzahl Auflagen, sondern wurde auch in fast alle lebenden Sprachen übersetzt; unter den deutschen Übersetzungen sind hervorzuheben die von Amalie von Helvig (Stuttg. 1826; neue Aufl. 1844 und 1853), von Schley (Upsl. 1826), von Mayerhoff (Berl. 1835), von Leinburg (9. Aufl., Berl. 1875) und von Mohnike (16. Aufl., Halle 1879). Den schwed. Urtext mit Übersetzung, Anmerkungen, Grammatik und Wörterbuch gab Leinburg (2. Aufl., Frankf. a. M. 1873) heraus. Eine Übersetzung der «Sämtlichen Gedichte T.s nebst Lebensschilderung» lieferte Mohnike (Lpz. 1840). T.s Enkel, Elof T., Bibliothekar in Lund, gab seine hinterlassenen Schriften (3 Bde., Stockh. 1873—74) heraus. Frei von der damals in Schweden eingerissenen Sucht, die Franzosen nachzuahmen, ging T. seinen eigenen Weg und brach nebst Geijer und ähnlich Gesinnten eine neue Bahn. Seine Poesien sind im Stoff wie im Geiste rein nordisch; sie bekunden große Bilderpracht, ein tiefes wie lebendiges Gefühl, eine reiche Ader des Witzes und eine leicht erregbare, bewegliche Phantasie, daneben in der Regel eine schöne, echt dichterische Sprache. Bald nach seinem Tode steuerte das ganze Land zu einem Denkmal, welches als kolossale Statue, von Qvarnström ausgeführt, 22. Juni 1853 in Lund enthüllt wurde. Vgl. Böttiger, «T.s Leben» (deutsch von Wilken, Berl. 1847); Christensen, «Esaias T.» (2. Aufl., Lpz. 1883).

Tegucigalpa, Hauptstadt der mittelamerik. Republik Honduras und Hauptort eines Departements, am Oberlauf des in den Golf von Fonseca fließenden Choluteca, in einem schönen von Wald eingeschlossenen gesunden Hochthale, zählt 12000 E. und hat in seiner Kathedrale das hervorragendste Bauwerk des ganzen Staats, eine Universität, eine Nationalbank, ein Münzamt, eine ansehnliche steinerne Brücke über den Choluteca und Handel. — Das Departement, mit etwa 50000 E., ist durchaus Hochland von gemäßigtem Klima; die Gebirge sind von umfangreichen Fichtenwaldungen bedeckt und bergen Steinkohlenlager. Auf Eisen, Kupfer, Silber und Gold wird der Bergbau stark betrieben. Die Thäler sind fruchtbar an Getreide und Obst.

Têherân, mit seinem ungerechtfertigten Titel Dâr el chelâfeh, d. h. Stätte des Kalifats, ist die Haupt- und Residenzstadt von Persien seit dem Antritt der gegenwärtigen Kadscharendynastie, welche sie dazu wegen der Nähe ihres Stammtribus wählte. Die Stadt liegt in 1300 m Höhe in einer Steinfläche, an den südl. Ausläufern der schneebedeckten Elburskette, deren nahe höchste Kuppe, der Totschâl, (mit einer Eisgrotte) zu 4000 m und der 35 km nördlich liegende Vulkanpik Demawend sich über 6800 m erheben. Sie wurde um 1870 nach dem Plan von General Bühler fast ums Doppelte erweitert, sodaß deren Umfang jetzt an 30 km beträgt; ebenso wurden die Straßen für Wagenverkehr eingerichtet und mit Gasbeleuchtung versehen. Ein ausgetrockneter Graben und hohe breite Erdwälle umgeben dieselbe, zu der sechs mit bunten Fliesen dekorierte Thore führen. Die Einwohnerzahl wechselt zwischen 110—150000, je nach der Jahreszeit, da im Sommer an 40000 Menschen mit dem Schah die Stadt verlassen, um in den lieblichen Dörfern am Fuß des Elburs zu wohnen oder dort unter Zelten zu kampieren. Den Mittelpunkt der Stadt bilden die kühlen und luftigen Bazare, in welchen die heimischen und europ. Erzeugnisse verkauft werden; doch besitzt T. selbst keine Industrie, auch keinen Großhandel. Während die Häuser der Armen aus elenden Lehmhütten bestehen, die nach längerm Regen zusammenstürzen, zeichnen sich die der Großen und Würdenträger durch schöne innere Dekorierung, prachtvolle Gärten, Bassins und Ventilationstürme aus. Vor allem ragt das nördlich in dem mit Graben umgebenen Burgfrieden (Ark) gelegene Residenzschloß hervor mit seinen prächtigen Gartenanlagen mit schlanken Platanen und Kiefern, Bädern, Kiosken, Teichen und Prunksälen, besonders in dem zum Harem bestimmten Teil. T. hat außer den Koranschulen ein Kollegium, in welchem europ. und pers. Professoren lehren und die Schüler nebst voller Verpflegung auch Stipendien vom Schah erhalten, ferner eine armen. Kirche, eine kath.

Missionsschule und eine Synagoge. Die Bevölkerung besteht meist aus Beamten, Hofbediensteten und Handwerkern (Kasib Tadschik) von schiitischem Glauben, nebstdem aus einer geringen Anzahl von Armeniern, Juden und Gebern, letztere ausschließlich Gartenarbeiter. Die europ. Kolonie, die Gesandtschaften mit inbegriffen, zählt an 200 Köpfe. Die sanitären Verhältnisse, früher wegen Fieber, Ruhr und Typhoid sehr gefürchtet, haben sich dank der Assanierung und Leitungen von gutem Wasser erheblich gebessert. Zahlreich sind die benachbarten Lust- und Jagdschlösser des Schah und der Prinzen im Elbursgebirge; unter diesen zeichnet sich das etwa 20 km entfernte, aus sieben über einander sich erhebende Terrassen bestehende Kadscharenschloß Kasr-i-Kadschar besonders aus. Im Lustschloß Niaveram am Elburs verbringt der Schah zumeist die Sommermonate. Das blühende Dorf Schachzadéh-Abdul-Azim, südöstlich von T., wohin eine gute Fahrstraße führt und wohin die Bewohner T.s großenteils einmal wöchentlich pilgern, liegt in einer grünen Oase auf den Trümmern des alten Rhages, welches einst als Residenz mohammed. Fürsten berühmt war und im Anfange des 13. Jahrh. von Dschingis-Chan zerstört wurde. In der hier befindlichen herrlichen Moschee mit vergoldeter Kuppel werden die Mitglieder der königl. Familie neben den Gebeinen mehrerer Abkömmlinge des Propheten beigesetzt. Sie dient auch als geheiligtes unantastbares Asyl. Vgl. Polak, «Teheran und seine Umgebung» (in den «Mitteilungen der k. k. geograph. Gesellschaft», Wien 1877).

Tehl, s. Tael.

Tehuacan, Stadt und Distriktshauptort im mexik. Staate Puebla, auf der Südspitze des Hochlandes Anahuac, rechts über dem Flusse Salado, 1640 m über dem Meere, ist mit der Eisenbahn Mexiko-Veracruz über Esperanza durch eine Zweiglinie verbunden, und zählt 9172 E. — Der Distrikt Tehuacan hat 51221 E.

Tehuantepec, Marktflecken (Villa) und Distriktshauptort im mexik. Staate Oajaca, in der Nähe des Stillen Oceans, 22 km westlich von einer geräumigen, aber nur für kleinere Fahrzeuge zugänglichen Bucht, in einer sandigen, doch durch den Rio de Tehuantepec fruchtbar gemachten Gegend. Von den 14000 E. besteht die große Masse aus Farbigen, die besonders Indigo und etwas Cochenille bauen, Salz bereiten und dieses nebst getrockneten Häuten und Fellen versenden. Auch färbt man mit der Purpurschnecke des nahen Seeufers Baumwolle und verarbeitet diese nebst selbsterbauter Seide zu allerlei Geweben. Die flache Einbiegung, welche das Stille Meer an dieser Küste bildet, heißt Golf von Tehuantepec. Diesem nördlich gegenüber liegt der Golf von Goatzacoalcos, der Hintergrund des Golfs von Campeche. Die Verengung zwischen beiden Meeresteilen heißt Isthmus von Tehuantepec und ist 210 km breit. Der Einschnürung des Landes entspricht zugleich eine Einsenkung des Bodens, welche, die Hochländer von Guatemala und Anahuac trennend, an der niedrigsten Stelle 200 m über das Meer sich erhebt und in alter und neuer Zeit zu Projekten einer hier auszuführenden Verbindungsstraße zwischen beiden Oceanen Veranlassung gegeben hat. Auf einen Kanalbau gingen schon die Vorschläge von Cortez 1521 und Gomara, sowie die auf Veranlassung des Kardinals Alberoni und später wiederholt unternommenen Untersuchungen des Isthmus. Der Mexikaner Don José Garay erhielt 1842 das Privilegium für diesen Kanalbau, das derselbe an eine englische Gesellschaft cedierte, welche ihrerseits wiederum drei Nachfolger, zuletzt die Tehuantepec-Eisenbahngesellschaft hatte, die sämtlich aus Mangel an Fonds und Vertrauen in die Verwaltung des Landes die begonnenen Arbeiten einstellten. Auch verhinderten Eifersucht zwischen England und Nordamerika den Bau, bis 1852 zwischen beiden ein neuer Tehuantepecvertrag für die Dauer von 50 Jahren zum Abschluß kam, wonach beide Schutz und Sicherstellung des Unternehmens gewährten. Die Vereinigten Staaten sandten 1870 unter Kapitän Shufeldt eine Expedition nach T., deren Bericht dahin ging, daß der Bau eines Kanals keinen außerordentlichen Schwierigkeiten begegnen und daß namentlich zu seiner Speisung die in der Sierra Madre entspringenden Flüsse ausreichen würden. Der eigentliche Kanal soll beginnen 48 km von der Mündung des Goatzacoalcos in den Mexikanischen Golf, läuft dann diesem Fluß entlang oder in ihm bis zu einer Höhe von 200 m, worauf er wieder abfällt bis zu der Lagune am Stillen Meere, nachdem er im ganzen eine Strecke von 190 km durchlaufen hat. Wenn vollendet, würde der Tehuantepeckanal den kürzesten Weg zwischen Ostasien und Amerika und Europa herstellen. Er macht den Weg von Neuorleans nach Hongkong um 15800 km kürzer als um das Kap Horn und um 1950 km geringer als durch den Isthmus von Darien. Von Neuyork nach Hongkong ist die Entfernung über T. 13200 km kürzer als um Kap Horn und 254 km geringer als über Darien; natürlich wird sie auch für die europ. Häfen verhältnismäßig gekürzt. Eine Eisenbahn von Goatzacoalcos über T. nach Salina Cruz am Golf von Tehuantepec ist im Bau begriffen. T. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls für T., den Hafen Salina Cruz und den mexik. Staat Chiapas. Vgl. Shufeldt, «T. explorations and surveys» (mit Karten, Washington 1873).

Teich, s. unter Teichwirtschaft.

Teichfledermaus (Vespertilio dasycriemus), eine zu den Glattnasen (s. u. Fledermäuse) gehörige, 31 cm klafternde, seltenere Fledermaus, die namentlich in der Ebene vorkommt und gern über größern Wasserflächen der Insektenjagd obliegt.

Teichfrosch (Rana esculenta, Taf.: Lurche II, Fig. 2), eine der gewöhnlichsten Amphibien, welche unter Umständen etwa 12 cm lang werden kann; in der sehr variabeln, auch bei demselben Individuum nach Witterung, Aufenthalt, Gemütsstimmung, wechselnden Färbung herrscht Grün vor. Der T. laicht Anfang Juni, bewohnt Teiche und Sümpfe, ist sehr gefräßig und nährt sich von allen Tieren, die er bewältigen kann; die Männchen quaken im Sommer nach Sonnenuntergang im Chor. Seine Keulen geben ein ausgezeichnet wohlschmeckendes Gericht.

Teichhuhn, soviel wie Wasserhuhn.

Teichhühnchen (Gallinula chloropus), ein 31 cm langer, zu den Rallen gehöriger Sumpfvogel, der oben graubraun, unten und an den Seiten grau ist, einen roten Stirnfortsatz des Schnabels, grüne Beine und Hautsäume um die Zehen hat. Das T. bewohnt in mehrern Lokalrassen fast die ganze Erde und ist auch in Deutschland kein seltener Zugvogel, der im April erscheint und im Oktober wegzieht.

Teichhütte, Eisenwerk bei Gittelde (s. d.).

Teichkolben, s. Typha.

Teichlinse, s. unter Lemna.

Teichmuschel (Anodonta) heißt ein über die ganze Erde in zahlreichen, unsichern Arten oder besser Formen verbreitetes Geschlecht der Süßwassermollusken aus der Familie der Malermuscheln, das am Schloßrande der Schalen keinen Rand besitzt. Die Schwanenmuschel (A. mutabilis var. cygnea) wird unter sehr günstigen Verhältnissen 20 cm lang, findet sich in stehenden Gewässern allenthalben in Europa und ist stellenweise so häufig, daß sie zum Schweinefutter verwendet wird.

Teichrohrsänger (Calamoherpe arundinacea), der etwa 14 cm lange gemeinste Schilfsänger Deutschlands, der im April kommt, im September geht.

Teichrose oder Seerose nennt man mehrere Arten der Gattungen Nymphaea und Nuphar. (S. Nymphaea.)

Teichunke, s. Knoblauchkröte.

Teichwirtschaft ist ein wesentlicher Teil der künstlichen Fischzucht. Teiche nennt man stehende süße Gewässer verschiedener Größe, welche durch besondere Vorrichtungen trocken gelegt (abgeschlagen) und wieder gefüllt (gespannt) werden können. Je nach der Herkunft des Teichwassers unterscheidet man Fluß- oder Bachteiche, welche entweder von fließenden Gewässern durchzogen werden oder doch mittelbar durch Gräben oder Kanäle ihr Wasser daraus erhalten. Quellteiche werden durch Quellen am Grunde oder vom Rande aus gespeist. Himmelsteiche bekommen ihr Wasser ausschließlich vom Regen oder dem aus dem umgebenden Terrain abfließenden Regenwasser. Jede dieser Teicharten hat für bestimmte Zwecke besondere Vorzüge. Wichtig ist bei allen Teichen die Trockenlegung und Spannung derselben, überhaupt die genaue Regulierung des Wasserstandes, sowie die Beschaffenheit des Teichbodens. Zu den erstgenannten Zwecken muß jeder Teich von einem sorgfältig ausgeführten Damm umgeben sein, welcher vor allem den Durchtritt des Wassers verhindert; an einer oder an mehrern Stellen desselben befinden sich die Vorrichtungen zum Ablassen des Teiches, welche je nach ihrem besondern Bau als Zapfenhäuser, Mönche u. s. w. bezeichnet werden. In ihrer unmittelbaren Nähe befindet sich in den meisten Teichen die sog. Fischgrube, eine regelmäßig begrenzte tiefere Stelle, zu der gewöhnlich mehrere den Boden des Teiches durchziehende Gräben hinführen und nach welcher hin der Teichboden sich gleichmäßig senkt. Die Fischgrube dient zur Ansammlung sämtlicher Fische beim Ablassen des Teiches. Der Boden des Teiches besteht am vorteilhaftesten aus fettem Lehm oder Thon, welche das Wasser nicht durchlassen und die Entwickelung pflanzlicher und tierischer Nahrung begünstigen; Moor- und Sandboden sind weniger empfehlenswert.

Die wichtigsten Fische, welche in Teichen gezüchtet werden, sind Karpfen, Forellen, Schleihe, Goldfische, Goldorfen und Zander, vor allen die beiden ersten. Die Karpfenzucht in Teichen ist sehr alt und wurde in Deutschland namentlich im Mittelalter, wo die Fische als Fastenspeise eine größere Rolle spielten, in sehr ausgedehntem Maße betrieben. Die größten T. befinden sich gegenwärtig in Böhmen (die Domäne Wittingau hat 187 Teiche mit 5564 ha Fläche), in der Lausitz (die Domäne Peitz bei Kottbus hat 82 Teiche von 1176 ha Fläche) und Schlesien (Fürstentum Trachenberg mit 1753 ha Karpfenteichen). Zur rationellen Karpfenzucht sind stets mehrere Teiche erforderlich. Die Streich- oder Laichteiche dienen zur Gewinnung der jungen Brut und werden im Frühjahr mit laichreifen Karpfen besetzt. Im Herbst wird die junge Brut oder der Strich ausgefischt, um im nächsten Frühjahr den Streckteichen übergeben zu werden. Neuerdings hat man mit großem Erfolg die junge Brut schon wenige Wochen nach dem Ausschlüpfen in andere größere Teiche gesetzt, sog. Brutstreckteiche, und dies im Laufe des Sommers mehrmals wiederholt; auf diese Weise erzielt man, da die Brut mehr Nahrung findet, eine weit größere Zahl von jungen Fischen. Die eigentlichen Streckteiche dienen zum Heranwachsen (Strecken) der Brut. Sie zerfallen in Streckteiche erster und zweiter Ordnung, für die ein- und für die zweisömmerigen Karpfen. Die dreisömmerigen Karpfen werden endlich in die Abwachsteiche gesetzt, worin sie in ein bis zwei Jahren ein Gewicht von 1 bis $1\frac{1}{2}$ kg, d. h. eine marktfähige Größe erreichen. Diese Teiche sind größer als die andern und in ihnen können Schleihe und Aale gleichzeitig gehalten werden, desgleichen eine beschränkte Anzahl von Hechten und andern Raubfischen, welche durch Vertilgung wertloser kleinerer Fische, wie Plötze, Rotaugen und anderer Weißfische sehr nützlich werden und außerdem die durch vorzeitiges Laichen der Karpfen etwa entstehende Brut wegfressen. Die Abwachsteiche müssen tiefere, schlammfreie Stellen enthalten, wohin sich die Fische im Winter zurückziehen können, um ihren Winterschlaf zu halten. Bei Eisbedeckung müssen beständig mehrere Stellen im Eise offen gehalten werden. Die Winterteiche, Winterungen oder Kammerteiche, dienen zur Aufnahme der ein- und zweisömmerigen Karpfen während des Winters. Heller, Fischbehälter, Kauf- oder Vorratsteiche sind ganz kleine Teiche, welche nur zu kurzem Aufenthalt der zum Verkauf bereiten Karpfen dienen.

Unter Sämerung der Teiche versteht man das Trockenlegen derselben und nachfolgende Besamung mit Klee, Hafer oder Wiesengräsern, welche ein oder zwei Jahre lang eingeerntet werden, worauf man die Teiche wieder bespannt. Durch diese schon lange übliche Wechselwirtschaft wird einerseits der im Teiche sich ansammelnde Schlamm vorteilhaft als Dünger für die ausgesäeten Pflanzen verwertet, anderseits auch die Entwickelung tierischer Nahrung bei der Wiederanspannung der Teiche begünstigt. Die Zucht der Forellen in Teichen unterscheidet sich von der Karpfenzucht dadurch, daß die Brut in künstlichen Brutanstalten gewonnen wird. (S. Fischzucht.) Nur ihre Heranziehung und Mästung findet in Teichen statt. Letztere müssen Zufluß von klarem und kühlem Wasser, einen festen kiesigen, stellenweise mit Pflanzen bewachsenen Boden haben und hier und da durch Bäume beschattet sein. Zum Füttern setzt man kleine, lebende, wertlose Weißfische hinein. Eine großartige Anlage zur Zucht von Forellen in Teichen ist die Centralfischzuchtanstalt zu Michaelstein bei Blankenburg am Harz.

Litteratur. Außer den im Artikel Fischzucht angeführten Werken sind noch hervorzuheben: Benecke, «Die T.» (Berl. 1885); von dem Borne, «Handbuch der Fischzucht und Fischerei» (Berl. 1886).

Teifun, s. unter Cyklone.

Teignmouth, Hafenstadt in der engl. Grafschaft Devon, nördlich an der Mündung des aus

dem Dartmoor kommenden schiffbaren Teign in den Kanal, Station der Linie Exeter-Penzance der Great-Westernbahn, zählt (1881) 7100 E., ist Sitz eines deutschen Konsularagenten und hat ein Seebad, reizende Spaziergänge nach allen Richtungen, Schiffswerfte, Marmorschleifereien, Schiffsrüstung zur Fischerei bei Neufundland, Fischerei auf Sardinen und Lachse, sowie Ausfuhr von Granit, Pfeifen- und Töpferthon und Apfelwein. T. hieß in angelsächs. Zeit Tegntun. [bäckerei.

Teigteilmaschine, s. unter Brot und Brot-

Teigwaren (frz. pâtes alimentaires, engl. dough-ware). Zu den T. gehören Nudeln und Maccaroni, Fabrikate, welche aus ungegorenem Teig hergestellt werden, d. h. aus solchem, dem weder Sauerteig noch Hefe, noch irgend ein Salz (Backpulver) zugesetzt ist; derselbe wird aus kleberreichem Weizenmehl oder Dunst (Nudelgries) bereitet. Die T. müssen fest und vollkommen trocken sein, da sie sich sonst beim Kochen leicht zerteilen und die Flüssigkeit trüben würden. Eine mehr oder minder gelbliche Färbung derselben ist, weil durch Zusatz von Farbstoffen, z. B. Safran, nicht durch Verwendung von Eiern entstanden, ganz nebensächlich. Bei der Teigbereitung mengt man das Mehl mit weniger Wasser, als für Weizenbrot gebraucht wird, sodaß der Teig ziemlich hart ist und nur durch sehr kräftiges Kneten einige Weichheit erlangt; das Wasser, dessen Quantum (28—30 Proz.) sich nach dem Klebergehalt des Mehls richtet, wird demselben heiß, und zwar sobald es die Temperatur von 85 bis 90° C. erreicht hat, zugesetzt. Das Zusammenkneten von Mehl und Wasser wird mittels Knetmaschinen (s. unter Brot und Brotbäckerei) ausgeführt, während das eigentliche Weichkneten des Teigs mittels sog. Knetmühlen geschieht.

Eine bewährte Anordnung letzterer Art ist folgende: Über einem Tisch, auf welchen der Teigklumpen aufgelegt ist, wird eine geriefte gußeiserne Walze hin- und hergerollt und so eine Teigplatte mit wellenförmiger Oberfläche von der Größe des Tisches und von 4 bis 5 cm Dicke ausgewalzt, die man durch Überschlagen wieder zu einem Klumpen formt und mittels glatter Walzen nochmals auswalzt, bis sie die erforderliche Gleichmäßigkeit und Zähigkeit erlangt hat. Der gehörig geknetete Teig wird, um der Wirkung der Presse ausgesetzt zu werden, in Stücke von 20 bis 100 kg (je nach der Größe der Preßcylinder) zerschnitten. Die Presse ist meist vertikal angeordnet und entweder eine Schrauben- oder eine hydraulische Presse, d. h. der Kolben, der den Teig aus den Bodenöffnungen des Cylinders drückt, wird entweder durch eine Schraube oder durch eine hydraulische Presse angetrieben. In dem Cylinder, gewöhnlich einem Bronzerohr, ist leicht auswechselbar die aus Kupfer oder Tombak bestehende Preßform, der Model, eingelegt, deren untere den Boden des Cylinders bildende Fläche mit Öffnungen von verschiedener Gestalt je nach der Querschnittsform der herzustellenden Nudeln versehen ist. Für Maccaroni (s. d.) sind diese Öffnungen ringförmig und das nach innen sich kegelförmig fortsetzende Kernscheibchen muß durch passend angebrachte Rippen gehalten sein. Während des Pressens wird der Cylinder mit Dampf geheizt, wobei die Wärme weder zu früh steigen, noch zu hoch getrieben werden darf, damit die Nudel den Model leicht passieren, glatt und durchscheinend werden kann. Um die aus dem Cylinder tretenden Teigfäden schneller zu trocknen, weht man ihnen mittels eines geeigneten Fächers Luft zu oder läßt einen Ventilator einwirken. Bei den Nudeln findet unmittelbar, nachdem sie die Presse verlassen haben, noch eine Formgebung statt, indem man ihnen für den Handel die Gestalt von Ringen oder Doppelringen gibt. Will man statt fadenförmiger T. Ringelchen, Sternchen, Buchstaben, Tierfiguren oder dergleichen herstellen, so macht man den Teig besonders fest und ordnet dicht unter dem mit Löchern von dem gewünschten Querschnitt versehenen Model ein an dessen Endfläche vorbeistreifendes rotierendes Messer an, durch welches Teigscheibchen entsprechend dem Profil der Löcher geschnitten werden. Diese Teigfiguren fallen unmittelbar in einen flachen Korb und werden von demselben auf mit Papier ausgelegte, aus Eisendraht geflochtene Schwingen gegeben, um in die auf etwa 45° C. geheizte Trockenstube geschafft zu werden, in welcher sie 30—36 Stunden verbleiben. Die Maccaroni werden öfters in einem besondern Trockenkasten bei nur 25° in 6—8 Tagen getrocknet, wodurch sie vollkommen ihre Form behalten. Zu den T. sind auch die Biskuits (s. d.) insofern zu rechnen, als sie wie diese aus ungegorenem Teig hergestellt werden, nur daß hierbei ein Backprozeß stattfindet.

Te-Ika-a-Maui (d. h. der Fisch des Maui), auch Ikaamaui, Ahinomaui, die Nordinsel von Neu- [seeland (s. d.).

Teilbäder, s. u. Bad.

Teilbarkeit nennt man die allgemeine Eigenschaft der Körper, sich in Teile zerlegen zu lassen. Man unterscheidet eine mathematische, physische und chemische T. der Körper. Die mathematische ist die T. der Körper ins Unendliche, die wir mit jedem Körper im Gedanken vornehmen können, insofern der Raum, den er einnimmt, sich mathematisch ohne Grenze in immer kleinere Teile zerlegen läßt. Die physische ist die in der Wirklichkeit gestattete, durch mechan. Kräfte mögliche T. der Körper, von der es noch fraglich ist, ob sie ins Unendliche gehe oder nicht. Die unendliche T. auch im physischen Sinne ist die Ansicht der sog. Dynamisten. Die beschränkte T. vertreten die Atomistiker, indem diese annehmen, daß die physische T. der Körper zuletzt auf solche kleine Teilchen (Moleküle) führe, die zwar nicht bloße Raumpunkte sind, sondern noch gegebene und sogar miteinander vergleichbare Massen haben, zu deren fernerer Teilung aber keine mechan. Kräfte vorhanden sind, sodaß alle physik. Prozesse zwischen ihnen wie zwischen unteilbaren Ganzen vor sich gehen. Die physische T. geht oft sehr weit, besonders bei Farb- und Riechstoffen (z. B. Karmin, Moschus). Die chemische T., Zerleg- oder Zersetzbarkeit erstreckt sich auf die Zerlegung der Moleküle in die kleinsten, als unteilbar angenommenen Teilchen (Atome) mittels der Affinität bei chem. Reaktionen oder chem. Prozessen.

Teilfrüchtchen, s. unter Frucht.

Teilfürstentümer, in der ältern russ. Geschichte die mehr oder minder zahlreichen selbständigen Fürstentümer, in welche das russ. Reich zerfiel. Sie gingen daraus hervor, daß der Großfürst das von ihm regierte Land als Familieneigentum betrachtete und nach dem Tode an seine Söhne verteilte, die nun selbständige Besitzer ihrer Anteile (Teilfürsten) wurden, mit dem Rechte, dieselben an ihre männlichen Nachkommen weiter zu verteilen.

Der älteſte Sohn des Großfürſten behielt zwar den Titel Großfürſt bei und hatte eine gewiſſe Macht über ſeine Brüder und Vettern; doch war dieſe oft nur nominell. Ferner gab die Erbfolge Anlaß zu Zwiſten und wurde oft durch Gewaltakte und Eroberung unterbrochen. Die Hauptperiode der T. fällt in die Zeit ſeit dem Tode Jaroſlaws I. bis zur mongol. Eroberung (1054—1238) und ſie verloren ſich erſt ganz mit dem Erſtarken des Großfürſtentums Moskau im 15. und 16. Jahrh. (S. auch Udel und Rußland [Geſchichte].)

Teilhaberſchaft, ſ. Partnerſchaft.

Teilkamm, Scheidekamm, Scheideblatt oder Hinterried (frz. peigne de pliage, râteau, râtelier, vateau; engl. separator, ravel), in der Weberei (ſ. d.) ein kammartiger Beſtandteil des Webſtuhls, welcher zum gleichmäßigen Ausbreiten der auf den Garnbaum zu bringenden Kette dient. (Vgl. Riedblatt oder Riedkamm unter Blattbinder und unter Kamm.)

Teilmaſchine iſt eine mechan. Vorrichtung, mittels deren man ein gegebenes Normalmaß auf einen andern Gegenſtand ſchneller und mit größerer Genauigkeit übertragen kann, als dies aus freier Hand mit Zirkel und Lineal möglich wäre; auch dient ſie, gegebene Längen in eine Anzahl gleicher Teile zu teilen. Man unterſcheidet zwei Arten: Längen- und Kreisteilmaſchinen. Längenteilmaſchinen finden Anwendung beim Anfertigen von Längenmaßſtäben, Skalen an mathem. und meteorol. Inſtrumenten, z. B. bei Proportionszirkeln, Barometern und Thermometern, die Kreisteilmaſchinen beim Einteilen geodätiſcher, aſtron. und nautiſcher Winkelmeſſer nach Gradmaß. Die geradlinigen oder Längenteilmaſchinen beruhen auf folgendem Prinzip: Eine mit großer Sorgfalt hergeſtellte ſtählerne Schraubenſpindel, welche mit ihren beiden glatten, d. h. mit keinem Gewinde verſehenen Enden in feſten Lagern mittels einer Kurbel um ihre Längenachſe drehbar iſt, bewegt bei ihrer Umdrehung das Reißerwerk, d. h. diejenige Vorrichtung, welche die Teilſtriche in den zu teilenden Gegenſtand einritzt und, auf einem Schlitten befeſtigt, mit dieſem in ſehr gleichmäßiger Weiſe vorwärts bewegt wird. Neben dem in Bewegung begriffenen Reißerwerk liegt der Normalmaßſtab, deſſen Striche kopiert werden ſollen. Der Reißer iſt mit einem Zeiger oder Index verſehen. Zeigt dieſer auf den erſten Strich der Normalteilung, ſo ritzt der Reißer den erſten Strich in den zu teilenden Gegenſtand; rückt der Index bis zum zweiten Strich vor, ſo entſteht in gleicher Weiſe der zweite Strich u. ſ. w. Durch ſehr ſinnreiche Vorrichtungen hat man erreicht, daß die Umdrehung der Schraubenſpindel und die ſehr ermüdende Hin- und Herbewegung des Reißerwerks mit der Hand durch die Maſchine ſelbſt ausgeführt werden. Maſchinen, die mit dieſer Einrichtung verſehen ſind, heißen ſelbſtthätige T. Mittels der Längenteilmaſchine hat man es in neuerer Zeit dahin gebracht, 1 mm in 3000 und mehr vollkommen gleiche Teile zu teilen und mit dem Diamant in Glas einzuritzen, wie dies behufs der Verſuche über die Beugung des Lichts erforderlich iſt. Gewiſſe ſinnreiche Einrichtungen, ſo z. B. wie mit voller Sicherheit und ohne beſondere Mühe des Arbeiters durch die Maſchine allein gewiſſe Striche in regelmäßiger Folge lang, andere kurz gemacht werden, können hier nur nebenbei erwähnt werden.

Die Kreisteilmaſchine beſteht aus einer kreisrunden Metallplatte, die, um ſtörende Vibrationen zu vermeiden, ein großes Gewicht haben und ſehr ſorgfältig und feſt in horizontaler Lage aufgeſtellt ſein muß. Auf dieſer Platte ſind verſchiedene konzentriſche Kreiſe einradiert und wieder mit Silber ausgefüllt; die ganze Fläche iſt dann ſorgfältig eben abgeſchliffen und poliert. Auf dieſen Silberkreiſen iſt die genaue Teilung des Kreiſes in 360° nebſt den Unterabteilungen des Grades aufgetragen. Am Rande iſt die Platte ausgefräſt, ſodaß ſie als Schneckenrad dienen kann; ſie ſitzt auf einem vertikalen Zapfen und iſt um dieſen in der Horizontalebene drehbar. Die mit einer Kreisteilung zu verſehende Platte wird auf denſelben Zapfen aufgeſetzt und an die Unterplatte, welche die Normalteilung enthält, unverrückbar befeſtigt. Eine genau gearbeitete Schraubenſpindel, wie die der Längenteilmaſchine, nur kürzer als dieſe, iſt neben dem ausgefräſten Zahnrad in zwei Lagern ohne Gewinde drehbar, ſodaß ſie bei ihrer Umdrehung weder vor- noch rückwärts rücken kann. Dieſe Schraube greift nun, ebenfalls ohne Gewinde, in den Körper des Reißerwerks ein; letzteres ſteht alſo bei der Arbeit ebenfalls ſtill, aber die Schraubenſpindel greift als Schraube ohne Ende in die Zähne der Normalplatte und bewegt dieſe ſamt der darauf befeſtigten, zu teilenden Platte langſam und zweckmäßig um ihren Centralzapfen herum. Die Platten wandern alſo bei dieſer Drehung an dem Reißerwerk vorbei; dieſes nimmt, wie geſagt, an der durch die Schraube bewirkten Bewegung der Platte nicht teil, kann ſich aber in einem Schlitten in radialer Richtung vor- und rückwärts bewegen und ſo bei jedem Strich der Normalabteilung den entſprechenden Strich auf der zu teilenden Scheibe einritzen. [ad delictum.

Teilnahme am Verbrechen, ſ. Concursus

Teilſcheibe (frz. plate-form, engl. division-plate), eine an Räderſchneidmaſchinen (ſ. unter Zahnräder), an Drehbänken u. ſ. w. angebrachte Vorrichtung, um Kreiſe in eine beſtimmte Anzahl genau gleicher Teile zu zerlegen.

Teiltöne, ſ. Obertöne.

Teilung (frz. denture, engl. pitch), bei Zahnrädern die Entfernung zweier benachbarten Zähne im Teilkreis gemeſſen. (S. unter Zahnräder.)

Teilungslager, ſ. Entrepôt.

Teilungszeichen, ſ. Divis.

Teilurteil heißt nach der deutſchen Civilprozeßordnung ein teilweiſes Endurteil. T. iſt zu erlaſſen, wenn von mehrern in einer Klage geltend gemachten Anſprüchen nur der eine oder nur ein Teil des Anſpruchs oder bei erhobener Widerklage nur die Klage oder die Widerklage zur Entſcheidung reif iſt; doch kann die Erlaſſung eines T. unterbleiben, wenn das Gericht ſie nach Lage der Sache nicht für angemeſſen erachtet. Es kann ferner, wenn von dem Beklagten mittels Einrede eine Gegenforderung geltend gemacht iſt, welche mit der in der Klage geltend gemachten Forderung nicht in rechtlichem Zuſammenhange ſteht, und nur die Verhandlung über die Forderung als zur Endentſcheidung reif erſcheint, dieſe unter Trennung der Verhandlungen durch T. erfolgen. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutſche Reich, §§. 273, 274.

Teilzahlung, ſ. unter Zahlung.

Teinach, Badeort im württemb. Schwarzwaldkreiſe, Oberamt Calw, an der Teinach, Station der

Linie Pforzheim-Horb der Württembergischen Staatsbahnen, zählt 437 E. und hat kohlensäurehaltige Stahlquellen und alkalisch-erdige Säuerlinge, sowie eine Kaltwasserheilanstalt. In der Nähe ist die Ruine der Burg Zavelstein. Vgl. Wurm, «Das Bad T.» (5. Aufl., Stuttg. 1884).

Teinitz, s. Bischofteinitz.

Teirich (Valentin), Architekt und kunstgewerblicher Zeichner, geb. in Wien 23. Aug. 1844, lernte unter Friedr. Schmidt an der Akademie und später unter van der Nüll. Auf längern Reisen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England, besonders aber in Italien erwarb er ausgebreitete Kenntnisse in kunstgewerblichen Angelegenheiten. Seine so erlangte Bildung und eine äußerst präcise Technik des Zeichnens befähigten ihn ganz besonders zu einer eingreifenden Beteiligung an den in den 60er Jahren beginnenden Unternehmungen des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, an welches ihn Eitelberger heranzog. Er wurde 1868 Docent, dann Professor der Kunstgewerbeschule, zugleich auch Docent des Polytechnikums. Durch sein epochemachendes Werk: «Ornamente aus der Blütezeit ital. Renaissance» (Wien 1871 fg.) wurde er der Begründer des für längere Zeit den österr. Aufschwung des Kunstgewerbes beherrschenden Geschmacks, welcher erst in der neuesten Zeit sich dem Stil des Quatrocento ab- und dem der Barockzeit zugewendet hat. T. ließ auf jenes Werk, welches die oberitalienischen Intarsien als Muster hingestellt hatte, noch die «Eingelegten Marmormonumente des Mittelalters und der Renaissance» (Wien 1874) folgen, und gründete die «Blätter für Kunstgewerbe» (1872), welche unter seiner Redaction das bedeutendste Organ der deutschen kunstgewerblichen Bewegung waren. Nach seinen Entwürfen wurden zahlreiche Arbeiten ausgeführt, von denen die bedeutendste ein im Auftrag des Kaisers Franz Joseph gefertigter Prachtschrein ist, über welchen T. 1874 eine besondere, reich ausgestattete Publikation herausgab. Seine «Bronzen aus der Zeit der ital. Renaissance» erschienen nach T.s Tode (Wien 1877). Er starb 8. Febr. 1877. T. hat das Verdienst, die wiener Schule zuerst an gediegene Muster der strengen Renaissance gewöhnt und einen ernsten Zeichenunterricht begründet zu haben; als ein Mangel ist aber zu betrachten, daß er bereits die Neigung für Prachtleistungen anstatt einfacher und gediegener Arbeiten förderte und nicht erkannte, daß keineswegs die Stilformen der frühen, sondern die der spätern Renaissance dem süddeutschen Kunstcharakter besser entsprächen.

T-Eisen, s. unter Walzeisen.

Teisserenc de Bort (Pierre Edmond), franz. Staatsmann, geb. zu Châteauroux (Depart. Indre) 17. Sept. 1814, trat in die Polytechnische Schule zu Paris und verließ dieselbe 1835 als Ingenieur bei der Tabaksverwaltung. Er beschäftigte sich dann mit der Eisenbahnfrage und veröffentlichte «Lettres sur une mission en Angleterre» (1834), «Rapport au ministre des travaux publics» (1843), «Statistique des voies de communication de France» (1845), «Études sur les voies de communications» (2 Bde., 1847). Das Depart. Hérault wählte ihn zum Deputierten. Im J. 1848 kehrte er ins Privatleben zurück und war einer von den Stiftern der Eisenbahnkompagnie Paris-Lyon-Méditerranée. Im J. 1871 wurde T. in die Nationalversammlung gewählt, wo er anfangs im rechten Centrum, später im linken Centrum seinen Sitz nahm. Er votierte die Abschaffung der Verbannungsgesetze und das Ganze der republikanischen Staatsverfassung. Thiers berief ihn 23. April 1872 ins Ministerium des öffentlichen Arbeitswesens. Am 24. Mai legte jedoch T. sein Staatsamt nieder und trat auf die Seite der konservativen Republikaner. Im Jan. 1876 wurde er zum Senator gewählt und übernahm 9. März 1876 das landwirtschaftliche und Handelsministerium, welchen Posten er jedoch 17. Mai 1877 niederlegte. Im Ministerium Dufaure vom 14. Dez. 1877 übernahm er dasselbe Portefeuille, legte es jedoch nieder, als, infolge des Wechsels in der Präsidentschaft der Republik, 5. Febr. 1879, Waddington an Stelle Dufaures an die Spitze des neukonstituierten Kabinetts trat. Er wurde dann zum franz. Botschafter in Wien ernannt, aber im April 1880 von diesem Posten abberufen.

Tejada (Sebastian), mexik. Staatsmann, s. Lerdo de Tejada.

Tejas, Staat, s. Texas.

Tejas, ausgezeichneter ostgot. Feldherr, wurde nach des Königs Totilas Tode in der Schlacht bei Taginos (Juli 552 n. Chr.) von den noch länger gegen die Oströmer fechtenden Goten zu Ticinum zum König gewählt. Er zog sich nach Cumä in Campanien, wo sein Bruder Aligern stand; nach längern Kämpfen mit Narses am Fuße des Vesuvs kam es auf dem Mons Lactarius zu dem letzten Hauptkampfe, der an den Untergang der Nibelungen in der Heldensage erinnert. T. selbst fand durch einen Speerwurf den Tod (im Sept. 552), als er nach acht Stunden langem Gefecht den Schild wechseln wollte, in welchem zwölf Wurfspeere hingen.

Tejo heißt in Portugal der Tajo (s. d.).

Teju (Tejus Monitor), eine bis 2 m lang werdende, braunschwarze, mit Gelb gezeichnete Eidechse Südamerikas, die ihres wohlschmeckenden Fleisches halber viel gejagt wird.

Tejuco, ehemals Name der brasil. Stadt Diamantina (s. d.).

Tekedemt, Ort in Algerien, Provinz Oran, im Süden von Thaza, im Osten von Mascara; dabei sind Ruinen einer alten Stadt (vielleicht Gadaum). T. war eine Zeit lang Residenz Abd-el-Kaders und wurde 1841 von den Franzosen fast völlig zerstört.

Tekele, eine Berglandschaft im Sudan, südlich von Kordofan, westlich vom Weißen Nil, von Nubanegern bewohnt.

Tekes, der Oberlauf des Flusses Ili (s. d.).

Tekke-Turkmenen, s. Tede-Turkmenen.

Tekrit, eine früher bedeutende Stadt am Tigris, gehörte zu Persien und wurde 1393 von Timur zerstört. Jetzt ist T. ein unbedeutender Ort im türk. Vilajet Bagdad.

Tekrür, der einheimische Name der östl. Hälfte des Sudan, vom Niger bis Kordofan.

Tektonik (grch.), der künstlerische Teil der Zimmerei und Tischlerei, die Verfertigung künstlerisch ausgebildeter Geräte und ihre Verzierung mit Metall, Elfenbein u. s. w.

Tekutsch, Stadt in Rumänien, s. Tecuci.

Telämon, der Sohn des Äakos und der Endeïs, Bruder des Peleus, hatte mit diesem seinen Halbbruder Phokos getötet, wurde deshalb von seinem Vater aus Ägina verbannt und wanderte nach Salamis, wo ihm König Kychreus seine Tochter Glauke zur Gemahlin gab und bei seinem Tode die Herrschaft hinterließ. Später heiratete er die

Der älteste Sohn des Großfürsten behielt zwar den Titel Großfürst bei und hatte eine gewisse Macht über seine Brüder und Vettern; doch war diese oft nur nominell. Ferner gab die Erbfolge Anlaß zu Zwisten und wurde oft durch Gewaltakte und Eroberung unterbrochen. Die Hauptperiode der T. fällt in die Zeit seit dem Tode Jaroslaws I. bis zur mongol. Eroberung (1054—1238) und sie verloren sich erst ganz mit dem Erstarken des Großfürstentums Moskau im 15. und 16. Jahrh. (S. auch Udel und Rußland [Geschichte].)

Teilhaberschaft, s. Partnerschaft.

Teilkamm, Scheidekamm, Scheideblatt oder Hinterried (frz. peigne de pliage, râteau, râtelier, vateau; engl. separator, ravel), in der Weberei (s. d.) ein kammartiger Bestandteil des Webstuhls, welcher zum gleichmäßigen Ausbreiten der auf den Garnbaum zu bringenden Kette dient. (Vgl. Riedblatt oder Riedkamm unter Blattbinder und unter Kamm.)

Teilmaschine ist eine mechan. Vorrichtung, mittels deren man ein gegebenes Normalmaß auf einen andern Gegenstand schneller und mit größerer Genauigkeit übertragen kann, als dies aus freier Hand mit Zirkel und Lineal möglich wäre; auch dient sie, gegebene Längen in eine Anzahl gleicher Teile zu teilen. Man unterscheidet zwei Arten: Längen- und Kreisteilmaschinen. Längenteilmaschinen finden Anwendung beim Anfertigen von Längenmaßstäben, Skalen an mathem. und meteorol. Instrumenten, z. B. bei Proportionszirkeln, Barometern und Thermometern, die Kreisteilmaschinen beim Einteilen geodätischer, astron. und nautischer Winkelmesser nach Gradmaß. Die geradlinigen oder Längenteilmaschinen beruhen auf folgendem Prinzip: Eine mit großer Sorgfalt hergestellte stählerne Schraubenspindel, welche mit ihren beiden glatten, d. h. mit keinem Gewinde versehenen Enden in festen Lagern mittels einer Kurbel um ihre Längenachse drehbar ist, bewegt bei ihrer Umdrehung das Reißerwerk, d. h. diejenige Vorrichtung, welche die Teilstriche in den zu teilenden Gegenstand einritzt und, auf einem Schlitten befestigt, mit diesem in sehr gleichmäßiger Weise vorwärts bewegt wird. Neben dem in Bewegung begriffenen Reißerwerk liegt der Normalmaßstab, dessen Striche kopiert werden sollen. Der Reißer ist mit einem Zeiger oder Inder versehen. Zeigt dieser auf den ersten Strich der Normalteilung, so ritzt der Reißer den ersten Strich in den zu teilenden Gegenstand; rückt der Inder bis zum zweiten Strich vor, so entsteht in gleicher Weise der zweite Strich u. s. w. Durch sehr sinnreiche Vorrichtungen hat man erreicht, daß die Umdrehung der Schraubenspindel und die sehr ermüdende Hin- und Herbewegung des Reißerwerks mit der Hand durch die Maschine selbst ausgeführt werden. Maschinen, die mit dieser Einrichtung versehen sind, heißen selbstthätige T. Mittels der Längenteilmaschine hat man es in neuerer Zeit dahin gebracht, 1 mm in 3000 und mehr vollkommen gleiche Teile zu teilen und mit dem Diamant in Glas einzuritzen, wie dies behufs der Versuche über die Beugung des Lichts erforderlich ist. Gewisse sinnreiche Einrichtungen, so z. B. wie mit voller Sicherheit und ohne besondere Mühe des Arbeiters durch die Maschine allein gewisse Striche in regelmäßiger Folge lang, andere kurz gemacht werden, können hier nur nebenbei erwähnt werden.

Die Kreisteilmaschine besteht aus einer kreisrunden Metallplatte, die, um störende Vibrationen zu vermeiden, ein großes Gewicht haben und sehr sorgfältig und fest in horizontaler Lage aufgestellt sein muß. Auf dieser Platte sind verschiedene konzentrische Kreise einradiert und wieder mit Silber ausgefüllt; die ganze Fläche ist dann sorgfältig eben abgeschliffen und poliert. Auf diesen Silberkreisen ist die genaue Teilung des Kreises in 360° nebst den Unterabteilungen des Grades aufgetragen. Am Rande ist die Platte ausgefräst, sodaß sie als Schneckenrad dienen kann; sie sitzt auf einem vertikalen Zapfen und ist um diesen in der Horizontalebene drehbar. Die mit einer Kreisteilung zu versehende Platte wird auf denselben Zapfen aufgesetzt und an die Unterplatte, welche die Normalteilung enthält, unverrückbar befestigt. Eine genau gearbeitete Schraubenspindel, wie die der Längenteilmaschine, nur kürzer als diese, ist neben dem ausgefrästen Zahnrad in zwei Lagern ohne Gewinde drehbar, sodaß sie bei ihrer Umdrehung weder vor- noch rückwärts rücken kann. Diese Schraube greift nun, ebenfalls ohne Gewinde, in den Körper des Reißerwerks ein; letzteres steht also bei der Arbeit ebenfalls still, aber die Schraubenspindel greift als Schraube ohne Ende in die Zähne der Normalplatte und bewegt diese samt der darauf befestigten, zu teilenden Platte langsam und zweckmäßig um ihren Centralzapfen herum. Die Platten wandern also bei dieser Drehung an dem Reißerwerk vorbei; dieses nimmt, wie gesagt, an der durch die Schraube bewirkten Bewegung der Platte nicht teil, kann sich aber in einem Schlitten in radialer Richtung vor- und rückwärts bewegen und so bei jedem Strich der Normalabteilung den entsprechenden Strich auf der zu teilenden Scheibe einritzen. [ad delictum.

Teilnahme am Verbrechen, s. Concursus

Teilscheibe (frz. plate-form, engl. division-plate), eine an Räderschneidmaschinen (s. unter Zahnräder), an Drehbänken u. s. w. angebrachte Vorrichtung, um Kreise in eine bestimmte Anzahl genau gleicher Teile zu zerlegen.

Teiltöne, s. Obertöne.

Teilung (frz. denture, engl. pitch), bei Zahnrädern die Entfernung zweier benachbarten Zähne im Teilkreis gemessen. (S. unter Zahnräder.)

Teilungslager, s. Entrepôt.

Teilungszeichen, s. Divis.

Teilurteil heißt nach der deutschen Civilprozeßordnung ein teilweises Endurteil. T. ist zu erlassen, wenn von mehrern in einer Klage geltend gemachten Ansprüchen nur der eine oder nur ein Teil des Anspruchs oder bei erhobener Widerklage nur die Klage oder die Widerklage zur Entscheidung reif ist; doch kann die Erlassung eines T. unterbleiben, wenn das Gericht sie nach Lage der Sache nicht für angemessen erachtet. Es kann ferner, wenn von dem Beklagten mittels Einrede eine Gegenforderung geltend gemacht ist, welche mit der in der Klage geltend gemachten Forderung nicht in rechtlichem Zusammenhange steht, und nur die Verhandlung über die Forderung als zur Endentscheidung reif erscheint, diese unter Trennung der Verhandlungen durch T. erfolgen. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 273, 274.

Teilzahlung, s. unter Zahlung.

Teinach, Badeort im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Calw, an der Teinach, Station der

Linie Pforzheim-Horb der Württembergischen Staatsbahnen, zählt 437 E. und hat kohlensäurehaltige Stahlquellen und alkalisch-erdige Säuerlinge, sowie eine Kaltwasserheilanstalt. In der Nähe ist die Ruine der Burg Zavelstein. Vgl. Wurm, «Das Bad T.» (5. Aufl., Stuttg. 1884).

Teinitz, s. Bischofteinitz.

Teirich (Valentin), Architekt und kunstgewerblicher Zeichner, geb. in Wien 23. Aug. 1844, lernte unter Friedr. Schmidt an der Akademie und später unter van der Nüll. Auf längern Reisen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England, besonders aber in Italien erwarb er ausgebreitete Kenntnisse in kunstgewerblichen Angelegenheiten. Seine so erlangte Bildung und eine äußerst präcise Technik des Zeichnens befähigten ihn ganz besonders zu einer eingreifenden Beteiligung an den in den 60er Jahren beginnenden Unternehmungen des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, an welches ihn Eitelberger heranzog. Er wurde 1868 Docent, dann Professor der Kunstgewerbeschule, zugleich auch Docent des Polytechnikums. Durch sein epochemachendes Werk: «Ornamente aus der Blütezeit ital. Renaissance» (Wien 1871 fg.) wurde er der Begründer des für längere Zeit den österr. Aufschwung des Kunstgewerbes beherrschenden Geschmacks, welcher erst in der neuesten Zeit sich dem Stil des Quatrocento ab- und dem der Barockzeit zugewendet hat. T. ließ auf jenes Werk, welches die oberitalienischen Intarsien als Muster hingestellt hatte, noch die «Eingelegten Marmormonumente des Mittelalters und der Renaissance» (Wien 1874) folgen, und gründete die «Blätter für Kunstgewerbe» (1872), welche unter seiner Redaction das bedeutendste Organ der deutschen kunstgewerblichen Bewegung waren. Nach seinen Entwürfen wurden zahlreiche Arbeiten ausgeführt, von denen die bedeutendste ein im Auftrag des Kaisers Franz Joseph gefertigter Prachtschrein ist, über welchen T. 1874 eine besondere, reich ausgestattete Publikation herausgab. Seine «Bronzen aus der Zeit der ital. Renaissance» erschienen nach T.s Tode (Wien 1877). Er starb 8. Febr. 1877. T. hat das Verdienst, die wiener Schule zuerst an gediegene Muster der strengen Renaissance gewöhnt und einen ernsten Zeichenunterricht begründet zu haben; als ein Mangel ist aber zu betrachten, daß er bereits die Neigung für Prachtleistungen anstatt einfacher und gediegener Arbeiten förderte und nicht erkannte, daß keineswegs die Stilformen der frühen, sondern die der spätern Renaissance dem süddeutschen Kunstcharakter besser entsprächen.

T-Eisen, s. unter Walzeisen.

Teisserenc de Bort (Pierre Edmond), franz. Staatsmann, geb. zu Châteauroux (Depart. Indre) 17. Sept. 1814, trat in die Polytechnische Schule zu Paris und verließ dieselbe 1835 als Ingenieur bei der Tabaksverwaltung. Er beschäftigte sich dann mit der Eisenbahnfrage und veröffentlichte «Lettres sur une mission en Angleterre» (1834), «Rapport au ministre des travaux publics» (1843), «Statistique des voies de communication de France» (1845), «Études sur les voies de communications» (2 Bde., 1847). Das Depart. Hérault wählte ihn zum Deputierten. Im J. 1848 kehrte er ins Privatleben zurück und war einer von den Stiftern der Eisenbahnkompagnie Paris-Lyon-Méditerranée. Im J. 1871 wurde T. in die Nationalversammlung gewählt, wo er anfangs im rechten Centrum, später im linken Centrum seinen Sitz nahm. Er votierte die Abschaffung der Verbannungsgesetze und das Ganze der republikanischen Staatsverfassung. Thiers berief ihn 23. April 1872 ins Ministerium des öffentlichen Arbeitswesens. Am 24. Mai legte jedoch T. sein Staatsamt nieder und trat auf die Seite der konservativen Republikaner. Im Jan. 1876 wurde er zum Senator gewählt und übernahm 9. März 1876 das landwirtschaftliche und Handelsministerium, welchen Posten er jedoch 17. Mai 1877 niederlegte. Im Ministerium Dufaure vom 14. Dez. 1877 übernahm er dasselbe Portefeuille, legte es jedoch nieder, als, infolge des Wechsels in der Präsidentschaft der Republik, 5. Febr. 1879, Waddington an Stelle Dufaures an die Spitze des neukonstituierten Kabinetts trat. Er wurde dann zum franz. Botschafter in Wien ernannt, aber im April 1880 von diesem Posten abberufen. [Lerdo de Tejada.

Tejada (Sebastian), mexik. Staatsmann, s.

Tejas, Staat, s. Texas.

Tejas, ausgezeichneter ostgot. Feldherr, wurde nach des Königs Totilas Tode in der Schlacht bei Taginos (Juli 552 n. Chr.) von den noch länger gegen die Oströmer fechtenden Goten zu Ticinum zum König gewählt. Er zog sich nach Cumä in Campanien, wo sein Bruder Aligern stand; nach längern Kämpfen mit Narses am Fuße des Vesuvs kam es auf dem Mons Lactarius zu dem letzten Hauptkampfe, der an den Untergang der Nibelungen in der Heldensage erinnert. T. selbst fand durch einen Speerwurf den Tod (im Sept. 552), als er nach acht Stunden langem Gefecht den Schild wechseln wollte, in welchem zwölf Wurfspeere hingen.

Tejo heißt in Portugal der Tajo (s. d.).

Teju (Tejus Monitor), eine bis 2 m lang werdende, braunschwarze, mit Gelb gezeichnete Eidechse Südamerikas, die ihres wohlschmeckenden Fleisches halber viel gejagt wird.

Tejuco, ehemals Name der brasil. Stadt Diamantina (s. d.).

Tekedemt, Ort in Algerien, Provinz Oran, im Süden von Thaza, im Osten von Mascara; dabei sind Ruinen einer alten Stadt (vielleicht Gadaum). T. war eine Zeit lang Residenz Abd-el-Kaders und wurde 1841 von den Franzosen fast völlig zerstört.

Tekele, eine Berglandschaft im Sudan, südlich von Kordofan, westlich vom Weißen Nil, von Nubanegern bewohnt.

Tekes, der Oberlauf des Flusses Ili (s. d.).

Tekke-Turkmenen, s. Teke-Turkmenen.

Tekrit, eine früher bedeutende Stadt am Tigris, gehörte zu Persien und wurde 1393 von Timur zerstört. Jetzt ist T. ein unbedeutender Ort im türk. Vilajet Bagdad.

Tekrûr, der einheimische Name der östl. Hälfte des Sudan, vom Niger bis Kordofan.

Tektonik (grch.), der künstlerische Teil der Zimmerei und Tischlerei, die Verfertigung künstlerisch ausgebildeter Geräte und ihre Verzierung mit Metall, Elfenbein u. s. w.

Tekutsch, Stadt in Rumänien, s. Tecuci.

Telämon, der Sohn des Äakos und der Endeïs, Bruder des Peleus, hatte mit diesem seiner Halbbruder Phokos getötet, wurde deshalb von seinem Vater aus Ägina verbannt und wanderte nach Salamis, wo ihm König Kychreus seine Tochter Glauke zur Gemahlin gab und bei seinem Tode die Herrschaft hinterließ. Später heiratete er die

Periböa, Tochter des Alkathoos, die ihm den Ajax (s. d.) gebar. Er war Teilnehmer an der kalydonischen Jagd und an der Argonautenfahrt. Besonders aber zeichnete er sich aus als Begleiter des Herakles auf dem Zuge nach Troja gegen Laomedon, dessen Tochter Hesione er nach Einnahme der Stadt vom Herakles zum Geschenk erhielt, die ihm den Teukros gebar.

Telamon (in der Baukunst), s. Atlant.

Telangiektasie (grch.), eine dunkel- oder bläulichrote Geschwulst der Haut, welche aus neugebildeten Blutgefäßen besteht und häufig angeboren ist. (S. unter Muttermal.)

Telaw, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tiflis in Transkaukasien, an der kachetinischen Straße, 172 km nordnordwestlich von Tiflis, mit 7022 E., wurde schon im 9. Jahrh. gegründet und war lange Zeit die Residenz des Königreichs Kachetien; die noch zahlreich vorhandenen Ruinen alter Befestigungen und Paläste sprechen für die ehemalige Größe und Bedeutung der Stadt. Die Hauptthätigkeit der Bewohner besteht gegenwärtig in Weinbau; Gewerbe und Fabrikwesen sind unbedeutend.

Telchinen heißen in der griech. Mythologie vulkanische, also feurige Dämonen, welche aber, mehr noch als Hephästos, zugleich als in der Meerestiefe heimisch gedacht wurden. Ihnen, Söhnen der Thalatta, d. h. des Meeres, wurde von Rhea Poseidon als Kind übergeben, und ihre Schwester Halia gebar hernach dem Poseidon die Rhodos. In diese verliebte sich Helios, der nach ihr die Insel Rhodos benannte, auf der er als Hauptgott verehrt wurde, nachdem die T. vor einer Überschwemmung die Insel verlassen hatten oder von Zeus oder Helios oder dessen Söhnen erlegt oder vertrieben worden waren. Die T. galten für kunstreiche Schmiede und Zauberer, für die ersten Bearbeiter von Eisen und Erz, für Verfertiger ältester Götterbilder aus Metall und mythischer Waffen und Geräte, namentlich der Sichel des Kronos und des Dreizacks des Poseidon, wie für Wettermacher. Sie sollen auf Rhodos Wasser von der Styx ausgegossen und dadurch Unfruchtbarkeit bewirkt haben, womit offenbar vulkanische Erscheinungen gemeint sind. Auch waren sie wandelbar von Gestalt, bald Göttern, Menschen, Fischen oder Vögeln ähnlich.

Telega, russ. Fuhrwerk, s. unter Kibitka.

Telegónos, der Sohn des Proteus, wurde mit seinem Bruder Polygonos von Herakles in einem Ringkampfe getötet.

Bekannter ist ein anderer Telegonos, des Odysseus und der Circe Sohn. Er wurde von seiner Mutter ausgeschickt, seinen Vater aufzusuchen, und nach Ithaka verschlagen. Da er die Insel verwüstete, wollten Odysseus und Telemachos ihn daran hindern; er aber erstach erstern mit einem Rochenstachel, den die Mutter ihm statt der Lanzenspitze gegeben hatte. Hierauf ging er auf Geheiß der Athene mit Telemachos und Penelope zu seiner Mutter zurück, bestattete dort den Odysseus und heiratete, gleich dieser und Telemachos von Circe unsterblich gemacht, die Penelope. T. soll Tusculum und Präneste gegründet haben.

Telegramm, ein von einem Amerikaner E. P. Smith aus Rochester 1852 aufgebrachtes Wort für telegraphische Depesche. Richtig gebildet (nach dem Griechischen) sollte das Wort Telegraphem heißen.

Telegraph (deutsch Fernschreiber, vom grch. τῆλε = fern, und γράφειν = schreiben, eigentlich einritzen, graben) nennt man im allgemeinen eine Einrichtung, welche die Beförderung von Nachrichten in der Weise ermöglicht, daß der an einem Orte zum sinnlichen Ausdruck gebrachte Gedanke an einem entfernten Orte wahrnehmbar wiedergegeben wird, ohne daß ein eigentlicher Transport des Gedankenausdrucks (wie z. B. des Worts bei mündlichen Botschaften, der Schrift bei Briefen) erfolgt. (S. Telegraphie.)

Telegraphenbataillon heißt eine bei der Reorganisation des brit. Geniekorps 1885 errichtete, für die Feldarmee bestimmte Truppe, welche aus zwei Abteilungen besteht, von denen eine im Frieden mit allen für den Felddienst erforderlichen Fahrzeugen und Bespannungen ausgerüstet ist und stets zu sofortiger Verwendung bereit gehalten wird. Das Personal der zweiten Abteilung des T. wird unter gewöhnlichen Verhältnissen von der Telegraphenverwaltung beschäftigt. Das T. ist zwar vorzugsweise für den Dienst der elektrischen Telegraphie bestimmt, aber auch im optischen Signaldienste ausgebildet und für diesen ausgerüstet.

Auch in Österreich-Ungarn besteht im Verbande des Eisenbahn- und Telegraphenregiments ein T., und Rußland besitzt im Frieden 16 Stämme für Feldtelegraphen-Parks. In Italien bestehen zwei Telegraphenbrigaden (sechs Kompagnien), in Belgien, Rumänien, Schweden und Spanien je eine Telegraphenkompagnie, während in Deutschland, Frankreich und den übrigen europ. Staaten im Frieden keine Telegraphentruppen aufgestellt sind.

Telegraphenordnung, s. unter Telegraphie (als Verkehrsmittel).

Telegraphie (technisch) nennt man die Kunst, von einem Orte aus sinnlich wahrnehmbare Wirkungen (Zeichen) an einem andern, entfernten Orte hervorzurufen, behufs unmittelbarer Verständigung zwischen zwei an diesen Orten befindlichen Personen. Mittels der Telegraphen werden Nachrichten (Telegramme) meist auf große Entfernungen und mit möglichster Geschwindigkeit befördert. Die Wissenschaft, welche von der telegr. Beförderung von Nachrichten handelt, führt ebenfalls den Namen Telegraphie. Beim Telegraphieren wird die Nachricht nicht als Ganzes mit einem mal und an etwas Körperliches, z. B. ein Blatt Papier, gebunden befördert, wie bei postalischer Beförderung, sondern es werden ihre einzelnen sprachlichen Teile getrennt befördert und als solche am fernen Orte empfangen. Schon in den ältesten Zeiten versuchte man wiederholt, durch Benutzung des Lichts eine telegr. Beförderung zu ermöglichen, namentlich mittels der Feuer-, Rauch- und Fackeltelegraphen. Zu den vollkommenern optischen Zeichentelegraphen brachen 1633 der Marquis von Worcester, 1660 der Franzose Amontons die Bahn; den ersten solchen Telegraph stellte der Engländer Rob. Hook 1684 her; 1763 errichtete Edgeworth zu seinem Privatgebrauche eine telegr. Linie von London nach Newmarket. Die 1750 von Bergsträßer in Hanau vorgeschlagene telegr. Flaggenlinie kam nicht zur Ausführung. Erst 1789 erfanden die Gebrüder Chappe (s. d.) einen wirklich brauchbaren Telegraphen. Die erste mit diesen Telegraphen besetzte Linie wurde von Paris nach Lille 1794 vollendet, und auf ihr als erste Nachricht die Einnahme von Condé nach Paris gemeldet. Diese 30 Meilen lange Linie hatte 22 Telegraphen, deren

jeder 44 000 Livres kostete. Besonders für Kriegszwecke wurden nun rasch noch viele andere telegr. Linien in Frankreich, bald auch in England, Deutschland, Amerika und andern Ländern errichtet. Von Paris nach Lille (225 km) ging ein Zeichen in 2 Minuten, nach Calais (255 km) in 4 Minuten, nach Straßburg (450 km) in 5 Minuten 52 Sekunden, nach Toulon in 13 Minuten 50 Sekunden, nach Bayonne in 14 Minuten, nach Brest (562 km) in 6 Minuten 50 Sekunden. Hierbei sind natürlich Unterbrechungen durch die Abenddämmerung, Nebel u. s. w. nicht mit eingerechnet. Bei diesen optischen Telegraphen wurden auf erhabenen Punkten Türme oder sonstige Gebäude errichtet, welche, eins in des andern Gesichtsfelde und innerhalb der mit einem guten terrestrischen Fernrohr zu beherrschenden Entfernung (in der Ebene an 25 bis 30, in gebirgiger und waldiger Gegend nur 4 bis 8 km), die eigentlichen Telegraphen trugen. Von einem unter diesen Telegraphen befindlichen Zimmer aus wurden mit festgerichteten Fernrohren die beiden nächsten Telegraphen beobachtet, die erhaltenen Zeichen notiert und dann telegraphisch weiter gegeben. Für die einzelnen Schriftzeichen, zum Teil für ganze Wörter und Sätze waren willkürlich genau bestimmte, sich deutlich voneinander unterscheidende telegr. Zeichen festgesetzt. War das Telegramm chiffriert, so ging es durch alle nicht den Schlüssel der Schrift besitzenden Stationen, ohne daß in denselben sein Inhalt bekannt wurde.

Die **französischen optischen Telegraphen** bestanden aus einem Balken (Regulator), an dessen Enden zwei kürzere Flügel drehbar befestigt waren und durch Hebel und Schnüre vom Beobachtungszimmer aus gestellt werden konnten. Der Regulator konnte in vier verschiedene Stellungen (| — ／ ＼) gebracht und jeder Flügel zur Zeichenbildung unter 45°, 90°, 135°, 180°, 225°, 270° und 315° gegen den Regulator gestellt werden; daher hätten 196 verschiedene Zeichen gegeben werden können, z. B. —, |, ⌐, ¬, ⌊, ⌐, ⊔, ⌊, ⊔, ⌒, ∪ u. s. w. Thatsächlich wurde aber jedes Zeichen auf schräg stehendem Regulator formiert und der Regulator dann entweder in die wagerechte oder lotrechte Stellung gebracht; auch so waren 196 Zeichen möglich; von diesen wurden die auf der linken Schrägstellung gebildeten 98 für dienstliche Meldungen, die auf der rechten gebildeten 98 aber für den eigentlichen telegr. Verkehr benutzt. Jedes Zeichen blieb auf jedem Telegraphen so lange stehen, bis es der nachfolgende richtig nachgebildet hatte. Dem **englischen Telegraphen** gab Lord Murray 1795 in zwei lotrechten Rahmen je drei übereinanderliegende achteckige, um ihre Achse drehbare Klappen, welche entweder ihre Öffnung deckten oder offen ließen; die gegenseitige Stellung der offenen und geschlossenen Felder lieferte dann 64 verschiedene telegraphische Zeichen. Der **preußische Telegraph** bestand aus einem senkrechten, 6,2 m langen Maste, mit drei 1,4 m langen und 0,4 m breiten Flügeln an jeder Seite, welche durch drei über drei als Zifferblätter dienenden Scheiben drehbare Arme bewegt, dabei durch die zugehörigen Schnüre, unter 45°, 90° und 135° gegen das untere Mastende gestellt werden und so 4096 verschiedene Zeichen geben konnten. Ein mäßiger Satz gelangte in 15 Minuten von Berlin bis an den Rhein, durch 50 Stationen in je 15 km durchschnittlicher Entfernung voneinander. Nachts wurde mit Fackeln telegraphiert. Die noch jetzt gebräuchlichen optischen Eisenbahnsignale (s. d.) sind mit diesen Zeichentelegraphen verwandt, geben aber nur eine kleine Anzahl verschiedener Zeichen und benutzen dazu teils Flügel, teils drehbare Scheiben, teils Körbe u. s. w., bei Nacht meist Laternen mit farbigen Blenden. Für andere, besonders für Vermessungs- und Kriegszwecke (s. **Feldtelegraphie**) benutzt man vorwiegend **Lichtblicke** von verschiedener Dauer zum Telegraphieren, indem man Strahlen von Sonnenlicht oder künstlichem, besonders elektrischem Licht von einem Orte zum andern sendet. (S. **Photophon.**) Bei den in ihrer Anwendung sehr beschränkten **akustischen Telegraphen** besteht das telegr. Zeichen in einem Schall, welcher sich von dem Absendungsorte in der Luft oder besser in Schallröhren nach dem Empfangsorte fortpflanzt. **Pneumatische Telegraphen** werden jetzt vielfach im kleinen angewendet; in ihnen bringt in Bewegung versetzte Luft die telegr. Zeichen hervor.

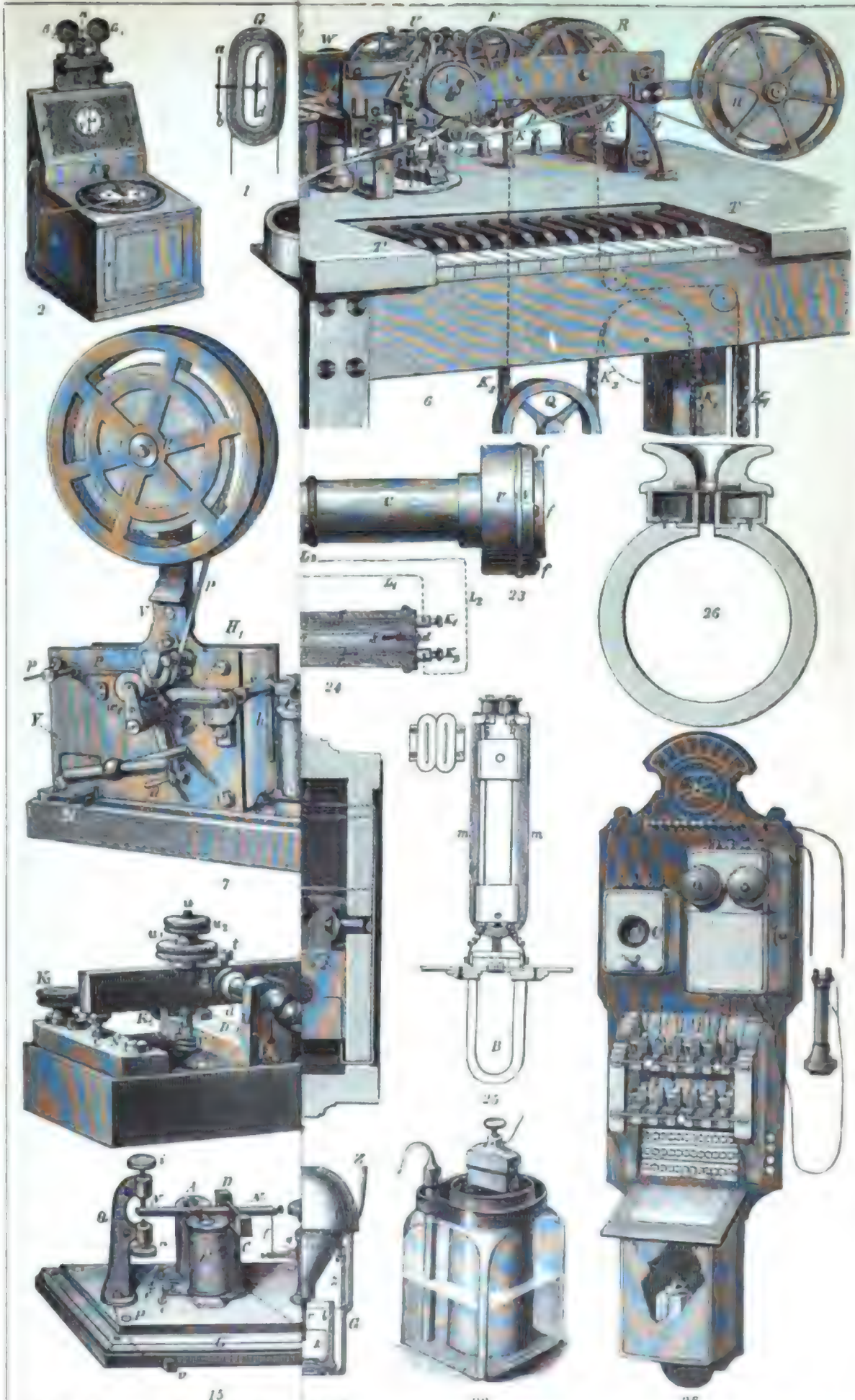
Die größte Wichtigkeit aber besitzen die **elektrischen Telegraphen**. Da die Elektricität sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit in den dieselbe leitenden Körpern fortpflanzt, so kann man die mittels derselben von einem Orte aus an einem andern Orte hervorgebrachten Wirkungen (Anziehung und Abstoßung leichter Körper, Funkenerzeugung, Entzündung brennbarer Stoffe durch den Funken, Erregung von Magnetismus, Ablenkung von Magnetnadeln oder Stromleitern, chem. Zersetzungen) als telegr. Zeichen verwerten. Anfänglich war man dabei auf die einzige damals bekannte Art der Elektricitätserregung, nämlich durch Reibung (mittels der Elektrisiermaschine) beschränkt. Der erste, ziemlich vollendete Vorschlag dazu, den 1753 ein Schotte (Ch. Marshall?) veröffentlicht hat, und auch die spätern, z. B. von Lesage in Genf (1774), Lomond (1787) und Reußer (1794) blieben ohne Erfolg; am ehesten hätte es noch auf dem von Ronalds (1816—23) eingeschlagenen Wege glücken können, mittels der so schwer zu isolierenden und nicht leicht in großer Menge zu beschaffenden Reibungselektricität auf weitere Fernen zu telegraphieren. Mittels der wesentlich günstigern Berührungselektricität oder des Galvanismus (s. d.) zu telegraphieren, versuchte zuerst Sömmerring in München (1809); in seinem zweifellos lebensfähigen Telegraphen benutzte er als telegr. Zeichen die Gasblasen, welche aufsteigen, wenn der elektrische Strom Wasser zersetzt. Die Entdeckung des Elektromagnetismus (s. d.) und des Multiplikators 1820 gab aber noch bessere Mittel an die Hand, und doch blieb der an den Sömmerringschen erinnernde Entwurf von Ampère (1820) unausgeführt. Ebenso jener Schillings von Canstadt in Petersburg. Erst 1833 wurde ein **elektromagnetischer Telegraph** von Gauß und Weber in Göttingen angelegt. Steinheil in München befähigte 1836 diesen Telegraphen, bleibende Zeichen (Punkte in zwei Zeilen) zu schreiben, baute 1837 eine Telegraphenlinie von München nach Bogenhausen und entdeckte 1838, daß die Erde als Rückleiter des Stroms benutzbar sei. Im J. 1837 erhielten in England Wheatstone und Cooke (welcher letztere in Heidelberg die Schillingsche Erfindung kennen gelernt hatte) ein Patent auf

eines Nadeltelegraphen. In demselben Jahre machte auch Morse (s. d.) in Newyork seinen [illegible] Telegraphen bekannt, mit welchem 1844 der Bau der ersten längern Telegraphenlinie in Amerika, [illegible] nach Baltimore in Angriff [illegible]. Steinheil [illegible] damals noch einen Zeigertelegraphen. In Deutschland, wo [illegible] der erste Telegraph für den [illegible] eröffnet ward, wurden dann rasch eine größere Anzahl von [illegible] eröffnet.

[illegible] der an der Beförderung eines Telegramms beteiligte Ort (Telegraphenamt, Telegraphenstation) braucht [illegible] zwei der anderen, mindestens [illegible] sich mit [illegible] verschiedene Telegraphenapparate, von denen der eine (Sender oder Geber, Zeichengeber) zum Absenden, der andere (Empfänger) zum Empfangen der Telegramme dient. Der Empfänger erteilt dem Ganzen sein eigentümliches Gepräge und daher auch den Namen. Die elektrischen Telegraphen unterscheiden sich hiernach zunächst in **elektrochemische** und **elektromagnetische**; jene benutzen die chem., diese elektromechan. Wirkungen des elektrischen Stroms im Empfänger zur Zeichengebung. Die telegr. Zeichen selbst sind teils vorübergehende, nur eine kurze Zeit lang sichtbare oder hörbare, oder sie sind bleibende; erstere liefern die sog. **Sprechtelegraphen**; letztere werden meistens auf einem Streifen oder Blatt durch die **Schreib-** oder **Drucktelegraphen** hervorgebracht, durch letztere mit einem einzigen Druck wie beim Buchdruck, durch erstere in ihren einzelnen Teilen nacheinander wie beim Schreiben. Von den Sprechtelegraphen gibt das **Telephon** (s. d.) die Sprache naturgetreu wieder. Will man alle möglichen Schriftzüge, Zeichnungen u. telegraphisch möglichst formgetreu am Empfangsorte nachbilden, so verwendet man einen **Kopiertelegraphen** (autographischen Telegraphen). Meist begnügt man sich aber mit einer bloß sinngetreuen Wiedergabe des Originaltelegramms; hierzu reicht eine beschränkte Anzahl von Elementarzeichen aus, welche man zu einer beschränkten Anzahl von telegr. Zeichen gruppieren kann. In den Sprechtelegraphen benutzt man dabei als Elementarzeichen entweder sichtbare oder hörbare, durch den elektrischen Strom hervorgebrachte Bewegungen, besonders Ablenkungen von Magnetnadeln. Derartige Elementarzeichen geben die **Klopfer**, die **Nadeltelegraphen** und die **Zeigertelegraphen**. In den **Nadeltelegraphen** muß der empfangende Beamte die sichtbaren, in den **Klopfern** die hörbaren Elementarzeichen selbst unmittelbar beobachten und abzählen und aus ihnen die Schriftzeichen gruppieren. In den **Zeigertelegraphen** hingegen werden jene Bewegungen von selbst aneinandergereiht, in andere Bewegungen umgesetzt oder mit ihnen in geeigneter Weise in Verbindung gebracht, sodaß der Empfangende dann mit einem einzigen Blicke das Schriftzeichen abzulesen vermag. Die Schreib- und Drucktelegraphen dagegen bilden im einfachsten Falle eine ihnen eigentümliche, vereinbarte Schrift aus einer geringen Anzahl von Elementarzeichen; wenn sie aber das Telegramm in gewöhnlichen Buchstaben drucken oder schreiben, werden sie **Typendrucker** oder **Buchstabenschreibtelegraphen** genannt.

Die **Nadeltelegraphen**, zu denen auch die Telegraphen von Gauß und Weber, von Schilling und von Steinheil gehören, lenken meist durch den von der gebenden Station mittels eines Schlüssels oder zweier Tasten entsendeten, in einem Multiplikator [illegible] eine Magnetnadel (s. Tafel: **Telegraph und Telegraphen**, Fig. 1) [illegible] Strom, je nach dessen Richtung, die Nadel mit einem [illegible] ab von dem [illegible] aus [illegible] Stellung nach rechts oder nach links ab. Der früher [illegible] Doppelnadeltelegraph enthält zwei Magnetnadeln, die einzeln oder gemeinschaftlich, nach links oder nach rechts, ein-, zwei- oder dreimal abgelenkt werden, um einen bestimmten Buchstaben des Alphabets, eine Ziffer u. s. w. auszudrücken. Die Nadeltelegraphen haben sich unter dem Schutze der Patente am längsten in England erhalten; sie wurden besonders durch Sounder und Drucktelegraphen ersetzt. Dafür fand der Nadeltelegraph beim Betrieb langer unterseeischer Leitungen Verwendung, weil es hier darauf ankam, mit möglichst schwachen Strömen telegraphieren zu können; Professor William Thomson in Glasgow gab daher dem schon 1833 von Gauß und Weber benutzten Reflex- oder Spiegelgalvanometer 1858 eine sehr zweckmäßige Einrichtung und gestaltete es zugleich auch zu dem Marinegalvanometer um, welches für den Gebrauch auf dem Schiffe während der Versenkung von Telegraphenkabeln bestimmt und deshalb so eingerichtet ist, daß die Schwankungen des Schiffs selbst bei stürmischem Wasser die Stellung des Spiegelchens gegen die Skala nicht beeinflussen.

Bei den **Zeigertelegraphen** stehen meist die Buchstaben, Ziffern und sonstigen Zeichen auf einer Scheibe im Kreise herum, und es läuft vor der Buchstabenscheibe ein Zeiger um, welcher ähnlich wie der Uhrzeiger teils unter Mitwirkung eines Triebwerks, teils bloß durch die elektrischen Wirkungen über den Zeichen fortrückt und eine kurze Zeit stillsteht, wenn er auf dem zu telegraphierenden Buchstaben eingetroffen ist. Die zur mein schrittweisen Bewegung des Zeigers erforderlichen Schließungen und Unterbrechungen beziehentlich die wiederholten Umkehrungen des galvanischen Stroms bewirkten Wheatstone (1840), Fardely in Mannheim (1843), Breguet (1845) u. a. mittels einer von der Hand des Telegraphisten auszuführenden Drehung einer Kurbel oder dergleichen über einer Buchstabenscheibe; Cooke (1836), Leonhardt (1845) u. a. übertrugen diese Bewegungen einem Triebwerke, Siemens (1846) und Kramer (1847) u. a. dem sich selbst unterbrechenden Strome, sodaß der Telegraphierende nur das Telegramm auf den Tasten oder Knöpfen einer Klaviatur abzuspielen brauchte. Jetzt haben unter den Zeigertelegraphen fast nur die mit Magnetinduktionsströmen (Wechselströmen, s. d.) arbeitenden noch Bedeutung; solche lieferte 1847 zuerst Stöhrer; die verbreitetsten derselben sind die Magnetzeiger von Siemens und Halske (1856) und von Wheatstone. Erstere sind in Fig. 2—5 abgebildet; sie enthalten im Sender den so vorzüglichen mittels der Kurbel K und eines Zahnräderpaars zwischen den Magneten M in Umdrehung zu versetzenden Cylinderinduktor J von Siemens, im Empfänger ein eigentümliches, den Zeiger ohne Mithilfe eines Triebwerks bewegendes Magnetsystem. Die Kurbel K ist auf der Achse v aufgesteckt, läßt sich aber um einen durchgesteckten Stift etwas heben und senken; die bei Drehung der Kurbel K vom Induktor J erzeugten Ströme



1. Nadeltelegraph. 2–6. Magn… betrieb (Fig. 9) und Ruhestrom… Umschalter, zugleich als Schal… Schnitt. 20. Glocken-Isolator… Schaltungsskizzen für Morse-Telegraphen bei Arbeitsstrom- …erschreiber. 14. Platten-Blitzableiter. 15. Relais. 16. Stöpsel- …t und Schnitt. 18. 19. Doppelglocken-Isolator in Ansicht und …ht und Schnitt, nebst Schaltung. 25. Magnet-Telephon von …telungsamt.

Digitized by Google

werden von den Klemmen d_1 und d_2 aus abgeführt; durch den Kontakthebel U wird die Induktorspule während des Empfangens selbsttätig kurz geschlossen. Die durch die Spule E des Empfängers gehenden Ströme bewegen deren mit Fortsätzen A zwischen die Pole N und S der Magnete B_1 und B_2 hineinragenden Eisenkern, sowie die mit demselben verbundene Gabel D zwischen den Anschlagschrauben h_1 und h_2 hin und her, wobei die an D sitzenden Zugfedern f_1 und f_2 ein Steigrädchen r und den auf dessen Achse x vor dem Zifferblatt V sitzenden Zeiger Z in Umdrehung versetzen; die Anschlagschrauben g_1 und g_2 verhüten eine zu weite Drehung des Rädchens r und des Zeigers z bei jedem einzelnen Schritte.

Ein Typendrucker entsteht unter anderm aus einem Zeigertelegraphen, wenn man den Zeiger durch ein auf seiner Mantelfläche mit erhabenen Lettern besetztes Typenrad ersetzt, für eine regelmäßige Speisung der Typen mit Druckfarbe Sorge trägt und eine Einrichtung hinzufügt, welche den zu telegraphierenden Buchstaben, wenn er eingestellt, d. h. an die rechte Stelle gebracht worden ist, auf Papier abdruckt und darauf das Papier um die Buchstabenbreite fortrückt. Obschon die ersten Vorschläge zu Typendruckern bereits in den dreißiger Jahren auftauchten, hat doch erst der in Fig. 6 abgebildete von Hughes in Europa größere Verbreitung erlangt. Derselbe gehört zu der Klasse von Typendruckern, in denen zwei genau gleichgehende Triebwerke das Typenrad A des Empfängers und den stromgebenden Teil (Schlitten) L des Senders in übereinstimmender Bewegung erhalten; jede der 28 Tasten T läßt, wenn sie niedergedrückt ist, den Schlitten L einen Strom gerade in dem Augenblicke in die Linie senden, wo der auf der Taste verzeichnete Buchstabe (oder das auch noch auf dieser Taste stehende Zahlen- oder Unterscheidungszeichen) im Empfänger zum Druck eingestellt ist. Die Kerne des Elektromagnets E stehen auf einem Hufeisenmagnet aus Stahl, werden also von diesem magnetisiert und halten ihren an der Achse b sitzenden Anker angezogen, bis der elektrische Strom sie magnetisiert, und nun wird der Anker durch zwei Federn c abgerissen und rückt der Hebel gg_1 den Teil des Laufwerks ein, welcher mittels der Druckwalze D den Abdruck des eingestellten Buchstabens auf dem von der Rolle H ablaufenden Papierstreifen p bewirkt. Die Schwärzrolle F speist die Typen auf A mit Druckfarbe. Die Triebkraft liefert ein an der Rolle Q in der Kette ohne Ende KK_1K_2 hängendes Gewicht; PP_1 ist der Regulator des Laufwerks, W das Schwungrad und W_1 die Bremse zum Anhalten des Laufwerks.

Von den Schreibtelegraphen für vereinbarte Schrift hat der Morsesche im telegr. Weltverkehr so ziemlich die Alleinherrschaft errungen. In den früher allein gebrauchten Stiftschreibern (Reliefschreibern), von denen Fig. 7 eine neuere Form darstellt, setzt das durch ein Gewicht oder auch durch eine Feder getriebene, mittels des Griffes Y aufgezogene, mittels des Hebels N nach Bedarf gebremste oder losgelassene Triebwerk während des Empfangens eine kleine Walze w, in welche eine Rute eingedreht ist, in Umlauf, wodurch ein um dieselbe geschlagener, von der Rolle R ablaufender Papierstreifen p eine mäßig schnell fortschreitende Bewegung erhält. Die Walze w_1 preßt unter der Wirkung einer Feder den Streifen p gegen w; wird w_1 mittels des Hebels d von w hinweggedreht, so läßt sich der Streifen p bequem zwischen die beiden Walzen einführen. Ein stumpfspitziger Stahlstift S steht der Rute der Walze w gegenüber und drückt das Papier in sie hinein, wenn der Elektromagnet E seinen Anker A anzieht, welcher am entgegengesetzten Ende des den Stift S tragenden, um die Achse x drehbaren und durch die auf den nach unten gerichteten Arm h wirkende, mittels der Schraube f regulierbare Abreißfeder an die Schraube o angedrückten Schreibhebels HH_1 sitzt; dauert die Anziehung nur einen Moment, so entsteht auf diese Weise auf dem Papier ein länglicher Punkt; dauert sie länger, so bildet sich ein Strich. Das Aufschlagen des Ankerhebels H auf die untere der beiden seinen Hub begrenzenden Stellschrauben o und u macht beim Stiftschreiber das angekommene Zeichen zugleich dem Ohr sehr deutlich wahrnehmbar; ja es lassen sich sogar nach dem hellen oder dumpfen Ton, der sie begleitet, die Punkte und Striche leicht und scharf voneinander unterscheiden, danach aber das Telegramm auch nach dem Gehör ablesen. In Amerika hat man deshalb den Schreibstift samt dem Papierstreifen ganz weggelassen, dafür aber den so aus dem Stiftschreiber entstandenen Klopfer so gebaut, daß er besonders hell tönt. Den zur Erzeugung der Punkte und Striche nötigen elektrischen Strom der galvanischen Batterie sendet der Telegraphist auf der sprechenden Station durch wechselweises Niederdrücken und Emporheben des an dem Knopfe G erfaßten, um die Achse d drehbaren metallenen Hebels T des in Fig. 8 abgebildeten Tasters oder Schlüssels in die Linie und durch den Elektromagnet des Empfängers; T wird für gewöhnlich durch die in das untere Ende des Stiftes u eingehängte Feder F auf den in die Schiene N eingeschraubten Kontaktstift c festgehalten. Die Achse d liegt in dem Lagerbocke DD_2; auf ihr wird mittels der Schraube t der Hebel T festgeschraubt. Mittels der Schrauben u_1 und u_2 wird die Spannung der Feder F, mittels der Schraube v_1 die Stellung des in den Hebel T eingeschraubten Kontaktstiftes v gegen den Kontakt a in der Schiene V reguliert. Die Klemmschrauben K_3 und K_2 an N und D und eine dritte an V dienen zum Anlegen der Leitungsdrähte. Fig. 9 zeigt drei Stationen I, II und III in Arbeitsstromschaltung, Fig. 10 in Ruhestromschaltung in einer Linie $L_1 L_2$; T_1, T_2, T_3 sind die Taster, S_1, S_2, S_3 die Empfänger, B, B_1, B_2, B_3 die Telegraphierbatterien, E_1 und E_2 Erdleitungen am Ende der Linie $L_1 L_2$. Beim Telegraphieren mit Arbeitsstrom nun ist die Linie stromfrei, solange nicht telegraphiert wird, und der Strom wird nur entsendet, so oft und so lange der Stift der Empfänger S_1, beziehungsweise S_2 oder S_3 schreiben soll. Indem also die Hand des Telegraphisten den Knopf G des erwähnten Hebels T zur Schließung des Stromkreises der Batterie B_1, B_2 oder B_3 entweder nur momentan auf den in der Schiene V sitzenden Arbeitskontakt a niederdrückt oder eine kleine Weile niedergedrückt hält, erzeugt sie einen Punkt oder einen Strich; wird der Hebel T losgelassen, so entsteht ein Zwischenraum. Beim Telegraphieren mit Ruhestrom dagegen ist die Linie $L_1 L_2$ stromerfüllt, solange nicht gearbeitet wird; während des Arbeitens wird der Strom der Batterie B abwechselnd unterbrochen und wiederhergestellt; beim gewöhnlichen Ruhestrom schreiben die Empfänger

S_1, S_2, S_3 während der Stromunterbrechung, beim amerik. Ruheſtrom während der Stromwiederherſtellung. Aus Punkten und Strichen ſind nun die Zeichen für die verſchiedenen Buchſtaben, Ziffern, Interpunktionen u. ſ. w. zuſammengeſetzt.

Das internationale Morſeſche Alphabet iſt abgeſehen von den Dienſtzeichen, folgendes:

a	•—	v	•••—
ae	•—•—	w	•——
ä, å	•—•—	x	—••—
b	—•••	y	—•——
c	—•—•	z	——••
d	—••	ch	————
e	•	.	••••••
é	••—••	;	—•—•—•
f	••—•	,	•—•—•—
g	——•	:	———•••
h	••••	?	••——••
i	••	!	——•·——
j	•———	1	•————
k	—•—	2	••———
l	•—••	3	•••——
m	——	4	••••—
n	—•	5	•••••
ñ	——•——	6	—••••
o	———	7	——•••
oe	———•	8	———••
p	•——•	9	————•
q	——•—	0	—————
r	•—•	Bindeſtrich	—••••—
s	•••	Apoſtroph	•————•
t	—	Bruchſtrich	———————
u	••—	Klammern	—•——•—
ue	••——		

Die Buchſtaben ſind aus höchſtens vier Elementarzeichen gebildet und den häufiger vorkommenden die einfachſten Zeichen gegeben, die Ziffern dagegen enthalten fünf, und die Interpunktionszeichen ſechs Elementarzeichen. Zwiſchen je zwei Buchſtaben wird ein etwas größerer Zwiſchenraum gelaſſen; die Wörter trennt man durch einen noch größern Zwiſchenraum. Die ganze Folge von Zeichen bildet auf dem Papierſtreifen eine (auf der Oberſeite erhaben hervortretende) lange Reihe, welche der Telegraphiſt geläufig, wie gewöhnliches Gedrucktes oder Geſchriebenes lieſt. Bei gehöriger Übung können in einer Minute etwa 100 Buchſtaben oder 20 Wörter telegraphiert werden. In den Farb- oder Blauſchreibern werden ähnliche Zeichen farbig entweder dadurch hervorgebracht, daß der Elektromagnet eine auf dem Schreibhebel ſitzende, in einen Farbebehälter eintauchende und bei ſeiner beſtändigen Drehung aus ihm die blaue Farbe entnehmende Farbſcheibe gegen den an dieſer Scheibe vorübergeführten Papierſtreifen andrückt (Cohn, 1854, Siemens und Halske), oder dadurch, daß der Elektromagnet mittels einer Schneide am Schreibhebel den Streifen gegen die ſich beſtändig drehende und von einer Tuchwalze die Farbe entnehmende Farbſcheibe bewegt (Digney und Baudoin in Paris).

Das letztere iſt auch der Fall bei dem in Fig. 11 abgebildeten polariſierten Farbſchreiber von Siemens und Halske; hier ſitzt die Schneide d an dem einen Ende des Schreibhebels H_1, deſſen anderes Ende H ein permanenter Magnet iſt, zwiſchen den verſtellbaren Polen P_1 und P_2 des Schreibapparatmagnets EE liegt und durch galvaniſche (oder durch Induktions-) Wechſelſtröme (ſ. d.) zwiſchen den Stellſchrauben u und o hin und her bewegt wird; dabei wird das Schreiben jedes Punktes und jedes Strichs durch einen poſitiven Strom begonnen und durch einen negativen beendet. Mittels der Schraube s läßt ſich der obere Pol P_1 höher oder tiefer ſtellen und ſo ſeine abreißende Wirkung auf den Anker H verändern. Die Farbwalze F feuchtet das unter ihr liegende Schreibrädchen mit Farbe; w, w_1, d und Y ſind dieſelben Teile wie die in Fig. 7 mit denſelben Buchſtaben bezeichneten. Die Eiſenkerne von E E ſtehen auf dem Nordpole eines Stahlmagnets, auf deſſen Südpole S der Schreibhebel HH_1 drehbar befeſtigt iſt; der Magnet H iſt alſo ein Südpol, P und P_1 ſind zwei Nordpole. Fig. 12 zeigt den Normalfarbſchreiber der Deutſchen Reichstelegraphenverwaltung. Die Papierrolle liegt in dem Kaſten K des Unterſatzes G; der Streifen p läuft über Führungsſtifte und Röllchen x zwiſchen den Walzen w und w_1 des Papierzugs hindurch; die Triebfeder liegt in der außen vor dem Apparatgehäuſe befindlichen Trommel F und wird mittels des Griffes y aufgezogen; der Elektromagnet E iſt mit der ihn tragenden Platte e und dem untern Teile U der Vorderwand des Apparatkaſtens mittels der Schraube s ſtellbar; der von dem Anker A bewegte Schreibhebel ſpielt zwiſchen den Stellſchrauben o und u am Ständer S und bewegt dabei das ins Farbgefäß J eintauchende, beſtändig umlaufende Schreibrädchen r. J iſt mit der Schraube j am Laufwerkskaſten befeſtigt; nach dem Lüften dieſer Schraube kann J auf den beiden durch ſeinen Schlitz hindurch greifenden Führungsſtiften und j ſelbſt verſchoben und ſchließlich abgenommen werden. Mittels der Schraube h läßt ſich die Spannung der Abreißfeder des Ankers regulieren, welche in der an die vordere Apparatwand V angeſchraubten Röhre f untergebracht iſt; w_1 ſitzt auf dem einarmigen Hebel d und wird von w abgehoben, wenn der Streifen p zwiſchen w und w_1 eingeführt werden ſoll. Die Farbſchreiber arbeiten viel leiſer als die Stiftſchreiber, weshalb man an ihnen weniger leicht nach dem Gehör leſen kann; die Stiftſchreiber haben ferner den Vorzug größerer Reinlichkeit und Zuverläſſigkeit, weil bei ihnen die Schrift nicht undeutlich werden oder aus Mangel an Farbe ausbleiben kann. An den Farbſchreibern kann der Schreibhebel viel leichter ſein als bei den Stiftſchreibern, weil er keine ſo kräftige Wirkung auf den Papierſtreifen auszuüben hat; dann kann auch mit ſchwächern Strömen telegraphiert werden. Daher pflegte man früher den Farbſchreiber gleich unmittelbar (d. h. ohne Relais) in die Leitung einzuſchalten; für den Dienſt auf längern Linien verſieht man jedoch auch ihn jetzt gern mit einem Relais. Will man denſelben Farbſchreiber, welcher unmittelbar in die Leitung eingeſchaltet werden ſoll, ebenſowohl zum Telegraphieren mit Ruheſtrom als mit Arbeitsſtrom brauchbar machen, ſo läßt man den Schreibhebel aus zwei Teilen beſtehen, deren Lage gegeneinander geändert werden kann, damit der Hebel Schrift erzeugt oder nicht, wenn der Elektromagnet E den Anker A anzieht. Das an das Federhaus F angeſchraubte Kontrollrädchen Q in Verbindung mit dem auf die erſte Laufwerksachſe aufgeſteckten Kontrollzahne verhütet, daß beim Aufziehen die Triebfeder geſprengt werde und daß ſie zu weit ablaufe. Die auf langen Unterſeekabeln verwendeten Schreibtelegraphen liefern eine

Zickzackschrift und stehen in ihrer elektrischen Einrichtung den Nadeltelegraphen nahe. So ist bei Thomsons Heberschreiber (siphon recorder) nach Fig. 13 eine leichte Rolle S aus feinem Draht zwischen zwei kräftigen Magnetpolen an den Fäden a und f aufgehängt, wird von den sie durchlaufenden positiven und negativen Telegraphierströmen hin und her gedreht und erzeugt mittels des an ihr befestigten, mit dem rechten Ende in das Farbgefäß F eintauchenden Hebers r zickzackförmige Schriftzüge auf dem Papierstreifen p. Bei dem Rußschreiber von Siemens und Halske durchlaufen die Telegraphierströme eine leichte Spule, welche in einem cylindrischen magnetischen Felde aufgehängt ist, und bewegen sie auf und nieder, wobei ein mit der Spule verbundener, ganz leichter Schreibhebel Zickzackzüge in die Rußschicht auf einem berußten Papierstreifen einkritzelt.

Einen **chemischen Schreibtelegraphen** für Morse-Schrift hat Gintl in Wien 1853 hergestellt; er tränkte das Papier mit Jodkalium und Stärkeleister oder zur Erzeugung blauer Schrift an dem eisernen Schreibstift mit Cyankaliumlösung, Salzsäure und Kochsalzlösung; in beiden Fällen erscheint infolge der Zersetzung der Chemikalien farbige Schrift auf dem Streifen da, wo der Strom hindurchgeht. Zweizeilige Punktschrift (Steinheil-Schrift, s. oben) hatte Alex. Bain in England schon 1846 elektrochemisch telegraphiert. Punkte und Striche in zwei Zeilen schrieb E. Stöhrer in Leipzig 1852 elektrochemisch. In seinem **Doppelstiftapparat** aber hatte Stöhrer schon 1849 zwei Schreibstifte nebeneinander angebracht, um so Striche und Punkte in zwei parallelen Zeilen zu schreiben, sodaß eine größere Zahl von Buchstaben telegraphiert werden konnte. In neuester Zeit hat ein Doppelschreiber von Estienne in Paris in der deutschen Verwaltung Eingang gefunden, welcher mittels zweier Capillarschreibfedern kürzere und längere Striche querüber zum Streifen schreibt, also so: ‖ı ‖ı ı ı ‖ı, welche ganz dem Morse-Alphabet entsprechend gruppiert werden; die Bewegung der Schreibfedern bewirkt ein um eine Achse drehbarer Stabmagnet, welcher ähnlich der Nadel in Nadeltelegraphen (vgl. Fig. 1 d e) durch positive und negative Ströme zwischen den beiden Polen eines Elektromagnets aus seiner Mittellage nach links oder nach rechts herausbewegt wird. Bei dem **Typenschnellschreiber** von Siemens und Halske sollten metallene Typen, ähnlich jenen der Buchdrucker, aber mit den telegr. Zeichen versehen, in einer Reihe aneinandergestellt und mit größerer Schnelligkeit auf mechan. Wege (automatisch) abtelegraphiert werden. Eine solche **automatische Stromsendung** ist auch außerdem vielfach angestrebt worden, namentlich unter Benutzung gelochter Papierstreifen oder verschiebbarer Stifte; letzteres z. B. bei dem **Dosenschriftgeber** von Siemens und Halske.

Die **Drucktelegraphen für vereinbarte Schrift** drucken teils bloß Punkte, teils Punkte und quer zur Zeile stehende Striche. Ein Vorschlag zu einem solchen Telegraphen für zweizeilige Punktschrift wurde u. a. von G. Jaite in Berlin gemacht, welcher dem Typendrucker von Hughes manches in der Anordnung seines Drucktelegraphen entlehnt hat. Sein Telegraph soll neben den Vorzügen des Morseschen Apparats (Einfachheit in Konstruktion und Bedienung) größere Leistungsfähigkeit besitzen, weil er bloß kurze Ströme sendet, durch diese aber die Leitung weniger stark geladen, deshalb schneller wieder entladen und die Elektromagnetkerne schneller wieder entmagnetisiert werden, als wenn zur Erzeugung von Strichen Ströme von längerer Dauer mit benutzt werden, abgesehen davon, daß dann zugleich mehr Zeit schon zur Erzeugung der Striche verbraucht würde. Um auch eine automatische Weiterbeförderung der Telegramme auf Zwischenstationen zu ermöglichen, läßt Jaite seinen Telegraphen die Punkte nicht bloß in Papier eindrücken, sondern als Löcher aus dem Papierstreifen herausschlagen. Sein Telegraph enthält zwei dem Hughesschen (Fig. 6) ähnliche Elektromagnete; der eine Elektromagnet spricht auf positive, der andere auf negative Ströme an; ihre beiden Ankerhebel rücken beim Abreißen des Ankers die eine oder die andere von zwei Achsen in das Triebwerk ein, worauf endlich ein Daumen an dieser jetzt eine Umdrehung machenden Achse den einen oder den andern Stanzhebel einmal hebt, sodaß dessen anderes Ende die eine oder die andere gutgeführte Stanze durch den unter ihr hinlaufenden Papierstreifen hindurchstößt. Die **Translation** kann hier genau so wie bei dem Morse (s. unten) erfolgen; Jaite vermag aber auch die Translation bei seinem Telegraphen (wie bei Hughes) mittels eines einzigen Apparats unter Anwendung eines automatischen Umschalters auszuführen, was noch vorteilhafter ist.

Der älteste **Kopiertelegraph** wurde von dem Engländer Bakewell 1847 erfunden. Auf den beiden miteinander arbeitenden Stationen wird je eine Walze von der nämlichen Größe mit übereinstimmender Geschwindigkeit durch ein Triebwerk umgedreht und überträgt ihre Bewegung durch Zahnräder zugleich auf eine Schraubenspindel, worauf mittels einer nicht drehbaren Schraubenmutter ein Schreibstift aufgesteckt ist; während die Walze umläuft, schraubt sich daher der Stift entlang derselben fort und überstreicht so die Oberfläche der Walze in einer enggewundenen Schraubenlinie. Auf beiden Stationen werden Walze und Stift in den Stromkreis eingeschaltet. Auf der gebenden wird die abzusendende Schrift oder Zeichnung mit firnisartiger (die Elektricität nicht leitender) Tinte auf ein Blatt Zinnfolie gemacht, welches man um die dortige Walze legt; daher geht der Strom der miteingeschalteten Batterie zur Empfangsstation, solange der die Folie berührende Stift das blanke Zinn berührt; er wird aber unterbrochen, wenn der Stift auf eine mit Firnis bedeckte Stelle trifft. Auf der Empfangsstation wird die Walze mit Papier bedeckt, welches mit einer durch Salzsäure angesäuerten Auflösung von Cyankalium getränkt ist; der elektrische Strom zersetzt das Cyankalium und bildet mit dem eisernen Schreibstift Berlinerblau; es entsteht demnach eine rund um die Walze laufende, sehr eng gewundene Schraubenlinie (Schraffierung), wenn während der schon erwähnten Bewegungen von Stift und Walze der elektrische Strom ununterbrochen dauert. So oft und so lange aber der Strom unterbrochen wird, bleibt die blaue Färbung aus und in der Schraffierung bleiben entsprechende weiße Stellen. Die Schrift erscheint hier also weiß ausgespart in blau schraffiertem Grunde. Durch eine etwas andere Einschaltung würde man aus feinen Strichelchen bestehende blaue Schrift auf weißem Grunde erhalten, wie sie z. B. der von

Caſelli 1856 erfundene Pantelegraph lieferte, bei welchem das Papier nicht auf eine ſich drehende Walze, ſondern auf ein cylindriſch gebogenes Blech gelegt wurde, über welches der ſchreibende Stift mittels einer Art Pendel hinweggeführt wurde. Außer dieſen elektrochem. Kopiertelegraphen gibt es auch elektromagnetiſche; der erſte, von Hipp 1851 gebaute ſchrieb mit einer heberartigen Glasfeder; der von Meyer (1861) beſitzt als ſchreibenden Teil eine als Schraubengang um einen ſich ſtetig drehenden Cylinder gelegte Schneide. Andere Kopiertelegraphen ſchreiben zuſammenhängende, treppenartig gezackte Züge, zufolge der eigentümlichen Bewegung, die ihrem Schreibſtift erteilt wird.

Die Buchſtabenſchreibtelegraphen kopieren gewöhnlich in ganz ähnlicher Weiſe wie die Kopiertelegraphen metallene Buchſtabentypen; ſo der von Bonelli, 1862. Hipp dagegen wollte 1851 eine Schreibfeder in der Luft in beſtändiger Wiederholung einen die Elemente zu allen Buchſtaben enthaltenden Zug machen, durch einen Elektromagnet aber auf das Papier legen laſſen, während die Feder die zu dem eben zu telegraphierenden Buchſtaben nötigen Teile jenes Zugs ausführte.

Die vollſtändige Ausſtattung einer elektriſchen Telegraphenſtation erfordert außer den Hauptapparaten, d. h. dem Empfänger und Sender, noch verſchiedene Nebenapparate. Von dieſen ſollen die Blitzableiter die Apparate und die Beamten gegen die zerſtörenden Wirkungen der atmoſphäriſchen Elektricität ſchützen, indem ſie dieſer einen nicht durch die Apparate führenden Weg zur Erde darbieten, ohne daß die Telegraphierſtröme auf ebendieſem Wege unter Umgehung der Apparate auch zur Erde abfließen könnten. In Fig. 14 iſt ein Plattenblitzableiter abgebildet; die beiden Platten A_1 und A_2 desſelben liegen auf dünnen, über die Stifte b, b geſteckten Glimmerblättchen e, e in geringem Abſtande über der metallenen Grundplatte, von welcher ein Draht zur Erde E führt; mittels der Klemmen K_1 und K_2 ſind die beiden Zweige der Telegraphenleitung L_1 L_2 an den Platten A_1 und A_2 befeſtigt, und ein die Leitung durchlaufender Telegraphierſtrom nimmt daher ſeinen Weg durch den zwiſchen den Klemmen K_3 und K_4 eingeſchalteten Empfänger, wogegen die Luftelektricität den kleinen Zwiſchenraum zwiſchen den Platten überſpringt und zur Erde E abfließt. Das Relais hat die Aufgabe, mittels eines leichten metallenen Hebels auf der Empfangsſtation einen elektriſchen Strom (den Lokalſtrom) durch die Elektromagnetſpulen eines Empfängers oder Weckers zu ſchließen, z. B. wenn und ſolange der den Relaiselektromagnet mit durchlaufende Telegraphierſtrom in der Linie (der Linienſtrom) geſchloſſen iſt; der Anker A des Elektromagnetes E des gewöhnlichen Relais (Fig. 15) iſt ein Stück weiches Eiſen und ſitzt an dem Hebel NN_1, der zwiſchen zwei Stellſchrauben i und n im Ständer Q ſpielt und, je nach der Schaltung, den Strom der Lokalbatterie b, Fig. 16, durch den Elektromagnet des Schreibapparates S ſchließt, wenn der Linienſtrom durch ſeine Anziehung auf den Anker ihn an die eine Stellſchraube n, oder die Abreißfeder f ihn an die andere Stellſchraube i legt; die Stellſchraube, an welcher der Lokalſtrom geſchloſſen werden ſoll, iſt ganz metalliſch, die andere an ihrer Spitze mit einem (iſolierenden) Elfenbeinplättchen belegt. Mittels der Schraube y läßt ſich der Schieber g in der Säule Y auf- und niederbewegen und dadurch die Spannung der von g nach N_1 reichenden Abreißfeder regulieren. Der Anker des polariſierten Relais, der dem polariſierten Farbſchreiber (ſ. oben) ähnelt, iſt ein Magnetſtäbchen. Die Poldrähte der Lokalbatterie b (Fig. 16) ſind der eine von der Klemmſchraube w aus an den in der Gabel D des Ständers C gelagerten Hebel N, der andere durch die Elektromagnetrollen des Empfängers S nach der Klemmſchraube v und an die betreffende Stellſchraube n oder i geführt. Q, E, C, Y ſind iſoliert auf der Metallplatte P befeſtigt und mit ihr auf die hölzerne Grundplatte G aufgeſchraubt. Das Relais iſt empfindlicher als die Empfänger, z. B. die Morſe-Stiftſchreiber, und geſtattet ſchon deshalb die Verwendung ſchwächerer Linienbatterien; in dem kurzen Lokalſtromkreiſe aber läßt ſich die für den Empfänger nötige Stromſtärke mit weit weniger galvaniſchen Elementen der Lokalbatterie erlangen, als nötig ſein würden, wenn der Empfänger in den viele Kilometer langen Linienſtromkreis eingeſchaltet würde, deſſen Widerſtand ja deshalb ſehr groß iſt. Die Wecker dienen zur Erregung der Aufmerkſamkeit namentlich bei Verwendung von Telegraphen, welche keine hörbaren Zeichen geben, und zum Herbeirufen der Beamten in Stationen, welche nicht ununterbrochen am telegr. Verkehr beteiligt ſind; ſie enthalten meiſt eine Glocke, gegen welche ein Elektromagnet einen Klöppel ſchlagen läßt. (Vgl. Elektriſche Klingeln und Wecker.) Das Galvanoſkop (die Buſſole) iſt eine von Multiplikatorwindungen umgebene Magnetnadel, welche ſelbſt durch ſehr ſchwache Ströme in Schwingungen um ihre horizontale oder vertikale Achſe verſetzt wird; es gibt Auskunft darüber, ob Ströme die Leitung durchlaufen, und dient bei Unterſuchungen der Leitung. Die Umſchalter oder Wechſel ermöglichen Abänderungen der Stromläufe in den Stationen, ohne Löſung der Verbindungsdrähte, und zwar die Kurbel- oder Hebelumſchalter durch Drehung einer metallenen Kurbel von einem metallenen Kontaktſtück (Klemme) auf ein anderes, die Schienen- oder Stöpſelumſchalter, wie der in Fig. 16 abgebildete, dagegen durch Einſtecken metallener Stöpſel (Fig. 17) in die Löcher von kreuzweiſe übereinander- oder nebeneinanderliegenden, gegeneinander iſolierten, d. h. nicht durch einen Stromleiter miteinander verbundenen Metallſchienen. Der in Fig. 17 in Anſicht und Schnitt abgebildete Stöpſel für einen Umſchalter U, Fig. 16, mit nebeneinander liegenden Schienen beſteht einfach aus einem koniſchen Meſſingpflock m, auf den ein Knopf k aus Elfenbein oder einem andern iſolierenden Material aufgeſchraubt iſt. Steckt in Fig. 16 der Stöpſel im Loch 4 der Erdſchiene C, ſo iſt das Relais R und der Taſter T in die an die Schienen Q_1 und Q_2 geführte, durchgehende Leitung L_1 L_2 eingeſchaltet; wird der Stöpſel in das Loch 3 geſteckt, ſo verbindet er L_1 und L_2 unmittelbar, und es gehen nur unmerkliche Zweigſtröme durch die Apparate R und T; bei Stöpſelung in Loch 1, beziehungsweiſe 2 wird der Zweig L_1, beziehungsweiſe L_2 kurz an Erde E gelegt, der andere aber unter Einſchaltung der Apparate R und T. Die Übertrager (Translatoren) verbinden zwei in die Translationsſtation mündende Linien ſo, daß jedes aus der erſten Linie einlaufende telegr. Zeichen ſelbſtthätig ſofort in die zweite weiter gegeben wird und umgekehrt. Dazu muß jeder Translator in

der einen Linie als Empfänger arbeiten und für die andere zugleich Sender oder Geber ſein, z. B. den Morſe-Taſter vertreten, um jede zeichengebende Stromgebung oder Stromunterbrechung, die in jener erſten Linie auftritt, in die letztere durch Schließung oder Unterbrechung einer neuen Linienbatterie weiter zu geben. Als Übertrager in Arbeitsſtromleitungen kann das Relais (Fig. 15) benutzt werden, wenn beide Schrauben n und i ganz metalliſch ſind und in getrennten gegeneinander iſolierten Ständern angebracht werden; ebenſo der Schreibapparat bei der nämlichen Anordnung der Schrauben o und u, Fig. 7.

Bei der gleichzeitigen Doppeltelegraphie werden auf einem und demſelben Leitungsdrahte mehrere Telegramme gleichzeitig befördert und zwar beim Gegenſprechen (Duplextelegraphie) zwei Telegramme in entgegengeſetzten Richtungen, beim Doppelſprechen zwei Telegramme in der nämlichen Richtung; eine Verbindung des Gegen- und Doppelſprechens nennt man Doppelgegenſprechen (Quadruplextelegraphie). Von dieſer in den fünfziger Jahren (in Deutſchland) erfundenen, ſpäter nach verſchiedenen Richtungen weſentlich verbeſſerten und oft mit gutem Erfolge ausgenutzten Doppeltelegraphie unterſcheidet ſich die abſatzweiſe vielfache Telegraphie (Multiplextelegraphie) dadurch, daß ſie abſatzweiſe, in regelmäßiger Abwechſelung Teile von vier, ſechs oder acht in Morſe-Schrift, Typendruck u. ſ. w. von verſchiedenen Apparatſyſtemen aufzunehmenden Telegrammen in beliebiger Richtung auf demſelben Drahte befördert; die dabei zuläſſige größere Geſchwindigkeit der Stromgebung ſichert ebenfalls eine beſſere Ausnutzung der Linie.

Die Telegraphenleitung, welche die beiden Stationen verbindet und von der einen aus in der andern elektriſche Wirkungen hervorzubringen geſtattet, wird nur bei kleinen Telegraphenanlagen als eine in ſich zurücklaufende Schleife, als ein geſchloſſener metalliſcher Stromkreis ausgeführt; im großen benutzt man nach Steinheils wichtiger Entdeckung die Erde als Rückleiter, d. h. man ſpannt bloß einen Draht L_1, beziehungsweiſe L_2, Fig. 9 und 10, zwiſchen den beiden Stationen I und III und führt ihn in beiden hinter den Apparaten an entſprechend große, in das feuchte Erdreich eingegrabene Metallplatten E_1 und E_2 (Erdplatten, Erdleitung). In den zwiſchen den beiden Endſtationen einer Linie liegenden Zwiſchen- und Mittelſtationen II in Fig. 9 und 10 werden die Apparate bloß in den Leitungsdraht $L_1 L_2$ eingefügt, dieſer aber nicht mit einer Erdleitung verbunden; daher erſcheint jedes von einer Station gegebene Zeichen auf allen andern Stationen der Linie, und deshalb muß immer die Station, welche ein Telegramm übernehmen ſoll, von derjenigen, welche es ihr geben will, telegraphiſch gerufen werden (z. B. Leipzig von Dresden), und erſt wenn jene ſich gemeldet, d. h. den Ruf beantwortet hat, fängt dieſe an zu telegraphieren. Die Leitung wird entweder oberirdiſch, oder unterirdiſch, oder durchs Waſſer geführt. Im Anfange griff man, nach einigen mißglückten Verſuchen zur Herſtellung unterirdiſcher Linien, zu Luftleitungen; als dann Siemens 1846 in der Guttapercha einen geeigneten Iſolator für unterirdiſche Leitungen aufgefunden hatte, legte man viele und lange Linien unter der Erde an, die ſich aber nicht bewährten, weil die Guttapercha falſch behandelt worden war. Man ſah ſich daher wieder auf oberirdiſche Linien beſchränkt, und erſt als man durch die Herſtellung von zahlreichen unterſeeiſchen Linien die nötige Erfahrung gewonnen hatte, wagte man ſich, nachdem 1871 ſchon Mancheſter und Liverpool durch eine unterirdiſche Linie verbunden worden waren, im großen zuerſt in Deutſchland von 1876 ab (ſ. Kabel), wieder an die Ausführung unterirdiſcher Linien, während man bis dahin nur ausnahmsweiſe, meiſt in Städten, kurze Strecken unter die Erde gelegt hatte, unter Anwendung beſonderer Schutz- und Vorſichtsmaßregeln. Die höhern Anlagekoſten der unterirdiſchen Linien werden durch die größere Sicherſtellung des Betriebes und die geringern Unterhaltungskoſten ausgeglichen. Die oberirdiſchen Leitungen ſtellte man früher aus dem beſſer leitenden, aber weſentlich teuerern Kupferdraht von 1,5 bis 2,5 mm Dicke her; jetzt nimmt man ſtärkern (3 bis 6 mm) Eiſendraht, den man durch Verzinken oder einen Leinölüberzug gegen Roſten ſchützt, mitunter auch Stahldraht. Der Draht kommt auf 6 bis 10 m hohe, einfache oder doppelte Holzſäulen, deren Dauer man durch Imprägnieren mit Kupfervitriol, Chlorzink oder Teerölen weſentlich erhöht, ſeltener auf eiſerne oder ſteinerne Träger zu liegen; dieſelben ſtehen 50 bis 100 m voneinander entfernt; an ihnen wird der Draht auf Iſolatoren befeſtigt, welche jetzt ausſchließlich aus Porzellan hergeſtellt und am beſten in Form von (Chauvinſchen) Doppelglocken, wie dies Fig. 18 in der Anſicht, Fig. 19 im Schnitt zeigt, verwendet werden, weil ſie in dieſer Form am beſten unter allen Witterungsverhältniſſen den Übergang der Elektricität aus dem Draht D über den Iſolator J zur Stütze S, zur Säule und in die Erde verhüten; die Iſolatoren werden mittels eiſerner Stützen S an den Säulen befeſtigt. In Fig. 20 iſt ein Iſolator abgebildet, deſſen gußeiſerne Kappe G mit der Fläche F durch Holzſchrauben an der Säule befeſtigt wird; der Telegraphendraht wird in die Hakenſtütze S gelegt, welche in den Porzellankopf J und mit dieſem in die Glocke G eingekittet wird.

Wenn eine telegr. Leitung durch Waſſer oder in die Erde gelegt werden ſoll, ſo muß ſie, weil ſonſt das umgebende Waſſer und die Feuchtigkeit des Erdbodens die Elektricität aus dem Drahte in die Erde ableiten würde, in ihrer ganzen Länge mit einer nichtleitenden Subſtanz umhüllt werden und heißt dann ein Telegraphenkabel oder ſchlechtweg ein Kabel (ſ. d.). Die erſte ſubmarine Leitung wurde verſuchsweiſe 1846 im Hafen von Portsmouth ausgeführt. Darauf folgte 1850 ohne dauernden Erfolg, 1851 mit gutem Erfolge die Legung einer Leitung durch den Kanal zwiſchen England und Frankreich; bald darauf die Herſtellung einer großern Anzahl unterſeeiſcher Leitungen: von England nach Irland, Belgien, Holland, nach Oſtfriesland, 1853 im Großen und Kleinen Belt, 1854 im Sund und von Italien nach Corſica und Sardinien, 1857 durch das Mittelmeer zwiſchen Sardinien und Algier, ſpäter von Sardinien nach Malta, von hier nach Korfu, nach Alexandria und Oſtindien. Unter den jetzt vorhandenen, ſehr zahlreichen (1883 731 Kabel von 89481 Seemeilen Länge und 96058 Seemeilen Drahtlänge) unterſeeiſchen Telegraphenleitungen in allen Erdteilen ſind die großartigſten die transatlantiſchen Kabel zwiſchen Europa und Amerika. Namentlich auf Betrieb des Amerikaners Cyrus Field

Caſelli 1856 erfundene Pantelegraph lieferte, bei welchem das Papier nicht auf eine ſich drehende Walze, ſondern auf ein cylindriſch gebogenes Blech gelegt wurde, über welches der ſchreibende Stift mittels einer Art Pendel hinweggeführt wurde. Außer dieſen elektrochem. Kopiertelegraphen gibt es auch elektromagnetiſche; der erſte, von Hipp 1851 gebaute ſchrieb mit einer heberartigen Glasfeder; der von Meyer (1861) beſitzt als ſchreibenden Teil eine als Schraubengang um einen ſich ſtetig drehenden Cylinder gelegte Schneide. Andere Kopiertelegraphen ſchreiben zuſammenhängende, treppenartig gezackte Züge, zufolge der eigentümlichen Bewegung, die ihrem Schreibſtift erteilt wird.

Die Buchſtabenſchreibtelegraphen kopieren gewöhnlich in ganz ähnlicher Weiſe wie die Kopiertelegraphen metallene Buchſtabentypen; ſo der von Bonelli, 1862. Hipp dagegen wollte 1851 eine Schreibfeder in der Luft in beſtändiger Wiederholung einen die Elemente zu allen Buchſtaben enthaltenden Zug machen, durch einen Elektromagnet aber auf das Papier legen laſſen, während die Feder die zu dem eben zu telegraphierenden Buchſtaben nötigen Teile jenes Zugs ausführte.

Die vollſtändige Ausſtattung einer elektriſchen Telegraphenſtation erfordert außer den Hauptapparaten, d. h. dem Empfänger und Sender, noch verſchiedene Nebenapparate. Von dieſen ſollen die Blitzableiter die Apparate und die Beamten gegen die zerſtörenden Wirkungen der atmoſphäriſchen Elektricität ſchützen, indem ſie dieſer einen nicht durch die Apparate führenden Weg zur Erde darbieten, ohne daß die Telegraphierſtröme auf ebendieſem Wege unter Umgehung der Apparate auch zur Erde abfließen könnten. In Fig. 14 iſt ein Plattenblitzableiter abgebildet; die beiden Platten A_1 und A_2 desſelben liegen auf dünnen, über die Stifte b, b geſteckten Glimmerblättchen c, c in geringem Abſtande über der metallenen Grundplatte, von welcher ein Draht zur Erde E führt; mittels der Klemmen K_1 und K_2 ſind die beiden Zweige der Telegraphenleitung L_1 L_2 an den Platten A_1 und A_2 befeſtigt, und ein die Leitung durchlaufender Telegraphierſtrom nimmt daher ſeinen Weg durch den zwiſchen den Klemmen K_3 und K_4 eingeſchalteten Empfänger, wogegen die Luftelektricität den kleinen Zwiſchenraum zwiſchen den Platten überſpringt und zur Erde E abfließt. Das Relais hat die Aufgabe, mittels eines leichten metallenen Hebels auf der Empfangsſtation einen elektriſchen Strom (den Lokalſtrom) durch die Elektromagnetſpulen eines Empfängers oder Weckers zu ſchließen, z. B. wenn und ſolange der den Relaiselektromagnet mit durchlaufende Telegraphierſtrom in der Linie (der Linienſtrom) geſchloſſen iſt; der Anker A des Elektromagnetes E des gewöhnlichen Relais (Fig. 15) iſt ein Stück weiches Eiſen und ſitzt an dem Hebel NN_1, der zwiſchen zwei Stellſchrauben i und n im Ständer Q ſpielt und, je nach der Schaltung, den Strom der Lokalbatterie b, Fig. 16, durch den Elektromagnet des Schreibapparates S ſchließt, wenn der Linienſtrom durch ſeine Anziehung auf den Anker ihn an die eine Stellſchraube n, oder die Abreißfeder f ihn an die andere Stellſchraube i legt; die Stellſchraube, an welcher der Lokalſtrom geſchloſſen werden ſoll, iſt ganz metalliſch, die andere an ihrer Spitze mit einem (iſolierenden) Elfenbeinplättchen belegt. Mittels der Schraube y läßt ſich der Schieber g in der Säule Y auf- und niederbewegen und dadurch die Spannung der von g nach N_1 reichenden Abreißfeder regulieren. Der Anker des polariſierten Relais, der dem polariſierten Farbſchreiber (ſ. oben) ähnelt, iſt ein Magnetſtäbchen. Die Poldrähte der Lokalbatterie b (Fig. 16) ſind der eine von der Klemmſchraube w aus an den in der Gabel D des Ständers C gelagerten Hebel N, der andere durch die Elektromagnetrollen des Empfängers S nach der Klemmſchraube v und an die betreffende Stellſchraube n oder i geführt. Q, E, C, Y ſind iſoliert auf der Metallplatte P befeſtigt und mit ihr auf die hölzerne Grundplatte G aufgeſchraubt. Das Relais iſt empfindlicher als die Empfänger, z. B. die Morſe-Stiftſchreiber, und geſtattet ſchon deshalb die Verwendung ſchwächerer Linienbatterien; in dem kurzen Lokalſtromkreiſe aber läßt ſich die für den Empfänger nötige Stromſtärke mit weit weniger galvaniſchen Elementen der Lokalbatterie erlangen, als nötig ſein würden, wenn der Empfänger in den viele Kilometer langen Linienſtromkreis eingeſchaltet würde, deſſen Widerſtand ja deshalb ſehr groß iſt. Die Wecker dienen zur Erregung der Aufmerkſamkeit namentlich bei Verwendung von Telegraphen, welche keine hörbaren Zeichen geben, und zum Herbeirufen der Beamten in Stationen, welche nicht ununterbrochen am telegr. Verkehr beteiligt ſind; ſie enthalten meiſt eine Glocke, gegen welche ein Elektromagnet einen Klöppel ſchlagen läßt. (Vgl. Elektriſche Klingeln und Wecker.) Das Galvanoſkop (die Buſſole) iſt eine von Multiplikatorwindungen umgebene Magnetnadel, welche ſelbſt durch ſehr ſchwache Ströme in Schwingungen um ihre horizontale oder vertikale Achſe verſetzt wird; es gibt Auskunft darüber, ob Ströme die Leitung durchlaufen, und dient bei Unterſuchungen der Leitung. Die Umſchalter oder Wechſel ermöglichen Abänderungen der Stromläufe in den Stationen, ohne Löſung der Verbindungsdrähte, und zwar die Kurbel- oder Hebelumſchalter durch Drehung einer metallenen Kurbel von einem metallenen Kontaktſtück (Klemme) auf ein anderes, die Schienen- oder Stöpſelumſchalter, wie der in Fig. 16 abgebildete, dagegen durch Einſtecken metallener Stöpſel (Fig. 17) in die Löcher von kreuzweiſe übereinander- oder nebeneinanderliegenden, gegeneinander iſolierten, d. h. nicht durch einen Stromleiter miteinander verbundenen Metallſchienen. Der in Fig. 17 in Anſicht und Schnitt abgebildete Stöpſel für einen Umſchalter U, Fig. 16, mit nebeneinander liegenden Schienen beſteht einfach aus einem koniſchen Meſſingpflock m, auf den ein Knopf k aus Elfenbein oder einem andern iſolierenden Material aufgeſchraubt iſt. Steckt in Fig. 16 der Stöpſel im Loch 4 der Erdſchiene C, ſo iſt das Relais R und der Taſter T in die an die Schienen Q_1 und Q_2 geführte, durchgehende Leitung L_1 L_2 eingeſchaltet; wird der Stöpſel in das Loch 3 geſteckt, ſo verbindet er L_1 und L_2 unmittelbar, und es gehen nur unmerkliche Zweigſtröme durch die Apparate R und T; bei Stöpſelung in Loch 1, beziehungsweiſe 2 wird der Zweig L_1, beziehungsweiſe L_2 kurz an Erde E gelegt, der andere aber unter Einſchaltung der Apparate R und T. Die Übertrager (Translatoren) verbinden zwei in die Translationsſtation mündende Linien ſo, daß jedes aus der erſten Linie einlaufende telegr. Zeichen ſelbſtthätig ſofort in die zweite weiter gegeben wird und umgekehrt. Dazu muß jeder Translator in

der einen Linie als Empfänger arbeiten und für die andere zugleich Sender oder Geber sein, z. B. den Morse-Taster vertreten, um jede zeichengebende Stromgebung oder Stromunterbrechung, die in jener ersten Linie auftritt, in die letztere durch Schließung oder Unterbrechung einer neuen Linienbatterie weiter zu geben. Als Übertrager in Arbeitsstromleitungen kann das Relais (Fig. 15) benutzt werden, wenn beide Schrauben n und i ganz metallisch sind und in getrennten gegeneinander isolierten Ständern angebracht werden; ebenso der Schreibapparat bei der nämlichen Anordnung der Schrauben o und u, Fig. 7.

Bei der gleichzeitigen Doppeltelegraphie werden auf einem und demselben Leitungsdrahte mehrere Telegramme gleichzeitig befördert und zwar beim Gegensprechen (Duplextelegraphie) zwei Telegramme in entgegengesetzten Richtungen, beim Doppelsprechen zwei Telegramme in der nämlichen Richtung; eine Verbindung des Gegen- und Doppelsprechens nennt man Doppelgegensprechen (Quadruplextelegraphie). Von dieser in den fünfziger Jahren (in Deutschland) erfundenen, später nach verschiedenen Richtungen wesentlich verbesserten und oft mit gutem Erfolge ausgenutzten Doppeltelegraphie unterscheidet sich die absatzweise vielfache Telegraphie (Multiplextelegraphie) dadurch, daß sie absatzweise, in regelmäßiger Abwechselung Teile von vier, sechs oder acht in Morse-Schrift, Typendruck u. s. w. von verschiedenen Apparatsystemen aufzunehmenden Telegrammen in beliebiger Richtung auf demselben Drahte befördert; die dabei zulässige größere Geschwindigkeit der Stromgebung sichert ebenfalls eine bessere Ausnutzung der Linie.

Die Telegraphenleitung, welche die beiden Stationen verbindet und von der einen aus in der andern elektrische Wirkungen hervorzubringen gestattet, wird nur bei kleinen Telegraphenanlagen als eine in sich zurücklaufende Schleife, als ein geschlossener metallischer Stromkreis ausgeführt; im großen benutzt man nach Steinheils wichtiger Entdeckung die Erde als Rückleiter, d. h. man spannt bloß einen Draht L_1, beziehungsweise L_2, Fig. 9 und 10, zwischen den beiden Stationen I und III und führt ihn in beiden hinter den Apparaten an entsprechend große, in das feuchte Erdreich eingegrabene Metallplatten E_1 und E_2 (Erdplatten, Erdleitung). In den zwischen den beiden Endstationen einer Linie liegenden Zwischen- und Mittelstationen II in Fig. 9 und 10 werden die Apparate bloß in den Leitungsdraht $L_1 L_2$ eingefügt, dieser aber nicht mit einer Erdleitung verbunden; daher erscheint jedes von einer Station gegebene Zeichen auf allen andern Stationen der Linie, und deshalb muß immer die Station, welche ein Telegramm übernehmen soll, von derjenigen, welche es ihr geben will, telegraphisch gerufen werden (z. B. Leipzig von Dresden), und erst wenn jene sich gemeldet, d. h. den Ruf beantwortet hat, fängt diese an zu telegraphieren. Die Leitung wird entweder oberirdisch, oder unterirdisch, oder durchs Wasser geführt. Im Anfange griff man, nach einigen mißglückten Versuchen zur Herstellung unterirdischer Linien, zu Luftleitungen; als dann Siemens 1846 in der Guttapercha einen geeigneten Isolator für unterirdische Leitungen aufgefunden hatte, legte man viele und lange Linien unter der Erde an, die sich aber nicht bewährten, weil die Guttapercha falsch behandelt worden war. Man sah sich daher wieder auf oberirdische Linien beschränkt, und erst als man durch die Herstellung von zahlreichen unterseeischen Linien die nötige Erfahrung gewonnen hatte, wagte man sich, nachdem 1871 schon Manchester und Liverpool durch eine unterirdische Linie verbunden worden waren, im großen zuerst in Deutschland von 1876 ab (s. Kabel), wieder an die Ausführung unterirdischer Linien, während man bis dahin nur ausnahmsweise, meist in Städten, kurze Strecken unter die Erde gelegt hatte, unter Anwendung besonderer Schutz- und Vorsichtsmaßregeln. Die höhern Anlagekosten der unterirdischen Linien werden durch die größere Sicherstellung des Betriebes und die geringern Unterhaltungskosten ausgeglichen. Die oberirdischen Leitungen stellte man früher aus dem besser leitenden, aber wesentlich teuerern Kupferdraht von 1,5 bis 2,5 mm Dicke her; jetzt nimmt man stärkern (3 bis 6 mm) Eisendraht, den man durch Verzinken oder einen Leinölüberzug gegen Rosten schützt, mitunter auch Stahldraht. Der Draht kommt auf 6 bis 10 m hohe, einfache oder doppelte Holzsäulen, deren Dauer man durch Imprägnieren mit Kupfervitriol, Chlorzink oder Teerölen wesentlich erhöht, seltener auf eiserne oder steinerne Träger zu liegen; dieselben stehen 50 bis 100 m voneinander entfernt; an ihnen wird der Draht auf Isolatoren befestigt, welche jetzt ausschließlich aus Porzellan hergestellt und am besten in Form von (Chauvinschen) Doppelglocken, wie dies Fig. 18 in der Ansicht, Fig. 19 im Schnitt zeigt, verwendet werden, weil sie in dieser Form am besten unter allen Witterungsverhältnissen den Übergang der Elektricität aus dem Draht D über den Isolator J zur Stütze S, zur Säule und in die Erde verhüten; die Isolatoren werden mittels eiserner Stützen S an den Säulen befestigt. In Fig. 20 ist ein Isolator abgebildet, dessen gußeiserne Kappe G mit der Fläche F durch Holzschrauben an der Säule befestigt wird; der Telegraphendraht wird in die Hakenstütze S gelegt, welche in den Porzellankopf J und mit diesem in die Glocke G eingekittet wird.

Wenn eine telegr. Leitung durch Wasser oder in die Erde gelegt werden soll, so muß sie, weil sonst das umgebende Wasser und die Feuchtigkeit des Erdbodens die Elektricität aus dem Drahte in die Erde ableiten würde, in ihrer ganzen Länge mit einer nichtleitenden Substanz umhüllt werden und heißt dann ein Telegraphenkabel oder schlechtweg ein Kabel (s. d.). Die erste submarine Leitung wurde versuchsweise 1846 im Hafen von Portsmouth ausgeführt. Darauf folgte 1850 ohne dauernden Erfolg, 1851 mit gutem Erfolge die Legung einer Leitung durch den Kanal zwischen England und Frankreich; bald darauf die Herstellung einer größern Anzahl unterseeischer Leitungen: von England nach Irland, Belgien, Holland, nach Ostfriesland, 1853 im Großen und Kleinen Belt, 1854 im Sund und von Italien nach Corsica und Sardinien, 1857 durch das Mittelmeer zwischen Sardinien und Algier, später von Sardinien nach Malta, von hier nach Korfu, nach Alexandria und Ostindien. Unter den jetzt vorhandenen, sehr zahlreichen (1883 731 Kabel von 89481 Seemeilen Länge und 96058 Seemeilen Drahtlänge) unterseeischen Telegraphenleitungen in allen Erdteilen sind die großartigsten die transatlantischen Kabel zwischen Europa und Amerika. Namentlich auf Betrieb des Amerikaners Cyrus Field

Caſelli 1856 erfundene **Pantelegraph** lieferte, bei welchem das Papier nicht auf eine ſich drehende Walze, ſondern auf ein cylindriſch gebogenes Blech gelegt wurde, über welches der ſchreibende Stift mittels einer Art Pendel hinweggeführt wurde. Außer dieſen elektrochem. Kopiertelegraphen gibt es auch elektromagnetiſche; der erſte, von Hipp 1851 gebaute ſchrieb mit einer heberartigen Glasfeder; der von Meyer (1861) beſitzt als ſchreibenden Teil eine als Schraubengang um einen ſich ſtetig drehenden Cylinder gelegte Schneide. Andere Kopiertelegraphen ſchreiben zuſammenhängende, treppenartig gezackte Züge, zufolge der eigentümlichen Bewegung, die ihrem Schreibſtift erteilt wird.

Die **Buchſtabenſchreibtelegraphen** kopieren gewöhnlich in ganz ähnlicher Weiſe wie die Kopiertelegraphen metallene Buchſtabentypen; ſo der von Bonelli, 1862. Hipp dagegen wollte 1851 eine Schreibfeder in der Luft in beſtändiger Wiederholung einen die Elemente zu allen Buchſtaben enthaltenden Zug machen, durch einen Elektromagnet aber auf das Papier legen laſſen, während die Feder die zu dem eben zu telegraphierenden Buchſtaben nötigen Teile jenes Zugs ausführte.

Die vollſtändige Ausſtattung einer elektriſchen Telegraphenſtation erfordert außer den **Hauptapparaten**, d. h. dem Empfänger und Sender, noch verſchiedene **Nebenapparate**. Von dieſen ſollen die **Blitzableiter** die Apparate und die Beamten gegen die zerſtörenden Wirkungen der atmoſphäriſchen Elektricität ſchützen, indem ſie dieſer einen nicht durch die Apparate führenden Weg zur Erde darbieten, ohne daß die Telegraphierſtröme auf ebendieſem Wege unter Umgehung der Apparate auch zur Erde abfließen könnten. In Fig. 14 iſt ein Plattenblitzableiter abgebildet; die beiden Platten A_1 und A_2 desſelben liegen auf dünnen, über die Stifte b, b geſteckten Glimmerblättchen e, e in geringem Abſtande über der metallenen Grundplatte, von welcher ein Draht zur Erde E führt; mittels der Klemmen K_1 und K_2 ſind die beiden Zweige der Telegraphenleitung L_1 L_2 an den Platten A_1 und A_2 befeſtigt, und ein die Leitung durchlaufender Telegraphierſtrom nimmt daher ſeinen Weg durch den zwiſchen den Klemmen K_3 und K_4 eingeſchalteten Empfänger, wogegen die Luftelektricität den kleinen Zwiſchenraum zwiſchen den Platten überſpringt und zur Erde E abfließt. Das **Relais** hat die Aufgabe, mittels eines leichten metallenen Hebels auf der Empfangsſtation einen elektriſchen Strom (den Lokalſtrom) durch die Elektromagnetſpulen eines Empfängers oder Weckers zu ſchließen, z. B. wenn und ſolange der den Relaiselektromagnet mit durchlaufende Telegraphierſtrom in der Linie (der Linienſtrom) geſchloſſen iſt; der Anker A des Elektromagnetes E des gewöhnlichen Relais (Fig. 15) iſt ein Stück weiches Eiſen und ſitzt an dem Hebel NN_1, der zwiſchen zwei Stellſchrauben i und n im Ständer Q ſpielt und, je nach der Schaltung, den Strom der Lokalbatterie b, Fig. 16, durch den Elektromagnet des Schreibapparates S ſchließt, wenn der Linienſtrom durch ſeine Anziehung auf den Anker ihn an die eine Stellſchraube n, oder die Abreißfeder f ihn an die andere Stellſchraube i legt; die Stellſchraube, an welcher der Lokalſtrom geſchloſſen werden ſoll, iſt ganz metalliſch, die andere an ihrer Spitze mit einem (iſolierenden) Elfenbeinplättchen belegt. Mittels der Schraube y läßt ſich der Schieber g in der Säule Y auf- und niederbewegen und dadurch die Spannung der von g nach N_1 reichenden Abreißfeder regulieren. Der Anker des polariſierten Relais, der dem polariſierten Farbſchreiber (ſ. oben) ähnelt, iſt ein Magnetſtäbchen. Die Poldrähte der Lokalbatterie b (Fig. 16) ſind der eine von der Klemmſchraube w aus an den in der Gabel D des Ständers C gelagerten Hebel N, der andere durch die Elektromagnetrollen des Empfängers S nach der Klemmſchraube v und an die betreffende Stellſchraube n oder i geführt. Q, E, C, Y ſind iſoliert auf der Metallplatte P befeſtigt und mit ihr auf die hölzerne Grundplatte G aufgeſchraubt. Das Relais iſt empfindlicher als die Empfänger, z. B. die Morſe-Stiftſchreiber, und geſtattet ſchon deshalb die Verwendung ſchwächerer Linienbatterien; in dem kurzen Lokalſtromkreiſe aber läßt ſich die für den Empfänger nötige Stromſtärke mit weit weniger galvaniſchen Elementen der Lokalbatterie erlangen, als nötig ſein würden, wenn der Empfänger in den viele Kilometer langen Linienſtromkreis eingeſchaltet würde, deſſen Widerſtand ja deshalb ſehr groß iſt. Die **Wecker** dienen zur Erregung der Aufmerkſamkeit namentlich bei Verwendung von Telegraphen, welche keine hörbaren Zeichen geben, und zum Herbeirufen der Beamten in Stationen, welche nicht ununterbrochen am telegr. Verkehr beteiligt ſind; ſie enthalten meiſt eine Glocke, gegen welche ein Elektromagnet einen Klöppel ſchlagen läßt. (Vgl. **Elektriſche Klingeln und Wecker**.) Das **Galvanoſkop** (die Buſſole) iſt eine von Multiplikatorwindungen umgebene Magnetnadel, welche ſelbſt durch ſehr ſchwache Ströme in Schwingungen um ihre horizontale oder vertikale Achſe verſetzt wird; es gibt Auskunft darüber, ob Ströme die Leitung durchlaufen, und dient bei Unterſuchungen der Leitung. Die **Umſchalter** oder **Wechſel** ermöglichen Abänderungen der Stromläufe in den Stationen, ohne Löſung der Verbindungsdrähte, und zwar die Kurbel- oder Hebelumſchalter durch Drehung einer metallenen Kurbel von einem metallenen Kontaktſtück (Klemme) auf ein anderes, die Schienen- oder Stöpſelumſchalter, wie der in Fig. 16 abgebildete, dagegen durch Einſtecken metallener Stöpſel (Fig. 17) in die Löcher von kreuzweiſe übereinander- oder nebeneinanderliegenden, gegeneinander iſolierten, d. h. nicht durch einen Stromleiter miteinander verbundenen Metallſchienen. Der in Fig. 17 in Anſicht und Schnitt abgebildete Stöpſel für einen Umſchalter U, Fig. 16, mit nebeneinander liegenden Schienen beſteht einfach aus einem koniſchen Meſſingpflock m, auf den ein Knopf k aus Elfenbein oder einem andern iſolierenden Material aufgeſchraubt iſt. Steckt in Fig. 16 der Stöpſel im Loch 4 der Erdſchiene C, ſo iſt das Relais R und der Taſter T in die an die Schienen Q_1 und Q_2 geführte, durchgehende Leitung L_1 L_2 eingeſchaltet; wird der Stöpſel in das Loch 3 geſteckt, ſo verbindet er L_1 und L_2 unmittelbar, und es gehen nur unmerkliche Zweigſtröme durch die Apparate R und T; bei Stöpſelung in Loch 1, beziehungsweiſe 2 wird der Zweig L_1, beziehungsweiſe L_2 kurz an Erde E gelegt, der andere aber unter Einſchaltung der Apparate R und T. Die **Übertrager** (Translatoren) verbinden zwei in die Translationsſtation mündende Linien ſo, daß jedes aus der erſten Linie einlaufende telegr. Zeichen ſelbſtthätig ſofort in die zweite weiter gegeben wird und umgekehrt. Dazu muß jeder Translator in

der einen Linie als Empfänger arbeiten und für die andere zugleich Sender oder Geber sein, z. B. den Morse-Taster vertreten, um jede zeichengebende Stromgebung oder Stromunterbrechung, die in jener ersten Linie auftritt, in die letztere durch Schließung oder Unterbrechung einer neuen Linienbatterie weiter zu geben. Als Übertrager in Arbeitsstromleitungen kann das Relais (Fig. 15) benutzt werden, wenn beide Schrauben n und i ganz metallisch sind und in getrennten gegeneinander isolierten Ständern angebracht werden; ebenso der Schreibapparat bei der nämlichen Anordnung der Schrauben o und u, Fig. 7.

Bei der gleichzeitigen Doppeltelegraphie werden auf einem und demselben Leitungsdrahte mehrere Telegramme gleichzeitig befördert und zwar beim Gegensprechen (Duplextelegraphie) zwei Telegramme in entgegengesetzten Richtungen, beim Doppelsprechen zwei Telegramme in der nämlichen Richtung; eine Verbindung des Gegen- und Doppelsprechens nennt man Doppelgegensprechen (Quadruplextelegraphie). Von dieser in den fünfziger Jahren (in Deutschland) erfundenen, später nach verschiedenen Richtungen wesentlich verbesserten und oft mit gutem Erfolge ausgenutzten Doppeltelegraphie unterscheidet sich die absatzweise vielfache Telegraphie (Multiplextelegraphie) dadurch, daß sie absatzweise, in regelmäßiger Abwechselung Teile von vier, sechs oder acht in Morse-Schrift, Typendruck u. s. w. von verschiedenen Apparatsystemen aufzunehmenden Telegrammen in beliebiger Richtung auf demselben Drahte befördert; die dabei zulässige größere Geschwindigkeit der Stromgebung sichert ebenfalls eine bessere Ausnutzung der Linie.

Die Telegraphenleitung, welche die beiden Stationen verbindet und von der einen aus in der andern elektrische Wirkungen hervorzubringen gestattet, wird nur bei kleinen Telegraphenanlagen als eine in sich zurücklaufende Schleife, als ein geschlossener metallischer Stromkreis ausgeführt; im großen benutzt man nach Steinheils wichtiger Entdeckung die Erde als Rückleiter, d. h. man spannt bloß einen Draht L_1, beziehungsweise L_2, Fig. 9 und 10, zwischen den beiden Stationen I und III und führt ihn in beiden hinter den Apparaten an entsprechend große, in das feuchte Erdreich eingegrabene Metallplatten E_1 und E_2 (Erdplatten, Erdleitung). In den zwischen den beiden Endstationen einer Linie liegenden Zwischen- und Mittelstationen II in Fig. 9 und 10 werden die Apparate bloß in den Leitungsdraht L_1 L_2 eingefügt, dieser aber nicht mit einer Erdleitung verbunden; daher erscheint jedes von einer Station gegebene Zeichen auf allen andern Stationen der Linie, und deshalb muß immer die Station, welche ein Telegramm übernehmen soll, von derjenigen, welche es ihr geben will, telegraphisch gerufen werden (z. B. Leipzig von Dresden), und erst wenn jene sich gemeldet, d. h. den Ruf beantwortet hat, fängt diese an zu telegraphieren. Die Leitung wird entweder oberirdisch, oder unterirdisch, oder durchs Wasser geführt. Im Anfange griff man, nach einigen mißglückten Versuchen zur Herstellung unterirdischer Linien, zu Luftleitungen; als dann Siemens 1846 in der Guttapercha einen geeigneten Isolator für unterirdische Leitungen aufgefunden hatte, legte man viele und lange Linien unter der Erde an, die sich aber nicht bewährten, weil die Guttapercha falsch behandelt worden war. Man sah sich daher wieder auf oberirdische Linien beschränkt, und erst als man durch die Herstellung von zahlreichen unterseeischen Linien die nötige Erfahrung gewonnen hatte, wagte man sich, nachdem 1871 schon Manchester und Liverpool durch eine unterirdische Linie verbunden worden waren, im großen zuerst in Deutschland von 1876 ab (s. Kabel), wieder an die Ausführung unterirdischer Linien, während man bis dahin nur ausnahmsweise, meist in Städten, kurze Strecken unter die Erde gelegt hatte, unter Anwendung besonderer Schutz- und Vorsichtsmaßregeln. Die höhern Anlagekosten der unterirdischen Linien werden durch die größere Sicherstellung des Betriebes und die geringern Unterhaltungskosten ausgeglichen. Die oberirdischen Leitungen stellte man früher aus dem besser leitenden, aber wesentlich teuerern Kupferdraht von 1,5 bis 2,5 mm Dicke her; jetzt nimmt man stärkern (3 bis 6 mm) Eisendraht, den man durch Verzinken oder einen Leinölüberzug gegen Rosten schützt, mitunter auch Stahldraht. Der Draht kommt auf 6 bis 10 m hohe, einfache oder doppelte Holzsäulen, deren Dauer man durch Imprägnieren mit Kupfervitriol, Chlorzink oder Teerölen wesentlich erhöht, seltener auf eiserne oder steinerne Träger zu liegen; dieselben stehen 50 bis 100 m voneinander entfernt; an ihnen wird der Draht auf Isolatoren befestigt, welche jetzt ausschließlich aus Porzellan hergestellt und am besten in Form von (Chauvinschen) Doppelglocken, wie dies Fig. 18 in der Ansicht, Fig. 19 im Schnitt zeigt, verwendet werden, weil sie in dieser Form am besten unter allen Witterungsverhältnissen den Übergang der Elektricität aus dem Draht D über den Isolator J zur Stütze S, zur Säule und in die Erde verhüten; die Isolatoren werden mittels eiserner Stützen S an den Säulen befestigt. In Fig. 20 ist ein Isolator abgebildet, dessen gußeiserne Kappe G mit der Fläche F durch Holzschrauben an der Säule befestigt wird; der Telegraphendraht wird in die Hakenstütze S gelegt, welche in den Porzellankopf J und mit diesem in die Glocke G eingekittet wird.

Wenn eine telegr. Leitung durch Wasser oder in die Erde gelegt werden soll, so muß sie, weil sonst das umgebende Wasser und die Feuchtigkeit des Erdbodens die Elektricität aus dem Drahte in die Erde ableiten würde, in ihrer ganzen Länge mit einer nichtleitenden Substanz umhüllt werden und heißt dann ein Telegraphenkabel oder schlechtweg ein Kabel (s. d.). Die erste submarine Leitung wurde versuchsweise 1846 im Hafen von Portsmouth ausgeführt. Darauf folgte 1850 ohne dauernden Erfolg, 1851 mit gutem Erfolge die Legung einer Leitung durch den Kanal zwischen England und Frankreich; bald darauf die Herstellung einer größern Anzahl unterseeischer Leitungen: von England nach Irland, Belgien, Holland, nach Ostfriesland, 1853 im Großen und Kleinen Belt, 1854 im Sund und von Italien nach Corsica und Sardinien, 1857 durch das Mittelmeer zwischen Sardinien und Algier, später von Sardinien nach Malta, von hier nach Korfu, nach Alexandria und Ostindien. Unter den jetzt vorhandenen, sehr zahlreichen (1883 731 Kabel von 89481 Seemeilen Länge und 96058 Seemeilen Drahtlänge) unterseeischen Telegraphenleitungen in allen Erdteilen sind die großartigsten die transatlantischen Kabel zwischen Europa und Amerika. Namentlich auf Betrieb des Amerikaners Cyrus Field

bildete ſich zur Legung eines Kabels von Irland nach Neufundland 1856 eine Geſellſchaft, welche von den Regierungen Englands und der Vereinigten Staaten unterſtützt wurde. Nach umfaſſenden Voruntersuchungen und Arbeiten begann die Legung des Kabels im Aug. 1857, mißlang aber durch Abreißen desſelben in 274 engl. Meilen Entfernung von der iriſchen Küſte. Im Sommer 1858 wurde die Legung eines neuen Kabels zu Stande gebracht, welches ſich jedoch nicht brauchbar zeigte. Trotz dieſer ſchweren Verluſte wurde der Plan zu einem fernern Verſuche beharrlich verfolgt, und ſchon zu Anfang des J. 1864 konnte ein neues Kabel von 3200 engl. Meilen (5100 km) Länge beſtellt werden, deſſen Legung im Juli 1865 begann. Als bereits 1213 engl. Meilen verſenkt waren, riß das Kabel; erſt 1866 vermochte man es aus einer Tiefe von 7700 Fuß (2350 m) wieder aufzufiſchen und zu ergänzen, nachdem vorher (7. Juli 1866) ſchon ein anderes Kabel mit glücklichem Erfolge gelegt worden war. So beſtanden nun nebeneinander zwei tranſatlantiſche Leitungen, die von 1865 in 3556 km und die von 1866 in 3472 km Länge, welche bis vor einigen Jahren noch beide dienſtfähig waren. Darauf ward 1869 das franz.-atlantiſche Kabel zwiſchen Breſt und der Inſel St.-Pierre im St.-Lorenzbuſen verſenkt; dasſelbe hat (die anſchließenden kleinern Kabel eingerechnet) eine Länge von 3564 Knoten (von denen vier auf eine deutſche Meile gehen), wurde vom 14. Sept. 1868 bis 3. Juni 1869 auf den Guttaperchawerken der Telegraph Construction and Maintenance Company verfertigt und koſtete 584 496 Pfd. St. (1 Meile 664 Pfd.); die Geſamtkoſten beliefen ſich auf 920 000 Pfd. St. In den J. 1873 und 1874 wurden dann von der Anglo-American Telegraph Company noch zwei Kabel im Atlantiſchen Ocean gelegt und ſeitdem noch eine ganze Reihe von Kabeln, welche vorwiegend von Gebrüder Siemens (ſ. d.) in Woolwich angefertigt worden ſind. Zur Zeit arbeiten 10 Kabel zwiſchen Europa und Nordamerika. Auch nach Südamerika laufen zwei Kabel von Europa, und die Südſpitze von Afrika iſt durch mehrere an der Oſtküſte bis zum Arabiſchen Buſen hinlaufende Kabel in Aden an das Telegraphennetz angeſchloſſen. Das Telegraphieren auf Kabeln wird dadurch erſchwert, daß das Kabel ſich ganz ähnlich verhält wie eine Leidener Flaſche, und daher bei jeder Stromgebung elektriſch geladen wird; beim Aufhören des Telegraphierſtroms ſtrömt dieſe Ladung an beiden Enden ab, und je raſcher dies geſchieht, deſto raſcher kann man die telegr. Zeichen aufeinander folgen laſſen. Man pflegt deshalb nach jeder Stromgebung auf der gebenden Station das Kabel kurze Zeit an Erde zu legen, ohne jedoch den hier dem Telegraphierſtrome entgegengeſetzt gerichteten Entladungsſtrom durch den Empfänger gehen zu laſſen, oder man telegraphiert mit Wechſelſtrömen. Man verwendet dabei beſondere Submarine- oder Wechſelſtromtaſter.

Als **Elektricitätsquellen** zum Betriebe der elektriſchen Telegraphen dienen teils galvaniſche Batterien, teils Induktoren; auch mittels des Stroms von Dynamomaſchinen hat man zu telegraphieren verſucht. Von den Batterien finden vorwiegend Verwendung die äußerſt bequemen und lange ausdauernden Zinkkupferbatterien in Form der Meidingerſchen Ballonelemente (Fig. 21), bei denen der Kupfercylinder k in dem Glaſe b und der Zinkcylinder z in dem Glaſe G ſteht, während die zum Erſatz des verbrauchten Kupfervitriolgehalts der Füllungsflüſſigkeit beſtimmten Kupfervitriolkryſtalle ſich in einer mit ihrer Mündung in die Füllungsflüſſigkeit eintauchenden Flaſche B mit Ausflußröhrchen r befinden; K und Z ſind die von k und z auslaufenden Poldrähte. Ferner werden verwendet die Zinkkohlenelemente von Marié-Davy, bei denen das Zink in reinem Waſſer, die Kohle in einem wäſſerigen Brei von ſaurem ſchwefelſauren Queckſilberoxydul ſteht; (für Haustelegraphen) die Zinkkohlenbatterie von Leclanché, Fig. 22, deren Kohlenplatte innerhalb einer Thonzelle in einer Miſchung aus grobgepulverter Kohle und Braunſtein ſteht, der maſſive, amalgamierte Zinkcylinder dagegen in einer Ecke des vierkantigen Glaſes in einer wäſſerigen Salmiaklöſung. Elektroelektriſche Induktionsſtröme wurden zum Telegraphieren nur vorübergehend benutzt, häufiger dagegen magneto-elektriſche, z. B. bei Zeigertelegraphen (ſ. oben); 1866 änderte Siemens ſeinen magneto-elektriſchen Cylinderinduktor in einen Dynamo-Induktor um (ſ. **Dynamoelektriſche Maſchinen**), in welchem, weil ſich bei fortgeſetztem Drehen der Induktionsſpule die Induktionsſtröme und der Elektromagnet gegenſeitig verſtärken, die anfangs nur ſchwachen Ströme ſchnell kräftiger werden und dann mit Vorteil zum Auslöſen von elektriſchen Läutewerken (ſ. d.) dienen können, während der an einer Unterbrechungsſtelle der Leitung überſpringende kräftige Funken ſehr gut zur Entzündung von Minen benutzt werden kann. Beim Telegraphieren mit Arbeitsſtrom erhält jede Station eine ausreichend kräftige Elektricitätsquelle (B_1, B_2, B_3 in Fig. 9); beim Telegraphieren mit Ruheſtrom braucht man in jeder Linie nur eine einzige Batterie (B in Fig. 10) von genügender Stromſtärke, verteilt die Elemente der Batterie aber zweckmäßig unter die Stationen in dieſer Linie.

Von den vorſtehend beſprochenen, den telegr. **Nachrichtenverkehr** im großen vermittelnden elektriſchen Telegraphen weichen diejenigen ab, welche, meiſtens in weſentlich kürzern Linien, für **beſondere Zwecke** beſtimmt ſind und in ihrer ganzen Einrichtung ihrem Zwecke beſonders angepaßt werden können. Hierher gehören die meiſt ſehr einfachen **Haustelegraphen** und die **Stadttelegraphen** (ſ. auch **Telephon**); ferner die **Feuertelegraphen**, welche teils durch einfache zum Teil ſelbſtthätige Signalgeber von zahlreichen Punkten aus die Meldung vom Ausbruch eines Brandes nach einer Feuerwache befördern, teils auf beſondern Sprechlinien mit Morſe- oder Zeigertelegraphen beſetzt ſind und dann auch umfänglichere Mitteilungen zu machen erlauben; ſodann die ſo ausgebildeten und mannigfaltigen **Telegraphen- und Signalanlagen der Eiſenbahnen**, ohne welche die letztern den ihnen zufallenden enormen Verkehr unmöglich ſo pünktlich und ſicher bewältigen könnten. Die wichtigſte aber unter den verſchiedenen Verwendungen der T. für beſondere Zwecke iſt die **Feldtelegraphie** (ſ. d.), welche die höchſten Proben ihrer Leiſtungsfähigkeit in dem Deutſch-Franzöſiſchen Kriege von 1870/71 abgelegt hat. In dieſen Krieg rückten von norddeutſcher Seite aus: 7 Feldtelegraphen-, 5 Etappentelegraphenabteilungen und 3 Kriegstelegraphendirektionen. Die Feldtelegraphenabteilungen hatten den telegr. Verkehr zwiſchen den im Felde operierenden Heeresabteilungen zu ermöglichen und zu

unterhalten. Die Etappenabteilungen hatten die mehr für bloß vorübergehenden Dienst gebauten Feldtelegraphenlinien nach Bedarf durch dauerndere zu ersetzen und mit dem bleibenden Netze der Friedensleitungen in Verbindung zu erhalten. Den Feld- wie auch den Etappenabteilungen waren Pionierdetachements von ungefähr 80 Mann unter Führung eines Offiziers beigegeben. Die mit der Oberleitung der gesamten T. in dem besetzten feindlichen Lande betrauten, in ihren Maßnahmen aber vorwiegend der Kriegführung und den Kriegszwecken Rechnung tragenden Kriegstelegraphendirektionen hatten zugleich die von den Truppen zerstörten Telegraphenlinien möglichst schnell wieder betriebsfähig zu machen. An der Spitze der ganzen Feldtelegraphen stand der damalige Vertreter des Generaltelegraphendirektors, Oberst Meydam. Auch in Friedenszeiten macht die Feldtelegraphie ihre Übungen, mit blankem und isoliertem Drahte, unter Mitwirkung von Ingenieuroffizieren. Die Oberleitung der gesamten deutschen Militärtelegraphie wurde nach der Verschmelzung der deutschen Telegraphen mit der Post in die Hände eines höhern Ingenieuroffiziers gelegt. Als Elektricitätsquellen kamen auf deutscher Seite die Batterien von Marié-Davy, auf französischer die von Leclanché, beide in fachartig abgeteilten Kästen zur Verwendung. Induktoren haben sich für die Feldtelegraphie nicht bewährt. Als Leiter benutzt man teils blanken Eisen- oder Kupferdraht, teils leichte und biegsame Kabel (s. d.). Die Feldisolatoren von Kautschuk sind klein und in Form einer Chauvinschen Doppelglocke. Für die Vorpostentelegraphie kommen Telegraphen (s. auch Telelog), teils Telephone (s. d.) zur Verwendung.

Litteratur. Blavier, «Traité de télégraphie électrique» (2 Bde., Par. 1865—67); Ludewig, «Der Bau von Telegraphenlinien» (2. Aufl., Lpz. 1876); Culley, «Handbook of practical telegraphy» (7. Aufl., Lond. 1878); Zetzsche (Galle), «Katechismus der elektrischen T.» (6. Aufl., Lpz. 1883); Rother, «Der Telegraphenbau» (4. Aufl., Berl. 1876); Schellen, «Der elektromagn. Telegraph» (6. Aufl., bearbeitet von J. Kareis, Braunschw. 1880 fg.); derselbe, «Das atlantische Kabel» (Braunschw. 1867); von Weber, «Das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen» (Weim. 1867); Zetzsche, «Die Kopiertelegraphen, Typendrucktelegraphen und Doppeltelegraphie» (Lpz. 1865); derselbe, «Die Entwickelung der automatischen T.» (Berl. 1875); derselbe, «Handbuch der elektrischen T.» (6 Bde., Berl. 1877 fg.); Du Moncel, «Exposé des applications de l'électricité» (3. Aufl., 5 Bde., Par. 1872 fg.); Prescott, «Electricity and the electric telegraph» (Neuyork 1877); Schmitt, «Das Signalwesen der Eisenbahnen» (Prag 1878); Buchholtz, «Die Kriegstelegraphie» (Berl. 1877); May, «Geschichte der Kriegstelegraphie in Preußen» (Berl. 1875); Weidenbach, «Kompendium der elektrischen Telegraphie» (Wiesb. 1877); von Fischer-Treuenfeld, «Kriegstelegraphie» (Stuttg. u. Berl. 1879); derselbe, «Die Kriegstelegraphie in den neuern Feldzügen Englands» (Berl. 1884); Kohlfürst, «Die elektrischen Einrichtungen der Eisenbahnen und das Signalwesen» (Wien, Pest u. Lpz. 1883).

Telegraphie (als Verkehrsmittel). Das uralte Streben der Menschen nach möglichst schneller Gedankenübermittelung hat die beschleunigte Beförderung von Nachrichten von jeher auf mannigfache Weise zu verwirklichen gesucht. Im Altertum benutzte man zu schnellen Mitteilungen die Feuersignale (πυρσοί bei Homer, Σ, 211). Äschylos im «Agamemnon» erwähnt, daß der Fall Ilions durch Fanale (πῦρ) von Kleinasiens Küste nach Argos gemeldet sei. Flaggensignale wurden erwähnt in Plutarchs Bericht über die Schlacht bei Kyzikos; Cäsar fand bei den Galliern Rufsignale in Gebrauch, mittels deren sie das Herannahen der Römer ihren Bundesgenossen auf weite Strecken hin meldeten. Licht- und Flaggensignale werden noch heute, allerdings sehr vervollkommnet, im Eisenbahnwesen und in der Schiffahrt verwendet. Einen erheblichen Fortschritt in der schnellen Fernmeldung von Nachrichten ermöglichte das Fernrohr zu Anfang des 17. Jahrh., unter Verwendung optischer Zeichen, welche auf hoher gelegenen Punkten weithin sichtbar gemacht wurden und deren Bedeutung durch vorherige Verabredung festgestellt war. In dieser Hinsicht sind Marquis von Worcesters (1633), Amontons (1660), Robert Hooks (1684) und namentlich Claude Chappes (s. d.) Systeme (1789) von Wichtigkeit gewesen. Chappes optischer Telegraph hat besonders in Frankreich lange Zeit zu Fernmitteilungen gedient; indessen die Abhängigkeit dieser Zeichengebung vom Wetter und vom Terrain konnte den optischen Telegraphen nicht über die Bedeutung eines Notbehelfs erheben. Trotzdem wurde noch 1833 ein optischer Telegraph von Berlin nach der Rheinprovinz (Trier) erbaut. Lesages in Genf (1774) erste Anwendung der Reibungselektricität zum Telegraphieren blieb ohne praktischen Erfolg, da er 24 Drähte für die 24 Buchstaben des Alphabets bedurfte und der Faktor der Reibungselektricität zu unwirksam ist. Inzwischen hatte Voltas Entdeckung der elektromotorischen Kraft, sowie der Feststellung der Identität von Galvanismus und Elektricität (1800) ein neues Mittel der Nachrichtenbeförderung zu Tage gefördert, das alle vorherigen Notbehelfe in den Schatten stellte. Nach den bahnbrechenden Forschungen Sömmerings (1808), Ampères (1820), Örsteds, sowie Steinheils in München gelang es, wenn man von den Versuchen Baron Schillings von Canstadt in Petersburg (1832) absieht, 1833 zuerst Weber und Gauß in Göttingen, einen elektromagnetischen Telegraphen zwischen der göttinger Sternwarte und dem physikalischen Kabinett (9000 Fuß Entfernung) herzustellen und ihn zur Nachrichtenbeförderung in Betrieb zu setzen. Steinheil verbesserte die Weber-Gaußschen Apparate und errichtete eine Telegraphenlinie nach Bogenhausen (30500 Fuß).

Seitdem kann der elektromagnetische Telegraph als in den Dienst des menschlichen Verkehrs gestellt erachtet werden. Dank den Bestrebungen der Wissenschaft wurden die Apparate und Leitungen nach und nach erheblich verbessert. Wheatstone und Cooke konstruierten auf einer Linie bei Glasgow den Nadeltelegraphen, Siemens und Halske den Zeigerapparat. Die wichtigste Erfindung auf diesem Gebiet aber war Morses (Professor an der Universität in Neuyork) Schreibapparat (1837), welcher 1840 in Amerika patentiert wurde und, zum Teil verbessert, noch jetzt allgemein in Gebrauch ist. Im J. 1843 wurde in Europa die erste elektromagnetische Telegraphenlinie längs der Rheinischen Eisenbahn, 1845 eine solche längs der Taunusbahn errichtet. Amerika erhielt 1844 die erste elektromag-

netische Telegraphenlinie zwischen Washington und Baltimore. Brett verband 1851 Dover und Calais zuerst durch eine submarine Kabellinie, der dann die submarinen Telegraphenanlagen im Mittelländischen Meere folgten. Seitdem ist an der Ausbreitung und Verdichtung des Telegraphennetzes mit größter Ausdauer von allen Kulturvölkern gearbeitet worden, und heute durchzieht der Telegraph nicht bloß die Kulturstätten, sondern auch die Einöden Australiens und Ostasiens sowie Afrikas.

Die äußersten Punkte der Erde, welche durch den Telegraphen verbunden und so dem Weltverkehr einverleibt sind, bilden zur Zeit: Nikolajewsk am Ochotskischen Meer im Osten Asiens, Berlevaag und Hammerfest in Nordeuropa am Nördlichen Eismeer, Victoria auf Vancouverinsel im Westen Nordamerikas und Ancad auf der Insel Chiloë im Westen Südamerikas, Kapstadt und Mosselbai im Süden Afrikas, endlich Hobarttown auf Tasmanien, sowie Invercargill und Wellington auf Neuseeland in Australien. Mit der Legung des zuerst von Cyrus Field geplanten Kabels von Nordamerika nach Japan, der noch fehlenden direkten Verbindung Westamerikas und Ostasiens will die 1886 in London gegründete International Cable Company mit brit. Regierungshilfe alsbald vorgehen. Damit wird der Telegraphengürtel um die Erde geschlossen sein. Das gesamte Welttelegraphennetz wurde Ende 1884 auf fast 1 Mill. Kilometer Länge, die Gesamtzahl der Telegraphenanstalten auf 60000, die Zahl der beförderten Telegramme auf jährlich mehr als 150 Mill. veranschlagt. Nach der neuesten Zusammenstellung des berner Internationalen Bureaus beziffert die telegr. Verkehrsstatistik in den einzelnen Ländern, soweit amtliche Daten darüber vorliegen, sich wie folgt:

Länder (1884)	Linienlänge Kilometer	Drahtlänge Kilometer	Telegraphenanstalten	Apparate	Personal	Zahl der beförderten Telegramme (aufgegebene und internationale)
A. Europa.						
Deutschland	79 565	288 011	12 478	17 114	vereinigt mit dem Postwesen.	18 849 855
Österreich	24 358	65 870	2 903	2 145	wie vor.	6 683 322
Ungarn	16 111	41 252	1 335	1 839	1 733	3 522 387
Belgien	5 996	28 139	447	1 547	2 524	4 257 008
Dänemark	3 815	10 782	346	338	696	1 303 106
Frankreich (europäisches)	82 425	249 753	7 970	13 180	53 515	30 276 119
Griechenland	6 483	7 675	149	232	765	635 284
Großbritannien und Irland	45 073	248 908	6 027	17 052	95 553	34 256 503
Italien	27 605	79 308	2 915	3 072	5 958	7 702 564
Luxemburg	338	631	65	44	20	83 036
Niederlande (europäische)	4 541	16 509	562	676	1 862	3 350 818
Norwegen	7 345	13 548	314	264	604	896 039
Portugal (1883)	4 871	11 611	237	386	1 767	763 412
Rumänien	5 119	10 866	241	573	1 451	1 203 540
Rußland	105 952	197 851	3 095	3 198	10 947	10 484 259
Schweiz	6 874	16 618	1 214	1 901	1 695	2 942 767
Schweden	8 562	20 871	856	518	660	1 195 039
Serbien	2 630	3 813	94	163	368	409 623
Spanien	17 853	43 446	882	985	3 555	3 281 885
Türkei	30 897	53 535	538	1 272	3 215	1 843 822
B. Asien.						
Britisch-Indien (1883)	36 830	108 760	1 709	1 159	4 199	1 931 369
„ Netz des Persischen Golfs	3 354	5 415	9	26	465	93 266
„ Linie Teheran-Bushire	1 292	3 913	15	31	465	93 266
China (1885)	—	—	10	—	—	—
Cochinchina und Kambodscha (1884)	2 210	2 970	38	59	213	116 869
Japan	8 121	22 553	124	352	1 112	ca. 400 000
Niederländisch-Indien	5 747	7 771	178	277	1 612	406 611
Siam	787	886	10	13	67	5 901
C. Afrika.						
Algier und Tunis	9 500	18 120	246	647	1 322	1 618 922
Ägypten	4 346	8 400	128	254	571	620 785
D. Amerika.						
Brasilien	9 304	15 197	159	211	1 639	331 884
Vereinigte Staaten von Amerika (Western Union Telegraph Co. 1884)	236 000	739 652	14 184	—	—	42 096 583
E. Australien.						
Neuseeland 1884	7 184	17 292	330	655	934	1 673 758

(Der Telephon-[städtische Fernsprech-]Verkehr ist hierbei nicht einbegriffen.)

Staatsrechtliche Stellung; Gesetzgebung. Die Wichtigkeit des Telegraphen für die diplomatische, militärische, administrative und kommerzielle Korrespondenz, die Notwendigkeit, die Absendung staatsverräterischer oder sonst unzulässiger Telegramme zu verhindern, sowie ungerechtfertigte Bevorzugungen von Privatdepeschen (Börsenmanöver) fernzuhalten, endlich die Bewahrung des Telegraphengeheimnisses und das Erfordernis gleichmäßiger Regelung der Tarife, sowie der internationalen Bezeichnungen der Telegraphie sind entscheidende Momente dafür gewesen, daß der Staat mit wenigen Ausnahmen (z. B. Großbritannien, Vereinigte Staaten von Amerika) die Ausübung der Telegraphenhoheit (nicht ebenso der Telephonie) als jus regale festgestellt und den Betrieb selbst in die Hand genommen hat. Der Staatsbetrieb gewährt allein Sicherheit für zuverlässige und gerechte Verwaltung des schnellsten Verkehrsmittels der Neuzeit; eine Privatgesellschaft vermag die Ausübung des Telegraphenbetriebes nicht unter allen Verhältnissen vom Standpunkte der Interessen des Gemeinwohls allein abhängig zu machen; sie wird, wie dies noch jetzt z. B. bei den atlantischen Kabelgesellschaften hervortritt, wesentlich auf Erhöhung der Dividenden der Aktionäre hinarbeiten und daher die Tarife willkürlich gestalten. Großbritannien sah sich deshalb im J. 1868 genötigt, die bisherigen Privat-Telegraphen-Kompagnien auf dem Festlande zu beseitigen, ihren Linienbesitz anzukaufen (5715048 Pfd. St. Abfindung) und den Staatsbetrieb einzuführen. Daneben blieben in England freilich die großen submarinen Kabelgesellschaften bestehen, bei welchen ein riesiges Kapital angelegt ist und die daher zunächst auf hohe Zinserträge bedacht sind. Ebenso hat die Nordamerikanische Union den Nachteil, ihre Telegraphenlinien zum größten Teil in dem Besitz einer mächtigen Privatgesellschaft, der Western Union Telegraph Company, zu sehen, deren Monopol alle Tarife beherrscht. Unter Umständen kann der Mißbrauch der Drähte zu persönlichen Zwecken, der korrumpierende Einfluß auf die Presse, die Erschwerung der Tarifermäßigungen bei internationalen Fragen den Privattelegraphenbetrieb zu einem gemeinschädlichen Faktor machen. Gleichwohl sind die großen Leistungen der Privatindustrie auf dem Gebiete der Errichtung neuer Linien, namentlich der submarinen, in hohem Maße anzuerkennen. Das wohlthätige Prinzip der privaten Gewerbthätigkeit wird sich hierbei mit dem Staatsinteresse vielleicht am besten in der Weise vereinigen lassen, daß der Bau großer Linien zwar Privatgesellschaften auf eigene Rechnung übertragen wird, daß dabei aber die Konzessionsbedingungen so geregelt werden, daß nach Ablauf einer vorher bestimmten Reihe von Jahren (Amortisationszeit) das Eigentum der Linie dem Staate zufällt, der auch von Anfang an den Betrieb zu übernehmen hat; während den Aktionären eine bestimmte Ertragsquote staatlich garantiert wird.

In Bezug auf die Telegraphengesetzgebung gelten in den verschiedenen Staaten abweichende Bestimmungen. Für das Deutsche Reich besteht kein eigentliches Telegraphengesetz. Nur hinsichtlich der Sicherung der öffentlichen Telegraphenanlagen sind in den §§. 317—320 des Reichsstrafgesetzbuchs Strafbestimmungen erlassen, welche die vorsätzliche Beschädigung der Telegraphenanstalten mit Gefängnis von 1 Monat bis zu 3 Jahren, die fahrlässigen Störungen aber mit Gefängnis bis zu 1 Jahr oder bis 900 Mark Geldbuße bedrohen. Sodann bestehen im Reichspostgebiet gesetzliche Vorschriften über die Beschlagnahme von Telegrammen in strafgerichtlichen Untersuchungen, welche dann eintritt, wenn anzunehmen ist, daß die betreffenden Telegramme von dem Beschuldigten herrühren oder für ihn bestimmt sind. Zur Beschlagnahme ist nur der Richter oder, sofern Gefahr im Verzuge, der Staatsanwalt befugt. Im letztern Falle muß die Beschlagnahme binnen drei Tagen vom Richter bestätigt werden. Vgl. Dambach, «Das Telegraphen-Strafrecht» (Berl. 1872); Meili, «Das Telegraphenrecht» (2. Aufl., Zür. 1873).

Verhältnisse der Telegraphenverwaltung zum Publikum. Der Vertrag zwischen der Telegraphenverwaltung und dem Absender ist nach wissenschaftlicher Auffassung ein Vertrag über Handlungen do ut facias. Nach den gemeinrechtlichen Grundsätzen haftet die Telegraphenverwaltung für Versehen ihrer Beamten (Verstümmelung, Verlust oder Verspätung von Depeschen) nur dann, wenn sie sich bei der Auswahl dieser Beamten einer sträflichen Nachlässigkeit schuldig gemacht hat. Ein solcher Fall ist bei der Sorgsamkeit der Verwaltung in diesem Punkte als völlig ausgeschlossen zu erachten. Ebenso wird für den Zufall ein Ersatz nicht gewährt, dagegen hat unter Umständen der Telegraphenbeamte civilrechtlich für dolus und culpa zu haften; demgemäß bestimmt §. 24 der auf Grund des Art. 48 der Reichsverfassung für das Gebiet des Deutschen Reichs mit Gesetzeskraft erlassenen Telegraphenordnung vom 13. Aug. 1880 Folgendes: Die deutsche Telegraphenverwaltung leistet für die richtige Überkunft der Telegramme oder deren Überkunft und Zustellung innerhalb bestimmter Frist keinerlei Gewähr und hat Nachteile, welche durch Verlust, Verstümmelung oder Verspätung der Telegramme entstehen, nicht zu vertreten. Die entrichtete Gebühr wird jedoch erstattet a) für durch Schuld der Telegraphenverwaltung gar nicht oder mit bedeutender Verzögerung beförderte Telegramme; b) für verglichene Telegramme, welche infolge Verstümmelung ihren Zweck erweislich nicht erfüllt haben. Die Telegraphenordnung regelt im übrigen alle Verhältnisse zum Publikum (Dienststunden, Erfordernisse der aufgegebenen Telegramme, Gebühren, dringende Telegramme, bezahlte Antworten u. s. w.).

Tarif. Die Frage der Gestaltung des Tarifs ist von größter Wichtigkeit für die kulturelle und nationalökonomische Wirksamkeit des Telegraphen. Nächst den Vorbedingungen eines gesicherten Friedenszustandes und des Vorhandenseins guter Telegraphenanlagen bildet ein zweckmäßiger, rationell festgestellter Tarif einen mächtigen Anreiz für vermehrte Benutzung des Telegraphen seitens des Publikums. An dem telegr. Verkehr haben Anteil: die Regierungs- und Dienstdepeschen etwa zu 12 Proz., die Börsen- und Handelstelegramme zu 65, Zeitungstelegramme zu 8 Proz., Familiendepeschen zu 15 Proz. Der Handel liefert daher den größten Beitrag und ist am meisten bei der Tariffrage interessiert. Bis 1861 hatte z. B. Preußen noch 7 Taxzonen, die einzelnen Verwaltungen im Auslande zum Teil noch mehr. Die Buntscheckigkeit der Tarife ließ deshalb nichts zu wünschen übrig. Im J. 1862 wurden die Tarife in Preußen

ermäßigt, und die Zahl der Depeschen stieg von 239781 im folgenden Jahre auf 462996. Ähnlich war der Erfolg 1867. Aber noch immer blieb der sog. Zwanzig-Wortetarif bestehen, dessen Fehler darin wurzelte, daß er die Telegramme zu wortreich machte und infolge dessen die Leistungen des Telegraphen im ganzen beeinträchtigte. Erst dem unermüdlichen Organisator des deutschen Telegraphenwesens, Staatssekretär von Stephan, welcher Ende 1875 die Leitung der deutschen Telegraphenverwaltung übernahm, war es vorbehalten, durch Feststellung neuer Grundlagen für den Tarif die Benutzung des Telegraphen mehr und mehr der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Staatssekretär von Stephan führte 1. März 1876 in Deutschland den Worttarif ein, zusammengesetzt aus zwei Elementen: der Grundtaxe von 20 Pf., welche den Preis für die bei jedem Telegramm gleichartige fundamentale Arbeit — Buchung, Instradierung, Bestellung — darstellt; und aus der Gebühr von 5 Pf. für jedes wirklich zu telegraphierende Wort. Die wichtigste Wirkung dieses rationell gebildeten Tarifs war die: daß die Wortzahl in den Telegrammen abnahm, was wiederum eine größere Leistungsfähigkeit des Telegraphen, eine bessere Ausnutzung der Linien und Apparate ermöglichte. Die zweite wohlthätige Folge des neuen Tarifs war die vermehrte Benutzung des Telegraphen (1876 Mehreinnahme 16,3 Proz. gegen 1875) und die Ausgleichung des bis 1875 in der deutschen Telegraphenverwaltung chronisch gebliebenen Defizits, das zuletzt 3740187 Mark betrug: ein Erfolg, der die Ideen von Stephans auch in der Praxis glänzend bewährte.

Deutschlands Beispiel folgten alsbald auch die übrigen Länder Europas, sodaß der Worttarif jetzt prinzipiell in der Mehrzahl der Kulturstaaten zur Annahme gelangt ist. Frankreich hat ihn durch das Gesetz vom 21. März 1878 eingeführt (5 Cent. für jedes Wort, ein Minimum 50 Cent. für ein Telegramm). Großbritannien ist noch einen Schritt weiter gegangen: es hat vom 1. Okt. 1885 ab den sog. «Six pence»-Tarif eingeführt (Bill vom 14. Aug. 1883), wonach der Minimalpreis der Telegraphengebühren — bisher 1 Shilling für 20 Worte — auf 6 d. (sechs Pence) für 12 Worte herabgesetzt ist. Für jedes Wort über 12 wird eine Gebühr von ½ Penny erhoben. Das Publikum hat von dieser Erleichterung des telegr. Verkehrs sogleich umfassenden Gebrauch gemacht. Die Zahl der Telegramme in London stieg am ersten Tage nach Einführung des Tarifs um 13253 oder 29,5 Proz. Seitdem hat die Zahl der internen Depeschen innerhalb Großbritanniens und Irlands sich um 60 Proz. vermehrt; die Tarifform entspricht also vollkommen den daran geknüpften Erwartungen. Eine andere Frage ist es freilich, ob die Leistungsfähigkeit der Linien stets gleichen Schritt mit der Vermehrung der Telegramme zu halten im Stande sein wird.

In Deutschland hat der Tarif für Telegramme vom 1. Juli 1886 ab die Änderung erfahren, daß für jedes Wort auf alle Entfernungen eine Gebühr von 6 Pfennigen, mindestens aber eine Taxe von 60 Pfennigen für ein Telegramm erhoben wird (im Stadttelegraphenverkehr 3 Pfennige für das Wort). Die frühere Grundtaxe ist gänzlich in Wegfall gekommen. Dringende Telegramme zahlen das Dreifache. Die äußerste Wortlänge bei Telegrammen in Europa beträgt 15 Buchstaben, im außereurop. Verkehr 10 Buchstaben. Der neue Tarif bedeutet zum Teil eine Verteuerung der Telegrammbenutzung; er ist aber als ein Fortschritt gegen den frühern Tarif zu erachten, weil er die reine Worttaxe (ohne Nebengebühr) einführt. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn die Wortgebühr auf 5 Pfennige für jedes Wort mit dem Mindestbetrage von 50 Pfennigen für eine Depesche hätte festgestellt werden können. Dies würde indessen einen erheblichen Ausfall in den Einnahmen des Reichs zur Folge gehabt haben.

Völkerrechtliche Stellung; internationale Konferenzen. Der kosmopolitische Charakter des Telegraphen als Faktor des modernen Kulturlebens macht es unerläßlich notwendig, dieses Verkehrsmittel für große Völkergruppen, ja möglichst für die ganze Erde, in Betrieb, Tarifen und Verkehrsformen nach gleichen Grundsätzen verwalten zu lassen. Die Bahn für internationale Regelung dieser Verhältnisse wurde, zunächst für ein beschränktes Gebiet, 1850 mit dem Abschluß des Deutsch-Österreichischen Telegraphenvereins beschritten. Diesem Vorgang folgten die romanischen Staaten, von denen Frankreich, Belgien, Schweiz und Sardinien 1852 einen besondern Verein bildeten. Beide Vereinsgruppen, welche in den Konferenzen von Paris 1855 und von Brüssel 1858 einen weitern Ausbau der internationalen Beziehungen erstrebt hatten, traten 1865 in Paris zu dem ersten Internationalen Telegraphenkongreß zusammen. Der bezügliche, am 16. Mai 1865 von 20 europ. Regierungen unterzeichnete Vertrag stellte gemeinsame Grundsätze für Behandlung der internationalen Telegramme, auch telegr. Postgeldsendungen, für einheitliche Münzwährung und Abrechnung auf, blieb aber bei dem Zwanzig-Wortetarif stehen. Außerdem wurden wertvolle Vereinbarungen für wissenschaftliche und praktische Zwecke erzielt, z. B. für Bedienung der Observatorien, meteorolog. Meldungen, Windberichte, Sturmwarnungssignale. Der zweite Telegraphenkongreß in Wien 1868 vereinigte zum ersten mal die asiatischen Telegraphenverwaltungen mit der großen europ. Vereinsgruppe. In dem vom 1. Jan. 1869 in Kraft gesetzten internationalen Telegraphenvertrage wurden mehrfache Tariferleichterungen eingeführt; auch wurde die Feststellung der Statistik nach einheitlichem Muster und die Gründung des Internationalen Telegraphenbureaus in Bern zum Studium der telegr. Einrichtungen ins Werk gesetzt. Die dritte Telegraphenkonferenz tagte vom Dez. 1871 bis 15. Jan. 1872 in Rom. Auf derselben kam man überein, die großen Privat-Kabelgesellschaften zu den Konferenzen zuzulassen, ohne ihnen indessen Stimmrecht einzuräumen. Cyrus Fields Antrag, die Kabel im Kriege zu neutralisieren, fand in Rom keine Annahme. Postdirektor Fischer empfiehlt in seinem Werke «Die T. und das Völkerrecht», die Kabel für den Kriegsfall unter den Betrieb einer gemeinschaftlichen Kommission der kriegführenden Staaten oder unter Sequestration einer dritten neutralen Macht zu stellen. Inzwischen ist diese wichtige Frage durch die am 14. März 1884 in Paris unterzeichnete Konvention zum Schutze der unterseeischen Kabel, welcher 28 Staaten beigetreten sind, in einem Sinne gelöst worden, der ebenso die Anforderungen der Humanität wie die wichtigen privaten Interessen der Kabeleigentümer befriedigt. Es bedarf nur noch in jedem dem Vertrage

beigetretenen Staate des Erlasses örtlicher Schutz- und Strafbestimmungen zur Verhütung der Beschädigung dieser wertvollen Linien. Die Telegraphenkonferenzen in Petersburg (1875) und in London (1879) brachten ebenfalls mannigfache Verkehrserleichterungen zu Stande.

Trotzdem war die Anzahl der Telegraphentaxen für den internationalen Verkehr immer noch eine sehr bedeutende. Noch bis 1885 belief deren Zahl sich auf mehrere hundert. Manche Staaten hatten allein 20 bis 30 Terminaltaxen; selbst auf ein und derselben Linie galten für Telegramme, je nach Verschiedenheit des Bestimmungslandes, verschiedene Taxsysteme. Grundsätze der Reciprocität und Konkurrenzrücksichten beeinflußten den Tarif noch immer zum Schaden der Öffentlichkeit und des Publikums. Es war dem energischen Geiste des Staatssekretärs von Stephan vorbehalten, auf der fünften internationalen Telegraphenkonferenz zu Berlin, 10. Aug. bis 17. Sept. 1885, in diesen verwickelten Verhältnissen Wandel zu schaffen. Seinen großen Grundsatz: freie, von den Taxen unabhängige Bewegung des telegr. Verkehrs, also Annahme der Taxe des billigsten Wegs für alle Telegramme bei ermäßigten Taxen, nahm die Konferenz im wesentlichen an. Der bezügliche Konferenzbeschluß lautet in bemerkenswertem Lapidarstil wie folgt: «Une seule et même taxe élémentaire terminale, une seule et même taxe élémentaire de transit sont adoptées pour tous les États soumis au régime européen.» Die Terminaltaxe (von Grenze zu Grenze) wurde einheitlich auf 10 Cent., die Transittaxe auf 8 Cent. für jedes Wort festgesetzt. Für kleinere Staaten wurden die Sätze auf 6½ und 4 Cent. ermäßigt. Rußland und die Türkei sind mit Rücksicht auf ihre langen Linien mäßige Zuschlagstaxen zugestanden. Damit war endlich an die Stelle der alten Buntschedigkeit der Tarife eine feste Norm, ein Grundsatz gestellt, der im ganzen europ. Verkehr Gültigkeit hat. Dank der erleuchteten Ideen von Stephans ist die bisherige Gemeinschaft der europ. Telegraphenverwaltungen nunmehr zu einem wahren, organisch gegliederten Telegraphenverein umgewandelt. Die civilisierte Welt hat die Genugthuung, zu sehen, daß auf dem Gebiete der T., des glänzendsten aller Verkehrsmittels, zum Vorteile der Kultur ein ähnliches Werk, wie der Weltpostverein, geschaffen ist, den es in ebenbürtiger Weise ergänzt und vervollkommt.

Verwaltung und Betrieb. Die Verwaltung des Telegraphen scheidet sich in die eigentliche Administration (Centralbehörde, Provinzial- oder Bezirksbehörde) und in die Betriebsstellen (Telegraphenämter, Postämter ꝛc.). Die Centralbehörde verwaltet in einzelnen Staaten (Großbritannien, Spanien) auch den gesamten Betrieb. In den übrigen Staaten ist sie meistens ein selbständiges Ministerium (Frankreich, England, Deutschland) oder eine Ministerialabteilung (Rußland, Belgien, Spanien, Portugal ꝛc.). Die Provinzial- und Bezirksbehörden in Deutschland heißen Ober-Postdirektionen (Bayern: Ober-Postämter). Bayern und Württemberg haben zwar, vermöge der ihnen in der Reichsverfassung von 1871 vorbehaltenen Reservatrechte, eigene Territorial-Telegraphenverwaltung; sie werden aber dem Auslande gegenüber von der deutschen Reichspostverwaltung vertreten, da das Deutsche Reich dem Auslande gegenüber als geschlossener Körper handelt.

Unter den Telegraphenverwaltungen zeichnet die deutsche, unter der genialen Leitung von Stephans (s. d.), sich durch große Rührigkeit und erfolgreiche Reformen aus. Deutschland verdankt Stephan außer der Tarifreform namentlich den Bau der großen unterirdischen Kabellinien, die großartige Vermehrung der Telegraphenanstalten, die Verschmelzung von Post und T. zu einem einheitlichen lebensvollen Organismus und die Anlage der Rohrpost (s. d.), sowie der Telephon- (Fernsprech-) Einrichtungen in den größern Städten. (S. Telephon.) Der Bau der unterirdischen Linien, welche die T. von den lästigen atmosphärischen Störungen unabhängig machen und daher strategisch, politisch und kommerziell von größter Wichtigkeit sind, wurde am 13. März 1876 mit der Kabellinie Berlin-Halle begonnen. Seitdem ist die Reichshauptstadt Berlin mit allen wichtigern Städten Deutschlands durch unterirdische Linien telegraphisch verbunden. Ende 1884 betrug die Länge der Kabel mehr als 5000 km. Die Sicherheit der telegr. Verbindungen ist durch diese Linien vollkommen gewährleistet. An unterirdischen Kabeln sind verlegt: ein deutsch-schwedisches Kabel zwischen Rügen und Schweden, ein deutsch-dänisches Kabel zwischen Alsen und Fünen, ein Kabel von Hoyer über Sylt nach Arendal in Norwegen, ein Kabel von Emden über Borkum nach Lowestoft (England); außerdem ist ein Kabel von Emden über Greetsiel nach Valentia (Irland) für die direkte Verbindung Deutschlands mit Amerika erbaut und damit die engl. Konkurrenz auf diesem Gebiete beseitigt. Die Vermehrung bei den oberirdischen Linien betrug von 1881 bis 1884: 39568 km. Die Zahl der Telegraphenanstalten stieg von 5896 (zu Ende 1881) auf 7535 (März 1885), also um 27,8 Proz. Es entfällt eine Telegraphenanstalt auf 59,8 qkm und auf 5040 E. des Reichspostgebiets. Die Organisation der Feldtelegraphie ist ihrem wichtigen Zwecke gemäß nach den neuesten Erfahrungen vervollkommnet.

Über das Fernsprechwesen s. Telephon.

Teleje oder Telega, ein russ. offener Bretterwagen, s. Kibitka.

Teleki von Szék, berühmte ungar. Grafenfamilie, deren Vorfahr, Michael T. (1634—90), der Minister des letzten Fürsten von Siebenbürgen (Mich. Apafi, gest. 1690), die Übergabe Siebenbürgens an den König von Ungarn vermittelte und dafür 1685 von Leopold I. zum Reichsgrafen erhoben wurde. Die T. nahmen als Protestanten in kirchlicher, als Schriftsteller in litterarischer Hinsicht stets eine hervorragende Stellung ein. Ihre Konfession hielt sie lange vom Staatsdienst fern; erst unter Joseph II. war Joseph T. der ältere (1738—96) Obergespan. Derselbe veröffentlichte auch lat. Reden und ungar. Gedichte. Sein ältester Sohn, Ladislaus (geb. 1764, gest. 1821 als Septemvir), wirkte als hervorragender Staatsmann und als ungar. Schriftsteller. Besonders agitierte er für die Gründung der Akademie, so in der deutschen Schrift «Über die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft in Ungarn» (Pest 1804). Dieser hatte vier Söhne, von denen Joseph T. der Jüngere (geb. 24. Okt. 1790, gest. 16. Febr. 1855) der bedeutendste ist. Derselbe studierte in Göttingen, wirkte seit 1818 als Sekretär bei der ungar. Statthalterei und war (1842—48) der letzte Gouverneur von Siebenbürgen. Nach 1849 wohnte er in Pest als Präsident der Akademie, die er begründen half

und welcher die vier Brüder die 30000 Bände starke Bibliothek ihres Vaters widmeten. Sein Hauptwerk ist «A Hunyadiak kora» («Das Zeitalter der Hunyaden in Ungarn»), eins der bedeutendsten ungar. Geschichtswerke, von dem 1852—55 fünf Bände nebst drei Bänden Urkunden erschienen.

Ladislaus, der jüngste der vier Brüder, geb. 11. Febr. 1811, nahm an der polit. Bewegung in Ungarn lebhaft teil, agitierte für die ungar. Sache in London und Paris und galt nach 1849 für den Chef der ungar. Emigration. Da er nach dem Freiheitskriege gegen die österr. Regierung protestierte, wurde er in contumaciam zum Tode verurteilt und in effigie gehängt. Nach Ausbruch des Italienischen Kriegs 1859 wirkte er in Turin für Ungarn, ward jedoch 1860 in Dresden gefangen und nach Wien ausgeliefert. Da ihn der Kaiser begnadigte, kehrte er nach Ungarn zurück und trat 1861 als Mitglied der Opposition in den Reichstag. Hierdurch geriet er mit dem bei seiner Begnadigung gegebenen Versprechen in Konflikt und endete infolge dessen 8. Mai 1861 durch Selbstmord. Seine Tragödie «A kegyenez» («Der Günstling», 1841) gehört zu den bedeutendsten ungar. Dramen.

Tel el Kebir, s. Tell el Kebir.

Telelög, ein 1877 von Fein in Stuttgart nach den Angaben des bad. Artillerielieutenants Ackermann ausgeführter Telegraph, zur Verständigung zwischen einer namentlich auf größere Entfernung schießenden Geschützbatterie und dem Posten, der die Schüsse beobachtet und dann der Batterie die nötigen Winke zum Einschießen, d. h. zu einer wirksamen Beschießung des Ziels gibt. Der Empfänger ist eine auf Ruhestrom (s. Telegraphie) geschaltete gewöhnliche elektrische Klingel (s. d.); zur Unterbrechung des Ruhestroms ist an der Vorderseite des die Klingel enthaltenden Kästchens ein Knopf angebracht, welcher niedergedrückt wird und dabei einen federnden Kontakt unterbricht, so oft man einen Schlag gegen die Glocke geben will. Die aus Glockenschlägen gruppierten Signale zur Verständigung sind auf dem vom Posten ins Knopfloch einzuhängenden, im Geschützstande an einen Nagel zu hängenden Kästchen aufgeschrieben. Für ein Sprechen mit dem T. wurden einfache und dreifache Glockenschläge als Elementarzeichen zu einem Alphabet gruppiert. Die Leitung zwischen den beiden T. wird mittels eines in Längen von je 200 m auf Trommeln aufgewickelten Kabels (s. d.) hergestellt, aus dessen beiden nebeneinander liegenden Drähten eine Leitungsschleife gebildet wird. Den Strom liefert eine in der feuernden Batterie aufgestellte, galvanische Batterie; die 20 Fächer des Batteriekastens sind mit Bittersalzlösung gefüllt, auf dem Boden jedes Fachs liegt eine mit Kupfervitriol gefüllte Kupferschale und vom Deckel herab reicht in jedes Fach ein hohler Zinkcylinder.

Telemach (grch. Telemachos), der Sohn des Odysseus (s. d.) und der Penelope (s. d.), war noch sehr jung, als sein Vater nach Ilios zog, und wuchs in dessen Abwesenheit zum Jüngling heran. In dieser Zeit kam Athena in Gestalt des Taphierkönigs Mentes zu ihm und riet ihm, die Freier seiner Mutter zu entfernen und dann nach Pylos und Sparta zu reisen, um sich dort nach seinem Vater zu erkundigen. Allein die Freier konnte er nicht fortschaffen. Nun trat er seine Reise an, auf der ihn Athena selbst in Gestalt des Mentor begleitete, und erhielt in Sparta von Menelaos die Mitteilung der Weissagung des Proteus über seines Vaters Rückkehr. Hierauf kehrte er nach Hause zurück und traf bei dem Sauhirten Eumäos seinen von Athene in einen Bettler verwandelten Vater. Dieser entdeckte sich ihm und beide beratschlagten nun über die Strafe der Freier. An seines Vaters Seite kämpfte er gegen sie und begleitete ihn dann zu dem hochbejahrten Laërtes. So weit geht die Odyssee. Seine übrigen Schicksale werden auf mannigfache Weise erzählt. Ihm soll Polykaste, die Tochter des Nestor, oder Nausikaa, die Tochter des Alkinoos, den Perseptolis geboren haben. Nach andern vermählte er sich mit der Circe, die ihm den Latinos gebar. (S. Telegonos.) Die Geschichte des T. ist der Inhalt des berühmten Romans von Fénelon (s. d.): «Les aventures de Télémaque».

Telemarken, norweg. Provinz, besteht aus mehrern Thälern, die vom Langfjeld und Hardangerwidda allmählich gen Südost ablaufen und vom Stiens-, Nid und Mau-elf, Norsjö u. a. durchzogen werden. T. zählt zum Bratsbergs-Amt und grenzt nördlich an Numedalen, südlich an Sætersdalen und westlich an Hardanger. Der großen Naturschönheiten wegen wird T. häufig von Touristen besucht (Gaustafjeld, 1884 m, der Höhepunkt Südnorwegens, Rjukan u. a.).

Telemeter, s. Distanzmesser.

Teleologie (von dem griech. Worte τέλος, Zweck) ist ein philos. Kunstausdruck und bezeichnet diejenige Betrachtungsweise der Welt oder einzelner Dinge, welche die Zweckmäßigkeit derselben zum Prinzip ihrer Erklärung und Beurteilung macht. Eine teleologische Weltanschauung ist daher im Gegensatz zu der mechanisch-causalen diejenige, welche das Wesen der Dinge in den von ihnen zu realisierenden Zwecken sucht und namentlich den Zusammenhang des Geschehens in der Welt auf die Erfüllung der sich darin manifestierenden Zwecke zurückführt. Daraus geht hervor, daß die Bedeutung der T. jedesmal von der Art der Zwecke abhängig ist, die man in den Betrachtungen der Dinge voraussetzt. In dieser Hinsicht lassen sich drei Grundformen der T. unterscheiden: eine sittlich-religiöse T., welche den gesamten Weltverlauf unter dem Gesichtspunkte betrachtet, daß sich darin eine göttliche Absicht oder eine sittliche Aufgabe erfülle; eine theoretisch-immanente T., welche das Universum und jeden einzelnen Teil desselben als ein in sich zweckmäßiges, seine innere Anlage vollkommen entwickelndes Gebilde ansieht; endlich eine anthropologische T., welche die Nützlichkeit der Natureinrichtungen für die Bedürfnisse des Menschen hervorhebt: drei Formen, deren Typus sich schon in drei großen Systemen der antiken Philosophie, im Platonismus, Aristotelismus, Stoizismus aufweist. Während der langen Zeit, in der das philos. Denken unter der Herrschaft des religiösen Bedürfnisses stand, wurde von den verschiedensten Seiten her namentlich diejenige Form der T. ausgebaut, welche die Beobachtung der Zweckmäßigkeit der Dinge zum Beweise für den Ursprung derselben aus der göttlichen Weltschöpfung benutzt, zu dem (seit Beginn des 18. Jahrh.) sog. physikotheol. Beweis für das Dasein Gottes. Außerdem brachte es der Einfluß des Aristoteles mit sich, daß auch die immanente T., letztere besonders in Verbindung mit pantheistischen Vorstellungen ausgebildet wurde. Dem gegenüber trat nun im Beginn der neuern Zeit

überall die Naturwissenschaft vermöge ihrer Abhängigkeit von der Mechanik mit dem Bestreben hervor, das gesetzmäßige Geschehen lediglich auf causale Notwendigkeit zurückzuführen, und in demselben Geiste bekämpften die beiden Begründer der wissenschaftlichen modernen Philosophie, Bacon und Descartes, gleichmäßig jede teleologische Naturauffassung. Der Widerspruch, in welchen man dadurch zu mancherlei religiösen Überzeugungen trat, hat die Wissenschaft des 17. und des 18. Jahrh. sehr lebhaft bewegt, seine Lösung aber wesentlich darin gefunden, daß Newton und Leibniz zwar mit verschiedener metaphysischer Wendung, aber wesentlich doch in demselben Geiste die von dem Deismus freudig ergriffene Lehre aufstellten, der in dem Ablaufe des Geschehens unbedingt geltende Causalmechanismus beweise eben durch seine zweckmäßigen Wirkungen seine Herkunft aus einer höchsten Intelligenz. Später hat die Wolffsche Schule in Deutschland die anthropologische T. mit einer teilweise so lächerlichen Kleinlichkeit durchgeführt, daß sie dadurch die gesamte T. in Mißkredit brachte. Im Gegensatze dazu gab Kant dem Problem der T. einen gewissen Abschluß, indem er in seiner «Kritik der Urteilskraft» (1790) ausführte, die T. dürfe niemals ein Prinzip der Erklärung, aber wohl ein Prinzip der Betrachtung der Naturerscheinungen sein, sie sei ungerechtfertigt, insofern man aus dem Zweck eines Dinges die Entstehung desselben begreifen wolle, welche vielmehr lediglich durch mechan. Causalität zu erklären sei; sie sei dagegen nicht nur gerechtfertigt, sondern notwendig als ein heuristisches Prinzip, als ein Gesichtspunkt der Auffassung, vermöge dessen man auf den Zusammenhang der Dinge, solange man ihn noch nicht zu erklären vermag, die Aufmerksamkeit der Forschung richtet. Das hat freilich nicht hindern können, daß gleich nach Kant die Metaphysik wieder teils die moralische T. in Fichte, teils die immanente T. in Schelling und Hegel durchzuführen versuchte. In neuester Zeit endlich ist die Frage der T. zu erneutem Interesse durch den Darwinismus gekommen, insofern derselbe nachzuweisen sucht, daß die causale Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein nur die zweckmäßigen Gebilde des organischen Lebens bestehen und sich fortpflanzen läßt, sodaß auch hier die Zweckmäßigkeit als ein Produkt des causalen Mechanismus erscheint.

Teleosaurier (Teleosaurus) heißen krokodilähnliche, bis 6 m lang werdende Reptilien der Juraperiode; man kennt mehrere Arten.

Teleostei, s. Knochenfische.

Telephon (grch., d. h. Fernsprecher; technisch) ist die Bezeichnung für Apparate zur Übermittelung von Tönen oder Worten, besonders durch den elektr. Strom. Nachdem schon mehrere Jahrzehnte vorher unter der Benennung T. einige akustisch-telegr. Vorrichtungen in Vorschlag gebracht worden waren, stellte Prof. Weinhold in Chemnitz 1870 den vollkommensten derartigen Apparat, sein Bindfaden-Telephon, aus zwei Resonanzböden (Cigarrenkästchen ohne Deckel) her, welche durch einen straffgespannten Bindfaden oder besser durch einen Eisendraht miteinander verbunden sind; bei 3—4 qdem Resonanzbodenfläche ließ sich auf über 600 m Entfernung durch einen 0,6 mm dicken Draht ganz leises Klopfen und der Schall der Stimme vernehmen. Nimmt man anstatt der Resonanzböden zwei Membranen, so läßt sich die Sprache mehrere hundert Meter weit deutlich übertragen. Während es sich hierbei um eine wirkliche Fortpflanzung des Schalls in einem Schallleiter handelt, werden in den elektrischen Telephonen die an dem einen Orte vorhandenen tönenden Schwingungen zur Schließung und Unterbrechung, zur Verstärkung und Schwächung oder zur Erregung von elektrischen Strömen verwendet und durch letztere dann an einem andern Orte neue tönende Schwingungen hervorgebracht, welche jenen am erstern Orte gleichen. Das erste elektrische Telephon wurde von Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Frankfurt a. M. wahrscheinlich 1860 erfunden, aber erst 1861 beschrieben; bei ihm wurde durch eine Membran, gegen welche gesprochen oder gesungen wurde, der Strom einer galvanischen Batterie in rascher Folge abwechselnd geschlossen und unterbrochen; in der Empfangsstation aber durchlief der Strom eine Drahtspule und versetzte den in dieselbe eingelegten dünnen Eisenkern in tönende Längsschwingungen, deren Tonhöhe von dem Tempo der Stromschließungen, also von der dieselben bewirkenden schwingenden Membran abhängig war.

Verbesserungen dieses T., welche bereits 1863 Legat vorschlug, näherten seine Einrichtung den die gesprochenen Worte ganz deutlich wiedergebenden neuern T., welche sich in galvanische Telephone und Magnettelephone einteilen lassen, je nachdem bei ihnen als Stromquelle eine galvanische Batterie oder ein Magnetinduktor benutzt wird. Zu den Magnettelephonen gehört das sehr einfache T. von Alex. Graham Bell in Boston (s. Tafel: Telegraph und Telephon, Fig. 23 Ansicht und Fig. 24 Schnitt), welches 1877 in einer sehr handlichen Form auch in Europa sich rasch verbreitete. Jedes dieser Bellschen T. ist Empfänger und Sender in Einem und trägt zugleich auch die Elektricitätsquelle in sich. Dasselbe arbeitet nämlich mit Magnetinduktionsströmen, welche dadurch erregt werden, daß die Eisenplatte p in seinem Mundstück V, gegen welche man spricht, durch die Luftschwingungen in Schwingungen vor dem auf den Pol N eines in einem Holzrohre C untergebrachten Stahlmagnets a aufgesetzten Polstücke a_1 aus weichem Eisen versetzt wird; die dabei in der über diesen Pol gesteckten Spule b erregten Induktionsströme durchlaufen die Spule eines zweiten in denselben elektrischen Stromkreis L_1 L_2 eingeschalteten, ganz ebenso eingerichteten T., das man aber als Empfänger benutzt, indem man es mit seinem Mundstück V ans Ohr legt; die Ströme (Wechselströme, s. d.) verstärken und schwächen im Empfänger die vom Magnet a auf die Platte p ausgeübte Anziehung in rascher, regelmäßiger Folge, die Platte gerät daher in ebensolche Schwingungen wie die im Sender, und das Ohr vernimmt diese Schwingungen als Töne oder Worte, je nachdem die Platte im Sender durch einen Ton oder durch die menschliche Rede zum Schwingen gebracht wurde. Am deutlichsten hört man, wenn man gleichzeitig an jedes Ohr ein T. hält. Die von den Klemmschrauben K_1 und K_2 kommenden, in der Röhre C liegenden Drähte sind bei gg mit den Drahtenden der Spule b verlötet. Die Schrauben f halten V und zugleich p auf der Verbreiterung U des Rohres C fest. Mittels der Stellschraube d läßt sich die Entfernung des Magnets SN von der Platte p regulieren. Dieses T. läßt sich überall da ganz zweckmäßig verwenden, wo

zwei voneinander entfernte Personen trotz ihrer Entfernung voneinander in mündlichen Gedankenaustausch treten wollen. Seine Empfindlichkeit ist eine ganz überraschende und macht es auch als feinen Untersuchungs- oder Beobachtungsapparat brauchbar. Mit zwei solchen T. konnten unter anderm auf einer von Leipzig nach Dresden reichenden Telegraphenlinie in Leipzig und Dresden befindliche Personen sich mündlich miteinander unterhalten, und in neuester Zeit spricht man auf noch weit größere Entfernungen. Von ganz besonderer Tonstärke sind die 1878 für Siemens u. Halske in Berlin patentierten T. mit Hufeisenmagnet, dessen beide Pole nebeneinander auf eine ziemlich große Eisenplatte wirken; Fig. 25 zeigt die wirksamen Teile dieses T. aus der sie umschließenden Blechröhre herausgenommen; der Magnet m läßt sich samt den Spulen mittels einer in seinen Bug eingreifenden Schraube der Platte mehr oder weniger nähern. Mit dem Bügel B wird dieses T. bei den deutschen städtischen Fernsprechanlagen an einen Haken eines selbstthätigen Umschalters angehängt. Leichter und handlicher ist das in Fig. 26 abgebildete Adersche T., dessen Magnet m kreisrund gebogen ist und auf seinen Polen ebenfalls zwei Spulen trägt.

Bei den mit Batterieströmen arbeitenden T. benutzt man als Geber vorwiegend ein Mikrophon (s. d.); in Fig. 27 ist in einer neuern Form das Berlinersche Mikrophon abgebildet, bei welchem unterhalb des pendelnden Kohlenkontakts die Induktionsrolle untergebracht ist. Die größere Billigkeit der T. gegenüber andern Telegraphenapparaten und der bequeme, keine Vorübung erfordernde Gebrauch hat dem T. rasch eine ganz außerordentliche Verbreitung verschafft, ganz besonders in den städtischen Fernsprechanlagen. In den letztern wird von jedem der Teilnehmer ein Leitungsdraht nach dem Vermittelungsamte geführt und auf Verlangen eines Teilnehmers kann im Vermittelungsamte dessen Leitung mit der jedes andern Teilnehmers verbunden werden, worauf dann die beiden Teilnehmer miteinander ein Gespräch mittels des T. führen können. Fig. 28 zeigt ein kleines Vermittelungsamt. An einem Wandbrettchen ist oben rechts eine elektrische Klingel (s. d. Fig. 5) für Wechselströme nebst dem zugehörigen Magnetinduktor untergebracht, welche beim Rufen gebraucht werden. Links oben ist das Kästchen mit dem Mikrophon, aus dessen Kästchen die beim Aus- und Einhängen des T. selbstthätig die Umschaltungen besorgende Gabel hervorsteht; zu unterst sieht man unter einem Schreibpulte das Mikrophonelement. Über dem Pulte befinden sich zunächst eine Anzahl Stöpsellöcher; mittels zweier durch eine Leitungsschnur verbundener Metallstöpsel, welche in zwei Löcher eingesteckt werden, lassen sich die zu diesen Löchern gehörigen Teilnehmerleitungen verbinden. Über den Löchern sind eine gleiche Anzahl von Elektromagneten mit Fallscheiben (vgl. Elektrische Klingeln, Fig. 4) angebracht, deren jeder zu einer Teilnehmerleitung gehört und seine Klappe fallen läßt, wenn der Teilnehmer durch Entsenden elektrischer, zugleich auf die Klingel wirkender Ströme das Vermittelungsamt ruft; die gefallene Klappe unterrichtet den Beamten, welcher Teilnehmer gerufen hat. In großen Städten werden mehrere Vermittelungsämter angelegt und durch eine Anzahl von Drähten verbunden; die Teilnehmerleitungen werden dadurch kürzer, was sehr wichtig ist, weil die Unterbringung der großen Anzahl von Drähten auf den Dächern der Häuser sehr große Schwierigkeiten macht. Auch mehrere Städte sind in telephonische Verbindung gebracht; so z. B. Berlin mit Magdeburg, besonders für Börsenzwecke, damit die Börsenbesucher aus besondern Telephonzellen, die in den Börsen beider Städte eingerichtet worden sind, gleich in mündlichen Verkehr miteinander treten können.

Litteratur. «Das T.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, 1. Hälfte); Hoffmann, «Das T.» (Berl. 1877); Schenck, «Phil. Reis, der Erfinder des T.» (Frankf. 1878); Reis, «Das T. und sein Anrufapparat» (Mainz 1878); Sack, «Die Telephonie» (Berl. 1878); Du Moncel, «Le Téléphone, le Microphone et le Phonographe» (Par. 1878); Böhner, «Die Harmonie der Töne und des Lichts. Telephonie und Spektralanalyse» (Hannov. 1879); Grawinkel, «Die allgemeinen Fernsprecheinrichtungen der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung» (Berl. 1882); derselbe, «Lehrbuch der Telephonie und Mikrophonie» (Berl. 1884); Wietlisbach, «Die Technik des Fernsprechwesens» (Wien, Pest und Lpz. 1886).

Telephon (Fernsprecher; als Verkehrsmittel). Nachdem das von Reis (s. d.) zuerst erfundene T. namentlich von Drawbaugh, Graham Bell, Watson, Edison, Hughes (Erfinder des Mikrophon), Siemens und von Helmholtz erheblich verbessert war (1877), wurden die ersten praktischen Versuche im Fernsprechen in Nordamerika gemacht. Die Verhältnisse lagen hierfür in diesem Weltteile insofern günstig, als die Arbeitskräfte, Botenlöhne u. s. w. dort sehr teuer sind und dem Amerikaner durch das T. erwünschte Gelegenheit geboten wurde, seine Fabrik u. s. w. von seinem Arbeitssessel, aus dem Badekabinett oder vom Dinner her zu leiten, ohne eines Vermittlers oder Boten (boy) zu bedürfen. Die Einrichtung des T. veränderte mit einem Schlage zauberhaft die Physiognomie des gesamten sozialen und öffentlichen Lebens. Zahllose Geschäfte werden jetzt mittels T. abgeschlossen; die neuesten Börsenkurse erfährt der Bankier in seinem Arbeitszimmer unmittelbar von der Telephonanstalt in der Börse; leichter und schneller pulsiert das Leben sowie die Arbeit in den Comptoirs, Fabriken, industriellen Etablissements und selbst in den Staatskanzleien, seitdem die leitenden Ideen eines Chefs, eines Ingenieurs oder eines Staatsmanns durch das T. unmittelbaren und schnellen mündlichen Ausdruck erhalten, der das Eingreifen der maßgebenden Persönlichkeit in jedem beliebigen Augenblick sichert. Die Stadt-Telephon- oder Fernsprechanstalten sind daher auch in kurzer Zeit ein unentbehrliches Verkehrsmittel innerhalb der größern Städte geworden. Amerika ging darin zuerst voran. Schon 1880 waren die bedeutendsten Städte der Vereinigten Staaten, wie Neuyork, Philadelphia, Washington, Baltimore, Boston und Chicago, mit Telephonanstalten versehen, deren Betrieb Privatgesellschaften (telephone exchanges) meist gegen Zahlung einer meist ziemlich hohen Rente an den betr. Bundesstaat übernommen hatten. Die von den Teilnehmern zu zahlenden Abonnements sind daher in Amerika oft beträchtlich (jährlich 625—1100 Frs).

Dem Vorgange Amerikas folgten in Europa zuerst England, Deutschland und Frankreich. In Deutschland gebührt das Verdienst der Einfüh-

rung dem Staatssekretär von Stephan, der die ersten praktischen Versuche am 25. Okt. 1877 in Berlin mit Grahams Bells T. anstellte und nach deren Gelingen noch in demselben Jahre die ersten öffentlichen Fernsprechanstalten in Berlin und Friedrichsruh errichten ließ. Ende Dez. 1877 waren 16 derartige Fernsprechanstalten im Reichstelegraphengebiet eröffnet, welche als Telegraphenämter dienten; Ende 1884: 2170 Fernsprechanstalten und 342 Telegraphenhilfsstellen, zusammen 2512, d. i. 33,6 Proz. aller deutschen Telegraphenämter. Die Einfachheit der Bedienung des Fernsprechers ermöglicht namentlich dessen Verbreitung in den kleinern Ortschaften, wo es an technisch vorgebildeten Telegraphenbeamten fehlt und wo daher Privatpersonen, Kaufleute, Lehrer ꝛc. den Dienst versehen. Neuerdings hat man auch den Feuermeldedienst und die Wasserstandsmeldungen mit den Fernsprechanstalten sehr zum Nutzen der Gemeinden verbunden. Überaus interessant ist das schnelle Wachstum öffentlicher Stadt-Fernsprechanlagen im Deutschen Reich. Die erste Einrichtung dieser Art trat zu Berlin am 12. Jan. und beziehungsweise am 1. April 1881 ins Leben (mit 94 Abonnenten und 193 Fernsprechstellen), kurz darauf zu Mülhausen im Elsaß und zu Hamburg. Ende Okt. 1884 waren vorhanden in 49 deutschen Städten 7766 private Sprechstellen, 25 Börsenstellen, 22 öffentliche Fernsprechstellen, zusammen 7813 Stellen mit 13649 km Leitungen. Daneben hatte man 20 Verbindungsanlagen zwischen verschiedenen Stadtfernsprechnetzen hergestellt, z. B. Berlin-Charlottenburg, Berlin-Potsdam-Magdeburg, Köln-Deutz, Krefeld-Urdingen, Hamburg-Wandsbeck, Mülhausen (Elsaß)-Gebweiler u. a. m.

Noch gewaltiger hat der Telephondienst sich in Nordamerika entwickelt. Ende 1884 bestanden 986 Telephon-Gesellschaften, deren Kapital mehr als 266 Mill. Frs. betrug und etwa 6,4 Proz. Reingewinn abwarf. Die Zahl der T. belief sich auf 313112, der Fernsprechnetze auf 772, der öffentlichen Fernsprechämter auf 3341, der Abonnenten auf 131847, der Netzkilometer auf 162774, der Beamten auf 5700. Allein in Neuyork sind etwa 11000 Teilnehmer abonniert, also so viel, wie etwa in ganz England (1884). Neuerdings hat sich auch in Europa die Zahl der Abonnenten erheblich vermehrt; z. B. in Italien mit 8400 (davon Rom Ende 1884: 2054), Niederlande mit 2493 (davon Amsterdam 1195), Schweden mit 5826 (davon Stockholm 3825), Schweiz mit 5001 (davon Genf 1034), Rußland mit 5275 Abonnenten (davon Petersburg 1100, Moskau 650), endlich Portugal mit 826 Abonnenten (davon 497 in Lissabon). In Britisch-Indien bestehen 74 Fernsprech-Offices mit etwa 500 Abonnenten (darunter Kalkutta 195). In Melbourne (Victoria-Land) belief die Zahl der Telephonanschlüsse (Ende 1882) sich auf 398.

Staatsrechtliche Stellung des Telephon. Die Frage, ob telephonische Mitteilungen in die Domäne des staatlichen Hoheitsrechts (Monopols) fallen, hat in den verschiedenen Staaten eine abweichende Lösung erhalten. Deutschland hat das Recht der Telephonanlagen dem Staate allein vorbehalten, auch den staatlichen Betrieb eingeführt; in Frankreich und in der Schweiz funktionieren sowohl staatliche Telephonanstalten als auch konzessionierte Privattelephongesellschaften (exploitation mixte nach Meili); in England und Italien herrscht nur Privatbetrieb durch konzessionierte telephone exchanges; Amerika hat gänzlich freien Betrieb durch Private. Neuerdings haben alle europ. Staaten das T. als zu den droits régaliens (jura regalia) gehörig erachtet und dem entsprechende Reglements für die Anlage, Benutzung und den Betrieb desselben erlassen. Die internationale Telegraphenkonferenz von Berlin (1885) hat in Art. LXVII des internationalen Reglements vom 17. Sept. 1885 Grundsätze für den internationalen Telephondienst vereinbart, welche die Einführung der Fernsprechdrähte in die Telegraphenämter der kontrahierenden Länder, die Wahl der Apparate, die Dauer der telephonischen Gespräche u. s. w. regeln und welche vom 1. Juli 1886 ab in Kraft getreten sind.

Telephos, der Sohn des Herakles und der Auge (s. d.), Gemahl der Argiope, der Tochter des Teuthras, war Nachfolger des letztern in der Herrschaft Mysien. Als auf dem Zuge gegen Ilios die Hellenen in Mysien einfielen, kämpfte T. gegen sie und trieb sie zurück, wurde aber dabei von Achilleus verwundet. Wegen Heilung dieser Wunde fragte T. das Orakel und erhielt zur Antwort, daß nur der, der ihn verwundet, sie heilen könne. Er begab sich deshalb zu dem Agamemnon, raubte den Oreites und drohte, diesen zu töten, wenn man ihm nicht helfe. Da den Hellenen von dem Orakel verkündet worden war, daß sie ohne des T. Leitung nicht nach Ilios gelangen würden, so verglich man sich, und Achilleus heilte die Wunde mit dem Rost seines Speers. In Arkadien, wo er einen heiligen Hain auf dem Berge Parthenion hatte, und in Pergamon wurde T. als Heros verehrt. Außer andern Darstellungen der Sage von T. hat man solche in dem einen kleinern Friese von Pergamon gefunden, dessen Könige von Schmeichlern zu Nachkommen des T. und so des Herakles gemacht wurden, und dessen Einwohner sich Telephiden nennen ließen.

Telephotographie, Fernlichtschreibekunst. Mit diesem Worte bezeichnet man Vorrichtungen, um Schriften oder Abbildungen mittels elektrischer Telegraphie in der Ferne reproduzieren zu können. Die ursprüngliche Idee einer T. reicht bis 1847 zurück und ist zuerst von Bakewell angegeben. Nach dem Bakewellschen Prinzip hat Bidwell 1881 versucht, nicht bloß Abbildungen auf Zinnfolie, sondern jedes beliebige Bild in der Ferne reproduzieren zu können. Er modifizierte zu dem Zwecke die Bakewellsche Vorrichtung derart, daß die Aufgabetrommel hohl angefertigt und eine feststehende Selenzelle in derselben angebracht wurde. In den Mantel der Aufgabetrommel ist ein feines Loch gebohrt. Wird auf diesen Mantel mit Hülfe einer optischen Vorrichtung ein kräftig erleuchtetes Bild projiziert, so werden die Strahlen desselben auf die Selenzelle treffen, sobald das Loch in der Trommel die betreffende Stelle des Bildes passiert. Dadurch wird die Selenzelle, je nachdem das Loch über die Lichter oder Schatten des Bildes hinweggeht, stärker oder schwächer beleuchtet, ihr Leitungswiderstand entsprechend mehr oder weniger vermindert, infolge dessen der Telegraphierstrom, in welche die Selenzelle eingeschaltet ist, bei der Drehung der Trommel verstärkt oder geschwächt. Diese Veränderungen markieren sich auf der Empfangstrommel, welche mit dem elektrochemisch zersetzbaren Papier überzogen ist, indem hier durch Wirkung des Stroms das Papier mehr oder weniger intensiv

durch die den Strom zuführende Nadel der Bakewellſchen Vorrichtung gefärbt wird. Bidwell führt durch die Empfangstrommel und Nadel zwei entgegengeſetzte Ströme, den Telegraphierſtrom und den Lokalſtrom, die ſich einander das Gleichgewicht hielten, wenn die Selenzelle intenſiv beleuchtet war, ſodaß in ſolchem Falle keine Färbung des Empfangspapiers eintrat. Erſt wenn der Hauptſtrom durch Paſſierung dunklerer Stellen des Originalbildes geſchwächt wurde, trat dieſe Färbung infolge des Überwiegens des Lokalſtroms ein. Einfacher würde ſich die Sache geſtalten, wenn man nach H. W. Vogel ſtatt eines poſitiven, ein negatives Bild auf die Aufgabetrommel projizieren würde. Es genügte dann der Telegraphierſtrom allein, um die gewünſchte Abwechſelung von Licht und Schatten auf der Empfangstrommel zu erzeugen.

Teleſius (Bernh.), ital. Naturphiloſoph, geb. 1508 zu Coſenza, gründete, nachdem er in Rom und Padua gebildet worden war, in Neapel die Coſentiniſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die in der Folge ein wichtiges Centrum der naturwiſſenſchaftlichen Studien blieb. Er betonte gegenüber dem lebhaft bekämpften Ariſtotelismus die ſinnliche Wahrnehmung als die einzige Quelle der wahren Naturerkenntnis; ſo wurde er einer der Begründer der neuern Naturforſchung, aber auch eines einſeitigen Senſualismus. Gleichwohl verſuchte er in ſeinem Hauptwerke «De rerum natura iuxta propria principia» (zuerſt Rom 1565; vollſtändig in 9 Büchern, Neapel 1586) nach Analogie der älteſten griech. Naturphiloſophen eine allgemeine Theorie der Natur zu entwickeln, in welcher der Gegenſatz des Warmen und Kalten die Hauptrolle ſpielte, übrigens das Kopernikaniſche Syſtem acceptiert wurde. Seine Einzelforſchungen erſchienen nach ſeinem 1588 erfolgten Tode als «Varii de rebus naturalibus libelli» (Vened. 1590). Vgl. Rixner und Siber, «Leben und Lehrmeinungen berühmter Phyſiker im 16. und 17. Jahrh.» (Heft 3: «Bernhard T.», Sulzbach 1821); Fiorentino, «Bernhard T.» (Flor. 1872); Ferri, «La filosofia della natura e le dottrine di T.» (Tur. 1873).

Teleſkop, ſ. Fernrohr.

Teleſphoros (grch., d. h. der Vollendung Bringende), bei den alten Griechen der als Knabe gedachte Gott der Geneſung.

Teleſphorus, röm. Biſchof, ſtarb als Märtyrer 135 oder 136. Die älteſten Kataloge geben ihm eine Amtszeit von 11 Jahren.

Teleſtichon, ſ. unter Akroſtichon.

Tel est notre plaisir (frz.), ſ. Car tel est notre bon plaisir.

Telĕuten, Bewohner des öſtl. Altai (ſ. d.).

Teleutoſporen, ſ. unter Puccinia.

Telgte, Stadt in der preuß. Provinz Weſtfalen, Regierungsbezirk und Landkreis Münſter, links an der Ems, 56 m über dem Meere, weſtlich von der Bockhornheide, zählt (1880) 2277 meiſt kath. E. und hat eine Rektoratsſchule, eine höhere Töchterſchule, eine Privatirrenanſtalt (Rochushoſpiz), Seiden-, Lein- und Wollweberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennereien, Waſſermahlmühlen und eine Bettfedernſortieranſtalt. T., ſeit 1238 Stadt, hat keinen Landbeſitz. Zu einem Marienbilde wird viel gewallfahrtet.

Telinga, delhaniſche Sprache, ſ. unter Indiſche Sprachen, Bd. IX, S. 577ᵃ.

Tell (Gebirge), Teil des Atlas (ſ. d.).

Tell (Wilh.), die populärſte Geſtalt der ſchweiz. Heldenſage, war der Überlieferung nach ein als guter Armbruſtſchütze und kühner Schiffer weit berühmter Landmann aus Bürglen (Uri) und trug das Meieramt ſeines Geburtsorts von der Fraumünſterabtei in Zürich zu Lehn. Obwohl er an der Verſammlung auf dem Grütli (ſ. d.) nicht perſönlich teilnahm, ſchloß er ſich doch dem Bunde zur Vertreibung der öſterr. Landvögte an, wurde aber vor dem Ausbruch des Aufſtandes in Altdorf von dem Vogte Geßler gefangen geſetzt, weil er dem Hute, den Geßler dort als Zeichen der öſterr. Herrſchaft aufgepflanzt hatte, die anbefohlene Reverenz nicht bewies. Um das verwirkte Leben zu löſen, ſollte er vom Haupte des eigenen Sohnes einen Apfel ſchießen. T. wagte den Schuß und traf glücklich, wurde aber trotzdem vom Landvogt nicht freigegeben, ſondern ſollte in die Burg Küßnacht übergeführt werden. Auf der Fahrt über den Vierwaldſtättерſee gelang es ihm jedoch während eines Sturmes, ſich am Arenberg (Tellsplatte) durch einen kühnen Sprung ans Land zu retten, worauf er ſich auf Schleichwegen nach Küßnacht begab und dort durch einen Pfeilſchuß aus einem Hinterhalt in der Hohlen Gaſſe den heimkehrenden Landvogt tötete und dadurch der Befreiung der Waldſtätte den Weg bahnte. Im J. 1315 ſoll er an der Schlacht am Morgarten teilgenommen und 1354 bei der Rettung eines Kindes aus dem angeſchwollenen Schächenbach den Tod gefunden haben.

Als Wahrzeichen T.s gelten die drei Tellskapellen und der Tellenturm und -Brunnen in Altdorf. Indeſſen ſind dieſe Monumente teils nachweislich neuen Datums, teils ſehr zweifelhaften Alters. Manches, was mit der Überlieferung von T. zuſammenhängt, namentlich die Exiſtenz des Vogts Geßler (ſ. d.), iſt urkundlich erſchüttert worden, und die ältern ſchweiz. Chroniſten, wie Johannes von Winterthur, Juſtinger von Bern und Hemmerlin von Zürich erwähnen T.s gar nicht, wo ſie von der Erhebung der Waldſtätte Bericht geben. Erſt das ſog. Weiße Buch des Archivs von Obwalden und die Chronik des Melchior Ruß, ſowie ein etwa gleichzeitiges Volkslied, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., haben die Geſchichte, wenn auch noch in rohen, unvollkommenen Umriſſen. Im 16. Jahrh. bringen dann Tſchudi und andere, aus denen Schiller für ſein Drama «Wilhelm T.» geſchöpft hat, die gewöhnliche, ſichtlich ausgeſchmückte Darſtellung. Auf dieſe Ausſchmückung iſt ſchwerlich ohne Einfluß das geweſen, was auswärtige Quellen überliefern. So erzählt ein dän. Chroniſt des 12. Jahrh., Saxo Grammaticus, von einem Schützen Palnatoke, den der Dänenkönig Harald Blauzahn zu gleichem Schuſſe gezwungen, und deſſen Pfeil ſpäter Harald erlegt habe. Die Isländer wiſſen von Palnatokes Pfeilſchuß nichts, legen ihn aber unter denſelben Umſtänden andern Männern bei, die teils viel früher, teils viel ſpäter lebten. Eine dieſer Sagen, die, wohl uralt, in die «Vilkinaſaga» des 14. Jahrh. aufgenommen iſt, erzählt dasſelbe von den mythiſchen Helden Eigil, dem Bruder Wielands des Schmieds. Desgleichen ein Volkslied des nördl. England von William of Cloudesly. Auch in Holſtein, am Oberrhein, in Norwegen an verſchiedenen Orten hat ſich dieſe Wanderſage lokaliſiert.

Vgl. Ideler, «Die Sage vom Schuſſe des T.» (Berl. 1836); Häuſſer, «Die Sage vom T.» (Heidelb. 1840); Hiſely, «Recherches critiques sur l'histoire

de Guillaume T.» (Lausanne 1843); Huber, «Die Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft. Mit einem Anhang über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm T.» (Innsbr. 1861); Vischer, «Die Sage von der Befreiung der Waldstätte nach ihrer allmählichen Ausbildung. Nebst Beilage: Das älteste Tellenschauspiel» (Lpz. 1867); Rochholz, «T. und Geßler in Sage und Geschichte» (Heilbr. 1877).

Tell el Kebir, ägypt. Dorf, Station der von Ismailia nach Zagazig führenden Eisenbahn, am Süßwasserkanal gelegen und am Ausgang des Wadi Tumilat nach dem Nildelta, wurde befestigt, als das brit. Heer unter Sir Garnet Wolseley sich im Aug. 1882 des Suezkanals bemächtigt hatte. Bei T. erlitt das ägypt. Heer unter Arabi Pascha 13. Sept. 1882 eine entscheidende Niederlage und wurde nach kurzem, für die Engländer fast verlustlosem Kampfe auseinandergetrieben. Arabi Pascha floh nach Kairo und ergab sich dort 14. Sept. der brit. Vorhut. In der Schlacht bei T. waren die Heere der Gegner von nahezu derselben Stärke, das britische zählte 13000 Mann Infanterie, 7800 Reiter und 66 Geschütze, das ägyptische 16000 Mann Infanterie, 8500 Reiter (meist Beduinen) und 60 Geschütze. Die Ägypter verloren 3000 Mann, alle Geschütze und viele Gefangene, die Engländer 396 Mann.

Tellenburg, s. unter Frutigen.

Teller (Wilh. Abrah.), verdienstvoller Theolog, geb. 9. Jan. 1734 zu Leipzig, wo sein Vater, Romanus T. (geb. 1703, gest. 1750), als Professor der Theologie und Prediger in Ansehen stand, studierte daselbst und erhielt hier 1755 eine Stelle als Katechet an der Peterskirche. Im J. 1761 folgte er dem Rufe als Generalsuperintendent, Professor der Theologie und Hauptpastor nach Helmstedt, als er sich aber wegen seiner freiern Ansichten vielfach angefeindet und verletzert sah, 1767 dem Rufe nach Berlin als Oberkonsistorialrat, Propst zu Kölln und erster Pastor an der Petrikirche. Hier wirkte er in voller Thätigkeit, bis er infolge des 1788 erlassenen Religionsedikts wieder manche harte Bedrückung erfahren mußte. Seit 1786 Mitglied der Akademie, las er hier 1802 seine Denkschrift auf den Minister von Wöllner vor. Er starb 9. Dez. 1804. Unter seinen Schriften, in denen Gelehrsamkeit und Unbefangenheit des Geistes sich kundgibt, sind hervorzuheben: «Lehrbuch des christl. Glaubens» (Helmstedt u. Halle 1764), «Wörterbuch des Neuen Testaments» (Berl. 1772; 6. Aufl. 1805), «Die Religion der Vollkommenern» (Berl. 1792), «Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christentums besonders» (Berl. 1792). Reich an praktischen Winken ist das von ihm herausgegebene «Neue Magazin für Prediger» (10 Bde., 1792—1801).

Tellerhammer, s. Fußhammer.

Tellerschnecken, s. Planorbiden.

Tellez (Frai Gabriel), bekannter unter dem Namen El Maestro Tirso de Molina, einer der berühmtesten dramatischen Dichter der Spanier, geb. um 1570 zu Madrid, wurde vor 1613 Mönch im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Madrid. Er bekleidete die wichtigsten Stellen in seinem Orden und wurde 1645 Komtur des Klosters Soria. Als solcher starb er 1648. In seiner dramatischen Laufbahn, die er unter dem Namen Tirso de Molina betrat, war er ein Schüler Lope de Vegas. Wie er selbst in seinen 1624 erschienenen «Cigarrales de Toledo», einer Sammlung von Novellen und Komödien, angibt, betrug die Zahl der von ihm verfaßten Komödien gegen 300. Doch sind von ihm nur 68 Komödien, einige Zwischenspiele und Autos sacramentales erhalten. Von den Komödien befinden sich 51 nebst 12 Zwischenspielen in der ungemein seltenen Sammlung seiner «Comedias» (5 Bde., Madr., Valencia und Tortosa 1627—36), 3 in den «Cigarrales» (Madr. 1624), und 14 sind einzeln gedruckt. Die Autos stehen in dem unter seinem wahren Namen herausgegebenen «Deleitar aprovechando» (Madr. 1635, u. 2 Bde., 1775). T. ist nach Lope de Vega und Calderon vielleicht der größte dramatische Dichter der Spanier und hat mit Bewußtsein die von Lope eingeschlagene nationale Richtung verfolgt. Die hervorragenden Verdienste seiner Dramen bestehen weniger in dem Kunstvollen des Plans als in der Mannigfaltigkeit und dem Reiz der Situationen, in der Frische und Lebendigkeit der Charakteristik, in dem Farbenschmelz der Bilder, in der kernigen Volkstümlichkeit der Figuren, in der Fülle des Witzes und in dem poetischen Glanze der Diktion. Besonders sind seine Lustspiele bezaubernd durch witzige Anmut, die sich aber oft bis zum sich selbst ironisierenden Humor steigert. Nicht minder bedeutend ist er auch in den ernsten Charaktergemälden, wie in der «Prudencia en la muger», welches zu den großartigsten Werken der span. Bühne gehört, in dem ergreifenden Stücke «Escarmientos para el cuerdo» und in dem tiefgedachten und mit glühenden Farben ausgeführten mystisch-ascetischen Drama «El condenado por desconfiado». Noch jetzt gehören zu den Lieblingsstücken der span. Bühne seine meisterhaften Comedias de capa y espada. Sein Don Juan («El burlador de Sevilla, ó el convidado de piedra») wurde von Molière nachgeahmt und von Dohrn ins Deutsche übersetzt. Erst in neuerer Zeit erschien eine gute Ausgabe seiner Komödien von Hartzenbusch (12 Bde., Madr. 1839—42) und eine von diesem besorgte Auswahl von T.' Stücken in der «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 5, Madr. 1850).

Tellkampf (Joh. Ludw.), namhafter deutscher Volkswirt und Abgeordneter, geb. 28. Jan. 1808 in Bückeburg, studierte in Göttingen, wurde 1831 Rechtsanwalt in Hannover, trat in dieser Stellung mit der Schrift «Über Verbesserung des Rechtszustandes in den deutschen Staaten» (Berl. 1835) an die Öffentlichkeit, habilierte sich 1836 als Docent zu Göttingen, verließ aber diese Stellung 1838 wegen des Umsturzes der hannov. Verfassung und begab sich auf wissenschaftliche Reisen. Er wurde Professor am Union-College im Staate Neuyork und 1843 am Columbia-College in Neuyork. Hier veröffentlichte er die Schrift «Über die Besserungsgefängnisse in Nordamerika und England» (Berl. 1844). Nachdem T. 1846 im Auftrage der preuß. Regierung zum Studium der Fragen betreffend die Einzelhaft eine Reise durch England, Frankreich und Nordamerika unternommen und in Neuyork für die Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Nordamerika und Deutschland gewirkt hatte, wurde er in demselben Jahre zu einer Professur der Staatswissenschaften nach Breslau berufen. Im Frühjahr 1848 wählten ihn die schles. Wahlkreise Schweidnitz und Waldenburg in die Deutsche Nationalversammlung, wo er Mitglied des Verfassungsausschusses

wurde und bis zum Frühjahr 1849 thätig war. Von 1849 bis 1851 wirkte T. als Mitglied des Verfassungsausschusses im preuß. Abgeordnetenhause mit andern Mitgliedern der liberalen Partei beim Zustandekommen der preuß. Verfassung und veröffentlichte «Beiträge zur Nationalökonomie und Handelspolitik» (2 Hefte, Lpz. 1851—53). Auf Vorschlag des Senats der Universität zu Breslau 1855 in das preuß. Herrenhaus berufen, gehörte er dort zu dessen liberalen Mitgliedern. Um diese Zeit gab T. die Broschüre «Über die neuere Entwickelung des Bankwesens in Deutschland» (Bresl. 1857; 4. Aufl. 1859) und «Essays on law reform, commercial policy, banks, penitentiaries, etc.» (Lond. 1859) heraus. In seiner Schrift «Die Prinzipien des Geld- und Bankwesens» (Berl. 1867) entwickelte er die leitenden Grundsätze, welche von der Gesetzgebung zu berücksichtigen seien. Endlich veröffentlichte er «Der Norddeutsche Bund und die Verfassung des Deutschen Reichs» (Berl. 1866) und «Über Arbeiterverhältnisse und Erwerbsgenossenschaften in England und Nordamerika» (Halle 1870). Im März 1871 wurde T. vom Wahlbezirke Hirschberg-Schönau in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er zur nationalliberalen Partei gehörte. T. starb zu Berlin 15. Febr. 1876.

Tellmuscheln (Tellinidae), ein in allen Meeren, auch in der Ostsee vorkommendes, aus 11 Gattungen und etwa 550 Arten bestehendes Lamellibranchiergeschlecht, mit zarten, schmalen, gleichseitigen oder vorn verlängerten, oft hinten, auch vorn klaffenden Schalen; die T. graben sich und zwar manche Arten gesellig in Schwamm und Sand ein. Viele werden von Küstenvölkern gegessen; aus einer Art (Tellina gari) wird in Amboina eine in ganz Indien berühmte Tunke, Bacassan genannt, bereitet.

Tell-Nimrud, s. unter Nimrod.

Tellskapellen, d. h. Kapellen zum Andenken Wilhelm Tells, gibt es in der Urschweiz drei. Die eine steht zu Bürglen, dem Geburtsorte Tells, die andere zu Küßnacht an der Hohlen Gasse, die dritte und wichtigste auf der Tellsplatte am Axenberg; die letztere wurde 1880 neu erbaut und mit Fresken aus der Tellssage von dem baseler Maler Stückelberger ausgestattet. Ihre Einweihung 1883 gestaltete sich zu einem großartigen Volksfeste, das deutlich bewies, wie fest die Tellssage trotz des negativen Resultats der histor. Kritik im Volksbewußtsein der Urschweiz wurzelt.

Tellsplatte, s. unter Tell.

Tellur (chem. Zeichen oder Symbol Te; Atomgewicht = 125), ein Element, welches 1782 von Müller von Reichenstein in goldführenden Erzen Siebenbürgens entdeckt, jedoch erst 1798 von Klaproth in Berlin und 1830—34 von J. Berzelius genauer untersucht wurde. Es kommt im Mineralreiche gediegen vor, besonders aber in Verbindung mit Gold, Silber, Blei und Wismut. Die tellurhaltigen Erze hat man in Ungarn und Siebenbürgen und in neuerer Zeit auch in namhafter Menge in mehrern Staaten der Nordamerikanischen Union gefunden. Das reine T. besitzt fast alle Eigenschaften eines Metalls, ist von starkem Metallglanz, fast silberweiß, von krystallinischem Gefüge (krystallisiert heragonal wie Wismut, Antimon und Arsen), ist spröde, hat ein spezifisches Gewicht von 6,18, schmilzt bei etwa 500° C. und löst sich in konzentrierter Schwefelsäure mit purpurroter Farbe auf. Sein Dampf hat goldgelbe Farbe. An der Luft erhitzt verbrennt das T. mit hellbrauner grünumsäumter Flamme unter Bildung eines schwach sauer riechenden Dampfes von telluriger Säure. Gleich dem Schwefel und dem Selen, mit denen es in chem. Hinsicht große Analogie zeigt, verbindet es sich mit Wasserstoff zu Tellurwasserstoff, ein farbloses Gas, das dem Schwefelwasserstoff ähnlich riecht, mit Sauerstoff zu telluriger Säure und zu Tellursäure.

Tellurblei oder Altait, ein reguläres, aber gewöhnlich körnige Aggregate bildendes Mineral von zinnweißer Farbe, die sich bald durch Anlaufen in Gelb verwandelt, der Härte 3 bis 3,5 und dem spezifischen Gewicht 8,1 bis 8,2. Die chemischen Analysen führen auf die Formel PbTe, mit einem prozentarischen Gehalt von 61,78 Blei und 38,22 Tellur, bisweilen mit einer ganz geringen Silbermenge; es schmilzt schon im Kolben und ist in Salpetersäure leicht löslich. Fundorte sind: Bontddu zwischen Dolgelly und Barmouth in Nordwales, die Grube Sawodinskoi im Altai, das Calaverasgebiet in Californien, die Red-Cloud-Grube in Colorado, die Grube Condoriaco in Chile.

Tellurisch, s. unter Tellus.

Tellurismus, s. unter Tellus.

Tellurit oder Telluroder, ein aus telluriger Säure, TeO_2, bestehendes Mineral, welches ganz kleine, glas- bis harzglänzende Kugeln und Halbkugeln von radialfaseriger Zusammensetzung und gelblich- oder graulichweißer Farbe, auch wohl einzelne, pyramidal oder prismatisch entwickelte Kryställchen bildet, und selten zu Facebay und Zalathna in Siebenbürgen, sowie mit andern Tellurerzen auf einigen Gruben in Colorado vorkommt.

Tellurium (vom lat. tellus, Erde) heißt ein Modell, welches den Zweck hat, den Wechsel der Jahreszeiten, die Veränderung der Tageslängen, sowie das Eintreten von Finsternissen der Sonne und des Mondes während des jährlichen Umlaufs der Erde um die Sonne zur Anschauung zu bringen.

Tellus (lat.), d. i. Erde im kosmologischen Sinne, deshalb gleichbedeutend mit Gäa (s. d.). Tellurisch heißt das, was sich auf die Erde (z. B. Bestandteile) bezieht. Tellurismus nennen einige den sog. tierischen Magnetismus (s. d.).

Telmessos, im Altertum Stadt an der Nordwestküste von Lykien in einer sichern geräumigen Hafenbucht, einem Teile des nach der Stadt auch Glaucus sinus benannten Meerbusens. T. war früh berühmt durch seine Weissager; im 5. Jahrh. v. Chr. gehörte es als selbständige Stadt zum attischen Seebunde, wurde im 4. Jahrh. lykisch, kam auf kurze Zeit ans Pergamenische Reich, nach dessen Ende an Lykien und mit demselben im J. 44 n. Chr. an Rom. Unter den zahlreichen Resten des Altertums ragen Grabmäler hervor, die in den Felsen gehauen sind und Tempelfronten nachahmen. Jetzt liegt auf der Stelle die Stadt Makri mit 400 Häusern, deren Name wie der des Golfs von dem antiken Namen der vorgelagerten kleinen Insel Makris entlehnt ist. Vgl. Benndorf und Niemann, «Reisen in Lykien und Karien» (Wien 1884).

Telók-Betóng, s. unter Lampongs.

Tel-pos oder Telposis, auch Töll-pos, bei den Ostjaken Ne-Pubi-Ur genannt, ein Berg im nördl. Ural, im Gouvernement Wologda unter 63°54′ nördl. Br. und 75°55′ östl. L. (von Ferro), am linken Ufer des Flusses Schtschugor (ein rechter Nebenfluß der Petschora). Der T. besteht aus

zwei Gipfeln, von welchen der östliche 1689, der westliche 1640 m Höhe erreicht. Er ist die größte Erhebung im Uralgebirge und zeigt schon im August Schneeflecken; ewigen Schnee trägt er nicht.

Telschi, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kowno, am See Mastis, mit (1883) 10800 E., darunter 6500 Juden, ist eine sehr alte Stadt Litauens, die in der Geschichte dieses Landes eine hervorragende Rolle spielt; gegenwärtig ist ihr Handel mit Flachs und Getreide nicht unbedeutend.

Teltow, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, an der Beeke, 14,8 km südwestlich von Berlin, hat (1885) 2648 E., die sich hauptsächlich mit dem Bau der kleinen weißen schmackhaften Teltower Rüben beschäftigen, die, als Gemüse beliebt, von dem Orte den Namen tragen und weit und breit verführt werden. Beachtenswert ist der in neuerer Zeit im altdeutschen Stil erbaute schöne Kirchturm. — Der Kreis Teltow zählte 1885 auf 1645 qkm 163145 E.

Teltsch (slaw. Telč), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Datschitz im südwestl. Mähren, liegt, von Teichen umgeben, in einem freundlichen Kesselthale südlich von Iglau, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Museum, eine Oberrealschule in schönem, neuem Gebäude, eine Kaserne in der ehemaligen Jesuitenkirche, eine Wollwaren- und eine Tuchfabrik, und zählt (1880) 5116 E., welche sich neben den städtischen Gewerben mit Landwirtschaft in größerm Umfange befassen. Das Schloß, Eigentum der gräfl. Familie Podstatsky-Liechtenstein, wurde 1553—80 von dem Gutsherrn Zacharias von Neuhaus in ital. Renaissancestil erneuert und enthält in seinem goldenen Saale, im Marmorsaale und in der Rüstkammer merkwürdige Einzelheiten.

Telugu, dekhanische Sprache, s. unter Indische Sprachen, Bd. IX, S. 577a.

Telut, Gruppe der Marschallinseln, s. Jaluit.

Telyn, die Leier der altnord. Sänger.

Tem., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Coenraed Jakob Temminck, geb. 1778, gest. 1858 (Zoolog).

Temenos (grch.), abgesondertes Stück Land, besonders zu heiligem Gebrauch; Tempelbezirk.

Temes (spr. Temesch), bei den Alten Tibiscus, ein linker Nebenfluß der Donau, entspringt in dem Gebirge der ehemaligen banatischen Militärgrenze, fließt anfangs südwestwärts, wendet sich aber alsbald durch die Paßgegend des Teragovaer und Szlatinaer Schlüssels gegen Norden, fließt dann in einem großen, gegen Süden geöffneten Bogen mit zahlreichen Krümmungen durch das Banat und mündet unterhalb Pancsova in die Donau. Die T. ist 440,2 km lang, erreicht eine Breite von 64 m, wird anfangs zum Holzflößen, dann zur Schiffahrt benutzt, nimmt links die Bogonicz und Berzava auf und erteilt dem Begakanal, der die Verbindung mit der Theiß herstellt, mittels des von Kosztil bis Kiszetó reichenden Zwischenkanals zum Teil das Speisewasser. Nach der T. wurde das Temeser Banat benannt, jenes Gebiet, welches, zwischen der Maros im Norden, der Theiß im Westen, der frühern Militärgrenze und Siebenbürgen im Süden und Osten gelegen und die drei Komitate Torontal, Temes und Krassó begreifend, 1849 mit der Serbischen Wojwodschaft zu einem eigenen Kronlande der österr. Monarchie vereinigt, im Dez. 1860 jedoch (bei Aufhebung dieses Kronlandes) wieder dem Königreich Ungarn zurückgegeben wurde.

Das Temeser Komitat gehört zum ungar. Kreise jenseit der Theiß und zählt auf 7135,75 qkm (1880) 396045 E., von denen 39,02 Proz. Rumänen, 35,96 Proz. Deutsche, 14,55 Proz. Serben und Kroaten, 6,80 Proz. Magyaren sind; außerdem leben hier noch Bulgaren, Zigeuner u. a. Der Konfession nach zerfällt die Bevölkerung in 40,79 Proz. röm.-katholiken, 50,74 Proz. Griechisch-Orientalische, 2,81 Proz. griech.-katholiken, 2,35 Proz. Lutheraner, 1,93 Proz. Juden und 1,29 Proz. Reformierte. Das Gebiet ist im Süden gebirgig, im Norden hügelig; der Boden im allgemeinen fruchtbar und gut bebaut. An den Abhängen der Berge und Hügel gedeiht die Rebe vortrefflich. Das Komitat hat 11 Stuhlbezirke, 2 königl. Freistädte, 2 Städte mit geregeltem Magistrat, 15 Marktflecken und 207 Dörfer. Hauptstadt ist Temesvár (s. d.).

Temesvár, Freistadt und Festung, zugleich auch Hauptort des Temeser Komitats in Ungarn, an beiden Ufern des Begakanals, Station der Linie Arad-T. der Ungarischen Staatsbahnen und der Linien Marchegg-Orsova und T.-Bazias der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, zählt (1880) 33694 E., zum größten Teil (56,6 Proz.) Deutsche, und ist Sitz des Obergespans und der Komitatsbehörde, eines Generalkommandos, eines Festungskommandos und anderer militärischer und administrativer Behörden, eines kath. Bischofs mit Domkapitel und eines griech.-orient. Bischofs. Der Ort zerfällt in die eigentliche Stadt (Festung) und die drei Vorstädte Fabrik, Josephstadt und Meierhöfe. Als eine vierte Vorstadt ist der nahegelegene Ort Mehala zu betrachten. Zu den schönsten Gebäuden zählen die Synagoge, die kath. Kirche, von Maria Theresia erbaut, und die griech. Domkirche, das Diksterialgebäude, in welchem sich die meisten Behörden befinden, das Stabs- und Generalkommandogebäude, das Zeughaus, die neue Realschule, das Franz-Josephstheater und das Rathaus. Unter den öffentlichen Monumenten ist die Gedächtnissäule zur Erinnerung an die Belagerung von 1849 (vom böhm. Bildhauer Max) zu erwähnen. An Bildungsanstalten besitzt T. ein Obergymnasium, eine Staatsoberrealschule, eine konzessionierte Privat-, Bürger- und Mittelhandelsschule und neben den Kommunalunterrichtsanstalten eine Mädchenbürgerschule und Pensionat. Der Fabrik- und Handwerkbetrieb, besonders in Holz, Spiritus, Mehl und Leder, ist nicht unbedeutend. Wichtiger jedoch ist der Handel, der durch eine Filialanstalt der Österreichisch-Ungarischen Nationalbank gefördert wird. Der Verkehr mit der Stadt wurde neuerdings durch teilweise Abtragung der Festungswerke erleichtert.

Die Stadt soll schon zur Zeit der Eroberung Daciens durch die Römer unter dem Namen Zambara bestanden und unter den Avaren Beguey geheißen haben. Der Name T. kam unter König Ladislaus auf. Die Stadt kam 1242 in die Gewalt der Tataren und wurde zerstört. Doch schon 1311 findet sie sich wieder als fest und volkreich bezeichnet. Während der Türkenkriege spielte sie eine bedeutende Rolle. Hunyady ließ 1443 das feste Schloß an der Stelle des heutigen Zeughauses aufführen. Vor den Thoren der Stadt ward 1514 der Bauernanführer Georg Dózia auf das Haupt geschlagen, er selbst gefangen genommen und nebst 40 andern Rädelsführern auf das grausamste hingerichtet. Von dem Beglerbeg Mohammed Sokolli 1561

fruchtlos belagert, wurde T. 1552 von Beglerbeg Achmed nach heldenmütiger Verteidigung bezwungen. Stephan Losonzy hielt sich mit einer Besatzung von 2210 Mann gegen 160000 Türken ruhmvoll vier Wochen, wurde jedoch kapitulierend mit dem Reste seiner Genossen niedergehauen. Durch den siebenbürger Fürsten Sigmund 1596 zum vierten, 1597 durch dessen Kanzler Stephan Jósika zum fünften mal, 1696 durch den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, zum sechsten mal ohne Erfolg belagert, wurde es endlich 1716 durch Eugen von Savoyen zum siebenten mal belagert und nach 164jähriger Botmäßigkeit wieder vom türk. Joche befreit. Infolge dessen wurde die heutige Festung angelegt, zu diesem Behufe die alte Stadt bis auf das Schloß Hunyads geschleift und nach einem neuen Plane aufgebaut. T. ward 1781 zur königl. Freistadt erhoben. Vom 25. April bis 9. Aug. 1848 wurde sie von dem ungar. General Graf Vécsey vergebens belagert. Am 9. Aug. 1849 besiegte zwischen T. und Klein-Becskerek Haynau die Ungarn unter Dembinski und Bem. Die Folge war der Entsatz T.s. Von 1849 bis 1860 war T. die Hauptstadt der Serbischen Wojwodschaft und des Temeser Banats. Vgl. Preyer, «Monographie der königl. Freistadt T.» (Temesvár 1853).

Temir-Chan-Schura, d. h. See des Chan Temir, Kreisstadt in der russ. Provinz Daghestan im Kaukasus, im Thale des Flüßchens Erpili-Osen mit (1883) 4383 E. Bei der Stadt befand sich früher ein jetzt ausgetrockneter See, welcher Eigentum eines tatarischen Chans war. Im J. 1834 wurde T. befestigt und gilt jetzt als einer der festesten und bedeutendsten Punkte der Provinz in militärischer Beziehung.

Temme (Jodocus Donatus Hubertus), deutscher Rechtsgelehrter und Romanschriftsteller, geb. 22. Okt. 1798 zu Lette in Westfalen, aus einer alten kath. Beamtenfamilie stammend, studierte in Münster und Göttingen und begann 1817 seine juristische Laufbahn. Als Erzieher eines Prinzen von Bentheim-Tecklenburg besuchte er noch 1821—24 die Hochschulen von Heidelberg, Bonn und Marburg. Von 1832 an bekleidete er verschiedene gerichtliche Beamtenstellen, kam 1839 als zweiter Direktor des Kriminalgerichts nach Berlin und ward 1844 als Direktor des Stadt- und Landgerichts nach Tilsit versetzt. Nach den Märzereignissen von 1848 ward T. als Staatsanwalt nach Berlin berufen und im Juli 1848 Direktor des Oberlandesgerichts zu Münster. In die preuß. Nationalversammlung gewählt, gehörte er zu den Führern der entschiedenen Linken. Wegen seiner Beistimmung zum Beschlusse der Steuerverweigerung forderte das Oberlandesgericht Münster die Entfernung T.s vom Amte und leitete zugleich deshalb die Kriminaluntersuchung auf Hochverrat gegen ihn ein. Während seiner Untersuchungshaft ward er aber in die deutsche Nationalversammlung und nicht lange nachher von mehrern Wahlkreisen in die preuß. Nationalversammlung gewählt. Er beteiligte sich an den Beschlüssen der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt und Stuttgart, weshalb er bei seiner Rückkehr nach Münster 4. Juli 1849 abermals verhaftet und wegen Hochverrats in Untersuchung gezogen wurde. Nach neunmonatlicher Haft sprach ihn zwar das Schwurgericht frei, doch erhielt er auf dem Wege des Disciplinarverfahrens seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er selbst veröffentlichte hierüber die Schrift «Die Prozesse gegen Jodocus T.» (Braunschw. 1851). Von 1851 bis 1852 übernahm T. die Redaction der «Neuen Oderzeitung» in Breslau, schuf sich als Rechtskonsulent einen Erwerbszweig und folgte später einem Rufe an die Hochschule zu Zürich, wo er als Lehrer und Schriftsteller vielfach thätig war. Er gab im Gebiete der juristischen Litteratur verschiedene Werke heraus und fand besonders als Kriminalist in weiten Kreisen Anerkennung. Namentlich aber machte er sich einen Namen auf dem Gebiete des Kriminalromans und der Kriminalnovelle. Unter anderm erschienen von ihm: «Deutsche Kriminalnovellen» (4 Bde., Lpz. 1858—59), «Kriminalnovellen» (10 Bde., Berl. 1860—63), «Dunkle Wege» (3 Bde., Berl. 1862—63), «Schwarzort» (3 Bde., Berl. 1863), «Die Heimat» (3 Bde., Lpz. 1868) und «Die Generalin» (4 Bde., Lpz. 1877). T. starb 14. Nov. 1881 in Zürich. Nach seinem Tode erschien «Erinnerungen» (herausg. von Born, Lpz. 1883).

Temmermetten, s. unter Finstermetten.

Temnikow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, 359 km im NNW. von der Gouvernementsstadt, an der schiffbaren Molscha, mit 13696 E. T. hat Eisengießereien und Fayencefabriken, sowie Handel mit Holz, andern Waldprodukten, Getreide und Flachs.

Tempe (d. h. Einschnitt) nannten die alten Griechen speziell die von den Byzantinern Lykostomo (Wolfsrachen), von den Türken Bogaz (Engpaß) genannte, durch ihre mit großartiger Wildheit verbundene Anmut mit Recht berühmte Thalschlucht im nordöstl. Thessalien, welche sich, vom Peneios durchströmt, in der Länge von 6 km zwischen den meist ganz schroff abfallenden Felswänden des Olympos und den Abhängen des Ossa hinzieht. Der Fluß fließt in stetem und ruhigem Laufe, hier und da eine kleine Insel bildend, bald breiter, bald durch die vortretenden Felsen in ein schmales Bett gedrängt, unter einem Laubdache mächtiger Platanen, durch welches die Sonnenstrahlen nicht durchdringen, hin. Seinem rechten Ufer folgt die alte Heerstraße, die an mehrern Stellen, wo auch die Abhänge des Ossa unmittelbar an den Fluß hinantreten, aus dem Felsen gearbeitet war. An einer breitern Stelle stand ein berühmter Altar des Apollon, nach welchem von Delphi (s. d.) aus alle acht Jahre eine Prozession gesandt wurde. Die militärische Wichtigkeit des Thals, das den Haupteingang Thessaliens von Macedonien her bildete, war die Veranlassung zur Anlage verschiedener Kastelle zum Schutze desselben, unter welchen das am westl. Eingange oberhalb des linken Ufers des Peneios gelegene Gonnos das bedeutendste war. Vgl. Kriegk, «Das thessalische T.» (Lpz. 1835).

Tempel (lat. templum) heißt ursprünglich ein von einem Augur durch seinen Stab in vorgeschriebener feierlicher Weise am Himmel und auf der Erde abgegrenzter Raum. (S. Augurn.) Da auf dem zum Zwecke der Beobachtung der Auspicien abgegrenzten Raum oftmals Bauten errichtet und die meisten Heiligtümer von Göttern nur auf solchen Räumen angelegt wurden, so hieß dann im allgemeinen jedes für gottesdienstliche Zwecke bestimmte Gebäude bei den Römern T., ein Name, der dann von ihnen auch für die Heiligtümer und heiligen Gebäude anderer Völker, namentlich der Griechen, in Gebrauch genommen und seither der

allgemeine Name dafür geworden iſt. Der griech. T. ſtand regelmäßig auf einem Unterbau mit mehrern Stufen. Er hatte gewöhnlich einen rechteckig oblongen Grundriß und war an ſeinen Schmalſeiten mit Giebeln (urſprünglich einem Vorrecht des T., welches keinem Profanbau zukam) verſehen. Auf der Oſtſeite tritt man durch eine auf Säulen ruhende Vorhalle (Pronaos) in die Cella (Naos), an deren Weſtwand das verehrte Götterbild ſtand. Größere T. haben gewöhnlich noch eine hintere Halle (Opisthodomos). Oft war die Cella mit ihren Vorhallen noch von allen Seiten mit einer Säulenhalle umgeben (Peripteros). Beleuchtet wurden kleine T. durch die Thür, große durch eine Öffnung im Dache (Hypaethros). Neuere wollten eigentliche Kulttempel und Agonaltempel unterſcheiden, aber mit Unrecht. Im übrigen unterſcheidet man nach der Plananlage eines T. den Antentempel, deſſen Vorhalle außer auf Säulen auf vorſpringenden Pfeilern ruhte, den Doppel-Antentempel (mit einer vordern und einer hintern Halle), den (Naos) Proſtylos (mit einer Vorhalle auf Säulen allein), Amphiproſtylos (mit zwei Vorhallen, einer vordern und einer hintern), Peripteros (mit einer umlaufenden Säulenhalle, ſ. Tafel: Bauſtile II, Fig. 2), Dipteros (mit einer umlaufenden doppelten Säulenhalle) u. ſ. w. Die röm. Tempel wurden unter griech. Einfluſſe ähnlich gebildet, doch gewöhnlich mit einigen durch die Vorſchriften der Augurn herbeigeführten Abweichungen, namentlich pflegte die Vorhalle derſelben tiefer zu ſein, während die hintern Hallen wegblieben. (S. Bauſtile.) In der neuern Baukunſt heißen T. die Gotteshäuſer der Juden. (S. Synagoge.)

Bei einigen Nationen konzentrierte ſich die Kraft und Kunſt in der Errichtung eines einzigen großartigen T. Beſonders konnten ſich die Israeliten nur Eine Stätte der Verehrung des Einen wahren Gottes denken und fanden darum den Vereinigungspunkt ihrer Religionsübung in dem T. zu Jeruſalem, der ihnen zugleich der Mittelpunkt ihrer Vaterlandsliebe, ihr Nationalheiligtum wurde. Den erſten T. baute ihnen hier der König Salomo auf dem Berge Moria mit Hilfe phöniz. Meiſter. Es war (nach 2 Chron., Kap. 3 u. 4; Ezech., Kap. 40—42) ein ſteinernes, rechteckiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an drei Seiten mit 90 Seitenzimmern umſchloſſen, welche in drei Stockwerken übereinander aufſtiegen und zur Bewahrung der Schätze und Gerätſchaften des T. dienten, an der vordern offenen Seite aber mit einer 10 Ellen breiten Vorhalle geziert, vor welcher ſich in Weiſe der ägypt. Obelisken zwei eherne Säulen, Jachin und Boas (Baos) (d. h. Jahve ſtützet mit Macht), erhoben. Eine Flügelthür aus Ölbaum- und Cypreſſenholz führte in das Innere. Dieſes teilte ſich in den Hinterraum von 20 Ellen Länge, Breite und Höhe, welcher das Allerheiligſte hieß, die Bundeslade zwiſchen 2 Cherubsgeſtalten enthielt und durch eine Bretterwand aus Cedernholz mit einer Flügelthür von Ölbaumholz nebſt einem Vorhang von dem 40 Ellen langen Vorderraum oder dem Heiligen geſchieden war, worin 10 goldene Leuchter, der Schaubrottiſch und der Räucheraltar ſtanden. Beide mit Cedernbalken und Cedernbrettern bedeckte Räume waren an den Wänden, das Allerheiligſte auch am Boden und an der Decke kunſtreich mit Holzwerk (Cedern von Libanon) getäfelt. Dieſes durfte nur von dem Hohenprieſter am großen Verſöhnungstage, das Heilige nur von den zum Tempeldienſt beſtimmten Prieſtern betreten werden. Das Tempelhaus umgab ein innerer Vorhof mit dem Brandopferaltar, dem Reinigungsbecken und andern Gerätſchaften. Eine ſteinerne Einfaſſung und Stakete von Cedernholz ſchieden dieſen Prieſterhof von dem äußern für das Volk, den wieder eine Mauer mit einem Geländer umſchloß. An der Stelle dieſes durch die Babylonier zerſtörten erſten T. bauten die aus der Babyloniſchen Gefangenſchaft zurückgekehrten jüd. Stämme unter Serubabel einen zweiten von derſelben Form, doch von geringerer Größe und Pracht. Herodes d. Gr. baute ihn nach einem größern Maßſtabe um und umgab ihn mit drei terraſſenförmig aufſteigenden Vorhöfen. Der untere derſelben, 500 Ellen ins Gevierte, war auf drei Seiten von doppelten, auf der vierten ſüdlichen von dreifachen Säulengängen, worunter öſtlich die ſog. Vorhalle Salomos, umringt und hieß der Heidenvorhof, weil darin Menſchen von allen Nationen verkehren durften. Dieſen ſchied ein drei Ellen hohes ſteinernes Gitter von den innern Vorhöfen des T., deren äußerſter gegen Oſten den 135 Ellen ins Gevierte faſſenden Raum bildete, wo die jüd. Frauen ſich zur Andacht verſammelten. Von da ſtieg man auf 15 Stufen, daher 15 Stufenpſalmen, durch 10 Thore zu dem großen Vorhof hinauf, und zwar zunächſt zu der Abteilung für israel. Männer, und von da zu dem durch ein eiſernes Gitter abgeſchloſſenen Vorhof des Tempelhauſes ſelbſt, welcher nur von den Prieſtern betreten wurde. In deſſen Mitte ſtand, 12 Stufen höher, das Tempelhaus von weißem Marmor mit reicher Vergoldung, 100 Ellen lang und hoch, 60 Ellen breit, mit einer 100 Ellen hohen und breiten Vorhalle und drei Stockwerken Seitenzimmer, wie bei dem erſten T. Gemächer zu Verſammlungen füllten das obere Stockwerk über der Decke des innern T. aus. Nach der Zerſtörung durch Titus im Aug. 70 n. Chr. wurde der T. nicht wiederhergeſtellt. Ein dürftiges Nachbild desſelben hatte der Prieſter Onias IV. ſchon um 150 v. Chr. zu Leontopolis in Ägypten erbaut; doch wurde dieſer turmähnliche T. bereits unter Veſpaſian wieder zerſtört. Vgl. Bähr, «Der Salomoniſche T.» (Karlsr. 1848); Roſen, «Das Haram von Jeruſalem und der Tempelplatz des Moria» (Gotha 1866); Spieß, «Der T. zu Jeruſalem nach Joſephus» (Berl. 1880); Diepolder, «Der Tempelbau der vorchriſtl. und chriſtl. Zeit» (Lpz. 1881).

Tempel (Ernſt Wilh. Leberecht), Aſtronom, geb. 4. Dez. 1821 zu Nieder-Cunersdorf in der Lauſitz, war urſprünglich Lithograph, und wandte ſich erſt ſpäter der Aſtronomie zu. Er wurde Leiter der Sternwarte zu Marſeille, ging 1870 nach Italien und iſt jetzt Direktor der Sternwarte zu Arcetri bei Florenz. Er entdeckte 5 Aſteroiden und eine Anzahl von Kometen, unter denen ſich auch der durch ſeine von Schiaparelli erkannte Beziehung zu den Sternſchnuppen des November berühmte Komet von 1866 befindet. Mit zeichneriſchem Talent begabt, hat er ſich auch durch ſeine Beobachtungen der Nebelflecke verdient gemacht.

Tempelburg, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Neuſtettin, zwiſchen dem Zepplinſee und dem Drahnſee, Station (3 km vom Ort) der Linie Ruhnow-Konitz der Preußiſchen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4433 meiſt prot. E.,

und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Ackerbau und Viehzucht. T. wurde 1291 von Tempelrittern gegründet.

Tempelgesellschaft (Tempelverein, deutscher Tempel), eine württemb. chiliastische Gemeinschaft, 1854 von Christoph Hoffmann gegründet zu dem Zwecke, sämtlichen bestehenden christl. Kirchen in dem sog. Tempel eine neue Gesellschaft entgegenzustellen, in der das ursprüngliche Christentum erneuert und die Menschheit auf die Wiederkunft Christi vorbereitet werden sollte. Nach anfänglich mißlungenen Versuchen, sich in Palästina niederzulassen, gelang es der T., seit 1868 die drei Niederlassungen Haifa, Jaffa und Sarona an der syr. Küste zu gründen, die im J. 1884 mit Einschluß einiger Kolonisten in Jerusalem 1300 Bewohner umfaßten. Die Leitung der Gemeinschaft, die in Jaffa ein Krankenhaus und eine höhere Schule besitzt und sich um die Bodenkultur unleugbare Verdienste erworben hat, war zuerst in den Händen von Hoffmann, Chr. Paulus und Hardegg, später ausschließlich in denen Hoffmanns und seit 1884 bei einem Ausschuß, an dessen Spitze jetzt Paulus steht. Hoffmann selbst, der immer mehr von seinen apokalyptischen Schwärmereien zu liberalen, rationalistischen Ansichten kam, starb 8. Dez. 1885. Das Hauptorgan der T. ist die aus der «Süddeutschen Warte» (seit 1844) entstandene «Warte des Tempels» (seit 1877). Vgl. Hoffmann, «Das Christentum im 1. Jahrh.» (Stuttg. 1853); derselbe, «Occident und Orient» (Stuttg. 1875); derselbe, «Mein Weg nach Jerusalem» (Stuttg. 1882).

Tempelherren oder Tempelbrüder, auch Templer (Templarii), hießen die Mitglieder eines geistlichen Ritterordens, der, wie die Orden der Johanniter und der Deutschen Ritter, seinen Ursprung den Kreuzzügen verdankte. Einige Waffengefährten Gottfrieds von Bouillon, Hugo von Payens und Gottfried von Saint-Omer, traten 1118 mit sieben andern franz. Rittern in eine Gesellschaft zusammen, welche zum Zweck hatte, die nach den heiligen Orten wallfahrtenden Pilger vor den Anfällen der Sarazenen zu schützen. Der Bund legte vor dem Patriarchen von Jerusalem das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armut ab. In den ersten Jahren lebten die Brüder äußerst dürftig. Der König Balduin II. von Jerusalem räumte ihnen einen Teil seines Palastes ein, der auf der Stelle des Salomonischen Tempels erbaut sein sollte und dicht neben der Kirche des Heiligen Grabes lag. Von diesem ersten Wohnsitze nannten sich fortan die Ordensglieder Templer, und auch ihre Ordenshäuser, z. B. in Paris, erhielten den Namen «Tempel». Papst Honorius II. bestätigte den Orden 1127 auf dem Konzil zu Troyes und verlieh ihm die ersten Statuten. Der Zweck des Ordens wurde dabei erweitert, indem die Templer unter kanonischer Disciplin und mönchischer Ascese ihr Leben im Kampfe gegen die Ungläubigen zur Bewahrung des Heiligen Grabes hinbringen sollten. Bald erhielten die Ritter für ihren Dienst die ansehnlichsten Geschenke und Vermächtnisse in Europa wie in Palästina. Ihre großen Privilegien bestätigte und vermehrte 1172 Alexander III. Von jeder andern Gewalt unabhängig standen sie unmittelbar unter dem Papste und waren befreit von allen Zehnten, Zöllen und Abgaben. Die Zucht des Ordens ward infolge des zunehmenden Reichtums und Wohllebens bald erschüttert, und sehr früh, schon seit dem Anfang des 13. Jahrh., wurde er selbst von Päpsten ketzerischer Neigungen beschuldigt; doch blieb ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit unvermindert. Um die Mitte des 13. Jahrh. stand der Orden in höchster Blüte und besaß nahezu 9000 Komtureien, zahllose Güter und reiche Einkünfte. Viele angesehene Leute beiderlei Geschlechts pflegten als Affiliierte, Donaten und Oblaten in ein Verhältnis mit dem Orden zu treten. Durch diese Affiliierten, die häufig auch ihr Vermögen verschrieben, gewann der Orden Einfluß in allen Kreisen des bürgerlichen Lebens. Ein Noviziat hielten die Templer nicht. Das Oberhaupt des Ordens war der Großmeister, der fürstl. Rang besaß. Ihm folgten die Großprioren, welche die Provinzen regierten. Die höchste Gewalt lag in dem aus den Ordensobern und einigen berufenen Rittern zusammengesetzten Generalkapitel, dessen Stelle jedoch in gewöhnlichen Fällen und Zeiten das Kapitel zu Jerusalem einnahm. Überdies verhandelte jedes große Ordenshaus seine Angelegenheit in einem eigenen Kapitel. Alle Ordensglieder trugen als Zeichen der Keuschheit einen hanfenen Gürtel. Die Geistlichen führten weiße, die Servienten dagegen schwarze oder graue Kleidung. Die Ritter trugen über ihrer Rüstung einen weißen Mantel, welcher auf der linken Seite mit einem achtspitzigen roten Kreuze geziert war.

Trotz der Tapferkeit der Ritterorden haben ihr Stolz und ihre Unbotmäßigkeit, vorzüglich die bis zu offenem Kampf gesteigerte Eifersucht zwischen den Templern und Johannitern, viel zum Verlust des Heiligen Landes beigetragen; als die christl. Herrschaft in Syrien 1291 zu Grunde ging, wandte sich der Großmeister der Templer nach der Insel Cypern, wo er sich zu Limisso niederließ. Die meisten und reichsten Besitzungen aber hatten sie in Frankreich, und diese reizten die Habsucht König Philipps IV., während zugleich ihre großen Vorrechte unerträglich, ihre Macht gefährlich war. Zum Gehorsam gegen den Papst verpflichtet, hatten sie gegen ihn zu Bonifaz VIII. gehalten. Als in Clemens V. ein vom König ganz abhängiger Papst erhoben war, beschloß er ihren Untergang. Der Papst lud die Großmeister der Templer und Johanniter nach Frankreich, um über einen neuen Kreuzzug zu beraten, aber nur der Templer Jakob von Molay kam. Um dieselbe Zeit (1307) traten, wahrscheinlich auf Anstiften des Königs, Ankläger auf, welche die furchtbarsten Beschuldigungen, namentlich auf Götzendienst, Verleugnung Christi und unnatürliche Ausschweifungen gegen den Orden erhoben. Dann ließ der König 13. Okt. 1307 sämtliche Templer in Frankreich auf einmal einziehen und durch den Großinquisitor, seinen Beichtvater, mittels der Folter Geständnisse erpressen. Clemens V. versuchte vergeblich Widerstand: er setzte eine Untersuchungskommission ein und gebot durch Bulle vom 12. Aug. 1308 eine Untersuchung gegen die Templer in allen Ländern. Da die Kommission nicht rasch genug vorwärts kam, ließ der Erzbischof von Sens mit seinem Provinzialkonzil 54 Templer, welche ihre Aussagen widerrufen hatten, 12. Mai 1310 als rückfällige Ketzer verbrennen. Der Schrecken lähmte die ohnehin möglichst erschwerte Verteidigung. Erst seit dem 3. Nov. nahmen die Kommissare die Verhöre wieder auf und schlossen endlich 26. Mai 1311 die Untersuchung. Allmählich gingen beim Papst auch die Akten aus

den andern Ländern ein; nur in wenigen Fällen waren durch päpstl. und franz. Einfluß Geständnisse erpreßt. Inzwischen versammelte sich das nach Vienne berufene Konzil und wurde 16. Okt. 1311 eröffnet; zu einer Verurteilung auf ein so rechtswidriges Verfahren hin war es nicht zu bewegen. Endlich sprach Clemens V., gedrängt und bedroht vom König, in einem geheimen Konsistorium 22. März 1312 die Aufhebung des Ordens aus und verkündigte sie 3. April im Konzil. In der deshalb erlassenen Bulle vom 2. Mai 1312 hieß es, daß der Templerorden sich schändlicher, mit Stillschweigen zu übergehender Verbrechen schuldig gemacht habe, und daß der Papst dieses Urteil weniger nach den Akten, als kraft seiner päpstl. Machtvollkommenheit spreche. Die Templer sollten, wenn sie geständig wären, absolviert und in Klöster untergebracht, die Güter des Ordens den Johannitern zum Dienste der Kirche übergeben werden. Der Großmeister Molay hatte sich zu einem Geständnis bewegen lassen und sollte es öffentlich in Paris bestätigen; anstatt dessen beteuerte er laut die Unschuld des Ordens und ebenso der Großpräceptor der Normandie, worauf sie der König 11. März 1313 verbrennen ließ. Die Ordensgüter kamen nur zum Teil an die Johanniter; viele Güter, namentlich in Frankreich, behielten die Fürsten. In Portugal wurde der Orden 1319 in den noch bestehenden Christusorden (s. d.) verwandelt. Von den Templern selbst, deren Anzahl sich im Beginn des Prozesses auf 20000 belaufen haben soll, wurden einige lebenslänglich im Gefängnis oder in Klöstern verpflegt; viele traten in den Johanniterorden; andere kehrten in die Welt zurück.

Daß im geheimen eine Verbindung von Elementen des mächtigen Ordens fortbestand, ist nicht nachzuweisen, und die Verknüpfung der Freimaurerei mit dem Templerorden erscheint als ein Märchen. Wohl bemühten sich aber die Jesuiten, in die Freimaurerei manche angeblich dem Templerwesen entlehnte Spielereien und Gaukeleien einzuführen, um so den Bund in ihrem kath.-hierarchischen Sinne zu leiten. Das Jesuitenkollegium Clermont in Paris ward der Sitz dieses Systems, das allmählich in die Logen aller Länder eindrang. Erst 1782 gelang es auf einer Zusammenkunft der angesehensten deutschen Freimaurer, die unter dem Vorsitz des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zu Wiesbaden stattfand, sich davon loszusagen und den prot. Charakter der Maurerei wiederherzustellen. Der neue Templerorden in Frankreich hat sein Dasein der jesuitischen Freimaurerloge von Clermont zu verdanken. Im Nov. 1754 verließ eine Menge vornehmer Mitglieder die Loge, um den Orden der alten Templer in Wahrheit fortzusetzen. Die Bewahrung des ritterlichen Geistes und das Bekenntnis eines aufgeklärten, in der Zeitphilosophie wurzelnden Deismus waren die Hauptpunkte des neuen Bundes. Während der Revolution ging der Orden als Adelsbund auseinander. Erst in den letzten Jahren der Direktorialregierung sammelten sich die Trümmer wieder, und Napoleon sah das Emporkommen und die Ausbreitung der Templerspielerei nicht ungern. Im J. 1808 wurde der Todestag Molays mit großem Pomp in Paris öffentlich gefeiert. Indessen zerrütteten die lächerlichsten Streitigkeiten den Orden; die Heermeister von Asien, Afrika und Amerika empörten sich, bis endlich 1811 ein neues Statutenbuch zu Stande kam. Die aufgeklärten Tendenzen machten den Orden unter der Restauration sehr verdächtig, sodaß der Großmeister, ein Arzt Fabré de Palaprat, auf Betrieb der Jesuiten mehrmals eingezogen wurde. Nach der Julirevolution von 1830 wagte der Orden wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auch der Abbé Châtel, der die sog. freie franz. Kirche zu stiften versuchte, fungierte als Primas von Gallien in dem Orden, wurde aber ausgestoßen. Am 13. Jan. 1833 fand zu Paris die Einweihung eines neuen Tempelhauses statt, wobei auch ein templerischer Damenbund auftrat. Der Orden versprach die Veröffentlichung von Beweisstücken, die seinen ununterbrochenen Zusammenhang mit den alten Templern darthun sollten, hat aber keine beigebracht.

Vgl. Moldenhawer, «Prozeß gegen den Orden der T. Aus den Originalakten der päpstl. Kommission in Frankreich» (Hamb. 1792); Münter, «Statutenbuch des Ordens der T.» (Kl. 1, Berl. 1794); Wilcke, «Geschichte des Tempelherrenordens» (3 Bde., Lpz. 1826—35; neue Ausg. 1860); Michelet, «Procès des Templiers» (Par. 1841); Soldan, «Über den Prozeß der T.» (im «Histor. Taschenbuch», 1845); Havemann, «Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens» (Stuttg. 1847); von Hammer-Purgstall, «Die Schuld der T.» (in den «Denkschriften der wiener Akademie, Historische Klasse», Bd. 5); Merzdorf, «Geheimstatuten des Ordens der T.» (Halle 1877); Prutz, «Geheimlehre und Geheimstatuten der T.» (Berl. 1879). Neue Akten ihres Prozesses veröffentlichte Prutz in seiner «Kulturgeschichte der Kreuzzüge» (Berl. 1883).

Tempelhof, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, 2 km südlich von Berlin, Station der Berliner Ringbahn, außerdem mit Berlin durch Pferdebahn verbunden, zählt (1885) 3522 meist prot. E., welche größtenteils als Arbeiter in Berlin beschäftigt sind. Die alte, aus Granit aufgeführte Kirche stammt wahrscheinlich aus der Zeit der Tempelherren, welche den Ort im 12. Jahrh. gründeten. Außerdem sind das Lazarett für die berliner Garnison, die Kaserne für den Gardetrain und große Reparaturwerkstätten der Eisenbahn zu erwähnen. T. ist ein beliebter Sommeraufenthalt und Vergnügungsort der Berliner. Die Ebene nördlich vom Dorfe bis zum Kreuzberg und zur Hasenheide, das Tempelhofer Feld, dient seit den Zeiten Friedrich Wilhelms I. als Übungsplatz der berliner Garnison.

Tempelhoff (Georg Friedr. von), preuß. Generallieutenant, zu Trampe in der Mittelmark 17. März 1737 geboren, studierte zu Frankfurt und Halle Mathematik und trat beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs in ein Infanterieregiment, ging aber 1757 zur Artillerie über, in der er nach der Schlacht von Kunersdorf Offizier wurde. Nach dem Frieden schrieb er «Die Anfangsgründe der Analysis der endlichen Größen» und die «Anfangsgründe der Analysis der unendlichen Größen», sowie eine «Vollständige Anleitung zur Algebra»; auch beschäftigte er sich viel mit astron. Berechnungen. Er gab 1781 seinen «Bombardier prussien» heraus, welcher eine Entwickelung der ballistischen Theorie enthielt und eine Widerlegung des «Bombardier français» von Belidor beabsichtigte. Für die damalige Zeit gehört sein Werk zu den wichtigsten, wenn auch mehr vom spekulativen als vom praktischen Gesichtspunkte aus. Im J. 1782

stieg er vom jüngsten Hauptmann zum Major auf und wurde geadelt. Er unterrichtete die Söhne Friedrich Wilhelms II. in den Kriegswissenschaften, wurde 1786 Oberstlieutenant, sowie Mitglied der Akademie der Wissenschaften, organisierte 1791 die anfangs nur für Offiziere bestimmte Artillerieakademie und wurde deren Direktor. Beim Ausbruch des Kriegs 1792 erhielt er das Kommando der Artillerie bei der mobilen Armee. Persönliche Zerwürfnisse veranlaßten aber seine Zurückberufung, worauf er 1795 als Oberst, bald darauf als Generalmajor das 3. Artillerieregiment befehligte und 1802 zum Generallieutenant aufstieg. Er starb 13. Juli 1807 in Berlin. Berühmt ist seine «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs in Deutschland» (6 Bde., Berl. 1783—1801).

Tempelverein, s. Tempelgesellschaft.

Tempĕra nennt man die das ganze Mittelalter hindurch angewendete Art der Malerei, bei welcher die Farben mit verdünntem Eigelb und Leim von gekochten Pergamentschnitzeln, in Italien aber mit Feigenmilch vermischt waren. Der Glanz, den einige ältere a tempera gemalte Bilder zeigen, rührt wahrscheinlich von einem Wachs her, das, in ätherischem Öl aufgelöst, als eine Art Firnis angewandt wurde. Noch die altkölnische Schule hat mit diesen Mitteln ein schönes, glühendes Kolorit entwickelt. Erst die von van Eyck (s. d.) wesentlich verbesserte und zu vollendeter Technik erhobene Ölmalerei verdrängte die T. um die Mitte des 15. Jahrh. allmählich aus allen deutschen Malerschulen. In Italien hielt sich die T. etwas länger und wurde namentlich in Toscana teilweise mit Ölbindemitteln vermischt angewendet, bis auch hier die Ölmalerei, die in ihrer fertigen Form aus den Niederlanden zuerst nach Venedig gelangte, allgemeinere Anwendung fand und seit 1500 für Staffeleibilder beinahe ausschließlich üblich wurde.

Temperament nennt man die individuelle Disposition zur Entstehung von Gemütsbewegungen. Gewöhnlich unterscheidet man von alters her vier T., das cholerische, phlegmatische, sanguinische und melancholische. Dem cholerischen (warmblütigen, Kant) Temperament, welches in der Regel mit einer robusten, straffen Konstitution verbunden ist, legt man eine starke Reizbarkeit und eine dieser Reizbarkeit entsprechende kräftige Thätigkeit bei. Starke, schnell wechselnde Empfindungen und Affekte, schnelle Entschlüsse, rasche, energische Handlungen, heftige Leidenschaften und bedeutende Widerstandsfähigkeit, Neigung zum Zorn und zum Stolz, aber auch Großmut und Freigebigkeit pflegen als Züge angeführt zu werden, woran man dasselbe erkennt. Den Phlegmatiker (kaltblütiges Temperament, Kant) mit seiner häufig schlaffen Konstitution charakterisiert der langsame Wechsel und die geringe Intensität der Gemütsbewegungen, die Liebe zur Bequemlichkeit, die Gemütsruhe, die sich auf Unerregbarkeit gründet, der Mangel an heftigen, großartigen Leidenschaften, aber auch die Besonnenheit, die Freiheit von Illusionen, übereilten Entschlüssen u. s. w. Dem sanguinischen (leichtblütigen, Kant) Temperament, welches der reizbaren Konstitution entspricht, schreibt man große Beweglichkeit und Erregtheit bei geringer und wenig anhaltender Selbstthätigkeit zu, also viel Phantasie bei wenig Tiefe des Gemüts, rasch wechselnde, aber nicht tiefgehende Leidenschaften, schnell vorübergehende Affekte, Neigung zur Genußsucht, Flatterhaftigkeit und Leichtsinn, überhaupt die Neigung, die Dinge und Ereignisse mehr von ihrer heitern als trüben Seite zu nehmen. Der Melancholiker (schwerblütiges Temperament, Kant) endlich erscheint mehr mit sich selbst als mit der Außenwelt beschäftigt. Was ihn berührt, läßt tiefe Spuren in ihm zurück; langsam wechselnde, aber starke Affekte charakterisieren ihn. Er ist ernst, in sich zurückgezogen, treu, beharrlich, sorglich, daher zur Traurigkeit und zum Trübsinn, zur ascetischen Religiosität und zur Menschenfeindlichkeit geneigt. Diese Verschiedenheit der Charaktere suchten sich die Alten zunächst aus der Beschaffenheit und der Mischung (das Wort temperamentum heißt Mischung) der den Körper bildenden Bestandteile zu erklären. Von dem vermeintlichen Vorherrschen der gelben Galle, des Blutes, der schwarzen Galle und der Lymphe oder des Schleims suchten sie die Ursache der Temperamentsverschiedenheit abzuleiten, und hierdurch entstanden zunächst die Namen cholerisch, sanguinisch, melancholisch und phlegmatisch. Später suchte man diese Unterscheidung auf sehr verschiedene physiol. Gesichtspunkte zurückzuführen. Unbestreitbar ist, daß diesen geistigen Unterschieden meist eine gewisse körperliche Beschaffenheit zu entsprechen pflegt. Der Choleriker ist gewöhnlich braun, fest, aber nicht feist (Percy in Shakespeares «Heinrich IV.»); der Phlegmatiker fett, gedunsen und bleich (Falstaff in jenem Drama); der Sanguiniker rotblütig, warm, blühend und beweglich (Egmont in Goethes Schauspiel); der Melancholiker mager, schwarzblütig, kalt und langsam (Oranien in jenem Drama). Natürlich gibt es auch viele Mittelstufen und gemischte, d. h. aus zweien zusammengesetzte T. Temperamentstugenden und Temperamentsfehler nennt man Tugenden und Fehler, zu welchen der Mensch schon vermöge seines T. disponiert ist. So ist z. B. die Verträglichkeit eine Temperamentstugend des Phlegmatischen, Jähzorn ein Temperamentsfehler des Cholerikers. (Vgl. Konstitution, medizinisch.)

Temperanzgesellschaften heißen diejenigen freiwilligen Vereinigungen in den Vereinigten Staaten und in England, welche nach Art unserer Mäßigkeitsvereine ihren Mitgliedern die völlige oder teilweise Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken zur Pflicht machen und im allgemeinen dem Laster des Trunks entgegenarbeiten. In den Vereinigten Staaten lassen sich ihre ersten Spuren bis 1808 zurückverfolgen. Doch traten sie bis zum Anfang der dreißiger Jahre nur vereinzelt auf und gewinnen erst in dem zweiten Drittel des 19. Jahrh. eine größere polit. und soziale Bedeutung. Der Staat Maine führte 1851 das erste absolute Verbot aller geistigen Getränke ein, und wenn dieses Gesetz, das sog. Maine-Liquor-Law, auch 1856 wieder aufgehoben wurde, so ging es doch mehr oder minder in die Gesetzgebung fast aller Staaten der Union über. So gilt unter anderm auch das absolute Verbot im Staate Massachusetts. Ein Ausfluß der Temperanz ist die Gesetzgebung für die strikte Beobachtung des Sonntags (Sunday-Laws), an welchem kein Wirtshaus geöffnet und kein berauschendes Getränk verkauft werden darf, wie z. B. in Neuyork, Pennsylvanien und selbst in westl. Staaten. Wenn auch keine besondere Partei, so bilden die Temperanzler doch in den Vereinigten Staaten ein mächtiges polit.

Element, das besonders von der Geistlichkeit und den Frauen gestützt wird. In Fällen, wo ein unbedingtes Verbot geistiger Getränke unerreichbar scheint, verstehen sie sich auch zu Kompromissen; namentlich wurde in einer Anzahl von Staaten das sog. «Local-Option-Law» zum Gesetz erhoben, wonach es jeder Stadt freisteht, den Verkauf berauschender Getränke zu verbieten. Die obersten Gerichtshöfe einzelner Staaten haben jedoch dieses Gesetz für unkonstitutionell erklärt. Die bedeutendste Organisation in der Union ist die National-Temperance-Society, welche fast in allen Staaten Hilfsgesellschaften errichtet hat. Der große Irrtum der Temperanzler besteht darin, daß sie, statt von der Schule und Familie, von der Bildung und Erziehung die Förderung der Moral und Sitte zu erwarten, diese polizeilich erzwingen zu können glauben, daß sie sich also in ihren Mitteln vergreifen und folglich nichts Dauerndes zu schaffen vermögen. Teetotalers oder Teetotallers ist ein Spitzname, den man in England und Amerika den Mitgliedern solcher Vereine gegeben hat, die sich nicht nur des Branntweins, sondern überhaupt aller berauschenden Getränke (des Weins, Biers ꝛc.) enthalten. Die Schreibart Tea-totaler (von Thee), die häufig gebraucht wird, ist unrichtig, obwohl die Enthaltsamkeitsmänner allerdings, da ihnen die Spirituosen verboten, hauptsächlich auf den Genuß des Thees oder Kaffees angewiesen sind. Die Entstehung des Wortes wird darauf zurückgeführt, daß einst ein Schmied aus Birmingham in einem Meeting anstatt «I am a totaler» mit stotternder Stimme gesagt haben soll: «I am a t-t-totaler».

Temperatur (lat.), heißt im allgemeinen die durch das Gefühl wahrnehmbare Wärme eines Körpers, im Gegensatz zu der latenten (gebundenen) und spezifischen Wärme. Wenn man Körper berührt, so unterscheidet man an ihnen durch das Gefühl bestimmte Zustände, welche man als heiß, warm oder kalt zu bezeichnen gewohnt ist. Als Ursache dieser verschiedenen Zustände sieht man die Wärme (s. d.) an, welche dem betreffenden Körper eigen ist. Durch Berührung oder Ausstrahlung sind die Körper befähigt gegenseitig Wärme aneinander abzugeben; findet ein solcher Ausgleich zwischen zwei Körpern nicht mehr statt, so bezeichnet man deren T. als gleich. Zur Bestimmung der Höhe der T. hat man die verschiedensten Instrumente, welche man mit dem Namen Thermometer (s. d.) bezeichnet, konstruiert. Als Normalpunkte für die Bestimmung der T. hat man zwei Wärmezustände des Wassers ganz allgemein gewählt, welche sich jederzeit mit absoluter Schärfe wiederherstellen lassen, nämlich die T., welche das Wasser hat, wenn es eben aus der festen in die flüssige Form übergeht und diejenige, welche es zeigt, sobald es sich unter bestimmtem Luftdruck (760 mm) in Dampfform zu verwandeln beginnt, d. h. wenn es kocht.

Temperatur und Wärme sind nicht, wie man im gewöhnlichen Leben häufig annimmt, identisch, sondern es kann der eine Körper weit mehr Wärme in sich aufgenommen haben als ein anderer, ohne doch eine gleich hohe T. erreicht zu haben, denn die letztere hängt von dessen spezifischer Wärme (s. Wärme) ab. Unter mittlerer Temperatur eines Ortes auf der Erde versteht man die aus einer langen Reihe regelmäßig angestellter Temperaturbeobachtungen abgeleitete Mittelzahl, dieselbe hat ein großes klimatisches Interesse. Die mittlern T. sind außer von lokalen Einflüssen namentlich abhängig von der geographischen Breite und von der Höhe des betreffenden Ortes über dem Meeresspiegel. Von einigem Interesse sind auch die Extreme der auf der Erde beobachteten T., als solche mögen etwa 60° der hundertteiligen Skala unter Null und 35° über Null noch nicht überschritten worden sein, soweit die wirkliche Luft-Temperatur in Betracht kommt. Auf künstlichem Wege kann man die Grenzen ungleich weiter hinausschieben.

Temperaturkurve oder Fieberkurve, s. unter Fieber, Bd. VI, S. 791.

Temperguß, durch Entkohlen schmiedbar gemachtes Gußeisen, s. unter Eisengußwaren, Bd. V, S. 907.

Tempern, soviel wie Adoucieren oder Anlassen.

Tempesta oder Cavalier Tempesta (d. h. Ritter Sturm) war der Beiname des durch seine Seestücke berühmten holländ. Malers Pieter Molyn jun. (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt). Er war 1637 in Harlem geboren und machte sich vorzüglich von Rom aus berühmt. Beschuldigt, daß er sein Weib habe umbringen lassen, starb er 1701 zu Mailand, nachdem er aus dem Gefängnis nach 16jähriger Haft entkommen war. Seine Seestürme tragen das Gepräge der Kraft und Natur und haben ihm größern Ruhm verschafft als seine im Stile Claude Gellée's gehaltenen Landschaften. — Mit ihm ist nicht zu verwechseln Antonio T., auch Tempestino, ein älterer Maler und Kupferstecher zu Florenz, geb. 1556, gest. 1630, dessen vorzüglichste Blätter Schlachten und Jagdstücke sind.

Tempieren heißt das Einstellen oder Einrichten der Zeitzünder auf die der Flugzeit der Geschosse entsprechende Brennzeit. (S. unter Zünder.)

Tempio Pausania, Stadt und Bezirkshauptort der ital. Provinz Sassari auf der Insel Sardinien, am Nordfuß der bis 1321 m aufsteigenden Monti di Limbara, an einem Quellbach der in die Straße von Bonifacio mündenden Liseia, in der Landschaft Gallura, zählt (1881) 11 247 E. und hat mehrere Herrensitze (Berri, Zucconi, Pes di Villamarina), ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar, Weinbau und Schweinehandel.

Temple (le Temple) hieß ehedem ein großes Gebäude zu Paris, von dem noch eine benachbarte Straße, ein Boulevard und eine Vorstadt den Namen führen und das als Kerker Ludwigs XVI. (s. d.) und seiner Familie geschichtlich geworden ist. Das Gebäude war ursprünglich das Ordenshaus der Tempelritter und wurde 1222 von Hubert, einem Schatzmeister des Ordens, erbaut. Als sich König Philipp der Schöne 1312 der Ordensgüter in Frankreich bemächtigte, richtete er sich selbst den T. als Wohnhaus ein, überließ denselben jedoch nach der Vernichtung des Ordens den Johanniterrittern. Nach Aufhebung sämtlicher Orden in der Revolution verwandelte man das Haus, als Ersatz für die Bastille, in ein Staatsgefängnis. Im J. 1816 stiftete die Prinzessin von Bourbon-Condé im T. ein Nonnenkloster, wobei das Zimmer, in dem Ludwig XVI. gefangen saß, zum Betsaal verwendet wurde. Unter Napoleon III. wurde der T. abgetragen und an dessen Stelle ein schöner Square eingerichtet.

Temple (Grafen), s. unter Grenville.

Temple (Sir William), ausgezeichneter engl. Diplomat und Schriftsteller, geb. 1628 in London, stammt aus einer in Irland angesessenen Linie der

uralten Familie T., studierte in Cambridge, bereiste dann sechs Jahre lang den Kontinent. Erst nach der Restauration der Stuarts betrat er die öffentliche Laufbahn, indem er 1660 Mitglied der irländ. Konvention wurde und sich in dieser Versammlung durch Widerstand gegen die Einführung einer Kopfsteuer (Poll bill) auszeichnete. Mit seinem Vater zugleich wählte ihn 1661 die Grafschaft Carlow in das irländ. Parlament, das ihn im folgenden Jahre zu seinem Kommissar bei dem König ernannte. T. ließ sich seitdem mit seiner Familie zu London nieder und erhielt 1665, beim Ausbruch des Kriegs gegen Holland, vom Hofe eine geheime Sendung an den Bischof von Münster, die ihm den Titel eines Baronets und das Amt eines Residenten am Hofe zu Brüssel eintrug. Als 1667 die span. Niederlande durch Frankreich in Gefahr kamen, schloß er im Haag mit den Holländern das Bündnis ab, welches durch den Hinzutritt Schwedens den Namen der Tripleallianz erhielt. Als Gesandter in Aachen brachte er zwischen Frankreich und Spanien den Frieden vom 2. Mai 1668 zu Stande. Karl II. ernannte ihn zum Gesandten bei den Generalstaaten. Bei der Reaktion unter dem Cabalministerium 1669 zog er sich von den Geschäften zurück und ging auf sein Gut Sheen bei Richmond, wo er seine «Observations on the United Provinces of the Netherlands» und einen Teil seiner «Essays» schrieb. Infolge der Unzufriedenheit, welche der 1672 in Verbindung mit Frankreich unternommene Krieg gegen die Niederlande erregte, rief Karl den gemäßigten T. wieder in die Geschäfte. Er ging 1674 nach dem Haag, wo er den Frieden vorbereitete und die folgenreiche Heirat des Prinzen von Oranien mit der Prinzessin Maria zu Stande brachte. Im J. 1679 rief ihn Karl II. nach London zurück. Um die Parteien zu versöhnen, riet er dem Könige zur Bildung eines Staatsrats aus 30 der angesehensten Regierungsbeamten und Parlamentsglieder, welcher Plan auch zur Ausführung kam. Als Karl II. 10. Jan. 1681 das Parlament auflöste, nahm T. seinen Abschied und zog sich auf sein Gut zurück, wo er 27. Jan. 1699 starb. Seine ausgezeichneten «Works» erschienen in zwei Bänden (Lond. 1750 u. 1814). Swift gab seine «Memoirs» (2 Bde., Lond. 1709) und «Letters» (2 Bde.) heraus. Vgl. Luden, «T.s Biographie» (Gött. 1808); Courtenay, «Memoirs of the life, works and correspondence of Sir William T.» (2 Bde., Lond. 1836); Emmerton, «Sir William T. und die Tripleallianz» (Berl. 1877).

Templeisen, die Ritter des Gral (s. d.).

Templer, s. Tempelherren.

Templin, Kreisstadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an dem mit der Havel durch den 12 km langen schiffbaren Templiner Kanal verbundenen Templiner See, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, ist sehr regelmäßig gebaut, zählt (1885) 4028 E. und hat ein Hospital, bedeutenden Ackerbau nebst Viehzucht, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, Ziegel- und Kalkbrennerei, Leimsiederei und Holzhandel. In dem am 25. Nov. 1317 zu T. geschlossenen Frieden behauptete Markgraf Waldemar von Brandenburg gegen alle Feinde die Unversehrtheit seines Gebietes. — Der Kreis Templin zählt auf 1436 qkm (1885) 43 985 E.

Tempo oder Zeitmaß heißt in der Musik die Angabe der Geschwindigkeit, in welcher ein Tonstück vorgetragen werden soll. Gewöhnlich unterscheidet man fünf Hauptgrade des T.: Largo, Adagio, Andante, Allegro und Presto; zweckmäßiger ist die Einteilung in drei Hauptbewegungen: in die langsame, mittlere und geschwinde, welche wiederum mehrere Abstufungen haben, nämlich in der langsamen Bewegung Largo, Lento, Grave, Adagio und Larghetto; in der mittlern Andante, Andantino, Moderato, Tempo giusto, Allegretto ꝛc., und in der geschwinden Allegro oder Allabreve, Vivace, Presto und Prestissimo. Diese Bezeichnungen passen nur auf die Musik des 19. Jahrh., aber vielfach nicht auf die ältern Werke; bei Händel z. B. bezeichnet Largo dem Notenwerte nach ein schnelleres T. als Adagio. Für einen richtigen Vortrag ist es daher wesentlich, die abweichenden Bezeichnungen und den Stil der verschiedenen Zeiten zu kennen. Soll der Grad der Langsamkeit oder Geschwindigkeit noch vermehrt oder vermindert werden, so bezeichnet man dies durch Zusätze. Der Ausdruck tempo rubato (geraubtes T.), wo der einen Note an Zeit zugelegt wird, was der andern genommen ist, bezieht sich also nicht auf das Zeitmaß, sondern auf den Takt. Oft wird das herrschende Zeitmaß unterbrochen, durch Verzögern (rallentando oder ritardando) oder durch Beschleunigung (accelerando, stringendo oder più stretto), oder es wird dem Vortragenden überlassen, eine Stelle im losern Zeitmaße vorzutragen (a piacere), in welchem Falle sich oft die Begleitenden nach ihm richten sollen (colla parte); soll das strengere oder frühere Zeitmaß wieder eintreten, so wird dies durch a tempo oder tempo primo angegeben. Ein ganz freies, wechselndes T. herrscht im Recitativ (s. d.). Zur feststehenden Bestimmung des T. eines Tonstücks dient der Taktmesser (s. d.).

Tempo bezeichnet in der Militärsprache das Maß der Geschwindigkeit bei Bewegungen, beim Feuern. Für die Fußtruppen ist vorgeschrieben, wie viel Schritte von bestimmter Länge in einer Minute gemacht werden müssen, bei den berittenen Truppen der Raum, der in einer Minute zurückzulegen ist. Das Feuertempo kann ein langsames sein und sich in einzelnen Momenten zur höchsten Geschwindigkeit, dem Schnellfeuer, steigern.

Temporalien heißen die mit der Verwaltung eines kirchlichen Amtes verbundenen weltlichen Rechte und namentlich Einkünfte im Gegensatz zu den Spiritualia, dem Inbegriff der dem Kirchenamte zustehenden geistlichen Machtbefugnisse. Soweit die T. in Deutschland in Hoheits- und Regierungsrechten bestanden, sind sie durch die Säkularisationen fortgefallen, diese haben aber auch gleichzeitig zu Wege gebracht, daß die übrigen Temporalien in Staatsleistungen umgewandelt wurden. Das Maß der letztern ist in den Cirkumskriptionsbullen festgestellt worden. T.-Sperre nennt man die staatliche Maßnahme, durch welche der Staat den kirchlichen Beamten ihr vom Staate zu gewährendes Gehalt vorenthält. Soweit dieses Gehalt auf einem Gesetz beruht, ist auch zur T.-Sperre ein Gesetz erforderlich.

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis, d. h. die Zeiten ändern sich und wir ändern uns in ihnen, lat. Hexameter von unbekanntem Verfasser.

Tempus (lat., Zeit) ist ein der griech.-lat. Grammatik entlehnter Kunstausdruck für gewisse Formen des Verbums, die nach der Auffassung der Grammatiker eine bestimmte Zeit ausdrückten. Das

Verbum des Indogermanischen entwickelte zunächst drei Formen, die nicht die Zeit, sondern eine bestimmte Art der Handlung bezeichneten: eine Form zum Ausdruck der dauernden Handlung (Präsens), eine zur Bezeichnung der vollendeten Handlung (Perfectum), eine mit der Bedeutung der momentanen oder eintretenden Handlung (Aorist). Um Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, also die wirklichen Zeiten auszudrücken, hatte die Sprache keine besondern Formen, sondern deutete die Vergangenheit an durch Zusetzung gewisser Partikeln, welche etwa «damals» bedeuteten (solcher Art ist ursprünglich das griech. Augment), oder bildete Zusammensetzungen aus bereits vorhandenen Formen, so das Futurum aus dem Stamme des Verbums und einer Präsensform der Wurzel, welche «sein» bedeutet. Auf diese Weise entstanden das Imperfektum, die Vergangenheit der dauernden Handlung ausdrückend, also zum Präsens gehörig; das Plusquamperfektum (in einfacher Form fast nur im Griechischen vorhanden), die Vergangenheit der vollendeten Handlung bezeichnend, also zum Perfektum gehörig; das Futurum; das Futurum exactum (nur im Griechischen und Lateinischen) zum Ausdruck der Vollendung in der Zukunft, daher vom Perfekt abgeleitet; endlich noch eine zusammengesetzte Form für die momentane Handlung (erster oder zusammengesetzter Aorist). Die wenigsten indogerm. Sprachen haben diese Tempusreihe vollständig. So hat z. B. das Deutsche schon in seiner ältesten uns vorliegenden Gestalt, im Gotischen, nur zwei Tempora, Präsens und Perfektum. Das Perfektum drückt hier, wie auch in andern Sprachen, nicht bloß den Zustand der Vollendung, sondern auch die Vergangenheit aus. Da der Zeitpunkt der Vollendung immer in der Vergangenheit liegt, konnte die Sprache die Begriffe Vollendung und Vergangenheit zusammenwerfen, so gut wie sie die dauernde Handlung mit der Gegenwart identifiziert. So haben auch die Deutschen in ihrer Sprache nur jene beiden Tempora (z. B. ich treibe, ich trieb, Präsens und Perfektum, letzteres oft auch Präteritum oder Imperfektum genannt). Alle übrigen in der deutschen Grammatik aufgezählten Tempora sind Umschreibungen mit Hilfsverben: ich habe getrieben, werde treiben u. s. w. Die Namen der Tempora sind sämtlich aus den griech. und lat. Grammatikern in die Grammatik anderer Sprachen übertragen worden, ohne immer dasselbe zu bezeichnen wie dort. So z. B. ist das im Deutschen so genannte Imperfektum der Form nach ein wirkliches Perfektum, sodaß man von dem Namen nicht ohne weiteres auf die ursprüngliche Gestalt und Bedeutung eines T. schließen darf. Für die Bildung der Tempora vgl. W. von Humboldt, «Über die Entstehung grammatischer Formen» (in den «Abhandlungen» der berliner Akademie, 1825); Curtius, «Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen» (Berl. 1846); derselbe, «Das Verbum der griech. Sprache» (2 Bde., Lpz. 1876); Delbrück, «Das altind. Verbum» (Halle 1874); Schleicher, «Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen» (4. Aufl., Weim. 1876).

Tempus in der Musik, s. unter Brevis.

Temrjuk, Kreisstadt in der Kubanischen Provinz in Kaukasien, am nördlichen Ufer der Halbinsel Taman und am Kanal, welcher den Liman Achtanisow mit dem von Temrjuk verbindet, mit (1883) 10496 E. Bis zum Jahre 1860 war T. ein ganz unbedeutender Ort von 80—90 Häusern, als er aber darauf die Rechte einer Stadt erhielt, hat er sich als Hafenplatz so rasch entwickelt, daß er 1865 bereits 629 Häuser und 6600 E. zählte. Sein Handel und Verkehr ist im stetigen Wachsen begriffen.

Temudschin, der eigentliche Name von Dschingis-Chan (s. d.).

Tenacität (lat.), Zähigkeit, Hartnäckigkeit.

Tenaille oder Zange ist ein bei ältern Festungen nicht selten vorkommendes Außenwerk. An zwei unter einem einspringenden Winkel von 90—105° zusammenstoßende Linien, welche sich gegenseitig flankieren, setzt sich an den nicht gemeinschaftlichen Endpunkten je eine sog. Anschlußlinie unter einem ausspringenden Winkel an, sodaß ein seitwärtiger Abschluß und ein Anschluß an andere Befestigungen entsteht. Tenaillierte Befestigungsweise oder Tenaillensystem bedingt auf dem gesamten Umzuge einer Festung einen regelmäßigen Wechsel von Saillants und Rentrants, so die Manieren von Landsberg, Walrawe, Montalembert (s. Festungsbau); nach heutigen Grundsätzen ist dasselbe wegen seines schwachen Frontalfeuers, wegen der Gefährdung seiner Linien durch Enfilierfeuer und seiner Flankenbatterien durch den Demolitionsschuß ganz in Abnahme gekommen.

Tenaillons (frz.), die bei den ältern franz. Befestigungsweisen vorkommenden kleinen Außenwerke zu beiden Seiten und vorwärts des Ravelins.

Tenakel (lat.), Vorrichtung, mittels welcher der Setzer das Manuskript an dem Schriftkasten befestigt; auch Vorrichtung zur Befestigung von Filtrierbeuteln u. s. w.

Tenampua oder Pueblo-Viejo, alte Quichéstadt, s. unter Comayagua.

Tenasserim, eine Division des Chef-Kommissariats (Provinz) Britisch-Birma des Britisch-Indischen Reichs. T. umfaßt die sechs Distrikte Amherst, Mergui, Shweygeen, Pavoy, Tungu, Salween mit einem Gesamtareal von 121 025 78 qkm und einer Bevölkerung von 600 727 Seelen. Die Stadt Tenasserim liegt im Distrikt Mergui am Flusse Tenasserim und zählt nur noch 660 E.

Ten-Brink-Feuerung, s. u. Dampfkessel.

Tenbury, Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, rechts an der Teme, einem Zufluß des Severn, Station der Eisenbahnlinie Wooferton-Bewdley, zählt (1881) 4657 E. und hat eine Lateinschule, Hopfenbau, Gerberei, Handschuhfabrikation, eine Salzquelle und Handel mit Hopfen und Cider.

Tenby, Municipalborough in der Grafschaft Pembroke des englischen Fürstentums Wales, an der Westküste der Caermarthen-Bai, auf einem steilen Vorgebirge, von einer alten Burg beherrscht, Station der Linie Caermarthen-Pembroke der Great-Westernbahn, im Sommer mit Bristol durch Dampfschiffahrt verbunden, zählt (1881) 4783 E. und hat eine alte Kirche (St.-Mary) mit hohem Turm und guten Denkmälern aus dem 15. Jahrh., Seebäder, lebhaften Küstenhandel und Austernfischerei. Die im 16. Jahrh. von Flämen besiedelte Stadt hieß in altwallisischer Zeit Dynbegh. An der Küste finden sich wilde Klippen und merkwürdige Felsbildungen vor, so namentlich Giltar Point. Etwa 8 km südwestlich von T. liegt die alte normann. Burg Manorbeer-Castle, ebenso weit nordnordöstlich, bei dem kleinen Seehafen Saundersfoot, Amroth Castle, in schöner bewaldeter Umgebung. Die südlich von T. in der

Caermarthen-Bai liegende Insel Caldy hat einen Leuchtturm und ist oft das Ziel von Wasserpartien.

Tence, Stadt im franz. Depart. Haute-Loire, Arrondissement Yssingeaux, rechts am Lignon, am Nordwestabhange der Berge des Vivarais, zählt (1881) 1440 (Gemeinde 4862) E. und hat Fabrikation von Spitzen und Papier.

Ten-China, s. unter Chinabaum.

Tencin (Claudine Alexandrine Guérin, Marquise de), bekannt als Schriftstellerin und Repräsentantin des feinern franz. Gesellschaftstons im 18. Jahrh., geb. 1681 zu Grenoble, verlebte ihre erste Jugend in Klöstern und ging 1714 heimlich nach Paris. Hier erwarb sie sich bald mächtige Freunde, und besonders war es Fontenelle, durch dessen Vermittelung sie vom Papste Entbindung von ihrem Gelübde erlangte. Sie ging mit d'Argenson, Bolingbroke, dem Marschall Uxelles u. a. wechselnde Verbindungen ein und benutzte ihr Verhältnis zum Regenten, zu Dubois und dem Finanzmann Law zu ihrem und ihrer Familie Vorteil. Unter den Kindern, die sie gebar, ist d'Alembert (s. d.), als dessen Vater ein gewisser Destouches-Carron genannt wird, das berühmteste. Als in einem Duell, zu dem sie Veranlassung gegeben, einer ihrer Liebhaber getötet wurde, mußte sie auf einige Zeit (im April 1726) in die Bastille gehen. Seitdem trat eine Veränderung ihrer Lebensweise ein. Sie umgab sich mit den gesellschaftlichen und litterarischen Notabilitäten ihrer Zeit, von denen ihr besonders Fontenelle und Montesquieu sehr ergeben waren, und machte ihr Haus zum Mittelpunkt des feinen Salonlebens. Sie starb 4. Dez. 1749. T. schrieb mehrere Romane, von denen die «Mémoires du comte de Comminges» der bedeutendste ist. Außerdem sind zu nennen: «Le siége de Calais», «Les malheurs de l'amour» und die «Anecdotes de la cour et du règne d'Edouard II, roi d'Angleterre», zu denen Madame Elie Beaumont eine Fortsetzung geliefert hat. Ihre Schriften wurden oft mit denen der Madame de Lafayette zusammen gedruckt, z. B. «Oeuvres de Mesdames T. et Lafayette» (7 Bde., Par. 1786), denen sie geistig verwandt sind. Unter die neuern Ausgaben ihrer «Oeuvres» gehört die von Jay und Etienne (5 Bde., Par. 1825).

Tencterer, ein westdeutsches Volk, welches, vor innern Gegnern weichend, bei seinem Zuge mit den Usipeten nach dem belg. Gallien am linken Ufer des Niederrheins 55 v. Chr. durch Julius Cäsar verräterisch angegriffen und geschlagen wurde. Nach dem rechten Ufer zurückweichend, fanden die T., wie die Usipeten, Aufnahme bei den Sugambrern, teilten als treffliche Reiter die Kämpfe gegen die Römer, erhielten zwischen Ruhr und Sieg ihre Sitze und erschienen später als ein Teil der Franken; manche T. zogen auch zu den Alamannen.

Tendelti, Hauptstadt des ägypt. Sudân, s. Faschêr.

Tendenz (lat.), die Absicht, in der man etwas sagt oder thut; Tendenzroman, ein Roman, welcher eine bestimmte Lehre aus der Politik, Religion u. s. w. in Romanform einkleidet; ebenso Tendenzstücke, Schauspiele, welche ein anderes Interesse, als das rein künstlerische verfolgen.

Tender, s. u. Lokomotive, Bd. XI, S. 158b.

Tendovaginitis (grch.), die Sehnenscheidenentzündung, s. unter Sehnenscheiden.

Tenebrae (lat.), die Finstermetten.

Tenebrio molitor, s. Mehlwurm.

Tenebrionidae heißt eine sehr umfangreiche, über 600 Gattungen und gegen 4600 Arten zählende kosmopolit. Käferfamilie der Heteromeren (s. unter Käfer), mit meist elf-, selten zehngliederigen Fühlern und fünfringeligem Hinterleib; meist fehlen die hintern Flügel und sind die vordern verwachsen. Die Farben sind meist entweder metallisch und dann sind die Formen Tagtiere und ziemlich hurtig, oder sie sind düster, schwarz bei den äußerst trägen, meist nächtlichen Arten. Die Mehrzahl der T. lebt auf der Erde, unter Steinen, des Tags versteckt in Höhlungen, nährt sich von Aas, Exkrementen und faulenden organischen Substanzen, hat häufig einen ekelhaften Geruch und einige sind mit einem schimmelartigen Überzug bedeckt. Die fest bepanzerten, hornigen Larven sind etwas flach, schmal und lang. (Vgl. Tafel: Insekten I, Fig. 22 und 23.) Das Hauptvaterland der T. ist ganz Afrika, namentlich außerhalb der Waldungen, und die Westseite von Nord- und Südamerika; in den übrigen Gegenden der Erde finden sie sich mehr einzeln. Von einheimischen Arten ist der Mehlwurm (Tenebrio molitor, Fig. 22) und der Trauerkäfer (Blaps mortisaga, Fig. 23) bei uns nicht selten in Häusern.

Tenedos heißt noch jetzt wie im Altertum die von den Türken Bogdscha-Adassi benannte kleine gebirgige, aber fruchtbare Insel an der Küste von Troas, nordwestlich von Alexandreia in Troas, deren Name die Sage von einem mythischen König Tenes oder Tennes herleitet, der auf der Insel als Heros verehrt wurde. Sie war im Altertum von Griechen äol. Stammes bewohnt. Im zweiten Perserkriege benutzte Xerxes die Insel als Schiffsstation. Dann schloß sie sich dem athenischen Seebunde an und blieb eine treue Bundesgenossin Athens bis zum Frieden des Antalkidas, durch den sie wieder in die Hände der Perser fiel. Nach dem Sturze des Perserreichs erlangte sie ihre Selbständigkeit wieder, schloß sich aber, weil sie dieselbe aus eigener Kraft nicht behaupten konnte, an die Stadt Alexandreia Troas an, kam dann unter die Herrschaft der Römer und der Byzantiner und zuletzt 1322 unter die der Türken, die sie noch jetzt besitzen. Berühmt war sie im Altertum durch ihre Töpferwaren und ihren Weinbau, wie sie noch heutzutage einen trefflichen Rotwein erzeugt. Von den 6—7000 E., teils Türken, teils Griechen, wohnt etwa ein Drittel in der Hauptstadt Tenedos (türk. Bogdscha), die mit ihrem Hafen an der Nordostspitze gelegen und durch eine Citadelle und ein Fort gedeckt, der Sitz eines griech. Bischofs und eines türk. Aga ist und ziemlich lebhaften Handel treibt. Als Schlüssel zu dem nur 21 km entfernten Westeingang in den Hellespont oder die Dardanellenstraße ist T. in neuern Zeiten von den Türken befestigt und in guten Verteidigungszustand gesetzt worden. Von den Venetianern wurde die Insel 1656 nach Vernichtung der türk. Flotte erobert, aber schon 1657 nach dem Tode des Admirals Mocenigo wieder geräumt. Am 21. März 1807 erfochten hier die Russen unter Siniavin über Seid Ali Pascha und 10. Nov. 1822 die Ypsarioten Kanaris und Kyriakos einen Seesieg über den Kapudan Pascha. Nordöstlich von T. breitet sich die Besikabai (s. d.) aus.

Tenerani (Pietro), ausgezeichneter ital. Bildhauer, geb. 11. Nov. 1789 zu Torano bei Carrara, studierte zuerst unter Canovas Leitung in Rom

und schloß sich dann an Thorwaldsen an. Seine Werke sind ebenso zahlreich als mannigfach und verbinden die Strenge seines zweiten Lehrers auf das glücklichste mit der weichen Milde des ersten. Eine seiner frühesten Arbeiten, von 1819, ist Psyche mit der Büchse der Pandora, im Palast Lenzoni zu Florenz. Dieser folgte eine Gruppe der Psyche und Venus, dann eine liegende Venus, welcher Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, und ein junger flöteblasender Faun. Nicht geringern Beifall fand die ausdrucksvolle lebensgroße Figur eines Christus am Kreuze, die 1823 für die Kirche San-Stefano zu Pisa in Silber getrieben wurde. Außer einem Grabdenkmal, welches 1830 die Sieneser ihrem Gouverneur Giulio Bianchi setzen ließen, fertigte er 1834 die Kolossalstatue des heil. Johannes für San-Francesco in Neapel und die des Alfonso di Ligorio für St. Peter in Rom. Das Modell für die in Messina aufgestellte und in München gegossene kolossale Bildsäule des Königs Ferdinand II. von Neapel vollendete er 1841. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehört ein großes, 1842 vollendetes Marmorrelief der Kreuzabnahme in der Kapelle Torlonia im Lateran und ein Grabmal in Sta.-Maria sopra Minerva zu Rom, den Engel des Weltgerichts darstellend. Auch das christl. Liebespaar, den Tod durch wilde Tiere erleidend, ferner eine Madonna auf dem Halbmond, und Christus auf dem Thron, umgeben von Petrus und Paulus, sind mit religiösem Gefühl durchgeführte Arbeiten. Aus der Menge seiner Porträtbüsten sind die Thorwaldsens und Pius' IX. hervorzuheben. Zu seinen letzten Arbeiten gehören: ein Grabmal für die Marquise von Northampton (eine Matrone bringt der Witwe und den Waisen Hilfe), eine Statue des Grafen Orlow, des Grafen Costabili und des Grafen P. Rossi. T. war an der Akademie von San-Luca Professor und Mitglied des Französischen Instituts, sowie der Akademie in Wien. Im J. 1860 war er zum Generaldirektor der Museen und Galerien in Rom ernannt worden. Er starb in Rom 14. Dez. 1869.

Teneriffa, besser Tenerife, bei Plinius Nivaria, die größte, reichste und bevölkertste der den Spaniern gehörigen Canarischen Inseln (s. d.), umfaßt 2026 qkm mit (1877) 105 052 E., meist ein Mischvolk von Spaniern und Normännern mit den Ureinwohnern, den Guanchen. Die Küsten sind fast ganz ohne Buchten. Die Insel ist sehr gebirgig, nach allen Richtungen hin von ausgebrannten großen Kratern, Kegelbergen, Basaltmassen und Lavaströmen angefüllt und, bei einem milden gesunden Klima, fruchtbar an Dattel- und Kokospalmen, Drachenbäumen, Kakteen, Getreide, Mais, Südfrüchten, Obst, Baumwolle, Zuckerrohr und Wein, der jedoch durch die Traubenkrankheit fast ausgerottet wurde, sodaß jetzt Cochenille das Hauptprodukt der Insel ist. Auch wird etwas Seide gewonnen. Den Verkehr über See betreiben meistens die Engländer. In der Mitte der Insel erhebt sich der Vulkan Pico de Teyde, 3716 m über dem Meere, der am Fuße mit Kastanienbäumen und grasreichen Wiesen, höher hinauf aber ganz mit Bimsstein und vulkanischer Asche bedeckt und deshalb schwer zu besteigen ist. Auf dem Gipfel liegt vom November bis April Schnee. Aus seinen Spalten steigt bisweilen noch Rauch auf. Ein Hauptausbruch hat seit 1704 nicht stattgefunden; der letzte Steinauswurf erfolgte 1798. Von der Höhe dieses Bergs, welcher die so berühmte, auf 150—200 km weit sichtbare Landmarke für die Seefahrer ist, übersieht man nicht allein das ganze herrliche Eiland, sondern auch die übrigen Inseln, das Meer und selbst die Küsten Afrikas. Die Hauptstadt von T., Mittelpunkt des Handels der ganzen Inselgruppe und Sitz des Gouverneurs sowie des deutschen Konsuls für die Canarischen Inseln ohne Gran-Canaria ist Santa-Cruz de Teneriffa, mit 16 610 E., drei Forts und einem trefflichen Hafen auf der östl. Seite, wo vorzüglich die nach Indien bestimmten Schiffe anlegen, um Lebensmittel und frisches Wasser einzunehmen. Höher und kühler gelegen als Sta.-Cruz ist La Laguna oder Christoval de Laguna, die frühere Hauptstadt, mit 11 031 E., Sitz eines Bischofs, des Domkapitels, eines Handelstribunals und einer 1817 gegründeten ökonomischen Gesellschaft. Bemerkenswert sind noch die Städte Güimar, in deren Nähe sich schöner Bimsstein und Begräbnisse mumisierter Guanchen befinden, mit 4536 E., und Orotava (s. d.). Etwa 5 km davon liegt Puerto de la Orotava (s. d.).

Tenésmus (grch.), schmerzhafter Krampf in den Schließmuskeln von Ausführungsgängen, so des Darmkanals (Stuhlzwang) und der Harnblase (Harnzwang). In beiden Fällen wird die Ausleerung des Inhalts der Behälter gehindert oder mindestens erschwert. Der T. tritt vorübergehend und isoliert auf, kann aber auch ein Zeichen anderer Erkrankungen (z. B. von Ruhr, Mastdarmentzündung) sein. Meist gehen die Anfälle in erstem Falle schnell vorüber. Zu ihrer Beseitigung wendet man schmerzstillende und lähmende Arzneien (Opium) an, oder behandelt sie durch warme Umschläge auf den Darm.

Tengri-Tagh und **Tengri-Chan**, s. unter Thian-schan.

Teniers (David), der Ältere, brabanter Maler, geb. zu Antwerpen 1582, gest. ebendaselbst 1649, ging nach Rom, wo er sich an A. Elzheimer anschloß. Er malte große histor. Kompositionen, hauptsächlich aber Dorffeste, Schenkstuben, Marktschreier und andere ähnliche Genregegenstände. Im J. 1635 weilte er in Paris, wohin ihm seine als Maler thätigen Söhne gefolgt waren. Der begabteste unter ihnen war David T., der Jüngere, geb. 15. Dez. 1610 in Antwerpen, gest. 25. April 1690 in Brüssel. Derselbe war anfangs Schüler seines Vaters, vollendete seine Bildung wahrscheinlich unter Brouwer und wurde 1632 als Meister von der Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Sein Ruf verbreitete sich schnell im In- und Auslande. Der Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich in Brüssel war sein erster Gönner und ernannte ihn zu seinem Hofmaler und Kammerdiener, nachher auch zum Inspektor seiner Gemäldegalerie, deren Schätze später mit denen der k. k. Sammlung in Wien vereinigt wurden. König Philipp IV. von Spanien war ein so enthusiastischer Freund von den Gemälden T.', daß er für die alleinige Aufstellung derjenigen, welche er ihm auftrug, eine eigene Galerie in seinem Palast errichten ließ. Im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, ließ er sich bei dem Dorfe Lerd, 15 km von Brüssel, das Schloß «Zu den drei Türmen» (Dry Toren) bauen, welches sein Lieblingsaufenthalt wurde, und wo sich alles, was Belgien damals an ausgezeichneten Männern von Stande, in der Litteratur, Wissenschaft und Kunst zählte, zu versammeln

pflegte. Auch befand sich hier immer eine Anzahl von Schülern des Meisters, unter welchen D. Ryckaert, J. Abtshoven, G. van Tilburg, M. van Helmont, F. Duchâtel zu den vorzüglichsten gehören. Bisweilen behandelte er streng histor. Gegenstände, z. B. Geschichten des Neuen Testaments, die er in seine Bauern- und Soldatenwelt verlegt und wie Schenk- und Wachtstubenscenen auffaßt. Auch malte er oft Höllen- und Gespensterercheinungen, Hexenritte, Versuchungen des heil. Antonius und dergleichen ergötzliche Dinge, deren abenteuerliche Spukgestalten ebenfalls einen bäurischen Anstrich haben. Andere Gemälde führen den Beschauer in Alchimistenlaboratorien, Küchen, Rüst- und Speisekammern, wo allerlei Gerät und Proviant zusammengehäuft ist. Am häufigsten jedoch sind Darstellungen aus dem sonn- und werkeltäglichen Verkehr des Bauernlebens: Kirchweihen, Hochzeiten, Jahrmärkte, Zechgelage, Kegelspiele und andere bäuerliche Belustigungen im Freien, Wirtshausstuben mit Biertrinkern, Tabakrauchern, Karten- und Würfelspielern. Die flandr. Bauern, ihre Haltung, ihre ganze Persönlichkeit, ihre Kleidung und Umgebung sind vortrefflich und scharf charakteristisch wiedergegeben. Endlich finden sich auch Landschaften und Strandstücke mit entsprechender Staffage von seiner Hand. T. hat zahlreiche Bilder geliefert, und es gibt kaum ein Kabinett, das nichts von ihm aufzuweisen hätte. Dabei sind viele kleine Stücke, die sog. Après-diners, weil T. sie in einem Nachmittage malte, Meisterstücke von feiner, leichter und geistreicher Toktierung. Die Werke seiner ersten Zeit tragen noch zu viel von der Manier seines Vaters an sich und haben einen bräunlichen, ungefälligen Ton. Seine mittlere Zeit ist die seiner Stärke, wo ein heller, klarer Goldton oder ein zarter, kühler Silberton sich mit leichtem und geistreichem Vortrage verbinden, der spielend Licht, Farbe, Leben und Ausdruck überall hin verbreitet. In seiner letzten Zeit änderte er seine Behandlungsweise und fiel in einen rötlichen Ton, den er sowohl in die landschaftlichen Hintergründe als in die Figuren hineinbrachte, was die Wirkung derselben sehr beeinträchtigt. Nach T.' Bildern wurden viele Kupferstiche gefertigt. Die Blätter von den franz. und engl. Stechern allein belaufen sich auf mehr als 500. Auch hat er selbst einige Platten radiert.

Tenkterer, s. Tencterer.

Tenn., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Tennessee.

Tennberg, Schloß, s. u. Waltershausen.

Tennecker (Christian Ehrenfr. Seifert von), berühmter hippologischer Schriftsteller, wurde 10. April 1770 in Brännsdorf bei Freiberg geboren, widmete sich der Hufbeschlag- und Roßarzneikunde und besuchte 1786 die Roßakademie zu Dresden. Drei Jahre darauf wurde er kurfürstl. Unterbereiter, trat 1791 in kursächs. Dienste, rückte 1792 zum Offizier auf und machte als solcher die Feldzüge am Rhein mit. Er errichtete sodann in Leipzig ein Institut der Roßarzneikunde und der Reitkunst, wurde Stallmeister des Herzogs von Sachsen-Coburg und schrieb «Handbuch über die Erkenntnis und Kur der gewöhnlichsten Pferdekrankheiten» (3. Aufl., Stuttg. 1828) und «Handbuch der praktischen Heilmittellehre für angehende Tierärzte» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1830). Auch gab er eine «Zeitung für die Pferdezucht u. s. w.» heraus. Im J. 1805 wurde er sächs. Traindirektor und Oberpferdearzt, 1806 richtete er die erste reitende Batterie in Sachsen ein. T. wohnte den Feldzügen bis 1813 bei, stieg zum Rittmeister und Major der Kavallerie und wurde nach dem Kriege Lehrer bei der Tierarzneischule in Dresden. Er starb 23. Nov. 1839. Von seinen vielen, zum Teil flüchtigen Schriften sind noch anzuführen: «Handbuch der niedern und höhern Reitkunst» (3 Bde., Lpz. 1805—7), «Lehrbuch des Pferdehandels und der Roßtäuscherkünste» (2. Aufl., Hannov. 1829), «Lehrbuch der Hufbeschlagskunst» (2 Bde., Altenb. 1822). Mit Weidenkeller gab er heraus: «Archiv für Pferdekenntnis u. s. w.» (6 Bde., Altenb. 1823—28) und das «Jahrbuch für Pferdezucht, Pferdekenntnis und Pferdehandel» (Weim. 1823—38).

Tennemann (Wilh. Gottlieb), deutscher Philosoph, geb. 1761 zu Brembach in der Nähe von Erfurt, wurde zu Erfurt vorgebildet und ging dann nach Jena, wo er durch die Kantischen Schriften anfangs zum Widerspruch gereizt, später ein Anhänger der kritischen Philosophie wurde. Er habilitierte sich daselbst 1788 und erhielt 1798 eine außerord. Professur der Philosophie. In Jena schrieb er die «Lehren und Meinungen der Sokratiker über Unsterblichkeit der Seele» (Jena 1791) und das «System der Platonischen Philosophie» (4 Bde., Lpz. 1792—94). Im J. 1804 folgte er dem Rufe als ord. Professor der Philosophie nach Marburg, welche Stelle er bis zu seinem 30. Sept. 1819 erfolgten Tode bekleidete. Er lieferte Übersetzungen von Humes «Untersuchung über den menschlichen Verstand» (Jena 1793), Locks «Versuch über den menschlichen Verstand» (3 Bde., Jena 1795—97) und Degérandos «Vergleichender Geschichte der Systeme der Philosophie» (2 Bde., Marb. 1806). Ein Hauptverdienst aber erwarb er sich durch die nicht ganz vollendete «Geschichte der Philosophie» (Bd. 1—11, Lpz. 1798—1819; Bd. 1, 2. Aufl., von Wendt, 1828). Ein Auszug aus diesem Werke ist T.s «Grundriß der Geschichte der Philosophie» (Lpz. 1812; 5. Aufl., von Wendt, 1829).

Tennessee, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 35° und 36° 35′ nördl. Br. und 81° 37′ und 90° 15′ westl. L., wird begrenzt im N. von Kentucky und Virginia, im SO. von Nordcarolina, im S. von Georgia, Alabama und Mississippi, im W. von Arkansas und Missouri, von welchem es durch den Mississippifluß getrennt ist, hat 108 905 qkm und zählte 1790 erst 35 691, 1800 schon 105 602, 1840 aber 829 210 und 1880 1 542 359 E., von denen 769 277 männliche und 773 082 weibliche, 16 702 Fremdgeborene (3983 Deutsche), 403 151 Farbige, 352 Indianer und 25 Chinesen waren. Der Staat wird in Ost-, Mittel- und Westtennessee eingeteilt; der erste erstreckt sich von Nordcarolina bis ungefähr zur Mitte des Cumberland-Tafellandes, der zweite von hier bis zum Tennesseefluß und der dritte vom Tennessee bis zum Mississippi. Im ersten befinden sich im Osten die Unaka, Smoky, Bald und andere Gebirge, welche zu der Appalachiankette gehören und sich in einzelnen Gipfeln zu 1600 m über dem Meere erheben. Fast in der Mitte des Staates ist das Cumberland-Tafelland, welches sich 300 m über das Thal des East-Tennessee erhebt. Die Bewässerung des Staats ist für den Verkehr und für ökonomische Zwecke sehr günstig. Die wichtigsten Flüsse sind: der Mississippi, der Tennessee und der Cumberland. Die Hauptnebenflüsse des Mississippi sind:

der Forked-Deer (der aus dem Obion und dem South-Forked-Deer gebildet wird), der Big-Hatchie und der Wolf. Der Forked-Deer iſt für Dampfſchiffe bis Dyersburg und der Big-Hatchie zur Hälfte ſchiffbar. Das Klima von T. iſt durchgängig mild und geſund, ausgenommen in den ſumpfigen Diſtrikten von Weſttenneſſee. Der Boden iſt durchgängig ſehr fruchtbar, namentlich in Weſttenneſſee. Beſonders in Weſttenneſſee gibt es noch herrliche Wälder; die hohen Berge im O. ſind mit Coniferen bedeckt, welche Teer, Terpentin und Holz für Export liefern; in Mitteltenneſſee ſind die größten roten Cederwälder in den Vereinigten Staaten. An nutzbaren Metallen beſitzt T. Kohlen (1880 wurden 494 491 t im Werte von 628 954 Doll. gewonnen), Eiſen, Zink, Kupfer, Edelmetalle u. ſ. w. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt Ackerbau und Viehzucht. Gebaut wird hauptſächlich Weizen, Mais, Baumwolle und Tabak. Die Fabrikthätigkeit hebt ſich mit jedem Jahre; 1880 gab es ſchon 4326 induſtrielle Etabliſſements mit 22 445 Arbeitern. Dem religiöſen Bekenntnis nach bilden die Methodiſten, Baptiſten und Presbyterianer die Mehrzahl. Die Katholiken haben (1880) 29 Kirchen und 38 850 Mitglieder. Es erſcheinen im Staate 192 Zeitungen, darunter 12 tägliche. Höhere Unterrichtsanſtalten hat der Staat (1883—84) 20 Colleges und Univerſitäten, ein Staatsſeminar, eine Staatsuniverſität zu Knoxville, 6395 öffentliche Schulhäuſer mit 6929 (1518 farbigen) Lehrern und 893 Privat- und Kirchenſchulen mit 1085 Lehrern. Von Eiſenbahnen ſind (1885) 5438 km im Betrieb. Die Staatsſchuld betrug Ende 1885 28 786 066 Doll., deren größter Teil für den Bau von Eiſenbahnen, Straßen und Kanälen kontrahiert war. Die Staatseinnahmen für 1883 und 1884 betrugen 2 346 354, die Ausgaben 1 701 139 Doll.

Das Gebiet des Staates gehörte urſprünglich zu Nordcarolina, erhielt jedoch 1754 weiße Anſiedler, die lange und blutige Kämpfe mit den Indianern zu beſtehen hatten, ehe ſie ſich feſtſetzten. Nordcarolina trat 1790 das Territorium an die Bundesregierung ab, und am 1. Juni 1796 wurde T. als ſelbſtändiger Staat in die Union aufgenommen. Die gegenwärtige Verfaſſung wurde am 26. März 1870 vom Volke angenommen. Die geſetzgebende Verſammlung beſteht aus 99 Repräſentanten und 33 Senatoren. Beide werden auf zwei Jahre gewählt, ebenſo der Gouverneur. Zum Kongreß ſchickt T. zwei Senatoren und zehn Repräſentanten. Der Staat umfaßt 95 Grafſchaften. Die Hauptſtadt des Staates iſt Naſhville (ſ. d.), die bedeutendſten Städte ſind Memphis (ſ. d.), Chattanooga (12 892 E.), Knoxville (9693 E.), Jackſon (5377 E.) und Murfreesborough (ſ. d.).

Tennſtedt, Stadt in der preuß. Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Langenſalza, an dem links zur Unſtrut gehenden Schambach, zählt (1885) 2965 evang. E., iſt Sitz eines Amtsgerichts und hat teilweiſe erhaltene alte Stadtmauern und Türme, ein Hoſpital, bedeutenden Ackerbau, Viehzucht, Papierfabrikation, Brauerei, Weinbau und in der Nähe mehrere ſchwefelwaſſerſtoffhaltige Quellen mit bemerkenswertem Farbenſpiel.

Tennyſon (Alfred, Lord), einer der vorzüglichſten neuern engl. Dichter, wurde als der Sohn eines Geiſtlichen 6. Aug. 1809 zu Somerby in Lincolnſhire geboren. Von ſeinem Vater vorbereitet, bezog er, ohne vorher eine Schule beſucht zu haben, 1826 die Univerſität Cambridge, und gab ſchon hier gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Charles die anonyme Gedichtſammlung «Poems by two brothers» (1827) heraus. Im J. 1828 gewann er für ſein akademiſches Preisgedicht «Timbuctoo» die Chancellors-Medaille; 1830 veröffentlichte er einen Band «Poems, chiefly lyrical», 1833 einen zweiten Band Gedichte unter dem Titel «Poems». Beide Sammlungen wurden von der Kritik im ganzen ungünſtig aufgenommen. Erſt als im J. 1842 in zwei Bänden eine neue bedeutend vermehrte und verbeſſerte Auswahl ſeiner Gedichte (darunter «Locksley Hall», «Morte d'Arthur», «The May Queen», «Godiva» u. a.) veröffentlichte, erkannte man die unleugbaren Schönheiten derſelben an und der frühere Tadel verwandelte ſich in entſchiedenen Beifall. T. wurde der Lieblingsdichter des gebildeten engl. Publikums. Er befeſtigte ſeinen Ruf durch die epiſch-idylliſche Dichtung «The Princess, a medley» (1847), die ebenſo durch den vollen melodiſchen Fluß der Erzählung feſſelte, wie durch Anmut und Tiefe der Gedanken, und in noch höherm Grade durch die dem Andenken ſeines Freundes Arthur Hallam gewidmete Totenklage «In memoriam» (1850; deutſch von Agnes von Bohlen, 1874), eine Sammlung lyriſch-philoſ. Gedichte, welche die zarteſten und die erhabenſten Empfindungen des Menſchenlebens, im Zuſammenhang mit ſeinen tiefſten Problemen, in erſchütternden Klängen beſingt. Im Nov. 1850 ernannte die Königin Victoria T., als Wordsworths Nachfolger, zum Poet-laureate, in welcher Eigenſchaft er 1852 die Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington, 1862 einen Nachruf an den Prinzen Albert und eine Cantate zur Eröffnung der Internationalen Ausſtellung, 1863, bei Gelegenheit der Hochzeit des Prinzen von Wales, das «Welcome to Alexandra», 1885 ein Gedicht zur Feier der Vermählung der Prinzeſſin Beatrice verfaßte. T.s nächſte größere Leiſtung nach ſeiner Ernennung zum Poete-laureate war die an ſchönen lyriſchen Partien reiche Dichtung «Maud, a monodrama» (1855). Hierauf folgten 1858 die der Darſtellung der Arthurlegenden gewidmeten «Idylls of the king» (deutſch von Scholz und von Feldmann), als deren Ergänzung 1869 «The Holy Grail», 1872 «Gareth and Lynette» erſchienen, und die, neben allen andern Vorzügen von T.s Muſe, ſeine ſeltene Meiſterſchaft in der Behandlung der engl. Sprache, der er ebenſo einen großartigen Rhythmus wie melodiſchen Wohllaut abzugewinnen weiß, auf der Höhe ihrer Kraft erkennen laſſen. Großen Erfolg errang auch die viel überſetzte und illuſtrierte poetiſche Erzählung «Enoch Arden» (1864; deutſch von Robert Waldmüller, 13. Aufl. 1878). Neuerdings wendete T. ſich dem Drama zu. Es erſchienen von ihm die Tragödien «Queen Mary» (1875), «Harold» (1876) und «Beckett» (1884) und die Schauſpiele «The Cup» (1880) und «The promise of May» (1882). Die beiden letztern kamen in London mit großem Erfolg auf die Bühne. In «Teiresias and other poems» (1885) kehrte T. noch einmal zu der kontemplativen poetiſchen Erzählung zurück. Zur Anerkennung ſeiner Verdienſte hatten die Univerſitäten Oxford und Cambridge ihm ſchon während der ſechziger Jahre Ehrengrade verliehen. Im J. 1884 wurde er von der Königin als Baron Tennyſon von Altworth zur Peerswürde erhoben. Seine einzelnen, wie ſeine geſammelten Werke ſind in

zahlreichen, zum Teil von Doré u. a. illustrierten Ausgaben und Auflagen erschienen und in die meisten europ. Sprachen übersetzt.

Tenor (lat.), der ununterbrochene Lauf einer Sache; Haltung, Inhalt eines Gesetzes u. s. w.

Tenōr (ital. tenore) ist eine der vier Hauptgattungen der menschlichen Stimme (s. d.). Es ist die höhere unter den beiden Stimmen, welche dem reifen männlichen Alter zukommen, und hat gewöhnlich den Umfang von d in der kleinen Oktave bis f oder g in der eingestrichenen. Zum Solotenor ist eine größere Tiefe und Höhe erforderlich, nämlich von c in der kleinen Oktave bis a und b in der eingestrichenen, auch wohl bis c in der zweigestrichenen, doch nur selten ist in dieser Höhe Bruststimme, sondern größtenteils Falset. Die angegebenen Eigenschaften des T. machen ihn geschickt zum Ausdruck der zarten und feinern Empfindungen des jugendlich-männlichen Charakters. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesange bildet er die zweite Mittelstimme (s. d.), indem er tiefer liegt als der Alt; in dem vierstimmigen Gesange aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, führt er als erste Stimme die Hauptmelodie und als zweite die höhere Mittelstimme. Der Notenschlüssel dieser Stimme ist der C-Schlüssel. Übrigens ist in Deutschland der T. seltener als der Baß, weshalb er auch mehr geschätzt und gesucht und höher bezahlt wird. Die Franzosen nennen ihn taille und haben bis in die neuere Zeit, gleich den Engländern, den hohen T. mit Kopfstimme oder den Männeralt häufig ausgebildet. Noch im 18. Jahrh., wie früher allgemein, sang der T. in der Kirchen- und Oratorienmusik die Altstimmen, wie denn auch Alt wörtlich «hoch» bedeutet, d. h. hoher T.

Tenorhorn, tubaartiges Messinginstrument, mit dem Umfang vom großen As bis zum zweigestrichenen c, hauptsächlich bei Militärmusik gebräuchlich.

Tenos, nach neugriech. Aussprache Tinos, eine der Cykladischen Inseln im Griechischen Archipel, zunächst südöstlich von der Insel Andros, zählt auf 204 qkm (1879) 12565 (etwa drei Fünftel röm.-kath.) E. und bildet eine eigene Eparchie des Nomos der Cykladen. Von einer gegen Nordwesten gestreckten, teils aus Granit, teils aus Glimmerschiefer und Marmor bestehenden Bergkette gebildet, die nur an der Südost- und Ostseite Raum für einige Thalebenen läßt, ist sie nicht sehr fruchtbar, aber quellenreich und durch den Fleiß der Bewohner besser und höher hinauf bebaut als die meisten griech. Inseln, sodaß sie einen blühenden Anblick gewährt. Die Hauptausfuhrartikel sind Wein und Marmor, weißer sowohl als grüner mit schwarzen Flecken (Verde antico), in dessen Bearbeitung die Tinioten besonders geschickt sind. Doch kann auch trotz gewerblicher Thätigkeit die Insel die starke Bevölkerung nicht ernähren; daher zahlreiche Tenier als brauchbare Handwerker und Dienstboten über alle größern Städte Griechenlands und der Türkei verbreitet sind. An der Südküste liegt, an der Stelle der antiken Stadt Tenos, die einen berühmten Tempel des Poseidon in einem heiligen Haine, eine der ältesten Freistätten Griechenlands, hatte, die jetzige Haupt- und Hafenstadt Hagios-Nikolaos, auch Tino genannt, eng gebaut, aber mit guten Häusern und 2083 E. Die nördlich dabei gelegene Kirche der Panagia Evangelistria, welche 1821 erbaut wurde, bewahrt ein wunderthätiges Marienbild und führt alljährlich Tausende von Pilgern aus Griechenland und Kleinasien nach T. Etwa 6 km von Tino liegt auf einer Bergspitze der jetzt verödete mittelalterliche Hauptort Exoburgo oder Kastro, in dessen Burg der venet. Proveditore bis zur türk. Eroberung 1718 residierte.

Tenōsynītis (grch.), die Sehnenscheidenentzündung, s. unter Sehnenscheiden.

Tenōtomie oder Sehnendurchschneidung heißt die operative Durchtrennung der Sehnen krankhaft verkürzter Muskeln und hat den Zweck, die durch Muskelverkürzung hervorgerufene fehlerhafte Stellung eines Gliedes beseitigen zu helfen. Nach Stromeyers und Dieffenbachs Vorgang wird die Operation in der Regel subkutan, d. h. von einem ganz kleinen Einstich aus gemacht. Bei Anwendung der neuern Wundbehandlung kann man sie mit gleichem, wenn nicht besserm Erfolg unter vollkommener Freilegung der Sehne ausführen. Die T. ist nur ein unbedeutender und ungefährlicher operativer Eingriff.

Tension (lat.), Spannung.

Tenson, soviel wie Tenzone.

Ten-Tai, chines. Stadt, s. Tschi-fu.

Tentakeln (Tentacula) nennt man bewegliche, meist am Kopf der Tiere befindliche Fortsätze des Körpers von verschiedenem Bau, verschiedenem Ursprung und verschiedener Funktion. Teils sind es Orientierungsapparate, Träger von Sinnesorganen u. s. w., und sie sind dann entweder einfache Körperfortsätze, wie die Fühlhörner der Schnecken, oder es sind modifizierte Seitenanhänge, wie bei Ringelwürmern, oder endlich, wie bei den Insekten, Krebsen und andern Gliedertieren, besonders entwickelte Extremitäten. Bei den Polypen sind es allseitig bewegliche, häufig kontraktile Körperfortsätze, in die sich unter Umständen auch der Leibesraum fortsetzt, sodaß sie hohl erscheinen, und sie stehen in unregelmäßiger oder streng typischer Zahl in einem einfachen Kranz oder in mehrern Kränzen um die Mundafteröffnung herum, sind in hervorragender Weise mit Nesselkapseln besetzt und dienen in erster Linie zum Ergreifen der Beute. Bei den Moostieren oder Bryozoen (s. d.) stehen die T. auch in einem Kranz oder in Gestalt eines Hufeisens um die Mundöffnung, sind gleichfalls rückziehbar, hohl und außen mit feinen Cilien besetzt; sie erzeugen durch ihr Spiel Strudel im Wasser und dienen teils zum Herbeischaffen von Nahrungsmitteln, teils zur Respiration. Bei einigen Rädertieren ist der Wimperapparat ganz ähnlich gebaut. Ihre höchste Entwickelung erreichen die T. bei den Kopffüßern als Arme: hier stehen sie zu acht oder zehn um den Mund herum, im erstern Falle (Octopoda) sind alle in der Regel gleich lang, immer mit ungestielten, unbewehrten Saugnäpfen besetzt und dienen zum Schwimmen, Kriechen und Erfassen der Nahrung. Im andern Falle (Decapoda) sind acht derselben von gleichem Bau, innen mit gestieltem, mit einem Hornringe bewehrten Saugnäpfen ausgestattet, während die beiden übrigen sich symmetrisch gegenüberstehenden (vgl. Sepia officinalis, Tafel: Mollusken, Fig. 3) verlangert, an der Spitze keulenartig verdickt und nur hier mit Saugnäpfen versehen sind. Diese beiden T. sind in hohem Grade retraktil und können plötzlich auf ihre Maximallänge ausgedehnt und nach einer zu fassenden Beute geschleudert werden. Doch fällt bei den Kopffüßern

bisweilen einem der T. noch eine andere, wichtige Funktion zu, indem er als Hektokotylus (s. u. Kopffüßer) eine wichtige Rolle spielt. Am eigentümlichsten sind die Verhältnisse beim schalenlosen Männchen von Argonauta argo, bei dem der dritte linksseitige T. zu einem in einer Blase (s. Tafel: Mollusken, Fig. 2, A) befindlichen Hektokotylus umgewandelt ist, der nach Reißen der Blase sich vom Körper loslöst, ungefähr peitschenförmig, in seinem hintern, einen Hohlraum darstellenden Abschnitt mit Spermatophoren (s. d.) gefüllt, in seinem vordern Teile, der endlich in einen sehr feinen Faden ausläuft, mit Saugnäpfen besetzt ist. Er dringt zur Befruchtung in die Mantelhöhle des Weibchens ein und behält einige Zeit ein selbständiges Leben. Auch zwei T. des Weibchens erscheinen modifiziert. (Vgl. Argonaute.)

Tentāmen (lat.), soviel wie Examen, besonders eine vorläufige Prüfung vor dem eigentlichen Examen.

Tento d'abri (frz.), Schutzzelt, Lagerzelt, Obdach.

Tenthrediniden, s. Blattwespen.

Tenthris oder Tentyra, s. Dendera.

Tentzel (Wilh. Ernst), Schriftsteller, geb. 1659 zu Greußen in Thüringen, studierte in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnasium zu Gotha und Aufseher des herzogl. Münzkabinetts und der Kunstkammer und 1702 Rat und Historiograph in Dresden, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. Er starb 1707. Unter seinen zahlreichen Werken hat ihn das über die sächs. Münzen (Frankf. u. Lpz. 1714) am meisten berühmt gemacht. Er war der erste deutsche Journalist, der nach dem Beispiele der franz. periodischen Schriften eine Monatsschrift («Monatliche Unterredungen», Lpz. 1688—98) herausgab, in welcher er die neuen Bücher mit großer Freimütigkeit recensierte. In dem Streite mit Schelstrate über die Arcani disciplina seit 1685 bewährte T. viele Gewandtheit.

Tenue (frz.), Haltung, äußeres Aussehen, Anzug; en grande tenue (frz.), im Gala-, Paradeanzug, im Gegensatz zu en petite tenue, in Dienst-, Interimsuniform.

Tenŭes nannten die röm. Grammatiker nach dem Vorgang der Griechen eine bestimmte Konsonantenklasse, nämlich k, t, p, im Unterschied von den mediae g, d, b und den aspiratae χ, ϑ, φ (lat. ch, th, ph). Die neuere Lautphysiologie hat dafür andere Bezeichnungen, doch ist der Name tenuis daneben noch im Gebrauch. (S. Konsonant und Laut.)

Tenuirostres, s. Dünnschnäbler.

Tenute oder Ruhepunkt, s. Fermate.

Tenzone (frz. tenson), Streitgedicht, Wettgesang der Troubadours (s. d.).

Teocalli (d. i. Gotteshaus) nannten die Azteken in Mexiko ihre Tempelbaue, welche sich als zu riesiger Größe emporgebaute Altäre meist in Gestalt vierseitiger Pyramiden erheben, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet und oberwärts zu einer größern oder kleinern Fläche abgeschnitten sind. Gemeiniglich steigen dieselben in mehrern großen Absätzen empor, die teils besondere Terrassen bilden, teils auch nur durch umherlaufende Gurtungen als solche bezeichnet werden. Zu der obern Fläche, auf welcher sich geringere oder größere Baulichkeiten, Kapellen, Tempel, Hallen u. s. w., oft sehr umfangreiche Anlagen bildend, erheben, führen an einer oder mehrern Seiten breite, steile Treppen hinauf; zuweilen, doch nur seltener, sind letztere so angeordnet, daß sie im Zickzack von einem Absatz auf den andern führen (wie z. B. bei der Pyramide zu Teopantepec). Meist waren die T. mit großen Höfen umgeben, welche die Wohnungen der Priester und die andern Räume, die man für die Zwecke des Kultus bedurfte, enthielten. Die Zahl der, wenn auch nur im Zustande des Verfalls, erhaltenen Bauwerke dieser Art ist nicht gering. Es gab deren zur Zeit der Ankunft der Spanier fast in allen Ortschaften; die Hauptstadt allein zählte ungefähr 2000, worunter 7—8 von bedeutendem Umfange. Torquemada schätzt ihre Zahl auf 40000. Viele derselben datieren schon aus der Zeit der Herrschaft der Tolteken (d. i. aus dem 7. oder 8. Jahrh. n. Chr.). Rennenswert sind die Pyramiden bei San Juan de Teotihuacan (50km nordöstlich von Mexiko an der Eisenbahn Mexiko-Veracruz), von denen die eine (Tonatiuh Ytzaqual) in der Basis 193 m, in der Höhe 50 m mißt. Die in vier Terrassen aufsteigende Pyramide von Cholula ist an der Basis 405 m breit bei einer Höhe von 49 m. Die Pyramide von Papantla (in Veracruz) erhebt sich in sieben durch breite Bänder bezeichneten Absätzen bis 25 m; die Breite der Basis mißt 36 m. Andere pyramidale Baue finden sich bei Cuernavaca, Guatusco, Tusapan, Xochicalco, Tehuantepec, Palenque u. s. w. Unter den Bauten bei Uxmal in Yucatan ist ebenfalls eine Pyramide mit oblonger Grundfläche (an der Langseite 65 m) und einer Höhe von etwa 30 m; auf dem Plateau derselben ist ein Tempel von 24 m Länge, 4 m Breite und 5 m Höhe, der zu den interessantesten Resten altamerik. Kultur gehört.

Teos, eine der zwölf ion. Städte Kleinasiens, an der Küste von Jonien, an der Ostseite einer weiten Bucht zwischen den Vorgebirgen Korykeion und Makria gelegen, mit einem berühmten Tempel des Dionysus, von welchem noch bedeutende Trümmer in der Nähe von Sigadschik erhalten sind. Der Druck der pers. Herrschaft veranlaßte einen Teil der Einwohner die Stadt zu verlassen und nach Abdera in Thrazien überzusiedeln; doch erholte sich die Stadt allmählich wieder. Unter ihren Bürgern verdient Anakreon Erwähnung. Vgl. «Jonian Antiquities» (Bd. 4, Lond. 1882).

Tepe (türk.), Spitze, Gipfel.

Tepekermen, Berg auf der Halbinsel Krim, im russ. Gouvernement Taurien, Kreis Simferopol, am rechten Ufer des Flusses Katscha, bei der Stadt Bachtschisarai. Der Berg hat die Form eines isolierten Kegels; auf seinem Gipfel sieht man die Spuren alter Gebäude; am nördl. Abhange sind zahlreiche Höhlen in mehrern Etagen. In einer dieser Höhlen, deren Zugang sehr schwierig ist, fand man viele Knochen, in einer andern sind die Spuren einer alten Kirche deutlich zu erkennen.

Tephillin, s. Gebetsriemen.

Tephrit (von τεφρος, Asche, wegen der meist graulichen Farbe) pflegt man neuerdings die Eruptivgesteine zu nennen, in welchen die eisenfreien, thonerdereichen Gemengteile aus Plagioklas und entweder Leucit oder Nephelin (oder die beiden letztern zusammen) bestehen, wozu sich außerdem vorwiegend Augit gesellt; Sanidin spielt in ihnen keine wesentliche Rolle. Von diesem Gesichtspunkte aus würden z. B. die Laven des Vesuv zum T. gehören.

Tepic, Stadt, s. unter Xalisco.

Tepilijote, s. unter Chamaedorea.

Tepl, der bedeutendste unter den Zuflüssen der Eger (am rechten Ufer), entspringt am Fuße des Podhornbergs im Unterlande des Fichtelgebirges, wendet sich vor der Stadt Tepl gegen Norden und behält diese Richtung in einem allmählich enger und tiefer werdenden Thale (in Glimmerschiefer, Basalt und Granit) und mündet unterhalb Karlsbad in die Eger. Ihre Länge beträgt 43 km.

Tepl (slaw. Teplá), Stadt im westl. Böhmen, in freundlicher Umgebung am gleichnamigen Flüßchen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2733 deutsche E., die neben den städtischen Gewerben zumeist Landwirtschaft und starken Handel mit Flachs betreiben. Merkwürdig ist die Stadt durch seine Pfarrkirche, die schöne Dreifaltigkeitsstatue und das nahegelegene Prämonstratenserstift, welches, 1193 von Renata von Gutenstein gegründet, trotz der wiederholten Verheerung durch die Hussiten sich erhalten hat. Das Entstehen und Aufblühen des Kurorts Marienbad ist ein Verdienst dieses Klosters, in dessen Gutsbereich der Kurort gehört. Das Klostergebäude enthält eine bedeutende Bibliothek und ein reichhaltiges Archiv.

Teplice, Marktflecken, s. Wekelsdorf.

Teplitz oder **Töplitz**, einer der berühmtesten europ. Badeorte, Stadt im nordwestl. Böhmen, an der Aussig-Teplitzer und der Dux-Bodenbacher Bahn in 221 m Meereshöhe, in dem weiten, an Naturschönheiten reichen bergigen Thale der Biela, das im W. und N. vom Erzgebirge, im O. und S. vom Mittelgebirge begrenzt wird. T. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, eines Hauptzollamts, sowie eines Bergkommissariats und zählt (1880) 14 841, mit der östlich unmittelbar an T. stoßenden Badestadt Schönau 16 750 E. Die Badegäste, deren zur lebhaftesten Zeit, im Juli und August, oft 5—6000 anwesend sind, verteilen sich auf T. mit zwei Drittel und Schönau mit einem Drittel. Die ansehnlichsten Gebäude des Badeorts sind: das fürstl. Clarysche Schloß mit Kirche und schönem Schloßgarten, welcher während der Saison den Vereinigungspunkt der Gesellschaft bildet, die Stadtkirche, die evang. Kirche, die auf einem Hügel erbaut ist und eine schöne Umsicht gewährt, der 1882 vollendete israel. Tempel, das Stadttheater und das neue Stadthaus. In der Stadt T. liegen dicht beieinander das Herrenhaus, das Fürstenbad, Sophienbad und das Kaiserbad mit dem Kursalon, entfernter, und zwar unmittelbar an Schönau grenzend, das Steinbad und das Stephansbad. In Schönau sind zwei große Badehäuser (Neubad und Schlangenbad). Sämtliche Bäderetablissements (ausgenommen Sophien-, Stephans- und Schlangenbad) enthalten auch Fremdenwohnungen. In Schönau liegt das große k. k. österr. Militärbadehaus, in Teplitz das israel. Badehospital, das Johnsche Civilbadehospital, das Bürgerhospital, die sächs. und preuß. Militärbadehäuser. Auf dem Berge südlich vom Stephansplatz, der Königshöhe, liegt das Schießhaus, weiter oben die Schlackenburg, ein burgartiges Gebäude mit Gastwirtschaft und hübscher Rundsicht. In der Nähe steht seit 1841 das Friedrich-Wilhelms-Monument.

Von der Entdeckung der teplitzer Heilquellen erzählt die Sage, daß sie 762 durch eine Herde Schweine, welche in der Erde wühlten, veranlaßt worden sei; allein geschichtlich ist erwiesen, daß die Heilquelle von T. zweifellos schon im 3. Jahrh. v. Chr. entdeckt und auch schon vollauf gewürdigt worden ist. Bedeutsame Tage für die Geschichte von T. waren das Erdbeben von Lissabon 1. Nov. 1755, indem die Hauptquelle einige Minuten gänzlich ausblieb, darauf aber unter heftigem Brausen, dunkelgelb gefärbt und in großer Menge wieder hervorstürzte, und 13. Febr. 1879, als das Thermalwasser infolge des drei Tage zuvor in einem Kohlenschachte bei Osseg stattgefundenen Wassereinbruchs in dem teplitzer Quellenraum zu sinken begann, um bald auf kurze Zeit ganz zu verschwinden. Die Thermen von T.-Schönau sind chemisch gleich und nur in der Temperatur verschieden. Die höchste Temperatur hat die unmittelbar am Stadtbad gelegene Quelle, nämlich + 49° C. Die Badehäuser des untern Teils von T. und in Schönau haben selbständige Quellen mit Thermalwasser von + 37—41° C. Das Wasser erscheint überall hell und farblos, ist ohne Geruch und von nicht unangenehmem Geschmack. Durch ihre ziemlich gleiche chem. Beschaffenheit sowohl wie durch ihre Wirkungen stellen sich die teplitzer Thermalquellen zu den chemisch indifferenten Thermen mit wenig festen Bestandteilen. Die teplitzer Thermalwässer besitzen überdies einen ihre Heilkraft sehr erhöhenden großen Reichtum an freien und im Wasser gebundenen Gasarten, wie Kohlensäure und Stickgas. Tiefe durch den Temperaturgrad der Quellen, ihre Wärme- und elektrischen Strömungen modifizierten Einflüsse auf den Organismus, die Haut, das Gefäß- und Nervensystem zu reizen und zu beleben, die Schleimhäute und Drüsen zu stärkerer Absonderung zu bestimmen und so die Transspiration zu vermehren und selbst steinige oder verhärtete schleimige Bildungen aufzulösen, sind besonders bei gichtischen und rheumatischen Leiden, bei Lähmungen, Neuralgien (Ischias), Neurasthenie, skrofulösen Übeln, chronischen Hautausschlägen, bei Geschwüren, welche in jenen allgemeinen Krankheiten wurzeln, schweren Verletzungen und Knochenbrüchen mit ihren Folgekrankheiten, Nachkrankheiten aus Schuß- und Hiebwunden («Bad der Krieger»), Merkurialdyskrasie, Syphilis und einigen Formen von Augen- und Gehörleiden von großem Nutzen. Bei wirklicher Vollblütigkeit, bei Blutflüssen, Entzündungen, innern Vereiterungen u. s. w. ist jedoch der Gebrauch von T. zu vermeiden. Meist benutzt man die Quellen zu Bädern in den verschiedensten Formen, und die hierzu getroffenen Einrichtungen der Badehäuser sind ausgezeichnet. Auch für unbemittelte Kranke ist durch die genannten öffentlichen Spitäler und einige andere milde Stiftungen Sorge getragen. Die früher sehr viel, dann gar nicht, gegenwärtig aber wieder mehr und mit großem Erfolge angewendete Trinkkur gilt als wertvolles Unterstützungsmittel der Badekur.

Angenehme Promenaden bieten der Schloßgarten, der Kurgarten, der Seume-Park, die Payer-Anlagen, die Humboldts-Anlagen, der Kaiserpark, die Schlangenbad- und Neubadanlagen und -Alleen, der Mecséry-Weg, die Königshöhe, die Stephanshöhe, der etwas entferntere Schloßberg mit einer alten Ruine, neuen, einer Burg ähnlichen Restaurationsgebäuden und vortrefflicher Aussicht, der Park zu Turn u. s. w. Ausflüge richten sich nach dem Wallfahrtsorte Mariaschein, Graupen mit der Rosenburg und Wilhelmshöhe, Doppelburg, Dux, der Cistercienserabtei Osseg, Bilin, Eichwald und vielen andern schön gelegenen Orten. Etwas

entfernter liegen der Milleschauer oder Donnersberg (s. d.) und das Kulmer Schlachtfeld. In T. schlossen 9. Sept. 1813 die drei verbündeten Monarchen den Allianztraktat gegen Napoleon. Auch 1835 trafen daselbst die Monarchen von Österreich, Rußland, Preußen und Sachsen zu einer Konferenz zusammen, und dasselbe fand im Herbst 1849 zwischen dem Kaiser von Österreich und den Königen von Preußen und Sachsen, ferner 1860 zwischen dem Kaiser von Österreich und dem damaligen Prinz-Regenten von Preußen statt.

Vgl. Sonnenschein, «Neue chem. Analyse der Heilquellen zu T.» (Tepl. 1876); Seiche, «Der innere Gebrauch der Urquelle zu T.» (Tepl. 1876); Labat, «Studien über den Kurort T. und seine Thermen» (Tepl. 1876); Delhaes, «Die Thermen und Moorbäder zu T.-Schönau» (3. Aufl., Prag 1878); Samuely, «Der Kurort T.-Schönau in Böhmen» (Wien 1885); Gerold, «Studien über die Bäder zu T. in Böhmen» (Wien 1886); Langstein, «Die Neurasthenie und ihre Behandlung in T.-Schönau» (Wien 1886); Eberle, «T. gegen Ischias» (Prag u. Tepl. 1886); Delhaes und Baumeister, «Der Badeort T.-Schönau in Böhmen» (Prag u. Tepl. 1886); Kraus, «Die Thermen von T.-Schönau in ihrem Verhalten zu mehrern Krankheitsformen der Gelenke» (Tepl. 1886); Hallwich, «T., eine deutsch-böhmische Stadtgeschichte» (Lpz. 1886).

Die Ableitung des Wortes T. von dem slaw. Worte Teplice, d. i. Warmbad, macht es leicht erklärlich, daß auch andere warme Heilquellen in slaw. Ländern denselben Namen tragen. So das Teplitzer Bad (48° R.) bei Pistyan in der Neutraer Gespanschaft, Töplitz oder das Warasdiner Bad (45° R.) in Kroatien (s. Krapina-Töplitz), Töplitz (29° R.) in Krain, Töplitz (14° R.) in Mähren und T. (30° R.) bei Trentschin. Indessen soll nach andern (besonders Hallwich) der Name T. kelt. Ursprungs sein und einen umschlossenen Ort, einen Hag oder Garten bedeuten. In alten Urkunden wird auch der Name der Stadt Toplic, später Töplic geschrieben, wie auch die Schreibart Töplitz bis ins 19. Jahrh. allgemein gebräuchlich war.

Teplitz, altberühmter Kurort im ungar. Komitat Trentschin, 3 km von der Stadt Trentschin, hat zahlreiche Schwefelthermen mit einer Temperatur von 37 bis 40° C., von denen fünf zu Bädern benutzt werden, außerdem Eisenmoor-, Fichtennadel- und Jodbäder. Die Saison dauert vom 1. Mai bis Ende Oktober, die Zahl der Kurgäste beträgt jährlich etwa 2000. Der Kurort gehört dem Herzog de Castries.

Teplouchow (spr. Teplo-uchoff, Alexander Efimowitsch), verdienter russ. Forstmann, geb. in Karagai, Gouvernement Perm, 2. Sept. 1811, studierte 1834—38 Forstwissenschaft in Tharand, arbeitete bei der sächs. Forsteinrichtungsanstalt und bereiste die wichtigsten Forsten Deutschlands. Von 1839 bis 1847 wirkte T. als Lehrer an der Strogonowschen Forstschule in Petersburg; 1847 ging er mit 20 Schülern in das Permsche Gouvernement, um die etwa 1 Mill. Hektar großen, am Uralgebirge gelegenen Waldungen des gräflich Strogonowschen Majorats nach sächs. Methode einzurichten und eine geordnete Verwaltung daselbst einzuführen. T. leitete 35 J. lang die Wirtschaft, welche in Rußland als gutes Beispiel diente. Er veröffentlichte zahlreiche forstliche und naturwissenschaftliche Abhandlungen teils in russ., teils in deutscher Sprache. Eine größere Arbeit in russ. Sprache, «Anleitung zur Einrichtung von Privatforsten» (1848), begründete seinen Ruf als Schriftsteller.

Teppichbeet, s. Blumenteppich.

Teppiche (frz. tapis, engl. carpets), im weitern Sinne durch Weberei, Wirkerei oder Stickerei hergestellte Bekleidungen für Wände (vgl. Tapeten), Fußböden, Tische, Diwans oder Betten, im engern, jetzt gewöhnlichen Sinne derartige Bekleidungen für Fußböden. Bei den alten Griechen und Römern waren die babylonischen T. berühmt, deren Ornamente in phantastischen Tiergestalten und figürlichen Scenen bestanden. In Assyrien, Babylonien und Persien, sowie im alten Rom dienten T. als bewegliche Wände zur Herstellung einzelner Gemächer in den weiten Palasträumen; bei Festen und Triumphzügen bildeten sie, von Sklaven getragen, lange Straßen. Bei den vornehmen Römern, zumal der Kaiserzeit, waren sie auf den Lagerstätten, sowie als Vorhänge die größte Zierde des Hauses. Es ist streitig, ob diese T. durch Malerei, oder durch Stickerei, oder auf beiderlei Weise hergestellt waren. Von Rom aus gingen dieselben in die christl. Kirche von Byzanz und des Abendlandes über, den Altar an vier Säulen umhängend oder die Wände bedeckend, und fanden in der Folge in den Palästen der fränk. Könige und anderer Fürsten Aufnahme. In England waren es im Mittelalter besonders die vornehmen Frauen, welche leinene Wandbekleidungen mit Figuren bestickten. (Vgl. Stickerei.) Eine neue Blütezeit begann für die Teppichweberei des Abendlandes durch die infolge der Kreuzzüge sich verbreitende Bekanntschaft mit der Dekoration der orientalischen T. Auf den Gemälden christl. Künstler des 15. und 16. Jahrh. sowohl Italiens als Deutschlands und der Niederlande sieht man auf Fußböden und Tischen im orient. Stil ornamentierte T. abgebildet, wie sie die Prunk- und Wohnzimmer der Vornehmen und Reichen jener Zeit, namentlich Venedigs, schmückten. Neben ihnen hatte sich aber schon damals eine christl. Art der Teppichweberei herausgebildet, Wollstoffe mit figürlicher Verzierung, deren erste Bestimmung war, als Wanddekoration in Palast, Wohnung und Kirche zu dienen. Manches dieser Art ist noch erhalten, zumal aus dem 14. und 15. Jahrh. Die Gegenstände sind häufig kirchlicher Art, aber auch den mittelalterlichen Sagen und epischen Dichtungen entnommen, zum Teil durch Spruchbänder erklärt, oder Darstellungen von Genrescenen (Festen und Spielen) aus dem vornehmen Leben. Ein Hauptsitz dieser Industrie war Flandern, dessen Fabriken großartige Wandteppiche mit figurenreichen Darstellungen an den burgund. Hof lieferten. Aus ihnen sind die berühmten Arrazzi hervorgegangen, welche die Stadt Arras in größter Vollendung lieferte. Arras übernahm Bestellungen nach Werken der ersten Maler. So bestellte der päpstl. Hof T. nach den Kartons von Rafael, die sich jetzt im South-Kensington-Museum zu London befinden. Außerordentlich viel arbeiteten die flandr. Fabriken für den span. Hof, der noch heute einen enormen Schatz von Arrazzi im Escorial besitzt; so auch die Wandteppiche, welche Karl V. mit Darstellungen aus seinem Zug gegen Tunis nach den Gemälden von Vermeyen ausführen ließ. Viele dieser T. sind zum Teil mit Gold- und Silberfäden ausgeführt, wodurch sie eine prächtige Wirkung erzielen. Eine schöne Kollektion derselben befindet sich im Bayrischen Nationalmuseum zu München.

Im 17. Jahrh. waren die Brüsseler Teppiche berühmt. Gleichzeitig erlangte die Fabrik der Gobelins (s. d.) ihren glänzenden Ruf, den sie sich noch im folgenden Jahrhundert bewahrte. Im 18. Jahrh. wich jedoch die Liebhaberei an diesen kostbaren Geweben immer mehr der Vorliebe für leichtere Wandbekleidungen, insbesondere für die Tapeten, sowie für seidene Gewebe mit Blumengewinden und genrehaften Scenen in der Art Watteaus und Bouchers, welche namentlich die Bekleidung der Damenzimmer in den vornehmen Wohnungen bildeten. Seitdem sind die T. als Wandbekleidung völlig durch die Papiertapeten (s. unter Tapeten) verdrängt worden. Zu großartigem Umfang hat sich dagegen als ein Zweig der Kunstindustrie im 19. Jahrh. die Fabrikation der Fußteppiche entwickelt und zwar vor allem in England, wo das Bedürfnis derselben infolge der klimatischen Verhältnisse sich am dringendsten geltend macht. Wie in der Dekoration der Tapeten herrschte in derjenigen der T. lange Zeit der Naturalismus vor. Gewaltige Blumen und Ranken mit roher Färbung, Bäume, zwischen welchen der Himmel hindurchschien, ja ganze Gärten erfüllten die Fläche, alles in natürlicher Darstellung. Eine andere Manier verfolgten die Franzosen, indem sie den T. gleich dem Plafond als eine architektonisch-plastisch zu verzierende Fläche behandelten, ihn abteilten, Medaillons, Felder, Figuren, Ornamente u. s. w. anbrachten, als ob der Anschein gefärbter Stuckarbeiten zu erreichen wäre. Indes hat innerhalb des letzten Jahrzehnts der Geschmack für orient. Dekoration von der Teppichindustrie Besitz ergriffen. Smyrnaer, persische, tunesische, indische T., echt oder imitiert, bilden jetzt in der vornehmen Wohnung die bevorzugte Bedeckung des Fußbodens. Viele europ. Fabriken, namentlich in England, Österreich, Holland, Sachsen, sind auf die Fabrikation dieser orientalischen T. nach Art, Zeichnung und Kolorit eingegangen und produzieren dieselben zum Teil musterhaft in großartigem Maßstabe. Andererseits finden als T. für lediglich praktische Zwecke, d. h. zum Warmhalten oder zur Schonung der Fußböden, die mannigfachsten Fabrikate ausgedehnte Verwendung.

Die heutigen T. sind meist Kammgarngewebe und entweder abgepaßt, d. h. in der ganzen Länge und Breite, in welcher sie zur Verwendung kommen, unmittelbar erzeugt, oder aus langen, an den Webkanten zusammengenähten und mit einer Bordüre umgebenen Stücken hergestellt. Nach der Arbeitsweise sind sie einfache Gewebe, Doppelgewebe, samtartige Gewebe oder Knüpfteppiche, zu welch letztern auch die Gobelins (s. d.) gezählt werden können. Zu den einfachen Teppichen gehören die glatt oder köperartig gewebten groben Kuhhaarfußdecken, bei welchen von Hand versponnenes Kuhhaar als zweidrähtiger Zwirn zu Kette und Einschlag (zu ersterer auch Werggarn) verwendet und durch verschiedene Farbe beider ein gestreiftes oder carriertes Muster erhalten wird; die Tirolerteppiche, meist kleingemusterte Gewebe mit leinener Kette und Einschlag aus Streichgarn oder aus Kuh-, resp. Ziegenhaaren; die britischen T. aus feinem Kammgarn, die ein ripsähnliches Aussehen zeigen, indem ein sehr dicker und ein dünner Einschlagfaden miteinander wechseln, und deren Kette abwechselnd einen schwarzen und zwei farbige Fäden enthält, welche letztere so angeordnet sind, daß streifenweise in verschiedener Breite Grün, Rot, Braun, Gelb u. s. w. aufeinander folgen, wobei das Muster oben farbig auf schwarzem Grund, unten schwarz auf farbigem Grund erscheint. Zu den doppelten Teppichen gehören die nach der gleichnamigen engl. Stadt benannten Kidderminsterteppiche (s. unter Kidderminster) mit zweifädig gezwirnter Kammgarnkette und dickem streichwollenen Einschlag, bei denen die Kette in verschiedenfarbige Hälften (z. B. die eine schwarz für die obere, die andere braun für die untere Seite) geteilt ist, während je nach Erfordernis des Musters der gleiche (abwechselnd braune oder schwarze) Einschlagfaden beiderlei Kettenfäden bindet. Eine Variation hiervon bilden die schottischen T. mit dreifacher Kette und dreifachem Einschlag, welche noch größere Freiheit der Musterbildung gestatten.

Bei den samtartigen oder Samtteppichen ist wie beim Samt (s. d.) eine Grund- und eine Flor- oder Polkette zu unterscheiden, nur daß hier gewöhnlich noch eine Füllkette hinzukommt. Die Grundkette besteht meist aus starken Leinen- oder Hanffäden, die Polkette aus Kammgarn, die Füllkette aus Werggarn. Bleiben die Noppen der Polfäden unaufgeschnitten, so erhält man die gezogenen oder Brüsseler Teppiche; schneidet man die Noppen auf, so entstehen die Plüsch- oder Veloursteppiche. Soll der T. ein Muster in mehrern Farben bei freier Verteilung derselben (nicht in Längsstreifen) aufweisen, so müssen statt eines Polkettenfadens deren so viele vorhanden sein, als Farben vorkommen, wodurch solche T. mit gewebter Zeichnung kostspielig werden. Weit wohlfeiler und in der Farbenzahl nicht beschränkt, sind die Samtteppiche mit vorgedruckter Kette, da jeder Polkettenfaden sich mit beliebig vielen Farben bedrucken läßt und ein gleichzeitiges Bedrucken vieler gleichfarbiger Ketten möglich ist. (Über Teppichweberei s. unter Weberei.) Bei der Herstellung der Knüpfteppiche geschieht die Verbindung der aus Kammgarn bestehenden, die Figur bildenden Fäden mit dem leinwandartigen Grundgewebe durch Handarbeit derart, daß in der Richtung des Einschlags die Figurfäden um die Kettenfäden entsprechend geschlungen und an diese geknüpft werden. Hierbei schlingt man die Polfäden auch noch um eine ziemlich dicke Nadel und bildet dadurch Noppen von bedeutender Größe, die so dicht aneinander liegen, daß ein pelzartiges, die Wärme sehr schlecht leitendes Gewebe entsteht, bei welchem allerdings auch der Verbrauch an Wolle ein bedeutender ist.

Teppichreinigungsmaschine, mechan. Vorrichtung, wirkt entweder klopfend oder bürstend.

Teptjären, Volksstamm in den russ. Gouvernements Orenburg, Ufa und Samara, die westlichen Nachbarn der Baschkiren und der Meschtscherjaken, von welchen letztern sie nur einen Zweig darstellen. Sie gehören daher zu dem turko-finnischen Stamme, enthalten aber eine starke tatarische Beimischung, was sowohl aus ihrem Typus wie aus den Elementen ihrer Sprache hervorgeht. Mit den Meschtscherjaken zusammen nahmen ihre Wohnsitze ehemals weit größere Flächenräume als gegenwärtig ein, indem sie sich noch weit westlich von der Wolga erstreckten; hier sind diese beiden Stämme aber gänzlich russifiziert, und obgleich sie sich noch mit ihren Eigennamen benennen, reden sie nicht mehr

ihre Mutterſprache, ſondern nur ruſſiſch; die öſtlich von der Wolga wohnenden dagegen haben ihre Eigenart beibehalten. Die in den genannten drei Gouvernements wohnenden T., deren Zahl man auf 300000 ſchätzt, gleichen im ganzen mehr den Baſchkiren und ſind wie dieſe Mohammedaner, beſchäftigen ſich meiſt mit Viehzucht, namentlich Schaf- und Pferdezucht, auch iſt der Ackerbau bei den T. weit verbreiteter als bei den Baſchkiren.

Ter (Alba der Römer, mittellat. Teseris), ſpan. Küſtenfluß in den Provinzen Gerona und Barcelona Cataloniens, entſpringt in den Oſtpyrenäen, hat zuerſt bis San-Hipólito de Voltrega überwiegend ſüdliche, dann öſtliche Richtung und mündet, nachdem er rechts Gerona berührt hat, nach einem Laufe von 155 km ſüdlich am Kap Stardi, den Inſeln Medas gegenüber, in das Mittelländiſche Meer. Sein bedeutendſter Zufluß iſt rechts bei Ripoll der vom Col de Toſa kommende Rigart.

Terämo, Hauptſtadt der gleichnamigen ital. Provinz (3324,7 qkm, 1881 mit 259095 E.), am Einfluß der Vezzola in den Tordino, 267 m über dem Meere, Station der Eiſenbahn T.-Giulianova, iſt Sitz der Präfektur, eines Civiltribunals, eines Bistums und einer Handelskammer, hat eine 1317—55 erbaute, aber ſehr moderniſierte Kathedrale, die prächtige ſpätgot. Kirche Sant'-Agoſtino, Reſte von altröm. Thermen und eines röm. Theaters und zählt (1881) 9340 (Gemeinde 20096) E., welche Fabriken von Thongefäßen, Wachs, Cremor tartari, Leder, Strohhüten und Luxusmöbeln unterhalten. Von T. aus wird der Gran Saſſo, der höchſte Gipfel der Apenninen (2992 m) beſtiegen. — T., im Altertum das Interamnium der das ſüdliche Picenum bewohnenden Praetutii oder Praetutiani, hieß mittellat. Aprutium, auch Interampne, Teramne, Terame und gehörte vom 6. bis 11. Jahrh. zum Herzogtum (Mark) Fermo, ſpäter zur neapolit. Provinz Aprutium.

Teratolith oder Sächſiſche Wundererde, ein früher als Arzneimittel geprieſenes und gebrauchtes Mineral von Planitz bei Zwickau in Sachſen, welches jetzt den Namen Eiſenſteinmark trägt; es iſt derb, lavendelblau bis perlgrau und pflaumenblau, oft rötlichweiß geadert und gefleckt, fühlt ſich oft rauh und mager an, und ergibt ſich bei der Analyſe als ein waſſerdichtes Eiſenoxyd, Thonerdeſilicat mit geringem Gehalt an Kalk, Magneſia und Manganoxyd, welchem natürlich keinerlei heilkräftige Eigenſchaften innewohnen.

Teratologie (grch.), die Lehre von den Mißbildungen, ſ. Mißbildung.

Terbium iſt der Name eines metalliſchen Elements, welches mit Sauerſtoff verbunden in der ſog. Ytererde, die ſich in dem Mineral Ytterit findet, angenommen worden iſt. Neuere Unterſuchungen haben die Exiſtenz dieſes Metalls jedoch ſehr fraglich gemacht und laſſen es als wahrſcheinlich erſcheinen, daß das Terbiumoxyd ein Gemenge von Erbiumoxyd und Yttriumoxyd ſei.

Terburg, eigentlich Ter Borch (Gerard), niederländ. Maler, geb. zu Zwolle in Ober-Yſſel um 1607, erhielt den erſten Unterricht wahrſcheinlich bei ſeinem Vater, trat ſodann eine Reiſe durch Deutſchland nach Italien an, hat aber auch von Hals in Harlem gelernt. Im J. 1648 befand er ſich in Münſter, wo er die Geſandten des Weſtfäliſchen Friedensſchluſſes in einem großen Bilde malte. Von da reiſte er nach Madrid, wo er galanter Abenteuer halber entwichen ſein ſoll. Er ging nach London und dann nach Paris, wo er überall ausgezeichnete Erfolge errang. Reich und angeſehen kehrte er in ſein Vaterland zurück, ließ ſich um 1654 in Deventer nieder und ſtarb daſelbſt 1681. Mehr als durch ſeine Porträts iſt er wegen ſeiner Genrebilder bedeutſam. Er iſt der Schöpfer und vornehmſte Meiſter der ſog. Konverſationsmalerei. Das elegante, prunkvolle Leben ſeiner Zeit mit den zierlich-höfiſchen Formen, dem gemeſſenen Benehmen und der üppigen Koſtümverſchwendung weiß er mit unübertrefflicher Feinheit, mit ſchärfſter Charakteriſierung und harmoniſchem Farbenſchmelz zu ſchildern. Dabei knüpft ſich an ſeine Darſtellungen immer ein anekdotiſches Intereſſe. Berühmt durch die Beſchreibung Goethes in den »Wahlverwandtſchaften« iſt ein »Die väterliche Ermahnung« benanntes Bild im Muſeum zu Berlin. Andere ausgezeichnete Werke von ihm findet man in den Galerien Englands, zu Dresden, Amſterdam, im Louvre, in der Pinakothek zu München, im Belvedere zu Wien u. ſ. w. T. iſt der eleganteſte Vertreter der Kabinettsmalerei und entfaltet die höchſte Kunſt in der Behandlung der koſtbaren Stoffe und der zarten Reflexlichter, die von den umgebenden Gegenſtänden auf dieſelben geworfen werden.

Terceira, eine der zu Portugal gehörigen Azoren (ſ. d.), hat einen Flächeninhalt von 421 qkm und wird von 46528 E. bewohnt. Faſt allenthalben von ſteilen Lavafelſen eingeſchloſſen, iſt die Inſel nur an wenigen Stellen zugänglich, die durch Feſtungswerke gedeckt werden. Wie die übrigen Azoren iſt auch T. vulkaniſcher Natur. Im Innern der Inſel bildete ſich 1761 der Vulkan Pagacina-Pic, der noch jetzt Rauch und Gas ausſtrömt; ſeit dieſer Zeit wird die Inſel von Erdbeben heimgeſucht. Der Boden iſt ſehr fruchtbar. Die Hochebenen der bis zu 1047 m aufſteigenden Gebirge haben herrliche Weiden und blühende Rindviehzucht. Bedeutend iſt die Erzeugung von Weizen, Mais und Wein. Letzterer bildet mit dem Bauholz und der Orſeille den wichtigſten Ausfuhrartikel. Hauptſtadt der Inſel und des ganzen Archipels iſt Angra (ſ. d.), Sitz des deutſchen Konſulats für den Diſtrikt Angra. König Philipp II. von Spanien vermochte T. erſt 1583 zu erobern, nachdem er ſchon 1580 Portugal in ſeine Gewalt gebracht hatte. In neueſter Zeit blieb T. in dem Kampfe zwiſchen Donna Maria und Dom Miguel um die portug. Krone der erſtern treu und widerſtand allen Angriffen des letztern. Deshalb errichtete 1829 Villaflor (der ſpätere Herzog von T.) mit Palmella und Guerreiro hier eine Regentſchaft im Namen der jungen Königin, und 1832 ſammelte hier Dom Pedro die Streitkräfte, mit denen er Dom Miguel in Portugal angriff.

Terceira (Antonio José, Graf Villaflor, Herzog von), portug. Marſchall, geb. zu Liſſabon 10. März 1792, ſtieg während der Napoleoniſchen Kriege zum Stabsoffizier auf, beſchwor die Verfaſſung Dom Pedros, ſchlug im Nov. 1826 den Aufſtand in Alemtejo nieder und wurde von der Regentin Maria da Gloria an die Spitze der Nordarmee geſtellt. Von der Reaktionspartei angegriffen, begab er ſich 1828 nach England und nach Terceira, trat dort an die Spitze der Konſtitutionellen, eroberte 1831 die Azoren und landete 26. Mai 1832 mit 12000 Mann zu Porto, vermochte jedoch nicht nach Liſſabon vorzudringen. Nach den unglücklichen Gefechten bei Ponte Ferreira und Santo-Redondo legte er den

Oberbefehl nieder, wurde zum Herzog von T. ernannt und blieb als erster Adjutant bei Dom Pedro. Im J. 1833 befehligte er in Algarbien, landete 24. Juni in Cacellas, schlug die Miguelisten bei Setubal und Valle da Piedad und besetzte 22. Juli Lissabon. Er schlug 5. Sept. Bourmonts Angriff zurück, führte vom Jan. 1834 ab das Kommando in Lissabon, ging 3. April nach Porto, vereinigte sich mit dem span. General Rodil, schlug die Miguelisten 30. April bei Castro d'Aire und trat mit Saldanha 15. Mai in Verbindung, siegte tags darauf bei Aceceira und überschritt den Tejo, worauf Dom Miguel kapitulierte. T. wurde im Sept. 1834 Kriegsminister, unterdrückte im März 1835 einen Aufstand, trat aber im November zurück. Am 9. April 1836 übernahm er abermals das Kriegsministerium, ging aber infolge des Septemberaufstandes auf ein brit. Schiff, schloß sich 1837 mit Saldanha der Kontrerevolution an und begab sich nach der Niederlage bei Ruivães, 31. Aug. 1837, nach England. Später ward er wiederholt Minister oder Führer der Opposition, wurde im Sept. 1846 in Porto von den Aufständischen verhaftet und lebte dann in Lissabon, wo er 27. April 1860 starb.

Tercerones (span.), Terzeronen, Abkömmlinge von Europäern mit Mulatten.

Terdschuman, s. unter Dragoman.

Terebinthaceen (Terebinthaceae) oder Anacardiaceen, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 500 Arten, die fast ausschließlich in den Tropengegenden vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher mit alternierenden einfachen oder zusammengesetzten Blättern und meist kleinen fünfzähligen Blüten. Zahlreiche Arten dieser Familie sind wichtige Nutzpflanzen, teils wegen ihrer Früchte, teils wegen ihres Gehalts an Harz u. dgl. (Vgl. Anacardium, Pistazien, Mangifera.)

Terebinthengallen, s. unter Wolllaus.

Terebinthinen nennt man eine Abteilung der Dikotyledonen, die außer der Familie der Terebinthaceen oder Anacardiaceen noch die der Simarubeen, Amyrideen, Rubiaceen, Meliaceen u. a. umfaßt. In den neuern systematischen Werken hat man diese Gruppierung aufgegeben.

Terebinthus, Baumart, s. Pistazien.

Terebratula, Lochmuscheln oder Terebratelen, s. unter Armfüßler.

Terēdo, s. Bohrwurm.

Terēdon, im Altertum und Mittelalter Handelsplatz an der frühern südwestl. Mündung des Euphrat, s. unter Basra.

Teregova, Engpaß im Thale des Temesflusses im Komitat Krassó-Szörény in Ungarn; der Paß erstreckt sich bis zum Orte Slatina und besaß seit den Zeiten der Römer, später insbesondere in den Türkenkriegen wichtige strategische Bedeutung. Es befanden sich hier ehedem auch künstlich angelegte Befestigungen, deren Ruinen noch heute sichtbar sind. Im Engpaß von T. war im Juni 1738 der Großherzog Franz von Lothringen, später römisch-deutscher Kaiser, verkleideten walachischen Straßenräubern in die Hände gefallen; als diese den Großherzog erkannten, flehten sie um Gnade und führten ihn ungefährdet zur kaiserl. Armee zurück.

Terek (armenisch Terch, grusinisch Tertschi), ein durch Länge, Breite und Wasserfülle bedeutender Strom des Kaukasus, insbesondere des russ. Gouvernements Stawropol, entsteht aus den Gletschern der Berge Sürchu-barsom, Siwera-uta und Silga-Chodh, unweit des Kasbek, durchströmt in einem tiefen, engen Thale das Hochgebirge und die Kabarda in nordwestl. Richtung, erreicht bei Jekaterinograd die Ebene, wendet sich dann ostwärts über Mosdok, Nauruskaja und Tscherwlennaja, zuletzt gegen Nordosten über Kisljar und mündet nach einem Laufe von 480 km in das Kaspische Meer. Von Kisljar an, wo sich der Strom in drei Hauptarme teilt, bildet er ein großes, bis 110 km breites sumpf- und wiesenreiches Delta, zum Teil von tatar., zum Teil von kalmück. Nomaden bewohnt, die hier ein reiches Weideland für ihre Herden finden. Der südl. oder Hauptarm, auch Neuer T. genannt, mündet nach einem Laufe von 48 km in die von einer, gegen Norden gerichteten Landzunge (Kosa-Utsch) begrenzte Agrachanbucht, die 52 km lang ist. Schiffbar ist der T. nirgends, da er im obern Laufe zu reißend, im untern seine breiten Arme verschlämmt und zu seicht sind. Zwischen dem T. und der Kuma liegt die sog. Terekische Steppe, ein Abhang des Kaukasus, mit dürrem, salzigem Boden, Salzplätzen und wenigen Kräutern. Terekische Linie oder Terekstraße heißt eine Reihe kleiner Festungen, welche längs des T. von Mosdok aufwärts bis an die Gebirgspforte Dariel, den Hauptpaß des mittlern Kaukasus, von wo man südwärts zur Tifliisstraße nach Georgien hinabsteigt, reichen und zur Sicherung des Landes und des Handels gegen die Gebirgsvölker von den Russen angelegt sind. Dazu gehört besonders Wladikawkas mit schönen Kasernen, großem Hospitale, Kirchen und großen Küchengärten. Von dem T. hat der Tersche Landstrich oder das Gebiet des Terek in der kaukasischen Statthalterei seinen Namen, das 1885 auf 60870 qkm 615660 E. zählte. Die größte Stadt desselben ist Wladikawkas mit (1883) 32230 E.

Terekstraße, Handelsstraße, s. unter Thian-Schan.

Terentia, s. unter Terentier (Geschlecht).

Terentianus Maurus, ein lat. Grammatiker, nach der früher gewöhnlichen Ansicht vom Ende des 1. Jahrh. v. Chr., nach Lachmann vielmehr vom Ende des 3. Jahrh., verfaßte eine lat. Metrik in Versen unter dem Titel «De literis, syllabis, metris». Neuere Ausgaben sind die von Santen und Lennep (Utr. 1825), Lachmann (Berl. 1836) und Keil in den «Grammatici Latini» (6 Bde., Lpz. 1874).

Terentier, der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das in den Magistratsfasten nur selten, zuerst 380 v. Chr. mit dem konsularischen Kriegstribunen Gajus T. erscheint. — Bekannt ist namentlich Gajus Terentius Varro, der Sohn eines Fleischers. Er wurde durch die Gunst des Volks, die er als Sachwalter erwarb, zur Quästur, Adilität und 248 zur Prätur befördert. Nachdem er den Gesetzesvorschlag des Tribunen Metilius, der dem bisherigen Magister Equitum Minucius die gleiche Gewalt mit dem Diktator Fabius Cunctator verlieh, eifrig empfohlen hatte, wurde er für 216 mit Lucius Aimilius Paulus zum Konsul gewählt. Durch seine Schuld kam es zur Niederlage bei Cannä (s. d.), aus der er sich nach Venusia rettete. Als er nach Rom zurückkehrte, dankte ihm der Senat, daß er nach dem Verluste der Schlacht nicht an der Rettung des Staats verzweifelte, auch wurde ihm noch mehrmals im zweiten Punischen Kriege die Befehlshaberschaft mit prokonsularischer und proprätorischer Gewalt anvertraut.

Durch Adoption ging in das Terentische Geschlecht der Bruder des Lucius Licinius Lucullus, Marcus Licinius Lucullus (s. d.), über, der sich dann Marcus Terentius Varro Lucullus nannte.

Aus dem Terentischen Geschlecht stammte Ciceros erste Gattin, Terentia, eine Frau von festem, aber auch herrischem und schroffem Charakter, die ihm zwei Kinder, Tullia und Marcus, gebar, und von der er sich nach mehr als 30jähriger Ehe 46 v. Chr. trennte, nicht, wie seine Gegner sagten, aus Neigung zu der jungen und reichen Publilia, die er bald darauf heiratete, sondern weil er in seiner Abwesenheit von ihr übervorteilt zu sein glaubte. Daß sie sich dann mit Sallustius und nachher mit Messala Corvinus verheiratet habe, ist eine unverbürgte Nachricht. Sie starb im Alter von 103 J.

In der röm. Litteraturgeschichte sind drei T. berühmt, der Dramatiker Publius Terentius (s. d.) Afer, der, als Freigelassener von seinem Herrn, dem Senator Terentius Lucanus, den Namen erhielt; der gelehrte Marcus Terentius Varro (s. d.) aus Reate und der Dichter Publius Terentius Varro, geb. 81 v. Chr., von seinem Geburtsort, dem Flecken Atax im Narbonensischen Gallien, Atacinus benannt, Verfasser von Epen und Lehrgedichten, sowie auch von Satiren.

Terentius (Publius), mit dem von seinem Geburtslande genommenen Beinamen Afer, röm. Lustspieldichter, nächst Plautus der Hauptvertreter der sog. Fabula palliata, der Komödie, die ihre Stoffe aus dem griech. Leben nahm, beziehungsweise griech. Originale übertrug. T. wurde in Karthago um das J. 190 v. Chr. geboren. In frühester Jugend kam er nach Rom als Sklave eines Senators Terentius Lucanus, von dem er freigelassen wurde, womit der Sitte gemäß die Annahme des Namens des Freilassers verbunden war. Er kam früh in Verkehr mit dem Kreise des jüngern Scipio Africanus und Lälius, in dem die litterarischen Bestrebungen gepflegt und die Tendenz verfolgt wurde, die lat. Sprache zum Organ einer gebildeten Konversation und Litteratur zu machen, ihr Urbanität zu geben. Dieser Charakter der Urbanität, sowie die der griech. Regel strenger angepaßte Metrik ist auch das einzige originelle Element bei T. und war den Zeitgenossen bei ihm, dem Fremden, so auffallend, daß sie jene Eigenschaft der Mitarbeiterschaft seiner vornehmen Freunde zuschrieben. Dagegen verteidigte sich der Dichter selbst in dem Prolog der «Adelphoe». In Stoff und Gedanken ist T. ganz abhängig von seinen griech. Originalen Menander und Apollodor, nur daß er das Verfahren der sog. Kontamination mehrfach auf dieselbe anwandte. Es bestand dies darin, daß der röm. Nachdichter Stücke aus andern Komödien in das Hauptdrama einfügte. Die röm. Lustspiele erhielten so mehr Handlung und mehr Verwickelung, aber zum Teil auch etwas Mosaikartiges. Auch sah T. sich genötigt, dieses Verfahren in Prologen zu seinen Komödien zu verteidigen. Der originelle und derbe Witz des Plautus ist bei ihm ersetzt durch glatte und elegante Ausdrucksweise. Seine Personen haben das Gepräge einer gewissen humanen Mittelmäßigkeit und ergehen sich gern in Sentenzen, sodaß ihnen auch diese Eigenschaften, statt eines nationalen, vielmehr ein kosmopolit. Gepräge geben. T. wurde daher nicht nur im Mittelalter viel gelesen und von der Nonne Roswitha (s. d.) nachgebildet, sondern steht auch der Neuzeit näher als Plautus. Die Zahl seiner Komödien beläuft sich nur auf folgende sechs: «Andria» (das Mädchen von Andros), «Heautontimorumenos» (der sich selbst Quälende, Charakterisierung der Hauptperson), «Eunuchus», «Phormio» (der Parasit des Stücks), «Hecyra» (die Schwiegermutter), «Adelphoe» (die ungleichen Brüder). T. starb 159 oder 158, im Begriff, mit neu übersetzten Lustspielen aus Griechenland, wohin er das Jahr zuvor gereist war, zurückzukehren; die nähern Angaben darüber sind abweichend. Unter den Ausgaben ist die von Bentley (Cambr. 1726) epochemachend. Neuere Ausgaben veröffentlichten A. Klotz (2 Bde., Lpz. 1838—40), Fleckeisen (Lpz. 1857), Dziatzko (Lpz. 1885), mit engl. Anmerkungen Wagner (Cambr. 1869), mit kritischem Apparat Umpfenbach (Lpz. 1870). Eine Ausgabe mit erklärenden Anmerkungen hat Spengel unternommen (1. Bdchn., Berl. 1875; 2. Bdchn. 1879), eine Auswahl gibt Dziatzko heraus (1. Bdchn., 2. Aufl., Lpz. 1885; 2. Bdchn. 1874). Neuere Übersetzungen lieferten Jakob (Berl. 1825), Herbst (Stuttg. 1854 fg.) und Donner (2 Bde., Lpz. 1864). [rentius).

Terentius Varro, s. Varro (Marcus Te-

Tergeste, der alte Name der Stadt Triest.

Torgiversatio (lat.), Ausflucht macherei; tergiversieren, Ausflüchte machen, eine Sache in die Länge ziehen.

Terglou, slowen. Triglav, d. h. Dreikopf, der höchste Bergstock der Julischen Alpen, erhebt sich als schroffe, scharfkantige Felsmasse auf der Grenze der österr. Kronländer Krain und Görz und auf der Wasserscheide zwischen der Save und dem Isonzo. Im S. wird der T. durch den tiefen Thalkessel der Wochein begrenzt, im N. durch den Lukniapaß und das Thal der Feistritz; nach W. erstrecken sich seine Ausläufer bis zum obern Isonzo, nach O. bis zur Wurzener Save. Der Berg besteht aus Dachsteinkalk, ist stark zerklüftet, wasserarm und trägt auf seiner Nordseite einen kleinen Gletscher. Wie der Name andeutet, gipfelt er in drei Spitzen, von welchen die mittelste und höchste, ein kahler, scheinbar unersteiglicher Felsobelisk, mit der östlichen, dem kleinen T., durch einen scharfen Grat verbunden, die Höhe von 2865 m erreicht. Die Aussicht von demselben umfaßt den weiten Kranz der Julischen, Karnischen und Venetianischen Alpen und die Küsten des Adriatischen Meers von Istrien bis in die Gegend der Po-Mündung. Früher für sehr schwierig und gefährlich gehalten, wird jetzt die Besteigung, besonders seitdem etwa 400 m unter dem Gipfel die Triglavhütte den Touristen Unterkunft bietet, sowohl von der Station Moistrana der Bahnlinie Villach-Laibach über die Kerma-Alp, als von der Wochein über die Alp Belpole oft ausgeführt.

Tergoes, niederländ. Stadt, s. Goes.

Terlan, Dorf in der tiroler Bezirkshauptmannschaft Bozen, Station der Bozen-Meraner Eisenbahn, zählt (1880) 1315 (Gemeinde 1620) E., ist bekannt durch vorzüglichen Wein (weißer Terlaner).

Terlizzi, Stadt in der ital. Provinz Bari delle Puglie, Bezirk Barletta, hat (1881) 26 607 E., Ringmauern, ein Kastell, Mandel- und Weinbau.

Termes (lat.), die Termite.

Termin (lat.), die bestimmte Zeit, zu welcher im Prozeß gehandelt werden soll, welche durch die Handlung, für die der Termin bestimmt ist, ganz ausgefüllt wird, während Frist ein Zeitraum ist, innerhalb dessen der zum Handeln Berufene den

Zeitpunkt seines Handelns beliebig wählen kann (T. zur mündlichen Verhandlung, zur Beweisaufnahme u. s. w.). Der T. ist immer vom Richter gesetzt. Im Civilprozeß gilt: der T. beginnt mit dem Aufrufen der Sache; er ist von einer Partei versäumt, wenn sie bis zum Schluß desselben nicht verhandelt. Ein T. kann durch Parteivereinbarung aufgehoben werden. Das Verfahren ruht, bis eine Partei von neuem den Gegner ladet, wenn in einem T. zur mündlichen Verhandlung beide Parteien nicht erscheinen. Auch kann Verlegung wie Vertagung eines T. auf einseitigen Antrag wie von Amts wegen erfolgen, ersteres nach den Bestimmungen über Fristverlängerung. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 196, 197, 205, 206. (S. Frist, Ladung, Versäumnis.)

Terminalia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Combretaceen. Man kennt gegen 80 Arten, die in den Tropengegenden vorkommen. Es sind Bäume oder hohe Sträucher mit alternierenden, ganzrandigen, meist durchscheinend punktierten Blättern und kleinen unansehnlichen fünfzähligen Blüten. Von mehrern Arten dieser Gattung werden die Samen wegen ihres Gehalts an Gerbstoffen zum Gerben und Schwarzfärben benutzt. Dazu gehören unter anderm die ostind. Myrobalanenbäume, T. chebula *Roxb.*, T. belerica *Roxb.*, T. citrina *Roxb.* (Vgl. Myrobalanen.)

Termini oder Termini-Imerese, eine der lebhaftesten Landstädte Siciliens, Hauptort eines Bezirks in der Provinz und 30 km im Ostsüdosten von Palermo, liegt an der Eisenbahn von Palermo nach Girgenti (Porto Empedocle) und unweit östlich von der Mündung des Fiume San-Lionardo, in einer sehr fruchtbaren Gegend, auf und an beiden Seiten eines Vorgebirges. Der Ort, im obern Teile vom Adel, an der Ostseite von den Handeltreibenden bewohnt, ist Sitz eines Unterpräfekten und eines Tribunals erster Instanz, hat eine Schiffahrtsschule, zwei Hospitäler, ein Versorgungshaus für Frauen, ein Museum mit prähistor. Gegenständen, griech. und röm. Altertümern, ältern Gemälden sicil. Meister u. s. w., einige Privaten gehörige Sammlungen von Altertümern, einen guten Hafen und sehr besuchte, wohleingerichtete Bader, teils eisenhaltige, teils Schwefelthermen von 41° C., und zählt (1881) 22 649 E., welche die besten Maccaroni (pasta) Siciliens bereiten, sowie Thunfisch- und Sardellenfang und Handel mit Getreide, Öl, Oliven, Wein, Reis, Mandeln und andern Landesprodukten treiben. Die Hauptkirche, Sta.-Maria della Consolazione ist 1521 im Renaissancestil erbaut; Sta.-Caterina besitzt Fresken aus dem 15. Jahrh., das Rathaus einen von La Barbera aus T. 1610 mit Fresken vaterländischen Inhalts geschmückten Saal.

Die Thermen oder heißen Quellen und Bäder, welche schon der Dichter Pindar (gest. 424 v. Chr.) erwähnt, gehörten der auf dem linken Ufer des Himera oder jetzigen Fiume Grande gelegenen griech. Stadt Himera (s. d.) an. Als diese Stadt 409 v. Chr. von den Karthagern zerstört worden war, gründeten dieselben 407 eine neue Stadt und bevölkerten sie mit den Resten der Himeräer und mit Afrikanern. Die Karthager behaupteten den Ort bis 252 v. Chr., wo ihn die Römer wegnahmen. Die neue Stadt Thermae oder Thermae Himeraeae, das jetzige T., wurde von den Römern sehr bevorzugt. Dieselbe behielt ihre eigene Verfassung und Gesetzgebung, wurde von Augustus zur röm. Kolonie erhoben und gelangte zu Wohlstand. Auch im Mittelalter war sie nicht ohne Bedeutung. Der Angriff Roberts von Neapel auf Sicilien, 1338, brach sich an den festen Mauern ihres Kastells, welches erst 1860 zerstört wurde. Von Altertümern sind in der Villa della Città (Stadtanlagen) auf dem Piano di San-Giovanni oberhalb der Stadt die Grundlagen eines Amphitheaters mit einem Durchmesser von 80:53 m, wenige Schritte davon Trümmer einer röm. Curia, Reste anderer antiker Bauten auch in der Pianura Giancaniglia und vor Porta di Caccamo bloßgelegt. Römische Gräber befinden sich vor der Porta di Palermo und der Porta di Girgenti. Die schöne, 1438 zerstörte Aqua Cornelia, eine röm. Wasserleitung, südöstlich von der Stadt, ist nur teilweise erhalten. Thermae ist die Vaterstadt des Tyrannen Agathokles von Syrakus.

Terminieren (lat.), begrenzen, festsetzen; das Betteln der Bettelmönche, daher Terminierer soviel wie Bettelmönche.

Terminismus (vom lat. terminus, Grenze, Ziel) bezeichnet in der prot. Theologie seit dem 17. Jahrh. die Lehre pietistischer Theologen, daß Gott dem Menschen einen bestimmten Termin zur Besserung gesetzt habe, nach dessen Ablauf die Vergebung und Seligkeit verwirkt sei. Man nannte die Theologen, welche dies lehren, Terministen. Vgl. Hesse, «Der terministische Streit» (Gieß. 1877).

Terminkauf, s. Lieferungsgeschäft.

Terminologie (lat.) ist der Inbegriff der in einer Wissenschaft oder Kunst gewöhnlichen Kunstworte, also die Kunstsprache.

Terminus (die Grenze) hieß bei den Römern der Gott der Grenzen sowohl des Privateigentums als des Staats. Diesem Gotte galt das Fest der Terminalien am 23. Febr., dem Ende des altröm. Jahres, an welchem ihm namentlich von den Gutsnachbarn, sowie auch beim sechsten Meilenstein der ältesten Stadtgrenze geopfert wurde. Von Staats wegen hatte er ein Heiligtum auf dem Kapitol. Als beim Bau des Kapitolinischen Tempels die vorher dort befindlichen Heiligtümer exauguriert wurden, soll T. sich geweigert haben, seinen Platz zu räumen. Der heilige Stein wurde deshalb in den Jupitertempel mit eingeschlossen und über ihm eine Dachöffnung gelassen, weil T. unter freiem Himmel verehrt werden sollte.

Terminus (lat.), in der Logik soviel wie Begriff.

Terminus technicus, s. unter Technik.

Termiten (Termes) oder Weiße Ameisen heißt eine in den Tropenländern heimische, den Geradflüglern (Orthoptera) zugezählte Insektenfamilie mit perlschnurförmigen Fühlern und vielgliederigen Füßen. Sie bilden förmliche Staatengesellschaften, und man unterscheidet bei ihnen fünf Arten von Individuen: Geschlechtliche (Männchen und Weibchen) mit vier hinfälligen Flügeln, Larven, Nymphen und ungeschlechtliche, alle ungeflügelt und letztere in zwei Formen: Soldaten, mit großem, breitem Kopf und langen, kräftigen Kinnladen, welche den Bau verteidigen, und Arbeiter mit kleinem Kopf und kleinen verborgenen Kinnladen. Die Weibchen (Königinnen), nur wenige an Zahl, schwellen im trächtigen Zustande zu einer Größe von mehrern Centimetern an und legen in 24 Stunden an 80000 Eier. Die T. scheuen das Licht, nisten daher unter der Erde oder in hohlen

Baumstämmen, in die sie Gänge höhlen, oder bauen aus Holzmehl und Lehm feste, 3—4 m hohe und an der Basis bis 2 m dicke Kegel, die, inwendig mit zahllosen Gängen und Kammern versehen, Millionen Individuen bergen. Zur Nahrung dienen den T. alle vegetabilischen Stoffe. Indem sie das Holzwerk inwendig aushöhlen, zerstören sie Gerätschaften und Häuser (so 1814 den Präsidentschaftspalast in Kalkutta), vertilgen Magazine und Bibliotheken und haben auf Jamaika und Martinique ganze Zuckerernten vernichtet. Gegen die Verwüstungen ihrer ungeheuern Schwärme, deren Bauten in Westafrika und Südamerika den Dörfern der Ureinwohner ähneln, kennt man kein sicheres Mittel. Ungelöschter Kalk in die aufgegrabenen Höhlen geschüttet, vertreibt nur eine geringe Zahl. Dagegen stellen ihnen manche Tiere, z. B. die Ameisenfresser, eifrig nach. Auch werden sie von Negern und Indianern gegessen, ihre verlassenen Bauten zu Backöfen und das von ihnen zerarbeitete Holz zu Zunder benutzt. Die bekanntesten Arten sind die kriegerischen Termiten (T. bellicosum) in Ostindien und Afrika, und die zerstörenden Termiten (T. destructor) im trop. Amerika. Europa besitzt wenige, zum Teil eingeschleppte Arten.

Termöli, Stadt in der ital. Provinz Campobasso (Molise), Bezirk Larino, am Adriatischen Meere, auf einem Vorgebirge nordwestlich von der Mündung des Biferno, Station der Eisenbahnen Bologna-Otranto und Benevento-Campobasso-Termoli, ist Bischofssitz, zählt (1881) 4185 E. und hat einen Hafen, ein Kastell, 1247 von Kaiser Friedrich II. erbaut, und eine im 16. Jahrh. nach der Zerstörung durch die Türken neu erbaute Kathedrale. T., das Buca der samnitischen Frentaner, gehörte vor der Normannenzeit zum Fürstentum Benevent und hieß mittellat. Termulae oder Termula.

Termonde, s. Dendermonde.

Ternate, s. Molukken.

Terne, s. Lotto.

Terneuzen, Festung, s. unter Zeeland.

Ternówka (russ.), Wein aus der Frucht des Schlehdorns, Schlehenwein.

Terni, Stadt und Hauptort eines Bezirks in der ital. Provinz Perugia (Umbria), Station der Eisenbahnen Ancona-Rom und T.-Rieti-Aquila, im fruchtbaren Nerathale, der Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus (angeblich) und der Kaiser Tacitus und Florianus; dem Historiker wurde 1514 und erneut 1873 von der Stadt eine Bildsäule errichtet. T. war eine Gründung der Römer und hieß bei ihnen Interamna von der Lage zwischen zwei Armen der Nera (des Nar der Römer). Etwa 10 km davon ist der in drei Stürzen von 15, 180 und 79 m herabkommende hohe Fall des Velino in die Nera, der unter dem Namen Cascata delle Marmore als einer der schönsten und großartigsten Kaskaden Europas bekannt ist. Noch sieht man in T. das Werk des Marcus Curius Dentatus, der hier 270 v. Chr. einen Marmorfelsen durchschneiden ließ, um die Sümpfe auszutrocknen und dem Velino einen freien Abfluß zu geben. Papst Clemens VIII. ließ 1596 unter Fontanas Leitung den alten Kanal des Curius wieder eröffnen und erweitern. Die Stadt, welche noch manche Altertümer, so die Reste eines Amphitheaters aus der Zeit des Tiberius für 10000 Zuschauer (in den Gärten des bischöfl. Palastes), Trümmer großer Thermen und eines Theaters, röm. Inschriften und Skulpturen im Palazzo Pubblico, besitzt, auch mehrere Paläste des umbrischen Adels hat, ist der Sitz eines Bischofs (seit 1217), einer Unterpräfektur, seines Gymnasiums und einer technischen Schule und zählt (1881) 13034 (Gemeinde 15773) E., die viel Öl- und Weinbau treiben. Der Dom ist größtenteils ein Neubau Berninis von 1653 und besitzt altchristliche Inschriften; San-Francesco, ein Bau von 1265, wurde 1445 durch zwei Schiffe erweitert und ein schöner got. Glockenturm von Antonio da Orvieto angefügt; vor der Stadt liegen die Kirchen Sta.-Maria dell' Oro und San-Valentino, erstere mit einem Altarbild (Verlobung der heil. Katharina) von Benozzo Gozzoli, letztere mit einem Gemälde von Niccolò Alunno (1497). T., mittellat. auch Teramne und Teramum, gehörte im Mittelalter zum Herzogtum Spoleto. Bei T. wurden 27. Nov. 1798 die Neapolitaner von den Franzosen geschlagen.

Ternströmiaceen (Ternströmiaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 250 Arten, die fast sämtlich den Tropengegenden angehören. Es sind Bäume oder Sträucher mit alternierenden einfachen oder drei- bis fünfzähligen, lederartigen Blättern und meist großen lebhaft gefärbten Blüten. Dieselben sind zwitterig und regelmäßig gebaut, sie haben fünf Kelchblätter, ebenso viel Blumenblätter, zahlreiche Staubgefäße und einen mehrfächerigen Fruchtknoten mit mehrern Griffeln. Die Früchte zeigen eine verschiedenartige Ausbildung. Zu den T. gehören unter anderm die Kamelie und die Theepflanze. (S. Kamelie und Thee.)

Terpander (grch. Terpandros), aus Antissa auf der Insel Lesbos, war einer der ältesten und bedeutendsten griech. Musiker, der auf die Ausbildung der musikalischen Kunst, des Kitharspiels und der Komposition von Liedern ernstern Inhalts, die von einzelnen Sängern beim Kultus vorgetragen wurden (Nomen), sowie auch der Skolien (s. d.) den wesentlichsten Einfluß geübt hat. Zu den ihm beigelegten musikalischen Neuerungen gehört besonders auch die Einführung der Kithare mit sieben Saiten. Als Hauptschauplatz seiner Thätigkeit galt Sparta, wo er als Begründer der gesetzlich anerkannten musikalischen Ordnung, die mit dem Götterkult und mit der Jugenderziehung im engen Zusammenhange stand, betrachtet wurde. Als Zeit seiner Wirksamkeit nimmt man die erste Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr., etwa 680—650, an. Von den nach antiker Weise von ihm selbst gedichteten Texten seiner Kompositionen sind nur spärliche Bruchstücke erhalten, gesammelt in Schneidewins «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und Bergks «Poetae lyrici graeci» (4. Aufl., Lpz. 1882).

Terpēne nennt man eine Gruppe von organischen Verbindungen, die der Zusammensetzung $x(C_{10}H_{16})$ entsprechen und sehr verbreitet im Pflanzenreiche vorkommen. Sie sind Bestandteile der meisten ätherischen Öle, viele der letztern bestehen nur aus T., so das Terpentinöl, die Öle der Aurantieen u. s. w. Bis vor kurzem nahm man in fast jedem ätherischen Öle ein besonderes T. an, neuere Untersuchungen von Wallach haben jedoch erwiesen, daß viele dieser T. untereinander identisch sind und daß die Gesamtheit derselben sich in einigen wenigen, durch bestimmte Eigenschaften charakterisierten Gruppen unterbringen läßt.

Terpentin (entstanden aus Terebinthina) nennt man ein mehr oder minder dickflüssiges Harz, das

aus verschiedenen Coniferenstämmen durch Einschnitte gewonnen wird oder auch durch Aufbersten der Rinde von selbst ausfließt (wie z. B. bei der Edeltanne durch Zerplatzen der sog. Harzbeulen der Rinde). Er hat eine gelbliche, mitunter auch fast weißliche Farbe, einen eigentümlichen Geruch und scharfen, bittern Geschmack. Man unterscheidet im Handel verschiedene Sorten, deren Güte und Eigenschaften sich nach dem Baume richten, von dem sie gewonnen werden. Die billigste und ordinärste Sorte ist der gemeine Terpentin, der von der gemeinen Kiefer und Tanne (Pinus sylvestris und P. abies) gewonnen wird. Feiner und durchsichtiger sind der straßburger Terpentin von der Weißtanne (P. picea) und der französische oder T. von Bordeaux, den man von der Strandkiefer (P. maritima) erhält. Diesen steht nahe der amerikanische Terpentin, welchen die langnadelige Kiefer (P. australis) liefert, und der karpatische und ungarische Terpentin, der erstere von P. cembra, der letztere von P. Mughus. Die feinsten Sorten sind der venetianische Terpentin vom gemeinen Lärchenbaume (Larix europaea) und besonders der canadische Balsam von der Balsamtanne (Abies balsamea). Die feinste Sorte würde der cyprische oder chiische Terpentin (von Cypern und von Chios) sein, wenn er im Handel nicht so selten unvermischt vorkäme. Dieser stammt jedoch von keinem Nadelholze ab, sondern von der Terebinthenpistazie. (S. Pistazien.) Die feinen T. sind offizinell, werden jedoch selten innerlich, häufiger als reizendes Mittel in Form von Pflastern und Salben angewendet. Außerdem benutzt man die gröbern zu verschiedenen technischen Zwecken, z. B. zur Darstellung des Siegellacks. Der während des Winters aus Einschnitten der Coniferenstämme ausgelaufene T. erhärtet zu undurchsichtigen Krusten, die den Namen Galipot führen. Durch Destillation gewinnt man aus dem T. das Terpentinöl, das ebenfalls als Arzneimittel und zu gewerblichen Zwecken, z. B. zur Firnis- und Lackbereitung dient, und von dem man im Handel drei Sorten unterscheidet, das deutsche, französische und englische. Ersteres wird aus dem gemeinen und straßburger T., das zweite aus dem T. von Bordeaux, das dritte aus dem amerikanischen T. bereitet. Aus den bei seiner Destillation gebliebenen und geschmolzenen Rückständen erhält man das Kolophonium (s. d.) oder Geigenharz. Das Terpentinöl ist eine farblose Flüssigkeit von eigentümlichem Geruche, spezifisches Gewicht 0,86, 158° C. Siedepunkt, in Wasser fast unlöslich, mit Alkohol und Äther in allen Verhältnissen mischbar. Es ist ein Lösungsmittel für Schwefel, Phosphor, die meisten Harze, Kautschuk und Guttapercha. An der Luft absorbiert es Sauerstoff und verwandelt denselben zum Teil in Ozon. Nach längerer Zeit verharzt es an der Luft.

Terpentinbaum, s. Pistazien.

Terpentinöl, s. unter Terpentin.

Terpsichore (grch., d. h. die Tanzfrohe), eine der neun Musen (s. d.), welcher bei der spätern Verteilung der Musenämter die Tanzkunst und der Chorgesang zugeteilt wurde. — Terpsichore ist auch der Name des 81. Asteroiden. (S. u. Planeten.)

Terra, Göttin, s. Gäa.

Terra advocatorum, s. Vogtland.

Terracina, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Velletri, an der Grenze des Compartimento Campania (Provinz Caserta), am Golf von Terracina des Mittelländischen Meeres, an und unter dem südwestlichen Ausläufer der Volskerberge (Monti Lepini), nahe dem Südostende der Pontinischen Sümpfe, an der Via Appia, besteht aus der malerisch an den steilen weißen Kalkwänden des Vorgebirges emporsteigenden Altstadt und der von Papst Pius VI. angelegten weitläufigen, aber menschenleeren Neustadt. Oberhalb der Altstadt dehnen sich die Ruinen der alten, den Küstenpaß nach Campanien beherrschenden volskischen Burg Anxur aus, unterhalb welcher sich am Ufer mit offener, erst in röm. Zeit in einen kleinen Hafen umgestalteter Reede die Stadt Tarracina ausdehnte, deren Name den ältern der Burg völlig verdrängt hat. T. wurde 400 v. Chr. von Rom erobert und 329 v. Chr. röm. Kolonie. Die Stadt zählt (1881) 6853 E., ist Sitz eines Bischofs und hat einen versandeten Hafen, Landbau und Fischerei. Die Kathedrale San-Pietro steht auf der Stelle eines dem Jupiter Anxurus geweihten Tempels, von welchem ein Teil in die Kirche verbaut ist. Auf der vorspringenden höchsten Spitze des Vorgebirges befinden sich die Ruinen eines Schlosses Theodorichs d. Gr., von wo aus man eine herrliche Aussicht über die Küste des Golfs von Gaëta genießt. Bei T. beginnt die Vegetation Palmen und Kakteen aufzuweisen. Die Stadt gehörte vom 6. bis 9. Jahrh. dem byzant. Reiche und war dem Thema Sicilien zugeteilt.

Terracotta (ital., d. i. gebrannte Erde) ist nach der ersten Bedeutung jede Arbeit aus gebranntem Thon, des Handwerks sowohl wie der Kunst, unglasiert, glasiert, Fayencen und Porzellan. In beschränktem Sinne gebraucht, bezeichnet das Wort die unglasierten Gegenstände aus gebrannter Erde und ganz vorzugsweise die plastischen, Reliefs oder Rundfiguren. Diese Arbeiten sind so alt wie die Töpferei überhaupt. In den Gegenden Asiens, wo die Geschichtschreibung die Anfänge der Kultur hinverlegt, Babylonien, Chaldäa, Assyrien, ist die Thonerde von Natur mit leicht sich verglasenden Weinstein- und Natronsalzen vermischt, sodaß man die Kenntnis der Glasur für ebenso alt halten muß als die Erfindung der Töpfereien selbst. Die mythische Kunstgeschichte der Griechen läßt die Töpferkunst von dem Athener Korõbos oder von dem Korinther Hyperbios erfinden; allein die Kunstdenkmale Ägyptens bezeugen, daß sie lange vor der Gründung Athens und Korinths bei den Ägyptern blühte. Wahrscheinlich wurde die Thonplastik in der Töpferstadt Korinth am glücklichsten betrieben. Die irdenen Reliefs und Statuen der Korinther waren nicht minder geschätzt als ihre Gefäße. Plinius läßt die Thonplastik von Korinth nach Tarquinii hinkommen mit Demaratos und seinen Gefährten. Doch darf man annehmen, daß die Etrusker die Thonplastik, wie die Töpferkunst von ihrer uralten Wanderung aus Asien mitgebracht hatten. Gewiß ist, daß in Etrurien Reliefs, Statuen, Viergespanne oder einfachere Ornamente aus Thon gearbeitet wurden, die in den Giebelfeldern, auf den Akroterien und an andern Teilen der Tempel ihre Stelle fanden. Rom borgte zuerst von den Etruskern Staatsanstalten und Kunstprodukte. Tarquinius der Ältere, Sohn des nach Etrurien geflüchteten korinth. Demaratos, der, von den Römern zum König ausgerufen, die Stadt Rom verschönerte, ließ aus Etrurien einen Künstler

berufen, um ihm eine in den kapitolinischen Tempel zu weihende Jupiterstatue von Thon zu verfertigen, die man bei festlichen Gelegenheiten mit Mennige anzustreichen pflegte. Aus Thon waren auch die auf dem Giebel des ebengenannten Tempels aufgestellten Viergespanne. Nach den Etruskern hatten die Römer die Griechen zu Lehrern. Plinius spricht von zwei griech. Künstlern, Damophilos und Gorgasos, die zugleich Thonbildner und Maler waren, und in dieser doppelten Eigenschaft den 261 v. Chr. geweihten Tempel der Ceres, des Liber und der Libera, beim Circus maximus, verzierten. Aus einem Briefe Ciceros an Atticus sieht man, daß zu seiner Zeit die irdenen Reliefs ein Handelsartikel waren. Die Werke aus gebrannter Erde waren häufig bemalt, und bei vielen finden sich sehr deutliche Spuren von Farben. Andere hatten bloß einen farbigen Hintergrund. Überreste antiker T. hat man in Ägypten, Kleinasien, Griechenland, Italien, Sicilien gefunden, und die meisten Antiquitätensammlungen enthalten eine beträchtliche Anzahl von Reliefs, Statuen und Geschirren aus gebrannter Erde. In der neuesten Zeit sind eine große Anzahl kleiner bemalter Terracottafiguren in den Gräbern bei Tanagra in Böotien aufgefunden worden, meist weibliche Gestalten, dem Leben nachgebildet und darum treue Repräsentanten griech. Frauen aus der Zeit Alexanders d. Gr. Viel gesucht und teuer gezahlt (aber auch gefälscht) sind sie schnell zu hohem Rufe gelangt. (Vgl. Kekulé, «Die Thonfiguren von Tanagra», Stuttg. 1877.) Das Museum in Neapel hat den Vorzug, einige lebensgroße Figuren in T. zu besitzen. Bisher hatte das Britische Museum die schönste Sammlung von Basreliefs, die größtenteils aus dem Townleyschen Kabinett und einige aus dem Museum des Sir Hans Sloane herstammen. Seitdem aber die franz. Regierung 1862 die Sammlung des Marquis Campana zu Rom angekauft, hat das Louvre in dieser Beziehung das Britische Museum nicht mehr zu beneiden. Die Campanasche wie die Townleysche Sammlung waren vorzüglich reich an Basreliefs, welche sowohl an und für sich, hinsichtlich ihres Kunstwertes und ihrer Wichtigkeit für die Geschichte der Plastik, als auch in ihrer Eigenschaft von Wiederholungen verloren gegangener Werke der antiken Skulptur ein großes Interesse darbieten. (S. Tafel: Keramik, Fig. 1 u. 2.) Vgl. Combe, «Description of the collection of ancient terracottas in the British Museum» (Lond. 1810, mit 40 Kupfern); Séroux d'Agincourt, «Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite» (Par. 1814); Campana, «Antiche opere in plastica» (Rom 1842, mit 80 Tafeln).

Aus Italien kam die Thonplastik nach Gallien und Britannien, an den Rhein und die Donau, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Bei dem Einbruch der Barbaren sollte jedoch diese Industrie ihrem Untergange nicht entrinnen. Dieselbe gab mehrere hundert Jahre kein Lebenszeichen mehr, und das Mittelalter fand sie beinahe ganz vernichtet. Erst nach dem J. 1000 begann ein neuer Aufschwung. Aber die einfach gebrannte Töpferarbeit war um diese Zeit sehr unvollkommen; sie bot nur noch schwere, barbarische Formen und ließ das Wasser durchsickern. Nun suchten und fanden die Töpfer wieder eine Glasierung für das Wasserdichtmachen der Gefäße; auch buntglasierte Dachziegel und Bodenfliesen waren ein eigentümliches Ornament des Äußern und Innern vieler Kirchen des roman. und got. Stils. Nach diesem ersten Schritte blieb die Kunst lange stehen; sodann zeigt sich ein neues Vorangehen. An die Stelle der durchsichtigen Glasur setzte man ein undurchsichtiges Glas, d. h. den Schmelz. Dieser Schmelz ward als Glasur auf Stücke aus Thon angewendet, und so erfand man die Fayence (s. d.). Der florentinische Bildhauer Luca della Robbia (s. d.) wurde im 15. Jahrh. der Schöpfer einer neuen Gattung der Plastik, bestehend in Bildwerken aus gebranntem Thon, die weiß oder farbig glasiert waren und als architektonische Ornamente vielfache Anwendung fanden. Gleichzeitig erblühte eine Plastik in unglasierter T. Die großen ital. Bildhauer des 15. Jahrh. haben viele Porträtbüsten in gebranntem Thon gearbeitet. Eine sehr schöne Kollektion besitzt das South-Kensington-Museum in London. Auch Bildhauer des 16. Jahrh. fuhren fort in derselben Weise zu arbeiten, z. B. in Venedig Alessandro Vittoria. Eine Anzahl seiner Terracottenbüsten ist im österr. Museum zu Wien. In Frankreich machte sich in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. der Glasmaler Bernhard Palissy (s. d.) einen berühmten Namen mit seinen buntglasierten Figuren, Tieren, Vasen und andern Dekorationsstücken aus gebranntem Thon für die Verzierung der Grotten und Wasserwerke in fürstl. Schloßgärten. In den beiden letzten Jahrhunderten abermals vernachlässigt, wurde die T. erst in neuester Zeit wieder vielfach zu architektonischen Zieraten und Gliedern angewendet, indem man Ornamente aus gebranntem Thon einsetzte. Aber auch die T. als Material der Bildhauerkunst ist wieder aufgelebt, und ganz besonders sind es franz. Bildhauer, wie Dubois, Carrier-Belleuse, welche sie ebensowohl zu Porträtbüsten wie zu ganzen Figuren verwenden. Zahlreich sind die kleinen Zierfiguren, welche gegenwärtig die Luruskunst in Paris schafft. An andern Orten, z. B. in Wien, werden viel Vasen und Figuren für Gärten in T. gearbeitet. [Bari.

Terra di Bari, neapolitanische Provinz, s.

Terra di Lavoro, der frühere Name der ital. Provinz Caserta (s. d.). [Provinz Lecce (s. d.).

Terra di Otranto, der frühere Name der ital.

Terra firma, d. h. festes Land, im Gegensatz der Inseln, ist eine Benennung, die man vorzugsweise zwei verschiedenen Landstrichen gegeben hat. Zuerst hießen Terra firma oder il Dominio Veneto alle Landschaften auf dem festen Lande Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten, nämlich das Herzogtum Venedig, die venet. Lombardei, die treviser Mark, das Herzogtum Friaul und Istrien. Dann verstand man unter Terra firma (im Spanischen Tierra firma) die große Landschaft in Südamerika, welche an das Mar del Norte (d. i. Atlantischer Ocean), an Peru, das Amazonenland, an das Mar del Sur und die Landenge von Panama grenzt und auch unter dem Namen Südamerikanisches Neucastilien bekannt war. Die Spanier besaßen darin Neuandalusien oder Paria, Venezuela, Rio de la Hacha, Sta.-Marta, Cartagena, Terra firma im engern Sinne, Popayan und Neugranada. Zu dieser Terra firma hatten die Spanier noch ihren Anteil an Guaiana hinzugefügt. Im engern Sinne begreift Tierra firma die Landenge bis nach Panama hin, zwischen den Meerbusen von Darien und Panama.

Terrain (frz., vom lat. terrenum) ist eine Strecke Land von bestimmter Bedeutung oder eigenartiger Beschaffenheit (z. B. Bau-, Garten-, Waldterrain u. s. w.), bezeichnet insbesondere die Erdoberfläche mit allen an derselben haftenden Gegenständen in engerer oder weiterer Begrenzung, insoweit dieselbe auf eine bestimmte Thätigkeit, namentlich aber auf kriegerische Handlungen von Einfluß ist. (Im letztgenannten Sinne wird statt T. in neuester Zeit meist «Gelände» gebraucht.)

Terrainlehre ist demnach die wissenschaftliche Betrachtung der Gestaltung des T. und existiert zur Zeit fast nur vom militärischen Gesichtspunkt aus aufgefaßt; die militärische Terrainlehre entlehnt ihre Grundbegriffe der physischen Geographie und beurteilt das T. in seiner Einwirkung auf die Aufstellung, die Bewegung und das Gefecht der Truppen, sie ist Hilfswissenschaft der Taktik, ähnlich wie die Militärgeographie, welche die politischen Verhältnisse mit berücksichtigt, der Strategie zugute kommt. Die Terrainlehre zerfällt in die reine und in die angewandte; die erstere umfaßt Orographie, Hydrographie, Chorographie und Topographie. (Vgl. die Spezialartikel.) Die angewandte Terrainlehre entwickelt den Einfluß des T. auf die Bewegung der Truppen zum Gefecht und im Gefecht, auf die Waffenwirksamkeit und auf die Bewegung der Truppen. Sie erörtert die militärische Bedeutung der einzelnen Terraingegenstände und lehrt einen Terrainteil unter bestimmten taktischen Gesichtspunkten zu untersuchen, zu beurteilen und zu beschreiben. Untersuchung und Beurteilung des T. ergeben die Terrainrekognoszierung oder -Erkundung. Terrainbeschreibung ist die schriftliche oder mündliche Darstellung eines Terraingegenstandes oder Terrainteils unter bestimmtem militärischen Gesichtspunkt. Dieselbe gewinnt durch Beigabe eines Plans oder Croquis des bestimmten T. an Einfachheit und Klarheit. Eine Beurteilung des T. in taktischer Beziehung hat zu berücksichtigen: Gangbarkeit, Übersichtlichkeit, Deckung gegen Einsicht und Geschosse des Gegners, eigene Feuerwirkung.

Abschnitte im Terrain sind langgestreckte Terraingegenstände, welche die Gangbarkeit oder Übersichtlichkeit oder beides beeinträchtigen, wie Wasserlinien, Waldstreifen, Höhenzüge ꝛc.; ein von solchen Abschnitten eingeschlossener Terrainteil wird Terrainabschnitt genannt. Militärisch wichtige Terraingegenstände sind Höhen, Thäler, Gewässer, Weichlandstrecken, Wälder, Gärten, Gebäude, Dörfer, Städte, Verkehrswege, Défilés. Terrainwellen sind langgestreckte rückenartige Bodenerhebungen ohne ausgesprochene Kuppenbildung, Terrainfalten sind Versenkungen von flacher Böschung und mäßiger Tiefe. Offen wird ein T. genannt, wenn es keine die Übersicht hindernde Terraingegenstände enthält. Den Gegensatz bildet das bedeckte Terrain, in welchem Bewachsung und Anbau die Übersicht beeinträchtigen. Durchschnitten oder coupiert heißt ein T., innerhalb dessen vielfache meist kleinere Hindernisse (Wasserläufe, Weichland, Gärten, Hecken, Mauern u. s. w.) die Bewegung einschränken; den Gegensatz dazu bildet das reine Terrain. Unebenes Terrain gewährt Deckung gegen feindliches Feuer, ist der Bewegung mehr oder weniger hinderlich, kann aber in gewissem Grade der Feuerwirkung zugute kommen durch beherrschende Aufstellungen mit flachem Abfall nach dem Feinde zu. Für die Entfaltung größerer Streitkräfte sind Ebenen, Flach- und Hügelländer am günstigsten. Hier fallen hauptsächlich die großen Entscheidungsschlachten. Die Terrainbenutzung spielt heute sowohl in der Defensive als in der Offensive eine große Rolle, einesteils im Sinne der erhöhten eigenen Feuerwirkung, andernteils im Sinne der Verminderung des Verlustes durch das Feuer des Feindes. Nicht bloß für die Führer, sondern bis zum gemeinen Soldaten hinab ist dieselbe wichtig. Terraindarstellung zerfällt in Terrain- oder Bergzeichnen und Situationszeichnen, ersteres gibt das Relief der Erdoberfläche, letzteres die durch Natur oder Kunst erzeugten Bedeckungen des Bodens (als Wasser, Wald, Wiese, Wege, Gebäude u. s. w.) wieder. Letztere werden als Situationsgegenstände bezeichnet.

Litteratur. Reinhardt, «Terrainlehre» (Berl. 1827); O'Etzel, «Terrainlehre» (3. Aufl., Berl. 1850); Pönitz, «Praktische Anleitung zur Rekognoszierung und Beschreibung des T.» (2. Aufl., Adorf 1855); Koeler, «Die Terrainlehre unter taktischem und strategischem Gesichtspunkt» (Berl. 1865); von Böhn, «Terrainkunde» (Potsd. 1868); Waldstätten, «Terrainlehre» (3. Aufl., Wien 1872); Frobenius, «Grundriß der Terrainlehre» (Berl. 1876); von Stressleur, «Allgemeine Terrainlehre mit Beispielen u. s. w.» (Wien 1876).

Terrainkurorte nennt man klimatische Kurorte (s. d.), deren Bodenbeschaffenheit für eine methodische Behandlung gewisser Kreislaufsstörungen geeignet ist. Seitdem Professor Örtel in München den Grundsatz aufstellte, daß bei Kreislaufsstörungen vor allem auf eine Verminderung der Flüssigkeitsmenge des Körpers hinzuwirken sei, was sowohl durch Verminderung der Aufnahme von Flüssigkeiten in den Körper, als auch durch Vermehrung der wässerigen Ausscheidungen erzielt werden müsse, und seitdem er durch überaus sorgfältige experimentelle Versuche nachgewiesen, daß methodisches Bergsteigen nicht bloß eine erhebliche Vermehrung der Wasserabgabe des Körpers, sondern auch durch Anregung kräftiger Herzkontraktionen eine vortreffliche Herz- und Lungengymnastik zur Folge hat, sind auf Örtels Veranlassung an verschiedenen Orten (Meran, Bozen, Arco, Ischl, Abazzia, Baden-Baden, Reichenhall ꝛc.) Vorkehrungen getroffen worden, welche eine derartige mechanische Behandlung der Lungen- und Herzkrankheiten durch stufenweise zunehmendes Bergsteigen ermöglichen. Am geeignetsten erscheinen klimatisch günstig gelegene Orte in einem nicht zu breiten Gebirgsthale, um welches sich Höhen und Berge gruppieren, auf welche die Kurwege mehr oder weniger weit sich hinanziehen. Die letztern selbst müssen eine verschiedene Steigung besitzen; es müssen Wege vorhanden sein, welche sich in der Ebene hinziehen, unterbrochen durch nur kleine Erhebungen, ferner Wege mit geringer, solche mit stärkerer Steigung und endlich steile Wege. Ganz besonderes Gewicht ist auf die Atemeinteilung beim Bergsteigen zu legen; auf jeden Schritt soll ein Respirationsakt, auf den einen eine Einatmung, auf den andern eine Ausatmung treffen, und beide sollen planmäßig begrenzt werden. Es darf die Ein- und Ausatmung weder über den Schritt, auf den sie fällt, hinaus ausgedehnt, noch früher beendet werden, als bis dieser ausgeführt ist. So neu die

Methode Örtels ist, so sind doch schon bei verschiedenartigsten Krankheiten des Cirkulationsapparats, bei Stauungen im Venensystem und im Lungenkreislaufe, bei Herzschwäche und Herzfehlern, bei allgemeiner Fettsucht und bei Verfettung des Herzmuskels erstaunliche Heilerfolge erzielt worden. Vgl. Örtel, «Über Terrainkurorte zur Behandlung von Kranken mit Kreislaufsstörungen» (Lpz. 1886).

Terra japonica, s. Catechu.

Terralith, s. Siderolith.

Terramären, kleine Hügel in Oberitalien, mit Asche, Kohle, Tierknochen und Scherben; sie gelten als Wohnplätze aus prähistorischer Zeit.

Terranova di Sicilia, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Caltanissetta, auf der Südküste Siciliens, am Mittelländischen Meere, ist Station der ital. Dampferlinien Società Florio e Co. und Rubattino, Sitz eines deutschen Vizekonsulats, zählt (1881) 17 328 E. und hat einen Hafen, lange, gerade und breite Straßen, ein Gymnasium, Thunfisch- und Sardellenfang, Handel mit Weizen, Gerste, Gemüse, Wein, Schwefel, Soda, Baumwolle und Südfrüchten. Die Stadt wurde durch Kaiser Friedrich II. in der Nähe des antiken Gela (s. d.) erbaut, von welchem sich in und bei T. Überreste finden; die Sammlung Navarra besitzt schöne hier gefundene Vasen aus dem Altertum. Die mittelalterliche Festung an der Südecke T.s liegt in Ruinen. Die 1766 vergrößerte Hauptkirche (il Duomo) hat eine Kuppel und einen 1844 erbauten Glockenturm. Auf dem Capo Soprano westlich von der Stadt liegt die kleine Kirche San-Biagio, das älteste Gebäude T.s. Der Fluß Muratio (Gela), welcher mittels Kanälen für die Bewässerung der Pflanzungen des Stadtgebiets benutzt ist, wird von einer schönen einbogigen Brücke aus dem J. 1829 überspannt.

Terra santa, soviel wie Heilige Stätten, s. Stätten (Heilige).

Terrasse (frz., vom spätlat. terracea), Erdstufe, ein an einem Abhang durch Anschüttung (beziehungsweise Abstich) entstandener breiter Absatz mit steilem, in der Regel gemauertem Abfall, wie solche in mehrfacher Wiederholung, besonders bei Anlage von Kulturen, Bauten u. s. w. an Bergabhängen notwendig werden. Die Bezeichnung wird auf analoge natürliche Terrainbildungen, sowie in der Befestigungskunst auf ähnlich T. an Abhängen hinter- und übereinander angelegte Werke, sog. terrassierte Werke, angewandt. Ein plattes Dach an einem Hause oder Turme wird häufig als T. (auch Plattform) bezeichnet.

Terrassendach, s. unter Dach.

Terrasson, Stadt im franz. Depart. Dordogne, Arrondissement Sarlat, links an der Vézère, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Dordogne, Station der Linie Périgueux-Figeac-Toulouse der Orléansbahn, zählt (1881) 2576 (Gemeinde 4078) E. und hat Ruinen einer Abtei (mittellat. Terassonensis), eine gotische Kirche, ein Lehrerinnenseminar, Kohlenwerke, Fabrikation von Stahlwaren, besonders von Messern, Wollspinnerei, Gerberei, Färberei und Trüffelmärkte. T. gehörte im Mittelalter zur Vizegrafschaft Turenne.

Terre Haute, Hauptstadt von Vigo County, im nordamerik. Staate Indiana, liegt am Wabash-Flusse, an 7 Eisenbahnen, und zählt (1880) 26042 E., worunter 763 Farbige. Die schöne Stadt liegt in einer ungeheuer reichen Kohlenregion, hat zahlreiche und große Fabriken, Hohöfen, Eisenwerke, Schlächtereien u. s. w., 1 Gerichtsgebäude, 1 Opernhaus, die Indiana-Staatsnormalschule, 7 öffentliche Schulen, deutsche Privat- und Kirchenschulen mit 1000 Kindern, 2 Kindergärten, 1 Hospital, 1 Polytechnisches Institut, 7 Banken, 18 Kirchen, 3 tägliche und 5 wöchentliche Zeitungen.

Terre neuve, franz. Name für Neufundland.

Terre-Noire, Gemeinde im franz. Depart. Loire, Arrondissement St.-Etienne, Station der Linie Roanne-St.-Etienne-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 6415 E. und hat Kohlenbergwerke, Hohöfen, Eisenhämmer, Stahlhütten und Institute des Unterrichts und der Wohlthätigkeit für die Arbeiterbevölkerung des Orts.

Terresin, Bezeichnung für einen künstlichen Asphalt, besteht aus einer Mischung von Steinkohlenteer, Schwefel und Kalk.

Territion, Bedrohung mit der Tortur (s. d.).

Territorialarmee bezeichnet eine Armee, deren Truppenkörper aus bestimmten Teilen des Staatsgebiets ergänzt werden und deshalb einen besondern, den provinziellen Eigentümlichkeiten ihres Ersatzbezirks entsprechenden Charakter besitzen, wie z. B. bei der deutschen und österr. Landwehr, der russ. Reichswehr, der ital. Mobilmiliz und Territorialmiliz, den Territorialtruppen von Rumänien, Serbien und Bulgarien, der griech. Nationalgarde. In Frankreich insbesondere heißt T. der zweite Hauptteil des Heeres im Gegensatze zur aktiven Armee, welcher aus Truppen aller Waffengattungen besteht und zwei Aufgebote bildet, deren zweites indessen vorläufig noch nicht organisiert ist und als Ersatz für das erste oder zur Aufstellung von Landsturmtruppen verfügbar bleibt. Das erste Aufgebot der franz. T. besteht aus 145 Regimentern Infanterie und 9 Zuavenbataillonen (Algerien), 36 Regimentern Kavallerie und 1 Regiment afrik. Chasseurs, 18 Artillerieregimentern, 2 Artilleriebataillonen und 13 alger. Fußbatterien, 56 Kompagnien Artillerietrain, 52 Geniekompagnien, 18 Trainschwadronen, einigen Abteilungen Verwaltungs- und Sanitätstruppen, sowie den aus dem Forstpersonal und den Zollwächtern gebildeten besondern Formationen. Ein großer Teil dieser T. ist zur Verstärkung der franz. Feldarmee bestimmt, der Rest für den Besatzungsdienst.

Territorialhoheit und **Territorialprinzip**, s. unter Territorium.

Territorialsystem ist die wissenschaftliche Reaktion gegen das Episkopalsystem (s. d.). Dieses letztere hatte freilich die Kirchengewalt des evang. Landesherrn anerkannt, indessen verlangt, daß er dieselbe nach Direktion der Geistlichkeit ausüben sollte. Das T. versuchte ihn davon zu emancipieren und zum absoluten Kirchenregenten zu machen. Vorbereitet namentlich durch Thomas Erastus (gest. 1583), Hugo Grotius, Hobbes, Hermann Conring, fand es seine Ausbildung in den zahlreichen Schriften von Christian Thomasius. Erst nachdem das T. zu einer vollkommenen Vermischung von Staat und Kirche geführt hatte, zu einer Leugnung der Kirche als einer besondern Lebensordnung und mit einem Worte zur Cäsareopapie, erwuchs ihm eine Opposition durch das Kollegialsystem (s. d.) Aber nicht nur, daß auch dieses die Kirchenverfassung auf untauglicher Grundlage aufzubauen unternahm, und das T. noch fort und fort theoretische Unterstützung fand, zuletzt noch

durch die Hegelsche Philosophie, die Rechtszustände, wie sie sich unter der Herrschaft des T. erzeugt hatten, blieben bestehen, und erst die neueste Zeit hat versucht, den Bann des T. zu brechen und der Kirche Selbständigkeit im Staate zu gewähren.

Indessen ist dies einmal nicht in allen deutschen Staaten geschehen, und ist doch andererseits überall die Verknüpfung des Kirchenregiments mit der Person des Landesherrn bestehen geblieben und damit ein Faktor, der häufig doch auch territorialistische Konsequenzen nach sich zieht. Auch der kath. Kirche gegenüber hat der Staat des 18. Jahrh. dieselben Grundsätze zur Anwendung gebracht, welche das T. für die evangelische lehrte, und so ist denn auch hier für die kirchenpolit. Richtung, wie sie im Preußischen Landrecht zur Darstellung gekommen ist und ihren Typus in der Josephinischen Gesetzgebung (Joseph II.) gefunden hat, der Name T. üblich geworden.

Territorium (vom lat. terra) bedeutet das Staatsgebiet. Im ehemaligen Deutschen Reich bezeichnete man damit insbesondere die Gebiete der Landesherren und Reichsstädte im Gegensatz zum «Reich», welches einen unmittelbaren Territorialbesitz nicht mehr hatte. Das T. bildet den räumlichen Machtbereich, innerhalb dessen der Staat die ihm zustehenden Herrschaftsrechte entfaltet; während der Staat außerhalb seines Gebietes über seine Angehörigen nur in vereinzelten Beziehungen und in sehr unvollkommenem Grade Herrschaftsrechte auszuüben vermag, bringt er innerhalb seines Gebietes auch über Fremde und über deren Vermögen seine Gewalt wirksam zur Geltung und er unterwirft sie seiner Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit und Verwaltungsthätigkeit. Man nennt diesen Grundsatz bisweilen die Territorialität oder das Territorialprinzip. Es ist hiernach nicht richtig, eine Territorialhoheit als einen besondern Bestandteil der Staatsgewalt anzunehmen; die Territorialität ist vielmehr eine Eigenschaft der letztern. Dessenungeachtet hat der Staat am T. ein Recht, welches von seinen Herrschaftsrechten über die Unterthanen verschieden ist. Dasselbe äußert sich völkerrechtlich in der Ausschließung jeder andern koordinierten Staatsgewalt von demselben T., sodaß das T. in völkerrechtl. Beziehung dem Eigentum des Privatrechts analog ist; in staatsrechtlicher Beziehung aber besteht die Gebietshoheit in der Befugnis des Staates, das T. für die staatlichen Zwecke zu verwenden. Vgl. Fricker, «Vom Staatsgebiet» (Tüb. 1867).

Territory (engl., im Plur. Territories) heißen in den Vereinigten Staaten von Amerika diejenigen abgegrenzten Länderstrecken, welche keine souveränen Staaten der Union sind, sondern durch den Kongreß der Vereinigten Staaten und durch vom Präsidenten ernannte Gouverneure und Richter verwaltet werden. Die übrigen Beamten, die Legislatur und auch der Kongreßdelegat, welcher jedoch keine Stimme im Kongreß hat, werden vom Volke gewählt. Die Verfassung der T. muß, wie die der Staaten, eine republikanische sein. Die Erhebung eines T. zum Staate ist durch kein bestimmtes Gesetz geregelt, sondern hängt gänzlich von dem Ermessen des Kongresses der Vereinigten Staaten ab. Im August 1886 gab es folgende T.: Neu-Mexiko (organisiert 9. Sept. 1850), Utah (9. Sept. 1850), Washington (2. März 1853), Arizona (24. Febr. 1863), Idaho (3. März 1863), Montana (28. Mai 1864), Wyoming (25. Juli 1868), Indian (30. Juni 1834, ohne Territorialgouvernement), District of Columbia (16. Juli 1790 und 3. März 1791, ohne Territorialgouvernement) und Alaska (27. Juli 1868).

Terrorismus (vom lat. terror, Schrecken), Schreckensherrschaft; terrorisieren, eine Gewaltherrschaft ausüben.

Tersane-Nasir (türk., d. h. Arsenaldirektor), s. Kapudan Pascha.

Terschelling, Insel in der Nordsee, zur niederl. Provinz Nordholland gehörig, nordöstlich von Vlieland, 15—20 km von der Küste Frieslands, besteht größtenteils aus mit Meereskiesel gemischtem Sande und ist an der Nordseite durch Dünen gegen das Meer geschützt. Die Bevölkerung, welche in den drei Dörfern Westerschelling, Midsland und Hoorn lebt, beträgt 3700 E., die Landbau und Viehzucht, Seefahrt und Fischfang treiben.

Terscher Landstrich, s. unter Terek.

Tersteegen (Gerhard), bekannter ascetischer Schriftsteller und Liederdichter, geb. 25. Nov. 1697 zu Mörs, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde aber wegen der beschränkten Vermögensverhältnisse der Familie nicht zum Studieren, sondern zum Kaufmannsstande bestimmt und nach Mülheim a. d. R. in die Lehre gethan. Nach fünf Jahren versuchte er eigene Geschäfte, erlernte aber daneben erst die Leinweberei, und als diese seinem schwachen Körper zu beschwerlich fiel, das Bandmachen. Seit 1728 zog er sich von allen Geschäften zurück, um ausschließlich der religiösen Schriftstellerei und der «Arbeit für das Reich Gottes» zu leben. Er starb zu Mülheim 3. April 1769. Seine größte Thätigkeit entfaltete T. als Redner in frommen Konventikeln und als erbaulicher Schriftsteller. Von Mülheim aus unternahm er häufige Reisen ins Bergische und in die Niederlande, um die «Erweckten» um sich zu sammeln, und namentlich unter den niedern Volksklassen, die ihn als Helfer in geistlichen und leiblichen Nöten verehrten, wirkte er mit großem Erfolg. In weitern Kreisen ist er als gemütvoller Dichter geistlicher Lieder bekannt. Von seinen Schriften sind das «Blumengärtlein» (neueste Ausg., Stuttg. 1868), die «Brosamen» (Solingen 1773) und «Der Weg der Wahrheit», seine «Gebete» (2. Aufl., Mülh. 1853) und seine «Briefe» (2 Bde., Solingen 1773—1775) hervorzuheben. Eine Lebensbeschreibung von T. hat Kerlen gegeben (2. Aufl., Mülh. 1853). Seine Schriften erschienen gesammelt in acht Bänden (Stuttg. 1844—45).

Tersus, Stadt, s. unter Tarsus.

Tertiärbahnen oder Eisenbahnen dritter Ordnung werden Beförderungsmittel für Transporte von untergeordneter Bedeutung genannt, bei denen die Fortbewegung auf starren, zwei- oder auch einschienigen Gleisen erfolgt. Es gehören hierher die in Bergwerken und andern gewerblichen Anlagen zum Transport von Kohlen, Erzen u. dgl. auf geneigten oder ansteigenden Strecken dienenden, mittels Seil oder Kette betriebenen Bahnen.

Tertiärformationen nennt der Geolog die Ablagerungen, welche jünger sind als die Kreideformation und älter als das Diluvium. Ihre Bildung fällt in das Zeitalter, in welchem Palmen, Laubhölzer und zum Teil riesige Säugetiere zu einer dominierenden Stellung im organischen Reiche gelangten, in welchem sich außerdem die Herausbildung der heutigen Klimazonen vollzog und die man-

nigfaltigſten Lokalfaunen zur Entwickelung kamen. Man teilt die T. in vier Abteilungen: Pliocän und Miocän (Jungtertiär), Oligocän und Eocän (Alttertiär). Die norddeutſche Braunkohlenformation gehört dem Oligocän an. (S. Geognoſie.)

Tertiarier, ſ. unter Franziskaner und unter Karmeliter.

Tertie, der 60. Teil einer Sekunde. — Tertie in der Muſik, ſ. Terz.

Tertiogenitur, ſ. Sekundogenitur.

Tertium comparationis (lat.), «Das dritte der Vergleichung», das, worin zwei verglichene Gegenſtände übereinſtimmen.

Tertium non datur (lat.), «Ein drittes wird nicht gegeben», einen dritten Fall, eine dritte Möglichkeit u. ſ. w., außer zwei genannten, gibt es nicht.

Tertulia (ſpan.), Abendgeſellſchaft, in der man ſich durch Konverſation, Geſellſchaftsſpiele, bisweilen auch (namentlich unter den niedern Ständen) mit Tanz unterhält.

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), ein hervorragender lat. Kirchenlehrer, geb. um 160 zu Karthago, war anfangs Heide und ſoll früher als Rhetor und Sachwalter gearbeitet haben. Durch die Standhaftigkeit mehrerer Märtyrer bewogen, wurde er ungefähr 185 n. Chr. Chriſt und empfing bald darauf die Prieſterweihe. Ein feuriger, groß angelegter Geiſt, voll glühender Phantaſie, gewaltiger Willenskraft und ſeltener redneriſcher Begabung, verwandte er ſeit ſeiner Bekehrung ſeine reichen Gaben im Dienſte des kirchlichen Chriſtentums, das er gegen die verſchiedenſten Gegner verteidigte. Bei der Chriſtenverfolgung unter dem Kaiſer Septimius Severus, 193—211, ſchrieb er ſeinen «Apologeticus», der durch die Lebhaftigkeit der Beredſamkeit, die überhaupt aus allen Schriften T.s hervorleuchtet, Bewunderung erregt. Mit gleichem Eifer zog er nicht nur gegen die Juden, ſondern auch gegen zahlreiche, innerhalb der chriſtl. Kirche aufgekommene Sektenmeinungen, beſonders gegen die gnoſtiſchen Lehren Marcions und der valentinianiſchen Schule, gegen den Patripaſſianer Praxeas u. a. zu Felde. Seine eigene Theologie iſt, obwohl ſie ſtreng auf den kirchlichen Überlieferungen fußte, von manchen Sonderbarkeiten nicht frei und charakteriſiert ſich durch einen derb realiſtiſchen, phantaſtiſch-ſinnlichen Zug. Mit beſonderer Heftigkeit ſtreitet er gegen die Philoſophie, als die Mutter aller Ketzereien. Der eigentliche Schwerpunkt ſeiner litterariſchen Thätigkeit liegt aber in dem rigoriſtiſchen Kampfe gegen alles, was einen Chriſten mit der vom Teufel beſeſſenen Welt und ihren Genüſſen zu verwickeln droht. Die Teilnahme an Schauſpielen und Volksfeſten, jede Art von Luxus und verfeinertem Genuß erſcheint ihm ebenſo wie die Übernahme von Kriegsdienſten und Staatsämtern als Satanswerk, vor dem ein Chriſt ſich zu hüten habe. Die Herbigkeit der von ihm empfohlenen Sittenzucht, welche alle in Todſünden, beſonders in fleiſchliche Vergehungen Verfallene für immer von der Kirche ausgewieſen ſehen wollte, die Verdammung der zweiten Ehe als feinern Ehebruchs u. a. m. führten ihn gegen Ende ſeines Lebens zum unbedingten Anſchluſſe an die montaniſtiſchen Grundſätze, deren beredteſter Verteidiger er wurde, und zum endlichen Bruch mit der vom Geiſte Gottes verlaſſenen Biſchofskirche. T. ſtarb um 230. Seine zahlreichen, wegen ihrer Sprache teilweiſe ziemlich dunkeln Schriften, polemiſchen, apologetiſchen und disciplinariſchen Inhalts, ſind für die Kirchengeſchichte von Wichtigkeit. Sie wurden zuerſt von Rhenanus (Baſ. 1521), dann von Rigaltius (Par. 1634 u. öfter), neuerdings in der «Bibliotheca patrum Latinorum selecta» von Leopold (4 Bde., Lpz. 1839—41) und Oehler (3 Bde., Lpz. 1853—54) herausgegeben. Vgl. Neander, «Antignoſticus; Geiſt des T. und Einleitung in deſſen Schriften» (2. Aufl., Berl. 1849); Böhringer, «Die Kirchengeſchichte der drei erſten Jahrhunderte in Biographien» (2. Hälfte, Zür. 1864); Hauck, «T.' Leben und Schriften» (Erlangen 1877); Bonwetſch, «Die Schriften T.' nach der Zeit ihrer Abfaſſung unterſucht» (Bonn 1878).

Teruel, die Hauptſtadt (Ciudad) einer aus dem ſüdlichſten Dritteil Aragoniens gebildeten ſpan. Provinz (14 229 qkm mit 242 296 E. im J. 1877), liegt 138 km ſüdlich von Saragoſſa und 120 km nordweſtlich von Valencia, amphitheatraliſch auf und an einem ſteilen, kahlen Hügel über dem linken Ufer des Guadalaviar oder Turia und der Mündung des Rio Alfambra in 892 m Seehöhe am Südende des großen Tertiärbeckens, welches ſich hier, öſtlich von Albarracin, zwiſchen der nordvalencianiſchen Terraſſe und dem neucaſtil. Tafellande ausbreitet. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs und zählt (1877) 9510 E., welche viel Leder fabrizieren und lebhaften Speditionshandel mit Valencia treiben. T. hieß im Altertum Urbiaca, unter den Arabern Teruela, in der Landſchaft El Karathan, und wurde im Okt. 1171 von König Alfons II. von Aragonien erobert. Die Stadt iſt altertümlich gebaut, beſteht aus einem von Mauern umgebenen Gewirr enger Gaſſen und kleiner Plätze, hat ſieben Thore, ſieben Kirchen, zwei Nonnen- und ſieben ehemalige Mönchsklöſter, zwei Spitäler und ein Inſtitut. Die ſehenswerteſten Gebäude ſind die got. Kathedrale, das ehemalige auf ſteilem Felsvorſprunge ſtehende Jeſuitenkollegium (jetzt Prieſterſeminar) und der unter dem Namen los Arcos bekannte, im 17. Jahrh. von Pierre Vedel erbaute und aus zwei übereinandergeſetzten Bogenreihen beſtehende Aquädukt. Nahe bei T. befindet ſich ein Mineralbad, deſſen Quelle 27,5° C. Wärme hat.

Tervueren, Gemeinde in der belg. Provinz Brabant, an der öſtl. Grenze des Sonierwaldes, 13 km öſtlich von Brüſſel, mit dem es eine Staatsbahnlinie verbindet, mit 2543 E. Das königl. Schloß dient als Sommerreſidenz der königl. Familie und wurde nach 1867 einige Jahre lang von der Prinzeſſin Charlotte, der unglücklichen Witwe des Kaiſers Maximilian von Mexiko, bewohnt. T. iſt ein von den Brüſſelern viel beſuchter Vergnügungsplatz.

Terz oder Tertie, ein muſikaliſches Intervall, der dritte Ton, von einem angenommenen Grundton aufwärts gerechnet. Sie iſt groß, wenn ſie aus zwei großen Tonſtufen, z. B. c—e; klein, wenn ſie aus einer großen und einer kleinen Tonſtufe beſteht, z. B. c—es; übermäßig, wenn ſie eine große und eine übermäßige Stufe des Linienſyſtems enthält, z. B. c—eis; vermindert, wenn ſie zwei kleine Tonſtufen erfaßt, z. B. c—eses. Die T. iſt das wichtigſte harmoniſche Intervall in der Muſik, da eine Fortſchreitung mehrerer Stimmen ohne dasſelbe nicht möglich iſt.

Terz, Terzlage, Terzparade, Terzſtoß, ſ. unter Fechtkunſt, Bd. VI, S. 628.

Terzerol (vom ital. terzeruolo, männlicher Falke, entſprechend einem alten Gebrauch, Tier-

namen auf Feuerwaffen zu übertragen), **Taschenpistole**, im Gegensatz zur Sattelpistole, Handfeuerwaffe kleinsten Kalibers (5—8 mm), mehr als Spielerei zu betrachten; in neuerer Zeit ist es durch die Taschenrevolver und die als Teschins eingerichteten Zimmerpistolen verdrängt worden.

Terzeronen, s. Tercerons.

Terzett (ital. terzetto) heißt ein Singstück für drei Hauptstimmen mit und ohne Begleitung. Früher wurde es Trio genannt, welches jetzt bloß auf Instrumentalstücke bezogen wird. Das vollkommenste Verhältnis ist, wenn es für Sopran, Tenor und Baß gesetzt worden, weil diese Stimmen in gleichen Verhältnissen voneinander abstehen.

Terzine (terza rima) nennt man eine Versform, die aus drei elfsilbigen (bei männlichem Reime zehnsilbigen) Zeilen von iambischem Rhythmus besteht, welche immer wiederkehren und durch dreifachen Reim unter sich verknüpft sind. Die T. sind nicht eigentliche Strophen, haben aber einen halbstrophischen Charakter, welcher durchaus verlangt, daß mit jedem dritten Verse eine Art Ruhepunkt, ein Abschluß des Sinnes, wenn auch nur ein kommatischer, eintrete. Die mittlere Zeile der ersten T. hat den Reim der ersten und dritten Zeile der folgenden, und so fort; am Ende schließt ein einzelner auf die mittlere Zeile reimender Vers. Die Versform ist den Italienern entlehnt, und Dante hat seine «Göttliche Komödie» in derselben gedichtet. A. W. Schlegel wandte in seiner Übersetzung einiger Stücke aus Dantes Gedichten (1791—97) zuerst diese Form in Deutschland an, hat aber erst in seinem spätern Gedicht «Prometheus» die Gesetze dieser Form genauer beobachtet. Seitdem sind T. häufig von deutschen Dichtern in größern und kleinern Produktionen gebraucht worden, mit ausgezeichnetem Erfolg von Rückert und Chamisso. Vgl. Schuchardt, «Ritornell und T.» (Halle 1875).

Terzka (Terzky, Adam Erdmann, Graf), kaiserl. General czech. Ursprungs und Schwager Wallensteins, der sich seiner namentlich bei politischen Verhandlungen 1631 mit König Gustav Adolf und 1633 mit Sachsen bediente. T. bestimmte im Lager bei Pilsen Januar 1634 die Obersten des Wallensteinschen Heeres zur Unterzeichnung der bekannten schriftlichen Verpflichtung, wurde deshalb von dem vom Kaiser gewahrten Pardon ausgeschlossen und zu Eger 25. Febr. 1634 nebst Illow und Kinsky ermordet.

Teschen (slaw. Cieszyn), die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums in Österreichisch-Schlesien, am rechten Ufer der Olsa und dem nördl. Fuße der Beskiden gelegen, an der Kaschau-Oderberger Bahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 13 004 E. Die Stadt hat sechs Kirchen, darunter die Pfarrkirche (ehemalige Dominikanerklosterkirche), die Kirche der Barmherzigen und die infolge des Altranstädter Vertrags von 1706 erbaute evang. Gnadenkirche. Von dem alten Bergschloß ist nur noch der viereckige Piastenturm (aus dem 12. Jahrh.) übrig. Unterhalb des Schloßbergs wurde unter Erzherzog Albrecht ein großartiges Brauhaus aufgeführt. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu T. ein Gymnasium mit einem histor. und einem naturhistor. Museum, ferner eine Staatsrealschule und eine Lehrerbildungsanstalt. Die Industrie ist, von der erzherzoglichen abgesehen, von keiner hervorragenden Bedeutung. Gegenstände des Handels sind Spiritus, Schmalz, Eisenwaren, Möbel, Schweizerkäse, Bier, Rosoglio und Garn, Artikel, welche in T. und dessen Umgebung erzeugt werden. Von größern industriellen Etablissements bestehen eine erzherzogl. Flachsbereitung und Spinnfabrik, eine große Hofbuchdruckerei mit lithographischer Anstalt und Buchbinderei, eine Fabrik gebogener Möbel und ein bedeutendes Sägewerk. Auf der Olsa werden große Quantitäten Holz aus den Beskiden verflößt. Historisch denkwürdig ist die Stadt wegen des daselbst 13. Mai 1776 zwischen Maria Theresia und Friedrich II. abgeschlossenen Friedens, welcher den sog. Bayrischen Erbfolgekrieg (s. d.) beendigte.

Das ehemalige Herzogtum Teschen bildete bis 1849 den Hauptbestandteil des Kreises T., der die jetzigen Bezirkshauptmannschaften T., Bielitz und Freistadt umfaßte. Die Landbevölkerung spricht polnisch; deutsch wird insbesondere in den Städten, sowie in einer mehrere Dörfer umfassenden Sprachinsel um Bielitz gesprochen. T. gehörte ursprünglich den Herzögen von Oberschlesien, von denen Kasimir II. 1298 dem König von Böhmen sich unterwarf. Als 1625 der Mannsstamm der Herzöge von T. ausstarb, blieb das Fürstentum unmittelbar bei der Krone Böhmen, bis Kaiser Karl VI. dasselbe 1722 dem Herzog von Lothringen, Leopold Joseph Karl, übergab, dem sein Sohn Franz Stephan, nachmaliger röm. Kaiser, 1729 darin folgte. Nach ihm besaß dasselbe seit 1766 unter dem Titel eines Herzogs von Sachsen-Teschen der mit der Tochter des Kaisers Franz I. vermählte sächs. Prinz Albrecht (s. d.), welcher bei seinem Tode 1822 dieses Fürstentum an den Erzherzog Karl vererbte, von dem es (1847) an dessen ältesten Sohn Albrecht überging. Vgl. Peter, «Das Herzogtum Schlesien» (Wien 1885); derselbe, «T., ein histor.-topogr. Bild» (Teschen 1875).

Teschenberg (Ernst, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 21. Mai 1836 in Odenburg, besuchte das Theresianum zu Wien und trat 1861 in den Staatsdienst. Er wurde 1867 Ministerialsekretär im Ministerium des Äußern, 1868 Sektionsrat, 1870 Ministerialrat. Unter Graf Andrássy wurde T. an die Spitze des Preßbureau des Ministeriums des Äußern gestellt, 1876 wurde er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister und erwarb sich als solcher auf der Berliner Konferenz große Verdienste. Baron Haymerle beauftragte ihn mit der Reorganisation der Staatspolizei; auch führte T. im Auswärtigen Amte das deutsche Referat. Er starb 25. Febr. 1886 in Wien. T. war einer der ersten Publizisten Österreichs; er war einige Zeit Redacteur der «Wiener Zeitung» und Mitarbeiter am «Pester Lloyd» und an der «Wiener Montagsrevue».

Tesching (frz., auch Teschin, Teschine, Teschinke, Disching, nach der durch Gewehrfabrikation bekannten Stadt Teschen in Österreichisch-Schlesien benannt) ist eine Handfeuerwaffe sehr kleinen Kalibers, welche eine Kugel von entsprechend geringem Gewicht mit Hilfe der verstärkten Füllung eines Zündhütchens auf kurze Entfernungen treibt und dabei nur geringen Rauch und Knall erzeugt. Man bedient sich der T. als Zimmerpistolen und Salonflinten, zur Jagd auf kleine Vögel, zum Scheibenschießen auf Volksfesten ꝛc. Das Prinzip der T. wird neuerdings auf Zielgewehre zum Einüben des Anschlags und Abkommens angewandt.

Teschmès, Ruinenort bei der Stadt Arisch (s. d.).

Teskere (arab.), Billet, Note; Teskere-dschi, Notar und erster Sekretär des Großveziers und des Diwans; Teskeret, Anthologie.

Tessera (lat.), Würfel; Tafel zum Stimmen in Versammlungen.

Tesseralkies oder Arsenkobaltkies, ein sehr seltenes Mineral, welches nur als Einsprengung im Gneis von Skutterud in Norwegen bekannt ist; es bildet reguläre Krystalle (Oktaëder und Hexaëder mit Rhombendodekaëdern und Ikositetraëdern, auch Pentagondodekaëder), sowie körnige Aggregate von ziemlich starkem Glanz, zinnweißer Farbe mit bisweilen bunt angelaufener Oberfläche, und ist chemisch Dreifacharsenkobalt $CoAs_3$, bestehend aus 79,32 Proz. Arsen und 20,68 Kobalt.

Tessin, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, links an der Nédnitz, 21 km im OSO. von Rostock, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2728 luth. E. und hat Torfmoore und lebhaften Getreidehandel.

Tessin, Fluß, s. Ticino.

Tessin (ital. Ticino), der südlichste Kanton der Schweiz, nach dem Flusse Ticino (s. d.) benannt, stößt im N. an die Kantone Wallis, Uri und Graubünden, im O. an Graubünden, im S. und W. an die ital. Provinzen Como und Novara und umfaßt ein Areal von 2818 qkm mit (1880) 130777 E. Der Kanton gehört zum Gebiete des Po (s. d.), welchem die meisten Gewässer durch den Ticino, die des südlichsten Teils durch die Olona (Lambro) und die Adda zugeführt werden. Das obere T. wird von den Lepontinischen Alpen (s. Alpen 9) eingenommen: den Nordrand bildet die St. Gotthardgruppe mit dem Pizzo Rotondo (3197 m), den Ostrand das Adulagebirge mit dem Rheinwaldhorn (3338 m), den Raum zwischen der Toce und dem Ticino erfüllen die Tessineralpen mit dem Basodine (3276 m) und dem Pizzo Campo Tencca (3044 m). Die wichtigsten Thäler sind die Thalstufen des Ticino, das Blegnothal, das Verzascathal und das Maggiathal. Im Süden des Kantons erhebt sich jenseit des Lago-Maggiore und der Sumpfebene des Ticino das fruchtbare, bewachsene und bewaldete Voralpenland der See-Gruppe (s. Alpen 12) mit dem Monte-Camoghè (2227 m), und dem Monte-Generoso (1695 m). Der äußerste Süden gehört der lombard. Tiefebene an. Von der Bodenfläche entfallen 17,3 Proz. auf Waldungen, 2,8 Proz. auf Weinberge, 46,6 Proz. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden; 33,3 Proz. sind unproduktiv (Gletscher, Gewässer, Felsen und Schutthalden u. s. w.). Das Klima ist nach der Lage und Höhe sehr verschieden: während das Hospiz auf dem St. Gotthard (2100 m) ein Jahresmittel von −0,6 C., eine Sommertemperatur von + 6,8 und eine Wintertemperatur von −7,4° C. hat, beträgt für Bellinzona (229 m) das Jahresmittel + 12,5, die Sommertemperatur 21,8 und die Wintertemperatur + 3,1 bei einer Regenmenge von 1,8 m. Der Boden ist im obern T. (Sopraceneri) in den höhern Lagen arm, die Alpen sind steinig, die Thalsohlen häufigen Lawinen und Steinschlägen ausgesetzt, in den tiefern Lagen durch Verkiesung und Versandung teilweise unfruchtbar geworden. Dagegen zeichnen sich die Ufer des Lago-Maggiore und das Land südlich vom Monte-Ceneri (Sottoceneri) durch Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation aus.

Die Bevölkerung ist meist kath. Konfession (358 Protestanten), lombard. Stammes und mit Ausnahme der deutschen Gemeinde Bosco oder Gurin im Val di Campo ital. Zunge. Die Haupterwerbsquellen sind Landbau, Obst- und Weinbau und Alpwirtschaft, die wichtigsten Produkte Mais, Tabak, Wein, Südfrüchte bei Locarno, Bellinzona und Lugano, Edelkastanien in den Waldungen der Voralpen und der untern Thalstufen, Rohseide. Nach der Viehzählung von 1886 besaß der Kanton 972 Pferde, 812 Esel und Maultiere, 50412 Rinder, 10190 Schweine, 16330 Schafe, 64416 Ziegen, 5216 Bienenkörbe. Außerdem sind zu erwähnen die Zucht von Seidenraupen und Tafelschnecken. Die starke Ziegenzucht ist neben der Raubwirtschaft früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte die Hauptursache des kläglichen Zustandes der Waldungen im Hochgebirge. Der Bergbau liefert Topf- oder Lavezstein im Val Lavizzara, Marmor bei Mendrisio, Granit und Gneis bei Locarno und andern Orten. Handel und Industrie sind unbedeutend; doch haben die Ortschaften der St. Gotthardbahn lebhaften Touristenverkehr und Transit. Faido, Bellinzona und Lugano sind als Viehmärkte bekannt, in Sottoceneri blüht die Seidenspinnerei, in Brissago die Cigarrenfabrikation, im Onsernonethal die Strohflechterei. Etwa 10 Proz. der Bevölkerung wandert alljährlich aus, um in der Fremde ihr Brot als Maurer, Gipser, Straßenarbeiter, Kastanienbrater, Bilderhändler, Cafétiers u. s. w. zu verdienen und mit den erworbenen Sparpfennigen nach mehrmonatlicher Abwesenheit heimzukehren. Alle Hauptthäler werden von guten Straßen durchzogen; der Lago-Maggiore und der Luganersee haben Dampfboote. Die Hauptverkehrsader ist die Sankt Gotthardbahn (s. d.). Die Verfassung ist repräsentativ-demokratisch mit fakultativem Referendum. Der Große Rat, je ein Mitglied auf 1200 E., vom Volke in 23 Kreisen gewählt, ist gesetzgebende Behörde und wählt den Staatsrat, der aus fünf Mitgliedern besteht. In administrativer Beziehung zerfällt der Kanton in acht Bezirke. An der Spitze jedes Bezirks steht ein Regierungsstatthalter. Jeder Bezirk besitzt ein Bezirksgericht; oberste Instanz ist das Obergericht (neun Mitglieder); über Kriminalfälle urteilen die Geschworenen. Für 1884 waren im Budget des Kantons 2015214 Frs. Einnahmen und 2014957 Frs. Ausgaben vorgesehen. Ständige Hauptstadt ist seit 1881 Bellinzona. In kirchlicher Hinsicht gehört der Kanton nominell zu den ital. Bistümern Mailand und Como, wird aber seit 1885 von einem besondern apostolischen Vikar verwaltet. Klöster existieren sieben, worunter drei Frauenklöster. Das Schulwesen ist vernachlässigt; höhere Lehranstalten sind das Lyceum von Lugano, die Progymnasien von Mendrisio, Lugano, Locarno und Bellinzona und das Lehrerseminar von Pollegio. Große Gelehrte hat das Land wenig hervorgebracht, dagegen hat namentlich das Sottoceneri viele tüchtige Maler, Bildhauer und Architekten aufzuweisen. In militärischer Beziehung gehört T. zum Stammgebiet der 8. Division. Hauptwaffenplatz ist das befestigte Bellinzona. Das Wappen ist ein rot und blau senkrecht geteilter Schild.

Im Altertum von den kelt. Lepontiern bewohnt, kam das heutige T. mit der übrigen Gallia cisalpina unter röm., im 5. Jahrh. unter ostgot., im 6. unter longobard., im 8. unter fränk. Herrschaft. Im spätern Mittelalter gehörte der größte Teil den Herzögen von Mailand, Bellinzona den rhätischen Freiherren von Sax. Das Livinenthal fiel 1403

durch Eroberung an Uri, welches dasſelbe in der Schlacht von Arbedo 1422 verlor, 1440 wieder erwarb und durch die Schlacht von Giornico 1478, ſowie durch den Ewigen Frieden von 1512 in dieſem Beſitz beſtätigt wurde. Das übrige T. kam als gemeine Herrſchaft teils an die drei Urkantone, teils an die 12 Orte der damaligen Eidgenoſſenſchaft. Die Reformation, welche beſonders in Locarno Eingang gefunden hatte, wurde 1555 durch Vertreibung der Proteſtanten gewaltſam unterdrückt. Überhaupt wurden dieſe Ennetbergiſchen Vogteien mit Härte behandelt, elend verwaltet, ausgeſogen und verwahrloſt. Durch den Umſturz der alten Eidgenoſſenſchaft 1798 wurde das T. aus ſeinem Unterthanenverhältnis befreit und, in die Kantone Bellinzona und Lugano geteilt, der Helvetiſchen Republik einverleibt; durch die Mediation 1803 erhielt es die Stellung eines ſelbſtändigen Kantons, der aber erſt 1816 durch eidgenöſſiſche Beſetzung organiſiert und mit der Schweiz feſt verknüpft wurde. Die Reſtauration brachte dem Kanton eine repräſentative, faktiſch aber ariſtokratiſche Verfaſſung und eine demoraliſierte Verwaltung. Noch vor der Julirevolution von 1830 wurde eine Verfaſſungsreform in gemäßigt demokratiſchem Sinne und damit die Konſtitution vom 4. Juli 1830 zu Stande gebracht. Allein auch unter dieſer Verfaſſung wußte ſich die korrupte Partei der frühern Gewalthaber der Herrſchaft zu bemächtigen, bis endlich durch eine Revolution 1839 eine neue Verwaltung an die Spitze kam, unter welcher im lange verwahrloſten Kanton einige heilſame Veränderungen, zumal zur Hebung des im höchſten Grade vernachläſſigten Unterrichts, durchgeſetzt wurden. Von 1839 bis 1873 blieb nun die liberale Partei die herrſchende und verfocht mit mehr Eifer und Leidenſchaft, als Geſchick und Mäßigung den modernen Staat gegen die Übergriffe und Anmaßungen des ſehr zahlreichen und herrſchſüchtigen Klerus, dem beſonders die neuen Unterrichtsgeſetze verhaßt waren. Beim Sonderbundskriege 1847 ſtand T. in der Reihe der bundestreuen Kantone. Bei der Abſtimmung von 1872 über Reviſion der Bundesverfaſſung gab der liberale Große Rat die Standesſtimme im bejahenden Sinne ab, während das Volk die Reviſion verwarf. Dieſer Zwieſpalt zwiſchen Volk und Behörden wies auf einen Umſchwung der polit. Geſinnung hin, der ſich 1873 durch die Wahl eines überwiegend ultramontan-konſervativen Großen Rats noch ſchärfer ausſprach. Seither iſt der Kanton der ultramontanen Richtung treu geblieben; die Bundesreviſion von 1874 wurde vom Volke wie von den Behörden verworfen. Liberale Beamte und Lehrer wurden ohne Rückſicht auf die geſetzliche Amtsdauer entlaſſen, die höhern Schulſtellen durch Prieſter beſetzt, ja 1879 beſchloß der Große Rat ſogar, den Kapuzinerklöſtern wieder die Aufnahme neuer Mitglieder zu geſtatten und 1885 überlieferte er den Kanton durch die Aufhebung des Kirchengeſetzes gänzlich dem Klerus. Erbitterte Parteikämpfe werden fortwährend von beiden Seiten mit der gleichen Leidenſchaftlichkeit und Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel geführt. Das Volk iſt arm, durch jahrhundertelange Mißregierung heruntergekommen und ſteht unter dem Einfluß einer ebenſo anmaßenden wie unwiſſenden Geiſtlichkeit. Ein eigentlicher Krebsſchaden iſt ferner die ſehr große Anzahl von Advokaten und Notaren, die am Marke des Volks zehren helfen und aus der Politik ein Gewerbe machen. In keinem Kanton gibt es ſo viele polit. Verbrechen und Prozeſſe wie im T. und zweimal in dem letzten Jahrzehnt, 1876 bei dem ſog. Stabiohandel (ſ. Stabio) und 1885 führten ſolche zur eidgenöſſiſchen Intervention. Vgl. Franscini, «Der Kanton T.» (St. Gallen 1835); Dierbrüggen, «Der Gotthard und das T.» (Baſ. 1877).

Teſt, eine zum Feinbrennen des Silbers benutzte Vorrichtung, beſteht aus einer eiſernen, mit Mergel ausgeſchlagenen Schale, in welcher das Silber unter einer Schicht von Holzkohlen vor dem Gebläſe eingeſchmolzen wird. Wegen unvermeidlich großer Verluſte an Silber wird das Feinbrennen auf dem T. wohl kaum noch ausgeführt.

Testa (lat.), Samenſchale, ſ. unter Samen.

Teſtaccio (Monte Teſtaccio), ein in der ſüdweſtlichſten Ecke Roms in nächſter Nähe des Tiberfluſſes und der Stadtmauern gelegener, 35 m hoher, umfangreicher Hügel, welcher ganz aus Scherben antiker Thongefäße (Amphoren) beſteht. Alle Topographen ſeit dem 15. Jahrh. haben ſich um den rätſelhaften Hügel bemüht, und die Verſuche zu ſeiner Erklärung führten zu den verſchiedenſten Anſichten; doch erſt in neueſter Zeit iſt es gelungen, die Geſchichte und die Beſtimmung desſelben zu klären. Es ſteht demnach feſt, daß der T., deſſen Name zum erſtenmal auf einer Inſchrift des 8. Jahrh. erſcheint und zweifelsohne von testa, Thongefäß oder Scherbe, abgeleitet iſt, vielleicht ſchon ſeit Anfang der Kaiſerzeit, ſicher in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. beſtand und ſein Material den großen, meiſt aus Spanien und Afrika kommenden Transportgefäßen angehört, welche an den kommerziellen Landungsſtellen des Tiber, dem alten Emporium, ausgeladen wurden. Die teils beim Ausladen ſelbſt, teils in den Magazinen des Emporiums durch Feuersbrünſte, Überſchwemmungen u. dgl. in Menge zerbrechenden Thongefäße wurden in nächſter Nähe aufgehäuft und bildeten ſo allmählich den T. Die jetzt auf dieſen Scherben aufgefundenen Pinſelinſchriften haben außer der ſichern Datierung auch noch auf die röm. Handelsorganiſation, das Verwaltungsſyſtem und den Fiskus bezügliche Notizen geliefert. Vgl. Dreſſel in den «Annali dell' Instituto archeologico» (1873).

Teſtakte (vom engl. test, d. h. Probe oder Prüfung) nannte man in England ein Geſetz, welches 1673 das Parlament von Karl II. erzwang, um das Einſchleichen der Katholiken in die Ämter zu hintertreiben. Nach dieſer Akte mußte jeder öffentliche Beamte, im Civil- wie im Militärdienſt, außer dem Supremateid (ſ. d.) und den damit verbundenen Eiden noch einen beſondern Schwur (den Teſteid) leiſten und unterſchreiben, daß er nicht an die Lehre von der Verwandlung des Brotes und Weins in den wahren Leib und das wahre Blut Chriſti im kath. Sinne glaube. Obſchon im Laufe der Zeit die übrigen gegen die Katholiken erlaſſenen Geſetze außer Wirkſamkeit gerieten, blieb doch der Teſteid beſtehen, ſodaß ſich die Katholiken von öffentlichen Ämtern, ſowie von einem Sitz im Parlament fortwährend ausgeſchloſſen ſahen. Die ſeit der Union Irlands mit England (1800) immer kräftiger hervortretenden Beſtrebungen der liberalen Partei zur Emancipation der Katholiken bezogen ſich daher vornehmlich auf die Abſchaffung dieſes Eides. Unter dem Toryminiſterium Wellington-Peel wurde endlich durch Parlamentsacte 13. April 1829 der Teſteid aufgehoben.

Teſtament (Altes und Neues), ſ. Bibel.

Teſtament oder Letzter Wille (testamentum, ultima voluntas, elogium) iſt die feierliche Erklärung, wie es mit dem Vermögen des in dieſer Weiſe ſich Ausſprechenden nach ſeinem Tode gehalten werden ſolle. Wenn auch das Geſetz die Erbfolge der Blutsverwandten zur Regel erhebt, ſo läßt es doch daneben die Möglichkeit zu, daß ein Erblaſſer dieſe Nachfolge abändert oder zu Gunſten von Nichtverwandten beſchränkt oder aufhebt. Derartige Feſtſetzungen erlangen ihre Wirkſamkeit nicht, wie man wohl angegeben findet, durch den fortlebenden Willen des bereits verſtorbenen Urhebers, ſondern durch den pflichtmäßigen, nötigenfalls mittels gerichtlichen Zwanges zu ſtärkenden Familienſinn, welcher die Wünſche und Anordnungen eines verſtorbenen Angehörigen zu achten gebietet. (S. Erbrecht.)

Die Römer erblickten in der Befugnis, auf dieſem Wege die Anhänglichkeit zu belohnen, Unaufmerkſamkeit und Liebloſigkeit zu ahnden oder mit Rückſicht auf die Bedürftigkeit größere Zuwendungen zu machen, eine wertvolle Ermächtigung, deren ſie ſich indeſſen nur unter Einſchränkungen bedienen durften. (S. Inteſtaterbfolge.) Die hieraus ſich ergebenden Erforderniſſe (solemnia, solennitates) der T. weiſen zum Teil noch auf jene Zeit zurück, welche der Familienverbindung größere Wichtigkeit beilegte und die Gültigkeit einer Zurückſetzung der Geſchlechtsgenoſſen von der Zuſtimmung des verſammelten Volks abhängig machte (testamentum comitiis calatis conditum). Obgleich nämlich die Notwendigkeit dieſer allgemeinen Verlautbarung des Letzten Willens weiterhin durch private, jederzeit abſchließbare Scheinverkäufe der geſamten Habe in Gegenwart von Zeugen umgangen wurde, wobei der Käufer verſprach, die dereinſtige Hinterlaſſenſchaft dem bezeichneten Erben auszuantworten (testamentum per aes et libram), ſo erhielt ſich doch für das hieran entwickelte ſpätere Privatteſtament vor ſieben Zeugen die Beſtimmung, daß nur an ihrer Ehre vollkommene, in der Volksverſammlung zutrittsfähige Männer bei der Teſtamentserrichtung, nach deshalb ergangener ausdrücklicher Aufforderung (specialis rogatio), mitwirken dürften. Ebenſo mußte der Teſtator dem Bürgerſtande angehören, unbeſcholten, mündig, frei von väterlicher Gewalt oder Vormundſchaft wegen Verſchwendung und im Beſitze ſeiner Verſtandeskräfte ſein. Die willkürliche Geſetzgebung der Kaiſerzeit entzog noch Pasquillanten, Ketzern und Apoſtaten das Recht zum Teſtieren. Die Einſetzung des Erben hatte in Erinnerung an das vormalige Bedürfnis eines beſondern Volksbeſchluſſes mit befehlenden Worten zu erfolgen (directa heredis institutio), und wie bei den öffentlichen Verhandlungen die Tagesordnung feſtzuhalten war, ſo durfte bis zur Beendigung der mündlichen Erklärung des Teſtators oder bis zur Unterzeichnung und Beſiegelung des ſchriftlichen Letzten Willens die Einheit des Akts nicht unterbrochen, d. h. keine zur Teſtamentserrichtung nicht gehörige Handlung vorgenommen werden. Da ferner die Aufhebung der Geſchlechtserbfolge urſprünglich nur im Falle einer Unwürdigkeit der Agnaten genehmigt ward, ſo führt das röm. Recht bis zuletzt T. auf die Abſicht einer völligen Aufhebung der Inteſtaterbfolge zurück.

Geſetzliche Erben können, ſobald ein T. errichtet iſt, nur kraft ausdrücklicher Zuwendung etwas aus dem Nachlaſſe erhalten, und wenn der Verſtorbene bloß über einen Teil ſeines Nachlaſſes verfügt oder einen Erben auf Zeit ernannt hat, ſo gilt der Erbe als unbeſchränkt eingeſetzt, damit ja nicht der Reſt oder die ganze Hinterlaſſenſchaft jemals an die unerwähnt gebliebenen Inteſtaterben gelange (Nemo pro parte testatus pro parte intestatus decedere potest). Ebenſo wird eine enger geſtellte Bedingung, wenn den erſternannten Erben ein Nacherbe erſetzen ſolle, auf alle Fälle bezogen, wo Subſtitutionen überhaupt in Kraft treten können, und der Anteil eines ausſchlagenden oder ſonſt außer Betracht kommenden Miterben wächſt den mit ihm zugleich Eingeſetzten zu. Der Erbe muß namentlich oder doch ſo genau bezeichnet ſein, daß über die Abſicht des Teſtators kein Zweifel entſtehen kann, und es laſſen ſich zur Nachfolge auf den Todesfall nur ſolche Perſonen berufen, welche die Erbfähigkeit beſitzen. Dieſelbe war durchweg abgeſprochen den Nichtbürgern (wiewohl nicht den Sklaven, da der eigene Sklave des Teſtators durch die Einſetzung frei und Erbe wird, ſtatt des fremden Sklaven aber der Herr ſuccediert); allen ungewiſſen Perſonen, unter welchen das ältere Recht auch Tempelgemeinden, Municipalitäten und noch ungeborene Poſthumi begriff, nach neuerm Rechte nur den nicht anerkannten Kollegien; den Hochverrätern und ihren Söhnen; den Witwen, wenn ſie das Trauerjahr verletzten; den Ketzern und Abtrünnigen. Nur relativ, d. h. im Verhältnis zu gewiſſen Perſonen, waren erbunfähig: die Zeugen bei dem betreffenden T.; der, welcher es auf Geheiß des Teſtators niederſchrieb, und Kinder, die letzterer in einer blutſchänderiſchen Verbindung gezeugt. Konkubinenkinder ſollen, wenn echte Kinder vorhanden ſind, zuſammen nur ein Sechſtel des Nachlaſſes, der zweite Ehegatte des Teſtators nicht mehr zugewendet bekommen, als das am geringſten bedachte Kind erſter Ehe erhält. Die Ausſchließung der Geſchlechtserbfolge durch das T. darf jedoch nicht in einer Weiſe vor ſich gehen, daß dadurch die nächſten Pietätspflichten willkürlich verletzt werden. Obgleich nämlich die Zwölf Tafeln dem ſelbſtändigen Bürger jedwede Verfügung freizugeben ſcheinen, ſo hat doch ſchon die ältere Praxis und nachher die kaiſerl. Geſetzgebung den Grundſatz hervorgebracht, daß die Noterben, d. h. die denkbar beſten Inteſtaterben (Deſcendenten, in deren Ermangelung Aſcendenten und, wenn es ſich um Bevorzugung einer anrüchigen Perſon handelt, auch Geſchwiſter des Teſtators), in dem Letzten Willen nicht mit Stillſchweigen übergangen, ſondern entweder zum wenigſten auf den Pflichtteil geſetzt oder aus triftigen Gründen ausdrücklich enterbt werden ſollen. Nichtbeachtung dieſer Vorſchriften zieht Ungültigkeit des T. nach ſich. Vgl. Schröder, «Das Noterbenrecht» (Heidelb. 1877); «Verhandlungen des 14. Deutſchen Juriſtentags» (Bd. 1, Berl. 1878).

In den letzten Zeiten der röm. Republik führte das Verlangen, Letzte Willen möglichſt aufrecht zu erhalten, auf den Ausweg, daß mit dem ſtrengen Recht unvereinbare T. als Fideikommiſſe (ſ. d.) angeſehen wurden. Da man desgleichen anfing, die alten Förmlichkeiten mehr auf das Bedürfnis einer genauen Feſtſtellung des Willensausſpruchs zu beziehen, ſo kamen neben den Privatteſtamenten wieder öffentliche Teſtamente in Aufnahme, wiewohl nur ſo, daß man ſeinen Letzten Willen entweder bei Gericht zu Protokoll erklärte oder ſchriftlich

in der Kanzlei des Regenten hinterlegte (testamentum apud acta judicialia insinuatum und testamentum principi oblatum). Für beſondere Gelegenheiten oder im Verhältnis zu beſtimmten Perſonen wurde ſelbſt von den ſtrengen Erforderniſſen mehr oder weniger abgeſehen, und es entſtanden damit die privilegierten Teſtamente. Hierzu gehören: die Militärteſtamente, in denen Soldaten auf dem Kriegsſchauplatze, wenn ſie nur für einigen Beweis ihres Willensausſpruchs ſorgen, jede beliebige Verfügung treffen können (vgl. Reichsmilitärgeſetz vom 2. Mai 1874, §. 44, und Mandry, «Der civilrechtliche Inhalt der Reichsgeſetze», Tüb. 1878); T. auf dem Lande, wo fünf Zeugen; T. zu Peſtzeiten, bei welchen eine Unterbrechung des Akts der Gültigkeit keinen Eintrag thut. Auch wenn Eltern ihr Vermögen nur ihren Kindern vermachen, bedürfen ſie keiner andern Solennität, als daß ſie die Verordnung eigenhändig unterſchreiben, insbeſondere die Namen der Kinder und das Datum ſchreiben. Gegenſeitige Teſtamente (testamenta reciproca), in welchen zwei Teſtatoren ein jeder den andern für den Fall ſeines Überlebens zum Erben einſetzen, gehören nicht zu den privilegierten Letzten Willen, ſind deshalb an die gewöhnlichen Förmlichkeiten gebunden und im Zweifel als korreſpektive anzuſehen, ſodaß der Beſtand des einen von dem des andern abhängt, der Widerruf des einen Teſtators auch als ſolcher des andern gilt. Gemeinſchaftliche Teſtamente kommen zumeiſt bei Ehegatten vor. Im franz. Rechte ſind ſie verboten.

In Deutſchland galten vordem nur vertragsmäßige Vergabungen auf den Todesfall (ſ. Erbvertrag), denen, wenn es ſich um unbewegliche Familiengüter handelte, die echten Erben des Veräußerers vor Gericht zuſtimmen mußten. Einſeitige, bloß von dem Teſtator ausgehende Letzte Willen waren dagegen unbekannt. Auf Andringen des Klerus, der ſich von der Möglichkeit heimlicher Zuwendungen eine größere Zunahme ſeiner Reichtümer verſprechen mochte, wurden zwar T. allmählich zugelaſſen, jedoch bis ſelbſt in das 13. Jahrh. unter der Bedingung, daß der Teſtator gewiſſe Kraftproben ablegte, z. B. ein Pferd ſonder jemandes Hilfe beſtieg, eine Strecke Wegs «ungehabt und ungeſtabt» zurücklegte, womit die Gelegenheit zu frommen Erpreſſungen am Krankenlager und Totenbett abgeſchnitten werden ſollte. Endlich gelang es jedoch, dieſe Einſchränkungen zu beſeitigen, indem die geiſtlichen Gerichte das Urteil über T. aus dem Grunde erzwangen, weil darin über den Zuſtand nach dem Tode, alſo über eine unzweifelhafte Domäne der Kirche, Beſtimmung getroffen werde. Auch wurden T. vor dem Pfarrer und zwei Zeugen zugelaſſen und Vermächtniſſe zum Vorteil der Kirche von allen Förmlichkeiten befreit. Im übrigen fand das röm. Recht Anwendung, das ſich auch, nachdem die geiſtliche Gerichtsbarkeit in Nachlaßſachen wieder zum Erliegen gekommen war, als gemeines Recht erhielt. Gleichen Einfluß behauptete dasſelbe ſchon von früher her unter den roman. Nationen, und nur in England gehörten Teſtamentsſachen, ſoweit es ſich um Mobiliarnachlaß handelte, bis 1857 vor biſchöfl. Gerichte (Consistory Courts, Court of Arches), ſpäter vor den Court of Probate, jetzt vor die Probate Division des High Court. Doch haben die Landesgeſetzgebungen an den röm. Beſtimmungen über die Form und den notwendigen Inhalt der Letzten Willen manches geändert. In Sachſen gilt ein T. als gerichtliches, welches vor dem Richter und einem Protokollführer oder, wenn der Richter ſelbſt die Protokollführung übernimmt, vor einer andern Urkundsperſon (einem Schöppen) entweder an Gerichtsſtelle oder vor den nämlichen, deshalb erbetenen Abgeordneten des Gerichts an einem andern Orte errichtet oder ſchon fertig übergeben wurde. Auch können außergerichtlich T. vor einem Notar und zwei Zeugen oder vor zwei Notaren mündlich erklärt werden, oder vor fünf Zeugen. In andern deutſchen Staaten läßt ſich ein gerichtliches T. vor dem Stadtſchreiber und einem Ratsherrn errichten; es gelten aber auch die nach röm. Form errichteten Privatteſtamente. Preußen kennt nur gerichtliche T., indem der Teſtator entweder an Gerichtsſtelle erſcheint und ſein T. ſchriftlich übergibt oder zu Protokoll erklärt, oder zu dem Ende eine Deputation des Gerichts in ſeine Wohnung erbittet. Durch außergerichtliche Codicille können nur Legate, welche den 20. Teil des Nachlaſſes nicht überſteigen, verordnet werden. Beſondere Vorſchriften gelten für Teilung unter den Kindern (dispositio parentum inter liberos).

In Öſterreich gelten ſowohl gerichtliche als notarielle und private T. Bei dem erſten müſſen wenigſtens zwei vereidete Gerichtsperſonen zugegen ſein. Als Privatteſtament iſt ein Letzter Wille gültig, wenn derſelbe entweder von dem Erblaſſer ganz eigenhändig geſchrieben und mit ſeinem Namen unterſchrieben und vor drei Zeugen anerkannt, oder vor drei Zeugen vorgeleſen, oder mündlich erklärt wird. In Frankreich gelten nur zwei Formen des T., die ſchriftliche, wenn der Teſtator ſeine Dispoſition (testament olographe) ganz eigenhändig (en entier) ſchreibt, unterſchreibt und das Datum beiſetzt, und die öffentliche (testament par acte public), wenn er es vor zwei Notaren und zwei Zeugen oder vor einem Notar und vier Zeugen mündlich erklärt und unterſchreibt; kann er nicht ſchreiben, ſo muß dies bemerkt werden. Er kann auch dem Notar einen ſchriftlich verſiegelten Aufſatz (testament mystique ou secret) übergeben, dann müſſen aber ſechs Zeugen zu dieſer Erklärung zugezogen werden. Beſondere Beſtimmungen gelten für Militärperſonen, zur See, in Peſtzeiten, für im Auslande errichtete T. von Franzoſen. In England muß ſeit 1838 das T. ſchriftlich errichtet, vom Teſtator ſelbſt oder unter ſeiner Leitung und Gegenwart von einem andern in Gegenwart zweier Zeugen unterſchrieben und von dieſen Zeugen unterzeichnet, ſowie die Unterſchrift oder Anerkennung bezeugt werden. Das allgemeine Teſtamentsdepôt, wo Einſicht und Abſchrift genommen werden kann, iſt jetzt Somerſet-Houſe. Im Staate Neuyork iſt für jedes County ein ſog. Surrogate mit ausſchließlicher Gerichtsbarkeit in Teſtamentsſachen beſtellt. Was die landrechtlichen Abweichungen hinſichtlich der innern Erforderniſſe der Letzten Willen anlangt, ſo ſind gewöhnlich die willkürlichen röm. Beſchränkungen der Teſtier- und Erbfähigkeit beſeitigt und die Folgen der Vermutung aufgehoben, daß der Teſtator bei unvollſtändigen Verfügungen dennoch nichts an die unerwähnten Inteſtaterben gelangen laſſen wolle. Meiſtens findet ſich auch das Noterbrecht und die Lehre vom Pflichtteil und der Enterbung mit neuen Beſtimmungen bedacht. Bei dieſer großen Verſchiedenheit der Rechte kann die Frage von Wichtigkeit werden, nach welchen

Gesetzen ein im Auslande errichtetes T. von den Gerichten des Inlandes zu beurteilen sei. In der Regel wird hier das Materielle nach der Heimat des Testators begutachtet, sodaß z. B. ein Franzose bloß, wenn er nach dem Gesetze seines Landes testierfähig ist, in der Fremde einen Letzten Willen errichten und demselben nur einen dem Code Napoléon angemessenen Inhalt geben kann. Dagegen müssen in Ansehung der Form und der Beglaubigung die Gesetze des Ortes der Errichtung entscheiden. Der Testator kann sein T. immer abändern, z. B. durch Codicille (s. d.), oder widerrufen, indem er das gerichtlich niedergelegte T. zurücknimmt, das außergerichtliche durchstreicht, zerreißt oder ein anderes errichtet. Aber hier sind auch die gesetzlichen Bestimmungen sehr verschieden. Nach gemeinem Rechte wird die bloße Abforderung des T. aus der gerichtlichen Verwahrung nicht als eine Aufhebung des T. angesehen, wenn nicht die Absicht, es zu entkräften, klar ist, z. B. die Siegel abgerissen werden. In Preußen hingegen verliert ein aus der gerichtlichen Verwahrung zurückgefordertes T. seine ganze Wirksamkeit. Ein späteres T. geht dem ältern vor; aber wenn sich mehrere T. finden, ohne daß ausgemacht werden kann, welches das neuere sei, so gelten beide, und wenn das neuere vom Anfang ungültig war, so bleibt das ältere in Kraft. Vielfach findet sich die Vorschrift, daß T. durch spätere Eheschließung oder Kinderzeugung ungültig werden, sowie die andere, daß Leibeserben besitzende Personen in mehr oder minder weitem Umfange in Errichtung von T. beschränkt sind. Peignot veröffentlichte unter dem Titel «Choix de testaments anciens et modernes» (2 Bde., Par. 1829) eine interessante Sammlung von T.

Vgl. Friedr. Mommsen, «Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über das Erbrecht» (Braunschw. 1876); Lardy, «Les législations civiles des cantons suisses» (Par. 1877); Rivier, «Traité des successions» (Brüssel 1878); Baron, «Angriffe auf das Erbrecht» (Berl. 1877); Scheel, «Erbschaftssteuern und Erbschaftsreform» (2. Aufl., Jena 1877).

Testamentsvollstrecker heißt eine Person, welche in einer letztwilligen Verfügung, Testament, Erbvertrag, dazu bestellt ist, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Der Umfang seiner Rechte und Pflichten ergibt sich aus seiner Bestellung; es kann ihm nur ein einzelnes Geschäft übertragen, es kann ihm die Verwaltung und Liquidation des ganzen Nachlasses übertragen sein. Innerhalb seines Geschäftskreises sind seine Rechtshandlungen für den Nachlaß verbindlich. Sein Verhältnis zum Erben ist das des Verwalters zum Geschäftsherrn.

Teste de Buch (La), Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bordeaux, nahe der Südküste des Bassins von Arcachon des Atlantischen Oceans, Station der Linie La Mothe-Arcachon der Südbahn und der Lokalbahn La Teste-Etang de Cazau, zählt (1881) 6063 E. und hat einen Hafen, Küstenschiffahrt, Fischerei und ein Seebad, sowie Handel mit Harz und Terpentinöl. In der Umgebung sind die Dünen (Le Buch) mit Eichen- und Fichtenwaldungen von großer Ausdehnung bedeckt. In der Nähe lag im Altertum Boji, eine Stadt der Bituriges Vivisci. Vor der großen Revolution war T. Hauptort und Residenz des Captalats Buch.

Testeid, s. unter Testakte.

Testieren (lat.), bezeugen; ein Testament machen.

Testierfreiheit. Das röm. Recht gewährte ursprünglich volle T., indem es dem Erblasser gestattete, über die Erbfolge testamentarisch frei zu bestimmen. Später jedoch trat durch das Noterbenrecht und Pflichtteilrecht eine Beschränkung dieser Freiheit, besonders zum Vorteil der Kinder, ein, und zwar wurde das Pflichtteil für jedes Kind bei 1—4 Kindern auf $^1/_3$, bei 5 und mehr auf $^1/_4$ der Intestatportion festgesetzt. Das deutsche Recht dagegen ging ursprünglich von einer vollständig gebundenen Erbfolge aus und entwickelte sich später im Sinne der beschränkten T. mit mäßigen Pflichtteilen. Nach dem preuß. Landrecht z. B. betragen dieselben bei 1 und 2 Kindern $^1/_3$, bei 3 und 4 Kindern $^1/_2$ und bei 5 und mehr $^2/_3$ der Intestatportion. Möglichst vollständige Gleichberechtigung aller Kinder und dem entsprechend möglichst weitgehende Beschränkung des Erblassers suchte die franz. Revolutionsgesetzgebung durchzuführen, und wenn der Code Napoléon diese Tendenz nicht so streng festhielt, so bestimmt er doch die Quote, über welche der Erblasser frei verfügen kann bei 1 und 2 Kindern nur zu einem Kindesteil und bei 3 und mehr nur zu einem Viertel des Vermögens. Die unter Napoleon I. wieder zugelassene Gründung von Majoraten durch Substitution ist später wieder ausgeschlossen worden. Volle T. besteht in England und Nordamerika, neben einer Intestaterbfolge, vermöge welcher der älteste Sohn allein den Grundbesitz erbt, und der Zulässigkeit der Gründung von Fideikommissen von beschränkter Dauer durch entail. Auch ist es in diesen Ländern nicht mehr üblich, ein Testament zu machen, wie auf dem Kontinent, und in der Regel wird auch in den kaufmännischen und industriellen Kreisen ein Sohn in der Weise bevorzugt, daß er das väterliche Geschäft in dem alten Umfange weiter führen kann. Manche glauben in diesem Umstande den Grund der mächtigen Stellung des englischen Fabrikanten- und Handelsstandes zu erkennen und empfehlen daher die T. auch für den Kontinent. Allerdings bewirkt dieselbe, daß größere Kapitalmacht in verhältnismäßig wenigen Händen konzentriert bleibt, aber es ist sehr fraglich, ob das Kapital in dieser Form volkswirtschaftlich und sozialpolitisch nützlicher wirkt; aber bei gleichmäßigerer Verteilung, soweit es sich um die Erhaltung eines leistungsfähigen mittlern Bauernstandes handelt, kann in den Gegenden, wo das Rechtsgefühl dem nicht widerspricht, die Bevorzugung eines Anerben mittels der Höferolle (s. Höfewesen) erfolgen.

Testifikation (lat.), Beweis durch Zeugen; testifizieren, durch Zeugen beweisen.

Testikeln (lat.), die Hoden.

Testimonium bezeichnet nach dem lat. Sprachgebrauche mehr eine mündliche Zeugenaussage oder Zeugnisablegung, während man heutzutage mit diesem Worte gewisse schriftliche Bestätigungen und Ausweise zu benennen pflegt. So gibt es ein kirchliches testimonium integritatis oder Ledigkeitszeugnis, daß ein die Trauung Nachsuchender, nach dem Ergebnis des Aufgebots zu urteilen, nicht schon anderweit verheiratet sei; ein ortsgerichtliches testimonium paupertatis, Armutszeugnis, behufs Erlangung des Armenrechts im Prozeß oder akademischer Stipendien; ein testimonium maturitatis der Schulbehörde über die wissenschaftliche Reife eines zur Universität abgehenden Gymnasiasten. Testat heißt die Bescheinigung eines akademischen Lehrers über das Belegen der Vorlesungen.

Teſton (Kopfſtück) nennt man eine franz. Silbermünze, welche im 16. Jahrh. geprägt wurde und an Stelle der Gros Tournois oder Tournoſe (ſ. d.) trat. Es gingen 25½ Stück auf eine Troyſche Mark; anfänglich war ein T. gleich 10, ſpäter gleich 15, endlich ſogar gleich 20 Sous oder ſoviel als ein Ecu (ſ. d.). Sie wurden auch in andern Ländern, wie Italien, Portugal, England, nachgeahmt.

Testūdo (lat.), die Schildkröte.

Tet (La), Telis der Römer, Fluß im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, entſpringt in den Pyrenäen nördlich vom Pic Carlitte aus der engen Schlucht Conflans, berührt Mont-Louis, Villefranche, Prades und Perpignan, nimmt rechts die Zuflüſſe Roja und Boulès auf und mündet nach einem vorherrſchend oſtnordöſtl. Laufe von 125 km unterhalb Canet in den Golfe du Lion des Mittelländiſchen Meeres. Aus dem T. ſind künſtliche, den mauriſchen ähnliche Bewäſſerungskanäle (aus dem 12. Jahrh.) abgeleitet.

Tetanie (grch.), eine eigentümliche, vorzugsweiſe im kindlichen und jugendlichen Alter vorkommende Nervenkrankheit, welche ſich durch anfallsweiſe, ohne jede Bewußtſeinsſtörung auftretende toniſche Krämpfe in beſtimmten Muskelgruppen der Gliedmaßen zu erkennen gibt. Die Krankheit geht gewöhnlich in Heilung über; Behandlung: narkotiſche Mittel, laue Bäder, Elektricität.

Tetānus (lat.), der Starrkrampf.

Tetarata-Quelle, Springquelle in Neuſeeland, ſ. Geiſer.

Tête (frz., Kopf), militäriſch die vorderſte Abteilung eines Truppenkörpers.

Tête-à-tête (frz., Kopf an Kopf), vertrauliche Zuſammenkunft, Geſpräch unter vier Augen.

Tetens (Joh. Nik.), deutſcher Philoſoph, geb. 1736 zu Tetenbüll in Schleswig, wurde, nachdem er in Bützow Profeſſor der Phyſik und Direktor des Pädagogiums geweſen war, 1776 Profeſſor der Philoſophie und ſpäter auch der Mathematik zu Kiel; 1789 berief man ihn in eine hohe Finanzſtellung nach Kopenhagen, wo er 1805 ſtarb. Neben einer phyſikaliſch-mathematiſchen Schriftſtellerthätigkeit entwickelte er auch eine lebhafte Energie auf dem philoſophiſchen Gebiete; er ſchrieb: «Gedanken über einige Urſachen, warum in der Metaphyſik nur wenige ausgemachte Wahrheiten ſind» (Bützow 1760), «Abhandlung von den vorzüglichſten Beweiſen des Daſeins Gottes» (Bützow u. Wismar 1761), «Commentatio de principio minimi» (Bützow 1769), «Über den Urſprung der Sprache und der Schrift» (Bützow und Wismar 1772), «Über die allgemeine ſpekulative Philoſophie» (Bützow 1775), hauptſächlich aber «Philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung» (2 Bde., Lpz. 1776 u. 1777). Dieſes vortreffliche Werk macht ihn zu dem bedeutendſten unter den empiriſchen Pſychologen der vorkantiſchen Zeit in Deutſchland; er iſt gegenüber der nervenphyſiologiſchen Tendenz ein glücklicher Vertreter der Methode der innern Erfahrung und ihrer Analyſe. Ihm in erſter Linie verdankt die Pſychologie die Einführung des «Empfindungsvermögens» zwiſchen Vorſtellen und Begehren und damit die jetzt übliche Dreiteilung von Denken, Fühlen und Wollen. Auch ſtreift er in den erkenntnistheoretiſchen Teilen des Werks vielfach Gedanken, die ſich mit Kant berühren, deſſen «Inauguraldiſſertation» auf T. ſtark eingewirkt hatte. Vgl. Fr. Harms, «Die Pſychologie des Johann Nikolaus T.» (Berl. 1878).

Teterow, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, in fruchtbarer Gegend, unweit ſüdweſtlich vom Teterower See, Station der Linie Lübeck-Strasburg der Mecklenburger Friedrich-Franz-Bahn und der Gnoien-Teterower Bahn, iſt Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5646 luth. E. und hat eine alte got. Pfarrkirche, eine höhere Bürgerſchule, eine Gasanſtalt, Torfſtiche, bedeutenden Acker- und Gartenbau, Eiſengießerei, Maſchinenfabrik, Dampfſchneidemühlen und Handel mit Getreide und Fettvieh.

Tethys, Tochter des Uranos und der Gäa, eine Titanide, war Gemahlin des Okeanos, Mutter der Okeaniden und Strömgötter und Erzieherin der Hera.

Tetrabranchiaten, ſ. unter Kopffüßer.

Tetrachord hieß bei den alten Griechen eine Skala von vier Tönen. Die Alten teilten nämlich ihr Tonſyſtem in T. ſtatt in Oktaven, wie dies die neuere Muſik thut. Die T. waren anfangs nur diatoniſch, ſpäter auch chromatiſch und enharmoniſch. Zwei T. bilden eine Oktave (z. B. c d e f und g a h c oder: e f g a und h c d e); aus ihnen hat ſich im Mittelalter das Hexachord, ſodann die Oktave und damit unſer Muſikſyſtem entwickelt.

Tetrade (botan.), ſ. unter Pollen.

Tetradrachmon, eine griech. Silbermünze, gleich vier Drachmen, bildete die Hauptmünze des atheniſchen Staates. (S. Drachme.)

Tetradymit, ein in rhomboëdriſchen Zwillings-, namentlich auch Vierlingskryſtallen (daher der Name), auch derb in körnig-blätterigen Aggregaten ausgebildetes Mineral, welches chemiſch aus 59,1 Proz. Wismut, 36,1 Tellur und 4,5 Schwefel beſteht und daher auf die Formel Bi_2Te_2S oder $2Bi_2Te_3 + Bi_2S_3$ führt; es ſpaltet ſehr vollkommen nach der Baſis, iſt mild, in dünnen Blättchen biegſam, äußerlich wenig glänzend oder matt, von zinnweißer bis ſtahlgrauer Farbe, von der Härte 1 bis 2, dem ſpezifiſchen Gewicht 7,4 bis 7,5. Auf der Kohle ſchmilzt es ſehr leicht unter Entwickelung von ſchwefliger Säure, in Salpeterſäure iſt es löslich unter Abſcheidung von Schwefel. Fundorte ſind: Schubkau bei Schemnitz und Oravicza in Ungarn und mehrere Gruben in Virginien, Nordcarolina und Montana. Außer dieſem Tellurwismut gibt es noch andere Vorkommniſſe von ähnlicher, aber quantitativ abweichender chemiſcher Zuſammenſetzung.

Tetradynamia, ſ. Tetradynamiſch.

Tetradynamiſch oder viermächtig nennt man in der Botanik diejenige Gruppierung von Staubgefäßen, bei welcher vier längere und zwei kürzere in einer Blüte vereinigt ſind (stamina tetradynama). Dies findet ſtatt in der Familie der Cruciferen, die im Linnéſchen Syſtem eine beſondere Klaſſe (15) bildet und den Namen Tetradynamia trägt. (S. Sexualſyſtem.)

Tetraëder (grch.) heißt im weitern Sinne jeder ebenflächige Körper von vier Seitenflächen, mithin jede dreiſeitige Pyramide; im engern Sinne der reguläre Körper, der von vier kongruenten gleichſeitigen Dreiecken eingeſchloſſen wird; Tetraëdrometrie heißt die Trigonometrie des T., in welcher die Relationen unter den Beſtandteilen des T. betrachtet werden.

Tetraëdrit, ſ. Fahlerz.

Tetragon (grch.), Viereck.

Tetragonia expansa, ſ. unter Spinat.

Tetragynia, ſ. Tetragynus.

Tetragynus, tetragyniſch oder vierweibig nennt man in der Botanik jede Blüte, in

welcher sich vier Griffel befinden. Linné nannte in seinem System die vierte Ordnung der Klassen 1—13 Tetragynia. (S. Sexualsystem.)

Tetralogie hieß bei den Griechen ein Komplex von vier Dramen (drei Tragödien, die man zusammen eine Trilogie nannte, und einem Satyrspiel), welche durch den Zusammenhang der darin behandelten mythischen Stoffe oder wenigstens durch die Einheit der der Behandlung zu Grunde liegenden Idee zu einem größern Ganzen verbunden waren. Als der Schöpfer oder wenigstens als der bedeutendste Meister dieser trilogischen oder tetralogischen Kompositionen ist Äschylus zu betrachten, von welchem allein auch eine vollständige Trilogie erhalten ist: die sog. «Oresteia» (so genannt, weil die Mythen von Orestes behandelnd), bestehend aus den Tragödien «Agamemnon», «Choëphoren» und «Eumeniden». Das dazugehörige Satyrspiel «Proteus», durch dessen Hinzutritt die Trilogie zur T. geworden war, ist verloren gegangen. Sophokles gab diese Kompositionsweise auf und brachte seine Tragödien als voneinander unabhängige Einzelstücke auf die Bühne, wenn er auch ebenso wie die übrigen Tragiker, dem Herkommen des atheniſchen Theaters sich fügend, regelmäßig drei Tragödien und ein Satyrspiel zugleich aufführte; doch kommen auch nach Äschylus noch einzelne Beispiele wirklicher T., d. h. vier durch den Zusammenhang des Mythos verbundener Dramen vor, wie die «Oidipodeia» des Meletos und die «Pandionis» des Philokles. Endlich heißt T. auch eine Verbindung von je vier Werken anderer Litteraturgattungen zu einer Gruppe, wie z. B. ein gewisser Thrasyllos (ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius) die Dialoge des Platon nach T. geordnet hat.

Tetramera, s. unter Coleopteren.

Tetrameter, eigentlich vier Maße enthaltend, heißt in der Metrik ein Vers, der aus vier einfachen oder Doppelfüßen besteht, und zwar im trochäischen und iambischen Rhythmus, wo man zwei Trochäen oder Jamben als einen Doppelfuß oder eine Dipodie (s. d.) zählt, aus vier solchen Dipodien, in den daktylischen und andern Versen aber aus vier einfachen Füßen. Fehlt die letzte Silbe, so heißt der T. katalektisch (tetrameter catalecticus), ist aber der letzte Fuß rein erhalten, akatalektisch (tetrameter acatalectus). Die deutschen Dichter haben seit Gryphius besonders den iambischen T. häufig angewendet, den man auch Oktonarius nennt. In katalektischen T. ist z. B. Dingelstedts «Altheſſ. Sage» verfaßt:

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben, u. s. w.

Ein Beispiel von akatalektischen T. gibt Platens «Harmosan»:

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Moslemenenhand das schätzereiche Ktesiphon, u. s. w.

Auch den daktylischen und die übrigen Arten von T. haben neuere Dichter, vorzüglich Platen, glücklich angewendet.

Tetrandria, s. Tetrandrus.

Tetrandrus, tetrandrisch oder viermännig nennt man in der Botanik jede Blüte, in welcher vier gleichlange und nicht miteinander verwachsene Staubgefäße vorhanden sind. Im Linnéschen System trägt die 4. Klasse den Namen Tetrandria, sie umfaßt alle Pflanzen mit zwitterigen tetrandrischen Blüten. (S. Sexualsystem.)

Tetrão (lat.), der Auerhahn.

Tetraoniden, s. Waldhühner.

Tetrapolitana (Confessio T.), s. unter Confessio.

Tetrarch (grch.), Vierfürst, im Altertum einer von vier Beherrschern eines Landes, röm. Unterkönig in asiatischen Landschaften; Anführer einer Unterabteilung der griech. Phalanx.

Tetras, s. Vier.

Tetrax (lat.), die Zwergtrappe.

Tetronerythrin ist der Name eines besondern roten Farbstoffs, der in einer bei den männlichen Waldhühnern oberhalb der Augen gelegenen, nackten, warzigen und roten Hautverdickung sich findet.

Tetschen (slaw. Děčín), Stadt im vormaligen Leitmeritzer Kreise in Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, unterhalb der Einmündung der Polzen oder Pulsnitz, zwischen der sächs. Grenze und Aussig gelegen, an der Böhmischen Nordbahn (Linie Bodenbach-Tannenberg, mit Anschluß an die Sächsische Staatsbahn durch die Linie T.-Mittelgrund) und Österreichischen Nordwestbahn (Linie Wien-Mittelgrund), ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, seit 1824 Hauptstapelplatz für die Elbschiffahrt, und bildet mit ihren schönen, zum Teil wildromantischen Umgebungen den End- und Glanzpunkt des zur Sächsisch-Böhmischen Schweiz gerechneten, und im Sommer von Reiselustigen ungemein belebten Teils des Elbthals. Die Stadt ist an der Nord- und Ostseite des Schloßbergs erbaut, besitzt eine sehenswerte, 1687 zum Teil auf Felsengrund erbaute Pfarrkirche und hat (1880) 5612 E., deren Hauptnahrungszweige Schiffahrt und Handel, besonders mit Getreide, Holz und Obst, Steinnuß-Knopffabrikation und Baumwollspinnerei bilden. Von T. führen zwei Eisenbahnbrücken nach dem linken Elbufer. T. ist überragt von dem prächtigen gräfl. Thunschen Schlosse Tetschen, welches auf einem 45 m hohen, schroff aus der Elbe emporsteigenden Sandsteinfelsen liegt, und zu dem eine 300 m lange und 10 m breite, zum Teil in den Felsen gehauene Auffahrt und eine unmittelbar vor dem Eingang in den äußern Schloßhof über eine Felsenkluft gelegte Brücke hinanführt. Dasselbe ist 1688 vom Grafen Max Thun von Hohenstein erbaut und 1788 auf den gegenwärtigen imposanten Stand gebracht worden. Es hat einen schönen Schloßpark und Schloßgarten mit bedeutender Kamelien-, Rosen-, Azaleen- und Orchideenkultur. In der Nähe von T. am selben Ufer liegt die höhere landwirtschaftliche Landeslehranstalt Liebwerd, am linken Elbufer Bodenbach (s. d.) und weiter flußabwärts die stark besuchte Sommerfrische Obergrund mit schön gelegenen Villen, Hotels und Pensionen und der Mineralquelle Josephsbad (eisenhaltig-indifferenter Säuerling nebst Dampf- und Douchebad). In neuester Zeit ist auch der auf dem rechten Elbufer 2 km nördlich von T. gelegene, durch eine Schleppbahn mit der Österreichischen Nordwestbahn verbundene Elbumschlagplatz Laube zu hoher kommerzieller Bedeutung gelangt.

Tettenborn (Friedr. Karl, Freiherr von), berühmter Parteigänger in den deutschen Befreiungskriegen, geb. 19. Febr. 1778 zu Tettenborn im Kreise Nordhausen des preuß. Regierungsbezirk Erfurt, kam 1791 als Page nach Mainz, studierte 1792 zu Waltershausen Forstwissenschaft und bezog darauf die Universität zu Göttingen, später die zu Jena. Nach dem Tode seines Vaters, welcher das Amt

eines Oberjägermeisters bei dem Markgrafen von Baden bekleidete, trat er 1794 in das österr. Chevaulegersregiment Kinsky und stieg sehr bald zum Rittmeister auf. Er befand sich 1805 beim Heere unter Mack, schlug sich nach der Übergabe von Ulm als Führer der Vorhut unter dem Erzherzog Ferdinand durch und erwarb das Maria-Theresia-Kreuz. In der Schlacht bei Wagram zeichnete er sich 1809 so aus, daß er noch auf dem Schlachtfelde von Erzherzog Karl zum Major ernannt wurde. Nach dem Frieden folgte er dem Fürsten Schwarzenberg bei dessen Gesandtschaft nach Paris. Vor dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland nahm er seinen Abschied und trat 1812 als Oberstlieutenant in russ. Dienste. Er führte die Vorhut Kutusows und bewies bei Verfolgung der Franzosen auf ihrem Rückzuge von Moskau große Kühnheit (Einnahme von Wilna). Als Oberst setzte er mit leichter Reiterei über die Weichsel und Oder, vereinigte sich bei Landsberg a. d. Warthe mit Tschernitschew und rückte in Berlin ein, wurde hierauf gegen Hamburg gesendet und besetzte diese Stadt 18. März 1813, mußte dieselbe jedoch nach einem zehnwöchigen Aufenthalt 30. Mai wieder räumen. Unter dem Oberbefehl von Walmoden rückte T. gegen Davoust, der ins Mecklenburgische vorgedrungen war, dann gegen den General Pecheur vor, hielt sich nach dessen Niederlage an der Göhrde auf dem linken Ufer der Elbe und zwang 15. Okt. Bremen zur Übergabe. Hierauf folgte er dem Kronprinzen von Schweden auf dessen Zuge bis nach Jütland und brach, als dort die Feindseligkeiten beendigt waren, im Jan. 1814 nach dem Rhein auf. In Frankreich leistete er mit seinem Korps leichter Reiterei teils dadurch, daß er die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen der Heere unterhielt, teils durch das Auffangen wichtiger Kuriere und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen, wesentliche Dienste. Nach dem Frieden erhielt er Urlaub, um die von Napoleon eingezogenen Güter seiner Familie, die er zurückerhalten hatte, in Besitz zu nehmen, und trat 1818 aus dem russ. Dienst in den badischen über. Er vermittelte die Territorialstreitigkeiten zwischen Baden und Bayern, war bei der Gründung der bad. Verfassung thatig und ging, zum Generallieutenant ernannt, 1819 als Gesandter an den Hof zu Wien, wo er 9. Dez. 1845 starb. Vgl. Varnhagen von Ense, «Geschichte der Kriegszüge des Generals T.» (Stuttg. 1815).

Tettnang, Oberamtsstadt im württemb. Donaukreis, 8 km im ONO. von Friedrichshafen, Station (Meckenbeuren-T.) der Linie Bretten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2237 meist kath. E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein großes Schloß, welches ehemals den Grafen von Montfort gehörte, eine Kreditbank, Hopfen- und Obstbau, Käserei, Malzfabrikation, Bierbrauerei und Dampfsägemühlen.

Tetuan, richtig Titawân, Stadt im nördlichsten Teile Marokkos, liegt 37 km südlich von Ceuta, links am Flusse Martil oder Haneich, 7,5 km von der Küste des Mittelländischen Meeres, im Hintergrunde einer von der Sierra Bermeja im Norden und dem Kitangebirge nach Süden hin umschlossenen Thalebene inmitten herrlicher Gärten. Die weißen, mit wenigen kleinen Fenstern versehenen, plattgedachten Häuser reihen sich terrassenförmig aneinander und bilden ein Gewirr von engen unreinlichen, zum Teil bedeckten Straßen. Das Ganze ist von einer schlechtunterhaltenen, notdürftig zur Verteidigung eingerichteten, hohen und betürmten Mauer umgeben und mit einem kleinen Kastell (der Kasba) gekrönt. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 25 000. Darunter befinden sich 6000 Juden, die ein eigenes, durch Mauern und Thore abgeschlossenes Quartier bewohnen, Mellah genannt, d. h. gesalzener Ort. Gegenstände der Industrie sind Lederwaren, Mützen (Tarbusch) und Schußwaffen für ganz Marokko. Zur Ausfuhr, meist nach Spanien, gelangen Wolle, Getreide, Seide, Schlachtvieh und Lederwaren. An der Mündung des Martil liegen zwei Forts, von denen die Aduana, ein befestigtes Zollhaus, das bedeutendste ist. Auf dem rechten Ufer des Martil lag im Altertum Tamuda in Mauretania Tingitana. T. war der Mittelpunkt der Kämpfe im span.-marokk. Krieg von 1860. Die span. Armee unter O'Donnell erreichte 15. Jan. 1860 die Küstenebene von T. (südlich des Kap Negro). Nachdem 23. Jan. am Bache Alcantara (Zufluß des untern Martil) und 31. Jan. um den Dscheleli scharfe Gefechte vorgefallen, kam es endlich 4. Febr. zur entscheidenden Schlacht bei T., in welcher das Lager der Marokkaner von den Spaniern erstürmt und die Reste ihrer Macht zurückgeworfen wurden. Am nächsten Tage erfolgte die Einnahme der Stadt T. Schon 7. Febr. ward O'Donnell (s. d.) zum Herzog von Terceira ernannt. Vgl. Ed. Schlagintweit, «Der span.-marokk. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Tetzel (Ablaßkrämer), s. Tezel (Johann).

Teubner (Benedictus Gotthelf), namhafter deutscher Verlagsbuchhändler und Buchdrucker, geb. 16. Juni 1784 zu Groß-Kraußnigk in der Niederlausitz, erlernte die Buchdruckerei bei Meinhold in Dresden, arbeitete dann als Gehilfe in Leipzig und Preßburg und übernahm 1806 die Leitung der Weinedelschen Druckerei in Leipzig, die er später käuflich erwarb und 1811 unter eigenem Namen fortführte. Dieselbe hat bis auf die neueste Zeit eine immer größere Ausdehnung erhalten, sodaß sie jetzt zu den bedeutendsten Buchdruckereien Deutschlands gehört. Mit ihr verbunden sind Schriftgießerei, Stereotypie und galvanoplastische Anstalt. Im J. 1832 gründete T. auch zu Dresden eine Buchdruckerei, die ihrer vorzüglichen Leistungen wegen vielfach mit Arbeiten der Staatsbehörden betraut wurde. Neben der Buchdruckerei gewann die von T. 1824 begründete Verlagsbuchhandlung große Bedeutung. Am 1. Jan. 1831 verband sich T. mit F. Claudius; von da an führte das Verlagsgeschäft bis zu dem Ende 1832 erfolgten Austritt von Claudius die Firma: B. G. Teubner und F. Claudius. Während früher der Verlag die Gebiete der Philologie, darunter die 1849 begonnene und weitverbreitete: «Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum» mit ihren kritisch revidierten Textausgaben in schöner Ausstattung und zu wohlfeilen Preisen, dann der Altertumswissenschaft, Geschichte, Theologie und Mathematik umfaßte, ist in neuerer Zeit die Thätigkeit der Verlagshandlung vorzugsweise auf die Gebiete der Philologie und Altertumswissenschaft, der Mathematik und der Litteratur des Unterrichts für höhere Lehranstalten gerichtet. Am 1. April 1842 war T.s ältester Schwiegersohn, Eduard Koch, als Teilhaber in das Geschäft eingetreten, zog sich aber 1. Juli 1854 aus Gesundheitsrücksichten

wieder zurück. Er starb 29. Juni 1883. An seine Stelle trat T.s zweiter Schwiegersohn, Christian Adolf Roßbach, am 1. Okt. 1853 als Teilhaber ein. T. starb 21. Jan. 1856. Die Geschäfte in Leipzig und Dresden gingen an seine Schwiegersöhne Roßbach und Albin Ackermann über, welche dieselben unter der Firma B. G. Teubner fortführten und im J. 1872 August Schmitt, seit 1847 im Geschäft thätig und von der Universität Jena zum Dr. phil. honoris causa ernannt, als Teilhaber für die Verlagshandlung aufnahmen. Als Teilhaber sämtlicher Teubnerschen Geschäfte in Leipzig und Dresden traten die Söhne der beiden Besitzer ein: Arthur Roßbach am 1. Juli 1875 und Alfred Ackermann am 1. Juli 1882. Nach dem am 18. Okt. 1882 erfolgten Tode Arthur Roßbachs werden die Geschäfte von Adolf Roßbach, Albin und Alfred Ackermann und Dr. August Schmitt unter der Firma B. G. Teubner fortgeführt.

Teuchern, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, an der rechts zur Saale gehenden Rippach, Station der Linie Weißenfels-Zeitz der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4644 E. und hat ein ehemals festes Schloß mit schönen Parkanlagen, Töpferei, sowie in der Umgegend 26 Braunkohlengruben, aus denen jährlich 4,5 Mill. Hektoliter gefördert werden; die Kohlen sind von vorzüglicher Güte und werden großenteils in zwölf Fabriken zu Teer, Paraffin und Solaröl verarbeitet.

Teucrium *L.* (Gamander), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten. Man kennt nahezu 100 Arten, die in den gemäßigten Zonen eine ausgedehnte Verbreitung haben und besonders reichlich in den Mediterranländern vorkommen. Es sind kraut- oder strauchartige Gewächse mit wirtelständigen oder in racemösen Inflorescenzen angeordneten Blüten, denen die Oberlippe der Blumenkrone vollständig fehlt; an Stelle derselben ist ein Spalt vorhanden, durch welchen die Staubgefäße und der Griffel nach außen vorragen. Mehrere Arten sind in Deutschland einheimisch und kommen besonders auf trockenen Kalkbergen vor, so z. B. Teucrium botrys *L.* und T. chamaedrys *L.* Von dem auf Sumpfwässern wachsenden sog. Knoblauch-Gamander, T. scordium *L.*, war früher das Kraut (Herba scordis) als Wurmmittel offizinell. Am bekanntesten von allen Teucriumarten ist der vielfach in Zimmern und Gärten kultivierte Katzengamander, auch Katzenkraut genannt, T. marum *L.* (gewöhnlich als Marum verum bezeichnet); er wächst in Südeuropa wild und hat in allen seinen Teilen einen starken kampferartigen Geruch. Die Katzen werden von diesem Geruche angelockt und wälzen sich sehr gern auf dem Kraute herum. Die Pflanze war früher unter dem Namen Herba mari veri offizinell, das getrocknete Kraut wirkt niesenerregend und bildet deshalb gewöhnlich einen Bestandteil der unter dem Namen Niespulver verkäuflichen Schnupfmittel.

Teuerung nennt man denjenigen wirtschaftlichen Zustand, in welchem die notwendigsten Lebensbedürfnisse, namentlich die Nahrungsmittel, in einem abnorm hohen Preise stehen. Eine T. kann zwar bei jeder Warenklasse eintreten; von bedeutender nationalökonomischer und selbst polit. Wichtigkeit ist aber vorzugsweise die Getreideteuerung. Unter den Ursachen derselben stehen Kriege und Mißernten obenan, wobei im Kriege außer den eigentlichen Verwüstungen noch die Abrufung der kräftigsten, bisher im Landbau verwendeten Männer und Pferde, die vielen Störungen des sonst üblichen Getreideverkehrs u. s. w. in Betracht kommen. Schon ein geringer Ausfall in der normalen Zufuhr erzeugt bei dem Getreide, als dem notwendigsten Lebensmittel, eine bedeutende Preiserhöhung. Eigentlicher Getreidemangel kann indes heutzutage infolge der großartigen Entwickelung des Welthandels in Getreide und der Transportanstalten, bei der Unwahrscheinlichkeit einer gleichzeitigen Mißernte in allen Ländern und den stets vorhandenen, zu Spekulationszwecken angehäuften großen Vorräten kaum noch vorkommen, vielmehr erhebt jetzt die Landwirtschaft die Klage, daß allgemeine Überproduktion an Getreide bestehe. Immerhin tritt in weniger entwickelten Ländern, wie in Algier, Persien und namentlich in Indien noch von Zeit zu Zeit eine als Hungersnot erscheinende T. ein und auch in einzelnen Gegenden Europas und Deutschlands entwickelt sich zuweilen ein solcher lokaler Notstand. Indes ist es auch in diesen Fällen dem Handel in der Regel möglich, das nötige Getreide zu mäßigen Preisen herbeizuschaffen, aber die notleidende Bevölkerung ist nicht im Stande, diese Preise zu bezahlen, weil sie auf den Ertrag ihres Bodens angewiesen ist, der bei der Mißernte einen großen Ausfall erfahren hat.

Teuerungspolitik. Da früher bei der Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel eine große Teuerung der notwendigsten Lebensmittel, insbesondere des Getreides für ganze Landstriche zu einer furchtbaren Kalamität werden konnte, so bemühten sich die Regierungen, durch besondere Maßregeln das Entstehen von Teuerungen zu verhindern oder wenigstens die Folgen derselben zu mildern. Man glaubte vor allem dem Getreidehandel (s. d.), den man gern von vorn herein als Kornwucher betrachtete, Beschränkungen auflegen zu müssen. So wurde häufig verboten, das Getreide vor der Ernte auf dem Halme zu kaufen und es anderswo als auf dem offenen Markte zu verkaufen. Bei dringenden Notständen schritt man sogar zur Expropriation der vorhandenen Privatvorräte. Auch die Ausfuhr von Getreide aus einer Provinz in die andere war häufig erschwert und zeitweise verboten, ebenso die Ausfuhr ins Ausland. Zuweilen wurde die Getreideeinfuhr von außen durch Prämien befördert. Auch wurden öffentliche Kornmagazine angelegt oder auf andere Weise die Ansammlung von Vorräten, besonders in den großen Städten, veranlaßt. So mußten die pariser Bäcker noch bis 1863 einen Mehlvorrat halten, der für den dreimonatlichen Bedarf eines jeden ausreichte. In der neuesten Zeit hat man aber mehr und mehr die Überzeugung gewonnen, daß ein Eingriff des Staats in den Getreideverkehr nur nutzlos oder schädlich sein kann, da der private Getreidehandel jetzt die ganze Erde umspannt und ein monopolistischer Kornwucher, wie es früher in Zeiten der Not bei der Schwierigkeit des Transports aus größern Entfernungen vorkommen konnte, nicht mehr möglich ist. Mehrere europäische Länder haben sogar wegen der durch die überseeische Konkurrenz verursachten bedeutenden Erniedrigung der Getreidepreise wieder Kornzölle eingeführt, also eine künstliche Verteuerung des Getreides erstrebt. Bei einer großen Mißernte würde sich jedenfalls die Suspension dieser Zölle als wichtigste Maßregel der T. empfehlen. Die Folgen lokaler Mißernten, die sich wesentlich nur in einem

ökonomischen Notstande der betreffenden Bevölkerung, nicht in allgemeinen hohen Getreidepreisen äußern, sind durch öffentliche Unterstützungen, Vorschüsse, Veranstaltung öffentlicher Arbeiten und ähnliche Mittel zu mildern. Vgl. Roscher, «Über Kornhandel und T.» (3. Aufl., Stuttg. 1852).

Teufe wird beim Bergbau im allgemeinen jede Tiefe genannt, auf welche ein Stollen, Schacht, Bohrloch u. s. w. durch Niedersinken gebracht ist. Ewige Teufe oder unendliche Teufe nennt der Bergmann die unbestimmte, unbegrenzte, noch nicht erforschte Tiefe der Flöze und Gänge nach dem Mittelpunkte der Erde hin. Bei Vertiefungen von Grubenfeldern werden von allen Punkten der Grenzlinien derselben auf dem Horizont senkrechte Ebenen als gezogen gedacht, welche sich in die ewige T. erstrecken, und alles Mineral innerhalb derselben ist Eigentum der Besitzer der Grube.

Teufel oder Satan, nach dem griechischen διάβολος (Verleumder) und dem hebräischen satan (Feind, Widersacher), bezeichnet die aus dem Alten in das Neue Testament und aus letzterm in die christl. Dogmatik übergegangene Vorstellung von einem bösen Geist, der an der Spitze eines Reichs böser Geister und in beständigem und rastlos thätigem Gegensatze gegen Gott und das Reich Gottes gedacht wurde. Dem hebr. Monotheismus ist die Satanslehre von Haus aus fremd. Wohl aber kannte schon der althebr. Volksglaube allerlei übermenschliche, wenn auch untergeordnete Wesen, Unholde und Dämonen, deren Verehrung von dem Bundesgotte Israels abziehe. Die Gestalt des Satans erscheint zuerst im Prolog des Buches Hiob, aber nicht als der spätere Höllenfürst, sondern nach einer, vermutlich sehr alten Volksvorstellung unter den Söhnen Gottes, nicht als ein gottfeindliches, sondern als ein Gott dienstbares Wesen, welches seine Freude daran hat, die Frömmigkeit der Menschen auf die Probe zu stellen, und hierzu von Gott Erlaubnis erhält. Ähnlich 1 Kön. 22, 19–23, wo einer unter den Engeln, die Gottes Thron umstehen, sich erbietet, als Lügengeist durch den Mund falscher Propheten zu reden. Schärfer ausgeprägt ist diese Vorstellung in den nachexilischen Büchern. So ist es jetzt Satan, der 1 Chron. 21, 1 den David dazu reizt, das Volk zu zählen, während der entsprechende ältere Bericht (2 Sam. 24, 1) diese Anreizung von dem Zorne Gottes ausgehen ließ; ebenso tritt Satan Zach. 3, 1 dem Engel Gottes gegenüber, als Ankläger des Hohenpriesters Josua vor dem Throne Jahvehs. Satan erscheint hier überall als die Personifikation des göttlichen Zorns, im Gegensatz zu seiner in dem Engel Jahvehs repräsentierten Bundesgnade. Späterhin tritt der Satansglaube fast völlig zurück: weder in den Apokryphen des Alten Testaments (außer Weish. 2, 23 fg.) noch bei Philo und Josephus ist von ihm die Rede. Desto häufiger ist (z. B. in den Büchern Tobias und Baruch) unter pers. Einfluß von untergeordneten Dämonen die Rede, welche allerlei Unfug anrichten, sogar in den Menschen als Plagegeister Wohnung nehmen und nur durch geheimnisvolle Mittel vertrieben werden können; auch die Götter der Heiden werden zu ihnen gerechnet.

Die eigentliche Heimat des ausgebildeten Teufelsglaubens, welcher von dem populären Glauben an Dämonen (s. d.) und Dämonenbesitzungen (s. Besessene) wohl zu unterscheiden ist, ist das Christentum geworden. Erst das Auftreten Jesu als persönlicher Messias erzeugte die Vorstellung von einem der Kirche des Messias feindlich gegenüberstehenden Reiche des Bösen, in welchem die zahllosen Dämonen und Kobolde des Volksglaubens unter einem persönlichen Oberhaupte zusammengefaßt seien. Die Austreibung böser Geister erschien auf diesem Standpunkte als das tägliche Geschäft des fortwährend mit dem Dämonenreiche im Kampfe begriffenen Messias, die Besiegung des T. oder des Fürsten dieser Welt, dem alle Heidenvölker unterthan sind, als das letzte ihm obliegende Werk, welches der Aufrichtung des Messiasreichs vorhergehen müsse. Schon in den Reden Jesu wird in mehr oder minder symbolischer Weise der Kampf mit dem T., «dem Obersten der Dämone», als Lebensberuf des Messias bezeichnet. Die neutestamentlichen Schriftsteller malen besonders die Nachstellungen und Versuchungen aus, welche die Messiasgemeinde von ihrem bösen Feinde, dem «Fürsten dieser Welt», dem «Herrscher der Finsternis», zu erdulden hat. In der Offenbarung des Johannes wird der Satan als der Beherrscher des gottlosen röm. Weltreichs geschildert, dessen Bosheit in dem wiederkehrenden Nero, als dem Antichrist (s. d.), incarniert erscheint. Satan ist der große Drache, die alte Schlange, welche schon die Eva verführt hat; im Himmel durch den Erzengel Michael besiegt, verfolgt er die Kirche Gottes auf Erden, wird durch den Messias überwunden, auf tausend Jahre gefesselt, dann noch einmal befreit und nach einem letzten furchtbaren Kampfe in den Schwefelpfuhl geworfen. In den jüngern Schriften wie im Evangelium des Johannes ist der Gegensatz Christi und des T. zu einem förmlichen Dualismus zwischen dem Reiche des Lichts und dem der Finsternis zugespitzt.

Diese neutestamentlichen Vorstellungen bilden bis auf wenige neue hinzugekommene Züge so ziemlich schon die vollständige Grundlage für den Teufelsglauben der ersten sechs christl. Jahrhunderte. Als eigentlicher Sitz des T. und seiner Dämonen, in denen man immer bestimmter die verschiedenen heidnischen Götter wiedererkannte, galt die ganze heidnische Welt, als vornehmliche Werke des T. (als «pompa diaboli») alles, was irgend mit dem heidnischen Kultus zusammenhing, nicht bloß Opfer, Orakel und Götterfeste, Astrologie, Traumdeuterei und Magie, sondern auch Schauspiele, Fechterspiele, Tänze, allerlei öffentliche Lustbarkeiten und Schmausereien, desgleichen die verschiedensten Künste und Gewerbe. Seine Feindschaft gegen die Kirche Christi bethätigte der T. durch Anstiftung von Christenverfolgungen und Ketzereien, durch Verleitung der Gläubigen zum Abfall und allerlei Lastern, durch Plagen mit dämonischen Krankheiten, Hungersnot, Pest u. s. w. Sein unbestrittenes Herrschaftsgebiet aber ist die von unzähligen T. bevölkerte Hölle, in welcher den Gottlosen ein ewiges Feuer und entsetzliche Qualen erwarteten.

Nach einer bereits in spätern Schriften des Neuen Testaments (2 Petri 2, 4; Jud. 6) enthaltenen Vorstellung, auf welche man nachmals auch Stellen des Alten Testaments, wie Gen. 6, 2; Jes. 14, 12 bezog, waren der T. und seine Dämonen ursprünglich als gute Engel geschaffen worden, aber, sei es aus Neid oder Hochmut, sei es aus Lüsternheit, gefallen. Als ursprünglich böses, aus der ewigen Materie entstandenes, Gott in fast gleicher Macht gegenüberstehendes Wesen betrachteten ihn Gnostiker (s. Gnosis) und Manichäer (s. d.), wurden

aber mit dieſer Vorſtellung im Intereſſe des chriſtl. Monotheismus zurückgewieſen. Aber auch die umgekehrte Vorſtellung des Origenes und anderer Kirchenlehrer, daß am Ende der Dinge auch eine Bekehrung des T. bevorſtehe, wurde von der ſpätern Kirche verworfen. Mit beſonderer Vorliebe aber verweilte die kirchliche Theologie bei der Schilderung des Kampfes Chriſti und des T. um die Herrſchaft über die Menſchen. Das Erlöſungswerk wurde anfangs als ein von Chriſtus über den T. errungener Sieg, Chriſti Tod als ein dem T. gezahltes Löſegeld vorgeſtellt, um die in ſeiner Gewalt befindlichen Seelen zu erkaufen; ſpätere Väter ſpannen dieſe Vorſtellung noch weiter aus und redeten von einem durch Chriſtus dem T. geſpielten Betrug, indem letzterer durch den Schein der Menſchheit Chriſti getäuſcht, den verborgenen Gott nicht erkannte und gezwungen ward, ſeine Beute wieder fahren zu laſſen. Dennoch achtete man nicht bloß die heidniſche Welt, ſondern auch die ungetauften Chriſtenkinder auch nach dem Erlöſungswerke vom T. beſeſſen, daher die Sitte aufkam, den T. aus den Neugeborenen vor der Taufe auszutreiben. Für die Austreibung der Dämonen aus Kranken waren in der alten Kirche ſogar beſondere Beamte angeſtellt. (S. Exorzismus.)

Eine ungleich reichere Ausbildung, als im kirchlichen Altertum, erhielt der Teufelsglaube im german. Mittelalter. Wie die altgerm. Götter und Göttinen im Volksglauben als T. und Teufelinnen fortlebten, ſo verſchmolzen die mythолog. Vorſtellungen unſerer Vorfahren den Glauben an Kobolde, Unholdinnen, Elfen und Zwerge mit den altchriſtl., durch Mönche und Einſiedler genährten Phantaſien vom T. und ſeinen Dämonen. Der Name T. (diubhal, diufal u. ſ. w.) als Benennung von böſen Geiſtern jeder Art iſt aus dem griech. Worte διάβολος abgeleitet; andere Namen ſind vâlant, der Verführer (auch vâlantinne, Teufelin), der alte Feind u. a. m., wogegen «Satan» erſt ſeit Luthers Zeit wieder in Aufnahme kam. Die Wohnung des T. dachte man ſich in der Hölle (daher die alten Benennungen des T.: Hellewart, Hellewirt, Hellehirt); doch durften die T. gleich den alten Göttern und Geiſtern auch überall auf, über und unter der Erde verkehren. Erſchien der T. in rein menſchlicher Geſtalt, ſo war er wenigſtens lahm, gleich dem ebenfalls vom Himmel herabgeſtürzten Feuergotte Hephäſtos des griechiſchen und dem Schmiede Wieland des deutſchen Mythus, und bekleidet mit grauem, grünem oder rotem Rocke, gleich den Kobolden und Zwergen, den Erd-, Haus- und Herdgeiſtern des verdrängten Glaubens, zuweilen auch ſchwarz und rußig, ſeinem Wohnorte und dem Gegenſatze zum reinen Gotte angemeſſen. Gewöhnlich aber und zumeiſt wohl in Übertragung der den german. Göttern inwohnenden Macht der Geſtaltwandlung erſchien er als ſchwarzes Pferd, als Bock, als Sau, als Wolf, als (Höllen-)Hund, als Rabe, als Schlange u. ſ. w., oder mit Pferde- oder Geißfuß, Hörnern und Schwanz. Andere Züge erinnern an den Hammer Thors (ſ. d.) und an den angelſächſ. böſen Dämon Grendel (Riegel), deſſen Mutter (Grendeles mōtor) wiederum des T. Mutter oder Großmutter entſpricht; daher die Redensarten «Der T. ſchlägt ſeine Mutter» (wenn Regenſchauer ſchnell mit Sonnenſchein wechſelt), «Wo der T. nicht hin kann, da ſchickt er ſeine Großmutter hin». Unter dem wirkſamen Einfluß aller dieſer neuen Elemente wurden einerſeits die ſchaurigen Phantaſien von dem Reiche des Böſen ins Ungeheuerliche geſteigert, andererſeits wurde doch auch das naive Verhältnis des german. Heidentums zu ſeinen Göttern, namentlich zu denen von untergeordnetem Rang, auf das Verhältnis zum T. übertragen und gaben ſeinem Weſen eine bisher ganz unbekannte humoriſtiſche Seite. Von den großen Göttern gingen nur wenige Züge auf den T. über, die meiſten noch von Loki und Donar (Thor), den Göttern des Feuers und des Gewitters; daher noch die Redensarten: «Da ſoll ja der T. (Donner) dreinſchlagen»; «Die (entlaufene) Gans iſt zum Donner (Teufel) gegangen». Dagegen überwies man ihm alles, was man früher von Elementargeiſtern niedern Ranges, von Rieſen und Elben oder Wichten (daher Böſewicht, Hellewicht, armer Wicht = armer T.) geglaubt hatte. Wie die Elben konnte der T. erſcheinen, verſchwinden, ſich verwandeln; wie der Alp ritt er die Menſchen, oder nahm von ihrem Fleiſche Beſitz. Auch die große, nur freilich jetzt etwas gefährlichere Dienſtfertigkeit der Elben übernahm der T., verdingte ſich als Knecht und trug ſeinen Freunden Getreide und andere Güter, als feuriger Drache zum Schornſtein hineinfahrend, auch Geld zu. Dieſer heidniſchen Faſſung gehört die eine Seite des Mephiſtopheles im Volksbuche vom Fauſt, während die andere den lutheriſch-chriſtlichen T. zeigt. Von den Rieſen empfing der T. die große phyſiſche Kraft und die Luſt am Bauen, wobei er nicht ſelten Steine verlor, die das Volk bis dieſen Tag bewundert; zugleich erbte er auch die rieſiſche Tölpelei und Dummheit, welche menſchlicher Liſt und Schlauheit faſt immer unterliegt. Daneben bildete ſich beſonders die Vorſtellung von der ſchädlichen Macht des T. über die Natur, die Witterung, ſchädliche Tiere u. ſ. w., weiter aus, die man mit allerlei Zaubermitteln, durch Glockenläuten, Prozeſſionen, Weihwaſſer und kirchliche Verfluchung zu bannen ſuchte. In engem Zuſammenhange wiederum mit der Herrſchaft des T. über die Natur ſtand der Glaube an Hexerei. (S. Hexen und Hexenprozeſſe.) Verträge mit Göttern kannte ſchon das german. Heidentum; Verträge mit dem T., bekräftigt durch blutige Unterſchrift, kommen erſt im Mittelalter, aber offenbar noch unter heidniſchen Einflüſſen vor: eins der früheſten Beiſpiele bietet die Legende von Theophilus (ſ. d.). Jeder ungewöhnliche Grad von Wiſſenſchaft und Kunſtfertigkeit galt, namentlich in den Zeiten niedriger allgemeiner Kultur, als durch ein Bündnis mit dem T. erworben.

Geſondert von dieſem bunten, unbekümmert um die Vermittelung der Gegenſätze bald grauſigen, bald ſpaßhaften Volksglauben, deſſen Trümmer ſich in Hunderte von Sagen und Märchen gerettet haben, verharrte die offizielle Kirchenlehre im weſentlichen bei den frühern Beſtimmungen. Und wenn man einerſeits auch Fegfeuer und Hölle immer ſchredlicher ausmalte, ſo boten andererſeits doch eine ſtets bereite Hilfe teils die Gnadenmittel der Kirche, teils die faſt zum Schrankenloſen geſteigerte Macht Marias, welche ſelbſt den, der ſich dem T. verſchrieben, aber dabei nur Gott, nicht zugleich auch ihr, abgeſagt hatte, erretten, ja ſogar bereits Verdammte wieder aus der Hölle erlöſen konnte.

In allen dieſen Vorſtellungen, kirchlichen wie volksmäßigen, war Luther aufgewachſen. Er kämpfte den Rieſenkampf in der eigenen Bruſt und

gegen die halbe Welt; er verwarf die Zwischenstufe des Fegfeuers, verwarf die Gnadenmittel der röm. Kirche, verwarf die Fürbitte der Heiligen und der Maria, und alles, was seiner Begeisterung für das reine Gotteswort widerstrebte, türmte sich ihm auf zu einem schroffen, unvermittelten Gegensatze, verkörperte sich in einer einzigen Gestalt, dem T., der nun, in fast wiederum dualistischer Fassung, eine so ungeheuerliche Bedeutung erhielt, wie er sie nie zuvor im Christentum besessen hatte. Allerdings zwar wird auch nach Luthers Ansicht der T. mit Gottes Hilfe und durch Gottes Wort überwunden, wie Christus ihn überwunden hatte; aber doch hat er eine wirkliche und sehr gefährliche Macht. Außerhalb Christo regiert der T. und hat das Werk Gottes im Menschen lästerlich verdorben. Er verursacht die kirchlichen Mißbräuche, sucht die Wirkung des Gebets zu hindern, gefährdet Leben und Eigentum, bereitet Unglück aller Art und tötet die Menschen auf verschiedene Weise, geht aber auch Bündnisse mit ihnen ein. Der Papst wurde für Luther zum leibhaften Antichrist, wie es vordem Mohammed und noch früher Nero gewesen war. Diese Vorstellungen gingen auch in die Bekenntnisschriften der luth. Kirche über und wurden von den spätern Dogmatikern in schulgerechte Verbindung mit den ältern theol. Bestimmungen gesetzt. Letztere begegnen uns im wesentlichen auch in der reform. Kirche, welche jedoch den Exorzismus bei der Taufe verwarf. Nur sehr allmählich und durch angestrengten Kampf konnte der Teufelsglaube im Volksbewußtsein erschüttert werden. Nach dem Vorgange von Spinoza, Balthasar Bekker und des Juristen Christian Thomasius verwarf die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den ganzen Teufels-, Dämonen- und Hexenglauben als abergläubisch, und zu Ende des 18. Jahrh. war derselbe so ziemlich überall aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwunden. Die glänzende Kritik Schleiermachers an der Vorstellung vom T. hat die wissenschaftliche Unhaltbarkeit derselben gezeigt und sie vom Gebiete der Dogmatik lediglich in die christl. Kunst verwiesen als mytholog. Hülle tiefsinniger sittlicher Ideen. Wirklich liegt dieser Vorstellung der religiös unentbehrliche Gedanke von der unheimlichen Macht der Sünde oder des Bösen zu Grunde, welche, wenn auch innerhalb des Bereichs der Erlösung prinzipiell gebrochen, sich immer wieder aufs neue auch an den Frommen versucht. Die Personifikation dieser Idee ist der kirchlichen Vorstellung überhaupt gemäß und nach Analogie zahlreicher anderer Dogmen zu beurteilen, denen dieselbe Versinnlichung einer geistigen Wahrheit zu Grunde liegt. Die neuere Orthodoxie hat dem Teufelsglauben sich wieder zugewandt. Vgl. Rosloff, «Geschichte des T.» (2 Bde., Lpz. 1869).

Teufelsabbiß, s. unter Scabiosa.

Teufelsbolzen oder Schwanzmeise, s. unter Meise.

Teufelsbrück, Ort bei Flottbek (s. d.).

Teufelsbrücke, die bekannteste Brücke der St. Gotthardstraße, 1830 aus Granitquadern erbaut, liegt von hochragenden kahlen Felswänden umgeben 1400 m über dem Meere, 2 km südlich von der Station Göschenen (s. d.) der Gotthardbahn, in der Schöllenenschlucht im schweiz. Kanton Uri und spannt sich mit einem kühnen Bogen von 8 m Weite über die Reuß (s. d.), welche in einer Reihe donnernder Wasserfälle durch die tiefe Felsklust hinabstürzt. Etwa 6 m unterhalb der jetzigen Brücke liegt die alte, jetzt nicht mehr benutzte T. des ehemaligen Saumwegs. Unmittelbar hinter der Brücke windet sich die Straße zum Urnerloch hinauf, einer 64 m langen, 4,5 m breiten, 3 m hohen, durch den Teufelsberg getriebenen Galerie, an deren Ausgang sich das grüne Urserenthal öffnet. Vor der Herstellung dieses Durchbruchs (1707) führte der Gotthardsaumweg von der T. über die Stäubende Brücke, einen langen, in Ketten am Felsen hängenden Holzsteg, der, vom Sprühregen der Reußfälle beständig «bestäubt», den Teufelsberg umging. Bei der T. fanden 1799 harte Kämpfe der Österreicher und Russen gegen die Franzosen statt.

Teufelsbrücke heißt auch eine Brücke über die Sihl, zwischen Einsiedeln und dem Etzel im Kanton Schwyz.

Teufelsdreck oder Stinkasant, ein Schleimharz, s. Asa foetida.

Teufelsklaue, volkstümliche Bezeichnung der Farnkrautwurzel (s. d.).

Teufelsmauer, s. Pfahlgraben. — Teufelsmauer heißt auch ein nicht von Menschenhand errichteter, sondern durch eine Umwälzung im Schoße der Erde in grotesken Formen aufgetürmter Wall aus Quadersandstein, welcher bis 250 m hoch in der Nähe des nordöstl. Fußes des Harzes von Blankenburg bis zu den «Gegensteinen» bei Ballenstedt in Anhalt sich hinzieht.

Teufelswand, s. unter Rhöngebirge.

Teufelszwirn, Pflanze, s. unter Lycium.

Teuffel (Wilh. Sigismund), verdienter Philolog und Altertumsforscher, geb. 27. Sept. 1820 zu Ludwigsburg, studierte in Tübingen Philologie, Philosophie und Theologie und veröffentlichte «Charakteristik des Horaz; ein Beitrag zur Litteraturgeschichte» (Lpz. 1842) und «Horaz. Eine litterarhistor. Übersicht» (Tüb. 1843). Im Herbst 1844 erfolgte seine Habilitation als Privatdocent zu Tübingen mit der Schrift «De Juliano imperatore Christianismi contemptore et osore» (Tüb. 1844). Nach dem Tode Paulys (Mai 1845) übernahm er die Redaction der durch Pauly begründeten «Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft» sowie auch später die der neuen Auflage des 1. Bandes (2 Tle., Tüb. 1861—66). T. wurde 1847 Hilfslehrer am Gymnasium in Stuttgart und 1849 außerord. Professor der klassischen Philologie in Tübingen neben Walz und Schwegler; 1851 auch Lehrer am Philologischen Seminar der Universität. Im J. 1857 ward er zum ord. Professor befördert. T. starb 8. März 1878 in Tübingen. Von seinen übrigen Schriften sind außer den gesammelten «Studien und Charakteristiken zur griech. und röm. sowie zur deutschen Litteraturgeschichte» (Lpz. 1871), verschiedenen Programmen mit mehrern metrischen Übersetzungen, besonders lat. Dichter, namentlich zu nennen der «Kommentar zum zweiten Buch der Satiren des Horaz» (Lpz. 1857), die Ausgaben von «Aristophanes' Wolken» (Lpz. 1856, 1863 u. 1868) und «Äschylos' Perser» (Lpz. 1866 u. 1875), und endlich sein eigentliches Hauptwerk, die «Geschichte der röm. Litteratur» (Lpz. 1868—70; 3. Aufl. 1875).

Teukros (lat. Teucrus), nach Apollodor der Sohn des Flußgottes Skamandros und der Nymphe Idäa, war der erste König von Troas, dessen Bewohner nach ihm Teukrer benannt wurden. Als Dardanos aus Samothrake zu ihm kam, gab er

ihm seine Tochter Pateia oder Arisbe zur Gattin und machte ihn zu seinem Nachfolger. Nach andern, vor allem nach den Homerischen Gedichten, die diesen T. gar nicht kennen, ist Dardanos der erste König von Troas; spätere erzählen, Skamandros und T. seien aus Kreta in Troas eingewandert.

Teukros (lat. Teucrus oder Teucer), der Sohn des Telamon und der Hesione, Halbbruder des Aias, war nach der Ilias der beste Bogenschütze im hellenischen Heere vor Ilios. Nachhomerische Dichter erzählten, daß ihn, als er von dort zurückkehrte, ohne den Tod seines Bruders gerächt oder seine Gebeine mitgebracht zu haben, Telamon nicht landen ließ, und gezwungen, ein neues Vaterland zu suchen, fand T. dieses auf Kypros, das ihm Belos überließ; hier gründete er ein zweites Salamis.

Teupitz, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der Südostseite des Teupitzer Sees, welcher durch den schiffbaren Köhrisschen Graben mit der Dahme verbunden ist, zählt (1880) 613 E. und hat ein altes Schloß auf einer Insel im See, Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt und Ziegeleien. Die Herrschaft T. kam 1462 an Kurbrandenburg.

Teuschnitz, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Kronach, links an der Teuschnitz, am Südabhange des Thüringerwaldes, 618 m über dem Meere, zählt (1885) 1015 kath. E. und hat ein Schloß.

Teut, eine selten vorkommende Namensform des german. Gottes Tuisco.

Teutobod, König der Teutonen (s. d.).

Teutoburgerwald ist eine den Anwohnern selbst nur aus Büchern bekannte gemeinsame Bezeichnung eines vielnamigen Berg- und Hügelzugs in Westfalen, welcher, mit dem östl. Rande des Niederrheinischen Schiefergebirges oder mit den Höhen von Brilon verbunden, am linken Ufer der Diemel zwischen Stadtberge (Ober- und Niedermarsberg) und Warburg, im Quellgebiete des in die Alme fließenden Altenau beginnt. Der Höhenzug läuft anfangs unter dem Namen Egge nordwärts durch das Paderborner Land nach Driburg, ändert diese Richtung aber bei dem Eintritt in das Fürstentum Lippe mit dem Berge Völmerstoot in eine nordwestliche und streicht in dieser bei Horn und Detmold vorüber nach Örlinghausen, Bielefeld und Halle, sodann durch das osnabrückische Land nach Tissen und Iburg, endlich nach Lengerich und Tecklenburg, und verläuft sich bei Bevergern 9,25 km östlich von Rheine an der Ems in bruchiger Niederung. Der T. ist im ganzen 148 km lang und 7—15 km breit, gleicht einer wallartigen Mauer, hat eine oder auch zwei niedrigere Parallelketten zur Seite und erreicht in der Velmerstoot oder Völmerstoot mit 464,5 m seinen Kulminationspunkt. In seiner nordwestl. Hälfte wird er im allgemeinen immer niedriger, und jenseit Iburg sinkt er zu Hügeln von 250 und 125 m herab, die nur mit dürrem Heidekraut bewachsen sind, während das Gebirge sonst mit schönen Laubwaldungen, besonders mit hochstämmigen Buchen bedeckt ist. Der T. besteht aus verschiedenen Abteilungen der Trias, des Jura und der Kreide. Das ganze Gebirge zerfällt in drei Abschnitte, von welchen der erste von manchen Geographen nicht zum T. gerechnet wird.

1) Die Egge (s. d.), der östl. Rand des Plateau von Paderborn, reicht von der Diemel 37 km weit bis zum Völmerstoot. Der Egge folgt fast ihrer ganzen Länge nach die Linie Warburg-Altenbeken der Preußischen Staatsbahnen. Bei Altenbeken vereinigen sich die beiden von Hannover und Kreiensen kommenden Linien, um vereinigt über Paderborn, Lippstadt und Soest nach Elberfeld (Aachen und Köln) zu führen.

2) Der Lippische Wald oder schlechthin «der Wald», im Mittelalter Osneggi und, wie auch wohl noch jetzt, Osning genannt, von manchen als der eigentliche T. bezeichnet, erstreckt sich 29,6 km weit durch das Fürstentum Lippe vom Völmerstoot bis zu der Schlucht von Örlinghausen und wird fast in der Mitte seiner Erstreckung von der Dörenschlucht quer durchsetzt, einer bis zur Sohle reichenden Lücke, durch welche die Straße von Lage durch die Senne nach Paderborn zieht. Er besteht aus zwei beinahe parallelen Ketten, durch einen tiefen Thalgrund getrennt. Zu der westl. Parallelkette gehören die Kleine Egge, 348 m hoch, über welche die Kunststraße von Horn und den Externsteinen (s. d.) nach Kohlstädt und Paderborn führt, der Barnacken, 451 m, die Große Egge, 365 m, mit der ältern Kunststraße von Horn nach Paderborn, das Winfeld, 421 m. Zur östl. Kette (mit Einschluß der Vorkette) gehören der 318 m hohe Bergrücken, an welchem die Externsteine liegen, der Steinberg, 425,5 m, bei Holzhausen, und die Grotenburg (s. d.) mit dem Hermannsdenkmal. Jenseit der Dörenschlucht sind bemerkenswert der Hermannsberg, 369 m, bei dem Dorfe Dören, die Stapelager Berge bei dem Dorfe Stapelage, der Tönsberg (eigentlich Antonsberg), 341 m, ein etwa 3,7 km langer, schmaler Rücken, dessen südl. Teil die von einem dreifachen Stein- und Erdwall umringte, angeblich zum Andenken an Karls d. Gr. Sieg bei Detmold erbaute Hünenkirche oder Tönskapelle trägt.

3) Der 80 km lange Zug der Ravensberger, Osnabrücker und Tecklenburger Berge tritt nordwestlich von Örlinghausen wieder auf das preuß. Gebiet, besteht in der Regel aus drei nebeneinander hinlaufenden Bergreihen und wird häufig von Querspalten durchschnitten. Durch die Scharte südwestlich von Bielefeld geht die Linie Berlin-Hannover-Köln der Preuß. Staatsbahnen. Zwischen dem Querspalt von Halle und der Scharte von Borgholzhausen, bei welcher die Dreiteilung der Ketten aufhört, erhebt sich abermals eine «Große Egge», 327 m, dann der stark vorspringende Ravensberg und der Flüchten. Bei Iburg gewinnt das Gebirge nochmals an Höhe, erhebt sich dort im Dörenberg 344 m hoch, verflacht sich aber alsdann über Tecklenburg hinaus und endet mit dem 152 m hohen Huxberg bei Bevergern in der Tiefebene. Östlich bei Lengerich durchtunnelt die Hamburg-Pariser Bahn das Gebirge. Durch ein schmales Thal von diesem äußersten Ende des T. geschieden, aber von den Geologen nicht zu diesem gerechnet, sondern als der nordwestl. Ausläufer der Weserkette betrachtet, liegt das Ibbenbürener Steinkohlengebirge, welches, einer Insel gleich, sich aus der Tiefebene erhebt, ein 15 km langes und 5,5 km breites, sehr produktives Kohlenlager, von jungen Schichten umlagert. Zwischen Detmold und dem Knüllberg (346 m) bei Borgholzhausen bildet der T. die Wasserscheide zwischen Weser und Ems.

Der Name T. ist dem Tacitus entnommen, welcher in seinen «Annalen» eine nicht weit von dem obern Laufe der Ems und der Lippe gelegene waldige Berggegend, in deren Bereich Varus mit seinen

durch Eroberung an Uri, welches dasſelbe in der Schlacht von Arbedo 1422 verlor, 1440 wieder erwarb und durch die Schlacht von Giornico 1478, ſowie durch den Ewigen Frieden von 1512 in dieſem Beſitz beſtätigt wurde. Das übrige T. kam als gemeine Herrſchaft teils an die drei Urkantone, teils an die 12 Orte der damaligen Eidgenoſſenſchaft. Die Reformation, welche beſonders in Locarno Eingang gefunden hatte, wurde 1555 durch Vertreibung der Proteſtanten gewaltſam unterdrückt. Überhaupt wurden dieſe Ennetbergiſchen Vogteien mit Härte behandelt, elend verwaltet, ausgeſogen und verwahrloſt. Durch den Umſturz der alten Eidgenoſſenſchaft 1798 wurde das T. aus ſeinem Unterthanenverhältnis befreit und, in die Kantone Bellinzona und Lugano geteilt, der Helvetiſchen Republik einverleibt; durch die Mediation 1803 erhielt es die Stellung eines ſelbſtändigen Kantons, der aber erſt 1816 durch eidgenöſſiſche Beſetzung organiſiert und mit der Schweiz feſt verknüpft wurde. Die Reſtauration brachte dem Kanton eine repräſentative, faktiſch aber ariſtokratiſche Verfaſſung und eine demoraliſierte Verwaltung. Noch vor der Julirevolution von 1830 wurde eine Verfaſſungsreform in gemäßigt demokratiſchem Sinne und damit die Konſtitution vom 4. Juli 1830 zu Stande gebracht. Allein auch unter dieſer Verfaſſung wußte ſich die korrupte Partei der frühern Gewalthaber der Herrſchaft zu bemächtigen, bis endlich durch eine Revolution 1839 eine neue Verwaltung an die Spitze kam, unter welcher im lange verwahrloſten Kanton einige heilſame Veränderungen, zumal zur Hebung des im höchſten Grade vernachläſſigten Unterrichts, durchgeſetzt wurden. Von 1839 bis 1873 blieb nun die liberale Partei die herrſchende und verfocht mit mehr Eifer und Leidenſchaft, als Geſchick und Mäßigung den modernen Staat gegen die Übergriffe und Anmaßungen des ſehr zahlreichen und herrſchſüchtigen Klerus, dem beſonders die neuen Unterrichtsgeſetze verhaßt waren. Beim Sonderbundskriege 1847 ſtand T. in der Reihe der bundestreuen Kantone. Bei der Abſtimmung von 1872 über Reviſion der Bundesverfaſſung gab der liberale Große Rat die Standesſtimme im bejahenden Sinne ab, während das Volk die Reviſion verwarf. Dieſer Zwieſpalt zwiſchen Volk und Behörden wies auf einen Umſchwung der polit. Geſinnung hin, der ſich 1873 durch die Wahl eines überwiegend ultramontan-konſervativen Großen Rats noch ſchärfer ausſprach. Seither iſt der Kanton der ultramontanen Richtung treu geblieben; die Bundesreviſion von 1874 wurde vom Volke wie von den Behörden verworfen. Liberale Beamte und Lehrer wurden ohne Rückſicht auf die geſetzliche Amtsdauer entlaſſen, die höhern Schulſtellen durch Prieſter beſetzt, ja 1879 beſchloß der Große Rat ſogar, den Kapuzinerklöſtern wieder die Aufnahme neuer Mitglieder zu geſtatten und 1885 überlieferte er den Kanton durch die Aufhebung des Kirchengeſetzes gänzlich dem Klerus. Erbitterte Parteikämpfe werden fortwährend von beiden Seiten mit der gleichen Leidenſchaftlichkeit und Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel geführt. Das Volk iſt arm, durch jahrhundertelange Mißregierung heruntergekommen und ſteht unter dem Einfluß einer ebenſo anmaßenden wie unwiſſenden Geiſtlichkeit. Ein eigentlicher Krebsſchaden iſt ferner die ſehr große Anzahl von Advokaten und Notaren, die am Marke des Volks zehren helfen und aus der Politik ein Gewerbe machen. In keinem Kanton gibt es ſo viele polit. Verbrechen und Prozeſſe wie im T. und zweimal in dem letzten Jahrzehnt, 1876 bei dem ſog. Stabiohandel (ſ. Stabio) und 1885 führten ſolche zur eidgenöſſiſchen Intervention. Vgl. Franscini, «Der Kanton T.» (St. Gallen 1835); Dierbrüggen, «Der Gotthard und das T.» (Baſ. 1877).

Teſt, eine zum Feinbrennen des Silbers benutzte Vorrichtung, beſteht aus einer eiſernen, mit Mergel ausgeſchlagenen Schale, in welcher das Silber unter einer Schicht von Holzkohlen vor dem Gebläſe eingeſchmolzen wird. Wegen unvermeidlich großer Verluſte an Silber wird das Feinbrennen auf dem T. wohl kaum noch ausgeführt.

Testa (lat.), Samenſchale, ſ. unter Samen.

Teſtaccio (Monte Teſtaccio), ein in der ſüdweſtlichſten Ecke Roms in nächſter Nähe des Tiberfluſſes und der Stadtmauern gelegener, 35 m hoher, umfangreicher Hügel, welcher ganz aus Scherben antiker Thongefäße (Amphoren) beſteht. Alle Topographen ſeit dem 15. Jahrh. haben ſich um den rätſelhaften Hügel bemüht, und die Verſuche zu ſeiner Erklärung führten zu den verſchiedenſten Anſichten; doch erſt in neueſter Zeit iſt es gelungen, die Geſchichte und die Beſtimmung desſelben zu klären. Es ſteht demnach feſt, daß der T., deſſen Name zum erſtenmal auf einer Inſchrift des 8. Jahrh. erſcheint und zweifelsohne von testa, Thongefäß oder Scherbe, abgeleitet iſt, vielleicht ſchon ſeit Anfang der Kaiſerzeit, ſicher in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. beſtand und ſein Material den großen, meiſt aus Spanien und Afrika kommenden Transportgefäßen angehört, welche an den kommerziellen Landungsſtellen des Tiber, dem alten Emporium, ausgeladen wurden. Die teils beim Ausladen ſelbſt, teils in den Magazinen des Emporiums durch Feuersbrünſte, Überſchwemmungen u. dgl. in Menge zerbrechenden Thongefäße wurden in nächſter Nähe aufgehäuft und bildeten ſo allmählich den T. Die jetzt auf dieſen Scherben aufgefundenen Pinſelinſchriften haben außer der ſichern Datierung auch noch auf die röm. Handelsorganiſation, das Verwaltungsſyſtem und den Fiskus bezügliche Notizen geliefert. Vgl. Dreſſel in den «Annali dell' Instituto archeologico» (1873).

Teſtakte (vom engl. test, d. h. Probe oder Prüfung) nannte man in England ein Geſetz, welches 1673 das Parlament von Karl II. erzwang, um das Einſchleichen der Katholiken in die Ämter zu hintertreiben. Nach dieſer Akte mußte jeder öffentliche Beamte, im Civil- wie im Militärdienſt, außer dem Supremateid (ſ. d.) und den damit verbundenen Eiden noch einen beſondern Schwur (den Teſteid) leiſten und unterſchreiben, daß er nicht an die Lehre von der Verwandlung des Brotes und Weins in den wahren Leib und das wahre Blut Chriſti im kath. Sinne glaube. Obſchon im Laufe der Zeit die übrigen gegen die Katholiken erlaſſenen Geſetze außer Wirkſamkeit gerieten, blieb doch der Teſteid beſtehen, ſodaß ſich die Katholiken von öffentlichen Ämtern, ſowie von einem Sitz im Parlament fortwährend ausgeſchloſſen ſahen. Die ſeit der Union Irlands mit England (1800) immer kräftiger hervortretenden Beſtrebungen der liberalen Partei zur Emancipation der Katholiken bezogen ſich daher vornehmlich auf die Abſchaffung dieſes Eides. Unter dem Toryminiſterium Wellington-Peel wurde endlich durch Parlamentsacte 13. April 1829 der Teſteid aufgehoben.

Teſtament (Altes und Neues), ſ. Bibel.

Teſtament oder Letzter Wille (testamentum, ultima voluntas, elogium) iſt die feierliche Erklärung, wie es mit dem Vermögen des in dieſer Weiſe ſich Ausſprechenden nach ſeinem Tode gehalten werden ſolle. Wenn auch das Geſetz die Erbfolge der Blutsverwandten zur Regel erhebt, ſo läßt es doch daneben die Möglichkeit zu, daß ein Erblaſſer dieſe Nachfolge abändert oder zu Gunſten von Nichtverwandten beſchränkt oder aufhebt. Derartige Feſtſetzungen erlangen ihre Wirkſamkeit nicht, wie man wohl angegeben findet, durch den fortlebenden Willen des bereits verſtorbenen Urhebers, ſondern durch den pflichtmäßigen, nötigenfalls mittels gerichtlichen Zwanges zu ſtärkenden Familienſinn, welcher die Wünſche und Anordnungen eines verſtorbenen Angehörigen zu achten gebietet. (S. Erbrecht.)

Die Römer erblickten in der Befugnis, auf dieſem Wege die Anhänglichkeit zu belohnen, Unaufmerkſamkeit und Liebloſigkeit zu ahnden oder mit Rückſicht auf die Bedürftigkeit größere Zuwendungen zu machen, eine wertvolle Ermächtigung, deren ſie ſich indeſſen nur unter Einſchränkungen bedienen durften. (S. Inteſtaterbfolge.) Die hieraus ſich ergebenden Erforderniſſe (solemnia, solennitates) der T. weiſen zum Teil noch auf jene Zeit zurück, welche der Familienverbindung größere Wichtigkeit beilegte und die Gültigkeit einer Zurückſetzung der Geſchlechtsgenoſſen von der Zuſtimmung des verſammelten Volks abhängig machte (testamentum comitiis calatis conditum). Obgleich nämlich die Notwendigkeit dieſer allgemeinen Verlautbarung des Letzten Willens weiterhin durch private, jederzeit abſchließbare Scheinverkäufe der geſamten Habe in Gegenwart von Zeugen umgangen wurde, wobei der Käufer verſprach, die dereinſtige Hinterlaſſenſchaft dem bezeichneten Erben auszuantworten (testamentum per aes et libram), ſo erhielt ſich doch für das hieran entwickelte ſpätere Privatteſtament vor ſieben Zeugen die Beſtimmung, daß nur an ihrer Ehre vollkommene, in der Volksverſammlung zutrittsfähige Männer bei der Teſtamentserrichtung, nach deshalb ergangener ausdrücklicher Aufforderung (specialis rogatio), mitwirken dürften. Ebenſo mußte der Teſtator dem Bürgerſtande angehören, unbeſcholten, mündig, frei von väterlicher Gewalt oder Vormundſchaft wegen Verſchwendung und im Beſitze ſeiner Verſtandeskräfte ſein. Die willkürliche Geſetzgebung der Kaiſerzeit entzog noch Pasquillanten, Ketzern und Apoſtaten das Recht zum Teſtieren. Die Einſetzung des Erben hatte in Erinnerung an das vormalige Bedürfnis eines beſondern Volksbeſchluſſes mit befehlenden Worten zu erfolgen (directa heredis institutio), und wie bei den öffentlichen Verhandlungen die Tagesordnung feſtzuhalten war, ſo durfte bis zur Beendigung der mündlichen Erklärung des Teſtators oder bis zur Unterzeichnung und Beſiegelung des ſchriftlichen Letzten Willens die Einheit des Akts nicht unterbrochen, d. h. keine zur Teſtamentserrichtung nicht gehörige Handlung vorgenommen werden. Da ferner die Aufhebung der Geſchlechtserbfolge urſprünglich nur im Falle einer Unwürdigkeit der Agnaten genehmigt ward, ſo führt das röm. Recht bis zuletzt T. auf die Abſicht einer völligen Aufhebung der Inteſtaterbfolge zurück.

Geſetzliche Erben können, ſobald ein T. errichtet iſt, nur kraft ausdrücklicher Zuwendung etwas aus dem Nachlaſſe erhalten, und wenn der Verſtorbene bloß über einen Teil ſeines Nachlaſſes verfügt oder einen Erben auf Zeit ernannt hat, ſo gilt der Erbe als unbeſchränkt eingeſetzt, damit ja nicht der Reſt oder die ganze Hinterlaſſenſchaft jemals an die unerwähnt gebliebenen Inteſtaterben gelange (Nemo pro parte testatus pro parte intestatus decedere potest). Ebenſo wird eine enger geſtellte Bedingung, wenn den erſternannten Erben ein Nacherbe erſetzen ſolle, auf alle Fälle bezogen, wo Subſtitutionen überhaupt in Kraft treten können, und der Anteil eines ausſchlagenden oder ſonſt außer Betracht kommenden Miterben wächſt den mit ihm zugleich Eingeſetzten zu. Der Erbe muß namentlich oder doch ſo genau bezeichnet ſein, daß über die Abſicht des Teſtators kein Zweifel entſtehen kann, und es laſſen ſich zur Nachfolge auf den Todesfall nur ſolche Perſonen berufen, welche die Erbfähigkeit beſitzen. Dieſelbe war durchweg abgeſprochen den Nichtbürgern (wiewohl nicht den Sklaven, da der eigene Sklave des Teſtators durch die Einſetzung frei und Erbe wird, ſtatt des fremden Sklaven aber der Herr ſuccediert); allen ungewiſſen Perſonen, unter welchen das ältere Recht auch Tempelgemeinden, Municipalitäten und noch ungeborene Poſthumi begriff, nach neuerm Rechte nur den nicht anerkannten Kollegien; den Hochverrätern und ihren Söhnen; den Witwen, wenn ſie das Trauerjahr verletzten; den Ketzern und Abtrünnigen. Nur relativ, d. h. im Verhältnis zu gewiſſen Perſonen, waren erbunfähig: die Zeugen bei dem betreffenden T.; der, welcher es auf Geheiß des Teſtators niederſchrieb, und Kinder, die letzterer in einer blutſchänderiſchen Verbindung gezeugt. Konkubinenkinder ſollen, wenn echte Kinder vorhanden ſind, zuſammen nur ein Sechſtel des Nachlaſſes, der zweite Ehegatte des Teſtators nicht mehr zugewendet bekommen, als das am geringſten bedachte Kind erſter Ehe erhält. Die Ausſchließung der Geſchlechtserbfolge durch das T. darf jedoch nicht in einer Weiſe vor ſich gehen, daß dadurch die nächſten Pietätspflichten willkürlich verletzt werden. Obgleich nämlich die Zwölf Tafeln dem ſelbſtändigen Bürger jedwede Verfügung freizugeben ſcheinen, ſo hat doch ſchon die ältere Praxis und nachher die kaiſerl. Geſetzgebung den Grundſatz hervorgebracht, daß die Noterben, d. h. die denkbar beſten Inteſtaterben (Deſcendenten, in deren Ermangelung Aſcendenten und, wenn es ſich um Bevorzugung einer anrüchigen Perſon handelt, auch Geſchwiſter des Teſtators), in dem Letzten Willen nicht mit Stillſchweigen übergangen, ſondern entweder zum wenigſten auf den Pflichtteil geſetzt oder aus triftigen Gründen ausdrücklich enterbt werden ſollen. Nichtbeachtung dieſer Vorſchriften zieht Ungültigkeit des T. nach ſich. Vgl. Schröder, «Das Noterbenrecht» (Heidelb. 1877); «Verhandlungen des 14. Deutſchen Juriſtentags» (Bd. 1, Berl. 1878).

In den letzten Zeiten der röm. Republik führte das Verlangen, Letzte Willen möglichſt aufrecht zu erhalten, auf den Ausweg, daß mit dem ſtrengen Recht unvereinbare T. als Fideikommiſſe (ſ. d.) angeſehen wurden. Da man desgleichen anfing, die alten Förmlichkeiten mehr auf das Bedürfnis einer genauen Feſtſtellung des Willensausſpruchs zu beziehen, ſo kamen neben den Privatteſtamenten wieder öffentliche Teſtamente in Aufnahme, wiewohl nur ſo, daß man ſeinen Letzten Willen entweder bei Gericht zu Protokoll erklärte oder ſchriftlich

in der Kanzlei des Regenten hinterlegte (testamentum apud acta judicialia insinuatum und testamentum principi oblatum). Für beſondere Gelegenheiten oder im Verhältnis zu beſtimmten Perſonen wurde ſelbſt von den ſtrengen Erforderniſſen mehr oder weniger abgeſehen, und es entſtanden damit die privilegierten Teſtamente. Hierzu gehören: die Militärteſtamente, in denen Soldaten auf dem Kriegsſchauplatze, wenn ſie nur für einigen Beweis ihres Willensausſpruchs ſorgen, jede beliebige Verfügung treffen können (vgl. Reichsmilitärgeſetz vom 2. Mai 1874, §. 44, und Mandry, «Der civilrechtliche Inhalt der Reichsgeſetze», Tüb. 1878); T. auf dem Lande, wo fünf Zeugen; T. zu Peſtzeiten, bei welchen eine Unterbrechung des Akts der Gültigkeit keinen Eintrag thut. Auch wenn Eltern ihr Vermögen nur ihren Kindern vermachen, bedürfen ſie keiner andern Solennität, als daß ſie die Verordnung eigenhändig unterſchreiben, insbeſondere die Namen der Kinder und das Datum ſchreiben. Gegenſeitige Teſtamente (testamenta reciproca), in welchen zwei Teſtatoren ein jeder den andern für den Fall ſeines Überlebens zum Erben einſetzen, gehören nicht zu den privilegierten Letzten Willen, ſind deshalb an die gewöhnlichen Förmlichkeiten gebunden und im Zweifel als korreſpektive anzuſehen, ſodaß der Beſtand des einen von dem des andern abhängt, der Widerruf des einen Teſtators auch als ſolcher des andern gilt. Gemeinſchaftliche Teſtamente kommen zumeiſt bei Ehegatten vor. Im franz. Rechte ſind ſie verboten.

In Deutſchland galten vordem nur vertragsmäßige Vergabungen auf den Todesfall (ſ. Erbvertrag), denen, wenn es ſich um unbewegliche Familiengüter handelte, die echten Erben des Veräußerers vor Gericht zuſtimmen mußten. Einſeitige, bloß von dem Teſtator ausgehende Letzte Willen waren dagegen unbekannt. Auf Andringen des Klerus, der ſich von der Möglichkeit heimlicher Zuwendungen eine größere Zunahme ſeiner Reichtümer verſprechen mochte, wurden zwar T. allmählich zugelaſſen, jedoch bis ſelbſt in das 13. Jahrh. unter der Bedingung, daß der Teſtator gewiſſe Kraftproben ablegte, z. B. ein Pferd ſonder jemandes Hilfe beſtieg, eine Strecke Wegs «ungehabt und ungeſtabt» zurücklegte, womit die Gelegenheit zu frommen Erpreſſungen am Krankenlager und Totenbett abgeſchnitten werden ſollte. Endlich gelang es jedoch, dieſe Einſchränkungen zu beſeitigen, indem die geiſtlichen Gerichte das Urteil über T. aus dem Grunde erzwangen, weil darin über den Zuſtand nach dem Tode, alſo über eine unzweifelhafte Domäne der Kirche, Beſtimmung getroffen werde. Auch wurden T. vor dem Pfarrer und zwei Zeugen zugelaſſen und Vermächtniſſe zum Vorteil der Kirche von allen Förmlichkeiten befreit. Im übrigen fand das röm. Recht Anwendung, das ſich auch, nachdem die geiſtliche Gerichtsbarkeit in Nachlaßſachen wieder zum Erliegen gekommen war, als gemeines Recht erhielt. Gleichen Einfluß behauptete dasſelbe ſchon von früher her unter den roman. Nationen, und nur in England gehörten Teſtamentsſachen, ſoweit es ſich um Mobiliarnachlaß handelte, bis 1857 vor biſchöfl. Gerichte (Consistory Courts, Court of Arches), ſpäter vor den Court of Probate, jetzt vor die Probate Division des High Court. Doch haben die Landesgeſetzgebungen an den röm. Beſtimmungen über die Form und den notwendigen Inhalt der Letzten Willen manches geändert. In Sachſen gilt ein T. als gerichtliches, welches vor dem Richter und einem Protokollführer oder, wenn der Richter ſelbſt die Protokollführung übernimmt, vor einer andern Urkundsperſon (einem Schöppen) entweder an Gerichtsſtelle oder vor den nämlichen, deshalb erbetenen Abgeordneten des Gerichts an einem andern Orte errichtet oder ſchon fertig übergeben wurde. Auch können außergerichtlich T. vor einem Notar und zwei Zeugen oder vor zwei Notaren mündlich erklärt werden, oder vor fünf Zeugen. In andern deutſchen Staaten läßt ſich ein gerichtliches T. vor dem Stadtſchreiber und einem Ratsherrn errichten; es gelten aber auch die nach röm. Form errichteten Privatteſtamente. Preußen kennt nur gerichtliche T., indem der Teſtator entweder an Gerichtsſtelle erſcheint und ſein T. ſchriftlich übergibt oder zu Protokoll erklärt, oder zu dem Ende eine Deputation des Gerichts in ſeine Wohnung erbittet. Durch außergerichtliche Codicille können nur Legate, welche den 20. Teil des Nachlaſſes nicht überſteigen, verordnet werden. Beſondere Vorſchriften gelten für Teilung unter den Kindern (dispositio parentum inter liberos).

In Öſterreich gelten ſowohl gerichtliche als notarielle und private T. Bei dem erſten müſſen wenigſtens zwei vereidete Gerichtsperſonen zugegen ſein. Als Privatteſtament iſt ein Letzter Wille gültig, wenn derſelbe entweder von dem Erblaſſer ganz eigenhändig geſchrieben und mit ſeinem Namen unterſchrieben und vor drei Zeugen anerkannt, oder vor drei Zeugen vorgeleſen, oder mündlich erklärt wird. In Frankreich gelten nur zwei Formen des T., die ſchriftliche, wenn der Teſtator ſeine Dispoſition (testament olographe) ganz eigenhändig (en entier) ſchreibt, unterſchreibt und das Datum beiſetzt, und die öffentliche (testament par acte public), wenn er es vor zwei Notaren und zwei Zeugen oder vor einem Notar und vier Zeugen mündlich erklärt und unterſchreibt; kann er nicht ſchreiben, ſo muß dies bemerkt werden. Er kann auch dem Notar einen ſchriftlich verſiegelten Aufſatz (testament mystique ou secret) übergeben, dann müſſen aber ſechs Zeugen zu dieſer Erklärung zugezogen werden. Beſondere Beſtimmungen gelten für Militärperſonen, zur See, in Peſtzeiten, für im Auslande errichtete T. von Franzoſen. In England muß ſeit 1838 das T. ſchriftlich errichtet, vom Teſtator ſelbſt oder unter ſeiner Leitung und Gegenwart von einem andern in Gegenwart zweier Zeugen unterſchrieben und von dieſen Zeugen unterzeichnet, ſowie die Unterſchrift oder Anerkennung bezeugt werden. Das allgemeine Teſtamentsdepôt, wo Einſicht und Abſchrift genommen werden kann, iſt jetzt Somerſet-Houſe. Im Staate Neuyork iſt für jedes County ein ſog. Surrogate mit ausſchließlicher Gerichtsbarkeit in Teſtamentsſachen beſtellt. Was die landrechtlichen Abweichungen hinſichtlich der innern Erforderniſſe der Letzten Willen anlangt, ſo ſind gewöhnlich die willkürlichen röm. Beſchränkungen der Teſtier- und Erbfähigkeit beſeitigt und die Folgen der Vermutung aufgehoben, daß der Teſtator bei unvollſtändigen Verfügungen dennoch nichts an die unerwähnten Inteſtaterben gelangen laſſen wolle. Meiſtens findet ſich auch das Noterbrecht und die Lehre vom Pflichtteil und der Enterbung mit neuen Beſtimmungen bedacht. Bei dieſer großen Verſchiedenheit der Rechte kann die Frage von Wichtigkeit werden, nach welchen

Gesetzen ein im Auslande errichtetes T. von den Gerichten des Inlandes zu beurteilen sei. In der Regel wird hier das Materielle nach der Heimat des Testators begutachtet, sodaß z. B. ein Franzose bloß, wenn er nach dem Gesetze seines Landes testierfähig ist, in der Fremde einen Letzten Willen errichten und demselben nur einen dem Code Napoléon angemessenen Inhalt geben kann. Dagegen müssen in Ansehung der Form und der Beglaubigung die Gesetze des Ortes der Errichtung entscheiden. Der Testator kann sein T. immer abändern, z. B. durch Codicille (s. d.), oder widerrufen, indem er das gerichtlich niedergelegte T. zurücknimmt, das außergerichtliche durchstreicht, zerreißt oder ein anderes errichtet. Aber hier sind auch die gesetzlichen Bestimmungen sehr verschieden. Nach gemeinem Rechte wird die bloße Abforderung des T. aus der gerichtlichen Verwahrung nicht als eine Aufhebung des T. angesehen, wenn nicht die Absicht, es zu entkräften, klar ist, z. B. die Siegel abgerissen werden. In Preußen hingegen verliert ein aus der gerichtlichen Verwahrung zurückgefordertes T. seine ganze Wirksamkeit. Ein späteres T. geht dem ältern vor; aber wenn sich mehrere T. finden, ohne daß ausgemacht werden kann, welches das neuere sei, so gelten beide, und wenn das neuere vom Anfang ungültig war, so bleibt das ältere in Kraft. Vielfach findet sich die Vorschrift, daß T. durch spätere Eheschließung oder Kinderzeugung ungültig werden, sowie die andere, daß Leibeserben besitzende Personen in mehr oder minder weitem Umfange in Errichtung von T. beschränkt sind. Peignot veröffentlichte unter dem Titel «Choix de testaments anciens et modernes» (2 Bde., Par. 1829) eine interessante Sammlung von T.

Vgl. Friedr. Mommsen, «Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über das Erbrecht» (Braunschw. 1876); Lardy, «Les législations civiles des cantons suisses» (Par. 1877); Rivier, «Traité des successions» (Brüssel 1878); Baron, «Angriffe auf das Erbrecht» (Berl. 1877); Scheel, «Erbschaftssteuern und Erbschaftsreform» (2. Aufl., Jena 1877).

Testamentsvollstrecker heißt eine Person, welche in einer letztwilligen Verfügung, Testament, Erbvertrag, dazu bestellt ist, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Der Umfang seiner Rechte und Pflichten ergibt sich aus seiner Bestellung; es kann ihm nur ein einzelnes Geschäft übertragen, es kann ihm die Verwaltung und Liquidation des ganzen Nachlasses übertragen sein. Innerhalb seines Geschäftskreises sind seine Rechtshandlungen für den Nachlaß verbindlich. Sein Verhältnis zum Erben ist das des Verwalters zum Geschäftsherrn.

Teste de Buch (La), Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bordeaux, nahe der Südküste des Bassins von Arcachon des Atlantischen Oceans, Station der Linie La Mothe-Arcachon der Südbahn und der Lokalbahn La Teste-Etang de Cazau, zählt (1881) 6063 E. und hat einen Hafen, Küstenschiffahrt, Fischerei und ein Seebad, sowie Handel mit Harz und Terpentinöl. In der Umgebung sind die Dünen (Le Buch) mit Eichen- und Fichtenwaldungen von großer Ausdehnung bedeckt. In der Nähe lag im Altertum Boji, eine Stadt der Bituriges Vivisci. Vor der großen Revolution war T. Hauptort und Residenz des Captalats Buch.

Testeid, s. unter Testakte.

Testieren (lat.), bezeugen; ein Testament machen.

Testierfreiheit. Das röm. Recht gewährte ursprünglich volle T., indem es dem Erblasser gestattete, über die Erbfolge testamentarisch frei zu bestimmen. Später jedoch trat durch das Noterbenrecht und Pflichtteilrecht eine Beschränkung dieser Freiheit, besonders zum Vorteil der Kinder, ein, und zwar wurde das Pflichtteil für jedes Kind bei 1—4 Kindern auf $\frac{1}{3}$, bei 5 und mehr auf $\frac{1}{2}$ der Intestatportion festgesetzt. Das deutsche Recht dagegen ging ursprünglich von einer vollständig gebundenen Erbfolge aus und entwickelte sich später im Sinne der beschränkten T. mit mäßigen Pflichtteilen. Nach dem preuß. Landrecht z. B. betragen dieselben bei 1 und 2 Kindern $\frac{1}{2}$, bei 3 und 4 Kindern $\frac{1}{3}$ und bei 5 und mehr $\frac{1}{4}$ der Intestatportion. Möglichst vollständige Gleichberechtigung aller Kinder und dem entsprechend möglichst weitgehende Beschränkung des Erblassers suchte die franz. Revolutionsgesetzgebung durchzuführen, und wenn der Code Napoléon diese Tendenz nicht so streng festhielt, so bestimmt er doch die Quote, über welche der Erblasser frei verfügen kann bei 1 und 2 Kindern nur zu einem Kindesteil und bei 3 und mehr nur zu einem Viertel des Vermögens. Die unter Napoleon I. wieder zugelassene Gründung von Majoraten durch Substitution ist später wieder ausgeschlossen worden. Volle T. besteht in England und Nordamerika, neben einer Intestaterbfolge, vermöge welcher der älteste Sohn allein den Grundbesitz erbt, und der Zulässigkeit der Gründung von Fideikommissen von beschränkter Dauer durch entail. Auch ist es in diesen Ländern nicht mehr üblich, ein Testament zu machen, wie auf dem Kontinent, und in der Regel wird auch in den kaufmännischen und industriellen Kreisen ein Sohn in der Weise bevorzugt, daß er das väterliche Geschäft in dem alten Umfange weiter führen kann. Manche glauben in diesem Umstande den Grund der mächtigen Stellung des englischen Fabrikanten- und Handelsstandes zu erkennen und empfehlen daher die T. auch für den Kontinent. Allerdings bewirkt dieselbe, daß größere Kapitalmacht in verhältnismäßig wenigen Händen konzentriert bleibt, aber es ist sehr fraglich, ob das Kapital in dieser Form volkswirtschaftlich und sozialpolitisch nützlicher wirkt; aber bei gleichmäßigerer Verteilung, soweit es sich um die Erhaltung eines leistungsfähigen mittlern Bauernstandes handelt, kann in den Gegenden, wo das Rechtsgefühl dem nicht widerspricht, die Bevorzugung eines Anerben mittels der Höferolle (s. Höfewesen) erfolgen.

Testifikation (lat.), Beweis durch Zeugen; testifizieren, durch Zeugen beweisen.

Testikeln (lat.), die Hoden.

Testimonium bezeichnet nach dem lat. Sprachgebrauche mehr eine mündliche Zeugenaussage oder Zeugnisablegung, während man heutzutage mit diesem Worte gewisse schriftliche Bestätigungen und Ausweise zu benennen pflegt. So gibt es ein kirchliches testimonium integritatis oder Ledigkeitszeugnis, daß ein die Trauung Nachsuchender, nach dem Ergebnis des Aufgebots zu urteilen, nicht schon anderweit verheiratet sei; ein ortsgerichtliches testimonium paupertatis, Armutszeugnis, behufs Erlangung des Armenrechts im Prozeß oder akademischer Stipendien; ein testimonium maturitatis der Schulbehörde über die wissenschaftliche Reife eines zur Universität abgehenden Gymnasiasten. Testat heißt die Bescheinigung eines akademischen Lehrers über das Belegen der Vorlesungen.

in der Kanzlei des Regenten hinterlegte (testamentum apud acta judicialia insinuatum und testamentum principi oblatum). Für beſondere Gelegenheiten oder im Verhältnis zu beſtimmten Perſonen wurde ſelbſt von den ſtrengen Erforderniſſen mehr oder weniger abgeſehen, und es entſtanden damit die privilegierten Teſtamente. Hierzu gehören: die Militärteſtamente, in denen Soldaten auf dem Kriegsſchauplatze, wenn ſie nur für einigen Beweis ihres Willensausſpruchs ſorgen, jede beliebige Verfügung treffen können (vgl. Reichsmilitärgeſetz vom 2. Mai 1874, §. 44, und Mandry, «Der civilrechtliche Inhalt der Reichsgeſetze», Tüb. 1878); T. auf dem Lande, wo fünf Zeugen; T. zu Peſtzeiten, bei welchen eine Unterbrechung des Akts der Gültigkeit keinen Eintrag thut. Auch wenn Eltern ihr Vermögen nur ihren Kindern vermachen, bedürfen ſie keiner andern Solennität, als daß ſie die Verordnung eigenhändig unterſchreiben, insbeſondere die Namen der Kinder und das Datum ſchreiben. Gegenſeitige Teſtamente (testamenta reciproca), in welchen zwei Teſtatoren ein jeder den andern für den Fall ſeines Überlebens zum Erben einſetzen, gehören nicht zu den privilegierten Letzten Willen, ſind deshalb an die gewöhnlichen Förmlichkeiten gebunden und im Zweifel als korreſpektive anzuſehen, ſodaß der Beſtand des einen von dem des andern abhängt, der Widerruf des einen Teſtators auch als ſolcher des andern gilt. Gemeinſchaftliche Teſtamente kommen zumeiſt bei Ehegatten vor. Im franz. Rechte ſind ſie verboten.

In Deutſchland galten vordem nur vertragsmäßige Vergabungen auf den Todesfall (ſ. Erbvertrag), denen, wenn es ſich um unbewegliche Familiengüter handelte, die echten Erben des Veräußerers vor Gericht zuſtimmen mußten. Einſeitige, bloß von dem Teſtator ausgehende Letzte Willen waren dagegen unbekannt. Auf Andringen des Klerus, der ſich von der Möglichkeit heimlicher Zuwendungen eine größere Zunahme ſeiner Reichtümer verſprechen mochte, wurden zwar T. allmählich zugelaſſen, jedoch bis ſelbſt in das 13. Jahrh. unter der Bedingung, daß der Teſtator gewiſſe Kraftproben ablegte, z. B. ein Pferd ſonder jemandes Hilfe beſtieg, eine Strecke Wegs «ungehabt und ungeſtabt» zurücklegte, womit die Gelegenheit zu frommen Erpreſſungen am Krankenlager und Totenbett abgeſchnitten werden ſollte. Endlich gelang es jedoch, dieſe Einſchränkungen zu beſeitigen, indem die geiſtlichen Gerichte das Urteil über T. aus dem Grunde erzwangen, weil darin über den Zuſtand nach dem Tode, alſo über eine unzweifelhafte Domäne der Kirche, Beſtimmung getroffen werde. Auch wurden T. vor dem Pfarrer und zwei Zeugen zugelaſſen und Vermächtniſſe zum Vorteil der Kirche von allen Förmlichkeiten befreit. Im übrigen fand das röm. Recht Anwendung, das ſich auch, nachdem die geiſtliche Gerichtsbarkeit in Nachlaßſachen wieder zum Erliegen gekommen war, als gemeines Recht erhielt. Gleichen Einfluß behauptete dasſelbe ſchon von früher her unter den roman. Nationen, und nur in England gehörten Teſtamentsſachen, ſoweit es ſich um Mobiliarnachlaß handelte, bis 1857 vor biſchöfl. Gerichte (Consistory Courts, Court of Arches), ſpäter vor den Court of Probate, jetzt vor die Probate Division des High Court. Doch haben die Landesgeſetzgebungen an den röm. Beſtimmungen über die Form und den notwendigen Inhalt der Letzten Willen manches geändert. In Sachſen gilt ein T. als gerichtliches, welches vor dem Richter und einem Protokollführer oder, wenn der Richter ſelbſt die Protokollführung übernimmt, vor einer andern Urkundsperſon (einem Schöppen) entweder an Gerichtsſtelle oder vor den nämlichen, deshalb erbetenen Abgeordneten des Gerichts an einem andern Orte errichtet oder ſchon fertig übergeben wurde. Auch können außergerichtlich T. vor einem Notar und zwei Zeugen oder vor zwei Notaren mündlich erklärt werden, oder vor fünf Zeugen. In andern deutſchen Staaten läßt ſich ein gerichtliches T. vor dem Stadtſchreiber und einem Ratsherrn errichten; es gelten aber auch die nach röm. Form errichteten Privatteſtamente. Preußen kennt nur gerichtliche T., indem der Teſtator entweder an Gerichtsſtelle erſcheint und ſein T. ſchriftlich übergibt oder zu Protokoll erklärt, oder zu dem Ende eine Deputation des Gerichts in ſeine Wohnung erbittet. Durch außergerichtliche Codicille können nur Legate, welche den 20. Teil des Nachlaſſes nicht überſteigen, verordnet werden. Beſondere Vorſchriften gelten für Teilung unter den Kindern (dispositio parentum inter liberos).

In Öſterreich gelten ſowohl gerichtliche als notarielle und private T. Bei dem erſten müſſen wenigſtens zwei vereidete Gerichtsperſonen zugegen ſein. Als Privatteſtament iſt ein Letzter Wille gültig, wenn derſelbe entweder von dem Erblaſſer ganz eigenhändig geſchrieben und mit ſeinem Namen unterſchrieben und vor drei Zeugen anerkannt, oder vor drei Zeugen vorgeleſen, oder mündlich erklärt wird. In Frankreich gelten nur zwei Formen des T., die ſchriftliche, wenn der Teſtator ſeine Dispoſition (testament olographe) ganz eigenhändig (en entier) ſchreibt, unterſchreibt und das Datum beiſetzt, und die öffentliche (testament par acte public), wenn er es vor zwei Notaren und zwei Zeugen oder vor einem Notar und vier Zeugen mündlich erklärt und unterſchreibt; kann er nicht ſchreiben, ſo muß dies bemerkt werden. Er kann auch dem Notar einen ſchriftlich verſiegelten Aufſatz (testament mystique ou secret) übergeben, dann müſſen aber ſechs Zeugen zu dieſer Erklärung zugezogen werden. Beſondere Beſtimmungen gelten für Militärperſonen, zur See, in Peſtzeiten, für im Auslande errichtete T. von Franzoſen. In England muß ſeit 1838 das T. ſchriftlich errichtet, vom Teſtator ſelbſt oder unter ſeiner Leitung und Gegenwart von einem andern in Gegenwart zweier Zeugen unterſchrieben und von dieſen Zeugen unterzeichnet, ſowie die Unterſchrift oder Anerkennung bezeugt werden. Das allgemeine Teſtamentsdepôt, wo Einſicht und Abſchrift genommen werden kann, iſt jetzt Somerſet-Houſe. Im Staate Neuyork iſt für jedes County ein ſog. Surrogate mit ausſchließlicher Gerichtsbarkeit in Teſtamentsſachen beſtellt. Was die landrechtlichen Abweichungen hinſichtlich der innern Erforderniſſe der Letzten Willen anlangt, ſo ſind gewöhnlich die willkürlichen röm. Beſchränkungen der Teſtier- und Erbfähigkeit beſeitigt und die Folgen der Vermutung aufgehoben, daß der Teſtator bei unvollſtändigen Verfügungen dennoch nichts an die unerwähnten Inteſtaterben gelangen laſſen wolle. Meiſtens findet ſich auch das Noterbrecht und die Lehre vom Pflichtteil und der Enterbung mit neuen Beſtimmungen bedacht. Bei dieſer großen Verſchiedenheit der Rechte kann die Frage von Wichtigkeit werden, nach welchen

Gesetzen ein im Auslande errichtetes T. von den Gerichten des Inlandes zu beurteilen sei. In der Regel wird hier das Materielle nach der Heimat des Testators begutachtet, sodaß z. B. ein Franzose bloß, wenn er nach dem Gesetze seines Landes testierfähig ist, in der Fremde einen Letzten Willen errichten und demselben nur einen dem Code Napoléon angemessenen Inhalt geben kann. Dagegen müssen in Ansehung der Form und der Beglaubigung die Gesetze des Ortes der Errichtung entscheiden. Der Testator kann sein T. immer abändern, z. B. durch Codicille (s. d.), oder widerrufen, indem er das gerichtlich niedergelegte T. zurücknimmt, das außergerichtliche durchstreicht, zerreißt oder ein anderes errichtet. Aber hier sind auch die gesetzlichen Bestimmungen sehr verschieden. Nach gemeinem Rechte wird die bloße Abforderung des T. aus der gerichtlichen Verwahrung nicht als eine Aufhebung des T. angesehen, wenn nicht die Absicht, es zu entkräften, klar ist, z. B. die Siegel abgerissen werden. In Preußen hingegen verliert ein aus der gerichtlichen Verwahrung zurückgefordertes T. seine ganze Wirksamkeit. Ein späteres T. geht dem ältern vor; aber wenn sich mehrere T. finden, ohne daß ausgemacht werden kann, welches das neuere sei, so gelten beide, und wenn das neuere vom Anfang ungültig war, so bleibt das ältere in Kraft. Vielfach findet sich die Vorschrift, daß T. durch spätere Eheschließung oder Kinderzeugung ungültig werden, sowie die andere, daß Leibeserben besitzende Personen in mehr oder minder weitem Umfange in Errichtung von T. beschränkt sind. Peignot veröffentlichte unter dem Titel «Choix de testaments anciens et modernes» (2 Bde., Par. 1829) eine interessante Sammlung von T.

Vgl. Friedr. Mommsen, «Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über das Erbrecht» (Braunschw. 1876); Lardy, «Les législations civiles des cantons suisses» (Par. 1877); Rivier, «Traité des successions» (Brüssel 1878); Baron, «Angriffe auf das Erbrecht» (Berl. 1877); Scheel, «Erbschaftssteuern und Erbschaftsreform» (2. Aufl., Jena 1877).

Testamentsvollstrecker heißt eine Person, welche in einer letztwilligen Verfügung, Testament, Erbvertrag, dazu bestellt ist, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Der Umfang seiner Rechte und Pflichten ergibt sich aus seiner Bestellung; es kann ihm nur ein einzelnes Geschäft übertragen, es kann ihm die Verwaltung und Liquidation des ganzen Nachlasses übertragen sein. Innerhalb seines Geschäftskreises sind seine Rechtshandlungen für den Nachlaß verbindlich. Sein Verhältnis zum Erben ist das des Verwalters zum Geschäftsherrn.

Teste de Buch (La), Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bordeaux, nahe der Südküste des Bassins von Arcachon des Atlantischen Oceans, Station der Linie La Mothe-Arcachon der Südbahn und der Lokalbahn La Teste-Etang de Cazau, zählt (1881) 6063 E. und hat einen Hafen, Küstenschiffahrt, Fischerei und ein Seebad, sowie Handel mit Harz und Terpentinöl. In der Umgebung sind die Dünen (Le Buch) mit Eichen- und Fichtenwaldungen von großer Ausdehnung bedeckt. In der Nähe lag im Altertum Boji, eine Stadt der Bituriges Vivisci. Vor der großen Revolution war T. Hauptort und Residenz des Captalats Buch.

Testeid, s. unter Testakte.

Testieren (lat.), bezeugen; ein Testament machen.

Testierfreiheit. Das röm. Recht gewährte ursprünglich volle T., indem es dem Erblasser gestattete, über die Erbfolge testamentarisch frei zu bestimmen. Später jedoch trat durch das Noterbenrecht und Pflichtteilrecht eine Beschränkung dieser Freiheit, besonders zum Vorteil der Kinder, ein, und zwar wurde das Pflichtteil für jedes Kind bei 1—4 Kindern auf $\frac{1}{3}$, bei 5 und mehr auf $\frac{1}{2}$ der Intestatportion festgesetzt. Das deutsche Recht dagegen ging ursprünglich von einer vollständig gebundenen Erbfolge aus und entwickelte sich später im Sinne der beschränkten T. mit mäßigen Pflichtteilen. Nach dem preuß. Landrecht z. B. betragen dieselben bei 1 und 2 Kindern $\frac{1}{3}$, bei 3 und 4 Kindern $\frac{1}{4}$ und bei 5 und mehr $\frac{1}{5}$ der Intestatportion. Möglichst vollständige Gleichberechtigung aller Kinder und dem entsprechend möglichst weitgehende Beschränkung des Erblassers suchte die franz. Revolutionsgesetzgebung durchzuführen, und wenn der Code Napoléon diese Tendenz nicht so streng festhielt, so bestimmt er doch die Quote, über welche der Erblasser frei verfügen kann bei 1 und 2 Kindern nur zu einem Kindesteil und bei 3 und mehr nur zu einem Viertel des Vermögens. Die unter Napoleon I. wieder zugelassene Gründung von Majoraten durch Substitution ist später wieder ausgeschlossen worden. Volle T. besteht in England und Nordamerika, neben einer Intestaterbfolge, vermöge welcher der älteste Sohn allein den Grundbesitz erbt, und der Zulässigkeit der Gründung von Fideikommissen von beschränkter Dauer durch entail. Auch ist es in diesen Ländern nicht mehr üblich, ein Testament zu machen, wie auf dem Kontinent, und in der Regel wird auch in den kaufmännischen und industriellen Kreisen ein Sohn in der Weise bevorzugt, daß er das väterliche Geschäft in dem alten Umfange weiter führen kann. Manche glauben in diesem Umstande den Grund der mächtigen Steilung des englischen Fabrikanten- und Handelsstandes zu erkennen und empfehlen daher die T. auch für den Kontinent. Allerdings bewirkt dieselbe, daß größere Kapitalmacht in verhältnismäßig wenigen Händen konzentriert bleibt, aber es ist sehr fraglich, ob das Kapital in dieser Form volkswirtschaftlich und sozialpolitisch nützlicher wirkt; aber bei gleichmäßigerer Verteilung, soweit es sich um die Erhaltung eines leistungsfähigen mittlern Bauernstandes handelt, kann in den Gegenden, wo das Rechtsgefühl dem nicht widerspricht, die Bevorzugung eines Anerben mittels der Höferolle (s. Höfewesen) erfolgen.

Testifikation (lat.), Beweis durch Zeugen; testifizieren, durch Zeugen beweisen.

Testikeln (lat.), die Hoden.

Testimonium bezeichnet nach dem lat. Sprachgebrauche mehr eine mündliche Zeugenaussage oder Zeugnisablegung, während man heutzutage mit diesem Worte gewisse schriftliche Bestätigungen und Ausweise zu benennen pflegt. So gibt es ein kirchliches testimonium integritatis oder Ledigkeitszeugnis, daß ein die Trauung Nachsuchender, nach dem Ergebnis des Aufgebots zu urteilen, nicht schon anderweit verheiratet sei; ein ortsgerichtliches testimonium paupertatis, Armutszeugnis, behufs Erlangung des Armenrechts im Prozeß oder akademischer Stipendien; ein testimonium maturitatis der Schulbehörde über die wissenschaftliche Reife eines zur Universität abgehenden Gymnasiasten. Testat heißt die Bescheinigung eines akademischen Lehrers über das Belegen der Vorlesungen.

Teſton (Kopfſtück) nennt man eine franz. Silbermünze, welche im 16. Jahrh. geprägt wurde und an Stelle der Gros Tournois oder Tournoſe (ſ. d.) trat. Es gingen 25½ Stück auf eine Troyſche Mark; anfänglich war ein T. gleich 10, ſpäter gleich 15, endlich ſogar gleich 20 Sous oder ſoviel als ein Ecu (ſ. d.). Sie wurden auch in andern Ländern, wie Italien, Portugal, England, nachgeahmt.

Testūdo (lat.), die Schildkröte.

Tet (La), Telis der Römer, Fluß im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, entſpringt in den Pyrenäen nördlich vom Pic Carlitte aus der engen Schlucht Conflans, berührt Mont-Louis, Villefranche, Prades und Perpignan, nimmt rechts die Zuflüſſe Roja und Boulès auf und mündet nach einem vorherrſchend oſtnordöſtl. Laufe von 125 km unterhalb Canet in den Golfe du Lion des Mittelländiſchen Meeres. Aus dem T. ſind künſtliche, den mauriſchen ähnliche Bewäſſerungskanäle (aus dem 12. Jahrh.) abgeleitet.

Tetanie (grch.), eine eigentümliche, vorzugsweiſe im kindlichen und jugendlichen Alter vorkommende Nervenkrankheit, welche ſich durch anfallsweiſe, ohne jede Bewußtſeinsſtörung auftretende toniſche Krämpfe in beſtimmten Muskelgruppen der Gliedmaßen zu erkennen gibt. Die Krankheit geht gewöhnlich in Heilung über; Behandlung: narkotiſche Mittel, laue Bäder, Elektricität.

Tetānus (lat.), der Starrkrampf.

Tetarata-Quelle, Springquelle in Neuſeeland, ſ. Geiſer.

Tête (frz., Kopf), militäriſch die vorderſte Abteilung eines Truppenkörpers.

Tête-à-tête (frz., Kopf an Kopf), vertrauliche Zuſammenkunft, Geſpräch unter vier Augen.

Tetens (Joh. Nik.), deutſcher Philoſoph, geb. 1736 zu Tetenbüll in Schleswig, wurde, nachdem er in Bützow Profeſſor der Phyſik und Direktor des Pädagogiums geweſen war, 1776 Profeſſor der Philoſophie und ſpäter auch der Mathematik zu Kiel; 1789 berief man ihn in eine hohe Finanzſtellung nach Kopenhagen, wo er 1805 ſtarb. Neben einer phyſikaliſch-mathematiſchen Schriftſtellerthätigkeit entwickelte er auch eine lebhafte Energie auf dem philoſophiſchen Gebiete; er ſchrieb: «Gedanken über einige Urſachen, warum in der Metaphyſik nur wenige ausgemachte Wahrheiten ſind» (Bützow 1760), «Abhandlung von den vorzüglichſten Beweiſen des Daſeins Gottes» (Bützow u. Wismar 1761), «Commentatio de principio minimi» (Bützow 1769), «Über den Urſprung der Sprache und der Schrift» (Bützow und Wismar 1772), «Über die allgemeine ſpekulative Philoſophie» (Bützow 1775), hauptſächlich aber «Philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung» (2 Bde., Lpz. 1776 u. 1777). Dieſes vortreffliche Werk macht ihn zu dem bedeutendſten unter den empiriſchen Pſychologen der vorkantiſchen Zeit in Deutſchland; er iſt gegenüber der nervenphyſiologiſchen Tendenz ein glücklicher Vertreter der Methode der innern Erfahrung und ihrer Analyſe. Ihm in erſter Linie verdankt die Pſychologie die Einführung des «Empfindungsvermögens» zwiſchen Vorſtellen und Begehren und damit die jetzt übliche Dreiteilung von Denken, Fühlen und Wollen. Auch ſtreift er in den erkenntnistheoretiſchen Teilen des Werks vielfach Gedanken, die ſich mit Kant berühren, deſſen «Inauguraldiſſertation» auf T. ſtark eingewirkt hatte. Vgl. Fr. Harms, «Die Pſychologie des Johann Nikolaus T.» (Berl. 1878).

Teterow, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, in fruchtbarer Gegend, unweit ſüdweſtlich vom Teterower See, Station der Linie Lübeck-Strasburg der Mecklenburger Friedrich-Franz-Bahn und der Gnoien-Teterower Bahn, iſt Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5646 luth. E. und hat eine alte got. Pfarrkirche, eine höhere Bürgerſchule, eine Gasanſtalt, Torfſtiche, bedeutenden Acker- und Gartenbau, Eiſengießerei, Maſchinenfabrik, Dampfſchneidemühlen und Handel mit Getreide und Fettvieh.

Tethys, Tochter des Uranos und der Gäa, eine Titanide, war Gemahlin des Okeanos, Mutter der Okeaniden und Strömgötter und Erzieherin der Hera.

Tetrabranchiaten, ſ. unter Kopffüßer.

Tetrachord hieß bei den alten Griechen eine Skala von vier Tönen. Die Alten teilten nämlich ihr Tonſyſtem in T. ſtatt in Oktaven, wie dies die neuere Muſik thut. Die T. waren anfangs nur diatoniſch, ſpäter auch chromatiſch und enharmoniſch. Zwei T. bilden eine Oktave (z. B. c d e f und g a h c oder: e f g a und h c d e); aus ihnen hat ſich im Mittelalter das Hexachord, ſodann die Oktave und damit unſer Muſikſyſtem entwickelt.

Tetrade (botan.), ſ. unter Pollen.

Tetradrachmon, eine griech. Silbermünze, gleich vier Drachmen, bildete die Hauptmünze des atheniſchen Staates. (S. Drachme.)

Tetradymit, ein in rhomboëdriſchen Zwillings-, namentlich auch Vierlingskryſtallen (daher der Name), auch derb in körnig-blätterigen Aggregaten ausgebildetes Mineral, welches chemiſch aus 59,1 Proz. Wismut, 36,4 Tellur und 4,5 Schwefel beſteht und daher auf die Formel Bi_2Te_2S oder $2Bi_2Te_3 + Bi_2S_3$ führt; es ſpaltet ſehr vollkommen nach der Baſis, iſt mild, in dünnen Blättchen biegſam, äußerlich wenig glänzend oder matt, von zinnweißer bis ſtahlgrauer Farbe, von der Härte 1 bis 2, dem ſpezifiſchen Gewicht 7,4 bis 7,5. Auf der Kohle ſchmilzt es ſehr leicht unter Entwickelung von ſchwefliger Säure, in Salpeterſäure iſt es löslich unter Abſcheidung von Schwefel. Fundorte ſind: Schubkau bei Schemnitz und Oravicza in Ungarn und mehrere Gruben in Virginien, Nordcarolina und Montana. Außer dieſem Tellurwismut gibt es noch andere Vorkommniſſe von ähnlicher, aber quantitativ abweichender chemiſcher Zuſammenſetzung.

Tetradynamia, ſ. Tetradynamiſch.

Tetradynamiſch oder vierm ächtig nennt man in der Botanik diejenige Gruppierung von Staubgefäßen, bei welcher vier längere und zwei kürzere in einer Blüte vereinigt ſind (stamina tetradynama). Dies findet ſtatt in der Familie der Cruciferen, die im Linnéſchen Syſtem eine beſondere Klaſſe (15) bildet und den Namen Tetradynamia trägt. (S. Sexualſyſtem.)

Tetraëder (grch.) heißt im weitern Sinne jeder ebenflächige Körper von vier Seitenflächen, mithin jede dreiſeitige Pyramide; im engern Sinne der reguläre Körper, der von vier kongruenten gleichſeitigen Dreiecken eingeſchloſſen wird; Tetraëdrometrie heißt die Trigonometrie des T., in welcher die Relationen unter den Beſtandteilen des T. betrachtet werden.

Tetraëdrit, ſ. Fahlerz.

Tetragon (grch.), Viereck.

Tetragonia expansa, ſ. unter Spinat.

Tetragynia, ſ. Tetragynus.

Tetragynus, tetragyniſch oder vierweibig nennt man in der Botanik jede Blüte, in

welcher sich vier Griffel befinden. Linné nannte in seinem System die vierte Ordnung der Klassen 1—13 Tetragynia. (S. Sexualsystem.)

Tetralogie hieß bei den Griechen ein Komplex von vier Dramen (drei Tragödien, die man zusammen eine Trilogie nannte, und einem Satyrspiel), welche durch den Zusammenhang der darin behandelten mythischen Stoffe oder wenigstens durch die Einheit der der Behandlung zu Grunde liegenden Idee zu einem größern Ganzen verbunden waren. Als der Schöpfer oder wenigstens als der bedeutendste Meister dieser trilogischen oder tetralogischen Kompositionen ist Äschylus zu betrachten, von welchem allein auch eine vollständige Trilogie erhalten ist: die sog. «Oresteia» (so genannt, weil die Mythen von Orestes behandelnd), bestehend aus den Tragödien «Agamemnon», «Choëphoren» und «Eumeniden». Das dazugehörige Satyrspiel «Proteus», durch dessen Hinzutritt die Trilogie zur T. geworden war, ist verloren gegangen. Sophokles gab diese Kompositionsweise auf und brachte seine Tragödien als voneinander unabhängige Einzelstücke auf die Bühne, wenn er auch ebenso wie die übrigen Tragiker, dem Herkommen des atheniſchen Theaters sich fügend, regelmäßig drei Tragödien und ein Satyrspiel zugleich aufführte; doch kommen auch nach Äschylus noch einzelne Beispiele wirklicher T., d. h. vier durch den Zusammenhang des Mythos verbundener Dramen vor, wie die «Oidipodeia» des Meletos und die «Pandionis» des Philokles. Endlich heißt T. auch eine Verbindung von je vier Werken anderer Litteraturgattungen zu einer Gruppe, wie z. B. ein gewisser Thrasyllos (ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius) die Dialoge des Platon nach T. geordnet hat.

Tetramera, s. unter Coleopteren.

Tetrameter, eigentlich vier Maße enthaltend, heißt in der Metrik ein Vers, der aus vier einfachen oder Doppelfüßen besteht, und zwar im trochäischen und iambischen Rhythmus, wo man zwei Trochäen oder Jamben als einen Doppelfuß oder eine Dipodie (s. d.) zählt, aus vier solchen Dipodien, in den daktylischen und andern Versen aber aus vier einfachen Füßen. Fehlt die letzte Silbe, so heißt der T. katalektisch (tetrameter catalecticus), ist aber der letzte Fuß rein erhalten, akatalektisch (tetrameter acatalectus). Die deutschen Dichter haben seit Gryphius besonders den iambischen T. häufig angewendet, den man auch Oktonarius nennt. In katalektischen T. ist z. B. Dingelstedts «Altheſſ. Sage» verfaßt:

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben, u. s. w.

Ein Beispiel von akatalektischen T. gibt Platens «Harmosan»:

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Moslemineuhand das schätzereiche Ktesiphon, u. s. w.

Auch den daktylischen und die übrigen Arten von T. haben neuere Dichter, vorzüglich Platen, glücklich angewendet.

Tetrandria, s. Tetrandrus.

Tetrandrus, tetrandrisch oder viermännig nennt man in der Botanik jede Blüte, in welcher vier gleichlange und nicht miteinander verwachsene Staubgefäße vorhanden sind. Im Linnéschen System trägt die 4. Klasse den Namen Tetrandria, sie umfaßt alle Pflanzen mit zwitterigen tetrandrischen Blüten. (S. Sexualsystem.)

Tetrão (lat.), der Auerhahn.

Tetraoniden, s. Waldhühner.

Tetrapolitana (Confessio T.), s. unter Confessio.

Tetrarch (grch.), Vierfürst, im Altertum einer von vier Beherrschern eines Landes, röm. Unterkönig in asiatischen Landschaften; Anführer einer Unterabteilung der griech. Phalanx.

Tetras, s. Vier.

Tetrax (lat.), die Zwergtrappe.

Tetroncrythrin ist der Name eines besondern roten Farbstoffs, der in einer bei den männlichen Waldhühnern oberhalb der Augen gelegenen, nackten, warzigen und roten Hautverdickung sich findet.

Tetschen (slaw. Děčín), Stadt im vormaligen Leitmeritzer Kreise in Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, unterhalb der Einmündung der Polzen oder Pulsnitz, zwischen der sächs. Grenze und Aussig gelegen, an der Böhmischen Nordbahn (Linie Bodenbach-Tannenberg, mit Anschluß an die Sächsische Staatsbahn durch die Linie T.-Mittelgrund) und Österreichischen Nordwestbahn (Linie Wien-Mittelgrund), ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, seit 1824 Hauptstapelplatz für die Elbschiffahrt, und bildet mit ihren schönen, zum Teil wildromantischen Umgebungen den End- und Glanzpunkt des zur Sächsisch-Böhmischen Schweiz gerechneten, und im Sommer von Reiselustigen ungemein belebten Teils des Elbthals. Die Stadt ist an der Nord- und Ostseite des Schloßbergs erbaut, besitzt eine sehenswerte, 1687 zum Teil auf Felsengrund erbaute Pfarrkirche und hat (1880) 5612 E., deren Hauptnahrungszweige Schiffahrt und Handel, besonders mit Getreide, Holz und Obst, Steinnuß-Knopffabrikation und Baumwollspinnerei bilden. Von T. führen zwei Eisenbahnbrücken nach dem linken Elbufer. T. ist überragt von dem prächtigen gräfl. Thunschen Schlosse Tetschen, welches auf einem 45 m hohen, schroff aus der Elbe emporsteigenden Sandsteinfelsen liegt, und zu dem eine 300 m lange und 10 m breite, zum Teil in den Felsen gehauene Auffahrt und eine unmittelbar vor dem Eingang in den äußern Schloßhof über eine Felsenkluft gelegte Brücke hinanführt. Dasselbe ist 1688 vom Grafen Max Thun von Hohenstein erbaut und 1788 auf den gegenwärtigen imposanten Stand gebracht worden. Es hat einen schönen Schloßpark und Schloßgarten mit bedeutender Kamelien-, Rosen-, Azaleen- und Orchideenkultur. In der Nähe von T. am selben Ufer liegt die höhere landwirtschaftliche Landeslehranstalt Liebwerd, am linken Elbufer Bodenbach (s. d.) und weiter flußabwärts die stark besuchte Sommerfrische Obergrund mit schön gelegenen Villen, Hotels und Pensionen und der Mineralquelle Josephsbad (eisenhaltig-indifferenter Säuerling nebst Dampf- und Douchebad). In neuester Zeit ist auch der auf dem rechten Elbufer 2 km nördlich von T. gelegene, durch eine Schleppbahn mit der Österreichischen Nordwestbahn verbundene Elbumschlagplatz Laube zu hoher kommerzieller Bedeutung gelangt.

Tettenborn (Friedr. Karl, Freiherr von), berühmter Parteigänger in den deutschen Befreiungskriegen, geb. 19. Febr. 1778 zu Tettenborn im Kreise Nordhausen des preuß. Regierungsbezirk Erfurt, kam 1791 als Page nach Mainz, studierte 1792 zu Waltershausen Forstwissenschaft und bezog darauf die Universität zu Göttingen, später die zu Jena. Nach dem Tode seines Vaters, welcher das Amt

eines Oberjägermeisters bei dem Markgrafen von Baden bekleidete, trat er 1794 in das österr. Chevaulegersregiment Kinsky und stieg sehr bald zum Rittmeister auf. Er befand sich 1805 beim Heere unter Mack, schlug sich nach der Übergabe von Ulm als Führer der Vorhut unter dem Erzherzog Ferdinand durch und erwarb das Maria-Theresia-Kreuz. In der Schlacht bei Wagram zeichnete er sich 1809 so aus, daß er noch auf dem Schlachtfelde von Erzherzog Karl zum Major ernannt wurde. Nach dem Frieden folgte er dem Fürsten Schwarzenberg bei dessen Gesandtschaft nach Paris. Vor dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland nahm er seinen Abschied und trat 1812 als Oberstlieutenant in russ. Dienste. Er führte die Vorhut Kutusows und bewies bei Verfolgung der Franzosen auf ihrem Rückzuge von Moskau große Kühnheit (Einnahme von Wilna). Als Oberst setzte er mit leichter Reiterei über die Weichsel und Oder, vereinigte sich bei Landsberg a. d. Warthe mit Tschernitschew und rückte in Berlin ein, wurde hierauf gegen Hamburg gesendet und besetzte diese Stadt 18. März 1813, mußte dieselbe jedoch nach einem zehnwöchigen Aufenthalt 30. Mai wieder räumen. Unter dem Oberbefehl von Walmoden rückte T. gegen Davoust, der ins Mecklenburgische vorgedrungen war, dann gegen den General Pecheur vor, hielt sich nach dessen Niederlage an der Göhrde auf dem linken Ufer der Elbe und zwang 15. Okt. Bremen zur Übergabe. Hierauf folgte er dem Kronprinzen von Schweden auf dessen Zuge bis nach Jütland und brach, als dort die Feindseligkeiten beendigt waren, im Jan. 1814 nach dem Rhein auf. In Frankreich leistete er mit seinem Korps leichter Reiterei teils dadurch, daß er die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen der Heere unterhielt, teils durch das Auffangen wichtiger Kuriere und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen, wesentliche Dienste. Nach dem Frieden erhielt er Urlaub, um die von Napoleon eingezogenen Güter seiner Familie, die er zurückerhalten hatte, in Besitz zu nehmen, und trat 1818 aus dem russ. Dienst in den badischen über. Er vermittelte die Territorialstreitigkeiten zwischen Baden und Bayern, war bei der Gründung der bad. Verfassung thätig und ging, zum Generallieutenant ernannt, 1819 als Gesandter an den Hof zu Wien, wo er 9. Dez. 1845 starb. Vgl. Varnhagen von Ense, «Geschichte der Kriegszüge des Generals T.» (Stuttg. 1815).

Tettnang, Oberamtsstadt im württemb. Donaukreis, 8 km im ONO. von Friedrichshafen, Station (Meckenbeuren-T.) der Linie Bretten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2237 meist kath. E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein großes Schloß, welches ehemals den Grafen von Montfort gehörte, eine Kreditbank, Hopfen- und Obstbau, Käserei, Malzfabrikation, Bierbrauerei und Dampfsägemühlen.

Tetuan, richtig Titawân, Stadt im nördlichsten Teile Marokkos, liegt 37 km südlich von Ceuta, links am Flusse Martil oder Haneich, 7,5 km von der Küste des Mittelländischen Meeres, im Hintergrunde einer von der Sierra Bermeja im Norden und dem Kitangebirge nach Süden hin umschlossenen Thalebene inmitten herrlicher Gärten. Die weißen, mit wenigen kleinen Fenstern versehenen, plattgedachten Häuser reihen sich terrassenförmig aneinander und bilden ein Gewirr von engen unreinlichen, zum Teil bedeckten Straßen. Das Ganze ist von einer schlechtunterhaltenen, notdürftig zur Verteidigung eingerichteten, hohen und betürmten Mauer umgeben und mit einem kleinen Kastell (der Kasba) gekrönt. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 25 000. Darunter befinden sich 6000 Juden, die ein eigenes, durch Mauern und Thore abgeschlossenes Quartier bewohnen, Mellah genannt, d. h. gesalzener Ort. Gegenstände der Industrie sind Lederwaren, Mützen (Tarbusch) und Schußwaffen für ganz Marokko. Zur Ausfuhr, meist nach Spanien, gelangen Wolle, Getreide, Seide, Schlachtvieh und Lederwaren. An der Mündung des Martil liegen zwei Forts, von denen die Aduana, ein befestigtes Zollhaus, das bedeutendste ist. Auf dem rechten Ufer des Martil lag im Altertum Tamuda in Mauretania Tingitana. T. war der Mittelpunkt der Kämpfe im span.-marokk. Krieg von 1860. Die span. Armee unter O'Donnell erreichte 15. Jan. 1860 die Küstenebene von T. (südlich des Kap Negro). Nachdem 23. Jan. am Bache Alcantara (Zufluß des untern Martil) und 31. Jan. um den Dscheleli scharfe Gefechte vorgefallen, kam es endlich 4. Febr. zur entscheidenden Schlacht bei T., in welcher das Lager der Marokkaner von den Spaniern erstürmt und die Reste ihrer Macht zurückgeworfen wurden. Am nächsten Tage erfolgte die Einnahme der Stadt T. Schon 7. Febr. ward O'Donnell (s. d.) zum Herzog von Terceira ernannt. Vgl. Ed. Schlagintweit, «Der span.-marokk. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Tetzel (Ablaßkrämer), s. Tezel (Johann).

Teubner (Benedictus Gotthelf), namhafter deutscher Verlagsbuchhändler und Buchdrucker, geb. 16. Juni 1784 zu Groß-Kraußnigk in der Niederlausitz, erlernte die Buchdruckerei bei Meinhold in Dresden, arbeitete dann als Gehilfe in Leipzig und Preßburg und übernahm 1806 die Leitung der Weinedelschen Druckerei in Leipzig, die er später käuflich erwarb und 1811 unter eigenem Namen fortführte. Dieselbe hat bis auf die neueste Zeit eine immer größere Ausdehnung erhalten, sodaß sie jetzt zu den bedeutendsten Buchdruckereien Deutschlands gehört. Mit ihr verbunden sind Schriftgießerei, Stereotypie und galvanoplastische Anstalt. Im J. 1832 gründete T. auch zu Dresden eine Buchdruckerei, die ihrer vorzüglichen Leistungen wegen vielfach mit Arbeiten der Staatsbehörden betraut wurde. Neben der Buchdruckerei gewann die von T. 1824 begründete Verlagsbuchhandlung große Bedeutung. Am 1. Jan. 1831 verband sich T. mit F. Claudius; von da an führte das Verlagsgeschäft bis zu dem Ende 1832 erfolgten Austritt von Claudius die Firma: B. G. Teubner und F. Claudius. Während früher der Verlag die Gebiete der Philologie, darunter die 1849 begonnene und weitverbreitete: «Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum» mit ihren kritisch revidierten Textausgaben in schöner Ausstattung und zu wohlfeilen Preisen, dann der Altertumswissenschaft, Geschichte, Theologie und Mathematik umfaßte, ist in neuerer Zeit die Thätigkeit der Verlagshandlung vorzugsweise auf die Gebiete der Philologie und Altertumswissenschaft, der Mathematik und der Litteratur des Unterrichts für höhere Lehranstalten gerichtet. Am 1. April 1842 war T.s ältester Schwiegersohn, Eduard Koch, als Teilhaber in das Geschäft eingetreten, zog sich aber 1. Juli 1854 aus Gesundheitsrücksichten

wieder zurück. Er starb 29. Juni 1883. An seine Stelle trat T.s zweiter Schwiegersohn, Christian Adolf Roßbach, am 1. Okt. 1853 als Teilhaber ein. T. starb 21. Jan. 1856. Die Geschäfte in Leipzig und Dresden gingen an seine Schwiegersöhne Roßbach und Albin Ackermann über, welche dieselben unter der Firma B. G. Teubner fortführten und im J. 1872 August Schmitt, seit 1847 im Geschäft thätig und von der Universität Jena zum Dr. phil. honoris causa ernannt, als Teilhaber für die Verlagshandlung aufnahmen. Als Teilhaber sämtlicher Teubnerschen Geschäfte in Leipzig und Dresden traten die Söhne der beiden Besitzer ein: Arthur Roßbach am 1. Juli 1875 und Alfred Ackermann am 1. Juli 1882. Nach dem am 18. Okt. 1882 erfolgten Tode Arthur Roßbachs werden die Geschäfte von Adolf Roßbach, Albin und Alfred Ackermann und Dr. August Schmitt unter der Firma B. G. Teubner fortgeführt.

Teuchern, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, an der rechts zur Saale gehenden Rippach, Station der Linie Weißenfels-Zeitz der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4644 E. und hat ein ehemals festes Schloß mit schönen Parkanlagen, Töpferei, sowie in der Umgegend 26 Braunkohlengruben, aus denen jährlich 4,5 Mill. Hektoliter gefördert werden; die Kohlen sind von vorzüglicher Güte und werden großenteils in zwölf Fabriken zu Teer, Paraffin und Solaröl verarbeitet.

Teucrium *L.* (Gamander), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten. Man kennt nahezu 100 Arten, die in den gemäßigten Zonen eine ausgedehnte Verbreitung haben und besonders reichlich in den Mediterranländern vorkommen. Es sind kraut- oder strauchartige Gewächse mit wirtelständigen oder in racemösen Inflorescenzen angeordneten Blüten, denen die Oberlippe der Blumenkrone vollständig fehlt; an Stelle derselben ist ein Spalt vorhanden, durch welchen die Staubgefäße und der Griffel nach außen vorragen. Mehrere Arten sind in Deutschland einheimisch und kommen besonders auf trockenen Kalkbergen vor, so z. B. Teucrium botrys *L.* und T. chamaedrys *L.* Von dem auf Sumpfwässern wachsenden sog. Knoblauch-Gamander, T. scordium *L.*, war früher das Kraut (Herba scordis) als Wurmmittel offizinell. Am bekanntesten von allen Teucriumarten ist der vielfach in Zimmern und Gärten kultivierte Katzengamander, auch Katzenkraut genannt, T. marum *L.* (gewöhnlich als Marum verum bezeichnet); er wächst in Südeuropa wild und hat in allen seinen Teilen einen starken kampferartigen Geruch. Die Katzen werden von diesem Geruche angelockt und wälzen sich sehr gern auf dem Kraute herum. Die Pflanze war früher unter dem Namen Herba mari veri offizinell, das getrocknete Kraut wirkt niesenerregend und bildet deshalb gewöhnlich einen Bestandteil der unter dem Namen Niespulver verkäuflichen Schnupfmittel.

Teuerung nennt man denjenigen wirtschaftlichen Zustand, in welchem die notwendigsten Lebensbedürfnisse, namentlich die Nahrungsmittel, in einem abnorm hohen Preise stehen. Eine T. kann zwar bei jeder Warenklasse eintreten; von bedeutender nationalökonomischer und selbst polit. Wichtigkeit ist aber vorzugsweise die Getreideteuerung. Unter den Ursachen derselben stehen Kriege und Mißernten obenan, wobei im Kriege außer den eigentlichen Verwüstungen noch die Abrufung der kräftigsten, bisher im Landbau verwendeten Männer und Pferde, die vielen Störungen des sonst üblichen Getreideverkehrs u. s. w. in Betracht kommen. Schon ein geringer Ausfall in der normalen Zufuhr erzeugt bei dem Getreide, als dem notwendigsten Lebensmittel, eine bedeutende Preiserhöhung. Eigentlicher Getreidemangel kann indes heutzutage infolge der großartigen Entwickelung des Welthandels in Getreide und der Transportanstalten, bei der Unwahrscheinlichkeit einer gleichzeitigen Mißernte in allen Ländern und den stets vorhandenen, zu Spekulationszwecken angehäuften großen Vorräten kaum noch vorkommen, vielmehr erhebt jetzt die Landwirtschaft die Klage, daß allgemeine Überproduktion an Getreide bestehe. Immerhin tritt in weniger entwickelten Ländern, wie in Algier, Persien und namentlich in Indien noch von Zeit zu Zeit eine als Hungersnot erscheinende T. ein und auch in einzelnen Gegenden Europas und Deutschlands entwickelt sich zuweilen ein solcher lokaler Notstand. Indes ist es auch in diesen Fällen dem Handel in der Regel möglich, das nötige Getreide zu mäßigen Preisen herbeizuschaffen, aber die notleidende Bevölkerung ist nicht im Stande, diese Preise zu bezahlen, weil sie auf den Ertrag ihres Bodens angewiesen ist, der bei der Mißernte einen großen Ausfall erfahren hat.

Teuerungspolitik. Da früher bei der Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel eine große Teuerung der notwendigsten Lebensmittel, insbesondere des Getreides für ganze Landstriche zu einer furchtbaren Kalamität werden konnte, so bemühten sich die Regierungen, durch besondere Maßregeln das Entstehen von Teuerungen zu verhindern oder wenigstens die Folgen derselben zu mildern. Man glaubte vor allem dem Getreidehandel (s. d.), den man gern von vorn herein als Kornwucher betrachtete, Beschränkungen auflegen zu müssen. So wurde häufig verboten, das Getreide vor der Ernte auf dem Halme zu kaufen und es anderswo als auf dem offenen Markte zu verkaufen. Bei dringenden Notständen schritt man sogar zur Expropriation der vorhandenen Privatvorräte. Auch die Ausfuhr von Getreide aus einer Provinz in die andere war häufig erschwert und zeitweise verboten, ebenso die Ausfuhr ins Ausland. Zuweilen wurde die Getreideeinfuhr von außen durch Prämien befördert. Auch wurden öffentliche Kornmagazine angelegt oder auf andere Weise die Ansammlung von Vorräten, besonders in den großen Städten, veranlaßt. So mußten die pariser Bäcker noch bis 1863 einen Mehlvorrat halten, der für den dreimonatlichen Bedarf eines jeden ausreichte. In der neuesten Zeit hat man aber mehr und mehr die Überzeugung gewonnen, daß ein Eingriff des Staats in den Getreideverkehr nur nutzlos oder schädlich sein kann, da der private Getreidehandel jetzt die ganze Erde umspannt und ein monopolistischer Kornwucher, wie es früher in Zeiten der Not bei der Schwierigkeit des Transports aus größern Entfernungen vorkommen konnte, nicht mehr möglich ist. Mehrere europäische Länder haben sogar wegen der durch die überseeische Konkurrenz verursachten bedeutenden Erniedrigung der Getreidepreise wieder Kornzölle eingeführt, also eine künstliche Verteuerung des Getreides erstrebt. Bei einer großen Mißernte würde sich jedenfalls die Suspension dieser Zölle als wichtigste Maßregel der T. empfehlen. Die Folgen lokaler Mißernten, die sich wesentlich nur in einem

ökonomischen Notstande der betreffenden Bevölkerung, nicht in allgemeinen hohen Getreidepreisen äußern, sind durch öffentliche Unterstützungen, Vorschüsse, Veranstaltung öffentlicher Arbeiten und ähnliche Mittel zu mildern. Vgl. Roscher, «Über Kornhandel und T.» (3. Aufl., Stuttg. 1852).

Teufe wird beim Bergbau im allgemeinen jede Tiefe genannt, auf welche ein Stollen, Schacht, Bohrloch u. s. w. durch Niedersinken gebracht ist. Ewige Teufe oder unendliche Teufe nennt der Bergmann die unbestimmte, unbegrenzte, noch nicht erforschte Tiefe der Flöze und Gänge nach dem Mittelpunkte der Erde hin. Bei Vertiefungen von Grubenfeldern werden von allen Punkten der Grenzlinien derselben auf dem Horizont senkrechte Ebenen als gezogen gedacht, welche sich in die ewige T. erstrecken, und alles Mineral innerhalb derselben ist Eigentum der Besitzer der Grube.

Teufel oder Satan, nach dem griechischen διάβολος (Verleumder) und dem hebräischen satan (Feind, Widersacher), bezeichnet die aus dem Alten in das Neue Testament und aus letzterm in die christl. Dogmatik übergegangene Vorstellung von einem bösen Geist, der an der Spitze eines Reichs böser Geister und in beständigem und rastlos thätigem Gegensatze gegen Gott und das Reich Gottes gedacht wurde. Dem hebr. Monotheismus ist die Satanslehre von Haus aus fremd. Wohl aber kannte schon der althebr. Volksglaube allerlei übermenschliche, wenn auch untergeordnete Wesen, Unholde und Dämonen, deren Verehrung von dem Bundesgotte Israels abziehe. Die Gestalt des Satans erscheint zuerst im Prolog des Buches Hiob, aber nicht als der spätere Höllenfürst, sondern nach einer, vermutlich sehr alten Volksvorstellung unter den Söhnen Gottes, nicht als ein gottfeindliches, sondern als ein Gott dienstbares Wesen, welches seine Freude daran hat, die Frömmigkeit der Menschen auf die Probe zu stellen, und hierzu von Gott Erlaubnis erhält. Ähnlich 1 Kön. 22, 19–23, wo einer unter den Engeln, die Gottes Thron umstehen, sich erbietet, als Lügengeist durch den Mund falscher Propheten zu reden. Schärfer ausgeprägt ist diese Vorstellung in den nachexilischen Büchern. So ist es jetzt Satan, der 1 Chron. 21, 1 den David dazu reizt, das Volk zu zählen, während der entsprechende ältere Bericht (2 Sam. 24, 1) diese Anreizung von dem Zorne Gottes ausgehen ließ; ebenso tritt Satan Zach. 3, 1 dem Engel Gottes gegenüber, als Ankläger des Hohenpriesters Josua vor dem Throne Jahvehs. Satan erscheint hier überall als die Personifikation des göttlichen Zorns, im Gegensatz zu seiner in dem Engel Jahvehs repräsentierten Bundesgnade. Späterhin tritt der Satansglaube fast völlig zurück: weder in den Apokryphen des Alten Testaments (außer Weish. 2, 23 fg.) noch bei Philo und Josephus ist von ihm die Rede. Desto häufiger ist (z. B. in den Büchern Tobias und Baruch) unter pers. Einfluß von untergeordneten Dämonen die Rede, welche allerlei Unfug anrichten, sogar in den Menschen als Plagegeister Wohnung nehmen und nur durch geheimnisvolle Mittel vertrieben werden können; auch die Götter der Heiden werden zu ihnen gerechnet.

Die eigentliche Heimat des ausgebildeten Teufelsglaubens, welcher von dem populären Glauben an Dämonen (s. d.) und Dämonenbesitzungen (s. Besessene) wohl zu unterscheiden ist, ist das Christentum geworden. Erst das Auftreten Jesu als persönlicher Messias erzeugte die Vorstellung von einem der Kirche des Messias feindlich gegenüberstehenden Reiche des Bösen, in welchem die zahllosen Dämonen und Kobolde des Volksglaubens unter einem persönlichen Oberhaupte zusammengefaßt seien. Die Austreibung böser Geister erschien auf diesem Standpunkte als das tägliche Geschäft des fortwährend mit dem Dämonenreiche im Kampfe begriffenen Messias, die Besiegung des T. oder des Fürsten dieser Welt, dem alle Heidenvölker unterthan sind, als das letzte ihm obliegende Werk, welches der Aufrichtung des Messiasreichs vorhergehen müsse. Schon in den Reden Jesu wird in mehr oder minder symbolischer Weise der Kampf mit dem T., «dem Obersten der Dämone», als Lebensberuf des Messias bezeichnet. Die neutestamentlichen Schriftsteller malen besonders die Nachstellungen und Versuchungen aus, welche die Messiasgemeinde von ihrem bösen Feinde, dem «Fürsten dieser Welt», dem «Herrscher der Finsternis», zu erdulden hat. In der Offenbarung des Johannes wird der Satan als der Beherrscher des gottlosen röm. Weltreichs geschildert, dessen Bosheit in dem wiederkehrenden Nero, als dem Antichrist (s. d.), incarniert erscheint. Satan ist der große Drache, die alte Schlange, welche schon die Eva verführt hat; im Himmel durch den Erzengel Michael besiegt, verfolgt er die Kirche Gottes auf Erden, wird durch den Messias überwunden, auf tausend Jahre gefesselt, dann noch einmal befreit und nach einem letzten furchtbaren Kampfe in den Schwefelpfuhl geworfen. In den jüngern Schriften wie im Evangelium des Johannes ist der Gegensatz Christi und des T. zu einem förmlichen Dualismus zwischen dem Reiche des Lichts und dem der Finsternis zugespitzt.

Diese neutestamentlichen Vorstellungen bilden bis auf wenige neue hinzugekommene Züge so ziemlich schon die vollständige Grundlage für den Teufelsglauben der ersten sechs christl. Jahrhunderte. Als eigentlicher Sitz des T. und seiner Dämonen, in denen man immer bestimmter die verschiedenen heidnischen Götter wiedererkannte, galt die ganze heidnische Welt, als vornehmliche Werke des T. (als «pompa diaboli») alles, was irgend mit dem heidnischen Kultus zusammenhing, nicht bloß Opfer, Orakel und Götterfeste, Astrologie, Traumdeuterei und Magie, sondern auch Schauspiele, Fechterspiele, Tänze, allerlei öffentliche Lustbarkeiten und Schmausereien, desgleichen die verschiedensten Künste und Gewerbe. Seine Feindschaft gegen die Kirche Christi bethätigte der T. durch Anstiftung von Christenverfolgungen und Ketzereien, durch Verleitung der Gläubigen zum Abfall und allerlei Lastern, durch Plagen mit dämonischen Krankheiten, Hungersnot, Pest u. s. w. Sein unbestrittenes Herrschaftsgebiet aber ist die von unzähligen T. bevölkerte Hölle, in welcher den Gottlosen ein ewiges Feuer und entsetzliche Qualen erwarteten.

Nach einer bereits in spätern Schriften des Neuen Testaments (2 Petri 2, 4; Jud. 6) enthaltenen Vorstellung, auf welche man nachmals auch Stellen des Alten Testaments, wie Gen. 6, 2; Jes. 14, 12 bezog, waren der T. und seine Dämonen ursprünglich als gute Engel geschaffen worden, aber, sei es aus Neid oder Hochmut, sei es aus Lüsternheit, gefallen. Als ursprünglich böses, aus der ewigen Materie entstandenes, Gott in fast gleicher Macht gegenüberstehendes Wesen betrachteten ihn Gnostiker (s. Gnosis) und Manichäer (s. d.), wurden

aber mit dieser Vorstellung im Interesse des christl. Monotheismus zurückgewiesen. Aber auch die umgekehrte Vorstellung des Origenes und anderer Kirchenlehrer, daß am Ende der Dinge auch eine Bekehrung des T. bevorstehe, wurde von der spätern Kirche verworfen. Mit besonderer Vorliebe aber verweilte die kirchliche Theologie bei der Schilderung des Kampfes Christi und des T. um die Herrschaft über die Menschen. Das Erlösungswerk wurde anfangs als ein von Christus über den T. errungener Sieg, Christi Tod als ein dem T. gezahltes Lösegeld vorgestellt, um die in seiner Gewalt befindlichen Seelen zu erkaufen; spätere Väter spannen diese Vorstellung noch weiter aus und redeten von einem durch Christus dem T. gespielten Betrug, indem letzterer durch den Schein der Menschheit Christi getäuscht, den verborgenen Gott nicht erkannte und gezwungen ward, seine Beute wieder fahren zu lassen. Dennoch achtete man nicht bloß die heidnische Welt, sondern auch die ungetauften Christenkinder auch nach dem Erlösungswerke vom T. besessen, daher die Sitte aufkam, den T. aus den Neugeborenen vor der Taufe auszutreiben. Für die Austreibung der Dämonen aus Kranken waren in der alten Kirche sogar besondere Beamte angestellt. (S. Exorzismus.)

Eine ungleich reichere Ausbildung, als im kirchlichen Altertum, erhielt der Teufelsglaube im german. Mittelalter. Wie die altgerm. Götter und Göttinen im Volksglauben als T. und Teufelinnen fortlebten, so verschmolzen die mytholog. Vorstellungen unserer Vorfahren den Glauben an Kobolde, Unholdinnen, Elfen und Zwerge mit den altchristl., durch Mönche und Einsiedler genährten Phantasien vom T. und seinen Dämonen. Der Name T. (diubhal, diufal u. s. w.) als Benennung von bösen Geistern jeder Art ist aus dem griech. Worte διάβολος abgeleitet; andere Namen sind vâlant, der Verführer (auch vâlantinne, Teufelin), der alte Feind u. a. m., wogegen «Satan» erst seit Luthers Zeit wieder in Aufnahme kam. Die Wohnung des T. dachte man sich in der Hölle (daher die alten Benennungen des T.: Hellewart, Hellewirt, Hellehirt); doch durften die T. gleich den alten Göttern und Geistern auch überall auf, über und unter der Erde verkehren. Erschien der T. in rein menschlicher Gestalt, so war er wenigstens lahm, gleich dem ebenfalls vom Himmel herabgestürzten Feuergotte Hephästos des griechischen und dem Schmiede Wieland des deutschen Mythus, und bekleidet mit grauem, grünem oder rotem Rocke, gleich den Kobolden und Zwergen, den Erd-, Haus- und Herdgeistern des verdrängten Glaubens, zuweilen auch schwarz und rußig, seinem Wohnorte und dem Gegensatze zum reinen Gotte angemessen. Gewöhnlich aber und zumeist wohl in Übertragung der den german. Göttern inwohnenden Macht der Gestaltwandlung erschien er als schwarzes Pferd, als Bock, als Sau, als Wolf, als (Höllen-)Hund, als Rabe, als Schlange u. s. w., oder mit Pferde- oder Geißfuß, Hörnern und Schwanz. Andere Züge erinnern an den Hammer Thors (s. d.) und an den angelsächs. bösen Dämon Grendel (Riegel), dessen Mutter (Grendeles mòtor) wiederum des T. Mutter oder Großmutter entspricht; daher die Redensarten «Der T. schlägt seine Mutter» (wenn Regenschauer schnell mit Sonnenschein wechselt), «Wo der T. nicht hin kann, da schickt er seine Großmutter hin». Unter dem wirksamen Einfluß aller dieser neuen Elemente wurden einerseits die schaurigen Phantasien von dem Reiche des Bösen ins Ungeheuerliche gesteigert, andererseits wurde doch auch das naive Verhältnis des german. Heidentums zu seinen Göttern, namentlich zu denen von untergeordnetem Rang, auf das Verhältnis zum T. übertragen und gaben seinem Wesen eine bisher ganz unbekannte humoristische Seite. Von den großen Göttern gingen nur wenige Züge auf den T. über, die meisten noch von Loki und Donar (Thor), den Göttern des Feuers und des Gewitters; daher noch die Redensarten: «Da soll ja der T. (Donner) dreinschlagen»; «Die (entlaufene) Gans ist zum Donner (Teufel) gegangen». Dagegen überwies man ihm alles, was man früher von Elementargeistern niedern Ranges, von Riesen und Elben oder Wichten (daher Bösewicht, Hellewicht, armer Wicht = armer T.) geglaubt hatte. Wie die Elben konnte der T. erscheinen, verschwinden, sich verwandeln; wie der Alp ritt er die Menschen, oder nahm von ihrem Fleische Besitz. Auch die große, nur freilich jetzt etwas gefährlichere Dienstfertigkeit der Elben übernahm der T., verdingte sich als Knecht und trug seinen Freunden Getreide und andere Güter, als feuriger Drache zum Schornstein hineinfahrend, auch Geld zu. Dieser heidnischen Fassung gehört die eine Seite des Mephistopheles im Volksbuche vom Faust, während die andere den lutherisch-christlichen T. zeigt. Von den Riesen empfing der T. die große physische Kraft und die Lust am Bauen, wobei er nicht selten Steine verlor, die das Volk bis diesen Tag bewundert; zugleich erbte er auch die riesische Tölpelei und Dummheit, welche menschlicher List und Schlauheit fast immer unterliegt. Daneben bildete sich besonders die Vorstellung von der schädlichen Macht des T. über die Natur, die Witterung, schädliche Tiere u. s. w., weiter aus, die man mit allerlei Zaubermitteln, durch Glockenläuten, Prozessionen, Weihwasser und kirchliche Verfluchung zu bannen suchte. In engem Zusammenhange wiederum mit der Herrschaft des T. über die Natur stand der Glaube an Hexerei. (S. Hexen und Hexenprozesse.) Verträge mit Göttern kannte schon das german. Heidentum; Verträge mit dem T., bekräftigt durch blutige Unterschrift, kommen erst im Mittelalter, aber offenbar noch unter heidnischen Einflüssen vor: eins der frühesten Beispiele bietet die Legende von Theophilus (s. d.). Jeder ungewöhnliche Grad von Wissenschaft und Kunstfertigkeit galt, namentlich in den Zeiten niedriger allgemeiner Kultur, als durch ein Bündnis mit dem T. erworben.

Gesondert von diesem bunten, unbekümmert um die Vermittelung der Gegensätze bald grausigen, bald spaßhaften Volksglauben, dessen Trümmer sich in Hunderte von Sagen und Märchen gerettet haben, verharrte die offizielle Kirchenlehre im wesentlichen bei den frühern Bestimmungen. Und wenn man einerseits auch Fegfeuer und Hölle immer schredlicher ausmalte, so boten andererseits doch eine stets bereite Hilfe teils die Gnadenmittel der Kirche, teils die fast zum Schrankenlosen gesteigerte Macht Marias, welche selbst den, der sich dem T. verschrieben, aber dabei nur Gott, nicht zugleich auch ihr, abgesagt hatte, erretten, ja sogar bereits Verdammte wieder aus der Hölle erlösen konnte.

In allen diesen Vorstellungen, kirchlichen wie volksmäßigen, war Luther aufgewachsen. Er kämpfte den Riesenkampf in der eigenen Brust und

gegen die halbe Welt; er verwarf die Zwischenstufe des Fegfeuers, verwarf die Gnadenmittel der röm. Kirche, verwarf die Fürbitte der Heiligen und der Maria, und alles, was seiner Begeisterung für das reine Gotteswort widerstrebte, türmte sich ihm auf zu einem schroffen, unvermittelten Gegensatze, verkörperte sich in einer einzigen Gestalt, dem T., der nun, in fast wiederum dualistischer Fassung, eine so ungeheuerliche Bedeutung erhielt, wie er sie nie zuvor im Christentum besessen hatte. Allerdings zwar wird auch nach Luthers Ansicht der T. mit Gottes Hilfe und durch Gottes Wort überwunden, wie Christus ihn überwunden hatte; aber doch hat er eine wirkliche und sehr gefährliche Macht. Außerhalb Christo regiert der T. und hat das Werk Gottes im Menschen lästerlich verdorben. Er verursacht die kirchlichen Mißbräuche, sucht die Wirkung des Gebets zu hindern, gefährdet Leben und Eigentum, bereitet Unglück aller Art und tötet die Menschen auf verschiedene Weise, geht aber auch Bündnisse mit ihnen ein. Der Papst wurde für Luther zum leibhaften Antichrist, wie es vordem Mohammed und noch früher Nero gewesen war. Diese Vorstellungen gingen auch in die Bekenntnisschriften der luth. Kirche über und wurden von den spätern Dogmatikern in schulgerechte Verbindung mit den ältern theol. Bestimmungen gesetzt. Letztere begegnen uns im wesentlichen auch in der reform. Kirche, welche jedoch den Exorzismus bei der Taufe verwarf. Nur sehr allmählich und durch angestrengten Kampf konnte der Teufelsglaube im Volksbewußtsein erschüttert werden. Nach dem Vorgange von Spinoza, Balthasar Bekker und des Juristen Christian Thomasius verwarf die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den ganzen Teufels-, Dämonen- und Hexenglauben als abergläubisch, und zu Ende des 18. Jahrh. war derselbe so ziemlich überall aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwunden. Die glänzende Kritik Schleiermachers an der Vorstellung vom T. hat die wissenschaftliche Unhaltbarkeit derselben gezeigt und sie vom Gebiete der Dogmatik lediglich in die christl. Kunst verwiesen als mytholog. Hülle tiefsinniger sittlicher Ideen. Wirklich liegt dieser Vorstellung der religiös unentbehrliche Gedanke von der unheimlichen Macht der Sünde oder des Bösen zu Grunde, welche, wenn auch innerhalb des Bereichs der Erlösung prinzipiell gebrochen, sich immer wieder aufs neue auch an den Frommen versucht. Die Personifikation dieser Idee ist der kirchlichen Vorstellung überhaupt gemäß und nach Analogie zahlreicher anderer Dogmen zu beurteilen, denen dieselbe Versinnlichung einer geistigen Wahrheit zu Grunde liegt. Die neuere Orthodoxie hat dem Teufelsglauben sich wieder zugewandt. Vgl. Rosskoff, «Geschichte des T.» (2 Bde., Lpz. 1869).

Teufelsabbiß, s. unter Scabiosa.

Teufelsbolzen oder Schwanzmeise, s. unter Meise.

Teufelsbrück, Ort bei Flottbek (s. d.).

Teufelsbrücke, die bekannteste Brücke der St. Gotthardstraße, 1830 aus Granitquadern erbaut, liegt von hochragenden kahlen Felswänden umgeben 1400 m über dem Meere, 2 km südlich von der Station Göschenen (s. d.) der Gotthardbahn, in der Schöllenenschlucht im schweiz. Kanton Uri und spannt sich mit einem kühnen Bogen von 8 m Weite über die Reuß (s. d.), welche in einer Reihe donnernder Wasserfälle durch die tiefe Felsluft hinabstürzt. Etwa 6 m unterhalb der jetzigen Brücke liegt die alte, jetzt nicht mehr benutzte T. des ehemaligen Saumwegs. Unmittelbar hinter der Brücke windet sich die Straße zum Urnerloch hinauf, einer 64 m langen, 4,5 m breiten, 3 m hohen, durch den Teufelsberg getriebenen Galerie, an deren Ausgang sich das grüne Urserenthal öffnet. Vor der Herstellung dieses Durchbruchs (1707) führte der Gotthardsaumweg von der T. über die Stäubende Brücke, einen langen, in Ketten am Felsen hängenden Holzsteg, der, vom Sprühregen der Reußfälle beständig «bestäubt», den Teufelsberg umging. Bei der T. fanden 1799 harte Kämpfe der Österreicher und Russen gegen die Franzosen statt.

Teufelsbrücke heißt auch eine Brücke über die Sihl, zwischen Einsiedeln und dem Etzel im Kanton Schwyz.

Teufelsdreck oder Stinkasant, ein Schleimharz, s. Asa foetida.

Teufelsklaue, volkstümliche Bezeichnung der Farnkrautwurzel (s. d.).

Teufelsmauer, s. Pfahlgraben. — Teufelsmauer heißt auch ein nicht von Menschenhand errichteter, sondern durch eine Umwälzung im Schoße der Erde in grotesken Formen aufgetürmter Wall aus Quadersandstein, welcher bis 250 m hoch in der Nähe des nordöstl. Fußes des Harzes von Blankenburg bis zu den «Gegensteinen» bei Ballenstedt in Anhalt sich hinzieht.

Teufelswand, s. unter Rhöngebirge.

Teufelszwirn, Pflanze, s. unter Lycium.

Teuffel (Wilh. Sigismund), verdienter Philolog und Altertumsforscher, geb. 27. Sept. 1820 zu Ludwigsburg, studierte in Tübingen Philologie, Philosophie und Theologie und veröffentlichte «Charakteristik des Horaz; ein Beitrag zur Litteraturgeschichte» (Lpz. 1842) und «Horaz. Eine litterarhistor. Übersicht» (Tüb. 1843). Im Herbst 1844 erfolgte seine Habilitation als Privatdocent zu Tübingen mit der Schrift «De Juliano imperatore Christianismi contemptore et osore» (Tüb. 1844). Nach dem Tode Paulys (Mai 1845) übernahm er die Redaction der durch Pauly begründeten «Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft» sowie auch später die der neuen Auflage des 1. Bandes (2 Tle., Tüb. 1861—66). T. wurde 1847 Hilfslehrer am Gymnasium in Stuttgart und 1849 außerord. Professor der klassischen Philologie in Tübingen neben Walz und Schwegler; 1851 auch Lehrer am Philologischen Seminar der Universität. Im J. 1857 ward er zum ord. Professor befördert. T. starb 8. März 1878 in Tübingen. Von seinen übrigen Schriften sind außer den gesammelten «Studien und Charakteristiken zur griech. und röm. sowie zur deutschen Litteraturgeschichte» (Lpz. 1871), verschiedenen Programmen mit mehrern metrischen Übersetzungen, besonders lat. Dichter, namentlich zu nennen der «Kommentar zum zweiten Buch der Satiren des Horaz» (Lpz. 1857), die Ausgaben von «Aristophanes' Wolken» (Lpz. 1856, 1863 u. 1868) und «Äschylos' Perser» (Lpz. 1866 u. 1875), und endlich sein eigentliches Hauptwerk, die «Geschichte der röm. Litteratur» (Lpz. 1868—70; 3. Aufl. 1875).

Teukros (lat. Teucrus), nach Apollodor der Sohn des Flußgottes Skamandros und der Nymphe Idäa, war der erste König von Troas, dessen Bewohner nach ihm Teukrer benannt wurden. Als Dardanos aus Samothrake zu ihm kam, gab er

ihm seine Tochter Vateia oder Arisbe zur Gattin und machte ihn zu seinem Nachfolger. Nach andern, vor allem nach den Homerischen Gedichten, die diesen T. gar nicht kennen, ist Dardanos der erste König von Troas; spätere erzählen, Skamandros und T. seien aus Kreta in Troas eingewandert.

Teukros (lat. Teucrus oder Teucer), der Sohn des Telamon und der Hesione, Halbbruder des Aias, war nach der Ilias der beste Bogenschütze im hellenischen Heere vor Ilios. Nachhomerische Dichter erzählten, daß ihn, als er von dort zurückkehrte, ohne den Tod seines Bruders gerächt oder seine Gebeine mitgebracht zu haben, Telamon nicht landen ließ, und gezwungen, ein neues Vaterland zu suchen, fand T. dieses auf Kypros, das ihm Belos überließ; hier gründete er ein zweites Salamis.

Teupitz, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der Südostseite des Teupitzer Sees, welcher durch den schiffbaren Köhrischen Graben mit der Dahme verbunden ist, zählt (1880) 613 E. und hat ein altes Schloß auf einer Insel im See, Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt und Ziegeleien. Die Herrschaft T. kam 1462 an Kurbrandenburg.

Teuschnitz, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Kronach, links an der Teuschnitz, am Südabhange des Thüringerwaldes, 618 m über dem Meere, zählt (1885) 1015 kath. E. und hat ein Schloß.

Teut, eine selten vorkommende Namensform des german. Gottes Tuisco.

Teutobod, König der Teutonen (s. d.).

Teutoburgerwald ist eine den Anwohnern selbst nur aus Büchern bekannte gemeinsame Bezeichnung eines vielnamigen Berg- und Hügelzugs in Westfalen, welcher, mit dem östl. Rande des Niederrheinischen Schiefergebirges oder mit den Höhen von Brilon verbunden, am linken Ufer der Diemel zwischen Stadtberge (Ober- und Niedermarsberg) und Warburg, im Quellgebiete des in die Alme fließenden Altenau beginnt. Der Höhenzug läuft anfangs unter dem Namen Egge nordwärts durch das Paderborner Land nach Driburg, ändert diese Richtung aber bei dem Eintritt in das Fürstentum Lippe mit dem Berge Völmerstoot in eine nordwestliche und streicht in dieser bei Horn und Detmold vorüber nach Örlinghausen, Bielefeld und Halle, sodann durch das osnabrückische Land nach Tissen und Iburg, endlich nach Lengerich und Tecklenburg, und verläuft sich bei Bevergern 9,25 km östlich von Rheine an der Ems in bruchiger Niederung. Der T. ist im ganzen 148 km lang und 7—15 km breit, gleicht einer wallartigen Mauer, hat eine oder auch zwei niedrigere Parallelketten zur Seite und erreicht in der Velmerstoot oder Völmerstoot mit 464,5 m seinen Kulminationspunkt. In seiner nordwestl. Hälfte wird er im allgemeinen immer niedriger, und jenseit Iburg sinkt er zu Hügeln von 250 und 125 m herab, die nur mit dürrem Heidekraut bewachsen sind, während das Gebirge sonst mit schönen Laubwaldungen, besonders mit hochstämmigen Buchen bedeckt ist. Der T. besteht aus verschiedenen Abteilungen der Trias, des Jura und der Kreide. Das ganze Gebirge zerfällt in drei Abschnitte, von welchen der erste von manchen Geographen nicht zum T. gerechnet wird.

1) Die Egge (s. d.), der östl. Rand des Plateau von Paderborn, reicht von der Diemel 37 km weit bis zum Völmerstoot. Der Egge folgt fast ihrer ganzen Länge nach die Linie Warburg-Altenbeken der Preußischen Staatsbahnen. Bei Altenbeken vereinigen sich die beiden von Hannover und Kreiensen kommenden Linien, um vereinigt über Paderborn, Lippstadt und Soest nach Elberfeld (Aachen und Köln) zu führen.

2) Der Lippische Wald oder schlechthin «der Wald», im Mittelalter Osneggi und, wie auch wohl noch jetzt, Osning genannt, von manchen als der eigentliche T. bezeichnet, erstreckt sich 29,6 km weit durch das Fürstentum Lippe vom Völmerstoot bis zu der Schlucht von Örlinghausen und wird fast in der Mitte seiner Erstreckung von der Dörenschlucht quer durchsetzt, einer bis zur Sohle reichenden Lücke, durch welche die Straße von Lage durch die Senne nach Paderborn zieht. Er besteht aus zwei beinahe parallelen Ketten, durch einen tiefen Thalgrund getrennt. Zu der westl. Parallelkette gehören die Kleine Egge, 348 m hoch, über welche die Kunststraße von Horn und den Externsteinen (s. d.) nach Kohlstädt und Paderborn führt, der Barnacken, 451 m, die Große Egge, 365 m, mit der ältern Kunststraße von Horn nach Paderborn, das Winfeld, 421 m. Zur östl. Kette (mit Einschluß der Vorkette) gehören der 318 m hohe Bergrücken, an welchem die Externsteine liegen, der Steinberg, 425,5 m, bei Holzhausen, und die Grotenburg (s. d.) mit dem Hermannsdenkmal. Jenseit der Dörenschlucht sind bemerkenswert der Hermannsberg, 369 m, bei dem Dorfe Dören, die Stapelager Berge bei dem Dorfe Stapelage, der Tönsberg (eigentlich Antonsberg), 341 m, ein etwa 3,7 km langer, schmaler Rücken, dessen südl. Teil die von einem dreifachen Stein- und Erdwall umringte, angeblich zum Andenken an Karls d. Gr. Sieg bei Detmold erbaute Hünenkirche oder Tönskapelle trägt.

3) Der 80 km lange Zug der Ravensberger, Osnabrücker und Tecklenburger Berge tritt nordwestlich von Örlinghausen wieder auf das preuß. Gebiet, besteht in der Regel aus drei nebeneinander hinlaufenden Bergreihen und wird häufig von Querspalten durchschnitten. Durch die Scharte südwestlich von Bielefeld geht die Linie Berlin-Hannover-Köln der Preuß. Staatsbahnen. Zwischen dem Querspalt von Halle und der Scharte von Borgholzhausen, bei welcher die Dreiteilung der Ketten aufhört, erhebt sich abermals eine «Große Egge», 327 m, dann der stark vorspringende Ravensberg und der Flüchten. Bei Iburg gewinnt das Gebirge nochmals an Höhe, erhebt sich dort im Dörenberg 344 m hoch, verflacht sich aber alsdann über Tecklenburg hinaus und endet mit dem 152 m hohen Huxberg bei Bevergern in der Tiefebene. Östlich bei Lengerich durchtunnelt die Hamburg-Pariser Bahn das Gebirge. Durch ein schmales Thal von diesem äußersten Ende des T. geschieden, aber von den Geologen nicht zu diesem gerechnet, sondern als der nordwestl. Ausläufer der Weserkette betrachtet, liegt das Ibbenbürener Steinkohlengebirge, welches, einer Insel gleich, sich aus der Tiefebene erhebt, ein 15 km langes und 5,5 km breites, sehr produktives Kohlenlager, von jungen Schichten umlagert. Zwischen Detmold und dem Knüllberg (346 m) bei Borgholzhausen bildet der T. die Wasserscheide zwischen Weser und Ems.

Der Name T. ist dem Tacitus entnommen, welcher in seinen «Annalen» eine nicht weit von dem obern Laufe der Ems und der Lippe gelegene waldige Berggegend, in deren Bereich Varus mit seinen

Legionen im J. 9 n. Chr. durch Arminius oder Hermann den Untergang gefunden, Teutoburgiensis saltus nennt. Am Abhange der Grotenburg, deren Name urkundlich erst 1581 vorkommt, befanden sich der Kleine und der Große Hünenring. Ersterer ist ein 370 m im Umfang haltender, gegen 7 m hoher, mit einem Graben umgebener Wall von rohen, übereinander aufgetürmten Steinmassen und bildet ein längliches Viereck. Der Große Hünen hat einen weitern Umfang und liegt 30 m höher hinauf, ist aber minder gut erhalten. Clostermeier («Wo Hermann den Varus schlug», Lemgo 1822) hält diese Wälle für die Festungswerke der alten großen Burg «Teutoburg», welche die Cherusker erbaut hätten und wonach Tacitus das Gebirge benannt habe. Gewiß ist, daß der Berg im Mittelalter Teut hieß und daß jetzt noch an dessen Fuße ein Meierhof liegt, der Teuthof genannt. Wann und wodurch der heutige T. seinen Namen erhalten, ist indessen nicht festgestellt. Höchst wahrscheinlich ist die Benennung verhältnismäßig jung und unter gelehrtem Einflusse entstanden. Nach Brandes («Geographie von Europa», Lemgo u. Detm. 1852) ist dieselbe erst nach den Befreiungskriegen in den geogr. Büchern allgemein geworden. Zu einer genauen Ortsbestimmung des Kampfplatzes der Hermannsschlacht reichen die Nachrichten des Tacitus und Dio Cassius nicht aus, und darum haben auch die zahlreichen Untersuchungen und Schriften über diesen Gegenstand noch zu keinem festen Ergebnis führen können. (S. Hermann.) Clostermeier setzt die Schlacht zwischen Salzuffeln und Kreuzburg, unfern Detmold; Essellen hingegen sucht nachzuweisen, daß sie weiter westlich vorgefallen sein müsse, im südl. Teile des westfäl. Kreises Beckum. (S. Aliso.) Mommsen neigt zu der Annahme, daß die Vernichtung der röm. Legionen bei Venne an der Huntequelle im Wiehengebirge stattgefunden haben dürfte. Vgl. Sauerländer, «Ein Fremdenführer durch Detmold und den T.» (Lemgo u. Detm. 1863); Löbker, «Wanderungen durch den T.» (Münster 1878).

Teutonen (Teutoni oder Teutones), ein german. Volk, erwähnt schon Pytheas von Massilia, der Zeitgenosse Alexanders d. Gr., als heimisch an der sog. Bernsteinküste, worunter bei ihm die westl. Küste Schleswig-Holsteins an der Elbmündung und der Nordsee zu verstehen ist. Nach einigen Berichterstattern nahmen die T. um 113 v. Chr. an dem gewaltigen, schließlich gegen den roman. Süden gerichteten Zuge der Cimbern (s. d.) von Anfang an teil. Sie kamen bis zu den östl. Alpen, wo sie bei Noreja (jetzt Neumarkt im heutigen Kärnten) den röm. Konsul Gnäus Papirius Carbo besiegten. Darauf wandten sie sich nach Gallien, wo sie wiederholt die röm. Heere schlugen. Nach einem andern, wahrscheinlich bessern Bericht vereinigten sich die T. erst im J. 103 in Gallien mit den Cimbern. Im J. 102 drangen Cimbern und T. in zwei Heerhaufen gegen Italien vor, wurden aber, die T. und die Kernschar der Ambronen bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence), die Cimbern und die helvetischen Tiguriner auf der Raudischen Ebene (bei Vercelli), diese 30. Juli 101, von Marius (s. d.) geschlagen und fast gänzlich aufgerieben. Auch der König der T., Teutoboch oder Teutobod, der mit geringer Mannschaft entkommen war, geriet, von den Sequanern aufgefangen, in die Hände des Siegers und half dessen Triumphzug verherrlichen. In späterer Zeit erwähnen Pomponius Mela, Plinius und Ptolemäus wiederum seßhafte T. oder Teutonovarier in einem an der untern Elbe und davon ostwärts gelegenen, niedrigen, sumpfigen und großen Überschwemmungen ausgesetzten Lande, wahrscheinlich Nachkommen derjenigen, welche an jenen großen Zügen nicht teilgenommen hatten, und von diesen wollen J. Grimm und Kiepert die heutigen Ditmarschen, beziehentlich den Namen dieser Landschaft ableiten.

Von dem Volksnamen Teutoni hatten die Römer ein Adjektiv teutonicus abgeleitet, welches einige ihrer Schriftsteller (wie Martial, Claudian u. a., Cäsar und Tacitus aber nie) auch in gleicher Bedeutung mit germanicus, d. h. zur Gesamtbezeichnung aller deutschen Volksstämme verwenden. Dies aus der lat. Sprache entlehnte Wort brauchen in demselben Sinne seit dem Anfang des 10. Jahrh. auch lateinisch schreibende Deutsche, während im 9. Jahrh. noch das aus der Muttersprache entsprossene thiudiscus allein üblich gewesen war. Aus diesem einheimischen thiudiscus, nicht aber aus jenem fremdländischen teutonicus, stammt der Volksname «Deutsch» (s. d.).

Teutsch, unrichtig für Deutsch (s. d.).

Teverone oder Anio (s. d.), Nebenfluß des Tiber.

Teviot, rechtsseitiger Nebenfluß des Tweed in der schott. Grafschaft Roxburgh, entspringt auf der Grenze von Dumfries am Wisp-Hill, nimmt rechts das Jed-Water und Kale-Water, links das Ale-Water auf und mündet gegenüber von Kelso.

Teviotdale, schott. Grafschaft, s. Roxburgh.

Te-Wahi-Punamm (d. h. der Ort des Grünstein), die Südinsel von Neuseeland (s. d.).

Tewfik Pascha, Chedive von Ägypten, geb. 1852 als ältester Sohn des Chedive Ismail Pascha, wurde 1866 vom Sultan als Nachfolger seines Vaters anerkannt, vermählte sich 1873 mit der Prinzessin Emineh, einer Tochter des verstorbenen Prinzen El-Hamy Pascha, und lebte meist zurückgezogen auf seinem bei Heliopolis gelegenen Landgute. Erst im Febr. 1879, als durch den Militäraufstand in Kairo das Ministerium Nubar Pascha gestürzt wurde, trat T. in die Öffentlichkeit und übernahm die Präsidentschaft im neugebildeten Ministerium. Nach wenigen Wochen legte er sein Amt nieder, da er mit seinem Vater, welcher die Entfernung der europ. Minister verlangte, nicht übereinstimmte. Als Ismail 26. Juni 1879 auf Befehl des Sultans abdankte, wurde T. sofort als Chedive ausgerufen und durch einen Ferman des Sultans bestätigt. T. übernahm von seinem Vater eine schlimme Erbschaft, da die Finanzen des Landes zerrüttet waren und Frankreich und England dasselbe wie eine von ihnen abhängige Provinz behandelten. Gegen diese Fremdherrschaft bildete sich allmählich eine nationale Partei, welche den Grundsatz aufstellte: «Ägypten den Ägyptern.» Der an der Spitze derselben stehende Oberst Arabi Bei verlangte bei dem Soldatenaufstand vom 9. Sept. 1881 von T. die Entlassung des Ministeriums, die Gewährung einer Verfassung und die Vermehrung des Heeres. T. mußte diese Forderungen bewilligen, eröffnete 26. Dez. 1881 die Delegiertenversammlung und bildete 2. Febr. 1882 ein nationales Ministerium, in welchem Arabi das Kriegsministerium übernahm. Da aber T. vollständig unter westmächtlichem Einfluß stand, so entbrannte in kurzem zwischen ihm und Arabi ein so heftiger Streit, daß jeder von beiden den andern

für abgesetzt erklärte. Diese innern Konflikte hatten die Intervention Englands zur Folge, welches Alexandria bombardieren ließ und gegen Arabi, der sich um T.s Befehle nicht kümmerte und das Heer für sich hatte, einen Feldzug unternahm, der mit Arabis Vernichtung endigte. Als bald darauf der Mahdi sich erhob, gegen den ägypt. Sudan vordrang, Chartum einnahm und England nach dem mißlungenen Feldzug von 1885 sich für Aufgebung des Sudan entschied, sprach sich T. zwar gegen diesen Plan aus, da der Sudan die Hinterthür des ägypt. Hauses sei, konnte aber mit seiner Ansicht nicht durchdringen. Um diese und andere Differenzen zu beseitigen und die staatliche Ordnung in Ägypten wiederherzustellen, schickte England 1885 Sir Drummond Wolff als Bevollmächtigten nach Kairo, und dieser unterhandelte, in Verbindung mit dem türk. Bevollmächtigten Mukhtar Pascha, 1886 persönlich mit T.

Tewkesbury, Municipal- und Parlamentsborough in der englischen Grafschaft Gloucester, links an der Einmündung des Upper-Avon in den Severn, Station der Eisenbahnlinie Evesham-Great-Malvern, zählt (1881) 5100 E. und hat eine in normann. Stile erbaute Kirche mit Grabmälern der Plantagenets, eine Lateinschule, ein Theater, eine Markthalle, Baumwollweberei, Strumpfwirkerei, Gerberei, Nagelschmiede und Malzhandel. Über den Avon führt eine aus einem einzigen 54 m weiten Bogen bestehende Brücke. T. hieß in angelsächs. Zeit Theocsbyrig, mittellat. Theokesbyria. Am 4. Mai 1471 wurde hier die Königin Margareta, Gemahlin Heinrichs VI. (Lancaster), durch Eduard IV. (York) geschlagen und gefangen.

Tex., offizielle Abkürzung für Texas.

Texas, der südwestlichste und größte der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 25° 50′ und 36° 30′ nördl. Br. und 93° 30′ und 106° 40′ westl. L., wird begrenzt im N. von Neumexiko und dem Indian Territory, im O. vom Indian Territory, von Arkansas und Louisiana, im SO. vom Golf von Mexiko, im SW. von Mexiko und im W. von Neumexiko, hat 688 343 qkm und zählte 1850 erst 212 592, 1870 schon 818 579 und 1880 bereits 1 591 749 E., von denen 837 840 männliche und 753 909 weibliche, 35 347 Deutsche, 393 384 Farbige, 992 Indianer und 136 Chinesen waren. Das Gebiet des Staates bildet seinem größten Teile nach eine ungeheuere, im allgemeinen von NW. gegen SO. geneigte Ebene und zerfällt hinsichtlich seiner Oberflächenbeschaffenheit in drei Regionen: 1) Das Küstenland, eine angeschwemmte, 50—170 km breite Niederung, die, wasserreich, aber nicht morastig, an den Flußufern schmale Streifen Waldland, dazwischen weites, im Frühjahr meist sehr nasses Prairieland mit überaus üppigem, für den Anbau von Zucker, Reis und Baumwolle geeignetem Boden hat und am Meeresufer selbst von einem Gürtel langgestreckter, dünenartiger Inseln und Landzungen, die eine Menge Stromlagunen einschließen, sowie von Sandbänken umgeben wird und deshalb keine guten Häfen besitzt. 2) Das sanftwellige Hügel- und Prairieland, welches in einer Breite von 250—320 km allmählich sich hinter dem Küstenstreifen erhebt und den schönsten Teil des angebauten T. begreift, wo fruchtbare Savannen mit einzelnen, jedoch im östl. Abschnitt sehr bedeutenden Waldungen wechseln, zahllose Quellen und Bäche den grünen Blumenpark durchziehen, während nur der Landstrich zwischen dem Nueces und Rio Grande eine wasserarme Wüste bildet. 3) Das Hochland, ein weites Plateau, in welches die zweite Region nach und nach übergeht, und welches als die östl. Fortsetzung des großen Tafellandes von Neumexiko den innersten nordwestl. Teil des Staats bildet, keine höhern Gebirgsketten trägt, eigentlich nur durch die Eintiefung enger Thäler und Schluchten eine unebene Oberfläche erhält, großenteils wohl bewässert, metallreich und mit Eichen-, Fichten- und Cedernwaldungen bestanden ist, zwischen denen sich Thäler mit dem fruchtbarsten, jeder europ. Kultur fähigen Boden ausbreiten, zum Teil aber auch felsig und kahl erscheint und zwischen dem Rio del Norte und Rio Pecos als eine völlig wasserlose, mit Kakteen und Artemisien bedeckte Wüstenei auftritt.

T. zählt viele zum Teil ansehnliche und schiffbare Flüsse. Der größte davon ist der Rio Grande del Norte (s. Norte) an der West- und Südgrenze, der hier den Rio Pecos aufnimmt. Außer ihm sind noch anzuführen: der Nueces, der in die Corpus Christi-Bai mündet, der San-Antonio, der Guadalupe, der Colorado (s. d.), der Brazos, der Trinity, der Neches, der Sabine an der Ostgrenze, der Red River an der Nordgrenze und der Canadian im Nordwesten, der in den Arkansas mündet. Das Klima ist in der Küstenniederung heiß, feucht und ungesund, in der mittlern Region mild und gesund, auf dem Hochlande schon rauher, jedoch den europ. Körperkonstitutionen um so zusagender. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Im J. 1885 wurden 84 406 000 Bushel Mais, 6 117 000 Bushel Weizen und 14 212 000 Bushel Hafer gezogen; auch Baumwolle und Tabak wird gewonnen. In 2996 industriellen Etablissements (1880) waren 12 159 Arbeiter beschäftigt. Der Handel hat bedeutend zugenommen, namentlich werden Baumwolle, Vieh, Wolle, Häute und Fleisch exportiert. T. hat 13 National- und 105 Staatsbanken, erstere hatten 1¼, letztere nahezu 4 Mill. Kapital. Im J. 1885 waren 15 248 km Eisenbahnen im Betrieb. Von religiösen Genossenschaften sind die Katholiken, Methodisten und Baptisten am zahlreichsten. Erstere haben 104 Kirchen und 120 000 Mitglieder. Für das Schulwesen wird seit einigen Jahren viel gethan. In Austin befindet sich eine Staatsuniversität, in Galveston die St. Mary's University, in Georgetown die Southwestern-University. Außerdem gibt es 2 Staatsseminare, 1441 öffentliche Schulhäuser mit 6369 Lehrern, mehrere theol. Seminare, 1 Ackerbauschule, 1 Taubstummen- und 1 Blindenanstalt. Von 279 Zeitungen und Zeitschriften erscheinen 31 täglich. Seit dem 29. Dez. 1845 ist T. ein Staat. Die alle 2 Jahre zusammentretende Legislatur besteht aus 31 auf 4 Jahre gewählten Senatoren und 106 auf 2 Jahre gewählten Repräsentanten. Die Staatsbeamten werden auf 2 Jahre gewählt. Zum Kongreß schickt T. 2 Senatoren und 11 Repräsentanten. Der Staat wird in 173 Counties (Grafschaften) eingeteilt. Die politische Hauptstadt ist Austin (s. d.), die bedeutendsten Städte sind: Galveston (s. d.), San-Antonio (s. d.), Houston (s. d.), Dallas (s. d.), Waco (7295 E.), Port Worth (6663 E.), Sherman (6093 E.), Marshall (5624 E.), Brownsville (4939 E.) und Brenham (4101 E.).

La Salle war der erste Europäer, der 1685 den Boden von T. betrat. Im J. 1690 errichteten die

Spanier eine Mission, welche jedoch bald aufgegeben werden mußte. Im J. 1816 gründeten die Franzosen eine Ansiedelung, wurden aber von den Spaniern vertrieben. Im J. 1820 erhielt der Amerikaner Moses Austin von den Spaniern in Mexiko eine große Landschenkung, und nach und nach wurden unter immer vergrößertem Zuströmen von Ansiedlern aus den Vereinigten Staaten sehr große Strecken kolonisiert. Als die Mexikaner diese Ansiedler bedrückten, erklärten dieselben (1835) ihre Unabhängigkeit. In dem nun folgenden Kampfe erlitten die Mexikaner bei Jacinto eine Niederlage. Im J. 1845 wurde T. von den Vereinigten Staaten annektiert, die Folge war der mexikan. Krieg. (S. Mexiko.) Im J. 1860 erklärte sich T. zu Gunsten der Sezession, wurde 1870 wieder in die Union aufgenommen und nahm 1876 eine neue Konstitution an. Ein besonderes Interesse hatte das Schicksal der deutschen Einwanderung in T. erweckt. Schon 1823 legte Baron von Bastrop eine Niederlassung am Colorado an, welche nicht gedieh. Im Anfang der 40er Jahre sandte der Mainzer Adelsverein Einwanderer nach T. Prinz Karl von Solms-Braunfels übernahm 1844 die Leitung der Kolonie, legte Neubraunfels an, stieß aber auf so viele Schwierigkeiten, daß er die Kolonie verließ. Sein Nachfolger, Freiherr von Meusebach aus Potsdam, kaufte den Indianern einen bedeutenden Landstrich ab. Nunmehr kam ein neuer Zug von mehrern tausend Auswanderern an, die jedoch durch Mangel an Geld, die Ungunst der Örtlichkeit, den mexikan. Krieg und Krankheiten in die traurigsten Verhältnisse gerieten. Meusebach legte 1847 seine Mission nieder und 1848 verabschiedete auch der mainzer Verein alle seine Beamten und Agenten in T. und überließ sein Eigentum daselbst dem Advokaten Martin aus Freiburg. Das Unternehmen war also völlig gescheitert. Kein besseres Los hatten die 1848 unter Cabot (s. d.) angelegten Icarier. Vgl. Römer, «Texas» (Bonn 1850); Olmsted, «A saddle trip through T.» (Neuyork 1857; deutsch, 3. Aufl., Lpz. 1874); Kapp, «Aus und über Amerika» (Berl. 1876); Eichhoff, «In der neuen Heimat» (Neuyork 1885).

Texel, Werkzeug, s. Dexel.

Texel, zum Königreich der Niederlande gehörige Insel der Nordsee, nur durch das Texelsche Gat oder Marsdiep von der Nordspitze Nordhollands getrennt, besteht meistens aus Wiesen- und Heuland, an der Ost- und Südseite durch Deiche, übrigens durch Sanddünen geschützt, auf welchen Seevögel in unzähliger Menge nisten, weshalb auch wegen der Eier derselben der nördl. Teil der Insel, der früher von ihr getrennt war, das Eierland genannt wird. Die 180 qkm große Insel wird von ungefähr 6300 E. bewohnt, welche hauptsächlich Schafzucht treiben, jährlich 150—200000 Pfd. feine Wolle produzieren und unter dem Namen Texeler Käse berühmten Schafkäse fertigen. Wichtig für die Schiffahrt ist die Insel, die den Eingang in die Zuidersee beherrscht, durch ihre sichere große Reede auf der Südostseite.

Text (lat.), ursprünglich Gewebe, Geflecht; die wörtlich genaue und vollständige Urkunde, z. B. eines Vertrags u. s. w.; in der Homiletik der Bibelabschnitt, welcher der Predigt zu Grunde liegt; in der Musik die einem Gesangstück zu Grunde liegenden Worte; in der Buchdruckerkunst eine Schriftgattung, s. unter Schriftarten.

Textilindustrie (vom lat. texĕre, weben, textilis, gewebt, gewirkt, geflochten) umfaßt alle diejenigen Gewerbsarbeiten und Fabrikationen, welche aus Faserstoffen Gespinste, Gewebe und ähnliche Fabrikate, endlich Bekleidungsgegenstände aller Art herstellen unter Anwendung des Zusammendrehens, Flechtens, Webens, Wirkens, Nähens, Stickens. Ausgeschlossen ist hiernach die Papierfabrikation, bei welcher das besondere Hilfsmittel der Ausscheidung aus Wasser zur Vereinigung faseriger Elemente angewandt wird.

Textilpflanzen oder Gespinstpflanzen, s. Industriepflanzen.

Tezcuco, offiziell Texcoco, das Acolhuacan der Azteken, Stadt und Distriktshauptort im mexik. Staate Mexiko, unfern vom östl. Ufer des Sees von Tezcuco, mit Mexiko durch Eisenbahn verbunden, zählt 15626 E. und hat eine Glasfabrik, Woll- und Baumwollweberei, sowie lebhaften Verkehr mit der Hauptstadt. In der Umgebung liegen die Ruinen eines aus Basalt terrassenartig aufgebauten Königspalastes und die Überreste einer großartigen Wasserleitung. — Der Distrikt Tezcuco hat 47892 E.

Der See von Tezcuco liegt in der Mitte der rings von Gebirgen umschlossenen Hochebene von Mexiko; er hat salziges Wasser, wird von sechs Flüßchen gespeist und durch einen auf der Nordwestseite abgehenden Kanal entwässert, der ihn mit dem Rio de Tula in Verbindung setzt. Seine Oberfläche, meist zu 240 qkm berechnet, nimmt je nach Jahreszeit beträchtlich zu und ab. In der regenlosen Zeit wird der See oft so seicht, daß der Schiffsverkehr auf ihm ins Stocken gerät. Unfern von seinem Westufer liegt die Landeshauptstadt Mexiko.

Tezel (Joh.) oder Tetzel, eigentlich Diez oder Diezel, der berüchtigte Ablaßkrämer, geb. um 1455 zu Leipzig, studierte daselbst Theologie und trat 1484 in den Dominikanerorden. Im J. 1502 zum Ablaßprediger bestellt, trieb er fünf Jahre lang diesen Handel in der frechsten Weise. In Innsbruck wegen ehebrecherischen Umgangs mit einer Frau zum Tode durch Ertränken verurteilt, auf Fürsprache Kurfürst Friedrichs von Sachsen zu ewigem Gefängnis nach Leipzig abgeführt, auf Verwendung des Erzbischofs Albrecht von Mainz freigelassen, erhielt er von Papst Leo X. Ablaß und wurde zum apostolischen Kommissarius, von Albrecht von Mainz zum Inquisitor haereticae pravitatis ernannt. Jetzt trieb er den Handel noch schlimmer als zuvor. Unter der Devise: «Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt», verkaufte er überall Ablaßbriefe für Mord, Ehebruch, Meineid u. s. w. Dies erregte den Unwillen Luthers und veranlaßte diesen, 31. Okt. 1517 seine berühmten 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anzuschlagen. In Frankfurt a. O. 1518 zum Doktor der Theologie promoviert, kehrte T. nach Leipzig in das Paulinerkloster zurück, wo er im Aug. 1519 an der Pest starb. Vgl. Hofmann, «Lebensbeschreibung T.s» (herausg. von Poppe, Lpz. 1844); Kayser, «Geschichtsquellen über T.» (Annab. 1877); Körner, «Tezel» (Lpz. 1880); von katholischer Seite in apologetischer Tendenz Gröne, «T. und Luther» (Soest 1853); Hermann, «Tezel» (Frankf. 1883).

T. F., Abbreviatur für Travaux forcés (Galeerenstrafe), war das Feuermal, mit welchem ehemals in Frankreich die Galeerensträflinge beim Antritt ihrer Strafe gezeichnet wurden. (S. Bagno.)

Th, chem. Zeichen oder Symbol für Thorium.

Thaarup (Thom.), geschätzter dän. Dichter, geb. zu Kopenhagen 21. Aug. 1749, seit 1794 eine Zeit lang Mitglied der Theaterdirektion, starb als privatisierender Gelehrter auf dem Bauergute Smidstrup in der Nähe Hirschholms 11. Juli 1821. In seinen idyllischen Dramen «Das Erntefest» und «Peters Hochzeit» schlug er die tiefsten Saiten des Nationalgefühls an. Mehrere der eingelegten Lieder sind Volkslieder geworden. Als Lyriker neigte er sich zu sehr zu der rhetorisierend pathetischen Weise hin; doch ist sein «Lied von der Vaterlandsliebe» durchaus klassisch. Seine «Hinterlassenen poetischen Schriften» gab 1822 Rahbek heraus.

Thabarma, alter Name der Stadt Urmiâ (s. d.).

Thabor, Berg, s. Tabor.

Thackeray (William Makepeace), berühmter engl. Schriftsteller, geb. 12. Aug. 1811 zu Kalkutta, wurde nach England geschickt, um dort seine Erziehung zu erhalten, und lernte so in der Charterhausschule aus eigener Erfahrung das Schulwesen kennen, das er später in der Weihnachtserzählung «Doctor Birch and his young friends» und in verschiedenen seiner größern Werke so anschaulich und ergötzlich schilderte. Hierauf brachte er einige Zeit auf der Universität Cambridge zu und ging dann nach London. Später bereiste er Frankreich, Italien und Deutschland, teilweise mit dem Zweck, sein Malertalent auszubilden und sich für die Laufbahn eines Künstlers vorzubereiten, zu der er sich vor allem berufen glaubte. Nach einem längern Aufenthalt in Rom und einem Besuch in Weimar, wo er Goethe vorgestellt wurde, ließ er sich 1834 zur regelmäßigen Betreibung seiner künstlerischen Studien in Paris nieder. Seine schriftstellerische Laufbahn begann T. als pariser Korrespondent für die von seinem Stiefvater begründete Zeitung «The Constitutional», ein Blatt von vorgeschrittener liberaler Haltung, das jedoch schon nach einem Jahre wieder einging und in seinem Falle den Rest von T.s nicht unbeträchtlichem Vermögen begrub. Darauf kehrte er nach London zurück und widmete sich nun ganz der litterarischen Thätigkeit. Seine ersten größern Arbeiten, darunter die «Yellowplush papers», «The great Hoggarty diamond», «The shabby genteel story», erschienen in «Frazer's Magazine» und machten das Publikum auf ein humoristisches Talent aufmerksam, welches durch seine Schärfe an Swift, durch seine Gemütlichkeit an Fielding erinnerte. Noch größere Beachtung fanden die im «Punch» veröffentlichten, durch glänzenden Witz und Humor und beißende Satire ausgezeichneten «Snob papers». Seine Berichte aus Paris gab er 1840 unter dem Titel «Paris sketch-book» gesammelt heraus. Diesem folgte 1842 das «Irish sketch-book» und 1846 die «Notes of a journey from Cornhill to Grand-Cairo». Alle diese Schriften, sowie andere Novellen und Skizzen, die anfangs in Journalen veröffentlicht und später einzeln herausgegeben wurden, erschienen unter dem Pseudonym Michael Angelo Titmarsh.

Unter seinem eigenen Namen trat T. zuerst 1847 mit dem Roman «Vanity fair» hervor, welches Werk ihn mit einem Schlage über alle seine mitstrebenden Genossen auf eine Stufe mit Dickens erhob und auch dem Auslande als einen der ersten Sittenmaler unserer Zeit bekannt machte. Als realistisch herbe Schilderung engl. Sitten und Eigentümlichkeiten, als vernichtende Satire gegen das selbstsüchtige, herzlose Treiben der modernen Gesellschaft, als Meisterwerk der Psychologie und des Stils gehört das Werk zu den bedeutendsten Erzeugnissen der engl. Romanlitteratur. Ihm folgte 1850 «Arthur Pendennis», eine geniale Behandlung desselben Themas, in die viele Thatsachen aus T.s eigener Lebensgeschichte verarbeitet sind. Eine neue Richtung schlug er ein in dem histor. Roman «Henry Esmond» (1852), der mit Walter Scottscher Kunst die Epoche der Königin Anna reproduzierte. Im Herbst 1852 folgte er einer Einladung nach den Vereinigten Staaten, um dort seine schon in England berühmt gewordenen Vorträge über die engl. Humoristen des 18. Jahrh. zu halten, die unter dem Titel «English humorists of the eighteenth century» (Lond. 1853) gesammelt erschienen. Bald nach seiner Rückkehr erschien der Roman «The Newcomes» und 1854 «The Virginians», ein Gegenstück zu «Esmond». Bei einer zweiten Reise nach Amerika (1855) hielt T. die meisterhaften, ebenfalls später veröffentlichten Vorträge «The four Georges». Im J. 1859 wurde die Monatsschrift «Cornhill Magazine» von ihm begründet, in der er den Roman «History of Philip», die Novelle «Lovel the widower» und die «Roundabout papers» veröffentlichte. Sein letzter Roman: «Denis Duval», ist nur fragmentarisch geblieben. Er starb plötzlich 24. Dez. 1863. Form und Inhalt seiner Werke sichern T. eine hohe, wenn nicht die höchste Stellung unter den engl. Humoristen. Unter den zahlreichen, immer von neuem aufgelegten Ausgaben seiner Werke ist vor allem zu erwähnen die seit 1880 erschienene «Edition de luxe» in 24 Bänden. Vgl. Hannay, «Memoir of T.» (Edinb. 1864); Taylor, «T. the humorist and the man of letters: the story of his life» (Lond. 1864) und «Thackerayana. Notes and anecdotes» (Lond. 1874).

Eine von T.s Töchtern, Anna Isabella T., hat sich als Novellistin durch «Story of Elizabeth» (1863), «Bluebeard's keys and other stories» (1874), «Miss Angel» (1875), «Old Kensington» (1875), «A book of Sybils» (1883) u. a. einen Namen gemacht. Außerdem veröffentlichte sie Biographien von Angelika Kauffmann und von Madame de Sévigné, sowie kleinere nachgelassene Schriften ihres Vaters unter dem Titel «The Orphan of Pimlico and other sketches, fragments and drawings by William Makepeace T.» (1876).

Thaddäus, Apostel, s. unter Judas Jakobi.

Thadmor, s. Palmyra.

Thags, gewerbmäßige Raubmörder in Indien, s. Thugs. [S. 827b].

Thahiriden, Dynastie in Persien (s. d., Bd. XII).

Thai, s. Siam.

Thaingen oder Thäyngen, Marktflecken, Hauptort des Bezirks Reyat im schweiz. Kanton Schaffhausen, liegt 452 m über dem Meere, 2 km nordöstlich von Schaffhausen, zu beiden Seiten der Biber an der Bahnlinie Konstanz-Singen-Schaffhausen, und zählt (1880) 1282 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen der Feld- und Weinbau sind. Im J. 1874 wurden in der nahen Felshöhle des Keßlerlochs interessante prähistor. Artefakte, namentlich mit Renntierfiguren gravierte Knochen gefunden.

Thai-ping, s. Taipings.

Thaïs, berühmte griech. Hetäre aus Athen, befand sich im macedonischen Kriegslager, als Alexander d. Gr. Persepolis im Juni 330 v. Chr.

eroberte, und soll bei einem Gastmahl den König und seine Genossen im Rausche veranlaßt haben, die alte Königsburg der Perser zur Rache für das 480 durch Xerxes zerstörte Athen in Brand zu stecken. Nach Alexanders Tode gewann sie die Gunst des ägypt. Königs Ptolemäus Lagi und gebar diesem zwei Söhne und eine Tochter, Eirene, die spätere Gattin des Königs Eunostos von Soli auf Cypern.

Thai-wan, chines. Insel, s. Formosa.

Thal. Im Gegensatz zu den Erhebungen des Bodens stehen als Vertiefungen desselben die Gründe und Thäler. Landsenken nennt man Eintiefungen in einer Fläche; Thäler dagegen heißen im allgemeinen die mehr oder weniger langen, schmalen und tiefen, rinnenförmigen und gewöhnlich, wenn nicht bleibend, so doch zeitweise von fließendem Wasser durchsetzten Hohlräume zwischen mehrern und mindestens zwei selbständig ausgebildeten Erhebungen. Nach dem Maße ihres Einschneidens und der dadurch bedingten Höhe der Thalwände unterscheidet man Flachthäler und Tiefthäler; nach dem Eingreifen in verschiedene Bodenformen aber Gebirgs-, Berg- und Landthäler, welche letztern Flachthäler im niedern Lande und von den Niederungen durch Begleitung selbständiger Erhebungen verschieden sind, während diese als breite Gründe, also nur als Eintiefungen in einem und demselben Landeshorizont erscheinen. In engerm Sinne findet der Name T. seine Anwendung nur auf Eintiefungen in Berg- oder Gebirgsland. Berg und T. sind die von dem Relief desselben unzertrennbaren, seine sich gegenseitig begrenzenden und bedingenden Haupttypen. Was aber den Thälern überhaupt eine besondere Wichtigkeit gibt, ist, daß sie die natürlichen Sammler und Führer alles Fließenden, die Träger des herbeigeschwemmten fruchtbarsten Bodens, die natürlichen Wegweiser für den Verkehr, die Stätten des Anbaues und der vielfältigsten Betriebsamkeit, die vereinigenden Bänder der Civilisation sind. Man unterscheidet bei dem T. die Thalsohle oder den Thalboden (Thalgrund), d. i. den niedrigsten, gewöhnlich flachen Teil; die Thalränder oder die oberste Grenze am Beginn der Eintiefung; die Thalhänge, Thallehnen oder Thalwände, d. i. die Verbindungsflächen von Sohle und Rand. Diejenige Eintiefung der Sohle, in welcher das fließende Wasser sich sammelt, heißt Bett, und die in dieser wieder befindliche Tiefrinne der Thalweg. Mit der Richtung des Wasserlaufs unterscheidet man rechten und linken Thalgrund.

Der Anfang des T. liegt an der höchsten, das Ende oder der Thalausgang oder die Thalmündung an der tiefsten Stelle der ganzen Sohle; der Höhenunterschied beider Punkte drückt den Fall des T. aus. Dicht zusammentretende Thalwände bilden Thalengen und Thaldurchbrüche, weiter voneinander abstehende dagegen Thalweitungen und Thalebenen. Liegen die Engen am untern Ende des T., so bilden sie Thalpforten oder Klausen, uneigentlich auch Thalpässe genannt; diese führen aus der Bergregion in die Ebene. Erweitert sich das Thal allmählich zur Ebene, so greift diese mit einer Thalbucht ein. Ziehen sich die Wände zwischen zwei Engen zu mehr oder weniger kreisförmiger Weitung zurück, so begrenzen sie einen Thalkessel oder Thalbecken (Bassin). Oft besteht ein T. ganz aus solchen seebeckenartig erweiterten Stellen, welche durch Engen wie durch gesprengte Schluchten (Thalschlünde, wenn sie lang, Thallehlen, wenn sie kurz sind) miteinander in Verbindung stehen. Thalweitungen umschließen häufig einen See oder tragen deutliche Spuren, daß sie einst Seebecken gewesen. Dazu gehören namentlich die in großen Bassins sich findenden «Terrassen», die, oft mehrfach sich übereinander erhebend, zwischen den Thalgehängen und der Thalsohle gelagert sind, meist aus lockerm Schutt bestehen und an der Mündung eines Nebenthals weggerissen sind. Die Thalgehänge verlaufen selten in gerader Linie. Sie bieten in der Regel einen Wechsel von aus- und einspringenden Winkeln, welche miteinander «korrespondieren», sodaß dem Thalvorsprung ein Thalwinkel gegenüber liegt. Weit vorspringende Felskanten heißen Thalsporen. Auch die Neigung der Sohle ist nicht immer eine stetige. Wo dieselbe plötzlich auf kurzer Strecke bedeutend zunimmt, da entsteht eine Thalstufe oder ein Thalabsturz, gewöhnlich durch einen Wasserfall bezeichnet. Wo Thalweitungen und Thalengen wechseln, da findet sich häufig ein solches etagenmäßiges Übereinanderliegen der erstern, daß das Wasser in den Engen eine Stufe herabfallen muß, wie z. B. im T. von Gastein. Wo ein flacher oder auch ein hoher, mächtiger Felsenwall von einer Thalwand zur andern hinübersetzt, da liegt gewöhnlich die Thalsohle nach oben hin niedriger als nach dem Thalende hin. Solche «Thalriegel» oder Thaldämme veranlassen in der Regel oberhalb einen See, indem sie das Wasser aufstauen, bis sie von demselben in einer spaltenartigen Öffnung durchbrochen werden. Solche Spalten sind z. B. die sog. «Öfen» der Salzach in einem mächtigen Kalksteinriegel oberhalb Golling. Von dem Thale unterscheidet sich die Schlucht oder Thalschlucht durch besonders schmale Sohle, steile Böschung der Wände und gewöhnlich durch geringere Länge, unwegsamen wilden Charakter. Das Ende der Schlucht ist gemeiniglich erweitert; in höhern Felsbergen mit steil aufgerichteten Wänden aber beginnt dieselbe auch öfters mit kesselartiger Erweiterung. Es ist dies ein Kahr oder Felskahr und die enge Fortsetzung eine Klamm (s. d.). Solche Kahre sind die Cirkusthäler oder Oules (Töpfe) der Pyrenäenthäler und die Botner in Skandinavien.

Nach der Streichungslinie der Erhebung unterscheidet man Längenthäler (Longitudinalthäler) und Querthäler (Transversalthäler). Erstere sind solche, deren mittlere Richtung parallel mit der des Gebirges läuft. Sie zeichnen sich gewöhnlich durch einen geradlinigen Verlauf aus, sind in der Regel länger, geräumiger, von mildern Formen begrenzt und erlauben weite Blicke. Nicht selten ähneln sie weiten, nach beiden Seiten ansteigenden Mulden, in denen sowohl im Grunde als an den Abhängen die Vegetation hinreichende Gelegenheit findet Platz zu greifen. Dagegen haben die Querthäler, d. h. solche, deren mittlere Richtung ungefähr rechtwinkelig zu der des Gebirges steht, einen ganz andern Charakter. Sie erscheinen fast immer als Lücken im Zusammenhange der Schichten, welche mit den einander gegenüberstehenden Seiten korrespondieren. Sehr gewöhnlich sind in ihnen die erwähnten Thalstufen oder Thalabstürze. Ihre Wände, an den Gesteinsschichten im Querdurchbruch gebildet, sind immer steil und meist unregelmäßige Felsabstürze. Daher machen solche Thäler gewöhnlich einen ernsten, großartigen, ja schauerlichen Eindruck, um so mehr, da sie in der Regel verhältnismäßig eng sind. Oft ist die obere Strecke eines T. ein Längenthal, bis dasselbe einbiegt und als Quer-

thal sich fortsetzt. Die Thäler werden durch mannigfaltige Gebirgsstücke voneinander getrennt, die an den gemeinschaftlichen Stamm wie Rippen an ein Rückgrat angeheftet sind. Die größern dieser Gebirgsstücke nennt man Gebirgsjoche oder Jöcher und unterscheidet, wie am Hauptgebirge, Rücken, Fuß und Gehänge. Die besondere Gliederung eines Gebirges sind also die Jöcher und die Thäler.

Zur bessern Übersicht teilt man dieselben ein und nennt Hauptthäler diejenigen, welche sich vom Rücken des Gebirges bis zum Fuße desselben erstrecken, alle übrigen aber Nebenthäler verschiedener Ordnung. Wo ein diesseitiges und ein jenseitiges Hauptthal am Rücken eines Gebirges aufeinandertreffen, da liegt gewöhnlich ein Sattel oder Paß. Durch Einmündung eines Nebenthals entstehen Thalkreuze; sie sind die Ausgangspunkte für die Verfolgung der Gabelungen nach verschiedenen Richtungen. Die Entstehungsweise der Thäler ist eine sehr verschiedenartige. Viele, vielleicht die meisten sind offenbar nur durch Wasserauswaschung gebildet, daher Erosions- oder Skulpturthäler. Die Auswaschung derselben ist aber nicht immer von der Oberfläche herein, sondern zuweilen unterirdisch erfolgt. So gibt es namentlich in einigen aus Kalkstein bestehenden Gebirgsgegenden, z. B. im Karst bei Triest und in Griechenland, Thäler, die dadurch entstanden, daß unterirdische, in Spalten und Höhlen ablaufende Gewässer diese nach und nach so weit ausgewaschen haben, bis die Decke einstürzte und sich dadurch eine Reihe von trichterförmigen Erdfällen bildete, welche sich nach und nach zu einer Thalrinne verbanden. In andern Fällen läßt sich eine Ausschürfung durch vorzeitliche Gletscher nachweisen (so bei den oben erwähnten Kahren oder Cirkusthälern). Viele andere Thäler sind dagegen offenbar durch gewaltige Zerspaltung bei Faltung der Gebirge oder (so meist in ebenern Gegenden) durch «Verwerfungsspalten» (s. d.) veranlaßt und dann erst durch das darin abfließende Wasser zu ihrer gegenwärtigen Gestalt und Weite ausgewaschen. Man nennt diese tektonische Thäler, und wenn sich dabei eine Aufrichtung der Schichten zu beiden Seiten der Thalachse erkennen läßt, Satteltháler (antiklinale Thäler), oder aber, wenn die Schichten von beiden Seiten der Thalachse zufallen, Muldenthäler (synklinale Thäler). Zwei schöne Beispiele von Satteltháler sind im norddeutschen Hügellande die von Pyrmont und Driburg. Thäler, welche durch Verwerfungsspalten begrenzt sind, heißen Einbruchsthäler; wo sie zwischen zwei parallelen Spalten abgesunken sind, Grabenthäler (die Rheinebene zwischen Basel und Mainz). Um die Klassifikation der Thäler nach ihrer Entstehung haben sich besonders verdient gemacht: Sueß, Löwl, F. von Richthofen. Die Form und der ganze Naturcharakter der Thäler, namentlich auch die Bewässerung und die durch diese bedingte Entfaltung des organischen Lebens hängen wesentlich von dem Bau und Material der Thalgehänge ab. Vgl. L. Rütimeyer, «Über Thal- und Seebildung» (Bas. 1869); K. Sonklar Edler von Innstädten, «Allgemeine Orographie» (Wien 1873); Toula, «Über Thalbildung» (Wien 1877); A. Heim, «Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung» (2 Bde., Bas. 1878); Löwl, «Über Thalbildung» (Prag 1884); Sueß, «Das Antlitz der Erde» (Lpz. u. Prag 1885) und F. von Richthofen, «Führer für Forschungsreisende» (Berl. 1886).

Thalămus, soviel wie Fruchtboden.

Thalassa oder Thalatta (grch.), das Meer; davon in Zusammensetzungen Thalasso..., Meer..., See-....

Thalberg (Sigismund), berühmter Klaviervirtuose, geb. zu Genf 7. Jan. 1812 als natürlicher Sohn des 8. Juli 1854 verstorbenen Fürsten Franz Joseph von Dietrichstein, erhielt in Wien den ersten Klavierunterricht und erregte bereits als Knabe Aufsehen durch sein Klavierspiel. Musiktheoretische Studien machte er bei Simon Sechter und seine ersten Kompositionen erschienen in seinem 16. Lebensjahre im Druck. Seine erste Kunstreise in Deutschland unternahm er 1830 und ging Ende 1835 nach Paris, wo er neben Liszt seinen Ruhm begründete, kehrte 1837 nach Wien zurück, begab sich dann auf Reisen in Deutschland, England, den Niederlanden, Rußland und Italien, allenthalben mit großem Erfolge in Konzerten auftretend. Er war 1855—56 in Brasilien, 1856—58 in den Vereinigten Staaten von Amerika und lebte sodann zurückgezogen auf einer in der Nähe Neapels erworbenen Besitzung, bis er 1862 in Paris und London wieder mit Erfolg in die Öffentlichkeit trat und 1863 zum zweiten mal nach Brasilien ging. Seit seiner Rückkehr lebte er wieder auf seiner Besitzung, wo er 28. April 1871 starb. Als Virtuos zeichnete sich T. aus durch die denkbarste technische Vollendung, durch einen schönen, immer edeln Ton und geschmackvollen, feinen Vortrag. An Kompositionen für sein Instrument lieferte er, außer einem Konzert, einer Sonate, Etuden, einigen Notturnen und andern kleinen Stücken, viele Phantasien über Opernmotive, die von einnehmender und reicher Klangwirkung sind.

Thale (am Harz), Pfarrdorf, Solbad und klimatischer Luftkurort, im Kreise Aschersleben der preuß. Provinz Sachsen, zählt (1885) 4422 E., liegt 193 m über dem Meere, am Fuße des Harzes und an der Bode in schöner waldreicher und geschützter Gebirgsgegend, am Eingange des wildromantischen Bodethals, ist Station der Linie Wegeleben-T. der Preußischen Staatsbahnen, hat ein großes Eisenhüttenwerk, welches an 1000 Arbeiter beschäftigt, eine große Bierbrauerei, eine Cementfabrik, eine große Ziegelbrennerei, eine Sägemühle, zwei Wollspinnereien und eine Fabrik zur Anfertigung emaillierter Blechgeschirre; ferner eine Badeanstalt Hubertusbad mit einer Solquelle, welche nahezu 25prozentigen Gehalt an Chloraten hat, eine Kaltwasserheilanstalt und viele elegante Villen und Gasthäuser zur Aufnahme von Sommerfremden. Die Fremdenfrequenz der Saison beträgt über 16 000. In unmittelbarer Umgebung von T. befinden sich mehrere der großartigsten Partien des Harzes, wie die Roßtrappe und der Hexentanzplatz (450 m über dem Meere); diese Punkte sind durch sehr kunstvoll und bequem angelegte Wege in 35 Minuten von T. erreichbar. Von T. führt außerdem ein 1863 von der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahngesellschaft angelegter Fußweg durch die äußerst romantischen Felspartien des Bodethals (Bodekessel) bis nach dem 12 km westlich gelegenen Treseburg.

Thale (Adalbert vom), Pseudonym von Karl von Decker (s. d.).

Thäle, in der Schweiz Bezeichnung der Kiefer.

Thalehrenbreitstein, s. Ehrenbreitstein.

Thaler bezeichnet in der Münzwissenschaft jede Silbermünze, welche mehr als 1 Lot des alten kölnischen Gewichts wiegt, nach heutigem deutschen

Gewicht also über etwa 15 g. Der Ursprung des Namens liegt in dem Namen des böhm. Ortes Joachimsthal, wo zuerst die betreffende große Münze ausgeprägt wurde, welche man zunächst Joachimsthaler nannte; später, als sie auch anderwärts zur Ausmünzung kam, bezeichnete man sie kurz als T. Im engern Sinne versteht man unter T. diejenige Silbermünze, welche bis Ende 1875 die Gelbeinheit fast ganz Norddeutschlands bildete, auch in den süddeutschen Staaten geprägt wurde (wo sie 1¾ Gulden galt) und zuletzt (seit 1857) $^1/_{30}$ Pfd. oder 16⅔ g fein Silber enthielt. Dieselbe wurde 1858—67 auch in Österreich ausgeprägt, wo sie 1½ Silbergulden österr. Währung galt. Die deutschen T., gesetzlich auf 3 Mark gewürdigt, sind auch nach Einführung der Markwährung in Deutschland noch in Umlauf geblieben.

Thales, der früheste griech. Philosoph und Führer der sog. ionischen Naturphilosophie, geb. um 640 v. Chr. zu Milet in Kleinasien, widmete sich zuerst öffentlichen Angelegenheiten, dann ausschließend spekulativen Forschungen. Das Altertum berichtet auch von Reisen, die er nach Ägypten gemacht habe, um den Unterricht der dortigen Priester zu genießen. Wahrscheinlich beruhen manche der ihm zugeschriebenen geometrischen Lehren, so auch die Voraussetzung einer Sonnenfinsternis, auf orient., vielleicht babyl. Tradition. T. war als Politiker hervorragend, und daran schloß sich eine gewisse moralisierende Reflexion, daher er unter die «Sieben Weisen» gerechnet wurde. Zugleich pflegt er an die Spitze der Geschichte der Philosophie gestellt zu werden. Seine Lehre scheint sich nur mündlich fortgepflanzt zu haben. Ihre Bedeutung besteht darin, daß er zuerst sich von allen mythol. Vorstellungen frei zu machen suchte und rein wissenschaftlich die Frage nach dem Grunde oder Urstoff der Dinge stellte. Die von T. angefangene Richtung des Philosophierens wird als Hylozoismus, d. h. Lehre von einer ewigen beseelten Weltmaterie, bezeichnet. Eine solche glaubte er im Wasser gefunden zu haben, welches er sich als die lebenerzeugende Flüssigkeit dachte, aus welcher alle Dinge entstanden wären und fortwährend entstünden. Auch den Magnet und Bernstein hielt er für beseelt und nahm eine Erfüllung des Weltalls mit göttlichen Lebenskräften an. Vgl. Ritter, «Geschichte der ion. Philosophie» (Berl. 1821); Seydel, «Der Fortschritt der Metaphysik unter den ältern ion. Philosophen» (Lpz. 1861).

Thalfahrt (Fahrt zu Thale), die Fahrt der Schiffe stromabwärts, im Gegensatz zu Bergfahrt, der Fahrt stromaufwärts.

Thalia oder Thaleia, eigentlich die Blühende, ist eine der neun Musen (s. d.), welche später besonders als Muse der Komödie betrachtet wurde. Von ihr und Apollon sollen die Korybanten abstammen. In der modernen Mythologie gilt T. im allgemeinen für die Beschützerin des Schauspiels, und ihr sind die Theater geweiht.

Thalia wird auch eine der Chariten genannt (s. unter Grazien); ferner ist Thalia der Name des 23. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Thalleiochin, s. Chiningrün.

Thallium (von θάλλος, ein junger Zweig) ist der Name für ein metallisches Element (chem. Zeichen Tl; Atomgewicht = 204), von dem Engländer Crookes 1861 durch die Spektralanalyse entdeckt und von Lamy in Paris 1862 näher untersucht. Es findet sich in den zinkhaltigen Bleierzen des Unterharzes, im Eisenkies, Kupferkies, in dem Schwefelsäureschlamme derjenigen Schwefelsäurefabriken, die mit Schwefelkies (Pyrit) arbeiten, in manchen Sorten von Wismut, Tellur und Kadmium, als fast steter Begleiter des Rubidiums und Cäsiums in vielen Mineralwässern u. s. w. Es wird in größern Mengen aus dem Schwefelsäureschlamme, z. B. zu Oker am Harze und zu Aussig an der Elbe dargestellt, indem man aus der Lösung des T. das Metall durch Zink fällt und dann umschmilzt. Das T. ist dem Blei sehr ähnlich, weiß mit einem Stich ins Bläulichgraue, weich, wenig zähe, aber sehr hämmerbar. Es schmilzt bei 290° C. und verflüchtigt sich in der Rotglühhitze; beim Erkalten kristallisiert es und beim Biegen knirscht es wie das Zinn. Eine nicht leuchtende Gasflamme wird durch T. grün gefärbt; sein Spektrum hat eine einzige grüne Linie von scharfer Begrenzung. Es oxydiert sich an der Luft sehr leicht, weshalb es unter Wasser oder mit geschmolzenem Paraffin überzogen aufbewahrt wird. Seine Oxydationsstufen verhalten sich dem des Bleies analog. Man stellt jetzt auch optische Gläser mit Thalliumoxyd (Thalliumglas) dar; ferner verwendet man Thalliumsalze in der Feuerwerkerei zur Erzeugung von grünem Licht.

Thallo, eine der Grazien (s. d.) und eine der [Horen (s. d.).

Thallochlor, s. Flechtengrün.

Thallophyten (Lagerpflanzen) nennt man im Gegensatz zu den Kormophyten (s. d.) die Gruppen der Algen und Pilze, weil bei diesen Gewächsen mit wenigen Ausnahmen eine deutliche Differenzierung des Vegetationskörpers in Blatt und Stamm nicht vorhanden ist. (Vgl. Algen und Pilze.)

Thallus oder Lager, die vegetativen Teile der Thallophyten. Die Gestalt des T. ist eine außerordentlich mannigfaltige. (Vgl. Algen, Flechten, Pilze und die dazugehörigen Tafeln.)

Thalstern, Pflanzenart, s. unter Astrantia.

Thame, Fluß in den engl. Grafschaften Buckingham und Oxford, mündet bei Dorchester links in die Themse.

Thame, Stadt in der engl. Grafschaft Oxford, dicht an der Grenze von Buckinghamshire, links am schiffbaren Thame, einem linksseitigen Nebenfluß der Themse, Station der Linie Maidenhead-Princes Risborough-Oxford der Great-Westernbahn, zählt (1881) 3267 E. und hat eine Lateinschule und Spitzenfabrikation.

Thames, s. Themse.

Thamsbrück, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Langensalza, an der Unstrut, zählt (1885) 999 evang. E. und hat Gemüsebau und zwei Brauereien. Von dem 1149 in der Stadt erbauten Schloß ist noch ein Wartturm vorhanden. Auf dem Rathaus befindet sich, an einer Kette angeschlossen, eine der ältesten Handschriften des Sachsenspiegels.

Thamyris oder Thamyras, berühmter griech. Sänger der mythischen Zeit, aus Thrazien gebürtig, lebte der Sage nach noch vor Homer und wurde in einem Wettstreite von den Musen besiegt und seiner Augen wie seiner Kunst beraubt.

Thanatos hieß bei den Griechen der Dämon des Todes und Zwillingsbruder des Schlafs, (Hypnos, lat. Somnus, s. d.). In der Hesiodischen Theogonie, nach der die Brüder als Söhne der Nyx unter der Erde hausen, wird T. im Unterschiede

von Hypnos als hart und erbarmungslos geschildert. An der Lade des Kypselos, wo Nyx mit den Kindern auf dem Arme gebildet war, erschien Hypnos weiß, T. schwarz. Nach einer Sage sandte Zeus T. zu Sisyphos, der die Entführung der Ägina durch Zeus ihrem Vater verraten hatte, ward aber von diesem gebunden und erst von Ares wieder befreit. Bei Euripides entreißt Herakles dem T. die Alcestis. — Später, seit der alexandrinischen Zeit, erscheint T. als geflügelter Jüngling oder Knabe mit umgestürzter Fackel.

Thane (angelsächs. Thegn, thân, althochdeutsch degan, schott. than, thayne), im Lateinischen gewöhnlich mit minister übersetzt, nannte man zur Zeit der angelsächs. Herrschaft die die Gefolgschaft (gesidh, comitatus) eines Fürsten bildenden Dienstmannen, an welche später, als die Fürsten die Besetzung der früher durch freie Volkswahlen vergebenen Ämter erlangt hatten, mit der weitern Ausbildung des Feudalstaats auch die verschiedensten Ämter, wie die eines Ealdorman, Herzogs, Grafen, Richter, ja sogar eines Bischofs übertragen wurden. Mit dem Worte Than war in England selbst ein bestimmter Rang nicht bezeichnet. Erst nach der normann. Eroberung erscheinen die T. des Königs als identisch mit den Baronen, während die niedern, weniger einflußreichen T. etwa die Stellung der landed gentry innehatten. Nach Heinrich II. werden die T. in England nur noch selten erwähnt. In Schottland jedoch war Than bis Ende des 15. Jahrh. ein höherer Titel, welcher etwa dem eines engl. Earl (s. d.) entsprach und durch diesen auch später verdrängt wurde.

Thanet, s. unter Kent.

Thankmar, geb. vor 906, Sohn des deutschen Königs Heinrich I. (s. d.) von der verstoßenen Hatheburg. Zu Gunsten der Kinder desselben aus der spätern Ehe mit der heil. Mathilde zurückgesetzt, auch von seinem Halbbruder König Otto I. nicht mit der Verteidigung gegen die Wenden betraut, die er erstrebt hatte, beteiligte er sich 938 an der Empörung des Herzogs Eberhard von Franken. Er machte die alte Eresburg (Stadtberge) an der Diemel zum Stützpunkte seiner Unternehmungen. Als jedoch Otto selbst heranzog, wurde T. von seinen Leuten verlassen und, als er in die Kirche flüchtete, hier am 28. Juli von den Mannen des Bruders nach tapferer Wehr erschlagen.

Thann, Kreishauptort im Bezirk Oberelsaß des Reichslandes Elsaß-Lothringen, 42 km südwestlich von Colmar, 22 km nordwestlich von Mülhausen, Station der Linie Mülhausen-Wesserling der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, an der Thur und am Eingange des schönen und industriereichen St. Amarinthals, ist Sitz einer Kreisdirektion und eines Amtsgerichts, hat ein Progymnasium und zählt (1885) 7474 meist kath. E. T. ist ein bedeutender Industrieort, namentlich bekannt durch seine chem. Fabriken und seine Kattundruckerei; dicht vor T. liegt Alt-Thann, ein reiner Fabrikort. In der Umgegend von T. wird viel Weinbau betrieben; der dortige Wein, der sog. «Rangen», gilt als einer der besten des Elsaß. Die St. Theobaldskirche mit einem 1430 begonnenen, 73 m hohen durchbrochenen Turm ist das nach dem straßburger Münster berühmteste got. Bauwerk des Elsaß.

Die Herrschaft Thann gehörte bis 1789 nacheinander den Häusern Pfirt, Habsburg, Mazarin und Valentinois. Turenne zerstörte 1674 das bei T. liegende Schloß Engelburg, jetzt eine prachtvolle Ruine. — Der Kreis Thann zählt auf 523 qkm (1880) 61031 E.

Thannhausen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Krumbach, an der Mindel, zählt (1880) 1621 kath. E. und hat Baumwollweberei.

Thapsacus (im Alten Testament Thiphsach, d. i. die Furt), alte berühmte Handelsstadt in der syr. Landschaft Chalybonitis in Asien, am rechten Ufer des Euphrat. Sie war die Grenzstadt des Salomonischen Reichs und bildete in frühester Zeit den gewöhnlichen Übergangspunkt über den Euphrat, der hier auch von Darius und Alexander d. Gr. überschritten wurde. Später soll sie von Antiochus den Namen Amphipolis erhalten haben. Einige Reste der alten Stadt finden sich bei der Furt von El-Hamman in der Nähe von Rakka. Durch T. zogen die alexandrinischen Gelehrten einen Parallelkreis, und Eratosthenes rechnete von hier aus die Distanzen in Asien.

Thapsia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt nur vier Arten, die in den Mediterranländern vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit mehrfach gefiederten Blättern und reichblühenden Blütendolden. Die bekannteste Art ist T. silphium *Vir.* im nördl. Afrika, welches sowohl bei den Griechen wie bei den Römern als Gewürz und Heilmittel hochgeschätzt wurde, von erstern Silphium cyrenaicum, von letztern Laser genannt. In Cyrenaika, wo es früher einheimisch gewesen sein soll, findet es sich jetzt nicht mehr (vgl. Cyrenaika); es ist deshalb leicht möglich, daß eine andere Art dieser Gattung mit der von den Alten unter jenen Namen beschriebenen Pflanze identisch ist.

Thapsus, feste Stadt an der Nordküste von Afrika, unmittelbar südöstlich von Leptis-Parva (oder vielmehr Leptiminus), nördlich von der sog. Kleinen Syrte auf einem Küstenvorsprunge (dem jetzigen Râs-Dimâs, wo noch Ruinen) gelegen, berühmt durch die Schlacht, die hier Cäsar 6. April 46 v. Chr. der Pompejanischen Partei lieferte und durch die er den Afrikanischen Krieg beendete.

Auch auf der Ostküste von Sicilien, nördlich von Syrakus, anfangs zu dem Gebiet von Hybla, dann zu dem von Syrakus gehörig, hieß eine, jetzt Isola di Magnisi genannte Halbinsel Thapsos, auf der eine Zeit lang eine gleichnamige Stadt lag.

Thaer (Albrecht), ausgezeichneter deutscher Landwirt, geb. 14. Mai 1752 zu Celle, wo sein Vater Hofmedikus war, studierte zu Göttingen Medizin und Philosophie. Nach dem Tode seines Vaters trat er in dessen Stelle ein; aber durch Blumen- und Gartenbau wurde er sehr bald der Landwirtschaft zugeführt. Er schrieb 1798 seine «Einleitung zur Kenntnis der engl. Landwirtschaft» (3. Aufl., 3 Bde., Hannov. 1816) und begann 1799 die Herausgabe der «Annalen der niedersächs. Landwirtschaft» (3 Bde., 1798—1804). Bereitwillig nahm er den Ruf an, der 1804 von Preußen aus an ihn erging. Der König erteilte ihm den Titel eines Geh. Kriegsrats und gegen Zahlung eines Kanons einen Landbesitz von 400 Morgen im Oderbruche, den er aber bald veräußerte, um das Gut Möglin käuflich zu erwerben. Neben der Einrichtung dieser Wirtschaft beschäftigte er sich viel mit schriftstellerischen Arbeiten, von denen besonders die «Annalen des Ackerbaues» zu erwähnen

Gewicht also über etwa 15 g. Der Ursprung des Namens liegt in dem Namen des böhm. Ortes Joachimsthal, wo zuerst die betreffende große Münze ausgeprägt wurde, welche man zunächst Joachimsthaler nannte; später, als sie auch anderwärts zur Ausmünzung kam, bezeichnete man sie kurz als T. Im engern Sinne versteht man unter T. diejenige Silbermünze, welche bis Ende 1875 die Geldeinheit fast ganz Norddeutschlands bildete, auch in den süddeutschen Staaten geprägt wurde (wo sie 1¾ Gulden galt) und zuletzt (seit 1857) $^1/_{30}$ Pfd. oder 16⅔ g fein Silber enthielt. Dieselbe wurde 1858—67 auch in Österreich ausgeprägt, wo sie 1½ Silbergulden österr. Währung galt. Die deutschen T., gesetzlich auf 3 Mark gewürdigt, sind auch nach Einführung der Markwährung in Deutschland noch in Umlauf geblieben.

Thales, der früheste griech. Philosoph und Führer der sog. ionischen Naturphilosophie, geb. um 640 v. Chr. zu Milet in Kleinasien, widmete sich zuerst öffentlichen Angelegenheiten, dann ausschließend spekulativen Forschungen. Das Altertum berichtet auch von Reisen, die er nach Ägypten gemacht habe, um den Unterricht der dortigen Priester zu genießen. Wahrscheinlich beruhen manche der ihm zugeschriebenen geometrischen Lehren, so auch die Voraussetzung einer Sonnenfinsternis, auf orient., vielleicht babyl. Tradition. T. war als Politiker hervorragend, und daran schloß sich eine gewisse moralisierende Reflexion, daher er unter die «Sieben Weisen» gerechnet wurde. Zugleich pflegt er an die Spitze der Geschichte der Philosophie gestellt zu werden. Seine Lehre scheint sich nur mündlich fortgepflanzt zu haben. Ihre Bedeutung besteht darin, daß er zuerst sich von allen mythol. Vorstellungen frei zu machen suchte und rein wissenschaftlich die Frage nach dem Grunde oder Urstoff der Dinge stellte. Die von T. angefangene Richtung des Philosophierens wird als Hylozoismus, d. h. Lehre von einer ewigen beseelten Weltmaterie, bezeichnet. Eine solche glaubte er im Wasser gefunden zu haben, welches er sich als die lebenerzeugende Flüssigkeit dachte, aus welcher alle Dinge entstanden wären und fortwährend entstünden. Auch den Magnet und Bernstein hielt er für beseelt und nahm eine Erfüllung des Weltalls mit göttlichen Lebenskräften an. Vgl. Ritter, «Geschichte der ion. Philosophie» (Berl. 1821); Seydel, «Der Fortschritt der Metaphysik unter den ältern ion. Philosophen» (Lpz. 1861).

Thalfahrt (Fahrt zu Thale), die Fahrt der Schiffe stromabwärts, im Gegensatz zu Bergfahrt, der Fahrt stromaufwärts.

Thalia oder Thaleia, eigentlich die Blühende, ist eine der neun Musen (s. d.), welche später besonders als Muse der Komödie betrachtet wurde. Von ihr und Apollon sollen die Korybanten abstammen. In der modernen Mythologie gilt T. im allgemeinen für die Beschützerin des Schauspiels, und ihr sind die Theater geweiht.

Thalia wird auch eine der Chariten genannt (s. unter Grazien); ferner ist Thalia der Name des 23. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Thalleiochin, s. Chiningrün.

Thallium (von θάλλος, ein junger Zweig) ist der Name für ein metallisches Element (chem. Zeichen Tl; Atomgewicht = 204), von dem Engländer Crookes 1861 durch die Spektralanalyse entdeckt und von Lamy in Paris 1862 näher untersucht. Es findet sich in den zinkhaltigen Bleierzen des Unterharzes, im Eisenkies, Kupferkies, in dem Schwefelsäureschlamme derjenigen Schwefelsäurefabriken, die mit Schwefelkies (Pyrit) arbeiten, in manchen Sorten von Wismut, Tellur und Kadmium, als fast steter Begleiter des Rubidiums und Cäsiums in vielen Mineralwässern u. s. w. Es wird in größern Mengen aus dem Schwefelsäureschlamme, z. B. zu Oker am Harze und zu Aussig an der Elbe dargestellt, indem man aus der Lösung des T. das Metall durch Zink fällt und dann umschmilzt. Das T. ist dem Blei sehr ähnlich, weiß mit einem Stich ins Bläulichgraue, weich, wenig zähe, aber sehr hämmerbar. Es schmilzt bei 290° C. und verflüchtigt sich in der Rotglühhitze; beim Erkalten kryställisiert es und beim Biegen knirscht es wie das Zinn. Eine nicht leuchtende Gasflamme wird durch T. grün gefärbt; sein Spektrum hat eine einzige grüne Linie von scharfer Begrenzung. Es oxydiert sich an der Luft sehr leicht, weshalb es unter Wasser oder mit geschmolzenem Paraffin überzogen aufbewahrt wird. Seine Oxydationsstufen verhalten sich dem des Bleies analog. Man stellt jetzt auch optische Gläser mit Thalliumoxyd (Thalliumglas) dar; ferner verwendet man Thalliumsalze in der Feuerwerkerei zur Erzeugung von grünem Licht.

Thallo, eine der Grazien (s. d.) und eine der Horen (s. d.).

Thallochlor, s. Flechtengrün.

Thallophyten (Lagerpflanzen) nennt man im Gegensatz zu den Kormophyten (s. d.) die Gruppen der Algen und Pilze, weil bei diesen Gewächsen mit wenigen Ausnahmen eine deutliche Differenzierung des Vegetationskörpers in Blatt und Stamm nicht vorhanden ist. (Vgl. Algen und Pilze.)

Thallus oder Lager, die vegetativen Teile der Thallophyten. Die Gestalt des T. ist eine außerordentlich mannigfaltige. (Vgl. Algen, Flechten, Pilze und die dazugehörigen Tafeln.)

Thalstern, Pflanzenart, s. unter Astrantia.

Thame, Fluß in den engl. Grafschaften Buckingham und Oxford, mündet bei Dorchester links in die Themse.

Thame, Stadt in der engl. Grafschaft Oxford, dicht an der Grenze von Buckinghamshire, links am schiffbaren Thame, einem linksseitigen Nebenfluß der Themse, Station der Linie Maidenhead-Princes Risborough-Oxford der Great-Westernbahn, zählt (1881) 3267 E. und hat eine Lateinschule und Spitzenfabrikation.

Thames, s. Themse.

Thamsbrück, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Langensalza, an der Unstrut, zählt (1885) 999 evang. E. und hat Gemüsebau und zwei Brauereien. Von dem 1149 in der Stadt erbauten Schloß ist noch ein Wartturm vorhanden. Auf dem Rathaus befindet sich, an einer Kette angeschlossen, eine der ältesten Handschriften des Sachsenspiegels.

Thamyris oder Thamyras, berühmter griech. Sänger der mythischen Zeit, aus Thrazien gebürtig, lebte der Sage nach noch vor Homer und wurde in einem Wettstreite von den Musen besiegt und seiner Augen wie seiner Kunst beraubt.

Thanatos hieß bei den Griechen der Dämon des Todes und Zwillingsbruder des Schlafs, (Hypnos, lat. Somnus, s. d.). In der Hesiodischen Theogonie, nach der die Brüder als Söhne der Nyx unter der Erde hausen, wird T. im Unterschiede

von Hypnos als hart und erbarmungslos geschildert. An der Lade des Kypselos, wo Nyx mit den Kindern auf dem Arme gebildet war, erschien Hypnos weiß, T. schwarz. Nach einer Sage sandte Zeus T. zu Sisyphos, der die Entführung der Ägina durch Zeus ihrem Vater verraten hatte, ward aber von diesem gebunden und erst von Ares wieder befreit. Bei Euripides entreißt Herakles dem T. die Alcestis. — Später, seit der alexandrinischen Zeit, erscheint T. als geflügelter Jüngling oder Knabe mit umgestürzter Fackel.

Thane (angelsächs. Thegn, thên, althochdeutsch degan, schott. than, thayne), im Lateinischen gewöhnlich mit minister übersetzt, nannte man zur Zeit der angelsächs. Herrschaft die die Gefolgschaft (gesidh, comitatus) eines Fürsten bildenden Dienstmannen, an welche später, als die Fürsten die Besetzung der früher durch freie Volkswahlen vergebenen Ämter erlangt hatten, mit der weitern Ausbildung des Feudalstaats auch die verschiedensten Ämter, wie die eines Ealdorman, Herzogs, Grafen, Richter, ja sogar eines Bischofs übertragen wurden. Mit dem Worte Than war in England selbst ein bestimmter Rang nicht bezeichnet. Erst nach der normann. Eroberung erscheinen die T. des Königs als identisch mit den Baronen, während die niedern, weniger einflußreichen T. etwa die Stellung der landed gentry innehatten. Nach Heinrich II. werden die T. in England nur noch selten erwähnt. In Schottland jedoch war Than bis Ende des 15. Jahrh. ein höherer Titel, welcher etwa dem eines engl. Earl (s. d.) entsprach und durch diesen auch später verdrängt wurde.

Thanet, s. unter Kent.

Thankmar, geb. vor 906, Sohn des deutschen Königs Heinrich I. (s. d.) von der verstoßenen Hatheburg. Zu Gunsten der Kinder desselben aus der spätern Ehe mit der heil. Mathilde zurückgesetzt, auch von seinem Halbbruder König Otto I. nicht mit der Verteidigung gegen die Wenden betraut, die er erstrebt hatte, beteiligte er sich 938 an der Empörung des Herzogs Eberhard von Franken. Er machte die alte Eresburg (Stadtberge) an der Diemel zum Stützpunkte seiner Unternehmungen. Als jedoch Otto selbst heranzog, wurde T. von seinen Leuten verlassen und, als er in die Kirche flüchtete, hier am 28. Juli von den Mannen des Bruders nach tapferer Wehr erschlagen.

Thann, Kreishauptort im Bezirk Oberelsaß des Reichslandes Elsaß-Lothringen, 42 km südwestlich von Colmar, 22 km nordwestlich von Mülhausen, Station der Linie Mülhausen-Wesserling der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, an der Thur und am Eingange des schönen und industriereichen St. Amarinthals, ist Sitz einer Kreisdirektion und eines Amtsgerichts, hat ein Progymnasium und zählt (1885) 7474 meist kath. E. T. ist ein bedeutender Industrieort, namentlich bekannt durch seine chem. Fabriken und seine Kattundruckerei; dicht vor T. liegt Alt-Thann, ein reiner Fabrikort. In der Umgegend von T. wird viel Weinbau betrieben; der dortige Wein, der sog. «Rangen», gilt als einer der besten des Elsaß. Die St. Theobaldskirche mit einem 1430 begonnenen, 73 m hohen durchbrochenen Turm ist das nach dem straßburger Münster berühmteste got. Bauwerk des Elsaß.

Die Herrschaft Thann gehörte bis 1789 nacheinander den Häusern Pfirt, Habsburg, Mazarin und Valentinois. Turenne zerstörte 1674 das bei T. liegende Schloß Engelburg, jetzt eine prachtvolle Ruine. — Der Kreis Thann zählt auf 523 qkm (1880) 61031 E.

Thannhausen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Krumbach, an der Mindel, zählt (1880) 1621 kath. E. und hat Baumwollweberei.

Thapsăcus (im Alten Testament Thiphsach, d. i. die Furt), alte berühmte Handelsstadt in der syr. Landschaft Chalybonitis in Asien, am rechten Ufer des Euphrat. Sie war die Grenzstadt des Salomonischen Reichs und bildete in frühester Zeit den gewöhnlichen Übergangspunkt über den Euphrat, der hier auch von Darius und Alexander d. Gr. überschritten wurde. Später soll sie von Antiochus den Namen Amphipolis erhalten haben. Einige Reste der alten Stadt finden sich bei der Furt von El-Hamman in der Nähe von Rakka. Durch T. zogen die alexandrinischen Gelehrten einen Parallelkreis, und Eratosthenes rechnete von hier aus die Distanzen in Asien.

Thapsia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt nur vier Arten, die in den Mediterranländern vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit mehrfach gefiederten Blättern und reichblühenden Blütendolden. Die bekannteste Art ist T. silphium *Vir.* im nördl. Afrika, welches sowohl bei den Griechen wie bei den Römern als Gewürz und Heilmittel hochgeschätzt wurde, von erstern Silphium cyrenaïcum, von letztern Laser genannt. In Cyrenaika, wo es früher einheimisch gewesen sein soll, findet es sich jetzt nicht mehr (vgl. Cyrenaika); es ist deshalb leicht möglich, daß eine andere Art dieser Gattung mit der von den Alten unter jenen Namen beschriebenen Pflanze identisch ist.

Thapsus, feste Stadt an der Nordküste von Afrika, unmittelbar südöstlich von Leptis-Parva (oder vielmehr Leptiminus), nördlich von der sog. Kleinen Syrte auf einem Küstenvorsprunge (dem jetzigen Râs-Dimâs, wo noch Ruinen) gelegen, berühmt durch die Schlacht, die hier Cäsar 6. April 46 v. Chr. der Pompejanischen Partei lieferte und durch die er den Afrikanischen Krieg beendete.

Auch auf der Ostküste von Sicilien, nördlich von Syrakus, anfangs zu dem Gebiet von Hybla, dann zu dem von Syrakus gehörig, hieß eine, jetzt Isola di Magnisi genannte Halbinsel Thapsos, auf der eine Zeit lang eine gleichnamige Stadt lag.

Thaer (Albrecht), ausgezeichneter deutscher Landwirt, geb. 14. Mai 1752 zu Celle, wo sein Vater Hofmedikus war, studierte zu Göttingen Medizin und Philosophie. Nach dem Tode seines Vaters trat er in dessen Stelle ein; aber durch Blumen- und Gartenbau wurde er sehr bald der Landwirtschaft zugeführt. Er schrieb 1798 seine «Einleitung zur Kenntnis der engl. Landwirtschaft» (3. Aufl., 3 Bde., Hannov. 1816) und begann 1799 die Herausgabe der «Annalen der niedersächs. Landwirtschaft» (3 Bde., 1798—1804). Bereitwillig nahm er den Ruf an, der 1804 von Preußen aus an ihn erging. Der König erteilte ihm den Titel eines Geh. Kriegsrats und gegen Zahlung eines Kanons einen Landbesitz von 400 Morgen im Oderbruche, den er aber bald veräußerte, um das Gut Möglin käuflich zu erwerben. Neben der Einrichtung dieser Wirtschaft beschäftigte er sich viel mit schriftstellerischen Arbeiten, von denen besonders die «Annalen des Ackerbaues» zu erwähnen

sind. Zu Möglin errichtete er 1807 eine landwirtschaftliche Lehranstalt. Um diese Zeit schrieb er sein großes Werk «Grundsätze der rationellen Landwirtschaft» (4 Bde., Berl. 1809—10; 6. Aufl., Berl. 1868; neue Ausg., Berl. 1880), welches in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurde. Bei der Reorganisation des preuß. Staats 1807 wurde T. Staatsrat, in welcher Eigenschaft er bedeutenden Anteil hatte an den agrarischen Gesetzen zur Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse. T. wurde 1810 Professor der Landwirtschaft an der Universität zu Berlin und vortragender Rat im Ministerium des Innern. Im folgenden Jahre gründete er die so berühmt gewordene Schäferei, worauf er 1815 Generalintendant der königl. Stammschäfereien wurde. Nachdem er schon 1818 seine Entlassung als Professor an der Universität genommen, wurde 1824 Möglin zu einer königl. Akademie des Landbaues erhoben. T. starb 26. Okt. 1828. Seine hauptsächlichsten Verdienste bestehen in der Anwendung der Naturwissenschaften auf die Landwirtschaft, in der Begründung des Kalkuls über Produktionskosten und Gewinn, in der Entwickelung der Begriffe von Roh- und Reinertrag, in der Einführung der Fruchtwechselwirtschaft, der größern Ausdehnung des Kartoffelbaues, der Anwendung der Statik auf den Landbau, der Entfesselung des Grund und Bodens und der genialen Bearbeitung der Schafzucht mit Wollkenntnis. Ihm zu Ehren wurde 1843 von der Versammlung deutscher Land- und Forstwirte in Leipzig der Grundstein zu einem Denkmal daselbst gelegt, welches, von Rietschel entworfen und in Erzguß ausgeführt, 28. Sept. 1850 enthüllt wurde. Außerdem wurde ihm 15. Nov. 1860 ein von Rauch ausgeführtes Denkmal in Berlin und 1873 ein solches in Celle errichtet. Vgl. Körte, «Albrecht T.» (Lpz. 1839).

Thaer (Konrad Wilh. Albrecht), Lehrer der Landwirtschaft, Sohn des 1863 verstorbenen Landesökonomierats Albrecht Philipp T. und Enkel Albrecht T.s, geb. 6. Aug. 1828 auf dem Gute Lüdersdorf bei Wriezen a. O., studierte 1846 in Heidelberg Staatswissenschaft, besuchte danach die Akademie zu Möglin und 1847 die Universität in Berlin. Er reiste darauf nach England, wo er sich speziell mit der Erlernung der engl. und schott. Landwirtschaft beschäftigte. Danach übernahm er die praktische Verwaltung zweier größern Güter. Er führte die Senkung des Stienitzsees und dessen schiffbare Verbindung mit den Gewässern der rüdersdorfer Kalkbrüche aus, gab jedoch 1859 diese praktische Thätigkeit auf, um als Lehrer an der Akademie zu Möglin zu wirken bis zu deren Aufhebung 1861. Er habilitierte sich dann als Privatdocent an der Universität zu Berlin und wurde 1866 außerord. Professor. Ostern 1871 folgte T. dem Rufe als ord. Professor für Landwirtschaft nach Gießen. Außer zahlreichen Aufsätzen und Abhandlungen in fachwissenschaftlichen Zeitschriften sind unter T.s wissenschaftlichen Arbeiten hervorzuheben: «System der Landwirtschaft» (Berl. 1877), «Wirtschaftsdirektion des Landguts» (2. Aufl., Berl. 1879).

Tharand, Stadt im Königreich Sachsen, Kreis- und Amtshauptmannschaft Dresden, 14 km südwestlich von Dresden, an der Sächsischen Staatsbahn Dresden-Chemnitz. Der Weg von Dresden führt durch den Plauenschen Grund (s. d.) und das von bewaldeten Bergen eingeschlossene tiefe Thal der Wilden Weißeritz; in diesem und in einem Seitenthal desselben liegt das freundliche Städtchen, welches seiner Naturschönheiten wegen viel besucht wird. T. zählt (1885) 2543 E., ist Sitz eines Amtsgerichts, besitzt eine Badeanstalt mit hübschen Anlagen und eine von Heinrich Cotta (s. d.) gegründete königl. Akademie für Forstwirte. Die Forstakademie T., mit welcher 1830—70 auch eine landwirtschaftliche Akademie verbunden war, ist die älteste der in Deutschland bestehenden forstlichen Lehranstalten und genießt eines europ. Rufs. Ihre Sammlungen, die Bibliothek, ein chem. Laboratorium befinden sich jetzt in zwei Gebäuden, deren eins 1847—49, das andere 1884—85 errichtet wurde. Zu der Akademie gehört ein botan. Garten, der sog. Forstgarten, welcher wegen seiner reizenden Lage zugleich als öffentliche Promenade dient. Hier steht das Denkmal Cottas (Büste von Rietschel). Sein Grab befindet sich im Walde auf dem Kienberge, auf einem von 80 Eichen beschatteten Platze. Berühmt ist die mitten im Orte auf einem Bergrücken, welcher auch die Kirche trägt, gelegene Ruine des alten Schlosses T., welches ursprünglich eine Ritterburg, später Witwensitz der Stammmutter des sächs. Regentenhauses, der Herzogin Sidonie von Sachsen, zuletzt Staatsgefängnis war. Vgl. Fritzsche, «T., ein Führer durch seine Umgebungen» (Dresd. 1867).

Thargelien hieß ein altgriechisches Fest, welches dem Apollon Thargelios, als dem Beschützer der Feldfrüchte, die er mit den Sonnenstrahlen zur Reife bringen oder auch vor allzu großer Sonnenglut bewahren sollte, in Athen und Milet und wahrscheinlich vielen andern ionischen Städten gefeiert wurde. In Athen genoß man an diesem Fest, das am 7. Tage des danach benannten Monats Thargelion (Mai bis Juni) begangen ward, die ersten Brote aus den Erstlingen der Feldfrucht, und Knaben hingen eine Eiresione, einen mit Früchten behängten, mit Wollfäden umwundenen Zweig, vor die Hausthüren. Allen Festbräuchen der T. ging aber am 6. ein schauerlicher Brauch voraus. An ihm wurden zur Sühne Apollos ein Mann und eine Frau geopfert, also ein Menschenopfer dargebracht, wenn auch dessen Greulichkeit dadurch gemildert erscheint, daß man dazu Verbrecher wählte. Seit Ende des 5. Jahrh. v. Chr. war die wirkliche Opferung durch einen stellvertretenden Akt ersetzt.

Tharros, alte Stadt, s. unter Oristano.

Thasos, eine Insel von 393 qkm Flächenraum, im nördlichsten Teil des Ägäischen Meeres, nur 7 km entfernt von der Küste Thraziens, etwas westlich von der Mündung des Flusses Nestos (des jetzigen Karasu) gelegen. Abgesehen von einigen für den Ackerbau geeigneten Strandebenen, wird sie ganz von noch jetzt reich bewaldeten Gebirgen eingenommen, aus denen im Altertum Gold und Marmor gewonnen wurde, auch war der Wein der Insel berühmt. Zur Ausbeutung der Goldbergwerke auf der Insel selbst wie auf der benachbarten thraz. Küste hatten sich seit dem 13. Jahrh. v. Chr. Phönizier darauf angesiedelt. Gegen Ende des 8. Jahrh. v. Chr. wurde von der Insel Paros aus eine ionische Kolonie dorthin gesandt. Die Kolonisten hatten anfangs harte Kämpfe mit den Bewohnern der thraz. Küste zu bestehen, behaupteten sich aber nicht nur im Besitze, sondern gewannen auch nicht unbeträchtliches Gebiet auf dem thraz. Festlande, sodaß die Insel bald reich und mächtig wurde. Nach dem Perserkriege Mitglied des Delischen Bundes, fiel T. 464 von Athen ab, wurde

aber 462 durch Kimon wieder unterworfen. In der Römerzeit gehörte T., zunächst noch bis tief in die Kaiserzeit hinein als freie Stadt zu dem Bereich der macedon. Provinz. Die der Insel gleichnamige Hauptstadt, von der noch bedeutende Ruinen erhalten sind, lag an der Nordküste, an der Stelle des jetzigen Landungsplatzes Limenas. Gegenwärtig gehört die durchaus von griech. Christen (etwa 10000 Seelen in zehn Dörfern) bewohnte Insel zur Türkei und zwar als ein Stück des Mutesariflik Kavala zu dem Vilajet Selanik. Die Bevölkerung führt Schiffbauholz, Öl, Honig und Wachs aus; der Getreide- und Weinbau ist unbedeutend. Vgl. Hasselbach, «De insula Thaso» (Marb. 1838); Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meeres» (Hannov. 1860).

Thassilo, Herzog in Bayern, s. Tassilo.

Thatbestand (corpus delicti) bezeichnet im Strafrecht den Inbegriff der Verbrechensmerkmale. Er zerfällt in den subjektiven Thatbestand, wobei insbesondere die Lehre der Zurechnungsfähigkeit, des Dolus (s. d.) und der Culpa (s. d.) in Betracht kommt, und den objektiven Thatbestand, d. h. die äußern faktischen Merkmale, welche zum Begriff eines Verbrechens gehören, z. B. der Tod eines Menschen durch die Einwirkung eines andern, die Wegnahme einer fremden Sache mit oder ohne Gewalt. Diese Merkmale sind bei manchen Verbrechen an den hinterlassenen Spuren bemerkbar, z. B. die einem Menschen zugefügten Verletzungen, die verfälschten Münzen; bei andern strafbaren Handlungen fehlt es dagegen an solchen sichtbar bleibenden Wirkungen, wie z. B. bei einfachem Diebstahl. Zu Straferkenntnissen läßt sich nur gelangen, wenn ein bestimmter T. ermittelt worden ist. Seine Feststellung (Erhebung) erfolgt je nach der Beschaffenheit der in Betracht kommenden Thatsachen durch Beibringung von Urkunden und andern körperlichen Beweisstücken, durch gerichtliche Besichtigung, Einholung von Zeugnissen und sachverständigen Gutachten, unter denen ärztliche Befundberichte (visa reperta) bei Tötung, Verwundung u. s. w. eine hervorragende Stelle einnehmen, desgleichen durch das mit den sonstigen Ermittelungen übereinstimmende Geständnis des Angeschuldigten, welches namentlich rücksichtlich des subjektiven T. von entscheidender Wichtigkeit sein kann. Ursprünglich hatte corpus delicti nur das körperlich sichtbare Substrat einer verbrecherischen That (Leiche, Wunden, sonstige Spuren, Werkzeuge) bedeutet, was sich aber bei nicht solche Spuren u. s. w. zurücklassenden Delikten notwendig zu allerhand Indizien der That als Grundlage für den Beginn einer Untersuchung verflüchtigen muß.

Thäter (Jul. Cäsar), namhafter deutscher Kupferstecher, geb. zu Dresden 7. Jan. 1804, erhielt auf der Akademie zu Dresden seine Ausbildung, kam 1820 in das Atelier des Professor Seiffert und wurde zuerst durch den Stich nach einer Zeichnung von Cornelius: Spaziergang am Ostertage, in weitern Kreisen bekannt. Ein Stich nach Vogel von Vogelstein: allegorische Figur der Baukunst, empfahl ihn Rauch in Berlin. Nachdem er dort einige Zeit zugebracht, begab er sich nach München, wo er an Sam. Amsler einen Lehrer und Freund fand, unter dessen Führung T. sich zu einem der namhaftesten Künstler seines Fachs ausbildete. So wurde er 1834 beauftragt, für das Prachtwerk des Grafen A. Raczynski mehrere Platten zu stechen. Dann entstanden die großen Stiche nach histor. Kompositionen moderner Künstler, mit denen er bis 1840 beschäftigt war. Im J. 1842 wurde er an die Kunstschule zu Weimar, 1844 an die Akademie zu Dresden berufen. Nach Amslers Tode (1849) wurde T. zu dessen Nachfolger bestimmt; er folgte dem Rufe und blieb nun in München, wo er später auch die Konservatorstelle am königl. Kupferstichkabinett erhielt, bis zu seinem 13. Nov. 1870 erfolgten Tode. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: Kriemhild beim Leichnam Siegfrieds, nach Schnorr; die Demütigung der Mailänder, nach Müde; die Hunnenschlacht, nach Kaulbach; Deckenbilder aus der Glyptothek, nach Cornelius; die Nacht und die Parzen, nach Carstens; die Sachsenschlacht, nach Kaulbach (für den Sächsischen Kunstverein); die Apokalyptischen Reiter, nach Cornelius; der Turmbau zu Babel, nach Kaulbach; die Werke der Barmherzigkeit, nach Schwind; Ritter Kurt, nach demselben; Rudolf von Habsburg, nach Schnorr; Paulus in Athen, nach Rafael. Seine letzte, unvollendete Arbeit war der wunderbare Fischzug, nach Rafael. Seine Stiche zeichnen sich bei einfacher Behandlungsweise in strengem zeichnerischen Stil durch treue Wiedergabe des Charakters der Originale aus.

Thäterschaft ist im Strafrecht die hauptsächliche, selbständige Form der Begehung eines Verbrechens gegenüber der an die Hauptthat sich anlehnenden Form der Teilnahme (s. Concursus ad delictum) und der nach der That etwa eingreifenden Begünstigung (s. d.). Man spricht von der Thäterschaft bei demjenigen, durch dessen Wirksamkeit der gesetzliche Thatbestand des Verbrechens voll und ganz verwirklicht wird. Dies kann geschehen durch eigene körperliche Thätigkeit oder Unterlassung, aber auch durch Benutzung von Naturkräften, durch die eines Werkzeugs oder Tieres, durch Verwendung eines zurechnungsunfähigen oder zu bestimmtem Verhalten genötigten oder über den Charakter der Handlung getäuschten Menschen.

Thatfrage, s. unter Thatsache.

Thatsache (res in facto posita) heißt alles, was als ein Daseiendes oder Geschehenes durch äußere oder innere Wahrnehmung erhärtet werden kann. Die Auffassung von T. ist die Erfahrung; der Grundsatz des Empirismus (s. d.) ist, nichts anzuerkennen, was sich nicht durch T. belegen läßt. Schwierigkeiten entstehen dabei hauptsächlich dadurch, daß das ungeschulte Denken stets mehr zu erfahren glaubt, als es in der That thut, indem es seine unwillkürlichen Deutungen und Auffassungen in den reinen Thatbestand der Wahrnehmung naiv hineindenkt. Während daher zunächst nichts leichter zu sein scheint, als T. zu konstatieren, findet sich in der Wissenschaft, sowohl der Natur als auch der Geschichte, daß häufig der ganze Apparat der Kritik für diese schwierige Aufgabe angewendet werden muß. Die Erfahrung ist entweder eigene (Autopsie) oder fremde; darauf bezieht sich der sog. Zeugenbeweis, auf welchem alle histor. Kenntnis beruht.

In der Jurisprudenz spricht man von juristischen T. als solchen Begebenheiten, durch welche sich der Erwerb, die Veränderung oder der Verlust von Rechten vollzieht. Um solche rechtsbegründende oder rechtsverändernde T. dreht sich jeder Rechtsstreit. Werden die T. von der andern Seite nicht zugegeben, so entsteht eine doppelte Richtung des Rechtsstreits: die Thatfrage (quaestio facti) und

die Rechtsfrage (quaestio juris), welche beide einander bedingen. Die Unterscheidung beider vielfach ineinander übergehender Begriffe liegt zu Grunde der Grenzregulierung zwischen der Aufgabe und Kompetenz der Geschworenen gegenüber derjenigen der Richter. Der Regel nach muß erst die Thatfrage entschieden werden, ehe darauf die rechtlichen Grundsätze angewendet werden können; T., welche auf die rechtliche Entscheidung keinen Einfluß haben, müssen als unerheblich zurückgewiesen werden. Wer eine T. für sich anführt, muß sie beweisen. Notorische T., d. h. solche, welche als allgemeine Ereignisse bekannt sind, bedürfen keines Beweises. Darauf, daß, wenn gewisse Vordersätze anerkannt sind, auch die Folgerungen so lange als richtig angenommen werden müssen, bis das Gegenteil dargethan wird, beruht die sog. Präsumtion, indem hier derjenige, welcher eine Abweichung von dem Regelmäßigen für sich anführt, dies beweisen muß. Wer z. B. Eigentümer eines Grundstücks ist, muß so lange für einen vollen und in seinen Rechten unbeschränkten Eigentümer gehalten werden, bis ein anderer eine Beschränkung, etwa eine Servitut, beweist. Sind hingegen die Grundstücke eines Bezirks im allgemeinen gewissen Lasten oder Beschränkungen des Eigentums unterworfen, etwa der Zehntbarkeit u. s. w., so ist die Befreiung eine T., welche erwiesen werden muß. Oft wird der Beweis einer T. nur in gewissen Formen zugelassen; so z. B. der Beweis eines Vertrags über 150 Mark nur durch schriftliche Urkunden.

Thau, s. Tau.

Thau (Etang de), Strandsee im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Béziers und Montpellier, vom Mittelländischen Meere nur durch eine schmale Landenge getrennt, auf deren Nordostende die Stadt Cette liegt, ist 19 km lang, 5—8 km breit, nicht sehr tief, von tiefblauer Farbe und reich an Fischen. Am südlichsten Punkte des Sees mündet der Canal du Midi ein, während in der Nordostecke der Canal des Etangs diesen Küstensee mit dem Kanalsystem des südöstl. Frankreich in Verbindung setzt. Rings um das Gestade des Sees liegen Seesalzlagunen.

Thaumatrop (grch.) oder Wunderscheiben heißt ein von Paris (1827) erfundener Apparat, welcher auf der Nachdauer genügend kräftiger Lichtempfindungen beruht, nachdem die Lichtquelle bereits erloschen ist. Vermöge dieser Nachdauer verschmelzen kurze Lichteindrücke, welche in schneller Folge auf der Netzhaut des Auges hervorgerufen werden, zu einer einzigen, kontinuierlichen Lichtempfindung; so z. B. gewahrt man eine schnell schwingende glühende Kohle als leuchtenden Bogen, während ein langsam bewegter Lichtpunkt stets nur als solcher erscheint. Das T. besteht gewöhnlich aus einer kreisförmigen Pappscheibe, welche sich vermöge zweier Fäden, von welchen je einer in der Verlängerung eines Durchmessers jener Scheibe liegt, um letztern schnell drehen läßt. Hat man auf der einen Seite dieser Scheibe einen wagerechten, und auf der andern einen diesen halbierenden Strich gezeichnet, so erblickt man bei rascher Umwendung der Scheibe, wegen der Nachdauer des horizontalen Strichbildes, ein Kreuz. In solcher Weise kann man durch die «Thaumatropie» die Bilder zusammengehöriger Dinge, welche auf den verschiedenen Seiten der thaumatropischen Scheiben getrennt dargestellt sind, auf der Netzhaut zu einem einzigen Bilde vereinigen. So enthalten z. B. die T. auf der einen Seite einen Käfig, auf der andern einen Vogel, was beim schnellen Umdrehen des T. den Vogel im Käfig sehen läßt. Auf dem thaumatropischen Prinzip beruhen auch das Dädaleum (s. d.), das Stroboskop (s. d.) von Stampfer, das Phänakistiskop von Plateau und die aus der Kinderstube bekannten hohlen Wundercylinder, bei welchen innen am Cylindermantel liegende Papierbänder die getrennten Zeichnungen dem durch Schlitze des Cylinders sehenden Auge darbieten. An der Netzhaut des letztern vereinigen sich dann die Bilder derart, daß man bewegte Figuren wahrnimmt. Das Prinzip des T. hat auch in der Wissenschaft mannigfache Anwendungen gefunden, so zum Studieren der Schwingungen, der Zusammenwirkung verschiedener Farben u. dgl. m.

Thaumaturg (grch., d. h. Wunderthäter) ist der Beiname mehrerer Heiligen; vorzugsweise heißt so der griech. Kirchenlehrer Gregor (s. d.).

Thausing (Moritz), Kunstschriftsteller, geb. 3. Juni 1838 auf Schloß Tschischkowitz bei Leitmeritz in Böhmen, studierte in Prag, München und Wien, anfangs in der Absicht, sich der Germanistik zu widmen. Er veröffentlichte auch in Pfeiffers «Germania» und in der «Österr. Wochenschrift» 1861 und 1864 seine Nibelungenstudien und anderes, wendete sich dann aber, besonders durch Eitelberger angeregt, dem Studium der Kunstgeschichte zu. Er wurde 1864 Bibliothekar, 1868 Direktor des Handzeichnungen- und Kupferstichkabinetts des Erzherzogs Albrecht (Albertina) in Wien, 1873 Professor der Kunstgeschichte an der Universität. Seither entfaltete er eine fruchtbare litterarische Thätigkeit teils streng wissenschaftlicher, teils aber scharf polemischer Natur, welch letztere ihn vielfach in Unannehmlichkeiten verwickelte. Ein vielfach grundlegendes Werk ist seine Monographie «Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst» (2. Aufl., Lpz. 1884), seine bedeutendste Leistung. Zuletzt verfiel er in Geistesstörung und starb durch einen Sturz in die Elbe in Aussig Mitte August 1884.

Thaya, der größte Nebenfluß der March, entsteht aus zwei Quellbächen dieses Namens, von denen einer im nordwestl. Teile von Niederösterreich, der andere im südwestl. Teile von Mähren entspringt. Bei dem Schlosse Raabs in Niederösterreich, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, vereinigen sich diese Bäche. Von dort an verfolgt der Fluß in vielfach geschlängeltem Laufe eine östl. Richtung, bis zu seinem Einfluß in die March größtenteils an der Grenze zwischen Niederösterreich und Mähren. Ihre Zuflüsse empfängt sie meist am rechten Ufer. Die Länge ihres Laufs von der Vereinigung der Quellbäche an beträgt 248 km.

Thayer (Alexander Wheelock), nordamerik. Kritiker und Biograph, geb. 17. Okt. 1817 zu Natick in Massachusetts, studierte in Harvard-University, wurde 1860 Sekretär bei der amerik. Gesandtschaft in Wien, 1865 amerik. Konsul in Triest und widmete sich seit 1882 litterarischen Studien. Er schrieb «The late J. Brown», «A quiet man», «A diarist» ꝛc. Sein Hauptwerk ist die Biographie Beethovens (deutsch von Deiters, 3 Bde., Berl. 1876—79).

Thäyngen, s. Thaingen.

Theagenes, Tyrann in Megara, der hier etwa 625 v. Chr. an der Spitze der Bauern die Ritterherrschaft in Megaris stürzte und die Tyrannis an sich riß. Als bei dem verunglückten Versuche seines Schwiegersohnes Kylon (616), die Herrschaft in

Attika zu gewinnen, auch viele megarische Soldaten den Tod gefunden hatten, führte T. den Krieg gegen Attika längere Zeit sehr glücklich. Als aber später in Megara der Adel sich wieder gegen ihn erhob, fand er gegen 580 den Untergang.

Theano war ein griech. Frauenname, unter dessen Trägerinnen die Gattin des Philosophen Pythagoras gewesen sein soll, über die aber nichts Sicheres bekannt ist. Nach den einen war sie eine Tochter des Brontinos aus Kroton, nach andern eine Tochter des Pythonax aus Kreta. Dem Pythagoras soll sie zwei Söhne, Telauges und Mnesarchos, und zwei Töchter, Myia und Arignote, geboren haben. Unter ihrem Namen sind noch sieben Briefe erhalten (besonders herausgegeben mit Wielands deutscher Übersetzung von H. Ad. Grimm, Duisburg 1791), die aber jedenfalls spätern Ursprungs sind. Auch ist von einer gleichnamigen jüngern Pythagoreerin die Rede, unter deren Namen jetzt verlorene philos. Schriften vorhanden waren, sowie von einer Dichterin aus Lokris, Verfasserin gleichfalls verlorener lyrischer Dichtungen.

Theater (grch. θέατρον, von θεάομαι, ich schaue) hieß im Altertum das Schauspielhaus, speziell der Platz, wo die Zuschauer saßen, auch oft die Zuschauer selbst, niemals aber die Schaubühne. Die Schauspielhäuser waren in Griechenland nach den Tempeln die vornehmsten Gebäude. Das Schauspiel diente nicht bloß zum Vergnügen, sondern hatte gottesdienstliche Bedeutung. Das erste T. wurde zu Athen errichtet. Früher war dasselbe von Holz, ja bestand sogar nur aus bretternen Gerüsten. Erst später, nach der gewöhnlichen Annahme zur Zeit des Themistokles, nach den Ergebnissen der neuesten bautechnischen Untersuchungen erst im 4. Jahrh. v. Chr. und auch dann noch mit Ausschluß der Scene selbst, deren Boden nach wie vor auf Holzgerüsten lag, wurde das steinerne T. gebaut, nachdem vorher nur die Orchestra in Steinkonstruktion hergestellt war. Das T. lag am Fuße der Akropolis, bot die Aussicht auf das Meer und benutzte einen Teil des Felsens als Hinterwand und Unterbau zum Schauplatz. Es enthielt Raum für 30000 Personen und wurde auch zu Volksversammlungen u. s. w. benutzt. Wie in Athen, so baute man auch sonst in Griechenland die T. womöglich an dem Abhang eines Hügels oder Felsens, um hier die Sitze der Zuschauer stufenweise übereinander anlegen zu können. War der Platz eben, so mußte für die Sitze ein hoher Unterbau gelegt werden. Die Form des Gebäudes war ein Kreis, von dem ein Teil für das Scenengebäude geradlinig abgeschnitten war. Jedes T. bestand aus drei Hauptteilen: 1) dem Zuschauerraum; 2) der Orchestra, dem Raume zwischen den Sitzen der Zuschauer und der Bühne; 3) der Bühne mit dem Scenengebäude. Zwischen den in einem Halbzirkel übereinander laufenden Sitzreihen lief mindestens ein breiter Gang umher, aus welchem man durch Thüren nach außen gelangte. Treppen führten zwischen den Sitzräumen durch alle Räume des Schauplatzes. Die untersten Reihen hinter der Orchestra oder auf dem breiten Gange (Diazoma) dienten für die vornehmsten Plätze, wo die Priester und Obrigkeiten, sowie andere fremde und einheimische Personen, welchen dieses Ehrenrecht (die Proedrie) verliehen war, saßen.

Die Herausbildung der alten Schaubühne im besondern knüpft sich natürlich an die Entwickelung der dramatischen Darstellungen, die, wie bekannt, ihren Ursprung aus den altgriech. Festen zu Ehren des Dionysos nahmen. Die Tragödien gingen aus den Dithyramben hervor, Chorgesängen, die anfangs stets Dionysos feierten und von seinen Leiden, Kämpfen und Siegen zu handeln pflegten, und auf einem Platze vorgetragen wurden, in dessen Mitte sich ein Altar (die Thymele) befand, um den herum der Chor sich im Tanzschritt bewegte. Mit der Zeit soll dann einer der Sänger (vielleicht der Vorsänger) auf den Opfertisch sich gestellt haben und von dort herab dem Chor gegenüber sowohl darstellend als erzählend aufgetreten sein; dieser Opfertisch war dann so gewissermaßen die erste tragische Bühne. Wenn Horaz und andere angeben, daß Thespis (s. d.) als Erfinder der Schauspielkunst zuerst seinen Wagen oder Karren als roheste Bühne benutzt habe, so beruht dies auf einer Verwechselung mit den lustigen Prozessionen an bacchischen Festen, wo die Mitziehenden oder Zuschauenden von lustigen Geberden begleitete Spottlieder, welche gewöhnlich auf bekannte Personen zielten, von den Wagen herab, deren man sich dabei bediente, zu hören bekamen. Thespis scheint allerdings nicht mit Unrecht für den Vater des Schauspiels zu gelten, aber nur deshalb, weil er entweder selbst auftrat oder eine andere vom Chor getrennte Person, welche mittels Schminke und Masken verschiedene Persönlichkeiten darstellen konnte und zwischen den Chorgesängen und in Erwiderung auf dieselben redete, auf irgend einer aus Brettern hergestellten Bühne dem Chor gegenüber auftreten ließ. Dieses Brettergerüst oder dieser erhöhte Sprechplatz (das Logeion) wurde dann insbesondere durch Äschylos zur Scene im heutigen Sinne. Es ward im Hintergrunde der Orchestra, des Tanzplatzes für den Chor, errichtet und mit diesem durch eine Treppe in Verbindung gesetzt und selbst im Hintergrunde durch ein Gebäude abgeschlossen, dessen anfängliche Dürftigkeit sein Name: Hütte, Zelt (σκηνή: Scene) bekundet. Wie bald und wie weit sich dieselbe ausgebildet, wie die Aufführung der Komödien darauf gewirkt, ist Gegenstand der verschiedensten Behauptungen der Forscher. Gewiß ist, daß der Bühnenraum, auf dem die Haupthandlung des Dramas vorging (das Logeion), gewöhnlich nicht nur im Hintergrunde, sondern auch zu beiden Seiten von dem ein-, zwei-, sogar manchmal dreistöckigen Gebäude der Scene eingeschlossen war. Der Bühnenraum hatte eine verhältnismäßig sehr große Ausdehnung in der Breite, dagegen eine so geringe Tiefe, daß er in den Grundrissen der Ruinen nur als ein schmaler, langer Streifen erscheint. Das Bühnengebäude enthielt im Hintergrunde drei Thüren, deren mittlere und größere die königliche hieß; die beiden andern wurden nach Vitruv Gastthüren genannt und damit die konventionelle Bestimmung dieser Eingänge ausgesprochen. Sollten Vorgänge im Innern des Palastes oder des Tempels, dem gewöhnlichen Schauplatz in der Tragödie, oder des Bürgerhauses in der Komödie gezeigt werden, so wurde in älterer Zeit, was von solchen im Innern geschehenen Vorgängen sichtbar sein sollte, auf einem Gerüst auf die Bühne herausgeschoben. Später wurde mittels einer eigenen Vorrichtung (der Exostra oder des Ekkyklema) die Scenenwand auseinandergeschoben und auf diese Weise dann das Innere eines Gebäudes zur Schau gestellt. Außer den Zugängen im Hintergrunde öffneten sich auch an den

Seiten der Scene (den Paraſcenien) links und rechts Thüren auf die Bühne, welche außerdem von vorn, über die Treppe aus der Orcheſtra, beſtiegen wurde. Zu der letztern gelangten Chor und Schauſpieler durch die Zugänge (Parodoi), welche zu beiden Seiten des T., zwiſchen der Bühne und den Zuſchauerſitzen, geöffnet waren. Da nun der Lage des Dionyſostheaters entſprechend die künſtleriſche Übereinkunft herrſchte, daß, wer vom Standpunkt der Zuſchauer aus geſehen von rechts her auftrat, aus der Stadt und dem Hafen, alſo der Heimat, wer von links her, aus der Fremde komme, während in der Mitte der Bühne gewöhnlich der Haupteingang des Palaſtes oder Hauſes oder bei Scenen im Freien wohl der Aufenthalt der Hauptperſon des Dramas war, ſo boten dieſe konventionellen Beſtimmungen, ohne großen Apparat, die mannigfachſten Ortsbezeichnungen dar und dehnten die dramatiſche Handlung für die angeregte Einbildung des Zuſchauers über die Grenzen der Bühne hinaus. Seiner Höhe nach zeigte der antike Schauplatz ebenfalls eine große Mannigfaltigkeit, da über dem auf der Orcheſtra für den Chor aufgeſchlagenen Gerüſt, das von dem Altar des Dionyſos darauf ebenfalls den Namen Thymele erhielt, das Logeion, über dieſem das Theologeion, der Sprechplatz für die Götter, ſich erhob. Auf demſelben gingen die Auftritte vor, die ſich im Sitze der Götter begaben. Dieſe Vorgänge waren zum Teil perſonenreich, wie in des Äſchylos «Pſychoſtaſie», wo Zeus mit Thetis und Eos auf dem Theologeion erſchien, oder wie im «Frieden» des Ariſtophanes, wo Trygaios auf einem Miſtkäfer zu Zeus' Wohnung hinaufſliegt und dort mit Hermes, Krieg und Tumult verkehrt. Eine Emporbühne, die nicht gerade den Sitz der Götter vorſtellt, war in andern Stücken erforderlich, als Warte für Wächter, Zinne einer Burg, als Söller oder oberes Stockwerk eines Hauſes u. ſ. w.

Nach alledem hat man ſich auf der griechiſchen Bühne, wie der Breite nach, ſo auch in der Höhe, einen dreifachen Schauplatz zu denken, übereinander ſich erhebend, aber hintereinander zurücktretend, ſodaß keiner den andern bedrückte. Unten die Orcheſtra für den Chor, darüber das Logeion für die dramatiſchen Hauptperſonen, über dieſem wiederum das Theologeion für die Götter. Dieſe konventionelle Einrichtung hat länger als 2000 Jahre Gültigkeit behalten. Daß die alte Bühne ſich der plaſtiſchen und graphiſchen Dekorationen, die ſie beſeſſen, nicht in dem modernen Sinne realiſtiſcher Täuſchung bedient habe, wie Genelli, Geppert u. a. annahmen, geht aus der allgemeinen Beſchaffenheit der Bühne und ſchon aus dem Umſtande hervor, daß die Aufführungen bei Tageslicht ſtattfanden, bekanntlich aber ohne Hilfe der künſtlichen Beleuchtung Dekorationstäuſchungen nicht hervorzubringen ſind. Die Anſicht, daß in der ſceniſchen Darſtellung der Griechen manches nur ſymboliſch angedeutet geweſen und der Phantaſie der Zuſchauer viel zu ergänzen übriggelaſſen ſei, trifft wohl das Rechte. Doch beſaß die griech. Bühne viele ähnliche Einrichtungen wie die moderne. Auch in einigen antiken Stücken, wie in den «Eumeniden» des Äſchylos und dem «Aias» des Sophokles war ein Scenenwechſel erforderlich. Gewiß wurde die Scene regelmäßig durch verſchieb- und wegnehmbares Getäfel oder Tapeten gebildet. Eine weitere Dekorationsvorrichtung, ähnlich unſern Couliſſen, hatten die Griechen in den Periakten: dreiſeitigen breiten Pfeilern, deren Wände verſchiedene Dekorationsanſichten darboten, und die, an den Seiten der Bühne nahe den Paraſcenien auf Zapfen ſtehend, umgedreht wurden, wodurch ein ſichtbarer Scenenwechſel aufgeführt werden konnte. Und da die Dekorationsanſichten an den Seiten dieſer Periakten ohne Zweifel abnehmbar waren, ſo ließ ſich alſo für die verſchiedenſten Stücke ein mehrfacher Scenenwechſel herſtellen. Daß die antike Bühne eine Ober- und Untermaſchinerie beſeſſen habe, wird nicht bezweifelt; ihre Notwendigkeit geht auch aus den Erforderniſſen der alten Dramen hervor. Pollux erwähnt des Geranos, eines Krans oder Hebewerks, vermittelſt deſſen z. B. die Entführung des Leichnams des Memnon durch Eos bewerkſtelligt wurde, ſowie des Aiorema, eines Hänge- oder Schwebewerks, durch welches Luftfahrten der Götter und Heroen über die Bühne geſchahen. Daß, nach Pollux' Angabe, dieſe Maſchinerie (μηχανή, machina), auf welcher Göttererſcheinungen bewerkſtelligt wurden, nicht in der Mitte, ſondern an der linken Seite angebracht war, erklärt ſich aus der geringen Tiefe der Bühne, welche den Schauſpielern auf derſelben gebot, ihren Abſtand von der ſchwebenden Gottheit, um dieſelbe ſehen und anreden zu können, in der Breite der Bühne zu ſuchen. Daß die attiſche Bühne nicht auch ſchon einen Vorhang (Aulaia) gehabt habe, ſondern derſelbe erſt eine röm. Einrichtung geweſen iſt, kann jetzt für ausgemacht gelten. Auch bei den Römern wurde er übrigens nicht herabgelaſſen, ſondern ſtieg aus der Untermaſchinerie (im Hypoſcenion) durch einen Spalt im Vorderrande der Bühne auf.

Der Anfang der römiſchen Bühne war, wie der der griechiſchen, roh genug: ein Brettergerüſt, vor welchem die Zuſchauer ſtehen mußten. Erſt ſpäter (nach 145 v. Chr.) wurden für die jedesmaligen Spiele vollſtändige T. mit Sitzen für die Zuſchauer, aber nur von Holz erbaut. Ein beſonders glänzendes T. dieſer Art ließ Marcus Amilius Scaurus (ſ. d.), Zeitgenoſſe des Cäſar, errichten. Pompejus ließ das erſte ſteinerne T. aufführen, das 55 v. Chr. vollendet wurde. Ein zweites erbaute Cornelius Balbus 13 v. Chr., und in demſelben Jahre wurde das dritte, das des Marcellus, eingeweiht, von dem noch bedeutſame Reſte erhalten ſind. Neben dieſen drei ſteinernen T. ſind aber immer von neuem in der röm. Kaiſerzeit auch T. für zeitweiligen Gebrauch aufgeſchlagen und oft mit größter Pracht ausgeſtattet worden. Für das Behagen der Zuſchauer ſorgte man durch Decken, die man über das T. ausſpannte. Auch hierbei wurde dann großer Luxus entfaltet: man nahm purpurfarbene Decken dazu, nahm ſie aus der feinſten Leinwand, ja Nero ließ einmal über das T., das überhaupt durchaus aufs reichſte vergoldet war, eine Purpurdecke breiten, in die goldene Sterne und in der Mitte ſein eigenes Bild zu Wagen eingeſtickt war. Auch ſtreute man Blumen, und ließ Wege und Treppen mit Waſſer anfeuchten, was Pompejus zuerſt gethan haben ſoll, ſpäter leitete man ſogar auch mittels Balſam und Krokus hergeſtellte Eſſenzen, ja Wein, worin man des Wohlgeruchs halber Krokos auflöſte, durch ein Druckwerk mittels Röhren bis zu den obern Sitzen, ließ ſie ganz und gar vergolden, ja alles, was darauf gebracht wurde, mußte vergoldet oder mit Gold geſchmückt ſein, wovon der Tag, an dem dies eingeführt wurde, der goldene genannt wurde.

Eine wichtige Veränderung ging bei den Römern daraus hervor, daß das Schauspiel für sie keine gottesdienstliche Bedeutung hatte. Der Altar verschwand also aus der Orchestra, mit ihm der Chor, der auf die Bühne versetzt wurde, die bei den Römern tiefer war. Die Vermittelung zwischen Zuschauer und Drama hatte aufgehört; die Bühne war eine abgesonderte Welt geworden. In der Orchestra wurden Plätze für die angesehensten Zuschauer eingerichtet. Damit dieselben aber die Bühne überschauen könnten, mußte diese nicht bloß tiefer, sondern auch niedriger angelegt werden als die des griechischen T.

Die Größe des Raums der antiken T. gebot auch, den Regeln der Akustik große Aufmerksamkeit zu widmen. In den Trümmern einiger alter T. bewundert man noch gegenwärtig die Wirkung des Schalls. Zur Verstärkung desselben waren übrigens noch besondere Schallgefäße (Echeia), eherne Kessel in künstlich berechneter Verteilung in Nischen angebracht. Unter die T., von denen Reste erhalten sind, gehören außer vielen andern, die zu Ephesos, Milet, Tralles, Pergamon in Kleinasien, zu Lyktos auf Kreta, zu Syrakus in Sicilien, im eigentlichen Griechenland, abgesehen vom Dionysostheater zu Athen, die zu Megalopolis, Epidauros, Sparta, Messene u. s. w. Nur von einem einzigen griech. Theater, von dem zu Aspendos, sind auch von dem Scenengebäude bedeutendere Reste erhalten, während von den übrigen nur der Zuschauerraum mehr oder weniger gut erhalten ist, von den Scenengebäuden aber nichts als Fundamente oder dürftige Reste vorhanden sind. Von den vielen T. in Italien sind, außer denen zu Rom selbst, namentlich die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculanum und Pompeji zu erwähnen.

Bei den Griechen wie Römern hatten die theatralischen Vorstellungen keineswegs, wie jetzt, fortdauernd, sondern nur bei Festen statt. Sie gingen vom Staate aus und standen unter Aufsicht von Staatsbeamten. In Athen stand an der Spitze derselben ein Archon. Derselbe hatte die geschäftliche Oberleitung. Der Staat sorgte für die Schauspieler. Es wurden drei Protagonisten (erste Schauspieler) ausgewählt und diese dann durch das Los den einzelnen Dichtern zugeteilt. Diese brachten dann die andern Schauspieler wohl mit. Der Chor, der in der Tragödie aus 15, in der Komödie aus 24 Personen bestand, wurde von einem Bürger gestellt, ausgerüstet und während der Einübung unterhalten. Dies war die direkte Liturgie der Choregie, eine Abgabe, welche der Staat einem Bürger aus der höchstbesteuerten Klasse auferlegte. Derselbe Bürger mußte auch die Kostüme stellen. Möglichst gut und glänzend die Aufgabe zu erfüllen, war Ehrensache. Bei jedem Feste wurde nicht Ein Drama, sondern mehrere gegeben, sodaß deren Aufführung auch mehr als einen Tag in Anspruch nahm. Die Dramen wurden in der Komödie und wohl auch in der Tragödie von fünf Kunstrichtern beurteilt. Nach ihrem Ausspruch erteilte man die Preise, die außer in einem Epheukranze in namhaften Geldsummen bestanden. Der Ausspruch der Kunstrichter behinderte jedoch die Zuschauer nicht, ihre Meinung auszusprechen. Der Staat baute die Schauspielhäuser. Das T. mit allem Zubehör, also auch den Dekorationen, hatte der Theaterpächter zu erhalten, welcher seine Auslagen durch das Theorikon (Eintrittsgeld) deckte. Dieses betrug zwei Obolen (25 Pf.) und ward seit Perikles den unvermögenden Bürgern vom Staate gezahlt.

Bei den Römern wurden für die scenischen wie für die Circensischen Spiele (s. d.) von Staats wegen Summen bewilligt, aber da die Veranstaltung solcher Spiele ein Weg war, sich die Gunst des Volks zu erwerben, wurden von den mit der Leitung beauftragten Magistraten aus eigenen Mitteln große Summen dazu gegeben. Privatpersonen und vollends die Kaiser veranstalteten die von ihnen gegebenen Spiele ganz aus ihren Mitteln. Die Prachtbauten der T. wurden sämtlich aus Privat-, beziehungsweise kaiserl. Mitteln hergestellt.

Vgl. Ferrara, «Storia e descrizione dei teatri antichi e moderni» (Mail. 1830); Wieseler, «Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern» (Gött. 1851); und für das griech. Theaterwesen: Strack, «Das altgriech. Theatergebäude» (Potsd. 1843); Geppert, «Die altgriech. Bühne» (Lpz. 1843); Schönborn, «Die Scene der Hellenen» (Berl. 1858); Wieseler, «Griechisches T.» in der «Allgemeinen Encyklopädie» (1. Sekt., 83. Bd., Lpz. 1866); Sommerbrodt, «Scaenica» (Berl. 1876); Alb. Müller, «Lehrbuch der griech. Bühnenaltertümer» (Freiburg i. B. 1886); sowie für das röm. Theaterwesen: Becker, «Handbuch der röm. Altertümer» (Bd. 1, Lpz. 1843, und in dem «Handbuch» von Marquardt und Mommsen, Bd. 6, von Marquardt, 2. Aufl. von Wissowa, Lpz. 1885, den Abschnitt über die Spiele von Friedländer); Arnold, «Das altröm. Theatergebäude» (Lpz. 1873); Ribbeck, «Die röm. Tragödie» (Lpz. 1875).

Das moderne Theater, das der christlichen Zeit, erbaute sich wie das antike im Gottesdienste. Seine Gestaltung wuchs aus den Trümmern der antiken Kunst hervor. Da die Kirche frühzeitig die Kunst leibeigen hatte, so begreift sich, daß sie die bauliche Anlage ihrer Gotteshäuser gleich dem Zweck der heiligen Festspiele anbequemte und daß diese bauliche Anlage an die antiken Muster gemahnte. So erweist noch heute beispielsweise der östliche Chor des mainzer Doms (wie andere mehr) die ganze Anordnung der Osterfestspiele mit ihrer dreiteiligen, über- und hintereinander sich erhebenden, durch Treppen verbundenen, von Thürwänden flankierten Emporbühne, darauf die darstellenden Priester die Stationen der heiligen Handlung abschritten, und den Wortlaut des heiligen Textes darstellend erzählten oder sangen, während vom gegenüberliegenden hohen Chore die Vertreter der Gemeinde in Fragen, Antworten und Betrachtungen, dem Chorus der Alten entsprechend, ihre Gemeinschaft mit der priesterlichen Handlung kundgaben. Bot der Bau der Kirche die örtliche Gelegenheit der Spiele nicht von selbst, so ward sie durch jeweils aufgeschlagene Gerüste dazu hergestellt. Und dies geschah auch, als zunehmende Verweltlichung, auch allzu personenreiche Texte die Kirchenspiele (Mysterien, s. d., genannt) aus dem Gotteshause ins Freie auf Kirchhöfe, Straßen, Märkte verbannte.

Während uns erhaltene Grundrisse erweisen, daß anfangs auch im freien Raume die Anordnung der terrassenförmig ansteigenden dreiteiligen Bühne nicht aufgegeben war, so erweiterte und verwirrte sich doch nur zu bald, des kirchlichen Rahmens beraubt, das Scenenbild. In Frankreich (das schon im Mittelalter vorangehend für die theatralische Entwickelung wurde) suchte man die geschlossene Anlage

zu bewahren, indem man die Zahl der Emporbühnen hoch übereinander steigerte, oder die drei Bühnenräume durch Zwischenteilung in zahlreiche sog. loges vervielfältigte, oder auch die Bühnenbauten in stumpfen Winkeln um die Zuschauer stellte, die sich nun von einem zum andern wenden mußten, oder man gab den festen Stand ganz auf und verteilte, gleich den Stationsaltären der Fronleichnamsprozessionen, die Handlung auf Einzelbühnen in verschiedenen Gassen. (So beim Einzug Ludwigs XI. in Paris.) Solange dem Schaugerüst eine geschlossene Form gegönnt blieb, ergab der Inhalt der Texte die Verteilung von Himmel ins oberste, Erde ins mittlere und Höllenloch ins unterste Stockwerk. Im Grundsatz hielt man sich an diese Anordnung auch da noch, als die Spiele in Raum und Zeit ausarteten. Sie dauerten mehrere Tage, daher die Abteilungen «Tagewerke» hießen, und dehnten ihren Schauplatz über weite Märkte aus.

Wie in Spanien und England ein Hofraum mit seinen Fenstern oder umlaufenden Galerien den Blick auf ein, an der einen Schmalseite des Hofs aufgestelltes Gerüst gewährte (in England rückte man einen der großen, zu Hahnenkämpfen bestimmten Tische vor ein Fenster der Hofwand), so gab ein Marktplatz mit allen Fenstern, ja den Dächern dreier Häuserreihen vielen Tausenden Gelegenheit zum Schauen; hierzu führte man am Erdgeschoß der drei Marktseiten hölzerne Gerüste herum, mit einem süddeutschen Ausdruck: Brücken (Pruggen, Brüginen) genannt, auf welchen wieder viele Zuschauer Platz fanden. Unter diesen Brücken, welche Scheidewände in «Häuser» oder «Höfe» absonderten, müssen die Darsteller ihre Plätze («Stände» oder «Örter») gehabt haben, von wo sie, wie aus den modernen Coulissen, den Schauplatz betraten, welcher nunmehr den flachen Boden des ganzen Marktplatzes einnahm. An der vierten (schmalen) Marktseite ward das Höllenthor etwa vor einen Gasseneingang gerückt; hier erhob sich auf Fässern und Dielen der Ölberg; hier führte eine Leiter zum obersten Stockwerk eines Hauses hinan, wo am Vorabend pater aeternus (der Herrgott selber) mit seinen ministrierenden Chorknaben (den Engeln) den Himmel sich erbaut und wohl gezieret hatte. (Vgl. Leibing, «Das zweitägige Luzerner Osterspiel», Elberfeld 1869.)

Als die Reformation das Bühnenspiel zur lebendigen Zunge des Glaubensstreites machte, verlangte der gesprochene, längst deutsch gewordene Text für Sprecher und Hörer den engern Raum und die Spiele zogen sich in Höfe, Säle, Scheunen («Stadel»), wenn nicht in die Aula einer Schule zurück, denn die Schulkomödie, anfangs als Übung im Lateinischen, war durch Luthers und seiner Anhänger Ermunterung in höchste Aufnahme gekommen und bemächtigte sich gleichfalls des Bekenntnisstreites. Wetteifernd mit diesen waren aus der Meistersingerzunft die Bürgerspiele erwachsen. Als die ihnen nach Einführung der Reformation an den meisten Orten zum Zweck ihrer Singeschule und Spiele eingeräumten Kirchen wegen allzu grober Verweltlichung der Spiele wieder entzogen waren, mußten sie sich mit den Räumen der Wirthshäuser begnügen.

Hier mußten sie auf flachem Boden spielen und demgemäß in der Wahl der Spiele sich wieder auf Gespräche, Schwänke oder solche Handlungen beschränken, welche jeder Anforderung an Erhöhung der Bühne oder Versenkung entsagten. Aus solcher Not erbitten sich einmal die augsburger Meistersänger das «große Tanzhaus», um ein Passionsspiel aufzuführen: «weil eben der Personen vil, und sich solliche Comedi ohne ain Prugg nit halten laßt, da man nit allein ob, sondern auch under der Pruggen» (bei der Auferstehung) «zu handeln hat».

Dies «Tanzhaus» war ein unbedeckter Hofraum gleich den spanischen und englischen Theatern. Ein solches Gebäude, seltsam genug inmitten der Not und Greuel des Dreißigjährigen Kriegs, erbaute auch im Jahre 1628 der nürnberger Magistrat seinen Bürgern als Fechthaus, Komödienhaus, Singeschule u. s. w. Für dies sind die bekannten Spektakelstücke Ayrers geschrieben. In diesen Höfen war eine Brücke (der süddeutsche Ausdruck für ein Gerüst, das lateinische pons) errichtet, hinter welcher eine zweite Emporbühne, «Zinne» geheißen (gleichfalls süddeutscher Ausdruck für Altan), sich erhob, die bald die wirkliche Zinne einer Burg, bald einen Altan, bald auch den Himmel vorstellte; nicht anders wie die Emporbühne der Antike.

Ein Thor in der Mittelwand, das seit der Antike sich in allen regelmäßigen Bühnenbauten erhalten hat und von der griechischen Bühne her den Namen der «königlichen» Thür sich bewahrt hat, ließ durch Auseinanderschieben der Thürflügel das Innere des Schauplatzes («im Perspektiv») wahrnehmen. (Gleich wie die Exostra oder das Ekkyklema der antiken Scene.) Der schlicht konventionellen Einrichtung dieser Spielhäuser bequemten sich auch die Truppen «englischer Komödianten», welche mitten durch die Schrecken der sich folgenden Religionskriege das Reich durchzogen und die Gunst mancher deutschen Höfe errangen. Ja, oft begnügten sie sich mit der schlichten Teppichbühne des alten spanischen Theaters, die in der Not am schnellsten beschafft wurde.

Nicht die Not, sondern eigene Wahl bewog die pariser Société des Comédiens, welche das gelehrte Drama nach dem Muster der Alten aufbrachten, in der Mitte des 16. Jahrh. schon sich der einfachen, teppichumhangenen Scene zu bedienen. Sie hatten die die Phantasie anregende Mysterienbühne, welche sie in dem T. der Confrérie de la passion vorgefunden hatten, niedergerissen, um auf der kahlen Bühne die Aufmerksamkeit des Publikums der Rhetorik des Schauspielers unzerstreut zu erhalten. Nur in dem in ganzer Breite sich öffnenden Hintergrunde, welcher verschiedene Prospekte zeigte, gewährte die klassische Bühne, auf welcher Corneilles «Cid» gespielt wurde, der Einbildungskraft der Zuschauer einige Unterstützung.

Im grellsten Gegensatze zu dieser gewaltsamen Rückkehr zu schlichter Einfachheit stand der erfinderische Luxus der Aufzüge, Inventionen und Zauberfeste, welcher mit der aus den Schäferspielen hervorgegangenen Oper auf die Bühnen der italienischen Höfe übergegangen war. Auch der span. Bühne war durch Lope de Vegas geistliche und weltliche Schauspiele alles zugemutet worden, was die Erfindungskraft jener Zeit nur an theatralischer Täuschung leisten mochte. In die Niederlande hatte die span. Herrschaft diesen theatralischen Pomp verpflanzt. Noch aber hatte die attische Bühne nicht aufgehört, die Grundformen der christlichen zu bestimmen. Die drei Zugänge hatten sich zu drei Durchsichten von prächtiger röm. Architektur erweitert, deren wandelbare Ferne, namentlich die der mittlern, fort und fort die dekorative Ortsbestimmung übernahm. Auch die Emporbühne der Galerien und Balkone war noch nicht verschwunden.

Die großen Rollwände oder der teilbare Vorhang, welcher die Hinterbühne verhüllte oder plötzlich eröffnete, bot Gelegenheit zur Entfaltung jeder dekorativen Effekte. In aller dieser Ausstattung der verfeinerten Bühne herrschte aber noch die künstlerische Konvention, gewisse Annahmen des Ortes, Mannigfaltigkeit des Terrains, sowie eine willige Übereinkunft der Zuschauer, an stehende Einrichtungen und dekorative Andeutungen eine Selbsttäuschung der Einbildungskraft zu knüpfen.

Dies änderte sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., als mit dem Frieden der Luxus der Hofhaltungen aufs neue ausartete, die katholische Kirche aufs neue die Wirkung des Dramas in Sold nahm und von Wien aus in den Jesuitenspielen mit allem Opernpomp die Sinne des Publikums zu blenden und anzulocken verstand, und auch bald das urprotestantische Meistersängerspiel mit in den Strudel der Schaulust riß. Durch italienische Meister ausgebildet, errichten deutsche Architekten in den «Stadeln» die sciena di comedia zu Ulm, Augsburg, Nürnberg u. s. w., aber diese «Sciena oder Brucken» gleicht der modernen flachen Bühne, sie hat Fuora oder Vorhänge «im modernsten Sinne», sie hat ein hinter sechs Fuß hoher Wand versteckes Orchester bekommen; sie hat «telari» bekommen, das sind prismatische Seitencoulissen (genau den Periakten der spätern griechischen Bühne entsprechend), sie hat hinter dem teilbaren «hintern Rahmen» (Rückwand) einen offenen «Graben», von wo aus, wie bei den modernen mechan. Theatern, bewegliche Erscheinungen, Schiffe, Seeungeheuer (z. B. der Walfisch, welcher den Jonas verschlingt) u. s. w. von unten her auf Rollen fahrend bewegt werden; sie hat Hebewerke (genau wie jene μηχανή der Alten), seitlich, durch die telari gedeckt, sowie noch heute das Flugwerk im Oberammergauer Spiel, auf dem der Engel auf und nieder schwebt, der Heiland gen Himmel fährt; sie hat Obermaschinerie («Zwerchbalken») mit kunstreicher, durch wassergefüllte Glaskugeln verschärfter Ober-, Unter- und Seitenbeleuchtung ꝛc. Mit einem Worte: aller Anspruch an die ergänzende Phantasie des Publikums hört auf; der Zuschauer hat nichts mehr zu glauben, als was er sieht. Es war eine durchaus moderne, rationelle Erfindung, die aus der Bühne eine tabula rasa machte, auf welcher nun, auf mechan. Wege, von unten und oben und von allen Seiten her, nach dem Bedürfnisse des Augenblicks, hergestellt werden konnte, was die Einbildung nur erschaffen mochte. Auch hat die Erfindungskraft sich hundert Jahre lang in den Opern und Jesuitenspielen an dem abenteuerlichsten Dekorationspomp und wahren Maschinenwundern versucht. Anerkannt muß allerdings werden, daß mit der ital. Einrichtung die Bühne eine vollkommene Freiheit erlangt hat, sich die Vorteile der antiken und mittelalterlichen Einrichtungen jederzeit herzustellen, wo sie der Darstellung förderlich sind, ohne im allgemeinen von ihrer Stabilität beengt zu sein. Aber wie es in allen Dingen schwerer ist, die Freiheit richtig zu benutzen als einen beschränktern Zustand, so läßt denn auch, nachdem die Produktionskraft sich im ersten Rausche erschöpft und die Dramatik überhaupt eine natürlichere Richtung eingeschlagen, die Bühne es sich in ihrer Nüchternheit und Kahlheit für gewöhnlich gefallen. Der große, platte, viereckige Boden, der unverhältnismäßig hohe, unbelebte Bühnenraum, die offenen, kalten Coulissenstellungen geben nun (wenn nicht ausdrückliche Vorschriften der Autoren die Sorgfalt der künstlerischen Vorstände in Bewegung setzen) den stimmungslosen Schauplatz für die alltäglichen Darstellungen her. In der neuesten Zeit hat allerdings das Beispiel der Franzosen die vertraulich geschlossene Zimmerdekoration eingeführt, haben die Versuche, welche da und dort mit Anwendung der altgriechischen wie der dreistöckigen Mysterienbühne gemacht, Dichter und Schauspieler wieder auf die Vorteile des mannigfach erhöhten Bodens, und auf den malerischen Reiz, den die Treppenstufen den Bewegungen der Darstellung geben, mit guter Wirkung hingewiesen. Allein um der Bühne die Lebendigkeit, welche sie durch die alten Konventionen besaß, auf der modernen Bahn der täuschenden Naturwahrheit wiederzugeben, erfordert es eine Thätigkeit der Erfindung, welche der Wiederbelebung des geistigen Inhalts einer Bühnendichtung leicht verderblich werden kann. Da die Phantasie des Publikums der Bühne nichts mehr erschafft, so muß der Künstler jetzt das ganze Schöpfungswerk bis ins Kleinste übernehmen. Eine Umkehr zu knappen Mitteln ist nicht mehr möglich; nur eine Beherrschung der dekorativen Naturwahrheit im ganzen Umfange kann die Aufgabe der modernen Bühne erfüllen. Die Bühne ist durch ihre Freiheit und den Reichtum ihrer Mittel unendlich gewachsen. Jetzt gilt es alle Konventionen vergessen zu machen und jeden Schauplatz in besonderer Gestalt, mit sorgfältiger Naturtreue, malerisch, interessant und stimmunggebend herzustellen, zugleich aber all diese Kunst in so bescheidener Unterordnung zu halten, daß sie sich nicht für sich selbst geltend macht, sondern nur dem eigentlichen Zwecke der Bühne, der dramatischen Darstellung, sich dienend anschließt. Wenn die Bühne der frühern Jahrhunderte mit beschränkten Mitteln die weitesten Wirkungen erreichte, so soll die moderne im weitesten Gebrauch der reichsten Mittel eine harmonische Beschränkung zu finden wissen.

Die eigentlichen Theatergebäude der modernen Zeit (die Schauspielhäuser und Opernhäuser) entstanden im 17. Jahrh. nach dem Vorbild der ital. Operntheater, deren Grundformen noch heute gelten. Der Grundriß des Zuschauerraums ist im allgemeinen halbkreisförmig, zuweilen mit verlängerten Schenkeln, zuweilen hufeisenförmig. Die Sitzreihen steigen in dem untern Raume (Parkett und Parterre) terrassenartig auf. Der Zuschauerraum ist von Logenreihen und Galerien in drei bis fünf Stockwerken umgeben. Die Logen werden meist durch Zwischenwände in kleine Kabinette zerlegt, hinter welchen oft noch Foyers zum Aufenthalt für die Zuschauer in den Zwischenakten und zur Einnahme von Erfrischungen angeordnet sind. Zwischen den Sitzen der Zuschauer und der Bühne befindet sich der Raum für die Musiker, welcher in dem 1876 in Bayreuth für Richard Wagner erbauten T. ganz versenkt ist. Das Äußere eines T. soll seiner Zweck sofort erkennen lassen. Man macht daher auch das Äußere des Zuschauerraums gern rund. Bedeckte Vorhallen zur Unterfahrt sind sehr erwünscht. Ein geräumiges Vestibulum, breite Korridore, massive Treppen sind durchaus notwendig. Außer den erwähnten Haupträumen sind an Nebenräumen noch erforderlich ein oder mehrere Probesäle, ein Saal für Dekorationsmaler, viele Räume für Garderoben, Magazine für Möbel, Coulissen und anderes Gerät u. v. a. Die höchste

Zuschauerzahl in Deutschland nimmt das münchener T. mit 2500 Personen auf; in Italien steigt diese Zahl auf über 3000, z. B. in Mailand (della Scala 3600) und Neapel (San-Carlo 7500). Das Große T. in Petersburg faßt 4000 Zuschauer. Viele T. enthalten außer der Bühne noch Konzertsäle und Festräume. Seit den dreißiger Jahren sind auch Sommertheater entstanden, deren Zuschauerraum entweder gar nicht oder nur ganz leicht bedeckt ist. Die schönsten T. in Deutschland sind zu Frankfurt a. M., Berlin (Opernhaus, Victoria- und Wallner-Theater), München, Dresden, Hannover, Leipzig, Magdeburg, Köln, Oldenburg, Düsseldorf, Altenburg u. a.; ferner in Augsburg, Karlsruhe, Braunschweig, Gotha, Darmstadt und Bayreuth (Wagner-Theater) u. s. w.; in Österreich zu Wien (Opernhaus, Hofburgtheater [1886 im Neubau], T. an der Wien) und Prag; in Frankreich zu Paris (die neue Große Oper, das Théâtre Français, s. Französisches Theater), zu Lyon, Marseille und Bordeaux; in England zu London (Drurylane- und Coventgardentheater); in Italien zu Neapel (San-Carlo), Mailand (della Scala) und Venedig (Fenice). Das größte T. Rußlands ist das Große T. zu Petersburg (1832 renoviert); dasselbe ist durchaus von Stein und Eisen, bis auf das Podium und den Maschinenboden. Angesichts der häufigen, meist mit mehr oder weniger Verlusten von Menschenleben verbundenen Theaterbrände ist nicht nur eine möglichst massive Bauart der Theatergebäude von der Gesetzgebung vorgeschrieben, sondern auch eine Anzahl von Vorschriften zur Verhütung von Theaterbränden und Vorsichtsmaßregeln (wie Löscheinrichtungen, ständige Feuerwache, Notbeleuchtung, eiserne Vorhänge, nach außen schlagende Thüren ꝛc.) zur Pflicht gemacht worden, die sich meist gut bewährt haben. (Vgl. Cirkularerlaß des preuß. Ministeriums des Innern vom 18. Nov. 1881 und Verordnung des sächs. Ministeriums des Innern vom 28. Dez. 1882, die Sicherung der Schauspielhäuser gegen Feuersgefahr betreffend.)

Die Zahl der bekannten Theaterbrände belief sich 1800—10 auf 16; 1810—20 auf 14; 1820—30 auf 31; 1830—40 auf 33; 1840—50 auf 44; 1850—60 auf 74; 1860—70 auf 98 und 1870—80 auf 118. Seitdem hat sich die Zahl derselben etwas verringert. Während 1882 noch 25 und 1883 noch 22 gezählt wurden, fanden 1884 nur 10 und 1885 (bis 8. Dez.) nur 9 statt. Die bedeutendsten Theaterbrände im 19. Jahrh. waren: der Brand des Royal-Theaters in London (11. April 1826), des Lehmann-Theaters in Petersburg (1836), des Hoftheaters in Karlsruhe (1847), des Krollschen Etablissements in Berlin (1. Febr. 1851), des Opernhauses in Moskau (1853), des Teatro degli Equidotti in Livorno (1857), des Stadttheaters in Altona (28. Sept. 1865), des Opernhauses von Cincinnati (22. März 1866), des Landständischen Theaters in Graz (28. März 1871), des Augsburger Stadttheaters (22. März 1874), des Theaters in Barmen (25. Nov. 1875), des Theaters in Brooklyn (1876), des Variété-Theaters zu Montpellier (1877), des Ringtheaters zu Wien (9. Dez. 1881), des Théâtre Comique zu Neuyork (23. Dez. 1884), des Renaissance-Theaters in Nimes (21. April 1885) u. s. w. Vgl. Fölsch, «Theaterbrände und die zur Verhütung derselben erforderlichen Schutzmaßregeln» (Hamb. 1878).

In England, Frankreich und Italien befinden sich alle Theaterunternehmungen in den Händen von Pächtern. In den großen Städten empfangen sie Subventionen von den Höfen oder Regierungen. In Deutschland sind nur die Stadttheater Unternehmungen, die auf Gewinn und Verlust der Beteiligten beruhen. Die einzige Ausnahme hiervon macht das T. zu Mannheim, das von der Regierung subventioniert, aber doch ein wirklich städtisches Institut ist. In der Natur der Sache liegt es, daß alle ambulanten T. von Privatunternehmern unterhalten werden. Die Gebäude, in welchen die ambulanten Gesellschaften spielen, gehören Magistraten oder Aktiengesellschaften, welche durch Pachtforderungen und sonstige Bedingungen diese Unternehmungen sehr erschweren. Hierdurch sowie durch die Konkurrenz zahlreich erteilter Theaterkonzessionen haben sich dergleichen Unternehmungen größtenteils auf die Wintermonate beschränken und die Benennung Saisontheater annehmen müssen. Indessen hat der unsichere und halbe Zustand auf die künstlerische und materielle Existenz solcher Anstalten nachteilig eingewirkt. Nur in den größern Provinzialstädten erhalten sich in Deutschland wirklich stabile T. Dagegen bestehen in den Residenzen der größern wie der kleinern Staaten von den Höfen dotierte und verwaltete T., die durch ihre dauernd gesicherte Stellung befähigt sind, den künstlerischen Forderungen gerecht zu werden und der Nationalbildung zu entsprechen. Die Einführung der Tantième (s. d.) hat bis jetzt nicht verhindert, daß zahlreiche T. in Deutschland, ebenso wie in England, immer mehr zu Industrie- und Luxusanstalten herabgesunken sind. (S. Schauspielkunst.)

Vgl. Küstner, «Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung» (Lpz. 1853) und «Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1857); «Jahrbuch für das Deutsche T.» (herausg. von Kürschner, Jahrg. 1, Lpz. 1879).

Theatermalerei, s. Dekoration.

Theaterstreich (Coup de théâtre), s. Coup.

Theatervorhang (frz. toile, courtine; engl. curtain), der den Zuschauerraum von der Bühne trennende Vorhang von bemalter Leinwand, dessen Auf-, resp. Niedergehen den Anfang, resp. Schluß der Vorstellung oder der einzelnen Akte (danach Aufzüge genannt) bezeichnet. Während derselbe früher gerollt wurde, geht er jetzt meist, gleich den übrigen Dekorationen in einen großen Rahmen festgespannt, in die Höhe. In den meisten Theatern fällt in neuerer Zeit auch beim Wechsel einzelner Scenen, sobald Verwandlungen vorkommen, ein einfacher Vorhang, sog. Zwischenvorhang, während ein dritter von gewelltem Eisenblech oder Drahtgeflecht (s. Eiserner Vorhang) dazu dient, bei ausbrechenden Bränden Zuschauerraum und Bühne voneinander abzuschließen.

Theatiner, regulierte Chorherren, gestiftet in Rom 1524 von Joh. Peter Caraffa (nachmaligem Papste Paul IV.), Bischof von Theate oder Chieti (daher heißen sie auch Chietiner oder Quietiner, oder nach Paul IV. Pauliner), in Verbindung mit Gaetano oder Cajetan de Thiene, der später kanonisiert wurde (daher heißen sie auch Cajetaner), Bonifacius de Colle und Paul Consiglieri, bestätigt von Paul III. 1540 und Pius V. 1568. Die T. wurden eine Pflanzschule des höhern Klerus, gelangten, da sie meist aus Adeligen bestanden, zu großem Ansehen und waren besonders in Venedig und Neapel stark verbreitet, wo sie ihre Hauptthätigkeit auf das Aufspüren und Verfolgen

der Ketzer richteten. Auch im übrigen Italien, in Spanien, Polen, Frankreich und Deutschland gewannen sie Niederlassungen, und die Übernahme von Missionsgeschäften führte sie selbst in die Tatarei, nach Georgien und Circassien. Der Zweck der Stiftung, den der Orden noch jetzt verfolgt, ging auf die Verbreitung einer strengen Klosterzucht durch ein Leben in apostolischer Einfachheit. Daher empfingen die T. auch den Namen Apostolische Kleriker, oder, weil sie nichts besitzen, weder vom Erwerbe noch vom Betteln, sondern nur davon leben wollten, was durch die göttliche Vorsehung ihnen zufalle, Regulierte Kleriker von der göttlichen Providenz oder vom gemeinsamen Leben. Seit Sixtus V. (1588) steht ein General dem Orden vor, dessen Glieder sich zu den gewöhnlichen Mönchsgelübden, zum Predigen gegen Heiden und Ketzer, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken und Begleitung der Verbrecher zur Richtstätte verpflichten. Der Orden hat auch Schwestern. Durch Urban VIII. und Clemens IX. wurden ihm noch die von Ursula Benincasa 1583 und 1610 gestifteten, in Neapel und Palermo noch bestehenden Kongregationen der Theatinerinnen von der unbefleckten Empfängnis Unserer Frauen und von der Einsiedelei beigefügt.

Thebaïn, ein in geringen Mengen im Opium vorkommendes Alkaloid.

Thebaïs, zunächst das Gebiet von Theben (s. d.), dann eine Bezeichnung für Oberägypten, von dem Namen der Hauptstadt hergenommen, wird in dieser letztern Bedeutung schon von Herodot gebraucht. Nach Strabo enthielt die T. zehn Nomen oder Provinzen und reichte nördlich bis zu der thebaïschen Grenzwache, welche bei dem kopt. Terōt, dem heutigen Darut-el-Scherif lag. Die südl. Grenze der T. ist zugleich die Ägyptens und die Grenzstadt Syene heißt bei Herodot eine Stadt der T.

Thebaïsche Legion, nach der Legende eine röm. Legion, welche von Kaiser Maximinian im 3. Jahrh. n. Chr. aus der Thebaïs in Ägypten gegen die Christen in Gallien geschickt worden und dort wegen Dienstverweigerung niedergemetzelt worden sein soll. Sie wurde unter dem Namen der 10000 Ritter in das Martyrologium aufgenommen.

Theben, Thebe, häufiger im Plural Thebä, war der Name mehrerer Städte im Altertum, unter denen die berühmteste die Hauptstadt Oberägyptens. Der Name ist unerklärt; ägyptisch hieß die Stadt Uēset, ihr Tempelbezirk (das heutige Karnak) hieß Opet. T. war ursprünglich eine unbedeutende Provinzialstadt und auf den ältern Denkmälern wird sie und ihr Gott Ammon kaum erwähnt. Eine Bedeutung erhielt sie erst seit der elften Dynastie (etwa 2300 v. Chr.), die von hier stammte, und ganz besonders seit der Vertreibung der Hykſos (etwa um 1550 v. Chr.). Von dieser Zeit an war es die unbestrittene Hauptstadt Ägyptens und sein Gott Ammon ward zum «König der Götter». Die meisten seiner Tempel und Gräber gehören in diese Epoche. Seit dem 1. Jahrtausend etwa trat T. mehr und mehr hinter unterägyptischen Städten zurück, den Todesstoß versetzte ihm wohl Kambyses' Eroberung. Zu Strabos Zeit war es schon in Dörfer zerfallen, doch sind seine Heiligtümer noch bis ins zweite Jahrhundert n. Chr. restauriert und erweitert worden. Die Stadt T. lag auf dem Ostufer, beim heutigen Dorfe Karnak, um den großen Tempel des Ammon und die beiden kleinern der Mut und des Chons herum. Eine halbe Stunde südlich, am Flusse, beim heutigen Luksor, lag die Hafenstadt, ebenfalls mit einem großen Heiligtum des Ammon. Das Westufer diente ursprünglich nur als Begräbnisplatz (die Königsgräber liegen abgesondert im Gebirgsthale Biban-el-moluk); auch die Tempel auf diesem Ufer waren alle zum Kultus der verstorbenen Könige bestimmt. Nur der Tempel beim heutigen Medinet-Habu war dem Ammon gewidmet; er gehörte einer besondern Ortschaft an, in der Ramses III. auch einen noch vorhandenen Palast erbaut hat. Das Westufer ward von den Griechen die «Memnonien» genannt, heute heißt es Gurnah. Einen großen, sorgfältig gearbeiteten Situationsplan der thebanischen Ebene publizierte Wilkinson. Ein anderer findet sich in dem Werke der preuß. Expedition «Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien» (Berl. 1849—59), welches auch die genauen Pläne aller einzelnen Tempel enthält.

Theben (grch. Thebä, neugriech. Thiva), die bedeutendste Stadt der Landschaft Böotien (s. d.), lag auf und zwischen mehrern Hügeln der Kette, die die Ebene des Kopais von dem Thale des Asopos scheidet. Der ansehnlichste dieser Hügel (im südwestlichen Teile der Stadt gelegen) trug die Burg Kadmeia, die nach der Annahme der Alten von Kadmos (s. d.) und seinen phöniz. Begleitern gegründet worden sein sollte, eine Sage, als deren histor. Kern doch wohl die Ansiedelung eingewanderter phönizischer Semiten, der Kadmeer oder Kadmeionen, an dieser Stätte zu betrachten ist. T.s älteste Geschichte ist reich an Sagen: von Herakles und Dionysos, von Laios und seinem Sohne Ödipus, von dessen Söhnen, den feindlichen Brüdern Eteokles und Polyneikes, von dem unglücklichen Heerzuge der sieben Fürsten und von dem spätern Rachezuge der Nachkommen dieser (der sog. Epigonen), der mit der Eroberung der Stadt geendet haben soll. Nach der Einwanderung der äol. Böoter aus Thessalien schloß sich an die Kadmeia eine Unterstadt an, deren mit sieben Thoren versehene Ringmauer einen Umfang von etwas über 8 km hatte. Vor mehrern dieser Thore breiteten sich Vorstädte aus, sodaß der Gesamtumfang T.s zur Zeit seiner höchsten Blüte 13 km (70 Stadien) betrug. T. erstrebte frühzeitig eine dominierende Stellung den übrigen böot. Städten gegenüber als Vorort des Böotischen Bundes und mißbrauchte dieselbe mehrfach zur gewaltsamen Unterdrückung schwächerer Bundesglieder. Die Verfassung war eine streng aristokratische. Sehr nachteilig wirkte die antinationale Politik T.s während der Perserkriege, wo T. auf der Seite der Perser stand und als Verbündeter dieser bei Platää gegen Athener und Spartaner kämpfte. Nach den Perserkriegen wurde T.s auswärtige Politik durchaus bestimmt durch die Feindschaft gegen Athen, mit dem es fast ein Jahrhundert lang in bitterm Hader und oft in Fehde lag.

Der Übermut der Spartaner nach dem Peloponnesischen Kriege entfremdete diesen aber auch die Thebaner, die sich mit Leidenschaft 395 dem Bunde gegen Sparta anschlossen. Der Friede des Antalkidas (387 v. Chr.) machte zwar den Feindseligkeiten in Griechenland ein Ende, aber die Erbitterung der demokratischen Thebaner gegen Sparta erreichte den höchsten Grad, als 383 der Spartiat Phöbidas im Einverständnis mit der Oligarchie die Kadmeia besetzte. Die Vertreibung der spartan. Besatzung durch eine kleine Schar demokratischer Patrioten

379 war das Signal zum Ausbruch eines Kriegs zwischen T. und Sparta, durch welchen ersteres sich nach der Schlacht bei Leuktra (371) zu der Stellung der Hauptmacht Griechenlands aufschwang, eine Stellung, die es freilich nur bis zum Tode des Epaminondas (s. d. und Griechenland) behaupten konnte. Wie früher der Haß gegen Athen, so war es zuletzt der Haß gegen Phokis, der die Thebaner zu einer unglückseligen Politik verleitete. Sie entzündeten den furchtbaren Phokischen oder Heiligen Krieg (356—346), riefen endlich 347—346 König Philipp II. von Macedonien zur Hilfe gegen die Phoker herbei und gaben diesem dadurch die bequemste Gelegenheit zur Einmischung in die innern Angelegenheiten Griechenlands. Zwar erkannten sie später ihren Fehler und schlossen, durch Demosthenes bewogen, ein Bündnis mit den Athenern gegen Philipp; aber sie wurden nebst diesen bei Chäronea nach tapferm Kampfe von Philipp geschlagen (338) und mußten eine macedon. Besatzung aufnehmen. Als sie dann nach Philipps Tode dieses Joch abzuschütteln suchten, zog Alexander mit Heeresmacht herbei, eroberte die Stadt und zerstörte sie gänzlich (335 v. Chr.). Zwar wurde sie 316 durch Kassandros mit Hilfe einiger griech. Staaten, besonders Athens, in ihrem frühern Umfange wiederhergestellt, gelangte aber nie wieder zur Blüte. Sulla nahm ihr 86 v. Chr. die Hälfte ihres Gebietes, und um den Beginn unserer Zeitrechnung erschien T. als ein bloßes Dorf und war im 2. Jahrh. n. Chr. auf den Raum der alten Kadmeia beschränkt. Denselben Raum nimmt auch das heutige Thiva ein, ein Landstädtchen von (1879) 3509 E., das in der neuesten Zeit mehrfach durch heftige Erdbeben gelitten hat und Hauptort einer Eparchie in der Nomarchie Attika und Böotien, wie auch Sitz eines Bischofs ist.

Theben (vom slaw. Dĕvin, ungar. Dévény, d. i. «Magdeburg»), Marktflecken im ungar. Komitat Preßburg, am Einflusse der March in die Donau, malerisch am Fuße eines Berges gelegen, dessen Gipfel die Reste einer vorungar. Feste trägt. Der Ort zählt (1880) 1655 deutsche und slaw. E. und ist eine Haltestelle für die zwischen Wien und Preßburg verkehrenden Dampfboote.

Thecа nennt man die Sporenkapsel oder Büchse bei den Moosen. (S. Musci.) Außerdem bezeichnet man mit dem Worte Thecae die beiden Hälften oder Fächer der Antheren. (S. Staubbeutel.)

Thedinghausen, Flecken im Herzogtum Braunschweig, Kreis Braunschweig, besteht aus den Dörfern Bürgerei, Hagen und Westerwisch, die mit noch elf Ortschaften eine von der Provinz Hannover begrenzte Enclave des Herzogtums bildet, 21 km im SO. von Bremen, an der Eyter, welche 3 km unterhalb links zur Weser geht, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1655 (das Amt 4379) evang. E. und hat Landwirtschaft, Leinweberei und Handel mit Pferden, Schweinen und Milchkühen.

Thee (lat. Thea, frz. thé, engl. tea, spr. Tih), eine zur Familie der Ternströmiaceen gehörende Pflanzengattung, welche sich von der ihr zunächst stehenden Gattung Kamelie (s. d.), mit welcher sie neuerdings vereinigt wird, durch den nicht abfallenden, fünfblätterigen Kelch und dadurch unterscheidet, daß die Mittelsäule der Kapsel bei deren Aufspringen stehen bleibt. Man nahm früher verschiedene Arten an (Thea Bohea, chinensis, stricta, viridis), welche alle in China, Japan und Hinterindien einheimisch sein sollten, bis Fortune (s. d.), der sich lange Zeit in den Theedistrikten Chinas und Indiens aufhielt und die Fabrikation des T. gründlich studierte, nachwies, daß alle in den Handel kommenden Theesorten nur von Einer Art abstammen, welche allerdings überaus variiert, besonders bezüglich der Länge und Breite der Blätter, und von welcher im Laufe einer mehr als tausendjährigen Kultur, wie bei andern Kulturpflanzen (z. B. dem Tabak, dem Weinstock, dem Hopfen, den Obstbäumen), eine Menge Kulturvarietäten entstanden sind, welche sich durch zu verschiedener Zeit erfolgendes Ausschlagen u. s. w. unterscheiden. Diese einzige Art ist Thea chinensis *Sims.*, eine schöne immergrüne Staude mit abwechselnden, lanzettförmigen, länglichen oder verkehrt-eiförmigen, gesägten, beiderseits kahlen oder auf den Nerven mehr oder weniger feinbehaarten Blättern und zu zwei bis vier am Ende der Zweige beisammenstehenden, ziemlich großen, sechs- bis neunblätterigen, weißen, rosa angehauchten, wohlriechenden Blumen, welche im wilden Zustande 6—10 m, als Kulturstrauch aber infolge häufigen Beschneidens höchstens 2 m hoch wird. (S. Tafel: Nahrungspflanzen II, 7.)

Man unterscheidet im Handel eine große Menge von Theesorten, welche jedoch weniger von verschiedenen Abarten des Strauchs abstammen, als vielmehr in den verschiedenen Methoden der Zubereitung und in der verschiedenen Zeit der Ernte der Blätter ihren Grund haben. Die Fortpflanzung des T. geschieht durch Samen, die Kultur ohne Dünger auf magerm, doch nicht wasserarmem Boden, am besten auf Abhängen von Bergen und Hügeln, die nach Süden geneigt sind. Der Strauch gewährt erst im dritten Jahre eine Ernte, ist aber dann noch nicht ausgewachsen. Gegen sein siebentes Jahr hin wird er mannshoch, bringt aber dann nur noch spärliches und hartes Laub. Deshalb wird er abgeschnitten, worauf er wieder Wurzelschossen treibt. Dies geschieht abwechselnd, bis er gegen das 30. oder 40. Jahr hin gänzlich abstirbt. Der Anbau des T., welchen die Chinesen in der Mandarinensprache tscha, im Dialekt von Fokien tia (woher der europ. Name tea, thé, Thee) nennen, soll sich nach chines. Berichten aus dem 4. Jahrh. aus Korea nach China und von hier im 9. Jahrh. nach Japan verbreitet haben. Um das 6. Jahrh. war das Theetrinken in China schon allgemein gebräuchlich. Obgleich jetzt in China einheimisch, beschränkt sich die Kulturzone des Theestrauchs daselbst fast ausschließlich auf die Gegenden zwischen 35—24° nördl. Br. und 113—120° östl. L., von wo aus allein aller T. in den Welthandel kommt. Außerdem wird T. zu einheimischem Gebrauche noch in einigen der südlichern, höher gelegenen Teile Chinas, sowie in Cochinchina und Japan gebaut. Es ist also der T. recht eigentlich als ein Gewächs der subtropischen Zone zu betrachten, obgleich er auch näher dem Äquator gebaut werden kann. Die Europäer haben die Theekultur in Bengalen, auf Ceylon, am Südabhange des Himalaja, an der Westküste von Afrika (an den Abhängen des Kongogebirges), auf Java und Sumatra, am Kap, auf St. Helena und in der Gegend von Rio de Janeiro in Brasilien versucht. An allen diesen Orten gedeiht der Strauch, der schon im südl. Europa als Gartenpflanze fortkommt, sehr gut, doch ist er zum Schaden des Aroma seiner Blätter ausgeartet. Wie auf den Anbau, so wird

auch auf die Ernte der Blätter die höchste Sorgfalt verwendet. Das Einsammeln der Blätter erfolgt zwei- bis viermal im Jahre; im letztern Falle Ende Februar, Ende April, im Mai und im August; im erstern Falle nur im Frühling und im Herbste. Hierbei bringt die erste Ernte immer die besten, die letzte die schlechtesten Blätter. Ein Strauch liefert im Durchschnitt jährlich etwa 2 Pfd. Blätter.

Werden die Blätter über freiem Feuer getrocknet und geröstet, so erhält man den Schwarzen Thee; durch Welken der Blätter in Dampf und durch bloße Trocknung wird der Grüne Thee gewonnen. Dem für die Ausfuhr bestimmten Grünen T. gibt man nicht selten eine schönere hellere Farbe durch Färben mit einem Gemisch, das von Curcuma und Indig oder Berlinerblau zusammengesetzt ist. Für den Handel unterscheiden die Chinesen 7—8 Klassen und 36 (nach andern sogar 57) Theesorten, von denen jedoch die meisten und gerade die besten im Lande bleiben. Die Ausländer erhalten nur die Mittelsorten, oft die Blüten der Olea fragrans oder Jasmin oder der Kamelie aromatisiert. Unter den grünen Arten sind der Hyson (Hayson oder Heyswen), der Perlthee, der Gunpowder, der Tschulong, unter den schwarzen der Bony, der Suchong, der Pekko (Pekao) und Souchay am bemerkenswertesten. Nicht zur Ausfuhr kommt die edelste Sorte, der Kaiser- oder Blumenthee, welcher aus den zartesten, jüngsten und weißbehaarten Blättchen bereitet wird. Unter den schwarzen Sorten steht obenan der russ. Karawanenthee, zu dem nur die besten Blätter genommen werden können, da schlechte den kostspieligen Landtransport von Kiachta nach Petersburg (6500 Werst) nicht tragen können. Die ältern gröbern Theeblätter, Abfälle und Stiele der bessern Theesorten, wie auch andere Blätter, mit dem Serum des Ochsen- oder Schafblutes angemacht und zu viereckigen dicken Kuchen geformt, bilden den sog. Ziegelthee (brick tea), welcher bei den Nomaden des mittlern Asien (den Mongolen und Buräten), dann weiter in Sibirien bis über Astrachan (Kalmücken) hinaus so allgemein gebraucht und zum Volksbedürfnis geworden ist, daß man sich der Theetafeln in der Mongolei und Daurien allgemein als einer Art Münze bedient. Der Ziegelthee, welchen die Russen Kirpitschnoi-Tschai (d. i. Backsteinthee) nennen, gelangt zu diesen Völkern aus China, wo das Fabrikat selbst nicht gebraucht wird; er dient sowohl als Getränk, wie als Nahrungsmittel.

Der Gebrauch des Theeaufgusses ist in China ebenso alt wie die Kultur des Strauchs. Die Europäer lernten den Gebrauch erst sehr spät, zuerst durch die Holländisch-Ostindische Kompagnie gegen die Mitte des 17. Jahrh. kennen, obwohl schon 1636 der erste T. nach Europa, und zwar nach Paris gekommen war. Im J. 1666 kam der erste T. nach England. Allgemein üblich wurde der Gebrauch erst seit Mitte des 18. Jahrh. Zu seiner Verbreitung trug, wie beim Kaffee, besonders die große Heilkraft bei, die man ihm beilegte. Namentlich wirkten in dieser Beziehung Bontekoe («Korte verhandeling van't menschenleven», Amsterd. 1684), Molimari (1672), Albinus (1684), Pechlin (1684), Blankaart (1686), Blegna (1697). Andere schrieben in demselben Jahrhundert über Pflanze und Getränk, welches selbst in griech. und lat. Gedichten (z. B. von Francius und Herrichen) besungen wurde. Man hielt den T. für ein untrügliches Mittel, das menschliche Leben zu verlängern. Dennoch hat die Sitte des Theetrinkens außerhalb seiner Heimat bei weitem nicht die Verbreitung gefunden wie die des Kaffeetrinkens. Während letzteres in allen Klimaten heimisch geworden, hat sich der T. nur im täglichen Leben der Völker der außertropischen Zonen eingebürgert, und nur innerhalb des Bereichs der Küstenklimate dieser Zonen hat die Theekonsumtion eine große Bedeutung gewonnen. Wirklich zur Volkssitte ist das Theetrinken nur bei den Holländern und Engländern geworden, durch welche dieselbe auch in ihre Kolonien nach Nordamerika (den Vereinigten Staaten und Canada), Ostindien, dem Kap und Australien, sowie nach Portugal verpflanzt wurde. Sonst ist der Theekonsum nur noch in Rußland, Schweden und Norwegen und den Küstengegenden des mittlern Europa von Bedeutung; in den übrigen Ländern, namentlich in Norddeutschland, hat die Sitte nur in Städten und den höhern Schichten der Bevölkerung Eingang gefunden. Die Theeeinfuhr erfolgt nur zum geringsten Teile auf dem Landwege über Rußland (über Kiachta und Nishnij-Nowgorod); zur See wird der Theehandel fast ausschließlich von England und Nordamerika betrieben.

Für 1878 berechnete man die Ausfuhr aus China auf 114,8, aus Japan auf 9,7, aus Ostindien auf 13,2 und den Gesamtverbrauch außerhalb Asiens auf 145 Mill. Kilogramm. Von dem letztern kamen auf England 69,5, auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika 19,8, auf die Niederlande 1,6, auf Dänemark 0,2, auf Rußland 8,4, auf Deutschland 0,8, auf Italien 0,01 Mill. Kilogramm, oder auf den Kopf der Bevölkerung: in England 2,34, in den Vereinigten Staaten 0,65, in Dänemark 0,24, in Rußland 0,22, in Deutschland 0,03, in Italien 0,0001 kg. Den Suezkanal passierten 1878: 73,1 Mill. Kilogramm T. im Werte von 365,5 Mill. Mark. Von 62 nur mit T. beladenen Schiffen, die 1877 durch denselben Kanal gingen, gehörten 54 England, 5 Deutschland, 2 Rußland, 1 Holland an. Im J. 1885 betrug die Einfuhr an T. im Deutschen Zollverein 1 789 000 kg im Werte von 3 450 000 Mark. Thee-Auktionen gibt es in England, Holland, auch in Hamburg.

Obgleich der T., mäßig genossen, die Verdauung befördert und auf Reisen bei trübem, feuchtem, kaltem Wetter nach großer Anstrengung ein treffliches Stärkungsmittel ist, erschlafft er doch bei häufigem Genuß die Verdauung, steigert die Empfindlichkeit der Nerven und wird in höherm Grade als der übermäßig gebrauchte Kaffee der Grund zu mannigfaltigen Kachexien. Namentlich wirksam zeigt sich der Grüne T., teils vielleicht deshalb, weil bei seiner Trocknung mehr Saftbestandteile zurückbleiben als wie beim Schwarzen T., teils vielleicht auch wegen der zu seiner künstlichen Färbung verwendeten, bisweilen schädlichen Substanzen. Die Stoffe, welche für die Natur und Wirkung des T. charakteristisch sind, bestehen in einem eigentümlichen flüchtigen Öle (welches den Theegeschmack im höchsten Grade besitzt), dem Theïn, und Gerbstoff. Dem Theïn, identisch mit Caffeïn (s. d.), ist vorzugsweise die kräftigende, erregende Wirkung des T. zuzuschreiben. Es sind im trockenen T. enthalten im Congo 1,5 bis 2,4 Proz., im Gunpowder 1,4 bis 2,1 Proz., im Souchong 2,21 Proz. (nach H. Schwarz). Gerbsäure (Tannin) enthält der T. 5,6 bis 12,4 Proz. (nach J. T. Clark);

die Rechtsfrage (quaestio juris), welche beide einander bedingen. Die Unterscheidung beider vielfach ineinander übergehender Begriffe liegt zu Grunde der Grenzregulierung zwischen der Aufgabe und Kompetenz der Geschworenen gegenüber derjenigen der Richter. Der Regel nach muß erst die Thatfrage entschieden werden, ehe darauf die rechtlichen Grundsätze angewendet werden können; T., welche auf die rechtliche Entscheidung keinen Einfluß haben, müssen als unerheblich zurückgewiesen werden. Wer eine T. für sich anführt, muß sie beweisen. Notorische T., d. h. solche, welche als allgemeine Ereignisse bekannt sind, bedürfen keines Beweises. Darauf, daß, wenn gewisse Vordersätze anerkannt sind, auch die Folgerungen so lange als richtig angenommen werden müssen, bis das Gegenteil dargethan wird, beruht die sog. Präsumtion, indem hier derjenige, welcher eine Abweichung von dem Regelmäßigen für sich anführt, dies beweisen muß. Wer z. B. Eigentümer eines Grundstücks ist, muß so lange für einen vollen und in seinen Rechten unbeschränkten Eigentümer gehalten werden, bis ein anderer eine Beschränkung, etwa eine Servitut, beweist. Sind hingegen die Grundstücke eines Bezirks im allgemeinen gewissen Lasten oder Beschränkungen des Eigentums unterworfen, etwa der Zehntbarkeit u. s. w., so ist die Befreiung eine T., welche erwiesen werden muß. Oft wird der Beweis einer T. nur in gewissen Formen zugelassen; so z. B. der Beweis eines Vertrags über 150 Mark nur durch schriftliche Urkunden.

Thau, s. Tau.

Thau (Etang de), Strandsee im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Béziers und Montpellier, vom Mittelländischen Meere nur durch eine schmale Landenge getrennt, auf deren Nordostende die Stadt Cette liegt, ist 19 km lang, 5—8 km breit, nicht sehr tief, von tiefblauer Farbe und reich an Fischen. Am südlichsten Punkte des Sees mündet der Canal du Midi ein, während in der Nordostecke der Canal des Etangs diesen Küstensee mit dem Kanalsystem des südöstl. Frankreich in Verbindung setzt. Rings um das Gestade des Sees liegen Seesalzlagunen.

Thaumatrop (grch.) oder Wunderscheiben heißt ein von Paris (1827) erfundener Apparat, welcher auf der Nachdauer genügend kräftiger Lichtempfindungen beruht, nachdem die Lichtquelle bereits erloschen ist. Vermöge dieser Nachdauer verschmelzen kurze Lichteindrücke, welche in schneller Folge auf der Netzhaut des Auges hervorgerufen werden, zu einer einzigen, kontinuierlichen Lichtempfindung; so z. B. gewahrt man eine schnell schwingende glühende Kohle als leuchtenden Bogen, während ein langsam bewegter Lichtpunkt stets nur als solcher erscheint. Das T. besteht gewöhnlich aus einer kreisförmigen Pappscheibe, welche sich vermöge zweier Fäden, von welchen je einer in der Verlängerung eines Durchmessers jener Scheibe liegt, um letztern schnell drehen läßt. Hat man auf der einen Seite dieser Scheibe einen wagerechten, und auf der andern einen diesen halbierenden Strich gezeichnet, so erblickt man bei rascher Umwendung der Scheibe, wegen der Nachdauer des horizontalen Strichbildes, ein Kreuz. In solcher Weise kann man durch die «Thaumatropie» die Bilder zusammengehöriger Dinge, welche auf den verschiedenen Seiten der thaumatropischen Scheiben getrennt dargestellt sind, auf der Netzhaut zu einem einzigen Bilde vereinigen. So enthalten z. B. die T. auf der einen Seite einen Käfig, auf der andern einen Vogel, was beim schnellen Umdrehen des T. den Vogel im Käfig sehen läßt. Auf dem thaumatropischen Prinzip beruhen auch das Dädaleum (s. d.), das Stroboskop (s. d.) von Stampfer, das Phänakistiskop von Plateau und die aus der Kinderstube bekannten hohlen Wundercylinder, bei welchen innen am Cylindermantel liegende Papierbänder die getrennten Zeichnungen dem durch Schlitze des Cylinders sehenden Auge darbieten. An der Netzhaut des letztern vereinigen sich dann die Bilder derart, daß man bewegte Figuren wahrnimmt. Das Prinzip des T. hat auch in der Wissenschaft mannigfache Anwendungen gefunden, so zum Studieren der Schwingungen, der Zusammenwirkung verschiedener Farben u. dgl. m.

Thaumaturg (grch., d. h. Wunderthäter) ist der Beiname mehrerer Heiligen; vorzugsweise heißt so der griech. Kirchenlehrer Gregor (s. d.).

Thausing (Moritz), Kunstschriftsteller, geb. 3. Juni 1838 auf Schloß Tschischkowitz bei Leitmeritz in Böhmen, studierte in Prag, München und Wien, anfangs in der Absicht, sich der Germanistik zu widmen. Er veröffentlichte auch in Pfeiffers «Germania» und in der «Österr. Wochenschrift» 1861 und 1864 seine Nibelungenstudien und anderes, wendete sich dann aber, besonders durch Eitelberger angeregt, dem Studium der Kunstgeschichte zu. Er wurde 1864 Bibliothekar, 1868 Direktor des Handzeichnungen- und Kupferstichkabinetts des Erzherzogs Albrecht (Albertina) in Wien, 1873 Professor der Kunstgeschichte an der Universität. Seither entfaltete er eine fruchtbare litterarische Thätigkeit teils streng wissenschaftlicher, teils aber scharf polemischer Natur, welch letztere ihn vielfach in Unannehmlichkeiten verwickelte. Ein vielfach grundlegendes Werk ist seine Monographie «Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst» (2. Aufl., Lpz. 1884), seine bedeutendste Leistung. Zuletzt verfiel er in Geistesstörung und starb durch einen Sturz in die Elbe in Aussig Mitte August 1884.

Thaya, der größte Nebenfluß der March, entsteht aus zwei Quellbächen dieses Namens, von denen einer im nordwestl. Teile von Niederösterreich, der andere im südwestl. Teile von Mähren entspringt. Bei dem Schlosse Raabs in Niederösterreich, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, vereinigen sich diese Bäche. Von dort an verfolgt der Fluß in vielfach geschlängeltem Laufe eine östl. Richtung, bis zu seinem Einfluß in die March größtenteils an der Grenze zwischen Niederösterreich und Mähren. Ihre Zuflüsse empfängt sie meist am rechten Ufer. Die Länge ihres Laufs von der Vereinigung der Quellbäche an beträgt 248 km.

Thayer (Alexander Wheelock), nordamerik. Kritiker und Biograph, geb. 17. Okt. 1817 zu Natick in Massachusetts, studierte in Harvard-University, wurde 1860 Sekretär bei der amerik. Gesandtschaft in Wien, 1865 amerik. Konsul in Triest und widmete sich seit 1882 litterarischen Studien. Er schrieb «The late J. Brown», «A quiet man», «A diarist» ꝛc. Sein Hauptwerk ist die Biographie Beethovens (deutsch von Deiters, 3 Bde., Berl. 1876—79).

Thäyngen, s. Thaingen.

Theagenes, Tyrann in Megara, der hier etwa 625 v. Chr. an der Spitze der Bauern die Ritterherrschaft in Megaris stürzte und die Tyrannis an sich riß. Als bei dem verunglückten Versuche seines Schwiegersohnes Kylon (616), die Herrschaft in

Attika zu gewinnen, auch viele megarische Soldaten den Tod gefunden hatten, führte T. den Krieg gegen Attika längere Zeit sehr glücklich. Als aber später in Megara der Adel sich wieder gegen ihn erhob, fand er gegen 580 den Untergang.

Theano war ein griech. Frauenname, unter dessen Trägerinnen die Gattin des Philosophen Pythagoras gewesen sein soll, über die aber nichts Sicheres bekannt ist. Nach den einen war sie eine Tochter des Brontinos aus Kroton, nach andern eine Tochter des Pythonax aus Kreta. Dem Pythagoras soll sie zwei Söhne, Telauges und Mnesarchos, und zwei Töchter, Myia und Arignote, geboren haben. Unter ihrem Namen sind noch sieben Briefe erhalten (besonders herausgegeben mit Wielands deutscher Übersetzung von H. Ad. Grimm, Duisburg 1791), die aber jedenfalls spätern Ursprungs sind. Auch ist von einer gleichnamigen jüngern Pythagoreerin die Rede, unter deren Namen jetzt verlorene philos. Schriften vorhanden waren, sowie von einer Dichterin aus Lokris, Verfasserin gleichfalls verlorener lyrischer Dichtungen.

Theater (grch. Θέατρον, von θεάομαι, ich schaue) hieß im Altertum das Schauspielhaus, speziell der Platz, wo die Zuschauer saßen, auch oft die Zuschauer selbst, niemals aber die Schaubühne. Die Schauspielhäuser waren in Griechenland nach den Tempeln die vornehmsten Gebäude. Das Schauspiel diente nicht bloß zum Vergnügen, sondern hatte gottesdienstliche Bedeutung. Das erste T. wurde zu Athen errichtet. Früher war dasselbe von Holz, ja bestand sogar nur aus bretternen Gerüsten. Erst später, nach der gewöhnlichen Annahme zur Zeit des Themistokles, nach den Ergebnissen der neuesten bautechnischen Untersuchungen erst im 4. Jahrh. v. Chr. und auch dann noch mit Ausschluß der Scene selbst, deren Boden nach wie vor auf Holzgerüsten lag, wurde das steinerne T. gebaut, nachdem vorher nur die Orchestra in Steinkonstruktion hergestellt war. Das T. lag am Fuße der Akropolis, bot die Aussicht auf das Meer und benutzte einen Teil des Felsens als Hinterwand und Unterbau zum Schauplatz. Es enthielt Raum für 30000 Personen und wurde auch zu Volksversammlungen u. s. w. benutzt. Wie in Athen, so baute man auch sonst in Griechenland die T. womöglich an dem Abhang eines Hügels oder Felsens, um hier die Sitze der Zuschauer stufenweise übereinander anlegen zu können. War der Platz eben, so mußte für die Sitze ein hoher Unterbau gelegt werden. Die Form des Gebäudes war ein Kreis, von dem ein Teil für das Scenengebäude geradlinig abgeschnitten war. Jedes T. bestand aus drei Hauptteilen: 1) dem Zuschauerraum; 2) der Orchestra, dem Raume zwischen den Sitzen der Zuschauer und der Bühne; 3) der Bühne mit dem Scenengebäude. Zwischen den in einem Halbzirkel übereinander laufenden Sitzreihen lief mindestens ein breiter Gang umher, aus welchem man durch Thüren nach außen gelangte. Treppen führten zwischen den Sitzräumen durch alle Räume des Schauplatzes. Die untersten Reihen hinter der Orchestra oder auf dem breiten Gange (Diazoma) dienten für die vornehmsten Plätze, wo die Priester und Obrigkeiten, sowie andere fremde und einheimische Personen, welchen dieses Ehrenrecht (die Proedrie) verliehen war, saßen.

Die Herausbildung der alten Schaubühne im besondern knüpft sich natürlich an die Entwickelung der dramatischen Darstellungen, die, wie bekannt, ihren Ursprung aus den altgriech. Festen zu Ehren des Dionysos nahmen. Die Tragödien gingen aus den Dithyramben hervor, Chorgesängen, die anfangs stets Dionysos feierten und von seinen Leiden, Kämpfen und Siegen zu handeln pflegten, und auf einem Platze vorgetragen wurden, in dessen Mitte sich ein Altar (die Thymele) befand, um den herum der Chor sich im Tanzschritt bewegte. Mit der Zeit soll dann einer der Sänger (vielleicht der Vorsänger) auf den Opfertisch sich gestellt haben und von dort herab dem Chor gegenüber sowohl darstellend als erzählend aufgetreten sein; dieser Opfertisch war dann so gewissermaßen die erste tragische Bühne. Wenn Horaz und andere angeben, daß Thespis (s. d.) als Erfinder der Schauspielkunst zuerst seinen Wagen oder Karren als roheste Bühne benutzt habe, so beruht dies auf einer Verwechselung mit den lustigen Prozessionen an bacchischen Festen, wo die Mitziehenden oder Zuschauenden von lustigen Geberden begleitete Spottlieder, welche gewöhnlich auf bekannte Personen zielten, von den Wagen herab, deren man sich dabei bediente, zu hören bekamen. Thespis scheint allerdings nicht mit Unrecht für den Vater des Schauspiels zu gelten, aber nur deshalb, weil er entweder selbst auftrat oder eine andere vom Chor getrennte Person, welche mittels Schminke und Masken verschiedene Persönlichkeiten darstellen konnte und zwischen den Chorgesängen und in Erwiderung auf dieselben redete, auf irgend einer aus Brettern hergestellten Bühne dem Chor gegenüber auftreten ließ. Dieses Brettergerüst oder dieser erhöhte Sprechplatz (das Logeion) wurde dann insbesondere durch Äschylos zur Scene im heutigen Sinne. Es ward im Hintergrunde der Orchestra, des Tanzplatzes für den Chor, errichtet und mit diesem durch eine Treppe in Verbindung gesetzt und selbst im Hintergrunde durch ein Gebäude abgeschlossen, dessen anfängliche Dürftigkeit sein Name: Hütte, Zelt (σκηνή: Scene) bekundet. Wie bald und wie weit sich dieselbe ausgebildet, wie die Aufführung der Komödien darauf gewirkt, ist Gegenstand der verschiedensten Behauptungen der Forscher. Gewiß ist, daß der Bühnenraum, auf dem die Haupthandlung des Dramas vorging (das Logeion), gewöhnlich nicht nur im Hintergrunde, sondern auch zu beiden Seiten von dem ein-, zwei-, sogar manchmal dreistöckigen Gebäude der Scene eingeschlossen war. Der Bühnenraum hatte eine verhältnismäßig sehr große Ausdehnung in der Breite, dagegen eine so geringe Tiefe, daß er in den Grundrissen der Ruinen nur als ein schmaler, langer Streifen erscheint. Das Bühnengebäude enthielt im Hintergrunde drei Thüren, deren mittlere und größere die königliche hieß; die beiden andern wurden nach Vitruv Gastthüren genannt und damit die konventionelle Bestimmung dieser Eingänge ausgesprochen. Sollten Vorgänge im Innern des Palastes oder des Tempels, dem gewöhnlichen Schauplatz in der Tragödie, oder des Bürgerhauses in der Komödie gezeigt werden, so wurde in älterer Zeit, was von solchen im Innern geschehenen Vorgängen sichtbar sein sollte, auf einem Gerüst auf die Bühne herausgeschoben. Später wurde mittels einer eigenen Vorrichtung (der Exostra oder des Ekkyklema) die Scenenwand auseinandergeschoben und auf diese Weise dann das Innere eines Gebäudes zur Schau gestellt. Außer den Zugängen im Hintergrunde öffneten sich auch an den

Seiten der Scene (den Paraſcenien) links und rechts Thüren auf die Bühne, welche außerdem von vorn, über die Treppe aus der Orcheſtra, beſtiegen wurde. Zu der letztern gelangten Chor und Schauſpieler durch die Zugänge (Parodoi), welche zu beiden Seiten des T., zwiſchen der Bühne und den Zuſchauerſitzen, geöffnet waren. Da nun der Lage des Dionyſostheaters entſprechend die künſtleriſche Übereinkunft herrſchte, daß, wer vom Standpunkt der Zuſchauer aus geſehen von rechts her auftrat, aus der Stadt und dem Hafen, alſo der Heimat, wer von links her, aus der Fremde komme, während in der Mitte der Bühne gewöhnlich der Haupteingang des Palaſtes oder Hauſes oder bei Scenen im Freien wohl der Aufenthalt der Hauptperſon des Dramas war, ſo boten dieſe konventionellen Beſtimmungen, ohne großen Apparat, die mannigfachſten Ortsbezeichnungen dar und dehnten die dramatiſche Handlung für die angeregte Einbildung des Zuſchauers über die Grenzen der Bühne hinaus. Seiner Höhe nach zeigte der antike Schauplatz ebenfalls eine große Mannigfaltigkeit, da über dem auf der Orcheſtra für den Chor aufgeſchlagenen Gerüſt, das von dem Altar des Dionyſos darauf ebenfalls den Namen Thymele erhielt, das Logeion, über dieſem das Theologeion, der Sprechplatz für die Götter, ſich erhob. Auf demſelben gingen die Auftritte vor, die ſich im Sitze der Götter begaben. Dieſe Vorgänge waren zum Teil perſonenreich, wie in des Äſchylos «Pſychoſtaſie», wo Zeus mit Thetis und Eos auf dem Theologeion erſchien, oder wie im «Frieden» des Ariſtophanes, wo Trygaios auf einem Miſtkäfer zu Zeus' Wohnung hinaufſliegt und dort mit Hermes, Krieg und Tumult verkehrt. Eine Emporbühne, die nicht gerade den Sitz der Götter vorſtellt, war in andern Stücken erforderlich, als Warte für Wächter, Zinne einer Burg, als Söller oder oberes Stockwerk eines Hauſes u. ſ. w.

Nach alledem hat man ſich auf der griechiſchen Bühne, wie der Breite nach, ſo auch in der Höhe, einen dreifachen Schauplatz zu denken, übereinander ſich erhebend, aber hintereinander zurücktretend, ſodaß keiner den andern bedrückte. Unten die Orcheſtra für den Chor, darüber das Logeion für die dramatiſchen Hauptperſonen, über dieſem wiederum das Theologeion für die Götter. Dieſe konventionelle Einrichtung hat länger als 2000 Jahre Gültigkeit behalten. Daß die alte Bühne ſich der plaſtiſchen und graphiſchen Dekorationen, die ſie beſeſſen, nicht in dem modernen Sinne realiſtiſcher Täuſchung bedient habe, wie Genelli, Geppert u. a. annahmen, geht aus der allgemeinen Beſchaffenheit der Bühne und ſchon aus dem Umſtande hervor, daß die Aufführungen bei Tageslicht ſtattfanden, bekanntlich aber ohne Hilfe der künſtlichen Beleuchtung Dekorationstäuſchungen nicht hervorzubringen ſind. Die Anſicht, daß in der ſceniſchen Darſtellung der Griechen manches nur ſymboliſch angedeutet geweſen und der Phantaſie der Zuſchauer viel zu ergänzen übriggelaſſen ſei, trifft wohl das Rechte. Doch beſaß die griech. Bühne viele ähnliche Einrichtungen wie die moderne. Auch in einigen antiken Stücken, wie in den «Eumeniden» des Äſchylos und dem «Aias» des Sophokles war ein Scenenwechſel erforderlich. Gewiß wurde die Scene regelmäßig durch verſchieb- und wegnehmbares Getäfel oder Tapeten gebildet. Eine weitere Dekorationsvorrichtung, ähnlich unſern Couliſſen, hatten die Griechen in den Periakten: dreiſeitigen breiten Pfeilern, deren Wände verſchiedene Dekorationsanſichten darboten, und die, an den Seiten der Bühne nahe den Paraſcenien auf Zapfen ſtehend, umgedreht wurden, wodurch ein ſichtbarer Scenenwechſel aufgeführt werden konnte. Und da die Dekorationsanſichten an den Seiten dieſer Periakten ohne Zweifel abnehmbar waren, ſo ließ ſich alſo für die verſchiedenſten Stücke ein mehrfacher Scenenwechſel herſtellen. Daß die antike Bühne eine Ober- und Untermaſchinerie beſeſſen habe, wird nicht bezweifelt; ihre Notwendigkeit geht auch aus den Erforderniſſen der alten Dramen hervor. Pollux erwähnt des Geranos, eines Krans oder Hebewerks, vermittelſt deſſen z. B. die Entführung des Leichnams des Memnon durch Eos bewerkſtelligt wurde, ſowie des Aiorema, eines Hänge- oder Schwebewerks, durch welches Luftfahrten der Götter und Heroen über die Bühne geſchahen. Daß, nach Pollux' Angabe, dieſe Maſchinerie (μηχανή, machina), auf welcher Göttererſcheinungen bewerkſtelligt wurden, nicht in der Mitte, ſondern an der linken Seite angebracht war, erklärt ſich aus der geringen Tiefe der Bühne, welche den Schauſpielern auf derſelben gebot, ihren Abſtand von der ſchwebenden Gottheit, um dieſelbe ſehen und anreden zu können, in der Breite der Bühne zu ſuchen. Daß die attiſche Bühne nicht auch ſchon einen Vorhang (Aulaia) gehabt habe, ſondern derſelbe erſt eine röm. Einrichtung geweſen iſt, kann jetzt für ausgemacht gelten. Auch bei den Römern wurde er übrigens nicht herabgelaſſen, ſondern ſtieg aus der Untermaſchinerie (im Hypoſcenion) durch einen Spalt im Vorderrande der Bühne auf.

Der Anfang der römiſchen Bühne war, wie der der griechiſchen, roh genug: ein Brettergerüſt, vor welchem die Zuſchauer ſtehen mußten. Erſt ſpäter (nach 145 v. Chr.) wurden für die jedesmaligen Spiele vollſtändige T. mit Sitzen für die Zuſchauer, aber nur von Holz erbaut. Ein beſonders glänzendes T. dieſer Art ließ Marcus Amilius Scaurus (ſ. d.), Zeitgenoſſe des Cäſar, errichten. Pompejus ließ das erſte ſteinerne T. aufführen, das 55 v. Chr. vollendet wurde. Ein zweites erbaute Cornelius Balbus 13 v. Chr., und in demſelben Jahre wurde das dritte, das des Marcellus, eingeweiht, von dem noch bedeutſame Reſte erhalten ſind. Neben dieſen drei ſteinernen T. ſind aber immer von neuem in der röm. Kaiſerzeit auch T. für zeitweiligen Gebrauch aufgeſchlagen und oft mit größter Pracht ausgeſtattet worden. Für das Behagen der Zuſchauer ſorgte man durch Decken, die man über das T. ausſpannte. Auch hierbei wurde dann großer Luxus entfaltet: man nahm purpurfarbene Decken dazu, nahm ſie aus der feinſten Leinwand, ja Nero ließ einmal über das T., das überhaupt durchaus aufs reichſte vergoldet war, eine Purpurdecke breiten, in die goldene Sterne und in der Mitte ſein eigenes Bild zu Wagen eingeſtickt war. Auch ſtreute man Blumen, und ließ Wege und Treppen mit Waſſer anfeuchten, was Pompejus zuerſt gethan haben ſoll, ſpäter leitete man ſogar auch mittels Balſam und Krokus hergeſtellte Eſſenzen, ja Wein, worin man des Wohlgeruchs halber Krokos auflöſte, durch ein Druckwerk mittels Röhren bis zu den obern Sitzen, ließ ſie ganz und gar vergolden, ja alles, was darauf gebracht wurde, mußte vergoldet oder mit Gold geſchmückt ſein, wovon der Tag, an dem dies eingeführt wurde, der goldene genannt wurde.

Eine wichtige Veränderung ging bei den Römern daraus hervor, daß das Schauspiel für sie keine gottesdienstliche Bedeutung hatte. Der Altar verschwand also aus der Orchestra, mit ihm der Chor, der auf die Bühne versetzt wurde, die bei den Römern tiefer war. Die Vermittelung zwischen Zuschauer und Drama hatte aufgehört; die Bühne war eine abgesonderte Welt geworden. In der Orchestra wurden Plätze für die angesehensten Zuschauer eingerichtet. Damit dieselben aber die Bühne überschauen könnten, mußte diese nicht bloß tiefer, sondern auch niedriger angelegt werden als die des griechischen T.

Die Größe des Raums der antiken T. gebot auch, den Regeln der Akustik große Aufmerksamkeit zu widmen. In den Trümmern einiger alter T. bewundert man noch gegenwärtig die Wirkung des Schalls. Zur Verstärkung desselben waren übrigens noch besondere Schallgefäße (Echeia), eherne Kessel in künstlich berechneter Verteilung in Nischen angebracht. Unter die T., von denen Reste erhalten sind, gehören außer vielen andern, die zu Ephesos, Milet, Tralles, Pergamon in Kleinasien, zu Lyttos auf Kreta, zu Syrakus in Sicilien, im eigentlichen Griechenland, abgesehen vom Dionysostheater zu Athen, die zu Megalopolis, Epidauros, Sparta, Messene u. s. w. Nur von einem einzigen griech. Theater, von dem zu Atpendos, sind auch von dem Scenengebäude bedeutendere Reste erhalten, während von den übrigen nur der Zuschauerraum mehr oder weniger gut erhalten ist, von den Scenengebäuden aber nichts als Fundamente oder dürftige Reste vorhanden sind. Von den vielen T. in Italien sind, außer denen zu Rom selbst, namentlich die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculanum und Pompeji zu erwähnen.

Bei den Griechen wie Römern hatten die theatralischen Vorstellungen keineswegs, wie jetzt, fortdauernd, sondern nur bei Festen statt. Sie gingen vom Staate aus und standen unter Aufsicht von Staatsbeamten. In Athen stand an der Spitze derselben ein Archon. Derselbe hatte die geschäftliche Oberleitung. Der Staat sorgte für die Schauspieler. Es wurden drei Protagonisten (erste Schauspieler) ausgewählt und diese dann durch das Los den einzelnen Dichtern zugeteilt. Diese brachten dann die andern Schauspieler wohl mit. Der Chor, der in der Tragödie aus 15, in der Komödie aus 24 Personen bestand, wurde von einem Bürger gestellt, ausgerüstet und während der Einübung unterhalten. Dies war die direkte Liturgie der Choregie, eine Abgabe, welche der Staat einem Bürger aus der höchstbesteuerten Klasse auferlegte. Derselbe Bürger mußte auch die Kostüme stellen. Möglichst gut und glänzend die Aufgabe zu erfüllen, war Ehrensache. Bei jedem Feste wurde nicht Ein Drama, sondern mehrere gegeben, sodaß deren Aufführung auch mehr als einen Tag in Anspruch nahm. Die Dramen wurden in der Komödie und wohl auch in der Tragödie von fünf Kunstrichtern beurteilt. Nach ihrem Ausspruch erteilte man die Preise, die außer in einem Epheukranze in namhaften Geldsummen bestanden. Der Ausspruch der Kunstrichter behinderte jedoch die Zuschauer nicht, ihre Meinung auszusprechen. Der Staat baute die Schauspielhäuser. Das T. mit allem Zubehör, also auch den Dekorationen, hatte der Theaterpächter zu erhalten, welcher seine Auslagen durch das Theorikon (Eintrittsgeld) deckte. Dieses betrug zwei Obolen (25 Pf.) und ward seit Perikles den unvermögenden Bürgern vom Staate gezahlt.

Bei den Römern wurden für die scenischen wie für die Circensischen Spiele (s. d.) von Staats wegen Summen bewilligt, aber da die Veranstaltung solcher Spiele ein Weg war, sich die Gunst des Volks zu erwerben, wurden von den mit der Leitung beauftragten Magistraten aus eigenen Mitteln große Summen dazu gegeben. Privatpersonen und vollends die Kaiser veranstalteten die von ihnen gegebenen Spiele ganz aus ihren Mitteln. Die Prachtbauten der T. wurden sämtlich aus Privat-, beziehungsweise kaiserl. Mitteln hergestellt.

Vgl. Ferrara, «Storia e descrizione dei teatri antichi e moderni» (Mail. 1830); Wieseler, «Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern» (Gött. 1851); und für das griech. Theaterwesen: Strad, «Das altgriech. Theatergebäude» (Potsd. 1843); Geppert, «Die altgriech. Bühne» (Lpz. 1843); Schönborn, «Die Scene der Hellenen» (Berl. 1858); Wieseler, «Griechisches T.» in der «Allgemeinen Encyklopädie» (1. Sekt., 83. Bd., Lpz. 1866); Sommerbrodt, «Scaenica» (Berl. 1876); Alb. Müller, «Lehrbuch der griech. Bühnenaltertümer» (Freiburg i. B. 1886); sowie für das röm. Theaterwesen: Becker, «Handbuch der röm. Altertümer» (Bd. 1, Lpz. 1843, und in dem «Handbuch» von Marquardt und Mommsen, Bd. 6, von Marquardt, 2. Aufl. von Wissowa, Lpz. 1885, den Abschnitt über die Spiele von Friedländer); Arnold, «Das altröm. Theatergebäude» (Lpz. 1873); Ribbeck, «Die röm. Tragödie» (Lpz. 1875).

Das moderne Theater, das der christlichen Zeit, erbaute sich wie das antike im Gottesdienste. Seine Gestaltung wuchs aus den Trümmern der antiken Kunst hervor. Da die Kirche frühzeitig die Kunst leibeigen hatte, so begreift sich, daß sie die bauliche Anlage ihrer Gotteshäuser gleich dem Zweck der heiligen Festspiele anbequemte und daß diese bauliche Anlage an die antiken Muster gemahnte. So erweist noch heute beispielsweise der östliche Chor des mainzer Doms (wie andere mehr) die ganze Anordnung der Osterfestspiele mit ihrer dreiteiligen, über- und hintereinander sich erhebenden, durch Treppen verbundenen, von Thürwänden flankierten Emporbühne, darauf die darstellenden Priester die Stationen der heiligen Handlung abschritten, und den Wortlaut des heiligen Textes darstellend erzählten oder sangen, während vom gegenüberliegenden hohen Chore die Vertreter der Gemeinde in Fragen, Antworten und Betrachtungen, dem Chorus der Alten entsprechend, ihre Gemeinschaft mit der priesterlichen Handlung kundgaben. Bot der Bau der Kirche die örtliche Gelegenheit der Spiele nicht von selbst, so ward sie durch jeweils aufgeschlagene Gerüste dazu hergestellt. Und dies geschah auch, als zunehmende Verweltlichung, auch allzu personenreiche Texte die Kirchenspiele (Mysterien, s. d., genannt) aus dem Gotteshause ins Freie auf Kirchhöfe, Straßen, Märkte verbannte.

Während uns erhaltene Grundrisse erweisen, daß anfangs auch im freien Raume die Anordnung der terrassenförmig ansteigenden dreiteiligen Bühne nicht aufgegeben war, so erweiterte und verwirrte sich doch nur zu bald, des kirchlichen Rahmens beraubt, das Scenenbild. In Frankreich (das schon im Mittelalter vorangehend für die theatralische Entwickelung wurde) suchte man die geschlossene Anlage

zu bewahren, indem man die Zahl der Emporbühnen hoch übereinander steigerte, oder die drei Bühnenräume durch Zwischenteilung in zahlreiche sog. loges vervielfältigte, oder auch die Bühnenbauten in stumpfen Winkeln um die Zuschauer stellte, die sich nun von einem zum andern wenden mußten, oder man gab den festen Stand ganz auf und verteilte, gleich den Stationsaltären der Fronleichnamsprozessionen, die Handlung auf Einzelbühnen in verschiedenen Gassen. (So beim Einzug Ludwigs XI. in Paris.) Solange dem Schaugerüst eine geschlossene Form gegönnt blieb, ergab der Inhalt der Texte die Verteilung von Himmel ins oberste, Erde ins mittlere und Höllenloch ins unterste Stockwerk. Im Grundsatz hielt man sich an diese Anordnung auch da noch, als die Spiele in Raum und Zeit ausarteten. Sie dauerten mehrere Tage, daher die Abteilungen «Tagewerke» hießen, und dehnten ihren Schauplatz über weite Märkte aus.

Wie in Spanien und England ein Hofraum mit seinen Fenstern oder umlaufenden Galerien den Blick auf ein, an der einen Schmalseite des Hofs aufgestelltes Gerüst gewährte (in England rückte man einen der großen, zu Hahnenkämpfen bestimmten Tische vor ein Fenster der Hofwand), so gab ein Marktplatz mit allen Fenstern, ja den Dächern dreier Häuserreihen vielen Tausenden Gelegenheit zum Schauen; hierzu führte man am Erdgeschoß der drei Marktseiten hölzerne Gerüste herum, mit einem süddeutschen Ausdruck: Brücken (Pruggen, Brüginen) genannt, auf welchen wieder viele Zuschauer Platz fanden. Unter diesen Brücken, welche Scheidewände in «Häuser» oder «Höfe» absonderten, müssen die Darsteller ihre Plätze («Stände» oder «Örter») gehabt haben, von wo sie, wie aus den modernen Coulissen, den Schauplatz betraten, welcher nunmehr den flachen Boden des ganzen Marktplatzes einnahm. An der vierten (schmalen) Marktseite ward das Höllenthor etwa vor einen Gasseneingang gerückt; hier erhob sich auf Fässern und Dielen der Ölberg; hier führte eine Leiter zum obersten Stockwerk eines Hauses hinan, wo am Vorabend pater aeternus (der Herrgott selber) mit seinen ministrierenden Chorknaben (den Engeln) den Himmel sich erbaut und wohl gezieret hatte. (Vgl. Leibing, «Das zweitägige Luzerner Osterspiel», Elberfeld 1869.)

Als die Reformation das Bühnenspiel zur lebendigen Zunge des Glaubensstreites machte, verlangte der gesprochene, längst deutsch gewordene Text für Sprecher und Hörer den engern Raum und die Spiele zogen sich in Höfe, Säle, Scheunen («Stadel»), wenn nicht in die Aula einer Schule zurück, denn die Schulkomödie, anfangs als Übung im Lateinischen, war durch Luthers und seiner Anhänger Ermunterung in höchste Aufnahme gekommen und bemächtigte sich gleichfalls des Bekenntnisstreites. Wetteifernd mit diesen waren aus der Meistersingerzunft die Bürgerspiele erwachsen. Als die ihnen nach Einführung der Reformation an den meisten Orten zum Zweck ihrer Singeschule und Spiele eingeräumten Kirchen wegen allzu grober Verweltlichung der Spiele wieder entzogen waren, mußten sie sich mit den Räumen der Wirthshäuser begnügen.

Hier mußten sie auf flachem Boden spielen und demgemäß in der Wahl der Spiele sich wieder auf Gespräche, Schwänke oder solche Handlungen beschränken, welche jeder Anforderung an Erhöhung der Bühne oder Versenkung entsagten. Aus solcher Not erbitten sich einmal die augsburger Meistersänger das «große Tanzhaus», um ein Passionsspiel aufzuführen: «weil eben der Personen vil, und sich solliche Comedi ohne ain Prugg nit halten laßt, da man nit allein ob, sondern auch under der Pruggen» (bei der Auferstehung) «zu handeln hat».

Dies «Tanzhaus» war ein unbedeckter Hofraum gleich den spanischen und englischen Theatern. Ein solches Gebäude, seltsam genug inmitten der Not und Greuel des Dreißigjährigen Kriegs, erbaute auch im Jahre 1628 der nürnberger Magistrat seinen Bürgern als Fechthaus, Komödienhaus, Singeschule u. s. w. Für dies sind die bekannten Spektakelstücke Ayrers geschrieben. In diesen Höfen war eine Brücke (der süddeutsche Ausdruck für ein Gerüst, das lateinische pons) errichtet, hinter welcher eine zweite Emporbühne, «Zinne» geheißen (gleichfalls süddeutscher Ausdruck für Altan), sich erhob, die bald die wirkliche Zinne einer Burg, bald einen Altan, bald auch den Himmel vorstellte; nicht anders wie die Emporbühne der Antike.

Ein Thor in der Mittelwand, das seit der Antike sich in allen regelmäßigen Bühnenbauten erhalten hat und von der griechischen Bühne her den Namen der «königlichen» Thür sich bewahrt hat, ließ durch Auseinanderschieben der Thürflügel das Innere des Schauplatzes («im Perspektiv») wahrnehmen. (Gleich wie die Exostra oder das Ekkyklema der antiken Scene.) Der schlicht konventionellen Einrichtung dieser Spielhäuser bequemten sich auch die Truppen «englischer Komödianten», welche mitten durch die Schrecken der sich folgenden Religionskriege das Reich durchzogen und die Gunst mancher deutschen Höfe errangen. Ja, oft begnügten sie sich mit der schlichten Teppichbühne des alten spanischen Theaters, die in der Not am schnellsten beschafft wurde.

Nicht die Not, sondern eigene Wahl bewog die pariser Société des Comédiens, welche das gelehrte Drama nach dem Muster der Alten aufbrachten, in der Mitte des 16. Jahrh. schon sich der einfachen, teppichumhangenen Scene zu bedienen. Sie hatten die die Phantasie anregende Mysterienbühne, welche sie in dem T. der Confrérie de la passion vorgefunden hatten, niedergerissen, um auf der kahlen Bühne die Aufmerksamkeit des Publikums der Rhetorik des Schauspielers unzerstreut zu erhalten. Nur in dem in ganzer Breite sich öffnenden Hintergrunde, welcher verschiedene Prospekte zeigte, gewährte die klassische Bühne, auf welcher Corneilles «Cid» gespielt wurde, der Einbildungskraft der Zuschauer einige Unterstützung.

Im grellsten Gegensatze zu dieser gewaltsamen Rückkehr zu schlichter Einfachheit stand der erfinderische Luxus der Aufzüge, Inventionen und Zauberfeste, welcher mit der aus den Schäferspielen hervorgegangenen Oper auf die Bühnen der italienischen Höfe übergegangen war. Auch der span. Bühne war durch Lope de Vegas geistliche und weltliche Schauspiele alles zugemutet worden, was die Erfindungskraft jener Zeit nur an theatralischer Täuschung leisten mochte. In die Niederlande hatte die span. Herrschaft diesen theatralischen Pomp verpflanzt. Noch aber hatte die attische Bühne nicht aufgehört, die Grundformen der christlichen zu bestimmen. Die drei Zugänge hatten sich zu drei Durchsichten von prächtiger röm. Architektur erweitert, deren wandelbare Ferne, namentlich die der mittlern, fort und fort die dekorative Ortsbestimmung übernahm. Auch die Emporbühne der Galerien und Balkone war noch nicht verschwunden.

Die großen Rollwände oder der teilbare Vorhang, welcher die Hinterbühne verhüllte oder plötzlich eröffnete, bot Gelegenheit zur Entfaltung jeder dekorativen Effekte. In aller dieser Ausstattung der verfeinerten Bühne herrschte aber noch die künstlerische Konvention, gewisse Annahmen des Ortes, Mannigfaltigkeit des Terrains, sowie eine willige Übereinkunft der Zuschauer, an stehende Einrichtungen und dekorative Andeutungen eine Selbsttäuschung der Einbildungskraft zu knüpfen.

Dies änderte sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., als mit dem Frieden der Luxus der Hofhaltungen aufs neue ausartete, die katholische Kirche aufs neue die Wirkung des Dramas in Sold nahm und von Wien aus in den Jesuitenspielen mit allem Opernpomp die Sinne des Publikums zu blenden und anzulocken verstand, und auch bald das urprotestantische Meistersängerspiel mit in den Strudel der Schaulust riß. Durch italienische Meister ausgebildet, errichten deutsche Architekten in den «Stadeln» die sciena di comedia zu Ulm, Augsburg, Nürnberg u. s. w., aber diese «Sciena oder Bruden» gleicht der modernen flachen Bühne, sie hat Fuora oder Vorhänge «im modernsten Sinne», sie hat ein hinter sechs Fuß hoher Wand versteckes Orchester bekommen; sie hat «telari» bekommen, das sind prismatische Seitencoulissen (genau den Periakten der spätern griechischen Bühne entsprechend), sie hat hinter dem teilbaren «hintern Rahmen» (Rückwand) einen offenen «Graben», von wo aus, wie bei den modernen mechan. Theatern, bewegliche Erscheinungen, Schiffe, Seeungeheuer (z. B. der Walfisch, welcher den Jonas verschlingt) u. s. w. von unten her auf Rollen fahrend bewegt werden; sie hat Hebewerke (genau wie jene μηχανή der Alten), seitlich, durch die telari gedeckt, sowie noch heute das Flugwerk im Oberammergauer Spiel, auf dem der Engel auf und nieder schwebt, der Heiland gen Himmel fährt; sie hat Obermaschinerie («Zwerchbalken») mit kunstreicher, durch wassergefüllte Glaskugeln verschärfter Ober-, Unter- und Seitenbeleuchtung ꝛc. Mit einem Worte: aller Anspruch an die ergänzende Phantasie des Publikums hört auf; der Zuschauer hat nichts mehr zu glauben, als was er sieht. Es war eine durchaus moderne, rationelle Erfindung, die aus der Bühne eine tabula rasa machte, auf welcher nun, auf mechan. Wege, von unten und oben und von allen Seiten her, nach dem Bedürfnisse des Augenblicks, hergestellt werden konnte, was die Einbildung nur erschaffen mochte. Auch hat die Erfindungskraft sich hundert Jahre lang in den Opern und Jesuitenspielen an dem abenteuerlichsten Dekorationspomp und wahren Maschinenwundern versucht. Anerkannt muß allerdings werden, daß mit der ital. Einrichtung die Bühne eine vollkommene Freiheit erlangt hat, sich die Vorteile der antiken und mittelalterlichen Einrichtungen jederzeit herzustellen, wo sie der Darstellung förderlich sind, ohne im allgemeinen von ihrer Stabilität beengt zu sein. Aber wie es in allen Dingen schwerer ist, die Freiheit richtig zu benutzen als einen beschränktern Zustand, so läßt denn auch, nachdem die Produktionskraft sich im ersten Rausche erschöpft und die Dramatik überhaupt eine natürlichere Richtung eingeschlagen, die Bühne es sich in ihrer Nüchternheit und Kahlheit für gewöhnlich gefallen. Der große, platte, viereckige Boden, der unverhältnismäßig hohe, unbelebte Bühnenraum, die offenen, kalten Coulissenstellungen geben nun (wenn nicht ausdrückliche Vorschriften der Autoren die Sorgfalt der künstlerischen Vorstände in Bewegung setzen) den stimmungslosen Schauplatz für die alltäglichen Darstellungen her. In der neuesten Zeit hat allerdings das Beispiel der Franzosen die vertraulich geschlossene Zimmerdekoration eingeführt, haben die Versuche, welche da und dort mit Anwendung der altgriechischen wie der dreistöckigen Mysterienbühne gemacht, Dichter und Schauspieler wieder auf die Vorteile des mannigfach erhöhten Bodens, und auf den malerischen Reiz, den die Treppenstufen den Bewegungen der Darstellung geben, mit guter Wirkung hingewiesen. Allein um der Bühne die Lebendigkeit, welche sie durch die alten Konventionen besaß, auf der modernen Bahn der täuschenden Naturwahrheit wiederzugeben, erfordert es eine Thätigkeit der Erfindung, welche der Wiederbelebung des geistigen Inhalts einer Bühnendichtung leicht verderblich werden kann. Da die Phantasie des Publikums der Bühne nichts mehr erschafft, so muß der Künstler jetzt das ganze Schöpfungswerk bis ins Kleinste übernehmen. Eine Umkehr zu knappen Mitteln ist nicht mehr möglich; nur eine Beherrschung der dekorativen Naturwahrheit im ganzen Umfange kann die Aufgabe der modernen Bühne erfüllen. Die Bühne ist durch ihre Freiheit und den Reichtum ihrer Mittel unendlich gewachsen. Jetzt gilt es alle Konventionen vergessen zu machen und jeden Schauplatz in besonderer Gestalt, mit sorgfältiger Naturtreue, malerisch, interessant und stimmunggebend herzustellen, zugleich aber all diese Kunst in so bescheidener Unterordnung zu halten, daß sie sich nicht für sich selbst geltend macht, sondern nur dem eigentlichen Zwecke der Bühne, der dramatischen Darstellung, sich dienend anschließt. Wenn die Bühne der frühern Jahrhunderte mit beschränkten Mitteln die weitesten Wirkungen erreichte, so soll die moderne im weitesten Gebrauch der reichsten Mittel eine harmonische Beschränkung zu finden wissen.

Die eigentlichen Theatergebäude der modernen Zeit (die Schauspielhäuser und Opernhäuser) entstanden im 17. Jahrh. nach dem Vorbild der ital. Operntheater, deren Grundformen noch heute gelten. Der Grundriß des Zuschauerraums ist im allgemeinen halbkreisförmig, zuweilen mit verlängerten Schenkeln, zuweilen hufeisenförmig. Die Sitzreihen steigen in dem untern Raume (Parkett und Parterre) terrassenartig auf. Der Zuschauerraum ist von Logenreihen und Galerien in drei bis fünf Stockwerken umgeben. Die Logen werden meist durch Zwischenwände in kleine Kabinette zerlegt, hinter welchen oft noch Foyers zum Aufenthalt für die Zuschauer in den Zwischenakten und zur Einnahme von Erfrischungen angeordnet sind. Zwischen den Sitzen der Zuschauer und der Bühne befindet sich der Raum für die Musiker, welcher in dem 1876 in Bayreuth für Richard Wagner erbauten T. ganz versenkt ist. Das Äußere eines T. soll seiner Zweck sofort erkennen lassen. Man macht daher auch das Äußere des Zuschauerraums gern rund. Bedeckte Vorhallen zur Unterfahrt sind sehr erwünscht. Ein geräumiges Vestibulum, breite Korridore, massive Treppen sind durchaus notwendig. Außer den erwähnten Haupträumen sind an Nebenräumen noch erforderlich ein oder mehrere Probesäle, ein Saal für Dekorationsmaler, viele Räume für Garderoben, Magazine für Möbel, Coulissen und anderes Gerät u. v. a. Die höchste

Zuschauerzahl in Deutschland nimmt das münchener T. mit 2500 Personen auf; in Italien steigt diese Zahl auf über 3000, z. B. in Mailand (della Scala 3600) und Neapel (San-Carlo 7500). Das Große T. in Petersburg faßt 4000 Zuschauer. Viele T. enthalten außer der Bühne noch Konzertsäle und Festräume. Seit den dreißiger Jahren sind auch Sommertheater entstanden, deren Zuschauerraum entweder gar nicht oder nur ganz leicht bedeckt ist. Die schönsten T. in Deutschland sind zu Frankfurt a. M., Berlin (Opernhaus, Victoria- und Wallner-Theater), München, Dresden, Hannover, Leipzig, Magdeburg, Köln, Oldenburg, Düsseldorf, Altenburg u. a.; ferner in Augsburg, Karlsruhe, Braunschweig, Gotha, Darmstadt und Bayreuth (Wagner-Theater) u. s. w.; in Österreich zu Wien (Opernhaus, Hofburgtheater [1886 im Neubau], T. an der Wien) und Prag; in Frankreich zu Paris (die neue Große Oper, das Théâtre Français, s. Französisches Theater), zu Lyon, Marseille und Bordeaux; in England zu London (Drurylane- und Coventgardentheater); in Italien zu Neapel (San-Carlo), Mailand (della Scala) und Venedig (Fenice). Das größte T. Rußlands ist das Große T. zu Petersburg (1832 renoviert); dasselbe ist durchaus von Stein und Eisen, bis auf das Podium und den Maschinenboden. Angesichts der häufigen, meist mit mehr oder weniger Verlusten von Menschenleben verbundenen Theaterbrände ist nicht nur eine möglichst massive Bauart der Theatergebäude von der Gesetzgebung vorgeschrieben, sondern auch eine Anzahl von Vorschriften zur Verhütung von Theaterbränden und Vorsichtsmaßregeln (wie Löscheinrichtungen, ständige Feuerwache, Notbeleuchtung, eiserne Vorhänge, nach außen schlagende Thüren ꝛc.) zur Pflicht gemacht worden, die sich meist gut bewährt haben. (Vgl. Cirkularerlaß des preuß. Ministeriums des Innern vom 18. Nov. 1881 und Verordnung des sächs. Ministeriums des Innern vom 28. Dez. 1882, die Sicherung der Schauspielhäuser gegen Feuersgefahr betreffend.)

Die Zahl der bekannten Theaterbrände belief sich 1800—10 auf 16; 1810—20 auf 14; 1820—30 auf 31; 1830—40 auf 33; 1840—50 auf 44; 1850—60 auf 74; 1860—70 auf 98 und 1870—80 auf 118. Seitdem hat sich die Zahl derselben etwas verringert. Während 1882 noch 25 und 1883 noch 22 gezählt wurden, fanden 1884 nur 10 und 1885 (bis 8. Dez.) nur 9 statt. Die bedeutendsten Theaterbrände im 19. Jahrh. waren: der Brand des Royal-Theaters in London (11. April 1826), des Lehmann-Theaters in Petersburg (1836), des Hoftheaters in Karlsruhe (1847), des Krollschen Etablissements in Berlin (1. Febr. 1851), des Opernhauses in Moskau (1853), des Teatro degli Equidotti in Livorno (1857), des Stadttheaters in Altona (28. Sept. 1865), des Opernhauses von Cincinnati (22. März 1866), des Landständischen Theaters in Graz (28. März 1871), des Augsburger Stadttheaters (22. März 1874), des Theaters in Barmen (25. Nov. 1875), des Theaters in Brooklyn (1876), des Variété-Theaters zu Montpellier (1877), des Ringtheaters zu Wien (9. Dez. 1881), des Théâtre Comique zu Neuyork (23. Dez. 1884), des Renaissance-Theaters in Nimes (21. April 1885) u. s. w. Vgl. Fölsch, «Theaterbrände und die zur Verhütung derselben erforderlichen Schutzmaßregeln» (Hamb. 1878).

In England, Frankreich und Italien befinden sich alle Theaterunternehmungen in den Händen von Pächtern. In den großen Städten empfangen sie Subventionen von den Höfen oder Regierungen. In Deutschland sind nur die Stadttheater Unternehmungen, die auf Gewinn und Verlust der Beteiligten beruhen. Die einzige Ausnahme hiervon macht das T. zu Mannheim, das von der Regierung subventioniert, aber doch ein wirklich städtisches Institut ist. In der Natur der Sache liegt es, daß alle ambulanten T. von Privatunternehmern unterhalten werden. Die Gebäude, in welchen die ambulanten Gesellschaften spielen, gehören Magistraten oder Aktiengesellschaften, welche durch Pachtforderungen und sonstige Bedingungen diese Unternehmungen sehr erschweren. Hierdurch sowie durch die Konkurrenz zahlreich erteilter Theaterkonzessionen haben sich dergleichen Unternehmungen größtenteils auf die Wintermonate beschränken und die Benennung Saisontheater annehmen müssen. Indessen hat der unsichere und halbe Zustand auf die künstlerische und materielle Existenz solcher Anstalten nachteilig eingewirkt. Nur in den größern Provinzialstädten erhalten sich in Deutschland wirklich stabile T. Dagegen bestehen in den Residenzen der größern wie der kleinern Staaten von den Höfen dotierte und verwaltete T., die durch ihre dauernd gesicherte Stellung befähigt sind, den künstlerischen Forderungen gerecht zu werden und der Nationalbildung zu entsprechen. Die Einführung der Tantième (s. d.) hat bis jetzt nicht verhindert, daß zahlreiche T. in Deutschland, ebenso wie in England, immer mehr zu Industrie- und Luxusanstalten herabgesunken sind. (S. Schauspielkunst.)

Vgl. Küstner, «Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung» (Lpz. 1853) und «Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1857); «Jahrbuch für das Deutsche T.» (herausg. von Kürschner, Jahrg. 1, Lpz. 1879).

Theatermalerei, s. Dekoration.

Theaterstreich (Coup de théâtre), s. Coup.

Theatervorhang (frz. toile, courtine; engl. curtain), der den Zuschauerraum von der Bühne trennende Vorhang von bemalter Leinwand, dessen Auf-, resp. Niedergehen den Anfang, resp. Schluß der Vorstellung oder der einzelnen Akte (danach Aufzüge genannt) bezeichnet. Während derselbe früher gerollt wurde, geht er jetzt meist, gleich den übrigen Dekorationen in einen großen Rahmen festgespannt, in die Höhe. In den meisten Theatern fällt in neuerer Zeit auch beim Wechsel einzelner Scenen, sobald Verwandlungen vorkommen, ein einfacher Vorhang, sog. Zwischenvorhang, während ein dritter von gewelltem Eisenblech oder Drahtgeflecht (s. Eiserner Vorhang) dazu dient, bei ausbrechenden Bränden Zuschauerraum und Bühne voneinander abzuschließen.

Theatiner, regulierte Chorherren, gestiftet in Rom 1524 von Joh. Peter Caraffa (nachmaligem Papste Paul IV.), Bischof von Theate oder Chieti (daher heißen sie auch Chietiner oder Quietiner, oder nach Paul IV. Pauliner), in Verbindung mit Gaetano oder Cajetan de Thiene, der später kanonisiert wurde (daher heißen sie auch Cajetaner), Bonifacius de Colle und Paul Consiglieri, bestätigt von Paul III. 1540 und Pius V. 1568. Die T. wurden eine Pflanzschule des höhern Klerus, gelangten, da sie meist aus Adeligen bestanden, zu großem Ansehen und waren besonders in Venedig und Neapel stark verbreitet, wo sie ihre Hauptthätigkeit auf das Aufspüren und Verfolgen

der Ketzer richteten. Auch im übrigen Italien, in Spanien, Polen, Frankreich und Deutschland gewannen sie Niederlassungen, und die Übernahme von Missionsgeschäften führte sie selbst in die Tatarei, nach Georgien und Circassien. Der Zweck der Stiftung, den der Orden noch jetzt verfolgt, ging auf die Verbreitung einer strengen Klosterzucht durch ein Leben in apostolischer Einfachheit. Daher empfingen die T. auch den Namen Apostolische Kleriker, oder, weil sie nichts besitzen, weder vom Erwerbe noch vom Betteln, sondern nur davon leben wollten, was durch die göttliche Vorsehung ihnen zufalle, Regulierte Kleriker von der göttlichen Providenz oder vom gemeinsamen Leben. Seit Sixtus V. (1588) steht ein General dem Orden vor, dessen Glieder sich zu den gewöhnlichen Mönchsgelübden, zum Predigen gegen Heiden und Ketzer, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken und Begleitung der Verbrecher zur Richtstätte verpflichten. Der Orden hat auch Schwestern. Durch Urban VIII. und Clemens IX. wurden ihm noch die von Ursula Benincasa 1583 und 1610 gestifteten, in Neapel und Palermo noch bestehenden Kongregationen der Theatinerinnen von der unbefleckten Empfängnis Unserer Frauen und von der Einsiedelei beigefügt.

Thebaïn, ein in geringen Mengen im Opium vorkommendes Alkaloid.

Thebaïs, zunächst das Gebiet von Theben (s. d.), dann eine Bezeichnung für Oberägypten, von dem Namen der Hauptstadt hergenommen, wird in dieser letztern Bedeutung schon von Herodot gebraucht. Nach Strabo enthielt die T. zehn Nomen oder Provinzen und reichte nördlich bis zu der thebaïschen Grenzwache, welche bei dem kopt. Teröt, dem heutigen Darut-el-Scherif lag. Die südl. Grenze der T. ist zugleich die Ägyptens und die Grenzstadt Syene heißt bei Herodot eine Stadt der T.

Thebaïsche Legion, nach der Legende eine röm. Legion, welche von Kaiser Maximinian im 3. Jahrh. n. Chr. aus der Thebaïs in Ägypten gegen die Christen in Gallien geschickt worden und dort wegen Dienstverweigerung niedergemetzelt worden sein soll. Sie wurde unter dem Namen der 10000 Ritter in das Martyrologium aufgenommen.

Theben, Thebe, häufiger im Plural Thebä, war der Name mehrerer Städte im Altertum, unter denen die berühmteste die Hauptstadt Oberägyptens. Der Name ist unerklärt; ägyptisch hieß die Stadt Uêset, ihr Tempelbezirk (das heutige Karnak) hieß Opet. T. war ursprünglich eine unbedeutende Provinzialstadt und auf den ältern Denkmälern wird sie und ihr Gott Ammon kaum erwähnt. Eine Bedeutung erhielt sie erst seit der elften Dynastie (etwa 2300 v. Chr.), die von hier stammte, und ganz besonders seit der Vertreibung der Hyksos (etwa um 1550 v. Chr.). Von dieser Zeit an war es die unbestrittene Hauptstadt Ägyptens und sein Gott Ammon ward zum «König der Götter». Die meisten seiner Tempel und Gräber gehören in diese Epoche. Seit dem 1. Jahrtausend etwa trat T. mehr und mehr hinter unterägyptischen Städten zurück, den Todesstoß versetzte ihm wohl Kambyses' Eroberung. Zu Strabos Zeit war es schon in Dörfer zerfallen, doch sind seine Heiligtümer noch bis ins zweite Jahrhundert n. Chr. restauriert und erweitert worden. Die Stadt T. lag auf dem Ostufer, beim heutigen Dorfe Karnak, um den großen Tempel des Ammon und die beiden kleinern der Mut und des Chons herum. Eine halbe Stunde südlich, am Flusse, beim heutigen Luksor, lag die Hafenstadt, ebenfalls mit einem großen Heiligtum des Ammon. Das Westufer diente ursprünglich nur als Begräbnisplatz (die Königsgräber liegen abgesondert im Gebirgsthale Biban-el-moluk); auch die Tempel auf diesem Ufer waren alle zum Kultus der verstorbenen Könige bestimmt. Nur der Tempel beim heutigen Medinet-Habu war dem Ammon gewidmet; er gehörte einer besondern Ortschaft an, in der Ramses III. auch einen noch vorhandenen Palast erbaut hat. Das Westufer ward von den Griechen die «Memnonien» genannt, heute heißt es Gurnah. Einen großen, sorgfältig gearbeiteten Situationsplan der thebanischen Ebene publizierte Wilkinson. Ein anderer findet sich in dem Werke der preuß. Expedition «Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien» (Berl. 1849—59), welches auch die genauen Pläne aller einzelnen Tempel enthält.

Theben (grch. Thebä, neugriech. Thiva), die bedeutendste Stadt der Landschaft Böotien (s. d.), lag auf und zwischen mehrern Hügeln der Kette, die die Ebene des Kopais von dem Thale des Asopos scheidet. Der ansehnlichste dieser Hügel (im südwestlichen Teile der Stadt gelegen) trug die Burg Kadmeia, die nach der Annahme der Alten von Kadmos (s. d.) und seinen phöniz. Begleitern gegründet worden sein sollte, eine Sage, als deren histor. Kern doch wohl die Ansiedelung eingewanderter phönizischer Semiten, der Kadmeer oder Kadmeionen, an dieser Stätte zu betrachten ist. T.s älteste Geschichte ist reich an Sagen: von Herakles und Dionysos, von Laios und seinem Sohne Ödipus, von dessen Söhnen, den feindlichen Brüdern Eteokles und Polyneikes, von dem unglücklichen Heerzuge der sieben Fürsten und von dem spätern Rachezuge der Nachkommen dieser (der sog. Epigonen), der mit der Eroberung der Stadt geendet haben soll. Nach der Einwanderung der äol. Böoter aus Thessalien schloß sich an die Kadmeia eine Unterstadt an, deren mit sieben Thoren versehene Ringmauer einen Umfang von etwas über 8 km hatte. Vor mehrern dieser Thore breiteten sich Vorstädte aus, sodaß der Gesamtumfang T.s zur Zeit seiner höchsten Blüte 13 km (70 Stadien) betrug. T. erstrebte frühzeitig eine dominierende Stellung den übrigen böot. Städten gegenüber als Vorort des Böotischen Bundes und mißbrauchte dieselbe mehrfach zur gewaltsamen Unterdrückung schwächerer Bundesglieder. Die Verfassung war eine streng aristokratische. Sehr nachteilig wirkte die antinationale Politik T.s während der Perserkriege, wo T. auf der Seite der Perser stand und als Verbündeter dieser bei Platää gegen Athener und Spartaner kämpfte. Nach den Perserkriegen wurde T.s auswärtige Politik durchaus bestimmt durch die Feindschaft gegen Athen, mit dem es fast ein Jahrhundert lang in bitterm Hader und oft in Fehde lag.

Der Übermut der Spartaner nach dem Peloponnesischen Kriege entfremdete diesen aber auch die Thebaner, die sich mit Leidenschaft 395 dem Bunde gegen Sparta anschlossen. Der Friede des Antalkidas (387 v. Chr.) machte zwar den Feindseligkeiten in Griechenland ein Ende, aber die Erbitterung der demokratischen Thebaner gegen Sparta erreichte den höchsten Grad, als 383 der Spartiat Phöbidas im Einverständnis mit der Oligarchie die Kadmeia besetzte. Die Vertreibung der spartan. Besatzung durch eine kleine Schar demokratischer Patrioten

379 war das Signal zum Ausbruch eines Kriegs zwischen T. und Sparta, durch welchen ersteres sich nach der Schlacht bei Leuktra (371) zu der Stellung der Hauptmacht Griechenlands aufschwang, eine Stellung, die es freilich nur bis zum Tode des Epaminondas (s. d. und Griechenland) behaupten konnte. Wie früher der Haß gegen Athen, so war es zuletzt der Haß gegen Phokis, der die Thebaner zu einer unglückseligen Politik verleitete. Sie entzündeten den furchtbaren Phokischen oder Heiligen Krieg (356—346), riefen endlich 347—346 König Philipp II. von Macedonien zur Hilfe gegen die Phoker herbei und gaben diesem dadurch die bequemste Gelegenheit zur Einmischung in die innern Angelegenheiten Griechenlands. Zwar erkannten sie später ihren Fehler und schlossen, durch Demosthenes bewogen, ein Bündnis mit den Athenern gegen Philipp; aber sie wurden nebst diesen bei Chäronea nach tapferm Kampfe von Philipp geschlagen (338) und mußten eine macedon. Besatzung aufnehmen. Als sie dann nach Philipps Tode dieses Joch abzuschütteln suchten, zog Alexander mit Heeresmacht herbei, eroberte die Stadt und zerstörte sie gänzlich (335 v. Chr.). Zwar wurde sie 316 durch Kassandros mit Hilfe einiger griech. Staaten, besonders Athens, in ihrem frühern Umfange wiederhergestellt, gelangte aber nie wieder zur Blüte. Sulla nahm ihr 86 v. Chr. die Hälfte ihres Gebietes, und um den Beginn unserer Zeitrechnung erschien T. als ein bloßes Dorf und war im 2. Jahrh. n. Chr. auf den Raum der alten Kadmeia beschränkt. Denselben Raum nimmt auch das heutige Thiva ein, ein Landstädtchen von (1879) 3509 E., das in der neuesten Zeit mehrfach durch heftige Erdbeben gelitten hat und Hauptort einer Eparchie in der Nomarchie Attika und Böotien, wie auch Sitz eines Bischofs ist.

Theben (vom slaw. Děvin, ungar. Dévény, d. i. «Magdeburg»), Marktflecken im ungar. Komitat Preßburg, am Einflusse der March in die Donau, malerisch am Fuße eines Berges gelegen, dessen Gipfel die Reste einer vorungar. Feste trägt. Der Ort zählt (1880) 1655 deutsche und slaw. E. und ist eine Haltestelle für die zwischen Wien und Preßburg verkehrenden Dampfboote.

Thoca nennt man die Sporenkapsel oder Büchse bei den Moosen. (S. Musci.) Außerdem bezeichnet man mit dem Worte Thecae die beiden Hälften oder Fächer der Antheren. (S. Staubbeutel.)

Thedinghausen, Flecken im Herzogtum Braunschweig, Kreis Braunschweig, besteht aus den Dörfern Bürgerei, Hagen und Westerwisch, die mit noch elf Ortschaften eine von der Provinz Hannover begrenzte Enclave des Herzogtums bildet, 21 km im SO. von Bremen, an der Eyter, welche 3 km unterhalb links zur Weser geht, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1655 (das Amt 4379) evang. E. und hat Landwirtschaft, Leinweberei und Handel mit Pferden, Schweinen und Milchkühen.

Thee (lat. Thea, frz. thé, engl. tea, spr. Tih), eine zur Familie der Ternströmiaceen gehörende Pflanzengattung, welche sich von der ihr zunächst stehenden Gattung Kamelie (s. d.), mit welcher sie neuerdings vereinigt wird, durch den nicht abfallenden, fünfblätterigen Kelch und dadurch unterscheidet, daß die Mittelsäule der Kapsel bei deren Aufspringen stehen bleibt. Man nahm früher verschiedene Arten an (Thea Bohea, chinensis, stricta, viridis), welche alle in China, Japan und Hinterindien einheimisch sein sollten, bis Fortune (s. d.), der sich lange Zeit in den Theedistrikten Chinas und Indiens aufhielt und die Fabrikation des T. gründlich studierte, nachwies, daß alle in den Handel kommenden Theesorten nur von Einer Art abstammen, welche allerdings überaus variiert, besonders bezüglich der Länge und Breite der Blätter, und von welcher im Laufe einer mehr als tausendjährigen Kultur, wie bei andern Kulturpflanzen (z. B. dem Tabak, dem Weinstock, dem Hopfen, den Obstbäumen), eine Menge Kulturvarietäten entstanden sind, welche sich durch zu verschiedener Zeit erfolgendes Ausschlagen u. s. w. unterscheiden. Diese einzige Art ist Thea chinensis *Sims.*, eine schöne immergrüne Staude mit abwechselnden, lanzettförmigen, länglichen oder verkehrt-eiförmigen, gesägten, beiderseits kahlen oder auf den Nerven mehr oder weniger feinbehaarten Blättern und zu zwei bis vier am Ende der Zweige beisammenstehenden, ziemlich großen, sechs- bis neunblätterigen, weißen, rosa angehauchten, wohlriechenden Blumen, welche im wilden Zustande 6—10 m, als Kulturstrauch aber infolge häufigen Beschneidens höchstens 2 m hoch wird. (S. Tafel: Nahrungspflanzen II, 7.)

Man unterscheidet im Handel eine große Menge von Theesorten, welche jedoch weniger von verschiedenen Abarten des Strauchs abstammen, als vielmehr in den verschiedenen Methoden der Zubereitung und in der verschiedenen Zeit der Ernte der Blätter ihren Grund haben. Die Fortpflanzung des T. geschieht durch Samen, die Kultur ohne Dünger auf magerm, doch nicht wasserarmem Boden, am besten auf Abhängen von Bergen und Hügeln, die nach Süden geneigt sind. Der Strauch gewährt erst im dritten Jahre eine Ernte, ist aber dann noch nicht ausgewachsen. Gegen sein siebentes Jahr hin wird er mannshoch, bringt aber dann nur noch spärliches und hartes Laub. Deshalb wird er abgeschnitten, worauf er wieder Wurzelschossen treibt. Dies geschieht abwechselnd, bis er gegen das 30. oder 40. Jahr hin gänzlich abstirbt. Der Anbau des T., welchen die Chinesen in der Mandarinensprache tscha, im Dialekt von Fokien tia (woher der europ. Name tea, thé, Thee) nennen, soll sich nach chines. Berichten aus dem 4. Jahrh. aus Korea nach China und von hier im 9. Jahrh. nach Japan verbreitet haben. Um das 6. Jahrh. war das Theetrinken in China schon allgemein gebräuchlich. Obgleich jetzt in China einheimisch, beschränkt sich die Kulturzone des Theestrauchs daselbst fast ausschließlich auf die Gegenden zwischen 35—24° nördl. Br. und 113—120° östl. L., von wo aus allein aller T. in den Welthandel kommt. Außerdem wird T. zu einheimischem Gebrauche noch in einigen der südlichern, höher gelegenen Teile Chinas, sowie in Cochinchina und Japan gebaut. Es ist also der T. recht eigentlich als ein Gewächs der subtropischen Zone zu betrachten, obgleich er auch näher dem Äquator gebaut werden kann. Die Europäer haben die Theekultur in Bengalen, auf Ceylon, am Südabhange des Himalaja, an der Westküste von Afrika (an den Abhängen des Kongogebirges), auf Java und Sumatra, am Kap, auf St. Helena und in der Gegend von Rio de Janeiro in Brasilien versucht. An allen diesen Orten gedeiht der Strauch, der schon im südl. Europa als Gartenpflanze fortkommt, sehr gut, doch ist er zum Schaden des Aroma seiner Blätter ausgeartet. Wie auf den Anbau, so wird

auch auf die Ernte der Blätter die höchste Sorgfalt verwendet. Das Einsammeln der Blätter erfolgt zwei- bis viermal im Jahre; im letztern Falle Ende Februar, Ende April, im Mai und im August; im erstern Falle nur im Frühling und im Herbste. Hierbei bringt die erste Ernte immer die besten, die letzte die schlechtesten Blätter. Ein Strauch liefert im Durchschnitt jährlich etwa 2 Pfd. Blätter.

Werden die Blätter über freiem Feuer getrocknet und geröstet, so erhält man den Schwarzen Thee; durch Welken der Blätter in Dampf und durch bloße Trocknung wird der Grüne Thee gewonnen. Dem für die Ausfuhr bestimmten Grünen T. gibt man nicht selten eine schönere hellere Farbe durch Färben mit einem Gemisch, das von Curcuma und Indig oder Berlinerblau zusammengesetzt ist. Für den Handel unterscheiden die Chinesen 7—8 Klassen und 36 (nach andern sogar 57) Theesorten, von denen jedoch die meisten und gerade die besten im Lande bleiben. Die Ausländer erhalten nur die Mittelsorten, oft die Blüten der Olea fragrans oder Jasmin oder der Kamelie aromatisiert. Unter den grünen Arten sind der Hyson (Hayson oder Heyswen), der Perlthee, der Gunpowder, der Tschulong, unter den schwarzen der Bony, der Suchong, der Pekko (Pekao) und Souchay am bemerkenswertesten. Nicht zur Ausfuhr kommt die edelste Sorte, der Kaiser- oder Blumenthee, welcher aus den zartesten, jüngsten und weißbehaarten Blättchen bereitet wird. Unter den schwarzen Sorten steht obenan der russ. Karawanenthee, zu dem nur die besten Blätter genommen werden können, da schlechte den kostspieligen Landtransport von Kiachta nach Petersburg (6500 Werst) nicht tragen können. Die ältern gröbern Theeblätter, Abfälle und Stiele der bessern Theesorten, wie auch andere Blätter, mit dem Serum des Ochsen- oder Schafblutes angemacht und zu viereckigen dicken Kuchen geformt, bilden den sog. Ziegelthee (brick tea), welcher bei den Nomaden des mittlern Asien (den Mongolen und Buräten), dann weiter in Sibirien bis über Astrachan (Kalmücken) hinaus so allgemein gebraucht und zum Volksbedürfnis geworden ist, daß man sich der Theetafeln in der Mongolei und Daurien allgemein als einer Art Münze bedient. Der Ziegelthee, welchen die Russen Kirpitschnoi-Tschai (d. i. Backsteinthee) nennen, gelangt zu diesen Völkern aus China, wo das Fabrikat selbst nicht gebraucht wird; er dient sowohl als Getränk, wie als Nahrungsmittel.

Der Gebrauch des Theeaufgusses ist in China ebenso alt wie die Kultur des Strauchs. Die Europäer lernten den Gebrauch erst sehr spät, zuerst durch die Holländisch-Ostindische Kompagnie gegen die Mitte des 17. Jahrh. kennen, obwohl schon 1636 der erste T. nach Europa, und zwar nach Paris gekommen war. Im J. 1666 kam der erste T. nach England. Allgemein üblich wurde der Gebrauch erst seit Mitte des 18. Jahrh. Zu seiner Verbreitung trug, wie beim Kaffee, besonders die große Heilkraft bei, die man ihm beilegte. Namentlich wirkten in dieser Beziehung Venteloe («Korte verhandeling van't menschenleven», Amsterd. 1684), Molimari (1672), Albinus (1684), Pechlin (1684), Blankaart (1686), Blegna (1697). Andere schrieben in demselben Jahrhundert über Pflanze und Getränk, welches selbst in griech. und lat. Gedichten (z. B. von Francius und Herrichen) besungen wurde. Man hielt den T. für ein untrügliches Mittel, das menschliche Leben zu verlängern. Dennoch hat die Sitte des Theetrinkens außerhalb seiner Heimat bei weitem nicht die Verbreitung gefunden wie die des Kaffeetrinkens. Während letzteres in allen Klimaten heimisch geworden, hat sich der T. nur im täglichen Leben der Völker der außertropischen Zonen eingebürgert, und nur innerhalb des Bereichs der Küstenklimate dieser Zonen hat die Theekonsumtion eine große Bedeutung gewonnen. Wirklich zur Volkssitte ist das Theetrinken nur bei den Holländern und Engländern geworden, durch welche dieselbe auch in ihre Kolonien nach Nordamerika (den Vereinigten Staaten und Canada), Ostindien, dem Kap und Australien, sowie nach Portugal verpflanzt wurde. Sonst ist der Theekonsum nur noch in Rußland, Schweden und Norwegen und den Küstengegenden des mittlern Europa von Bedeutung; in den übrigen Ländern, namentlich in Norddeutschland, hat die Sitte nur in Städten und den höhern Schichten der Bevölkerung Eingang gefunden. Die Theeeinfuhr erfolgt nur zum geringsten Teile auf dem Landwege über Rußland (über Kiachta und Nishnij-Nowgorod); zur See wird der Theehandel fast ausschließlich von England und Nordamerika betrieben.

Für 1878 berechnete man die Ausfuhr aus China auf 114,8, aus Japan auf 9,7, aus Ostindien auf 13,2 und den Gesamtverbrauch außerhalb Asiens auf 145 Mill. Kilogramm. Von dem letztern kamen auf England 69,5, auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika 19,8, auf die Niederlande 1,6, auf Dänemark 0,2, auf Rußland 8,4, auf Deutschland 0,8, auf Italien 0,01 Mill. Kilogramm, oder auf den Kopf der Bevölkerung: in England 2,34, in den Vereinigten Staaten 0,65, in Dänemark 0,24, in Rußland 0,22, in Deutschland 0,03, in Italien 0,0001 kg. Den Suezkanal passierten 1878: 73,1 Mill. Kilogramm T. im Werte von 365,5 Mill. Mark. Von 62 nur mit T. beladenen Schiffen, die 1877 durch denselben Kanal gingen, gehörten 54 England, 5 Deutschland, 2 Rußland, 1 Holland an. Im J. 1885 betrug die Einfuhr an T. im Deutschen Zollverein 1 789 000 kg im Werte von 3 450 000 Mark. Thee-Auktionen gibt es in England, Holland, auch in Hamburg.

Obgleich der T., mäßig genossen, die Verdauung befördert und auf Reisen bei trübem, feuchtem, kaltem Wetter nach großer Anstrengung ein treffliches Stärkungsmittel ist, erschlafft er doch bei häufigem Genuß die Verdauung, steigert die Empfindlichkeit der Nerven und wird in höherm Grade als der übermäßig gebrauchte Kaffee der Grund zu mannigfaltigen Kacherien. Namentlich wirksam zeigt sich der Grüne T., teils vielleicht deshalb, weil bei seiner Trocknung mehr Saftbestandteile zurückbleiben als wie beim Schwarzen T., teils vielleicht auch wegen der zu seiner künstlichen Färbung verwendeten, bisweilen schädlichen Substanzen. Die Stoffe, welche für die Natur und Wirkung des T. charakteristisch sind, bestehen in einem eigentümlichen flüchtigen Öle (welches den Theegeschmack im höchsten Grade besitzt), dem Theïn, und Gerbstoff. Dem Theïn, identisch mit Caffeïn (s. d.), ist vorzugsweise die kräftigende, erregende Wirkung des T. zuzuschreiben. Es sind im trocknen T. enthalten im Congo 1,5 bis 2,4 Proz., im Gunpowder 1,4 bis 2,1 Proz., im Souchong 2,21 Proz. (nach H. Schwarz). Gerbsäure (Tannin) enthält der T. 5,6 bis 12,4 Proz. (nach J. T. Clark);

vom flüchtigen Öle enthalten der Grüne T. ungefähr 1 Proz., der Schwarze 0,5 Proz. Der gewöhnliche, in herkömmlicher Weise mit siedendem Wasser (aber nicht durch Kochen) erhaltene Theeaufguß enthält nur einen Teil der in den Theeblättern enthaltenen Substanzen: nach Mulder werden dem Schwarzen T. durch heißes Wasser etwa 29—38 Proz., dem Grünen T. 34—46 Proz. entzogen. Überhaupt erhält der Aufguß das flüchtige Öl, Thein, an Gerbsäure gebunden, dazu Gummi und andere extraktive Teile.

Aufbewahrt muß der T. in gut verschlossenen Glas- oder Blei- oder Blechbüchsen oder in Kästen mit Stanniol oder in Porzellan werden unter Abschluß von Licht und nur in trockenem geruchfreien Raume, da der T. leicht fremde Gerüche annimmt und bei Feuchtigkeit moderig wird.

Ein ähnliches Produkt wie der T. ist der sog. **Paraguaythee** (Yerva Mate oder Maté von Ilex paraguayensis), welcher in Südamerika, besonders in Paraguay, La-Plata, Peru und Quito die Stelle des chinesischen T. vertritt und neben 1,2 Proz. Thein auch Gerbsäure enthält. (S. Ilex und Paraguaythee.)

Theemaschine, eine verschieden konstruierte Vorrichtung, um dem Thee mit möglichster Erhaltung seines Aromas das siedende Wasser zuzuführen.

Theer, s. Teer. [(S. Samowar.)

Theil und Zusammensetzungen, s. Teil u. s. w.

Theïn, s. Caffeïn.

Theiner (Augustin), einer der gelehrtesten kath. Theologen und Kirchenhistoriker, geb. 11. April 1804 zu Breslau, studierte daselbst zuerst Theologie, dann Philosophie und Jurisprudenz. Anfangs huldigte er der freiern Richtung seines Bruders, wie die von ihm im Verein mit diesem herausgegebenen Werke «Die kath. Kirche Schlesiens» (Altenb. 1826) und «Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christl. Geistlichen und ihre Folgen» (Bd. 1 u. 2., Altenb. 1828; neue Aufl. 1845) deutlich zeigen. Dann aber ging er nach einer wissenschaftlichen Reise nach Wien, London und Paris im März 1833 nach Rom, schloß sich hier, enttäuscht über das Scheitern der innerkath. Reformbewegung, hervorragenden Jesuiten an und wurde im Jesuitenseminar zu St. Eusebio vollends in seiner positiv-kirchlichen Richtung bestärkt. Später trat er in die Kongregation des Oratoriums ein, wurde 1855 Präfekt der vatikanischen Archive und entfaltete als solcher eine staunenswerte litterarische Thätigkeit, in der er sich ebenso sehr durch seine großartige Gelehrsamkeit wie durch seine leidenschaftliche Polemik gegen den Protestantismus auszeichnete. Außer zahlreichen kirchenrechtlichen und kirchenhistor. Arbeiten machte er sich namentlich die Fortsetzung der «Annales ecclesiastici» des Baronius und die Herausgabe einer Anzahl von Urkundenwerken zur Kirchengeschichte der verschiedenen christl. Nationen zur Aufgabe seines Lebens. Hierher gehören die «Documents inédits relatifs aux affaires religieuses de la France 1750—1800» (2 Bde., Par. 1858), «Vetera monumenta Hungariam sacram illustrantia» (2 Bde., Rom 1859), «Monuments historiques relatifs aux regnes d'Alexis Michaélowitsch, Theodor III et Pierre le Grand de Russie» (Rom 1859), «Vetera monumenta Poloniae gentiumque finitimarum historiam illustrantia» (4 Bde., Rom 1860—64), «Codex diplomaticus dominii temporalis Sanctae Sedis» (3 Bde., Rom 1862), «Vetera monumenta Slavorum meridionalium historiam illustrantia» (Rom 1863), «Vetera monumenta Hibernorum et Scotorum historiam illustrantia» (Rom 1864), «Monumenta spectantia ad unionem ecclesiae Graecae et Romanae» (Wien 1872). Während des Vatikanischen Konzils mit den Bischöfen der Opposition befreundet, geriet T. in den Verdacht, denselben urkundliches Material zu verschaffen und so seine amtliche Stellung zu mißbrauchen, weshalb ihm Aug. 1870 die Schlüssel zum Archiv entzogen wurden. Nach längerm Leiden starb er 10. Aug. 1874 am Schlagfluß, ward jedoch erst 14. Okt. auf dem Deutschen Friedhof zu Rom beerdigt. Kurz nach seinem Tode erschienen, durch Vermittelung des Bischofs Stroßmeyer in den Druck gegeben, die «Acta genuina oecumenici concilii Tridentini etc.» (2 Bde., Lpz. 1874), ein unschätzbarer Beitrag zur Geschichte des Tridentinischen Konzils.

Theiner (Joh. Ant.), kath. Theolog, der Bruder des vorigen, wurde 15. Dez. 1799 zu Breslau geboren, bildete sich daselbst auf der Domschule und Universität und wurde 1824 außerord. Professor der Exegese und des Kirchenrechts zu Breslau, in welcher Stellung er durch Wort und Schrift die Gallikanischen und Josephinischen Grundsätze vertrat und an den reformatorischen Bewegungen der kath. Kirche, besonders in Schlesien 1826, lebhaften Anteil nahm. Da ihm infolge dessen die preuß. Regierung seine Vorlesungen über Kirchenrecht untersagte, so gab er seine Professur auf und wurde 1830 Pfarrer zu Polsnitz bei Canth, 1836 zu Grüssau, 1837 zu Hundsfeld bei Breslau. Als solcher wirkte er still bis 1845. Da erklärte er sich öffentlich, unter Niederlegung seines Amtes, zu Gunsten der deutsch-kath. Bewegung und arbeitete zunächst für die berliner Gemeinde eine Liturgie aus. Zerwürfnisse mit den Führern der neuen Partei über die Grenzen der Reform bewogen ihn jedoch bald, sich wieder zurückzuziehen. Von dem Fürstbischof exkommuniziert, lebte er seitdem als Privatgelehrter zu Breslau, bis er 1855 von der preuß. Regierung als Secretär der Universitätsbibliothek angestellt wurde. Er starb 15. Mai 1860. Außer dem Schriftchen «Die reformatorischen Bestrebungen in der kath. Kirche» (3 Hefte, Altenb. 1845 fg.) sind von seinen Arbeiten zu nennen: «Descriptio codicis manuscripti, qui versionem Pentateuchi Arabici continet» (Bresl. 1822); ferner «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1830), «Die heilige Schrift des Alten Testaments» (Lpz. 1830), «Das Seligkeitsdogma der röm.-kath. Kirche» (Bresl. 1847).

Theinwald, s. unter Feldsberg.

Theïsmus, s. Deïsmus.

Theiß, ungar. Tisza, slaw. Tisa, bei den Alten als Grenzfluß Daciens Tissus, Tisia oder Pathissus (nicht Tibiscus, worunter die Temes zu verstehen), der größte Nebenfluß der Donau und nächst derselben der größte und eigentliche Hauptfluß Ungarns, entspringt im ungar. Komitat Marmaros, an der Grenze Galiziens, auf den Waldkarpaten und zwar als Schwarze Theiß im Norden des Dorfes Körös-Mezö, aus zahlreichen Gebirgsbächen, unter denen jener der längste ist, der auf der Ostseite des Berges Okola in einer Höhe von 1203 m entspringt, und als Weiße Theiß, die in der Gegend von Bogdány ebenfalls aus der Vereinigung zahlreicher Gebirgswässer entsteht. Nach der Vereinigung beider Quellflüsse fließt die T. an-

fangs südlich durch enge Gebirgspässe und verstärkt sich unterhalb Tribuja durch den Visso-Bach, wendet sich westwärts im breitern Längsthale, dann nach Aufnahme des von Südosten kommenden Isa west- und nordwestwärts über Szigeth nach Huszt, tritt hier, bereits durch eine Menge kleiner Bergwasser sehr verstärkt, aus der Marmaros und bei Nagy-Szöllös aus ihrem Gebirgsthale heraus in die Ebene, in welcher sie auf ihrem weitern, mit einem großen nördl. Bogen nach Westen gerichteten Laufe nur noch einmal den Fuß des Gebirges, den südl. Rand der Tokaier Berggruppe, berührt. Sie fließt dann nach Südwesten bis Szolnok, von hier aber ununterbrochen nach Süden, der Donau parallel und von ihr durchschnittlich 90 km entfernt, über Csongrad und Szegedin an der Grenze der Komitate Bács-Bodrog und Torontal, und mündet unterhalb Titel, dem Dorfe Szlankament und dem östl. Fuße des syrmischen Bergzugs gegenüber. Sobald die T. das Gebirge verlassen hat, fließt sie in Tausenden von Schlangenwindungen dahin. Dadurch wird ihre Stromentwickelung außerordentlich verlängert, die mit den größten Krümmungen mindestens 940, mit den kleinern bei 1350 km beträgt, während der direkte Abstand der Quelle von der Mündung nur 470 km mißt. Innerhalb des Gebirges hat die T. herrliches, reines und schnellfließendes, in der Ebene schlammiges, schleichendes Wasser. Dieser träge Lauf zwischen großenteils flachen Ufern hat die furchtbarsten Versumpfungen ihrer Uferlandschaften zur Folge. Ihre gewöhnliche Breite beträgt 150—250 m. Ihre Schiffbarkeit beginnt bei Vásáros-Náméný, für Dampfboote bei Tokai, doch geht ein regelmäßiger Verkehr der Dampfschiffe nur bis Szegedin, höchstens bis Szolnok. Der Wasserstand der T. ist sehr wechselnd; die Differenzen zwischen dem Tief- und Höchststand betragen 7—10 m. Der Bácser- oder Franzenskanal, welcher 1795—1801 erbaut, bei Földvár aus der T. unweit Bezdán in die Donau führt, kürzt die Stromfahrt von 360 auf 110 km. In den J. 1871—75 wurde der Franzenskanal noch erweitert durch den 70 km langen Stapar-Neusatzer und durch den Baja-Brzdáner Kanal. Auch wird die T. durch den 195 km langen Begakanal mit der Temes in Verbindung gesetzt. In neuester Zeit hat die umfassend angelegte Regulierung der T. ungeheuere Moräste in fruchtbares Land verwandelt, ohne jedoch den verheerenden periodischen Überschwemmungen dauernde Schranken ziehen zu können, wie dies die Katastrophen von 1876, 1879 u. a. beweisen. Der Fischreichtum der T. ist noch immer bedeutend. Vorzüglich ergiebig ist der Fang von Hausen, Titen oder Tichen und Karpfen. Auch bedeckt den Fluß und seine sumpfigen Ufergenden zahlloses Wassergeflügel; in den Morästen fängt man Schildkröten. Eine merkwürdige Eigentümlichkeit ist auch die Theißblüte (Uferaas, Ephemera vulgata), ein Insekt, welches im Sommer oft in großer Menge den Fluß bedeckt. Die T. ist der Sammler aller Gewässer, die von den gesamten Nordost- und Ostkarpaten ostwärts einer von der Donaupforte bei Waizen nach der Tatra gezogenen Linie herabfließen. So umfaßt ihr Gebiet die Osthälfte Ungarns und, mit Ausnahme des südöstlichsten Abschnitts, ganz Siebenbürgen; es hat ein Areal von 152950 qkm. Der bedeutendste rechte Zufluß ist der Hernad; links münden aus Siebenbürgen: Szamos, Körös, Maros und Bega.

Theißblüte, Insekt, s. unter Theiß.

Thekholz, s. Teakholz.

Thekla, die Heilige, «Jungfrau und Martyrin», ist die Heldin eines unter dem Namen «Akten des Paulus und der T.» verbreiteten, zu Ende des 2. Jahrh. gedichteten christl. Romans. Aus Ikonium gebürtig, wurde sie angeblich vom Apostel Paulus zum Christentum bekehrt, folgte demselben und hatte, weil sie sich dem ehelosen Leben widmete, von seiten ihrer Familie und ihres Bräutigams heftige Verfolgungen auszustehen. Von letzterm als Christin denunziert, ward sie nackend im Cirkus den wilden Tieren vorgeworfen, von denselben aber, sowie von den Flammen, denen man sie ein anderes mal preisgab, verschont. Nach dem Tode des Paulus lebte sie in einer Berghöhle bei Seleucia, in welcher sie, hochbetagt, von einigen Wüstlingen verfolgt, für immer verschwindet. Die Kathedrale von Mailand trägt ihren Namen und hat lange Zeit von ihr Reliquien besessen. Ihr kirchliches Gedächtnis ist der 23. Sept. Die «Akten des Paulus und der T.» sind, wenn auch nicht ganz vollständig, noch erhalten und von Tischendorf («Acta apostolorum apocrypha», Lpz. 1851) herausgegeben worden. Eine poetische Nachbildung der Legende von der heiligen T. lieferte Paul Heyse. Vgl. Schlau, «Die Akten des Paulus und der T.» (Lpz. 1877); Lipsius, «Die apokryphen Apostelgeschichten» (2. Bd., Braunschw. 1884—86).

Thelemarken, s. Telemarken.

Thema (vom griech. τιθέναι, setzen, stellen) ist ein aufgestellter Satz, der Hauptgedanke, der in einer Rede oder Abhandlung ausgeführt werden soll. In der Musik heißt T. das Hauptmotiv, das einem ganzen Tonstück oder einer Abteilung desselben zum Grunde liegt. In der Fuge (s. d.) heißt das T. Subjekt oder Führer (lat. dux).

Themar, Stadt im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Hildburghausen, an der Werra, Station der Linie Eisenach-Lichtenfels der Werrabahn, ist von alten Ringmauern mit Türmen umgeben, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1694 evang. E. und hat Ackerbau, Viehzucht, Fabrikation von Thonwaren, Packpapieren, Papiermaché, Gurten und Holzhandel. Nordwestlich von T. liegt in schöner Waldgegend die Ruine Osterburg, östlich der Altenberg mit dem eingefallenen Berg und prächtiger Aussicht, nördlich der Feldstein, ein Basaltkegel.

Themis, die Tochter des Uranos und der Gäa, Gemahlin des Zeus, dem sie die Horen und die Moiren gebar, ist die Göttin der gesetzlichen Ordnung, Schützerin des bestehenden Rechts und die personifizierte Gerechtigkeit. Sie wohnt mit in dem Olymp und beruft hier auf Befehl von Zeus die Götter zur Versammlung. Außerdem erscheint sie als Weissagegöttin und soll als solche nach der Gäa, aber vor Apollon Besitzerin des delphischen Orakels gewesen sein. Verehrt wurde sie an mehrern Orten. Als Gerechtigkeitsgöttin stellen sie Neuere mit verbundenen Augen und mit Schwert und Wage vor. Vgl. Ahrens, «Die Göttin T.» (Hann. 1862, 1864).

Themis, der 24. Asteroid, s. u. Planeten.

Themistius, mit dem Beinamen Euphrades, ein griech. Rhetor des 4. Jahrh. n. Chr., von paphlagonischer Abkunft, aber, wie es scheint, in Konstantinopel geboren, trat nicht nur in der Redekunst, sondern auch in der Philosophie, in der er vorzugsweise an Aristoteles sich anschloß, doch nicht ohne in eklektischer Weise auch andere Philosophen,

besonders Platon, zu berücksichtigen, als Lehrer auf. Er wurde wegen seines Talents und seiner Gewandtheit als Beamter von den Kaisern Constantius, Julianus und Theodosius mehrfach ausgezeichnet. Außer Paraphrasen, erklärenden Umschreibungen oder Auszügen von einigen Schriften des Aristoteles, die am besten Spengel (Lpz. 1866) herausgegeben hat, besitzt man unter seinem Namen noch 33 Reden (eine, die zwölfte, nur in lat. Übersetzung), die mit der von Mai entdeckten und bekannt gemachten (Mail. 1816) am besten von W. Dindorf (Lpz. 1832) herausgegeben wurden. Die Echtheit einzelner wird bezweifelt. Ferner ward noch die Rede «Über die Tugend» in syr. Übersetzung von Sachau, «Inedita syriaca» (Wien 1870, S. 17—47) und danach in deutscher von Gildemeister und Bücheler im «Rhein. Museum» (Bd. 27, 1872) veröffentlicht.

Themistokles, der genialste aller athen. Feldherren und Staatsmänner, war der Sohn des Eupatriden Neokles und 525 v. Chr. geboren. Seine Mutter war eine Thrazierin Abrotonon, nach dem Historiker Phanias dagegen hieß sie Euterpe und stammte aus Halikarnaß. Schon frühzeitig zeichnete er sich durch Schärfe seines Verstandes, glänzende Begabung und glühenden Ehrgeiz aus und bot alles auf, um eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Als sein großer polit. Gegner Aristides, der Führer der gemäßigten Demokratie und der konservativen Partei, der ihm in sittlicher Hinsicht überlegen, an Scharfblick und Beweglichkeit des Geistes aber bei weitem nicht gewachsen war, durch den Ostrazismus (s. d.) aus Athen entfernt worden war (483), trat T. entschieden an die Spitze des athen. Staats. Er wurde der eigentliche Schöpfer der athen. Seemacht, indem er (487) einen Volksbeschluß erwirkte, wonach die bedeutenden Einkünfte aus den Silberbergwerken von Laurion, welche bis dahin alljährlich unter die Bürger verteilt worden waren, zum Bau von Kriegsschiffen verwandt wurden. Beim Heranrücken des Heeres des Xerxes bewog er nach der Schlacht bei Thermopylä die Athener, ihre Stadt, welche gegen die ungeheuere Übermacht der Perser nicht zu halten gewesen wäre, preiszugeben und sich, nachdem sie Weiber, Kinder und Greise auf der Insel Salamis und in Troizen in Sicherheit gebracht, auf die Flotte zurückzuziehen. Er war es auch, der mit der gewaltigsten Anstrengung und in fortwährendem Widerstreite gegen die engherzigen Gedanken der Peloponnesier die griech. Flotte in der Meerenge von Salamis zusammenhielt und sie nötigte, den Kampf mit der persischen hier aufzunehmen (im Sept. 480 v. Chr.), welcher Kampf für die Rettung Griechenlands entscheidend wurde. Nach der Niederlage der Perser bei Platää im Sept. 479 gingen die Athener zunächst an die Wiederherstellung ihrer in Trümmern liegenden Stadt, die nun auf T.' Rat in weiterm Umfange aufgebaut und zugleich mit dem neuen Hafenplatze Piräus, dessen Anlage ebenfalls durch T. 493 v. Chr. begonnen worden war, durch große Ringmauern stark befestigt wurde. Die Versuche Spartas, die Vollendung der Befestigung zu hindern, wußte er mit großer Schlauheit zu vereiteln.

T. stand jetzt auf dem Gipfel seines Ruhms, der weit über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinausreichte; aber sein stolzes Selbstbewußtsein und sein rücksichtsloses Auftreten arbeitete seinen polit. Gegnern, die von Sparta unterstützt wurden, in die Hände, und es gelang diesen 470 v. Chr., seine Verbannung aus Athen durch den Ostrazismus durchzusetzen. Während er als Verbannter in Argos lebte, wurde er auf Betrieb der gegen ihn sehr erbitterten Spartaner durch den Athener Leobotes als angeblicher Mitschuldiger des Pausanias des Hochverrats an Griechenland angeklagt und aufgefordert, sich vor einem hellen. Gerichtshofe in Sparta zu verantworten. Da er sich natürlich nicht stellte, wurde er zum Tode verurteilt, obwohl ein Beweis seiner Schuld niemals geführt worden ist, und konnte (466—465) weder in Korkyra, wohin er sich von Argos aus zuerst geflüchtet hatte, noch in Epirus am Hofe des Molosserkönigs Admetos Schutz und Sicherheit finden. Endlich gelang es ihm unter mancherlei Fährlichkeiten nach Kleinasien zu entkommen, von wo er mit Hilfe eines Gastfreundes Nikogenes sich direkt nach Susa an den Hof des pers. Königs Artaxerxes I. begab und diesem (Spätsommer 465) seine Dienste anbot. Der König, der in ihm das geeignetste Werkzeug zur Rache an den Hellenen gefunden zu haben glaubte, nahm ihn freundlich auf, gab ihm die Stadt Magnesia am Mäander als fürstl. Sitz und außerdem die Einkünfte verschiedener anderer kleinasiat. Städte zu seinem Lebensunterhalt. Hier lebte er bis zum J. 459, wo ihn ein schneller, vielleicht nicht natürlicher Tod vor der traurigen Notwendigkeit, die Flotte des Nationalfeindes gegen seine eigene Schöpfung zu führen, rettete. Aus dem Altertum ist eine ausführliche Lebensbeschreibung des T. von Plutarch, eine kürzere von Cornelius Nepos vorhanden. Die unter T.' Namen auf uns gekommenen 21 griech. Briefe sind, wie zuerst Bentley bewiesen hat («Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, T., Sokrates ꝛc.», deutsch von Ribbeck, Lpz. 1857), unecht, obgleich sie in der neuesten Zeit einen Verteidiger gefunden haben an M. de Koutorga (Par. 1861). Vgl. Bauer, «Themistokles» (Merseburg 1881).

Themse (engl. Thames [spr. Täms], frz. Tamise, im Altertum Tamēsis oder Tamēsa, angelsächs. Taemese), der größte Fluß Englands und in kommerzieller Hinsicht der belebteste der Erde, in seinem obern Laufe bis Oxford von den Gelehrten mit dem den Landbewohnern unbekannten Namen Isis benannt, entspringt in einer Höhe von 114,5 m an der Grenze von Wilt- und Gloucestershire aus dem im Sommer wasserarmen Thames-Head, nicht weit südwestlich von Cirencester. Sie empfängt zunächst von West-Crudwell her den vollern Swillbach (Swill Brooke) und fließt dann ostwärts über Cricklade und Lechlade nach Oxford, wo sie links den von manchen Geographen ebenfalls als Quellarm angesehenen Cherwell aufnimmt. Dann läuft sie bis Reading südostwärts, auf welcher Strecke sie bei Dorchester zwischen Abingdon und Wallingford durch die schiffbare Thame verstärkt wird, aus deren und der sog. Isis Namen nach einer alten, aber nicht begründeten Annahme die Benennung T. korrumpiert sein soll. Weiterhin bespült der Fluß den westl. Rand der kreidigen Chiltern-Hills. Von Reading an fließt die T. in mehrern großen Bogen im ganzen wieder gegen Osten, zunächst durch das Waldthal von Henley, Marlow und Maidenhead nach Windsor und Eton. Hierauf berührt sie Staines, Chertsey, Hampton, Kingston, Twickenham, Richmond, Brentford, Chelsea, die Weltstadt London, dann Deptford, Greenwich, Blackwall, Woolwich und Gravesend und mündet zwischen

Sheerneß, auf der Inſel Sheppey in Kent, und dem Kap Shoeburyneß in Eſſex, 75 km unterhalb Londons in die Nordſee. Bei Sheerneß nimmt ſie den Namen Nore, weiterhin, bis zu ihrer meerbuſenartigen Erweiterung den Namen Swin an. Vom Norelight, dem ſchwimmenden Leuchtfeuer im Nore, beträgt der direkte Abſtand bis zur Quelle 202 km, die ganze Stromentwickelung 349,8 km, wovon 316,5 km (bis Lechlade) ſchiffbar ſind. Die Breite der T. beträgt bei Sheerneß 8 km, bei Greenwich zur Ebbezeit 550 m, in London, welches ſie über 12 km weit durchfließt und wo ſie von Londonbridge (der unterſten der neun Brücken) bis zu den Weſtindia-Docks von den Schiffern «Pool» genannt wird, zwiſchen 210 und 440 m. Von London aufwärts aber wird ſie ſehr ſchmal. Mit Ausnahme einiger Untiefen (shoals) hat die T. bis zur Londonbridge aufwärts 3,6 bis 4,3 m Tiefe. Die Flut ſteigt alle 12 Stunden 4—7 m ſenkrechter Höhe mit einer Schnelligkeit von 3 bis 4 km auf die Stunde. Die Schleuſe Teddington-Lock (31 km oberhalb Londonbridge) ſetzt dem Fortſchreiten der Flut eine Grenze. Bis Deptford iſt der Fluß für die größten Seeſchiffe, wie Oſtindienfahrer und Kriegsſchiffe, fahrbar, bis Blackwall für Schiffe von 1400 t (à 20 Ctr.), bis Londonbridge für Schiffe von 300 t. Ihrer Tiefe und der Gunſt der Meeresflut verdankt ſie und namentlich London (ſ. d.) einen Verkehr, wie ihn kein Strom, keine Stadt der Welt aufzuweiſen hat. Von London aufwärts bis Lechlade (240 km oberhalb der Londonbridge) kann die T. nur mit Barken vermittelſt mehrerer Schleuſen befahren werden. Mit dem Innern des Landes iſt der Fluß durch viele Kanäle in Verbindung geſetzt, darunter der Grand-Junction-, Oxford-, Paddington-, Regent-, Thames- und Severnkanal. Letzterer verbindet in einer Ausdehnung von 48 km Lechlade mit Stroud und Froomlade an der Severn, 11 km unterhalb Glouceſter. Der gewöhnliche Waſſerweg zwiſchen London und Briſtol iſt jedoch der Kennet- und Avonkanal, welcher, 11 km lang, von Reading nach Bath am Avon führt.

Das Flußgebiet der T. gehört 12 Grafſchaften an und umfaßt 13370 qkm. Oberhalb London ſind die Ufer vortrefflich angebaut und bieten mit ihren Städten, Flecken, Dörfern, Landhäuſern, Gärten, Wieſen, Triften und waldbegrenzten Hügeln eine reizende Aufeinanderfolge landſchaftlicher Scenerie. Unterhalb London, wo die Ufer meiſt flach ſind und das Marſchland, da es bei hoher Flut zum Teil 2 m unter dem Waſſerſpiegel liegt, durch koſtſpielige Faſchinendämme geſchützt werden muß, verwandelt ſich die Anſicht zu einem Bilde des großartigſten Weltverkehrs durch das rege Leben auf beiden Ufern, durch Städte, wie Greenwich mit dem großen Invalidenhoſpital, Deptford und Woolwich mit zahlreichen Docks, Arſenalen und Magazinen für die Flotte, und Gravesend, welches Badeort, Endpunkt des londoner Hafens und Sammelplatz der großen in See gehenden Kauffahrer iſt. Von der linken Seite her münden in die T. der Churn bei Cricklade, der Coln und der Leach oder Lech bei Lechlade, der Windruſh und Evenlode, der Cherwell bei Oxford, die erwähnte Thame, der Colne bei Staines, der Brent bei Brentford, der Lea bei Blackwall, der Roding, Bourn oder Rumford-River und Ingerbourn; von der rechten Seite der Ock bei Abingdon, der Kennet bei Reading, der Lodden, der Wey oder Wye, der Mole, Wandle, Ravensbourne und Darent. Nur Lea, Kennet, Wey und Darent ſind für die Schiffahrt von Bedeutung. Außerdem gilt als Nebenfluß der Medway (ſ. d.), der wichtigſte von allen. Die Mündung der T., jetzt geſchützt durch die Werke von Sheerneß, die Forts Tilbury, New-Tavern und zwei ſchwimmende Batterien bei Gravesend, war ehedem nur gering verteidigt, ſodaß die Holländer im Kriege von 1665 bis 1667 ſogar mit Erfolg eine Invaſion wagen konnten, 10. Juni 1667 in die Themſemündung einliefen, mehrere engl. Kriegsſchiffe nahmen und die Stadt London in den größten Schrecken ſetzten. Das Ereignis hatte den Frieden von Breda 21. Juli 1667 zur Folge. Auch die Mündung des Medway iſt durch zwei Forts unterhalb Gillingham geſchützt.

Thénard (Louis Jacques de), franz. Chemiker, geb. 4. Mai 1777 zu Louptière bei Nogent-ſur-Seine, war erſt Repetent und dann bis 1837 Profeſſor der Chemie an der Polytechniſchen Schule zu Paris, zugleich bis 1840 Profeſſor der Chemie am Collége de France und an der Faculté des Sciences, Mitglied des Inſtituts ſeit 1810, wurde 1824 baroniſiert und war von 1833 bis 1848 Pair von Frankreich. Er ſtarb am 20. Juni 1857 zu Paris. Außer vielen in den «Comptes rendus» und den «Annales de Chimie et de Physique» enthaltenen Abhandlungen ſchrieb er «Recherches physico-chimiques faites sur la pile» (gemeinſchaftlich mit Gay-Luſſac, 2 Bde., Par. 1811), «Traité de Chimie élémentaire, théorique et pratique» (4 Bde., Par. 1813—16; 6. Aufl., 5 Bde., Par. 1833—36; deutſch von Fechner, Lpz. 1825—30).

Thenardit, ſ. Glauberſalz.

Thenards Blau, ſ. unter Kobalt («Verbindungen e).

Thennenbach, Ciſtercienſerabtei bei Emmendingen (ſ. d.) in Baden.

Theobróma (lat.), der Kakaobaum.

Theobromin, $C_7H_8N_4O_2$, oder Dimethylxanthin $C_5H_2(CH_3)_2N_4O_2$, eine organiſche Baſe, die ſich in den Kakaobohnen und in gewiſſen Sorten von Thee findet und auf ähnliche Weiſe wie das Caffeïn (ſ. d.) aus den Kaffeebohnen und dem Thee dargeſtellt wird. Es bildet ein weißes kryſtalliniſches Pulver von ſchwachbitterlichem Geſchmack, das ſich nur ſehr wenig in heißem Waſſer, Alkohol und Äther löſt. Bei 250° ſublimiert es unter Zurücklaſſung von Kohle. Mit Silberoxyd geht es eine Verbindung ein. Wird dieſe Verbindung mit Jodmethyl behandelt, ſo geht es in Caffeïn über, mit welchem das T. in chem. und phyſiol. Hinſicht die größte Ähnlichkeit hat.

Theodaiſia («Götterſchmaus»), Feſt auf Kreta zu Ehren des Bacchus.

Theodat (Theodahad), oſtgot. Amelunge, Vetter der Königin Amalaſuntha, der Tochter des großen Theodorich, großer Grundherr in Tuscien, bot als feiger, völlig zum Römer gewordener Renegat heimlich dem oſtröm. Kaiſer Juſtinian I. die Hand, um Italien wieder der got. Herrſchaft zu entreißen. Als er im J. 534 Gemahl und Mitregent Amalaſunthas geworden war, beeilte er ſich, ihre perſönlichen Anhänger zu beſeitigen, um dann die Königin ſelbſt gefangen nach einer Inſel des Bolſener Sees führen und daſelbſt ermorden zu laſſen. Als ihm nun der oſtröm. Kaiſer auf Grund dieſes Mordes den Krieg erklärte, der 535 durch Beliſar eröffnet wurde, zeigte ſich T. unentſchloſſen und feig; als dann Beliſar im Febr. 536 in Unteritalien landete und Neapel eroberte, ſtürzte eine

got. Heeresverſammlung im ſüdl. Latium T. vom Throne und wählte Witichis zum König. T. wurde auf der Flucht von Rom nach Ravenna durch den Goten Optari getötet (gegen Ende des J. 536).

Theodelinde, Tochter des Bayernkönigs Garibald I. aus dem Hauſe der Agilolfinger und der Longobardin Waldrade, heiratete 15. Mai 589 n. Chr. den Longobardenkönig Authari und nach deſſen Tode (590) den longobard. Herzog Ago oder Agilulf von Turin, dem ſie durch ihre Hand zum Throne (591) verhalf. Von dieſer Stellung aus hat T., in enger Verbindung mit Papſt Gregor I. ſtehend, vornehmlich den Übertritt der arianiſchen Longobarden zum röm. Katholizismus gefördert.

Theoderich, ſ. Theodorich.

Theodicee (grch.) nennt man den Verſuch, den Glauben an die Vorſehung und göttliche Weltregierung gegen die Einwürfe aufrecht zu erhalten, welche in dem Vorhandenſein des phyſiſchen Übels und des moraliſch Böſen gegen die Güte und Gerechtigkeit Gottes zu liegen ſcheinen. Schon Plato, die Stoiker, Auguſtinus, Thomas von Aquino, Campanella u. a. haben verſucht zu zeigen, wie das Sittlich-Böſe ſich mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit des höchſten Weſens vereinigen laſſe. Das Wort T. kam erſt in Aufnahme, nachdem Leibniz, veranlaßt durch die ſkeptiſchen Einwürfe Bayles, ſein Werk «Essai de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal» (2 Bde., Amſterd. 1710; deutſch, Mainz 1820) geſchrieben hatte. Die Abſicht Leibniz' geht nicht dahin, das phyſiſche Übel und das moraliſche Böſe zu leugnen, ſondern dahin, es als eine notwendige und unvermeidliche Folge, als Ausdruck der notwendigen Endlichkeit und Beſchränktheit jeder geſchaffenen Welt darzuſtellen: die Welt ſei nicht abſolut, ſondern relativ vollkommen; ſie ſei unter allen möglichen Welten, welche Gott habe ſchaffen können, die beſte. Die kritiſche Philoſophie leiſtete auf eine objektive Beantwortung der jedem Verſuche einer T. zu Grunde liegenden Fragen Verzicht. Vgl. Kant, «Über das Mißlingen aller philoſ. Verſuche in der T.» (1791). In den ſpätern idealiſtiſchen Syſtemen trat das Intereſſe an den Fragen der T., welches die dogmatiſchen Syſteme des 18. Jahrh. vielfach beſchäftigt hatte, vor andern Intereſſen faſt gänzlich zurück, bis der Peſſimismus ſie wieder etwas mehr in Fluß brachte.

Theodolith (Ableitung verſchieden, gewöhnlich aus dem Griechiſchen, vielleicht von θέα, das Anſchauen, ὁδός, Weg, λίθος, Stein, nach andern aus dem Arabiſchen), Alhidadeninſtrument zum Meſſen von Horizontal- und von Vertikalwinkeln, auch zum Nivellieren brauchbar und häufig als Entfernungsmeſſer eingerichtet. Der T. iſt der genaueſte und vollkommenſte Winkelmeſſer. Iſt ſein Mechanismus für höhere Geodäſie und aſtronomiſche Meſſungen erweitert, ſo wird er Univerſalinſtrument genannt. Die Einrichtung der gewöhnlichen T. iſt folgende. Ein Dreifuß (ſ. nachſtehende Fig. 1), deſſen drei Arme (a, a) mittels vertikaler Stellſchrauben (b, b) auf eine feſte Unterſtützung (Steinpfeiler) oder auf ein Stativ aufgeſetzt werden, trägt entweder einen feſten oder einen dreh- und feſtſtellbaren ſog. Horizontalkreis c mit Einteilung (Limbus), zu deſſen Horizontalaufſtellung jene Stellſchrauben dienen. Mit dem Horizontalkreis in gleicher Ebene ruht auf demſelben ein zweiter, um eine durch den Mittelpunkt jenes gehende und zu ihm ſenkrecht ſtehende Achſe drehbarer Kreis, der Alhidadenkreis d genannt, welcher die Einteilung des Horizontalkreiſes verdeckt. Dieſelbe iſt nur an zwei (beziehungsweiſe vier) um 180° (beziehungsweiſe 90°) voneinander entfernten Punkten durch Ausſchnitte e im Alhidadenkreis ſichtbar, welcher an dieſer Stelle zur genauern Ableſung mit Nonien verſehen iſt. Der Alhidadenkreis hat alſo doppelte oder einfache Nonien. Auf demſelben erhebt ſich ein Träger f, welcher in ſeinem obern Teil als Lager für die Drehachſe eines Viſierfernrohrs g dient. Letzteres bewegt ſich ſonach mit

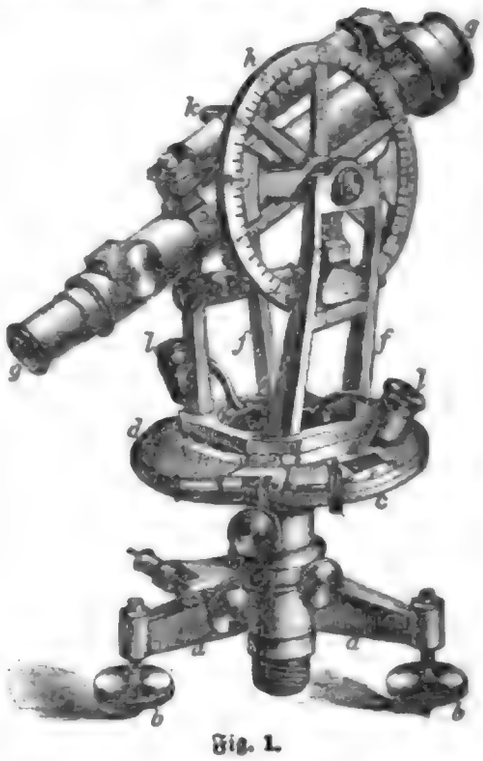


Fig. 1.

ſeiner optiſchen Achſe in einer zur Ebene des Horizontal- wie des Alhidadenkreiſes ſenkrechten Ebene und läßt zugleich vermöge der Drehbarkeit des letztern oder beider Kreiſe eine ſeitliche Drehung zu. Mit der Drehachſe des Fernrohrs, welches wie bei den Meßinſtrumenten überhaupt ein aſtronomiſches iſt und zum Diſtanzmeſſer eingerichtet werden kann, iſt ein eingeteilter Vertikalkreis h ſo verbunden, daß er zu jener Achſe ſenkrecht ſteht. Dieſer Kreis macht alle Drehungen des Fernrohrs mit; zum Meſſen der Drehungswinkel (Vertikalwinkel) ſind am Träger zwei Nonien i i feſt angebracht. Das Fernrohr iſt mit einer Röhrenlibelle k verbunden, deren Achſe mit der optiſchen Achſe des Fernrohrs parallel läuft. Dieſelbe dient zur Horizontalſtellung des Horizontalkreiſes wie zur Beſtimmung der Korrektionen für die gemeſſenen Vertikalwinkel. Häufig iſt für erſtern Zweck noch ein Doſenniveau auf dem Alhidadenkreiſe angebracht. Die drehbaren Kreiſe haben ſämtlich Klemmvorrichtungen, vermöge welcher die grobe Drehung aufgehoben werden kann, ſowie Mikrometerſchrauben zu feiner Drehung. Zur genauern Ableſung ſind an den Nonien des Alhidadenkreiſes Lupen l l angebracht. Der Horizontalkreis iſt von 0 bis 360° beſchrieben. Der Vertikalkreis hat gewöhnlich zwei um 180° voneinander entfernte Nullpunkte und iſt von jedem derſelben aus nach beiden Seiten bis 90° beſchrieben. Bei horizontaler Lage der Fernrohrachſe iſt der die beiden Nullpunkte verbindende Durchmeſſer des Ver-

tikalkreises auch horizontal, der Durchmesser durch die beiden Striche von 90° steht senkrecht.

Einfache Theodolithen haben einen festen Horizontalkreis; T. mit dreh- und feststellbarem Horizontalkreis werden Repetitionstheodolithen genannt. Erstere ergeben nur den einfachen Wert des Horizontalwinkels, mit letztern aber ist es möglich, ein beliebiges Vielfache desselben zu messen, ohne mehr als eine zweimalige Ablesung an jedem der Nonien zu verlangen. Durch diese sog. Repetition wird der Einfluß der Beobachtungsfehler auf den gemessenen Winkel vermindert. Repetitionstheodolithen haben gewöhnlich vier Nonien; die größere Zahl der Nonien verringert den Einfluß der Excentricitäts- und Teilungsfehler auf die Messung. Die Drehbarkeit des Horizontalkreises beim Repetitionstheodolithen gestattet, wenn es sich z. B. um Messung des Winkels A C B (Fig. 2) handelt, nachdem der Alhidadenkreis nacheinander auf das erste und zweite Objekt (A und B) eingestellt ist, durch Rückwärtsdrehung beider jetzt miteinander verbundener Kreise das Fernrohr zum zweiten mal auf das erste Objekt (A) zu richten und dann durch das zum zweiten mal erfolgende selbständige Drehen des Alhidadenkreises bis zum zweiten Erscheinen des zweiten Objekts (B) im Visierfernrohr jeden Nonius um den doppelten Winkel A C B auf den Horizontalkreis fortzubewegen. Wiederholt man nun zum zweiten mal die Rückwärtsdrehung beider aneinander festgeklemmter Kreise bis zum drittmaligen Erscheinen des Objekts A und die selbständige Drehung des Alhidadenkreises bis zum ebensovielten Erscheinen des Objekts B im Fernrohr, so ist jeder Nonius um den dreifachen Winkel A C B auf den Horizontalkreis fortgeschritten. Durch Fortsetzung dieses Verfahrens ist man im Stande, jeden Nonius auf dem Horizontalkreis um den vier-, fünf-, sechs- bis n-fachen Betrag des Winkels A C B fortschreiten zu lassen. Die Ablesung des Winkels erfolgt nur bei der ersten Einstellung auf das Objekt A und bei der letzten auf das Objekt B. Die Differenz beider Ablesungen an einem Nonius ist nun das der Repetitionszahl (2, 3, 4 . . . n) entsprechende Vielfache des gemessenen Winkels, dessen Wert sich somit bei Division durch jene Zahl ergibt. Dieselbe Berechnung findet für die übrigen Nonien statt und wird dann aus den gefundenen Werten das Mittel genommen, dessen Genauigkeit mit der Zahl der Wiederholungen wächst. In Stelle des Repetitionsverfahrens kann man beim T. mit drehbarem Horizontalkreis auch den einfachen Winkel beliebig oft an verschiedenen Stellen der Einteilung messen und aus den Messungen den mittlern Wert berechnen, ein Verfahren, welches in neuerer Zeit häufiger angewandt wird als die sog. Repetition.

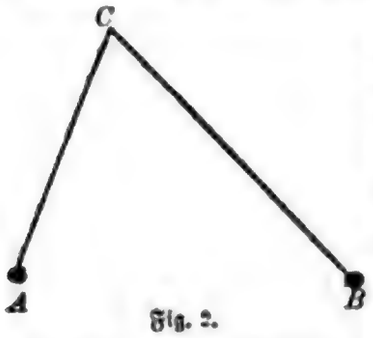


Fig. 2.

Der T. ist eine Vervollkommnung des Astrolabiums (s. d.). Das Verfahren der Repetition wurde zuerst 1752 von Tobias Mayer dem Ältern angegeben und einige Jahre später durch Borda in etwas veränderter Gestalt unter dem Namen der doppelten Repetition oder Multiplikation der Winkel in die astronomische Praxis eingeführt. Die Multiplikation der Winkel ergab statt der einfachen die doppelten Vielfachen der Winkel; dieselbe ist wieder außer Gebrauch gekommen. Die bezüglichen T. hatten ein zweites oder Versicherungsfernrohr, welches eine vom Horizontalkreis unabhängige Drehung besaß. Beim Universalinstrument hat der Vertikalkreis eine ähnliche Einrichtung, wie beim Repetitionstheodolithen sie nur der Horizontalkreis besitzt; das Fernrohr ist mit Einrichtungen zu astronomischen Messungen versehen. Am Instrument kann ein Versicherungsfernrohr mit eigener Bewegung zur Kontrolle der unverrückten Stellung des erstern beim Messen angebracht werden. Die Genauigkeit der Angabe des T. hängt von der Größe des Radius der Kreiseinteilung ab. Bei 10 cm Durchmesser ist direkt ablesbar ½°, mittels Nonius gewöhnlich 1 Minute, bei 20 cm ¼° beziehungsweise 10 Sekunden, bei 30 cm 1/12° beziehungsweise 4 Sekunden. Zu noch genauerer Ermittelung ist ein Mikroskop mit Schieber und Schraubentrommel erforderlich.

Bekannte und bewährte Konstruktionen von T. sind der einfache T. von Breithaupt, der centrische und der excentrische Repetitionstheodolith von Ertel, ferner der für Markscheidezwecke bestimmte Grubentheodolith von Breithaupt, welcher mit einer Boussole versehen und unter Vermeidung aller Eisen- und Stahlteile gefertigt ist.

Der in Fig. 1 abgebildete Repetitionstheodolith ist eine Konstruktion des berliner Mechanikers Eduard Sprenger. Der Horizontalkreis hat 15 cm, der Höhenkreis 12 cm Durchmesser, ersterer durch Doppelnonien 30 Sekunden, letzterer 5 Minuten angebend. Das Fernrohr hat 24malige Vergrößerung, ist zum Durchschlagen eingerichtet, hat Distanzmesser und zum genauern Nivellieren Reversionslibelle. Der T. kann mit einer Boussole verbunden werden. Eine etwas größere und teuerere Konstruktion hat einen Horizontalkreis von 18, einen Höhenkreis von 12 cm; ersterer gibt 10 Sekunden, letzterer 30 Sekunden, und das Fernrohr hat eine 30malige Vergrößerung.

Theodor I., König von Corsica, s. Neuhof (Theodor, Baron von).

Theodor II., Kaiser von Abessinien, 1818 in Scherhié, der Hauptstadt von Quárá an der Westgrenze des christl. Abessinien, geboren, hieß eigentlich Kásá. Sein Vater Hailu war einst Statthalter von Quárá gewesen; seine Mutter war von geringer Herkunft. In dem Kloster Tschankar bei Gondar sollte Kásá zum Geistlichen erzogen werden. Bei der Zerstörung desselben in einem Krieg der Häuptlinge entkam er durch die Flucht, lebte dann eine Zeit lang in der Familie seines hochgestellten Oheims Kenfú, nahm an den innern blutigen Fehden derselben teil, aber auch hier von Mißgeschick verfolgt, floh er in das entlegene Bergland von Saharo und wurde Anführer einer der zahlreichen Räuberbanden. Als solcher machte er sich gefürchtet und wurde von Menen, der Mutter des Ras Ali, mit der Statthalterschaft von Quárá betraut. Im Herbst 1846 trat er als Rebell auf und erhielt siegreich von Ras Ali die Landschaften der Menen um Gondar herum und den Titel Dedschazmatsch (Herzog). Weiter besiegte er in rascher Folge im Nov. 1852 Goschu, den Fürsten von Godscham, im Januar und Juni 1853 den

Ras Ali selbst, im Mai 1854 Berû, den Sohn Goschus, und zuletzt im Febr. 1855 den Ubié, Deschatsch von Tigre, in der Schlacht bei Deraskié, und ließ sich zwei Tage darauf durch Abuna Salâmâ als T. II. zum Kaiser (Negus) von Abessinien krönen. Ein Theodor I. hatte im 15. Jahrh. über Abessinien geherrscht, und Kâsâ wählte diesen Namen, weil in Abessinien die Sage ging, daß ein Theodor das alte äthiop. Reich wiederherstellen und den Islam ausrotten werde. Noch im Sommer 1855 erlag auch das Reich Schoa seinen siegreichen Waffen. Mit großer Energie begann er die Regeneration des Landes, rottete das Räuberwesen aus und stellte die Sicherheit der Straßen her. Die Rechtspflege verbesserte er, indem er selbst das Amt des Richters übernahm. Durch die Konfiskation des Grundbesitzes der Geistlichkeit, die zwei Drittel des Landes in Händen hatte, brach er auch das Übergewicht dieser mächtigen Körperschaft und eröffnete dem Wohlstand der Volksmasse günstigere Aussichten. Er war ein ungewöhnlich begabter Mann, ein geborener Herrscher, unwiderstehlicher Krieger, geschworener Feind der Muslim, mit Hilfe von Europäern (Plowden und Bell) überall Besseres anstrebend. Aber die fortwährenden Aufstände von Rebellen (geschürt durch die Geistlichkeit) und die Kriege besonders gegen die Wollo-Galla ließen ihm keine Zeit zu wirklichen Verbesserungen und trieben ihn immer mehr in Verbitterung, Mißtrauen und Grausamkeit hinein. Aus dem Reformator wurde ein wahnsinniger Despot, der ganze Provinzen seines Landes mit Feuer und Schwert verwüstete, bis die Gefangennahme des engl. Konsuls Cameron und einiger europ. Missionare die militärische Intervention der Engländer veranlaßte, welche 13. April 1868 mit der Erstürmung Magdalas und dem Selbstmord T.s endete. (S. Abessinien.) Ein Sohn einer auf Magdala gefangenen Gattin T.s, Alamayu, geb. 23. April 1861, wurde von Lord Napier mit nach England genommen, wo er schon 14. Nov. 1879 starb. Ein offizieller Abriß der Geschichte T.s bis 1859 in amharischer Sprache findet sich handschriftlich auf der königl. Bibliothek in Berlin. Vgl. Lejean, «Theodore II et le nouvel empire d'Abyssinie» (Par. 1865); Acton, «The Abyssinian expedition and the life and reign of king T.» (Lond. 1868); Nöldeke, «Theodoros, König von Abessinien» (in der «Deutschen Rundschau», X, 6).

Theodora, Gemahlin des byzant. Kaisers Justinian I., war auf Cypern geboren, aber früh mit ihren Eltern nach Konstantinopel gekommen. Zweite Tochter des Acacius, Bärenwärters im Cirkus, galt T. als eine Zierde des Theaters, und wurde die Gemahlin des Patricius Justinian, des Neffen des Kaisers Justin I., und im Sommer 527 n. Chr. «Augusta». Scharfer Verstand, große persönliche Entschlossenheit und Talent für polit. Intriguen im ächtesten byzant. Stil machten sie zu einer wertvollen Gehilfin für Justinian. Ihre Herrschsucht und ihre grausame Rachsucht war allgemein gefürchtet. Sie starb, etwa 40 J. alt, 12. Juni 548.

Theodora die Ältere, Gemahlin des röm. Senators Theophylactus, eine kühne herrschbegierige Frau, und ihre Töchter Marozia (s. d.) und **Theodora die Jüngere**, hatten fast ein halbes Jahrhundert die Herrschaft über Rom, Mittelitalien und das Papsttum, das sie mit ihren Kreaturen besetzten, welche, wie sie selbst, durch ihren Lebenswandel und die Gewissenlosigkeit in der Wahl ihrer Mittel berüchtigt sind. Papst Sergius 905—911 war der Geliebte der Marozia gewesen, bevor sie sich mit dem mächtigen Markgrafen Alberich von Camerino vermählte; Johann X. 914—928 verdankte seine Stellung seinen frühern Beziehungen zur ältern T. und der Unterstützung Alberichs; Johann XI. 931—936 war der Sohn der Marozia; Johann XII. (s. d.) 956—964 ihr Enkel. Mit der von Kaiser Otto I. veranlaßten Absetzung des letztern ging die Macht dieser Familie über Rom vorläufig zu Ende; sie lebte aber nochmals in dem Sohne der T. der Jüngern auf, dem berühmten röm. Senator Crescentius, welcher zur Zeit Ottos III. die Unabhängigkeit Roms vom Kaisertume anstrebte, aber auf Befehl Ottos 29. April 998 hingerichtet ward.

Theodorēt, griech. Kirchenvater und einer der angesehensten Lehrer der Antiocheniſchen Schule, geb. um 390, empfing seine theol. Bildung in einem Kloster bei Antiochia. Seit 423 Bischof von Cyrus am Euphrat, vertrat er die Ansicht der syr. Kirche von den zwei Naturen in Christo in den Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten, willigte aber aus Mangel an sittlicher Festigkeit in die Verurteilung seines Gesinnungsgenossen Nestorius auf der ersten Synode zu Ephesus (431). Auf der zweiten ephesinischen Synode, der später sog. Räubersynode (449), wurde auch er seines Amtes entsetzt und in ein Kloster verbannt, aber nachmals auf dem Konzil zu Chalcedon (451) zurückberufen. Er starb um 457. Von seinen Werken, die Sirmond und Garnier (5 Bde., Par. 1642 u. 1684) und Schulze und Nösselt (6 Bde., Halle 1769—74) herausgegeben haben, sind die Kommentare über das Alte Testament und über die Pauliniſchen Briefe, die Fortsetzung der Kirchengeschichte des Eusebius, welche die J. 324—429 umfaßt, seine Ketzergeschichte und der «Eranistes», eine Streitschrift gegen Cyrillus, zu erwähnen. Vgl. Binder, «Études sur T.» (Genf 1844); Bertram, «T. doctrina christologica» (Hildesh. 1883).

Theodörich oder **Theoderich der Große** (got. Thiudareiks, d. i. Volksfürst, in neuhochdeutscher Form Dietrich), König der Ostgoten, Sohn des Amelungen Theodemer und der Ereliva, geb. 454 am Neusiedlersee in Pannonien, ward mit acht Jahren als Geisel für den Frieden, den sein Vater mit dem öström. Kaiser Leo I. 462 geschlossen hatte, nach Konstantinopel geschickt und blieb dort fast 11 Jahre lang. Bald nach seiner Rückkehr brach er mit seinem Vater 473 feindlich in das Byzantinische Reich ein, bis der Hof von Byzanz dem ostgot. Volke Wohnsitze in Obermösien bewilligte. (S. Goten.) T., der seit 475 der Thronfolger seines Vaters war, nahm seit dieser Zeit lebhaften Anteil an den innern Kämpfen der Oströmer und erschien zuerst auf seiten des Kaisers Zeno, stand aber seit 479 mit demselben in erbittertem Kriege, der erst 483 durch einen für T. günstigen Frieden beendigt wurde. Zeno wünschte jedoch sich des gefährlichen Nachbarn zu entledigen. Die von Odoaker (s. d.) 487 geschlagenen Rugier suchten bei T. Schutz und Hilfe, und Zeno benutzte diese Gelegenheit, um den Ehrgeiz des ostgot. Königs auf Italien zu lenken. Kraft der alten kaiserl. Oberhoheitsrechte bevollmächtigte er den T., als Bundesgenossen und Patricius, Italien dem «Usurpator» Odoaker wieder zu entreißen. T.

brach mit seinem Volke, dem sich die Rugier und andere Stämme anschlossen, angeblich 250000 Mann mit Weib, Kind und fahrender Habe, im Spätjahr 488 aus Mösien auf. Nach wiederholten Kämpfen, namentlich mit den Gepiden, erreichte er die Grenzen Italiens und besiegte Odoaker in drei Schlachten, am Isonzo unweit Aquileja 28. Aug. 489, bei Verona an der Etsch 30. Sept. 489 und an der Adda 11. Aug. 490. Odoaker behauptete sich jedoch noch länger als zwei Jahre in Ravenna. Endlich kam 27. Febr. 493 ein Friedensvertrag zu Stande, wonach beide Könige nebeneinander in Italien wohnen, Odoaker unter T.s Oberhoheit die Herrschaft über seine Krieger behalten sollte. Aber schon zu Anfang März ward jener bei einem Trinkgelage von T. selbst erschlagen, und T. war nun allein Herr. Das ostgot. Volksheer erhielt ein Drittel des Grundbesitzes und allen Besitz der Anhänger Odoakers angewiesen; so bildeten die Ostgoten gewissermaßen eine abgesonderte Kriegerkaste, die noch dazu durch ihr arianisches Glaubensbekenntnis von den orthodoxen Italienern scharf unterschieden war. Das edictum Theodorici bestimmte denn auch, daß bei Streitigkeiten zwischen Goten der got. Graf, zwischen Römern der röm. Richter, zwischen Goten und Römern ein gemischtes Gericht erkennen sollte.

Sonst behielt T., wie früher Odoaker, die röm. Staatseinrichtungen ziemlich unverändert bei, sowohl am Hofe wie in dem Beamtenstande und in der Verwaltung. Der Senat mit jährlich wechselnden Konsuln bestand fort. Unter den hohen röm. Beamten an T.s Hof sind namentlich der Geschichtschreiber Cassiodorus und der Philosoph Boëtius zu nennen. Für sich selbst übte T. volle königl. Machtgewalt; aber er achtete dabei formell die Ehrenrechte des oström. Kaisers und ließ demselben den Schein der Oberhoheit. Die gewöhnliche Residenz T.s war zu Ravenna, außerdem zu Verona (in der deutschen Heldensage Raben und Welsch-Bern genannt). Die innere Verwaltung war sorgsam und wohlthätig, sodaß Ackerbau, Gewerbe und Handel wieder aufblühten; auch Kunst und Wissenschaft wurden begünstigt. Nach außen hin übte T. eine kräftige, aber vorwiegend friedliche Politik. Außer Italien und Sicilien beherrschte er Dalmatien und Pannonien; die deutschen Stämme in Noricum, Vindelicien und Rätien standen in einer Art Abhängigkeit von ihm. Auch die vormals westgot. Provence kam 508 unter T.s Herrschaft, der dagegen den Westgoten im Kriege gegen den Franken Chlodwig Hilfe leistete. Mit den benachbarten deutschen Reichen der Franken, Burgunder, Thüringer, Westgoten und Vandalen wurden polit. Verbindungen und Ehebündnisse zwischen den Königshäusern angeknüpft. Der Ruhm des ostgot. Königs reichte sogar noch weiter nordwärts, sodaß Gesandte und Flüchtlinge von den Ästiern (in Estland) und aus Skandinavien zu ihm kamen. So erklärte es sich, daß T. eine Lieblingsgestalt der deutschen Heldensage geworden ist. Unter dem Namen Dietrich von Bern (s. d.) ist er der Mittelpunkt eines Sagenkreises, der durch das ganze Mittelalter sich fortbildete. Als der oström. Kaiser Justinus I. im J. 523 die Arianer, also T.s Glaubensgenossen, wieder einmal zu verfolgen anfing, begann T. seinerseits harte Maßregeln gegen die orthodoxe Kirche. Ein Senator Albinus ward (524) hochverräterischer Korrespondenz mit dem oström. Hof angeklagt. In diesen Prozeß wurde auch der Philosoph Boëtius, der sich desselben allzu lebhaft annahm, ebenso dessen Schwiegervater Symmachus 525 mitverwickelt, verurteilt und hingerichtet. Bald darauf starb T., 26. Aug. 526, und wurde bei Ravenna in einem noch erhaltenen großartigen Mausoleum beigesetzt. Aber der Fanatismus der rechtgläubigen Katholiken ließ nach dem Siege der Byzantiner über die Ostgoten später dem Leichnam keine Ruhe, und die Asche des großen Königs ward in alle Winde zerstreut. Da T. starb, ohne Söhne zu hinterlassen, ging das Reich auf seinen minderjährigen Enkel Athalarich über, für den seine Mutter Amalasuntha, die Tochter T.s, die Vormundschaft führte. (S. Goten.) Vgl. Dahn, «Die Könige der Germanen» (Abteil. 3, Würzb. 1866); Deltuf, «Théodoric, roi des Ostrogoths et d'Italie» (Par. 1869).

Theodorshalle, Saline bei Kreuznach (s. d.).

Theodōrus ist der Name zweier Päpste:

Theodorus I., 642—649, Sohn eines Bischofs, war ein eifriger Gegner der Monotheleten. Den Patriarchen Pyrrhus von Konstantinopel, welcher kurz, nachdem er die abendländ. Lehre von den zwei Willen in Christo bekannt und dadurch die Anerkennung durch den röm. Bischof erlangt hatte, wieder abtrünnig geworden war, verfluchte er auf einer Synode zu Rom.

Theodorus II. war nur 20 Tage lang (Nov. und Dez. 897) Papst. Er brachte das Andenken des Papstes Formosus (s. d.) wieder zu Ehren, indem er den Leichnam desselben feierlich bestattete und die von ihm vollzogenen Weihen anerkannte.

Theodōrus von Mopsuestia, griech. Kirchenlehrer, das eigentliche Haupt der Antiochenischen Schule (s. d.), war aus Syrien gebürtig. Gebildet durch den heidnischen Philosophen Libanius, ward er später Mönch, danach Diakonus zu Antiochia und zuletzt Bischof von Mopsuestia, wo er 429 starb. Seine theol. Richtung war allen idealistischen Spekulationen abgewandt, gegenüber welchen er das praktisch-sittliche Interesse und das Recht der histor. Forschung vertrat. Die antiochenische Christologie, welche die wahre geschichtliche Menschheit und sittliche Entwickelung Jesu betonte, aber die persönliche Einheit des Menschen Jesus mit der präexistenten Logospersönlichkeit nicht genügend zu erklären wußte, wurde von ihm zuerst wissenschaftlich ausgebildet. Im Streite des Augustinus und Pelagius nahm er im Interesse der für eine sittliche Weltanschauung unentbehrlichen Willensfreiheit für den letztern Partei. Dafür galt er der spätern Rechtgläubigkeit als Hauptbegründer des Pelagianismus und des Nestorianismus, weshalb er auf dem fünften ökumenischen Konzil zu Konstantinopel 533 als Ketzer verdammt wurde. Besonders hervorragend waren seine Leistungen als Schriftforscher. Mit dem Streben nach treuer Erfassung des wörtlichen Sinns verband er eine zu seiner Zeit schon fast unerhörte Freimütigkeit der histor. Kritik, welche neben seinen dogmatischen «Ketzereien» wohl die Hauptursache geworden ist, daß seine zahlreichen Werke frühzeitig untergingen. Doch ward er im Morgenlande als «der Ausleger» in hohen Ehren gehalten. Von seinen exegetischen Schriften sind noch Fragmente vorhanden; seinen Kommentar über die zwölf kleinen Propheten gaben Wegnern (Berl. 1834) und Ang. Mai in der «Scriptorum veterum nova collectio» (VI, Rom

1832), seine Kommentare zum Neuen Testament O. Fr. Fritzsche (Zür. 1847), Pitra (Par. 1852), Jacobi (Halle 1855—60), Suete (2 Bde., Cambridge 1880 u. 1882), die syr. Fragmente Sachau (Lpz. 1869) heraus. Vgl. Fritzsche, «De Theodori Mopsuestiani vita et scriptis» (Halle 1837); Kihn, «T. von Mopsuestia und Junilius Afrikanus» (Freib. i. Br. 1880).

Theodosia, der alte Name von Feodosia (s. d.).

Theodosianischer Codex, s. u. Theodosius.

Theodosius I., der Große, röm. Kaiser 379—395, war 346 n. Chr. zu Cauca im nördl. Spanien geboren. Sein ausgezeichneter Vater Flavius T. hatte unter Valentinian I. Britannien 367—370 vortrefflich regiert und glücklich gegen die Picten und Scoten verteidigt, darauf in Afrika 373—375 den mauritischen Fürsten Firmus, der sich mit Hilfe der Donatisten und anderer Unzufriedener eines Teils der röm. Provinz bemächtigt hatte, unterworfen, war aber zu Anfang des J. 376 unter Kaiser Gratian auf Grund von Intriguen zu Karthago unschuldig hingerichtet worden. — Der Sohn diente zuerst unter seinem Vater, und erhielt 374 das Kommando in Mösien. Nach Ermordung des Vaters ging er aber nach Spanien zurück, wo er als Privatmann lebte, bis nach der Niederlage des Kaisers Valens durch die Goten bei Adrianopel (378) der nunmehrige Herr des Gesamtreichs, Gratian, 19. Jan. 379 ihn zur Mitregentschaft berief und ihm den Osten überwies. T. setzte den furchtbaren Verheerungen der Goten in den Ländern südlich der Donau durch tüchtige Kriegführung und kluge Unterhandlungen allmählich ein Ziel. Den Westgoten wurden, als sie sich endlich (bis Ende Okt. 382) insgesamt zum Frieden bequemten, feste Sitze in Mösien angewiesen und 40000 von ihnen in röm. Kriegsdienst aufgenommen. Gratian wurde 383 durch Maximus, der in Britannien und Gallien als Usurpator auftrat, gestürzt. T. erkannte den Sieger vorläufig an; doch bewirkte er, daß Gratians Bruder, Valentinian II., unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina, Afrika, Italien und Illyricum behielt. Als nachher Maximus 387 in Italien einfiel, zog T., der jetzt in zweiter Ehe die schöne Galla, Tochter der nach dem Ostreiche geflüchteten Justina, heiratete, 388 gegen ihn und zertrümmerte die Macht des Usurpators. Zum Verwalter des Westens unter Valentinian bestellte T. den bewährten fränk. Feldherrn Arbogast. Indessen geriet dieser mit Valentinian nachmals in Zwist, ließ ihn 392 töten und erhob den Eugenius zum Kaiser. Im J. 394 schlug jedoch T. den Arbogast bei Aquileja, worauf Eugenius getötet wurde. T. war nun alleiniger Herrscher; aber schon 17. Jan. 395 starb er zu Mailand, nachdem er seinen ältern Sohn Arcadius im Osten, den jüngern Honorius im Abendland als Nachfolger bestimmt hatte. Die dunkle Schattenseite der Regierung des sonst vielfach ausgezeichneten T. war die fanatische Härte, mit welcher er seit 380 einerseits auf Kosten der Arianer dem orthodoxen Katholizismus des Symbols von Nicäa die Alleinherrschaft in seinem Reiche zu verschaffen, andererseits aber dem Kultus und den Heiligtümern der antiken Heidenwelt in den griechischen und in den orient. Provinzen den Untergang zu bereiten suchte. Berühmt ist die Kirchenbuße, der er sich gegenüber dem Bischof Ambrosius von Mailand unterwarf, nachdem er im April 390 in wildem Zorne zur Strafe für eine blutige Meuterei in Thessalonich ein grauenhaftes Blutbad hatte anrichten lassen. Vgl. Güldenpenning und Ifland, «Der Kaiser Theodosius d. Gr.» (Halle 1874).

Sein Enkel, Theodosius II. oder der Jüngere, folgte, nur erst 7 J. alt, 1. Mai 408 n. Chr. seinem Vater Arcadius als oström. oder byzant. Kaiser. Für ihn, der seine Zeit am liebsten zwischen Andachtsübungen, Übungen im Schönschreiben (daher Kalligraphos genannt), der Jagd und dem Reiten teilte, leitete die Staatsgeschäfte seit des ausgezeichneten Präfekten Anthemius' Rücktritt 414, die damals zur Augusta erhobene, reich begabte Prinzessin Pulcheria, des T. nur zwei Jahre ältere Schwester. Ihre Rivalin aber wurde die Dame, die sie selbst 421 dem Bruder als Gattin zugeführt hatte: des athen. Rhetors Leontios schöne und geistvolle Tochter Athenais, als Christin Eudokia genannt, die aber endlich 444 den Hof verlassen und bis zu ihrem Tode 460 in Jerusalem in freiwilligem Exil leben mußte. Der Kaiser seinerseits starb Ende Juli 450. Nach ihm wird benannt der Theodosianische Codex, eine unter seiner Regierung im J. 435 begonnene umfassende Codifikation aller seit Konstantin d. Gr. erschienenen allgemeinen kaiserl. Erlasse. Die Sammlung wurde 438 für das östl. Reich als Gesetzgebung veröffentlicht und 443 auch in dem Abendlande angenommen. Sie besteht aus 16 Büchern; die fünf ersten (diese teils nur im Auszug, teils in Fragmenten erhalten) enthalten das Privatrecht, die übrigen das Staats-, Verwaltungs- und Kriminalrecht. Unter den ältern Ausgaben ist wegen des trefflichen Kommentars die von Gothofredus (Leid. 1665; neue Ausg. von Ritter, Lpz. 1736), unter den neuern die von Hänel (Bonn 1842) wegen Vollständigkeit und Behandlung des Textes ausgezeichnet.

Theodot, zwei Vertreter des sog. Monarchianismus. Der Ältere, Theodot der Gerber oder Lederarbeiter, kam etwa 190 von Byzanz nach Rom, lehrte, Christus sei ein bloßer Mensch gewesen, und wurde von Bischof Victor exkommuniziert. Sein bedeutendster Schüler und wahrscheinlich ebenfalls aus Byzanz stammend, war Theodot der Geldwechsler, der eine eigene Partei bildete und dem röm. Bischof Zephyrinus (199—217) für einige Zeit im Konfessor Natalius einen Gegenbischof gegenüberstellte.

Theodotion, Bibelübersetzer, um 160. Seine griech. Übersetzung des Alten Testaments ist eine der ältesten, die es gibt, und wurde von Origenes (s. d.) in seiner Hexapla benutzt. Sie lehnt sich im ganzen an die Septuaginta (s. d.) an und zeigt eine nur beschränkte Kenntnis des Hebräischen.

Theognis von Megara, ein bedeutender griech. Elegiendichter, dessen Blüte wohl in die zweite Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr. fällt, war ein entschiedener Aristokrat und wurde daher, als in Megara die Demokratie zur Herrschaft gelangte, mit seinen Parteigenossen aus der Heimat vertrieben. Er hielt sich nun an verschiedenen Orten in Griechenland und Sicilien auf. Als aber die aristokratische Partei mit Waffengewalt die Herrschaft in Megara wiedergewann, kehrte auch T. zurück und lebte wieder in seiner Heimat.

Unter seinem Namen ist eine Sammlung von Gedichten in elegischem Versmaß (im ganzen 1389 Verse) erhalten, deren weitaus größere Hälfte überwiegend polit. und moralischen Inhalts ist,

also der gnomischen Poesie angehört, während die letzten 160 Verse aus Elegien zusammengesetzt sind, die auf heitern Lebensgenuß und Knabenliebe sich beziehen. Die Hauptsammlung bildet weder ein zusammenhängendes Ganzes, noch besteht sie aus einzelnen in sich abgerundeten und abgeschlossenen Gedichten, sondern ist eine mosaikartige Zusammenstellung von Bruchstücken, von denen mehrere andern Dichtern (namentlich Mimnermos und Solon) angehören: also eine Art Anthologie aus den Werken des T. mit Beimischung solcher von andern ältern griech. Elegikern. Den zweiten kleinern Teil sprechen einige T. ganz ab und einem spätern Dichter zu. Die Sammlung ist besonders herausgegeben, namentlich von Bekker (Lpz. 1815 u. Berl. 1827), Welcker (Frankf. 1826), Ziegler (Tüb. 1868; 2. Aufl. 1880) und Sitzler (Heidelb. 1880) und steht in den Sammelwerken von Schneidewin («Delectus poetarum elegiacorum Graecorum», Gött. 1838) und Bergk («Poetae lyrici graeci», 4. Aufl., Lpz. 1882). Deutsche Übersetzungen lieferten Thudichum (Frankf. 1828), Weber (Bonn 1834) und Binder (Stuttg. 1859). Vgl. Rintelen, «De Theognide Megarensi poeta» (Münst. 1863); Bernhardt, «Theognis quid de rebus divinis et ethicis senserit» (Bresl. 1871); Müller, «De scriptis Theognideis» (Jena 1877); Schneidewin, «De syllogis Theognideis» (Straßb. 1878).

Theogónie (grch.) heißt bei den Alten die Lehre von der Erzeugung und Abstammung der Götter. Nach der Sage haben schon Musäus und Orpheus T. geschrieben, doch ist nur eine T. unter dem Namen des Hesiod (s. d.) erhalten.

Theokrátie (grch., d. h. Gottesherrschaft) heißt eine Staatsverfassung, bei der man Gott selbst als den Regenten und die geltenden Gesetze als Befehle Gottes betrachtet. Die Priester sind dabei, als Verkündiger und Ausleger der göttlichen Befehle, die Stellvertreter des unsichtbaren Regenten. Der Name ist zuerst auf die israel. Staatsform angewendet worden, wie sie nach der spätern Auffassung vor der Königszeit bestanden haben soll und auch nachmals von der Priesterschaft wieder als Ideal angestrebt wurde. Eine ähnliche Staatsverfassung strebten im Mittelalter die Päpste an, die sich als Statthalter Gottes zur Herrschaft über alle Könige und Völker der Christenheit berufen glaubten.

Theokrit (grch. Theokritos), der bedeutendste bukolische Dichter der Griechen, ein Sohn des Praxagoras und der Philinna, war in Syrakus (nach andern auf der Insel Kos) um 300 v. Chr. geboren. Nach einem Aufenthalt auf der Insel Kos ging er nach Alexandria, wo er den Unterricht des Asklepiades von Samos (s. d.) und des Philetas von Kos (s. d.), zweier von T. hochgeschätzter Dichter und Grammatiker (d. h. Philologen), genossen haben soll und sich um die Gunst des Königs Ptolemäos Philadelphos bewarb. Sein vertrautester Freund war der milesische Arzt Nikias. Auch in Syrakus hat er sich längere Zeit aufgehalten, deren König Hieron II. er ebenfalls um seine Gunst anging. Die Erzählung, daß dieser den Dichter wegen Schmähungen auf seinen Sohn habe hinrichten lassen, ist gewiß falsch.

T. ist der Begründer derjenigen Dichtgattung, welche man die bukolische, d. i. Hirtendichtung, oder die Idylle (s. d.) nennt; doch hat er dieselbe nicht frei erfunden, sondern dafür volksmäßige Elemente, wie sie besonders in Sicilien vorlagen, und litterarische Vorbilder (hauptsächlich die Mimen des Sophron) benutzt und daraus eine neue, dem Geschmack seiner Zeit, welche sich aus der Überfeinerung in die gesunde Luft des einfachen Naturlebens flüchtete, zusagende Litteraturgattung geschaffen. Seine Dichtungen, besonders soweit sie Scenen aus dem Hirtenleben oder Genrebilder aus dem niedern Bürgerstande geben, sind ausgezeichnet durch feinen Sinn für das Natürliche und Volkstümliche, frei von aller Sentimentalität und künstlicher Allegorie, voll Wahrheit und Kraft in der Charakterschilderung, hier und da auch Derbheit und gesunde Sinnlichkeit nicht verschmähend. Die Ausgaben des T. enthalten außer den bukolischen und einigen in der Form ähnlichen Gedichten auch lyrische und epische Dichtungen und ein in der Form einer Syrinx geschriebenes poetisches Kunststück, zusammen 31 Gedichte, von denen aber einige wahrscheinlich, manche sicher nicht von T. herrühren; dazu kommt noch das Fragment eines panegyrischen Gedichts «Berenike» und eine Anzahl Epigramme, denen aber noch mehr nicht von T. herrührende beigegeben sind. Unter den neuern Ausgaben sind die von Ahrens (Textausgabe, Lpz. 1856; kritische Ausgabe mit den Scholien, 2 Bde., Lpz. 1855 u. 1859), von Meineke (Berl. 1856), von Fritzsche (mit deutschem Kommentar, 2. Aufl., Lpz. 1869; 3. Aufl., von Hiller, Lpz. 1881; mit lat. Kommentar, 2. Ausg., Lpz. 1870) und von Ziegler (Tüb. 1867; 3. Ausg. 1879), unter den deutschen Übersetzungen die von E. Mörike und F. Notter (Stuttg. 1855) und von Zimmermann (Stuttg. 1856) hervorzuheben.

Theokrit von Chios war ein Redner der demokrat. und antimacedon. Partei daselbst, dem eine Sammlung Chrien, eine Geschichte Libyens und Briefe zugeschrieben wurden, wohl mit Unrecht, nur daß unter den Chrien mündliche Aussprüche des T. sich befunden haben werden. Auch soll T., nach schlecht bezeugter Überlieferung, panegyrische Reden verfaßt haben.

Theologie (vom grch. θεολογία), der Wortbedeutung nach soviel als Lehre von Gott, bezeichnet nach allgemeinem Sprachgebrauch den gesamten Umkreis der Religionswissenschaft. Bei den Griechen bedeutete das Wort ursprünglich die Lehre von den Göttern, ihre Geschichte und ihre Verhältnisse zur Welt. Homer und Hesiod, aber auch der Syrer Pherekydes, der Kreter Epimenides hießen daher Theologen. Innerhalb der christl. Kirche kommt das Wort zuerst seit dem 4. Jahrh. in eingeschränktem Sinne als die Lehre von der Gottheit des Logos (s. d.) vor, und die Verteidiger dieser Lehre, wie der Evangelist Johannes und Gregor von Nazianz, erhielten den Beinamen Theologen. Seitdem übertrug man den Namen auf den ganzen Inbegriff der kirchlichen Gotteslehre. Im heutigen Sinne von Religionswissenschaft kam der Ausdruck erst im Mittelalter durch Abälard (s. d.) auf, welcher eine «Theologia christiana» schrieb. Schon die Scholastiker unterschieden, je nach den verschiedenen Erkenntnisquellen, eine natürliche und eine geoffenbarte T., von denen jene die auch der natürlichen Vernunft zugänglichen Wahrheiten, die letztere die durch übernatürliche göttliche Belehrung mitgeteilten Erkenntnisse umfaßte. Als Erkenntnisquelle der geoffenbarten T. galt die Autorität der Heiligen Schrift und der kirchlichen Überlieferung. Der ältere Protestantismus behielt die Unterscheidung der natürlichen und der geoffenbarten Gottes-

erkenntnis bei. Je nach der Form des Vortrags unterschied man die akroamatische oder wissenschaftliche und die katechetische oder populäre T., ferner die thetische, didaktische oder positive (systematische) und die polemische T.; je nach der Verschiedenheit des Inhalts die theoretische und die praktische T.

Als der Inbegriff des zum Kirchendienst erforderlichen Wissens zerfällt die T. in drei Hauptteile, die historische, systematische und praktische T. Die historische Theologie handelt teils von der geschichtlichen Entstehung, teils von der geschichtlichen Entwickelung der Kirche in der Welt: mit jener hat es die Bibelwissenschaft, mit dieser die Kirchen- und Dogmengeschichte zu thun. Die systematische Theologie hat zuerst die erfahrungsmäßigen Aussagen des frommen Selbstbewußtseins und die eigentümlichen Gesetze religiöser Erkenntnis zu ermitteln (theol. Prinzipienlehre), sodann den objektiven Wahrheitsgehalt der christl. Heilsidee im Zusammenhange mit aller anderweiten Erkenntnis theoretisch zu entwickeln (spekulative Dogmatik), endlich den ethischen Wert des christl. Heils als des höchsten Guts in seinem Zusammenhange mit allen anderweiten Lebensgütern der Menschheit und das der Verwirklichung dieses Guts dienende individuelle und gemeinsame Leben als ein System sittlicher Willensbestimmungen darzustellen (theol. Ethik). Die praktische Theologie entwickelt zuerst die Idee der Kirche in ihrer lebendigen Entfaltung als gegliederter Organismus (Ecclesiastik, die in die Lehre von der Natur des kirchlichen Lebens überhaupt, vom Kirchenamt und von den kirchlichen Ordnungen zerfällt), dann die konkrete Selbstdarstellung des kirchlichen Lebens oder die kirchliche Feier (Theorie des Kultus), endlich die auf die Verwirklichung ihrer Bestimmung gerichtete Thätigkeit der Kirche nach ihren verschiedenen Beziehungen hin (Arbeit an der Lehre, Seelsorge, Mission).

Die Geschichte der T. wird durch die Reformation in zwei Perioden geteilt. Das Bedürfnis einer theol. Wissenschaft hat so ziemlich seit den ersten Anfängen der christl. Kirche sich geltend gemacht, sobald man die Wahrheit des christl. Heilsglaubens gegen wissenschaftlich gebildete Gegner zu verteidigen hatte. Die älteste christliche T. war ebenso wie die jüdische T. Exegese oder Schriftgelehrsamkeit. Mit Hilfe sog. pneumatischer oder allegorischer Auslegung suchte man die neuen christl. Gedanken in die heiligen Urkunden des Alten Testaments hineinzudeuten. Seit der nähern Berührung mit den Bildungselementen der heidn. Welt mußte namentlich die Verbindung des christl. Glaubens mit griech. Philosophie dazu dienen, eine christliche T. zu begründen, welche sich zugleich als die wahre Philosophie erweisen sollte. Den ersten großartigen, aber in Religionsmengerei entartenden Versuch machten die Gnostiker; ihnen folgten mit besserm Glück die Logoslehrer, die christl. Apologeten und Alexandriner. Die Schrift des Origenes (s. d.) über die Grundlehren kann als die erste christl. Dogmatik bezeichnet werden. Als Quelle der christlichen T. galt nächst der sog. «Glaubensregel» die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. In der Auslegung der biblischen Urkunden unterschieden sich seit dem 4. Jahrh. die antiochenische und die alexandrinische Schule. Aus den kirchlichen Streitigkeiten des 4. bis 7. Jahrh. und den von den großen Kirchenversammlungen jener Zeit festgesetzten Lehrbestimmungen ging allmählich ein ganzes kirchliches Lehrsystem hervor, das zuerst von Johannes von Damascus im 8. Jahrh. zusammengestellt wurde. Im Abendlande fiel diese Arbeit der mittelalterlichen Scholastik anheim, welche seit Abälard (gest. 1143) und Peter dem Lombarden (gest. 1164) von der Erörterung einzelner dogmatischer Fragen zur systematischen Zusammenfassung des Lehrganzen fortschritt. Ihre Aufgabe war lediglich, den Glauben der Kirche zu verteidigen und zu begründen. Die scholastische T. und die gelehrte Kenntnis des aus Synodalbeschlüssen und päpstl. Dekretalen erwachsenen kanonischen Rechts bilden während des ganzen Mittelalters den Kern aller Wissenschaft der Zeit überhaupt. Die großen Scholastiker des 13. Jahrh., Alexander von Hales (gest. 1245), Albertus Magnus (gest. 1280), Thomas von Aquino (gest. 1274) und Duns Scotus (gest. 1308), umfaßten in ihren theol. Werken den ganzen Umkreis gelehrten Wissens der Zeit. Auch die Philosophie, in welcher Aristoteles auf dem Gebiete des natürlichen Wissens ebenso als Autorität galt, wie die Bibel auf dem Gebiete des übernatürlichen, galt fast nur als Vorschule zur T.

Die Wiederherstellung der Wissenschaften seit Ende des 15. Jahrh. eröffnete eine neue geistige Welt, die nichts gemein hatte mit den theol. Interessen. Wie das polit. und bürgerliche Leben, so begann auch die Wissenschaft sich immer mehr von der Vormundschaft der Kirche zu emancipieren. Wie der Humanismus von dem verderbten Geschmack und dem barbarischen Latein der mönchischen Lehrer zu den klassischen Mustern des griech. und röm. Altertums, so greift die Reformation von der entstellten und verunreinigten Lehrüberlieferung der Kirche auf die klassische Urkunde der göttlichen Wahrheit, die Heilige Schrift, zurück. Das Schriftstudium wird zum Mittelpunkt der protestantischen T. Die Predigt des «lautern Evangeliums» und das Abthun der «Mißbräuche» auf dem Grunde der Heiligen Schrift bildet das ausgesprochene Ziel aller praktisch-kirchlichen Reformen. Die erste Glaubenslehre der jungen evang. Kirche, die «Loci communes» Melanchthons, sind aus Vorlesungen über den Römerbrief, diesen «Kanon im Kanon», erwachsen. Indem die Reformation der Autorität des Papstes, der Konzilien, der Kirchenväter, der ganzen kirchlichen Überlieferung aufsagt, bindet sie sich um so strenger an das «Wort Gottes» oder an die Heilige Schrift. Die ganze wissenschaftliche Beweisführung setzt sich aus Bibelsprüchen zusammen. Indem auch der älteste Protestantismus mit dem Bedürfnis eines fest ausgeprägten Dogmas, an dessen «Bekenntnis» der Heilsbesitz gebunden schien, zugleich das Bedürfnis einer unantastbaren äußern Lehrautorität empfand, wurde diese Autorität nur an anderer Stelle gesucht als bisher. Das immer ausschließlicher dogmatische Interesse an der Heiligen Schrift als einem unfehlbaren, göttlich eingegebenen Lehrcodex stand nicht nur dem wissenschaftlichen Verständnis der Bibel im Wege, sondern drängte auch das Schriftstudium selbst, mit Ausnahme einer ausgezogenen Sammlung von «Bibelstellen», hinter die Verteidigung der in den Bekenntnissen enthaltenen reinen Lehre und hinter die «Kontroversen» gegen Papisten, Calvinisten, Philippisten, Synergisten u. s. w. zurück. Mit dem allmählich wieder hervorgesuchten Apparat der mittelalterlichen

Scholastik rüstete sich die orthodoxe Dogmatik des 17. Jahrh. zum Kampfe wider alle möglichen Gegner und zum Aufbau eines dem scholastischen nahe verwandten, mit unendlichem Scharfsinn durchgeführten Lehrsystems. Die Hauptvertreter der ausgebildeten luth. Dogmatik sind Joh. Gerhard, König, Calov, Quenstedt, Baier und Hollaz. Ähnlich wie die lutherische entwickelte sich die reformierte T., wenn auch die größere Mannigfaltigkeit der methodischen Behandlung eine etwas freiere geistige Bewegung und lebendigere Reproduktion biblischer Anschauungsformen offen ließ.

Auf dem gemeinsamen Boden der äußern Autorität und der dogmatischen Lehrüberlieferung erwies sich die katholische T. durch prinzipielle Konsequenz und innere Einheit nicht minder wie durch Festhaltung der Kontinuität mit der kirchlichen Vergangenheit und häufig auch in der gelehrten Kenntnis der letztern der protestantischen überlegen. Aber die protestantische T. zog ihre Kraft aus den auf Entfesselung der Subjektivität gerichteten Tendenzen der Zeit, und ihre religiösen Prinzipien erlaubten eine fortwährende Verjüngung der theol. Wissenschaft, während die Stärke des Katholizismus nur in der Bestreitung der Inkonsequenzen des altprot. Standpunktes lag. Dieselbe geistige Bewegung, welche in der Reformationszeit das Recht der religiösen Subjektivität gegenüber den Satzungen und Traditionen der Kirche zur Geltung brachte, führte in ihrem weitern Verlauf dazu, das wissenschaftliche Denken auf einem Gebiet nach dem andern von den bisherigen Fesseln zu befreien. Seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrh. sah sich die protestantische T. überall zur Defensive gedrängt. Nachdem der Pietismus (s. d.) das orthodoxe Dogma erweicht, die Wolffsche Philosophie es nur scheinbar und vorübergehend befestigt hatte, zog gegen Ende des Jahrhunderts der Geist der Aufklärung auch in die theol. Schulen ein. Es entbrannte der Kampf um die alten Autoritäten der Kirche und die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift, um die Notwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung und einer übernatürlichen Beglaubigung derselben durch Wunder und Weissagungen. Gleichzeitig arbeiteten die neuerwachten exegetischen und histor.-kritischen Studien der philos. Aufklärung in die Hände und schärften das Auge für die menschliche Entstehung der biblischen Bücher, für den natürlichen Hergang der Wunderbegebenheiten, für den lokalen und temporellen Charakter zahlreicher im Alten und Neuen Testament enthaltenen Vorstellungen. Während der Supernaturalismus (s. d.) die Autorität der biblischen Offenbarung und die Glaubwürdigkeit der Wunder mühsam zu verteidigen suchte, gewann seit Semler (s. d.) der Rationalismus (s. d.) die Oberhand, welcher eine übernatürliche Offenbarung nur für möglich, aber unerweisbar erklärte, und den Inhalt derselben jedenfalls auf das auch der natürlichen Vernunft einleuchtende Gebiet der allgemein moralischen Wahrheiten beschränkte. Die notwendige Konsequenz dieses Standpunktes war die Unterscheidung zwischen dem Wesen und der geschichtlichen Erscheinung der christl. Religion, von denen jenes durch philos., diese durch histor.-kritische Forschung auszumitteln sei. Einmal von den alten Autoritäten erlöst, begann auch in der T. das denkende Subjekt seine unveräußerlichen Rechte zurückzufordern und das kirchliche Dogma wie jedes andere Lehrsystem, die biblischen Urkunden wie alle andern Geschichtsquellen zu prüfen. Hatte die T. früher der Philosophie nur einen formellen oder methodischen Wert, aber weder ein konstitutives, noch ein kritisches Ansehen in Glaubenssachen eingeräumt, so mußte jetzt das dogmatische System sich bald eine kritische, bald eine spekulative Bearbeitung nach Kantschen, Fichteschen, Schellingschen, Hegelschen Grundsätzen gefallen lassen. Die Kantianer setzten das Wesentliche der christl. Religion in ihren moralischen Gehalt und in die sog. Postulate der praktischen Vernunft, die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit; die Fichtesche Schule in den Glauben an eine moralische Weltordnung, während die spekulative Theologie unter den Einflüssen Schellings und Hegels gerade in den geheimnisvollen Dogmen der Kirche, den Lehren von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes, der Versöhnung, der Offenbarung, dem innern Geisteszeugnis u. s. w., sinnliche Hüllen philos. Wahrheiten sah. Bei aller meist mehr scheinbaren als wirklichen Annäherung an das altkirchliche Dogma stand diese T. völlig auf dem Boden der modernen Weltanschauung, die das Göttliche und Ewige der Welt und dem Menschen nicht äußerlich gegenüberstellt, sondern in seiner Immanenz, in Natur und Geschichte zu begreifen suchte.

Auch Schleiermacher, welcher zuerst wieder der Religion ein selbständiges Gebiet gegenüber dem sittlichen Handeln und dem philos. Denken zu sichern wußte, suchte dieses Gebiet nicht in einer jenseitigen Welt, aus welcher uns übernatürliche Belehrungen zugeflossen seien, sondern in dem innersten Wesen des Menschengeistes und seinem Verhältnis unbedingter Abhängigkeit von dem unendlichen Grunde alles endlichen Daseins, und beschrieb die kirchlichen Dogmen als Reflexionen über innere Gemütszustände des Menschen, in denen niemals das Göttliche als ein direktes Objekt theoretischer Erkenntnis, sondern nur immer indirekt in seiner Beziehung auf unser frommes Selbstbewußtsein gesetzt sei. Indessen hatte die Verflüchtigung des religiösen Gehalts durch die philos. Schulen eine Reaktion des frommen Gefühls erzeugt, welche, durch die allgemeinen Restaurationstendenzen seit dem J. 1815 begünstigt, den ältern Autoritätsglauben von neuem erweckte und von biblischer «Gläubigkeit» bald genug zu orthodoxer Rechtgläubigkeit fortschritt. Trotz des auf ihr lastenden Drucks hat jedoch die theol. Wissenschaft niemals gefeiert und auf dem durch Schleiermacher angebahnten Wege den ewigen Gehalt des religiösen Bewußtseins, unbekümmert um verlebte Autoritäten, mit den geistigen Bildungsmitteln der Gegenwart und im Einklang mit der modernen Weltanschauung denkend reproduziert, während gleichzeitig ihre histor.-kritischen Untersuchungen über die Urzeit der christl. Kirche, die Person Christi und ihre heilige Litteratur bereits ein echt menschliches und geschichtliches Verständnis derselben ermöglicht haben. Vgl. Karl Schwarz, «Zur Geschichte der neuesten T.» (Lpz. 1856; 4. Aufl. 1868).

Theomantie (grch.), im Altertum die Wahrsagung zukünftiger Dinge durch göttliche Eingebung.

Theon hieß ein neuplatonischer Philosoph aus Smyrna, zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., der die Werke des Platon mit Hilfe seiner mathem. Kenntnisse in einer besondern Schrift erläuterte, deren einer Teil von Bulliald (Par. 1644) und Gelder (Leid. 1827) herausgegeben wurde. Der andere

Teil, dessen Inhalt großenteils einem Peripatetiker Adrastus entlehnt ist, wurde unter dem Titel «De astronomia» von Martin (Par. 1849) herausgegeben; das Ganze von Hiller: «Theonis Sm., philosophi Platonici, expositio rerum mathematicar. ad legendum Platonem utilium» (Lpz. 1878).

Theon, alexandrinischer Mathematiker und Astronom, Vater der Hypatia (s. d.), der 365 n. Chr. eine Sonnenfinsternis beobachtet und beschrieben hat, gab die Elemente des Euklides (s. d.) heraus und verfaßte einen Kommentar zu dem «Almagest» des Ptolemäus (s. d.). Einen Teil desselben hat Halma (2 Bde., Par. 1821—23) mit franz. Übersetzung herausgegeben.

Theon (Älius), alexandrinischer Rhetor, vielleicht zu Anfang des 4. Jahrh. n. Chr., verfaßte «Progymnasmata», eine für jene Zeit wegen ihrer Kürze, Bestimmtheit und Deutlichkeit gewiß sehr brauchbare Anleitung, die von Walz in den «Rhetores Graeci» (Bd. 1, Stuttg. 1832), von Finckh (Stuttg. 1834) und von Spengel im 2. Bande der «Rhetores Graeci» bearbeitet worden ist.

Theopaschiten, s. Monarchianer.

Theophanes, mit dem Beinamen Isauricus oder Confessor, byzant. Historiker, geb. um 758 in Konstantinopel, bekleidete mehrere Hofämter, wurde dann aber Mönch und später Vorsteher eines Klosters in Bithynien. Als Bilderverehrer von Kaiser Leo V. verbannt, starb er 817 in Samothrake. Er schrieb eine Fortsetzung der Chronographie des Synkellos (herausg. von Classen und Becker, 2 Bde., Bonn 1839—41).

Theophanie (grch., d. i. Erscheinung Gottes), in der christl. Kirche das Fest der Erscheinung Christi, also soviel wie Epiphania (s. d.).

Theophano oder Theophania, Tochter des byzant. Kaisers Romanus II., wurde, nachdem frühere Versuche des Kaisers Otto I., für seinen Sohn Otto II. die Hand einer byzant. Kaisertochter zu erlangen, trotz der Geschicklichkeit seines Gesandten, des berühmten Bischofs Liudprand von Cremona, gescheitert waren, 971 dem Bischof zugesagt und 19. April 972 mit Otto II. vermählt. Eine hochgebildete Frau, brachte sie die feinere Kultur des Südens, aber auch die Neigung zu byzant. Pracht und Ceremonie an den deutschen Hof, und ihr Einfluß hat in beiden Beziehungen stark auf ihren Sohn Otto III. eingewirkt, obwohl sie schon 15. Juni 991 starb. Auch ihre Töchter Adelheid, Äbtissin zu Quedlinburg, und Sophie, Äbtissin von Gandersheim, sind durch Pflege höherer Bildung ausgezeichnet. Eine dritte Tochter, Mathilde, heiratete den rhein. Pfalzgrafen Ezzo.

Theophilanthropen (grch., Gottes- und Menschenfreunde), eine deistische Religionsgesellschaft in Frankreich, welche sich Ende 1796 in Paris zur Erhaltung der Religion bildete. Das Direktorium räumte ihnen 10 Kirchen in Paris ein; jedoch Napoleon I. verbot 1802 den T. den Kultus in den Kirchen wieder, worauf die Gesellschaft bald erlosch. Vgl. Grégoire, «Geschichte des Theophilanthropismus» (Hannov. 1806).

Theophilus, Vorläufer des Dr. Faust, war nach der Legende Vizedominus oder Bistumsverweser zu Adana in Cilicien. Nach dem Tode seines Bischofs einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt, schlug er aus Bescheidenheit die ihm zugedachte Ehre aus, ward aber bald danach auf Anstiften von Verleumdern durch den neuen Bischof auch seines frühern Amts entsetzt. Da suchte er Hilfe bei einem zauberkundigen Juden, der ihn bei Nacht in eine Versammlung von Teufeln führte, deren Oberster ihn Christus und Maria verleugnen und eine Verschreibung seiner Seele ausstellen ließ. Infolge dessen am nächsten Morgen von dem Bischof wiederum in seine Würden eingesetzt, nahm T. nun ein übermütiges, herrisches Betragen an. Doch bald kam ihm die Reue, und durch 40tägiges Fasten und Beten bewog er Maria, daß sie bei ihrem Sohne sich für ihn verwendete und dem Teufel den Brief wieder abnahm, den sie dem Reumütigen, als er ermattet in der Kirche eingeschlafen war, auf die Brust legte. Darauf erzählte T. öffentlich sein Verbrechen und die Gnade der heil. Jungfrau und starb am dritten Tage. Diese Legende, deren griech. Ursprung auf einen gänzlich unbekannten Eutychianus zurückgeführt wird, kam während des 10. Jahrh. durch einen ebenfalls unbekannten neapolit. Priester Paulus ins Abendland, wo sie sich sehr rasch und weit verbreitete. Noch während des 10. Jahrh. begegnet man einer Bearbeitung in lat. Versen unter den Werken der Nonne Roswitha (s. d.), und noch vorzüglicher behandelte sie in lat. Versen der 1123 gestorbene Bischof von Rennes, Marbod. Auch franz., deutsche und niederländ. Bearbeitungen der Legende gibt es. Dramatisch ward die Legende zuerst französisch bearbeitet durch Rutebeuf, dann wiederholt während des 14. und 15. Jahrh. in niederdeutscher Sprache. Bildlich ist sie in franz. Kirchen dargestellt. Mit dem 16. Jahrh. scheint sie zu verschwinden.

Theophilus, Bischof von Antiochien, nach den Angaben der Eusebianischen Chronik 169—177. Unter seinem Namen ist eine an einen gewissen Autolykus gerichtete Schutzschrift für das Christentum in drei Büchern erhalten, welche wichtige chronol. Notizen enthält. Das dritte Buch ist nicht vor 181 geschrieben; wenn T. also wirklich der Verfasser ist, so ist die Zeitbestimmung der Chronik falsch. Außerdem wird ihm ein Kommentar zu den Evangelien zugeschrieben, von welchem Hieronymus einige Fragmente überliefert hat. Aber der noch erhaltene lat. Kommentar, der ursprünglich den Namen eines ganz andern Theophilus (von Alexandria) führt, ist sicher unecht und eine wertlose Kompilation aus dem 6. Jahrh. Die unter dem Namen des T. vorhandenen Schriften hat Otto herausgegeben («Corpus apologetarum T. VIII», Jena 1861). Vgl. Zahn, «Der Evangelienkommentar des Theophilus von Antiochien (Erlangen 1883), und gegen ihn Harnack, «Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Litteratur» (Lpz. 1883).

Theophrastus, griech. Philosoph, geb. um 372 v. Chr. zu Eresos auf der Insel Lesbos, erhielt hier eine vortreffliche Erziehung und kam dann nach Athen, wo er zuerst ein Schüler des Plato, darauf des Aristoteles wurde. Aristoteles bestimmte ihn wegen seiner wissenschaftlichen und rhetorischen Begabung zu seinem Nachfolger als Haupt der Peripatetischen Schule. In dieser Stellung, welche er 35 Jahre lang, bis zu seinem Tode (287 v. Chr.), bekleidete, erlangte T. einen so hohen Ruf, daß er 2000 Schüler gehabt haben soll. Sein Ruhm verbreitete sich auch ins Ausland, und er erhielt Einladungen von Ptolemäus nach Ägypten und von Kassander nach Macedonien. Er war Verfasser einer großen Anzahl dialektischer, metaphysischer, moralischer und physik. Schriften; Diogenes zählt

deren an 200 auf. Über den Inhalt derselben läßt sich bei ihrem fast gänzlichen Verlust kein bestimmtes Urteil fällen. Man kann jedoch annehmen, daß T. bemüht gewesen, die Lehren des Aristoteles systematisch darzustellen; auch läßt seine Naturgeschichte der Pflanzen voraussetzen, daß ein Teil seiner Bemühungen, im Sinne des Aristoteles, auf positive Kenntnis der Natur gerichtet gewesen. Was man von seinen philos. Lehren weiß, bezieht sich zum Teil auf spezielle Ausführung der logischen und ethischen Theorien des Aristoteles, zum Teil auf die Entwickelung einiger Konsequenzen, die in den Aristotelischen Begriffen lagen; so z. B. seine Neigung, alle Veränderungen der materiellen und geistigen Welt auf Bewegung zurückzuführen. Die bekannteste seiner noch erhaltenen Schriften hat den Titel «Ethici characteres» (Sittengemälde), meist in das Komische gezeichnet und in dieser Gestalt vielleicht nicht von ihm selbst. Außerdem hat man von T. noch naturhistor. Werke, unter welchen die «Naturgeschichte der Gewächse» das bedeutendste ist, und ein Fragment über Metaphysik, welches der Bekkerschen Ausgabe von Aristoteles' Metaphysik (Berl. 1823) beigedruckt ist. Die Hauptausgaben seiner Werke sind die von Schneider (5 Bde., Lpz. 1818—21) und von Wimmer (Bresl. 1842; Lpz. 1854; Par. 1866). Unter den vielen Ausgaben der «Charaktere» sind die von Ast (Lpz. 1816), Foß (Lpz. 1858) und Petersen (Lpz. 1859), unter den deutschen Übertragungen die von Rommel (Prenzlau 1816) und Schnitzer (Stuttg. 1859) hervorzuheben. Vgl. Usener, «Analecta Theophrastea» (Lpz. 1858); Bernays, «T.' Schrift über die Frömmigkeit» (Berl. 1866).

Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus.

Theophylakt, byzant. Schrifterklärer, wahrscheinlich aus Euböa gebürtig, war Prinzenerzieher in Konstantinopel, um 1078 Erzbischof von Ochrida im Bulgarischen Reich und starb nach dem J. 1107. Seine Schrifterklärungen, namentlich der Schriften des Neuen Testaments, gehören zum Besten, was das Mittelalter auf diesem Gebiet leistete; sein Verfahren schließt sich dem Text mit Genauigkeit an und die Präcision seiner Auslegung, sowie die Feinheit vieler Bemerkungen machen seine Kommentare noch heute des Nachschlagens würdig. Eine Gesamtausgabe der Werke mit einer Einleitung über T.s Leben, Schriften und Lehre lieferte Maria de Rubeis (3 Bde., Veneb. 1754—1758).

Theopneustie (grch.), göttliche Eingebung, Inspiration.

Theopompos, griech. Geschichtschreiber, war um 380 v. Chr. auf der Insel Chios geboren, mußte aber diese seine Heimat schon als zweijähriger Knabe verlassen, da sein Vater Damasistratos, ein reicher Mann sehr vornehmen Geschlechts, wegen seiner lakonischen Gesinnung verbannt wurde. Als Jüngling ging T. nach Athen und hörte den als Lehrer der Beredsamkeit berühmten Isokrates, trat auch zunächst in verschiedenen Teilen Griechenlands und Kleinasiens als Kunstredner auf, widmete sich aber in reiferm Alter auf Rat des Isokrates ganz der Geschichtschreibung, die bei aristokratischer Färbung und großer Tadelsucht eine gegen Athen feindliche Tendenz zeigte. Im J. 334 v. Chr. wurde ihm durch Vermittelung Alexanders d. Gr. die Rückkehr in seine Heimat gestattet, aber bald nach Alexanders Tode wurde er wieder vertrieben und ging nach kürzerm Aufenthalt an verschiedenen Orten nach Ägypten, wo er anfangs nur durch die Fürsprache einiger Freunde vor der Feindseligkeit des Königs Ptolemäos I. geschützt wurde, dann aber ruhig sein Leben beschlossen zu haben scheint. Seine Hauptwerke waren die «Hellenica», in 12 Büchern, eine Fortsetzung des Geschichtswerks des Thucydides, welche die J. 411—394 v. Chr. umfaßte, und die «Philippica», in 58 Büchern, welche die Geschichte aller griech. Staaten während der Regierung König Philipps II. von Macedonien (360—336 v. Chr.) darstellten. Die Fragmente dieser Werke sammelten Eysson Wichers (Leid. 1829) und C. Müller («Fragmenta historicorum Graecorum», Bd. 1, Par. 1841).

Theopompos, attischer Komödiendichter, ein jüngerer Zeitgenosse des Aristophanes, von welchem noch die Titel von 20 Komödien und einige wenige Fragmente (gesammelt bei Meineke, «Fragmenta comicorum Graecorum» [Bd. 2, Berl. 1840; kleine Ausg. 1847], und bei Bothe [Par. 1855]) erhalten sind. Vgl. Bünger, «Theopompea» (Straßb. 1874).

Theopsie (grch.), das Sichtbarwerden, Erscheinen Gottes, der oder einer Gottheit.

Theorbe (ital. Tiorba), ein jetzt außer Gebrauch gekommenes Saiteninstrument von 14—16 Saiten, dessen man sich vom 16. bis 18. Jahrh. vielfach neben dem Klavier oder statt desselben zur Begleitung des Gesangs bediente und welches als Soloinstrument bei den Hofdamen Ludwigs XIV. sehr beliebt war. Die T. ist eine Gattung der Laute, von der sie sich nur durch einen längern Hals und durch tiefere Saiten unterscheidet. Nach dem Zeugnisse des Arteaga soll ein Italiener Bardella um die Mitte des 16. Jahrh. die T. erfunden haben.

Theorem, s. Lehrsatz.

Theorie (grch.) heißt wissenschaftliche Erkenntnis, einerseits im Gegensatz zur Erfahrung (Empirie), andererseits zur Praxis. In der erstern Beziehung strebt jede T. nach einer denkenden Einsicht in das Wesen, die Ursachen, Gesetze und den Zusammenhang dessen, was die Erfahrung im einzelnen zeigt. Nur in wenigen Fällen ist es bis jetzt gelungen, aus dem Gegebenen mit Notwendigkeit genügende T. abzuleiten. Wo dies nicht der Fall ist, bleibt die T. mehr oder weniger Hypothese (s. d.), welche durch neue Erfahrungen widerlegt werden kann. Der Grundgedanke, auf welchem die T. ruht, wird ihr Prinzip (s. d.) genannt. Sie selbst besteht in der Nachweisung, daß die Folgen, welche sich für das Denken aus dem Prinzip ergeben, mit den thatsächlich vorliegenden Erscheinungen zusammenstimmen; daher ist die Vergleichung mit der Erfahrung der Prüfstein jeder T. Im Gegensatz zur Praxis (s. d.) bezeichnet T. zunächst die bloße Erkenntnis ohne die Absicht der Anwendung derselben zu gewissen Zwecken. Da die Bedingungen der Anwendung einer T. auf bestimmte Zwecke oft sehr mannigfaltig und verwickelt sind, so sagt man oft: es sei etwas in der T. (in thesi) wahr, in der Praxis aber (in praxi) falsch. In solchen Fällen bezieht sich die Falschheit der T. nicht auf sie selbst, sondern auf die ungünstigen Umstände der Gegenwart, in der es noch an den nötigen Bedingungen fehlt, um die an sich richtige T. sogleich vollständig ins Werk setzen zu können. Vgl. Kant, «Über den Gemeinspruch: das mag in der T. richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis» (1793).

Theosophie (grch.), der Wortbedeutung nach soviel als Erkenntnis Gottes und göttlicher Dinge, wird gewöhnlich im Sinne eines auf unmittelbarer innerer Anschauung beruhenden Spekulierens über

die übersinnliche Welt gebraucht. Die Theosophen unterscheiden sich daher von den Philosophen weniger durch den Gegenstand ihres Nachdenkens, als vielmehr durch die Methode, da bei ihnen statt des geordneten Denkens die Thätigkeit der Phantasie und die den klaren Gedanken überwältigende Innigkeit der religiösen Empfindung überwiegt. Häufig berufen sich die Theosophen auf eine unmittelbare göttliche Erleuchtung, welche ihnen durch eine mystische Vereinigung mit der Gottheit zuteil werde. Die Heimat theosophischer Spekulationen war im Altertume der phantastische Orient. In der großen geistigen Gärung der ersten Jahrhunderte nach Christus teilte sich der phantastisch-theosophische Zug nicht nur christl. Denkern, sondern auch griech. Philosophen mit, da der überströmende Reichtum der innern Anschauungen sich nur in bildlich-sinnlicher Hülle aussprechen, nicht aber auf wissenschaftliche Begriffe zurückführen lassen wollte. Daher ist nicht nur der christl. Gnostizismus, sondern auch der Neuplatonismus durchaus theosophisch. In neuerer Zeit wurden nach verwandten Erscheinungen im Mittelalter, besonders infolge der in der Reformationszeit angebrochenen geistigen Bewegung, theosophische Ideen in reicher Fülle erzeugt, schon unter den «Täufern» des 16. Jahrh., und bei Kaspar Schwenkfeld (s. d.), später bei Val. Weigel, Jakob Böhme, Swedenborg u. a. Von der Mystik unterscheidet sich die T. dadurch, daß sie immer in der Form eines Systems oder einer zusammenhängenden Weltanschauung auftritt.

Theotókos (grch.), Gottgebärerin, Beiname der Maria, der Mutter Jesu.

Theoxenien (grch.), Götterbewirtung, ein im alten Griechenland in mehrern Gegenden gefeiertes Fest, an welchem neben der Hauptgottheit auch sämtliche übrigen Götter gleichsam als Gäste derselben gefeiert wurden.

Thera oder Thira, cykladische Insel, s. Santorin.

Theramḗnes, athen. Feldherr und Staatsmann, zugleich nicht unbedeutend als Redner, ein Schüler des Prodikos, gehört zu den problematischen Charakteren, die im letzten Abschnitte des Peloponnesischen Kriegs, 413—404 v. Chr., hervortraten. Zuerst erscheint er als Teilnehmer an den Bewegungen, welche (411 v. Chr.) von einem Teil des Heeres der bei Samos liegenden Flotte ausgingen, von da nach Athen sich verbreiteten. Hier unterstützte T. anfangs die Oligarchie und die Einsetzung des Rats der Vierhundert. Als dann aber auf Antrieb des Thrasybul das Heer bei Samos für Beibehaltung der Demokratie sich erklärte und den Alcibiades (s. d.) zurückrief, half T. (im Juni 411) bei der Vertreibung der schroffen Elemente der Oligarchie vorzugsweise eifrig. Besonders unvorteilhaft erscheint sein Benehmen in dem Prozeß gegen die Feldherren, welche die Schlacht bei den Arginusen (406 v. Chr.) gewonnen, aber nicht vermocht hatten, die Schiffbrüchigen zu retten. Er trat als Ankläger auf, obwohl gerade er mit einem andern Kapitän den Auftrag, die Rettung zu bewirken, gehabt hatte, dessen Ausführung sich als unmöglich erwies. Auch bei der Abschließung des Friedens, der den Peloponnesischen Krieg beendigte, spielte er (404) eine sehr schlechte Rolle. Als einer der Dreißig Tyrannen drang er, in der Absicht, an der Spitze einer gemäßigtern Partei die extreme zu stürzen, auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dadurch erregte er den Verdacht des Kritias und mußte, von diesem gestürzt, zu Ende des J. 404 den Giftbecher leeren, dessen letzten Tropfen er mit den Worten ausspritzte: «Dem schönen Kritias!» Sein zweideutiges Hin- und Herschwanken zu verschiedenen Parteien verschaffte ihm den Spottnamen Kothurn, weil dieser an beide Füße paßt. Vgl. Pöhlig, «Der Athener T.» (aus den Supplementheften zu den «Jahrbüchern für klassische Philologie», Lpz. 1877), der T., schwerlich mit Recht, in günstigerm Lichte erscheinen läßt.

Therapeuten (grch., d. i. Diener Gottes), der Name einer angeblich den Essäern (s. d.) verwandten jüd. Sekte, welche in der Umgegend von Alexandria gelebt haben soll. Neuere Forschungen haben jedoch festgestellt, daß die angebliche Schrift Philos: «De vita contemplativa», welche das einzige Zeugnis über die T. enthält, erst später zur Verherrlichung des christl. Mönchtums untergeschoben ist. Vgl. Lucius, «Die T. und ihre Stellung in der Geschichte der Ascese» (Straßb. 1880).

Therapia, Ortschaft bei Konstantinopel (s. d.).

Therapie oder Therapeutik (grch.), die Lehre von der mediz. Behandlung, Verhütung und Linderung der Krankheiten, von dem ärztlichen Verfahren überhaupt (daher auch Jaterie, Jatrik, d. h. Ärztekunst, genannt). Man unterscheidet eine allgemeine und eine besondere T. Letztere lehrt das von dem Arzte bei einzelnen Krankheitsformen einzuschlagende Verfahren, erstere enthält die auf alle oder auf viele Krankheiten anwendbaren, überhaupt jedem ärztlichen Verfahren zu Grunde zu legenden Regeln. Sonach lehrt die allgemeine Therapie hauptsächlich, auf welche Art man durch Untersuchung des Kranken, Diagnose und Kenntnis des natürlichen Verlaufs der Übel die Heilanzeigen findet, und welche Mittel im allgemeinen zur Erfüllung der Heilanzeigen dienen können. Die spezielle Therapie zeigt das Verfahren bei den einzelnen Krankheiten in ihren verschiedenen Arten und Formen und geht sodann in der Klinik (s. d.) zu der Behandlung der einzelnen Krankheitsfälle über. Als Schlußstein der gesamten praktischen Medizin stützt sich natürlich die T. auf das ganze übrige Gebäude dieser Wissenschaft und ist sonach in ihrer Geschichte mit jener innig verbunden. Jedes mediz. System schließt sich folgerecht mit einer seinen Voraussetzungen entsprechenden T. und findet in dem Werte derselben seine eigene Beurteilung. Da bisher noch kein einziges solches System eine durchgängig untrügliche T. entwickelt hat, so zieht der rationelle Arzt außer diesem auch die Erfahrung zu Hilfe und berücksichtigt daneben auch noch die Individualität des Kranken (Eklektizismus, praktischer Takt). Die Zahl der Lehrbücher der allgemeinen wie der speziellen T. ist ungemein groß. Über allgemeine T. schrieben neuerdings Richter, Ruete, Schüßler, Hoffmann, Ziemßen u. a. Die spezielle T. wird der Natur der Sache gemäß stets mit der speziellen Pathologie verbunden; hierher gehören die neuern deutschen Werke von Wunderlich, Virchow, Lebert, Niemeyer, Ziemßen, Gerhardt, Liebermeister, Strümpell, Jürgensen u. a. Über die Geschichte der T. vgl. Petersen, «Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medizinischen T.» (Kopenh. 1877).

Therasia, cykladische Insel, s. Santorin.

Theremin (Ludw. Friedr. Franz), prot. Theolog und Kanzelredner, geb. 19. März 1783 zu Gramzow in der Uckermark, studierte in Halle und

Genf, wurde 1810 Nachfolger Ancillons an der Werderſchen Kirche zu Berlin und 1815 Hof- und Domprediger. Seit 1824 zugleich Oberkonſiſtorialrat und geiſtlicher Miniſterialrat und ſeit 1840 Honorarprofeſſor an der Univerſität, ſtarb er 26. Sept. 1846. Die Regeln, die er in dem Werke «Die Beredſamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer ſyſtematiſchen Rhetorik» (Berl. 1814; 2. Aufl. 1837) aufſtellt, befolgte er ſelbſt, ſowohl in ſeinem «Kreuz Chriſti, Predigten» (9 Bde., Berl. 1817—41), als in den «Abendſtunden» (3 Bde., Berl. 1833—39; 3. Aufl. 1845) und vor allem in «Adalberts Bekenntniſſen» (Berl. 1828; 2. Aufl. 1835).

Thereſe, Pſeudonym Thereſe von Lützows (ſ. d.).

Thereſe von Jeſu, die Heilige, berühmte ſpan. Schriftſtellerin, geb. 28. März 1515 zu Avila in Altcaſtilien aus adeligem Geſchlecht, vom 20. bis 47. Jahre Karmeliternonne, zeichnete ſich durch Frömmigkeit und ſittliche Reinheit ſo ſehr aus, daß ſie erleſen ward, den Orden in ſeiner urſprünglichen Strenge wiederherzuſtellen, worauf ſie wieder 20 Jahre als Muſter gläubiger Hingebung den von ihr reformierten zahlreichen Nonnenklöſtern der unbeſchuhten Karmeliterinnen vorſtand. Sie ſtarb in dem Kloſter zu Alba de Liſte in Altcaſtilien 4. Okt. 1582. T., eine außergewöhnliche Frau von hohen Geiſtesgaben, glühender Phantaſie und hinreißender Beredſamkeit, gehört ſchon als Dichterin und Stiliſtin zu den merkwürdigſten Frauen aller Zeiten. Unter ihren Werken ſind außer zahlreichen Briefen und Gedichten beſonders hervorzuheben die unter dem Titel «Discorso ó relacion de su vida» (1562) verfaßte Selbſtbiographie, ferner «El camino de la perfeccion» (1567), für die ihrer Leitung anvertrauten Nonnen abgefaßt und noch bei ihren Lebzeiten gedruckt und endlich ganz beſonders ihre «Seelenburg» («El castillo interior, ó las moradas», 1577), ihr berühmteſtes Buch myſtiſchen Inhalts, worin ſie ſchildert, wie ſich die Seele aus ſich ſelbſt ſtufenweiſe bis in den ſiebenten Himmel, das Himmelsſchloß ihres Bräutigams Chriſtus, erheben kann. Ihre Schriften, deren Originale auf Befehl Philipps II. in der Bibliothek des Escorial aufbewahrt werden, ſind zuerſt im Druck herausgegeben worden zu Salamanca 1587, zuletzt von Ochoa in deſſen «Tesoro de las obras misticas ó religiosas de Santa-T. de Jesus, etc.» (Par. 1847). Die Briefe finden ſich am vollſtändigſten in der madrider Geſamtausgabe von 1793. Ihre Werke ſind faſt in alle Sprachen Europas überſetzt worden; in die deutſche von Schwab (3. Aufl., 5 Bde., Regensb. 1870) und Clarus (3 Bde., Regensb. 1855). Vgl. Hennes, «Das Leben der heiligen T.» (2. Aufl., Frankf. 1866); M. Trench, «The life of S. T.» (Lond. 1875); Hefele, «Die heilige T.» (Regensb. 1882); de San, «Étude sur Ste.-T.» (Par. 1886); Pingsmann, «Sta.-Teresa de Jesus» (Köln 1886).

Thereſien-Orden, ein von der Königin Thereſe von Bayern 12. Dez. 1827 geſtifteter adeliger Damenorden. Derſelbe iſt einerſeits zur Unterſtützung durch Präbenden von 12 dem eingeborenen und ſtiftsfähigen Adel Bayerns angehörenden unverheirateten Damen, andererſeits für ſog. Ehrendamen (auch Ausländerinnen) in unbeſchränkter Anzahl beſtimmt. Die Damen des Ordens haben am königl. bayr. Hofe den Rang der Kammerherrenfrauen. Sein Ehrenzeichen beſteht in einem hellblau mit weißem Rande emaillierten goldenen Kreuz, auf deſſen weißem Medaillon innerhalb eines Rautenkranzes der goldene Buchſtabe T erſcheint. Auf der Kehrſeite ſteht das Stiftungsjahr 1827 und die Umſchrift «Unſer Erdenleben ſei Glaube an das Ewige». Zwiſchen den vier Kreuzarmen liegt je eine blauweiße bayr. Wecke. Das von goldener Königskrone überragte Kreuz wird an einem mit zwei hellblauen Streifen eingefaßten weißen Bande an der linken Bruſt getragen.

Thereſienſtadt (ſlaw. Terezin), Stadt und Feſtung in der Bezirkshauptmannſchaft Leitmeritz des Königreichs Böhmen, Station der Linie Wien-Bodenbach der Öſterreichiſch-Ungariſchen Staatsbahnen, auf beiden Seiten der Eger unweit der Mündung dieſes Fluſſes in die Elbe gelegen und bis zur Elbe hinüberreichend, in einer überaus fruchtbaren, obſtreichen Gegend, das Böhmiſche Paradies genannt, hat (1880) eine Civileinwohnerſchaft von 2689 Seelen, zur Hälfte deutſcher und czech. Nationalität; mit Militär beträgt die Zahl der Einwohner 7014. Der Ort iſt als ein Hauptwaffenplatz für Böhmen und als Kriegslager, in welchem 16000 Mann bequem Platz finden können, von Bedeutung. Die weitläufigen Feſtungswerke können durch den an der linken Seite der Eger gegrabenen Ausfluß unter Waſſer geſetzt werden, mittels Schleuſen, die durch eine Citadelle gedeckt ſind. T. wurde an der Stelle des raſierten Dorfs Kopiſt von der Kaiſerin Maria Thereſia, die ihm den Namen gab, 1780 gegründet und von Joſeph II., der 10. Okt. 1780 den Grundſtein legte, zu einer königl. Freiſtadt erhoben. Im Deutſchen Kriege von 1866 geſchah aus der Feſtung T. noch 28. Juli ein Ausfall gegen die preuß. Rückzugslinie, indem der öſterr. Kommandant von dem Waffenſtillſtandsabſchluß vom 26. Juli in Unkenntnis gelaſſen worden war.

Thereſienſtadt oder **Thereſiopel**, auch **Maria-Thereſiopel** (ungar. Szent-Maria-Szabadka), königl. Freiſtadt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, in der großen Ebene zwiſchen Donau und Theiß, unweit des an roher Soda reichen Palitſcherſees, Station der Linien Budapeſt-Semlin und Szegedin-Eſſek der Ungariſchen Staatsbahnen. Die Stadt zählt (1880) 61367 E., darunter viele Raizen, iſt weitläufig gebaut und hat mehrere anſehnliche Gebäude, wie die Hauptkirche St. Thereſia, die Franziskanerkirche, die ſchöne griech. Kirche, das kath. Gymnaſium, das Stadthaus und die große Kaſerne. Außer Gerberei und Stiefelmanufaktur, Leinweberei und Färberei treibt die Bevölkerung beſonders Landwirtſchaft, namentlich Tabaksbau, Obſtbau und Viehzucht, ſowie ſtarken Handel mit Pferden, Hornvieh, Schafen, rohen Häuten und Wolle.

Thereſiopel, ſ. Thereſienſtadt.

Therezina, die Hauptſtadt der braſil. Provinz Piauhy (ſ. d.).

Theriak, ein berühmtes Gegengift in Form einer Latwerge oder eines Elektuariums, wurde von Andromachus aus Kreta, dem Leibarzt des Kaiſers Nero, zuſammengeſetzt und in einem Gedicht beſchrieben, welches uns durch Galen in ſeiner Schrift «De antidotis» aufbewahrt worden iſt. Dieſes T. iſt eine Zuſammenſetzung von faſt 70 Arzneimitteln, deren einige ganz unwirkſam, andere in ihrer Wirkung ſich aufheben. Doch hat er ſich bis in die neuere Zeit in Anſehen erhalten, und noch im 18. Jahrh. mußten ihn die Apotheker in Venedig, Holland, Frankreich mit gewiſſen

Feierlichkeiten im Beisein der Magistratspersonen zusammensetzen. Die Deutsche Pharmakopöe von 1872 hatte den T. unter dem Namen Electuarium Theriaca mit aufgenommen; nach derselben bestand er aus einem Gemisch von Honig, span. Wein, Opium, Enzianwurzel, Schlangenwurzel, Baldrianwurzel, Meerzwiebel, Zittwer, Zimt, Cardamomen, Myrrhe und Eisenvitriol; 100 Teile davon enthielten 1 Teil Opium. Durch die Pharmakopöe von 1882 ist der T. jedoch aus der Liste der offizinellen Arzneimittel gestrichen.

Thermae oder **Thermae Himeraeae**, Stadt in Sicilien, s. Termini.

Thermäischer Meerbusen, im Altertum Name des Golfs von Salonichi.

Thermen (vom grch. θέρμη) nennt man warme Quellen und warme Bäder. Als bei den Römern statt der frühern einfachen kalten und warmen Bäder (balinea und balineae), die, wie es scheint, Privatunternehmungen waren, größere öffentliche Badeanstalten auftamen, wandte man für diese den Namen T. an. Man begnügte sich aber dabei nicht mit der bloßen Badeeinrichtung, sondern verband mit diesen Anstalten noch weitläufige Anlagen zu Leibesübungen, zur Unterhaltung, zu Spaziergängen und wissenschaftlichen Vorträgen, auch Bibliotheken und Kunstsammlungen, und entfaltete hierin wie in der architektonischen Ausschmückung den reichsten Luxus. Zu Rom legte zuerst Agrippa solche T. zu unentgeltlicher Benutzung unter Augustus auf dem Marsfelde an. Ihm folgte ebenda Nero, dessen T. Alexander Severus erneuerte. Dann baute Titus auf dem Esquilin seine großen T., denen Trajan kleinere hinzufügte. Noch umfänglicher und prächtiger waren die von Caracalla südöstlich vom Aventin in der Piscina publica genannten Region angelegten T., die wieder durch die von Diocletian auf dem östlichsten Teile des Quirinal erbauten überboten wurden. Die letzte Anlage dieser Art waren die T. des Konstantin auf dem westlichsten Teile des Quirinal, von denen nur noch geringe Reste erhalten sind, während von denen des Titus, des Caracalla und des Diocletian noch sehr ausgedehnte Ruinen vorhanden sind. Für die Kenntnis der innern Einrichtung dieser Anlagen sind die drei Thermengebäude in Pompeji von großer Wichtigkeit. Auch in den Provinzen finden sich zahlreiche Reste von T., deren Gebrauch dem Römer ein unerläßliches Bedürfnis war: so in Frankreich, England, den Rhein-, Mosel- und Neckargegenden (Badenweiler, Trier u. a.), in den Donauprovinzen (Alt-Ofen u. a.), Afrika u. s. w. Über die Einrichtung der T. der Alten s. Bad. Vgl. Palladio, «Le terme dei Romani disegnate» (Vicenza 1785); Blouet, «Restauration des thermes d'Antonin Caracalla à Rome» (Par. 1828); Overbeck, «Pompeji» (4. Aufl., Lpz. 1884); Marquardt, «Privatleben der Römer» (2. Aufl., Lpz. 1886).

Thermia, cykladische Insel, s. Kythnos.

Thermidor, d. i. Hitzemonat, war im Kalender der franz. Republik der elfte Monat und dauerte vom 19. Juli bis zum 18. Aug. Berühmt ist der 9. T. des Jahres II (27. Juli 1794), an welchem durch Robespierres Sturz das Regiment des Terrorismus sein Ende nahm. Nach der Katastrophe nannte man die Sieger Thermidoristen. Vgl. «Souvenirs thermidoriens» (2 Bde., Par. 1844).

Thermobarometer, s. Barothermometer.

Thermocautère (frz.) oder **Thermocauter** (grch.), ein von Paquelin erfundenes Instrument zur Anwendung der Glühhitze bei chirurgischen Operationen, besteht aus einem hohlen Platinbrenner, welcher über einer Flamme bis zur Glühhitze erwärmt und sodann durch Benzindämpfe, die vermittelst eines Gummigebläses zugeführt werden, glühend erhalten wird.

Thermochemie handelt von den bei den chem. Prozessen und bei den Zustandsänderungen der Molekule stattfindenden Wärmetönungen. Während die letztern seit langer Zeit von Chemikern und Physikern genauer studiert sind, so von Ure, Regnault, Kopp, Andrews, hat man die Wärmewirkung der chem. Prozesse erst in neuerer Zeit genauern Untersuchungen unterzogen; wichtige hierauf bezügliche Arbeiten sind geliefert von Berthelot, Thomsen, Luginin, Stohmann u. a. Von der Litteratur ist zu erwähnen Berthelot, «Méchanique chimique» (2 Bde., Par. 1879); Thomsen, «Thermochemische Untersuchungen» (4 Bde., Lpz. 1882–86); Naumann, «Thermochemie» (Braunschw. 1882); Horstmann, «Theoretische Chemie einschließlich der Thermochemie» (Braunschw. 1885); Ditte, «Anorganische Chemie, gegründet auf die Thermochemie» (deutsch von Böttger, Berl. 1886).

Thermochrose oder **Diathermansie**, s. Diatherman.

Thermodynamik, s. Wärme.

Thermoelektricität (grch.), auch **Pyroelektricität** oder **Krystallelektricität** heißt die auf Krystallen beim Erwärmen und Erkalten hervortretende Elektricität, die man zuerst an nicht symmetrisch gebildeten Krystallen, wie Turmalin, Boracit u. s. w. wahrnahm, von der aber in neuester Zeit Hankel gezeigt hat, daß sie auch an den symmetrischen Krystallen, wie Topas, Schwerspat, Bragonit u. s. w., erzeugt wird. Während bei den erstern Krystallen die beiden unsymmetrisch ausgebildeten Enden einer Krystallachse entgegengesetzte Polarität besitzen, zeigen die symmetrisch ausgebildeten Enden einer solchen Achse dieselbe Polarität. Mit dem Namen der T. oder auch des Thermostroms bezeichnet man ferner insbesondere die von Seebeck (1822) entdeckte galvanische oder strömende Elektricität, welche in einem aus zwei gebogenen Streifen verschiedenartiger Metalle zusammengelöteten Kreise entsteht, wenn nur die eine der beiden Lötstellen erhitzt wird. Dieser Thermostrom ist von besonderer Wichtigkeit geworden, da er ein äußerst feines Mittel zur Messung der strahlenden Wärme geliefert hat, den sog. Thermomultiplikator oder die Melloniſche Säule (1833). Diese Säule besteht aus dergestalt aneinander gelöteten Antimon- und Wismutstäbchen, daß einerseits alle ungeraden und anderseits alle geraden Lötstellen nebeneinander liegen. Die Enden des ersten und letzten Metallstäbchens werden mit den Enddrähten eines Galvanometers (s. d.) oder elektromagnetischen Multiplikators verbunden. Läßt man dann auf die berußten Lötstellen der einen Seite Wärmestrahlen fallen, so entsteht durch die Erwärmung der getroffenen Lötstellen ein elektrischer Strom, welcher durch das Galvanometer angezeigt und gemessen wird. Solche Thermosäulen, welche ihren Strom einer konstanten Temperaturdifferenz (z. B. der Temperatur des Eises und des siedenden Wassers) verdanken, liefern konstante elektrische Ströme für die elektrischen

Messungen. Stärkere Thermosäulen haben Markus (1864), Noë (1870) und Clamond (1879) erfunden.

Thermograph, s. u. Thermometer.

Thermohypsometer, s. Barothermometer.

Thermohypsometrie, s. u. Höhenmessung.

Thermometer (grch.) oder Wärmegradmesser nennt man verschiedene physik. Instrumente zur Bestimmung des Wärmegrades, d. i. der Temperatur (s. d.). Die Einrichtung des T. gründet sich auf die Erfahrung, daß alle Körper, und zwar am stärksten die luftförmigen und dann die tropfbarflüssigen, durch die Wärme ausgedehnt werden, so, daß man die Größe dieser Ausdehnung zum Maße der Temperatur der Körper selbst machen kann. Die gewöhnlichsten T. bestehen aus einer engen, jedoch in ihrer ganzen Länge gleichweiten Glasröhre mit einer unten angeblasenen Kugel, welche nebst einem Teil der Röhre mit Quecksilber oder Weingeist gefüllt, dann oben luftleer gemacht und zugeschmolzen ist. Da sich das Quecksilber oder der Weingeist beim Erwärmen stärker ausdehnt und beim Erkalten stärker zusammenzieht als das Glas, so muß die Flüssigkeit in der engen Röhre des T. beim Erwärmen steigen und beim Erkalten fallen. Um dieses Steigen und Fallen an allen Orten und mit verschiedenen T. auf vergleichbare Weise messen zu können, hat man zwei feste Punkte (Fundamentalpunkte) an jedem T. angenommen, die gewissen, überall leicht wiederzufindenden Temperaturen entsprechen. Der eine derselben (der Gefrier-, Eis- oder Frostpunkt) wird bestimmt, indem man das T. in schmelzendes Eis oder besser Schnee, der andere (der Siedepunkt), indem man es in den Dampf des bei einem bestimmten Luftdrucke siedenden Wassers taucht und die Punkte auf der Röhre des T. markirt, wo das Quecksilber in beiden Fällen steht. Der Raum zwischen beiden Punkten wird dann in eine gewisse Anzahl gleicher Teile, Grade genannt, abgeteilt, welcher durch Striche auf der Röhre selbst oder auf einer neben ihr befestigten Skala angegeben werden. Mehrere solcher Grade von derselben Größe pflegt man dann auch noch oberhalb und unterhalb der Fundamentalpunkte aufzutragen. In der Art der Graduierung stimmen nicht alle T. überein, und es sind gegenwärtig dreierlei Teilungen namentlich im Gebrauch.

Bei dem hundertteiligen Celsiusschen T. (1742) ist der Abstand zwischen beiden Fundamentalpunkten oder der Fundamentalabstand in 100 Grade, bei dem Réaumurschen T. (1730) in 80 Grade, bei dem Fahrenheitschen T. (1709) in 180 Grade geteilt, sodaß also 5° C. (Celsius) = 4° R. (Réaumur) = 9° F. (Fahrenheit) sind. (S. Celsius, Réaumur und Fahrenheit.) Bei dem Celsiusschen und Réaumurschen T. ist ferner der Eispunkt mit 0°, der Siedepunkt des Wassers bei dem erstern mit 100°, bei dem letztern mit 80° bezeichnet; bei dem Fahrenheitschen T. aber ist der Eispunkt mit 32°, der Siedepunkt mit 212° bezeichnet, und 0° (die Temperatur von Eis mit Salmiak gemischt = — 17,78 C. = — 14,21 R.) liegt hier 32 Grad tiefer als der Eispunkt des Wassers. Die Grade unter Null werden mit — oder als Kältegrade bezeichnet. Gegenwärtig ist, nach dem Vorangehen Frankreichs, im wissenschaftlichen Leben fast durchgehends die Celsius-Skala im Gebrauch, und dieselbe verbreitet sich auch immer mehr im gewöhnlichen Leben fast aller Kulturländer; nur in England und Nordamerika hat die Fahrenheit-Skala im alltäglichen Leben noch Geltung, während die bis auf die Neuzeit allgemein verbreitete Réaumur-Skala immer mehr von der Celsius-Skala verdrängt wird. Das Quecksilber ist im allgemeinen dem Weingeist und andern Flüssigkeiten zur Verfertigung des T. vorzuziehen, weil es einen sehr tiefen Gefrierpunkt (— 39,5° C.) und einen sehr hohen Siedepunkt (+ 360° C.) hat, mithin innerhalb weiter Temperaturgrenzen seine Anzeigen geben kann, und sich zwischen dem Frost- und Siedepunkte des Wassers sehr nahe gleichmäßig ausdehnt. Diese Gleichförmigkeit erstreckt sich jedoch nicht in gleicher Weise über 100° C. hinaus, sodaß das Quecksilberthermometer von da an um so mehr zu hohe Anzeigen gibt, je näher das Quecksilber dem Sieden kommt. Zu Beobachtungen bei größerer Kälte empfehlen sich Weingeistthermometer, namentlich wenn sich dieselbe dem Gefrierpunkte des Quecksilbers nähert oder denselben gar überschreitet. Die Anfertigung genauer T. erfordert so viel Vorsicht, eine so sorgfältige Auswahl der Glasröhren, Reinheit des Quecksilbers, Genauigkeit bei Bestimmung der Fundamentalpunkte und der Graduierung u. s. w., daß man bei gewöhnlichen T. auf keine große Genauigkeit rechnen kann, obschon sie zu den für das tägliche Leben erforderlichen Temperaturbestimmungen meistens hinreichend sind. Ein besonders zu berücksichtigender Umstand ist, daß der Siedepunkt der T., die vergleichbar sein sollen, bei demselben Barometerstande bestimmt werde, weil bei verschiedenem Drucke der Luft (s. Barometer) das Wasser auch bei verschiedener Temperatur siedet. Man bezieht die Angaben der Korrektion für den Siedepunkt der T. immer auf einen Normalbarometerstand von 760 mm.

Neben den gewöhnlichen hat man eine große Anzahl von T. konstruiert, welche sich namentlich zu bestimmten Zwecken besser eignen. Unter diesen sind zunächst die sog. Ausflußthermometer zu erwähnen. Man füllt nämlich eine ziemlich große gläserne Kugel, an welche eine enge, in eine feine Spitze ausgezogene Glasröhre angeschmolzen ist, während sie in schmelzendem Eise liegt, also die Temperatur 0° besitzt, völlig bis zur Spitze der Röhre mit Quecksilber. Wenn die Kugel nun bis zum Siedepunkte des Wassers erhitzt wird, so fließt aus der offenen Spitze ein Teil Quecksilber aus, dessen Gewicht man genau bestimmt. Um dann die Temperatur eines Ortes zu messen, stellt man die von neuem bei 0° mit Quecksilber gefüllte Kugel dort hin, sammelt das ausgeflossene Quecksilber und kann aus der Vergleichung seines Gewichts mit dem Gewicht des zuvor beim Siedepunkt des Wassers ausgeflossenen Quecksilbers die gesuchte Temperatur berechnen. Die Ausflußthermometer lassen sich als Geothermometer (s. d.) zum Messen der Temperatur des Erdinnern benutzen. Weit empfindlicher als die mit Flüssigkeiten gefüllten T. sind die Luftthermometer, in denen die Ausdehnung der Luft, welche durch besondere Einrichtungen meßbar gemacht wird, als Maß für die Erwärmung dient. Die Ausdehnung der trockenen Luft oder besser die des Stickstoffgases, mit dem das Gefäß des Luftthermometers gewöhnlich gefüllt ist, kann man selbst bei höhern Hitzegraden der steigenden Temperatur proportional setzen. Übrigens kann man auch die Ausdehnung fester Körper, namentlich die verschiedene Ausdehnung der Metalle, zum Messen der Temperatur

benutzen, wie z. B. bei Breguets, Holzmanns, Hermanns und Pfisters Metallthermometern und den sog. Pyrometern (s. d.). Eine eigentümliche Art, die Temperatur zu messen, gründet sich auf die Erzeugung thermoelektrischer oder thermomagnetischer Ströme. (S. Thermoelektricität.) Die Erfindung des T. schreibt man gewöhnlich dem Cornelius Drebbel (1638) zu; es scheint jedoch, daß Galilei (1597) das T. erfunden habe. Vgl. Burckhardt, «Die Erfindung des T.» (Basel 1867).

Bei der Reduktion der verschiedenen Thermometerskalen ist das Intervall zwischen dem Eispunkt und dem Siedepunkt des Wassers zu beachten; dasselbe beträgt bei Celsius 100°, bei Réaumur 80°, bei Fahrenheit 180°; es ist demnach 100° C. = 80° R. = 180° F., mithin 1° C. = $\frac{4}{5}$° R. = $\frac{9}{5}$° F.; ferner 1° R. = $\frac{5}{4}$° C. = $\frac{9}{4}$° F.; endlich 1° F. = $\frac{5}{9}$° C. = $\frac{4}{9}$° R. Will man nun die Angabe nach der einen Skala auf die andere reduzieren, so ist dies bei C. und R. sehr leicht: man braucht nur die C.-Grade mit $\frac{4}{5}$ zu multiplizieren, um die R.-Grade zu bekommen, und letztere mit $\frac{5}{4}$ zu multiplizieren, um die C.-Grade zu erhalten; bei F. macht dagegen die Differenz der Nullpunkte noch eine Addition, resp. Subtraktion von 32 nötig. Am besten bedient man sich zur gegenseitigen Umwandlung der Angaben der drei verschiedenen Thermometerskalen folgender Gleichungen:

I) $\pm n$° C. = $\pm \frac{4}{5} n$° R. = $(32 \pm \frac{9}{5} n)$° F.
II) $\pm n$° R. = $\pm \frac{5}{4} n$° C. = $(32 \pm \frac{9}{4} n)$° F.
III) $\pm n$° F. = $\frac{5}{9} (\pm n - 32)$° C. = $\frac{4}{9} (\pm n - 32)$° R.

So z. B. sind nach Gleichung I $+30$° C. = $\frac{4}{5} \times 30 = 24$° R.; ferner 30° C. = $32 + \frac{9}{5} \times 30$ (32 + 54)° F. = +86° F. Für −30° C. erhält man nach Formel I −30° C. = −24° R.; ferner −30° C. = (32 − 54)° F. = −22° F. Umgekehrt hätte man für −22° F. nach Formel III −22° F. = $\frac{5}{9}$ (−22 − 32)° C. = $\frac{5}{9} \times -54 = 5 \times -6$ d. s. −30° C. Die nachfolgende vergleichende Tabelle der drei verschiedenen Thermometerskalen ist nach Formel I berechnet worden.

Vergleichung der Thermometerskalen von Celsius, Réaumur und Fahrenheit.

Celsius	Réaumur	Fahrenheit	Celsius	Réaumur	Fahrenheit
− 40	− 32	− 40	+ 35	+ 28	+ 95
− 35	− 28	− 31	+ 40	+ 32	+ 104
− 30	− 24	− 22	+ 45	+ 36	+ 113
− 25	− 20	− 13	+ 50	+ 40	+ 122
− 20	− 16	− 4	+ 55	+ 44	+ 131
− 15	− 12	+ 5	+ 60	+ 48	+ 140
− 10	− 8	+ 14	+ 65	+ 52	+ 149
− 5	− 4	+ 23	+ 70	+ 56	+ 158
0	0	+ 32	+ 75	+ 60	+ 167
+ 5	+ 4	+ 41	+ 80	+ 64	+ 176
+ 10	+ 8	+ 50	+ 85	+ 68	+ 185
+ 15	+ 12	+ 59	+ 90	+ 72	+ 194
+ 20	+ 16	+ 68	+ 95	+ 76	+ 203
+ 25	+ 20	+ 77	+ 100	+ 80	+ 212
+ 30	+ 24	+ 86			

Maximum- und Minimumthermometer oder Extremthermometer heißen diejenigen T., welche die höchste und niedrigste Temperatur anzugeben im Stande sind, die an einem Orte innerhalb einer längern Zeit (gewöhnlich 24 Stunden) stattgefunden hat; es dienen meistens dazu (nach Rutherford 1794) gleichzeitig ein Quecksilber- und ein Weingeistthermometer; ersteres läßt für den höchsten Stand des Quecksilbers im Kanal des T. ein Eisenstäbchen als Zeichen liegen, während letzteres für den tiefsten Stand des Weingeistes im Kanal des T. ein allseitig geschlossenes schwarzes Glasröhrchen als Ablesemarke liegen läßt. Außer dem Rutherfordschen Extremthermometer hat man noch solche von Six, Bellani, Walferdin, Geißler u. a. m. Instrumente, welche ohne oder mit Unterbrechung die Temperatur der Luft automatisch aufzeichnen, heißen Registrierthermometer oder Thermometrographen (Thermographen); sie werden nach verschiedenen Prinzipien angefertigt; am einfachsten, indem man entweder ein T. aus festen Metallen oder ein als ungleicharmigen Hebel aufgehängtes Quecksilberthermometer in passender Weise mit einem Stift versieht, welcher auf einem von einem Uhrwerk vorübergezogenen Papierstreifen oder auf dem Papiermantel eines rotierenden und langsam verschobenen Cylinders den Stand des T. markiert. Man erhält in solcher Weise thermometrische Kurven, welche für die Metereologie von Wichtigkeit sind. Die besten, einfachsten und sinnreichsten Apparate dieser Art werden gegenwärtig von Fueß in Berlin und Gebrüder Richard in Paris gebaut. T., welche zur Messung der Lufttemperatur dienen sollen, müssen vor der strahlenden Wärme geschützt und im Schatten aufgehängt werden. Zu diesem Behufe hat man eigene Thermometergehäuse geschaffen. Zur Messung der strahlenden Sonnenwärme oder Insolation dagegen dienen T. mit schwarzer Kugel in einer luftleeren Glaskugel. T., die einen Unterschied verschiedener Temperaturen anzuzeigen haben, heißen Differentialthermometer; sie bestehen aus zweiarmigen, gläsernen Kommunikationsröhren, welche je in einer hohlen Kugel endigen. Die sich ausdehnende Luft in letztern treibt (nach Rumford) einen Tropfen oder (nach Leslie) eine Säule von Flüssigkeit in den Röhren vor sich her. Aus der Richtung der Flüssigkeitsbewegung schließt man, welche von beiden Kugeln eines Differentialthermometers eine Erhöhung oder Vertiefung der Temperatur erlitten hat, auf welcher Seite also eine höhere und auf welcher die niedrigere Temperatur stattfindet. Das Differentialthermometer gehört zu den Lufttthermometern, und es wurde wegen seiner Empfindlichkeit vor Erfindung der Thermosäule zum Studium der strahlenden Wärme verwendet.

Thermometrie (grch.), die Anwendung des Thermometers zur Messung der Wärme, insbesondere der Körperwärme behufs Erkennung und Behandlung der fieberhaften Krankheiten. (S. unter Fieber, Bd. VI, S. 791.)

Thermomultiplikator, s. unter Thermoelektricität.

Thermophon, s. Photophon.

Thermopylä oder die Thermopylen (grch., d. i. die warmen Thore, nach einigen daselbst entspringenden warmen Schwefelquellen) oder schlechtweg Pylä (d. i. die Thore) nannten die Griechen den langen, an den schmalsten Stellen nur für ein Fuhrwerk Raum bietenden Engpaß, welcher zwischen dem steil aufsteigenden Kallidromon (einem Teil des Ötagebirges) und dem Malischen Meerbusen (jetzt Golf von Lamia) hinführte, und der in seinem östl. Teile durch eine im Altertum mehrfach erneuerte Verschanzung mit Thoren abgeschlossen war. Der Paß war als die einzige wirkliche Heerstraße aus Thessalien nach dem mittlern Hellas von großer strategischer Bedeutung und ist daher im Altertum öfters der Schauplatz denkwürdiger Kämpfe gewesen. Hier leistete Leonidas (s. d.) mit seinen Spartanern und andern verbündeten Griechen im August 480 v. Chr. dem Heere des Xerxes

heldenmütigen Widerstand, bis die Perser, durch den Verräter Epialtes auf einem Seitenpfad (Anopäa) über das Gebirge geführt, den Verteidigern in den Rücken fielen. Auch versuchten hier die vereinigten Griechen wieder vergeblich 278 v. Chr. das Vordringen der von Brennus geführten Kelten aufzuhalten. König Antiochos d. Gr. von Syrien erlitt hier 191 v. Chr. durch ein röm. Heer unter Führung des Manius Acilius Glabrio und des Marcus Porcius Cato eine schwere Niederlage. Heutzutage ist die Gestalt und der Charakter der jetzt zur Nomarchie Phthiotis gehörigen Gegend infolge der durch die Anschwemmungen des Flusses Spercheios (jetzt Hellada) und einiger Gebirgsbäche bewirkten Verbreiterung der Küste wesentlich verändert. Im Sommer, wo die sumpfige Küstenstrecke fast ausgetrocknet und passierbar ist, besteht kein wirklicher Engpaß mehr, im Winter führt ein schmaler gepflasterter Weg zwischen den Felsen und Sümpfen hindurch. Vgl. Gordon, «Account of two visits to the Anopaea or the highlands above Thermopylae» (Athen 1838); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1863).

Thermostrom, s. Thermoelektricität.

Théroigne de Méricourt (Anna Josephe Terwagne, genannt), die sog. Amazone der Französischen Revolution, geb. 13. Aug. 1762 im Luxemburgischen, von ehrenhafter Herkunft, in Paris zur Courtisane geworden, that sich an der Spitze von Berufsgenossinnen bei dem Auszuge der Pariser nach Versailles am 5. und 6. Okt. 1789 hervor. Sodann im Dienste der Jakobiner und im Interesse der auswärtigen Propaganda, ging sie Anfang 1791 in die Niederlande, fiel jedoch bei Lüttich kaiserl. Polizeiagenten in die Hände, die sie nach Wien brachten. Nach einer Gefangenschaft von fast zwölf Monaten schenkte ihr Kaiser Leopold die Freiheit, und im Jan. 1792 erschien sie wieder in Paris, wo sie anfangs der konstitutionellen Richtung, später der girondistischen diente. Seit dem 10. Aug. 1792, wo sie im Tuileriengarten von dem Pöbel, der das Schloß stürmte, ausgepeitscht wurde, verschwand sie von dem öffentlichen Schauplatze und verfiel in Geisteszerrüttung. Man brachte sie in ein Irrenhaus der Vorstadt St.-Marceau, später in die Salpetrière, wo sie erst 9. Juni 1817 starb. Vgl. Fuß, «Théroigne de Méricourt» (Lüttich 1854). Gottschall hat die T. dramatisch behandelt.

Theron, ein Ritter aus dem Hause der Emmeniden zu Akragas, riß 488 v. Chr. als Heerführer die Tyrannis an sich, führte eine kraftvolle Regierung, machte große Eroberungen im mittlern Sicilien, verbündete und verschwägerte sich mit Gelon von Syrakus, eroberte 482 auch Himera und wirkte mit bei dem großen Siege, den Gelon im Sommer 480 bei dieser Stadt über die Karthager davontrug. T. starb 472.

Thersander (grch. Thersandros), nach der griech. Sage der Sohn des Polyneikes und der Argeia, Gemahl der Demonassa, einer der Epigonen der Sieben gegen Theben, wurde König von Theben, zog später mit gegen Ilion und fand auf diesem Zuge seinen Tod in Mysien durch die Hand des Telephos; nach einer andern Überlieferung war er mit unter den Insassen des «hölzernen Pferdes».

Thersites, der Sohn des Agrios, der häßlichste Mann im griech. Heere vor Ilios, war vornehmlich berüchtigt seiner boshaften Geschwätzigkeit wegen, der er selbst gegen die Führer des Heeres freien Lauf ließ. Deshalb wurde er einst, als er den Agamemnon lästerte, von Odysseus vor der ganzen Versammlung gezüchtigt. Der spätern Sage nach erschlug ihn Achilles, weil er ihn verleumdet und der von ihm erlegten Amazonenkönigin Penthesileia die Augen ausgerissen hatte. Schon von den Alten wurde T. überhaupt zur Bezeichnung eines häßlichen oder schmähsüchtigen Menschen gebraucht. Vgl. Jacobs, «Die Episode des T.» in dessen «Vermischten Schriften» (Bd. 6).

Thesa, eine der schönsten Städte Marokkos, 110 km östlich von Fes, am Ued-el-Asfar, hat 5000 E. und treibt starken Handel mit Fes und Tlemsen. T. erscheint im 8. Jahrh. unter dem Namen Tâzâ.

Thesaurus (grch.), altertümlich thensaurus, eigentlich der Schatz, nennt man gewöhnlich jede in einem größern Werke niedergelegte wissenschaftliche Sammlung, worin ein ganzes Gebiet der Sprache oder Gelehrsamkeit von einem Verfasser oder auch von mehrern behandelt wird. Am bekanntesten und berühmtesten ist der zuerst von Henricus Stephanus (geb. in Paris 1528) unter diesem Titel verfaßte «Thesaurus linguae Graecae» (5 Bde., Genf 1572) und das «Dictionarium seu Thesaurus linguae Latinae» (1531) von Rob. Stephanus, sowie der «Novus linguae et eruditionis Romanae Thesaurus» von Joh. Matth. Gesner (1735) und der «Thesaurus eruditionis scholasticae» von Basil. Faber (Lpz. 1710); in gleicher Weise schrieb auch Suicer (1619—84) den für den Sprachgebrauch der griech. Kirchenväter wichtigen «Thesaurus Graecus ecclesiasticus». In neuerer Zeit veröffentlichte Gesenius einen «Thesaurus linguae Hebraicae et Chaldaeae» (1835), zum Abschluß gebracht von E. Rödiger (1858). Eine umfassende Zusammenstellung von Schriften, Aufsätzen und Abhandlungen aller Art über das röm. Altertum enthält der «Thesaurus antiquitatis Romanae» von Grävius und von Sallenger (1694—1703), über die griech. Antiquitäten der «Thesaurus Graecae antiquitatis» von Jak. Gronov (1697—1702) und über die deutschen Altertümer der «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» von Schilter und von Scherz. Doch wählte man schon frühzeitig auch andere ähnliche Namen, wie Sylloge, Syntagma, Corpus u. dgl.

Theseus, der eigentliche attische Nationalheros, eine rein mythische Gestalt (ursprünglich wahrscheinlich Meeresgott), war nach der Sage der Sohn des Ägeus (s. d.) oder des Poseidon und der Äthra, der Tochter des Königs Pittheus von Trözen, bei welchem er erzogen wurde, bis er, herangewachsen, sich zu seinem Vater nach Athen begab. Schon auf diesem Wege bestand er mehrere Kämpfe: er schlug den Periphetes, Sinis, die Krommyonische Sau, den Skiron, Kerkyon, Prokrustes und andere Unholde. Bei seiner Ankunft in Athen wäre er beinahe auf Anstiften seiner Stiefmutter Medea vergiftet worden, hätte nicht Ägeus ihn an seinem Schwerte erkannt. Er vertrieb nun die riesenhaften Söhne des Pallas, befreite das Land von dem Marathonischen Stier und machte dem Tribut von Knaben und Mädchen, den Athen jährlich nach Kreta liefern mußte, durch Erlegung des Minotaurus (s. d.) mit Hilfe der Ariadne (s. d.) ein Ende. Nach der Heimkehr aus Kreta übernahm er, da Ägeus in der Meinung, sein Sohn kehre nicht zurück, sich ins Meer gestürzt hatte, die Herrschaft

über Attika und machte sich nun durch seine polit. Einrichtungen ebenso berühmt wie durch seine Heldenthaten. Er vereinigte die Bewohner Attikas zu einem Staat um ein Prytaneon in Athen und stiftete das Fest der Panathenäen. Die Amazonen, welche auf ihrem Heerzuge bis nach Athen vorgedrungen waren, besiegte er nach heißem Kampfe und nahm ihre Königin Antiope zum Weibe, die ihm einen Sohn, Hippolytos, gebar, der später durch die Intriguen seiner Stiefmutter Phädra (s. d.), der zweiten Gemahlin des T., den Tod fand. Ferner nahm T. teil am Argonautenzuge und an der Kalydonischen Jagd. Den Peirithoos, der ihm beim Raube der Helena (s. d.) beigestanden hatte, unterstützte er in seinem Kampfe gegen die Centauren und stieg mit demselben in die Unterwelt, um die Korea (Persephone) zu entführen. Allein die Entführung mißlang, und beide wurden in der Unterwelt gefesselt zurückgehalten, bis Herakles den T. befreite. Als er hierauf wieder nach Athen kam, fand er das Volk gegen sich in Aufstand. Er floh daher nach Skyros zum König Lykomedes, der ihn aber treulos erweise ins Meer stürzte. T. kehrt wie Ägeus ins Meer zurück, wo er seinem mythischen Wesen nach zu Hause ist. Als Minos seine Abkunft von Poseidon bestreitend ihm vorwarf, er könne einen Ring, den er ins Meer warf, nicht heraufholen, brachte T. mit dem Ring einen goldenen Kranz als Geschenk der Amphitrite mit aus dem Meere. In Athen hatte T. seit der Zeit des Cimon ein Fest und einen Tempel im nordwestl. Teile der Stadt. Noch jetzt führt ein im Mittelalter als christl. Kirche, dann als Museum benutzter Tempel (s. Tafel: Baustile II, Fig. 1) den Namen Theseion, aber wahrscheinlich mit Unrecht. Auf Kunstwerken ähnelt die Darstellung des T. der des Herakles, nur ist, abgesehen von Darstellungen älterer Zeit, seine ganze Erscheinung jugendlicher, der Körperbau minder gedrungen und das Haar weniger kraus; mit der Zeit erhält er auch gleich Herakles die Keule, sowie die Löwenhaut. Vgl. Schell, «De Thesei origine, educatione, itinere Athenas suscepto» (Ofen 1860); Heydemann, «Analecta Thesea» (Berl. 1865); Volkmann, «Analecta Thesea» (Halle 1880).

Thesiger (Frederick), Lord Chelmsford (s. d.).

Thesis (grch.), These, ein Satz, besonders insofern er erst bewiesen werden soll. Ferner nennt man T. einen zum Behufe eines gelehrten Streits (einer Disputation) aufgestellten Satz. Hierher gehören alle die Sätze, welche nicht von unzweifelhafter Wahrheit sind, sondern verschiedene Ansichten darbieten und sich daher leicht angreifen lassen. — In der Musik heißt T. der Niederschlag oder der Teil, mit welchem der volle Takt anfängt, dagegen Arsis der Auftakt. In der Metrik (s. Arsis) findet der gerade entgegengesetzte Sprachgebrauch statt.

Thesmophorien, ein altes, hochheiliges Fest, welches in verschiedenen Gegenden Griechenlands, besonders auch in Athen, von den Frauen, unter strengem Ausschluß der Männer, zu Ehren der Demeter Thesmophoros («der Gesetzgebenden») als der Begründerin gewisser Satzungen, der Grundlagen eines geordneten Lebens, insbesondere auch des Ackerbaues und des ehelichen Lebens gefeiert wurde. In Athen wurde die Feier eingeleitet durch eine Prozession der Frauen nach dem Tempel der Demeter in Halimus, einer Ortschaft südöstlich von der Stadt, am 9. des Monats Pyanepsion (gegen Ausgang unsers Oktober). Das eigentliche städtische Fest dauerte dann drei Tage, vom 11. bis 13. des Monats, von denen der erste für die Rückkehr der Frauen nach Athen bestimmt war, der zweite unter strengem Fasten zugebracht, der dritte, der «Tag der schönen Geburten» (Kalligeneia), mit Schmäusen und Lustbarkeiten aller Art gefeiert wurde. Die Ausgelassenheit, der sich die Weiber nicht selten bei diesem Feste ergaben, ist von Aristophanes in seiner Komödie «Thesmophoriazusae» (die das Thesmophorienfest feiernden Weiber) in karikierter Weise geschildert worden. Vgl. A. Mommsen, «Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener» (Lpz. 1864).

Thesmotheten nannten die Athener zuweilen ganz allgemein das ganze Kollegium ihrer alljährlich neu an die Spitze des Staats gesetzten neun Archonten; im engern Sinne dagegen die sechs in letzter Linie auf den Eponymos, den Basileus und den Polemarchos folgenden Archonten, die wesentlich mit den Geschäften der Rechtspflege betraut waren. Man kann sagen, daß ihnen sowohl in Sachen der polit. Prozesse, wie der Privatklagen zunächst alles zufiel, was nicht in den Bereich einer andern Behörde, namentlich ihrer drei obern Kollegen, gehörte; die Fragen des geistlichen Rechts, des Blutrechts und des Familienrechts dagegen kamen nicht vor ihr Forum. Polit. Prozesse angehend, so hatten sie (neben der alljährlich wiederholten Prüfung der Staatsgesetze, um zu sehen, ob in denselben keinerlei Widersprüche oder sonstige Unebenheiten sich fänden) im ganzen bei allen unmittelbaren Vergehungen gegen den Staat, bei der Dokimasie der Behörden, bei der Euthynnie der Strategen, bei Klage wegen Verrat, Bestechung, Münzverfälschung, Anmaßung des Bürgerrechts u. dgl. m. die Vorstandschaft in dem Gericht zu führen. Für die Masse der Prozesse, in denen sie bis zur Zeit der Perserkriege in erster Instanz entschieden hatten, ist ihre Thätigkeit später durch die wachsende Ausdehnung der Geschäfte der Geschworenenhöfe wenigstens thatsächlich lahm gelegt worden. Aber sie behielten dauernd die Instruktion der Prozesse, die Bildung der Gerichtshöfe und die Bekanntmachung der Gerichtstage in ihrer Hand.

Thespiä, eine im Altertum außer andern durch den hier einheimischen Dienst der Musen und des Eros bekannte Stadt in Bootien, am östl. Fuße des Helikon (s. d.), 15 km südwestlich von Theben, hatte ein ausgedehntes Gebiet, zu dem mehrere Flecken, wie Leuktra, Leontarne, Askra, der Geburtsort des Hesiod, und der Hafenplatz Kreusis gehörten, und war ein Glied des Böotischen Bundes. (S. Böotien.) Wie die meisten dieser Bundesstädte, hatte auch T. eine streng aristokratische Verfassung, indem jedesmal sieben Glieder aus den ältesten Familien, die ihr Geschlecht von Herakles und den Thespiaden (Töchtern des mythischen Herrschers Thespios) ableiteten, als «Demuchen» an der Spitze der Regierung standen. Ackerbau und Gewerbe galten für die Glieder dieser alten Geschlechter als unwürdig und entehrend. Bekannt ist, daß 700 Thespier zugleich mit den Spartanern unter Leonidas (s. d.) bei Thermopylä fielen. Die größte Sehenswürdigkeit der Stadt war eine von Praxiteles gearbeitete Marmorstatue des Eros, welche nachmals durch Kaiser Nero nach Rom gebracht und durch eine Kopie des athenischen

Bildhauers Menodoros erſetzt wurde. Ruinen der alten Ringmauer finden ſich bei Erimokaſtro.

Thespis, aus dem attiſchen Flecken Ikaria gebürtig, um 540 v. Chr., ein Zeitgenoſſe des Solon und Piſiſtratos, galt bei den Alten als der Erfinder der Tragödie, indem er in die dithyrambiſchen Chorgeſänge bei den Dionyſien (Bakchosfeſten) monologiſche Darſtellungen durch einen vom Chore getrennten Schauſpieler und wahrſcheinlich auch Dialoge zwiſchen dieſem und dem Chorführer einfügte, wobei derſelbe Schauſpieler in einem Stücke hintereinander mehrere Rollen ſpielte. Dieſe Handlung machte Aiſchylos ſpäter zur Hauptſache. Schon zu den Zeiten des Platon und Ariſtoteles waren keine echten Stücke mehr von T. vorhanden, und es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß er nie etwas aufſchrieb. Ganz unverbürgt aber und ohne Zweifel aus einer Verwechſelung hervorgegangen iſt die Sage, daß er ſeine Stücke von einem Wagen herab dargeſtellt und eine Art wandelnder Bühne gehabt habe (ſ. Theater), obwohl der auf Horaz' Worten beruhende Ausdruck Thespiskarren für Bühnen ſich bis jetzt erhalten hat.

Thesprotia oder Thesprotis hieß im Altertum die ſüdlichere Hälfte der nordgriech. Landſchaft Epirus (ſ. d.), die im N. durch den Fluß Thyamis (jetzt Kalama) von Chaonien, im O. durch den Arachthos (jetzt Arta) vom Gebiet der Moloſſer getrennt, im S. bis an den Ambrakiſchen Meerbuſen (jetzt Golf von Arta) reichte. Der nördl. Teil dieſes Gebietes, die jetzigen Bezirke von Paramythia und Suli, ſind ein wildes und rauhes, zum Teil faſt unwegſames Gebirgsland, das von den Flüſſen Acheron und Kokytos durchfloſſen wird, deren Namen auf die mythiſchen Flüſſe der Unterwelt übertragen worden ſind. Beide treten dann in eine großenteils von einem Sumpfe (dem Acheruſiſchen See der Alten) eingenommene Ebene ein, in welcher eine alte Stadt Ephyra, ſpäter Kichyros genannt, lag. Der ebenere und fruchtbarere, für Ackerbau und Viehzucht trefflich geeignete ſüdlichere Teil des Landes wurde von dem Stamme der Kaſſopäer bewohnt, deren Städte (Elatria, Pandoſia, Bitia, Bucheta und Kaſſope) ſeit den Zeiten Philipps II. von Macedonien unter der Herrſchaft der moloſſiſchen Könige ſtanden. Dasſelbe Schickſal erfuhr einige Zeit ſpäter die helleniſche Stadt Ambrakia (das jetzige Arta), eine korinth. Kolonie nördlich von dem nach ihr benannten Meerbuſen, welche durch den König Pyrrhus zu deſſen Reſidenz gemacht wurde. Im übrigen wurden die Thesproter, die ſchon in der Odyſſee als ein ſeefahrendes, von Königen beherrſchtes Volk erſcheinen, in der hiſtor. Zeit von den Griechen ebenſo wie die übrigen Bewohner von Epirus als Barbaren, d. h. Nichtgriechen, betrachtet. Vgl. Tozer, «Researches in the highlands of Turkey» (Lond. 1869).

Theſſalien, die öſtl. Hälfte des nördl. Griechenland, umfaßt im weiteſten Sinne das ganze Ländergebiet, welches im N. durch den Olympos und die Kambuniſchen Berge, im W. durch Lakmon, Pindos und Tymphreſtos, im S. durch das Otagebirge, im O. und SO. von dem Thermäiſchen, Pagaſäiſchen und Maliſchen Meerbuſen (jetzt Golf von Saloniki, von Volo und von Lamia) begrenzt wird. Im ſtrengern geogr. Sinne bezeichnet der Name nur das Land zwiſchen dem Olympos und ſeinen Fortſetzungen im Norden, dem Lakmon und Pindos im Weſten, dem Othrys im Süden und dem Pelion und Oſſa im Oſten, das Thalbecken des Peneios, deſſen Kern und Mittelpunkt eine weite, äußerſt fruchtbare, für Ackerbau und Viehzucht trefflich geeignete Ebene ausmacht. Der beherrſchende Fluß, der Peneios (jetzt Salamvria genannt), der, auf den nordöſtl. Abhängen des Lakmongebirges entſpringend, anfangs gegen Südoſt fließt, tritt unterhalb Aginion (dem jetzigen Stagos) in den ſüdweſtl. Teil der Ebene ein, in welcher er von beiden Seiten her zahlreiche Zuflüſſe erhält, dann in einem großen Bogen den nordöſtl. Teil der Ebene durchfließt und endlich in die Schlucht Tempe (ſ. d.) eintritt, und am Ausgange derſelben durch eine jetzt 7—8 km lange und ebenſo breite Alluvionsebene ſich in den Thermäiſchen Meerbuſen ergießt.

Dieſe im engern Sinne T. genannte Landſchaft wurde in den älteſten Zeiten von urgriech. Stämmen (Perrhäbern, Heſtiäern, Böotern [oder Arnäern], Minyern) bewohnt, welche durch die aus Theſprotien eingewanderten Theſſaler, welche der Landſchaft ihren hiſtor. Namen gaben, ſeit der Mitte des 11. Jahrh. v. Chr. teils ausgetrieben, teils unterworfen und zu Leibeigenen oder Hörigen (Peneſten) herabgedrückt wurden. Dieſes unmittelbar von den Theſſalern beherrſchte Gebiet zerfiel ſeit dem 8. Jahrh. v. Chr. in vier Bezirke (Tetraden): die Heſtiäotis im Nordweſten mit der Hauptſtadt Trikka (jetzt Trikkala); die Pelasgiotis im Nordoſten und in der Mitte der Landſchaft, mit der Hauptſtadt Lariſſa (ſ. d.), neben welcher beſonders noch Atrax, Gyrton, Krannon, Pherä und Pagaſä zu erwähnen ſind; die Theſſaliotis im Südweſten mit der Hauptſtadt Arne (ſpäter Kierion) und Phthiotis im Südoſten mit den Hauptorten Pharſalos (ſ. d.), Thebä und Lariſſa Kremaſte. In einem lockern Unterthänigkeitsverhältnis ſtanden zu den Theſſalern außer andern die Magneten, die Bewohner des öſtlichſten unter den Außenländern T.s, der von den Gebirgen Oſſa und Pelion eingenommenen Halbinſel Magneſia, während das Gebiet der Doloper im Südweſten am Pindos und Tymphreſtos, und die Gebiete der Ainianen und Malier im Thale des Sperchelos (jetzt Hellada) zwiſchen Othrys und Öta, mit den Städten Hypata, Lamia und Trachis oder Heraklea, größere Unabhängigkeit ſich bewahrten. Die Bewohner des eigentlichen T. ſtanden im Altertum in übelm Rufe: man warf ihnen Neigung zur Völlerei und Ausſchweifungen aller Art, Mangel an Sinn für Geſetzlichkeit und Ordnung vor, Vorwürfe, die insbeſondere dem ſehr zahlreichen herrſchenden Adel galten, welcher ſich hauptſächlich mit der Züchtung edler Roſſe (die theſſal. Reiterei galt als die beſte in ganz Griechenland) und mit Sklavenhandel abgab, und an Stierkämpfen (Taurokathapſia) zu Roß und ähnlichen Vergnügungen Wohlgefallen hatte. Die theſſal. Frauen waren im allgemeinen als Zauberinnen und Giftmiſcherinnen verrufen.

Die Regierung der größern Städte und ihres Gebietes lag in den Händen einzelner mächtiger Dynaſtengeſchlechter, unter denen die Aleuaden in Lariſſa und die Skopaden in Krannon die angeſehenſten waren; nur vorübergehend wurde, beſonders in Kriegszeiten, behufs einheitlicher polit. und militäriſcher Leitung ein Geſamtherrſcher oder Tagos erwählt. Erſt 376 v. Chr. gelang es dem Fürſten von Pherä, Jaſon, dieſe Würde dauernd in Beſitz zu nehmen und durch Konzentration der bedeutenden Streitkräfte des Landes T. zu einer

ſtarken Macht zu geſtalten. Aber die blutigen Wechſelfälle, welche ſeiner Ermordung (370 v. Chr.) folgten (nur ſein Neffe Alexandros behauptete ſich zehn Jahre lang, 369—359 v. Chr., in der Herrſchaft), machten dieſer Stellung wieder ein Ende und gaben dem König Philipp II. von Macedonien Gelegenheit, ſich in die innern Angelegenheiten des Landes einzumiſchen und daſſelbe 352 und 344 zu einem macedon. Vaſallenſtaat zu machen; er legte die Herrſchaft über die vier alten Tetraden als Tetrarchien (Vierfürſtentümer) in die Hände ihm ganz ergebener Männer. Nach der Schlacht bei Kynoskephalä (197) erhielt T. durch die Römer wenigſtens nominell ſeine Selbſtändigkeit zurück und wurde als ein Bundesſtaat, an deſſen Spitze ein jährlich wechſelnder Strategos (Feldherr) ſtand, organiſiert. Im J. 146 v. Chr. wurde es zur Provinz Macedonia, 27 v. Chr. zur Provinz Achaia gezogen, ſpäter, wahrſcheinlich durch Veſpaſian, wieder mit Macedonien vereinigt, endlich durch Alexander Severus als beſondere Provinz eingerichtet. Unter den erſten byzant. Kaiſern hatte das Land durch wiederholte Einfälle erſt der Goten und Hunnen, dann der Bulgaren, viel zu leiden; ſeit 1084, noch ſtärker im 12. Jahrh., tritt das (makedo-) walach. Element in den Vordergrund (von dem ſich noch jetzt Nachkommen am Pindos erhalten haben), ſodaß nachher in der fränk. Zeit das Hochland von T. den Namen Groß-Walachien führte. Seit 1393 fiel T. in die Hände der Türken; der kleine Landſtrich ſüdlich von der Waſſerſcheide des Othrys gehört dagegen ſeit 1832 zum Königreich Hellas und bildet in dieſem die Eparchie Phthiotis mit der Hauptſtadt Lamia; die Maſſe des übrigen T. (mit Ausnahme der nordweſtl. Ecke) iſt erſt 1881 an das Königreich Hellas gekommen und bildet die Nomarchien Trikkala und Lariſſa.

Vgl. Uſſing, «Griech. Reiſen und Studien» (Kopenh. 1857); Kriegk, «Die theſſal. Ebene» (Frankf. 1858); Burſian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862); Kiepert, «Carte de l'Épire et de la Thessalie» (2 Blatt, Berl. 1871).

Theſſalonich, eine ſchon im Altertum bedeutende Stadt Macedoniens in der urſprünglich thraz. Landſchaft Mygdonia, am nordöſtl. Winkel des Thermäiſchen Meerbuſens, hieß als griech. Kolonie früher Therme und wurde erſt unter der macedon. Herrſchaft vom König Kaſſandros, der ſie erweiterte und verſchönerte, zu Ehren ſeiner Gemahlin Theſſalonike, einer Tochter König Philipps II., mit dem Namen Theſſalonīke belegt. Die Römer machten ſie nach der Einverleibung von Macedonien 146 v. Chr. zuerſt zur Hauptſtadt und dem Sitze der Regierung dieſer Provinz; nach der Teilung derſelben im 4. Jahrh. n. Chr. wurde ſie Hauptſtadt der Macedonia prima. In der röm. Kaiſerzeit gelangte ſie als Mittelpunkt des europ.-aſiat. Handels zu Reichtum und Anſehen. Noch jetzt iſt ſie, nachdem ſie 1430 in die Hände der Türken gekommen, unter dem Namen Salonichi (ſ. d.) einer der wichtigſten Plätze für den merkantilen Verkehr. Auch lebte hier Cicero 58 v. Chr. im Exil. Vgl. Tafel, «Historia Thessalonicae» (Tüb. 1835) und «De Thessalonica ejusque agro» (Berl. 1839).

Theſſalonicher (Briefe an die) gehören zu den kleinern pauliniſchen Briefen im neuteſtamentlichen Kanon. Wenn ſie wirklich von Paulus herrühren, ſind ſie die älteſten ſämtlicher pauliniſchen Briefe und bald nach Stiftung der Gemeinde von Theſſalonich von Korinth aus geſchrieben. Der erſte Brief enthält neben allerlei der perſönlichen Apologie des Apoſtels gewidmeten Ausführungen Belehrungen über die bevorſtehende Wiederkunft Chriſti und Mahnungen an die Leſer zur Standhaftigkeit in Bedrängnis und zu einer würdigen Vorbereitung auf das Reich des Herrn. Der zweite Brief kündigt in dunkler Rede an, daß vor der Wiederkunft Chriſti erſt der Antichriſt, der Menſch der Ungeſetzlichkeit, erſcheinen und ſich in den Tempel Gottes ſetzen werde, und warnt die Leſer, ſich durch angebliche Briefe des Apoſtels nicht irre machen zu laſſen. Die Echtheit des erſten Briefs iſt von Baur und ſeiner Schule, zuletzt von Holſten und Steck, beſtritten worden, wird aber von den meiſten Kritikern feſtgehalten; dagegen iſt die Echtheit des zweiten Briefs ſehr zweifelhaft. Einige haben dieſelbe durch die Annahme, der Brief ſei interpoliert, aufrecht erhalten wollen. Vgl. P. W. Schmidt, «Der erſte Theſſalonicherbrief» (Berl. 1885).

Thetford, Municipalborough in der engl. Grafſchaft Norfolk, rechts an der Einmündung des Thet in die Little Ouſe oder Brandon, welche hier ſchiffbar wird, in den Eaſt-Anglian Heights, Station der Linie London-Cambridge-Ely-Norwich der Great-Eaſternbahn, die hier ſüdlich nach Bury-St.-Edmunds abzweigt, zählt (1881) 4034 E. und hat Ruinen eines Palaſtes und mehrerer kirchlichen Gebäude, welche von der Bedeutung der angelſächſ. Stadt Theodford in Oſtanglien zeugen, Malzdarren, Eiſengießerei, Papierfabrikation und Brauerei. Die ſüdl. Vorſtadt links von der Little Ouſe gehört zur Grafſchaft Suffolk.

Thetis, eine Tochter des Nereus und der Doris, die mächtigſte der Nereiden, wurde gegen ihren Willen mit einem Sterblichen, dem Peleus, von den Göttern vermählt. Sie ſcheuten nämlich eine Verbindung mit ihr, weil Themis oder Prometheus verkündet hatte, ihr Sohn würde größer als ſein Vater werden. T. widerſtrebte dem ſterblichen Manne und verwandelte ſich in Schlangen und wilde Tiere, ward aber von Peleus, der von Chiron (ſ. d.) beraten war, bezwungen. Bei der Hochzeit, die auf dem Pelion gefeiert wurde, waren alle Götter zugegen. Ihr Sohn war Achilles. Schon alten Sagen nach wollte ſie dieſen unſterblich machen, wobei ſie aber von ihrem Gemahl geſtört wurde. Erzürnt darüber verließ ſie den Peleus und kehrte zu ihren Schweſtern in das Meer zurück. Doch nahm ſie von dort aus noch an dem Geſchick ihres Sohnes Anteil. Sie iſt nicht mit der Göttin Tethys (ſ. d.) zu verwechſeln. — Thetis heißt auch der 17. Aſteroid. (S. Planeten.)

Theudoſia, der alte Name von Feodoſia (ſ. d.).

Theuerdank (Tewrdanck) iſt der Titel eines berühmten deutſchen allegoriſchen Gedichts aus dem Anfange des 16. Jahrh., welches unter dem von ältern Dichtungen des ſüddeutſchen Kreiſes (Rother, Otnit u. ſ. w.) entlehnten Bilde einer Brautfahrt die Lebensſchickſale Kaiſer Maximilians I. ſchildert. Es erzählt, wie T. (der von Jugend auf an teuerlichen, d. i. ausgezeichneten Thaten ſich erfreuende Max) auf der Fahrt zu Ehrenreich (Maria von Burgund), König Ruhmreichs (Karls des Kühnen) Tochter, durch drei von ſeinen Feinden beſtellte Hauptleute, Fürwittig (Fürwitz, Unbeſonnenheit der Jugend), Unfalo (Unfälle des beginnenden Mannesalters) und Neidelhart (polit. und andere Feinde des reifern Alters), aufgehalten und in

allerlei auf seinen Untergang abzweckende Abenteuer verwickelt wird, die er jedoch sämtlich mit Glück und Mut besteht und darauf die Braut gewinnt und heiratet, während die flüchtig gewordenen Hauptleute nach ergangenem Urteilsspruche als Verbrecher hingerichtet werden. Jene Abenteuer, unter denen die dem Kaiser auf Jagden und in Kämpfen zugestoßenen Unfälle und Begegnisse zu verstehen sind, bilden den eigentlichen Kern des Gedichts, dessen poetischer Wert der dürftigen Allegorie und der nüchternen, trockenen und ziemlich unbeholfenen Darstellung durchaus entspricht. Die Erfindung und der erste Entwurf des Werks ist vom Kaiser Maximilian selbst ausgegangen; die weitere Ausführung hat dann in seinem Auftrage anfangs vielleicht Marx Treizsauerwein, später sein Geheimschreiber Melchior Pfinzing (1481—1535) besorgt. Die erste und wegen ihres wirklichen künstlerischen Werts noch gegenwärtig mit Recht sehr hochgeschätzte Ausgabe, von welcher über 40 Exemplare auf Pergament bekannt sind, erschien ohne Jahrzahl (1517) zu Nürnberg, ausgestattet mit 118 eingedruckten, von Hans Scheuffelin und andern Meistern besorgten schönen Holzschnitten. Zur Enträtselung der unter der Allegorie versteckten histor. Namen und Begebenheiten fügte schon Pfinzing dem Werke einen Schlüssel bei. Weitere Erklärungen versuchten namentlich Sebastian Frank in «Teutscher Nation Chronik» und Matth. Schultes. Überarbeitet ward das Gedicht durch Burkard Waldis (1553, 1563, 1589 und 1596), dann durch Matth. Schultes (1679 und 1693). Eine sorgfältige, mit litterarhistor. Einleitung versehene Ausgabe des Originaltextes hat Haltaus geliefert (Quedlinb. u. Lpz. 1836); neueste Ausgabe in den «Deutschen Dichtern des 16. Jahrh.» (Bd. 10, von Goedeke, Lpz. 1878).

Theuerung, s. Teuerung.

Thëurgie (grch.) wird die vorgebliche Wissenschaft genannt, sich durch gewisse Handlungen und Ceremonien mit den Göttern und Geistern in nähere Verbindung zu setzen und sie zur Hervorbringung übernatürlicher Wirkungen für sich zu gewinnen. Die T. wurde namentlich von den Chaldäern und den Magiern (s. d.) in Asien ausgebildet und von da aus dann nach Griechenland und hierauf über das übrige Europa verbreitet, wo sie den einheimischen Aberglauben überwucherte. Auch die Ägypter sollten große Geheimnisse darin besitzen. Unter den griech. Philosophen spielte die T. bei den Neuplatonikern eine große Rolle. In dem Aberglauben des Mittelalters kommen häufige Spuren von der T. des Altertums vor. Vgl. Salverte, «Des sciences occultes, ou essai sur la magie, les prodiges et les miracles» (2 Bde., Par. 1820; 3. Aufl., Par. 1850); Lenormant, «Les sciences occultes en Asie» (2 Bde., Par. 1874—75; deutsche Ausg., Jena 1878); Lobeck, «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829). (S. Magie.)

Theuriet (André), franz. Schriftsteller, geb. im Sept. 1833 zu Marly-le-Roi im Depart. Seine-et-Oise, studierte in Paris die Rechte und trat dann als Beamter ins Finanzministerium. Er ist Dichter und Romanschreiber; unter seinen Dichtungen sind zu nennen «Le chemin des bois» (1867), «Les paysans de l'Argonne, 1792» (1871), «Le bleu et le noir» (1873), «Les nids» (1879); von seinen Romanen «Mlle Guignon» (1874), «Le mariage de Gérard» (1875), «La fortune d'Angèle» (1876), «Raymonde» (1877), «Le fils Maugars» (1879), «La maison des deux Barbeaux» u. s. w.

Theußerbad, s. unter Löwenstein.

The Vize, Stadt in der engl. Grafschaft Wilts, s. Devizes.

Thewfik, s. Tewfik.

Theza, Stadt in Marokko, s. Thesa.

Thiaki, Insel, s. Ithaka.

Thian-schan, d. i. Himmelsgebirge, Tengri-Tägh, d. h. Geisterberg, bei den Osttürken genannt, ist der Name einer mächtigen, sich zwischen 40—44° nördl. Br., von 73 bis gegen 95° östl. L. von Greenwich, von W. nach ONO. hinziehenden Gebirgskette in Innerasien. Ihr westl. Anfang liegt an der Kreuzungsstelle des Meridians des Obischen Meerbusens mit der Parallele des Ursprungs des Flusses Hoangho; ihr östl. Ende erstreckt sich bis östlich von der Stadt Hami am Westende der Wüste Gobi (s. d.). Der westl. Teil des T. bildet die Grenzscheidung zwischen Thian-schan-Pelu, d. h. der chines. Dsongarei (s. d.), und Thian-schan-Nanlu, d. h. Ostturkestan. In der östl. Hälfte dieses Gebirges sollen nach chines. Schriftstellern vulkanische Erscheinungen stattfinden, wie z. B. der angeblich noch thätige Vulkan Hotscheu unter 92° 20′ östl. L. von Greenwich und 222 km weiter westwärts von ihm die Solfataren von Urumtsi. Noch weiter westwärts breitet sich das Gebirge mehr aus und erhält den Namen Khatun-Bogda-O'ola. In der Nähe der Stadt Kutscha, gegen N., unter 82° 30′ östl. L. soll ein zweiter Vulkan, Po-schan, auch Ho-schan genannt, gelegen sein. Noch weiter westlich liegt der Mussartpaß und ein erst 1856—57 durch P. von Semenow und 1860 von Wenjukow näher erforschtes Alpenland. Etwa 75 km vom Mussartpaß, im Südosten von dem nördlich von dem T., schon auf russ. Gebiet gelegenen See Issykkul, erhebt sich der T. im Tengri-Chan, d. i. Geisterkönig, bis zu 6660 m Höhe. Noch weiter westlich spaltet sich der T. in eine nördliche, zahllose Alpenwasser in den Issykkul ergießende und eine südliche, ihrer Schnee- und Eismassen wegen Mustagh genannte Kette. Die erstere macht im Südwesten des Sees eine Biegung gegen Nordwesten über den Koschkarpaß hinaus bis zu einem etwa 80 km im Westen des Sees gelegenen Schneegipfel, an dem sie mit dem an der Nordseite des Ili sich nach Süden erstreckenden Ala-taugebirge zusammentritt, sodaß letzteres nur als eine Abzweigung des T. und der Issykkul (s. d.) nur als ein von den Ketten des Thian-schan-Systems umschlossenes Wasserbecken erscheinen. Von den erwähnten Schneegipfeln streicht gegen Westen, zwischen den Thälern zweier Steppenflüsse, des dem Alatau entströmenden Tschu und des Talas, ein langer Bergzug, das Alexandersgebirge der Russen, bis zur Ortschaft Aulia-Ata (Talas). Südlich von diesem und ihm parallel zieht auf der Wasserscheide des Talas und des Syr-Darja der Urtak-Tau, welcher einerseits gegen Südwesten den Kyndyr-Tau bis gegen Khodschend hin, andererseits einen längern Zweig gegen Nordwesten entsendet, der mit dem Kara-Tau unter 44½° nördl. Br. und 67° 20′ östl. L. von Greenwich, südlich unweit vom Saumal-Köl, dem Mündungssee des Tschu, endet.

Die Südkette des T., im Süden des Issykkul auch Temurtu-Tau genannt, zieht zunächst auf der Grenze von Khokand und China als Terek-Tau nördlich am Kaschgar vorüber und verwächst weiterhin als Kiptschak-Tau mit dem turkestanischen

Pamirplateau. Von der ungeheuern Längenausdehnung des T. ist nur eine unverhältnismäßig kleine Strecke wissenschaftlich untersucht. Am Gletscherberge Tengri-Chan liegt die Schneegrenze an dessen Nordabhange 3840 m, die Höhe des untersten Gletschers beträgt 3000 m, die Baumgrenze 2500 m, die des höchsten Passes, des berühmten chines. Gletscher- oder Mussartpasses, 4000 m hoch über dem Meere. Letzterer führt durch ewigen Schnee und über einen Gletscher (Dichepawle) des Hauptkamms aus dem Teles- oder obern Ilithale nach Pai und Aksu in Turfan. Der Paß ist sehr schwierig, kann aber mit Kamelen bereist werden. Von ihm ostwärts bis zur Gruppe des Bogdo-O'ola gibt es weiter keine Gebirgspässe. Was die Passagen im westlichen T. betrifft, so bildet das Himmelsgebirge im Westen des Flusses Aksu bis zum Meridian von Kaschgar ein weites Bergland, den Syrt der Kirgisen. Dasselbe hat etwa 116 km im Durchmesser, wird von hochgelegenen Längenthälern durchschnitten, ist waldlos, für Kultur unfähig, mit niedrigem, aber dichtem Gras bewachsen und dient den Kirgisen als Sommerlager. Über den Syrt führen mehrere, sämtlich mit Kamelen zu bereisende Karawanenstraßen. Westlich vom Meridian von Kaschgar, wo sich der T. in mehrere Äste zerteilt, sind die Berge mit Wald bestanden, die Flußthäler fruchtbar, aber tief eingefurcht und daher die Zugänge steiler. In diesem Striche gibt es mehrere Saumwege, aber nur eine wirkliche Handelsstraße, aus dem Thale von Ferghana (Khokand) über Osch nach Kaschgar, durch den Paß Terekty-Dawân oder Derwaza-Dawân-Terek, den die Russen die Kaschgarische Schlucht nennen. Diese Terekstraße hat Überfluß an Brennmaterial und Futter für Lasttiere. Auf ihr fand im Altertum der Handelsverkehr zwischen Westasien und China statt; über sie zogen auch die Horden, die aus der Mongolei in Turan eindrangen. Vgl. Sewerzow, «Erforschung des Thian-schan-Gebirgssystems 1867» (2 Hefte, Gotha 1874—75).

Thibaudeau (Ant. Claire, Graf), franz. Geschichtschreiber und radikaler Politiker, geb. 23. März 1765 zu Poitiers, war bereits Advokat, als sein Vater, ebenfalls Advokat, zur Nationalversammlung nach Versailles abging, wohin er demselben als eifriger Anhänger der Bewegung folgte. Nach den Ereignissen vom 5. bis 6. Okt. 1789 kehrte der junge T. in seine Heimat zurück und stiftete eine Volksgesellschaft. Im Sept. 1792 zum Konventsdeputierten gewählt, hielt er sich zur Bergpartei und wurde 21. Febr. 1796 Präsident des Rats der Fünfhundert. Weil er auf der Rednerbühne sich gegen jeden Staatsstreich ausgesprochen, setzte das Direktorium 18. Fructidor seinen Namen auf die Deportationsliste. Seine Freunde bewirkten jedoch seine Rehabilitierung und er trat wieder in den Advokatenstand. Die Revolution vom 18. Brumaire führte T. abermals auf den polit. Schauplatz, und er behielt nun seinen Sitz im Staatsrat bis 1808, wo er zum kaiserl. Grafen und Präfekten des Depart. Rhönemündungen ernannt wurde. Die Restauration entfernte ihn von diesem Posten. Während der Hundert Tage zum Staatsrat, zum kaiserl. Kommissar im Depart. Côte-d'Or und zum Mitglied der Pairskammer ernannt, ward er nach der zweiten Restauration als Königsmörder aus Frankreich verbannt. Nach der Julirevolution von 1830 kehrte T. zurück und lebte seitdem ganz zurückgezogen. Nach dem 2. Dez. 1850 ernannte ihn Ludwig Napoleon zum Senator. Er starb 1. März 1854. T. schrieb eine «Histoire du terrorisme dans le département de la Vienne» (Par. 1795) und mit Bourdon de la Crosnière einen «Recueil des actes héroïques et civiques des républicains français» (Par. 1795). Wert für die Revolutionsgeschichte haben seine «Mémoires sur la Convention et le Directoire» (2 Bde., Par. 1824) und seine «Mémoires sur le Consulat et l'Empire» (10 Bde., Par. 1835).

Thibaudin, franz. General und Kriegsminister, geb. zu Moulins-en-Gilbert 1827, war 1870 Oberst des 67. Infanterieregiments, geriet 16. Aug. bei Mars-la-Tour verwundet in Kriegsgefangenschaft, wurde in Mainz interniert und entfloh von dort unter Bruch des Ehrenwortes im Dezember nach Frankreich; hier stellte ihn der Kriegsminister unter dem Namen seiner Mutter, Commagny, als Kommandeur der 2. Division des 24. Korps bei der Ostarmee des Generals Bourbaki an und übertrug ihm nach der Absetzung des Generals Bressolles den Befehl über das 24. Korps. T. wurde in der Schlacht an der Lisaine verwundet und später in der Schweiz interniert, ging aus einer über sein Verhalten in Mainz eingeleiteten Untersuchung nicht gerechtfertigt hervor, wurde jedoch nicht bestraft, sondern nur aus dem aktiven Dienste entlassen. Schon 1872 als Oberst des 32. Infanterieregiments wieder angestellt und wegen seiner ausgeprägt republikanischen Gesinnung bald zum Brigadegeneral befördert, wurde T. vom Kriegsminister Farre als Direktor der Infanterie ins Kriegsministerium berufen und 1882 zum Divisionsgeneral ernannt. Am 30. Jan. 1883 wurde T. Kriegsminister, da sich kein anderer General dazu bereit finden ließ, das Prätendentengesetz gegen die im Heere dienenden Prinzen von Orléans zu vollstrecken, und beseitigte die Prinzen durch Dekret vom 23. Febr., obgleich der Senat das Prätendentengesetz abgelehnt hatte. T. war, im Heere gering geachtet, ein gefügiges Werkzeug der radikalen Partei, aber ohne Thatkraft und organisatorisches Talent. Er vollzog die Umformung der Festungsartillerie nach dem Entwurfe des Generals Billot und wurde 4. Okt. 1883 vom Ministerpräsidenten zum Rücktritt veranlaßt wegen seines taktlosen Betragens beim Besuche des Königs von Spanien in Paris. T. erhielt kein Truppenkommando, wurde jedoch vom Kriegsminister Boulanger im April 1886 zum Präsidenten des beratenden Komitee für Infanterieangelegenheiten ernannt.

Thibaut IV., Graf der Champagne, König von Navarra (1234), einer der namhaftesten altfranz. Minnedichter, geb. 1201, gest. 1253, der an ungekünsteltem Ausdruck den meisten altfranz. Sängern der Liebe überlegen ist und frühzeitig das Interesse dadurch erregte, daß seine zahlreichen Lieder Aufschlüsse über sein Verhältnis zur Königin Blanca zu bieten schienen. Sie wurden zuerst von La Ravelière (Par. 1742) und später von P. Tarbé (Reims 1851) herausgegeben. Vgl. noch Delbarre, «Vie de Thibaut IV» (Laon 1850).

Thibaut (Ant. Friedr. Justus), ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. 4. Jan. 1774 zu Hameln, studierte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, habilitierte sich 1796 in Kiel und wurde 1799 Professor der Rechte. Er folgte 1802 einem Rufe nach Jena. Im J. 1805 aber ward er an die Universität zu Heidelberg

berufen, wo er bis zu seinem 28. März 1840 erfolgten Tode als Lehrer mit großem Erfolg wirkte. Sein Hauptwerk ist das »System des Pandektenrechts« (2 Bde., Jena 1803; 8. Aufl. 1834; 9. Aufl. von Buchholtz, 1846). Außerdem sind zu erwähnen: »Juristische Encyklopädie und Methodologie« (Altona 1797), »Versuche über einzelne Teile der Theorie des Rechts« (2 Bde., Jena 1798; 2. Aufl. 1817), »Theorie der logischen Auslegung des röm. Rechts« (Altona 1799; 2. Aufl. 1806), »Über Besitz und Verjährung« (Jena 1802), »Beiträge zur Kritik der Feuerbachschen Revision der Grundbegriffe des Strafrechts« (Hamb. 1802), »Civilistische Abhandlungen« (Heidelb. 1814), »Über die sog. historische und nichthistor. Rechtsschule« (Heidelb. 1838). Als der Umsturz der Napoleonischen Herrschaft manche Wünsche erweckte, war T. unter denen, welche Einheit des Rechts in Deutschland für eine der ersten Bedingungen eines wohlgeordneten Staatenbundes erkannten. Zu diesem Zweck schrieb er »Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland« (Heidelb. 1814; neue Ausg. 1840), wogegen sich Savigny (s. d.) in der Schrift »Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft« (Berl. 1815; zuletzt 1878) erhob. Mit Löhr und Mittermaier gab T. das »Archiv für civilistische Praxis« (Heidelb. 1818 fg.) heraus. Als ein großer Freund und Kenner der Musik huldigte er Palestrina in der Schrift »Über Reinheit der Tonkunst« (Heidelb. 1825; 5. Aufl. 1874). T.s »Juristischen Nachlaß« hat Guyet (2 Bde., Berl. 1841—42) herausgegeben. Vgl. Baumstark, »Anton Friedrich Justus T.« (Lpz. 1841).

Sein Bruder, Bernhard Friedrich T., geb. 22. Dez. 1775, gest. 4. Nov. 1832 als Professor der Mathematik an der Universität zu Göttingen, machte sich namentlich durch seinen »Grundriß der reinen Mathematik« (Gött. 1801; 4. Aufl. 1823) und den »Grundriß der allgemeinen Arithmetik« (Bd. 1, Gött. 1809; 2. Aufl. 1830) bekannt.

Thiel, niederl. Stadt, s. Tiel.

Thiel (Andreas), Bischof von Ermland, geb. 23. Sept. 1826 zu Lokau bei Seeburg in Ostpreußen, wurde 1849 zum Priester geweiht, wirkte dann zwei Jahre als Kaplan in Memel und Tilsit und bezog hierauf zur Fortsetzung seiner Studien die Universität Breslau. Hierauf habilitierte er sich 1853 als Privatdocent der Theologie am Lyceum Hosianum zu Braunsberg, wo er 1855 außerordentlicher und 1858 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts wurde. Im J. 1871 siedelte er als Domherr nach Frauenburg über und trat als Generalvikar an die Spitze der Diöcesanverwaltung. Nach der Ernennung des Bischofs Krementz zum Erzbischof von Köln wurde T. 15. Dez. 1885 vom Domkapitel zu Frauenburg zum Bischof von Ermland erwählt, 12. Febr. 1886 durch päpstliches Breve bestätigt und erhielt 2. März 1886 vom Kaiser Wilhelm die landesherrliche Anerkennung.

Thièle, auch Zihl, linker Nebenfluß der Aare, entspringt als Orbe (s. d.) in dem kleinen Lac des Rousses, tritt bei La Cure aus dem franz. Val des Rousses in das schweiz. Val des Joux, in dem sie den Lac de Joux und den Lac Brenet bildet, fließt aus dem letztern unterirdisch in die Thalstufe von Vallorbe hinab, in der sie 783 m über dem Meere als Source de l'Orbe zu Tage tritt, wendet sich dann nach Osten und fließt durch eine tiefe Schlucht dem Städtchen Orbe zu und mündet, nachdem sie rechts den Talent vom Jorat aufgenommen, durch eine breite sumpfige Ebene bei Yverdon in den Neuenburgersee, den sie an seinem nordöstl. Ende wieder verläßt, um durch eine Sumpfebene dem Bielersee zuzufließen. Vom Lac des Rousses (1075 m) bis zum Bielersee (434 m) beträgt die Flußlänge 107 km, das Gefälle 641 m. Schiffbar sind im Gebiet der T. nur die Seen und der Unterlauf in der Ebene. Vor der Jura-Gewässerkorrektion, durch welche die Aare in den Bielersee geführt und durch den Aarekanal aus demselben abgeleitet wurde, verließ die T. bei Nidau den See und mündete, 435 m über dem Meere, 11 km unterhalb des Bielersees in die Aare. Das Flußgebiet der T. mit Einschluß des Bielersees umfaßt im franz. Depart. Jura und den schweiz. Kantonen Waadt, Neuenburg, Freiburg und Bern 3420 qkm. Im 17. Jahrh. wurde der Versuch gemacht, durch Kanalisation der T. und den Kanal von Entreroches eine Wasserstraße von der Aare zum Genfersee herzustellen. Das Projekt wurde indes nie vollendet.

Thielmann (Joh. Adolf, Freiherr von), preuß. General der Kavallerie, geb. zu Dresden 27. April 1765, erhielt wissenschaftliche Bildung und trat nach des Vaters Tode 1782 als Junker in die sächs. Kavallerie. Er wurde 1791 Lieutenant bei den Husaren, machte den Krieg gegen Frankreich mit und lebte dann als Stabsrittmeister in Thüringen den Wissenschaften, bis der Feldzug von 1806 ihn von neuem ins Feld rief. Durch rühmlichen Anteil an der Belagerung von Danzig und an der Schlacht bei Friedland stieg er 1807 zum Major und Flügeladjutanten auf. Er suchte, 1809 zum Obersten ernannt, mit einem kleinen Korps Sachsen gegen die eingedrungenen Österreicher sich zu behaupten; dann führte er bei dem westfäl.-franz. Hilfskorps die Vorhut. Im Juli 1809 wurde er Generalmajor und im Febr. 1810 Generallieutenant. Im Feldzuge gegen Rußland führte er die sächs. Kürassierbrigade, kämpfte ruhmvoll in der Schlacht an der Moskwa und befand sich dann fast immer im Gefolge Napoleons I. Der König von Sachsen erhob hierauf T. in den Freiherrenstand. Als ihm 26. Febr. 1813 die Verteidigung von Torgau übergeben wurde, machte ihm der König von Sachsen strenge Neutralität zur Pflicht. Schon hoffte T., als der König mit Österreich in Unterhandlungen trat, einen Umschwung aller Verhältnisse zur Befreiung Deutschlands, und er verhandelte dieserhalb mit den verbündeten Monarchen in Dresden. Als er nach der Schlacht bei Lützen von seinem Könige 10. Mai den Befehl erhielt, die Festung den Franzosen zu übergeben, legte er das Kommando nieder, begab sich mit seinem Stabschef Aster in das Hauptquartier der Verbündeten und trat erst in russ. und nachdem er nach der Schlacht bei Leipzig die sächs. Armee neu organisiert und 1814 dieselbe in den Niederlanden befehligt hatte, im April 1815 in preuß. Dienste. Auch hier bewies er Einsicht und Thätigkeit in den Feldzügen gegen Frankreich. An dem Tage von Waterloo hielt T. bei Wavre mit dem 3. Armeekorps das franz. Korps Grouchys fest und behauptete seine Stellung, wodurch er zum Erfolge der Hauptschlacht wesentlich mitwirkte. T. wurde hierauf kommandierender General des 7., später des 8. Armeekorps und starb zu Koblenz 10. Okt. 1824.

Thielt, Stadt im gleichnamigen Bezirk der belg. Provinz Westflandern, an der Linie Gent-Courtrai der Belgischen Staatsbahnen, mit 9661 E., von

deren einst blühender Leinwandindustrie noch die Tuchhalle und der Wartturm Zeugnis ablegen.

Thiemo, der Heilige, Erzbischof von Salzburg seit 1088, stammte aus einem gräfl. Geschlechte und wurde in der berühmten Klosterschule zu Niederalteich erzogen. Ehe er Erzbischof wurde, war er Abt zu St. Peter in Salzburg. Widrige Schicksale zwangen ihn, sein erzbischöfl. Amt 1101 niederzulegen und zu Admont Schutz zu suchen. Dann ging er nach Palästina, wo er den Märtyrertod fand. T. war ein trefflicher Bildhauer; Marienstatuen von ihm existieren zu St. Peter in Salzburg, zu Radstadt, zu Altenmarkt bei Radstadt und anderwärts.

Thiene, bisweilen Tiene, Stadt und Hauptort eines Distrikts der ital. Provinz Vicenza, Station der Eisenbahn Vicenza-Schio, zählt (1881) 6468 E. und hat einen schönen Palast mit Fresken von Paolo Veroneſe, eine Wasserleitung, Wollzeug- und Tuchfabriken und Streichgarnspinnerei.

Thienemann (Friedr. Aug. Ludw.), Ornitholog, geb. 25. Dez. 1793 zu Gleina bei Freiburg a. d. U., widmete sich, zu Naumburg und Schulpforta vorgebildet, seit 1813 zu Leipzig mediz. und naturwissenschaftlichen Studien. Nachdem er 1819 promoviert, bereiste er zwei Jahre lang den Norden Europas und hielt sich 13 Monate auf Island auf. Seit 1822 hielt er zu Leipzig zoolog. Vorlesungen und wurde 1825 zweiter Inspektor des Naturalienkabinetts in Dresden, wo er mit seinem Bruder G. A. Wilhelm T. und Brehm eine «Systematische Darstellung der Fortpflanzungsgeschichte der Vögel Europas» (5 Abteil., Lpz. 1825—33) bearbeitete. Im J. 1839 ward er zum Bibliothekar an der königl. Bibliothek ernannt, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten diese Stellung 1842 wieder aufgeben. Er starb 24. Juni 1858 zu Trachenberg bei Dresden. T.s Hauptwerk ist die «Fortpflanzungsgeschichte der gesamten Vögel» (10 Hefte, Lpz. 1845—56, mit 100 kolorierten Tafeln). Außerdem sind noch zu nennen: «Reise im Norden Europas» (2 Bde., Lpz. 1824—27), das «Lehrbuch der Zoologie» (Berl. 1825), die lat. Übersetzung von Carus' «Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie» (Heft 1—8, Lpz. 1840—50) und «Rhea. Zeitschrift für die gesamte Ornithologie» (Heft 1—2, Lpz. 1846—48).

Thienen, s. Tirlemont.

Thiengen, Stadt im bad. Kreise und Amte Waldshut, rechts an der Wutach, Station der Linie Basel-Konstanz der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2247 E., darunter 225 Evangelische und 233 Juden und hat eine kath. Pfarrkirche, ein Schloß, Baumwollspinnerei und Weberei, sowie Landwirtschaft. Zu T. gehört die Laufenmühle mit Baumwollspinnerei. Die Stadt war ehemals Hauptort des Klettgaues.

Thien-tsin, s. Tientsin.

Thier und Zusammensetzungen, s. Tier u. s. w.

Thierenberg, Kirchdorf im Kreise Fischhausen des ostpreuß. Regierungsbezirks Königsberg, in waldiger, mit von Torflagern durchzogener Gegend, zählt 335 E. Die im 13. Jahrh. angelegte Ordensburg Thierenberg ist nicht mehr vorhanden.

Thierfelder (Albert), Komponist, geb. 30. April 1846 zu Mühlhausen in Thüringen, war Schüler von Moritz Hauptmann und wurde später Musikdirektor in Brandenburg. Er schrieb eine Symphonie in C-moll, Sonaten, ein Klavierquartett und die Musik zu der Alpensage «Zlatorog» von Rud. Baumbach.

Thierisch u. s. w., s. tierisch u. s. w.

Thierry (Jacques Nicolas Augustin), berühmter franz. Geschichtschreiber, geb. zu Blois 10. Mai 1795, erhielt seine Bildung im Collége seiner Vaterstadt, trat 1811 in die Normalschule und ging 1813 als Lehrer an eine Provinzialschule. Schon 1814 kehrte er indes nach Paris zurück, schloß sich mit Begeisterung den sozialistischen Bestrebungen Saint-Simons an und veröffentlichte 1816 die Schrift «Des nations et de leurs rapports mutuels». Jedoch trennte er sich 1817 von Saint-Simon und wurde Mitarbeiter an dem von Comte und Dunoyer redigierten Journal «Le censeur européen». Nachdem dieses Blatt eingegangen, beteiligte er sich an dem «Courrier français», in welchem er 1820 zehn Briefe über die franz. Geschichte veröffentlichte, die viel Aufsehen machten. T. fand in der engl. und franz. Geschichte, der er sich besonders widmete, den Schlüssel für die Gestaltung aller bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse in dem Gegensatze der erobernden zu den unterworfenen Rassen. Die Ansprüche der Adels- und Dynastengeschlechter fielen ihm vor diesen Untersuchungen zusammen. T. sah ferner ein, daß der äußerliche Pragmatismus, den die Geschichtschreibung gewöhnlich verfolgt, die histor. Wahrheit nicht an das Licht fördern könne. Von tüchtigen Forschungen, einer lebhaften Phantasie und allgemeiner Bildung unterstützt, wendete er sich darum der genetischen Methode zu, die für die Engländer wie Franzosen neu war und von letztern gewöhnlich die beschreibende oder pittoreske genannt wird.

Das erste Resultat seiner Beschreibungen war die «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (4 Bde., Par. 1825; deutsch von Bolzenthal, 2 Bde., Berl. 1830—31). In erweiterter Form ließ er hierauf die erwähnten Briefe unter dem Titel «Lettres sur l'histoire de la France» (Par. 1827 u. öfter) erscheinen. Infolge anhaltender Studien verlor er jedoch fast gänzlich die Sehkraft und wurde noch außerdem von einer Nervenkrankheit heimgesucht. Er ertrug diese Leiden mit philos. Mute und setzte seine Arbeiten mit Hilfe seiner Freunde fort. Im J. 1830 wählte man ihn zum Mitgliede der Akademie. T. hielt sich 1831—35 bald in den Bädern von Luxeuil, bald zu Besoul bei seinem Bruder auf. Mit des letztern Beihilfe veröffentlichte er 1835 unter dem Titel «Dix ans d'études» eine Sammlung von trefflichen Aufsätzen, die aus seinen frühern Forschungen hervorgegangen. Um diese Zeit berief ihn Guizot, damals Minister des öffentlichen Unterrichts, nach Paris und übertrug ihm die Herausgabe des «Recueil des monuments inédits de l'histoire du tiers-état», welches Werk eine Abteilung der «Collection des monuments inédits de l'histoire de France» bildet. Seine Hauptmitarbeiter waren Felix Bourquelot und Charles Louandre. Im J. 1840 publizierte T. die «Récits des temps mérovingiens» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1847; deutsch, Elberf. 1855), wofür ihm die Akademie einen ihrer Hauptpreise zuerkannte. Ferner erschienen noch «Recueil des monuments de l'histoire de tiers-état. Histoire municipale d'Amiens» (3 Bde., Par. 1849—56) und «Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers-état» (Par. 1853). Er starb 22. Mai 1856. Seine «Oeuvres complètes» erschienen von ihm selbst in 8 Bänden (Par. 1846—47), dann in 10 Bänden (Par. 1856—60).

Seine Gattin, Julie T., geborene de Quérengal, starb 10. Juni 1844. Dieselbe vermählte sich 1831 mit dem bereits erblindeten T. und machte sich in der litterarischen Welt bekannt durch «Scènes de mœurs aux 18e et 19e siècles» (mit einer Einleitung von ihrem Gatten, Par. 1836), sowie durch geistvolle Aufsätze in der «Revue des deux Mondes».

Sein jüngerer Bruder, Amédée Simon T., ebenfalls ein tüchtiger Geschichtschreiber, geb. zu Blois 2. Aug. 1797, widmete sich anfangs dem öffentlichen Lehrfache und erhielt unter dem Ministerium Vatimesnil eine Professur in Besançon. Nach der Julirevolution von 1830 ernannte ihn die Regierung zum Präfekten des Departements der obern Saône und 1841 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt. In den letzten zehn Jahren der Julimonarchie versah er das Amt eines Requêtenmeisters im Staatsrat, welches Amt er auch im Staatsrat des zweiten Kaiserreichs bekleidete. Im Jan. 1860 erfolgte seine Ernennung zum Senator. T. starb zu Paris 26. März 1873. Er ist der Verfasser eines «Résumé de l'histoire de la Guyenne» (Par. 1828), sowie mehrerer trefflicher Arbeiten über die älteste Geschichte Frankreichs. Dahin gehören vor allem: «Histoire des Gaulois jusqu'à la domination romaine» (3 Bde., Par. 1828 u. öfter), «Histoire de la Gaule sous l'administration romaine» (3 Bde., Par. 1840—47), «Histoire d'Attila» (2 Bde., Par. 1856; deutsch, Lpz. 1874), «Récits de l'histoire romaine au cinquième siècle» (Par. 1860). Seine letzten histor. Arbeiten sind: «Tableau de l'empire romain» (Par. 1862), «Récits et nouveaux récits de l'histoire romaine» (Par. 1864), «Saint-Jérôme, la société chrétienne à Rome et l'émigration romaine en Terre-Sainte» (2 Bde., Par. 1867), «Saint-Jean Chrysostome, et l'impératrice Eudoxie, la société chrétienne en Orient» (Par. 1872).

Thiers, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Puy-de-Dôme, an der rechts zum Dore gehenden Durolle in 400 m Höhe im Forezgebirge, Station der Linie St.-Etienne-Clermont der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist eine der eigentümlichsten, malerischsten und industriereichsten Städte Frankreichs. Ihre Lage am steilen Abhange des 623 m hohen Besset macht, daß die Straßen fast Treppen gleichen, an denen sich die Häuser eins über dem andern erheben, während der Fluß zwischen düstern Felsen in tief eingeschnittener Schlucht fließt. Die Kirchen St.-Genès und du Moûtier sind Bauten des 11. Jahrh.; auch gibt es hier mehrere aus dem 15. Jahrh. stammende Häuser. Die (1881) 10394 (Gemeinde 15333) E. fabrizieren hier und in der Umgegend seit 300 Jahren grobe Messerschmiedewaren, jetzt in 416 Werkstätten durch 12000 Arbeiter, während andere 8000 die Hefte fertigen, sowie Leder und Papier, Kerzen, Wachs- und Quincailleriewaren. T. erscheint unter ihrem mittellat. Namen Tigernum bereits zur Zeit der Merovinger, war im 12. Jahrh. eine Vizegrafschaft und gehörte bis 1790 zur Auvergne.

Thiers (Louis Adolphe), berühmter franz. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 15. April 1797 zu Marseille, studierte in der Akademie zu Aix die Rechte und ließ sich dort in den Advokatenstand aufnehmen. Bald jedoch wandte er sich der Geschichte, Politik und Nationalökonomie zu und ging 1821 nach Paris, um Journalist zu werden. Dort schrieb er zuerst für den «Constitutionnel», damals das vornehmste Organ der liberalen Partei, und trat in dessen Redaction ein. Seiner Thätigkeit gelang es in kurzer Zeit, sich zu einem Wortführer des Liberalismus emporzuschwingen, zumal seine «Geschichte der Französischen Revolution» in allen Kreisen des Volks mit großem Enthusiasmus aufgenommen ward. Im Verein mit Armand Carrel und Odilon Barrot gründete er den «National», dessen erste Nummer 1. Jan. 1830 unter seiner Oberleitung erschien. Das Auftreten dieses neuen Blattes, das sich durch die Kraft und Kühnheit der Polemik viele Leser und Mitarbeiter erwarb, war für die damalige Lage ein polit. Ereignis. T.' berühmter Ausspruch: «Der konstitutionelle König herrscht, aber regiert nicht» («Le roi règne, il ne gouverne pas») wurde das Schlagwort des Tags. Als am Morgen des 26. Juli 1830 die Ordonnanzen (s. d.) erschienen, versammelten sich die Redacteure aller liberalen Journale im Bureau des «National» und entwarfen unter T.' Einfluß eine heftige Protestation, die als Einleitung zu dem beginnenden Kampfe gelten konnte. T. nahm persönlichen Anteil an den Unterhandlungen mit dem Herzog von Orléans und wurde nach der Julirevolution zum Staatsrat und Generalsekretär im Finanzministerium (im August), unter Laffitte (im Nov. 1830) zu dessen Unterstaatssekretär ernannt. Als Abgeordneter der Stadt Aix trat er in die Deputiertenkammer ein. Bei Laffittes Rücktritt im März 1831 blieb T. in derselben Stellung unter dem Ministerium Casimir Périer, und nach Périers Tode wurde er in dem Kabinett vom 11. Okt. 1832 Minister des Innern. Ein Zerwürfnis mit seinen Kollegen bewog ihn, im Dez. 1832 das Departement des Innern mit dem des Handels und der öffentlichen Arbeiten zu vertauschen. In dieser Stellung zeichnete T. sich aus durch gemeinnützige Schöpfungen und Bauten, sowie durch Werke, die den bonapartistischen Überlieferungen schmeichelten, wie die Herstellung des Napoleonischen Standbildes auf der Vendômesäule und die Vollendung des Triumphbogens de l'Etoile. Seit 13. Dez. 1834 war er Mitglied der Akademie. Während er sich dem Hofe, trotz manches Zerwürfnisses, notwendig zu machen wußte, unterhielt er mit der liberalen Partei ein gewisses freundliches Verhältnis. Unter solchen Umständen blieb er in dem 4. April 1834 umgestalten Kabinett und übernahm wieder das Ministerium des Innern. Seine Strenge und Energie gegen die demokratischen Aufstände in Paris und Lyon entzweiten ihn jedoch dauernd mit seinen alten republikanischen Freunden. Als im Febr. 1836 das vielfach modifizierte Ministerium abtrat, erhielt T. den Vorsitz in dem neuen Kabinett mit dem Portefeuille des Auswärtigen. In der innern Politik den Eingebungen Ludwig Philipps nachgebend, wollte er in Spanien zu Gunsten des Liberalismus einschreiten, scheiterte aber an dem Widerstande des Königs, sodaß er schon 26. Aug. zurücktrat und sich an die Spitze der Opposition stellte. Am 1. März 1840 wurde er Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen. Als solcher ordnete er die Zurückführung der Leiche Napoleons I. von St. Helena an, trat der Quadrupleallianz vom 15. Juli entgegen, wollte den Vizekönig von Ägypten unterstützen, sprach von der Eroberung der Rheingrenze und veranlaßte den Beschluß, Paris zu befestigen. Da der König vor einem Kriege zurückscheute, gab T. 20. Okt. 1840 seine Entlassung ein. Er griff

mit neuem Eifer den schon früher gefaßten Plan auf, die Geschichte Napoleons zu schreiben, zu welchem Zwecke er die Schlachtfelder in Deutschland und Italien bereiste. Bis zum Sturze des Julikönigtums führte er die Opposition gegen das Guizotsche Ministerium und die Politik Ludwig Philipps.

Nach Ausbruch der Februarrevolution von 1848 sollte T. 24. Febr. mit Odilon Barrot ein neues Kabinett bilden; aber es war zu spät. Die Republik wurde proklamiert. Bei den allgemeinen Wahlen in die Nationalversammlung wurde er nicht gewählt, sondern erst bei den Ergänzungswahlen vom 4. Juni. Bald war er einer der Führer (der sog. Burggrafen) jener Majorität, die der sozialistischen Linken und dem Bonapartismus gegenüber sich zu behaupten suchte. Seine im Sommer 1851 nach London und Claremont unternommene Reise schien auf orléanistische Restaurationstendenzen hinzuweisen. Da er den imperialistischen Plänen Ludwig Napoleons entgegenwirkte, wurde er beim Staatsstreich 2. Dez. 1851 verhaftet und des Landes verwiesen. Nachdem er einige Zeit in England, der Schweiz und Oberitalien verlebt, erhielt er 1852 die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich, wo er sich histor. Arbeiten widmete. Seine mehrfach ins Deutsche (unter anderm unter Leitung von Bülau, 20 Bde., Brüss. 1845—62, und von Burckhardt und Steger, 4 Bde., Lpz. 1845—61) übersetzte «Histoire du Consulat et de l'Empire» (20 Bde., Par. 1845—62) war die Frucht dieser Muße. Bei den Neuwahlen von 1863 wurde er in Paris zum Mitgliede des Gesetzgebenden Körpers gewählt und bewährte hier in den Reihen der Opposition seine alte Beredsamkeit. Bei den Neuwahlen vom Mai 1869 wiedergewählt, lieh T., wie die meisten der Altkonstitutionellen (Orleanisten), anfangs dem Ministerium Ollivier seinen Beistand. Als Napoleon III. im Juli 1870 die span. Thronfolgefrage zum Vorwand gebrauchte, um den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 zu entzünden, war T. einer der wenigen, welche gegen solche Überstürzung protestierten, und erklärte, daß «die Gelegenheit zum Kriege schlecht gewählt und Frankreich nicht gerüstet sei».

Nach dem Sturze des Kaisertums übernahm T. (12. Sept.) eine diplomatische Mission an die Höfe von London, Petersburg, Wien und Florenz, um diese entweder in Gemeinschaft oder einzeln zu einer Intercession für Frankreich zu bewegen. Unverrichteter Sache heimgekehrt, begab er sich in das deutsche Hauptquartier zu Versailles, um mit Bismarck über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, während dessen Dauer eine Nationalversammlung zur Entscheidung über Fortsetzung des Kriegs oder Friedensschluß gewählt werden sollte. Die Unterhandlungen (30. Okt. bis 6. Nov.) scheiterten jedoch an T.' Forderung der Verproviantierung von Paris, welche Bismarck ohne ein militärisches Äquivalent nicht zugestehen wollte. Darauf begab T. sich nach Tours, von wo aus er 9. Nov. 1870 einen Bericht über seine fehlgeschlagenen Waffenstillstandsunterhandlungen veröffentlichte, der sämtlichen Großmächten, sowie der Türkei und Spanien mitgeteilt wurde. Von dieser Zeit bis zur Kapitulation von Paris hielt er sich von allen öffentlichen Geschäften fern. Als nach Abschluß des Waffenstillstandes die Wahlen zur Nationalversammlung ausgeschrieben wurden, ward T. von der legitimistisch-orléanistischen Partei an die Spitze ihrer Kandidatenliste gestellt und an 26 Orten, unter anderm auch in Paris (8. Febr. 1871), gewählt. Nach Eröffnung der Nationalversammlung zu Bordeaux wurde T. 17. Febr. zum Chef der Exekutive gewählt, worauf er ein aus Männern der verschiedensten polit. Richtung zusammengesetztes Kabinett ernannte. Die erste Aufgabe T.' war, mit dem Sieger einen Frieden zu schließen. In Begleitung des Ministers Favre reiste er nach Versailles, um selbst mit Bismarck zu unterhandeln, und unterzeichnete, nach vergeblichen Bemühungen um günstigere Friedensbedingungen, 26. Febr. die Präliminarien. Hierauf kehrte er nach Bordeaux zurück und erlangte von der Nationalversammlung mit 546 gegen 107 Stimmen die Ratifikation (1. März). Kaum war auf seinen Vorschlag 10. März der Beschluß gefaßt, den Sitz der Nationalversammlung nach Versailles zu verlegen, als 18. März der furchtbare Aufstand der Commune von Paris ausbrach. Seiner Energie gelang es, den Aufstand zu lokalisieren und etwa 130000 Mann unter dem Marschall Mac-Mahon zu seiner Bewältigung zusammenbringen. Am 10. Mai wurde der definitive Friede zu Frankfurt a. M. unterzeichnet. Nachdem die Commune von Paris, die noch 14. Mai das Haus T.' hatte demolieren lassen, ihr blutiges Ende gefunden, erließ T. 29. Mai ein Dekret betreffs Auflösung der Nationalgarde des Seinedepartements.

Die nächste Aufgabe T.' war, das Land möglichst bald von der Occupation zu befreien und die Kriegskostenentschädigung von 5 Milliarden aufzubringen, was ihm durch erfolgreiche Anleihen noch vor der im Frieden festgesetzten Zeit gelang. Am 31. Aug. wurde er zum «Präsidenten der Französischen Republik» auf drei Jahre ernannt. Die monarchischen Parteien aber, namentlich die legitimistisch-orléanistische, sahen sich in den auf T. gesetzten Hoffnungen getäuscht, da dieser sich nicht mehr scheute, seine Überzeugung auszusprechen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Republik die einzig mögliche Staatsform sei. In Beziehung auf Handelspolitik Anhänger des Schutzzollsystems, setzte er in der Nationalversammlung die Kündigung der Handelsverträge durch. Sehr lebhaft war das Interesse an der 27. Mai 1872 beginnenden Diskussion, über das neue Wehrgesetz, bei der T., wenn auch erst nach harten Kämpfen, über General Trochu und andere Gegner seines Entwurfs den Sieg davontrug. Ein großer Erfolg für ihn war das Riesenanlehen von 3½ Milliarden, auf welches 30. Juli 1872 44 Milliarden gezeichnet waren. So war T. in den Stand gesetzt, den Verpflichtungen nachzukommen, welche er durch den am 29. Juni 1872 über die Zahlung der Kontributionsgelder abgeschlossenen Vertrag gegen Deutschland übernommen hatte.

Auf diese Erfolge gestützt, richtete T. an die Nationalversammlung, als sie 11. Nov. 1872 wieder zusammentrat, eine Botschaft, worin er die definitive Proklamierung der Republik und verschiedene Verfassungsreformen befürwortete. Die gesamte monarchisch-klerikale Rechte wies den Gedanken eines republikanischen Definitivums mit Entschiedenheit zurück und beschloß seinen Sturz. Da T. bei der Neubildung des Kabinetts 18. Mai 1873 die Mehrheit gänzlich ignorierte und die Minister ausschließlich aus den Reihen der konservativen Republikaner nahm, so brachte jene 19. Mai eine Interpellation über die Bildung des Ministeriums ein. Nach heftigen Debatten und nach genauer Darlegung der Sachlage seitens T.' wurde 23. Mai

das von der Rechten beantragte Tadelsvotum gegen das Ministerium mit 360 gegen 344 Stimmen angenommen. Darauf zeigte T. seinen Rücktritt von der Präsidentschaft an. Mit 368 gegen 339 Stimmen wurde seine Dimission angenommen, worauf der Marschall Mac-Mahon noch in derselben Sitzung zum Präsidenten der Republik gewählt wurde. Aufs neue zog sich T. vom öffentlichen Leben zurück, betrat nur noch einmal die Rednerbühne, um gegen die Herabsetzung der militärischen Dienstzeit zu sprechen, nahm jedoch an den Wahlen regen Anteil. Die Wahl zum Senator in Belfort lehnte er 30. Jan. 1876 ab und nahm die eines Abgeordneten des 19. pariser Wahlbezirks 20. Febr. an. Nach der Einsetzung des Broglieschen Ministeriums 16. Mai 1877 unterschrieb er das von Gambetta verfaßte Manifest der 363 an die Nation. T. starb 3. Sept. 1877, 80 J. alt, infolge eines Schlaganfalls zu St.-Germain-en-Laye und wurde 8. Sept. auf dem Kirchhof Père-Lachaise zu Paris beerdigt. Statuen von ihm wurden zu Nancy 3. Aug. 1879 und zu St.-Germain-en-Laye 19. Sept. 1880 enthüllt. Verheiratet war T. mit Elise Dosne (gest. 12. Dez. 1880), Tochter des Generalsteuereinnehmers des Norddepartements, die ihm mehrere Millionen Mitgift in die Ehe brachte und dadurch ein unabhängiges Leben verschaffte. Die Ehe war kinderlos.

Vgl. Richardet, «Histoire de la présidence de T.» (Par. 1876); Jules Simon, «Le gouvernement de monsieur T.» (Par. 1878); Eggenschwyler, «T.' Leben und Wirken» (Bern 1878); «Adolphe T.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, I); «T. als Geschichtschreiber» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1877, II).

Thiersch (Friedr. Wilh.), einer der verdientesten neuern deutschen Humanisten, geb. 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. U., widmete sich, auf der Schule zu Naumburg und Pforta vorbereitet, seit 1804 in Leipzig vorzugsweise theol., zugleich aber auch philol. Studien. Seit 1807 setzte er dieselben zu Göttingen fort und erhielt daselbst bald eine Lehrerstelle am Gymnasium, nachdem er noch zuvor sich 1808 bei der Universität habilitiert hatte. Schon 1809 wurde er als Professor an das neu eingerichtete Gymnasium zu München berufen. In dieser Stellung entwickelte er die ihm eigentümliche Kraft, durch welche er der Begründer der philol. Studien in Bayern (praeceptor Bavariae) geworden ist. Bei den damaligen, von Christoph von Aretin ausgehenden Streitigkeiten und Parteiungen gegen die angestellten Ausländer lenkte T. den Zorn durch seine Schrift «Über die angenommenen Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutschland» (Münch. 1810) auf sich, und es ward angenommen, daß ein Mordversuch, den man auf ihn machte, damit in Zusammenhang gestanden habe. Fast noch inmitten dieser Anfeindungen stiftete er ein philol. Institut, das 1812 mit der Akademie und bei Verlegung der Universität nach München mit dieser vereinigt wurde. Auch gab er die «Acta philologorum Monacensium» (Bd. 1—4, Münch. 1811—29) heraus. Wie er sich 1813 bei dem Befreiungskampfe mannigfach thätig zeigte, so bewies er auch bald darauf die wärmste Teilnahme für die Wiedergeburt Griechenlands und hatte bedeutenden Einfluß während seines Aufenthalts in Griechenland 1831 und 1832, wo er namentlich dazu beitrug, eine günstige Stimmung für Deutschland, besonders für Bayern, hervorzurufen. Hierauf bezieht sich das wichtige Werk «De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration» (2 Bde., Lpz. 1833). Seine wissenschaftlichen Bestrebungen für allseitige Aufhellung des Altertums bekunden unter anderm die «Griech. Grammatik, vorzüglich des Homerischen Dialekts» (3. Aufl., Lpz. 1826), von der ein Auszug als «Schulgrammatik» (4. Aufl., Lpz. 1854) erschien; ferner die Bearbeitung des Pindar (2 Bde., Lpz. 1820) und die Schrift «Über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen» (2. Aufl., Münch. 1829). Über eine 1822 unternommene Reise nach Italien berichtete er unter anderm in den mit Schorn, Gerhard und Klenze herausgegebenen «Reisen in Italien» (Bd. 1, Lpz. 1826). Ferner schrieb er: «Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern» (3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1826—37) und «Über die neuesten Angriffe auf die Universitäten» (Stuttg. u. Tüb. 1837). Der Schulplan für die bayr. Gymnasien und lat. Schulen, den T. mit Schelling 1829 entworfen hatte, kam nur in verkümmerter Gestalt zur Ausführung. Einen heftigen Streit entzündete T. durch die Schrift «Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westl. Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien» (3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1838), welche namentlich an von Linde, Diesterweg, Schnitthenner u. a. heftige Gegner fand. Im J. 1837 veranlaßte er bei dem Universitätsjubiläum zu Göttingen die regelmäßigen Versammlungen der Schulmänner und Philologen. Seit dem Antritt des Ministeriums Abel verlor T. die Gunst des Königs Ludwig. Doch hatte ihn schon seit 1839 der damalige Kronprinz Maximilian in seine Nähe gezogen, nach dessen Thronbesteigung (1848) er noch einen heitern Lebensabend genoß. T. starb 25. Febr. 1860. Viele Abhandlungen von ihm enthalten die Denkschriften der münchener Akademie der Wissenschaften, deren Präsident er 1848 wurde. Vgl. seines Sohnes Heinr. Thiersch: «Friedrich T.s Leben» (2 Bde., Lpz. 1866).

Ein jüngerer Bruder von ihm, **Bernhard T.**, geb. 26. April 1794 zu Kirchscheidungen, wirkte seit 1817 als Oberlehrer zu Gumbinnen, seit 1818 zu Lyck in Ostpreußen, seit 1823 am Gymnasium zu Halberstadt, bis er 1832 die Direktion des Gymnasiums zu Dortmund erhielt. Er starb emeritiert zu Bonn 1. Sept. 1855. Als gelehrter Philolog hat er sich durch Untersuchungen «Über das Zeitalter und Vaterland des Homer» (2. Aufl., Halberst. 1832), sowie durch seine mit F. Ranke begonnene Ausgabe des Aristophanes (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1830) einen Namen erworben. Auch ist er bekannt als Dichter des «Preußenliedes».

Thiersch (Heinr. Wilh. Josias), deutscher Theolog, bekannt als ein Hauptvertreter des Irvingianismus, der älteste Sohn von Friedrich Wilhelm T., geb. 5. Nov. 1817 in München, studierte seit 1833 erst Philologie in München, dann Theologie zu Erlangen und wurde 1838 Lehrer an der Missionsanstalt zu Basel, 1839 Repetent und Privatdocent zu Erlangen und 1843 Professor zu Marburg. Schon damals trat er in Verbindung mit den «apostolischen» Gemeinden in England und Schottland, deren Bestrebungen er sich mehr und mehr zuneigte. Nachdem er 1849 eine Reise nach England gemacht, legte er 1850 seine Professur nieder, um sich dem Dienste der sich damals auch in Deutschland bildenden Gemeinden der sog. Irvingianer (s. d.) zu widmen. Seit 1864 privatisierte T. zu München. Er starb 3. Dez. 1885 zu

Riechen bei Basel. Unter seinen Schriften sind außer der «Grammatik der hebr. Sprache» (2. Aufl., Erlangen 1856) hervorzuheben: «Versuch zur Herstellung des histor. Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften» (Erlangen 1846), «Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus» (2. Aufl., Erlangen 1848), vor allem aber die «Geschichte der Kirche im apostolischen Zeitalter» (2. Aufl., Frankf. 1857), «Über christl. Familienleben» (7. Aufl., Frankf. 1876). Außerdem sind noch zu nennen: «Die Anfänge der heiligen Geschichte» (Bas. 1876), «Inbegriff der christl. Lehre» (Bas. 1886) u. s. w. Auch verfaßte er «Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krisis» (Frankf. 1863) und eine Biographie seines Vaters (2 Bde., Lpz. 1866).

Thiersch (Karl), namhafter deutscher Chirurg, Bruder des vorigen, geb. 20. April 1822 zu München, widmete sich erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin, Wien und Paris mediz. Studien und machte 1850 als freiwilliger Arzt den zweiten schlesw.-holstein. Krieg mit, während dessen Stromeyer auf seine chirurgische Ausbildung großen Einfluß übte. Nachdem er hierauf 1848—54 als Prosektor für pathol. Anatomie zu München gewirkt, ging er 1854 als Professor der Chirurgie nach Erlangen, von wo er 1867 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig übersiedelte. Den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 machte er als konsultierender Generalarzt im 12. Armeekorps mit. Unter T.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: eine Untersuchung über die Entwickelung der innern Genitalien, welche für die Lehre vom Hermaphroditismus von Einfluß wurde (in Rubners «Mediz. Zeitschrift», Bd. 1, 1852); eine Experimentaluntersuchung über die Infektionsfähigkeit der Cholera, über die er in der 1867 von der Französischen Akademie gekrönten Schrift «Infektionsversuche an Tieren mit dem Inhalt des Choleradarms» (Münch. 1856) berichtete; ferner seine während seines Aufenthalts in Erlangen angestellten Untersuchungen über die krankhaften Gewächse des menschlichen Körpers, deren Ergebnisse er teilweise in dem Werke «Der Epithelialkrebs namentlich der Haut» (Lpz. 1865, in Fol., mit einem Atlas, zu welchem die bis jetzt wohl unübertroffenen Zeichnungen von O. Schrön angefertigt wurden) niederlegte. Auch lieferte T. für Billroths und Pithas «Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie» (1867) eine Experimentaluntersuchung über die feinern anatom. Veränderungen verwundeter Weichteile.

Thiersch (Ludw.), deutscher Historienmaler, geb. 12. April 1825 zu München, jüngster Bruder der beiden vorigen, besuchte das Gymnasium, auch auf einige Zeit die Universität daselbst, widmete sich aber dann der Kunst und machte seine Studien auf der münchener Akademie, erst als Bildhauer unter Schwanthalers, später als Maler unter Julius Schnorrs und Karl Schorns Leitung. Während eines dreijährigen Aufenthalts in Rom (1849—52) wandte er seine Aufmerksamkeit besonders den ältern Meistern, namentlich auch den alten Mosaiken in den Kirchen Roms zu. Im Herbst 1852 ging er nach Athen, wo er eine Professur der Malerei an der Kunstschule erhielt und mit der malerischen Ausschmückung der Kirche der dortigen russ. Gesandtschaft betraut wurde. Seit 1855 in seine Heimat zurückgekehrt, folgte er 1856 einem Rufe nach Wien, wo er den Plafond der griech. Kirche am Fleischmarkt mit Fresken schmückte; 1860—64 führte er zu Petersburg in den Kapellen der Paläste der Großfürsten Michael und Nikolai in stereochromischer Manier umfangreiche Gemälde auf Goldgrund aus, darunter ein Jüngstes Gericht von 16 m Höhe und 11 m Breite. Alle diese Kirchenbilder sind als Versuche zu betrachten, die traditionelle byzant. Kirchenmalerei, ohne Aufopferung ihres typischen Charakters, zu veredeln. Seit 1864 lebt T. als Historienmaler zu München. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: Charon der Seelenführer, der Triumphzug des Bacchus und der Thetis Klage um Achilles, drei Ölbilder im Besitz des Baron Sina in Wien; ferner die Ikonostasbilder in der Kapelle der Prinzessin Wilhelm von Baden, zwei größere Freskobilder im nördl. Friedhofe seiner Vaterstadt. Von größern Ölgemälden sind noch anzuführen: Altarbilder für die prot. Kirchen in Kempten und München und eine Predigt Pauli in Athen, welche in dem Rathause dieser Stadt ihren Platz gefunden hat; ferner: Alarich bei einem Gastmahl in Athen (jetzt in Neuyork). Im J. 1880 erhielt T. den Auftrag, für die neue griech. Kirche in London mehrere Gemälde zu malen, worunter das Ölbild Christus als Kinderfreund. Hierauf folgten die Ölgemälde Sieg Christi über die Macht der Finsternis, Orpheus wird wieder von Eurydice getrennt, und Christus auf dem Leidenswege. Außerdem wurde T. durch verschiedene Genrebilder aus dem bayr. Gebirge auch in weitern Kreisen bekannt und war als Porträtmaler sehr thätig.

Thiersch (Friedr.), Architekt, geb. 18. April 1852 zu Marburg als Sohn des Theologen Heinr. Wilh. Josias T., besuchte die Gymnasien zu Marburg und München, dann das Polytechnikum in Stuttgart und ließ sich 1873 als Architekt in Frankfurt a. M. nieder. Nachdem er von 1876 bis 1878 Studienreisen in Italien, Griechenland, Frankreich und England gemacht, wurde er 1879 als Professor an die technische Hochschule und Akademie der bildenden Künste in München berufen. Er beteiligte sich 1881 mit Ingenieur Lauter an der Konkurrenz für die Rheinbrücke in Mainz und erhielt den ersten Preis. Auch bei der Konkurrenz um das deutsche Reichstagsgebäude in Berlin erhielt sein Plan den ersten Preis, doch wird Wallots ebenfalls mit dem ersten Preise gekrönter Entwurf ausgeführt. Im J. 1883 war T. zweiter Präsident und Architekt der internationalen Kunstausstellung im Glaspalast zu München. Noch sind von seinen Bauten zu nennen: ein monumentaler Brunnen zu Lindau (1884), die Renovierung des alten Rathauses daselbst (1885—87) und das Monument für die 1870—71 gefallenen Bayern zu Wörth im Elsaß.

Thiessow, Dorf im Kreise Rügen des pommerschen Regierungsbezirks Stralsund, auf der südlichsten Spitze der Halbinsel Mönchgut, an die Westseite eines am östl. Strande von Süd nach Nord laufenden Berges sich anlehnend. T. ist Hauptlotsenstation, zählt 180 evang. E. und wird seit neuerer Zeit im Sommer viel als Seebad besucht, wozu es sich durch seinen fast steinfreien Sandstrand und kräftigen Wellenschlag vorzüglich eignet. Auf dem Bergrücken sind die Signalapparate und ein Wachthaus der Lotsenstation aufgestellt. Bei T. befindet sich die Landspitze Thiessower Höwt.

Thietmar (auch Dietmar oder Dithmar geschrieben), Bischof von Merseburg, namhafter

HARVARD COLLEGE
OCT 28 1886
LIBRARY

deutscher Chronist, geb. 25. Juli 975 oder 976. Sein Vater war Siegfried, Graf von Walbeck, gest. 990, ein Bruder des sächs. Markgrafen Lothar und naher Verwandter des Kaisers, seine Mutter eine geborene Gräfin von Stade. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung teils im elterlichen Hause, theils in der Klosterschule zu Quedlinburg, dann im Johanniskloster zu Magdeburg unter dem Abt Rigdag und dem Philosophen Geddo. Nachher kam er in das Domkapitel zu Magdeburg, und 1002 wurde er Propst des von seinem Großvater gestifteten Klosters Walbeck. Mit dem Erzbischof Tagino von Magdeburg, der sein großer Gönner war, wohnte er unter anderm 1007 dem Feldzug gegen den Herzog Boleslaw von Polen bei. Auf Taginos Empfehlung beim König Heinrich II. erhielt er nach Wigberts Tode das Bistum Merseburg und 24. April 1009 die Weihe. Seitdem war er häufig in der Umgebung des Königs; auch nahm er persönlich teil an einigen Feldzügen gegen die Slawen. Er starb 1. Dez. 1019. T. hat sich große Verdienste um das Bistum Merseburg erworben; doch ein bei weitem größeres durch die Abfassung seines «Chronicon», das in acht Büchern die Geschichte von den Zeiten Heinrichs I. bis zu Ende Aug. 1018, zuletzt fast in Art eines Tagebuchs erzählt und in seinem eigenen Entwurfe erhalten ist. Für die rauhe, schwülstige Sprache und die Wundergläubigkeit T.s entschädigen vollkommen die Reichhaltigkeit des histor. Stoffs und die Wahrheitsliebe desselben. Das Werk ist die Hauptquelle für die Geschichte der slaw. Gegenden über der Elbe. Die beste Ausgabe lieferte Lappenberg in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 3, Hannov. 1839), eine deutsche Übersetzung Laurent (Berl. 1848).

Thile (Otto Hugo Ludwig von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Neisse 22. Nov. 1817, trat 1835 in das Kaiser Alexander-Grenadierregiment, besuchte 1841—44 die Allgemeine Kriegsschule, wurde dann auf ein Jahr zur Kavallerie kommandiert und war 1847—52 Brigadeadjutant in Berlin. Er nahm 1848—49 an dem Kriege gegen Dänemark teil und focht bei Schleswig, wurde 1856—60 nach Paris kommandiert, war dann eine kurze Zeit im Regiment und wurde 1861 als Oberstlieutenant Chef der Centralabteilung im Kriegsministerium. In dieser damals besonders wichtigen Vertrauensstellung wurde T. 1865 Oberst, übernahm im folgenden Jahre den Befehl über das Füsilierregiment Nr. 36 und führte dasselbe in den Kämpfen der Mainarmee. Im Mai 1867 wurde T. Kommandeur des 3. Garderegiments zu Fuß, übernahm 1869 die Führung der 42. Infanteriebrigade, wurde im Juli 1870 Generalmajor und kämpfte im Deutsch-Französischen Kriege bei Weißenburg, Wörth, Sedan und vor Paris. T. wurde Ende 1873 Generallieutenant und Kommandeur der 22. Division zu Kassel, übernahm 1874 den Befehl über die 21. Division zu Frankfurt a. M. und trat 1880 an die Spitze des Generalkommandos des 8. Armeekorps zu Koblenz. Am 22. März 1883 wurde T. General der Infanterie und 12. Jan. 1884 schied er aus dem aktiven Dienste.

Thimothygras, Timotheusgras, s. unter Phleum.

Thing, s. Ding.

Thingvellir, Ort bei Reykjavik (s. d.).

Thiocyan, s. Rhodan.

Thionville, franz. Name von Diedenhofen (s. d.).

Thira, s. Santorin.

Thirle Mere, schmaler, 5 km langer See in den Cumbrischen Bergen, nordwestlich vom Berge Helvellyn, von dem in die Nordspitze des größern Sees Derwent-Water mündenden St.-John's-Beck durchflossen, in düsterer Umgebung, 144 m über dem Meere, gehört zur engl. Grafschaft Cumberland und versieht die Stadt Manchester mit Wasser. An seiner schmalsten Stelle ist der T. überbrückt.

Thirsk, Stadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft York, im North-Riding derselben, an dem links zum Swale fließenden Codbeck, Station der Linie Doncaster-York-Newcastle-Berwick der North-Easternbahn, welche hier nach Melmerby abzweigt, zählt (1881) 6306 E. und hat eine schöne got. Kirche, Wollweberei, Gerberei, Sattlerei, Sackleinwandweberei und große Fruchtmärkte. T. hieß im Mittelalter Tresk.

This (Thinis, ägypt. Tin), alte Stadt in Mittelägypten, etwas südlich von Girgeh. Sie soll die Heimat des ältesten Königs Menes gewesen sein, trat aber später neben ihrer heiligen Nachbarstadt Abydos (s. d.) in den Hintergrund.

Thisbe, s. Pyramos und Thisbe; **T.**, der 88. Asteroid, s. unter Planeten.

Thisted, Amt im nordwestl. Jütland, im S. und O. vom Limfjord begrenzt, gehört zu den unfruchtbarsten Gegenden Dänemarks und zählt (1880) auf 1724,7 qkm nur 64007 E. Das Städtchen T. am Nordufer des Limfjord mit (1880) 4184 E., liegt an der Linie Struer-T. der Dänischen Staatsbahnen.

Thisted (Waldemar Adolf), dän. Dichter, bekannt unter dem Pseudonym Emanuel St. Hermidad, geb. 28. Febr. 1815 zu Aarhuus, widmete sich seit 1833 zu Kopenhagen theol. Studien und erhielt 1846 eine Lehrerstelle am Realgymnasium seiner Vaterstadt. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit «Vandring i Syden» (Kopenh. 1843), in welchem Roman er eine Schilderung des europ. Südens lieferte. Doch sah er die südl. Länder erst 1845 und 1846, als er mit öffentlicher Unterstützung Deutschland und die Schweiz, sowie 1849 und 1850 Italien besuchen konnte. Von seinen übrigen Werken, die meist ins Deutsche übersetzt wurden, sind zu erwähnen: «Havfruen» (Kopenh. 1846), «Tabt og vunden» (2 Bde., 1847), «Danmark bestaaer» (1848), dramatische Scenen, «Eventyr, Slizzer og Sagn» (1849), «Romerske Mosaiker» (1851), «Eventyr og Fortällinger af 1001 Natt» (6 Bde., 1852—53), «Sirenernes Ö» (2 Bde., 1853), «Hittebarnet», ein romantisches Drama (1854), «Hjemme og paa Vandring» (1854), Erzählungen, «Neapolitanske Aquareller» (1855) und «Familieskatten» (1856). Inzwischen war die Schule, bei welcher er angestellt, eingegangen. Er wandte sich nun wieder der Theologie zu, wurde 1855 Pastor zu Höirup in Nordschleswig, 1862 zu Tommerup auf Seeland und setzte seine schriftstellerische Laufbahn in religiöser Richtung fort und veröffentlichte «Prästekald» und als Anhang dazu «Til Christi Menighed» (Kopenh. 1859), darauf aber «Sögnedagsprädikener». Großes Aufsehen erregten die unter dem Pseudonym M. Rowan herausgegebenen «Breve fra Helvede» (1866; 4. Aufl. 1871), denen die Erzählung «Högholt» (1868) folgte. T. wurde 1870 in Ruhestand versetzt. Seinen Romanen und Schilderungen schließen sich die größern Dichtungen «Bruden» (Kopenh. 1851) und «Örkenens Hjerte» (1848), ein lyrisches Epos, an.

Riechen bei Basel. Unter seinen Schriften sind außer der «Grammatik der hebr. Sprache» (2. Aufl., Erlangen 1856) hervorzuheben: «Versuch zur Herstellung des histor. Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften» (Erlangen 1846), «Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus» (2. Aufl., Erlangen 1848), vor allem aber die «Geschichte der Kirche im apostolischen Zeitalter» (2. Aufl., Frankf. 1857), «Über christl. Familienleben» (7. Aufl., Frankf. 1876). Außerdem sind noch zu nennen: «Die Anfänge der heiligen Geschichte» (Bas. 1876), «Inbegriff der christl. Lehre» (Bas. 1886) u. s. w. Auch verfaßte er «Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krisis» (Frankf. 1863) und eine Biographie seines Vaters (2 Bde., Lpz. 1866).

Thiersch (Karl), namhafter deutscher Chirurg, Bruder des vorigen, geb. 20. April 1822 zu München, widmete sich erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin, Wien und Paris mediz. Studien und machte 1850 als freiwilliger Arzt den zweiten schlesw.-holstein. Krieg mit, während dessen Stromeyer auf seine chirurgische Ausbildung großen Einfluß übte. Nachdem er hierauf 1848—54 als Prosektor für pathol. Anatomie zu München gewirkt, ging er 1854 als Professor der Chirurgie nach Erlangen, von wo er 1867 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig übersiedelte. Den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 machte er als konsultierender Generalarzt im 12. Armeekorps mit. Unter T.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: eine Untersuchung über die Entwickelung der innern Genitalien, welche für die Lehre vom Hermaphroditismus von Einfluß wurde (in Rubners «Mediz. Zeitschrift», Bd. 1, 1852); eine Experimentaluntersuchung über die Infektionsfähigkeit der Cholera, über die er in der 1867 von der Französischen Akademie gekrönten Schrift «Infektionsversuche an Tieren mit dem Inhalt des Choleradarms» (Münch. 1856) berichtete; ferner seine während seines Aufenthalts in Erlangen angestellten Untersuchungen über die krankhaften Gewächse des menschlichen Körpers, deren Ergebnisse er teilweise in dem Werke «Der Epithelialkrebs namentlich der Haut» (Lpz. 1865, in Fol., mit einem Atlas, zu welchem die bis jetzt wohl unübertroffenen Zeichnungen von O. Schrön angefertigt wurden) niederlegte. Auch lieferte T. für Billroths und Pithas «Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie» (1867) eine Experimentaluntersuchung über die feinern anatom. Veränderungen verwundeter Weichteile.

Thiersch (Ludw.), deutscher Historienmaler, geb. 12. April 1825 zu München, jüngster Bruder der beiden vorigen, besuchte das Gymnasium, auch auf einige Zeit die Universität daselbst, widmete sich aber dann der Kunst und machte seine Studien auf der münchener Akademie, erst als Bildhauer unter Schwanthalers, später als Maler unter Julius Schnorrs und Karl Schorns Leitung. Während eines dreijährigen Aufenthalts in Rom (1849—52) wandte er seine Aufmerksamkeit besonders den ältern Meistern, namentlich auch den alten Mosaiken in den Kirchen Roms zu. Im Herbst 1852 ging er nach Athen, wo er eine Professur der Malerei an der Kunstschule erhielt und mit der malerischen Ausschmückung der Kirche der dortigen russ. Gesandtschaft betraut wurde. Seit 1855 in seine Heimat zurückgekehrt, folgte er 1856 einem Rufe nach Wien, wo er den Plafond der griech. Kirche am Fleischmarkt mit Fresken schmückte; 1860—64 führte er zu Petersburg in den Kapellen der Paläste der Großfürsten Michael und Nikolai in stereochromischer Manier umfangreiche Gemälde auf Goldgrund aus, darunter ein Jüngstes Gericht von 16 m Höhe und 11 m Breite. Alle diese Kirchenbilder sind als Versuche zu betrachten, die traditionelle byzant. Kirchenmalerei, ohne Aufopferung ihres typischen Charakters, zu veredeln. Seit 1864 lebt T. als Historienmaler zu München. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: Charon der Seelenführer, der Triumphzug des Bacchus und der Thetis Klage um Achilles, drei Ölbilder im Besitz des Baron Sina in Wien; ferner die Ikonostasbilder in der Kapelle der Prinzessin Wilhelm von Baden, zwei größere Freskobilder im nördl. Friedhofe seiner Vaterstadt. Von größern Ölgemälden sind noch anzuführen: Altarbilder für die prot. Kirchen in Kempten und München und eine Predigt Pauli in Athen, welche in dem Rathause dieser Stadt ihren Platz gefunden hat; ferner: Alarich bei einem Gastmahl in Athen (jetzt in Neuyork). Im J. 1880 erhielt T. den Auftrag, für die neue griech. Kirche in London mehrere Gemälde zu malen, worunter das Ölbild Christus als Kinderfreund. Hierauf folgten die Ölgemälde Sieg Christi über die Macht der Finsternis, Orpheus wird wieder von Eurydice getrennt, und Christus auf dem Leidenswege. Außerdem wurde T. durch verschiedene Genrebilder aus dem bayr. Gebirge auch in weitern Kreisen bekannt und war als Porträtmaler sehr thätig.

Thiersch (Friedr.), Architekt, geb. 18. April 1852 zu Marburg als Sohn des Theologen Heinr. Wilh. Josias T., besuchte die Gymnasien zu Marburg und München, dann das Polytechnikum in Stuttgart und ließ sich 1873 als Architekt in Frankfurt a. M. nieder. Nachdem er von 1876 bis 1878 Studienreisen in Italien, Griechenland, Frankreich und England gemacht, wurde er 1879 als Professor an die technische Hochschule und Akademie der bildenden Künste in München berufen. Er beteiligte sich 1881 mit Ingenieur Lauter an der Konkurrenz für die Rheinbrücke in Mainz und erhielt den ersten Preis. Auch bei der Konkurrenz um das deutsche Reichstagsgebäude in Berlin erhielt sein Plan den ersten Preis, doch wird Wallots ebenfalls mit dem ersten Preise gekrönter Entwurf ausgeführt. Im J. 1883 war T. zweiter Präsident und Architekt der internationalen Kunstausstellung im Glaspalast zu München. Noch sind von seinen Bauten zu nennen: ein monumentaler Brunnen zu Lindau (1884), die Renovierung des alten Rathauses daselbst (1885—87) und das Monument für die 1870—71 gefallenen Bayern zu Wörth im Elsaß.

Thiessow, Dorf im Kreise Rügen des pommerschen Regierungsbezirks Stralsund, auf der südlichsten Spitze der Halbinsel Mönchgut, an der Westseite eines am östl. Strande von Süd nach Nord laufenden Berges sich anlehnend. T. ist Hauptlotsenstation, zählt 180 evang. E. und wird seit neuerer Zeit im Sommer viel als Seebad besucht, wozu es sich durch seinen fast steinfreien Sandstrand und kräftigen Wellenschlag vorzüglich eignet. Auf dem Bergrücken sind die Signalapparate und ein Wachthaus der Lotsenstation aufgestellt. Bei T. befindet sich die Landspitze Thiessower Höwt.

Thietmar (auch Dietmar oder Dithmar geschrieben), Bischof von Merseburg, namhafter

HARVARD COLLEGE
OCT 28 1886
LIBRARY

deutscher Chronist, geb. 25. Juli 975 oder 976. Sein Vater war Siegfried, Graf von Walbeck, gest. 990, ein Bruder des sächs. Markgrafen Lothar und naher Verwandter des Kaisers, seine Mutter eine geborene Gräfin von Stade. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung teils im elterlichen Hause, theils in der Klosterschule zu Quedlinburg, dann im Johanniskloster zu Magdeburg unter dem Abt Rigdag und dem Philosophen Geddo. Nachher kam er in das Domkapitel zu Magdeburg, und 1002 wurde er Propst des von seinem Großvater gestifteten Klosters Walbeck. Mit dem Erzbischof Tagino von Magdeburg, der sein großer Gönner war, wohnte er unter anderm 1007 dem Feldzug gegen den Herzog Boleslaw von Polen bei. Auf Taginos Empfehlung beim König Heinrich II. erhielt er nach Wigberts Tode das Bistum Merseburg und 24. April 1009 die Weihe. Seitdem war er häufig in der Umgebung des Königs; auch nahm er persönlich teil an einigen Feldzügen gegen die Slawen. Er starb 1. Dez. 1019. T. hat sich große Verdienste um das Bistum Merseburg erworben; doch ein bei weitem größeres durch die Abfassung seines «Chronicon», das in acht Büchern die Geschichte von den Zeiten Heinrichs I. bis zu Ende Aug. 1018, zuletzt fast in Art eines Tagebuchs erzählt und in seinem eigenen Entwurfe erhalten ist. Für die rauhe, schwülstige Sprache und die Wundergläubigkeit T.s entschädigen vollkommen die Reichhaltigkeit des histor. Stoffs und die Wahrheitsliebe desselben. Das Werk ist die Hauptquelle für die Geschichte der slaw. Gegenden über der Elbe. Die beste Ausgabe lieferte Lappenberg in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 3, Hannov. 1839), eine deutsche Übersetzung Laurent (Berl. 1848).

Thile (Otto Hugo Ludwig von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Neisse 22. Nov. 1817, trat 1835 in das Kaiser Alexander-Grenadierregiment, besuchte 1841—44 die Allgemeine Kriegsschule, wurde dann auf ein Jahr zur Kavallerie kommandiert und war 1847—52 Brigadeadjutant in Berlin. Er nahm 1848—49 an dem Kriege gegen Dänemark teil und focht bei Schleswig, wurde 1856—60 nach Paris kommandiert, war dann eine kurze Zeit im Regiment und wurde 1861 als Oberstlieutenant Chef der Centralabteilung im Kriegsministerium. In dieser damals besonders wichtigen Vertrauensstellung wurde T. 1865 Oberst, übernahm im folgenden Jahre den Befehl über das Füsilierregiment Nr. 36 und führte dasselbe in den Kämpfen der Mainarmee. Im Mai 1867 wurde T. Kommandeur des 3. Garderegiments zu Fuß, übernahm 1869 die Führung der 42. Infanteriebrigade, wurde im Juli 1870 Generalmajor und kämpfte im Deutsch-Französischen Kriege bei Weißenburg, Wörth, Sedan und vor Paris. T. wurde Ende 1873 Generallieutenant und Kommandeur der 22. Division zu Kassel, übernahm 1874 den Befehl über die 21. Division zu Frankfurt a. M. und trat 1880 an die Spitze des Generalkommandos des 8. Armeekorps zu Koblenz. Am 22. März 1883 wurde T. General der Infanterie und 12. Jan. 1884 schied er aus dem aktiven Dienste.

Thimothygras, Timotheusgras, s. unter Phleum.

Thing, s. Ding.

Thingvellir, Ort bei Reykjavik (s. d.).

Thiocyan, s. Rhodan.

Thionville, franz. Name von Diedenhofen (s. d.).

Thira, s. Santorin.

Thirle Mere, schmaler, 5 km langer See in den Cumbrischen Bergen, nordwestlich vom Berge Helvellyn, von dem in die Nordspitze des größern Sees Derwent-Water mündenden St.-John's-Beck durchflossen, in düsterer Umgebung, 144 m über dem Meere, gehört zur engl. Grafschaft Cumberland und versieht die Stadt Manchester mit Wasser. An seiner schmalsten Stelle ist der T. überbrückt.

Thirsk, Stadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft York, im North-Riding derselben, an dem links zum Swale fließenden Codbeck, Station der Linie Doncaster-York-Newcastle-Berwick der North-Easternbahn, welche hier nach Melmerby abzweigt, zählt (1881) 6306 E. und hat eine schöne got. Kirche, Wollweberei, Gerberei, Sattlerei, Sackleinwandweberei und große Fruchtmärkte. T. hieß im Mittelalter Tresk.

This (Thinis, ägypt. Tin), alte Stadt in Mittelägypten, etwas südlich von Girgeh. Sie soll die Heimat des ältesten Königs Menes gewesen sein, trat aber später neben ihrer heiligen Nachbarstadt Abydos (s. d.) in den Hintergrund.

Thisbe, s. Pyramos und Thisbe; T., der 88. Asteroid, s. unter Planeten.

Thisted, Amt im nordwestl. Jütland, im S. und O. vom Limfjord begrenzt, gehört zu den unfruchtbarsten Gegenden Dänemarks und zählt (1880) auf 1724,7 qkm nur 64007 E. Das Städtchen T. am Nordufer des Limfjord mit (1880) 4184 E., liegt an der Linie Struer-T. der Dänischen Staatsbahnen.

Thisted (Waldemar Adolf), dän. Dichter, bekannt unter dem Pseudonym Emanuel St. Hermidad, geb. 28. Febr. 1815 zu Aarhuus, widmete sich seit 1833 zu Kopenhagen theol. Studien und erhielt 1846 eine Lehrerstelle am Realgymnasium seiner Vaterstadt. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit «Vandring i Syden» (Kopenh. 1843), in welchem Roman er eine Schilderung des europ. Südens lieferte. Doch sah er die südl. Länder erst 1845 und 1846, als er mit öffentlicher Unterstützung Deutschland und die Schweiz, sowie 1849 und 1850 Italien besuchen konnte. Von seinen übrigen Werken, die meist ins Deutsche übersetzt wurden, sind zu erwähnen: «Havfruen» (Kopenh. 1846), «Tabt og vunden» (2 Bde., 1847), «Danmark bestaaer» (1848), dramatische Scenen, «Eventyr, Skizzer og Sagn» (1849), «Romerske Mosaiker» (1851), «Eventyr og Fortällinger af 1001 Natt» (6 Bde., 1852—53), «Sirenernes Ö» (2 Bde., 1853), «Hittebarnet», ein romantisches Drama (1854), «Hjemme og paa Vandring» (1854), Erzählungen, «Neapolitanske Aquareller» (1855) und «Familieskatten» (1856). Inzwischen war die Schule, bei welcher er angestellt, eingegangen. Er wandte sich nun wieder der Theologie zu, wurde 1855 Pastor zu Höirup in Nordschleswig, 1862 zu Tommerup auf Seeland und setzte seine schriftstellerische Laufbahn in religiöser Richtung fort und veröffentlichte «Prästekald» und als Anhang dazu «Til Christi Menighed» (Kopenh. 1859), darauf aber «Søgnedagsprädikener». Großes Aufsehen erregten die unter dem Pseudonym M. Rowan herausgegebenen «Breve fra Helvede» (1866; 4. Aufl. 1871), denen die Erzählung «Högholt» (1868) folgte. T. wurde 1870 in Ruhestand versetzt. Seinen Romanen und Schilderungen schließen sich die größern Dichtungen «Bruden» (Kopenh. 1851) und «Ørkenens Hjerte» (1848), ein lyrisches Epos, an.

Thiva, s. Theben (in Böotien).

Thiviers, Stadt im franz. Depart. Dordogne, Arrondissement Nontron, Station der Linie Orléans-Agen der Orléansbahn, zählt (1881) 3302 E. und hat eine Kirche roman. Stils aus dem 12. Jahrh., das Schloß Vococour, im Renaissancestil erbaut, Fayencefabrikation, Papiermühlen, Lichtzieherei und Handel mit Vieh, Käse, Wein, Trüffeln und Metallwaren. T. ist ein Haupthandelsplatz für Trüffeln.

Thizy, Stadt im franz. Depart. Rhône, Arrondissement Villefranche, dicht an der Grenze des Depart. Loire, in den Bergen des Lyonnais, Station der Lokalbahn St.-Victor-Cours, zählt (1881) 4078 E. und hat Woll- und Baumwollspinnerei, Baumwollzeugfabrikation und Leinweberei.

Thlinkiten, Volksstamm im südöstl. Teil des amerik. Territoriums Alaska, etwa 8—10000 Seelen stark, lebt von Fischerei und Jagd und ist geschickt in der Holzschnitzkunst.

Thoas, in der griech. Mythologie König von Lemnos, wurde von seiner Tochter Hypsipyle gerettet, als die Frauen von Lemnos alle andern Männer auf der Insel töteten, später aber von den Lemnierinnen entdeckt und ins Meer versenkt. Nach anderer Überlieferung floh er von Lemnos nach der Insel Euböa oder nach Taurien. In diesem Lande ist bei Euripides T. König zu der Zeit, wo Iphigenia dort als Priesterin der Artemis diente, bis sie durch List mit Orest entfloh, während es nach einer andern Dichtung vor der Abfahrt zum Kampfe kam, in dem T. erschlagen wurde. Nach einer Tragödie des Sophokles verfolgte T. die Flüchtigen bis nach der Insel Chryse. Dort lebte Chryseis mit ihrem alten Vater und einem Sohn von Agamemnon, teilte diesem, als sie erfuhren, daß die Flüchtlinge Kinder Agamemnons wären, das Geheimnis seiner Herkunft mit, und so verbündete sich dieser mit seinem Halbbruder Orest und T. wurde hier erschlagen.

Thogra oder Tughra bedeutet das Handzeichen (die Chiffre) des Sultans und ist eine durch künstliche Verschnörkelung arab. Buchstabenverbindungen gebildete Figur, welche in Erinnerung an die Sitte des der Schreibkunst nicht mächtigen Sultans Orchan, seine in Tinte getauchte Hand unter Dokumenten zur Legalisierung abzudrucken, eine entfernte Ähnlichkeit mit einer offenen Hand hat, und Namen nebst Titel des regierenden Sultans, sowie seines Vaters nebst einem schmückenden Beiwort enthält. Die T. des Sultans Abd-ul-Aziz z. B. lautete: Abdulaziz Chan Ibn Mahmud Chan, daiman muzaffar (der Kaiser Abd-ul-Aziz, Sohn des Kaisers Mahmud, immer siegreich). Die T. vertritt auf Münzen das Brustbild des Herrschers und steht über dem Eingang der von ihm errichteten Paläste, Moscheen, Stiftungen u. s. w.; auch über den kaiserl. Fermanen darf sie nicht fehlen und wird daselbst von besondern Beamten, den Nischandjis, in Rot, in Gold oder in Schwarz ausgeführt.

Thogra-Orden, benannt nach der Thogra (s. d.). Sultan Mahmud II. ließ im J. 1827 nach Vernichtung der Janitscharen und Errichtung einer regulären Armee Ordenszeichen in Form eines goldenen Medaillons, belegt mit der Thogra, besetzt mit Diamanten und von zwei Diamantenzweigen umrahmt, anfertigen, welche er zur Belohnung von Großwürdenträgern verwendete. Weder die Form, noch das Band oder die Art des Tragens dieser Auszeichnung scheint vorgeschrieben und wechselten nach Gunst verschieden. Der größere Wert der Diamanten, welche dem Beschenkten als Eigentum verbleiben, scheint lediglich die höhere Klasse zu bestimmen, sodaß die in plastischer Ausführung verliehene Thogra mehr als eine äußerliche persönliche Auszeichnung, als ein an Statuten gebundener Orden zu betrachten ist.

Thöl (Joh. Heinr.), namhafter Jurist, geb. 6. Juni 1807 zu Lübeck, studierte 1826—29 zu Leipzig und Heidelberg Jura, habilitierte sich 1830 an der Universität zu Göttingen, wo er 1837 außerord. Professor wurde, und folgte 1842 einem Rufe als ord. Professor nach Rostock. Vom 27. Nov. 1848 bis 21. Mai 1849 war T. Mitglied der Deutschen Nationalversammlung als Vertreter von Mecklenburg-Strelitz, wo er sich der zum linken Centrum gehörigen Fraktion des Augsburger Hofs anschloß. Seit Michaelis 1849 wirkte er als ord. Professor in Göttingen; 1856 wurde er zum Mitglied des Staatsrats, 1860 zum Hofrat und 1872 zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb zu Göttingen 16. Mai 1884. T.s Vorlesungen erstreckten sich auf das deutsche Privatrecht mit Lehnrecht und auf das Handelsrecht mit Wechselrecht und Seerecht. Er war Mitglied aller vier Kommissionen, welche 1847 in Leipzig, 1848 und 1849 in Frankfurt, 1857—61 in Nürnberg und Hamburg die Entwürfe der Deutschen Wechselordnung, des Deutschen Handelsgesetzbuchs und der Wechselnovellen ausarbeiteten. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Der Verkehr mit Staatspapieren» (Gött. 1835), «Das Handelsrecht» (Bd. 1, Gött. 1841; 6. Aufl. 1879; Bd. 2, 1848; 4. Aufl. 1878; Bd. 3, 1880), «Entwurf einer Wechselordnung für Mecklenburg» (Rost. 1847); «Einleitung in das deutsche Privatrecht» (Gott. 1851), «Praxis des Handelsrechts und Wechselrechts» (1. Heft, Lpz. 1874). T.s größte Bedeutung für die Rechtswissenschaft beruht in der scharfen und logischen Ausbildung der handelsrechtlichen Begriffe, die von besonderer Bedeutung auf dem Gebiete des Wechselrechts geworden ist. Vgl. Frensdorff, «Zur Erinnerung an Heinrich T.» (Freiburg i. Br. 1885).

Tholen, Insel im Bezirke Zieriksee der niederländ. Provinz Zeeland, durch die Osterschelde und Mündungsarme der Maas gebildet; auf der Ostküste liegt die Stadt Tholen mit (1879) 2799 E., welche Flachs- und Hanfspinerei, Salzraffinerie, Krappbau und Fischfang treiben.

Tholuck (Fried. August Gotttreu), deutscher Theolog, geb. 30. März 1799 zu Breslau, studierte anfangs zu Breslau, dann in Berlin, wo er, von dem Orientalisten Diez als Pflegesohn angenommen, sich zunächst dem Studium der orient. Sprachen zuwandte. Durch den Einfluß der damaligen frommen Kreise Berlins, besonders des Barons von Kottwitz, sowie durch Neanders Einwirkung ward T. zu innigerm Glaubensleben gebracht, wovon Zeugnis ablegen die «Wahre Weihe des Zweiflers» (Berl. 1823; 9. Aufl. unter dem Titel «Die Lehre vom Sünder und Versöhner», Gotha 1870) und die «Auslegung des Briefs an die Römer» (Berl. 1824; 5. Aufl. 1856). T. wurde 1823 zum außerord. Professor der Theologie ernannt und ging dann nach einer wissenschaftlichen Reise durch England und Holland 1826 als ord. Professor nach Halle. Hier vertrat er zwar gegenüber dem Rationalismus die sog. gläubige Richtung; doch sagte ihm auch die starre Orthodoxie nicht zu, und während er der Kritik der biblischen Urkunden und besonders Strauß

gegenüber eine durchaus abweisende Haltung einnahm, machte er auf dogmatischem Gebiet erhebliche Zugeständnisse. Von jeher Anhänger der sog. Vermittelungstheologie, gehört T. später mit Entschiedenheit zu den bedeutendsten Vorkämpfern der sog. positiven Union. Seit 1843 Mitglied des magdeburger Konsistoriums, seit 1868 Oberkonsistorialrat, hat T. unermüdlich als Lehrer und Schriftsteller mit Erfolg gewirkt bis zu seinem 10. Juni 1877 erfolgten Tode. Seine dogmatischen Ansichten legte er am klarsten dar in seinem «Litterarischen Anzeiger für christl. Theologie und Wissenschaften überhaupt» (Halle 1831—49) und in der gegen D. Fr. Strauß gerichteten «Glaubwürdigkeit der evang. Geschichte» (Hamb. 1837; 2. Aufl. 1838). Unter seinen exegetischen Arbeiten sind zu nennen sein «Kommentar zum Evangelium Johannis» (7. Aufl., Gotha 1857) und seine «Philol.-theol. Auslegung der Bergpredigt» (5. Aufl., Gotha 1872), unter seinen historischen die «Vorgeschichte des Rationalismus» (Abteil. 1: «Das akademische Leben des 17. Jahrh.», 2 Bde., Halle 1853—54; Abteil. 2: «Das kirchliche Leben des 17. Jahrh.», 2 Bde., 1861—62), die «Lebenszeugen der luth. Kirche» (Gotha 1859) und die «Geschichte des Rationalismus» (Abteil. 1, Berl. 1865). Von seinen praktisch-erbaulichen Schriften sind hervorzuheben die «Predigten über die Hauptstücke des christl. Glaubens und Lebens» (6. Aufl., 2 Bde., Gotha 1876) und die «Stunden der Andacht» (8. Aufl., Gotha 1870). Die Gesamtausgabe seiner «Werke» umfaßt 11 Bände (Gotha 1863—73). Vgl. Kähler, «August T. Ein Lebensabriß» (Halle 1877); Witte, «Das Leben T.s» (Lpz. 1884).

Thomar, Stadt im portug. Distrikt Santarem, Estremadura, rechts an dem zum Zezere gehenden Nabão, Station der Eisenbahn Lissabon-Oporto, zählt (1878) 5105 E. und hat ein Schloß, ein Kloster des Christusordens, Olivenbau, etwas Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer, Baumwollspinnerei, Seidenweberei und Seifensiederei.

Thomar, Graf von, s. Costa Cabral.

Thomas (Saint-), Inseln, s. Saint-Thomas und Sankt Thomas.

Thomas (aramäisch, soviel wie Zwilling, grch. Didymos) ist der Name eines der zwölf Jünger Jesu. Das vierte Evangelium berichtet von ihm, daß er bei der ersten Erscheinung des Auferstandenen unter seinen Jüngern nicht zugegen gewesen sei und den Erzählungen der andern nicht eher Glauben geschenkt habe, als bis Jesus auch ihm selbst erschien und ihn aufforderte, die Hände in seine Wundmale zu legen. Daher gilt er in der kirchlichen Überlieferung als Typus der Schwergläubigkeit und der Zweifelsucht. Nach den apokryphen «Akten des T.» führte er den Namen Judas T., wurde von Christus als Sklave nach Indien verkauft, wo er dem König Gundaforus einen Palast erbauen sollte, aber die ihm dafür übergebenen Schätze verwendete, um den Armen Gutes zu thun. Als der König dies erfuhr, wollte er ihn hinrichten lassen, bis er auf wunderbare Weise erfuhr, daß T. ihm von jenen Schätzen einen Palast im Himmel erbaut habe. Nach derselben Legende wurde T., nachdem er viele Wunder gethan und eine große Menge zum christl. Glauben bekehrt hatte, auf Befehl eines Königs Mesdeus durch die Lanzen von vier Soldaten durchbohrt. Die Nachrichten der Kirchenväter sind von dieser Legende abhängig. Die «Acta Thomae» sind von Thilo (Lpz. 1823), Tischendorf («Acta Apostolorum Apocrypha», Lpz. 1851), im syr. Text mit engl. Übersetzung von Wright («Apocryphal acts of the Apostles», 2 Bde., Lond. 1871), zuletzt in vollständigem griech. Texte von Bonnet («Supplementum codicis apocryphi», Lpz. 1883) herausgegeben worden. Die ind. Christen, welche mit der syr. Kirche in Verbindung standen und seit dem 5. Jahrh. von der Reichskirche als «Nestorianer» (s. d.) getrennt wurden, betrachteten ihn als den Stifter ihrer Kirche und nannten sich nach ihm Thomaschristen. Auch die pers. Nestorianer erklärten sich für Schüler des Apostels T. Dem Apostel T. wird auch ein «Evangelium infantiae Christi» (daher auch «Evangelium secundum Thomam» genannt) zugeschrieben, welches die Lücken der evang. Geschichte für die Zeit von der Kindheit bis zum Auftreten Jesu auszufüllen sucht, doch stets als apokryph galt (abgedruckt in Tischendorfs «Evangelia Apocrypha», 2. Ausg., Lpz. 1876). Ihm ist in der röm. Kirche der 21. Dez., in der griech. Kirche der erste Festtag des mit Ostern beginnenden Kirchenjahres (Thomassonntag genannt) geweiht. In Abbildungen sieht man T. mit einem Winkelmaße und einem Lineale oder auch mit einer Meßschnur. Vgl. Lipsius, «Apokryphe Apostelgeschichten» (Bd. 1, Braunschw. 1883).

Thomas von Aquino, einer der einflußreichsten Scholastiker, stammte aus dem gräfl. Geschlecht von Aquino im Neapolitanischen und wurde auf dem Schlosse Roccasicca 1225 geboren. Er erhielt seine erste Bildung unter den Benediktinern zu Monte-Cassino und setzte dann seine Studien in Neapel fort. Wider den Willen seiner Familie, die ihn sogar einige Zeit gefangen hielt, trat er 1241 in den Dominikanerorden und wurde von dem Ordensgeneral nach Köln geschickt, um hier den Unterricht des berühmten Scholastikers Albert d. Gr. zu genießen. Vollständig eingeweiht in die scholastische Dialektik und Aristotelische Philosophie, trat T. 1248 als Lehrer derselben in Köln und seit 1252 in Paris auf. Seine scharfsinnige Anwendung der Lehren des Aristoteles auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Theologie verschaffte ihm bald einen ausgezeichneten Ruhm. Er rächte nicht nur die Ehre seines Ordens durch die Streitschrift «Contra impugnantes Dei cultum et religionem», sondern genoß auch seines Triumphs als akademischer Lehrer in zahlreich besuchten Vorträgen, bis ihn Urban IV. 1261 nach Italien rief, um zu Rom, Bologna und Pisa Philosophie zu lehren, worauf er von seinem Orden zum Definitor der röm. Provinz ernannt wurde. Seit 1272 hielt er sich in dem Dominikanerkloster zu Neapel auf. Hier schlug er die erzbischöfl. Würde aus, um ganz seinen Studien und Vorträgen zu leben. Auf Befehl Gregors X. wollte er zur Kirchenversammlung nach Lyon reisen, als ihn 7. März 1274 unterwegs, noch im Neapolitanischen, zu Fossanuova der Tod überraschte.

Noch während seines Lebens genoß T. das größte Ansehen in der Kirche. Seine Stimme hatte entscheidendes Gewicht und seine zahlreichen Schüler nannten ihn Doctor universalis, auch Doctor angelicus und den zweiten Augustin. Ein Generalkapitel der Dominikaner zu Paris verpflichtete nach seinem Tode die Glieder des Ordens bei Strafe zur Verteidigung seiner Lehrsätze. Vorzüglich die Erzählungen dieser Mönche von Wundern, die T. verrichtet haben sollte, bewogen Johann XXII., ihn 1323 unter die Heiligen zu versetzen. Seine Hauptwerke

sind der Kommentar über des Petrus Lombardus vier Bücher «Sententiarum», die «Summa de veritate catholicae fidei contra gentiles» und die «Summa theologiae», denen die «Quaestiones disputatae et quodlibetales» und die «Opuscula theologica» sich anschließen. Dieselben zeichnen sich nicht nur durch einen staunenswerten Aufwand von Fleiß und dialektischer Kunst, sondern auch durch den darin unternommenen großartigen Versuch aus, das kirchliche Lehrsystem zu einer einheitlichen philos. Weltanschauung zu erheben. Besonders gab er den Lehren von dem Schatz der Kirche an überverdienstlichen guten Werken, von der Entbehrlichkeit des Abendmahlskelchs für die Laien und der zur Anbetung der Hostie führenden Transsubstantiation eine neue Begründung. Ferner behandelte er die christl. Sittenlehre in einer ihm eigentümlichen Anordnung und einem Umfang, wodurch er sich den Ehrennamen des Vaters der Moral erwarb. Die Bestimmtheit, Deutlichkeit und Vollständigkeit in Behandlung der kirchlichen Theologie geben seinen Werken den Vorzug vor den Lehrbüchern früherer scholastischer Dogmatiker. Daher wurde er von Pius V. den größten Lehrern der Kirche an die Seite gesetzt. In der Reformationszeit wurde seine Autorität von den Protestanten ebenso eifrig bestritten, als von den Gegnern derselben verteidigt. Das Konzil von Trient erhob eine Reihe von Lehren in der von T. vorgetragenen Form zu kirchlichen Glaubenssätzen, und noch heute gilt er als der angesehenste Dogmatiker der kath. Kirche, wie denn sowohl Pius IX., als ganz besonders Leo XIII. in seiner sog. Thomas-Encyclica vom 4. Aug. 1879 die Philosophie und Theologie des T. als Grundlage aller gelehrten Studien der kath. Christenheit erklärten. Aus dem Franziskanerorden, der mit Eifersucht das steigende Ansehen des T. verfolgte, trat ihm im Anfange des 14. Jahrh. Duns Scotus (s. d.) als erklärter Gegner hervor und gründete die philos.-theol. Schule der Scotisten, denen seitdem die Thomisten, meist Dominikaner, als Anhänger des T. gegenüberstanden. Die Thomisten neigten sich in der Philosophie zu dem Nominalismus, folgten der strengen Lehre Augustins von der Gnade und bestritten die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria. Die Scotisten dagegen hingen dem Realismus an, neigten sich zum Semipelagianismus und behaupteten die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria. Die Werke des T. wurden zuerst von Pius V. (17 Bde., Rom 1570 fg.), neuerdings unter den Auspizien von Leo XIII. (Rom, seit 1883) herausgegeben. Einen Kommentar seiner Schriften enthält Thömes, «Divi Thomae Aquinatis opera et praecepta» (Berl. 1875).

Vgl. Hoertel, «T. und seine Zeit» (Augsb. 1846); Werner, «Der heilige T.» (3 Bde., Regensb. 1858 fg.); Gibelli, «Vita di S. Tomaso» (Bologna 1862); Baumann, «Die Staatslehre des T.» (Lpz. 1873); Holtzmann, «T. von Aquino und die Scholastik» (Karlsr. 1874); Cicognani, «Sulla vita e sulle opere di S. Tommaso» (Veneb. 1874); Otten, «Erkenntnislehre des T.» (Paderb. 1882); Lecoultre, «La psychologie d'Aristote et de T.» (Par. 1883); Eucken, «Die Philosophie des T. und die Kultur der Neuzeit» (Halle 1886).

Thomas von Canterbury, Heiliger der kath. Kirche, s. Becket (Thomas a).

Thomas von Celano, geistlicher Dichter, s. Celano (Thomas von).

Thomas a Kempis, berühmter deutscher Mystiker, nach seinem im Erzstift Köln (nicht in Overyssel) belegenen Geburtsort Kempen oder Kampen, eigentlich aber Hamerken oder Hämmerlein (Malleolus) genannt, war geb. 1380 und besuchte 1392 die Schule der Brüder des Gemeinsamen Lebens zu Deventer, wo er den Unterricht des Gerhard Grote und des Florentius Radewins erhielt. Er trat 1407 in das von der Brüderschaft gestiftete Augustinerkloster Agnetenberg bei Zwolle, ward 1414 Priester, 1423 Subprior, später Prokurator und 1447 nochmals Subprior des Klosters, in welcher Stellung er, 91 J. alt, 25. Juli 1471 starb. Ausgezeichnet durch seltene Frömmigkeit und Gemütstiefe, wirkte er höchst segensreich als Lehrer und Erzieher einer zahlreichen Jugend. Aus seinen Schülern, die er bereits über die damals gangbaren elenden Lehrbücher der lat. Sprache hinaus zu den alten Schriftstellern selbst führte und auf Italien verwies, wo die klassischen Studien eben wieder aufzublühen begannen, gingen Männer hervor wie Rud. Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rud. Agricola, Alex. Hegius, Ludw. Dringenberg und Antonius Liber. Seine sämtlich in lat. Sprache abgefaßten Schriften enthalten eine Chronik von Agnetenberg, eine Lebensbeschreibung von Gerh. Grote und zehn seiner Schüler, Predigten, Kirchengesänge, Soliloquien, moralische Abhandlungen und die «Libri quatuor de imitatione Christi» (zuletzt nach dem 1441 geschriebenen Autograph herausg. von Hirsche, Berl. 1873, und Wolfsgruber, Wien 1879), welche den Ruhm seines Namens über die ganze Erde verbreitet haben. Die erste Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien ohne Angabe von Ort und Jahr (wahrscheinlich um 1474 zu Utrecht, ohne die «Imitatio»); die beste, aber auch nicht vollständige ward besorgt durch den Jesuiten Sommalius (Antw. 1599 u. öfter, zuletzt Köln 1728, 1759). Eine Übersetzung ausgewählter Werke hat Silbert besorgt (4 Bde., Wien 1838 fg.). Vgl. Bähring, «T. von Kempen, nach seinem innern und äußern Leben» (2. Aufl., Berl. 1872); Hirsche, «Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi» (2 Bde., Berl. 1873—83); Spitzen, «T. als schrijver der navolging» (Utrecht 1881); Kettlewell, «T. and the brothers of common life» (2 Bde., Lond. 1882); Wolfsgruber, «Septem monita contra T.» (Münch. 1882); Becker, «L'auteur de l'imitation» (Haag 1883).

Thomas (Albert Victor), Prinz von Italien, Herzog von Genua, geb. 6. Febr. 1854 als Sohn des Prinzen Ferdinand, ist der Bruder der Königin Margareta von Italien. T. ist vermählt seit 14. April 1883 mit Maria Isabella (geb. 31. Aug. 1863), der Tochter des Prinzen Adalbert von Bayern. Aus dieser Ehe stammt ein Sohn, Prinz Ferdinand Humbert, geb. 21. Aug. 1884.

Thomas (Arthur Goring), engl. Komponist, geb. 21. Nov. 1851 zu Eastbourne in Sussex, empfing seine Erziehung in dem für den ind. Staatsdienst vorbereitenden Haileybury-College, entsagte aber dieser Laufbahn, um seine musikalischen Talente auszubilden, und studierte zu diesem Zwecke zuerst unter Emile Durand an dem Konservatorium in Paris, dann unter Sullivan und Prout an der königl. Musikakademie in London. Nachdem T. an der letztern Anstalt 1879 und 1880 die Jahrespreise davongetragen, machte er 1881 ein erfolgreiches öffentliches Debüt mit der für das Musikfest in Norwich

komponierten Cantate «The Sun-worshippers». Sein nächſtes bedeutenderes Werk war die von Karl Rojas Operngeſellſchaft aufgeführte vieraktige Oper «Esmeralda». Außerdem erſchienen von T. mehrere dramatiſche Konzertſcenen, ein Pſalm für Solo, Chor und Orcheſter, Lieder und Konzerte für Violine und Klavier.

Thomas (Charles Louis Ambroiſe), franz. Komponiſt, geb. zu Metz 5. Aug. 1811 als der Sohn eines Muſiklehrers, bildete im Konſervatorium zu Paris ſein Talent im Pianoforteſpielen und in der Kompoſition aus. Im erſtern Fache waren Zimmermann und Kalkbrenner, im zweiten Dourlen, Barbereau und Leſueur ſeine Lehrer. Nachdem er bereits 1829 und 1830 erſte Preiſe im Klavierſpielen und in der Harmonielehre gewonnen, erhielt er 1832 den großen Kompoſitionspreis, infolge deſſen er als Stipendiat der Regierung nach Italien ging und von dort aus auch Wien beſuchte. Im J. 1836 kehrte er nach Paris zurück und ließ hier 1837 ſeine erſte Oper «La double échelle» in Scene gehen, welcher mehrere andere folgten, die alle nur geringen Erfolg hatten. Erſt die 1849 zur Aufführung gebrachte komiſche Oper «Le Caïd» fand großen Beifall. Nicht minder glücklich war T. 1850 mit «Le songe d'une nuit d'été». Von 1851 ab lieferte er noch «Raymond», «La Tonelli», «La cour de Célimène», «Psyché», «Le carneval de Venise», «Le roman d'Elvire», «Mignon», «Hamlet» und «François de Rimini» (1877). T. hat ſich nach Auber gebildet, als deſſen glücklichſter und bedeutendſter Schüler er anzuſehen iſt. Außer dieſen Bühnenwerken komponierte T. auch ein Requiem und verſchiedene andere Kirchenſachen, viele ein- und mehrſtimmige Geſänge (in Frankreich ſehr beliebt), ein Streichquartett, ein Klaviertrio und mehrere Stücke für Klavier allein. T. war längere Zeit Kompoſitionsprofeſſor am Konſervatorium und wurde nach Aubers Tode 1871 zum Direktor dieſes Inſtituts erhoben. Nach Gounod iſt er der bedeutendſte der jetzigen franz. Komponiſten.

Thomas (George Henry), ausgezeichneter nordamerik. General, geb. 31. Juli 1816 in Southampton-County (Virginien), beſuchte die Militärſchule zu Weſt-Point, machte den Krieg gegen die Indianer in Florida und den mexikaniſchen Krieg mit und zeichnete ſich in letzterm beſonders in den Schlachten von Monterey und Buena Viſta aus. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs nahm er Dienſte im nördl. Heere, wurde Oberſt, ſpäter Brigadegeneral eines freiwilligen Korps und beteiligte ſich an den Schlachten von Murfreesboro und Chickamanga (1862 und 1863). Beſonders in letzterer zeichnete er ſich ſo aus, daß er den Namen «Felſen von Chickamanga» erhielt. Im Okt. 1864 wurde er als Brigadegeneral der regulären Armee nach Tenneſſee geſchickt, um dieſen Staat zu ſchützen, und vernichtete 15. Dez. die Konföderierten unter General Hood bei Naſhville. Infolge dieſer glänzenden Waffenthat wurde er zum Generalmajor befördert und erhielt 1865 ein Dankesvotum vom Kongreß der Vereinigten Staaten. Im J. 1869 wurde er als Kommandeur der 4. Militärdiviſion an die Pacific-Küſte geſandt und ſtarb 28. März 1870 zu San-Francisco. Sein Leichnam wurde ſpäter in Troy (Neuyork) begraben.

Thomas (Sydney Gilchriſt), der Erfinder des nach ihm benannten Entphosphorungsverfahrens (ſ. unter Eiſenerzeugung und unter Metallurgie), wurde in oder bei London im April 1850 geboren. Urſprünglich für den ärztlichen Beruf beſtimmt, ſah er ſich in ſeinem 17. Jahre durch den Tod ſeines Vaters genötigt, die Beamtenlaufbahn einzuſchlagen. Seine Neigung war jedoch ſchon damals der Chemie und Metallurgie zugewendet, und in ſeinen Mußeſtunden widmete er ſich derartigen Studien und Verſuchen mit ſolchem Eifer, daß er die Prüfung der Royal School of Mines beſtehen konnte mit Ausnahme derjenigen Zweige, bei welchen eine vorherige praktiſche Thätigkeit Bedingung war. Im J. 1870 wurde zuerſt durch eine Reihe von Vorträgen, welche er in der Birkbeck Institution hörte, der Gedanke in ihm erregt, die Entphosphorung des Roheiſens im Beſſemer-Konverter zu verſuchen, und von da an war er unabläſſig um die Löſung dieſer vom wiſſenſchaftlichen wie vom geſchäftlichen Standpunkt hochwichtigen Aufgabe bemüht. Im J. 1876 verband er ſich mit ſeinem Vetter Percy Gilchriſt, der als Chemiker auf den Blaenavon-Eiſenwerken beſchäftigt war, zur Vornahme umfangreicher Verſuche. Als Reſultat derſelben fand T., daß als Ausfütterung des Konverters magneſiahaltiger Kalkſtein, bei der höchſten erreichbaren Temperatur gebrannt, mit einer geringen Beimiſchung von Waſſerglas am beſten geeignet ſei, den Phosphorgehalt des Eiſens zu entfernen. Im November 1877 nahm er ſein erſtes Patent, dem zahlreiche andere folgten. Er erhielt 1882 die Medaille der Society of Arts, 1883 die goldene Beſſemer-Medaille. Nachdem er eines Lungenleidens wegen den Winter 1882 in Auſtralien, den folgenden Winter in Algier verlebt, ſtarb er 1. Febr. 1885 in Paris.

Thomas (Theodor), der bekannteſte und erfolgreichſte amerik. Muſikdirigent, ſtammt aus Oſtfriesland, wo er 11. Okt. 1835 geboren wurde. Als zwölfjähriger Knabe kam er nach Neuyork. Es gelang ihm bald, in wohlhabenden amerik. Kreiſen feſten Fuß zu faſſen und die Mittel zur Ausführung ſeiner vielfachen großen Unternehmungen zu finden. Im J. 1869 führte er mit einem eigenen Orcheſter in der neugebauten Steinway-Hall ſein erſtes Symphoniekonzert mit Erfolg aus. Durch Kunſtreiſen mit dem ganzen Orcheſter, welches er zu einem der beſten der Welt ausbildete, verbreitete er das Verſtändnis für klaſſiſche, ſpäter für Wagneriſche Muſik durch das ganze Land. Im J. 1877 wurde er zum Dirigenten der Philharmoniſchen Geſellſchaft von Neuyork, 1878 zum Leiter des großen Konſervatoriums der Muſik in Cincinnati ernannt; ſchon im nächſten Jahre wieder in ſeine frühere Stellung nach Neuyork zurückberufen, übernahm er 1883 nebenbei noch die muſikaliſche Leitung des Deutſchen Liederkranz, legte aber dieſe Stellung 1885 nieder, um mit Unterſtützung amerik. Kunſtfreunde zunächſt ein Unternehmen ſog. populärer Konzerte, ſpäter eine große engl. Oper, welche im Gegenſatz zu der erfolgreich eingeführten deutſchen (Metropolitan-) Operngeſellſchaft Aufführungen in engl. Sprache zu liefern hatte, in das Leben zu rufen. Beide Unternehmungen hatten ebenſo großen materiellen wie künſtleriſchen Erfolg.

Thomaschriſten, ſ. Neſtorianer.

Thomaſin von Zerklaere, aus dem Geſchlecht der Cerchiarj in Friaul, Dichter, verfaßte außer einem ältern Buche über die Höflichkeit in welſcher Sprache, das verloren gegangen iſt, in zehn Monaten von 1215 bis 1216 im Alter von noch nicht

30 Jahren in deutscher Sprache seinen «Welschen Gast» (herausg. von H. Rückert, Quedl. u. Lpz. 1852), wie er das Werk mit Rücksicht auf das deutsche Publikum nannte, dem er es als Gast zu freundlicher Aufnahme empfiehlt. Es ist eine systematische Sittenlehre, in welcher alle Tugend von einer Grundtugend, der «Stäte», d. h. Beständigkeit, alle Untugenden von ihrem Gegensatze, der «Unstäte», abgeleitet werden. Für die Sittengeschichte der Zeit von Interesse ist das 1. Buch wegen der darin enthaltenen Regeln über höfisches Leben.

Thomasius (Christian), ein durch seine Wirksamkeit für die Aufklärung berühmter Rechtslehrer, wurde 1. Jan. 1655 zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Jakob T. (geb. 1622), 1684 als Rektor an der Thomasschule starb. Schon während seiner Studienzeit in Frankfurt a. O., 1675—79, machte T. sich von der pedantischen Manier, mit welcher man damals nach dem Vorgang der Scholastiker philos. Disciplinen und namentlich auch das röm. Recht zu behandeln pflegte, hauptsächlich durch das Studium der Schriften des Hugo Grotius und Sam. Pufendorf frei. Kurze Zeit nach seinem Auftreten als akademischer Lehrer an der Universität zu Leipzig sprach er seine Ansichten mit großer Freimütigkeit aus. Er fing 1687 zum großen Erstaunen seiner Kollegen an, Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten, gab 1688 ein deutsches Programm aus und begann in demselben Jahre eine Monatsschrift unter dem Titel «Freimütige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher», in welcher er, anfangs durch die Gunst des Hofmarschalls von Haugwitz in Dresden geschützt, die reiche Ader seines Witzes mit mutwilliger Satire über die damaligen Gelehrten ausgoß. Dies und die Hilfe, welche er dem von den orthodoxen Theologen verfolgten August Hermann Francke (s. d.) in Halle angedeihen ließ, erregten ihm aber den Haß einer starken Partei, an deren Spitze die leipziger Theologen Aug. Pfeiffer und Joh. Bened. Carpzov standen, in einem solchen Grade, daß, nachdem Verunglimpfungen von den Kanzeln und dem Katheder umsonst versucht worden waren, die letztern heimlich einen Verhaftsbefehl in Dresden auswirkten. Als T. dies erfuhr, ging er erst nach Berlin, dann 1690 nach Halle, wo er unter Begünstigung des brandenb. Hofs anfing, an der dortigen Ritterakademie Vorlesungen zu halten, und der große Beifall, den er erhielt, die nächste Veranlassung zur Errichtung der Universität zu Halle gab. T. wurde an derselben zweiter, in der Folge erster Professor des Rechts, sowie Direktor der Universität. Er starb 23. Sept. 1728.

Sein Hauptbestreben ging darauf, die Wissenschaften mit dem Leben in Verbindung zu setzen und gemeinnützig zu machen. Daher seine Verachtung spitzfindiger Grübeleien, seine Vorliebe für den Gebrauch der Muttersprache, seine Abneigung gegen philos. Terminologie, seine Geringschätzung der Scholastik, seine Richtung aufs Praktische, wodurch er ein Beförderer der allgemeinen philos. Bildung wurde. Im besondern war er, gleichzeitig mit Gundling, einer der ersten, die auf Trennung des Naturrechts von der Moral drangen, wobei er jenes auf den Begriff der Freiheit und des Rechtszwangs gründete. Dabei wollte er naturrechtliche Bestimmungen in den Gerichtshöfen angewendet wissen und trat als ein mutiger Feind der Hexenprozesse und der Folter auf. Für die Charakteristik seiner Denkart sind besonders seine «Vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene, gemischte, philos. und jurist. Händel» (3 Bde., Halle 1723—26), sowie seine «Geschichte der Weisheit und Thorheit» (3 Bde., Halle 1693) interessant. Gegen die Hexenprozesse richtete er besonders die «Kurzen Lehrsätze von dem Laster der Zauberei mit dem Hexenprozeß» (Halle 1704). Seine systematischen Schriften beziehen sich meist auf Naturrecht und Ethik. Vgl. Luden, «Christian T. nach seinen Schicksalen und Schriften» (Berl. 1805); Dernburg, «T. und die Stiftung der Universität Halle» (Halle 1865); Wagner, «T., ein Beitrag zur Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Litteratur» (Berl. 1872).

Thomasius (Gottfr.), namhafter luth. Theolog, ein Nachkomme von Christian T., geb. 26. Juli 1802 zu Egenhausen in Franken als der Sohn eines Pfarrers, wurde ebenfalls dem theol. Studium bestimmt und besuchte, nachdem er seine Vorbildung auf dem Gymnasium in Ansbach erhalten, 1821—25 die Universitäten Erlangen, Halle und Berlin. Im J. 1829 als Pfarrer nach Nürnberg berufen, wirkte er zuerst an der Heiligengeistkirche, danach bei St. Lorenz, seit 1830 zugleich als Religionslehrer am dortigen Gymnasium. Im J. 1842 wurde er zum ord. Professor der Dogmatik und zum Universitätsprediger in Erlangen ernannt, wo er 24. Jan. 1875 starb. Seiner theol. Richtung nach gehörte T. zu den einflußreichsten Vertretern der luth. Orthodoxie. Neben Joh. Christian Konrad von Hofmann war er das angesehenste Haupt der sog. Erlanger Schule, deren theol. und kirchenpolit. Prinzipien in der von ihm mitbegründeten «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche» ihr Organ haben. Von seinen meist dogmengeschichtlichen und dogmatischen Schriften sind zu nennen: «Origenes. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrh.» (Nürnb. 1837), «Beiträge zur kirchlichen Christologie» (Erlangen 1845), «Das Bekenntnis der evang.-luth. Kirche in der Konsequenz seines Prinzips» (Nürnb. 1848), «Das Bekenntnis der luth. Kirche von der Versöhnung» (Erlangen 1857), «Christi Person und Werk. Darstellung der luth. Dogmatik vom Mittelpunkt der Christologie aus» (2. Aufl., 3 Tle., 1856 fg.), «Praktische Auslegung des Briefs Pauli an die Kolosser» (Erlangen 1869) und «Die christl. Dogmengeschichte als Entwickelungsgeschichte des christl. Lehrbegriffs» (Bd. 1, Erlangen 1874; Bd. 2, nach T.s Tode herausgegeben, 1876).

Thomasorden, s. Johanniterorden.

Thomassonntag, s. unter Thomas (Apostel).

Thomastrauermücke, s. Heerwurm.

Thomisiden (Thomisidae) oder Krabbenspinnen, s. unter Spinnentiere.

Thomisten, s. unter Thomas von Aquino.

Thommen (Achilles), österr. Oberbaurat, geb. 25. Mai 1832 zu Basel, studierte zuerst daselbst Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften und widmete sich dann 1850—52 den technischen Studien in Karlsruhe. In den J. 1852—56 unter Etzel beim Bau der Schweizer Centralbahn thätig, wurde T. von demselben 1857 zum Bau der Franz-Joseph-Orientbahn nach Ungarn als Sektionsingenieur berufen. Als bauleitender Oberingenieur der Brennerbahn (1861—67) tracierte, projektierte und baute T. diese Bahn. Im J. 1867 als Staatseisenbahn-Baudirektor und Leiter des

geſamten Eiſenbahnweſens nach Ungarn berufen, konzipierte er das große ungar. Eiſenbahnnetz, organiſierte die ſtaatliche Eiſenbahnbaudirektion und ſchuf die Normen für ein wohldurchdachtes Zuſammenwirken der von ihm ins Land berufenen Ingenieure. T. projektierte, leitete und überwachte den Bau eines Bahnnetzes von über 2400 km Länge, welches teils als Staatseiſenbahn, teils mit Zinſengarantie durch Privatgeſellſchaften ausgeführt wurde. Im J. 1869 nahm T. kränklichkeitshalber ſeine Entlaſſung als Baudirektor, fungierte aber noch bis Ende 1870 als techniſcher Konſulent der ungar. Regierung. Seitdem lebt T. in Wien, iſt Konſulent für alle techniſchen Angelegenheiten in der Verwaltung der öſterr. Nordweſtbahn, und auch von der öſterr. Regierung wird ſein Rat in ſchwierigen techniſchen Fragen oft in Anſpruch genommen. Im J. 1885 war er Mitglied des Schiedsgerichts, welches den großen Gotthardtunnel-Prozeß zu entſcheiden hatte, und wurde 1886 zu der Kommiſſion delegiert, welche die Streitigkeiten zwiſchen der türkiſchen Regierung und der Betriebsgeſellſchaft der ottomaniſchen Bahnen erledigen ſoll. T.s Thätigkeit im Ingenieurweſen iſt epochemachend; ſeine zuerſt beim Brennerbahnbau angewendeten Konſtruktionsweiſen ſind zum Gemeingut geworden, und die meiſten in der neuern Zeit entſtandenen Gebirgsbahnen ſind nach dem Muſter der Brennerbahn erbaut. Ihm gebührt das Verdienſt, bereits 1869 die Grundzüge für Lokalbahnen ausgearbeitet zu haben; auch veröffentlichte er 1862—77 wohldurchdachte Typen für die Brennerbahn, ſowie Normalien für Unterbau, Oberbau und Hochbau. Großes Aufſehen erregte ſeine Broſchüre «Die Gotthardbahn» (Wien 1877), in der er für die Vereinfachung des Gotthardbahnunternehmens und für die Anwendung des Zahnſchienenſyſtems auf den zum großen Tunnel führenden Steilrampen eintrat.

Thompſon (Thomas Perronet), engl. Reformer, geb. 15. März 1783 zu Hull als der Sohn des Bankiers und Parlamentsmitglieds Thomas T., wurde in den Grundſätzen des Toryismus erzogen und ſtudierte auf der Univerſität Cambridge. Dann diente er einige Jahre in der Marine, trat aber 1806 als Lieutenant in ein Jägerregiment, mit welchem er die Expedition des Generals Crawford nach Buenos-Ayres mitmachte. Hier geriet er in ſpan. Gefangenſchaft. Im Aug. 1808 ward er zum Gouverneur von Sierra Leone ernannt, wo er die Unterdrückung des Sklavenhandels mit einem Eifer betrieb, der 1810 ſeine Abberufung zur Folge hatte. Seit 1812 diente T. unter Wellington in Spanien und Frankreich. Im J. 1815 ging er als Dragonerkapitän nach Indien, lernte in Bombay Arabiſch und wurde der 1819 gegen die Wahabiten am Perſiſchen Meerbuſen gerichteten Expedition als Dolmetſcher zugeſellt. In dieſer Eigenſchaft ſchloß er im Jan. 1820 den Vertrag ab, durch welchen der Sklavenhandel für Seeraub erklärt wurde. Nach England zurückgekehrt, avancierte er 1829 zum Oberſtlieutenant. Schon vorher hatte er ſich der durch die Anhänger Benthams unterhaltenen Reformagitation angeſchloſſen und mehrere Flugſchriften veröffentlicht, namentlich die «True theory of rent», welche die Anſicht Adam Smiths über dieſen Gegenſtand gegen diejenige Ricardos verteidigte. Im J. 1827 erſchien ſein berühmter «Cornlaw catechism», einer der erſten und gründlichſten Angriffe gegen das Schutzzollſyſtem. Von 1835 bis 1837 war T. Parlamentsmitglied für Hull, blieb aber nachher mehrere Jahre hindurch ohne Sitz im Unterhauſe, ſodaß er an dem Freihandelskampfe, den er durch ſeine Schriften hatte vorbereiten helfen, nur mit der Feder und durch Reden in den Meetings der Anti-Cornlaw-League teilnehmen konnte. Im J. 1847 ward er endlich zum Abgeordneten für Bradford ernannt, und nun wirkte er konſequent für parlamentariſche Reform, Säkulariſierung des Unterrichts und für alle Maßregeln, welche die Grundſätze des Freihandels zur Anwendung brachten. Dennoch wurde er bei den Wahlen von 1852 abermals übergangen. Im J. 1854 erhielt er den Generalsrang. Während der J. 1857—59 fand T. als Abgeordneter für Bradford von neuem einen Sitz im Parlament. Seitdem lebte er zurückgezogen, bis er 6. Sept. 1869 in Blackheath bei London ſtarb. Eine Sammlung ſeiner Schriften und Parlamentsreden erſchien in 6 Bänden (Lond. 1842).

Thomſen (Chriſtian Jürgenſen), berühmter dän. Archäolog, geb. 29. Dez. 1788 zu Kopenhagen, widmete ſich erſt dem Handel, und erhielt 1816 eine Anſtellung als Sekretär in der Kommiſſion für Altertümer. Als Inſpektor und Direktor ſämtlicher dän. Kunſt-, Altertums- und ethnograph. Muſeen hat T. Außerordentliches geleiſtet. Das altnordiſche und das ethnographiſche Muſeum, beide außerordentlich reich und inſtruktiv, ſind als T.s Werk zu betrachten. Die Trennung und Begrenzung der drei archäologiſchen Alter: Stein-, Bronze- und Eiſenalter, ward von T. zuerſt begründet. Er ſtarb 21. Mai 1865.

Thomſon (Sir Charles Wyville), engl. Naturforſcher, geb. 5. März 1830 zu Bonſyde, dem Stammgut ſeiner Familie in Schottland, ſtudierte in Edinburgh Naturwiſſenſchaften, wirkte 1850—53 als Docent der Botanik an dem King's-College in Aberdeen, 1853—54 als Profeſſor der Naturgeſchichte an dem Queen's-College in Cork, dann als Profeſſor der Mineralogie und der Geologie an dem Queen's-College in Belfaſt. Später widmete er ſich vorzugsweiſe biologiſchen Unterſuchungen über die niedrigſten Tier- und Pflanzenformen. Im Auftrage der engl. Admiralität beteiligte T. ſich 1868 und 1869 an den zur Erforſchung der Temperatur, ſowie des Pflanzen- und Tierlebens der Meerestiefen in die Nordſee und das Mittelländiſche Meer entſandten Expeditionen der Schiffe Lightning und Porcupine. Im J. 1872 wurde er zum königl. Profeſſor der Naturgeſchichte an der Univerſität Edinburgh ernannt. Von 1872 bis 1876 leitete er die wiſſenſchaftlichen Unternehmungen der zu einer umfangreichern Erforſchung der Meerestiefen ausgerüſteten Expedition des Challenger, der zu dem erwähnten Zwecke 1873 den Atlantiſchen Ocean, 1874 das Südpolarmeer und den Malaiiſchen Archipel, 1875 den Stillen Ocean durchkreuzte und erſt im Mai 1876 nach England zurückkehrte. Die Reſultate ſeiner Forſchungen legte T. in den Werken «Depths of the Sea» (1872) und «The voyage of the Challenger. The Atlantic» (1877) nieder. Zur Anerkennung ſeiner Verdienſte verlieh die Königin ihm die Ritterwürde, die Königliche Geſellſchaft ihre große goldene Medaille. Er ſtarb in Edinburgh 10. März 1882.

Thomſon (James), einer der berühmteſten engl. Lehrdichter, geb. 11. Sept. 1700 zu Ednam in der ſchott. Grafſchaft Roxburgh, der Sohn eines presbyterianiſchen Predigers daſelbſt, zeigte ſchon als

Knabe große Neigung zur Dichtkunſt und bildete ſein dichteriſches Talent namentlich auf der Univerſität Edinburgh aus. Nach ſeines Vaters Tode ging er nach London, wo er eine Hofmeiſterſtelle erhielt und 1726 ſein beſchreibendes Gedicht «The Winter» herausgab, das noch in demſelben Jahre mehrere Auflagen erlebte und den Dichter bewog, 1727 den «Summer», 1728 den «Spring» und 1730 die erſte vollſtändige Ausgabe der «Seasons» («Jahreszeiten») folgen zu laſſen. Der große Beifall, den dieſe Dichtung fand, brachte ihn in Verbindung mit vielen ausgezeichneten Männern, namentlich mit Pope. Im J. 1731 begleitete T. den älteſten Sohn des nachmaligen Lordkanzlers Sir Charles Talbot auf ſeiner Reiſe durch Frankreich, die Schweiz und Italien, gab nach ſeiner Rückkehr das Gedicht «Liberty» heraus und erhielt durch Talbots Verwendung eine einträgliche Sinekure, die er jedoch nach deſſen Tode wieder verlor. Indeſſen verlieh ihm der Prinz von Wales einen Jahrgehalt von 100 Pfd. St., und ſpäter erhielt er auch noch die Stelle eines Oberaufſehers über die Kleinen Antillen, aus welcher Sinekure er ein jährliches Einkommen von 300 Pfd. St. zog. Er ſtarb 27. Aug. 1748. Außer den «Seasons» ſchrieb T. fünf Trauerſpiele, unter denen «Sophonisba» und «Tancred and Sigismunda» die beſten ſind; aus allen leuchtet jedoch der Lehrdichter hervor. Ein kleines Stück «Alfred», das er gemeinſchaftlich mit ſeinem Jugendfreunde Mallet ſchrieb (1740), iſt dadurch wichtig, daß das berühmte engl. Volkslied «Rule Britannia» darin zuerſt erſchien; ob T. oder Mallet der Verfaſſer desſelben war, iſt nicht entſchieden. Sein beſtes Gedicht nach den «Seasons» iſt «The castle of indolence», ein allegoriſches Gedicht in Spenſers Weiſe. Lebhafte Einbildungskraft und treue Beobachtung der Natur zeigen ſich in allen ſeinen Dichtungen, die nur hier und da durch Schwulſt und Härte anſtoßen. Geſamtausgaben ſeiner Werke erſchienen zu Edinburgh 1768 (4 Bde.), 1788 (2 Bde.), 1833 (4 Bde.), 1870 (2 Bde.). Sein Leben von Patrick Murdoch iſt in vielen Ausgaben vorgedruckt. Die «Seasons» ſind oft ins Deutſche überſetzt worden; die Trauerſpiele von J. H. Schlegel in reimloſen Jamben.

Thomſon (Thomas), berühmter Chemiker, geb. 12. April 1773 zu Crieff in Schottland, ſtudierte in Glasgow und in Edinburgh unter Black und war dann ſeit 1796 bei der Herausgabe des Supplements zur «Encyclopaedia Britannica» thätig, für welches er eine Reihe von gediegenen Artikeln über Phyſik, Chemie, Mineralogie und Metallurgie bearbeitete. Auch beſchäftigte er ſich viel mit praktiſchen Verſuchen, trug zur Verbeſſerung des Löthrohrs bei und entdeckte mehrere einfache und zuſammengeſetzte Mineralien, wie Allanit, Lodalit u. ſ. w. Einen ausgebreiteten Ruf erwarb er ſich durch ſein «System of chemistry» (4 Bde., Edinb. 1802; 7. Aufl., 2 Bde., 1831) und «Outline of the sciences of heat and electricity» (neue Aufl. 1840; deutſch von Wolff, 5 Bde., Berl. 1805—11), worauf «Elements of chemistry» (Edinb. 1810), «Attempt to establish the first principles of chemistry by experiment» (2 Bde., Lond. 1825) und die «Chemistry of organic bodies» (2 Bde., Lond. 1838) folgten. Im J. 1813 zog T. nach London, wo er die «Annals of philosophy» herausgab, welche mit dem «Philosophical magazine» vereinigt wurden, und ging 1817 als Profeſſor der Chemie nach Glasgow. In dieſem Wirkungskreiſe verharrte er bis kurz vor ſeinem 2. Juli 1852 zu Kilmure in Argyleſhire erfolgten Tode. Von ſeinen Schriften ſind noch zu nennen: «History of the Royal society» (Lond. 1812), «History of chemistry» (2 Bde., Lond. 1830—31) und «Outlines of mineralogy and geology» (2 Bde., Edinb. 1836). Sein Sohn veröffentlichte T.s Reiſe im weſtl. Himalaja und Tibet (Lond. 1852).

Thomſon (Sir William), engl. Phyſiker, geb. 1824 in Belfaſt, ſtudierte zu Cambridge und wurde ſchon 1846 zum Profeſſor der Phyſik an der Univerſität Glasgow ernannt. In demſelben Jahre übernahm er die Redaktion des «Cambridge and Dublin mathematical Journal», worin er unter anderm ſeine berühmte Abhandlung «On the distribution of electricity on special conductors» (1848) veröffentlichte. Elektricität und Wärme bildeten ſeitdem die Hauptgegenſtände ſeiner Unterſuchungen. Die Reſultate derſelben brachte er beſonders in dem «Philosophical Magazine» und in den Schriften der Königlichen Geſellſchaften von London und Edinburgh zu öffentlicher Kenntnis. Sie umfaßten auf dem Gebiete der Wärme vor allem die wichtige Entdeckung der Verwandlung von Waſſer auf dem Gefrierpunkt in Eis, ohne Aufwand von Kraft, die ſpezifiſche Wärme der Körper, das Verhältnis zwiſchen dem Kraftaufwand und dem Wärmegrade beim Zuſammenpreſſen eines Gaſes, die allgemeine Tendenz der Natur zur Zerſtreuung mechan. Kraft und die Wärmeeffekte in Bewegung befindlicher Flüſſigkeiten. Auf dem Gebiete der Elektricität verdienen Erwähnung T.s Vorleſung «On the electrodynamic properties of metals» (1855), ferner die Erfindung ſeiner tragbaren Elektrometer, die mit der größten Genauigkeit den elektriſchen Zuſtand der Atmoſphäre anzeigen, und ſeines Spiegelgalvanometers, der in der Geſchichte der unterſeeiſchen Telegraphie Epoche machte. T. erwarb ſich hervorragende Verdienſte um die erfolgreiche Legung und Benutzung des erſten atlantiſchen Kabels (1866), wofür er in den Ritterſtand erhoben wurde. Außer den erwähnten Schriften erſchien von ihm: «Mathematical theory of elasticity», «Rigidity of the earth», «Reprints of papers on electrostatics and magnetism» (1872), «Navigation; a lecture» (1876), das gemeinſchaftlich mit P. G. Tait herausgegebene größere Werk «Elements of natural philosophy» (1866; deutſch von Helmholtz und Wertheim, Bd. 1 u. 2, Braunſchw. 1871—74) und eine Sammlung ſeiner verſtreuten «Mathematical and physical papers» (1882). — James T., ein älterer Bruder Sir William T.s und Profeſſor der Civilingenieurkunſt in Glasgow, hat ſich beſonders durch die Entdeckung, daß der Gefrierpunkt des Waſſers durch Druck ſinkt, und durch ſeine hierauf gegründete Gletſchertheorie einen Namen gemacht.

Thon, ein in jeder Ackererde in größerer oder geringerer Menge enthaltener Beſtandteil, iſt von großem Einfluß auf deren phyſik. und chem. Beſchaffenheit, d. h. Fruchtbarkeit, weil das Verhalten des T. gegen Waſſer und Wärme und deſſen Abſorptionsvermögen für Nährſtoffe ein ſcharf ausgeprägtes iſt. Die mikroſkopiſch kleinen, runden oder länglichen Thonteilchen, welche beim Schlämmen des Bodens zugleich mit dem feinſten Sande abgeſchieden werden, vermögen große Mengen von Waſſer und die darin gelöſten oder ſuspendierten Stoffe aufzuſaugen, halten dasſelbe lange feſt und

ſind deshalb naß und kalt. Der Thon iſt für allen leichtern Boden wegen ſeiner Eigenſchaften günſtig, wogegen ſein Vorwiegen (in den Thonbodenarten bis 50 Proz. Thon) nachteilig wirkt. Vgl. Senft, «Lehrbuch der Geſteins- und Bodenkunde» (2. Aufl., Berl. 1877); Dafert, «Kleines Lehrbuch der Bodenkunde» (Bonn 1885).

Thonberg, Vorort dicht ſüdöſtlich bei Leipzig, mit dieſem durch Pferdebahn verbunden, hat eine Privatirrenanſtalt, Gärtnerei und Cigarrenfabrik und zählt (1880) 3394 prot. E. In der Gemarkung liegt der Südliche Friedhof der Stadt Leipzig. Der ſog. Napoleonsſtein bezeichnet den Ort, wo Napoleon I. die Schlacht vom 18. Okt. 1813 leitete.

Thone. Unter den Geſteinen der Erdrinde wiegen diejenigen vor, welche aus verſchiedenen Mineralien zuſammengeſetzt ſind, und unter dieſen mineralog. Gemengteilen der Gebirgsarten herrſchen wiederum diejenigen vor, welche wie die feldſpatigen Geſteine (Feldſpat, Glimmer, Hornblende, Augit u. ſ. w.) weſentlich aus kieſelſaurer Thonerde beſtehen. Aus dieſen Geſteinen entſtehen durch Verwitterung und Schlämmung die T., welche man nach ihren Lagerſtätten einteilen kann in T. auf urſprünglicher Lagerſtätte (der dort noch liegt, wo er durch die Verwitterung ſich bildete) und ſolchen auf ſekundärer Lagerſtätte, wohin er durch natürliche Schlämmprozeſſe geführt wurde. Der primäre T. iſt reiner als der ſekundäre; er beſteht im weſentlichen aus einem Gemenge von kieſelſaurer Thonerde mit wechſelnden Mengen von Quarzſand, kohlenſaurem Kalk und Eiſenoxyd. Die T. haben die verſchiedenſte Färbung von reinſtem Weiß an zum Gelb, Grau, Rot, Braun und Schwarz. Trockener T. klebt an der Zunge, mit Waſſer übergoſſen ſaugt er dasſelbe ein und bildet mit dem Waſſer eine Maſſe, die ſich durch die techniſch wichtigſte Eigenſchaft der T., durch Bildſamkeit oder Plaſtizität, auszeichnet. Im praktiſchen Leben bezeichnet man den Grad der Bildſamkeit der T. mit «fett» und «mager». Beim Trocknen verliert ſich die Plaſtizität und die Maſſe wird ſtarr, ferner findet dabei eine Verminderung des Umfangs derſelben ſtatt. Das Starrwerden nennt man das Bindevermögen, die Abnahme des Umfangs die Schwindung. Durch das Brennen findet eine Entwäſſerung des T. ſtatt und ein Wachſen des Zuſammenhangs der kleinſten Teilchen, wodurch der gebrannte T. ſteinartiger wird und an Poroſität verliert; bei hoher Temperatur wird der T. ſteinähnlich und bei gewiſſen T. kann endlich Schmelzung erfolgen.

In der Anwendung der T. zur Herſtellung der Thonwaren (ſ. d.) unterſcheidet man die T. als magere und fette, als feuerfeſte und nicht feuerfeſte, als Kaoline (die auf urſprünglicher Lagerſtätte ſich findenden T.), plaſtiſchen T. oder Pfeifenthon, gewöhnlich ausgezeichnet durch Feuerbeſtändigkeit und Plaſtizität, zu Thonpfeifen, Steinzeug, Fayence und feuerfeſten Thonwaren dienend; Töpferthon, zwar ausgezeichnet bildſam, aber nicht mehr feuerbeſtändig; Lehm, ein T. jüngſter Bildung der Schwemmlande mit ſtarker Beimengung von kohlenſaurem Kalk und Eiſenoxyd, Sand und vegetabiliſchen Reſten; an dieſen ſchließen ſich die Mergel- und Bolusarten an. Die T., beſonders die reinen, dienen nicht nur als Material zur Fabrikation der Thonwaren, ſondern auch zur Fabrikation der Ultramarine, zum Verſetzen der Papiermaſſe (unter dem Namen Lenzin), zur Bereitung der ſchwefelſauren Thonerde und der Alaune u. ſ. w. Vgl. außer den Lehr- und Handbüchern der chem. Technologie von Fr. Knapp, von R. von Wagner und Kerl die Handbücher über Keramik von Brongniart, Salvétat und Kerl, ſowie Brauns, «Die techniſche Geologie» (Halle 1878); Senft, «Die Thonſubſtanzen» (Berl. 1879).

Thonerde iſt Aluminiumoxyd, ſ. unter Aluminium, Bd. I, S. 508[b].

Thonerdehydrat, ſoviel wie Aluminiumoxydhydrat, ſ. unter Aluminium, Bd. I, S. 508[b].

Thonerdeſalze, ſoviel wie Aluminiumoxydſalze, ſ. unter Aluminium, Bd. I, S. 509[a].

Thônes, Stadt im franz. Depart. Haute-Savoie, Arrondiſſement Annecy, rechts am Fier, zählt (1881) 1068 (Gemeinde 2888) E. und hat ein Zollamt, ein Collége, eine Uhrmacherſchule, Eiſenhämmer, Mühlen, Seilerei, Kürſchnerei und Fabrikation von Kürſchnerwaren. T. gehörte urſprünglich zur Grafſchaft Genf und kam mit dieſer an das Haus Savoyen.

Thoniſſen (Joh. Joſ.), belg. Miniſter und nationalökonomiſcher Schriftſteller, geb. in Haſſelt 21. Jan. 1816, war nach vollendeten akademiſchen Studien einige Jahre lang Staatsanwaltsſubſtitut und trat 1848 in die akademiſche Carrière als Profeſſor an der kath. Univerſität zu Löwen, wo er 36 Jahre lang als Lehrer des Strafrechts wirkſam war und 1884 ſeine Entlaſſung nahm. Seit 1863 Mitglied der Abgeordnetenkammer für den Bezirk Haſſelt, wurde er 26. Okt. 1884 Miniſter des Innern und öffentlichen Unterrichts. Als Mitglied der belg. Akademie ſeit 1855 entwickelt er eine regſame und durchaus von wiſſenſchaftlicher Tendenz geleitete Thätigkeit. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind hervorzuheben: «Constitution belge annotée» (1844; 3. Aufl. 1879), «Complément du Code pénal» (3 Bde., 1846—50), «Le socialisme dans le passé» (3 Bde., 1851), «Le socialisme dans l'antiquité jusqu'à la constitution de 1852» (2 Bde., 1852), «La Belgique sous le règne de Léopold I» (2 Bde., 2. Aufl. 1861), «De la prétendue nécessité de la peine de mort» (1864), «La théorie du progrès indéfini, dans ses rapports avec l'histoire de la civilisation et les dogmes du christianisme» (Par. 1869), «Études sur l'histoire du droit criminel des peuples anciens» (2 Bde., 1869), «Mélanges d'histoire, de droit et d'économie politique» (1873), «L'organisation judiciaire, le droit pénal et la procédure pénale de la Loi Salique» (2. Aufl. 1882), «Travaux préparatoires du code de procédure pénale» (2 Bde., Brüſſ. 1885).

Thonknetmaſchine, ſ. unter Thonwarenfabrikation.

Thonon, Hauptſtadt des Chablais (ſ. d.).

Thonpreſſe, ſ. unter Thonwarenfabrikation.

Thonröhren, ſ. Drainröhren und unter Thonwarenfabrikation.

Thonröhrenpreſſe, ſ. unter Drainröhren und unter Thonwarenfabrikation.

Thonſandſtein, Name für einen in vielen ſedimentären Formationen verbreiteten Sandſtein, welcher Thon bald in fein verteiltem Zuſtande, bald als kleine Knöllchen oder Brocken in ſich enthält; der Thon ſtammt urſprünglich von der Verweſung von Feldſpatpartikelchen her, welche mit den Quarzkörnchen des Sandſteins zum Abſatz in Gewäſſern gelangten.

Thonschiefer ist ein graulich schwarzes, bläulich schwarzes oder dunkelgrünliches, dem bloßen Auge homogen erscheinendes Gestein von einer oft außerordentlich vollkommenen Schieferung, weshalb es sich leicht in sehr dünne, schimmernde Platten spalten läßt (Dachschiefer, Tafelschiefer). Als ehemaliger im Wasser abgesetzter Schlamm besteht der T. hauptsächlich aus feinst zerriebenem Material anderer Gesteine, aus mikroskopischen Quarz- und Feldspatkörnchen, Glimmerschüppchen, Thonteilchen, wozu sich auch krystallinische bräunliche Nädelchen von Rutil gesellen. Mehrere T. besitzen auch einen Gehalt an kohlensaurem Kalk, accessorisch tritt namentlich Eisenkies als Krystalle und Knollen, Quarz als Adern und Wülste darin auf. Auf der einen Seite gehen diese Gesteine in Phyllite und Glimmerschiefer, auf der andern oft in Grauwacke und Sandstein über. Als Varietäten unterscheidet man den Dach- oder Tafelschiefer, den Griffelschiefer, einen T., der sich infolge einer gleichzeitigen Ausbildung zweier sich durchschneidender Systeme der Schieferung in Stengel oder griffelförmige Stifte spalten läßt, und den Zeichenschiefer, einen durch viel Kohlenstoff schwarzgefärbten, weichen und milden T., mit dem man schreiben und zeichnen kann. Der eigentliche T., oft Versteinerungen führend, findet sich als mächtige Schichtensysteme namentlich im Bereich der ältesten Sedimentformationen, des Silurs, Devons und des Culms; doch treten auch in jüngern Formationen ganz ähnliche Schiefer auf, wie die ausgezeichneten von Glarus, welche der untern Tertiärformation angehören.

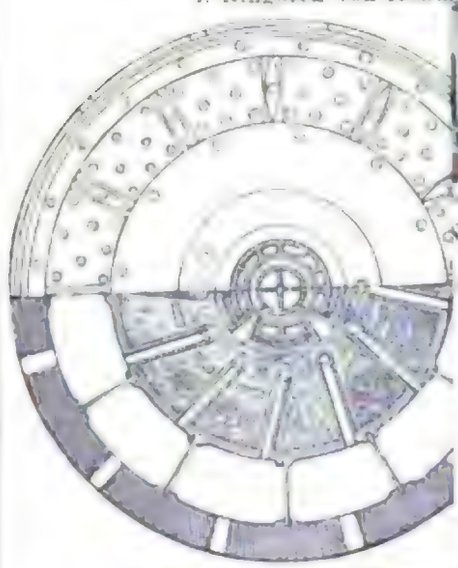
Thonschneider, s. unter Thonwarenfabrikation.

Thonwaren (frz. poterie, engl. pottery), nächst den Geweben die ältesten und am mannigfachsten angewendeten Erzeugnisse des Gewerbfleißes. Die gegenwärtig hergestellten T. teilt man nach der innern Beschaffenheit der gebrannten Masse (des Scherbens) in dichte und poröse. Erstere sind während des Brennens so stark erhitzt worden, daß ihre Masse zusammengesintert (aufgelöst, zerflossen) erscheint; sie sind im Bruch glasartig, durchscheinend, undurchdringlich für Wasser, helltönend und geben am Stahl Funken. Dagegen sind die porösen T. nicht verglast, daher locker; der Bruch ist erdig, die Masse zerreiblich, läßt in unglasirtem Zustand Wasser durch und klebt an der Zunge. Die gebrannte T., mag sie porös oder dicht sein, bleibt entweder rauh, in welchem Fall sie einfach genannt wird, oder sie wird mit einer glasartigen Masse, der Glasur (s. d.), überzogen und heißt dann zusammengesetzt. Zu den dichten T. gehören Porzellan, Steingut und Steinzeug, zu den porösen Fayence, Majolika, die gewöhnliche Töpferware, Ziegel, Backsteine, Terracotta u. s. w. Beim echten, harten Porzellan erhält das reine farblose Kaolin als Zusatz den sog. Fluß, der, aus Feldspat, Kreide, Gips, Quarz u. s. w. bestehend und an sich unbildsam, mit dem Thon zu einem Glas zusammenschmilzt; ähnlich wie das Flußmittel ist die stark glänzende Glasur zusammengesetzt. Die Masse wird in einer Operation gar gebrannt. Unglasiert zeigt die gebrannte Masse ein mattes Aussehen (Biskuit, Statuenporzellan). Unter dem Namen Segnerporzellan liefert die berliner Porzellanmanufaktur ein Material, welches weniger strengflüssig ist, größere Transparenz und elfenbeinähnliche Farbe besitzt. Das weiche Porzellan wird als englisches und als französisches fabriziert. Ersteres, aus kalkhaltiger Porzellanerde (Cornish clay), einem feldspatartigen Mineral (Cornish stone), plastischem Thon mit Feuerstein und Knochenasche als Flußmittel hergestellt und wegen des Zusatzes von Knochenasche auch Knochenporzellan genannt, wird in zwei Operationen, erst die Masse, dann die Glasur, gebrannt. Das franz. Porzellan ist ein unvollständig geschmolzenes Alkali-Erdsilicat ohne Thonzusatz mit bleihaltiger Glasur, gehört also eigentlich nicht zu den T.; demselben steht das Heißgußporzellan oder Kryolithglas sehr nahe. Aus einer Masse, ähnlich der des engl. Porzellans, nur daß sie strengflüssiger ist, besteht das parische Porzellan oder Parian; eine in der Mitte zwischen Steinzeug und Parian stehende Masse wird Carrara genannt.

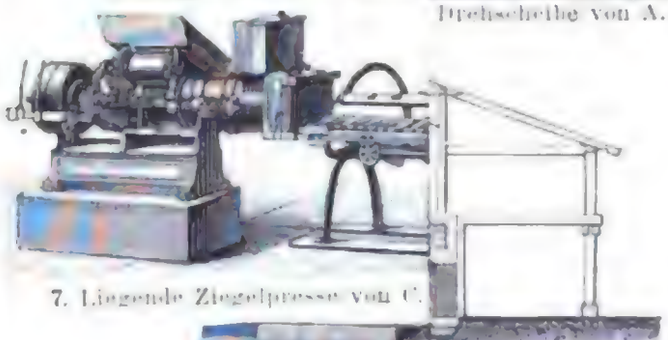
Das eigentliche Steingut oder Wedgwood, vom Porzellan hauptsächlich durch den Mangel an Transparenz verschieden, besteht aus weniger feuerfestem, bildsamerm, sich weiß brennendem Thon mit feldspathaltigen Flußmitteln und ähnlich zusammengesetzter oder Blei-, resp. Boraxglasur, oder auch unglasiert und gefärbt. Zu den gefärbten Wedgwoodwaren gehören Bamboo (rohr- oder strohfarbig), Egyptian (schwarz), Basaltgut (sehr politurfähig) und Jaspisgut (weiß oder gefärbt). Das ordinäre Steingut oder Steinzeug besteht aus einem farbigen, feuerfesten Thon (ohne Flußmittel), der mit einer Kochsalzglasur versehen wird. Die feine Fayence, auch engl. Steingut genannt, besteht aus weißem feuerfesten Thon mit durchsichtiger bleihaltiger Glasur, die ordinäre Fayence aus sich gelblich brennendem Thon oder Thonmergel mit undurchsichtiger weißer oder gefärbter Zinnglasur. Die Fayencen werden gewöhnlich zweimal gebrannt. Der feinen Fayence schließen sich die kölnischen oder holländ. Thonpfeifen aus reinem weißen Thon und die lackierten T., wie Siderolith oder Terralith, an. Eine Gattung der ordinären Fayencen bilden die Fliesen und Ofenkacheln. Die gemeine Töpferware, irdene Ware oder Töpferzeug wird aus Töpferthon und Thonmergel mit undurchsichtiger Blei- oder Zinnglasur hergestellt, durch Metalloxyde gefärbt und nur einmal (mit der Glasur) gebrannt. Schmelztiegel werden aus feuerfestem Thon, mit grobem Sand, auch mit Graphit vermischt, verfertigt. Über die aus Thonmasse bestehenden feuerfesten Steine s. Chamotte. Die Ziegel (Mauersteine, Backsteine und Dachsteine) werden aus Lehm, magerem Töpferthon oder Kalkmergel mit Zusatz von Sand hergestellt, durch Eisen gelb bis rot und braun gefärbt und zuweilen glasiert. Über die technische Herstellung der T. s. Thonwarenfabrikation, über die künstlerische Behandlung derselben s. Keramik. Vgl. auch Fayence, Majolika, Porzellan, Steingut, Steinzeug, Terracotta ꝛc.

Thonwarenfabrikation. Die Töpferei ist eins derjenigen Gewerbe, deren Anfänge mit den ersten Spuren der Civilisation auftraten. Die Drehscheibe kommt bereits in den Dichtungen Homers und auf ägyptischen Wandgemälden vor. Um 1500 v. Chr. stand das Töpfergewerbe bei den Ägyptern in hohem Ansehen; auch kannte man damals schon verschiedene farbige Glasuren. Bei den Ausgrabungen in Ninive hat man Ziegel mit mehrfarbigem Emailüberzug gefunden. Von ausgezeichneter Schönheit sind die bis zur Gegenwart erhalten

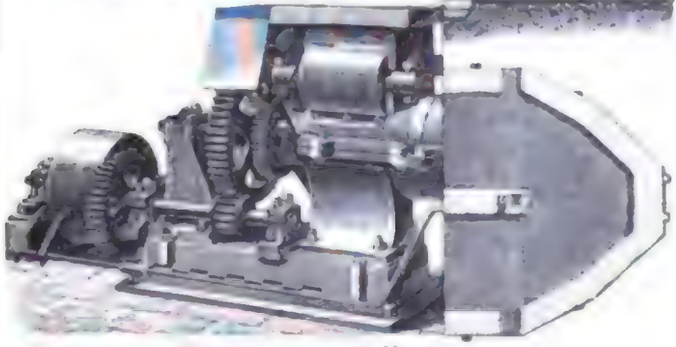
1. Ringofen von Hoffm



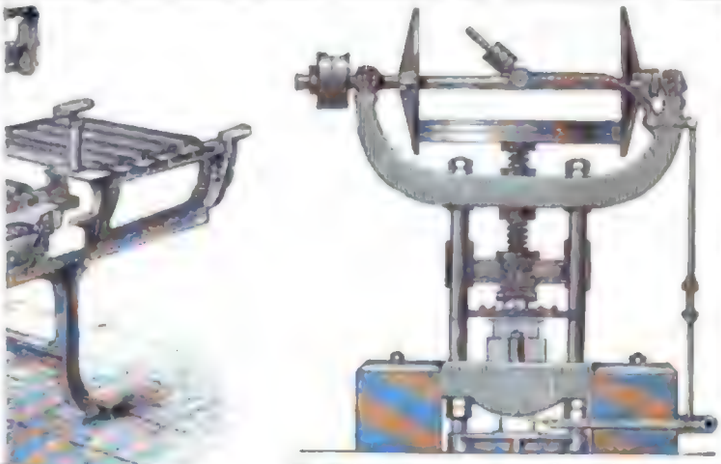
2. Ringofen von Hoffmann.



7. Liegende Ziegelpresse von C.

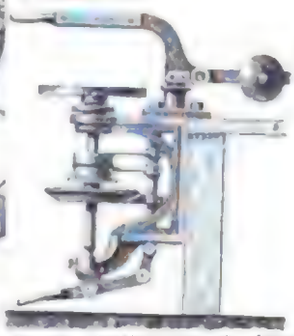


8. Liegende Ziegelpresse mit Hartg
C. Schlickeysen. Loeff.



1. Groke.

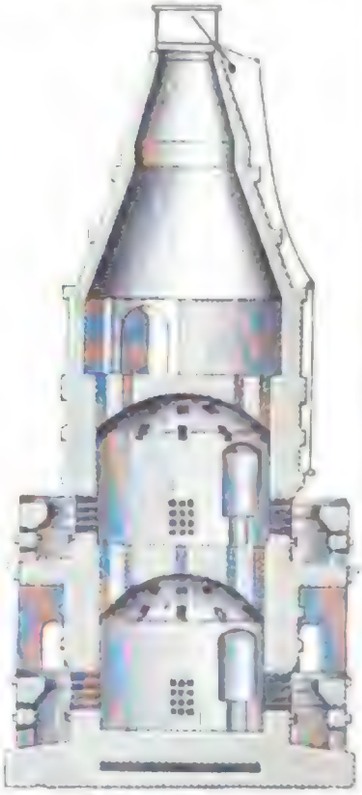
Sachpresse von
A. Roller.



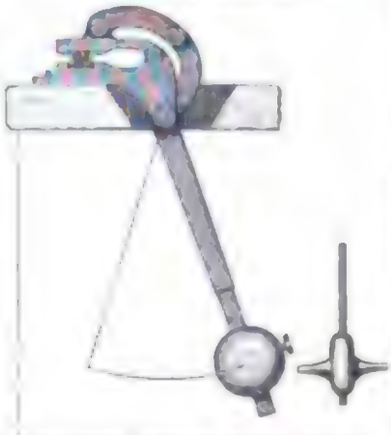
Drehscheibe von A. Dinse.

16. Spindelpresse von der Nienburger
Eisengiefserei u. Maschinenfabrik.

13. Handröhrenpresse von
C. Schlickeysen.



6. Porzellanofen.



12. Trittpresse von H. Bockhacker

Digitized by Google

Digitized by Google

gebliebenen altgriech. Vasen, früher oft fälschlich etruskische genannt. (Vgl. Tafel: Keramik, Fig. 1 u. 2, Bd. X, S. 238.) Von Griechenland kam diese Kunstindustrie nach Italien, wo sie sich in Etrurien zur höchsten Blüte entfaltete. Nach der alles künstlerische und gewerbliche Schaffen ertötenden Zeit der Völkerwanderung brachten die Araber die im Orient lebendig erhaltene Kunst des Emaillierens der Thonwaren mit nach dem Abendlande. Die ältern Thongefäße sind mit kieselsaurem Alkali glasiert; erst 1283 wurde die Bleiglasur in Deutschland erfunden, und da sie durchsichtig war, gab man feinerem Geschirr vor dem Glasieren einen weißen Überzug durch Angießen (Engobieren). Die emailartige Zinnglasur wurde im 15. Jahrh. von den Mauren in Spanien eingeführt und gab in Italien Veranlassung zu der künstlerischen Ausbildung der Majoliken. In Deutschland lieferte Nürnberg im 16. Jahrh. das feinste emaillierte Thongeschirr, während in Frankreich derartige Erzeugnisse durch die Arbeiten Palissys Geltung erlangten. Zwei Jahrhunderte lang beherrschte die Fayencefabrikation das Gebiet der Töpferei. Im 17. Jahrh. begannen die Bemühungen zur Nachahmung des chines. Porzellans. Durch die Erfindung Böttgers um 1710 nahm die Porzellanfabrikation den großartigsten Aufschwung und in neuerer Zeit hat dieselbe durch die Entdeckung reicher Kaolinlager sowie durch die Einführung der Gasfeuerung von allen Zweigen der Thonwarenindustrie die höchste kommerzielle Wichtigkeit erlangt.

Wie auf fast allen Industriegebieten hat man gegenwärtig bis auf wenige Ausnahmen auch in der T. den Handbetrieb soviel als möglich eingeschränkt und sich der Maschinenarbeit zugewendet. Bei der Ziegel- und Thonröhrenfabrikation wird der durch den Prozeß des Winterns vorbereitete Thon in Walzwerken mit Hartgußwalzen gebrochen. Gewöhnlich bedient man sich mehrerer glatter oder (bei stark mit Steinen versetztem Thon) gerifselter Walzenpaare; nur für besonders reines und schweres Material genügt ein Paar derselben. Die Anordnung dieser Walzwerke ist aus Fig. 11 der Tafel: Thonwarenfabrikation, ein liegendes Walzwerk von C. Schlickeysen in Berlin darstellend, ersichtlich. Das Material gelangt durch einen weiten Fülltrichter zwischen die beiden Walzen, welche, je nachdem sie Vorwalzen oder Feinwalzen sind, 20 bis 60 cm Durchmesser besitzen und ungleiche Umdrehungsgeschwindigkeit haben, sodaß die Masse nicht nur gequetscht, sondern gleichzeitig zerrissen und zerrieben wird. Von dem letzten Walzwerk wird das Material mit Hilfe eines Elevators, wie in Fig. 5 angenommen, oder auch durch Transportkarren nach der Ziegelmaschine befördert; bisweilen ist das Feinwalzwerk auch unmittelbar über der letztern angeordnet, z. B. bei der liegenden Ziegelpresse von C. Schlickeysen in Fig. 8. In Fällen, wo das zu verarbeitende Material sehr schwer zu mischen und zu vereinigen ist, werden besondere Vorschneider angewendet; andernfalls gelangt dasselbe direkt in die Ziegelpresse, die gleichzeitig Thonknet- und Mischmaschine, Presse und Formmaschine ist. Sowohl die Ziegelpressen als die Röhrenpressen werden entweder mit vertikaler Arbeitswelle (Fig. 3, 5 u. 9) oder horizontal (Fig. 7, 8 u. 13) angeordnet. Die erstere Anordnung ist die ältere und aus den früher gebräuchlichen holländ. Kleinmühlen oder Thonknetmaschinen entstanden. In Fig. 9 ist die vertikale Ziegelpresse von C. Schlickeysen in ihrer Anwendung für direkten Pferdebetrieb veranschaulicht. Das Innere des Apparats entspricht demjenigen der durch Dampf betriebenen Röhrenpresse in Fig. 3. In dem gußeisernen, schwach konischen Gefäß ist die vertikale Welle gelagert, die mit breiten, schraubenförmig gekrümmten Flügeln oder Messern besetzt ist. Dieselben zerschneiden und kneten den von oben hineingeworfenen und durch die eigentümliche Form der Flügel, sowie durch sein Eigengewicht zu Boden sinkenden Thon und drücken denselben durch das am Boden des Gefäßes angebrachte Mundstück, welches entsprechend den zu formenden Thonwaren dimensioniert ist, nach außen auf einen mit Rollen versehenen Tisch, der in der Regel eine Vorrichtung besitzt, um den austretenden Thonstrang nach dem gewünschten Ziegelformat zu zerschneiden. Die in Fig. 5 dargestellte Anordnung, welche für größern Fabrikbetrieb bestimmt ist, unterscheidet sich von Fig. 9 namentlich dadurch, daß die Presse zwei Ausflußöffnungen hat; außerdem geschieht hier die Beschickung mechanisch durch einen Elevator, während die für kleinern oder temporären Betrieb geeignete Ziegelpresse Fig. 9 von Hand gefüllt werden muß. Durch die Anordnung Fig. 5 ist der Apparat bequemer zugänglich, wie er selbstverständlich auch bedeutend leistungsfähiger ist. Die Abschneidetische laufen auf Untergestellen auf Rollen (vgl. Fig. 4) und erleichtern so das saubere Abschneiden der Steine.

Die vertikale Röhrenpresse (Fig. 3) ist von den letztgenannten Ziegelpressen dadurch verschieden, daß sie keine seitliche Ausflußöffnung besitzt, sondern der Thon durch einen unten im Gefäß befindlichen ringförmigen Schlitz gedrückt wird. Der auf diese Weise gebildete Röhrenanfang stützt sich auf ein Brett, welches mittels Ketten, die über Rollen gehen, aufgehängt und durch Gewichte ausbalanciert ist, sodaß es in dem Maße nach unten geschoben wird, wie das Röhrenstück aus der Maschine tritt. Die mit dem kreisförmigen Schlitz versehene Bodenplatte kann ausgewechselt werden, wodurch man im Stande ist, auf einer derartigen Maschine Röhren von verschiedener Weite und Dicke herzustellen. Hat ein solches Röhrenstück die nötige Länge erreicht, so wird es durch einen in den sog. Schneiderahmen gespannten Draht dicht unter der Ausflußöffnung abgeschnitten. Das Prinzip der horizontalen Ziegelpressen ist das nämliche wie eben angeführt. Der eingebrachte Thon wird durch die auf horizontaler Welle sitzenden spiralförmigen Messer zerschnitten und nach Art der Transportschneckenbeförderung gegen das Mundstück gedrückt. Oft ist das letzte Thonwalzenpaar direkt über den Einfülltrichter gebaut (Fig. 8), was neben gründlicher Zerkleinerung den Vorzug der Gleichmäßigkeit für die Einbringung des Materials gewährt. Die Mundstücke der meisten Ziegelpressen sind auswechselbar. Die Länge derselben hängt von der Qualität des zu verarbeitenden Materials ab, ihr Querschnitt gleichfalls davon, ob die Masse mehr oder weniger schwindet. Sie sind bei allen größern Maschinen mit Wasserzuführung versehen, um namentlich die Kanten der Thonstränge anzufeuchten, die sonst leicht bröckelig werden, da sie beim Pressen einen größern Reibungswiderstand zu überwinden haben, als die in der Mitte der Strangfläche befindlichen Partien. Die

liegende Ziegelpresse, Fig. 8, mit kontinuierlichem Betrieb, dient hauptsächlich zur Fabrikation von Mauersteinen, während die in Fig. 7 abgebildete kleinere namentlich zur Herstellung von Dachziegeln und zum Vorpressen von Falzziegeln Verwendung findet; letztere ist mit einem Abschneidetisch verbunden. Die Presse für Handbetrieb in Fig. 13 hat nicht die Einrichtung des Thonschneiders, weshalb das Material in möglichst gleichartigem Zustand eingebracht werden muß, worauf es durch Kolbendruck durch das Mundstück (hier meist für Röhren, aber auch für Hohl- und andere Ziegel eingerichtet) fertig gepreßt wird; der Tisch zur Aufnahme des Preßstranges ist gleichfalls mit einer Abschneidevorrichtung versehen.

Der Universal-Abschneideapparat von Th. Grote (Fig. 4) ermöglicht den Schnitt sowohl längs des Thonstranges als quer zu demselben; er besteht aus dem festen Untergestell und dem die eigentliche Schneidevorrichtung tragenden Wagen. Der Strang stößt an die hinten am Wagen befindliche Klappe und schiebt dadurch den erstern vor sich her, sodaß ein genau rechtwinkeliger Schnitt erfolgt, anders als bei den feststehenden Abschneidern, wo sich der Strang während des Schneidens weiter bewegt. Bei der Herstellung von Verblendziegeln, Chamotte- und Formsteinen muß besonders darauf gesehen werden, daß diese völlig scharfkantig und glatt ausfallen, was durch Nachpressen erreicht wird. Fig. 17 zeigt eine solche Presse, die auf einem Karren montiert ist. Nach Einbringung des ziemlich lufttrockenen Ziegels in den Kasten wird der Hebel mit dem Daumen und dadurch auch das auf der andern Seite des Gestells befindliche Gewicht von links nach rechts herumgeworfen, sodaß der Boden des Kastens, welcher im geöffneten Zustande an dessen oberm Rande steht, mit dem Ziegel in den Kasten hinabgleitet. Gleichzeitig schließt sich der Deckel und der Stein erleidet einen Druck von über 2500 kg, wodurch derselbe sehr dicht wird. Beim Zurücklegen des Hebels öffnet sich der Kasten von selbst und der Stein wird selbstthätig an die Oberfläche desselben gehoben. Zur Herstellung besonders harter Steine, z. B. künstlicher Pflastersteine, größerer Thon- und Chamotteplatten, bedient man sich zum Nachpressen der Spindelpressen. Eine solche, für Dampfbetrieb eingerichtet, zeigt Fig. 16 in der Form, wie sie von der Nienburger Eisengießerei und Maschinenfabrik gebaut wird. Der Preßtisch nimmt die Preßform auf, in welche eine mit beliebigem erhabenen Muster versehene Einlegeplatte gebracht wird. Während des Pressens drückt der obere bewegliche Stempel den Thonformstein unter starker Kompression gegen die Einlegeplatte, sodaß das fertige Fabrikat das gewünschte Muster zeigt. Die Preßkasten und Einlegeplatten sind leicht auswechselbar. Beim Niedertreten des vorn an der Maschine befindlichen Fußhebels legt sich die eine Friktionsscheibe der Antriebswelle gegen den Friktionsring der Planscheibe, die an der Preßspindel sitzt, wodurch diese und mithin auch der Preßstempel nach unten bewegt wird, bis die Pressung erfolgt. Hierauf wird der Fußhebel nachgelassen, wodurch sich die andere Friktionsscheibe der Antriebswelle gegen die große Planscheibe legt und diese in entgegengesetzter Richtung umdreht, also die Spindel hebt. Die Trittpresse von H. Bodhacker, Fig. 12, wird zur Herstellung von Henkeln, Dreifüßen, Knöpfen, Ringen u. s. w. verwendet; man findet sie daher vorwiegend in Töpfereien. Der Thon wird, entsprechend geformt, zwischen die Preßbacken (gravierte Matrizen, welche die Form für die Preßstücke bilden) gelegt, wobei das Pendel unterhalb des Werktisches die punktierte Lage einnimmt; alsdann wird mit dem Fuß kräftig gegen die seitlichen Bolzen des Pendelgewichts getreten. Der auf diese Weise ausgeübte Stoß wird durch Hebelübertragung der obern beweglichen Matrize mitgeteilt und somit der erforderliche Druck auf das Material ausgeübt.

Die Drehscheibe (s. d.), dieser vor allem für das Töpfergewerbe charakteristische Apparat, dient zur Anfertigung runder, bei entsprechender Modifikation auch ovaler Porzellan-, Steingut-, Fayence- und Thongeschirre. Fig. 10 stellt eine Drehscheibe von A. Dinse für Maschinenbetrieb dar. Die Drehspindel wird direkt von der Transmission aus angetrieben und trägt Voll- und Leerscheibe, unter diesen eine Bremsscheibe und an ihrem obern Ende die eigentliche Drehscheibe, welche sich namentlich zur Anfertigung von Tellern und flachen Schüsseln eignet. Wird durch den unterhalb der Drehspindel drehbar gelagerten Fußhebel der Riemen auf die Leerscheibe geschoben, so legt sich gleichzeitig ein Backen gegen die Bremsscheibe und hält dadurch die Drehung auf. Auf dem Tisch ist über der Drehscheibe eine Vorrichtung zum Festhalten der Drehschablonen aufgeschraubt.

Das Brennen der Ziegel und der übrigen gröbern Thonwaren erfolgt teils auf freiem Feld (Feldbrand), teils in besondern Ziegelöfen. Letztere sind entweder gewöhnliche Kammeröfen von rechteckigem Querschnitt (Deutscher Ofen, Kasseler Ofen), bei welchen alle Kammern gleichzeitig beschickt und, wenn die Steine fertig gebrannt sind, auch gleichzeitig entleert werden, oder es sind Ringöfen, bei denen der Betrieb ein kontinuierlicher ist, da eine Kammer nach der andern entleert und wieder beschickt wird, oder endlich es sind Kanalöfen mit kontinuierlichem Betrieb, bei denen die Steine auf Wagen langsam einen Kanal durchlaufen, in welchem sie angewärmt, gebrannt, wieder abgekühlt und an dessen anderm Ende sie als fertige Ware herausgenommen werden. Der Ringofen von Hoffmann, Fig. 1 u. 2, hat in seiner ursprünglichen kreisförmigen Anordnung den Schornstein in der Mitte, umgeben von dem ringförmigen überwölbten Kanal, der in zwölf oder noch mehr Kammern geteilt ist. Von diesen vollständig miteinander in Verbindung stehenden Kammern ist immer nur eine durch eine Scheidewand von der folgenden, der derzeitigen Beschickungszelle, getrennt, während die jeweilig letzte Zelle vor der Scheidewand mit dem Schornstein in Verbindung steht, sodaß der Luftstrom stets alle Kammern durchstreichen muß. Durch diese Anordnung kommt die Luft zunächst mit den fertig gebrannten, abzukühlenden Steinen in Berührung, wodurch sie eine starke Temperaturerhöhung erfährt, somit in den Kammern, wo die Steine in Brand sind, eine intensive Wärmeentwickelung ermöglicht und beim Durchstreichen der weitern Kammern, wo die Steine neu eingesetzt sind, diese gehörig vorwärmt. Jede Kammer besitzt eine Öffnung zum Einbringen des Ziegelmaterials und eine zweite zur Kommunikation mit dem Schornstein; dieselben sind aber sämtlich vermauert, resp. verschlossen, bis auf die eine Einsatzöffnung, durch welche die zuströmende Luft eintritt, und die Rauchabzugöffnung in der letzten Kammer vor der Scheidewand, die mit dem

Schornstein in Verbindung steht. Die Heizung erfolgt durch Öffnungen in den Gewölben der Kammern, deren jede mehrere davon besitzt. Bei dem Ziegelofen von Loeff, Fig. 14 u. 15, welcher das nämliche Prinzip wie der Hoffmannsche Ofen verfolgt, liegen die Kammern nicht im Kreise nebeneinander, und im ganzen ist die Anordnung der Rauchabzugskanäle hier noch etwas einfacher als bei der Hoffmannschen Konstruktion.

Feinere Porzellan-, Fayence- und Steingutwaren werden im sog. Porzellanofen gebrannt. Meist benutzt man jetzt den kontinuierlichen Charlottenburger Porzellanofen mit zwei Reihen Kammern, welche durch Gasgeneratoren geheizt werden; doch findet man auch in ältern Fabriken den Etagenofen für Holzkohlenfeuerung, wie ihn Fig. 6 darstellt. Derselbe hat drei durch starke Gewölbe getrennte Etagen, von denen die beiden untern zum eigentlichen Brennen der Thonwaren dienen, wogegen diese in den obern Raum nur zum Ausglühen eingestellt werden. Die beiden untern Etagen sind in der Regel von je vier Feuerkästen umgeben, in welchen das Holz zur Verbrennung gelangt. Durch Kanäle treten die Heizgase in die gewölbten Räume, wo sie die aufgestapelten Thonwaren umspülen, um dann durch die Öffnung in den Deckengewölben nach oben in den Abkühlungsraum zu steigen und schließlich durch den Schlot abzuziehen. Die zum Eintragen des Materials in jeder Etage vorhandenen Thüren werden, wenn der Ofen angeheizt werden soll, vermauert. Während man gröbere Thonwaren direkt übereinander auf den Boden der Ofenkammern setzt, werden feinere Waren in Kapseln aus einem der Chamotte ähnlichen Material aufeinander gestellt, um sie vor Verunreinigungen zu schützen.

Ein großer Teil des dem Ofen entnommenen Porzellangeschirrs wird dekoriert, was man unter der Kollektivbezeichnung Porzellanmalerei zusammenfaßt. Die Porzellanfarben sind durch Metalloxyde gefärbte Gläser, welche fein gemahlen, mit einem Bindemittel, z. B. mit verdicktem Terpentinöl, versehen, mittels eines Malerpinsels aufgetragen und dann eingebrannt werden. Man unterscheidet Scharffeuerfarben, welche so beständig sind, daß sie unter der Glasur aufgetragen und mit dieser zugleich eingebrannt werden können, und Muffelfarben (s. d.), welche auf die Glasur aufgetragen und bei viel niedrigerer Temperatur in der Muffel (s. d.) eingebrannt werden. Die Zahl der letztern Farben ist viel größer als die der erstern, weil die meisten Metalloxyde sich bei den höchsten Temperaturen verflüchtigen, oder einen unreinen Ton geben. Man benutzt Eisenoxyd für Rot, Braun, Violett, Gelb und Sepia, Chromoxyd für Grün, Kobaltoxyd und salpetrigsaures Kobaltoxydkali für Blau und Schwarz, Uranoxyd für Orange und Schwarz, Manganoxyd für Violett, Braun und Schwarz, Iridiumoxyd für Schwarz, Titanoxyd und Antimonoxyd für Gelb, Kupferoxyd und Kupferoxydul für Grün und Rot, chromsaures Eisenoxydul für Braun, chromsaures Bleioxyd und chromsauren Baryt für Gelb, Chlorsilber für Rot, Goldpurpur für Purpur und Rosenrot. Einige dieser Metallpräparate erlangen die gewünschte Farbe und Festigkeit erst, wenn sie mit dem Flußmittel zusammengeschmolzen, also in die Konstitution des Glases übergegangen sind (Schmelzfarben oder Emailfarben), während andere vor der Verwendung durch Fritten in den halbverglasten Zustand übergeführt werden müssen. Alle Muffelfarben liegen auf dem Porzellan fühlbar erhaben und sind daher der Abnutzung unterworfen. Zum Zweck der Vergoldung wird fein verteiltes Gold, mit basisch salpetersaurem Wismutoxyd und mit Quecksilberoxyd gemischt, aufgetragen; auch bedient man sich des Muschel- oder Malergoldes, das man in die Glasur einbrennt. Die Vergoldung erhält durch Polieren mit Achat und Blutstein Glanz. Zu der sog. Meißener- oder Glanzvergoldung verwendet man ein Präparat, welches Goldchlorid, Schwefelgold oder Knallgold mit kleinen Mengen Wismut in einer Lösung von Schwefel in Terpentinöl oder andern ätherischen Ölen enthält und das mittels des Pinsels aufgetragen, getrocknet und eingebrannt wird. Man erhält so unmittelbar eine glänzende Vergoldung, die indes sehr vergänglich ist. Versilberung und Platinierung werden selten auf Porzellan angewendet.

Thôr, s. Donar.

Thor (Le), Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Avignon, an einem Arm der Sorgues, Station der Linie Avignon-Pertuis der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 1462 (Gemeinde 3124) E. und hat eine roman. Kirche aus dem 12. Jahrh., Krapp- und Papierfabrikation, sowie Seidenspinnerei.

Thora (hebr., d. h. Lehre) nennen die Juden vorzugsweise das Mosaische Gesetz und den dasselbe enthaltenden Pentateuch. Sefer-Thora, d. i. Buch des Gesetzes, heißt die mit großer Genauigkeit geschriebene Synagogenrolle, aus welcher die Abschnitte der Bücher Mosis vorgelesen werden.

Thorakocentēse (grch.), der Bruststich, die operative Entfernung der wässerigen Exsudate der Brusthöhle, s. unter Brustfellentzündung.

Thorakometer (grch.), Apparat zur Messung des Brustumfangs.

Thorax (grch.), der Brustharnisch, in der Anatomie der Brustkasten.

Thoraxfistel oder Brustfellfistel, s. unter Brustfellentzündung.

Thorbecke (Joh. Rud.), hervorragender niederländ. Staatsmann, geb. 15. Jan. 1798 zu Zwolle, studierte in Leiden die Rechte, auf mehrern deutschen Universitäten Philosophie, habilitierte sich zuerst in Gießen, dann in Göttingen als Privatdocent und kehrte im Herbst 1824 nach Amsterdam zurück. Nachdem er die Schrift «Bedenkingen aangaande het Regt an den Staat» (Amsterd. 1825) veröffentlicht, erfolgte 1825 seine Ernennung zum Professor der polit. Wissenschaften an der Universität zu Gent. Von da begab er sich 1830 beim Ausbruch der Revolution nach Leiden und trat in die dortige jurist. Fakultät ein. Nachdem er durch seine Schriften «Aanteekening op de Grondwet» und «Proeve van herziene Grondwet» für eine Verfassungsänderung eingetreten, wurde er 1840 in die Kammer gewählt, der er bis 1844 angehörte. Nach der franz. Februarrevolution von 1848 wurde er als Mitglied einer Kommission zur Revision der Verfassung berufen. Der Entwurf derselben erhielt die Genehmigung der Kammern und der Krone.

Im J. 1849 ward T. Minister des Innern und bald Haupt des Kabinetts. Die von ihm entworfenen organischen Gesetze, wodurch die in der Verfassung niedergelegten Grundsätze praktisch durchgeführt werden sollten, wurden von den Generalstaaten angenommen. Indessen hatte die sog. Aprilbewegung, eine durch die Errichtung von

Bischofssitzen hervorgerufene Aufregung, den König 1853 veranlaßt, das Ministerium T. zu entlassen. Seitdem war T. als Mitglied der Zweiten Kammer Führer der Opposition und übte auch als solcher einen überwiegenden Einfluß auf. Im J. 1862 erfolgte abermals seine Berufung an die Spitze des Ministeriums, dessen Thätigkeit aber den Erwartungen nicht entsprach. Zwiespalt unter seinen Parteigenossen, besonders hinsichtlich der Kolonialverwaltung, nötigten ihn im März 1866 aus dem Ministerium zu treten, während sein Amtsgenosse, der Kolonialminister van der Putte, beauftragt wurde, ein neues Ministerium zu bilden, welches, der Stütze T.s beraubt, sich nur wenige Monate halten konnte. Unter dem darauffolgenden Ministerium Zuylen-Heemskerk übernahm T. wieder die Leitung der Opposition. Er griff dessen Politik in der Luxemburger Frage (5. April 1867) scharf an. Am 23. Mai 1868 mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, brachte T. 2. Juni das Kabinett Fock zu Stande, ohne selbst einzutreten. Nach dem Rücktritt desselben übernahm T. 4. Jan. 1871 zum dritten mal das Ministerium des Innern. Die Ablehnung eines Gesetzentwurfs über die Einkommensteuer veranlaßte jedoch 2. Mai 1872 ihn und seine Kollegen, um Entlassung zu bitten. Während der bis 1. Juli dauernden Ministerkrisis starb T. 4. Juni 1872 im Haag. Seine Parlamentsreden erschienen als «Parlamentaire redevoeringen» (6 Bde., Deventer 1867—70), nach seinem Tode seine Korrespondenz mit Groen van Prinsterer aus den J. 1830—32 (Amsterd. 1873). Sein Denkmal in Amsterdam wurde 18. Mai 1876 enthüllt. Vgl. Olivier, «Herinneringen aan T.» (Haag 1872).

Thorenburg (Torda), Hauptort des vereinigten Torda-Aranyoser Komitats in Siebenbürgen am Flusse Aranyos, Station der Linie Gyeres-T. der Ungarischen Staatsbahnen, mit (1880) 9434 E., größtenteils Magyaren und Rumänen, röm. und griech.-kath., luth., reform., unitarischer und griech.-nichtunierter Konfession; im ganzen zählt das Städtchen 11 Kirchen. Die Stadt und Umgegend ist reich an röm. Steininschriften; auch sind Spuren einer röm. Wasserleitung vorhanden; hier war die röm. Kolonie Salinae. In der Nähe sind Salzgruben und die Thorenburger Kluft (Tordai hasadék), die viele Höhlen enthält, in welche nach der Sage König Darius I. auf seinem Zuge gegen die Skythen seine Schätze begrub.

Thoresen (Anna Magdalena), geb. Kragh, norweg. Dichterin, geb. 1819 zu Fridericia in Jütland, ward mit einem norweg. Priester verehelicht und gewann dadurch die genaue Kenntnis des norweg. Bauernlebens, sowie auch die Liebe zur wilden norweg. Natur, die sich in ihren Erzählungen mannigfach bekunden. Die wichtigsten ihrer novellistischen Arbeiten sind: «Fortællinger» (1863), «Signes Historie» (1864), «Solen i Siljedalen» (1868), «Billeder fra Vestkysten af Norge» (1872), «Nyere Fortællinger» (1873). Ihre «Gedichte» erschienen 1860 in zweiter Auflage; auch versuchte sie sich mit «Et rigt Parti» (1870) als dramatische Dichterin. Ihre «Gesammelten Erzählungen» übersetzte W. Reinmar (Bd. 1—5, Berl. 1878—83).

Thorit und **Orangit**, zwei Mineralien, welche äußerst seltene, mit dem Zirkon isomorphe tetragonale Krystalle, gewöhnlich derbe und eingesprengte Partien bilden und aus Thoroxyd und Kieselsäure mit einem Wassergehalt bestehen; der T. ist schwarz und wasserreicher (10 Proz. Wasser), der O. pomeranzgelb und gelbrot, fettglänzend und wasserärmer (7,7 Proz. Wasser); es ist wahrscheinlich, daß der erstere durch Wasseraufnahme aus dem letztern hervorgegangen, daß aber auch schon der O. das Umwandlungsprodukt einer ursprünglich wasserfreien Substanz ist, nämlich der mit Zirkon analog konstituierten Verbindung $ThO_2 + SiO_2$. Der T. findet sich auf der Insel Löwöe bei Brevig in Norwegen im Syenit und zu Champlain im Staate Neuyork, der O. als große Seltenheit am Langesundtfjord bei Brevig im Feldspat.

Thorium (chem. Zeichen Th; Atomgewicht = 232) ist ein einfacher metallischer Körper, der 1828 von Berzelius in der Thorerde aus dem Thorit und Orangit und später von Wöhler in den Mineralien Pyrochlor, Euxenit und Monazit neben Cer, Lanthan und Didym aufgefunden worden ist. Es erscheint als ein schweres dunkelgraues Pulver von 7,7 spezifischem Gewicht, das unter dem Polierstahl Metallglanz annimmt und sich überhaupt in seinen Eigenschaften dem Aluminium nähert. Wenn T. an der Luft gelinde erhitzt wird, so bildet sich unter lebhafter Feuererscheinung die Thorerde.

Thorn (poln. Toruń), Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirk Marienwerder der Provinz Westpreußen, rechts an der Weichsel, über welche eine auf 16 Pfeilern ruhende, 1000 m lange eiserne Gitterbrücke führt, Station der Linien T.-Allenstein, T.-Ottlotschin-Alexandrowo, T.-Marienburg und T.-Posen der Preußischen Staatsbahnen, besteht aus der mit Mauer und Graben umgebenen Altstadt (gegründet 1231) und der Neustadt (1264 gegründet), welche 1454 vereinigt wurden. T. ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts, des Schwurgerichts für vier Kreise, einer Reichsbankstelle und einer Handelskammer und zählt (1885) 23914, mit dem unmittelbar daranstoßenden Dorfe Mocker 30756 E., von denen, außer 1200 Israeliten, drei Fünftel deutsche Evangelische, zwei Fünftel, meist kleine Handwerker und Arbeiter, poln. Katholiken sind. Von gottesdienstlichen Gebäuden besitzt die Stadt drei schöne, im 14. Jahrh. erbaute Kirchen, welche jetzt sämtlich den Katholiken zugehören. Die Evangelischen besitzen nur eine Kirche in der Neustadt und ein (geräumiges) Bethaus in der Altstadt. T. hat noch immer einige durch schöne Giebel und innere Anlage beachtenswerte Häuser im althanseatischen Stil. Besonders zeichnet sich das schöne Rathaus aus, das mehrere, durch ausgelegte Arbeit kunstvoll verzierte Thüren hat und in dem sich das wichtige städtische Archiv befindet. Von dem alten, 1454 zerstörten Ordensschlosse steht nur noch ein Turm (der sog. Dansker) mit einem schönen Schwibbogen und ein Teil der äußern Mauer. Die mit neun Thoren versehene Ringmauer gehört größtenteils noch der ältesten Zeit an; der zu ihr gehörige schiefe Turm (15 m hoch, mit einer Abweichung von 1,5 m) ward 1271 erbaut. In der Johanniskirche befindet sich das älteste, von einem Zeitgenossen dorthin gestiftete Bild von Kopernikus; eine Bronzestatue (von Tieck) ward ihm 1853 auf dem altstädtischen Marktplatze errichtet. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein 1568 errichtetes, 1855 mit einer Realschule erster Ordnung verbundenes Gymnasium und eine höhere Töchterschule. Die Bewohner T.s betreiben lebhaften Handel, besonders mit Getreide, Holz, Wein, Kolonial-, Eisen-

und Schnittwaren. Die ſtädtiſche Induſtrie liefert landwirtſchaftliche Maſchinen, Sprit, Tabak, Stärke, Bier, Seife und berühmten Pfefferkuchen. Durch die Stromſchiffahrt ſteht T. mit Polen, Danzig, Stettin und Berlin in Verbindung. Dampfer befahren die Weichſel von Warſchau ab bis Danzig, aber nicht regelmäßig und nur als Schlepper für Laſtkähne.

T. wurde 1231 vom Deutſchen Orden gegründet und durch deutſche Einwanderer, beſonders aus Weſtfalen und Sachſen, bevölkert; die Anſiedler erhielten 28. Dez. 1232 das unter dem Namen der Kulmer Handveſte bekannte Privilegium. Auf der «Bazarkämpe» wurde 1411 zwiſchen dem Deutſchen Orden und den Polen der erſte Thorner Friede geſchloſſen. Nachdem ſich die Stadt 1454 vom Deutſchen Orden losgeſagt und dem Schutze des Königs von Polen übergeben hatte, eroberten und zerſtörten die Bürger (6. Febr.) das thorner Ordensſchloß; den darüber ausgebrochenen Krieg beendete 1466 der zweite Thorner Friede (auf dem Artushofe). Rat und Bürgerſchaft bekannten ſich 1557 zur luth. Lehre. Vom 28. Aug. bis 21. Nov. 1645 fand auf Veranlaſſung des poln. Königs Wladiſlaw IV. zu T. das ſog. Colloquium charitativum zur Verſöhnung der Katholiken, Lutheraner und Reformierten ſtatt, an dem poln. und deutſche Theologen teilnahmen, das aber nur Erbitterung der Gemüter zur Folge hatte. Streitigkeiten, welche 16. Juli 1724 die daſigen Jeſuitenſchüler mit Schülern des prot. Gymnaſiums bei Gelegenheit einer Prozeſſion am Skapulierfeſt anfingen, verurſachten größere Unruhen unter den Einwohnern, wobei die niedere Klaſſe der Proteſtanten ſich Exceſſe erlaubte, die von der poln. Regierung nach einem ungeſetzmäßigen Verfahren mit der größten Härte beſtraft wurden. Der Bürgermeiſter der Stadt, Joh. Gottfr. Rösner, wurde nebſt neun Bürgern 7. Dez. 1724 enthauptet und ihre Güter eingezogen. Vergebens verwendeten ſich die Bürgen des Friedens von Oliva, beſonders der König von Preußen, zum Beſten der recht- und ſchutzlos daſtehenden Evangeliſchen in der bedrückten Stadt. Nach der zweiten Teilung Polens huldigte T. dem König von Preußen, im Tilſiter Frieden kam es an das Großherzogtum Warſchau, durch den Wiener Kongreß wieder an Preußen. In merkantiliſcher Hinſicht war T., das zum Hanſabunde gehörte, im 14. und 15. Jahrh. ſehr bedeutend, die erſte Stadt Preußens, «die Königin der Weichſel». Als Feſtung erhielt es erſt im 17. Jahrh. Wichtigkeit; doch waren die Feſtungswerke ſelbſt noch ſehr mangelhaft. Erſt nach dem Tilſiter Frieden ward die Stadt von den Franzoſen mit regelmäßigen Wällen umgeben und nach der zweiten preuß. Beſitznahme 1818—24 mit vollſtändigen Werken als Grenzfeſtung verſehen. Seit 1878 iſt T. zu einer Feſtung erſten Ranges umgebaut; die engern Befeſtigungen ſind abgetragen und in weiterer Entfernung von T. acht detachierte Forts angelegt. Angriffe und Belagerungen hat T. 1629, 1655, 1658, 1703 und 1813 erfahren. Vgl. Zernecke, «Thorniſche Chronika» (Thorn 1711 und 1727); Wernicke, «Geſchichte T.s» (Thorn 1842); Hoburg, «Die Belagerungen der Stadt und Feſtung T.» (Thorn 1850). — Der Kreis Thorn zählt auf 1134 qkm 89107 E.

Thornbury (George Walter), engl. Schriftſteller, geb. 1828 in London, wurde Mitarbeiter an dem «Athenaeum», «Household Words», «All the year round» und andern londoner Zeitſchriften. Sein erſtes größeres Werk war eine Geſchichte der Buccaniere unter dem Titel «Monarchs of the Main» (1855). Hierauf veröffentlichte er die kulturhiſtor. Studie «Shakespeare's England» (1856) und die kunſthiſtor. Studien «Art and nature at home and abroad», «British artists from Hogarth to Turner» und «Life of Turner». Unter ſeinen übrigen Werken verdienen die Gedichtſammlungen «Songs of the Cavaliers and Roundheads», «Two centuries of song» und «Legendary and historic ballads», ſowie Beſchreibungen von Reiſen in Spanien und Amerika, in der Türkei und Ägypten Erwähnung. T. ſtarb in London 11. Juni 1876.

Thorne, Stadt im Weſt-Riding der engl. Grafſchaft York, rechts am ſchiffbaren Don, von dem hier öſtlich ein Kanal nach dem Trent abzweigt, Station der Linie Peniſtone-Doncaſter-Barnetby der Mancheſter-Sheffield-Lincolnſhirebahn, zählt (1881) 7076 E. und hat Schiffbau, Schifftauerei und Kornhandel.

Thornhill, Stadt in der ſchott. Grafſchaft Dumfries, rechts am Fluſſe Nith, Station der Hauptlinie Glasgow-Johnſtone-Kilmarnock-Sanquhar-Carliſle der Glasgow and South-Weſternbahn, hat 1350 E., Eiſenwerke, Fabrikation von Plaids, Shawls und Zwirn, ſowie bedeutende Wollzeug- und Leinwandmärkte.

Thornhill, Stadt im Weſt-Riding der engl. Grafſchaft York, am Calder, zählt (1881) 8843 E. und hat Eiſenhütten und chemiſche Fabriken.

Thornton, Stadt im Weſt-Riding der engl. Grafſchaft York, bei Bradford, zählt (1881) 6084 E. und hat Wollweberei, ſowie Fabrikation von Holzſchuhen und Weberſchiffchen.

Thorolsheim, ſ. Dorlisheim.

Thorpe (Benjamin), einer der eifrigſten Beförderer des Studiums der angelſächſ. Sprache in England, geb. 1782, bildete ſich nach Raſk zum Sprachforſcher, deſſen «Angelſächſ. Grammatik» er ins Engliſche übertrug (Kopenh. 1830; 2. Aufl. 1865), im Gegenſatz zu Kemble, der Grimms Syſtem folgte. Er ſtarb zu Chiswick 23. Juli 1870. T. veröffentlichte eine Reihe Ausgaben angelſächſ. Werke. Zuerſt erſchien 1832 die metriſche Paraphraſe des ſog. Caedmon mit Überſetzung und Anmerkungen, dann 1834 die «Analecta Anglo-Saxonica» (3. Aufl., Lond. 1868), eine verdienſtvolle Auswahl, mit Wörterbuch verſehen, ein Buch, durch welches das Studium der angelſächſ. Litteratur ſehr gefördert worden iſt. Ferner gab er heraus «The Anglo-Saxon version of the story of Apollonius» (Lond. 1834), «Libri psalmorum versio antiqua Latina, cum paraphrasi Anglo-Saxonica» (Lond. 1835), den «Beowulf» (Lond. 1855), die große Sammlung «Ancient laws and institutes of England, with a compendious glossary, etc.» (Lond. 1840), «Diplomatorium Anglicum Aevi Saxonici» (Lond. 1865), die Vercelli-Handſchrift als «Appendix B. to Mr. Coopers Report for 1836», «The Anglo-Saxon version of the Holy Gospels» (Lond. 1842) und die Exeter-Handſchrift (1842). Hierbei erlaubte er ſich allerdings manche Willkürlichkeiten. Überhaupt ſcheint T. mehrere Handſchriften in Druck gegeben zu haben, ohne ſie ſelbſt zu ſehen, wie die Vercelli-Handſchrift. Außerdem edierte er (auf Koſten der Aelfric-Society) die von dem berühmten Abt Aelfric veranſtaltete Sammlung angelſächſ. Homilien (2 Bde., Lond. 1847; den Oroſius in König

Aelfreds Übertragung, nebst einer Übersetzung von Lappenbergs «Leben Aelfreds» (Lond. 1853; neue Aufl. 1878); die Angelsächsische Chronik veröffentlichte er gleichfalls (in den «Scriptores Rerum Britannicarum», 2 Bde., Lond. 1861) und «Anglo-Saxon Charters». Von Chronisten gab er «Florence of Worcester» heraus und lieferte unter dem Titel «Northern mythology» (3 Bde., Lond. 1852) eine kritische Übersicht der Volkssagen Skandinaviens, Norddeutschlands und der Niederlande. Daran schließen sich an: «Yule tide tales» (2 Bde.) und eine Eddaübersetzung in 2 Bänden. Aus anderm Gebiet veröffentlichte er: «Hebrew Chronology».

Thorshavn, Stadt auf der zu den Färöer (s. d.) gehörigen Insel Strömö.

Thorstein, Gipfel des Dachsteingebirges im österr. Salzkammergut (s. d.), an der Grenze von Oberösterreich und Steiermark, 2944 m hoch.

Thorwaldsen (Albert Bertel, d. i. Bartholomäus), berühmter Bildhauer, wurde 19. Nov. 1770 auf der See zwischen Island und Kopenhagen geboren. Sein Vater, ein Isländer, schnitzte sog. Gallionbilder, d. h. Figuren, welche das Vorderteil der Schiffe schmücken; die Mutter war eine Predigerstochter aus Jütland. Wie alle Kinder der Holmsleute, wurde T. auf königl. Kosten unterrichtet. Er half anfangs dem Vater in der Arbeit und kam dann mit seinem 11. Jahre in die Kunstakademie, wo er aber erst nach sechs Jahren die Aufmerksamkeit der Lehrer erregte. Nachdem ihm mit 17 Jahren die kleine, zwei Jahre später die große Silbermedaille zuerkannt worden, nahm sich der Historienmaler Abildgaard seiner an. Er gewann 1791 die kleine und 1793 die große Goldmedaille. Durch diese Auszeichnungen zog er die Aufmerksamkeit des Staatsministers Grafen Reventlow auf sich und gewann in diesem einen Beschützer. Im J. 1796 gelangte er nach Rom, wo damals Canova und Carstens lebten. Die Arbeiten des letztern machten einen tiefen Eindruck auf T. und gaben ihm die Richtung auf die ideale Schönheit der antiken Plastik. Am Ende seines auf drei Jahre festgesetzten röm. Studienaufenthalts, während dessen sich sein Landsmann Zoega um ihn bemüht hatte, hoffte T. noch vor seiner Rückkehr durch eine Figur des Jason mit dem Goldenen Vlies den besten Beweis seiner Fortschritte abzulegen und machte sich emsig an die Arbeit. Das Werk wurde in natürlicher Größe ausgeführt, erregte aber keine besondere Aufmerksamkeit, und das Modell zerfiel. T. wiederholte es aber in übernatürlicher Größe, und diese Arbeit erregte, vermöge ihres reinen und großen Stils, allgemeine Bewunderung. Dennoch wäre T. ins Vaterland zurückgekehrt, wenn nicht vor der (zufällig um einen Tag verschobenen) Rückreise der reiche Engländer Th. Hope in seine Werkstatt getreten wäre, um den Jason zu sehen. Derselbe bestellte die Ausführung in Marmor für den Preis von 800 Zecchinen.

Damit war T.s Glück gemacht. Es wurden ihm nun mehr und mehr Bestellungen zuteil, und während er bisher in einer fast träumerischen Passivität befangen gewesen war, entfaltete er jetzt eine überraschende Thätigkeit. Mit Canova, der seine Verdienste anerkannte, stand er fortwährend in freundlichem Verhältnis. Zu seinen vorzüglichsten Schöpfungen, durch die er den klassischen Reliefstil im Sinne der Griechen neu belebte, gehörte das Modell des Alexander-Zugs, welches T. in erstaunlich kurzer Zeit zum Zweck der Ausschmückung des Quirinals beim Einzug Napoleons I. in Rom ausführte. Das Gerücht von dieser Arbeit ging durch Europa, und der König von Dänemark übertrug T. die Ausführung derselben in Marmor für die Christiansburg. Ein zweites Marmorexemplar kam in Besitz des Grafen Sommariva und befindet sich in der Villa Carlotta am Comersee. Das Basrelief von Priamus und Achilles entstand 1815, dann die Nacht und das Seitenstück dazu, der Tag. Die folgenden Jahre vergingen dem Künstler in reger Geschäftigkeit. Unter seinen statuarischen Einzelwerken erlangten besondern Ruf: der sitzende Hirtenknabe und Merkur als Argustöter. Für Luzern führte er das Denkmal für die 10. Aug. 1792 bei der Verteidigung der Tuilerien gefallenen Krieger aus, wozu er einen an seinen Wunden sterbenden Löwen wählte. Nach dessen Vollendung 1819 trat er eine Reise nach Dänemark an, die durch Deutschland einem Triumphzuge glich.

In Kopenhagen, wo er 3. Okt. 1819 anlangte, fand er eine höchst ehrenvolle Aufnahme. Die Büsten des Königspaars waren hier seine ersten Arbeiten. Bald wurde er auch von der Kommission für den Wiederaufbau der Frauenkirche in Kopenhagen wegen des plastischen Schmucks in Anspruch genommen. T. lieferte hierfür den predigenden Johannes im Giebelfelde des Vorbaues, einen Fries am Eingange, den Einzug Christi in Jerusalem darstellend, die Kolossalfiguren Christi und der 12 Apostel im Langhause und den bekannten Taufengel im Chorraum. Im Aug. 1820 verließ T. Kopenhagen von neuem, um nach Rom zurückzukehren. Er besuchte auf dieser Reise Berlin, Dresden, Breslau, Warschau, wo ihm das Monument für den Fürsten Poniatowski und das für Kopernikus übertragen wurde und er auch den Kaiser Alexander I. porträtierte, Krakau, wo er ein Denkmal für den General Potocki, und Troppau, wo er das für den Fürsten Schwarzenberg übernahm, und endlich Wien. Hier verweilte er jedoch nur drei Wochen, da die Nachricht von dem Einsturz des Fußbodens eines seiner Ateliers in Rom ihn in größter Eile dahin zurückführte. Seine Liebenswürdigkeit machte ihn zum Mittelpunkt der damaligen röm. Kunstwelt, besonders zum Berater und Förderer der jungen Talente. Alle auf seiner Reise übernommenen Aufträge waren binnen sieben Jahren im Modell und in zehn Jahren auch in Marmor vollendet. Hierzu kam noch ein Monument für den Papst Pius VII. Ein Besuch des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Ludwig I. von Bayern brachte ihn in noch engere Freundschaftsbeziehungen zu diesem. Infolge dessen besuchte T. München. Auch von hier nahm er mehrere Bestellungen mit nach Rom, bis er 1838 abermals eine Reise nach Kopenhagen unternahm, wozu ihn hauptsächlich die daselbst beabsichtigte Gründung eines Museums für seine Werke und Kunstschätze veranlaßte. Seine Rückkehr war ein Nationalfest für Kopenhagen und ganz Dänemark. Eine kurze Reise nach Rom ausgenommen, lebte er nun bis an sein Ende in Kopenhagen. Den Bau seines früher schon begonnenen Museums förderte er durch sein lebhaftes Interesse wie durch bedeutende Schenkungen. Er starb plötzlich 24. März 1844 während einer Vorstellung im Theater.

Seine letzten großen Werke waren die Statuen Gutenbergs (in Mainz), Schillers (in Stuttgart) und das kolossale Reiterbild Kurfürst Maximilians I. in München. Gegen 200 Basreliefs, gegen 100 Büsten, 15 Porträtstatuen, etwa 60 Statuen aus dem griech. Mythus und der christl. Offenbarung, etwa 10 Grabmäler hat er gefertigt. Als Künstler gebührt T. der Ruhm, den Geist der antiken Plastik wieder in die moderne Skulptur eingeführt zu haben. Minder genügte er dagegen auf dem Gebiet der Porträtstatue, doch zeichnet ihn auch hier ein gediegener Geschmack und hohe technische Meisterschaft aus; seine populärsten Leistungen bewegen sich im Felde der Reliefskulptur. Am 19. Nov. 1875 wurde zu Reykjavik auf Island ein ihm gesetztes Denkmal enthüllt. T. war nie verheiratet und hatte, außer einer natürlichen Tochter, keine Verwandten. Daher setzte er gewissermaßen den Staat zum Erben seines Nachlasses, namentlich auch seiner sämtlichen Kunstwerke und Kunstschätze ein, mit der Bedingung, daß zu Kopenhagen ein eigenes Gebäude zur Aufbewahrung dieser Arbeiten gebaut werde. Dies geschah auch nach einem von Bindesböll entworfenen und von T. gebilligten Plane. Das Gebäude, im neuern ital. Stil aufgeführt, ist aus vier Flügeln gebildet, welche einen freien Raum mit der Grabstätte des Meisters umschließen. Nachdem schon vorher alle Kunstschätze T.s aus Italien nach Dänemark gebracht waren, erfolgte 1846 die Eröffnung des Thorwaldsen-Museums. Einen Katalog desselben verfaßte Müller (5 Sektionen, Kopenh. 1849—51); eine Sammlung von Lithographien (120) sämtlicher Werke T.s in der Ordnung, wie sie im Museum aufgestellt sind, gab Holst im «Musée Thorvaldsen» (Kopenh. 1852).

Von Publikationen seiner Werke sind zu nennen: J. M. Thieles Kupferwerk in vier Bänden mit Text (deutsche Ausg., 2 Bde., Lpz. 1832 u. 1834); Amslers Kupferstiche nach Overbecks Zeichnungen des Alexander-Zugs (Münch. 1835, und mit Text von H. Lücke, Lpz. 1870). Vgl. Thiele, «T.s Leben» (dän., Kopenh. 1851—56; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1852—56); derselbe, «T.s Ungdomshistorie» (Kopenh. 1851), «T. i Rom» (Kopenh. 1852); ferner E. Plon, «T., sa vie et son œuvre» (Par. 1867; 2. Aufl. 1874; deutsch von Münster, Wien 1875); C. F. Wilckens, «Traek of T.'s konstner og Omgangsliv» (Kopenh. 1874; deutsch von Schorn, Kopenh. 1875); Hammerich, «T. und seine Kunst» (aus dem Dänischen, Gotha 1876).

Thoth, richtiger Thout, ein ägypt. Gott, den die Griechen mit ihrem Hermes verglichen. Er wird gewöhnlich mit einem Ibiskopfe dargestellt und sein Name durch den ihm heiligen Ibis auf einer Tragstange symbolisch geschrieben. T. gehörte ursprünglich nicht in die Reihe der ersten Götterdynastie, sondern war als Mondgott der Führer der zweiten; doch wird er auf spätern griech. Denkmälern zuweilen auch in den ersten Götterkreis aufgenommen, an die Stelle des daraus verstoßenen Set-Typhon. T. erscheint ferner auf den Denkmälern und sonst als der Gelehrte unter den Göttern, der «Herr der Bibliothek». Er ist der Gott der Wissenschaft und der Kunst, der göttliche Verfasser der unter dem Namen der «Hermetischen Bücher» bekannten heiligen Schriften der Ägypter. T. war nach dem Mythus der Verteidiger und Rechtfertiger des Osiris gegen seine Ankläger. Er wurde besonders in der Stadt Aschmunein in Mittelägypten verehrt, welche daher auch «Thoth-Stadt», Hermopolis, hieß, und zwar magna zur Unterscheidung von Hermopolis parva in Unterägypten; sein heiliges Tier war hier der Hundskopfaffe. Ein häufiger hieroglyphischer Beiname des T. ist «der zweimal große»; erst in sehr späten Inschriften findet sich die Bezeichnung «der dreimal große» (trismegistos), unter der er von den griech. Mystikern in den ersten Jahrhunderten n. Chr. viel genannt und als Offenbarer aller Urweisheit hoch verehrt wurde. (S. Hermes Trismegistos.)

Thou (Jacques Auguste de), lat. Thuanus, franz. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 8. Okt. 1553 zu Paris, wo sein Vater erster Präsident des Parlaments war, empfing seinen Jugendunterricht im Collége de Bourgogne, ging dann nach Orléans, um sich den Rechten zu widmen, und setzte dieses Studium auch unter Cujacius zu Valence fort, wo er mit Scaliger Freundschaft schloß. Nach seiner Rückkehr nach Paris 1572 war er Zeuge der Bartholomäusnacht. Im Alter von 20 J. begleitete er Paul de Foix auf einer diplomatischen Sendung nach Italien. Später bereiste er auch die Niederlande und Deutschland. Der König Heinrich III. übertrug ihm mehrere Missionen und machte ihn 1576 zum geistlichen Rat beim Parlament. Bald darauf erhielt er den Auftrag, als königl. Kommissar nach Guyenne zu gehen, wo er mit den prot. Häuptern verhandeln mußte, deren Achtung er durch Milde und Zuverlässigkeit gewann. T. wurde 1584 Requêtenmeister. Als 1586 die Kämpfe der Ligue begannen, folgte er Heinrich III. und wies die Anträge der Guisen zurück. T. riet dem Könige, sich mit Heinrich von Navarra zu vereinigen, und brachte auch das Bündnis zu Stande. Hierauf eilte er nach Deutschland und Italien, um zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Ligue Geld zu schaffen. Als er zu Venedig die Ermordung Heinrichs III. vernahm, kehrte er zum König von Navarra zurück und bot demselben als rechtmäßigem Thronerben seine Dienste an. Seine Offenheit, Rechtschaffenheit und Kenntnisse erwarben ihm bald das Vertrauen Heinrichs IV. Er erhielt 1594 die Vizepräsidentschaft des Parlaments und zugleich das Amt eines Großmeisters der königl. Bibliothek. Wiewohl er ein aufrichtiger Katholik war, setzte er im Interesse der Humanität und des Vaterlandes seine Kräfte daran, den innern Frieden zu befestigen. Nach der Ermordung Heinrichs IV. ernannte ihn die Regentin Maria von Medici zu einem der Finanzdirektoren. Doch zog er sich bald von den öffentlichen Geschäften zurück und lebte den Wissenschaften. Er starb 7. Mai 1617.

T. hinterließ ein berühmtes Geschichtswerk, die «Historia sui temporis». Nachdem er in Frankreich, Italien, Deutschland und den Niederlanden die Materialien zu dieser Zeitgeschichte (vom Tode Franz' I. bis zur Ermordung Heinrichs IV.) gesammelt, ging er 1591 an die Abfassung. Er teilte die ganze Arbeit in 138 Bücher, von denen er die 18 ersten 1604 veröffentlichte. Schon im ersten Jahre mußte das Bruchstück zweimal gedruckt werden. Eine neue Ausgabe, die bis zum 49. Buche reichte und sogleich ebenfalls zwei Auflagen erforderte, veranstaltete er 1606. Im J. 1614 erschien das Werk bis zum 80. Buche, welches die Ereignisse bis 1584 erzählt. Die päpstl. Censur hatte 1609 das Buch auf den Index gesetzt, weshalb T. in dieser

letzten Ausgabe von seiner Hand viele Stellen milderte. Der Tod überraschte ihn bei Veranstaltung einer neuen Ausgabe, die erst 1620 durch seinen Verwandten Dupuy und seinen Freund Nic. Rigault zu Stande kam. Später erschien diese Ausgabe mit dem ursprünglichen Texte unter dem Titel «Thuanus restitutus» in Amsterdam. Rigault setzte außerdem die Arbeit aus den Materialien T.s bis zu dem gesteckten Ziele fort. Endlich erschien das Werk mit der Fortsetzung und dem ursprünglichen Text vollständig in sieben Foliobänden (Lond. 1733). Nach der letztern und besten Ausgabe ist auch die franz. Übersetzung abgefaßt, die 1734 zu Paris (aber mit dem Druckort London) veröffentlicht wurde. T. erzählt die Geschichte, deren Augenzeuge er war, mit Genauigkeit, Wahrheitsliebe und Freimütigkeit, was ihm besonders die Verfolgung der kath. Partei zuzog. Zu seiner Rechtfertigung schrieb T. seit 1616 unter dem Titel «Thuani commentarius de vita sua, libri VI» (Orléans 1620; deutsch in Seybolds «Selbstbiographien berühmter Männer») Memoiren, die ebenfalls wohl von Rigault beendet wurden. Eine Sammlung seiner ausgezeichneten Poesien in lat. Sprache kam unter dem Titel «Posteritati; poematium opus notis perpetuis illustratum a J. Melanchthone» (Amsterd. 1678) heraus. Vgl. Charles, «Discours sur la vie et les œuvres de J. A. de T.» (Par. 1824); Düntzer, «De T.s Leben, Schriften und histor. Kunst» (Darmst. 1837).

Der älteste Sohn, François Auguste de T., geb. zu Paris 1607, war Parlamentsrat und erhielt nach dem Tode des Vaters auch die Stelle des Großmeisters der königl. Bibliothek. T. war ein Freund des Herzogs von Orléans, der Herzogin von Chevreuse, sowie des jungen Cinq-Mars, und diese Verbindungen zogen ihm den Haß Richelieus zu. Als die Verschwörung Cinq-Mars' an das Licht trat, ließ der Minister auch T. verhaften, der in der That um den Anschlag gewußt hatte. Beide Freunde bestiegen mit Standhaftigkeit 12. Sept. 1642 zu Lyon das Schafott.

Thouars, Stadt im franz. Depart. Deux-Sèvres, Arrondissement Bressuire, auf einer steilen Höhe rechts am Thouet, Station der Linie Tours-Les Sables d'Olonne der Staatsbahnen und der Linie Saumur-Montreuil-Niort der Seudre-Lokalbahn, zählt (1881) 3535 E. und hat Leinweberei, Fabrikation von Messerschmiedewaren, Leder und Hüten, sowie Handel mit Getreide, Vieh und Pferden. Das von den Herzögen de la Tremouille erbaute ausgedehnte Schloß stammt aus dem 16. Jahrh. und dient jetzt als Gefängnis; es ist auf senkrecht über dem Flusse aufsteigenden Felsen erbaut und hat Mauern von 6—7 m Dicke; die 1514 beendete got. Schloßkapelle ist ein schönes Bauwerk got. Stils und hat eine in den Felsen gehauene Krypta mit der Gruft der de la Tremouille. Bemerkenswert sind auch die zum Teil aus dem 12. und 13. Jahrh. stammenden Stadtmauern mit Türmen. T., mittellat. Thoarcis, Thoarcium und Touarcium, war ehemals Hauptort einer das nordwestl. Poitou umfassenden Vizegrafschaft, deren mächtige Herren fast immer Parteigänger der englischen Könige waren bis 1372, in welchem Jahre Duguesclin die Stadt eroberte; später gehörte T., schließlich als Herzogtum, dem Hause de la Tremouille.

Thouet, linker Nebenfluß der untern Loire, entspringt im franz. Depart. Deux-Sèvres auf dem nördlichen Abhange der Hauteurs de la Gâtine, berührt Parthenay, nimmt links den Thouaret und den Argent mit Quere auf, tritt unterhalb der Einmündung des Argent in das Departement Maine-et-Loire, bespült Montreuil-Bellay, nimmt rechts die Dive auf und mündet unterhalb Saumur.

Thouvenel (Edouard Antoine), franz. Staatsmann, geb. 11. Nov. 1818 in Verdun, studierte Jura, bereiste den Orient und trat hierauf ins Ministerium des Äußern. Er wurde 1844 Attaché bei der Gesandtschaft in Brüssel, 1845 Legationssekretär in Athen, 1846 interimistischer Geschäftsträger und 1849 Gesandter daselbst. Nach dem Staatsstreiche vom Dez. 1851 übernahm T. die Direktion der polit. Angelegenheiten im Ministerium des Äußern; 1855 wurde er Gesandter in Konstantinopel, 1859 Senator. Von Jan. 1860 bis Okt. 1862 war er Minister des Auswärtigen. T. starb 18. Okt. 1866. Er schrieb: «La Hongrie et la Valachie» (Par. 1840).

Thouvenin (Louis Etienne de), verdient um die Ausbildung des gezogenen Gewehrs, geb. 1791 zu Moyenvic (Departement Meurthe), trat nach Besuch der Schule von St.-Cyr 1811 als Lieutenant in die Artillerie, focht mit Auszeichnung in den Feldzügen 1813—15, 1823 in Spanien, 1828 in Griechenland, schlug bereits 1840 als Oberstlieutenant die Anbringung eines Dorns in der Schwanzschraube des gezogenen Gewehrs vor, legte 1844 eine Dornbüchse mit Langgeschoß vor, welche 1846 angenommen und bei den Fußjägern eingeführt wurde. Die Thouveninsche Dornbüchse fand dann fast in allen Heeren als Jägerwaffe und auch im bürgerlichen Leben vielfach als Bürsch- und Scheibenbüchse Eingang; als Kriegswaffe wurde sie durch das Minié- und Zündnadelgewehr verdrängt. (Vgl. Handfeuerwaffen.) T., 1848 Brigadegeneral, trat 1853 in Ruhestand und starb 1882.

Thran (Fischthran) ist der allgemeine Name des flüssigen, öligen Fettes, welches aus dem Speck der Bartenwale oder Walfische, der Potfische, der Delphine und hauptsächlich der Flossenfüßler (Seehunde, Seelöwen, Walrosse) gewonnen wird. Der T., welcher am Orte des Fanges von selbst aus dem in unten durchlöcherten Tonnen geschlagenen Specke ausfließt, ist der beste. Später wird der auf dem Transport ranzig und faulig gewordene Speck in großen Pfannen ausgesotten, der hierdurch gewonnene geringere T. durch Filtrieren und Durchgehen durch Wasser gereinigt und der dabei sich bildende Bodensatz (Brutt) als Wagenschmiere, die fleischigen und häutigen Reste aber zur Leimsiederei gebraucht. Man unterscheidet Fisch- und Seehundsthran, beide in verschiedenen Unterarten, die von Norwegen, England, Frankreich und Nordamerika in den Handel gebracht werden. Der T. hat ein spezifisches Gewicht von 0,927, scheidet bei 0° etwas festes Fett ab und besteht aus Olein, Palmitin und Stearin und kleinen Mengen von Glyzeriden der Valeriansäure und ähnlichen flüchtigen fetten Säuren. Der Leberthran (s. d.) ist ein geschätztes Arzneimittel. Alle Thransorten haben einen eigentümlichen Geruch und Fischgeschmack, brennen mit sehr leuchtender, aber rußender Flamme und werden wie nicht trocknende Öle zur Beleuchtung, Zubereitung des Leders, zur Bereitung der Schmierseife u. s. w. verwendet.

Thränen nennt man die von der Thränendrüse, die sich beim Menschen und, mit Ausnahme

der im Wasser lebenden nackten Amphibien und der Fische, bei allen Wirbeltieren findet, abgesonderte wasserklare Flüssigkeit, die zur Befeuchtung der vordern Augapfelfläche dient und neben Kochsalz und Phosphaten hauptsächlich (99 Proz.) Wasser enthält. Beim Menschen besteht die Thränendrüse aus zwei Partien, einer obern und einer untern, welche dicht übereinander unter dem äußern Teile der obern Augenhöhlenwand liegen und ihr Sekret durch 8—12 Ausführungsgänge unter das obere Augenlid ergießen. Von dort gelangen die T. durch den Lidschlag in den innern Augenwinkel, um sich hier in dem Thränensee zu sammeln, in welchen die auf der Spitze der Thränenwärzchen liegenden Mündungen der Thränenkanälchen (die Thränenpunkte) eintauchen. (Vgl. Auge, Bd. II, S. 198a.) Ist die Thränenableitung gestört, so thränt das Auge, d. h. die T. fließen über den untern Lidrand auf die Wange herab.

Thränendrüse, s. unter Thränen.

Thränenfistel, Fistel des Thränensacks, die, meist nach Durchbruch einer eiterigen Thränensackentzündung entstanden und mit Verengerung des Thränengangs kompliziert, in der Haut unter dem innern Augenwinkel mündet, und Thränen und Eiter entleert. Nach Beseitigung der ursächlichen Momente ist die T. leicht zur Verheilung zu bringen.

Thränengang, s. unter Thränen.

Thränengras, s. unter Coix.

Thränenkanälchen, Thränenpunkt, Thränensack, s. unter Thränen.

Thränenschlauch heißt der aus Thränensack und Thränengang sich zusammensetzende Kanal, der zur Sammlung und Abführung der Thränen dient.

Thränenschwamm, s. Hausschwamm.

Thränensee, Thränenwärzchen, s. unter Thränen.

Thrasybulos, der Sohn des Lykon, ein tapferer athenischer Heerführer in der letzten Zeit des Peloponnesischen Kriegs, zugleich einer der tüchtigsten und edelsten Vorkämpfer der demokratischen Partei in Athen, ging nach der Übergabe Athens an Lysander und der Einsetzung der sog. 30 Tyrannen (404 v. Chr.) in die Verbannung. Bald sammelte er eine Schar entschlossener Patrioten um sich und bemächtigte sich mit diesen von Theben aus zu Anfang des J. 403 der attischen Grenzfestung Phyle, aus welcher ihn die Dreißig vergeblich zu vertreiben suchten. Nachdem seine Schar bis auf 1000 Krieger angewachsen war, setzte er sich in Piräeus fest und lieferte den gegen ihn anrückenden Oligarchen bei Munichia ein glückliches Gefecht. Diese riefen nun die Spartaner zu Hilfe gegen die Demokraten, deren Anhang von Tag zu Tag wuchs; aber der spartan. König Pausanias, dem seines mächtigen Gegners Lysander schroff oligarchische Politik zuwider war, brachte eine Versöhnung der streitenden Parteien zu Stande, wonach eine allgemeine Amnestie erlassen, die Oligarchie beseitigt, und die frühere demokratische Verfassung Athens mit gewissen Modifikationen wiederhergestellt wurde (im Spätsommer 403). T. fand im J. 389, während er die athen. Flotte im Ägäischen Meer kommandierte, bei einem Brandschatzungszuge gegen das Pamphylische Aspendos seinen Tod.

Thrasyllos, Athener, war einer der Strategen, welche 411 v. Chr. die athen. Flotte bei Samos befehligten, und trat hier mit Thrasybulos als eifriger Demokrat den Intriguen der athen. Oligarchie, welche die Solonische Verfassung gestürzt hatte, wirksam entgegen. Er erfocht nachher zusammen mit Thrasybulos (Ende Juli 411) den Seesieg bei Kynossema über die Peloponnesier, und gehörte endlich, nach manchen andern Waffenthaten, zu den Seehelden, die im Sept. 406 den großen Seesieg bei den Arginussen erkämpften und nachher zu Athen die Opfer eines Justizmordes wurden.

Thrazien (grch. Θράκη, lat. Thracia), ein geogr. Name, der zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutung hatte. In der frühesten Zeit bezeichnete man damit den ganzen Norden Europas oberhalb Griechenlands mit Einschluß von Macedonien im Süden und Skythien im Norden, daher Herodot die Thrazier für das größte Volk der Welt nächst den Indern erklärt. Insbesondere wird die am nördl. Fuße des Olympos gelegene, zu Macedonien gehörige Landschaft Pieria als der Wohnsitz eines thraz. Stammes, der Pierischen Thraker, bezeichnet, welche von dort aus auch in verschiedene Landschaften von Hellas eindrangen und gewisse Kulturelemente, insbesondere Gesang und Musendienst, mitbrachten. Später beschränkte man den Namen T. auf das Land zwischen der Nordgrenze Macedoniens und dem Ister (Donau), das im O. durch den Pontos Euxeinos (das Schwarze Meer) und den thraz. Bosporus (Straße von Konstantinopel), im S. durch die Propontis (Marmarameer), den Hellespont (die Dardanellenstraße), das Ägäische Meer und das nördl. Grenzgebirge Macedoniens, im W. durch den Fluß Strymon und die Wohnsitze der illyrischen Völkerstämme begrenzt wird, ein Gebiet mit einem Flächenraum von etwa 220000 qkm. In der röm. Kaiserzeit endlich wurde der Name Thracia auf den südöstlichsten Teil des alten T. südlich vom Hämos (Balkan) beschränkt, der nördlichere Teil aber Mösia (s. d.) genannt. Unter den Gebirgen des Landes ist außer dem genannten Hämos das südlich davon gelegene Rhodopegebirge (jetzt Despoto-Dagh), eine breite, bis zur Höhe von 2300 m sich erhebende Gneis- und Granitmasse, das bedeutendste. Der im südwestlichsten Teile des Landes, zwischen den Mündungen der Flüsse Strymon und Nestos gelegene Pangäos war im Altertum durch seine Gold- und Silberbergwerke berühmt. An den Küsten T.s waren von den Griechen frühzeitig zahlreiche, zum Teil sehr blühende Pflanzstädte angelegt worden; so an der Südküste, zwischen der Mündung des Strymon und dem Golf Melas, die Städte Amphipolis, Abdera, Dikäa, Maroneia, Mesembria, und in der Nähe der Mündung des Hebros, des bedeutendsten aller thraz. Flüsse (jetzt Mariza) Aenos; an der Propontis Perinthos und Selymbria; am thraz. Bosporus Byzantion (s. Byzanz); an der Westküste des Schwarzen Meers bis zu den Donaumündungen Apollonia, Odessos, Kallatis, Tomoi und Istros.

Die 75 km lange und gegen 15 km breite Halbinsel zwischen dem Golf Melas und dem Hellespont, die von den Alten die Thrazische Chersonesus genannt und als ein Teil T.s betrachtet wurde (gegenwärtig die Halbinsel der Dardanellen oder die Halbinsel von Gallipoli genannt) wurde von Athen aus unter der Führung des Miltiades, eines Oheims des gleichnamigen Siegers bei Marathon, kolonisiert. Abgesehen von diesen griech. Niederlassungen an der Küste war ganz T. von zahlreichen, meist von Königen beherrschten Stämmen bewohnt,

die als kriegerisch und tapfer, aber äußerst roh und wild geschildert werden. Megabazes, der Feldherr des Darius, unterwarf sie der pers. Herrschaft; aber nach dem Rückzuge des Xerxes gewannen sie ihre Unabhängigkeit wieder. Um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. war die Mehrzahl der thraz. Stämme unter der Herrschaft des Teres, des Königs der Odrysen, zu einem Reiche vereinigt, das besonders durch Teres' Sohn Sitalkes, zu hoher Blüte und Macht erhoben wurde, nach dessen Tode aber (424 v. Chr.) in drei Fürstentümer auseinanderfiel, deren Herrscher sich fast fortwährend untereinander bekriegten. So wurde es den macedon. Königen, besonders dem schlauen Philipp, dem Vater Alexanders, leicht, sich in kurzer Zeit die einzelnen Stämme zu unterwerfen und T. dem macedon. Reiche einzuverleiben, dessen Bestandteil es bis zur Auflösung desselben durch die Römer blieb, wo das Land zunächst seine Unabhängigkeit zurückerhielt, aber nur für kurze Zeit, da es allmählich (seit 133 v. Chr.) in die Gewalt der Römer kam, die 29 v. Chr. den nördlichern Teil als Provinz Mösia, 46 n. Chr. nach Aussterben der odrysischen Dynastie den südlichern Teil als Provinz Thracia konstituierten. Nachdem es dann zum Byzantinischen Reiche gehört hatte, kam es beim Fall desselben in die Gewalt der Türken und bildet noch gegenwärtig einen Teil der europ. Türkei. Die Bevölkerung gehört jedoch gegenwärtig zum größten Teil der südslaw. Völkerfamilie an; nur in den Küstenplätzen wohnen Griechen in beträchtlicher Anzahl. Vgl. H. Kiepert, «Lehrbuch der alten Geographie» (Berl. 1878); B. Skordelis, «Meditationes Thracicae» (in griech. Sprache, Lpz. 1877).

Thrazier, ein indogerman. Volk, das im Altertum ursprünglich in Thrazien lebte, später aber nach Norden, über die Donau hinaus, und nach Osten, über einzelne Teile Kleinasiens, sich verbreitete. Zu den nördl. Stämmen gehörten die Geten und Dacier, zu den östl. die Bithynier, die Phrygier und wahrscheinlich auch die Armenier. Herodot bezeichnet die T. als ein zahlreiches Volk; dieselben sind aber bis auf die mit iranischem Wesen stark imprägnierten Armenier als Nation ganz verschwunden. Dagegen leben sie im Norden der Donau leiblich in den heutigen Rumänen, einem mit Finnen und Slawen vermischten, romanisierten Thrazierstamme, fort.

Thrazischer Bosporus, die Straße von Konstantinopel, s. Bosporus.

Three Rivers, frz. Trois Rivières (d. i. drei Flüsse), Stadt in der Provinz Quebec des Dominion of Canada, Grafschaft St.-Maurice, links am St. Lorenzstrom, unfern rechts der Mündung des St.-Maurice in denselben, Station der Linie Montreal-Quebec des Grand Trunk, zählt (1881) 9296 E. und hat einen Flußhafen, Sägemühlen, Eisengießerei und bedeutenden Holzhandel.

Threnos oder Threnodie hieß bei den Griechen ein Trauer- oder Klaglied, worin der Schmerz über den Tod geliebter Wesen auf eine innige und erschütternde Weise ausgedrückt wurde, daher es sich von der Elegie (s. d.), die mehr einen sanften und gemäßigten, und überhaupt durchaus nicht bloß einen klagenden Charakter hat, wesentlich unterscheidet. Dergleichen Klagelieder wurden bei der Ausstellung der Leichen und deren Leichenbegängnis gesungen und kommen bereits in den homerischen Gedichten bei den Hellenen und Troern vor. Später bildete sich der T. zu einer eigenen Gattung der Poesie aus, und mehrere Dichter, besonders Pindar und Simonides, erlangten hohen Ruhm darin. Bei den Römern hießen die Klaglieder neniae. (S. Nänie.)

Thripiden oder Physepoden, s. Blasenfüße. Hierher gehört der bisweilen durch seine Menge schädlich werdende Getreideblasenfuß (Thrips cerealium, Weibchen, s. Tafel: Insekten IV, Fig. 30), ein 2 mm langes, im männlichen Geschlecht ungeflügeltes, schwarzes Tierchen, mit gelben Füßen und Vorderbeinen. Er findet sich an den Ähren der Cerealien. Die Larven sind ziegelfarbig.

Thrombose (grch.), die Gerinnung des Blutes innerhalb der lebenden Blutgefäße und die hierdurch hervorgerufene Verstopfung der letztern, entsteht entweder nach Verletzungen, Zerreißungen und Quetschungen der Gefäße (traumatische Thrombose), oder durch Druck von Geschwülsten und Narben auf die Gefäßwände (Kompressionsthrombose), oder infolge von chronischen Entzündungen, Verfettungen und Verkalkungen der Blutgefäße, bisweilen auch als Folge geschwächter und verminderter Herzthätigkeit (marantische Thrombose). Die Folgen und Symptome der T. sind je nach der Wichtigkeit des befallenen Gefäßes verschieden: bei Verschluß der Arterien erfolgt meist Blutarmut, unter Umständen selbst Brand (s. d.) des betreffenden Körperteils, bei Verstopfung größerer Venen dagegen Blutstauung und Wassersucht; doch können diese Symptome nach Wochen und Monaten wieder verschwinden, wenn das gebildete Blutgerinsel (Thrombus, Blutpfropf) wieder resorbiert oder ein ausreichender Kollateralkreislauf gebildet wird. (S. unter Kreislauf des Blutes.) Die T. ist das wichtigste Moment bei der spontanen wie künstlichen Blutstillung, insofern bei durchschnittenen Arterien nur nach der Bildung eines hinreichenden Blutpfropfes ein Aufhören der Blutung erfolgt. Bisweilen werden Teile eines Thrombus vom Blutstrom abgerissen und nach andern Körperteilen verschleppt, wo sie mehr oder minder schwere Störungen hervorrufen. (S. unter Embolie.)

Thron ist der erhabene und künstlich gearbeitete Sessel, auf welchen der König (Kaiser) nach vollzogener Krönung feierlich gesetzt wurde und den er bei solennen Staatsakten einzunehmen pflegte. Der T. gehört zu den Insignien der königl. Würde und man betrachtete ihn ähnlich wie Scepter und Krone als das Symbol der souveränen erblich-persönlichen Staatsgewalt. Daher sagt man bildlich: den T. besteigen, für: die Regierung antreten; den T. verlieren, dem T. entsagen, für: den Besitz der Herrschaft verlieren oder freiwillig aufgeben; entthronen für: der Regierung entsetzen. Thronfolge ist soviel wie Nachfolge in der Regierung, Thronfolger soviel wie Regierungsnachfolger, beides natürlich nur in erbmonarchischen Staaten.

Thronrede nennt man die Rede, welche der Monarch bei Eröffnung der Sitzungen der Landesvertretung, vor dem T. stehend, von seinen Ministern und Würdenträgern umgeben, an die versammelten Mitglieder des Landtags oder Parlaments zu halten pflegt. In dieser Rede werden die zu verhandelnden Gegenstände bezeichnet, bisweilen auch ein kurzer Abriß des Standes der Staatsverhältnisse und der von dem Fürsten im Einvernehmen mit seinen Ministern befolgten und weiter

zu befolgenden Politik gegeben. Die Thronrede wird daher als ein polit. Programm des Miniſteriums angeſehen und gibt der Landesvertretung Gelegenheit, ſogleich beim Beginn ihrer Sitzungen ſich in der Adreſſe (ſ. d.) über ihre Stellung zu dieſem Syſtem auszuſprechen. In Vertretung des Monarchen kann die Thronrede auch vom Miniſterpräſidenten oder einem andern Mitgliede des Miniſteriums im Namen des Monarchen verleſen werden.

Thronfall, ſ. Herrenfall. — **Thronfolge, Thronrede**, ſ. unter Thron. — **Thronſiegel, Thuanus**, ſ. Thou. [ſ. u. Siegel.

Thubalkain, auch Tubalkain, der Sohn Lamechs (ſ. d.), ſoll nach 1 Moſ. 4, 22 die Kunſt, das Eiſen zu ſchmieden, erfunden haben.

Thucydides (grch. Thukydides), der größte unter allen griech. Geſchichtſchreibern, geb. etwa um 460 v. Chr. zu Athen, war der Sohn des Oloros (des Abkömmlings des thraz. Fürſten Oloros, deſſen Tochter Hegeſipyle im J. 515 Miltiades geheiratet hatte), daher T. auf der Küſte Thraziens, der Inſel Thaſos gegenüber, Beſitzungen (beſonders Bergwerke) hatte. Als Jüngling ſoll er in der Philoſophie den Anaxagoras, in der Redekunſt den Antiphon zu Lehrern gehabt haben. Erſteres iſt möglich, letzteres ſicher ein Irrtum. T. befehligte im Peloponneſiſchen Kriege 424 ein atheniſches Geſchwader bei Thaſos; da er aber zur Rettung von Amphipolis, welches damals durch den Spartaner Braſidas überrumpelt wurde, um einige Stunden zu ſpät anlangte, wurde er von den Athenern mit Verbannung beſtraft. Gerade dieſer Verbannung, die er teils im Peloponnes, teils auf ſeinen Gütern in der thraziſchen Skapte Hyle, verlebte, verdankt man die von T. mit höchſtem Eifer und mit großen Koſten betriebene Sammlung des Stoffs zu ſeinem unſterblichen Geſchichtswerke («Συγγραφὴ περὶ τοῦ πολέμου τῶν Πελοποννησίων») und die teilweiſe Ausarbeitung desſelben. Im J. 404 oder 403 nach Athen zurückberufen, widmete er ſich ganz der Ausarbeitung ſeines Werks, wurde aber durch den Tod, der ihn angeblich von Mörderhand traf (nach den einen in Athen, nach andern auf ſeinen Beſitzungen in Thrazien, wahrſcheinlich bald nach 400), an der Vollendung desſelben gehindert. In ſeinem Werke gibt T. eine Darſtellung des Peloponneſiſchen Kriegs in acht Büchern, die aber nur den größern Teil desſelben 431—411 v. Chr. umfaßt und welche Xenophon (ſ. d.) in ſeiner «Hellenika» fortſetzte. T. lieferte die erſte und zugleich vollendetſte Darſtellung ſelbſterlebter Ereigniſſe, ſah aber dabei nicht bloß auf Unterhaltung in der Erzählung, wie ſie bei Herodot (ſ. d.) namentlich hervortritt, ſondern löſte ſeine Aufgabe von einem weit höhern Standpunkte aus, indem er mit einem tiefen Blick und ſcharfem Geiſte die einzelnen Begebenheiten nach ihrem urſachlichen Zuſammenhange darlegte und zugleich die Grundſätze und Beweggründe der handelnden Perſonen in ein klares Licht ſetzte. Die Hauptvorzüge ſeines Werks ſind ſtrenge Wahrhaftigkeit, kritiſche Genauigkeit und große Schärfe und Feinheit der Charakterzeichnung. Dafür ſind beſonders die in die Darſtellung eingeflochtenen Reden von Bedeutung, in welchen er zugleich ſeine Anſichten von den Beweggründen, durch welche Staaten und Perſonen beſtimmt wurden, in objektiver Weiſe darlegt. Sein Stil iſt ſtreng und knapp, infolge der Kürze und des verwickelten Periodenbaues bisweilen ziemlich dunkel.

Von den Bearbeitungen des Werks des T. ſind zu nennen: die größern Ausgaben von Waſſe und Duker (Amſterd. 1731), deren Kommentare ſpäter mit den Anmerkungen anderer erweitert, mehrfach abgedruckt worden ſind (6 Bde., Zweibr. 1788—89); die von Bek (2 Bde., Lpz. 1790—1804), von Poppo (11 Bde., Lpz. 1821—40), von Bloomfield (Lond. 1842 fg.), von Arnold (neue Ausg., 3 Bde., Lond. u. Orf. 1848—51). Zu den beſten Handausgaben gehören die von Haacke (2 Bde., Lpz. 1820), Bekker (Berl. 1832), L. Dindorf (Lpz. 1824), Göller (2 Bde., Lpz. 1826; 2. Aufl. 1836), Poppo (4 Bde., Gotha u. Erfurt 1843—56; neue Ausg., fortgeſetzt von Stahl, 1866 fg.), Krüger (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1860), Böhme (2 Bde., Lpz. 1856; 3. Aufl. 1871—75) und Claſſen (8 Bde., Berl. 1862 fg.). Deutſche Überſetzungen lieferten Heilmann (Lemgo u. Lpz. 1760; neueſte Überarbeitung von Bredow, Lpz. 1823), Jacobi (3 Bde., Hamb. 1804—8), Oſiander (8 Bdchn., Stuttg. 1826—29), Müller (8 Bdchn., Prenzl. 1828—30), Klein (Münch. 1828 fg.), Campe (2 Bde., Stuttg. 1856—58), Wahrmund (Stuttg. 1869). Vgl. Creuzer, «Herodot und T.» (Lpz. 1798); Krüger, «Unterſuchungen über das Leben des T.» (Berl. 1832); Roſcher, «Leben, Werk und Zeitalter des T.» (Gött. 1842); Ullrich, «Beiträge zur Erklärung des T.» (Hamb. 1846); derſelbe, «Beiträge zur Kritik des T.» (Abteil. 1—3, Hamb. 1850—52); Oncken, «Athen und Hellas» (zweiter Teil: «Perikles, Kleon, T.», Lpz. 1866); Peterſen, «De vita Thucydidis» (Dorp. 1873); Cwiklinſki, «De tempore quo T. priorem historiae partem composuerit» (Berl. 1873); derſelbe, «Über die Entſtehungsweiſe des zweiten Teils der T.ſchen Geſchichte» (im «Hermes», 1877); Wilamowitz, «Die Thucydides-Legende» (im «Hermes», 1877); Schöll, «Zur Thucydides-Biographie» (im «Hermes», 1878); Michaelis, «Die Bildniſſe des T.» (Straßb. 1877).

Thueyts, Stadt im franz. Depart. Ardèche, Arrondiſſement Largentière, in den Cevennen, links über dem Ardèche, auf Baſaltſäulen erbaut, zählt (1881) 720 (Gemeinde 2653) E. und hat ein altes Schloß, Seideninduſtrie, Mineralquellen und in der Nähe einen Waſſerfall von über 100 m Höhe.

Thughra, ſ. Thogra.

Thugs, richtiger Thags, hießen ſeit vielen Jahrhunderten die Mitglieder einer durch ganz Vorderindien verbreiteten, halb religiöſen, urſprünglich aus dem Sivakultus hervorgegangenen Genoſſenſchaft, welche ihr Gewerbe, den heimlichen Raubmord, ſyſtematiſch ausgebildet und von einer Generation auf die andere fortgeerbt hat. Die erſten Spuren der T. zeigen ſich zu Delhi ſchon im 12. Jahrh. Die T. morden ihre Opfer nur durch Erdroſſelung und werden deshalb auch Phânſigars genannt, von Phânſi, die Schlinge. Ihre große Umſichtigkeit und Klugheit verhinderte lange Zeit ihre Entdeckung, zumal ſie nie einen Europäer ermordeten. Im J. 1831 ergriff der engl. Generalgouverneur von Indien, Lord Will. Bentinck, ernſte Maßregeln gegen die T., und bereits im Okt. 1835 waren durch die beſondere Thätigkeit und Klugheit des mit der Ausführung davon beauftragten engl. Colonel Sleman 1562 Perſonen als T. verurteilt. Für die Gerichtsbeamten ließ die Regierung das Werk «Ramaseeana, or a vocabulary of the peculiar language used by the Thugs» (Kalk. 1836) zuſammenſtellen, das gute Aufſchlüſſe über das

Leben und Gewerbe dieser Verbrecher gibt. Zu den T. gehören Hindu aller Kasten, hauptsächlich aber Verehrer des Siva und dessen Gattin Bhawâni oder Durgâ oder Parvâti. Sie nehmen aber auch Mohammedaner in ihre Verbrüderung auf. Ihre Sprache ist das Hindostanische, ihre eigentümlichen Redensarten u. s. w. nennen sie Ramasi. Die T. werden zur Tötung eines Menschen durch dieselbe Idee geleitet, ein der Gottheit wohlgefälliges Werk zu thun, wie der Priester zum Tieropfer.

Thugut (Franz Maria, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. zu Linz 8. März 1739, Sohn eines Kameral- und Kriegszahlassessors daselbst. Er trat 1752 in die orient. Akademie, kam 1754 nach Konstantinopel, wurde dort 1757 Dolmetscher, 1769 Geschäftsträger bei der Pforte, 1770 Resident und 1771 Wirkl. Internuntius und bevollmächtigter Minister. Im J. 1772 ward er baronisiert. Von Konstantinopel 1777 zurückberufen, erhielt er seine diplomatische Sendung nach Neapel und Versailles. Später führte er die Verhandlungen von Braunau. Im J. 1780 wurde er österr. Gesandter in Warschau, 1787 in Neapel, 1788 beim Ausbruche des Türkenkriegs Bevollmächtigter bei dem Heere des Prinzen von Sachsen-Coburg und Suworows, mit der Bestimmung, die Verwaltung der Moldau und Walachei zu übernehmen, ebenso 1790 bei den Friedensverhandlungen zu Sistowo. Nach dem Abgange der Minister Graf Cobenzl und Baron Spielmann ward ihm das Generaldirektoriat der Staatskanzlei unter Kaunitz übertragen, nach dem bald darauf erfolgten Tode des Fürsten Kaunitz (27. Juni 1794) wurde er zum Wirkl. Minister des Auswärtigen erhoben. Seine Erhebung bedeutete einen Wechsel in Österreichs Politik, die damit von den vorsichtigen, auf Freundschaft mit Preußen gerichteten Wegen Leopolds ab in die Bahnen Josephinischer Politik zurückstrebte. Freundschaft mit England und Rußland war die Basis, die Ziele auf Gewinn in der poln. Frage, wie in der französischen gerichtet: Bayern gegen Belgien einzutauschen, in Elsaß-Lothringen Tauschobjekte, in Italien neue Provinzen zu gewinnen, dahin ging T.s Ehrgeiz. So betrieb er bis Sommer 1794 den Krieg gegen Frankreich. Der Verlust Belgiens durch Jourdans Sieg bei Fleurus (26. Juni) und die ihm folgenden franz. Siege machten aber den Kampf an der deutschen Grenze immer aussichtsloser, während die poln. Frage die österr. Politik immer mehr anlockte. Indem T. dann besonders auf Machterwerb in Italien bedacht war, wandelten die Siege Napoleons 1796 und 1797 auch hier alles zu Gunsten Frankreichs um. Der Friede von Campo-Formio, in dem T. das linke Rheinufer seinen ital. Plänen opferte, erschütterte seine Stellung. Er ging als bevollmächtigter Minister in die neuerworbenen ital. und Küstenprovinzen, wurde aber bald in das Ministerium wieder zurückberufen. Doch schied er schon im Dez. 1800 ganz aus und lebte teils in Preßburg, teils in Wien den Wissenschaften, vorzüglich aber der orient. Litteratur. Er starb zu Wien 29. Mai 1818. Vivenot veröffentlichte mehrere auf T.s Leben und staatsmännisches Wirken bezügliche Dokumente, wie «T., Clairfait und Wurmser» (Wien 1869), «T. und sein polit. System» (2 Bde., Wien 1870), «Vertrauliche Briefe des Freiherrn von T.» (2 Bde., Wien 1871) und «Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik» (fortgesetzt von Zeißberg, Bd. 1—4, Wien 1873—84).

Thuin, Stadt im gleichnamigen Bezirk der belg. Provinz Hennegau, an der Sambre, 17 km südöstlich von Charleroi, Station der Linien Charleroi-Erquelines der Nordbelgischen Eisenbahn und Lobbes-Thuillies der Belgischen Staatsbahnen, mit 5512 E. und zahlreichen Eisenhütten.

Thuir, Stadt im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, Arrondissement Perpignan, zählt (1881) 2667 E. und hat ein Zollamt, Weinbau, Seidenzucht, Töpferei, Papierfabrikation und Ölhandel.

Thuja, Pflanzengattung, s. Lebensbaum.

Thule nannten die Alten eine Insel oder Inselgruppe im nordwestlichen europ. Ocean, von welcher zuerst Pytheas (s. d.) den Griechen eine noch ziemlich dunkle Kunde zugebracht hatte, und welche seitdem als das nördlichste Stück der bewohnten Erde betrachtet wurde. Der Name, der bei den röm. Dichtern öfters zur Bezeichnung des äußersten Nordens überhaupt gebraucht wird, ist ohne Zweifel auf die Shetlandinseln zu beziehen. Vgl. Redslob, «T. Die phöniz. Handelswege nach dem Norden» (Lpz. 1855); Ziegler, «Die Reise des Pytheas nach T.» (Dresd. 1861); Müllenhoff, «Deutsche Altertumskunde» (Bd. 1, Berl. 1870).

Thum, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, im Erzgebirge, am nördl. Fuße des 731 m hohen Granitfelsens Greifenstein, 512 m über dem Meere, zählt (1885) 4227 E. und hat eine Fachschule für Strumpfwirker, eine Schafwollspinnerei, drei mechanische Strumpfwarenfabriken, 573 Strumpfhandstühle, 595 Strick- und Strumpfnähmaschinen, Fabrikation von Posamenten, seidenen Bändern, sowie drei Färbereien mit Appreturen. An eins der letzten Treffen im Dreißigjährigen Kriege, das vom 15. Jan. 1648, erinnert ein Denkstein an der Straße nach Annaberg.

Thumann (Friedr. Paul), Genremaler, geb. in Tzschacksdorf in der Lausitz 5. Okt. 1834, erhielt seine Bildung seit 1853 an der berliner Akademie, dann bei Hübner in Dresden, endlich bei Pauwels in Weimar. Hier erhielt er 1866 die Professur an der Kunstschule, die er aber niederlegte, um 1872 nach Dresden und 1875 an die Akademie in Berlin zu gehen. Nun folgten größere Reisen, auf welchen er England, Frankreich, die Niederlande und Österreich besuchte. Im Anfange war T. als Historienmaler aufgetreten, sein großes Bild, die Teutoburgerschlacht, bewies jedoch, daß sein Talent mehr für das Gemütvolle und Innige als für das Pathos geeignet sei. Dies trat in mehrern Luther-Bildern (fünf Scenen aus dem Leben des Reformators, 1871 für die Verbindung für histor. Kunst gemalt) bereits in erfreulicher Weise durch Betonen des Genrehaften zu Tage, ganz besonders aber im Illustrationsfach, wo T. wahre Volkstümlichkeit und Wärme des Gefühls bekundet. So in den Zeichnungen zu Goethes «Dichtung und Wahrheit», Auerbachs Kalender «Gevattersmann», Tennysons «Enoch Arden», G. Scherers «Deutschen Volksliedern» u. v. a. Auch im Bildnisfache versuchte er sich.

Thumelicus, Sohn Hermanns (s. d.), des Cheruskerfürsten.

Thumerstein, s. Arinit.

Thümmel (Mor. Aug. von), deutscher Schriftsteller, geb. 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönefeld bei Leipzig, bildete sich auf der Klosterschule zu Roßleben und seit 1756 auf der Universität zu Leipzig, wo er mit Gellert, Weiße, Rabener

und Kleist Freundschaft schloß. Seit 1761 Kammerjunker in Diensten des Erbprinzen, nachherigen Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg, wurde er bei dessen Regierungsantritt Geh. Hofrat und 1768 Wirkl. Geheimrat und Minister, als welcher er sich vielfache Verdienste erwarb. Nachdem er sich 1783 von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, lebte er teils auf dem Familiengute seiner Gattin, in Sonneborn, teils in Gotha, teils auf Reisen. Er starb zu Coburg 26. Okt. 1817. Das erste Werk, mit welchem er auftrat, war das komische Heldengedicht in Prosa: «Wilhelmine, oder der vermählte Pedant» (1764), das durch anmutigen Stil, spannende Erfindung und viele aus dem Leben gegriffene Schilderungen allgemeinen Beifall fand. Darauf folgte die «Inokulation der Liebe» (1771), eine Erzählung in Versen, in der sich feiner und naiver Scherz mit einer glücklichen Versifikation vereinigt. Sein Hauptwerk aber ist die «Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich» (10 Bde., Lpz. 1791—1805), ein Roman, den er mit Rückerinnerungen aus seinen frühern Reisen durchwebte. Dieses Werk enthält eine Fülle der mannigfachsten Beobachtungen, bald mit gemütvollen, bis zu inniger Rührung gesteigertem Ernst, bald anmutig tändelnd, bald mit zügellosem Mutwillen. «Der heil. Kilian, oder das Liebespaar» wurde nach T.s Tode von Hempel herausgegeben (Lpz. 1818). Eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien zu Leipzig 1812 (mit Gruners Biographie T.s, 7 Bde.; neue Aufl., 8 Bde., Lpz. 1854—55).

Hans Wilhelm, Freiherr von T., Bruder des vorigen, geb. 17. Febr. 1744, gest. als herzogl. sachsen-gothaischer Wirkl. Geheimrat, Kammerpräsident und Obersteuerdirektor zu Altenburg 1. März 1834, machte sich um die Herzogtümer Sachsen-Gotha und Sachsen-Altenburg hochverdient. Als ein Freund der Künste und Wissenschaften stand er mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verbindung. Nach seinem Willen wurde er ohne Sarg unter dem Stamme seiner Lieblingseiche auf seinem Landgute Nöbdenitz, unweit Löbichau, in einer sitzenden Stellung eingesenkt.

August Wilhelm von T., der Stiefsohn Moritz August von T.s, geb. 1774, gest. als sächs. Oberst infolge einer tödlichen Verwundung zu Mons 1814, ist Verfasser des Romans «Ferdinand» (2 Bde., Halle 1803—5; 3. Aufl. 1825).

Thummim, s. Urim und Thummim.

Thun, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (268 qkm, 30229 E.) des schweiz. Kantons Bern, liegt 560 m über dem Meere, 25 km südsüdöstlich von Bern, beim Ausfluß der Aare aus dem Thunersee an der Bahnlinie Bern-Scherzligen, und zählt (1880) 5124 meist reform. E. Die engen, winkeligen Straßen der Altstadt, die Arkaden und Terrassen der altertümlichen Häuser, der steile Burghügel mit der alten hochragenden Burg und der got. Kirche, deren Friedhof eine prächtige Aussicht auf den See und die Alpen gewährt, die klare, grüne Aar, welche, von fünf Brücken überjocht, in zwei Arme geteilt die Stadt durchfließt, verleihen T. ein romantisches Gepräge. Von den Neubauten sind zu erwähnen der palastartige Thunerhof und die große Kaserne für die eidgenössischen Militärschulen, denen die Ebene der Thunerallmend als Übungsfeld, namentlich für Artillerie, dient. Am Eingang in das berner Oberland gelegen, hat T. einen lebhaften Touristenverkehr. Die schönsten Punkte der reizenden Umgebung sind die Schlösser Schadau, Chartreuse und Hünegg, der aussichtsreiche Jakobshügel und der Waldpark des Grüsisbergs mit der Kohlerenschlucht. Wahrscheinlich kelt. Ursprungs, von den Römern befestigt, stand die Stadt im 12. Jahrh. unter den Herzögen von Zähringen, kam 1218 an die Grafen von Kyburg und 1382 an Bern.

Der Thunersee, einst Wendelsee genannt, wird wie der Brienzersee (s. d.) von der Aare gebildet, welche bei der Ruine Weißenau, 4 km südwestlich von Interlaken, eintritt und bei Scherzligen, $1\frac{1}{2}$ km oberhalb T., austritt. Von Südosten nach Nordwesten gerichtet, ist der See 18 km lang, durchschnittlich 3 km breit, bis 216 m tief, 48 qkm groß und liegt 560 m über dem Meere. Sein Hauptzufluß ist die Kander. Im obern Teile ernst, von den steil aufragenden Ketten des Morgenberghorns (2251 m), des Beatenbergs und des Sigriswylgrates eingeschlossen, hinter denen die Hochalpen des berner Oberlandes aufsteigen, hat der See im untern Teile freundliche, hügelige, mit Dörfern, Landhäusern und Schlössern übersäete Ufer. Von den Uferorten sind zu erwähnen Schloß und Dorf Oberhofen (klimatischer Kurort) auf dem rechten, Spiez, der Landungsplatz für das Kander- und Simmenthal auf dem linken Ufer. Der Verkehr wird durch fünf Dampfboote und ein Trajektschiff vermittelt. Die Dampferlinie schließt bei Scherzligen am untern Ende an die Eisenbahn Bern-T.-Scherzligen, bei Därligen am obern Ende an die Bödelibahn (Thunersee-Interlaken-Brienzersee) an. Beiden Ufern entlang führen Fahrstraßen von T. nach Interlaken, von denen die des rechten Ufers durch ihre landschaftliche Schönheit und die Kühnheit ihrer Anlage an die Axenstraße erinnert. Vgl. von Muralt, «Führer durch T.» (Thun 1865); Roth, «T. und seine Umgebungen» (Bern 1873); «T. und Thunersee» (Zür. 1878).

Thun, altes Geschlecht, dessen Stammhaus T. im Pfarrbezirk Vigo auf dem Nonsberge im Fleimserthal (Südtirol) gelegen, demnach mit dem gleichnamigen Schweizergeschlecht nicht, wie angenommen wird, gemeinsame Ablunft hatte. Durch die beiden Söhne Antons von T., gest. 1522, wurden zwei Hauptlinien gegründet, durch Cyprian die ältere (Stamm von Castel-Brughier), durch Lukas die jüngere (Stamm von Castel-Thunn). Die erstere schied sich durch die Enkel des Stifters in zwei Speziallinien: die böhmische gegründet von Joh. Cyprian, und die tiroler Linie, gegründet von Georg Sigismund. Der dritte Bruder war Christoph Simon, Freiherr von T., welcher 1623—28 die großen Besitzungen in Böhmen kaufte und nebst seinen Brüdern und Vettern 1629 den Reichsgrafenstand erwarb. Er hinterließ keine Kinder. Die tirolische Linie spaltete sich abermals durch die beiden Söhne des Stifters in zwei Äste. Der jüngere derselben, zu Caldès in Südtirol, wurde von Christoph Anton Simon von T. begründet, erlosch aber 1850 im Mannsstamme; der ältere, begründet von Graf Alfons Franz von T., ist der noch jetzt blühende Ast zu Brughier und Trient in Tirol. Gegenwärtiges Haupt desselben ist Graf Emanuel von T., geb. 17. Dez. 1836. Die böhmische Linie hat sich durch Fideikommißinstitut vom 5. Jan. 1671 in drei Majorate geteilt: 1) Das Majorat Klösterle, dessen Besitz außer der Herrschaft Klösterle mit Felixburg (150 qkm) noch die Herrschaften Sehnschitz,

Beusen und Fünfhunden umfaßt, wurde von Joh. Franz, geb. 1686, gest. 1720, gegründet. Unter den Nachkommen machte sich Graf Franz Joseph von T. (geb. 1734, gest. 1801) durch seine Wunderkuren bekannt. Majoratsherr ist Graf Oswald, geb. 14. Dez. 1849, Ehrenritter des Malteserordens, k. k. Kämmerer und erbliches Mitglied des Herrenhauses. 2) Das Majorat Tetschen (286 qkm) wird gegenwärtig durch Graf Franz, geb. 2. Sept. 1847, k. k. Kämmerer und erbliches Mitglied des Herrenhauses, repräsentiert. Seines Vaters Bruder ist Graf Leo von T. und Hohenstein (s. d.). 3) Das Majorat Choltitz (im ganzen 203,7 qkm) hat gegenwärtig zum Haupte den Grafen Johannes von T., geb. 8. Juli 1857, k. k. Kämmerer. Die jüngere, von Lukas gestiftete Hauptlinie des Geschlechts oder die Linie von Castel-Thunn in Trient, wird zur Zeit durch Graf Matthäus von T., geb. 28. Nov. 1812, repräsentiert.

Thunar, s. Donar.

Thunberg (Karl Pet.), schwed. Naturforscher, geb. 11. Nov. 1743 zu Jönköping in der Provinz Småland, studierte in Upsala besonders unter Linné und ging hierauf als Arzt im Dienste der Holländisch-Ostindischen Kompagnie 1772 nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo er sich drei Jahre aufhielt und Reisen ins Innere der von den Hottentotten und Kaffern bewohnten Länder anstellte. Im J. 1775 begleitete er als Arzt die Gesandtschaft der Ostindischen Kompagnie an den Kaiser von Japan. Nach der Rückkehr von dort begab er sich 1778 wieder nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, von wo er dann ins Vaterland zurückkehrte. Die mitgebrachten naturhistor. Sammlungen überließ er nachher der Universität zu Upsala, wo er 1781 als außerord. und 1784, nach dem Tode des jüngern Linné, als ord. Professor der Botanik angestellt wurde. Auf sein Ansuchen ward der alte Königsgarten zu einem botan. Garten für die Universität umgewandelt, der 4. Mai 1807, dem 100. Geburtstage Linnés, eingeweiht wurde. Die wichtigsten Arbeiten T.s, außer seiner Reisebeschreibung (deutsch von Groskurd, 2 Bde., Berl. 1792—94), sind die «Flora Japonica», «Flora Capensis», «Icones plantarum Japonicarum», «Museum naturalium academiae Upsaliensis», die «Dissertationes academicae» (in Auswahl herausg. von Persoon, 3 Bde., Gött. 1799—1801) und eine bedeutende Anzahl Abhandlungen, meist in den Denkschriften der Akademien zu Stockholm, Petersburg und Upsala. T. starb 8. Aug. 1828 auf seinem Landsitze Tunaberg bei Upsala.

Thünen (Joh. Heinr. von), Mitbegründer der Landwirtschaftswissenschaft und origineller Förderer der Volkswirtschaftslehre, geb. 24. Juni 1783 zu Kanarienhausen bei Jever, besuchte die Staudingersche landwirtschaftliche Lehranstalt zu Flottbeck, lernte unter Thaer zu Celle und bezog auf ein Jahr die Universität Göttingen. Hierauf wandte er sich 1805 nach Mecklenburg, pachtete das Gut Rubkow und kaufte 1810 Tellow, den Sitz seines fernern Wirkens. T. starb 22. Sept. 1850. Sein Hauptwerk ist «Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie» (Bd. 1, Hamb. 1826; Bd. 2, 1. Abteil., Rostock 1850; 2. Abteil. und Bd. 3, herausg. von Schumacher-Zarchlin, Rostock 1863; 3. Aufl. des ganzen Werks, Berl. 1875). Er begründete 1847 in Tellow ein System der Gewinnbeteiligung der Arbeiter, das sich auch unter seinem Sohne und Enkel gut bewährt hat. Vgl. «Johann Heinrich von T., ein Forscherleben» (Rostock 1868).

Thunersee, s. unter Thun (Stadt).

Thunfisch (Thynnus), eine zur Familie der Makrelen gehörende Fischgattung, die sich hauptsächlich durch die dicht hintereinander stehenden Rückenflossen und die großen, um die Brust eine Art Panzer bildenden Schuppen unterscheidet. Der gemeine Thunfisch (T. vulgaris, s. Tafel: Fische III, Fig. 3) ist oberwärts stahlblau, am Bauche silbergrau gefärbt, wird 3,5 bis 5,5 m lang und 5—600 kg schwer. Er lebt in allen europ. Meeren und wird im Mittelländischen Meer, wo er sich, um zu laichen, im Frühlinge in Scharen von vielen Tausenden einstellt, eifrig gefangen. Die provençalischen Fischer bemächtigen sich seiner, indem sie ganze Scharen auf Untiefen mit Booten umstellen. Ungleich großartiger ist der Fang an den ital. Küsten. Ein mehrere tausend Fuß langes Netz (mandrague oder tonnara), das in mehrere Kammern geteilt ist, wird in der Nähe der Küste auf der Zugrichtung der Fische ausgespannt und der ganze Schwarm durch Lärmen nach und nach bis in die letzte Kammer (Totenkammer) getrieben. Ist diese gefüllt, so wird sie zugezogen, emporgehoben und die darin befindlichen Fische, oft mehrere Tausende an Zahl, mit Lanzen getötet. Ans Land gebracht, werden sie zerstückt und schleunigst eingesalzen. Das Fleisch des T. bildet dort ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklassen, wird aber auch, feiner zubereitet, unter mannigfachen Namen verkauft.

Thun und Hohenstein (Leo [eigentlich Leopold], Graf von), österr. Staatsmann, geb. 7. April 1811 zu Tetschen, studierte zu Prag die Rechte. Seit 1831 lebte er in Dresden, in England und Paris. Im Herbst 1835 trat er zu Prag in den Justizdienst, wandte sich jedoch 1842 der Administration zu. Im J. 1846 wurde er dem Grafen Rudolf Stadion zugeteilt, der nach Unterdrückung des Aufstandes in Galizien mit der Ordnung der dortigen Verhältnisse betraut war. Nachdem T. hierauf seit Herbst 1847 als Gubernialrat in Galizien gewirkt, erfolgte im April 1848 seine Ernennung zum Gubernialpräsidenten in Böhmen, welches Amt er aber schon im Juli wieder niederlegte. Bisher hatte T. als Mitglied der böhm. Landtage der äußersten Linken angehört und sich fest an die nationale Partei angeschlossen. Auch hatte er selbst in die litterarische Bewegung der Czechen mit den Schriften «Über den gegenwärtigen Zustand der böhm. Litteratur und ihre Bedeutung» (Prag 1842) und «Die Stellung der Slowaken in Ungarn» (Prag 1843) eingegriffen, in denen er die histor.-polit. Individualität der Czechen verteidigte. Am 28. Juli 1849 übernahm T. im Ministerium Schwarzenberg das Portefeuille des Kultus und Unterrichts, welches er auch unter den folgenden Ministerien behielt, bis er 20. Okt. 1860 zurücktrat. Als Unterrichtsminister hat er die Gymnasialreform nach preuß. Muster (1849) eingeführt, an die Universitäten zahlreiche ausgezeichnete Lehrkräfte aus Deutschland berufen und die österr. Hochschulen ganz nach dem Muster der deutschen eingerichtet. Als Kultusminister schloß er das Konkordat mit der röm. Kurie ab (18. Aug. 1855, aufgehoben 1870) und verschaffte dadurch der Kirche die Herrschaft über die Schule. Im Frühjahr 1861 von

dem Wahlkörper der Fideikommißbesitzer in den neugebildeten böhm. Landtag gewählt, stellte er sich auf die Seite der mit den Nationalen verbündeten Feudalpartei und galt bald neben dem Grafen Clam-Martinitz als deren Haupt. Im April desselben Jahres berief ihn der Kaiser auch in das Herrenhaus, in welchem er Führer der äußersten Rechten wurde. Nach Auflösung des Landtags im März 1867 ward er mit seiner ganzen Partei nicht wiedergewählt. Im Herrenhause sprach er sich im Juni 1867 auf das entschiedenste gegen den Ausgleich mit Ungarn und die staatsrechtliche Zwiespaltung Österreichs aus. Später unterstützte er 1871 die Hohenwartsche Föderativpolitik im böhm. Landtage, trat aber aus demselben aus, als das verfassungstreue System siegte, huldigte dann der Abstinenzpolitik und wurde, auch als die Czechen nach siebenjährigem Fernbleiben wieder in den prager Landtag eintraten, mit den andern Feudalen des Großgrundbesitzes nicht wiedergewählt. Im Herrenhause ist T. Parteigänger des Taaffeschen Systems.

Thur, Fluß im Reichslande Elsaß-Lothringen, entspringt im Bezirke Oberelsaß am großen Ventron in den Vogesen nahe der franz. Grenze, durchfließt das St. Amarinerthal und fließt bei Thann und Sennheim vorbei; bei letzterm Ort teilt sich der Fluß in zwei Arme, von denen sich der eine bereits unterhalb Ensisheim in die Ill ergießt, während der andere, alte T. oder Mühlbach genannt, nach Norden fließt und sich in der Nähe von Colmar bei Horburg mit der Ill vereinigt. Der Lauf der T., welche ehemals den Sundgau von dem Oberelsaß schied, beträgt bis Ensisheim 55, bis Horburg 88 km.

Thur, linker Nebenfluß des Rheins, entspringt bei Wildhaus (1004 m) im Bezirk Ober-Toggenburg des schweiz. Kantons St. Gallen, durchfließt zuerst in westl., dann in nordwestl. und nördl. Richtung das Toggenburg, in dem sie rechts von der Sentisgruppe die Kalte T. und den Necker, links vom Speer die Weiße T. aufnimmt, gelangt nach Nordost umbiegend durch das Hügelgelände des sanktgallischen Fürstenlandes zu dem thurgauischen Städtchen Bischofszell, wo ihr rechts die Sitter (s. d.) zugeht, wendet sich dann nach Nordwesten und Westen und fließt in breitem Thale durch den Thurgau, in welchem sie links die Murg empfängt, und das zürcherische Weinland dem Rheine zu, den sie nach 123 km langem Laufe durch einen Korrektionskanal bei Ellikon (348 m) erreicht. Ihr Gebiet umfaßt in den Kantonen St. Gallen, Appenzell, Thurgau und Zürich 1783 qkm.

Thuralpen, s. unter Alpen, Bd. 1, S. 463.

Thürband (frz. fiche, penture; engl. hinge and loop, gemmel), an Thüren die Aufhängevorrichtung. Nach der Art des die Beweglichkeit vermittelnden Teils unterscheidet man Scharnierbänder (gewöhnliches Scharnierband, verkehrtes Scharnierband, Nußband, Kopfband), Haken- oder Aufsetzbänder (einfaches, gerades Band, gekröpftes Band, Winkelband, Fischband, Kreuzband), Zapfenbänder und Gabelbänder. (S. auch Thürschließer.)

Thürfeder, s. unter Thürschließer.

Thurgau, der nordöstlichste Kanton der Schweiz, wird im W. von Zürich, im S. von St. Gallen, im O. und N. vom Bodensee, dem Großherzogtum Baden, dem Untersee und dem Rhein begrenzt und umfaßt ein Areal von 988 qkm mit (1880) 99552 E. Die nördl. Hälfte gehört zum unmittelbaren Gebiete des Rheins; die südliche wird von der Thur und ihren Zuflüssen Sitter und Murg bewässert. Der T. ist ein freundliches Hügelland. Von den Ufern des Boden- und Untersees steigt das Land allmählich zu den Sandsteinhöhen und Plateaus des Seerückens (717 m) und des Ottenbergs (671 m) auf, an deren Südfuß sich das breite ebene Thal des Thur anlegt. Jenseit desselben werden die Hügelzüge etwas höher und die Nagelfluhkuppen des obern Murgthals, welche im äußersten Süden des Kantons gegen das Hörnli (1135 m) ansteigen, zeigen den Charakter der Voralpen. Von der Bodenfläche entfallen 19,3 Proz. auf Waldungen, 1,9 Proz. auf Weinberge, 63,3 Proz. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden, 15,5 Proz. sind unproduktiv (See- und Flußoberflächen u. s. w.). Das Klima ist mild; der Boden ergiebig und wohl angebaut; das ganze Land bildet einen einzigen großen Obstgarten. Die Bevölkerung ist deutscher Zunge und alamann. Stammes; 72 Proz. derselben sind reformiert, 27 Proz. katholisch; 1 Proz. entfallen auf Israeliten und andere Konfessionen. Die Haupterwerbszweige sind Acker-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, Industrie und Stickerei. Besonders reichen Ertrag liefert der Obstbau. Die besten Weine wachsen bei Arbon am Bodensee, bei der ehemaligen Kartause Ittingen und am Ottenberg. Nach der Zählung von 1886 zählt der Kanton 3218 Pferde, 47317 Rinder, 10418 Schweine, 569 Schafe, 7179 Ziegen, 8984 Bienenkörbe. Am Untersee ist auch die Fischerei, namentlich auf Blaufelchen (Gangfische) von Belang. Die Industrie ernährt 42,7 Proz. der Bevölkerung. Der lebhafte Handel wird begünstigt durch die Thurgauische Hypothekenbank in Frauenfeld und die Kantonalbank in Weinfelden, ferner durch ein reichentwickeltes Netz guter Landstraßen, den Dampfbootverkehr auf dem Bodensee und Rhein und mehrere Eisenbahnen. Durch den Norden führt dem See entlang die Linie Rorschach-Romanshorn-Konstanz-Etzweilen; durch die Mitte die Linie Winterthur-Frauenfeld-Romanshorn, von welcher südlich die Linie Sulgen-Bischofzell-Gossau abzweigt; der Süden wird von der Bahn Winterthur-St. Gallen-Rorschach durchschnitten. Hauptort ist Frauenfeld, von andern Ortschaften sind noch besonders zu erwähnen Romanshorn, die Städtchen Arbon, Bischofzell, Steckborn und Dießenhofen und das Dorf Weinfelden.

Die Verfassung ist demokratisch mit obligatorischem Gesetz- und Finanzreferendum, Initiative und Abberufungsrecht. Der Große Rat (je 1 Mitglied auf 250 Stimmberechtigte) ist beratende und gesetzgebende, der Regierungsrat (5 Mitglieder) vollziehende Behörde. Beide Räte werden vom Volke direkt gewählt. In administrativer Beziehung zerfällt der Kanton in acht Bezirke. An der Spitze jedes Bezirks steht ein Bezirksstatthalter und ein Bezirksrat. Jeder Bezirk besitzt ein eigenes Gericht. Oberste Instanz ist das Obergericht mit sieben Mitgliedern. Über Kriminalfälle urteilen die Geschworenen. Das Kirchenwesen steht unter je einer Synode und einem Kirchenrat für Reformierte und Katholiken, welch letztere unter dem Bistum Basel stehen. Für die Volksbildung sorgen außer Primär- und Sekundärschulen die Kantonsschule von Frauenfeld und das Lehrerseminar von Kreuzlingen (s. d.). In militärischer Beziehung gehört der Kanton zum Stammbezirk der 7. Division. Die Staatsrechnung von 1883 weist bei 1618000 Frs. Einnahmen und

Beusen und Fünfhunden umfaßt, wurde von Joh. Franz, geb. 1686, gest. 1720, gegründet. Unter den Nachkommen machte sich Graf Franz Joseph von T. (geb. 1734, gest. 1801) durch seine Wunderkuren bekannt. Majoratsherr ist Graf Oswald, geb. 14. Dez. 1849, Ehrenritter des Malteserordens, k. k. Kämmerer und erbliches Mitglied des Herrenhauses. 2) Das Majorat Tetschen (286 qkm) wird gegenwärtig durch Graf Franz, geb. 2. Sept. 1847, k. k. Kämmerer und erbliches Mitglied des Herrenhauses, repräsentiert. Seines Vaters Bruder ist Graf Leo von T. und Hohenstein (s. d.). 3) Das Majorat Choltitz (im ganzen 203,7 qkm) hat gegenwärtig zum Haupte den Grafen Johannes von T., geb. 8. Juli 1857, k. k. Kämmerer. Die jüngere, von Lukas gestiftete Hauptlinie des Geschlechts oder die Linie von Castel-Thunn in Trient, wird zur Zeit durch Graf Matthäus von T., geb. 28. Nov. 1812, repräsentiert.

Thunar, s. Donar.

Thunberg (Karl Pet.), schwed. Naturforscher, geb. 11. Nov. 1743 zu Jönköping in der Provinz Småland, studierte in Upsala besonders unter Linné und ging hierauf als Arzt im Dienste der Holländisch-Ostindischen Kompagnie 1772 nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo er sich drei Jahre aufhielt und Reisen ins Innere der von den Hottentotten und Kaffern bewohnten Länder anstellte. Im J. 1775 begleitete er als Arzt die Gesandtschaft der Ostindischen Kompagnie an den Kaiser von Japan. Nach der Rückkehr von dort begab er sich 1778 wieder nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, von wo er dann ins Vaterland zurückkehrte. Die mitgebrachten naturhistor. Sammlungen überließ er nachher der Universität zu Upsala, wo er 1781 als außerord. und 1784, nach dem Tode des jüngern Linné, als ord. Professor der Botanik angestellt wurde. Auf sein Ansuchen ward der alte Königsgarten zu einem botan. Garten für die Universität umgewandelt, der 4. Mai 1807, dem 100. Geburtstage Linnés, eingeweiht wurde. Die wichtigsten Arbeiten T.s, außer seiner Reisebeschreibung (deutsch von Groskurd, 2 Bde., Berl. 1792—94), sind die «Flora Japonica», «Flora Capensis», «Icones plantarum Japonicarum», «Museum naturalium academiae Upsaliensis», die «Dissertationes academicae» (in Auswahl herausg. von Persoon, 3 Bde., Gött. 1799—1801) und eine bedeutende Anzahl Abhandlungen, meist in den Denkschriften der Akademien zu Stockholm, Petersburg und Upsala. T. starb 8. Aug. 1828 auf seinem Landsitze Tunaberg bei Upsala.

Thünen (Joh. Heinr. von), Mitbegründer der Landwirtschaftswissenschaft und origineller Förderer der Volkswirtschaftslehre, geb. 24. Juni 1783 zu Kanarienhausen bei Jever, besuchte die Staudingersche landwirtschaftliche Lehranstalt zu Flottbeck, lernte unter Thaer zu Celle und bezog auf ein Jahr die Universität Göttingen. Hierauf wandte er sich 1805 nach Mecklenburg, pachtete das Gut Rubkow und kaufte 1810 Tellow, den Sitz seines fernern Wirkens. T. starb 22. Sept. 1850. Sein Hauptwerk ist «Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie» (Bd. 1, Hamb. 1826; Bd. 2, 1. Abteil., Rostock 1850; 2. Abteil. und Bd. 3, herausg. von Schumacher-Zarchlin, Rostock 1863; 3. Aufl. des ganzen Werks, Berl. 1875). Er begründete 1847 in Tellow ein System der Gewinnbeteiligung der Arbeiter, das sich auch unter seinem Sohne und Enkel gut bewährt hat. Vgl. «Johann Heinrich von T., ein Forscherleben» (Rostock 1868).

Thunersee, s. unter Thun (Stadt).

Thunfisch (Thynnus), eine zur Familie der Makrelen gehörende Fischgattung, die sich hauptsächlich durch die dicht hintereinander stehenden Rückenflossen und die großen, um die Brust eine Art Panzer bildenden Schuppen unterscheidet. Der gemeine Thunfisch (T. vulgaris, s. Tafel: Fische III, Fig. 3) ist oberwärts stahlblau, am Bauche silbergrau gefärbt, wird 3,5 bis 5,5 m lang und 5—600 kg schwer. Er lebt in allen europ. Meeren und wird im Mittelländischen Meer, wo er sich, um zu laichen, im Frühlinge in Scharen von vielen Tausenden einstellt, eifrig gefangen. Die provençalischen Fischer bemächtigen sich seiner, indem sie ganze Scharen auf Untiefen mit Booten umstellen. Ungleich großartiger ist der Fang an den ital. Küsten. Ein mehrere tausend Fuß langes Netz (mandrague oder tonnara), das in mehrere Kammern geteilt ist, wird in der Nähe der Küste auf der Zugrichtung der Fische ausgespannt und der ganze Schwarm durch Lärmen nach und nach bis in die letzte Kammer (Totenkammer) getrieben. Ist diese gefüllt, so wird sie zugezogen, emporgehoben und die darin befindlichen Fische, oft mehrere Tausende an Zahl, mit Lanzen getötet. Ans Land gebracht, werden sie zerstückt und schleunigst eingesalzen. Das Fleisch des T. bildet dort ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklassen, wird aber auch, feiner zubereitet, unter mannigfachen Namen verkauft.

Thun und Hohenstein (Leo [eigentlich Leopold], Graf von), österr. Staatsmann, geb. 7. April 1811 zu Tetschen, studierte zu Prag die Rechte. Seit 1831 lebte er in Dresden, in England und Paris. Im Herbst 1835 trat er zu Prag in den Justizdienst, wandte sich jedoch 1842 der Administration zu. Im J. 1846 wurde er dem Grafen Rudolf Stadion zugeteilt, der nach Unterdrückung des Aufstandes in Galizien mit der Ordnung der dortigen Verhältnisse betraut war. Nachdem T. hierauf seit Herbst 1847 als Gubernialrat in Galizien gewirkt, erfolgte im April 1848 seine Ernennung zum Gubernialpräsidenten in Böhmen, welches Amt er aber schon im Juli wieder niederlegte. Bisher hatte T. als Mitglied der böhm. Landtage der äußersten Linken angehört und sich fest an die nationale Partei angeschlossen. Auch hatte er selbst in die litterarische Bewegung der Czechen mit den Schriften «Über den gegenwärtigen Zustand der böhm. Litteratur und ihre Bedeutung» (Prag 1842) und «Die Stellung der Slowaken in Ungarn» (Prag 1843) eingegriffen, in denen er die histor.-polit. Individualität der Czechen verteidigte. Am 28. Juli 1849 übernahm T. im Ministerium Schwarzenberg das Portefeuille des Kultus und Unterrichts, welches er auch unter den folgenden Ministerien behielt, bis er 20. Okt. 1860 zurücktrat. Als Unterrichtsminister hat er die Gymnasialreform nach preuß. Muster (1849) eingeführt, an die Universitäten zahlreiche ausgezeichnete Lehrkräfte aus Deutschland berufen und die österr. Hochschulen ganz nach dem Muster der deutschen eingerichtet. Als Kultusminister schloß er das Konkordat mit der röm. Kurie ab (18. Aug. 1855, aufgehoben 1870) und verschaffte dadurch der Kirche die Herrschaft über die Schule. Im Frühjahr 1861 von

dem Wahlkörper der Fideikommißbesitzer in den neugebildeten böhm. Landtag gewählt, stellte er sich auf die Seite der mit den Nationalen verbündeten Feudalpartei und galt bald neben dem Grafen Clam-Martinitz als deren Haupt. Im April desselben Jahres berief ihn der Kaiser auch in das Herrenhaus, in welchem er Führer der äußersten Rechten wurde. Nach Auflösung des Landtags im März 1867 ward er mit seiner ganzen Partei nicht wiedergewählt. Im Herrenhause sprach er sich im Juni 1867 auf das entschiedenste gegen den Ausgleich mit Ungarn und die staatsrechtliche Zwiespaltung Österreichs aus. Später unterstützte er 1871 die Hohenwartsche Föderativpolitik im böhm. Landtage, trat aber aus demselben aus, als das verfassungstreue System siegte, huldigte dann der Abstinenzpolitik und wurde, auch als die Czechen nach siebenjährigem Fernbleiben wieder in den prager Landtag eintraten, mit den andern Feudalen des Großgrundbesitzes nicht wiedergewählt. Im Herrenhause ist T. Parteigänger des Taaffeschen Systems.

Thur, Fluß im Reichslande Elsaß-Lothringen, entspringt im Bezirke Oberelsaß am großen Ventron in den Vogesen nahe der franz. Grenze, durchfließt das St. Amarinerthal und fließt bei Thann und Sennheim vorbei; bei letzterm Ort teilt sich der Fluß in zwei Arme, von denen sich der eine bereits unterhalb Ensisheim in die Ill ergießt, während der andere, alte T. oder Mühlbach genannt, nach Norden fließt und sich in der Nähe von Colmar bei Horburg mit der Ill vereinigt. Der Lauf der T., welche ehemals den Sundgau von dem Oberelsaß schied, beträgt bis Ensisheim 55, bis Horburg 88 km.

Thur, linker Nebenfluß des Rheins, entspringt bei Wildhaus (1004 m) im Bezirk Ober-Toggenburg des schweiz. Kantons St. Gallen, durchfließt zuerst in westl., dann in nordwestl. und nördl. Richtung das Toggenburg, in dem sie rechts von der Sentisgruppe die Kalte T. und den Necker, links vom Speer die Weiße T. aufnimmt, gelangt nach Nordost umbiegend durch das Hügelgelände des sanktgallischen Fürstenlandes zu dem thurgauischen Städtchen Bischofszell, wo ihr rechts die Sitter (s. d.) zugeht, wendet sich dann nach Nordwesten und Westen und fließt in breitem Thale durch den Thurgau, in welchem sie links die Murg empfängt, und das zürcherische Weinland dem Rheine zu, den sie nach 123 km langem Laufe durch einen Korrektionskanal bei Ellikon (348 m) erreicht. Ihr Gebiet umfaßt in den Kantonen St. Gallen, Appenzell, Thurgau und Zürich 1783 qkm.

Thuralpen, s. unter Alpen, Bd. I, S. 463.

Thürband (frz. fiche, penture; engl. hinge and loop, gemmel), an Thüren die Aufhängevorrichtung. Nach der Art des die Beweglichkeit vermittelnden Teils unterscheidet man Scharnierbänder (gewöhnliches Scharnierband, verkehrtes Scharnierband, Nußband, Kopfband), Haken- oder Aufsetzbänder (einfaches, gerades Band, gekröpftes Band, Wickelband, Fischband, Kreuzband), Zapfenbänder und Gabelbänder. (S. auch Thürschließer.)

Thürfeder, s. unter Thürschließer.

Thurgau, der nordöstlichste Kanton der Schweiz, wird im W. von Zürich, im S. von St. Gallen, im O. und N. vom Bodensee, dem Großherzogtum Baden, dem Untersee und dem Rhein begrenzt und umfaßt ein Areal von 988 qkm mit (1880) 99552 E. Die nördl. Hälfte gehört zum unmittelbaren Gebiete des Rheins; die südliche wird von der Thur und ihren Zuflüssen Sitter und Murg bewässert. Der T. ist ein freundliches Hügelland. Von den Ufern des Boden- und Untersees steigt das Land allmählich zu den Sandsteinhöhen und Plateaus des Seerückens (717 m) und des Ottenbergs (671 m) auf, an deren Südfuß sich das breite ebene Thal des Thur anlegt. Jenseit desselben werden die Hügelzüge etwas höher und die Nagelfluhkuppen des obern Murgthals, welche im äußersten Süden des Kantons gegen das Hörnli (1135 m) ansteigen, zeigen den Charakter der Voralpen. Von der Bodenfläche entfallen 19,8 Proz. auf Waldungen, 1,9 Proz. auf Weinberge, 63,3 Proz. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden, 15,5 Proz. sind unproduktiv (See- und Flußoberflächen u. s. w.). Das Klima ist mild; der Boden ergiebig und wohl angebaut; das ganze Land bildet einen einzigen großen Obstgarten. Die Bevölkerung ist deutscher Zunge und alamann. Stammes; 72 Proz. derselben sind reformiert, 27 Proz. katholisch; 1 Proz. entfallen auf Israeliten und andere Konfessionen. Die Haupterwerbszweige sind Acker-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, Industrie und Stickerei. Besonders reichen Ertrag liefert der Obstbau. Die besten Weine wachsen bei Arbon am Bodensee, bei der ehemaligen Kartause Ittingen und am Ottenberg. Nach der Zählung von 1886 zählt der Kanton 3218 Pferde, 47317 Rinder, 10418 Schweine, 569 Schafe, 7179 Ziegen, 8984 Bienenkörbe. Am Untersee ist auch die Fischerei, namentlich auf Blaufelchen (Gangfische) von Belang. Die Industrie ernährt 42,7 Proz. der Bevölkerung. Der lebhafte Handel wird begünstigt durch die Thurgauische Hypothekenbank in Frauenfeld und die Kantonalbank in Weinfelden, ferner durch ein reichentwickeltes Netz guter Landstraßen, den Dampfbootverkehr auf dem Bodensee und Rhein und mehrere Eisenbahnen. Durch den Norden führt dem See entlang die Linie Rorschach-Romanshorn-Konstanz-Etzweilen; durch die Mitte die Linie Winterthur-Frauenfeld-Romanshorn, von welcher südlich die Linie Sulgen-Bischofzell-Gossau abzweigt; der Süden wird von der Bahn Winterthur-St. Gallen-Rorschach durchschnitten. Hauptort ist Frauenfeld, von andern Ortschaften sind noch besonders zu erwähnen Romanshorn, die Städtchen Arbon, Bischofzell, Steckborn und Dießenhofen und das Dorf Weinfelden.

Die Verfassung ist demokratisch mit obligatorischem Gesetz- und Finanzreferendum, Initiative und Abberufungsrecht. Der Große Rat (je 1 Mitglied auf 250 Stimmberechtigte) ist beratende und gesetzgebende, der Regierungsrat (5 Mitglieder) vollziehende Behörde. Beide Räte werden vom Volke direkt gewählt. In administrativer Beziehung zerfällt der Kanton in acht Bezirke. An der Spitze jedes Bezirks steht ein Bezirksstatthalter und ein Bezirksrat. Jeder Bezirk besitzt ein eigenes Gericht. Oberste Instanz ist das Obergericht mit sieben Mitgliedern. Über Kriminalfälle urteilen die Geschworenen. Das Kirchenwesen steht unter je einer Synode und einem Kirchenrat für Reformierte und Katholiken, welch letztere unter dem Bistum Basel stehen. Für die Volksbildung sorgen außer Primär- und Sekundärschulen die Kantonsschule von Frauenfeld und das Lehrerseminar von Kreuzlingen (s. d.). In militärischer Beziehung gehört der Kanton zum Stammbezirk der 7. Division. Die Staatsrechnung von 1883 weist bei 1618000 Frs. Einnahmen und

1611000 Ausgaben ein bares Staatsvermögen von 2314000 Frs. auf. Das Wappen sind zwei goldene springende Löwen im von Silber und Grün schräg geteilten Felde.

Unter dem Namen T. wurde im Mittelalter die ganze nordöstl. Schweiz, östlich vom Aargau und nördlich von Rhätien begriffen; schon im 9. Jahrh. aber wurde davon das Land westlich von der obern Thur und der Töß als Zürichgau abgetrennt. Die Landgrafschaft T. kam 1097 an die Herzöge von Zähringen, die sie im Namen des Kaisers verwalteten. Nach dem Aussterben derselben (1218) teilten sich mehrere Herren in den Besitz des Landes. Unter andern besaß das Haus Kyburg, später als dessen Erbe das Haus Habsburg den größten Teil des jetzigen Kantons T., verlor aber denselben in den Kriegen mit den Eidgenossen, welche von 1460 an das Land als Eigentum besaßen und durch Landvögte als «Gemeine Herrschaft» verwalten ließen. Nach der Auflösung der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde aus den thurgauischen Vogteien einer der 18 Kantone der Helvetischen Republik gebildet; bei der Einführung der Mediationsverfassung 1803 trat T. in die Rechte eines selbständigen Kantons ein und gab sich eine repräsentativ-demokratische Verfassung mit beschränkter Stimmberechtigung und Wählbarkeit. Am 31. April 1831 wurde statt derselben eine neue, in demokratischem Sinne weiter entwickelte Verfassung vom Volke angenommen; doch wurde die repräsentativ-demokratische Staatsform beibehalten und auch durch die Revisionen von 1837 und 1848 nicht wesentlich modifiziert. Tiefer eingreifende Veränderungen brachte die demokratische Bewegung von 1868, welche zur Verfassung vom 28. Febr. 1869 führte und durch die Annahme des Referendums und die Initiative die rein demokratische Staatsform an die Stelle der repräsentativen setzte. Im Sonderbundskriege 1847 stand T. in der Reihe der bundestreuen Kantone, bei den Abstimmungen von 1872 und 1874 über Revision der Bundesverfassung auf der Seite der Annehmenden.

Vgl. Pupikofer, «Der Kanton T.» (St. Gallen 1837); Häberlin, «Der Kanton T. in seiner Entwickelung 1849—69» (Frauenfeld 1876).

Thurii oder **Thurioi**, griech. Stadt in Lucanien, s. Sybaris.

Thüringen heißt jetzt der Landstrich in Obersachsen, der sich zwischen Werra, Saale, dem Harz und dem Thüringerwalde ausbreitet. Das Volk der **Thüringer** wird zuerst zu Anfang des 5. Jahrh. bei Vegetius Renatus erwähnt, der ihre Pferde lobt, dann erscheinen sie unter den Verbündeten Attilas. Höchst wahrscheinlich sind sie die Nachkommen der alten Hermunduren, von deren Namen auch der ihrige abzuleiten ist. Ihr Reich erstreckte sich von der niedersächs. Tiefebene südwärts bis gegen die Donau hin, der letzte König derselben, Hermanfried, suchte gegen die wachsende Macht des Frankenkönigs Chlodwig Schutz im Anschluß an den Ostgoten Theodorich d. Gr., mit dessen Nichte Amalaberga er sich vermählte; nach Theodorichs Tode aber wurde er von Chlodwigs Sohne, Theodorich von Austrasien, in Verbindung mit den Sachsen angegriffen, 530 an der Unstrut geschlagen und in Zülpich verräterisch getötet, sein Reich vernichtet. Der nördliche Teil desselben fiel den Sachsen zu und nur der Name des Nordthüringergaues erinnerte hier später noch an die frühere Herrschaft, der südliche, die Maingegend, nahm von den einwandernden fränkischen Ansiedlern den Namen Franken an, der Name T. blieb nur an dem von der Werra und Saale, dem Harz und dem Thüringerwalde begrenzten Landstriche haften, welcher in den Nordschwabengau, den Hessagau, den Wester-, Oster- und Altgau, das Eichsfeld u. s. w. zerfiel. Unter den spätern schwachen Merovingern erhoben sich in T., vermutlich als Schützer des Landes gegen die von Osten her andringenden Sorben, von denen es durch die Saale geschieden war, eigene Herzöge; König Dagobert I. anerkannte in dieser Würde den Ratolf, um 630, der nach Unabhängigkeit strebend dann gegen König Siegbert kämpfte und nur dem Namen nach die Oberherrlichkeit des Frankenreichs ertrug. Seine Nachfolger nahmen ihren Sitz zu Würzburg. Auch in T. wurde der erste Same des Christentums durch brit. Sendboten ausgestreut, fester verknüpfte das Land sowohl mit der röm. Kirche als mit der fränk. Oberherrschaft die Bekehrungsthätigkeit des Bonifacius, doch kam die von ihm beabsichtigte Gründung eines Bistums zu Erfurt nicht zur Ausführung.

T. wurde seitdem von fränk. Grafen verwaltet; eine Verschwörung thüring. Großen um 785, an deren Spitze Hardrat stand, wurde von Karl d. Gr. energisch im Entstehen erstickt. T. bildete seit diesem Herrscher den Ausgangspunkt für die Unterwerfung der Sorben, 805 wird Madalgaud als ein über T. gesetzter Königsbote genannt, der zu Erfurt saß und dessen Amtsbezirk bis an den Main reichte; mit der Zeit hat sich, wie es scheint, aus dieser missatischen Gewalt eine ständige entwickelt, aus den mit außerordentlichen Vollmachten bekleideten Königsboten wurden Markgrafen; 839 erscheint zuerst die Bezeichnung ducatus Toringubae cum marchis suis, der erste namentlich genannte Vorsteher der Thüringischen Mark war Thakulf (849), der 873 starb. Sein Nachfolger Ratolf unterwarf 874 im Verein mit Erzbischof Liutbert von Mainz die empörten Sorben an der Mulde. Diesem folgte der Babenberger Poppo, dem jedoch König Arnulf, vielleicht weil er ihm den Tod des von den Sorben im Ririquidiwalde erschlagenen Bischofs Arnt von Würzburg schuld gab, 892 die herzogliche Würde entzog, um sie auf den ostfränk. Grafen Konrad, den Vater des nachherigen Königs Konrad I., zu übertragen. Nachdem dieser sie bald freiwillig niedergelegt hatte, erhielt sie Burkhard, der 908 gegen die Ungarn fiel. Unter ihm erhob sich das auf das Amt der Grenzverteidigung gestützte thüring. Herzogtum zu größerer Geltung als je zuvor, aber er erhielt keinen Nachfolger. Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, dehnte nun seine Gewalt auch über T. aus; sein Sohn Heinrich befestigte seine Macht über T. durch Vermählung mit Hatheburg, der Tochter des reichen Grafen Erwin, machte Merseburg zum Hauptstützpunkt derselben, und vergebens suchte König Konrad I. sie ihm zu schmälern.

Durch diese Verbindung mit Sachsen, sowie durch die Vorschiebung der deutschen Ostgrenze, die ihm die Bedeutung einer Grenzmark raubte, verlor T. seine selbständige Stellung, bildete aber neben Sachsen die Grundlage für die Macht des sächsischen Hauses. Die Könige desselben hatten hier reichen Grundbesitz, Merseburg, Allstedt, Walhausen waren Pfalzen derselben, zu Nordhausen, Mühlhausen, Memleben, Saalfeld, Erfurt hielten sie sich wiederholt auf. In kirchlicher Beziehung stand T. unter der

mainzer Kirche, die hier reichen Besitz hatte, wie neben ihr auch die Klöster Fulda und Hersfeld; eine oberhirtliche geistliche Thätigkeit der Erzbischöfe von Mainz über T. ist jedoch erst seit dem 12. Jahrh. wahrnehmbar. Ekkehards Absichten auf T. stießen vornehmlich bei den Grafen von Weimar auf Widerstand, die seit Ekkehards Ermordung 1002 das mächtigste Haus im Lande wurden. Graf Wilhelm II. von Weimar erwarb sich den Dank der Thüringer, indem er bei König Heinrich II. den Erlaß des von alters her zu entrichtenden verhaßten Schweinezinses erwirkte. Seine Enkel Wilhelm IV. und Otto bekleideten nacheinander die markgräfliche Würde von Meißen, mit letzterm erlosch das Haus Weimar; um von dem Erzbischof Siegfried von Mainz die Belehnung mit den mainzischen Lehen zu erhalten, hatte er demselben versprochen, die Thüringer zur Zahlung des verabscheuten Zehntens an die mainzer Kirche zu zwingen. Dieser Zehntstreit kam erst 1073 auf einer Synode zu Erfurt unter Teilnahme König Heinrichs IV. im wesentlichen zu Gunsten des Erzbischofs zum Austrag. Die Unzufriedenheit über diese Entscheidung bewog einen Teil der thüring. Herren, sich den aufständischen Sachsen anzuschließen. Während dieser Kriege trat ein von bescheidenen Anfängen aus aufblühendes Geschlecht hervor, welchem es gelang, durch mühsame Arbeit, Thatkraft und Glück sich zur Führerschaft des ganzen Stammes aufzuschwingen. Ahnherr desselben ist Graf Ludwig der Bärtige, wahrscheinlich nicht, wie die unzuverlässige reinhardsbrunner Tradition will, ein Einwanderer aus der Fremde, sondern einem von alters her in T. angesessenen Geschlecht entstammt und ein Lehnsmann des mainzer Stuhls, zuerst erwähnt 1039 als ein Seitenverwandter Kaiser Konrads II. und seiner Gemahlin Gisela; durch seine Gemahlin Cäcilie erwarb er Sangerhausen und starb 1056.

Sein älterer Sohn, Ludwig der Springer, der angebliche Erbauer der Wartburg, sowie der der Naumburg (Freiburg a. U.) und des Klosters Reinhardsbrunn, der Wiederhersteller des verwüsteten Eisenach, förderte die Entwickelung seines Hauses durch seine Vermählung mit der Witwe des ermordeten Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen. Von dem Kampfe der Großen gegen den Kaiser Heinrich IV. zog er sich bald mit kluger Mäßigung zurück, dagegen entzweite ihn seine Teilnahme an der weimarer Erbfehde mit Kaiser Heinrich V.; infolge der Niederlage der Verbündeten bei Warnstädt mußte er sich 1113 dem Kaiser zu Dortmund übergeben und erlangte seine Freiheit erst gegen Auslieferung der Wartburg zurück; allein 6. Jan. 1114 wurde er in Mainz abermals gefangen genommen und seitdem in Haft gehalten, bis seine Söhne, die den Kampf gegen den Kaiser fortgesetzt hatten, seine Freilassung 1116 erwirkten. Er starb 7. Mai 1123 als Mönch zu Reinhardsbrunn. Sein gleichnamiger Sohn (gest. 12. Jan. 1140) erwarb durch seine Gemahlin Hedwig von Gudensberg ansehnlichen Besitz in Hessen, wichtiger noch war, daß Kaiser Lothar ihn mit der landgräflichen Würde über Thüringen bekleidete, die zuerst Graf Hermann I. von Winzenburg besessen hatte, deren aber dessen Sohn Hermann II. 1130 wegen begangenen Mordes verlustig gegangen war. Dadurch gewann die Landgrafschaft eine ganz andere, umfassendere Bedeutung. Erst durch dieses Geschlecht gelangte nun T. zur Einheit und damit zu einer ebenso eigentümlichen als lebendigen innern Entwickelung, die in dem materiellen Gedeihen des Landes, dem blühenden Bodenbau, dem Wachstum der Städte, in der Pflege der Dichtkunst und in dem anmutigen Reichtum der das landgräfliche Haus umrankenden Sage ihre schönsten Früchte getrieben hat. Zu Mittelhausen hielt der Landgraf jährlich dreimal im Namen des Kaisers Gericht, außerdem gab es noch vier Dingstühle zu Gotha, Thomasbrück, Weißensee und Buttelstädt. Unter den Städten T.s hob sich besonders Erfurt und im Schutz der Wartburg Eisenach. Obgleich Lothars Freund und Günstling, schloß sich Landgraf Ludwig I. seit 1138 entschieden dem staufischen Könige Konrad III. an, der dafür seine Nichte Judith mit dessen ältestem Sohne verlobte, und wurde dadurch ein Gegner der Welfen, deren Güter bis in das nördliche T. hereinreichten.

Ludwig II. (s. d.) der Eiserne (1140 bis 14. Okt. 1172), mehr durch die Sage als die Geschichte berühmt, nahm teil an den Heerfahrten seines Schwagers, Kaisers Friedrich I., nach Italien, sowie an der Fehde sächsischer Großen gegen Heinrich den Löwen und an der mainzer Bischofsfehde, und stiftete die Klöster Georgenthal, Ichtershausen und Roßleben. Sein Sohn Ludwig III. der Milde, 1172—1190, bekriegte 1173 zu Gunsten seines kaiserl. Oheims die Söhne Albrechts des Bären, überwältigte die Grafen Erwin von Gleichen und Heinrich von Schwarzburg, sowie das von diesen aufgereizte Erfurt, und schloß sich, dem bisherigen Bunde mit Heinrich dem Löwen entsagend, der Bekämpfung desselben an, fiel aber bei Weißensee in dessen Gefangenschaft. Der Lohn für diesen Parteiwechsel war wohl 1179 die Verleihung der durch Adalberts von Sommerschenburg erledigten Pfalzgrafenwürde, auf die er jedoch 1181 zu Gunsten seines Bruders Hermann verzichtete, wogegen er allein in das Erbe ihres verstorbenen Bruders Heinrich eintrat. Seine Fehde mit Markgraf Otto von Meißen, der sich in T. ansässig zu machen suchte, schlichtete der Kaiser. Diesen begleitete er 1189 auf einer Kreuzfahrt, starb aber auf der Rückfahrt von Ptolemais 16. Okt. 1190. Da er keine Nachkommen hinterließ, folgte ihm sein Bruder Hermann I. (1190 bis April 1217), der gegen Markgraf Albrecht von Meißen, die Erzbischöfe Konrad von Mainz und Adolf von Köln u. a. zahlreiche Fehden führte und sich durch den Wankelmut, mit dem er während des Doppelreichs bald die staufische, bald die welfische Partei ergriff und dadurch T. wiederholt zum Schauplatz des Kriegs machte, einen übeln Namen erworben hat; nur durch seine Begünstigung der Dichtkunst hat er ein besseres Andenken hinterlassen. Sein jugendlicher Sohn Ludwig IV. der Heilige, der Gemahl der heil. Elisabeth, stillte als Vormund seines Neffen Markgraf Heinrich des Erlauchten die in Meißen und Osterland ausgebrochenen Unruhen, starb aber schon 11. Sept. 1227 zu Otranto an der Pest, im Begriff an Kaiser Friedrichs II. Kreuzzug teilzunehmen. Für seinen erst vierjährigen Sohn Hermann II. führte dessen Oheim Heinrich Raspe die Vormundschaft, der die Landgräfin-Witwe Elisabeth von der Wartburg verstieß und nach Hermanns 3. Jan. 1242 erfolgtem Tode selbst als Landgraf folgte. Obgleich von Friedrich II. zum Reichsverweser bestellt, ließ er sich doch durch die päpstliche Partei verleiten als Gegenkönig aufzutreten.

Nachdem mit Heinrich Raspes Tode 17. Febr. 1247 der Mannsstamm Ludwigs des Bärtigen erloschen war, ergriff Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen auf Grund seiner Abstammung von Jutta, einer Tochter Hermanns I., sowie der 30. Juni 1242 von Kaiser Friedrich II. erhaltenen Eventualbelehnung von der Landgrafschaft Besitz und behauptete sich darin sowohl gegen den Widerstand des Adels als gegen die Ansprüche des Grafen Siegfried von Anhalt, ebenfalls eines Enkels von Landgraf Hermann I. (Weißenfelser Vergleich 1. Febr. 1249), während Sophie, die Gemahlin Herzog Heinrichs von Brabant und Tochter Ludwigs IV. des Heiligen, sich anfangs mit den Allodien in Hessen begnügte, bei deren Behauptung Heinrich sie gegen den Erzbischof von Mainz unterstützte. Am 2. März 1250 übertrug ihm Sophie zu Eisenach nebst der Vormundschaft über ihren zweiten Sohn Heinrich zugleich Hessen und die Wartburg zu getreuer Hand und durch den Ottstädter Vergleich, 16. Mai 1254, erhielt er vorläufig auch die mainzer Lehen in T. Später jedoch trat Sophie, vermutlich von ihrem Eidam Herzog Albrecht von Braunschweig beeinflußt, mit weiter gehenden Ansprüchen hervor; sie entzündete dadurch eine neue Fehde in T., mußte aber nach der Niederlage und Gefangennahme Herzog Albrechts bei Wettin, 23. Okt. 1263, allen weitern Ansprüchen auf dieses Land entsagen. Heinrich übertrug die Verwaltung T.s seinem Stiefbruder, dem Grafen Hermann von Henneberg, später die Landgrafschaft selbst seinem ältesten Sohne Albrecht dem Entarteten. Dieser geriet jedoch in Streitigkeiten nicht bloß mit seinem Bruder Dietrich und seinem Vater, sondern, nachdem seine Gemahlin Margareta in Unfrieden vor ihm von der Wartburg entwichen, auch mit seinen Söhnen Friedrich (dem Freidigen) und Diezmann, weil er deren Erbteil zu Gunsten seines mit Kunigunde von Eisenberg erzeugten Sohnes Apitz verkürzen wollte. König Rudolf von Habsburg suchte das dem Reiche ganz entfremdete Gebiet demselben wieder fester einzufügen, indem er 1277 den Herzögen von Sachsen und von Braunschweig die Verweserschaft über alle Reichsgüter in T. übertrug, auch 1289 ein Jahr lang seinen Aufenthalt in Erfurt aufschlug und den Landfrieden mit Strenge schützte. Sein Nachfolger Adolf von Nassau aber benutzte die Zerwürfnisse im landgräflichen Hause, um sich von Albrecht die Nachfolge in T. gegen 12000 Mark Silber zusichern zu lassen und in einem verwüstenden Kriege das Land dem jungen Landgrafen zu entreißen. Nach Adolfs Sturz hielt auch sein Nachfolger Albrecht I. den Anspruch auf T. fest, aber das glückliche Treffen bei Lucka 31. Mai 1307 und Albrechts baldiger Tod ermöglichten es den Brüdern Friedrich und Diezmann, sich wieder in den Besitz T.s zu setzen, auch das widerspenstige Eisenach und Erfurt zur Unterwerfung zu bringen, und in dem Vertrage zu Prag 13. Dez. 1310 erkannte Kaiser Heinrich VII. Friedrichs des Freidigen Erbrecht auf T. und Meißen feierlich an. Doch hatte Friedrich noch 1310—12 mit der Widersetzlichkeit der Städte Erfurt (das nur unter der Schutzherrschaft der Landgrafen stand, während Erbherr der Stadt der Erzbischof von Mainz war), Nordhausen und Mühlhausen zu schaffen.

Sein Sohn Friedrich der Ernsthafte (1324 bis 18. Nov. 1349), der anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth von Arnshaugk und des Grafen Heinrich XVI. von Schwarzburg, später an dessen Stelle des Heinrich Reuß von Plauen stand, verdankt seinen Beinamen dem Ernste und der Energie, womit er in der sog. Grafenfehde die Grafen von Weimar-Orlamünde, von Schwarzburg und andere thüringische Große zur Unterwerfung unter die landgräfliche Landeshoheit zwang. Von seinen drei Söhnen, die anfangs gemeinschaftlich regierten, erwarben Friedrich der Strenge (1349—81) und Balthasar (1349—1406) durch Heirat, jener mit Katharina von Henneberg, dieser mit Margareta, der Tochter des Burggrafen Albert von Nürnberg, die hauptsächlichsten Teile der Grafschaft Henneberg, die Pflege Coburg, die Ämter Hildburghausen, Heldburg, Ummerstadt u. s. w., letzterer erbte auch die Grafschaft Käfernburg. In Gemeinschaft mit ihrem dritten Bruder Wilhelm dem Einäugigen entrissen sie den besiegten Vögten von Plauen 1369 Ziegenrück, Auma und Triptis, kauften die Herrschaft Sangerhausen, schlossen 1373 mit den Landgrafen Heinrich und Hermann von Hessen eine Erbverbrüderung und teilten endlich 1379 ihre Länder so, daß Friedrich das Osterland, Balthasar T. und Wilhelm Meißen erhielt. Auf Balthasar folgte 1406 sein Sohn Friedrich der Friedfertige, dem aus dem Erbe seines Oheims Wilhelm I. 1410 auch Dresden und ein großer Teil von Meißen zufiel, doch mußte er seinen osterländischen Vettern, Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm II., welche den eigennützigen Einfluß seines Schwiegervaters Günther von Schwarzburg auf den schwachen und kinderlosen Landgrafen fürchteten, gestatten, daß sie sich noch bei seinen Lebzeiten in allen Städten T.s als rechtmäßigen Erben huldigen ließen. Nach seinem Tode 1440 fiel T. an Friedrichs des Streitbaren Söhne, Kurfürst Friedrich II., den Sanftmütigen, und Wilhelm III., welche es anfangs gemeinschaftlich regierten, bis sie ihre Länder durch den Altenburger Vertrag 1445 teilten, wobei T. Wilhelm erhielt, und da auch dieser 1482 ohne Leibeserben starb, fiel T. an die Söhne Friedrichs des Sanftmütigen, Ernst und Albert, welche 26. Aug. 1485 eine förmliche Landesteilung vornahmen. T. nebst andern Landesteilen erhielt durch dieselbe Kurfürst Ernst. Der damals geschaffene Besitzstand wurde jedoch durch die Wittenberger Kapitulation vom 19. Mai 1547 gänzlich geändert: Kurfürst Moritz, den Kaiser Karl V. mit den Ländern des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich belehnte, überließ den Söhnen des letztern die Ämter, Städte und Schlösser Gerstungen, Eisenach, Wartburg, Kreuzburg, Tenneberg, Waltershausen, Leuchtenberg, Roda, Orlamünde, Gotha, Jena, Kapellendorf, Roßla, Weimar, Wachsenburg, Dornburg, Camburg, Buttstädt, Buttelstädt, Arnshaugk, Weida und Ziegenrück, die Herrschaft Saalfeld und eine Anzahl Klöster. Aus diesen Besitzungen haben sich allmählich die Sachsen-Ernestinischen Herzogtümer gebildet, die übrigen wettinischen Teile T.s blieben mit dem Kurfürstentum und spätern Königreich Sachsen vereinigt, bis dieselben durch die Teilung von 1815 davon abgetrennt wurden.

Als Vater der thüringischen Geschichte ist Sagittarius anzusehen, welcher verschiedene Teile derselben monographisch behandelt hat. Aus seinen Handschriften zog Klotzsch seine «Thüringische Geschichte» (Chemnitz 1772). Vgl. Galletti, «Geschichte T.s» (6 Bde., Gotha 1781—85); Wachter, «Thü-

ringische und obersächsische Geschichte» (3 Bde., Lpz. 1826—30); Knochenhauer, «Geschichte T.s in der karolingischen und sächsischen Zeit» (Gotha 1863); derselbe, «Geschichte T.s zur Zeit des ersten Landgrafenhauses» (Gotha 1871); «Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte» (Jena 1854 fg.); Michelsen, «Codex Thuringiae diplomaticus» (Bd. 1, Jena 1854 fg.); Rein, «Thuringia sacra» (Weim. 1863); Gebhardt, «Thüringische Kirchengeschichte» (3 Bde., Gotha 1879 fg.); Bechstein, «Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes» (Hildburgh. 1835).

Thüringerwald, stark bewaldetes Gebirge in Mitteldeutschland, welches im Südosten mit dem Fichtelgebirge zusammenhängt, an seiner südwestl. Grenze dem Rhöngebirge sich anschließt und mit seinen nördl. Ausläufern bis an den Harz hinanstreift. Ein 110 km langer kettenförmiger Gebirgszug von 15—30 km Breite, ohne scharfe Spitzen und Zacken, mit einem schmalen, in seiner größten Ausdehnung, höchstens 3,8 km breiten Kamm, erhebt es sich in der Nähe der Städte Eisenach, Marksuhl und Salzungen aus dem Werrathal und zieht sich südöstlich an der Grenze der vormaligen Obersächsischen und Fränkischen Kreise fort, bis es in der Gegend von Lobenstein ins Saalthal und in der Gegend von Kronach ins Mainthal abfällt. Der südöstliche, einige 30 m niedrigere Teil, welcher auf dem linken Ufer der Saale vom Döbraberge bis zum Fichtelgebirge, etwa 30 km lang, sich erstreckt, heißt der Frankenwald. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen meist mit Tannen-, Fichten- und an einigen Stellen mit Laubholzwald bestanden und hat an seinen Abhängen reizende Landschaften und herrliche Thäler. Nordöstlich nach dem innern Thüringen und gegen die obere Saale ist der Abfall steil, südwestlich in das obere Werrathal sanfter. Auf der Höhe des Rückens vom Anfang des Gebirges läuft ununterbrochen ein größtenteils fahrbarer Weg, der Rennsteig, eigentlich Rainsteig, d. i. Grenzweg, von Hörschel an der Werra bis Blankenstein an der Saale, der, meist die alte Gau-, Sprach-, Rechts- und Bistumsgrenze zwischen Franken und Thüringen bildend, nur wenig bewohnte Orte berührt. Die höchsten Spitzen des Gebirges sind der Große Beerberg, 983 m hoch; diesem gegenüber der Schneekopf 976 m; Wildekopf 949 m; Sommerbachskopf 945 m; Reisenkopf 944 m; Fichtenkopf 943 m; Finsterberg bei Schmiedefeld 946 m; Sattelbachskopf 932 m; Inselsberg 916 m; Schmücke 911 m; Eisenberg 912 m. Der Rickelhahn hat 812 m Meereshöhe, der Dollmar, am äußersten Ende eines der südwestl. Gebirgsarme, dessen große runde Basaltgruppe auf der ganzen fränk. Seite gesehen wird, 740 m. Die höchste Wohnung ist der Gasthof (911 m) auf der Schmücke, das höchst gelegene Dorf Igelshieb (835 m). Von den Heilquellen des Gebirges sind namentlich die Mineralquellen zu Liebenstein und Schmalkalden, die Solbäder zu Salzungen, Sulza, Kösen und Köstritz zu nennen. Hierzu sind neuerdings zahlreiche Fichtennadel- und andere künstliche Bäder, z. B. in Schleusingen, Blankenburg, Berka an der Ilm u. s. w., sowie Wasserheilanstalten in Liebenstein, Ilmenau und Elgersburg gekommen, und noch mehr wird der T. von Bewohnern der norddeutschen Ebene als Sommeraufenthalt benutzt. Friedrichroda bei Reinhardsbrunn ist ein vielbesuchter Erholungsort geworden. Luftkurorte sind Oberhof, Berka, Thal.

Die am häufigsten vorkommenden Felsarten des Gebirges sind Granit, Porphyr und Thonschiefer; von Metallen findet man Eisen in großer Menge. Auf dem T. entspringen die Gera, die Wipper, die Ilm, Schwarza und Loquitz, die zur Unstrut und Saale fließen, die Rodach, Haslach, Steinach und Itz, die zum Maingebiet gehören, und die Werra mit der Hörsel und Leina. Teile des T. gehören zu Weimar, Meiningen, Coburg-Gotha, Preußen, Schwarzburg und Reuß. Die Thäler und Vorlande des T. bergen zum Teil eine lebhafte Industrie so Porzellanfabrikation, Glashütten, Holz- und Spielwarenfabriken (Sonneberg), Schieferindustrie (Lehesten), Meerschaumpfeifen- und sonstige Pfeifenindustrie (Ruhla), Schußwaffenfabriken (Mehlis und Suhl), berühmte Thonwaren in Gerstungen, Eisenach und Bürgel. Der T. wird sehr viel besucht und ist eins der wegsamsten Gebirge Deutschlands; zahlreiche vortreffliche Straßen durchkreuzen ihn nach allen Richtungen und mehrere Eisenbahnen umschließen das Gebirge: im Norden die Linie Naumburg-Eisenach der Preußischen Staatsbahnen, im Osten die Saalbahn, im Südwesten und Westen die Werrabahn; diese senden mehrfach Zweigbahnen ins Innere des Gebirges; worunter die Linie Neudietendorf-Plaue-Ritschenhausen durch den 3030 m langen Tunnel bemerkenswert ist, welcher den T. in der Richtung von Südwest nach Nordost zwischen den Stationen Oberhof und Gräfenroda durchbricht.

Litteratur. Völker, «Das Thüringerwaldgebirge» (2 Bde., Weim. 1836); Storch, «Wanderbuch durch den T.» (2. Aufl., Gotha 1851); Müller von der Werra, «Thüringen» (Lpz. 1861); Schwerdt und Ziegler, «Neuestes Reisehandbuch für Thüringen» (3. Aufl., Lpz. 1878); Edwin Müller, «Der T.» (12. Aufl., Berl. 1883); Anding und Radefeld, «Thüringen» (8. Aufl., Lpz. 1885); Gräf, «Karte von Thüringen», 1:325000 (Weim.); Vogel, «Topographische Karte vom T.», 1:150000 (Gotha, Perthes); Gräf, «Spezialkarte vom T.», 5 Bl., 1:103000 (Weim., Geogr. Institut; neue Bearbeitung 1886); Gräf und Kettler, «Verkehrswandkarte von T.», 4 Bl., 1:100000 (Weim., Geogr. Institut, 1886).

Thüringische Pforte, s. u. Finne (Gebirge).

Thüringische Staaten, eine Kollektivbezeichnung für die Sachsen-Ernestinischen Länder und die Fürstentümer Reuß und Schwarzburg.

Thurles, Stadt in der Grafschaft Tipperary der irischen Provinz Munster, links am Suir, in fruchtbarer Gegend, Station der Hauptlinie Dublin-Cork der irischen Great-Southern and Westernbahn, hat 5332 E., ein kath. Seminar, zwei Nonnenklöster und Ruinen eines Templerschlosses.

Thurm, s. Turm.

Thurmayr (Johannes), auch Turmair, bayr. Geschichtschreiber, war 4. Juli 1477 zu Abensberg geboren, weshalb er sich gewöhnlich Aventinus nannte. Er studierte zu Ingolstadt, dann in Paris, hielt sich hierauf einige Zeit in Wien auf, ging später nach Polen und wurde, nachdem er von dort nach Ingolstadt zurückgekehrt, 1508 Lehrer der jüngern Brüder des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern. Den Prinzen Ernst von Bayern begleitete er 1515 nach Italien, wurde 1517 bayr. Historiograph, und sammelte mit großem Eifer Geschichtsquellen, von welchen sich sehr wichtige nur in seinen Abschriften erhalten haben. Obgleich humanistisch gebildet,

hat er doch die Vorzeit phantastisch ausgemalt und verfährt überhaupt sehr willkürlich, bringt aber in den wirklichen Zusammenhang der Dinge ein. Seine lebhaft patriotischen und reformatorischen Tendenzen bringt er indirekt in Reden und Reflexionen aus frühern Zeitaltern zum Ausdruck. Nach manchen harten Schicksalen, indem man ihn namentlich auch in den Verdacht der Ketzerei gebracht hatte, starb er zu Regensburg 9. Jan. 1534. Seine Hauptwerke sind die «Annales Bojorum» und das «Chronicon Bavariae» (Nürnb. 1522). Durch die «Rudimenta grammaticae latinae» (1512) machte er sich auch um die Philologie in Deutschland verdient. Von der durch die münchener Akademie der Wissenschaften veranlaßten Gesamtausgabe seiner Werke sind 3 Bände erschienen (Bd. 2, 3 enthalten die «Annales Bojorum»). Vgl. die Biographien von Wiedemann (Freising 1858) und Dittmar (Nördl. 1862); ferner Döllinger, «Aventin und seine Zeit» (Münch. 1877); W. Meyer «Philolog. Bemerkungen zu Aventins Annalen» (Münch. 1886).

Thurmberg, s. unter Schönberg (Kreis Karthaus).

Thurn (Heinrich Matthias, Graf von), Haupt des böhm. Aufruhrs, der den Dreißigjährigen Krieg einleitete, geb. 1580, stammte von protestant. Eltern. Infolge seiner Tapferkeit gegen die Türken verlieh ihm Kaiser Rudolf II. das Burggrafentum der Feste Karlstein in Böhmen. Seine Mitwirkung an dem Erlaß des Majestätsbriefs erwarb ihm das Vertrauen seiner Glaubensgenossen, sodaß ihn die Stände zu einem der dreißig Defensores fidei wählten. Gereizt durch die Verletzungen des Majestätsbriefs unter Kaiser Matthias, durch die Bedrängnis, die über den Protestantismus hereinzubrechen drohte, und durch die ihm plötzlich widerfahrene Entziehung des Burggrafentums, gab er 23. Mai 1618 in Prag das Zeichen zum Aufstande der böhm. Protestanten. Als Feldherr des ständischen Heeres drang er im Juni und Nov. 1619 bis Wien vor, versäumte aber, durch raschen Angriff die Stadt zu nehmen, und mußte schließlich abziehen. Nach der Niederlage am Weißen Berge (8. Nov. 1620) floh er zu Bethlen Gabor nach Siebenbürgen. Später schloß er sich an Gustav Adolf an und nahm an den Schlachten bei Leipzig 1631 und bei Lützen 1632 teil; 1633 stand er an der Spitze eines kleines schwed. Korps in Schlesien, ließ sich mit Wallenstein in fruchtlose Unterhandlungen ein und wurde im Okt. 1633 bei Steinau a. O. von diesem zur Kapitulation genötigt. Seine bald danach erfolgte Freilassung überlebte er nur kurze Zeit. Vgl. Hallwich, «Heinrich Matthias T. als Zeuge im Prozeß Wallenstein» (Lpz. 1883).

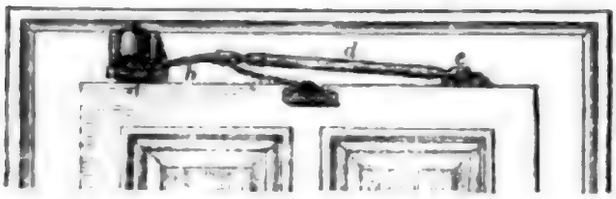
Thurnau, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Kulmbach, an einem linken Zufluß des Roten Main und am Nordostrande des Fränkischen Jura, 350 m über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1375 E. und hat eine evang. Pfarrkirche und ein gräfl. von Giechsches Schloß.

Thürnberg, Bergstock südlich von Hallein, s. Dürnberg.

Thurn und Taxis (frz. de la Tour et Taxis, ital. della Torre e Tassis), ein ehemals reichsunmittelbares Haus in Deutschland, dessen eigentlicher Stammname Taxis und welcher mit dem mailänder Geschlecht de la Torre (oder Thurn) trotz des später (1650) erfolgten Namens- und Wappenanschlusses keineswegs nachweisbar gemeinsame Abstammung besitzt. Den rittermäßigen Reichsadel erlangte die Familie, den neuesten Feststellungen zufolge, durch ein vom Kaiser Max I. d. d. Trier 31. Mai 1512 ausgestelltes Diplom. Von den in diesem Diplom genannten Brüdern und Vettern errichtete Franz von Taxis 1516 die erste wirkliche Post zwischen Wien und Brüssel (s. Postwesen) und begründete dadurch den Glanz und Reichtum seines Hauses. Der Beleihung mit dem Generalpostmeisteramt im Deutschen Reich und in den Spanischen Niederlanden folgte die Erhebung zum Reichsfreiherrn 1608, zum Reichsgrafen 1624, der Titel eines Grafen von Thurn und Valsassina 1650. Endlich erhielt Graf Eugen Alexander Franz den span.-niederländ. Fürstenstand 1680 und 1681, sowie den Reichsfürstentitel 1686 und 1695. Sein Enkel, Fürst Alexander Ferdinand (geb. 1704, gest. 1773), bewirkte die Erhebung seines reichslehnbaren Reichs-General-Erbpostmeisteramts 1744 zu einem Reichsthronlehn und wurde 1754 als Reichsstand mit einer Virilstimme in den Reichsfürstenrat eingeführt. Dessen Sohn Fürst Karl Anselm (geb. 1733, gest. 1805), kaufte 1785 die reichsunmittelbaren Herrschaften Friedberg, Scheer, Dürmentingen und Bussen, die 1787 zu einer gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben wurden und ihm Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des Schwäbischen Kreises verschafften. Als Entschädigung für den Verlust der Posten in den österr. Niederlanden und auf dem linken Rheinufer erhielt das Thurn und Taxissche Haus im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das gefürstete Damenstift Buchau nebst Stadt, die Abteien Marchthal und Neresheim, das Amt Ostrach, die Herrschaften Schemmerberg und die Weiler Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten. Von Preußen erhielt es als Entschädigung 1819 drei in der Provinz Posen gelegene Domänenämter, die zu einem Fürstentum Krotoschin erhoben wurden, und 28. Jan. 1867 für die Überlassung seiner sämtlichen Postgerechtsame 3 Mill. Thlr. Außerdem besitzt das Haus mehrere Herrschaften unter württemb. und bayr. Oberhoheit, vier Herrschaften in Böhmen und die Domänen des ehemaligen (1681 errichteten) Fürstentums Thurn und Taxis in der belg. Provinz Hennegau. Gegenwärtiger Standesherr ist Fürst Albert, geb. 8. Mai 1867, Sohn des Erbprinzen Maximilian (gest. 26. Juni 1867) und der Herzogin Helene in Bayern, welcher 2. Juni 1885 seinem Bruder, dem Fürsten Maximilian, succedierte und unter Vormundschaft seiner Mutter steht. Derselbe hat seine Residenz zu Regensburg. Eine Sekundogenitur des Hauses Thurn und Taxis bildet die Nachkommenschaft des Prinzen Maximilian Joseph (geb. 1769, gest. 1831), Halbbruder des genannten Fürsten Karl Anselm. Gegenwärtiges Haupt dieser in Böhmen etablierten Nebenlinie ist dessen Enkel, Fürst Hugo, geb. 3. Juli 1817, der zu Prag residiert. Vatersbruder des Fürsten Hugo war Prinz Karl Theodor von T., geb. 17. Juli 1797, bayr. General der Kavallerie und Mitglied der bayr. Kammer der Reichsräte. Derselbe kommandierte im Kriege von 1866 das Kavalleriereservekorps gegen Preußen, wurde bald nach dem Frieden zur Disposition gestellt und starb zu München 21. Juni 1868. Das ursprüngliche Stammwappen zeigt einen silbernen Dachs im blauen Felde.

Thurócz oder Turocz, Komitat des Königreichs Ungarn, im Kreiſe diesſeit der Donau, zählt auf 1150,25 qkm 45933 E. (1880) und iſt eine von den Centralkarpaten und andern Karpatenzweigen rings umgebene, wellenförmige, von der Waag und deren Zufluß Thurócz bewäſſerte, fruchtbare Hochebene mit kühlem, aber geſundem Klima. Die ausgedehnten Waldungen liefern vortreffliche Holzgattungen und bergen mancherlei Wild, auch Wölfe. Die üppigen Wieſen und Triften begünſtigen die Vieh-, beſonders die Schafzucht; der Ackerboden trägt namentlich Buchweizen, vorzügliche ſüße Rüben, Hülſenfrüchte, Mohn und Flachs. Aus den Wacholderbeeren verfertigt man Branntwein, Boroviczka genannt. In alten Zeiten gab es hier auch Bergwerke, die aber jetzt verfallen ſind. Kalkſtein wird beſonders in den ſüdl. Bergen viel angetroffen; auch fehlt es nicht an Mineralquellen. Die Bevölkerung iſt vorwiegend ſlowakiſch (76,58 Proz.), außerdem wohnen hier noch Deutſche (20,27 Proz.) und Magyaren (2,40 Proz.). Der Konfeſſion nach bekennt ſich die Mehrzahl der Einwohner zur lutheriſchen (55,04 Proz.) und röm.-kath. (40,09 Proz.) Kirche; 4,76 Proz. ſind Juden. Die Bevölkerung beſchäftigt ſich außer dem ſpärlichen Ackerbau und der Viehzucht auch mit Kleingewerbe und Handel, namentlich mit Hauſierhandel (Draht- oder Raſtelbinder). Das Komitat zerfällt in zwei Bezirke. Der Hauptort Szent-Márton, ein Marktflecken an der Thurócz, hat 2341 E., eine kath. und eine prot. Kirche, eine Synagoge und ein ſchönes Komitatshaus.

Thürſchließer, meiſt durch Federn, durch Gewichte, durch die Elaſticität des vulkaniſierten Kautſchuks oder durch Luftdruck wirkende Vorrichtungen, mittels deren ein ſelbſtthätiges Schließen der Thüren ohne heftiges Zuſchlagen derſelben erreicht werden ſoll. Während der letztern Bedingung durch die Mehrzahl der betreffenden Apparate nicht genügt wird, funktioniert der beiſtehend abgebildete T. mit



pneumatiſcher Vorrichtung von Reinh. E. Kobligk, Werkzeugfabrik in Berlin, nicht nur zuverläſſig, ſondern auch geräuſchlos. In dem Metallrohr d, das mit ſeinem geſchloſſenen Ende c am Thürrahmen (an der obern Thürkante) drehbar angebracht iſt, bewegt ſich luftdicht ein Stempel oder Kolben. Derſelbe iſt einerſeits durch den Arm b mit der Feder a, andererſeits durch den Hebel c mit der auf- und zugehenden Thür verbunden. Wird die Thür geöffnet, ſo geht der Kolben aus dem Rohr heraus und zieht durch eine an deſſen Boden angebrachte Öffnung Luft nach ſich. Sobald die Thür losgelaſſen wird, kommt die Feder zur Wirkung, wobei ein heftiges Zuſchlagen der Thür durch die im Rohr befindliche Luft, die wie ein Polſter wirkt und durch die kleine Öffnung nur langſam entweicht, verhindert wird.

Eine Vorrichtung, welche leicht in den Thürkämpfer eingelaſſen werden kann, iſt die Thürfeder von Weibezahl u. Schneider in Dresden. Der ſelbſtthätige Schluß iſt hier durch den Widerſtand einer Spiralfeder erreicht, welche beim Öffnen wie beim Schließen der Thür zuſammengepreßt wird und ihre geringſte Spannung in derjenigen Lage beſitzt, die dem nahezu geſchloſſenen Zuſtand der Thür entſpricht.

Auf ähnlichem Prinzip wie der abgebildete T. beruht Nortons Thürfeder, die an jeder Thür leicht ſowohl außen als innen anzubringen iſt. In einem Cylinder wird durch Luftdruck ein Kolben hin und her bewegt; eine Feder erzeugt die Kraft, mittels deren die Thür geſchloſſen wird, während der Kolben gewiſſermaßen als Bremſe wirkt. Da die größte Kraftäußerung in dem Augenblick ſtattfindet, in welchem die Thür feſt geſchloſſen iſt, muß ein ſicheres Einklinken der letztern ſtattfinden. Am untern Ende des Cylinders iſt eine Ventilſchraube angebracht, durch deren Einſtellung man ein ſchnelleres oder langſameres Schließen bewirken kann. Öfters dient auch das Thürband als ſelbſtthätige Verſchlußvorrichtung; ſo das Gabelband von Mothes und das Fiſchband von Wülbern u. Hackländer in Kaſſel. Das letztere iſt mit einem ſchraubenartig gewundenen Stahldorn verſehen, wodurch beim Öffnen der Thür ein Steigen derſelben ſtattfindet, ſodaß ſie über Teppiche ꝛc. hinweggeht, ohne dieſe zu berühren. Losgelaſſen, ſchließt ſich die Thür, indem ſie vermöge ihres Eigengewichts an dem gewundenen Dorn in die frühere Lage zurückgleitet.

Thurſo, Hafenſtadt in der ſchott. Grafſchaft Caithneß (ſ. d.).

Thürſtock, ſ. u. Bergbau, Bd. II, S. 805.

Thus, alte Hauptſtadt von Choraſân (ſ. d.).

Thuſis, roman. Tuſeun, Marktflecken im Bezirk Heinzenberg des ſchweiz. Kantons Graubünden, liegt 723 m über dem Meere, 15 km ſüdlich von Reichenau auf der linken Seite des Domleſchg am Hinterrhein, da, wo derſelbe aus der Kluft der Via mala heraustretend links die Nolla aufnimmt, und zählt (1880) 1126 E. meiſt reform. Konfeſſion und deutſcher Zunge. Mehrmals von der Nolla verwüſtet und fünfmal faſt gänzlich durch Feuer zerſtört, wurde der Ort nach dem letzten großen Brande (1845) ſtadtartig mit breiten geraden Straßen wieder aufgebaut. Dank ſeiner großartigen Umgebung, in welcher die Via mala, der Schynpaß und die Burgruine Hoch-Realta oder Hohenrhätien die bemerkenswerteſten Punkte ſind, und ſeiner Lage am Kreuzungspunkt der Splügen- und der Schynſtraße hat T. ſehr lebhaften Touriſtenverkehr. Eine Bahn von Chur über Reichenau nach T. iſt projektiert. Vgl. Lechner, «T. und die Hinterrheinthäler» (Chur 1875).

Thusnelde, die Gemahlin des Cheruskerfürſten Arminius (ſ. Hermann).

Thusnelde, der 219. Aſteroid (ſ. unter Planeten).

Thutmoſis, Name von vier ägypt. Königen der 18. Dynaſtie. Der berühmteſte derſelben iſt Thutmoſis III. (etwa um 1450 v. Chr.), der größte Eroberer Ägyptens. Er trug in mindeſtens fünfzehn Feldzügen ſeine Waffen nach Syrien und Meſopotamien, ohne indes damit dauernde Reſultate zu erreichen. — Auch Thutmoſis' I., der Vater Thutmoſis' III., drang einmal bis zum Euphrat vor.

Thuya, ſ. Lebensbaum.

Thyäden, ſoviel wie Bacchantinnen oder Mänaden (ſ. unter Bacchus).

Thyatira, alte Stadt in Lydien, ſ. u. Akhiſſar.

Thyborönkanal, ſ. unter Liimfjord.

Thyeſtes, der Sohn des Pelops und der Hippodameia, Bruder des Atreus, floh mit letzterm, da

sie ihren Stiefbruder Chrysippos getötet hatten, und ging zu Eurystheus nach Mykenä. Hier zeugte T. mit seines Bruders Gemahlin Aërope zwei Söhne, weshalb ihn Atreus, der inzwischen des Eurystheus Nachfolger geworden war, vertrieb. Aus Rache entführte nun T. einen Sohn seines Bruders, erzog ihn als den seinigen und flößte ihm Haß gegen seinen eigentlichen Vater ein. Als jener Sohn herangewachsen war, schickte er ihn ab, um den Atreus zu ermorden; allein der Plan wurde entdeckt und der Jüngling hingerichtet. Hierauf teilte T. dem Atreus mit, daß der Jüngling sein eigener Sohn gewesen sei. Nun söhnte sich Atreus, aber nur zum Schein, wieder mit seinem Bruder aus, und lud ihn zu einem Gastmahl. Hierbei setzte er ihm zur Vergeltung das Fleisch seiner Söhne, die er heimlich hatte ermorden lassen, vor und zeigte ihm, nachdem er das Mahl genossen, die Köpfe derselben. T. floh, zeugte später, ohne daß er es wußte, mit seiner eigenen Tochter Pelopia den Ägisthos, der den Atreus tötete und seinen Vater auf den Thron von Mykenä hob.

Thymallus, die Äsche.

Thymeläaceen (Thymelaeacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt über 300 Arten, die größtenteils im südl. Afrika vorkommen, in den übrigen Teilen der gemäßigten Zonen, sowie in den Tropengegenden dagegen nur vereinzelt auftreten. Es sind baum- oder strauchartige Gewächse mit ganzrandigen meist schmalen Blättern und zwitterigen regelmäßigen Blüten, die aus einem röhrenförmigen, vierlappigen Perianthium, vier oder acht Staubgefäßen und einem mit kurzem Griffel versehenen Fruchtknoten bestehen. Die Frucht ist meist als Beere oder Steinfrucht entwickelt. Zu den T. gehören unter andern die Seidelbastarten. (S. Daphne.)

Thymele (grch.), Stelle, an der geopfert wird, namentlich Altar; der erhöhte Raum in der Orchestra des griech. Theaters, wo der Chor agierte.

Thymian, s. Thymus.

Thymianöl, ätherisches Öl, welches durch Dampfdestillation des blühenden Krautes von Thymus vulgaris gewonnen wird. Diesem nahe verwandt ist das Feldthymian- oder Quendelöl von Thymus serpyllum. Beide sind Gemenge von Thymen, einem Terpen, mit Cymol und Phenolen, von letzterm enthält das T. das Thymol, wenn auch in geringer Menge. Beide Öle finden Verwendung in der Pharmacie.

Thymol oder auch Methylpropylphenol $C_6H_3(OH)CH_3C_3H_7$, ein Bestandteil des Thymianöls (von Thymus vulgaris), sowie des ätherischen Öls von Monarda punctata und Ptychotis ajowan, wurde von A. Paquet in Paris als ein der Carbolsäure in mancher Beziehung vorzuziehendes Antiseptikum und Desinfektionsmittel empfohlen. Es bildet große farblose, bei 51° schmelzende Kristalle, die sich schwer in Wasser, leicht dagegen in Alkohol und in Glyzerin lösen. Es findet namentlich als Mundwasser, Lösung 1:1000, Verwendung, auch bei antiseptischer Behandlung von Wunden.

Thymus, Thymian, heißt eine Gattung niedriger Halbsträucher und Kräuter aus der Familie der Lippenblütler, gekennzeichnet durch den zweilippigen, ungleich fünfzähnigen, an dem Schlunde inwendig mit einem Haarring ausgekleideten Kelch, die fast flache, ausgerandete Oberlippe der Blumenkrone und die vier nach oben auseinandergehenden Staubgefäße, von denen die obern mit den Staubbeuteln sich gegeneinander neigen, endlich durch das trapezoidale Konnektiv zwischen den beiden Staubbeutelfächern. Die meisten Arten wachsen in den am Mittelmeer gelegenen Ländern. Sie sind sämtlich sehr aromatische Pflanzen mit kleinen, drüsig punktierten, ganzrandigen Blättern und in Quirlen geordneten Blüten, welche oft zu Köpfchen oder Ähren vereinigt erscheinen. Der Gartenthymian (T. vulgaris) wird 15—20 cm hoch, hat schmale, fast lineale, am Rande zurückgerollte Blätter und weißliche oder rötliche Blüten, die zu sechs in getrennten Wirteln stehen. Dieser kleine Halbstrauch ist im südl. Europa auf dürren Hügeln gemein und wird bei uns in Gärten als Gewürzpflanze und Küchenkraut gezogen. Der Feldthymian oder Quendel, auch Feldkümmel (T. Serpyllum), hat einen niederliegenden Stengel mit vielen, 60—90 cm langen Ästen, ovale, flache oder auch am Rande umgerollte Blätter und purpurrote, in kopfig gestellten Wirteln vereinigte Blüten. Er ist bald ziemlich kahl und grün, bald über und über grau behaart, überhaupt eine sehr vielgestaltige, je nach der Standortsbeschaffenheit variierende Pflanze. Er findet sich häufig auf Hügeln und Bergen in ganz Europa und Nordasien. Beide Arten enthalten ein gewürzhaftes ätherisches Öl. Deshalb sind die blühenden Äste (Herba Thymi und H. Serpylli) als kräftiges Reizmittel offizinell.

T. citriodorus *Schreb.*, der Citronenthymian, ist ein Rasen bildender Halbstrauch, welcher sandigen Boden in kurzer Zeit teppichartig deckt und deshalb häufig zu Einfassungen verwendet wird. Die rundlich-eiförmigen Blätter duften stark nach Citronenmelasse. Für den gedachten Zweck eignet sich ganz besonders gut eine Varietät mit goldgelb gerandeten, noch besser die in engl. Gärten erzogene Varietät Golden Fleece mit ganz goldgelben Blättern.

Thymusdrüse (glandula thymus) ist eine lange und schmale, traubenförmig gebaute Drüse, welche in der Mittellinie des Körpers unter dem Brustbein liegt und sich von der Herzbasis bis gegen den Hals hin erstreckt, bei Embryonen und Kindern in den ersten zwei Jahren selbst bis über das Brustbein hinaus. Im spätern Alter nimmt diese Drüse an Größe allmählich ab, und beim reifen Menschen ist sie völlig verkümmert, sodaß sich von ihr meist nur geringe Spuren finden. Hinsichtlich ihrer Funktionierung scheint sie gleich der Milz (s. d.) in naher Beziehung zur Blutbildung zu stehen. Die T. des Kalbes bildet als sog. Kalbsmilch oder Brösschen ein beliebtes Nahrungsmittel.

Thynnus, der Thunfisch.

Thyra, der 115. Asteroïd, s. u. Planeten.

Thyreotomie (grch.), die Spaltung des Schildknorpels behufs Eröffnung der Kehlkopfhöhle.

Thyrsus (grch.) hieß der in einen Fichtenzapfen auslaufende, mit Epheu und Weinlaub umwundene Stab (Thyrsusstab) der Mänaden oder Bacchantinnen. (S. Bacchus.)

Thysanuren (Thysanura) ist der Name einer seltsamen Insektengruppe, die vielfach zu den Orthopteren (s. unter Insekten) gerechnet wird, aber wahrscheinlich eine völlig selbständige Ordnung ausmacht. Die T. sind stets ungeflügelt, mit einem eigentümlichen Schuppen- oder Haarkleid, am Ende des Hinterleibes mit besondern Anhängen; sie haben

kauende Mundteile, durchlaufen keine Metamorphose, leben an feuchten, moderigen Orten und ernähren sich von allerlei verwesenden organischen Substanzen. Sie sind als älteste, lebende Formen der Insekten anzusehen und verbinden diese in gewissem Sinne mit den Tausendfüßen, namentlich gewisse Campodiden, die an einigen Hinterleibsringen noch Reste anderweitiger Extremitäten in Gestalt kleiner Fußstummel tragen. Man unterscheidet drei Familien: 1) Campodidae mit gestrecktem Körper, zehngliederigem Hinterleib mit zwei Endborsten; 2) Poduridae, Springschwänze (s. d.), Körper mehr oder weniger gewölbt, Hinterleib mit wenig Segmenten, Endborsten zu einem bauchständigen Springapparat differenziert; hierher der Gletscherfloh (Podura glacialis, Tafel: Insekten IV, Fig. 36); 3) Lepismidae, Borstenschwänze, Körper gestreckt, Hinterleib mit zehn Segmenten und einen stärkern mittlern und je einer schwächern seitlichen Borste; zu ihnen gehört das Silberfischchen (s. d., Lepisma saccharia, Fig. 35). Vgl. Lubbock, «Monograph of the Collembola and Thysanura» (Lond. 1873).

Ti, chem. Zeichen oder Symbol für Titan.

Tiara ist eine auszeichnende Kopfbedeckung, die in Form eines abgestumpften hohen Kegels bereits auf altassyrischen Denkmälern als Insignie des Königs vorkommt. Auch die pers. Achämeniden trugen sie und zwar mit einem darum gewundenen Bund (Kidaris). Als Zeichen der Machtstellung findet sie sich ferner bei den Magiern der Neuperser. Hauptsächlich aber ist sie bekannt als Krone des Papstes. Als solche erscheint sie als ein ziemlich hoher zuckerhutähnlicher Spitzhut (pileus acuminatus), in den frühesten Abbildungen aus weißem Stoff gleichsam flechtwerkartig gebildet, einzig mit goldenem Stirnreifen geziert. Aus der Kopfbedeckung des Hohenpriesters des levitischen Altertums entstanden, hat sich diese Form durch das ganze Mittelalter hindurch bis jetzt bei den Bischöfen der griech. Kirche erhalten. Für den Papst wird sie auf Nikolaus I. (858—867) zurückgeführt, dürfte aber älter sein. Alexander II. schmückte gegen 1065 die päpstliche T. mit einem zweiten Kronringe (regnum); der eine von den zweien trug, wie berichtet wird, die Inschrift: Corona regnide manu Dei, der andere: Diadema imperii de manu Petri. Diese Veränderung wird aber auch erst dem Papst Bonifacius VIII. um 1300 zugeschrieben, und endlich soll Urban V. (1362—70) das triregnum (die dreifache Krone) mit dem dritten Reife vollendet haben. Durch diese drei Reifen wird angeblich die Macht des Papstes in der leidenden, der streitenden und der triumphierenden Kirche, oder im Himmel, auf Erden und in der Hölle angedeutet.

Tibaldo, Architekt und Maler, s. Pellegrino.

Tibbu, Tubu (ein Einzelner heißt ein Tedetu), ein Volk in der östl. Sahara. Es zerfällt in die das Tedaga sprechenden Teda in Tu und in die das Dasaga sprechenden Dasa, welche Borgu, Kanem und Bahr-el-Gasal bewohnen. Gegen Norden erstrecken sich die T. bis zum 25. Breitengrade im südl. Fezzan, während sie früher viel weiter hinaufreichten. Im Westen überschreiten sie noch ein wenig die ihnen gehörige Bilmastraße, im Südwesten reichen sie bis nach Bornu hinein. Ihre südöstl. Grenze ist unbekannt, während sie im Osten bis nach Ägypten hin schweifen. Die gebirgigen Landschaften Tibesti, Borgu und Waadschanga bilden den Kern des Tebugebiets, der durch einen Wüstenring eingeschlossen ist. Das westlichste ihrer Wadis ist das durch seinen als Münze kursierenden Salzkuchen bekannte Bilma, mit dem elenden Orte Garo. Schon den Griechen und Römern waren die T. unter dem Namen der Garamanten, den alten Arabern als Zaghawa bekannt. Bezüglich ihrer Sprache stehen sie den Einwohnern Bornus am nächsten. Sie sind schlank, dunkelschwarz bis kupferrot, haben lange Haare, lebhafte Augen, eine nicht aufwärts gebogene Nase und weniger dicke Lippen als die Neger. Ihre Wohnungen sind Mattenzelte; Tracht und Bewaffnung weichen nicht viel von denjenigen der übrigen Bewohner der Sahara ab; Industrie ist bei ihnen unbekannt. Dagegen sind sie Ackerbauer, Viehzüchter, Händler, Kamelvermieter und besitzen vorzügliche Esel und die schönsten Reitkamele. Obgleich nicht ohne gute Anlagen, sind doch Roheit und Grausamkeit ihre hervorstechenden Charakterzüge, welche sie mit allen ihren Nachbarn nur in feindliche Berührung bringen. Vorherrschende Religion ist der Islam, wenn auch nicht in seinen strengsten Formen. Die Stämme in Borgu und Wandschanga sind Heiden, doch ist über ihren Glauben etwas Näheres nicht bekannt. Vgl. Behm, «Land und Volk der Tebu» in den «Ergänzungsheften» zu Petermanns «Mitteilungen» (Nr. 8, Gotha 1862). Nachtigal, «Sahara und Sudan» (2 Bde., Berl. 1879—81).

Tiber (ital. Tevere, frz. Tibre, bei den Römern Tiberis, in ältester Zeit angeblich Albula), der Hauptfluß Mittelitaliens, entspringt an den Abhängen des Monte Fumajolo am Zusammenstoß des etruskischen und umbrischen Apennins, unweit des Dorfes Le Valze in der Provinz Arezzo, 30 km südöstl. von der Arnoquelle, unter 43° 46′ nördl. Br. und 11° 58′ östl. L. von Greenwich, 1167 m über dem Meere. Sein Stromlauf, 390 km lang, bei einem direkten Abstand von 230 km zwischen Quelle und Mündung, ist im ganzen von N. nach S. gerichtet und gliedert sich in drei Abschnitte. Der Oberlauf, 120 km, fließt mit starkem Gefälle (am Ende des Abschnitts Meereshöhe 160 m) zwischen dem Centralapennin und einer östlich ihm vorgelagerten, ihn vom Chianathal scheidenden Kette, meist durch enge Gebirgsschluchten, die sich nur stellenweise (namentlich bei Città di Castello, und zwischen Assisi und Bevagna, wo das 264 qkm große Hauptthal Umbriens) zu fruchtbaren, wohlangebauten Thälern (ehemaligen Seebecken) erweitern. An bedeutendern Zuflüssen empfängt er von links die drei kurz vor ihrer Mündung in den T. sich vereinigenden Flüsse Chiascio, Topino, Clitunno. Der mittlere Lauf, 110 km von der Mündung des Chiascio bis zu der der Nera, hat mäßigeres Gefälle, aber namentlich unterhalb Todi eine Reihe gefährlicher Stromschnellen. Der bedeutendste Zufluß von rechts ist die Chiana, mit welcher sich unweit Orvieto die Paglia vereinigt. Unterhalb Orte empfängt der T. die vom Hochapennin kommende wasserreiche Nera mit dem Velino, von deren Mündung an der Unterlauf des T. benannt ist. Dieser letzte, 160 km lang, umfließt in großem Bogen zunächst den Bergstock des Soracte, tritt bei Nazzano in die vulkanische Campagna von Rom (22 m über dem Meere) und nimmt innerhalb derselben von links den vom Sabinergebirge kommenden Teverone (Anio) auf; kleinere, nur historisch

bemerkenswerte Zuflüsse sind rechts Cremera (fosso della Valchetta) und Allia (fosso di Marsigliana); 37 km von seiner Mündung tritt der Tiber in die Stadt Rom ein, welche er über 4500 m weit durchfließt. Seine Breite innerhalb der Stadt beträgt durchschnittlich 100 m; die engsten Stellen, welche jedoch durch die unten zu erwähnende Flußregulierung beseitigt sind oder werden sollen, waren nicht breiter als 60 m. In der Stadt teilt er sich zeitweise in zwei 60, resp. 45 m breite Arme, welche eine kleine Insel umschließen; wenig unterhalb empfängt er links zwei kleine, aber in der röm. Topographie häufig genannte Bäche, die Marrana (Aqua Crabra) aus dem Thale des Circus Maximus, und den Acquataccio (Almo). Unterhalb Roms durchströmt der T., sich nach SW. richtend, in zahlreichen Windungen langsam (Gefälle 0,16:1000) die Campagna. Nach 30 km entsendet er die Hauptmasse seines Wassers durch den von Kaiser Claudius gegrabenen, von Trajan erneuerten, 5 km langen Kanal (fossa Traiani) zum Tyrrhenischen Meere; an dieser nördl. Mündung liegt das Städtchen Fiumicino. Der alte Hauptarm, jetzt La Fiumara, seicht und versandet, mündet 4 km südlicher bei Ostia unter 41° 44′ nördl. Br. und 9° 51′ östl. L. von Greenwich; zwischen beiden Armen liegt die «heilige Insel» (Isola sacra).

Das Stromgebiet des T. beträgt gegen 20000 qkm, die Wasserfülle für Rom, im Sommer bis auf 160 cbm pro Sekunde sinkend, im Winter durchschnittlich 280 cbm; diese Quantität ist aber bedeutenden, oft sehr plötzlichen Schwankungen infolge heftiger Niederschläge in den Gebirgen unterworfen. Daher sind Überschwemmungen seit dem Altertum eine stehende Kalamität für Rom: schon Tiberius betraute eigene Beamte konsularischen Ranges (curatores ripparum et alvei Tiberis) mit dem Schutze der Uferränder und der Regulierung des Stroms. Aber bis auf die neueste Zeit hat man vergebens radikale Beseitigung der Übelstände angestrebt. Bei der großen Flut im Dezember 1870 betrug der Wasserstand am Ripettahafen 16,23 m (normaler Stand 6,13 m), die herabströmende Wassermasse in der Sekunde 2000—2500 cbm (höchste bekannte Flut 1598 mit 18,67 m Höhe, 4500 cbm Wasser in der Sekunde). Die von der ital. Regierung eingesetzte Kommission schlug zur Abhilfe vor: Reinigung und Vertiefung des Flußbettes, Regulierung der einmündenden Kloakensysteme, Verbreiterung des Strombettes an besonders engen Stellen, namentlich oberhalb der Tiberinsel. Die Arbeiten, 1876 begonnen, haben jedoch erst in der neuesten Zeit eine energische Förderung erfahren. Infolge der geschilderten Boden- und Höhenverhältnisse spült der T. aufgelöste Teile seines thonreichen Bettes in großer Menge weg, welche ihn gelbgrau färben (daher flavus Tiberis bei den röm. Dichtern); an der Mündung setzt er die Sedimente in solchen Massen ab, daß das im Altertum an der Meeresküste gelegene Ostia jetzt 8 km landeinwärts liegt; die Alluvion soll in der Neuzeit bis zu 9 m im Jahre betragen haben. Während im Altertum der T. ein Hauptverkehrsweg von großer kommerzieller Wichtigkeit war, dem Rom großenteils sein Aufblühen zu verdanken hat (daher das Schiffsvorderteil ältestes Stadtwappen), ist die Schiffahrt in der Neuzeit nur von sehr untergeordneter Bedeutung: kleine Dampfer verkehren zwischen Rom und Fiumicino, Barken gelangen aufwärts bis Orte, weiterhin verhindern namentlich die erwähnten Stromschnellen einen regulären Schiffsverkehr. Unter den Tiberfischen ist besonders geschätzt die Spigola (Labrax lupus, s. unter Barsch, Bd. II, S. 503), eine Art Barsch, der Storione (Stör, Acipenser sturio), weniger die sich am Ausfluß der Kloaken mästenden Aale.

Vgl. Narducci, «Saggio di bibliografia del Tevere» (Rom 1876); Smith, «The Tiber and its tributaries» (Lond. 1876); «Monografia della città di Roma pubblicata per cura del Ministero di agricoltura» (Bd. 1 u. 2, Rom 1881); Rißen, «Italische Landeskunde» (Bd. 1, Berl. 1883).

Tiberiacum Gabeum, alte Stadt in Italien, jetzt Bagnacavallo.

Tiberias, eine einst sehr bedeutende und historisch denkwürdige Stadt der Provinz Galiläa in Palästina, am westl. Ufer des Sees Gennezareth, der daher auch den Namen See von Tiberias erhielt, wurde in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. von Herodes Antipas dem Kaiser Tiberius zu Ehren erbaut. Zwar wurde sie bald darauf bei Unterdrückung der empörten Juden von Vespasianus eingenommen, war aber nach der Zerstörung Jerusalems noch mehrere Jahrhunderte lang der Sitz einer berühmten jüd. Akademie, wo die Michna (s. Talmud) zusammengestellt wurde. Eine besondere Wichtigkeit erlangte sie im Mittelalter während der Kreuzzüge, denn sie galt in dieser Zeit als eins der festesten Bollwerke der Kreuzfahrer, und Tancred stiftete hier zu Anfang des 12. Jahrh. ein eigenes Fürstentum. Allein die Christen erlitten in den Ebenen unweit T. durch Saladin 4. Juli 1187 eine gänzliche Niederlage, welche die Zerstörung der Stadt zur Folge hatte. Am 1. Jan. 1837 wurde T. durch ein Erdbeben von neuem verwüstet und hat jetzt 2—3000 E., zur Hälfte Juden und Mohammedaner. Der heutige Name ist Tabarije.

Tiberius Claudius Nero, röm. Kaiser, 14—37 n. Chr., geb. 42 v. Chr., der ältere Sohn der Livia Drusilla aus ihrer ersten Ehe mit seinem gleichnamigen Vater, dem sie noch im J. 38, in welchem sie sich mit Octavian vermählte, den Nero Claudius Drusus gebar. Früh schon zeigte T. bedeutende, namentlich kriegerische Fähigkeiten, zugleich aber einen stolzen, verschlossenen, finstern Charakter, der sich auch in seinen Zügen und in der Haltung seines großen und kräftigen Körpers kundgab. Nachdem er als Tribun in Spanien gegen die Asturer und Cantabrer gedient, wurde er im J. 20 als Feldherr abgesendet, den Tigranes als König in Armenien einzusetzen. Im J. 5 v. Chr. unterwarf er mit Drusus die Rhätier und Vindelicier; im J. 13 bekleidete er zum ersten mal das Konsulat. Livia, die ihm den Weg zum Throne zu bahnen strebte, bewog, nach Agrippas Tode, im J. 12 den Augustus, daß er ihm gebot, sich von seiner Gemahlin Vipsania Agrippina, einer Tochter erster Ehe des Agrippa, zu scheiden und des letztern Witwe, des Kaisers Tochter Julia, zu heiraten (11 v. Chr.). Um dieselbe Zeit, 9 v. Chr., unterdrückte T. den Aufstand der Pannonier und Dalmatier. In Germanien, wohin er nach seines Bruders Drusus Tode im J. 8 ging, versetzte er einen Teil der Sigambern auf röm. Boden. Im J. 6 wurde ihm, nachdem ihm das prokonsularische Imperium ohne Zweifel schon vorher übertragen war, die tribunizische Gewalt auf fünf Jahre und damit eine gewisse Anwartschaft auf den Thron

verliehen. Bald aber bewirkte die Feindseligkeit, die zwischen ihm und seinen Stiefsöhnen Gajus und Lucius Cäsar, sowie der Julia selbst bestand, daß T. des Augustus Auftrag, Armenien den Parthern zu entreißen, ablehnte und sich wie in freiwillige Verbannung nach Rhodus begab, wo er mehrere Jahre, mit griech. Litteratur, aber auch mit Astrologie, mit letzterer unter Leitung des Platonikers Thrasyllos, beschäftigt, verlebte. Endlich wurde ihm im J. 2 n. Chr. durch Livia, welcher der Sturz der Julia gelungen war, die Rückkehr nach Rom ausgewirkt, und 4 n. Chr. brachte jene, nachdem die beiden Stiefsöhne T.' tot waren, ihren Gemahl dazu, den T. trotz seiner Abneigung gegen ihn zu adoptieren. Zugleich freilich adoptierte Augustus auch seinen einzigen noch lebenden Enkel Agrippa Postumus, und T. selbst mußte seines Bruders Drusus Sohn Germanicus (s. d.) adoptieren, erhielt aber selbst wieder die tribunizische Gewalt auf fünf oder wahrscheinlicher gleich auf zehn Jahre verliehen. Gleich darauf wurde T. nach Germanien gesendet, wo er im J. 5 bis zur Elbe vordrang und das Land zwischen Rhein und Weser unterwarf. Den Feldzug, den er im J. 6 von Noricum aus gegen Marbod beabsichtigte, unterbrach der Aufstand der Pannonier und Dalmatier, der die röm. Macht aufs gefährlichste bedrohte, und den er und Germanicus erst in den J. 8 und 9 mit der äußersten Anstrengung zu unterdrücken vermochten. Währenddessen hatte Livia die Verbannung des Agrippa Postumus bewirkt, und im J. 13 wurde T., der in Germanien im J. 11, nach der Niederlage des Varus, wenigstens die Rheingrenze wieder gesichert hatte, ohne Zweifel vor Ablauf seiner bisherigen Befugnisse wiederum die tribunizische und die prokonsularische und zugleich die censorische Gewalt der Regierung verliehen und so seine Mitregentschaft und die Nachfolge in der Regierung aufs neue festgestellt. Als bald darauf im J. 14 Augustus starb, wurde T. vom Senat als Kaiser, aber allerdings nicht mit bereitwilligem Entgegenkommen anerkannt. Die Ermordung des Agrippa Postumus sicherte ihm den Besitz des Throns; die gefährlichen Empörungen der Legionen in Pannonien und Germanien wurden von Drusus und Germanicus unterdrückt.

In dem Regierungssystem, das T. nun befolgte, sind die Verhältnisse der Stadt Rom und die des Reichs zu unterscheiden. Die Reichsverwaltung wurde von ihm tüchtig geführt; die Provinzen befanden sich wohl und auch die Übertragung des Wahlrechts vom Volke auf den Senat, die er gleich im ersten Jahre vornahm, war nur den veränderten Verhältnissen angemessen. Seine Maßregeln gegenüber Rom, dem Senat und der eigenen Familie nahmen aber allmählich, zum Teil infolge des Einflusses des Sejanus (s. d.), zum Teil auch nach dessen Sturze infolge der durch dessen Verrat gesteigerten Verbitterung T.' einen mehr und mehr despotischen und tyrannischen, ja grausamen Charakter an. Die Ausdehnung, welche den Prozessen wegen Majestätsbeleidigung gegeben wurde, mit der Absicht, den Senat gleichzeitig zu strafen und durch das damit verbundene Denunciationssystem zu schwächen, die Einrichtung des Prätorianerlagers innerhalb der Mauern Roms als einer Zwingburg des Despotismus (im J. 23), die Schreckensherrschaft, die er Sejanus als Präfekten der Prätorianer, der T.' eigenen Sohn Drusus im Bunde mit dessen Gemahlin vergiftet haben soll, von 23 bis 31 ausüben ließ, während er selbst von 26 an auf der Insel Capri sich den raffiniertesten Ausschweifungen überließ, die Ermordung der Agrippina, Witwe des Germanicus, und zweier ihrer Söhne (33): dieses alles ist eine Kette allgemeiner und einzelner Maßregeln, eines planmäßigen Despotismus, der dadurch nicht völlig entschuldigt wird, daß er zum Teil ein Gebot der Notwendigkeit, zum Teil die Folge der bittern Erfahrungen des Despoten war. Endlich 37 auf einer Reise, die er unter dem Vorgeben, von Capri nach Rom zurückkehren zu wollen, in Campanien machte, erkrankte T. Nach der dramatischen, aber kritisch nicht wohl haltbaren Erzählung des Tacitus hielt man den von schwerer Ohnmacht Betroffenen schon für tot und huldigte bereits dem Caligula (s. d.), seinem Großneffen, welchen er durch Adoption zum Nachfolger erklärt hatte, als plötzlich T. sich wieder erholte. Da ließ Macro, des Sejanus Nachfolger, ihn 16. März im Bett ersticken. Den Schatz, den er durch strenge Sparsamkeit und Ordnung in den Finanzen zusammengebracht und der sich auf gegen 600 Mill. Mark belaufen haben soll, verschwendete Caligula in kurzer Zeit. T. hinterließ, wie Augustus, Memoiren, aus denen Sueton eine Stelle aufbewahrt hat, welche beweist, daß T. darin vor offenbarer Unwahrheit nicht zurückscheute.

Litteratur. Hinsichtlich der neuerdings versuchten Rettung des T.: Sievers, «Tacitus und T.» (1850 fg., und in den «Studien zur Geschichte der röm. Kaiser», Berl. 1870); Stahr, «Tiberius» (Berl. 1863; 2. Aufl. 1873); L. Freytag, «T. und Tacitus» (Berl. 1870); Wiesner, «T. und Tacitus» (Krotoschin 1877); dagegen Pasch, «Zur Kritik der Geschichte des Kaisers T.» (Altenburg 1866); Leonhard, «Über die Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit des Tacitus» (Ellwangen 1877); einen vermittelnden Standpunkt vertritt Beulé, «T. und das Erbe des Augustus» (deutsch von Döhler, Halle 1873). Vgl. noch Thamm, «De fontibus ad Tiberii historiam pertinentibus» (Halle 1874); Weidemann, «Die Quellen der ersten sechs Bücher von Tacitus' Annalen» (Kleve 1873); Horstmann, «Über die Quellen des Tacitus in den sechs ersten Büchern der Annalen» (Marb. 1877); Herbst, «Quaestiones Taciteae» (Stettin 1880).

Tibesti oder Tu, Land inmitten der Sahara, im SSO. von Fessan, umfaßt ein Plateau, das im NW. von den östl. Ausläufern des Tümmo- oder Wargebirges überragt wird und in der von NW. nach SO. ziehenden Dolomitenkette Tarso bis zu 2400 m aufsteigt. Dieses große, zwischen 18 und 22° nördl. Br. und zwischen 15 und 20° 30′ östl. L. von Greenwich belegene Gebiet zählt auf etwa 11000 qkm nach Nachtigals Schätzung nur 12000 E. vom Stamme der Tibbu Reschâde. Das Klima ist warm mit Niederschlägen; Dattelpalme, Granat- und Feigenbaum, sowie Gartenfrüchte gedeihen. Der Reichtum der armseligen Bevölkerung besteht in Kamelen, Eseln, großen schwarzen Schafen und Ziegen. Mit Fessan, Borku, Wadai und Kanem wird einiger Tauschhandel betrieben. Hauptorte des zuerst von Nachtigal 1869 erforschten Landes sind Tao (702 m) im Süden und Bardai (994 m) im Norden des Tarsogebirges.

Tibet oder Thibet ist der Name für feine geköperte kammwollene Zeuge, die sich nur durch größere Weichheit und den Mangel glänzender

Appretur vom Merino unterscheiden. England und in Deutschland besonders Crimmitschau und Gera zeichnen sich in diesem Artikel aus.

Tibet oder **Tübet** (nach dem mongol. töböd), ein zum Chinesischen Reiche gehöriges Land in Centralasien, das zwischen dem Himalajagebiet im S. und SW., dem Kuen-lün im N. und dem chines. Alpenlande im O. liegt, hat einen Flächenraum von 1687898 qkm und bildet die höchste und südlichste Terrasse des großen Hochlandes von Hinterasien. Obgleich im ganzen als ein Plateau zu betrachten, ist diese Terrasse doch nicht durchweg als eine Ebene anzusehen. Sie wird vielmehr von mehrern hohen Nebenketten und isolierten Bergmassen durchzogen und von tief eingefurchten Thälern und kesselförmigen Senkungen durchschnitten, die ihr in einem großen Teile den Charakter eines Alpenlandes verleihen. Das nördl. Grenzgebirge, die Kette des Kuen-lün (s. d.), bildet die 2600 km lange Fortsetzung des Hindukuh, streicht gerade ostwärts und verläuft sich im chines. Alpenlande. Von seinem westl. Teile zweigt sich eine zweite Kette, das Karakorum-, Gangs-ri- und Tsanggebirge, ab, welches erst südost-, dann ostwärts dem Himalaja parallel streicht. Hierdurch wird das ganze Hochland in eine größere Nord- und eine kleinere Südhälfte geteilt. Der nördl. Teil ist fast völlig unbekannt. Im Osten gehört er zu dem Alpenlande Tangut oder dem Alpenlande der Mongolen von Kökö-nör, d. h. dem Blauen See. Im Westen bildet er das Land der Khor-Khatschi oder Khatschi-Mongolen mit seinen vielen Steppenseen. Der südl. Teil, welcher ausschließlich den Namen T. führt, besteht ebenfalls aus zwei Hauptabschnitten oder Hauptthälern, die sich von den heiligen Doppelseen, dem Manasa-Rowara (Monsaraur) und Rawana-Hrada oder Rakus-Tal, in der Nähe des über 7000 m hohen Bergkolosses Kailasa, nach Osten und nach Nordwesten ziehen. Die mittlere Höhe des Landes beträgt in Osttibet nach A. von Humboldts Berechnung 3500 m. Am höchsten ist es in der Gegend der Heiligen Seen, die 4570 und 4650 m hoch liegen. Die südl. und östl. Randgebirge T.s bilden das Quellland der bedeutendsten Ströme Süd- und Südostasiens. So entspringen hier der Indus und in der Nähe des Manasees der Tsangpo-tschhu, der Hauptfluß von Osttibet, welcher mit dem obern Laufe des Brahmaputra für identisch gehalten wird; ferner mehrere Flüsse Hinterindiens, wie der Saluen, der Kambodscha und überdies noch am Kuen-lüngebirge der Yang-tse-kiang, der mächtigste Strom Chinas. Das Klima T.s trägt durchaus einen kontinentalen Charakter und ist deshalb ein excessives. Auf kurze heiße Sommer folgen lange und strenge Winter, und nur in den tiefen Thälern ist die Kälte des Winters weniger lang und streng. Dazu herrscht eine ausnehmende Trockenheit. Man kennt fast keine andere Feuchtigkeit als den Schnee, welcher nur während des fünf bis sieben Monate dauernden Winters und auch da nicht häufig fällt. Schwammige Moosarten, welche beim Auftauen des Schnees sich mit Feuchtigkeit vollsaugen, ersetzen teilweise den Mangel an Bewässerung und schirmenden Waldungen, indem sie das gänzliche Ausdörren des Bodens verhindern. Die Luft ist gesund, und von den epidemischen Krankheiten des südl. Asien weiß man nichts. Der Boden ist nur in den Thälern fruchtbarer, auf den öden Hochebenen aber größtenteils höchst steril.

Diese physischen Verhältnisse T.s haben sowohl auf die Pflanzen-, wie auf die Tierwelt einen eigentümlichen Einfluß ausgeübt. Der Ackerbau wird zwar, wo es der Boden nur erlaubt, getrieben, liefert jedoch nicht den hinlänglichen Bedarf; reichlicher ist der Ertrag des Obst- und Weinbaues in den Thälern; auch Reis wird in denselben erbaut und auf den Bergen Rhabarber gesammelt. Von den Tierarten sind besonders die Bergziege und das Bergschaf zu erwähnen, welche als Lasttiere gebraucht werden und vorzüglich ihrer feinen Wolle wegen berühmt sind, die in Kaschmir zu den Shawls verarbeitet wird. Ebenso eigentümlich sind die Rinder-, Pferde-, Schweine- und Hundearten T.s, die alle mit einem wolligen, gegen die Strenge des Winters schützenden Haarwuchs bedeckt und wie die Ziegen und Schafe zum Erklettern steiler Höhen geeignet sind. Der Yack oder grunzende Büffel und das Moschustier halten sich vorzugsweise in T. auf. Das Mineralreich bietet edle und unedle Metalle, besonders Gold, Edelsteine, Bergkrystalle, Salz und Borax. Die Einwohner, deren Zahl auf 6 Mill. veranschlagt wird, gehören dem hochasiat. Stamme an, von dem sie eine eigene Familie bilden, die außer T. noch Bhutan, auch Sifan, das Quellland des Hoang-ho und die obern Stufenländer der hinterind. Flüsse, sowie im Westen Ladak und Baltistân innehat. Die Tibeter, welche Buddhisten sind, leben teils in festen Wohnungen, wo sie sich mit Ackerbau und vorzüglich Viehzucht, mit Gewerben, sowie auch besonders mit der Weberei von Wollwaren und Metallarbeiten abgeben, teils als Nomaden, die, wie die Mongolen, unter Filzzelten wohnen. Nicht unbedeutend ist auch der Handelsverkehr mit Hochasien, Indien und China. Die wissenschaftliche Bildung steht im Vergleich mit den übrigen Völkern Hochasiens auf einem hohen Standpunkte und erfährt besonders in den zahlreichen buddhistischen Klöstern, die es im Lande gibt, umfängliche Pflege. (S. Tibetische Sprache und Litteratur.) An den kräftigen Bewohnern des Landes rühmt man Biederkeit und Gastfreiheit. Doch übt die Mehrzahl der Welt- und Klostergeistlichkeit beider Geschlechter keinen guten Einfluß auf die Moralität des Volks aus, zu dessen Unsitten auch die herrschende Vielmännerei unter Brüdern und die Unheiligkeit der Ehe gehören. Sonst hat der gesellschaftliche und sittliche Zustand viel Ähnliches mit dem der Chinesen. Alles dies gilt vorzugsweise von Osttibet, während in Ladak und Baltistân schon die Unabhängigkeit von China und die mohammed. Religion bedeutende Abweichungen begründet haben. Osttibet ist das große Erbgut der lamaitischen Hierarchie (s. Lama) und ihres Oberhaupts, des Dalaï-Lama. Schismatische Streitigkeiten haben es unter chines. Oberhoheit gebracht, sodaß gegenwärtig der Dalaï-Lama ein von China abhängiger, tributpflichtiger Vasall ist, dessen weltliche Regierung von chines. Gouverneuren und Besatzungen beaufsichtigt und beschränkt wird. Das Land, welches die Tibeter selbst Bod (oder Bod-jul, Tibeterland) nennen, teilen die Chinesen in Vordertibet und Hintertibet. Eine einheimische Einteilung ist die in das obere oder Ngari mit den drei Bezirken Ladak, Ruthog und Guge, in das mittlere oder Tsang mit vier Flügeln, und in das untere oder Kham mit drei Erhebungen. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist L'Hlassa. Vgl. Ganzenmüller, »T. nach den Resultaten geogr. Forschungen früherer

und neueſter Zeit» (Stuttg. 1878); Prſchewalski, «Reiſen in T.» (aus dem Ruſſiſchen von Stern-Nordheim», Jena 1884); Kreitner, «Im fernen Oſten. Reiſen des Grafen Bela Széchényi» (Wien 1881).

Tibetiſche Sprache und Litteratur. Die tibet. Sprache gehört zu den einſilbigen Sprachen Hinterafiens, in welchen eine jede innerlich ganz unbeugſame Silbe einen vollſtändigen Begriff bildet. Die Sprache war urſprünglich als Gebirgsſprache rauh und mit Konſonanten überladen, hat aber verſchiedene Erweichungen erlitten. Die Schrift der Tibeter iſt eine altertümliche Form der ind. Devanagarifchrift. Durch die Chineſen lernten die Tibeter den xylographiſchen Druck kennen. Die erſte genauere Kenntnis der tibet. Sprache verdankt man dem ungar. Gelehrten Alex. Csoma, welcher Grammatik und Wörterbuch (2 Bde., Kalkutta 1834) lieferte, wonach Schmidt ſeine Grammatik (Petersb. 1839) und Wörterbuch (Petersb. 1841) bearbeitete. Auch erſchien (Par. 1858) eine tibet. Grammatik von Foucaux und 1871 zu Gnadau ein überaus reichhaltiges Handwörterbuch von Jäſchke, ſowie von denſelben «Tibetan-English dictionary» (Lond. 1881), und «Tibetan grammar» (beſorgt von Wenzel, Lond. 1883). Außerdem behandelte Schiefner verſchiedene Punkte der tibet. Grammatik, namentlich in ſeinen «Tibet. Studien». Die Litteratur Tibets iſt vorherrſchend religiös und beſteht faſt nur aus Überſetzungen ſanskritiſcher Originale. Seitdem nämlich die Tibeter im 7. Jahrh. n. Chr. zum Buddhismus bekehrt worden waren, bemühte man ſich eifrig, alle die zahlreichen Werke dieſer Religionspartei in die Landesſprache zu überſetzen. Die ſämtlichen Überſetzungen mit einigen wenigen Originalwerken wurden in zwei Sammlungen aufgenommen, von denen die erſte den Titel «Bkah-hgyur (ſpr. Kandjur) führt, d. i. Überſetzungen des Buddha-Wortes, 100—108 Bände in Folio umfaßt und in den Klöſtern Snarthang, Potala, Tſchone und Kumbum gedruckt iſt. Dieſe Sammlung zerfällt in ſieben Abteilungen, welche über Kloſterdisciplin, Metaphyſik und myſtiſche Theologie handeln, nebſt Legenden und moraliſchen Erzählungen. Es wurden einzelne Teile davon von europ. Gelehrten bearbeitet; ſo die metaphyſiſche Abhandlung «Vadschratschhedika» (tibet. und deutſch von Schmidt, Petersb. 1837), «Rygatscher-rol-pa», eine Lebensbeſchreibung des Buddha (tibet. und franz. herausg. von Foucaux, 2 Bde., Par. 1846) und «Dsang-blun» («Der Weiſe und der Thor), eine Sammlung von Legenden und Erzählungen (tibet. u. deutſch von Schmidt, 2 Bde., Petersb. 1843), zu der Schiefner 1852 Ergänzungen und Berichtigungen gab. Die zweite Sammlung heißt «Bstan hgyur» (ſpr. Tandjur), d. i. Überſetzungen von Lehrſchriften, 225 Bände in Folio in der erſten Ausgabe von Snarthang und auch ſonſt gedruckt. Dieſe Sammlung, welche in drei Abteilungen zerfällt, enthält Hymnen, Rituale und Liturgien, Philoſophie und Theologie, Sanskrit-Grammatik und Wörterbuch, Rhetorik, Poetik, Metrik, Aſtronomie, Aſtrologie, Medizin, Ethik, mechan. Künſte u. ſ. w. Eine vollſtändige Überſicht des Geſamtinhalts beider Sammlungen gab Csoma in den «Asiatic researches» (Bd. 20). Vgl. Burnouf, «Introduction à l'histoire du Buddhisme indien» (Bd. 1, Par. 1844). Außer dieſer heiligen Litteratur haben die Tibeter auch eine reiche Profanlitteratur, umfaſſend geſchichtliche Werke, Lieder, Geſänge und Märchen. Vgl. Schiefner, «Tibetan tales derived from Indian sources» (Lond. 1882). Die größte Sammlung tibet. Werke beſitzen die Akademie der Wiſſenſchaften und die Univerſität in Petersburg, namentlich auch die beiden bis jetzt in Europa einzigen Exemplare des «Bstan hgyur».

Tibia (lat.), das Schienbein; bei den Römern ein Blasinſtrument (Schalmei, Flöte).

Tibullus (Albius), röm. Elegiker zur Zeit des Auguſtus, aus einer röm. Ritterfamilie, befreundet mit dem hochſtehenden Freunde des Auguſtus, Meſſalla, zu deſſen Ruhm er neben ſonſtigen Erwähnungen die Elegie 2, 5 geſchrieben und den er auf dem Feldzuge nach Aquitanien 30 v. Chr. begleitete. Sonſt lebte T. in der Stille auf einem kleinen Gute bei Tibur ländlichen Beſchäftigungen und der Dichtkunſt, ſtarb aber ſchon in der Blüte ſeiner Jahre um 18 v. Chr. T. machen die Einfachheit ſeines Gefühlsausdrucks, ſowie die Innigkeit ſeiner Naturſchilderungen, verbunden mit tiefer Sehnſucht nach treuer Liebe zu einer eigentümlichen Erſcheinung unter den Dichtern des auguſteiſchen Zeitalters. Von den vier Büchern, in welche man die Elegien teilt, die unter ſeinem Namen (in den beſſern Handſchriften in drei Büchern) auf uns gekommen ſind, wird übrigens das dritte als in Stil und Ton von T.' Art zu ſehr abweichend, mit Recht ihm abgeſprochen. Der Verfaſſer desſelben nannte ſich Lygdamus, aber wahrſcheinlich iſt dies nur ein angenommener Name. Jedenfalls gehörte er dem Kreiſe des Meſſalla an, wie die Sulpicia (ſ. d.), der einige Elegien zugeſchrieben werden. Gute Ausgaben beſorgten: Voß (Heidelb. 1811), Lachmann (Berl. 1829), Diſſen (Gött. 1835), Haupt (zuſammen mit Catull und Properz, Lpz. 1853; 5. Aufl., von Vahle 1885), Roßbach (Lpz. 1862), Lucian Müller (Lpz. 1870), Bährens (Lpz. 1878), Hiller (Lpz. 1883). Überſetzungen ſind vorhanden von Voß (1810), Teuffel (Stuttg. 1854), Binder (Stuttg. 1862), Eberz (Frankf. 1865) u. a. Vgl. auch Gruppe, «Die röm. Elegie» (Lpz. 1839).

Tibur, das heutige Tivoli, in Latium am Abhange des Sabinergebirges, am Abfall des Monte-Ripoli auf dem linken Ufer des Anio (Teverone) gelegen, ſoll der ſpätern Sage nach von Siculern lange vor Rom gegründet ſein. Als mächtige Stadt in den Kriegen der Latiner gegen Rom eine Rolle ſpielend, wurde ſie 338 v. Chr. mit Präneſte zuſammen von L. Furius Camillus unterworfen. T. war von dieſer Zeit an eine kleine Landſtadt mit municipaler Verfaſſung, genannt meiſtens deshalb, weil reiche Römer in der geſunden und romantiſchen, namentlich von Horaz gefeierten Gegend Villen anlegten. Zahlreiche Reſte (ohne Grund Villa des Mäcenas, des Quintilius Varus, des Brutus und Caſſius genannt) liegen in der Nähe der Stadt, etwa 4 km entfernt, in der Ebene am Fuße der Hügel, die mehrere Stunden im Umfang meſſenden, höchſt bedeutenden Ruinen der Villa des Kaiſers Hadrian, um 130 n. Chr. gebaut, Fundſtätte vieler hervorragenden Kunſtwerke, die das Vatikaniſche, Kapitoliniſche und andere Muſeen ſchmücken. Von ſonſtigen Reſten aus dem Altertum ſind bemerkenswert: ein kleiner graziöſer Rundtempel (Tempel der Sibylle, der Veſta, auch des Hercules Saxanus genannt, aber alles ohne Grund) oberhalb der Fälle des Anio, in der Nähe ein kleiner ioniſcher Pſeudoperipteros, bis vor kurzem Kirche San-Giorgio (ebenſo grundlos wie

jener als Tempel des Hercules Tiburtus oder der Sibylle bezeichnet).

Im Mittelalter standen die Einwohner von Tivoli meist auf Seite der ghibellinischen Partei und haben mehrmals deutsche Kaiser in ihren Mauern empfangen (Friedrich II., Heinrich VII.); mit den Römern lagen sie in lange dauernden Fehden, bis Papst Pius II. zur Bändigung der Tivolesen das noch heute stehende Kastell anlegte (1460). Im 16. Jahrh. gehörte Tivoli der Familie Este; Kardinal Ippolito d'Este ließ durch Pirro Ligorio 1549 hier eine Villa anlegen, welche eine der großartigsten Schöpfungen dieser Art und noch jetzt, trotz langer Vernachlässigung, eine der sehenswürdigsten Renaissanceanlagen ist. Im J. 1826 riß der Anio bei sehr starkem Hochwasser einen Teil des Ortes weg, worauf durch zwei den Monte-Catillo durchbohrende Tunnel etwa der Hälfte des Flusses eine Ableitung oberhalb der Stadt geschaffen wurde (1834). Das moderne **Tivoli**, eng und schmutzig gebaut, außer der Villa d'Este ohne bemerkenswerte Gebäude, ist Station der Linie T.-Mandela der Italienischen Staatsbahnen, mit Rom durch Dampf-Tramway verbunden und zählt (1881) 9730, als Gemeinde 10122 E. Vgl. Viola, «Storia di Tivoli» (Rom 1819); Ribby, «Analisi della carta de' dintorni di Roma» (Bd. 3, Rom 1849).

Tic (frz.) nennt man Gesichtsschmerzen, die sich in zwei Arten, den Tic douloureux und den Tic convulsif, unterscheiden. Der **Tic douloureux**, auch **Prosopalgie** oder **Fothergillscher Nervenschmerz**, ist eine Neuralgie des fünften Gehirnnerven (s. **Gesichtsschmerz**); während der **Tic convulsif** oder mimische Gesichtskrampf in klonischen Krämpfen der vom Nervus facialis, dem Gesichtsnerv, versorgten Muskeln besteht. (S. **Gesichtskrampf**.)

Tichatscheck (Jos. Aloys), berühmter Tenorist, geb. 11. Juli 1807 zu Oberweckelsdorf in Böhmen als der Sohn eines Landmanns, besuchte in Braunau das Gymnasium und war zugleich Altsänger in dem dortigen Benediktinerkloster, bis in seinem 17. Jahre seine Stimme in einen herrlichen Tenor mutierte. Im J. 1827 ging er nach Wien, nahm daselbst bei Ciccimara kunstgerechten Gesangunterricht, wirkte im Chor der Hofoper mit und erhielt im Verlauf der Zeit auch hin und wieder eine kleine Rolle. Seine eigentliche theatralische Solistenlaufbahn begann er aber 1834 in Graz. Dann gastierte er einige Jahre darauf in Wien und Dresden und wurde 1838 am dresdener Hoftheater angestellt, dem er bis zu seiner Pensionierung 1872 angehörte, obschon in den letzten Jahren nur noch als sog. Ehrenmitglied in einer beschränktern Anzahl von Partien auftretend, zugleich auch als Kammersänger bei der Hofkirchenmusik fungierend. Auch sang er als Gast auf sämtlichen größern deutschen Bühnen und wurde überall mit Enthusiasmus aufgenommen, ebenso in London, Amsterdam, Stockholm ꝛc. Hinsichtlich der Ausgiebigkeit und Ausdauer der Stimme muß T. ein Phänomen genannt werden. Seine Stimme überwand stets die größten Anstrengungen mit Leichtigkeit. Seine Mittel wiesen ihn von jeher auf Heldentenorpartien hin; doch hat er auch in der sog. Spieloper Erhebliches geleistet. T. war der erste Sänger, der in Wagnerschen Heldenpartien (Rienzi, Tanhäuser, Lohengrin) auftrat und außerordentliche Erfolge damit erzielte. Er starb 18. Jan. 1886 in Dresden.

Tichborne-Case heißt der Monsterprozeß, der fast sechs Jahre hindurch (1868—74) über das Recht der Erbfolge zu den Titeln und Gütern der Familie Tichborne in London geführt wurde. Roger Tichborne, geb. 1829, war auf einer Reise nach Südamerika 1854 nach Buenos-Ayres gekommen. Von dort schrieb er im März 1854 seiner Familie, daß er im Begriff stehe, mit dem Schiff Bella nach Rio Janeiro zu fahren. Die Bella scheiterte auf dieser Fahrt im offenen Meere und jahrelang blieb jede Spur von Roger Tichborne verloren. Sein Vater hatte inzwischen (1853) die Titel und Güter der Familie Tichborne geerbt. Trotz der unzweifelhaften Gewißheit des Untergangs der Bella wollte indes die Mutter nicht an den Tod des einzigen Sohnes glauben. Von Jahr zu Jahr fuhr sie fort, durch Annoncen in amerik. und austral. Zeitungen der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß Roger Tichborne noch am Leben sei, und verdoppelte ihre Bemühungen, den Verlorenen wiederzufinden, als ihr Mann Sir James Tichborne 1862 starb. Zu Anfang des Jahres 1866 wurde endlich eine der Annoncen Lady Tichbornes aus dem austral. Städtchen Wagga-Wagga von einem Manne beantwortet, der sich für ihren verlorenen Sohn ausgab. Sie versah denselben mit den nötigen Mitteln zur Rückkehr, und im Dez. 1866 traf der vorgebliche Roger Tichborne in London ein. Unter den seltsamsten Umständen von der Mutter anerkannt, suchte der Heimgekehrte nun auch die Anerkennung der übrigen Verwandten und die Rückgabe der an eine Seitenlinie gefallenen Tichborneschen Güter zu erwirken. Die Weigerung der Verwandten, seine Identität mit Roger Tichborne anzuerkennen, führte zu dem Tichborne-Prozeß, der unter der lebhaftesten öffentlichen Teilnahme in Form einer Klage des vorgeblichen Roger Tichborne gegen die Vertreter der Familie im Juni 1871 eröffnet wurde. Im März 1872 kam der Prozeß zum Abschluß durch die Erklärung der Geschworenen: daß sie von der Unwahrheit der Aussagen des vorgeblichen Roger Tichborne überzeugt seien, worauf der Kläger seinerseits wegen Meineids und Fälschung in Anklagezustand versetzt wurde. Dieser zweite Prozeß dauerte vom April 1873 bis Febr. 1874, wo die Geschworenen ihr Schuldig aussprachen und zugleich die Identität des Angeklagten mit dem aus London gebürtigen Metzgersohne Arthur Orton feststellten. Trotzdem währte es Jahre, ehe der Eifer einer großen Partei, die in Orton den wahren Roger Tichborne erkennen wollte, sich abkühlte. Orton wurde zu 14jähriger Zwangsarbeit verurteilt; da er sich aber im Gefängnis untadelhaft aufführte, schon im Okt. 1884 entlassen. Ein Versuch seiner Anhänger, nach seiner Freilassung durch ein öffentliches Meeting das Interesse für ihn noch einmal anzufrischen, blieb ohne Erfolg.

Tichwinskykanal, Kanal zur Verbindung der Wolga mit dem Finnischen Meerbusen, zunächst des Flusses Woltschina mit der Tichwinka; die Länge des Kanals beträgt 7½ km. Die Verbindung der Wolga mit dem Finnischen Meerbusen ist folgende: aus der Wolga gelangt man in die Mologa, aus dieser in deren Nebenfluß Tschagodotscha, dann in den Gurjun, hierauf durch den See Waschanskoje in die Somina und in die Woltschina, die aus dem Krupinosee kommt. Sodann werden die auf der Wasserscheide befindlichen Seen Krupino und Lebedino miteinander durch den

erwähnten Kanal verbunden und ferner die Tichwinka mit dem letztgenannten See. Die Tichwinka ist aber ein Nebenfluß des Sjas, der sich in den Ladogasee ergießt und der wiederum seinen Abfluß durch die Newa in den Finnischen Meerbusen hat.

Ticino oder Tessin (bei den Alten Ticinus), linker Nebenfluß des Po, entspringt in den Lepontinischen Alpen aus zwei Hauptquellen am Nufenenpaß (2441 m) und am St. Gotthard. Der erste dieser Quellarme durchfließt in nordöstl. Richtung das Bedrettothal (s. d.); der andere braust vom St. Gotthard südlich durch das öde, felsige Val Tremola (deutsch Trümelthal) herab und vereinigt sich mit jenem etwa 2 km oberhalb Airolo. Dann durchfließt der T. in südöstl. Richtung das Hauptthal des schweiz. Kantons Tessin, welches von Airolo bis Biasca Val Leventina (deutsch Livinenthal), von Biasca bis Bellinzona Riviera heißt und in dem er links bei Biasca den Brenno (s. d.) aus dem Val Blegno, bei Arbedo die Moësa aus dem Val Mesocco (deutsch Misox) aufnimmt. Bei Arbedo wendet sich der Fluß nach Südwesten, durchbricht die Thalenge von Bellinzona und erreicht in unregelmäßigem Laufe, oft sich teilend und zahlreiche Inseln bildend, durch ein breites, ebenes, großenteils versumpftes Schwemmland bei Magadino den Lago-Maggiore (s. d.). Die Flußlänge beträgt von der Gabel der beiden Quellarme (1150 m) bis zum See (197 m) 70,5 km; das Gefälle 953 m. Das Flußgebiet des obern T. umfaßt einschließlich des Gebietes des Lago-Maggiore und seiner Zuflüsse 6548 qkm, wovon 126 auf Gletscher fallen. Bei Sesto Calende verläßt der T. den See als klarer, schiffbarer Fluß von 1 bis 4 m Tiefe, bildet eine Zeit lang die Grenzscheide zwischen den ital. Provinzen Novara und Mailand, speist mehrere Kanäle und fließt in sehr breitem Bette, mannigfach geteilt, dem Po zu, den er 5 km unterhalb Pavia (dem Ticinum der Römer) erreicht. Die Gesamtlänge des Flusses von der Gabel bei Airolo bis zur Mündung in den Po beträgt 237 km; davon fallen auf den Ober- und Mittellauf bis zum Lago-Maggiore 70,5 km, auf den See 63 km, auf den Unterlauf in der lombard. Ebene 103,5 km.

Ticino, Kanton, s. Tessin.

Ticket (engl.), Zettel, Etikette, Theater- oder Eisenbahnbillet, Anschlagzettel; Lotterielos; Stimmzettel bei Wahlen.

Ticket-of-leave, Urlaubsschein, Urlaubspaß, Dokument, durch welches ein Verbrecher vor Ablauf seiner Strafzeit die Freiheit erhält. Der Ausdruck war ursprünglich nur in den austral. Kolonien gebräuchlich.

Ticknor (George), ausgezeichneter amerik. Gelehrter, geb. 1. Aug. 1791 zu Boston, wurde, tüchtig vorgebildet, 1813 unter die Anwälte Bostons aufgenommen. Im J. 1815 begab er sich mit Everett nach Deutschland, wo beide bis 1817 zu Göttingen sich mit Eifer dem Studium der klassischen Litteratur und der schönen Wissenschaften widmeten. Hierauf auf den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften nach Cambridge berufen, wandte er sich von Paris aus nach Italien und dann 1818 nach Spanien. Nachdem er 1820 in die Heimat zurückgekehrt, trat er sein Lehramt an und trug Geschichte der franz. und span. Litteratur vor. Im J. 1835 entsagte er diesem Lehramt und machte von neuem eine dreijährige Reise nach Europa. Er starb zu Boston 26. Jan. 1871. Seine «History of Spanish literature» (3 Bde., Neuyork u. Lpz. 1849; 4. Aufl. 1871), welche mit Zusätzen von Vidal und Gayangos (Bd. 1 u. 2, Madr. 1851—53) ins Spanische, sowie mit den Zusätzen der span. Übersetzung und Beiträgen Wolfs von Julius ins Deutsche (2 Bde., Lpz. 1852; «Nachträge», aus der 3. Aufl. des Originals, von A. Wolf, Lpz. 1867) übertragen wurde, ist durch Vollständigkeit, gediegene Forschung und gebildetes Urteil als Hauptwerk dieses Fachs und Grundlage aller weitern Forschungen zu betrachten. Außerdem veröffentlichte T. noch: «Life of W. H. Prescott» (Bost. 1864). Vgl. Hillard, «Life of George T.» (2 Bde., Bost. 1876).

Ticonderoga, kleine amerik. Stadt mit (1880) 3304 E., im County Essex des Staates Neuyork, am Einfluß des Georgesees in den Champlainsee malerisch gelegen, mit den Trümmern eines während des Unabhängigkeitskriegs vielgenannten hochgelegenen Fort desselben Namens, welches durch Oberst Ethan Allen genommen und der Stützpunkt der amerik. Streifkorps wurde.

Tidemand (Adolf), einer der bedeutendsten Genremaler der neuern Zeit, geb. 14. Aug. 1814 zu Mandal in Norwegen, begann seine Studien 1833 auf der Akademie zu Kopenhagen und setzte dieselben seit 1837 zu Düsseldorf fort. Er trat zuerst (1841) mit einem großen histor. Gemälde aus dem Leben von Gustav Wasa auf. In dieser histor. Komposition, von der er sich aber später fast gänzlich zum volkstümlichen Genre wendete, verleugnet er nicht den Einfluß Schadows und Hildebrands. Nachdem er von einer Reise nach München, Rom und Norwegen nach Düsseldorf zurückgekehrt, widmete er sich der Darstellung des Volkslebens, zu welcher er die Typen meistens aus dem Bauernstande seiner Heimat nahm. Zahlreiche Bilder, vom einfachsten kleinen Kabinettsstück bis zu den größten Darstellungen, erschienen auf den Ausstellungen in rascher Folge. Einen ausgebreiteten Ruf erwarb ihm das mehrmals wiederholte, der städtischen Galerie zu Düsseldorf gehörige große Bild, die Versammlung der Haugianer, welches dem Maler (1848) die goldene Medaille der berliner Akademie und die Ernennung zu deren ordentlichem Mitglied einbrachte. Für die königl. Villa Oskarhall bei Kristiania malte er (1850) eine Folge von 10 Bildern, das Leben eines norweg. Bauern umfassend (lithographiert von Sonderland). Mit dem Landschafter Hans Gude lieferte er eine Reihe größerer Bilder, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreuten. Hervorzuheben sind: die Brautfahrt, Nacht auf dem Fjord (dreimal gemalt), das Leichenbegängnis auf dem Fjord (1853). Zu seinen übrigen zahlreichen Werken gehören: Hausandacht (Nationalgalerie in Kristiania), die Märchenerzählerin, die politisierenden Bauern, der verwundete Bärenjäger (1856, kaiserl. Galerie in Wien). Später ging er wieder zur histor. Malerei über, und lieferte für Kirchen in Kristiania, Drammen und Tyristrand schöne Altargemälde, und in Verbindung mit dem norweg. Landschaftsmaler Morten Müller: Landung der Schottländer im Romsdalsfjord. Im Begriff, ein vom König bestelltes Bild: Gründung der Stadt Kristiania, zu vollenden, starb er 25. Aug. 1876 zu Kristiania. T. war im vollen Sinne Sitten- und Seelenmaler. Seine Bilder sind durch Schlichtheit, Innigkeit und Treue in der Auffassung, wie durch den meisterhaften Vortrag und gesunde Farbe ausgezeichnet.

jener als Tempel des Hercules Tiburtus oder der Sibylle bezeichnet).

Im Mittelalter standen die Einwohner von Tivoli meist auf Seite der ghibellinischen Partei und haben mehrmals deutsche Kaiser in ihren Mauern empfangen (Friedrich II., Heinrich VII.); mit den Römern lagen sie in lange dauernden Fehden, bis Papst Pius II. zur Bändigung der Tivolesen das noch heute stehende Kastell anlegte (1460). Im 16. Jahrh. gehörte Tivoli der Familie Este; Kardinal Ippolito d'Este ließ durch Pirro Ligorio 1549 hier eine Villa anlegen, welche eine der großartigsten Schöpfungen dieser Art und noch jetzt, trotz langer Vernachlässigung, eine der sehenswürdigsten Renaissanceanlagen ist. Im J. 1826 riß der Anio bei sehr starkem Hochwasser einen Teil des Ortes weg, worauf durch zwei den Monte-Catillo durchbohrende Tunnel etwa der Hälfte des Flusses eine Ableitung oberhalb der Stadt geschaffen wurde (1834). Das moderne Tivoli, eng und schmutzig gebaut, außer der Villa d'Este ohne bemerkenswerte Gebäude, ist Station der Linie T.-Mandela der Italienischen Staatsbahnen, mit Rom durch Dampf-Tramway verbunden und zählt (1881) 9730, als Gemeinde 10122 E. Vgl. Viola, «Storia di Tivoli» (Rom 1819); Nibby, «Analisi della carta de' dintorni di Roma» (Bd. 3, Rom 1849).

Tic (frz.) nennt man Gesichtsschmerzen, die sich in zwei Arten, den Tic douloureux und den Tic convulsif, unterscheiden. Der Tic douloureux, auch Prosopalgie oder Fothergillscher Nervenschmerz, ist eine Neuralgie des fünften Gehirnnerven (s. Gesichtsschmerz); während der Tic convulsif oder mimische Gesichtskrampf in klonischen Krämpfen der vom Nervus facialis, dem Gesichtsnerv, versorgten Muskeln besteht. (S. Gesichtskrampf.)

Tichatschek (Jos. Aloys), berühmter Tenorist, geb. 11. Juli 1807 zu Oberwekelsdorf in Böhmen als der Sohn eines Landmanns, besuchte in Braunau das Gymnasium und war zugleich Altsänger in dem dortigen Benediktinerkloster, bis in seinem 17. Jahre seine Stimme in einen herrlichen Tenor mutierte. Im J. 1827 ging er nach Wien, nahm daselbst bei Ciccimara kunstgerechten Gesangunterricht, wirkte im Chor der Hofoper mit und erhielt im Verlauf der Zeit auch hin und wieder eine kleine Rolle. Seine eigentliche theatralische Solistenlaufbahn begann er aber 1834 in Graz. Dann gastierte er einige Jahre darauf in Wien und Dresden und wurde 1838 am dresdener Hoftheater angestellt, dem er bis zu seiner Pensionierung 1872 angehörte, obschon in den letzten Jahren nur noch als sog. Ehrenmitglied in einer beschränktern Anzahl von Partien auftretend, zugleich auch als Kammersänger bei der Hofkirchenmusik fungierend. Auch sang er als Gast auf sämtlichen größern deutschen Bühnen und wurde überall mit Enthusiasmus aufgenommen, ebenso in London, Amsterdam, Stockholm ꝛc. Hinsichtlich der Ausgiebigkeit und Ausdauer der Stimme muß T. ein Phänomen genannt werden. Seine Stimme überwand stets die größten Anstrengungen mit Leichtigkeit. Seine Mittel wiesen ihn von jeher auf Heldentenorpartien hin; doch hat er auch in der sog. Spieloper Erhebliches geleistet. T. war der erste Sänger, der in Wagnerschen Heldenpartien (Rienzi, Tanhäuser, Lohengrin) auftrat und außerordentliche Erfolge damit erzielte. Er starb 18. Jan. 1886 in Dresden.

Tichborne-Case heißt der Monsterprozeß, der fast sechs Jahre hindurch (1868—74) über das Recht der Erbfolge zu den Titeln und Gütern der Familie Tichborne in London geführt wurde. Roger Tichborne, geb. 1829, war auf einer Reise nach Südamerika 1854 nach Buenos-Ayres gekommen. Von dort schrieb er im März 1854 seiner Familie, daß er im Begriff stehe, mit dem Schiff Bella nach Rio Janeiro zu fahren. Die Bella scheiterte auf dieser Fahrt im offenen Meere und jahrelang blieb jede Spur von Roger Tichborne verloren. Sein Vater hatte inzwischen (1853) die Titel und Güter der Familie Tichborne geerbt. Trotz der unzweifelhaften Gewißheit des Untergangs der Bella wollte indes die Mutter nicht an den Tod des einzigen Sohnes glauben. Von Jahr zu Jahr fuhr sie fort, durch Annoncen in amerik. und austral. Zeitungen der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß Roger Tichborne noch am Leben sei, und verdoppelte ihre Bemühungen, den Verlorenen wiederzufinden, als ihr Mann Sir James Tichborne 1862 starb. Zu Anfang des Jahres 1866 wurde endlich eine der Annoncen Lady Tichbornes aus dem austral. Städtchen Wagga-Wagga von einem Manne beantwortet, der sich für ihren verlorenen Sohn ausgab. Sie versah denselben mit den nötigen Mitteln zur Rückkehr, und im Dez. 1866 traf der vorgebliche Roger Tichborne in London ein. Unter den seltsamsten Umständen von der Mutter anerkannt, suchte der Heimgekehrte nun auch die Anerkennung der übrigen Verwandten und die Rückgabe der an eine Seitenlinie gefallenen Tichborneschen Güter zu erwirken. Die Weigerung der Verwandten, seine Identität mit Roger Tichborne anzuerkennen, führte zu dem Tichborne-Prozeß, der unter der lebhaftesten öffentlichen Teilnahme in Form einer Klage des vorgeblichen Roger Tichborne gegen die Vertreter der Familie im Juni 1871 eröffnet wurde. Im März 1872 kam der Prozeß zum Abschluß durch die Erklärung der Geschworenen: daß sie von der Unwahrheit der Aussagen des vorgeblichen Roger Tichborne überzeugt seien, worauf der Kläger seinerseits wegen Meineids und Fälschung in Anklagezustand versetzt wurde. Dieser zweite Prozeß dauerte vom April 1873 bis Febr. 1874, wo die Geschworenen ihr Schuldig aussprachen und zugleich die Identität des Angeklagten mit dem aus London gebürtigen Metzgersohne Arthur Orton feststellten. Trotzdem währte es Jahre, ehe der Eifer einer großen Partei, die in Orton den wahren Roger Tichborne erkennen wollte, sich abkühlte. Orton wurde zu 14jähriger Zwangsarbeit verurteilt; da er sich aber im Gefängnis untadelhaft aufführte, schon im Okt. 1884 entlassen. Ein Versuch seiner Anhänger, nach seiner Freilassung durch ein öffentliches Meeting das Interesse für ihn noch einmal anzufrischen, blieb ohne Erfolg.

Tichwinskykanal, Kanal zur Verbindung der Wolga mit dem Finnischen Meerbusen, zunächst des Flusses Woltschina mit der Tichwinka; die Länge des Kanals beträgt 7½ km. Die Verbindung der Wolga mit dem Finnischen Meerbusen ist folgende: aus der Wolga gelangt man in die Mologa, aus dieser in deren Nebenfluß Tschagadotscha, dann in den Gurjun, hierauf durch den See Waschanskoje in die Somina und in die Woltschina, die aus dem Krupinosee kommt. Sodann werden die auf der Wasserscheide befindlichen Seen Krupino und Lebedino miteinander durch den

erwähnten Kanal verbunden und ferner die Tichwinka mit dem letztgenannten See. Die Tichwinka ist aber ein Nebenfluß des Sjas, der sich in den Ladogasee ergießt und der wiederum seinen Abfluß durch die Newa in den Finnischen Meerbusen hat.

Ticino oder Tessin (bei den Alten Ticinus), linker Nebenfluß des Po, entspringt in den Lepontinischen Alpen aus zwei Hauptquellen am Nufenenpaß (2441 m) und am St. Gotthard. Der erste dieser Quellarme durchfließt in nordöstl. Richtung das Bedrettothal (s. d.); der andere braust vom St. Gotthard südlich durch das öde, felsige Val Tremola (deutsch Trümelthal) herab und vereinigt sich mit jenem etwa 2 km oberhalb Airolo. Dann durchfließt der T. in südöstl. Richtung das Hauptthal des schweiz. Kantons Tessin, welches von Airolo bis Biasca Val Leventina (deutsch Livinenthal), von Biasca bis Bellinzona Riviera heißt und in dem er links bei Biasca den Brenno (s. d.) aus dem Val Blegno, bei Arbedo die Moësa aus dem Val Mesocco (deutsch Misox) aufnimmt. Bei Arbedo wendet sich der Fluß nach Südwesten, durchbricht die Thalenge von Bellinzona und erreicht in unregelmäßigem Laufe, oft sich teilend und zahlreiche Inseln bildend, durch ein breites, ebenes, großenteils versumpftes Schwemmland bei Magadino den Lago-Maggiore (s. d.). Die Flußlänge beträgt von der Gabel der beiden Quellarme (1150 m) bis zum See (197 m) 70,5 km; das Gefälle 953 m. Das Flußgebiet des obern T. umfaßt einschließlich des Gebietes des Lago-Maggiore und seiner Zuflüsse 6548 qkm, wovon 126 auf Gletscher fallen. Bei Sesto Calende verläßt der T. den See als klarer, schiffbarer Fluß von 1 bis 4 m Tiefe, bildet eine Zeit lang die Grenzscheide zwischen den ital. Provinzen Novara und Mailand, speist mehrere Kanäle und fließt in sehr breitem Bette, mannigfach geteilt, dem Po zu, den er 5 km unterhalb Pavia (dem Ticinum der Römer) erreicht. Die Gesamtlänge des Flusses von der Gabel bei Airolo bis zur Mündung in den Po beträgt 237 km; davon fallen auf den Ober- und Mittellauf bis zum Lago-Maggiore 70,5 km, auf den See 63 km, auf den Unterlauf in der lombard. Ebene 103,5 km.

Ticino, Kanton, s. Tessin.

Ticket (engl.), Zettel, Etikette, Theater- oder Eisenbahnbillet, Anschlagzettel; Lotterielos; Stimmzettel bei Wahlen.

Ticket-of-leave, Urlaubsschein, Urlaubspaß, Dokument, durch welches ein Verbrecher vor Ablauf seiner Strafzeit die Freiheit erhält. Der Ausdruck war ursprünglich nur in den austral. Kolonien gebräuchlich.

Ticknor (George), ausgezeichneter amerik. Gelehrter, geb. 1. Aug. 1791 zu Boston, wurde, tüchtig vorgebildet, 1813 unter die Anwälte Bostons aufgenommen. Im J. 1815 begab er sich mit Everett nach Deutschland, wo beide bis 1817 zu Göttingen sich mit Eifer dem Studium der klassischen Litteratur und der schönen Wissenschaften widmeten. Hierauf auf den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften nach Cambridge berufen, wandte er sich von Paris aus nach Italien und dann 1818 nach Spanien. Nachdem er 1820 in die Heimat zurückgekehrt, trat er sein Lehramt an und trug Geschichte der franz. und span. Litteratur vor. Im J. 1835 entsagte er diesem Lehramt und machte von neuem eine dreijährige Reise nach Europa. Er starb zu Boston 26. Jan. 1871. Seine «History of Spanish literature» (3 Bde., Neuyork u. Lpz. 1849; 4. Aufl. 1871), welche mit Zusätzen von Vidal und Gayangos (Bd. 1 u. 2, Madr. 1851—53) ins Spanische, sowie mit den Zusätzen der span. Übersetzung und Beiträgen Wolfs von Julius ins Deutsche (2 Bde., Lpz. 1852; «Nachträge», aus der 3. Aufl. des Originals, von A. Wolf, Lpz. 1867) übertragen wurde, ist durch Vollständigkeit, gediegene Forschung und gebildetes Urteil als Hauptwerk dieses Fachs und Grundlage aller weitern Forschungen zu betrachten. Außerdem veröffentlichte T. noch: «Life of W. H. Prescott» (Bost. 1864). Vgl. Hillard, «Life of George T.» (2 Bde., Bost. 1876).

Ticonderoga, kleine amerik. Stadt mit (1880) 3304 E., im County Essex des Staates Neuyork, am Einfluß des Georgesees in den Champlainsee malerisch gelegen, mit den Trümmern eines während des Unabhängigkeitskriegs vielgenannten hochgelegenen Fort desselben Namens, welches durch Oberst Ethan Allen genommen und der Stützpunkt der amerik. Streifkorps wurde.

Tidemand (Adolf), einer der bedeutendsten Genremaler der neuern Zeit, geb. 14. Aug. 1814 zu Mandal in Norwegen, begann seine Studien 1833 auf der Akademie zu Kopenhagen und setzte dieselben seit 1837 zu Düsseldorf fort. Er trat zuerst (1841) mit einem großen histor. Gemälde aus dem Leben von Gustav Waja auf. In dieser histor. Komposition, von der er sich aber später fast gänzlich zum volkstümlichen Genre wendete, verleugnet er nicht den Einfluß Schadows und Hildebrands. Nachdem er von einer Reise nach München, Rom und Norwegen nach Düsseldorf zurückgekehrt, widmete er sich der Darstellung des Volkslebens, zu welcher er die Typen meistens aus dem Bauernstande seiner Heimat nahm. Zahlreiche Bilder, vom einfachsten kleinen Kabinettstück bis zu den größten Darstellungen, erschienen auf den Ausstellungen in rascher Folge. Einen ausgebreiteten Ruf erwarb ihm das mehrmals wiederholte, der städtischen Galerie zu Düsseldorf gehörige große Bild, die Versammlung der Haugianer, welches dem Maler (1848) die goldene Medaille der berliner Akademie und die Ernennung zu deren ordentlichem Mitglied einbrachte. Für die königl. Villa Oskarhall bei Kristiania malte er (1850) eine Folge von 10 Bildern, das Leben eines norweg. Bauern umfassend (lithographiert von Sonderland). Mit dem Landschafter Hans Gude lieferte er eine Reihe größerer Bilder, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreuten. Hervorzuheben sind: die Brautfahrt, Nacht auf dem Fjord (dreimal gemalt), das Leichenbegängnis auf dem Fjord (1853). Zu seinen übrigen zahlreichen Werken gehören: Hausandacht (Nationalgalerie in Kristiania), die Märchenerzählerin, die politisierenden Bauern, der verwundete Bärenjäger (1856, kaiserl. Galerie in Wien). Später ging er wieder zur histor. Malerei über, und lieferte für Kirchen in Kristiania, Drammen und Tyristrand schöne Altargemälde, und in Verbindung mit dem norweg. Landschaftsmaler Morten Müller: Landung der Schottländer im Romsdalsfjord. Im Begriff, ein vom König bestelltes Bild: Gründung der Stadt Kristiania, zu vollenden, starb er 25. Aug. 1876 zu Kristiania. T. war im vollen Sinne Sitten- und Seelenmaler. Seine Bilder sind durch Schlichtheit, Innigkeit und Treue in der Auffassung, wie durch den meisterhaften Vortrag und gesunde Farbe ausgezeichnet.

Tidore, Sultanat, s. unter Molukken.

Tieck (Ludw.), deutscher Dichter, von hoher Bedeutung durch seinen Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutschen Nationallitteratur, wurde 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, wo sein Vater Bürger und Seilermeister war. Seit 1782 war er Schüler des Werderschen Gymnasiums. Bereits zu jener Zeit erwachte seine Neigung zur poetischen Produktion, neben welcher sich auch sein mimisches Talent zu entwickeln begann. Er bezog 1792 die Universität zu Halle, wo er, wie hierauf zu Göttingen und Erlangen, sich dem Studium der Geschichte wie der ältern und neuern Litteratur widmete. Schon damals war Shakespeare der Mittelpunkt seiner Bestrebungen. In Berlin, wohin er 1794 zurückgekehrt war, lieferte er, wie auch seine Schwester Sophie, seit 1795 auf Veranlassung Nicolais für die von Musäus und J. G. Müller begonnenen «Straußfedern» eine Anzahl kleinere Erzählungen, erst nach franz. Mustern, dann originale Beiträge, unter denen «Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben» (1796) der bedeutendste war. Sein eigenstes Wesen bekundete er in der Erzählung «Abdallah» (Berl. 1795), welcher der minder phantasiereiche, aber nicht minder düstere Roman «William Lovell» (3 Bde., Berl. 1795—96) folgte. Beide Erzeugnisse waren noch nicht künstlerisch vollendete Werke. Sein «Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten» (2 Bde., Berl. 1795—96) und «Peter Lebrechts Volksmärchen» (3 Bde., Berl. 1797) zeichnen sich aus durch Fülle der Phantasie und Naivetät wie durch einen vollen, überschäumenden Humor. Eine originale Dichtung im Tone der Volkssage war «Der blonde Eckbert». Schon jetzt, in den Märchen «Blaubart» und «Der gestiefelte Kater», kämpfte er mit satirischem Humor nicht ohne Erfolg gegen die Dichter der Aufklärung nicht minder wie gegen das aufgeklärte Publikum. Derselben Polemik gab er eine andere Form in dem Lustspiel «Die verkehrte Welt» (1799). In den «Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders» (Berl. 1797), ursprünglich von seinem Jugendfreunde Wackenroder (gest. 1798), an welchen jedoch auch T. Anteil hatte, ferner in den «Phantasien über die Kunst» (Hamb. 1799), in welchen T. den Nachlaß Wackenroders mit einigen Aufsätzen vermehrt herausgab, besonders aber in dem Kunstroman «Franz Sternbalds Wanderungen» (2 Bde., Berl. 1798) sprach sich eine Liebe zur Kunst aus, die sich aller selbstgefälligen Kennerei und Spielerei mit dem Schönen und Erhabenen widersetzte, zugleich aber in Verbindung mit einer schwärmerischen Religiosität auftrat, welche über seine Hinneigung zum Katholizismus keinen Zweifel übrigließ. Nicolai wandte sich deshalb von ihm ab; doch schloß sich T. eng an W. von Schlegel an, den er 1798 zu Berlin kennen gelernt hatte.

Nachdem hierauf T. eine Tochter des hamburger Pastors Alberti, eines Freundes von Lessing, geheirathet, ging er 1799 nach Jena, wo er an Novalis einen neuen Freund erwarb. Damals veröffentlichte er «Romantische Dichtungen» (2 Bde., Jena 1799—1800), in denen außer dem «Zerbino» noch die Tragödie «Leben und Tod der Genoveva» erschien. Im «Zerbino», einer Fortsetzung des «Gestiefelten Kater», wurde die materielle, antipoetische Denkart mit Ironie geschildert, während sich darin zugleich die Verehrung der romantischen Poesie in allen ihren Farben spiegelte. Seine Übersetzung des «Don Quixote» (4 Bde., Berl. 1799—1801; 3. Aufl. 1852) übertraf weit alle bisherigen Versuche. Nachdem er im Sommer 1800 auf kurze Zeit nach Berlin zurückgekehrt, lebte er 1801—2 in enger Verbindung mit Steffens zu Dresden. Hier gab er 1802 mit A. W. von Schlegel den «Musenalmanach» heraus, der viele Gegner, aber auch viele Freunde unter der empfänglichen Jugend fand. Endlich erschien 1804 sein längst erwarteter «Kaiser Octavianus», der nur in Einzelheiten schöne Gipfelpunkt seiner romantischen Produktionen. Neben diesen dichterischen Arbeiten widmete er sich dem Studium der Litteratur des deutschen Mittelalters, das er seit 1804 zu München, wo er mit Rumohr Freundschaft schloß, weiter verfolgte. Heftige gichtische Leiden führten ihn zu seiner Herstellung mit Rumohr und seinem Bruder Friedrich 1805 nach Italien, wo er teilweise Genesung fand und den Maler Müller kennen lernte. Im Herbst 1806 kehrte er nach Deutschland zurück, lebte erst zu Ziebingen bei Frankfurt a. O., wo er schon 1803 einige Zeit sich aufgehalten hatte, dann zu Dresden, hierauf zu Wien, endlich seit Herbst 1808 abermals zu München, wo er durch neue schwere Krankheitsanfälle bis 1810 gefesselt ward. Nur zum Teil hergestellt, wandte er sich wieder nach Ziebingen, wo er 1811 Solgers Freundschaft gewann, die von großem Einfluß auf seine Zukunft wurde.

T. war jetzt bei einem Wendepunkte seines Lebens angekommen. Er hatte sich losgerungen von den mystischen Elementen, die ihn früher beherrschten, und begann festere Kunstformen zu suchen, wie sich dies zunächst im «Phantasus» (3 Bde., Berl. 1812—17; neue Aufl. 1844—45) zeigte, welcher das vermittelnde Glied zwischen seiner frühern und spätern Dichtweise bildet. In demselben vereinigte er den Inhalt von «Peter Lebrechts Volksmärchen» mit manchem Neuen, worunter das Drama «Fortunat», zu einem kunstreichen Ganzen. Wie früher die «Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter» (Berl. 1803), so erschien um diese Zeit «Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst» (Tüb. 1812), beides Arbeiten, durch die er für die Wiederbelebung der ältern deutschen Dichtkunst wesentlich mitwirkte. Sein «Deutsches Theater» (2 Bde., Berl. 1817) wurde nicht fortgesetzt. Mit seinem Freunde Burgsdorf machte er 1817 eine Reise nach England, wo er neue Materialien für Shakespeare sammelte. Er kehrte über Paris zurück und hielt sich dann wieder in Ziebingen auf, bis er sich 1819 nach Dresden wandte. Hier begann ein neuer Abschnitt seiner Thätigkeit in seinen Novellen, welche teils in verschiedenen Taschenbüchern, zuletzt meist in der «Urania», teils als «Novellenkranz» (4 Jahrgänge, Berl. 1831—35), teils gesammelt (14 Bde., Bresl. 1835—42; vollständig, 12 Bde., Berl. 1852—53) erschienen. Unter denselben sind die bedeutendsten «Dichterleben» und «Der Tod des Dichters». Noch höher steht der umfangreichere, aber unvollendete «Aufruhr in den Cevennen» (Berl. 1826), während «Der junge Tischlermeister» (2 Bde., Berl. 1836) nicht gleichen Beifall finden konnte. Nur ein geringerer Wert kann auch dem Roman «Vittoria Accorombona» (2 Bde., Bresl. 1840; neue Aufl. 1841) beigemessen werden. In diesen Novellen zeigt sich von T.s früherer Romantik kaum eine Spur. Vorherrschend ist der geistreiche Dialog über Litteratur und Leben der Gegenwart, vielfach

von der feinsten und schärfsten Ironie durchdrungen. Die berühmten Abendzirkel in Dresden, wo T. sein seltenes Talent als Vorleser entfaltete, waren ein lebendes Abbild dieser Art von Novellistik. Außerdem nahm T. in Dresden lebhaften Anteil an der Leitung des Hoftheaters. Ein Resultat davon sind seine gehaltreichen «Dramaturgischen Blätter» (2 Bde., Bresl. 1825—26), welche er auch in seine «Kritischen Schriften» (4 Bde., Lpz. 1848—52) aufnahm. Bei dieser ausgedehnten Thätigkeit fand T. noch Muße für andere litterarische Arbeiten. Vor allem zu nennen sind als Früchte seiner Studien über Shakespeare aus früherer Zeit seine Bearbeitung von dessen «Sturm» (Berl. 1796) und das «Altengl. Theater» (2 Bde., Berl. 1811), aus der Periode nach der engl. Reise «Shakespeares Vorschule» (2 Bde., Lpz. 1823—29). Seit 1825 erschien unter seiner Leitung die Fortsetzung der Schlegelschen Übersetzung Shakespeares, an der seine geistvolle Tochter, Dorothea T., und Wolf Graf von Baudissin arbeiteten; er selbst begleitete das Werk mit Anmerkungen. Bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen wurde T. von diesem mit ansehnlicher Pension und dem Titel eines Geh. Hofrats an den preuß. Hof gezogen und lebte seitdem, oft kränkelnd, abwechselnd in Berlin und Potsdam, wo damals die verschiedenen theatralischen Versuche hauptsächlich von ihm ausgingen. Er starb 28. April 1853 zu Berlin.

Eine Sammlung seiner «Gedichte» (3 Bde., Dresd. 1821—23; neue Aufl. 1841), die von reichem dichterischen Talent Zeugnis ablegen, aber in der technischen Form zum Teil vernachlässigt sind, veranstaltete er selbst, wie auch die seiner «Sämtlichen Schriften» (unvollendet, 20 Bde., Berl. 1828—42). Nach seinem Tode erschienen «Die Sommernacht, eine Jugenddichtung» (Frankf. 1853) und «Nachgelassene Schriften» (herausg. von Köpke, 2 Bde., Lpz. 1855). Vgl. Köpke, «Ludwig T. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters» (2 Bde., Lpz. 1855); Hoffmann, «Ludwig T. Eine litterarhistor. Skizze» (Nürnb. 1856); Friesen, «Ludwig T. Erinnerungen eines alten Freundes aus den J. 1825—42» (2 Bde., Weim. 1871).

T.s Schwester, Sophie T., geb. 1775 zu Berlin, vermählte sich 1799 mit August Ferdinand Bernhardi (s. d.). Nach ihrer Scheidung (1805) von diesem ging sie 1810 eine zweite Ehe mit einem Herrn von Knorring ein, mit dem sie sich nach Estland wandte, wo sie 1836 starb. Außer Gedichten hat sie einige Romane und Schauspiele veröffentlicht.

Tieck (Christian Friedr.), Bildhauer, der Bruder des vorigen, geb. zu Berlin 14. Aug. 1776, genoß hier bis 1797 den Unterricht Schadows und seit 1798 den Davids in Paris. Er ging 1801 nach Weimar, wo er viele gelungene Büsten, darunter die von F. A. Wolf, J. H. Voß, Goethe u. s. w., fertigte. Mit seinem Bruder Ludwig, dem Baron von Rumohr und den Gebrüdern Riepenhausen unternahm er 1805 eine Reise nach Italien. Auf die Einladung des damaligen bayr. Kronprinzen Ludwig ging er 1809 nach München, und hier entstanden die Büsten des Kronprinzen, Schellings, F. Jacobis und die seines Bruders. In Italien traf er 1812 zu Carrara mit Rauch zusammen. Hier arbeitete T. für den Kronprinzen von Bayern die Büsten von Lessing, Erasmus von Rotterdam, Herder, Wallenstein, Wilhelm und Moritz von Oranien, des Marschalls von Sachsen u. a.; für die Frau von Staël eine lebensgroße Statue Neckers, die für Coppet bestimmt war. Seine letzte Arbeit in Carrara, die er aber erst in Berlin, wohin er 1819 zurückkehrte, beendigte, war der eine jener Kandelaber, welchen die Offiziere der preuß. Armee dem Andenken des Marquis Larochejacquelein weihten. In den Tympanonfeldern des neuen Schauspielhauses in Berlin, welche die Niobe-Gruppe (Tragödie), den Bacchus-Zug (Komödie) und die Orpheus-Gruppe (Musik) enthalten, sowie in den Dekorationen der Dachkrone und der Freitreppe entfaltete er sein schönes Talent an den dankbarsten Aufgaben. T. war 1819 Mitglied der Akademie zu Berlin geworden und griff seit 1820 in den regen Umschwung mit ein, der die berliner Kunstakademie auszeichnete. Mehrere Jahre beschäftigte ihn die Herstellung der antiken Monumente für das königl. Museum, bei dem er seit der Eröffnung desselben als Direktor der Statuenabteilung angestellt war. Unter anderm modellierte er auch die 1829 in Erz gegossenen Gruppen der Dioskuren als Rossebändiger für den Überbau des königl. Museums nach den Vorbildern auf dem Monte-Cavallo. In Dresden modellierte er 1836 die Büste seines Bruders. Er starb 14. Mai 1851. Bei seinen Arbeiten leiteten ihn edler Geschmack und das Streben nach einer feinen Charakteristik, wie sie der berliner Bildhauerschule überhaupt eigen ist. Seine künstlerische Neigung war auf engern Anschluß an die Antike gerichtet, als dies bei Rauch der Fall war.

Tiedemann (Dietrich), philos. Schriftsteller, geb. 3. April 1748 zu Bremervörde bei Bremen, erhielt seine Bildung zu Verden, Bremen und auf der Universität zu Göttingen. Er wurde 1776 Lehrer an dem Carolinum zu Kassel und 1786 ord. Professor der Philosophie an der Universität zu Marburg, wo er 24. Sept. 1803 starb. T. war einer der wenigen selbständigen Gegner der Kantschen Philosophie, von deren absoluter Gültigkeit er sich nicht überzeugen konnte. Abgesehen von einer Menge Abhandlungen, welche einzelne Punkte der Philosophie und ihrer Geschichte oft auf eine sehr glückliche Weise behandeln, sind von seinen zahlreichen Schriften anzuführen: «System der stoischen Philosophie» (3 Bde., Lpz. 1776), «Untersuchungen über den Menschen» (3 Bde., Lpz. 1773), «Griechenlands erste Philosophen» (Lpz. 1780), «Empirische Psychologie» (herausg. von K. Wachler, Lpz. 1804) und sein Hauptwerk «Geist der spekulativen Philosophie» (6 Bde., Marb. 1791—96), das als eine Geschichte der theoretischen Philosophie durch unbefangene Auffassung und vorurteilsfreie, scharfsinnige Beurteilung der einzelnen Systeme auch jetzt noch Berücksichtigung verdient.

Tiedemann (Friedr.), verdienter Anatom und Physiolog, geb. zu Kassel 23. Aug. 1781, der Sohn des vorigen, bezog das Gymnasium zu Marburg und seit 1798 die dortige Universität, an der er hauptsächlich Anatomie, Physiologie und Chemie studierte. Zu seiner praktischen Ausbildung besuchte er sodann die Hospitäler zu Bamberg und zu Würzburg, worauf er 1804 zu Marburg promovierte und sich auch in demselben Jahre noch habilitierte. Unter anderm las er damals über Galls Schädellehre. Hierauf ging er wieder nach Würzburg, wo er besonders das Nervensystem zum Gegenstand seiner Studien machte. Eine Reise nach Paris brachte ihn mit den damaligen Koryphäen

der Naturwissenschaft, mit Cuvier, Hauy, Geoffroy Sainte-Hilaire u. a. in nähern Verkehr. Durch Vermittelung Sömmerrings erhielt er 1806 den Ruf als Professor der Zoologie und Anatomie an die Universität Landshut. T. entwickelte hier als Lehrer wie als Schriftsteller eine außerordentliche Thätigkeit. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten waren es namentlich die «Zoologie» (3 Bde., Landsh. 1808—10), die «Anatomie des Fischherzens» (Landsh. 1809) und eine vom Französischen Institut gekrönte Untersuchung über die Anatomie der Strahltiere, die ihrerzeit das allgemeinste Aufsehen erregten. Sein Ruf wurde noch erhöht durch die «Anatomie der kopflosen Mißgeburten» (Landsh. 1813) und durch die «Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns im Fötus des Menschen» (Nürnb. 1816). Im J. 1816 als Professor der Anatomie, Physiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie nach Heidelberg berufen, gehörte er von da an zu den Zierden dieser Universität. Unter seinen spätern Arbeiten sind hervorzuheben: «Physiologie des Menschen» (Bd. 1 u. 3, Darmst. 1830 u. 1836), «Zeitschrift für Physiologie» (1824—27), die er mit Reinhold und Treviranus gemeinschaftlich herausgab, «Das Hirn des Negers verglichen mit dem des Europäers» (Heidelb. 1837), «Von den Duverneyschen und Bartholinischen Drüsen des Weibes» (Heidelb. 1840), «Über Verengerung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten» (Heidelb. 1843) und «Von lebenden Würmern und Insekten in den Geruchsorganen des Menschen» (Mannh. 1844). Nach der bad. Revolution von 1848 und 1849, an welcher auch zwei seiner Söhne (von denen der eine, Gustav Nikolaus, als Kommandant von Rastatt 11. Aug. 1849 in Rastatt standrechtlich erschossen wurde) Anteil nahmen, waren ihm seine Stellung und der Aufenthalt in Heidelberg verleidet. Er nahm 1849 seine Entlassung vom Lehramte und lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit erst zu Frankfurt a. M., dann in München, wo er 22. Jan. 1861 starb. Seine letzte Arbeit war die «Geschichte des Tabaks und ähnlicher Genußmittel» (Frankf. 1854). Vgl. L. W. Bischoff, «Gedächtnisrede auf Friedrich T.» (Münch. 1861).

Tiedge (Christoph Aug.), deutscher Dichter, geb. 14. Dez. 1752 zu Gardelegen in der Altmark, wo sein Vater (gest. 1769 als Konrektor am Gymnasium zu Magdeburg) damals Rektor war, studierte die Rechte in Halle und wurde dann Sekretär bei einem Advokaten zu Magdeburg. Doch gab er 1781 die juristische Laufbahn auf und ging als Erzieher nach Ellrich in der Grafschaft Hohnstein. Hier trat er in Verbindung mit den Dichtern Gödingk, Gleim und Klamer Schmidt, machte auch schon die nähere Bekanntschaft der Frau von der Recke (s. d.). Er wandte sich 1788 auf Gleims Einladung nach Halberstadt, wurde 1792 Gesellschafter des Domherrn von Stedern und blieb nach dem Tode desselben als Erzieher der beiden Töchter bei dessen Familie, mit der er 1794 nach Magdeburg und 1795 in die Nähe von Quedlinburg zog. Im J. 1799 siedelte er nach Berlin über, wo er 1803 wieder mit Frau von der Recke zusammentraf. Als Gesellschafter machte er mit ihr mehrjährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1804—6) und blieb seitdem als treuer Lebensgefährte in ihrer Nähe, erst zu Berlin und seit 1819 zu Dresden. Hier lebte T. auch nach dem 1833 erfolgten Tode seiner Freundin, durch deren Letzten Willen für seine letzten Lebenstage gesorgt war. Er starb 8. März 1841. T. erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen durch seine poetischen Episteln. Er neigte sich zur didaktischen Poesie und zu sentimentalen und elegischen Schilderungen des Natur- und Seelenlebens hin. Im J. 1800 trat er mit seiner «Urania» (18. Aufl., Lpz. 1862), einem lyrisch-didaktischen Gedicht, hervor, das große Verbreitung fand, und dessen lyrische Teile später von Himmel in Musik gesetzt wurden. Wiewohl der sentimentale Rationalismus, der in dem Werke webt, gegenwärtig weniger Anklang findet, bleibt doch die Planmäßigkeit des Ganzen, die zu Grunde liegende sittliche Gesinnung und viel Gelungenes im einzelnen immer noch der Anerkennung wert. Eine Art Fortsetzung der «Urania» bilden die «Wanderungen durch den Markt des Lebens» (2 Bde., Halle 1833; neue Aufl. 1836). Allgemeinen Beifall fanden seine «Elegien und vermischten Gedichte» (2 Bde., Halle 1803; 2. Aufl., 3 Bde., Halle 1814—23). Im J. 1812 erschien ein idyllischer Liederroman «Das Echo, oder Alexis und Ida», 1815 der Liederroman «Annchen und Robert» (Halle 1815). Seine «Denkmale der Zeit» (Lpz. 1814) sind eine Sammlung Gedichte aus den J. 1806—14, welche den Schmerz über das unterjochte Vaterland und die Freude über dessen Befreiung ausdrücken. Auch lieferte er eine anziehende Biographie: «Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland» (Lpz. 1823). Eine Ausgabe seiner «Gesammelten Werke» besorgte sein Freund Eberhard (8 Bdchn., Halle 1823—29). Vgl. «T.s Leben und Nachlaß» (herausg. von Falkenstein, 4 Bde., Lpz. 1841); Eberhard, «Blicke in T.s und in Elisas Leben» (Berl. 1844).

Die nach dem Tode T.s zu Dresden 1841 begründete Tiedge-Stiftung hatte ursprünglich den Zweck, das Grab des Dichters zu erhalten und einzelnen Dichtern und Künstlern oder deren Witwen und Kindern Unterstützungen zu gewähren. Anfänglich nur auf Sachsen beschränkt, konnte jedoch diese Stiftung 1860, nachdem ihr ein Drittel des Reinertrags der von Major Serre auf Maxen veranstalteten Schiller-Lotterie überwiesen worden, ihre Wirksamkeit auf ganz Deutschland ausdehnen und einzelne deutsche dichterische Werke von Bedeutung durch Preise auszeichnen. Ende 1885 betrug das Vermögen der Stiftung 654 714 Mark, das vom sächs. Kultusministerium verwaltet wird.

Tiefbau (in der Baukunst), s. unter Hochbau.

Tiefbau, ein Grubenbetrieb, bei dem die Gewinnung der unter der Stollensohle liegenden nützlichen Mineralien, die Wasser ꝛc. durch Maschinen herausgefördert werden: es ist der Gegensatz zum Stollenbau, bei welchem die Wasser durch den Stollen abgeführt und der Abbau über der Stollensohle geschieht. (S. Bergbau, Grubenbau.)

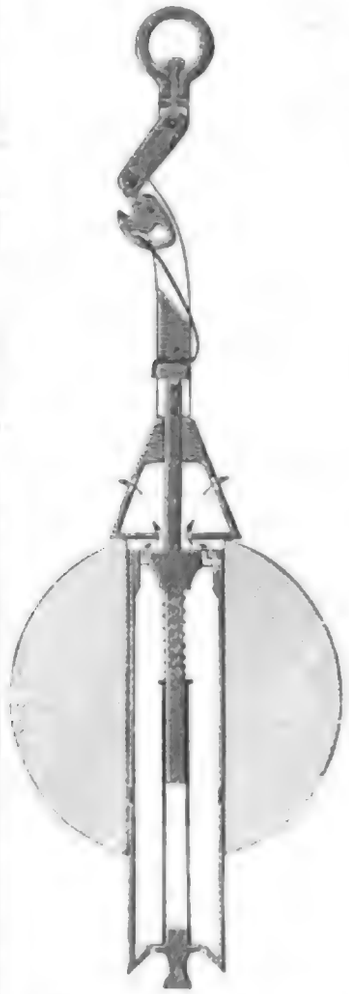
Tiefdruck, s. unter Graphische Künste.

Tiefebene, s. unter Ebene.

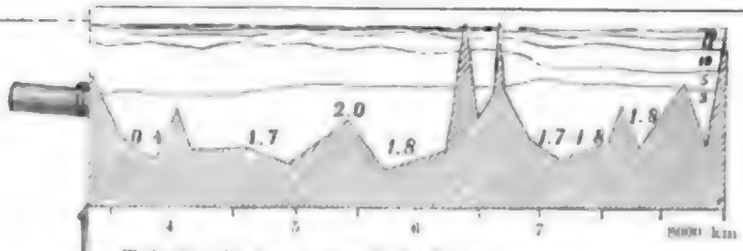
Tiefenhafen, Hafenort auf der Nordostküste der zum russ. Gouvernement Estland gehörenden Insel Dagö, am Mogösund, der Insel Worms gegenüber, ist für Seeschiffe geringern Tiefgangs zugänglich und hat eine Werft, auf welcher kleine Kauffahrer gebaut werden.

Tiefland, s. unter Ebene.

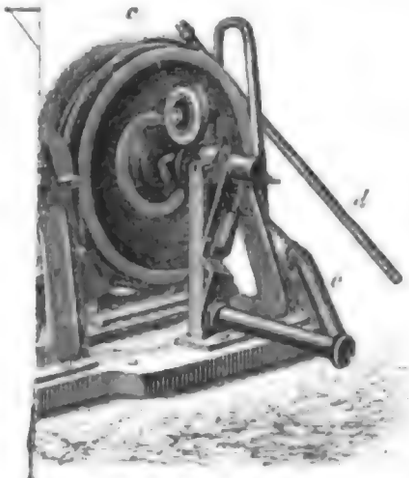
Tiefseeforschung nennt man die Summe der Untersuchungen, welche unsere Kenntnis der Beschaffenheit des Meeresgrundes sowohl als auch der Verhältnisse der tiefern Schichten der Oceane



1. Tiefseelot nach Belknap u. Sigsbee.

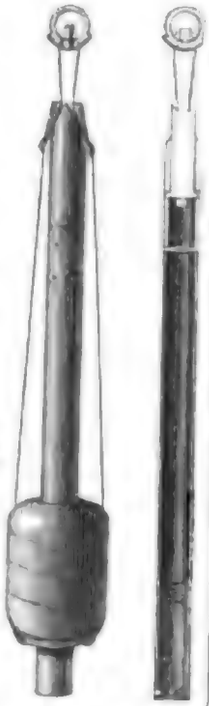


…n Tristão da Cunha und Madeira.

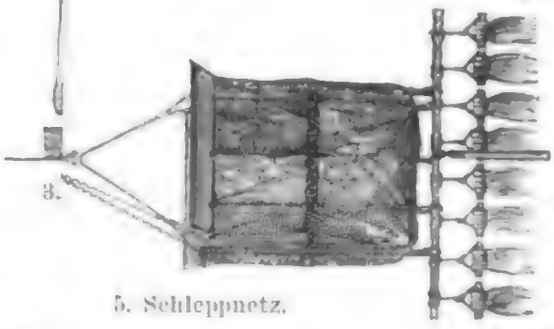


…chine. *a* Trommel für den …vorrichtung. *c* Zählwerk. …die den Druck messende …lasröhre. *e* Bleilot.

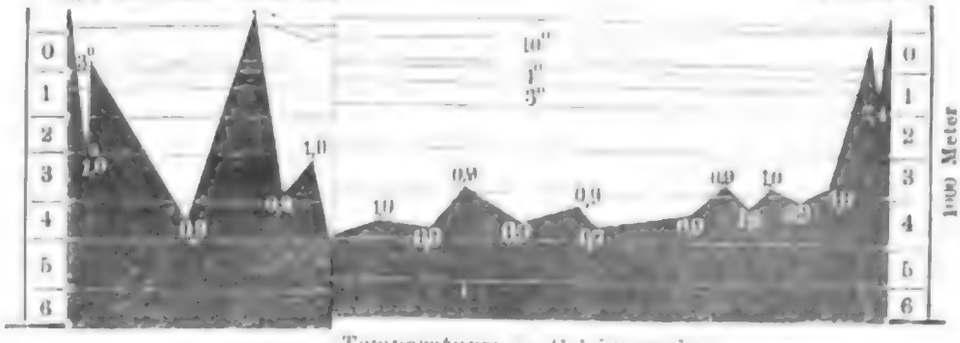
9. Gewöhnliches Lot mit Behälter für die Grundprobe.



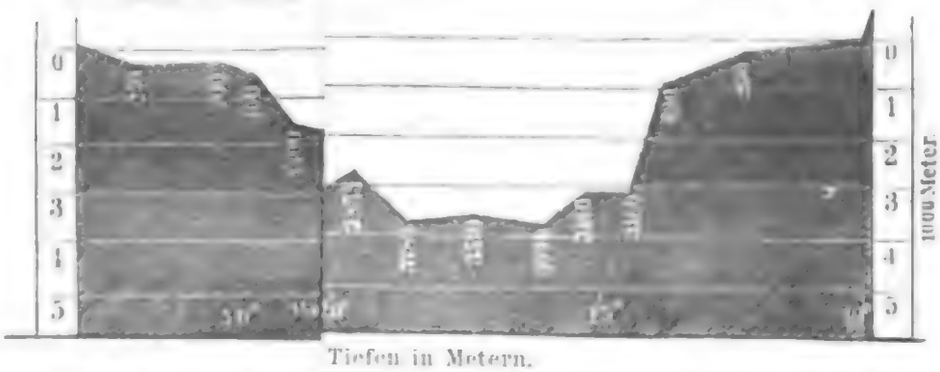
10. Baillieschos Tiefseelot.



5. Schleppnetz.



11. Prof… Temperaturen in Celsiusgraden.



Tiefen in Metern.

Digitized by Google

Digitized by Google

zu erweitern geeignet sind. Demgemäß zerfällt die T. in mehrere einzelne Disciplinen; so gehören namentlich dahin alle Messungen über die Tiefen der Meeresbecken, über die in den verschiedenen Tiefen herrschenden Temperaturen, die Zusammensetzung des Wassers und dessen spezifisches Gewicht und endlich über das organische Leben am Meeresboden und in den größern Tiefen der Oceane.

Obgleich schon in frühern Zeiten Schätzungen der Meerestiefen gemacht worden (so z. B. gaben einige alte Schriftsteller die Tiefe des Mittelmeers zu etwa 15 Stadien [nahe 3000 m], was ein nahezu richtiger Wert ist, an), so kommen doch erst im Mittelalter («Seebuch» der hansischen Seeleute) wirklich Messungen geringerer Tiefen, bis 800 m, vor. Von den Lotleinen der Entdecker heißt es, daß sie nicht länger als höchstens 400 m gewesen seien. Noch Jahrhunderte lang begnügte man sich mit der aus dem Altertum stammenden Annahme, daß die größten Tiefen des Meeres ebenso weit unter dessen Oberfläche liegen müßten, als die höchsten Erhebungen der Erdoberfläche über derselben.

Die ersten, aber vereinzelten wirklichen Messungen sind erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrh. von Sir John Roß erzielt worden, welcher 1818 mit einer «Tiefseezange» von 6 Centner Gewicht in der Bassinsbai den Meeresboden bei 1970 m berührte und von dort eine erhebliche Menge eiskalten Schlammes heraufbeförderte. Auf Grund dieser Messung glaubte man die größte Tiefe des Meeres zu etwa 2000 m annehmen zu müssen; doch zeigte bald darauf James Clark Roß bei Gelegenheit einer Südpolarfahrt, daß dieses ein viel zu geringer Wert sei, indem er zwischen Brasilien und St. Helena am 3. Juni 1843 eine Tiefe von 8400 m gelotet zu haben glaubte.

Wirklich systematische T. wurden aber erst von dem Amerikaner M. F. Maury, dem die gesamte Oceanographie sehr viel verdankt, ins Leben gerufen. Seine Bemühungen hatten um so mehr Erfolg, als sie gleichzeitig mit den Projekten einer unterseeischen Telegraphenverbindung der Alten und Neuen Welt eifrig betrieben wurden; denn für diese letztern Unternehmungen war es von größtem praktischen Interesse, die Beschaffenheit und Tiefen der in Frage kommenden Meeresteile zu kennen. Einzu diesem Zwecke aufgenommenes Profil ist auf Tafel: Tiefseeforschung, Fig. 12, dargestellt.

Während zunächst die Marine der Vereinigten Staaten die Brigg Delphin zu Lotungen aussandte, folgten bald darauf die Engländer mit den Schiffen Cyclops, Bulldog u. s. w. Wichtigere Resultate erzielten aber erst die unter Leitung Sir Wiville Thomson ausgeführten Expeditionen der Lightning 1868 und der Porcupine 1869—70, welche sich namentlich auf den Nordatlantischen Ocean erstreckten. Weiterhin wurde ebenfalls unter Thomsons Leitung die berühmte Fahrt des Challenger 1872—76 von großer Bedeutung auf dem Gebiete der T. In derselben Zeit trug auch Deutschland durch die Fahrt der Gazelle unter Freiherrn von Schleinitz und ebenso der Vereinigte Staaten-Dampfer Tuscarora 1873—75 viel zur Kenntnis der Meerestiefen bei. (S. das Profil Fig. 11.)

Mit Ausnahme des Nordatlantischen Oceans sind die Kenntnisse der Tiefseeverhältnisse aber immer noch sehr lückenhafte zu nennen, und das hat namentlich seinen Grund in den bedeutenden Schwierigkeiten, mit denen genaue Lotungen in größern Tiefen zu kämpfen haben. Für Tiefen von 2—300 m genügt ein einfaches Handlot, bis etwa 2000 m ein schweres Lot, 70—80 kg schwer. Aus diesen mäßigen Tiefen wird das Gewicht auch vermittelst der Leine (etwa 25 mm dickes Tau) wieder heraufgeholt und damit zugleich eine Grundprobe erlangt. (S. Lot und Fig. 9.) In größern Tiefen versagen diese einfachen Hilfsmittel aber ihren Dienst völlig und die Versuche, dieselben zu benutzen, haben zu den abenteuerlichsten Tiefenangaben geführt. So hatte z. B. Kapitän Denham in der Nähe von Tristan da Cunha 1852 eine Tiefe von 14 000 m und Lieutenant Parker auf der Congreß bei 15 000 m noch keinen Grund zu finden vermeint, während die wirklichen Tiefen noch nicht den dritten Teil betragen. Die Schwierigkeiten werden hervorgerufen durch die starke Reibung, welche die Leine am Wasser erfährt, die dadurch verursachte große Unsicherheit in der Bestimmung des Momentes, in dem das Lot den Boden berührt, und die Mühseligkeit des Aufwindens so schwerer Lote und langer Leinen.

Maury schlug daher vor, eine 20-pfündige Kanonenkugel an einem gewöhnlichen dünnen Hanffaden zu befestigen und denselben von einer Rolle ablaufen zu lassen, deren Umdrehungsanzahl ein Maß für die Tiefe geben würde, wenn die Kugel den Boden trifft, was man bei so großer Schwere der Kugel im Verhältnis zu der geringen Reibung des dünnen und leichten Fadens wohl gut mit der Hand glaubte merken zu können. Der Faden sollte dann einfach abgeschnitten und samt der Kugel preisgegeben werden. Aber auch dieses Verfahren bewährte sich für beträchtliche Tiefen nicht, und erst das von dem amerik. Seekadetten Brooke 1854 angegebene Lot (s. Fig. 2 und in verbesserten Formen Fig. 1 und 10, von denen Fig. 2 das ursprüngliche Brookesche, Fig. 1 die Konstruktion von Belknap und Sigsbee und endlich Fig. 10 das Baillieschе Lot darstellt) gestattete die größten Tiefen erheblich sicherer und leichter zu messen. Seitdem sind noch vielfache Verbesserungen dieses Apparats vorgenommen worden, doch ist das Prinzip im wesentlichen dasselbe geblieben, nur wurden noch verschiedene andere Instrumente, welche zur Bestimmung der Temperatur, des spezifischen Gewichts der tiefern Wasserschichten, sowie zur Heraufbeförderung von Grundproben und Organismen dienen, mit dem eigentlichen Lot kombiniert. Solche Tiefseelotapparate sind dargestellt in Fig. 3 und 7, welche letztere die gesamte Anordnung der Apparate bei einer Lotung zeigt. Auf einem wesentlich andern Prinzip beruht der Thomsonsche Lotapparat. Bei ihm wird durch den Druck, den die Wassersäule in einer bestimmten Tiefe ausübt, auf deren Höhe ein Schluß gezogen. Die Messung des Drucks erfolgt durch die Verringerung des Volumens eines gewissen Luftquantums, welches in einer nur einseitig geöffneten Glasröhre eingeschlossen ist, in die beim Sinken des Apparats das Wasser um so weiter eindringt, je größer die erreichte Tiefe ist. Vermittelst einer durch Berührung mit Salzwasser ihre Farbe ändernden Schicht, mit der die Innenseite der Röhre belegt ist, läßt sich bestimmen, wie tief dasselbe in die letztere eingedrungen war (Fig. 4).

Einige Tiefenzüge, welche man bisher auf den verschiedenen Expeditionen gelotet hat, sind in den Profilen Fig. 8, 11 und 12 graphisch veran-

schaulicht; doch ist dabei zu bedenken, daß Horizontal- und Vertikalmaßstab sehr verschieden sind, weil sonst die Erhebungen des Meeresbodens kaum bemerkbar sein würden. Die größten Tiefen, welche man bisher gefunden, sind:

	m	in Breite	in Länge von Gr.	Mittlere Tiefen etwa m
Nordpacifischer Ocean	8513	44° 55′ N	152° 26′ O	3900
Südpacifischer Ocean	6160	11° 51′ S	78° 45′ W	
Nordatlantischer Ocean	8341	19° 41′ N	66° 24′ W	3700
Südatlantischer Ocean	6006	19° 55′ S	24° 50′ W	
Indischer Ocean	5523	16° 11′ S	117° 32′ O	3300
Nördliches Eismeer	4846	75° 5′ N	2° 30′ W	1100
Südliches Eismeer	3612	62° 26′ S	93° 44′ O	3000

Die größte Erhebung der Erde über dem Meeresspiegel, der Gaurisankar, hat eine Höhe von 8840 m, also wenig mehr als die größte Tiefe.

Diese größten Tiefen sind alle in der Nähe von Küsten gelotet worden, es nimmt also nicht etwa die Senkung des Meeresbodens immer mehr zu, je weiter man sich der Mitte des Beckens nähert. So wird z. B. der Atlantische Ocean von einem S-förmigen Rücken durchzogen und dadurch in ein westliches und östliches Becken geteilt.

Was nun die Beschaffenheit des Meeresbodens anbetrifft, so scheint derselbe der gegenwärtig von Wasser nicht bedeckten Erdoberfläche bezüglich seiner Erhebungen und Senkungen nicht sehr zu gleichen, da nur sehr selten, mit Ausnahme weniger Küstengegenden und Riffbildungen, starke Böschungen oder ausgeprägter Gebirgscharakter durch die Messungen angezeigt wurde. Als Gründe für diese Thatsache nimmt man an, daß erstens die Vertiefungen leichter durch Sedimente (mit Hilfe der Strömungen) ausgefüllt werden, und daß zweitens der zerstörende Einfluß der Atmosphärilien und der Erosion in Wegfall kommt, welch letztere Einwirkungen ja vornehmlich schroffe Gebirgsbildung hervorbringen.

Nur an wenigen Stellen berührt das Lot den Felsboden, meist ist der Grund des Meeres mit lockerm Material bedeckt. Nach Ursprung und Beschaffenheit unterscheidet man Küsten- und Tiefseeablagerungen. Zu den erstern liefert teils die von den Meereswogen beständig benagte Küste das Material, teils das Innere der Festländer, von wo es durch die Flüsse dem Meere zugetragen wird; während die eigentlichen Tiefseeablagerungen meist organischen Ursprungs sind. Auch in Bezug auf die Verbreitung der Meeresorganismen haben die Untersuchungen in den letzten Jahrzehnten überraschende Resultate geliefert. Allerdings erlischt das Pflanzenleben wegen Lichtmangel schon ungefähr 200 m unter dem Meeresspiegel, aber das Tierleben kennt keine Tiefengrenzen, wenn es auch am reichlichsten in der obersten und in der untersten Region entwickelt ist. In welchen Massen namentlich in den letztern die kleinsten Lebewesen vorkommen, geht schon daraus hervor, daß der Dampfer Travailleur an der tiefsten Stelle des Biscayischen Meerbusens (5100 m) in 1 ccm Schlamm 116000 Foraminiferen und Radiolarien fand. Die Erhebungen des atlantischen Seebodens zwischen 1000 m und 4000 m Tiefe bedeckt der Globigerinenschlamm; doch ist es noch nicht festgestellt, ob die denselben bildenden Globigerinen auch lebend in diesen Tiefen vorkommen oder erst nach ihrem Tode dorthin gelangen. In Becken von mehr als 4200 m Tiefe findet sich sehr häufig ein roter Thon, von welchem Buchanan feststellt, daß er auch aus Globigerinenschalen besteht, welche aber durch den Kohlensäuregehalt des Wassers zersetzt worden. Auch vulkanische Ausbrüche liefern einen nennenswerten Teil der Bodenbedeckung in der Tiefsee. Die Instrumente, welche bis zu nicht sehr großen Tiefen zur Heraufbeförderung der Bodenproben und der dort lebenden Organismen benutzt werden, sind die sog. Schleppnetze (Fig. 5). Diese sind an messerartigen Gestellen befestigt, durch welche bei dem Dahinziehen über den Boden auch festere Substanzen abgelöst und an Bord befördert werden können. Für größere Tiefen ist man ausschließlich auf die Lotapparate angewiesen, deren Einrichtungen so getroffen sind, daß sie kleine Mengen der Bodenablagerung und des Wassers am Grunde oder aus bestimmter Tiefe mit heraufzubringen gestatten. Über Zusammensetzung des Meerwassers und die Temperaturverteilung in größern Tiefen s. unter Meer, Bd. XI, S. 571ᵃ. Ein gegenwärtig zumeist im Gebrauch befindliches Tiefseethermometer mit seinen Einzelheiten und die Art seines Gebrauchs zeigt Fig. 6.

Litteratur. Wallich, «The North-Atlantic sea bed» (Lond. 1862); E. Forbes, «Distribution of marine life» (Edinb. 1854); W. Thomson, «The depths of the sea» (Lond. 1873); Deep-sea soundings in the North Pacific Ocean, obtained in the U. St. Steamer Tuscarora» (Wash. 1874); Sir W. Thomson, «The Atlantic. A preliminary account of the general results of the exploring voyage of H. M. S. Challenger» (Lond. 1875—77). Fast alle neuern Messungen und Beobachtungen sind mitgeteilt von Boguslavski in den vom kaiserl. Hydrographischen Amte herausgegebenen «Annalen der Hydrographie», wo sich auch die vorläufigen Berichte der deutschen Expedition S. M. S. Gazelle befinden. Vgl. auch Petermanns «Mitteilungen», und Maury, «Explanations and sailing directions» (Wash. 1858), und das von der Deutschen Seewarte 1885 herausgegebene «Segelhandbuch für den Atlantischen Ocean».

Tiefseemessung. Ebenso wie von alters her es von besonderm Interesse war, die Erhebungen der Erdoberfläche über das umgebende Terrain oder über der Meeresoberfläche zu kennen, so ist man auch schon seit dem Altertum bemüht gewesen, die Tiefen der Oceane und Binnenmeere zu messen. In neuerer Zeit sind diese Messungen in den verschiedensten Zweigen der Naturkunde und der Technik von großer Bedeutung geworden, aber gleichzeitig sind die T. mit den mannigfachsten Untersuchungen über die Verhältnisse in den untern Meeresschichten und am Meeresboden verbunden worden, sodaß daraus eine eigene wissenschaftliche Disciplin entstanden ist, welche in ihrer Gesamtheit die Tiefseeforschung (s. d.) repräsentiert. (Vgl. auch die Karten: Atlantischer Ocean, Bd. II, S. 139, und Südsee, Bd. XV, S. 352.)

Tiefsinn ist ein Volksausdruck für Melancholie (s. d.). In korrektem Sinne bedeutet das Wort das gründliche, tiefer eindringende Auffassen der Erscheinungen, Vorkommnisse u. s. w., wie es die Wissenschaft voraussetzt, das Aufgehen, Sichvertiefen in einen bestimmten Gegenstand des Denkens.

Tieftrunk (Joh. Heinr.), Philosoph aus der Schule Kants, geb. zu Stove bei Rostock 1759, wurde, nachdem er seine Studien vollendet, zunächst Prediger, dann Rektor der Schule zu Joachimsthal in der Uckermark. Er erhielt 1792 den Ruf als ord. Professor der Philosophie nach Halle, wo er 7. Okt.

1837 ſtarb. Seine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit hatte ihren weſentlichen Mittelpunkt in der Ausführung und Anwendung des aus der Kantiſchen Philoſophie hervorgegangenen Rationalismus. Hierher gehören vorzüglich folgende Schriften von ihm: «Einzig möglicher Zweck Jeſu aus dem Grundgeſetz der Religion entwickelt» (Berl. 1789; 2. Aufl. 1793), «Cenſur des chriſtl.-prot. Lehrbegriffs nach den Prinzipien der Religionskritik» (3 Bde., Berl. 1791—94), «Die Mündigkeit der Religion» (2 Bde., Berl. 1800). Außerdem war T. beſonders für eine populariſierende Entwickelung der Kantſchen Rechts- und Sittenlehre thätig. Dahin gehören beſonders die «Philoſ. Unterſuchungen über das Privat- und öffentliche Recht» (2 Bde., Berl. 1797—99) und die «Philoſ. Unterſuchungen über die Tugendlehre» (2 Bde., Halle 1805). Selbſtändiger iſt ſein «Grundriß der Sittenlehre» (2 Bde., Halle 1803). Die Logik bearbeitete er zweimal, zuletzt unter dem Titel «Die Denklehre im rein deutſchen Gewande» (Halle 1825). Ferner iſt noch «Das Weltall nach menſchlicher Anſicht» (Halle 1821) zu erwähnen. Auch machte er ſich durch die Herausgabe von Kants «Vermiſchten Schriften» (3 Bde., Halle 1799—1800) verdient.

Tiefurt, Pfarrdorf mit Kammergut im Großherzogtum Sachſen-Weimar-Eiſenach, Verwaltungsbezirk Weimar, 3 km im NO. von Weimar, links an der Ilm, zählt (1885) 385 E. und hat ein großherzogl. Luſtſchloß und Park, einſt Lieblingsaufenthalt der Herzogin Anna Amalie, wo vom Hof und dem Dichterkreis oft theatraliſche Scenen im Freien aufgeführt wurden. Zwiſchen Weimar und T. dehnt ſich auf dem rechten Ufer der Ilm die Fajanerie Webigt aus.

Tiegel, in der Haushaltung ein zum Zerlaſſen von Fett u. ſ. w. gebrauchtes, flachrundes, irdenes Gefäß. Die zum Schmelzen von Metallen, zu Reduktionen und andern techniſchen Zwecken dienenden T., ſpeziell Schmelztiegel genannt (ſ. unter Thonwaren), ſind gewöhnlich nach unten kegelförmig verengte thönerne Gefäße. Ein guter Schmelztiegel muß hohe Hitzegrade und raſchen Temperaturwechſel aushalten und dabei möglichſte Dichtigkeit beſitzen, um die Maſſe nicht durchſickern zu laſſen. Die bekannteſte Sorte ſind die Heſſiſchen Schmelztiegel, welche meiſt unten rund, oben dreieckig, aber auch ganz rund in Großalmerode (Heſſen-Naſſau) in vorzüglicher Güte und Wohlfeilheit hergeſtellt und gewöhnlich in Sätzen von 6 Stück, genau ineinander paſſend, der kleinſte von etwa 5 cm Höhe, in den Handel gebracht werden, während die großen von 15 bis 25 cm Höhe einzeln zum Verkauf kommen. Zu den Heſſiſchen T. wird ein ſehr fetter, eiſen- und kalkfreier Pfeifenthon verwendet, der gehörig durchgearbeitet und mit der gleichen Menge groben weißen Quarzſandes gemengt, dann auf der Drehſcheibe aus freier Hand geformt und nach dem Trocknen ſehr ſcharf gebrannt wird. Dieſe T. ſind ſehr feuerbeſtändig, jedoch für manche Zwecke zu porös, auch werden ſie von Alkalien leicht angegriffen. Beſonders feuerfeſte T. werden aus Thon mit Zuſatz von Chamotte hergeſtellt. Die äußerſt haltbaren Stourbridge-Tiegel, aus einem vorzüglich feuerfeſten Thon, der bei Brierley-Hill, unweit Stourbridge (England) gegraben wird, mit Zuſatz von Chamotte, Cokspulver und Graphit beſtehend, werden erſt unmittelbar vor dem Gebrauch gebrannt und finden namentlich in den Meſſingfabriken von Birmingham Verwendung. Für ſehr hohe Temperaturen eignen ſich die Spinelltiegel aus Thonerde und Magneſia; Graphittiegel (Paſſauer und Ipſer Tiegel), welche hauptſächlich zum Schmelzen von Gold und Silber, aber auch von Gußſtahl und Meſſing dienen, werden aus feuerfeſtem Thon und feingepulvertem Graphit beſonders in Hafnerzell bei Paſſau verfertigt und kommen nur ſcharf getrocknet, nicht gebrannt (die kleinern dreieckig, die größern, von 65 cm Höhe, rund) in den Handel. Bei dieſen allerdings etwas koſtſpieligen T. iſt einesteils die Maſſe porös genug, um dem Berſten nicht zu unterliegen, andernteils hindert die glatte Innenfläche das Anhängen von Metallkügelchen, ſodaß ſich die T. ganz rein ausgießen laſſen. Für den Chemiker ſind die größern derartigen T. ſehr bequem zur Herſtellung von Öfen für Glühungen, Abdampfungen u. ſ. w., da die Weichheit der Maſſe geſtattet, ſie mit Bohrern, Sägen, Raſpeln und Meſſern zu bearbeiten und ſo etwa in ein Drittel der Höhe an der Innenwand einen Reif zum Einlegen eines Roſtes, ſowie nahe über dem Boden eine Öffnung für den Luftzug einzuſchneiden. Gußeiſerne Tiegel dienen zum Schmelzen alkaliſcher, die Thontiegel ſtark angreifender Subſtanzen. Porzellan- und Platintiegel ſind bei feinern Arbeiten in chem. Laboratorien in Gebrauch.

Tiegelguß und **Tiegelgußſtahl,** ſ. unter Eiſen und Eiſeninduſtrie, Bd. V, S. 852[a]; unter Eiſenerzeugung, S. 901[b], und unter Eiſengießerei, S. 903[b]. [S. 903.

Tiegelofen, ſ. unter Eiſengießerei, Bd. V,

Tiegelzange, ſ. Bauchzange.

Tiegenhof (Weyershof), Stadt im weſtpreuß. Regierungsbezirk Danzig, Kreis Marienburg, an der ſchiffbaren Tiege, oberhalb des Weichſel-Haffkanals, im Großen Marienburger Werder, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2867 meiſt prot. E., hat eine evang. und eine kath. Kirche und eine Synagoge, Zuckerfabrik, Deſtillation, Biereſſigfabrik, Landwirtſchaft, Bierbrauerei, Gerberei, Schiffahrt und Getreidehandel.

Tiel, Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, am nördl. Ufer der Waal, Station der Linie Elſt-Geldermalſen der Niederländiſchen Staatsbahnen, mit 9100 E., war im Mittelalter ein blühender Hafenort, der von Kaiſer Otto I. 972 Stadtfreiheit erhielt. Noch jetzt iſt T. der Hauptmarkt für Tielerwaard, Niederbetuwe und das Land von Maas und Waal, mit einem guten Hafen und vier Kirchen, worunter drei proteſtantiſche und eine katholiſche. Die Stadt ward 1006 von den Nordmännern geplündert, doch erholte ſie ſich bald wieder; 1579 kam ſie in die Gewalt der aufſtändiſchen Niederländer; eine Belagerung durch die ſpan. Truppen 1582 blieb ohne Erfolg; 1672 ward T. für kurze Zeit von den Franzoſen beſetzt.

Tiene, ital. Stadt, ſ. Thiene.

Tien-tſin, dem ausländiſchen Handel geöffnete Hauptſtadt des Departements Thien-tſin-fu der chineſ. Provinz Pe-tſchy-li, liegt unter 39° 43′ nördl. Br. und 116° 50′ öſtl. L. von Greenwich auf beiden, durch eine Schiffbrücke verbundenen Ufern des Fluſſes Peiho, 75 km von deſſen Mündung in den Golf von Pe-tſchy-li. Die chineſ. Bevölkerung wird ſehr verſchieden von 300000 bis auf 930000 Seelen geſchätzt. Wie alle größern Städte Chinas bildet auch T. ein mit einem

Graben und einer hohen crenelierten Mauer, über welche sich die turmartigen Thore erheben, umgebenes, von geraden, aber schlecht unterhaltenen und schmutzigen, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen durchzogenes Viereck. Öffentliche Gebäude von Bedeutung besitzt T. nicht, dagegen sehr viele Handelsmagazine und reich versehene Kaufläden. Als Fabrik- und Manufakturort ist T. von geringer Wichtigkeit, dagegen aber durch seine Lage an dem nördl. Ende des Kaiserkanals und der Verbindungsstelle des letztern mit dem Peiho für den merkantilischen Verkehr von ganz China, namentlich den Transithandel, von größter Bedeutung, indem der Kaiserkanal den Peiho mit dem Hoangho und dem Yang-tse-kiang verbindet. Durch diese Lage wird T. gewissermaßen Hafen der Reichshauptstadt Peking und einer der Hauptknoten des Verkehrs zwischen dem Norden und Süden von China, obgleich große europ. Schiffe nicht in den Peiho hinauffahren können, sondern vor dessen Mündung ankern müssen. Die Handelsniederlassung, sog. Konzession der Europäer, liegt auf dem nördl. Ufer des Peiho, etwa 3 km von der chines. Stadt entfernt. Die dazu gehörenden Wohnungen, Magazine u. s. w. sind in europ. Stil großartig und reich aufgeführt. Zu T. fand 24. und 25. Okt. 1860 die Ratifikation der Friedensverträge zwischen China und England und Frankreich statt, durch welche China für den Handel mit dem Auslande offengestellt wurde; 21. Juni 1870 wurde daselbst der franz. Konsul Chevalier mit 15 andern Franzosen, 10 Barmherzigen Schwestern, 3 Russen und 40 kath. Christen ermordet, infolge des Hasses der Bevölkerung von T. gegen die Fremden überhaupt, sowie besonders gegen das kath. Missionswesen. Zu T. wurde auch 9. Juni 1885 der Friede mit Frankreich unterzeichnet, durch welchen Tongking an Frankreich kam.

Tiepolo (Giovanni Battista), Freskomaler, geb. zu Venedig 5. März 1693, einer der letzten Vertreter der großartigen Wandmalerei des Barockstils, von ungewöhnlicher Kraft und seltener Fülle der Erfindung und Phantasie. Bei Gregorio Lazzarini studierte er zuerst die Werke des Piazzetta, wendete sich dann aber immer mehr dem Veronese zu. Er war unübertroffen in virtuoser Handhabung der Freskotechnik und durch die glänzenden Lichteffekte und üppigen Darstellungen seiner reichen Fresken ausgezeichnet. Zuerst malte er viel in seiner Vaterstadt und auf dem Festlande Venetiens, wurde dann aber von dem kunstsinnigen Bischof Grafen Schönborn nach Würzburg berufen, wo er 1750—53 das Schloß mit kolossalen Fresken schmückte. Im J. 1760 oder 1763 nahm er einen Ruf nach Madrid an, wo er abermals eine große Thätigkeit entwickelte und am 25. März 1769 starb. Zu seinen schönsten Werken gehört der große Saal des Palastes Labbia in Venedig. Tafelbilder seiner Hand kommen nicht häufig vor, eins der geistreichsten und poetischsten besitzt die kaiserl. Sammlung in Wien: St. Katharina von Siena. Auch die Radierungen des Künstlers sind voll Originalität, Leben und Geist. Seine Söhne, Domenico und Lorenzo, haben gleichfalls Namen, ersterer als Radierer, letzterer, der aber auch in Padua und andern Orten thätig war, als Gehilfe des Vaters in Spanien.

Tier, Thier (animal). Nach einer uralten Einteilung zerfallen alle Körper in die drei Reiche Tier-, Pflanzen- und Mineralreich. Unter diesen sondern sich wieder die T. und Pflanzen als organische Wesen von den unorganischen Mineralien ab. Während diese als starre, nur durch Ansetzen von außen wachsende Massen, mit Ausnahme der Krystalle, auch ohne bestimmte Form in allen Teilen gleichartig sind, bestehen T. und Pflanzen als Einzelwesen (Individuen), deren Existenz durch mannigfaltige Lebenswerkzeuge (Organe) vermittelt wird. Sie zeigen sowohl Ende als Anfang ihres Daseins und werden nach ihrem Absterben durch eine aus ihnen entwickelte Nachkommenschaft ersetzt. Der Bau der Pflanzen wie der T. beruht auf einem gemeinsamen Formelement, der Zelle (s. d.), und es gibt einzellige Wesen, die dem einen wie dem andern Reiche zugezählt werden können. Erst von diesem gemeinschaftlichen Boden entwickeln sich die Unterschiede, die um so mehr ausgeprägt sind, eine je höhere Stufe die Organismen einnehmen. Die Merkmale der Tierheit sind freie Bewegung, Verdauung, Empfindungsvermögen, Fortpflanzung. Allen diesen Funktionen gemeinsam dient die aus gleichförmigen Zellen zusammengesetzte Substanz der niedersten T. Diese Substanz ist kontraktil und vermittelt ebensowohl durch ihre Zusammenziehungen die Ortsbewegung, als sie durch dieselben die Empfindung kenntlich macht, und sie ernährt sich durch Austausch der Stoffe der Außenwelt mit ihren eigenen. Erst nach und nach entwickeln sich für die einzelnen Funktionen gesonderte Organe in entsprechenden Lebensformen, und so ergibt sich dann als wesentlichstes Gesetz der Vervollkommnung im Tierreiche die stets fortschreitende Teilung der Arbeit, die Sonderung und Spaltung der Funktionen und Übertragung derselben auf besondere Organe. Wie sich diese fortschreitende Vervollkommnung in den einzelnen Typen nachweisen läßt, welche das Tierreich zusammensetzen, so ist sie auch augenfällig in der individuellen Entwickelung des Individuums aus dem Ei, das anfangs eine einfache Zelle darstellt, allmählich aber seine Organe durch Sonderung und Spaltung der ursprünglich ungesonderten Zellenanlagen herstellt. So entstehen aus der ursprünglichen Zellensubstanz besondere kontraktile Gewebe: Muskeln, sowie starre Hebel, welche bald äußerlich liegend (Hautskelett), bald innerlich liegend, als Knorpel und Knochen entwickelt sind und welche durch die Zusammenziehungen der Muskeln bewegt werden. So entstehen auch besondere Glieder zur Ortsbewegung, die sich wieder, je nach der Verschiedenheit der auszuführenden Bewegungen, verschieden gestalten. So bilden sich ferner, statt der ursprünglich einnehmenden äußern Hautfläche, Einstülpungen, die sich nach und nach zum Verdauungskanal mit Mund, Darm und After, mit den drüsigen Nebenorganen, wie Speicheldrüsen, Leber, Harnorgane, entwickeln. So wird, statt des frühern unmittelbaren Austausches gasförmiger Bestandteile, die Atmung allmählich durch besondere Organe (Kiemen, Tracheen, Lungen) bewerkstelligt.

Die Formen der Ernährungsstoffe, der Austausch zwischen den Organen, welcher bei den niedern Tierformen durch die Zellen geschah, wurde bei den höhern durch ein mehr und mehr entwickeltes Kreislaufsystem (Herz und Gefäße, Blut und Lymphe) vermittelt. Das im ganzen Körper verbreitete Empfindungsvermögen erhielt besondere Sinnesorgane (Seh-, Hör-, Riech-, Schmeck-, Tastorgane, deren

Eindrücke durch Nerven einem Centralorgan zugeführt werden, welches zugleich der Sitz aller psychischen Funktionen ist und das endlich bei den höchsten T. in Hirn und Rückenmark und peripherisches Nervensystem, Vermittler von Empfindung und Bewegung, zerfällt. Die Fortpflanzung, welche anfänglich jeder Zelle zukam, sodaß der Körper an irgend einer beliebigen Stelle Knospen erzeugen und jeder Teil sich zu einem Individuum ausbilden konnte, wird auf besondere Organe, die Geschlechtsorgane, konzentriert, welche wieder in zwei Gegensätze, männliche und weibliche, zerfallen und mehr und mehr sich komplizieren zur Besorgung verschiedener und mannigfaltiger Vorgänge in der Zeugung und in der Entwickelung der Eier und der Jungen. In gleicher Weise kompliziert sich die Entwickelung und das Leben der Individuen. Von der Zelle des Eies ausgehend, durchläuft das Individuum Phasen, welche diese zunehmende Arbeitsteilung und damit auch die Funktionen des Typus selbst verrichten, der durch stete Vervollkommnung sich vom Niedern zum Höhern erhoben hat. Ebenso ist unsere jetzige Tierschöpfung nicht ein für sich bestehendes Ganzes, sondern, wie Darwin (s. d.) zeigt, in steter Umwandlung begriffen und aus steter Umwandlung früherer Typen hervorgegangen, sodaß die Entwickelungsgeschichte des Tierreichs durch die Perioden der Erdgeschichte hindurch ebenfalls in das Bereich der Studien über das Tierreich gezogen werden muß. Die Lehre von dem Bau der T. (Zootomie oder vergleichende Anatomie und Zoologie im engern Sinne), vergleichende Entwickelungsgeschichte (Ontogenie) und die histor. Entwickelung aus frühern Typen (Phylogenie) müssen demnach zusammenwirken, um die Klassifikation des Tierreichs herzustellen, über deren Grundsätze nebst Anwendung derselben vielfach gestritten worden ist und noch gestritten wird. Jetzt erkennt man ziemlich allgemein zwei ungleich große Gruppen an: nämlich die einzelligen Urtiere (Protozoa) und die weit zahlreichern vielzelligen Tiere (Metazoa), die in die großen Klassen oder Typen der Hohltiere (Coelenterata), Stachelhäuter, Würmer, Molluskoiden, Weichtiere oder Mollusken, Gliedertiere und Wirbeltiere zerfallen. Wenn bei niedern Lebewesen die Frage, ob dieselben dem Tier- oder Pflanzenreiche zuzuzählen sind, oftmals schwierig oder zweifelhaft ist, sodaß für dieselben von Hogg unter dem Namen Protoktisten, später von Haeckel unter dem von Protisten (s. d.) ein besonderes Reich aufgestellt wurde, so wurde die nahe Zusammengehörigkeit des gesamten Tier- und Pflanzenreichs neuerdings durch Beobachtungen von Bütschli, Straßburger u. a. dargethan, nach welchen die Vorgänge der Befruchtung und ersten Entwickelung bei Tieren und Pflanzen wesentlich gleich sind. (S. Zoologie.)

Tierärzte, Tierarzneikunde und **Tierarzneischulen**, s. unter Tierheilkunde.

Tierbäder, s. Animalische Bäder.

Tierchemie, Physiologische Chemie oder Zoochemie. Alle Vorgänge im tierischen, resp. menschlichen Körper sind an chem. Prozesse geknüpft, und Aufgabe der T. ist es, diesen Zusammenhang ersichtlich zu machen und sein Wesen festzustellen. Dazu ist die Kenntnis der Bestandteile des tierischen Körpers und ihrer chem. Eigenschaften, sowie der Bedingungen erforderlich, unter welchen sie aufeinander einwirken und unter welchen sich ihre Beziehungen zur Außenwelt vermitteln. Denn von der anatom. Anordnung der Körpersubstanz und ihren physik. Eigenschaften hängt die Art und Weise ab, in welcher die Körperbestandteile in Wechselwirkung treten. Als charakteristischen Bestandteil besitzen alle belebten Organismen (Tiere sowohl als Pflanzen) die Eiweißkörper, deren eine große Menge unterschieden werden, die aber gewisse Eigenschaften gemein haben; aus ihnen baut sich der Tierkörper auf, und an ihnen nehmen alle Lebenserscheinungen ihren Ablauf. Sie sind im Tiere in nicht geronnenem Zustande enthalten und besitzen in diesem nicht nur einen hohen Grad von Festigkeit und Elasticität, sondern auch die Eigenschaft, während sie selbst unlöslich und in Flüssigkeiten nur aufquellen, Lösungen in großer Menge aufzunehmen und festzuhalten. Weitere Bestandteile des Tierleibes sind die Fette, sog. Kohlenhydrate (verschiedene Zuckerarten, ein stärkemehlähnlicher Körper), und eine kleine Anzahl von sog. Mineralsubstanzen (hauptsächlich Phosphorsäure, Kohlensäure, Schwefelsäure, Salzsäure, Kieselsäure, Kalk, Magnesia, Kali, Natron, Eisen, Sauerstoff). Neben diesen treten als Zersetzungsprodukte der Eiweißkörper, der Fette ꝛc. noch eine Reihe sog. organischer Körper auf, als Harnstoff, Harnsäure, Kreatin, Milchsäure ꝛc. (S. unter Ernährung, Stoffwechsel.)

Die Lebensvorgänge kommen nur durch eine fortwährende Zersetzung der Körperbestandteile zu Stande, und diese müssen daher fortwährend ersetzt, die Organe müssen ernährt werden. Die Nahrungsmittel gelangen nur auf zwei Wegen in den Organismus, durch den Darmkanal (die festen) und durch die Lungen (in gasförmigem Zustande). In Wasser lösliche (die Salze, der Zucker) oder bei Körpertemperatur flüssige (die Fette) Substanzen werden im Darmkanal wesentlich nicht verändert, die unlöslichen dagegen durch die Verdauungsflüssigkeiten in den löslichen Zustand übergeführt, ein Vorgang, den man als Verdauung (s. d.) bezeichnet. Solche unlösliche Nahrungsmittel sind das Stärkemehl, welches durch den Mund- und Bauchspeichel in Dextrin und Zucker verwandelt wird, und die Eiweißkörper, welche durch den Magensaft und den Bauchspeichel löslich gemacht (in Peptone verwandelt) werden. Vom Darm aus gelangen die Nahrungsmittel durch Aufsaugungsapparate entweder direkt in das Blut oder zunächst in den Chylus, der sich auf Umwegen zuletzt gleichfalls in das Blut ergießt. Das Blut ist eine Lösung von Eiweiß, Salzen u. s. w., in welcher kleine rote, gleichfalls aus einer Eiweißsubstanz bestehende Kügelchen schwimmen, welche die Eigenschaft besitzen, den Sauerstoff chemisch zu binden. Bei seinem Durchgange durch die Lungen nimmt das Blut den Sauerstoff auf, und führt ihn, zugleich mit den vom Darmkanal bezogenen Nahrungsmitteln, zu den Organen des Körpers, welche beiderlei Substanzen als Ersatz für verbrauchte Substanz aufnehmen, überschüssige aufspeichern oder sogleich weiter verarbeiten. Der Sauerstoff wird hier zu Oxydationen verwendet, und die dabei gebildete Wärme tritt entweder in der Form der Bewegung auf (wie in der Dampfmaschine), oder bleibt dem Körper als solche erhalten. Die Umsatzprodukte werden entweder von dem Blute aufgenommen oder fließen durch die Chylusgefäße aus den Geweben ab, gelangen aber schließlich in das Blut, aus welchem die gasförmigen (Kohlensäure und Wasser) durch Lungen und Haut abgeschieden werden, die löslichen durch die Nieren abfiltrieren (Harn)

oder nach weiterer Verarbeitung in den Darmkanal ergossen werden (wie die Galle aus der Leber), oder in das Blut zurückfließen (aus der Milz) und so dem Körper noch fernerhin nutzbar werden.

Die T. schließt also sehr wichtige praktische Fragen in sich, die sich nicht bloß auf die Ernährung und den Stoffwechsel des gesunden Körpers beziehen (z. B. die Nahrungsmittellehre), sondern auch auf diese Vorgänge bei Krankheiten (Pathologische Chemie). Ein besonderer Zweig der physiol. Chemie, die sog. Histochemie oder Mikrochemie, beschäftigt sich mit der chem. Konstitution der Formelemente und Gewebe des tierischen Körpers.

Litteratur. Unter den Forschern, welche sich um die T. besondere Verdienste erworben haben, sind besonders Berzelius, Liebig, Mulder, Scherer, Strecker, C. Schmidt, Schloßberger, Hoppe-Seyler, Kühne, Voit, Henneberg, Stohmann, Gorup Besanez («Physiol. Chemie», 4. Aufl., Braunschw. 1878) zu nennen. Vgl. Lehmann, «Handbuch der physiol. Chemie» (2. Aufl., Lpz. 1859); Kühne, «Lehrbuch der physiol. Chemie» (Lpz. 1868); Hermann, «Handbuch der Physiologie» (6 Bde., Lpz. 1879—81); Hoppe-Seyler, «Handbuch der physiologisch- und pathol.-zoochem. Analyse» (5. Aufl., Berl. 1883); derselbe, «Physiol. Chemie» (4 Bde., Berl. 1877—81); «Zeitschrift für Biologie» (herausg. von Buhl, Pettenkofer und Voit, Münch. 1865 fg.); «Jahresbericht über die Fortschritte der Tierchemie» (herausg. von Maly, Wiesb. 1871 fg.).

Tierdienst, Zoolatrie (grch.). Die Tiere, häufig ausgezeichnet durch Stärke, Schnelligkeit, Schlauheit, Sinnesschärfe, in manchen Dingen sogar die Vorbilder der Menschen, wurden oft in nahe Beziehung auch zu den Göttern, den personifizierten Kräften der Natur gebracht, ja selbst zu Gegenständen göttlicher Verehrung erhoben. Hierin liegt der Ursprung des heidnischen T., welcher sich sogar bei Kulturvölkern des Altertums, Indern und Ägyptern, findet, während bei den Römern und Griechen gewisse Tiere nur bestimmten Göttern zugeteilt oder ihnen geheiligt waren. Trotz ihres Sonnenkultus verehrten die Peruaner auch Fuchs, Hund, Lama, Condor, Puma und Schlange. Ähnlich auch in Mexiko. Auch auf den Südseeinseln wurden Tiere verehrt, aber bei allen diesen Völkern, wie es scheint, nicht für Götter, sondern für Repräsentanten solcher oder als den Göttern geweihte angesehen. Die Samojeden verehren den Eisbären, das mächtigste Tier bei ihnen, die Ostiaken den schwarzen Bär, bei dem sie schwören, nichtsdestoweniger aber ihn töten und essen. Bei den Jakuten hat jeder Stamm ein heiliges Tier. Auch bei den alten Germanen und Slawen kommt der T. vor, den J. Grimm auf zwei Hauptursachen zurückführt: entweder standen gewisse Tiere in Bezug zu einzelnen Göttern, gewissermaßen in deren Dienst, und so gehört der Eber zu Fro, der Wolf und Rabe zu Wuotan; oder es liegen Verwandlungen göttlicher Wesen in Tiergestalt zum Grunde, derentwegen nun die ganze Gattung in höherer Ehre bleibt. Besonders die Pferde standen in großer Verehrung bei den Germanen. Wie noch jetzt der T. in heidnischen Religionen, besonders bei Völkern auf niedriger Kulturstufe, vielfach in Übung ist, so sind auch unter civilisierten Nationen christl. Bekenntnisses die Reminiscenzen an den T. noch nicht ganz abgestorben. Beweis dafür ist der Aberglaube an übernatürliche Kräfte gewisser Tiere, z. B. an den prophetischen Ruf des Kukuks und des Käuzchens. Vgl. Bastian, «Das Tier in seiner mytholog. Bedeutung» (in der «Zeitschrift für Ethnologie», Berl. 1869); de Gubernatis, «Die Tiere in der indogerman. Mythologie» (Lpz. 1874).

Tiergeographie nennt man die Wissenschaft von der räumlichen Verbreitung der Tiere, sowohl der horizontalen als der vertikalen Richtung nach, also einerseits vom Äquator zu den Polen, andererseits von den größten Tiefen der Meere bis zu den höchsten Spitzen der Gebirge. Jede Art hat einen bald größern, bald kleinern spezifischen Verbreitungsbezirk, und wie für die Arten, so findet man auch für die größern Gruppen solche Verbreitungsbezirke. Stellt man diese zusammen, so ergeben sich sog. zoologische Regionen, innerhalb welcher bestimmte Gruppen zusammenleben und die sich häufig durch besonders hervorragende Typen charakterisieren lassen. Häufig sind diese Regionen dadurch bestimmt, daß Hindernisse, wie Klima, Gebirgsketten, Meeresarme u. s. w., der weitern Verbreitung und Wanderung der Arten hindernd entgegentreten. Oft aber bieten sich auch solche Grenzen dar, die sich aus den heute vorhandenen äußern Verhältnissen nicht begründen lassen. So ist man denn neuerdings darauf gekommen, zur Erklärung der geogr. Verbreitung der Tiere einerseits deren wahrscheinliche Abstammung von fossilen Arten, andererseits die frühere Verteilung von Wasser und Land, wie sie die Geologie uns kennen lehrt, zu Hilfe zu nehmen. So wäre es z. B. unbegreiflich, wie Großbritannien und Irland fast genau dieselben Tierarten hätten, wie das diesseit des Kanals gelegene Festland, wenn man nicht wüßte, daß diese beiden Teile früher zusammenhingen und daß die jetzt vorhandenen Arten von Voreltern stammen, deren Reste wir in dem Boden finden. So liefert die T., von dem richtigen Standpunkt aus betrachtet, eine Menge von Thatsachen, welche die Forschungen über frühere Zustände der Erdoberfläche fördern und berichtigen. Während die T. früher eine fast planlose Sammlung von Thatsachen war, hat sie durch diese neuere Behandlungsweise den Wert einer höchst bedeutenden wissenschaftlichen Doktrin erhalten. Der Schöpfer dieser fruchtbaren Betrachtungsweise der Wissenschaft ist Alf. Russel Wallace geworden. Vgl. dessen Werk «The geographical distribution of animals» (2 Bde., Lond. 1876; deutsch von A. B. Meyer, 2 Bde., Dresd. 1876).

Tierheilkunde oder Tierarzneikunde (grch. Zooiatrik), der Inbegriff der Lehren, welche sich auf Heilung kranker Haustiere beziehen und deshalb auch Veterinärkunde (von veho, ziehen, resp. von veterinum, nämlich animal, d. h. das Zugtier, genus veterinum nach Plinius) genannt. Schon der Centaure Chiron, welcher den Gebrauch des Pferdes eingeführt, soll sich mit Tierkrankheiten beschäftigt haben; bei den civilisierten Völkern des Altertums finden sich teils Spuren der T., wie bei den Ägyptern und Hebräern, teils Andeutungen von einer bedeutenden Kultur derselben, wie bei den Indern (der 12. Teil der «Zendavesta» gibt davon Zeugnis). Unter den Griechen sind Hippokrates (470—356 v. Chr.), Aristoteles (384—322 v. Chr.) und Galenus (131—201 n. Chr.) als die direkten oder indirekten Förderer der T. zu erwähnen. Hippokrates, der viele Sektionen krank gewesener Tiere machte und aus den durch dieselben

gewonnenen Resultaten Schlüsse auf gewisse Krankheiten der Menschen zog, lehrte z. B., daß bei der Fallsucht der Ziegen Wasser im Gehirn dieser Tiere gefunden werde, deshalb sei auch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß nicht Dämonen die Ursache der Epilepsie der Menschen sind, wie man zur Zeit des Hippokrates allgemein annahm. Aristoteles machte im achten Teil seiner «Naturgeschichte» Mitteilungen über Esel, Pferde, Rinder, Hunde, Schweine, Elefanten und Fische. Galen sagt aus, daß zu seiner Zeit es Tierärzte und Lehrer der Tierarzneiwissenschaft gab. Auch Xenophon (440 v. Chr.) schrieb über Pferdebehandlung und nennt einen berühmten Tierarzt seiner Zeit, nämlich den Simon von Athen. Die Schriften der unter dem griech. Namen Hippiatres (d. i. Pferdeärzte) bekannten Schriftsteller, welche sehr fragmentarisch waren, wurden im 10. Jahrh. auf Befehl des Kaisers Konstantin Porphyrogenitus gesammelt und sind später von Ruellius («Veterinariae medicinae libri duo», Basel 1538) im Original herausgegeben und ins Lateinische übersetzt worden. Nachrichten über die Veterinärkunde bei den Römern verdankt man Mago von Karthago, Cato dem Ältern, Varro, Columella und Vegetius (des letztern Schrift «De mulomedicina» war sehr berühmt). Lebhaft beschäftigte man sich im 13. Jahrh. mit der Tierarzneikunde. Kaiser Friedrich II. (1218—50) lag mit Liebe den tierärztlichen Studien ob und machte sich besonders verdient, daß er die Untersuchungen seines Marescallus (Stallmeister) Sigerius Russo, der die äußern Krankheiten der Pferde, besonders die an den Extremitäten derselben vorkommenden, in einer Schrift schilderte, ungemein förderte. Im 13. Jahrh. wurde viel über Krankheiten der Haustiere geschrieben. Petrus de Crescentius, der in seiner Schrift über den Ackerbau der Krankheiten der Haustiere ausführlich gedachte, Marius von Cypern, welcher mit Hilfe eines deutschen Tierarztes ein Buch über Anatomie, sowie über Krankheiten der Pferde und Rinder herausgab, Spadafora (1468), der ein in sicilian. Sprache geschriebenes Buch über T. verfaßte, sind namentlich hervorzuheben. Diesen schlossen sich in ihren Bemühungen um die T. an: Albert von Vollstädt, Hofmann, Konrad Geßner in Deutschland, Magna Caracciolo und Bonacossa in Italien, Diaz, Andradar, Camora, Calvo und Manuel in Spanien.

Der Tierarzneikunde aber eine wirklich wissenschaftliche Grundlage zu geben, versuchten endlich Koiter in Deutschland, C. Herrad in Frankreich, vorzüglich aber Aldrovandi (geb. 1522, gest. 1605), dessen Schrift «Dell' anatomia e dell' infirmità del cavallo» (Bologna 1598), welcher Carlo Ruini, Senator in Bologna, eine größere Verbreitung verschaffte, hochberühmt war; auch verfaßte er ein großes Werk: «De quadrupedibus solipedibus». Im J. 1599 erschien von Herrad eine Osteologie des Pferdes. Nun begann eine neue Periode, in welcher zuerst besonders die Roßarzneikunde durch Stallmeister, von denen vorzüglich Solleysel (er schrieb 1664 «Le parfait Marechal») und Winter von Adlersflügel (der 1678 seine «Vollständige Roß-Artzenei-Kunst» publizierte) zu nennen sind, weiter ausgebildet wurde. Im 18. Jahrh. brachen für die Tierarzneiwissenschaft Bahn die Engländer Gibson (er verfaßte ein Buch, betitelt «Treatise on the diseases of horse») und Stubbs (welcher eine berühmte Schrift «Of the horse» herausgab), ferner der Baron Sind mit seinem «Im Feld und auf der Reise geschwind heilenden Pferdearzt» (1766), endlich Trichter durch seine «Anatomie des Pferdes» (1715 u. 1716). Die im Anfang des 18. Jahrh. zuerst wahrgenommenen, fast ganz Europa verheerenden Viehseuchen machten den niedrigen Standpunkt der T. besonders fühlbar und bewirkten, daß die Regierungen ihr mehr Aufmerksamkeit widmeten, und die berühmtesten Ärzte, wie Ramazzini und Laurici in Italien, Sauvages in Frankreich, Camper in Holland und Heim in Deutschland, sich ihrer theoretisch annahmen. Der preuß. Militärarzt Cothenius schrieb in der «Geschichte der Wissenschaften und schönen Künste Berlins» (Bd. 24) einen vortrefflichen Artikel «Über die Notwendigkeit der Errichtung von Tierarzneischulen». Im J. 1762 wurde eine solche in Lyon durch Bourgelat, 1765 zu Alfort bei Paris, 1780 in Dresden, 1790 in Berlin errichtet, worauf nach und nach fast alle Länder Europas diesen Beispielen folgten. Waren auch diese Schulen anfänglich teils in ihrer Anlage, da nur wenig gute Lehrer sich fanden, teils in ihrem Zweck, da sie fast nur Roßärzte bildeten, mangelhaft, so fand doch in ihnen die T. eine bleibende Stätte und erhob sich allmählich zu einer selbständigen Wissenschaft. Wesentlich trug zur wissenschaftlichen Begründung und Behandlung der T. der Aufschwung bei, welchen Anatomie, Physiologie und Chemie im 19. Jahrh. gewonnen haben. Vorzügliche Tierarzneischulen sind jetzt in Dresden, Berlin, Wien, Hannover, Gießen, Stuttgart, Alfort bei Paris, Lyon, London, Dorpat, Kasan, Turin, Mailand, Neapel, Bologna, Kopenhagen, Skara, Zürich und Bern. An gewissen Universitäten, an denen landwirtschaftliche Institute sich befinden, sind in neuerer Zeit Veterinärkliniken errichtet worden. So in Jena, Halle, Göttingen und Leipzig. Diese Institute sind dem studierenden Landwirt Lehrmittel für landwirtschaftliche Tierheilkunde, für Beurteilungslehre und Gesundheitspflege der ökonomischen Nutztiere; aber auch dem studierenden Mediziner sollen sie nutzbringend sein, da sie den Interessen der vergleichenden Krankheitslehre und der komparativen pathol. Anatomie dienen. Die europ. Tierärzte traten zu einem Kongreß zusammen 1863 in Hamburg, 1865 in Wien, 1867 in Zürich; 1872 war in Frankfurt a. M. eine große Versammlung deutscher Tierärzte.

Die Wahrung der Interessen des deutschen Tierarzneiwesens, soweit diese sich auf den tierärztlichen Stand, auf die Vor- und Ausbildung der Tierärzte, auf Schaffung von zweckentsprechenden Gewährsgesetzen und veterinärpolizeilichen Bestimmungen beziehen, sind mit in die Hände des deutschen Veterinärrats gelegt, welcher erst in neuerer Zeit in das Leben gerufen wurde, bisher alljährlich sich versammelte, künftig alle zwei bis drei Jahre tagen soll. Die Mitglieder desselben werden von den tierärztlichen Vereinen Deutschlands gewählt. Von diesem Veterinärrat gehen an die deutschen Regierungen Vorschläge und Wünsche, die sich auf das Tierarzneiwesen beziehen, denen meist auch Folge gegeben wird. Die Bestrebungen vieler tüchtigen Tierärzte, ihre Wissenschaft nach allen Richtungen hin zu fördern und ihren Beruf zu heben, fanden bisher in zwei Ursachen Hinderung. Die eine war: die nicht vollständig genügende Ausbildung der meisten Tierärzte, dann ganz besonders die mangelhafte Vorbildung, welche

von denen gefordert wurde, die sich dem Studium der T. widmen wollten. Die zweite war: die nicht gerade glänzende soziale Stellung, welche den Tierärzten im großen und ganzen zuteil wurde. Beide Ursachen sind in Deutschland nicht mehr so schwerwiegend als früher, indem das neueste für das Deutsche Reich geltende Gesetz von demjenigen, der Tierarznei studieren will, Reife für Prima eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung verlangt, dann aber ein drei ein halb Jahre dauerndes Studium fordert (drei Semester können auf einer Tierarzneischule, oder auf einer Universität, oder auf einem Polytechnikum, oder an einer landwirtschaftlichen Akademie zugebracht werden; ein dem Tentamen physicum der Mediziner etwa gleichwertiges Examen in den Naturwissenschaften muß nach Verlauf dieser drei Semester abgelegt werden; erst hierauf kann das eigentliche Fachstudium auf einer deutschen tierärztlichen Lehranstalt beginnen; eine Approbationsprüfung findet nach Ablauf des siebenten Semesters statt).

Die neuesten reorganisatorischen Bestrebungen in der Frage des Unterrichts der Tierärzte haben sich zwar ein höheres Ziel gesteckt, als jetzt erreicht worden, indem sie vom Tierarzt dieselbe Vorbildung wie vom Arzt verlangen und wünschen, daß das Studium der T. lediglich auf Universitäten absolviert werde, auf solchen Hochschulen nämlich, deren mediz. Fakultät eine Abteilung für Menschenmedizin und eine solche für Tiermedizin besitzt (so ist es bereits in Gießen), oder daß doch die Tierarzneischulen zu Veterinärakademien umgestaltet würden; allein als Übergang zum Bessern ist das neue deutsche Reichsgesetz über tierärztlichen Unterricht freudig zu begrüßen. Die bessere soziale Stellung vieler Tierärzte aber ist dadurch erreicht worden, daß einzelne Staatsregierungen, in der Erkenntnis, daß tüchtige Tierärzte zur Ausübung einer richtigen Veterinärpolizei notwendig, beamtete Tierärzte (Landes-, Departements-, Kreis-, Bezirkstierärzte) anstellten, denen ein fixer Gehalt gewährt wurde, auch sonst noch zur Hebung des tierärztlichen Standes beitrugen. In letztgenannten Beziehungen geht das Königreich Sachsen, dessen Veterinärwesen durch Haubner in musterhafter Weise organisiert wurde, mit bestem Beispiel voran. Sachsen gibt seinen Bezirkstierärzten einen entsprechenden Gehalt, zählt diese Beamten auch zu den Staatsdienern, gewährt ihnen Pension und Witwen-, sowie Waisenunterstützung. Eine besondere Behörde, die Veterinärkommission, steht in Sachsen an der Spitze des Veterinärwesens; dadurch ist letzteres der Bevormundung durch Menschenärzte, wie sie noch in manchen deutschen Staaten in Gebrauch, ganz entzogen worden. Mit der polit. Neugestaltung des Deutschen Reichs sind nun auch, was längst erwünscht, ja dringend notwendig war, für das ganze Deutschland geltende Veterinärpolizeigesetze gegeben worden. Den Anfang hierzu machte das Bundes- (jetzt Reichs-) Gesetz vom 7. April 1869, Maßregeln gegen die Rinderpest betreffend, und die dazu gehörende revidierte Instruktion vom 9. Juni 1873, ferner das Gesetz, betreffend die Beseitigung von Ansteckungsstoffen bei Viehbeförderung auf Eisenbahnen vom 25. Febr. 1870, endlich das Reichsgesetz vom 23. Juni 1880, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen.

Die Tierarzneikunde zerfällt in mehrere Disciplinen. Obenan steht zunächst die Veterinäranatomie, welche den Bau und die Einrichtung des Haustierkörpers lehrt. Vgl. Leisering, «Atlas der Anatomie des Pferdes und der übrigen Haustiere» (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1885); Franck, «Handbuch der Anatomie der Haustiere» (2. Aufl., Stuttg. 1882); Gurlt, «Handbuch der vergleichenden Anatomie der Haussäugetiere» (neu bearbeitet von Leisering und Müller; 6. Aufl., Berl. 1885); Ellenberger, «Histologie der Haussäugetiere» (Tl. 1, Berl. 1884). Die Veterinärphysiologie beschäftigt sich mit den Lebenserscheinungen des Haustierkörpers und den Gesetzen, unter welchen jene stehen. Vgl. Müller, «Lehrbuch der Physiologie der Haussäugetiere» (Wien 1862); Weiß, «Spezielle Physiologie der Haussäugetiere» (2. Aufl., Stuttg. 1869); Schmidt-Mülheim, «Grundriß der speziellen Physiologie der Haussäugetiere» (Lpz. 1879). Die Beurteilungslehre des Pferdes und Rindes gibt Anleitung, wie man aus dem Äußern der genannten Tiere richtige Schlüsse zu ziehen vermag auf deren Brauchbarkeit als Dienst-, Zucht- und Handelsobjekte; vgl. Günther, «Beurteilungslehre des Pferdes» (Hannov. 1859); Roloff, «Beurteilungslehre des Pferdes und Zugochsen» (Halle 1870); Born und Möller, «Handbuch der Pferdekunde» (Berl. 1879); Zürn und Müller, «Die Untugenden der Haustiere u. s. w.» (Weim. 1885). Die Gesundheitspflege der Haustiere oder die Veterinärhygiene hat Mittel und Wege anzugeben, wie die Gesundheit der ökonomischen Nutztiere zu erhalten ist, wie diese vor Krankheiten zu behüten, ohne daß die Zwecke, wegen welcher man Haustiere hält, verletzt werden; vgl. Haubner, «Die Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haussäugetiere» (4. Aufl., Dresd. 1881); Zürn, «Die Pflege der gesunden Haussäugetiere» (2 Tle., Berl. u. Lpz. 1875—77); Dammann, «Die Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haussäugetiere» (Berl. 1885). Die allgemeine Veterinärpathologie ist die Lehre, welche im allgemeinen vom kranken Zustande des Haustierkörpers handelt; vgl. Köhne, «Handbuch der allgemeinen Pathologie für Tierärzte» (Berl. 1871). Die allgemeine Veterinärtherapie gibt allgemeine Grundsätze und Regeln zur Vorbauung und Heilung von Haustierkrankheiten; vgl. Gerlach, «Lehrbuch der allgemeinen Therapie der Haustiere» (Berl. 1868); Ellenberger, «Lehrbuch der allgemeinen Therapie der Haustiere» (Berl. 1885). Die spezielle Veterinärpathologie und Therapie lehrt die einzelnen Krankheiten der Haustiere kennen, schildert sie nach Wesen, Erscheinung, Ursachen, gibt auch die passenden Behandlungsweisen; vgl. Röll, «Lehrbuch der Pathologie und Therapie der Haustiere» (5. Aufl., Wien 1885); Spinola, «Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie für Tierärzte» (2. Aufl., Berl. 1863); Haubner, «Die innern und äußern Krankheiten der landwirtschaftlichen Haussäugetiere» (9. Aufl., herausg. von Siedamgrotzky, Berl. 1884); Zürn, «Die Schmarotzer in und auf dem Körper der Haustiere u. s. w.» (2 Tle., Weim. 1872—74; 2. Aufl. des 1. Teils, Weim. 1882); Siedamgrotzky und Hofmeister, «Anleitung zur mikroskopischen und chem. Diagnostik der Krankheiten der Haustiere» (2. Aufl., Dresd. 1884); Friedberger und Fröhner, «Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie der Haustiere» (Bd. 1, Stuttg. 1886). Die pathol. Veterinäranatomie zeigt, welche Veränderungen Krankheiten im Haustierkörper hervorzurufen vermögen; vgl. Gurlt, «Lehrbuch der

pathol. Anatomie für Tierärzte» (Berl. 1831); Bruckmüller, «Pathol. Zootomie» (Wien 1869). Die Veterinärchirurgie und tierärztliche Operationslehre bespricht die Behandlung äußerer Krankheiten und die Vornahme der chirurgischen Operationen bei Haustieren; vgl. Hertwig, «Praktisches Handbuch der Chirurgie für Tierärzte» (3. Aufl., Berl. 1860); Hering, «Handbuch der tierärztlichen Operationslehre» (4. Aufl., bearb. von E. Vogel, Stuttg. 1885); Forster, «Kompendium der Operationslehre für Tierärzte» (Wien 1867).

Einen Teil der tierärztlichen Operationslehre bildet die tierärztliche Geburtshilfe, die kunn bei regelwidrigen Geburten der Haussäugetiere die erforderliche und zweckmäßige Hilfe zu leisten und durch richtige Anwendung mediz. Grundsätze alle Krankheiten und Störungen vom Muttertier und neugeborenen Jungen abzuhalten; vgl. Harms, «Lehrbuch der tierärztlichen Geburtshilfe» (2. Aufl., Hannov. 1884); Franck, «Handbuch der tierärztlichen Geburtshilfe» (Berl. 1876).

Die tierärztliche Arzneimittellehre handelt von den diätetischen und medikamentösen Heilmitteln, die Rezeptierkunde von den richtigen Arzneiverordnungen; vgl. Hertwig, «Handbuch der praktischen Arzneimittellehre für Tierärzte» (5. Aufl., Lpz. 1872); Vogel, «Taschenbuch der tierärztlichen Arzneimittellehre» (3. Aufl., Stuttg. 1886); Erdmann und Hertwig, «Tierärztliche Rezeptierkunde u. s. w.» (3. Aufl., Berl. 1875); Müller, «Veterinär-, Rezeptier- und Dispensierkunde» (Berl. 1885).

Die Staatstierheilkunde zerfällt 1) in die Veterinärpolizei, welche hauptsächlich zu ihrem Gegenstande macht die nutzbaren Haustiere, insoweit diese in gesundheitlicher Beziehung der polizeilichen Aufsicht unterstellt sind; sie beschäftigt sich namentlich mit den Maßregeln, welche dem Entstehen und der Weiterverbreitung ansteckender Tierkrankheiten Einhalt zu thun vermögen; vgl. Haubner, «Handbuch der Veterinärpolizei» (Dresd. 1869); Schmidt-Mülheim, «Handbuch der Fleischkunde» (Lpz. 1884); 2) in die gerichtliche Tierheilkunde; sie lehrt die Anwendung tierärztlichen Wissens bei Rechtsstreitigkeiten, die beim Handel mit Tieren entstanden sind; vgl. Gerlach, «Handbuch der gerichtlichen Tierheilkunde» (Berl. 1862). Auch die Lehre vom Huf- und Klauenbeschlag gehört zu den tierärztlichen Disciplinen; vgl. Leisering und Hartmann, «Der Fuß des Pferdes u. s. w.» (6. Aufl., Dresd. 1886); Zürn, «Die Lehre vom Hufbeschlag» (7. Aufl., Weim. 1884); Eichbaum lieferte eine wertvolle «Geschichte der T.» (Berl. 1885). Unter den Zeitschriften nehmen das «Archiv für wissenschaftliche und praktische T.», die «Deutsche Zeitschrift für Tiermedizin und vergleichende Pathologie», das «Repertorium für T.», die «Wochenschrift für Viehzucht und T.» einen sehr hohen Rang ein.

Tierischer Magnetismus oder Animalischer Magnetismus, Lebensmagnetismus, auch Mesmerismus genannt, angebliche, eigentümliche, von einem Menschen auf den andern übertragbare Kraft und deren Anwendung zu Heilzwecken. Die geheimnisvollen Anziehungen, welche der Magnetstein auf das Eisen ausübt, lenkten schon im Altertum die Aufmerksamkeit der Ärzte auf diesen Stein und führten dahin, daß derselbe unter den Arzneimitteln eine Stelle erhielt. Bei der weitern Ausbildung der Lehre von dieser wunderbaren Kraft lag es daher nahe, daß seitens der Ärzte wiederholt Versuche unternommen wurden, um einen Einfluß der gewöhnlichen Stahlmagnete oder Magnetsteine auf den menschlichen Körper nachzuweisen. So gebrauchte auch Anton Mesmer (s. d.), ein Schweizer von Geburt, der sich mit den angeblichen Heilkräften des Mineralmagnets beschäftigte, 1773 in Wien gewöhnliche Magnetstäbe, um verschiedene Krankheiten zu heilen, und glaubte dabei zu finden, daß die heilbringende Kraft nicht allein den Stahlmagneten eigen sei, sondern auch in andern Körpern, besonders im menschlichen Körper, hervorgerufen werden könne. Da seine Ansichten bei der Bevölkerung Wiens nicht die gewünschte Aufnahme erhielten, begab sich Mesmer 1778 nach Paris, wo er für seine neu entdeckte angebliche Kraft in großer Zahl Anhänger fand. Die Angelegenheit gelangte endlich dahin, daß 1784 auf Befehl König Ludwigs XVI. zur Untersuchung des sog. Tierischen Magnetismus zu Paris eine Kommission niedergesetzt wurde, zu deren Mitgliedern unter andern auch Franklin und Lavoisier gehörten. Diese Kommission fand bei den Kuren Mesmers eine größere Anzahl Personen beiderlei Geschlechts im Kreise um eine hölzerne Badewanne sitzend. Aus der Wanne ragten gekrümmte und bewegliche gußeiserne Stäbe heraus, mit deren äußersten Enden die Patienten den leidenden Teil ihres Körpers in Berührung brachten. Sämtliche Kranke waren durch einen um den Leib jedes einzelnen gehenden Strick verbunden und verstärkten zeitweilig diese wechselseitige Gemeinschaft, indem sie ihre Daumen ineinanderhenkten. Mesmer selbst berührte mit einem in der Hand gehaltenen Eisenstabe den leidenden Teil des Kranken, während andere Magnetiseure die Seiten und den Unterleib derselben längere Zeit sanft drückten. Nach einiger Zeit stellten sich dann die sog. magnetischen Krisen ein, wobei Einzelne der Magnetisierten bisweilen in starke Zuckungen verfielen, andere konvulsivisch husteten, noch andere schrien, lachten oder weinten ꝛc. Die Kommission überzeugte sich durch die genaueste und gewissenhafteste Prüfung, daß die angegebenen Symptome, soweit sie nicht geradezu auf Betrug hinausliefen, der Einbildungskraft ihre Entstehung verdankten. Vgl. Gilbert, «Annalen der Physik» (Bd. 42).

Trotz der ungünstigen Berichte jener Kommission fand Mesmers Lehre in Deutschland selbst unter berühmten Ärzten (Kieser, Hufeland, Gmelin, Ennemoser u. a.) bis über das erste Viertel des 19. Jahrh. hinaus eifrige Anhänger, und noch gegenwärtig gibt es unter der halbgebildeten und ungebildeten Menge viele, welche den sog. magnetischen Kuren Wirksamkeit zusprechen. Das jetzt beim Magnetisieren übliche Verfahren besteht darin, daß der Magnetiseur seine ausgespreizten Arme von dem Kopfe des Kranken abwärts über die beiden Seiten der Brust, des Unterleibes und über die beiden Schenkel hinabführt, dabei je nach den Umständen den Körper mit den Fingerspitzen leicht berührend oder letztere in einiger Entfernung haltend. Durch solches längere oder kürzere Zeit fortgesetzte Streichen soll dann der Kranke in den sog. magnetischen Schlaf verfallen, in welchem er mit dem Magnetiseur in einer sehr engen Verbindung (magnetischem Rapport) steht. Durch in umgekehrter Richtung geführte Striche soll der Kranke aus seinem Schlafe wieder erweckt werden. Wenn jemand in magnetischen Schlaf gebracht, so sollen seine geistigen Fähigkeiten ungemein gesteigert werden, er soll den Bau

seines Körpers erkennen, soll auf die Herzgrube gelegte Briefe lesen, für sein Leben und ebenso für die Krankheiten anderer die Heilmittel angeben können u. s. w. Neuere sorgfältige Untersuchungen haben mit Sicherheit ergeben, daß diese Angaben teils auf grobem Betrug und Täuschung, teils auf einem eigentümlichen hypnotischen Zustande infolge von Überreizung der Großhirnrinde beruhen. (S. Hypnotismus.) Als Fortsetzungen des Tierischen Magnetismus sind die Lehre vom Od (s. d.) und der neuere Spiritismus (s. d.) zu betrachten.

Litteratur. Carus, «Über Lebensmagnetismus» (Lpz. 1857); M. Perty, «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (2. Aufl., Lpz. 1872); Heidenhain, «Der sog. tierische Magnetismus» (Lpz. 1880); Ayé-Lallemant, «Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen» (Lpz. 1881).

Tierische Wärme, s. Wärme (tierische).

Tierkreis. Die Bewegungen der meisten Planeten, namentlich aller schon im Altertum bekannten, geschehen, von der Erde aus gesehen, in einem schmalen Gürtel des Himmels, der wenig über 20° breit ist und von der Ekliptik (s. d.) in zwei Hälften geteilt wird. Dieser Gürtel wird der T. oder Zodiakus genannt und in zwölf gleiche Teile, Zeichen (ehemals Dodekatemoria) genannt, eingeteilt. Die Namen und Bezeichnungen dieser Zeichen (erstere größtenteils von Tieren entlehnt, daher die Benennung T.) sind der Reihe nach, wie sie von der Sonne durchwandert werden, oder von Westen nach Osten folgende: Widder (♈), Stier (♉), Zwillinge (♊), Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍), Wage (♎), Skorpion (♏), Schütze (♐), Steinbock (♑), Wassermann (♒) und Fische (♓). Die Sonne, welche im Frühjahr im Zeichen des Widders steht, verweilt etwa einen Monat lang in jedem Zeichen und durchwandert sie so der Reihe nach alle in einem Jahre. Die drei ersten Zeichen heißen daher die Frühlingszeichen, die drei folgenden die Sommerzeichen, das siebente bis neunte die Herbstzeichen und die drei letzten die Winterzeichen. Außerdem nennt man die sechs ersten auch die nördlichen und die sechs letzten die südlichen, ferner die drei ersten und die drei letzten zusammen die aufsteigenden, die sechs übrigen die niedersteigenden Zeichen. Mit den Zeichen der Ekliptik stimmen die gleichnamigen Sternbilder des T. gegenwärtig nicht mehr überein, ausgenommen hinsichtlich der Aufeinanderfolge. Über das Alter des T. ist viel Streit gewesen, namentlich seitdem man die bekannten Zeichen auf ägypt. Denkmälern wiedergefunden hatte. In einem Dachzimmer des Tempels von Dendera (s. d.) wurde von der franz. Kommission unter Napoleon ein rundes Deckenbild entdeckt und in den untern Räumen desselben Tempels ein viereckiges, welche beide unter andern Sternbildern die griech. Zodiakalzeichen enthielten, und man war geneigt, diesen ein hohes Alter zuzuschreiben. Durch Champollions Entzifferung der phonetischen Hieroglyphen stellte sich aber heraus (1824), daß die Skulpturen des Tempels von Dendera erst in die röm. Kaiserzeit gehören. Der runde T., der ältere von beiden, entstand frühestens unter Kleopatra und Cäsarion und bezog sich nicht unwahrscheinlich auf das Ereignis der Geburt des letztern. Vgl. Riel, «Der T. und das feste Jahr von Dendera» (Lpz. 1878). Es ist anzunehmen, daß die Griechen ihre Zeichen von den Chaldäern übernahmen. Die Ägypter erhielten sie im 1. Jahrh. v. Chr. erst von den Griechen und nahmen sie in Dendera und Esneh unter die altägypt. Sternbilder auf.

Tierkreislicht, s. Zodiakallicht.

Tierkunde, s. Zoologie.

Tiermilben (Gamasidae), eine blinde Familie der Milben (s. d.) mit ungeteiltem Körper, haarigen, gleichlangen, in zwei Klauen und einer Haftscheibe endigenden Beinen und scherenförmigen Kiefertastern. Sie leben, ohne sich an ihre Wirte festzusaugen, ektoparasitisch auf Fledermäusen, Vögeln, Insekten u. s. w., namentlich gern auf größern Mistkäfern und Totengräbern, die oft ganz von ihnen bedeckt sind und elend zu Grunde gehen. Unsere Haus- und Stubenvögel werden bisweilen nachts von einer Art (Dermanyssus avium), die über Tag ihren Wirt verläßt und sich versteckt hält, entsetzlich gequält; alle Gegenmittel genügen nicht zu ihrer völligen Ausrottung, doch kann man sie durch Ordnung und Reinlichkeit in Ställen und Schlägen wesentlich einschränken.

Tierno, eine Art Malagawein, s. u. Malaga.

Tieröl (stinkendes und ätherisches), s. Dippels Öl.

Tierpaläontologie (Zoopaläontologie), s. unter Paläontologie.

Tierphysiologie, s. unter Physiologie.

Tierpsychologie ist ein in neuerer Zeit vielfach bearbeiteter Zweig der allgemeinen Psychologie, welcher das Ziel verfolgt, die Erscheinungen und Gesetze des Seelenlebens der Tiere durch vergleichende Beobachtung zu erforschen. Vgl. Perty, «Über das Seelenleben der Tiere» (2. Aufl., Lpz. 1875); Darwin, «The expression of the emotions in man and animals» (Lond. 1872; deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1874); Vignoli, «Über das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Tierreich» (Bd. 36 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1879); Romanes, «Die geistige Entwickelung im Tierreich» (autorisierte deutsche Ausg., Lpz. 1885).

Tierquälerei, s. unter Tierschutz.

Tierra del fuego, s. Feuerland.

Tiersage ist eine Sagengattung, welche, im Gegensatz zur Göttersage, weiter die menschliche Stufe der Entwickelung hinabgreifend, die Tiere vermenschlichend emporhebt. Sie berichtet vom Leben und Treiben der ungezähmten Tiere, welche mit Denkkraft und Sprache ausgerüstet gedacht werden. Während jedoch die meisten Völker, bei denen sich ihr Vorhandensein nachweisen läßt, die T. schon frühzeitig entweder fallen ließen, oder sich von ihr zu einer didaktischen Abart, der Tierfabel (s. Fabel), wandten, erhielt sie nur bei den Deutschen und vorzugsweise bei den Franken eine vollständige epische Durchbildung; daher man ihr hauptsächlich in der franz. und niederländ. Litteratur des Mittelalters begegnet. (S. Reineke Vos.)

Tiers-argent (Drittel-Silberlegierung), ein Silberersurrogat, s. unter Argentan.

Tierschau heißt eine Ausstellung von Nutztieren zum Zwecke der Hebung der Viehzucht. Es werden dabei sowohl die vorzüglichsten Tiere, die besten Rassen zur allgemeinern Anschauung gebracht, als auch durch die in der Regel für die besten Leistungen ausgesetzten Geldpreise eine Anregung zur Zuchtvervollkommnung gegeben. England ist in dieser Richtung zuerst vorgegangen, wie die T. des Smithfieldklubs in London berühmt geworden sind. In Deutschland und Österreich werden von

faſt allen landwirtſchaftlichen Vereinen T. veranſtaltet. In neuerer Zeit ſpezialiſiert man dieſelben zuweilen in der Weiſe, daß entweder nur Fett-, oder nur Zuchtvieh, oder nur eine einzige Tierart ausgeſtellt wird. Vgl. C. Peterſen, «Die landwirtſchaftlichen Tierausſtellungen» (Brem. 1883).

Tierſchutz entſpringt dem ſittlichen Gefühl des Menſchen, welches auch andern Weſen das Recht des ungeſtörten Lebensgenuſſes zugeſteht, wie z. B. im uralten Kultus der Hindus, der alten Ägypter und anderer Völker Beweiſe genug zu finden ſind. Die grauſamen Kampfſpiele der alten Römer ließen das Mitgefühl für die Tierwelt nur ſpät erwachen, und erſt der neueſten Zeit gehören die jetzt faſt überall wirkſamen Tierſchutzvereine an, wozu England den Anſtoß gab. In Deutſchland folgten der Verein in Dresden 1839, Hamburg 1841, München und Berlin 1842, Wien 1847, Stuttgart 1862, und jetzt gibt es an 200 ſolcher Vereine in Deutſchland, die zu Provinzialverbänden und weiter zu einem Reichsverband zuſammengefaßt ſind. Ihr Beſtreben iſt ein durchaus humanes, indem ſie zur Verhinderung der Tierquälerei die beſſere Behandlung der Zugtiere (Pferde und Eſel, Ochſen, Kühe, Hunde), ferner den Transport des Schlachtviehs und deſſen ſchnelle Tötung, ferner das Mäſten und Töten des Geflügels, der Fröſche, Fiſche u. ſ. w. ſtreng überwachen und den Frevler zur Beſtrafung bringen, andererſeits aber gute Behandlung der Tiere belohnen. Zu den offenen Fragen der Zeit gehören indes noch die Einſchränkung der Viviſektionen (ſ. d.) an den höhern Lehranſtalten, ferner das ſog. Schächten, das den Todeskampf ſehr in die Länge zieht, das zum noblen Vergnügen gehörende Taubenſchießen und andere Dinge mehr. Als das wirkſamſte Mittel zur Verhütung der Tierquälerei iſt die Erziehung des Menſchen zu betrachten, weshalb auf dieſe alle Aufmerkſamkeit verwendet werden muß. Dem humanen oder moraliſchen T. ſchließt ſich der ökonomiſche an, deſſen Aufgabe darin beſteht, das geſtörte Gleichgewicht im Haushalt der Natur durch den Schutz nützlicher Tiere nach Möglichkeit wiederherzuſtellen. Zu ihm gehört der Vogelſchutz, bei welchem aber ein überall gleichmäßig zur Anwendung kommendes Geſetz ſich nicht bewährt, ſondern ſolches immer nach lokalen Verhältniſſen eingerichtet werden muß, indem z. B. einzelne Vögel, wie die Stare, in Weinbaugegenden ſchädlich, dagegen in Getreideländern äußerſt nützlich ſind u. ſ. w. Als allgemein ſchädlich muß das Eierſammeln bezeichnet werden, wie z. B. der Kiebitz- und Seevögeleier, das, neben dem brutalen Schießen ſolcher Vögel in den Seebädern, deren Kolonien ſchon höchſt bedenklich vermindert hat. Noch viel tadelnswerter ſind aber die Eierſammlungen der Jugend, welche in der Regel jedes wiſſenſchaftlichen Wertes entbehren, dagegen aber eine Leidenſchaft erzeugen, die alles Mitgefühl für hilfloſe Weſen erſtickt, ſomit demoraliſierend wirkt und der Landeskultur enormen Schaden bringen kann.

In Bezug auf die Erhaltung von größern Tieren haben ſich namentlich die Fürſten verſchiedener Länder ein großes Verdienſt erworben, ſo des Auerochſen (Wiſent) im Bialoviczer Wald, des Elchs an der Kuriſchen Nehrung, des Steinbocks in den Savoyer Alpen, des Bibers an der Elbe u. ſ. w. In Nordamerika: der Schutz des Seelöwen am Klipphaus bei San-Francisco; die Erhebung des Yellowſtonegebiets zum Nationalpark und das Büffelſchutzgeſetz in Canada. Auch iſt der T. bereits zu einem internationalen herangewachſen, indem die unmenſchliche Schlächterei unter den Walen und Robben nicht nur einzelne Arten bereits gänzlich vernichtet, wie die Stelleriſche Seekuh, ſondern andere ſchon dem Ausſterben nahe gebracht und den betreffenden Fang teilweiſe in Frage geſtellt hat. Als erſter Schritt dagegen iſt das deutſche Reichsgeſetz vom 4. Dez. 1876 (und die hierauf bezügliche Verordnung vom 29. März 1877) zu betrachten, welches der Maſſenvertilgung der Robben in den nordiſchen Gewäſſern entgegentritt.

Litteratur. An Zeitſchriften zum Zweck des T. exiſtieren in Deutſchland: «Ibis» (Berl.), «Tierfreund» (Kref.), «Allgemeine Tierſchutz-Zeitſchrift» (Darmſt.), «Andralus» (Dresd.), «Zeitſchrift des Verbandes Rhein.-Weſtfäliſcher Tierſchutzvereine» (Köln), «Tierfreund» (Stuttg.), «Cimbria» (Schleswig) und «Der Tier- und Menſchenfreund» (Dresd.). Unter den zahlreichen Schriften ſind hervorzuheben: Glogers, «Vogelſchutzſchriften» (neu herausg. und bearb. von Ruß und Dürigen, Lpz. 1882 fg.); ferner die Schriften von Giebel, Martin, von Tſchudi und von Tſchuſi; endlich Borggreves «Vogelſchutzfrage» (Berl. 1878).

Tiers-état (frz., d. i. der dritte Stand) hieß im öffentlichen Recht des Feudalzeitalters in Frankreich, wie überall, die ganze große Maſſe des bürgerlichen Volks oder des Mittelſtandes gegenüber den beiden privilegierten Ständen, dem Adel und der Geiſtlichkeit.

Tiers-parti (frz., d. i. die dritte Partei) hieß unter Ludwig Philipp in der franz. Deputiertenkammer eine Fraktion des Centrums, die zwar nicht zur Oppoſition gehörte, aber auch nicht für die Politik des Doktrinär-Miniſteriums ſtimmte. T. nennt man daher zuweilen auch jede polit. Mittelpartei.

Tierſtücke nennt man diejenigen Darſtellungen der bildenden Kunſt, in denen das Tier der Hauptgegenſtand iſt. Dabei iſt nicht nur die tieriſche Form, ſondern auch der Charakter, die reich ausgeſtattete Tierſeele wichtig. Außerdem will der Moment wohlbedacht, die Situation ſo gewählt ſein, daß uns aus den Darſtellungen Natur und Lebensweiſe des Tiers ähnlich entgegentritt wie beim Menſchen in der Genremalerei. Die eigentliche Tiermalerei als ſolche beginnt im 17. Jahrh. Rubens war ausgezeichnet in der hiſtor. Darſtellung von wilden Tieren, beſonders der Löwen (Jagden, Daniel in der Löwengrube, der Tiere wegen gemalt). Neben ihm ſind zu nennen Paul de Vos und Franz Snyders, der eigentliche Tiermaler der Flamänder, dem Jan Fyt ziemlich gleichzuſtellen iſt. Unter den Holländern ſind zu nennen: Paul Potter (Haustiere) und der faſt auf einer Höhe mit ihm ſtehende Adrian van de Velde; in der Darſtellung von Herden in ital. Landſchaft: Jan Aſſelyn, Niklas Berghem, Karel du Jardin. Wilde Tiere malte Hondius, Federvieh Hondekoeter. Aus dem 18. Jahrh. ſind hervorzuheben: die Hamiltons (Pferde), Elias Riedinger (Wild), die Roos (Rinder, Schafe, Ziegen), Mind (Katzen). Im 19. Jahrh. treten hervor in Berlin: Franz Krüger und Steffeck (Pferde), Schulz (Jagd), Brendel (Schafe), ferner Freſe (Rotwild), Arnold (Hunde), O. Weber (Pferd und Rind); in Düſſeldorf: J. Happel; in München: die Adam, Vater und Söhne, J. A. Klein (Pferde), Fr. Voltz (Kühe); in Wien:

T. Schmidtson (Pferde), Pausinger (Wild); Julius Blaas (Pferde); in der Schweiz: Karl Humbert (Pferd und Rind), Rud. Koller (Rinder und Schafe), Hefner, Fischer u. a.; in Belgien: E. Verboeckhoven, Tschaggeny, Verlat; bei den Franzosen: Troyon, Rosa Bonheur; bei den Engländern: Edw. Landseer, R. Ansdell u. a.

Tierzucht, s. Viehzucht.

Tietjens (Therese Johanna Alexandra), dramatische Sängerin, geb. 17. Juli 1831 zu Hamburg von ungar. Eltern, trat zuerst 1849 in einem dortigen Vorstadttheater auf. Später wurde sie an der wiener Hofbühne engagiert und kam 1858 unter glänzenden Bedingungen an Her Majesty's Theatre in London. Als Opern- wie als Oratoriensängerin hochgeehrt, blieb sie, zwei Kunstreisen nach Paris (1863) und Amerika (1875) abgerechnet, in London bis zu ihrem am 3. Okt. 1877 erfolgten Tode.

Tifernum Tiberinum, s. unter Città di Castello.

Tifernus, alter Name des Flusses Biferno [(s. d.) in Unteritalien.

Tiffany u. Comp., Fabrik von Gold- und Silberwaren in Neuyork. Die Fabrik wurde 1832 gegründet und nahm, seitdem in den Vereinigten Staaten das Prohibitivsystem eingeführt worden, einen solchen Aufschwung, daß sie jetzt dem Umfange nach vielleicht den ersten Rang, wenigstens einen der ersten in der Welt einnimmt. Ausgerüstet mit allen Mitteln moderner Technik und Maschinerie, beschäftigt sie gegenwärtig über 400 Arbeiter. Auch künstlerisch geht sie ihre eigenen Wege, nachdem sie die herkömmlichen engl.-amerik. Formen des Silbergeräts gänzlich aufgegeben. Auf der pariser Ausstellung 1878 überraschte sie die Kenner ebenso durch die Originalität der Formen wie durch die Feinheit und Vollkommenheit der Arbeit. Mit großem Glück waren japanische technische wie künstlerische Motive für moderne Gegenstände angewendet. Eine Spezialität bildeten die Nachbildungen des durch seine Feinheit ausgezeichneten antiken, auf Cypern gefundenen Goldschmucks. Die Fabrik erhielt auf der genannten Ausstellung den großen Preis.

Tiflis (georgisch Tphilisi oder Tphilis tzkli K'halakhi, d. i. Stadt der warmen Quellen) ist die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Georgien (s. d.) oder Grusien, seit 1801 die des gleichnamigen russ. Gouvernements, sowie des ganzen Kaukasischen Generalgouvernements (s. d.) und die wichtigste Stadt in ganz Kaukasien. Dieselbe liegt in einer hügeligen, durch Weinpflanzungen, Busch- und Gartenanlagen verschönerten Gegend der Landschaft Karthli zu beiden Seiten der wilden, unfahrbaren Kura und ist wegen ihres halb europ., halb asiat. Anstrichs eine der interessantesten Städte des Orients. T. zerfällt in vier Teile. Der nördliche, früher Gareth-Ubani genannte und von den Russen angelegte Teil, am rechten Flußufer außerhalb der alten Stadtmauer, trägt das Gepräge einer modernen europ. Stadt, mit geraden, breiten Straßen, weiten Marktplätzen, drei Brücken, schönen eleganten Kaufläden, Kaffeehäusern, schönen Regierungs- und Privatgebäuden. Den Glanzpunkt darin bildeten der Stadtteil Sololaki, welcher nördlich in die Vorstadt Wjera ausläuft. Jenseit dieser «Neustadt» liegt am rechten Flußufer die «Altstadt», früher Kala genannt, und noch südlicher Seid Abad, beides Städte asiat. Charakters mit Bazaren, Karawanserais, engen und schmutzigen Straßen, in welchen sich eine buntgemischte, fremdartige Bevölkerung drängt. Hier wohnen am hohen Ufer der Kura in mit Balkonen versehenen, mehrstöckigen Häusern die vornehmen Eingeborenen. Auch befinden sich hier die meisten und wichtigsten Kirchen, sowie der zum Teil überbaute Hauptbazar mit dem neuen Karawanserai, endlich die warmen Quellen (nach Abich 31), deren Wasser schwefelsaures und kohlensaures Natron, Kochsalz und freie schweflige Gase enthält und eine Wärme von 27,5 bis 25,9° C. hat. Am linken Ufer der Kura, nach Norden zu, liegt der Stadtteil Kuki, der aus einer 1818 gegründeten schwäb. Ansiedelung hervorgegangen ist und in den letzten Jahren zu einem der schönsten Teile der Stadt geworden ist, mit breiten, langen Straßen und schönen Gebäuden. Er dient hauptsächlich als Erholungs- und Vergnügungsort der Tisliser. Nach Süden schließt sich an Tschotschureti, dann Peski (Sand), und noch südlicher Awlabar, früher Isni genannt, wo sich die ehemalige georgische Burg Metech befindet, die jetzt als Gefängnis dient. Die Südgrenze der Stadt bildet schließlich die Vorstadt Nawtlug, die ihren Namen nach den Naphthaquellen hat, welche sich dort unweit des Ufers der Kura finden.

T. ist Sitz des Generalgouverneurs von Kaukasien, des Civilgouverneurs für das Gouvernement T., des Generalstabes, des georgischen Patriarchen und Metropoliten, eines armenischen Erzbischofs und eines russ. Bischofs. Die Stadt hat 73 Kirchen, darunter 36 griechisch-russische, 26 armenische, zwei protestantische, zwei römisch-katholische, zwei Klöster, zwei Synagogen, zwei Moscheen, ein männliches und ein weibliches Gymnasium, eine Handelsschule, zwei Lehrerseminare (russisches und armenisches), acht Pfarrschulen, ein adeliges Fräulein-Institut, zwei deutsche Schulen, eine landwirtschaftliche Gesellschaft, ein astron. und magnetisches Observatorium, eine geogr. Gesellschaft, eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, einen botan. Garten, ein der Alhambra nachgebildetes Theater (vom Fürsten Gagarin erbaut) und eine Münze. T. zählte (1876) 104 024 E., doch wird ihre Zahl gegenwärtig auf 130 000 geschätzt, worunter die Russen und Armenier mehr als zwei Drittel bilden; außerdem wohnen dort viele Georgier, Deutsche, Perser, Polen, Tataren, Juden und Griechen. Unter den Industrieanstalten sind die Woll-, Baumwoll- und Halbseidenzeugfabriken, die Tapetenmanufaktur, die Salzraffinerien und die Gerbereien die wichtigsten. Auch werden schöne Silberfiligranarbeiten angefertigt, und die Büchsenmacher und Schwertfeger liefern vorzüglich schöne Waffen. Unter den kleinen Gewerben ist die Schuhmacherei sehr stark vertreten. T. hat für den großen Weltverkehr eine ungemein günstige Lage. Seitdem unter russ. Herrschaft die Wege durch den Kaukasus, namentlich auch die nordwärts zu dem Engpaß Dariel führende und an die Terekstraße sich anschließende Tiflisstraße sicherer geworden, hat sich die Stadt zu einem Hauptverbindungspunkt und Stapelort für den Handel zwischen Cis- und Transkaukasien, sowie zwischen Europa und Asien überhaupt emporgeschwungen. Noch mehr hob sich ihre kommerzielle Bedeutsamkeit durch die neuerdings teils verbesserten, teils neugeschaffenen Verkehrswege, sowie durch die nach Wladikawkas geführte Eisenbahn; doch hat die transkaukas. Eisenbahn, welche T. mit Poti und Batum am Schwarzen Meere und ferner mit Baku am Kaspischen Meere verbindet, dem Handel der

Stadt T. nicht den Nutzen gebracht, der zu erwarten war. Auch ist derselbe durch Aufhören des Transitverkehrs nach Persien infolge der von den Russen 1883 eingeführten hohen Zölle bedeutend geschädigt worden. Die Bevölkerung bildet ein eigentümliches ethnogr. Mosaik. Es werden (nach Brugsch) in T. nicht weniger als 70 Sprachen gesprochen, von den europäischen besonders viel Französisch. Den Großhandel mit europ. Produkten und Industrieartikeln vertreten die europ. Kaufleute, zu denen sich die Armenier gesellen. Deutsche wohnen außer in T. selbst auch in den benachbarten Kolonien Neutiflis, Alexandersdorf, Marienfeld und Katharinenfeld.

Das Gouvernement Tiflis umfaßt einen Flächenraum von 40345 qkm mit 726685 E. und ist in sechs Kreise eingeteilt.

Tigellinus (mit vollem Namen Gajus Sofonius T.), aus Agrigent, unter Caligula wegen Ehebruchs mit dessen Schwestern Agrippina und Julia verbannt, legte sich, als ihm unter Claudius die Rückkehr — aber nicht an den Hof — gestattet war, auf die Zucht von Rennpferden. Dadurch in die Gunst Neros gelangt, wurde er Präfekt der Feuer- und sonstigen Sicherheitspolizei (praefectus vigilum) und Präfekt der Garde. Er war fortan der Hauptratgeber und -Helfer bei den Schandthaten Neros. Als er diesen verloren glaubte, verriet er ihn, wurde aber von seinem Kollegen Rumpidius Sabinus beseitigt. Er kaufte sich dann von Galbas Günstling Vinius sein Leben, erhielt aber nach Galbas Sturz auf das Verlangen des Volks von Otho den Befehl, sich den Tod zu geben.

Tiger (Felis Tigris, s. Tafel: Katzen II, Fig. 1), eine in Südasien heimische Katzenart, die sich durch schöne dunkelbraune Querstreifen auf dem gelbroten Felle und einen weißlichen Backenbart beim Männchen auszeichnet, dem Löwen an Größe und Stärke fast gleichkommt, an Verwegenheit und schleichender Tücke jedoch ihn bei weitem übertrifft. Die eigentliche Heimat des T. sind die Tiefländer Südasiens, von wo aus er selbst ins südl. Sibirien fast alljährlich Streifzüge unternimmt. In Ostindien behauptet er sich trotz aller Nachstellungen, denen jährlich Hunderte von T. erliegen, unter dem Schutze der unverwüstlichen tropischen Vegetation selbst in den kultiviertesten Gegenden. Auf manchen der hinterind. Inseln steht religiöser Aberglaube der Eingeborenen seiner Vertilgung entgegen. Überall gilt der T. als das furchtbarste aller Raubtiere, das ganze Dörfer gefährden kann. Die Jagd auf den T. ist wegen Schwierigkeit und Kostspieligkeit ein Hauptvergnügen der Großen Asiens. Das schöne Fell des T. dient besonders zu Decken aller Art. Gezähmt ist der T. selbst einer gewissen Anhänglichkeit fähig, pflanzt sich auch in der Gefangenschaft bisweilen, besonders mit Löwen, fort, sodaß Bastarde von T. und Löwen häufiger in zoolog. Gärten und Menagerien vorkommen als reine Inzuchten. Der südamerik. Jaguar (s. d.) wird von den Eingeborenen ebenfalls T. genannt.

Tigerauge, ein gelbbraunes faseriges Mineral aus den Doorn- und Griquastadbergen in Südafrika, welches geschliffen einen schönen wogenden Lichtschein aussendet und neuerdings vielfach zu Schmucksachen, Manschettenknöpfen, Broschen, Dosen verarbeitet wird. Mineralogisch ist es ein umgewandelter Krokydolith (eine natriumhaltige Hornblende), dessen Eisengehalt gelbbraun hydratisiert wurde, und zwischen dessen Fasern reichlich Quarz eindrang, der die Härte bedingt.

Tigerinsel, Insel im Mündungsgebiet des Tschu-kiang, s. unter Bocca-Tigris.

Tigerkatze nennt man auch den Ozelot (s. unter Panther); als langschwänzige T. (Felis macrura, s. Tafel: Katzen II, Fig. 3) bezeichnet man eine im tropischen Südamerika vorkommende schöne Katzenart mit 58 cm langem, 29 cm hohem Körper und 30 cm messendem Schwanze, graurot mit dunkelbraunen Streifen und Ringflecken.

Tigerpferd, s. Zebra.

Tigerschlange (Python molurus) heißt eine bis 8 m lang werdende, hellbraune, schwarzgefleckte Riesenschlange des südl. Asien.

Tigerwolf, gefleckte Hyäne, s. u. Hyäne.

Tigin, rumän. Name der Stadt Bender (s. d.).

Tiglatpileser, s. Teglatphalasar.

Tigranes (armen. Dikran) ist der Name mehrerer alter Könige Armeniens. Die Angaben, welche die armen. Schriftsteller über die meisten der Herrscher des Namens geben, stimmen mit denen der Griechen und Römer wenig überein und sind zum Teil vom gröbsten Nationalstolz diktiert. Der erste des Namens aus der Dynastie der Haig soll zu Astyages' und Cyrus' Zeiten gelebt haben, und sein Name wird von Xenophon erwähnt; es mag daher seine Existenz historischen Grund haben.

Der bekannteste ist Tigranes II. oder der Große, Sohn des Tigranes, geb. 121 v. Chr., aus einem Seitenstamm der parthischen Arsaciden. Sein Vater hatte ihn als Geisel dem Parther Arsaces-Mithridates II. übergeben; er wurde aber gegen Abtretung von 70 Distrikten freigegeben (95 v. Chr.). Bald nach seiner Thronbesteigung erhob sich T. im Bündnis mit seinem Schwiegervater Mithridates VI. Eupator, König von Pontus, gegen die Römer. Im J. 85 v. Chr. den Zwiespalt der seleucidischen Prätendenten benutzend, machte er sich zum König von Syrien und eroberte 76 noch einen Teil von Kleinasien. Hierauf wandte er sich gegen die Parther, nahm diesen Mesopotamien, Adiabene und Atropatene weg und legte sich darauf den Titel König der Könige bei, mit welchem er auch auf seinen Münzen erscheint. Mithridates war 71 zu T. geflohen. Als dieser auf Clodius' Verlangen, den pontischen König auszuliefern, nicht eingegangen war, überzog ihn Lucullus mit Krieg und schlug ihn 6. Okt. 69 bei seiner von ihm gegründeten Hauptstadt Tigranocerta. Ein Aufruhr im röm. Heere rettete T. für diesmal. Pompejus übernahm die Leitung des Kriegs 66 und belagerte T. in Artarata, nachdem dieser zwei seiner Söhne getötet und den dritten, auch T. genannt, bekämpft. T. ergab sich, mußte aber eine ungeheuere Summe bezahlen (6000 Talente), wofür er im Besitz von Großarmenien blieb. Kleinarmenien wurde dem Dejotarus gegeben und der aufrührerische Sohn T.' gefangen mitgeführt. T. nahm 55 seinen Sohn Artavasdes zum Mitregenten an und starb 36 v. Chr.

Tigranes III., Sohn Artavasdes', 20 v. Chr., wurde von Tiberius auf Augustus' Befehl auf den Thron gesetzt, wendete sich den Parthern zu und starb, als ein röm. Heer gegen ihn zog.

Tigranes IV. (12—6 v. Chr.) hatte seine Schwester Erato geheiratet und fiel im Kampfe gegen die barbarischen Volksstämme seines Reichs. Erato gelangte nach der Ermordung ihres Sohnes Artavasdes auf kurze Zeit auf den Thron.

Tigranes VI., ein Enkel Herodes' d. Gr., wurde 36 n. Chr. in Rom hingerichtet.

Tigranes VII., Brudersſohn Tigranes' VI., wurde 60 n. Chr. durch Corbulo zum König eingeſetzt und gegen den Parther Tiridates unterſtützt. Er vereinigte Kleinarmenien mit ſeinem Reiche und fiel gegen die Parther; ihm folgte Tiridates, der eine arſacidiſche Dynaſtie gründete.

Tigranes VIII., der letzte Arſacide, ergab ſich 412 dem Perſerkönige Jezdegerd I., und teilte ſein Reich unter ſeine beiden Söhne T. und Arſaces. Die Römer nahmen des letztern Anteil, die Perſer den des T. (441).

Tigré oder **Tigrié**, das nördlichſte der drei Reiche, aus welchen das heutige Abeſſinien zuſammengeſetzt iſt, außer der alten und urſprünglich allein ſo genannten Provinz Tigré ſämtliche Landſchaften nördlich und öſtlich von Takazzie (ſ. d.) umfaſſend. T. beſteht faſt durchweg aus Hochland, das im Durchſchnitt nicht tiefer als 1300 m herabgeht, gegen Norden zu terraſſenförmig 2000 m, im Oſten, nach der Samhara hin, 2500 m ziemlich jäh abſtürzt, hier aber von mehrern ſteilen Päſſen durchſchnitten iſt, worunter der nach Maſſaua führende Taranta- und der nach Zulah und Hamfila ausgehende Sanafepaß. Auf den weiten Hochebenen erheben ſich ganze Gebirgsſyſteme und vereinzelte vulkaniſche Kegelberge von majeſtätiſchen, zum Teil grotesken Formen. Manche dieſer Amben oder natürlichen Felsfeſtungen ſtürzen über 1000 m hoch ſenkrecht ab und gleichen koloſſalen Naturgebäuden. Mit ihrer meiſt platten Oberfläche, die gewöhnlich mit Waſſer verſehen, dienen ſie häufig den kriegführenden Parteien als Zufluchtsorte. Die höchſten Berge hat die Provinz Agamé (Sanafe 2678 m, Alequa 3375 m); etwas niedriger ſind ſie in der Provinz T. (Semajata 3092 m, Hitſcha 2965 und Waalta-Hazim 2590 m); außerdem viele iſolierte 2—3000 m hohe Kegelberge. Der ſüdliche, meiſt aus Plateaus beſtehende Teil T.s, welcher von zahlreichen Thalſchluchten durchriſſen iſt, hat ſeine Abhänge gegen den Takazzie und deſſen öſtl. Nebenflüſſe, erhebt ſich aber in der Provinz Laſta wieder zu Höhen von 2000—3800 m. Nur die nordweſtl. Grenzlandſchaften gegen Barka und das Land der Bazen, namentlich zwiſchen Mareb und Takazzie, gehören der feuchten, tiefen und ungeſunden Region der Kollas an. Mit Ausnahme des Anſeba, welcher bei Tſazega in Hamaſen entſpringt und, nach Norden fließend, ſeine Waſſer durch den Barka dem Roten Meere zuführt, gehören alle Ströme T.s dem Nilgebiete an. Haupt- und Grenzſtrom iſt der reißende Takazze oder Takazzie (ſ. d.). Die Bewohner ſind ſemit. Kaukaſier, faſt durchgehends Chriſten der kopt. Kirche, meiſt heller als ihre ſüdweſtl. Nachbarn in Amhara. Ihre Sprache iſt nordwärts vom Quellland des Anſeba und Marib das Tigré, ſonſt insgemein das Tigriña (ſ. Äthiopiſche Sprache), in Laſta auch das Agow. Hauptſtadt iſt ſeit dem Verfall des alten Arum (ſ. d.) Adowa (ſ. d.) oder Adoa. Die alte Geſchichte T.s fällt mit derjenigen Äthiopiens (ſ. d.) zuſammen. Nachdem vom alten abeſſin. Staat ſich Schoa abgelöſt hatte, bildete T. ein Reich zuſammen mit Amhara, das letztere unter Scheinkönigen in Gondar, welche die faktiſche Gewalt in den Händen des Ras oder Major-Domus ließen. Dieſen zunächſt kamen an Macht die Statthalter von T. Sabagadis, Herrſcher von T., machte ſich vom Könige in Gondar unabhängig, wurde aber um 1830 vom Debſchasmatſch Ubié geſtürzt und getötet. Ubié herrſchte nun unbeſchränkt als der mächtigſte Fürſt in Abeſſinien überhaupt, bis 1855 ſein Sturz nach einer auf den Schneebergen Semêns gegen den Debſchasmatſch Kaſa (ſ. Theodor II.) verlorenen Schlacht erfolgte und er in Gefangenſchaft geriet. Von da an wurde T. wieder Teil des abeſſin. Reichs unter Theodor II. und deſſen Nachfolger Johannes.

Tigri (Giuſeppe), ital. Schriftſteller, geb. 22. Nov. 1806 in Piſtoja, beſuchte das biſchöfl. Seminar daſelbſt und widmete ſich, nachdem er die Prieſterweihe erhalten, dem Lehr- und Erziehungsberufe. Von 1836 bis 1850 war er Vorſteher eines eigenen Erziehungsinſtituts in Piſtoja; 1853 wurde er Bibliothekar daſelbſt, und wirkte ſeit 1860 als Schulinſpektor in Piſtoja, Caltaniſſetta und San-Miniato. Seinen Ruf als Schriftſteller begründete er durch das Lehrgedicht «Le Selve» (Flor. 1844; 2. Aufl. 1869), durch die wichtige Sammlung «Canti popolari toscani» (Flor. 1856; 3. Aufl. 1869) und durch den an anziehenden Schilderungen reichen Roman «Selvaggia de' Vergiolesi» (Flor. 1870; 3. Aufl., Lpz. 1876). Von ſeinen übrigen Arbeiten ſind die bekannteſten: «Commento italiano a una scelta di lettere di Cicerone» (Prato 1848; bis 1886 in 12. Aufl.), «Il montanino toscano volontario alla guerra dell' indipendenza italiana del 1859» (Tur. 1861; 2. Aufl., Flor. 1868), «Da volontario a soldato nell' esercito italiano» (Tur. 1872; 2. Aufl. 1873). Auch ſchrieb er Novellen in Proſa und in Verſen, Gedichte, eine gekrönte Preisſchrift «Contro i pregiudizi popolari» (Tur. 1870) u. a. m.

Tigris (lat.), der Tiger.

Tigris, Nebenfluß des Euphrat, in den er ſich bei Kurna ergießt, iſt einer der bedeutendſten Ströme Vorderaſiens. Derſelbe entſpringt in der Nähe des Euphrat aus zwei Quellen, von denen die weſtliche und hauptſächliche, im Süden vom hohen Bergſee Gölendjik, ungefähr 57° öſtl. L. (Ferro) und 38° 10′ nördl. Br. liegt. Vom Südrande der Tauruskette geht der T. zuerſt gegen Nordoſten, wendet ſich dann ſüdlich und ſüdöſtlich von Arghani-Maaden gegen Diarbekr. Von dort nach Osman-Köi fließend, nimmt er vom Ala-Dagh (Niphates) her den ſog. Oſttigris (Nymphius der Alten) auf und durchbricht die Taurusausläufer 150 km nördl. von Moſſul, unfern des heutigen Djezireth-ibn-Omar. Der Strom beſpült das alte Ninive, ſcheidet in ſeinem Laufe Aſſyrien von Meſopotamien und geht in einem mehr oder weniger ſüdl. Lauf über Kalah-Shergat, Tekrit, Samara nach Bagdad. Hier nähert er ſich dem Euphrat, ſodaß er in dieſer Gegend ungefähr nur 20 km von letzterm entfernt iſt. Unterhalb Moſſul nimmt der T. die beiden Zab auf und unterhalb Bagdad fließt der Diyaleh (Gyndes der Alten) in ihn. Bei Kurna vereinigt er ſich mit dem Euphrat, nach einem Laufe von 1870 km. Nach der Vereinigung des T. mit dem Euphrat (ſ. d.) nimmt letzterer den Namen Schatt-el-Arab an, der ſich nach einem Laufe von 225 km in den Perſiſchen Meerbuſen ergießt. Der T. iſt von Diarbekr ab ſchiffbar, doch wird von hier aus nach Samara der Verkehr häufig durch natürliche und künſtliche Hinderniſſe gehemmt. In der Geneſis wird er unter dem Namen Hidekel als einer der vier Ströme des Paradieſes bezeichnet. Die Aſſyrer nannten ihn Idiglat oder Diglat, was noch heute der arab. Name

(Didschleth) ist. Der Name T. ist zu uns durch die Griechen gekommen; die Perser bildeten den ursprünglichen Namen Tiglat oder Tillat in Tigra um, was im altpers. Pfeil bedeutet haben soll. Einst bespülte der T. ein reiches Kulturland von Amida (Diarbekr) ab über Bezabde, Ninive, Opis, Seleucia, Ktesiphon; heute sind seine Ufer fast verödet, mit Ausnahme von Diarbekr, Mossul und Bagdad. Die Frage über die Veränderung des Laufs des T., ob derselbe früher unabhängig vom Euphrat in das Meer floß, wann sich eine so bedeutende Verwandlung des untern Stromgebietes zugetragen, ist noch nicht entschieden.

Tiguriner, ein keltisches Volk, welches einen Teil der Stämme Helvetiens ausmachte, und den Römern namentlich durch seine Teilnahme an den Kämpfen der Cimbern in Gallien (107 v. Chr.) und in Italien (102 v. Chr.) bekannt geworden ist. Ihre Sitze werden von einigen im Kanton Zürich, von andern in Waadt, von Mommsen am See von Murten gesucht.

Tihany, eine der ältesten Benediktinerabteien in Ungarn, auf einer Halbinsel aus Basalttuff im Plattensee gelegen. Die Abtei wurde 1054 vom ungar. König Andreas I. gestiftet; im 17. Jahrh. eroberten und verwüsteten Kirche und Kloster zweimal die Türken. Die heutige Kirche wurde 1740 erbaut. Vom Kloster aus genießt man eine herrliche Aussicht auf den Plattensee und dessen Umrandung. An der nordwestl. Seite des Klosters vernimmt man ein berühmtes Echo. Die Abtei ist seit 1710 der Erzabtei von Martinsberg (Pannonhalom) untergeordnet.

Tikal, Gewicht in Birma = 15,3 g; auch Münze und Gewicht in Siam, als Münze = 2,54 Mark, als Gewicht der 4. Teil eines Tael = 16,5 g.

Tikbaum und **Tikholz,** s. Teakholz.

Tikotschin (Tykozin), Stadt im Gouvernement und Kreise Lomscha in russ. Polen, am Narew, mit (1882) 6008 E.; treibt starken Handel mit Bauholz, Roggen, Wolle und Borsten nach Preußen.

Tilburg, Fabrikstadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, 2 km vom linken Ufer der Ley, 22 km südwestlich von Herzogenbusch und fast ebenso weit südöstlich von Breda, an den Linien Venlo-Breda und T.-Nimwegen der Niederländischen Staatsbahn, an welche sich hier die Belgische Centralbahn (nach Turnhout) anschließt, hat eine reform. und drei röm.-kath. Kirchen, einen bischöfl. Palast, eine Synagoge, eine Kaserne, eine Tuchhalle, gute Schulen, drei Musik- und sechs Schützenvereine und zählt (1884) 30904 E., welche bedeutende Tuch- und Wollzeugfabriken und Gerbereien unterhalten. Der Ort wird schon 709 als Tilliburgi erwähnt.

Tilbury, zwei Dörfer (East- und West-T.) in der engl. Grafschaft Essex, links an der Themse, Gravesend gegenüber, Station der Eisenbahn London-T.-Southend, mit 450 und 420 E., hat Mineralquellen. Das dabei gelegene Fort Tilbury wurde von Heinrich VIII. zum Schutze der Themsemündung erbaut und später verstärkt.

Tilde (span.), Strichlein, namentlich das Zeichen auf dem ñ.

Tilden (Samuel Jones), amerik. Politiker, geb. 9. Febr. 1814 in New-Lebanon, Staat Neuyork, ließ sich 1841 als Advokat in Neuyork nieder und erwarb ein sehr bedeutendes, auf etwa 10 Mill. Dollar geschätztes Vermögen. Seit 1866 trat er politisch in den Vordergrund und zwar als entschiedener Vorkämpfer der Reform des Gerichts- und polit. Lebens in Staat und Stadt Neuyork. Er nahm hervorragenden Anteil an dem Sturze des berüchtigten, von Tweed geleiteten Ringes. Dadurch äußerst beliebt geworden, wurde er 1874 mit großer Mehrheit zum Gouverneur des Staates Neuyork gewählt und zeichnete sich auch in dieser Stellung durch erfolgreiche Bekämpfung eines andern, wiederum auf Ausbeutung des Staats gerichteten «Ringes», des sog. «Kanalringes», aus. Die demokratische Partei stellte ihn daher 1876 zum Kandidaten für die Präsidentschaft auf. T., welcher die Campagne persönlich mit viel Geschick leitete, erhielt thatsächlich 4284265 Stimmen, gegen bloß 4033295 des Republikaners Hayes, wurde jedoch durch die überlegene und rücksichtslose Taktik der herrschenden republikanischen Partei bei den entscheidenden Elektoralstimmen «ausgezählt». Dem Andringen vieler polit. Freunde, den ausgeübten Betrug mit Waffengewalt zu hintertreiben, widerstand T. und rettete dadurch das Land vor einem zweiten blutigen Bürgerkriege. Im J. 1880 und 1884 war T. abermals der hervorragendste Präsidentschaftskandidat der demokratischen Partei, lehnte aber jede Kandidatur ab, trat vielmehr mit seinem großen Einflusse für General Hancock (1880) und Cleveland (1884) ein und trug zum endlichen Siege der Partei mit letzterm wesentlich bei. Er starb 4. Aug. 1886 in Neuyork.

Tile Kolup, s. Holzschuh (Dietrich).

Tilgungsfonds (engl. Sinking fund) nennt man im Staatshaushalt diejenigen aus den jährlichen Staatseinnahmen fließenden bestimmten Summen, welche zur allmählichen Tilgung der Staatsschulden festgesetzt sind. (S. Anleihen und Staatsschuld.) Dieser T. kann eine besondere Kasse haben oder auch mit der Staatsschuldenkasse, welche die Zinsen der Schuldbriefe zahlt, verbunden sein. Die Tilgung oder Amortisation durch die Tilgungskasse erfolgt nach Maßgabe der zufließenden Einnahmen, entweder durch Ankauf der Schuldbriefe auf der Börse oder durch Auslosung derselben. In der Regel bestimmt man, wenn eine besonders organisierte Amortisationskasse besteht, die Zinsen von den bereits eingelosten Schuldverschreibungen zur weitern Schuldtilgung und überweist der Kasse außerdem noch eine gewisse Zahl von Prozenten des ursprünglichen Betrags jeder Anleihe. Gewöhnlich beträgt dieser jährliche Abtragungsfonds nur 1 Proz., und dieser Betrag genügt, um mit Zuziehung der erübrigten Zinsen eine 3proz. Anleihe in 47 Jahren zu tilgen. In der neuern Zeit ist übrigens wegen der immer mehr zunehmenden Beliebtheit der Form der Rentenschuld (s. Rente) das frühere systematische Tilgungsverfahren, das thatsächlich mit einer fortwährenden Vermehrung der Staatsschulden zusammenging, sehr zurückgetreten und manche Staaten tilgen jetzt nur, soweit sie reelle Überschüsse der Einnahmen über die Ausgaben zum Rückkauf von Rente zu verwenden im Stande sind.

Tilia (lat.), die Linde.

Tiliaceen (Tiliaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 330 Arten, die über die ganze Erde mit Ausnahme der kalten Zonen verbreitet vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher, seltener krautartige Gewächse mit meist alternierenden und ungeteilten Blättern, zwitterigen, regelmäßigen Blüten, die aus fünf

Kelchblättern, fünf Blumenblättern, vielen Staubgefäßen und einem mehrfächerigen Fruchtknoten mit ungeteiltem Griffel bestehen. Die Früchte sind in den einzelnen Gattungen verschieden ausgebildet.

Tilla, Goldmünze in Centralasien, gewöhnlich zu vier Silberrubel gerechnet.

Tillandsia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen. Man kennt gegen 120 Arten, die fast sämtlich im tropischen Amerika wachsen. Es sind krautartige Gewächse, die auf Bäumen oder an Felsen vorkommen, mit schmalen linealen Blättern und kleinen zwitterigen Blüten. Die Luftwurzeln einer in Südamerika, besonders in Guaiana häufigen Art, T. usneoides *L.*, bilden einen wichtigen Handelsartikel, da sie ziemlich feste Fasern enthalten. Sie werden als vegetabilisches Roßhaar, Baumhaar oder Tillandsiafaser bezeichnet und finden sowohl als Verpackungsmittel für Glas u. dgl. als auch zu Polsterarbeiten vielfach Verwendung.

Tillemont (Sébastien le Nain de), ausgezeichneter franz. Kirchenhistoriker, geb. 30. Nov. 1637 zu Paris, erhielt bei den Jansenisten zu Port-Royal eine gründliche Bildung und begann schon frühzeitig die Sammlung des ungeheuern Materials, aus dem seine spätern Werke hervorgingen. Nach einem vieljährigen, einsamen Studien gewidmeten Aufenthalt zu Beauvais kehrte er 1670 nach Paris zurück, wo er im Verein mit seinem Freunde und frühern Mitschüler Pierre Thomas du Fossé arbeitete. Im J. 1672 nahm er die Weihen und wurde Subdiakon im Kirchspiel St.-Lambert, das in der Nähe von Port-Royal lag. Einige Zeit später ließ er sich jedoch im Kloster selbst eine Wohnung bauen. Als die Regierung 1679 diesen Zufluchtsort der Jansenisten aufhob, ging er auf sein zwischen Vincennes und Montreuil gelegenes Gut Tillemont. Er starb 10. Jan. 1698 und wurde zu Port-Royal begraben. Im J. 1711 schaffte man die Überreste T.s in die Kirche St.-André des Arcs. Das Hauptwerk T.s sind die «Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles» (Bd. 1—16, Par. 1693—1712). T. hat dieses umfangreiche Werk, das mehr eine Materialiensammlung als geschichtliche Darstellung ist, nur bis zum J. 513 führen können. Seit 1690 begann er noch eine zweite große, die erstere vervollständigende Arbeit, die «Histoire des empereurs et des autres princes, qui ont régné durant les six premiers siècles de l'église, etc.» (Bd. 1—5, Par. 1691—1738), welches ebenfalls unvollendet gebliebene Werk zugleich die Christen- und Judenverfolgungen und die profane Litteraturgeschichte jener Zeiten umfaßt. Auch trug T. viel zu den Schriften seiner Freunde von Port-Royal bei. Vgl. Tronchay, «Idée de la vie et de l'esprit de le Nain de T.» (Nancy 1706; Köln 1711).

Till Eulenspiegel, s. Eulenspiegel.

Tillicoultry, Stadt in der schott. Grafschaft Clackmannan, am südl. Fuße der Ochill-Hills, rechts am Devon, der links in den Forth geht, Station der Eisenbahn Alloa-Kinroß-Ladybank, zählt 3745 E. und hat Steinkohlen- und Eisenwerke sowie Wollweberei.

Tilly (Joh. Tserclaes, Graf von), berühmter Feldherr, geb. im Febr. 1559 auf dem Schloß der Herrschaft Tilly, 15 km von Gembloux im jetzigen Königreich Belgien, war als jüngerer Sohn ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und wurde von den Jesuiten erzogen. Doch überwog bei ihm die Lust zum Kriegshandwerk, und er trat anfangs in span., 1598 in kaiserl., zuletzt in bayr. Dienste. T. hatte sich unter Alessandro Farnese in den Niederlanden militärisch ausgebildet, diente 1600—2 als Oberstlieutenant unter dem Herzog Philipp Emanuel von Lothringen in Ungarn gegen die Türken und stieg dann bis zum Range eines kaiserl. Generalmajors auf. Im Mai 1610 ernannte Herzog Maximilian I. von Bayern T. zum bayr. Generalfeldmarschall, und er reorganisierte nunmehr das ganz in Verfall geratene bayr. Heerwesen. Bald nach dem Anfang des Dreißigjährigen Kriegs wurde T. zum Oberfeldherrn des ligistischen Heers gewählt, rückte an der Spitze von 30000 Mann nach Oberösterreich, schützte den Kaiser vor den Aufständischen, siegte in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 8. Nov. 1620 und vollendete 1621 die Unterwerfung Böhmens. Nach harten Kämpfen mit Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Herzog Christian von Braunschweig eroberte er 1622 die Pfalz, worauf ihn Kaiser Ferdinand II. 3. Sept. 1622 in den Reichsgrafenstand erhob. Auch in Norddeutschland verschaffte T. der kath. Sache das Übergewicht, indem er Christian von Braunschweig bei Stadtlohn (Westfalen) 6. Aug. 1623 und den dän. König Christian IV. bei Lutter am Barenberge (Braunschweig) 27. Aug. 1626 besiegte. Im Aug. 1627 überschritt er die Elbe und drang mit Wallenstein in Schleswig-Holstein ein, wo er vor Pinneberg im Sept. 1627 durch einen Schuß am Knie verwundet wurde und deshalb Wallenstein die weitere Eroberung der Cimbrischen Halbinsel überlassen mußte. Dagegen versagte er demselben seine Unterstützung 1628 bei der Belagerung von Stralsund. Als auf dem regensburger Kurfürstentage Wallenstein den Oberbefehl über die kaiserl. Truppen verloren hatte, wurde T. im Nov. 1630 auch zum kaiserl. Generalissimus ernannt. Seine bedeutendste Unternehmung in dieser Zeit war die Erstürmung Magdeburgs (s. d.) 10./20. Mai 1631. Neuere Forschungen haben T. von der Verantwortung für die hierbei vorgekommenen Gewaltthaten entlastet. (Vgl. Wittich, «Magdeburg, Gustav Adolf und T.», Berl. 1874.)

Seitdem verließ ihn das Kriegsglück. Gustav Adolf von Schweden drang in Sachsen vor und schlug T. bei Breitenfeld unweit Leipzig 7./17. Sept. 1631, sodaß er selbst, dreimal verwundet, nur mit Mühe nach Halle entkam. Nachdem T. sein Heer reorganisiert und die Schweden im März 1632 aus Bamberg vertrieben, ward er vom Kurfürsten Maximilian I. zum Schutz seiner Erblande berufen und bezog ein verschanztes Lager bei Rain, um die Schweden vom Übergange über den Lech abzuhalten. Aber Gustav Adolf überschritt den Strom; dabei entstand eine heftige Kanonade 5./15. April, in der eine Kugel T. den Schenkel zerschmetterte. Er starb zu Ingolstadt 20./30. April 1632 und ward zu Alten-Otting begraben. In der Feldherrnhalle zu München wurde sein Standbild durch König Ludwig I. von Bayern errichtet. T., der Sieger in 36 Schlachten, ein trefflicher Soldat und ein Politiker von großem Scharfblick, war mittelgroß und hager. Sein Gesicht hatte scharfe, edige Züge, eine große Nase, und große, unter buschigen grauen Wimpern hervorblickende Augen. Überaus nüchtern und enthaltsam, vermied er jeden Aufwand und gab nichts auf äußere Ehrenbezeigungen. Er wies sogar den Reichsfürstentitel und die Belehnung

mit dem Fürstentum Kalenberg uneigennützig zurück. Ein eifriger Anhänger der kath. Kirche, vergaß er nie, täglich die Messe zu besuchen und die vorgeschriebenen Gebete zu sprechen. Da T. unverheiratet blieb, so beerbte ihn sein Brudersohn, Werner Tserclaes, Graf von T. Derselbe stand in österreich. Militärdienst. Der letzte männliche Verwandte des Feldherrn war Claude, Graf von T. Er trat in holländ. Dienste, wurde Gouverneur von Namur und starb 10. April 1723. Die Monographien von Klopp, «T. im Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Stuttg. 1861), wonach das Werk von Keym, «T. im Dreißigjährigen Kriege» (Freib. 1872) bearbeitet ist, und von Villermont, «Tilly» (2 Bde., Tournay 1859; deutsch, Schaffh. 1860) sind verdienstlich, aber vom kath. Parteistandpunkte aus geschrieben; eine dritte erschien 1792 in Leipzig.

Tilo, im Altertum Telos, zum türk. Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid, Sandschak Rhodos, gehörige Felseninsel, im WNW. von Rhodos, im Ägäischen Meere, hat etwa 1000 griech. E., einen guten Hafen und (wie schon im Altertum) mit reichem Erfolge betriebene Fischerei des Badeschwamms.

Tilsit, Kreisstadt im Regierungsbezirk Gumbinnen der preuß. Provinz Ostpreußen, zugleich Hauptstadt des preuß. Litauen, liegt auf dem südl. Ufer der Memel, über welche seit 1875 eine eiserne Eisenbahnbrücke führt, am Einfluß der Tilse in dieselbe, Station der Linie Insterburg-Memel der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts, einer Reichsbankstelle, sowie einer Superintendentur und zählt (1885) 22428 meist prot. E. Die freundliche und geräumig gebaute Stadt hat drei evang. Kirchen (darunter die deutsche mit schönem Turme und die runde litauische), eine kath. Pfarrkirche, Ruinen eines alten Schlosses (1537 erbaut, 1876 abgebrannt) und mehrere sehr ansehnliche neuere Gebäude, wie das Rathaus, das Postgebäude, das Gerichtsgebäude, das neue Krankenhaus, die Kavalleriekaserne, Infanteriekaserne. Unter den Straßen ist die schöne lange und breite Deutsche Straße als Mittelpunkt des Handels und Verkehrs hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu T. ein Gymnasium (seit 1586), ein Realgymnasium (seit 1839) und zwei höhere Töchterschulen. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. Es bestehen zu T. Eisengießereien, Maschinenfabriken, Dampfmehl- und Schneidemühlen, große Seifensiedereien, drei Selterwasserfabriken, eine Kalkbrennerei, zwei Käsefabriken, zwei Kunstwollfabriken mit Dampfbetrieb, eine Gipsfabrik, eine Ziegelei, bedeutende Gerbereien, Schuhfabrikation u. s. w. Von Bedeutung ist auch die Handelsgärtnerei. Man treibt einen lebhaften Handel mit Holz, Getreide, Flachs, Hanf, Steinkohlen, Heringen und andern Fischen. Das Speditionsgeschäft nach Rußland hat zu T. seit dem Bau der Ostbahn gelitten, doch ist der Verkehr mit Rußland noch immer ein lebhafter. Sehr lebhaft ist die Stromschiffahrt, und Dampferverbindungen bestehen mit Königsberg, Memel und Kowno. Bedeutend ist noch immer der jährliche Kram- und Pferdemarkt. Die Stadt bildete sich allmählich um eine bereits 1288 erbaute Burg, das Schalauner Haus genannt, erhielt 1552 von Herzog Albrecht Stadtrecht und wurde mit einem reichen Landbesitz beschenkt. — Der Kreis Tilsit zählt auf 815 qkm (1885) 69638 E., worunter etwa 26000 Litauer.

Geschichtlich merkwürdig ist T. durch den daselbst 7. und 9. Juli 1807 abgeschlossenen Frieden von Tilsit. Die Schlacht bei Friedland, 14. Juni, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Alexander geliefert, hatte mit einer gänzlichen Niederlage geendigt, und mit ihr war Preußens letzte Hoffnung gescheitert. Schon standen die Franzosen am Niemen und rüsteten sich zum Übergang, als Alexander von Tauroggen aus 18. Juni einen Waffenstillstand vorschlug, den Napoleon annahm. Da beide Teile Ursache hatten, den Krieg wenigstens vorläufig einzustellen, kam eine Annäherung zwischen dem franz. und russ. Monarchen um so schneller zu Stande. Zunächst erfolgte 25. Juni die persönliche Zusammenkunft beider Kaiser auf einem hergerichteten Floß auf dem Niemen, unter dem Zujauchzen der an den Ufern versammelten Heere. Die Stadt T. wurde von Napoleon für neutral erklärt und das Hauptquartier der kriegführenden Monarchen, namentlich auch das des preuß. Königs (28. Juni) dahin verlegt, um die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Die Königin von Preußen begab sich, von Napoleon eingeladen, ebenfalls nach T. Am 7. Juli wurde der Friede mit Rußland, am 9. Juli der mit Preußen zu Stande gebracht. Die Bedingungen desselben s. unter Französisch-Preußisch-Russischer Krieg von 1806 bis 1807, Bd. VII, S. 232. Preußen blieb nach wie vor den franz. Kommissaren preisgegeben, bis es sich ein Jahr darauf mit einer willkürlich bestimmten runden Summe von 120 Mill. Frs. loskaufte. Dessenungeachtet war es durch die drei von den Franzosen besetzten Festungen an der Oder, Glogau, Küstrin und Stettin, durch Warschaus, Sachsens und Westfalens Stellung jeden Augenblick bedroht, bis 1813 seine Lage sich änderte.

Timan, Gebirge in Rußland, bildet die Wasserscheide zwischen dem System der Petschora und der Dwina. Es beginnt in der Quellgegend der Wytschegda als ein Ausläufer des Urals im Gouvernement Wologda und erstreckt sich darauf in nordwestl. Richtung durch die Gouvernements Wologda und Archangelsk, worauf es an der Ostseite der Tscheskajabucht im Vorgebirge Swjatoi-Noß endet. Das bis jetzt noch wenig bekannte Timangebirge erreicht in der Onikinagruppe nur eine Höhe von 300 m. In der südl. Hälfte ist das Gebirge mit schönen Wäldern bestanden, während es im Norden baumlos ist.

Timanische Tundra oder Maloſemelskaja-Tundra, d. h. Kleinlands-Tundra, die weiten baumlosen, meist moorigen Ebenen im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Mesen, vom linken Ufer der Petschora an nach Westen bis zur Pesa, und nach Norden bis an das Eismeer und der Tscheskajabucht hin. Diese Tundra wird durch das Timangebirge von Süden nach Norden durchschnitten, von der Zylma an bis an das Eismeer. Die Ebenen werden von zahlreichen flachen Flußthälern gefurcht und enthalten viele, überaus fischreiche Seen; der Boden ist mit Moosen, Flechten, Kräutern und niedrigem Gestrüpp bedeckt, welche den hier nomadisierenden Samojeden und Syrjanen als gute Weideplätze für ihre Renntiere dienen. Im Gegensatz zu der Timanischen Tundra oder Kleinlands-Tundra, nennt man die Ebenen östlich von

Kelchblättern, fünf Blumenblättern, vielen Staubgefäßen und einem mehrfächerigen Fruchtknoten mit ungeteiltem Griffel bestehen. Die Früchte sind in den einzelnen Gattungen verschieden ausgebildet.

Tilla, Goldmünze in Centralasien, gewöhnlich zu vier Silberrubel gerechnet.

Tillandsia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen. Man kennt gegen 120 Arten, die fast sämtlich im tropischen Amerika wachsen. Es sind krautartige Gewächse, die auf Bäumen oder an Felsen vorkommen, mit schmalen linealen Blättern und kleinen zwitterigen Blüten. Die Luftwurzeln einer in Südamerika, besonders in Guaiana häufigen Art, T. usneoides *L.*, bilden einen wichtigen Handelsartikel, da sie ziemlich feste Fasern enthalten. Sie werden als vegetabilisches Roßhaar, Baumhaar oder Tillandsiafaser bezeichnet und finden sowohl als Verpackungsmittel für Glas u. dgl. als auch zu Polsterarbeiten vielfach Verwendung.

Tillemont (Sébastien le Nain de), ausgezeichneter franz. Kirchenhistoriker, geb. 30. Nov. 1637 zu Paris, erhielt bei den Jansenisten zu Port-Royal eine gründliche Bildung und begann schon frühzeitig die Sammlung des ungeheuern Materials, aus dem seine spätern Werke hervorgingen. Nach einem vieljährigen, einsamen Studien gewidmeten Aufenthalt zu Beauvais kehrte er 1670 nach Paris zurück, wo er im Verein mit seinem Freunde und frühern Mitschüler Pierre Thomas du Fossé arbeitete. Im J. 1672 nahm er die Weihen und wurde Subdiakon im Kirchspiel St.-Lambert, das in der Nähe von Port-Royal lag. Einige Zeit später ließ er sich jedoch im Kloster selbst eine Wohnung bauen. Als die Regierung 1679 diesen Zufluchtsort der Jansenisten aufhob, ging er auf sein zwischen Vincennes und Montreuil gelegenes Gut Tillemont. Er starb 10. Jan. 1698 und wurde zu Port-Royal begraben. Im J. 1711 schaffte man die Überreste T.s in die Kirche St.-André des Arcs. Das Hauptwerk T.s sind die «Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles» (Bd. 1—16, Par. 1693—1712). T. hat dieses umfangreiche Werk, das mehr eine Materialiensammlung als geschichtliche Darstellung ist, nur bis zum J. 513 führen können. Seit 1690 begann er noch eine zweite große, die erstere vervollständigende Arbeit, die «Histoire des empereurs et des autres princes, qui ont régné durant les six premiers siècles de l'église, etc.» (Bd. 1—5, Par. 1691—1738), welches ebenfalls unvollendet gebliebene Werk zugleich die Christen- und Judenverfolgungen und die profane Litteraturgeschichte jener Zeiten umfaßt. Auch trug T. viel zu den Schriften seiner Freunde von Port-Royal bei. Vgl. Tronchay, «Idée de la vie et de l'esprit de le Nain de T.» (Nancy 1706; Köln 1711).

Till Eulenspiegel, s. Eulenspiegel.

Tillicoultry, Stadt in der schott. Grafschaft Cladmannan, am südl. Fuße der Ochill-Hills, rechts am Devon, der links in den Forth geht, Station der Eisenbahn Alloa-Kinroß-Ladybank, zählt 3745 E. und hat Steinkohlen- und Eisenwerke sowie Wollweberei.

Tilly (Joh. Tserclaes, Graf von), berühmter Feldherr, geb. im Febr. 1559 auf dem Schloß der Herrschaft Tilly, 15 km von Gembloux im jetzigen Königreich Belgien, war als jüngerer Sohn ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und wurde von den Jesuiten erzogen. Doch überwog bei ihm die Lust zum Kriegshandwerk, und er trat anfangs in span., 1598 in kaiserl., zuletzt in bayr. Dienste. T. hatte sich unter Alessandro Farnese in den Niederlanden militärisch ausgebildet, diente 1600—2 als Oberstlieutenant unter dem Herzog Philipp Emanuel von Lothringen in Ungarn gegen die Türken und stieg dann bis zum Range eines kaiserl. Generalmajors auf. Im Mai 1610 ernannte Herzog Maximilian I. von Bayern T. zum bayr. Generalfeldmarschall, und er reorganisierte nunmehr das ganz in Verfall geratene bayr. Heerwesen. Bald nach dem Anfang des Dreißigjährigen Kriegs wurde T. zum Oberfeldherrn des ligistischen Heers gewählt, rückte an der Spitze von 30000 Mann nach Oberösterreich, schützte den Kaiser vor den Aufständischen, siegte in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 8. Nov. 1620 und vollendete 1621 die Unterwerfung Böhmens. Nach harten Kämpfen mit Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Herzog Christian von Braunschweig eroberte er 1622 die Pfalz, worauf ihn Kaiser Ferdinand II. 3. Sept. 1622 in den Reichsgrafenstand erhob. Auch in Norddeutschland verschaffte T. der kath. Sache das Übergewicht, indem er Christian von Braunschweig bei Stadtlohn (Westfalen) 6. Aug. 1623 und den dän. König Christian IV. bei Lutter am Barenberge (Braunschweig) 27. Aug. 1626 besiegte. Im Aug. 1627 überschritt er die Elbe und drang mit Wallenstein in Schleswig-Holstein ein, wo er vor Pinneberg im Sept. 1627 durch einen Schuß am Knie verwundet wurde und deshalb Wallenstein die weitere Eroberung der Cimbrischen Halbinsel überlassen mußte. Dagegen versagte er demselben seine Unterstützung 1628 bei der Belagerung von Stralsund. Als auf dem regensburger Kurfürstentage Wallenstein den Oberbefehl über die kaiserl. Truppen verloren hatte, wurde T. im Nov. 1630 auch zum kaiserl. Generalissimus ernannt. Seine bedeutendste Unternehmung in dieser Zeit war die Erstürmung Magdeburgs (s. d.) 10./20. Mai 1631. Neuere Forschungen haben T. von der Verantwortung für die hierbei vorgekommenen Gewaltthaten entlastet. (Vgl. Wittich, «Magdeburg, Gustav Adolf und T.», Berl. 1874.)

Seitdem verließ ihn das Kriegsglück. Gustav Adolf von Schweden drang in Sachsen vor und schlug T. bei Breitenfeld unweit Leipzig 7./17. Sept. 1631, sodaß er selbst, dreimal verwundet, nur mit Mühe nach Halle entkam. Nachdem T. sein Heer reorganisiert und die Schweden im März 1632 aus Bamberg vertrieben, ward er vom Kurfürsten Maximilian I. zum Schutz seiner Erblande berufen und bezog ein verschanztes Lager bei Rain, um die Schweden vom Übergange über den Lech abzuhalten. Aber Gustav Adolf überschritt den Strom; dabei entstand eine heftige Kanonade 5./15. April, in der eine Kugel T. den Schenkel zerschmetterte. Er starb zu Ingolstadt 20./30. April 1632 und ward zu Alten-Etting begraben. In der Feldherrnhalle zu München wurde sein Standbild durch König Ludwig I. von Bayern errichtet. T., der Sieger in 36 Schlachten, ein trefflicher Soldat und ein Politiker von großem Scharfblick, war mittelgroß und hager. Sein Gesicht hatte scharfe, eckige Züge, eine große Nase, und große, unter buschigen grauen Wimpern hervorblickende Augen. Überaus nüchtern und enthaltsam, vermied er jeden Aufwand und gab nichts auf äußere Ehrenbezeigungen. Er wies sogar den Reichsfürstentitel und die Belehnung

mit dem Fürstentum Kalenberg uneigennützig zurück. Ein eifriger Anhänger der kath. Kirche, vergaß er nie, täglich die Messe zu besuchen und die vorgeschriebenen Gebete zu sprechen. Da T. unverheiratet blieb, so beerbte ihn sein Brudersohn, Werner Tserclaes, Graf von T. Derselbe stand in österreich. Militärdienst. Der letzte männliche Verwandte des Feldherrn war Claude, Graf von T. Er trat in holländ. Dienste, wurde Gouverneur von Namur und starb 10. April 1723. Die Monographien von Klopp, «T. im Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Stuttg. 1861), wonach das Werk von Keym, «T. im Dreißigjährigen Kriege» (Freib. 1872) bearbeitet ist, und von Villermont, «Tilly» (2 Bde., Tournay 1859; deutsch, Schaffh. 1860) sind verdienstlich, aber vom kath. Parteistandpunkte aus geschrieben; eine dritte erschien 1792 in Leipzig.

Tilo, im Altertum Telos, zum türk. Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid, Sandschak Rhodos, gehörige Felseninsel, im WNW. von Rhodos, im Ägäischen Meere, hat etwa 1000 griech. E., einen guten Hafen und (wie schon im Altertum) mit reichem Erfolge betriebene Fischerei des Badeschwamms.

Tilsit, Kreisstadt im Regierungsbezirk Gumbinnen der preuß. Provinz Ostpreußen, zugleich Hauptstadt des preuß. Litauen, liegt auf dem südl. Ufer der Memel, über welche seit 1875 eine eiserne Eisenbahnbrücke führt, am Einfluß der Tilse in dieselbe, Station der Linie Insterburg-Memel der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts, einer Reichsbankstelle, sowie einer Superintendentur und zählt (1885) 22428 meist prot. E. Die freundliche und geräumig gebaute Stadt hat drei evang. Kirchen (darunter die deutsche mit schönem Turme und die runde litauische), eine kath. Pfarrkirche, Ruinen eines alten Schlosses (1537 erbaut, 1876 abgebrannt) und mehrere sehr ansehnliche neuere Gebäude, wie das Rathaus, das Postgebäude, das Gerichtsgebäude, das neue Krankenhaus, die Kavalleriekaserne, Infanteriekaserne. Unter den Straßen ist die schöne lange und breite Deutsche Straße als Mittelpunkt des Handels und Verkehrs hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu T. ein Gymnasium (seit 1586), ein Realgymnasium (seit 1839) und zwei höhere Töchterschulen. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. Es bestehen zu T. Eisengießereien, Maschinenfabriken, Dampfmehl- und Schneidemühlen, große Seifensiedereien, drei Selterwasserfabriken, eine Kalkbrennerei, zwei Käsefabriken, zwei Kunstwollfabriken mit Dampfbetrieb, eine Gipsfabrik, eine Ziegelei, bedeutende Gerbereien, Schuhfabrikation u. s. w. Von Bedeutung ist auch die Handelsgärtnerei. Man treibt einen lebhaften Handel mit Holz, Getreide, Flachs, Hanf, Steinkohlen, Heringen und andern Fischen. Das Speditionsgeschäft nach Rußland hat zu T. seit dem Bau der Ostbahn gelitten, doch ist der Verkehr mit Rußland noch immer ein lebhafter. Sehr lebhaft ist die Stromschiffahrt, und Dampferverbindungen bestehen mit Königsberg, Memel und Kowno. Bedeutend ist noch immer der jährliche Kram- und Pferdemarkt. Die Stadt bildete sich allmählich um eine bereits 1288 erbaute Burg, das Schalauner Haus genannt, erhielt 1552 von Herzog Albrecht Stadtrecht und wurde mit einem reichen Landbesitz beschenkt. — Der Kreis Tilsit zählt auf 815 qkm (1885) 69638 E., worunter etwa 26000 Litauer.

Geschichtlich merkwürdig ist T. durch den daselbst 7. und 9. Juli 1807 abgeschlossenen Frieden von Tilsit. Die Schlacht bei Friedland, 14. Juni, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Alexander geliefert, hatte mit einer gänzlichen Niederlage geendigt, und mit ihr war Preußens letzte Hoffnung gescheitert. Schon standen die Franzosen am Niemen und rüsteten sich zum Übergang, als Alexander von Tauroggen aus 18. Juni einen Waffenstillstand vorschlug, den Napoleon annahm. Da beide Teile Ursache hatten, den Krieg wenigstens vorläufig einzustellen, kam eine Annäherung zwischen dem franz. und russ. Monarchen um so schneller zu Stande. Zunächst erfolgte 25. Juni die persönliche Zusammenkunft beider Kaiser auf einem hergerichteten Floß auf dem Niemen, unter dem Zujauchzen der an den Ufern versammelten Heere. Die Stadt T. wurde von Napoleon für neutral erklärt und das Hauptquartier der kriegführenden Monarchen, namentlich auch das des preuß. Königs (28. Juni) dahin verlegt, um die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Die Königin von Preußen begab sich, von Napoleon eingeladen, ebenfalls nach T. Am 7. Juli wurde der Friede mit Rußland, am 9. Juli der mit Preußen zu Stande gebracht. Die Bedingungen desselben s. unter Französisch-Preußisch-Russischer Krieg von 1806 bis 1807, Bd. VII, S. 232. Preußen blieb nach wie vor den franz. Kommissaren preisgegeben, bis es sich ein Jahr darauf mit einer willkürlich bestimmten runden Summe von 120 Mill. Frs. loskaufte. Dessenungeachtet war es durch die drei von den Franzosen besetzten Festungen an der Oder, Glogau, Küstrin und Stettin, durch Warschaus, Sachsens und Westfalens Stellung jeden Augenblick bedroht, bis 1813 seine Lage sich änderte.

Timan, Gebirge in Rußland, bildet die Wasserscheide zwischen dem System der Petschora und der Dwina. Es beginnt in der Quellgegend der Wytschegda als ein Ausläufer des Urals im Gouvernement Wologda und erstreckt sich darauf in nordwestl. Richtung durch die Gouvernements Wologda und Archangelsk, worauf es an der Ostseite der Tscheskajabucht im Vorgebirge Swjatoi-Noß endet. Das bis jetzt noch wenig bekannte Timangebirge erreicht in der Dnikinagruppe nur eine Höhe von 300 m. In der südl. Hälfte ist das Gebirge mit schönen Wäldern bestanden, während es im Norden baumlos ist.

Timanische Tundra oder Malosemelskaja-Tundra, d. h. Kleinlands-Tundra, die weiten baumlosen, meist moorigen Ebenen im russ. Gouvernement Archangelsk, Kreis Mesen, vom linken Ufer der Petschora an nach Westen bis zur Pesa, und nach Norden bis an das Eismeer und der Tscheskajabucht hin. Diese Tundra wird durch das Timangebirge von Süden nach Norden durchschnitten, von der Zylma an bis an das Eismeer. Die Ebenen werden von zahlreichen flachen Flußthälern gefurcht und enthalten viele, überaus fischreiche Seen; der Boden ist mit Moosen, Flechten, Kräutern und niedrigem Gestrüpp bedeckt, welche den hier nomadisierenden Samojeden und Syrjanen als gute Weideplätze für ihre Renntiere dienen. Im Gegensatz zu der Timanischen Tundra oder Kleinlands-Tundra, nennt man die Ebenen östlich von

der Petschora bis an das Uralgebirge die Großlands-Tundra oder Bolschesemelskaja-Tundra.

Timanthes von der Insel Kythnos, ein bedeutender griech. Maler im 4. Jahrh. v. Chr., heißt «der Sikyonier» wohl deshalb, weil er in Sicyon heimisch geworden sein mag. Er gelangte zwar nicht zu gleicher Berühmtheit wie seine Zeitgenossen Zeuxis und Parrhasios, aber scheint doch diese in Tiefe der Empfindung und Genialität der Erfindung übertroffen zu haben. Besonders berühmt war seine «Opferung der Iphigenia», in welchem Gemälde die Stufen des Schmerzes in Kalchas, Odysseus, Menelaos kunstvoll ausgedrückt waren, während der Vater Agamemnon das Haupt verhüllte, und außerdem der «Streit von Aias und Odysseus um die Waffen des Achilleus». Von ersterm Gemälde gibt es noch, abgesehen von Wiederholungen einzelner Motive, namentlich der Figur des Agamemnon, hauptsächlich in einem Mosaikgemälde, von letzterm in einem Relief eine, wenn auch mehr oder weniger freie, Nachbildung. Vgl. Heydemann in der «Archäolog. Zeitung» (Bd. 27, Berl. 1869).

Timarioten (Dschuruken) hieß eine neben den Janitscharen (s. d.) gestellte berittene türk. Miliz, die aus den Besitzern steuerfreier Lehngüter und deren Knechten bestand und im Kriege gegen 100000 Reiter zählte. Es gab 3192 größere (Zains) und 300 kleinere (Timars) Lehngüter dieser Art. Die Söhne der T. empfingen für Auszeichnung im Kriege ebenfalls Timars und wurden meist in eroberten Ländern angesiedelt. Nach der Auflösung der Janitscharen wurden die Lehngüter der T. steuerpflichtig, und damit verschwand auch diese Miliz.

Timäus (grch. Timaios), aus Locri in Unteritalien (daher der Lokrer genannt), pythagoreischer Philosoph um 400 v. Chr., soll von Plato, der einen seiner Dialoge nach ihm benannte, in seiner Heimat aufgesucht worden sein. Die unter seinem Namen noch vorhandene, in dor. Dialekte verfaßte Schrift «Über die Weltseele» ist untergeschoben und ein jedenfalls nicht vor dem 1. Jahrh. v. Chr. gemachter Auszug aus dem Platonischen Timäos. Abgedruckt ist die Schrift in den Ausgaben des Platon von Bekker (Bd. 3, Tl. 3, Berl. 1818) und von K. Fr. Hermann (Bd. 4, Lpz. 1852), sowie in Stallbaums Ausgabe des Platonischen «Timäus» (Gotha u. Erf. 1838). Besonders herausgegeben wurde die Schrift von Gelder (Leid. 1836) und übersetzt von K. Ch. G. Schmidt: «Das Weltall und die Weltseele nach den Vorstellungen der Alten und T. der Lokrer von der Seele der Welt und der Natur» (Lpz. 1836). Vgl. die Abhandlungen von Anton (Berl. 1851, Essen 1869, Erf. 1883).

Timäus, Geschichtschreiber aus Tauromenium auf Sicilien, lebte 352—256 v. Chr. und brachte, von Agathokles aus seiner Heimat verbannt, einen großen Teil seines Lebens in Athen zu. Er schrieb mit Befolgung der chronol. Ordnung, aber übermäßig scharfer Beurteilung anderer Historiker eine Geschichte Italiens und Siciliens von den ältesten Zeiten bis 264 v. Chr., deren nicht unbedeutende Bruchstücke von Göller in der Schrift «De situ et origine Syracusarum» (Lpz. 1818) und von Müller in «Historicorum Graecorum fragmenta» (Bd. 1, Par. 1841) zusammengestellt wurden. Vgl. Arnoldt, «De historiis Timaei opinionum ab editore Parisino conceptarum refutatio» (Gumb. 1841) und Beloch, «Die Ökonomie der Geschichte des T.» in den «Jahrbüchern für Philologie» (Bd. 123, Lpz. 1881).

Timäus, mit dem Beinamen der Sophist, griech. Grammatiker des 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte ein Glossar zu den Schriften des Platon, wovon noch ein dürftiger Auszug vorhanden. Derselbe wurde herausgegeben von Ruhnken (Leid. 1754; 2. Aufl. 1789), von Koch (Lpz. 1828; 2. Aufl. 1833) und in K. Fr. Hermanns Ausgabe des Platon (Bd. 6, Lpz. 1853).

Timavo, ein Küstenfluß, der oberhalb Triest in 60 m Breite und 2 m Tiefe aus dem Boden hervorbricht und bei Duino ins Adriatische Meer geht. Er ist als der Unterlauf der Rjeka festgestellt, die, am Schneeberge im Küstenlande entspringend, nach einem Laufe von nahezu 43 km in den Grotten von St. Kanzian verschwindet und beinahe 32 km lang unterirdisch fortläuft.

Timbo, Hauptstadt des Landes Futa Djallon (s. d.) in Senegambien.

Timbre (frz.), ursprünglich Glocke, mit einem Hammer geschlagen; dann Klang (der Glocke), jetzt vorzugsweise Stempel, Postzeichen, Briefmarke; Klangfarbe eines musikal. Instruments.

Timbuktu (auch Tunbutu und Tombuktu geschrieben, d. h. die Bauchhöhle), altberühmte Handelsstadt im nordwestl. Teile von Flach-Sudan, unweit des Südrandes der Sahara, dem Namen nach zum Staate Massina der Fellata gehörig, in der That aber unter der Herrschaft der Tuareg, liegt unter 17° 40′ nördl. Br. und 2° 30′ westl. L. von Greenwich, etwa 300 m über dem Meere und 18 km nördlich vom Niger in einer öden Sandebene, die nur mit wenigen Palmen und Mimosengestrüpp bestanden ist. Die Stadt, deren Umfang etwas über eine Stunde beträgt, bildet ein Dreieck, dessen Grundseite dem Niger zugekehrt ist. Ihr Anblick ist ein düsterer, wozu namentlich das Baumaterial der fensterlosen, mit platten Dächern versehenen Wohnungen beiträgt. Wie diese sind auch die drei großen Moscheen, die einzigen öffentlichen Gebäude T.s, aus dunkelgrauem Thon aufgeführt. Um die Thonhäuser zieht sich ein Kranz von halbkugelförmigen Mattenhütten, die längs der verfallenen Stadtmauer von Erde liegen. Die Straßen sind eng, meist gerade, ungepflastert, aber mit festem Kiesgrunde und Rinnsteinen versehen. Öffentliche Plätze gibt es nur drei. Barth schätzte 1853 die Zahl der seßhaften Einwohner auf 13000, fast ausschließlich Mohammedaner, zu denen zur Zeit des lebhaften Handelsverkehrs noch 5—10000 Fremde kommen. Schon die Lage der Stadt, in welcher verschiedene Nationalitäten zusammentreffen, bedingt eine sehr gemischte, aus zum Teil einander abstoßenden Elementen zusammengesetzte Einwohnerschaft. Außer Lederarbeiten und einigen Eisenfabrikaten liefert die Industrie nichts. Auch der Handel ist keineswegs so bedeutend, wie man früher glaubte. Reis und Sorghum, sowie Pflanzenbutter sind die Hauptartikel des Marktes, dann Baumwollstoffe, Gold aus den Senegalländern und die den Kaffee ersetzenden Gurunüsse. Aus Marokko führen die Karawanen ein: Messer, Spiegel, Tabak, Thee, Zucker. Wichtige Handelsartikel sind Gold, Salz, Gurunüsse, Gummi, Wachs und Elfenbein. Als Hafenplatz am Niger gilt das südlich von T. gelegene, etwa 2000 Songhay-Einwohner zählende Städtchen Kabara. T. ist erst von wenigen Europäern besucht worden. Nachdem

Mungo Parks Versuch gescheitert, erreichte es 1825 der engl. Major Laing, der jedoch bald wieder aus der Stadt vertrieben und auf dem Rückwege ermordet wurde. Ihm folgte 1829 der Franzose René Caillé, dessen angezweifelte Berichte erst durch Heinrich Barth (s. d.), der 1853 und 1854 sieben Monate in T. zubrachte, zur Geltung gelangten. Dann erreichte die Stadt 1859 Alun Sal, ein mohammedanischer franz. Offizier, vom Senegal aus und zuletzt 1880 Oskar Lenz (s. d.).

T. war von je ein Zankapfel streitender Parteien und hat eine blutige, äußerst verwickelte Geschichte. Um 1077 von den Tuareg an der Stelle eines Lagerplatzes gegründet, blieb es anfangs ein unbedeutender Ort, der nach 1300 von den Fürsten von Melle erobert wurde, dann wieder in die Gewalt der heidnischen Mosche fiel und 1591 in den Besitz der Schützen (Ruma) des Sultans von Marokko überging. Allerdings litt seine Handelsbedeutung hierdurch, doch wurde es als Sitz mohammed. Gelehrsamkeit berühmt. Den empfindlichsten Stoß erhielt es durch die 1826 erfolgte Eroberung der fanatischen Fellata. Die Spannung unter den verschiedenen Nationalitäten und religiösen Sektenwesen führten 1844 zu einem Kampfe zwischen Tuareg und Fellata, in dem letztere geschlagen und aus der Stadt vertrieben wurden. Da diese jedoch die Zufuhren beherrschten, mußten 1846 die Tuareg einen Vergleich abschließen, infolge dessen die Fellata die Oberherrschaft erhielten. Die Regierung wurde jedoch von beiden Parteien gemeinschaftlich geführt. Nachdem die Fellata unter Hadsch-Omar 1859 die Stadt vorübergehend ganz in Besitz genommen, kam sie wieder unter die Herrschaft der Tuareg vom Stamme der Auellemiden unter dem edeln Scheikh Ahmed el-Bakay, dem Freunde Barths, der im März 1863 die Fellata gänzlich besiegte und ein den Europäern freundliches Regiment führte. Schon vorher war 1860 mit den Franzosen am Senegal ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen und dem franz. Einfluß durch mohammed. Sendboten der Weg geöffnet worden. El-Bakay, zugleich religiöses und polit. Oberhaupt von T., starb 1865. Ihm folgte Sidi-Mohammed, der die Unabhängigkeit T.s gegen die von neuem anstürmenden Fellata 1866 lebhaft verteidigte.

Timeo Danaos etc., s. unter Danaer.

Times (spr. Teims, d. i. Zeiten), das bedeutendste Organ der engl. Tagespresse, wurde von dem Buchdrucker John Walter 13. Jan. 1783 unter dem Namen des «London daily universal register» gegründet, erschien aber dann seit Jan. 1786 unter seinem jetzigen Titel. Anfänglich hatte die Zeitung nur geringen Ruf, bis 1803 John Walter, der Sohn, die Leitung des Blattes übernahm, welche er bis zu seinem Tode im Juli 1847 fortführte. Dieser faßte den Entschluß, die T. von der Regierung wie von den Parteien unabhängig und zum wirklichen Vertreter der öffentlichen Meinung zu machen. Er mußte deshalb anfangs von seiten der Regierung alle möglichen Hindernisse erfahren; unter anderm ward ihm der Gebrauch der Regierungspaketschiffe für seine Korrespondenzen verweigert. Walter organisierte dagegen einen eigenen, trefflich eingerichteten Dienst mit Fahrzeugen, Briefposten und Eilboten. Große Sorgfalt verwendete Walter außerdem auf die Mitteilung ausführlicher Berichte über die Parlamentsdebatten. Auch benutzte er, mit Hilfe zweier Deutschen, König (s. d.) und Bauer, zuerst die Dampfkraft bei der Herstellung seines Blattes (29. Nov. 1814). Selbst der Mangel an polit. Konsequenz, den man der Zeitung mit Recht vorwirft, konnte dem Einflusse, den sie in den weitesten Kreisen genießt, keinen Abbruch thun. Seit 1856 wurde der große Einfluß der T. erschüttert durch das Erscheinen der Pennyzeitungen («Daily Telegraph», «Morning Star», «Standard»), die nicht bloß einen bei weitem größern Leserkreis fanden, sondern auch die T. zwangen, ihren Preis zu reduzieren. Dennoch ist der Einfluß der T. auch jetzt noch sehr groß. Seit 1877 erscheint die T. auch in einer Wochenausgabe. [s. Jermak.

Timofejew (German), der Eroberer Sibiriens.

Timok (lat. Timacus), rechtsseitiger Nebenfluß der untern Donau, entsteht unterhalb Knjazevac aus den beiden Quellarmen Beli Timok (westlich) und Trgovisli Timok (östlich), von denen der letztere auf der Stara Planina nahe der Grenze Bulgariens entspringt, fließt nach der Vereinigung nördlich, nach der Aufnahme des von links kommenden Crni Timok nordnordöstlich, bildet in seinem untern Laufe die Grenze zwischen Serbien und Bulgarien und mündet zwischen Radujevac und Rakovica.

Timokratie (grch.), Staatsverfassung, nach der die politischen Rechte der Staatsbürger sich nach Vermögen und Einkommen derselben richten.

Timolĕon, berühmter Feldherr des Altertums, aus einer Adelsfamilie in Korinth, geb. 410 v. Chr., ein vielseitig, namentlich als Staatsmann und Feldherr hochbegabter Mann (veranlaßte, oder) ließ in jüngern Jahren als glühender Republikaner die Ermordung seines Bruders Timophanes zu, als dieser die Tyrannis an sich reißen wollte (364 v. Chr.). Von seiner Mutter wegen dieser That verflucht, zog er sich von allen Staatsgeschäften zurück, bis er 344, als die Syrakusaner gegen die Tyrannen Dionysius den Jüngern (s. d.) und Hiketas von Leontini in Korinth Hilfe verlangten, mit 10 Schiffen und 700 Söldnern nach Sicilien abging, wo er bald, durch Zuzug aus der Insel verstärkt, Syrakus und andere Städte befreite, Stadt und Verfassung in Syrakus von Grund aus neu organisierte, und endlich die Karthager durch die Schlacht am Krimisos (342 v. Chr.) zum Frieden und zur Räumung der griechischen Teile Siciliens nötigte (339). Nach diesem Siege verzichtete er auf die ihm übertragene höchste Gewalt und lebte bis an seinen Tod (336 v. Chr.) als schlichter Bürger. Sein Leben und Wirken beschrieben Plutarch und Cornelius Nepos in besondern Biographien. Vgl. Arnoldt, «Über die Quellen zu T.s Leben» (Gumb. 1848).

Timomachos von Byzanz war ein berühmter griech. Maler. Cäsar (oder Octavian?) kaufte zwei Gemälde desselben, einen rasenden Ajas und eine unvollendet gebliebene Medea (im Begriff ihre Kinder zu ermorden) in Kyzikos um 80 Talente (etwa 375 000 Mark). Von letzterm Gemälde, sowie von Figuren aus einem andern bedeutenden Gemälde des T., Iphigenia in Taurien und Orestes darstellend, sind Nachbildungen erhalten. Es ist nicht sicher, ob T., wie man vermuten muß, der hellenistischen Zeit angehörte.

Timon, ein durch seinen bittern Menschenhaß bekannter Athener (daher der Misanthrop genannt), Sohn des Echekratides aus dem Gau Kolyttos, Zeitgenosse des Sokrates, stritt mit der Waffe des beißendsten Spottes und der übelsten Laune gegen das damals in Athen einreißende Sittenverderben

und vermied dabei allen Umgang mit Menschen und baute sich ein abgelegenes, turmähnliches Haus. Er diente wiederholt den Komikern zur Zielscheibe ihres Witzes; die Komödie «Timon» von Antiphanes ist verloren, aber von Lucian in einem seiner witzigsten Dialoge, dem «Timon», benutzt, und Shakespeare hat von ihm die Charakterperson seines Stücks «T. von Athen» entlehnt. Vgl. Binder, «Über T., den Misanthropen» (Ulm 1856).

Timon aus Phlius im Peloponnes, der Sillograph genannt, geb. um 315, gest. um 226 v. Chr., widmete sich dem Studium der Philosophie, worin er namentlich den Unterricht des Stilpon in Megara und Pyrrhon in Elis genoß, verband aber damit zugleich das Studium der Arzneikunde. Von Elis aus begab er sich nach Chalkedon, wo er Philosophie und Beredsamkeit lehrte, und von da, nachdem er sich durch Unterricht ein großes Vermogen erworben, nach Athen, wo er in hohem Alter starb. Unter seinen zahlreichen, teils poetischen, teils prosaischen Schriften zeichneten sich besonders die «Sillen» (s. d.) aus.

Timor, die wichtigste und größte der Kleinen Sunda-Inseln in Hinterindien, mit einem Flächeninhalt von 32586 qkm, ist zum Teil fruchtbar, zum Teil sandig und steril, das Klima sehr heiß und die Luft an der Küste sehr ungesund. T. bildet als das südöstl. Glied der genannten Inselreihe in zoolog. und botan. Hinsicht einen Übergang zu Australien. Die Haupterzeugnisse aus dem Pflanzenreiche sind Mais, Palmenzucker, Sandelholz und Wachs, auch gedeihen daselbst die meisten spezifisch-tropisch-indischen Gewächse. Das Mineralreich gewährt Gold und Kupfer. Aus dem Tierreiche finden sich Beuteltiere, fliegende Hunde (Pteropus edulis), Papageien, Krokodile, Schildkröten, Schlangen, Skorpione und Bienen. Ein wichtiger Handelsartikel ist der Trepang oder Tripang (s. d.). Die Einwohner, etwa 600000, sind Papuas, sowohl rein als mit Malaien, Chinesen, Portugiesen und Niederländern vermischt. Der südwestl. Teil der Insel gehört den Niederländern und bildet mit den Nachbarinseln Flores, Sumba, Sawu, den Solor- und Allorinseln, sowie Rotti die Residentschaft T. mit einem Areal von 48980 qkm mit 900000 E. Von der Hauptinsel T. besitzen aber die Portugiesen die Nordostküste mit dem Hafenorte Delli, dem Sitze des Gouverneurs, und außerdem noch die nördlich gelegene Insel Kambing, zusammen 16300 qkm mit 250000 E. Der Hauptort der niederländ. Residentschaft T. ist Kupang, unweit der Südwestspitze der Insel an der Bai gleichen Namens. Vgl. Bastian, «Indonesien oder die Inseln des Malaiischen Archipels» (2. Lief.: «Timor», Berl. 1885); Forbes, «A naturalist's wandering in the Eastern Archipelago» (Lond. 1855; deutsch von Teuscher, Jena 1885).

Timotheus, der Begleiter und Gehilfe des Apostels Paulus, stammte aus Lykaonien und war der Sohn eines heidnischen Vaters und einer jüd. Mutter, Eunike. Er wurde von Paulus zum Messiasglauben bekehrt und zu seinem Missionsgehilfen bestimmt. Nach der freilich mehr als zweifelhaften Angabe der Apostelgeschichte hätte Paulus ihn, um sich seiner Dienste auch unter den Juden bedienen zu können, beschnitten. Seitdem erscheint T. als treuer Gefährte des Paulus auf dessen Reisen und wurde vom Apostel zuweilen zu besonders schwierigen Sendungen verwandt. Auch während der röm. Gefangenschaft des Paulus war er in dessen Umgebung (Phil. 1, 1; Kol. 1, 1; Philem. 1). Die im neutestamentlichen Kanon befindlichen Briefe an T. verlegen dagegen seinen Aufenthalt nach Ephesus, wo er als Bischof die Gemeinde regiert, und lassen den Paulus ihm Anweisungen zur rechten Führung seines bischöfl. Amts erteilen. Dem entsprechend, betrachtet ihn die Tradition als den ersten Bischof von Ephesus und läßt ihn unter Domitian Märtyrer werden. Die Echtheit der beiden Briefe an ihn ist seit Eichhorn und de Wette, besonders aber seit den scharfsinnigen Forschungen Baurs aufgegeben. (S. Pastoralbriefe.) Die apokryphen «Acta Timothei» hat Usener herausgegeben (Bonn 1877). Vgl. Lipsius, «Die apokryphen Apostelgeschichten» (Bd. 2, Braunschw. 1884).

Timotheus, berühmter athenischer Diplomat und Flottenführer, Sohn des Konon, Schüler des Isokrates, half sehr wesentlich den zweiten Seebund der Athener begründen, schlug im Kriege zwischen dem mit Theben verbündeten Athen und Sparta 375 v. Chr. die peloponnesische Flotte bei Alyzia und gewann den Athenern die Inseln Kephallenia und Kerkyra und die Akarnanen und Epiroten zu Bundesgenossen. Da ihm aber infolge der Intriguen seiner Gegner der Oberbefehl abgenommen und dem Iphikrates übertragen wurde, ging er nach Asien in die Dienste des Perserkönigs (372). Nachdem er nach Athen zurückgekehrt, wurde er mit einem Geschwader von 30 Schiffen ausgesandt, um Ariobarzanes, den pers. Statthalter im hellespontischen Phrygien, zu unterstützen (366). Er eroberte bei dieser Gelegenheit die Insel Samos den Athenern (365), befestigte auch die Macht derselben im Hellespont und erhielt dafür das Kommando in Thrazien an Stelle des Iphikrates (364). Während des Bundesgenossenkriegs erhielt er nach dem Tode des Chabrias neben Chares und Iphikrates den Oberbefehl über die Flotte (356), wurde aber, da Chares die Schuld einer Niederlage, die er bei Chios erlitten, auf seine Kollegen wälzte, mit Iphikrates abberufen und (354) wegen Verrats angeklagt, auch mit einer Geldstrafe von 100 Talenten belegt. Unwillig über diese völlig unverdiente Schmach, begab er sich nach Chalkis und starb hier noch in demselben Jahre. Einen Abriß seines Lebens hat Cornelius Nepos gegeben.

Timotheusgras, Grasgattung, s. Phleum.

Timpanogos-See, s. unter Salt Lake.

Timpf, Tympf, eine poln. Silbermünze, welche unter König Johann Kasimir 1665 entstand, genannt nach dem Münzmeister Andreas Tympf. Sie ist von geringem Gehalt und gehört eigentlich in die Kategorie der Notmünzen (s. d.). Man prägte sie aus achtlötigem Silber und gab sie zu 30 Groschen (Kreuzer) aus, obgleich ihr innerer Wert nur 4 Groschen oder 12 Kreuzer war.

Timsah-See (d. h. Krokodilsee), vom Kanal von Suez durchzogener See in Unterägypten, zunächst südlich der höchsten Bodenschwelle (El-Gisr) des Isthmus von Suez, zwischen den Ballah- und den Bitterseen, 15 qkm groß, war vor dem Bau des maritimen Kanals ein Teich mit brackigem Wasser und voll von Schilfgewächs, ist jetzt aber von schöner hellblauer Farbe. Am 18. Nov. 1862 wurde das Wasser des Mittelmeers in dieses Becken eingelassen. Am nördl. Ufer des T. liegt die Stadt Ismailiya. Nahebei westlich beginnt das vom Süßwasserkanal durchflossene Quertal Wadi Tumilat.

Timur, d. h. Eiſen, auch Timur-Beg oder Timur-Leng, d. i. der lahme T., weil er hinkte, gewöhnlich Tamerlan genannt, ein berühmter aſiat. Eroberer, wurde 9. April 1336 zu Sebz in der Provinz Ketſch geboren. Er ſelbſt leitete ſeine Abkunft von Dſchingis-Chan (ſ. d.) her; nach andern war er der Sohn eines mongol., nicht mit Dſchingis verwandten Häuptlings. Als die mongol. Dynaſtie von Dſchagatai verfiel, bemächtigte ſich T. 1370 der oberſten Gewalt, machte Samarkand (ſ. d.) zum Hauptſitz ſeines Reichs, eroberte nach und nach Perſien, das ganze Mittelaſien von der Chineſiſchen Mauer bis nach Moskau und 1398 Hindoſtan von dem Indus bis zur Mündung des Ganges: Blut und Verwüſtung bezeichneten ſeine Siege; zugleich aber gewann er großen Ruf. Seine Eroberungen in Georgien und Armenien brachten ihn in Konflikt mit Bajazet I. (ſ. d.), Sultan der osman. Türken, der ihn auch durch die Aufnahme mehrerer von T. vertriebener Fürſten gereizt hatte. T. überzog, nachdem er Bagdad unterworfen, Aleppo ausgeplündert und den größten Teil von Damascus niedergebrannt, Syrien den Mamluken entriſſen, Bajazets Staaten in Kleinaſien mit einem mächtigen Heere. Die Schlacht in der Ebene von Ancyra, dem heutigen Angora in Natolien, 20. Juli 1402, war entſcheidend. Bajazets Heer wurde gänzlich geſchlagen, der Sultan aber auf der Flucht gefangen. T. ſtarb, nachdem ihn auch der Sultan von Ägypten als ſeinen Oberherrn anerkannt hatte, inmitten der Vorbereitungen zu einem Zuge gegen China 1405. Nach ſeinem Tode wurde ſein Reich durch innere Unruhen erſchüttert und zerfiel in mehrere Teile. Einer ſeiner Nachkommen, Babur (ſ. d.), eroberte 1498—1519 Hindoſtan und wurde der Stifter des Reichs des Großmoguls. Obwohl wild und grauſam im höchſten Grade, war T. doch ein außerordentlicher Mann. Er zeichnete ſich nicht bloß durch ſeine kriegeriſchen Eigenſchaften und ſeine Klugheit aus, ſondern ſchätzte auch die Wiſſenſchaften und hatte ſelbſt gelehrte Kenntniſſe, wie dies die von ihm begründeten Einrichtungen beweiſen.

Vgl. Langlès, «Instituts politiques et militaires de Tamerlan» (Par. 1787); Ibn-Arabſchah, «Histoire du grand Tamerlan, traduite de l'arabe» (Par. 1658); Scherif Eddin, «Histoire de Timur-Bec», überſetzt von Petis de la Croix (3 Bde., Par. 1722); Hammer-Purgſtall, «Geſchichte des Osmaniſchen Reichs» (2. Aufl., Bd. 1, Peſt 1833); Weil, «Geſchichte der Kalifen» (Bd. 5, Stuttg. 1862); O. Wolff, «Geſchichte der Mongolen oder Tataren» (Breslau 1872); Howorth, «History of the Mongols» (2 Bde., Lond. 1876—80).

Tinea (lat.), die Schleihe.

Tinchebray, Stadt im franz. Depart. Orne, Arrondiſſement Domfront, Station der Linie Montſecret-Sourdeval-La-Barre der Weſtbahn, Sitz eines Handelstribunals, zählt (1881) 2187 (Gemeinde 4361) E. und hat Fabrikation von Quincailleriewaren, Schloſſerarbeiten, Nägeln, Papier-, Woll- und Baumwollzeugen. T. erſcheint um 900 unter dem Namen Tenechebrai im Pagus Baiocassinus. Hier beſiegte am 28. Sept. 1106 König Heinrich I. von England den Herzog Robert von der Normandie und nahm letztern gefangen.

Tinctura aurea, ſ. Goldtinktur.

Tindal (Matthew), engl. Rechtsgelehrter und Deiſt, geb. 1657 zu Beer-Ferrers in der Grafſchaft Devon, ſtudierte in Oxford die Rechte, trat zur kath. Religion über, als ſie am Hofe Modeſache wurde, und erwarb ſich dadurch, ſowie durch manche wichtige Dienſte, die er dem König leiſtete, deſſen Gunſt und eine Penſion von 200 Pfd. St. Um dieſe zu behalten, trat er unter Wilhelm III. wieder zur prot. Kirche über. Anfangs hatte er ſeine Angriffe hauptſächlich gegen die Geiſtlichkeit gerichtet, deren Rechte und Freiheiten er bekämpfte. Später ging er weiter und griff das Chriſtentum ſelbſt an, indem er die Unnötigkeit der göttlichen Offenbarung zu beweiſen ſuchte. Sein Hauptwerk darüber: «Christianity as old as the creation, or the gospel a republication of the religion of nature» (Lond. 1730), wurde oft abgedruckt, das Erſcheinen eines zweiten Teils aber durch den Biſchof von London, Gibſon, verhindert. Ein 1750 erſchienener zweiter Teil iſt unecht. T.s Werke ſtehen noch jetzt bei den engl. Deiſten in Achtung. T. ſtarb zu Oxford als Senior von All-Souls-College 16. Aug. 1733.

Tindale (William), ſ. Tyndale.

Tinea (lat.), die Motte.

Tinea favosa, ſoviel wie Favus (ſ. d.).

Tineidae, ſ. Zünsler.

Tinevelli oder Palamcotta, ein Diſtrikt der Präſidentſchaft Madras des Britiſch-Indiſchen Reichs, 13405 qkm groß mit (1871) 1693959 E., welcher die öſtl. Hälfte der Südſpitze von Vorderindien einnimmt. Der gleichnamige Hauptort des Diſtrikts zählt 21044 E.

Tingel-Tangel, Vulgärbezeichnung für Café chantant, ſoll dadurch entſtanden ſein, daß ſchwed. Chanſonettenſängerinnen den «Ting-Tang» (Sing-Sang) ihrer Heimat nach Berlin eingeführt hätten. Nach andern wäre das Wort aus dem Onomatopoiumenon (Tonnachahmungswort) «Tingtang» (für Beckenklang) entſtanden.

Tinghai, Hauptſtadt der Inſel Tſchuſan (ſ. d.).

Tinkal, ſ. Borax.

Tinktur nennt man in der pharmaceutiſchen Chemie einen weingeiſtigen, weinigen, ätheriſchen oder wäſſerigen Auszug organiſcher Subſtanzen, ſowie auch zuweilen Auflöſungen unorganiſcher Körper, z. B. des Eiſenchlorids, des Ätzkalis in Äther oder Alkohol. In der Zeit der Alchimie verſtand man unter T. vorzugsweiſe diejenigen Subſtanzen, welche unedle Metalle in edle Metalle verwandeln ſollten.

Tinkturen nennt man auch die Bezeichnung mit Farben bei den in der Heraldik vorkommenden Gegenſtänden, z. B. der Wappenbilder, Helmſtücke u. ſ. w. Sie ſind entweder natürliche, d. i. ſolche, wo die Färbung mit dem Vorbilde in der Natur gleich iſt, oder künſtliche (heraldiſche), die nur der Heraldik eigen ſind.

Tinne (Alexandrine, gewöhnlich Alexine genannt), berühmte Afrikareiſende, geb. 17. Okt. 1839 im Haag als einziges Kind des Kaufmanns Philipp F. Tinne, zeigte von Jugend an große Reiſeluſt. Als ſie nach dem 1844 erfolgten Tode ihres Vaters in den Beſitz eines großen Vermögens gelangt war, beſuchte ſie mit ihrer Mutter faſt alle Länder Europas, reiſte 1856 mit ihrer Mutter und ihrer Tante, Adriana van Capellen, über Konſtantinopel nach Paläſtina, Syrien und Ägypten und brachte den Winter 1856/57 in Kairo zu. Nachdem ſie 1861 mit ihrer Mutter und Tante gänzlich nach Kairo übergeſiedelt war, trat ſie mit dieſen im Jan. 1862 eine größere Reiſe nach dem Weißen Nil an. Sie fuhren mit zahlreicher Dienerſchaft den Nil aufwärts,

verließen denselben bei Korosko, um ihn, nach einem gefährlichen Zuge durch die Nubische Wüste, bei Abu-Hammed wieder zu erreichen. Von da am Nil hinziehend, gelangten sie nach Chartum, fuhren von hier im Mai 1862 auf dem Dampfer eines Bruders des Chedive den Weißen Nil aufwärts und, nachdem sie den untern Teil des Sobâtflusses besucht, durch den morastigen No-See nach der österr. (seitdem aufgehobenen) Missionsstation Heiligenkreuz, unternahmen von hier Ausflüge weit in das Innere und langten 30. Sept. in Gondokoro an. Krankheit nötigte zur Rückkehr nach Chartum, wo sie 20. Nov. 1862 wieder anlangten. Schon 2. Febr. 1863 begann Alexine mit ihrer Mutter und ungeheuerm Troß eine zweite große Reise von Chartum nach dem Bahr-el-Ghasal, dem südwestl. Hauptzufluß des Weißen Nil. An dieser Reise nahmen im Interesse der Wissenschaft Th. von Heuglin und Steudner auf T.s Einladung teil. Die Expedition fuhr auf dem Bahr-el-Ghasal bis zum See Rek und drang von da bis zum Demboflu ß im Lande der Dor vor. Am 10. April erlag Steudner und 20. Juli Alexines Mutter dem Klima. Am 29. März 1864 kehrte die Expedition nach Chartum zurück, wo auch Adriana van Capellen starb.

Publiziert sind über diese Reisen: John A. Tinne, «Geographical notes of expeditions in Central-Africa, by three dutch ladies» in «Transactions of the Historic Society of Lancashire and Cheshire» (16 Bde., Liverp. 1864), im Auszug in den «Annales des voyages» (1865); ferner: Th. von Heuglin, «Die Tinnesche Expedition im westl. Nilquellgebiet 1863 und 1864» (Ergänzungsheft Nr. 15 zu Petermanns «Mitteilungen», Gotha 1865); derselbe, «Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westl. Zuflüsse in den J. 1862—64» (Lpz. u. Heidelb. 1869); Th. Kotschy und J. Peyritsch, «Plantae Tinneanae sive descriptio plantarum in expeditione Tinneana ad flumen Bahr-el-Ghasal eiusque affluentias collectarum» (Wien 1867). Die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten Tinneschen Unternehmung bestanden in einer großen ornithologischen Ausbeute Heuglins, einer Kenntnis der Gebräuche der Denka, Djur und Dor und einer Aufhellung der verwickelten Hydrographie im Westen und Südwesten des Weißen Nil.

Im J. 1864 begab sich Alexine T. über Suakin nach Ägypten, blieb einige Zeit in Kairo, unternahm 1865 eine Reise nach Candia, Griechenland und Italien, ging 1866 über Toulon nach Algier, bereiste 1868 die franz. Sahara und trat im Jan. 1869 mit starkem Gefolge eine Reise nach Innerafrika an, um über Bornu nach dem Nil vorzudringen. Nachdem sie in Mursuk eine schwere Krankheit überstanden hatte, wollte sie sich auf Einladung des Tuaregh äuptlings Ihenukhen nach Rhat begeben, um dort die reichen Geschenke abzuwarten, welche sie für den Sultan von Bornu bestimmt hatte, wurde aber 1. Aug. bei Scharaba im Wadi Aberdschusch, westlich von Mursuk, von den sie begleitenden Tuaregs ermordet. Vgl. Petermanns «Mitteilungen» (Bd. 16, Gotha 1870); Richard Andree, «Alexandrine T.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1870, 1. Hälfte).

Tinnéh, s. unter Athapaskische Völker.

Tinnunculus, der Turmfalke.

Tino, eine der Cykladischen Inseln, s. Tenos.

Tinogasta, Stadt in der Provinz Catamarca der südamerikan. Republik Argentina, am östl. Abhange der Cordillera de los Andes, am östlichen Beginn der nach Copiapó in Chile führenden Gebirgsstraße, zählt 4568 E. und hat bedeutende Viehausfuhr.

Tinte (lat. atramentum, frz. encre, engl. ink) ist schon in den ältesten Zeiten zum Schreiben angewendet worden. Fast allgemein bediente man sich der schwarzen T., die aus Ruß, Gummi und Wasser bereitet wurde. Außerdem waren auch farbige T. im Gebrauch, welche ebenso wie die schwarze T. mit feinen Pinseln aufgetragen wurden. Das Alter der noch jetzt angewendeten schwarzen T. reicht, wie es scheint, nicht bis ins 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. hinauf. (Vgl. Wattenbach, «Das Schriftwesen des Mittelalters», 2. Aufl., Lpz. 1875.) Die T. besteht immer noch aus gerbsaurem und gallussaurem Eisenoxyd und -Oxydul, welches in mit Gummi dicklich gemachtem Wasser zum kleinen Teile gelöst, zum größten Teile aber darin suspendiert ist. Während man ehedem die T. aus einer Abkochung von Eichenrinde und Eisenvitriol bereitete, sind seit langer Zeit schon an die Stelle der erstern Galläpfel oder das aus diesen dargestellte Tannin getreten. Eine gute schwarze T. erhält man aus 2 kg gestoßenen Galläpfeln, die man mit 14 l Wasser auskocht; zu der durchgeseihten Abkochung setzt man 0,5 kg Senegalgummi, dann 0,5 kg Eisenvitriol, welches man vorher in derjenigen Menge Wasser gelöst hatte, die nötig war, um die Flüssigkeit auf 16 l zu ergänzen. Das Schimmeln der T. sucht man durch Zusatz geringer Mengen von Quecksilberchlorid (Sublimat) zu verhüten. Gleichen Dienst thun viele ätherische Öle, wie Nelkenöl oder Wintergrünöl, oder einige Tropfen Carbolsäule, oder etwas Thymol oder Salicylsäure. Der in den Tintenfässern sich bildende schwarze Absatz dient zum Bezeichnen der Collis. Die Encre bleue de Rouen, die man in Frankreich und andern Ländern als Surrogat der schwarzen T. häufig verwendet, wird erhalten, indem man 750 g Blau- oder Campecheholz, 35 g Alaun und 31 g arabisches Gummi eine Stunde lang mit 6 l Wasser kocht und die Abkochung nach dem Absetzenlassen durch Leinwand filtriert. Das Tintenpulver ist ein Gemisch von 560 g Galläpfeln, 112 g arabisches Gummi und 112 g Eisenvitriol; gewöhnlich setzt man dem Pulver einige Tropfen feinen, angenehm riechenden ätherischen Öles zu; die Galläpfel lassen sich auch durch 220 g Tannin ersetzen; zur Bereitung der T. wird 1 kg Tintenpulver mit 3 l Wasser übergossen und von Zeit zu Zeit umgerührt; nach einigen Tagen ist die T. zum Gebrauch fertig.

Die sog. Chromtinte oder Rungesche Tinte besteht aus einer mit einer sehr geringen Menge chromsaurem Kali versetzten Blauholzabkochung; ungeachtet unverkennbar guter Eigenschaften (große Wohlfeilheit, angenehme Schwärze, leichtes Fließen aus der Feder und Nichtangreifen der Stahlfedern) ist die Chromtinte doch niemals recht in Aufnahme gekommen. Die von Leonhardi in Dresden erfundene Alizarintinte hat sich dagegen weit verbreitet. Vor der gewöhnlichen Tinte hat sie den Vorzug, daß sie ein klares und dünnflüssiges Liquidum darstellt und gut aus der Feder fließt. Da sie auf dem Papier zu einem firnisähnlichen Überzuge eintrocknet, welcher frisch beim Befeuchten sich erweicht, so bildet sie eine gute Kopiertinte. Im frischen Zustande besitzt sie eine grünlichblaue Farbe, welche erst nach mehrern

Tagen in ein tiefes Schwarz übergeht. Die grünliche Farbe der T. rührt her von einer Beimengung einer kleinen Menge Indigſchwefelſäure. Alizarin iſt in dieſer T. nicht enthalten. Eine vorzügliche Schreibtinte iſt auch die Vanadintinte, welche man durch Verſetzen einer Abkochung von Galläpfeln (oder einer wäſſerigen Löſung von Tannin) mit geringen Mengen von vanadinſaurem Ammoniak erhält. Die Kopiertinte (encre de transport) iſt im Grunde nichts weiter als gewöhnliche Galläpfel- oder Alizarintinte, aber mit konzentrierten Löſungen und größern Mengen von Gummi (oder auch Zucker) verſetzt, damit ſie konſiſtenter iſt und mehr davon auf dem Papier haften bleibt, da eine Teilung ſtattfinden ſoll. Zum Zeichnen der Wäſche bedient man ſich einer Zeichentinte, zu der man häufig eine Löſung von ſalpeterſaurem Silber verwendet, mit welcher mit einem Gänſekiel auf die mit Gummilöſung beſtrichene Leinwand geſchrieben wird; die beſchriebenen Stellen werden, um ſie ſichtbar zu machen, dem Sonnenlichte exponiert. Häufig ruft man auch die ſchwarze Farbe der Schrift durch nachträgliche Anwendung einer Löſung von Pyrogallusſäure hervor. In neuerer Zeit zeichnet man die Wäſche mit dem gegen chem. Agentien weit widerſtandsfähigerm Anilinſchwarz, welches unter dem Namen Jetolin zum Gebrauch fertig präpariert verkauft wird.

Unter den farbigen Tinten macht man am meiſten von der roten, violetten und blauen T. Gebrauch. Die rote Tinte, die man früher aus einer Abkochung von Rot- und Fernambukholz mit Alaun und arabiſchem Gummi und lange Zeit hindurch aus Cochenille und Karmin darſtellte, wird jetzt ſehr häufig durch Löſen von Eoſin in Waſſer und Verſetzen der Löſung mit etwas Gummi erhalten. Die violetten Tinten ſind einfach Löſungen von Anilinviolett in Waſſer. Die mittels Anilinfarben dargeſtellten T. ſind häufig arſenhaltig. Die blauen Tinten enthalten entweder Indiglarmin oder Berlinerblau, in letzterm Falle den Farbſtoff gewöhnlich in Oxalſäure gelöſt. Außer den gewöhnlichen T. gibt es noch andere, die ſog. ſympathetiſchen Tinten, deren Schriftzüge für ſich nicht ſichtbar ſind, ſondern erſt beim Erwärmen oder infolge chem. Einwirkung zum Vorſchein kommen. Der Gebrauch ſolcher T. iſt ein uralter, denn ſchon Ovid ſpricht davon und empfiehlt den Römerinnen Milch, ihre Correſpondenz Unberufenen unlesbar zu machen: wenn die Schrift zum Vorſchein kommen ſolle, müſſe man Kohlenpulver darauf ſtreuen. In dieſem Falle werden die Schriftzüge auf mechan. Weiſe lesbar, indem das Kohlenpulver in den Fettbeſtandteilen der Milch haften bleibt. Borel ſchlug 1653 vor, mit Bleizuckerlöſung zu ſchreiben und die Schriftzüge mit Schwefelleberlöſung ſichtbar zu machen. Der gothaiſche Leibarzt Jakob Waitz entdeckte die Eigenſchaft der Löſung des Chlorkobalts, Schriftzüge zu geben, die nach dem Eintrocknen faſt unſichtbar ſind, dagegen beim Erwärmen deutlich mit blauer Farbe hervortreten und beim Erkalten wieder verſchwinden; dieſe Eigenſchaft wird vielfach zur Herſtellung von ſympathetiſchen T. benutzt, ebenſo auch in neuerer Zeit zu den ſog. Wetter- oder Barometerblumen und Wetterbildern. Gegenwärtig iſt die Zahl dieſer T. unüberſehbar, da es ſo viel Arten gibt, als chem. Reaktionen exiſtieren, bei welchen gefärbte Flüſſigkeiten oder farbige Niederſchläge ſich bilden. So kann man z. B. auf die Einwirkung von Ammoniakgas auf Queckſilberoxydulſalze, wodurch eine Schwärzung eintritt, eine ſympathetiſche T. gründen. Eine mit verdünnter ſaurer Eiſenchloridlöſung geſchriebene Schrift, die beim Eintrocknen gänzlich verſchwindet, wird durch Schwefelcyanwaſſerſtoffſäure mit blutroter Farbe ſichtbar, durch Ammoniakdämpfe dagegen wieder unſichtbar, ſo zwar, daß die Schrift durch die genannten beiden Mittel oft hervorgerufen und zum Verſchwinden gebracht werden kann.

Tintelluſt, die bedeutendſte Stadt in Air (ſ. d.).

Tintenfiſch, ſ. Sepia.

Tintenlöſchrolle, in ihrer neuern Form aus zwei halbkreisförmig gerundeten Blechen beſtehend, von denen das obere mit dem Handgriff verſehen, das untere mit Löſchpapier bekleidet iſt. Die T. mit Trockenwalze von Soenneder hat den Vorteil, daß die Tinte bei der zweiten Umdrehung der eigentlichen Löſchrolle nicht auf das Papier abklatſchen kann, ſondern, ſoweit ſie nicht bereits eingeſaugt iſt, von der gleichfalls mit Löſchpapier überzogenen Trockenwalze aufgenommen wird, indem beim Gebrauch die beiden Rollen ſich gegeneinander preſſen.

Tintern-Abbey, Ruine einer ſchon in angelſächſ. Zeit geſtifteten, im 13. Jahrh. neu erbauten Abtei in der engl. Grafſchaft Monmouth, rechts an dem zum Severn gehenden Wye, Station der Bahnlinie Monmouth-Chepſtow. Zwiſchen T. und Chepſtow, am Wye, befindet ſich der berühmte Ausſichtspunkt Windcliff.

Tintinnabulum (lat.), Glöckchen, Schelle.

Tinto, gefärbter ſpan. Wein, ſ. Vino tinto.

Tinto (ſpan., d. h. der Gefärbte), Küſtenfluß in der ſpan. Provinz Huelva, entſpringt im wildeſten Teile der weſtl. Sierra Morena, in den Sierras de Aracena, öſtlich von Chaparrila, durchfließt und durchbricht das auf allen Seiten von romantiſchen, waldigen Wellenbergen umſchloſſene, wohlangebaute, mit Kaſtanienhainen, Weingärten, Gemüſefeldern und zerſtreuten Gehöften bedeckte Becken von Aracena, fließt gegen Süden über Niebla, Moguer und Palos und vereinigt ſich weſtlich von La Rábida mit ſeinem weſtl. Parallelfluß Odiel kurz vor der Mündung in den Golf von Cadiz. Das Äſtuar des T. heißt etwa von Moguer ab Canal de Palos und bildet an der Mündung die beiden durch eine Sandbank voneinander getrennten Kanäle de la Gola (weſtlich) und del Padre Santo (öſtlich). Der Fluß hat ſeinen Namen von ſeinem gelben, kupferhaltigen Waſſer und beſitzt die Eigenſchaft, alles gelb zu färben und zu verſteinern; auch leben in ihm weder Fiſche noch andere Tiere, und die Pflanzen verdorren an ſeinen Ufern. Doch verliert er dieſe Eigenſchaft nach Aufnahme mehrerer kleiner Flüſſe. In dem obern Thale des T. liegen die berühmten Kupferminen von Riotinto.

Tintoretto, eigentlich Giacomo Robuſti, Hiſtorienmaler, geb. zu Venedig 16. Sept. 1518, war der Sohn eines Färbers, daher ſein Beiname. Er war anfangs der Schüler Tizians, ſtand ſich aber nicht gut mit dieſem und verließ ihn nach einiger Zeit, um ſeinen eigenen Weg zu gehen, wofür ſein Motto «Die Zeichnung von Michel Angelo, die Farbe von Tizian!» bezeichnend iſt. Beide Ziele jedoch verfehlte er durch Übertreibung. Jedenfalls aber iſt er bedeutend als Führer der zweiten Generation der Schule von Venedig. Mit ihm beginnt die venet. Bravourmalerei, das Prunken mit maſſenhafter

Komposition, schwierigen Perspektiven u. dgl. An glänzende Beleuchtungskontraste hatte er sich durch das Malen einseitig und scharf beleuchteter Modelle und Skulpturen gewöhnt. Seine Komposition ist hier und da eher gewaltsam als großartig: er überlud sie mit müßigen, oft theatralisch gespreizten Figuren. T.s Kolorit ist ungeheuerer Effekte fähig, aber auch oft roh und handwerksmäßig. Seine höchste Eigenschaft war vielleicht die gewaltige, keine Schwierigkeiten kennende Phantasie. Er starb 31. Mai 1594. Insbesondere malte er sehr viel für seine Vaterstadt, unter anderm ein Jüngstes Gericht und die Anbetung des Goldenen Kalbes; ferner die heil. Agnes, den heil. Rochus, eine Kreuzigung und im Dogenpalast das berühmte Paradies (1590), eine kolossale, 9 m hohe, 23 m lange Glorie von mehrern hundert Figuren. Im J. 1560 übernahm er die bis an sein Lebensende ihn beschäftigende Ausmalung der Scuola di San-Rocco, worin besonders das Kreuzigungsbild vortrefflich ist. Tüchtig war T. auch als Porträtmaler.

Tione, Marktflecken an der Sarca, im sog. Judicarien, der Südwestgrenze von Welschtirol, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1876 E. Durch das Rendenathal nördlich erreicht man die Gletscherwelt des Adamello und der Presanella, durch das Thal des Chiese südlich den Idrosee.

Tippecanoe-River, Fluß im nordamerik. Staate Indiana, entspringt im Tippecanoe-Lake, fließt 320 km südwestlich und ergießt sich in den Wabash-River. An den Ufern dieses Flusses schlug General Harrison die Indianer 5. Nov. 1811.

Tippelhölzer, s. Gartengeräte.

Tippera oder Tipperah, Name von zwei Distrikten der Division Chittagong der untern Provinzen der Präsidentschaft Kalkutta des Britisch-Indischen Reichs. Der westlichere dieser Distrikte, auch als Tippera Comilla bezeichnet, hat ein Areal von 6876 qkm mit (1871) 1533931 E. und als Hauptort Tipperah oder Comilla, mit 12948 E. Der östl. Distrikt T. mit dem Beinamen des gebirgigen (Tipperah Hills) ist ein von einem eingeborenen Fürsten beherrschter Tributstaat und hat ein Areal von 10015 qkm und 74242 E.; Hauptstadt ist Agartola mit 26801 E.

Tipperary, eine Grafschaft in der irländ. Provinz Munster, durch den Shannon- und Lough-(See) Derg gegen NW. von Galway und Clare, im S. durch den River Suir von Waterford getrennt, grenzt im übrigen westlich an die Grafschaften Limerick und Cork, östlich an Kilkenny, Queen's County und King's County, zählte 1841 auf 4296,5 qkm 435553 E., dagegen 1881 nur noch 199004 E., wovon 95 Proz. katholisch. Der nördl. Teil der Grafschaft ist eben; nur am südl. Ende des Lough-Derg erheben sich die Arra-Mountains 471 m hoch. Südlich von diesen beginnt mit den Silver-Mine-Mountains, wo der Keeper 892 m erreicht, ein Höhenzug, der sich in Nordostrichtung, auf der Wasserscheide des Shannon und des St. Georgs-Kanals, fortsetzt, in den Devils-Bit-Mountains 460 m aufsteigt und die nördl. Ebene von der Thalniederung des Suir scheidet, welche letztere teilweise sehr fruchtbar ist, besonders im sog. Goldenen Thale, in der Gegend der Stadt Tipperary. Im südl. Teil der Grafschaft erheben sich westlich vom Suir die Galty-Mountains im Galtymore 947 m, südlicher die Knockmealdown-Mountains 787 m hoch. Im Osten des Suir ist das Land hügelig, nur im Süden, wo der Slieve-Naman oder Slienaman 720 m ansteigt, von beträchtlicherer Erhebung. Der Shannon mit dem Lough-Derg und der in die Hafenbai von Waterford mündende Suir sind die einzigen schiffbaren Gewässer. Im ganzen ist T. eine der fruchtbarsten und wohlhabendsten Grafschaften Irlands; doch bildet von jeher Rindvieh- und Schafzucht die Haupterwerbsquelle. Der Blei- und Silberbergbau von Silvermine ist eingegangen. Jetzt gewinnt man Steinkohlen, etwas Zink, Kupfer und andere Metalle, beutet auch Kalkstein- und Schieferbrüche aus. Die Manufakturthätigkeit beschränkt sich auf Spinnerei, Tuch-, Wollzeug- und Baumwollweberei und Whiskybrennerei. Der Handel wird befördert durch den Shannon und den Suir, sowie durch die das Land durchschneidenden drei Eisenbahnen. T. gehört größtenteils dem Grafen Ormond. Es zerfällt in die zwei Bezirke North- und South-Riding und schickt vier Abgeordnete in das Parlament. Hauptstadt ist Clonmel (s. d.).

Die 17,7 km östlich von Clonmel am Suir und an der Eisenbahn Waterford-Limerick in fruchtbarer Gegend gelegene Municipalstadt Carrick on Suir hat zwei Klöster, ein altes Schloß und zählt 7792 E., welche Flußschiffahrt und wichtigen Handel mit Getreide und Butter treiben, während die frühere Wollindustrie eingegangen ist. Cashel oder Saint-Patrick, Marktstadt und Parlamentsborough und als Sitz eines (anglikanischen) Bischofs City, liegt am Fuße eines steilen Hügels inmitten der Ebene, ist Sitz eines kath. Erzbischofs, zählt 4562 E. und hat eine Kathedrale, ein Kloster und auf dem Gipfel des Hügels die Ruine der alten Kathedrale. Cashel hieß mittellat. Casselia oder Cassilia, irisch Caisil. Die Marktstadt Tipperary, in dem fruchtbaren Goldenen Thale gelegen, Station der Eisenbahn Waterford-Limerick, hat eine Lateinschule, eine große Kirche, Wollweberei und zählt 5638 E.

Tippo-Saib oder Tippu-Sultan, Sultan von Mysore, Sohn Hyder-Ali's (s. d.), geb. 19. Nov. 1749, bestieg den Thron seines Vaters, als dieser während eines Kriegs mit den von ihm tödlich gehaßten Engländern, gegen die er selbst mitgestritten hatte, 7. Dez. 1782 gestorben war. Er hatte 88000 Mann im Felde stehen und besaß in seiner Residenz Seringapatam einen Schatz von 3 Mill. Pfd. St., überdies viele Kostbarkeiten von unermeßlichem Werte. Die Briten unter Matthews machten Fortschritte auf der Küste Malabar und eroberten auch Mangalore, den wichtigsten Hafen und die bedeutendste Festung in Kanara. T. war deshalb genötigt, seine ganze Kraft auf die malabar. Küste zu richten. Mit ungeheuerer Übermacht zog er gegen Matthews, der nur 600 Europäer und 1600 Seapoys befehligte, und zwang ihn, sich im April 1783 zu Bednore zu ergeben. Der General wie ein Teil der Besatzung wurden vom Sieger einem schmählichen Tode überliefert. Nach einer hartnäckigen Belagerung fiel auch Mangalore in T.s Hände. Inzwischen hatten die Engländer ein Bündnis mit den Maharatten geschlossen, infolge dessen sich T., den der Friede von Versailles auch der franz. Unterstützung beraubt hatte, durch den Friedensschluß zu Mangalore 11. März 1784 nach langem Widerstreben denselben unterwerfen mußte. Hyder-Ali hatte, weil noch ein legitimer Radscha von Mysore vorhanden war, nur den Titel Naib (Stellvertreter)

geführt. Er nahm 1786 den Titel Padischah an, befahl, die alte Hauptstadt Mysore samt der Burg abzutragen, zwang die Bewohner, nach Seringapatam überzusiedeln, richtete die Hofhaltung auf das glänzendste ein und trachtete sein Heer bis auf 200000 Mann zu verstärken. In seinem religiösen Fanatismus als Mohammedaner überbot er noch seinen Vater. Wie dieser hatte T. sich die Vertreibung der Engländer aus Indien zur Lebensaufgabe gemacht und machte hierfür die großartigsten Pläne. Zu einer Vereinigung der Mohammedaner und Hindu, wodurch dies allein hätte geschehen können, konnte er sich in seinem religiösen Fanatismus aber nicht entschließen. Im Gegenteil führte er den «heiligen Krieg» gegen die Hindu mit größtem Nachdruck fort, während er einen großen muselmanischen Staatenbund anstrebte und sich deshalb nach Sind, Kabul, Balutschistan und Konstantinopel wandte. Obgleich er seit dem Frieden von Versailles gegen Frankreich erbittert war, schickte er doch 1787 Gesandte dorthin, ließ dieselben jedoch, als sie, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurückkehrten, als Verräter hinrichten.

Indessen harrten die Briten, wohl vorbereitet, nur auf eine Gelegenheit zu einem neuen Kriege, welche sich ihnen in dem Angriff von T. auf Travancore (Dez. 1789) darbot. Nachdem Lord Cornwallis im J. 1790 ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Peischwa der Maharatten und dem Nizam-Ali von Dekan geschlossen, begann der Krieg. T. leistete tapfern Widerstand, verlor jedoch mehrere Plätze in Mysore, infolge dessen Cornwallis und Abercromby bis Seringapatam vorrückten, unter dessen Mauern sich der Sultan nach langem Zögern 19. März 1792 der feindlichen Übermacht fügen mußte. Laut dieses Vertrags verlor er die Hälfte seiner Länder, zahlte 33 Mill. Rupien, gab die Gefangenen und gewaltsam Übergesiedelten frei und stellte zwei seiner Söhne als Geiseln. Als 1795 der Titularradscha von Mysore, Tscham-Radsch, welcher beständig in seinem Palast gefangen gehalten worden war, gestorben, vertrieb T. dessen Familie aus dem Palast und beraubte sie ihres Eigentums. In seiner maßlosen Erbitterung gegen die Briten suchte T. fortwährend andere ind. Mächte gegen England aufzuwiegeln, unterhandelte mit Persien über ein Bündnis und rüstete im geheimen. Einige sich an seinem Hofe aufhaltende Franzosen nährten in ihm die Hoffnung auf Unterstützung von seiten der Französischen Republik. Er sandte daher Boten nach Isle-de-France und Briefe an das Direktorium in Paris (1797), worin er der franz. Nation einen unauflöslichen Freundschaftsbund anbot. Zugleich verlangte er von Isle-de-France her ein Hilfskorps von 10000 Europäern und 30000 Negern, die man ihm natürlich dort nicht gewähren konnte. Dagegen vertröstete man ihn auf ein Heer, welches von Frankreich unmittelbar nach Indien segeln sollte, und sandte ihm vorläufig eine kleine Anzahl republikanischer Truppen, die sich an dem Hofe von T. abenteuerlich geberdeten. Der unerwartete Einfall der Franzosen in Ägypten (18. Okt. 1798), von wo aus Bonaparte T. in einem nie an den Ort seiner Bestimmung gelangten Briefe die Ankunft eines franz. Heeres am Roten Meere meldete, setzte die Briten in die größten Besorgnisse. Sie beschlossen daher, als T. die Einstellung der Rüstungen und die Entfernung der Franzosen aus seinem Staate verweigerte, dem Angriff ihres Feindes zuvorzukommen und erklärten 22. Febr. 1799 ihm den Krieg. Zwei Heere, die Hauptarmee, oder die von Karnatik, unter Harris, verstärkt durch die Hilfstruppen des Nizam, und das kleinere westl. Heer von Bombay unter Stuart, rückten in Mysore ein und schlugen unweit Seringapatam T. in zwei Treffen, 6. März bei Sidasir und 27. März bei Malaveli. Der Sultan zog sich jetzt nach Seringapatam zurück, welches 4. Mai vom General Baird mit Sturm genommen wurde. T., wiederholt von Kugeln getroffen, kämpfte bis auf den letzten Atemzug. Aus Politik teilten die Briten das Reich Mysore (s. d.) mit ihrem Bundesgenossen, dem Nizam von Dekan. T.s Familie, unter welcher 13 Söhne, wurde die Festung Vellore in Karnatik zum Wohnort und eine Pension angewiesen. T., von den Engländern allzu ungünstig beurteilt und der größten Grausamkeit beschuldigt, war, die Verblendung über seine wahre Lage abgerechnet, ein Mann von großem, kühnem Geiste. Tief durchdachte Pläne, kluge Ausführung und Mäßigung im Glücke zeichneten ihn aus. Er umfaßte mit klarem Blick die verschiedensten Gegenstände der Staatsverwaltung und des Kriegs und bewies bei den erstern ebenso viel Politik, als bei den letztern List und Verschlagenheit.

Vgl. Michaud, «Histoire des progrès et de la chûte de l'empire Mysore sous le règne de Hyder Aly et Tippoo Saib» (2 Bde., Par. 1801); Wilks, «The South of India» (3 Bde., Lond. 1810); «The history of Tippoo Sultan, written by Mir Hussain Ali Khan» (übersetzt vom Oberst Miles, Lond. 1844).

Tipton, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, westlich von Wednesbury, Station der Great-Western- und der London and North-Westernbahn, hat (1881) 30013 E., Kohlen- und Eisenbergwerke, Eisengießereien, Dampfkesselfabriken, Nagelschmieden und Fabrikation von Mennige und Bleiweiß.

Tipulina, Schnaken, Unterfamilie der langhörnigen Dipteren, mit kurzem, dickem, fleischigem Rüssel und in beiden Geschlechtern einfachen Fühlern; die Larven leben teils im Wasser, teils auf dem Lande in verwesenden Pflanzenstoffen. Es gehören hierher die ansehnlichsten Mückenarten, z. B. die über 30 mm lang werdenden Riesenschnaken (Tipula gigantea), eine graue, schlanke, langbeinige Bewohnerin feuchter Wiesen; dann die kleinere, bräunliche Kohlschnake (T. oleracea), deren oft in der Wiesenerde massenhaft auftretende Larven den Pflanzen indirekt durch Aufwühlen der die feinsten Würzelchen umgebenden Dammerde schädlich werden.

Tique-Carapato (Amblyomma americanum oder nigua), eine 2—3 mm lange, rotbraune, berüchtigte Schnake Amerikas, die in den Wäldern sehr häufig ist, und dadurch, daß sie sich an Menschen und Tieren, besonders Pferden festsaugt, sehr lästig wird.

Tiraboschi (Girolamo), ital. Litterarhistoriker, geb. 28. Dez. 1731 zu Bergamo, im Jesuitenkollegium zu Monza gebildet, trat in den geistlichen Stand und lehrte in Mailand und Novara an niedern Schulen, bis er den Lehrstuhl der Rhetorik an der Brera zu Mailand erhielt. Dann wurde er Bibliothekar bei dem Herzog Franz III. von Modena und benutzte nun die reichen litterarischen Hilfsmittel, welche ihm zu Gebote standen, zur Ausarbeitung seiner berühmten «Storia della letteratura italiana» (zuerst 13 Bde., Mod. 1772—82;

2. Ausg., 16 Bde., 1787—93; 20 Bde., Flor. 1805—12; vorzüglichste Ausg., 16 Bde., Mail. 1822—26; deutsch im Auszuge von Jagemann, 6 Bde., Lpz. 1777—81). Dieses Werk von umfassender Gelehrsamkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit reicht von den Anfängen wissenschaftlicher Bildung in Italien bis 1700 und setzt durch die Masse und den Wert seines Inhalts in Erstaunen. Unter T.s übrigen Werken sind die «Biblioteca modenese» (5 Bde., Mod. 1781—86) und die «Memorie storiche modenesi» (6 Bde., Mod. 1793) mit einem Urkundenbuche zu nennen. Er starb auf seinem Landgute bei Modena 3. Juni 1794.

Tirabzon, s. Trapezunt.

Tirāde (vom ital. tirare, d. i. ziehen) heißt in der Musik eine Verzierung, welche zwischen zwei Tönen die dazwischenliegenden Noten durchläuft.

Tirade ist auch die Bezeichnung für einen längern deklamationsartigen Wortergu\u00df, oft mit dem Nebensinn des Phrasenhaften.

Tirailleur (frz.) oder Schütze heißt der Infanterist in geöffneter und aufgelöster Kampfordnung. Im Altertum kämpfte das leichte Fußvolk zerstreut als Schleuderer, Speerwerfer und Bogenschützen. Im Mittelalter herrschte der Massenkampf vor; doch erlangten die engl. Bogenschützen einen großen Ruf. Als das Feuergewehr aufkam, schossen die Schützen anfangs auch im Einzelgefecht, bald aber nur auf Kommando in geschlossener Ordnung. Im nordamerik. Kriege von 1775 führten die Verhältnisse wieder zum zerstreuten Feuergefecht, da die Kolonisten, welche die Waffen ergriffen, nicht taktisch ausgebildet waren, ebenso seit 1792 bei den Franzosen, deren aufgebotene Massen nicht in geschlossener Linie, sondern nur in Tirailleurschwärmen oder Kolonnen fechten konnten. Seitdem wurde das Tirailleurgefecht in Verbindung mit dem geschlossenen Gefecht zu einem System ausgebildet und zerstreutes Gefecht genannt. Dasselbe befähigt den einzelnen Mann, alle Vorteile des Terrains zur erhöhten Wirkung seiner Waffe und zur eigenen Deckung behufs Verminderung der Verluste zu benutzen. Das zerstreute Gefecht diente längere Zeit zur Einleitung der Gefechte, zur Hinhaltung derselben zur Unterstützung geschlossener Angriffe, zum allmählichen Abbrechen ungünstiger Gefechte, zur Deckung des Rückzugs und nach siegreichen Gefechten zur Verfolgung. Im schwierigen Terrain und bei Dorf- und Waldgefechten herrschte es vor. Seit der bedeutend gesteigerten Wirkung der Handfeuerwaffen und Geschütze bildet es fast die ausschließliche Fechtart der Infanterie, die nur ausnahmsweise noch in Kolonnen ins Gefecht tritt. Große Schwärme von Schützen (tirailleurs en grandes bandes), die früher zuweilen vorkamen, bilden jetzt die Regel. Geschlossene Trupps (Unterstützungstrupps, Soutiens) folgen der Feuerlinie, um sie nötigenfalls zu verstärken oder mit Salven, auch mit dem Bajonett in den Kampf einzugreifen. Beim Bajonettangriff der Bataillonsmassen machen die Schützen schnell die Front frei, hängen sich den Flügeln der Kolonnen an und gehen feuernd vor. Beim Angriff feindlicher Kavallerie formieren sie für sich sog. Knäuel und verteidigen sich mit Kugel und Bajonett.

Tirána, Stadt in Mittelalbanien, im türk. Ejalet Skutari, liegt in einer von Bergen umschlossenen Ebene, 120 m über dem Meeresspiegel, hat 22000 E., worunter 1400 Griechen, 300 Katholiken, 300 Zigeuner und 20000 Mohammedaner, seit 1856 eine kath. Kirche und viele, meist bunt bemalte Moscheen. Nach der Sage soll T. erst 1600 gegründet worden sein; doch kommt sein Name schon in der Geschichte Skanderbegs vor.

Tirāno, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Sondrio, an der Adda, da wo das Puschlaver Thal (Poschiavo) in das Veltlin (Val Tellina) einmündet, 460 m über dem Meere, zählt (1881) 3399 (Gemeinde 6199) E., hat meist aus dem 16. Jahrh. stammende Paläste der Visconti, Pallavicini, Salis, Torelli, in der Kirche San-Martino ein schönes Grabdenkmal der Gräfin von Salis-Wolkenstein, war früher ein Hauptsitz des veltliner Handels und ist es jetzt noch für Seide und Wein. — Nahebei nordwestlich liegt Madonna di Tirano, ein kleiner Ort, dessen Häuser die im 17. Jahrh. aus Marmor erbaute Wallfahrtskirche umgeben; hier findet zu Pfingsten und Ende Oktober ein interessanter dreitägiger Markt statt. Etwa 1,5 km nordwärts streicht die schweizer Grenze, ebenso weit thalabwärts liegt die Terrasse von Sta.-Perpetua mit schöner Aussicht.

Tirard (Pierre Emanuel), franz. Politiker, geb. 27. Sept. 1827 zu Genf, lernte die Goldarbeiterkunst und gründete 1851 ein Geschäft in Paris. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs wurde er Maire des sechsten Arrondissements von Paris und wirkte eifrig für die radikale Partei. Auch schloß er sich anfangs dem Aufstand der Commune an, ging aber später nach Versailles, wo er zwischen der Nationalversammlung und der Commune zu vermitteln suchte. Er wurde 1876 zum Deputierten erwählt und schloß sich den radikalen Republikanern an; 4. März 1879 wurde er Minister für Handel und Ackerbau, 21. Febr. 1883 Minister der Finanzen und Senator. Mit dem Ministerium Ferry nahm er 31. März 1885 seine Entlassung.

Tiraspol, Kreisstadt und Festung im russ. Gouvernement Cherson, am linken Ufer des dort schiffbaren Dnjestr und an der Eisenbahn Rasdelnaja-Kischinew, mit (1883) 17159 E., darunter 3600 Juden. Die Einwohner treiben einen sehr ausgedehnten Garten- und Tabaksbau und exportieren die Produkte in beträchtlicher Menge.

Tiree, bisweilen Tyree, zu den innern Hebriden gehörige Insel, durch die Passage of Tiree von der östlich gelegenen Insel Mull getrennt, gehört zur schott. Grafschaft Argyll, ist namentlich auf der Südostseite tief ausgebuchtet, steigt an der Südspitze im Ben Hynish zu 132 m auf, ist sonst meist eben, reich an kleinen Seen und fruchtbar. T., im Mittelalter Tirre, Tyrrif, Tirie, zählt auf 83 qkm 2900 E., welche Korn, Hafer, Flachs und Kartoffeln anbauen.

Tireh, im Altertum Tyrrha in Lydien, Stadt im türk. Vilajet Aidin in Kleinasien, Sandschak Smyrna, links nahe dem Kütschük-Menderes (Kaystros), am Nordfuße des Dschuma Dagh (Messogis), Station der Eisenbahn Magnesia-Ödemisch, zählt etwa 20000 E. und hat zwei griech. Kirchen, Teppichfabrikation, Baumwollweberei und Handel.

Tiresias (grch. Teiresias), Sohn des Eueres und der Nymphe Chariklo, aus dem Geschlechte des Sparten Udäos, war ein berühmter thebaischer Seher, der als Jüngling erblindet war. Dieses Unglück betraf ihn, weil er den Menschen Dinge mitteilte, die sie nach dem Willen der Götter nicht erfahren sollten, oder weil er Athena nackt gesehen hatte. Seine Mutter bat die Göttin, ihm das

Geſicht wiederzugeben; dieſe vermochte das nicht, verlieh aber ihm dafür die Gabe, die Stimmen der Vögel zu verſtehen, und gab ihm einen Stab, an dem er wie ein Sehender gehen konnte. Nach andern ſah er einſt zwei Schlangen ſich begatten, ſchlug mit ſeinem Stabe nach ihnen und wurde darauf in eine Frau verwandelt. Als er nach ſieben Jahren dasſelbe wiederſah und that, erhielt er ſein voriges Geſchlecht wieder. Deshalb forderten ihn Zeus und Hera auf, ihren Streit, ob der Mann oder das Weib die größere Luſt bei der Begattung empfinde, zu entſcheiden. Weil er ſich für Zeus entſchied, blendete ihn Hera; jener aber entſchädigte ihn dafür mit der Gabe der Weisſagung und gab ihm ein Leben von ſieben oder neun Menſchenaltern. Bei dem Zuge der Epigonen gegen Theben wurde er als Gefangener weggeführt, ſtarb aber unterwegs an der Quelle Tilphuſſa. Auch in der Unterwelt behielt er noch die Gabe der Weisſagung, weshalb Circe den Odyſſeus dorthin zu ihm ſendete. Zu Orchomenos hatte er ein berühmtes Orakel, das aber infolge einer Peſt verſtummte.

Tirgoviſte, Hauptſtadt des Diſtrikts Dimbovitza in Rumänien, Station der Linie Titu-T. der Rumäniſchen Staatsbahnen, mit 8000 E., iſt Sitz der Präfektur, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Gymnaſiums und mehrerer Elementarſchulen. Als wichtiger ſtrategiſcher Punkt hat T. ein Arſenal und auf dem nahen Berge Deal zwei große Kaſernen. T. war 1383 bis 1716 zeitweiſe Reſidenz der rumän. Fürſten und hat aus jener Zeit bemerkenswerte Baureſte, Kirchen- und Palaſtruinen, außerdem 23 Kirchen. In der Nähe die Klöſter Deal und Viſorita.

Tirhala, ſ. Trikala.

Tirlemont, vläm. Thienen, Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Geete, an der Linie Brüſſel-Herbesthal der Belgiſchen Staatsbahn, die hier nach Moll abzweigt, in einer fruchtbaren Gegend gelegen, hat verſchiedene Mönchs- und Nonnenklöſter, eine Dampfmaſchinenfabrik, mehrere Zuckerſiedereien und Branntweinbrennereien, ein Irrenhaus und (1882) 14548 E., welche ein berühmtes Bier brauen und Wollwaren fertigen, auch Getreide- und Wollhandel treiben. Beſonderes Intereſſe bietet die Kirche des heil. Germanus, aus den erſten Zeiten chriſtl. Baukunſt, wahrſcheinlich aus dem 9. Jahrh., mit einem Altarbild von Wappers. Früher eine der vornehmſten Städte Brabants, iſt T. durch mancherlei Unfälle bedeutend heruntergekommen. Im Spaniſchen Erbfolgekriege wurde es 1705 von Marlborough erobert; im Revolutionskriege ſiegten 16. März 1793 die Franzoſen unter Dumouriez über die Öſterreicher, worauf dann die für die erſtern unglückliche Schlacht bei Neerwinden 18. März folgte.

Tirmen-tau, kleine Berggruppe in einem weſtlichen Ausläufer des ſüdl. Ural, im ruſſ. Gouvernement Ufa, Kreis Sterlitamak, in der Nähe des Dorfes Haſina, 38 km von der Kreisſtadt. In einem dieſer Felſen, 3 km von dem Dorfe befindet ſich eine merkwürdige große Höhle, die der Akademiker Lepechin beſchrieben hat.

Tirnau, ſ. Tyrnau.

Tirnówa, offiziell Târnovo, Stadt, Kreis und Bezirkshauptort im Fürſtentum Bulgarien, 1186—1393 Hauptſtadt des Bulgariſchen Reichs und Krönungsort der bulgar. Könige, an der Jantra in romantiſcher Gegend, an einem ſtrategiſch wichtigen Wegeknotenpunkt gelegen, an der Straße, welche Siſtowa, den ſüdlichſten Uferplatz der Donau, ſowie Ruſtſchuk einerſeits, mit dem Hauptübergang über den Balkan, den Schipkapaß, über Gabrowa, ſowie mit Sliwno und Jamboly über Elena andererſeits verbindet, iſt Sitz eines Appellationsgerichtshofs und eines bulgar. Metropoliten, zählt (1881) 11500 E. und hat eine theol. Schule im nahen Kloſter Laskowitz, Ackerbau, Viehzucht, Seideninduſtrie, Tuchfabrikation, Färberei und Handel.

T., das im 9. Jahrh. zuerſt erwähnt wird, war wie vorher ſchon Sitz eines bulgar. und eines lat. Erzbiſchofs, ſo ſeit 1235 der des bulgar. Patriarchen und wurde 1393 von den Türken genommen. Die gemäß Art. 4 des Berliner Friedensvertrags vom 13. Juli 1878 durch den ruſſ. Generalgouverneur Bulgariens, Fürſten Dondukow-Korſakow, nach T. berufene und am 23. Febr. 1879 eröffnete konſtituierende Verſammlung brachte bis zum 28. April das bulgar. Verfaſſungswerk zu Stande und wurde an dieſem Tage geſchloſſen. Die alsbald hier zuſammentretende zweite Verſammlung erwählte am 29. April den Prinzen Alexander von Battenberg zum regierenden Fürſten Bulgariens und rief ihn als ſolchen unter dem Namen Alexander I. aus. Am 10. Juli 1879 leiſtete derſelbe zu T. in der Nationalverſammlung den Eid auf die Verfaſſung. Nach der gewaltſamen Entführung Alexanders aus Sofia in der Nacht vom 20. zum 21. Aug. 1886 durch die revolutionäre ruſſ. Partei (Zankow, Clement, Grujew) bildete ſich ſchon am 24. Aug. zu T. eine proviſoriſche Gegenregierung unter dem Vorſitz des Kammerpräſidenten Stambulow und Mutkurows, des Kommandanten Philippopels, welche ſofort von den meiſten Städten und dem größten Teile der bulgar. Armee anerkannt wurde und bis zur Rückkehr des Fürſten die Geſchäfte führte.

Der Kreis Tirnowa zählt (1881) 216731, der gleichnamige Bezirk 48048 E.

Tirnſtein, ſ. Dürnſtein.

Tiro (lat.), ein junger Soldat, Rekrut; dann jeder Anfänger, Neuling in Kunſt und Wiſſenſchaft; Tirocinium, der erſte Soldatendienſt, die erſte Probe in etwas.

Tirol (fälſchlich Tyrol), eine zum cisleithaniſchen Teile der Öſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie gehörige gefürſtete Grafſchaft, grenzt mit Einſchluß von Vorarlberg (ſ. d.) an Bayern, Salzburg, Kärnten, Italien, die Schweiz und an Liechtenſtein, einen Flächeninhalt von 29292,8 qkm begreifend, wovon 2602,4 qkm auf Vorarlberg kommen. Die Gebirge nehmen fünf Sechſtel des Areals ein, und man kann T. als eine Fortſetzung der Schweiz anſehen. Man findet hier ebenſo hohe Gebirge wie dort, dieſelben Schneefelder, Gletſcher (hier Ferner), Schnee-, Stein- und Sandlawinen (hier Kahre und Muren), Waſſerfälle und Abgründe, nur daß T. die großen Seen mit ihren herrlichen Anſichten fehlen, welche die Schweiz aufzuweiſen hat. Das tiroler Gebirgsland gehört den Mittelalpen (ſ. Alpen) an und zerfällt im ganzen in drei größere Abſchnitte, die Centralmaſſe, die nördl. und die ſüdl. Vorgruppe. Die Centralmaſſe beſteht aus kryſtalliniſchen Schiefern, Gneis, Glimmer-, Kalk- und Chloritſchiefer, mit Einlagerungen von körnigem Kalkſtein und Serpentin, hier und da durchſetzt von Granit. Die beiden Vorgruppen dagegen ſind weſentlich als Kalkalpen zu bezeichnen. Die tiroler Centralalpenmaſſe (die Kette der Tiroler oder Ötzthaler Alpen) wird durch die Gebirgsſcharte des

Passes Reschen-Scheideck an der Hauptquelle der Etsch und durch den bei Finstermünz in das Land eintretenden Inn von den Alpen Graubündens getrennt und zieht sich ostwärts bis zur Dreiherrenspitze an der Grenze von Salzburg und Kärnten. Dieselbe bildet die Wasserscheide zwischen der Donau und Etsch und die natürliche Grenze zwischen Nord- und Südtirol. Sie enthält die ausgedehntesten Gletscher und Schneefelder mit 3200—3850 m hohen Spitzen, so namentlich die ungeheuern Gepatschferner mit der 3741 m hohen Weißkugel, die furchtbaren Ötzthaler Ferner (3840 m) mit der Wild- und Similaunspitze, die Stubaier und die Duxer Ferner, die Hohe Wand nächst dem Brenner (s. d.) u. s. w. Die nördl. Vorgruppe dieses Hochlandes, unter dem Namen der Algauer Alpen zusammengefaßt (s. Algau), durchzieht, mit den Gebirgen von Vorarlberg im Westen beginnend, das Land an der linken Seite des Inn, schließt sich jenseit seines Durchbruchs an die Salzburger Alpen an und verflacht sich gegen Norden in die bayr. Hochebene. In den höchsten Spitzen, dem großen Solstein unweit Innsbruck, mit der durch Kaiser Maximilians Jagdgefahr berühmten Martinswand, erreicht sie 2655 m, in der Bettelwurfspitze bei Hall steigt sie bis 2736 m auf. Die südl. Vorgruppe, durch das obere Etschthal oder das Vintschgau und durch das Pusterthal (s. d.) von der Centralmasse geschieden, zerfällt durch das mittlere, gegen Süden durchbrechende Etschthal in zwei Abteilungen: die Ortler- oder Ortlesalpen (s. d.) im Westen, mit der von ungeheuern Schnee- und Eismassen bedeckten Ortlesspitze, 3905 m, und dem Stilfser Joch (s. d.), und die Tridentiner Alpen im Osten, eine Anhäufung zerrissener Bergstöcke mit meistens domartigen, zum Teil 2560—3200 m hohen Kuppen und dem Kulminationspunkte der 3494 m hohen Vedretta Marmolada im Hintergrunde des vom Wildbach Avisio oder Lavis durchflossenen Fleimserthals, dessen oberer Teil, das Fassathal, durch die prachtvollsten Dolomitfelsen und durch völlig senkrechte Bergwände von mehr als 960 m Höhe, wie sie sich nirgends in dem ganzen Alpensystem finden, berühmt ist. Überhaupt sind wenig Länder so reich an schönen Thälern wie T. Die Hauptthäler sind das reizende Innthal 212 km lang, das Pusterthal 100 km und das Etschthal 250 km lang. Unter den Nebenthälern sind, außer dem Fleimser- und dem Fassathale, das wilde Ötzthal, das Grödnerthal, das Passeyrthal, das Eisakthal, das Wipp- und das Zillerthal hervorzuheben.

Nordtirol gehört zu den Flußgebieten des Rheins und der Donau, zu letzterer auch der östl. Teil des Pusterthals, aus welchem die Drau nach Kärnten übertritt. Alles übrige Land fällt in das Gebiet des Adriatischen Meers. Der Rhein berührt nur die Westgrenze Vorarlbergs, nimmt hier die Ill und Fussach auf und ergießt sich in den Bodensee. Der Hauptfluß von ganz Nordtirol ist aber der Inn, der das Land bei Finstermünz betritt und unterhalb Kufstein nach einem Laufe von 250 km wieder verläßt, nachdem er die Rosana, den Ötzbach, die Sill und den Ziller aufgenommen. Ganz im Norden entspringen die Iller, der Lech und die Isar, die erst in Bayern zu größern Flüssen erwachsen. Der Hauptfluß von Südtirol ist die Etsch, die aus dem Reschensee auf der Malser Heide entsteht, links die Passer, den Eisak mit der Rienz, den Avisio oder Lavis, rechts den Noce aufnimmt und nach einem Laufe von 182 km nächst Borghetto nach Italien austritt. Außerdem fließen im Südwesten die Sarca in den Gardasee, im Südosten die Brenta durch das Val Sugana bis zum Koselpaß, wo sie ebenfalls nach Italien tritt. Abgesehen vom Boden- und vom Gardasee, deren Spiegel teilweise zu T. gehören, besitzt das Land viele kleine Seen, darunter den von hohen Felswänden eingeschlossenen Achensee, der durch die Ache in die Isar abfließt, einen der schönsten des Hochlandes; ferner den Plansee, den reizenden Kalterersee, südwestlich von Bozen u. s. w. T. zählt mehr als 200 Heilquellen, von denen das Mitterbad im Thale Ulten, das Brennerbad auf dem Brenner, Prags im Pusterthal, Obladis im Oberinnthal und Rabbi im Sulzberg am besuchtesten sind. Das Klima ist sehr verschieden; die centrale Gebirgskette bildet eine Klimascheide. Im nördl. Teil des Landes, besonders im obern Innthal, auf der Malser Heide, in den den Fernern benachbarten Thälern ist die Luft stets sehr rauh und kalt; auch im Pusterthal hält der Winter lange an und ist sehr streng. Dagegen ist in den südlichen, vornehmlich in den tridentinischen Alpenthälern die Hitze oft so heftig, daß die Einwohner genötigt werden, während des Sommers im Gebirge gelegene Wohnungen aufzusuchen. Der Südwind fällt zuweilen Einheimischen und Fremden durch die ermattende Schwüle lästig. Besonders gemäßigt und gesund ist die Gegend von Meran, welcher Ort deshalb als Herbst- und Winteraufenthalt für Kranke in Aufnahme gekommen ist. (S. die Karte: Kärnten, Krain, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg, Bd. X, S. 144.)

T. hat mit Vorarlberg (nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1880) 912549 E. (ohne Vorarlberg 805176; nach offizieller Berechnung Ende 1884 mit Vorarlberg 909704, ohne dieses 800976 E.). Diese wohnen in 22 Städten, 33 Märkten, 2420 Dörfern, Weilern u. s. w. Auf 1 qkm wohnen durchschnittlich in T. 29, in Vorarlberg 39 Menschen. Im Norden und in der Mitte des Landes, sowie in Vorarlberg ist die Bevölkerung deutschen, im Süden ital. Stammes; auf die Deutschen kommen ungefähr 61, auf die Welschen (einschließlich 15000 Ladiner in den Thälern Gröden, Abtei und Enneberg) etwa 39 Proz. der gesamten Einwohnerzahl. Mit Ausnahme von kaum 1300 Protestanten und 360 Juden gehören die Bewohner der kath. Kirche an. Es bestehen im Lande (einschließlich Vorarlbergs) zwei Bistümer (zu Brixen und Trient; ein kleiner Teil gehört nach Salzburg), 371 Pfarreien, 300 Lokalkaplaneien, 99 Klöster. Der Tiroler ist fröhlich, aufgeweckten und muntern Sinnes, ein geborener Schütze und Jäger und hängt mit großer Liebe an seinem Vaterlande. Der Südtiroler ist nüchterner, weniger abergläubisch und verschlagener als der Nordtiroler.

Der Boden ist wegen der vielen und hohen Gebirge nur mittelmäßig fruchtbar, ja größtenteils steinig und felsig und selbst in den Thälern mehr zu Weiden als zu Ackerfeldern tauglich. Von der ganzen Bodenfläche sind 82,6 Proz. produktiv, und von dieser kommen 6,9 Proz. auf die Äcker, 1,2 Proz. auf die Weingärten, 44,4 Proz. auf die Wiesen und Weiden und 47,5 Proz. auf die Waldungen. Der Ackerbau ist daher sehr eingeschränkt; sein Hauptsitz ist im untern Innthal und in Südtirol. Der Ertrag an Getreide reicht bei weitem nicht hin, die

Bedürfnisse des Landes zu befriedigen. Flachs, Hanf und Tabak werden im großen gebaut. Ein Haupterzeugnis von Südtirol ist der Wein; als seine vorzüglichsten Sorten nennt man den Wein von Isera in der Nähe von Roveredo, von Bozen (Leitacher und Terlaner), Tronin, Trient, Meran u. s. w. Die Obstbaumzucht gibt dem Tiroler ebenfalls beträchtlichen Gewinn. Sie wird am stärksten im südlichen T., besonders um Trient, Bozen, Meran und im Etschthal betrieben. Die Äpfel des Innthals werden weit versendet. Das Klima des südlichen T. gestattet schon die Kultur der Südfrüchte, der Orangen, Citronen, Feigen und Oliven. Die Quitten, Kastanien, Mandeln und Pfirsiche sind Fruchtgattungen, welche in Südtirol schon zu den gemeinern gehören. Bei den herrlichen Alpenwiesen und den vortrefflichen Weiden blüht die Rindviehzucht in hohem Maße, und diese ist, verbunden mit der Alpenwirtschaft, eine Haupterwerbsquelle von ganz T. Die Bienenzucht wird in Vorarlberg und einigen südl. Gegenden betrieben, die Seidenraupenzucht, als ein wichtiger Nahrungszweig, in Südtirol. Die Waldungen sind von großer Bedeutung, wenngleich durch schlechte Bewirtschaftung herabgekommen. Auch die Jagd ist sehr ansehnlich, auf Gemsen, Rotwild, Hasen und Federwild. In Südtirol wird der Vogelfang leidenschaftlich getrieben. Die zahlreichen Gebirgswässer und die Seen enthalten treffliche Fische. Der Bergbau ist ein sehr alter Zweig der tirol. Volkswirtschaft und liefert Silber, Roheisen, Kupfer, Zink, Blei, Asphalt, Stein- und Braunkohlen. T. besitzt eine Saline (Hall).

Was die Gewerbthätigkeit anbelangt, so blühen in Vorarlberg besonders die Baumwoll-, in Südtirol die Seidenindustrie, im Stubaierthal die Eisenmanufaktur, im Grödenerthal die Verfertigung von hölzernen Schnitzwaren, im Pusterthal die Teppichweberei. Die Spinnerei und Weberei von Flachs und Schafwolle ist in ganz T. allgemeine Hausbeschäftigung. Ferner sind hervorzuheben die Branntweinbrennerei (meist landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung), die Bierbrauerei, die Tabakfabrikation (in den beiden Staatsfabriken zu Sacco und Schwatz), die Bearbeitung des Marmors in Südtirol, die Verfertigung von Büchsen u. s. w. Mit verschiedenen seiner Natur- und Kunsterzeugnisse treibt T. einen ziemlich lebhaften Handel in die andern Länder der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und Deutschlands, nach Italien und der Schweiz. Die Lage T.s zwischen Deutschland und Italien, die Vorteile eines guten Straßenzugs über die Alpen (das Stilfser Joch, den Arlberg, den Brenner, über Ampezzo, durch das Val Sugana) und kunstvoll erbauter Eisenbahnen begünstigen in dieser Hinsicht ganz besonders das Land. Die wichtigste Linie ist die Brennerbahn (Tiroler Linie der Österreichischen Südbahn); sie führt von Kufstein über Innsbruck, Brixen und Bozen nach Ala (bis zur Landesgrenze 308 km); von Bozen führt eine Zweigbahn nach Meran; in Franzensfeste zweigt die Pusterthalbahn ab bis Lienz; in Wörgl schließt sich die Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn (Giselabahn) an; von Innsbruck aus führt die Arlbergbahn nach Vorarlberg. In Vorarlberg verzweigt sich die Vorarlberger Bahn mit der Hauptlinie Bludenz-Feldkirch-Bregenz-Lindau und den Nebenlinien Feldkirch-Buchs und Lautrach-St.-Margareten. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Rindvieh, Käse, Schmalz, Kräuter, Wein, Obst, Teppiche, Seide und Seidenwaren, Eisenwaren, Schleif- und Mühlsteine, Marmorarbeiten, Holz und Holzwaren u. s. w. Jährlich wandern viele Tiroler in andere Länder, wo sie entweder als Bilder-, Decken-, Holzwaren-, Handschuh- und Vogelhändler oder als Handwerker sich ein kleines Vermögen zu erwerben suchen, das sie jährlich in ihre Heimat zurückbringen. Die Schwerpunkte des Verkehrs bilden die Städte Innsbruck, Bozen, Trient, Roveredo, Feldkirch und Bregenz. Für die intellektuelle Kultur sorgen in T. mit Vorarlberg 1750 Volksschulen, 10 Gymnasien, 4 Realschulen, 4 Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, die Universität in Innsbruck und verschiedene Spezialehranstalten, wie 13 theol. Lehranstalten, 4 Schulen für Land- und Forstwirtschaft, Schnitzerei-, Musik- und Gesangschulen u. s. w. Ferner bestehen in Innsbruck ein Nationalmuseum (Ferdinandeum), eine Landwirtschaftsgesellschaft und mehrere Vereine zur Beförderung der Tonkunst, in Roveredo eine Gelehrtengesellschaft.

Die gegenwärtige Landesverfassung T.s gründet sich auf die Landesordnung und Landtagswahlordnung vom 26. Febr. 1861. Der Landtag ist aus 68 Mitgliedern zusammengesetzt, nämlich aus dem Fürst-Erzbischof von Salzburg (welcher seinen Sprengel auf einen Teil T.s erstreckt), den beiden Fürstbischöfen von Trient und Brixen, dem Rektor der Universität, 4 Abgeordneten der Äbte und Pröpste, 10 Abgeordneten des adeligen großen Grundbesitzes, 13 Abgeordneten der Städte und andern größern Orte, 3 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammern und 34 Abgeordneten der Landgemeinden. Die Abgeordneten werden auf sechs Jahre gewählt, und der Landtag tritt jährlich einmal in der Landeshauptstadt Innsbruck zusammen. Den Landtagspräsidenten (Landeshauptmann) ernennt der Kaiser. Vorarlberg hat seine besondere Verfassung und seinen eigenen Landtag. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats entsendet der tiroler Landtag 10 Deputierte. T. bildet mit Vorarlberg ein Verwaltungsgebiet, welchem in administrativer Beziehung die Statthalterei zu Innsbruck vorgesetzt ist. Unter derselben wird die polit. Verwaltung von 24 Bezirkshauptmannschaften (davon 3 in Vorarlberg) und 4 Stadtmagistraten wahrgenommen. Das Gemeindewesen ist durch die Gemeindeordnung vom 9. Jan. 1866 auf eine freisinnige Weise geregelt. Für die Finanzverwaltung ist die Finanzlandesdirektion in Innsbruck mit 4 Finanzbezirksdirektionen, 24 Steuerinspektoren, 72 Steuer- und 54 Zollämtern bestellt. Für die Rechtspflege in oberster Instanz besteht der Oberste Gerichtshof in Wien, in zweiter Instanz das Oberlandsgericht in Innsbruck, in erster Instanz das Landesgericht in Innsbruck, die 4 Kreisgerichte in Bozen, Trient, Roveredo und Feldkirch, endlich 72 Bezirksgerichte (darunter 5 städtisch delegierte in Innsbruck, Bozen, Trient, Roveredo und Feldkirch). In militärischer Beziehung bildet das Land das Militärkommando Innsbruck. Das Wappen T.s zeigt einen roten, einköpfigen, gekrönten Adler im silbernen Felde.

Geschichtliches. T. wurde anfangs von den Rätern (s. Rhätien) und von Kelten bewohnt. Unter dem Kaiser Augustus wurde es von den Römern erobert, die sich um den Anbau des Landes sehr verdient machten. Mit der röm. Größe

sank auch der Wohlstand des Landes, welches dann über ein Jahrhundert hindurch der Tummelplatz der Völker war, die Roms Herrschaft verteidigten und bekämpften. Markomannen, Alamannen, Goten, besonders die Hunnen unter Attila verheerten es wechselsweise. Nach dem gänzlichen Sturz des abendländ. Kaisertums kam es unter die Herrschaft der Ostgoten. Als diese zertrümmert wurde, fiel der südl. Teil T.s in die Gewalt der Longobarden, der nördliche wurde von den Bajoariern (Bayern) besetzt. Hierauf wurde T. von den Franken unterworfen, welche es, gleich andern fränk. Landen, in Gaue teilten und durch Grafen verwalten ließen. Nach dem Erlöschen des karolingischen Hauses und nach der Wiedereinsetzung bayr. Herzöge nahmen diese auch wieder den größten Teil von T. in Besitz und unterwarfen sich die Grafen als Vasallen, die sich während der Unordnungen im Fränkischen Reiche und bei der Schwäche seiner Regenten die ihnen anfangs anvertrauten Gaue erblich zugeeignet hatten. Doch blieben noch einige mächtige Dynasten übrig, unter welchen sich die Grafen von Andechs (s. d.) auszeichneten. Einem Grafen aus diesem Hause, Berthold II., gab Kaiser Friedrich I. nach der Achtserklärung des bayr. Herzogs, Heinrichs des Löwen, T. zu Lehn. Berthold war der erste tiroler Landesfürst, der seinen Sitz in Meran (s. d.) hatte und sich einen Herzog von Meran nannte. Schon im 12. Jahrh. erscheinen in der Geschichte mächtige Grafen von T., deren Stammschloß die alte Bergfeste Terioli oder Tirol bei Meran war. Einer derselben, Heinrich genannt, hinterließ eine einzige Tochter in der bekannten Margareta Maultasche, welche ihren Vettern, den Herzögen von Österreich, 1359 ihre Besitzungen in T. verschrieb. So kam T. an das Haus Österreich, welches 1369 die bayr. Ansprüche mit Geld abkaufte und 1803 die bis dahin reichsunmittelbar gewesenen Gebiete der Bischöfe von Trient und Brixen einzog.

Durch den Preßburger Frieden 1805 wurde T., nach diesem Umfange, an Bayern überlassen, was 1809 zu einer blutigen Erhebung des Volks, dessen heroische Vorkämpfer Hofer (s. d.), Speckbacher (s. d.) u. a., gegen die Bayern und Franzosen führte. Im Wiener Frieden von 1809 ward sodann ein kleiner Bezirk im Süden und 1810 der südl. Teil jenseit der Hauptkette der Alpen an das Königreich Italien und der östl. Teil des Pusterthals an die neugeschaffene Provinz Illyrien abgetreten. Beide letztere Teile wurden 1814 von Österreich erobert und der bayr. Anteil in demselben Jahre von Bayern wieder an Österreich zurückgegeben, welches hierauf auch die salzburgischen eingeschlossenen Landesteile, nämlich das Ziller- und Brixenthal und Windisch-Matrei, damit vereinigte. Mit der durch das Februarpatent von 1861 festgestellten neuen Ordnung der österr. Verhältnisse konnte sich T. nicht sogleich befreunden; namentlich die Gleichstellung der Protestanten traf auf Widerstand, sodaß ein Gesetz vom 7. April 1866 die Bildung prot. Gemeinden von der Einwilligung des Landtags abhängig machte. Die sehr mächtige ultramontane Partei bereitete auch ferner noch der österr. Regierung manche Schwierigkeiten, wie auch eine kleinere ital. Partei, welche den Anschluß von Südtirol an Italien anstrebt. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.)

Litteratur. Außer den Schriften von Hormayr und Steub vgl. Beda Weber, «Das Land T.» (3 Bde., Innsbr. 1837—38; 2. Aufl. als «Handbuch für Reisende in T.», 1853); Staffler, «T. und Vorarlberg» (2 Bde., Innsbr. 1839—46); derselbe, «Das deutsche T. und Vorarlberg» (2 Bde., 1847); Kink, «Vorlesungen über die Geschichte T.s bis zur Vereinigung mit Österreich» (Innsbr. 1850); Thaler, «Geschichte T.s von der Urzeit bis auf unsere Tage» (3 Tle., Innsbr. 1854—55); Tinkhauser, «Topogr.-hist.-statist. Beschreibung der Diöcese Brixen» (2 Bde., Brixen 1855 fg.); Huber, «Geschichte der Vereinigung T.s mit Österreich» (Innsbr. 1864); Schneller, «Landeskunde von T.» (Innsbr. 1872); Egger, «Geschichte T.s von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit» (3 Bde., Innsbr. 1872—79); Hörmann, «Tiroler Volkstypen» (Wien 1877); Weidmann, «Handbuch für Reisende durch T. und Vorarlberg» (Lpz. 1858); Jüttner, «Die gefürstete Grafschaft T. und Vorarlberg» (Wien 1880); Jäger, «Geschichte der landständischen Verfassung T.s» (2 Bde., Innsbr. 1881—85); Egger, «Die Tiroler und Vorarlberger» (Teschen 1882); Amthor, «Tirolerführer» (5. Aufl., Gera 1884).

Tiroler Teppiche, s. unter Teppiche.

Tironianische Noten, s. u. Stenographie.

Tirschenreuth, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, rechts an der Waldnaab, in der Senke zwischen dem Fichtelgebirge und dem Böhmerwalde, 500 m über dem Meere, Station der Linie Wiesau-T. der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2769 E. und hat ein Schloß, Eisensteingruben, Wollspinnerei, Fabrikation von Porzellan, Flanell und Tuch und eine Dampfsägemühle.

Tirschtiegel (poln. Trzciel), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Meseritz, an der Obra, zwischen zwei Seen, zählt (1885) 2427 meist prot. E. und zerfällt in die Altstadt, rechts vom Flusse, mit der kath., und in die Neustadt, links von der Obra, mit der evang. Pfarrkirche und der Synagoge. Nahebei liegt das Rittergut Schloß T. mit 220 E. Die Stadt hat ansehnlichen Hopfenbau, Torfstecherei, Fischerei, zwei Brauereien und Korbflechterei. Neu-Tirschtiegel wurde während des Dreißigjährigen Kriegs von flüchtigen Protestanten angelegt. Alt- und Neustadt haben getrennte Gemeindeverwaltungen, sind aber unter einem Bürgermeister vereinigt.

Tirso, im Altertum Thyrsus, der größte Fluß der Insel Sardinien, entspringt im nordöstl. Teile derselben, hat vorherrschend südwestl. Richtung und mündet nach einem Laufe von 135 km unterhalb Oristano an der Westküste in den Golf von Oristano.

Tirso Jmareta, span. Dichter, s. Jriarte (Tomás de).

Tirynś (Tirynth), eine der ältesten griechischen, ursprünglich vielleicht phönik. Städte, schon in der Ilias wegen ihrer mächtigen, der Sage nach von den lycischen Cyklopen für den König Prötos erbauten Mauern als die «wohlummauerte» bezeichnet, lag in Argolis, 3 km nördlich von Nauplia an der Straße nach Argos auf einer niedrigen, kaum 16 m über der Ebene hohen, von Nord nach Süd ungefähr 300 m langen, 65—80 m breiten Felshöhe, welche die Akropolis bildete, unterhalb der sich in der Ebene noch eine Unterstadt ausdehnte. Die Stadt, deren Bedeutung durchaus der mythischen Zeit angehört

(namentlich ſpielt ſie in den Sagen vom Herakles, der hier geboren ſein ſollte, eine bedeutende Rolle), wurde um 468 v. Chr. von den Argivern zerſtört; doch wurde, wie noch erhaltene Münzen beweiſen, einige Zeit ſpäter eine neue Anſiedelung unter dem alten Namen gegründet, die aber nur in der Ebene gelegen zu haben ſcheint, ohne Bedeutung war und vielleicht nicht ſehr lange exiſtiert hat. Bis auf die Gegenwart ſind anſehnliche Ruinen von der alten Burgſtadt erhalten: Mauern von gewaltiger Dicke aus koloſſalen, ganz unbearbeiteten Steinblöcken gefügt (ſog. cyklopiſche Mauern), mit oben ſpitzbogig abſchließenden Thoren und innern Gängen oder Galerien von gleicher Konſtruktion. Erſt von Schliemann (ſ. d.) in den J. 1884 und 1885 unter der Mitwirkung von W. Dörpfeld unternommene Ausgrabungen haben auf der nördlichen höhern Hälfte des Hügels den Grundriß eines großartigen, durch Baukunſt und Technik gleich merkwürdigen Palaſtes bloßgelegt, mit Säulenportalen, Männer- und Frauenſaale, mit überraſchenden Wandmalereien und anſcheinend uralten Gefäßen und Idolen in Thon. Zugleich zeigte ſich, daß die Mauern Kaſematten in der Weiſe enthielten, wie ſie aus phöniz. Befeſtigung bekannt ſind. Vgl. Schliemann, «Tiryns» (mit Vorwort von F. Adler und Beiträgen von W. Dörpfeld, Lpz. 1886; engl., Lond. u. Neuyork 1886; franz., Par. 1886). (Vgl. auch die Tafel: Ausgrabungen von Mykenä, Orchomenos, Tiryns und Troja, Fig. 12—15 zu Artikel Schliemann, Bd. XIV, S. 408.)

Tiſane (frz.), eigentlich Ptiſane (vom griech. πτισάνη, enthülſte Gerſte, Gerſtentrank), eine durch Aufguß, Abkochung oder Auflöſung bereitete Arznei mit geringem Gehalt an wirkſamen Stoffen, die den Kranken als gewöhnliches Getränk verordnet wird.

Tiſch iſt ein auf der Deckplatte mit einem Polſter verſehenes, tiſchförmiges Turngerät für beſondere Übungen des gemiſchten Sprunges, die denen des Pferdſpringens nahe verwandt ſind; meiſt wird dabei ein federndes Sprungbrett verwendet.

Tiſchbein, berühmte deutſche Künſtlerfamilie:

Johann Heinrich T., der Ältere, geb. zu Haina in Heſſen 3. Okt. 1722, wo ſein Vater Kloſterbäcker war, ſollte das Schloſſerhandwerk lernen, ward aber, da er großes Talent zu den bildenden Künſten verriet, von ſeinem ältern Bruder, Johann Valentin T. (geſt. als Hofmaler in Hildburghauſen 1767), zu einem Tapetenmaler in Kaſſel in die Lehre gegeben. Hier benutzte er zugleich den Unterricht des Hofmalers von Freeſe. Nachdem er 1743 Paris, 1748 Venedig und ſodann Rom beſucht, wurde er 1752 Kabinettsmaler des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und lebte fortan raſtlos thätig in Kaſſel, wo er als dirigierender Profeſſor der Kunſtakademie 22. Aug. 1789 ſtarb. Als Künſtler zeichnete er ſich in der antikiſierenden Hiſtorie aus, weniger im Bildnis. Als Geſchichts- und mytholog. Maler haben ihm vier Bilder aus den Begebenheiten des Rinaldo und der Armida, der zürnende Achill, die Elektra und die ſterbende Alceſte, ſowie verſchiedene andere großen Ruhm gebracht. Auch ſind viele Bildniſſe von ſeiner Hand entſtanden. Seine Kompoſitionen beweiſen ſchöpferiſche Einbildungskraft; ſeine Zeichnung iſt richtig und bedeutungsvoll. Auf das glücklichſte erſcheint in T.s Kompoſitionen noch eine gewiſſe aus der Barocke ſtammende Friſche, dem um jene Zeit beginnenden Klaſſizismus die Wage haltend. Nach T.s Tode kaufte der Kurfürſt von Heſſen die hinterlaſſenen Arbeiten und ließ ſie in Wilhelmshöhe aufſtellen. Vgl. Engelſchall, «Johann Heinrich T., als Menſch und Künſtler dargeſtellt» (Nürnb. 1797).

Johann Heinrich Wilhelm T., gewöhnlich Heinrich Wilhelm T. der Neapolitaner genannt, der Sohn Johann Konrad T.s (eines Bruders des vorigen, geſt. 1778 als Kunſttiſchler zu Haina), wurde 15. Febr. 1751 zu Haina geboren. Im Zeichnen und Malen unterrichtete ihn ſein Vater, ſein älterer Bruder, Johann Heinrich T. der Jüngere, und ſein Oheim Johann Jakob T., bis er 1767 nach Hamburg kam. Er beſuchte 1770 die Niederlande, kehrte 1772 nach Kaſſel zurück und ging endlich 1779 durch die Schweiz nach Rom. Schon in dieſer Zeit äußerte er vorherrſchend Hang zur Geſchichtsmalerei. In Zürich entwarf er ſein nachher ſo berühmt gewordenes Bild, welches Konradin von Schwaben darſtellt, wie er nach angehörtem Todesurteile mit Friedrich von Öſterreich noch auf dem Schachbrett ſpielt. Nach einem ſechsjährigen Aufenthalte in Rom ging T. 1787 nach Neapel, wo er 1790 als Direktor der Malerakademie angeſtellt wurde. Infolge der Revolution ſchiffte er ſich 1799 mit einem Teile ſeiner Kunſtſchätze nach Livorno ein und ging ſodann wieder nach Kaſſel. Dann lebte er ein Jahr in Göttingen und Hannover und ſpäter faſt immer in Hamburg und Eutin. Hier arbeitete er unter anderm einen Ajax, der die Kaſſandra von der Statue der Pallas wegreißt (1805), und für die St. Ansgariikirche zu Bremen das Altarblatt: Laſſet die Kindlein zu mir kommen (1806). Er ſtarb zu Eutin 26. Juli 1829. Seine Idyllen begeiſterten den ihm überhaupt ſehr geneigten Goethe zu reizvollen Gloſſen. Unter den von ihm herausgegebenen und zum Teil mit Ätzarbeiten ausgeſtatteten artiſtiſchen Werken ſind zu erwähnen: «Têtes de différents animaux, dessinées d'après nature, pour donner une idée plus exacte de leurs caractères» (2 Bde., Neap. 1796), «Sir Will. Hamilton's collection of engravings from antique vases, the greater part of Grecian fabric, found in ancient tombs in Two Sicilies in the years 1789 and 1790» (4 Bde., Neap. 1791—1809) und ſein berühmteſtes Werk: «Homer, nach Antiken gezeichnet von T.», mit Erläuterungen von Heyne (Heft 1—6, Gött. 1801—4) und Schorn (Heft 7—11, Stuttg. 1821—23).

Sein älterer Bruder, Johann Heinrich T., der Jüngere, geb. zu Haina 1742, geſt. als Inſpektor der Galerie zu Kaſſel 1808, ſchrieb eine «Abhandlung über die Ätzkunſt» (Kaſſel 1808), ein dritter Bruder, Heinrich Jakob T., lebte als Maler in Hamburg und Frankfurt a. M. und ſtarb 1803. Johann Friedrich Auguſt T., der Sohn Johann Valentin T.s, zu Maſtricht 1750 geboren, war als Bildnismaler tüchtig und wurde 1800 Direktor der Akademie in Leipzig. Nach ſeines ältern Bruders, Ludwig Philipp T., Tode, der als kaiſerl. Hofarchitekt und Theaterdekorationsmaler 1808 in Petersburg ſtarb, lebte er dort ein Jahr, um deſſen Verlaſſenſchaft anzutreten. Er ſtarb 1812 in Heidelberg.

Tiſchdrell, ſ. unter Drell.

Tiſchendorf (Lobegott Friedr. Konſtantin von), hervorragender Bibelforſcher und Kritiker, geb. 18. Jan. 1815 zu Lengenfeld im Vogtlande, Sohn eines Arztes, ſtudierte 1834—38 Theologie und Philologie zu Leipzig, promovierte 1838 und habilitierte ſich daſelbſt 1840. Bereits hatte er außer

zwei gekrönten Preisschriften eine kritische Ausgabe des Neuen Testaments geliefert, in welcher er nach ähnlichen Prinzipien wie Lachmann verfuhr. In der Absicht, eine Reform des neutestamentlichen Textes anzubahnen, ging er Herbst 1840 mit Unterstützung der sächs. Regierung zunächst nach Paris, wo es ihm unter anderm gelang, den Codex Ephraemi rescriptus zu entziffern. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst bereiste er behufs weiterer handschriftlicher Forschungen England, Holland, die Schweiz und Italien. Von Italien aus unternahm er eine Reise nach Ägypten, den Klöstern der Nitrischen Wüste, nach dem Sinai und Palästina. Aus dem Orient brachte er eine wertvolle Sammlung griech., syr., kopt., arab. und anderer Manuskripte mit, darunter einen griech. alttestamentlichen Pergamentcodex (Codex Friderico-Augustanus), der sich später als ein Teil des Codex Sinaiticus auswies. T. erhielt 1845 eine außerord. Professur zu Leipzig, 1850 eine ord. Honorarprofessur, 1859 eine ord. Professur der Theologie zugleich mit einer für ihn gestifteten Professur der biblischen Paläographie. Im J. 1853 unternahm er eine zweite Reise in den Orient, besonders nach Ägypten und dem Sinai, als deren Frucht er eine neue Sammlung wertvoller griech., arab. und syr. wie karäischer Handschriften heimbrachte. Von einer dritten, 1859 auf Kosten der russ. Regierung unternommenen orient. Reise brachte er namentlich die unter dem Namen Codex Sinaiticus berühmt gewordene älteste griech. Bibelhandschrift nach Petersburg. Das Werk (4 Bde., Fol.) erschien zum 1000jährigen russ. Reichsjubiläum Herbst 1862; zwei Handausgaben des neutestamentlichen Teils folgten (Lpz. 1863 u. 1864). Im J. 1868 bewirkte er in Petersburg die Schenkung des Codex Sinaiticus an Kaiser Alexander, welche 1869 von seiten der Sinaitischen Brüderschaft vollzogen ward. Kaiser Alexander II. erhob ihn 1869 in den erblichen russ. Adelsstand. T. starb 7. Dez. 1874 zu Leipzig.

Die meisten wissenschaftlichen Arbeiten T.s betreffen die Doppelaufgabe einer Textreform für das Neue und das griech. Alte Testament. Dahin gehören, als Bestandteile einer christl. Urkundenbibliothek, die Ausgaben des «Codex Ephraemi Syri» (Lpz. 1843 u. 1845), des «Codex Friderico-Augustanus» (Lpz. 1846), die «Monumenta sacra inedita» (Lpz. 1846), «Evangelium Palatinum ineditum» (Lpz. 1847), «Codex Amiatinus» (Lpz. 1850 u. 1854), «Codex Claromontanus» (Lpz. 1852), «Novum Testamentum Vaticanum» (Lpz. 1867), «Appendix codicum celeb. Sinaitici Vaticani Alexandrini» (Lpz. 1867), endlich «Monumenta sacra inedita, nova collectio» (auf 9 Bde. berechnet, Bd. 1—7, Lpz. 1854—71). Die «Anecdota sacra et profana» (Lpz. 1855 u. 1860) und die «Notitia editionis codicis bibliorum Sinaitici etc.» (Lpz. 1860) enthalten die Kataloge seiner Manuskriptensammlungen neben bisher noch nicht herausgegebenen patristischen und klassischen Stücken. Das griech. Neue Testament gab er zweimal in Paris heraus (1842), 22mal in Leipzig (1841—75). Eine neue große kritische Ausgabe («editio VIII. critica major») erschien bis 1872 in zwei Bänden Text. Zweimal verband er mit dem griech. Text seine Revision vom lat. Text des Hieronymus und den auf die Originalausgaben zurückgeführten Lutherschen im «Novum Testamentum triglottum» (Lpz. 1854 u. 1865), woraus der lat. und deutsche Text auch besonders abgedruckt erschienen. An diese Ausgaben des Neuen Testaments schloß sich eine kritische «Synopsis evangelica» (4. Aufl., Lpz. 1878) an. Als vorzügliches Ergebnis seiner Bemühungen um den Text der Septuaginta ist die mit kritischem Apparat begleitete Ausgabe derselben (Lpz. 1850, 1856, 1860, 1869, 1875, 1880, 1887) hervorzuheben. Ein weiteres Gebiet, das T. mit Erfolg in den Bereich seiner Forschungen gezogen hat, ist das der neutestamentlichen Apokryphen. Der in Holland 1850 gekrönten Preisschrift «De evangeliorum apocryphorum origine et usu» folgten, unter Benutzung von mehr als 100 Handschriften mit 19 bisher unedierten Schriften die «Acta apostolorum apocrypha» (Lpz. 1851), die «Evangelia apocrypha» (2. Aufl., Lpz. 1873), die «Apocalypses apocryphae» (Lpz. 1866). T.s Apologie der Evangelien («Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?») erfuhr von 1865 bis 1867 vier deutsche Ausgaben und 13 in den verschiedensten Übersetzungen. Vieles Interessante bieten seine beiden Reisewerke: «Reise in den Orient» (2 Bde., Lpz. 1845—46), und «Aus dem Heiligen Lande» (Lpz. 1862). Vgl. Volbeding, «Konstantin T. in seiner 25jährigen schriftstellerischen Wirksamkeit» (Lpz. 1862).

Tischert, Gut in Estland bei Strandhof, 15 km von Reval, am Finnischen Meerbusen, bekannt durch seine romantisch-idyllische Lage, ist Sommeraufenthalt der Bewohner von Reval, auch von Fremden häufig besucht. In T. befindet sich die sog. Räuberhöhle, hart am Meere, welche der Dichter Roman von Budberg poetisch verherrlichte.

Tischgelder beziehen im deutschen Heere die am gemeinsamen Mittagstische des Offizierkorps teilnehmenden Lieutenants im Frieden bis zum Höchstbetrage von monatlich 9 Mark. Portepee-Fähnrichen und Offiziersaspiranten, welche das Zeugnis der Reife zum Portepee-Fähnrich besitzen, kann die Teilnahme an den T. gewährt werden. Den Offizieren des 1. Garderegiments zu Fuß und des Regiments der Gardes du Corps werden die T. als persönliche Zulage gewährt. Im Felde werden T. nicht gezahlt.

Tischglocken sind Läute- oder Lärmvorrichtungen, welche namentlich in Gasthäusern und Restaurants, aber auch in Privatwohnungen auf Tischen u. s. w. aufgestellt werden, um die Bedienenden herbeizurufen. Unter den zahlreichen Konstruktionen von T. sind diejenigen die verbreitetsten, welche auf einem Fußgestell, fest mit demselben verbunden, eine kleine Glocke tragen, gegen deren äußern oder innern Mantel beim Läuten ein kleiner Hammer (Klöppel) durch Druck auf einen Knopf von der Hand bewegt wird, oder bei denen eine Feder, die mit dem Finger gespannt wird, den Klöppel gegen die Glocke wirft. Andere Arten von T. sind den Gonggongs oder Tamtams ähnlich, indem als Lärmerzeuger ein mit umgebogenem Rand versehenes Silber- oder Bronzeblech dient, gegen welches ein oder mehrere Klöppel schlagen. Früher benutzte man als T. allgemein Handklingeln, d. h. kleine, mit einem Handgriff versehene Glocken, innerhalb deren der Klöppel aufgehängt ist, welcher durch Hin- und Herbewegen der Glocke gegen letztern anschlägt.

Tischlerei oder Schreinerei (frz. menuiserie, engl. joinery). Nach der Bestimmung der erzeugten Gegenstände unterscheidet man drei Hauptarten der T., nämlich: die Bautischlerei, welche Fußböden, Wandbekleidungen, Gesimse, Fenster,

Thüren ꝛc. herstellt; die Maschinentischlerei, welche hölzerne Maschinenbestandteile, sowie hölzerne Modelle für den Guß metallener Maschinenteile liefert; die Möbeltischlerei oder Möbelfabrikation, in ihrer höchsten Ausbildung Kunsttischlerei genannt. (S. Möbel.) Die erste Arbeit des Tischlers besteht in dem Zuschneiden der Stücke, wozu Bretter oder Bohlen von passender Länge, Breite und Dicke ausgewählt werden. Man macht die Vorzeichnung in Bleistift bei geradlinig begrenzten Stücken mittels des Lineals, des Streichmaßes und des Winkelmaßes, bei krummen und geschweiften Gegenständen mittels des Zirkels und des Modells, eines dünnen Brettes (oder einer Papptafel), welches nach der gewünschten Gestalt zugeschnitten ist. Alsdann schneidet man die Stücke, den Bleistiftlinien mit der Säge folgend, zu, und zwar benutzt man für geradlinige Gegenstände die Ortersäge, für krumme und geschweifte die Schweifsäge. Die Ausarbeitung der zugeschnittenen Stücke erfolgt in der Hauptsache mittels der verschiedensten Arten von Hobeln (s. d.), wobei die Oberfläche geglättet wird und zugleich die gewünschte Form erhält. Einzelne grobe Unebenheiten werden vorher mittels eines Stemmeisens und Schlägels beseitigt. Nachdem man das Ganze obenhin mit dem Schrubbhobel geebnet hat, fährt man fort, die Fläche nacheinander mit Schlicht- und Doppelhobel zu bearbeiten, wobei man sie mittels des Richtscheits prüft. Krumme und geschweifte Stücke richtet man mit dem Schiffhobel, aber auch mit Raspel, Stechbeitel und Ziehklinge zu; Leisten und Gesimse werden mit Kehl- und Karnieshobel ausgearbeitet. Das Zusammensetzen der einzelnen Teile geschieht mittels Zapfen, Nut und Feder, Zinken u. s. w. (s. unter Holzverband), wobei meist auch Leim verwendet wird, seltener mittels eiserner Nägel und Schrauben. Über das Furnieren der Tischlerarbeiten s. Furnieren, sowie Furniersäge und Furnierschneidmaschine; über eingelegte Arbeit s. Fournieren, Marqueterie und Intarsia. Die Vollendungsarbeiten der T. sind Abschaben hervorgequollener Leimteile mittels stumpfer Stemmeisen, Abputzen der ganzen Flächen mittels sehr wenig angreifender Hobel, Abziehen mit der Ziehklinge, Schleifen mit Bimsstein und Polieren.

Tischreden mancher berühmter Männer sind schon aus dem Altertume her vorhanden. Am bekanntesten aber sind Luthers «T. oder Colloquia, so er in vielen Jahren gegen gelahrten Leuten, auch fremden Gästen und Tischgesellen geführet». In denselben findet man teils sinnreiche Bemerkungen über einzelne Punkte der Glaubens- und Sittenlehre, teils kernhafte Späße. Die beste Ausgabe besorgte Förstemann (3 Abteil., Lpz. 1844—46). Bekannt sind auch die T. («Table talk») des engl. Dichters Coleridge (s. d.), sowie die humoristischen und geistvollen T. des amerik. Schriftstellers Holms unter dem Titel «The autocrat at the breakfast table» (Bost. 1857), «The professor at the breakfast table» (Bost. 1858) und «The poet at the breakfast table» (Bost. 1872).

Tischrücken und Geisterklopfen. Mit dem T. (engl. table-moving, frz. tables tournantes) wird eine besondere drehende, zuletzt gleichsam fortschreitende Bewegung bezeichnet, welche man an einem Tische wahrnimmt, wenn mehrere Personen, die denselben umsitzen oder umstehen, eine Zeit lang ihre Hände auf dem Rande liegen lassen. Diese Erscheinung ward zuerst in Nordamerika beobachtet. In Acadia, einem kleinen Orte der Grafschaft Wayne im Staate Neuyork, war eine Familie Fox 1848 in den Besitz eines Hauses gekommen, dessen sich der vorige Eigentümer aus Furcht vor einem von Zeit zu Zeit vernehmbaren spukhaften Klopfen entäußert hatte. Die Tochter der Genannten behauptete hierauf, den Spukgeist zu jenen Äußerungen seiner Anwesenheit willkürlich vermögen zu können, indem sie sichtbarlich klopfte und durch nicht wahrnehmbare Fußbewegungen ein Gegenklopfen hervorbrachte. Von da an war nur noch ein kleiner Schritt bis zur Annahme, daß der Geist vorgelegte Fragen, falls sie zu bejahen wären, durch Klopfen beantworte, und so erfuhren die von allen Seiten herbeiströmenden Zuhörer, daß zunächst die abgeschiedene Seele eines ermordeten Hausierers, weiterhin aber auch andere Verstorbene ihr Mitteilungsbedürfnis auf diese Weise befriedigten. Als die Familie das Haus verließ, zogen die Geister in dem Meublement mit weg, und es erfolgte nun sehr rasch die Entdeckung, daß ihrer eine unzählige Menge nur auf den Augenblick harre, wo gläubige Hände einen Tisch zum Drehen brächten. Auf geeignete Befragung neigte sich dann der Tisch etwas nach hinten und gab darauf durch wiederholtes Zurücklehren in die horizontale Stellung mit dem einen Fuße die erwartete Zahl oder die Stelle an, welche zu bezeichnende Buchstaben im Alphabet einnehmen. Zur Erleichterung dieses etwas schwerfälligen Verkehrs erfand ein Dr. Hare das Spiritoskop oder den Psychographen, einen beweglichen hölzernen Zeiger, der, wenn er von einer oder zwei sensitiven Personen am hintern Ende berührt wird, mit der Spitze auf einem Halbkreise herumfährt und aus dem dort befindlichen Alphabet die erforderlichen Buchstaben bezeichnet. Die Geister (Spirits) sollen sogar hochempfängliche Personen (Medien) ausgemittelt haben, deren Hand sie gleich zum willenlosen Schreiben oder Zeichnen benutzen können.

Deutschland ward mit dem T. durch einen Bericht A. Andrees in der «Allgemeinen Zeitung» vom 4. April 1853 bekannt, welcher zunächst bloß das Verfahren zur Hervorbringung jener drehenden Bewegung beschrieb. Allerorten vorgenommene Versuche bestätigten die Mitteilung, und sehr bald erzeugten das sich daran knüpfende Klopfen und der Psychograph eine Art geistiger Epidemie, die in Deutschland nur vorübergehend, in Frankreich aber und besonders in England um so länger herrschte. Zur Erklärung des seltsamen Phänomens genügen schon die Gesetze der Mechanik. Das Erzittern der lange aufliegenden Hände summiert sich in dem Tische zu einer Kraftwirkung, die endlich, wenn mehrere unwillkürlich herniederdrückende Seitenpressungen hinzukommen, das Möbel in eine wälzende Bewegung versetzt. Letztere gilt aber den Experimentierenden für eine selbständige, weil sie ihren bisherigen Kraftaufwand für zu unbedeutend ansehen und von der Geringfügigkeit der Reibung nichts ahnen, welche, sobald die Bewegung einmal eingeleitet ist, zum größern Teile schon durch die Schwere des Tisches überwunden wird. (Vgl. Scheffler, «Imaginäre Arbeit, eine Wirkung der Centrifugal- und Gyralkraft, mit Anwendungen auf die Theorien des Kreisels, des rollenden Rades, des Polytrops und des Tischrückens», Lpz. 1866.) Das Klopfen dagegen erklärt sich aus der Wahrnehmung, daß sich das Bewußtsein durch eine längere

abtötende mechan. Beschäftigung teilweise hemmen, gleichsam anästhesieren läßt, worauf ein Traumspiel mit unwillkürlichen Bewegungen bei offenen Augen beginnt. Das Außerordentlichste leisten in dieser Beziehung die ind. Büßer, welche, nach der Beobachtung engl. Physiologen, z. B. durch monatelanges Herabsehen auf die Nasenspitze u. dgl., die Nervenempfindlichkeit aufheben, sich Visionen erzeugen u. s. w. (S. Spiritismus.)

Tischuhr, s. unter Uhren.

Tise Gangri, Gangri, Gebirgskette im Lande Tibet, s. Gangsri.

Tisson, s. Ktesiphon.

Tisiphone (Furie), s. Eumeniden.

Tissaphernes, mächtiger pers. Satrap, bekannt durch seine Treulosigkeit und Hinterlist, wurde 414 v. Chr. vom Könige Darius II. (Nothos) zum Satrapen (Statthalter) Kleinasiens ernannt und führte unter demselben Krieg gegen die Athener. Als nach des Darius Tode (405) dessen jüngerer Sohn, Cyrus (s. d.) der Jüngere, seinen Bruder Artaxerxes II. Mnemon vom Throne zu stoßen suchte, verriet T. dem Könige die Pläne seines Bruders und nahm an der Schlacht bei Kunaxa gegen Cyrus (401 v. Chr.) teil. Aus Dankbarkeit gab ihm Artaxerxes nicht nur seine Tochter zur Gattin, sondern beschenkte ihn auch mit der unbeschränkten Statthalterschaft des Cyrus. Als er aber nachher die ion. Städte Kleinasiens wegen ihrer Teilnahme an dem Aufstande züchtigen wollte und diese von den Spartanern Unterstützung erhielten, wurde er von dem Spartanerkönige Agesilaus bei Sardes in Lydien gänzlich geschlagen (395 v. Chr.), seiner Stelle und Würde entsetzt und auf Anstiften der Parysatis, der Mutter des Artaxerxes und Cyrus, in Phrygien ermordet (395 v. Chr.).

Tissot (Charles Joseph), franz. Diplomat, geb. 29. Aug. 1828 zu Paris, studierte zu Dijon die Rechte und trat dann in den Konsulardienst ein. Zunächst war er in verschiedenen Städten des Orients angestellt; 1866 wurde er Subdirektor im Ministerium des Äußern, 1869 Botschaftssekretär in London, 1871 Gesandter in Tanger, 1876 in Athen, 1880 in Konstantinopel, 1882 in London. Nachdem er 1883 seine Entlassung genommen, starb er 5. März 1884. T. machte sich auch durch mehrere archäol. und geograph. Arbeiten bekannt.

Tissot (Simon [nach andern Angaben aber Samuel] Auguste André David), franz. Arzt, geb. zu Grancy im Waadtlande 20. März 1728, studierte zu Genf und Montpellier und ließ sich dann zu Lausanne nieder. Hauptsächlich wurde sein Name dadurch berühmt, daß er auf die furchtbaren Folgen der Onanie aufmerksam machte. Außerdem trug er viel zur Einführung der Blatternimpfung bei. Am bekanntesten wurden seine populär-mediz. Schriften: «L'onanisme» (Lauf. 1760), die in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurde, und der «Avis au peuple sur la santé» (Lauf. 1761). Seine übrigen zahlreichen lat. und franz. Schriften (gesammelt 15 Bde., Lauf. 1783—95; 8 Bde., Par. 1809) bestehen aus Abhandlungen über Inokulation, Blutumlauf und Aderlaß, Gallenfieber, Krebs, Epilepsie, Wassersucht, Nervenkrankheiten, Gesundheit der Gelehrten u. s. w. und erschienen gesammelt zu Lausanne 1783—95 (15 Bde.) und zu Paris 1809 (8 Bde.). Im J. 1780 nahm T. auf Josephs II. Bitte, der ihn besuchte, für drei Jahre eine mediz. Professur in Pavia an. Er starb zu Lausanne 15. Juni 1797. Vgl. Eynard, «La vie de Simon André T.» (Par. 1839).

Sein Sohn, Clément Joseph T., geb. zu Ornans 1750, gest. 30. Juni 1836 zu Paris, machte sich ebenfalls durch mehrere mediz. Schriften und durch Bekleidung hoher Ämter im franz. Sanitätswesen bekannt.

Tissot (Victor), franz. Schriftsteller, geb. 1845 zu Freiburg in der Schweiz, leitete die «Gazette de Lausanne» bis 1874. Nachdem er Deutschland und Österreich bereist hatte, gab er 1875 ein Werk, oder vielmehr eine Schmähschrift heraus: «Voyage au pays des milliards», welche in Frankreich außerordentlichen Beifall fand. T. veröffentlichte hierauf: «Les Prussiens en Allemagne» (1876), «Voyage aux pays annexés» (1876), «Vienne et la vie viennoise» (1878), mit Améro «Les aventures de Gaspard van der Gomm» (1879), «Voyage au pays des Tziganes» (1880), «L'Allemagne amoureuse» (1884), «La police secrète prussienne» (1884; illustr. Ausg. 1886), «De Paris à Berlin» (1886) ꝛc.

Tisza (Koloman von), ungar. Staatsmann, geb. 16. Dez. 1830 zu Geszt im Biharer Komitat, erhielt im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung und trat schon 1848 ins Unterrichtsministerium. Nach dem Ausbruch der Revolution zog er sich nach Geszt zurück, unternahm dann eine mehrjährige Reise durch Mitteleuropa, wurde 1855 Hilfskurator des reform. Nagy-Szalontaer Kirchendistrikts und bekämpfte 1859 energisch das vom österr. Kultusminister Grafen Leo Thun eingeführte, gegen die autonome prot. Kirchenverfassung Ungarns gerichtete Protestantenpatent. Im J. 1861 wurde T. von der Stadt Debreczin in den Reichstag gewählt und übernahm nach dem Selbstmorde des Grafen Ladislaus Teleki die Führerschaft des linken Centrums im ungar. Abgeordnetenhause, welche er auch in den folgenden Sessionen (1865, 1869, 1872) behauptete. Endlich gab er im Anfang 1875 seinen oppositionellen Standpunkt auf und ermöglichte die Vereinigung des linken Centrums mit der Deák-Partei, welche sich nun liberale Partei nannte. Im Ministerium Wenkheim vom 5. März 1875 übernahm T. das Ministerium des Innern und 21. Okt. auch die Ministerpräsidentschaft. Die Arrondierung der Municipien (Komitate, Distrikte, Stühle) wurde 1876 sanktioniert und der Wirkungskreis der Verwaltungsausschüsse bestimmt. Hauptaufgabe des T.-Ministeriums war der wirtschaftliche Ausgleich mit Transleithanien und die Neuorganisierung der Österreich-Ungarischen Bank. Während der Wahlen für 1878—81 bereitete die Occupation Bosniens und der Herzegowina neue Schwierigkeiten für die Finanzen diesseit und jenseit der Leitha, sodaß das ganze T.-Ministerium seine Entlassung einreichte, obgleich die Wahlen ihm eine große Majorität gesichert hatten. Die viel angefochtene Politik Andrássys siegte aber in den Delegationen, und T. trat aufs neue im Dez. 1878 an die Spitze des neuen Kabinetts. Mit großem Geschick verteidigte nun T. die Vereinbarungen der beiden Regierungen gegen die heftigen Angriffe von seiten der Linken. Seitdem behauptete sich T. trotz aller Angriffe der Oppositionsparteien am Ruder der Regierung, das er mit Hilfe einer großen Majorität im Reichstage nach seinen Intentionen lenkt.

Graf Ludwig T., Bruder des vorigen, geb. 12. Sept. 1832 zu Geszt, wurde 1861 Mitglied des Reichstags, gehörte anfangs mit seinen Brüdern

Koloman und Ladislaus zur Opposition, trat später zur Deák-Partei über, wurde 1867 Obergespan des Biharer Komitats, 1869 Vizepräsident des Baurates in Budapest, 1871 Minister der Kommunikationen und öffentlichen Bauten, trat 19. Dez. 1873 zurück und wurde nach der Katastrophe von Szegedin 1879 königl. Kommissar zur Rekonstruktion der verwüsteten Stadt. Zur Belohnung hierfür erhielt er 1883 die Würde eines «Grafen von Szegedin», nachdem er schon 1869 die k. k. Kämmerers- und 1873 die Geheimratswürde erhalten hatte. Jetzt ist Graf T. als Deputierter eines Wahlbezirks von Szegedin fortdauernd Mitglied des ungar. Reichstags.

Tisza-Eszlár, Großgemeinde im Komitat Szabolcs in Ungarn, an der Theiß, mit (1880) 2175 meist magyar. E., die Ackerbau und Viehzucht nebst einiger Fischerei betreiben, kam durch den im Juli 1883 geführten Prozeß gegen einige jüd. Bewohner daselbst wegen angeblich ritueller Ermordung des Christenmädchens Esther Solymossy zu weithin bekanntem Namen. Die Angeklagten wurden vom Gerichtshofe Nyiregyháza freigesprochen.

Tisza-Füred, ungar. Marktflecken, s. u. Füred.

Titan (chem. Zeichen Ti; Atomgewicht = 50), ein metallisches Element, welches in seinem chem. Verhalten vielfach an Silicium erinnert, findet sich, wie letzteres, in der anorganischen Natur nur mit Sauerstoff verbunden, als Titansäure, und zwar teils frei, teils in Verbindung mit Basen. Die reine Titansäure kommt im Mineralreiche in drei durch ihre Kristallform voneinander verschiedenen Mineralien: dem Rutil, Brookit und Anatas, vor; unter ihren Verbindungen ist das Titaneisen (titansaures Eisenoxydul) bemerkenswert, außerdem der Titanit (titansaurer und kieselsaurer Kalk). Im Titaneisen wurde das T. 1790 von Gregor, im Rutil 1795 von Klaproth entdeckt. Es ist nur sehr schwierig und auf umständliche Weise darzustellen. Gewöhnlich erscheint es als ein dunkelgraues, nicht kristallinisches Pulver vom Aussehen des mit Wasserstoff reduzierten Eisens. Es ist im höchsten Grade schwerschmelzend. Von Salzsäure wird es beim Erwärmen unter Entwickelung von Wasserstoff gelöst. Das T. gehört zu den Elementen, die sich mit Stickstoff zu in der Glühhitze beständigen Verbindungen vereinigen. In den Spalten der Eisenhohöfen, wo man titanhaltige Eisenerze verhüttet, findet man nicht selten und in ziemlicher Menge kupferrote, metallglänzende Würfel (Titanwürfel), welche eine Verbindung sind von Titanstickstoff mit Cyantitan. In der Porzellandekoration benutzt man in beschränkter Weise das T. zur Erzielung gelber Farben. Auch grüne und andere Farben zum Malen und Anstreichen hat man aus T. darzustellen versucht. Die große Verwandtschaft des T. zum Stickstoff hat man zur Überführung des Stickstoffs der Luft in Ammoniak benutzt, indem man die Titanstickstoffverbindungen in einem Strome Wasserstoff erhitzt, während die zurückbleibenden niedrigern Stickstoffverbindungen des T. beim Erhitzen in Stickstoff denselben wieder aufnehmen; durch abwechselndes Übergleiten von Wasserstoff und Stickstoff soll man einen kontinuierlichen Ammoniakstrom erzielen. Wegen des zu sparsamen Vorkommens des Materials hat dieses Verfahren jedoch keine technische Bedeutung. Die Anwendung des T. als Zusatz zum Stahl (Titanstahl), um dessen Qualität zu verbessern, hat sich nicht bewährt.

Titaneisenerz, ein eisenschwarzes, undurchsichtiges, halbmetallisch glänzendes Mineral, welches mit Eisenglanz und Korund isomorph kristallisiert und rhomboëdrische (teilweise nach den Gesetzen der rhomboëdrischen Tetartoëdrie gebildete) sowie tafelartige Individuen aufweist, von der Härte 5 bis 6 und dem spezifischen Gewicht 4,5 bis 5,2. In chemischer Hinsicht sind die verschiedenen Varietäten des T. (Ilmenit, Iserin, Kibdelophan, Washingtonit, Crichtonit) wesentlich titansaures Eisenoxydul mit einer Beimischung von mehr oder weniger Eisenoxyd, also entsprechend der allgemeinen Formel $xFeTiO_3 + yFe_2O_3$; es gibt Varietäten, in denen der Wert von y sehr gering ist (fast reines titansaures Eisenoxydul), während andererseits durch fortwährende Abnahme von x ein Übergang in reines Eisenoxyd (Eisenglanz) dargestellt wird; manchmal enthält das Erz auch mehr oder weniger Magnesia, d. h. es ist $MgTiO_3$ hinzugemischt. Das T. ist vor dem Lötrohr unschmelzbar, in Salz- oder Salpetersäure (im Gegensatz zum eigentlichen Eisenglanz) sehr schwer löslich unter Abscheidung von Titansäure. Vorkommnisse von Kristallen oder größerer körniger und schaliger Massen finden sich zu Harthau bei Chemnitz, Hofgastein, Aschaffenburg, im tiroler Stubaithal, bei Bourg d'Oisans im Dauphiné, zu Arendal, Egersund, Tvedestrand in Norwegen, Litchfield in Connecticut, am Ilmensee bei Miask. Eine große Verbreitung besitzt aber das T. als makro- und mikroskopischer Gemengteil vieler Gesteine, z. B. von Doleriten, Diabasen, Gabbros, Melaphyren u. s. w., wo seine oft sechsseitigen Tafeln sehr häufig in eine schmutzig-graulichweiße Substanz (sog. Leukoxen, Titanomorphit) verändert erscheinen, welche ein manchmal feine Rutilprismen enthaltendes Aggregat von Titanit ist. Auch Anatas geht sekundär aus einer Umwandlung des T. hervor. Anhäufungen von rundlichen losen Körnern des T. finden sich an der Iserwiese im Riesengebirge (Iserin), Ablagerungen von T.-Sand in Cornwall (sog. Menaccanit), sowie in großer Menge an der Ausmündung des Moisieflusses und anderer Zuflüsse des St. Lorenz in Canada.

Titanen waren nach der mythol. Anschauung der Griechen ein uraltes Göttergeschlecht, Kinder des Uranos (s. d.) und der Gäa. Auf Anstiften der letztern stieß einer der T., Kronos, den Vater vom Throne und entmannte ihn, worauf dieser seine Kinder verfluchte. Der Fluch ging in Erfüllung, indem Zeus, der Sohn des Kronos, nach langem und hartnäckigem Kampfe, der sog. Titanomachie, welche von spätern griech. und röm. Dichtern öfters mit der Gigantomachie, dem Kampfe der Götter gegen die Giganten, vermengt wird, mit Hilfe der Hekatoncheiren (100armiger Meerriesen) und der Cyklopen den Kronos und die übrigen T. besiegte, dieselben (mit Ausnahme des Okeanos, der auf seiten des Zeus im Kampfe stand) in den Tartaros hinabstürzte, wo sie, gefesselt, von den Hekatoncheiren bewacht wurden, und nun die neue Weltordnung unter der Herrschaft der olympischen Götter begründete. Name und Zahl der T., welche ohne Zweifel als Personifikationen gewaltiger, einer geregelten Weltordnung vielfach widerstrebender Naturkräfte zu betrachten sind, werden von den Alten verschieden angegeben. Nach der verbreitetsten Angabe sind es zwölf, sechs männliche (Okeanos, Koios, Kreios, Hyperion, Japetos und Kronos) und sechs weibliche (Theia,

abtötende mechan. Beschäftigung teilweise hemmen, gleichsam anästhesieren läßt, worauf ein Traumspiel mit unwillkürlichen Bewegungen bei offenen Augen beginnt. Das Außerordentlichste leisten in dieser Beziehung die ind. Büßer, welche, nach der Beobachtung engl. Physiologen, z. B. durch monatelanges Herabsehen auf die Nasenspitze u. dgl., die Nervenempfindlichkeit aufheben, sich Visionen erzeugen u. s. w. (S. Spiritismus.)

Tischuhr, s. unter Uhren.

Tise Gangri, Gangri, Gebirgskette im Lande Tibet, s. Gangsri.

Tisfon, s. Ktesiphon.

Tisiphone (Furie), s. Eumeniden.

Tissaphernes, mächtiger pers. Satrap, bekannt durch seine Treulosigkeit und Hinterlist, wurde 414 v. Chr. vom Könige Darius II. (Nothos) zum Satrapen (Statthalter) Kleinasiens ernannt und führte unter demselben Krieg gegen die Athener. Als nach des Darius Tode (405) dessen jüngerer Sohn, Cyrus (s. d.) der Jüngere, seinen Bruder Artaxerxes II. Mnemon vom Throne zu stoßen suchte, verriet T. dem Könige die Pläne seines Bruders und nahm an der Schlacht bei Kunaxa gegen Cyrus (401 v. Chr.) teil. Aus Dankbarkeit gab ihm Artaxerxes nicht nur seine Tochter zur Gattin, sondern beschenkte ihn auch mit der unbeschränkten Statthalterschaft des Cyrus. Als er aber nachher die ion. Städte Kleinasiens wegen ihrer Teilnahme an dem Aufstande züchtigen wollte und diese von den Spartanern Unterstützung erhielten, wurde er von dem Spartanerkönige Agesilaus bei Sardes in Lydien gänzlich geschlagen (395 v. Chr.), seiner Stelle und Würde entsetzt und auf Anstiften der Parysatis, der Mutter des Artaxerxes und Cyrus, in Phrygien ermordet (395 v. Chr.).

Tissot (Charles Joseph), franz. Diplomat, geb. 29. Aug. 1828 zu Paris, studierte zu Dijon die Rechte und trat dann in den Konsulardienst ein. Zunächst war er in verschiedenen Städten des Orients angestellt; 1866 wurde er Subdirektor im Ministerium des Äußern, 1869 Botschaftssekretär in London, 1871 Gesandter in Tanger, 1876 in Athen, 1880 in Konstantinopel, 1882 in London. Nachdem er 1883 seine Entlassung genommen, starb er 5. März 1884. T. machte sich auch durch mehrere archäol. und geograph. Arbeiten bekannt.

Tissot (Simon [nach andern Angaben aber Samuel] Auguste André David), franz. Arzt, geb. zu Grancy im Waadtlande 20. März 1728, studierte zu Genf und Montpellier und ließ sich dann zu Lausanne nieder. Hauptsächlich wurde sein Name dadurch berühmt, daß er auf die furchtbaren Folgen der Onanie aufmerksam machte. Außerdem trug er viel zur Einführung der Blatternimpfung bei. Am bekanntesten wurden seine populär-mediz. Schriften: «L'onanisme» (Lausanne 1760), die in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurde, und der «Avis au peuple sur la santé» (Lausanne 1761). Seine übrigen zahlreichen lat. und franz. Schriften (gesammelt 15 Bde., Lausanne 1783—95; 8 Bde., Par. 1809) bestehen aus Abhandlungen über Inokulation, Blutumlauf und Aderlaß, Gallenfieber, Krebs, Epilepsie, Wassersucht, Nervenkrankheiten, Gesundheit der Gelehrten u. s. w. und erschienen gesammelt zu Lausanne 1783—95 (15 Bde.) und zu Paris 1809 (8 Bde.). Im J. 1780 nahm T. auf Josephs II. Bitte, der ihn besuchte, für drei Jahre eine mediz. Professur in Pavia an. Er starb zu Lausanne 15. Juni 1797. Vgl. Eynard, «La vie de Simon André T.» (Par. 1839).

Sein Sohn, Clément Joseph T., geb. zu Ornans 1750, gest. 30. Juni 1836 zu Paris, machte sich ebenfalls durch mehrere mediz. Schriften und durch Bekleidung hoher Ämter im franz. Sanitätswesen bekannt.

Tissot (Victor), franz. Schriftsteller, geb. 1845 zu Freiburg in der Schweiz, leitete die «Gazette de Lausanne» bis 1874. Nachdem er Deutschland und Österreich bereist hatte, gab er 1875 ein Werk, oder vielmehr eine Schmähschrift heraus: «Voyage au pays des milliards», welche in Frankreich außerordentlichen Beifall fand. T. veröffentlichte hierauf: «Les Prussiens en Allemagne» (1876), «Voyage aux pays annexés» (1876), «Vienne et la vie viennoise» (1878), mit Améro «Les aventures de Gaspard van der Gomm» (1879), «Voyage au pays des Tziganes» (1880), «L'Allemagne amoureuse» (1884), «La police secrète prussienne» (1884; illustr. Ausg. 1886), «De Paris à Berlin» (1886) ꝛc.

Tisza (Koloman von), ungar. Staatsmann, geb. 16. Dez. 1830 zu Geszt im Biharer Komitat, erhielt im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung und trat schon 1848 ins Unterrichtsministerium. Nach dem Ausbruch der Revolution zog er sich nach Geszt zurück, unternahm dann eine mehrjährige Reise durch Mitteleuropa, wurde 1855 Hilfskurator des reform. Nagy-Szalontaer Kirchendistrikts und bekämpfte 1859 energisch das vom österr. Kultusminister Grafen Leo Thun eingeführte, gegen die autonome prot. Kirchenverfassung Ungarns gerichtete Protestantenpatent. Im J. 1861 wurde T. von der Stadt Debreczin in den Reichstag gewählt und übernahm nach dem Selbstmorde des Grafen Ladislaus Teleki die Führerschaft des linken Centrums im ungar. Abgeordnetenhause, welche er auch in den folgenden Sessionen (1865, 1869, 1872) behauptete. Endlich gab er im Anfang 1875 seinen oppositionellen Standpunkt auf und ermöglichte die Vereinigung des linken Centrums mit der Deák-Partei, welche sich nun liberale Partei nannte. Im Ministerium Wenkheim vom 5. März 1875 übernahm T. das Ministerium des Innern und 21. Okt. auch die Ministerpräsidentschaft. Die Arrondierung der Municipien (Komitate, Distrikte, Stühle) wurde 1876 sanktioniert und der Wirkungskreis der Verwaltungsausschüsse bestimmt. Hauptaufgabe des T.-Ministeriums war der wirtschaftliche Ausgleich mit Transleithanien und die Neuorganisierung der Österreich-Ungarischen Bank. Während der Wahlen für 1878—81 bereitete die Occupation Bosniens und der Herzegowina neue Schwierigkeiten für die Finanzen diesseit und jenseit der Leitha, sodaß das ganze T.-Ministerium seine Entlassung einreichte, obgleich die Wahlen ihm eine große Majorität gesichert hatten. Die viel angefochtene Politik Andrássys siegte aber in den Delegationen, und T. trat aufs neue im Dez. 1878 an die Spitze des neuen Kabinetts. Mit großem Geschick verteidigte nun T. die Vereinbarungen der beiden Regierungen gegen die heftigen Angriffe von seiten der Linken. Seitdem behauptete sich T. trotz aller Angriffe der Oppositionsparteien am Ruder der Regierung, das er mit Hilfe einer großen Majorität im Reichstage nach seinen Intentionen lenkt.

Graf Ludwig T., Bruder des vorigen, geb. 12. Sept. 1832 zu Geszt, wurde 1861 Mitglied des Reichstags, gehörte anfangs mit seinen Brüdern

Koloman und Ladislaus zur Opposition, trat später zur Deák-Partei über, wurde 1867 Obergespan des Biharer Komitats, 1869 Vizepräsident des Baurates in Budapest, 1871 Minister der Kommunikationen und öffentlichen Bauten, trat 19. Dez. 1873 zurück und wurde nach der Katastrophe von Szegedin 1879 königl. Kommissar zur Rekonstruktion der verwüsteten Stadt. Zur Belohnung hierfür erhielt er 1883 die Würde eines «Grafen von Szegedin», nachdem er schon 1869 die k. k. Kämmerers- und 1873 die Geheimratswürde erhalten hatte. Jetzt ist Graf T. als Deputierter eines Wahlbezirks von Szegedin fortdauernd Mitglied des ungar. Reichstags.

Tisza-Eszlár, Großgemeinde im Komitat Szabolcs in Ungarn, an der Theiß, mit (1880) 2175 meist magyar. E., die Ackerbau und Viehzucht nebst einiger Fischerei betreiben, kam durch den im Juli 1883 geführten Prozeß gegen einige jüd. Bewohner daselbst wegen angeblich ritueller Ermordung des Christenmädchens Esther Solymossy zu weithin bekanntem Namen. Die Angeklagten wurden vom Gerichtshofe Nyiregyháza freigesprochen.

Tisza-Füred, ungar. Marktflecken, s. u. Füred.

Titan (chem. Zeichen Ti; Atomgewicht = 50), ein metallisches Element, welches in seinem chem. Verhalten vielfach an Silicium erinnert, findet sich, wie letzteres, in der anorganischen Natur nur mit Sauerstoff verbunden, als Titansäure, und zwar teils frei, teils in Verbindung mit Basen. Die reine Titansäure kommt im Mineralreiche in drei durch ihre Krystallform voneinander verschiedenen Mineralien: dem Rutil, Brookit und Anatas, vor; unter ihren Verbindungen ist das Titaneisen (titansaures Eisenoxydul) bemerkenswert, außerdem der Titanit (titansaurer und kieselsaurer Kalk). Im Titaneisen wurde das T. 1790 von Gregor, im Rutil 1795 von Klaproth entdeckt. Es ist nur sehr schwierig und auf umständliche Weise darzustellen. Gewöhnlich erscheint es als ein dunkelgraues, nicht krystallinisches Pulver vom Aussehen des mit Wasserstoff reduzierten Eisens. Es ist im höchsten Grade schwerschmelzend. Von Salzsäure wird es beim Erwärmen unter Entwickelung von Wasserstoff gelöst. Das T. gehört zu den Elementen, die sich mit Stickstoff zu in der Glühhitze beständigen Verbindungen vereinigen. In den Spalten der Eisenhohöfen, wo man titanhaltige Eisenerze verhüttet, findet man nicht selten und in ziemlicher Menge kupferrote, metallglänzende Würfel (Titanwürfel), welche eine Verbindung sind von Titanstickstoff mit Cyantitan. In der Porzellandekoration benutzt man in beschränkter Weise das T. zur Erzielung gelber Farben. Auch grüne und andere Farben zum Malen und Anstreichen hat man aus T. darzustellen versucht. Die große Verwandtschaft des T. zum Stickstoff hat man zur Überführung des Stickstoffs der Luft in Ammoniak benutzt, indem man die Titanstickstoffverbindungen in einem Strome Wasserstoff erhitzt, während die zurückbleibenden niedrigern Stickstoffverbindungen des T. beim Erhitzen in Stickstoff denselben wieder aufnehmen; durch abwechselndes Übergleiten von Wasserstoff und Stickstoff soll man einen kontinuierlichen Ammoniakstrom erzielen. Wegen des zu sparsamen Vorkommens des Materials hat dieses Verfahren jedoch keine technische Bedeutung. Die Anwendung des T. als Zusatz zum Stahl (Titanstahl), um dessen Qualität zu verbessern, hat sich nicht bewährt.

Titaneisenerz, ein eisenschwarzes, undurchsichtiges, halbmetallisch glänzendes Mineral, welches mit Eisenglanz und Korund isomorph krystallisiert und rhomboëdrische (teilweise nach den Gesetzen der rhomboëdrischen Tetartoëdrie gebildete) sowie tafelartige Individuen aufweist, von der Härte 5 bis 6 und dem spezifischen Gewicht 4,5 bis 5,2. In chemischer Hinsicht sind die verschiedenen Varietäten des T. (Ilmenit, Iserin, Kibdelophan, Washingtonit, Crichtonit) wesentlich titansaures Eisenoxydul mit einer Beimischung von mehr oder weniger Eisenoxyd, also entsprechend der allgemeinen Formel $xFeTiO_3 + yFe_2O_3$; es gibt Varietäten, in denen der Wert von y sehr gering ist (fast reines titansaures Eisenoxydul), während andererseits durch fortwährende Abnahme von x ein Übergang in reines Eisenoxyd (Eisenglanz) dargestellt wird; manchmal enthält das Erz auch mehr oder weniger Magnesia, d. h. es ist $MgTiO_3$ hinzugemischt. Das T. ist vor dem Lötrohr unschmelzbar, in Salz- oder Salpetersäure (im Gegensatz zum eigentlichen Eisenglanz) sehr schwer löslich unter Abscheidung von Titansäure. Vorkommnisse von Krystallen oder größerer körniger und schaliger Massen finden sich zu Harthau bei Chemnitz, Hofgastein, Aschaffenburg, im tiroler Stubaithal, bei Bourg d'Oisans im Dauphiné, zu Arendal, Egersund, Tvedestrand in Norwegen, Litchfield in Connecticut, am Ilmensee bei Miask. Eine große Verbreitung besitzt aber das T. als makro- und mikroskopischer Gemengteil vieler Gesteine, z. B. von Doleriten, Diabasen, Gabbros, Melaphyren u. s. w., wo seine oft sechsseitigen Tafeln sehr häufig in eine schmutzig-graulichweiße Substanz (sog. Leukoxen, Titanomorphit) verändert erscheinen, welche ein manchmal feine Rutilprismen enthaltendes Aggregat von Titanit ist. Auch Anatas geht sekundär aus einer Umwandlung des T. hervor. Anhäufungen von rundlichen losen Körnern des T. finden sich an der Iserwiese im Riesengebirge (Iserin), Ablagerungen von T.-Sand in Cornwall (sog. Menaccanit), sowie in großer Menge an der Ausmündung des Moisieflusses und anderer Zuflüsse des St. Lorenz in Canada.

Titanen waren nach der mythol. Anschauung der Griechen ein uraltes Göttergeschlecht, Kinder des Uranos (s. d.) und der Gäa. Auf Anstiften der letztern stieß einer der T., Kronos, den Vater vom Throne und entmannte ihn, worauf dieser seine Kinder verfluchte. Der Fluch ging in Erfüllung, indem Zeus, der Sohn des Kronos, nach langem und hartnäckigem Kampfe, der sog. Titanomachie, welche von spätern griech. und röm. Dichtern öfters mit der Gigantomachie, dem Kampfe der Götter gegen die Giganten, vermengt wird, mit Hilfe der Hekatoncheiren (100armiger Meerriesen) und der Cyklopen den Kronos und die übrigen T. besiegte, dieselben (mit Ausnahme des Okeanos, der auf seiten des Zeus im Kampfe stand) in den Tartaros hinabstürzte, wo sie, gefesselt, von den Hekatoncheiren bewacht wurden, und nun die neue Weltordnung unter der Herrschaft der olympischen Götter begründete. Name und Zahl der T., welche ohne Zweifel als Personifikationen gewaltiger, einer geregelten Weltordnung vielfach widerstrebender Naturkräfte zu betrachten sind, werden von den Alten verschieden angegeben. Nach der verbreitetsten Angabe sind es zwölf, sechs männliche (Okeanos, Koios, Kreios, Hyperion, Japetos und Kronos) und sechs weibliche (Theia,

Rhea, Tethys, Phoibe, Mnemosyne und Themis). Oft wird aber der Name T. auch Nachkommen jener Wesen gegeben, wie dem Prometheus, Atlas, Helios, der Selene, Hekate u. a. Vgl. Preller, «Griech. Mythologie» (4. Aufl., Bd. 1, Berl. 1884).

Titanit, ein weitverbreitetes, dem monoklinen System angehöriges Mineral von sehr mannigfaltigen Kryſtallformen, welche meiſt einen horizontal- oder geneigt- oder vertikal-ſäulenförmigen Habitus beſitzen, und oft nach der Baſis verzwillingt ſind, wobei auch Durchkreuzungszwillinge entſtehen. Die einen zuweilen diamantartigen, auch wohl fettartigen Glasglanz tragenden Kryſtalle, von der Härte 5 bis 5,5 und dem ſpezifiſchen Gewicht 3,4 bis 3,6, ſind bald auf Klüften und Spalten aufgewachſen und in dieſem Falle von höherer Pellukidität und gewöhnlich gelblichgrüner Farbe (die Sphen genannte Varietät); bald als acceſſoriſche Gemengteile von Geſteinen in dieſen eingewachſen und ſodann undurchſichtig und von vorwiegend braunen Tönen (ſog. eigentlicher T.) Die chemiſchen Analyſen führen auf die Formel $CaSiTiO_5$ oder vierfach kieſelſauren und titanſauren Kalk, $CaSi_2O_5 + CaTi_2O_5$ mit 30,27 Proz. Kieſelſäure, 41,51 Titanſäure, 28,22 Kalk, von welchem letztern in den braun gefärbten Varietäten einige Prozent durch Eiſenoxydul vertreten ſind. Das Mineral wird durch Salzſäure nur unvollſtändig, durch Schwefelſäure vollkommen zerſetzt, welche die Titanſäure löſt, während ſich Gips bildet. Aufgewachſene Kryſtalle finden ſich ſchön am St. Gotthard und andern Punkten in der Schweiz, im Oberſulzbachthal im Pinzgau, im tiroler Pfunders- und Pfitſchthal; häufig, doch nur in kleinen Kryſtallen eingewachſen, erſcheint der T. in Syeniten, Phonolithen, auch Dioriten, überhaupt beſonders gern in hornblendehaltigen, ſelten in augitführenden Geſteinen. Bei Eganville in der canadiſchen Grafſchaft Renfrew kommen Kryſtalle von 20 bis 80 Pfund Gewicht vor. T. bildet ſich auch ſekundär durch Umwandlung des Rutils und des Titaneiſens der Geſteine (ſog. Titanomorphit); andererſeits iſt eine Entſtehung von gelblichen Anataskryſtällchen ſowie von Rutil aus T. beobachtet worden.

Titchfield, Stadt in der engl. Grafſchaft Hampſhire, rechts am Aire, der 2 km unterhalb in den die Inſel Wight vom Feſtlande trennenden Meeresarm fällt, zählt (1881) 5859 E. und hat eine ſchöne frühgot. Kirche, Reſte des im 16. Jahrh. von den Earls of Southampton erbauten Titchfield-Houſe, Gerberei und Ziegeleien.

Titel (titulus) bedeutet am häufigſten im gewöhnlichen Umgange ein Wort oder einen Namen, wodurch in der bürgerlichen Geſellſchaft eine Perſon in Rückſicht ihres Standes, Amtes, ihrer Würde u. ſ. w. von der andern unterſchieden werden ſoll. Man unterſcheidet Standestitel, z. B. bei Fürſten, Adeligen u. ſ. w., zum Unterſchiede von Bürgerlichen; Ehrentitel, z. B. Durchlaucht, Excellenz u. ſ. w.; Amtstitel, wie Rat, Profeſſor, Superintendent u. ſ. w.

Außerdem verſteht man unter Titel die Aufſchrift, Rubrik eines Buchs, Bildes oder andern Werks, das man dadurch von andern unterſcheiden will; ferner einen geſetzlichen Grund, aus welchem jemand ein Recht oder der Beſitz einer Sache zuſteht; im kanoniſchen Rechte die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalt der Geiſtlichen dienen (urſprünglich gewiſſe, den Geiſtlichen angewieſene Sitze, wo ſie ihr Amt ausüben), und im Mittelalter eine Würde, ein geiſtliches Amt, das jemand bekleidete.

Endlich bezeichnet man mit Titel die Aufſchriften der Kapitel im Corpus juris, namentlich in den Inſtitutionen, Pandekten und dem Codex, ſowie auch neuerdings in den Geſetzgebungen.

Titel, Marktflecken und einſtiger Vorort des aufgelaſſenen Tſchaikiſten- oder Titler Grenzbataillons, jetzt zum Komitat Bács in Ungarn gehörig, liegt an der Mündung der Bega in die Theiß, am Oſtrande einer Hochebene, hat (1880) 3321 E., meiſt Serben und Deutſche, die ſich mit Schiffahrt, Fiſcherei und Schiffbau beſchäftigen. T. iſt ein alter Ort, früher Sitz einer Propſtei und von ſtrategiſcher Wichtigkeit, weshalb er auch befeſtigt war. Hier führt eine Schiffbrücke über die Theiß.

Titer, Titre, ſoviel wie Gehalt. Speziell in der Maßanalyſe (ſ. Analyſe) heißt T. der Gehalt einer Flüſſigkeit an gelöſtem Reagens oder deſſen äquivalente Menge der mittels der Flüſſigkeit quantitativ zu ermittelnden Subſtanz.

Tithonos, Sohn des Laomedon und der Strymo, Bruder des Priamus, Gemahl der Eos, welche ihn ſeiner Schönheit wegen geraubt hatte. Sie erbat von Zeus für T. Unſterblichkeit, vergaß aber auch ewige Jugend für ihn zu erbitten; als er nun alt wurde und ſeine Glieder einſchrumpften, verwandelte ihn Eos in eine Cikade.

Titicacaſee, Lago de Titicaca oder Laguna de Chucuyto, einer der höchſten großen Landſeen der Erde, in dem nordweſtl. Teile des Plateau von Oberperu, liegt von Nordweſten gegen Südoſten hingebreitet, dort zu Peru (Provinzen Chucuyto oder Huancané im Depart. Puno), hier zu Bolivia (Provinzen Omaſuyos und Ingavi im Depart. La Paz) gehörig, iſt 189 km lang, im Mittel 50 km breit, 8354 qkm groß und 3808 m über dem Meere gelegen und bis 218 m tief. Der See wird (ſeit 1862) mit Dampfbooten befahren, für die er nur auf der Nordweſtſeite ſtellenweiſe zu ſeicht iſt. Für die Beſchiffung mit den geringen Kähnen (balsas) der Indianer iſt er oft ſehr gefährlich, da der das ganze Jahr herrſchende Oſtwind den See nicht ſelten heftig erregt, vornehmlich während des Tags. Das Waſſer hat einen kaum merklichen Salzgeſchmack und birgt ſieben oder acht eigentümliche Varietäten von Fiſchen, während in dem Binſendickicht der Ufer ungeheuere Mengen von Waſſervögeln niſten. Der See iſt von ſehr unregelmäßiger Geſtalt und bildet, von meiſt zerſplitterten, klippigen Ufern begrenzt, mehrere Seitenbaſſins, die mit dem Hauptbecken durch ſchmale Waſſerpäſſe verbunden ſind. Der T. enthält viele, meiſt hohe Inſeln und empfängt zahlreiche Bergſtröme, welche eine ſolche Menge Sand, Schlamm und Geröll in den See führen, daß ſich hierdurch ſein Umfang von Jahr zu Jahr verringert. Ungeachtet der hohen Lage des T. ſind die Seeufer dennoch angebaut und umfaſſen eine zahlreiche Bevölkerung in Dörfern und Städten. Zugleich finden ſich an den Ufern wie auf den Inſeln noch zahlreiche, zum Teil großartige Überreſte altperuan. Baukunſt. Am berühmteſten iſt das Sonneneiland oder die Inſel Titicaca, nach der der See benannt iſt; dieſe iſt 16,5 km lang, 5,5 km breit, ſehr gebirgig, aber in den Thälern gut kultiviert. Noch ſieht man hier aus der Zeit der Inkas die Reſte eines Palaſtes und des berühmten

Sonnentempels, der im Innern überreich mit Gold geschmückt gewesen sein soll. Auch wächst hier noch dieselbe Art Mais (Inkamais), aus welchem die Sonnenjungfrauen Brot für die Inkas und die Priester bereiteten. Auf einer andern Insel stehen die Ruinen des Mondtempels und des Klosters der dem Mond geweihten Jungfrauen. Bei dem Dorfe Tiahuanaco in Bolivia liegen Ruinen riesiger Bauten. Der einzige Abfluß des T. ist der Rio Desaguadero (Abflußkanal), der aus der südwestl. Ecke des Huaci hinaustritt und als ein trotz zahlreicher Zuflüsse infolge der starken Verdunstung unbedeutendes Wasser mit langsamer Strömung in südsüdöstl. Richtung die Hochebene durchfließt und nach einem Laufe von 322 km in den See Pampa Aullagas (s. d.) oder Laguna de Huallagas mündet. Vgl. Pentland, «The Laguna de Titicaca» (Lond. 1848).

Tities, die Tribus der Sabiner, eine der drei ersten Tribus in Rom.

Titler Grenzbataillon auch Tschailistenbataillon genannt, bildete einen Teil der aufgelösten Militärgrenze (s. d.). Dasselbe wurde 1763 auf einem Territorium von 150 qkm mit den Ortschaften Titel, Lok, Moschorin, Gardinowatz, Vilova und Schablja gebildet und umfaßte anfänglich bloß zwei Kompagnien Tschailisten. Erst durch weitere Zusiedelung wurde das Bataillon auf vier Kompagnien mit 1112 Mann gebracht. Die Tschailisten hatten die Pflicht, zu Wasser und zu Land in Friedens- und Kriegszeiten Dienste zu leisten, namentlich aber an der Donau, Theiß und Save Sicherheit zu halten und zu diesem Zwecke das Raubgesindel zu verfolgen, den Schmuggel zu verhindern, die Kontumazanstalten zu schützen u. s. w. Im J. 1769 wurde das Bataillon durch weitere sechs Ortschaften vergrößert; 1869 hatte das Bataillon ein Territorium von 880 qkm mit 34358 E. Die Auflösung des Bataillons und dessen Einverleibung in das Bácser Komitat erfolgte 1872. Vgl. Schwicker, «Geschichte der österr. Militärgrenze» (Wien u. Teschen 1883).

Titlis, Berg der Unterwaldener Alpen, aus Kalkstein der mittlern Juraformation bestehend, erhebt sich südlich vom Engelbergthale auf der Grenze der schweiz. Kantone Bern und Unterwalden zu 3239 m Höhe über dem Meere. Nach Osten und Süden fällt er steil mit kahlen Felswänden ab, dagegen gestattet der allmählich sich abdachende, vergletscherte Nordwestabhang leichten Anstieg. Der höchste Gipfel, eine abgerundete Firnkuppe, der Nollen genannt, gewährt eine prächtige Rundsicht auf die Waldstätter, Berner, Glarner und Rhätischen Alpen, die schweiz. Hochebene bis zum Jura und Süddeutschland bis zum Schwarzwald und der Rauhen Alp. Zum ersten mal 1739 von einem Bruder des Klosters Engelberg, dann 1784 von dem Klosterarzt Dr. Feierabend ausgeführt, gilt gegenwärtig die Besteigung des T. als eine der leichtesten und lohnendsten in den Hochalpen. Von Engelberg aus über die Obere Trübenseealp (1777 m), wo ein kleines Wirtshaus Unterkunft bietet, erfordert der Anstieg 7—8, von der Engstlenalp (1839 m) im bernischen Gentthal über den Jochpaß 5—6 Stunden. Schwieriger ist die Besteigung von Gadmen aus. Vgl. H. Zeller, «Gebirgsaussicht, gezeichnet vom Gipfel des T.» (Zür. 1832), und Imfeld, «Titlis-Panorama» (Zür. 1879).

Titrieren, die ordnungsmäßige Feststellung des Feinheitsgrades der Seide (s. d., Bd. XIV, S. 665[b]).

Titrierverfahren (Maßanalyse, volumetrische Analyse), s. unter Analyse, Bd. I, S. 601[b].

Tittmoning, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Laufen, links an der Salzach, 370 m über dem Meere, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1538 kath. E. und hat ein Schloß und Tuffsteinbrüche.

Titulär, ein Betitelter (ohne eigentliches Amt); auch häufig in zusammengesetzten Wörtern, z. B. Titularbischof.

Titulatur, das Prädikat, welches jemand seinem Stand und Amt gemäß, besonders in der Anrede, erhält.

Titurel heißt der Urgroßvater von Parzival (s. d.), ein Held der Sage vom Heiligen Gral (s. d.), dessen Tempel er auf Mont-Salvage baute, und dessen Rittertum er gründete. Nach seinem zufällig in der ersten Zeile des Gedichts vorkommenden Namen benannte man bereits im Mittelalter die unverbundenen, zur Gralsage gehörenden herrlichen Bruchstücke, welche Wolfram von Eschenbach von der Liebe Schionatulanders und Sigunens, der Pflegeschwester Parzivals, gedichtet hatte. Eben jene Unvollständigkeit des sog. «Ältern T.» reizte nach der Mitte des 13. Jahrh. einen gewissen Albrecht, eine Vervollständigung zu versuchen. Die Quellen, welche ihm außer den beiden Wolframschen Gedichten selbst vorlagen, sind noch nicht aufgedeckt. Die eine derselben ist der Brief vom Priester Johannes, der bald an den byzant. Kaiser Manuel, bald an andere Herrscher gerichtet erscheint. In weitschweifiger Breite erzählt er alles, was er bei Wolfram vom Gral, von Parzival und von Schionatulander gefunden hatte, und fügte die Bruchstücke des «Ältern T.», die er durch überladene Zwischenreime zu verbessern glaubte, am gehörigen Orte ein. Auch diesen ganzen, bis zu Ende des Mittelalters vielgelesenen und bis in neuere Zeit noch mehr gepriesenen «Jüngern T.» hielt man für ein Werk Wolframs, was um so leichter geschehen konnte, weil der jüngere Dichter mehrmals Wolframs Namen sich aneignet. Allein er hat von Wolframs Geiste durchaus nichts, und seine dunkle, oft unverständliche Sprache ist nur eine mißlungene Nachahmung von Wolframs Stil. Die vorherrschende Allegorie, die gehäuften leeren Bilder, die übertriebene einseitige Verherrlichung des Ritter-, Priester- und Gelehrtentums und die geschraubte Darstellung machen das ebenso weitläufige als langweilige Werk vielmehr zu einem der unerquicklichsten des ganzen Mittelalters. Gedruckt ist der «Ältere T.» am besten in Lachmanns Ausgabe von Wolframs Werken und in Bartschs Ausgabe des «Parzival und T.» (2. Aufl., Lpz. 1877), hier zugleich mit den beiden neuen von Bartsch nachgewiesenen Bruchstücken; am besten übersetzt durch Simrock (zugleich mit Wolframs «Parzival», zuerst Stuttg. 1842). Der über 6000 Strophen haltende «Jüngere T.» ward nach einer leidlichen Handschrift 1477 zuerst gedruckt, zugleich mit dem «Parzival». Nach einer fehlerhaften heidelberger Handschrift ließ ihn Hahn abdrucken (Quedlinb. 1842). Ein Auszug daraus findet sich in «Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach» von San-Marte (Bd. 2, Magdeb. 1842). Vgl. Zarncke, «Der Graltempel, Vorstudie zu einer Ausgabe des Jüngern T.» (Lpz. 1876).

Titus, Schüler und Gehilfe des Apostels Paulus, von Geburt ein Heide, wurde von Paulus bekehrt und als Missionsgehilfe verwendet. Auf der Reise nach Jerusalem zum Apostelkonvent begleitete er den Paulus als lebendiger Zeuge für die gesetzesfreie Heidenmission und blieb trotz den judenchristlicherseits erhobenen Forderungen unbeschnitten. Später, als Paulus sich von seinen ältern Genossen, Barnabas und Markus, getrennt hatte, stand er dem Apostel Paulus treulich zur Seite und unterstützte ihn bei der Leitung der kleinasiat., macedon. und griech. Gemeinden, in deren Angelegenheiten er öfters von Paulus zu besondern Sendungen verwendet wurde. Nach dem im Neuen Testament enthaltenen Briefe an ihn hätte er später im Auftrage des Paulus die christl. Gemeinden in Kreta organisiert und geleitet, daher ihn die Tradition zum ersten Bischof von Kreta macht. Indessen ist der Brief ebenso wie die andern Pastoralbriefe (s. d.) unecht.

Titus, Bischof von Bostra in Arabien, lebte im 4. Jahrh. und war ein eifriger litterarischer Bekämpfer des Manichäismus. Von seinem Hauptwerke wider die Manichäer sind die zwei ersten Bücher und ein Teil des dritten erhalten und von de Lagarde 1859 herausgegeben worden.

Titus Flavius Vespasianus, röm. Kaiser, 79–81, der ältere Sohn des Vorgängers und gleichnamigen Vaters, zur Unterscheidung von welchem er mit dem Vornamen Titus benannt wird, während dem Vater der Zuname Vespasianus (s. d.) als gewöhnlicher Name gegeben wird, wurde 30. Dez. 41 n. Chr. geboren und am Hofe Neros mit Britannicus, dem er sich eng befreundete, erzogen. Schon frühzeitig zeichnete sich T. durch litterarische Bildung, als geschickter Sachwalter und auch im Kriege als Tribun in Germanien und Britannien aus. Als sein Vater 67 nach Syrien gesendet wurde, um die Empörung der Juden, die 65 ausgebrochen war, zu unterdrücken, begleitete ihn T. und blieb, als sein Vater 69 Palästina verließ, um sich der Kaiserwürde zu bemächtigen, zur weitern Führung des Kriegs zurück. Er beendete diesen durch die Eroberung und Zerstörung Jerusalems, das sich seit dem Beginn der Belagerung im Frühjahr aufs tapferste verteidigt hatte, im Herbst 70. Nachdem T. mit seinem Vater in Rom einen prächtigen Triumph gefeiert hatte, dessen Gedächtnis der noch stehende sog. Titusbogen verewigt, wurde er zur Teilnahme an der Regierung gezogen. Hier zeigte er sich hart, willkürlich und schwelgerisch, und die Römer fürchteten in ihm, als er dem Vater nach dessen Tode am 23. Juni 79 folgte, einen zweiten Nero zu erhalten. Aber T. gab sogleich durch die Entfernung seiner Geliebten Berenice, der jüd. Fürstentochter, deren Verbindung mit ihm dem röm. Volke zuwider war, den Beweis, daß er seine Privatneigung dem kaiserl. Berufe aufzuopfern wisse, und verwaltete diesen ununterbrochen mit Ernst, Gerechtigkeit, Milde und einer Herzensgüte, die ihn jeden Tag, an dem er keine Wohlthat ausgeübt, als verloren achten ließ, sodaß er sich bei dem Volke den Namen der Liebe und Lust des Menschengeschlechts (amor ac deliciae generis humani) erwarb. Die Verfolgungen wegen Majestätsverbrechen hörten unter ihm auf, die Delatores wurden unter entehrenden Strafen aus der Stadt vertrieben. Nach außen war seine Regierung bezeichnet durch die Fortschritte, welche die röm. Herrschaft in Britannien machte, nach innen aber durch schwere Unglücksfälle, die Rom und Italien heimsuchten. Unter ihm geschah es, daß 24. Aug. 79 ein Ausbruch des Vesuvs die Städte Herculaneum und Pompeji verschüttete. Im J. 80 legte eine dreitägige Feuersbrunst in Rom das Kapitol und den schönsten Teil der Stadt in Asche und zudem hatte eine schon unter Vespasian ausgebrochene Pest die Stadt und Umgegend verheert. Andererseits wurde unter ihm im J. 81 das Kolosseum (s. d.) eingeweiht und die Thermen über dem goldenen Hause des Nero gebaut, welche letztere in ihren Resten noch heute den Namen Titusthermen tragen. Schon 13. Sept. 81 starb T., der schon bei seiner Thronbesteigung unheilbar erkrankt war, am Fieber, nicht ohne daß seinen Bruder und Nachfolger der Verdacht traf, seinen Tod beschleunigt zu haben. Vgl. Beulé, «T. und seine Dynastie» (deutsch von Döhler, Halle 1875).

Ituskopf, Kopf mit kurzem Lockenhaar.

Titusville, Stadt in Crawford County im nordamerik. Staate Pennsylvania, liegt am Oil Creek (Ölbach), an verschiedenen Eisenbahnlinien, zählt (1880) 9046 E., worunter 150 Farbige. Seit 1859, als hier Petroleum gefunden wurde, ist T. der Mittelpunkt eines der Hauptöldistrikte. In seinen zahlreichen Raffinerien werden täglich über 9000 hl gewonnen. Außerdem gibt es große Fabriken, Manufakturen, Sägemühlen, 1 National- und 3 andere Banken, 1 Opernhaus, 1 Hoch- und mehrere öffentliche und Privatschulen, 9 Kirchen, 2 tägliche und 4 wöchentliche Zeitungen.

Tithos, Sohn der Gäa (s. d.) oder des Zeus und der Elara, ein Riese auf Euböa, wurde, weil er sich an der Leto vergreifen wollte, von Artemis oder von Apollon und Artemis mit Pfeilen, oder vom Zeus mit dem Blitzstrahl getötet. In der Unterwelt lag er über neun Hufen Landes ausgestreckt und zwei Geier saßen an seiner Seite und fraßen seine immer wachsende Leber. Am Apollonthrone zu Amyklä war sein Tod durch Artemis und Apollon dargestellt; auch sind noch mehrere Darstellungen auf Vasen erhalten.

Tiverton, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Devon, am River Exe, mit Taunton durch den Westernkanal und mit der Great-Westernbahn (London-Exeter) durch eine Zweiglinie verbunden, zählt (1881) 10462 E. und hat eine got. Kirche, eine Lateinschule, ein Theater, Eisengießerei, Wollzeugweberei und eine große Spitzenfabrik, welche 1500 Personen beschäftigt.

Tivoli, Stadt und Bischofssitz in der ital. Provinz Rom, 25 km ostnordöstlich von Rom gelegen, Station der Eisenbahn T.-Mandela, ist das alte Tibur (s. d.). Danach benannt sind auch in neuerer Zeit in vielen größern und mittlern Städten elegante Vergnügungsorte mit Gartenanlagen, Beleuchtungseffekten, Schauspiel u. dgl.

Auch bezeichnet man mit Tivoli ein Kugelspiel, welches auf einem mit zahlreichen in Quincunx gestellten Metallstiften, Löchern und bezifferten Fächern versehenen und in schiefer Ebene aufgestellten Brett gespielt wird.

Tiwurzel (Tea-root), s. unter Cordyline.

Tixtla (Ciudad Guerrero), Hauptstadt des mexik. Staates und Distrikts Guerrero, auf dem Nordabhange der das Land durchziehenden Cordillere, zählt 6139 E.

Tiza (Boronatrocalcit), s. unter Borax.

Tizian, eigentlich Tiziano Vecelli, der größte Meister der venet. Malerschule, wurde 1477 zu Pieve di Cadore im Friaul geboren. In zartem Alter bereits kam er nach Venedig, um sich dem Kunststudium zu widmen, und zwar zur günstigsten Zeit; denn im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrh. gewann die venet. Malerei, dank der Thätigkeit der Brüder Gentile und Giovanni Bellini, ihre klassische Form. Ob Palma vecchio auf den Jugendstil T.s Einfluß übte, ist sehr fraglich, dagegen wirkte der geniale Giorgione (Giorgio Barbarelli) mächtig auf ihn ein, wie man an mehrern frühen Madonnenbildern der wiener Galerie, andererseits an allegorischen Kompositionen, z. B. dem berühmten Gemälde Himmlische und irdische Liebe (in der Sammlung Borghese zu Rom) oder an den Drei Lebensaltern (Sammlung Ellesmere in London) wahrnimmt. Seine öffentliche Wirksamkeit begann er an der Hand Giorgiones, wenigstens in dessen Gemeinschaft, indem er bei der Ausschmückung des in den ersten Jahren des 16. Jahrh. neu wieder aufgebauten Kaufhauses der Deutschen (Fondaco dei Tedeschi) am Canale Grande in Venedig mit beschäftigt wurde. Von den 1507 und 1508 ausgeführten Malereien beider ist fast nichts übriggeblieben. Nur wenige Schatten lassen heute T.s Arbeit erkennen, allein unter den Zeitgenossen regte sich schon die Meinung, daß ihm der Vorzug gebühre. Er erfüllte die hohen Erwartungen der Venetianer durch eine Reihe religiöser Gruppengemälde (Madonnen und sog. heilige Konversationen in Wien und Florenz), besonders aber durch seinen Christus mit dem Zinsgroschen (Galerie zu Dresden), das Meisterwerk seiner Jugendperiode, in welchem sich Hoheit der Auffassung und Tiefe der Charakteristik mit gediegener Schönheit des malerischen Vortrags verbinden. Im J. 1511 erhielt er einen größern Auftrag und zwar für Padua, wo er unter anderm in der Scuola del Santo unter Beteiligung des Domenico Campagnola einen Cyklus von Fresken zur Legende des heil. Antonius ausführte, Malereien, welche bei großen koloristischen Vorzügen doch den eigentlich monumentalen Stil vermissen lassen. Sein Beruf lag vielmehr in der Ausbildung der Staffeleitechnik. Das zeigte sich an seinem Altarbild zur Verherrlichung des Markus, des Schutzheiligen der Republik (jetzt in Sta.-Maria della Salute), welches die großen Eigenschaften seiner spätern Hauptwerke schon verheißungsvoll ankündigt. Gleichzeitig setzte er Ehrgeiz darein, Staatsaufträge zu erlangen. Infolge dessen begann seine Thätigkeit als Porträtmaler, die ihm Gelegenheit gab, diesen Zweig malerischer Kunst zu nie zuvor erreichter Höhe zu erheben. Wenn auch die meisten der Dogenbildnisse T.s im Brande des Markuspalastes 1577 zu Grunde gegangen sind, haben sich doch zahlreiche andere Porträts seiner Hand erhalten, welche zu den größten Leistungen ihrer Gattung gehören. Von Staats wegen wurde ihm auch Anteil an den Malereien im Saale des Großen Rates eingeräumt, wo in mächtigen, an die Wände zu befestigenden Ölgemälden die großen geschichtlichen Erinnerungen der Republik verherrlicht werden sollten. Alles jedoch, was T. in jener Ruhmeshalle gemalt hat, ist durch Feuer zerstört. Nur die Komposition eines einzigen jener Bilder, die Schlacht bei Cadore, vermag man aus Kopien und aus einem von Giulio Fontana angefertigten Kupferstich zu würdigen.

Die Stellung des Meisters innerhalb der Künstlerschaft und der gesamten geistigen und polit. Aristokratie Venedigs gestaltete sich immer dominierender. In dem Maße, in welchem er sich in seinen künstlerischen Äußerungen der Bildungselemente des damaligen Kulturlebens bemächtigte, wuchs sein Ruf und das Verständnis seines Genies bis zu jener leidenschaftlichen Verehrung, wie sie ihm namentlich von den kunstsinnigen Höfen der Este in Ferrara und der Gonzaga in Mantua entgegengebracht wurde. Durch Herzog Alfonso von Ferrara war er mit Ariost bekannt geworden, jetzt (um 1520) komponierte er für diesen Fürsten auf Grund antiker Dichtungen Bilder aus der Mythe des Dionysos und aus dem Kultus der Venus (Bacchanal und Venusfest im Museum zu Madrid), welche mit dem Interesse genialer Illustration den Reiz übermütiger Lebensfrische verbinden. Fast zu derselben Zeit war T. mit einer Anzahl Kompositionen religiösen Inhalts beschäftigt, unter welchen die 1518 vollendete Himmelfahrt Marias (Assunta, Akademie in Venedig) als die bedeutendste hervorragt. Durch dieses Werk begründete er einen neuen kirchlichen Monumentalstil, welcher durch die Macht der Farbe und das Element des Lichts eine magische übernatürliche Wirkung hervorbringt. Gleiches Ziel, aber mit einfachern Mitteln, erstrebt er in seinem Madonnenbilde von San-Niccolò (vollendet 1523, jetzt in der vatikanischen Galerie); das großartigste Erzeugnis dieses hohen kirchlichen Stils aber ist die sog. Pala Pesaro, das Votivbild der Familie dieses Namens, in Sta.-Maria dei Frari in Venedig, vom J. 1526. Gleichzeitig entstanden daneben jene Wundergebilde einer modern hellenischen Phantasie, welche die gottgegebenen Reize des Weibes enthüllen. Sie waren nicht bloß die Ideale jener Zeit, sondern sie sind geradezu Muster der Vollendung geblieben. Daß man zu allen Zeiten geneigt gewesen ist, in Bildern, wie der sog. «Maîtresse du Titien», der Flora und der Bella, sowie auch in den berühmten Venusfiguren, der Danaë und andern aus dieser und spätern Perioden herrührenden Huldgestalten Porträts (Herzogin Eleonora von Urbino) zu suchen, beweist, in wie hohem Grade T. es verstand, die Schönheit mit dem Reize des Persönlichen auszustatten.

Das J. 1530 verzeichnet einen der größten innerlichen und äußerlichen Triumphe T.s durch die Vollendung eines Gemäldes, mit welchem er einen bedeutenden Schritt in seiner künstlerischen Entfaltung vorwärts that. Im Wetteifer mit Palma vecchio und Pordenone lieferte er die Komposition vom Tode des Petrus Martyr für die Kirche San-Giovanni e Paolo, welche 1867 durch ein unaufgeklärtes Mißgeschick verbrannte. Zur erhabenen Auffassung des Vorgangs gesellte sich aufs wirkungsvollste das Gefühl für die landschaftliche Schönheit und ihre bedeutsame Verwendung im Historienbilde. Daneben enthüllen Gemälde, wie die Grablegung Christi oder die Madonna mit dem Kaninchen (im Louvre) die Macht und Unerschöpflichkeit seiner Palette, während andere Kompositionen, wie der Tempelgang Marias (Akademie, Venedig) bei aller Größe noch besonders durch den Reichtum gemütvoller genrehafter Motive ausgezeichnet sind. Von Wichtigkeit für T.s Stellung in der großen Welt war sein Verhältnis zu Pietro Aretino. Für T.s Kunst hatte er wirkliches Verständnis und machte sich nicht bloß aus Spekulation, sondern

auch aus Überzeugung zum Herold seines Ruhms, der nun mit Riesenschritten wuchs. Entscheidend wurde die Huld, welche Kaiser Karl V. dem Meister entgegenbrachte. Der feinsinnige Monarch, damals auf der Höhe seiner Macht, erteilte dem ital. Meister fortan das ausschließliche Vorrecht, sein Bildnis zu malen, und bekräftigte die hohe Meinung, die er dadurch aussprach, durch den Adelsbrief und die Erhebung in den Pfalzgrafenrang (1533). Die natürliche Folge war der Wetteifer, womit nun alle einflußreichen Granden den Maler auszeichneten. Am inhaltsvollsten wurde sein Verhältnis zum Herzogspaare von Urbino, ausgiebiger gestalteten sich die Beziehungen zu Ippolito von Medici, Davalos, den Granvellas u. a. Als eine der Epochen seines Lebens betrachtete T. selbst den Aufenthalt in Rom 1545, wo er als Gast Pauls III. Farnese im Vatikan wohnte. Wenn auch die Kunstweise des fast 70jährigen Mannes keine entscheidenden Einflüsse mehr erfahren konnte, so war doch der Verkehr mit Michel Angelo und seinen Gesinnungsgenossen, sowie die Bekanntschaft mit den Werken Rafaels von erfrischender Wirkung, und man beobachtet in jenen Jahren einen neuen Aufschwung der Kraft. Dieser bewährt sich, als der greise Meister 1548 auf Einladung des Kaisers in Augsburg erschien und die fast erdrückenden Ansprüche, die dort an ihn gestellt wurden, mit vollkommenem Gelingen bewältigte. Er porträtierte die Mehrzahl der Fürsten und hohen Würdenträger, die zum großen Reichstage versammelt waren, vom Kaiser, den er im Harnisch zu Pferd malte, bis auf den unglücklichen gefangenen Kurfürsten von Sachsen, dessen Bildnis sich im Belvedere in Wien befindet; und was bei seinem ersten Aufenthalt in der deutschen Reichsstadt an derartigen Aufgaben übrigblieb, holte er nach, als er zwei Jahre später nochmals zu gleichem Zwecke dorthin kam. Damals wurde T. veranlaßt, eine Komposition der Erwartung des Weltgerichts zu entwerfen, welche Karl später mit andern Gemälden T.s in die Einsamkeit von San-Juste mitnahm. In den 20 Jahren, welche diesem noch zu wirken geschenkt waren, hat er vorwiegend für König Philipp II. von Spanien gearbeitet. Unverkennbar verrät sich in vielen für Spanien bestimmten Gemälden letzter Periode stellenweise ein Sinken der künstlerischen Kraft. Die noch zahlreich in Madrid bewahrten Werke sind überdies in der Mehrheit Wiederholungen oder Varianten früherer Kompositionen, bei deren Ausführung vielfach Schülerhände mit thätig waren. Aber zur Beurteilung des Alterstils T.s muß vor allem an die zwischen 1540 und 1550 ausgeführten großen Deckengemälde, jetzt in Sta.-Maria della Salute, erinnert werden, Darstellungen alttestamentlicher Vorgänge, welche an Wucht mit der Figurenbildung Michel Angelos wetteifern und vollkommene Meisterschaft der Verkürzung mit jener Breite des malerischen Vortrags verbinden, die für die monumentale Dekorationsmalerei der spätern Venetianer Vorbild wurde. Aus dem 80. Jahre T.s rührt sodann das große Votivbild zum Gedächtnis des Dogen Antonio Grimani, La Fede genannt, und noch später entstanden Werke, wie die herrliche Komposition der Venus von Pardo (Juviter und Antiope), die Dornenkrönung, beide jetzt im Louvre, und das zweite Exemplar des Laurentius für Spanien. Endlich malte T. noch 1574 ein Votivbild zum Gedächtnis des Siegs von Lepanto. Der spätern Zeit seines Lebens gehören außerdem eine Reihe von Porträts an, unter denen diejenigen seiner selbst (bestes Exemplar im Museum zu Berlin) und seiner Tochter Lavinia (ebenfalls in Berlin) am meisten fesseln. T.s Haus bei Biri Grande wurde von allen hervorragenden Männern besucht, welche Venedig berührten.

In T.s Persönlichkeit mischten sich tüchtige und verschlagene Eigenschaften, Größe und Kleinheit; aber wenn er auch menschliche Schwächen, besonders in seinem Verkehr mit den Großen der Welt, und eine gewisse Neigung zur Spekulation an den Tag legte, so blieb er doch immer ein vornehmer Mann. Seiner geistigen Potenz entsprach die beispiellose Gesundheit seiner Natur. Bis ins 99. Lebensjahr ist er thätig gewesen und erlag 27. Aug. 1576 der Pest, gleichzeitig mit seinem Sohne Orazio Vecelli, der als Maler sich an vielen der spätern Werke des Vaters beteiligt hatte. Seine Bronzestatue zu Pieve di Cadore (modelliert von Dal Zotto, gegossen von den Brüdern de Poli) wurde 5. Sept. 1880 enthüllt; ein Kolossaldenkmal (Grabmal) in weißem Marmor, 1852 durch Kaiser Ferdinand I. errichtet (von Luigi und Pietro Zandomeneghi), befindet sich in Sta.-Maria dei Frari in Venedig. Noch mehrere Angehörige der Familie widmeten sich mit größerm und geringerm Erfolge derselben Kunst: so Francesco Vecelli, T.s Bruder, welcher in verschiedenen Städten des Friaul thätig war, sodann Cesare Vecelli, welcher mit seinem Vetter T. in Augsburg war und besonders durch sein interessantes Trachtenbuch («Abiti antichi e moderni») bekannt ist; endlich Marco Vecelli, ein jüngerer Atelierschüler des großen Meisters. Die litterarischen Hauptquellen über T. sind: Vasari's «Künstlerbiographien»; Ridolfi, «Maraviglie dell' arte»; ferner Northcote, «Life of T.» (1830); endlich vorzugsweise Crowe und Cavalcaselles Biographie T.s (in deutscher Ausgabe von M. Jordan, Lpz. 1877).

Tjaglo (spr. Täglo), im ältern Russisch, Last, Verpflichtung, Steuer, dann die Steuereinheit, das von einer bald größern, bald kleinern Arbeitskraft (ein, zwei, höchstens drei Mann mit entsprechenden Pferden oder Zugvieh) bestellte Land als Träger der Steuereinheit. Es wird jetzt nur noch als Maß bei der Verteilung des im Gesamtbesitz befindlichen Gemeindelandes gebraucht.

Tjalk, s. Schmack.

Tjindana, Tschindana, s. Sandelholz.

Tjumen, Hauptstadt eines gleichnamigen Bezirks im westsibir. Gouvernement und 275 km südwestlich von Tobolsk, an der Einmündung der Tjumenka in den Toboljzufluß Tura, in malerischer, fruchtbarer Gegend gelegen, die älteste von den Russen 1586 in Sibirien gegründete Stadt, die gewerbreichste Stadt des ganzen Landes, ist regelmäßig und schön gebaut, mit meist aus Holz geschmackvoll aufgeführten Häusern, elf steinernen Kirchen, zwei Klöstern, einer Moschee, einer Kreis- und zwei Pfarrschulen. Die Stadt zählt (1883) 14294 E., die mehr als 100 Industrieetablissements unterhalten und Talg- und Seifensiederei, Lichtzieherei, Glocken- und Eisengießerei, Töpferei, Weberei, Mattenflechterei, Netzstrickerei und Handschuhmacherei betreiben. Besonders bedeutend ist die Lederfabrikation, namentlich eine berühmte Juftenbereitung, deren Fabrikate ins Innere Asiens gehen. Auch der Handwerksbetrieb ist in blühenderm

Zustande. Zugleich ist T. ein Hauptpunkt des russ.-sibir. Transithandels. Aus Sibirien gehen die Fahrzeuge auf den Flüssen Ob, Irtysch, Tobol und Tura nach der Stadt, von wo aus die Waren auf dem Landwege über den Ural weiter befördert werden. Umgekehrt treten die Waren aus Europa hier den Wasserweg an. Gegenwärtig steht T. durch Dampfer mit den wichtigsten Punkten am Ob und Irtysch in Verbindung und seit 1885 ist die uralische Eisenbahn von Jekaterinenburg bis T. vollendet und dem Verkehr übergeben. Auch gehen über T. die Wagenzüge, die zu Land den kürzesten Weg weiter östlich nach Sibirien nehmen wollen. Von hier führt der Sibirische Trakt über Jalutorowsk, Ischim, Tjukalinsk, Kainsk, Kolywan, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk bis nach Kiachta und zur Kirgisensteppe. Seit 1845 wird vom 1. Jan. bis 1. Febr. ein bedeutender Jahrmarkt, die Basiliusmesse, gehalten, welcher jedoch mit dem steigenden Verkehr der Messe von Irbit (s. d.) seit 1849 bereits wieder in Abnahme begriffen ist. T., früher die Residenz tatar. Chane, wurde unter dem Namen Tschingitura wahrscheinlich gegen Ende des 14. Jahrh. gegründet, 1580 aber von dem russ. Kosaken Jermak Timofejew erobert. Nach dessen Tode gründeten die Wojwoden Waßil Suken und Iwan Mjasno bei Tschingitura 1586 eine russ. Stadt, die nach dem Namen des frühern Chanats T. benannt ward.

Tjutschew (Fedor Iwanowitsch), russ. Dichter, geb. 5. Dez. (23. Nov.) 1803 im Gouvernement Grodno, studierte in Moskau, war dann bei den russ. Gesandtschaften in München und Turin thätig, endlich seit 1857 Präsident des Komitees für auswärtige Censur in Petersburg, in welcher Stellung er 27. (15.) Juli 1873 starb. Seine, zum Teil im Geiste der slawophilen Schule gehaltenen Gedichte zeichnen sich durch Wärme des Gefühls und Formvollendung aus; sie erschienen gesammelt in Petersburg 1868. Eine Anzahl davon wurde von H. Roé ins Deutsche übersetzt (Münch. 1861). T. lieferte auch gute Übersetzungen namentlich aus deutschen Dichtern, wie Heine, Goethe, Schiller u. a.

Tl, chem. Zeichen oder Symbol für Thallium.

Tlalpan, offiziell Tlálpam, auch San Agoſtino de las Cuevas, Stadt im mexik. Distrito Federal, Distriktshauptort, in reizender Gegend nahe dem Nordfuße des Cerro de Ajusco, 15 km südlich von Mexiko, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, Ausgangspunkt einer Pferdebahn nach Amecameca, einer Station der Eisenbahn Mexiko-Morelos, zählt 6200 E., hat eine Münze und zahlreiche Landhäuser reicher hier ihren Sommeraufenthalt nehmenden Bewohner der Landeshauptstadt und wird zu Pfingsten sehr besucht; namentlich üben alsdann die Spielbanken T.s eine große Anziehungskraft aus. — Der Distrikt Tlalpan hat 34616 E.

Tlalpujahua (de Rayon), Stadt im NO. des mexik. Staats Michoacan, Distrikt Maravatio, an abschüssigem Bergabhange, 2435 m über dem Meere, zählt als Municipium 9823 E., hat von einer engl. Gesellschaft betriebene Silberbergwerke und ist denkwürdig als Ausgangspunkt des Aufstandes der amerik. Kolonien gegen Spanien (1810).

Tlascála (d. h. Land des Brotes, des Überflusses), auch Tlaxcala, der kleinste Staat der Republik Mexiko, im W. an den Staat Mexiko, im N. an Hidalgo grenzend, im S., O. und NO. von Puebla umgeben, auf der Hochebene von Anahuac, gleicht in seinen physischen Verhältnissen fast völlig dem Staate Puebla, hat einen großen Reichtum an Eisenerzen und zählte 1882 auf 3902 qkm 138478 E., fast ausschließlich Indianer. Diese zeichnen sich durch hohen, regelmäßigen Wuchs, Lebhaftigkeit und Mut vor andern aus. Sie leben auf ihrem fruchtbaren Boden vom Ackerbau und fertigen einige grobe Woll- und Baumwollzeuge, Gewebe aus Magueyfasern und gute Töpferwaren.

Die Hauptstadt Tlascála, 37 km nördlich von Puebla, an dem der Südsee zufließenden Rio Atoyac, Station (Sta.-Ana) der von der Hauptlinie Mexiko-Veracruz abzweigenden Bahn San-Luis-Apizaco-Puebla, ist von ihrer ehemaligen Größe sehr herabgesunken und zählt 4300 E. Sie hat regelmäßige Straßen und außer der Hauptkirche, dem Stadthause, dem alten Bischofspalaste, dem 1526 hier errichteten, aber 1550 nach Puebla verlegten Bethaus noch einige andere Gebäude von guter Architektur, sowie auch das wahrscheinlich älteste Franziskanerkloster Mexikos und in der Umgegend noch einige Reste altmexik. Architektur und Befestigungskunst, sowie Eisensteingruben und Hohöfen. T. bildete in der altmexik. Zeit eine mächtige oligarchische Republik und war einer der ersten Staaten, die sich an Cortez anschlossen; dieser gab ihm eine Art Selbständigkeit unter span. Oberherrschaft und mit Tributpflichtigkeit. Der Kazike stand unmittelbar unter dem Vizekönig von Neuspanien; kein Weißer wurde aufgenommen.

Tlemsen, von den Spaniern Tlemcen geschrieben, Stadt und Arrondissementshauptort in der alger. Provinz Oran, 44 km von der Grenze Marokkos und 41 km vom Meere, am Fuße des Berges Tierni und am Ende einer großen, wohlbewässerten, sehr fruchtbaren, besonders obstreichen Ebene, am Flüßchen Tlemsen oder Wadi-Bend, in 779 m Höhe gelegen, auf drei Seiten von tiefen Schluchten, außerdem mit starken, einst siebenfachen Mauern umgeben und durch ein Schloß und Fort gedeckt, zählt (1872) 18722 E. und ist mit dem Hafenort Bachgoune, dem Siga der Römer, durch Eisenbahn verbunden. Die Stadt ist Sitz eines Militär- und eines Civilkommissariats, hat 32 Moscheen, eine kath. Kirche, ein prot. Bethaus, eine Synagoge, Kasernen, Achatbrüche, eine Blei- und Kupfermine, unterhält Teppich-, Decken- und Wollzeugmanufakturen und treibt sehr bedeutenden Handel in das Innere und namentlich nach Marokko. Im 8. Jahrh. erscheint T., damals Tilimsân, seit dem 14. Jahrh. Telemsen, bisweilen auch Tremesen, unter der Herrschaft der Idrisiden (seit 788), dann der Fâtimiden, im 10. Jahrh. als Hauptstadt der Zeiriden. Im J. 1080 wurde sie von den Almoraviden und 1145 von dem Almohaden Jussuf-ben-Taschfin erobert. Um 1240 stiftete hier Jagmuraßen-ben-Zijan das mächtige Reich der Zijaniden und machte seinen Hof zum Sammelplatze von Gelehrten und Dichtern. Damals zählte T. 16000 bewohnte Häuser, was einer Bevölkerung von 100000 E. entspricht. Der Merinide Abu-Jakub gründete 1303 bei der Belagerung der alten Stadt ein Neu-T. Die Stadt wurde 1333, die Citadelle erst 1339 von den Meriniden erobert, die sich bis 1348 in ihr behaupteten; 1518 bemächtigte sich Arudsch, der Begründer der türk. Herrschaft in Algier, der Stadt T. durch Verrat und ließ den König samt sieben Söhnen erdrosseln. Seitdem begann

ihr Verfall. Die Stadt wurde 1670 vom Dei Hassan zerstört, im Jan. 1836 vom franz. Marschall Clausel erobert. Am 24. März 1842 fochten hier die Franzosen unter Bedeau gegen die Marokkaner, 29. April gegen Abd-el-Kader, und 3. Okt. 1845 wurden sie daselbst abermals von Arabern und Marokkanern unter Bu-Gerrare angegriffen.

Tlepolemos, Sohn des Herakles und der Astyoche oder Astydameia, mußte nach der Ilias, weil er seinen Oheim Likymnios in Tirynth erschlagen hatte, fliehen und ging mit einer Schar Argiver nach der Insel Rhodos, wo er die Städte Lindos, Jalysos und Kameiros erbaute. Von hier zog er mit neun Schiffen gegen Ilios und wurde daselbst von Sarpedon erlegt.

Tlumacz, Stadt in Ostgalizien, liegt östlich von Stanislau an der galiz. Transversalbahn (Linie Stanislau-Husiatyn) in ebener fruchtbarer Gegend, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 4054 größtenteils poln., zum Teil ruthenische E. und hat eine der größten Zuckerfabriken Galiziens. Die Bewohner des Bezirks sind zwei Drittel Ruthenen, ein Drittel Polen.

Tmēsis (grch.), die Trennung eines zusammengesetzten Wortes durch etwas Zwischengeschobenes.

Toast (engl., spr. Tohst), eigentlich Bezeichnung für die gerösteten Brotschnitte, welche in England zum Thee gegeben werden, dann besonders für den Trinkspruch auf die Gesundheit jemandes, weil es in England Sitte war, dem, welcher die Gesundheit ausbringen sollte, das Glas mit einer gerösteten Brotschnitte zu übergeben. Schon Griechenland und Rom kannten die T. In Rom nannte man das Gesundheittrinken Graeco more bibere, d. h. nach griech. Sitte trinken, oder auch ad numerum bibere, d. h. eine gewisse Zahl trinken.

Tobago, westind. Insel, s. Tabago.

Tobarra, Stadt (Villa) und Badeort in der span. Provinz Albacete, Bezirk Hellin, an einem linken Nebenfluß des zur Segura gehenden Mundo, an der Eisenbahn Albacete-Cartagena und der Landstraße Albacete-Murcia, zählt (1877) 7219 E. und hat Schwefelquellen.

Tobelbad, Wildbad und Kurort in Steiermark, zur Gemeinde Haselsdorf in der Bezirkshauptmannschaft Graz gehörig, Station der Graz-Köflacher Eisenbahn, mit (1880) 65 E., liegt 330 m über dem Meere in einem ziemlich engen, malerischen Gebirgsthal, das sich in das Rainachthal öffnet. Romerfunde in der Umgebung lassen vermuten, daß das Wildbad schon den Romern bekannt gewesen sei. Der allgemeinen Benutzung wurde es zugänglich durch die steiermärkischen Stände in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. T. ist Eigentum des Landes; für die Bequemlichkeit der Kurgäste ist in der jüngsten Zeit viel geschehen. Die Wirkung der Therme besteht in einem besondern Einfluß auf die Umstimmung des Nervensystems, in Belebung und Kräftigung der gesunkenen Nervenenergie.

Tobermory, größtes Dorf auf der zur schott. Grafschaft Argyll gehörigen Hebrideninsel Mull, auf der Nordostküste der letztern, im Hintergrunde einer Bai des Mull-Sundes, hat 1200 E., einen guten Hafen, ein Zollamt und Fischerei. Westlich an der Einmündung des Sound of Mull in den Loch Sunart befindet sich ein Leuchtturm.

Tobias, in der griech. Bibel Tobit, ist der Name eines unter den Apokryphen des Alten Testaments erhaltenen jüd. Familienromans. Derselbe behandelt die Geschichte eines frommen Juden Namens Tobit (in Luthers Übersetzung ebenfalls Tobias) und seines Sohnes Tobias. Der Vater, einst als Hoflieferant eines assyr. Königs zu großen Reichtümern gelangt, verliert, weil er hingerichtete Juden begraben, Stellung und Habe und wird infolge eines neuen Unglücksfalls auch noch blind. Um eine alte Schuld von einem frühern Geschäftsfreunde einzufordern, sendet er seinen Sohn T. unter allerlei frommen Ratschlägen nach Rhagä in Medien, wohin sich diesem der Engel Raphael als Begleiter anbietet. Um dieselbe Zeit lebt am Tigris eine gottesfürchtige Jungfrau Sara, die Tochter von Tobits Vetter Raguel, die ebenfalls von unverschuldetem Unglück betroffen worden ist. Sieben Männer sind nacheinander in der Brautnacht, als sie sich ihr nahen wollten, von einem bösen Geiste Asmodi (dem pers. Eheteufel) getötet worden, und die Rede ging, Sara selbst sei die Mörderin. Da wird der junge T. mit Hilfe des Engels Raphael zum Retter der Jungfrau und seines Vaters. Auf Raphaels Geheiß fängt er im Tigris einen mächtigen Fisch, schlachtet denselben und behält das Herz und die Galle zurück. Er kommt in Raguels Haus, erhält auf seine Bitten Sara zum Weibe und vertreibt den bösen Geist in der Brautnacht durch den Rauch des auf glühende Kohlen gelegten Herzens des Fisches. Erst in der dritten Nacht gesellt er sich der Sara ehelich zu. Den Auftrag des Vaters führt an seiner Stelle der Engel Raphael aus. Nach der glänzenden Hochzeitsfeier kehrt T., mit der Hälfte der Habe seines Schwiegervaters als Heiratsgut ausgestattet, nach Ninive zurück und heilt die Blindheit des Vaters mit der Galle des Fisches. Sein Begleiter gibt sich, als er belohnt werden soll, als ein Engel zu erkennen und verschwindet. Die Ursprungszeit des Romans ist schwer zu ermitteln. Jedenfalls gehört er in die spätjüd. Zeit, wie schon die ausgebildeten Vorstellungen von Engeln und Dämonen, aber auch die überall durchblickende gesteigerte gesetzliche Strenge zeigt, welche an pharisäische Anschauungen erinnert. Nach einigen war das Buch sogar erst nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus, vielleicht erst im 2. Jahrh. n. Chr. entstanden. Ort der ursprünglich griech. Abfassung ist vermutlich Assyrien. An eine geschichtliche Grundlage der Erzählung ist nicht zu denken. Eine Übersetzung des Buches T. und Kommentar dazu lieferte Reusch (Freiburg 1857).

Tobitschau (slaw. Tovačov), Stadt in der österr. Markgrafschaft Mähren, Bezirkshauptmannschaft Prerau, liegt an der March und zählt (1881) 2479 slaw. E. Die Stadt hat ein Schloß, zwei kath. Kirchen und eine Synagoge. Bekannt wurde neuerdings der Ort durch das Gefecht, das hier im Deutschen Kriege 15. Juli 1866 stattfand. Benedek hatte auf Befehl des Erzherzogs Albrecht seine bei Olmütz vereinigten fünf Korps nach Wien in Marsch gesetzt. Auf diesem Wege wurde am 15. die Avantgardenbrigade des 8. Korps von der preuß. Brigade Malotti, welche der Kavalleriedivision Hartmann zu einer Rekognoszierung die Défilés öffnen sollte, bei T. angegriffen und zurückgedrängt. Die preuß. Kavallerie ging nun vor, und drei Eskadrons des Kürassierregiments Nr. 5 nahmen 18 im Feuer stehende Geschütze. Noch einige kleinere Erfolge wurden gewonnen, der Zweck der Expedition jedoch nicht erreicht.

Tobitschauer Buch (czech. Kniha Tovačovská), eine Beschreibung der Rechtsgebräuche in Mähren, die 1481 von Ctibor von Cimburg und Tobitschau verfaßt und 1486—89 verbessert wurde. (S. unter Czechisches Recht.)

Toblacher Feld, s. unter Pusterthal.

Tobler (Adolf), Romanist, geb. 24. Mai 1835 in dem Dorfe Hirzel des schweiz. Kantons Zürich, wo sein Vater, Salomon T. (geb. 1794, gest. 1875 zu Zürich), besonders durch die epischen Dichtungen «Die Enkel Winkelrieds» (Zür. 1837) und «Columbus» (Zür. 1846) litterarisch bekannt, damals Pfarrer war. Er besuchte das Gymnasium und die Hochschule seiner Vaterstadt, dann die Universität zu Bonn, worauf er 1857 mit der «Darstellung der lat. Konjugation und ihrer roman. Gestaltung» (Zür. 1857) promovierte. Die folgenden Jahre verlebte er meist zu Rom, in Toscana und zu Paris, bis er 1861 die Stelle eines Lehrers des Französischen und Italienischen an der Kantonsschule zu Solothurn erhielt. Im J. 1866 siedelte er als Gymnasiallehrer nach Bern über, wo er sich im Frühjahr 1867 an der Universität habilitierte. Bereits im Herbst desselben Jahres erhielt er einen Ruf als Professor der roman. Sprachen nach Berlin, welchem er Folge leistete. T. ist einer der gründlichsten Forscher auf dem Gebiete der roman. Sprachen. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Bruchstück aus dem Chevalier au Lyon» (Soloth. 1862), «Ital. Lesebuch» (Soloth. 1866; 2. Aufl. 1868), die Ausgabe der altfranz. Dichtungen des Jehan de Condet (Stuttg. 1860), «Mitteilungen aus altfranz. Handschriften» (Lpz. 1870), «Die Parabel von dem echten Ringe» (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1884), «Vom franz. Versbau alter und neuer Zeit» (Lpz. 1880; 2. Aufl. 1883; in franz. Übersetzung, Par. 1885), «Vermischte Beiträge zur franz. Grammatik» (Lpz. 1886), verschiedene Beiträge zum «Neuen schweiz. Museum», dem «Jahrb. für roman. und engl. Litteratur», der «Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft», der «Zeitschrift für roman. Philologie», den «Sitzungsberichten» und den «Abhandlungen» der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1881 ist.

Tobler (Ludw.), Bruder des vorigen, geb. 1827, 1866—72 Professor an der Universität in Bern, seitdem an der in Zürich, ist der Verfasser zahlreicher und sehr verdienstlicher Arbeiten aus den Gebieten der allgemeinen Sprachwissenschaft und der german. Philologie, auf welchen sich auch seine Vorlesungen bewegen. Seine Abhandlungen sind in der «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung», in der «Zeitschrift für Völkerpsychologie», in der «Germania», der «Zeitschrift für deutsche Philologie» u. a. erschienen, eine umfangreichere Schrift ist die «Über die Wortzusammensetzung» (Berl. 1868). Eine von ihm verfaßte Biographie seines Vaters enthält das «Züricher Taschenbuch auf das J. 1878». Seit 1881 gibt er in Gemeinschaft mit F. Staub das «Schweizerische Idiotikon» heraus, dessen erster Band 1885 vollendet wurde. Ferner erschienen von ihm «Schweizerische Volkslieder» (2 Bde., Frauenfeld 1882—84).

Tobler (Titus), verdienter schweiz. Gelehrter, geb. 25. Juni 1806 zu Stein im Kanton Appenzell, studierte zu Zürich, Wien, Würzburg und Paris Medizin. Im J. 1827 in seine Heimat zurückgekehrt, widmete er sich dem ärztlichen Berufe, gewann aber noch Muße einesteils zur Sammlung seines «Appenzellischen Sprachschatzes» (Zür. 1837), andernteils zu einem regen Wirken als Publizist und Beamter. Durch eine Flugschrift von ihm wurde die Revision des appenzell-außerrhodenschen Gesetzbuchs hauptsächlich veranlaßt. Eine von ihm 1835—36 unternommene Reise nach dem Orient beschrieb er in der «Lustreise ins Morgenland» (2 Tle., Zür. 1839); 1845 trat er eine zweite Reise nach dem Orient an, auf welcher er besonders die Erforschung Jerusalems und dessen Umgebung bezweckte. Früchte dieser Reise waren: «Bethlehem» (St. Gallen 1849), «Plan von Jerusalem» (St. Gallen 1839), «Golgatha» (St. Gallen 1851), «Die Siloahquelle und der Ölberg» (St. Gallen 1852), «Denkblätter aus Jerusalem» (St. Gallen 1852). Das Hauptwerk aber ist die «Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen» (2 Bde., Berl. 1853—54), welchem sich «Planographie von Jerusalem» (Gotha 1858) und «Beitrag zur mediz. Topographie von Jerusalem» (Berl. 1855) anschlossen. Über die Ergebnisse einer dritten Reise berichtete er in «Dritte Wanderung nach Palästina» (Gotha 1859). Auf einer vierten Reise (1865) sammelte er das Material zu einer Monographie über Nazareth (Berl. 1868). Seitdem veröffentlichte er noch «Bibliographia geographica Palaestinae» (Lpz. 1867), die Volksschrift «Die Hausmutter» (2. Aufl., St. Gallen 1844) und eine Untersuchung «Über die Bewegung der Bevölkerung im Kanton Appenzell» (St. Gallen 1835). Seinen Wohnsitz nahm er 1840 zu Horn im Kanton Thurgau. Hier zur Revision der thurgauer Verfassung mitberufen, wurde er 1853 von der Landesgemeinde von Appenzell-Außerrhoden zum Mitgliede des eidgenössischen Nationalrats ernannt. Er starb 21. Jan. 1877 zu München, wo er seit 1871 wohnte. Vgl. Heim, «Titus T., der Palästinaforscher» (Zür. 1879).

Tobol, ein linker Nebenfluß des Irtysch, in der Provinz Turgai und den Gouvernements Orenburg und Tobolsk in Sibirien. Der T. entspringt vom Südostabhange des südl. Ural und fließt in nordöstl. Richtung dem Irtysch zu. Seine Länge beträgt 1732 km, seine Breite im mittlern Laufe 60—120 m, im untern Laufe 200 m. Mit dem Eintritt in das Gouvernement Tobolsk wird der Fluß schiffbar und hat hier eine Tiefe von 2 bis 5 m, an einigen Stellen wird jedoch die Schiffahrt durch Strudel erschwert. Vom Ende Oktober bis Ende April ist der T. mit Eis bedeckt; er ist ungemein reich an verschiedenartigen und vorzüglichen Fischen.

Tobólsk, die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (1377775,6 qkm mit 1283168 E. im J. 1885) in Westsibirien, am Einflusse des Tobol in den Irtysch, 55 m über dem Eismeere gelegen, 3112 km von Petersburg und 2430 km von Moskau entfernt, ist nach russ. Weise regelmäßig mit breiten Straßen erbaut, hat zum Teil steinerne, größtenteils aber hölzerne Häuser und zerfällt in die obere und die untere Stadt. Die erstere, schon 1589 erbaut, liegt auf einem hohen Mergelhügel am östl. Ufer des Irtysch, zu welchem eine steile Treppe von 290 Stufen hinaufführt, und bietet mit den Festungswerken und der Kathedrale einen imposanten Anblick. Die größere Unterstadt zieht sich in einem breiten Bogen an der Höhe hin und ist den Überschwemmungen des Irtysch ausgesetzt. Die Stadt hat einen Umfang von 12 km und zählt (1883) 20132 E. Der Hauptteil der

Bevölkerung besteht aus Russen, über ein Viertel aus Tataren, Ablömmlingen der ursprünglichen Bevölkerung, welche ihre eigenen Moscheen besitzen, ferner aus Verbannten und deren Nachkommen. Die den gebildetern Ständen Angehörenden genießen innerhalb der Stadt vollkommene Freiheit; die Verbannten der niedern Klassen befinden sich in einem in der Festung eingerichteten Arbeitshause. Auch gibt es in der Stadt einige hundert Deutsche, die ein prot. Gotteshaus besitzen. T. ist der Sitz des Erzbischofs von «T. und Sibirien» und des Civilgouverneurs, einer Medizinalverwaltung und eines Centralgefängniskomitee, einer Schuldirektion und anderer Behörden. Außer der Uspenskischen Kathedrale, der größten sämtlicher sibir. Kirchen, bestehen 19 andere griech. Kirchen und 10 Kapellen, zwei Klöster, ein Priester- und ein Schullehrerseminar, eine tatar. Moschee, eine geolog. Schule, ein Gymnasium (seit 1805) mit Pensionat, einer Bibliothek, Münz-, physik. und naturwissenschaftliche Sammlungen, eine Bezirks- und andere Schulen, mehrere Buchdruckereien, ein Theater und ein Denkmal Jermak Timofejews, des ersten russ. Eroberers in Sibirien. Die Industriethätigkeit ist verhältnismäßig nicht von großem Belang. Man zählt 29 Etablissements, darunter vorzugsweise Gerbereien, Talg- und Seifensiedereien, einige Leinen- und Tuchfabriken, Lichtziehereien, Seilereien, Glas- und Ziegelhütten. Viele Hände sind mit Fischfang und dem Einsalzen von Fischen, mit Schiffbau und Fuhrwesen beschäftigt. Der Handelsverkehr ist bedeutend, besonders mit europ. Waren, die von den Jahrmärkten von Irbit und Nishnij-Nowgorod hierher gebracht werden. Auch ist T. der Hauptstapelort alles für Rechnung der Krone eingehenden Pelzwerks.

Toboso, Städtchen in der Südostecke der span. Provinz Toledo, Bezirk Quintanar de la Orden, mit (1877) 1798 E., ist bekannt durch Don Quixotes Dulcinea von Toboso.

Tobsucht, Bezeichnung für ein gewisses äußeres Verhalten geistig Gestörter ohne strenge wissenschaftliche Bedeutung. T. kann im Verlauf der meisten Formen von Geistesstörung gelegentlich auftreten; bei einzelnen Formen bildet sie eine regelmäßige, das Gesamtbild bestimmende Erscheinung. T. ist thatsächlich nur ein Sympton, nicht eine Krankheitsform. Die Erscheinungsweise der T. wechselt vielfach je nach der Art der zu Grunde liegenden Hirnkrankheit; insbesondere kommen in Betracht die Manie, die progressive Paralyse der Irren, die Verrücktheit, die Epilepsie u. s. w. Bei der maniakalischen T. tritt oft anfangs nur eine mäßige Aufregung hervor, die sich in nutzloser Geschäftigkeit, Schwatzhaftigkeit, ruhelosem Umherirren u. dgl. kundgibt. Bei höhern Graden der Erregung kommt es zu anhaltendem Gehen und Laufen, Singen und Schreien, Lachen oder Weinen, zu gewaltthätigen Handlungen, erhöhtem Geschlechtstrieb, unsittlichen und rücksichtslosen Reden und Handlungen, zu Angriffen auf Personen, Zerstörungen, Sammeln nutzloser Dinge, Zerreißen der Kleider, groben Verstößen gegen Anstand und Sitte. Der Gedankenablauf ist beschleunigt, macht sich in stundenlangem, überstürztem, unzusammenhängendem Reden, Reimen, Singen und Lärmen Luft, während der Kranke äußern Einflüssen, Zureden, völlig unzugänglich ist. Die Stimmungen wechseln; von Lustigkeit und Übermut fällt er in mutloses, verzagtes Treiben, förmlich triebartig treten Genußsucht, Begehrlichkeit und geschlechtliche Empfindungen auf und suchen rücksichtslose Befriedigung, schließlich kann es zu sinnlosem, blindem Wüten und zur Raserei kommen. Während so die maniakalische T. im wesentlichen einem excessiv gesteigerten Triebleben entspricht, wird die T. der «Verrückten» (s. d.) bedingt durch Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen aufregenden, schrecklichen Inhalts. Hier suchen die Kranken sich vermeintlicher Gefahren zu erwehren, dringen in blinder Wut auf die Umgebung ein oder äußern laut ihre Verzweiflung u. dgl. m. Ähnliche Zustände von großer unbewußter Aufregung, in denen häufig sehr gefährliche Handlungen ausgeführt werden, da der Kranke weder Ort noch Zeit berücksichtigt und die Umgebung, in der er ist, verkennt, treten in heftigen Fiebern, z. B. im Typhus, vorübergehend auf. Besonders starke Tobsuchtszustände, die ganz plötzlich und vorübergehend eintreten und in denen oft die schwersten Gewaltthätigkeiten, Mord und Selbstmord, begangen werden, die sog. transitorische Manie, welche von Stunden bis zu Tagen dauern, entstehen meist auf epileptischer Grundlage. Diese Art der T. ist besonders in forensischer Beziehung von großer Wichtigkeit.

Tocantins, einer der großen Ströme Brasiliens, entsteht unter 4° 46′ südl. Br. und 49° westl. L. (von Greenwich) bei dem Fort São-João de Araguay aus der Vereinigung des Araguay (s. d.) und des obern T. Der obere T. bildet sich in der brasil. Provinz Goyaz aus zwei Quellarmen, dem Kleinen T. oder Tocantins-Pequeno und dem Rio Maranhão, die 5 km oberhalb der Ortschaft Agoa-Quente unter 14° 25′ südl. Br. zusammenfließen. Der vereinigte Strom fließt im allgemeinen nach Norden, erst durch die Provinz Goyaz, dann, nachdem er von der Stadt Carolina ab, wo rechts der Rio Manoel Alves grande einmündet, die Grenze gegen Maranhão gebildet, durch die Provinz Pará. Unterhalb der Insel São-Antonio biegt er nach NW., bei Imperatriz nach W. um, wendet sich jedoch nach der Aufnahme des Araguay und Tacaiunas abermals gegen N. Etwa 300 km (in gerader Linie) unterhalb der Vereinigung seines olivenbraunen Wassers mit den Fluten des bei weitem stärkern Araguay erweitert er sich zu einem Ästuar, welches unterhalb Cametá oder Villa-Viçoza den Namen Rio Pará annimmt. Dies 222 km lange und an der Mündung in den Atlantischen Ocean 63,8 km breite Ästuar Rio Para wird von neuern Geographen ganz bestimmt als dasjenige des T. bezeichnet und dieser Strom nicht als ein Nebenfluß, ja kaum als ein Zwillingsstrom des Amazonas betrachtet, da sich ihre Wassermassen auch an der Mündung nicht verbinden, sondern durch die große Insel Marajó voneinander geschieden bleiben und nur durch einige sehr schmale, aber tiefe natürliche Kanäle miteinander in Verbindung stehen, durch welche Dampfer nur mit Mühe hindurchkommen. Die Wassermenge, welche aus dem Amazonenstrom durch die Paramündung abfließt, ist ganz unbedeutend, der Rio Pará gegenwärtig also nur scheinbar ein Mündungsarm des Amazonas, wenn er auch früher dies in der That gewesen sein mag. Die Stromlänge des T. wird zu 2640 km, die schiffbare Strecke zu 1800 km, das ganze Flußgebiet zu 979000 qkm angegeben. Das letztere wird hauptsächlich durch den Araguay

erweitert. Die regelmäßige Benutzung des T. als Wasserstraße fängt erst bei Porto-Imperial (früher Porto-Real) unter 10° südl. Br. an. Doch bereiten Riffe, Stromschnellen und Untiefen noch vielfache Hindernisse, nach deren Wegräumung erst der Strom mit tiefgehenden Dampfern wird befahren werden können.

Toccadégli, richtiger Toccategli (ital., d. i.: Berühret sie) geschrieben, in span. Namensform Toccadille, ein seit dem 16. Jahrh. sehr beliebtes, jetzt fast vergessenes Spiel, das auf dem Puffbrett von zwei Personen gespielt wird, und dessen Regeln von denen des Trictrac nur wenig abweichen.

Toccate (ital. toccata, von toccare, d. i. die Tasten oder Saiten berühren), ein früher sehr gebräuchlicher Tonsatz für Klavier oder Orgel, der ohne festes Form- und Melodiegefüge nur auf die Durchführung und Ausspinnung lebhafter Figuren oder Passagen hinzielte, also mit dem Präludium und der Etude, der Phantasie und dem Capriccio ziemlich identisch ist, auch historisch den Ausgangspunkt derselben bildet. Die T. blühte im 16., sowie zu Anfang des 17., seltener schon im 18. Jahrh., doch haben noch neuere Komponisten Stücke freiern Charakters zuweilen T. genannt.

Toccato (touquet) heißt in den Aufzügen der Trompeterchöre die vierte Stimme, welche in Ermangelung der Pauken die Grundstimme bildet.

Tocc, Fluß in Italien, s. Tosa.

Töchter der heiligen Dreifaltigkeit, s. unter Dreifaltigkeitsorden.

Tocqueville (Alexis Charles Henri Clérel de), franz. Publizist und Staatsmann, geb. 29. Juli 1805 zu Verneuil (Seine-Oise), wurde nach Beendigung seiner juristischen Studien in Paris 1826 zum Instruktionsrichter in Versailles ernannt und 1831 mit seinem Amtskollegen G. de Beaumont von der Regierung beauftragt, das Strafsystem in den Vereinigten Staaten von Amerika zu studieren. T. brachte von da sein Hauptwerk zurück: «La démocratie en Amérique», welches er 1835 (2 Bde.) veröffentlichte, nachdem er die gerichtliche Laufbahn aufgegeben hatte. Dieses Buch erfuhr zahlreiche Auflagen, wurde in viele fremde Sprachen übersetzt und erhielt 1836 den Preis Monthyon von der Akademie zuerkannt, die ihn 1841 auch zu ihrem Mitgliede ernannte. Im J. 1839 wurde T. in die Deputiertenkammer gewählt, in welcher er bis 1848 zur gemäßigten Opposition gehörte. Nach der Februarrevolution in die Konstituierende Nationalversammlung abgeordnet, bekämpfte er hier die sozialistischen Doktrinen und stimmte stets mit der monarchischen Rechten. Als Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung übernahm er 1849 das Portefeuille des Auswärtigen, trat aber aus dem Ministerium, als Ludwig Napoleon in der Botschaft vom 31. Okt. sein eigenes Regierungssystem schärfer betonte. Als einfacher Volksrepräsentant opponierte er seitdem gegen die allzu persönliche Politik des Präsidenten der Republik und erwies sich als einen der letzten Verteidiger des parlamentarischen Regiments. Beim Staatsstreich wurde er 2. Dez. 1851 verhaftet, aber bald wieder in Freiheit gesetzt, zog sich dann ins Privatleben zurück und starb 16. April 1859 zu Cannes. Außer dem genannten Hauptwerke T.s sind noch seine «Histoire philosophique du règne de Louis XV» (2 Bde., Par. 1846; deutsch von Boscowitz, Lpz. 1857), sein «Coup d'œil sur le règne de Louis XVI» (1850) und besonders eine gediegene Studie, eine Vorgängerin der Taineschen Arbeiten, «L'ancien régime et la révolution» (1850) zu nennen. Seine «Oeuvres complètes» erschienen in 9 Bänden (Par. 1865–66). Vgl. Jaques, «Alexis de T.» (Wien 1876).

Tocuyo, Nuestra Señora de la Concepcion de Tocuyo, Departementshauptstadt in der Sektion Barquisimeto des Staates Lara der südamerik. Republik Venezuela, in einem schönen Thale der Cordillere von Merida, rechts an dem in das Karaibische Meer mündenden Flusse Tocuyo, 629 m über dem Meere, zählt 15383 E. und hat ein Kollegium, Getreidebau, Schafzucht, Gerberei, Wollweberei, Woll- und Salzhandel. Die Stadt wurde 1545 gegründet. — Das Departement Tocuyo zählte 1873 29181 E.

Tod (Mors) ist das Aufhören des Stoffwechsels und sonach auch der Thätigkeit der einzelnen Organe. Die Lebensdauer des Menschen, welche nicht künstlich verlängert, wohl aber künstlich verkürzt werden kann, reicht beim natürlichen Verlauf des Lebens gewöhnlich bis in die siebziger oder achtziger Jahre, bisweilen auch noch etwas weiter, und der T. erfolgt hier ohne vorhergegangene Krankheit, ohne nachweisbare spezielle Ursache, sanft und allmählich, oder rasch, merklich und mit Bewußtsein, oder unvermerkt im Schlafe, durch sog. Altersschwäche (Marasmus). Dieser T. ist der natürliche, normale, notwendige. Jede Todesart, welche von einer andern Veranlassung als der naturgemäßen Beendigung des Lebensprozesses (Stoffwechsels) herrührt, ist unnatürlich (abnorm, zufällig, frühzeitig) und erfolgt entweder durch Krankheit (d. i. falsches Vorsichgehen des Stoffwechsels), oder gewaltsam, durch äußere mechanische oder chemische Einflüsse. Wohl zu unterscheiden von diesem T. im allgemeinen Sinne ist der örtliche Tod, das Absterben einzelner Organe. (S. Brand.)

Gewöhnlich fällt beim Sterben (d. i. der Übergang vom Leben zum T.) eine der hauptsächlichsten Lebensthätigkeiten etwas früher als die übrigen weg, nämlich entweder die des Herzens, oder die der Lungen, oder die des Gehirns, weshalb diese Organe von alters her auch Ausgangsstellen des T. (atria mortis) genannt werden. Den T. bezeichnet man deshalb als einen durch Ohnmacht (Synkope, Aufhebung der Herzthätigkeit), durch Stickfluß (Erstickung, Asphyxie, Aufhebung der Lungenthätigkeit) oder durch Schlagfluß (Apoplexie, Hirnlähmung). Die das Sterben begleitenden und bezeichnenden Erscheinungen (die Sterbeerscheinungen), welche stets die Folgen von Störungen wichtiger Lebensverrichtungen sind, stellen sich nach der Verschiedenheit dieser Störungen verschieden dar; auch treten sie schneller oder langsamer auf und sind mehr oder weniger deutlich wahrnehmbar in ihrem Beginn und Fortschreiten. Auf dieser Mannigfaltigkeit der beim Sterben auftretenden Erscheinungen beruht die Bezeichnung folgender Todesarten: einfacher Erschöpfungstod, bei welchem sich die Sterbeerscheinungen ganz allmählich aus schon vorhandenen krankhaften Zuständen entwickeln, sodaß die Zeit ihres Beginns mit Bestimmtheit nicht ermittelt werden kann, und sich dann in mehr oder minder stetiger Aufeinanderfolge bis zum endlichen Erlöschen des Daseins steigern; Sterben unter Todeskampf (s. Agonie), wo die Sterbeerscheinungen einen deutlich

wahrnehmbaren Anfang und einen mehr oder weniger scharf begrenzten Verlauf haben; langsamer und rascher Tod, je nachdem die Sterbeerscheinungen längere oder kürzere Zeit währen; plötzlicher Tod, wenn diese Erscheinungen nur auf einen äußerst kurzen Zeitraum (auf einige Sekunden bis Minuten) sich beschränken. Der plötzliche T. kann auch noch ein unvermuteter sein, wenn demselben kein oder doch nur ein geringes Kranksein vorherging.

Die Sterbe- und Agonieerscheinungen bestehen in Zeichen beginnender und vorschreitender Lähmung des Nerven- und Muskelsystems, vermischt mit den der Krankheit eigentümlichen Symptomen. Meist sterben die verschiedenen Apparate in einer bestimmten, ziemlich regelmäßigen Folge nacheinander. Der Verlust des Muskeltonus erzeugt das hängende, lange, eingefallene Hippokratische Gesicht (s. d.), zitternde, kraftlose Bewegungen (zitternde, schwache Sprache, Sehnenhüpfen), Herab- und Zusammensinken des ganzen Körpers, oberflächliche, schwache, langsame und mühevolle, endlich aussetzende Respiration (mit Röcheln, Sterberasseln), Lähmung der Speiseröhre (Getränk fällt mit kollerndem Geräusch in den Magen, feste Stoffe bleiben stecken); die Herzkontraktionen werden immer schwächer und undeutlicher, der Puls wird leer, anfangs sehr häufig, dann aussetzend, fadenförmig, die Schließmuskeln an den natürlichen Öffnungen erschlaffen (Stuhl und Urin gehen unwillkürlich ab); Kälte und bisweilen kühler, klebriger Schweiß zieht sich von den entfernten Körperteilen gegen den Stamm, der Gesichts- und Gehörsinn schwindet, Bewußtsein, Respiration und Cirkulation hören ganz auf und das Leben erlischt. Das Verhalten einem Sterbenden gegenüber bestehe außer einem gewissen moralischen Beistand (Trost und Zuspruch) in der Fernhaltung aller Aufregungen (schluchzender und lärmender Angehöriger) von dem Sterbelager, in der Sorge für bequeme Lagerung, öfterm Darreichen von Getränk oder, wenn der Sterbende nicht mehr schlucken kann, öfterm Anfeuchten des Mundes, ferner Abwischen des kalten Schweißes u. dgl.; da der Gehörsinn erst sehr spät erlischt, so hüte man sich an einem Sterbebett vor jedweder unvorsichtigen Äußerung, die dem Sterbenden die letzten Augenblicke erschweren konnte. Nach dem Eintritt des T. lasse man den Toten noch einige Zeit (etwa 12—18 Stunden) in seinem Bett liegen, worauf er zu entkleiden, zu waschen, in einem kühlen Zimmer in einer Bettstelle auf einem mit einem Leintuch bedeckten Strohsack zu lagern und mit einem Leintuch zuzudecken ist.

Mit dem Aufgehörthaben des Stoffwechsels (dem T.) wird der Mensch zur Leiche, zum Leichnam, und in diesem treten früher oder später Veränderungen ein, welche alle nach rein physik. und chem. Gesetzen vor sich gehen. Die hauptsächlichsten und hervortretendsten Erscheinungen nach dem T. sind die der Fäulnis (s. d.), durch welche die organischen Substanzen des menschlichen Körpers in unorganische Stoffe (vorzüglich in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak) umgewandelt werden, die nun zur Ernährung von Pflanzen dienen. So geht also auch nicht ein Atom des menschlichen Körpers nach seinem T. verloren, sondern die Stoffe desselben treten in Tier- und Pflanzenkörper über (S. Stoffwechsel.) Es beharrt nun aber der Leichnam vor seiner Zersetzung noch eine Zeit lang in einem Zustande, den man Leichenzustand im engern Sinne des Wortes nennt und der sich durch ganz bestimmte, bald schneller, bald langsamer eintretende Erscheinungen (Leichenerscheinungen) auszeichnet. Zu diesen gehören: der eigentümliche Leichengeruch und die Leichenblässe, die Totenkälte und die Totenstarre (Zusammenziehung der Muskeln durch Gerinnen des Muskeleiweißes), die Totenflecke und das Abplatten der Körperstellen, wo die Leiche aufliegt. Trotz dieser Leichenerscheinungen ist es manchmal doch schwierig, den T. durch das bloße Besichtigen des Körpers mit Sicherheit anzugeben und vom Scheintod (s. d.) zu unterscheiden. Die beste Auskunft gibt hier das Behorchen des Herzens, da Unhörbarkeit der Herztöne am sichersten den T. andeutet. Wahrscheinlichkeit für den T. gewähren: das gebrochene, getrübte und trockene Auge; das Nichtdurchscheinen der gegen das Licht gehaltenen Finger; die völlig erweiterte und gegen das Licht unempfindliche Pupille, das Nichtfließen von Blut aus geöffneten Blut- und Pulsadern; das pergamentartige Eintrocknen der durch starkes Reiben mit kaustischem Salmiakgeist von Oberhaut entblößten Haut. Das untrüglichste Zeichen des T. ist aber die nach dem Schwinden der Totenstarre eintretende Fäulnis mit blaugrüner Färbung und blasiger Auftreibung der Haut, üblem Geruch, Ausfließen misfarbiger, stinkender Flüssigkeit aus Mund und Nase. Vgl. Hasselt, «Die Lehre vom T. und Scheintod» (Braunschw. 1862).

Die unentfliehbare Macht des T. fand natürlich auch in Dichtung und Kunst den ergreifendsten und vielgestaltigsten, je nach der verschiedenen Empfindungsweise der einzelnen Zeiten und Völker verschiedenen Ausdruck. Die Alten, selbst die Ägypter mit ihrem scharf ausgeprägten Totendienst, haben die Gestalt des T. nicht ausdrücklich personifiziert, sondern nur die Wirkungen des T., den Abschied, das Totengericht u. s. f. dargestellt. Ebenso beschränken sich die Griechen nur auf andeutende mythol. Parallelen (Raub der Proserpina, des Hylos, des Ganymed) oder auf Darstellungen des Abschieds von den zurückbleibenden Geliebten, oder sie führen den mildern Bruder des T., den Schlaf, vor oder einen Genius (Eros) mit gesenkter verlöschender Fackel; erst die spätern röm. Zeiten wagen die Darstellung des Totengerippes. Es ist der schönheitsvolle Euphemismus der griech. Kunst, der vor der Darstellung des abschreckend Leblosen zurückschreckte; vgl. die klassischen Abhandlungen Lessings und Herders «Wie die Alten den T. gebildet?» Den Hebräern (Hiob 5, 26; Jer. 9, 22) ist der T. ein Ackersmann, der den Garten des Lebens jätet und einen Baum nach dem andern bricht. Daher in der mittelalterlichen Kunst das Totengerippe mit der Sense. Die ital. Renaissance machte nach dem Vorgang von Petrarcas Trionfo della Morte, gestützt auf das Femininum Mors (La Morte), aus dem Sensenmann eine schreckhafte, die Sense jäh schwingende, unheimlich gespenstig aus den Himmelshöhen herabfliegende Megäre; die dämonisch ergreifende Ausgestaltung dieser Idee ist das berühmte Bild des Trionfo della Morte (Triumph des T.) im Camposanto zu Pisa, das in die Mitte des 14. Jahrh. fällt und früher Orcagna zugeschrieben wurde. Die nordische Kunst hielt an der Gestalt des Sensenmanns fest und erfand jene berühmten Totentanzdarstellungen (Danse macabre), welche seit dem 14. Jahrh. bis in das 18. Jahrh.

in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich namentlich in Kirchenvorhallen und an Kirchhofsmauern sehr beliebt waren und die ihren klassischen bildenden Typus in Holbeins Totentanzbildern gewannen. (S. Totentanz.) Die neuere Kunst lenkt auf ihren Grabdenkmalen wieder mehr in die Wege der Alten ein; nur Alfred Rethel hat in seinen genialen Todesbildern wieder auf Ton und Motiv Holbeins zurückgegriffen. Vgl. Schwebel, «Der T. in der deutschen Sage und Dichtung» (Berl. 1876).

Todaustreiben oder Todaustragen heißt ein eigentümlicher Brauch, der sich als Rest eines uralten Volksfestes im östl. und südl. Deutschland, in der Lausitz, in Böhmen, Mähren und Schlesien, in Bayern u. s. w., bei der deutschen wie bei der slaw. ländlichen Bevölkerung erhalten hat und im wesentlichen darin besteht, daß Kinder und junge Leute am Sonntage Lätare (s. d.), der davon auch Todsonntag (stellenweise Rosensonntag) heißt, eine den Tod vorstellende Puppe aus Stroh unter Absingung darauf bezüglicher Liedchen im Orte herumtragen und endlich vor demselben ins Wasser werfen, oder zerreißen, oder verbrennen. Ganz ähnliche und an denselben Tag geknüpfte Bräuche, die in Meißen, Thüringen und Franken teils ehemals üblich waren, teils noch bestehen, beweisen, daß die alte Festfeier nicht ursprünglich slaw. Herkunft und erst allmählich auf die Deutschen übergegangen, sondern daß sie von jeher eine beiden Völkern gemeinsame gewesen ist.

Toddy, ein zuerst in Schottland bekannt gewordenes, aus Whisky, Brandy (Cognac) oder Gin mit Zucker, Eis und Wasser bestehendes erfrischendes Getränk. In Nordamerika setzt man auch wohl einen halben gebratenen Apfel zu (Apple T.); reibt man auf das Getränk etwas Muskatnuß, so erhält es den Namen Sling.

Toddy nennt man auch den Palmwein (s. d.).

Todeslinderung, s. Euthanasie.

Todesstrafe. Das unmittelbare Verlangen, dem Urheber eines Unrechts eine entsprechende Verletzung zuzufügen, erhebt sich schließlich zu der Forderung, daß die höchste Schuld, als welche zunächst die Vernichtung des menschlichen Lebens durch Mord oder Totschlag zu erachten ist, mit dem Leben gebüßt werde. Streng genommen ist dieses Verlangen seinem innersten Wesen nach zurückzuführen auf den im allgemeinen überall als roh und undurchführbar anerkannten Grundsatz der Talion, auf die Forderung «Blut um Blut». Zu leugnen ist auch nicht, daß die seit den ältesten Zeiten bestandene und auch jetzt noch nicht völlig verschwundene Sitte der Blutrache (s. d.) in Zusammenhang mit der gleichen Auffassung steht. Vor der höhern Gesittung kann eine so triebmäßige, rein von dem subjektiven Gefühl abhängige Befriedigung nicht weiter bestehen. Mit der Entziehung des allgemein gewährleisteten Daseins wird die Vergeltung in einen einzigen Akt von so geheimnisvoller Furchtbarkeit zusammengedrängt, daß das Urteil, ob eine Schuld an diese äußerste Grenze heranreiche, nur aus objektiven Gründen und deshalb bloß von der obersten Autorität verhängt werden darf. Über die Befugnis des Staats, T. gesetzlich anzudrohen und in geeigneten Fällen zu vollstrecken, bestand bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. nicht der geringste Zweifel. Noch jetzt erscheint nach der absoluten oder Gerechtigkeitstheorie die T. als ein durch das allgemeine Bewußtsein gefordertes Äquivalent der höchsten Schuld. Nach andern Theorien wird dagegen die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit derselben sehr bezweifelt.

Wie schwach auch die Beweisführung sein mag, mit welcher zuerst Beccaria (s. d.) in seinem Werke «Über Verbrechen und Strafen» (zuerst 1764) die Unrechtmäßigkeit der T. darzulegen suchte, so hat doch seine Schrift, in Verbindung mit der fast gleichzeitig durch Voltaire und Elie de Beaumont vollzogenen Enthüllung des an dem unglücklichen Calas (s. d.) verübten Justizmordes, die bedeutendsten Nachwirkungen hervorgebracht. Was die Praktiker damals noch als Spiel mit humanen Paradoxien belächelten, erwies sich als Anfang einer folgenreichen Bewegung, die der angeblichen Unmöglichkeit eines Verzichts auf gedankenlos weiter geübte Grausamkeiten immer stärkere Einwände entgegensetzte. Unter letztern stehen die Bedenken obenan, welche gegen die sinnliche Forderung einer gleichartigen Vergeltung (Talion) sprechen. Darin, daß Tiere und Naturmenschen einen Eingriff mit Gegeneingriffen erwidern, kann für den Staat kein praktisch-vernünftiger, jede andere Retorsionsart ausschließender Verpflichtungsgrund enthalten sein, und alle überlegte Besonnenheit, die das Strafverfahren, alle salbungsvolle Würde, welche die Vorbereitungen zur Exekution entfalten, vermögen den Zweifel nicht aufzuheben, ob, die Berechtigung an sich auch zugegeben, die höchste sittliche Macht sich gegen den Mörder ebenso roh benehmen solle, wie dieser gegen sein schuldloses Opfer. Bestärkend wirkte hierbei der Hinblick auf die erfahrungsmäßigen Folgen zahlreicher Hinrichtungen. Es hat sich gezeigt, daß rohe Neugierde und die im Gefühl der eigenen Sicherheit schwelgende Selbstsucht bei solchen Akten ihre Befriedigung suchen, ferner daß nicht die Neigung zu Verbrechen, sondern die guten Sitten durch derartige Schauspiele Einbuße leiden. Die deshalb in neuerer Zeit bevorzugten nicht öffentlichen Exekutionen im Gefängnishofe (sog. intramurane Hinrichtung) lassen sich aber weder mit dem Grundsatze, der die Öffentlichkeit als unentbehrliche Voraussetzung einer eindringlichen Strafrechtspflege betrachtet, noch mit den Rücksichten vereinigen, welche die Justiz wegen der Fernhaltung jedes Zweifels an ihrer gerechten Gleichmäßigkeit zu nehmen hat.

Noch wirksamere Abmahnungen ergeben sich aus der Betrachtung, daß der Staat durch eine Strafe, die jede sittliche Nachwirkung ausschließt und im Falle eines verhängnisvollen Irrtums nicht zurückgenommen werden kann, mit sich selbst in Widerspruch gerät. Zu einer Ablehnung der T. müssen aber namentlich die Erwägungen führen, welche die neuere Gesetzgebung auf das System der relativ bestimmten Strafen hingeleitet haben. Die Schuld ist immer eine individuell verschiedene; daher soll dem richterlichen Ermessen in der Wahl des jedem Fall entsprechenden Strafübels ein gewisser Spielraum verstattet sein. Bei den Geld-, Körper- und Freiheitsstrafen läßt sich dies durchführen. Ganz anders dagegen verhält es sich bei der T., die vermöge ihrer Konzentrierung nur eine und dieselbe Vergeltung in Aussicht nimmt. Gerade hier aber sind besondere Zweifel gegeben. Man gibt allgemein zu, daß die T. nur noch für die schwersten Fälle der absichtlichen Tötung, also für Mord anzudrohen sei. Diese Abgrenzung ist aber eine psychologisch und praktisch sehr schwer durchzuführende. Ebenso ist gewiß, daß gerade bei dem Verbrechen des

Mordes durch die Motive der Handlung u. dgl. eine überaus große Reihe von Nuancen geschaffen wird, gegenüber welchen gerade hier dem richterlichen Ermessen bei Ausmessung der Strafe ein großer Spielraum gelassen sein sollte. Überdies wirkt auch die Vollstreckung der T. selbst verschieden, da sie den stumpfsinnigen oder den ergebungsvollen, nach Befreiung von den Qualen der Reue verlangenden Delinquenten, möglicherweise außer allem Verhältnis zu der besondern Schuld, ganz anders trifft als den lebenslustigen.

Als Ergebnisse der Bewegung für Abschaffung der T. können schon jetzt die Beseitigung der grausam qualifizierten T. (s. Hinrichtung), die Beschränkung der Bluturteile auf die allerschwersten Verbrechen (unter denen außer dem Mord und den schwersten Fällen des Raubes und der Brandstiftung noch vielfach der Hochverrat mitzählt) und die nicht mehr vereinzelten Beispiele bezeichnet werden, wo die Gesetzgebung, ohne damit die befürchteten Folgen heraufzubeschwören, auf jene Strafe völlig verzichtet hat. In Toscana ging der Großherzog Leopold bereits 1785, in Österreich Joseph II. 1786 mit Aufhebung der T. vor, und obgleich Franz II. die letztere Verfügung bereits 1803 wieder zurücknahm, so erkannte der Kaiser doch dabei an, daß die Verbrechen bisher nicht zugenommen hätten. Für Toscana hatte der Code pénal die T. zwar erneuert, unter dem Zwange der öffentlichen Meinung erfolgte aber 1847 ihre Wiederaufhebung, und das durch legitimistische Einflüsse herbeigeführte gegenteilige Gesetz von 1852 wurde 1860 wieder aufgehoben. Seit 1867 hat sich auch Portugal, 1870 Holland, ebenso auch Rumänien, einige Jahre lang (1874—79) endlich die Schweiz dieser Strafe begeben, während nunmehr einzelne Kantone die T. gesetzlich wieder aufgenommen haben.

Was Deutschland anlangt, so ist die 1848 von der Nationalversammlung ausgesprochene Aufhebung der T. in Oldenburg, Anhalt und Bremen bis 1871, d. h. bis zur Einführung des Norddeutschen Strafgesetzbuchs in den Staaten des Norddeutschen Bundes, in Kraft geblieben; im Königreich Sachsen wurde die T. 1868 gesetzlich aufgehoben. Auch die Mehrheit des Norddeutschen Reichstags hatte 1870 die Aufhebung der T. beschlossen und entschloß sich, nur um das Zustandekommen des gemeinsamen Strafgesetzbuchs nicht unmöglich zu machen (was der Bundesrat in sichere Aussicht gestellt hatte), zur Beibehaltung der T., welche aber auf ein Minimum von Fällen (Mord und Hochverrat, §. 211 und §. 80) angedroht wurde. Bei der Umwandlung des Norddeutschen Strafgesetzbuchs in ein gesamtdeutsches 1871 fehlte es ebenfalls nicht an Versuchen, die T. in Wegfall zu bringen. Indes bestimmt seit neuerer Zeit auch §. 5 des Gesetzes gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen vom 9. Juni 1884, daß wer vorsätzlich durch Anwendung von Sprengstoffen Gefahr für das Eigentum, die Gesundheit oder das Leben eines andern herbeiführt, mit Zuchthaus bestraft wird, daß aber, wenn durch die Handlung der Tod eines Menschen herbeigeführt worden ist, der Thäter einen solchen Erfolg hat voraussehen können, auf T. zu erkennen ist. Durch die Deutsche Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877 (§. 486) wurde die Vollstreckung der T. in einem umschlossenen Raume (intramurane Hinrichtung) für ganz Deutschland angeordnet und näher normiert. In neuester Zeit sind wieder Hinrichtungen erfolgt in Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und den Thüringischen Staaten, während in Belgien die Anwendung dieser gesetzlich bestehenden Strafe fortdauernd vermieden wird.

Anderwärts wächst die Zahl der Gegner von Jahr zu Jahr. In England, wo ursprünglich an 160 verschiedene Verbrechen mit dem Tode bedroht waren, seit 1841 aber die Strafe des Stranges nur wegen Mord vollstreckt wird, kehrt der Antrag auf völlige Abschaffung der T. fast in jeder Parlamentssitzung wieder. In Frankreich bietet der Jury die durch das Gesetz von 1832 gegebene Erlaubnis, mildernde Umstände anzunehmen, ein Mittel zur Abwendung drohender Bluturteile.

Litteratur. Unter den zahlreichen Schriften über die T. sind hervorzuheben: Berner, «Die Abschaffung der T.» (Dresd. 1861); Mittermaier, «Die T. nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung» (Heidelb. 1862); John, «Über die T.» (Berl. 1867); Hetzel, «Die T. in ihrer kulturgeschichtlichen Entwickelung» (Berl. 1870); von Holtzendorff, «Das Verbrechen des Mordes und die T.» (1874); derselbe, «Psychologie des Mordes» (1875); d'Ercola, «La pena di morte e la sua abolizione» (Mail. 1875); Wahlberg, «Gesammelte kleinere Schriften» (Bd. 2, Wien 1877); Pfotenhauer, «Aphorismen über die T.» (Bern 1879). Eine höchst sorgfältig bearbeitete und übersichtliche Zusammenstellung des histor. Ganges der Gesetzgebung bezüglich der T., der Vollstreckung und der Statistik derselben, sowie der hauptsächlichsten Gründe für und gegen die T. enthält die den Motiven des im Frühjahr 1870 dem Norddeutschen Reichstage vorgelegten Strafgesetzentwurfs beigegebene Anlage 2: «Über die T.»

Todi, das Tuder der alten Umbrer, mittellat. Tudertum, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Perugia, auf einem Berge, links über dem Tiber, in einer von Olivenhainen und Weinbergen bedeckten Hügellandschaft, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 4706 (als Gemeinde 15 438) E. und hat ein Gymnasium, eine technische Schule und ein Seminar. Aus dem Altertum sind erhalten polygonale Mauerreste etrusk. und röm. Ursprungs, die große Ruine eines Tempels oder einer Basilika, im Palazzo Cicchitelli Bäderreste mit Mosaikboden, Reste des Theaters im Osten der Stadt bei dem etrusk. Mauergürtel, des Amphitheaters im Süden T.s unter dem röm. Mauergürtel, Wasserbehälter an der Piazza del Duomo und zahlreiche Gräber aus der Zeit der Etrusker, denen diese Grenzstadt Umbriens unbedingt zeitweise gehört haben muß. Die Kathedrale hat Fresken von Spagna und einen mächtigen Turm; die 1604 vollendete Wallfahrtskirche Sta.-Maria della Consolazione, ein Kuppelbau über einem griech. Kreuze, dessen Arme mit Halbkuppeln bedeckt und polygonal gestaltet sind, gehört zu den edelsten Schöpfungen der Renaissance; in San-Fortunato, einem Bau von 1292, mit reichem Portal, liegt der hier geborene und gestorbene Cölestinermönch Jacopone, der Dichter des Stabat mater, begraben; Façade und Turm dieser Kirche stammen aus dem 15. Jahrh., die schönen Holzschnitzereien im Chor von Maffei da Gubbio aus dem J. 1500. Sta.-Maria in Camucia besitzt sienesische Fresken aus dem 15. Jahrh., Sta.-Annunciata im Refektorium solche von Alunno. Im Palazzo Comunale, einem edeln Bau got. Stils, befindet sich eine kleine Gemäldesammlung mit einem

trefflichen Bilde (Krönung Mariä) von Spagna aus dem J. 1511. Der Palazzo del Governo von 1293 hat einen hohen Turm und Zinnen; bemerkenswert ist auch der schöne Palazzo Atti von 1552. T., 592 vom byzant. Exarchen den Longobarden entrissen, gehörte in päpstlicher Zeit zuerst zum Herzogtum Perugia, seit dem 12. Jahrh. zum Herzogtum Spoleto. Im J. 1001 fand hier eine allgemeine Kirchenversammlung statt.

Tödi, der höchste Gebirgsstock der Glarner Alpen und der ganzen nordöstl. Schweiz, erhebt sich als massiger, eisgekrönter Felsstock zwischen dem Sand- und dem Bifertenfirn auf der Grenze der Kantone Glarus und Graubünden. Seine schöne, gegen Nordosten sich sanft abdachende Firnkuppe bildet drei Gipfel: der höchste Punkt ist der Piz Rusein (3623 m) auf der Wasserscheide zwischen der Linth und dem zum Vorderrhein fließenden Ruseinbach; östlich von ihm erhebt sich der Schneegipfel des glarner T. (3601 m) und am nördl. Ende des Gipfelplateau stürzt der Sandgipfel 3434 m mit steilen Kalkwänden zur Sandalp ab. Überall in der nördl. Schweiz tritt der T. mit seinen Felsmauern und seiner flachen Firndecke dominierend hervor. Lange galt er für unersteigbar, bis es 1. Sept. 1824 zwei bündener Gemsjägern gelang, den Piz Rusein von Süden her zu ersteigen. Die erste Besteigung von der glarner Seite wurde 10. Aug. 1837 von drei glarner Jägern ausgeführt und 19. Aug. 1837 von F. von Dürler wiederholt. Seither ist der T. auf verschiedenen Wegen häufig erstiegen worden, besonders seitdem durch die Herstellung einer Klubhütte am Grünhorn (2451 m) die Besteigung erleichtert worden. Vgl. Studer, «Über Eis und Schnee» (Bern 1869—83).

Todjon, Insel, s. Resolution.

Todleben, auch Totleben (Franz Eduard Graf von), russ. Ingenieurgeneral, geb. 20. Mai 1818 zu Mitau in Kurland, verlebte seine Jugend in Riga, wo sein Vater Kaufmann war, und wurde 1832 in die Nikolaus-Ingenieurschule zu Petersburg aufgenommen. Er wurde 1836 Ingenieurfähnrich, 1837 Unterlieutenant im Ingenieurkorps, 1840 Lieutenant, 1845 Stabskapitän, 1848—50 bei der Kaukasusarmee, wo er wegen seiner erfolgreichen Teilnahme an der Belagerung von Görgebil in Daghestan zum Kapitän befördert wurde. Wegen Leitung der Angriffsarbeiten auf Tschach erhielt er einen Ehrensäbel. Im J. 1850 nach Rückkehr vom Kaukasus wurde T. zum Adjutanten des Generals Schilder, Kommandanten der Ingenieure des stehenden Heeres, ernannt. Nach dem Rücktritt zur Truppe wurde T. 1853 aufs neue an die Seite des Generals Schilder berufen, welcher zur Armee in den Donaufürstentümern bestimmt war. Unter diesem nahm er 1854 als Oberstlieutenant an der Belagerung von Silistria teil und ersetzte den General nach dessen Verwundung in der Oberleitung der Angriffsarbeiten mit großem Erfolge bis zur Aufhebung der Belagerung und Räumung des rechten Donauufers seitens der Russen. Im August 1854, als die Landung der Alliierten in der Krim in Aussicht stand, wurde T. nach Sewastopol berufen, welches nach der Landseite so gut wie offen war. T. verstand es in kurzer Zeit durch provisorische Befestigungen und Entfaltung großer Artilleriemassen, welche zum Teil der auf seinen Rath zur Sperrung der Reede versenkten Flotte entnommen worden, die Südfront von Sewastopol derart verteidigungsfähig zu machen, daß die von den Alliierten am 17. Okt. unternommene Beschießung der Stadt nach wenigen Stunden eingestellt werden mußte. Im weitern Verlauf der Belagerung wußte T. durch Anlage vorgeschobener Infanteriepositionen, sowie durch Erbauung von starken Gegenwerken auf wichtigen Punkten des Vorfeldes der Festung, durch unausgesetzte Verstärkung der Umschließung, durch Anwendung von Gegenminen, wie häufiger kleiner Ausfälle den Gang des Angriffs derartig zu erschweren und der Verteidigung einen so offensiven Charakter und dadurch ein so großes Übergewicht über den Angriff zu verleihen, daß die Angreifer sich zeitweise in der Lage der Belagerten befanden und zur Entfaltung großartiger Streitmittel genötigt wurden. Im Okt. 1854 zum Oberst, im April 1855 zum Generalmajor ernannt, wurde T. durch eine am 20. Juni 1855 erlittene schwere Verwundung genötigt die Stadt zu verlassen und die weitere Verteidigung vom Belbekthale her zu leiten. Seine persönliche Abwesenheit war Ursache, daß die Verteidigung von da ab sich nicht mehr auf der bisherigen Höhe erhielt. Nach dem Fall der Südseite Sewastopols wurde T., welcher inzwischen Generaladjutant des Kaisers Alexander II. geworden war, in Nikolajew mit der Leitung der Befestigung dieses nunmehr zum Kriegshafen bestimmten Platzes, sowie derjenigen der Dnjeprmündungen, später in Kronstadt mit der Vervollständigung der Verteidigungsanlagen dieses Hafens betraut. Der Kaiser verlieh T. für Sewastopol den St. Georgsorden und eine Dotation. Im J. 1859 wurde T. Leiter der Abteilung für Ingenieurwesen im Kriegsministerium, 1860 Generallieutenant, 1861 Chef des Stabes, 1863 Adlatus des Großfürsten Nikolaus, Generalinspekteurs des Ingenieurkorps.

Im J. 1869 wurde T. zum Ingenieurgeneral ernannt, in welcher Stellung er am Studium und Ausbau der Befestigungen des Landes den regsten Anteil nahm. Beim Ausbruch des Kriegs mit der Türkei 1877 war T. aus unaufgeklärten Gründen zunächst mit keinem Kommando betraut. Als aber nach drei schlecht vorbereiteten und schlecht ausgeführten, darum fruchtlosen Angriffen auf Plewna (s. d.) die Möglichkeit der Wegnahme dieser befestigten Stellung ausgeschlossen schien, gedachte Kaiser Alexander II. T.s, als des geeigneten Helfers in der Not, berief ihn zur Armee und betraute ihn mit der Leitung der weitern Maßnahmen vor Plewna. Ende September vor Plewna angekommen, erklärte T., daß die sichere Erreichung des Ziels nur im Wege einer regelrechten und vollständigen Einschließung der Armee Osman Paschas zu erreichen sei. Am 24. Okt. war dieselbe vollendet und führte nach dem vergeblichen Durchbruchversuch Osmans am 10. Dez. zur Übergabe der eingeschlossenen Armee, die kriegsgefangen nach Rußland abgeführt wurde. T. wurde mit der zweiten Klasse des St. Georgsorden dekoriert und dem Kommandeur der Ostarmee, Großfürst-Thronfolger, zugeteilt, welchen er im Kommando später ersetzte. Ende April 1878 erhielt T. den Oberbefehl über die gesamte Operationsarmee, deren Hauptquartier in San-Stefano lag. Er erzwang die Übergabe von Schumla und Varna und behielt nach dem im Juli 1878 erfolgten Friedensschlusse sein Kommando bei, verbesserte die Lage der Armee nach Möglichkeit und trug durch pünktliche Vollstreckung der Vereinbarungen des Berliner Vertrags, durch

thatsächliche Unterstützung der in Philippopel tagenden internationalen Kommission, wie durch seine Beharrlichkeit in den Verhandlungen mit den Türken wesentlich zum Abschluß des am 31. Jan. 1879 unterzeichneten Definitivfriedens bei. Nachdem T. schon 1878 den St. Andreasorden erhalten und zum Inhaber des Regiments Samogitien ernannt worden war, wurde er April 1879 zum provisorischen, später zum definitiven Generalgouverneur von Odessa berufen, Okt. 1879 in den erblichen Grafenstand erhoben, 1880 Kommandant des Militärbezirks Wilna. Nach mehrjährigem Leiden, dessen Heilung er vergebens in mehrern Bädern gesucht, starb T. 1. Juli 1884 im Bade Soden bei Frankfurt a. M. und wurde am 17. Okt. desselben Jahres in Sewastopol beigesetzt.

Die Hauptzüge seines Charakters bildeten Entschlossenheit, Scharfblick, Ruhe in Gefahren, Beharrlichkeit in der Durchführung seiner Entschlüsse, Bescheidenheit, Offenheit und Gerechtigkeitsliebe. Weniger Kriegsbaumeister im Frieden, leistete T. Vorzügliches als Ingenieur in der jeweiligen, durch die augenblickliche Kriegslage geschaffenen Situation. In seinen beiden Hauptaktionen, Sewastopol und Plewna, hat T. sich als Herr der stärksten Kampfform, der weisen Verbindung von Angriff und Verteidigung, deren Bindemittel und Schlüssel die Befestigungskunst bildet, erwiesen. Sein großes Werk «Die Verteidigung von Sewastopol. Nach authentischen Quellen dargestellt unter Leitung des Generallieutenants und Generaladjutanten Ed. von T.» (Petersb. 1864—72) besteht aus 2 Teilen mit zusammen 4 Bänden und einem 5. Bande: «Der Minenkrieg vor Sewastopol.» Das Werk wurde von T. selbst in drei Sprachen (russisch, deutsch, französisch) und in zwei Ausgaben veröffentlicht. Bezüglich Plewnas hat sich T. in seinem Briefe an den belg. Ingenieurgeneral A. Brialmont vom 18. Jan. 1878 eingehend geäußert (abgedruckt im russ. «Ingenieur-Journal», deutsch im «Archiv für preuß. Artillerieoffiziere», 1878).

Vgl. «Le général comte T., sa vie et ses travaux par le lieutenant général A. Brialmont» (Brüss. 1884); Rieger, «T. und seines Wirkens Bedeutung für die Kriegskunst der Zukunft», in «Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genieweſens» (Wien 1885); ferner «Die russ. Heerführer im Kriege von 1877» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, II) und «Internationale Revue», herausgegeben von Witzleben (1884).

Tödlichkeit, s. Letalität.

Todmorden, Stadt auf der Grenze des West-Riding der engl. Grafschaft York und von Lancashire, in der Gebirgskette Pennine Chain, am Rochdale-Kanal, Station der Ostlinie Manchester-Rochdale-Pontefract-Goole der Lancashire and Yorkshirebahn, welche hier nordwestlich nach Burnley abzweigt, zählt (1881) 23861 E. und hat reiche Steinkohlenlager, Eisen- und Messinggießerei, Maschinenbau und Baumwollindustrie.

Todsünden (peccata mortalia) heißen in der theol. Moral nach 1 Joh. 5, 16, 17 die Sünden, welche den geistlichen Tod, d. h. den Verlust des Gnadenstandes nach sich ziehen. Die kath. Theologie unterscheidet sie von den läßlichen Sünden (peccata venialia), die diese Folge nicht haben. Nach den noch heute geltenden Bestimmungen des Petrus Lombardus zählt man folgende sieben T. auf: Hochmut, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Trägheit des Herzens. Einige Scholastiker rechneten auch die sog. schreienden Sünden: Totschlag, Sodomiterei, Unterdrückung der Unschuld und gewaltsame Vorenthaltung des verdienten Lohns, unter die T. Die ganze Unterscheidung einer bestimmten Klasse von Sünden, welche den geistlichen Tod nach sich ziehen sollen, von andern, die nicht diesen Erfolg haben, beruht auf einer äußerlichen Auffassung des Sittlichen, welche die persönliche Schuldbarkeit und Straffälligkeit des Subjekts nur nach der äußern That, nicht nach der innern Gesinnung beurteilt. Daher machte schon der Zeitgenosse des Lombarden, Richard von St. Victor, als Kennzeichen der T. vielmehr den Grad der innern Verdorbenheit und sittlichen Zurechnungsfähigkeit der sündigenden Person, nicht die äußere Beschaffenheit der Sünde als solcher geltend. Dieselbe Betrachtungsweise ist auch in der protestantischen Moral herrschend geworden.

Todt und Zusammensetzungen, s. Tot.

Todt (Karl Gottlob), bekannt durch sein ständisches Wirken in Sachsen, geb. 20. Okt. 1803 im Städtchen Auerbach, Sohn eines Musselinwebers, studierte seit 1824 zu Leipzig die Rechte und wurde 1832 Bürgermeister in Adorf, wo er nebenbei das «Adorfer Wochenblatt» im liberalen Sinne redigierte. Er wurde 1837 in die sächs. Zweite Kammer gewählt, wo er längere Zeit als einer der Führer der Opposition und als thätiges Mitglied des Gesetzgebungsausschusses galt. Als sich nach der Februarrevolution von 1848 der deutsche Bundestag mit sog. Vertrauensmännern zu verstärken suchte, sendete ihn das Märzministerium in dieser Eigenschaft nach Frankfurt. Zum Geh. Regierungsrat ernannt, blieb er auch unter dem folgenden Ministerium in einflußreicher Stellung. Bei Beginn des Maiaufstandes in Dresden wurde T., zugleich mit Heubner und Tzschirner, durch eine 4. Mai 1849 abgehaltene Versammlung von radikalen Mitgliedern der aufgelösten Kammern zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt. Doch verließ T. schon 6. Mai Dresden, flüchtete in die Schweiz und ließ sich in Zürich nieder, wo er sich litterarisch, namentlich mit dem schweiz. Strafrecht und Gemeindewesen, beschäftigte. Er starb in Rießbach bei Zürich 10. März 1852.

Todtleben, russ. General, s. Todleben.

Todtnau, Stadt im bad. Kreise Lörrach, Amt Schönau, am südwestl. Fuße des Feldbergs, in einem Schwarzwaldthal, an der obern Wiese, 649 m über dem Meer, zählt (1880) 1757 kath. E. und hat Baumwollspinnerei, Weberei, eine Papiermühle, eine Zunderfabrik und bedeutende Bürsten- und Pinselfabrikation.

Toffana (Aqua), s. Aqua Tofana.

Toga hieß das Obergewand, welches der röm. Bürger, wenn er nicht im Kriegsdienst war, über der Tunica (s. d.) oder auch, namentlich in älterer Zeit, ohne diese öffentlich trug. Nur dem Bürger kam sie zu, Fremden und auch Verbannten war sie untersagt. Daher werden die Römer auch togati oder gens togata benannt; daher hieß das Cisalpinische Gallien, als das Bürgerrecht seinen Bewohnern gegeben worden, Gallia togata im Gegensatz des jenseitigen, der Gallia braccata. In der Kaiserzeit wurde ihr Gebrauch durch die Sitte, andere Gewänder, namentlich das griech. viereckige Pallium, zu tragen, immer mehr auf feierliche Gelegenheiten eingeschränkt. Die Form der T. war

halbrund, doch kein eigentlicher Kreisabschnitt, sondern hatte eine verhältnismäßig größere Breite, als bei einem solchen möglich gewesen wäre. Der Umwurf der ältern, einfachern T. geschah so, daß der eine Zipfel über die linke Schulter nach vorn geworfen, dann das Gewand hinter dem Körper weg über die rechte Schulter gezogen wurde, sodaß der rechte Arm darin wie in einer Binde ruhte, weil der ganze übrige Teil der T., der dort den Bausch (sinus) bildete, über den vordern Teil des Körpers sich hinwegziehend, wieder über die linke Schulter geschlagen ward, von der der zweite Zipfel über den Rücken hinabhing, während der linke Arm von dem darüberfallenden Gewande bedeckt war. Künstlicher und verwickelter war der Umwurf der spätern, weitern T., auf deren Faltenlegung man große Sorgfalt verwendete. Der Stoff, aus dem sie gefertigt wurde, war Wolle. Die Walker (fullones) besorgten die Wäsche und die Erhaltung der Farbe, die weiß und nur bei der Trauer schwarz war. Angeklagte suchten durch eine unscheinbare, schmutzige T. (sordida) Mitleiden, solche, die sich um ein Amt bewarben, durch eine recht hell glänzende (candida, daher sie selbst candidati, Kandidaten, hießen) Aufsehen zu erregen. Die mit einem Purpurstreif verbrämte T. (toga praetexta) trugen die höhern Magistrate bis zu den curulischen Ädilen, nicht die Tribunen, wohl aber bei Kulthandlungen die Mitglieder einiger Priesterkollegien, namentlich die vier höchsten, sowie niedere Magistrate und sogar Private bei Circensischen Spielen, welche sie veranstalteten; ebenso trug sie der röm. Knabe bis zum 17. Jahre, in welchem Jahre er, der nun am Kriegsdienst und an Volksversammlungen teilnahm, die gewöhnliche weiße T. als männliches Kleid (toga virilis) anlegte. Beim Triumph trug der Triumphator, wie früher der Rex, eine purpurne, gewöhnlich mit Gold gestickte T. (toga picta), welche er fortan bei feierlichen Gelegenheiten anlegte, und dasselbe thaten höhere Magistrate, welche Spiele gaben, bei gewissen Spielen schon in der republikanischen Zeit; und dies wurde dann die allgemeine Regel in der Kaiserzeit, in welcher die Konsuln auch bei dem feierlichen Aufzug zum Amtsantritt das Purpurgewand anlegten. Verschieden davon war die Trabea (s. d.).

Bei den Frauen entsprach die Palla (s. d.) der T., welche letztere, abgesehen von der auch von den Mädchen wie von den Knaben getragenen toga praetexta, nur Libertinen und Buhlerinnen zu tragen pflegten, während die ehrbaren Frauen regelmäßig unter der Palla die Stola trugen, bis auch bei ihnen die altröm. Tracht in Abgang kam.

Toggenburg, Landschaft im schweiz. Kanton St. Gallen, wird von der Thur bewässert, rechts von der Sentisgruppe, links von den Churfirsten und den Nagelfluhketten des Speer (1956 m) und der Kreuzegg (1317 m) umschlossen, erstreckt sich als breites, sichelförmig gekrümmtes, etwa 60 km langes Bergthal mit vielen Seitenthälern von der Wasserscheide (1040 m) zwischen Thur und Rhein bei Wildhaus nördlich bis zur Grenze des Kantons Thurgau, umfaßt ein Gebiet von 551 qkm mit 53547 E., worunter 22994 Katholiken, und zerfällt in die Bezirke Ober-, Neu-, Alt- und Untertoggenburg. Das T. ist ein freundliches Voralpengelände, reich an Wald und Alpweiden; die untern Stufen gehen allmählich in Berg- und fruchtbares Hügelland über. Wie der sorgfältige Anbau des Bodens, der gute Zustand der Alpweiden und die große Zahl der Fabriken den Fleiß, so verraten die stattlichen Ortschaften der Thalsohle und die zahlreichen saubern Einzelhöfe der Berghalden den Wohlstand der Bevölkerung. Acker- und Obstbau, Alpwirtschaft, Baumwollindustrie (besonders die Buntweberei), Stickerei und Handel sind die Haupterwerbsquellen. Ein Netz guter Fahrstraßen durchzieht die ganze Landschaft; die Toggenburgbahn, 25 km lang, zweigt bei Wyl von der Linie Winterthur-St. Gallen-Rorschach nach Süden ab und führt durch das Hauptthal bis Ebnat hinauf. Die wichtigsten Ortschaften sind Wildhaus, der Geburtsort des schweiz. Reformators Zwingli, Neßlau (2183 E.), Ebnat (s. d.) und Kappel (s. d.) in Obertoggenburg, Wattwyl (s. d.) und das alte Städtchen Lichtensteig in Neutoggenburg, Flawyl (3833 E.) in Untertoggenburg. Die Grafen von T. gehörten im spätern Mittelalter zu den reichsten und mächtigsten Dynasten der Schweiz. Von ihren Stammburgen lag die Alttoggenburg in einer einsamen, waldigen Gegend des gleichnamigen Bezirks unweit des Hörnli (1135 m), die Neutoggenburg nahe bei Lichtensteig. Nach dem Erlöschen des Geschlechts 1436 kam die Grafschaft an die Freiherren von Raron, die sie 1469 an das Stift St. Gallen verkauften. Die Bedrückung der Reformierten und die Mißachtung der alten Rechte der Landschaft von seiten des Stiftes führten 1712 zum Toggenburger Krieg zwischen den Ständen Bern und Zürich und den auf Seite des Abtes stehenden kath. fünf Orten (Luzern, Zug und Waldstätte). Durch den Sieg der Berner bei Vilmergen (25. Juni 1712) wurde dieser Krieg zu Gunsten der Landschaft entschieden, vollständig beseitigt wurde jedoch die Herrschaft des Stifts erst durch die helvet. Verfassung 1798 und die Mediationsverfassung von 1803, welche letztere das T. dem Kanton St. Gallen zuwies. Vgl. Wegelin, «Geschichte der Landschaft T.» (St. Gallen 1857); Hagmann, «Das T.» (Lichtensteig 1877).

Togia-Inseln, eine Inselgruppe in der Bai von Gorontalo, welche die nordöstlichste Halbinsel der Insel Celebes in Hinterindien von ihrer zweiten sich östlich erstreckenden Halbinsel trennt. Die T. liegen der letztern näher als der erstern. Sie gehören in politisch-administrativer Hinsicht zur niederländ. Residentschaft Menado, und stehen unter einem von der niederländ. Regierung abhängigen buginesischen Häuptlinge.

Togóland, eine deutsche Kolonialbesitzung an der Sklavenküste in Westafrika, mit einer Küstenerstreckung von etwa 50 km und etwa 40—50 km landeinwärts reichend; der Flächeninhalt beträgt daher etwa 2500 qkm. Die eigentliche Küste bildet eine trockene unfruchtbare Sandebene, teils mit niedrigem Dorngestrüpp überzogen. Hinter diesem nehrungsartigen schmalen Strandgebiete lagert sich ein großes Süßwasserhaff, flach und von wechselndem Wasserstande, das früher unter dem Namen «Avon-Lagune» in kolossal übertriebener Ausdehnung auf den Karten figurierte. Dem Haff schließt sich dann landeinwärts ein etwas höheres, sanft gewelltes Binnenland an, vornehmlich aus Laterit bestehend, das den charakteristischen Typus der afrik. Parklandschaft zur Schau trägt. Das Klima kennzeichnen zwei Regenzeiten (Ende April bis August, die zweite von Mitte Oktober bis Dezember), während derer eine enorme Luftfeuchtigkeit den Europäern sehr lästig wird. Die Bevölkerung gehört

zu den Nigritiern oder Sudannegern und gliedert sich in Freie und Leibeigene. Größere Staaten existieren seit langem nicht mehr, jede größere Ortschaft hat ihren eigenen «König». Die wichtigsten Handelsplätze sind Lome (von den engl. Kaufleuten Bey-Beach genannt), Bagida, Porto-Seguro und Klein-Papó («Little Popo», «Povo») oder Aneho; sie zählen zwischen je 300 und 3000 E. Der Hauptort Togo liegt im Innern. Im Westen schließt sich an Togoland das engl. Gebiet der Goldküste an, im Osten folgen an der Küste wechselnd franz., portug. und engl. Besitzungen. Das Hinterland ist unabhängig und noch vollständig unbekannt. Wichtigstes Ausfuhrobjekt bildet das Palmöl, sowie die bei dessen Herstellung zurückbleibenden getrockneten Palmkerne; wichtigste Einfuhrartikel sind Spirituosen, Pulver, Tabak und Manufakturen. Wert der Einfuhr 1884 (für Lome, Bagida und Aneho zusammen) etwa 2950000 Mark, Wert der Ausfuhr etwa 1360000 Mark.

Vor der Proklamation der deutschen Schutzherrschaft drohte den dortigen deutschen Kaufleuten die Gefahr, infolge engl. Intriguen vertrieben zu werden. Die Kaufleute sowohl wie die eingeborenen Häuptlinge suchten dann um deutschen Schutz vor England nach, worauf Nachtigal als kaiserl. Kommissar am 5. Juli 1884 in Bagida die deutsche Schutzherrschaft proklamierte.

Vgl. Krümmel, «Togoland, das deutsche Schutzgebiet an der Sklavenküste» (Weim. 1886). Eine Karte des T. bietet die «Karte der Congo- und Guineagebiete» (mit einem Spezialkärtchen der Sklavenküste, Weim. 1885).

Togril-Beg, s. unter Seldschuken.

Tohuwabohu (hebr., d. i. wüste und leer), nach 1 Mos. 1, 2 sprichwörtliche Bezeichnung für einen wüsten Zustand der Verwirrung.

Toilette (vom frz. toile, Leinwand, Tischdecke) bezeichnet sowohl die einzelnen Teile des Anzugs und die Handlung des Ankleidens, wie auch den zum Anzuge und Putz von Herren und Damen nötigen Apparat. T. heißt z. B. der Tisch mit Putzgerätschaften und dem notwendig dazu gehörenden Spiegel, weil die Putztische der Damen mit einem Tüchelchen (toilette) überzogen waren, ehe diese Tische aus Rosen- und Citronenholz, Mahagony, Palissander u. s. w. verfertigt wurden. Unter Armesündertoilette (T. des condamnés) versteht man in Frankreich das Haarabschneiden, welches kurz vor der Exekution mit den zum Tode Verurteilten vorgenommen wird.

Toise, die franz. Klafter, die Normaleinheit des altfranz. Längemaßes, hielt 6 alte par. Fuß = 1,95 m. Die Quadrattoise hatte demnach 36 Quadratfuß (= 3,8 qm) und die Kubiktoise 216 Kubikfuß (= 7,4 cbm).

Toison d'or (frz.), das Goldene Vlies.

Tokaj, s. Tokay.

Tokar, Stadt und Fort in Nubien, etwa 75 km südöstlich von Suakin. Das Fort wurde von der ägypt. Besatzung nach der Niederlage des Hicks Pascha (s. d.) noch gehalten und sollte von Baker Pascha von Suakin her entsetzt werden. Nachdem Baker 4. Febr. 1884 bei Trinkitat (s. d.) eine Niederlage erlitten hatte und auch Fort Sinkat (s. d.) nach tapferer Verteidigung 8. Febr. gefallen war, sendete die brit. Regierung unter General Graham vom 23. bis zum 28. Febr. eine Division von 6 Bataillonen, 7 Schwadronen, 18 Geschützen und 1 Genie-kompagnie nach Trinkitat, welche 29. Febr. die auf dem Wege nach T. in befestigter Stellung stehenden, 7000 Mann starken Araber angriff und schlug. (S. Teb.) Am 1. März wurde T., welches am 20. Febr. kapituliert hatte, aber von den Arabern wieder geräumt worden war, besetzt. Die Division kehrte 4. März mit den Bewohnern der Stadt nach Trinkitat und von dort bis 9. März nach Suakin zurück. Fort T. wurde aufgegeben.

Tokât, Stadt im türk. Vilajet und Sandschak Siwas, 89 km im NNW. von Siwas in Kleinasien, nahe südlich vom Tosanly-Su oder obern Jeschil-Irmak (Iris) und von diesem nur durch Gemüse-, Obst- und Weingärten getrennt, 519 m über dem Meere, zieht sich in einer von Süden gegen Norden gerichteten, vom Bach Chaderlik durchflossenen Einbucht zwischen hohen Felswänden des Tschamlybet Dagh hin, als ein weitläufiges Gewirr enger Gassen und schmutzig aussehender Häuser. Im nördl. Teile liegt der Meidân oder freie Platz, westlich von diesem der Große Seldschukenpalast mit prachtvoller Portalfaçade und über diesem der steil aufsteigende, imponierende Kastellberg, eine zackige Felsmasse krystallinischen Marmors mit einem alten Kastell. Am südl. Fuß des Kastellbergs, wo die Stadt am breitesten und belebtesten, liegen der Bazar, der Lumpenmarkt, die Große Moschee, die Privatkupferschmelze. Der südlichste Stadtteil ist das Armenierviertel mit einigen leidlichen Häusern und der amerik. Mission. Südlich außerhalb der Stadt liegt Miri-Chan oder die große offizielle Kupferschmelze, welche, früher unter der Leitung eines österr. Bergmanns musterhaft betrieben, jetzt herabgekommen ist. T. zählt 10460 E.; früher soll es eine Bevölkerung von 60000, ja 100000 gehabt haben. Die Stadt ist durch ihren Handelsgeist wie als ein Hauptsitz türk. Industrie in diesem Teile des Reichs seit alter Zeit bekannt. Ihre früher blühenden Manufakturen in Teppichen, Seiden-, Woll- und Baumwollstoffen, Saffian und Knöpfen ist teils ganz eingegangen, teils sehr gesunken. Außer den Kupferhütten und Kupferschmieden bestehen an industriellen Etablissements nur eine Kattundruckerei und Färberei. Der Durchgangshandel T.s ist in neuerer Zeit herabgekommen. Im 5. Jahrh. kommt die Stadt unter dem Namen Eudoxia vor und war in byzant. Zeit Bischofssitz. T., Taukât, wurde 1082 Residenz des Seldschukenfürsten Rükn-e'-din-Suleiman und scheint seitdem sehr lange der Sitz einer Seitenlinie der Sultane von Konia gewesen zu sein. Aus dieser Periode stammen einige Moscheen und Grabmonumente mit arab. Inschriften, sowie die Hauptzierde der Stadt, der große Komplex von Prachtgebäuden am Meidân, deren Façaden wahre Meisterstücke der Architektur sind. Die lange Steinbrücke über den Iris ist 1258 erbaut. Im 13. Jahrh. kam T. unter die Herrschaft der Ilkhâne von Irâk, im 14. Jahrh. unter die des Burhâneddin. Etwa 3,7 km östlich vom Fluß liegt, unter mächtigen Felsen erbaut, das Dorf Gümenek, und 0,9 km von diesem das weite Trümmerfeld von Comana Pontica, einer altassyr. Tempelstadt und Hauptwallfahrtsorts, berühmt durch den Kultus der bewaffneten Göttin Mâ (Artemis Taurica, Anaitis, Enyo oder Bellona der Klassiker) und Mittelpunkt eines durch großen Landbesitz und eine Gefolgschaft von sechstausend, großenteils weiblichen Tempelsklaven (Hierodulen) mächtigen Priesterfürstentums.

Tokay oder **Tokaj** (spr. Tokoi), Stadt im Zempliner Komitat Oberungarns, rechts an der Mündung des Bodrog in die Theiß, Station der Linie Püspök-Miskolcz der Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz des Stuhlrichteramts, hat ein Priesterseminar, Gymnasium, Hauptschule, große Salzniederlage, Saphyr-, Karneol-, Bolusgruben u. s. w. und zählt (1880) 4479 magyarische, deutsche und slowakische E., die sich von Landwirtschaft, Fischerei, Wein- und Holzhandel, Salztransport u. s. w. nähren. Von T. zieht sich nord- und nordostwärts die Berggruppe der Hegyallja (s. d.), welche, vulkanischen Ursprungs, sich durch schöne Formen, üppige Vegetation und namentlich durch ihre herrlichen Weine auszeichnet. Der nach dem größten Orte des Gebietes genannte **Tokayer** ist einer der berühmtesten Dessertweine der Welt. Er wächst in 21 aneinander grenzenden Lagen oder Ortsgebieten; die besten Erzeugungsorte sind die Marktflecken **Tarczal**: hier wächst der edelste Tokayer auf einem nur 4 h umfassenden Fleck, er führt den Namen Mézesmale (Honigstrahl) und kommt niemals in den Handel; ferner **Tálya**, fast so groß wie T., nächst diesem Hauptweinhandelsplatz, und **Mád**; die Dörfer Liszka, Kisfalud und Zsadány. Gute Mittelweine liefern: die Stadt T., die Märkte Kereszтur, Erdőbénye, Tolcsva, Ragyárospatak, die Dörfer Ond, Szánto-Olasz, Ujheli, Sára, Golop, Szegilong, Zombor, Erdő-Herwathi, Rátka und Kis-Toronya. Um diese herum gruppieren sich in weiterm Kreise noch 25 Ortschaften mit 65000 hl Jahreslese. Der Tokayer des Handels ist kein Naturwein, sondern wird in den edlern Sorten künstlich zubereitet. Er kommt in folgenden fünf Sorten vor: 1) Ordinari, der gewöhnliche, säuerliche Wein aus den ihrer Trockenbeeren beraubten Trauben. 2) Szamorodny (d. h. natürlich, «selbsterzeugt») aus Trauben ohne Auslese der Trockenbeeren; ein wenig süßer, kräftiger und feuriger Wein von charakteristischem Geschmack. 3) Maszlacz aus Trauben mit Zusatz von Trockenbeeren; es gibt ein-, zwei-, drei- und vierbuttigen, je nachdem auf 10 Butten Most ein bis vier Butten Trockenbeeren zugesetzt werden; ein stark süßer, höchst geistiger, dabei milder Wein. 4) Ausbruch. Diese berühmte Sorte erhält man, wenn auf das Faß fünf oder mehr Butten Trockenbeeren kommen. Der Saft, welcher von diesem Gemisch ohne Kelterdruck, von selbst, abfließt, bildet endlich 5) die Essenz, wohl das Süßeste und Edelste, Geistigste, Wohlschmeckendste, was es von Weinen in der Welt gibt. Das eigentliche Produktionsgebiet des Tokayer liefert jährlich über 100000 hl Ertrag. Die Ausfuhr richtet sich meistens nach Galizien, Schlesien und Rußland. Der Hebung des dortigen Weinbaues liegt mit Erfolg ob die Tokay-Hegyalljaer Weinbaugesellschaft. Vgl. K. Braun, «T. und Jokai» (Berl. 1873).

Tokio, d. h. Hauptstadt des Ostens, gegenwärtig der offizielle Name von **Jedo** oder **Jeddo**, der Hauptstadt des Japanischen Reichs und nach dem Umsturze des Sgogunates seit 1869 Residenz des Mikado, liegt unter 35° 35′ nördl. Br. und 131° 4′ 36″ östl. L. von Greenwich, an dem Hintergrunde der sehr geräumigen und von allen Seiten geschützten, aber in der Nähe des Ufers untiefen Bai von Jedo, an der Mündung des Flusses Sumidagawa, auf beiden Seiten desselben in einer wellenförmigen, höchst fruchtbaren und musterhaft bebauten Ebene, an deren südwestl. Grenze sich der 3800 m hohe, erloschene Vulkan Fusi erhebt. Seit der neuen polit. Einteilung des Reichs von 1871 bildet T. mit seiner nächsten Umgebung ein besonderes Territorium, während es früher zu dem Distrikt Musasi der Landschaft Tokaido gehört hatte. T. wird nicht nur von dem Sumidagawa in eine kleinere östliche und eine größere westl. Hälfte geteilt, sondern auch noch von einem sich in ihn ergießenden kleinern Flusse in der Richtung von Osten nach Westen, sowie von einer Anzahl breiter und tiefer, wohl unterhaltener, miteinander sowie mit den beiden genannten Flüssen und dem Hafen in Verbindung stehender Kanäle und Gräben durchflossen. Von den vielen über diese hinführenden, aber nur hölzernen, bloß für Fußgänger und Reiter eingerichteten Brücken, ist die Nipon-Basi, d. h. Niponbrücke, von der alle Entfernungen im ganzen Reiche gezählt werden, die beachtenswerteste. T. besteht aus vier Stadtteilen, Siro, Soto-Siro, Midsi und Hondso genannt, von denen die drei ersten auf dem rechten oder westlichen, der letzte aber auf dem linken oder östl. Ufer des Sumidagawa gelegen sind. Der Siro nimmt fast die Mitte der westl. Stadthälfte ein, ist mit einem breiten, mit Wasservögeln aller Art erfüllten Graben und einer hohen und dicken, einem Festungswerke gleichenden Mauer umgeben und enthält in seiner Mitte, auf einem Hügel die frühere Residenz der Sgogune, jetzt die des Mikado, welche einen sehr umfangreichen Komplex von Wohngebäuden, prachtvollen Gärten, Tempeln u. s. w. bildet. Die Paläste der übrigen Mitglieder des Herrscherhauses, sowie die einiger höchsten Staatsbeamten befinden sich ebenfalls daselbst. Den Siro umgibt, gürtelförmig und gleich ihm mit einer äußern Ringmauer und Gräben versehen, der Soto-Siro, worin eine Menge von Palästen der frühern Reichsvasallen (Daimio), sowie die kasernenartigen Wohnungen der Offiziersrang habenden Leibwächter (Hatamoto) der frühern Sgogune sich befindet. Alle diese Gebäude sind wohlunterhalten, höchst sauber, von außen und innen weiß getüncht, mit Pfannen gedeckt, aber von gleicher, sehr einfacher Bauart. Nördlich, westlich und südlich von dem Soto-Siro und mit ihm durch eine Anzahl Brücken verbunden, breitet sich die Midsi oder die eigentliche Stadt des Lebens und Verkehrs aus, eine Unzahl von rechtlinigen, durch schmälere quere miteinander verbundenen, von Menschen wimmelnden Straßen, Gärten, Reisfeldern, Tempeln, heiligen und andern Hainen umfassend.

Alle Straßen sind, in grellem Gegensatz zu den der chines. Städte, äußerst reinlich, vorzüglich gepflastert und in der Mitte etwas erhöht, um den Abfluß des Regenwassers nach den an beiden Seiten befindlichen Gossen zu befördern. Die Häuser sind ein- oder zweistöckig und zierlich, aber einfach aus Holz gebaut. Aus diesem Grunde sind verwüstende Feuersbrünste in T. auch sehr häufig. Deshalb befindet sich in jeder Straße ein aus Latten errichteter, die Häuser überragender, leiterartiger Turm, auf dem sich ein Wächter befindet, um, sobald er irgendwo eine Flamme aufsteigen sieht, auf der Stelle Alarm zu machen. Die Zahl der mit allen möglichen Erzeugnissen der so hoch gestiegenen japan. Kunstindustrie gefüllten Läden ist außerordentlich groß. Eine eigentümliche Erscheinung in den Straßen von T. sind die erst seit 1870 in Gebrauch gestellten Jinrikisha, d. h. leichter, zweiräderiger, überdeckter, von einem Mann

gezogener Fuhrwerke, deren Zahl sich jetzt schon auf mehr als 20000 beläuft und die mehr und mehr an die Stelle der Tragstühle, japan. Norimon, getreten sind. Zu erwähnen sind eine Anzahl prachtvoller, mit kunstvollem Holzschnitzwerk und Vergoldungen reich geschmückter buddhistischer Tempel und Klöster, die aber mit dem Sturze des Sgogunats ihre reichen Einkünfte verloren und jetzt mehr und mehr verfallen, sowie die Gräber der Sgogune letzter Dynastie. Tempel, Kloster und Gräber liegen in der Mitte von prachtvollen Hainen, namentlich Nadelhölzern, unter denen herrliche Cryptomerien besonders auffallen. Auch verschiedene der sehr zahlreichen Theehäuser mit ihren anmutigen, Nesan genannten Aufwärterinnen sind erwähnenswert. Die Straße Yoshiwara, in dem nördl. Teile des Midsi, in der mehr als 3000 öffentliche Mädchen wohnen, ist in ganz Japan und jetzt auch im Auslande bekannt und berüchtigt. Auch der kaiserliche, am Strande gelegene Palast Hamagoten, der für den Herzog von Edinburgh, der 1870 daselbst wohnte, auf europ. Weise eingerichtet wurde, sowie das südlich am Meeresufer in geringer Entfernung von der Mündung des Sumidagawa gelegene Tsukiji genannte Quartier der Europäer und Nordamerikaner sind zu nennen. T. wurde 1458 gegründet und ist recht eigentlich eine Schöpfung der Sgogune der letzten Dynastie, welche um die Mitte des 17. Jahrh. ihren Wohnsitz dorthin von Surunga verlegten und durch Begünstigung des Handels, der Gewerbthätigkeit, der Wissenschaften und des Kunstfleißes bestrebt waren, dieselbe über Miako, der alten Residenzstadt der Mikados, zu erheben. Hierdurch wurde T. in jeder Beziehung das Paris von Japan. Um die Mitte des 19. Jahrh. zählte dasselbe über 1½ Mill. E., welche Zahl aber durch die spätern innern Kriege, sowie das Erdbeben 1854, bei welchem 40000 Menschen umkamen, und andere Verhältnisse sehr vermindert wurde. Doch hebt sich die Bevölkerung jetzt wieder. Mit den Vorstädten betrug 1881 die Einwohnerzahl 823557. Auch entstanden in T. in neuester Zeit eine Menge höherer und niederer Lehranstalten unter Leitung europ. und nordamerik. Lehrer, verschiedene öffentliche Bureaus, Hospitäler, größere Einrichtungen für den Land- und Seedienst, den Post- und Telegraphendienst u. s. w. Seit 1868 steht T. dem Fremdhandel offen. Eine Eisenbahn verbindet es mit Jokohama (s. d.), welches als der eigentliche Hafen von T. für den Verkehr mit dem Auslande anzusehen ist, eine andere mit Mayebashi.

Tokkieren (vom ital. toccare, berühren), Kunstausdruck in der Malerei, um zu bezeichnen, daß die Farben in kurz behandelten Pinselstrichen aufgetragen werden, wobei der Pinsel fast wie ein Bleistift in Anwendung gebracht wird.

Tököly (Emmerich, Graf von), ungar. Parteigänger, von serb. Abkunft, wurde 1656 auf dem Schlosse Késmark in Ungarn geboren. Kurz vor dem Tode seines Vaters, des Grafen Stephan T., der, von dem österr. General Heister in seinem Schlosse als Empörer belagert, während der Belagerung an einer Krankheit starb, floh Emmerich, damals 15 J. alt, zum Fürsten von Siebenbürgen, der ihm ein Korps Truppen, welches er den ungar. Mißvergnügten zu Hilfe sendete, anvertraute. Mit diesem Korps brach er in Oberungarn ein, eroberte mehrere Festungen und Bergstädte, ließ Mähren verwüsten und drang, von Frankreich und der Pforte unterstützt, bis nach Oberösterreich vor. Obgleich der Kaiser durch Abhilfe einiger Beschwerden auf dem Reichstage zu Ödenburg 1681 die Mißvergnügten zu beruhigen suchte und mit T. in Unterhandlungen trat, so brachen die Unruhen doch wieder aus. T. eroberte 1682 Kaschau, und als der Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte offen ausbrach, zog T. mit den Türken gegen Wien (1683). Obgleich die österr. Armee siegreich in Ungarn vordrang, setzte T. den Krieg mit wenigen Getreuen fort, wurde aber 17. Aug. 1684 in seinem Lager überfallen, wo er mit Mühe sich rettete. Von nun an war T. ohne festen Boden in Ungarn. Als die Pforte 1690 ihn zum Fürsten von Siebenbürgen bestimmte, drang er in dieses Land ein, schlug den österr. General Heusler und nahm denselben gefangen, mußte sich jedoch bald wieder in die Walachei zurückziehen. Zwar gelang es ihm, nach dem Rückzuge des Prinzen von Baden wieder vorzudringen, auch schlug er im Jan. 1691 den Prinzen August von Hannover bei Teres; aber bald sah er sich aufs neue zum Rückzuge in die Walachei genötigt. Nach dem Verlust der Schlacht bei Slankamen 19. Aug. 1691, in welcher T. die türk. Reiterei befehligte, wäre er in Belgrad von dem Pöbel beinahe ermordet worden. Nachdem er auch später fortdauernd allen Kämpfen der Türken gegen Österreich beigewohnt, begab er sich 1699 nach Konstantinopel. Der Sultan gab ihm mehrere Güter und den Titel eines Fürsten von Widdin. Er starb 1705 auf einem Landgute bei Nikomedien in Kleinasien.

Tola, ostind. Gold- und Silbergewicht = 180 engl. Troygrän = 11,66 g.

Tolbiacum, s. Zülpich.

Toldy (Franz), eigentlich Schedel, der namhafteste ungar. Litterarhistoriker, geb. 10. Aug. 1805 in Ofen, studierte in Pest Philosophie und Medizin und wirkte einige Zeit als Bezirksarzt in Pest, wandte sich aber schon früh und bald ausschließlich litterarischen Studien zu. Er ging 1829 auf einige Zeit nach Berlin, wo er Hegel hörte und selbst Vorlesungen über die ungar. Litteratur hielt, besuchte dann Belgien, London und Paris und kehrte 1830 in seine Heimat zurück. Hier gründete er mit Paul Bugát das «Orvosi tár» (medicin. Zeitschrift), das erste ungar. medizin. Journal, das er bis 1833 redigierte, wurde 1830 Mitglied der Ungarischen Akademie, als deren Sekretär er 1835—61 wirkte, und 1833 außerordentlicher Professor der Diätetik an der Universität. Die Kisfaludy-Gesellschaft, welche auf T.s Veranlassung 1836 begründet worden war, wählte ihn 1841 zum Direktor. Als er 1844 Vorstand der Universitätsbibliothek wurde, legte er sein medizin. Lehramt nieder. Nach 1849 wandte er sich ganz der Geschichte der ungar. Litteratur zu, deren Professur an der Universität er 1860 erhielt. Er starb 10. Dez. 1875 in Pest.

T. veröffentlichte zahlreiche histor. Quellenwerke, so das «Chronicon Hungarorum» (Ofen 1852) und «Marci chronica de gestis Hungarorum» (Pest 1867) und gab das «Corpus grammaticorum linguae hungaricae veterum» (Pest 1866), sowie die Werke der meisten ältern und neuern ungar. Schriftsteller, so Zrinyis, Gyöngyössys, Kazinczys, der beiden Kisfaludy u. a. heraus. Seine Hauptwerke sind jedoch seine grundlegenden Arbeiten über ungar. Litteraturgeschichte. Als Mitglied der Akademie zu Wien schrieb er «Die ungar. histor. Dichtung

vor Zrinyi» (Wien 1848) und «Kulturzustände der Ungarn vor der Annahme des Christentums» (Wien 1850). Diesen folgten: «A magyar nemzeti irodalom története» («Geschichte der ungar. Nationallitteratur», 3 Bde., Pest 1851; der erste Band deutsch von M. Kolbenheyer, «Geschichte der ungar. Litteratur im Mittelalter», Pest 1865), und dasselbe in kürzerer Fassung (Pest 1854; 4. Aufl. 1878), «A magyar költészet története» («Geschichte der ungar. Dichtung», Pest 1855 u. 1867; deutsch von G. Steinacker, Pest 1863), «Irodalomtörténeti olvasókönyv» («Litteraturhistor. Lesebuch», Pest 1868), «A magyar költeszet kézkönyv» («Handbuch der ungar. Poesie», 2. Aufl., 5 Bde., Pest 1876) und litterarhist. Biographien, Studien und Kritiken.

Sein Sohn Stephan T., Publizist und Dramatiker, geb. 4. Juni 1844 in Pest, gest. 8. Dez. 1879, schrieb polit. Broschüren, redigierte mehrere Zeitungen und veröffentlichte Romane und Novellen. Sein Bestes leistete er jedoch in den Lustspielen «Die guten Patrioten» (1872) und «Neue Menschen» (1873), welche die unmittelbare Gegenwart widerspiegelten und großen Erfolg hatten. Weniger gelungen sind seine ernstern Dramen «Livia» (1873) und «Cornelia» (1875).

Toledo (bei den Römern Toletum), Hauptstadt einer span. Provinz (14 467,7 qkm mit 335 038 E. im J. 1877) in Neucastilien, altberühmter Sitz eines Kardinal-Erzbischofs, der den Titel Primas de las Españas führt und dem Range nach der erste Prälat des Königreichs ist, 64,7 km südsüdwestlich von Madrid, mit dem es durch den 26 km langen Seitenstrang Castillejo-T. der großen Bahnlinie Madrid-Alicante in Verbindung steht, liegt, von starken Mauern geschützt, höchst eigentümlich und malerisch an einem schroff abfallenden Berge, am rechten Ufer des Tajo, der die umfangreiche Stadt auf drei Seiten umgibt. Bei dieser Lage ist die Stadt sehr uneben und bildet ein Gewirr enger, krummer und finsterer Gassen und Plätze. Doch hat sie auch mehrere großartige Bauten aus frühern Jahrhunderten aufzuweisen.

Das 192 v. Chr. von den Römern eroberte Toletum war die Hauptstadt der Carpetaner in Hispania Tarraconensis, seit Diocletian in Hispania Carthaginensis, zwar von mittelmäßiger Größe, aber sehr fest und durch Stahl- und Waffenarbeiten berühmt. Aus dem Altertum sind nur wenige Reste übrig, darunter die eines Cirkus. Im 5. Jahrh. war T. nacheinander in den Händen der Alanen, Sueven und Westgoten. Seit 567 war T. die Hauptstadt des Westgotischen Reichs. Noch mehr blühte es unter der Herrschaft der Mauren (712—1085), wo es unter dem Namen Tolaitela in der Landschaft Esch-Scharran erst der Sitz eines Emirs, dann seit 1036 die Residenz eines eigenen Königreichs der Dhulnuniden war und als Sitz arab. Gelehrsamkeit galt. T. befand sich oft im Aufstande gegen den Emir (Kalifen) von Cordova, 838 wurde es von Abd-er-Rahman II. nach achtjährigem Widerstande unter Hischam-al-Atibi, 859 vom Emir Mohammed und 918 von Abd-er-Rahman III. unterworfen. Die Stadt wurde 1085 nach vierjähriger Belagerung von Alfons VI. von Castilien und Leon mit Hilfe des Cid erobert und von den Christen gegen die 1109—97 sechsmal wiederholten Angriffe der Mauren behauptet. T. war nun bis auf Kaiser Karl V. Residenz der Könige von Castilien; aber Bürgerkriege zerrütteten 1467, 1520—22 (T. war Haupt der gegen Karl V. aufgestandenen Communeros) und 1641 ihren Wohlstand. Noch im 14. Jahrh. soll die Stadt 200000 E. gezählt haben; 1877 hatte sie nur eine Bevölkerung von 21 297 Seelen.

An der Stelle des alten maurischen Schlosses auf dem Gipfel des Stadtbergs (528 m) baute Alfons X. im 13. Jahrh. ein neues (Alcazar), welches vom Kaiser Karl V. 1537 durch Juan de Toledo (gest. 1563) erneuert, im Spanischen Erbfolgekriege 1706 von den portug. Truppen verbrannt und erst in neuerer Zeit als Kavalleriekaserne wieder in Stand gesetzt wurde, aber unvollendet geblieben ist. Von den Stadtthoren sind die zwei an der Flußseite befindlichen von Alcántara und San-Martin und die Puerta del Sol von maurischer Bauart. Von den zwei hohen, über die wildromantische Felsenschlucht des Tajothals führenden Brücken stammt die eine (Puente de Alcántara) ebenfalls aus der Maurenzeit, sowie auch das neben derselben stehende Kastell San-Servando, am linken Flußufer. Der sehenswerteste Bau T.s, des einstigen Mittelpunktes der span. Hierarchie, der Kirchen- und Priesterstadt, in der in den J. 400—701 allein 18 Konzile gehalten wurden, später die Inquisition ihren Hauptsitz aufgeschlagen hatte, ist die 1227 von Pedro Perez begonnene Kathedrale, einer der großartigsten got. Dome der Welt. Das Innere, in fünf von 84 Pfeilern getragene Schiffe zerfallend, ist 130 m lang, 66 m breit, 33,8 m hoch und enthält eine unbeschreibliche Menge von Kunstschätzen und Kostbarkeiten, auch Gemälde deutscher Meister. Unter den 40 Seitenkapellen zeichnen sich besonders die vom Kardinal Ximenes erbaute, von einer achteckigen Kuppel überwölbte Capilla mozárabe und die 1531—46 vom Architekten Alonso de Covarrubias glänzend ausgeführte Capilla de los Reyes mit Gräbern Heinrichs II., Johanns I. und Heinrichs IV. und deren Gemahlinnen aus. Die drei Portale der Westseite weisen glänzenden Skulpturenschmuck auf. Der 105 m hohe, unvollendete Turm des Doms enthält 14 Glocken, darunter eine 1637 in T. gegossene von 386 Ctr. Gewicht, die größte in Spanien, und das Kapitalgebäude eine bändereiche Bibliothek mit mehr als 7000 Codices und Manuskripten.

Von den übrigen 25 Kirchen ist San-Christo de Santa-Luz ursprünglich eine Moschee, welche Alfons VI. bei seinem Siegeseinzuge sofort zu einem christl. Tempel einweihen ließ. Ein prachtvolles Denkmal reinster Gotik ist der Kreuzgang des von Ferdinand II. von Aragonien und Isabella I. 1477 gegründeten Klosters San-Juan de los Reyes. Sta.-Maria la Blanca, maur. Stils, war bis 1405 Synagoge. Von dem Architekten Enrique de Egas stammt das 1504 errichtete Portal des jetzigen Findelhauses mit einer Fülle filigranartig feiner Ornamente. Von Juan de Herrera, dem Baumeister des Escorial, ist das mit zwei Türmen geschmückte Stadthaus an dem dreieckigen Domplatz oder Plaza de Zocodover im edelsten Renaissancestil ausgeführt. Architektonisch minder bedeutend sind der erzbischöfl. Palast neben dem Dome und der frühere Inquisitionspalast, jetzt Sitz der Provinzialregierung. T. besitzt 23 Nonnenklöster (früher auch 14 Mönchsklöster), neun Hospitäler, ein Barmherzigkeitshaus (Casa de caridad), drei Erziehungsanstalten für adelige Fräulein, ein Instituto, ein Priester- und ein Schullehrerseminar, sowie eine

Infanterieschule. Die 1498 gegründete Universität ist 1845 eingegangen, sowie auch die allgemeine Kriegsschule. Als Rest der früher namentlich durch ihre Seiden-, Gold- und Silberstoffe berühmten Industrie T.s ist die Marzipanbäckerei zu nennen, welche ihre in ganz Spanien berühmten Produkte bis nach Frankreich, Großbritannien und Amerika ausführt. Unterhalb der Stadt liegt am Tajo das Gebäude der königl. Fabrica de Armas blancas, welche vortreffliche Degenklingen (Toledoklingen), Säbel, Bajonette, Dolche und Messer aller Art liefert. Vgl. Gamero, «Historia de la ciudad de T.» (Toledo 1863).

Toledo, Stadt in Lucas County im nordamerik. Staate Ohio, liegt am Maumee-River, 11 km vom Lake Erie, an verschiedenen Eisenbahnlinien und zählt (1880) 50 137 E. (worunter 928 Farbige). T. hat 50 Kirchen, 3 tägliche und 14 wöchentliche Zeitungen, 3 Hospitäler, 3 Waisenhäuser, große Getreidespeicher, viele Fabriken, Säge- und Hobelmühlen, Eisengießereien, Schiffbauhöfe, Manufakturen, Geschäftshäuser u. s. w. Außer einer Hoch- und 21 öffentlichen Schulen gibt es auch deutsche Privat- und Kirchenschulen. In den öffentlichen Schulen wird deutsch gelehrt. Die Stadt hat ein ausgezeichnetes Wasserwerk, mehrere Parks, worunter der von dem Deutschen Peter Lenk gegründete City Park, eine öffentliche Bibliothek u. s. w. In der Nähe liegt die schöne Insel Put in Bay im Eriesee. T. wurde 1832 angesiedelt und 1836 inkorporiert.

Toledo (Luis Hurtado de), span. Dichter, s. Hurtado.

Toledoklingen heißen die vorzüglichen Degen-, Säbel-, Bajonett- und Messerklingen, welche in der nahe am Tejo bei Toledo gelegenen, großen königl. Waffenfabrik geschmiedet werden. Die dortige Waffenfabrikation ist von alters her berühmt.

Tolentino, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Macerata, an der Straße von Ancona nach Rom, links am Fluß Chienti und dem östl. Abhange des Apennin, in herrlicher, fruchtbarer Gegend, zählt (Ende 1881) 4216 (Gemeinde 11 057) E. Die Basilica di San-Niccolò, dem heil. Nikolaus geweiht, welcher 1310 im Augustinerkloster zu T. starb, hat Fresken aus der Legende dieses Heiligen von Lorenzo und Jacopo da Sanseverino, die Betkapelle und das Grab des heil. Niccolò und ein schönes Portal, welches der Condottiere Mauruzzi seiner Vaterstadt 1435 schenkte. In der Kirche San-Catervo befinden sich Fresken aus dem 15. Jahrh. und ein altchristl. Sarkophag mit den Gebeinen des in den Marken sehr verehrten heil. Catervus; im Palazzo Municipale röm. Altertümer. Der Palazzo Gentiloni beherbergt die Gräberfunde, meist Waffen und Bernsteinschmuck, aus der die Stadt umgebenden altpicenischen Nekropole, in welcher seit 1880 Graf Silveri-Gentiloni Ausgrabungen vornehmen läßt. Über den Chienti führt eine Steinbrücke aus dem J. 1268. Die Stadt ist das antike Tolentinum in Picenum und geschichtlich merkwürdig durch den daselbst zwischen Frankreich und dem Papst Pius VI. 19. Febr. 1797 abgeschlossenen Frieden, wodurch der Papst durch den General Bonaparte zur Abtretung von Avignon und Venaissin, Bologna, Ferrara und der Romagna samt Ancona gezwungen ward. Auch kam es hier 2. und 3. Mai 1815 zu der Schlacht, in deren Folge Murat den Thron von Neapel verlor. Die Österreicher unter Bianchi wurden am ersten Tage in einer vorteilhaften Stellung vor der Stadt von den Neapolitanern ohne Erfolg angegriffen. Die letztern wiederholten 3. Mai ihre Angriffe, sahen sich aber auf allen Punkten zurückgeschlagen und mußten sich nach bedeutenden Verlusten in voller Auflösung an die Küste des Adriatischen Meeres zurückziehen. T. ist Geburtsort des Humanisten Franciscus Philelphus.

Toleranz (lat.) bezeichnet im allgemeinen die Duldung abweichender Überzeugungen, besonders auf religiösem Gebiet. Im engern Sinne versteht man darunter die den von der Staatskirche getrennten Religionsparteien gewährte gesetzliche Erlaubnis freier Religionsübung, wobei jedoch das Maß der den Bekennern derselben eingeräumten Freiheiten und Rechte ein sehr verschiedenes sein kann. Der Begriff der Duldung setzt also immer eine im Staate herrschende Religion oder Kirchengemeinschaft voraus. Wo dagegen zwei oder mehrere Religionsparteien im Staate ganz gleichberechtigt sind, wie in den meisten europ. Ländern Katholiken und Protestanten, da findet der Begriff T. keine Anwendung. Geschichtlich gehört die T. als für die Staatsleitung maßgebender Grundsatz erst der neuern Zeit an und bildet den Übergang von der exklusiven Anerkennung einer einzigen Kirche zur Anerkennung der Gleichberechtigung aller Religionsbekenntnisse im Staate. Der mittelalterliche Staat kannte keine T., sondern achtete sich verpflichtet, der alleinseligmachenden kath. Kirche bei der Verfolgung und Verbrennung der Ketzer den weltlichen Arm zu leihen, welche Anschauung noch heute von der kath. Kirche im Prinzip als die einzig richtige festgehalten wird. Noch in der Reformationszeit war man der Überzeugung, daß die «Glaubenseinheit» eine polit. Notwendigkeit sei, und daß der Obrigkeit das Recht gebühre, für «einerlei Lehre» im Staate Sorge zu tragen. Aus diesem Grunde versagten nicht nur kath. Regierungen ihren protestantischen, sondern auch prot. Regierungen ihren kath. Unterthanen die T. In Deutschland wurden gewisse allgemeine Toleranzgrundsätze zuerst durch den Westfälischen Frieden, doch immer noch mit großen Einschränkungen festgestellt. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. wurde immer allgemeiner, wenigstens den Bekennern der christl. Hauptparteien, freie Religionsübung gewährt, doch zum Teil mit sehr beschränkten bürgerlichen und polit. Rechten gegenüber den Bekennern der Staatskirche.

Die Gleichberechtigung der Protestanten und Katholiken in Deutschland wurde durch die deutsche Bundesakte ausgesprochen, doch waren die Protestanten in Österreich, die Katholiken in Mecklenburg und Holstein bis auf die neuesten Zeiten herab nur toleriert. In Österreich gab zuerst Joseph II. durch das Toleranzedikt von 1781 den Protestanten eine beschränkte Religionsfreiheit. Polit. Gleichstellung erlangten sie erst durch das Patent vom 8. April 1861, dessen Bestimmungen indessen in vielen, die sog. interkonfessionellen Verhältnisse betreffenden Punkten nicht zur Ausführung gelangten. In Frankreich erhielten die Protestanten zuerst durch das Edikt von Nantes (1598) T., aus dessen Aufhebung durch Ludwig XIV. (1685) blutige Bürgerkriege hervorgingen. Die Französische Revolution gab ihnen volle Glaubensfreiheit zurück, welche durch die Charte von 1830 aufs neue bestätigt wurde, obwohl die kath. Religion als die «Religion der Mehrheit der Franzosen» noch immer mit gewissen Privilegien ausgestattet blieb. Die

neuesten Staatsverfassungen seit 1848 haben fast überall die Unabhängigkeit der polit. Rechte vom religiösen Bekenntnis und die Selbständigkeit der Religionsgesellschaften in Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten ausgesprochen, wenngleich die Praxis meist hinter der Theorie zurückblieb. Die kleinern prot. Sekten, die Baptisten, Mennoniten u. s. w., desgleichen die Deutschkatholiken und die Freien Gemeinden genießen, wo sie überhaupt staatlich zugelassen sind, meist nur T., welche ihnen z. B. in Preußen auch erst durch das Toleranzedikt Friedrich Wilhelms IV. vom 30. März 1847 verwilligt wurde. England gewährte den prot. Dissenters seit 1689, den Katholiken und Socinianern erst seit 1779 freie Religionsübung, doch unter mancherlei Schranken zu Gunsten der privilegierten Anglikanischen Kirche, die erst im 19. Jahrh. teilweise gefallen sind.

Toleranz (Münzwesen), s. Remedium.

Tolfa, Ortschaft in der ital. Provinz Rom, Bezirk Civitavecchia, am vulkanischen Gebirge La Tolfa, welches bis zu 622 m aufsteigt, zählt (1881) 3140 E. und hat Schwefelquellen, Eisen- und Bleiminen, Alaungruben und Brüche von Bergkrystall, Lapis lazuli und Alabaster.

Tolima, Staat der südamerik. Republik Columbia, westlich durch die mittlere Hauptcordillere Columbias vom Staate Cauca getrennt, östlich durch die Cordillera Oriental von den beiden Territorien del Caquetá und San-Martin geschieden, grenzt im übrigen nördlich an den Staat Antioquia und nordöstlich an den Staat Cundinamarca, größtenteils von letzterm durch den Rio Magdalena geschieden. T. umfaßt das obere Thal des Rio Magdalena, hat bedeutende Viehzucht, Anbau von Zuckerrohr, Kakao, Mais, Reis und Tabak, Gold- und Silberminen, zählt auf 46800 qkm (1870) 230891 E. und zerfällt in drei Departements (Centro, Norte, Sur).

Hauptstadt ist Ibagué, im Departement del Norte, mit 10346 E., welche sich meist durch den Transport von Reisenden und Waren über die Hauptcordillere von Columbia nach Cartago in Cauca ernähren. Nördlich von der nach Cartago führenden Gebirgsstraße erhebt sich im Norden des Ortes Toche auf der Grenze zwischen Tolima und Cauca der Vulkan Tolima (5584 m).

Toli-Monastir, türk. Stadt, s. Monastir.

Tolkemit, Stadt im westpreuß. Regierungsbezirk Danzig, Landkreis Elbing, am Frischen Haff, zählt (1885) 2845 meist kath. E. und hat einen kleinen Hafen mit Leuchtfeuer, Schiffahrt und Töpferei.

Toll (Karl Friedr., Graf), russ. General, geb. 8. (19.) April 1777 auf dem Landgute Keskefer bei Hapsal in Estland, wohnte 1799 unter Suworow den Feldzügen gegen die Franzosen in Italien und in der Schweiz bei und zeichnete sich besonders in den Gefechten an der Teufelsbrücke und bei Muotta aus. Zum Major befördert, nahm er an der Schlacht bei Austerlitz und in dem Türkenkriege unter dem russ. Oberbefehlshaber General Michelson bei der Besetzung der Moldau und Walachei 1806 teil. In dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland 1812 stand er als Generalquartiermeister bei dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly, dann bei Kutusow und nach dessen Tode wieder bei Barclay. Auch an den Befreiungskriegen 1813—15 nahm er wesentlichen Anteil und wurde auf dem Schlachtfelde vor Leipzig zum Generallieutenant befördert. Vom Kaiser Franz I. 24. Dez. 1814 in den österr. Freiherrenstand erhoben, ward er nach dem Frieden von 1815 zum Generalquartiermeister des russ. Generalstabes, dann zum Stabschef der Ersten Armee und 1826 zum General der Infanterie ernannt. Als Chef des Generalstabes im Türkenkriege 1829 war T. der thätigste Gehilfe des Grafen Diebitsch-Sabalkanski, welcher ihm in erster Linie den Sieg bei Kulewtscha verdankte, wofür er 21. Juni 1829 vom Kaiser Nikolaus in den russ. Reichsgrafenstand erhoben wurde. Im poln. Feldzuge von 1831 stand er abermals als Chef des Generalstabes zur Seite des Feldmarschalls Diebitsch, übernahm nach dessen Tode bis zum Eintreffen des neuen Oberfeldherrn das Kommando und leitete beim Sturm von Warschau nach der Verwundung Paskewitschs die Operationen des letzten, entscheidenden Schlachttags. Im J. 1833 zum Oberdirigenten der Wasser- und Landstraßen, sowie der öffentlichen Bauten ernannt, führte er mit Sorgfalt und Gründlichkeit die vielen ihm übertragenen Kanal-, Chaussee- und Kunstbauten aus, wie die schlanke eiserne Brücke über den Moskwafluß, die sein technisches Talent beweisen. Er starb zu Petersburg 23. April (5. Mai) 1842. Vgl. Bernhardi, «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von T.» (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1866).

Tollens (Hendrik), niederländ. Dichter, geb. 24. Sept. 1780 zu Rotterdam, erhielt keine gelehrte Bildung, da er für den Kaufmannsstand bestimmt war, verriet aber frühzeitig Neigung und Beruf zur Dichtkunst. Seinen ersten poetischen Versuchen, «Romanzen und Idyllen» (1802), folgten eine Reihe von Dramen, von denen besonders «Andromache» (3. Aufl. 1807) und das vaterländische Trauerspiel «De Hoekschen en Kabeljaauwschen» (1806) vielen Beifall fanden. Inzwischen hatte 1804 sein «Lierzang op Hugo de Groot» den zweiten, 1806 sein durch Kraft und Wohllaut ausgezeichnetes Gedicht «Egmond en Hoorne» den ersten Preis von der Gesellschaft für vaterländische Sprache und Dichtkunst erhalten. Vielen Erfolg hatten auch seine trefflichen patriotischen Poesien, «Wapenkreet» und «Vaderlandsch Krijgslied», die er 1815 veröffentlichte. T. war zum Lieblingsdichter seiner Nation geworden, und die 1817 erscheinende dritte Auflage seiner «Gedichte» erfreute sich des allgemeinen Beifalls. T.' größere Dichtung «De overwintering der Hollanders op Nowa Zembla» gilt für ein Meisterstück der beschreibenden Poesie. Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: «Romanzen, Balladen und Legenden» (2 Bde., Rotterd. 1818—19), «Nieuwe gedichten» (1821 u. 1829), «Volksliederen» (1833) u. s. w. Sein Stil ist rein, elegant und würdig; seine Verse sind von hohem Wohllaut. Während der Herausgabe seiner «Gezamentlijke dichtwerken» (8 Bde., Leeuw. 1852—57) überraschte ihn der Tod 21. Okt. 1856 zu Rijswijk.

Tollense, rechtsseitiger Nebenfluß der Peene in Vorpommern, entströmt dem 11 km langen und 2 km breiten schön gelegenen Tollensesee in Mecklenburg-Strelitz, berührt Treptow und mündet bei Demmin.

Tollenstein, Burg bei Georgenthal (s. d.) in Böhmen.

Tollgerste, s. unter Lolch.

Tollheit, im weitern Sinne als gleichbedeutend mit Geistesstörung gebraucht, insbesondere zur Bezeichnung der geistigen Aufregungszustände, weshalb die Irrenhäuser früher auch als Tollhäuser

bezeichnet wurden. Im engern Sinne versteht man darunter die Hundswut (s. d.).

Tollkirsche, Giftpflanze, s. Atropa.

Tollkraut, Giftpflanze, s. unter Solanum.

Tollmaschine, soviel wie Faltenlegmaschine.

Tollwurm (Lyssa), Vulgärname der vom Zungenbeinkörper median in die Zunge des Hundes sich fortsetzende Bandmasse, in der früher namentlich Jäger die Ursache der Tollwut sahen und sie deshalb jungen Hunden häufig ausschnitten.

Tolmein, Marktflecken in der österr. Grafschaft Görz und Gradiska, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 894, als Gemeinde 4100 slow. E. Der Ort wird der landschaftlichen Reize und kühlen Gebirgsluft wegen von Görzern häufig zum Sommeraufenthalt gewählt. In der Nähe von T. bei Santa-Lucia vereinigt sich der Isonzo mit der Idria. Am Orte der Vereinigung dehnt sich eine breite, flache Felsplatte aus, die steil nach Süden abstürzt; in diese haben sich beide Flüsse tief eingewühlt und schießen mit reißender Gewalt durch einen engen und langen Felsenkanal zu dem Punkte, wo sie sich vereinigen. T. war im Mittelalter durch sein befestigtes Schloß ein für die Patriarchen von Aquileja wichtiger strategischer Punkt. In diesem Schlosse soll Dante geweilt und einige Strophen seiner «Divina Commedia» gedichtet haben.

Tolmezzo, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, links am But, unweit dessen Einmündung in den Tagliamento, in den Karnischen Alpen, ist mit Ringmauern umgeben, zählt (1881) 1941 (Gemeinde 4618) E. und hat ein altes Schloß, Baumwollspinnerei und Leinweberei. T. ist einer der regenreichsten Orte Europas.

Tolna, Komitat im jenseitigen Donaukreise Ungarns, zählt auf 3643,26 qkm (1880) 234 643 E. Die Donau bildet hier mehrere Inseln und, besonders im Süden, viele Sümpfe und Moräste; ihrem Austreten ist durch kostspielige Dämme vorgebeugt. Sie nimmt an der Südspitze des Komitats die Sárviz auf, welche durch den sumpfigen, doch großenteils regulierten Kapos mit dem Koppány und den mit dem Plattensee in Verbindung stehenden Sió verstärkt wird. Das Land im Westen ist bergig und hügelig, das übrige vollkommen eben. Der fruchtbare Boden trägt alle Getreidearten im Überfluß, herrliche Weine, gutes Obst, vortrefflichen Tabak, auch Krapp und Saflor. An Waldungen ist kein Mangel. Ausgedehnte Wiesen und Hutungen begünstigen die Viehzucht, und in der Donau, die hier zugleich mehrere Dampfschiffahrtsstationen hat, wird beträchtlicher Hausenfang betrieben. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach magyarisch (66,78 Proz.) und katholisch (65,28 Proz.). Deutsche gibt es über 75 000 und fast ebenso viel Protestanten. Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Schiffahrt und Handel bilden die Hauptnahrungszweige. Hauptort ist Szegszárd (s. d.).

Der Marktflecken Tolna, in der ältern Geschichte des Landes oft genannt, jetzt Dampfschiffahrtsstation, sowie Station der Linie Sarbograd-Szegszárd der Budapest-Fünfkirchener Eisenbahn, hat ein gräfl. Festeticssches Schloß und zählt 7723 E., welche Pottaschesiederei, Getreide-, Wein-, Safran- und Tabaksbau, Hausenfang und Produktenhandel treiben.

Tolósa, ehemalige Hauptstadt der span. Provinz Guipúzcoa, an der Einmündung des Arages in den Oria, Station der Linie Madrid-Burgos-Irun der Nordbahn, als Knotenpunkt der Straßen nach Bilbao, San-Sebastian, Pamplona und Vitoria ein sehr lebhafter Verkehrsplatz, zählt (1877) 7488 E. und hat Fabriken für Waffen, Tuch, Wollzeuge, Papier, Eisen und Messingwaren.

Tolosa, alter Name von Toulouse (s. d.).

Tolósa, der 138. Asteroid, s. unter Planeten.

Tölpel (Sula bassana, s. Tafel: Schwimmvögel I, Fig. 13), ein zu der Gruppe der Langflügler gehöriger, sich von Fischen nährender Schwimmvogel, der an und auf den Meeren der nördlichen Erdhälfte vorkommt, 98 cm Länge und 190 cm Flugbreite, mit Ausnahme der schwarzen großen Schwungfedern rein weißes Gefieder, grüne Füße, bläulichen Schnabel und schwarzen Kehlsack hat.

Tölpel, soviel wie Raps (s. d.).

Tölpelkrankheit, soviel wie Bauerwehe (s. d.).

Tolstoi, sehr zahlreich verbreitetes Geschlecht in Rußland, leitet den Ursprung seines Adels aus dem 15. Jahrh. her.

Der erste Graf dieses Namens war Peter Andrejewitsch T., geb. 1645, Sohn des Wojwoden von Tschernigow, war Gesandter in Konstantinopel, begleitete dann Peter d. Gr. auf seinen Reisen in Europa und ward 7. Mai 1724 in den russ. Grafenstand erhoben. Unter Peter II. fiel er in Ungnade, wurde 1727 aller seiner Ämter und der Grafenwürde entsetzt und nach dem Kloster Solowezk verbannt, wo er 17. Febr. 1729 starb. Erst unter der Kaiserin Elisabeth 1760 gelang es, den Hinterbliebenen T.s den Grafentitel wieder zu verschaffen.

Einer seiner Urenkel, Graf Peter Alexandrowitsch T., geb. 1769, ausgezeichneter Krieger und Diplomat, focht unter Suworow gegen Türken und Polen, war 1799 russ. Kommissar bei der Armee des Erzherzogs Karl und befehligte 1805 das russ. Landungskorps in Norddeutschland. Nach der Schlacht von Friedland nahm er an den Unterhandlungen mit Frankreich teil und ging dann als Gesandter nach Paris. Im J. 1813 kommandierte er ein Korps in der Bennigsenschen Armee, mit welchem er Dresden belagerte, hierauf aber nach Hamburg zog, nach dessen Übergabe er zum General der Infanterie erhoben wurde. Kaiser Nikolaus vertraute ihm die Leitung der Militärkolonien an und ernannte ihn 1831 zum Oberbefehlshaber des Reserveheers, mit welchem er die Polen schlug. Er starb als Präsident des Departements für Militärangelegenheiten im Reichsrat 1844 in Moskau.

Graf Fedor Andrejewitsch T., Geheimrat und Senator, geb. 1758, gest. 1849, machte sich als Bibliophile durch seine kostbare Sammlung altslaw. Drucke und Manuskripte bekannt, die 1829 von Strojew beschrieben, später aber von ihrem Besitzer an die Regierung verkauft wurde und jetzt einen Teil der öffentlichen Bibliothek in Petersburg bildet.

Graf Fedor Petrowitsch T., berühmter Bildhauer und Medailleur, geb. 1783 in Petersburg, diente anfangs in der Marine als Adjutant des Admirals Tschitschagow. Er bildete sich in der Kunst meist selbst, aber mit Beachtung griech. und ital. Muster, die er in der petersburger Akademie der Künste und später auf einer Reise nach Italien studierte. Unter seinen Arbeiten verdienen besonders die Zeichnungen zum Hauptthore der Christuskirche in Moskau, vier Basreliefs nach Sujets aus der Odyssee, eine Statue des Morpheus, eine Reihe von Illustrationen zur «Duschenka» des Bogdano-

witsch und Medaillen auf den franz. Krieg von 1812, den ungar. Feldzug von 1849 u. s. w. Erwähnung. Auch als Vizepräsident der petersburger Akademie seit 1828 und Professor der Skulptur und der Medailleurkunst an derselben hat er sich große Verdienste erworben. Er starb 25. April 1873 in Petersburg.

Graf Dmitrij Andrejewitsch T., Staatsmann, geb. 1823, fand seine Ausbildung im Lyceum zu Zarskoje-Selo, war dann im Ministerium des Innern in der Abteilung für geistliche Angelegenheiten und später im Marineministerium thätig. In der erstern Stellung begann er seine Forschungen über die Geschichte der fremden Glaubensbekenntnisse in Rußland, deren Resultat das Werk «Le Catholicisme romain en Russie» (Par. 1864) war; früher hatte er schon ein Werk über das russ. Finanzwesen bis zum Tode Katharinas II. (russ., Petersb. 1848) publiziert. Im J. 1865 ward er zum Oberprokuror des Heiligen Synod und 1866 zugleich zum Unterrichtsminister ernannt, in welchen Stellungen er im Geiste der altruss. Partei namentlich gegen die Polen und die Unierten wirkte. Auch führte er eine Reform des höhern Unterrichtswesens in Rußland auf Grund des Klassizismus durch, machte sich aber durch zu große Reglementierung und Willkür mißliebig und wurde unter der Diktatur Loris-Melikows 6. Mai 1880 seiner Ämter enthoben. T. wurde hierauf Präsident der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, und fungiert seit 1883 wieder als Minister des Innern.

Graf Alexej Konstantinowitsch T., namhafter russ. Dichter, geb. 5. Sept. (24. Aug.) 1818 in Petersburg, brachte seine Jugend meist in Kleinrußland zu, studierte dann in Moskau, nahm als Offizier am Krimkriege teil, zog sich aber später ins Privatleben zurück und starb 11. Okt. (29. Sept.) 1875 auf seinem Gute Krasnyj Roj im Gouvernement Tschernigow. Neben vielen lyrischen Gedichten schrieb er epische Erzählungen: «Die Sünderin» (1858), «Der Drache» (1875), den histor. Roman «Fürst Serebrjanyj» (1863; deutsch von Wilh. Lange, Berl. 1882). Seine Hauptleistung aber ist die dramatische Trilogie «Der Tod Iwans des Schrecklichen», «Zar Fedor Iwanowitsch», «Zar Boris» (Petersb. 1876), «Gesammelte Werke» (4 Bde., Petersb. 1886). Einiges von ihm ist übersetzt in Jenssens «Dichtungen von Graf Alexej T. und Nekrassow» (russ. und deutsch, Petersb. 1882).

Noch bedeutender als Schriftsteller ist Graf Lew (d. i. Leo) Nikolajewitsch T., geb. 9. Sept. (28. Aug.) 1828 auf dem Gute seines Vaters Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula. Er genoß eine gute häusliche Erziehung, studierte einige Zeit orientalische Sprachen an der Universität Kasan, bildete sich aber dann als Autodidakt weiter aus. Im J. 1851 trat er im Kaukasus in den Militärdienst, machte den Krimkrieg mit, nahm nach Beendigung desselben seinen Abschied und lebt meist auf dem schon genannten Gute Jasnaja Poljana. Seine litterarische Thätigkeit begann T. mit der Erzählung «Détstvo» («Die Kindheit», 1852; deutsch von F. Röttger, Lpz. 1882), der zwei andere Erzählungen über die spätern Jugendjahre, ferner Erzählungen aus dem Kaukasus und dem Krimkriege folgten («Sewastopol», «Die Kosaken» u. a.). Seine großen Romane sind «Krieg und Frieden» (4 Bde., 1872; deutsch von E. Strenge, Berl. 1885), aus der Zeit Alexanders I., und «Anna Karenina» (3 Bde., 1877; deutsch von P. W. Graff, Berl. 1885), ein modernes Zeitbild aus der höhern Gesellschaft, welche zu den besten Erzeugnissen der russ. Litteratur gehören. Auch im Auslande ist T. nach Turgenjew der beliebteste und bekannteste russ. Schriftsteller geworden; fast alle seine Werke sind ins Französische, Deutsche und viele auch in andere Sprachen übersetzt. Einen besondern Zweig der litterarischen Thätigkeit T.s bilden pädagogische Schriften (z. B. ein A-b-c-Buch) und kleine legendenhafte moralische Erzählungen, die er für das Volk schrieb, endlich in den letzten Jahren theol. Forschungen, worin er auf Grund neuer Erklärungen von Bibelstellen das Christentum zu restaurieren sucht, aber freilich auch in phantastische Sophismen, oft sozialistischer Färbung, und Obskurantismus verfällt. Dahin gehört seine Schrift «Ispovědj» («Bekenntnis»), die in Rußland nur als Manuskript cirkuliert, aber in deutscher («Worin besteht mein Glaube», herausg. von Sophie Behr, Lpz. 1884), französischer («Ma religion», 2. Aufl., Par. 1885) und englischer («Christ's christianity», Lond. 1885) Übersetzung erschienen ist. Eine Gesamtausgabe der Werke T.s (5. Aufl., 12 Bde.) erschien 1885—86 in Moskau. Vgl. de Vogué, «Le roman russe» (Par. 1886).

Tolteken oder Tultēken (bei den Spaniern Toltecas) heißt ein Volk zweifelhafter ethnologischer Stellung, welches, soviel sich aus den sagenhaften Berichten der Azteken ermitteln läßt, im 4. oder 5. Jahrh. von einem nördlichern Lande Huehuetlapallan aus im Anahuac (s. d.), dem südl. Teile des großen Tafellandes von Mexiko, einwanderte, hier um die Mitte des 7. Jahrh. die Stadt Tollan oder Tula gründete und dieselbe zu dem Mittelpunkt eines wohlgeordneten Staats machte, den es durch Eroberungen weiter ausdehnte. Die großartigsten und vollkommensten Bauten, die noch im Anahuac übrig, werden jetzt insgemein den T. beigelegt. Die höchste Blüte hatte das toltekische Reich im 4. Jahrh. seines Bestehens erreicht. Von da begann es zu sinken, bis endlich um die Mitte des 11. Jahrh. unter dem König Topiltzin infolge mehrjähriger Trockenheit, Hungersnot und Krankheiten das Land entvölkert wurde. Die Übrigbleibenden siedelten sich teils anderwärts an und gründeten namentlich in Guatemala ein neues Reich, teils gingen sie bald nachher in den hier einwandernden Chichimeken auf, durch welche die Erbschaft der toltekischen Kultur etwa ein Jahrhundert später an die Azteken (s. d.) gelangte. Vgl. Valentini, «The Olmecas and the Tultecas» (Worcester [Amerika] 1883).

Tolubalsam (Balsamum Tolutanum), ein bis 1882 offizineller Balsam, von Myroxylon toluiferum, einer im nordwestl. Teil Südamerikas vorkommenden baumartigen Papilionacee, herrührend. Es werden in die Bäume Löcher gebohrt, aus denen der Balsam ausfließt; man fängt ihn in Calabassen auf. So wie er im Handel sich findet, ist der T. in der Regel halbweich, rotbraun und durchscheinend, in der Hand schon erweichend und dann knetbar. Der Geruch ist höchst angenehm, an Vanillin und Benzoë erinnernd, der Geschmack ist aromatisch, seine Dichte = 1,2. Bei längerm Aufbewahren erstarrt er völlig und geht in eine spröde Masse über. Er löst sich in Aceton, Alkohol, Chloroform, Essigsäure und Alkalilauge, aber nicht in Benzol und Schwefelkohlenstoff. Es findet sich in dem T. ein Kohlenwasserstoff von der

Zusammensetzung des Terpentinöls, des Tolens und außerdem Cinnamein (der Benzyläther der Zimtsäure). Bei der trockenen Destillation liefert er unter anderm das Toluol (s. d.). Der T. wird hauptsächlich zu Parfumeriezwecken benutzt.

Toluca, das alte Toloccan, Hauptstadt und Regierungssitz des Partikularstaats Mexiko, liegt 45 km südwestlich von der Bundesstadt Mexiko, mit welcher sie durch eine schöne Straße verbunden ist, auf der nach ihr benannten Hochebene, 2700 m über dem Meere, am Fuße des Porphyrgebirges San-Miguel de Tutucaitlalpillo, einige Stunden ostnordöstlich von dem 4650 m hohen Nevado de Toluca, einem ausgebrannten Vulkan, dessen mit Schnee bedeckter Gipfel einen Kratersee von einer Viertelstunde Durchmesser trägt. T., Station der Eisenbahn Mexiko-T.-Morelia, ist regelmäßig gebaut, zählt etwa 12300 (als Municipalität 39986) E. und ist sehr bekannt durch seine Seife- und Kerzenmanufakturen, sowie durch Schweinezucht und Handel mit Würsten und Schinken.

Toluidin (Amidotoluol), $C_6H_4(CH_3)(NH_2)$, eine mit dem Anilin (s. d.) homologe organische Base, die aus der Nitroverbindung des Toluols, dem Nitrotoluol, in analoger Weise wie Anilin aus Nitrobenzol dargestellt wird. Es erscheint als eine farblose Flüssigkeit von 1,0 spezifischem Gewicht, die bei 199,5° C. siedet. Im Verein mit Anilin bildet T. (von dem es drei isomere Modifikationen: das Orthotoluidin, das Metatoluidin und das Paratoluidin gibt) das Rohmaterial zur Fabrikation der Anilinfarben, die man auch Toluidinfarben nennen könnte.

Toluōl (Methylbenzol), C_7H_8 oder $C_6H_5(CH_3)$, eine wasserhelle, leicht bewegliche, das Licht stark brechende Flüssigkeit von 0,882 spezifischem Gewicht, welche bei 111° siedet und dem Benzol (s. d.), mit welchem es homolog ist, ähnlich riecht. Es entsteht bei der trockenen Destillation des Tolubalsams (s. d.) und der Destillation der Toluylsäure mit Kalk, dann neben Benzol bei der Destillation der Steinkohle, wo es in dem leichten Steinkohlenteeröl enthalten ist und daraus durch fraktionierte Destillation gewonnen werden kann. Es verhält sich chemisch dem Benzol analog, gibt mit Salpetersäure ein dem Bittermandelöl ähnlich riechendes Nitrotoluol, aus dem durch reduzierende Agentien eine dem Anilin homologe Base, das Toluidin (s. d.), erhalten wird, welche im Verein mit Anilin den Ausgangspunkt zur Darstellung der Anilinfarben ausmacht.

Tölz, Marktflecken in Oberbayern, Hauptort eines Verwaltungsdistrikts, 30 km südlich von München an der Isar, wo sie aus dem Gebirge tritt (671 m über dem Meere), Station der Linien Holzkirchen-T. der Bayrischen Staatsbahnen, ist der Sitz des Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Rentamts, hat eine gewerbliche Fortbildungsschule, ein Institut der armen Schulschwestern, eine Kleinkinderbewahranstalt, ein Franziskanerkloster, ein Krankenhaus und ein nicht unbedeutendes historisches Museum und zählt (1885) 3799 E., welche durch den schwunghaften Betrieb verschiedener Gewerbe wohlhabend sind. Am Fuße des 5 km entfernten Blombergs (1113 m) wurden 1846 die 830 m hoch liegenden iod-, schwefel- und natronhaltigen Quellen Krankenheil durch Stollenarbeit aufgeschlossen. Sie ergeben täglich 6120 l Wasser. Die Hauptquellen sind die Bernhard- und die Johann-Georgenquelle mit einer konstanten Temperatur von 6° R. Von T. 1 km entfernt entspringt die Anna-Quelle. Die Bäder, sowie das hier erzeugte Quellsalz und die Quellsalzseife werden gegen Haut-, Drüsen- und andere Krankheiten empfohlen. Außer den Bädern werden hier auch Molken- und Kräutersäfte als Kurmittel benutzt. Von den reizend gelegenen Gärten des Bürger- und Bruckbräu und vom Kalvarienberge hat man schöne Aussichten in das Isarthal, im Hintergrunde auf die 1804 m hohe Benediktenwand. Ausflüge werden von hier nach Länggries, in die Jachenau, Vorder- und Hinterriß, an den Walchen-, Kochel- und Tegernsee, nach Benediktbeuren, an den Achensee u. s. w. gemacht. Vgl. Höfler, «Führer durch T. und Umgebung» (5. Aufl., Münch. 1886).

Tom., Abkürzung für Tomus.

Tomahawk, die Streitaxt der nordamerik. Indianer, die von ihnen auch als Symbol des Kriegs überhaupt betrachtet wird; daher der Ausdruck: den T. begraben, d. i. Frieden halten.

Toman, pers. Goldmünze, etwa = 9,5 Mark.

Tomaschek (Wenzel Jos.), ein geschätzter Komponist und Tonkünstler, geb. zu Skutsch in Böhmen 17. April 1774, erhielt seine musikalische Bildung in dem Minoritenkloster zu Iglau und dann zu Prag. Er war ein guter Pianofortespieler und Kontrapunktist und schrieb treffliche Kompositionen für Pianoforte, Gesang und Orchester, besonders Sonaten mit und ohne Begleitung, Eklogen für das Pianoforte, eine Messe und ein Requiem. Auch als Lehrer erwarb er sich einen Ruf; Worzischek, Würfel, A. Dreyschock und Schulhoff waren seine Schüler. Er starb zu Prag 3. April 1850.

Tomaschow, Stadt im Gouvernement und Kreise Petrokow in Russisch-Polen, am linken Ufer der Pilica, mit (1884) 15634 E., ist eine sehr industrielle Stadt mit 26 Wollstofffabriken.

Tomaschow, Kreisstadt im Gouvernement Lublin in Russisch-Polen, an einem linken Nebenfluß des Bug, in der Nähe der galizischen Grenze, mit (1883) 5137 E., treibt bedeutenden Handel mit Bauholz, wozu die großen Waldungen in der Umgegend reiches Material liefern.

Tomate, s. Liebesapfel.

Tombak (von dem malaiischen tambâga, Kupfer) ist eine Metalllegierung von rötlich-gelber Farbe, die zuerst von den Siamesen dargestellt worden sein soll. Zu dem europäischen T. (Rotguß) nimmt man Kupfer und Zink, welche man in solchem Verhältnis zusammenschmilzt, daß 1 Teil des letztern auf 4½ bis 12 Teile des erstern kommt. Das T. wird von den Rotgießern ähnlich dem Messing zu zahlreichen Gegenständen verarbeitet. Dem T. sehr ähnlich ist Similor, s. Gold (mannheimer).

Tombakblech, s. unter Blech. — **Tombakdraht**, s. unter Draht.

Tombigbee-River, Fluß in den Vereinigten Staaten von Amerika, entspringt im nordöstl. Teile des Staats Mississippi, fließt südlich bis nach Columbus, dann östlich durch den Staat Alabama und vereinigt sich 72 km oberhalb Mobile mit dem Alabama und fließt dann unter dem Namen Mobile-River in die Mobile-Bay (Golf von Mexiko). Von seiner Mündung bis nach Aberdeen ist er schiffbar.

Tombóla (vom ital. tombolare, fallen) heißt eine Art Zahlenlotto, ohne welches in Italien in großen Städten wie an kleinen Orten kein Volksfest stattfindet. Man begegnet bei solchen Gelegen-

heiten der T. auf den öffentlichen Plätzen, wo stets eine ansehnliche Volksmenge sich dazu einfindet. Jeder Mitspielende kauft sich eine Cartella, auf welcher in der Regel 15 Nummern von 1—90 in drei Reihen zu je 5 verzeichnet stehen. Wer zuerst unter den von der Direktion gezogenen Nummern drei, vier oder fünf in einer der drei Zahlenreihen seiner Cartella hat, gewinnt den Terno, die Quaterna oder die Cinquina, wer zuerst alle 15 Nummern hat, die T. Der Preis besteht gewöhnlich in einer Geldsumme, die bis 5000 Lire beträgt.

Tombuktu, s. Timbuktu.

Tomek (Wenzel Wladiwoj), böhm. Historiker, geb. 31. Mai 1818 in Königgrätz, studierte in Prag und war daselbst in der jurist. Praxis thätig. Später widmete er sich der Geschichtsforschung, ward 1850 außerord., 1860 ord. Professor der österr. Geschichte an der prager Universität und ging bei der Teilung derselben in eine deutsche und czechische Universität 1882 zu der letztern über, deren erster Rektor er auch wurde. In den J. 1848—49 war T. Mitglied des Reichsrats in Wien und Kremsier, ferner 1861—66 Mitglied des böhm. Landtags und österr. Reichsrats. Seit 1885 ist er lebenslängliches Mitglied des österr. Herrenhauses und schloß sich hier der Gruppe Schwarzenberg an.

T.s Hauptwerk ist eine auf den breitesten Quellenstudien angelegte «Geschichte der Stadt Prag» (czech., Bd. 1—7, Prag 1855—85; Bd. 1 auch in deutscher Sprache), mit der die «Grundlagen der alten Topographie Prags» (czech., 5 Abteil., Prag 1859—61) in Verbindung stehen. Ferner schrieb er eine «Geschichte der Universität Prag» (1849), eine Biographie Zizkas (1880), Hand- und Schulbücher der böhm. und österr. Geschichte.

Tomi, alte Stadt, s. unter Küstendsche.

Tomils, Tomleschg, Tomliasca, s. unter Domleschg.

Tommaséo (Niccolò), ital. Schriftsteller, geb. 1802 zu Sebenico in Dalmatien aus kroatischer Familie, studierte die Rechte zu Padua, ward aber bald durch Rosmini für die Philosophie gewonnen, ging 1822 nach Florenz, wo er für die «Antologia» schrieb. Infolge eines von T. verfaßten Artikels gegen Österreich wurde die «Antologia» unterdrückt, worauf T. Italien verließ und mit litterarischen Arbeiten beschäftigt in Frankreich, später in Corsica lebte; 1838 amnestiert, kehrte er 1839 nach Italien zurück und ließ sich in Venedig nieder. Da er Ende 1847 eine Petition an das kaiserl. Ministerium in Wien verfaßte, worin eine gerechtere Handhabung der Censur verlangt wurde, ward er 18. Jan. 1848 mit Manin verhaftet, aber 17. März vom Volke gewaltsam befreit und zum Mitglied der provisorischen Regierung gewählt. Mit Manin und seiner Partei wurde er aber schon nach vier Monaten (5. Juli) gestürzt. Nach der Revolution vom 11. Aug. ging er als Gesandter der Republik nach Paris, um Frankreichs Hilfe für Venedig zu erbitten. Da seine Mission erfolglos blieb, kehrte er Anfang 1849 nach Venedig zurück. Bei der Kapitulation im Aug. 1849 war er unter den 40 Männern, welche Venedig vor dem Einzug der Österreicher verlassen mußten, und wurde nach Korfu eingeschifft, von wo er 1854 fast ganz erblindet nach Turin und von da 1859 nach Florenz ging. Er starb 1. Mai 1874 in Florenz.

Sein Dante-Kommentar (3 Bde., Veneb. 1837; 4. Aufl., Mail. 1869) und sein «Dizionario dei sinonimi della lingua italiana» (Flor. 1832; 5. gänzlich umgearbeitete Aufl., Mail. 1867) sind von seinen Werken die bekanntesten und besten. Als Dichter, Romanschriftsteller und Philosoph, sowie auch als polit. Schriftsteller ist er unbedeutend. Weit verdienstvoller als seine eigenen unzähligen und bereits vergessenen Werke sind die von ihm veranstalteten Ausgaben der «Lettere di Pasquale de' Paoli» (Flor. 1846), «Lettere di Santa Caterina da Siena» (4 Bde., Flor. 1860 fg.) und die Sammlung «Canti popolari toscani, corsi illirici, greci» (2 Bde., Veneb. 1843). Mit Bellini gab er das große «Dizionario della lingua italiana» heraus, welches aber erst fünf Jahre nach seinem Tode vollendet wurde. Vgl. Bernardi, «Vita e scritti di Niccolò T.» (Turin 1874).

T. trat unter seinem slaw. Namen Nikola Tomasić auch als kroat. Dichter auf, und seine Sammlung patriotischer Lieder: «Iskrice» («Funken», Agram 1844, 1848 und 1849) gehört zu den besten Erzeugnissen des sog. Illyrismus.

Tommaso da Modena, Maler, erscheint 1351 in Venedig beschäftigt, dann 1352 in Treviso, wo er für die Dominikaner arbeitete. Im Dom malte er das Bild des Gekreuzigten. Ob das in Tempera hergestellte Gemälde der Madonna mit St. Wenzeslaus und Palmatius, welches bis 1785 in dem Schlosse Karlstein bei Prag bewahrt wurde und jetzt der kais. Galerie in Wien gehört, in Böhmen gemalt wurde oder von Kaiser Karl IV. aus Italien mitgebracht wurde, ist zweifelhaft. Der Künstler nennt sich in der Inschrift selbst den Sohn des Barisinus. Das al fresco in Karlstein ihm Zugeschriebene (Madonna und Ecce homo) ist von anderer Hand. Die Galerie zu Modena besitzt noch ein Gemälde des T. vom J. 1385.

Tömös, Paß in den Transsylvanischen Alpen östlich von Bucsecs; hier führt Straße und Eisenbahn von Kronstadt nach Rumänien. Die Paßhöhe beträgt ungefähr 1000 m. Im Passe liegen die beiden Grenzorte Alsó- (Unter-) und Felsö- (Ober-) Tömös; bei letzterm befindet sich die Zollstation und eine Kontumazanstalt.

Tompa (Michael), ungar. Dichter, geb. 29. Sept. 1819 in Rimaßombat im Komitat Gömör, studierte in Sárospatak prot. Theologie und wurde 1847 Pfarrer in Beze (Gömör). Im J. 1848 war er Feldprediger der Honvédarmee und seit 1852 Pfarrer in Hanva (Gömör), wo er 30. Juli 1868 starb. Sein erstes selbständiges Werk «Népregék, népmondák» («Volksmärchen, Volkssagen») erschien 1846; gleichzeitig wurde seine komische poetische Erzählung «Mathias Szuhay» von der Kisfaludy-Gesellschaft belobt und er selbst zum Mitglied derselben gewählt. Seine «Gedichte» (1847) fanden großen Beifall. T. war seit 1858 Mitglied der Akademie, welche 1868 seine Gedichte mit dem großen Preise auszeichnete. Reichtum der Phantasie, Tiefe des Gefühls und künstlerische Form charakterisieren diesen patriotischen und populären Lyriker. Seine gesammelten Dichtungen erschienen 1884 in Budapest in fünf Bänden.

Tomsk, die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (852 171,8 qkm mit 1 134 748 E. im J. 1885) in Westsibirien, am Tom, 30 km oberhalb dessen Mündung in den Ob, 1604 von den Russen gegründet, ist Sitz des Statthalters, der die Oberaufsicht über alle Bergwerke des Gouvernements hat, sowie eines griech. Bischofs und einer

Schuldirektion. Die Stadt hat viele, zum Teil schöne Krongebäude, meist steinerne Wohnhäuser, einen russ. Bazar, zahlreiche chines. Kaufläden, neun griech. Kirchen (sechs mit Kuppeln), zwei Klöster, eine röm.-kath., eine luth. Kirche und mehrere Moscheen. Es bestehen eine Universität (Grundstein zum Universitätsgebäude 7. Sept. 1880 gelegt), ein Gymnasium (seit 1738) mit Pensionat, Bibliothek (seit 1863 dem Publikum geöffnet) und naturwissenschaftlichen und andern Sammlungen, ein Mariengymnasium für Mädchen (seit 1863), ein Seminar und 10 andere Schulen. T. zählt (1883) 31 552 E., die Handel mit Getreide, Leder und Pelzwaren treiben. Wichtig ist auch der Fabrikbetrieb (Gerbereien, Talgschmelzereien und Seifensiedereien). Durch seine Lage an der großen Verkehrsstraße des «Sibirischen Trakt» (s. Tjumen) begünstigt, ist T. ein wichtiger Ort für den Transithandel und gilt nächst Irkutsk als die wohlhabendste Stadt Sibiriens.

Tomus (lat.), Teil eines Buchs, Band.

Ton, s. unter Avoirdupois; Ton of shipping, engl. Bezeichnung für Schiffslast. (S. unter Last und Load.)

Ton und **Tonarten.** Ton nennt man einen Schall, der durch gleichförmige Schwingungen gebildet wird, also nach seiner Höhe oder Tiefe genau zu bestimmen ist. Ein solcher Ton, auch ein reiner Ton genannt, bildet die unerläßliche Voraussetzung und Grundlage aller Musik. Erst als man bei den Griechen Mittel und Wege fand, die musikalisch wichtigsten Tonstufen oder Intervalle (s. d.) rein herzustellen und genau zu messen, war eine Ausbildung der Musik als Tonkunst möglich geworden. Die physik. Theorie dieses reinen musikalischen Tons behandelt die Akustik (s. d. und Schall). Alle wirklich unterscheidbaren oder dem Ohr vernehmbaren Töne fallen in das Gebiet der Tonkunst und kommen in der Musik zur Verwendung, aber nicht in willkürlicher regelloser Fülle, sondern auf Grund einer festen Ordnung, welche das ganze Gebiet der Tonkunst beherrscht. Diese Ordnung ist das Resultat einer genauern, unter Befragung des Ohrs vorgenommenen Tonmessung und gründet sich auf folgende Naturthatsache. Im Aufsteigen von der Tiefe zur Höhe wiederholen die Töne sich an den Stellen, wo die Schwingungen sich verdoppeln, im verjüngten Maßstabe oder erzeugen die Oktaven. Diese Oktaven nebst den weitern Verjüngungen der Quinten und Terzen sind als der lebendige Urgrund der Harmonie in jedem Ton enthalten und klingen mehr oder weniger deutlich mit; sie stellen insgesamt das Gerüst der sog. Tonleiter dar. Eine Tonleiter umspannt eine Oktave oder (wie schon der Name besagt) eine Reihe von 8 Tonstufen. In Wirklichkeit enthält dieselbe aber nicht nur 8, sondern 12 Stufen: aus der Teilung in 8 Töne entsteht die diatonische, aus der in 12 Töne die chromatische Tonleiter. Die kleinste Tonstufe (Intervall), welche in der modernen, auf Harmonie basierten Tonkunst zur Verwendung kommt, ist der halbe Ton. Noch kleinere Einteilungen, wie z. B. die Viertelstöne, waren in der Musik des Altertums allgemein und sind auch noch jetzt bei Solisten (namentlich bei Sängern und Geigern) ein wirksames Ausdrucksmittel, haben aber in dem festen melodisch-harmonischen Gefüge der Töne keine Stelle und keine Berechtigung. Ton in technisch-musikalischer Beziehung bedeutet nun ein Intervall, welches innerhalb solcher Grenzen seine Stelle einnimmt und von den Nachbartönen diatonisch oder chromatisch um eine halbe Tonstufe entfernt ist. Der verschiedenartige Klang oder der Charakter der Töne, von welchem die Mannigfaltigkeit und Wirkung der Musik so wesentlich abhängt, beruht nach neuern Forschungen auf der obengenannten Naturharmonie, nämlich auf der verschiedenartigen Mischung der harmonischen Bei- und Obertöne, und zwar in einem solchen Maße, daß nicht nur die Klangarten der verschiedenen Instrumente, sondern sogar die Vokale der menschlichen Sprache dadurch gestaltet werden.

Die früheste Form, in welcher der Ton auf musikalischem Gebiete gleichsam Gestalt annahm, wird durch den Ausdruck Tonarten bezeichnet. Ursprünglich, in der Urzeit der Tonkunst, bedeutet derselbe soviel wie Melodie und stellt sich dar als feste, an das Sprachmetrum gewisser Texte gebundene melodische Form, die oft ganzen Völkern eigentümlich war und daher nach diesen benannt wurde (z. B. dorische, phrygische, lydische Tonart). Daraus erklärt sich, wie jede Tonart, d. h. jede typische Nationalmelodie, ihren eigentümlichen Charakter und ihre besondere Ausdrucksgewalt haben konnte. Auf dieser Basis war auch die Musik der Griechen begründet, deren ganze musikalische Ästhetik in eine Charakteristik der Tonarten auslief. Auf demselben Grunde stehen zum guten Teil auch noch diejenigen Tonarten oder Oktavengattungen, welche unter Vorgang der christl. Kirche im Mittelalter aus der griech. Musik sich bildeten und die deswegen Kirchentöne oder Kirchentonarten genannt werden. Deshalb läßt sich bei diesen noch mit Recht von einem Charakter der verschiedenen Tonarten sprechen, weil Tonart und Melodie hier zum Teil ebenfalls noch zusammenfallen, indem gewisse Gänge und Modulationen gewissen Tonarten eigentümlich sind. Als sich dann aber im 17. Jahrh. aus der reifern Durchbildung der Kirchentonarten unsere zweiseitige Tonleiter, d. h. unser modernes Dur und Moll, entwickelte, war damit der Begriff der Tonart im alten Sinne aufgehoben und zugleich der daran haftende Toncharakter verwischt. Nun erst, da die alten charakteristischen Tonarten unter Darangabe aller ihrer melodischen Eigentümlichkeiten in das reine Schema der modernen Dur- und Molltonleiter aufgegangen waren, vermochte die Melodie ihre Schwingen frei zu entfalten, weil es ihr jetzt möglich geworden ist, in einer und derselben Tonart alle diejenigen Folgen anzubringen, welche früher an die einzelnen Kirchentöne gebunden waren. Tonart nennt man jetzt die Anwendung der in allen Stufen gleichen Dur- oder Molltonleiter auf die 12 verschiedenen Intervalle, woraus sich daher 12 Dur- und 12 Molltonarten ergeben. Diese 24 Tonarten sind folgende:

C-dur und A-moll ohne Vorzeichnung,
G » » E » mit fis,
D » » H » » fis, cis,
A » » Fis » » fis, cis, gis,
E » » Cis » » fis, cis, gis, dis,
H » » Gis » » fis, cis, gis, dis, ais,
Fis » » Dis » » fis, cis, gis, dis, ais, eis,
Des » » B » » b, es, as, des, ges,
As » » F » » b, es, as, des,
Es » » C » » b, es, as,
B » » G » » b, es,
F » » D » » b,

Was sich jetzt noch häufig als charakteristisches Merkmal dieser oder jener Dur- oder Molltonart angegeben findet, ist im besten Fall nichts als ein Fingerzeig auf die Lieblingstonarten verschiedener Komponisten. Die Versuche neuerer Theoretiker, den beiden Tonarten Dur und Moll noch eine dritte als sog. Moll-Dur-Tonart an die Seite zu stellen, sind unfruchtbare Spekulationen. Vgl. Bähr, «Das Tonsystem unserer Musik» (Lpz. 1882).

Tonalepaß, Alpenpaß auf der Grenze von Tirol und der ital. Provinz Brescia, zwischen den Ortler- und den Adamelloalpen, bildet die Wasserscheide zwischen dem Noce (Etsch) und dem Oglio und verbindet das Val di Sole (deutsch Sulzberg) mit dem Val Camonica (s. d.). Die Kunststraße über den Paß zweigt bei der Station St. Michele-Lombardo von der Brennerbahn westlich ab und steigt dem Noce entlang durch das Val di Nos (Nonsberg) und das Val di Sole nach Fucine (977 m) hinauf, wo sie das Hauptthal verläßt, um durch das Val Vermiglio die Paßhöhe (1874 m) zu erreichen, und senkt sich jenseits in großen Serpentinen nach Ponte di Legno (1290 m) an der Hauptstraße des Val Camonica. Von St. Michele bis zur Paßhöhe beträgt die Entfernung 75, von hier bis Ponte di Legno 7 km. Der T. war 1799 und 1809, dann 1848 und 1866 der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen Tirolern und Franzosen, beziehentlich Tirolern und ital. Freischaren.

Tonalit wurde zuerst das schöne Gestein genannt, aus welchem die südlich von Tonale gelegene mächtige Gebirgsmasse des Monte-Adamello in den Alpen besteht, welche von steil aufgerichteten Gneis-, Glimmerschiefer- und Thonschieferschichten umlagert ist; die Felsart zeigt in deutlich körnigem Gemenge schneeweißen Plagioklas, graulichweißen, sehr reichlichen Quarz, schwärzlichbraunen Glimmer in sechsseitigen Blättern, kurze dicke Säulen von schwarzgrüner Hornblende. Indem so der T. einen hornblendeführenden Quarz-Glimmerdiorit darstellt, hat man auch anderweitige Vorkommnisse von übereinstimmender Zusammensetzung T. genannt.

Tonart, s. Ton und Tonarten.

Tonbridge, s. Tunbridge.

Tondern, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit (1880) 3637 E., Sitz des Landrats, eines Amtsgerichts und der Hardesvogteien für die drei benachbarten Landdistrikte, liegt am Rande der Marsch, 13 km von der Nordsee, an der Widau und am Endpunkte der Zweigeisenbahn Tingleff-T. der Preußischen Staatsbahnen und hat eine schöne Pfarrkirche, ein Hospital (ehemals Dominikanerkloster), ein Schullehrerseminar (seit 1786), eine Schullehrer-Präparandenanstalt (seit 1886) und eine Mittelschule. T. ist nach Schleswig die älteste Stadt im ehemaligen Herzogtum Schleswig, erhielt schon 1243 das Lübische Recht und ward im Mittelalter Lütken-T. (Klein-T.) genannt, weil das ehemalige befestigte landesherrliche Schloß daselbst kleiner war als das bei dem 4 km nordwestlich davon belegenen Dorfe Mögel-T., d. h. Groß-T. Die Stadt führt ein Schiff im Wappen, galt in alter Zeit als Seehafen und hat auch durch die Sturmfluten der Nordsee, namentlich 1615 und 1634, sehr gelitten. Seitdem jedoch die umliegende Marsch allmählich eingedeicht und die Widau durch Schleusen reguliert ist, können keine Schiffe mehr nach T. kommen, sondern müssen auf der Reede bei Hoyer ankern. Von Hoyer aus ist Dampfschiffahrt nach der Insel Sylt. Vgl. Karstens, «Die Stadt T.» (Tondern 1861).

Mögeltondern, mit dem in einem schönen Park belegenen Schloß Schackenburg, ist der Hauptort der Lehnsgrafschaft gleichen Namens und der Mittelpunkt der sog. Tondernschen Spitzenklöppelei, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. durch einen westfäl. Kaufmann Stenbeck aus Dortmund in der Stadt T. eingeführt ward, gegenwärtig aber dort nicht mehr betrieben wird. Gleichfalls in der Grafschaft Schackenburg, nördlich unweit von Mögeltondern liegt das Dorf Gallehuus, wo man 1639 und 1734 zwei große, mit Figuren verzierte goldene Hörner fand. Diese sog. Tondernschen Hörner, 1802 aus der kopenhagener Kunstkammer gestohlen und eingeschmolzen, waren nach neuerer Ansicht weder Trink- noch Jagdhörner, sondern nur in Form von Hörnern gebrachte Goldmassen, die als Prunkstücke oder Weihgeschenke gedient haben mögen. Die Inschrift des zweiten Horns gehört dem ältern Runenalphabet an und gibt den Namen des Verfertigers kund: «Ich Hlevagast der Holting habe das Horn gemacht.»

Der Kreis Tondern zählt auf 1760 qkm (1885) 55298 E.

Tondeur (Joh. Alexander), Bildhauer, geb. in Berlin 1829, besuchte dort Gymnasium und die Akademie, worauf ihn 1848 Professor Bläser als Schüler annahm. Vier Jahre später begab er sich nach Wien, wo er bis 1854 verweilte und verschiedene Privataufträge vollendete. Nach kurzem Aufenthalt in Paris reiste er 1855 nach Rom. Obwohl er nur zwei Jahre daselbst seinen Studien oblag, entstand in dieser Zeit doch die Gruppe Mutterliebe, deren Original im Besitz des Deutschen Kaisers ist. Seit 1858 in Berlin etabliert, hat T. sehr viele Statuen, Porträtbüsten und Standbilder geliefert. So übernahm er nach dem Tode Schievelbeins das Friedrich Wilhelm-Denkmal für Köln, wovon die Postamentfiguren sein Werk sind, für die Ruhmeshalle General York, Otfried Müller für das alte Museum, die Kolossalfigur Hamburg für die berliner Börse, ferner Büsten Dörings, Grillparzers, Kleists u. a. für das neue Schauspielhaus. Seit neuester Zeit beschäftigt den Künstler die Zusammensetzung und Ergänzung des Reliefs des Gigantenkampfes vom Altarbau, das in Pergamon gefunden wurde.

Tondruck heißt das Verfahren, den von lithographischen Steinen auf der Steindruckpresse, sowie von Typen, Holz- oder Metallplatten auf der Buchdruckpresse gewonnenen Abdrücken durch Aufdrucken matter Farbentöne einen eigentümlichen Effekt zu geben, indem das Blatt mit schwacher grauer, gelblicher, bräunlicher u. s. w. Farbe unter- oder überdruckt wird. Werden auf den Steinen oder den Holz- oder Metallplatten (den Tonplatten) die Stellen der Lichter ausgespart, so kommt in ihnen bei den Abdrücken die Weiße des Papiers zum Vorschein. Durch eine besondere Behandlung der Tonplatte kann erreicht werden, daß dieselbe mit Einem Drucke verschiedene Abstufungen desselben Farbentons gibt. Auf der Buchdruckpresse wird der T. meist vor dem Druck des Bildes oder der Schrift, auf der Steindruckpresse aber häufig nach demselben ausgeführt. Der T. ist ein beliebtes Mittel zur eleganten Ausstattung der Buchdruck-Accidenzarbeiten, und man benutzt auch oft Kartonpapier oder Celluloidplatten zur Herstellung der Tonplatten.

Schuldirektion. Die Stadt hat viele, zum Teil schöne Krongebäude, meist steinerne Wohnhäuser, einen russ. Bazar, zahlreiche chines. Kaufläden, neun griech. Kirchen (sechs mit Kuppeln), zwei Klöster, eine röm.-kath., eine luth. Kirche und mehrere Moscheen. Es bestehen eine Universität (Grundstein zum Universitätsgebäude 7. Sept. 1880 gelegt), ein Gymnasium (seit 1738) mit Pensionat, Bibliothek (seit 1863 dem Publikum geöffnet) und naturwissenschaftlichen und andern Sammlungen, ein Mariengymnasium für Mädchen (seit 1863), ein Seminar und 10 andere Schulen. T. zählt (1883) 31 552 E., die Handel mit Getreide, Leder und Pelzwaren treiben. Wichtig ist auch der Fabrikbetrieb (Gerbereien, Talgschmelzereien und Seifensiedereien). Durch seine Lage an der großen Verkehrsstraße des «Sibirischen Trakt» (s. Tjumen) begünstigt, ist T. ein wichtiger Ort für den Transithandel und gilt nächst Irkutsk als die wohlhabendste Stadt Sibiriens.

Tomus (lat.), Teil eines Buchs, Band.

Ton, s. unter Avoirdupois; Ton of shipping, engl. Bezeichnung für Schiffslast. (S. unter Last und Load.)

Ton und **Tonarten.** Ton nennt man einen Schall, der durch gleichförmige Schwingungen gebildet wird, also nach seiner Höhe oder Tiefe genau zu bestimmen ist. Ein solcher Ton, auch ein reiner Ton genannt, bildet die unerläßliche Voraussetzung und Grundlage aller Musik. Erst als man bei den Griechen Mittel und Wege fand, die musikalisch wichtigsten Tonstufen oder Intervalle (s. d.) rein herzustellen und genau zu messen, war eine Ausbildung der Musik als Tonkunst möglich geworden. Die physik. Theorie dieses reinen musikalischen Tons behandelt die Akustik (s. d. und Schall). Alle wirklich unterscheidbaren oder dem Ohr vernehmbaren Töne fallen in das Gebiet der Tonkunst und kommen in der Musik zur Verwendung, aber nicht in willkürlicher regelloser Fülle, sondern auf Grund einer festen Ordnung, welche das ganze Gebiet der Tonkunst beherrscht. Diese Ordnung ist das Resultat einer genauern, unter Befragung des Ohrs vorgenommenen Tonmessung und gründet sich auf folgende Naturthatsache. Im Aufsteigen von der Tiefe zur Höhe wiederholen die Töne sich an den Stellen, wo die Schwingungen sich verdoppeln, im verjüngten Maßstabe oder erzeugen die Oktaven. Diese Oktaven nebst den weitern Verjüngungen der Quinten und Terzen sind als der lebendige Urgrund der Harmonie in jedem Ton enthalten und klingen mehr oder weniger deutlich mit; sie stellen insgesamt das Gerüst der sog. Tonleiter dar. Eine Tonleiter umspannt eine Oktave oder (wie schon der Name besagt) eine Reihe von 8 Tonstufen. In Wirklichkeit enthält dieselbe aber nicht nur 8, sondern 12 Stufen: aus der Teilung in 8 Töne entsteht die diatonische, aus der in 12 Töne die chromatische Tonleiter. Die kleinste Tonstufe (Intervall), welche in der modernen, auf Harmonie basierten Tonkunst zur Verwendung kommt, ist der halbe Ton. Noch kleinere Einteilungen, wie z. B. die Viertelstöne, waren in der Musik des Altertums allgemein und sind auch noch jetzt bei Solisten (namentlich bei Sängern und Geigern) ein wirksames Ausdrucksmittel, haben aber in dem festen melodisch-harmonischen Gefüge der Töne keine Stelle und keine Berechtigung. Ton in technisch-musikalischer Beziehung bedeutet nun ein Intervall, welches innerhalb solcher Grenzen seine Stelle einnimmt und von den Nachbartönen diatonisch oder chromatisch um eine halbe Tonstufe entfernt ist. Der verschiedenartige Klang oder der Charakter der Töne, von welchem die Mannigfaltigkeit und Wirkung der Musik so wesentlich abhängt, beruht nach neuern Forschungen auf der obengenannten Naturharmonie, nämlich auf der verschiedenartigen Mischung der harmonischen Bei- und Obertöne, und zwar in einem solchen Maße, daß nicht nur die Klangarten der verschiedenen Instrumente, sondern sogar die Vokale der menschlichen Sprache dadurch gestaltet werden.

Die früheste Form, in welcher der Ton auf musikalischem Gebiete gleichsam Gestalt annahm, wird durch den Ausdruck Tonarten bezeichnet. Ursprünglich, in der Urzeit der Tonkunst, bedeutet derselbe soviel wie Melodie und stellt sich dar als feste, an das Sprachmetrum gewisser Texte gebundene melodische Form, die oft ganzen Völkern eigentümlich war und daher nach diesen benannt wurde (z. B. dorische, phrygische, lydische Tonart). Daraus erklärt sich, wie jede Tonart, d. h. jede typische Nationalmelodie, ihren eigentümlichen Charakter und ihre besondere Ausdrucksgewalt haben konnte. Auf dieser Basis war auch die Musik der Griechen begründet, deren ganze musikalische Ästhetik in eine Charakteristik der Tonarten auslief. Auf demselben Grunde stehen zum guten Teil auch noch diejenigen Tonarten oder Oktavengattungen, welche unter Vorgang der christl. Kirche im Mittelalter aus der griech. Musik sich bildeten und die deswegen Kirchentöne oder Kirchentonarten genannt werden. Deshalb läßt sich bei diesen noch mit Recht von einem Charakter der verschiedenen Tonarten sprechen, weil Tonart und Melodie hier zum Teil ebenfalls noch zusammenfallen, indem gewisse Gänge und Modulationen gewissen Tonarten eigentümlich sind. Als sich dann aber im 17. Jahrh. aus der reifern Durchbildung der Kirchentonarten unsere zweiseitige Tonleiter, d. h. unser modernes Dur und Moll, entwickelte, war damit der Begriff der Tonart im alten Sinne aufgehoben und zugleich der daran haftende Toncharakter verwischt. Nun erst, da die alten charakteristischen Tonarten unter Darangabe aller ihrer melodischen Eigentümlichkeiten in das reine Schema der modernen Dur- und Molltonleiter aufgegangen waren, vermochte die Melodie ihre Schwingen frei zu entfalten, weil es ihr jetzt möglich geworden ist, in einer und derselben Tonart alle diejenigen Folgen anzubringen, welche früher an die einzelnen Kirchentöne gebunden waren. Tonart nennt man jetzt die Anwendung der in allen Stufen gleichen Dur- oder Molltonleiter auf die 12 verschiedenen Intervalle, woraus sich daher 12 Dur- und 12 Molltonarten ergeben. Diese 24 Tonarten sind folgende:

C-dur und A-moll ohne Vorzeichnung,
G » » E » mit fis,
D » » H » » fis, cis,
A » » Fis » » fis, cis, gis,
E » » Cis » » fis, cis, gis, dis,
H » » Gis » » fis, cis, gis, dis, ais,
Fis » » Dis » » fis, cis, gis, dis, ais, eis,
Des » » B » » b, es, as, des, ges,
As » » F » » b, es, as, des,
Es » » C » » b, es, as,
B » » G » » b, es,
F » » D » » b.

Was sich jetzt noch häufig als charakteristisches Merkmal dieser oder jener Dur- oder Molltonart angegeben findet, ist im besten Fall nichts als ein Fingerzeig auf die Lieblingstonarten verschiedener Komponisten. Die Versuche neuerer Theoretiker, den beiden Tonarten Dur und Moll noch eine dritte als sog. Moll-Dur-Tonart an die Seite zu stellen, sind unfruchtbare Spekulationen. Vgl. Bähr, «Das Tonsystem unserer Musik» (Lpz. 1882).

Tonalepaß, Alpenpaß auf der Grenze von Tirol und der ital. Provinz Brescia, zwischen den Ortler- und den Adamelloalpen, bildet die Wasserscheide zwischen dem Noce (Etsch) und dem Oglio und verbindet das Val di Sole (deutsch Sulzberg) mit dem Val Camonica (s. d.). Die Kunststraße über den Paß zweigt bei der Station St. Michele-Lombardo von der Brennerbahn westlich ab und steigt dem Noce entlang durch das Val di Nos (Nonsberg) und das Val di Sole nach Fucine (977 m) hinauf, wo sie das Hauptthal verläßt, um durch das Val Vermiglio die Paßhöhe (1874 m) zu erreichen, und senkt sich jenseits in großen Serpentinen nach Ponte di Legno (1290 m) an der Hauptstraße des Val Camonica. Von St. Michele bis zur Paßhöhe beträgt die Entfernung 75, von hier bis Ponte di Legno 7 km. Der T. war 1799 und 1809, dann 1848 und 1866 der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen Tirolern und Franzosen, beziehentlich Tirolern und ital. Freischaren.

Tonalit wurde zuerst das schöne Gestein genannt, aus welchem die südlich von Tonale gelegene mächtige Gebirgsmasse des Monte-Adamello in den Alpen besteht, welche von steil aufgerichteten Gneis-, Glimmerschiefer- und Thonschieferschichten umlagert ist; die Felsart zeigt in deutlich körnigem Gemenge schneeweißen Plagioklas, graulichweißen, sehr reichlichen Quarz, schwärzlichbraunen Glimmer in sechsseitigen Blättern, kurze dicke Säulen von schwarzgrüner Hornblende. Indem so der T. einen hornblendeführenden Quarz-Glimmerdiorit darstellt, hat man auch anderweitige Vorkommnisse von übereinstimmender Zusammensetzung T. genannt.

Tonart, s. Ton und Tonarten.

Tonbridge, s. Tunbridge.

Tondern, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit (1880) 3637 E., Sitz des Landrats, eines Amtsgerichts und der Hardesvogteien für die drei benachbarten Landdistrikte, liegt am Rande der Marsch, 13 km von der Nordsee, an der Widau und am Endpunkte der Zweigeisenbahn Tingleff-T. der Preußischen Staatsbahnen und hat eine schöne Pfarrkirche, ein Hospital (ehemals Dominikanerkloster), ein Schullehrerseminar (seit 1786), eine Schullehrer-Präparandenanstalt (seit 1886) und eine Mittelschule. T. ist nach Schleswig die älteste Stadt im ehemaligen Herzogtum Schleswig, erhielt schon 1243 das Lübische Recht und ward im Mittelalter Lütken-T. (Klein-T.) genannt, weil das ehemalige befestigte landesherrliche Schloß daselbst kleiner war als das bei dem 4 km nordwestlich davon belegenen Dorfe Mögel-T., d. h. Groß-T. Die Stadt führt ein Schiff im Wappen, galt in alter Zeit als Seehafen und hat auch durch die Sturmfluten der Nordsee, namentlich 1615 und 1634, sehr gelitten. Seitdem jedoch die umliegende Marsch allmählich eingedeicht und die Widau durch Schleusen reguliert ist, können keine Schiffe mehr nach T. kommen, sondern müssen auf der Reede bei Hoyer ankern. Von Hoyer aus ist Dampfschiffahrt nach der Insel Sylt. Vgl. Karstens, «Die Stadt T.» (Tondern 1861).

Mögeltondern, mit dem in einem schönen Park belegenen Schloß Schackenburg, ist der Hauptort der Lehnsgrafschaft gleichen Namens und der Mittelpunkt der sog. Tondernschen Spitzenklöppelei, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. durch einen westfäl. Kaufmann Stenbeck aus Dortmund in der Stadt T. eingeführt ward, gegenwärtig aber dort nicht mehr betrieben wird. Gleichfalls in der Grafschaft Schackenburg, nördlich unweit von Mögeltondern liegt das Dorf Gallehuus, wo man 1639 und 1734 zwei große, mit Figuren verzierte goldene Hörner fand. Diese sog. Tondernschen Hörner, 1802 aus der kopenhagener Kunstkammer gestohlen und eingeschmolzen, waren nach neuerer Ansicht weder Trink- noch Jagdhörner, sondern nur in Form von Hörnern gebrachte Goldmassen, die als Prunkstücke oder Weihgeschenke gedient haben mögen. Die Inschrift des zweiten Horns gehört dem ältern Runenalphabet an und gibt den Namen des Verfertigers kund: «Ich Hlevagast der Holting habe das Horn gemacht.»

Der Kreis Tondern zählt auf 1760 qkm (1885) 55298 E.

Tondeur (Joh. Alexander), Bildhauer, geb. in Berlin 1829, besuchte dort Gymnasium und die Akademie, worauf ihn 1848 Professor Bläser als Schüler annahm. Vier Jahre später begab er sich nach Wien, wo er bis 1854 verweilte und verschiedene Privataufträge vollendete. Nach kurzem Aufenthalt in Paris reiste er 1855 nach Rom. Obwohl er nur zwei Jahre daselbst seinen Studien oblag, entstand in dieser Zeit doch die Gruppe Mutterliebe, deren Original im Besitz des Deutschen Kaisers ist. Seit 1858 in Berlin etabliert, hat T. sehr viele Statuen, Porträtbüsten und Standbilder geliefert. So übernahm er nach dem Tode Schievelbeins das Friedrich Wilhelm-Denkmal für Köln, wovon die Postamentfiguren sein Werk sind, für die Ruhmeshalle General York, Otfried Müller für das alte Museum, die Kolossalfigur Hamburg für die berliner Börse, ferner Büsten Dörings, Grillparzers, Kleists u. a. für das neue Schauspielhaus. Seit neuester Zeit beschäftigt den Künstler die Zusammensetzung und Ergänzung des Reliefs des Gigantenkampfes vom Altarbau, das in Pergamon gefunden wurde.

Tondruck heißt das Verfahren, den von lithographischen Steinen auf der Steindruckpresse, sowie von Typen, Holz- oder Metallplatten auf der Buchdruckpresse gewonnenen Abdrücken durch Aufdrucken matter Farbentöne einen eigentümlichen Effekt zu geben, indem das Blatt mit schwacher grauer, gelblicher, bräunlicher u. s. w. Farbe unter- oder überdruckt wird. Werden auf den Steinen oder den Holz- oder Metallplatten (den Tonplatten) die Stellen der Lichter ausgespart, so kommt in ihnen bei den Abdrücken die Weiße des Papiers zum Vorschein. Durch eine besondere Behandlung der Tonplatte kann erreicht werden, daß dieselbe mit Einem Drucke verschiedene Abstufungen desselben Farbentons gibt. Auf der Buchdruckpresse wird der T. meist vor dem Druck des Bildes oder der Schrift, auf der Steindruckpresse aber häufig nach demselben ausgeführt. Der T. ist ein beliebtes Mittel zur eleganten Ausstattung der Buchdruck-Accidenzarbeiten, und man benutzt auch oft Kartonpapier oder Celluloidplatten zur Herstellung der Tonplatten.

Der T. auf der Kupferdruckpresse wird durch leichtes Überwischen der Platte mit der zum Druck des Stichs verwendeten Farbe hervorgebracht und in einem Drucke gleichzeitig mit dem der Tiefgravierung ausgeführt. Wenn mit mehrern Steinen oder Platten mehrere Farben nebeneinander aufgedruckt werden, so geht das Verfahren in den Buntdruck über. (S. Farbendruck.)

Tonelāda, span. und portug. Bezeichnung für Tonne oder Last. Als älteres span. und span.-amerik. Gewicht ist die T. = 20 Quintales (Centner) oder 920 kg; während sie als neueres (gesetzlich vorgeschriebenes) Gewicht unter dem Namen T. métrica (metrische Tonne) 1000 kg hat. Im Handel mit Steinkohlen versteht man in den erwähnten Ländern und Brasilien unter T. das engl. Ton von 20 Hundredweights (s. unter Avoirdupois). Ferner heißt T. ein älteres portug. und brasil. Flüssigkeitsmaß von 60 Almudes (s. u. Almude). Auch als Getreidemaß kommt die T. noch vor, nämlich in Argentinien und Uruguay, wo sie in 2 Cahices (vgl. Cahiz) geteilt wird und = 10,29 hl ist. Endlich hat T. dieselbe Bedeutung wie das engl. Ton of shipping und das deutsche Schiffslast.

Tonfall, sov. w. Cadenz. [(S. u. Last.)

Tonfedern, s. unter Federn (metallische).

Tonga-Inseln oder Freundschaftsinseln, zu Polynesien gehörige Inselgruppe der Südsee, südwestlich des Samoa-Archipels und östlich der Fidschigruppe (Viti-Inseln), unter 18—22° südl. Br. und 174—176° westl. L. von Greenwich, umfaßt über 150 kleine Eilande, sowie 32 größere Inseln. Das Gesamtareal beträgt 997 qkm, die Einwohnerzahl 24 000 Seelen. Der Archipel zerfällt in zwei parallel nebeneinander laufende Reihen: in die westlichen steil aus dem hier sehr tiefen Meere aufsteigenden hohen vulkanischen Inseln, von denen jede eigentlich nur aus einem einzigen meist noch thätigen Vulkan besteht, und aus den östlichen niedrigen, meist nicht über 14—16 m über dem Meeresspiegel aufsteigenden Inseln aus Madreporenkalk. Von erstern ist nur der 1524 m hohe, erloschene Vulkankegel Kao noch bewohnt, dagegen sind Tofua, Lette (Late) und Fonualei oder Amargura nach verwüstenden Ausbrüchen von den Einwohnern gänzlich verlassen.

Die Koralleninseln teilen sich in drei Gruppen, welche durch schmale Kanäle voneinander geschieden sind. Die südliche oder Tongagruppe besteht aus der größten und fruchtbarsten aller dieser Inseln, Tonga-tabu oder dem heiligen Tonga (422 qkm) und der kleinern wald- und wiesenreichen hügeligen Insel Eua (171 qkm). Auf Tonga-tabu öffnet sich nach N. eine große und breite Lagune; längs des ganzen Nordstrandes dieser sich bis zu 20 m Höhe erhebenden Insel ziehen sich Korallenriffe, welche eine sichere Reede umschließen; kleine flache und bewaldete Inseln sind auf diesen Riffen zerstreut. Auf Tonga-tabu befinden sich zu Mua, Foschall, Bea und bei Hifo-Hifo Stationen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft. Die mittlere oder Hapaigruppe wird von einer Menge kleiner, von großen Riffen umschlossener Inseln gebildet und hat einen Flächeninhalt von 68 qkm. Die nördliche oder Vavaugruppe, auch Haafuluhao, mit 187 qkm besteht aus der Insel Vavau (s. d.), der drittgrößten (145 qkm) und aus einer Menge kleiner Eilande. Außerdem gehören politisch zum Königreich der T. die vulkanischen Inseln Niuatabutabu (Keppel), Tafahi (Boscawen) und Niua-fu, sämtlich nördlich von den erwähnten Gruppen.

Der Boden ist fruchtbar und hat reiche, ergiebige Pflanzenerde mit üppiger Vegetation; vier Arten von Palmen finden sich hier vor, darunter als wichtigste die Kokospalme. Die Tierwelt ist hinsichtlich der Säugetiere nur dürftig vertreten; bis zur Ankunft der Europäer gab es nur kleine Ratten, eine riesige Fledermausart (Pteropus tonganus) und Schweine; ferner einige Landschlangen und Eidechsen; von Insekten werden Ameisen und Mosquitos lästig; zahlreich sind Fische und Vögel. Der Hund ist von den Viti-Inseln aus eingeführt. Fließendes Wasser ist selten, und Trinkwasser findet sich gewöhnlich nur in Teichen und Brunnen. Das Klima der T. ist mild und gesund; die Mitteltemperatur beträgt 24 bis 25° C.; in die Regenzeit (Dezember bis Februar) fallen ganz plötzlich hereinbrechende Orkane. Die Tonganer gehören zu den schönsten und geistig am meisten veranlagten polynes. Stämmen; sie sind groß und stark, von hellblauer Hautfarbe, schwarzem lockigen Haar und dunklen lebhaften Augen; Ehrgefühl und Freiheitsliebe, Mut und Tapferkeit sind ihre hervorragendsten Eigenschaften. Sämtliche Tonganer bekennen sich jetzt zum Christentum, treiben vorzugsweise ertragreichen Landbau und sind erfahrene Seefahrer. Yams ist die Hauptfrucht, mit welcher die Äcker in Zwischenräumen von zwei bis drei Jahren regelmäßig bestellt werden, die mächtig sich entwickelnden Yamswurzeln können ein Gewicht von 35 bis 40 kg erreichen. Die Fruchtbüschel der Bananen werden 15—40 kg schwer; in neuerer Zeit jedoch ist die chines. Zwergbanane eingeführt worden, welche von den nicht seltenen Orkanen der Regenzeit weniger zu leiden hat. Außerdem gedeihen süße Kartoffeln, Brotfrucht, Zuckerrohr, Guaven, Mangoäpfel, Orangen, Limonen, Tabak, Mais und Baumwolle. Von letzterer, sowie von Kaffee finden sich die Anfänge von Pflanzungen in der deutschen Station bei Hifo-Hifo. Das von den Tonganern verfertigte Zeug ist oft von großer Schönheit, namentlich auf Vavau; unübertroffen in Polynesien sind ihre prächtigen Matten, Netze und Körbe, in deren Anfertigung besonders die Bewohner der Hapaigruppe eine große Geschicklichkeit beweisen.

Die T. wurden zum Teil 1643 durch Abel Tasman entdeckt und 1775 und 1777 von Cook genauer erforscht und Friendly Islands genannt. Sie wurden erst 1845 von dem jetzigen König Georg I. (George Tubou) unter einer Regierung vereinigt. Der König residiert zu Nukualofa an der Nordküste von Tonga-tabu und hat 4. Nov. 1875 den Inseln eine Verfassung nach dem Muster derjenigen der Sandwichinseln verliehen. Die gesetzgebende Versammlung von 40 Mitgliedern besteht zur einen Hälfte aus dem Erbadel, zur andern aus alle fünf Jahre von den über 21 J. alten Steuerzahlern Erwählten. Sehr verdient um die staatliche Neugestaltung machte sich Baker, der erste Ratgeber des Königs, früher wesleyanischer Missionar. Die Rechtspflege wird von einem obersten Gerichtshof, den der Monarch ernennt, ferner von Geschworenen und Polizeigerichten verwaltet. Für den Unterricht sorgen die Missionare durch treffliche Schulen; an höhern Bildungsanstalten bestehen eine Industrieschule und ein Seminar (Tubow-College). Das stehende Heer zählt 500 Mann, Garde und Artillerie. Die tongan. Landesfarben sind rot und weiß.

Der Handel ist großenteils in den Händen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln und wird durch den 1. Nov. 1876 abgeschlossenen Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und den T. sehr begünstigt. Durch denselben Vertrag bewilligte König Georg der deutschen Regierung den zur Anlegung einer Kohlenstation nötigen Grund und Boden am Hafen Taulanga auf Vavau, unbeschadet jedoch seiner Hoheitsrechte. Am 29. Nov. 1879 wurde mit Großbritannien ebenfalls ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen, wodurch brit. Staatsangehörigen die gleichen Rechte, wie denen der meistbegünstigten Nation zugesichert werden. Das Deutsche Reich ist hier durch einen Generalkonsul, Großbritannien durch einen Vizekonsul vertreten. Der Wert der Einfuhr belief sich 1883 auf 2100000 Mark, der der Ausfuhr (meist Kopra, dann auch Lichtnüsse und Baumwolle) auf 1900000 Mark. Die eingeführten Waren kommen größtenteils von Apia. Eine engl. Dampferlinie verkehrt zwischen Tonga-tabu und den Fidschi-Inseln. Tonga hat kein eigenes Geld; als gesetzliches Zahlungsmittel gelten alle Goldmünzen, sowie alle engl., franz. und amerik. Münzen.

Tongern (frz. Tongres), Stadt im gleichnamigen Bezirk der belg. Provinz Limburg, zwischen Landen und Hasselt, das einstige Aduatica Tungrorum der Römer, an der Straße von Bayacum, Station der Linien Lüttich-Eindhoven der Niederländischen und Neer-Linter-T. der Belgischen Staatsbahnen, hat eine schöne got. Liebfrauenkirche (1240 vollendet) und zählt (1882) 8379 E. Die Stadt wurde 1792 von den Franzosen unter Dumouriez besetzt und gehörte bis zur Ankunft der Verbündeten 1814 zum Maas-Departement.

Tongeschlecht, s. Klanggeschlecht.

Tongking, annamitische, seit 1885 franz. Provinz im nördl. Teile Hinterindiens, grenzt im N. an die chines. Provinzen Kwang-si und Jün-nan, im W. an Oberbirma und Siam, im S. an Annam und das Südchinesische Meer, ist 90000 qkm groß und wird vom Song-ka (chines. Hong-kiang, Roter Fluß) durchströmt, welcher eine treffliche Wasserstraße nach der chines. Provinz Jün-nan bildet. Das Land zählt 9 Mill. E. und ist fruchtbar; der nördl., gebirgige Teil ist reich an Nutzholz und soll Steinkohlen und Gold enthalten. T. bildete bis 1802 einen unabhängigen Staat, kam dann unter annamitische Oberhoheit, wurde durch hohe Steuern schwer bedrückt und litt durch die am obern Song-ka, unweit der chines. Grenze nach der Unterwerfung des Taipingaufstandes angesiedelten Schwarzen Flaggen (s. d.). Die Hauptstadt von T. ist Ha-noi (s. d.), von wo aus die einzige auch für Fuhrwerk benutzbare Straße südlich über Nin-binh nach Thanhoa in Annam und nordöstlich über Bak-ninh und Lang-son nach China, sowie eine für Tragetiere brauchbare Verbindung auf dem rechten Ufer des Roten Flusses über Son-tai nach Hong-hoa führt. Sonst ist der ganze Verkehr auf die Flußläufe und Kanäle, sowie schmale Fußwege beschränkt. Der wichtigste Zugangshafen ist Hai-phong, an einem Nebenarme des Roten Flusses an der Ostspitze des Deltas gelegen.

Ein franz. Waffenhändler, Dupuis, welcher sich in Ha-noi niedergelassen hatte, lenkte 1870 die Aufmerksamkeit des franz. Gouverneurs von Cochinchina auf die handelspolit. Bedeutung des Roten Flusses, welcher einen Zugang zu dem innern China erschließe. Im J. 1873 wurde darauf hin eine kleine Expedition unter dem Schiffslieutenant Garnier nach T. entsendet, welche sich der Citadelle von Ha-noi durch Überfall bemächtigte und die weitere Eroberung des Landes unternahm. Die annamitische Regierung nahm die Schwarzen Flaggen in Sold und ließ die Citadelle von Ha-noi überfallen, wobei Garnier 31. Dez. 1873 den Tod fand. Ein zwischen dem franz. Gouverneur und der annamitischen Regierung 15. März 1874 geschlossener Vertrag ließ T. im Besitz des Kaisers von Annam; doch wurde den Franzosen freie Schiffahrt auf dem Roten Flusse zugesichert und das Recht zugestanden, in Ha-noi und Hai-phong Konsularbeamte mit militärischen Schutzwachen anzustellen. Auch franz. Missionare wurden in T. zugelassen und alle Häfen dem franz. Handel geöffnet. Als chines. Seeräuber den franz. Handel in T. belästigten und die annamitische Regierung keinen Schutz gegen diese Angriffe zu gewähren vermochte, sendete der franz. Gouverneur von Cochinchina im März 1882 fünf Kompagnien Marinetruppen unter Major Rivière nach T. und bereitete, nachdem 2. April Ha-noi besetzt worden war, die dauernde Erwerbung des Landes vor. Der Kaiser von Annam rief nunmehr China um Schutz an, worauf im Sept. 1882 ein chines. Heer von 10000 Mann in T. einrückte. Die chines. Regierung hatte ihre Oberhoheitsrechte zwar seit geraumer Zeit nicht ausgeübt, dieselben jedoch niemals aufgegeben, auch 10. Juni 1875 gegen den zwischen Frankreich und Annam unter dem 15. März 1874 geschlossenen Vertrag Einspruch gethan und diesen Einspruch 25. Sept. 1881 in Paris erneuern lassen. Die franz. Regierung wünschte zwar eine kriegerische Verwickelung mit China zu vermeiden, wollte aber das einmal begonnene Unternehmen nicht aufgeben. Der franz. Gesandte in Peking vereinbarte daher gegen Ende 1882 mit Li-Hung-Tschang, dem Gouverneur von Petschili, einen Vertragsentwurf, nach welchem China zwar die Oberhoheit über Annam behalten, an Frankreich jedoch seine Hoheitsrechte über das Delta des Roten Flusses übertragen und dem franz. Handel die chines. Provinz Jün-nan öffnen sollte; zwischen dem franz. Delta und der chines. Grenze sollte neutrales Gebiet verbleiben. Die chines. Truppen wurden schon auf Grund dieses Vertragsentwurfs aus T. zurückberufen. Die franz. Regierung genehmigte diesen Vertrag jedoch nicht, sandte aber nur 750 Mann Verstärkungen nach T., wo Major Rivière über ungefähr dieselbe Zahl verfügte. Der Kaiser von Annam rief nun 16. Jan. 1883 den Schutz Chinas an. Der franz. Gesandte zu Peking unterzeichnete nunmehr den mit Li-Hung-Tschang vereinbarten Vertragsentwurf (Bourrée'scher Vertrag), um die Gefahr eines Kriegs gegen China abzuwenden.

In Frankreich hatte 21. Febr. 1883 das Kabinett Ferry die Leitung der Regierung mit dem Entschluß übernommen, in T. mit Nachdruck Frankreichs Waffenehre zu wahren. Der Minister des Auswärtigen, Challemel-Lacour, verweigerte die Bestätigung des Bourrée'schen Vertrags und rief den Gesandten aus Peking ab, sendete dagegen den Schiffskapitän Kergaradec mit dem Auftrage an den annamitischen Hof, die volle Erfüllung des Vertrags vom 15. März 1874 zu fordern und jede fernere Unterstützung der Schwarzen Flaggen zu untersagen. Gleichzeitig wurde Major Rivière

angewiesen, die Schiffahrt auf dem Roten Flusse oberhalb von Ha-noi sicherzustellen, und erhielt Ende Febr. 1883 einige Verstärkungen, denen jedoch der Zugang nach Ha-noi zunächst bei Nam-dinh versperrt wurde. Major Rivière fuhr 23. März mit einigen Kanonenbooten und 800 Mann Marineinfanterie von Ha-noi stromabwärts und erstürmte die Citadelle von Nam-dinh 27. März, wogegen die in der Citadelle von Ha-noi zurückgebliebene franz. Besatzung einen in der Nacht vom 27. zum 28. März von 4000 Annamiten und Chinesen unternommenen Überfall mit großem Verlust abschlug. Aber im Mai wurde Ha-noi von den Annamiten und Chinesen wieder eingeschlossen und Major Rivière fiel 19. Mai bei einem größern Ausfall in einem Hinterhalt der Schwarzen Flaggen. Der von der franz. Regierung beanspruchte Kredit wurde darauf hin bewilligt und die Nachsendung von 1500 Mann Verstärkungen nach T. beschlossen, auch ernannte die Regierung nunmehr einen Generalkommissar, den Generalkonsul Harmand zu Bangkok, für T. Inzwischen hatte die franz. Regierung die Überzeugung gewonnen, daß der Kaiser von Annam die Schwarzen Flaggen heimlich unterstütze, und betraute nun den General Bouet mit dem Oberbefehl in T. Dieser traf 15. Juni in Ha-noi ein und beschloß, vor der Ankunft der bereits abgesendeten Verstärkungen sich lediglich auf die Verteidigung der stark befestigten und mit ausreichenden Garnisonen besetzten Plätze Ha-noi, Nam-dinh und Hai-phong zu beschränken.

Auch die chines. Regierung hatte dem Bourrée'schen Vertrag ihre Genehmigung versagt, weil derselbe wesentliche Rechte Chinas preisgebe, und traf Vorbereitungen zur Verteidigung der Küsten; Frankreich sendete den franz. Gesandten in Japan, Tricou, an Bourrées Stelle nach China. Dieser verhandelte zunächst in Shanghai mit Li-Hung-Tschang über einen neuen Vertrag und übergab 1. Juni ein sofort zu beantwortendes Ultimatum Frankreichs, welches unbegründete und beleidigende Forderungen an China stellte und von Li-Hung-Tschang kurz abgelehnt wurde. Während dieser Verhandlungen fanden in T. Ereignisse von Bedeutung nicht statt; dagegen starb der Kaiser von Annam Tü-dük 20. Juli 1883 zu Hué, ohne Söhne zu hinterlassen, und der zwei Tage vor seinem Tode von ihm zur Thronfolge berufene Prinz Düc-dük, welcher als Kaiser den Namen Phü-dak führte, wurde auf Antrieb der franz. Bischöfe mit Hilfe der Mutter des verstorbenen Kaisers nach zweitägiger Regierung abgesetzt. Ein der franz. Regierung treu ergebener Prinz, Van-lan, kam unter dem Namen Hiep-Hoa auf den Thron, und diesen Zustand innerer Wirren beschlossen Generalkommissar Harmand, Vizeadmiral Courbet und General Bouet zur Unterwerfung von Annam auszunutzen. Ein starkes franz. Geschwader unter Admiral Courbet traf Mitte August vor der Mündung des Huéflusses ein und zerstörte am 18., 19. und 20. die schwachen Schanzen, welche Hué nach der Seeseite hin decken sollten, worauf 1200 Mann Marinetruppen landeten und unter den wehrlosen, in die Reisfelder geflohenen Annamiten ein Blutbad anrichteten. Am Abend des 20. Aug. baten die Annamiten um Frieden und räumten die letzten Werke am Hueflusse, und 22. Aug. traf Harmand in Hué ein und schloß dort 25. Aug. mit dem Kaiser Hiep-Hoa einen Vertrag, durch welchen Frankreichs Schutzherrschaft über Annam und der Verzicht Annams, mit auswärtigen Regierungen in direkte Verhandlung zu treten, festgesetzt und die Provinz Bin-thuan mit der franz. Kolonie Cochinchina vereinigt, sowie Frankreich das Recht eingeräumt wird, die Küstenforts bei Hué mit ständiger Garnison zu belegen und in allen großen Städten in T. Residenten einzusetzen, unter deren Aufsicht und Leitung die annamitischen Mandarine die innere Verwaltung führen und die Steuern erheben. Die Zollverwaltung in T. wird von franz. Behörden übernommen, wogegen sich Frankreich verpflichtete, der annamitischen Regierung einen Teil des Ertrags der Steuern und Zölle zu überweisen und die Schwarzen Flaggen an der Fortsetzung ihrer Raubzüge auf dem Roten Flusse zu verhindern. Die noch in T. stehenden annamitischen Truppen sollten unverzüglich nach dem eigentlichen Annam zurückkehren. In Hué blieb Champeaux als franz. Resident mit einer kleinen militärischen Schutzwache zurück.

Nun brach General Bouet 15. Aug. mit 3 Kolonnen (zusammen 1500 Mann und 4 Geschütze) und 5 Kanonenbooten von Ha-noi gegen Son-tai auf, wo man die Hauptmacht der Schwarzen Flaggen vermutete. Die rechte Flügelkolonne nahm mit Hilfe des Feuers der Kanonenboote zwar zwei vorgeschobene Werke, wurde aber vor einem stärkern Fort zum Stehen gebracht, die linke Flügelkolonne, bei welcher die Hilfstruppen waren, wurde überraschend mit Gewehrfeuer überschüttet und zog sich nach Ha-noi zurück, und die mittlere Kolonne, bei welcher sich General Bouet befand, vermochte sich zwar gegen einen Angriff des Gegners zu halten, kehrte aber am 16. Aug. mit der rechten Flügelkolonne nach Ha-noi zurück. Der gleichzeitig gegen Bak-ninh unternommene Vorstoß war ebenfalls mißglückt, dagegen hatte die dritte der von Ha-noi abgegangenen Abteilungen sich ohne Gefecht der Stadt Hai-dzong bemächtigt. Am 1. Sept. eroberten die Franzosen den befestigten Posten Dai, richteten 3. Sept. bei Palang, 4 km von Son-tai, am Ufer des Roten Flusses eine Schanze ein, welche 120 Mann Besatzung erhielt und durch zwei Kanonenboote unterstützt wurde. Die franz. Truppen hatten durch diese Gefechte, namentlich aber durch Hitze und Mangel an gutem Trinkwasser starke Verluste erlitten und bedurften zunächst der Erholung, und Bouet widerstrebte deshalb dem Verlangen Harmands, den Angriff auf Son-tai sofort zu erneuern, worauf ihn Harmand entfernte und nach Hong-kong sendete, von wo General Bouet nach Frankreich zurückkehrte. Oberst Bichot übernahm zunächst in T. den Befehl über die franz. Truppen, enthielt sich jedoch aller größern Unternehmungen. Im Oktober nahm die franz. Regierung die Verhandlungen mit dem chines. Gesandten, Marquis Tseng, wieder auf, teilte diesem den am 25. Aug. mit dem Kaiser Hiep-Hoa geschlossenen Vertrag mit und richtete an China die Aufforderung, alle Chinesen, welche den Schwarzen Flaggen Hilfe leisteten, auf Grund der durch diesen Vertrag anerkannten Oberhoheit Frankreichs über T., nunmehr aus T. zurückzurufen. Marquis Tseng beantwortete diese Mitteilung durch einen, Frankreich bedeutende Rechte einräumenden, aber Chinas Oberhoheit über Annam wahrenden Gegenvorschlag, welchen das franz. Auswärtige Amt verwarf und dafür 15. Sept. einen Vertragsentwurf vorlegte, in dem Chinas Oberhoheit auf das Recht, die Huldigung

der neuen Herrscher Annams entgegenzunehmen, beschränkt, die Anerkennung des Vertrags von Hué und der Verzicht auf das Recht, die Herrscher Annams zu bestätigen, von China gefordert, das Delta des Roten Flusses als franz. Gebiet erklärt und die Öffnung des Roten Flusses für den europ. Handel verlangt wurde. Die chines. Regierung lehnte diese Vorschläge ab, und eine Note des Marquis Tseng vom 15. Okt. beanspruchte sachlich die Wiederherstellung des 1873 in Hinterindien vorhanden gewesenen Zustandes und wurde deshalb von der franz. Regierung dazu benutzt, um das Parlament für die nachdrückliche Fortführung der auf die Eroberung von T. gerichteten Politik und die Bewilligung der dazu erforderlichen Mittel geneigt zu machen. Die franz. Regierung erklärte, sich im Delta des Roten Flusses dauernd festsetzen und die Festungen Son-tai und Bak-ninh zu diesem Zwecke besetzen, aber nicht an China Krieg erklären zu wollen, und das Parlament stimmte dieser Politik zu. Die Besetzung von Bak-ninh bezeichnete Marquis Tseng, und ebenso den Vertretern der europ. Mächte in Peking gegenüber die chines. Regierung, als Kriegsfall. Ferry benachrichtigte dagegen 30. Nov. den Marquis Tseng, daß der Angriff auf Son-tai und Bak-ninh trotz des erhobenen Protestes stattfinden werde, und lehnte die Verantwortlichkeit für einen daraus entstehenden Zusammenstoß der Truppen beider Reiche ab. Admiral Courbet wurde angewiesen, die Operationen mit Nachdruck wieder aufzunehmen, und im Dezember erhielt die Regierung 29 Mill. Frs. bewilligt zur Nachsendung von 4600 Mann Verstärkungen.

Der Generalkommissar Harmand hatte inzwischen seine Entlassung verlangt und war nach Frankreich zurückgekehrt, sodaß seit Beginn des Oktober Admiral Courbet allein die obere Leitung der polit. und militärischen Angelegenheiten in T. hatte und 25. Okt. in Ha-noi den Befehl über die dort versammelten 7350 Mann starken Truppen (darunter 6100 Europäer) übernahm. Bald trafen noch einige Verstärkungen ein. Am 17. Nov. griffen 3000 Chinesen die Citadelle von Hai-dzong vergebens an. Am 14. Dez. wurden die vor der eigentlichen Festung von Son-tai liegenden, befestigten Dörfer von den Franzosen genommen und 16. Dez. die Festung selbst erstürmt. Durch mobile Kolonnen wurde hierauf die nächste Umgebung von Son-tai unterworfen, worauf Admiral Courbet die Truppen nach Ha-noi zurückführte und ihnen dort einige Ruhe gewährte. Inzwischen war zu Hué 28. Nov. der Kaiser Hiep-Hoa durch die franzosenfeindliche Partei gezwungen worden, sich zu vergiften, worauf der 15jährige Neffe Tü-dük's unter dem Namen Kien-Phük den Thron bestieg. Es kam jedoch nicht zum Bruche mit Frankreich, und am 1. Jan. 1884 versprach der neue Kaiser, den Vertrag vom 25. Aug. 1883 treu zu erfüllen. Bald darauf brach in den nördl. Provinzen ein Aufstand gegen die kath. Christen aus, wobei einige hundert Christen ermordet wurden; doch schritt die annamit. Regierung auf Verlangen des franz. Residenten Champeaux gegen die Aufständischen kräftig ein und ließ einen an deren Spitze stehenden Prinzen hinrichten.

Nach dem Bekanntwerden der Einnahme von Son-tai hatte Marquis Tseng Paris verlassen und sich nach England begeben; doch war keine Kriegserklärung erfolgt. Aus Frankreich waren im Dezember abermals 5000 Mann und 2 Batterien abgesendet worden, welche im Febr. 1884 in T. ankamen und die dortige franz. Streitmacht auf 9000 Mann und 2000 Mann annamitische Hilfstruppen brachten. Nunmehr konnte der längst beabsichtigte Angriff auf Bak-ninh ins Werk gesetzt werden. General Millot übernahm 12. Febr. den Befehl über die Landtruppen und bestimmte 8500 Mann mit drei Batterien und einer starken Flottille zu diesem Unternehmen. Er beschloß, das Heer durch Umgehung zum Abzug zu veranlassen und sich auf diese Weise des Platzes möglichst ohne Sturm zu bemächtigen, bevor die Regenzeit eintrat. Die Franzosen besetzten 21. Febr. eine am Song-tschi gelegene feste Pagode und griffen 12. März die Vorwerke von Bak-ninh an, während General Négrier am Song-tschi vordrang und mit Hilfe der Flottille mehrere Werke nahm, dann Bak-ninh östlich umging und nachmittags die Höhen von Dap-lao fast im Rücken des feindlichen Heeres besetzte. General Millot eroberte die Höhen von Trung-son mit leichter Mühe, und die Chinesen flohen, als sie die Umgehung bemerkten, in nördl. Richtung. Die Franzosen fanden in der Festung, welche sie abends besetzten, 100 Kanonen und viele Waffen; aber das chines. Heer war ihnen entschlüpft. General Millot kehrte nach Ha-noi zurück und bemächtigte sich noch 12. April durch eine von Son-tai ausgehende, von der Flottille auf dem Roten Flusse begleitete Kolonne der Citadelle von Hong-hoa, sodaß er beim Eintritt der Regenzeit alle strategischen Stützpunkte im Delta (Hong-hoa, Son-tai, Bak-ninh, Ha-noi, Nam-dinh, Nin-binh, Hai-dzong und Hai-phong) durch franz. Garnisonen besetzt hielt.

General Millot richtete zunächst die Landes- und Zollverwaltung im Delta ein und reorganisierte im Mai die annamitischen Hilfstruppen. Die franz. Regierung beschloß nunmehr, zur Sicherheit des Deltas auch außerhalb desselben Garnisonen zu errichten, und besetzte 11. Mai Thai-nguyen und 30. Mai Tuyen-Quan, und die chines. Regierung ließ sich durch die franz. Waffenerfolge 11. Mai 1884 zum Abschluß des Vertrags von Tien-tsin bestimmen, in welchem sie alle Rechte auf Annam und T. aufgab, während Frankreich auf seine Entschädigungsansprüche verzichtete. Mit Annam schloß Frankreich 6. Juni auf Grund dieser Abmachung einen neuen Vertrag und gab einige diesem Staate 1883 abgenommene Provinzen zurück, und in Paris erlangte man von dem chines. Bevollmächtigten 18. Mai die mündliche Zusage, daß die noch von chines. Truppen in T. besetzten Grenzorte «sofort» geräumt werden würden, allerdings ohne Ermächtigung der chines. Regierung. Langson sollte nach dieser Zusage 6. Juni von den Franzosen besetzt werden können, und 13. Juni rückte von Phu-long-tuong unter Major Duguenne eine Kolonne zur Besetzung von Langson ab, welche die ihr auf dem Marsche hinderliche Batterie schon 14. Juni zurücksendete, 21. Juni Bak-le erreichte, 23. Juni den Song-tuong überschritt und tags darauf angegriffen und mit schwerem Verlust zum Rückzug genötigt wurde. Am 29. Juni trafen unter General Négrier die von Ha-noi und Bak-ninh nachgesendeten Verstärkungen ein, welche Bak-le zurückeroberten, den weitern Vormarsch aber aufgaben. Die Kolonne kehrte über Lang-lep, bis wohin sie die Chinesen verfolgten, 5. Juli nach Ha-noi zurück. Nun verhinderte die Regenzeit zunächst weitere Operationen, und bald zeigten sich chines. Seeräuber

auf allen Waſſerläufen des Deltas. General Millot wurde abberufen und durch General Brière de l'Isle 8. Sept. erſetzt, und Frankreich erhob wegen des Gefechts von Bak-le Entſchädigungsanſprüche (250 Mill. Frs., ſpäter auf 80 Mill. ermäßigt), welche China nicht anerkannte, weil der Vormarſch nach Langſon ohne vorgängige Verſtändigung mit der chineſ. Regierung erfolgt ſei. Die Verhandlungen hierüber verliefen Ende Juli fruchtlos, und Frankreich verſuchte nunmehr, ſich gewaltſam eines Fauſtpfandes zu bemächtigen. Eine Kriegserklärung wurde auch jetzt nicht erlaſſen, doch trat thatſächlich der Kriegszuſtand ein. Unter Vizeadmiral Courbet wurde 26. Juni eine Flotte des äußerſten Orients zuſammengeſtellt, welche ſich 23. Juli nach Matſu am Min begab und am 4. Aug. durch ein Geſchwader Kelung (ſ. d.) auf Formoſa angriff und beſetzte, den Platz 6. Aug. aber wieder aufgab, worauf die Chineſen die Kohlenbergwerke zerſtörten. China proteſtierte 15. Aug. gegen dieſe ohne Kriegserklärung erfolgte Gewaltthat, und Frankreich wies 22. Aug. den Admiral Courbet an, das chineſ. Seearſenal zu Futſchu zu zerſtören.

Von der Flotte waren bereits ſieben leichte Schiffe und die beiden Torpedoboote in den Min gegangen, welche 23. Aug. die chineſ. Flottille auf dem Min binnen zwei Stunden vernichteten, an dieſem und dem folgenden Tage das Arſenal beſchoſſen, worauf Admiral Courbet 25. Aug. den Min ſtromabwärts fuhr und bis 29. Aug. durch die mit ſtarken Werken beſetzten Mingan- und Kimpaypäſſe das hohe Meer gewann und ſich mit den ſchweren Schiffen ſeines Geſchwaders vereinigte. Die Chineſen wurden durch dieſe glänzende Waffenthat durchaus nicht eingeſchüchtert, ſondern begannen umfaſſende Rüſtungen zur Verteidigung ihrer Küſten und bereiteten ſich zur Wiedereroberung von T. vor; die Batterien an der Mündung des Minfluſſes wurden ſchleunigſt hergeſtellt und die Schäden am Arſenal zu Futſchu ausgebeſſert. Unter dieſen Verhältniſſen ließ ſich franzöſiſcherſeits von der Beſchießung chineſ. Küſtenplätze nicht mehr viel erwarten, und man beſchloß nun, ſich auf Formoſa eines wertvollen Fauſtpfandes zu bemächtigen. Admiral Courbet verſuchte Anfang Oktober ſich der Hafenplätze Kelung und Tamſchui zu bemächtigen, was indes nur in Kelung gelang und auch dort keinen Vorteil brachte, da die Kohlenvorräte zerſtört und die Bergwerke betriebsunfähig gemacht waren, auch ſtarke Abteilungen chineſ. Truppen den Platz eng umſchloſſen hielten und von der franz. Garniſon nicht vertrieben werden konnten. Am 23. Okt. wurde von franz. Seite die Blockade über die Inſel Formoſa verfügt, um die chineſ. Zolleinkünfte zu vermindern, doch konnte dieſe wegen der Ausdehnung der Küſte und des um dieſe Zeit beginnenden Monſuns nicht wirkſam durchgeführt werden.

In T. hatten inzwiſchen viele kleine Gefechte gegen die Seeräuber ſtattgefunden, und die franz. Truppen litten ſehr durch Krankheiten, auch war ihr Stand durch Entſendung von einem Bataillon und einer Batterie nach Annam geſchwächt, welche 15. Aug. die Citadelle von Hué beſetzten, nachdem Kaiſer Kien-Phuoc 2. Aug. plötzlich geſtorben und Prinz Me-Trieu zum Nachfolger ausgerufen war. Dieſer wurde von Frankreich nunmehr anerkannt und 17. Aug. gekrönt. Bald beſſerte ſich der Geſundheitszuſtand der Truppen in T., wo am 20. Sept. auch 2600 Mann Verſtärkungen aus Frankreich anlamen. Die Chineſen hatten die Grenze Anfang September in mehrern Kolonnen überſchritten und waren 22. Sept. vor Phu-lang-tuong und am Thaibinh eingetroffen, und am 2. Okt. brachten Spione nach Lok-nam die Nachricht, daß ſtarke Maſſen derſelben anrückten, welche durch ihr Feuer zwei franz. Kanonenboote vertrieben. Am 3. und 5. Okt. wurde die franz. Beſatzung zu Lak-ſon heftig angegriffen, 6. Okt. beſtand die Kolonne Donnier bei Zam ein mehrſtündiges Gefecht gegen ungefähr 1000 Chineſen, die ſich hierbei ſehr gut ſchlugen und auch geſchickt geführt wurden. Die Kolonne Mibielle traf dort 9. Okt. zur Verſtärkung ein, worauf die Franzoſen 10. Okt. die 2½ km entfernte verſchanzte Stellung bei Chu angriffen, aber weder an dieſem noch am folgenden Tage einen Erfolg zu erreichen vermochten, obwohl ſie alle Kraft einſetzten und wiederholt die vordern Werke beſtürmten. Indeſſen räumten die Chineſen in der Nacht ihre Stellung und zerſtörten die Werke und ließen nur eine Nachhut auf der befeſtigten Höhe Ben-hoi ſtehen, die erſt am 24. Okt. der Hauptmacht auf der Straße nach Langſon folgten. Der Abzug der Chineſen war durch die Erfolge der Kolonne des Generals de Négrier veranlaßt worden. Dieſe Kolonne überſchritt 6. Okt. den Song-tuong, traf 8. Okt. nach ſehr anſtrengenden Märſchen vor Kep ein, welches von der Vorhut im erſten Anſturme genommen wurde, in welchem die Chineſen aber einen befeſtigten Stützpunkt hielten und einen Sturmangriff abſchlugen. General de Négrier ließ zunächſt die befeſtigte Hauptſtellung hinter Kep ſtürmen, dann, nachdem mehrere Stürme abgewieſen waren, den von zwei chineſ. Bataillonen mit ſo großer Tapferkeit gehaltenen Teil von Kep durch Artillerie lange beſchießen und die Umfaſſungsmauern breſchieren, worauf die Chineſen durch die Breſche ausfielen, aber zurückgeworfen wurden. Um 2 Uhr nachmittags erſtürmten die Franzoſen dieſe Stellung und alle Chineſen fielen im Handgemenge, aber auch General de Négrier wurde verwundet. Eine Verfolgung konnte wegen Übermüdung der franz. Truppen nicht ſtattfinden.

Inzwiſchen waren die Chineſen auch von Norden her in T. eingerückt und 13. Okt. vor Thuyen-Quan erſchienen, welches ſie einſchloſſen, nachdem die franz. Beſatzung mehrere Stürme abgewieſen hatte. Von Son-tai und Hung-hoa ging Oberſt Duchesne zum Entſatz vor, ſchlug 19. Nov. die Chineſen bei Duoc und 23. Nov. nahe vor Thuyen-Quan. Im Innern des Deltas waren die Franzoſen nur auf die feſten Plätze beſchränkt, da die Seeräuber alle Waſſerläufe unſicher machten. Die Truppen litten bei allen Unternehmungen durch die unerträgliche Hitze und Waſſermangel, der Krankenſtand war hoch, und bei Kep und Chu ſtanden große Maſſen chineſ. Truppen den Franzoſen gegenüber, auch rückten 16. Dez. aus China im Lok-namthal denſelben Verſtärkungen zu. Aus Frankreich trafen im Dezember ebenfalls 6000 Mann Verſtärkungen in T. ein, und man beſchloß nunmehr nachdrücklich gegen China vorzugehen, nachdem dieſes 9. Dez. den Vertrag von Tien-tſin für zerriſſen erklärt und von Frankreich die Aufgebung der Oberhoheit über Annam und die Beſchränkung der franz. Beſatzungen auf das Delta gefordert hatte. General Brière de l'Isle rückte am 3. Jan. 1885 von Chu her gegen Langſon vor, um das von der Provinz Kwang-ſi eingedrungene chineſ. Heer zu

schlagen und über die Grenze zurückzuwerfen. Die 6000 Mann starke chines. Vorhut wurde 3. Jan. 20 km östlich von Chu überfallen und geschlagen, kehrte jedoch tags darauf, auf 12000 Mann verstärkt, zurück und griff die Franzosen bei Mui-Dop an. Nach mehrstündigem Kampfe wurden die Chinesen zum Rückzug genötigt, leisteten jedoch dem weitern Vormarsche im Gebirgslande bis Ende Januar in einer Reihe von Gefechten zähen Widerstand und fügten den Franzosen große Verluste zu. Am 5. Febr. nahmen die Franzosen drei Außenwerke des verschanzten Lagers bei Dong-song, worauf die Chinesen nach Langson abzogen. Am 10. Febr. trafen die Franzosen bei Vanoi auf die chines. Nachhut, welche tags darauf angegriffen und geworfen wurde. Am 12. Febr. fand 8 km vor Langson ein sechsstündiger, blutiger Kampf statt, worauf die Chinesen Langson in Brand steckten und, durchaus gefechtsfähig, nach der Grenze abzogen und die Franzosen die Stadt besetzten, in welcher noch große Vorräte erbeutet wurden. Aber die letzten Tage hatten ihnen abermals 300 Mann gekostet, und wenn auch jetzt von Hai-phong her zwei Bataillone Verstärkungen eintrafen, so mußte doch zunächst von der Fortsetzung des Kampfes abgesehen und den Truppen einige Ruhe gewährt werden; denn auch die Chinesen hatten Verstärkung an sich gezogen und eine stark befestigte Stellung bei That-le nördlich von Langson besetzt. Da trafen aus dem nördlichen T. Nachrichten ein, welche die Kriegslage wesentlich veränderten und die Entsendung eines namhaften Teils des bei Langson stehenden Korps bedingten. Das aus Jün-nan im Thale des Roten Flusses nach T. eingerückte zweite chines. Heer hatte in Verbindung mit den Schwarzen Flaggen bedrohliche Fortschritte gemacht und Thuyen-Quan eingeschlossen und belagert; die Festung wurde zwar noch gehalten, bedurfte jedoch dringend des Entsatzes. General Brière de l'Isle mußte befürchten, daß die nur schwach besetzten Festungen Son-tai und Ha-noi bei weiterm Vorrücken der Chinesen in Feindes Hand fallen würden, und deshalb sein Korps angesichts eines numerisch überlegenen chines. Heeres teilen. Er übertrug dem General de Négrier den Befehl bei Langson und zog in Eilmärschen mit einer Infanteriebrigade in 12 Tagen über Bak-ninh, Ha-noi und Son-tai nach Thuyen-Quan, wo er 1. März das 20000 Mann starke chines. Belagerungskorps in befestigter Stellung vorfand und an den beiden folgenden Tagen schlug. General Brière de l'Isle kehrte nach Ha-noi zurück. Inzwischen hatte sich die Lage im östlichen T. sehr zum Nachteil verändert. Am 24. Febr. hatte General de Négrier die chines. Vorhut geschlagen und eine Mitrailleusenbatterie erbeutet, dann aber vor einem starken chines. Heere auf die Fortsetzung des Angriffs verzichten müssen. Die Chinesen griffen an verschiedenen Punkten während der nächsten Wochen franz. Garnisonen an, und General de Négrier rückte deshalb 22. März gegen ihre Stellung bei That-le mit allen verfügbaren Truppen vor, eroberte nach blutigem Kampfe am 23. bei Bang-bo einige Werke, wurde aber am 24., nachdem sich seine Artillerie gänzlich verschossen hatte, von den nun selbst zum Angriff schreitenden Chinesen entscheidend geschlagen und wurde verwundet nach Langson gebracht. Das franz. Korps wurde von Oberst Herbinger nach Langson und, nachdem es durch eintreffende Verstärkungen auf 10000 Mann gebracht, gefolgt von der chines. Vorhut, aber ohne Verlust, nach Chu und Bak-le zurückgeführt und dadurch vor der fast sichern Vernichtung bewahrt; die Franzosen hatten im Februar und März über 1400 Mann Verluste gehabt und waren kaum noch schlagfertig, die Chinesen besetzten Langson, enthielten sich aber eines ernstlichen Angriffs.

In T. kam es nun zu keinen weitern Kämpfen mehr, dagegen blockierte die franz. Flotte die Insel Formosa, den Meerbusen von Petschili und die Mündung des Yang-tse-kiang, verhinderte die Reiszufuhr nach dem nördl. China und bestimmte dadurch, obschon sie militärische Erfolge von Bedeutung nicht erzielte, China zu Friedensverhandlungen. China hatte durch seinen erfolgreichen Widerstand gegen eine europ. Großmacht an Ansehen und Macht gewonnen und konnte Frieden schließen, ohne materielle Opfer zu bringen. Frankreich war des kostspieligen, verlustreichen Krieges müde, dessen weitere Fortsetzung die Entsendung eines starken Heeres nach T. erfordert und entsprechenden Vorteil nicht in Aussicht gestellt haben würde. Die chines. Regierung nahm deshalb 1. April 1885 die Bedingungen des zu London vereinbarten Präliminarfriedens an und zog ihre Heere aus T. vom 1. Mai an zurück. In der Zwischenzeit hatten nur bei Kep und Hung-hoa unbedeutende Zusammenstöße der franz. und chines. Truppen stattgefunden und der franz. Kreuzer Estaing ein chines. Truppentransportschiff genommen. Aus Frankreich trafen indessen noch namhafte Verstärkungen in T. ein, über welche General de Courcy den Oberbefehl übernahm. Diesem gelang es, die franz. Herrschaft im ganzen Lande zu befestigen und bis zum Mai 1886 auch im Gebiete der Schwarzen Flaggen ohne größere Kämpfe Ruhe herzustellen, sodaß der größte Teil der franz. Truppen nach der Heimat zurückkehren konnte. Die franz. Regierung stiftete für die Personen der Armee und Marine, welche an den Kämpfen in T. oder dem chines. Kriege teilgenommen haben, die Tongkingmedaille als Erinnerungszeichen. Vgl. Deschanel, «La question du Tonkin» (Par. 1883); Gautier, «Les Français au Tonkin» (Par. 1884).

Tonica (ital.) wird in der Musik der erste, d. h. der tiefste Ton oder der Grundton der diatonischen Tonleiter genannt. Es ist der Hauptton jedes Stücks, von dem Gesang und Harmonie ausgehen und womit sie schließen. Der Accord, der auf der T. ruht, ist stets der vollkommene Dreiklang.

Tönis (Sankt), s. Sankt Tönis.

Tönisch (grch.), spannend, stärkend; tonische Mittel (Tonica), Arzneimittel, welche den Tonus, d. i. das Spannungsvermögen der Muskel- und Nervenfaser vermehren sollen.

Tonkabohne, s. Dipteryx.

Tonkaja, Flecken im russ. Gouvernement Taurien, s. Genitschi.

Tonkastearopten, s. Cumarin.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter, s. Ton und Tonarten.

Tonnay-Charente, Stadt im franz. Depart. Charente-Inférieure, Arrondissement Rochefort, rechts an der Charente, Station der Linie Nantes-Coutras der Staatsbahnen, zählt (1881) 2193 (Gemeinde 3904) E. und hat einen sichern, bequemen Hafen für Schiffe bis zu 600 Registertons, Schiffbau, Seilerei, Salzschlämmerei, Weinessigfabriken, Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Salz

und Papier. T. entſtand um die Abtei Talniacus und gehörte vor 1790 zu Saintonge.

Tonne (frz. tonneau, engl. tun), im allgemeinen ein großes Faß, im beſondern ein Faß von beſtimmter Größe, welche aber nicht an allen Orten gleich iſt. Über die Herſtellung der Tonnen ſ. unter Faßfabrikation.

Tonne heißt ein Gefäß von beſtimmtem Inhalt und meiſt für flüſſige Stoffe beſtimmt. Im Deutſchen Reich iſt T. ſeit 1872 nur ein Gewichtsbegriff und bezeichnet die Schwere von 1000 kg oder 20 Ctr.; ähnlich wie das britiſche Ton (ſ. unter Avoirdupois). T. iſt auch ein Schiffsfrachtgewicht und Schiffsfrachtmaß, jedoch in den einzelnen Ländern von abweichender Größe. (S. Laſt.) Maß des Schiffsraumgehalts iſt jetzt faſt überall das brit. Register-Ton. (S. unter Laſt.) Endlich nennt man T. auch die tonnenförmigen Merkzeichen des Fahrwaſſers in Flüſſen u. ſ. w. und gebraucht das Wort gleichbedeutend mit Boje (ſ. d.).

Tonneau, franz. Bezeichnung für Tonne (ſ. d.) oder Laſt (ſ. d.). Das T. métrique oder der Millier métrique iſt = 10 Quintaux métriques (metriſcher Centner) oder 1000 kg. Das T. de mer oder T. de fret (die See- oder Seefrachtstonne) hat dieſelbe Bedeutung wie das engliſche Ton of shipping und das deutſche Schiffslaſt. (S. unter Laſt.) Außerdem bezeichnet man in Frankreich mit T. (Faß) ein nicht mehr geſetzliches, aber immer noch übliches Flüſſigkeitsmaß von 4 Barriques (Oxhoft) oder Bordelaises (Bordeauxoxhoften, ſ. unter Oxhoft).

Tonneins, Stadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrondiſſement Marmande, rechts an der Garonne, Station der Linie Bordeaux-Cette der Südbahn, zählt (1881) 5656 (Gemeinde 8073) E. und hat eine Konſiſtorialkirche der Reformierten, eine wichtige Tabaksfabrik, Gerberei, Anfertigung von Stricken, Netzen und Tauwerk, Handel mit Getreide, Wein, Flachs und Backobſt.

Tonnengebläſe, ſ. unter Gebläſe.

Tonnengeld heißt eine Abgabe, welche Seeſchiffe in den meiſten Häfen entrichten müſſen und die ſich nach dem Tonnengehalt (der Tragkraft) des Schiffs richtet. Sie dient zur Erhaltung der Schifffahrtszeichen (Tonnen, Baken, Bojen).

Tonnengewölbe, ſ. unter Gewölbe.

Tonnenkilometer, ſ. unter Kilometer.

Tonnenſchnecken (Dolium), ein Geſchlecht ziemlich großer Seeſchnecken, mit dünnem Gehäuſe, das auf der weiten bauchigen Schlußwindung Spiralrippen zeigt. In den großen Speicheldrüſen wird in bedeutender Maſſe eine Feuchtigkeit abgeſondert, die, merkwürdig genug, mehr wie 2 Proz. freier Schwefelſäure enthält und durch den langen, kräftigen Rüſſel von den Tieren ihren Angreifern entgegengeſpritzt wird. Eine Art des Mittelmeeres (Dolium galea) wird bis 25 cm lang.

Tonnerre, Stadt und Hauptort eines Arrondiſſements im franz. Depart. Yonne, links am Armançon und am Kanal von Burgund, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 5681 E. und hat ein Collége, eine öffentliche Bibliothek, ſtarken Weinbau, Woll- und Baumwollweberei, Fabrikation von landwirtſchaftlichen Geräten, Fayence, Glas, Papier und Chokolade. Die ſchöne Kirche St.-Pierre, welche die Stadt beherrſcht, ſtammt aus dem 12. bis 16. Jahrh., Notre-Dame gehört dem 13. und 16. an. Ein großer Saal des Hoſpitals aus dem Ende des 13. Jahrh. iſt in eine Kapelle umgewandelt und umſchließt die Grabmäler der Marguerite von Burgund (von Bridan, 1826) und des Miniſters Louvois (von Girardon und Desjardins). T. erſcheint in dem nach ihm benannten Gau zur Merovingerzeit als Ternoderense Castrum, unter den Karolingern als Tornodorum; bis zur Revolution war T. Hauptort einer Grafſchaft, welche unter den Bourbonen zur Champagne gehörte.

Tönning, Kreisſtadt des Kreiſes Eiderſtedt in der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, Sitz des Landrats, eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, iſt an der Mündung der Eider mitten in der Marſch auf Pfahlroſt gebaut, Station der Linie T.-Lübeck der Preußiſchen Staatsbahnen; außerdem beſteht Bahnverbindung über Heide nach Neumünſter durch die Weſtholſteiniſche Bahn und Verbindung mit Dithmarſchen mittels einer Dampffähre. T. iſt der weſtlichſte Stapelplatz für die auf dem Eiderkanal verſchifften Waren und zählt (1885) 3248 E., die Handel und Schiffahrt treiben und namentlich bedeutende Mengen Fettvieh nach London ausführen. T. erhielt erſt 1590 Stadtrechte, hob ſich ſeit 1613, wo der Hafen ausgegraben ward, und wurde 1644 befeſtigt. Seitdem diente es als Hauptwaffenplatz der Herzöge von Schleswig-Holſtein-Gottorp in ihren Streitigkeiten mit dem dän. Königshauſe. T. ward 1660 vergeblich von den Dänen belagert, 1675 denſelben eingeräumt, 1679 aber wieder zurückgegeben. Für König Friedrich IV. belagerte und bombardierte ſie der Herzog Albrecht von Württemberg 22. April bis 2. Juni 1700, der bei dem Anrücken der niederſächſ. Kreisarmee das Feld räumte. Am 14. Febr. 1713 nahm T. die Schweden unter General Stenbock auf. Dieſe wurden von den Ruſſen und von König Friedrich IV. belagert und 20. Mai, gemäß der zu Oldenswort 16. Mai abgeſchloſſenen Kapitulation, gefangen genommen. Am 17. Febr. 1714 fiel die belagerte Stadt in die Hände Friedrichs IV., welcher nun die Feſtungswerke niederreißen ließ. Auf dem jetzt mit Linden bepflanzten Schloßplatz lag das 1580 erbaute, mit Wall und Graben umgebene landesherrliche Schloß, das 1735 abgebrochen wurde. Während der Elbblockade ſeit 1803 hatte T. große Bedeutung als Stapelplatz für engl. Waren.

Tonnlägig (Bergbau), gleichbedeutend mit flachfallend, beſonders gebraucht für Schachte im Gegenſatz zu ſaiger. Das Wort tonnlägig verdankt ſeinen Urſprung der geneigten Lage der Fördertonne in ſolchen Schächten.

Tonometer iſt ein Inſtrument, mit welchem der Härtegrad des Augapfels gemeſſen wird.

Tönsberg, Stadt im norweg. Amte Jarlsberg-Laurvig (ſ. d.).

Tonſchluß, ſoviel wie Cadenz.

Tonſillen (lat.), in der Anatomie die Mandeln; Tonſillotomie, die operative Entfernung derſelben. (S. unter Mandeln.)

Tonſur (lat., das Scheren, Abſcheren), das Abſchneiden der Haare in einer beſondern Form, insbeſondere die geſchorene Stelle auf dem Scheitel der kath. Geiſtlichkeit. Seit früheſter Zeit ſchon gehörte ein kahlgeſchorenes Vorderhaupt unter die Ehrenzeichen des Prieſterſtandes. Doch war dies nicht der Fall bei den chriſtl. Lehrern der erſten Jahrhunderte, die, um ſich von den heidniſchen Prieſtern zu unterſcheiden, die Haare nur kurz geſchnitten trugen. Büßende ließen ſich aber den

Kopf ganz kahl scheren, und nach ihrem Beispiel thaten dies auch bis ins 6. Jahrh. die Mönche. Erst in dieser Zeit ging von den Mönchen die Gewohnheit, sich eine Platte scheren zu lassen, auf die christl. Geistlichkeit über. Man unterschied ein kahlgeschorenes Vorderhaupt, unter dem Namen der T. des Apostels Paulus, von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, die man T. des Apostels Petrus nannte. Jene war in der griech. Kirche, bei den Briten und Irländern üblich, diese in der römischen und den von ihr abhängigen Kirchen. Auf der vierten Synode zu Toledo 633 wurde letztere den Geistlichen gesetzlich vorgeschrieben und die priesterliche Krone genannt. Die römische T. blieb seitdem in der abendländ. Kirche Priestern und Mönchen gemein und wurde ein Mittel zur Unterscheidung der höhern geistlichen Würden von den niedern. Die ersten Anfänger tragen sie im Umfang eines halben Kopfstücks, die Priester in dem einer Hostie, die Bischöfe noch größer, sodaß bei dem Papste nur ein schmaler Kreis von Haaren über der Stirn stehen bleibt. Das Abscheren geht der Weihe voran und wird wöchentlich oder doch vor jedem hohen Feste wiederholt. Die Geistlichkeit der griech. Kirche blieb bei der alten Sitte.

Tontine heißt nach dem Italiener Lorenzo Tonti, welcher dieselbe erfunden hat, die 1633 in Frankreich eingeführte und in die Versicherungspraxis der meisten andern Länder übergegangene Gesellschaft zu gegenseitiger Beerbung. Früher bedienten sich Staatsregierungen wiederholt dieses Mittels zur Aufnahme barer Kapitalien auf längere Zeit, als ihnen der Kredit von Bankhäusern zur Verfügung gestellt zu werden pflegte; seit der Einführung der noch vortheilhaftern ewigen Rente, der auf die Absterbeordnung basierten unveränderlichen Leibrente und der Lotterieanleihe in das Staatsschuldenwesen ist von einer staatlichen Ausnutzung der T. nicht mehr die Rede. Obgleich von zahlreichen Lebensversicherungsanstalten nebenher betrieben, bedürfen die T. doch einer Anwendung eigentlicher Versicherungsgrundsätze nur in den Fällen, daß entweder Zuschüsse zur Ausgleichung von Altersverschiedenheiten verlangt werden, oder daß die allmähliche Rückzahlung des Einschusses durch Leibrente ausgemacht ist, oder endlich daß eine Gegenversicherung auf den Fall des frühern Absterbens genommen wird; im übrigen beruht das Geschäft auf sicherer Anlage der Einschüsse, auf zweckmäßiger Bildung von Altersklassen, meistens sechs bis elf, und auf weitläufigen Anteilsberechnungen. Die in Deutschland vorzugsweise heimische Form der T. ist die Rentenanstalt (s. Rente) mit oder ohne Rückgewähr des Einschusses, wobei an Stelle des wirklich bei der Verwaltung verdienten Jahresüberschusses von veränderlicher Höhe gewöhnlich ein fester Zins unter dem landesüblichen Betrage auf das Gesamtkapital gelegt und (meistens nicht über die Höhe des Einschusses hinaus) nach dem Maß des Beerbungszustandes verteilt wird; dieser Umstand setzt in Anbetracht der Verwaltungskosten und etwaiger Kapitalverluste ein Garantiekapital voraus. In Frankreich besonders ist die Form der T. als Ueberlebungsgenossenschaft mit Kapitalgewährung üblich, während dieselbe in Deutschland minder beliebt ist. Hier werden die Renten der Jahresgesellschaft zum Einschußkapital geschlagen und an einem vorherbestimmten Termin das aufgesammelte Kapital unter die dann noch lebenden Genossen nach den Einschußraten verteilt; auch kann von dem gedachten Termin ab an Stelle der einmaligen und vollen Kapitalausschüttung der Rentenbezug treten, also eine aufgeschobene Rente mit gegenseitiger Beerbung. Derartige Genossenschaften führten den Namen von Kinderversorgungs-, Aussteuerkassen, Altersversorgungskassen mit gegenseitiger Beerbung, auch (ungenau) Sparkassen u. s. w.

Tonus (grch.), die Spannkraft der tierischen Gewebe, s. unter Atonie.

Tooke, s. Horne-Tooke (John).

Topās, ein Edelstein, der rhombisch, meist in achtflächigen, pyramidal und domatisch zugespitzten Säulen mit oder ohne Geradendfläche krystallisiert. Seine Hauptfarbe ist weingelb, ändert aber bis ins Farblose, Fleischrote, Lilablaue und Berggrüne ab. Er ist durchsichtig, hat Glasglanz und ist vollkommen spaltbar nach der Geradendfläche; sein spezifisches Gewicht beträgt 3,5, seine Härte 8. Vor dem Lötröhr ist er unschmelzbar, von Salzsäure unangreifbar; bei der Analyse liefern 100 Teile T.: 33,2 Kieselsäure, 56,6 Thonerde, 17,6 Fluor (Summe 107,4), er ist eine Mischung von 5 Molekülen Zweidrittel-Aluminiumsilicat mit 1 Molekül des analogen Kieselfluoraluminiums, $5\,Al_2SiO_5 + Al_2SiF_{10}$. Unter dem Mikroskop enthält er häufig Flüssigkeitseinschlüsse, darunter auch solche von liquider Kohlensäure. Der T. findet sich unter anderm am Schneckenstein bei Gottesberg im Vogtlande, zu Ehrenfriedersdorf, Schlaggenwald in Böhmen, in Cornwall, namentlich schön aber im Ural und in Transbaikalien, sowie bei Villarica in Brasilien. Sehr merkwürdig sind die neuerdings aus Tasmanien und aus Sachsen bekannt gewordenen Quarzporphyre, deren Feldspat in T. umgewandelt ist. Überhaupt sind einerseits die alten granitischen Gesteine, andererseits die Zinnerzlagerstätten die Hauptheimat der T. Auch kommt er losgelöst im Flußsande vor, wie die schönen wasserhellen Gerölle von T. aus Brasilien, Pingos d'agoa (Wassertropfen) genannt. Die schön gefärbten und durchsichtigen Varietäten werden als Edelsteine benutzt und bekommen eine Goldfolie. Die Farbe der minder schönen wird durch Brennen erhöht oder vernichtet. Die unbrauchbaren Steine (Topasbrad) dienen als Schleifpulver für andere Edelsteine. Der sog. böhmische T. ist nur gelblich gefärbter Bergkrystall.

Topasfels heißt von alters her das Gestein, welches bei Gottesberg unfern Auerbach im sächs. Vogtlande im dortigen Glimmerschiefer eine schroff mauerähnlich emporragende Felsmasse bildet, und auf dessen Druſenräumen und Klüften, begleitet von ockerfarbenem Steinmark und von Quarz, die schönen weingelben Topaskrystalle sitzen. Das Gestein selbst ist eine Breccie, bestehend aus faust- und zollgroßen eckigen Bruchstücken eines quarzreichen Turmalinschiefers, welche ordnungslos miteinander verbunden sind. Ein anderes, mehr den Namen T. verdienendes Vorkommnis ist das neuerlich durch von Grodbeck bekannt gewordene vom Mount Bischoff in Tasmanien, wo ein ehemaliger Quarzporphyr dadurch einen bedeutenden Gehalt an Topas aufweist, daß sein Feldspat größtenteils in das letztere Mineral umgewandelt wurde.

Topazolith, gelbe Varietät des Granat (s. d.).

Topeka, Hauptstadt des nordamerik. Staates Kansas in Shawnee County, liegt am Kansas-

River, 108 km westlich von der Grenzlinie zwischen Missouri und Kansas, an der Kansas-Pacific-, Atchison-T.- und Sta.-Fé Eisenbahn, zählt (1880) 15 452 E., worunter 3648 Farbige. T. hat Eisenbahn-Maschinenwerkstätte, Eisengießereien, Mühlen, Walzwerke ꝛc., ein College, öffentliche Schulen, ein kath. Seminar, eine Anzahl Kirchen, 3 tägliche und 2 wöchentliche Zeitungen. Etwa 3 km von der Stadt befindet sich das Staatsirrenasyl.

Topelius (Zacharias), einer der bedeutendsten schwed.-finn. Dichter und Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1818 zu Kuddnäs bei Ny-Carleby in Finland, Sohn eines Arztes, der ein eifriger Sammler finn. alter Volkslieder war. Nach vollendeten Studien wurde er publizistisch thätig und führte 1842—60 die Redaction der schwed. «Helsingforser Zeitung». Im J. 1854 erhielt T. eine außerord. Professur für finländische, 1863 die ord. Professur für finländ., russ. und nordische Geschichte, welche er 1878 niederlegte. Eine lange Reihe von Jahren war T. Sekretär des Finländischen Kunstvereins. In der Poesie hat er sich namentlich als Lyriker ausgezeichnet. Sein bedeutendstes Werk sind die «Ljungblommor» («Heideblumen», 3 Tle., 1845—50), von denen die erste Auflage zu Helsingfors, die spätern vier zu Stockholm erschienen. Seine spätern lyrischen Poesien gab er 1870 unter dem Namen «Nya Blad» («Neue Blätter») heraus. Weniger ausgezeichnet als Dramatiker, ist T. dagegen ein in Finland und Skandinavien sehr beliebter Novellist (besonders in «Fältskärens berättelser», einer Reihe von Erzählungen, welche Finlands Geschichte von Gustav Adolf bis zu Gustav III. zum Grunde haben). Am meisten hat er aber vielleicht als Kinderschriftsteller geleistet. In seinen Erzählungen und kleinen Gedichten für Kinder verbinden sich tiefe Religiosität, sittliche Reinheit und Vaterlandsliebe mit kindlicher Naivetät und poetischer Schönheit. Dieselben sind größtenteils gesammelt in den «Läsning för Barn» (Tl. 1—6, Stockh. 1865—84; deutsch von A. von Podewils, Wiesb. 1885, und L. Fehr, Gotha 1885).

Topen (im Sanskrit stûpa) heißen bei den asiat. Völkern Grabmäler, welche unmittelbar auf den Gräbern selbst errichtet sind oder, wie namentlich in Indien, Reliquien heiliger Männer, besonders des Buddha, enthalten. Die Gräber bestehen meist aus kleinern oder größern Hügeln, verziert mit Steinen, Gewölben oder selbst Gebäuden. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch nennt man Grab und Grabmal zusammen Tope. Die T. sind über einen großen Teil Asiens verbreitet, sowohl im südl. Teil des asiat. Rußland als namentlich in Indien und Afghanistan. Erst in der neuern Zeit haben die Altertumsforscher den T. größere Aufmerksamkeit gewidmet, teils wegen ihres reichen Inhalts an allerlei Gerätschaften aus edeln Metallen u. s. w., teils auch, namentlich was die indischen betrifft, wegen der fast fabelhaften Münzschätze, die sie bergen. Vgl. Ritter, «Die Stupas» (Berl. 1838); Cunningham, «The Bhilsa-Topes» (Lond. 1854).

Topete (Juan Battista), span. Admiral und Staatsmann, geb. 24. Mai 1821 zu Tlacotalpa in der damaligen span.-mexik. Intendanz Yucatan, trat schon im 14. Lebensjahre in den Seedienst und nahm zunächst teil an verschiedenen Fahrten nach der Havana. Er stieg ziemlich rasch zum Fregattenkapitän auf und wurde 1860 zum Stabschef der gegen Marokko bestimmten Flotte von Afrika ernannt. Nachdem er in dem Kriege gegen Peru sich vielfach ausgezeichnet hatte, wurde er Kontreadmiral und 1867 Hafenkapitän von Cadiz, wo er an den Septemberereignissen von 1868 von Anfang an den entschiedensten Anteil nahm. (S. Spanien.) T. wurde hierauf Marineminister und Mitglied der provisorischen Regierung vom 8. Okt. 1868, bekämpfte vergeblich die progressistischen und demokratischen Elemente und die Pläne Prims (s. d.) und wurde im Febr. 1869 von einem madrider Wahlbezirke in die Cortes gewählt. Bei der Übernahme der Regentschaft durch Serrano im Juni 1869 blieb er unter dem Vorsitz Prims Marineminister, trat jedoch, als die Majorität des Kabinetts die Thronkandidatur des Herzogs von Genua unterstützte, zurück. Sobald diese Kandidatur die Aussicht auf Erfolg verlor, übernahm T. abermals das Marineministerium und nach dem Tode Prims den Vorsitz im Kabinett, trat diesen aber schon 5. Jan. 1871 an Serrano ab, mit dessen gesamtem Kabinett er im Juni 1871 seine Entlassung nahm. Im Dez. 1871 wurde T. Kolonialminister in dem Ministerium Sagasta und demissionierte im Mai 1872 mit demselben, übernahm jedoch schon Anfang Juni 1872 im Kabinett Serrano das Marineministerium und behielt dasselbe bis zum 14. Juni, wo Zorilla an der Spitze eines radikalen Kabinetts die Zügel der Regierung ergriff. Nach dem durch den General Pavia gegen die Cortes 3. Jan. 1874 geübten Staatsstreich wurde T. im Kabinett Serrano abermals Marineminister, trat jedoch 30. Dez. 1874 mit dem ganzen Kabinett zurück, nachdem Martinez Campos und die Armee Alfons XII. zum König von Spanien ausgerufen hatten. Seitdem lebte T. völlig zurückgezogen und starb, fast vergessen, 31. Okt. 1885 zu Madrid.

Topfbaum (brasil.), s. unter **Lecythis**.

Töpfer (Johann Gottlob), Organist, geb. 4. Dez. 1791 zu Niederroßla bei Weimar, besuchte das Gymnasium, dann das Schullehrerseminar in Weimar und wurde 1817 Seminarlehrer, 1830 Stadtorganist daselbst. Er starb 8. Juni 1870 zu Weimar. Er schrieb Phantasien, Sonaten, Prä- und Postludien, Fugen und Trios für die Orgel. Seine Bedeutung liegt aber in der Neugestaltung der Orgelbaukunst, worüber sein Hauptwerk: «Lehrbuch der Orgelbaukunst» (4 Bde., Weimar 1856), handelt.

Töpfer (Karl), Lustspieldichter, Novellist und Dramaturg, geb. 26. Dez. 1792 in Berlin, besuchte daselbst das Joachimsthalsche Gymnasium, folgte dann seiner Neigung für das Theater und trat zuerst in Streliz als Schauspieler auf, von wo er nach Breslau, dann nach Brünn und 1815 an das Hofburgtheater nach Wien ging. Von seinen ersten Bühnenarbeiten fanden «Hermann und Dorothea» und «Des Königs Befehl» Beifall, noch mehr jedoch die Lustspiele «Der beste Ton» und «Freien nach Vorschrift». Er ging 1820 nach Göttingen und von da nach Hamburg, wo er sich niederließ. Seine Stücke erschienen im «Jahrbuch deutscher Bühnenspiele», in Kotzebues «Almanach» und als «Lustspiele» (7 Bde., Berl. 1835—52). Von seinen spätern dramatischen Arbeiten hat sich besonders «Rosenmüller und Finke» auf dem Repertoire erhalten. T. starb zu Hamburg 22. Aug. 1871. Seine Lustspiele haben keine ideale Haltung, es sind aber bühnengerechte, wirksame und doch sittlich-reine Stücke. Besonders gelingt ihm die Darstellung des

gemütlichen Familienlebens. Sieben Jahre hindurch redigierte er die Zeitschrift «Thalia» in Hamburg, dann die «Originalien» und später das kritische Wochenblatt «Der Recensent». Als Novellist versuchte sich T. in den «Zeichnungen aus meinem Wanderleben» (Hannov. 1823) und in den «Novellen und Erzählungen» (2 Bde., Hamb. 1842—43). Nach seinem Tode erschienen seine «Gesammelten dramatischen Werke» (herausg. von Herm. Uhde, 4 Bde., Lpz. 1873).

Töpferei, s. unter Thonwarenfabrikation.

Töpferkunst, s. Keramik; vgl. auch Thonwaren und Thonwarenfabrikation.

Töpferscheibe, s. Drehscheibe.

Töpfervogel (Furnarius rufus) nennt man einen Sperlingsvogel Südamerikas wegen der Fertigkeit, mit der er aus Lehm sein Nest ungefähr in Gestalt eines kleinen Backofens von 20 cm Länge und 18 cm Höhe auf geeignete Baumäste baut. Der unscheinbar rostbraune, nur an der Kehle weiße Vogel wird gegen 20 cm lang.

Töpffer (Rud.), Maler und Novellist, geb. 31. Jan. 1799 zu Genf, der Sohn Wolfgang Adam T.s (geb. 1766 zu Genf, gest. 1847), eines besonders wegen seiner Landschaften und Volksscenen geschätzten Malers, widmete sich unter Anleitung seines Vaters der Kunst, ging aber später zum Schulfach über und trat als Professor der Ästhetik an der genfer Akademie ein. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode (8. Juni 1846).

T. leistete nicht bloß als Künstler, sondern auch als Novellist und Kritiker Bedeutendes. Durch die meisterhafte Novelle «Le presbytère» (2 Bde., Genf 1839) erregte er die allgemeinste Aufmerksamkeit, während ihn gleichzeitig Zschokke mit den «Genfer Novellen» (2 Bdchn., Aarau 1839) in die deutsche Litteratur einführte. Letztere waren die deutsche Bearbeitung einer Reihe von Novellen, die T. unter dem Titel «Nouvelles Génévoises» für das Feuilleton eines pariser Blattes lieferte und die er später mit reichen Illustrationen besonders (Par. 1845) herausgab. Auch die übrigen Werke T.s, wie «Nouvelles et mélanges» (Par. 1840), «La bibliothèque de mon oncle» (Par. 1843; deutsch, Lpz. 1847) und «Rose et Gertrude» (Par. 1845; deutsch, Berl. 1846), fanden Beifall. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in fünf Bänden in Paris 1852—61. Für künstlerische Arbeiten bediente sich T. nur des Stifts, aber seine Skizzen, besonders die Genrezeichnungen, womit er seine kleinen humoristischen Reisebeschreibungen, wie die «Voyages en zigzag», illustrierte, sind voll Wahrheit, Witz und Satire. Zu seinen besten Arbeiten zählen sieben kleine Romane in Bildern: «Mr. Jabot», «Mr. Crepin», «Mr. Peneil», «Mr. Cryptogame», «Le Dr. Festus», «Histoire d'Albert», «Les amours de Mr. Vieux Bois» (deutsch von Kell, Lpz. 1847 und öfter), die im einzelnen mehrfache Auflagen erlebten und in der «Collection des histoires en estampes» (mit franz. und deutschem Text, 6 Tle., Genf 1846—47) gesammelt erschienen. Von einer deutschen Ausgabe von T.s «Gesammelten Schriften» sind die «Genfer Novellen» (3 Bdchn., Lpz. 1847; Prachtausg., Lpz. 1847) und «Das Pfarrhaus» (4 Bdchn., Lpz. 1852) erschienen.

Topfgießerei oder auch Poterie nennt man die Herstellung gußeiserner Kochgeschirre.

Topfstein, eine Varietät des Chloritschiefers (s. d.).

Topfzange, zangenartiges Gerät zum Fassen der Kochtöpfe, Bratpfannen ꝛc., um die Hände sauber zu halten und vor dem Verbrennen zu schützen.

Top-Hane, Vorstadt von Konstantinopel (s. d.).

Tophus (grch.), weiche, meist syphilitische Geschwulst der Knochen.

Topik nannten die griech. und lat. Rhetoren und Grammatiker die systematische Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Sätze, die beim Ausarbeiten rednerischer Vorträge als Richtschnur oder Leitfaden für die Auffindung und Wahl zweckmäßiger Beweisgründe dienen sollten. Ein solcher Gemeinplatz oder allgemeiner Begriff hieß bei den Griechen Topos, bei den Römern locus communis. Streng wissenschaftlich würde die Kunst der T. darin bestehen, bei jedem Gegenstande diejenigen allgemeinen Begriffe zu finden und zu entwickeln, wodurch er in seinem Wesen bestimmt wird. Die T. der Alten war aber ein bloßer Schematismus, vermöge dessen man gewisse allgemeine Dispositionen feststellte, um zur Auffindung des Stoffs zu gelangen. So lehrte sie, daß der Eingang einer Rede von der Wichtigkeit des Gegenstandes, der Unbekanntheit desselben, der Vorliebe des Verfassers dafür u. s. w. handeln könne. Von den Griechen wurde diese Lehre in späterer Zeit mit besonderer Vorliebe bearbeitet, unter den Römern namentlich von Cicero in den «Topica» und andern rhetorischen Schriften, vorzüglich mit Rücksicht auf die öffentliche Beredsamkeit. In der Folge dehnte man, besonders seit dem 13. Jahrh., die T. auf eine Nachweisung der Gebiete der menschlichen Erkenntnis überhaupt aus, in der man gewisse Gegenstände der Erörterung zu suchen habe, verlor sich dabei aber leicht in leere Spielereien, wie dies von Raimund Lullus geschah. (S. Heuristik.) In neuerer Zeit hat man eine abgesonderte Behandlung dieser Wissenschaft ganz aufgegeben, weil sie bei der Anwendung auf spezielle Fälle unersprießlich bleiben muß. Vgl. Kästner, «T. oder Erfindungswissenschaft» (Lpz. 1816). Man nennt übrigens jene T. die rhetorische, zum Unterschied von der grammatischen Topik, welche von der Stelle der einzelnen Worte und Sätze handelt.

In theologisch-dogmatischem Sinne versteht man unter Topik oder Topologie eine Theorie der Grundsätze, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der biblischen Beweisstellen zu befolgen hat, ob z. B. eine Stelle vermöge der Richtigkeit des Textes und der Deutlichkeit die gehörige Beweiskraft für eine gewisse Lehre haben könne oder nicht. Dagegen nennt man in der Predigtkunst eine topische Methode diejenige, zufolge deren nach kurzer Erklärung eines Textes ein sog. Gemeinplatz abgehandelt wird.

Topinambur, Pflanzenart, s. Helianthus.

Topische Mittel heißen in der Medizin diejenigen Medikamente, welche nur auf die leidende Stelle des Körpers wirken sollen. Dahin gehören Bähungen und Aufschläge, Einreibungen, Ätzmittel, blasenziehende Mittel u. s. w.

Toepler (Aug.), Physiker, geb. 7. Sept 1836 in Brühl bei Köln a. Rh., studierte in Berlin Chemie und Physik, wirkte zuerst in Poppelsdorf bei Bonn als Chemiker an der landwirtschaftlichen Versuchsstation, dann als Docent für Chemie und Physik an der landwirtschaftlichen Akademie daselbst. Er wurde 1864 Professor am Polytechnikum zu Riga, 1868 ord. Professor der Physik an der Universität

Graz und ist seit 1876 ord. Professor der Physik und Vorstand des physik. Laboratoriums am Polytechnikum zu Dresden. T. hat sich frühzeitig durch seine Publikationen auf physik. Gebiete bekannt gemacht. Von ihm rührt eine besondere Art von Quecksilberluftpumpen (Toeplersche Quecksilberluftpumpe) her, bei denen behufs sicherer Erzielung sehr hoher Luftverdünnungen alle Hahn- und Ventilverschlüsse vermieden und durch Quecksilbersäulen ersetzt sind (Dinglers «Polytechnisches Journal», 1862). In seinen «Optischen Studien nach der Methode der Schlierenbeobachtung» (Poggendorffs «Annalen», Bd. 127, 131, 134) beschrieb er ein Beobachtungsverfahren, vermittelst dessen in durchsichtigen Medien äußerst geringe Unterschiede der Lichtbrechung wahrgenommen werden können. Sein Influenzelektromotor, eine Maschine, die zum Zwecke der kontinuierlichen Entwickelung von Elektricität vermittelst der Influenz konstruiert war, kam 1865 zu gleicher Zeit mit der W. Holtzschen Erfindung der Influenzelektrisiermaschine an die Öffentlichkeit (Poggendorffs «Annalen», Bd. 125, 127, 130). Auch um die weitere Entwickelung dieser Art von Maschinen hat T. sich verdient gemacht. Außerdem hat er in seinen Abhandlungen, welche zumeist in Poggendorffs «Annalen» und in den Berichten der wiener oder berliner Akademie veröffentlicht sind, noch manche teils experimentelle, teils theoretische Beiträge zur Akustik, Dioptrik und zur Lehre vom Magnetismus und von der Elektricität geliefert.

Toplica, Marktflecken im Komitat Warasdin

Töplitz, s. Teplitz. [(s. d.).

Topographenkorps, eine in Rußland 1822 errichtete Truppe, welche die vorher ausschließlich durch Offiziere des Generalstabes bewirkte Landesvermessung ausführt. Man entnahm den meist auf niedriger Bildungsstufe stehenden Zöglingen der damaligen Militärkantonisten-Bataillone den erforderlichen Ersatz, der alsdann acht Jahre hindurch auf der zweiklassigen Topographenschule in Mathematik, Geodäsie und Astronomie unterrichtet wurde, aber dennoch technisch so wenig leistete, daß die wichtigern Arbeiten auch späterhin von Generalstabsoffizieren ausgeführt werden mußten. Im J. 1866 fand infolge der Aufhebung der Militärkantonisten-Bataillone eine Reorganisation des T. statt. Die geodätischen Feldarbeiten wurden seitdem der Leitung von Offizieren der geodätischen Abteilung der Generalstabsakademie unterstellt, wogegen die topographische Aufnahme den Topographenunteroffizieren, welche in der neu errichteten Zeichenschule vorgebildet wurden, oblag. Späterhin ging die Zeichenschule ein, und die Topographenunteroffiziere ergänzten sich durch Freiwillige, welche indes den Bedarf nicht deckten. Am 10. März 1877 wurde das T. deshalb nochmals organisiert. Dasselbe bestand damals aus 193 Offizieren, 170 Klassentopographen und 222 Unteroffizieren und soll nach dem Etat aus 399 Offizieren und Beamten bestehen. Das Lehrkommando steht unter der Topographenabteilung des Hauptstabes und ergänzt sich durch Freiwillige und Ersatzrekruten, welche ihrer Bildung nach Anspruch auf Begünstigung dritter Kategorie besitzen. Der Unterricht dauert 1½ Jahre; im Februar findet eine Schlußprüfung statt, nach deren Ausfall die Beförderung zum Topographenunteroffizier erfolgt. Die Topographenunteroffiziere können entweder die Topographenschule besuchen und dann zu Offizieren befördert oder nach Aufnahme von mindestens 100 Quadratwerst zu Klassentopographen ernannt werden. Die Topographenschule nimmt jährlich 40 Zöglinge, Junker genannt, auf; der Unterricht dauert jetzt drei Jahre. Die Topographenoffiziere werden nach je zwei Jahren vom Fähnrich zum Unterlieutenant und Lieutenant, nach zwei bis drei Jahren zum Stabskapitän und nach mindestens drei Jahren zum Kapitän befördert und rücken dann nach den für die Generalstabsoffiziere giltigen Bestimmungen zu Oberstlieutenants und Obersten auf.

Topographie (grch.), d. h. Ortsbeschreibung, nennt man die Beschreibung einer geographischen Örtlichkeit im weitesten Wortsinne, also eines Landes, beziehungsweise einzelner Landesteile oder Orte. Wesentlich gehört dazu die Angabe der Gewässer, Berge, Kulturen, besonders aber der angebauten Plätze, der einzelnen Wohnstätten, sowie ihrer Verbindung untereinander. Sie ist daher eine bis herab ins Spezielste weiter geführte Geographie, nicht aber ein Teil derselben, wenn man nicht, wie zuweilen geschieht, lediglich nur die Beschreibung der Städte und anderer Ortschaften eines Landes darunter versteht. Topographische Zeichnung ist daher eine solche, in der alle diese Gegenstände im Grundrisse bestimmt und genau angegeben sind. Dieselbe unterscheidet sich von generalisierten Übersichtskarten, in denen diese Bezeichnungen fehlen, und auch von den Kartenskizzen für besondere Einzelzwecke, z. B. Kameralrissen, militärischen Rissen, Wasserbaurissen u. s. w., in denen hauptsächlich nur die betreffenden Gegenstände ausführlich dargestellt sind. Topographische Bureaus, d. h. Anstalten, welche alles sammeln und aufbewahren, was auf die Kenntnis der Oberfläche des Bodens, ja oft selbst auf andere Eigentümlichkeiten und Erzeugnisse der Länder Bezug hat, sind aus den Dépôts généraux de la guerre Frankreichs entstanden und haben vorzüglich seit Napoleon I. einen militärischen Charakter angenommen, weil ihre Nachweisungen von hervorragender Wichtigkeit für die Kriegführung sind, weshalb auch in der Regel das Topographische Bureau heute noch eine Unterabteilung des Generalstabes bildet; in einzelnen Staaten, z. B. Württemberg, ist es jedoch, in richtiger Würdigung seiner gegenwärtig thatsächlich viel allgemeinern Bedeutung, bereits mit der andern Seite der amtlichen landeskundlichen Thätigkeit, mit dem statistischen Bureau, zu einer Centralstelle für Landeskunde organisch vereinigt.

Topologie, s. unter Topik.

Topp bedeutet im Seewesen eigentlich die Spitze eines Mastes oder seiner Verlängerungen (Stengen); jedoch wird der Begriff auf die obern Teile des ganzen Mastes übertragen und man versteht unter Vor-, Groß- und Kreuztopp die Teile des Fock-, Groß- und Kreuzmastes über der Mars (s. d.).

Toppschilling, s. Arrha.

Topschan (Topscha), s. Dobschau.

Topsham, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, links am Mündungsästuar des River Exe (Ex), mit Taunton durch einen Kanal verbunden, Station der Linie Exeter-Exmouth der London and Southwesternbahn, hat (1881) 4011 E., Schiffbau, Tauschlägerei und Dampfschiffahrt nach London.

Toranus, Kirchenschriftsteller, s. Rufinus.

Torcello (mittellat. Torcellus und Torcellum), Insel mit Dorf in den Lagunen von Venedig, gehört

zur Gemeinde Burano des Distrikts und der Provinz Venedig, liegt 8 km nordöstlich von Venedig, hat (1881) 119 E., Weinbauer und Gärtner, und ist Bischofssitz. T. entstand wahrscheinlich kurz nach der Zerstörung von Altinum (671) durch die arian. Longobarden; die vor letztern geflohenen kath. Bewohner gründeten hier eine Stadt, welche im 10. und 11. Jahrh. durch den Handel zu hoher Bedeutung gelangte. Aus dieser Glanzperiode stammen außer einigen städtischen Gebäuden: der Dom (Sta.-Maria), eine dreischiffige, dem 7. Jahrh. angehörende, 864 und 1008 durchaus erneuerte Säulenbasilika mit Krypta, merkwürdigem Presbyterium, interessanten Mosaikbildern, welche zum Teil noch aus byzant. Zeit herrühren, und einem achteckigen Baptisterium von 1008 mit Kuppel; die Kirche Sta.-Fosca, ein Centralbau, stammt in seiner jetzigen Gestalt ebenfalls aus dem 11. Jahrh.

Torda-Aranyos (spr. Aranjosch), Komitat in Siebenbürgen, im J. 1876 errichtet, 3369,91 qkm groß mit (1880) 137031 E., größtenteils Rumänen (73,13 Proz.), dann noch Magyaren (23,08 Proz.) und Zigeuner (3,35 Proz.), dem Religionsbekenntnis nach meist griech. Katholiken (40,99 Proz.), Griechisch-Orientalische (34,34 Proz.), Reformierte (13,71 Proz.) und Unitarier (6,56 Proz.). Das Gebiet ist ein reiches, wildromantisches Hochland, das sich westlich bis zum Bihargebirge erstreckt, reich an Naturschönheiten, aber für den Anbau wenig geeignet ist. Der Bergbau wird schon seit alten Zeiten hier lebhaft betrieben. Hauptort des Komitats ist Torda oder Thorenburg (s. d.).

Tordalk (Alca torda, s. Tafel: Schwimmvögel I, Fig. 4), eine 42 cm lange, 70 cm klafternde Art der Alke (s. d.), oben und am Halse schwarz, mit einem von dem der Quere weiß gebänderten Schnabel zum Auge verlaufenden weißen Strich und weißer Unterseite. Er nistet in großen Gesellschaften mit seinesgleichen und verwandten Formen in den nördlichen Gegenden um den Pol herum.

Torell (Otto Martin), schwed. Naturforscher, geb. 5. Juni 1828 in Warberg, studierte seit 1844 in Lund Medizin und Naturwissenschaften, machte dann wissenschaftliche Reisen durch Schweden, Norwegen, die Schweiz und Island, unternahm 1858 mit Nordenskiöld eine Reise nach Spitzbergen und besuchte 1859 Grönland. Nach seiner Rückkehr wurde T. zu Lund zum Adjunkten der Zoologie ernannt und Intendant des zoolog. Museums. Auf einer zweiten Nordpolerpedition 1861 begleitete ihn Nordenskiöld nach Spitzbergen. Es folgte dann (1866) seine Ernennung zum Professor der Zoologie und Geologie zu Lund und 1871 zum Chef der geolog. Untersuchung Schwedens zu Stockholm. Seine Schriften, welche die wissenschaftlichen Resultate seiner Reisen, namentlich auch über die Eiszeit und das Tierleben in den Meerestiefen enthalten, sind meistens in der Jahresschrift der Universität Lund und in den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm erschienen.

Torelli (Achille), dramatischer Dichter, geb. 5. Mai 1844 in Neapel, widmete sich seit seinem 17. Lebensjahre ganz der dramatischen Dichtkunst. Unter den mehr als 30 Stücken, welche er gedichtet, wurden die Schauspiele «I Mariti» (1867) und «Fragilità» (1868) mit rauschendem Beifall aufgenommen. Seither hat er nichts Ähnliches mehr geleistet; doch haben die Lustspiele «La moglie» (1870), «Nonna scellerata» (1870) und «Triste realtà» (1871) noch einige Beachtung gefunden, während seine spätern Arbeiten keinen Erfolg zu erringen vermochten.

Torëro (Toreador, span.), Stierkämpfer, s. unter Stiergefechte.

Toreutik (grch. τορευτική, nämlich τέχνη, lat. caelatura) ist die Kunst der Bearbeitung der Metalle, insbesondere der Bronze (des Erzes), des Silbers und des Goldes, mit scharfen Instrumenten (Ciselieren), welche sowohl bei den in Formen gegossenen als bei den mit Hammer und Punzen geschlagenen oder getriebenen Werken zur Anwendung kommt und denselben erst die eigentliche künstlerische Vollendung gibt. Die Werke dieser Kunst sind teils Statuen, die schon seit sehr früher Zeit durch Guß hergestellt wurden, teils Reliefs von bald größerer, bald geringerer Erhebung, die sehr häufig zur Verzierung von Gefäßen (Schüsseln, Bechern u. dgl.) und von Geräten aller Art (Waffen, weiblichen Schmuckgegenständen, Wagen u. a. m.) benutzt wurden, teils endlich durch eingeritzte Linien vorgestellte Zeichnungen, wie besonders auf griech. und etrur. Metallspiegeln. Außer der reinen Metallarbeit begriff man unter T. auch die sog. chryselephantine Skulptur, d. h. diejenige Technik, welche Statuen (zum Teil von sehr kolossalen Dimensionen) und Reliefs aus mosaikartig aneinander gefügten Stücken Elfenbein und getriebenen Goldplatten, womit ein innerer hölzerner Kern verkleidet wurde, herstellte. Diese Technik wurde zur Zeit der höchsten Blüte der griech. Kunst von den bedeutendsten Meistern, wie von Phidias und Polyklet, zur Ausführung ihrer berühmtesten Götterstatuen angewandt.

Torf, ein Aggregat von ineinander verfilzten Pflanzenteilen, die mehr oder weniger komprimiert, zersetzt, gelb, braun oder schwarz gefärbt und als Brennmaterial verwendbar sind. Die Hauptmasse der Torflager (Torfmoore), welche in feuchten Gegenden oft große Strecken der Erdoberfläche bis 30 m mächtig bedecken, besteht gewöhnlich aus Sumpfmoosen, namentlich Sphagneenarten, welche zum Teil an der Oberfläche noch fortwachsen, während ihr unterer Teil schon ganz in Torfsubstanz umgewandelt ist, auch aus Gräsern, Riedgräsern, Moorheidekräutern. Nur selten findet man von Sand- und Lehmschichten bedeckte Torflager, die unter dergleichen Bedeckung allmählich in Braunkohle übergehen. In der aus Moosen entstandenen Hauptmasse finden sich oft noch Baumstämme und andere Pflanzenteile oder tierische Reste, sowie Konkretionen von Gips, Schwefelkies oder Vivianit, auch selbst menschliche Überreste und Produkte des menschlichen Kunstfleißes, Kähne, Gefäße, Waffen, Schmuck. Man unterscheidet: 1) Morasttorf, der die eigentlichen Torfmoore bildet; 2) Landtorf oder Kiestorf, unter Lagern von Sand, Kies oder Thon, welcher eine ältere Bildung als der Morasttorf ist; 3) Meertorf, der an den Küsten, zumal der Nordsee, sich findet und zum Teil aus Tang gebildet ist. Der T. erfüllt oft ausgedehnte Strecken in den Ebenen und weiten Flächenbassins der Niederungen, auch auf den Plattformen der Gebirge. Man gewinnt ihn durch Stechen in länglichen Vierecken und läßt ihn dann in freien Haufen oder unter Schuppen austrocknen, wobei er sehr stark und zwar um so mehr schwindet, je besser er ist. Auch die lockere, schlammige Masse vom Grunde der Moräste wird ausgefischt und in Formen

gepreßt. Da es sehr schwierig ist, die feuchte Masse auszupressen, so wird jetzt gewöhnlich der T. erst getrocknet und zu Pulver zerrieben, um dann dieses Pulver in Formen zu pressen, so z. B. im Haspelmoos bei München. Man unterscheidet daher Stich- und Streich- oder Preßtorf. Der T. ist ein nützliches Brennmaterial und z. B. für Holland fast von derselben Wichtigkeit wie die Steinkohlen für England. Vgl. Hausding, «Industrielle Torfgewinnung und Torfverwertung» (Berl. 1876).

Torfäus (Torfaion, Thormodr), gelehrter Isländer des 17. Jahrh., der sich um die ältere Geschichte des skandinav. Nordens durch Sammlung und Bearbeitung der isländ. Quellenschriften in hohem Grade verdient gemacht, war zu Engey auf Island 27. Mai 1636 geboren. Der König Friedrich III. übertrug ihm 1660 die Übersetzung der wichtigsten histor. Denkmäler Islands und schickte ihn 1662 nach Island, um alte Schriften zu sammeln. Sein Amt als königl. Antiquar seit 1667 mußte er niederlegen, da er 1671 auf der Insel Samsö von einem Raufbold überfallen, diesen, obwohl unfreiwillig, getötet hatte. Erst 1682 wurde er als norweg. Historiograph wieder angestellt. Seitdem lebte er den Wissenschaften auf der Insel Karmt in Christiansandsstift und starb 1719. Seine Werke waren hauptsächlich darauf berechnet, die durch die Anhäufung des sagenhaften Stoffs in große Verwirrung geratene Chronologie der nordischen Geschichte mittels Hilfe der isländ. Berichte zu entwirren und festzustellen. Die Schriften von ihm, die in dieser Beziehung am meisten Aufmerksamkeit verdienen, sind: «Series dynastarum et regum Daniae» (1702), «Trifolium historicum» (1707), «Notae posteriores in seriem regum Daniae» (1777); sein Hauptwerk ist die «Historia rerum Norvegicarum» (Bd. 1—4, 1711; herausg. von Chr. Reitzer). Außerdem schrieb er über Grönlands Entdeckung («Historia Vinlandiae antiquae», 1705, und «Groenlandia antiqua», 1706), über die Geschichte der Färöer (1695) und der Orkaden (1697), sowie die Geschichte Hrolf Krakes (1705). [S. 571ª.

Torfgas, s. u. Gasbeleuchtung, Bd. VII, [S. 571ª.

Torfmoor, s. unter Torf.

Torfmoos, Laubmoosart, s. Sphagnum.

Torgau, Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt 48 km nordöstlich von Leipzig und 40 km südöstlich von Wittenberg, unmittelbar am linken Ufer der Elbe, über welche hier zwei eiserne Brücken (darunter eine Eisenbahnbrücke) führen, und an der Linie Halle-Sorau-Guben der Preußischen Staatsbahnen. Die Stadt ist Sitz eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, sowie einer Superintendentur und Kommandantur und zählt (1885) 10388 E., welche bis auf 467 Katholiken, 6 christl. Sektirer und 8 Juden der evang. Kirche angehören. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: das Schloß Hartenfels, welches, zum größten Teil von Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen erbaut, eine 1544 von Luther geweihte Kirche enthält, bis in das 17. Jahrh. hinein kurfürstl. Residenz war, unter August III. in ein Zucht-, und Irrenhaus verwandelt wurde, seit 1811 aber zu militärischen Zwecken, teilweise zur Verteidigung, teilweise als Kaserne verwendet wird; die Stadtkirche mit einigen Gemälden von Cranach, das altertümliche Rathaus mit einer 1873 gegründeten Sammlung sächsischer Altertümer, das 1835 eingeweihte Schulgebäude, das Landgerichtsgebäude 1820, und das Kommandanturgebäude, 1852 erbaut, das 1834 errichtete Militärlazarett, auf Grund und Boden eines ehemaligen Franziskanerklosters, die Loge, das Casinogebäude, die Artilleriekaserne (1879) und das Festungszeughaus. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu T. ein sehr altes Gymnasium und eine höhere Bürgerschule. Früher war die Tuchweberei und Bierbrauerei sehr bedeutend; jetzt haben diese Gewerbe, wie überhaupt der Wohlstand der Stadt, abgenommen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden. Im Siebenjährigen Kriege wurde sie einesteils als Sitz des preuß. Feldkriegsdirektoriums, anderenteils durch die Süptitzer Schlacht 3. Nov. 1760 geschichtlich merkwürdig, in welcher die Österreicher unter Daun von Friedrich II. geschlagen wurden. (S. Süptitz.) Auf Napoleons I. Befehl wurde T. 1810 in eine starke Festung umgewandelt. Obgleich nur erst notwendig zur Verteidigung hergestellt, mußte die Stadt Ende 1813 eine dreimonatliche Blockade und Belagerung durch Tauentzien bestehen, worauf sie sich 14. Jan. 1814 durch Kapitulation ergab. Vgl. Grulich, «Denkwürdigkeiten der kurfürstl. Residenz T. aus der Zeit der Reformation» (Dess. 1834; 2. Aufl., von Bürger, Torg. 1855); Knabe, «Geschichte der Stadt T. bis zur Zeit der Reformation» (Torg. 1880).

Der Kreis Torgau zählt auf 988 qkm (1885) 55657 E. (54871 Evangelische, 762 Katholiken, 15 andere Christen und 9 Juden).

Torgauer Artikel, s. unter Augsburgische Konfession. [formel.

Torgauisches Buch, s. unter Konkordien-

Torgel oder Pernau, Fluß in Livland, entspringt in der Gegend von Weißenstein in Estland. Sie durchströmt den südwestl. Teil Estlands bis zum Flecken Torgel, wo sie sich mit der Rawwast vereinigt und, sich nach W. wendend, dem Pernauschen Meerbusen zueilt. Die Mündung des 133 km langen Flusses dient bis Pernau als Hafen, doch können nur kleinere Schiffe bis an die Stadt kommen, da eine Barre an der Mündung die größern daran hindert. Die T. ist bekannt durch ihre Sandsteinhöhlen am Ufer beim Flecken Torgel, die eine Art Labyrinth bilden und die Pforten der Hölle genannt werden.

Torghut, algier. Seeräuber, s. Dragut.

Torgod, Stamm der Kalmücken (s. d.).

Tories, s. Tory und Whig.

Torlonia, röm. Bankierfamilie, deren erster namhafter Vertreter der 1754 zu Siena in niedrigen Verhältnissen geborene Bankier Giovanni T. ist. Derselbe, namentlich durch geschickte Benutzung der infolge der Französischen Revolution in Italien geschaffenen Zustände zu großem Reichtum gelangt, kaufte von der Familie Odescalchi das Herzogtum Bracciano für 500000 Scudi, erhielt 1809 den Herzogstitel und starb zu Rom 25. Febr. 1829. Von seinen drei Söhnen ist der älteste, Duca Marino T., geb. zu Rom 6. Sept. 1796, gest. 30. Sept. 1865, der Stifter der herzogl. Linie, welche fortgesetzt wurde durch seine beiden Söhne Giulio, Herzog von Poli und Guadagnolo, geb. 15. April 1824, gest. 22. Juni 1871, und Giovanni, geb. 22. Febr. 1831, gest. 9. Nov. 1858, welcher letztere sich durch wissenschaftliche Thätigkeit und poetische Begabung einen Namen erwarb.

Der jetzige Chef der Linie, Duca Leopoldo T., der älteſte von den ſechs Kindern des Herzogs Giulio, geb. 25. Juli 1853, iſt Vizebürgermeiſter (facente funzione del sindaco) von Rom. Der zweite Sohn Giovanni T.s, Don Carlo, geb. 18. Dez. 1798, Komtur des Johanniterordens, bekannt durch wohlthätige Stiftungen, ſtarb kinderlos 1. Jan 1848.

Der dritte Sohn, Don Aleſſandro, Fürſt von Civitella-Ceſi, Muſignano, Canino, Farneſe und Fucino, geb. 1. Juni 1800, nach dem Tode des ältern Bruders der Hauptleiter der Geſchäfte, iſt der eigentliche Mehrer der vom Vater ererbten Reichtümer. Hauptquellen dafür waren eine langjährige Pacht der Salz- und Tabaksregie in Rom und Neapel, günſtige Anleihen, große induſtrielle Unternehmungen und die 1852—75 mit einem Koſtenaufwande von 30 Mill. Frs. durchgeführte Trockenlegung des Fuciner[illegible]s, durch welche er 14500 ha fruchtbarſten Landes gewann. Die erworbenen Kapitalien legte er großenteils in Grundbeſitz an, namentlich in der nächſten Umgebung Roms. Bedeutende Mittel verwandte er für wohlthätige Anſtalten. Das namentlich aus Funden auf ſeinen ausgedehnten Beſitzungen (bei Oſtia u. a.) gebildete Antikenmuſeum an der Lungara in Traſtevere iſt quantitativ und qualitativ eins der bedeutendſten in Rom. Auch die berühmte Villa Albani mit ihren Kunſtſchätzen kam 1866 in ſeinen Beſitz. Er ſtarb 7. Febr. 1886 in Rom. Fürſt Aleſſandro war vermählt mit Thereſe, Fürſtin Colonna-Doria (geb. 22. Febr. 1823, geſt. 17. März 1875). Seine einzige Tochter und Univerſalerbin, Donna Anna Maria, Herzogin von Ceri, geb. 8. März 1855, iſt ſeit 24. Okt. 1872 vermählt mit dem Fürſten Giulio Borgheſe, welcher für ſich und ſeine Nachkommen den Namen T. angenommen hat.

Tormentilla, ſ. unter Potentilla.

Tórmes, der Termes der Römer, im Mittelalter Turmus, der längſte und ſtärkſte linksſeitige Nebenfluß des Duero im ſpan. Königreich Leon, entſpringt aus der kleinen Laguna de Grédos auf der Nordſeite der Sierra de Grédos im Süden der altcaſtiliſchen Provinz Avila, fließt zuerſt ſüdweſtlich, dann weſtlich, durch ein reizendes Gebirgsthal, wendet ſich bei El Barco de Avila nördlich, tritt darauf in die Provinz Salamanca, nimmt unterhalb Alba de Tórmes rechts den Almar auf, wendet ſich bei Huerta weſtlich, unterhalb Salamanca nordweſtlich, berührt Ledesma, bildet die Grenze zwiſchen den Provinzen Zamora und Salamanca und mündet nach einem Laufe von 230 km.

Torna, ehedem das kleinſte Komitat in Ungarn, im diesſeitigen Theißkreis, mit 618,61 qkm, iſt gegenwärtig mit dem benachbarten Komitat Abauj (ſ. d.) geſetzlich vereinigt. Der Hauptort war der Marktfleden T. oder Turnya, am Flüßchen Tornaviz, mit einem großen gräfl. Keglevicsſchen Kaſtell, Gärten, großen Waldungen und 1470 E., die Weinbau treiben.

Tornados ſind Cyklone (ſ. d.), welche in ihrer verheerendſten Form im mittlern Nordamerika, in viel ſchwächerer Weiſe aber auch an der Weſtküſte von Afrika (Gabun) und in Senegambien auftreten. Die T. Nordamerikas beſitzen einen kleinern Umfang, mehr den Windhoſen (ſ. d.) ſich nähernd, aber von einer Kraftentwickelung, welche kaum anderswo ein Seitenſtück findet. Die Zerſtörungen, welche dieſelben anrichten, ſind ganz furchtbarer, faſt unglaublicher Art, nur mit Exploſionswirkungen vergleichbar. Sie ziehen zumeiſt von Südweſt nach Nordoſt mit einer Geſchwindigkeit von 20 bis 100 km in der Stunde und werden faſt ſtets von elektriſchen Erſcheinungen begleitet; ſie ſind am häufigſten zwiſchen April und Juli. Vgl. Reye, «Die Wirbelſtürme, T. und Wetterſäulen in der Erdatmoſphäre» (2. Aufl., Hamb. 1880).

Toruberg (Karl Joh.), ausgezeichneter ſchwed. Orientaliſt, geb. 23. Okt. 1807 zu Linköping, ſtudierte in Upſala Theologie und Philologie und wurde 1835 Docent der arab. Litteratur daſelbſt. Nachdem er die Katalogiſierung der orient. Litteratur zu Upſala (Upſala 1849) begonnen hatte, gab er Ibn-el-Vardis «Fragmentum libri Mirabilium» (2 Bde., Upſala 1835—42) heraus, ferner die «Annales regum Mauritaniae» von Jezani (2 Bde., Upſala 1843) und ſein Hauptwerk, die Ausgabe des Ibn-el-Athir (12 Bde., Upſala 1851—72). Inzwiſchen hatte er ſchätzbare Arbeiten zur orient. Numismatik, namentlich über die ſchwed. Münzfunde veröffentlicht. T. wurde 1847 als außerord. Profeſſor nach Lund verſetzt, wurde 1850 ord. Profeſſor daſelbſt und ſtarb zu Lund 6. Sept. 1877.

Torneå, eine Stadt im Län Uleåborg im nördl. Finland, liegt Haparanda (ſ. d.) gegenüber am nördlichſten Winkel des Bottniſchen Meerbuſens und am Ausfluß der in der ſchwed. Provinz Norrbotten aus dem großen Gebirgsſee Torneå-Träsk entſpringenden, 420 km langen Torneåelf und zählt (1883) 983 E. Die Stadt iſt die nördlichſte der Oſtſeeländer und die Hauptniederlage für die rauhen nördlichern, menſchenarmen Gegenden, ſodaß hier mit Holz, Teer, Fiſchen, Butter, Renntieren und Renntierleder, Pelzwaren u. ſ. w. ein bedeutender Umſatz gemacht wird. Das Klima iſt im Verhältnis der hohen Lage minder rauh, als man erwarten ſollte. Im Juni geht die Sonne während der längſten Tage faſt nicht unter, während in den kürzeſten Tagen des Winters faſt eine ununterbrochene Nacht herrſcht. Die Stadt wurde 1620 auf Befehl des Königs Guſtav II. Adolf von Schweden angelegt. Sie wurde im Frieden zu Frederikshamn 1809 mit dem ganzen Finland an Rußland abgetreten. In dem zu T. 20. Nov. 1810 abgeſchloſſenen Grenzregulierungstraktat wurde die Torneåelf und ihr linker Nebenfluß Muonio als Grenze feſtgeſetzt. Dem ſchwed. Kirchſpiel Ober-Torneå öſtlich gegenüber erhebt ſich 75 km nördlich von T. auf ruſſ. Gebiet der ganz frei liegende Berg Avaſara, der, weil hier vom 16. bis 30. Juni die Sonne nicht untergeht und zur Mitternachtszeit eins der erhabenſten Schauſpiele gewährt, aus allen Gegenden beſucht wird.

Torniſter heißt bei der Infanterie die meiſt viereckige Taſche, welche zur Fortſchaffung von Montierungsſtücken, Wäſche, Putzzeug, Munition u. ſ. w. beſtimmt iſt und einen Teil des Gepäcks bildet. Der T., gewöhnlich von Kalbfell (bei den Jägern auch von Dachsfell) oder überhaupt von Leder, muß gegen Regen geſchützt ſein, wird an zwei Riemen um die Schultern befeſtigt und auf dem Rücken getragen. Der Bruſtriemen, der ſonſt zur beſſern Befeſtigung diente, iſt als der Geſundheit nachtheilig faſt überall abgeſchafft worden. Beim Packen der T. kommen die harten Gegenſtände nach den ſchmalen, die weichen nach den breiten Seiten, letztere alſo nach dem Rücken des Mannes zu liegen.

Toro, mittellat. Taurum, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Zamora, rechts am Duero, über den hier eine lange Brücke führt, 641 m über dem Meere, Straßenknotenpunkt, Station der Eisenbahn Medina del Campo-Zamora, zählt (1877) 7754 E. und hat 21 Kirchen, starken Wein- und Obstbau, Tuch- und Wollzeugweberei, Gerberei und Handel mit Getreide und Wein. Zur Zeit des Königreichs Leon war T. eine volkreiche Stadt. In der Schlacht bei T. (März 1476) während des Castilianischen Erbfolgekriegs besiegten die Castilianer unter dem Kardinal Mendoza und dem Herzog von Alba die Portugiesen unter König Alfonso V. und dessen Sohn João. Im J. 1478 fiel auch die von den Portugiesen besetzte Burg zu T. in die Hände Isabellas I. von Castilien und ihres Gemahls Ferdinand II. von Aragonien.

Torontal, ein zum jenseitigen Theißkreis des Königreichs Ungarn gehöriges Komitat, hat ein Areal von 9495,15 qkm und eine Bevölkerung (1880) von 530088 Seelen, wovon 176800 Serben und Kroaten, 165000 Deutsche, 81700 Walachen, 81900 Magyaren, die übrigen Bulgaren, Slowaken und Zigeuner sind. Die vorherrschenden Religionen sind die katholische (45,68 Proz.) und die griechisch-orientalische (47,36 Proz.), dann wohnen hier noch Evangelische (3,50 Proz.), Reformierte (1,53 Proz.), Juden (1,26 Proz.) u. a. Der Boden ist durchweg eben, von vielen Morästen und Sümpfen, besonders an der Theiß, Temes, Bega und am Berzavakanal, durchschnitten, aber überaus fruchtbar. Neben dem Ackerbau und der Viehzucht ist hier die Schiffahrt und der Handel von Bedeutung. Hauptort ist Becskerek (s. d.) oder Groß-Becskerek. Bemerkenswert sind außerdem Pancsova (s. d.) und die Marktflecken Türkisch-Becse (s. Becse); Groß-Kikinda (s. d.) oder Nagy-Kikinda; Uj-Szeged oder Neu-Szegedin, an der Theiß und Maros, gegenüber der Freistadt Szegedin und mit dieser jetzt vereinigt, bekannt durch Haynaus Sieg über die Ungarn 3. Aug. 1849, der noch entscheidender 5. Aug. bei dem 4 km davon entfernten Dorfe Söregh an der Theiß war. Csanád, vormals Stadt und Sitz des csanader Bistums, jetzt Marktflecken an der Maros, mit 1868 E. und den Überresten des bischöfl. Schlosses.

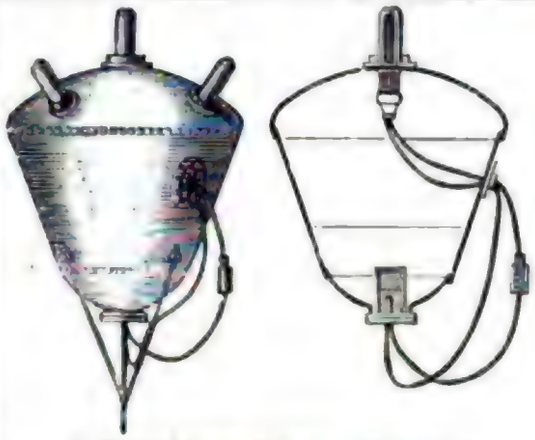
Toronto, bis 1834 York genannt, die Hauptstadt der Provinz Ontario (früher Obercanada) des Dominion of Canada, im County York, an der Nordwestküste des Ontariosees, an der Mündung des Flüßchens Don und an der Nordseite eines von einer schmalen, mit der befestigten Landspitze Gibraltar-Point endenden Halbinsel gebildeten vortrefflichen Hafens, war 1794, als hier die Anlage einer Hauptstadt beschlossen wurde, noch eine öde Waldstätte, 1800 aber schon eine ansehnliche Stadt, zählte 1881 schon 86415 E. und gilt als eine der schönsten Städte von ganz Nordamerika. Sie ist Station der ganz Ober- und Niedercanada durchschneidenden Eisenbahn Grand-Trunk, insbesondere der Linien T.-Montreal und T.-Port-Sarma, ferner der nördlich nach Meaford führenden Ontario-Simcoe and Huron-Eisenbahn und der südwestlich nach Windsor führenden Great-Westernbahn. T. ist regelmäßig und massiv gebaut und hat mehrere sehr stattliche Gebäude, darunter das neue Kollegium oder die Universität, das ehemalige Parlamentshaus, den Regierungspalast, das schön gelegene Irrenhaus, die Bank of British North-America und verschiedene Kasernen. Unter den 78 Kirchen und Kapellen ist die St.-James-Church der Episkopalen die größte und schönste; ihr zunächst kommen die schott. Kirche und die kath. Kathedrale. T. ist der Sitz der Regierung und des höchsten Gerichtshofs der Provinz, auch eines kath. Bischofs. Die Stadt hat außer der Universität ein theol. Seminar der Presbyterianer, eine Akademie der Kongregationalisten, ein Medizinalkollegium, eine Ackerbauschule, eine technische Lehranstalt, eine Normalschule, ein gutgeleitetes Hospital, mehrere Banken und ein Auswanderungsbureau. T. verdankt sein rasches Emporblühen und seine Wohlhabenheit der günstigen Handelslage, sowie den Fortschritten der Kolonisation der westl. Distrikte von Obercanada, deren Produkte hier hauptsächlich Umsatz finden. Die Stadt hat einen bedeutenden Handel mit Holz, Petroleum, Getreide und Salz und ist Sitz eines deutschen Konsulats für die Provinz Ontario mit Ausschluß der dem Konsulat in Montreal zugewiesenen Grafschaften.

Toropez, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pskow, an den Flüssen Toropa und Ulleika und zwischen drei Seen gelegen, mit (1882) 5761 E., ist eine der ältesten Städte Rußlands und spielte in der ältern Geschichte Rußlands, namentlich zur Blütezeit der Republik Nowgorod, eine hervorragende Rolle; noch im 17. und 18. Jahrh. erstreckte sich der Handel der Stadt nicht nur über Rußland, sondern ging auch nach Deutschland, England, Holland und sogar nach China. Noch jetzt ist der Handel mit Fellen, Teer, Borsten und Leinöl bedeutend.

Torpeder, der Offizier oder Mann, der den Torpedo handhabt.

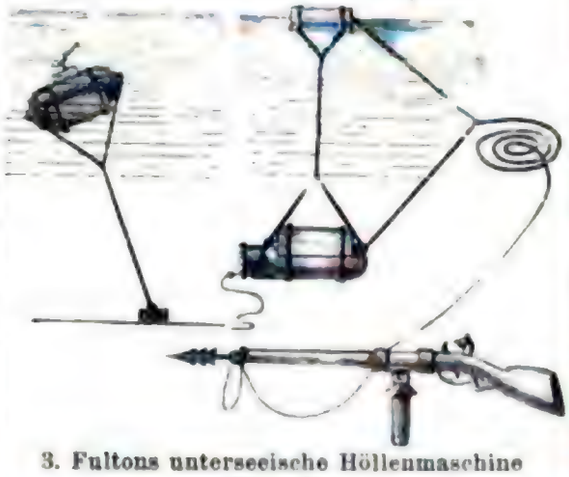
Torpēdo nennt man eine unter Wasser wirkende Mine, die entweder stabil ist und besonders zum Schutze von Häfen und Flußmündungen dienen soll, um darüber hinsegelnde feindliche Schiffe in die Luft zu sprengen, oder welche sich bewegt und dann zur submarinen Angriffswaffe, namentlich gegen Panzerschiffe wird. Den ersten Versuch mit »unterseeischen Höllenmaschinen« machte Fulton, der Erfinder des Dampfschiffs, 1801, der ihnen auch den Namen Torpedo gab. (S. Tafel: Torpedos und Seeminen, Fig. 3.) Derselbe hatte in Frankreich ein Boot konstruiert, mit dem er auf der Reede von Havre unter Wasser tauchte. Mit dessen Hilfe befestigte er an den Boden alter Schiffe T. und sprengte sie auf diese Weise in die Luft. Seitdem sind T. zuerst wieder im Krimkriege in Anwendung gekommen. Dieselben wurden von den Russen zum Schutze der Reede von Kronstadt gegen die engl. Flotte gelegt und bestanden aus flaschenähnlichen, hohlen, eisernen Gefäßen, welche mit Pulver gefüllt und etwa 3 bis 4 m unter der Oberfläche des Wassers schwimmend gehalten waren, indem man sie in dieser Höhe verankerte. Auf ihrem Deckel trugen sie ein mit Schwefelsäure gefülltes, aufrecht stehendes Glasrohr. Segelte ein Schiff gegen dieses Rohr, so brach es ab, ergoß seinen Inhalt auf eine chem. Mischung und explodierte dadurch die Ladung. Diese Einrichtung war sehr unzuverlässig und die russischen T. fügten der engl. Flotte auch keinerlei Schaden zu. Der österr. Baron Ebner vervollkommnete jedoch die T. bedeutend, indem er sie vom Lande aus durch Elektricität entzündete. Während des ital. Kriegs von 1859 wurden die Hauptkanäle Venedigs durch ein geregeltes Verteidigungssystem Ebnerscher T. geschützt. Da

TORPEDOS UND SEEMINEN.



1. Elektrischer Kontakt-Torpedo.

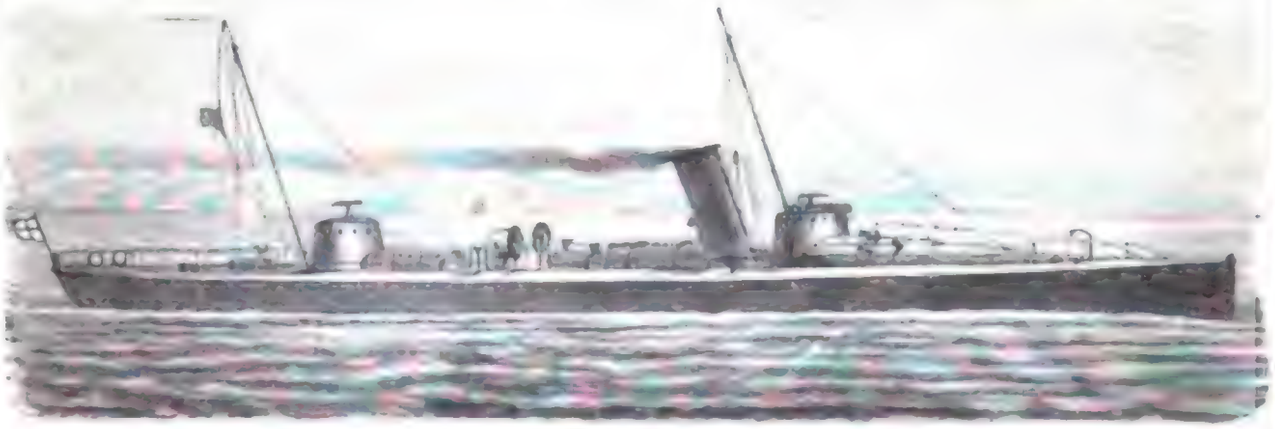
2. Unterseeische Minen-Explosion.



3. Fultons unterseeische Höllenmaschine (Torpedo).

4. Stabiler Kontakt-Torpedo oder Seemine.

5. Unterseeische Minen-Explosion.



6. Torpedoboot.

Digitized by Google

indessen die franz. Flotte den erwarteten Angriff nicht machte, konnte die Wirksamkeit derselben nicht erprobt werden. Im amerik. Kriege kamen die T. zum ersten mal zur praktischen Wirkung. Hier beschäftigte sich mit ihrer Herstellung und Vervollkommnung der berühmte Hydrograph Maury (s. d.), dem von den Konföderierten die Organisation der Küstenwehr übertragen war. Er erzielte damit bedeutende Erfolge; zwei nordstaatliche Kriegsschiffe wurden gänzlich zerstört, eine Reihe anderer schwer beschädigt. Aber auch ein südstaatliches Panzerschiff wurde mit einem an einer Stange befestigten T. durch den Angriff einer Dampfbarkasse in die Luft gesprengt.

Die Hüllen der stabilen Torpedos (Defensivtorpedos oder Seeminen, Fig. 4) werden aus Schmiedeeisen gefertigt und man gibt ihnen eine Birnenform. Während man sie früher mit Pulver und dann mit Dualin füllte, nimmt man jetzt allgemein Schießbaumwolle als Ladung, welche bei kleinstem Volumen die größte Sprengkraft äußert; 20 bis 30 kg Schießbaumwolle genügen für alle Zwecke. Auf dem Deckel dieser T. befinden sich mehrere Verschraubungen, in denen Glasröhren mit Säuren gefüllt sitzen, die beim Zerbrechen, wie bei den ersten russischen T., sich auf eine chem. Mischung ergießen und die Explosion bewirken. Zum Schutze sind diese Röhren mit Bleikappen umgeben, die beim Anstoß eines Schiffs sich biegen und die Glasröhre brechen. Immerhin war dies aber für die eigenen Bedienungsmannschaften sehr gefährlich. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 wurden die deutschen Flußmündungen durch solche Kontakttorpedos geschützt. Beim Legen und Aufnehmen derselben explodierten jedoch mehrere von selbst und töteten viele Menschen. Man hat die Kontakttorpedos deshalb so weit verbessert, daß sie nur noch explodieren können, wenn vorher ein durch sie geleiteter elektrischer Strom geschlossen wird, und diese Vorrichtung (elektrischer Kontakttorpedo) gibt jetzt eine unbedingte Sicherheit gegen unzeitige Sprengung (Fig. 1). Der elektrische Strom wird erst durch die T. geleitet, nachdem sie gelegt sind, und wieder entfernt, bevor man sie aufnimmt. Man legt jetzt die Torpedosperren schachbrettförmig in zwei bis drei Treffen hintereinander in Abständen von 30 bis 40 m, sodaß ein durchgehendes Schiff unbedingt einen T. berühren muß. Nach der neuesten deutschen offiziellen Nomenklatur werden alle festliegenden unterseeischen Sprengkörper als Seeminen, die beweglichen jedoch als Torpedos bezeichnet. Fig. 2 und 5 der Tafel stellen die Explosion von Seeminen dar.

Von den beweglichen Torpedos (Offensivtorpedos) gibt es dreierlei Arten: den Stangentorpedo, den Harvey- oder Ottertorpedo und den Fisch- oder Whiteheadtorpedo, welche alle drei als Angriffswaffe dienen. Der Stangentorpedo ist am Vorderteile eines Dampffahrzeugs an einer langen beweglichen Stange befestigt. Beim Angriff wird er, bevor man mit dem feindlichen Fahrzeug in Berührung kommt, über Wasser gehalten und dann gesenkt, nachdem vorher der elektrische Strom durchgeleitet ist. Durch den Kontakt mit dem Feinde schließt sich der Strom und die Explosion erfolgt. Im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 wurden zwei türk. Monitors auf der Donau von den Russen mit solchen Stangentorpedos in Nachtangriffen von Booten aus zerstört. Der Harvey- oder Ottertorpedo, nach seinen Erfindern (den Brüdern Harvey, Kapitänen in der engl. Marine) so benannt, hat die ungefähre Form eines Schiffsrumpfes, ist 1 bis 1½ m lang und wird von dem angreifenden Schiffe auf 20 bis 30 m Entfernung durch eine besondere Vorrichtung seitwärts an der Oberfläche geschleppt. Jene Vorrichtung gestattet, daß der T. kurz vor dem Angriff durch Nachlassen des Schlepptaues tauchen kann, um so unter den Boden des feindlichen Schiffes zu gelangen und dort durch Kontakt mit seinen Zündern zu explodieren. Die Leitung des Harveytorpedos erfordert jedoch sehr viel Aufmerksamkeit und Umsicht; er ist auch bereits durch den von dem Engländer Whitehead (Ingenieur in Fiume) erfundenen Fischtorpedo verdrängt.

Der Fisch- oder Whiteheadtorpedo hat annähernd die Form eines Fisches oder einer an beiden Enden spitzen Cigarre und eine Länge von 3 bis 4 m. Seine Hülle besteht aus Stahlblech oder Bronze und er selbst aus drei Teilen, aus dem Kopf mit der Ladung, aus dem Teil, welcher das Gleichgewicht des T. in einer bestimmten Höhe unter Wasser vermittelt, und aus der Maschine, welche eine oder zwei Schrauben in Bewegung setzt. Die treibende Kraft ist komprimierte Luft, welche mit 70 Atmosphären Druck in den T. gepumpt wird. Er hat sowohl ein vertikales wie ein horizontales Steuerruder, mit denen er sich selbst steuert, und wird auf verschiedene Weise in Gang gebracht. Entweder schießt man ihn mit komprimierter Luft unter Wasser aus einem Rohr, das fest im Schiff angebracht ist und zwar in seiner Kielrichtung, sodaß man mit dem Schiffe selbst Ziel nimmt, oder aus Torpedokanonen. Dies sind kanonenähnliche, aber leichtere Gestelle, auf dem Ober- oder Batteriedeck placiert, denen man Höhe- und Seitenrichtung geben kann, wie den Geschützen. In der Lafette befindet sich ein Röhrensystem zur Aufnahme komprimierter Luft von sehr hohem Druck. Die Öffnung eines Ventils stößt dann den T. aus dem Rohr. Beim Verlassen desselben streift ein kleiner Hebelarm an eine Nase und setzt dadurch die Maschine in Thätigkeit, sodaß der T., nachdem er entweder das Unterwasserrohr verlassen oder aus der Kanone geschossen das Wasser erreicht hat, sich selbst weiter bewegt. Eine dritte Art, den Fischtorpedo abzulassen, ist folgende: An den Seiten eines Fahrzeugs eben unter der Wasserlinie wird ein aus Metallstaben gebildeter Cylinder in der Kielrichtung befestigt, in den man den T. hineinschiebt. Da der Cylinder durchbrochen ist, umspült das Wasser den ganzen T. und man kann letztern selbstthätig abgehen lassen, indem man nur durch einen Hebeldruck seine Maschine in Thätigkeit setzt, ohne komprimierte Luft zum Ausstoßen zu brauchen. Alle drei Abgangsarten sind in der deutschen Marine vertreten, jedoch ist man in neuerer Zeit fast allgemein zu dem Schießen aus Unterwasserröhren, als dem zuverlässigsten, übergegangen und sind unsere meisten größern Schiffe, sowie alle Torpedoboote, deren Zahl für die deutsche Marine auf 150 gebracht werden soll, damit ausgerüstet. Die Fischtorpedos sind sehr gefährlich, aber auch teuer; sie kosteten bisher 6000 Mark das Stück. Ihre mittlere Treffweite ist 700 m, ihre mittlere Geschwindigkeit 7 bis 7,5 km in der Stunde (2 m in der Sekunde), also nicht viel größer als die schneller Schiffe, wodurch ihre Wirkung bei beweg-

lichem Ziel, d. h. in der Seeſchlacht, beſchränkt wird. Bis vor nicht langer Zeit litt die Kriegsbrauchbarkeit der T. unter einer Reihe von Mängeln. Viele derſelben ſind jedoch beſeitigt und werden die T. in zukünftigen Seekriegen eine hervorragende Rolle ſpielen. Vgl. »T. und Seeminen in ihrer hiſtor. Entwickelung« (Berl. 1878).

Torpēdo (lat.), der Zitterrochen, ſ. u. Rochen.

Torpedoboote (ſ. Tafel: Torpedos und Seeminen, Fig. 6) ſind kleine, nur für den Torpedokrieg konſtruierte, ſehr ſchnelle Boote von 20 bis 30 m Länge und niedrig auf dem Waſſer liegend, um beim Angriff größerer Schiffe deren Artillerie geringeres Ziel zu bieten. Die Schnelligkeit der T. beträgt 18 bis 20 Knoten oder 9 bis 10 m in der Sekunde.

Torpid (lat.), ſchwer erregbar, empfindungslos.

Torpor (lat.), verminderte Erregbarkeit.

Torquatus, ſ. Manlius (Titus).

Torquay (ſpr. Torki), engl. Seebad an der Südküſte von Devonſhire, berühmt wegen der vereinten Vorzüge eines faſt ſüdlich-milden Klimas und einer maleriſchen Lage, worin nur wenig andere Seebäder Englands ihm gleichkommen. Die Stadt liegt 30 km ſüdlich von Exeter, mit dem es durch Eiſenbahn in Verbindung ſteht, an einem Einſchnitt der Nordſeite der Torbay, an einer ziemlich ſteilen Küſte, die ſich vom Meeresufer terraſſenförmig zu hohen luftigen Klippen erhebt, und iſt, dieſer Bodenformation entſprechend, in eine untere und eine obere Stadt geſchieden. Die obere Stadt beſteht größtenteils aus Villen, die im Grün einer üppigen Vegetation, in baum- und blumenreichen Gärten maleriſch verſtreut liegen. Die untere Stadt iſt enger, aber dennoch ſehr freundlich gebaut und enthält öffentliche Gärten, eine Markthalle, ein Theater, zwei Klubhäuſer und zwei durch Aktiengeſellſchaften angelegte prächtige Hotels. Neuerdings wurde auch der Hafen von T. erweitert, und die Bevölkerung treibt ziemlich lebhaften Handel mit Bauholz, Kohlen und Marmor, welcher letztere in großer Mannigfaltigkeit und Schönheit in den benachbarten Bergen vorkommt. Im Mittelalter lag hier eine Abtei Torre. Zu Anfang des 19. Jahrh. noch ein Fiſcherdorf, kam T. zuerſt in Aufſchwung durch die Familien engl. Seeoffiziere, die, während die engl. Kanalflotte in den großen Kriegen jener Zeit häufig in Torbay ankerte, den Ort zum Wohnſitz nahmen. Seitdem nahm der Ruhm ſeines Klimas raſch zu, bis gegenwärtig das ehemalige Fiſcherdorf in eine moderne Stadt von (1881) 24 765 E. umgewandelt iſt. Wegen ſeiner ungemein milden und gleichmäßigen Temperatur wird T. vorzugsweiſe als Winteraufenthalt für Schwindſüchtige empfohlen. T. iſt eine Hauptſtation der Küſtenwachten. Die Torbay wird nördlich durch das Vorgebirge Hopes Noſe und ſüdlich durch das Kap Berry Head begrenzt.

Torquemada (Thomas de), ſpan. Generalinquiſitor, ſ. Inquiſition.

Torquieren, ſ. unter Baratthandel.

Torre (Marques della), ſ. Creſcenzi (Giovanni Battiſta).

Torre del Greco, Stadt an der Eiſenbahnlinie Neapel-Eboli, von Friedrich II. gegründet und vierzehnmal durch Eruptionen des Veſuv mehr oder minder zerſtört. In den J. 1857 und 1861 litt ſie ſchwer durch Erdbeben. In ihrer Nähe ſchneidet die Bahn den 650 m breiten Lavaſtrom von 1794. T. ſendet jährlich im März etwa 300 Schiffe auf den Korallenfang und beſitzt große Korallenmagazine und Werkſtätten. Im März 1886 ward daſelbſt eine Schule für Korallenarbeiten eröffnet. Die Stadt hat (1881) 21 588, als Gemeinde 28 201 E. und iſt als Luftkurort viel beſucht, namentlich von Rekonvalescenten.

Torre dell' Annunziata, Stadt in der ital. Prov. Neapel, am Golf von Neapel, nahe bei Pompeji, Station der Eiſenbahnlinie Neapel-Eboli, von der hier die Bahn nach Caſtellamare und diejenige Veſuvbahn abzweigt, welche nach Caſerta führt. T. zählt (1881) 20060, als Gemeinde 21 655 E., hat neue Hafenbauten, Fabriken von Waffen, namentlich aber für Maccaroni, treibt bedeutenden Korn- und Mehlhandel und exportiert Gemüſe.

Torre de Moncorvo, Stadt im portug. Diſtrikt Bragança, Traz os Montes, am Nordweſtabhang der Serra do Roberedo, 4 km öſtlich von der Mündung des Sabor in den Douro, von mittelalterlichen Mauern umgeben, zählt (1878) 2040 E. und hat ein Kaſtell, Seidenweberei und Handel mit dem beſten Flachs und Hanf Portugals.

Torre Maggiore, Stadt in der ital. Provinz Foggia, Bezirk San-Severo, mit einem berühmten ehemaligen Kloſter, zählt (1881) 8311 E.

Torrensſee, Salzſee in Südauſtralien, zwiſchen 30 und 32° ſüdl. Br., meiſt nur 25 km breit, von kahlen Sanddünen umgeben. Im Sommer iſt er ſehr ſeicht, in der Regenzeit ſchwillt er ſtark an.

Torre Pellice, Stadt in der ital. Provinz Turin, Bezirk Pinerolo, links am Pellice, in einem Thale der Cottiſchen Alpen, das ſich bald darauf in die Piemonteſiſche Ebene öffnet, Station der Eiſenbahn Turin-Pinerolo-T., iſt Hauptort der Waldenſergemeinden, zählt (1881) 2014 (Gemeinde 4967) E. und hat vortreffliche Unterrichtsanſtalten, darunter ein Gymnaſium, ferner Seidenſpinnerei, Baumwoll- und Tuchmanufaktur.

Torres Novas, Stadt im portug. Diſtrikt Santarem, Eſtremadura, am Almondo und am Südabhang der Serra do Aire, Station der Eiſenbahn Liſſabon-Oporto, zählt (1878) 8065 E. und hat Leinen- und Baumwollinduſtrie. T., im 11. Jahrh. Cardiga, iſt ein Herzogtum der Alencaſtro.

Torresſtraße, eine Meerenge zwiſchen der Nordſpitze Auſtraliens (dem Kap York) und der Südküſte von Neuguinea, wurde im Herbſt 1606 von dem ſpan. Seekapitän Luis Vaz de Torres entdeckt und zuerſt befahren. Doch blieb die Entdeckung unbeachtet, und erſt Cook befuhr die T. 1770 zum zweiten mal. Der zu Queensland gerechnete Meeresarm, etwa 185 km breit, iſt mit Korallenriffen, Klippen, Sandbänken und einzelnen Inſeln überſäet, ſodaß Torres auf der Durchfahrt zwei Monate zubringen mußte. Obſchon ſeit dem Aufſchwunge der auſtral. Kolonien eine wichtige Fahrbahn für den Welthandel, iſt doch die Paſſage noch immer ſehr ſchwierig. Außer den Riffen wird der öſtl. und weſtl. Eingang in die Straße derart durch Korallenklippen verſperrt, daß nur ſchmale Durchfahrten übrigbleiben. Namentlich aber liegt auf der Oſtſeite das große Barrière-Riff, welches an der auſtral. Küſte 14° ſüdl. Br. beginnt und ſich bis 9° 30′ faſt bis zur Küſte von Neuguinea erſtreckt. Es beſteht aus Korallenbänken, die hier und da über den Meeresſpiegel emporragen und nur einzelne Kanäle zur Durchfahrt (aus dem Korallenmeer des Großen Oceans) frei laſſen, ſo die Olinda- und die Pandora-Einfahrt. An den weſtl. Ein-

gängen (aus dem Carpentariagolf und dem Arafura-Meer des Indischen Oceans) in die T. ist die von Cook nach seinem Schiffe benannte Endeavourstraße für große Schiffe nicht so sicher, als der 1803 von Flinders entdeckte Kanal der Prince-of-Wales-Inseln.

Torres Vedras, Stadt in dem portug. Distrikt Lissabon der Provinz Estremadura, am linken Ufer der Zizandra, ehedem eine Festung, liegt 44,5 km nordwestlich von Lissabon, mit dem es durch Tramway mit Dampfbetrieb verbunden ist, und hat (1878) 4926 E. Von T. aus erstreckt sich bis an den Tejo eine Reihe Verschanzungen (die Linien von T.), durch welche Wellington im Okt. 1810 das gegen ihn vorrückende franz. Heer unter Masséna aufhielt und schließlich 4. März 1811 zum Rückzug nötigte. Die Linien sind 45 km lang, bilden noch heute das Hauptbollwerk Lissabons auf der Landseite und werden auch nach der 15 km im Westsüdwesten gelegenen Stadt Ericeira benannt; ihre Erbauung hatte schon 1809 begonnen, war aber den Franzosen unbekannt geblieben. Bei T. schlug 22. Dez. 1846 Marschall Saldanha die Aufständischen unter Bomfim.

Torrevieja, Seehafenstadt in der span. Provinz Alicante des Königreichs Valencia, Bezirk Orihuela, am Mittelländischen Meere, zwischen den Vorgebirgen Cervera und Roig, Station der Bahn T.-Albatera, Sitz eines deutschen Konsulats, zählt (1877) 8165 E., hat Fischerei, Leinweberei, Seesalzgewinnung und Küstenschiffahrt, führt Weizen ein und Seesalz aus.

Torricelli (Evangelista), Philosoph und Mathematiker, der Erfinder des Barometers, geb. 15. Okt. 1608 zu Piancaldoli, kam in seinem 18. Jahre nach Rom, wo er unter der Leitung Benedetto Castellis eifrig Mathematik studierte. Fleißiges Lesen der Schriften Galileis über die Bewegung veranlaßte ihn zur Abfassung des «Trattado del moto» (1642), worin er seine Ansichten von diesem Gegenstande entwickelte. Er teilte diese Abhandlung Galilei mit, der ihn, damals schon erblindet, sofort zur Hilfe bei der Ausarbeitung seiner «Discorsi» zu sich einlud. Galilei starb indes wenige Monate nachher. T. stand jetzt im Begriff, nach Rom zurückzugehen, als der Großherzog Ferdinand II. ihn als Nachfolger Galileis zum Professor der Mathematik und Philosophie nach Florenz berief, wo er seine mathem. und physik. Studien mit dem größten Eifer fortsetzte. Er starb 25. Okt. 1647. Seine «Opera geometrica» (Flor. 1644) geben auch Aufschluß über seine eigenen Entdeckungen und Erfindungen, unter denen die Erfindung des Barometers (s. d.) obenan steht; die Anregung zu letzterm erhielt er (1643) von Viviani, einem Schüler Galileis. Die einfachen Mikroskope, welche er verfertigte, waren schon von hoher Vollkommenheit; auch in Verfertigung der Linsengläser für die Teleskope besaß er große Geschicklichkeit. Vgl. Julius Rob. von Mayer, «Die Torricellische Leere» (Stuttg. 1876).

Torricellische Leere, s. unter Leere.

Torricellisches Theorem, s. u. Ausfluß.

Torrington, Municipalborough in der engl. Grafschaft Devon, rechts am River Torridge, Station der Linie Barnstaple-Bideford-T. der London and South-Westernbahn, zählt (1881) 3445 E. und hat Wollweberei und Handschuhmacherei.

Torrisdals-elfven, s. Otter-ån.

Torshók, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, gehört zu den ältesten Städten Rußlands und war ehedem eine nicht unwichtige Festung. Die Stadt liegt, seit dem großen Brande von 1767 neu erbaut, zu beiden Seiten der Twerza, an der Zweigbahn Ostaschkow-Rshew der Petersburg-Moskauer Eisenbahn, hat einen bedeutenden Umfang, zählt aber nur 12910 E. (1883) und ist wegen des bedeutenden Verkehrs wichtig, der von hier aus mit den Hauptstädten Rußlands, besonders mit Petersburg und zum Teil sogar mit dem Auslande unterhalten wird. Vornehmlich tragen zu diesem Handel bei die schon seit Jahrhunderten in T. bestehenden 12 Leder- und Corduanfabriken, sowie die Corduan- und Saffianstickereien in Gold und Silber, welche unter dem Namen türk. Stickereien, kasan. Stiefeln u. s. w. bekannt sind. Der bei weitem größte Teil der Einwohnerschaft gehört dem Kaufmanns- und Handwerksstande an. Außer den Lederfabriken und Gerbereien gibt es hier auch einige Fabriken für Talg- und Stearinlichte. Die Hauptgegenstände des Handels sind Getreide, Weizenmehl, Eier, Knochen, Seife, Lichte, Umschlagepapier u. s. w. Die Stadt hat ein griech.-russ. Seminar, ein festungsartig gebautes Mönchskloster zum heil. Jephrem und 30 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale. T. war einst Grenzfestung der Republik Nowgorod, wurde 1178 und 1181 durch Wsewolod von Wladimir belagert und 1239 von den Mongolen unter Batu-Chan erobert und verheert. Die Stadt fiel 1372 in die Hände des Großfürsten Michael von Twer, der sie verbrannte, und wurde 1569 von dem Großfürsten Iwan IV. ausgemordet und zerstört.

Torsion, Drillung, Verdrehung oder Verwindung findet an einem Prisma, Cylinder, Draht oder Faden statt, wenn je an einem Ende derselben ein Kräftepaar oder ein Drehzwilling wirkt, und zwar in entgegengesetztem Sinne zueinander. Hierbei sind die Ebenen der Kräftepaare rechtwinkelig gegen die Länge des Stabes gerichtet. Mit Ausnahme der Längenachse werden bei der T. alle Längsfasern aus der geraden in eine schrauben- oder spiralformige Lage gebracht und mithin verlängert. Dadurch entsteht in dem gedrillten oder tordierten Körper die Torsionselasticität, d. i. eine Spannung, welche denselben in seine ursprüngliche Lage zurückzuführen sucht. Die zurückdrehende Komponente dieser Spannung ist nach Coulomb (1784) und Wertheim (1857) proportional dem Dreh- oder Torsionswinkel, ferner der vierten Potenz des Radius vom Draht und umgekehrt proportional der Länge des Torsionskörpers. In neuerer Zeit wurde die für die Physik und Mechanik wichtige T. mehrseitig studiert, besonders von G. Wiedemann (1858—79), Streintz (1874) und P. M. Schmidt (1877).

Torsions-Elektrometer, s. u. Torsionswage. |S. 721.

Torsionsfestigkeit, s. u. Festigkeit, Bd. VI, |S. 721.

Torsionswage oder Drehwage heißt ein von Coulomb (1785) erfundenes Instrument, welches dazu dient, magnetische und elektrische Kräfte mittels der Torsionswinkel eines elastischen Fadens zu messen, wobei diese Kräfte auf einen Wageballen wirken, welcher unten an dem lotrechten, ursprünglich umgedrehten Faden aufgehängt ist. Die zu messenden Kräfte lenken den Wageballen um einen Winkel von seiner Ruhelage ab. Durch die dieser Ablenkung entgegengesetzte Drehung am obern Ende des Fadens, welcher den Wageballen trägt, erlangt man Torsionswinkel, die proportional den

zu messenden Kräften sind, und welche daher als Maß für dieselben dienen können. Man hat magnetische und elektrische T. Die letztern lassen sich als Elektrometer (s. d.) verwenden und werden als Torsions-Elektrometer bezeichnet.

Torso (ital.), eigentlich der Rumpf eines Baums u. s. w., wird in der Kunstsprache das Bruchstück einer antiken Statue genannt, an welcher nur noch der Rumpf vorhanden ist, Kopf und Arme und Füße aber fehlen.

Torstenson (Lennart), Graf von Ortala, schwed. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, ward 17. Aug. 1603 zu Torstena bei Wenersborg in der schwed. Provinz Westgothland geboren und diente von Jugend auf als Page und im Heere des Königs Gustav II. Adolf. Als Oberst der Artillerie kam er 1630 mit Gustav Adolf nach Deutschland und machte unter diesem, nachher unter Banér, alle Feldzüge mit. Er organisierte die Feldartillerie, führte die ledernen Kanonen ein und entschied durch ihre Verwendung als Massenartillerie mehrfach die Schlachten. Bei dem Sturm auf Wallensteins Lager bei Nürnberg 24. Aug. 1632 wurde er gefangen und von Kurfürst Maximilian I. von Bayern sechs Monate lang in einem feuchten Kerker zu Ingolstadt eingesperrt, wo seine Gesundheit sehr litt. Endlich bewirkte Wallenstein seine Auswechselung. Im Frühjahr 1641 kehrte er wegen zunehmender Kränklichkeit nach Schweden zurück. Als jedoch kurz darauf Banér starb, übertrug ihm die schwed. Regierung den Oberbefehl in Deutschland. Am 15. Nov. 1641 traf er wieder bei der Armee ein, die damals bei Winsen an der Aller (Provinz Hannover) gelagert war. Er brachte neue Truppen und Geld mit und sah sich bald im Stande, den Krieg nach Schlesien und Mähren zu versetzen. Aber vor der Übermacht des Feindes mußte er sich nach Sachsen zurückziehen, wo er Leipzig belagerte. Am 23. Okt. (2. Nov. neuen Stils) 1642 wurde er bei Breitenfeld (s. d.) von den Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini angegriffen, schlug aber den Feind und drang aufs neue nach Schlesien und Mähren vor.

Im Herbst 1643 zog T. gegen den dän. König Christian IV., der sich gegen Schweden feindselig zeigte, nordwärts, überschritt bei Trittau 21. Dez. 1643 die holstein. Grenze und eroberte schnell die ganze Cimbrische Halbinsel, mit Ausnahme der Festungen Glückstadt und Crempe. Der kaiserl. General Gallas rückte den Schweden nach, um sie auf der Halbinsel abzuschneiden. T. zog aber im Sept. 1644 unerwartet bei ihm vorbei nach Deutschland. Gallas folgte und wurde von T. so in die Enge getrieben, daß er sich endlich mit dem Rest seiner Truppen (2000 Mann) nach Böhmen retten mußte. Bald darauf drang T. in Böhmen ein, um sich mit dem Fürsten Georg I. Rákóczi (s. d.) von Siebenbürgen zu vereinigen, der kurz vorher mit dem Kaiser in Krieg geraten war. Ein kaiserl. Heer unter Hatzfeld und Götze kam ihm entgegen, aber T. erfocht bei Jankow 24. Febr. (6. März neuen Stils) 1645 einen glänzenden Sieg. Er näherte sich hierauf Wien, sodaß er 9. April die Schanze an der Donaubrücke eroberte. Die Schweden vereinigten sich nun in Österreich ungehindert mit Rákóczi. Allein dieser schloß bald nachher Frieden mit dem Kaiser. Vom Podagra heftig geplagt, war T. öfters genötigt, sich sogar während des Treffens in einer Sänfte tragen zu lassen. Diese Kränklichkeit bewog ihn, den Oberbefehl abzugeben und im Herbst 1646 nach Schweden zurückzukehren, wo ihn die Königin Christine 14. Febr. 1647 zum Grafen erhob und zum Generalgouverneur von Westgothland ernannte. T. starb zu Stockholm 7. April 1651. Er war ein großer Feldherr, sowie ein Freund der Wissenschaften und Künste. Vgl. «Swensk Plutarch» (Stockh. 1824); Watts de Peyster, «Eulogy of T.» (Neuyork 1872).

Torticollis (neulat.), schiefer Hals, entsteht durch Rheumatismus oder Krampf des sog. Kopfnickermuskels der einen Seite. (S. u. Hals.)

Tortola, eine der Virginischen oder Jungferninseln in Westindien, und zwar die wichtigste unter den zu Großbritannien gehörigen, weshalb das unter dem Gouvernement Antigua stehende Vizegouvernement der Virgin-Islands auch Gouvernement T. genannt wird. Die Insel liegt gegen Osten von St.-Thomas, und zwar zwischen St.-Jean und Virgin-Gorda, ist 19 km lang, 3—6 km breit und nur 64,31 qkm groß. Im Gegensatz zu der im Nordosten gelegenen ganz flachen und bei Hochflut oft ganz überschwemmten Insel Anegáda besteht T. ausschließlich aus einer Kette kühn geformter malerischer Berge, welche ostwestlich streichend steil aus der tiefen, fischreichen See emporsteigen und 189—542 m (Mount Sage) hoch sind. Der Nachteil der steilen Beschaffenheit der vielfach eingebuchteten Küste für die Schiffahrt wird ersetzt durch einen vorzüglichen, vollkommen sichern Hafen. Die Insel ist zu uneben und felsig für irgend beträchtlichen Anbau. Der früher nicht unbedeutende Zuckerbau ist fast gänzlich eingegangen. Neuerdings hat man mit einigem Erfolg den Anbau von Baumwolle versucht. — Die Stadt Tortola, die einzige der Insel, Sitz des Gouverneurs und Verwaltungsrats der Kolonie, liegt am Westende des Haupthafens. Das ganze Gouvernement, wozu außer T. und Anegáda noch Virgin-Gorda oder Penniston, Jost van Dyke, St. Peter, Beef-Island, Guana-Island und acht ganz kleine Inseln gehören, umfaßt 165 qkm. Der Census vom 1. April 1881 ergab 5287 E., meist Neger. Die Einnahme betrug 1883 nur 2000 Pfd St., die Ausgabe ebenso viel, die Einfuhr 7000, die Ausfuhr 5000 Pfd. St.

Tortona, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der ital. Provinz Alessandria, rechts an der Scrivia, auf einem der Ausläufer des Ligurischen Apennins, Station der Eisenbahnen Genua-Mailand und Parma-Alessandria-Turin, ist der Sitz eines Bischofs, hat acht Kirchen, ein bischöfl. Seminar und (1881) 9065 (Gemeinde 14317) E., die sich mit Fertigung von Seidenwaren, Hüten und Leder beschäftigen. Merkwürdig sind, außer der 1584 von Philipp II. erbauten Kathedrale, die einen antiken Sarkophag des Publius Älius Sabinus mit griech. und lat. Inschrift und sehr schönen Reliefs enthält, die reiche Kapelle der Garofoli in San-Francesco und die Trümmer der Burg, welche Kaiser Friedrich I. Barbarossa bewohnte. T., im Altertum Dertona in Liguria, 148 v. Chr. als röm. Kolonie angelegt, welche später die Via Julia Augusta berührte, hieß mittellat. Tertona und Terdona. Auf einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Karl II. und Papst Johann VIII. im Aug. 877 salbte der letztere Karls Gemahlin Richildis als Kaiserin. Kaiser Friedrich I. eroberte Ostern 1155 die Stadt nach 62tägiger Belagerung und zerstörte sie gänzlich; doch bauten die Mailänder sie wieder

auf; 1163 wurde ſie aufs neue von den ghibelliniſchen Paveſen zerſtört; 1336 nahm der Markgraf von Montferrat die Stadt und befeſtigte ſie ſtark. Vom 15. bis 17. Jahrh. gehörte ſie zum Herzogtum Mailand. Im Spaniſchen Erbfolgekriege und im ital. Kriege von 1733 bis 1735 und 1744 bis 1745 wurde ſie mehrmals erobert und wieder verloren, 1796 von der Republik Frankreich genommen, und 1799 geſchleift, dann von den Öſterreichern wieder erobert, nach der Schlacht bei Marengo den Franzoſen zurückgegeben, die ſie aber 1814 wieder an Sardinien überlaſſen mußten.

Tortoſa, alte befeſtigte Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort der ſpan. Provinz Tarragona in Catalonien, links an dem von einer Schiffbrücke und einer langen Eiſenbahnbrücke überſpannten Ebro, Station der Eiſenbahn Almanſa-Valencia-Tarragona, in einer reizenden, von 600 Norias (Schöpfmaſchinen) bewäſſerten, höchſt ſorgſam angebauten Ebene, terraſſenförmig am Fuße und am Abhange eines Hügels, mit dem Kaſtell Zuda auf einem freiſtehenden Felſen, iſt Sitz eines Biſchofs und hat außer der Kathedrale viele andere Kirchen und Kloſter. Die Stadt zählt (1877) 24 057 E., die Fiſcherei, Süßholzbau, Fabrikation von Seife, Papier, Hüten, Leder, Porzellan, Fayence und Branntwein, ſowie Handel mit dieſen Produkten treiben. Verteidigt wird die Stadt durch einen ſtarken Brückenkopf und drei Forts. In der Nähe finden ſich Überreſte der ehemaligen röm. Municipalſtadt Dertosa und ergiebige Marmor- und Alabaſterbrüche. — T., mittellat. Dertusa und Tortuosa, 713 von Tarik erobert, 811 von Ludwig dem Frommen nach zweijähriger Belagerung genommen, gehörte unter den Mauren zur Landſchaft El Bortat, ſtand ſeit 1028 unter der Herrſchaft der Beni Hud und wurde 1148 vom Grafen Ramon Berenguer IV. von Barcelona, unterſtützt von Genua und Piſa, erobert. Im Spaniſchen Erbfolgekriege wurde T. mehrmals genommen, im ſpan.-franz. Kriege 1810 vom franz. Marſchall Suchet eingeſchloſſen und erſt nach tapferer Gegenwehr durch den General Antocha übergeben. Am 18. April 1814 räumten die Franzoſen die Feſtung.

Tortriciden, ſ. Wickler.

Tortuga (Tortue), zur weſtind. Republik Haïti gehörige Inſel, vor der Nordküſte der Inſel Haïti, 220 qkm groß, bergig, iſt fruchtbar an Zucker, Tabak, Gewürzen, Südfrüchten und Sandelholz.

Tortugas (auch Dry Tortugas), eine zu den Vereinigten Staaten von Amerika gehörende Inſelgruppe am Eingange zum Golf von Mexiko und an der äußerſten Südſpitze von Florida. Auf einer der Inſeln iſt das Fort Jefferſon, welches während des Bürgerkriegs als Strafort für konföderierte Gefangene diente.

Tortur (vom lat. torquere, d. h. drehen, quälen) oder Folter nennt man das Mittel, durch Erregung heftiger körperlicher Schmerzen ein gerichtliches Geſtändnis zu erzwingen. In den deſpotiſchen Staaten des Orients wird die T. noch immer geübt. Bei den Römern, wo ſie anfangs im Intereſſe der Verteidigung lediglich gegen Sklaven zuläſſig war, welche ihr belaſtendes Zeugnis auf der Folter zu beſtätigen hatten, marterte man weiterhin auch Freie, um Anklagegründe zu gewinnen. Im deutſchen Mittelalter trug der Glaube an die ſtets eingreifende Hand Gottes zum Schutz der Unſchuld und Entdeckung der Schuld, welcher auch den Ordalien (ſ. d.) das Daſein gab, nicht wenig zur Aufnahme der Folter bei. Man hoffte, daß Gott den Unſchuldigen ſtärken werde, Schmerzen auszuhalten, welchen der Schuldbewußte unterliegen müſſe. Die Kirche, welche das Unterſuchungsverfahren in eine neue ſyſtematiſche Form brachte, ging hier mit ihrem Beiſpiel voran, und während der zweiten Hälfte des Mittelalters wurde die T. in Europa allgemein. England hatte, wenn der Angeſchuldigte nicht antworten wollte, bis 1772 ſeine fürchterliche peine (oder richtiger prison) forte et dure, eine Vereinigung von ſtrengſtem Gefängnis, Hunger und Durſt, aber auch die eigentliche T. war ſeit der Zeit Heinrichs VIII. nicht mehr fremd. Erſt ſpäter wurde ſie als dem gemeinen Rechte Englands entgegen erkannt und in Schottland unter der Königin Anna förmlich abgeſchafft. Frankreich hatte ſeine question préparatoire, um den Verbrecher zum Geſtändnis zu bringen, welche während der Unterſuchung angewendet wurde und den Angeſchuldigten auch, wenn er ſie aushielt, nicht gegen Verurteilung ſchützte, und die question préalable, welche der zum Tode Verurteilte vor der Hinrichtung ausſtehen mußte, um ihn zur Entdeckung von Mitſchuldigen oder andern unbekannten Umſtänden zu zwingen. Ludwig XVI. ſchaffte durch das Edikt vom 24. Aug. 1780 die question préparatoire, nicht aber die question préalable ab, die erſt in der Revolution aufgehoben wurde. Ebenſo war in Deutſchland die T. allgemein in Anwendung, und erſt die Carolina führte eine beſchränkte T. ein, indem ſie beſtimmte: 1) Ohne Geſtändnis oder vollen Beweis ſoll niemand geſtraft, und 2) ohne hinreichende Verdachtsgründe (Indicien) keiner gefoltert werden. Ob aber die Verdachtsgründe rechtlich hinreichend ſeien, darüber ſollen rechtsverſtändige Männer befragt werden.

Die T. hatte mehrere, die Schmerzen weſentlich ſteigernde Grade. Den erſten Grad bildeten in Deutſchland Peitſchenhiebe bei ausgeſpanntem Körper (Bambergiſche T.) und Zuſammenquetſchen der Daumen in eingekerbten oder mit ſtumpfen Spitzen verſehenen Schraubſtöcken. Beim zweiten Grad trat ein Zuſammenſchnüren der Arme mit härenen Schnüren, Zuſammenſchrauben der Beine mit ähnlichen, nur größern Inſtrumenten als bei den Daumen (Spaniſche Stiefeln) ein; ein kreuzweiſes Zuſammenpreſſen der Daumen und großen Zehen geſchah durch das ſog. Mecklenburgiſche Inſtrument. Der dritte Grad beſtand im Ausrecken des Körpers mit rückwärts aufgerecken Armen auf einer Bank oder Leiter, oder durch die eigene Schwere des Körpers, wobei Gewichte an die Füße gehängt wurden. Recht anſchaulich gemacht werden dieſe Grade, die man noch durch Brennen in der Seite, auf den Armen, an den Nägeln erhöhte, in der Kriminalordnung der Kaiſerin Maria Thereſia von 1769, wo ſie in 45 großen Kupfertafeln dargeſtellt ſind. Außerdem gab es noch eine Menge anderer Peinigungsmittel, z. B. die Pommerſche Mütze, ein höchſt gefährliches Zuſammenpreſſen des Kopfes; den Geſpickten Haſen, eine Rolle, mit ſtumpfen Spitzen, über welche der auf der Leiter ausgeſpannte Körper auf- und abgezogen wurde; die Eiſerne Jungfrau (ſ. d.) u. ſ. w. Frankreich hatte zwei Grade, die question ordinaire und extraordinaire, und faſt jedes Parlament übte ſeine beſondern Marterarten. Im pariſer Sprengel beſtand die T. im Einfüllen einer großen Menge Waſſers, während der Körper

an Händen und Füßen schwebend ausgespannt war. Die bloße Bedrohung mit der T. hieß Territion. Diese durfte nur in Gemäßheit eines förmlichen Erkenntnisses geschehen und war Verbalterrition, wenn sie mit bloßen Worten geschah, indem sie dem Verdächtigen angekündigt, er in die Marterkammer geführt und zum Schein dem Scharfrichter übergeben wurde, der ihm die Instrumente vorzeigte und die Schmerzen, welche er ihm sogleich machen werde, auf das fürchterlichste beschrieb, ihn aber nicht angreifen durfte. Bei der Realterrition hingegen wurde der Verdächtige entkleidet, ihm auch die Werkzeuge wirklich angelegt, doch kein Schmerz damit zugefügt. Gewöhnlich wurde die Folter des Morgens sehr früh in einem entlegenen Gemach vorgenommen und eine Stunde lang fortgesetzt. Bekannte der Inquisit, so wurde innegehalten, leugnete er wieder, von neuem damit fortgefahren. Das abgelegte Geständnis mußte am andern oder dritten Tage ungezwungen wiederholt werden (Urgicht). Überstand er alle Grade, ohne zu gestehen, so erfolgte in Deutschland Freisprechung. Der Gemarterte mußte aber eidlich geloben, sich wegen der erlittenen Qualen nicht rächen zu wollen. Christian Thomasius, Beccaria, Voltaire, Hommel waren die Wortführer der bessern Einsichten, welche die Unzuverlässigkeit eines abgepreßten Geständnisses und das Unrecht feststellten, daß ein Verdächtiger die Freisprechung nur mit dauernder Einbuße seiner Gesundheit erkaufen könne. In Deutschland erfolgte die Abschaffung der T. nach dem Vorgange Friedrichs d. Gr. (Kabinettsordre von 1740 u. 1754) nur allmählich (so in Sachsen 1770, Österreich 1776), teilweise sogar erst im Anfange des 19. Jahrh. Dem Mißbrauch, daß Untersuchungsrichter durch «verstedte T.» Geständnisse herbeiführen, z. B. durch stundenlanges Stehenlassen bei Vernehmungen, durch Entziehung des Getränks, nachdem man dem Verhafteten vorher stark gesalzene Speisen bewilligt hatte, machten schon die frühern Strafprozeßordnungen dadurch ein Ende, daß sie dem in der Voruntersuchung abgelegten Bekenntnis keine volle Beweiskraft beilegen und bei der öffentlichen Hauptverhandlung Gelegenheit gaben, solche widerrechtliche Einwirkungen zur Sprache zu bringen.

Torus (lat.), Pfühl, Ruhelager, besonders Ehebett; in der Botanik soviel wie Fruchtboden.

Tory und **Whig** heißen die beiden polit. Parteien, die sich in England seit der Regierung Karls II. um die Herrschaft gestritten haben. Ursprünglich waren es Schimpfnamen, welche die Anhänger des Hofs und die Opposition sich wechselseitig beilegten, und welche zuerst gegen 1680 in Aufnahme kamen. Die Volkspartei verglich die Anhänger des Hofs mit den kath. Räuberhaufen, die zur Zeit Karls I. unter dem Vorwand royalistischer Gesinnung Irland verwüsteten und den Namen Tories (angeblich von Tar a ry, d. i.: Komm, o König) empfingen. Die Hofpartei verglich ihre Gegner mit den frommen Bauern in Schottland, die damals den Spottnamen Whigs führten. Nach einigen soll dieser Name von whig, d. i. dünnes Bier oder Molken, herkommen, welche Getränke die enthaltsamen Bauern liebten. Nach andern soll Tory ursprünglich einen zum Papismus geneigten Pferdedieb in England, Whig einen zum Aufruhr geneigten Konventikler in Schottland bedeutet haben. Andere leiten den Ursprung von whigam ab, einem Instrument, dessen sich die Bauern zur Antreibung des Viehes bedienten. Gewiß ist, daß die schott. Bauern im Kriege gegen Karl I. dieses Instrument als Waffe führten und davon Whigamores genannt wurden. (Vgl. Rapin, «Dissertation sur les Whigs et les Torys», Haag 1717.) Nach der Revolution von 1688, noch mehr aber seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover 1714 erlangten die Whigs ein entschiedenes Übergewicht, indem ihre Gegner zum großen Teil der vertriebenen Königsfamilie anhingen und überdies einer Hinneigung zum Katholizismus verdächtig waren. Als jedoch die Tories von der Verteidigung eines unmöglich gewordenen legitimistischen Prinzips abstanden und, der neuen Dynastie huldigend, sich mit ihr zur Aufrechthaltung der königl. Prärogative verbanden, nahmen sie bald wieder den Charakter einer Hofpartei an, und während der langen Regierung Georgs III. blieb die Staatsgewalt fast ununterbrochen in ihren Händen. Dagegen wurden die Whigs immer mehr in die Opposition hineingetrieben und, um das Übergewicht der Gegenpartei im Unterhause zu brechen, zur Befürwortung der Parlamentsreform veranlaßt, die sie 1832 endlich durchsetzten. Hiermit war jedoch eine dritte radikale Partei in die polit. Arena gerufen worden, deren Erscheinen die frühern Parteiverhältnisse allmählich umgestaltete. Die gemäßigten Tories reorganisierten sich unter dem Namen der «Konservativen», wurden aber durch den Abfall Peels und die Frage der Kornzölle von neuem in zwei feindliche Lager geschieden. Die Whigs bezeichnen sich selbst wohl als (gemäßigt) «Liberale», werden aber infolge der radikalen Reformakten von 1867 und 1884—85 anscheinend von den Radikalen bald überflügelt werden.

Törzburg (auch Terzbörg, magyar. Törcsvár), Dorf im Komitat Ergarasch in Siebenbürgen, am Gebirgspaß T., mit 84 E., ist Sitz eines Stuhlrichteramts und einer Zoll- und Kontumazanstalt. Das alte Schloß T. liegt auf steiler, isolierter Höhe und ist gut erhalten. Es wurde im 13. Jahrh. von den Deutschordensrittern erbaut und diente in den zahlreichen Kämpfen als ein wichtiger Grenz- und Stützpunkt, namentlich für die Sachsen in Kronstadt, die daselbst eine Besatzung unterhielten.

Toſa (ital. Toce oder Toggia), nächst dem Ticino der größte Zufluß des Lago Maggiore, entspringt am San-Giacomopaß (2308 m) an der Grenze des schweiz. Kantons Tessin und der ital. Provinz Novara, durchfließt in südlicher Richtung die Thalstufen Val Formazza (Pommatt), Val Antigorio und Valle d'Ossola (deutsch Eschenthal, vgl. Domo d'Ossola), wendet sich bei Vogogna (226 m) nach SO. und mündet nach 80 km langem Laufe bei Fondo Toce 4¼ km nordwestlich von Pallanza in die Bucht von Baveno. Seine wichtigsten Zuflüsse sind rechts die Doveria vom Simplon, die Anza vom Monte-Rosa und die Strona mit dem Abfluß des lieblichen Ortasees. Im Val Formazza, das noch hochalpinen Charakter und, obwohl zu Italien gehörig, deutsche Bevölkerung hat, bildet der Fluß bei dem Weiler «Auf der Fruth» (1685 m) den 200 m hohen Toſafall, einen der mächtigsten und schönsten Wasserstürze der Alpen.

Toscana, ehemaliges Großherzogtum (1765—99 und 1814—59 eine österr. Sekundogenitur), welches 1860 dem Königreich Italien (s. d.) einverleibt wurde und damals ein Gebiet von 22 338 qkm mit (Ende 1861) 1 826 334 E. umfaßte. Seitdem

bildet das Land ein Compartimento des Königreichs Italien mit den Provinzen Arezzo, Florenz, Grosseto, Livorno, Lucca, Pisa und Siena, wozu noch von dem ehemaligen Herzogtum Modena die Provinz Massa-Carrara geschlagen wurde, sodaß T. 1884 auf 24 053 qkm 2 267 657 E. zählte. Die Sprache ist die schönste und reinste Mundart des Italienischen und bildet die eigentliche Schriftsprache. Eine verhältnismäßig sehr große Zahl der namhaftesten ital. Schriftsteller und Künstler, wie Dante, Petrarca, Boccaccio, Guicciardini, Machiavelli, Galilei, Giotto, Leonardo da Vinci, Michel Angelo u. a., waren aus T. gebürtig. Auch in Betreff des Volksunterrichts leuchtete T. bis 1848 allen übrigen Staaten Italiens voran. Die kath. Kirche, die herrschende, hat vier Erzbistümer zu Florenz, Lucca, Pisa und Siena. Doch waren ihr durch die von Ricci abgefaßte sog. Leopoldinische Gesetzgebung feste Schranken gezogen, und erst unter der Herrschaft des Konkordats 1851—59 erlangte die Geistlichkeit größern Einfluß, auch auf das Schulwesen. Die bedeutendsten Städte sind: Florenz, vormals Hauptstadt von T. und 1865 bis 30. Juni 1871 Hauptstadt des Königreichs Italien, Livorno, erste Seehandelsstadt, Pisa, Lucca und Siena. Hauptsächlich zeichnet T. sich in der Landwirtschaft aus. Das Land ist von Natur auf Ackerbau angewiesen, und theoretisch wie praktisch ist immer viel dafür geschehen. Die Akademie der Georgofili zu Florenz ist die älteste unter den landwirtschaftlichen Gesellschaften und hat stets sehr nützlich gewirkt. Die industrielle Thätigkeit beschränkt sich auf Bergbau und die kleinern Gewerbe. Sehr ausgedehnt ist die Fabrikation von Korallen-, Marmor-, Alabaster- und florentin. Mosaikarbeiten, von künstlichen Blumen und Strohhüten. Vgl. Zuccagni-Orlandini, «Atlante del Granducato di T.» (24 Blatt, Flor. 1828—32); derselbe, «Ricerche statistiche sul Granducato di T.» (Flor. 1849—52); Repetti, «Dizionario geografico-fisico-storico della T.» (6 Bde., Flor. 1835—47); «Statistica della T.» (2 Bde., Flor. 1852).

Geschichtliches. T. hieß im Altertum, jedoch nach Süden in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien, Etrurien (s. d.) und Tuscien. Nach dem Umsturz des Weströmischen Reichs 476 herrschten zwischen Macra und Tiber die Ostgoten, dann die Byzantiner und endlich seit 568 die Longobarden. Das longobard. Lehnsherzogtum Tuscien kam nach der Eroberung des Longobardischen Reichs durch Karl d. Gr. 774 unter fränk. Herrschaft und blieb unter der Regierung von Herzögen und Markgrafen bis zum 12. Jahrh. Nach dem Tode der großen Markgräfin Mathilde 1115 entbrannte über deren Erbschaft ein langwieriger Streit zwischen den Päpsten und Kaisern, der erst durch das Konkordat von 1279 zwischen König Rudolf I. und Papst Nikolaus III. ganz erledigt ward. Während dieser Periode wurden die Spuren der Feudalherrschaft allmählich immer mehr verwischt. T. zerfiel in eine Menge kleiner Gebiete, und die aufblühenden Städte erlangten stufenweise eine thatsächliche Unabhängigkeit. Doch waren darunter nur vier von hervorragender Bedeutung: Florenz (s. d.), Pisa (s. d.), Siena (s. d.) und Lucca (s. d.). Der lombard. Freiheitskampf gegen die Hohenstaufen wirkte auf T. mächtig ein und rief auch hier die Spaltung zwischen den Guelfen und Ghibellinen hervor. Später zerfielen die Guelfen in die beiden Fraktionen der Schwarzen und Weißen, die sich namentlich in Florenz auf das bitterste bekämpften, bis die Weißen, darunter auch der Dichter Dante, 1302 vertrieben wurden. In diesen Kämpfen breitete Florenz, das als Haupt der guelfischen Partei in T. galt, seine Macht und Herrschaft immer weiter aus, während zugleich im Innern der Stadt ein mehr und mehr zur Demokratie sich hinneigendes Zunftregiment 1293 eingeführt und der alte Adel durch die Revolution von 1343 ganz vernichtet wurde. Nach manchen Wechseln von Gewalt- und Pöbelherrschaft folgte eine Oligarchie, erst seit 1382 unter der Familie Albizzi, dann seit 1434 unter den Medici (s. d.), deren Staatsleitung sich allmählich zu einer fürstl. Gewalt umwandelte. Zwar regte sich wiederholt die republikanische Partei; die Medici wurden 1494 vertrieben, und Savonarola suchte in Florenz eine theokratische Republik einzuführen. Durch eine Gegenrevolution 1512 zurückberufen, wurden die Medici 1527 nochmals verjagt, aber 1531 durch Kaiser Karl V. wieder als erbliche Oberhäupter der florentin. Republik eingesetzt und mit dem herzogl. Titel beliehen. Endlich erhob Papst Pius V. 1569 den Herzog Cosmus zum Großherzog; jedoch ward dieser neue und ungewöhnliche Titel erst 1575 vom Deutschen Kaiser und Reich förmlich anerkannt. Inzwischen hatte Florenz auch die Stadt Pisa 1406 unterworfen, die sich zwar 1494 nochmals losriß, aber 1509 definitiv wieder mit dem florentin. Gebiet vereinigt ward. Dasselbe Schicksal hatte 1557 Siena.

Die ersten Erbfürsten T.s aus dem Hause Medici, Herzog Alexander (1531—37), Großherzog Cosmus I. (1537—74), Franz (1574—87), Ferdinand I. (1587—1609), Cosmus II. (1609—21), förderten Handel und Industrie und behaupteten zwischen den benachbarten Großmächten Spanien, Österreich und Frankreich eine gewisse Unabhängigkeit der Politik. Seitdem war ein beständiges Sinken in jeder Beziehung bemerklich, und die letzten Mediceer, Ferdinand II. (1621—70), Cosmus III. (1670—1723), Johann Gasto (1723—37), zehrten bloß vom Ruhm der Ahnen. Nur die Wissenschaften blühten noch, weniger die Künste, deren schöne Tage vorüber waren. Seit dem Spanischen Erbfolgekriege fiel T. ganz unter die Machtsphäre Österreichs. Kaiser Karl VI. machte daselbst mit Erfolg die Oberhoheit des röm.-deutschen Kaisertums wieder geltend, und versagte seine Zustimmung, als Cosmus III., der den Ausgang seines Mannsstammes voraussah, 1713 auch die weibliche Eventual-Erbfolge einführen wollte. Seitdem beschäftigte sich die europ. Diplomatie mit der Zukunft T.s, das schon bei der Quadrupleallianz von 1718 für einen span. Prinzen (nachmals König Karl III. von Spanien) bestimmt ward. Der Wiener Frieden von 1735 gab dem Herzog Franz Stephan von Lothringen die Anwartschaft auf T., welcher 24. Jan. 1737 von Kaiser Karl VI. die Eventualbelehnung erhielt und schon 9. Juli desselben Jahres dem letzten Mediceer Johann Gasto succedierte. Großherzog Franz Stephan (1737—65), seit 1736 Gemahl der Kaiserin-Königin Maria Theresia von Österreich und seit 1745 auch röm.-deutscher Kaiser unter dem Namen Franz I., wurde der Stammvater des Hauses Habsburg-Lothringen und bestimmte T. 1763 zu einer österr. Sekundogenitur. Es folgte ihm hier sein zweiter Sohn Großherzog Leopold I. (1765—90), nachmals röm.-

deutſcher Kaiſer unter dem Namen Leopold II. Der weiſen und ſorgſamen Regierung dieſes aufgeklärten Fürſten verdankt das Land großenteils ſeine neuere Blüte. Als Leopold durch den Tod ſeines Bruders Joſeph II. 1790 auf den öſterr. und röm.-deutſchen Kaiſerthron gelangte, übergab er T. ſeinem zweiten Sohne, Großherzog Ferdinand III. (ſ. d.). Obwohl dieſer in den franz. Revolutionskriegen ſeine Neutralität zu bewahren ſuchte, wurde er doch mit in die Niederlage Öſterreichs verwickelt. Er mußte 1799 nach Wien flüchten und im Frieden zu Lunéville 9. Febr. 1801 auf T. Verzicht leiſten, wofür er eine Entſchädigung in Deutſchland (erſt das Kurfürſtentum Salzburg, ſpäter das Großherzogtum Würzburg) erhielt. Auch das Königreich beider Sicilien mußte im Frieden zu Florenz 28. März 1801 ſeine Beſitzungen in T. abtreten. Schon vorher hatte Napoleon I. T. nebſt dem Stato degli presidii unter dem Namen eines Königreichs Etrurien (ſ. d.) an den Herzog Ludwig von Parma 1. Okt. 1800 verliehen, 10. Dez. 1807 dasſelbe wieder genommen und 24. Mai 1808 dem franz. Kaiſerreich einverleibt. Napoleons Schweſter, Eliſe, reſidierte in Florenz als Generalſtatthalterin und führte den Titel einer Großherzogin von T. Ihrem Gemahl, dem Fürſten Bacciocchi, waren ſchon 1805 die Fürſtentümer Lucca und Piombino verliehen. Nach Napoleons Sturz kehrte 1814 Großherzog Ferdinand III. nach T. zurück. Durch die Wiener Kongreß-Akte von 1815 wurden Elba, der Stato degli presidii und Piombino definitiv mit T. vereinigt. Zugleich erhielt T. das Heimfallsrecht für das Fürſtentum Lucca, welches dem rechtmäßigen Erben von Parma, Herzog Karl II., zugeteilt wurde.

Wie faſt alle ital. Fürſten geriet auch Großherzog Ferdinand III. bei ſeiner Rückkehr in Abhängigkeit von der Politik Öſterreichs und mußte mit dieſer Macht 12. Juli 1815 einen Staatsvertrag «zur Aufrechterhaltung der äußern und innern Ruhe Italiens» abſchließen, wodurch für den Kriegsfall die toscan. Truppen dem öſterr. Kommando unterſtellt wurden. Im übrigen regierten Ferdinand III. (geſt. 17. Juni 1824) und ſein Sohn und Nachfolger, Großherzog Leopold II. (ſ. d.), unterſtützt von den Miniſtern Graf Foſſombroni (1814—44) und Fürſt Neri Corſini (geſt. 1845), in dem milden und aufgeklärten Geiſte ihres Vorfahren. Als die ital. Reformbewegung auch T. ergriff, ließ Leopold II. ſich von derſelben vorwärts treiben und lehnte den angebotenen militäriſchen Beiſtand Öſterreichs ab. Eine Staatskonſulta ward 24. Aug. 1847 eingeſetzt, und weſentliche liberale Zugeſtändniſſe gemacht. Nach der Abdankung des Herzogs Karl II. von Lucca wurde dieſes Fürſtentum 11. Okt. 1847 mit T. vereinigt. Dagegen mußte T., in Gemäßheit der Verträge vom 10. Juni 1817 und 28. Nov. 1844, den Diſtrikt Pontremoli u. ſ. w. an das Herzogtum Parma und den Diſtrikt Fivizzano an das Herzogtum Modena abtreten, was nicht ohne Widerſtreben der Bevölkerung geſchah. Nachdem der König von Neapel das Beiſpiel gegeben, verlieh auch Leopold II. ſeinem Volke 15. Febr. 1848 eine Konſtitution. Beim Ausbruch des Aufſtandes in der Lombardei zogen auch toscan. Truppen und Freikorps in den Nationalkrieg gegen Öſterreich, und der Großherzog legte den öſterr. Erzherzogstitel ab. Am 26. Juni 1848 wurde die neugewählte Volksvertretung (Senat und Deputiertenkammer) eröffnet. Doch weder der Miniſter Marcheſe Ridolfi noch ſein Nachfolger Marcheſe Capponi vermochten der Bewegung Einhalt zu thun, die unter der Führung des Advokaten Guerrazzi und anderer Agitatoren immer mehr einen revolutionären Charakter annahm. In Livorno kam es 25. Aug., 3. Sept. u. ſ. w. zu wiederholten Aufſtänden und Straßenkämpfen, bei denen das Militär ſich als unzuverläſſig erwies.

Nach Capponis Rücktritt warf Leopold II. ſich ganz in die Arme der demokratiſchen Partei und nahm 27. Okt. 1848 ein Miniſterium, in dem Profeſſor Montanelli den Vorſitz und das Auswärtige, Advokat Mazzoni die Juſtiz, Guerrazzi das Innere erhielten. Die von dieſem Kabinett veranſtalteten Neuwahlen fielen entſchieden zu Gunſten der Demokratie aus, und bei Eröffnung der neuen Kammern 10. Jan. 1849 mußte der Großherzog ſich in ſeiner Thronrede ſogar für die Erneuerung des ital. Nationalkriegs gegen Öſterreich ausſprechen. Auch genehmigte er den Plan zur Einberufung einer ital. Konſtituierenden Verſammlung nach Florenz, die ſelbſtändig über die polit. Geſtaltung Italiens entſcheiden ſollte. Aber 1. Febr. verließ Leopold II. Florenz und begab ſich nach der neapolit. Feſtung Gaëta, wo auch Pius IX. eine Zuflucht gefunden hatte. Darauf hin ward in Florenz 8. Febr. eine proviſoriſche Regierung (Montanelli, Mazzoni, Guerrazzi) eingeſetzt, und dieſe berief eine Konſtituierende Verſammlung für T., welche ſofort 27. März Guerrazzi mit der Diktatur bekleidete. Schon 11. bis 12. April bewirkte indeſſen die gemäßigt liberale Partei in Florenz eine Gegenrevolution. Die republikaniſch geſinnten livorneſiſchen Freikorps wurden aus der Stadt getrieben, Guerrazzi nebſt ſeinen hervorragendſten Anhängern verhaftet und die Konſtituierende Verſammlung aufgelöſt. Der florentin. Magiſtrat unter Hinzuziehung hervorragender Bürger übernahm die Regierung und lud den Großherzog ein, als konſtitutioneller Herrſcher wieder in ſein Land zurückzukehren. Dieſer ernannte von Gaëta aus 1. Mai zuerſt den Generalmajor Grafen Serriſtori zu ſeinem außerordentlichen Kommiſſar und beſtellte darauf 24. Mai ein neues Miniſterium unter dem Vorſitz Baldaſſeronis. Gleichzeitig rückte, mit geheimer Zuſtimmung des Großherzogs, ein öſterr. Armeekorps unter Feldzeugmeiſter d'Aſpre in T. ein. Livorno ward nach zweitägigem Widerſtand 11. Mai erſtürmt; das übrige Land unterwarf ſich der Übermacht. Erſt im Juli 1849 kehrte Leopold II. nach Florenz zurück und erließ eine Amneſtie.

Am 22. April 1850 erfolgte der Abſchluß einer Militärkonvention mit Öſterreich, der zufolge ein öſterr. Occupationskorps von 10000 Mann in T. verblieb. Dann reiſte Leopold II. ſelbſt auf längere Zeit nach Wien und unterwarf ſich hier wieder vollends dem öſterr. Syſtem. Im Sept. 1850 ward die toscan. Verfaſſung förmlich ſuspendiert, 6. Mai 1852 definitiv außer Kraft geſetzt. Seitdem lenkte die Regierung T.s (Miniſterium Baldaſſeroni 1849—59) vollſtändig in die Bahnen der Reaktion ein. Durch das Konkordat vom 19. Juni 1851 gewann die Kurie unumſchränkte Freiheit und zugleich begann eine gehäſſige Verfolgung gegen alle Spuren des Proteſtantismus. Namentlich erregte 1852 der Prozeß gegen das Ehepaar Madiai in Florenz, welches wegen ſeines Übertritts zum prot. Bekenntnis und wegen verſuchter Proſelytenmacherei zu mehrjährigem harten

Gefängnis verurteilt wurde, in ganz Europa Aufsehen und Entrüstung. Erst nach langen Bemühungen der engl., preuß. und franz. Diplomatie erfolgte im März 1853 die Begnadigung der Verurteilten. Im Juli 1853 kam der vom florentin. Staatsgerichtshof mehr als zwei Jahre lang geführte Hochverratsprozeß gegen Guerrazzi und dessen Mitschuldige zur Entscheidung, die zu 15jähriger, resp. lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurden. Doch verwandelte der Großherzog die Strafe in lebenslängliche Verbannung. Während des Orientkriegs, im Mai 1855, zogen die österr. Truppen aus T. ab, nachdem diese Occupation dem Lande 30 Mill. Lire gekostet, und der Belagerungszustand in Livorno ward endlich aufgehoben. Inzwischen gewöhnte man sich immer mehr, den schwachen Großherzog als einen Fremdling, als österr. Prinzen und Vasallen anzusehen. So ward auch T. von der polit. Agitation ergriffen, welche das übrige Italien bewegte. Der Republikaner Mazzini fand indessen nur wenig Anhang, und der von demselben angezettelte Tumult zu Livorno 30. Juni 1857 (einen Tag nach dem mißlungenen mazzinistischen Handstreich gegen das Fort Diamante zu Genua) scheiterte an der Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung. Erfolgreicher wirkte der ital. Nationalverein, der vom sardin. Gesandten zu Florenz, Buoncompagni, begünstigt wurde. Baron Ricasoli galt als der hervorragendste Führer der nationalen Partei.

Der ital. Krieg von 1859 wurde für das Schicksal T.s und seiner Dynastie entscheidend. Januar bis Februar machte Leopold II. eine Reise nach Rom und Neapel, wo er sich mit Papst Pius IX. und König Ferdinand II. über eine gemeinsame polit. Haltung verständigte. Nach seiner Rückkehr nahm die toscan. Politik entschieden für Österreich Partei; man versuchte der antiösterr. Bewegung Einhalt zu thun und ergriff Zwangsmaßregeln gegen die nationalgesinnte Presse. Als Buoncompagni 24. April die förmliche Einladung zur Allianz mit Sardinien und Frankreich überreichte, erfolgte eine ablehnende Antwort. Diese entschieden antinationale Haltung steigerte die Gärung aufs höchste. Durch Volksdemonstrationen gedrängt, beauftragte Leopold II. den nationalgesinnten Marchese de Lajatico aus dem Hause Corsini mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Doch dieser, nachdem er sich mit dem sardin. Gesandten und den Führern der Nationalpartei verständigt, erklärte dem Großherzog: die Dynastie sei nicht anders zu retten, als wenn er zu Gunsten des Erbgroßherzogs Ferdinand abdanke. Darauf wollte Leopold II. sich nicht einlassen. Er versammelte das diplomatische Korps um sich und fragte, ob man ihm freien Abzug aus Florenz garantieren könne. Auf Buoncompagnis bejahende Antwort vollzog der Großherzog eine Urkunde, worin er gegen die vorgefallenen Ereignisse protestierte, und reiste dann mit seiner Familie nach Österreich ab (27. April 1859). In Florenz bestellte der Magistrat sofort eine provisorische Regierung (Peruzzi, Malenchini, Danzini), und diese bat den König von Sardinien, die Diktatur in T. zu übernehmen. Victor Emanuel II. lehnte dies ab, nahm aber T. für die Dauer des Kriegs in seinen Schutz und ernannte Buoncompagni zu seinem Generalkommissar daselbst und General Ulloa zum Oberbefehlshaber der toscan. Truppen.

Am 8. Mai trat Buoncompagni die Regierung an und berief ein Ministerium unter Ricasolis Vorsitz und eine Consulta von Vertrauensmännern. Unterdessen landete das franz. 5. Armeekorps in Livorno, und der Oberbefehlshaber Prinz Napoleon nahm 31. Mai sein Hauptquartier zu Florenz. Kaiser Napoleon III. hatte den Plan, diesen seinen Vetter und Schwiegersohn Victor Emanuels auf den erledigten Thron von T. zu setzen und zu dessen Gunsten das Königreich Etrurien wiederherzustellen. Doch der Plan scheiterte an dem Widerstreben der nationalen Partei, insbesondere des Ministerpräsidenten Ricasoli. Es wurde vielmehr 10. Juni angeordnet, daß alle Beamten dem König Victor Emanuel als «Protektor der Nationalregierung von T.» den Eid leisten sollten. Die Friedenspräliminarien von Villafranca 11. Juli stipulierten die Restauration der habsburgisch-lothring. Dynastie in T., und Leopold II. dankte (zu Bösłau 21. Juli) zu Gunsten des Erbgroßherzogs Ferdinand IV. ab, der durch eine Proklamation voll nationaler und konstitutioneller Zusagen das toscan. Volk zu versöhnen suchte, jedoch vergebens. Die Consulta, der Magistrat von Florenz u. s. w. sprachen sich gegen ihn aus, und als eine amtliche Abstimmung der Municipalitäten angeordnet wurde, erklärten sich 225 für die Absetzung der Dynastie, 1 dagegen, und 20 enthielten sich ihres Votums. Da Sardinien jetzt den Generalkommissar Buoncompagni abrufen mußte, so übernahm 1. Aug. Ricasoli die Oberleitung. Am 11. Aug. ward die mit sehr niedrigem Census gewählte Nationalversammlung eröffnet, welche am 16. einstimmig die Absetzung der habsburgisch-lothring. Dynastie dekretierte. Am 20. Aug. erklärte sich die Versammlung für die Annexion an Sardinien, gleichfalls mit Einstimmigkeit. Bei der Volksabstimmung vom 11. und 12. März 1860 sprachen sich 386445 Stimmen für die Annexion, 14925 für einen besondern Staat aus. Darauf ward T. durch Dekret Victor Emanuels vom 22. März mit dem Königreich Sardinien vereinigt, wogegen der Großherzog Ferdinand IV. (zu Dresden 26. März) vergebens protestierte. Um das provinzielle Selbstbewußtsein zu schonen, ward vorläufig Ricasoli als Generalgouverneur in T. belassen, und Prinz Eugen von Savoyen-Carignan ging als königl. Statthalter und Oberbefehlshaber nach Florenz. Doch zu Anfang 1861 traten beide zurück, und die Einverleibung ward vollständig durchgeführt. Seitdem bildet T. einen Bestandteil des Königreichs Italien (s. d.).

Vgl. Jagemann, «Auszug aus Riguccio Galluzzis Geschichte des Großherzogtums T. unter der Regierung der Fürsten aus dem Hause Medici» (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1784—85); Zobi, «Storia civile della T. dal 1738 al 1848» (5 Bde., Flor. 1850—53); «Memorie economicopolitiche o sia de' danni arrecati dall' Austria alla T. dal 1737 al 1859, dimonstrati con documenti officiali» (2 Bde., Flor. 1860); Ricasoli und Ridolfi, «T. et Austria» (Flor. 1859); Reumont, «Geschichte T.s seit dem Ende des florentin. Freistaats» (2 Bde., Gotha 1876—77).

Toscanella, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Viterbo, rechts an der Marta, 190 m über dem Meere, von mittelalterlichen Zinnenmauern mit Türmen umgeben, zählt (1881) 3640 E. Im Altertum hieß die zu Etrurien gehörige Stadt Tuscania, lag in der Römerzeit an der Via Clodia, erscheint während der Herrschaft der Longobarden unter dem Namen Tuscana, im 12. Jahrh. als

Tuscanella, war bis 1208 Sitz eines Bistums und seit 788 eine Besitzung des päpstlichen Stuhls, an den es durch eine Schenkung Karls d. Gr. gekommen war. Die Stadt hat zwei herrliche Basiliken, welche namentlich an den Façaden einen reichen Skulpturenschmuck aufweisen, nämlich San-Pietro, mit Krypta und antiken Säulen, und Sta.-Maria von 1206. An der Stelle von San-Pietro erhob sich im Altertum die Stadtburg. In der Umgebung finden sich zahlreiche etrusk. Gräber, in dem in der Stadt belegenen kleinen Garten der Casa Campanari Sarkophage, deren Deckel lebensgroße Bilder der Verstorbenen tragen, und die Nachbildung eines etrusk. Grabes.

Toscanisches Meer, s. Tyrrhenisches [Meer.

Toschi (Paolo), berühmter Kupferstecher, geb. 7. Juni 1788 zu Parma, ging 1809 nach Paris, wo er unter Berwics Leitung der Kupferstechkunst sich widmete. Durch den Holländer Hoorteman wurde er in die Kunst des Ätzens und des Gebrauchs der kalten Nadel eingeweiht. In Frankreich, wo er 1815 den Auftrag erhielt, Heinrichs IV. Einzug in Paris von Gérard in Kupfer zu stechen, blieb er bis 1819, wo er nach Italien zurückkehrte, sich in seiner Vaterstadt niederließ und eine Privatkunstschule gründete. Bald darauf wurde er Direktor der Akademie der schönen Künste in Parma, der er eine ganz neue Einrichtung gab. Auf seine Veranlassung wurde auch die neue Galerie erbaut. Zu T.s gelungensten Leistungen gehört sein Stich nach Albanos Venus und Adonis und sein großer Stich Lo spasimo di Sicilia nach Rafaels Gemälde in Madrid (1815); ferner die Kreuzesabnahme nach Daniele da Volterra und Correggios Madonna della scodella. Er starb in Parma 30. Juli 1854.

Tosken, Stamm der Albanesen (s. d.).

Töß, linker Zufluß des Rheins im schweiz. Kanton Zürich, entspringt mit zwei Quellbächen, der Vorder- und der Hinter-T., am Tößstock (1153 m) in der Hörnlikette, durchfließt in nordwestl. Richtung das tief eingeschnittene, von subalpinen Nagelfluhgebirgen umschlossene Tößthal, tritt bei dem Dorfe T. (437 m über dem Meere, 3050 E.) unweit Winterthur in das Hügelland hinaus und mündet nach 49 km langem Lauf, 341 m über dem Meere, $5\frac{1}{2}$ km südwestlich von der Mündung der Thur bei Teufen am Fuße des Irchel. Ihre wichtigsten Zuflüsse sind der Kemptbach links, die Eulach rechts. Obwohl die T. ein wildes gefährliches Bergwasser ist, wird ihre Wasserkraft doch vielfach für die Industrie nutzbar gemacht, namentlich seitdem nach den Hochwassern von 1876 und 1878 der Flußlauf korrigiert worden ist. Die bemerkenswertesten Orte des sehr gewerbfleißigen (Baumwollindustrie) Tößthals sind die Dörfer Bauma (2837 E.) und Turbenthal (2158 E.), beide an der Tößthalbahn (Winterthur-Wald) gelegen, und die alte Grafenburg Kyburg (s. d.). Vgl. Geilfus, «Das Tößthal» (Zürich 1881).

Tot in der Bergmannssprache soviel wie unbrauchbar, untauglich.

Totalisator, eine bei Wettrennen (s. d.) vorkommende Art der Wette, die sich von der Buchmacherei (s. d.) hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß beim T. die Höhe der Gewinnsumme erst festgestellt werden kann, wenn der Sieger bekannt ist. Dann werden alle Einlagen addiert und die Summe durch die Anzahl der auf den Sieger gemachten Einsätze dividiert, nachdem 5 Proz. der Summe zu Gunsten der Totalisatorkasse abgezogen sind. Sind z. B. auf fünf Pferde zusammen 500 Mark gesetzt, auf eins derselben, welches gewinnt, 10 Einlagen zu 10 Mark, so werden von den 500 Mark zunächst 5 Proz., also 25 Mark, für die Kasse abgezogen, der Rest, 475 Mark, mit 10 geteilt, sodaß jede der 10 gewinnenden Einlagen zu 10 Mark 47,5 Mark ausbezahlt erhalten würde. Das dem T. zufließende Geld gehört dem Rennverein, der den T. hält. Der T. wurde 1871 bei den Wettrennen eingeführt, in Deutschland aber durch Reichsgerichtserkenntnis vom 29. April 1882 als Glücksspiel verboten.

Totalität (neulat.), d. i. Gesamtheit, ist ein Prädikat, welches einem Gegenstand in der Hinsicht zukommt, daß er als ein Ganzes, d. h. als der vollständige Komplex aller seiner Teile, aufgefaßt wird. Auch versteht man darunter den Inbegriff aller Personen oder Sachen einer bestimmten Gattung, entgegengesetzt der Singularität oder Einzelheit und der Pluralität oder Mehrheit. Die T. im ästhetischen Sinne ist ein Erfordernis des Kunstwerks, welches alle Beziehungen und Gedanken enthalten soll, durch welche sich eine ästhetische Idee klar und erschöpfend ausspricht.

Totalschaden (Totalverlust) bildet im Versicherungsrecht den Gegensatz zum Partialschaden (s. d.) und ist dann vorhanden, wenn der ganze versicherte Wert dem Versicherten verloren geht. Der Versicherer hat alsdann die ganze Versicherungssumme zu zahlen.

Totana, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Murcia, am südlichen Fuße der Sierra de Espuña, welche bis zu 1583 m aufsteigt, an der Straße Murcia-Lorca, zählt (1877) 9648 E. und hat Orangenkultur, Salpeterfabrikation, Töpferei und Leinweberei.

Totes Gebirge, s. Priel.

Tote Hand (manus mortua) ist die aus der alten Rechtssprache herübergenommene Benennung für verstorbene Besitzer oder für solche jurist. Personen, welche an dem beliebigen Gebaren mit ihrem Eigentum gehindert sind. So bezeichnet man als «Abgabe von der Toten Hand» oder als Tote Hand schlechthin den Sterbefall (mortuarium, Baulebung), d. h. einen der Herrschaft nach Gesetz oder Herkommen gebührenden Teil des Nachlasses eines Unfreien oder Hörigen. Ausnahmsweise können auch freie Erbfolger rücksichtlich eines abhängigen Besitzes, z. B. eines Erbzinsguts, zu ähnlichen Abgaben (Sterbelehn) verpflichtet sein. Hauptsächlich aber nennt man Tote Hand (frz. main morte) vermögenbesitzende öffentliche oder gesetzlich anerkannte Körperschaften und Stiftungen von unbegrenzter Dauer, sofern das Vermögen derselben der allgemeinen Verkehrsbewegung und namentlich auch der Erbteilung entzogen ist. Besonders wird der Ausdruck mit Bezug auf die Kirche, die Klöster und kirchlichen Stiftungen gebraucht. Die Kirche war seit Konstantin d. Gr. nicht nur als Vermögenssubjekt anerkannt, sondern es wurde auch ihr Vermögenserwerb schon durch das röm. Recht wesentlich begünstigt. Im Mittelalter wurden ihre Privilegien noch erweitert und namentlich forderte das kanonische Recht für ihre Güter Steuerfreiheit. Dieses letztere Verlangen rief jedoch schon seit dem 13. Jahrh. bei den Fürsten und Städten Widerspruch hervor, der besonders in zahlreichen Amortisationsgesetzen zum Ausdruck kam, durch welche der Erwerb von Grundbesitz seitens der Kirchen und Klöster

beschränkt wurde. In der neuern Zeit traten auch die volkswirtschaftlichen und sozialen Übelstände, die mit einer großen Anhäufung von Grundbesitz in Tote Hand verbunden sind, immer mehr hervor und veranlaßten im Verein mit den finanziellen Notlagen der Staaten seit der Französischen Revolution mehrfach Einziehung und Verkauf der geistlichen und Stiftungsgüter, wobei die Benutzer und Berechtigten in der Regel entschädigt wurden. Die Gründung neuer Stiftungen und größere Schenkungen und Vermächtnisse an bestehende Körperschaften bedürfen meistens der staatlichen Genehmigung. Die Steuerverhältnisse der Güter Toter Hand sind sehr verschiedenartig geordnet. In Preußen z. B. sind gewisse Güter der Kirchen und der Stiftungen für milde und Unterrichtszwecke von der Grundsteuer und die Dienstwohnungen der Kirchen- und Schuldiener, sowie die direkt für die Zwecke milder Stiftungen benutzten Gebäude von der Gebäudesteuer befreit. Zur Einkommensteuer werden juristische Personen und Korporationen aller Art, sowie auch Fideikommisse und Familienstiftungen als solche nicht herangezogen. In Frankreich wird von dem Grundbesitz der Toten Hand, wozu die Güter der Departements, Gemeinden, Spitäler, Seminare, Kirchen, religiösen Genossenschaften, Wohlthätigkeitsanstalten, anonymen Gesellschaften und überhaupt aller gesetzlich anerkannten öffentlichen Anstalten gerechnet werden, als Ersatz für die ausfallende Besitzwechselsteuer nach dem Gesetz vom 20. Febr. 1849 eine besondere jährliche Abgabe erhoben.

Totes Meer, in der Bibel das Salzmeer, Meer der Heide oder das Östliche Meer, bei Griechen und Römern der Asphaltsee, bei den Arabern noch heute Lots See genannt, ist ein sehr merkwürdiger Landsee im Südosten Palästinas, dessen Spiegel 394 m tiefer liegt als derjenige des Mittelmeers und von dessen Grunde sich von Zeit zu Zeit nach Erderschütterungen Asphaltmassen auf die Oberfläche heben. Das Tote Meer hat bei einer Länge von 70 km eine Breite von 15 km und eine Oberfläche von 1283 qkm. Der Jordan und andere Flüsse führen ihm eine beträchtliche Wassermasse zu, welche aber durch eine starke Verdunstung, und zwar nur durch diese, sich wieder verliert, sodaß das Niveau sogar sich allmählich senkt. Die tiefe Lage zunächst den sich im Osten und Westen erhebenden schroffen Gebirgsreihen macht das Klima zu einem fast tropisch heißen. Am Südwestende erhebt sich ein ganzer Berg von Steinsalz; auf der Ostseite gibt es gleichfalls Salzblöcke und warme Quellen, auch Schwefel findet sich reichlich. Das Wasser ist außerordentlich klar, aber stark salz- und bromhaltig und spezifisch schwer; weder Fische noch überhaupt organische Wesen können darin bestehen. Auch die Umgegend hat nur eine äußerst spärliche Vegetation. Alles hat ein verbranntes Aussehen und die Natur ist wie tot, daher der Name. Der am südwestl. Ufer erhaltene Name Usdum erinnert an Sodom; von Gomorrha hat sich jeder Anklang verloren. Jedenfalls dürfte nur in dem 2—4 m tiefen Süddrittel des Sees das zufolge der Genesis einst mit seinen Ortschaften verschlungene Thal Siddim zu suchen sein, während der bis zu 400 m tiefe Nordteil von jeher als Abzugsbassin für den Jordan und die kleinern Flüsse in Anspruch genommen werden muß. Vgl. Robinson, «Palästina» (3 Bde., Halle 1840—42); Lynch, «Official report of the U. S. expedition to explore the Dead Sea and the Jordan» (Baltimore 1852; deutsch, Lpz. 1853); Fraas, «Aus dem Orient» (Stuttg. 1867); de Luynes, «Voyage d'exploration à la mer morte, etc.» (herausg. von Vogué, 2 Bde., Par. 1871—74).

Toter Winkel entsteht beim Gebrauch der Feuerwaffen, namentlich hinter natürlichen oder künstlichen Deckungen, wenn durch die Terraingestaltung, resp. durch das Profil der Brustwehr, die Einsicht des Schußfeldes eine beschränkte ist. Wenn der vordere Abhang einer Höhe, von deren Kamme die Feuerwirkung ausgeht, keine gleichmäßige Böschung hat, sondern durch Einsenkungen unterbrochen ist oder der Neigungswinkel des Abhangs allmählich oder plötzlich zunimmt, so liegt ein Teil des letztern, resp. des Vorterrains, im Toten Winkel. Ein solcher entsteht ferner, wenn eine Brustwehr eine äußere Böschung von steilerm Abfall als die Krone hat oder wenn sich vor der Brustwehr ein Graben befindet. Der somit der Einsicht entzogene Raum kann von der Feuerlinie aus nicht im direkten Schusse bestrichen werden und befindet sich, wie man sagt, im Toten Winkel. Die für den Verteidiger einer Stellung oder eines Werks im Toten Winkel liegenden Stellen gewähren dem Angreifer Deckung, und ist es daher bei fortifikatorischen Anlagen von jeher das Bestreben gewesen, die Toten Winkel auf irgend eine Weise unter Feuer zu nehmen. Bei den Mauern der ältern Städtebefestigung bediente man sich der vorspringenden Türme als Positionen zur seitlichen Bestreichung des im Toten Winkel liegenden Raums unmittelbar vor der Mauer oder auch der erkerartig angebrachten Machiculis zur Bestreichung der vordern Mauerböschung von oben her. Seit Erfindung des Schießpulvers beherrscht man die Toten Winkel der Festungsgräben entweder vermöge einer besondern Gestaltung des Grundrisses der Umfassung oder durch Verteidigungsanlagen im Graben. (S. Festungsbau.) In der Feldbefestigung begnügt man sich, die Toten Winkel auf ein Minimum zu reduzieren und dem Feinde die Benutzung solcher Stellen durch Hindernismittel zu erschweren.

Totem, das Handzeichen der canadischen Indianer, dessen sich die Häuptlinge statt der Namensunterschrift bedienen.

Totemismus, s. unter Unsterblichkeit.

Totenamt, Gottesdienst zu Ehren eines Verstorbenen; in der kath. Kirche soviel wie Seelenmesse.

Totenbeschwörung, s. Nekromantie und Totensagen.

Totenbestattung, s. Bestattung der Toten.

Totenblume, s. Calendula.

Totenbuch heißt die Sammlung auf das Leben nach dem Tode bezüglicher Schriften und Bilder, die die Ägypter ihren Verstorbenen in das Grab legten, damit dieselben wußten, was sie den verschiedenen Göttern und Dämonen, denen sie begegnen würden, zu sagen hätten. Der Kanon des T., das übrigens aus Stücken vom verschiedensten Alter besteht, ist erst sehr spät abgeschlossen; eine solche vollständige Handschrift hat Lepsius 1842 herausgegeben, doch ist sie der sehr starken Verderbtheit des Textes wegen nicht zu benutzen. Eine kritische Ausgabe der ältern Recension hat auf Lepsius' Anregung Naville (Berl. 1886) veranstaltet, Bruchstücke der allerältesten Textgestalt veröffentlichte Lepsius («Älteste Texte des T.», Berl. 1867). Das Verständnis des für die Ägyptologie so wich-

tigen Buchs iſt noch nicht weit gediehen; die Überſetzungen von Birch (in Bunſens «Egypt's place in universal history», Lond. 1854 fg.) und Pierret («Le livre des morts», Par. 1882) ſind ohne Wert.

Totenfeſt, Totenfeier, das feierlich begangene Andenken an die Toten. Schon in der älteſten chriſtl. Kirche begingen die Freunde und Verwandten eines Geſtorbenen den Jahrestag ſeines Todes durch gemeinſame Kommunion. Später wurde für alle in einer Gemeinde eine gemeinſame Totenfeier veranſtaltet und in der kath. Kirche das Feſt Allerſeelen (ſ. d.) beſtimmt. In der prot. Kirche wird ein T. entweder am Sonntag vor dem erſten Advent oder am letzten Sonntag des Jahres gefeiert. An manchen Orten bekränzt man die Gräber am Johannistage.

Totengericht, ein merkwürdiger Beſtandteil der ägypt. Mythologie. Im 125. Kapitel des ägypt. Totenbuchs wird dargeſtellt, wie der Verſtorbene an der Hand der Göttin der Wahrheit in den Gerichtsſaal der Unterwelt vor den Totenkönig Oſiris tritt. Hier thront der Gott auf der dem Eingange gegenüberſtehenden Seite. In der Mitte iſt eine große Wage aufgerichtet. Die Straußfeder, das Symbol der Wahrheit, liegt in der einen, das Herz des Toten liegt in der andern Wagſchale. Ein weibliches Nilpferd fungiert als Ankläger. In der Höhe ſitzen 42 Götter, deren jeder über eine der 42 Hauptſünden, über welche ſich der Verſtorbene zu rechtfertigen hat, beſonders wacht. Die Götter Horus und Anubis ſind mit dem Wägen des Herzens beſchäftigt. Der ibisköpfige Thoth, der Rechtfertiger, verzeichnet das Reſultat, welches natürlich jederzeit als ein günſtiges vorausgeſetzt wird. Dies iſt das T. in der ägypt. Unterwelt. Nach Diodor wurde aber ſchon vor dem Begräbnis ein menſchliches Gericht über den Verſtorbenen gehalten. Ehe der Sarkophag auf dem heiligen See, über den ihn der Fährmann Charon ſetzte, eingeſchifft wurde, verſammelten ſich die Freunde und Verwandten des Toten nebſt 42 Totenrichtern am Ufer. Jedem war es erlaubt, das Leben des Verſtorbenen anzuklagen und ihm dadurch, wenn die Anklage vor den Richtern aufrecht erhalten werden konnte, das feierliche Begräbnis zu entziehen. Der Verleumder aber wurde hart beſtraft. Selbſt ungerechte und verhaßte Könige ſollen, nach Diodors freilich zweifelhaftem Bericht, zuweilen auf dieſe Weiſe ihres Begräbniſſes verluſtig gegangen ſein.

Totengräber (Necrophorus), Käfer, ſ. unter Aaskäfer. Einer der häufigſten iſt der 12—20 mm lange ſchwarze Totenkäfer (Necrophorus vespillo, ſ. Tafel: Inſekten I, Fig. 9) mit zwei orangefarbenen Querbinden über den Flügeldecken.

Totenkopf (Sphinx atropos, ſ. Tafel: Inſekten III, Fig. 3) heißt der größte der deutſchen Abendſchmetterlinge, deſſen 13—16 cm lange, grüne, ſchön geſtreifte Raupe auf den Kartoffeln lebt. Der düſter gefärbte, auf den Oberflügeln braun marmorierte Schwärmer trägt auf der Rückſeite der Bruſt eine gelbe, einem Totenſchädel ähnliche Zeichnung, deshalb der Name. Der T. gibt, wenn er mißhandelt wird, einen eigentümlichen, klagenden Ton von ſich, der durch Ausſtoßen von Luft aus dem Saugmagen durch die enge Speiſeröhre und durch einen Schlitz im Saugrüſſel entſteht.

Totenlade, Berg, ſ. Milſeburg.

Totenleuchten ſind Säulen, Pfeiler oder ſonſtige Unterbauten mit einem laternenartigen Aufſatze zur Aufnahme eines «Arme-Seelenlichts», das zu Ehren der Verſtorbenen auf einem Kirchhofe angezündet ward und dieſen erleuchtete. Die älteſten bekannten Kirchhofslaternen dieſer Art ſtammen aus dem 13. Jahrh. Bis zum 16. Jahrh. weit verbreitet, kamen ſie ſeitdem in Abnahme und gingen meiſtens zu Grunde.

Totenmeſſe, ſ. unter Meſſe.

Totenorgel, ſ. Orgelgeſchütz.

Totenſagen. Schon bei den älteſten Kulturvölkern wird nach den religiöſen Anſchauungen durch den Tod der Zuſammenhang zwiſchen Seele und Körper nicht ganz und für immer gelöſt. Das merkwürdigſte Beiſpiel bietet Altägypten, wo die Mumiſierung der Leichen auf dem Glauben an die Seelenwanderung beruhte, ſodaß die Seele ſchließlich in den frühern Körper zurückkehrte. Auch die Inder entwickelten das Dogma einer Seelenwanderung. Verſchieden davon iſt der Glaube, daß der Verſtorbene nach ſeinem Abſcheiden den irdiſchen Dingen nicht ganz entfremdet wird, ſondern unter Umſtänden ſeine Teilnahme daran durch das Erſcheinen ſeines Geiſtes entweder freiwillig oder durch Beſchwörungen genötigt bezeugt. Indeſſen ſind Beiſpiele für dieſen Glauben im vorchriſtl. Altertum ſehr ſelten; bei den Griechen und Römern wanderte die Seele einfach in die Unterwelt, wo ſie ein weſenloſes Schattenleben führte. Die Toten konnten aber zum Behufe der Weisſagung aus dem Hades citiert werden (Nekromantie), wovon das älteſte Beiſpiel Odyſſeus gibt. Dieſe Beſchwörungen wurden zum Teil an beſtimmten Orten vorgenommen, außerdem aber traten die Nekromanten als eine Art freier Zunft wie andere Zauberer auf, und die Prozedur, die ſie anwandten, iſt von Horaz und Tibull überliefert.

Aus dem Heidentum iſt viel aus dem mit den Toten verknüpften Aberglauben auch auf die chriſtl. Völker übergegangen. Schon die Wahrſagung in Beziehung auf den Tod, die ſog. Vorzeichen, das Verhalten beim Sterben, das Totanſagen, die Beerdigung, die Totenkleider u. ſ. w. ſind mit einer Fülle abergläubiſcher Anſchauungen umſponnen. Kaum minder ausgedehnt iſt der Kreis des Aberglaubens, der ſich um das Leben der abgeſchiedenen Seele in wucherndſter Fülle entwickelt hat. Der Tod vernichtet nicht das Leben, ſondern verändert es nur, es iſt nicht ein verklärtes, ſondern haftet an dem Diesſeits, unheimlich für die Lebenden, die deshalb dahin ſtreben, dem Toten im Grabe Ruhe zu verſchaffen. Man gibt der Leiche ein Geldſtück mit, um ſie für ihr irdiſches Beſitztum abzukaufen. Vierzig Tage lang muß jeder Geſtorbene noch auf Erden wandeln. In der Weihnachtsnacht brennt man im Hauſe Licht, damit die einkehrenden Toten ſich daran wärmen können, und um Mitternacht vom Allerheiligen- zum Allerſeelentage verſammeln ſich alle Geſtorbenen aus der Gemeinde in der Kirche und halten einen ordentlichen Gottesdienſt, wobei der verſtorbene Pfarrer predigt. Beſonders die Selbſtmörder haben keine Ruhe im Grabe, auch nicht wer bei Lebzeiten Geld vergraben oder verſteckt hat, ferner nicht der Meineidige, Wucherer, Geizige und wer Grenzſteine verrückt oder ſeinem Nachbar ein Stück Acker abgepflügt hat. Sie erſcheinen als Geſpenſter, gemeiniglich in menſchlicher Geſtalt oder als Feuermänner, Irrlichter, Kröten, feurige Hunde u. ſ. w. Beſonders grauenhaft iſt die bekannte Vampyrſage.

Die Seelen der Toten kann man durch Zauberkunst beschwören und herbeirufen, daß sie sichtbar erscheinen oder hörbar antworten müssen. Dies führt auf das Gebiet der über die natürliche Menschheit hinausragenden Geisterwelt, das in neuester Zeit zu lebhaft ventilierten Verhandlungen Anlaß gegeben hat. Die Erlösung der Toten ist gemeiniglich nur durch kirchliche und der Hinterbliebenen Fürbitte möglich, knüpft sich aber häufig auch an andere Bedingungen, z. B. wenn das Heben eines Schatzes damit verbunden ist. Nicht selten sind die Bedingungen dazu schwierig und nur mit Gefahren zu erfüllen. Vgl. Wuttke, «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Berl. 1869).

Totenschau oder Leichenschau bezeichnet eine im obrigkeitlichen Auftrag erfolgende sachkundige Untersuchung jedes verstorbenen Individuums vor seiner Beerdigung. Der Zweck derselben ist teils die Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens (eine Gefahr, die man übrigens sehr übertrieben hat), teils Entdeckung von Verbrechen (s. Obduktion), von epidemischen oder ansteckenden Krankheiten und andere polizeiliche oder statist. Nachweise. In beiden Hinsichten hat eine gut eingerichtete T. große Vorzüge vor den Leichenhäusern und andern Vorkehrungen in diesem Fache. Es gehört aber zur wirksamen T., daß dieselbe nur von wissenschaftlichen Ärzten ausgeübt werde (nicht, wie in manchen Orten, von Barbieren, Nachtwächtern, Hebammen u. dgl.), daß keine Leiche begraben werden darf, ehe die gesetzliche T. stattgefunden hat (oder der Hausarzt den wirklich erfolgten Tod schriftlich bescheinigt), und daß die Behörden wie das Publikum dem Totenbeschauer (Schauarzt) sein ohnedies unangenehmes Amt nicht erschweren. Wo diese Bedingungen erfüllt werden, hat sich die T. auch als ein nützliches Institut erwiesen.

In manchen Ländern, wie in England (s. Coroner), veranstaltet man bloß nach Unglücksfällen, gewaltsamen oder unerklärten Todesfällen, bei Totgefundenen u. s. w. eine solche T., beziehentlich mit Leichenöffnung.

Totensonntag, s. Lätare.

Totentanz (lat. Chorea Machabaeorum, frz. la Danse Macabre) nennt man eine seit dem 14. Jahrh. in Aufnahme gekommene Gattung von Dicht- und Bildwerken, welche in einer Reihe allegorischer Gruppen unter dem vorherrschenden Bilde des Tanzes die Macht des Todes über das Menschengeschlecht zu veranschaulichen suchen. Das Resultat der wissenschaftlichen Forschungen, die in neuerer Zeit über den interessanten Gegenstand angestellt worden, ist der Hauptsache nach folgendes. Obwohl die altgerman. Vorstellungen vom jenseitigen Leben durch die Einführung des Christentums fast vollständig verdrängt wurden und die Kirche alle weitere Bestimmung darüber für sich in Anspruch nahm, bemächtigte sich doch auch der Volksgeist des Gedankens vom Tode, namentlich seitdem im 14. Jahrh. weitverbreitete Seuchen und andere Nöten die allgemeine Stimmung in hohem Grade aufgeregt hatten. An die Stelle der alten Mythologie trat eine ausgebildete Allegorie, die je nach dem Charakter der verschiedenen Zeiten selbst verschiedenartig sich gestaltete. So ward früh der Tod in einfachen, großartigen Zügen als Ackersmann verbildlicht, der das Feld des Lebens mit Blut düngt, als gewaltiger König, der mit seinen Heerscharen das Menschengeschlecht befehdet, u. s. w. Als später, mit dem stärker sich geltend machenden Bewußtsein des Volks, der Gegensatz zwischen der Lust des Lebens und der unausweichbaren Gefahr das Gemüt tiefer ergriff, drängte sich bitterer Humor in den Vordergrund, der aus der Allgemeinheit des menschlichen Schicksals einen herben Trost entnahm und es zu verschmerzen hoffte, indem er sich darüber spottend äußerte. So wurde der Tod als ein geschickter Spieler dargestellt, der jedem die angebotene Partie abgewinnt, häufiger noch als Reigenführer, dessen Zuge jeder Stand und jedes Alter sich anschließen muß, in welcher Eigenschaft er oft als schadenfroher Spielmann vorausspringt. Die Kunst, wie die Malerei und die Skulptur, und die Dichtung bemächtigten sich des Gegenstandes, doch erst in ausgedehnterm Maße, als der Volkshumor eine religiöse Färbung annahm und die Tendenz eines memento mori, eines frommen Todesgedankens sich daran knüpfte. Da Tanz und Drama noch eng verbunden waren, in geistlichen Schauspielen in und bei Kirchen auch häufig aufgeführt wurden, entwickelten sich jene Vorstellungen sehr bald zu dramatischer Dichtung und Schaustellung. Es gestaltete sich ein Drama einfachster Art, bestehend aus kurzen, meist vierzeiligen Wechselreden zwischen dem Tode und ursprünglich 24 nach absteigender Rangfolge geordneten Personen. Aufführungen solcher Art lassen sich in Deutschland und Frankreich bereits im 14. Jahrh. nachweisen. Wie es scheint, hat man den sieben Makkabäischen Brüdern mit ihrer Mutter und Eleasar (2 Makk. 6, 7) entweder selbst eine hervorragende Rolle darin zugeteilt oder die Aufführungen zuerst auf deren Gedächtnisfest verlegt. Daher die Bezeichnung «Makkabäischer Tanz». In Frankreich (marché aux innocents») und England waren im 15. Jahrh. Totentanzbilder populär.

Eine anhaltende, mannigfaltige und eigentümliche Behandlung fand indessen der Stoff in Deutschland. Eine Wandmalerei in einer Kapelle der Marienkirche zu Lübeck von 1463, deren niederdeutsche Verse zum Teil gerettet sind, zeigt noch eine sehr einfache Form des T.: 24 menschliche Gestalten, Geistliche und Laien in absteigender Rangordnung vom Papst und Kaiser bis hinab zum Klausner und Bauer, sowie Jüngling, Jungfrau und Kind, zwischen je zweien derselben eine Todesgestalt, nicht als Gerippe, sondern als verschrumpfte Leiche mit umhüllendem Grabtuch, ziehen hier nach alter Weise des Tanzes im Reigen, voran ein einzelner Tod pfeifend und springend. Aus etwas späterer Zeit ist erhalten ein T. in der Marienkirche zu Berlin mit 28 Paaren. Gegen Ausgang des 15. Jahrh. fällt der im Kreuzgange des Klingenthals, eines ehemaligen Frauenklosters der Kleinstadt Basel, mit 38 Tänzergruppen. Älter sind die frühesten Holzschnittwerke, die diesen Gegenstand behandeln. Während die Dichtkunst endlich den Stoff zu verschmähen begann, nahm sich desto eifriger die bildende Kunst seiner an. Aus der Verborgenheit des Frauenklosters trug man den T. zu Basel in die Öffentlichkeit über, indem man ihn an der Kirchhofsmauer des Predigerklosters anbrachte, wo er bald ein Wahrzeichen der Stadt und Anlaß zur Redensart «Der Tod von Basel» wurde. Herzog Georg von Sachsen ließ nach 1534 längs der Mauer am dritten Stockwerk seines Schlosses zu Dresden ein steinernes Relief von 24 lebensgroßen Menschen- und Todesgestalten ausführen, welches, im

großen Brande von 1701 stark beschädigt, auf den Kirchhof der Neustadt Dresdens übertragen und wiederhergestellt wurde. Berühmter noch ist der T., den etwas früher Nikolaus Manuel an die Kirchhofsmauer des Predigerklosters zu Bern mit 41 Figuren malte. Überhaupt war es der Predigerorden, der diese Darstellung sich vorzugsweise zu eigen machte. Der berühmteste T. ist der, welchen Lützelburger nach den Zeichnungen Hans Holbeins des Jüngern in Holzschnitt ausführte und worin die ganze Anschauung eine völlig neue und wahrhaft künstlerische Gestalt erhielt. Während man bisher zu schildern gesucht, wie der Tod keinen Stand und kein Alter verschont, lag es Holbein vielmehr daran zu zeigen, wie der Tod mitten hereinbricht in den Beruf und die Lust des Erdenlebens. So sah er vom Bilde des Tanzes ab und gab abgeschlossene Scenen, durchweg von erschütternder Wirkung, so klein an Umfang sie auch ausgeführt sind. Auch zeichnete er ein Alphabet mit Totentanzdarstellungen. Die Originalzeichnungen der «Imagines mortis», wie Holbein sein größeres Werk nannte, befinden sich in Petersburg. Die beste Reproduktion in Lichtdruck nach dem Exemplar im berliner Kupferstichkabinett hat Lippmann 1875 herausgegeben. Im 16., 17. und 18. Jahrh. entstanden Totentänze noch zu Füssen, Konstanz, Luzern, zu Kukuksbad in Böhmen, Freiburg, Erfurt u. s. w. In neuester Zeit behandelte Alfred Rethel den Stoff in großartiger Weise, Bechstein sogar wieder in einem Gedicht. Die alten Gemälde zu Basel und Bern sind größtenteils zerstört.

Vgl. Peignot, «Recherches sur les danses des morts» (Dijon u. Par. 1826); Douce, «The dance of death» (Lond. 1833); Maßmann, «Litteratur der Totentänze» (Lpz. 1841); derselbe, «Baseler Totentänze» (Stuttg. 1847); W. Wackernagels Abhandlung in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (Bd. 9, Lpz. 1853).

Totenuhr, s. u. Bohrkäfer, Holzfresser u. Klopfkäfer.

Totenvogel werden mehrere kleinere Eulenarten genannt, die nach abergläubischer Anschauung durch ihr Schreien in der Nähe der Wohnung eines Kranken dessen baldiges Ableben verkünden sollen. In andern Teilen der Welt wird dasselbe von gewissen Nachtschwalben gefabelt.

Totfall oder Sterbefall (mortuarium), s. unter Tote Hand.

Tóth (Eduard), ungar. Dramatiker, geb. 14. Okt. 1844 zu Putnok im Komitate Gömör, war zum Kaufmann bestimmt, wurde jedoch 1864 Schauspieler und wirkte als solcher wie als Theaterdichter bei verschiedenen Provinzbühnen, bis er 1871 mit seinem Volksstück «A falu rossza» («Der Dorflump», deutsch von A. Sturm) einen vom Nationaltheater ausgeschriebenen Preis gewann. Nun erhielt er eine Stellung an diesem Theater, starb aber schon 27. Febr. 1876. Einen Preis des Volkstheaters gewann er mit dem Volksstück «Die Abgeschobene» (1874). Diese Stücke wie das Volksstück «Die Familie des Drehorgelmanns» (1874) errangen auf der Bühne einen durchschlagenden Erfolg. T. war ein originelles und bedeutendes, aber noch nicht abgeklärtes Talent, der bedeutendste Vertreter des von Szigligeti geschaffenen ungar. Volksstücks. Seinen Operntext «Namenlose Helden» (1875) hat Franz Erkel komponiert.

Tóth (Koloman), ungar. Dichter, geb. 30. März 1831 zu Baja im Komitate Bács-Bodrog, nahm an dem Freiheitskriege als Honvéd teil. Im J. 1852 erschien die erste Sammlung seiner durch patriotische Tendenz und warmes Gefühl ausgezeichneten, volkstümlich gehaltenen Gedichte, welche sehr populär wurden. Mehrere weitere Sammlungen folgten, welche T. nach Petőfi zum beliebtesten ungar. Liederdichter machten. Weniger gelungen, weil zu lyrisch, sind seine Dramen: «Der letzte Zách» (1857) und «Der letzte ungar. König» (1860); doch errang das Trauerspiel «Eine Königin» (1857) einen akademischen Preis und das Lustspiel «Frauen in der Verfassung» (1871) einen vollen Bühnenerfolg. T. war seit 1860 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, seit 1861 der Akademie. Er starb 3. Febr. 1881. Von großer Bedeutung war für seine Zeit das von ihm 1860 begründete Witzblatt «Bolond Miska» («Der närrische Michel»).

Totilas, ostgot. Feldherr von hoher Abkunft (sein Oheim Ildibod, der 540 König der durch Belisar bereits auf Oberitalien zurückgedrängten Ostgoten wurde, war des Westgotenkönigs Theudis Neffe), hatte in dem Kampfe mit den Oströmern sich durch Geschick und Thatkraft bereits großes Ansehen erworben. Er war Kommandant zu Tarvisium, als (541) sein Oheim durch Mörderhand fiel; da sein Nachfolger, der rugische König Erarich, sich nicht bewährte, so erwählten die Goten in Ticinum (542) nunmehr den jungen kühnen T. zu ihrem König, dessen Genie der Sache seines Volks einen neuen Aufschwung gab. Er erkämpfte mit anfangs nur geringer Macht eine Reihe glänzender Erfolge, gewann (zunächst noch mit Ausnahme der größern Städte) die Halbinsel der Apenninen wieder bis nach Bruttium, hielt auch dem (544—545) wieder in Italien auftretenden Belisar glücklich Stand und eroberte, freilich nur vorübergehend, nach langer Belagerung (17. Dez. 546) die Hauptstadt Rom. Überall hielt er auf gute Mannszucht und trat so milde und maßvoll, als damals immer möglich war, auf. Dagegen vermochte er nicht, das von Belisar wieder besetzte Rom zum zweiten mal zu gewinnen; dies ist ihm erst geglückt, als Belisar (Anfang 549) nach Konstantinopel zurückgekehrt war. T. schuf sich auch eine Flotte, mit der er Sicilien, Sardinien und Corsica eroberte und die griech. Küste des Jonischen Meeres heimsuchen konnte; den oft angetragenen Frieden wies aber, durch die kath. Geistlichkeit und den Adel Italiens bestimmt, Kaiser Justinian I. schroff ab. T. ist endlich der Übermacht des von Dalmatien her vorrückenden Generals Narses erlegen; in der mörderischen Schlacht bei Taginä am Fuße der Apenninen (in Umbrien, nördlich von Spoleto) wurde T. nach längerm Kampfe geschlagen und durch den Gepiden Asbad tödlich verwundet (im Juli 552).

Totis oder Dotis (ungar. Tata), großer Marktflecken im ungar. Komitate Komorn, Sitz eines Stuhlrichteramts, unweit von der Donau, 22 km südöstlich von Komorn gelegen, Station der Linie Budapest-Brud der Ungarischen Staatsbahnen, besteht eigentlich aus drei Teilen: aus dem eigentlichen T., aus der Oberstadt und aus der an einem großen fischreichen See gelegenen Seestadt oder Tóváros, hat zusammen (1880) 10291 E., ein gräflich Esterházysches Schloß mit einem schönen engl. Garten, ein Piaristenkollegium mit Gymnasium, ein Kapuzinerkloster, eine Hauptschule, Schwefelquellen, gute Marmor- und Tuffsteinbrüche, zahlreiche Mühlen, eine Steingut-, eine Zucker- und eine Lederfabrik,

Spiritus- und Branntweinbrennereien u. ſ. w. Zwiſchen den genannten Teilen des Ortes liegen die Überreſte eines alten, einſt von Matthias Corvinus bewohnten Schloſſes. T. wurde um 994 von dem apuliſchen Grafen Adeodat angelegt, im 16. Jahrh. mehrmals von den Türken eingenommen und von den Kaiſerlichen zurückerobert. Die Feſtung wurde 1707 aufgelaſſen und erſt 1815 vom Grafen Nikolaus Eſterházy teilweiſe hergeſtellt. In der an röm. Altertümern, Urnen, Münzen u. ſ. w. reichen Umgegend befinden ſich bedeutende Waldungen, Weinberge und Schäfereien. In dem nahen Dorfe Baj ſind die großen Eſterházyſchen Weinkeller.

Totleben, ruſſ. General, ſ. Todleben.

Totliegendes, ſoviel wie Rotliegendes.

Totma, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Wologda, am linken Ufer der Suchona, mit (1881) 3377 E. Auf dem Verkehrswege nach Archangelsk gelegen, iſt T. ein Stapelplatz für Flachs, Getreide, Leinöl, Kolonial- und Metallwaren.

Totnes, Municipalborough in der engl. Grafſchaft Devon, rechts am River Dart, Station der Linien Exeter-Penzance und T.-Aſhburton der Great-Weſternbahn, zählt (1881) 4089 E. und hat eine Lateinſchule, ein Theater, Wollweberei und Fiſcherei. T. hieß in angelſächſ. Zeit Totneis. Etwa 4 km öſtlich von der Stadt liegt das maleriſche Schloß Berry-Pomeroy-Caſtle.

Totonicapan, Departementshauptſtadt im SW. der mittelamerik. Republik Guatemala, hat etwa 25000 E. indian. Herkunft, Wollweberei, Töpferei und Verfertigung von Holzinſtrumenten, ſowie in der Umgegend beträchtlichen Obſtbau und warme Quellen. — Das Departement Totonicapan, mit 147935 indian. E., umfaßt mit großen Urwäldern bedecktes, noch unwegſames Hochland, welches trotz der Fruchtbarkeit des Bodens erſt ſehr wenig angebaut iſt. Außer vielen Salzquellen und Landwirtſchaft weiſt das Departement dieſelbe Gewerbthätigkeit wie die Hauptſtadt auf.

Totpunkt oder toter Punkt nennt man diejenige Stellung eines Mechanismus, bei welcher von einem Maſchinenteil auf einen andern keine Kraft übertragen werden kann, wie dies z. B. beim Kurbelgetriebe (ſ. d. und unter Dampfmaſchine) der Fall iſt, wenn die bewegende Kraft in den Kreuzkopf eingeleitet wird und die Pleuelſtange mit der Kurbel eine gerade Linie bildet.

Totreife (des Getreides), ſ. unter Ernte.

Totſchlag bedeutet im allgemeinen die widerrechtliche Tötung (ſ. d.) eines Menſchen, im engern Sinne aber diejenige Entziehung des Lebens, welche ſich, anders als bei dem kaltblütigen Mord (ſ. d.), als Folge eines in überwallender Leidenſchaft gefaßten und ausgeführten Vorſatzes darſtellt. Die Strafe des gemeinen Rechts für den T. war das Schwert, und die Strenge rechtfertigte ſich dadurch, daß man das Hauptgewicht auf den Erfolg der Handlung, gegenüber der Gleichheit dieſes Erfolgs aber und gegenüber der höchſten Schutzbedürftigkeit des menſchlichen Lebens auf den Unterſchied zwiſchen Totſchlag und Mord ein geringeres Gewicht legte. Die ſtrengere Auffaſſung beherrſcht noch gegenwärtig das engl. Recht, während man in Deutſchland in der Milde wohl zu weit gegangen iſt. Die Beſtimmungen des Deutſchen Reichsſtrafgeſetzbuchs ſind in §§. 212—215 enthalten. (S. Tötung.)

Totteilung, ſ. Grundteilung.

Tottenham, nördl. Vorort Londons, in der engl. Grafſchaft Middleſex, Station der Cambridge-Linie der Great-Eaſternbahn, zählt (1881) 46441 E. und hat Töpferei und einen großen Park.

Tötung (homicidium) heißt im ſtrafrechtlichen Sinne die widerrechtliche Herbeiführung des Todes eines Menſchen. Unter den Gütern, die das Strafrecht ſicherſtellen will, ſteht das menſchliche Leben in erſter Reihe. Seine Entziehung durch andere fällt jedoch nur dann unter den ſtrafrechtlichen Geſichtspunkt, wenn ein noch lebender Menſch das Opfer, eine zurechnungsfähige Perſon der Urheber und das Thun oder Laſſen, welches den unnatürlichen Tod herbeiführte, ein widerrechtliches war. Die T. aus Notwehr (ſ. d.), oder Notſtand (ſ. Notrecht), oder zufolge verpflichtenden Befehls iſt erlaubte T., wogegen die Einwilligung des Getöteten keine Strafloſigkeit erzeugt. Das Urteil über die ſtrafbare T. iſt verſchieden, je nachdem ſie in bloßer Fahrläſſigkeit (homicidium culposum) oder in einem böſen Vorſatze (homicidium dolosum) ihren Grund hat. Fahrläſſige T. zieht unter Berückſichtigung der Grade des Verſchuldens längere oder kürzere Freiheitsſtrafe nach ſich. Dagegen belegte das gemeine Recht die Entziehung des Lebens, wenn der böſe Vorſatz in leidenſchaftlicher Aufwallung gefaßt und ausgeführt iſt (Totſchlag), mit der Strafe des Schwerts. Die neuern deutſchen Geſetzgebungen ſtraften den Mörder gewöhnlich mit Enthauptung; Totſchlag und Kindestötung waren nur mit ſchweren Freiheitsſtrafen belegt. Die T. einer Frucht im Mutterleibe fällt vielfach mit dem Verbrechen der Abtreibung (ſ. d.) zuſammen. Denſelben Weg, welchen ſchon die Partikulargeſetzgebungen betreten hatten, verfolgte auch das Deutſche Reichsſtrafgeſetzbuch, indem es (§. 211) den Mord mit dem Tode, den Totſchlag (§. 212) mit Zuchthaus von 5 bis 15 Jahren, bei mildernden Umſtänden mit Gefängnisſtrafe von ſechs Monaten bis fünf Jahren bedrohte. (S. Totſchlag.) Ähnlich wie Totſchlag wird der Kindesmord beſtraft (§. 217). Die Strafbeſtimmungen über die T. ſind enthalten im Abſchnitt 16: «Verbrechen und Vergehen wider das Leben» (§§. 211—222). Vgl. von Holtzendorff in «Handbuch des deutſchen Strafrechts» (Bd. 3, Berl. 1874); Hälſchner, «Das gemeine deutſche Strafrecht» (Bd. 2, Bonn 1884).

Toucy, mittellat. Tociacus, Stadt im franz. Depart. Yonne, Arrondiſſement Auxerre, an der rechts zum Loing gehenden Ouanne, Station der Linie Triguères-Clamecy der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 1940 (Gemeinde 3267) E. und hat Reſte einer Burg aus dem 12. Jahrh., als der Biſchof von Auxerre zu T. gebot, ein neues Schloß, Wollweberei, Fayencefabrikation, Gerberei, Handel mit Eiſenwaren und eine Heilquelle.

Toul, befeſtigte Kreisſtadt im franz. Depart. Meurthe-et-Moſelle, an der Moſel, dem Rhein-Marnekanal und den Linien Paris-Avricourt und T.-Frenelle der Oſtbahn gelegen, Kriegsplatz zweiter Klaſſe, 23 km öſtlich von Nancy, mit (1881) 7260, als Gemeinde 10012 E., die Weinbau, Glasfabrikation, Handel mit Produkten treiben. Im Deutſch-Franzöſiſchen Kriege von 1870 und 1871 wurde 14. Aug. 1870 die Feſtung zur Übergabe aufgefordert, 16. Aug. ein erfolgloſes Gefecht ſeitens Truppen des 4. preuß. Korps nahe der Feſtung geliefert, bald darauf eine vorübergehende, 10. Sept. eine ernſtere Beſchießung mit ſchweren Geſchützen gegen

T. begonnen, und nach achtstündiger energischer Beschießung ergab sich T. 23. Sept. 1870 auf Grund der Kapitulationsbedingungen von Sedan. Durch den Fall der Festung wurde die Eisenbahnverbindung bis Lagny vor Paris frei. Vgl. Werder, «Die Unternehmungen der deutschen Armeen gegen T. im J. 1870» (Berl. 1875).

Nach dem Friedensschlusse ist T. bedeutend erweitert und zu einer Festung von hervorragender Bedeutung umgeschaffen worden. Die Stadt besitzt eine alte bastionäre Umwallung und einen Fortsgürtel von 35 km Ausdehnung, der sich auf 40 km erweitert, wenn man das Fort Lucey auf dem Bois de Quart mit zu den Werken T.s zählt. Nördlich des Rhein-Marne-Kanals liegen: Fort St.-Michel auf dem Mont-St.-Michel nordwestlich der Stadt, gewissermaßen die Citadelle des ganzen Platzes und sehr stark, eine geschlossene Schanze auf der Côte de Barine westlich davon, Fort Cerouve auf der Höhe nördlich des Dorfes Cerouve, Schanze Bruley nordwestlich des gleichnamigen Dorfes, weiter ab das Sperrfort Lucey. Zwischen dem Rhein-Marne-kanal und dem linken Moselufer liegen: Fort Dommartin, 5 ¼ km südwestlich des Hauptwalls und nordwestlich des gleichnamigen Dorfes, sehr stark; Fort du Tillot, 4 km südlich davon auf der abgeholzten Hochfläche zwischen der Straße nach Blenod-le-Toul und der Römerstraße nach Langres, Schanze La-Haye-St.-Jacques östlich der Straße nach Blenod-le-Toul. Rechts der Mosel liegen: Fort Dommartin nahe der Nordwestspitze des gleichnamigen Waldes, sehr stark; Fort Gondreville, 1 ½ km südöstlich der Kirche des Fleckens Gondreville, Fort und Schanze Villey-le-Sec nördlich, beziehungsweise östlich des gleichnamigen Ortes. Die Werke sind vollendet und mit Sicherheitsarmierung versehen, auch enthält der Platz bedeutende Kriegsvorräte und bildet mit Verdun und Epinal einen der Hauptstützpunkte der franz. Ostgrenze.

Toulon, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Var (Provence), Kriegshafen und Festung ersten Ranges, Hauptstation der franz. Mittelmeerflotte und Hauptort der fünften Seepräfektur, sowie einer militärischen Subdivision, Frankreichs zweiter Kriegs- und zehnter Handelshafen, liegt 929 km im Südsüdosten von Paris, 18 km westlich von Hyères, an der Mittelmeerbahn (Marseille-Nizza), im Hintergrunde der Bai von Toulon, deren Eingang durch die zwei vorspringenden Landzungen des Cap Sépet und des 360 m hohen Cap Sicié verengt wird. Innerhalb Cap Sépet, wo ein Leuchtturm steht, befindet sich die kleine oder äußere Reede von 20 m Tiefe, gegen den Ostwind geschützt durch die Felsen des 550 m hohen Faron, nördlich der Landzunge die große oder innere Reede von 10 m Tiefe, unmittelbar an der Stadt zwei durch großartige Molen und Kais gebildete Bassins von 10 m Tiefe, nämlich der alte und der neue Hafen, Darse-vieille und Darse-neuve, von denen der erstere (im Osten) für Handels- und Kriegsschiffe, der letztere (im Westen) nur für Kriegsschiffe bestimmt und seit 1856 bedeutend erweitert ist. Ein drittes, bei der südöstl. Vorstadt La-Rode gegrabenes Bassin, der Port-Marchand, nimmt nur Schiffe von 5 bis 5,5 m Tiefgang auf. Außerdem gibt es noch westlich vom neuen Hafen die Darse de Castigneau. Stadt, Reede und Hafen sind durch vier Küstenbatterien, Redouten und zwölf auf den Höhen gelegene Forts verteidigt. Die Stadt selbst ist in Form eines Halbkreises erbaut, dessen Sehne der fast in gerader Linie fortlaufende Kai der beiden Häfen bildet. Sie hat aber, seitdem durch Dekret von 1852 die alten Festungsmauern auf der Nordseite demoliert und durch eine weiter hinausgerückte neue Enceinte ersetzt worden, auf dieser Seite ein völlig verändertes und verschönertes Ansehen gewonnen. Auch das Innere der alten Stadt hat, obwohl die Häuser hoch, die Straßen im allgemeinen eng sind, durch die vielen Baumpflanzungen der Straßen und öffentlichen Plätze, namentlich der alten und neuen Place d'Armes, und die Menge von Fontänen und Brunnen (über 200) ein freundliches Ansehen; indes ist noch manches in sanitätischer Hinsicht zu thun, und infolge der Cholera von 1884 und 1885 haben sich Staat und Gemeinde vereinigt, um für Reinlichkeit und Bewässerung zu sorgen. Beachtenswerte Gebäude sind die ehemalige bischöfl. Kathedrale Ste.-Marie-Majeure, im roman. Stile 1096 aufgeführt, 1119 und 1154 im Kreuzbogenstil umgebaut, 1609 und 1660 erweitert, mit schöner Façade, hübschen Kapellen und Gemälden; das Rathaus, dessen Balkon zwei ausgezeichnete Karyatiden, ein von Puget 1656 vollendetes Werk, tragen; der neue Justizpalast, das neue Theater (1861 vollendet), das neue Lyceum und das allgemeine Hospital La Charité.

Die größte Merkwürdigkeit T.s ist das Marinearsenal, das sich 8 km weit hinzieht und über 160 Mill. Frs. gekostet hat; es umfaßt einen Raum von 200 ha und zeichnet sich durch Größe und zweckmäßige Anlagen aus. Erst Heinrich IV. gründete das Arsenal und Richelieu erweiterte es. Bereits 1645 lieferte es eine Flotte von 36, 1670 von 42 Linienschiffen. Durch Vauban wurde 1680 der Neubau des Arsenals begonnen, in welcher Gestalt es im wesentlichen bis 1856 verblieb, wo eine Vergrößerung des Hafenbassins, ein fast durchgängiger Neubau des Etablissements, sowie die Anlage zwei neuer Docks (es bestand bis dahin nur eins) in Angriff genommen und in wenigen Jahren vollendet wurden. Zum Arsenal gehört der 320 m lange und 20 m breite Seilersaal, die Schmiede (mit einem 2500 kg schweren Hammer), die beiden bedeckten Buchten von 35 m Höhe, 22 m Breite und 82 m Länge, das Hauptmagazin, der 50 m lange und 11 m breite Waffensaal, die Waffenschmiede, die drei Ausbesserungsbassins, der Modellsaal u. s. w.; der 1682 eingerichtete Bagno, der einzige, der nach dem Gesetz von 1852 in Frankreich noch existierte, ist 1873 definitiv aufgehoben worden. Außer dem Hauptarsenal bestehen noch zwei bedeutende Hilfsarsenale, das von Castigneau im Westen, längs dessen neuen Teile sich die neue Darse de Missiessy hinzieht, und das von Mourillon im Südwesten der Stadt. Ersteres zieht sich längs der Reede 5 km bis La Seyne hin und umfaßt 37 ha. Darin befindet sich die Marinebäckerei mit 20 Öfen, die Kesselschmiede, eine der größten Gießereien Frankreichs, die Armierwerkstatt, die Schmieden (mit Hämmern bis 6000 kg Schwere), das Motorengebäude mit einem 72 m hohen Schornsteine, drei Werftbassins das 125 m lange Werkzeugmagazin u. s. w. Letzteres, mit dem 1848 erbauten viereckigen Turm von sechs Etagen, umfaßt ungeheure, mit Seewasser gefüllte Gräben, in denen die Vorräte an Hölzern aufbewahrt werden; zahlreiche gemauerte Schuppen, eine Dampfsäge, große offene Buchten und elf kleinere zum Schiffbau, die Schmieden zum Bau

eiſerner Schiffe, das Metallmagazin u. ſ. w. Eins der großartigſten Gebäude ſeiner Art iſt das von den Jeſuiten unter Ludwig XIV. 1680 erbaute Marinehoſpital; ein Anner dazu iſt das neue Marinehoſpital St.-Mandrier auf der Halbinſel Sépet, mit einer ſehr ſchönen Kapelle. T. zählt (1881) 48832, als Gemeinde 70103 E. Die Stadt hat ein Lyceum, eine hydrogr. Schule nebſt Sternwarte, ein Seminar für Schiffsprediger, eine Schule für Marineärzte, Schiffsjungen, Maſchinenheizer u. ſ. w., eine Marineartillerie- und -Infanterieſchule, eine Geſellſchaft für Wiſſenſchaften und Litteratur, einen Kunſtverein, ein Muſeum, einen botan. Garten, eine Stadtbibliothek, eine Handelsbörſe und eine Bankfiliale. Die Umgebung T.s liefert gute Weine (Coteau-de-Lamalgue), Oliven, Feigen, Südfrüchte und Kapern. Sehr bedeutend iſt die Seefiſcherei. Die induſtrielle Thätigkeit der Stadtbevölkerung knüpft ſich großenteils an das Arſenal (10000 Arbeiter), und auch zwei Dritteile der Einfuhren gehören den Approviſionnements der Flotte an. Es beſtehen Werfte für Handelsſchiffe, Fabriken für Tauwerk, Segeltuch, Tuch, Filzdecken, Strumpfwirkerei und Meſſerſchmiedewaren, Seife, Lichte u. ſ. w. Bedeutend iſt der Küſtenhandel. Eingeführt wird Getreide, Bauholz, Ölkuchen, Zucker, Kaffee, Hanf, Eiſen, Steinkohlen; ausgeführt: Weine, Gerbrinde, Öle, Gips, Ziegel u. ſ. w.

T. hieß zur Römerzeit Telo Martius, war aber ohne Bedeutung. Im 5. oder 6. Jahrh. wurde es Biſchofsſitz, was es bis zur großen Revolution blieb.

Topographiſche Lage von Toulon.

Nachdem es 889 die Sarazenen zerſtört, baute es der Graf Wilhelm I. von Arles wieder auf. Nach dem Untergange der Grafen dieſes Hauſes 1032 erhielt es ſeine eigenen Grafen. In den J. 1178, 1196 und 1211 belagerten und verwüſteten es die Sarazenen aufs neue. Die Stadt wurde 1707 von den Verbündeten unter dem Herzog von Savoyen und dem Prinzen Eugen zu Lande und von der holländ. Flotte zu Waſſer bombardiert und größtenteils zerſtört. Doch mußten die Verbündeten infolge der tapfern Verteidigung des Marſchalls Teſſé endlich die Belagerung aufheben. Zwiſchen T. und den Hyèriſchen Inſeln fiel 1744 eine große

Seeschlacht zwischen der engl. und franz.-span. Flotte vor, in welcher die erstere siegte. Während der Revolution übergaben 29. Aug. 1793 die dem neuen System und dem Konvent abgeneigten Bewohner und Soldaten in T. die Stadt durch freiwillige Übereinkunft der engl. und span. Flotte unter Admiral Hood. Darauf belagerten die Republikaner T. und eroberten dasselbe hauptsächlich durch Bonapartes Kriegskunst, der hier zum ersten mal mit Auszeichnung genannt wird. Vgl. Teissier, «Histoire des divers agrandissements et des fortifications de la ville de T.» (Par. 1874).

Touloucumaöl, s. Carapaöl.

Toulouse (im Altertum Tolosa, Hauptstadt der Tectosagen in Gallia Narbonensis), Hauptstadt des franz. Depart. Haute-Garonne und ehemals der Provinz Languedoc, am rechten Ufer der Garonne, am Südkanal, an der Südbahn (Bordeaux-Cette), von der hier Seitenstränge nach Foix, Auch und Bayonne gehen, und an der Orléansbahn (nach Périgueux), in einer sehr fruchtbaren, aber flachen, reizlosen Ebene in 139 m Höhe gelegen, hat größtenteils enge, krumme und schlecht gepflasterte Straßen, Häuser ohne Stil, aber auch mehrere monumentale Gebäude. Über die Garonne führt eine der schönsten Brücken, der 1543—1620 erbaute, früher mit einem Triumphbogen geschmückte Pont-Neuf, nach der Vorstadt St.-Cyprien, zunächst nach dem 1821—24 erbauten großartigen Château-d'Eau, welches täglich 5 Mill. Liter destilliertes Wasser liefert. Oberhalb des Pont-Neuf überspannt den Strom seit 1842 die Hängebrücke St.-Michel. Der Königsgarten mit dem Triumphbogen Ludwigs XV., die Kais, mehrere Alleen und Plätze mit Baumpflanzungen und Springbrunnen bilden schöne Promenaden, darunter die Allée-Lafayette mit der 1853 errichteten Marmorstatue Riquets, des Erbauers des Südkanals, und der Dupuyplatz mit der Triumphsäule des Generals Dupuy. Die Kathedrale, ein geschmackloser Bau aus verschiedenen Jahrhunderten, ist 1864 umgebaut worden. Die schönste von allen Kirchen ist die 1860 restaurierte St.-Sernin- oder St.-Saturninkirche, die im wesentlichen 1091 in großartigem Stil erbaut wurde. Die Krypten dieser Kirche bergen die Gebeine des Bischofs Saturnin, sechs Apostelleiber und viele Reliquien. Die Jesuitenkirche hat interessante Statuen und Skulpturen. In der Klosterkapelle der Inquisition zeigt man noch die Zelle des heil. Dominikus. Der erzbischöfl. Palast ist ohne architektonisches Interesse. Das Rathaus oder Kapitol, eins der schönsten Frankreichs, 1750—60 erbaut, enthält den Saal der Clemence Isaure, in welchem noch jetzt jeden 3. Mai die Akademie der Jeux floraux (s. d.) ihre Sitzung hält, und den Saal der 40 hier geborenen berühmten Männer. Der Justizpalast steht auf der Stelle des Château-Narbonnais, davor die 1860 errichtete Bronzestatue des Cujacius (s. d.). Nahe der Sternwarte (43° 36′ 45,5″ nördl. Br., 19° 7′ 15″ östl. L. von Ferro) steht der Obelisk zur Erinnerung an die Schlacht vom 10. April 1814. Das Arsenal nimmt die ehemalige Kartause und Kirche St.-Pierre des Cuisines, das Museum ein sehenswertes Augustinerkloster ein. Das Hospital St.-Jacques, gegründet im 12. Jahrh., zum Teil im 18. Jahrh. umgebaut, erweitert und verschönert, hat große Gärten.

T. zählt (1881) 115446, als Gemeinde 140289 E. und ist nach Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux und Lille die volkreichste Stadt Frankreichs. Es ist der Sitz des Erzbischofs von T. und Narbonne, zu dessen Diöcese die Suffraganbistümer Montauban, Pamiers und Carcassonne gehören, eines reform. Konsistoriums und eines jüd. Rabbinats, des Generalkommandos des 17. Armeekorps und des Divisionsgenerals der 34. Division, einer Artillerieverwaltung, eines Bergamts und anderer Administrationsbehörden, eines Appellationshofs für vier Departements, eines Assisenhofs u. s. w. Es bestehen ferner eine Ackerbau- und eine Handelskammer, eine Handelsbörse, eine Bankfiliale und eine Succursale des Crédit foncier. T. ist der Sitz eines recteur, d. h. des Chefs des Provinzial-Schulverwaltungs-Bezirks, der als académie bezeichnet wird, und gilt als die Gelehrten- und Künstlerstadt Südfrankreichs. Es befinden sich hier drei Theater, drei Fakultäten (Rechte, Wissenschaften und Litteratur), ein Priesterseminar und ein Lehrerseminar, ein Lyceum, eine mediz.-pharmaceutische Vorbereitungsschule, Frankreichs schönste Tierarzneischule, eine Artillerieschule, eine Taubstummenlehranstalt, eine Kunst- und Industrieschule, ein Konservatorium für Musik, ein botan. Garten mit naturhistor. Museum, eine öffentliche Bibliothek von 60000 Bänden und 700 Handschriften, ein Kunst-, Altertums- und ethnogr., sowie ein Ackerbaumuseum, die Akademie der Jeux floraux, eine Akademie der Wissenschaften, Inschriften und Litteratur u. s. w. Industrie und Handel haben in neuerer Zeit bedeutend zugenommen. Es bestehen zu T. eine Nationaltabaksfabrik, eine großartige Eisen-, Stahl- und Maschinenfabrik, eine sehr bedeutende Kutschenfabrik, drei große Getreidemühlen, zwei hydraulische Baumwollspinnereien, Walzwerke für Metalle, Drahtziehereien, Fabriken für Eisengeräte und Quincaillerieware, für Spiegel, Papier, Strumpf- und Posamentierwaren, für Seidenstoffe, Gaze, Fayence, Porzellan, Marmorarbeiten u. s. w. T. hat große Magazine für alle Arten von Waren. Sein Handel umfaßt Getreide, Wein, Pyrenäenmarmor, Bauholz, Öl, Seide, Cocons, Stahl- und Quincaillerieware, Leder und andere Manufakten. Auf den zwölf Jahrmärkten kommen Tuch, Wolle, Pferde, Schlachtvieh, Ackerbaugeräte, Getreide, Blumen u. s. w. zum Verkauf. Eine besondere Berühmtheit haben die hier verfertigten Entenleber- und Trüffelpasteten. T. war 419—507 Residenzstadt der Westgoten, wurde dann von Chlodwig erobert und wurde später der Sitz der Grafen von T., nach deren Aussterben 1271 die Grafschaft mit der Krone Frankreich vereinigt wurde. Am 10. April 1814 siegte hier Wellington über die Franzosen unter Soult. Durch Austreten der Garonne hatte die Stadt mehrere male sehr zu leiden. Vgl. Jourdan, «Panoroma toulousain. Historique de T.» (2. Aufl., Toulouse 1877).

Toulouse, ein uraltes souveränes Geschlecht in Frankreich, dem das Gebiet und die Stadt gleichen Namens gehörte. Karl der Kahle entriß 844 die Grafschaft T. einem frühern Besitzer und verlieh dieselbe an Fredelon, der zugleich Herzog von Aquitanien war. Als letzterer 852 starb, folgte ihm in T., mit dem Herzogstitel, sein Bruder Raimund I., der die Landschaft Quercy mit T. vereinigte und die Herrschaft in seiner Familie erblich machte. Raimunds Enkel, Odo, brachte Albigeois hinzu und hinterließ 919 die Länder seinem Sohne Raimund II., der 923 starb. Des letztern Sohn und

Erbe, Raimund Pons, ſchlug 924 die bis in die Provence vorgedrungenen Ungarn und erhielt von Rudolf, den er als König von Frankreich anerkannte, die Grafſchaft Auvergne und Aquitanien. Beide Länder blieben jedoch nicht bei dem Erbe des Hauſes. Nachdem Pons 950 geſtorben, folgte ihm ſein Sohn Wilhelm Taillefer. Derſelbe erwarb 990 durch Vermählung mit Emma von Provence dieſes Land, vereinigte dasſelbe mit T. und ſtarb 1037. Sein Enkel Wilhelm IV., der keine Söhne beſaß, verkaufte 1088 die alleinige Grafſchaft T. an ſeinen Bruder Raimund IV. von St.-Gilles. Demſelben fiel ſpäter nicht nur die Provence zu, ſondern er wußte auch ſeine Staaten durch Albigeois Quercy, Agenois, Rovergue und Périgord zu verſtärken. Im J. 1096 ſchloß ſich Raimund mit einem großen Heere dem Kreuzzuge Gottfrieds von Bouillon nach Paläſtina an. Vor ſeiner Abreiſe übergab er die Provence an ſeinen Schwager Gilbert. Die Grafſchaft T. hingegen erhielt ſein Sohn Bertrand zur Verwaltung. Bertrand wurde aber alsbald vom Herzog Wilhelm von Aquitanien, der eine Tochter Wilhelms IV. zur Gemahlin beſaß, aus T. vertrieben. Erſt 1100 vermochte er zurückzukehren, und 1105, nachdem ſein Vater nach vielen Schickſalen unweit Tripolis geſtorben, trat er die ſelbſtändige Regierung an. Auch er unternahm 1109 einen Kreuzzug, eroberte Tripolis und ſtarb daſelbſt 1112. Sein Sohn Pons erbte die Grafſchaft Tripolis. In T. folgte ihm jedoch ſein Neffe Alphons Jordanus. Da letzterer noch minderjährig, ſetzte ſich Wilhelm von Aquitanien 1114 zu T. abermals feſt, bis er 1119 von den Einwohnern vertrieben wurde. Jordanus kehrte hierauf in ſeine Staaten zurück, nahm 1146 das Kreuz und ſtarb 1148 in Paläſtina durch Gift. Schon unter ſeiner Regierung erſtarkte die vom aquitaniſchen Herzog begünſtigte Sekte der Albigenſer. Dem Jordanus folgten die beiden Söhne Raimund V. und Alphons II. gemeinſchaftlich. Letzterer ging indeſſen bald mit Tode ab. König Heinrich II. von England, der eine Enkelin Wilhelms IV. zur Gemahlin hatte, glaubte darum Anſprüche auf T. zu beſitzen und bedrohte das Land mit einem ſtarken Heere. Raimund V. erhielt jedoch von Ludwig VII. von Frankreich Unterſtützung, ſodaß die Engländer die Eroberung aufgeben mußten. Vergeblich ſuchte Raimund V. die Albigenſer durch Strenge zu unterdrücken. Nachdem er 1149 geſtorben, folgte ihm ſein Sohn Raimund VI. Von den Grauſamkeiten empört, die Papſt Innocenz III. in ſeinen Staaten zu begehen wagte, nahm Raimund VI. die Albigenſer in Schutz und wurde deshalb mit dem Banne belegt. Als der Papſt 1208 ſogar einen Kreuzzug gegen ihn zu Stande brachte, mußte er ſich unter den härteſten Demütigungen unterwerfen und gegen ſeine eigenen Unterthanen zu Felde ziehen. Weil er ſich aber doch der Willkür des Papſtes nicht gänzlich fügen wollte, that ihn derſelbe abermals in den Bann und ſchenkte die Grafſchaft T. dem Anführer des Kreuzheers, dem grauſamen Simon von Montfort. Der König von Frankreich ſah dieſer Vernichtung ſeines mächtigen Vaſallen durch die fremden Eindringlinge ruhig zu. Raimund dagegen verteidigte ſich zuletzt tapfer und hatte ſeine Länder faſt wiedererobert, als er 1222 ſtarb.

Sein Sohn Raimund VII. zwang den Sohn Simons, Amalrich von Montfort, zur Entſagung ſeiner Anſprüche auf T. Bald jedoch trat Amalrich ſeine Rechte an Ludwig VIII. von Frankreich ab. Dieſer überzog darum Raimund VII. mit Krieg, der indes 1226 durch des Königs Tod unterbrochen wurde. König Ludwig IX. legte hierauf 1229 den Streit durch einen Vergleich bei, nach welchem Raimund das Land jenſeit des Rhône dem Papſte, das Land zwiſchen Tarn und Rhône an die Krone Frankreich abtrat. Den erſtern Teil erhielt er jedoch 1234 vom Papſt Gregor IX. zurück. Raimund VII. ſtarb, nachdem er noch einen kurzen Kampf mit Ludwig IX. beſtanden, 1249. Seine einzige Tochter Johanna vermählte ſich mit Ludwigs IX. Bruder, Grafen Alphons von Poitiers, und brachte demſelben T. zu. Alphons begleitete den König auf deſſen Kreuzzügen und ſtarb, zugleich mit ſeiner Gemahlin, 1271 in Italien. König Philipp III. vereinigte nun die Grafſchaft T. für immer mit der Krone. Vgl. Catel, «Histoire des comtes de T.» (Toulouſe 1623).

Louis Alexandre de Bourbon, dritter natürlicher Sohn Ludwigs XIV. aus dem Umgange mit der Montespan, wurde 6. Juni 1678 geboren und alsbald zum Titulargrafen von Toulouſe erhoben. Schon im Alter von fünf Jahren erhielt er die Würde eines Admirals von Frankreich. Im J. 1690 bewies er ſich bei mehrern Gelegenheiten in den Niederlanden mutig. Im Spaniſchen Erbfolgekriege befehligte er eine Escadre und lieferte 24. Aug. 1704 dem engl. Admiral Rooke unweit Malaga ein blutiges, aber unentſchiedenes Treffen. Nach dieſer Waffenthat kehrte der Graf von T. ins Privatleben zurück. Ludwig XIV. legitimierte ihn und ſeinen Bruder, den Herzog von Maine, verlieh beiden den Vorrang vor den übrigen Pairs und erklärte ſogar die Kinder der Montespan, im Falle die legitimen Bourbons erlöſchen würden, für thronfähig. Als der Herzog von Orléans die Regentſchaft antrat, wurden jedoch dieſe durch die Intriguen der Frau von Maintenon erzwungenen Beſtimmungen alsbald umgeſtoßen. Nur der Graf von T., der den Umtrieben gänzlich fern blieb, die ſein Bruder und ſeine Schwägerin gegen den Regenten anſtifteten, behielt ſeine Würde auf Lebenszeit. Am 22. Febr. 1723 heiratete der Graf von T. die Witwe des Marquis von Gondrin, Marie Sophie Victoire de Noailles, die ihm den Herzog von Penthièvre gebar. Er ſtarb 1. Dez. 1737 zu Rambouillet.

Toupet (frz.), die zunächſt über der Stirn befindlichen, nach der zu Ende des 18. Jahrh. herrſchenden Mode rückwärts gekämmten und in die Höhe gekräuſelten Haare.

Touques (mittellat. Tolca), Fluß in der Normandie, entſpringt im Norden der Berge von Amain im franz. Depart. Orne, fließt nördlich und mündet nach einem Laufe von 108 km unterhalb des Ortes gleichen Namens weſtlich von Trouville-ſur-Mer in die Baie de la Seine des Canal La Manche. An der T. liegen Liſieux und Pont-l'Evêque, Städte und Arrondiſſementshauptorte des Depart. Calvados. Der gleichnamige Ort, 6 km oberhalb der Mündung der T., Station der Weſtbahn, zählt 1108 E. und hat einen Hafen für Küſtenſchiffahrt.

Tour (frz.), Wendung, Reiſe, Wegſtrecke; Touriſt, Vergnügungsreiſender.

Tour (vom frz. tour), die Umdrehung, z. B. einer Welle, eines Schlüſſels im Schloß; in der Weberei ſoviel wie Marſch.

Tour (Albé de la), Pseudonym von Madame de Saint-Hyacinthe de Charrières (s. d.).

Touraine, alte franz. Landschaft, im Altertum von den Turones bewohnt, grenzte im N. an Maine und Orléanais, im NO. an Orléanais, im O. an Berri, im S. an Berri und Poitou und im W. an Saumurois und Anjou, war 104 km lang und fast ebenso breit und umfaßte ziemlich das Gebiet des jetzigen Departements Indre-et-Loire, hatte unter den Merovingern und Karolingern als Pagus Turonicus eigene Grafen, kam 1044 an Anjou, 1154 in Personalunion mit England, 1206 nach Verurteilung König Johanns ohne Land durch ein von Philipp II. berufenes Pairsgericht als verwirktes Lehn an die franz. Krone, wurde 1356 zu einem Herzogtum erhoben und mehrmals an nachgeborene franz. Prinzen gegeben, aber 1584 nach dem Tode des Herzogs Franz von Alençon, des Bruders Heinrichs III., wieder mit der Krone Frankreichs vereinigt. Die T. wurde wegen ihrer Fruchtbarkeit sprichwörtlich der Garten Frankreichs genannt. Die Hauptstadt war Tours (s. d.).

Tourcoing, Fabrikstadt von (1881) 33754 (Gemeinde 51895) E. im franz. Norddepartement, Arrondissement Lille, in fruchtbarer Gegend, Station der Linien Paris-Lille-T.-Mouscron und Somain-Orchies-Menin der Nordbahn, 11 km im NNO. von Lille, hat Woll-, Baumwoll-, Flachs- und Seidenspinnereien mit wenigstens 400000 Spindeln, Wollkämmereien, Woll- und Baumwollzeugfabriken, Färbereien, Teppich- und Bonneteriefabriken, Ateliers de mécanique, Fabrikation von Baumwollbändern, Seife, Kartoffelmehl, Stärke und Messerschmiedewaren. Außerdem unterhält die Stadt Buchdruckereien, Zucker- und Salzraffinerien, Bierbrauereien und Gerbereien und treibt, neben fünf ansehnlichen Jahrmärkten, einen bedeutenden Handel, namentlich mit Fetten für Fabriken, mit Steinkohlen und mit ihren Fabrikaten (Tourcoing-Artikel). Architektonisch bemerkenswert sind das Stadthaus und die St. Christophskirche. Die Stadt hat zwei Friedens- und ein Arbeiterschiedsgericht, eine Manufaktur- und Gewerbekammer, ein Kommunal-Collége, eine landwirtschaftliche und eine Gartenbaugesellschaft. In der Umgegend baut man Getreide, Hopfen, Flachs, Ölgewächse und Tabak. Bei T. fanden 25. Mai, 22. Juli und 27. Aug. 1793 Gefechte zwischen den Franzosen und Österreichern statt und 18. Mai 1794 schlug Pichegru den Herzog von York auf der Linie von T. nach Pont-à-Marque. An letztern Sieg erinnert eine Pyramide in der Stadt.

Tour-du-Pin (La-), mittellat. Turris, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Isère, an der links zum Rhône gehenden Bourbre, beherrscht von einem Hügel, auf welchem sich eine Bronzestatue der Jungfrau erhebt, Station der Linie Lyon-Grenoble der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3571 E. und hat Lein- und Seidenweberei, Handschuhfabrikation, Posamenterie, Ölpressen und Zuckerraffinerie.

Tourenzähler, ein Apparat zum Zählen der Umdrehungen von Wellen oder Achsen, s. unter Zählwerke.

Touristenschritt, der Schritt, in welchem ein Erwachsener auf Reisen zu gehen pflegt = 1 km in 12 Minuten, also 5 km in 1 Stunde, weshalb man auch eine Entfernung von 5 km gewöhnlich als Wegstunde bezeichnet.

Tournai (vläm. Doornik), Stadt auf beiden Seiten der Schelde in der belg. Provinz Hennegau, an der Belgischen Staatsbahn (Linien Gent-T., Jurbise-T., Renaix-Rumes, Blaton-T.), ist Sitz eines Bischofs, hat sieben Vorstädte, schöne Straßen und Kais, einen aus dem J. 1187 stammenden, 1852 restaurierten Belfried (beffroi) mit Glockenspiel, viele Kirchen, unter denen, außer St.-Quintin und St.-Jacques, die angeblich vom Frankenkönig Childerich gebaute, höchst sehenswerte Kathedrale (roman. Stils) mit schönen Gemälden (von Jordaens, Rubens, Gallait u. a.) und fünf Türmen sich auszeichnet. Die Stadt besitzt ein königl. Gymnasium, eine Malerakademie, eine Gemäldesammlung, eine Gesellschaft für Litteratur und Geschichte, ein Gericht erster Instanz, eine Bibliothek von mehr als 30000 Bänden und 248 Handschriften, ein bischöfl. Seminar, fünf Hospitäler und ein Irrenhaus und zählt (1882) 33773 E., welche wollene Stoffe, Strumpfwaren, sehr geschätzte Teppiche, Leinwand, Band, Fayence, Seife und Lichter fertigen und Handel mit diesen Fabrikaten, mit den in der Nähe gebrochenen Bau- und Pflastersteinen, Schiefer, Kalk, sowie mit Getreide treiben. T., das alte Tornacum oder Turris Nerviorum der Römer, war im 5. und 6. Jahrh. Sitz der merovingischen Könige, gehörte dann zu Frankreich, wurde aber im Madrider Frieden von 1525 mit den span. Niederlanden vereinigt und 1581 heldenmütig von der Fürstin d'Epinoy (Marie de Lalaing), welcher 1863 ein Denkmal von Dutrieux errichtet worden, gegen den Herzog von Parma verteidigt. Von Ludwig XIV. 1667 nach langer Belagerung erobert, blieb es im Aachener Frieden bei Frankreich, wurde hierauf durch Vauban 1670 ansehnlich befestigt, jedoch 1709 von den Verbündeten unter Prinz Eugen und Marlborough wiedergenommen und im Utrechter Frieden 1713 an Österreich zurückgegeben und als einer der acht Barrièreplätze von den Holländern besetzt. Unter Ludwig XV. wurde es 1745 wieder von den Franzosen gewonnen und bis zum Aachener Frieden 1748 behauptet. Nach Aufhebung des Barrièretraktats 1781 durch Kaiser Joseph II. schleifte man die Werke, stellte sie aber, nachdem T. im ersten Pariser Frieden von Frankreich an die Niederlande zurückgegeben worden, wieder her. In neuester Zeit sind sie jedoch abgetragen worden; die ehemaligen Wälle dienen jetzt als Promenaden.

Tournefort (Jos. Pitton de), berühmter franz. Botaniker, geb. zu Aix in der Provence 5. Juni 1656, studierte bei den Jesuiten daselbst, machte dann mehrere wissenschaftliche Reisen und wurde 1683 Professor der Botanik beim königl. Pflanzengarten zu Paris, für den er nun Außerordentliches leistete. Im J. 1691 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Er war schon sehr berühmt, als er seine «Éléments de botanique» (3 Bde., Par. 1694) herausgab, die er später als «Institutiones rei herbariae» (3 Bde., Par. 1700; neue Aufl. von Ant. de Jussieu, 3 Bde., Lyon 1719) erscheinen ließ. T. gab ein Pflanzensystem heraus, welches er auf den Bau der Blumenkrone und hinsichtlich der Gattungen auf die Art der Frucht begründete. Auf Antrag der Akademie wurde er 1700 von Ludwig XIV. nach der Levante geschickt, von wo er im Juni 1702 zurückkehrte und viele neue Pflanzen und interessante Beobachtungen mitbrachte, die er in «Voyage du Levant» (Par. 1717; 3 Bde., Lyon

1727; deutsch von Panzer, Nürnb. 1776) mitteilte. Später wurde er Professor der Medizin am Collége de France. Er starb 28. Nov. 1708. Plumier benannte ihm zu Ehren die Gattung Pittonia und Linné eine andere Tournefortia.

Tournesol-Läppchen, s. Bezetten.

Tourniquet (tornaculum), Turniket oder Aderpresse ist ein chirurgisches Instrument, mittels dessen man durch Druck auf eine Pulsader den Blutlauf hemmt. Das T. besteht aus einem Gurt und einer meist am Gurte verschieblichen Pelotte. Letztere ist ein eigroßer, meist länglich runder Körper, der mit Leder überzogen oder etwas gepolstert ist. Der Gurt ist mittels einer Schnallen-, Schrauben- oder Wellenvorrichtung mehr oder weniger stark anzuspannen. Beim Gebrauch wird der Gurt so um den betreffenden Körperteil gelegt, daß die Pelotte über der durch Druck zu verschließenden Pulsader liegt; dann wird durch stärkeres Anspannen des Gurtes die Pelotte gegen die Pulsader gedrängt. Man hat das T. besonders bei Amputationen angewandt, um die Blutung während der Operation möglichst zu verhüten. Doch hat man schon seit längerer Zeit das T. meist durch den Fingerdruck ersetzt, welcher sicherer wirkt als das sich leicht verschiebende Instrument. In neuester Zeit ist das T. durch die elastische Binde ganz verdrängt, welche man nach Esmarch in stark angespannten Kreistouren vom Ende des Gliedes bis über die Amputationsstelle hinaufführt, und dort nach mehrfachen stark angezogenen und übereinander liegenden Kreistouren befestigt. Wickelt man danach die Binde bis auf die letztgenannten Kreistouren von unten auf wieder ab, so ist das Glied bis über die Amputationsstelle hinaus vollkommen blutleer, und können die Amputationsschnitte ohne Blutverlust vollendet werden (Verfahren der künstlichen Blutleere).

Tournois, franz. Münze, s. Gros tournois.

Tournon, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ardèche, rechts am Rhône, unterhalb der Einmündung des Doux, mit Tain (s. d.) auf dem linken Ufer durch zwei Hängebrücken verbunden, liegt am Fuße eines Felsenkegels, den ein altes Schloß krönt, welches jetzt als Behördenhaus und Gefängnis dient, zählt (1881) 3635 (Gemeinde 5092) E., ist Station der Linie Givors-La Voulte der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und hat eine Marmorstatue des Generals Rampon, ein Lyceum, eine öffentliche Bibliothek, Weinbau, Seidenkultur, Seiden- und Wollspinnerei. T. gehörte im 12. bis 14. Jahrh. zum Dauphiné, vom 15. bis 18. zum Vivarais und war zeitweilig Grafschaft.

Tournure (frz.), gewandtes Benehmen; auch soviel wie Cul de Paris (s. d.).

Tournus, Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrondissement Mâcon, rechts an der Saône, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Sitz eines Handelstribunals, zählt (1881) 4373 (Gemeinde 5556) E. und hat eine Brücke von 15 Bogen über die Saône, auf dem Platze der Mairie die Statue des hier geborenen Malers Greuze (1725—1805), ein Collége, Maschinenbau, Baumwollweberei, Rübenzuckerfabrikation, Branntweinbrennerei, Hutmacherei, Färberei, Salzsiederei, Lederfabrikation, Seiden- und Weinbau. Die frühromanische Kirche St.-Philibert (ehemals Abteikirche) hat ein aus dem 11. Jahrh. stammendes Schiff, während der Oberbau des Chors samt der mit Umgängen versehenen Krypta dem 12. Jahrh. angehört, und besitzt ein bedeutendes Wandgemälde aus got. Zeit, welches die Darstellung des Jüngsten Gerichts zum Gegenstande hat. T. hieß im Altertum Tinurtium und gehörte in der röm. Kaiserzeit zu Gallia Lugdunensis; mittellat. erscheint der Ort unter dem Namen Trinorcium, Trenorchium oder Tornusium und lag im Pagus Cabillonensis, der spätern Grafschaft Châlon.

Tours, Hauptstadt des franz. Depart. Indre-et-Loire, ehemals der Provinz Touraine (s. d.), am südl. Ufer der Loire zwischen diesem Flusse und dem Cher (östlich der Stadt durch einen 2,5 km langen Kanal verbunden), in einer überaus reizenden und fruchtbaren Ebene voll Weingärten und Obstpflanzungen gelegen, Station der Linie Tours-Les Sables d'Olonne der franz. Staatsbahnen und der Linie Paris-Bordeaux der Orléansbahn, die hier nach Vendôme und Bretigny, Le Mans, Nantes und Saint-Nazaire, Vierzon und Châteauroux abzweigt, ist Sitz eines Erzbischofs, zu dessen Diöcese die vier Suffraganbistümer Le Mans, Angers, Laval und Nantes gehören, des Stabes der 18. Division, einer Artilleriedirektion, eines Handelstribunals, einer Handelskammer, einer Ackerbaukammer und einer Bankfiliale. Die Stadt hat ein Lyceum, das Collége St.-Louis de Gonzague, eine mediz.-pharmaceutische Vorbereitungsschule, ein großes und ein kleines geistliches Seminar (letzteres mit Bibliothek von 20000 Bänden), seit 1828 ein Museum für Kunst, Altertum und Naturgeschichte, eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek von 50000 Bänden mit wertvollen Handschriften und dem Departementsarchiv, einen botan. Garten (seit 1843), ein Theater, Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst, ein Zellengefängnis, eine Irrenanstalt, Pferdebahnen u. s. w. T. ist in der Bauart großenteils noch altertümlich. Der Kai an der Loire mit einer Platanenallee und die Rue Royale, welche mit ihrer Verlängerung, der Avenue de Grammont, ganz T. in einer Länge von 3 km durchschneidet, sind die besten Straßen; der neue Stadtteil, welcher sich bis zum Cher erstreckt, ist modern-einförmig gebaut. Über die Loire führt eine 1765—77 erbaute schöne Brücke von 15 Bogen, 434 m lang und 14,6 m breit.

Von den zahlreichen Kirchen, darunter auch eine reformierte, zeichnet sich die 1170—1547 in got. Stil aufgeführte Kathedrale St.-Gatien aus durch Adel der Form, schöne Glasmalereien aus dem 13. und 16. Jahrh. und durchbrochene Triforien, durch ihre in Farbenpracht glänzende Rose, schöne Portale und zwei 66 und 68 m hohe Türme von meisterhafter Arbeit im Renaissancestil; im Innern befindet sich ein sehr anmutiges Renaissancegrabmal für zwei Kinder Karls VIII., ein treffliches Werk von dem hier geborenen Jean Juste aus dem J. 1506. Von der einst prachtvollen und 1802 abgetragenen Kollegiatkirche des heil. Martin sind nur noch zwei Türme aus dem 12. und 13. Jahrh. vorhanden. Die ehemalige Abteikirche St.-Julien aus dem 13. Jahrh. hat einen roman. Turm aus dem Ende des 10. Jahrh., einen schönen modernen Hauptaltar und prächtige Fresken von Douillard. Die Kirche Notre-Dame-la-Riche aus dem 12. und 16. Jahrh. besitzt ein herrliches Südportal und bemerkenswerte Glasmalereien von Pinaigrier. Außerdem sind bemerkenswert der erzbischöfliche, der Justiz- und der Handelspalast, das Stadthaus

aus dem 18. Jahrh., die Präfektur mit der Bibliothek, die Kavalleriekaserne mit der Tour de Guise, dem einzigen Reste des alten Schlosses der Grafen von T., das Hôtel Gouin, ein schönes Monument der Renaissance vom J. 1440, der elegante Bahnhof, die beiden Hängebrücken über die Inseln St.-Jacques und Simon der Loire, die Boulevards zwischen der innern Stadt und den Faubourgs, und die Marmorstatuen Descartes' (von de Nieuwerkerke) und Rabelais' (von Dumaige), beide auf dem Stadthausplatze an der Hauptbrücke. Die Stadt zählt (1881) 45 684 (Gemeinde 52 209) E., abgesehen von dem gleich einer Vorstadt rechts gegenübergelegenen Städtchen St.-Symphorien mit 3180 E. T. war einst der Mittelpunkt der unter Ludwig XI. erblühenden Industrie Frankreichs und namentlich durch die Fabrikation von Seidenwaren (Gros de T.) in ganz Europa berühmt. Die Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes 1685 versetzte jedoch der blühenden Stadt einen harten Schlag. Gegenwärtig sind die Hauptnahrungszweige der Stadt die Fabrikation von Seidenstoffen und Bändern, von Tuch, Teppichen, Decken, allen Arten von Kanevas, von Leder, Schuhmacher-, Posamentier-, gewöhnlichen und feinen Thonwaren, farbigem Glas, Bleiweiß und Glätte. Auch betreibt man Spinnerei, Färberei, Gerberei, Wein- und Obstbau, sowie bedeutenden Handel mit Fabrikaten, Wein, Branntwein, getrockneten Früchten, Hanf und Wachs. Die berühmte Buchdruckerei Mame beschäftigt 1200 Arbeiter. Es bestehen drei große Jahrmärkte, von denen jeder zehn Tage dauert.

T. war die Hauptstadt der Turones oder Turoni in Gallia Lugdunensis und hieß unter den Römern Caesarodunum, später und noch mittellat. Turones. Erst 1853 hat man Reste eines röm. Amphitheaters aus dem 1. oder 2. Jahrh. n. Chr. aufgefunden, das größer war als das von Nimes, sowie von der gallo-röm. Mauer. Zur Zeit der Frankenherrschaft, bis ins 11. Jahrh., hatte T. eigene Grafen. Es war als die Stadt des heil. Martin (s. d.) der Anziehungspunkt unzähliger Pilger. Durch Karl Martells Sieg bei Poitiers wurde es 732 vor dem drohenden Angriff der Sarazenen gerettet. In dem Kloster des heil. Martin stiftete Alkuin eine Schule, welche neben der Hofschule als die erste im Reiche Karls d. Gr. galt. Im J. 854 wurde die Stadt von den Normannen verwüstet. Im Mai 1163 fand hier eine Kirchenversammlung unter Vorsitz des Papstes Alexander III., 1468, 1470 und 1484 Reichstage statt; am 1. Juni 1444 schlossen zu T. England und Frankreich Waffenstillstand auf zwei Jahre. Im 16. Jahrh. der Schauplatz eines glänzenden Hoflebens, ward es unter Heinrich III. zum Sitz des Parlaments und der andern hohen Gerichtshöfe erkoren. Die Stadt war bis 1772 Münzstätte. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 war T. vom 13. Sept. bis 10. Dez. 1870 Sitz der Delegation der Regierung der Nationalvertheidigung (Crémieux, Fourichon, Glais-Bizoin, seit 7. Okt. Gambetta); 19. Jan. 1871 wurde es von Generallieutenant von Hartmann besetzt.

Nur 1 km westlich von der Stadt, bei dem Dorfe La Riche, sieht man die geringen Reste des in der Revolutionszeit gänzlich zerstörten königl. Schlosses Plessis-lès-Tours, wo Ludwig XI. 1483 starb. Etwa 2,5 km östlich von T. liegen die Reste der Abbaye des Marmoutiers, ein Turm aus dem 11. Jahrh. und das Portail de la Crosse aus dem 14. Jahrh. Vgl. Giraudet, «Histoire de la ville de T.» (2 Bde., Par. 1873).

Tourville (Anne Hilarion de Cotentin, Graf), franz. Seeheld unter Ludwig XIV., geb. 24. Nov. 1642 zu Tourville (Depart. La Manche), widmete sich zeitig dem Seedienste und erhielt 1667 den Grad eines Schiffskapitäns. Als solcher unterstützte er 1669 den Herzog von Beaufort in der Expedition auf Candia, und 1671 kämpfte er unter d'Estrées gegen die Holländer. Im Feldzuge von 1675 diente er erst unter dem Chevalier de Valbette, nachher unter Duquesne. Viel Mut und Geschick bewies er 1676 in der Schlacht bei Agosta, nach welcher er die Führung eines Geschwaders erhielt. Mit der Schiffsabteilung des Marschalls von Vivonne vereinigt, stieß er 1677 unweit Palermo auf das brit.-holländ. Geschwader. Er griff 2. Juni den Feind an und zerstörte 12 Kriegsschiffe und viele kleinere Fahrzeuge; 5000 Menschen und 700 Kanonen fanden in den Wellen ihren Untergang, und außerdem wurde ein Teil von Palermo eingeäschert. Nach dem Frieden von Nimwegen wohnte T. unter Duquesne den Expeditionen gegen die Barbaresken bei. Nachdem er 1682 zum Generallieutenant der Seetruppen ernannt worden, unternahmen die beiden Seehelden den Zug gegen Tripolis und zerstörten die Flotte bei der Insel Chio. Im Aug. 1683 beschoß er mit Duquesne zum ersten mal Algier, wie auch 1684. Hierauf erfolgte die Beschießung und Demütigung von Genua, sowie die Zerstörung der Barbareskenflotte bei Ceuta und an der sardin. Küste. Nachdem Frankreich 1688 den Krieg gegen Holland abermals erklärt, nahm T. verschiedene holländ. und span. Schiffe und vereinigte sich dann mit d'Estrées vor Algier, das 1. Aug. zum dritten mal stark beschossen wurde. Im J. 1689 wurde T. zum Vizeadmiral im Mittelmeer erhoben. Er mußte nun seine Escadre mit der Flotte des Grafen von Château-Regnault vereinigen und mit demselben eine Demonstration gegen Irland zu Gunsten Jakobs II. unternehmen. Beide Anführer begegneten 20. Juli 1690 der 112 Segel starken vereinigten brit.-holländ. Flotte bei der Insel Wight. Die brit. Abteilung nahm bald den Rückzug, die Holländer hingegen hielten aus und verloren durch T.s Anstrengungen 15 Schiffe. Nach der Schlacht setzte T. den Engländern nach und zerstörte 12 Schiffe und viele Transportfahrzeuge in der Bai von Teignmouth. Um die Landung der Jakobiten an den brit. Küsten zu bewerkstelligen, ließ hierauf Ludwig XIV. zwei große Escadres zu Toulon und zu Brest ausrüsten, deren eine d'Estrées, die andere T. befehligte. Zugleich sollte letzterer das Oberkommando führen. Er lief mit 44 Schiffen aus und begegnete 28. Mai 1692 auf der Höhe des Cap de la Hague der 88 Segel starken brit.-holländ. Flotte unter dem Admiral Russell. Wiewohl T. in dem sich entspinnenden Kampfe 12 Schiffe verlor und der Übermacht endlich weichen mußte, war doch diese Niederlage seine glänzendste Waffenthat. Im März 1693 verlieh ihm der König den Marschallsstab. Am 26. Mai 1693 verließ T. an der Spitze von 71 Kriegsschiffen den Hafen von Brest und begegnete auf der Höhe des Kap St.-Vincent einem großen brit.-holländ. Convoi, das von 27 Linienschiffen begleitet wurde. Er eröffnete am 27. den Angriff und eroberte an diesem und dem folgenden Tage 27 Kriegs- und Handelsfahrzeuge; 45 andere

wurden zerstört. Im J. 1694 hatte T. den Auftrag, die Operationen des Herzogs von Noailles in Catalonien zu decken, und von 1694 bis 1698 führte er den Befehl über die Küsten des südl. Frankreich. Er starb 28. Mai 1701. Die unter T.s Namen von Margon veröffentlichten «Mémoires» (3 Bde., 1742—58) sind unecht.

Toury, Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, Arrondissement Chartres, Kanton Janville, Station der Linie Paris-Orléans-Tours-Bordeaux der Orléansbahn, an der Kunststraße Paris-Orléans, zählt 1574 E. Nach T. ging am 10. Nov. 1870 der Rückzug des bayr. Generals von der Tann, der vor der franz. Loirearmee zurückwich; doch erfolgte schon einige Tage später, nach der Vereinigung mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, das erneute Vorrücken auf Orléans.

Toussaint (Anna Luize Geertruide), vorzügliche niederländ. Romandichterin, geb. 16. Sept. 1812 zu Alkmaar, betrat die schriftstellerische Laufbahn 1837 mit dem Romane «Almagro», welchem 1838 «De Graaf van Devonshire» und 1840 «De Engelschen in Rome» folgten. Schon diese Arbeiten fanden großen Beifall bei ihren Landsleuten. Noch mehr verbreitete sich ihr Ruf durch «Het Huis Lauernesse» (2 Tle., 1841), ein histor. Roman aus der Reformationszeit, der in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Hieran schloß sich ihr vorzüglichstes Werk, die Leicester-Romane «Leycester in Nederland», «De vrouwen van het Leycester'sche Tijdperk» und «Gideon Florensz» (zusammen 9 Tle., 1851—54). Ein christl. Sinn prägt sich in allen ihren Schriften aus, die bei der geschichtlichen Treue, mit welcher sie die Details vorführt, selbst einen gewissen histor. Wert behaupten. Im J. 1851 vermählte sich die Schriftstellerin mit dem Maler Bosboom im Haag, wo sie 13. April 1886 starb. Unter ihren spätern Novellen verdient «Majoor Frans» besonders hervorgehoben zu werden.

Toussaint Louverture, ein Neger auf Haïti, wurde 1743 auf einer Pflanzung des Grafen Noé, unweit des Cap Français, geboren. Als 1791 die erste Negerempörung auf Santo-Domingo ausbrach, nahm T. bei dem Negerheere Dienst. Er stieg sehr schnell im Kommando und war 1793 Divisionsgeneral. Weil er 1796 den in Cap Haytien bei einem Volksaufstande zum Gefangenen gemachten franz. General Laveaux befreite und als Gouverneur wiedereinsetzte, wurde er zum franz. Divisionsgeneral und Gouvernementsstellvertreter auf Santo-Domingo und wegen seiner glücklichen Unternehmungen gegen die Engländer 1797 zum Obergeneral aller Truppen auf Santo-Domingo ernannt. Bald indes suchte sich T. von dem franz. Direktorium unabhängig zu machen. Als daher der Divisionsgeneral Hedouville dem General Rigaut befahl, T.s Befehle nicht anzuerkennen, brach 1799 zwischen T. und Rigaut, dem Oberhaupte der Mulatten in den südl. Departements der Insel, der Bürgerkrieg aus, infolge dessen T. Herrscher der ganzen Kolonie wurde und sich zum lebenslänglichen Präsidenten erheben ließ. Um sein Unabhängigkeitsstreben zu bekämpfen, sandte Bonaparte 1801 eine Expedition unter dem General Leclerc nach Haïti ab. T. versuchte zwar Widerstand, wurde aber geschlagen und mußte sich in die Wälder zurückziehen, endlich auch in Unterhandlungen treten. Leclerc nahm seine Unterwerfung an, ließ ihn jedoch infolge verräterischer Intriguen der Negergenerale Dessalines und Christoph verhaften und nach Frankreich einschiffen. Hier wurde er als Gefangener nach Fort Joux gebracht, wo er 27. April 1803 starb. Vgl. Gragnon-Lacoste, «Toussaint-Louverture» (Par. 1877).

Tow (engl., spr. Tau), Werg, Leinengarn.

Towarczys, richtiger Towarzysz (poln., d. i. Kamerad), hieß im ältern Kriegswesen Polens und Rußlands eine aus dem niedern Adel gebildete, berittene Truppe. Auch im brandenburg.-preuß. Heere kommt die Bezeichnung mehrfach vor. Der Große Kurfürst stellte 1675 zwei aus Polen geworbene, nicht mit Lanzen bewaffnete Reiterkompagnien T. auf, entließ dieselben jedoch 1676 auf Verlangen der poln. Regierung. König Friedrich d. Gr. wollte ebenfalls polnische T. aufstellen, verzichtete hierauf jedoch wegen der Schwierigkeit der Anwerbung. Im J. 1795 trat ein Regiment mohammedanischer Tataren in preuß. Dienste und wurde in den neuerworbenen Landesteilen angesiedelt. Dies Regiment T. bestand nur im ersten Gliede aus Edelleuten, im zweiten aus Gemeinen. Bald darauf wurde aus dem niedern poln. Adel der poln. Provinzen eine mit Lanzen bewaffnete Reitertruppe T. errichtet und zu diesem Zwecke 1800 das Bosniakenregiment (Husaren Nr. 9) in ein Regiment von 10 Schwadronen und ein Bataillon von 5 Schwadronen T. umgewandelt. In diese Truppe, welche keine Gemeinen enthielt, wurden die Tataren übernommen, doch bildeten dieselben besondere Schwadronen unter ihren eigenen Offizieren. Die T. fochten tapfer im Feldzuge 1807, wurden aber nach dem Frieden von Tilsit, da ihre Ersatzbezirke abgetreten wurden, in Ulanen umgewandelt (1. und 2. Ulanenregiment).

Tower (spr. Taur, entstanden aus frz. tour, d. i. Turm), die berühmte Citadelle an der Ostseite der City von London (s. d.), am Ufer der Themse, in der Nähe der Londonbrücke, ist mit Wällen und Wassergräben nach alter Art umgeben und bildet ein 5,28 ha großes Quadrat mit einem viereckigen Turme in jedem Winkel. Der Sage nach wird der Ursprung des Baues den Römern zugeschrieben. Gewiß ist, daß hier Wilhelm der Eroberer 1078 eine Zwingburg baute, die als der älteste Teil der Feste noch jetzt vorhanden ist und der Weiße Turm (White Tower) genannt wird. Im Laufe der Jahrhunderte wurden nach Bedürfnis erst die andern Baulichkeiten und Verteidigungswerke hinzugefügt, und noch Wilhelm III. ließ bedeutende Erweiterungen vornehmen. In der Geschichte Englands spielte der T. eine wichtige, meist grausenhafte Rolle. Ursprünglich diente er den Königen zum Wohnorte; doch hörte dies schon seit Heinrich VIII. auf. Auch war es bis zu Jakob II. herab Sitte, daß sich die Könige bis zur Krönung im T. einschlossen oder wenigstens eine königl. Sitzung darin abhielten. Seit den ältesten Zeiten, besonders aber seit Heinrich VIII., gab die Feste das Staatsgefängnis für hohe Personen ab, und ihre Mauern waren die Zeugen der blutigsten Verbrechen. Heinrich VI., George, Herzog von Clarence, Eduard V. und dessen Bruder Richard, Herzog von York, wurden im T. heimlich ermordet. Anna Boleyn und Katharina Howard, die Gemahlinnen Heinrichs VIII., wurden vor der Towerkapelle enthauptet. Johanna Grey und eine Menge brit. Großen und Staatsmänner stiegen aus dem T. auf das Schafott, zuletzt die Lords Kilmarnock, Balmerino und Lovat

1746. Der nördlich an das Gebäude stoßende Hügel, Towerhill, war der gewöhnliche Exekutionsplatz für die politisch Angeschuldigten. Der Haupteingang zum T. ist ein Doppelthor an der Westseite. Auf den Wällen befinden sich 60 Kanonen, mit denen bei feierlichen Gelegenheiten gefeuert wird. Das Oberkommando in der Feste führt ein General, mit dem Titel Constable of the T. Die Hauptgebäude, welche die Ringmauer umfaßt, sind der alte oder weiße T., der Bloody-, Bell-, Beauchamp-, Develin- und Martintower, die Peterskirche, die von Eduard I. erbaute alte Kapelle, das Feldzeugmeisteramt, die Niederlage der Kronkleinodien (Jewel House), die Waffenmagazine, die Kaserne für die aus Landmiliz und Linieninfanterie bestehende Besatzung. Außerdem haben die vielen Beamten und Aufseher, darunter der Gouverneur, ihre Wohnungen innerhalb der Festung. Am 31. Okt. 1841 wurden die Gebäude, welche die Waffenvorräte bargen, durch eine Feuersbrunst zerstört. Das große, aber wenig geordnete Archiv, neben welchem sich 200 Fässer Pulver befanden, die Landkartensammlung und die Kronjuwelen wurden glücklich gerettet. Am 24. Jan. 1885 fand im T. eine von Fentern angestiftete Dynamitexplosion statt, durch welche die dort befindliche Sammlung alter Waffen beschädigt und mehrere Personen verwundet wurden. Vgl. Bayley, «History of the T.» (2 Bde., Lond. 1821); Britton, «Memoirs of the T. of London» (Lond. 1830); Hepworth Dixon, «Her Majesty's T.» (4 Bde., Lond. 1869—71; deutsch, 2 Bde., Berl. 1870).

Towiański (Andreas), poln. Mystiker, Sohn eines Gutsbesitzers, wurde 1798 in Litauen geboren und studierte auf der Universität Wilna. Im Jünglingsalter war er mehrere Jahre blind. Nachdem er auf eine angeblich wunderthätige Weise das Augenlicht wiedererlangt, wurde er Notar bei einem Kreisgericht, und schon damals sprach er von Offenbarungen, die er gehabt, von Unterredungen mit Geistern und Heiligen. Die Regierung ließ ihn wegen seines Treibens in ein Spital bringen. Freigelassen lebte er darauf zurückgezogen auf seinem Gute. Nach der poln. Revolution von 1830 ging er nach Petersburg und reiste später ins Ausland, zunächst nach Posen, wo er sich für einen Gottgesandten ausgab und vergebens den Erzbischof Dunin zu gewinnen suchte. Er wandte sich nach Brüssel, um daselbst den General Skrzynecki zu bekehren. Für diesen schrieb er die sog. «Biesiada», in einer Art Sermon, die Grundlage seiner Lehre. Als der Versuch mißlang, ging er nach Paris, um auf die poln. Emigranten zu wirken. Eine geheimnisvolle Heilung der Gattin des Dichters Mickiewicz 1841 gewann ihm dessen unbedingtes Vertrauen. Mickiewicz wurde nun selbst, sogar vom Katheder, Verkünder der Lehre T.s, welche die völlige Umgestaltung der sozialen Zustände durch beständige Begeisterung für Wahrheit und Liebe bezweckte. Diese Lehre ward «Messianismus» benannt, und Mickiewicz entwickelte sie in «L'église officielle et le Messianisme» (2 Bde., Par. 1842—43). Im J. 1841 trat T. öffentlich als Messias der Menschheit, insbesondere Polens auf und verkündigte die Wiederherstellung Polens als nahe bevorstehend. Die eifrigsten unter den Anhängern wurden zu einem Verein unter Vorsitz Mickiewicz' und T.s verbunden und hielten regelmäßige Sitzungen. Dies sowie die angebliche Vorhersagung des Todes des Herzogs von Orléans veranlaßte die Regierung, T. aus Frankreich zu verweisen. Er begab sich nach Brüssel, dann nach der Schweiz, später nach Rom. Auch von hier wegen seines Auftretens ausgewiesen, kehrte er nach der Schweiz zurück, und starb am 13. Mai 1878 in Zürich. Seine Sekte löste sich auf.

Township (spr. Taunschip), engl. Feldmaß, s. unter Acre; in den Vereinigten Staaten von Amerika ist T. die Unterabteilung des County.

Towyn, Stadt in der Grafschaft Merioneth des engl. Fürstentums Wales, südlich von der Einmündung des Disynwy-River in die Cardiganbai, am westl. Fuße der Bergkette des Arran-y-Gessel, Station der Linie Machynlleth-Barmouth-Dolgelly der Cambrischen Bahn, von der hier eine Zweiglinie nach Tal-y-Llyn abgeht, zählt (1881) 3363 E. und hat Blei- und Kupferminen, Steinbrüche, eine Mineralquelle, Wollmanufaktur und Seebäder.

Toxikologie (grch.), die Lehre von den Giften, s. unter Gift.

Toxteth Park, östlicher Vorort Liverpools, zählt (1881) 10371 E.

Tr. bezeichnet bei Alkoholometerangaben die Skala nach Tralles (s. d.).

Trab, beschleunigte Gangart des Pferdes. (S. unter Reiten, Bd. XIII, S. 603b.) Es gibt Pferderassen, bei welchen durch sorgfältige Inzucht diese Gangart bis zur größten Vollkommenheit und Schnelligkeit ausgebildet ist; sie heißen daher auch Traber. Die berühmtesten sind die russ. Orlow-Traber der Gestüte Chrânowoi und Tschesmenka, namentlich die Abkommen der berühmten Vaterpferde Smetanka und Barß. Auch Nordamerika erzeugt ausgezeichnete Traber. Trabrennen ist eine Art des Wettrennens, bei der die Pferde nur im T., niemals im Galopp gehen. Dieselben Bedingungen haben die Trabwettfahrten.

Trabanten hießen im Mittelalter die Leibwachen hoher Personen, als die beständigen Begleiter ihrer Herren. Gewöhnlich verrichteten sie ihren Dienst zu Fuß, weil ihnen besonders die Bewachung der innern Räume der fürstl. Schlösser übertragen war; doch werden auch T. zu Pferde erwähnt, welche ihren Herrn im Gefecht schützen mußten. Die T. waren mit Hellebarten und mit Seitengewehren bewaffnet, mit dem Helm, auch wohl mit einem Küraß versehen, und durch auszeichnende, meist span. Kleidung geschmückt.

Trabanten, als Begleiter der Hauptplaneten, heißen auch die Nebenplaneten (s. d.) oder Monde.

Trabea, bei den Römern ein purpurgestreifter oder purpurfarbiger Umwurf, der als Kriegskleid diente und deshalb kürzer war als die Toga (s. d.). Er soll in der ältesten Zeit von den Königen auch in der Stadt getragen worden sein, wurde später aber nur bei feierlichen Gelegenheiten angelegt, namentlich vom Oberbeamten bei der Öffnung des Janustempels und von den Rittern bei der großen jährlichen festlichen Parade. Außerdem wird sie den Saliern, sowie dem Flamen Dialis, dem des Mars und den Augurn zugeschrieben.

Traben, Flecken im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Zell, Bürgermeisterei Trarbach, links an der Mosel, Trarbach gegenüber, Station der Moseldampfschiffahrt und der Linie Neil-Traben der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1701 meist evang. E. und hat eine spätgot., zweischiffige Pfarrkirche, starken Weinbau und große Weinhandlungen. Jährlich werden durchschnittlich 6000 hl Wein zum Werte von 240000 Mark

gewonnen. Dabei liegen die Reste der Festung Montroyal, welche von Ludwig XIV. nach Vaubans Plänen 1686 begonnen wurde, aber 1697 nach dem Ryswijker Frieden geschleift werden mußte.

Traber, drehkranke Schafe, s. unter Drehkrankheit.

Träber, s. Trebern.

Trabizun, s. Trapezunt.

Tracé, Grundrißform bei Befestigungsanlagen; vgl. Festungsbau.

Trach (Joh.), luth. Theolog, s. Draconites.

Trachēa (grch.), die Luftröhre; Tracheïtis, der Luftröhrenkatarrh.

Trachealrasseln, s. unter Luftröhre.

Trachēen (grch.) heißen die Atmungswerkzeuge der Insekten, Tausendfüße und eines Teils der Spinnentiere. Sie bestehen in bloßen Luftröhren, die zu mehrern auf beiden Seiten des Leibes liegen, meist nach außen in verschließbare Luftlöcher (stigmata) ausmünden, nach innen aber die Luft durch mannigfache Verzweigung in alle Teile des Körpers führen, bei andern Formen (z. B. den wasserbewohnenden Larven der Eintagsfliegen, Köcherjungfern) finden sich keine derartigen Luftlöcher, die T. beginnen vielmehr mit feinen Verzweigungen in blatt- oder fadenförmigen seitlichen Anhängen des Hinterleibes, sammeln sich in einem jeden zu einem Stämmchen, das in den Körper tritt und hier in einen jederseits vorhandenen Längsstamm mündet. Diese Art der T. bezeichnet man als Riementrachēen. Die größern Trachēenstämme werden durch elastische Spiralfasern gestützt und offen gehalten.

Tracheïden nennt man diejenigen Gewebeelemente der Gefäßpflanzen, welche zwar allseitig geschlossen sind, aber keinen Protoplasmaschlauch mehr enthalten. Sie führen in ihrem Innern Wasser oder Luft und besitzen an den Wänden ähnliche Verdickungen wie die Gefäße (s. d.), sodaß man gleichfalls Spiral-, Ring-, netzartige, leiterartige, verdickte und Tüpfeltracheïden unterscheiden kann. Ihre Bedeutung für die Stoffwanderung, speziell die Wasserbewegung in der Pflanze ist ganz dieselbe wie die der Gefäße. Die T. ersetzen bei den meisten sog. Gefäßkryptogamen, sowie bei den Gymnospermen die Gefäße vollständig und treten auch bei allen Angiospermen auf; nicht selten überwiegt auch bei den letztern die Zahl der T. die der vorhandenen echten Gefäße. Während diese besonders in den Hauptstämmen der Gefäßbündel und im Xylem der in die Dicke wachsenden Stamm- und Wurzelorgane vorkommen, finden sich die T. hauptsächlich in den feinern Auszweigungen des Gefäßbündelsystems in den Blättern.

Tracheïdenähnliche Elemente treten außerdem bei den Torfmoosen (s. Sphagnum), sowie als Wurzelhüllen bei manchen epiphytischen Orchideen auf. Dieselben dienen auch in diesen Fällen wohl zur Aufnahme und Leitung des Wassers.

Trachelägra (grch.), die Nackengicht, die rheumatische Entzündung der Nackenmuskeln; Trachelismus, der Krampf der Nackenmuskulatur.

Trachenberg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Militsch, zwischen einem Arme der Bartsch und der in mehrern Kanälen durch die Stadt fließenden, unterhalb derselben in die Bartsch links einmündenden Schäßla, 90 m über dem Meer, Station der Linie Stargard-Posen-Breslau der Preußischen Staatsbahnen und der Sekundärbahn Herrnstadt, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3571 E. und hat eine evang. und eine kath., 1595—1607 erbaute Pfarrkirche, ein Schloß des Fürsten von Hatzfeld, ein Waisenhaus, ein Hospital, Ackerbau, Viehzucht, Karpfenfischerei, zwei Zuckerfabriken, eine Dampfschneidemühle und Handel mit Getreide, Flachs und Wolle. T. liegt in der 1742 zum Fürstentum erhobenen Standesherrschaft des Fürsten von Hatzfeld, welche seit 1641 diesem Geschlecht gehört. Die Stadt wurde 1642 durch den schwed. General Torstenson, 1644 durch die Kaiserlichen unter Götz erobert. Im Schlosse wurde am 12. Juli 1813 durch Kaiser Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. für den Feldzug von 1813 der Kriegsplan unterzeichnet, an dessen Entwurf der preuß. General Knesebeck, der russ. General von Toll und der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) hervorragenden Anteil hatten.

Tracheobronchitis (grch.), der Katarrh der Luftröhre und der Bronchien.

Tracheotōmie (grch.) oder Luftröhrenschnitt, eine chirurgische Operation zur Eröffnung der Luftröhre bei Atmungshindernissen im Kehlkopf, z. B. beim Krupp und Diphtheritis des Kehlkopfs, bei welchem derselbe oft mit ausgeschwitzten Membranen angefüllt ist, ferner bei Verschluß des Kehlkopfs durch verschluckte Körper, durch Geschwülste u. dgl. Die Operation bleibt natürlich ohne Erfolg, wenn das Hindernis für den Luftwechsel tiefer sitzt oder sich tiefer hinaberstreckt, als die vom Halse aus zugänglichen Teile der Luftröhre, oder wenn eine Erkrankung der Lungen (Entzündung) hinzugetreten ist. In den andern Fällen, wo der Tod durch Erstickung eintreten müßte, ist dagegen die T. von ausgezeichnetem Erfolg. Das Wesentliche der Operation beruht darin, daß nach sorgfältiger Freilegung der Luftröhre eine Öffnung in dieselbe geschnitten wird. Da sich diese bald wieder schließen würde, so muß sie, wo dies nicht geschehen soll, durch Einlegen von Röhren offen gehalten werden, wozu man sich besonders konstruierter Canülen aus Metall bedient, die nahezu halbkreisförmig gebogen sind und an dem außen liegenden Ende einen schildförmigen Rand haben. Um diese Canülen leicht von Schleim u. dgl. reinigen zu können, ohne sie selbst aus ihrer Lage bringen zu müssen, bestehen sie in der Regel aus zwei genau ineinander passenden Röhren, von welchen man die innere leicht aus der äußern herausnehmen kann. Um den Eintritt von Staub u. dgl. in die Lunge zu hindern, legt man ein Stück Zeug über die Öffnung. Nach Beseitigung der Gefahr werden die Canülen herausgenommen, worauf sich die Wunde gewöhnlich sehr rasch wieder verschließt. Nach Verschluß der Wunde vermag der Kranke wieder zu sprechen, was vorher nur möglich ist, wenn die Öffnung der Canüle geschlossen wird, sodaß die Luft durch den Kehlkopf streichen kann.

Trachōm (grch.) ist eine Form der ägyptischen Augenentzündung (s. d.), charakterisiert durch massenhafte Entwickelung von froschlaichartigen rundlichen Körnern (Trachomfollikeln) in der Bindehaut der Lider, namentlich der Übergangsfalten, zuweilen auch in der Bindehaut des Augapfels, bei mäßiger Absonderung eines kontagiösen Eiters. Werden diese Wucherungen nicht beseitigt (durch Ätzungen, Galvanokaustik oder durch Erregung einer heftigen akuten Entzündung mittels eines Infuses von Abrus precatorius oder Jequirity), so tritt

im Bereiche der ganzen Bindehaut eine intensive Narbenschrumpfung ein, welche die Lidränder nach innen umrollt (Entropium) und schließlich den ganzen Bindehautsack verödet. Gleichzeitig entsteht eine reichliche oberflächliche Gefäßbildung und Trübung in der Hornhaut (Pannus) und wandeln sich schließlich die oberflächlichen Hornhautlagen in eine sehnige, undurchsichtige Narbe um. Endlich wird, da die Gefäße und Schleimdrüsen der Bindehaut schwinden und die Ausführungsgänge der Thränendrüsen sich schließen, die ganze Oberfläche der Bindehaut und Hornhaut trocken und rissig und von einer verhornten, wachsartigen Zellenschicht überzogen (Xerophtholmus, Xerosis).

Tracht bezeichnet, was der Mensch zu seiner Bekleidung verwendet, also auch den Schmuck. Aus dem allgemeinern Gebrauche des Landes und der Zeit entwickelt sich das Kostüm (ital. costume, Gewohnheit, Sitte); dies wird zur Mode (s. d.) nach dem oft rasch wechselnden Geschmack, der keine Rücksicht auf das Bedürfnis nimmt. Die Geschichte der T. ist ein wichtiger Zweig der Kulturgeschichte. Der Geist der Zeiten und Völker krystallisiert seine Lebensäußerungen in bestimmten, eigentümlichen und notwendigen Formen: auch die T., sobald sie den Boden des einfachen Bedürfnisses verläßt, steht unter dem Einflusse bestimmter geistiger Anschauungen, und die Formen derselben gehören also mit zum charakteristischen Gesamtausdruck des Völkerlebens. Die sog. Volkstrachten sind nichts als ein Residuum älterer allgemeiner Moden, die größtenteils gar nicht weit zurückreichen. Die Volkstrachten sind in neuerer Zeit bei der lebhaftern Bewegung durch den mächtigen Aufschwung des Verkehrs im raschen Absterben begriffen. Vgl. Herbé, «Costumes français, civils, militaires et religieux» (Par. 1834); Hauff, «Moden und T.» (Stuttg. 1840); von Hefner-Alteneck, «T. des christl. Mittelalters» (3 Bde., Frankf. u. Darmst. 1840—54); Falke, «Die deutsche Trachten- und Modenwelt» (2 Bde., Lpz. 1858); H. Weiß, «Kostümkunde» (5 Bde., Stuttg. 1860—72; 2. Aufl. 1881 fg); C. Kohler, «Die T. der Völker in Bild und Schnitt» (3 Bde., Dresd. 1871—73); Bonnard und Duplessis, «Costumes historiques des XIIIe—XVIIIe siècles» (3 Bde., Par. 1845—73); Falke, «Kostümgeschichte der Kulturvölker» (Stuttg. 1881).

Tracht (im botan. Sinne), s. Habitus.

Trachylobium *Hayne*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt nur wenige Arten, die in den Tropengegenden wachsen. Es sind Bäume mit zweizähligen lederartigen Blättern und weißen in Rispen stehenden Blüten. Zwei in Afrika einheimische Arten, T. mossambicense *Klotsch* und T. Hornemannianum *Hayne*, liefern den ostafrikanischen Kopal; von der in Brasilien vorkommenden Art T. Martianum *Hayne* stammt ein Teil des als amerik. Kopal in den Handel kommenden Harzes. (Vgl. Kopal.)

Trachyt (von τραχύς, rauh) ist ein licht-graulicher oder licht-rötlicher Eruptivgestein, welches in erster Linie durch die Gegenwart von monoklinem Sanidinfeldspat und durch die Abwesenheit von Quarz charakterisiert ist; fernere Gemengteile sind gestreifter triklinер Feldspat, eins, zwei oder seltener alle drei der Mineralien Augit, Hornblende, Magnesiaglimmer, auch Magneteisen, während Olivin stets fehlt. In der Regel liegen einzelne größere Gemengteile, namentlich Sanidin, als tafelförmige Krystalle, in einer dem bloßen Auge fast homogen erscheinenden Grundmasse; auf den Poren der letztern sitzen bisweilen kleine Krystallchen von Tridymit, Hypersthen, Sodalith u. s. w. Die Durchbrüche des eigentlichen T. erfolgten während der Tertiärformation und das Gestein bildet meist glockenförmig gewölbte oder domförmige Berge, auch spitzere Kegel, wie im Siebengebirge (Drachenfels am Rhein), im Westerwalde, in Steiermark, häufig im nördl. Ungarn und Siebenbürgen, in den Euganeen, Mittel- und Unteritalien und der Auvergne. Auch als geflossene Ströme bei thätigen und erloschenen Vulkanen tritt der T. auf, in welchem Falle man ihn Trachytlava nennt.

Tracy (Marie de), s. unter Destutt de Tracy.

Trade Dollar, s. unter Dollar.

Traders (engl.), im brit. Nordamerika die Pelzhändler im Dienste der Hudsonbaikompagnie.

Trades Unions (engl.), s. Gewerkvereine.

Tradition (juristisch), s. Übergabe.

Tradition (vom lat. traditio, d. h. Überlieferung) heißt in der kath. Kirche die neben der in der Heiligen Schrift enthaltenen Offenbarung Gottes mündlich in der Kirche fortgepflanzte göttliche Belehrung. Nach dem strengern Begriffe ist darunter eine wörtlich von Jesu und den Aposteln her teils zur Ergänzung, teils zur Erklärung des Schriftwortes fortgepflanzte Geheimlehre zu verstehen, welche von den Bischöfen in ununterbrochener Succession von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, den Gemeinden aber nur so weit, als das praktische Bedürfnis es erfordert habe, mitgeteilt worden sei. Diese Vorstellung gestattete aber auch die Deutung, daß der Heilige Geist nur das rechte Verständnis der göttlichen Wahrheit in der Kirche ununterbrochen erhalte, sodaß alle weitern, unter gegebenen Umständen notwendig werdenden kirchlichen Festsetzungen in Lehre und Sitte nur immer genauere Erläuterungen des ursprünglichen Sinnes seien. Im erstern Falle gäbe es gar keine, im letztern Falle nur eine formelle Entwickelung; in beiden Fällen aber bleibt die Unfehlbarkeit dieser Überlieferung durch die Unfehlbarkeit der Kirche gesichert, welche wieder auf der ununterbrochenen Succession des Heiligen Geistes im bischöfl. Amte beruht. Seine Ausbildung erhielt der röm. Traditionsbegriff erst durch den Gegensatz zu dem prot. Schriftprinzip. Schon das christl. Altertum kennt die T. im Sinne einer mündlichen Weiterpflanzung apostolischer Lehren und Ordnungen durch das bischöfl. Amt, die in der sog. Glaubensregel zusammengefaßt, nachmals auch schriftlich verzeichnet und unter Leitung des Heiligen Geistes je nach Bedürfnis näher erläutert worden sei. Daher führte man schon im 2. Jahrh. auf unmittelbar apostolische Einsetzung zurück, was sicher erst das Resultat kirchlicher Entwickelung war und nur in seinen ersten Keimen auf die Apostelzeit zurückging. Aber die immer allgemeiner herrschend gewordene Vorstellung in der Kirche legte das Hauptgewicht nicht auf die apostolische, sondern auf die kirchliche T. oder auf die Übereinstimmung mit der vom Heiligen Geiste geleiteten kirchlichen Vergangenheit, deren Zeugnisse man aus Konzilienbeschlüssen und Schriften der Väter sorgfältig zusammenstellte. Später traten noch die Dekretalen als Autoritäten für die Entscheidung streitiger Fragen hinzu.

Die Unfehlbarkeit der Kirche vertrat sonach den in den meisten Fällen überdies unmöglichen histor.

Nachweis apostolischen Ursprungs. Erst im Streite gegen den Protestantismus versuchte man, die T. als mündlich überliefertes Gotteswort der Heiligen Schrift ebenbürtig zur Seite zu stellen. Indessen hat es niemals gelingen wollen, diese T. auf einen klaren Begriff zu bringen. Der zu Trient gemachte Vorschlag einer vollständigen Codifikation aller in der Kirche aufbewahrten T. wurde zurückgewiesen, um künftigen kirchlichen Entscheidungen, für die man ebenfalls auf die T. sich berufen mußte, nicht den Weg zu verlegen. Dafür unterschied die kath. Dogmatik zwischen traditiones divinae, apostolicae und ecclesiasticae, von denen nur die beiden ersten dem aufgestellten strengern Begriffe entsprechen, schwankte aber bis auf den heutigen Tag über die Einreihung der kath. Dogmen und Bräuche unter die eine oder andere Kategorie. Auch die Unterscheidung von traditiones universales und particulares, perpetuae und temporariae, necessariae und liberae war vielfach eine willkürliche. Gegenüber den unabweisbaren Zeugnissen der Geschichte für den spätern Ursprung vieler der wichtigsten kath. Lehren und Bräuche ließ die Berufung auf die «kirchliche» T. immer einen Ausweg offen, dessen entschlossene Betretung aber die ganze Traditionstheorie, sofern sie noch neben dem Satze von der Unfehlbarkeit der Kirche aufgestellt wurde, im Grunde überflüssig macht. Daher sind die neuern kath. Dogmatiker seit Staudenmaier und Möhler dazu zurückgekehrt, den Traditionsbegriff überhaupt als die stetige Leitung der Kirche durch den göttlichen Geist, also als eine unfehlbar vollkommene Entwickelung des kirchlichen Bewußtseins, welche alle Irrtümer und Mißgriffe ausschließt, zu fassen. Der ältere Protestantismus richtete seine Polemik speziell gegen den tridentinischen Begriff der T. als eines ungeschriebenen Gotteswortes neben der Heiligen Schrift und zeigte nicht nur die Unwahrscheinlichkeit und Unerweislichkeit einer unversehrten Bewahrung desselben durch die Jahrhunderte, sondern lieferte auch für zahlreiche angeblich göttliche und apostolische T. den Nachweis ihres jüngern Ursprungs, wogegen er nicht nur die histor. Zeugnisse der Kirchenväter (traditio historica), namentlich die auf Entstehung und Sammlung der biblischen Bücher bezüglichen, sondern auch die Schriftauslegungen der Väter (traditio exegetica) und die in den alten Bekenntnissen und Zeugnissen der Väter niedergelegte dogmatische Überlieferung (traditio dogmatica), letztere freilich auch nur als richtige Auslegung des echten Schriftsinns in Ehren hielt. Während aber der Katholizismus nach seinem weitern Begriffe von der T. die Heilige Schrift selbst als Bestandteil derselben betrachtete und das Ansehen der Bibel mit Augustin auf das Ansehen der Kirche begründete, lehnte der Protestantismus diese Ansicht beharrlich ab, hob die Heilige Schrift als allein zuverlässige Quelle des «Wortes Gottes» auf den Schild und behauptete, daß dieselbe weder der Ergänzung noch der Erläuterung durch die T. bedürftig, am allerwenigsten aber ihr ein- oder unterzuordnen sei.

Im tiefsten Grunde bewegte sich also der Streit um den Gegensatz der absoluten Autorität des unfehlbaren Bibelbuchstabens und der absoluten Kirchenautorität, ein Gegensatz, welcher der Natur der Sache nach jede vernünftige Schlichtung ausschloß. In dem Maße, als man protestantischerseits anfing, die menschliche Entstehung der biblischen Bücher anzuerkennen und sie als erstes Glied in der Reihe kirchlicher Litteraturprodukte zu betrachten, mußte auch der aufs äußerste gespannte Gegensatz von Schrift und T. seine Schärfe verlieren. Dennoch blieb auch so noch eine prinzipielle Differenz, da der kath. Begriff einer unfehlbaren Kirche und die unbedingte Autorität derselben gegenüber dem Einzelnen mit der Forderung der prot. Wissenschaft, die kirchliche Entwickelung als eine echt menschlich-geschichtliche, also niemals absolut vollkommene zu betrachten, in einem unversöhnlichen Gegensatze steht. Die moderne prot. Orthodoxie hat dagegen nicht bloß für das Schriftwort, sondern auch für die Kirchenlehre die Anerkennung unbedingter, also göttlicher Autorität wieder beansprucht. Vgl. Holtzmann, «Kanon und T.» (Ludwigsb. 1859).

Traetto, offiziell seit kurzem Minturno, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Bezirk Gaëta, nahe links dem Garigliano (Liris), unweit dessen Mündung, zählt (1881) 4482 (Gemeinde 7985) E. Nahebei an der Mündung des Flusses lag die wohl erst im 10. Jahrh. gänzlich verödete alte große Aurunkerstadt Minturnae, seit 295 v. Chr. röm. Kolonie, von der sich noch die Ruinen eines Amphitheaters, sowie eine Bogenreihe der Wasserleitung erhalten haben. Über den Garigliano führt hier eine 1832 errichtete Kettenbrücke, die älteste Italiens. Am Liris dehnen sich jene Sümpfe aus, in deren Dickichten sich 88 v. Chr. der geächtete Marius vor seinen Verfolgern zu verbergen suchte. T., mittellat. Traiectum, fiel im 9. Jahrh. in die Hände der Sarazenen, die erst 916 von hier wieder vertrieben wurden, war dann Grafschaft und kam 1063 an die Normannen von Aversa. In der Nähe fand am 27. Dez. 1503 jene Schlacht statt, durch welche der span. General Don Gonsalvo da Cordova den Franzosen das Königreich Neapel entriß.

Trafalgar, ein Sandsteinvorgebirge in der span. Provinz Sevilla, am 100—260 m hohen Felsufer des Atlantischen Meers, zwischen der Straße von Gibraltar und Cadiz, ist besonders durch die Seeschlacht bei Trafalgar berühmt, welche 22. Okt. 1805 stattfand. Im Sommer 1805 hatte sich die franz. Flotte von 24 Kriegsschiffen, welche zu Toulon ausgerüstet war, unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen zu Cadiz vereinigt und war in die westind. Gewässer gesegelt. Nelson, der mit einer etwa halb so starken engl. Flotte ihr nachgesendet wurde, suchte sie dort vergeblich, da sie unterdes nach Europa zurückgesegelt war, wohin er nun auch zurückging. Hier hatte bei Coruña, 22. Juli 1805, der Admiral Calder mit 15 Linienschiffen die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht geliefert, welche aber unentschieden blieb, da ein dicker Nebel im Augenblicke des Kampfes alles verdunkelte; doch hatten sich die Briten zweier span. Schiffe bemächtigt. Die span.-franz. Flotte lief in den Hafen von Coruña ein, wo sie sich verstärkte, sodaß sie 34 Linienschiffe zählte, weshalb Calder sich zurückzog. Während dieses geschah, hatte Nelson sich in England aufs neue verstärkt und segelte nun vor Cadiz, wo die feindliche Flotte vor Anker gegangen war. Da ihm vor allem daran lag, sie zu einer Schlacht zu bringen, so zog er sich ganz von Cadiz zurück und lockte dadurch die Flotte heraus. Am 19. Okt. 1805 segelte sie aus dem Hafen, am 21. traf sie Nelson beim Kap T. Er

hatte den Plan zur Schlacht ſeinen Unterbefehlshabern ſchon 4. Okt. auseinandergeſetzt. In zwei Kolonnen ſegelte ſeine 27 Linienſchiffe ſtarke Flotte gegen die franzöſiſch-ſpaniſche von 33 Schiffen, welche eine 15 km lange Linie bildeten und bei Annäherung der Engländer ſich in einen Halbkreis ordneten. Allein Nelſon wurde vom Winde wie von der Erfahrenheit und Kühnheit ſeiner Mannſchaft beſſer unterſtützt als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie an zwei Punkten. Auf Piſtolenſchußweite lagen die Schiffe aneinander, mehrere wurden geentert, andere in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war der Kampf geendet. Gravina, der ſpan. Admiral, ſtarb an ſeinen Wunden; 19 Schiffe waren verloren, darunter eins von 130 und ein anderes von 120 Kanonen. Der franz. Admiral Villeneuve wurde gefangen, ebenſo Alava, der ſpan. Vizeadmiral, und der Kontreadmiral Cisneros. Dies war Nelſons (ſ. d.) letzter und glorreichſter Triumph. Ein feindlicher Scharfſchütze auf der Santa-Trinidad erkannte ihn an ſeinen Orden und ſchoß ihn mitten durch den Stern, der ſeine Bruſt ſchmückte. Admiral Collingwood, welcher unter Nelſon befehligte, übernahm ſtatt ſeiner den Oberbefehl. Vier franz. Schiffe retteten ſich und ſteuerten nach Ferrol, wo ſie aber 4. Nov. dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Nur 10 Schiffe blieben von der ganzen Flotte übrig, welche Napoleon I. in ſechs Jahren geſchaffen hatte.

Trafalgarpark, ſ. unter Salisbury (Stadt).

Trafik (ital. traffico), Handlung, Verkaufsgeſchäft, Verſchleiß, in Öſterreich namentlich für die Tabakverkaufsſtellen gebräuchlich.

Tragacantha, ſ. Astragalus.

Traganth (lat. Tragantha oder Gummi Traganthae), der erhärtete Schleimſaft verſchiedener Arten der Strauchgattung Astragalus (ſ. d.). Er fließt entweder freiwillig aus dem Holz oder wird durch Einſchnitte oder Stiche am untern Teil des Stämmchens zum Fließen gebracht, erhärtet in 3—4 Tagen und bildet nach der Art der Austrittsöffnung band- oder blätterartige Stücke (der Smyrnaer- oder Blätter-Traganth, die beſte und teuerſte Sorte), oder wurm-, oder faden-, oder nudelförmige gewundene Körper (der Morea-Traganth oder Vermicell), oder klumpige Maſſen (der perſiſche Kugel-Traganth, eine ordinäre Sorte). Eine Mittelſorte bildet der ſyriſche oder Aleppo-Traganth. Der Farbe nach ſind die beſten Stücke des T. milchweiß und ſchwach gelblich, und gehen dann abwärts auf gelblich, bräunlich bis braun. Die Maſſe ſelbſt iſt hornartig feſt und ſtarr, mehr zähe als ſpröde. Ihren Hauptbeſtandteil bildet das Baſſorin, das im Waſſer zu einer großen Menge Schleim aufquillt, aber ausgetrocknet wieder die frühere Feſtigkeit annimmt. Der Traganthſchleim bildet daher ein gutes Bindemittel, das vielſeitige Verwendung findet zur Anfertigung von Paſtillen, Konditoreiwaren (Traganthfiguren), Farben, zum Appretieren von Zeugen, endlich, vermiſcht mit Kreide, Bleiweiß u. a., zur Herſtellung bildſamer Maſſen für Abdrücke u. ſ. w.

Tragelaph (von Trageläphus, dem Bockhirſch, einem wunderbaren, nicht exiſtierenden Tiere) heißt zunächſt ein Trinkgeſchirr mit einem Bockhirſch in erhabener Arbeit. Auf poetiſchem Gebiete begreift man dagegen unter T. ſolche Schöpfungen, welche ſich wegen ihrer widerſpruchsvollen Eigenſchaften ſchwierig in eine beſtimmte äſthetiſche Rubrik unterbringen laſſen. So bezeichnete z. B. Goethe ſeinen «Fauſt» als einen T.

Träger (Bauweſen), im allgemeinen jeder, eine ſenkrechte Laſt tragende Konſtruktionsteil, im beſondern aber ein Balken, der auf künſtliche Weiſe verſtärkt iſt und zum Unterſtützen einer Balkenlage, einer Fahrbahn, eines Gewölbes, Daches u. ſ. w. dient. Im allgemeinen wird die Verſtärkung der Tragkraft von Balken durch Vergrößerung ihrer Höhe erzielt, da die Tragfähigkeit (das Widerſtandsmoment) in dem einfachen Verhältnis mit der Breite, dagegen im quadratiſchen mit der Höhe des Balkens wächſt, im umgekehrten Verhältnis aber zur Länge ſteht. Dabei iſt es gleichgültig, ob die Laſt auf dem T. liegt oder unterhalb desſelben aufgehängt iſt oder in deſſen Mitte ſich befindet. Dem Material nach unterſcheidet man T. aus Holz, aus Eiſen und ſolche aus Holz und Eiſen. Bei hölzernen T. hat man, abgeſehen von den aus einfachen Balken beſtehenden Unter- und Oberzügen, folgende Konſtruktionen: Verdoppelte und verdübelte, verzahnte, geſprengte und offengebaute, d. h. mit Zwiſchenräumen verſehene T. Hierher gehören die linſenförmigen oder Laveſſchen Balken; die einfachen und zuſammengeſetzten Gitterbalken, von denen man beſonders zwei Arten unterſcheidet, die Townſchen und die Howeſchen T. Alle dieſe in der Hauptſache aus Holz beſtehenden T. haben jedoch zu ihrer Verbindung Schraubenbolzen, Klammern u. ſ. w. von Eiſen nötig. Zu den T. aus gemiſchtem Material gehören die ſog. armierten oder verſpannten Balken, welche mit Hilfe von eiſernen Zugſtangen in Form eines umgekehrten einfachen oder doppelten Hängewerks (Spannwerks) verſtärkt ſind (Dreieck- und Trapezträger, ſ. nachſtehende Fig. 1 u. 2).

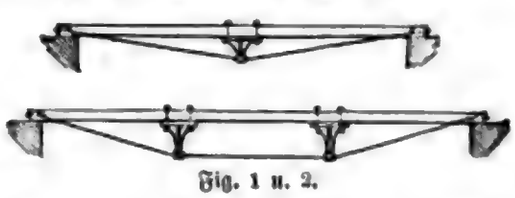


Fig. 1 u. 2.

Die eiſernen Träger werden, nachdem man anfänglich Gußeiſen, meiſt in Form einfacher T-Balken (⊥) hierzu verwendete, nur noch und zwar zweckmäßiger aus Schmiede- oder Walzeiſen, das gleichmäßig auf Zug und Druck beanſprucht werden kann, konſtruiert; dabei kommen die verſchiedenſten Querſchnittsformen (Flach-, Winkel-, Einfachträger, Doppelträger, U-Eiſen u. ſ. w.) vor. Man unterſcheidet hier folgende Arten: 1) Die einfachen Träger, wozu man oft gewöhnliche (abgängige) Eiſenbahnſchienen verwendet, einfache T. (T) und Doppelträger (I). Der obere und untere horizontale Teil derſelben heißt Flantſch, der mittlere, vertikale, Steg. 2) Blechträger, Hohl- oder Kaſtenträger. Sie werden aus ſtarken Eiſenblechtafeln und Winkeleiſen durch Vernietung gebildet (Britannia- und Conway-Röhrenbrücke in England). 3) Gitterträger, bei denen das urſprünglich bei den amerik. Holzbrücken angewendete Syſtem der Howeſchen und Townſchen T. auf Eiſen übertragen und modifiziert iſt. Man unterſcheidet in Bezug auf die Form der Felder oder Fächer das Syſtem des rechtwinkeligen Dreiecks und dasjenige des gleichſchenkeligen Dreiecks.

Beide Syſteme kommen in einfachſter Weiſe, ohne Überkreuzung der Gitterſtäbe und in zuſammengeſetzteſter (mit einfacher, doppelter, mehrfacher Überkreuzung) vor. Die einfachern Gitterträger des rechtwinkeligen Syſtems (mit weiten Maſchen) nennt man Fachwerkträger, diejenigen des gleichſchenkeligen Dreieckſyſtems Netzwerkträger. Die einfachſten Vertreter dieſer beiden Hauptſyſteme ſind das Mohnicſche (rechtwinkelige) und das Nevilleſche (gleichſchenkelige) Syſtem; letzteres in England auch Warrenprinzip genannt (Fig. 3, 4, 5, 6).

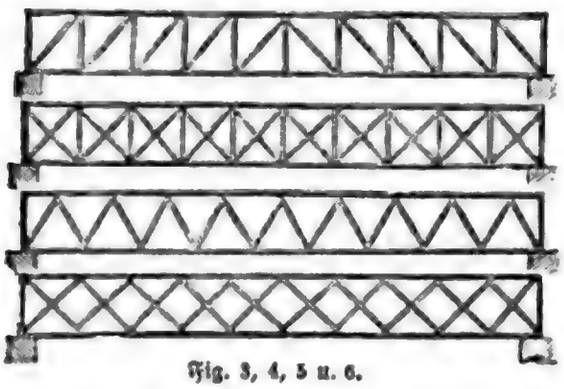


Fig. 3, 4, 5 u. 6.

In Bezug auf die Hauptform, insbeſondere der Fachwerkträger, unterſcheidet man noch ſolche mit parallelen Gurtungen (das ſind die obern und untern, die Stelle des Flantſches einnehmenden Begrenzungen) oder Paralleträger; die Parabel- oder Segmentträger (Bogenſehnen- ⌓ und Fiſchbauchträger ⌔), die Sichel-, Hyperbel- oder Schwedlerſchen T. (Fig. 7). Letztere kommen haupt-

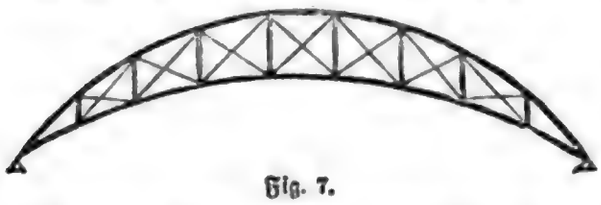


Fig. 7.

ſächlich als Dachbinder vor. In Bezug auf die Auflagerung endlich hat man Konſolträger (mit einem Ende eingemauerte), einfache Balkenträger (auf zwei Stützen), kontinuierliche T. (auf drei und mehr Stützpunkten) und Gelenkträger (mit ſchwebender Unterſtützung).

Träger (Albert), lyr. Dichter und Parlamentarier, geb. 12. Juni 1830 zu Augsburg, ſtudierte 1848—51 Jura und Kameralia zu Halle und Leipzig, ward 1857 Gerichtsaſſeſſor, 1862 Rechtsanwalt und Notar in Cölleda, 1875 in Nordhauſen. Seit der Gründung des Nationalvereins beteiligte er ſich an dem polit. Leben und iſt ſeit 1874 Mitglied der Fortſchrittspartei im Deutſchen Reichstage (mit Ausnahme der J. 1878—80), ſeit 1879 auch im preuß. Abgeordnetenhauſe (mit Ausnahme der J. 1882—85). Eine Sammlung ſeiner «Gedichte» erſchien in Leipzig 1856 (16. Aufl. 1884). Im J. 1859 gab er mit Georg Pertz zur 100jährigen Geburtstagsfeier von Robert Burns eine Überſetzung von deſſen ausgewählten Gedichten mit einer von T. geſchriebenen Biographie heraus. Von 1859 bis 1863 redigierte er das «Leipziger Sonntagsblatt», ſchrieb «Übergänge», eine Novelle (Lpz. u. Heidelb. 1860), «Tannenreiſer», Weihnachts-Arabesken (Troppau 1863; 2. Aufl. 1868); «1870», ſechs Zeitgedichte (Berl. 1870), und veröffentlichte das Prachtwerk «Deutſche Kunſt in Bild und Lied», von welchem bis 1886 25 Jahrgänge erſchienen ſind. Für das Theater ſchrieb er «Die letzte Puppe», Solo-Luſtſpiel (Wien 1864), «Eine Stunde vor der Hochzeit», Genrebild in einem Akt (1871), und mit Emil Pohl zuſammen «Morgenſtündchen einer Soubrette», Genrebild in einem Akt.

Tragewerk oder Tretwerk heißt beim Bergbau die Überbrückung der Waſſerſeige einer Strecke durch Stege und Pfoſten zum Zweck der Fahrung und Förderung; je nach der Art der letztern unterſcheidet man Karren- und Hundelauf-Tragewerk und Eiſenbahn-Tragewerk.

Tragfedern, ſ. unter Federn (metalliſche).

Trägheit, in der Mechanik, ſoviel wie Beharrungsvermögen.

Trägheitsmoment, ſ. Moment.

Tragikomödie (grch.), ein Schauſpiel, in welchem ein ernſter Stoff komiſch behandelt wird; tragikomiſch, Verſchmelzung des Tragiſchen mit dem Komiſchen.

Tragiſch, ſ. Tragödie.

Tragkraft oder Feſtigkeit nennt man in der praktiſchen Mechanik den Widerſtand, welchen ein Körper vermöge ſeiner Kohäſion (ſ. d.) der Trennung ſeiner Teile durch äußere Einwirkung entgegenſetzt. Je nach der Richtung der trennenden Kraft unterſcheidet man die «abſolute» Feſtigkeit oder T., welche ein Körper beim Zerreißen zeigt, die «relative» beim Zerbrechen, die «reagierende» beim Zerknicken oder Zermalmen und die «Torſionsfeſtigkeit» beim Zerdrehen oder Zerwürgen. Statt der drei erſtgenannten Arten macht man neuerdings nur den Unterſchied zwiſchen Zug und Druck. Die genaue Kenntnis der Feſtigkeit der Materialien iſt bei allen architektoniſchen und techniſchen Konſtruktionen unerläßlich. Um die abſolute Feſtigkeit zu beſtimmen, befeſtigt man einen Körper an dem einen Ende und beſchwert ihn an dem andern ſo lange mit Gewichten, bis er zerreißt. Dann berechnet man, um vergleichbare Reſultate zu erlangen, wie viel Gewicht (in Kilogrammen) nötig ſein würde, um einen Stab des Körpers von 1 qcm Querſchnitt zu zerreißen. Auf dieſe Weiſe ergeben ſich für verſchiedene Körper deren Feſtigkeitskoëfficienten (für Zug). So iſt z. B. für jenen Querſchnitt die T. in Kilogrammen bei hartem Stahl 11000, bei Schmiedeeiſen 5300, bei Eichenholzlern 1800, bei Hanfſeilen 600, bei Blei nur 62 u. ſ. w. Um von ſolchen Angaben praktiſche Anwendung machen zu können, führt man der Sicherheit wegen nur einen gewiſſen Teil der T. (Tragmodul, Sicherheitskoëfficient) in die Rechnung ein, z. B. bei Metallen nur den vierten oder fünften, bei Hölzern nur den ſechſten, bei Steinen den zehnten Teil und zwar für den Zuſtand der Ruhe; für den der Bewegung oder Erſchütterung noch weniger. Von großem Einfluß auf die T. iſt die Form des Querſchnitts der in Anſpruch genommenen Körper, beſonders in Rückſicht auf relative und abſolute Feſtigkeit. Stricke aus feinen Fäden und wenig gedreht, zeigen mehr T. als ſtärker gedrehte aus gröbern Fäden. Ebenſo iſt auch ein Seil, aus vielen Eiſendrähten gewunden, feſter als ein gleich langer und gleich ſchwerer maſſiver Eiſenſtab. Bei der relativen T. kommt es außer auf den Querſchnitt vor allem auf die Geſtalt und zweckmäßige Form des tragenden Körpers an. Sie ſteht im umgekehrten Verhältnis zur Länge des letztern und

kommt vor allem bei Berechnung der Dimensionen weitspannender Träger (s. d.) in Betracht. Nur das genaueste Studium aller hier einschlagenden Verhältnisse hat es ermöglicht, jene Wunderwerke moderner Baukunst, wie die Röhrenbrücken über Meeresarme, Hängebrücken u. s. w. zu konstruieren.

Tragödie (Trauerspiel, grch. τραγῳδία, wörtlich Bocksgesang, von τράγος, Bock, und ᾠδή, Gesang). Bei dem Festopfer eines Bocks, als des Verwüsters des Weinstocks, wurden im alten Griechenland Klagegesänge auf die Leiden des Dionysos oder Bacchus gesungen, welche Chorgesänge allmählich in dramatische Form übergingen. Thespis (s. d.) wird als Erfinder der T. bezeichnet, indem man ihm den Ruhm beilegt, den Chorführer zum Darsteller des Gottes oder Helden gemacht und dadurch den Dithyrambus zum Drama umgebildet zu haben. Seitdem aber hat der Begriff des Tragischen und der Begriff der T., als der höchsten künstlerischen Entfaltung des Tragischen, eine unendlich vertiefte Bedeutung gewonnen. Die T. ist nach wie vor Leidensgeschichte, aber Darstellung des Leidens, wie es dem Menschen aus seiner Stellung zur Gesamtheit, aus seinem Verhältnis zur allgemein sittlichen Weltordnung entspringt. Der einzelne Mensch, mag er noch so wesentliche und in sich berechtigte Zwecke verfolgen, verfällt nichtsdestoweniger in sittliche Schuld, wenn er seine Zwecke und Absichten selbstsüchtig von den ebenso berechtigten Zwecken und Rechten der allgemeinen Weltverhältnisse losreißen und seinen Sonderwillen auf Kosten des Ganzen durchsetzen will. Nun machen diese Weltverhältnisse gegen die Eigensüchtigkeit des kämpfenden Helden ebenfalls ihre Rechte und Zwecke geltend. So entbrennt der heftigste Streit und Widerstreit, der sog. tragische Konflikt. Das Ganze ist mächtiger als selbst der mächtigste Einzelne. Der Einzelne, der tragische Held, unterliegt daher, und sein Untergang ist die Büßung seiner Schuld, die Wiederherstellung der durch ihn verletzten allgemeinen Vernunft und Ordnung. In Trauer und Mitleid mischt sich so ein Gefühl der Erhebung und Freude. Denn die T., als die Darstellung des Kampfes zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen oder, wie man sich ausdrücken kann, zwischen der Freiheit und Notwendigkeit, ist immer zugleich eine Verherrlichung der sittlichen Vernunft, ein Sieg dieser Vernunft gegen titanischen Übermut und eigensüchtige Selbstüberhebung. Aristoteles setzt daher in seiner »Poetik« den Zweck der T. in die Reinigung von Leidenschaften, und denselben Gedanken spricht Schiller aus, wenn er sagt, daß das Schicksal den Menschen erhebe, indem es ihn zermalme. Jedoch ist die Art, wie dieser Kampf zwischen dem Einzelnen und dem Weltganzen dargestellt wird, bei den Alten und bei den Neuern verschieden. Die Alten stellen die Idee der herrschenden Weltordnung voran, der Einzelne ist ihr unterworfen, sie ist sein Schicksal oder Verhängnis, das er verwirklicht auch wo er es meiden möchte; bei den Neuern ist das Gemüt, der Charakter des Menschen das Erste und bereitet sich sein Schicksal durch seine Thaten.

Die moderne Tragödie ist daher im Gegensatz zu der antiken Schicksalstragödie wesentlich Charaktertragödie, und die Schuld des tragischen Helden liegt hier einzig in der Sophistik des eigenen Herzens; jeder muß verantwortlich einstehen für das, was er thut. Der Schöpfer dieser modernen Charaktertragödie ist Shakespeare. Auch Goethe und Schiller wandeln diesen Weg. Es war eine der größten Verirrungen, als in neuerer Zeit wieder vereinzelte Dichter, wie Müllner und Houwald, nach einem dem Menschen äußerlich verhängten Schicksal zurückgriffen. Mit dem Begriff der T. hängen die Gesetze ihrer Komposition aufs engste zusammen. Aristoteles sagt, eine T. muß Anfang, Mitte und Ende haben, d. h. die T. zerfällt wesentlich in drei Teile. Der erste Teil zeigt die Verstrickung des Helden in Schuld; der zweite Teil ist das Hereinbrechen der gegenwirkenden rächenden Mächte, der Wendepunkt, wo die Schürzung aufhört und die Lösung beginnt; der dritte Teil ist der Untergang des Helden, der Sieg der Idee, die Katastrophe. Daher sind auch drei Akte eine sehr naturgemäße Einteilung, die besonders bei den Spaniern beliebt ist. Wenn die Engländer, Franzosen und Deutschen die Einteilung in fünf Akte vorziehen, so ist dies nicht eine Verneinung dieses Grundgesetzes, sondern nur eine Erweiterung; die Mitte zwischen der Exposition und dem Schluß selbst ist dreifach gegliedert. Die Unterscheidung der T. je nach der Natur des Stoffs in die historische und bürgerliche T. ist künstlerisch gleichgültig, aber als eine Unterscheidung des künstlerischen Stils von Bedeutung. Große histor. Stoffe streben naturgemäß nach hoheitsvoll idealisierender, bürgerliche Stoffe nach mehr realistischer Haltung. (S. Drama.)

Tragopōgon *L.* oder Bocksbart, ist der Name einer zu den Kompositen, Abteilung der Cichoriaceen, gehörenden Pflanzengattung, die sich von der ihr zunächststehenden Gattung Scorzonera oder Schwarzwurzel (s. d.) durch die einreihige, aus acht bis zwölf Schuppenblättern zusammengesetzte Hülle des Blütenkörbchens und den gestielten, federigen Haarkelch der Früchtchen unterscheidet. Ihre der Mehrzahl nach in Europa und Nordafrika vorkommenden Arten sind zweijährige oder perennierende, auf Wiesen und Grasplätzen wachsende, milchende Kräuter und gute Futterpflanzen, davon die verbreitetsten T. pratensis *L.* und T. orientalis *Jacq.*, beide mit schmalen, rinnigen und welligen Blättern und gelben Zungenblüten. Teils als Zier-, teils als Gemüsepflanze wird in Blumen- und Küchengärten der in Südeuropa, auch schon in Süddeutschland wild wachsende lauchblätterige Bocksbart (T. porrifolius *L.*) angebaut, welcher sich von den genannten Arten durch schön pfirsichrote Blüten unterscheidet. Diese auch Haferwurz genannte Pflanze hat eine fleischige Wurzel, welche ebenso wie die Schwarzwurzel zubereitet und genossen werden kann.

Tragstein, s. Konsole.

Tragus (lat.), die Ohrecke, s. unter Gehör.

Train (militärisch), gleichbedeutend mit Wagenzug, auch Troß, Fuhrwesen (in frühern Zeiten Roßpartei) genannt, umfaßt die Transportmittel, vermöge deren die Bedürfnisse sowohl einzelner Truppenteile, als größerer Heeresabteilungen (Divisionen, Armeekorps) und ganzer Armeen fortgeschafft werden, nebst dem zugehörigen Personal. So spricht man vom T. eines Bataillons, Regiments, von den T. eines Armeekorps, von dem Trainpersonal der mobilen Verwaltungsbranchen u. s. w. Die T. größerer Heeresabteilungen bilden in sich gegliederte Körper, welche Kolonnen, Trainkolonnen, Fuhrparks u. s. w. heißen.

Der T. der Heere hat erſt in neuerer Zeit eine feſtere Organiſation erhalten; es beſtehen ſchon im Frieden Traincadres, welche den Namen Trainbataillone (Deutſches Reich), Trainregimenter (Öſterreich-Ungarn), Traineskadrons (Frankreich) u. ſ. w. führen. Denſelben liegt die Ausbildung des Perſonals, welches im Kriege die T. der Truppenteile und größern Heeresabteilungen zu beſetzen hat, außerdem auch oft die Verwaltung des toten Materials ob, welches in ſog. Traindepôts untergebracht iſt. Die Gemeinen des T. heißen Trainſoldaten, Trainfahrer, Fuhrweſensſoldaten u. ſ. w. (in frühern Zeiten auch Trainknechte, Troßbuben). An die zum T. Auszuhebenden ſtellt man geringere Anforderungen in körperlicher Hinſicht als an den übrigen Erſatz; ihre Präſenzzeit bei der Fahne iſt eine verkürzte (im Deutſchen Reich ein halbes Jahr, ſtatt drei Jahre).

Die T. der Truppen umfaſſen die Munitions-, Bagage-, Sanitätsfuhrwerke, Brückenfahrzeuge u. ſ. w. und zerfallen in den ſog. Gefechtstrain, welcher den Truppen auf das Gefechtsfeld folgt, und den Bagagetrain, welcher außerhalb der Gefechtsſphäre bleibt. Die Fahrzeuge der Feldartillerie werden in der Regel nicht zum T. gezählt. Die T. größerer Heeresabteilungen ſind ihren Zwecken entſprechend gegliedert in Verpflegungstrains (Proviant-, Bäckerei-, Fuhrparkkolonnen), Sanitätstrains (fliegende Feldlazarette oder Sanitäts-Detachements und gewöhnliche Feldlazarette), Genietrains (Brückenequipagen, Brückentrains), Munitionstrains (Munitionsparks, Munitionskolonnen), mobile Pferdedepôts. Die T. der Armeekorps folgen denſelben in ſo großen Abſtänden, daß ſie die Operationen nicht behindern, und ſind zur beſſern Führung in Staffeln vereinigt. Die Bedürfniſſe der Artillerie und des Genies behufs Belagerung einer Feſtung ſind in ſog. Belagerungstrains zuſammengeſtellt. (S. Feſtungskrieg.) Der militäriſch organiſierte T. der Heere wird im Kriege noch durch gemietetes oder requiriertes Privatfuhrwerk (Vorſpannwagen, Fuhrparks) ergänzt. Im neuern Kriegsweſen (ſeit Napoleon I.) wurde das Beſtreben, den T. zu vermindern, vorherrſchend, namentlich ſoweit derſelbe zur Bequemlichkeit der Truppen dient. So ſind z. B. die beſondern Transportmittel für die Zelte, welche man im 18. Jahrh. allgemein mitführte und welche einen bedeutenden Teil des Troſſes ausmachten, mit der allgemeinen Abſchaffung der großen, nicht tragbaren Zelte ganz in Wegfall gekommen. Die mitgeführten Bedürfniſſe der Offiziere haben viele Einſchränkungen erfahren. Durch das Requiſitionsſyſtem konnten auch die Verpflegungstrains erhebliche Verminderung erleiden. Dagegen konnte man mit dem vervollkommneten Sanitätsweſen dem Lazarettfuhrweſen eine entſprechende Vergrößerung angedeihen laſſen.

Trainbrücken, ſ. unter Kriegsbrücken.

Trainieren (vom engl. to train, abrichten) heißt durch zweckentſprechende, diätetiſche Maßregeln und fortgeſetzte Übungen mit allmählich ſich ſteigernden Anforderungen den Körper zu hohen und andauernden Kraftleiſtungen, namentlich zum Zurücklegen großer Raumſtrecken in kurzer Zeit, heranbilden. Eine wichtige Rolle ſpielt das T. bei der Vorbereitung der Reiter und Pferde zum Wettrennen. Man arbeitet bei den Rennpferden bezüglich der Körperbeſchaffenheit auf recht kräftige Muskeln, einen größtenteils fettarmen Zuſtand des Zellengewebes, einen recht geringen Umfang des Bauches und eine nicht zu dickflüſſige Beſchaffenheit des Blutes hin. Mittel hierzu ſind reichliches Körnerfutter, wenig Heu, ſowie nach Bedarf Purgiermittel, Aderlaß und Schwitzen. Ferner gehört hierher tägliche Bewegung, abwechſelnd in ſchneller und langſamer Gangart, mit allmählich ſteigender Anſtrengung, die aber niemals bis zur Erſchöpfung der Kräfte getrieben werden darf. Je nach Bedarf wird eine ſolche Behandlung zwei oder mehrere Monate fortgeſetzt, bis das Ziel erreicht iſt. Trainers heißen die Perſonen, welche ſich mit der Kunſt des T. der Pferde befaſſen.

Trainierung (Training), ſ. Dreſſur.

Traiſen, der letzte Alpenfluß, den die Donau in Niederöſterreich empfängt. Ihre beiden Hauptquellen, die Unrecht-Traiſen und die Türnitzer T. liegen über 1200 m hoch, die Länge ihres Laufs bis zu ihrer Vereinigung beträgt bei der erſtern 24, bei der letztern nahe an 18 km. Ihre Richtung nach der Vereinigung der Quellbäche iſt nördlich, im Unterlaufe zuweilen auf beiden Seiten mit Armen begleitet und ihre Mündung erfolgt nach einem Laufe von etwa 60 km (von der Vereinigung der Quellbäche an gerechnet) in den Donauarm unterhalb Traismauer. Wie alle Alpenflüſſe, führt auch die T. ein blaßgrünes klares Waſſer.

Traité (frz.), ſoviel wie Traktat; auch eine Abhandlung, ein Handbuch.

Trajan, ſ. Trajanus.

Trajanspforte, ſoviel wie Rotherthurmpaß.

Trajanſäule, die zum Andenken an die Thaten des Kaiſers Trajan im Dacierkrieg errichtete, 29,5 m hohe Säule zu Rom, ſ. unter Rom, Bd. XIII, S. 770a; Abbildung auf Tafel: Bauſtile IV, Fig. 4, Bd. II, S. 608.

Trajanswall werden die noch erhaltenen Reſte einer alten, von den Römern in demjenigen Teile des alten Möſien, der heute Dobrudſcha heißt, angelegten Befeſtigungslinie genannt. Sie beginnt 15 km unterhalb Raſſowa beim Dorfe Czernawoda und ſetzt ſich 60 km weit bis zum Seehafen von Küſtendſche fort. Der linke Flügel, dem ein von Moräſten ausgefülltes Thal vorgelegen iſt, beſtand augenſcheinlich nur aus einer Erdwalllinie, während auf dem rechten, der eine offene Ebene zu durchlaufen hatte, ſich deren zwei und ſtellenweiſe ſelbſt drei hintereinander gelegen befanden. Dieſelben haben noch eine Höhe von 3 und auf einzelnen Punkten ſelbſt bis zu 6 m. Die Crête dieſer Wälle ſcheint ſtellenweiſe von einer Bruſtwehrmauer aus behauenen Steinen überragt geweſen zu ſein, auch ſind Spuren von Caſtra erhalten. — Noch führen den Namen T. (ruſſ. Trajanskoiwal) oder Römerwall und Römerſchanze ähnliche, nur weit längere Befeſtigungslinien in Rumänien und Beſſarabien.

Trajanus (Marcus Ulpius), der erſte Provinziale, der den röm. Kaiſerthron beſtieg, regierte 98—117 n. Chr. Er war 53 zu Italica (bei Sevilla) in Spanien geboren und zeichnete ſich ſchon in früher Jugend unter ſeinem Vater, der von der Pike auf gedient und es bis zum Patriciat und den Triumphalinſignien gebracht hatte, in einem Feldzug gegen die Parther aus. Nachdem er noch in Germanien als Kriegstribun gedient hatte, durchlief er die gewöhnliche ſenatoriſche Laufbahn bis zur Prätur. Als Legionsgeneral führte er aus Anlaß des Aufſtandes des Saturninus gegen Domitian im J. 88 ſeine Legion aus Spanien nach

Obergermanien, war 91 Konsul und wurde dann Statthalter in Niedergermanien, als welcher er von Nerva (s. d.) adoptiert und zum Mitregenten und Thronfolger gemacht wurde. Als Nerva im Jan. 98 starb, wurde T. Kaiser und regierte nun so tüchtig und glücklich, daß seine Regierungszeit nach der augusteischen als die glänzendste Periode der Kaiserherrschaft erscheint. Mit welcher Sorgfalt und Einsicht er die Verwaltung der Provinzen im einzelnen leitete, sieht man aus dem uns erhaltenen Briefwechsel mit Plinius als Statthalter von Bithynien. Mit besonderer Energie ging T. an den Bau neuer Straßen, Kanäle, Brücken, ebenso wurden alte wiederhergestellt, in Italien namentlich an der Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe gearbeitet, endlich neue Kolonien in den verschiedensten Teilen des Reichs angelegt. Zeugen dieser Thätigkeit sind Monumente in allen Teilen des Reichs. Von besonderer Wichtigkeit war das von Nerva begonnene, aber erst von T. emporgebrachte Institut der Alimentationen, d. h. die Stiftung von Kapitalien zur Erziehung von freigeborenen Kindern, wodurch der seit dem Ende der Republik namentlich in Italien bemerkbaren Entvölkerung abgeholfen werden sollte. Obligationsurkunden über solche trajanische Stiftungen sind inschriftlich erhalten. T.s Zeit ist ferner diejenige Periode, in der die röm. Litteratur ihre letzte Nachblüte in Tacitus, Plinius dem Jüngern und Juvenal trieb, nicht sowohl infolge direkter Begünstigungen von seiten des Kaisers als infolge des anregenden Einflusses der Freiheit, die nach langem Druck den Geistern wieder gestattet wurde. In dem «Panegyricus» des Plinius hat diese Litteratur dem Kaiser ihren Dank niedergelegt. Die berühmten zwei Briefe, 96 und 97 in seinem Briefwechsel mit Plinius, welche die gegen die Christen zu befolgenden Grundsätze besprechen, zeigen den Kaiser zwar als Gegner der neuen Religion, aber er will, daß gegen die Christen einfach nach den Gesetzen vorgegangen werde. Neben der energischen innern Verwaltung ging eine glückliche äußere Politik her. Auf zwei Seiten wurde das Reichsgebiet beträchtlich erweitert, infolge der dacischen Kriege 101—102 und 105—107 jenseit der untern Donau und nachdem schon 106 ein Strich von Arabien dem Reich einverleibt war, auch jenseit des Euphrat infolge des Partherkriegs 114—116. Die Dacierkriege führten, nachdem der König dieses Volks, Decebalus, sich selbst getötet, zur Eroberung des Landes zwischen Theiß und Pruth und zur Einrichtung der Provinz Dacien (außer einem Teil von Ungarn, ungefähr das Banat, Siebenbürgen, Rumänien umfassend). Die Anlegung von Städten, darunter der an der Stelle der Dacierresidenz Sarmizegetusa (s. d.) als Colonia Ulpia Trajana (bei Varhely) errichteten, führte außerordentlich rasch zur Romanisierung des Landes, und obgleich diese Provinz am Ende des 3. Jahrh. wieder aufgegeben werden mußte, war ihre Konstituierung doch ein Ausfluß richtiger Politik.

Dieselbe hat ein bedeutungsvolles Denkmal gefunden in der im ganzen 32 m hohen Trajanssäule (s. Tafel: Baustile IV, Fig. 4, Bd. II, S. 608), welche in Rom inmitten des von T. angelegten Forum vor der Basilika Ulpia 113 zum Andenken an die Dacierkriege errichtet und mit Reliefdarstellungen der Kriegsscenen versehen wurde, die sich wie ein Band an der Höhe der Säule hinaufziehen. Die Hereinziehung Armeniens, Mesopotamiens und Assyriens ins Reichsgebiet war eine entschiedene Abweichung von der frühern Politik, welche stets darauf gehalten hatte, zwischen der röm. Grenze und Parthien ein weder völlig römisches noch parthisches, sondern überwiegend unter röm. Einfluß stehendes Armenien zu haben und sonst den Euphrat als feste Grenze zu behalten. Während T. in Parthien war, brach in Mesopotamien, in den Gebieten am obern Euphrat und Tigris ein gefährlicher Aufstand aus, und dazu kam ein gewaltiger Aufstand der Juden in Mesopotamien, Judäa, Ägypten, Kyrene u. s. w., der erst nach entsetzlichem Blutvergießen niedergeworfen werden konnte. T. aber befiel 117 auf der Rückkehr eine Krankheit. Er starb zu Selinus in Cilicien Aug. 117. Das Urteil der Römer über T., der 114 den Beinamen Optimus erhalten hatte, bezeugt der Ruf, mit dem man spätere Kaiser begrüßte: «Sei glücklicher als August und besser als Trajan!»

Vgl. Francke, «T. und seine Zeitgenossen» (2. Aufl., Quedlinb. 1840); Dierauer, «Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajans» (in Büdingers «Untersuchungen zur röm. Kaisergeschichte», Bd. 1, Lpz. 1868); Fröhner, «La colonne Trajane décrite» (Par. 1865), sowie dessen Prachtwerk, «La colonne Trajane, reproduite en phototypographie» (4 Bde., Par. 1869—74); de la Berge, «Essai sur le règne de Trajan» (Par. 1877). [Utrecht (s. d.).

Trajectum ad Rhenum, der alte Name von

Trajektanstalten oder Eisenbahnfähren dienen zur Beförderung von Eisenbahnzügen (ausschließlich Lokomotiven) zwischen den Ufern eines Stroms, eines Landsees oder Meeres, wobei die Umladung von Gütern oder Personen auf Schiffe umgangen wird. Sie bestehen in der Hauptsache aus Schiffsgefäßen verschiedener Form und Größe mit einem Deck, welches Eisenbahngleise trägt und auf welches die Eisenbahnwagen aufgestellt werden. Der Transport des Trajektschiffs über das Gewässer, sowie die Art und Weise seiner Be- und Entladung können sehr verschieden angeordnet werden. Jedenfalls befinden sich auf beiden Ufern Bahnhöfe, um die meist für das Schiffsdeck zu langen Eisenbahnzüge in einzelne Teile zu trennen, beziehentlich wieder zusammenzusetzen. Derartige T. werden angewandt, wo eine feste Brücke entweder aus ökonomischen oder aus strategischen Gründen nicht zulässig ist, oder auch, wo es sich, wie z. B. beim Bau großer fester Brücken (Mainz, Mannheim), um eine vorübergehende Verkehrseinrichtung für die Dauer der Bauzeit handelt.

Man kann die T. einteilen in 1) solche, deren Schiff frei dem Steuerruder folgen kann (Raddampfer), und 2) solche, deren Schiff durch eine Kette oder ein Drahtseil längs eines vorgeschriebenen Wegs geführt wird. Bei der erstern, mehr für lange Transportwege geeigneten Art befinden sich die Gleise zur Aufnahme der Eisenbahnwagen entweder auf dem Dampfboot selbst (Fähren der Edinburgh-Dundee-Eisenbahn über den Firth of Forth und über den Firth of Tay, Fähre über den Humberfluß, über die Elbe zwischen Lauenburg und Hohnsdorf, Bodenseefähre Friedrichshafen-Romanshorn, holländ. Fähren, so die 1863 projektierte Fähre über den Canal La Manche mit 137,25 m langen, 17,4 m breiten Booten, auf welchen die Reisenden die nötigen Salons und Cabinen finden), oder die Wagen stehen auf besonders flach gebauten Prahmen und das Dampfschiff dient nur als

Schleppschiff (Homberg-Ruhrort, Bingerbrück-Rüdesheim, sowie vor Erbauung der Brücken zwischen Koblenz-Oberlahnstein, Mainz-Gustavsburg, Ludwigshafen-Mannheim). Bei der zweiten Art, mit geleitetem Schiff, hat man sich zunächst an das Vorbild der gewöhnlichen Kettenfähren gehalten und das Fährschiff an zwei Ketten gehen lassen, die auf den Grund des Wassers gelegt und an den Ufern durch in Schächte versenkte Gegengewichte in Spannung erhalten wurden, während auf dem Schiffe durch Dampfkraft getriebene Kettenräder zur Fortbewegung derselben dienten. Solche Eisenbahnfähren sind seit längerer Zeit im südl. England zur Übersetzung von Meeresarmen thätig (zu Devonport bei Plymouth, zwischen Portsmouth und Gosport bei Southampton u. m. a.). Auch die Nilfähre der Alexandria-Kairobahn wurde in ähnlicher Weise geführt. Während die Ketten in tiefen Meeresarmen ihre Lage nicht wesentlich verändern konnten, mußte man bei den T. der Rheinischen Bahn (Rheinhausen-Hochfeld, Oberkassel oberhalb Bonn) sich gegen das Bestreben der in geringer Wassertiefe auf dem unregelmäßigen Rheinbett liegenden Kette, stromabwärts zu treiben, desto mehr vorsehen, als die einseitig auf das trajektierende Schiff wirkende Stromgeschwindigkeit stets die Kette bogenförmig auszulegen sucht. Man hat hier zunächst statt der Ketten Drahtseile benutzt und von diesen ein stärkeres von 46 mm Durchmesser als Leitseil und ein schwächeres von 29 mm als Treibseil angeordnet. Das über zwei seitliche Führungsrollen des Fährschiffs gehende Leitseil ist etwa alle 38 m durch stromaufwärts im Grunde befestigte Ankertaue, welche durch hakenartige Klauen das Seil angreifen und trotzdem den Übergang über die Führungsrollen gestatten, gehalten. Das stromaufwärts liegende Treibseil ist über zwei auf dem Schiffe befindliche und durch eine kleine Dampfmaschine zu treibende Seilscheiben von 2,51 m Durchmesser geschlungen und, wie auch das Leitseil, an den Ufern durch Gewichte gespannt.

Trajektorie (neulat.) heißt bei Newton eine Linie, welche durch gegebene Punkte geht oder gegebene Linien berührt, insbesondere die Bahn eines Punktes, dessen Bewegung bestimmt ist, z. B. die Bahn eines geworfenen Körpers, eines Planeten. Wenn in der Gleichung einer Linie ein Koëfficient unbestimmt ist, so entspricht der Gleichung eine Serie von Linien einer Ordnung: eine Linie, welche alle Linien der Serie unter einem gegebenen Winkel schneidet, war in einem einfachen Fall von Snellius 1624 eine Loxodromie der Serie genannt worden. Wenn der gegebene Winkel recht ist, so heißt die Loxodromie nach Joh. Bernoulli 1697 eine orthogonale T. der Serie.

Trakehnen, königl. Hauptgestüt im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Stallupönen, 15 km östlich der erstern, 11 km südwestlich der letztern Stadt, südlich der Preußischen Ostbahn, 5 km vom Bahnhof T. derselben entfernt, zählt mit den übrigen 11 Gestütsvorwerken (1885) 1837 E. Auf diesen Vorwerken befindet sich das Hauptgestüt Trakehnen, das bedeutendste im Königreich Preußen, mit einer Gesamtoberfläche von 4150,20 ha. Das Hauptgestüt T. besteht aus 12 Vorwerken, von denen 4 (Guddin, Jodszlanken, Jonasthal und Mattischkehmen) im Kreise Gumbinnen und 8 (Bajohrgallen, Birkenwalde, Burgsdorfshof, Danzkehmen, Gurdszen, Kalpakin, Tankenischken und T.) im Kreise Stallupönen liegen. Dasselbe steht unter einem Dirigenten (seit 1864 Landstallmeister von Dassel, Oberst a. D.), und zählt an weiterm Personal: 1 Oberroßarzt, 1 Wirtschaftsdirigenten, 1 Arzt, 1 Rendanten, 1 Gestütssekretär, 12 Vorwerksvorsteher (darunter 1 Gestütinspektor [Veterinär], 2 Gestüthofaufseher, 1 Oberstutmeister, 6 Stutmeister, 1 Futtermeister und 1 Kämmerer), 2 Futtermeister, 1 Schleusenmeister und 56 Wärter. Das Zuchtmaterial besteht etatsmäßig aus 15 Hauptbeschälern und 350 Mutterstuten, die Beschäler sind in der Mehrzahl Halbblut, die Mutterstuten fast ausschließlich Halbblut, von letztern kamen 1885 80 auf den leichten Reitschlag, 60 auf den starken Reit- und leichten Wagenschlag und 210 auf den starken Wagenschlag. Die Nachzucht betrug Aug. 1885 747 Stück überwiegend Halbblut. Abgesehen von der Erzielung der für den eigenen Bedarf nötigen Zuchttiere und der Beschäler für die Landgestüte hat das Hauptgestüt T. alljährlich bis 40 Remonten an das Königliche Obermarstallamt zu liefern. Der über diesen Bedarf hinaus erzielte Rest wird alljährlich öffentlich verkauft. Landbeschäler hat T. von 1848 bis 1886 jährlich 20—70, im Durchschnitt 42 Stück abgegeben.

Schon der Deutsche Orden hatte Stutereien in Ostpreußen angelegt. Späterhin war die Pferdezucht durch Pest und Kriege sehr heruntergekommen, bis 1732 unter König Friedrich Wilhelm I. durch die Verlegung der Gestüte nach T. die Pferdezucht einen neuen Aufschwung erhielt und damit der Grund zur heutigen Blüte derselben gelegt wurde. Über den gegenwärtigen Trakehner Schlag s. unter Pferd, Bd. XII, S. 889b. (Vgl. die dazugehörige Tafel: Pferderassen, Fig. 5.) Die Grundsätze bezüglich des Blutes haben in diesem Jahrhundert vielfach gewechselt, bald wurde mehr orientalisches, bald mehr englisches zugeführt, doch ist letzteres in der Hauptsache maßgebend geblieben. Eine 1843 eingerichtete Trainieranstalt und der Betrieb der Zucht eines Rennstalles wurden 1866 wieder aufgegeben, da die in T. gezeugten Rennpferde der klimatischen Verhältnisse wegen in ihrer Ausbildung gegen die westl. Provinzen stets um zwei Monate zurückstanden und daher nicht die nötigen Erfolge auf der Rennbahn zu erzielen vermochten. Früher befand sich in T. auch ein Marstall des Litauischen Landgestüts, welcher jetzt nach Rastenburg verlegt ist. Südlich grenzt an das Hauptgestüt das Dorf T. Vgl. J. von Schwartz und Krocker, «Deutsches Gestütbuch» (Berl. 1873).

Trakt (lat.), Zug, Ausdehnung in die Länge (z. B. Eisenbahntrakt); Strecke Landes; kath. Fastengesang zwischen Epistel und Evangelium.

Traktament (lat.), Behandlung, Bewirtung; Schmaus; Löhnung.

Traktarianismus, s. Puseyismus.

Traktat (traité) heißt ein zwischen verschiedenen Staaten abgeschlossener Vertrag.

Unter Traktaten in der Mehrzahl werden aber gewöhnlich die dem wirklich geschlossenen Vertrage vorausgehenden Unterhandlungen, die gegenseitigen Anträge und Erklärungen verstanden, und in diesem Sinne gebraucht man auch unter Privatpersonen den Ausdruck T. Diese sind noch für keinen Teil verbindlich. Erst durch den völligen Abschluß, durch Unterzeichnung, in gewissen Fällen durch gerichtliche Bestätigung, in den Verträgen der Staaten untereinander durch Auswechselung d.r

Ratifikation (s. d.) gehen die T. in den förmlichen Vertrag über.

Traktätchen heißen kleine, auf religiöse Bearbeitung der niedern Volksklassen berechnete Schriften, welche durch Agenten und Kolporteure herumgetragen und meistens unentgeltlich verbreitet werden. Sie gelten bei den Vereinen pietistischer Richtung als ein Hauptbeförderungsmittel ihrer Tendenzen und werden von förmlich eingerichteten sog. Traktätchengesellschaften oder Traktätchenvereinen geschaffen und unter das Volk gebracht. Diese Vereine sind meist mit den Missionsgesellschaften verbunden. Sie entstanden, wie diese, zunächst in England, verbreiteten sich von da nach Frankreich, Deutschland und andern Ländern und entwickeln unausgesetzt eine große Thätigkeit. Namentlich werden in Deutschland aus dem Wuppertale, durch den Calwer Verlagsverein, durch das Rauhe Haus in Hamburg, durch den Evangelischen Bücherverein in Berlin, durch die Evangelische Gesellschaft in Stuttgart u. s. f., in der Schweiz durch den Verein zur Verbreitung christl. Schriften in Basel ꝛc. eine große Menge von T. verbreitet.

Traktathäfen nennt man diejenigen chines. Häfen, welche vertragsmäßig dem auswärtigen Handel geöffnet sind. (S. u. China, Bd. IV, S. 284ᵃ.)

Traktir, in Rußland und Polen soviel wie Gasthaus, Restaurant.

Traktorie (neulat.) oder Zuglinie heißt nach Huyghens 1693 eine Linie, deren Tangente eine gegebene Linie, z. B. eine Gerade, so schneidet, daß zwischen dem Berührungspunkt und dem Schnittpunkt eine gegebene Strecke liegt. Diese Linien gehören zu den ersten, welche durch ihre Differentialgleichungen bestimmt worden sind.

Tralee, Hauptstadt der Provinz Kerry (s. d.).

Tralles (Joh. Georg), Physiker, geb. 15. Okt. 1763 in Hamburg, wurde 1785 Professor der Mathematik und Physik zu Bern, 1810 zu Berlin und starb 19. Nov. 1822 zu London. Er ist hauptsächlich bekannt als Erfinder des nach ihm benannten Alkoholometers (s. d.). [Bd. XIV, S. 664ᵃ.

Trama oder Einschlagseide, s. unter Seide.

Trambahnen (engl. tramways, ital. tramvie), sind ebenso wie die Eisenbahnen (s. d.) Beförderungseinrichtungen, bei denen gegenüber dem gewöhnlichen Fuhrwerk eine größere Leistungsfähigkeit dadurch erzielt wird, daß die Fahrzeuge auf Schienengleisen bewegt werden, daß bei denselben also die geringere Reibung zwischen Metall und Metall an die Stelle der stärkern Reibung zwischen Rad und Straßenoberfläche tritt. Der Unterschied zwischen Eisenbahnen und T. besteht hauptsächlich darin, daß die erstern einen besondern Bahnkörper haben, auf welchem jede andere Art des Verkehrs nur an bestimmten Stellen (Wegeübergängen) und in beschränkter Weise zugelassen wird, während die Gleise der T. in der Regel auf einer vorhandenen Straße so verlegt werden, daß sie den übrigen, diese Straße beanspruchenden Verkehr nicht beeinträchtigen. Man bezeichnet die T. daher auch als Straßenbahnen. In Bezug auf den Betrieb kann man auch noch einen Unterschied zwischen Eisenbahnen und T. darin finden, daß bei letztern einzelne Wagen oder kurze Züge von Wagen in kurzen Zeitabständen, bei erstern längere Züge in größern Zeitabständen befördert werden.

Das Wort Tramway wurde früher vielfach von einem engl. Kohlengrubenbesitzer Namens Outram hergeleitet, welcher Ende des 18. Jahrh. zuerst Spurbahnen in England gebaut haben sollte. Diese Spurbahnen sollten danach «Outramways» genannt worden und daraus später «tramways» entstanden sein. Diese Herleitung hat sich nach neuern Untersuchungen als unrichtig erwiesen. Spurbahnen in engl. Bergwerken sind zuerst im 16. Jahrh. von deutschen Bergleuten, welche von engl. Herrschern berufen waren, angewendet worden. Die Längshölzer, welche die Spurbahn bildeten, wurden von den deutschen Bergleuten die «Tröme» genannt. Die Einzahl dieses Wortes ist «Trom», gleichbedeutend mit dem mittelhochdeutschen «Träme», dem mitteldeutschen «Dräm» oder «Träm», der ältern Form der noch jetzt in Süddeutschland üblichen Bezeichnung «Tram» oder «Tramen» für «Balken». Es sind danach die Spurbahnen, aus denen sich allmählich die gegenwärtigen Eisenbahnen und die T. entwickelt haben, wie auch die Bezeichnung derselben als tramways deutschen Ursprungs.

Die Spurweite der T. ist meist gleich der Normalspur der Eisenbahnen (1,435 m) angenommen, doch finden sich auch vielfach geringere Maße. So waren von den 611 km Trambahnen, welche im Königreich der Niederlande Ende 1884 im Betrieb waren, 305 km mit der Normalspurweite, 24 km mit 1,42 m, 31 km mit 1,41 m, 211 km mit 1,067 m, der Rest mit 1,0 und 0,75 m Spurweite ausgeführt. An einzelnen Orten hat man die Spurweite der T. so bemessen, daß sie mit der Radentfernung des üblichen öffentlichen Fuhrwerks im Einklang steht, damit dieses nicht mit dem einen Rad auf der einen Schiene fahrend, neben der andern durch das zweite Rad Rinnen bilde. Die Gleisentfernung für Doppelgleise oder Ausweichungen wird in der Regel zu 2,5 bis 2,8 m angenommen. Auf beiderseitig bebauten Straßen wird das Gleis in der Regel in die Mitte gelegt, damit der Verkehr mit den Häusern nicht gehindert wird, auf nur einseitig bebauten Straßen und auf Landstraßen pflegt man das Gleis aber stets auf die Seite zu legen. Die den T. in der Regel gestellte Bedingung, daß ihre Schienengleise den übrigen, dieselbe Straße beanspruchenden Verkehr nicht stören dürfen, macht für den Oberbau der T. eigenartige, von dem der Eisenbahnen abweichende Anordnungen erforderlich. Der Oberbau der T. bestand früher meist aus Flachschienen mit eingewalzter Spurrille auf hölzernen Langschwellen. Die Schwierigkeit der Befestigung veranlaßte, die Schienen mit seitlichen Rippen zu versehen und sie dann mit Klammern zu halten, doch haben diese Schienen den Nachteil, daß sie auf der Schwelle kein gutes Auflager finden und deshalb durch die Einwirkungen der Fahrzeuge sich bald losrütteln. Da die hölzernen Schwellen außer durch die Schienen auch durch Fäulnis bald zerstört werden, wendet man neuerdings mehr ganz eisernen Oberbau an. Ebenso wie beim Oberbau der Eisenbahnen, kommen auch bei den T. statt der frühern Eisenschienen mehr und mehr Stahlschienen zur Anwendung. Die Abnutzung der Schienen ist bei den T. eine verhältnismäßig stärkere als bei Eisenbahnen, weil die Straßenfuhrwerke mit dazu beitragen und Staub und Schmutz ungünstig einwirken. An einen guten Oberbau für T. sind besonders folgende Ansprüche zu machen: Der Oberbau muß für die auf ihm zu bewegenden Fahrzeuge eine gleichmäßig

ſtarke Unterſtützung bieten, es iſt deshalb Langſchwellenoberbau anzuwenden; der Oberbau muß ſich leicht verlegen laſſen und der Straßenbefeſtigung (Pflaſter oder Chauſſierung) einen guten Anſchluß gewähren, auch darf die Straßenbefeſtigung nicht durch die Querverbindungen der beiden Schienen beinträchtigt werden. Die Spurrille darf weder zu eng noch zu weit ſein, damit die Stollen der Hufeiſen nicht feſtgeklemmt werden und die Räder der Fuhrwerke nicht hineingelangen; die Rillenbreite wird danach zwiſchen 26 und 33 mm angenommen. Man hat ſehr verſchiedene, den zu ſtellenden Anforderungen mehr oder minder genügende Syſteme von Oberbau für T. in Anwendung gebracht, von den neuern ſind zu erwähnen: das Syſtem Heuſinger von Waldegg, beſtehend aus zwei ineinandergreifenden Flußſtahlſchienen, deren Stöße in den beiden Schienenreihen gegeneinander verſetzt ſind; das Syſtem Demerbe, gußſtählerne Hohlſchienen, welche in einem Stück Schiene und Schwelle darſtellen; das Syſtem Haarmann, bei welchem zwei getrennte gleiche Gußſtahlſchienen von 130 mm Höhe mit einſeitigem dünnen Steg und 42 mm breitem Kopf zur Bildung der ſymmetriſchen Lauffläche dienen. Die Ausweichevorrichtungen der T. (Weichen) müſſen ſo eingerichtet ſein, daß ſie keine oder doch nur wenige bewegliche Teile haben, da ſolche in der Ebene der Straße ſchwer zu erhalten ſind, auch müſſen die bei den Eiſenbahnen für die Stellung der Weichen angewendeten Böcke und ſonſtige über die Straßenebene hinausragende Teile vermieden werden.

Die Wagen der T. waren früher mehr den Omnibuſſen nachgebildet und hatten auch wie dieſe vier loſe Räder. Dieſe Anordnung bedingte jedoch eine große Höhe der Wagen, damit die Räder frei unter den Sitzbänken gehen konnten. Man wendet deshalb bei den T. ebenſo wie bei den Eiſenbahnen jetzt allgemein Wagen mit feſten Achſen an, wodurch eine beſſere Anordnung der Achsbüchſen und ſicherere Führung der Räder ermöglicht wurde. Wegen der bei den T. vielfach vorkommenden engen Kurven dürfen die Wagen nur einen kleinen Radſtand haben und müſſen deshalb die Wagenkäſten, um möglichſt viel Raum zu bieten, über die Achſen mit ausladen (Vorder- und Hinterperrons).

Die Fortbewegung der Fahrzeuge auf den Schienen erfolgt bei den T. teils durch Pferde (Pferdebahn), teils, und in neuerer Zeit immer mehr, durch mechaniſche Kräfte (Dampf, Elektricität, Luftdruck). Der Betrieb mit Pferden iſt nach dem gegenwärtigen Stande der Technik des Trambahnweſens beſonders da zweckmäßig und in wirtſchaftlicher Beziehung vorteilhaft, wo die Natur des Verkehrs verlangt, daß einzelne Wagen in kurzen Zeitabſtänden und unter häufigem Anhalten befördert werden. Es iſt dies beſonders der Fall bei dem Perſonenverkehr im Innern großer Städte, und hier ſind deshalb die Pferdebahnen auch in ausgedehntem Maße in Anwendung. Dieſelben fahren mit einer Geſchwindigkeit von 9 bis 12 km in der Stunde; dieſe Geſchwindigkeit verringert ſich, wenn die Gleiſe in ſtärkern Steigungen liegen. Die Verwendung von Dampf für den Betrieb der T. empfiehlt ſich beſonders überall da, wo mehrere zu einem Zuge vereinigte Wagen gleichzeitig auf längere Strecken ohne zu häufiges Anhalten zu befördern ſind (Dampftrambahnen). Zur Beförderung der Trambahnzüge werden Lokomotiven verwendet, welche je nach der geforderten Leiſtung eine Kraft von 15 bis 100 effektiven Pferdekräften haben und mit Rauchverbrennungs- und Kondenſationsvorrichtungen verſehen ſind, damit die Straßenanwohner und die auf der Straße verkehrenden Perſonen nicht durch Rauch und Dampf beläſtigt werden. Derartige Lokomotiven werden beſonders von Krauſe u. Komp. in München, von der Schweizeriſchen Lokomotiven- und Maſchinenfabrik in Winterthur, von der Maſchinenfabrik von Henſchel u. Sohn in Kaſſel und von der Lokomotivenfabrik Hohenzollern in Düſſeldorf gefertigt. Beſonders beträchtliche Ausdehnung haben die Dampftrambahnen in Italien, vornehmlich in Oberitalien erlangt, wo dieſelben ſich als ein mächtiges Hebungsmittel des Verkehrs ganzer Gegenden und dabei namentlich wegen der geringen Anlagekoſten als lebensfähige Unternehmen erwieſen haben. Anfang 1886 gingen von Turin 6, von Breſcia und Aleſſandria je 4 und von Mailand 11 Dampftrambahnen aus. Dieſe Anlagen vermitteln daſelbſt teils den Perſonenverkehr der größern Ortſchaften in der Nähe der Städte, teils den Perſonen- und Güterverkehr ganzer Gegenden mit den großen Eiſenbahnpunkten, von denen ſie oft bis 40 km in das Land hineinführen. Die Geſamtlänge der in Italien am 30. Juni 1885 im Betrieb befindlichen Dampftrambahnen betrug 1741 km gegen 1660 km am 30. Juni 1884. Im Bau waren daſelbſt am 30. Juni 1885 außerdem noch 468 km, woraus auf eine ſtarke weitere Entwickelung des Trambahnnetzes geſchloſſen werden kann.

Außer in Italien ſind Dampftrambahnen auch in den Niederlanden in größerm Umfange vorhanden. Von den daſelbſt Ende 1884 im ganzen im Betrieb geweſenen 34 Trambahnunternehmungen mit zuſammen 611 km T. verwendeten 20 Unternehmungen mit 332 km T. Lokomotiven, 3 Unternehmungen mit 152 km ſowohl Lokomotiven als Pferde und 11 Unternehmungen mit 127 km T. ausſchließlich Pferde. Im ganzen waren Ende 1884 152 Lokomotiven für die niederländiſchen T. vorhanden. Bei den niederländiſchen T. werden ebenſo wie in Italien neben den Perſonen auch Güter befördert, wenn auch nur in untergeordnetem Maße. Im J. 1884 betrug die Einnahme der niederländiſchen T. aus dem Perſonenverkehr 3207195 holl. Gulden, aus dem Güterverkehr 166270 Gulden. In Deutſchland wurden im J. 1884 in 48 Städten von 43 Geſellſchaften T. mit einer Gleislänge von 903 km betrieben. Zum Betriebe dieſer T. wurden verwendet 8100 Pferde und 69 Lokomotiven, es iſt alſo in Deutſchland gegenüber Italien und den Niederlanden die Anwendung der Dampfkraft bei den T. verhältnismäßig nur eine geringe.

Da die an Lokomotiven zur Verhütung des Ausſtoßens von Rauch und Dampf angebrachten Rauchverzehrungs- und Kondenſationsvorrichtungen, wenn ſie gut wirken ſollen, auf den Gebrauch der Lokomotiven ſehr ſtörend einwirken, ſo iſt vielfach verſucht worden, feuerloſe Motoren für die Beförderung auf T. anzuwenden. Man kann drei Klaſſen ſolcher feuerloſer Motoren unterſcheiden: ſolche, bei denen die zur Erzeugung der fortbewegenden Kraft erforderliche Wärme an einer Centralſtelle entwickelt und der Betriebsmaſchine mit auf den Weg gegeben wird; ſolche, bei denen die Wärme und die Kraft an einer Centralſtelle erzeugt werden,

und solche, bei denen die Wärme, Kraft und Arbeit an einer Centralstelle erzeugt werden.

Zur ersten Klasse gehören die Maschinen von Lamm-Francq und von Honigmann. Bei ersterer wird die Maschine an der Abgangsstelle mit hochgespanntem Dampfe (17 Atmosphären Überdruck) gefüllt, welchen die Maschine hiernach während der Arbeit nach und nach verbraucht. Die Einrichtung der Honigmannschen Maschine beruht auf der Eigenschaft des Ätznatrons, bei Aufnahme von Wasser sich zu erhitzen. Die durch Wasserdampf veranlaßte Erwärmung des Ätznatrons wird zur Bildung neuen Dampfes verwendet, dieser neue Dampf zur Arbeit in einer Maschine benutzt und der austretende Dampf wieder in die Natronlauge zurückgeführt. (Vgl. Natrondampfkessel.)

Zur zweiten Klasse der feuerlosen Motoren gehören die Maschinen mit gepreßter Luft und die elektrischen Motoren. Bei dem ältern Verfahren (Mekarski, Beaumont) der Anwendung des Luftdrucks wird der Triebwagen an der Anfangsstation mit Preßluft gefüllt und verbraucht dieselbe allmählich während der Fahrt. Hierbei wurde oft die Preßluft zu früh verbraucht, sodaß der Wagen unterwegs zum Stillstand kam. Außerdem mußte eine sehr bedeutende tote Last unnützerweise mit befördert werden. Bei einer in neuerer Zeit von Pardy in San-Francisco erfundenen und zur Anwendung gebrachten Betriebsweise ist längs der ganzen Straßenbahnlinie ein mit Preßluft gefülltes Leitungsrohr verlegt, aus dessen in kurzen Abständen angebrachten Auslaßventilen die Triebmaschine des Wagens gespeist wird. Die Luftpumpe, verbunden mit einem zur Druckauslegung dienenden Sammler für die Preßluft, befindet sich am Ende der Linie. Die Höhe des Luftdrucks beträgt 7 Atmosphären. Die Auslaß- oder Speiseventile liegen an Straßenkreuzungen oder solchen Stellen, wo die Reisenden ab- und zugehen, sodaß die Füllung der Triebmaschine vor sich geht, während der Wagen ohnehin halten muß.

Für die Verwendung der Elektricität zur Fortbewegung von Wagen auf T. sind verschiedene Systeme in Anwendung gekommen. (S. Elektrische Eisenbahn.) Im J. 1884 ist eine T. mit elektrischem Betrieb zwischen Frankfurt a. M. und Offenbach in Betrieb gesetzt worden. Diese 6555 m lange Trambahn ist mit 1 m Spurweite und mit drei Ausweichestellen angelegt. Kessel und die für die Erzeugung der Elektricität erforderlichen Maschinen befinden sich auf der Zwischenstation Oberrad ziemlich in der Mitte der Strecke. Von hier aus wird der zum Betrieb erforderliche elektrische Strom oberirdisch durch zwei parallel mit der Bahn laufende, etwa 1 cm starke Drahtseile den zwei in 5 bis 6 m Höhe über Schienenoberkante wagerecht angebrachten Gestängen von gußeisernen Röhren (mit etwa 3 cm innerm Durchmesser) zugeführt. Die Leitungsdrähte und Röhrengestänge sind metallisch gut miteinander verbunden, die Röhren werden von den Drähten schwebend getragen. Die ganze Konstruktion der Stromleitung ruht isoliert auf hölzernen Pfosten. Zum Zweck der Übertragung des elektrischen Stroms von der Leitung nach dem unter dem Trambahnwagen angebrachten Getriebsmechanismus sind die Röhrengestänge am untern Ende der Länge nach 1 cm weit aufgeschlitzt. In diesen Schlitzen hängen die sog. Schiffchen mit gutem metallischen Kontakt im Innern der Leitungsröhren. Von den Schiffchen aus wird der elektrische Strom durch zwei Drahtseile auf den Mechanismus unter dem Bahnwagen übertragen und durch eine von dem Führer des Wagens gehandhabte Stellvorrichtung in Kraft umgesetzt. Die so erzeugte Kraft reicht aus, zwei bis drei mit je 25 Personen besetzte Wagen mit 10—15 km Geschwindigkeit in der Stunde fortzubewegen. Die in Bewegung befindlichen Wagen ziehen dann die den elektrischen Strom vermittelnden Schiffchen nach, sodaß eine stete Zuleitung des Stroms gesichert ist. Die gesamte elektrische Einrichtung dieser Bahn ist von der Firma Siemens u. Halske in Berlin geliefert worden. In neuerer Zeit sind Versuche mit Verwendung von elektrischer Accumulation zur Fortbewegung von Wagen auf T. gemacht worden.

Zur dritten Klasse gehören die in neuerer Zeit besonders in Nordamerika (San-Francisco, Chicago, Neuyork), sowie in engl. Städten in Anwendung gekommenen Seilbahnen (Kabeltaubahnen). Bei denselben läuft ein Seil ohne Ende, das von einer feststehenden Maschine in beständiger Bewegung erhalten wird, auf Leitrollen in einer eisernen Röhre, welche in der Mitte des Bahngleises unter der Straßenoberfläche verlegt ist. Um die Bahnwagen in Bewegung zu setzen, wird ein senkrechter Führungsarm, der am untern Ende eine Klemmvorrichtung trägt, an das Drahtseil festgeklemmt. Zu diesem Zwecke ist die Röhre in ganzer Länge mit einem 2 cm breiten Schlitz versehen. Um den Wagen zum Stehen zu bringen, wird die Klemmvorrichtung gelockert. Das Anziehen und Lockern der Klemmräder erfolgt durch eine Steuerung vom Maschinistensitze aus. Die in San-Francisco aus zwei Wagen bestehenden Züge verkehren teilweise in starken Steigungen (bis 1:16,5) liegenden T. mit einer Geschwindigkeit von 10 km in der Stunde. Die Klemmvorrichtung ist nur in einem der beiden Wagen eines Zugs angebracht. Auch auf der großen, Neuyork und Brooklyn verbindenden Hängebrücke wird die T. mit einem 38 mm dicken, 3492 m langen und 18154 kg wiegenden Drahtseil betrieben. Dasselbe wird mit 15 km Geschwindigkeit in der Stunde täglich 20 Stunden lang im Betrieb erhalten. Die Zahl der Wagen, welche gleichzeitig angehängt sind, beträgt 10 bis 20, das Gewicht derselben durchschnittlich je 10 t. Die Wagen folgen in Zeitabständen von 0,6 bis 1,2 Minuten, sodaß täglich 1200 ganze Reisen (hin und zurück) ausgeführt werden. Als eine besondere Art von Beförderungsmittel für T. ist noch der von dem Ingenieur Rowan erfundene Dampfwagen zu erwähnen. Bei diesem Dampfwagen ist die bewegende Dampfmaschine innerhalb des für die Personenbeförderung bestimmten Wagens angebracht, wodurch die beförderte Last zur Vergrößerung des für die Fortbewegung des Wagens nötigen Adhäsionsgewichts herangezogen und das zu befördernde tote Gewicht auf das geringste Maß beschränkt wird. Die Kondensation des Dampfes wird bei diesem Wagen durch Benutzung des Wagendaches als Kühlfläche unter Anwendung sehr dünner Kupferplatten erreicht. Rowansche Dampfwagen sind besonders in Dänemark in Anwendung, in neuerer Zeit auch in Deutschland und zwar auf der Schleswig-Angeler Bahn und auf der T. auf dem Kurfürstendamm bei Berlin auf der Strecke vom Zoologischen Garten zum Grunewald.

Die T. haben sich außerordentlich rasch entwickelt. Bis zum J. 1876 waren in Großbritannien nur 254 km T. mit einem Anlagekapital von 45060000 Mark hergestellt, 1882 bereits 1080 km mit einem Baukapital von 195 Mill. Mark. Ein Kilometer T. kostet daher durchschnittlich 180723 Mark, während 1 km Eisenbahn in England durchschnittlich 520000 Mark kostet. Ende 1884 wurden bei den in England betriebenen 1210 km T. verwendet: 207 Lokomotiven, 21784 Pferde und 3038 Wagen. Die Zahl der von den englischen T. beförderten Reisenden belief sich im J. 1878 auf 146001000, im J. 1884 auf 330 Mill. Die durchschnittliche Einnahme per Reisenden belief sich 1878 auf 15,98 Pfennige, 1883 auf 15,30 Pfennige; ebenso die Betriebskosten 1878 auf 12,16 Pfennige, 1883 auf 12,07 Pfennige. Im ganzen wurden 1884 von den englischen T. eingenommen rund 48 Mill. Mark, ausgegeben 37 Mill. Mark. Der Überschuß von 11 Mill. Mark entspricht einer Verzinsung des 220 Mill. Mark betragenden Baukapitals von 5 Proz. Die Ausdehnung des Trambahnnetzes in Österreich-Ungarn war 1885 verhältnismäßig noch gering, es befanden sich in Cisleithanien 128, in Transleithanien 79 km, zusammen also in Österreich-Ungarn 207 km T. In Frankreich befanden sich Ende 1884 640 km T. im Betrieb. Die Baukosten für 1 km T. betrugen in Frankreich durchschnittlich 72000 Mark, die Kosten der Beschaffung des Wagenparks 94400 Mark, im ganzen kostete also das Kilometer T. 166400 Mark. Die Einnahme für 1 km stellte sich in 1884 durchschnittlich auf 45800 Mark, die Ausgabe auf 38000 Mark. Der Überschuß von 7800 Mark entspricht auch hier einer Verzinsung des Baukapitals mit 5 Proz. In Spanien waren am 1. Jan. 1885 106 km T. im Betrieb und 110 km im Bau. In Amerika waren 1883 schon 6500 km T. im Betrieb.

Litteratur. Heusinger von Waldegg, «Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik» (Bd. 5: «Bau und Betrieb der Sekundär- und Tertiärbahnen», 3. Kapitel: «Straßenbahnen» [tramways], Lpz. 1878); ferner: Kinair Clarke, «Die Straßenbahnen, deren Anlage und Betrieb» (deutsch von Uhland, Lpz. 1880); «Die Straßen- und Zahnradbahnen. Mitteilung von Erfahrungsresultaten über Bau und Betrieb derselben» (8. Supplementband zu dem «Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens in technischer Beziehung» (Wiesb. 1882). Von Zeitschriften, welche die T. behandeln, sind insbesondere zu erwähnen: «Zeitschrift für das gesamte Lokal- und Straßenbahnwesen» (herausg. von W. Hostmann, Jos. Fischer-Dick und Fr. Giesecke, Wiesb. 1881 fg.), sowie «Zeitschrift für Transportwesen und Straßenbau» (herausg. von Baermann, Berl. 1884 fg.) Auch bringen die das Eisenbahnwesen behandelnden Zeitschriften (vgl. Eisenbahnen, Bd. V, S. 873) Mitteilungen über T.

Tramelogödie (vom grch.), eine Zwittergattung zwischen Tragödie und Oper, erfunden von Alfieri.

Trametes *Fr.*, Pilzgattung aus der Gruppe der Hymenomyceten. Es sind holzartige, feste, meist mehrere Jahre dauernde Pilze mit stiellosem, sog. halbiertem Hut, die am lebenden oder abgestorbenen Holze wachsen. Zwei Arten dieser Gattung sind für Nadelholzbestände äußerst schädliche Parasiten. Die eine, T. radiciperda *Hart.*, bewirkt die am häufigsten an Kiefern und Fichten auftretende Rotfäule, die fast immer für die befallenen Bäume verderblich ist, sodaß oft große Lücken in den Beständen sich bilden. Die Krankheit findet sich an Bäumen von dem verschiedensten Alter, schon in jungen fünf- bis zehnjährigen Schonungen und auch in hundertjährigen Beständen werden die Wurzeln von diesem Pilze befallen. Seine hauptsächlichste Einwirkung besteht darin, daß die reiche Entwickelung des Myceliums in Rinde und Holz der Wurzeln jene Fäulniserscheinung hervorruft, die man im allgemeinen als Rotfäule bezeichnet. Von den Wurzeln aus geht dieselbe auch in den Stamm über und bewirkt auch in diesem oft bis zu einer ziemlichen Höhe eine ähnliche Zersetzung des Holzes. Da die Nahrungszufuhr aus dem Boden unter diesen Umständen gänzlich aufhört, so müssen die Bäume natürlich zu Grunde gehen. Die Fruchtkörper dieses Pilzes finden sich im Boden an den Wurzeln, sie sind von geringer Ausdehnung und von zarterer Beschaffenheit als die der andern Arten dieser Gattung. Die Verbreitung der Sporen im Boden geschieht wahrscheinlich durch Mäuse, doch kann auch durch Weiterwucherung des Mycels im Boden, sowie durch direktes Aneinanderliegen der Wurzeln benachbarter Bäume die Krankheit fortgepflanzt werden. Als Gegenmittel werden Entfernung der befallenen Exemplare und Isolierung der durch den Pilz entstandenen Blößen mittels tiefer Stichgräben empfohlen.

Die andere schädliche Art, T. Pini *Fr.*, bedingt die unter dem Namen Ring- oder Rindenschäle bekannte Krankheit der Nadelhölzer, besonders der Kiefern. Dieser Pilz hat große konsolenartige, braune Fruchtkörper, die bis zu 50 Jahre alt werden. Er findet sich an den Ästen und die Infektion erfolgt an Wundstellen dadurch, daß die Keimschläuche der Sporen von hier aus in das Holz hineinwachsen und im Innern desselben allmählich ein reichlich wurzelndes Mycelium erzeugen, welches schließlich ein Absterben des Holzkörpers herbeiführt. Die Krankheit tritt meist nur an ältern Bäumen auf und ist nicht so gefährlich wie die Rotfäule, doch werden die befallenen Partien als Nutzhölzer unbrauchbar und können nur als Brennholz verwendet werden. Zur Verhütung der Krankheit ist besonders das Entfernen der mit den Fruchtkörpern besetzten Bäume, der sog. «Schwammbäume», zu empfehlen.

Tramin, Dorf in Südtirol, im Gerichtsbezirk Kaltern der Bezirkshauptmannschaft Bozen, 5 km vom rechten Ufer der Etsch entfernt, gegenüber der Bahnstation Neumarkt, am Fuße des aussichtsreichen Monte-Roën (Mendelgebirge), zählt (1880) 1798 E. und ist bekannt durch den feurigen Wein (Traminer). Die traminer Rebe wurde auch an den Rhein verpflanzt.

Tramontana heißt bei den Italienern der Nordwind, weil er über die Alpen (trans montes) zu ihnen kommt, und aus ähnlichem Grunde der Nord- oder Polarstern (stella tramontana); daher die Redensart perdere tramontana soviel bedeutet als: die erste Richtung, die rechte Fassung verlieren, weil die Schiffer sich nach dem Polarstern richten.

Trampeltier, s. unter Kamele.

Tramseide oder Trama, s. unter Seide.

Tramway, s. Trambahnen.

Trancheekatze, Trancheereiter, Trancheecavalier war beim Vaubanschen förmlichen Angriff einer Festung eine erhöhte Verbauung, welche

etwa auf der Mitte des Glacis angelegt ward, um von hier aus den gedeckten Weg einsehen und durch enfilierenden Gewehrschuß wie durch das Feuer kleiner Mörser vom Verteidiger säubern zu können. Beim heutigen Angriff kommen T. nicht mehr vor.

Trancheen, s. Laufgräben.

Tranchieren (frz.), das Zerlegen der Fleischspeisen in Portionen oder Tellerstücke. Es geschieht dies mit einem starken, scharf geschliffenen Tranchiermesser und einer starken, zweizinkigen Tranchiergabel am besten auf einer hölzernen Tranchierplatte. Das Meisterstück im T. besteht in kunstgerechter und völliger Zerlegung eines Stücks Geflügel auf der Gabel in freier Hand, ohne Auflage.

Tranekjär, Dorf und Schloß auf der dän. Insel Langeland (s. d.).

Trani, Hafenstadt in der unterital. Provinz Bari delle Puglie, Bezirk Barletta, an der Küste des Adriatischen Meeres und an der Eisenbahn Bologna-Otranto, zwischen Bari und Barletta gelegen, mit sehr versandetem Hafen, ist der Sitz eines Erzbischofs (seit Ende des 11. Jahrh.) und eines Appellationshofs, hat 22 Kirchen, darunter eine große um 1100 erbaute Kathedrale mit herrlicher Säulengliederung, deren eherne Thorflügel von Meister Barisanus aus dem J. 1175 das vollkommenste Kunstwerk des südl. Italien sind, was vorgot. Reliefstil anbetrifft, Emporen über den Seitenschiffen, einer großen Krypta, die besonders im Chorraum von schönster Anlage ist, und einem der höchsten Türme Italiens, und die schöne Kirche Sta.-Maria Immaculata, ferner mehrere Klöster, ein Priesterseminar, ein Waisenhaus, ein Theater, ein Kastell, jetzt Gefängnis, verschiedene Synagogen, einen öffentlichen Garten (Villa) am Meer, woselbst sich zwei Meilensteine der Via Traiana befinden, und Promenaden auf den ehemaligen Festungswällen. Die Stadt zählt (1881) 26 607 E., die bedeutenden Handel mit Öl und Getreide, sowie mit Mandeln, Feigen und vortrefflichem Wein, dem Moscato di Trani, treiben.

T., mittellat. Tranum, steht auf der Stelle von Turenum, einer Stadt der Peucetier in Apulien. Sie kam durch die Normannen, welche sie 1073 den Byzantinern entrissen, und durch die Kreuzzüge zur Blüte. Sie wurde 1134 wegen Ungehorsams vom König Roger zerstört, gelangte aber später zu einer gewissen Bedeutung namentlich als Handelsplatz mit dem Orient und spielte mit ihrem festen Schloß eine Rolle in den Kriegen zwischen den Häusern Anjou und Aragon. Den Titel Graf von T. führte der Prinz Ludwig, zweiter Sohn des Königs Ferdinand II. und ältester (Stief-)Bruder des vertriebenen Königs Franz II., geb. 1. Aug. 1838.

Trankebar oder Tranquebar (ind. Turangawari), Stadt mit der Festung Dansborg, auf der Küste von Koromandel in dem Distrikt Tanjore der südl. Abteilung (Range) der brit.-ind. Präsidentschaft Madras, an einem der Mündungsarme des Kaweri, wurde 1620 von den Dänen auf einem dem Radscha von Tanjore abgekauften Bezirk erbaut. Die Stadt zählt etwa 20 000 E., hat einen Hafen, Baumwollfabriken, Seesalzsiedereien und ziemlich beträchtlichen Handel. Sie war der Hauptort der dän. Besitzungen in Ostindien bis 1845, wo Dänemark dieselben an die Englisch-Ostindische Kompagnie verkaufte. König Friedrich IV. von Dänemark errichtete daselbst 1706 eine Missionsanstalt, die bis in die neueste Zeit mit ansehnlichen Geldsummen aus Dänemark, Deutschland und England unterstützt wurde und eine Schule und eigene Druckerei besitzt, welche besonders auch Werke in der Landessprache, der tamulischen, liefert.

Tranquillamente (ital.), gelassen, ruhig.

Trans (lat.), jenseit, über; häufig in Zusammensetzung, bei geographischen Namen dem Cis (diesseit) entgegengesetzt; so transatlantisch, transleithanisch, transpadanisch, transrhenanisch u. s. w.

Transactio (lat.), s. Vergleich.

Transactions (engl.), Abhandlungen, besonders als Titel von Zeitschriften oder Sammlung von Abhandlungen gelehrter Gesellschaften.

Transatlantisch, jenseit des Atlant. Oceans.

Transbaikalien (russ. Sabaikal, d. h. jenseit des Baikal), eine erst 1851 aus dem südlichsten Teil des Gouvernements Irkutsk gebildete Provinz in Ostsibirien, zwischen dem Baikalsee im W., dem russ. Amurland und der chines. Mandschurei im O. und der Mongolei im S., hat ein Areal von 623 596 qkm mit (1885) 497 760 E., darunter 274 100 Russen, 2000 Polen, 122 000 Buräten, 5600 Tungusen u. s. w. Das Land hieß früher Daürien nach dem tungusischen Volksstamm der Daüri, welche es bewohnten und seine Silberminen bearbeiteten. Es ist vorherrschend Gebirgsland und bildet die Wasserscheide dreier großen Stromgebiete, des Amur, der Lena und des Jenissei. Im Süden erhebt sich das sibir.-mongol. Grenzgebirge oder Khingan O'ola. An dieses schließen sich die sog. Daurischen Alpen und das östlich diesem anliegende Nertschinskische Erzgebirge in mehrern von Südwesten gegen Nordosten gerichteten Ketten, von welchen die Hauptkette, von den Russen Jablonoi Chrebet (s. d. und Stanowoi Chrebet) genannt wird. Mit den zahlreichen Bergen, Bergzügen und Thälern wechseln kalte Hochsteppen und mächtige Waldungen. Der südöstlichste Teil der Provinz, zwischen dem Onon und Argun, ist das nordöstl. Ende der Gobi, die waldlose Aginskische Steppe. Außer dieser gehören aber noch 22 000 qkm dem Gebiete der Hochsteppen an, welches jetzt ohne Humusdecke ist. Die Gewässer sind überaus zahlreich. In den Baikalsee, der fast in seiner ganzen Ausdehnung mit dem südöstl. Ufer der Provinz angehört, fallen innerhalb derselben im Süden die Selenga, im Norden die obere Angara. Die Mitte des Landes bewässert der obere Witim, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Lena. Das südliche T. gehört dem Gebiete der aus dem Onon und der Ingoda gebildeten Schilka an, aus deren Vereinigung mit dem Argun oder Kerlon der Amur (s. d.) entsteht. Der Ackerbau ist neuerdings von seiten der Regierung gefördert worden und kann in der Westhälfte der Provinz bereits blühend genannt werden. Erhebliche Fortschritte hat die Viehzucht (Pferde, Rinder, Schafe) gemacht, begünstigt durch gutes Grasland und nur auf den Hochsteppen beeinträchtigt durch den Mangel an Süßwasser und den Steppenwinter. Auch das Kamel ist in der Steppe ziemlich häufig als Lasttier in Gebrauch. Fischerei, Bienenzucht und Jagd stehen in Blüte. Letztere liefert gesuchtes Pelzwerk, besonders Hermelin-, Zobel- und Wieselfelle. Die Zobel von Nertschinsk gelten als die besten. Die Berge enthalten unerschöpfliche Schätze an Blei und Silber, desgleichen auch Gold, Kupfer, Eisen, Graphit, Zinn, Zink, Steinkohlen, Asphalt und Salz, wozu noch Halbedelsteine und Mineralquellen kommen. Die Metallschätze, verbunden mit dem Reichtum an Holz

und Steinkohlen, haben in T. einen großartigen Bergbau- und Hüttenbetrieb hervorgerufen, der jedoch in letzterer Zeit sehr in Verfall geraten ist, da von den frühern sieben Hüttenwerken jetzt nur noch zwei in Betrieb stehen. Dagegen haben die merkantilen Verhältnisse großen Aufschwung genommen. Von Wichtigkeit erscheint der Transithandel nach China über Kiachta, sowie der Handel nach dem Amurlande, nach dem nördl. und westl. Sibirien, aus welchem der «Sibirische Trakt» von Tjumen bis Kiachta führt. Die Hauptstadt T.s ist Tschitá, die wichtigsten Städte sind außerdem Nertschinsk, Kiachta und Werchne-Udinsk. Vgl. Wenjukow, «Die russ.-asiat. Grenzlande» (Lpz. 1874).

Transeat (lat.), es gehe vorüber, werde vergessen; transeúndo, im Vorübergehen.

Transept, s. Transsept.

Transferieren (lat.), übertragen, übersetzen; versetzen, verschieben.

Transfert (frz.), s. unter Metallotherapie.

Transfiguration, s. Verklärung Christi.

Transformation oder Umwandlung der Kräfte oder Energien bezeichnet die Möglichkeit einer Umsetzung von mechanischer Arbeit, z. B. von Reibung und Stoß, in Wärme (s. d.), und umgekehrt, wie bei den Dampf- und Calorischen Maschinen (Thermomaschinen); ferner die Umsetzung von Wärme in Elektricität (Thermoströme), und durch diese in Magnetismus, Chemismus, zurück in Wärme und in Licht (elektrisches Glühen). Die Elektrisiermaschinen zeigen die T. von Reibung in Elektricität. Die erwähnten T. lassen schließen, daß die verschiedenen Naturkräfte oder Energien nur verschiedene Modifikationen der Bewegungen der Moleküle oder der Atome (d. i. der Bestandteile der Moleküle) und des zwischen ihnen befindlichen höchst feinen und elastischen Weltäthers seien. Den Grund zur Lehre von der T. der Kräfte hat die mechanische Theorie der Wärme vermöge des Wärmeäquivalents gelegt, was weiter zum Satze von der Unzerstörbarkeit der Energie (s. d.) geführt hat (R. Mayer 1842, Joule 1843, Colding 1843), während schon früher der Satz von der Unzerstörbarkeit oder Erhaltung der Materie gefunden worden war (Lavoisier 1772—86, Wenzel 1772, Richter 1792). Diese beiden Sätze bilden das Fundament der modernen Physik und Chemie, sowie der auf denselben basierenden Naturwissenschaft. Vgl. Mayer, «Die Mechanik der Wärme» (2. Aufl., Stuttg. 1874), Stewart, «Die Erhaltung der Energie» (2. Aufl., Lpz. 1883).

Transformatoren oder Sekundärinduktoren sind Apparate, mittels deren man im Stande ist, für die elektrische Beleuchtung (oder auch für die elektrische Kraftübertragung) von einer entfernten Centralstation aus hochgespannte Ströme in solche von geringer Spannung umzuwandeln und so mit bedeutender Ersparnis von Leitungsmaterial den Kraftverbrauch der Art und Zahl der brennenden Lampen genau anzupassen. Das Prinzip der in die verschiedenen Stationen einzuschaltenden T. beruht auf einer Umkehrung der Funktion der Ruhmkorffschen Spule. (S. unter Ruhmkorffscher Induktor.) Den ersten wirklichen Erfolg erreichte mit diesem Prinzip der französische Elektriker Gaulard. Bei dem System desselben besteht jedoch der Nachteil, daß das Erlöschen einer Lampe in dem Stromkreis eines T. auf die Stromkreise der übrigen T. einwirkt, wodurch komplizierte Mechanismen zur Regulierung notwendig werden. Dieser Nachteil ist bei dem von Ganz u. Comp. in Budapest ausgeführten Zipernowsky-Déri-Bláthyschen Stromverteilungssystem vermieden, welches außerdem eine schwächere Magnetisierung erfordert, um auf die notwendige Spannung gebracht zu werden. Bei demselben besteht der Kern des T. aus ringförmig gewickeltem Kupferdraht und ist mit dünnem und dickem Eisendraht fortlaufend ähnlich wie beim Grammeschen Ring (s. unter Elektrische Maschinen), aber mit Vermeidung von Polen, umwunden. Vermöge der eigentümlichen Schaltungsweise kann man in mehrern Stationen eine beliebige Anzahl von Lampen löschen, ohne daß eine merkliche Änderung in der Stromspannung, resp. in der Lichtstärke der brennenden Lampen eintritt.

Transformieren (lat.) heißt in der Mathematik einer Funktion, einer Gleichung u. s. w. eine andere Gestalt und Form geben, ohne jedoch ihren Wert zu ändern.

Transformismus, soviel wie Descendenztheorie, s. unter Darwinismus.

Transfusion (transfusio sanguinis), chirurgische Operation, bei welcher einem Kranken Blut, das einem gesunden Menschen oder Tier (Lamm) durch einen Aderlaß entnommen wurde, zu Heilzwecken in die Blutgefäße gespritzt wird. Die Idee, nach starken Blutverlusten dem Kranken das Blut durch direkte Zufuhr andern Blutes zu ersetzen, ist schon sehr alt, aber erst in neuerer Zeit ausführbar geworden. Die erste T. am Menschen wurde am 15. Juni 1667 von dem franz. Arzt Jean Baptiste Denis ausgeführt, doch geriet die Operation bald in Mißkredit, wurde sogar vom Parlament von Paris und vom Papst verboten; im zweiten und dritten Decennium des 19. Jahrh. wurde sie von Blundell, Dieffenbach und Martin wieder in die Praxis eingeführt. Die Hauptregel bei der T. ist, weder Luft noch andere feste Teile in die Blutgefäße einzuspritzen, die größer sind als die Blutkörperchen, weil diese sowie die Luftblasen in den Arterien stecken bleiben und dadurch schwere Krankheiten, selbst augenblicklich den Tod herbeiführen könnten. Daher ist das alte Verfahren, die Arterie des blutgebenden Tiers unmittelbar mit der Vene des blutempfangenden Tiers zu verbinden, unausführbar, weil das Blut unterwegs gerinnt und die groben Gerinsel in die Blutgefäße des zweiten Tiers eindringen. Man verfährt dabei vielmehr so, daß man einem gesunden Menschen zur Ader läßt, das Blut in einem ganz reinen Gefäß auffängt, dasselbe schlägt oder quirlt, um den Faserstoff auszuscheiden, und durch ein reines Tuch filtriert. Dann öffnet man dem, welchem das Blut transfundiert werden soll, eine Vene und spritzt in diese langsam das zuvor erwärmte und mit Luft geschüttelte Blut ein. Neuerdings haben Aveling, Landois und Roussel auch besondere Apparate angegeben, um das Blut direkt aus der Vene des blutspendenden Individuums in eine Vene des Kranken überzuleiten. Zu einer T. ist nur eine geringe Menge (150—200 g) Blut erforderlich. Man hat die T. bis jetzt fast nur nach starken Blutverlusten (bei Neuentbundenen, Verletzten, Operierten), sowie gegen die Kohlenoxydvergiftung angewendet. Sofort nach der T. hebt sich der Puls, das Gesicht rötet sich, das Bewußtsein kehrt wieder.

Litteratur. Leisrink, «Über die T. des Blutes» (Berl. 1872); Gesellius, «Die T. des Blutes» (Petersb. 1873); Berns, «Beiträge zur Trans-

fusionslehre» (Freiburg i. Br. 1874); Hasse, «Die Lammbluttransfusion beim Menschen» (Petersb. 1874); Landois, «Die T. des Blutes» (Lpz. 1875).

Transigieren (lat.), zu Stande bringen, übereinkommen, einen Vergleich schließen.

Transit, Transithandel, s. Durchfuhr.

Transitivum, s. Verbum.

Transitlager nennt man Niederlagen, in denen für die Wiederausfuhr bestimmte zollpflichtige Waren unter Kontrolle der Steuerbehörden zollfrei lagern können, bis sie weiter befördert werden. In der Regel ist es den Besitzern oder deren Vertretern auch gestattet, gewisse Manipulationen, wie Reinigen, Sortieren u. s. w. an den Waren vorzunehmen. Dieselben können natürlich jederzeit gegen Entrichtung des Zolls in den freien innern Verkehr gebracht werden.

Transitorische Manie, s. unter Tobsucht.

Transitverbote, s. Durchfuhrverbote.

Transitzölle, s. Durchfuhrzölle.

Transkaspisches Gebiet, genauer: Transkaspischer Militärdistrikt, die auf dem Ostufer des Kaspischen Meeres belegenen russ. Besitzungen, wie sie sich seit dem Vorrücken der Russen in jener Gegend und namentlich durch die Expedition gegen das Chanat Chiwa 1873 herausgebildet und unterm 9. März 1874 durch Allerhöchsten Ukas ihre Reorganisation erhalten haben. Durch Ukas vom 18. (6.) Mai 1881 kam das ehemalige Tecke-Turkmenengebiet, im Febr. 1884 das Gebiet von Merw dazu. Der Chef des transkaspischen Militärdistrikts mit dem Range eines Militärgouverneurs steht unter dem Statthalter des Kaukasus als nächsthöherer Instanz. Während die russische angesiedelte Bevölkerung den allgemeinen Reichsgesetzen und Verordnungen unterworfen ist, ist den Eingeborenen, Kirgisen im Norden, Turkmenen im Süden, ihre alte Aul- und Wolostverwaltung geblieben. Das Gebiet umfaßt mit den neuesten Erwerbungen (Turkmenengebiet, Merw) zusammen 539000 qkm und zählt 710000 E., wovon 450000 auf das Turkmenengebiet nebst Merw kommen.

Transkaukasien, s. unter Kaukasisches Generalgouvernement.

Translation (lat.), Übertragung; translatio juris, Übertragung eines Rechts auf einen andern.

Translation der Legate, s. unter Ademtion der Legate.

Transleithanien oder Transleithanischer Teil (die Reichshälfte jenseit der Leitha [s. d.], des teilweisen Grenzflusses zwischen Österreich und Ungarn) ist seit dem Ausgleich von 1867 im Gegensatz zu Cisleithanien (Cisleithanischer Teil, im österr. Reichsrat vertretene Kronländer) der zwar nicht offiziell, aber doch sonst allgemein gebräuchlich gewordene Gesamtname für die Länder der Ungarischen Krone (Ungarn im weitern Sinne). T. bildet den südöstlichen (größern, aber weniger bevölkerten) Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und umfaßt: 1) das Königreich Ungarn, 2) das Großfürstentum Siebenbürgen, 3) Fiume mit Gebiet, 4) das Königreich Kroatien-Slawonien, insgesamt (nach neuesten Berechnungen) 322285,3 qkm mit (1880) 15738468 E. (49 auf 1 qkm). Über das Staatsrechtliche s. Österreichisch-Ungarische Monarchie und Ungarn.

Transmission (juristisch), s. u. Accrescenzrecht.

Transmissionen und Triebwerke. Unter Transmission (vom lat. transmissio, eigentlich Fortpflanzung oder Übertragung) versteht man im Maschinenwesen eine Zusammenstellung von Vorrichtungen (Zwischenmaschinen), welche zur Fortleitung der Kraft oder Bewegung vom Motor, speziell einer Dampfmaschine, auf die Arbeitsmaschinen dienen und daher bei jedem mechan. Betrieb vorhanden sind. Die Transmissionen im weitern Sinne setzen sich zusammen aus solchen Maschinenteilen, welche die Kräfte in passender Weise nach bestimmten Richtungen zu übertragen haben (eigentliche Triebwerke), und solchen, durch welche die Triebwerke in ihrer Lage erhalten werden (Wellen, Lager u. s. w.). Bei den Triebwerken unterscheidet man solche, welche direkt, und solche, welche indirekt übertragen. Zu den erstern zählen die Rädergetriebe und Kurbelgetriebe, zu den letztern die Riemen-, Schnur- und Seilgetriebe.

Unter den direkt übertragenden Triebwerken ist das wichtigste das Rädergetriebe oder Räderwerk. Dasselbe bezweckt die Übertragung der rotierenden Bewegung einer Achse oder Welle auf geringe Entfernung. Bei dem Zahnradgetriebe (s. unter Zahnräder) erfolgt diese Bewegungsübertragung in einem bestimmten Geschwindigkeitsverhältnis (Übersetzungsverhältnis), sodaß die mittels der Zahnräder bewegte Welle der Arbeitsmaschine, die Antriebswelle, eine gleiche, größere oder geringere Anzahl von Umdrehungen in der Zeiteinheit (gewöhnlich in der Minute) machen kann wie die Betriebswelle, von welcher aus die Kraft übermittelt wird; ferner kann durch die Verwendung elliptischer oder unrunder Zahnräder die Bewegung der Antriebswelle bei gleichförmiger Bewegung der Betriebswelle entweder eine gleichförmige oder eine ungleichförmige sein. Beim Friktionsrädergetriebe (s. unter Friktionsrad) erfolgt die Bewegung stets gleichförmig, und zwar entweder in einem bestimmten Übersetzungsverhältnis ähnlich dem Zahnradgetriebe, oder (bei der Friktionsscheibe in Verbindung mit der Friktionsrolle) in einem veränderbaren Übersetzungsverhältnis. Bei beiden Rädergetrieben kann die Antriebswelle parallel zur Betriebswelle oder geneigt zu derselben liegen; bei Zahnradtriebwerken nennt man im erstern Falle die Zahnräder Stirnräder, im zweiten Falle konische Zahnräder (Kegelräder), Schraubenräder oder hyperbolische Räder. Durch das Kurbelgetriebe (s. d.) wird die rotierende Bewegung einer Welle in eine hin- und hergehende, senkrecht zur Betriebswelle gerichtete Bewegung verwandelt.

Bei den indirekten Triebwerken leitet ein Zwischenmittel die Bewegung des einen Teils auf den andern fort; derartige Zwischenmittel sind für Riementriebwerke der Riemen, für Seiltriebwerke das Seil, für Schnurtriebwerke die Schnur. Bei Riemen-, Seil- und Schnurtriebwerken wird das Zwischenmittel um cylindrische Scheiben oder Trommeln gelegt und bis zu einem gewissen Grade festgespannt; der anzutreibende Maschinenteil wird alsdann infolge der gewöhnlich durch besondere mechanische Hilfsmittel vergrößerten Reibung mitgenommen, wodurch eine Bewegungsübertragung mit beliebigem Übersetzungsverhältnis, jedoch nur gleichförmiger Bewegung, auf einander parallele oder auch gegeneinander geneigt liegende Wellen möglich ist.

Das Schnurtriebwerk, die älteste der Transmissionen, ist nur zur Übertragung geringer Kräfte

auf sehr mäßige Entfernungen tauglich. Bei demselben ist eine endlose, aus Lederstreifen, Hanf oder Baumwolle verfertigte Schnur (Treibschnur) um zwei cylindrische, an ihrem Umfange mit Rinnen versehene Scheiben (Schnurscheiben) geführt. Da die Schnur infolge ihrer Herstellungsart ein sehr biegsames Zwischenmittel ist, eignet sie sich besonders zur Erreichung sehr großer Übersetzungsverhältnisse, um von einer sich langsam drehenden Scheibe aus sofort eine rasch rotierende Bewegung zu erhalten. Anwendungen der Schnurtriebwerke finden sich z. B. an Spinn- und Spulmaschinen, leichten Drehbänken u. s. w. Diese rasch rotierenden Schnurscheiben werden, wenn sie sehr klein sind, auch Wirtel oder Würtel genannt.

Die meiste Verbreitung haben die Riementriebwerke gefunden, welche zur Übertragung beliebig großer Kräfte auf Entfernungen bis zu 15 m dienen. Hier ist das Zwischenmittel, der Riemen, auch Treibriemen genannt, entweder ein aus Lederstreifen zusammengenähter, resp. gekitteter oder seltener ein aus Hanf-, resp. Baumwollschnüren fest zusammengewebter Gurt, welcher um zwei Scheiben (Riemenscheiben) mit entsprechend breitem Umfang gespannt ist. Diese Scheiben bestehen in der Hauptsache aus dem cylindrischen, außen glatten oder schwach gewölbten, bisweilen auch mit einer oder zwei seitlichen Erhöhungen (Borden) versehenen Kranz a der beistehenden Fig. 1, der auf die zugehörige Welle mittels Keils oder mittels Stellschrauben befestigten Nabe c und den die beiden ersten Teile verbindenden Armen oder Speichen b; statt der letztern wird oft bei kleinen Riemenscheiben eine volle Scheibe zwischen Kranz und Nabe eingesetzt. Je nach der Größe der zu übertragenden Kräfte wird der Riemen aus einfachen, doppelt oder dreifach übereinander gelegten Lederstreifen und in Breiten bis zu 1,5 m ausgeführt, wobei die abgeschrägten Enden zur Herstellung eines endlosen Bandes mittels Schrauben, Niete oder besonderer, meist patentierter Riemenschlösser (Treibriemenverbinder) vereinigt werden. Um die zur Bewegungsübertragung erforderliche Reibung zu erzeugen, muß der Riemen straff gespannt werden. Hierzu bedient man sich bei breitern Riemen eigener Vorrichtungen (Treibriemenspanner), welche mit ihren Zangen die beiden Enden fassen und einander nähern; auch bringt man zwischen den beiden die Bewegung vermittelnden Riemenscheiben noch eine dritte (Spannrolle) an, welche gegen den Riemen gepreßt wird und dadurch denselben spannt, oder man schaltet in die Riemenleitung bei zueinander geneigt liegenden Wellen Leitrollen ein, damit sich die Riemen sicher um einen größern Teil des Umfangs der Riemenscheiben legen. Da der Riemen auf dem Umfang der Scheibe nicht gleiten soll, richtet sich das Übersetzungsverhältnis der antreibenden Riemenscheibe zu dem der angetriebenen nach dem Verhältnis des Umfangs, resp. des Durchmessers beider zueinander. Um einer und derselben Antriebswelle bei stets gleicher Umdrehungszahl der Betriebswelle verschieden große Geschwindigkeiten zu erteilen, wendet man auf beiden Wellen Stufenscheiben (Fig. 2) an, d. h. treppenförmig abgestufte Riemenscheiben, von denen eine in der umgekehrten Richtung auf der einen Welle befestigt ist, sodaß der Riemen gleichzeitig auf der größten Scheibe der einen Welle und der kleinsten der andern Welle liegen kann. Entsprechend den verschiedenen Durchmessern der Stufenscheibe findet dann verschiedene Übersetzung statt.

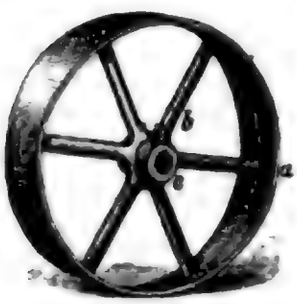


Fig. 1.

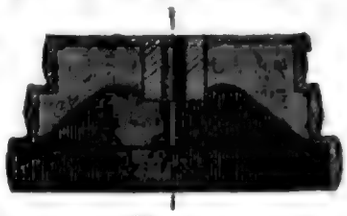


Fig. 2.

Für größere Entfernungen als die für Riemenbetrieb angegebene verwendet man das Seiltriebwerk (Fig. 3). Bei diesem sind Seile b aus Hanf oder Draht, seltener aus Baumwolle, in die Rinnen der Scheiben (Seilscheiben a) eingelegt; die erforderliche Reibung wird entweder wie bei der Riementransmission durch straffes Anspannen der Seile bewirkt, oder sie entsteht bei größerer Entfernung der Seilscheiben voneinander durch das Gewicht des Seils. Zur Unterstützung der sich durchbiegenden beiden Seilbogen oder Seiltrümmer werden hier öfters Tragrollen angewendet (s. unter Drahtseil). Beim Seiltriebwerk liegen die beiden Wellen fast ausnahmslos parallel zueinander.

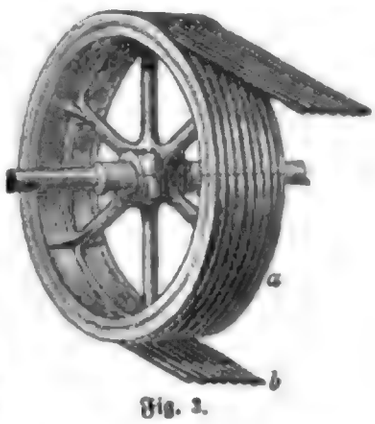


Fig. 3.

Wellen sind cylindrische, meist aus Schmiedeeisen oder Stahl hergestellte Körper von bedeutender Länge und verschiedener Dicke, auf welchen die Räder oder Scheiben durch Keile oder Stellschrauben befestigt werden, und die an ihren rundgedrehten Stellen, den Zapfen, in den Lagern befestigt sind, sodaß sie sich nur um ihre geometrische Achse drehen können. Je nachdem das Lager (bei horizontal liegenden Wellen) auf den Boden, das Fundament rc. gestellt oder an einem höher gelegenen Orte aufgehängt ist, oder seitlich seine Unterstützung findet, unterscheidet man Stehlager (Fig. 4), Hängelager (Fig. 5), Konsollager (Fig. 6).

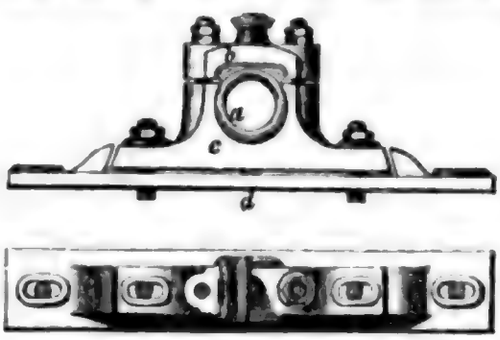


Fig. 4.

Die Lager für horizontale Wellen, sowie die weiter unten erläuterten Halslager und Kamm-

zapfenlager bestehen aus drei Hauptteilen: der die Welle zunächst umgebenden Lagerschale a (Fig. 4) aus Rotguß, Weißmetall oder Gußeisen, dem Lagerfuß oder Lagerkörper c, welcher das Gewicht der Welle, der Scheiben und Räder trägt, und dem Lagerdeckel b, der durch Schrauben mit dem Lagerfuß verbunden ist und das Zittern und seitliche Ausweichen der Welle im Lager verhindern soll, indem er mäßig stark gegen die Welle gedrückt wird. Um diesen Druck regulieren zu können, sind die Schalen zweiteilig, in hohlcylindrischen Hälften, ausgeführt. Bei großen Lagern für Hauptwellen, z. B. Dampfmaschinenachsen, teilt man die Schalen, damit dieselben besser anliegen, in drei oder vier Teile (dreiteilige und vierteilige Lager). Stehlager, welche auf Fundamenten befestigt werden sollen, erhalten, damit man das Lager genauer fixieren kann, eine Sohlplatte d unterhalb des Lagerkörpers c, auf welche dann der letztere festgeschraubt wird. Oft wird der Lagerkörper so hoch ausgeführt, daß er wie ein besonderer Bock erscheint

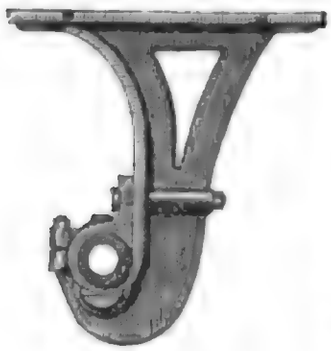


Fig. 5.

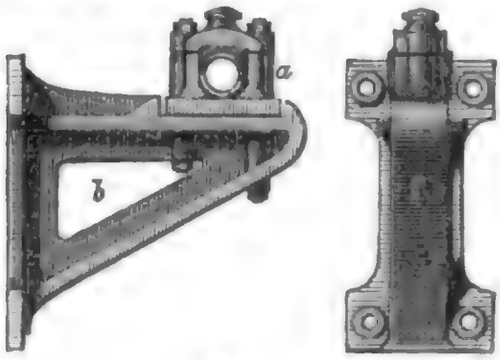


Fig. 6.

(Bocklager); hängt man jedoch diesen Bock derart auf, daß das eigentliche Lager unterhalb des Aufhängepunkts gelegen ist, so hat man ein Hängelager. Schraubt man das Stehlager a auf die Konsole b (Fig. 6) oder gießt ersteres an letztere an, so entsteht ein Konsollager. Damit beim Durchbiegen der Wellen die Lagerschalen nicht einseitig abgenutzt werden, sondern dem Biegungswinkel entsprechend nachgeben, hat man in neuerer Zeit die (in diesem Falle meist gußeisernen) Lagerschalen kugelgelenkartig im Lager befestigt (Universallager) oder kugelförmig in das entsprechend ausgehöhlte Lager eingelassen (Amerikanisches Lager oder Sellersches Lager, Fig. 7).

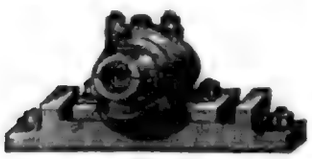


Fig. 7.

Um vertikale Wellen zu unterstützen, ordnet man an ihrem untern Ende ein Stütz- oder Spurlager, an ihrem obern Ende ein dasselbe umgreifendes Halslager an. Das Spurlager besteht aus der das Gewicht und den Vertikaldruck der Welle direkt aufnehmenden, unter dem untern Kopfende derselben, dem Spurzapfen, liegenden Platte, der Spur, und der den Spurzapfen umgebenden Lagerschale oder Spurbüchse, welche beiden Bestandteile von dem gemeinschaftlichen Lagerkörper, dem Spurtopf oder der Spurpfanne, gehalten werden. Das obere Lager der vertikalen Welle, das Halslager, hat gewöhnlich die Form eines Stehlagers, dessen Lagerkörper seitlich, nicht stehend, angeschraubt ist. Oft setzt man die Lager so hoch, daß sie an besondern eisernen Ständern (Lagerstühlen) befestigt werden, die dann ein oder mehrere Lager aufnehmen können (einfache und mehrfache Lagerstühle).

Die Verschiebung der Wellen in den Lagern, welche die Wirkung seitlicher, gewöhnlich von der Kraftübertragung selbst herrührender Druckkräfte ist, wird durch folgende Mittel beseitigt: Bei kleinen Kräften wird diejenige Stelle der Welle, die im Lager läuft, die Lagerstelle oder Laufstelle, um ein gewisses Maß im Durchmesser schwächer als der übrige Teil der Welle gedreht (Zapfenlager); bei größern Kräften werden zu beiden Seiten der Lagerstelle Ringe auf die Welle geschweißt (Bunde) oder mittels Stellschrauben befestigt (Stellringe), welche sich gegen die Lagerschalen legen. Bei bedeutenden in der Achsenrichtung der Welle wirkenden Kräften wendet man Kammzapfen mit Kammzapfenlagern an; bei diesen Zapfen wird der Druck durch eine Anzahl von Ringen, die mit der Welle, resp. dem Zapfen ein Stück bilden, auf das umschließende Lager übertragen, wodurch der auf die Flächeneinheit wirkende Druck verringert wird.

Bestimmte Arten von Transmissionen haben besondere Namen erhalten. So heißt eine stehende Wellenleitung, welche vom Motor direkt angetrieben wird, Königswelle (s. d.), dagegen kleinere Transmissionen, welche zum direkten Betrieb von Arbeitsmaschinen angelegt sind und je eine oder nur wenige derselben antreiben, Vorgelege. Nach den verwendeten Triebwerken unterscheidet man Räder-, Riemenscheiben-, Seilscheiben-, Schnurscheibenvorgelege; nach der örtlichen Befestigung Decken-, Wand- und Bodenvorgelege. Am gebräuchlichsten sind die Riemenscheibenvorgelege. Dieselben werden oft mit loser und fester Riemenscheibe versehen, d. h. neben der mit der Vorlegewelle fest verbundenen Riemenscheibe, der Festscheibe, sitzt auf dieser Welle lose drehbar eine zweite, die Losscheibe, auf welche der Riemen mittels eines zangenartigen Hebels, des Ausrückers, geschoben wird, wenn die in Gang zu setzende Welle stillstehen soll. Zur Verbindung der langen Transmissionswellen untereinander dienen die Kuppelungen (s. d.).

Transmissionsaufzüge, s. unter Hebeapparate, Bd. VIII, S. 939a.

Transmissionshammer, ein Hammer, der von einer Transmission aus, gewöhnlich durch eine Riemenscheibe, bewegt wird.

Transmutationstheorie, die von Lamarck (s. d.) aufgestellte Hypothese, nach der eine Umwandlung der Arten durch Anpassung der Organismen an die äußern Lebensbedingungen stattfinden soll. Diese Hypothese erschütterte zuerst die Annahme von der Unveränderlichkeit der Arten und bereitete die Darwinsche Lehre vor. (S. Darwinismus.)

Transpadanische Republik hieß der vom General Bonaparte 1796 nach der Schlacht bei Lodi gegründete Staat jenseit des Po, der die österr.

Lombardei umfaßte. Wie die zu gleicher Zeit errichtete Cispadanische Republik (s. d.) erhielt dieser ephemere Staat eine Verfassung nach dem Muster der Französischen Republik. Ein Direktorium von drei Personen übte die vollziehende, zwei Räte besaßen die gesetzgebende Gewalt. Die Transpadanische und die Cispadanische Republik wurden schon im Juni 1797 in die Cisalpinische Republik (s. d.) vereinigt, deren Gebiet 1805—14 das Königreich Italien bildete.

Transparent (lat.), d. h. durchscheinend, nennt man vorzugsweise ein Gemälde auf Papier oder feinem weißen Baumwollzeug, das mit Öl getränkt, mittels dahinter zweckmäßig angebrachter Erleuchtung sich in hellen Farben darstellt.

Transparenz, s. Durchsichtigkeit.

Transplantation, die Umpflanzung, in der Chirurgie die Bezeichnung für die Ersetzung eines verlorenen Körperteils oder Hautlappens durch einen anderswoher genommenen.

Transponieren (lat.) heißt in der Musik das Versetzen eines Tonstücks in eine andere Tonart, als in welcher es ursprünglich geschrieben ist, unter Beibehaltung derselben Ordnung oder Aufeinanderfolge der ganzen und halben Töne und übrigen Tonschritte, sodaß nichts weiter geändert wird, als die Höhe oder Tiefe. Organisten, Accompagnateure, Orchestermitglieder u. s. w. müssen ein solches T. häufig vom Blatt bewirken, d. h. ohne das vorliegende Stück in den Noten der neuen Tonart umgeschrieben vor sich zu haben.

Transponierende Instrumente, Blasinstrumente, für welche diejenige Tonart als C-dur notiert wird, welche ohne Verkürzung oder Verlängerung der Schallröhre auf dem Instrument hervorgebracht werden kann. So wird auf einer B-Klarinette B-dur wie sonst C-dur notiert u. s. w.

Transportable Dampfmaschinen, s. Lokomobilen.

Transportable Eisenbahnen (auch Arbeits-, Feld-, Wald-, Roll- oder fliegende Eisenbahnen genannt) sind Eisenbahnen (s. d.), bei denen die Gleise auf die natürliche oder doch nur an einzelnen Stellen und in geringem Maße vorbereitete Erdoberfläche verlegt werden, sodaß die Herstellung dieser Eisenbahnen, wie auch die Veränderung der Lage derselben rasch und leicht ausführbar ist. Eisenbahnen dieser Art finden vielfache Verwendung in gewerblichen Anlagen und Bergwerken, außerdem für land- und forstwirtschaftliche, sowie für militärische Zwecke, bei Ausführung von Erdarbeiten für Eisenbahnen u. dgl. m. Die Gleise solcher Eisenbahnen müssen aus einzelnen vollständigen Jochen (je 2 Schienen mit den nötigen Querverbindungen [Schwellen] und Befestigungsmitteln) bestehen, welche von passender Länge und leicht aneinanderzuschließen und wieder loszunehmen sind; sie müssen möglichst einfach in ihrer Anordnung und leicht sein, damit zum raschen Legen und Verändern der Lage keine besonders geschulten Arbeiter und keine besondere Aufsicht erforderlich sind. Bei genügender Widerstandsfähigkeit müssen die Gleise die nötige Elasticität besitzen, damit sie auf ungeebnetem Boden und bei ungünstigen Gefällverhältnissen nach erfolgter Beanspruchung durch die Fahrbetriebsmittel möglichst die ursprüngliche Lage beibehalten, aber auch damit ungleichmäßige Belastungen, sowie Temperatur- und Witterungswechsel keine Brüche, Spurveränderungen oder Trennungen der Joche hervorrufen.

Die in Anwendung gekommenen transportabeln Eisenbahnen sind in sehr verschiedenartiger, den angegebenen Bedingungen mehr oder weniger entsprechender Weise gestaltet. Eine der bekanntesten Anordnungen ist die von Décauville, einem Landwirt in Petitbourg, im J. 1876 erfundene. Bei diesem System besteht die bewegliche Schienenbahn aus einzelnen Teilen von 3,25 m und 1,25 m Länge, welche mit 0,4 m Spurweite aus leichten (je nach dem Zwecke der Bahn 4 bis 10 kg auf das laufende Meter wiegenden) breitbasigen Schienen und eisernen, an die Schienenfüße genieteten Querbändern zusammengesetzt sind. Diese Gleisteile werden dadurch miteinander verbunden, daß die an einem Ende der Schienen innen angenieteten Laschen unter die Köpfe der anstoßenden Schienen eingeschoben werden. Die auf diesen Gleisen laufenden Wagen sind je nach den zu befördernden Gegenständen (Erdmassen, Steine, Erze, Baumstämme, landwirtschaftliche Erzeugnisse, Kriegsbedürfnisse u. s. w.) verschiedenartig gestaltet. Die Fortbewegung der Wagen auf den Gleisen kann durch Menschenhand, durch Pferde oder durch mechanische Kraft (Dampf, Schwerkraft u. dgl.) erfolgen. Im J. 1881 waren in Frankreich etwa 1300 km Schienengleise nach System Décauville mit etwa 1500 Wagen in Anwendung. Ein anderes System ist das von Corbin. Bei demselben hat das Gleis 0,42 m Spurweite und besteht aus hölzernen Rahmen von 80 mm hohen und 40 mm starken Latten, die durch Querhölzer und durchgehende Schraubenbolzen verbunden, sowie mit Schienen von Bandeisen benagelt sind. Bei den auf der hamburger landwirtschaftlichen Ausstellung im Juli 1883 prämiierten und in neuerer Zeit vielfach in Anwendung gekommenen transportablen Eisenbahnen von Paul Dietrich in Berlin sind Schienen und Schwellen (Brückenform) aus Bessemerstahl gefertigt. Die Gleisanlagen dieses Systems werden in verschiedener Art hergestellt, je nachdem dieselben einen mehr bleibenden Charakter haben oder ein häufiges schnelles Verändern der Bahnlage notwendig ist. Die Spurweite der Gleise wird je nach dem besondern Zweck der Anlage zu 0,4 bis 1,0 m angenommen. Bei dem Feld- und Waldbahnensystem von Studier in Berlin sind die Schienen an dem einen Ende durch eine Kiefernholzschwelle, welche 45 mm hoch ist, an dem andern Ende durch eine starke Querverbindung aus demselben Holze, beide mit Carbolineum getränkt, vermittelst starker gerippter Unterlagen aus schmiedbarem Guß zu Jochen verbunden.

Eine besondere Anwendung haben die transportablen Eisenbahnen in neuerer Zeit bei Reisen in Afrika gefunden, wo sie zur Beförderung der Boote an den Stellen verwendet werden, wo Stromschnellen die Wasserstraße unfahrbar machen. Es werden dabei Gleisstücke von 0,4 m Spurweite mit 6,8 bis 7,5 kg auf das laufende Meter schweren Schienen und zerlegbare Wagen verwendet. Das mitzunehmende Gleisstück braucht nur etwas mehr als die doppelte Länge der zur Beförderung der Boote erforderlichen Wagen zu haben, da dasselbe hinter dem Wagen aufgenommen und vor demselben wieder verlegt wird. Die Gesamtlast der nach System Décauville gefertigten transportablen Eisenbahnen, welche Balay und Mizon bei einer Reise in das mittlere Afrika mit sich nahmen, be-

trug etwa 80 Ctr. Diese Reisenden konnten mit dieser Eisenbahn 7 Boote von zusammen 400 Ctr. Gewicht mit Leichtigkeit fortschaffen. Vgl. Heusinger von Waldegg, «Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik» (Bd. 5, Lpz. 1878); Runnebaum, «Die Waldeisenbahnen» (Berl. 1886).

Transportausweis nennt man eine amtliche Ausfertigung, welche Nachweis über den zoll- oder steuerrechtlichen Ursprung solcher Gegenstände gibt, die auf dem Transport einer besondern Kontrolle durch Organe der Zoll- oder Steuerverwaltung unterliegen (Transportkontrolle), möge dieser Transport von Ort zu Ort oder innerhalb des Orts, beziehungsweise, wie namentlich bei zollpflichtigen Waren, im Grenzbezirk (s. d.), oder im Binnenlande (s. Binnenlinie) oder auch, wie insbesondere bei verbrauchssteuerpflichtigen Gegenständen, im Innern des Landes selbst sich bewegen. Zu dem T. gehören nach Befinden auch Begleitscheine und Zollquittungen. (S. Legitimationsschein.)

Transporteur oder Stoffrücker, s. unter Nähmaschine, Bd. XII, S. 52b.

Transportgeschäft, s. Frachtgeschäft. — **Transportkontrolle**, s. Transportausweis.

Transportschiffe sind leicht oder nicht bewaffnete Schiffe, welche die Marinen zum Transport von Truppen, Proviant u. s. w. benutzen und die sie entweder selbst besitzen oder im Bedürfnisfalle aus einer Handelsmarine leihen oder kaufen. Die engl. Marine besitzt T., welche auf einmal 3000 Mann auf weite Entfernungen befördern. Die deutsche Marine hat nur zwei kleinere T. zur Beförderung von Materialien zwischen den verschiedenen Kriegshäfen. Alle T. sind in der Neuzeit Dampfer.

Transportschnecke, s. Transportschraube.

Transportschraube oder Transportschnecke, mechanische Vorrichtung zum Transport pulverförmiger oder körniger Materialien in horizontaler oder wenig geneigter Richtung, bei welcher eine langsam rotierende Schraube, Schnecke, die Substanzen, welche in dem sie umschließenden Kasten enthalten sind, vor sich herschiebt. Der aus Holz oder Blech (Eisen oder Zink) bestehende Kasten ist gewöhnlich an seinem Boden halbcylindrisch gekrümmt, um sich passend an die rotierende Schraube anzulegen, und besitzt auf der einen Seite im Deckel

eine Öffnung, den Einlaß, an der entgegengesetzten Seite im Boden eine zweite Öffnung, den Auslaß. Die Schnecke, deren steile Schraubenflächen aus Eisen- oder Zinkblech gebogen oder aus Gußeisen hergestellt sind, ist in den Endflächen des Kastens derart gelagert, daß ihre Schraubenflächen fast den Boden desselben berühren. (S. die vorstehende Abbildung.) An dem einen Ende trägt sie eine Antriebvorrichtung, gewöhnlich eine Riemenscheibe, durch welche sie in solcher Richtung umgedreht wird, daß die Schraubenflächen sich vom Einlaß nach dem Auslaß hin zu bewegen scheinen und die in dem Kasten enthaltene Substanz dem Auslaß zuschieben. Die T. findet ausgedehnte Anwendung in Mühlen und bei Müllereimaschinen zum Befördern von Getreide, Mehl und Gries (s. Mehlschraube), sowie in Pulver- und Ölmühlen, Aufbereitungsanstalten und in verschiedenen Fabriken, um das Material von einer Maschine zu einer entfernt oder tiefer stehenden zu führen.

Transportversicherung, im engern Sinne so genannt zum Unterschiede von der Seeversicherung (s. d.), ist Versicherung gegen die Gefahren des Verlustes oder der Beschädigung, welchen Transportmittel (Wagen, Schiffe u. s. w.) sowohl wie Güter und Wertsendungen (Valoren) auf dem Transport ausgesetzt sind, zu Lande (per Achse und Eisenbahn) und auf Flüssen (Binnengeschäft). Die Versicherung des Transports auf Eisenbahnen war eine notwendige Folge der Ausdehnung des Schienennetzes und dient wesentlich der Erleichterung und Sicherung des Verkehrs. Die meist auf Aktien gegründeten Transportversicherungs-Gesellschaften betreiben gewöhnlich die Seeversicherung als Hauptgeschäftszweig, oder andere Assekuranzbranchen nebenbei, z. B. Unfall- oder Feuerversicherung. Die meisten der T. dienenden zahlreichen Institute gehören einem «Internationalen Transport» oder einem Valorenversicherungsverband an und haben gemeinsame Versicherungsbedingungen vereinbart. Eisenbahnverwaltungen und Spediteure u. s. w. pflegen für den Transportschutz, den sie gesetzlich garantieren müssen, bei Transportversicherungs-Anstalten Pauschal- oder Generalpolicen zu nehmen, durch die sie für jeden Anspruch aus Transportschäden gedeckt sind. Doch ist auch Versicherung getrennt möglich für einzelne bestimmte Reisen und Routen oder auf gewisse Zeiträume, z. B. nach Meßplätzen. Die Haftung des Frachtführers aus dem Transportvertrage erlischt meist erst mit erfolgter Auslieferung der Güter nach Beendigung des Transports am Bestimmungsorte. Eine Abart ist die bei Eisenbahnen übliche Lieferfristversicherung, d. i. die Garantie für rechtzeitige Ankunft der Güter am Ablieferungsorte. Auch bei der T. ist die Rückversicherung (s. d.) eine wichtige und unentbehrliche Hilfseinrichtung. Der direkte Versicherer behält auch hier auf ein Fahrzeug nur ein gewisses Maximum für eigene Rechnung. Der Wert der gegen Binnentransportschäden geschützten flottanten Güter ist bedeutend, die Prämie bei dem im Vergleich zur Seegefahr nur geringen Risiko sehr gering und die Gelegenheit, das Versicherungsbedürfnis der Handelswelt zu befriedigen, in genügendem Maße vorhanden, in Deutschland bei den Anstalten dieser Branche in Berlin, Hamburg, Stettin, Bremen, Mannheim, Köln, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Magdeburg, Elberfeld, Gladbach, Erfurt, Breslau, Aachen, Wesel, Heilbronn u. s. w., in der Schweiz in St. Gallen, Neuchâtel, Zürich und Basel, in Österreich-Ungarn in Wien, Triest und Pest. Bei deutschen Aktiengesellschaften sind gegen die Gefahren des See-, Fluß- und Landtransports über 5 Milliarden Mark versichert.

Ein wichtiger Zweig der Transportassekuranz ist die Valorenversicherung. Dieselbe entstand, als den Schutzbedürfnissen des Verkehrs der geringe Ersatz nicht mehr genügte, den die Post, im Besitze des Monopols für den Wertversand, für Verluste an deklarierten Sendungen, die eine bestimmte Versicherungsgebühr zahlen müssen, leistete. Die Valorenversicherung haftet gegen billigere Prämie für den Verlust oder Schaden, von welchem versicherte Postsendungen während der Reise durch Raub, Diebstahl, Unterschlagung, Abhandenkommen

oder irgend einen andern Unfall betroffen werden. Die Haftpflicht der Versicherungsgesellschaft beginnt mit der durch eine Empfangsbescheinigung beurkundeten Übernahme der versicherten Valoren seitens der Post und endet, sobald dieselben von der letztern am Bestimmungsorte abgeliefert sind. Der volle Wert der in dem versicherten Wertstück enthaltenen Valoren ist der Versicherungswert. Die Versicherungssumme darf den Wert des Inhalts nicht übersteigen; soweit dies dennoch der Fall, hat die Versicherung keine rechtliche Geltung. Die zu versichernden Valoren können nun nicht nur durch Vermittelung der Post, sondern auch durch Transportunternehmungen, deren sich jene zur Beförderung bedient, oder auch durch direkte Vermittelung von Messagerien, Eisenbahnen oder Postdampfern versendet werden. Die versicherten Sendungen dürfen bloß enthalten: Effekten, Wechsel, Checks, Papiergeld, Coupons, Edelsteine, echte Perlen, Gold, Silber und Platin. Die Versicherung wird in der Weise abgeschlossen, daß ein für allemal von der betreffenden Gesellschaft eine Generalpolice gelöst wird, mit welcher man zugleich ein Transportbuch erhält, in welches unmittelbar vor Versand alle zu expedierenden Wertstücke eingetragen werden, während der tägliche Versand durch eigene Avisbriefe der Gesellschaft angezeigt wird.

Vgl. Schneider, «Von Haverien und Seeversicherungen» (Brem. 1875); Morel, «Kurze Übersicht und Vergleichung der gewöhnlichen Bedingungen und Usancen bei Seeversicherungen auf den Hauptversicherungsplätzen Europas» (Hamb. 1840).

Transrhenänisch, jenseit des Rheins.

Transscendent und **Transscendental** (lat.) sind Kunstausdrücke der Philosophie, welche das bedeuten, was die Grenze der Erfahrung überschreitet. In diesem Sinn bezeichneten schon die Scholastiker mit beiden ziemlich promiscue gebrauchten Ausdrücken eine Anzahl von Begriffen, wie ens, unum, bonum u. s. w. Später verstand man unter transscendent jede metaphysische und spekulative Lehre überhaupt, insofern sie die Erfahrung zu überschreiten suchte. Aber eine genaue begriffliche Bestimmung und namentlich eine Sonderung ihrer Bedeutung erhielten beide Worte erst in der Erkenntnistheorie von Kant. Dieser nannte alle Kenntnis transscendental, die sich nicht mit den Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnis derselben beschäftigt. Transscendentale Ästhetik und transscendentale Logik bezeichnete die Untersuchung über die Bedingungen unserer sinnlichen und begriffsmäßigen Erkenntnis; Transscendentalphilosophie war gleichbedeutend mit kritischer Philosophie im Sinne Kants, daher man auch eine Zeit lang die ganze Richtung der Kantschen Schule mit diesem Worte bezeichnete. Im Gegensatz dazu nannte er jeden Versuch, etwas über Gegenstände zu bestimmen, welche nicht in der Erfahrung vorkommen, z. B. über Gott, über das Wesen der Seele u. s. w., transscendent oder überschwenglich, und diese Transscendenz erklärte er für den Grundfehler aller Metaphysik, dagegen heißt eine Erkenntnis immanent, wenn sie sich hinsichtlich ihrer Gegenstände innerhalb der Grenzen möglicher Erfahrung hält. Da wir endlich nach Kants Lehre die Dinge nur als Erscheinungen, nicht wie sie an sich sind, erkennen, so nannte Kant transscendentalen Schein die Verwechselung der subjektiven Notwendigkeit unsers Auffassens und Denkens mit dem wahren Wesen der Dinge, und transscendentalen Idealismus die Lehre, daß die gesamte Welt der Erfahrung in der durch die Begriffe Raum, Zeit, Substanz, Causalität ꝛc. bestimmten Form eine Reihe von Erscheinungen sei, über deren Beschaffenheit außerhalb unserer Vorstellung sich nichts ausmachen lasse. Vgl. Schmidt, «De origine termini Kantiani, transscendens» (Marb. 1873).

In der Mathematik ist «transscendent» eine von Leibniz eingeführte Benennung aller Rechnungsoperationen, welche nicht zu den algebraischen gehören. Transscendent sind also die Operationen mit Logarithmen, mit trigonometrischen Funktionen u. s. w.; transscendente Funktionen und Gleichungen sind solche, welche transscendente Operationen voraussetzen, und transscendente Kurven solche, welche durch transscendente Gleichungen bestimmt werden, z. B. die logarithmische Spirale.

Transscendenz, Prädikat, welches die theistischen und deistischen Systeme der Gottheit insofern beilegen, als sie dieselbe in ihrem Sein von der Welt verschieden denken; während die pantheistischen Systeme die Immanenz der Gottheit in der Welt behaupten. (S. Immanent.)

Transsept oder Transept heißt in der Baukunst jeder Querbau, durch den die Längsrichtung eines Gebäudes unterbrochen wird, besonders aber das Querschiff einer mittelalterlichen Kirche. Über der Durchschneidung des Lang- und Querschiffs (Vierung) erhebt sich bisweilen eine Kuppel oder ein Turm, gewöhnlich aber ein sog. Dachreiter (Transseptturm).

Transskriptionsregister, s. unter Hypothek, Bd. IX, S. 513*.

Transspiration (neulat.) nennt man gewöhnlich die flüssigen und dunstförmigen Ausscheidungen der äußern Haut. (S. Ausdünstung.)

Transsubstantiation (kirchenlat., d. h. eigentlich Stoffverwandlung) heißt die nach der Lehre der röm. Kirche durch die priesterliche Konsekration erfolgende Umwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi. Die T. wird als eine Umwandlung des Stoffs, nicht aber der äußern Form betrachtet, weil die Abendmahlselemente auch nach der Konsekration Gestalt, Farbe, Geruch, Geschmack, kurz alle natürlichen Eigenschaften behalten. Die kirchliche Sanktionierung der Verwandlungslehre erfolgte auf der vierten Lateransynode (1215) unter Innocenz III. Der Protestantismus hat die T. frühzeitig verworfen. (S. Abendmahl.)

Transsudation und **Transsudat,** s. unter Absonderung (mediz.).

Transsylvania, s. Siebenbürgen.

Transsylvanische Alpen, s. u. Karpaten.

Transvaal-Republik, seit 1884 Südafrikanische Republik genannt, der nördliche der südafrik. Boerenfreistaaten, jenseit des Kai Gariep oder Vaal Rivier, reicht von 22° 20′ bis etwa 28° 10′ südl. Br. und von 25° bis 32° 10′ östl. L. (von Greenwich), 291 890 qkm groß mit etwa 830 000 E., worunter 50—55 000 Boers oder Afrikaner (in Afrika geborene Ansiedler von vorwiegend holländischer, daneben deutscher und französischer Abkunft), die übrigen meist Kaffern. Das Land ist vorwiegend Hügel- und Gebirgsland. Den Osten erfüllt die nördliche Hälfte des mächtigen südostafrik. Randgebirges, der Drakenberge, die in der Mauchspitze 2188, im nahe dieser gelegenen Spits Kop 1718 m Meereshöhe erreichen und im allgemeinen in

trug etwa 80 Ctr. Diese Reisenden konnten mit dieser Eisenbahn 7 Boote von zusammen 400 Ctr. Gewicht mit Leichtigkeit fortschaffen. Vgl. Heusinger von Waldegg, «Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik» (Bd. 5, Lpz. 1878); Runnebaum, «Die Waldeisenbahnen» (Berl. 1886).

Transportausweis nennt man eine amtliche Ausfertigung, welche Nachweis über den zoll- oder steuerrechtlichen Ursprung solcher Gegenstände gibt, die auf dem Transport einer besondern Kontrolle durch Organe der Zoll- oder Steuerverwaltung unterliegen (Transportkontrolle), möge dieser Transport von Ort zu Ort oder innerhalb des Orts, beziehungsweise, wie namentlich bei zollpflichtigen Waren, im Grenzbezirk (s. d.), oder im Binnenlande (s. Binnenlinie) oder auch, wie insbesondere bei verbrauchssteuerpflichtigen Gegenständen, im Innern des Landes selbst sich bewegen. Zu dem T. gehören nach Befinden auch Begleitscheine und Zollquittungen. (S. Legitimationsschein.)

Transporteur oder Stoffrücker, s. unter Nähmaschine, Bd. XII, S. 52[b].

Transportgeschäft, s. Frachtgeschäft. — **Transportkontrolle**, s. Transportausweis.

Transportschiffe sind leicht oder nicht bewaffnete Schiffe, welche die Marinen zum Transport von Truppen, Proviant u. s. w. benutzen und die sie entweder selbst besitzen oder im Bedürfnisfalle aus einer Handelsmarine leihen oder kaufen. Die engl. Marine besitzt T., welche auf einmal 3000 Mann auf weite Entfernungen befördern. Die deutsche Marine hat nur zwei kleinere T. zur Beförderung von Materialien zwischen den verschiedenen Kriegshäfen. Alle T. sind in der Neuzeit Dampfer.

Transportschnecke, s. Transportschraube.

Transportschraube oder Transportschnecke, mechanische Vorrichtung zum Transport pulverförmiger oder körniger Materialien in horizontaler oder wenig geneigter Richtung, bei welcher eine langsam rotierende Schraube, Schnecke, die Substanzen, welche in dem sie umschließenden Kasten enthalten sind, vor sich herschiebt. Der aus Holz oder Blech (Eisen oder Zink) bestehende Kasten ist gewöhnlich an seinem Boden halbcylindrisch gekrümmt, um sich passend an die rotierende Schraube anzulegen, und besitzt auf der einen Seite im Deckel

eine Öffnung, den Einlaß, an der entgegengesetzten Seite im Boden eine zweite Öffnung, den Auslaß. Die Schnecke, deren steile Schraubenflächen aus Eisen- oder Zinkblech gebogen oder aus Gußeisen hergestellt sind, ist in den Endflächen des Kastens derart gelagert, daß ihre Schraubenflächen fast den Boden desselben berühren. (S. die vorstehende Abbildung.) An dem einen Ende trägt sie eine Antriebvorrichtung, gewöhnlich eine Riemenscheibe, durch welche sie in solcher Richtung umgedreht wird, daß die Schraubenflächen sich vom Einlaß nach dem Auslaß hin zu bewegen scheinen und die in dem Kasten enthaltene Substanz dem Auslaß zuschieben. Die T. findet ausgedehnte Anwendung in Mühlen und bei Müllereimaschinen zum Befördern von Getreide, Mehl und Gries (s. Mehlschraube), sowie in Pulver- und Ölmühlen, Aufbereitungsanstalten und in verschiedenen Fabriken, um das Material von einer Maschine zu einer entfernt oder tiefer stehenden zu führen.

Transportversicherung, im engern Sinne so genannt zum Unterschiede von der Seeversicherung (s. d.), ist Versicherung gegen die Gefahren des Verlustes oder der Beschädigung, welchen Transportmittel (Wagen, Schiffe u. s. w.) sowohl wie Güter und Wertsendungen (Valoren) auf dem Transport ausgesetzt sind, zu Lande (per Achse und Eisenbahn) und auf Flüssen (Binnengeschäft). Die Versicherung des Transports auf Eisenbahnen war eine notwendige Folge der Ausdehnung des Schienennetzes und dient wesentlich der Erleichterung und Sicherung des Verkehrs. Die meist auf Aktien gegründeten Transportversicherungs-Gesellschaften betreiben gewöhnlich die Seeversicherung als Hauptgeschäftszweig, oder andere Assekuranzbranchen nebenbei, z. B. Unfall- oder Feuerversicherung. Die meisten der T. dienenden zahlreichen Institute gehören einem «Internationalen Transport» oder einem Valorenversicherungsverband an und haben gemeinsame Versicherungsbedingungen vereinbart. Eisenbahnverwaltungen und Spediteure u. s. w. pflegen für den Transportschutz, den sie gesetzlich garantieren müssen, bei Transportversicherungs-Anstalten Pauschal- oder Generalpolicen zu nehmen, durch die sie für jeden Anspruch aus Transportschäden gedeckt sind. Doch ist auch Versicherung getrennt möglich für einzelne bestimmte Reisen und Routen oder auf gewisse Zeiträume, z. B. nach Meßplätzen. Die Haftung des Frachtführers aus dem Transportvertrage erlischt meist erst mit erfolgter Auslieferung der Güter nach Beendigung des Transports am Bestimmungsorte. Eine Abart ist die bei Eisenbahnen übliche Lieferfristversicherung, d. i. die Garantie für rechtzeitige Ankunft der Güter am Ablieferungsorte. Auch bei der T. ist die Rückversicherung (s. d.) eine wichtige und unentbehrliche Hilfseinrichtung. Der direkte Versicherer behält auch hier auf ein Fahrzeug nur ein gewisses Maximum für eigene Rechnung. Der Wert der gegen Binnentransportschäden geschützten flottanten Güter ist bedeutend, die Prämie bei dem im Vergleich zur Seegefahr nur geringen Risiko sehr gering und die Gelegenheit, das Versicherungsbedürfnis der Handelswelt zu befriedigen, in genügendem Maße vorhanden, in Deutschland bei den Anstalten dieser Branche in Berlin, Hamburg, Stettin, Bremen, Mannheim, Köln, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Magdeburg, Elberfeld, Gladbach, Erfurt, Breslau, Aachen, Wesel, Heilbronn u. s. w., in der Schweiz in St. Gallen, Neuchâtel, Zürich und Basel, in Österreich-Ungarn in Wien, Triest und Pest. Bei deutschen Aktiengesellschaften sind gegen die Gefahren des See-, Fluß- und Landtransports über 5 Milliarden Mark versichert.

Ein wichtiger Zweig der Transportassekuranz ist die Valorenversicherung. Dieselbe entstand, als den Schutzbedürfnissen des Verkehrs der geringe Ersatz nicht mehr genügte, den die Post, im Besitze des Monopols für den Wertversand, für Verluste an deklarierten Sendungen, die eine bestimmte Versicherungsgebühr zahlen müssen, leistete. Die Valorenversicherung haftet gegen billigere Prämie für den Verlust oder Schaden, von welchem versicherte Postsendungen während der Reise durch Raub, Diebstahl, Unterschlagung, Abhandenkommen

oder irgend einen andern Unfall betroffen werden. Die Haftpflicht der Versicherungsgesellschaft beginnt mit der durch eine Empfangsbescheinigung beurkundeten Übernahme der versicherten Valoren seitens der Post und endet, sobald dieselben von der letztern am Bestimmungsorte abgeliefert sind. Der volle Wert der in dem versicherten Wertstück enthaltenen Valoren ist der Versicherungswert. Die Versicherungssumme darf den Wert des Inhalts nicht übersteigen; soweit dies dennoch der Fall, hat die Versicherung keine rechtliche Geltung. Die zu versichernden Valoren können nun nicht nur durch Vermittelung der Post, sondern auch durch Transportunternehmungen, deren sich jene zur Beförderung bedient, oder auch durch direkte Vermittelung von Messagerien, Eisenbahnen oder Postdampfern versendet werden. Die versicherten Sendungen dürfen bloß enthalten: Effekten, Wechsel, Checks, Papiergeld, Coupons, Edelsteine, echte Perlen, Gold, Silber und Platin. Die Versicherung wird in der Weise abgeschlossen, daß ein für allemal von der betreffenden Gesellschaft eine Generalpolice gelöst wird, mit welcher man zugleich ein Transportbuch erhält, in welches unmittelbar vor Versand alle zu expedierenden Wertstücke eingetragen werden, während der tägliche Versand durch eigene Avisbriefe der Gesellschaft angezeigt wird.

Vgl. Schneider, «Von Haverien und Seeversicherungen» (Brem. 1875); Morel, «Kurze Übersicht und Vergleichung der gewöhnlichen Bedingungen und Usancen bei Seeversicherungen auf den Hauptversicherungsplätzen Europas» (Hamb. 1840).

Transrhenanisch, jenseit des Rheins.

Transscendent und **Transscendental** (lat.) sind Kunstausdrücke der Philosophie, welche das bedeuten, was die Grenze der Erfahrung überschreitet. In diesem Sinn bezeichneten schon die Scholastiker mit beiden ziemlich promiscue gebrauchten Ausdrücken eine Anzahl von Begriffen, wie ens, unum, bonum u. s. w. Später verstand man unter transscendent jede metaphysische und spekulative Lehre überhaupt, insofern sie die Erfahrung zu überschreiten suchte. Aber eine genaue begriffliche Bestimmung und namentlich eine Sonderung ihrer Bedeutung erhielten beide Worte erst in der Erkenntnistheorie von Kant. Dieser nannte alle Kenntnis transscendental, die sich nicht mit den Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnis derselben beschäftigt. Transscendentale Ästhetik und transscendentale Logik bezeichnete die Untersuchung über die Bedingungen unserer sinnlichen und begriffsmäßigen Erkenntnis; Transscendentalphilosophie war gleichbedeutend mit kritischer Philosophie im Sinne Kants, daher man auch eine Zeit lang die ganze Richtung der Kantschen Schule mit diesem Worte bezeichnete. Im Gegensatz dazu nannte er jeden Versuch, etwas über Gegenstände zu bestimmen, welche nicht in der Erfahrung vorkommen, z. B. über Gott, über das Wesen der Seele u. s. w., transscendent oder überschwenglich, und diese Transscendenz erklärte er für den Grundfehler aller Metaphysik, dagegen heißt eine Erkenntnis immanent, wenn sie sich hinsichtlich ihrer Gegenstände innerhalb der Grenzen möglicher Erfahrung hält. Da wir endlich nach Kants Lehre die Dinge nur als Erscheinungen, nicht wie sie an sich sind, erkennen, so nannte Kant transscendentalen Schein die Verwechselung der subjektiven Notwendigkeit unsers Auffassens und Denkens mit dem wahren Wesen der Dinge, und transscendentalen Idealismus die Lehre, daß die gesamte Welt der Erfahrung in der durch die Begriffe Raum, Zeit, Substanz, Causalität ꝛc. bestimmten Form eine Reihe von Erscheinungen sei, über deren Beschaffenheit außerhalb unserer Vorstellung sich nichts ausmachen lasse. Vgl. Schmidt, «De origine termini Kantiani, transscendens» (Marb. 1873).

In der Mathematik ist «transscendent» eine von Leibniz eingeführte Benennung aller Rechnungsoperationen, welche nicht zu den algebraischen gehören. Transscendent sind also die Operationen mit Logarithmen, mit trigonometrischen Funktionen u. s. w.; transscendente Funktionen und Gleichungen sind solche, welche transscendente Operationen voraussetzen, und transscendente Kurven solche, welche durch transscendente Gleichungen bestimmt werden, z. B. die logarithmische Spirale.

Transscendenz, Prädikat, welches die theistischen und deistischen Systeme der Gottheit insofern beilegen, als sie dieselbe in ihrem Sein von der Welt verschieden denken; während die pantheistischen Systeme die Immanenz der Gottheit in der Welt behaupten. (S. Immanent.)

Transsept oder Transept heißt in der Baukunst jeder Querbau, durch den die Längsrichtung eines Gebäudes unterbrochen wird, besonders aber das Querschiff einer mittelalterlichen Kirche. Über der Durchschneidung des Lang- und Querschiffs (Vierung) erhebt sich bisweilen eine Kuppel oder ein Turm, gewöhnlich aber ein sog. Dachreiter (Transseptturm).

Transskriptionsregister, s. unter Hypothek, Bd. IX, S. 513ᵃ.

Transspiration (neulat.) nennt man gewöhnlich die flüssigen und dunstförmigen Ausscheidungen der äußern Haut. (S. Ausdünstung.)

Transsubstantiation (kirchenlat., d. h. eigentlich Stoffverwandlung) heißt die nach der Lehre der röm. Kirche durch die priesterliche Konsekration erfolgende Umwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi. Die T. wird als eine Umwandlung des Stoffs, nicht aber der äußern Form betrachtet, weil die Abendmahlselemente auch nach der Konsekration Gestalt, Farbe, Geruch, Geschmack, kurz alle natürlichen Eigenschaften behalten. Die kirchliche Sanktionierung der Verwandlungslehre erfolgte auf der vierten Lateransynode (1215) unter Innocenz III. Der Protestantismus hat die T. frühzeitig verworfen. (S. Abendmahl.)

Transsudation und **Transsudat**, s. unter Absonderung (mediz.).

Transsylvania, s. Siebenbürgen.

Transsylvanische Alpen, s. u. Karpaten.

Transvaal-Republik, seit 1884 Südafrikanische Republik genannt, der nördliche der südafrik. Boerenfreistaaten, jenseit des Kai Gariep oder Vaal Rivier, reicht von 22° 20′ bis etwa 28° 10′ südl. Br. und von 25° bis 32° 10′ östl. L. (von Greenwich), 291890 qkm groß mit etwa 830000 E., worunter 50—55000 Boers oder Afrikaner (in Afrika geborene Ansiedler von vorwiegend holländischer, daneben deutscher und französischer Abkunft), die übrigen meist Kaffern. Das Land ist vorwiegend Hügel- und Gebirgsland. Den Osten erfüllt die nördliche Hälfte des mächtigen südostafrik. Randgebirges, der Drakenberge, die in der Mauchspitze 2188, im nahe dieser gelegenen Spits Kop 1718 m Meereshöhe erreichen und im allgemeinen in

süd-nördl. Richtung verlaufen. Die den mittlern und westl. Teil der Republik durchziehenden Bergzüge laufen meist von West nach Ost oder von Südwest nach Nordost. Unter diesen sind die Magaliesberge hervorzuheben, etwa unter 25° 40′ südl. Br.; nördlich der letztern treten teils umfangreiche plateauartige Erhebungen auf; südlich der Magaliesberge erstreckt sich, durch ein schmales Thal getrennt, das 30—60 km breite Hochland Hooge Veld. Die Nordgrenze der T. bildet der Limpopostrom, die Südgrenze der Vaal Rivier; das Hooge Veld bildet die Wasserscheide zwischen diesen beiden Stromgebieten. Die östl. Abhänge der Drakenberge kennzeichnen reichliche atmosphärische Niederschläge, während der Westen des Landes regenarm ist. Die mittlere Temperatur der südl. Landesteile beträgt 15° C. Der Sommer (September bis April) bringt in den meisten Landesteilen, besonders den gebirgigen, viel Regen, namentlich in den Monaten Dezember bis Februar; sonst herrscht ein stets wolkenloser Himmel und selten sehr hohe Hitze; die Blüten der Orangenbäume erfrieren im Winter meist; die südl. Landesteile eignen sich in hohem Grade zu Heilstätten für Lungenleiden. Prächtiger Urwald, vorwiegend aus Gelbholz- und Stinkholzbäumen, bedeckt namentlich im Osten weite Flächen; im Nordwesten und Westen dehnen sich Steppen aus. Die durchgängig kahlen Hochebenen der Südteile sind sehr fruchtbar. Angebaut werden Mais, Korn, Hirse, Hülsenfrüchte, Durrha, Zuckerrohr, Wein. In den eigentlichen Wintermonaten (Juni und Juli) wird das Hooge Veld, der Hauptsitz der Boers, regelmäßig von Frost getroffen; dann ziehen die Boers nach dem Boschveld, einem baumreichen, feuchtwarmen und nur während des Winters gesunden Gebiet nördlich der Magaliesberge. Die blühendste Landwirtschaft der T. weisen einige von hannoverschen Missionaren gegründete Ansiedelungen deutscher Bauern auf (z. B. Lüneburg, 1869 mit 19 deutschen Familien begründet, jetzt über 60 Familien in schmucken Häusern mit hübscher Kirche). In nordwestl., nördl. und östl. Grenzgebieten der T. erschwert die Tsetsefliege Verkehr und Viehzucht. Die T. ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Graphit, Nickel, Kobalt, Blei, Steinkohle, Zinn, Diamanten, Marmor, Salz, Alaun, Porzellanerde u. s. w., aber wegen ungenügender Transportverhältnisse noch wenig ausgebeutet, die reichsten Goldfelder etwa 70 km östlich von Lydenburg. Hauptausfuhrartikel sind Wolle, Rindvieh, Cerealien, Tabak, Butter, Straußfedern, Gold; Einfuhrartikel alle europ. Industrieprodukte.

Die T. zerfällt in 14 von «Landdrosten» verwaltete Distrikte: im Osten Utrecht, Wakkerstroom, Standerton, Middelburg, Lijdenburg, Zoutpansberg; im Westen Bloemhof, Lichtenburg, Marico, Rustenburg; im mittlern Teile Potschefstroom, Heidelberg, Pretoria, Waterberg. Hauptstadt ist Pretoria (gegründet 1853) mit etwa 4500 E. (darunter gegen 100 Deutsche); andere namhafte Orte sind Potschefstroom mit 2000 E., Lijdenburg, Heidelberg. Im Finanzjahr 1884/85 betrugen die Staatseinnahmen etwa 5 543 000 Mark, die Staatsausgaben 5 366 000 Mark, die öffentliche Schuld etwa 11 220 000 Mark (wovon über 8 Mill. Schulden an die engl. Krone). Gleichzeitig erreichte die Einfuhr einen geschätzten Wert von 11 Mill. Mark. — Staatskirche ist die niederdeutsch-reformierte. Bei der für das große Gebiet geringen europ. Bevölkerung fehlt es an weißen Arbeitskräften für den Ackerbau, weshalb vorzugsweise Viehzucht getrieben wird.

Die T. entstand aus Kolonien, die von den vor der engl. Eroberungssucht zurückweichenden Boers im ehemaligen Reiche des Kaffernkönigs Mosilikatse 1848 begründet wurden. Anfänglich bildeten sich drei getrennte Freistaaten: Potschefstroom, Zoutpansberg und Lijdenburg, die sich zu Beginn der fünfziger Jahre unter Pretorius zu einer Republik vereinten, die 1852 von England anerkannt wurde. Im J. 1876 trat die T. wegen Erbauung einer Bahn nach der portug. Delagoa-Bai mit Portugal in Verbindung. Da durch diese Eisenbahn die T. von dem brit. Natal wirtschaftlich unabhängig geworden wäre und für seinen Handel einen viel direktern und naturgemäßern Weg eröffnet haben würde, als den heutigen Umweg durch Natal, so suchte England das zu hintertreiben und benutzte einen Raubzug, den der von brit. Seite reichlich mit Waffen versehene Kaffernhäuptling Sikukuni gegen die T. unternahm, als Vorwand, um «zum Schutz der christl. Bevölkerung» 1877 die Republik für England zu annektieren. Jedoch gelang es den Boers, in einem heldenmütigen Freiheitskampfe den Engländern mehrere vollständige Niederlagen beizubringen und so die Fremdherrschaft abzuschütteln (s. unter Kapkolonie, Bd. X, S. 87 u. 88); 1881 wurde die Republik wieder aufgerichtet. In der 27. Febr. 1884 abgeschlossenen Konvention mit England nahm das Land den alten Namen «Südafrikanische Republik» wieder an; der brit. Krone blieb nur beschränkte Suzeränetät, indem nur noch Verträge, welche die T. mit einem Staate oder Volke (außer dem Oranje-Freistaat) abschließt, der Genehmigung der erstern bedürfen. Der Präsident, zur Zeit Paul Krüger, wird auf 5 J. gewählt; die Legislative ruht im Volksraad, bestehend aus 46 vom Volke gewählten Mitgliedern. Im J. 1881 entstanden im Westen der T. neue Boerenfreistaaten, Stella-Land und Goschen; letzteres trat 1884 unter den Schutz der T., der aber auf Englands Protest zurückgezogen wurde. Um die T. von einer eventuellen Annäherung an das deutsche Südwestafrika zurückzuhalten, proklamierte England das brit. Protektorat über alle westlich und nördlich der T. liegenden Grenzgebiete bis zum 22.° südl. Br. und 20.° östl. L. (von Greenwich). Im J. 1884 entstand im Südosten der T. der Boerenfreistaat Nieuwe Republik, durch den die Boers sich einen unabhängigen Weg zum Meere sichern wollten. Nach dem Transvaalschen Freiheitskriege entstand der «Afrikaaner-Bond», eine in ganz Südafrika verbreitete Boerenvereinigung, deren Ziel ein unabhängiger südafrik. Staatenbund von niederdeutscher Nationalität ist. Die T. ist in neuester Zeit wegen ihres geeigneten Klimas vielfach als Ziel größerer deutscher Auswanderung vorgeschlagen worden.

Vgl. Jeppe, «Die Transvaalsche Republik» (Gotha 1868); van Rees, «Naar de Transvaal» (Amsterd. 1876); «Handbook to the Transvaal» (Lond. 1878); E. von Weber, «Vier Jahre in Afrika, 1871—75» (Lpz. 1878); Jeppe, «Transvaal Yearbook and Almanac» (Pretoria 1879); «Das Transvaal und seine neueste Geschichte» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1882, II).

Transversāle (lat.) heißt in der Geometrie jede gerade oder krumme Linie, welche ein Polygon oder ein System von krummen Linien durchschneidet, auch wohl eine Ebene, welche ein System von Linien, Ebenen und krummen Flächen durchschneidet.

Mit der Theorie der T. haben sich die franz. Mathematiker seit Carnot viel beschäftigt. Insbesondere nennt man transversal diejenigen schiefen Linien, welche auf verjüngten Maßstäben und winkelmessenden Instrumenten älterer Konstruktion gebraucht werden, um kleinere Teile anzugeben.

Transversalschermaschine, eine Schermaschine (s. unter Tuchfabrikation), bei welcher der Schercylinder, parallel zur Längenrichtung des Stoffs liegend, quer über denselben hinweggeführt wird, sodaß die Schnitte den Kettenfäden parallel zu liegen kommen.

Trapa *L.*, Wassernuß, Pflanzengattung aus der Familie der Onagraceen. Man kennt nur wenige über Europa, Asien und Afrika verbreitete Arten, welche lange fadenförmige, am Grunde im Schlamme stehender Gewässer kriechende Stengel besitzen, die mit federartig zerteilten, untergetauchten Blättern besetzt sind und am obern Ende eine auf dem Wasserspiegel schwimmende Rosette von Blättern tragen, zwischen deren Stielen die kleinen, aus einem zwei- bis vierzähnigen, mit dem unterständigen Fruchtknoten verwachsenen Kelche, vier zerknitterten Blumenblättern, vier Staubgefäßen und zwei fadenförmigen Griffeln zusammengesetzten Blüten stehen. Die Frucht ist eine durch die auswachsenden, verholzenden Kelchzähne mit zwei bis vier Dornen versehene, harte, einsamige Nuß mit eßbarem Kerne. In Europa kommt nur eine Art vor, die gemeine Wassernuß (T. natans *L.*), welche sich in Deutschland in größern Teichen und in Seen häufig findet. Sie hat lederartige, rautenförmige, gezähnte Schwimmblätter mit blasig aufgetriebenem Stiel und weiße Blüten. Der weißgraue Samen der mit vier Dornen versehenen, bis 3 cm breiten Nuß ist sehr wohlschmeckend und kann sowohl roh als gekocht gegessen werden. In China wird die bloß mit zwei Dornen versehene Nuß der in den dortigen Gewässern sehr häufigen T. bicornis *L.* unter dem Namen Ling oder Leng in großen Massen zu Markte gebracht. Bei allen Trapa-Arten sinken die reif gewordenen Nüsse, nachdem sie sich losgelöst haben, auf den Grund des Wassers hinab, wo sie sich mit ihren Dornen im Schlamme einhaken und im nächsten Frühling keimen.

Trapáni, im Altertum Drepanum, die Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (3145,5 qkm, 1881 mit 284727 E.), auf der Insel Sicilien, an der äußersten Westküste und am Fuße des Monte-San-Giuliano (Eryx), durch die westsicilian. Eisenbahn mit Palermo verbunden, ist mit einem geräumigen Hafen versehen, der durch das Fort Colombara geschützt wird. Die Stadt ist der Sitz der Präfektur, eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer, hat (1881) 32962, mit den Vororten 39213 E., ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, ansehnliche Seesalzwerke und mehrere Fabriken. Außerdem treiben die Bewohner Korallen- und Thunfischerei, Schiffahrt und nicht unansehnlichen Handel mit ihren Produkten. Mehrere Kirchen sind durch ihre Gemälde und Skulpturen, einige Paläste durch ihre Architektur bemerkenswert. Etwa 3 km vor der Stadt liegt die Kirche dell' Annunziata, ein sehr besuchter Wallfahrtsort. Hier beginnt der Anstieg auf den Monte-San-Giuliano, auf dessen Gipfel die Stadt Erice liegt, das alte Eryx, mit einem Kastell, das an der Stelle des berühmten Tempels der Venus Erycina steht.

Trapassi (Pietro), s. Metastasio (Pietro).

Trapēz (vom grch. τραπέζα, Tisch, Tafel) heißt gewöhnlich ein Viereck, das zwei parallele, aber ungleiche Seiten hat. Manche nennen alle Vierecke, die keine Parallelogramme sind, T. und teilen sie in T. im engern Sinne oder Paralleltrapeze (mit zwei parallelen Seiten) und Trapezoide, in denen keine Seite der andern parallel ist.

Eine ebenfalls Trapez oder Schaukelreck genannte, an zwei Seilen befestigte Stange wird als Turngerät benutzt.

Trapezunt, Trabezon, Trabizun, Tirabzon, Trebisond in der Lingua Franca (frz. Trebisonde, engl. Trebizond, türk. Tarábosan oder Tarábusun), die Hauptstadt eines türk. Vilajets in Kleinasien, nach Smyrna der wichtigste Handelsplatz der asiat. Türkei, liegt malerisch an der 1300—1600 m ansteigenden Küste, an der Mündung des Dejimén-su (d. h. Mühlenbach), am Fuße des waldbedeckten 3410 m hohen Kolat-Dagh, teils als Neustadt unten auf niedern Hügeln, teils als Altstadt oder eigentliche Türkenstadt, die eine hohe Mauer umzieht, an der Höhe hinauf zu einer oben schmal zulaufenden Felsplatte, die von zwei tief eingerissenen, von je einer Steinbrücke überspannten Schluchten auf beiden Seiten eingerahmt und verteidigt wird und das Schloß oder die Citadelle trägt, im Mittelalter der Residenzpalast des Kaisers von T. Die Steinbrücke der westl. Schlucht führt zu einer meist von Türken bewohnten Vorstadt, welche das schönste Denkmal T.s aus dem Mittelalter enthält, die ehemalige griech. Sophienkirche, jetzt Moschee Hágia-Sofia. Die östl. Vorstadt, zu welcher die andere Brücke führt, gestaltet sich durch Anbau zur eigentlichen Stadt, während die Altstadt, bis an die Citadelle hinauf, dicht bewohnt ist und als «Burg» bezeichnet wird. Die Neustadt, mit fünf griech. Hauptkirchen, ist Sitz der Christen, in deren Händen der gesamte Handelsverkehr liegt.

T. ist Sitz eines griech. Metropoliten und hat 20 christl. Kirchen. Von den 18 Moscheen, welche sämtlich einst christl. Kirchen waren, liegen nur drei bedeutendere in der Neustadt. An diese schließen sich die äußersten östl. Vorstädte, eine türkische und eine griechische. In den letztern befinden sich die europ. Handelsniederlassungen und ein im Sommer viel benutzter Landungsplatz. Ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden. Größere Fahrzeuge liegen im Sommer auf der ganz offenen Reede, im Winter in dem 11 km gegen Westen entfernten Hafen von Platana oder Bulatkhaneh (Hermonassa im Altertum). Die Schiffsbewegung belief sich 1883 auf 519 Fahrzeuge von 390670 Registertons. T. hat gegenwärtig 32000 E. Der Gewerbfleiß der Bevölkerung liefert Waffen, gestickte Kleider, kleine Koffer, Pfeifen, feine Silberfiligranarbeiten, Gold-, Kupfer- und Stahlarbeiten, Leder- und Lederwaren, neuerdings auch Hanf-, Seiden- und Baumwollwebereien. Die Umgegend baut hauptsächlich Nüsse und Bohnen. Die Berge sind überaus reich an Erzen. Durch seine Lage bildet T. den Hauptstapel- und Speditionsplatz des Handels zwischen Europa, Armenien, Persien und ganz Centralasien bis zur chines. und ind. Grenze und steht durch Dampfschiffslinien (Österreichisch-Ungarischer Lloyd, Messageries maritimes, Russische Dampfschiffahrtsgesellschaft und Nederlandsche Stoomboot-Maatschappij) mit Konstantinopel und den Donaumündungen in Verbindung, sowie durch

regelmäßige Karawanenzüge mit Erzerum, Täbris und Syrien; doch hat der Handel in neueſter Zeit durch die Bahn Poti-Tiflis-Baku mit ihrer Abzweigung nach Batum ſehr verloren.

Das alte Trapezûs war eine griech., von Synope aus 756 v. Chr. angelegte, bedeutende Pflanzſtadt, unter Hadrian die wichtigſte Stadt am Euxinus. Dieſelbe, im 7. und 8. Jahrh. zum Thema Armeniacon, vom 9. bis 12. Jahrh. zum Thema Chaldia (Chaldäa) gehörig und in byzant. Zeit Sitz eines Metropoliten, wurde im ſpätern Mittelalter von Wichtigkeit, wo ſie einem kleinen Reiche, dem ſog. Kaiſertum Trapezunt, den Namen gab. Als nämlich durch die innern Streitigkeiten der kaiſerl. Familie zu Konſtantinopel die Kreuzfahrer (Franzoſen und Venetianer) veranlaßt wurden, Konſtantinopel zu belagern, und nach Eroberung der Stadt 1204 die regierende Familie vertrieben, errichtete ein Prinz des vertriebenen kaiſerl. Hauſes, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Aſien und nahm ſeinen Sitz in T., wo er vorher Statthalter geweſen. Seine Nachfolger legten ſich den Kaiſertitel bei und führten den Familiennamen der Komnenen fort. Endlich unterlag dieſes Kaiſertum der türk. Übermacht. David Komnenus, der letzte Kaiſer von T., wurde in ſeiner Hauptſtadt 1461 von Mohammed II. belagert und mußte ſich dem Sieger ergeben, der das Land dem türk. Reiche einverleibte und den Gefangenen nebſt ſeiner Familie 1465 in Konſtantinopel hinrichten ließ. Vgl. Fallmerayer, «Geſchichte des Kaiſertums von T.» (Münch. 1827).

Trapp, eine aus dem Skandinaviſchen ſtammende, in der ältern geolog. Litteratur ſehr häufig wiederkehrende Bezeichnung für dunkle Eruptivgeſteine, deren Lagerungsweiſe eine deckenartige iſt, wobei gewöhnlich zahlreiche ſolcher Decken übereinander ausgebreitet ſind. Da vielfach je eine obere über der untern mit ſenkrechtem Abſturz zurücktritt, ſo gewährt das ganze Deckenſyſtem, namentlich vom Meere aus betrachtet, den Anblick einer gewaltigen Treppe. Dieſe Lagerungsform iſt aber vielen, ſonſt untereinander ſehr verſchieden beſchaffenen Felsarten eigen, wie dem Baſalt, Diabas, Melaphyr, welche früher ſämtlich als T. galten; daher kommt es, daß in der neuern Geſteinskunde dieſer alte Name, der ſich nur auf das Auftreten gründet, keine Verwendung mehr findet.

Trappe (La), ſ. La Trappe.

Trappe iſt der Name einer Gattung (Otis) von Vögeln, die zur Familie der T. (Otidae) der Ordnung der Stelzvögel (Grallae) gehört. Die T. zeichnen ſich durch ziemlich hohe, auf der vordern Seite grob, auf der hintern fein geneßte Fußſtänder aus, an denen die Hinterzehe fehlt; die Krallen ſind ganzrandig; vor der Spitze des Ober- und Unterkiefers befindet ſich ein Einſchnitt; die dritte Schwanzfeder iſt die längſte; der abgerundete Schwanz beſteht aus 20—22 Federn. In Deutſchland kommt ziemlich häufig die größte Art dieſer Gattung, der Große Trappe (O. tarda, ſ. Tafel: Stelzvögel I, Fig. 7), vor. Die Farbe von Kopf und Hals ſind aſchgrau, des Körpers ſchön rotbraun mit ſchwarzen wellenförmigen, auf dem Rücken weißgekanteten Linien und Muſcheln; die größern Schwungfedern ſind ſchwarz mit weißen Schäften. Das Männchen zeichnet ſich durch einen haarigen Federbart aus, welcher von beiden Seiten des untern Teils des Kopfes herabhängt und im Affekt (z. B. bei der Balz) ſich wagerecht erhebt. Die Flügel ſind im Verhältnis zum ſchweren Körper etwas klein, daher ſich der Vogel, beſonders wenn ihm der Wind in das Gefieder bläſt, nicht leicht erhebt; dagegen läuft er ſehr ſchnell und leicht. Die Sinnesorgane des T. ſind fein und ſcharf, weshalb auch die Jagd auf denſelben große Vorſicht erfordert. Seine Nahrung beſteht aus Samenkörnern, jungem ſproſſenden Getreide, Raps- und Rübſenſaat, in Wurzelwerk, als Möhren, Turnips u. dgl., Beeren und Inſekten. Die Balzzeit fällt in den Monat März, das Weibchen legt in eine Erdgrube zwei bis drei Eier und brütet ſie in 28—30 Tagen aus. Wenn es, wie es zuweilen vorkommt, bei einigen Graden unter Null regnet und ſich Glatteis bildet, ſo ſind die T. ſehr gefährdet, denn es entſtehen an ihrem Gefieder Eiszapfen, die ihr Vorwärtskommen oder Entfliehen faſt unmöglich machen. Bei einer ſolchen Gelegenheit wurden am 20. und 21. Dez. 1859 im Stuhlweißenburger Komitat in Ungarn 150—200 Stück T. teils erſchlagen, teils lebendig gefangen. Das Wildbret des jungen T. iſt ſchmackhaft, des alten aber zähe und kaum genießbar, erfordert jedenfalls vor der Zubereitung eine tüchtige Beize oder mehrtägiges Durchfrieren. Das Gewicht beträgt oft 10—13 kg. Der T. iſt Strich- und Standvogel in mehrern Gegenden Deutſchlands, Öſterreichs, Ungarns und Rußlands. Mehr als die Hälfte kleiner als der Große T. iſt der Zwergtrappe (O. tetrax), der in Sardinien, Sicilien, Südrußland und Nordafrika heimiſch, ſeit neueſter Zeit auch in Deutſchland eingewandert und namentlich in Thüringen nicht ſelten iſt, auch in Öſterreich, Ungarn und dem Litorale vorkommt. Er hat eine weiße Querbinde über die Flügel, das Männchen eine blaugraue Kehle und Wangen und eine ſchwarze Querbinde über den Schwanz. Nur äußerſt ſelten verirrt ſich eine dritte in Nordafrika und Aſien heimiſche Art, der Kragentrappe (O. Houbasa), nach Deutſchland.

Trappers (engl., eigentlich Fallenſteller), die nordamerik. Wild- und Pelzjäger.

Trappiſten heißen die Mönche des ſehr ſtrengen geiſtlichen Ordens, welcher aus der berühmten Abtei La Trappe (ſ. d.) in Frankreich hervorging. Dieſe Abtei, 1122 durch den Grafen von Perche, Rotran II., geſtiftet, gehörte bis zu ihrer Neugeſtaltung zum Orden der Ciſtercienſer, erhielt urſprünglich den Namen Notre-Dame de la Maison-Dieu, wurde aber ſpäter wegen des engen Eingangs in das Thal La Trappe (Fallthüre) genannt. Die zu Anfange des 17. Jahrh. kaum noch ſieben Mönche enthaltende, verfallene und durch die Zuchtloſigkeit ihrer Bewohner (daher «Die Banditen von La Trappe» genannt) berüchtigte Abtei fiel endlich 1636 dem damals zehnjährigen Rancé (ſ. d.) als Pfründe zu, der ſie wiederherſtellen und unter dem Abte Barbarin Mönche von der ſtrengſten Obſervanz der Benediktiner einführen ließ. Rancé ſelbſt wurde nach einer in Ausſchweifungen verbrachten Jugend Mönch und dann 1665 regulierter Abt von La Trappe. Weil ihm die Regel der Ciſtercienſer viel zu mild dünkte, reformierte er dieſe und ſteigerte ihre Beſtimmungen bis zur größten Härte. Nach ſeiner Regel ſtehen die T. früh um 2 Uhr auf, beſchäftigen ſich täglich 11 Stunden mit Beten und Meſſeleſen, bringen ihre übrige Zeit bei harter Arbeit meiſt auf dem Felde und in ſchweigender Betrachtung zu, arbeiten abends an

der Herstellung ihrer Gräber und schlafen auf Stroh in Särgen. Da ihre Gedanken stets auf Buße und Tod gerichtet sein sollen, darf, außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem «Memento mori», womit sie einander grüßen, kein Wort über ihre Lippen kommen; ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie durch Zeichen zu verstehen. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln und Kräutern, Früchten, Gemüsen und Wasser; Fleisch, Wein und Bier ist ihnen gänzlich untersagt. Der Orden teilt sich in Laienbrüder und Professen; außerdem hat er auch sog. Frères donnés, d. h. solche, die nur eine Zeit lang zur Bußübung ihm angehören. Die Ordenskleidung besteht in einer dunkelbraunen Kutte, die auf dem bloßen Leibe getragen wird, einem gleichförmigen Mantel und in Holzschuhen. Die Prinzessin Louise von Condé stiftete zu Clacet in Frankreich auch einen weiblichen Zweig des Ordens. Wegen der Strenge fanden die T. jedoch nur geringe Ausbreitung. In Italien hatten sie nur ein Kloster zu Buona-Solasso bei Florenz, in Deutschland eins in der Nähe von Düsseldorf.

Die Revolution in Frankreich hob die geistlichen Orden auf, worauf einzelne Trappistenkolonien, namentlich durch die Bemühungen Augustins de Lestrange, Aufnahme in der Schweiz, Deutschland, England, Spanien, Rußland, Italien und Nordamerika fanden. Der Hauptstamm der T. hatte sich unter dem Abte de la Prade in das Paderbornsche geflüchtet, wurde aber 1802 von der preuß. Regierung ausgewiesen. Ein Gleiches geschah 1811 zu Freiburg und 1812 zu Darfeld bei Münster. Nach der Restauration der Bourbons kehrten die T. 1817 nach Frankreich zurück, kauften hier ihr Stammkloster wieder an, waren im folgenden Jahre schon 100 Köpfe stark und gründeten hier 1817—23 16 Niederlassungen, die besonders seit 1825 unter Gerambs (s. d.) Leitung blühten. Durch die königl. Ordonnanz vom 16. Juni 1828 sollten sämtliche Anstalten des Ordens wieder geschlossen werden; doch kam die Maßregel nicht wirklich zur Ausführung, sodaß zur Zeit der Julirevolution außer dem Stammkloster immer noch neun Klöster bestanden, von denen allerdings 1830 einige geschlossen wurden. Doch kam dem Orden 1834 ein päpstl. Dekret zu Hilfe, welches ihm den Namen «Congrégation des religieux Cisterciens de Notre Dame de la Trappe» beilegte und dadurch sein Bestehen in Frankreich sicherte. Die Zahl seiner Klöster für Männer und Frauen hat sich seitdem vermehrt; 1844 bewilligte ihm die franz. Regierung auch die Anlegung einer Kolonie in Algier, und seit 1848 wurden auch in Amerika mehrere Kolonien gegründet. Vgl. Ritsert, «Der Orden der T.» (Darmst. 1833); Gaillardin, «Les Trappistes» (2 Bde., Par. 1844); Pfannenschmidt, «Geschichte der T.» (Paderb. 1873). Ein Zweig der T. ist der im Bistume Sens in Frankreich 1851 entstandene Orden der Trappistenprediger.

Trarbach, Stadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, im Kreise Zell, an der Mündung des Kautenbachs in die Mosel, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Progymnasium und eine höhere Töchterschule und zählt (1885) 1838 E., deren Erwerbsthätigkeit sich in Gerbereien, in Ausbeutung der benachbarten Kupfer-, Blei- und Schwefelgruben, in Schieferverarbeitung, namentlich aber auch in Weinbau und Weinhandel, sowie in starkem Verkehr mit den Hundsrückdistrikten erweist. Gegenüber liegt links an der Mosel der Marktflecken Traben mit der Station Traben-T. der Preußischen Staatsbahnen. T. hatte ehemals ein festes Schloß Gräfinburg oder Greiffenberg, von dem noch Ruinen vorhanden sind; es wurde 1687 und 1702 von den Franzosen, 17. Dez. 1704 vom Erbprinzen von Hessen-Kassel genommen, 2. Mai 1734 aber von den Franzosen erobert und gesprengt. Im Kautenbachthale liegt etwa 4 km von T. entfernt das Bad Wildstein, dessen eisenhaltige Quelle eine natürliche Wärme von 35° C. hat. Das Bad ist im J. 1883 eröffnet worden und erfreut sich schon jetzt eines regen Besuchs; es wird gegen Gicht, Rheumatismus u. s. w. gebraucht.

Trasimēnischer See (Lacus Trasimēnus), jetzt Lago di Perugia, der größte See Mittelitaliens, in der Provinz Perugia, unweit der Grenze der Provinz Arezzo gelegen, hat 115 qkm Flächenraum, 50 km Umfang, drei kleine Inseln und ist meist von anmutigen, bis 600 m hohen Gebirgen umgeben.

Er ist in der Geschichte berühmt durch die Niederlage, welche im Sommer 217 v. Chr. im zweiten Punischen Kriege die Römer an seiner nördl. Seite durch Hannibal erlitten. Dieser war dem Konsul Gajus Flaminius auf der Straße nach Rom vorausgeeilt und erwartete ihn, der ihm mit seinem Heere von Cortona her nacheilte, im Norden des Sees an einer vorteilhaften, von Hügeln eingeengten Stelle. Bei starkem Nebel trafen die Römer in langer Marschkolonne auf den Feind, der sie gleichzeitig aus dem Hinterhalt, von der Seite und im Rücken angriff. 15000 Römer, unter ihnen Flaminius selbst (durch einen insubrischen Gallier) fielen im Gefecht, das so heftig war, daß ein Erdbeben von den Kämpfenden nicht gespürt worden sein soll; ebenso viele wurden gefangen genommen. Viele wurden in den See gedrängt und kamen in ihm um; 6000 schlugen sich durch, mußten sich aber am nächsten Tage ergeben. Der Bericht des Livius, wonach 10000 sich auf zerstreuter Flucht retteten, kann nicht richtig sein; nur eine kleine Anzahl kann sich gerettet haben. Das Heer war so gut wie vernichtet. Vgl. Stürenburg, «De Romanorum cladibus Trasumenna et Cannensi» (Lpz. 1883).

Traß oder Duckstein nennt man gewisse vulkanische Tuffbildungen, größtenteils aus zerriebenem Bimssteinmaterial bestehend, welche sich wegen ihrer Zusammensetzung zur Bereitung von Wassermörtel (Cementkalk) eignen. Die berühmtesten Traßbrüche sind die des Brohlthals am Rhein in der Gegend des Laacherſees; auch in der Eifel und im Riesgau kommt nutzbarer T. vor. Die festern Varietäten desselben werden auch wohl zu feuerfesten Steinen verwendet, in der Eifel unter der Benennung «Backofenstein».

Traſſant, Traſſat, s. Traſſieren.

Traſſieren (neulat. trassare) nennt man das Ausstellen einer Tratte, d. h. eines sog. gezogenen Wechsels (s. Wechsel) auf eine andere Person. Ein solcher Wechsel heißt Tratte. Der Aussteller desselben wird Traſſant, der Bezogene Traſſat genannt.

Trasteveriner, die Bewohner eines Teils der rechten Tiberseite Roms, das sog. Trastevere (Trans Tiberim der Alten). (S. Rom, Stadt.)

Tratte, s. Traſſieren und Wechsel.

Trau, Stadt in Dalmatien, Bezirkshauptmannschaft Spalato, ist Sitz eines Bezirksgerichts und liegt auf einer Insel, die mit der Nachbarinsel

Bua durch eine Brücke verbunden ist. Die Stadt bewahrt noch, wie wenige in Dalmatien, den Typus einer venet. Stadt des spätern Mittelalters und ist für Kunsthistoriker und Archäologen sehr interessant; der Dom gilt für den schönsten in Dalmatien. T. zählt (1880) 1931, mit der Vorstadt auf der Insel Bua 3129, als Gemeinde 13967 E. Es ist das vielgefeierte Trogir der Slawen (Tragurium der Römer) und wird schon im 4. Jahrh. als ein hervorragender Waffenplatz bezeichnet. Daß die strategische Wichtigkeit des Platzes von den Venetianern erkannt wurde, bezeugen die Reste ihrer massiven Kastellbauten. Eine durch ihre Skulpturen hervorragende Kapelle im Dom birgt die Gebeine des Bischofs Giovanni Ursino (um 1070), den die Trauriner als Patron ihrer Stadt verehren.

Traube (racēmus) ist in der Botanik die Bezeichnung für einen monopodialen Blütenstand mit verlängerter Spindel, an welcher gestielte Blüten stehen. Dadurch unterscheidet sich die T. von der Ähre, bei welcher stiellose Blüten an der Spindel sitzen. Beide Blütenstandformen gehen häufig ineinander über. Je nach der Stellung und Richtung der Blüten unterscheidet man einseitswendige, zweizeilige, allseitige, einfache und zusammengesetzte T. (Vgl. Blütenstand und die dazugehörige Tafel, Fig. 22.)

Traube (Ludw.), hervorragender Patholog und Kliniker, wurde 12. Jan. 1818 zu Ratibor in Schlesien geboren, widmete sich in Breslau dem Studium der Medizin, dann seit 1837 unter Johannes Müller in Berlin physiol. Arbeiten und seit 1840 unter Schönlein daselbst klinischen Studien. Nachdem er sich 1841 als Arzt in Berlin niedergelassen hatte, habilitierte er sich 1848 an der dortigen Universität als Privatdocent, wurde 1849 Assistent Schönleins und 1853 dirigierender Arzt am Charitékrankenhause. Im J. 1857 erfolgte seine Ernennung zum außerord., 1862 zum ord. Professor der Medizin am Friedrich-Wilhelms-Institut, und 1872 in gleicher Eigenschaft an der Universität mit dem Range eines Geh. Medizinalrats. T. starb zu Berlin 11. April 1876.

Von seinen das Gebiet der Pathologie betreffenden Arbeiten sind zu nennen: im Verein mit Virchow und Reinhard, «Beiträge zur experimentalen Pathologie» (2 Hefte, Berl. 1846—47), «Über den Zusammenhang von Herz- und Nierenkrankheiten» (Berl. 1856), «Die Symptome der Krankheiten des Respirations- und Cirkulationsapparats» (Berl. 1867 fg.) u. s. w. Seine namhaften Arbeiten vereinigte er in «Gesammelte Beiträge zur Pathologie und Physiologie» (2 Bde., Berl. 1871). T. hat außerordentlich viel dazu beigetragen, die exakt experimentelle Methode in die Medizin einzuführen, wie er auch große Verdienste um die physik. Diagnostik hat. Die Auskultation und Perkussion, sowie die mediz. Thermometrie erhielten durch ihn einen hohen Grad der Ausbildung. Vgl. Leyden, «Gedächtnisrede auf Ludwig T.» (Berl. 1876); Freund, «Gedächtnisrede auf Ludwig T.» (Bresl. 1876).

Traubenfarn, soviel wie Osmundaceen, s. unter Farn, Bd. VI, S. 583a.

Traubenfäule, s. Traubenkrankheit.

Traubenholder, s. unter Sambucus.

Traubenhyacinthe, s. Muscari.

Traubenkernöl, ein fettes Öl, welches namentlich in südl. Ländern durch Auspressen der zerquetschten Traubenkerne gewonnen und im frischen Zustand als Speiseöl und Brennöl verwandt wird. An der Luft wird es leicht ranzig.

Traubenkirsche, s. unter Prunus.

Traubenkrankheit oder Traubenfäule nennt man eine Krankheit des Weinstocks, die durch einen Pilz aus der Familie der Perisporiaceen, Oidium Tuckeri *Berk.*, hervorgerufen wird. Die T. wurde zuerst 1845 in England in dem Weinberge eines Gärtners Namens Tucker beobachtet, 1848 fand man dieselbe auch an einigen Orten Frankreichs und seitdem hat sie sich mit großer Schnelligkeit fast über alle weinbauenden Länder verbreitet, 1851 und 1852 trat sie verheerend in den Mittelmeerländern und besonders in Madeira auf, wo der gesamte Weinbau infolge dessen auf mehrere Jahre vernichtet wurde. (S. Madeira.)

Die Symptome der T. bestehen darin, daß kurz nach der Zeit der Blüte auf den jungen Blättern und Zweigen, sowie auch auf den Beeren spinnwebeartige graue Überzüge erscheinen, die rasch an Umfang zunehmen und schließlich besonders bei ungünstigen Witterungsverhältnissen zum Vertrocknen der Blätter und zur Fäulnis der Beeren führen. Die grauen Überzüge bestehen aus dem epiphytisch lebenden Mycelium des obengenannten Pilzes, das seine Haustorien in die Epidermiszellen hineinsendet. Von diesem Mycelium erheben sich die Conidienträger als niedrige keulenförmige Hyphenzweige, die gewöhnlich je eine Conidie abschnüren. (Vgl. Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 6 a, b.) Die Perithecien des Pilzes sind bisher nicht beobachtet worden und es ist deshalb auch die Frage noch nicht sicher entschieden, in welcher Weise der Pilz überwintert. Vermutlich geschieht dieses letztere durch einzelne Mycelpartien an den Zweigen. Es sind verschiedene Mittel gegen die T. empfohlen worden, von denen sich aber nur das Bestreuen der Weinstöcke mit einem Gemisch von Kalk- und Schwefelpulver oder mit einer auf Sicilien vorkommenden, gegen 40 Proz. Schwefel enthaltenden Erde bewährt hat. Übrigens widerstehen manche Rebensorten der T. besser als andere, und es wird sich deshalb das Hauptaugenmerk der Weinbauer darauf zu richten haben, widerstandsfähigere Reben einzuführen oder Varietäten zu züchten, die weniger von dem Pilze zu leiden haben.

Traubenkur oder Weintraubenkur besteht darin, daß einige Wochen hindurch bei Vermeidung sehr nahrhafter, fetter, blähender Speisen und hinreichender Körperbewegung Weintrauben in reichlicher Menge (3—4 kg täglich) genossen werden. Sie leistet bei Stockungen im Unterleibe und davon abhängiger Hypochondrie, bei Hämorrhoidalbeschwerden und bei Gicht, in gewissen Fällen auch gegen chronische Brustkatarrhe und Lungentuberkulose vortreffliche Dienste, eine Wirksamkeit, die hauptsächlich der abführenden und auflösenden Wirkung des Traubenzuckers und der in den Trauben enthaltenen Salze zuzuschreiben ist. Als Traubenkurorte sind Bozen und Meran in Tirol, Dürkheim und Neustadt an der Hardt, Bingen, Boppard, Geisenheim und Rüdesheim am Rhein, Montreux, Vevey und Ber am Genfersee zu nennen. Vgl. Knauthe, «Die Weintraube in histor., chem., physiol., therapeutischer Beziehung und in ihrer Anwendung zur T., nebst Beschreibung sämtlicher bekannterm Traubenkurorte» (Lpz. 1874).

Traubenmade, s. unter Blattwickler.

Traubenmonat, s. Elul.

Traubenpomade, eine aus ungesalzener, frischer Butter mit einem Achtel (im Winter einem Zwölftel) gelben Wachs zusammengeschmolzene Salbe. Sie wird als mildernder und kühlender Verband bei Verbrennungen u. s. w. benutzt.

Traubensäure, $C_2H_2(OH)_2(COOH)_2$, eine der Weinsäure isomere und ihr außerordentlich ähnliche Säure, unterscheidet sich von dieser dadurch, daß sie aus wässerigen Lösungen in Krystallen mit 1 Molekül Wasser verbunden sich ausscheidet und optisch inaktiv ist. Sie kommt in geringen Mengen als saures Kalisalz im Weinstein vor und wird bei der Fabrikation der Weinsäure aus den letzten Mutterlaugen gewonnen. Als zweibasische Säure bildet sie Doppelsalze. Aus Lösungen von traubensaurem Kali-Natron, oder aus Lösungen von traubensaurem Ammonium-Natrium scheiden sich Krystalle der entsprechenden Weinsäure aus, von denen aber ein Teil rechts-, ein anderer Teil linksdrehend ist und von denen ein Teil eine hemiëdrische Fläche an der rechten Seite hat, während dieselbe Fläche bei einem Teil der Krystalle an der linken Seite liegt. Trennt man diese verschiedenen Krystalle auf mechanischem Wege, so läßt sich aus dem einen Rechtsweinsäure, aus dem andern Linksweinsäure abscheiden, und vermischt man diese beiden verschiedenen Weinsäuren miteinander, so krystallisiert aus deren Lösung wieder inaktive T.

Traubenwickler, s. unter Blattwickler.

Traubenzucker, auch Dextrose, Glukose, Harnzucker, Krümelzucker, Stärkezucker, $C_6H_{12}O_6$, eine im Pflanzenreich sehr verbreitet vorkommende Zuckerart, findet sich, meist von Fruchtzucker (s. d.) begleitet, in allen süßen Früchten, auch im Honig, entsteht durch eine Spaltung von Rohrzucker durch Wirkung von Säuren oder unter dem Einfluß von Fermenten (s. Invertzucker), wird außerdem durch Einwirkung von Säuren auf andere Zuckerarten und sonstige Kohlehydrate gebildet und tritt in namhaften Mengen im Harn der Diabetiker auf. Der T. ist vielfach mit Maltose (s. d.) verwechselt, da beide Zuckerarten sich einander ungemein ähnlich sind, und es ist sehr wahrscheinlich, daß noch manche aus der Spaltung von Glukosiden (s. d.) hervorgehende Substanz, welche bislang für T. gehalten wird, sich bei genauerer Untersuchung als Maltose erweisen wird. Aus wässerigen Lösungen krystallisiert der T. in der Kälte in kleinen kugeligen Krystallaggregaten (Krümelzucker), sehr konzentrierte Lösungen erstarren beim Stehen nach einiger Zeit zu festen Massen (Blockzucker, Kistenzucker). In dieser Form hält er ein Molekül Krystallwasser gebunden. Erhält man die wässerige Lösung während der Krystallisation dauernd auf einer Temperatur von 40° C., oder läßt man aus starkem Weingeist oder Methylalkohol krystallisieren, so scheidet sich der T. in Form von kleinen ineinander verwachsenen Nadeln ohne Krystallwasser ab. Seine Lösungen lenken die Ebene des polarisierten Lichtstrahls nach rechts ab, daher sein Name Dextrose. Durch Hefe erleidet er weinige Gärung und wird in Alkohol und Kohlensäure verwandelt. Sein Geschmack ist weit weniger süß als der des Rohrzuckers. Der T. wird in großem Maße technisch dargestellt. Stärkemehl wird in Wasser, welches 1 bis 2 Proz. Schwefelsäure enthält, verteilt und damit so lange gekocht, bis eine erkaltete Probe der Lösung weder durch Jodlösung gefärbt, noch beim Vermischen mit dem gleichen Volum Alkohol eine Trübung erfährt. Die Flüssigkeit enthält alsdann T., aber außerdem reichliche Mengen von Dextrin. Sie wird durch Zusatz von Kreide neutralisiert, zur Abscheidung des gebildeten Gipses durch eine Filterpresse getrieben, über Knochenkohle filtriert und im Vacuum bis zur Sirupskonsistenz (Stärkesirup) verdampft. Nach dem Erkalten beginnt nach einiger Zeit die Krystallisation. Sobald dies eintritt, wird die Masse in offene Kisten gefüllt und erstarrt darin zu einer festen Masse. In dieser Form wird der T. meist in den Handel gebracht.

Der T. des Handels enthält durchschnittlich nur ungefähr 66 Proz. reinen T., der Rest besteht aus Krystallwasser und Dextrin. Um denselben rein zu erhalten, wird, nach Soxhlet, die etwas weniger weit verdampfte Lösung in Krystallisationsgefäße gebracht, die in einem auf 40° C. geheizten Raume aufgestellt sind und bereits einige Krystalle von wasserfreiem T. enthalten. Hier scheidet sich der T. in reiner Form, wasserfrei, in deutlich ausgebildeten Krystallen ab und wird von dem anhaftenden Sirup durch Centrifugieren getrennt. Diese Darstellung des reinen T. wird in Amerika fabrikmäßig ausgeübt und es findet sich dort ein Produkt von höchster Reinheit im Handel.

Der T. kommt im Handel in sechs Formen (drei festen und drei flüssigen) vor: 1) Gekörnter Zucker, dem Rübenrohzucker ähnlich, zu dessen Verfälschung er öfters dienen muß. 2) Fester weißer Trauben- oder Capillärzucker, hart, weiß und porös, wie Melis, aber nicht wie dieser durchscheinend krystallinisch, sondern trübe, wird teils in Kisten, teils in Kuchen- und Hutform, teils geraspelt in Säcken verkauft. 3) Gewöhnlicher, fester Traubenzucker, eigentlich nichts anderes als durch mechanische Bearbeitung (Umrühren oder Peitschen) zum Erstarren gebrachter Stärkesirup und daher mit diesem gleichwertig, aber meist von geringerm Dextringehalt, kommt entweder gemahlen oder in erstarrtem Zustand in kleinen Fässern oder auch in Kisten (Kisten- oder Blockzucker) in den Handel und ist von seifenartigem Aussehen und von mehr oder weniger weicher Beschaffenheit. 4) Capillärsirup, ein wasserheller, sehr reiner, stark eingedickter Sirup, der in Tonnen zur Versendung gelangt. 5) Gewöhnlicher Stärkesirup, je nach seiner Bestimmung von gelber bis brauner Farbe und stark dextrinhaltig. 6) Dextrinsirup oder unwägbarer Sirup, so genannt, weil er so dickflüssig ist, daß das Saccharometer in ihm nicht einsinkt, er folglich nicht «gewogen» werden kann; enthält stets über die Hälfte seines Zuckergehalts Dextrin und wird häufig aus Malz hergestellt (Malzsirup), in welchem Fall er eigentlich keinen T., sondern Maltose (s. d.) neben Dextrin enthält.

Die hauptsächlichste Verwendung findet der T., vorzüglich in den reinern und festern Formen, zum Gallisieren und Petiotisieren des Weins. Stärkesirup wird besonders zur Bierbrauerei und Branntweinbrennerei benutzt, namentlich wird für den erstgenannten Zweck sehr viel von demselben (meist Capillärsirup) nach England ausgeführt; ferner dient er zum Verfälschen des Honigs und des indischen Sirups, sowie als Ersatz des erstern in der Zuckerbäckerei und Lebkuchlerei. Dextrinsirup benutzt man besonders in der Mostrich- und Tabakfabrikation, außerdem zur Herstellung von Frucht-

sirups und eingemachten Früchten. Auch für die Bonbonfabrikation hat der T. Bedeutung, da er hier das Kryſtalliſieren der Maſſe verhindert. Große Mengen desſelben werden endlich zur Herſtellung von Zuckercouleur verbraucht. Der T. iſt in den meiſten Ländern der Beſteuerung nicht unterworfen und daher viel wohlfeiler als Rohrzucker, aber auch weit weniger ſüß als dieſer. Die Gewinnung desſelben, welche ſehr oft mit der Stärkefabrikation verbunden iſt, hat namentlich in neueſter Zeit großen Aufſchwung genommen. Am ſchwunghafteſten wird dieſelbe in Deutſchland und Frankreich betrieben; auch Öſterreich (Böhmen und Galizien), Holland und Rußland erzeugen große Mengen T.

Trauerbäume, ſ. unter Hängebaum.

Trauerbühne, ſ. Castrum doloris.

Trauercypreſſe, ſ. unter Cypreſſe.

Trauerjahr. Schon das alte röm. Recht hatte Vorſchriften über Trauerzeiten, welche jedoch bloß den weiblichen Mitgliedern der Familie galten. Insbeſondere brachte man hiermit für die Witwe den Geſichtspunkt in Zuſammenhang, daß für ſie um der Reinhaltung der Familie von fremder Zeugung willen eine Wartezeit bis zur Wiederverehelichung erforderlich ſei, ein Geſichtspunkt, welcher die Ausdehnung dieſer Vorſchrift auf geſchiedene Frauen in der chriſtlichen Kaiſerzeit mit ſich brachte. In dieſer letztern Periode wurde denn auch die Trauerzeit für die Witwe auf ein Jahr feſtgeſetzt und die vor Ablauf des T. Heiratende mit verſchiedenen Rechtsnachteilen belegt. Nach dem Reichsgeſetz vom 6. Febr. 1875 dürfen Frauen nicht vor Ablauf des zehnten Monats ſeit Beendigung der frühern Ehe wieder heiraten; Dispenſation iſt jedoch zuläſſig. Die Folgen vorzeitiger Eheſchließung ohne eingeholten Dispens ſind den Landesrechten überlaſſen, ſodaß im Gebiete des gemeinen Rechts die erwähnten römiſch-rechtlichen Nachteile, ſoweit ſie nicht, beſonders unter dem Einfluſſe des kanoniſchen Rechts, antiquiert ſind, Geltung haben. Die vorzeitig geſchloſſene Ehe iſt keineswegs ungültig.

Trauerkäfer (Melanosomata), eine Untergruppe der Familie der Tenebrioniden (ſ. d.), zu denen der gemeine T. (Blaps mortisaga, ſ. Tafel: Inſekten I, Fig. 23 rechts) gehört; ein ſchwarzer, äußerſt träger, nächtlicher Käfer, gegen 26 mm lang, widerlich riechend und in ganz Europa in Kellern und an andern dunkeln, feuchten Orten ſehr gemein. In Südeuropa gibt es zahlreiche andere Arten (z. B. Blaps producta, Fig. 23, links, Larve).

Trauerkilte, Pflanzenart, ſ. unter Hesperis.

Trauerkoller, ſ. unter Koller.

Trauermantel (Vanessa Antiopa), einer der ſchönſten Tagſchmetterlinge Deutſchlands, etwa 70 mm ſpannend, oben dunkelpurpurbraun mit breitem, ſchwefelgelbem, fein ſchwarz punktiertem Rande, von dem nach innen eine Reihe blauer, ſchwarzer, umſäumter Flecken ſteht; die Unterſeite iſt ſchwarz. Die ſchöne ſchwarze, weiß punktierte, rot gefleckte Dornenraupe lebt im Sommer auf Weiden, Birken, aber auch auf Hauhechel.

Trauermücken, ſ. Heerwurm.

Trauernadeln, auch nach dem Engliſchen mourning-pins genannt, mit Öl ſchwarz gebrannte Stecknadeln.

Trauerſpiel, ſ. Tragödie.

Trauerwoche, ſ. Karwoche.

Traufrecht nennt man die Servitut, vermöge welcher der Beſitzer eines Grundſtücks das Recht hat, das Regenwaſſer auf das Grundſtück des Nachbarn ablaufen zu laſſen.

Traum (somnium) nennt man das Erzeugnis der Seelenthätigkeit im Schlafe. Man findet vielleicht keinen Menſchen, der ſich nicht erinnerte, zuweilen geträumt zu haben, während es ungewiß iſt, ob jeder Schlaf von Träumen begleitet ſei; denn meiſt erinnern wir uns nicht, daß wir geträumt haben. Bloß beſonders lebhafte oder im unvollkommenen Halbſchlaf ſtattgehabte Träume hinterlaſſen eine Erinnerung in dem wachen Gehirn. Der T. gehört zu den normalen Erſcheinungen des Lebens. Vor dem Einſchlafen, noch ehe der wirkliche T. beginnen kann, zeigen ſich oft die ſog. Schlummerbilder, einzelne Punkte, Striche, Umriſſe von Figuren und Menſchen, welche ineinander verſchwimmen, aber iſoliert und ohne innern Zuſammenhang ſich dem Geſichtsſinn darſtellen. Das eigentliche Träumen hingegen beſteht aus der Vorſtellung zuſammenhängender Reihen von Erſcheinungen und Ereigniſſen, bei deren Wahrnehmung es ſcheint, als ob die Sinnesorgane wirklich ihre Funktion erfüllten (d. h. als ob man höre, ſehe, fühle), da man noch nach dem Verſchwinden eines lebhaften T. oft die Folgen von Sinneseindrücken, eine Affektion des Auges, einen Klang im Ohr, einen ungewöhnlichen Geſchmack u. dgl. empfindet. Man darf jedoch nicht annehmen, daß dieſe Empfindungen durch die Sinne zum Vorſtellungsvermögen gelangen, ſondern muß vielmehr die Erzeugung derſelben in dem Gehirn ſuchen (wie bei den Hallucinationen). Während des Wachens wird die Thätigkeit der Seele größtenteils durch die Einwirkung der Außenwelt beſtimmt und die Eindrücke auf die Sinne geben den Stoff zu den Vorſtellungen, denen der Verſtand eine Art Zuſammenhang verleiht. Im Schlafe hingegen fällt die Thätigkeit des Verſtandes fort, und die Phantaſie verarbeitet die Seeleneindrücke in freier Willkür. Man kann daher auch wachend träumen, wenn man der Phantaſie freien Spielraum läßt, welche dann nach ihrer Weiſe eine Reihe mehr oder weniger zuſammenhängender Ideen erſchafft. Jedoch iſt hierbei der Wille mehr thätig und der Phantaſie weniger unterthan als im Schlafe. Die Phantaſie nimmt den Stoff zu ihren Bildungen immer aus dem Gedächtnis, indem ſie ganze Scenen aus der Vergangenheit mit mehr oder weniger Abänderungen wiederholt oder aus mehrern derſelben, ſowie aus gehabten Anſchauungen ein neues Bild zuſammenſetzt. Daher träumen Blindgeborene nie vom Sehen, Erblindete nur noch eine Zeit lang nach ihrem Erblinden von Sichtbarem, Taube nicht von Hörbarem.

Jedoch ſind nicht immer bloß die Phantaſie und das Gedächtnis beim T. thätig, ſondern auch der Verſtand gibt den Traumbildern eine bewußte Beziehung zu uns und erregt ſo das eigene Gefühl durch Bewußtſein der Freude, der Trauer, des Schmerzes. Endlich ſind auch Beiſpiele vorhanden von Träumen abſtrakter Art. Sogar Probleme der Philoſophie, der Phyſiologie, der Poeſie u. ſ. w. ſollen im T. gelöſt worden ſein, während in andern Fällen die Phantaſie durch Vorführung unauflöslicher Aufgaben oder durch vermeintliche Entdeckungen, die beim Erwachen entweder ſchnell verſchwinden oder ſich als widerſinnig erweiſen, den Verſtand und den Schlaf beunruhigt. Dieſe gewiſſermaßen reinere Thätigkeit des Verſtandes

erklärt sich durch die Abhaltung störender äußerer Eindrücke im Schlafe, welche im wachen Zustande nur schwer auszuschließen sind. Eigentümlich gestaltet sich der Verkehr des Träumenden mit der Außenwelt. Die Sinne, deren Thätigkeit im Schlafe nicht ganz erloschen, werden durch die ihnen entsprechenden Einflüsse angeregt. Wenn dieser Eindruck stark genug ist, um empfunden werden zu können, ohne die Erregung bis zum Erwecken zu steigern, so deutet dann die Phantasie denselben auf ihre Weise aus, webt ihn in den T. hinein oder erzeugt aus ihm weitere Traumbilder. In dieser Art wird besonders das Gehör häufig zum Schöpfer von Träumen. Empfindungen des Gemeingefühls, welche im Innern des Körpers selbst ihren Grund haben, stellen sich als von außen kommende und angenehme oder unangenehme Empfindungen erzeugende Sinneseindrücke dar. So werden die Träume auch durch krankhafte Zustände verschiedentlich modifiziert. Die Muskelbewegung findet beim T. meist in der Schwäche der Macht des Willens über die Muskeln ein Hindernis, kann aber in den verschiedensten Graden stattfinden, von der geringsten Regung bis zum Schlafwandeln mit Vollbringung mehr oder weniger zweckmäßiger Handlungen. (S. Somnambulismus.)

Charakteristisch für den T. ist die Fähigkeit der Seele, die eigene Erfindung als eine fremde zu betrachten, andern, deren Erscheinung sie schafft, mündliche Äußerungen und Handlungen unterzulegen, die sie selbst erfindet, und so ihre eigen-subjektive Thätigkeit als objektiv zu betrachten. Dabei geht jedoch der Träumende nicht leicht aus seiner eigenen Persönlichkeit heraus, ja er endigt den T. fast willkürlich, wenn die Widersinnigkeit der Traumbilder die Urteilskraft zu sehr beleidigt. Nicht selten endlich vereinigt sich die Thätigkeit der Phantasie mit der des Verstandes im T. zu einem Gedankenfluge, der während des Wachens nie stattfindet. Wenn die Einflüsse der Außenwelt auf die Sinne im wachen Zustande unsere Vorstellungen regeln, so hemmen sie dieselben zugleich durch die Schranken der Zeit und des Raums. Im Traumzustande aber waltet der Gedanke fast fesselos und erschafft oder erhält Anschauungen, deren er im Wachen nie teilhaftig werden würde. So entstehen die Träume der Vision, Inspiration und Divination. Doch entbehren die Traumvorstellungen der logischen Beherrschung, auch ist die Einheit der Zeit und des Ortes meist nicht gewahrt und in raschem Wechsel wird im Traum oft das Sinnloseste und Ungewöhnlichste miteinander verbunden. Als krankhafte Traumzustände sind zu betrachten: das Aufschrecken und Zusammenfahren im Schlafe, das Alpdrücken und die Hallucinationen. Daß auch die auf den höchsten Stufen stehenden Tiere träumen, beweisen viele Erscheinungen, während man den niedrigern, bei denen das Seelenleben immer tiefer sinkt, diese Fähigkeit kaum zusprechen kann.

Litteratur. Schubert, «Symbolik des T.» (4. Aufl., Lpz. 1862); Pfaff, «Das Traumleben und seine Deutung» (Lpz. 1868; 2. Aufl., Potsd. 1873); Strümpell, «Die Natur und Entstehung der Träume» (Lpz. 1874); Siebeck, «Das Traumleben der Seele» (Berl. 1877); Spitta, «Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele» (Tüb. 1878); Radestock, «Schlaf und T. Eine physiol.-psychol. Untersuchung» (Lpz. 1879); Frensberg, «Schlaf und T.» (Berl. 1885).

Traumaticin (vom grch. τραῦμα, die Wunde) heißt eine sirupsdicke klare Lösung von Guttapercha in Chloroform, welche, auf die Haut aufgestrichen, nach der Verdunstung des Chloroforms eine durchsichtige geschmeidige Membran bildet und deshalb wie das Collodium äußerlich gegen Hautkrankheiten, Erosionen, Verbrennungen und Frostbeulen vielfache Anwendung findet.

Traumatisch, durch eine Wunde oder Verletzung entstanden; traumatische Entzündung, die nach einer Verwundung entstehende Entzündung, führt durch unmittelbare Verklebung oder durch Granulationsbildung zur Wundheilung. (S. Wunde.)

Traumbücher entstanden aus dem Bestreben der Traumdeutung (Oneirokritik, Oneiromantie), den Träumen eine höhere Offenbarung unterzulegen und diese zu enträtseln. Besonderes Ansehen genoß die Traumdeutung im alten Orient; ein bekanntes Beispiel ist die Traumdeutung Josephs in Ägypten. Es bestanden im Altertum förmliche Traumorakel, durch welche besonders Kranke die Mittel zu ihrer Heilung suchten. Im Mittelalter und in den Folgezeiten bis auf die Gegenwart hat der Aberglaube eine Menge von T. für das bedürftige Publikum hervorgebracht, von welchen hervorzuheben sind: Cardanus, «Traumbuch. Wahrhaftige, unbetrügliche Unterweisung, wie allerhand nächtliche Träume und Erscheinungen ausgelegt werden sollen» (Bas. 1563); Anhorn, «Magiologia u. s. w.» (Bas. 1674); Artemidori, «Traumbuch u. s. w.» (Straßb. um 1580; Lpz. 1677 u. 1735; auch lateinisch, Lyon 1546). Die T. gehören noch heute zu der am zahlreichsten verbreiteten Volkslitteratur, besonders für die Lotterie benutzt. In Österreich wurde erst im 19. Jahrh. durch Ministerialerlaß den Kollekteuren verboten, mit solchen T. Handel zu treiben.

Traumdeuterei, s. unter Weissagung.

Traumwandeln, s. Somnambulismus.

Traun, ein für die Verschiffung des Salzes aus dem österr. Salzkammergut (s. d.) wichtiger Fluß, entsteht aus drei Bächen gleichen Namens, von denen der eine aus dem Wildsee am Fuße des Rinnerkogels, der andere vom Predigtstuhl, der dritte aus dem Ödensee kommt. Bei dem Markte Aussee in Steiermark vereinigt, tritt die T. oberhalb Hallstatt in das Erzherzogtum Österreich, bildet alsdann den Hallstätter- und den Gmundener- oder Traunsee (s. Gmunden), macht hierauf bei dem Dorfe Roitham einen merkwürdigen Wasserfall und ergießt sich nach einem Laufe von 180 km unweit Linz in die Donau. Die T. ist fischreich und wird nach ihrem Austritte aus dem Hallstättersee mit Salzschiffen befahren. Von ihr hatte bis 1860 der südöstl. Abschnitt des Erzherzogtums Oberösterreich den Namen Traunkreis, welcher jetzt in neun Bezirke verteilt ist.

Traun (Julius von der), Pseudonym von Alexander Julius Schindler (s. d.).

Traunstein, Berg bei Gmunden (s. d.).

Traunstein, unmittelbare Stadt in Oberbayern, an der Traun, 598 m hoch gelegen, Station der Linie München-Salzburg der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landgerichts und Amtsgerichts, eines Bezirksamts und Hauptsalzamts und zählt mit der angrenzenden Salinengemeinde Au (1885) 5538 E. Der Ort hat eine neu restaurierte, mit neuerbautem Turm im Renais-

sancestil versehene Pfarrkirche, eine Realschule, ein Krankenhaus, einen Kindergarten, ein Englisch-Fräuleinkloster und in der Au an der Traun die ansehnlichen Salinengebäude, in welchen die seit 1619 in Röhren von Reichenhall 22 km weit hergeleitete Sole versotten wird zu jährlich 9 Mill. Kilogramm Koch- und Viehsalz. Die Stadt brannte 1371, 1704 und 1851 vollständig nieder, wurde jedoch sehr stattlich wieder aufgebaut. T. ist ein Hauptplatz für Holz-, Getreide- und Viktualienhandel und ein angenehmer Sommeraufenthalt und Kurort, insbesondere für Nervenkranke, Blutarme, an Gicht und Rheumatismus leidende, Herzkranke (Höhenkurort), besitzt zwei Bäder, Wildbad Empfing und Bad T., beide mit Comfort eingerichtet, große asphaltierte Schwimm- und Badeanstalt (Moorbad), große ausgedehnte Nadelwaldungen und schöne Anlagen. In der Nähe ist der Hochberg mit

Trauring, s. u. Ring. [Aussichtsturm.

Trausnitz, ein auf dem Vorsprunge einer Hügelkette über der Kreisstadt Landshut in Niederbayern gelegenes, ehemals befestigtes Residenzschloß der bayr. Herzöge aus dem Anfang des 12. Jahrh., später vielfach umgebaut und 1761 in eine ärarische Wollzeugfabrik verwandelt, die 1773 wieder einging. Das Schloß beherbergt in seinen weiten Räumen das königl. Kreisarchiv von Niederbayern, wurde auch in neuester Zeit gründlich wiederhergestellt und namentlich der obere Stock 1870—75 als Absteigequartier für König Ludwig II. hergerichtet. Die Burg hieß bis in die Mitte des 16. Jahrh. mit ihrem wirklichen Namen «Landshut»; die echte «Trausnitz», auf welcher Kaiser Ludwig der Bayer seinen Gegner, Herzog Friedrich den Schönen von Österreich, gefangen hielt, ist eine Ruine bei Nabburg in der Oberpfalz.

Trautenau (czech. Trutnov), Stadt im Königreich Böhmen, an der Aupa und an der Zweigbahn Großwosek-Parschnitz der Österreichischen Nordwestbahn, von welcher bei T. die Flügelbahn T.-Freiheit abgeht, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Papierfabrik, zwei größere Garnspinnereien, Leinwebereien und eine Garnbörse und ist Mittelpunkt der böhm. Leinweberei am Riesengebirge und zählt (1880) 11253 E. Geschichtlich namhaft wurde T. aufs neue im Deutschen Kriege von 1866 durch zwei Gefechte, 27. und 28. Juni 1866, in deren erstem die Preußen zurückgedrängt, in deren zweitem dagegen die Österreicher überrascht und vollständig geschlagen wurden. Am 27. Juni rückte von der preuß. Zweiten Armee des Kronprinzen das 1. preuß. Korps unter Bonin durch den Paß von T. in die Stadt ein, stieß jenseit derselben auf das 10. österr. Korps Gablenz und wurde von diesem zum Rückzug in das Gebirge gezwungen. Das Korps Gablenz biwakierte bei T. und Neu-Rognitz, ohne zu verfolgen. Der zweite Tag bei T. bestand aus den getrennten Gefechten bei Staudenz-Burkersdorf und bei Alt-Rognitz, mit welchem letztern die Wiedereroberung von T. zusammenhing. Beide von der 1. und der 2. Gardedivision räumlich getrennt, aber nach einheitlichem Plan geführten Gefechte waren für jene siegreich und nachteilig für das österr. 10. Korps Gablenz. Die Pässe von T. und Eppel waren nunmehr der preuß. Ersten Armee geöffnet, das 10. Korps völlig geschlagen, die eine Brigade desselben sogar aufgerieben, die großen Straßen nach der Elbe lagen offen da. Vgl. «Simon Hüttels Chronik der Stadt T. 1484—1601» (bearbeitet von Schlesinger, Prag 1881); (Kühne,) «Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preuß. Armeen in Böhmen 1866» (3. Heft: «Das Gefecht bei T.», 2. Aufl., Berl. 1874).

Trautmann (Franz), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 28. März 1813 zu München, studierte auf der Universität daselbst Jurisprudenz und trat dann bei dem Stadtgericht zu München in die jurist. Laufbahn ein. Im J. 1840 vereinigte er sich mit Lentner zur Herausgabe der «Lesefrüchte». In diesem Jahre dichtete er zum Künstlermaskenfeste «Kaiser Maximilians Urstände», einen beifällig aufgenommenen Cyklus von Poesien. Später widmete er sich ganz der Litteratur. Verschiedene Erzählungen aus der ältern Geschichte Bayerns veröffentlichte er in Braun und Schneiders «Fliegenden Blättern», durch die sein Name auch in weitern Kreisen bekannt wurde. In den J. 1849—50 gab er in Nürnberg ein reich illustriertes humoristisches Blatt, den «Nürnberger Trichter», heraus. Seinen eigentlichen litterarischen Ruf begründete T. jedoch mit «Eppelein von Gailingen» (Frankf. 1852) und «Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern» (Frankf. 1853; 2. Aufl. 1856); dann folgten «Die gute alte Zeit. Fünf Erzählungen» (Frankf. 1855), «Chronica des Herrn Petrus Röderlein, eines Glücksritters aus alter Zeit» (Frankf. 1856), «Das Plauderstübchen» (Münch. 1855), «Münchener Geister» (Münch. 1856), «Das Münchener Stadtbüchlein» (Münch. 1857), «Deutsche Städtegeschichten» (Frankf. 1862), «Traum und Sage» (Münch. 1864), «Leben, Abenteuer und Tod des Dr. Th. Thaddäus Donner im Jenseits», eine neudeutsch göttliche Komödie (Münch. 1864), «Münchener Wahrzeichen» (Münch. 1864), «Meister Niclas Prugger, der Bauernbub' von Trudering», eine Künstlergeschichte aus dem 17. Jahrh. (Regensb. 1879), «Im Münchener Hofgarten» (Münch. 1884). Zu diesen Erzählungen entnahm T. seine Stoffe überwiegend der ältern Geschichte Bayerns, insbesondere Münchens. Sie tragen sämtlich, ob real oder mehr ideal gehalten, eine durchweg mittelalterliche Färbung und sind erstenfalls in einem derb treuherzigen Chronikenstil gehalten. Im Buch «Die Glocken von St. Alban», Stadt- und Familienroman aus bewegten Zeiten des 17. Jahrh. (Regensb. 1875), bewegt sich der Verfasser auf außerbayr.-rhein. Gebiet. Lyrische Dichtungen enthalten «Proteus» (Münch. 1845), «Astern und Rosen, Disteln und Mimosen», aus der Kriegszeit (Berl. 1870) und «Hell und dunkel» (Münch. 1886). Auf dramatischem Gebiete bethätigte er sich durch seine Lustspiele «Schloß Latour», «Blemers Leiden» und das Drama «Cagliostro». Dem antiken Gebiet ist seine Tragödie «Jugurtha» (Münch. 1837) entnommen. Endlich ist noch zu erwähnen das Werk «Kunst und Kunstgewerbe, vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrh.» (Nördl. 1869).

Trautmann (Friedr. Herm. Moritz), Philolog, geb. 24. März 1847 in Klöden in der preuß. Provinz Sachsen, besuchte 1856—63 das Gymnasium zu Eisleben und studierte in Halle und Berlin klassische Philologie und neuere Sprachen. Nachdem er 1867—70 Italien, Frankreich und England bereist, war er (1872—75) an verschiedenen Schulen Leipzigs thätig und habilitierte sich 1876 für engl.

Sprache und Litteratur an der dortigen Universität. Im J. 1880 ward er als außerord. Professor nach Bonn berufen und 1885 daselbst zum ord. Professor befördert. Die meisten Arbeiten T.s finden sich in der von Wülker und ihm gegründeten und bis 1886 herausgegebenen Zeitschrift «Anglia». Selbständig erschienen: «Über Verfasser und Entstehungszeit einiger allitterierender Gedichte des Altenglischen» (Halle 1876), «Lachmanns Betonungsgesetze und Otfrids Vers» (Halle 1877), und T.s Hauptarbeit: «Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besondern» (Lpz. 1886).

Trauttmansdorff, ein ehemals reichsunmittelbares, jetzt fürstl. und gräfl. Geschlecht in Österreich, stammt von dem gleichnamigen Schloß in Steiermark, wo es schon im 13. Jahrh. blühte. Auf dem Marchfelde, wo Rudolf von Habsburg 1278 über Ottokar von Böhmen siegte, blieben 14 T., und 20 fielen in der Schlacht bei Mühldorf 1322, ohne ihren Anführer, den Herzog Friedrich von Österreich, vor der Gefangenschaft bewahren zu können. Der Mitgefangene desselben, Hektor von T., erhielt vom Kaiser Ludwig 1336 einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten, 352jährigen Adel bestätigte. Anfang des 16. Jahrh. blühte das Haus in vier Linien, von denen die Davidsche noch jetzt besteht, die drei andern, die Ehrenreichsche, Wilhelmsche (in Steiermark) und Leopoldsche (in Tirol) längst erloschen sind. Die Davidsche Stammlinie teilte sich um 1596 durch zwei Brüder in zwei Hauptlinien, die Johann Friedrichsche und die Johann Hartmannsche, von denen die letztere im Anfang des 19. Jahrh. erlosch, die erstere in dem jüngsten Sohne des Stifters, Maximilian von Trauttmansdorff (s. d.), 1620 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Seine Söhne stifteten zwei Speziallinien, der ältere, Graf Adam Matthias von T. (gest. 1684), die böhmische, der jüngere, Graf Georg Sigismund von T. (gest. 1708), die steiermärk. Linie. Die böhmische Linie spaltete sich durch die Söhne des Begründers wiederum in zwei Äste. Der ältere Ast, die Nachkommenschaft des Grafen Rudolf Wilhelm von T. (gest. 1689) umfassend, erhielt in der Person des österr. Ministers Ferdinand von T., geb. 12. Jan. 1749, gest. 28. Aug. 1827, für sich und seine Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt 1805 die reichsfürstl. Würde und wird gegenwärtig durch den Fürsten Karl von T., geb. 5. Sept. 1845, Großenkel des letztgenannten, repräsentiert. Großoheim des Fürsten war Graf Joseph von T., geb. 19. Febr. 1788, welcher bis 17. März 1849 als österr. Gesandter und bevollmächtigter Minister am preuß. und mecklenb. Hofe fungierte und 22. Aug. 1870 starb. Des letztern Sohn ist Graf Ferdinand von Trauttmansdorff (s. d.). Der jüngere von Siegmund Ludwig (gest. 1707) abstammende Ast der böhm. Linie ist neuerdings erloschen. Die steiermärkische Linie zerfiel ebenfalls in zwei Zweige, von denen der eine gegenwärtig durch den Grafen Maximilian Weichard von T., geb. 30. April 1842, Erblandhofmeister von Steiermark und erbliches Mitglied des Herrenhauses, repräsentiert wird, der zweite aber 1867 mit dem Tode des Grafen Joseph von T. im Mannsstamm erloschen ist.

Trauttmansdorff (Ferd., Graf von), österr. Staatsmann, geb. 27. Juni 1825, widmete sich dem diplomatischen Dienst, war mehrere Jahre Gesandtschaftssekretär in London, dann bis 1859 Legationsrat in Berlin. Vom 15. Okt. 1859 bis nach dem Deutschen Kriege von 1866 fungierte T. als Gesandter in Karlsruhe, seit 4. Febr. 1867 als Gesandter in München bis zum Nov. 1868, zu welcher Zeit er als Botschafter bei der päpstl. Kurie in Rom bestellt wurde. Im Mai 1872 wurde er von diesem Posten abberufen und als Mitglied des Herrenhauses des Reichsrats zum Vizepräsidenten desselben ernannt.

Trauttmansdorff (Maximilian, Graf von), österr. Staatsmann, geb. 1584 auf dem Schloß Gleichenberg in Steiermark, schloß 1619 zu München den Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern und verabredete darauf als kaiserl. Gesandter in Rom mit dem Papst und dem span. Gesandten die gemeinschaftlichen Maßregeln zur Führung des Kriegs. Auch übernahm er wichtige Aufträge bei Wallenstein. T. war der erste, welcher den Kaiser auf die Pläne Wallensteins aufmerksam machte. Darum wurde er mit dem Hofkriegsrat von Questenberg zur nähern Untersuchung in Wallensteins Lager gesendet. Nach der Schlacht von Nördlingen 1634 bewog er den Kurfürsten von Sachsen, sich von Schweden zu trennen, und schloß 1635 den Prager Frieden, durch welchen Sachsen die Lausitz erhielt. Sein größtes Werk war der Abschluß des Westfälischen Friedens. Er starb zu Wien 1650.

Trauung (Kopulation) heißt ursprünglich diejenige Handlung, durch welche die Braut dem Bräutigam in die eheliche Gewalt übergeben (antrauung) wurde. Schon im Altertum galt die Ehe als ein bleibendes rechtliches Verhältnis, und ihr Abschluß wurde durch religiöse Ceremonien geweiht. Bei den alten Juden erfolgte der Abschluß der Ehe durch Kauf, später durch Ehekontrakte. Der Bräutigam führte dann, von seinen Freunden begleitet, die Braut unter Jubel heim und wurde nach dem Hochzeitsmahl in das Brautgemach geleitet; dann folgten noch mehrere festliche Tage. Erst im Verlauf der Jahrhunderte wurden gewisse Segenssprüche, der Eintritt der Verlobten unter den Brauthimmel (Chuppa), die Verlesung der Kethuba (über die donatio propter nuptias) und noch später die Antrauung durch einen Rabbinen erforderlich.

In der christl. Kirche war es seit dem Ende des 2. Jahrh. Sitte, jede Eheschließung (s. Sponsalien) dem Bischof oder Presbyter anzuzeigen, der sie der Gemeinde bekannt machte, und den priesterlichen Segen (benedictio sacerdotalis) dazu zu erbitten. Die T. selbst galt nur als ein bürgerlicher Akt, und die bürgerlichen Gesetze im griech. und abendländ. Kaisertum erklärten die priesterliche T. zwar für nützlich, aber nicht für notwendig. In Deutschland erfolgte bis zur Reformationszeit die T. einfach durch Übergabe der Braut an den Bräutigam, welcher Akt ursprünglich durch die Braut selbst, später durch einen von ihr «gekorenen» Geschlechtsvormund vollzogen wurde, welcher auch ein Laie sein konnte. Doch erreichte der Klerus seit dem 13. Jahrh. ziemlich allgemein, daß der Priester als Vormund die T. vor der Kirche vollzog. Seit dem 16. Jahrh. ward dann die T. in die Kirche verlegt. Nach dem noch jetzt in der röm. Kirche geltenden kanonischen Recht erhält der Ehebund schon durch die vor dem Priester abgegebene Erklärung der Eheleute, einander heiraten zu wollen,

kirchliche Geltung, und wird durch die geſchlechtliche Vereinigung als rechtlich vollzogen betrachtet. Die von dem Konzil von Trient in der 24. Sitzung vorgeſchriebene prieſterliche Einſegnung (benedictio) iſt nur eine kirchliche Disciplinarvorſchrift, deren Nichtbeobachtung die Ehe nicht ungültig macht, da nach kath. Lehre die Eheleute das Sakrament der Ehe ſich ſelbſt (durch die copulatio carnalis) ſpenden. Das ſchon bei den alten Griechen, Römern und Germanen gewöhnliche Wechſeln der Trauringe gehört zu den notwendigen Formalitäten der katholiſchen T. In der griech. Kirche wird die T. ebenfalls durch den Geiſtlichen vollzogen. Die Verlobten wechſeln die Ringe ſchon bei der Verlobung, werden bei ihrer erſten Verheiratung mit grünen Kränzen gekrönt, trinken Wein aus einem vom Prieſter dargereichten Becher und küſſen ſich nach der Einſegnung vor dem Altar.

Die Reformatoren des 16. Jahrh. haben an der beſtehenden Volksſitte nichts geändert. Luther erklärte die Ehe für eine weltliche Angelegenheit, erklärte aber, daß die Geiſtlichen auf Anſuchen ſchuldig ſeien, für das Brautpaar zu beten, es zu ſegnen oder auch zu trauen. Indeſſen kam frühzeitig in prot. Ländern die Anſchauung auf, daß die prieſterliche T. zum Anfang der Ehe weſentlich notwendig ſei, daß daher kein ohne dieſe kirchliche Einſegnung geſchloſſener Ehebund irgend eine Gültigkeit habe. Das Wechſeln der Ringe wurde auch in der evang. Kirche allgemein beibehalten. Ebenſo erhielt ſich die Sitte des Brautkranzes als Bild der unverletzten Jungfrauſchaft, und die Verweigerung desſelben für Bräute, die ihre Jungfrauſchaft verloren, als ein Mittel der Kirchenzucht. Gemiſchte Ehen (ſ. d.) zwiſchen Katholiken und Proteſtanten ſind nach den Grundſätzen der röm. Kirche nur gegen kirchlichen Dispens und unter der Bedingung erlaubt, daß die T. nur vom kath. Prieſter vollzogen wird, die Brautleute das Verſprechen kath. Kindererziehung geben, und außerdem der kath. Teil gelobt, den prot. Ehegatten womöglich zu ſeiner Kirche zu bekehren, der proteſtantiſche dagegen den katholiſchen in der Ausübung ſeiner Religion nicht zu hindern. Wird die Erfüllung dieſer Bedingungen ganz oder teilweiſe verweigert, ſo darf der kath. Prieſter die T. nicht vornehmen, doch gilt die Ehe trotzdem nach kanoniſchem Recht durch die in Gegenwart des Prieſters und mehrerer Zeugen abgegebene Erklärung der Brautleute, ſich ehelichen zu wollen, als kirchlich gültig vollzogen, und der Prieſter iſt gehalten, auf Erfordern dieſe geleiſtete «paſſive Aſſiſtenz» zu beſcheinigen. Neuerdings geht die röm. Kirche indeſſen vielfach ſo weit, jede nicht unter obigen Bedingungen geſchloſſene Ehe (namentlich die von einem prot. Pfarrer eingeſegnete) als Konkubinat zu bezeichnen, und ihre Prieſter üben durch Verweigerung des Aufgebots und der T. und allerlei ſonſtige Einſchüchterungsmittel namentlich auf die Frauen und die niedern Volksklaſſen einen mächtigen Einfluß.

Seit Mitte des 19. Jahrh. prüfte auch die orthodoxe prot. Geiſtlichkeit die Zuläſſigkeit einer Ehe nach kirchlichen Grundſätzen und verweigerte die T. in Fällen, wo kirchliche Hinderniſſe beſtehen, z. B. bei rechtskräftig, aber nach orthodoxer Meinung aus kirchlich unzuläſſigen Gründen Geſchiedenen. Gegenüber dieſen kirchlichen Übergriffen hat ſich der Staat immer allgemeiner genötigt geſehen, die bürgerliche Eheſchließung von der kirchlichen T. vollſtändig zu trennen und die Vollziehung der erſtern unter gewiſſen vom Geſetz vorzuſchreibenden Formen vor ſtaatlich dazu bevollmächtigten Beamten anzuordnen. Dieſe bürgerliche Eheſchließung wurde zuerſt in Frankreich während der Revolution eingeführt. Das Konkordat von 1801 beſtätigte dieſe Einrichtung, und das Geſetzbuch Napoleons dehnte ſie auf alle Konfeſſionen im franz. Reiche aus. Die Civilehe (ſ. d.) beſteht noch heute überall, wo der Code Napoléon gilt, alſo außer Frankreich auch in den Niederlanden, in Belgien und den deutſchen Rheinlanden, außerdem auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Im Königreich Italien wurde die obligatoriſche bürgerliche Eheſchließung durch Erklärung vor dem Standesbeamten durch Geſetz vom 1. Jan. 1866, im Deutſchen Reiche durch Reichsgeſetz vom 6. Febr. 1875 eingeführt. Die kirchliche Einſegnung, für welche der Ausdruck T. im Volksmunde verblieben iſt, darf erſt nach erfolgter bürgerlicher Eheſchließung ſtattfinden. Der hierdurch veränderten Stellung der Kirche hat man vielfach durch Änderung des bisherigen Trauformulars Rechnung getragen. Über die T. vom kirchenrechtlichen Standpunkte vgl. Friedberg, «Verlobung und T.» (Lpz. 1876); Sohm, «T. und Verlobung» (Weim. 1876).

Travancore (ind. Tirawankodu), ein zur Präſidentſchaft Madras des Indo-Britiſchen Reichs gehöriger Vaſallenſtaat, der, die weſtl. Hälfte der Südſpitze der vorderind. Halbinſel bildend, nördlich von dem Vaſallenſtaat Cochin, öſtlich von den Diſtrikten Madura und Tincvelli der Präſidentſchaft Madras, ſüdlich und weſtlich vom Meere begrenzt wird. T. iſt längs der Küſte meiſt flach, mit Lagunen und kleinen Haffen beſetzt, beſitzt in ſeinem Innern dagegen das 1220—2060 m hohe Aligirigebirge. Das Land ſelbſt, von zahlreichen Flüſſen bewäſſert, iſt fruchtbar und gut bebaut. Die Bevölkerung betrug 1881 auf einem Areal von 17340 qkm 2401158 Seelen, einzelne Stämme wilder Bergvölker abgerechnet, hauptſächlich brahmaniſche Hindu. Die Zahl der Chriſten beträgt gegen 200000, die der Mohammedaner 70000. Die Bevölkerung befand ſich unter einer Anzahl kleiner Häuptlinge, bis es im 18. Jahrh. einem derſelben, Wadſchi-Baulo-Perumal, gelang, ſich zum Alleinherrſcher aufzuwerfen. Er herrſchte 1758—99, war fortwährend Freund der Engländer, namentlich während ihrer Kriege mit Tippo-Saib, ſchloß mit ihnen mehrere Verträge und wurde Stifter der jetzt herrſchenden Dynaſtie. Dem Radſcha, Rama-Wurmo, wurde von der brit. Regierung, als nach dem Tode ſeiner Schweſter kein natürlicher Thronerbe vorhanden war, 11. März 1862 das Recht erteilt, einen ſolchen zu adoptieren. T. iſt einer der am beſten verwalteten und am meiſten blühenden Vaſallenſtaaten des Indo-Britiſchen Reichs. Die Einkünfte beliefen ſich 1874 auf 957577, die Ausgaben auf 408208 Pfd. St. Ein beträchtlicher Teil der Einkünfte wird auf das in hoher Blüte ſtehende Unterrichtsweſen verwandt. In Triwanderam befindet ſich eine höhere Lehranſtalt (College), mit vielen Studenten für die Univerſität zu Madras. Außerdem befinden ſich in T. noch viele andere engl. Schulen mit 808 Schülern, 29 eingeborene und 138 Dorfſchulen. Hauptartikel der Ausfuhr ſind Kokos- und Arekanüſſe, Pfeffer und Kaffee. Vorzügliche Wege durchziehen T. nach allen Richtungen.

Die Hauptstadt Triwanderam (engl. Trivandrum, ind. Tiruwandaram), Sitz des Radscha und des brit. Residenten, liegt 66 km gegen Nordwesten von der frühern, jetzt ganz verfallenen Hauptstadt Travancore entfernt, ist schlecht gebaut, hat jedoch einen schönen, in europ. Stil aufgeführten Palast des Radscha und an der Südseite ein Fort, am Nordende Kasernen und die alten Kantonnements der Truppen, auf einer 20 m hohen Anhöhe und zählt (1881) 37652 E. Außerhalb der Stadt steht ein 1837 vom Radscha erbautes und ausgestattetes Observatorium. Außerdem ist bemerkenswert die Hafenstadt Quilon (ind. Kollam), an einer Meeresbucht, mit Triwanderam durch einen Kanal verbunden. Der Ort hat eine anglikanische Kirche, eine Festung, Kasernen und Lagerplätze der engl. Truppen und 20000 E.

Trave, ein 112 km langer, aber wichtiger Fluß Norddeutschlands, entsteht im oldenburg. Fürstentum Lübeck zwischen Eutin und Ahrensböck, 5 km westlich von Gleschendorf, tritt dann nach Holstein über, fließt nun gegen Südwesten durch den Wardersee, hierauf westlich, dann südlich über Segeberg nach Oldesloe, wendet sich nun gegen Ost und Nordost, tritt ins lübeckische Gebiet, wo sie rechts die schiffbare Stecknitz, dann bei Lübeck selbst die Wakenitz oder Wacknitz, d. i. den schiffbaren Abfluß des Ratzeburgersees, und weiterhin links die Schwartau aufnimmt. Etwa 6 km unterhalb Lübeck erweitert sich die T. zu dem sog. Binnenwasser oder Bretling, weiterhin zum Schlutuper, Pötenitzer oder Dassower Wiek oder See, in welches rechts die Stepenitz mündet, und tritt dann bei Travemünde (s. d.) in die Ostsee, die hier den Travebusen, auch Lübecker Bucht oder Lübisches Fahrwasser genannt, bildet. Für kleine Fahrzeuge schon bei Oldesloe fahrbar, wird sie bei Lübeck seit der neuerdings erfolgten Stromkorrektion, der Austiefung und Erweiterung des Stadtgrabens zu einem Binnenhafen, für 5 m tiefgehende Segel- und sämtliche Seedampfschiffe fahrbar, die früher bei Travemünde, dem Außenhafen, anlegten. Hierdurch wird die T. allein schon die Lebensader Lübecks. Überdies ist sie mittels der Stecknitz, welche sich durch den Stecknitzkanal mit der bei Lauenburg in die Elbe mündenden Delvenau verbindet, mit diesem Strome und so mit der Nordsee in vorteilhafte Kommunikation gesetzt. Der Boden an der T. und ihren Nebenflüssen ist fruchtbarer Marschboden. An dem Flusse liegt im Kreise und 5 km südlich von der Kreisstadt Segeberg das Dorf Travendal oder Traventhal, mit 160 E., Schloß und Garten und schleswig-holst. Landgestüt, bekannt durch den 18. Aug. 1700 zwischen Karl XII. von Schweden und Friedrich IV. von Dänemark abgeschlossenen Frieden.

Travemünde, Städtchen mit (1885) 1670 E., einem Hafen und einem Leuchtturm, am Ausfluß der Trave in die Ostsee, im Gebiete der Freien Stadt Lübeck, 15 km von dieser entfernt, Station der Linie Lübeck-T. der Lübeck-Büchener Eisenbahn, ist besonders seines Seebades wegen bekannt. Vgl. Lieboldt, «T. und die Seebadeanstalt daselbst» (Lüb. 1841). In der Gegend von T. stand ehemals ein befestigter Turm oder ein sog. Schloß zur Bewachung des Eingangs in die Trave, erbaut von Graf Adolf III. von Holstein 1201, neu befestigt von König Waldemar II. von Dänemark 1217. Später bauten sich Fischer und Schiffer dort an. Durch Verträge mit den Grafen von Holstein kam Lübeck 1247—53 vorübergehend, seit 1320 und 1329 in bleibenden Besitz des Ortes. Im Mai 1534 wurde T. durch den in lübeckschen Diensten stehenden Grafen Christoph von Oldenburg vor seiner Einschiffung nach Kopenhagen mit Vorwissen des Rats verbrannt, die leere Stelle dann vom Herzog Christian erobert, der auch die nahe Müggeburg 21. Juni einnahm und im August schleifte. Die alten Wälle sind 1882 abgetragen. Auf dem eingeebneten Terrain derselben läuft jetzt die Eisenbahn nach Lübeck. T. ist der Hafenort Lübecks, jedoch können Seeschiffe bis zu 4½ m Tiefgang bis an die Stadt Lübeck selbst gelangen.

Travendal, Dorf, s. unter Trave.

Travers (Val de), Thal und Bezirk im schweiz. Kanton Neuenburg. Das Traversthal, ein anmutiges Wiesenthal, 700—750 m über dem Meere gelegen, 11 km lang, an der ebenen Sohle ½—2 km breit, von der Areuse oder Reuse bewässert, erstreckt sich, links und rechts von waldigen Juraketten (Creux du Vent, Crête de T.) eingeschlossen, von dem Felsencirkus von St.-Sulpice, aus welchem die Areuse entspringt, nach Nordosten bis Noiraigue, wo der Fluß in die wilde Klus der Gorge de l'Areuse einbiegt, um durch dieselbe in das Ufergelände des Neuenburgersees herauszutreten und 3 km unterhalb Bondry sich in den See zu ergießen. Die Haupterwerbsquellen der sehr fleißigen und wohlhabenden Bevölkerung sind neben Ackerbau und Viehzucht die Uhrenindustrie, die Fabrikation von Liqueurs (Extrait d'Absinthe), die Spitzenklöppelei, die Cementfabrikation und die Ausbeutung der Asphaltgruben und Kalksteinbrüche. Die wichtigsten Ortschaften sind Fleurier, Môtiers, Couvet (737 m, 2285 E.) und Travers (729 m, 1971 E.). Der lebhafte Verkehr wird durch viele Fahrstraßen, die Regionalbahn T.-St.-Sulpice und die Bahn Neuchâtel-Verrières-Pontarlier vermittelt, welche sich über Dijon bis Paris fortsetzt. Der Bezirk Val de T. umfaßt außer dem eigentlichen Traversthale die ganze Landschaft von der franz. Grenze bis zur Klus der Areuse, 171,5 qkm mit (1880) 16318 E., meist reform. Konfession und franz. Zunge. Der wichtigste Ort ist außer den obenerwähnten das Grenzdorf Les Verrières, wo 1. Febr. 1871 die franz. Ostarmee die Grenze überschritt und von den eidgenössischen Truppen entwaffnet wurde. In der Gemeinde Côte aux Fées liegt die große Tropfsteinhöhle Temple des Fées.

Traversen (Querwälle, Zwerchwälle) haben den Zweck, die Deckung, welche einer fortifikatorischen Anlage durch die Brustwehr der Umschließung wird, noch zu ergänzen, indem sie, von der Feuerlinie aus quer nach rückwärts vorspringend, die Aufstellung des Verteidigers gegen Schräg- und Seitenfeuer zu sichern, oder auch, quer durch ein Werk gehend, den Verteidigern Schutz gegen Rückenfeuer gewähren (Kapitaltraversen). T. kommen namentlich bei permanenten Anlagen vor und sind entweder rein in Erde ausgeführt (Volltraversen), oder sie haben einen gemauerten Hohlraum als Kern, der zur gesicherten Unterbringung von Mannschaften und Material dient (Hohltraversen).

Travertin, s. Tuffstein.

Travestie (vom ital. travestire, verkleiden) bezeichnet eine Gattung der dichterischen Satire, die mit der Parodie (s. d.) nahe verwandt ist und doch zu ihr im Gegensatz steht. Während die Parodie

ein ernſtes hiſtor. Dichtwerk, Epos oder Drama, dadurch ſatiriſiert und ins Komiſche zieht, daß ſie die Form und den Ton dieſes Dichtwerks beibehält, aber einen niedrigen und poſſenhaften Gegenſtand unterſchiebt, behält die T., umgekehrt, den großen hiſtor. Gegenſtand des ſatiriſierten Dichtwerks bei, zieht denſelben aber in einen niedrigen und poſſenhaften Ton. Der dichteriſche Wert der T. iſt ſehr untergeordnet. Am bekannteſten in Deutſchland iſt in dieſer Beziehung Blumauers «Aneide».

Trawl (ſpr. Trahl, engl. trawl oder beamtrawl, das ſog. Baumſchleppnetz) iſt ein Fiſchereigerät, welches in Großbritannien auf den reichen Fiſchgründen der Nordſee eine ſehr ausgedehnte Anwendung findet und neuerdings auch in Deutſchland Eingang gefunden hat. Das T. iſt eine Art Schleppnetz und nur zum Fange der auf dem Meeresboden lebenden Fiſche zu verwenden. Es beſteht aus einem trichterförmigen, am hintern Ende meiſt mit Einkehlungen verſehenen Netzſack von 15 bis 30 m Länge und 8 bis 16 m Weite. Die vordere Öffnung desſelben wird durch einen langen und dicken hölzernen Balken, den Baum, aufgeſperrt. Der untere Teil des Netzes iſt viel kürzer als der obere und vorn an einem dicken Tau, dem Fußtau oder Grundtau, befeſtigt. Der Fang mit dem T. findet in der Weiſe ſtatt, daß das auf dem Boden hinſchleppende Grundtau die Fiſche aufſcheucht; dieſelben ſuchen nach vorn und oben zu entfliehen, ſtoßen dabei aber an den obern, am Baum befeſtigten Netzteil, welcher über das Grundtau weit vorragt, und können nun nicht mehr entrinnen. Im ganzen betreiben jetzt in England 3000 Segelfahrzeuge (ſog. smacks) und Dampfer die Trawlfiſcherei in der Nordſee. Doch richtet das T. in der Nähe der Küſten durch Zerſtörung des Pflanzenwuchſes, namentlich aber durch die Vernichtung zahlreicher, noch nicht herangewachſener Fiſche großen Schaden an.

Trawnik, Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes in Bosnien, 50 km nordweſtlich von Bosna-Serai, an der Laſchwa, zählt 5887 E., größtenteils Türken. Die Katholiken haben in der Nähe T.s die Anſiedelung Dolatz (1455 E.) inne. Bis 1850 reſidierte in T. der Vezier von Bosnien; jetzt iſt T. der Sitz der öſterr.-ungar. Verwaltungsbehörden und hat eine Garniſon öſterr. Truppen. Auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt erheben ſich die Reſte einer Feſtung. Zur Zeit der Römerherrſchaft in Illyrien war hier die Kolonie Leoſabas.

Traz os Montes, nordöſtlichſte Provinz Portugals, die einzige nicht vom Meere beſpülte des Königreichs, zählt auf 11 033 qkm (1881) 396 676 E. und zerfällt in die beiden Diſtrikte Villa Real im Weſten und Bragança im Oſten. Das Land beſteht zum größten Teil aus Gebirgen und Hochebenen, welche mit Heiden und Laubwald bedeckt, rauh und wild ſind; ſehr fruchtbar und ſorgſam angebaut ſind nur die tief eingefurchten Thäler des Hauptfluſſes Duero (hier Douro), welcher die Oſt- und Südgrenze der Provinz bildet, und deſſen rechtsſeitiger Nebenflüſſe Sabor, Túa und Tamega. Die Berge ſind reich an Erzlagern, namentlich an Eiſenerzen, doch iſt der noch im 16. Jahrh. blühende Bergbau gänzlich im Verfall. Haupterzeugnis der Provinz iſt der namentlich im Weinbezirk Alto-Douro (ſ. d.) wachſende Portwein, dann Olivenöl; auch Weizen und Roggen werden in guten Jahren über den eigenen Bedarf geerntet. In den warmen ſüdl. Thälern gedeihen Mandel- und Orangenbäume; am obern Tamega wird Flachs, am obern Sabor Hanf gebaut. Die Induſtrie iſt gering, doch hat neuerdings die Seidenweberei Aufſchwung genommen; das erforderliche Material derſelben liefert die um Bragança betriebene Zucht der Seidenraupe. Ihren Namen, welcher «jenſeit der Berge» bedeutet, hat die Provinz von ihrer Lage jenſeit der Serra de Marão, von Oporto aus gerechnet. Hauptſtadt iſt Bragança (ſ. d.).

Treasure (engl., ſpr. Treſch'r), der Schatz; Treasurer, Schatzmeiſter; Treasury, die Schatzkammer, das Schatzamt, Finanzminiſterium; First Lord of the treasury (Lord High Treasurer), der Erſte Lord des Schatzes, der Finanzminiſter Großbritanniens. Treasury department, das Finanzminiſterium der Vereinigten Staaten von Amerika. Secretary of the treasury, der Finanzminiſter daſelbſt; Treasury Note, der Schatzſchein, das Kaſſenbillet.

Trebbia oder, wie im Altertum, **Trebia**, ein 93 km langer, reißender Nebenfluß des Po, im Königreich Italien, welcher nordöſtlich von Genua im Apennin entſteht und bei Piacenza in mehrern kleinen Armen mündet, iſt berühmt durch die erſte Feldſchlacht, die nach dem Reitergefecht am Ticinus (Ticino) Hannibal den Römern im Dez. 218 v. Chr. lieferte. Hannibal lagerte mit 20 000 Mann nach Polyb auf dem linken, nach Livius auf dem rechten Ufer der T. und wünſchte eine Schlacht. Die Römer, deren Konſuln Publius Scipio und Tiberius Sempronius Longus ſich vereint hatten, lagen 40 000 Mann ſtark auf dem andern Ufer. Wider den Willen des an ſeinen Wunden kranken Scipio ließ ſich Sempronis von Hannibal, der ihm kleine Vorteile gewährte, zur Schlacht verlocken. Bei ſtarkem Schneegeſtöber durchwateten die Römer den angeſchwollenen Fluß. Ermattet konnten ſie, trotzdem ſie ſich tapfer ſchlugen, dem Feinde, namentlich ſeiner Reiterei, nicht Stand halten, welcher ſie auch aus dem Hinterhalt von der Seite angriff. Nach ſehr ſtarken Verluſten retteten ſich ungefähr 10 000 Mann nach Placentia, wo ſie Hannibal, für welchen ſich jetzt die Inſubrer erklärten, nicht ernſtlich angriff, und gelangten ſpäter auf Schiffen nach Ariminum zu Flaminius.

Vom 17. bis 20. Juni 1799 fand an der T. eine Reihe von Gefechten zwiſchen den Franzoſen unter Macdonald und der öſterr.-ruſſ. Armee unter Suworow ſtatt, in welchen die erſtern trotz großer Tapferkeit unterlagen.

Trebbin, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, rechts an der Nuthe, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußiſchen Staatsbahnen, zählt mit der dabei gelegenen Kolonie Amtsfreiheit-Trebbin (1880) 2828 überwiegend evang. E. und hat Landwirtſchaft, Ziegeleien, Tiſchlerei, Drechslerei und Cigarrenfabrikation. T. iſt Geburtsort des Malers Wilhelm Henſel.

Trebel, linksſeitiger Nebenfluß der Peene in Neu-Vorpommern, berührt Grimmen und Triebſees, bildet hierauf eine längere Strecke die Grenze zwiſchen dem preuß. Regierungsbezirk Stralſund und dem Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin und mündet bei Demmin. Nur bei hohem Waſſerſtande iſt die T. die letzten 28 km ſchiffbar.

Trebelli (Zelia), Sängerin, geb. 1838 zu Paris, ſtammt von deutſchen Eltern Namens Gilbert. Sie

trat 1859 unter dem Namen T. zum erſten mal in Madrid auf, war dann Mitglied der Geſellſchaft Morelli in Berlin und reiſte ſpäter mit dem Impreſario Ullmann. Ihre 1865 mit dem Tenoriſten Gaetano geſchloſſene Ehe wurde bald wieder gelöſt.

Trebellius (Manius T.) beſiegte unter dem ſyr. Statthalter Vitellius 36 n. Chr. die Cliten, eine ciliciſche Völkerſchaft, welche ſich gegen ihren König empört hatten, weil ſie Steuern wie röm. Unterthanen zahlen ſollten.

Lucius T. Maximus Pollio, vielleicht Sohn des vorigen, war Konſul (suffectus) 56 n. Chr. Unter ſeinem Konſulat wurde ein wichtiger nach ihm benannter Senatsbeſchluß über fideikommiſſariſche Vermächtniſſe (ſ. Fideikommiß) gefaßt. Im Jahre 61 hielt er im Auftrage des Kaiſers in Gallien einen Cenſus ab. Als Statthalter von Gallien machte er ſich durch Geiz ſo verhaßt beim Heere, daß er fliehen mußte. Er ging zu dem nachmaligen Kaiſer Vitellius nach Untergermanien. Er war Arvale und wurde 72 Magiſter derſelben.

Treber (Träber) heißen die bei dem Bierbrauen zurückbleibenden Reſte der Würze, des ausgekochten Malzes. Sie gewähren ein gutes Viehfutter. Um ſie haltbar und transportfähig zu machen, werden ſie in eigenen von Ed. Theiſen, Leipzig-Lindenau, konſtruierten Vorrichtungen getrocknet.

Trebinje, befeſtigte Bezirksſtadt im Kreiſe Moſtar, früher Hauptſtadt der Herzegowina, in dem ſüdl. Teile des Landes, 22 km öſtl. von Raguſa, an der Trebiſchnitza, einem linken Zufluß der Narenta, gelegen, iſt Sitz eines kath. Biſchofs, hat auch mehrere Moſcheen und zählt (1879) 790 E., zum größten Teil Mohammedaner. T. hatte unter den erſten ſerb. Königen eine große Bedeutſamkeit. Es hieß lateiniſch Terrunia und war Hauptort der ſeit dem 7. Jahrh. zum ſerb. Dalmatien gehörigen Landſchaft Trawunia, die ſich ſüdoſtwärts bis an den Golf von Cattaro erſtreckte. Die Stadt wurde 1366 durch Twertko von Bosnien erobert und 1463 von den Türken zerſtört.

Trebiſonde, türk. Stadt, ſ. Trapezunt.

Trebitſch (ſlaw. Trebič), Stadt im weſtl. Teile von Mähren, in hügeliger Gegend am Iglavafluß, iſt Station der Linie Wien-Tetſchen der Öſterreichiſchen Nordweſtbahn und der Böhmiſch-Mähriſchen Transverſalbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts und beſteht aus der alten, ehemals befeſtigten Stadt, mehrern Vorſtädten und den Nebengemeinden Judenſtadt und Unterkloſter. Von den 10452 E. (1880) entfallen 1262 auf die Judengemeinde und 1109 auf Unterkloſter. Nach der Nationalität ſind ſie mit geringen Ausnahmen Slawen; ſie treiben ſtädtiſche Gewerbe und Handel, Tuchinduſtrie und Lederbereitung, Schuhmacherei und etwas Ackerbau. Beachtenswert iſt die Schloßkirche im Übergangsſtil, um den Anfang des 12. Jahrh. erbaut, und die Krypta unter dieſer Kirche mit prachtvollen Säulenhallen im roman. Stil. Das Schloß des Grafen Waldſtein mit ſeinen ſchönen Gartenanlagen nimmt die Stelle der ehemaligen Benediktinerabtei ein, die, um 1109 gegründet, nach wechſelvollen Schickſalen und namentlich nach den harten Einbußen im Kriege mit dem König Matthias von Ungarn 1468 aufgehoben wurde. Die Güter des Stiftes fielen an den Staat, der ſie zuerſt verpfändete, dann verkaufte. Seit 1628 iſt das Gut Trebitſch im Beſitze der gräflichen Familie von Waldſtein.

Trebnik, in der ruſſ. Kirche ein liturgiſches Buch, das genau dem griech. Euchologion (ſ. d.) entſpricht und auch aus dieſem in die ruſſ.-ſlaw. Kirchenſprache überſetzt wurde. Am vollſtändigſten iſt die Ausgabe von Mogila, am gebräuchlichſten die von Nikon, welche 1662 vom Patriarchen Joaſaph verkürzt wurde.

Trebnitz, Kreisſtadt des Regierungsbezirks Breslau der preuß. Provinz Schleſien, am nördlichen Fuße des Katzengebirges, in einem von bewaldeten Höhen desſelben gebildeten Thalkeſſel, an der in der Nähe entſpringenden Schätzka (Trebnitzer Waſſer), 146 m über dem Meer, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4925 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein Kreisſiechenhaus, drei Hoſpitäler, Loh-, Mahlmühlen, zwei Dampfbrauereien, Ziegelei und Handel mit Getreide, Flachs und Möbeln. Das ehemalige reiche Ciſtercienſernonnenkloſter wurde 1203 von der heiligen Hedwig, der Gemahlin Heinrichs I. des Bärtigen, gegründet und 1810 aufgehoben. In der Kloſterkirche befindet ſich das 1694 aus ſchwarzem Marmor gefertigte Grabmal der heiligen Hedwig, welche hier ſeit ihrer Heiligſprechung 1267 ruht; alljährlich findet am 15. Okt. eine große Wallfahrt hierher ſtatt. — Der Kreis Trebnitz zählt auf 820 qkm (1885) 52104 meiſt prot. E.

Trebnitzer Landrücken, ſ. unter Schleſien, Bd. XIV, S. 389*.

Trebonius (Gajus T.) beantragte als Volkstribun gemäß den Verabredungen von Pompejus, Craſſus und Cäſar, daß die beiden erſtern Spanien und Syrien als Provinzen auf fünf Jahre mit erweiterter Vollmacht erhalten ſollten, diente danach unter Cäſar als Legat in Gallien und leitete 49 mit Erfolg die Belagerung von Maſſilia, 48 war er Prätor; 47 und 46 Statthalter im jenſeitigen Hiſpanien, wurde er von den Cäſar feindlichen Legionen vertrieben. Cäſar ließ ihn für den Reſt des Jahres 45 zum Konſul wählen und beſtimmte ihm die Provinz Aſia in Kleinaſien für 44. Gleichwohl nahm er an der Verſchwörung gegen Cäſar teil und unterſtützte die Mörder, indem er Antonius außerhalb der Kurie beſchäftigte. Er ging dann in ſeine Provinz, unterſtützte den Caſſius, fand aber 43 ſeinen Tod durch Dolabella. Er war mit Cicero ſehr befreundet, von dem Briefe an ihn, ſowie einer von ihm an Cicero erhalten ſind.

Tréboul, Hafen bei Douarnenez (ſ. d.) im franz. Depart. Finistère.

Trebſen, Stadt in der ſächſ. Kreishauptmannſchaft Leipzig, Amtshauptmannſchaft Grimma, links an der Mulde, über welche eine 1883 erbaute Brücke führt, Station (Nerchau-T., rechts von der Mulde, links 1,7 km von T.) der Linie Glauchau-Wurzen der Sächſiſchen Staatsbahnen, zählt (1885) 1138 evang. E. und hat ein Rittergut mit Schloß, Steinbrüche, Färberei und Bleicherei.

Trebur, Marktflecken im Kreiſe Großgerau der heſſ. Provinz Starkenburg an der Schwarzbach, mit (1880) 1870 E., welche meiſt Ackerbau treiben. Hier ſoll in alter Zeit der Neckar ſich vereint mit einem Mainarm in den Rhein ergoſſen haben, und daher ſoll der Name T. ſtammen, der zuerſt Dreifurt oder Trifurt gelautet. Er hieß ſonſt Tribur oder Triburis und wird in der deutſchen Reichsgeſchichte viel genannt. Karl d. Gr. hatte hier einen Palaſt, und T. war eine Reichsdomäne, welche 1248 an die Grafen von Katzenelnbogen verpfändet

wurde. Kirchenversammlungen wurden 822 und 895 hier gehalten, und Ludwig der Fromme wie Ludwig der Deutsche hielten sich häufig daselbst auf; 897, 900, 905, 1031, 1035, 1045, 1066 und 1119 wurden Reichstage hier abgehalten. Von da an zerfiel der Reichspalast, und jetzt erinnern nur noch einige Flurnamen an eine histor. Vergangenheit. Nicht weit von T. lag das untergegangene Dorf Campen, wo 1024 Konrad II. zum deutschen König gewählt wurde.

Trecate, Flecken in der ital. Provinz und im Bezirk Novara, 9 km ostsüdöstlich von Novara, Station der Eisenbahn Mailand-Novara-Turin, zählt (1881) 7717 E. und hat Reiskultur, Seidenzucht und Handel mit Käse.

Tredici Communi, s. Communi.

Tredegar, Stadt in der engl. Grafschaft Monmouth, am River Sirhawy, Station der Linie Newport-T. der London and Northwesternbahn, zählt (1881) 17951 E. und hat Kohlenbergwerke und Eisenhütten.

Tredjakowskij (Wasilij Kirilowitsch), russ. Schriftsteller, geb. 1703 in Astrachan, fand seine Ausbildung in Moskau, dann in Petersburg, zuletzt an der Sorbonne in Paris. Nach seiner Rückkehr ward er Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Petersburg und 1745 Professor der Beredsamkeit an derselben. Er starb 6. (17.) Sept. 1769. T.s Verdienst ist die Aufstellung einer russ. Prosodie und die Einführung des tonischen statt des bisher üblichen syllabischen Verses in Rußland, doch bot er selbst in seinen Oden, Liedern, der Übersetzung von Fénélons «Telemach» in Hexametern so plumpe und wenig poetische Muster zu seinen Lehren, daß der Name T. in Rußland sprichwörtlich für einen schlechten Dichter wurde. Besser sind seine franz. Verse. Auch schrieb T. die Tragödie «Dejdamija», übersetzte Rollins alte und röm. Geschichte ꝛc. Eine Auswahl seiner Werke mit der Biographie T.s gab Perewleskij heraus (Petersb. 1849).

Tree (Ellen), engl. Schauspielerin, Gattin von Charles Kean (s. d.).

Treene, rechter Nebenfluß der Eider in Schleswig, entsteht im nördl. Angeln im Treßsee, der östlich die Kielstau und Bondenau aufnimmt, wird bei Wohlde auf 21 km schiffbar und mündet bei Friedrichstadt. Der Unterlauf geht durch Flachland.

Treffen als kriegerischer Zusammenstoß umfaßt Kämpfe von Truppenmassen in der Stärke eines Armeekorps oder mehrerer Divisionen; der Begriff T. steht also zwischen Schlacht und Gefecht (s. d.) in der Mitte. T. als Formation begreift die auf einer Linie entwickelten Streitkräfte, besonders der Infanterie und Kavallerie, wenn, wie es in der heutigen Taktik der Fall ist, mehrere T. hintereinander formiert werden. Der Treffenformation liegt die Idee einer successiven Verwendung der Streitkräfte, sowie einer Unterstützung aus der Tiefe zu Grunde. Dieselbe finden wir schon bei den alten Römern; in der neuern Zeit wurde sie durch Gustav Adolf wieder ins Leben gerufen und hat sich seitdem erhalten. (Vgl. darüber weiter Fechtart.)

Treffenfeld (Henniges von), s. Henniges.

Treffurt, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Mühlhausen, in einem schönen, von bewaldeten Bergen umgebenen Thal rechts an der Werra, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1946 meist evang. E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, fünf Cigarrenfabriken, starken Obstbau, namentlich von Kirschen und Zwetschen, und in hoher Lage die wohlerhaltene Schloßruine Normanstein.

Treffwahrscheinlichkeit der Feuerwaffen ist das auf Grund umfassender Erfahrungen für einen bestimmten Fall als wahrscheinlich geltende Verhältnis der treffenden Schüsse zur Gesamtzahl der überhaupt abgegebenen. Die T. wechselt je nach der Waffe, der Entfernung, Lage und Ausdehnung des Ziels und andern Umständen. Die T. wird gewöhnlich in Prozenten der abgegebenen Schüsse ausgedrückt. Beträgt die T. in einem gegebenen Falle 100 Proz., so spricht man von Treffsicherheit. Daß letztere nicht durchweg vorhanden, beruht auf der Streuung der Geschosse, worunter man das Auseinanderfallen der unter denselben Umständen erzeugten Geschoßbahnen versteht, welche in ihrer Gesamtheit die Geschoßgarbe oder den Streuungskegel bilden. Die Streuung entsteht durch die Unregelmäßigkeiten in der Beschaffenheit der Waffe und ihrer Munition, durch die Ungleichmäßigkeiten in der Bedienung und durch den Wechsel der atmosphärischen Verhältnisse, welche das Schießen beeinflussen. Infolge dessen liegen in jedem gegebenen Falle die Komponenten der Flugbahn (s. d.), als Anfangsgeschwindigkeit, Abgangsrichtung, Luftwiderstand, Rotation, in gewissen Fehlergrenzen. Der Einfluß auf die Bahn wird um so mehr hervortreten, je größer diese Fehler an sich sind und je längere Zeit ihr Einfluß auf die Geschoßbahnen dauert, also mit der Größe der Schußweiten wachsen. Die Streuung wird ausgedrückt durch die Größe des Treffbildes in einer vertikalen oder in einer horizontalen Ebene; im erstern Falle spricht man von Höhen-, im letztern von Längenstreuung, in beiden Fällen von Breitenstreuung. Höhenstreuung ist der Höhenunterschied des höchsten und tiefsten Treffpunktes, Längenstreuung derjenige der größten und geringsten Schußweite, Breitenstreuung der seitliche Abstand des am weitesten rechts und links sitzenden Schusses.

Der mittlere Treffpunkt ergibt sich aus dem arithmetischen Mittel der Abstände der einzelnen Treffpunkte von bestimmten Abscissenlinien, z. B. im horizontalen Trefferbild aus der mittlern Schußweite und dem Mittel aus der algebraischen Summe der Seitenabweichungen rechts und links der Schußlinie. Er fällt annähernd in die Mitte des Trefferbildes. Die mittlere Streuung ergibt sich aus den Abmessungen, innerhalb welcher in einem bestimmten Sinne (Höhe, Länge, Breite) die bessere Hälfte der Schüsse sitzt. Dieselben betragen nicht die Hälfte, sondern ein Viertel der Abmessungen der Gesamtstreuung, da die Zahl der kleinen Fehler diejenige der großen erheblich überwiegt. Die Streuung ist der Ausdruck für die Treffähigkeit oder Präcision (Treffgenauigkeit) einer Waffe und wird als mittlere Streuung in sog. Treffähigkeitstabellen zusammengestellt. Aus letztern wird die T. auf den verschiedenen Entfernungen gegen Ziele bestimmter Dimensionen errechnet. In jedem einzelnen Falle kann auf eine Annäherung an die errechneten Werte erst gezählt werden, wenn man sich eingeschossen hat, d. h. wenn der Streuungskegel in die richtige Lage zum Ziel gebracht ist, sodaß die mittlere Geschoßbahn mit der Mitte des Ziels zusammenfällt. Je weniger dies gelingt, um so größer ist der Verlust in den Treffresultaten gegenüber der errechneten wahrscheinlichen Trefferzahl. Bei vertikalen Zielen

kann dieser Verlust zum Teil durch die Rasanz (s. d.) der Bahn oder die relative Treffsähigkeit ausgeglichen werden. Da die Streuungen mit den Entfernungen wachsen, so tritt mit der Zunahme der letztern selbstredend eine Verminderung der T. ein. Je genauer Waffe und Munition konstruiert ist, je sicherer die Geschosse im Rohre geführt werden, um so größer ist die Treffsähigkeit einer Waffe. Je sorgfältiger die Bedienung stattfindet und je konstanter die atmosphärischen Verhältnisse sind, um so größer ist zugleich die T., letztere wächst auch mit den Dimensionen des Ziels.

Trèfle (frz.), Klee, Kleeblatt; eine Farbe der franz. Spielkarte, deutsch Treff (Eichel).

Trefort (Aug.), ungar. Staatsmann und Publizist, von franz. Abkunft, wurde 1817 zu Homonna im Zempliner Komitat geboren; nachdem er die juridischen Studien in Pest beendigt, trat er 1837 bei der ungar. Hofkammer (der obersten Finanzlandesbehörde) in den Staatsdienst, den er jedoch bald verließ, um sich ausschließlich nationalökonomischen, polit. und histor. Studien zu widmen. Seiner Initiative verdankte 1840 der Pester Kunstverein seine Entstehung; mit Baron Joseph Eötvös und Lad. Szalay verband er sich zur Herausgabe der Zeitschrift «Budapesti Szemle» («Budapester Studien») 1840. Im J. 1844 trat er in die Redaction des Kossuthschen «Pesti Hirlap» ein. Er wurde einer der eifrigsten Vertreter der polit. Reformprinzipien, die nach Umwandlung der ungar. Verfassung und Verwaltung im Sinne des westeurop. Liberalismus strebten. Seit 1843 gehörte T. auch dem Landtage an. Im J. 1848 übernahm er im neuen Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel die Stelle eines Unterstaatssekretärs, die er jedoch niederlegte, als die Revolution zum Ausbruch kam. Im J. 1860 wurde er zum Vizegespan des Bekéser Komitats erwählt und seit 1861 ist er Mitglied des Reichstags. Im J. 1872 übernahm er das Portefeuille eines Ministers für Kultus und Unterricht, das er seitdem bekleidet. T. gilt für einen Freund deutscher Bildung und deutschen Unterrichts. Seine gesammelten «Reden und Studien» sind 1883 auch in deutscher Sprache erschienen. Mitglied der Ungarischen Akademie ist T. seit 1841; 1885 wurde er zum Präsidenten derselben erwählt. Vgl. Schwicker, «Zehn Jahre Unterrichtsminister» (in der «Ungarischen Revue», Budapest 1883).

Tréguier, Stadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord, Arrondissement Lannion, am Zusammenfluß des Guindy und Jaudy, welche nach ihrer Vereinigung den T. bilden, der in den Kanal mündet und die größten Seeschiffe zu tragen vermag, zählt (1881) 3125 E. und hat ein Zollamt, einen guten Seehafen, eine Schiffahrtsschule, Makrelenfischerei und Austernfang. Bis zur großen Revolution war T., mittellat. Trecora oder Trecoria, Bischofssitz und gehörte zur Grafschaft Penthièvre, die unter den Bourbons Herzogtum war.

Trehalose, s. u. Zucker.

Treibbunzen oder Ciselierbunzen, s. u. Bunzen.

Treibeis nennt man das in den Polarmeeren sich vorfindende Eis, welches im Gegensatz zu den oft überaus mächtigen Eisbergen aus kleinern Eisfeldern und einzelnen Stücken von unregelmäßiger Form besteht. Das T. setzt sich zusammen aus Bruchstücken von Eisbergen und Teilen der großen zusammenhängenden, durch Gefrieren der Meeresoberfläche entstandenen Eisfelder. Seine Bewegungen sind mehr von den Strömungen als vom Winde abhängig; durch die häufig außerordentlich großen Flächenräume, welche das T. in dichten Massen bedeckt, bietet es dem Vordringen der Schiffe die größten Hindernisse dar.

Treibel, s. Lämmerfelle.

Treiben (frz. emboutissage, engl. chasing), in der Technik die Bearbeitung dehnbarer Metalle, namentlich Bleche, auf kaltem Wege mit Anwendung verschiedener Hämmer (Treibhämmer) und Ambosse (Treibstöcke) in der Weise, daß muldenförmige Vertiefungen entstehen. Wird die Vertiefung durch Ausdehnung der Mittelpartien hervorgebracht, so heißt die Operation Auftiefen; wird sie durch Aufbiegen der Randpartien erreicht, so nennt man die Arbeit Aufziehen, während das Einziehen, entgegengesetzt dem Schweifen (s. d.), in der Verengerung eines Hohlgefäßes an der betreffenden Stelle besteht. Namentlich bei den Arbeiten der Kupferschmiede und Goldschmiede werden diese Manipulationen mannigfach kombiniert angewendet. Andere beim T. vorkommende Operationen sind: das Biegen mit Hilfe eines aufrechtstehenden stumpfen Meißels (Umschlageisen); das Bördeln mit Hilfe des gekrümmten Bördeleisens; das Sielen (s. d.); das Abpinnen, d. h. Ausarbeiten stern- oder rosettenförmiger Muster. Eine besondere Art ist das T. mit dem Bunzen (s. d.). Vgl. Blechbearbeitungsmaschinen. Über das T. als Kunstarbeit vgl. Ciselieren und Getriebene Arbeit.

Treibendes Zeug, auch Gangbares Zeug genannt, s. u. Transmissionen u. Triebwerke.

Treibhammer (frz. marteau à emboutir, engl. chasing-hammer), ein zum Treiben (s. d.) benutzter Hammer mit mehr oder weniger konverer Bahn (Scharfhammer, Tiefhammer), oder mit fast flacher, resp. ganz flacher Bahn (Schlichthammer).

Treibhaus, s. Gewächshaus. — **Treibjagd**, s. Jagd. — **Treibkolben**, s. u. Kolben.

Treibmittel, Mittel zum Forttreiben von Geschossen aus Fernwaffen, s. Explosivstoffe, Geschütz, Kriegsmaschine, Schießpulver, Schießbaumwolle u. s. w.

Treibrad oder Triebrad (frz. roue motrice, engl. driving-wheel), bei Maschinen das bewegende Rad, insbesondere bei Lokomotiven ein Rad, auf welches die Kolbenstange direkt einwirkt, bei Velocipeden (Bicycles) das große Vorderrad, an dessen verlängerter Achse die Tretkurbeln befestigt sind.

Treibriemen, der endlose Riemen zum Betrieb der Riemenräderwerke, s. unter Transmissionen und Triebwerke.

Treibschnur, Schnur ohne Ende, s. unter Transmissionen und Triebwerke.

Treibstock (frz. enclumeau, tasseau; engl. chasing-stake), ein kleiner Amboß zum Treiben (s. d. und unter Amboß).

Treibströmungen, s. Driften.

Treignac, Stadt im franz. Depart. Corrèze, Arrondissement Tulle, links an der rechts zur Dordogne gehenden Vézère, in den Bergen des Limousin, zählt (1881) 1747 (Gemeinde 2841) E. und hat ein Zweigetablissement der Waffenfabrik zu Tulle, Baumwollspinnerei, Gerberei, Hutmacherei und in der Nähe eine Mineralquelle.

Treilhard oder Trelliard (Jean Baptiste, Graf), Mitglied des Direktoriums der ersten Französischen Republik, der Sohn eines Advokaten,

wurde 3. Jan. 1742 zu Brives im heutigen Depart. Corrèze geboren. Ein bekannter Advokat, ward er 1789 von der Stadt Paris in die Generalstände gewählt, trat als eifriger Anhänger der Revolution in die Nationalversammlung ein, wo er sich besonders durch seinen Eifer gegen den Klerus hervorthat. Nach dem Schluß derselben wurde er Präsident des Kriminalhofs im Depart. Seine-Oise, 1792 wählte ihn die pariser Gemeinde in den Konvent, wo er neben Sieyès seinen Sitz in der Ebene (unter den Unentschiedenen) nahm, und stimmte, wenn auch mit der Bedingung des Aufschubs, für die Hinrichtung des Königs. Im April 1793 trat er in den Wohlfahrtsausschuß und erhielt zugleich eine Sendung in die westl. Departements, wo man ihn nach dem Sturze der Girondisten einzog. In Freiheit gesetzt, hielt sich T. während der Schreckenszeit im Hintergrunde. Nach dem 9. Thermidor wurde er der gewöhnliche Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses und betrieb besonders die Auswechselung der Tochter Ludwigs XVI. Bei Einführung der Direktorialregierung trat er in den Rat der Fünfhundert, erhielt in demselben die Präsidentschaft und bewies sich als Gegner der Royalisten. Als er 20. Mai 1797 den Rat verließ, übernahm er die Präsidentschaft einer Sektion des Kassationshofs, ging dann aber als Unterhändler des Friedens mit England nach Lille, im Oktober als bevollmächtigter Minister nach Neapel, von da zum Kongreß nach Rastatt. Hier verweilte er nur kurze Zeit, wodurch er dem blutigen Schicksal seiner Kollegen entging. Am 14. Mai 1798 in das Direktorium gewählt, verlor er schon im Juni 1799 (30. Prairial des J. VII) mit Merlin und Lareveillère diesen Posten durch die Umtriebe des Rats der Fünfhundert, in welchem die strengen Republikaner die Oberhand hatten. Bei dem Staatsstreich vom 18. Brumaire schloß er sich dem General Bonaparte an. Derselbe gab ihm als Erster Konsul die Präsidentschaft des Appellhofs in Paris und berief ihn in den Staatsrat, wo er bei der neuen Gerichtsorganisation die größten Dienste leistete. Nach Errichtung des Kaiserreichs wurde er zum Präsidenten der Gesetzgebungskommission im Staatsrate ernannt und ihm auch die Grafenwürde verliehen. In dieser Stellung wirkte T. eifrig für die Vollendung des Gerichtswesens und besonders des Strafcodex. Er starb 1. Dez. 1810.

Treisam, soviel wie Dreisam.

Treitschke (Heinr. Gotthard von), namhafter deutscher Geschichtschreiber und Publizist, geb. 15. Sept. 1834 zu Dresden, Sohn des 1867 daselbst verstorbenen sächs. Generallieutenants von T., besuchte die Kreuzschule seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg staatswissenschaftlichen Studien. Nach seiner Promotion lebte er zu Göttingen, wo er ein Heft «Vaterländische Gedichte» (Gött. 1856) veröffentlichte. Diesen folgte eine Sammlung anderer Gedichte unter dem Titel «Studien» (Lpz. 1857). Inzwischen war T. nach Leipzig übergesiedelt, wo er sich Ende 1858 mit der Schrift «Die Gesellschaftswissenschaft» (Lpz. 1859) an der Universität habilitierte. Er las hier über staatswissenschaftliche und histor. Stoffe, wie über Geschichte der polit. Theorien, vergleichende Geschichte des engl. und franz. Staats u. dgl. Die Erfolge, die er mit seinen histor. Vorlesungen erzielte, veranlaßten ihn, seine Studien ganz dem geschichtlichen Fache zuzuwenden. Er trug seitdem vorzugsweise deutsche Geschichte vor, bis er sich im Frühjahr 1861 nach München wandte, um daselbst auf einige Zeit ungestört geschichtlichen Arbeiten zu leben. Im Jan. 1862 nach Leipzig zurückgekehrt, setzte er seine akademischen Vorträge unter stets wachsendem Beifall fort. Im Herbst 1863 folgte er einem Rufe als außerord. Professor nach Freiburg i. Br., legte aber im Juni 1866 aus polit. Gründen dieses Amt nieder und ging nach Berlin. Hier übernahm er die Redaction der «Preuß. Jahrbücher», an denen er schon seit 1858 mitgearbeitet hatte. Im Herbst 1866 erhielt er eine ord. Professur der Geschichte an der Universität Kiel, übernahm 1867 den durch Häussers Tod erledigten Lehrstuhl in Heidelberg und wurde Ostern 1874 an die Universität in Berlin berufen. Unter T.s histor.-polit. Schriften haben mehrere großes Aufsehen erregt, besonders die tagespolit. Abhandlungen, welche in dem Buche «Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—74» (2. Aufl., Berl. 1879) gesammelt sind; die «Histor. und polit. Aufsätze» (5. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1886), enthaltend 1) Charaktere, vornehmlich zur neuern deutschen Geschichte, 2) die Einheitsbestrebungen zerteilter Völker (Bundesstaat und Einheitsstaat, Cavour, Die Republik der Niederlande), 3) Freiheit und Königtum (Bonapartismus, Konstitutionelles Königtum in Deutschland); «Der Sozialismus und seine Gönner» (Berl. 1875), eine Streitschrift gegen die sog. Katheder-sozialisten. Anfang 1879 erschien der erste Band seiner «Deutschen Geschichte im 19. Jahrh.» (Lpz.), auf 5 Bände berechnet, von denen bis 1885 drei erschienen waren. Seit 1871 ist T., als Abgeordneter des rhein.-preuß. Wahlkreises Kreuznach-Simmern, Mitglied des Reichstags, schloß sich hier an die nationalliberale Partei an und zeigte sich in allen großen polit. Fragen als einen der entschiedensten Kämpfer für Befestigung der deutschen Einheit und für Herstellung einer starken Reichsgewalt. Sowohl seine Reden als seine Schriften zeichnen sich durch Lebendigkeit und Frische, durch klares und offenes Erfassen des Ziels, durch vollständige Beherrschung des ganzen histor. Apparats aus.

Treizsaurwein von Erentreiz, s. unter Weißkunig.

Treja, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Macerata, zählt (1881) 9616 E. und hat ein Gymnasium und eine technische Schule. T. hieß im Altertum Trea und gehörte zu Picenum.

Trekschuiten (holländ., spr. -schouten) sind bedeckte Schiffe, die, von Pferden gezogen, in Holland auf den Kanälen gebraucht werden und zu bestimmter Zeit von einer Stadt zur andern gehen.

Trelawny (Edward John), engl. Philhellene und Freund Byrons und Shelleys, geb. Okt. 1792 in London, stammte aus einer alten in Cornwall ansässigen Familie, trat schon in seinem elften Jahre in die engl. Flotte und führte während der großen Kriege jener Zeit ein abenteuervolles Leben. Später veröffentlichte er den sehr interessanten, teilweise autobiographischen Roman «Adventures of a younger son». Im J. 1821 ging er nach Pisa und trat zu dem Dichter Shelley in die freundschaftlichsten Beziehungen. T. sah Shelley unmittelbar vor der verhängnisvollen Fahrt, auf welcher dieser zwischen Livorno und Viareggio ertrank, und er war es, der die Leiche des Dichters auffand, ihre Verbrennung anordnete und die Asche auf dem protestantischen Friedhof in Rom beisetzen

ließ. Im Aug. 1823 schloß er sich der Expedition Lord Byrons nach Griechenland an, ging als dessen Gesandter von Cephalonia in den Peloponnes und nach Livadien, um mit den Führern des Aufstandes zu verhandeln, und wurde Adjutant des mächtigen Häuptlings Odysseus, an dessen Abenteuern er von nun an teilnahm und dessen Tochter er heiratete. Nach Odysseus' Tode kehrte T. 1827 nach England zurück und zog sich später auf ein Pachtgut in Wales zurück. Seine Erinnerungen aus den Jahren 1821—26 legte er nieder in «Recollections of Shelley and Byron» (1858), ein Werk von großem Interesse, das er als «Records of Shelley, Byron and the author» (2 Bde. 1878) im höchsten Alter noch einmal in stark vermehrter zweiter Auflage erscheinen ließ. T. starb 13. Aug. 1881 zu Sompting in Sussex. Seinem Wunsche gemäß wurde seine Leiche in Gotha verbrannt und seine Asche in der Nähe der Gräber von Shelley und Keats bei der Pyramide des Cestius in Rom beigesetzt.

Trelliard, s. Treilhard.

Trema, soviel wie Puncta diaereseos, s. unter [Diäresis.

Trematoden (Trematodes), Saug- oder Lochwürmer, heißen ungegliederte, in der Regel flache, verlängert ovale, selten rollrunde Würmer, deren Mund in einen gabelig gespaltenen, afterlosen Darm führt. Meist findet sich um den Mund, häufig auch noch am Bauch ein Haft- oder Saugapparat. Die meisten T. sind eierlegende Zwitter, getrennt geschlechtlich und lebendig gebärend sind sie nur selten. Da sie immer Parasiten und zwar meist innere sind, findet sich bei ihnen ein Generationswechsel (s. d.), sodaß auch nur wenig Eier, die zur Entwickelung gelangen, hinreichen, die Existenz der Art zu sichern. Aus den in das Wasser oder an feuchte Orte geratenen Eiern schlüpfen meist bewimperte Embryonen, die in ein niederes Tier, am häufigsten in eine Schnecke eindringen, hier zu eigentümlichen Gebilden, Keimschläuchen (Sporocysten, wenn ohne, Redien, wenn mit Mund und Darm), auswachsen. Aus den in diesen enthaltenen Keimkörnern entwickeln sich entweder direkt zahlreiche sog. Cercarien, oder zunächst noch einmal Töchterkeimschläuche, aus denen jene dann erst hervorgehen. Die Cercarien verlassen den bisherigen Wirt, können sich vermittelst eines Schwanzanhangs munter im Wasser bewegen und vermittelst eines bohrähnlichen Mundstachels in ein neues, wirbelloses Wassertier oder auch in einen Fisch oder Frosch einbohren, verlieren den Schwanzanhang, umgeben sich mit einer Kapsel und führen nun ein latentes Leben, bis sie mit ihrem neuen Wirte von irgend einem andern, meist Wirbeltiere, gefressen werden. In dessen Magen werden sie frei, wandern in andere Organe ein, wachsen, werden geschlechtsreif und produzieren Eier, worauf der Cyklus der Entwickelung von neuem beginnt. (Vgl. hierzu den Art. Leberegel.) Über T. schrieben G. Wagner, R. Leuckart, E. Zeller u. a. m.

Trembecki (Stanislaw), poln. Dichter, geb. um 1730 im Krakauischen, durchreiste in seiner Jugend fast ganz Europa, weilte am Hofe Ludwigs XV. und lebte sich dort in die leichtfertigen franz. Sitten und Anschauungen ein. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er Kammerherr des Königs Stanislaw August und begleitete denselben nach seiner Entthronung nach Petersburg. Darauf begab sich T. an den Hof des Grafen Felix Potocki nach Tulczyn in Podolien. Anfangs hochgeehrt, führte er daselbst in spätern Jahren unter mannigfachen Sonderbarkeiten und geschwächt an Geisteskräften ein einsames Leben und starb 12. Dez. 1812. T. hat große Verdienste um die Ausbildung der poln. Sprache, seine Gedichte zeichnen sich weniger durch Tiefe der Gedanken als durch schöne Form aus. Unter diesen ist «Zofijówka» (franz. von Lagarde, Wien 1815), das er im 75. Lebensjahre verfaßte, eine Schilderung eines Parks, den Graf Potocki zu Ehren seiner Gemahlin Sophie angelegt hatte, das bedeutendste. Seine Werke erschienen gesammelt in Breslau (2 Bde., 1828) und Leipzig (2 Bde., 1836).

Tremblade (La), Stadt im franz. Depart. Charente-Inférieure, Arrondissement Marennes, 2 km links von der Mündung der Seudre in den Pertuis de Maumusson, von Dünen und Salzmorästen umgeben, Station der Linie Saujon-La Grève der Seudre Lokalbahn, zählt (1881) 3090 E. und hat einen Seehafen (La Grève, an der Mündung der Seudre), Seebäder, Salzschlämmerei, Schiffbau, Fabrikation von Weingeist, Glas und Essig, Handel mit Austern und Salz.

Trembowla, Stadt im östl. Galizien, am Sered, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ausgedehnte Schieferbrüche und zählt (1880) 6432 E. Früher war T. Hauptort eines gleichnamigen russ. Fürstentums.

Tremessen (Trzemeszno), Stadt im Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Mogilno, an der Linie Posen-Thorn der preußischen Staatsbahnen, 70 km von Posen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 5221 E. und hat eine große kath. Kirche mit schönen Gemälden und kostbaren mittelalterlichen Altargeräten, eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Stärkefabrik, Bierbrauerei u. s. w. T. war eine der frühesten christlichen Missionsstätten in slawischen Ländern, ein jetzt aufgehobenes Kloster der Canonici regulares des heil. Augustin bestand schon 966; in ihm wurde der nach Polen gebrachte Leichnam des heil. Adalbert zuerst beigesetzt. Im J. 1656 fand bei T. eine Schlacht statt, in der die Schweden von den Polen völlig besiegt wurden, und 10. April 1848 erfolgte hier ein Kampf zwischen dem preuß. Militär und den insurgierten Polen.

Tremiti-Inseln, drei niedrige, aus Kalk bestehende Inseln im Adriatischen Meere, zur ital. Provinz Foggia, Bezirk San-Severo, gehörig, hießen im Altertum Diomedeae Insulae, mit dem Grabe und dem Tempel des Diomedes. Es fehlt ihnen an Wasser und an urbarem Boden. Sie heißen San-Domino, Capraja (nach den Kapern benannt) und San-Nicola. Letztere war unter Kaiser Augustus Verbannungsort der jüngern Julia, in neuerer Zeit der für Taschendiebe. Diese Strafkolonie, welche weder eine eigene Gemeinde bildet, noch zu einer solchen auf dem Festlande gehört, hat jedoch ihre eigene Verwaltung. Hinsichtlich der Rechtsprechung steht sie unter der Prätur zu Serracapriola.

Trémoille (La), s. La Trémoille.

Tremòla (Val), s. unter Airolo.

Tremolit, s. Grammatit.

Tremòlo (ital.), Beben, Zittern, in der Musik schnell wiederholte Angabe derselben Töne; tremulieren, beim Gesange mit der Stimme zittern.

Tremulant, ein Orgelregister, welches vermittelst einer Klappe durch Verschluß des natürlichen Windganges eine bebende Bewegung verursacht.

Trenck (Franz, Freiherr von der), österr. Pandurenoberst, berüchtigt durch seine Grausamkeit,

geb. 1. Jan. 1711 zu Reggio in Calabrien, wurde, obschon sein Vater, kaiserl. Oberstlieutenant, ein geborener Preuße und Protestant war, in Ödenburg bei den Jesuiten erzogen und trat in seinem 17. Jahre in österr. Kriegsdienste, die er indes wegen ausschweifenden Lebens und beständiger Händel bald wieder verlassen mußte. Als der Krieg gegen die Türken 1737 ausbrach, erbot er sich, auf eigene Kosten ein Korps Panduren zu errichten, und als dieses abgelehnt wurde, trat er in russ. Dienste. Wegen Widersetzlichkeit gegen seinen Obersten zum Tode verurteilt, gelang es ihm, glücklich zu entkommen. Hierauf erlaubte ihm die Kaiserin Maria Theresia 1740, beim Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekriegs, ein Korps Panduren zu errichten. T. bildete mit seiner wilden Schar immer die Vorhut, warf alles vor sich nieder und beging in Schlesien und Bayern mit Brennen, Morden und Plündern die fürchterlichsten Unmenschlichkeiten. Sein Korps war schließlich bis auf 5000 Mann angewachsen. Wegen seiner Greuelthaten wurde ihm endlich 1746 der Prozeß gemacht und er zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberge zu Brünn in Mähren verurteilt, wo er 14. Okt. 1749 starb. T. war ein überaus schöner Mann, von großer Stärke und gegen alle Beschwerden abgehärtet. Vgl. seine Autobiographie, «Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der T.» (Wien 1770); «Franz von der T., dargestellt von einem Unparteiischen (E. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart» (3 Bdchn., Stuttg. 1788); «Freiherr Franz von der T.» (3. Aufl., 3 Bde., Celle 1868).

Trenck (Friedr., Freiherr von der), ein Vetter des vorigen, geb. 16. Febr. 1726 zu Königsberg i. Pr., besuchte schon in seinem 13. Jahre akademische Vorlesungen an der dortigen Universität, nahm 1742 preuß. Kriegsdienste und wurde beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs 1744 Ordonnanzoffizier Friedrichs d. Gr. Angeblich verdächtig, mit seinem Vetter, dem kaiserl. Pandurenobersten Franz von der Trenck (s. d.), in einem geheimen Einverständnisse zu stehen, oder, wie andere meinen, wegen eines zarten Verhältnisses mit einem Gliede der königl. Familie, ließ ihn der König nach dem Donjon von Glatz bringen. Mehrmalige Versuche zur Flucht vermehrten den Verdacht und Unwillen des Königs. Allein 1747 entkam T. doch und machte nun durch Mähren, Polen und Preußen eine Fußreise von 1260 km zu seiner Mutter. Darauf wendete er sich an Franz von der Trenck nach Wien, der aber bereits im Gefängnisse saß und ihn sehr übel aufnahm. Er wurde 1749 kaiserl. Rittmeister bei einem Kürassierregiment, lebte dann längere Zeit in Moskau und ging hierauf nach Danzig, um die Erbschaft seiner Mutter zu heben. Hier wurde er, obschon er in österr. Diensten stand, auf Friedrichs II. Befehl verhaftet und nach Magdeburg in ein für ihn eingerichtetes Gefängnis in der Sternschanze gebracht, das man noch gegenwärtig zeigt. Er versuchte sich zu befreien, zog sich aber dadurch ein noch härteres Gefängnis zu, indem er an Händen, Füßen und Leib mit eisernen, 68 Pfd. schweren Fesseln angeschmiedet wurde, welche man beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs noch verstärkte. Die fortgesetzten und mit großer Klugheit angelegten Entwürfe, sich zu befreien, mißglückten ihm, und erst im Dez. 1763 wurde er aus seinem Gefängnis entlassen und nach Prag gebracht. Auch dort, in Wien, Aachen, Spaa und Mannheim, zog er sich durch seine freimütigen, zum Teil aber auch vorlauten Urteile und Schriften viele Verfolgungen zu und verlor durch sie einen großen Teil seines Vermögens. Friedrich Wilhelm II. gab ihm nach seinem Regierungsantritt seine in Preußen eingezogenen Güter wieder. Beim Ausbruch der Revolution ging er nach Paris, wo ihn Robespierre 25. Juli 1794 als einen angeblichen Geschäftsträger fremder Mächte guillotinieren ließ. Sein Schicksal war wenigstens zum Teil ein unverdientes. T.s Schriften fanden vielen Beifall, besonders seine Lebensgeschichte (4 Bde., Berl. u. Wien 1786, von ihm selbst ins Französische übersetzt, Par. 1789). Die übrigen Schriften sind enthalten in «T.s sämtliche Gedichte und Schriften» (8 Bde., Lpz. [Wien] 1786). Vgl. «Freiherr Friedrich von der T.» (3. Aufl., 3 Bde., Celle 1868).

Trencsin, s. Trentschin.

Trendelenburg (Friedr. Adolf), deutscher Philosoph, geb. 30. Nov. 1802 zu Eutin, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dann zu Kiel, Leipzig und Berlin philol. und philos. Studien. Nachdem er 1826 promoviert und dann fast sieben Jahre im Hause des Generalpostmeisters von Nagler als Hauslehrer thätig gewesen, wurde er 1833 Professor an der Universität zu Berlin, 1846 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als deren Sekretär in der histor.-philos. Klasse er von 1847 bis zu seinem Tode fungierte. T.s Studien waren vorzugsweise der alten Philosophie, besonders dem Aristoteles zugewendet. In dieser Richtung veröffentlichte er seine «Elementa logices Aristotelicae» (Berl. 1837; 8. Aufl. 1878), «Erläuterungen zu den Elementen der Aristotelischen Logik» (3. Aufl., Berl. 1876) und die «Geschichte der Kategorienlehre» (Berl. 1846), welche den ersten Band seiner «Histor. Beiträge zur Philosophie» bilden; schon vorher hatte er des Aristoteles Schrift «De anima» (Berl. 1833) herausgegeben und kommentiert. In den «Logischen Untersuchungen» (2 Bde., Berl. 1840; 3. Aufl., Lpz. 1870) trat er kritisch gegen Kant, Hegel und Herbart auf und suchte zugleich den Grund zu einem System zu legen, welches in der innern Zweckmäßigkeit und der konstruktiven Bewegung die idealen Grundpunkte für eine organische Weltanschauung erkennen will. Die von ihm bekämpfte Hegelsche Dialektik ist dabei unbewußt kopiert, indem nur der Hegelsche Begriff der «Entwickelung» oder des «ewigen Werdens» in jener sinnlichen Gestalt als «Bewegung» auftritt und daraus sowohl die ideale als auch die reale Welt abgeleitet werden soll. Polemisch schrieb T. «Die logische Frage in Hegel's System» (Berl. 1843) und gegen Drobisch «Über Herbarts Metaphysik und eine neue Auffassung derselben» (Berl. 1853). Für die «Abhandlungen» der Akademie der Wissenschaften lieferte T. mehrere Beiträge zur Geschichte der Philosophie und deren Kritik (gesammelt in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie», Bd. 2 u. 3, Berl. 1856—67). Ausführungen seiner eigenen philos. Ansicht bietet das «Naturrecht auf dem Grunde der Ethik» (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1868). Kleinere Schriften sind: «Die sittliche Idee des Rechts» (Berl. 1849), «Rafaels Schule von Athen» (Berl. 1843), «Das Ebenmaß, ein Band der Verwandtschaft zwischen der griech. Archäologie und griech. Philosophie» (Berl. 1865), «Über die Methode der Abstimmungen» (Berl. 1851), «Lücken im Völkerrecht» (Lpz. 1870). Sein letztes Auftreten

in der philoſ. Litteratur war ein äußerſt unglückliches. Als er gegen Kuno Fiſchers (ſ. d.) Darſtellung der Kantſchen Lehre eine perſönlich gereizte Broſchüre «Kuno Fiſcher und ſein Kant» (Lpz. 1869) ſchrieb, wurde er durch deſſen Gegenſchrift «Anti-Trendelenburg» auf das glänzendſte widerlegt und zurückgewieſen. Er ſtarb 24. Jan. 1872 zu Berlin. Seine kleinern Arbeiten und Vorträge erſchienen geſammelt unter dem Titel «Kleine Schriften» (2 Tle., Lpz. 1871). Vgl. Boniß, «Zur Erinnerung an Friedrich Adolf T.» (Berl. 1872); Bratuſchek, «Adolf T.» (Berl. 1873).

Trennmeſſer, ein kleines Meſſer zum Auftrennen von Nähten, zuweilen neben der gewöhnlichen Klinge mit einer zweiten von eigentümlicher Form verſehen, wodurch die Gefahr, in den Stoff zu ſchneiden, vermieden werden ſoll.

Treuſe (vom niederdeutſchen trens, Schnur; nach andern vom ſpan. trenza, Flechte) iſt die älteſte und einfachſte Zäumung des Pferdes, welche aus dem ſtählernen Gebiß und dem aus Leder gefertigten Kopfgeſtell beſteht. Erſteres kann der Einfachheit halber auch direkt mit der Halfter verbunden werden. Das Gebiß beſteht aus zwei durch ein Gelenk verbundenen Hälften, die am entgegengeſetzten Ende die Zügelringe haben. Das Kopfgeſtell wird gebildet durch Kopfſtück, Backenſtücke, Stirnriemen, Kehlriemen und Zügel. Die T. kann alleinige Zäumung ſein, was indes bei Reitpferden nur vorkommt, wenn es ſich um Dreſſur handelt, in dieſem Falle heißt ſie Schultrenſe; ſonſt bildet ſie als Unterlegetrenſe ein Ergänzungsmittel der Kandare. Die Wirkung der T. erſtreckt ſich hauptſächlich auf die Lefzen des Pferdes, iſt daher viel ſchwächer als die der Kandare (ſ. d.); um ſo wichtiger iſt die T. als Dreſſurmittel. (S. Zäumung.)

Trent, einer der bedeutendſten Flüſſe Englands, welcher die fruchtbarſten Gegenden (Staffords, Derby-, Nottingham- und Lincolnſhire) bewäſſert, deren zahlreiche Städte miteinander in Verbindung ſetzt und ſelbſt wieder durch zahlreiche Kanäle nach allen Richtungen mit andern Flußſyſtemen in Verbindung ſteht. Der Fluß entſpringt 153 m über dem Meere bei Thursfield im Moorland von Staffordſhire, am ſüdl. Fuße des 336 m hohen Mow-Copt, durchfließt erſt ſüdwärts den Fabrikdiſtrikt der Potteries (ſ. d.), in welchem er Burslem, Hanley und Stoke berührt, ſetzt ſeinen Lauf über Stone und von hier gegen Südoſten über Rudgeley fort, wendet ſich dann gegen Nordoſten über Burton upon Trent, wo er, 188 km von der Mündung, bereits ſchiffbar iſt, und geht dann über Nottingham und Newark upon Trent. Von hier läuft er nordwärts über Gainsborough, bis wohin er Schiffe von 200 Tons trägt, und vereinigt ſich endlich bei Burton on Strather, 26 km weſtlich von Hull, mit dem von Nordweſten aus Yorkſhire kommenden Ouſe, um ein mächtiges Aſtuar, den Humber (angelſächſ. Humbranmutha, Humbra), zu bilden, welcher 60 km lang, 3,7 bis 11 km breit und zwiſchen Spurn-Point (Ocelum Promontorium der Römer, Deir Ness der Angelſachſen) und Grimsby ſich der Nordſee eröffnet. Ohne den Humber, deſſen Zuflüſſe ein Gebiet von 4284 qkm einnehmen, iſt der T. 288 km lang und hat für ſich ein Gebiet von 10 296 qkm. Der bedeutendſte ſeiner zahlreichen Zuflüſſe iſt (links) der Derwent, der öſtlich von Stockport am 603 m hohen High-Peak in Derbyſhire entſpringt, erſt ſüdwärts, dann unterhalb Derby gegen Südoſten fließt und 30 km weit ſchiffbar iſt. Der Zwillingsſtrom des T., der Ouſe (ſpr. Uhſe), bei den Römern Abus, entſteht als Swale an der Grenze von Yorkſhire gegen Weſtmoreland, nimmt 81 km oberhalb ſeiner Mündung, wo er ſchiffbar wird, den Namen Ouſe an und trägt bis York aufwärts Seeſchiffe. Seine ganze Länge iſt 95 km, ſein Gebiet, durch die ſchiffbaren Zuflüſſe Derwent (Derventio der Römer) Ure, Wharfe (angelſächſ. Guerfe), Aire und Don erweitert, 40 900 qkm groß.

Trenton, Hauptſtadt des nordamerik. Staates New-Jerſey, in Mercer County, liegt am linken Ufer des Delaware, am Delaware- und Raritankanal und an verſchiedenen Eiſenbahnlinien, und hat (1880) 29 910 E., worunter 1374 Farbige. Die regelmäßig gebaute und ſchöne Stadt hat viele und große öffentliche Gebäude, z. B. das Kapitol, die Staatsnormalſchule, die Heimat der Soldatenkinder, das Staatsgefängnis, das Staatsirrenaſyl, das Vereinigte-Staaten-Poſtgebäude u. ſ. w. In T. befindet ſich die bedeutendſte Steingutfabrik der Vereinigten Staaten, außerdem Walz- und Eiſenwerke, Papier-, Mahl- und Rollmühlen, Eiſengießereien, Draht-, Axt-, Ketten-, Säge- und andere Fabriken, eine Staats-, zwei National- und zwei andere Banken. T. hat zwölf öffentliche Schulen, eine öffentliche Bibliothek, 29 Kirchen, verſchiedene Privat- und Kirchenſchulen, wohlthätige Anſtalten. Zwei ſchöne Brücken führen über den Delaware nach Pennſylvania. Am 25. Dez. 1776 überſchritt Waſhington mit 2500 Mann den Delaware oberhalb T. und nahm 1300 Heſſen gefangen; 1790 wurde T. Staatshauptſtadt.

Trentſchin oder Trencſin (ungar. Trencsén), ungar. Komitat im Kreiſe diesſeit der Donau, zählt auf 4619,2 qkm (1880) 244 919 E. Das Land iſt durch die Beskiden, das Jablunka- und Weiße Gebirge, welche die Nord- und Weſtgrenze bilden, und andere Karpatenzüge auf der Oſtgrenze, die mit jenen das Baſſin der mittlern, erſt an der Südgrenze in die Ebene tretenden Waag umſchließen, durchaus gebirgig, hat aber gleichwohl fruchtbaren Boden, welcher bei guter Bebauung Getreide, hinlänglich für den Bedarf, viel Obſt, Gartenfrüchte, Flachs und Hanf liefert, Rindvieh und Schafe in Menge nährt, reichlich Wälder und auch Steinkohlen enthält. Der Hauptfluß iſt die Waag, welche das Komitat in der Mitte in weſtl. Richtung durchſtrömt, hier die Biſtricza, die Teplicza und andere kleine Flüſſe aufnimmt und gleich wichtig für die Schiffahrt und den Handel wie für die Fiſcherei iſt. Mineralquellen und warme Bäder finden ſich in Menge. Die Einwohner ſind zu 94 Proz. Slowaken, meiſt kath. (86 Proz.) Konfeſſion, robuſte, fleißige Leute, die nebſt der Landwirtſchaft ſich vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei beſchäftigen; außerdem gibt es noch 10 984 Deutſche und 2661 Magyaren. Die Zahl der Juden beträgt 12 940. Das Komitat zerfällt in neun Stuhlbezirke.

Der Hauptort Trentſchin, eine königl. Freiſtadt, am linken Ufer der hier von einer Holzbrücke überſpannten Waag gelegen, Station der Linie Preßburg-Sillein der Öſterreichiſch-Ungariſchen Staatsbahnen, zählt 4402 Civileinwohner, hat ein Piariſtenkollegium mit ſchöner Kirche, ein Untergymnaſium, ein königl. Konvikt, eine Hauptſchule, eine alte Stadtpfarrkirche mit einem ſehenswerten Denkmal der gräfl. Familie Illeshózy und das auf hohem

Felsen gelegene wohl erhaltene Schloß T., eins der ältesten, größten und festesten Schlösser Ungarns, in dessen oberm Teile sich der berühmte, durch türk. Gefangene in den Felsen gehauene, 142 m tiefe Brunnen, in der Sage «Brunnen der Liebenden» genannt, befindet. Berühmt ist die Stadt vorzüglich wegen der nach ihr benannten Trentschiner Bäder. Dieselben befinden sich jedoch 12 km östlich, bei dem Dorfe Teplitz (s. d.).

Trepanation (Trepanieren) nennt man die Auslösung eines Stücks der Hirnschale. Sie soll zur Beseitigung des Drucks dienen, der durch eingedrückte Knochenstücke, eingedrungene Fremdkörper (z. B. Geschosse), Blut- und Eiterergüsse auf das Gehirn ausgeübt wird, sowie auch zur Entfernung erkrankter oder von Geschwülsten eingenommener Stücke der Schädelknochen. Früher führte man die Operation mit dem Trepan oder der Trephine (Trepanum) aus, einer zirkelförmigen, dem Centrumbohrer der Holzarbeiter ähnlichen Säge. Jetzt pflegt man das zu beseitigende Knochenstück in der Regel mit dem Meißel auszulösen. Während man früher fast bei allen schwerern Schädelverletzungen die T. für nötig hielt, ja mitunter sogar an mehrern Stellen des Schädels Stücke aussägte, macht man jetzt nur noch selten von der Operation Gebrauch, da man erkannt hat, daß nur in einer kleinen Anzahl von Fällen die Wegnahme eines Schädelstückes notwendig und hilfreich ist.

Trepang, s. unter Holothurien.

Trephine, s. unter Trepanation.

Tréport (Le), Hafenstadt im franz. Depart. Seine-Inférieure, Arrondissement Dieppe, 28 km im NO. von Dieppe, links an der Mündung der Bresle in den Kanal (La Manche), durch einen 3375 m langen Kanal mit Eu verbunden, Station der Linien Abbeville-T. und Longpré-T. der Französischen Nordbahn, hat eine hochgelegene, sehenswerte Kirche aus dem 14. und 15. Jahrh., deren Turm an der ganzen Küste als Landmarke dient. Auch bestehen noch die Ruinen der von Robert von der Normandie 1059 erbauten Abtei St.-Michel. Die Stadt hat einen kleinen Hafen mit Mole und Leuchtturm und zählt (1881) 4215 E., welche Fischerei, besonders Heringsfang, Mühlen, Fabrikation von Spitzen, Tauen und Netzen, sowie Handel treiben, der nordisches Holz, Steinkohlen, Erdpech und Getreide zur Einfuhr; Mehl, Schiffszwieback, Fische, Leinwand und Wein zur Ausfuhr bringt. Auch befinden sich hier sehr besuchte Seebäder und ein Salzentrepôt. Der Ort erscheint erst im 11. Jahrh. unter dem Namen Vetus Portus als Vorhafen von Eu (s. d.). Er wurde 1413 von den Engländern geplündert und samt der Abtei verbrannt, 1523 von ihnen vergeblich angegriffen, aber 1545 wieder in Asche gelegt. Seitdem Frankreich wieder in Besitz von Calais gekommen (1558), sank T. als Seeplatz mehr und mehr herab.

Treppe (Stiege), die bauliche Vorrichtung, welche das Hinaufsteigen aus niedriger gelegenen zu höher liegenden Räumen vermittelt oder die gangbare Verbindung zweier Fußböden von verschiedener Höhe. Sie besteht aus einzelnen, gleich hohen und breiten Absätzen (Stufen), deren Maßverhältnisse der menschlichen normalen Schrittlänge sich anpassen müssen (z. B. 17 cm Steigung oder Höhe bei 30 cm Auftritt oder Breite). Die T. werden aus Holz, aus Stein oder Eisen konstruiert. Ihrer allgemeinen Beschaffenheit nach kann man sie in Freitreppen, d. h. solche, die, unter freiem Himmel liegend, zu einem erhöhten Orte hinaufführen, und in innere T., die innerhalb des Hauses oder in einem besondern Treppenhause angebracht sind, einteilen. Zu den berühmtesten Beispielen der ersten Art gehörte im Altertume die neuerdings aufgedeckte T., welche zur Akropolis von Athen hinaufführte und auf die Propyläen mündete. Der Konstruktion nach kann man noch T. mit unterstützten und freitragenden Stufen unterscheiden. Bei erstern ruhen die Stufen mit beiden Enden auf Mauern auf, bei letztern sind sie nur mit einem Ende vermauert, am andern frei. Endlich unterscheidet man noch Haupt- und Nebentreppen, beziehungsweise Stockwerks-, Keller- und Bodentreppen u. s. w. Haupterfordernisse einer T. sind Sicherheit und Bequemlichkeit. Erstere wird durch solide, nach Erfordern feuersichere Konstruktion, durch Geländer- oder Balustradenabschluß und hinreichende direkte Beleuchtung durch Seiten- oder Oberlicht erzielt; letztere durch passende Maßverhältnisse (Breite, Auftrittfläche, Steighöhe), durch Anlage von Podesten oder Ruheplätzen und durch richtige Lage und leichte Verbindung mit den Vorräumen der Zimmer erreicht. Am bequemsten sind die T. mit geraden, gleich breiten Stufen, weniger bequem diejenigen mit Wendelstufen, die sich radial um eine Spindel reihen (Wendeltreppen). Bei solchen Wendeltreppen, die allerdings den geringsten Raum beanspruchen, fallen die Podeste meist weg. Gewöhnliche T. sind in der Regel einarmig, d. h. sie bestehen aus einer einzigen, wenn auch ununterbrochenen Stufenreihe. In öffentlichen Gebäuden, Palästen ꝛc. kommen aber oft mehrarmige oder Doppeltreppen vor, die entweder einen Antritt und mehrere Austritte haben, oder umgekehrt. Der Mittelarm ist dann stets breiter als die Seitenarme. Die Treppenhäuser bildet man gern in reicher künstlerischer Ausstattung durch, wie z. B. an dem Prachtbau des Neuen Museums in Berlin. Dabei kommt es darauf an, nicht allein die umgebenden Wandflächen mit Werken bildender Kunst zu zieren, sondern besonders auch die zu den Seiten der T. sich bildenden Flächen, die sog. Treppenwangen, künstlerisch zu beleben.

Treppenläufer sind namentlich in England gebräuchliche lange, schmale Teppiche zur Bekleidung der Treppen, meist mit kammwollener Kette und grobem leinenen Einschlag, in der Art der Britischen Teppiche (s. unter Teppiche) gewebt und mit gestreiften Mustern.

Treppenrost, ein Rost mit treppenförmig angeordneten Stäben, s. unter Feuerungsanlagen, Bd. VI, S. 758[a].

Treppenrostfeuerung, s. u. Feuerungsanlagen, Bd. VI, S. 759.

Treppenschnitt, Schliffform der Edelsteine, s. unter Edelsteinschleiferei, Bd. V, S. 751.

Treppenwitz, s. Esprit d'escalier.

Treprecht, soviel wie Tretrecht.

Treptow (an der Rega), Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Greifenberg, an der Rega, 6 km von deren Mündung in die Ostsee, Station der Altdamm-Kolberger Eisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 6943 meist evang. E. und hat zwei evang. Kirchen, darunter die stattliche 1303—70 in got. Stil erbaute Marienkirche, ein Merkzeichen der Seefahrer, ferner ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule,

ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder, Ackerbau, Viehzucht, bedeutende Torfgräbereien, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen und von silbernen Löffeln, eine Bierbrauerei, Mühlenbetrieb, Lohgerberei, Wagenbau und Viehhandel. Nahebei liegen der Königshain mit Schloß und das ehemalige Kloster Belbuck, welches 1170 gegründet wurde und 1520 die Reformation annahm. Im 15. Jahrh. war T. Mitglied der Hansa und gehörte zu den reichsten und durch Seehandel blühenden Städten des Landes, wurde jedoch später durch das Versanden der Rega vom Meere abgeschlossen. Zu T. ward am 1. Dez. 1534 auf dem Landtag die Durchführung der Reformation in Pommern beschlossen. Am 14. Sept. 1643 ward T. von den Kaiserlichen, 25. Okt. 1761 von den Russen und im Febr. 1807 von den Franzosen eingenommen.

Treptow (an der Tollense), Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Demmin, links an der Tollense, auf drei Seiten von Wiesen umgeben, Station der Linie Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4104 meist evang. E. und hat eine im got. Stil erbaute, 1863—64 wiederhergestellte Pfarrkirche (St. Petrikirche), das aus dem Mittelalter stammende Brandenburger Thor, eine höhere Knaben- und Mädchenschule, zwei Hospitäler, ein Warendepot der Reichsbank, Ackerbau, Viehzucht, eine Beschälstation, Bierbrauerei und bedeutenden Getreidehandel.

Treptow (bei Berlin), Gemeinde im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, am linken Spreeufer, von der berliner Weichbildgrenze bis 6 km oberhalb Berlin sich erstreckend, Station der Berliner Ringbahn, zählt (1885) 1085 E. und hat zahlreiche Kaffeehäuser, namentlich das große städtische Berliner Gasthaus, sowie östlich vom Orte an der Spree das Alte und das Neue Eierhäuschen, von der Hauptstadt aus vielbesuchte Vergnügungslokale. [Maggiore.

Tresa, der Abfluß des Luganersees in den Lago-

Treskow (Herm. von), preuß. General der Infanterie und Generaladjutant des Deutschen Kaisers, geb. 1. Mai 1818 zu Blankenfelde bei Königsberg in der Neumark, trat 1835 aus dem Kadettenkorps als Offizier in das Kaiser-Alexander-Regiment, wurde 1848 Adjutant des Generals von Bonin, nahm in dieser Stellung am Feldzuge in Schleswig-Holstein teil und wurde im Okt. 1848 Premierlieutenant. In den folgenden Friedensjahren wurde T. als Adjutant bei dem Generalkommando des Gardekorps, 1852 als Hauptmann beim Großen Generalstabe und 1854—56 bei der Gesandtschaft in Paris verwendet, 1855 zum Major und 1856 zum Flügeladjutanten ernannt und 1860 als Oberstlieutenant mit der Führung des 27. Infanterieregiments in Magdeburg beauftragt. Im Okt. 1861 wurde T. Oberst, im Febr. 1863 in das Hauptquartier der russ. Armee nach Warschau entsendet und von dort im April 1864 als Chef des Stabes zum General von Werder nach Posen berufen, welchem die vier Armeekorps an der preuß.-poln. Grenze unterstellt waren. Nach vorübergehender Führung des Kaiser-Alexander-Regiments trat T. im April 1865 unter die dienstthuenden Flügeladjutanten König Wilhelms und in das Militärkabinett ein, wurde im Juni 1865 Generalmajor, General à la suite des Königs und Chef der Abteilung für die persönlichen Angelegenheiten im Kriegsministerium und erwarb sich in dieser Stellung wie später als Chef des Militärkabinetts wesentliche Verdienste um die Zusammensetzung der preuß. und der norddeutschen Offizierkorps. Dem Deutschen Kriege von 1866 (Königgrätz) wohnte T. im Gefolge des Königs bei, ebenso der ersten Hälfte des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 (Gravelotte, Sedan), übernahm dann im Nov. 1870 den Befehl über die 17. Infanteriedivision und führte diese unter Befehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin; er vertrieb 27. Nov. 1870 aus Dreux 7000 Mobilgarden und nahm mit seiner Division an allen Gewaltmärschen und Kämpfen jener Armeeabteilung (namentlich Loigny, Orléans, Beaugency, Le Mans, Meung) ruhmreichen Anteil. Ende Jan. 1871 trat T. wieder in das Große Hauptquartier des Kaisers zurück, wurde im Febr. 1871 Chef des Militärkabinetts und erhielt bald nach dem Friedensschluß den Befehl über die 19. Division (Hannover) der Occupationsarmee. Am 23. Jan. 1873 wurde T. mit der Führung des 10., im September desselben Jahres mit der des 9. Armeekorps zu Altona beauftragt und 26. Jan. 1875 zum kommandierenden General, zwei Monate danach zum General der Infanterie und im Sept. 1875 zum Chef des 2. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27 ernannt.

Treskow (Udo von), preuß. General der Infanterie z. D., geb. 7. April 1808 zu Jerichow in der preuß. Provinz Sachsen, trat 1824 aus dem Kadettenkorps in die 4. Jägerabteilung, wurde 1829 Offizier, 1846 Premierlieutenant, 1848 Hauptmann in dem neu formierten 3. Jägerbataillon, 1850 bei der Mobilmachung als Generalstabsoffizier zur 11. Division des 3. Armeekorps kommandiert, 1854 in das 17. Infanterieregiment versetzt, im April 1856 zum Lehrbataillon kommandiert und im Mai 1856 zum Major im 13. Infanterieregiment befördert. Im Aug. 1856 wurde T. an die Spitze des herzogl. sächs.-altenb. Truppenkontingents gestellt, 1861 Oberstlieutenant und im März 1863 Oberst, im Juli 1864 Kommandeur des 53. Infanterieregiments auf der Insel Alsen. Von dort kehrte T. mit dem Regiment nach Mainz zurück, dessen einzige preuß. Infanteriebesatzung dieses bei Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 bildete. Als T. die Festung verlassen mußte, wurde das Regiment der Division von Goeben zugeteilt, unter dessen Befehl T. an den Gefechten bei Dermbach, Neidhardtshausen, Zella, Waldfenster, Kissingen, Waldaschach und Aschaffenburg teilnahm, dann zum Kommandeur der kombinierten Garde-Infanteriebrigade ernannt, welche er von Leipzig unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin bis Nürnberg führte. Nach dem Frieden wurde T. im Sept. 1866 Kommandeur der 1. kombinierten Infanteriebrigade in den Elbherzogtümern und Generalmajor, im Oktober Kommandeur der 33. Brigade, und organisierte die Militärverhältnisse in den drei Hansestädten und dem Lauenburgischen. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 trat T. anfänglich als Kommandeur der 1., in Stettin formierten Landwehrdivision zur Küstenarmee des Generals Vogel von Falckenstein, ging aber Ende August mit seiner Division nach dem Elsaß ab, formierte dort die 1. Reservedivision, nahm mit dieser an der Belagerung von Straßburg teil und blieb nach Einnahme dieser Festung zum Schutze des Elsaß dort stehen. Nach kurzer Beteiligung an der Einschließung von Schlettstadt

rückte T. im Okt. 1870 gegen Belfort; hier warf er mit 8000 Mann den 17000 Mann starken Feind in die Festung, durch deren Belagerung er sich einen hervorragenden Platz in der Geschichte dieses Kriegs erworben hat. (S. Belfort.) Er hatte in den Monaten Nov. 1870 bis Febr. 1871 viele Gefechte zu bestehen, beteiligte sich schließlich noch beim Heranrücken der Bourbakischen Armee an den Kämpfen gegen diese, insbesondere an der Schlacht an der Lisaine, und rückte, 18. Jan. 1871 zum Generallieutenant befördert, infolge der 16. Febr. abgeschlossenen Kapitulation, 18. Febr. in Belfort ein. Nach dem Frieden wurde T. Kommandeur der 2. Division, die er im Herbst 1871 von der Occupationsarmee nach ihren Garnisonen Danzig u. s. w. zurückführte. Als er 1874 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, wurde er vom Kaiser à la suite des 7. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 96 gestellt, in welcher Stellung er auch blieb, nachdem er 12. Mai 1875 als General der Infanterie zur Disposition gestellt worden war. Er starb 20. Jan. 1875 auf seinem Gute Stünzhain bei Altenburg.

Trescore Balneario, Badeort in der ital. Provinz und im Bezirk Bergamo, im Val Cavallina der Bergamasker Alpen, rechts an dem zum Oglio gehenden Cherio, hat (1881) 3147 E., ein Schwefelbad von 16° C., ein Schlammbad, eine von Lorenzo Lotto ausgemalte Kapelle und Seidenindustrie.

Treseburg, Dorf im braunschw. Kreise Blankenburg am Harz, in sehr schöner Gegend des Harzes, auf einem Felsvorsprung, dessen Spitze einst die alte Treseburg krönte, am Einfluß der Luppbode in die Bode, 279 m über dem Meere, zählt (1880) 199 E. und hat Wellenbäder und zwei Holzschleifereien. Dabei liegt der Wilhelmsblick mit Aussicht auf das wiesenreiche Bodethal.

Tres faciunt collegium (lat.), drei bilden ein Kollegium, d. h. mindestens drei Personen gehören dazu, um einen Verein zu bilden; dieser Rechtsspruch ist den «Digesten», 87, «de verborum significatione» 50, 16 entlehnt.

Treforschein (Schatzschein), im allgemeinen soviel wie Kassenanweisung (Kassenschein), s. unter Papiergeld; insbesondere soviel wie Bon du trésor (s. unter Bon) und Exchequer Bill (s. d.) in England.

Trespe (Bromus *L.*) heißt eine Gattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt gegen 40 Arten, die besonders in der nördlichen gemäßigten Zone vorkommen. Es sind mittelgroße Gräser mit vielblütigen Ährchen, deren Blüten eine am Ende zweizähnige, äußere Kronenspelze besitzen und gewöhnlich im Winkel dazwischen begrannt sind. Die sehr kurze Narbe ist auf der Vorderseite, unterhalb der Spitze des Fruchtknotens, angewachsen. Mehrere der dazugehörenden Arten sind ziemlich gute Wiesengräser, z. B. die weiche Trespe (B. mollis *L.*), mit breitelliptischen, weichbehaarten Blüten, die zur Fruchtzeit sich schuppig decken. Die Roggentrespe (B. secalinus *L.*) nimmt als Unkraut in feuchten Jahren sehr überhand und ist schwer auszurotten. Eine in den Südstaaten Nordamerikas einheimische Art, B. Schraderi *Kunth*, die eine Höhe von 1¼ m und darüber erreicht, ist vielfach zum Anbau als Futterkraut empfohlen worden, doch eignet sie sich nur für die südeuropäischen Länder, da sie in Deutschland nicht im Freien den Winter überdauert.

Tres-Puntas, Bergstadt in der chilen. Provinz Atacama (s. d.).

Treffan (Louis Elisabeth de la Vergne, Graf von), franz. Schriftsteller, geb. zu Le Mans 4. Nov. 1705, war ein Mitschüler Ludwigs XV. Er stieg zum Generallieutenant auf und bekleidete später beim König Stanislaus die Stelle eines Großmarschalls. Im J. 1781 wurde er in die Französische Akademie aufgenommen. Mit Voltaire, Fontenelle und Raynal befreundet, im Salon der Frau von Tencin ein häufiger Gast, widmete er sich früh der Litteratur und den Wissenschaften und verfaßte Gelegenheitsgedichte, ein Buch über die Philosophie «Réflexions sommaires sur l'esprit» und einen «Essai sur le fluide électrique». Seine Hauptwerke aber sind eine Übersetzung des «Orlando furioso» und das «Corps d'extraits de romans de chevalerie» (4 Bde., 1782); letzteres begründete seinen Ruf. Seine «Oeuvres choisies» wurden von Garnier (12 Bde., 1787), seine sämtlichen Schriften («Oeuvres complètes», 10 Bde., 1822—23) von Campenon und Aimé Martin herausgegeben.

Treffen, die feinste Art der Gold- und Silberborten, s. unter Bortenweberei.

Trester sind die Rückstände bei der Wein- und Ciderbereitung, sowie bei der Olivenölgewinnung. Erstere werden zur Bereitung des Nachweins oder Tresterweins, ferner auf Branntwein verarbeitet (Tresterbranntwein), auch auf Öl, oder in Kuchen geformt als Brennmaterial benutzt (Tresterkäse). Die Obsttrestern dienen teilweise zur Schweinefütterung, zur Bereitung von Essig, bei der Grünspanfabrikation oder zur Darstellung von Düngekompost. Aus den Oliventrestern kann mittels Schwefelkohlenstoff noch ein Quantum Öl ausgezogen werden.

Tretbrücke, Tretgöpel, Tretmühle, Tretrad, Tretscheibe, s. unter Tretwerke.

Tretrecht (Trepprecht), das Recht, beim Ackern das Nachbargrundstück zu betreten und auf demselben den Pflug umkehren zu dürfen.

Trets, Stadt im franz. Departement Bouches-du-Rhône, Arrondissement Aix, nahe links vom Flüßchen Arc, Station der Linie Gardanne-Carnoules der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2986 E. und hat ein altes Schloß, Teile der aus dem 12. und 13. Jahrh. vorhandenen Ringmauern, Kohlengruben, einen Marmorbruch, Seifensiederei und Weinhandel.

Tretwerke sind Mechanismen zur Nutzbarmachung von Kräften für gewerbliche, landwirtschaftliche oder bergmännische Zwecke, welche von Menschen durch Bewegung der Füße oder von Menschen, resp. Tieren mit Benutzung des Körpergewichts in Thätigkeit versetzt werden. (S. unter Radwelle.) Ein bekanntes, früher viel angewendetes T. der erstern Art ist die Töpferscheibe oder Drehscheibe (s. d. und unter Thonwarenfabrikation). Die T., welche mit Benutzung des Körpergewichts von Menschen, resp. Tieren in Bewegung gesetzt werden, indem diese an dem Umfang eines Rades emporzusteigen suchen, sind die Treträder, Sprossenräder, Tretmühlen oder Laufräder und Tretscheiben. Bei denselben gleitet der Radumfang, die Bahn, auf welcher die Menschen oder Tiere gehen, unter ihren Füßen weg, während sie selbst an der gleichen oder nahezu gleichen Stelle bleiben. Befindet sich diese Stelle bei Rädern mit horizontaler Achse auf dem oberhalb

gelegenen Teil des äußern Radumfangs, so nennt man ein solches Rad ein Tretrad; beim Sprossenrad steht der Arbeiter in der halben Radhöhe, indem er sich an den durch den Radkranz gesteckten Bolzen wie an den Sprossen einer Leiter festhält. Liegt dagegen die Stelle, wo die menschliche oder tierische Kraft wirkt, unterhalb der Welle und zwar am innern Radumfang, so heißt die Vorrichtung Laufrad oder Tretmühle. Bei der Tretscheibe (s. nachstehende Fig. 1) steht die Welle des

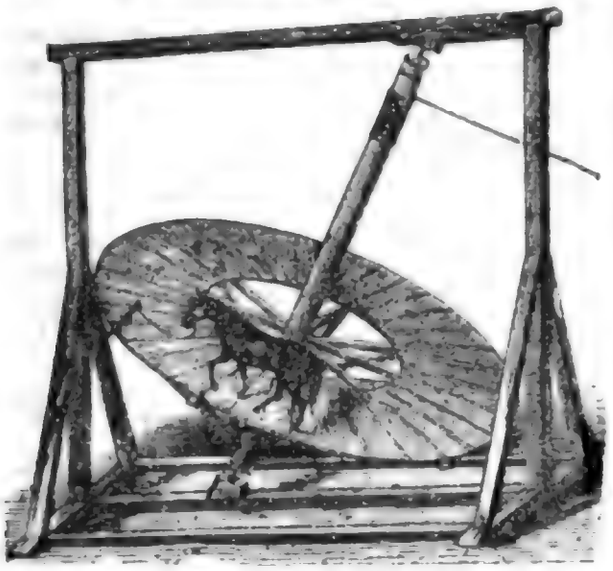


Fig. 1.

Rades unter einem Winkel geneigt; die auf der Welle senkrechte Kreisebene des Radkranzes hat die gleiche Neigung und die Tiere bewegen sich auf der Ebene des schiefliegenden Rades.

Bei der Tretbrücke (Fig. 2), auch amerikanisches T. oder Tretgöpel (vgl. Göpel) genannt, steht das Tier auf einer geneigten, aus ein-

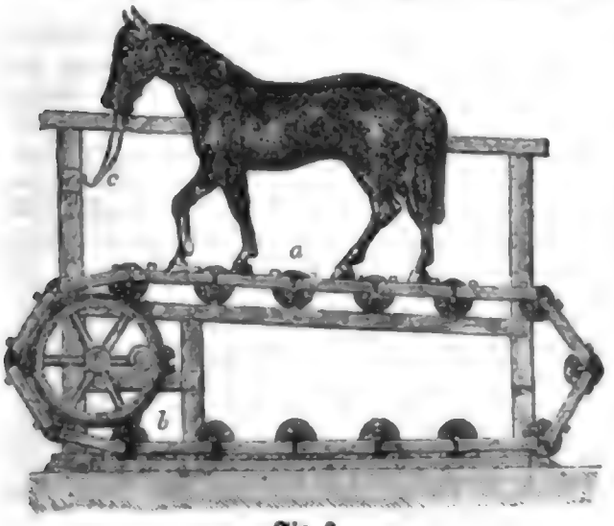


Fig. 2.

zelnen Tafeln zu einer endlosen Kette vereinigten Ebene a, deren Kettenbolzen sich in die Gabelzinken der Kettentrommel b legen. Bei der Gehbewegung des an einem festen Punkt c angezäunten Tiers schieben sich die Kettenglieder a unter den Hufen desselben abwärts, wodurch die Kettentrommel b in Bewegung versetzt wird. Tretbrücken, die insbesondere für Pferde eingerichtet sind, nennt man auch Roßwerke, Roßmaschinen oder Roßkünste. Die durch Menschenkraft betriebenen T. finden jetzt seltener Anwendung, waren aber früher in Strafanstalten weit verbreitet.

Treubund, ein Ende 1848 in Berlin gegründeter, antidemokrat. Verein, der anfangs Royalistenbund hieß, im Febr. 1849 aber den Namen «T. für König und Vaterland» annahm. Später teilte sich der T. in Anhänger des Konstitutionalismus und Absolutismus und löste sich bald ganz auf. Auch in Kurhessen bestand 1850–53 ein T.

Treueid, s. u. Huldigung.

Treuen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Auerbach, rechts an dem zur Weißen Elster gehenden Triebstützchen, 472 m über dem Meere, Station der Linie Herlasgrün-Falkenstein der Sächsischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 5920 meist evang. E. und hat zwei Schlösser mit großen Rittergütern, ein Bezirksarmenhaus, Schiefer- und Sandsteinbrüche, Torflager, Handweberei von seidenen und halbseidenen, baumwollenen, halbwollenen und wollenen Stoffen, besonders von Tüchern, Streichgarn- und Vigognespinnereien, Färbereien, Flanellfabrikation, eine Bleicherei, zwei mechan. Webereien, eine große Fabrik für baumwollene Treibriemen, eine mit Dampf betriebene Appretur, eine Dampfanlage zur Karbonisierung von Wolle, Weißstickerei, drei große Gerbereien und Holzhandel.

Treuenbrietzen, Stadt im Kreise Zauch-Belzig des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Mittelschule und zählt (1885) 4881 E., welche sich von Ackerbau, Tuch- und Papierfabrikation nähren.

Treuga dei, s. Gottesfriede.

Treuille de Beaulieu (Antoine Hector Thésée, Baron), franz. Artillerieoffizier und Techniker unter dem zweiten Kaiserreich, geb. 7. Mai 1809 in Lunéville, wurde 1867 Brigadegeneral, 1871 Divisionsgeneral, 1874 in das Reservecadre versetzt und bald darauf in Ruhestand getreten, starb 27. Juli 1886. T. ist namhaft als der Erfinder des bei Geschützen jetzt sehr verbreiteten franz. Schraubenverschlusses. (S. unter Geschütz.)

Trevelyan (George Otto), engl. Schriftsteller und Politiker, der einzige Sohn Sir Charles Edward T.s und Hannah More Macaulays, der Schwester Lord Macaulays, geb. 20. Juli 1838 zu Rothley Temple in Leicestershire. Nach Vollendung seiner Studien in Harrow und Cambridge folgte er 1860 seinem Vater, der zum Gouverneur von Madras ernannt war, nach Indien, wo er in die Staatsgeschäfte eingeweiht wurde und durch die in «McMillan's Magazine» veröffentlichten «Letters of a competition Wallah» (1864) und die Monographie «Cawnpore» (1865) seine litterarische Begabung bekundete. Bald nach seiner Rückkehr nach England wurde T. als vorgeschrittener Liberaler 1865 für Tynemouth, 1868 für die Border Burghs ins Unterhaus gewählt. In dem Dez. 1868 gebildeten ersten Ministerium Gladstone fand er eine Anstellung als Lord der Admiralität, gab diese aber infolge einer Meinungsverschiedenheit auf. Während des Ministeriums Disraeli-Beaconsfield hielt T. durch alljährlich wiederholte Motionen die noch ungelöste Frage der Ausdehnung des parlamentarischen Haushalterstimmrechts auf die ländlichen Wahlbezirke wach. Im zweiten Ministerium Gladstone bekleidete er 1880–82 den Posten des Sekretärs der Admiralität, dann, nach der Ermordung

Lord Frederick Cavendishs, bis zu Ende der Session von 1884, das Hauptstaatssekretariat für Irland. Nach Niederlegung des letztern fungierte er bis zum Sturz des Ministeriums im Juni 1885 als Kanzler des Herzogtums Lancaster. Dasselbe Amt übernahm er von neuem bei der Bildung des dritten Ministeriums Gladstone im Jan. 1886, trat indes im April, weil er die von Gladstone eingebrachte Home-Rule-Bill mißbilligte, aus dem Ministerium aus. Als Schriftsteller errang er Erfolge durch «The life and letters of Lord Macaulay» (2 Bde., 1876) und «The early history of Charles James Fox» (1880).

Trèves, der franz. Name für Trier.

Trevi, Stadt in der ital. Provinz Perugia, Bezirk Spoleto, Station der Eisenbahn Ancona-Orte, zählt (1881) 1695 (Gemeinde 5337) E. und hat eine technische Schule. Die Kirche Sant'-Emiliano aus dem 12. Jahrh. hat ein interessantes Portal und drei reichgeschmückte Altäre von Rocco da Vicenza (1521). Im Rathause befindet sich eine Gemäldesammlung mit drei Bildern von Spagna. San-Martino, vor der Porta del Lago, besitzt ein Gemälde, Madonna in Gloria, von demselben Künstler (1512); Sta.-Maria delle Lagrime, vor Porta del Cieco, 1487 von Antonio da Firenze erbaut, hat ein schönes Portal von Giovanni di Gian Pietro da Venezia (1511) und Gemälde von Spagna und Perugino. Der sog. Tempel des Clitumnus, jetzt Kirche San-Salvatore, in der Nähe des Ortes Le Vene, ist aus den Resten antiker Grabmäler errichtet und stammt erst aus christl. Zeit. T., im Altertum das umbrische Trebia, mittellat. Trebae, war bis 1059 Sitz eines Bistums.

Trevigi, s. Treviso.

Treviglio, mittellat. Trivilium, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Bergamo, Station der Eisenbahnen Mailand-Verona, T.-Bergamo-Novato und T.-Crema-Cremona, zählt (1881) 14083 E. und hat eine schöne Hauptkirche (San-Martino) mit einem Altarwerk von Buttinone und Zenale, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Lehrerseminar, ein Theater, eine Bibliothek, Tuchfabriken, Seidenspinnerei und Handel.

Treviranus (Gottfr. Reinhold), ausgezeichneter Naturforscher, geb. 4. Febr. 1776 zu Bremen, besuchte die Universität zu Göttingen, ließ sich dann in Bremen als Arzt nieder und wurde 1797 Professor der Mathematik an dem Lyceum daselbst. Er starb zu Bremen 16. Febr. 1837. Er schrieb: «Physiol. Fragmente» (2 Bde., Hannov. 1797—99), «Biologie oder Philosophie der lebenden Natur» (6 Bde., Gött. 1802—22), «Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens» (2 Bde., Brem. 1831—32).

Ludolf Christian T., der Bruder des vorigen, geb. zu Bremen 10. Sept. 1779, wurde 1807 Professor der Medizin am Lyceum zu Bremen, 1812 ord. Prof. der Botanik und Direktor des botan. Gartens zu Breslau und dann nach Bonn versetzt. Schon seine erste Schrift «Vom inwendigen Bau der Gewächse» (Gött. 1806) erregte Aufsehen. Später schrieb er für die mit seinem Bruder herausgegebenen «Vermischten Schriften anatom. und physiol. Inhalts» (4 Bde., Gött. u. Brem. 1816—21), sowie für die von beiden mit Tiedemann herausgegebene Schrift «Zeitschrift für Physiologie». Seine «Physiologie der Gewächse» (2 Bde., Bonn 1835—39) polemisiert gegen die neuere Botanik. Er starb 6. Mai 1864 zu Bonn.

Trevirer (Treveri), ein mächtiges kelt. Volk im belg. Gallien, anscheinend stark mit german. Elementen durchsetzt, tapfer und kriegerisch, ausgezeichnet durch treffliche Reiterei, wohnten, als Cäsar sie unterwarf, noch über das untere Moselgebiet (der Kern ihres Landes) ein Stück nördlich am Rhein hinab, wo nachher von den Römern (38 v. Chr.) Ubier angesiedelt wurden. Dort waren damals ihre Nachbarn die Eburonen. Im Osten reichte ihr Land bis an den Rhein und die Nahe, die sie von den deutschen Vangionen, im Westen über die Ardennen hinaus bis zur Maas, die sie von den Nerviern und (in der Gegend von Mezières) von den Remern schied; im Süden waren an der Mosel die Mediomatriker (im Gebiet von Metz) ihre Nachbarn. Der Versuch einer Erhebung gegen die Römer, den 21 n. Chr. der Trevirer Julius Florus machte, mißglückte. Unter Classicus und Tutor beteiligten sich die T. an dem Aufstande des Batavers Civilis, den Petilius Cerialis 70 n. Chr. unterdrückte. Ihre alte Hauptstadt, unter röm. Herrschaft Augusta Treverorum (Trier) genannt, war später die der Provinz Belgica prima, und seit Constantius Chlorus lange ein Hauptsitz der röm. Herrschaft in Gallien. Vgl. Steininger, «Geschichte der T. unter den Römern» (Trier 1845).

Treviso oder **Trevigi**, die Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (2137,5 qkm mit [1881] 381082 E.), 30 km im NNW. von Venedig, Station der Eisenbahnen Cormons-Venedig, T.-Vicenza, T.-Cornuda und T.-Motta di Livenza, links am Sile, ist Sitz eines Bischofs, der Präfektur, eines Tribunals erster Instanz und einer Handels- und Gewerbekammer und zählt (1881) 17374 (Gemeinde 30300) E. Es bestehen an wissenschaftlichen Anstalten ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Seminar, eine Akademie der Wissenschaften (Ateneo) und eine Bibliothek von 30000 Bänden. Die 1260 und 1318 gestiftete Universität ist längst nach Padua verlegt. Die Straßen sind eng, die Bauart venetianisch, die Häuser mit Arkaden versehen. Sehenswerte Gebäude sind: die aus dem Anfang des 12. Jahrh. stammende, im 15. Jahrh. durch Pietro Lombardi restaurierte, aber erst in neuester Zeit ausgebaute Kathedrale San-Pietro mit fünf Kuppeln, Wandgemälden von Ant. da Pordenone (1520), dem Grabmal des Bischofs Zanetti von Tullio Lombardo und Bildern von Tizian, Pordone, Bissolo und Girolamo da Treviso; die alte große got. Kirche San-Niccolò, 1310—52 erbaut, mit dem Grabmal des Senators Conte d'Onigo; der neue großartige Palast des Tribunals; die Hauptwache mit einer Loggia von vier dor. Pilastern; das Theater Onigo und die Gefängnisse. Im Monte di Pietà (Leihhaus) befindet sich ein meisterhaftes Bild von Pordenone, welches die Grablegung Christi darstellt. Unweit der Stadt liegt die Villa Maser, ein Bau des Palladio von 1580, mit Fresken von Paolo Veronese. Auf der Piazza dell' Indipendenza steht ein Denkmal zur Erinnerung an die Befreiung von der österr. Herrschaft, im J. 1875 von Borrò gefertigt. Die Stadt hat viele Leinwand- und Papiermanufakturen, sowie mehrere Seidenzeug- und Tuchfabriken, außerdem eine große Metallwarenfabrik und lebhaften Handel mit Industrieerzeugnissen, Vieh und Getreide. Sie ist von einem im 15. Jahrh. von Fra Giocondo angelegten, mit Mauern verkleideten Wall von 8 bis 10 m Höhe umschlossen,

welchen 13 Bastionen flankieren und vor dessen Südseite der Sile vorbeifließt.

T., im Altertum und mittellat. Tarvisium in Venetia an der Via Postuma, wurde 776 von Karl d. Gr. belagert und eingenommen, trat 1167 dem Lombardischen Städtebunde bei und war im 13. Jahrh. der Hauptsitz des grausamen Ezelino di Romano. Es wurde 1329 durch Mastino II. della Scala von Verona erobert, von diesem 1339 an Venedig, von letzterm 1381 an Leopold II. von Österreich, von Leopold endlich 1384 an die Carrara von Padua verkauft, nach deren Sturz 1388 die Stadt nebst Gebiet an Venedig kam. Dieselbe teilte nun dessen Schicksal bis 1797, wo sie von den Franzosen unter Mortier (s. d.), der 1808 dafür den Titel eines Herzogs von T. erhielt, eingenommen wurde. Bald darauf erfolgte die Erhebung des Ortes zur Hauptstadt des Depart. Tagliamento. Am 16. Jan. 1801 schlossen hier die Franzosen einen Waffenstillstand mit den Österreichern, und 5. Mai 1809 lieferten sich in der Nähe, bei dem Dorfe Postuma, beide Parteien ein Gefecht. Am 21. März 1848 brach zu T. eine revolutionäre Bewegung aus, der zufolge die schwache österr. Besatzung die Stadt räumte. Am 11. Mai wurden hier die Piemonteien zurückgeschlagen und darauf die Stadt von Nugent beschossen. Ein zweites Bombardement unter Welden hatte 24. Juni die Kapitulation an Österreich zur Folge. Nach dem Wiener Frieden kam 1866 die Provinz T., wie ganz Venetien, an das Königreich Italien.

Treviso, Herzog von, s. Mortier.

Trévoux, Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Ain, links an der Saône, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und der Linie Lyon-Sathonay-T. der Rhônebahn, ehemals Hauptort des Fürstentums Dombes, zählt (1881) 2698 E. und hat viele Goldschmiede, Gold- und Silberdrahtzieherei und Herstellung von Uhrcylindern. Der Ort besaß im Anfang des 18. Jahrh. eine berühmte Druckerei, in welcher die erste Ausgabe des «Dictionnaire universel» (de T.) und die von den Jesuiten herausgegebene kritische und litterarische Zeitschrift «Mémoires» oder «Journal de Trévoux» gedruckt wurde.

Treysa, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Ziegenhain, an der Einmündung der Wiera in die Schwalm, 238 m über dem Meere, Station der Linien Kassel-Marburg-Frankfurt a. M. und T.-Leinefelde der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2413 meist evang. E. und hat eine Zwangserziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, Landwirtschaft, Viehzucht, Wollspinnerei und Woll- und Butterhandel.

Triac, franz. Dorf bei Jarnac (s. d.).

Triage (frz.), das Ausgelesene, der Ausschuß; Ware, aus der das Beste ausgesucht ist; in Deutschland insbesondere der aus schwarzen und zerbrochenen Bohnen bestehende Kaffeeabfall.

Trialismus u. Trialisten, s. Trichotomie.

Triandrus, triandrisch, dreimännig, nennt man in der Botanik jede Blüte, die drei nicht miteinander verwachsene Staubgefäße enthält. Triandria nannte Linné die 3. Klasse seines Systems, welche alle Pflanzen mit zwitterigen triandrischen Blüten umfaßt. Zu dieser Klasse gehört fast die ganze Familie der Gramineen.

Triangel (lat.), soviel wie Dreieck (s. d.). — In der Janitscharenmusik heißt Triangel ein Schlaginstrument, das aus einem in ein Dreieck gebogenen stählernen Stabe besteht, an einem Riemen gehalten und mit einem Stahlstabe geschlagen wird.

Triangulärzahlen, s. u. Figurierte Zahlen.

Triangulierung oder Netzlegung ist das Ausmessen eines Teils der Erdoberfläche durch Bestimmung der Winkel und Seiten von Dreiecken, welche jenen Teil netzartig überziehen. (S. unter Netz 3, Bd. XII, S. 146b.) Der Erfinder dieser Vermessungsmethode ist der Mathematiker Willebrord Snellius (s. d.) in Leiden, der sie 1617 zuerst auf eine Gradmessung zwischen Alkmar und Bergen op Zoom anwendete.

Triangulum, Sternbild, s. Dreieck.

Trianon heißen in Frankreich zwei Lustschlösser im Bereich des Parks von Versailles. An der Stelle derselben stand ehemals ein Dorf, das unter dem Namen Triarnum bereits im 12. Jahrh. vorkommt. Großtrianon, unter Ludwig XIV. von dem Architekten Jules Hardouin Mansard 1685 für Frau von Maintenon im ital. Geschmack gebaut, zeigt den prunkhaften Charakter aller Monumente jener Zeit. Das aus einem einzigen Stockwerk zu ebener Erde bestehende Gebäude hat als Abschluß eine Attika; im großen Saale des Schlosses hielt 1873 das Kriegsgericht über Bazaine seine Sitzungen. Der ursprünglich von Lenôtre angelegte Garten hat in der Folge mancherlei Umänderungen erlitten. Bei der Revolution gerieten Schloß und Garten in Verfall, bis Napoleon I. sie wiederherstellen ließ. Derselbe bewohnte das Schloß zuweilen im Sommer und erließ hier unter anderm das berühmte Zollgesetz vom 5. Aug. 1810, welches alle Kolonialwaren mit einem Einfuhrzoll von 50 Proz. belegte und unter dem Namen Dekret von Trianon bekannt ist. Während der Restauration wurde Großtrianon häufig von dem jüngern Hofe besucht. — Kleintrianon ist ein einfacher, viereckiger Pavillon, unter Ludwig XV. nach den Rissen des Baumeisters Gabriel aufgeführt. Es wurde der Lieblingsaufenthalt der Königin Marie Antoinette, welche den kleinen Schloßgarten im engl. Geschmack herrichten ließ. In diesem Garten lag, im Gebüsch versteckt, am Ufer eines kleinen Sees das berühmte Müllerdörfchen, wovon jetzt nur noch wenig vorhanden ist. Es hatte etwa acht Häuser, nach den Eingebungen idyllischer Phantasie erbaut, eine Mühle, eine Scheune, ein Milchhaus und einige Bauerhütten. Jede Hütte war zierlich möbliert und das Dorf der Belustigungsort des königl. engern Familiencirkels. Man trieb hier Maskenscherze und Kinderspiele. Während der Revolution war Kleintrianon ein öffentliches Speisehaus. Napoleon I. ließ es zuerst für seine Schwester Marie Pauline, Prinzessin Borghese, sodann für die Kaiserin Marie Luise herstellen. Vgl. Lescure, «Les palais de T.» (Par. 1867).

Triarier (triarii), s. unter Legion.

Trias (grch.), die Dreiheit, der Dreiklang; auch in der Politik, z. B. die deutsche T., wonach Deutschland eine Dreiheit bilden sollte: Österreich, Preußen, und die übrigen Staaten in einer Gruppe.

Trias oder Triasformation nennt man in der Geologie einen Schichtenkomplex, welcher den Keuper (s. d.), Muschelkalk (s. d.) und Buntsandstein (s. d.) umfaßt. (S. Geognosie.)

Tribadie, s. Lesbische Liebe.

Triberg, Stadt im bad. Kreise Villingen, an der Gutach, welche oberhalb des Ortes den 170 m

hohen Wasserfall Fallbach bildet, und an der Linie Offenburg-Siegen der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2415 E., welche sehr bedeutende Uhrenindustrie und Strohflechterei betreiben. T. brannte 1826 völlig nieder. In neuerer Zeit ist T. ein besuchter Luftkurort.

Tribometer oder Reibungsmeiser, Vorrichtungen, welche dazu dienen, die Größe der Reibung zu messen.

Tribonianus, röm. Rechtsgelehrter, war Vorsitzender der Kommission zur Bearbeitung der unter dem Namen der Justinianischen bekannten Rechtsbücher. (S. Römisches Recht.) Er wird geschildert als reich ausgestattet mit der Gabe der Rede, großer Gewandtheit des Geistes und der Kunst zu schmeicheln und einzunehmen, aber auch als habsüchtig und gewissenlos. Kaiser Justinian beförderte ihn vom Sachwalter zu den höchsten Ämtern, zum Quaestor sacri palatii, zum Magister officiorum, Praefectus praetorio und Konsul. Wenn, wie man annehmen muß, T. ungefähr gegen das Ende des 5. Jahrh. n. Chr. geboren wurde, so war er kaum 30 J. alt, als er an der Spitze der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten jener Zeit das große Werk begann, den ganzen Vorrat rechtswissenschaftlicher Schriften (2000 volumina) in ein einziges, nach dem System des Edictum perpetuum geordnetes Ganzes, die Pandekten (s. d.), zu verschmelzen, ebenso alle noch brauchbaren kaiserl. Verordnungen und Entscheidungen nach Materien zu sammeln (Codex) und zugleich durch einzelne Verordnungen das ältere Recht in vielen Punkten zu verändern und zu ergänzen. Das Werk wurde 528—534 vollendet. T. starb 545 in voller Blüte des Lebens und der Thätigkeit.

Tribrachys (grch.) heißt in der Metrik ein Versfuß, der aus drei kurzen Silben (⏑ ⏑ ⏑) besteht, z. B. lat. lĕgĭmŭs.

Tribsees, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Grimmen, an der Trebel mit (1880) 3094 E., hat ein schönes Altarschnitzwerk in der Thomaskirche und eine Präparandenanstalt. Vgl. Bandlow, «Geschichte des Landes und der Stadt T. 1136—1486» (Tribsees 1881).

Tribūn und **Tribunāt.** Tribunus hieß bei den Römern einer, der an der Spitze einer Tribus, d. h. eines Teils des Volks, steht. In der Königszeit kommt diese Bezeichnung nur in militärischem Sinne vor. Tribuni militum hießen die Führer der Legionen, also des Fußvolks; tribuni celerum die ältesten Anführer der Reiterei; der eine tribunus celerum, der Befehlshaber der Reiterei, der zugleich der polit. Stellvertreter des Königs gewesen sein soll, beruht wohl nur auf Erdichtung. Die Tribunen wurden sämtlich vom König ernannt. Von der Republik an werden die tribuni celerum nur noch in priesterlicher Eigenschaft erwähnt, dagegen blieben tribuni militum im röm. Heerwesen bestehen. In jeder Legion waren es sechs, die abwechselnd je zwei Monate die Legion befehligten. Sie wurden anfangs auch in der Republik sämtlich von den Konsuln ernannt; 362 v. Chr. aber zogen die Tributcomitien die Wahl von 6 unter den 24, die es nunmehr bei dem gewöhnlichen Stande von vier Legionen gab, an sich. Im J. 311 nahmen sie die Wahl von 16, im J. 207 die aller 24 an sich, wogegen die Konsuln auch ferner die Tribunen derjenigen Legionen ernennen durften, die außer den vier noch ausgehoben wurden. Diese letztern hießen tribuni rufuli, nach einem Rutilius Rufus, der das sie betreffende Gesetz eingebracht. In der Kaiserzeit ward die Stellung der Legionstribunen dahin geändert, daß sie nicht mehr selber die Legion kommandierten, sondern nur unter einem Legaten als dem Legionskommandanten. Außerdem hießen die Befehlshaber der in Rom stehenden, sowie einiger anderer Kohorten nun tribuni militum. In der ersten Kaiserzeit kommen unter Augustus noch vom Volke gewählte Tribunen vor (woneben die vom Kaiser ernannten tribuni militum Augusti heißen), später nicht mehr. In der Kaiserzeit konnte man zu diesem Amte auch von unten auf gelangen. Doch wurden die meisten Stellen jungen Männern aus dem Senatoren- und Ritterstande gegeben.

Ferner heißen tribuni oder tribuni aerarii die curatores tribuum, d. h. die Verwaltungsvorsteher der servianischen Tribus. (S. Tribus.) Diese, beziehungsweise die gewesenen Tribunen oder auch überhaupt diejenigen, welche den dazu wohl erforderlichen Census hatten, wurden durch eine lex Aurelia vom J. 70 v. Chr. als Vertreter des dritten Standes neben den Senatoren und Rittern auf die Geschworenenliste gesetzt, verloren aber bald wieder diese Stellung.

Eine dritte Anwendung dieses Titels fand statt bei den Konsulartribunen oder den tribuni militum consulari potestate, die, in einer Zahl, welche zwischen drei, vier und sechs (der eigentlichen Normalzahl für dieselben) schwankt, vom J. 444 an bis zum Austrage des Ständekampfes öfters als Ersatz für die Konsuln eintraten und auch Plebejer sein konnten. Die Patricier wollten mit diesem Zugeständnis den Ansprüchen der Plebejer auf das Konsulat aus dem Wege gehen.

Von höchster Bedeutung für die Verfassungsgeschichte der röm. Republik waren die tribuni plebis, die Volkstribunen. Die Einsetzung derselben stammte von der ersten Sezession der Plebs (s. d.) auf den heiligen Berg im J. 494, infolge deren dieselbe zunächst, wie es scheint, zwei, gleich darauf aber fünf Vertreter erhielt, mit dem Rechte, jeden einzelnen Plebejer im einzelnen Fall vor augenblicklicher Anwendung der konsularischen Gewalt über ihn durch Intercession zu schützen, und weiter mit dem Rechte, die Plebs zusammenzurufen und mit ihr über rein plebejische Angelegenheiten zu verhandeln. Die Tribunen selbst sollten immer Plebejer sein, der Plebs Tag und Nacht zur Verfügung stehen, persönlich, nicht schriftlich intercedieren. Ihre Person aber war unverletzlich (sacrosancti). Die ganze Institution wurde unter den Schutz einer lex sacrata gestellt, indem die Plebs insgesamt es beschwor, daß jeder, der dawider handelte, verfemt sein und als solcher behandelt werden sollte, während die Tribunen selbst unverantwortlich waren. Die Befugnisse der Tribunen sollten aber nur innerhalb der Stadt und der Bannmeile (1000 Schritt) gelten, und wurden sowohl von einzelnen Tribunen ausgeübt, als auch auf Grund eines Beschlusses des Kollegiums sämtlicher Tribunen.

Das Kollegium wurde 457 v. Chr. auf zehn Mitglieder erhöht, eine zweifelhafte Konzession, da zwar nun der einzelne Plebejer leichter Schutz finden konnte, aber die Einigkeit des Kollegiums leichter zu stören war. Diese Grundbestimmungen,

welche eine Schranke gegen den Mißbrauch der in patricischen Händen befindlichen konsularischen Gewalt sein sollten, wurden nun aber allmählich so erweitert, daß die Tribunen die Macht hatten, die Regierungsgewalt völlig lahm zu legen. Mittels des Intercessionsrechts konnte z. B., indem man es bei Aushebungen für jeden Plebejer eintreten ließ, der ganze Aufhebungsakt sistiert werden. Es konnte überhaupt immer durch Intercession gegen den exequierenden Beamten jedem Senats- und Volksbeschlusse entgegengetreten werden. Auf diesem Wege erhielten die Tribunen das Recht, mit dem Senat zu verhandeln. Das Recht, mit dem Volk zu verhandeln, wuchs in seiner Bedeutung zugleich mit der Bedeutung der Tributcomitien (s. Tribus), des gesetzgebenden Organs der Tribunen, von dem sie auch wenigstens seit 471 gemäß der lex Publilia gewählt wurden. Außerdem konnten sie bei diesen Comitien höhere von ihnen zuerkannte Geldstrafen, wegen deren Berufung an das Volk eingelegt war, bei den Centuriatcomitien aber Kapitalstrafen gegen Magistrate und Privatleute beantragen wegen Schädigung der Plebs. Das Mittel aber, dies alles durchzusetzen, lag schließlich immer in ihrer Unverletzlichkeit, die ihnen ein rücksichtsloses Vorgehen erlaubte. Die Tribunen hatten von Haus aus weder Imperium, noch Auspicien, noch Amtsinsignien, wohl aber gewannen sie durch energische Anwendung der Negative eine sehr positive, den Magistraten entsprechende Gewalt. Der in der Blütezeit der Republik regierende Senat unternahm daher den Versuch, die Tribunen nicht bloß unschädlich zu machen, sondern zu einem Regierungsorgan umzugestalten, besonders gegenüber von Magistraten, die sich nicht vom Senat leiten lassen wollten. Das Tribunat, das vorzugsweise aus der plebejischen Aristokratie besetzt wurde, die sich seit den Licinischen Gesetzen mit den Patriciern in den Besitz der Regierung teilte, trat so wirklich allmählich in die Reihe der ordentlichen höhern Magistrate ein. (S. Rom und Römisches Reich.) Daß aber die Gefahr, die in der Stellung des Tribunats lag, auf diese Weise nur verdeckt, nicht beseitigt worden ist, zeigte sich, als mit den Gracchischen Unruhen die Harmonie im Staatsleben aufhörte und das Tribunat wieder seine ursprüngliche Stellung annahm und Organ nicht bloß der Demokratie, sondern der Revolution wurde. Von Sulla wurde 81 die tribunicische Gewalt eingeschränkt und die gewesenen Tribunen von der weitern Ämterlaufbahn ausgeschlossen, aber 75 und 70 wurden diese Bestimmungen wieder aufgehoben. Das Kaisertum aber teilte nach dem außerordentlich klugen Gedanken des Augustus die reale Gewalt des Tribunats unter dem Titel tribunicia potestas dem Kaiser zu, wenn es auch die Tribunen, aber ohne wirkliche Macht fortbestehen ließ. Der Titel ward sogar im 4. Jahrh. noch verliehen.

In der spätern Kaiserzeit gab es unter anderm auch einen tribunus voluptatum, der die Aufsicht über die öffentlichen Lustbarkeiten führte.

Auch in der ersten franz. Republik wurde nach der Revolution vom 18. Brumaire durch die Verfassung Sieyès' von 1799 ein Tribunat eingeführt. In der neuen Verfassung hatte der Erste Konsul (s. Konsulat) das ausschließende Recht, die Gesetzentwürfe vorzuschlagen; die gesetzgebende Gewalt hingegen sollte ein Gesetzgebender Körper von 300 und ein Tribunat von 100 Mitgliedern üben. Dem Tribunat war die Aufgabe zugeteilt, die Gesetzentwürfe der Regierung zu beraten, oder die Gründe für deren Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit aufzustellen; der Gesetzgebende Körper hingegen mußte über die im Tribunat verhandelten Entwürfe abstimmen, d. h. dieselben verwerfen oder annehmen, ohne sich darüber in Diskussion einzulassen. Jeder Tribun mußte wenigstens das Alter von 25 J. besitzen und erhielt einen jährlichen Gehalt von 15000 Frs. Die Mitglieder des Tribunats wählte der Senat (s. d.) aus der sog. Nationalliste, auf welcher diejenigen Kandidaten der Departementswahlen standen, die nur in dritter Reihe die Stimmenmehrheit erhalten hatten. Jährlich trat der fünfte Teil aus dem Tribunat und wurde durch neue Ernennungen ergänzt; die Austretenden konnten jedoch so lange wiedergewählt werden, als sie auf der Nationalliste standen. Außer dem Rechte, die Gesetzentwürfe zu diskutieren, hatte das Tribunat auch das Recht, der Regierung Vorstellungen und Wünsche vorzutragen. Dasselbe wagte sehr bald von diesem Rechte Gebrauch zu machen, und der Körper empfing hierdurch ein Leben und eine Bedeutsamkeit, welche der Machthaber fürchtete. Die besten Köpfe, Redner und Patrioten, wie Carnot und Benj. Constant, suchten ins Tribunat zu gelangen, das ihnen allein noch eine Art von polit. Wirksamkeit gestattete. Schon 1803 brachte es deshalb Bonaparte dahin, daß seinen Absichten günstige oder unbedeutende Männer ins Tribunat gewählt wurden. Das Tribunat war auch alsbald so in Abhängigkeit geraten, daß es auf den Vorschlag des Tribunen Curée 4. Mai 1804 die Erhebung Bonapartes zum Kaiser beantragte. Nur der Tribun Carnot war der einzige, welcher sich dagegen erhob und das Protokoll der Sitzung nicht unterzeichnete. Nach der Errichtung des Kaiserthrons wurde das Tribunat durch ein Senatuskonsult vom 18. Mai 1804 umgewandelt. Der größere Teil der Tribunen mußte dem Gesetzgebenden Körper beitreten, die Generalversammlungen hörten auf, und es blieben nur drei Tribunensektionen für das Innere, die Gesetzgebung und die Finanzen, welche die Prüfung der Gesetzentwürfe unter den vom Kaiser ernannten Präsidenten und Quästoren vornahmen. Nur zwei Redner durften das Gutachten ihrer Tribunatsektion vor dem Gesetzgebenden Körper aussprechen. Endlich hob Napoleon I. durch Senatuskonsult vom 19. Aug. 1807 auch diese Schattengewalt auf und an die Stelle der Tribunatsektionen traten Kommissionen des Gesetzgebenden Körpers.

Tribunal hieß bei den Römern der erhöhte Ort, wo der Magistrat, namentlich der Prätor (s. d.), auf der sella curulis saß, wenn er die Jurisdiktion handhabte. Bei ihm fanden die Personen, welche sein consilium bildeten, seine Beisitzer, auch die Richter, denen er präsidierte, ihren Platz. Für das ordentliche Verfahren, sowie für jede Sache, welche Kognition und Dekret erforderte, übte der Sitte gemäß der Magistrat seine Thätigkeit stets vom T. aus. Dagegen brauchte er bei geringern Sachen, welche eine bloße Interlokution, eine Verfügung von kurzer Hand, auch einen schriftlichen Bescheid, z. B. auf ein Gesuch verlangten, das T. nicht zu besteigen, sondern konnte sie an jedem beliebigen Ort abmachen.

In Rom stand das älteste T. des Prätor Urbanus auf dem Comitium und war gemauert. Später

ward namentlich unweit des Vestatempels auf dem Forum ein solches errichtet, während anderswo zeitweilig ein T. aus Brettern aufgeschlagen wurde. Im Lager wurde für den Feldherrn, wenn er Gericht hielt, das T., wie es heißt, anfangs aus Rasen errichtet.

Das Wort T. ist in den modernen Sprachgebrauch übergegangen, und zwar bezeichnet man mit Tribunāl einen Gerichtshof, besonders einen höhern (Appellationsgericht und Oberappellationsgericht), wie z. B. in Preußen bis 1. Okt. 1879 das ostpreußische T. zu Königsberg und das Obertribunal zu Berlin.

Tribunāt, s. Tribun und Tribunat.

Tribüne (frz.), Rednerbühne; erhöhtes Gerüst für Zuschauer.

Tribur, s. Trebur.

Tribus (lat., d. i. Dritteil, dann Teil überhaupt) hießen in Rom die Teile des Volks in polit. und administrativem Sinne, indes zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Bedeutung. In der ältesten Verfassung hießen T. die drei Stämme oder Gaue, aus denen der röm. Staat gebildet war, die zuerst vorhandenen latinischen Stammes, die sabinischen Tities und die zuletzt beitretenden Luceres. Jede dieser Stammtribus war in zehn Kurien, die Kurie in zehn Gentes oder Geschlechter, das Geschlecht in Familien eingeteilt. Da in diese T. die dem ursprünglichen Staat zuwachsende Plebs wenigstens in der Königszeit gewiß noch nicht eintrat, so schuf Servius Tullius (s. d.), dessen Verfassungsreform einen patricisch-plebejischen Gesamtstaat zum Zweck hatte, neben der polit. Einteilung in Klassen und Centurien als Basis für diese und für die ganze Administration eine neue Einteilung, zunächst des Gebiets, mittelbar auch der darin ansässigen Patricier und Plebejer in vier lokale Distrikte, und übertrug auf diese den Namen T. Ihre Namen wurden von den Stadtteilen genommen (Palatina, Suburana, Collina, Esquilina); wahrscheinlich schlossen dieselben das Landgebiet als Annex in sich; daß schon damals 26 T. oder Bezirke (regiones) mit ihren Dörfern (pagi), in welche das Landgebiet für sich eingeteilt gewesen sein soll, neben den städtischen T. standen, ist gewiß nicht richtig.

Von dieser serviauischen Einteilung erhielt sich der Name T. als Bezeichnung für einen lokalen Administrationsdistrikt. Das Landgebiet findet man 494 v. Chr. in 17 Distrikte eingeteilt, deren Namen mit Ausnahme eines einzigen, vielleicht eben des siebzehnten, von den darin ansässigen Patriciergeschlechtern (Claudia, Fabia u. s. w.) genommen wurden. Als dann in der Folge das Staatsgebiet sich vermehrte, wurde von 387 v. Chr. an der Zuwachs wieder nach T. angefügt, deren Namen umgekehrt alle mit Ausnahme einer einzigen von Örtlichkeiten genommen waren. So entstanden allmählich bis 241 v. Chr. 35 T., also neben den 4 städtischen 31 ländliche. Weiter fuhr man mit der Bildung von neuen Distrikten nicht fort, sondern was nun neu mit Vollbürgerrecht in den Staat hereinkam, Städte, ja Provinzen wie einzelne, wurde in eine der vorhandenen T. eingeteilt. Eine Unterabteilung der städtischen T. bildeten die vici, der ländlichen die pagi oder Dörfer. Als Grundlage für die Verwaltung war die T. ein Aushebungs- und Steuerdistrikt. Dieselben standen unter Curatores tribuum oder Tribuni aerarii, da für letztere doch wohl diese Annahme immer noch die wahrscheinlichste ist. Jeder Bürger gab bei genauer Angabe seiner persönlichen Verhältnisse stets auch die T. an, in der er eingeschrieben war. Ursprünglich waren wohl nur ansässige, grundbesitzende Bürger in den T. Aber 312 v. Chr. ließ der Censor Appius Claudius alle Bürger, auch Freigelassene ohne Grundbesitz, aus polit. Gründen in alle T. einschreiben. Die Censoren drängten dann aber 304 alle Bürger ohne Grundbesitz, sowie sämtliche Freigelassene in den vier städtischen T. zusammen. Und dabei blieb es trotz manchem Wechsel in der Hauptsache, sodaß fortan die vier städtischen T. der Geltung nach unter den ländlichen standen. Es hing dies zusammen mit der Bedeutung der T. als eines polit. Faktors. Nach der ersten Sezession der Plebs nämlich 494 v. Chr. organisierte sich dieser Stand in Sonderversammlungen und gliederte sich darin nach den T., die ja eben in dem genannten Jahre, wahrscheinlich in der Absicht, den Plebejern eine Form ihrer Organisation zu verschaffen, in der Zahl 21 konstituiert wurden. Diese Versammlung, welcher nur uneigentlich der Name Tributcomitien zukommt, da Comitien Versammlungen der Gesamtbürgerschaft, die für den ganzen Staat Gültigkeit haben, sind, hatte anfangs, wie nur plebejische Mitglieder, so nur plebejische Angelegenheiten zu beraten, wurde aber infolge der zweiten Sezession 449 v. Chr. und, nachdem nun auch die Patricier daran Anteil nahmen, durch drei Gesetze, die leges Valeriae Horatiae von 449, Publilia 339, Hortensia 287 zum Range eines vollgültigen Faktors der Verfassung erhoben, mit Verbindlichkeit seiner Beschlüsse für die Gesamtbürgerschaft. (S. Römische Altertümer.)

Um das Stimmrecht in diesen Versammlungen handelte es sich bei jener Frage, ob die geringern Bürger und Freigelassenen in alle T. kommen sollten oder nur in die vier städtischen. In der Kaiserzeit, in der seit Tiberius gesetzgebende Comitien überhaupt nur ganz ausnahmsweise vorkamen, und wo in denjenigen Comitien, in welchen früher Magistrate gewählt wurden, nur noch die formelle Ankündigung der neuen Magistrate stattfand, verloren die Tributcomitien alle Bedeutung, nicht aber die T. selbst als Einteilung der Bürgerschaft. Jeder röm. Bürger durch das ganze Reich hindurch wurde in eine T. eingeschrieben, und die Zugehörigkeit zu einer T. bildete das Kennzeichen des Vollbürgertums. Nachdem Caracalla das röm. Bürgerrecht 212 über alle freien Einwohner des Reichs ausgedehnt hatte, verloren die T. vollends alle polit. Bedeutung, sodaß diese Einteilung meist nur noch bei Verteilung der Getreidespenden und sonstigen Unterstützungen an bedürftige Tributen zu Rom benutzt wurde.

Vgl. Mommsen, «Die römischen T. in administrativer Beziehung» (Altona 1844); derselbe, «Röm. Forschungen» (Berl. 1864); Grotefend, «Imperium Romanum tributim descriptum» (Hannov. 1863).

Tribūt, tributum, hieß im alten Rom eine Steuerumlage, die nach der serviauischen Verfassung auf die einzelnen lokalen Distrikte oder Tribus (s. d.) umgelegt wurde. Diese Steuer wurde nur, wenn die regelmäßigen Einnahmen des Staats aus Domänen, Zöllen u. dgl. nicht ausreichten, namentlich in Kriegsfällen, erhoben, und zwar vorschußweise mit Vorbehalt der Heimzahlung aus der zu hoffenden Kriegsbeute. Der Maßstab des ein-

fachen tributum war 1 pro Tausend des steuerbaren Kapitals. Vom J. 167 v. Chr. an, nachdem der Staat mit der Einverleibung Macedoniens über eine Anzahl reicher Provinzen verfügte, wurde kein T. mehr erhoben, sondern die Kosten der Staatsverwaltung, soweit bisher das tributum hatte eintreten müssen, aus Provinzialeinkünften bestritten. In der Kaiserzeit fand eine neue Regelung dieser Verhältnisse statt. Auf Grund der schon unter Augustus unternommenen Reichsvermessung und Volkszählung wurde der gesamte Provinzialboden in Steuerhufen eingeteilt, die nach Bebauungsart und Ertrag in mehrere Klassen zerfielen, und auf diese ein tributum soli, eine Grundsteuer, gelegt, während die nicht grundbesitzende Provinzialbevölkerung Vermögens- und Gewerbesteuern zahlte oder ein tributum capitis, eine Kopfsteuer, aufgelegt erhielt. Italien blieb bis auf Diocletian von beiden Steuern frei, wurde aber unter diesem mit hereingezogen, der auch in Betreff der Besteuerung selbst organisatorische Verfügungen traf, namentlich auch in Betreff der Veranlagung der Grundsteuer. Und zwar wurden nach der früher herrschenden Annahme gewissermaßen ideale Steuerhufen im Wert von je 1000 solidi (s. Solidus) gebildet, d. h. die Steuern nach dem auf so und so viel Steuerhufen geschätzten Steuerwert eines Grundstücks erhoben. Nach einem vor einigen Jahren aufgefundenen Bericht aber wurden vielmehr Steuerhufen aus je einer bestimmten Anzahl jugera, 5 von Weinland, 20 von Acker erster, 40 von Acker zweiter Klasse u. s. w. der Besteuerung zu Grunde gelegt. Vgl. Marquardt, »Röm. Staatsverwaltung« (2 Bde., Lpz. 1876; 2. Aufl., besorgt von Dessau und Domaszewski, Lpz. 1884). Jetzt gebraucht man das Wort T. hauptsächlich von solchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen.

Tributcomitien, s. unter Comitien.

Tricarbonsäuren, s. unter Carbonsäuren.

Tricarico, Stadt in der ital. Provinz Potenza (Basilicata), Bezirk Matera, links vom Basento, von alten Mauern mit Türmen umgeben, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 7688 E. und hat Seidenkultur, Wein-, Safran- und Tabaksbau. T., mittellat. Tricaricum und Tricaris, gehörte zum Fürstentum Salerno und wurde 1081 von den Normannen erobert.

Trichechus (lat.), das Walroß.

Trichiasis (grch.), falsche Stellung der Wimperhaare zum Lidrande, sodaß sie den Augapfel berühren. Da hierdurch an letzterm fortwährende Reizungen und Entzündungen hervorgerufen werden, so ist die operative Beseitigung der T. notwendig.

Trichine oder spiraliger Haarwurm (Trichina spiralis) heißt ein kleiner Wurm aus der Klasse der Nematoden, dessen Männchen (s. beistehende Fig. 1, A) nur 1½ mm, dessen größeres Weibchen (Fig. 1, B) bis 3 mm lang wird, und der auch im ausgewachsenen Zustande kaum mit bloßem Auge gesehen werden kann. Die Geschichte dieser besonders von Virchow, Leuckart, Pagenstecher u. a. näher untersuchten, dem Menschen höchst gefährlichen Eingeweidewürmer ist folgende. Die erwachsenen T. (Darmtrichinen) leben im Darme verschiedener Tiere, vorzugsweise der Schweine, aber auch der Kaninchen, Ratten, Mäuse und des Menschen selbst. Die erwachsenen Weibchen stoßen von lebendigen Jungen, die bald ausgestoßen werden, und konnen im Laufe ihrer Lebensdauer von etwa 4 bis 5 Wochen wenigstens 200 Junge erzeugen. Diese Jungen bohren sich sogleich in die Darmwände ein, wandern, wahrscheinlich mit dem Blute, bis in die Körpermuskeln, setzen sich in diesen als Muskeltrichinen fest, nähren sich eine Zeit lang von den Muskelfasern, wachsen und kapseln sich dann ein. Ursprünglich sind diese Kapseln vollkommen durchscheinend und können nur durch das Mikroskop als meist spindelförmige Körper, in deren Mitte die T. aufgerollt liegt, erkannt werden (s. Fig. 2). Allmählich aber sammelt sich eine körnige, weißer Kreide ähnliche Masse in der Kapsel an, die dadurch wie ein weißes Pünktchen erscheint, das nun auch mit bloßem Auge gesehen werden kann. In dieser verkreideten Kapsel kann die T. jahrelang liegen, und in diesem Zustande wurde sie zuerst 1835 von Owen im Muskelfleische des Menschen entdeckt.

Fig. 1

Wird nun mit T. besetztes Fleisch vom Menschen gegessen, so löst sich die Kapsel im Verdauungsprozeß auf, die darin enthaltene T. wird frei, ihre Geschlechtsorgane entwickeln sich im Darme, und binnen wenigen Tagen ist die Bildung der Jungen vollendet und die Einwanderung derselben in den Darm und die Muskeln beginnt. Da die Tiere und besonders die Schweine, auch wenn sie Millionen dieser Würmer beherbergen, nicht krank scheinen, und die Menschen, bei welchen man eingekapselte T. nach dem Tode fand, nicht an diesen erkrankt erschienen, so beachtete man die Sache nicht weiter, bis Zenker in Dresden 1860 zuerst einen Fall beobachtete, wo der Tod der massenhaften Entwickelung von T. zugeschrieben werden mußte. Seit dieser Zeit sind zahlreiche epidemische Trichinenerkrankungen der Menschen beobachtet worden; den größten Schrecken verbreitete die Epidemie zu Hedersleben bei Quedlinburg (1865), in welcher von etwa 2000 E. 337 erkrankten und 101 starben. Die Krankheitserscheinungen selbst werden durch das Einwandern der Jungen und ihr Verzehren des Muskelfleisches bedingt; sie hören auf, sobald die Kapseln zu verkreiden beginnen. Um so schwerer sind die Krankheitserscheinungen, je mehr trichinöses Fleisch genossen ward, je mehr Würmer also und Junge einwandern.

Fig. 2.

Die Erscheinungen der Trichinenkrankheit (Trichinöse) wechseln sehr; aber eine eigentümliche Anschwellung des Gesichts, heftige Schmerzen, Steifheit und Schwäche in den Muskeln kommt stets vor. Solange die Trichinenmütter noch im Darm sind, kommen oft Erscheinungen wie von Magenkatarrhen, gastrischem Fieber oder Ruhr vor, und dann helfen auch Abführmittel. Sind aber die Jungen einmal eingewandert, so kann der Arzt direkt gegen sie nichts thun, sondern nur suchen, die Kräfte des Kranken, der häufig durch Lähmung der Atemmuskeln zu Grunde geht, so lange zu erhalten, bis die Einkapselung geschehen ist (etwa drei bis vier Wochen nach der Einwanderung). Im Beginn der Erkrankung werden starke Abführmittel, Benzin, große Gaben Alkohol, sowie reines Glyzerin (stündlich einen Eßlöffel) empfohlen. Die eingekapselten T. werden von keiner Bereitungsweise des Fleisches (Einsalzen, Räuchern u. s. w.), getötet, sondern nur durch die beim Kochen und Braten entwickelte Hitze, wenn dieselbe den Kochpunkt erreicht. Alle Vergiftungen sind durch rohes Fleisch, einfach gehackt, durch Schinken, Cervelatwürste u. s. w. hervorgebracht worden. Man esse daher kein rohes oder nur gepökeltes oder geräuchertes Schweinefleisch, sondern nur wohl gekochtes und gebratenes. Dabei ist wohl zu beachten, daß die Wärme nur sehr langsam eindringt und daß ein dicker Schweinebraten mehrere Stunden braucht, um im Innern sich bis zur Todeshitze der T. zu erwärmen. Will man doch Schinken, Schlackwurst u. s. w. roh essen, so thue man es nie ohne vorherige mikroskopische Untersuchung des Fleisches durch einen Sachverständigen. Für die Wohlfahrtspolizei aber ist unabweisliche Forderung, daß jedes geschlachtete Schwein unmittelbar von einem Sachverständigen mikroskopisch untersucht (obligatorische Trichinenschau) und erst nach dessen Zeugnis der Trichinenlosigkeit verwendet werden dürfe. Man weiß noch nicht mit Bestimmtheit, wie den Schweinen die T. zugeführt werden; jedenfalls durch die Nahrung. Die Züchter werden deshalb in ihrem eigenen Interesse darauf sehen, daß ihre Schweine nur gekochtes Futter, dagegen durchaus keine Fleischabfalle erhalten. An Orten, wo die Schweine nur Stallfütterung und gekochtes Futter bekommen, wurde bis jetzt wenigstens noch nie Trichinenkrankheit derselben beobachtet.

Litteratur. Leuckart, «Untersuchungen über Trichina spiralis» (2. Aufl., Lpz. 1866); derselbe, «Die menschlichen Parasiten» (2 Bde., Lpz. 1866—67); Virchow, «Lehre von den T.» (3. Aufl., Berl. 1866); Pagenstecher, «Die T.» (2. Aufl., Lpz. 1866); Kuntz, «Trichinenkunde» (Stuttg. 1876); Tiemann, «Leitfaden für die mikroskopische Untersuchung des Schweinefleisches auf T.» (Bresl. 1879); Benecke, «Die T. und die mikroskopische Fleischschau» (Straßb. 1879).

Trichite sind schwarze undurchsichtige Mineralgebilde von mikroskopischer Kleinheit, welche zu den unvollkommen ausgebildeten Krystalliten gehören, und bald gerade gezogene Nädelchen und Härchen, bald gebogene oder gekrümmte, auch vielfach geknickte Stäbchen darstellen, die teils isoliert liegen, teils zu Büscheln und Flocken vereinigt sind. Man beobachtet sie, in großer Menge und verschiedenartiger Ausbildung, in der Glasmasse der Obsidiane, Bimssteine und mancher Perlite, auch in der glasigen Basis, welche einen Bestandteil von Rhyolithen, Porphyren, Basalten und andern pyrogenen Eruptivgesteinen ausmacht.

Trichoglossidae, Pinselzünger, eine in 7 Gattungen und etwa 62 Arten Australien, Neuguinea, die Molukken bis Celebes, einen großen Teil der oceanischen Inseln und Neuseeland bewohnende Papageifamilie, bei welcher die Zungenspitze mit einer Anzahl fadenartig entwickelter, mit Horn überzogener Papillen (wahrscheinlich modifizierte Federn) besetzt ist; sie ernähren sich meist von Früchten und Pflanzensäften, der merkwürdige, grauschwarze Kea (Nestor notabilis, s. Tafel: Papageien, Fig. 10) von Neuseeland hat neuerdings aber gelernt, an den Schafen Blut zu saugen, und wird den Herden hierdurch sehr schädlich. Eine der schönsten Arten ist der Keilschwanzlori (Trichoglossus Novae Hollandiae, Fig. 9) oder Allfarblori, der sich in Australien und Tasmania findet.

Trichologie, die Lehre vom Haar; Trichōm, der Weichselzopf; Trichomykōse, Haarleiden durch Pilze verursacht; Trichophthŏra, Haarvertilgungsmittel; Trichophўton, parasitischer Haarpilz (s. unter Herpes); Trichophytica, den Haarwuchs befördernde Mittel.

Trichōma (grch.), der Weichselzopf.

Trichome, s. Haare (der Pflanzen).

Trichoptĕra, soviel wie Köcherjungfern.

Trichord (grch.), dreisaitige Laute.

Trichotomie (grch.), Teilung in drei Teile, besonders Trialismus, Teilung des Menschen in Leib, Seele und Geist (Trialisten); dann das Haarspalten; die ernsthafte, peinlich genaue Behandlung unbedeutender Dinge, Klauberei.

Trichroïsmus, s. unter Dichroïsmus.

Trichter (frz. entonnoir, cône; engl. funnel, cone), ein in der Haushaltung sowie in verschiedenen Industrien gebrauchtes Gerät von kegelförmiger Gestalt mit weiter runder Öffnung und anderseits in einer engen Röhre endigend, welches dazu dient, flüssige oder aus kleinen Teilen bestehende feste Körper in ein Gefäß zu bringen.

Trichterlilie, s. Pancratium.

Trichtermine, s. u. Mine, Bd. XI, S. 740[b].

Trichterspinne, s. Wasserspinne.

Trichterwinde, s. Ipomoea.

Trioocae, eine Abteilung der Dikotyledonen, welche die Familie der Euphorbiaceen (s. d.) und einige kleinere Familien umfaßt.

Trictrac, Spiel, welches mit den Steinen des Puffs und Würfeln auf dem Puffbrette gespielt wird; oft auch gleichbedeutend mit Puff (s. d.).

Tricuspidalklappe, die dreizipfelige Herzklappe (s. Herz, Bd. IX, S. 167[b]); Tricuspidalinsufficienz, Herzfehler, bedingt durch Schlußunfähigkeit derselben. (S. Herzfehler.)

Tricycle (Dreirad), s. unter Velociped.

Tridacna (lat.), die Riesenmuschel.

Trident, s. Trient.

Tridentinisches Konzil. Schon auf den vorreformatorischen Konzilien war das Verlangen nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern mit Entschiedenheit zum Ausdruck gebracht worden. Der Eintritt der Reformation mußte dies Verlangen noch steigern und zugleich den Wunsch erwecken, durch Abstellung der schreiendsten Mißbräuche in der kath. Kirche, sowie durch gemeinsame Beratung und Formulierung der streitigen Lehren eine dauernde Loslösung der Protestanten zu verhindern. Aus diesen beiden Gründen hatte Kaiser Karl V.

schon längst ein allgemeines, von Katholiken und Protestanten in gleicher Weise zu beschickendes Konzil gefordert. Nach langem Drängen schrieb Paul III. das Konzil zum 1. Nov. 1542 nach Trient (s. d.) aus, vertagte es wegen des Kriegs mit Frankreich, schrieb es wiederum aus zum 15. März 1545, doch konnte es erst 13. Dez. 1545 eröffnet werden. Auch jetzt suchte der Papst den Zweck des Konzils auf alle Weise zu vereiteln, indem die Beschlüsse genau in Rom formuliert wurden, die Abstimmung nicht nach Nationen, wie in Konstanz, sondern nach Köpfen geschah und also ganz in den Händen der Italiener lag, und endlich der gewandte Kardinallegat Del Monte, ein treuer Anhänger des Papstes, den Verhandlungen präsidierte. Da zudem die Protestanten das Konzil nicht beschickten, so gingen seine Verhandlungen nicht darauf hinaus, eine Versöhnung mit ihnen herbeizuführen, sondern vielmehr Lehre und Ordnung der kath. Kirche im Gegensatz gegen sie zu formulieren und die vielfach schwankenden Bestimmungen der mittelalterlichen Scholastik auf einen feststehenden gemeinsamen Ausdruck zu bringen. In den ersten sieben Sitzungen wurden die Apokryphen den kanonischen Büchern, sowie die Tradition der Heiligen Schrift gleichgestellt, die Vulgata für die authentische Bibelübersetzung erklärt, die Lehren von der Erbsünde, der Rechtfertigung und den sieben Sakramenten nach kath. Auffassung formuliert. In der achten Sitzung, 11. März 1547, wurde, dem Wunsche des Papstes entsprechend, das Gerücht von einer Seuche als Vorwand benutzt, das Konzil nach Bologna zu verlegen. Die ital. Bischöfe reisten sofort ab, die deutschen blieben auf Befehl des Kaisers in Trient. Zu Bologna wurde nun eine zweimalige Vertagung beschlossen, bis Papst Paul III. 17. Sept. 1549 das Konzil aussetzte. Der bisherige Kardinallegat Del Monte, seit 8. Febr. 1550 Papst unter dem Namen Julius II., eröffnete das Konzil 1. Mai 1551 wieder in Trient durch seinen Legaten, den Kardinal Marcellus Crescentius. Obgleich viele Theologen fehlten und Frankreich Widerspruch erhob, wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Auch die Protestanten hatten ihr Erscheinen zugesagt, aber vor ihrem Eintreffen wurden die Lehren von der Transsubstantiation, der Buße, der letzten Ölung und der Gerichtsbarkeit der Bischöfe so formuliert, daß dadurch jede Versöhnung abgeschnitten war, und als endlich 25. Jan. 1552 ihre Gesandten zuerst im Konzil erschienen, drangen sie mit ihren Ansprüchen nicht mehr durch. Endlich veranlaßte die feindselige Annäherung Moritz' von Sachsen das Konzil, 28. April 1552 die Verhandlungen auf zwei Jahre zu vertagen.

Erst Pius IV. lud zur Fortsetzung des Konzils ein, und obgleich Frankreich ein neues freies Konzil forderte und die Protestanten ihre Teilnahme verweigerten, ward dasselbe unter Vorsitz des Kardinallegaten Prinz Hercules Gonzaga von Mantua 18. Jan. 1562 mit der 17. Sitzung wieder eröffnet. Frankreich, der Kaiser und Bayern erneuerten die Forderung einer Reform der Kirche, Gestattung des Laienkelchs, Aufhebung des Cölibats und der Speiseverbote; ferner behaupteten alle außerital. Bischöfe, daß die bischöfl. Würden und Rechte göttlichen und nicht päpstl. Ursprungs seien. Trotz dieser Opposition wußte der Papst seine Wünsche durchzusetzen, teils durch maßlose Verschleppung der Verhandlungen, teils durch die Überzahl der Italiener. So wurden die Bestimmungen über die Abendmahlsfeier und das Meßopfer getroffen. Als 13. Nov. 1562 der Kardinal von Lothringen mit 14 Bischöfen, 3 Äbten und 18 Theologen sich einfand und nicht bloß dadurch die Opposition stärkte, sondern auch 34 franz. Reformationsartikel vortrug, wußte der Papst nur dadurch sich zu helfen, daß die nächste Sitzung von einem Monat zum andern verschoben ward. Gonzaga starb 2. März 1563, ihm folgten die Legaten Morone und Navageri. Der Kardinal von Lothringen ward für die päpstl. Partei gewonnen, auch die deutschen, franz. und span. Bischöfe gaben nach. So wurden denn seit dem 15. Juli 1563 in mehrern Sitzungen ganz den päpstl. Wünschen entsprechend abgefaßt die Dekrete von der Priesterweihe und Hierarchie, vom Sakrament der Ehe nebst dem Cölibat der Geistlichen, vom Fegfeuer, dem Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, von den Klostergelübden, dem Ablaß, den Speiseverboten und dem Verzeichnis der verbotenen Bücher, welches nebst der Abfassung eines Katechismus und Breviers dem Papste überlassen ward. In den fünf letzten Sitzungen wurde beschlossen, die Mißbräuche bei Erteilung und Verwaltung geistlicher Ämter und Pfründen abzuschaffen, Seminarien zur Bildung der Geistlichen einzurichten und die Ordinanden zu prüfen (die sog. Reformationsdekrete). Betreffs der päpstl. Autorität konnte jedoch die jesuitische Ansicht von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht durchdringen, es wurde sogar das Episkopalsystem als Dogma angenommen und das Papalsystem nur als theol. Lehrmeinung zugelassen. Am Schluß der letzten Sitzung, 4. Dez. 1563, rief der Kardinal von Lothringen: «Verflucht seien alle Ketzer!» und die Prälaten stimmten ein: «Verflucht, verflucht!» Die Beschlüsse des Konzils, die für immer die prot. und kath. Kirche trennten und für die letztere das wichtigste Symbol sind, wurden von Papst Pius IV. 26. Jan. 1564 durch die Bulle «Benedictus deus» bestätigt und fanden in Italien, Portugal und Polen unbedingte, in den span. Staaten durch die Observanz der Reichsgesetze bedingte Aufnahme, in Frankreich, Deutschland und Ungarn dagegen einen Widerspruch, der erst allmählich in stillschweigende Billigung überging. Zur Erläuterung und Auslegung der Beschlüsse des Konzils setzte Sixtus V. 1588 eine Kongregation von Kardinälen nieder.

Die «Canones et decreta oecumenici concilii Tridentini» sind öfter erschienen, die erste authentische Ausgabe zu Rom (1564), die letzte zu Paris (1883). Die Geschichte des Konzils hat in liberalem Sinne geschrieben Sarpi, «Istoria del concilio Tridentino» (Lond. 1619; deutsch von Winterer, 4 Bde., 2. Aufl., Mergenth. 1884), im päpstlichen Interesse Pallavicini, «Istoria del concilio di Trento» (2 Bde., Rom 1656; deutsch von Klitsche, 8 Bde., Augsb. 1836 fg.). Vgl. Mendham, «Memoirs of the council of Trent» (Lond. 1834); Wessenberg, «Geschichte der großen Kirchenversammlungen» (Bd. 3 u. 4, Konstanz 1840); Göschl, «Geschichte des Konzils zu Trient» (Regensb. 1840); Bungener, «Geschichte des Tridentinischen Konzils» (Genf 1861); Preuß, «Das Konzil zu Trient» (Berl. 1862). Eine gründliche Bearbeitung der Geschichte des Konzils wird aber erst möglich durch die in neuester Zeit begonnenen Publikationen des Aktenmaterials. Vgl. «Die Geschäftsordnung des Konzils von Trient» (Wien 1871); Sickel, «Zur

Geschichte des Konzils zu Trient» (Wien 1870—72); Calenzio, «Documenti inediti e nuovi lavori letterarii sul concilio di Trento» (Rom 1874); Maynier, «Étude historique sur le concile de Trente» (Tl. 1, Par. 1874); Döllinger, «Ungedruckte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Konzils von Trient» (Bd. 1, Nördl. 1876); A. Theiner, «Acta genuina sanctissimi oecumenici concilii Tridentini» (2 Bde., Lpz. 1874; enthaltend die offiziellen Protokolle des Konzilsekretärs Masarelli); Druffel, «Monumenta Tridentina» (Münch. 1884).

Tridi, im ehemaligen franz. Revolutionskalender der dritte Tag einer Dekade (s. d.).

Triduum (lat.), Zeit von drei Tagen.

Tridymit, ein sehr merkwürdiges Mineral, welches eine andere, nur das spezifische Gewicht 2,22 bis 2,32 besitzende Verkörperungsform der Kieselsäure darstellt, als sie in dem Quarz oder Bergkrystall gegeben ist. Die Krystallformen sind zwar auch hexagonal, wie die des letztern, aber von ganz andern Dimensionen und fast immer tafelartig nach der Basis, wobei häufig eine Drillingsverwachsung stattfindet (daher der Name, von τρίδυμος, Drillinge). Das optische Verhalten des T. bei der gewöhnlichen Beobachtungstemperatur stimmt nicht mit den Erfordernissen des hexagonalen Systems überein, die Blättchen des Minerals erscheinen im polarisierten Licht als eine sehr komplizierte Verschränkung von zwillingsmäßig miteinander verbundenen Partien doppelbrechender trikliner Natur; beim Erhitzen aber werden diese sechsseitigen Lamellen zwischen gekreuzten Nicols völlig einfachbrechend und sie gelangen dann also in einen Zustand, in welchem die äußere Form und das optische Verhalten einander entsprechen. Der T. ist ebenso hart wie der Quarz, farblos oder durch teilweise Verwitterung weiß, glasglänzend, auf der Basis perlmutterglänzend. Die Kieselsäure, SiO_2, aus welcher der T. allein besteht, ist ebenfalls vor dem Lötrohr unschmelzbar. Das Mineral wurde erst 1870 durch G. vom Rath auf den Klüften eines mexikanischen Trachyts von Pachuca entdeckt, obwohl es sich auch in den Hohlräumen mancher Trachyte des Siebengebirges, der Auvergne u. s. w. findet, auf denen es früher unbemerkt und unerkannt geblieben war. Sehr schöne Krystallisationen von T. erscheinen auch in Rhyolithen der Euganeen und von Tardree in Irland, in den Andesiten Siebenbürgens. Durch F. Zirkel wurde die weite Verbreitung mikroskopischer T. in Rhyolithen, Trachyten, Andesiten nachgewiesen, der nach den jetzigen Untersuchungen als ein reichlich vorhandener Gemengteil vieler solcher Gesteine gelten muß. In ältern vorterliären Felsarten ist er, im Gegensatz dazu, nur äußerst spärlich wahrgenommen worden. Wird gepulverter Quarz stark geglüht, so verwandelt er sich, unter Verminderung seines spezifischen Gewichts, in ein Aggregat von T.-Individuen; G. Rose vermochte durch Schmelzung von Feldspat mit Phosphorsalz, sowie von Kieselpulver mit demselben Salz oder mit kohlensaurem Natron deutliche Krystalle von T. künstlich zu erzeugen.

Trieb heißt im allgemeinen eine jede beharrlich wirkende Kraft, welche eine bestimmte Reihe von Äußerungen hervorbringt, wie der T. eines Rades, einer Drehscheibe u. dgl. Im engern Sinne werden aber allein die in den lebendigen Wesen auf zweckmäßige Art von innen heraus wirkenden organischen Kräfte T. genannt. So faßt man die Bewegung als Ausdruck eines T. in den lebendigen Körpern auf; man nennt organische T. die Kräfte, welche die Entwickelung und Gestaltung der Organismen bedingen, z. B. in dem Worte Bildungstrieb; man nennt (psychologisch) animalische T. die verschiedenen Richtungen des tierischen Begehrens (und Widerstrebens), die sich unwillkürlich äußern und auf bestimmte Gegenstände und Genießungen hintreiben, wie z. B. bei allen Äußerungen der Instinkte, d. h. der angeborenen T., wie z. B. Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb u. s. w. Man unterscheidet psychologisch T. niederer und höherer Natur. Die erstern, die einfach sinnlichen T. bestehen in einem Begehren nach sinnlichen Lustgefühlen und in einem Widerstreben gegen sinnliche Unlustgefühle; hierher gehören besonders Nahrungs- und Geschlechtstriebe u. s. w. Die höhern T. (ästhetische, moralische u. s. w.) haben gleichfalls eine sinnliche Grundlage, insbesondere das ästhetische Gefühl in seinen verschiedenen Gestaltungen. Die zusammengesetztern Instinkte (z. B. die Kunsttriebe der Tiere) haben sich, wie insbesondere Darwin wahrscheinlich gemacht hat, gemäß dem Gesetze der Anpassung und Vererbung aus den einfachsten Triebäußerungen niederer Tiere allmählich entwickelt. Doch sind hierbei wohl zweifellos auch innere psychologische Bedingungen in Wirksamkeit getreten, deren Natur man noch nicht kennt. Unter pathologischen Bedingungen treten beim Menschen «krankhafte» T. hervor, welche vielfach in einer Umkehr der normalen T. bestehen, so z. B. die Gier nach dem Genuß ekelhafter Dinge (Extremente), die sog. konträre Sexualempfindung, d. h. sinnliche Liebe zum eigenen Geschlecht, Zerstörungstrieb u. dgl. m.

Trieb (botan.), s. unter Ast.

Trieb, soviel wie Triebrad.

Triebfedern, s. unter Federn (metallische).

Triebrad, bei Fahrzeugen soviel wie Treibrad; sonst im Maschinenbau im Gegensatz zu Treibrad das in Bewegung gesetzte Rad; in der Uhrenfabrikation soviel wie Trieb oder Getriebe, das kleinere verzahnte Rad, welches in ein größeres eingreift.

Triebstahl, dünne, runde, gerippte Stahlstäbe, deren Querschnitt die Gestalt eines Rädchens hat, von den Uhrmachern zur Verfertigung der Triebräder oder Triebe gebraucht.

Triebstockverzahnung, eine Verzahnung mittels Räder, deren Zähne durch cylindrische Bolzen gebildet werden. (Vgl. Getriebe, Laternengetriebe und Zahnräder.)

Triebwerke, s. Transmissionen und [Triebwerke.

Triennium (lat.), Zeit von drei Jahren; T. academicum, die Zeit von drei Jahren, welche in Deutschland als Minimum des Universitätsbesuchs allgemein üblich ist.

Trieus ist ursprünglich eine altröm. Kupfermünze, welche den dritten Teil eines As (s. d.) gleich vier Unzen betrug; später seit Kaiser Konstantin (311—337) bezeichnet T. den dritten Teil des Goldsolidus (s. Solidus) gleich 1,52 g. Noch in der Merovingerzeit wurden T. oder Drittelsoliden in Gold geprägt und zu 12 Denaren gerechnet.

Trient (ital. Trento, lat. Tridentum), die Hauptstadt Welschtirols, die größte und früher die bevölkertste Stadt Tirols, liegt am linken Ufer der schiffbaren, hier von einer 40 m langen Steinbrücke überspannten Etsch und an der Brennerbahn, in fruchtbarem, reizendem Thale, umgeben von hohen, auf der Ostseite sanft ansteigenden Kalkgebirgen.

Die Stadt überrascht durch ihre Bauart, indem hier auf einmal überall ital. Stil hervorblickt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich besonders der Domplatz oder Piazza-Grande aus, auf dessen östl. Seite der 35 m hohe Stadtturm steht. Seine Mitte ziert ein herrlicher Brunnen aus rotem Marmor, dessen oberste kolossale Statue den Neptun mit dem Dreizack (dem Symbol des, jedoch anders abzuleitenden, Namens der Stadt) darstellt. Unter die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude gehören von den 13 Kirchen der Dom, ein majestätisches Werk mit drei Schiffen im byzant. Stil, ganz aus Marmor aufgeführt, dessen Bau im 10. Jahrh. begann und im 16. vollendet wurde: die Kirche Sta.-Maria-Maggiore, ganz aus braunrotem Marmor erbaut, mit einem hohen Glockenturm und einer großen Orgel und besonders dadurch merkwürdig, weil hier in der dritten Konzilsperiode vom 18. Jan. 1562 bis 3. Dez. 1563 die Kongregationssitzungen des Tridentinischen Konzils abgehalten worden sind. Im Chor der Kirche zur linken Seite des Hochaltars befindet sich ein großes Ölgemälde, welches eine hier abgehaltene Konzilssitzung darstellt. Ähnliche interessante Konzilsbilder sind noch außerdem in der Sakristei des Doms und im großen Saale des Municipiums vorhanden. Ferner sind zu nennen die Kirche San-Pietro, deren Façade im got. Stil 1850 neu hergestellt wurde; die Kirche der Jesuiten, jetzt Seminarkirche genannt, mit den reichsten fremden Marmorgattungen verziert; die Kirche della Annunziata, deren hohe Kuppel von vier ungeheuern, aus einem Stück gearbeiteten Säulen von rosenrotem Marmor getragen wird, und die Kirche des ehemaligen Augustinerklosters San-Marco, worin deutscher Gottesdienst gehalten wird. Außerdem sind zu erwähnen: das Theater, welches 1400 Personen faßt, das Rathaus, das wegen seiner Größe und Bauart imposante Kastell nächst dem Thore Acquila am Beginn des weiten Exerzierplatzes (Piazza d'armi), einst Sitz der Fürstbischöfe, jetzt Kaserne, der Palast Zambelli (von dem Augsburger Georg Fugger 1581 erbaut), und der Palast Tabarelli (jetzt Salvadori), der von Bramante d'Urbino ganz aus rötlichem Marmor erbaut und dessen Façade mit einer Masse Bildnisse geziert ist, sowie die großartigen, von cannelierten weißen Marmorsäulen gebildeten Arkaden im Gottesacker. Im Dom ist besonders sehenswert der Hochaltar, aus afrik. Marmor, nach dem Hochaltar in der Peterskirche zu Rom geformt, errichtet infolge eines Gelübdes der Kommune bei Gelegenheit der Belagerung der Stadt 1703 durch den franz. Marschall Vendôme; ferner die Kapelle des Crucifixes und die Grabstätte des Kardinals Bernh. von Cles. In der Sakristei werden der silberne Sarg des heil. Vigilius, einige alte silberbeschlagene Meß- und Evangelienbücher des Bischofs Friedrich von Wangen aus dem 13. Jahrh., dann die sieben berühmten Hautelissen, ehemals im Kastell di Buon Consiglio befindlich, gezeigt. In der Kirche Sta.-Maria-Maggiore sind vorzüglich merkwürdig: die große Cantoria aus carrarischem Marmor mit den herrlichen Basreliefs und sonstigen ausgezeichnet gemeißelten Verzierungen, sowie ein großes Altarbild von Buonvicino, genannt il Moreto, die vier großen Kirchenlehrer darstellend. In der Gymnasialkirche ist die Muttergottes, von Giorgione, und in der Martinskirche der sterbende Martinus, von Cignaroli, sehenswert. Herrliche Freskogemälde enthält die Façade des Hauses des Grafen Kloz (jetzt Ferrari) zu San-Marco, sowie das Kastell, wo unter den Kardinälen Bernh. von Cles und C. Madruzzo die besten Kräfte der ital. Malerschule des 16. Jahrh. auf längere Zeit thätig waren. Im Hause des Baron Val. Salvadori in Via Lunga befinden sich lebensgroße Porträts von der Hand Tizians, Moronos und Van Dycks. In der Bürgerbibliothek werden die Münz- und Antikensammlung Giovanellis und die Büchersammlung Mazettis, beide vorzugsweise auf Welschtirol bezüglich, aufbewahrt.

T. ist Sitz einer Statthalterei-Abteilung für Welschtirol, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreis- und städtisch-delegierten Bezirksgerichts (vereinigt in dem neuen großartigen Justizpalast unweit der Piazza d'armi), sowie eines Fürstbischofs mit einem Kapitel von acht Domherren. Die Stadt hat (1880) 19585 E., deren Lebensweise und Sprache ganz italienisch ist, und die ihren Haupterwerb in der Seidenfabrikation, im Weinbau, in aktivem und starkem Transitohandel finden. Außerdem gibt es daselbst Salamifabriken, deren Produkte nach Österreich und Deutschland unter dem Namen Veroneser Salami versendet werden; ferner zwei Spielkarten- und eine Geschirrfabrik, mehrere Gerbereien und Färbereien, eine Tuchfabrik, große Branntwein- und Weingeistfabriken, sowie Zuckerkonfitürenfabriken, die viel Absatz nach Oberitalien und Bayern haben, reiche Marmorbrüche, welche einer beträchtlichen Anzahl Steinmetzen Arbeit geben, und einen ergiebigen Gipsbruch. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt T. ein fürstbischöfl. Seminar mit vollständigem theol. Studium, ein ital. Obergymnasium mit deutschen Parallelklassen, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, Handelsschule, Fachschule für Marmorindustrie. Ferner bestehen daselbst ein Taubstummeninstitut, fünf Klöster und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. In T. wurde 1545—63 ein berühmtes Konzil (s. Tridentinisches Konzil) abgehalten. Auf dem rechten Etschufer erhebt sich über dem Vorort Piè di Castello der 289 m hohe Felskegel Doß di Trento mit Befestigungen, als «Verruca» schon von den Römern besetzt.

Vgl. Barbacovi, «Memorie storiche della città e del territorio di Trento» (Trient 1808); Lupi, «Topografia della città di Trento» (2 Bde., Trient 1831); Perini, «Statistica del Trentino» (2 Bde., Trient 1852); derselbe, «Trento e suoi contorni» (Trient 1859); Ambrosi, «Trento e il suo Circondario» (Trient 1881); «Sommario della Storia Trentina» (Borgo 1881); «Scrittori ed Artisti Trentini» (Trient 1883); Cribauer, «Führer für Trient-Arco und Umgebung» (Reichenberg 1884).

Trientiner Alpen, s. u. Alpen, Bd. I, S. 462.

Trier, vormaliges deutsches Erzstift und Kurfürstentum im ehemaligen Kurrheinischen Kreise, begrenzt vom Fürstentum Nassau, Erzstift Köln, Herzogtum Luxemburg, Herzogtum Lothringen, Kurfürstentum Pfalz bei Rhein, der Landgrafschaft Hessen-Rheinfels und endlich der Grafschaft Katzenelnbogen, umfaßte ein Areal von etwa 8300 qkm mit 280000 meist kath. E. Der Kurfürst von T., der sich den Titel «Kanzler durch Gallia» beilegte, war der Reihenfolge nach der zweite Kurfürst in Deutschland. Das Land teilte sich in das obere und das niedere Stift, letzteres mit der erzbischöfl. Residenz Koblenz (s. d.). Das Erzstift entstand aus dem angeblich schon im 1. Jahrh. gestifteten

Bistum in T. Letzteres war das älteste in Deutschland. Unter den Erzbischöfen sind zu nennen der Graf Balduin von Luxemburg, 1307—53, Bruder Kaiser Heinrichs VII. und der Begründer der Macht des Erzstifts wie des luxemburg. Kaiserhauses; der Graf Richard von Greiffenklau, 1511—31, der dem Eindringen der Reformation in das Erzstift wehrte; der Herzog Karl Joseph von Lothringen, 1711—15; der Pfalzgraf Franz Ludwig von Neuburg, 1716—29, der sehr viel zur Verbesserung des Rechtszustandes seines Landes that, und der letzte Kurfürst, der Prinz Clemens Wenzel von Sachsen, der 1768 erwählt wurde. Derselbe hatte, gleich seinem Vorgänger, den berühmten Johann Nikolaus von Hontheim (s. d.) zum Weihbischof; auch nahm er regen Anteil an der Emser Punktation, doch trat er mit dem Erzbischof von Mainz wieder zurück. Beim Ausbruch der Französischen Revolution sammelten sich im Trierschen, namentlich in Koblenz, die franz. Royalisten. Nachdem die Franzosen 1794 Trier und Koblenz genommen, wurde das trierische Land auf dem linken Rheinufer zu Frankreich geschlagen und, nachdem auch die Festung Ehrenbreitstein sich 1799 hatte ergeben müssen, fast das ganze Kurfürstentum mit Frankreich vereinigt. Im Frieden zu Lunéville wurde 1801 die Säkularisation des Erzstifts bestätigt, der auf dem rechten Ufer gelegene Landesteil meist mit Nassau verschmolzen, das Kurfürstentum aufgehoben und der Kurfürst, der zu Augsburg 27. Juli 1812 starb, durch eine jährliche Pension von 30000 Fl. entschädigt. Nach dem Pariser Frieden kam das Land wieder an Deutschland, und zwar bis auf einige wenige Stücke an Preußen, während der Herzog von Sachsen-Coburg davon das nachherige Fürstentum Lichtenberg, das aber Preußen 1834 auch erwarb, der Großherzog von Oldenburg Birkenfeld und der Landgraf von Hessen-Homburg den ehemaligen Kanton Meisenheim (seit 1866 ebenfalls preußisch) erhielt. Preußen schlug damals das trierische Land zum Großherzogtum Niederrhein; gegenwärtig bildet es den Regierungsbezirk Trier und einen Teil des Regierungsbezirks Koblenz der Rheinprovinz.

Vgl. Hontheim, «Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica» (3 Bde., Augsb. 1750); derselbe, «Prodromus historiae Trevirensis» (2 Bde., Augsb. 1757); Conrad, «Triersche Geschichte bis 1784» (Habamar 1822); «Gesta Trevirorum», herausgegeben von Wyttenbach und Müller (3 Bde., Trier 1836—39); Marx, «Geschichte des Erzstifts T.» (4 Bde., Trier 1857—64); Bertheau, «Die Gesta Trevirorum von 1152 bis 1259» (Gött. 1874).

Trier (lat. Augusta Trevirorum, frz. Trèves), die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Rheinprovinz, früher auch des gleichnamigen Erzstifts und Kurfürstentums, liegt in einem reizenden Thal, das von zwei mit Wein bepflanzten Bergreihen gebildet wird, am rechten Ufer der Mosel, über welche eine steinerne Brücke (190 m lang, 7,5 m breit) führt, Station der Linien Perl-Koblenz, Hillesheim-T. und Conz-Ehrang der Preußischen Staatsbahnen. Die Stadt ist sehr weitläufig, weil sie viele große Gärten umfaßt; die ältern Straßen sind eng und unregelmäßig; die Zahl der Einwohner beläuft sich (1885) auf 26119 (im 59,5 qkm großen Stadtkreise auf 40348), insgesamt Katholiken, mit Ausnahme von 4000 Protestanten und 600 Juden. T. ist Sitz der Regierung, eines Landratsamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines kath. Bischofs und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein kath. Gymnasium (seit 1563), ein Realgymnasium, eine städtische simultane höhere Töchterschule, eine Stadtbibliothek im Gymnasialgebäude (dem vormaligen Jesuitenkollegium) von 96000 Bänden und schönen Handschriften, darunter der sog. Codex aureus; ein sehr reichhaltiges Museum rhein. Altertümer, ebenfalls im Gymnasialgebäude; ein großes Bürgerhospital, ein Provinzialmutterhaus der Barmherzigen Schwestern, eine Taubstummenanstalt und ein Landarmenhaus. Die in T. 1472 gestiftete Universität wurde 1798, ein kath. Priesterseminar 1872 aufgehoben. Außer Südfrankreich hat kein Ort diesseit der Alpen so viele Denkmäler aus der Römerzeit aufzuweisen, wie T.; sie stammen, mit Ausnahme des etwa unter Trajan erbauten Amphitheaters sämtlich aus dem Ende des 3. und dem 4. Jahrh., so die Porta nigra, ein aus mächtigen Sandsteinquadern erbautes, befestigtes Stadtthor von imposanten Verhältnissen, 36 m lang, 29 m hoch; die Moselbrücke, von der jedoch nur der aus Basaltblöcken bestehende Unterbau der röm. Zeit angehört; die großartigen Thermen in der Vorstadt St. Barbara; der Kaiserpalast, eine malerische Ruine, die jetzt zum Teil noch in einer Höhe von 20 m steht; die Basilika, durch Friedrich Wilhelm IV. wiederhergestellt und seit 1856 der evang. Gemeinde eingeräumt, und die ältesten Teile des Doms, ursprünglich eine Gerichtshalle, später zur Kirche umgewandelt, nach einem großen Brande wiederhergestellt vom Bischof Nicetius (532 und 566) und später umgebaut von Poppo (1016—42), Udo (1066—78) und Hillin (1152—69). Im Dom werden kostbare Meßgewänder und Reliquien (wie der heilige Rock, s. d.) aufbewahrt. In der Umgegend finden sich röm. Bauten bei Igel und Neunig.

Unter den spätern Bauten nimmt die Liebfrauenkirche (erbaut 1227—44) im frühgot. Stil den ersten Platz ein; durch einen schönen Kreuzgang ist sie mit dem Dom verbunden. Außerdem sind hervorzuheben: die Gangolfskirche (13. Jahrh.) mit schönem Turm aus dem 15. Jahrh., die Matthiaskirche aus dem 12. Jahrh., jedoch mehrfach umgebaut, die Paulinskirche (erbaut 1734) und das kurfürstl. Schloß im Barockstil. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Weinbau, Gerberei und Kunstgärtnerei und treiben Schiffahrt und Handel, besonders mit Holz und Steinen. Mit Koblenz ist T. durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden. — Seine Glanzzeit fällt in die Zeit von 286 bis 400, wo es die Residenz für den Westen bildete. Im J. 464 fiel die Stadt an die Franken. T. ist wahrscheinlich vom Kaiser Claudius gegründet worden. Es gehörte dann zu Austrasien, kam im Vertrage zu Verdun von 843 an Lothringen, 870 an Deutschland, 895 wieder an Lothringen und wurde durch König Heinrich I. bleibend mit Deutschland vereinigt. Nachmals unter den Erzbischöfen gelangte die Stadt zu solcher Macht, daß dieselben für gut befanden, ihren Sitz nach Koblenz (s. d.) zu verlegen. Erst 1580 wurde ihr die lange Zeit angestrebte Reichsunmittelbarkeit definitiv durch kaiserl. Urteil anerkannt. Die Stadt kam 1794 an Frankreich und bildete die Hauptstadt des Saar-Departements, fiel 1814 Preußen zu und ist jetzt Sitz einer Regierung. Vgl. Haupt, «T.s Vergangenheit und Gegenwart» (2 Bde., Trier 1822); Schmidt, «Baudenkmale der röm. Periode und des Mittelalters in T.» (5 Hefte,

Trier 1837—45); Leonardy, «Geſchichte des Trierſchen Landes und Volks» (Trier 1871); von Wilmowski, «Der Dom zu T. in ſeinen drei Hauptperioden» (Trier 1874); derſelbe, «Die hiſtoriſch denkwürdigen Grabſtätten der Erzbiſchöfe im Dom zu T. und die archäologiſch-liturgiſch und kunſtgeſchichtlich bemerkenswerten Fundgegenſtände in demſelben» (Trier 1876); Freemann, «Augusta Treverorum. Hiſtor.-archäol. Skizze» (aus dem Engliſchen, Trier 1876); Hettner, «Das röm. T.» (Trier 1880); Steinbach, «T. und ſeine Umgebung» (Trier 1883); Wörl, «Führer durch die Stadt T.» (2. Aufl., Würzburg 1884). — Der Landkreis Trier zählt (1880) auf 957,7 qkm 66559 E.

Der Regierungsbezirk Trier umfaßt ein Areal von 7182,64 qkm, zählt (1885) 675578 meiſt kath. E. und zerfällt in die 13 Kreiſe: Stadt T., T.-Land, Saarburg, Merzig, Berncaſtel, Wittlich, Prüm, Bitburg, Daun, Saarbrücken, Saarlouis, Ottweiler, St. Wendel. Vgl. Bärſch, «Beſchreibung des Regierungsbezirks T.» (2 Bde., Trier 1849).

Trière (grch.), ſoviel wie Trireme.

Trieſt (ital. Trieste, lat. Tergeste), die erſte und wichtigſte Seehandelsſtadt der Öſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie und Freihafen, bis 1849 Hauptort des Guberniums Trieſt im Königreich Illyrien (ſ. d.), ſeitdem aber eine reichsunmittelbare Stadt (Öſterreichs) mit einem eigenen Gebiete von 94,30 qkm, iſt Sitz des Statthalters, Oberlandesgerichts und der Finanzdirektion für T., Görz, Gradiska und Iſtrien, der Central-Seebehörde, eines Biſchofs und Domkapitels, eines Seebezirks- und Militärkommandos, eines Landes-, Handels- und Seegerichts und einer Handels- und Gewerbekammer. Die Stadt liegt überraſchend ſchön, auf den nähern Hügeln ſtellenweiſe von immergrüner Vegetation umgeben, am Abhange des Karſt, an dem Trieſter Buſen des Adriatiſchen Meers und am Endpunkte der Öſterreichiſchen Südbahn. Sie iſt offen, von ital. Ausſehen, zum größten Teil regelmäßig gebaut, zerfällt in die Altſtadt, Neuſtadt oder Thereſienſtadt, die neu angelegte Joſephsſtadt und Franzensvorſtadt und zählt 40 Plätze und 327 Straßen und Gaſſen. Die Altſtadt, an und auf dem mit einem alten feſten Kaſtell verſehenen Schloßberge gelegen, hat viele enge und krumme Gäßchen, beſonders in der ehemaligen Judenſtadt, doch auch mehrere Plätze, wie den gegen das Meer gelegenen, neuerdings vergrößerten ſchönen Großen Platz (Piazza grande) mit der Marmorſtatue Kaiſer Karls VI. und einem neu angelegten Garten (an der Stelle des alten Mandrachio) und den Theaterplatz. Von öffentlichen Baulichkeiten ſind in dieſem Teile bemerkenswert: das neue Rathaus an der Stelle des alten, wo vormals auch die Hauptwache ſtand, und eines niedergeriſſenen Gebäudes großartig erbaut, das Statthaltereigebäude, die Domkirche zum heil. Juſtus (unanſehnlich, aber merkwürdig durch die eingemauerten Altertümer) und das dem in der Locanda-Grande 1768 ermordeten Archäologen Winckelmann errichtete ſchöne Denkmal von Roſſetti; ferner die Jeſuitenkirche mit einer erhabenen Façade und korinth. Säulen, die reform. Kirche, zwei Synagogen in der Judenſtadt, das große, 1806 erbaute, 1884 vergrößerte Opernhaus.

Die Neuſtadt bildet regelmäßige Vierecke, erſtreckt ſich bis an das Meer, hat große Plätze (wie den Börſenplatz mit der Statue Kaiſer Leopolds I., den Roten-Brückenplatz mit Brunnen, den St. Antonio- und den St. Johannesplatz, den Holzplatz an dem einen Ende des Corſo, den Fuhrmannsplatz mit der neuen ſchönen luth. Kirche, worin das Grabmal des dän. Konſuls Dumreicher aus carrariſchem Marmor ſteht, den Mauthplatz, den Stationsplatz mit den neuen Gartenanlagen vor dem ſchönen Bahnhofe), breite, mit Quadern gepflaſterte Straßen und den gemauerten Großen Kanal (390 m lang und 23 m breit), der mit der ſchmalen Roten Brücke (Ponte rosso) in der Mitte und der neuen eiſernen Drehbrücke an der Mündung einen vorzüglichen Anblick gewährt, eine Menge ſehr ſchöner Häuſer, darunter der Palaſt Carciotti, der Palaſt der Aſſicurazioni generali und das Hôtel de la Ville am Quai. An öffentlichen Gebäuden ſind hier hervorzuheben: das Tergeſteum mit reichen Leſeſälen; der auf dem Grunde der alten Peterskirche aufgeführte Palazzo modello; die Alte Börſe (jetzt Sitz der Handels- und Gewerbekammer), die Hauptzierde T.s, mit Säulen und Statuen großartig verziert und mit einer Terraſſe, die eine herrliche Ausſicht über den Hafen und das Meer darbietet; der nach Ferſtels Plan erbaute Palaſt des Öſterreichiſch-Ungariſchen Lloyd, an der Riva gelegen, Sitz des Lloyd Auſtro-Ungarico; die 1849 eingeweihte Pfarrkirche St. Antonio, die ſchöne Kirche der orient. und der illyr. Griechengemeinde, im byzant. Stil prachtvoll neu gebaut. Die Joſephsſtadt, welche durch die Nähe des Meers, der Landungs- und Ausladeplätze äußerſt belebt iſt, enthält geſchmackvolle Privatgebäude und das neue Sanitätsgebäude, den Leipziger Platz mit dem großen neuen Schulgebäude und dem kleinen geſchmackvollen Garten und die Piazza Giuſeppina mit dem von Schilling modellierten und 3. April 1875 enthüllten Denkmal des Kaiſers Max von Mexiko. Die zwei aus den beiden Thälern vor der Stadt ſtrömenden Bäche ſind jetzt überwölbt und bilden zwei große, breite Straßen, die eine, die Via del Torrente, die andere, die Corſia Stadion, mit dem Stadtgarten (Giardino Muzio Tommaſini) an ihrem Ende; an der Stelle des dort geſtandenen großen Amphitheaters «Mauroner» wurde das ihm ähnliche «Anfiteatro Fenice» errichtet, das auch als Cirkus verwendet wird. Am Acquedotto erhebt ſich das größte Theater der Stadt, das «Politeama Roſſetti». Der bisher offene, neuerdings aber durch einen ſeit 1867 erbauten Hafendamm gegen die Stürme geſicherte Hafen hat für größere Kauffahrer ausreichende Tiefe. Auf dem ſüdweſtl. Molo ſteht ein 32 m hoher Leuchtturm. Vom Hafen aus läuft der erwähnte Große Kanal in die Neuſtadt, in welchem Kauffahrteiſchiffe vertauet liegen. Von Altertümern ſind bemerkenswert: die Überreſte eines röm. Amphitheaters, die noch mit Waſſer verſehene röm. Waſſerleitung und ein altes Stadtthor, Arco-Riccardo genannt.

In der Bevölkerung, deren Zahl 1846—50 von 53310 auf 63531 geſtiegen war, 1869 109324 und 1880 mit dem Gebiete 144844 (eigentliche Stadt 74544, Vorſtädte 58475, Gebiet 11825) betrug, iſt das ital. Element, welches durch Einwanderung von Italienern aus dem Königreich noch immer verſtärkt wird, das vorwiegende. Die deutſche Nationalität iſt beſonders durch die Beſatzung, die Beamten und einen großen Teil des Handelsſtandes vertreten. Außerdem ſind in der Phyſiognomie T.s ſlaw. und orient. Züge unverkennbar; es leben hier circa 5000 Juden, 1400 Griechen, auch Armenier u. ſ. w. T. hat ein ital. und ein deutſches

Gymnasium, eine ital. und eine deutsche Realschule, eine evang. Hauptschule, eine Hauptschule der Israeliten, eine Mädchenschule der Benediktinerinnen, außerdem eine Hebammenschule, eine k. k. Akademie (kommerzielle, nautische und Schiffbau-Abteilung) mit einem meteorolog. und astron. Observatorium (45° 38′ 46,6″ nördl. Br., 13° 45′ 45″ östl. L. von Greenwich); ferner eine öffentliche Bibliothek mit wertvollen Sammlungen (Petrarchesca und Piccolominea), ein Museum mit vollständiger Fauna des Adriatischen Meers, ein Museum für Archäologie, worin die Sammlung aus dem Funde von Aquileja besonders hervorzuheben ist, die Società della Minerva (für litterarische Vorträge), eine Gesellschaft für Garten- und Landbau, die Società adriatica di scienze naturali, die Società medica u. s. w. An wohlthätigen Anstalten finden sich: ein großes Krankenhaus, ein Gebär- und Findelhaus, ein großes Armeninstitut, ein israel. Spital, eine Irrenanstalt, Elisabethinisches Mädcheninstitut u. s. w. T. hat vielerlei Manufakturen und Fabriken, darunter mehrere bedeutende Seifensiedereien und eine Rosogliobrennerei, mehrere Kerzengießereien, Konfitürenfabriken, drei Spielkartenfabriken, Lederzurichtungen, mehrere Pastetenfabriken, eine Wachsbleiche, Seilereien, zwei Brauereien, Eisengießereien, Maschinenfabriken, Ölfabriken u. s. w., übrigens zahlreiche Gewerbe, welche alle für die Marine erforderlichen Artikel und viele andere Gegenstände liefern. Unter den zwei Schiffswerften hat die des Lloyd Austro-

Topographische Lage von Triest.

Ungarico kolossale Dimensionen. Seine eigentliche Bedeutung erhielt T. durch seinen Seehandel.

Der Ort hat sich seit der Mitte des 18. Jahrh. (1758 zählte er erst 620 Häuser und 6424 E.) von einem unbedeutenden Seestädtchen durch stete Vermehrung des Verkehrs zu einem der größten Handelsplätze der Erde emporgehoben. Der Seehandel wird besonders mit Italien, der Levante, namentlich mit Konstantinopel, Smyrna und den Donaufürstentümern, mit Südrußland, Griechenland und Ägypten, mit England und Amerika, vorzüglich mit Brasilien, der Landhandel über Laibach nach Wien stark betrieben. Der gesamte Land- und Seehandel

beziffert sich auf jährlich 600—634 Mill. Gulden österr. Währung (= 966—1020¾ Mill. Mark). Die großen Dampfer landen jetzt in dem neuen großartig angelegten Hafen in unmittelbarer Nähe des erweiterten Bahnhofs. Seinen außerordentlichen Aufschwung verdankt T. dem Umstande, daß es, seit 1719 von Kaiser Karl VI. zum Freihafen erklärt, von vielen Hemmnissen der frühern österr. Gesetzgebung befreit war, daß sein Hafen für große Schiffe zugänglicher als der von Venedig, und daß seine Bevölkerung eine aus allen Nationalitäten gemischte, zum Zweck der Spekulation zusammengekommene und daher unternehmend und thätig ist. T. ist der Sitz von Handelskonsuln aller europ. Nationen und amerik. Staaten. Im J. 1885 zählte man 66 beim Börsenamte registrierte, und an 750 beim k. k. Handelsgericht protokollierte Handelshäuser, 115 patentierte Mäkler, 60 Assekuranzgesellschaften und Agenturen. Von Geld- und Kreditinstituten bestehen zu T.: eine Kommerzialbank, eine Filiale der Österreichischen Kreditanstalt, die 1843 begründete Disconto- und Sparkasse Monte civico commerciale, eine triester Sparkasse und mehrere Banken. Die großartigste Anstalt aber ist der Österreichische Lloyd (s. Lloyd Austro-ungarico), eine der größten aller Seedampfschiffahrtsgesellschaften Europas und das Centralorgan des gesamten österr. Handels. Derselbe besitzt (seit 1853) ein eigenes großes Arsenal in der Bucht von Servola, welches nebst zwei Schiffswerften und einem Dry-Dock auch eine Dampfmaschinenfabrik und andere großartige Werkstätten enthält, ferner 84 (1885) Dampfschiffe, welche einen Wert von ungefähr 17 Mill. Gulden repräsentieren, von denen die meisten, auch in den größten Dimensionen, auf der Lloyd-Schiffswerfte gebaut sind, mit einer Tragfähigkeit von 74000 t (= 119000 Groß Registertons). T. steht seit neuerer Zeit auch mit den Häfen des westl. Teils des Mittelmeers und denen des Atlantischen Oceans mittels ital., engl., weniger mittels franz. und holländ. Dampfer in Verbindung. Die Gesellschaft des Österreichisch-Ungarischen Lloyd unterhält regelmäßige Verbindungen mit den Häfen des Schwarzen Meers und mit der Levante, ja sie dehnt ihre Fahrten in neuester Zeit bis nach Bombay, Kalkutta und Honglong aus. Im J. 1885 betrug die totale Schiffahrtsbewegung im triester Hafen 8044 Segelschiffe von 456608 t und 5859 Dampfer von 1075389 t. In der Umgegend der Stadt wächst ein guter Rotwein (Triestiner Stadtwein). Erst seit etwa 100 Jahren wurden allmählich die nahen Hügel, damals öde und nackt, durch mit großen Kosten herbeigeführte Erde fruchtbar gemacht und so die Gegend durch Anpflanzung von Obstbäumen und Weingärten, durch Anlage von zahlreichen Landhäusern verschönert, zwischen denen sich die herrliche Kunststraße nach Optschina, sowie die wichtige Wien-Triester Eisenbahn hinaufwinden. Historisch merkwürdig sind die Villa Necker, vormals Eigentum des Hieronymus Bonaparte, und die Villa Vacciochi, später Eigentum der Gräfin Lipona, der 1839 gestorbenen Witwe Murats, jetzt einer Privatgesellschaft gehörig.

T. teilte in den ältern Zeiten die Schicksale Istriens, soll von Cäsar und Augustus Mauern erhalten haben und wurde unter Vespasianus röm. Kolonie. Im Mittelalter wechselte es mehrfach seine Beherrscher, kam endlich 1382 an Österreich, unter dessen Herrschaft es, mit Ausnahme der J. 1797—1805, wo es die Franzosen besetzten, und der Periode 1809—14, wo es einen Teil der illyr. Provinz Frankreichs bildete, verblieb. Am 28. Sept. 1813 ward die Stadt von den franz. Truppen geräumt, seit dem 11. Okt. das Kastell von den Österreichern unter Nugent, seit dem 15. Okt. von einer engl. Flotte belagert und wegen Hartnäckigkeit des franz. Kommandanten, der erst 31. Okt. kapitulierte, fast zu einer Ruine zusammengeschossen. Von den schweren Verlusten während der Franzosenherrschaft erholte sich T. nach und nach und wurde zugleich die Rivalin, ja Besiegerin Venedigs und die Königin des Adriatischen Meeres. T., welches den Titel einer Città fedelissima erhielt, ward 1818 nebst Gebiet (damals mit 15530 E.) von Österreich dem deutschen Bundesgebiet für einverleibt erklärt. In der ital. und ungar. Revolutionszeit hielt die Stadt treu an Österreich. Vom Mai bis 12. Aug. 1848 blockierte eine neapolit.-sardin. Flotte den Hafen, welcher, wie auch vom März bis Sept. 1849, mit Ketten und Pfählen gesperrt wurde. Durch die kaiserl. Verordnung vom 2. Okt. 1849 wurde die Stadt nebst Gebiet zu einer reichsunmittelbaren Stadt erhoben. Nach dem Staatsgrundgesetz vom 21. Dez. 1867 bildet T. mit seinem Territorium ein eigenes Kronland mit vier Vertretern im Hause der Abgeordneten, von denen einer von der Handels- und Gewerbekammer gewählt wird. Der Gemeinderat fungiert auch als Landtag, worin die herrschende, der ital. Nationalität angehörende polit. Partei sich zur Aufgabe machte, die Stadt und das zu ihr gehörige Gebiet bis zur äußersten Grenze des Gesetzes autonom zu machen. Die wichtigsten Ortschaften der nächsten Umgebung sind die Dörfer Optschina, 1544 E., 4 km von T., mit herrlicher Aussicht auf das Meer und die Küste; Servola, 2210 E., an der Bucht zwischen T. und Muggia, mit den berühmten Pfahlaustern; Prosecco, 1179 E., bekannt durch den schon bei den Alten beliebten Wein; Lipizza, ein kaiserl. Hofgestüt; der Jäger, ein langer Hügelrücken mit schöner Fahrstraße, herrlicher Aussicht, Schloß und Parkanlagen; endlich das berühmte Lustschloß Miramar (s. d.).

Vgl. Löwenthal, «Geschichte der Stadt T.» (2 Bde., Triest 1857); Scussa, «Storia cronografica di Trieste» (Triest 1864; neue Aufl. 1885—86); P. Ireno della Croce, «Storia di Trieste» (Triest 1879); Neumann-Spallart, «Österreichs maritime Entwickelung und die Hebung von T.» (Stuttg. 1882); «Nuova guida di Trieste e del suo territorio» (Triest 1882); «Illustrierter Führer durch T. und Umgebungen» (Wien 1883).

Trieur (Auslesecylinder), s. unter Getreide-Reinigungsmaschinen.

Trifels, Schloß bei Annweiler (s. d.).

Trifolium (lat.), der Klee.

Triforium (lat.) ist eine Arkade mit dreifacher Öffnung, wie sie sich in mittelalterlichen Kirchen von basilikenartiger Bildung oft in der Wand des Mittelschiffs (welche auf den Säulen des Mittelschiffs ruht) finden. Zuweilen ist hinter dem T. ein Gang angeordnet, zuweilen dient es nur zur Erleichterung der auf Bogen ruhenden Wand und zur Dekoration der Fläche.

Trift und **Triftgerechtigkeit** wird häufig mit Weide und Weidegerechtigkeit verwechselt; es ist aber zwischen beiden ein Unterschied. Die Trift ist bloß der Weg zum Weide-Auftrieb für das Vieh. Wird ein solcher von mehrern Eigentümern gemein-

schaftlich benutzt, so heißt er Koppeltrift. Triftgerechtigkeit ist daher die einem Grundeigentümer zukommende Befugnis, sein Vieh über die Grundstücke eines andern auf die Weide zu treiben.

In der Forstwirtschaft heißt Trift das Flößen der ungebundenen Hölzer auf Bächen und Flüssen. Die Holztrift (Schwemme, daher Triftholz oder Schwemmholz) ist meist Regal oder Servitut.

Triga (lat.), Dreigespann.

Trigeminus (scil. nervus), dreigeteilter Nerv, das fünfte Hirnnervenpaar, s. u. Gehirn, Bd. VII, [S. 663b].

Triglav, Berg, s. Terglou.

Triglaw (slaw., d. i. Dreikopf), eine slaw. Gottheit, die insbesondere bei den pommerschen Slawen als höchste Gottheit verehrt wurde und ihre Haupttempel in Stettin und Wollin hatte. Sie war im Innern dieser Tempel als Bildsäule mit drei Köpfen dargestellt, zum Zeichen, daß sie die drei Reiche, das himmlische, irdische und unterirdische, beherrsche, und repräsentierte somit den Sonnengott. Ein dem T. geweihtes Pferd von schwarzer Farbe lenkte durch seine Orakelzeichen jegliches Unternehmen. Den Tempel zu Stettin verbrannte der Bischof Otto von Bamberg; auch schlug er dem Götzenbild die versilberten drei Köpfe ab und sandte sie an den Papst nach Rom.

Nach sichern histor. Nachrichten bestand der T.-Kultus auch bei Görlitz in der Oberlausitz, ferner finden sich Spuren davon, z. B. in Ortsnamen (vgl. den Berg T. oder Terglou in Krain), in Böhmen, Krain, Kroatien und selbst in Rußland.

Triglyph (grch., d. i. Dreischlitz) heißt die mit zwei ganzen und zwei halben Schlitzen ornamentierte vortretende Platte (Balkenkopf) im Friese des dor. Gebälks. Die T. stehen in bestimmten Zwischenräumen auf dem Epistylion (Architrav) und tragen das Gesimse. Die ursprünglich offenen, später durch ornamentierte Steintafeln geschlossenen Felder zwischen den T. heißen Metopen (s. d.). Ursprünglich stand über jeder Säule und über jedem Interkolumnium nur ein T. (Opus monotriglyphon); später in der röm. Architektur und in der der Renaissance, als die T. ihren konstruktiven Zweck verloren hatten und nur als Dekoration des Frieses und charakteristischer Teil der dor. Säulenordnung galten, verfuhr man mit der Verteilung derselben ganz willkürlich. (S. Baustile und Säulenordnung.)

Trigonalschein, s. unter Aspekten.

Trigonalzahlen, s. u. Figurierte Zahlen.

Trigonella *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 50 Arten, die größtenteils in den wärmern Gegenden Asiens, Afrikas und Europas vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit dreizähligen Blättern und verschieden gefärbten, meist zu Köpfchen vereinigten Blüten. Die Arten dieser Gattung unterscheiden sich von denen der nahe verwandten Melilotus durch die nicht spiralig gewundenen, sondern sichelartig gekrümmten langen Hülsen. Das Kraut hat ähnlich wie das der Melilotusarten einen starken Geruch nach Cumarin. Die bekannteste Art ist das in den Mediterrangegenden einheimische sog. griechische Heu, T. foenum graecum *L.*, das schon im Altertum als Arzneipflanze geschätzt wurde. Die Samen sind auch heute noch unter dem Namen Semen Foenigraeci offizinell. Sie werden außerdem als Gewürz zu verschiedenen Speisen verwendet oder mit Milch zubereitet gegessen. Sie sollen nach der Meinung der Ägypter die Wohlbeleibtheit bei den Frauen des Orients hervorrufen. Einige andere Arten werden als Gemüsepflanzen kultiviert, von T. esculenta *Willd.* in Ostindien und T. suavissima *Mig.* in Neuseeland.

Trigonometrie (grch., d. i. Dreiecksmessung) heißt derjenige Teil der Mathematik, welcher aus Seiten und Winkeln eines Dreiecks, die das Dreieck bestimmen, die übrigen Stücke desselben durch Rechnung finden lehrt. Je nachdem sich die T. mit der Berechnung ebener, oder sphärischer, d. h. auf der Oberfläche einer Kugel von Bogen größter Kreise gebildeter, oder sphäroidischer, d. h. auf der Oberfläche eines elliptischen Sphäroides liegender Dreiecke beschäftigt, heißt sie ebene, sphärische oder sphäroidische Trigonometrie, von denen die zuerst genannte die T. im engern Sinne ist. Den Zwecken der T. dient die Goniometrie, die Lehre von den Kreisfunktionen oder trigonometrischen Linien (Sinus, Cosinus, Tangente, Kotangente u. s. w.). Eine Erweiterung der T. ist die Polygonometrie, welche aus mehrern Seiten und Winkeln einer Figur die übrigen Stücke derselben durch Rechnung zu finden lehrt. Die T. verdankt ihren Ursprung der Astronomie, daher ist die sphärische zuerst ausgebildet worden, namentlich durch Hipparchus aus Nicäa um 150 v. Chr. Eine neue Gestalt gewann sie durch die Araber, welche statt der Sehnen die Sinus einführten, während die Tangente erst von Regiomontanus herrührt; die trigonometrische Rechnung aber wurde durch Erfindung der Logarithmen 1614 wesentlich vereinfacht. Zur sphäroidischen T. legte Leonh. Euler, zur Polygonometrie der Finne Anders Johan Lexell den Grund.

Trigynus, trigynisch, dreiweibig, nennt man in der Botanik jede Blüte mit drei Griffeln oder Narben. Linné nannte die dritte Ordnung in den Klassen 1—13 seines Systems Trigynia.

Trijodmethan, s. Jodoform.

Trikala, Stadt und Hauptort einer griech. Nomarchie im nordwestl. Thessalien, an einem linksseitigen Nebenfluß der Salamvria, Knotenpunkt der über Metsovo nach Joannina, über das Pindosgebirge nach Arta, ferner nach Larissa und Lamia führenden Straßen, zählt (1881) 5563 E. und hat starke Baumwollkultur, Gerberei, Färberei, Woll- und Baumwollindustrie. T. hieß im Altertum Trikka, lag am Lethäus, gehörte zur thessalischen Landschaft Histiäotis und hatte einen berühmten Kultus des Asklepios; in byzantin. Zeit war es Sitz eines Bischofs. Die Nomarchie Trikala zählt auf 5700 qkm 117109 E.

Trikolore, s. unter Nationalfarben.

Trikot (vom frz. tricot, d. i. Strickerei), ein aus Seide, Baumwoll- oder Schafwollgespinst hergestelltes Gewirk (s. unter Strumpfwirkerei), welches infolge seiner großen Dehnbarkeit sich vorzüglich zur Herstellung von Kleidungsstücken eignet, die sich gut an die Glieder anschließen, ohne deren Beweglichkeit zu beeinträchtigen. Obwohl Kleidungsstücke dieser Art zum Schutz gegen Kälte von vielen getragen werden, wird doch der Name T. meist nur da gebraucht, wo dieselben, wie bei Tänzerinnen u. s. w., nur den Zweck haben, das Nackte ohne Verhüllung der Form zu bedecken.

Triktrak, soviel wie Trictrac.

Trikupis (Spyridon), neugriech. Historiker und Staatsmann, geb. 8. (20.) April 1788 in

Missolonghi. Nachdem er seine Jugendbildung daselbst und in Patras vollendet, gelang es ihm, die Bekanntschaft des damals in Griechenland reisenden Lord North, nachmaligen Grafen Guilford, zu machen, der ihn zur Vervollkommnung in den philol. Kenntnissen zuerst nach Rom und später nach Paris schickte, und endlich zu sich nach London rief. Nach Vollendung seiner Studien wählte ihn Lord North zum Privatsekretär. Als die griech. Revolution 1821 ausbrach, ging T. nach Griechenland. Er gehörte als Mitglied der Gesetzgebenden Versamlung vom westl. Griechenland (1825) zu den vorzüglichsten Rednern, war 1826 Mitglied der Provisorischen Regierung, dann 1827 des Nationalkongresses von Troezene und wurde 1828 unter Kapodistrias Staatssekretär im Departement des Auswärtigen. Doch gab er schon nach zwei Jahren diese Stellung auf und trat zur Opposition über. Nach der Flucht des Augustin Kapodistrias, 1832, war T. wieder eine Zeit lang Staatssekretär im Ministerium des Auswärtigen und der Handelsmarine. Später unter der Regentschaft wurde er zum Präsidenten des Ministerrats und Minister des Auswärtigen ernannt, und nach kurzer Zeit als Gesandter nach London geschickt, wo er bis 1838 verweilte. Im Sept. 1843 gehörte er unter die Repräsentanten, welche dem Nationalkongreß in Athen beiwohnten, und 1850 wurde er zum Gesandten in London ernannt, in welcher Stellung er bis 1861 blieb. Nach Griechenland zurückgekehrt, zog er sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurück und starb 24. Febr. 1873 zu Athen. T. gehörte zur engl. Partei, war aber gemäßigt in seinen Ansichten, ohne Ehrgeiz, ein verständiger Patriot. Als Dichter trat er schon frühzeitig mit dem Gedicht «Ὁ Δῆμος, Πεῖγμα χαΐρτικον» (Par. 1821) auf, und als gewandter polit. Redner läßt ihn die kleine Sammlung seiner Leichen- und Siegesreden: «Λόγοι ἐπικήδειοι καὶ ἐπινίκιοι» (Ägina 1829; 2. Ausg., Athen 1862) erkennen. Sein Hauptwerk jedoch ist die «Geschichte der griech. Revolution» («Ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως», 4 Bde., Lond. 1853–57; 2. Aufl. 1862).

Trikupis (Charilaos), Sohn des vorigen, hervorragender neugriech. Staatsmann, ward 23. Juli 1832 in Nauplia geboren. Nachdem er seine juristischen Studien in Athen und Paris vollendet hatte, wurde er 1852 zum Attaché und 1855 zum Sekretär der griech. Gesandtschaft in London ernannt, wo er später auch als Geschäftsträger fungierte. Nach der Revolution von 1862 wurde T. in die Nationalversammlung als Vertreter der in England ansässigen Griechen geschickt, und 1865 erhielt er von der Regierung den Auftrag, den Vertrag für die Abtretung der Jonischen Inseln in London abzuschließen. Wiederholt zum Deputierten von Missolonghi gewählt, wurde T. 1867 zum Minister des Auswärtigen und 1875 zum Kabinettspräsidenten ernannt. Seitdem erhielt er nochmals die Präsidentschaft, und seine fast dreijährige Verwaltung von 1882 bis 1885 zählt unter die besten und fruchtbarsten, die Griechenland je gehabt hat.

Trilateral (lat.), dreiseitig.

Trilinguisch (lat.), dreisprachig.

Trillen (militärisch), s. Drillen.

Triller (ital. trillo, frz. trille, engl. shake) nennt man in der Musik die gleichförmige und möglichst schnelle, einem Erzittern ähnliche Abwechselung zweier stufenweise nebeneinander liegender Töne. Die beiden Töne, aus welchen der T. wesentlich besteht, sind ein oberer und ein unterer. Der untere ist der wesentliche oder der Hauptton, welcher, wie man sagt, das Trillo trägt (weshalb er auch in der Notenschrift angezeigt wird) und auf welchen er schließt; der obere ist der Hilfston und um einen ganzen oder halben Ton von dem Hauptton entfernt. Früher deutete man den T. durch das Zeichen ~~ an; gegenwärtig bedient man sich der Abbreviatur *tr*. Der T. hat im Kunstgesange, dessen Hauptzierde er bildet, eine außerordentlich mannigfaltige Ausbildung erlangt; seine schöne Ausführung wird deshalb mit Recht als ein Hauptkennzeichen der Kunstfertigkeit angesehen.

Trillhaus (Triller), ein aus Latten käfigartig konstruiertes und mittels einer Welle drehbares Häuschen, dazu bestimmt, wegen Polizeivergehen Verurteilte zur Schau zu stellen und dem Gespötte des Publikums preiszugeben. Verwandt mit dem T. war das Narrenhäuschen, welches vorn offen und vergittert, an manchen Rathäusern zur Bestrafung für nächtliche Ruhestörer, Betrunkene u. s. w. bestimmt war.

Trilling, Drehling oder Stockgetriebe, ein größeres Getriebe, bei welchem die Triebstöcke zwischen zwei hölzernen Scheiben (Trillingsscheiben) befestigt sind.

Trillion, s. unter Billion.

Trilobiten heißt eine zahlreiche Gattungen und etwa 1700 Arten umfassende Familie versteinerter krebsartiger Tiere. Dieselben gehören zu den ältesten Bewohnern der Meere, deren Panzer und Abdrücke sich in den unter der Kohlenformation gelegenen Schichten sowie, wenn auch seltener, in dieser selbst vorfinden. An dem bis 35 cm langen Rückenpanzer, welches fast der einzige fossile Überrest dieser Tiere ist, unterscheidet man das halbmondförmige, oft mit zusammengesetzten Augen versehene Kopfschild, die Brustringe und das Schwanzschild, welche wiederum durch Längsfurchen dreiteilig eingekerbt sind. Manche T. besaßen das Vermögen, sich asselartig zusammenzurollen. Vgl. Burmeister, «Die Organisation der T.» (Berl. 1843); Beyrich, «Untersuchungen über die T.» (Berl. 1846); Gerstäcker, «Klassen und Ordnungen der Arthropoden» (Lpz. u. Heidelb. 1866).

Trilogie, s. unter Tetralogie.

Trim, Hauptstadt der Grafschaft Meath in der irischen Provinz Leinster, am Boynefluß, Station der Eisenbahn Kilmessan-Athboy, hat etwa 2000 E., eine Denksäule Wellingtons, eine Lateinschule und Handel mit Getreide und Leinwand.

Trimberg, s. Hugo von Trimberg.

Trimera, s. unter Coleoptēren.

Trimeter (grch.) heißt in der Metrik das aus drei Maßen oder Dipodien bestehende Versmaß des iambischen, trochäischen und anapästischen Rhythmus. Besonders gehört hierher der von den alten und neuern Dichtern nächst dem Hexameter am meisten gepflegte, von Archilochus (s. d.) erfundene iambische T., der nach der fünften Silbe gewöhnlich eine Cäsur bekommt und folgendes Grundschema hat:

⏑ ⊥ ⏑ – ⏑ | ⊥ ⏑ – ⏑ ⊥ ⏑ –

Im ersten, dritten und fünften Fuße, d. h. zu Anfang jeder Dipodie, kann statt des reinen Jambus der Spondeus (– –) und sowohl in diesen als auch in den andern Füßen außer dem letzten auch der Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑), ferner im ersten, dritten,

sehr selten im fünften Fuß der Daktylus (— ◡ ◡) eintreten. Dazu kommt die Stellvertretung des Jambus durch den Anapäst, in dessen Gebrauch die griech. Komödie und Tragödie weit auseinander gehen. Anders als die Griechen behandelten die scenischen Dichter der Römer diesen Vers, den sie als Senar (s. d.) nach Füßen, nicht nach Dipodien maßen, indem sie sich einerseits einige besondere Beschränkungen auferlegten, andererseits manche bei den Griechen unerlaubte Freiheiten gestatteten. Catullus und die nachfolgenden Dichter befolgten wieder im wesentlichen die Gesetze des griechischen T. Nachdem Klopstock auf die Vorzüge der antiken Metrik hingewiesen, fand auch der iambische T. bei den Übersetzern klassischer Dichterwerke und später als selbständiges Versmaß bei Goethe, Schlegel, Platen u. a. eine glückliche Anwendung.

Trimethylessigsäure, s. u. Baldriansäure.

Trimm (Thimothée), Pseudonym des franz. Schriftstellers Lespès (Leo).

Trimurti (eigentlich Dreigestalt) nennt man im Sanskrit die Trinität der brahmanischen Hauptgötter der spätern Zeit, des Brahman (Schöpfer), Vischnu (Erhalter) und Siva (Zerstörer), neben welchen die alte Göttertrias der vedischen Zeit, Agni, Indra und Surja immer mehr zurücktritt. Die brahmanische T., welche in ihren Anfängen bis in das epische Zeitalter hineinreicht, erlangte erst nach der Vertreibung des Buddhismus eine größere Bedeutung, wenn auch die Zusammenfassung der drei Götter zu einer Einheit niemals so populär wurde und etwa im Kultus eine solche Rolle spielen konnte, wie die Verehrung der einzelnen Götter, namentlich des Siva und Vischnu.

Trinacria, bei den alten Griechen ein Beiname Siciliens, von den drei Vorgebirgen (ἄκρα), welche die dreieckige Gestalt dieser Insel bedingen.

Trincomali oder Trinconomali, Seestadt auf dem nördl. Teile der Ostküste der Insel Ceylon gelegen, ist Hauptort der Ostprovinz und besitzt einen sehr geräumigen und sichern, aber nicht leicht zugänglichen Hafen, weshalb die Schiffe lieber außerhalb desselben, in Backbai, ankern. Die Stadt ist weitläufig und unregelmäßig gebaut, durch eine Esplanade von der Festung getrennt, hat zwei prot. und eine kath. Kirche, mehrere Hindutempel und Moscheen, einen ausgedehnten Bazar und zählt (1871) 9807 E. Sie steht in ununterbrochenem Verkehr mit Madras. In der Nähe liegen die großartigen Ruinen von Maagrammum und Anaradschapura und gewaltiger künstlicher Bewässerungsteiche. T. wurde im Jan. 1782 von den Engländern unter Admiral Hughes durch Erstürmung der beiden Forts Osterburg und Osnabrück den Holländern entrissen, mußte sich jedoch schon 30. Aug. an den franz. Admiral Suffren ergeben; die am 30. Sept. 1782 zwischen den Engländern und Franzosen gelieferte Schlacht blieb unentschieden. Die letztern gaben die Stadt den Holländern zurück, allein diese verloren sie 1795 nach dreiwöchentlicher Belagerung abermals an die Engländer, welche sie seitdem in Besitz behielten.

Tring, Stadt im Westen der engl. Grafschaft Hertford, Station der Linie London-Rugby-Birmingham-Stafford der London and North Westernbahn, zählt (1881) 4354 E. und hat eine schöne Kirche, ein Schloß mit Park, welches Karl II. seiner Geliebten Nell Gwynne schenkte, Strohflechterei und Seidenmanufakturen.

Trinidad, nächst Jamaika die größte brit. Insel in Westindien, die südlichste und größte der Kleinen Antillen, am Ausfluß des Orinoco, von dessen Delta sie durch die Bocca de Serpente (Serpents Mouth) oder Boca del Soldado getrennt ist, und vor dem Golf von Paria gelegen, hat einen Flächenraum von 4544 qkm und bildet ihrer Konfiguration nach die äußerste Fortsetzung des Küstengebirges von Venezuela, von dem sie durch die Bocca de Dragos (Dragons Mouth) getrennt ist. Die äußersten Vorgebirge sind: Punta Galera im NO., Galeota im SO., Icacos im SW. und Mona im NW. Die Insel ist an der Nord- und Südküste mit von Westen gegen Osten streifenden, bis (im Mount Maracas an der Nordküste) 945 m hohen Gebirgen und im mehr ebenen Innern mit dichten Waldungen und auch Mangrovesümpfen bedeckt, hat im SW. Schlammvulkane und bei Brea einen See, auf dem sich schwimmende Inseln von Erdpech befinden. Da sie außerhalb der Region der verheerenden westind. Orkane liegt, so gewährt sie eine sichere Station für die Schiffe. Das Klima ist das gewöhnliche westindische, doch minder ungesund als das der nördl. Antillen. Die Insel zeigt sich sehr gut bewässert und von höchster Fruchtbarkeit. Hauptprodukt ist der Zucker, dann Kakao. Der Anbau der übrigen tropischen Produkte ist kaum nennenswert, nur der von Baumwolle und Reis nimmt zu. Die Wälder liefern rote Cedern, die ein vorzügliches Schiffbauholz abgeben, viele Hirsche, wilde Schweine und Hühner. Die Zahl der Einwohner belief sich 1883 auf 155532, 1871 auf 109638, von denen 61237 in T., 22880 (Kulis) in Indien, 13707 in Britisch-Westindien, 4256 in Afrika, 2195 in Venezuela, 954 in Großbritannien, 1400 in China und 605 in Portugal geboren waren. Die Weißen sind der Mehrzahl nach span. Herkunft; auch ist die span. Sprache im Umgange noch die herrschende; 1871 waren 3347 Eigentümer und Pflanzer, 44762 dagegen Arbeiter. Die schwarze Rasse bildet die Mehrzahl der Bevölkerung. T. bildet ein eigenes Gouvernement; dem Gouverneur steht ein ausführender und ein gesetzgebender Rat zur Seite. In kirchlicher Beziehung ist T. dem anglikan. Bischof von Barbadoes untergeordnet; die röm.-kath. Kirche, welche auf der Insel herrscht, steht unter einem Erzbischof. Im J. 1883 betrugen die Einnahmen der Kolonie 458000, die Ausgaben 461000, die öffentliche Schuld 599000 Pfd. St.; der Wert der Einfuhr bezifferte sich auf 2663000, der der Ausfuhr auf 2687000 Pfd. St. Von Eisenbahnen waren 1883 71 km im Betrieb.

Hauptstadt ist Puerto de España oder Port of Spain, auch wohl Spanish-Town genannt, eine regelmäßig gebaute Stadt mit (1871) 18980 E., prächtiger Kirche und ebenso sicherm als großem befestigten Hafen an der Westküste. Nahebei liegt in schöner Berglandschaft der Palast des Gouverneurs und ein zoologischer und botan. Garten. Puerto de España ist mit den Inseln über dem Winde und Kingston auf Jamaika durch unterseeisches Kabel verbunden. Auch besitzt die Insel noch einen ausgezeichneten Hafen im Nordwesten, nämlich den von Chaguarama oder Port-Royal, der die größten Kriegsschiffe aufnehmen kann.

Man findet auf T. alte Geräte, Vasen und Glaspasten, was auf das Vorhandensein einer höher civilisierten Bevölkerung in der Urzeit schließen läßt, als die Karaiben waren, die man bei der Ent-

deckung der Insel hier vorfand. T. wurde 31. Juli 1498 von Columbus entdeckt, bald von den Spaniern kolonisiert, in der Folge aber von diesen vernachlässigt und wieder verlassen. Im 17. Jahrh. ließen sich Flibustier auf T. nieder und daneben auch Spanier. Doch erst im 18. Jahrh. unternahmen die Spanier von neuem ernstlich die Kolonisation der Insel, die 1797 von den Engländern erobert und im Frieden von London 1801 förmlich an sie abgetreten wurde. Seitdem hat sie sich unter engl. Herrschaft in jeder Beziehung bedeutend gehoben. Von der Urbevölkerung fanden sich 1797 1078 Seelen vor, 1831 nur noch 762, nach Übersiedelung des Restes auf das gegenüberliegende Festland lebt kein Indianer mehr auf T. Durch die Emancipation der Negersklaven, deren Zahl 1838 sich auf 20657 belief, wurde der Plantagenbau so gut wie ganz ruiniert, da die freien Neger seit jener Zeit nicht mehr arbeiteten und sich meist in das gebirgige Innere zurückzogen. Erst als die Einführung der Kulis begann, meist aus Ostindien und China, begannen Produktion und Handel sich wieder etwas zu heben. Vgl. Borde, «Histoire de l'île de la T. sous le gouvernement espagnol» (Bd. 1, Par. 1876). [Galveston.

Trinidad (Trinity-River), Fluß in Texas, s. u.

Trinidad, Hauptort des Depart. Beni (s. d.) der südamerik. Republik Bolivia.

Trinitapoli, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Foggia, Station der Eisenbahn Bologna-Otranto, zählt (1881) 8076 E. und hat Seesalzlagunen. Nördlich von hier liegt der Strandsee Lago di Salpi. (S. Salpi, Lago di.)

Trinitarier (Orden der), s. Dreifaltigkeitsorden.

Trinität (vom lat. trinitas), deutsch Dreieinigkeit oder auch Dreifaltigkeit, bezeichnet in der Kirchensprache die Dreiheit göttlicher Personen in der Einheit des göttlichen Wesens. Die Ausbildung dieses in der recipierten Lehre aller größern christl. Kirchengemeinschaften festgehaltenen Dogmas ist sehr allmählich und nur unter den heftigsten kirchlichen Kämpfen erfolgt. Das älteste Judenchristentum, in welchem die ursprüngliche Gestalt des Christentums sich darstellt, hielt an der göttlichen Einheit oder «Monarchie» und der wesentlichen Menschheit Christi fest. Auch der Apostel Paulus kennt die Trinitätslehre noch nicht. Nach ihm ist Christus das himmlische, zu unserer Erlösung ins Fleisch gekommene Urbild der Menschheit, dessen Wesen der von Gott ausgehende Geist ist. Aber derselbe Gottesgeist wird bei der Bekehrung auch den Gläubigen eingepflanzt, die dadurch ebenfalls zu Söhnen Gottes und des ewigen göttlichen Lebens teilhaftig werden. Die Gnostiker, welche zuerst polytheistischen Elementen ins Christentum Eingang verstatteten, machten Christum zu einem aus dem Geisterreiche herabgestiegenen «Aeon», der entweder mit dem Menschen Jesus sich verbunden, oder nur eine scheinbare Menschheit angenommen habe. Im Gegensatz zu ihnen blieb bis in die Mitte des 3. Jahrh. die herrschende Lehre diese, daß Gott selbst in Christus erschienen sei, ein und dasselbe göttliche Wesen nach seinem ewigen Sein Vater, nach seiner Erscheinung im Fleische Sohn genannt wird. Seit Mitte des 2. Jahrh. kam daneben bei philosophisch gebildeten Kirchenlehrern (Justinus, Tatianus, Theophilus, Athenagoras, Clemens von Alexandria) die zuerst im Johannes-Evangelium vorgetragene Lehre von dem göttlichen Logos auf, welcher zum Zwecke der Weltschöpfung aus Gott hervorgetreten und danach in Christo Fleisch geworden sei. Diese Lehre suchte die Einheit Gottes bald durch strenge Subordination des Logos unter den Vater, bald dadurch zu retten, daß Gott ganz abstrakt als das über jede Bestimmung hinausliegende Sein gefaßt, alle Fülle des göttlichen Lebens aber im göttlichen Logos konzentriert wurde, konnte sich aber erst unter heftigen Kämpfen allgemein durchsetzen.

Irenäus (s. d.) verteidigte dieselbe gegen die Gnostiker, Tertullian in stark sinnlicher Fassung gegen Praxeas, Hippolyt gegen Noëtus, der Verfasser der «Philosophumena» gegen den röm. Bischof Kallistus. Daneben erhielt sich unter dem Namen des Sabellianismus (s. Sabellius) ein fortgebildeter Monarchianismus, der im Logos ebenso wie im Heiligen Geiste nicht besondere göttliche Subjekte, sondern nur verschiedene Erscheinungsformen des göttlichen Wesens sah, in mehr oder minder vorsichtigen Ausdrücken noch bis ins 4. Jahrh. hinein. Aber schon Origenes (s. d.) hatte die ältere Logoslehre dahin weiter gebildet, daß er den göttlichen Logos oder den «Sohn» als besondere Persönlichkeit oder «Hypostase» ewig vom Vater gezeugt werden ließ. Im Laufe des 3. Jahrh. gewann diese Meinung allenthalben die Oberhand, und nur darüber war Streit, ob der Sohn in demselben Sinne Gott heißen könne wie der Vater, ob er also diesem wesensgleich und aus dem Wesen des Vaters geboren sei oder nicht. Für erstere Ansicht, welche Bischof Athanasius von Alexandria gegen den Presbyter Arius verteidigte, entschied 325 die Synode von Nicäa; doch dauerte es über ein halbes Jahrhundert, ehe das nicänische Bekenntnis von der Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes allgemeine Annahme fand. Die entgegengesetzte, allmählich zu der Konsequenz fortgebildete Ansicht, daß der Sohn nur die erstgeschaffene Kreatur und höchstens im uneigentlichen Sinne Gott sei, weil die Ungezeugtheit als wesentliches Merkmal der Gottheit nur dem Vater zukommen könne, wurde als arianische Ketzerei von der Kirche verflucht und von der weltlichen Obrigkeit gewaltsam verfolgt. Die zu Nicäa noch nicht ausgesprochene Gleichstellung des Heiligen Geistes mit Vater und Sohn, als einer dritten, den beiden andern wesensgleichen göttlichen Persönlichkeit, ward auf der Synode zu Konstantinopel (381) durch Beilegung göttlicher Prädikate an den Heiligen Geist angebahnt und dann bald zur herrschenden kath. Lehre erhoben. (S. Heiliger Geist.)

So war seit Ende des 4. Jahrh. die Kirche darüber einig, daß das Eine göttliche Wesen ewig in drei göttlichen Personen subsistiere, welche dennoch nur Ein Gott, nicht drei Götter, untereinander aber schlechthin wesensgleich, nicht der Substanz, sondern nur der Existenzweise nach unterschieden sein sollten. Diese in ihren schärfsten Konsequenzen im sog. Athanasianischen Symbolum entwickelte Lehre gab der Kirche das Rätsel auf, wie drei göttliche Ich zugleich ein einziges Ich sein könnten. Das Mittelalter schlug alle Bedenken nieder durch die Berufung auf die kirchliche Autorität, auf welche hin man die Dreieinigkeit als das größte Mysterium demütig glauben und anbeten müsse, konnte sich aber doch der Versuchung nicht erwehren, das Geheimnis dem Denken begreiflich zu machen, wobei man aber bald

zu völliger Dreigötterei, bald zur sabellianischen Aufhebung wirklich persönlicher Unterschiede in Gott kam. Die Reformation des 16. Jahrh. nahm das Mysterium der kirchlichen Trinitätslehre als das Fundament alles Christenglaubens in ihre sämtlichen Bekenntnisschriften herüber und verfolgte jede Abweichung davon als höchste Ketzerei selbst mit blutiger Gewalt. (S. Servet.) Die luth. Dogmatik verbot selbst jeden Versuch, das große Geheimnis dem Denken annäherungsweise begreiflich zu machen, als sträfliche Selbstüberhebung der Vernunft. Aber schon die Reformationszeit hatte mit der neubelebten Kritik der überlieferten Kirchenautorität auch Zweifel an der Wahrheit der Dreieinigkeitslehre und erlebte die Gründung einer eigenen, freilich von Lutheranern wie Reformierten verfluchten Kirchengemeinschaft, die auf die Verwerfung der T. und auf das Bekenntnis der Einheit Gottes gebaut war. (S. Antitrinitarier.) Unter dem Einfluß der Socinianer (s. d.) nahmen seit dem Ende des 17. Jahrh. auch unter den Arminianern (s. d.) und bald auch in der Anglikanischen Kirche unitarische Meinungen überhand, welche der engl. Deismus zur konsequenten Bestreitung der Trinitätslehre ausbildete. Auch der deutsche Rationalismus verwarf dieselbe als unbiblisch und mit dem natürlichen Glauben an die Einheit des höchsten Wesens im unausgleichlichen Widerspruch, während der Supernaturalismus Schritt vor Schritt zu subordinatianischen, arianischen und sabellianischen Meinungen zurückkehrte.

Die Kantische Philosophie sah in der T. nur eine symbolische Andeutung der göttlichen Macht, Weisheit und Liebe, oder die schöpferische, erhaltende und regierende Wirksamkeit Gottes. Auch Schleiermacher, der sie in seiner Glaubenslehre in den Anhang verwies, redete nur von verschiedenen Daseinsformen des göttlichen Seins. Dagegen fand nach dem Vorgange Schellings die Hegelsche Schule in ihr den Inbegriff alles spekulativen Gehalts des christl. Glaubens zusammengefaßt, indem man das Ansichsein des Absoluten als den Vater, sein Andersein in der Welt als den Sohn, seine Rückkehr zu sich selbst im menschlichen Bewußtsein als den Geist bezeichnete. Seitdem wurde es auch in theol. Kreisen wieder üblich, von der Dreieinigkeit als den «drei wesentlichen Momenten im Selbstvermittelungsprozesse des göttlichen Wesens», oder von «innern Unterschieden» in der Gottheit, durch welche Gott selbst «erst ein lebendiger» werde, zu reden. In abenteuerlichster Mischung wurde aus dogmatischen Formeln und halbverstandenen philos. Phrasen eine neue, spekulativ sein sollende Trinitätslehre gestaltet, die weder kirchlich noch philosophisch war. Beim Erwachen aus dem spekulativen Taumel flüchteten die einen unter die alte Kirchenautorität und unter den Schutz des Mysteriums zurück, während die andern zu unitarischen oder sabellianischen Ansichten sich hinneigten. Die freie Theologie der Gegenwart hat erkannt, daß der religiöse Gehalt der biblischen Gedanken von Vater, Sohn und Geist, oder von dem Einigen, in Christus volloffenbarten, durch seinen Geist in den Gläubigen Wohnung machenden Gott, mit der Spekulation als solcher gar nichts zu thun habe, noch weniger aber mit den spät erst ausgeprägten kirchlichen Formeln identisch sei. Ihrerseits begnügt sie sich eine Dreiheit ewiger Wesensbestimmtheiten im Absoluten (das absolute Leben, das absolute Wesen, den absoluten Geist) zu lehren, deren Beziehungen zur Welt, zum Menschen und zum frommen Selbstbewußtsein in immer konkreterer Mannigfaltigkeit die absolute Macht, Intelligenz und Güte Gottes offenbaren.

Vgl. Meier, «Die Lehre von der T.» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1844); Baur, «Die christl. Lehre der Dreieinigkeit» (3 Bde., Tüb. 1841—43), und Langen, «Die trinitarische Lehrdifferenz zwischen der abendländ. und morgenländ. Kirche» (Bonn 1876).

Trinitatisfest oder Fest der heiligen Dreieinigkeit, wurde im 11. Jahrh. in der röm. Kirche zuerst in Klöstern gefeiert und 1260 durch eine Synode zu Arles bestätigt. Durch Papst Johann XXII. wurde das Fest 1334 allgemein gemacht und der erste Sonntag nach Pfingsten für die Feier des Festes bestimmt. In der prot. Kirche ist das T. beibehalten worden, und von ihm an zählt man hier die Sonntage bis zum Ende des Kirchenjahres (Trinitatissonntage).

Trinité, zweiter Handelshafen und Kantonshauptort auf der franz. Insel Martinique in Westindien, Arrondissement St.-Pierre, auf der Nordostküste an einer östlich von der Halbinsel Caravelle (Gravelle) gebildeten Bucht, hat (1879) 8025 E.

Trinitrin, s. Nitroglyzerin.

Trinitrophenol, Trinitromonoxybenzol, Trinitrokresylsäure, s. Pikrinsäure.

Trinityland, eins der Südpolarländer (s. d.).

Trinity-River (Trinidad), Fluß in Texas, s. unter Galveston.

Trinkerasyle, s. unter Alkoholismus.

Trinkitat, Hafenplatz am Roten Meere, 32 km von dem Fort Tokar. Bei T. landete Baker Pascha 28. Jan. 1884 mit 4500 Mann Infanterie, 500 Reitern, 6 Geschützen und 2 Raketengestellen (ägypt. und Negertruppen aus Suakin, Suez und Massaua) zum Entsatze von Tokar, rückte 4. Febr. ungefähr 3 km vor, wurde aber mit Verlust von 2400 Mann in die Flucht geschlagen und schiffte sich mit den Trümmern des Heeres am 5. Febr. nach Suakin ein. Die Araber hatten in diesem Gefecht fast keinen Verlust. Bei T. landete gegen Ende Februar 1884 eine brit. Division unter General Graham, welche 29. Febr. den Sieg beim Brunnen el Teb (s. d.) erfocht und 9. März nach Suakin zurückkehrte.

Trinkwasser, s. unter Wasser.

Trino, Stadt in der ital. Provinz Novara, Bezirk Vercelli, unweit links vom Po, mit Vercelli durch Tramway verbunden, zählt (1881) 8774 (Gemeinde 10923) E. und hat ein Gymnasium, Schweinezucht, Reisbau und Handel mit Vieh und Schinken. T., mittellat. Tridinum, gehörte im 12. Jahrh. zu Vercelli, später zu Monferrat.

Trinomium (grch.), dreigliederige Zahlengröße, z. B. a + b + c; trinomisch, dreigliederig.

Trio bezeichnete in der Musik ursprünglich (um 1700) eine Komposition für Gesang von drei Solostimmen, die meistens kontrapunktisch kunstvoll gehalten und von einem Klavierbasse mit freier Harmonie begleitet wurden, wird aber seit 1750 fast ausschließlich von Instrumentalkompositionen gebraucht. Hier bedeutet es zunächst ein Stück von drei selbstständigen Stimmen; ferner ein Stück von zwei Hauptstimmen und einem begleitenden Baß, z. B. Flöte, Violine, Violoncello, oder Viole und Violoncello; endlich ein Stück von einer Hauptstimme und zwei begleitenden Partien. Die erste Art T. steht

in kontrapunktiſcher Hinſicht am höchſten. Um 1700, zur Zeit Corellis, nannte man das T. auch Sonata a tre oder dreiſtimmige Sonate und es gehört in der Regel zur Gattung der Sonate (ſ. d.). Es iſt aber nicht immer notwendig dreiſtimmig, wie z. B. wenn das Klavier ein mitwirkendes Inſtrument iſt, welches bei der Benennung T. gewöhnlich nur als eine Partie gerechnet wird, da es doch auf Grund des Baſſes die ganze Harmonie ſpielt. Man unterſchied früher Kirchen- und Kammertrios, von denen die erſtern mehr im ſtrengen fugierten Stil, die letztern leichter und häufig über Tanzweiſen geſetzt waren. Arcangelo Corelli (ſ. d.) wurde für beide tonangebend und ſeine Werke bilden für das ältere T. das allgemein nachgeahmte Muſter. Den Kirchentrios am nächſten kommen die gegenwärtig noch gebräuchlichen T. für die Orgel. Viel mehr aber wird das Kammertrio jetzt geübt (meiſtens für Pianoforte, Violine und Violoncello), worin die neuern Meiſter Großes geleiſtet haben. Bei einer Menuett (ſ. d.) bedeutet das T. den mit der eigentlichen oder erſten Menuett abwechſelnden und ihr entſprechenden Satz, welchen man daher auch ſonſt Menuette alternativo oder die zweite Menuett genannt hat; es wird gewöhnlich in der verwandten Molltonart geſchrieben und wurde anfangs nur dreiſtimmig geſetzt, daher der Name T. (dreiſtimmige Menuett) entſtanden iſt.

Triodion (grch.), bei den Slawen Triod, ein liturgiſches Buch der griech.-kath. Kirche, bei dem der Kanon aus drei, ſtatt gewöhnlich aus neun Liedern beſteht. Es gibt ein Faſten-Triodion und ein Palmſonntag-Triodion; erſteres wird während der Faſtenzeit bis zum Palmſonntag, in Rußland bis Oſtern, angewendet; das andere von da an bis zum Sonntag nach Pfingſten.

Trioditis, Beiname der Hekate (ſ. d.).

Triole (ital.) nennt man in der Muſik eine Verbindung von drei Noten, welche die Zeitdauer von zwei gleichwertigen haben (z. B. drei Achtel, welche nur für zwei Achtel gelten) und gewöhnlich durch eine darübergeſetzte 3 als ſolche bezeichnet werden.

Triolein, ſ. Olein.

Triolett (frz.) heißt eine Reimform von acht Zeilen, von je acht oder neun Silben. Nach der dritten Zeile wird die erſte und nach der ſechſten werden die beiden erſten Zeilen wiederholt; die ſechſte Zeile mit der erſten, die dritte und fünfte mit der zweiten. Dieſe Dichtungsart iſt von den Franzoſen, von denen ſie wahrſcheinlich herſtammt, mehr als von den Deutſchen bearbeitet worden und eignet ſich für das Tändelnde und Naive. Die beſten deutſchen T. ſind von Hagedorn, der ſie zuerſt in die deutſche Litteratur übertrug, von Gleim und A. W. Schlegel. Eine Auswahl derſelben hat Raßmann herausgegeben (Duisb. 1815).

Tripang oder Trepang, ſ. Holothurien.

Tripel (Alexander), ſ. Trippel.

Tripel, Trippel oder Polierſchiefer iſt ein vorwiegend aus Kieſelpanzern von Diatomeen (ſog. Infuſorien) beſtehendes Foſſil von gelblichgrauer oder rötlicher Farbe, geringer Härte und Schwere, undurchſichtig, matt, von erdigem Bruch. Die ganz lockern Maſſen heißen auch Bergmehl oder Kieſelguhr; derartige Ablagerungen finden ſich unter andern bei Bilin in Böhmen, im Habichtswalde bei Kaſſel, am Siebengebirge, auf Korfu, bei Richmond in Virginien und in Oregon. Der T. dient zum Polieren von Glas, Metall, Edelſteinen, Elfenbein, Horn, Perlmutter, zu welchem Zweck alle Sandteilchen durch Schlemmen entfernt werden müſſen.

Triphan oder Spodumen, ein mit dem monoklinen Augit iſomorphes Mineral, von welchem man durch neuere Analyſen erkannt hat, daß es auch chemiſch einen Lithion-Augit darſtellt, indem es auf die chemiſche Formel $Li_2Al_2Si_4O_{12}$ führt, was ſich als eine Verbindung von einem Molekül der Metaſilikate Li_2SiO_3 und $Al_2Si_3O_9$ deuten läßt und ergeben würde: 64,5 Proz. Kieſelſäure, 27,4 Thonerde, 8,1 Lithion. Kryſtalle, nach dem Orthopinakoid verzwillingt, ſind ſelten, meiſtens erſcheint das Mineral in individualiſierten Maſſen oder in breitſtängeligen und dickſchaligen Aggregaten, mit Glasglanz (auf den orthodiagonalen und prismatiſchen Spaltungsflächen mit Perlmutterglanz), durchſcheinend, von grünlichweißer und lichtgrünlichgrauer Farbe, der Härte 6,5 bis 7 und dem ſpezifiſchen Gewicht 3,13 bis 3,19. Von Säuren wird der T. nicht angegriffen. Fundorte ſind die Inſel Utö in Norwegen, Tirol, Schottland, Norwich und Sterling in Maſſachuſetts, die Black Hills in Dakota (2—6 Fuß lange Kryſtalle); bei Warren und Lyon in Alexander Co., Nordcarolina, kommt eine reich kryſtalliſierte, tief ſmaragdgrüne und ſtark pleochroitiſche Varietät vor, der Hiddenit, welcher ſeine ſchöne Farbe vielleicht einem kleinen Gehalt von Chromoxyd verdankt.

Tripleallianz, ſ. Allianz.

Triplit oder Eiſenpecherz, ein Mineral, welches in fettglänzenden, kantendurchſcheinenden, individualiſierten Maſſen und großkörnigen Aggregaten von kaſtanienbrauner, rötlichbrauner bis ſchwärzlichbrauner Farbe erſcheint, von flachmuſcheligem Bruch, der Härte 5 bis 5,5, dem ſpezifiſchen Gewicht 3,6 bis 3,8. Die chem. Analyſe ergibt 58 bis 61 Proz. Eiſenoxydul und Manganoxydul (auch etwas Kalk und Magneſia), 32 bis 34 Phosphorſäure, 7 bis 8 Fluor, was durch die dem Wagnerit analoge Formel $(Fe, Mn)_2F.PO_4$ ausgedrückt werden kann. Das Mineral iſt in Salzſäure löslich und ſchmilzt vor dem Lötrohr auf Kohle ſehr leicht zu einer ſtahlgrauen, metallglänzenden, ſehr magnetiſchen Kugel; man kennt es unter andern von Schlaggenwald in Böhmen, Peilau in Schleſien, Limoges in Frankreich.

Triplopie, ſ. unter Doppelſehen.

Tripmadam, Pflanzenart, ſ. Sedum.

Tripödie (grch.), in der Metrik die Zuſammenfaſſung von drei Versfüßen zu einer Einheit, z. B. iſt ⏑ – ⏑ – ⏑ – eine iambiſche T. (Vgl. Dipodie.)

Tripölis od. Tripoli (türk. Tarabuliſſi-Gharb), ehemals der öſtlichſte unter den vom Osmaniſchen Reiche abhängigen Staaten der Berberei in Nordafrika, jetzt in unmittelbarem Beſitz der Pforte befindliches türk. Vilajet, wird im W. von Tunis, im N. vom Mittelmeer, im O., gegen Ägypten zu, vom 25.° öſtl. L. (von Greenwich), im S. von der Wüſte begrenzt. Innerhalb dieſer Grenzen, die viele nur nominell zu T. gehörige Wüſtenſtrecken umfaßt und das Paſchalik Fezzan (ſ. d.) und das Plateau von Barka (ſ. d.) mit einbegreift, hat T. einen Flächeninhalt von etwa 1033349 qkm, von welchen auf die eigentliche Regentſchaft T. nur 220240 qkm entfallen. Hinſichtlich ſeiner phyſiſchen und ethnogr. Beſchaffenheit kommt T. im allgemeinen mit den andern Ländern der Berberei (Marokko, Algier, Tunis) überein. Doch unterſcheidet es ſich inſofern von dem weſtl. Teile der Berberei, als es weniger den

Charakter des anbaufähigen Landes, sondern mehr den des steppenartigen Biledulgerid (s. d.) trägt und nirgends scharf von der Wüste getrennt ist, die mannigfach in das Land hineintritt und sich stellenweise bis ans Meer erstreckt. Der größte Teil ist Sand oder völlig vegetationsloses Gebirgsland (Dscheble). Doch ist T. weniger gebirgig als der westl. Teil der Berberei, indem nur die östlichen niedrigen Ausläufer des Atlas die Ebene des Landes unterbrechen. Der Küstenstrich ist durchaus niedrig und sandig; längs des westl. Syrtenrandes zieht sich sehr fruchtbares Weideland hin, namentlich in der Umgegend der Hauptstadt gedeihen alle Südfrüchte, Baumwolle, Krapp und Wassermelonen. Dieser 22 km lange und 7 km breite Strich mit 3000 Brunnen und der üppigsten Vegetation in seinen 8000 Gärten heißt Meschia; seine Bewohner sind wohl kriegspflichtig, aber frei von jeder Steuer. Dagegen ist die Küste im Osten vom Kap Mesurato, in dem Landstriche Syrt (Wüste), höchst unfruchtbar, größtenteils durch hohe Dünen mit zwischenliegenden Salzsümpfen bedeckt. Nach dem Innern bleibt das westl. T. fortwährend niedrig bis zum Fuße des Ghurian und des Binnenplateau Dar-el-Dschebel, welches anfänglich südost-, dann ostwärts, dem Gestade parallel, sich fortsetzt. Es erstreckt sich bis zum Nordrande der Oase Fezzan als ein zusammenhängendes, nur durch 130—160 m tief eingesenkte Thäler (Wadis) durchschnittenes Ganzes, das zum Teil sehr fruchtbar und üppig, mit Feigen, Datteln und Oliven angebaut, teils öde ist. Während im Ghurian sekundäre Sedimentgesteine sich zeigen, treten aus demselben kegelförmige, mit Kratern versehene vulkanische Berge, wie der Tekut, auf, die sich über den Kalkgebilden erheben. Diese Kalksteinplateaus bilden auch das Hochland der durch den Süden des eigentlichen T. und den Norden von Fezzan ziehenden Hamadawüste, bis sie von den Graniten der Sahara abgelöst werden. Infolge seiner im ganzen steppen- und wüstenartigen Beschaffenheit hat das Land keinen einzigen bedeutenden Fluß. Dagegen findet sich längs des Küstensaums und am Fuße des Ghurian eine Reihe Quellen, welche zur Regenzeit periodische Bäche bilden, die nach kurzem Laufe dem Meere zueilen oder wieder versanden. Das Klima ist im ganzen gesund, im Sommer sehr heiß, namentlich wenn der Samûm aus der Sahara weht. An der Küste herrscht europ. Frühling, und nur selten hat man Schnee beobachtet. Auf den innern Hochflächen kündigt sich der Winter durch heftige, mit Stürmen und Gewittern verknüpfte Regen an.

Die Bevölkerung wird auf über 1 010 000 Seelen geschätzt. Sie besteht, wie in der übrigen Berberei, hauptsächlich aus Mauren in den Städten, aus arab. Beduinen und berberischen Ureinwohnern (Ademser) auf dem Lande. Außer diesen, sämtlich dem Islam angehörig, gibt es wenige Türken in den Militärposten, viele Juden und einige Europäer in der Stadt T. Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht und Handel, von denen erstere vorzugsweise von den nomadischen Beduinen, letzterer, meist Karawanenhandel, von den Mauren betrieben wird. Der Feldbau ist von minderer Bedeutung, doch liefert das Ghurian vorzüglichen Mais, Weizen und Gerste. Die Hauptprodukte des Landes sind Schafe mit schöner Wolle, Kamele, Rindvieh, Büffel, Pferde, Tierhäute, Weizen, Datteln, Südfrüchte aller Art, Wein, Oliven, Johannisbrot, Krapp, Safran, Lotusbohnen, Koloquinten, Sennesblätter, Ricinusöl, Wachs und Honig, Salz, welches Seen und Sümpfe an der Küste in Menge liefern, und Schwefel in der Nähe des Sidragolfs. An den Küsten betreiben Griechen mit 300 Barken bedeutende Schwammfischerei. Die Hauptgegenstände des Handels sind europ. Manufakturwaren, die bis ins Innere Afrikas verführt werden, Sklaven, Straußenfedern, Elfenbein, Sennesblätter, Saffian, Gummi und Gold, welche durch Karawanen aus dem Sudan und der Wüste ankommen, während von den Produkten des Landes selbst Getreide, Öl, Wolle und Vieh (Rindvieh nach Malta) ausgeführt werden; 1875 wurden für 275 600 Pfd. St. Waren eingeführt, wovon für 127 000 brit. Manufakte und für 28 000 aus andern Ländern. Die Ausfuhr bestand in Esparto, für 122 500 Pfd. St., Straußenfedern für 125 000, Elfenbein, Weizen, Gerste, Butter, Krappwurzeln, Goldstaub und hatte einen Wert von 503 250 Pfd. St. Der Handel mit dem Ausland geht fast ausschließlich über die Haupthäfen T. und Bengasi; im Innern ist Mursuk ein wichtiger Handelsplatz. T. wird in die fünf Sandschaks oder Bezirke Tarablus, Fezzan, Dschebel-Gharbieh, Hams oder Chamsi und Bengasi eingeteilt, deren jedes einen Kaimakam an der Spitze hat. Die Hauptstadt T. steht für sich unter dem Befehle des Generalgouverneurs. Die Einnahmen der Regierung, Hafenzölle, wenige direkte Abgaben, Steuern von den Öl- und Dattelpflanzungen, Transitzölle und Gewerbesteuern der verschiedensten Art, belaufen sich auf 1 200 000 Mark, von denen der vierte Teil, nach Abzug der Verwaltungskosten, an die Türkei abgeliefert wird. T. steht ganz unter der Botmäßigkeit des Sultans.

Die Hauptstadt Tripolis, ital. Tripoli, arab. Tarâbulus-el-gharb (das T. des Westens, zum Unterschiede von dem syrischen Tarâbulus), im Altertum Oea, zählt etwa 30 000 E., darunter 2000 Christen, größtenteils Malteser, und 3000 Juden, welche ein eigenes Stadtviertel, Harra genannt, bewohnen und vorzugsweise den Handel in Händen haben. Die Stadt liegt auf einer Landzunge am Mittelmeer, bietet mit ihren schlanken Minarets und Moscheenkuppeln von fern einen hübschen Anblick und ist von einer hohen, mit sechs Bastionen geschützten Mauer umgeben. Sie hat enge, aber für eine Stadt des Orients auffallend reinliche Straßen, gute Karavanserais, europ. Gasthöfe und ein schönes Schloß des Bei, zwölf Moscheen, drei Synagogen, eine griech. und eine kath. Kirche nebst einem Franziskanerkloster, das außer den koptischen in Ägypten eins der allerältesten ist, öffentliche Bäder, Fabriken von Korduan, Teppichen, Leibbinden u. s. w. Von den Altertümern aus der Römerzeit verdient ein prachtvoller Triumphbogen zu Ehren Marc Aurels mit Marmorskulpturen und Inschriften Erwähnung. T. ist der Haupthandelsplatz des Landes und auch die Eingangspforte zu Innerafrika, wohin von hier aus die bedeutendste Karawanenstraße über Mursuk und Bilma nach Bornu führt. Die Zahl der 1879 im Hafen eingelaufenen Schiffe belauft sich auf 749 von 195 523 t Gehalt. Die Verbindung mit Europa besorgen über Malta eine franz. und eine engl. Dampferlinie und der nach Malta führende Telegraphendraht. T. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls für Tripolitanien.

T. bildete im Altertum den östlichen, nur mittelbar dazugehörigen Teil des Gebiets von Karthago,

die Regio Syrtica, welche bei den sikelischen Griechen nach den drei bedeutendsten Städten Oea, Sabrata und Leptis den Namen T. führte. Das Land ward nach dem zweiten Punischen Kriege 201 v. Chr. von den Römern an die Könige von Numidien verliehen, nach deren Unterwerfung (46 v. Chr.) mit der röm. Provinz Afrika vereinigt und durch den hier geborenen Kaiser Septimius Severus in eine eigene Provincia Tripolitana verwandelt. Die Anwohner dieser Küste erscheinen bei Prokop unter dem Gesamtnamen Λιβύαι, bei den Arabern als Lewâta. Im J. 644 eroberten die Araber unter Amru das Land und führten daselbst den Islam ein. Nach dem Zerfall des Kalifats der Abbâsiden stand T. mit Tunis zusammen unter dem Namen Ifrikija von 801 bis 909 unter der Herrschaft der Aghlabiden, hierauf unter der der Fatimiden, Almoraviden und Almohaden. Im 14. Jahrh. war T. mit Tunis unter den Abu Hafsiten vereinigt. Am 26. Juli 1510 wurde die Stadt T. von den Spaniern unter Navarro mit stürmender Hand genommen und gehörte von 1530 bis 1551 den Johannitern. Im J. 1551 wurde T. von dem türk. Seeräuber Dragut erobert und zur türk. Provinz gemacht. Seitdem war das Land einer der Hauptsitze der Seeräuber in Nordafrika. Als das Ansehen der Pforte sank, wurde T. zu einer anarchischen Janitscharendespotie, wie Algier. Die europ. Mächte suchten sich teils durch Verträge und Tribut, teils durch Waffengewalt gegen den Raubstaat zu sichern. Den Seeräubereien setzte zuerst 1663 der engl. Admiral Blake durch einen Vertrag eine Grenze, und als die Piraten sich wortbrüchig zeigten, zerstörte John Narborough mit einem Geschwader einen Teil der Hauptstadt und erzwang die Einhaltung der Verträge gegen England. Bedeutende Kriegszüge wurden von den Franzosen 1665 und 1728 gegen T. unternommen, die beide mit dem Bombardement und der fast gänzlichen Zerstörung der Stadt T. endigten. Doch erst die Eroberung Algiers durch die Franzosen machte dem Seeräuberwesen ein Ende. Unter mancherlei Stürmen dauerte die Piraten- und Janitscharenwirtschaft in T. selbst bis 1835, wo endlich eine Expedition von Konstantinopel aus die Herrschaft der Familie Karamanli stürzte, aus der seit 1714 die Deis genommen worden, indem T. als Ejalet mit dem türk. Reiche verbunden ward. Vgl. Maltzan, «Reise in den Regentschaften Tunis und T.» (3 Bde., Lpz. 1870).

Tripolis (Stadt in Syrien), s. Tarabulus; Tripolis in Griechenland, s. Tripolitsa.

Tripolith (grch.), ein graues cementähnliches Pulver, welches durch Erhitzen eines Gemisches von 3 Teilen Gipsstein, 1 Teil Thon und 1 Teil Hohofencoks gewonnen wird und, mit Wasser angerührt, schnell erhärtet. Es dient, wie der Gips, in der Bautechnik, sowie zu chirurg. Verbänden.

Tripolitsa, nach neugriech.-amtlicher Schreibweise Tripolis, die Hauptstadt der griech. Nomarchie Arkadien, im südwestl. Teile der ostarkadischen, 600 m hohen Ebene von Mantinea und Tegea (nördlich von den Ruinen von Tegea, am Fuße des Trikorpha) gelegen, ist nach dem Verschwinden der mittelalterlichen Städte Muchli und Nikli, wahrscheinlich erst unter der türk. Herrschaft entstanden. Die Stadt war seit dem Frieden von Passarowitz (1718) Hauptstadt von Morea und Sitz des Paschas. Ende April 1770 erlitten hier die aufständischen Griechen und die Russen, und 10. Juni 1779 die unbotmäßigen Albanesen eine Niederlage durch die Türken. Beim Beginn des griech. Freiheitskampfes war die Stadt wohl befestigt und zählte gegen 15000 E., die einen lebhaften Handel mit Landesprodukten trieben; aber als die Griechen die von den Türken und Albanesen verteidigte Stadt 5. (17.) Okt. 1821 mit Sturm nahmen, wurde sie fast ganz eingeäschert. Ibrahim Pascha, der sie nach ihrer Wiederherstellung 22. Juni 1825 nahm, verließ sie 1828 als völlige Ruine; 1879 zählte sie wieder 10057 E. Es besteht zu T. ein Gymnasium.

Tripontary, Hauptstadt des indo-brit. Vasallenstaats Cochin (s. d.).

Tripotage (frz.), eigentlich ein Gemengsel, Mischmasch, als Börsenausdruck Börsen- oder Geldschwindel.

Trippel, Fossil, s. Tripel.

Trippel (Alexander), eigentlich Tripel, namhafter deutscher Bildhauer, geb. zu Schaffhausen 1744, war der Sohn eines Schreiners, der nach England übersiedelte und dort den Sohn zu einem Instrumentenmacher in die Lehre gab. Doch gelang es diesem, nach Kopenhagen zu kommen, wo sich Wiedevelt und Stanley seiner annahmen und ihn im Modellieren nach der Natur und den antiken Vorbildern anleiteten. Nach vergeblichen Versuchen, in Berlin festen Fuß zu fassen, ging er nach Kopenhagen zurück, wo er in des Bildhauers Stanley Auftrage zu künstlerischen Arbeiten verwendet wurde. Dann wandte er sich 1771 nach Paris, geriet aber dort von neuem in Not. Erst durch sein allegorisches Denkmal zur Verherrlichung der Schweiz und einige andere Arbeiten, darunter ein Christuskopf für Lavater, wurde es ihm möglich, 1776 nach Rom zu reisen. Das erste Werk, das er in Marmor ausführte, war das Grabmonument des Grafen Tschernitschew für Moskau, das trotz seiner überhäuften Allegorie doch großen Beifall fand. T. erhielt 1789 von der Akademie in Berlin das Ehrendiplom, weil er ein figurenreiches Modell zu einem Monument für Friedrich d. Gr. eingeschickt hatte. In Rom führte er unter anderm die berühmten Büsten Goethes (zwei) und Herders (1789) und ein marmornes Denkmal Geßners aus. Arm, wie er gelebt, starb er 1793 zu Rom und wurde an der Pyramide des Cestius begraben. Seine besten Werke, die meistens antike, zum Teil aber auch biblische Stoffe behandeln, zeigen edle Formen, besonders wo es auf kraftvolle Darstellungen ankommt.

Tripper, auch virulente Blennorrhöe (Schleimfluß) der Harnröhre, oder Gonorrhöe (eigentlich Samenfluß) genannt (Gonorrhoea, frz. Chaude pisse, engl. brenning, clap), eine ansteckende Geschlechtskrankheit, welche mit einem eiterigen oder schleimigen Ausfluß der Harnröhre einhergeht. Nicht jeder Schleimfluß (Katarrh) der Harnröhre kann als T. bezeichnet werden, sondern eigentlich nur der durch Ansteckung erzeugte und wieder ansteckende (virulente). Die andern Schleimflüsse der Harnröhrenschleimhaut, wie sie z. B. nach dem Genuß von schlechtem jungen Bier, nach Reizung der Schleimhaut bei Harngries, beim Katheterisieren u. dgl. eintreten, haben fast nur den Ausfluß einer schleim- oder eiterähnlichen Flüssigkeit mit dem eigentlichen T. gemein, nicht aber dessen heftige Schmerzen und seine Ansteckungsfähigkeit. Bei den Frauen ist der virulente Katarrh der Schleimhaut der Scheide und der Gebärmutter bei weitem häufiger, als der der Harnröhre. In seinen Erscheinungen

hat er vieles mit dem gewöhnlichen Weißen Flusse (s. Leukorrhöe) gemein und wird auch gewöhnlich so benannt. Der T. zeigt sich beim Manne einen oder einige Tage nach dem ansteckenden Beischlafe durch Brennen in der Harnröhre beim Harnlassen an, das in den folgenden Tagen immer mehr an Heftigkeit zunimmt. Dazu gesellen sich entzündliche Rötung und Schwellung der Schleimhaut, tropfenweiser Ausfluß einer eiterähnlichen Flüssigkeit aus der Harnröhre (daher der Name T.), sehr schmerzhafte Erektionen, bisweilen selbst Harnverhaltung, Blasenkatarrh und Hodenentzündung. Nachdem diese Erscheinungen einige Wochen in gleicher Heftigkeit bestanden, nehmen sie wieder allmählich ab und verlieren sich ganz. In manchen Fällen bleibt noch ein leichter Katarrh bestehen, der sich durch Ausfluß von Schleim kundgibt und durch Diätfehler u. dgl. gesteigert werden kann (chronischer T., Nachtripper).

Das Kontagium des T. besteht, wie neuere Forschungen ergeben haben, aus mikroskopisch kleinen Pilzen aus der Klasse der Mikrokokken (Gonococcus), welche sich, kaffeebohnenartig gestaltet und in Gruppen zu zwei oder vier Exemplaren zusammengehäuft, teils im Trippereiter, teils in den Epithelzellen der Harnröhrenschleimhaut vorfinden. Bei Übertragung des Tripperschleims auf die Augen entsteht eine äußerst heftige und gefährliche Augenentzündung (Augentripper), weshalb die Kranken jede Berührung der Augen mit dem Trippereiter ängstlich vermeiden sollen. Bisweilen entsteht auch im Verlaufe eines T. eine langwierige Gelenkentzündung (Trippergicht, Tripperrheumatismus), welche am häufigsten das Knie (Tripperknie), seltener das Hand- und Fußgelenk befällt. Die Erscheinungen werden gemildert und die Heilung wird beschleunigt durch knappe Diät und reichlichen Genuß von Wasser, weil dadurch der Harn verdünnt wird und beim Entleeren die Schleimhaut weniger reizt. Gegen den T. wendet man innerlich balsamische Substanzen (Copaivabalsam, Cubeben), örtlich leicht zusammenziehende und desinfizierende Einspritzungen (schwefelsaures Zinkoxyd, Tannin, hypermangansaures Kali, Sublimat u. a.) an. Wenn ein Schanker auf der Harnröhrenschleimhaut seinen Sitz hat, so sind die Symptome ähnlich wie bei dem T.; das Wesen der Krankheit aber ist ein ganz anderes. (S. Syphilis.)

Unter Eicheltripper versteht man den gutartigen oder auch virulenten Katarrh der Schleimhaut der Eichel; zu seiner Heilung genügen meist häufige kalte Waschungen und Bestreichen der entzündeten Eichel mit Zinksalbe.

Trippergicht, s. unter Tripper.

Trippstein, s. unter Schwarzburg (Dorf).

Tripsis (grch.), Reibung, Einreibung.

Triptis, Stadt im Neustädter Kreise des Großherzogtums Sachsen-Weimar, am Ursprung der Orla und an der Linie Leipzig-Probstzella der Preußischen Staatsbahnen, hat Ruinen eines Schlosses, sowie eines 1170 nach Zwickau, dann nach Eisenberg verlegten Benediktinernonnenklosters, Leimsiederei und Weißgerberei, und zählt (1885) 1680 E. Das Wahrzeichen der Stadt war sonst eine ganz niedergebeugte und in einen Teich hängende Weide, über welche ein Bach in den Teich mündete. Daher das Scherzwort von einer kleinlichen Merkwürdigkeit: «Tripstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt.» Provinziell ist auch die zur Abfertigung neugieriger Fragen gebrauchte Redensart: «Zu oder nach Tripstrill auf der Bohnenmühl.»

Triptolemos, der Sohn des Königs Keleos von Eleusis und der Metaneira, war ein Liebling der Demeter und als solcher Erfinder des Pflugs, Verbreiter des Ackerbaues und der aus diesem hervorgehenden Kultur. Nach Apollodor kam Demeter, als sie ihre verlorene Tochter suchte, auch zum Keleos und pflegte als Amme den jüngern Bruder des T., Demophon. Diesen wollte sie unsterblich machen und legte ihn zu diesem Zwecke des Nachts ins Feuer, wurde aber dabei von der Metaneira überrascht und der Knabe vom Feuer verzehrt. Zum Ersatz dafür gab sie dem T. einen mit geflügelten Drachen bespannten Wagen, mit dem er über die Erde fuhr, um den von der Göttin empfangenen Getreidesamen auszustreuen. Nach seiner Heimkehr wollte ihn der König Keleos ermorden, aber er mußte ihm auf Befehl der Demeter sein Reich abtreten, und T. selbst wurde nun König und führte als solcher den Kultus der Göttin ein. Nach seinem Tode verehrte man ihn in Eleusis als Heros wegen Erfindung des Ackerbaues. Von der Kunst wird T. als ein jugendlicher Heros, auf einem mit Drachen bespannten Wagen, mit Ähren und Scepter in der Hand dargestellt.

Tripudium (lat.), Waffentanz im alten Rom, besonders der salischen Priester.

Trirēmen (lat., grch. Triēre), Dreiruderer, altröm. Schiffe mit drei Reihen Ruderbänken übereinander.

Trisetum, s. u. Hafer.

Trishagium (Hymnus angelicus, cherubicus, triumphalis) oder das «Dreimal heilig», genannt nach Jes. 6, 3, heißt der durch den Kaiser Theodosius II. im Römischen Reiche eingeführte, noch jetzt bei der Messe gebräuchliche Kirchengesang, der als das liturgische Bekenntnis der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit anzusehen ist.

Trismegistus, s. Hermes Trismegistos.

Trismus (grch.), der Kinnbackenkrampf, s. unter Starrkrampf.

Trissino (Giovanni Giorgio), ital. Dichter und Gelehrter, geb. 8. Juli 1478 zu Vicenza, widmete sich erst spät den Wissenschaften. Demetrius Chalkondylas war sein Lehrer in der griech. Sprache. Außer mit Litteratur befaßte er sich eifrig mit Mathematik, Physik und Architektur. Palladio war in der Bauwissenschaft sein Schüler. Papst Leo X. bezeigte ihm besonderes Wohlwollen und betraute ihn mit Gesandtschaften an den König von Dänemark, den Kaiser Maximilian und die Republik Venedig. Auch Clemens VII. sendete ihn an Kaiser Karl V., der ihn mit Auszeichnungen überhäufte. Später lebte er in Venedig. Wegen häuslicher Mißhelligkeiten ging er wieder nach Rom, wo er Anfang Dez. 1550 starb. T., welcher sich auf allen Gebieten der Dichtkunst versuchte, erwarb sich den Ruhm, seinem Vaterlande in der «Sofonisba» (Rom 1514) die erste nach den Regeln des Aristoteles abgefaßte Tragödie gegeben zu haben. Leo X. ließ sie mit höchster Pracht aufführen. Doch erkaltete der Enthusiasmus bald, weil das Werk in der That kein nationales, sondern nur eine steife Nachahmung des Altertums war. T. hat in dieser Tragödie, angeblich zuerst, den reimlosen elfsilbigen Vers (verso sciolto) angewendet. Einen unangemessenen Gebrauch von diesem Verse machte er in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiel «I simillimi»

(Veneb. 1547). Auch ſein Epos «Italia liberata da' Goti» (1547—48) iſt ſtreng nach den Ariſtoteliſchen Regeln gearbeitet, doch ohne ſchöpferiſche Kraft. Glücklicher war T. als lyriſcher Dichter. Auch verfaßte er eine Poetik, die von gründlichen Kenntniſſen zeugt, wie überhaupt ſein Ruf als Gelehrter höher ſteht als ſein dichteriſcher. Ihm verdankt man auch die älteſte ital. Überſetzung von Dantes Schrift «De vulgari eloquentia» (1529). Vgl. Caſtelli, «Vita di Giovanni Giorgio T.» (Veneb. 1753); Morſolin, «Giovanni Giorgio T.» (Vicenza 1878).

Triſtan heißt der Held einer aus dunkler kelt. Mythologie hervorgegangenen bretoniſchen Sage, welche mit denjenigen von König Artus und der Tafelrunde nicht urſprünglich zuſammenhängt, ſondern mit beiden erſt ſpäter durch vermittelnde Kunſtdichtung in eine äußerliche und loſe Verbindung gebracht worden iſt. Schon ihrem Inhalt nach war ſie von jenen grundverſchieden, denn ihren Kern bildet nicht das Heldentum, ſondern die Liebe T.s zu Iſolde, der Gemahlin ſeines Oheims, des Königs Marke von Cornwallis. Aber eben dieſe Liebe mit ihrer unheimlichen Entſtehung durch einen Zaubertrank, ihrer bedenklichen Stellung zwiſchen natürlichem Recht und ſittlichem Unrecht, ihrer verſtohlenen Beharrlichkeit unter ſtets neuen Fährlichkeiten und Liſten machten T. und Iſolde zu dem gefeiertſten Liebespaare des Mittelalters und verbreiteten die Erzählung über ganz Europa. Bereits um die Mitte des 12. Jahrh. war die Sage durch ganz Frankreich und die Provence allbekannt und bewundert. Wiederholte Behandlung durch mehrere nordfranz. und anglonormann. Dichter bahnte ihr allmählich den Weg in die ſpan., ital., deutſche, ſkand., ſlaw. und ſogar in die griech. Litteratur. In die deutſche Litteratur verpflanzte ſie zuerſt um 1170 Eilhart von Oberge, ein Dienſtmann Heinrichs des Löwen. Sein Gedicht iſt aber in der niederdeutſch gefärbten, in Versmaß und Reim noch nicht zu ſtrenger Geſetzmäßigkeit gediehenen Urform bis auf wenige Bruchſtücke verloren und das Ganze nur in einer Überarbeitung (mit den Bruchſtücken herausg. von Lichtenſtein, Straßb. 1878) und einer noch ſpätern Proſaauflöſung (gedruckt 1484 u. öfter; auch in Simrocks «Deutſchen Volksbüchern») erhalten. Die höchſte Vollendung gab T.s Geſchichte um 1210 Gottfried von Straßburg (ſ. d.). Den mangelnden Schluß fügten, wiederum nach andern mit Eilharts Darſtellung näher verwandten Quellen unabhängig voneinander arbeitend, zwei Dichter von weit geringerer Begabung hinzu: der eine, ein Schwabe, Ulrich von Türheim (der 1242 auch Wolframs «Wilhelm» vollendete, in Maßmanns Ausgabe), der andere, ein Meißner, Heinrich von Freiberg, um das Ende des 13. Jahrh. («Heinrichs von Freiberg Triſtan», herausg. von Bechſtein, Lpz. 1877, in «Deutſche Dichtungen des Mittelalters»). Die alte Proſaauflöſung bearbeitete dramatiſch auch Hans Sachs, und eine ſelbſtändige, treffliche, aber ebenfalls unvollendet gebliebene Umdichtung der Sage unternahm Immermann; als Oper bearbeitete den Stoff Richard Wagner. Auch bildliche Darſtellungen aus dem Mittelalter haben ſich erhalten. Vgl. Bechſtein, «T. und Iſolde in deutſchen Dichtungen der Neuzeit» (Lpz. 1876).

Triſtão da Cunha oder d'Acunha, brit. Inſel im ſüdl. Atlantiſchen Ocean, von dem portug. Seefahrer gleichen Namens 1506 entdeckt, liegt, etwa 30° weſtlich von der Kapſtadt (37° ſüdl. Br.), recht günſtig für die Oſtindien- und Auſtralienfahrer, um Waſſer und Erfriſchungen einzunehmen, und wird deshalb auch die Erfriſchungsinſel genannt. Seit Anfang des 19. Jahrh. mehrfach auch längere Zeit bewohnt, wurde ſie 1811 von einigen Nordamerikanern beſiedelt, erhielt 1815 zur Sicherung des auf St. Helena gefangenen Napoleon eine brit. Beſatzung und 1821 vom Kapland aus eine dauernde Niederlaſſung. Der engl. Kapitän Denham machte 1852 eine genaue Aufnahme von der Inſel. Die kleine runde Inſel iſt 116 qkm groß und zählt (1881) 105 E. Sie beſteht aus einem centralen Bergkegel von 2440 m Höhe, einem erloſchenen Vulkan (mit kleinem See in ſeinem Krater), der ſich faſt nach allen Seiten in ſteilen Klippen zur See abſtürzt und deſſen Spitze oft mit Schnee bedeckt iſt. Nur im Nordweſten iſt etwas Vorland, und dort liegt die Kolonie Edinburgh (unter 12° 18′ weſtl. L. von Greenwich), öſtlich vom Kap Herald Point, an der Falmouthbai. Das Klima iſt dem Pflanzen- und Tierleben äußerſt günſtig; alle gewöhnlichen europ. Kulturpflanzen gedeihen daſelbſt. Südweſtlich von T. erheben ſich die beiden kleinen unbewohnten vulkaniſchen Felſeninſeln Inacceſſible und Nightingale, welche den Bewohnern von T. als Jagdrevier dienen. Die ganze Inſelgruppe iſt reich an Vögeln und Robben; auf T. werden mehrere hundert Stücke Rindvieh, Schafe und Schweine von den Anſiedlern gehalten.

Triſte, ſ. Feime.

Triſtichon (grch.), dreizeiliges Gedicht.

Triſtien (lat. Tristia), Trauerlieder, Titel von Elegien, welche Ovid im Exil ſchrieb.

Triterne (im Buchdruck), ſ. unter Duernen.

Tritheim (Johs.), vielſeitiger Gelehrter, hieß eigentlich Heidenberg, nannte ſich aber nach ſeinem Geburtsorte Treitheim oder Trittenheim im Trieriſchen, wo er 1. Febr. 1462 geboren war. Er ging, um zu ſtudieren, heimlich nach Trier und ſpäter nach Heidelberg. Auf einer Reiſe faßte er in der Abtei Sponheim in ſeinem 20. Jahre den Entſchluß, daſelbſt in den Benediktinerorden zu treten, und widmete ſich nun mit ſolchem Eifer den Wiſſenſchaften, daß er ſchon im folgenden Jahre zum Abt des genannten Kloſters erwählt wurde, dem er 22 Jahre lang vorſtand. Infolge eines Tumults der Mönche wegen ſeiner Teilnahme für den Kurfürſten Philipp von der Pfalz gegen den Landgrafen von Heſſen nahm er die ihm angebotene Abtei zu St. Jakob in Würzburg an, wo er 13. Nov. 1516 ſtarb. Seine theol. Schriften wurden unter dem Titel «Opera spiritualia» von Buſäus (Mainz 1601), der auch ſeine «Paralipomena» (Mainz 1605) folgen ließ, herausgegeben. Wie um die wiſſenſchaftliche Kultur im allgemeinen, ſo machte er ſich insbeſondere durch ſein «Chronicon coenobii Hirsaugiensis» und die «Annales Hirsaugienses», die beide zuſammen die Geſchichte des Kloſters Hirſchau 830—1513 enthalten, ſowie durch mehrere andere Schriften um die Geſchichte verdient, die Freher nebſt ſeinem «Liber de scriptoribus ecclesiasticis» als «Opera historica» (2 Bde., Frankf. 1601) herausgab. Vgl. Silbernagl, «Johannes Trithemius» (Landsh. 1868; 2. Aufl., Regensb. 1885); Schneegans, «Abt J. Trithemius und Kloſter Sponheim» (Kreuznach 1882).

Tritheismus (lat.), d. h. Dreigötterei, iſt ein bei der Verteidigung der kirchlichen Lehre von der

Trinität (s. d.) sehr naheliegender heidnischer Irrtum. Obwohl kein christl. Theolog Tritheist sein wollte, sind doch in alter und neuer Zeit viele thatsächlich darauf hinausgekommen. So im Altertum Johannes Philoponus, im Mittelalter Roscellinus, in neuerer Zeit im Grunde alle orthodoxen Verteidiger der Trinität, soweit sie nicht mehr oder minder ausgesprochene sabellianische (s. Sabellianismus) Neigungen haben.

Triticum *L.*, botan. Name der weizenartigen Gräser. Nach der Ährenspindel und Gestaltung der Ährchen bilden die nur in der Alten Welt heimischen Arten mehrere Gruppen, welche als eigene Gattungen gelten, nämlich echte Weizen, mit ungleichseitigen, einkieligen Kelchspelzen (s. Weizen), Dinkelweizen, mit zerbrechlicher Spindel und von den Spelzen umhüllten Körnern (s. Dinkel), und Queckenweizen, mit flachen, vielblütigen Ährchen und linealen Kelchspelzen. (S. Quecke.)

Triton, ein Sohn des Poseidon (Neptun) und der Amphitrite, der mit seinem Vater und seiner Mutter in goldenem Palast auf dem Grunde des Meeres wohnte. Auch wird als seine Heimat der sagenhafte tritonische See in Libyen angegeben. T. hatte oben die Gestalt eines Mannes, vom Leibe an aber die eines Seeungeheuers mit Fischschwanz. Meist erscheint T. als Diener seines Vaters Poseidon, indem er mit einer schneckenförmig gewundenen Muscheltrompete die Fluten erregt oder die empörten Fluten besänftigt; im Gigantenkriege setzte er durch das Blasen auf derselben die Götterfeinde in Schrecken. Oft erscheint er dann in Poesie und Kunst als ein unterer Meergott in der Mehrzahl, der andern Seegottheiten, namentlich den Nereiden, zum Reiten und Fahren dient.

Diese Tritonen werden mannigfach beschrieben und dargestellt; meist aber erscheinen sie oben als Mensch, unten als Fisch. Ihr Hauptkennzeichen auf Kunstwerken ist die Muscheltrompete. Nach der Beschreibung des Pausanias haben sie grünes Haupthaar, Kiemen unter den Ohren, menschliche Nase, breiten Mund mit Tierzähnen, feine Schuppen und statt der Füße einen Schweif wie die Delphine.

Tritonen, s. Wassersalamander.

Tritonshörner (Tritonium), ein Geschlecht großer, in über 100 Arten die wärmern Meere bewohnender Schnecken, mit langem ovalen Gehäuse, das ein ziemlich spitzes, gestrecktes Gewinde besitzt. Eine gegen 30 cm lange Art (Tritonium nodiferum) findet sich auch im Mittelmeer und wurde von den alten Römern, wie andere Arten noch jetzt von Naturvölkern, als Kriegstrompete verwendet.

Tritschinapali (engl. Trichinopoly, sanskr. Trisirapali), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der indo-brit. Präsidentschaft Madras, in der alten Provinz Karnatik, auf dem rechten Ufer des Gaweri an der nach Negapatam führenden Strecke der sich von der Madraseisenbahn abzweigenden Great-South-of-India-Bahn. T. hat auf einem gegen 200 m hohen, sehr steil aus der Ebene emporsteigenden isolierten Syenitfelsen eine starke, für uneinnehmbar geltende Festung, die ein Zeughaus, Militärmagazine aller Art, eine evang. Kirche und Missionsstation, sowie eine Petta oder Eingebornenstadt umschließt. Auf halber Höhe des Felsens steht ein Tempel des Siwa, auf dem Gipfel ein berühmter, stark bewallfahrteter der Ganesa. Die Stadt ist gegenwärtig nur noch der Sitz des Hauptquartiers der im Süden der Präsidentschaft Madras liegenden Truppen, während früher sich ein Campement für 4—500 Mann 3—4 km südwestlich von der Stadt befand. T. zählt (1881) 84449 E., welche gute Kurzwaren, Messer, Juwelier-, Sattler- und Riemerarbeiten, Cigarren u. s. w. verfertigen. Gegenüber der Stadt liegt auf einer Flußinsel die Stadt Seringham, ein Wallfahrtsort mit stattlichen, besonders heilig gehaltenen Hindutempeln. — Der Distrikt Tritschinapali zählt (1881) auf 9223 qkm 1 215 033 E.

Tritt (in der Jägersprache), s. unter Fährte.

Tritt (frz. pédale, marche; engl. treadle, foot-board), verschiedene durch Treten bewegte Vorrichtungen, z. B. an Spinnrädern, Drehbänken. An Webstühlen heißen Tritte oder Schemel die zur Bewegung der Schäfte dienenden Hebel, die beim Weben mit dem Fuß niedergedrückt werden.

Trittweberei, soviel wie Fußarbeit.

Triumph war die höchste Ehre siegreicher Feldherren im alten Rom. Dieselben hatten wohl als solche das Recht dazu, doch erteilte, wenigstens in der historisch bekannten Zeit, die Erlaubnis zum T., der auf Kosten des Ärars ging, regelmäßig der Senat dem Sieger, in einzelnen Fällen, wo der Senat sie verweigerte, sicherte das Volk denselben zu, beziehentlich seine Beteiligung daran und das Unterbleiben einer tribunicischen Intercession. Keinesfalls aber durfte der Sieger vorher in die Stadt kommen, wenn er nicht das Recht zum T. verlieren wollte. War der T. bewilligt, so versammelten sich Magistrate und Senat bei dem mit seinem Heere draußen auf dem Marsfelde harrenden Feldherrn und stellten sich dort an die Spitze des Festzugs. Derselbe zog nun durch die Porta Triumphalis, einen auf dem Marsfelde frei stehenden Triumphbogen, über den Flaminischen Cirkus, dann am westl. Ende des Kapitolinischen Bergs durch die Porta Carmentalis in die eigentliche Stadt, von da zum Cirkus Maximus, durch diesen und zwischen Palatin und Cälius zur Velia, und auf der Sacra Via zum Forum, von da den Clivus Capitolinus hinauf auf das Kapitolium. Den an Magistrate und Senat sich anschließenden Zug eröffneten gewöhnlich Musiker und Sänger. Es folgten die erbeuteten mannigfachen Schätze, die von den abhängigen Staaten dem Triumphator geschickten goldenen Kronen, Inschriften und bildliche Darstellungen, welche sich auf seine Thaten bezogen, dann die weißen zum Opfer bestimmten Stiere, darauf die Gefangenen in Ketten, hinter ihnen die Liktoren in purpurner Tunika und die Fasces mit Lorbeeren umwunden. Nun erst kam nach einem Chor von Musikern der Triumphator selbst, auf dem Haupte einen Lorbeerkranz, in der einen Hand einen elfenbeinernen Stab haltend, dessen Spitze ein Adler schmückte, in der andern einen Lorbeerzweig in einer mit aufgelegten Goldfäden gestickten purpurnen Tunika und einer ebenfalls purpurnen mit goldenen Sternen verzierten Toga, stehend auf einem prächtigen Wagen. Diesen zogen bei dem T. des Camillus, sowie wieder bei dem Cäsars und den Kaisertriumphen vier Schimmel. Hinter dem Triumphator folgten seine Töchter und jüngern Söhne, auch ein Sklave, der eine goldene Krone hielt und ihm die Worte zusprach: »Sieh hinter dich und bedenke, daß du ein Mensch bist«, während der Triumphator sich auf diesem Gipfel menschlichen Glücks zugleich durch ein Amulett (Fascinum, s. d.) gegen den Neid zu schützen suchte. Dann

kamen die ältern Söhne des Triumphators, seine Legaten und Tribune zu Pferd, hierauf die röm. Bürger, die er aus der Kriegsgefangenschaft befreit hatte, welche, wie die Freigelassenen, den Hut der Freiheit auf dem Kopfe trugen. Endlich folgte das siegreiche, bekränzte und geschmückte Heer, Loblieder, aber auch nach altröm. Sitte derbe Spottlieder auf den Feldherrn singend und in das Triumphgeschrei «Jo triumphe» mit den zuschauenden Bürgern einstimmend. Auf dem Kapitol dankte der Triumphator dem Jupiter, opferte ihm und weihte ihm den Lorbeer der Fasces und den Lorbeerzweig, welchen er in der einen Hand trug, später statt dessen eine Palme. Zuletzt gab er gewöhnlich auf dem Kapitol ein Gastmahl, von dem er abends mit Fackeln und Musik nach Hause begleitet wurde. Seit Augustus den Tempel des Mars Ultor erbaut hatte, wurden in diesem die Insignien des Triumphs, wohl namentlich Fahnen und Spolien (s. d.), niedergelegt.

Die Pracht der T. steigerte sich in den spätern Zeiten der Republik ins Ungemessene. Seit Augustus wurden die T. seltener. Nach 71 n. Chr. feierten nur noch Kaiser T. Doch wurden daneben den im Namen des Kaisers siegenden Feldherren selbst die Insignien des T., d. h. die Tracht des Triumphators bewilligt, mit der Erlaubnis, sie bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen. Seit des Duilius Seesieg über die Karthager, 260 v. Chr., hielt man auch für Seesiege T. (triumphus navalis). Über die gefeierten T. wurden Verzeichnisse geführt, die sog. Fasti triumphales. Man zählte von Romulus bis auf Diocletian ungefähr 350 T.

Eine geringere Art des T. war die Ovation. Sie wurde teils wegen geringerer Siege, teils dann bewilligt, wenn der Sieger nicht als Höchstkommandierender befehligt hatte. Bei der Ovation zog der Feldherr in der Toga Prätexta und mit einem Myrtenkranz geschmückt, in älterer Zeit zu Fuß, hernach zu Pferd ein.

Zuweilen hielten Feldherren, denen der T. in Rom nicht bewilligt worden war, auf dem Albanischen Berge einen festlichen Triumphzug (triumphus in monte Albano).

Triumphbogen (lat. arcus triumphalis) nennt man freistehende Gebäude mit bogenförmigen Durchgängen, welche in Rom, später auch in andern Städten des Römischen Reichs, zum Andenken an den Triumph eines siegreichen Feldherrn oder Kaisers errichtet wurden; dann wurde der Name auch auf Denkmäler ähnlicher Form, welche man ohne Beziehung auf Kriegsthaten, zu Ehren einzelner Kaiser errichtete, übertragen. Zu den ältesten T. Roms im Sinne eines Siegesdenkmals gehört der, welchen Scipio Africanus der Ältere 190 v. Chr. am Clivus Capitolinus erbauen ließ; er war mit vergoldeten Statuen geschmückt. Unter den Kaisern stieg die Pracht dieser Bauwerke, sie wurden aufs reichste mit Säulen, Statuen, Reliefs und Inschriften geschmückt. Mehr oder weniger gut erhalten sind in Rom die T. des Drusus, des Titus, des Septimius Severus und des Konstantin (s. Tafel: Baustile IV, Fig. 5), dann zu Rimini, Aosta, Susa, Benevent, Ancona, Fano, Verona, zu Pola in Istrien, zu Orange (s. Tafel: Baustile IV, Fig. 7), Reims und St.-Remy in Frankreich, zu Capara in Spanien, zu Tripoli in Afrika u. s. w. Von T. aus neuerer Zeit sind zu nennen der des Königs Alfons I. zu Neapel, der Arco della pace zu Mailand, der Arc de l'étoile und der Arc du carrousel zu Paris. In neuerer Zeit hat man die Form des T. auch auf Stadtthore übertragen und solche z. B. 1770 in Potsdam, 1850 in München erbaut.

Triumphbogen heißt in der christl. Kirche auch der große Bogen in der Wand, welcher das Langhaus von dem Altarhause (Chor) trennt, also den Eingang zum Sanktuarium bezeichnet. Die Wand über dem Bogen ist oft mit Gemälden, vorzugsweise mit einer Darstellung des Jüngsten Gerichts, die Bogenöffnung selbst mit einer plastischen Gruppe, Christus am Kreuze, zwischen Johannes und Maria, geschmückt.

Triumvirat, Amt, Amtsdauer, Kollegium, Bund der Triumvirn (s. d.).

Triumvirn, Triumviri oder Tresviri, d. h. Dreimänner, nannte man in Rom mehrere aus drei Personen bestehende obrigkeitliche Kollegien teils stehenden, teils vorübergehenden Charakters, deren Bestimmung durch einen Zusatz näher angegeben wird. Stehenden Charakter wenigstens seit 289 v. Chr. hatten die triumviri capitales, auch nocturni genannt, untergeordnete Beamte, die mit der nächtlichen Polizeiaufsicht über die Stadt Rom, sowie mit der Vollziehung der Strafurteile und mit einer geringfügigen Polizeigerichtsbarkeit, sowie mit gewissen Hilfeleistungen bei der Civilrechtspflege beauftragt wurden. Ob sie schon seit um 287 v. Chr. als Magistrate niedrigerer Ordnung vom Volke gewählt worden, ist streitig. Ebenso waren die triumviri monetales ein stehendes Magistratskollegium ebenfalls geringerer Ordnung, als Münzmeister. Übrigens wurde dieses Amt wohl erst nach dem Bundesgenossenkriege ein stehendes; früher wurden Münzmeister nur außerordentlicherweise gewählt. Bloß außerordentlicher- oder vorübergehenderweise kommen z. B. vor triumviri coloniae deducendae, Kommissare für Gründung einer Kolonie.

Uneigentlich heißt Triumvirat die Verbindung von Cäsar, Pompejus und Crassus im J. 60, wiederholt im J. 56 (s. Rom und Römisches Reich), denn diese Verbindung hatte keinen offiziellen Charakter. Dagegen ließen sich die im J. 43 zusammentretenden Antonius, Octavian und Lepidus formell durch ein Gesetz als triumviri reipublicae constituendae, d. h. als Bevollmächtigte zur Neuordnung des Staats, zuerst auf fünf, dann auf fünf weitere Jahre bestallen. Sie waren also wirkliche, wenn auch außerordentliche Magistrate mit unbegrenzter Vollmacht.

Trivento, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Campobasso, nahe rechts am Trigno (Trinius der Alten), ist Bischofssitz, zählt (1881) 4742 E. und hat eine Schwefelquelle, Oliven- und Weinbau. T. ist das Teruentum des Samnitenstammes der Pentrer, hieß mittellat. Triventum, gehörte im Mittelalter seit der Longobardenzeit zum Fürstentum Benevent und seit dem 13. Jahrh. zur Grafschaft Molise des Königreichs Neapel.

Trivia, Beiname der Hekate (s. d.).

Trivial nannte man im Mittelalter das, was zum Trivium (vom lat. tres, d. i. drei, und via, d. i. der Weg) gehörte, worunter Grammatik, Arithmetik und Geometrie verstanden wurden. (S. Freie Künste.) Diese Bedeutung hat das Wort auch in der Zusammensetzung Trivialschulen, womit man früher Vorbereitungsschulen für die höhern Gymnasien bezeichnete, dann auch die Volksschulen und die niedern Bürgerschulen. Gegenwärtig gebraucht man trivial für allgemein

bekannt, platt, alltäglich, seicht oder abgedroschen, z. B. triviale Bemerkungen u. s. w.

Trivium, s. unter Freie Künste.

Trivulzio, eine der vornehmsten mailänd. Familien, deren Anfänge in das 13. Jahrh., deren höchste Blüte in das 16. Jahrh. fällt. Erasmo T. war einer der Condottieren des letzten Visconti, Filippo Maria. Der berühmteste des Geschlechts war Gian Giacomo T., geb. 1436 in Mailand, Marschall in Frankreich und Gouverneur von Mailand unter Ludwig XII. und Franz I., gest. 1518; kriegerischen Ruhm erwarb auch sein Neffe Teodoro T., Marschall von Frankreich, Gouverneur von Genua und Lyon, gest. 1531. — Gian Giacomo Teodoro T., gest. 1656, wurde Kardinal, Generalkapitän von Sicilien und Gouverneur der Lombardei, der einzige Italiener, der dieses Amt unter der span. Herrschaft erhielt. — Gian Giacomo T., geb. 22. Juli 1774, ist bekannt durch seine Förderung von Litteratur und Wissenschaft. Auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich u. s. w. hatte er insbesondere den Zweck, seine Bibliothek durch litterarische und artistische Schätze zu bereichern. Mit seiner Unterstützung erschienen Rosminis «Leben Franc. Filelfos» (1808) und dessen «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Gian Giacomo T.» (1815), Mazzuchellis Ausgabe des Gedichts über den Maurenkrieg von Cresconius Corippus (1820) und dessen Sammlung der Briefe Annibale Caros. T. selbst besorgte eine Ausgabe von Dantes «Convito» (Mail. 1826) und «Vita nuova» (Mail. 1827). Er starb 9. März 1831.

Triwanderam, s. Travancore.

Trjevna, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im bulgar. Distrikt Târnovo, nördlich am Schipka-Balkan, zählt (1881) 2222 E. und hat treffliche Holzschnitzerei, namentlich von Heiligenbildern und Herstellung von Decken, Posamenten und Rosenöl. — Das Arrondissement Trjevna hat 34 851 E.

Troas, der nordwestl. Vorsprung Kleinasiens, der im Norden vom Hellespont und dem Marmarameer, im Süden vom tief eingezogenen Meerbusen von Adramyttium begrenzt wird, im Osten durch Ausläufer des im SO. lagernden Ida, dessen Verzweigungen, hauptsächlich vom Skamandersystem durchfurcht, die ganze Landschaft erfüllen. Der Name ward vom vorhistor. Volk der Troer abgeleitet. Die Küsten wurden von Achäern und Äoliern besiedelt. Die uralte vorgriech. Hauptstadt Troja (s. d.) lag etwas landeinwärts. Später kam die T. ans Pergamenische Reich und wurde zu Mysien gerechnet, mit diesem dann zu der röm. Provinz Asia. Im Innern ist auch noch eine Reihe alter Stadtlagen erhalten. Vgl. Schliemann, «Reise in der T.» (Lpz. 1881).

Trocadéro, ein Fort bei Cadiz, das die Franzosen 31. Aug. 1823 eroberten; danach ist ein Platz in Paris am rechten Seineufer benannt, gegenüber dem Champ de Mars, auf einer Anhöhe. Gelegentlich der Ausstellung von 1878 wurde auf dem T. ein Palais erbaut, in welchem sich jetzt das Museum der Gipsabgüsse und das Ethnographische Museum befinden.

Trochäus (grch.), eigentlich der Läufer, auch Choreus genannt, ein von den Alten und Neuern häufig angewendeter, aus einer langen und kurzen Silbe bestehender Versfuß (– ⏑), kann unter gewissen Beschränkungen auch in einen Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑) aufgelöst oder in den geraden Füßen, d. h. im zweiten, vierten, sechsten Fuße durch einen Spondeus (– –), oder auch einen Anapäst (⏑ ⏑ –), weit seltener durch einen Daktylus (– ⏑ ⏑) ersetzt werden. Die Griechen maßen trochäische Verse regelmäßig nach Dipodien und bildeten am häufigsten den Tetrameter aus vier Dipodien oder acht Einzelfüßen. Doch bildeten sie auch die verschiedensten kleinern Verse. Weniger streng bauten die komischen Dichter der Römer ihre trochäischen Verse. Neuere bilden schon aus zwei oder drei Trochäen gleichmäßig durch das ganze Gedicht wiederkehrende Verse, wie Platen: «Was ich thue | Und vollbringe | Ich erringe | Nie die Ruhe.» Doch sind die längern trochäischen Reihen häufiger, am häufigsten der aus dem Altertum überkommene Tetrameter.

Trochilíden, soviel wie Kolibris.

Trochísci, soviel wie Pastillen.

Trochu (Louis Jules), franz. Divisionsgeneral, geb. 12. Mai 1815 zu Palais, nahe bei Belle-Isle-en-Mer (Depart. Morbihan), kam 1835 in die militärische Spezialschule zu Paris, aus welcher er 1838 als Lieutenant in die Generalstabsschule versetzt wurde. Nachdem er 1840 diese Schule mit dem Range eines Oberlieutenants verlassen, begann er 1841 den praktischen Militärdienst in Afrika, wo er sich mehrfach auszeichnete, Adjutant des Generals Lamoricière und 1843 Kapitän wurde. An der Seite Lamoricières machte T. die Schlacht von Isly mit, sowie die Feldzüge während des Kabylenaufstandes von 1845—46, in denen er sich mehrfach hervorthat, wurde 1846 Adjutant des Marschalls Bugeaud und blieb in dieser Stellung bis zum Tode des Marschalls. Am 3. Jan. 1851 wurde er zum Oberstlieutenant befördert und 1852 als Direktor der persönlichen Angelegenheiten ins Kriegsministerium berufen, wo er sich sehr bald die Gunst des Marschalls Saint-Arnaud erwarb. Dieser wählte ihn beim Ausbruch des Orientkriegs im Sommer 1854 zu seinem persönlichen Adjutanten. Nach dem Tode Saint-Arnauds (Sept. 1854) trat T. in gleicher Eigenschaft als Adjutant an die Seite des neuen Oberbefehlshabers Generals Canrobert, wurde 24. Nov. mit Belassung in seiner Stellung zum Brigadegeneral ernannt, trat von derselben aber zurück, als Pélissier das Oberkommando übernahm, und erhielt die 1. Brigade im 1. Armeekorps, an deren Spitze er sich 8. Sept. 1855 beim Sturm auf den Malakow auszeichnete. Seit 1856 Mitglied des Generalstabskomitee, wurde T. beim Ausbruch des ital. Kriegs 14. April 1859 zum Kommandeur der 1. Brigade des 3. Armeekorps der ital. Armee ernannt, stieg schon 4. Mai zum Divisionsgeneral auf und that sich in der Schlacht von Solferino hervor. Nach dem Friedensschlusse wurde er wieder ins Kriegsministerium berufen. Eine kritische militärische Broschüre: «L'armée française en 1867» (Par. 1867; 20. Aufl. 1870), zog ihm die Ungunst des Hofes zu.

Vor dem Ausbruch des Kriegs von 1870 befehligte T. die 12. Territorialdivision zu Toulouse. Nach den ersten Niederlagen der franz. Armee ernannte ihn der Kaiser 17. Aug. zum Gouverneur von Paris. Nach der Kapitulation von Sedan trat T. 4. Sept., nachdem er noch kurz vorher die Kaiserin seiner Treue versichert hatte, an die Spitze der Regierung der nationalen Verteidigung und übernahm den Oberbefehl über alle zur Verteidigung von Paris bestimmten Streitkräfte. In

dieſer Stellung leiſtete er viel, wenn man Zahl und Umfang ſeiner Erlaſſe, Armeebefehle und Anſprachen, dagegen ſehr wenig, wenn man ſeine Thätigkeit als Truppenführer zum Maßſtabe der Beurteilung wählt. Er glaubte einen unfehlbaren Operationsplan zur Rettung der Hauptſtadt zu beſitzen, hielt denſelben aber geheim. Als er ſah, daß eine Kapitulation der Hauptſtadt, die zu befreien er mit hochtönenden Phraſen verſprochen hatte, unvermeidlich war, legte er 20. Jan. 1871 das Kommando in die Hände des Generals Vinoy nieder, verblieb jedoch Präſident der Regierung. Als Mitglied der Nationalverſammlung von Bordeaux und Verſailles, wo er zum rechten Centrum gehörte, verſuchte er, ſeine Thätigkeit als Gouverneur von Paris zu verteidigen. Nach einem höchſt ärgerlichen Prozeß gegen den «Figaro» im Frühjahr 1872 wegen Verleumdung, in welchem T. ſeine Sache nur halb gewann, legte er im Juli 1872 ſein Mandat als Abgeordneter nieder, nahm 16. Jan. 1873 ſeinen Abſchied aus der Armee und zog ſich in den Kanton Belle-Île des Depart. Morbihan zurück, wo er kurze Zeit Präſident des Generalrats war. T. veröffentlichte zu ſeiner Rechtfertigung «L'empire et la défense de Paris devant le jury de la Seine» (Par. 1872), «Pour la vérité et pour la justice» (Par. 1873), «La politique et le siége de Paris» (Par. 1874), ſowie 1879 eine kritiſche Arbeit über die Reorganiſation der franz. Armee, welche er ſehr abfällig beurteilte, die aber wenig beachtet worden iſt.

Trockenäſtung nennt man in der forſtlich-techniſchen Sprache die glatt am Stamme mit der Säge zu bewirkende Entnahme abgeſtorbener, daher trockener Äſte, namentlich von Nadelholzſtämmen. Sie bezweckt eine techniſche Pflege der Bäume, indem ſie das Einfaulen der Aſtſtummel verhindern, die Erziehung aſtreinen Holzes fördern ſoll. Dieſen Zweck kann ſie nur erfüllen, wenn von jugendlichen Bäumen ganz ſchwache Äſte entfernt werden. Einen Einfluß auf den Zuwachs des Baumes hat die T. nicht, ſolcher iſt nur der Entnahme lebender Äſte, der ſog. Grünäſtung, zuzuſchreiben.

Trockenes Blatt, Inſekt, ſ. unter Geſpenſtſchrecken.

Trockene Docks, ſ. unter Docks.

Trockener Wechſel, ſ. Eigenwechſel.

Trockener Weg, metallurgiſche Operation, ſ. unter Naſſer Weg.

Trockenfrüchte heißen in der Botanik im Gegenſatz zu Beeren- und Steinfrüchten diejenigen Früchte, deren Pericarpium trockenhäutig, leder- oder holzartig entwickelt iſt. Hierher gehören unter andern die Achene, Hülſe, Schote, Kapſel.

Trockenhaus (frz. séchoir, étendoir; engl. drying-house, drying-room), ein meiſt durch Öfen oder Dampfröhren geheiztes Gebäude zum Aufhängen von Geweben, Papier (Büttenpapier) ꝛc.

Trockenkammer, ein geheizter Raum zum Trocknen von Holz, Gußformen, Geweben ꝛc.

Trockenmaſchinen (frz. machine à sécher, engl. drying-machine), eine Maſchine zum Trocknen gewebter Stoffe. Es gibt drei Hauptarten von T. Bei der erſten wird das mittels Walzen ausgeſpannte Zeug in horizontaler, im Zickzack verlaufender Richtung durch einen Kanal oder Behälter gezogen, durch welchen ein Ventilator beſtändig einen Strom erhitzter Luft treibt. Die T. der zweiten Art, die Dampftrockenmaſchinen (ſ. unter Appretur), beſtehen aus einer größern Anzahl aus Kupfer- oder Eiſenblech gefertigter Cylinder, die, in einer Reihe neben- oder in zwei Reihen übereinander angeordnet, durch eingeleiteten Waſſerdampf geheizt und durch ein Räderwerk in Umdrehung verſetzt werden, wobei das in Schlangenwindungen um die Cylinder herumgehende Zeug durch Reibung von letztern mitgenommen und durch die einigermaßen verſchiedene Geſchwindigkeit derſelben gehörig ausgeſpannt und getrocknet wird. Über die dritte Art, die Centrifugaltrockenmaſchinen, ſ. Centrifugen (mit Abbildungen) und unter Appretur.

Trockenmühle zum Mahlen des Bleiweiß (ſ. d.).

Trockenöl, ſ. Siccativ.

Trockenſpinnen, ſ. unter Flachsſpinnerei.

Troddel, ſoviel wie Quaſte.

Troddelblume, ſ. Alpenglöckchen.

Trödelhandel nennt man den Handel mit gebrauchten Kleidern, Betten und Wäſchegegenſtänden, mit altem Metallgerät, Metallbruch u. dgl. Da die den Trödlern zum Verkauf angebotenen Sachen möglicherweiſe auch geſtohlene ſein können und überhaupt dieſer Geſchäftsbetrieb leicht als Deckmantel der Hehlerei gemißbraucht werden kann, ſo ſind in Bezug auf denſelben gewiſſe polizeiliche Vorſichtsmaßregeln geboten. Nach §. 35 der Deutſchen Gewerbeordnung iſt der T. ſolchen Perſonen zu unterſagen, gegen welche Thatſachen vorliegen, die ihre Unzuverläſſigkeit in Bezug auf dieſen Gewerbebetrieb darthun. Außerdem ſind nach §. 38 die Centralbehörden befugt, Vorſchriften über die Art der Buchführung und die polizeiliche Kontrolle des Geſchäftsbetriebs der Trödelhändler zu erlaſſen.

Trödelvertrag nennt man die Übergabe einer Ware (beweglichen Sache) zum Zweck des Verkaufs, unter Veranſchlagung des zu erzielenden Preiſes, nach preuß. und öſterr. Recht auch unter Feſtſetzung einer Erfüllungszeit. Der Vertrag iſt mit der Einigung der Parteien fertig, während er nach röm. Recht Realkontrakt war. Der T. begründet für den übernehmenden, wenn nichts anderes ausgemacht wird, weder eine Verpflichtung zum Verkaufen, noch eine ſolche zur Rechnungslegung, jener kann alſo die Ware für ſich behalten und den erzielten Überſchuß einſtreichen, und iſt nur gehalten, den vereinbarten Kaufpreis rechtzeitig abzuliefern.

Trog (frz. auge, engl. trough), ein längliches hölzernes, zuweilen aus Stein gehauenes Gefäß von beträchtlicher Größe, das bei vielen wirtſchaftlichen und gewerblichen Arbeiten, wie Teigbereitung, Einweichen, Waſchen, Viehfütterung, Härten des Stahls u. ſ. w. Verwendung findet.

Trogen, großer ſtattlicher Flecken im Bezirk Mittelland des ſchweiz. Kantons Appenzell-Außerrhoden, liegt 905 m über dem Meere, 9 km nordöſtlich von Appenzell am Nordfuß des Gäbris bei der Vereinigung der Bergſtraßen über die Vögelisegg (963 m) nach St. Gallen und über den Ruppen (997 m) nach Altſtädten, und zählt (1880) 2629 meiſt reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben Feldbau und Alpenwirtſchaft die Baumwollinduſtrie und die Stickerei ſind. Als nomineller Hauptort von Außerrhoden beſitzt T. das kantonale Rathaus und die Kantonſchule und dient abwechſelnd mit Hundwyl als Verſammlungsort der Landsgemeinde. In neuerer Zeit wird T. auch ſeiner anmutigen Umgebung und ſeines

Bergklimas wegen als Sommerfrische, Luft- und Molkenkurort viel besucht.

Troger (Paul), Maler, geb. zu Welsberg im tiroler Pusterthale 1698, wurde mit seinem Bruder wegen ihres früh entwickelten Talents im Zeichnen von ital. Kunstfreunden nach Mailand gebracht und dort unterrichtet. Dann übergab ihn Graf Firmian der Lehre des Alberti in Fleims. T. vollendete seine Studien in Venedig und Bologna und kam endlich an die Akademie zu Wien, deren Professor und Direktor er wurde. Er gehört zu den tüchtigsten Freskomalern seiner Zeit, dessen Pinsel besonders große Architekturräume mit effektvollen Gemälden auszustatten verstand. Sein Hauptwerk ist der Plafond des Treppenhauses im Stifte Göttweih in Niederösterreich, wo der Triumph des Helios (mit dem Antlitz Kaiser Karls VI.) dargestellt ist. Andere Leistungen sind die Fresken der Domkirche von Brixen, die der Sebastianskirche in Salzburg, in der Mariahilfkirche zu Wien und viele andere. Daneben lieferte er auch zahlreiche Altargemälde. Er starb in Wien 1777.

Troglodyten (grch., d. i. Höhlenbewohner) nannte man im Altertum die Völkerschaften, welche in verschiedenen Ländern des alten Asien, in Äthiopien und auch in Ägypten in Höhlen wohnen sollten; insbesondere wurde die Küste des heutigen Abessinien am Roten Meer von Berenice bis weiter nach Süden hinab das Troglodytenland genannt. — In den ersten Zeiten der christl. Kirche belegte man gewisse Ketzer mit dem Namen T., weil sie, von allen Parteien ausgestoßen, ihre Versammlungen in Höhlen hielten.

Troglodytes Gorilla, s. Gorilla.

Trogon (Trogonidae), eine aus 7 Gattungen und 44 Arten bestehende Familie der Kuckucksvögel, welche die Tropen Asiens, Afrikas und Amerikas bewohnen und, namentlich die südamerikanischen, zu den schönsten, goldgrün und rot gezeichneten Vögeln gehören.

Trogus Pompejus, Abkömmling einer gallischen Familie (im Stamme der Vocontier), die nicht lange nach Sullas Tode durch Pompejus d. Gr. das röm. Bürgerrecht erhalten hatte. T., der auch zoolog. und botan. Werke verfaßte, war ein Zeitgenosse des Historikers Titus Livius und schrieb nach griech. Quellen, mit besonderer Rücksicht auf die macedonische und die Diadochen-Geschichte eine mit Ninus beginnende und bis in die Zeit des Augustus hinein fortgeführte Universalgeschichte («Historiae Philippicae») in 44 Büchern. Dieselbe ist hauptsächlich durch den im Zeitalter der Antonine gemachten Auszug des Justinus bekannt. Eine Sammlung der Überreste davon ist in den Ausgaben des Justinus von Frötscher und Johanneau-Dübner enthalten.

Troies (Chrétien de), altfranz. Dichter, s. Chrétien de Troies.

Troika (russ.), s. unter Kibitka.

Troikar, s. Trokar.

Troilit, hexagonal kristallisiertes und mit Magnetkies isomorphes Einfach-Schwefeleisen, FeS, welches sich als speisgelbe Partien und Körner in manchen Meteorsteinen und Meteoreisenmassen, wie in denen von Seeläsgen, von Tennessee, von Bolson de Mapimi findet.

Troina, vielleicht das antike Imachara, Stadt in der ital. Provinz Catania auf Sicilien, Bezirk Nicosia, auf einem steil abfallenden Felskamm von 1113 m Meereshöhe, der im Winter nicht selten mit Schnee und Eis bedeckt ist, rechts über dem Flüßchen Troina, der zum Simeto geht, zählt (1881) 10348 E. und hat Mützen- und Strumpfwirkerei. T., zur Sarazenenzeit Traina, mittellat. Traiana, wurde 1062 von den Normannen unter Roger den Sarazenen entrissen.

Trois Epis, Kloster und Wallfahrtskirche bei Ammerschweier im Oberelsaß, s. Drei Ähren.

Troizk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Orenburg, am Mi (linker Nebenfluß des Tobol), mit (1882) 13022 E., ist nach Orenburg die wichtigste Stadt im Handel und Verkehr mit Asien in dieser Gegend. Gegenstände des Exports sind hauptsächlich: Leder-, Baumwoll-, Woll- und Metallwaren, Zucker und Tabak; eingeführt wird von den Asiaten: rohe Baumwolle, Seide, Früchte, hauptsächlich aber Pferde, Rinder und Schafe.

Troizkosawsk, russ. Grenzfeste gegen China, s. unter Kiachta.

Troizko-Sergiewsk, oder Troiza Lawra, oder Troiza Lawra Sergiew, d. h. Dreifaltigkeitskloster des heil. Sergius, das größte, reichste, prächtigste und geschichtlich berühmteste Kloster des russ. Reichs, im Gouvernement und 72 km nordöstlich von Moskau, an der Moskau-Jaroslawer Eisenbahn und am Flüßchen Kontschura. Das Kloster liegt auf einem ziemlich hohen Hügel und ist von einer 1½ km langen Mauer umgeben. Innerhalb dieser befinden sich 11 Kirchen, darunter die Kathedrale von der Verklärung Mariä oder Mspensti, ferner ein kaiserl. Palast, die Wohnung des Archimandriten, eine theol. Akademie mit einer an slaw. Handschriften reichen Bibliothek von über 6000 Bänden, ein 80 m hoher Glockenturm, drei Gebäude mit den Zellen der Mönche, ein Krankenhaus, Refektorium, ein Hospiz für Wallfahrer, Kapellen u. a. m. Besonders bemerkenswert ist die in höherer Verehrung stehende kleine Kirche der Dreieinigkeit (Troiza) mit dem mit Gold, Silber und Juwelen ausgeschmückten Grabe des heil. Sergius. Das Kloster wurde 1337 vom heil. Sergius (s. d.) gestiftet und wurde daher nach diesem benannt. T., das in der Geschichte Rußlands wiederholt eine wichtige Rolle gespielt hat, erfreute sich von jeher der besondern Gunst der Fürsten und des Volks, daher es auch bald zu großen Reichtümern gelangte, die es bis auf die Gegenwart vermehrt. Bei dem Volke steht T. in dem Ansehen großer Heiligkeit und wird jährlich von Hunderttausenden von Wallfahrern besucht; es hat sich daher dort ein großer Marktfleden Sergiewsk (s. d.) entwickelt. Vgl. Philareth, «La vie de St.-Serge, fondateur du convent de T.» (Petersb. 1841).

Troja, Stadt in der ital. Provinz Foggia, Bezirk Bovino, rechts über dem zum Candelaro gehenden Celone (Aquilo), ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 6860 E. und hat ein geistl. Seminar und eine Tuchfabrik. Die 1093 gegründete schöne Kathedrale, eine Basilika aus grauem Tuff mit einer reichen Façade in farbigen Steinen, hat prächtige Bronzethüren aus den J. 1119 und 1127 von Oderisius aus Benevent. Im Altertum lag hier an der Via Trajana Aecae, eine Stadt der apulischen Daunier. An deren verödeter Stelle gründete 1018 der byzant. Statthalter (Katapan) Bugianus von Bari die heutige Stadt, welche 1022 durch Kaiser Konrad II. nach dreimonatlicher Belagerung zur Übergabe gezwungen wurde, an das Fürstentum

Benevent kam und 1059 von den Normannen erobert wurde; später führte sie den Titel einer Grafschaft. Am 29. Aug. 1462 besiegte hier König Ferdinand I. die Anhänger des Herzogs Johann von Calabrien, Renés Sohn, worauf der Fürst von Tarent und Caracciolo, Herzog von Melfi, sich dem König unterwarfen.

Troja, auch Ilios oder Ilion, lat. Ilium, hieß die sagenberühmte Hauptstadt der eigentlich zu Mysien gehörigen Landschaft Troas in Kleinasien, welche die am Ägäischen Meer liegende Küstenstrecke vom Vorgebirge Lecton bis zum Hellespont umfaßte, im Norden vom Gebirge Ida und dessen Verzweigungen begrenzt und von den Flüssen Skamandros und Simoeis durchströmt wurde. Der Name wird gewöhnlich von Tros, der hier zuerst ein Reich gegründet haben soll, abgeleitet. Ihren unvergänglichen Ruhm verdankt die Stadt und die ganze Gegend dem besonders in den Homerischen Gesängen verherrlichten, durchaus sagenhaften Heereszuge der Griechen, dem sogen. Trojanischen Kriege, der mit der Eroberung und Zerstörung der Stadt endete (nach der unter den alten Chronographen verbreitetsten Ansetzung 1184 v. Chr.). Als Veranlassung dazu bezeichnet die Sage die Entführung der Helena, der Gemahlin des Königs von Lacedämon, Menelaos, durch Paris, den Sohn des trojan. Königs Priamus. Fast alle Fürsten Griechenlands, wie Agamemnon, Menelaos, Achilles, Odysseus, Nestor, Ajax u. a., nahmen mit ihren Völkern teil daran. Die Griechen suchten zuletzt, nachdem sie über neun Jahre lang die Stadt vergeblich belagert hatten, durch eine List ihren Zweck zu erreichen, indem sie auf den Rat des Odysseus und Kalchas ein großes hölzernes Roß zimmerten, das sog. Trojanische Pferd, und in dessen hohlen Bauch die tüchtigsten Helden verbargen. Der schlaue Simon, den sie bei dem Pferde zurückgelassen hatten, während die ganze Flotte nach der Insel Tenedos (s. d.) abgesegelt war, überredete die Trojaner, das Pferd als ein Weihgeschenk für die Göttin Athene in die Stadt zu führen. Als dies geschehen, stiegen zur Nachtzeit die Bewaffneten aus demselben, öffneten den durch Feuerzeichen herbeigerufenen Griechen die Thore und bewirkten so die Eroberung der Stadt, bei welcher Priamus und sein ganzes Haus ihren Untergang fanden. Einen Teil der Bewohner soll Äneas nach Italien geführt, dort das Reich der Latiner erobert und diese mit den ausgewanderten Trojanern verschmolzen haben. Diese Sagen, deren dichterische Behandlung das antike Epos von der frühesten bis zur spätesten Zeit beschäftigt hat, sind keineswegs in bloße Allegorien: Darstellungen von Naturereignissen in mythischer Einkleidung, aufzulösen, wie Uschold («Geschichte des Trojanischen Kriegs», Stuttg. 1836) und Forchhammer («Achill», Kiel 1853) es versuchten, sondern sie haben jedenfalls einen freilich ganz von mythischer Hülle verdeckten histor. Kern; doch ist es sehr fraglich, ob als solcher ein gemeinsamer Heerzug der vereinigten griech. Stämme gegen den Mittelpunkt eines mächtigen troischen Reichs anzunehmen ist, oder ob die Sage verschiedene einzelne Kämpfe zwischen griech. (achäisch-äol.) Ansiedlern und den die Troas bewohnenden ungriech. Stämmen zu einem Gesamtbild verschmolzen hat. Als Hauptschauplatz des Kampfes erscheint in der Sage das weite Gefild, welches sich vom Lager der Griechen bis zur Stadt T. zwischen dem Ida und dem Vorgebirge Sigeum erstreckte, die Trojanische Ebene.

Schon seit früher Zeit suchten die Umwohner den Reiz, der sich über diese Gegend ergoß, teils aus Ruhmsucht, teils um des Gewinns willen zu erhalten und zu befestigen. Man zeigte den Fremden die Gräber der gefallenen Helden, des Achilles, Ajax, Protesilaus, Hektor u. a., und sogar Alexander d. Gr. veranstaltete um diese Hügel glänzende Leichenspiele. Die Stelle der Stadt des Priamus nahm nach der im Altertum fast allgemein verbreiteten Ansicht die etwa seit der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. bestehende, durch Lysimachus (um 300 v. Chr.) beträchtlich vergrößerte griech. Ortschaft Ilion (von Neuern gewöhnlich Ilium novum, Neu-Ilion, genannt) ein. (S. Ilium.) Diese von verschiedenen neuern Gelehrten, wie Le Chevalier, Ulrichs, Welcker u. a., bestrittene Annahme hat neuerdings eine bedeutsame Stütze erhalten durch die Resultate der Nachgrabungen, welche H. Schliemann (s. d.) auf der Stätte des histor. Ilion, dem Hügel Hissarlik, in den J. 1871—82 veranstaltete. Derselbe hat hier unter den Überresten der histor. Stadt in verschiedenen Schichten bis zur Tiefe von 16 m unter der jetzigen Oberfläche Überreste von Mauern und Häusern, sowie sehr zahlreiche Gefäße, Geräte, Waffen und Schmucksachen gefunden, die offenbar von verschiedenen (im ganzen sieben) Ortschaften, welche nacheinander auf der gleichen Stätte bestanden haben, herrühren; als Überreste des Homerischen T. betrachtet er die von 11—13 m Tiefe reichende Trümmerschicht oder «die zweite Stadt». Dabei mußte freilich die geringe Ausdehnung der Hügelfläche, welche nur 64500 qm beträgt, auffallen. Nun haben aber die letzten, unter technischer Leitung des Architekten Dr. Dörpfeld durch Schliemann unternommenen Ausgrabungen auch die Existenz einer zur «zweiten Stadt» gehörigen Unterstadt von etwa 560 : 350 m ergeben, während besonders die Analogie mit Tiryns (s. d.) in den gewaltigen Resten auf dem Hügel immer deutlicher eine umfangreiche Herrscherburg erkennen läßt. Daß hier die bei Homer gemeinte Stadt gefunden ist, darf man kaum bezweifeln; auf der andern Seite wird niemand erwarten, die Einzelheiten auf dem wirklichen Lokal so vereinigt oder alle so beschaffen zu finden, wie der Sänger sie brauchte. (S. die Tafel: Ausgrabungen von Mykenä, Orchomenos, Tiryns und Troja, Fig. 16—35, Bd. XIV, S. 408.)

Die Litteratur über T. ist außerordentlich umfangreich, namentlich seit der Reise von Le Chevalier in den J. 1785—86: «Voyage de la Troade» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1802); aus älterer Zeit sind hervorzuheben: Barker Webb, «Topographie de la Troade» (Par. 1844); Forchhammer, «Topograph. und physiograph. Beschreibung der Ebene von T.» (Frankf. a. M. 1850); Clarke, «The Plain of Troy» (Edinb. 1863); aus neuerer Zeit vor allem Schliemann, «Trojanische Altertümer» (mit Atlas, deutsch und franz., Lpz. 1874; engl.: «Troy and its remains», Lond. 1875); derselbe, «Ilios» (mit Vorwort von R. Virchow, Lpz. 1881; engl., Lond. und Neuyork 1881; franz., Par. 1885); derselbe, «Reise in der Troas» (Lpz. 1881); derselbe, «Troja» (mit Vorwort von A. H. Sayce, Lpz. 1883; engl., Lond. und Neuyork 1883); ferner W. Christ, «Die Topographie der trojan. Ebene und die Homerische Frage» (Münch. 1874); Eckenbrecher, «Die Lage des Homerischen T.» (Düsseld. 1875); O. Keller, «Die Entdeckung Ilions

zu Hissarlik» (Freiburg 1875); A. Steiß, «Die Lage des Homerischen T.» (in den «Jahrbüchern für klassische Philologie», 1875); R. Hercher, «Über die Homerische Ebene von T.» (Berl. 1876); Ed. Meyer, «Geschichte von Troas» (Lpz. 1877); E. Brentano, «Alt-Ilion im Dumbrekthal» (Frankf. a. M. 1877); derselbe, «Troia und Neu-Ilion» (Heilbr. 1882).

Trojan, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im bulg. Distrikt Lovec, an der obern Osma, im Kotscha-Balkan, 456 m über dem Meere, zählt (1881) 6301 E. und hat Acker- und Obstbau nebst Viehzucht. Hier laufen die von Teteven, Lovec und Sevlievo kommenden Straßen zusammen; von hier führt ein Paß über den Balkan nach Karlowo in Ostrumelien. — Das Arrondissement Trojan hat 22371 E.

Trojan-Balkan, s. unter Balkan.

Trokar oder Troikar (vom frz. troisquarts), ein chirurgisches Instrument, das aus einem mit dreischneidiger Spitze versehenen Stilet und aus einer meist aus Neusilber, Silber und Hartkautschuk gefertigten Röhre (Canule) besteht. Letztere kann so über das sie genau ausfüllende Stilet geschoben werden, daß nächst dem Griff die dreischneidige Spitze des Stilets allein hervorsieht. Der T. dient zum Abzapfen von Flüssigkeiten, die sich in Höhlen des Körpers angesammelt haben. Beim Gebrauch stößt man das mit der Canule versehene Stilet in die betreffende Höhle ein und zieht dann, während man die Röhre in der Stichwunde stecken läßt, das Stilet aus der Röhre hervor. Aus letzterer entleert sich nun die abzulassende Flüssigkeit. Ist die Entleerung vollendet, so zieht man auch die Canule aus; die kleine Stichwunde schließt sich sofort wieder. In dieser Weise zapft man z. B. bei der Bauchwassersucht das Wasser ab. Die Tierärzte gebrauchen den T. auch, um den durch zu vieles frisches Futter aufgeblähten Wiederkäuern die Luft aus dem Pansen (Wanst, Rumen) zu entleeren.

Troki, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wilna, umgeben von dem großen See Troki, 8½ km von der Warschauer Eisenbahn, mit (1883) 2442 E., war ehemals die Hauptstadt Litauens und ist jetzt eine bedeutungslose Stadt.

Troll ist in der german. Mythologie ein gespenstisches, zauberhaftes Wesen, bald in Riesen-, bald in Zwerggestalt. Meist erscheint es als Ungetüm, als ein Feind der Menschen und Götter. Auch weibliche T. gibt es, die durch ihren Zauber allerlei Wunderthaten vollbringen. Übertragen ist T. ein grober, ungeschlachter Kerl, ein starker Mann.

Trollhättan (schwed., d. i. der Zauber-, Teufelshut oder Mütze), ein großer Wasserfall in dem schwed. Flusse Götaelf, welcher aus dem Wenersee kommt und bei Gothenburg ins Meer fällt. Etwa 16 km von der Stadt Wenersborg wird der breite und wasserreiche Strom von Felsen zusammengedrängt (10—50 m) und stürzt in einer Strecke von 1200 m brausend und tobend in fünf prachtvollen Kaskaden (Gullö-, Toppö-, Stampeströms-, oberer und unterer Höllen-Fall) im ganzen 35 m tief hinunter. Der imposanteste dieser Fälle, die man unterhalb von einem vorspringenden Felsen übersehen kann, ist der Toppöfall, 14 m hoch, zu beiden Seiten der kleinen Insel Toppö, zu welcher eine schmale Brücke führt. Schon zu Anfang des 18. Jahrh. war der berühmte Mechaniker Polhem bedacht, den Schiffen eine Fahrt durch die Wasserfälle mittels einer in denselben angelegten Schleuse zu eröffnen. Doch blieb die Arbeit unvollendet, obgleich die Schleuse in den Felsen gesprengt war. Erst 1793—1800 legte eine Aktiengesellschaft zur Umgehung der Fälle an der östl. Seite derselben einen fast ganz in den Grausteinfelsen gesprengten Kanal an, von dessen acht Schleusen die fünf unmittelbar terrassenförmig übereinander gelegenen den überaus großartigen Anblick einer tiefen Felsenspalte gewähren. Da aber nach Vollendung des Götakanals die geringen Dimensionen dieser Kanalschleusen den Anforderungen nicht mehr genügten, so wurde 1836—44, unter der Leitung des berühmten Ingenieurs N. Ericsson, der Kanal zu den Dimensionen des Götakanals (3 m Tiefe, unten 15 und an der Wasserfläche 26 m Breite) erweitert und die elf Schleusen, die östlich von den alten angelegt wurden, ebenfalls zu den Dimensionen der im Götakanal befindlichen (37 m lang, 7 m breit und 3 m tief) gebaut. Dieser neue Trollhättakanal gestaltete sich hiermit zu einem zwar kurzen, aber wichtigen Teile der 390 km langen Wasserstraße, welche am Kattegat bei Gothenburg beginnt und durch die großen Binnenseen bis Mem unweit Söderköping an der Ostsee durch die schönsten und fruchtbarsten innern Gegenden Schwedens führt. Die Trollhättafälle, deren gesamte Kraft auf 225000 Pferdekräfte geschätzt wird, werden als Triebkraft für Sägewerke, Mühlen, Eisenhämmer u. s. w. benutzt. Bei denselben ist in neuester Zeit der Flecken T. (Station der Privatbahn Gothenburg-Falun, etwa 3000 E.) entstanden.

Trollius *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen. Man kennt 9 Arten, die größtenteils in der nördlichen gemäßigten Zone vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit gelappten Blättern und einzeln stehenden großen Blüten von meist gelber Farbe. Die bekannteste Art ist die in Deutschland häufige sog. Trollblume, T. europaeus *L.*, die wegen ihrer großen hellgelben Blüten auch häufig als Zierpflanze in Gärten kultiviert wird. Die Blüten dieses Gewächses waren früher offizinell. In Gärten werden noch einige andere Arten gezogen, besonders T. asiaticus *L.*, die im nördl. Asien wächst. Sie unterscheidet sich von der vorigen durch die orangegelbe Färbung ihrer Blüten.

Trollope (Frances), engl. Roman- und Reiseschriftstellerin, die Tochter eines Vikars Milton zu Heckfield, wurde um 1780 geboren. Sie heiratete 1809 den Advokaten Thomas Anthony T., der 1835 starb. Frances T. begann ihre schriftstellerische Laufbahn 1832 mit den «Domestic manners of the Americans», in welchen sie ein drastisches Gemälde amerik. Fehler und Schwächen lieferte. Bald folgten andere Reisen und Reisebeschreibungen, wie «Paris and the Parisians» (3 Bde., 1833), «Belgium and Western Germany in 1833» (2 Bde., 1834), «Vienna and the Austrians» (2 Bde., 1838), «A visit of Italy» (2 Bde., 1842) und «Travels and travellers» (2 Bde., 1846). In allen diesen Reisebeschreibungen zeigte sie Talent für die Schilderung der Äußerlichkeiten des Lebens, aber immer in einseitiger, bitterer und spottender Weise. Auch ihr erster Roman, «The refugee in America» (1832) zeugt von einem feindseligen Geiste gegen die Amerikaner. Es folgte sodann 1837 «The vicar of Wrexhill», einer ihrer besten Romane. Ein sehr unterhaltendes Werk mit trefflichen Schilderungen veröffentlichte sie hierauf unter dem Titel «Widow Barnaby» (1839), während

dessen Fortsetzung, «The widow married» (1840), weniger gelungen war. In «Michael Armstrong, or the factory boy» (1840) brachte sie es zu einer nur schwachen Nachahmung von Dickens' «Oliver Twist». Aus der großen Anzahl ihrer übrigen Romane sind hervorzuheben: The blue belles of England» und «Charles Chesterfield» (1841), «The ward of Thorpe Combe» (1842), «Hargrave», «Jessie Phillipps» und «The Laurringtons» (1843), «The Robertsons on their travels» (1846), «Father Eustace (1847), «Second love» (1851), «The young heiress» (1853), «Adventures of a clever woman» (1854) und «Fashionable life» (1856). Sie starb in Florenz 6. Okt. 1863.

Ihr älterer Sohn, Thomas Adolphus T., geb. 29. April 1810, der seit 1842 in Florenz lebt, hat sich, außer durch zahlreiche Romane, durch mehrere Werke zur Geschichte Italiens, wie namentlich «Girlhood of Catharine de Medici», «A decade of Italian women» und eine geschätzte «History of the commonwealth of Florence» (4 Bde., 1865), vorteilhaft bekannt gemacht. — Sein jüngerer Bruder, Anthony T., geb. 24. April 1815, begründete mit «The Warden» und «Barchester towers» (1858) seinen Ruf als einer der vorzüglichsten unter den neuern engl. Novellisten. Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: «Doctor Thorne», «The Bertrams», «The three clerks», «Castle Richmond», «The Kellys and the O'Kellys», «Orley farm», «The small house at Allington», «Rachel Ray», «Miss Mackenzie», «The Claverings», «Ralph the Heir», «The golden lion of Granpere», «Lady Anna», «The way we live now», «The prime minister», «The American senator» u. s. w. T. bekleidete zugleich während seiner schriftstellerischen Laufbahn eine Stelle in dem Generalpostamt in London und wurde öfter als Unterhändler für den Abschluß von Postverträgen mit andern Ländern beschäftigt. Auch unternahm er größere Reisen nach den Vereinigten Staaten, Westindien und Australien, die er in «The Westindies and the Spanish Main» (1859), «North America» (1862), «Australia and New Zealand» (1873) und «South Africa» (1878) beschrieb. Er starb 6. Dez. 1882. Aus seinem Nachlaß wurde seine Selbstbiographie in zwei Bänden veröffentlicht.

Trollope (Francis), Pseudonym des franz. Schriftstellers Paul Henri Corentin Féval (s. d.) für seinen Roman «Mystères de Londres».

Tröltsch (Ant. Friedr., Freiherr von), ausgezeichneter deutscher Ohrenarzt, geb. 3. April 1829 zu Schwabach bei Nürnberg, studierte 1847—48 zu Erlangen die Rechte, 1848—49 in München Naturwissenschaften, von 1849 an (mit Unterbrechung von acht Monaten in Wien) bis 1853 in Würzburg Medizin und besuchte dann die Poliklinik in München. Hierauf widmete er sich besonders dem Studium der Augen- und Ohrenkrankheiten, und zwar längere Zeit bei Gräfe in Berlin, bei Arlt in Prag, der Ohrenheilkunde wegen bei Wilde in Dublin und bei Toynbee in London. Im Winter 1855/56 schrieb er zu Paris «Reisebriefe über den Zustand der Augen- und Ohrenheilkunde in Großbritannien und Irland». Zugleich brachte er eine neue Methode zur Untersuchung des Ohrs mittels Konkavspiegels und Tageslichts auf, die sich überall Bahn brach. Im J. 1856 begab sich T. nach Würzburg zurück, widmete sich seit 1857 daselbst der Praxis als Augen- und Ohrenarzt und habilitierte sich mit der Dissertation über «Die Anatomie des Ohrs in ihrer Anwendung auf die Praxis und die Krankheiten des Gehörorgans» (Würzb. 1861) als Docent für Ohrenheilkunde zu Würzburg. Nachdem T. 1864 zum außerord. Professor für Ohrenheilkunde ernannt worden war, gründete er in demselben Jahre das «Archiv für Ohrenheilkunde», die erste Zeitschrift in diesem Fache. Seine Hauptwerke sind ein «Lehrbuch der Ohrenheilkunde mit Einschluß der Anatomie des Ohrs» (Würzb. 1862; 7. Aufl., Lpz. 1881) und «Die chirurgischen Krankheiten des Ohrs» (im großen, von Pitha und Billroth herausgegebenen «Handbuch der Chirurgie», Bd. 3, Erlangen 1866), sodann «Die Krankheiten des Gehörorgans im Kindesalter» (in Gerhardts «Handbuch der Kinderkrankheiten», Tüb. 1879), endlich «Gesammelte Beiträge zur pathol. Anatomie des Ohrs und zur Geschichte der Ohrenheilkunde» (Lpz. 1883).

Gustav Adolf Eugen, Freiherr von T., Vetter des vorigen, geb. zu Ulm 28. April 1828, stand früher in württemb. Militärdienst und hat sich durch eine Reihe kartographischer Arbeiten bekannt gemacht. Hierher gehören Dislokationskarten der deutschen, sowie der franz. Armee, ferner eine Karte über die prähistor. Funde des Bodensees und seiner Umgebung u. s. w.

Trombe sind Tornados (s. d.) in kleinerm Maßstabe, die im gewöhnlichen Leben als Wasserhosen, Sandhosen oder auch im allgemeinen als Windhosen bezeichnet werden, je nachdem sie sich über Wasser, Steppe u. s. w. bilden oder dahinziehen.

Tromlitz (A. von), schriftstellerisches Pseudonym von Karl August Friedrich von Witzleben (s. d.).

Trommel (frz. tambour, ital. tamburo), ein rhythmisches Schlaginstrument ohne bestimmte Tonhöhe, bestehend aus einem weiten Cylinder von Messingblech oder Holz, der oben und unten mit einem in einem Reifen befestigten Kalbfell überspannt ist. Beide Reifen werden durch eine mehrmals durch dieselben gezogene Schnur über den Instrumentenkörper befestigt, und vermittelst verschiedener Schlingen, welche über die hin- und hergehende Schnur gestreift sind und diese zusammenziehen, können die Felle mehr oder weniger angestrafft werden. Über das untere Fell ist eine starke Darmsaite (die sog. Schnarrsaite) gezogen, welche vibrierend gegen dasselbe rasselt, wenn das obere Fell mit den Klöppeln (Trommelstöcken) geschlagen wird. Es gibt verschiedene Arten: 1) Die Große oder Türkische T. (frz. grosse caisse, ital. gran cassa), die größte Art, wird mit einem dicken Klöppel geschlagen, wozu man gewöhnlich die Becken ertönen läßt. Da sie keine bestimmte Tonhöhe hat, kann sie als rhythmische Accentuation zu jeder Harmonie dienen und wird meist mit der C-Note im Baßschlüssel notiert. 2) Die Wirbel- oder Rolltrommel (ital. tamburo rulante), gewöhnlich zum dumpfen Wirbeln dienend, die mit dem Trillerzeichen (tr) bezeichnet werden; notiert wird sie im Baßschlüssel. 3) Die Militärtrommel, lauter und heller an Schall als die Rolltrommel, sonst ebenso wie diese notiert und behandelt. In neuerer Zeit ist ihr Cylinder häufig nur ganz flach. Gedämpft wird sie durch eine über das Schlagfell gebreitete Decke, auch durch Nachlassen der Felle.

Trommel (frz. tambour, engl. drum), bei verschiedenen Arten von Maschinen ein den wirksamen Teil derselben bildender rotierender Hohlcylinder (s. Krempelmaschine unter Baumwollindu-

strie, Rauhmaschine unter Tuchfabrikation und Centrifugen); auch eine cylindrische Scheibe zum Aufwinden eines Seils u. s. w. (S. Differentialhaspel und Hebeapparate.)

Trommeldarre, s. unter Samendarre.

Trommelfell (membrana tympani), s. unter Gehör, Bd. VII, S. 673[a]; die Krankheiten des T. s. unter Ohrenkrankheiten, Bd. XII, S. 401[a].

Trommelfellentzündung, s. unter Ohrenkrankheiten.

Trommelhöhle (des Ohres), s. unter Gehör, Bd. VII, S. 673[b].

Trommelinduktor, s. unter Elektrische Maschinen, Bd. VI, S. 24.

Trommelsucht, s. Tympanitis.

Trommsdorff (Joh. Bartholomäus), ausgezeichneter Chemiker und Pharmaceut, geb. 8. Mai 1770 zu Erfurt, wo sein Vater, Wilhelm Bernhard T., Professor der Arzneikunde und Apothekenbesitzer war, erlernte in Weimar die Pharmacie, besuchte die Schule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, konditionierte an verschiedenen Orten und übernahm dann 1794 die Apotheke seines Vaters. Bereits bekannt als Verfasser des «Systematischen Handbuch der Pharmacie» (Erf. 1792; 4. Aufl. 1831), wurde er 1795 bei der Universität zu Erfurt als Professor der Chemie und Physik angestellt und errichtete noch in demselben Jahre eine pharmaceutisch-chem. Lehranstalt. Im J. 1809 ward er Medizinalrat, 1811 schwarzburg. Hofrat und 1834 preuß. Hofrat. Seit 1823 stand er an der Spitze der Akademie zu Erfurt. T. starb 8. März 1837.

Zur Vervollkommnung der Pharmacie hat er besonders durch sein «Journal der Pharmacie» (1794—1834) beigetragen, das zugleich seine vorzüglichsten eigenen Entdeckungen enthält. Auch beschäftigte ihn das Studium der Chemie in ihrem ganzen Umfange, welche Wissenschaft in das Leben einzuführen er vorzugsweise bemüht war. Sein Hauptwerk ist das «Systematische Handbuch der gesamten Chemie» (2. Aufl., 8 Bde., Erfurt 1805—20). Von seinen übrigen Schriften ist noch besonders zu erwähnen «Die chem. Receptierkunst» (5. Aufl., Hamb. 1845). Vgl. «Johann Bartholomäus T.» (Kopenh. 1834).

Tromp (Mart. Harpertzoon), holländ. Seeheld, geb. 1597 zu Briel, kam bereits in seinem achten Jahre auf die See. Später begleitete er den Admiral Peter Heijn bei seinen Unternehmungen. Als er 1639 Admiral von Holland wurde, griff er eine große span. Flotte auf der Höhe von Gravelingen an und zerstörte davon fünf Linienschiffe und vier Fregatten. Schon im Oktober desselben Jahres griff er wieder in den Dünen die mächtige span. Flotte unter Oquendo siegreich an. Minder glücklich war T. 1652 im Kriege zwischen Holland und England, in welchem er sich in dem Gefecht vor den Dünen vor dem engl. Admiral Blake zurückziehen mußte. Dieser Unfall veranlaßte die Regierung, de Ruyter an seine Stelle zu berufen. Doch noch in dem nämlichen Jahre wurde ihm wieder der Oberbefehl übertragen, und 29. Nov. 1652 schlug er die engl. Flotte unter Blake in den Dünen. Im J. 1653 schlugen T. und de Ruyter die große dreitägige Schlacht gegen die überlegene engl. Flotte, in welcher die Holländer zwar mit Verlust sich zurückzogen, aber doch die Handelsschiffe, welche sie deckten, nach Hause brachten. Darauf griff T. im Juni die engl. Flotte bei Nieuport an, mußte aber mit Verlust weichen. Nachdem er seine Flotte wiederhergestellt, segelte er nebst de Ruyter mit 85 Fahrzeugen nach der Küste von Seeland, wo er die engl. Flotte von 94 Schiffen wahrnahm. Als 6. Aug. 1653 T. durch de Witt bis auf 120 Schiffe verstärkt war, begann zwischen Scheveningen und der Maas das Gefecht. Der erste Tag entschied nichts; am zweiten Tage aber durchbrach T. die feindliche Linie, wurde jedoch bald umzingelt und von seiner eigenen Flotte verlassen. Er focht wie verzweifelt, bis er von einer Flintenkugel durchbohrt niedersank. Jede Anstrengung de Ruyters und der übrigen Befehlshaber, die holländ. Truppen zu ermutigen, waren, sobald T.'s Tod bekannt geworden, vergebens, und die große Niederlage beschloß den Tag und den Krieg. T. soll im ganzen 33 Seetreffen gewonnen haben. Er wurde in der Kirche zu Delft beigesetzt und ein glänzendes Grabmal seinem Andenken errichtet.

Cornelis T., der zweite Sohn des vorigen, geb. 9. Sept. 1629, befehligte schon in seinem 19. Jahre ein Schiff gegen die afrik. Seeräuber. Zwei Jahre nachher wurde er von der Admiralität zu Amsterdam zum Kontreadmiral ernannt. Im J. 1665 nahm er im Kriege zwischen England und den Niederlanden an dem Treffen von Solebay (11. Juli) teil, wo die niederländ. Flotte geschlagen wurde. Durch einen meisterhaften Rückzug gelang es jedoch T., den Siegern ihre meisten Vorteile zu vereiteln. Durch Geschicklichkeit und Mut stieg er zu dem Ruhme seines Vaters empor. Deshalb fand de Witt, obgleich T. der oranischen Partei zugethan war, es ratsam, ihm bis zur Rückkehr de Ruyters den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen. Bei der viertägigen Schlacht in den Dünen im Juli 1666 zeigte T. das größte Talent. Als er im August mit zu großer Hitze eine engl. Flotte, die er geschlagen, verfolgte, wurde er von der holländ. Hauptflotte abgeschnitten und dadurch verhindert, dem Admiral de Ruyter zu Hilfe zu kommen, welcher sich zurückziehen mußte. Zwar gelang es T., mit geringem Verlust seine Flotte in den Texel zu bringen; allein auf de Ruyters Klagen wurde er entsetzt. Als jedoch 1673 der Krieg gegen England und Frankreich ausbrach, trat er wieder in Dienst und versöhnte sich mit de Ruyter. In diesem Kriege zeichnete er sich durch mehrere Siege über die Engländer aus. Als er 1675 nach dem Frieden England besuchte, wurde er ehrenvoll empfangen und von Karl II. zum Baronet ernannt. Hierauf unterstützte er im J. 1676 mit einer Flotte die Dänen gegen Schweden und blieb auch, nach de Ruyters Tode (1691) zum Admiral-Generallieutenant der Vereinigten Niederlande ernannt, bis zum Ende des Kriegs in dän. Diensten. Er starb als Oberbefehlshaber der holländ. Flotte zu Amsterdam 29. Mai 1691 und wurde 6. Juni in dem Grabmal seines Vaters zu Delft beigesetzt.

Tromper Wiek, Busen der Ostsee an der Nordküste der Insel Rügen, zwischen den Halbinseln Wittow und Jasmund, durch die Landenge Schaabe vom Breeger und dem Großen Jasmunder Bodden geschieden.

Trompete (ital. tromba oder clarino, frz. trompette, engl. trumpet), ein im Konzert- und Theaterorchester, sowie in der Militärmusik sehr gebräuchliches Blechblasinstrument, besteht aus einer Röhre von Messingblech gefertigt. Angeblasen wird sie mittels eines kesselförmig ausgetieften Mundstücks,

ähnlich dem der Posaune, nur nicht so weit und tief. Die Röhre, eigentlich über 2 m lang, ist der bequemern Handhabung wegen zweimal zusammengebogen. Es gibt verschiedene Arten T. Die Hauptart ist die Naturtrompete, deren Röhre keine Tonlöcher hat, sodaß die verschiedenen Tonhöhen allein durch die Verschiedenheit der Lippenstellung und des Anblasens (den Ansatz) hervorgebracht werden. Die Skala der Naturtrompete, welche auf diese Weise hervorgebracht werden kann, ist: C, c g c̄ ē g̈ b̄ c d e (f, fis) g, ā b (h) c̄. Vom eingestrichenen c an lassen sich auch die fehlenden Töne mittels Lippendrucks und Stopfens erzeugen; doch fallen diese Töne noch mehr als beim Horn gegen die offenen ab. Überhaupt ist der Umfang der Naturtrompete erst vom kleinen g an brauchbar; die tiefern Töne sprechen schlecht oder gar nicht an. Um in den verschiedenen Tonarten dienen zu können, wird die T. in verschiedenen Größen gebaut, die den betreffenden Grundtönen entsprechen. Notiert werden jetzt alle Stimmungen in C-dur (im Violinschlüssel), aber nur die C-Trompete klingt mit der Notierung übereinkommend, die andern transponieren. Im Forte ist der Klang der T. stark, glänzend, schmetternd und heroisch, und auch die Mittellage ist gut und von vortrefflicher Wirkung, läßt sich aber nicht ohne Schwierigkeit piano intonieren. Die T. ist eins von den am frühesten zur Vollkommenheit gelangten Instrumenten und wurde als Naturtrompete zur Zeit Händels unübertrefflich geblasen. Später hat man, wie beim Horn, so auch bei der T. viel an der Ergänzung ihrer Skala durch die chromatischen Töne (ohne Beihilfe des Stopfens) gearbeitet. Ältere Versuche dieser Art sind durch die Ventiltrompeten nach Stölzels System (s. Horn) verdrängt. Der Charakter dieses Instruments bedingt es, daß die Naturtrompete ihren Platz behaupten wird. (S. Tuba.) Vgl. Eichborn, «Die T. in alter und neuer Zeit» (Lpz. 1881).

Trompetenbaum, s. unter Catalpa.

Trompetervögel (Psophiidae), eine aus einer Gattung und sechs Arten bestehende Familie der Stelzvögel des tropischen Südamerika, die zwischen Rallen und Kranichen in der Mitte steht. Der Leib ist gedrungen, Kopf und Schnabel klein, der Hals ziemlich, die Beine recht lang, die Steuerfedern sind kurz und schlaff, das Gefieder an Hals und Kopf samtig. Die häufigste Art, der Agami (Psophia crepitans, s. Tafel: Stelzvögel II, Fig. 8), ist hauptsächlich schwarz ins Blaue, Grüne und Purpurne irisierend, die Schulterfedern sind graulich, die Beine fleischfarben. Die Länge dieses in Südamerika häufig zahm gehaltenen Vogels beträgt 52 cm.

Tromsö, Hauptstadt des gleichnamigen Stifts (des nördlichsten Norwegen, 111664 qkm, 1880 mit etwa 203000 E.) und Amts (26302 qkm mit etwa 60000 E.) in Norwegen, 1794 auf der kleinen Insel im Tromsösunde zwischen der Insel Kralö und dem Festlande gegründet, ist durch steile Berge vor Stürmen geschützt und hat einen guten und sichern Hafen. Der Ort war lange unbedeutend, entwickelte sich aber später doch trotz seiner hohen nördl. Lage: 1835 hatte er nur 738, 1855 2958, 1875 aber 5409 E. Zu T. befinden sich Brauereien, Thranlochereien und eine Schiffswerft. Im J. 1883 besaß die Stadt 40 Schiffe von 1950 t Tragfähigkeit. Jährlich gehen mehrere (1880: 21) Schiffe ab zum Fang in das Eismeer, besonders nach Spitzbergen. Gegenstände der Ausfuhr sind getrocknete und geräucherte Fische, Heringe, Thran, Walroßzähne, Häute von Renntieren und Seehunden, ferner Dunen und Federn, Horn u. s. w. Das Museum der Stadt ist für die lappländ. Ethnographie von Bedeutung.

Trouçais, Eisenwerk im Depart. Allier (s. d.).

Tronchet (François Denis), Verteidiger Ludwigs XVI., geb. 1726 zu Paris, Sohn eines Prokurators am Parlament, widmete sich selbst dieser Laufbahn, gewann großen Ruf und wurde 1789 von der Stadt Paris in die Nationalversammlung gewählt. Hier bewies er sich als gemäßigter Monarchist. König Ludwig XVI. wählte ihn daher 1792 zum Verteidiger. Obschon sich T. bereits den Haß der Revolutionsmänner zugezogen, zögerte er nicht, den Wunsch des unglücklichen Monarchen zu erfüllen. Während der Schreckensherrschaft entging er den Verfolgungen. Nach Einführung der Direktorialregierung trat er für das Depart. Seine-Oise in den Rat der Alten. Seit der Errichtung des Konsulats wurde er Mitglied, später Präsident des Cassationshofs. Auch übertrug ihm Bonaparte mit Bigot-Préameneu, Malleville und Portalis die Redaction des neuen Civilcodex. In dieser Stellung machte er sich besonders verdient, indem er den altfranz. Rechtsstatuten gegen das röm. Recht Eingang verschaffte. T. wurde 1801 in den Senat berufen und starb 10. März 1806.

Tronchiennes (vläm. Drongen), Gemeinde im Bezirk Gent der belg. Provinz Ostflandern, an der Lys, Station der Linie Brüssel-Ostende der Belgischen Staatsbahnen, mit 4866 E. und einem Jesuitennoviziat.

Tronchin, eine altfranz. Familie, die sich im 16. Jahrh. nach Genf flüchtete und mehrere ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat.

Théodore T., geb. 17. April 1582 zu Genf, war Professor und Rektor an der genfer Akademie und ein Freund des Herzogs von Rohan. Auf der Synode zu Dordrecht 1618 bewies er sich als einen entschiedenen Gegner der Lehren des Arminius. Er schrieb für Vereinigung der Protestanten und Reformierten und starb 19. Nov. 1657.

Théodore T., geb. 24. Mai 1709 zu Genf, einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit, machte sich durch seine Bemühungen für die Inokulation der Blattern sehr verdient. Sein Vater, der in der Lawschen Finanzoperation sein großes Vermögen verlor, sendete ihn nach England zu seinem Verwandten Bolingbroke. T. studierte in Cambridge, ging dann nach Holland und wurde Boerhaaves Schüler. Nachdem er einige Jahre in Amsterdam praktiziert und Präsident des Medizinalrats gewesen, berief man ihn 1750 als Professor Honorarius nach Genf. Später nahm er die Stelle als erster Leibarzt beim Herzog von Orleans an, und als solcher starb er zu Paris 30. Nov. 1781.

Jean Robert T., geb. zu Genf 30. Okt. 1710, Mitglied der genfer Regierung, zu deren Verteidigung er die «Lettres écrites de la campagne» (1763) schrieb, worauf Rousseau durch seine «Lettres de la montagne» antwortete, wurde schon frühzeitig wegen seiner Kenntnisse des Staatsrechts zu diplomat. Unterhandlungen gebraucht und dann als Generalprokurator angestellt. Bei den genfer Unruhen war er gegen die Demokratie. Er nahm sodann seinen Abschied und lebte seitdem auf dem Lande. T. starb 11. März 1793 zu Rolle im Waadtlande.

Trondhjem, s. Drontheim.

Tronto, Küstenfluß in Mittelitalien, entspringt in der Provinz Aquila, fließt zuerst über Amatrice nördlich, von Arquata am Südende der Monti Sibillini östlich, nimmt bei Ascoli rechts die Castellana auf, wird bei Martino Sicuro für kleine Fahrzeuge schiffbar und mündet nach einem Laufe von 88 km in das Adriatische Meer. Seit dem 12. Jahrh. bildete der T. (im Altertum Truentus, mittellat. Trunta, Trontus) in seinem untern Laufe die Grenze zwischen dem Kirchenstaat nördlich und dem Königreich Sicilien (Neapel) südlich und noch heute scheidet er die Provinzen Ascoli Piceno und Teramo (Abruzzo ulteriore I). Zur Römerzeit folgte die Via Salaria den Ufern dieses Flusses.

Troon, Hafenstadt in der schott. Grafschaft Ayr, auf einem Vorgebirge des Firth of Clyde, Station der Linie Kilmarnock-T. der Glasgow and South-Western-Eisenbahn, zählt 2790 E., ist schön gebaut, hat einen sichern Hafen mit Leuchtturm, Fabriken von Segeltuch und Seilerwaren, Seebäder und Schiffahrt.

Troop (spr. Trup) heißt die Kompagnie der brit. Kavallerie, zwei T. bilden eine Schwadron. Der T. ist durchschnittlich 2 Offiziere 53 Mann stark. Fünf T. des Regiments werden von Captains, drei von Majors befehligt. Die Kriegsstärke des T. beträgt 75 Mann.

Tropaolin, s. Rosolsäure.

Tropäoline ist die Bezeichnung für eine Anzahl schön orangeroter und gelber Farbstoffe, die von Witt in London 1876 zuerst dargestellt wurden. Sie bestehen aus den Kalisalzen der Sulfonsäuren hydroxylierter und amidierter Azokörper.

Tropaeölum *L.*, typische Gattung der Familie der Tropaeoleae, nur südamerikanische, in mehr als 20 Arten in den Gärten verbreitete Pflanzen, charakterisiert durch saftige, kressenartig-scharf schmeckende hand- oder schildförmige Blätter und kletternde Stengel, gespornte, lebhaft gefärbte (blaue, gelbe und rote) Blumen und dreiteilige, von einer schwammigen Hülle umgebene Spaltfrüchte. Wegen des kressenartigen Geschmacks aller ihrer Teile nennt man sie spanische, indische, Kapuziner- oder Blumenkressen. Sie sind entweder einjährig oder dauern mit knolligem Wurzelstock aus. Die in den Gärten häufigste Art ist T. majus *L.* mit großen orangegelben, feuerrot gestriemten, bei den zahlreichen Gartenvarietäten purpurgefleckten, scharlachroten, dunkelroten, purpurvioletten, bläulich-rosenroten, auch gefüllten Blumen. Man hat von dieser Art auch eine zwergbuschige Form in vielen Farbenvarietäten, welche man dieses Habitus wegen häufig zur Herstellung von Einfassungen und Teppichbeeten benutzt. T. minus *L.* ist das verkleinerte Abbild jener Art, kaum kletternd und auf einige wenige Varietäten beschränkt, T. Lobbianum *Paxt.* klettert 3—4 m hoch und ist überhaupt von kraftvollem Wuchs, hat gefranste Blumenblätter und einen verlängert-kegelförmigen, an der Spitze grünlichen Sporn, die Blumen sind von besonders leuchtender Färbung, welche bei ihren zahlreichen Varietäten verschiedentlich abändert. Alle diese Arten haben schildförmige, fast kreisrunde Blätter. Eine sehr elegante, hochkletternde Art mit nierenförmigen, stumpf-lappigen Blättern ist T. peregrinum *Jacq.*, mit kleinen, schwefelgelben Blumen mit zierlich zerschlitzten und gefransten Blumenblättern, deren zwei obere gleich den Flügeln eines Vogels ausgebreitet zurückgeschlagen sind (Kanarienvogelrebe). Es eignet sich vortrefflich zur Bekleidung hoher Wände, wird aber oft von den Raupen des großen und des kleinen Kohlweißlings arg beschädigt.

Von den knollenwurzeligen Arten werden in den Gewächshäusern folgende häufig zur Dekoration verwendet: T. pentaphyllum *Lam.*, hochkletternd, mit fünfzählig-fingerförmigen Blättern und langgestielten scharlachroten Blumen, T. speciosum *Hook.*, mit sechslappig-schildförmigen Blättern und großen leuchtend-zinnoberroten Blumen, T. azureum *Bert.*, mit schildförmig tief fünfteiligen Blättern, kurzem Sporn und blauen Blüten. Bei T. violaeflorum, welches man für eine Varietät des vorigen hält, sind die Blumen in der Jugend von weit lebhafterm Blau.

Troparion (grch.), bei den Slawen Tropar, in der Liturgie der griech.-kath. Kirche ein kurzes Lied, welches das Wesen des betreffenden Feiertags, die Hauptzüge des Ereignisses oder des Lebens des gefeierten Heiligen, angibt.

Tropasäure, s. unter Atropin.

Trope, soviel wie Sequenz (s. d.).

Trope (die) oder der Tropus (grch. τρόπος, d. i. eigentlich Wendung) heißt in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen Ausdrucks mit dem uneigentlichen (tropischen) oder der Sache mit dem Bilde und macht einen Teil der sog. Redefiguren aus. (S. Figur.) Das Wesen der T. besteht mithin darin, daß man einen anschaulichern oder sinnlichern Ausdruck statt des allgemeinen oder abstrakten wählt, wie «fliegen» statt «eilen», «Blüte des Lebens» statt «Jugend». Es wird dadurch die Rede lebhafter und ausdrucksvoller gemacht. Zu den einzelnen Arten der T. werden gewöhnlich die Metonymie, Metapher, Synekdoche, von einigen auch die Allegorie und Personifikation gezählt.

Tropea, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, Bezirk Monteleone di Calabria, in herrlicher Lage am Tyrrhenischen Meere, zwischen den Vorgebirgen Zambrone nördlich und Vaticano (Taurianum Promontorium, mit Leuchtturm) südlich, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 5284 (Gemeinde 5929) E. und hat einen Seehafen, ein Schloß, ein Zollamt, Fischerei, Leinwand-, Damast- und Atlasweberei, Fabrikation von Stiefelsohlen. T. erscheint im 6. Jahrh. unter dem Namen Tropaea und gehörte bis zur Normannenzeit zum byzant. Thema Calabria.

Tropenländer oder Aquinoktialgegenden heißen die zwischen den Tropen oder Wendekreisen (s. d.) gelegenen Länder. Alles, was Flora und Fauna Üppiges und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 5000 bis 5500 m erscheinen hier, von den Palmen- und Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, die verschiedenen Klimate gleichsam schichtenweise übereinander gelagert. Was die Höhe anlangt, so erleidet die Luftwärme jahraus jahrein fast gar keine Veränderungen. Jede Höhe hat unter den Tropen bestimmte Eigenheiten, die von so mannigfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsabhang der peruan. Andeslette, welcher 1000 m hoch ist, mehr Verschiedenheit in Naturerzeugnissen darstellt als eine vierfach größere Fläche in der gemäßigten Zone. Dieses gilt ganz vorzüglich von dem Raum, welcher von 10° nördl. bis 10° südl. Br. geht; näher nach den gemäßigten Zonen tritt schon mehr Unbestimmtheit und ein ungleicherer

Charakter ein. In den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 26°. So trocken auch die Luftschichten sind, schwebt doch ein fast immerwährender Wolkennebel um die Gipfel derselben, welcher dem Pflanzenwuchse dieser hohen Wildnisse ein prangendes Grün verleiht. Die tiefern Tropengegenden enthalten in ihrer, viele Monate hindurch wolkenfreien Luft eine so große Menge Wasser, daß die Pflanzen sich bloß durch Anziehung von Tau in der Trockenheit von fünf bis sechs Monaten erhalten können. Die tiefen Luftschichten zeigen gewöhnlich nur eine geringe elektrische Ladung, die dagegen höher in den Wolken vereinigt zu sein scheint. Dieser Mangel an Gleichgewicht erregt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern häufig bei Nacht; am stärksten sind die Gewitter in den Gebirgen; mit Hagel- und Schneestürmen kommen sie noch in einer Höhe von 4550 m über dem Meere vor. Die schönsten span. und ital. Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Äquator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischen Lichte, und Funkeln ist kaum am Horizont bemerkbar. Die schwachen Fernrohre, welche man aus Europa nach Indien bringt, scheinen dort an Stärke zugenommen zu haben, so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker als in Europa unter gleicher Höhe, sodaß man sich mehr vor der Helle als vor der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe, welche bei uns in der Regel nicht gesehen wird, erscheint in den T. in einem rötlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. In der Region der Palmen- und Bananengewächse, vom Meere an bis 1000 m Höhe, kultiviert man Reis, Kakao, Ananas, Orangen, Kaffee, Zuckerrohr und Indigo; in der Region der baumartigen Farnkräuter, von 1—2000 m, alle Getreidearten, Baumwolle und Tabak; in der obern Region der Cinchona, von 2—3000 m, den Fieberrindenbaum und europ. Gemüse; in den kalten Gebirgsstrecken, von 3—5000 m, wird meist Viehzucht getrieben, der Ackerbau tritt zurück. Indes sind die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen T. groß. Über die in den T. herrschenden Krankheiten s. Tropische Krankheiten. Vgl. Hartwig, «Die Tropenwelt» (2. Aufl., Wiesb. 1875).

Tropfen nennt man die kleinen kugeligen, durch die Schwere etwas verlängerten Massen, welche alle Flüssigkeiten bilden, sobald man sie der freien Wirkung ihrer eigenen Kohäsion überläßt, namentlich also beim Fallen. Da die Beschaffenheit und Größe der Fläche, an welcher sich die T. bilden, von Einfluß ist, so beobachtet man die Tropfenbildung am besten, wenn man die Flüssigkeiten von einem Glasstabe ablaufen oder aus sog. Tropfgläschen auslaufen läßt. Die T. sind um so größer, je spezifisch leichter, je wärmer die Flüssigkeit und je größer ihre Kohäsion ist. Bringt man daher Flüssigkeiten auf gleiche Dichtigkeit und Temperatur, so kann die Größe der T. als Maß der Kohäsion dienen. Die flüssigen Körper, welche die Eigenschaft haben, T. zu bilden (Tropfbarkeit), heißen tropfbare Flüssigkeiten. Ein Wassertropfen bildet keine Kugel mehr, wenn er auf einer Unterlage ruht; auf einer reinen Glasplatte zerfließt er. Ein Quecksilbertropfen bildet auf Glas eine Kugel, zerfließt aber auf Gold, Silber, Zinn u. s. w. Nach Gay-Lussac ist das Gewicht der T. verschiedener Flüssigkeiten, welche von einer Röhre mit einem bestimmten Durchmesser herabfallen, nicht den Dichtigkeiten dieser Flüssigkeiten proportional. So wogen bei 15° C. 100 Wassertropfen 8,9875 g, dagegen 100 T. Alkohol (Dichtigkeit 0,8545) nur 3,0375 g.

Tropfstein, auch Stalaktit oder Höhlenstein heißt eine Mineralform neuester Bildung, welche in der Regel aus Kalkspat oder Aragonit besteht. Dieselbe entsteht als Absatz aus herabträufelnden Wassern, welche kohlensauren Kalk aufgelöst enthalten, und überzieht Decken, Wände und Boden der Kalksteinhöhlen (Tropfsteinhöhlen), oder bildet frei herabhängende Zapfen oder Säulen in denselben. Reich an solchen Tropfsteingebilden, welche mitunter sehr wunderliche Gestaltungen besitzen, sind unter anderm die Baumanns- und Bielshöhle im Harz, diejenigen der Gegend von Muggendorf und Streitberg im Fränkischen Jura, die Dechenhöhle in Westfalen, die Adelsberger Grotte, die Höhlen von Antiparos u. s. w.

Trophäen (grch. τρόπαιον, ein am Orte eines Siegs aus erbeuteten Waffen, die man an einem Gerüste aufhing, errichtetes Siegeszeichen, röm. tropaeum, in später Aussprache und Schreibweise auch trophaeum), Siegeszeichen, nennt man jetzt die mit bewaffneter Hand im freien Felde eroberten Fahnen, Standarten und Geschütze, zu denen ehemals auch noch die Pauken der Kavallerie gerechnet wurden. Das Vorantragen erbeuteter Siegeszeichen bei dem Einzuge des Heers war schon bei den Romern in Gebrauch, findet aber jetzt nicht mehr statt. T. nennt man dann auch zusammengestellte Rüstungsstücke, Fahnen und Waffen, welche, aus Stein gehauen oder in Erz gegossen, zu architektonischen Verzierungen angewendet werden.

Trophoneurosen (grch.), die Erkrankungen der sog. trophischen, d. i. der zur Ernährung dienenden Nerven.

Trophonios sollte nach der griech. Mythologie mit seinem Bruder Agamedes mehrere Bauwerke errichtet haben, wie den alten 548 v. Chr. abgebrannten Tempel des Apollon zu Delphi oder das Gemach der Alkmene, das man unter den für den Palast des Amphitryon geltenden Ruinen erkennen wollte, oder das Schatzhaus des Königs Hyrieus von Hyria in Böotien, von dem eine ähnliche Sage erzählt wird wie vom Schatzhause des Rampsinit. In dasselbe hatten die Brüder nämlich einen Stein so eingefügt, daß er sich von außen leicht herausnehmen ließ, um nachts den Schatz zu stehlen. Als sich aber in den von Hyrieus gelegten Schlingen einst Agamedes fing, schnitt ihm T., um nicht durch den Bruder als Mitschuldiger entdeckt zu werden, den Kopf ab. Hierauf that sich vor T. bei Lebadeia in Böotien die Erde auf. Dort war später ein Tempel des T. mit einem Bilde desselben von Praxiteles und weiter oben eine Öffnung im Boden, in die nach vielen dem T. und andern Göttern gebrachten Opfern diejenigen hinabfuhren, die dort in geheimnisvoller, schreckhafter Weise Offenbarungen von T. zu erhalten glaubten.

Tropidonotus, die Ringelnatter, s. unter Nattern.

Tropikvögel (Phaëton aethereus, s. Tafel: Schwimmvögel I, Fig. 10) nennen die Seeleute einen schönen Vogel aus der Familie der Pelikane, nach der Eigentümlichkeit, daß er sich bloß zwischen

den Tropen sehen läßt. Der T. ist ohne die beiden sehr verlängerten weißen, mittlern Schwanzfedern 40 cm lang und klaftert 104 cm; sein Gefieder ist unten weiß, rosig überhaucht, durch das Auge geht ein schwarzer Seitenstreif, auch die Schwungfedern sind zum Teil schwarz, die Füße gelb, der Schnabel ist rot. Es gibt noch zwei nahe verwandte Arten.

Tropin, s. unter Atropin.

Tropisches Jahr, s. unter Jahr.

Tropische Krankheiten heißen solche, die vorzugsweise in den Tropenländern herrschen und durch das denselben eigentümliche Klima bedingt werden. Die Veränderungen, welche besonders der Europäer dort in seinem physischen Zustande erleidet, sind zunächst Verminderung der Plastizität des Blutes, daher hier Entzündungen seltener entstehen, Wunden träger heilen, der Puls kleiner, weicher wird, Unterleibskrankheiten, akute Schleimflüsse sich leichter entwickeln. Dagegen geht in diesen Klimaten die Respiration der Lunge leichter vor sich, und die Anlage zu Katarrhen der Luftwege sowie überhaupt zu Lungenkrankheiten verliert sich. Fernere Einwirkungen auf den Körper sind: Verblassen und Gelbwerden der Haut, Verschwinden der Wangenröte, Schwächung der Verdauung, infolge deren fette Speisen nicht vertragen werden, Eintritt größerer Trägheit, verminderter Lust zu Bewegungen und mit all diesem Abnahme des Interesses für höhere geistige Erregungen. Die hiernach in den Tropenländern am häufigsten sich entwickelnden Krankheiten sind: Erbrechen und Diarrhöe, Abdominalplethora oder Vollblütigkeit im Unterleibe, Leberentzündungen und Leberabscesse, biliose oder Gallenfieber, sowie intermittierende Fieber, Hautkrankheiten. Von den Infektionskrankheiten kommen unter den Tropen namentlich Gelbfieber, Ruhr und Cholera, Denguefieber und bösartige Malariafieber vor.

Litteratur. Friedemann, «Über Arzneikunde und Akklimatisation in den Tropenländern und die vorzüglichsten Tropenkrankheiten» (Erlangen 1850); Sullivan, «The endemic diseases of Tropical climates with their treatment» (Lond. 1877); Wernich, «Geographisch-medizinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde» (Berl. 1878); Falkenstein, «Ärztlicher Ratgeber für Seeleute, Kolonisten und Reisende in südlichen Gegenden» (Berl. 1882).

Troplong (Raymond Théodore), franz. Jurist und Staatsmann, geb. 8. Okt. 1795 in St.-Gaudens (Depart. Obergaronne), wurde Advokat, war dann königl. Staatsanwalt in Sartena (Corsica), hierauf Oberstaatsanwalt in Bastia, später in gleicher Stellung am Obergerichtshofe in Nancy, wurde 1833 Kammerpräsident an demselben Gerichtshofe, 1835 Rat am Cassationshofe in Paris. Im J. 1846 wurde er zur Pairswürde erhoben und 1848 zum ersten Präsidenten am pariser Appellationshofe ernannt. Nach Konstituierung des zweiten Kaiserreichs wurde er bei der Ernennung des Senats (1852) mit einbegriffen, zuerst zum Vizepräsidenten, nachher (1854) zum Präsidenten dieses hohen Staatskörpers und 1858 auch zum Mitglied des kaiserl. Privatrats ernannt. T. starb 1. März 1869. Sein Hauptwerk ist das «Droit civil expliqué» (28 Bde., Par. 1838—58), eine Fortsetzung von Touillers «Commentaire du code civil». Von den Hauptteilen, in welche das Werk zerfällt, sind folgende in wiederholten Auflagen erschienen: «Des privilèges et hypothèques» (4 Bde., 1833), «De la vente» (2 Bde., 1834), «De la prescription» (2 Bde., 1835), «Du contrat de mariage» (4 Bde., 1850), «Des donations» (4 Bde., 1855).

Troppau (slaw. Opava), Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums, sowie des österr. Kronlandes Schlesien, früher die Hauptstadt von ganz Oberschlesien, an der Oppa, an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Linie Schönbrunn-T.) und der Mährisch-Schlesischen Centralbahn (Linie Olmütz-T.), ist Sitz des Landesausschusses, der Landesregierung, eines Bezirks- und eines Landesgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft und anderer Behörden, und zählt ohne das mit der Stadt zusammenhängende, von 4292 E. bewohnte Katharinendorf (Kathrein) 1880 20562 E. Die im ganzen wohlgebaute, sehr reinliche Stadt besitzt eine Reihe ansehnlicher Gebäude, sechs Kirchen, ein Obergymnasium, mit welchem eine Bibliothek (32000 Bände) und ein Museum mit schles. Naturalien und Altertümern verbunden ist, eine Oberrealschule, eine Handelsschule, ein Schlesisches Landesmuseum für Kunst und Gewerbe, eine Landesirrenanstalt, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt ꝛc. Die Fabrikthätigkeit erstreckt sich auf Rübenzucker, Jes- und Jute-Erzeugung, Tuchweberei und Liqueurbereitung. Unter den einzelnen Etablissements tritt besonders hervor das der Zuckerraffinerie-Aktiengesellschaft. Den Handels- und Gewerbebetrieb unterstützen eine Filiale der Österreichischen Nationalbank, eine Agentur der brünner Filiale der Österreichischen Kreditanstalt und eine Aushilfskasse für Gewerbtreibende. In der Stadt T. fand vom 20. Okt. bis 20. Dez. 1820 ein Monarchenkongreß (Kongreß von Troppau) statt, welcher die Befestigung und Ausbildung des polit. Zustandes von Europa seit 1815 zum ausgesprochenen Zweck hatte. Im wesentlichen handelte es sich jedoch, gegenüber dem Drange der Völker nach freiheitlichen Institutionen, um die Durchführung der Interventionspolitik der Heiligen Allianz. Doch kam es zu T. zu keiner Entscheidung, sondern erst auf dem Kongreß zu Laibach (s. d.). Das ehemalige schles. Fürstentum Troppau kam mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. zum Teil an Preußen. Dieser preuß. Anteil bildet die südwestl. Spitze der preuß. Provinz Schlesien und hat Leobschütz (s. d.) zum Hauptort. Vgl. Dudik, «Des Herzogtums T. ehemalige Stellung zur Markgrafschaft Mähren» (Wien 1857); Biermann, «Geschichte der Herzogtümer T. und Jägerndorf» (Troppau 1874).

Troquieren (frz.), soviel wie barattieren, s. unter Baratthandel.

Troschel (Franz Herm.), namhafter Zoolog, geb. zu Spandau 10. Okt. 1810, besuchte das Gymnasium in Neuruppin, später das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin und widmete sich dann zu Berlin dem Studium der Naturwissenschaften. Nachdem er bereits seit 1835 als Lehrer an der Königstädtischen Realschule fungiert hatte, habilitierte er sich 1844 an der Universität daselbst als Docent der Zoologie. Seit 1840 als Custos am zoolog. Museum thätig, wurde er 1849 als ord. Professor für Zoologie und Naturgeschichte nach Bonn berufen, wo er 6. Nov. 1882 starb.

Von T.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Das Gebiß der Schnecken zur Begründung einer natürlichen Klassifikation untersucht» (Bd. 1—2, Berl. 1856—69 fg.), «Handbuch der

Zoologie» (7. Aufl., Berl. 1871). Seit 1848 redigiert er das «Archiv für Naturgeschichte», in welchem er zahlreiche Arbeiten malakologischen, ichthyologischen und herpetologischen Inhalts, ferner die Jahresberichte über die Forschungsresultate über Mollusken, Amphibien ꝛc. veröffentlichte.

Troschke (Theodor, Freiherr von), preuß. Generallieutenant, geb. zu Berlin 13. März 1810, wurde im Kadettenkorps erzogen, trat 1827 als Offizier in die Artillerie und wurde in seiner Waffe vielseitig verwendet. Er war Direktor der Artillerie- und Ingenieurschule und der Artillerie-Prüfungskommission, als diese sich mit der Einführung gezogener Geschütze beschäftigte, und gehörte längere Zeit dem Generalstabe an. T. schrieb: «Beziehungen Friedrichs d. Gr. zu seiner Artillerie» (Berl. 1865), «Die Militärlitteratur 1820—70» (Berl. 1870), «Der preuß. Feldzug in Holland 1787» (Berl. 1875), «Geschichte des ostpreuß. Feldartillerieregiments Nr. 1» (Berl. 1872); ferner bearbeitete er nach J. von Hardeggs Tode die Fortsetzung der «Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte» bis zum Schlusse und im Auftrage der Akademie der Wissenschaften zu München eine «Geschichte der Kriegswissenschaften der Neuzeit», welche er nicht mehr zu vollenden vermochte. Er schied 1865 aus dem aktiven Dienste und starb zu Berlin 11. Febr. 1876.

Troß, s. Train.

Trossachs, ein reichbewaldetes, wildromantisches Thal in den schott. Grafschaften Perth und Stirling, durch welches der Paß T. führt, welcher Callander am River Teith und Inversnaid am nördl. Ostufer des Loch Lomond verbindet; diese Straße berührt von O. nach W. die Seen Loch Venacher, Loch Achray, an dessen Ufer das Trossachs Hôtel liegt, und Loch Cateran (Katrine).

Trossenschlag, s. unter Kabel (im Seewesen).

Trott, soviel wie Trab.

Trottel, soviel wie Kretin (s. d.).

Trottoir (vom frz. trotter, traben oder anhaltend und eilig gehen) oder Plattengang nennt man den zur Seite der städtischen Straßen, entlang den Häuserfronten, hinlaufenden Fußweg, welcher meist, um das Hinauffahren der Wagen zu verhindern, ein wenig erhöht und nach der Straße mit sog. Bordsteinen abgegrenzt ist. Zwischen T. und Fahrweg pflegt sich gewöhnlich das Straßengerinne und der Einfallschrot für die Schleusen zu befinden, nach welchen hin das T. ein geringes Gefälle erhält ($^1/_{50}$: $^1/_{100}$). In gutgepflasterten Städten sind die T. mit glatterm Belage versehen als der Fahrweg, namentlich mit würfelförmig behauenen Blöcken von Granit, Basalt, Grünstein u. dgl., seltener mit harten Ziegeln oder Klinkern gepflastert, oder mit Platten von Granit, Sandstein, Thon-, Kiesel- oder Kalkschiefer getäfelt, neuerdings auch mit Asphalt-Estrich überzogen. Ihre Breite beträgt gewöhnlich je ein Fünftel der Gesamtstraßenbreite, sodaß auf den zwischenbefindlichen Fahrweg drei Fünftel derselben kommen. Schon im Altertum waren T. gebräuchlich, wie man z. B. in Pompeji sieht, wo überdies hervorragende Steine im Straßenpflaster die Übergänge bilden, um trockenen Fußes von einer Seite auf die andere gelangen zu können. Im Mittelalter ordnete man oft das T. in der Mitte der Straßenbreite an und nannte es Bürgersteig, welches Wort bisweilen noch jetzt statt des französischen T. gebraucht wird.

Trotzendorf, s. Friedland (Valentin).

Troubadour (Trobairo, Trobador) bezeichnete in der provençal. Litteratur einen Dichter, der, im Gegensatz zu den um Lohn singenden Spielleuten, den Jongleurs (s. d.), die Poesie zu seinem Vergnügen trieb, und benennt ihn als den, der Gedichte erfand (trobar) und sie musikalisch komponierte. Mancher T. hatte Jongleurs im Sold, oder war selbst Jongleur, weil er seine Gedichte um Lohn selbst verbreiten mußte. Die meisten gehörten dem niedern Adel an und lebten von der Freigebigkeit der Fürsten und Herren, die zum Teil selbst die Poesie ausübten. Mit den Albigenserkriegen (1210) erhielt die Troubadourdichtung, die bis 1100 sich zurückverfolgen läßt, den Todesstoß, verbreitete sich aber auch da noch über Spanien und Italien. In Frankreich waren die Grafen von Provence, von Toulouse, Richard Löwenherz von England u. a., in Nordspanien die Fürsten von Aragonien und Castilien; unter den ital. Fürsten Bonifaz von Montferrat, und Azzo VII. von Este (1215—65) hervorragende Beförderer der provençal. Lyrik. Auch Frauen der höhern Stände nahmen selbstthätig an der provençal. Dichtung teil. Den Mittelpunkt der Troubadourpoesie bildet das der Frauenverehrung und dem Ausdruck der Liebesfreude und des Liebesschmerzes des Dichters dienende Minnelied (canzó = chanson, s. Canzone), ursprünglich wie jede andere Liedart vers (Vers) genannt.

In Canzonen zeichnen sich Bernard von Ventadour, Guiraut von Borneil, Peire Vidal, Gaucelm Faidit, Peirol, Aimeric von Peguillan u. a. aus. Die Canzone tritt in Gegensatz zum Sirventes, wörtlich Dienstgedicht (servir), d. h. ein im Dienste fremder oder allgemeiner Interessen gedichtetes Lied, das sich mit öffentlichen Angelegenheiten polit. und religiöser Art, Kriegen, Kreuzzügen (Kreuzlied) u. dgl. beschäftigt. In den polit. Sirventes zeichnet sich Bertran von Born aus, der in den Kriegen Heinrichs II. mit seinen rebellischen Söhnen eine Rolle spielte. Im religiösen und moralischen Sirventes ragt Peire Cardinal hervor. Voll flammender Leidenschaft ist des Guillem Figueira Lied gegen die Römische Kurie. Litterarischen Inhalt haben zwei Sirventesen Peires von Auvergne und des Mönchs von Montaudon; Kreuzlieder dichteten Pons von Capdoil, Peire Vidal, Gaucelm Faidit u. a. Das Klagelied (planh) trauert um einen verstorbenen Gönner oder um eine verstorbene Geliebte; polit. Natur sind die Klagelieder auf den Tod des Grafen Blacatz (gest. 1236). Die Tenzone (tensos), d. h. Streitgedicht, auch joc partitz, d. h. geteiltes Spiel oder partimen (Teilung) genannt, stellt ein Gespräch oder einen Meinungsaustausch zwischen zwei oder drei Dichtern über eine in der ersten Strophe aufgeworfene Frage dar, über den ein Richter zu entscheiden aufgefordert wird.

Die Kunst der T.s wurde mehr und mehr eine Formkunst. Das erschwerte Dichten, worunter die Anwendung besonders schwieriger Formen und seltener Reime verstanden wurde, und das schon Peire von Auvergne, Graf Raimbaut von Orange, Guiraut von Borneil, besonders aber Arnaut Daniel übte, der eine von der ital. Poesie aufgenommene und in dieser ständig gewordene Form, die Sestine (s. d.), geschaffen hat, zeigt, wie der im Minnelied behandelte Gegenstand gedanklich früh erschöpft war. Ausgeklügelt ist auch die Form des Descort, das aus Absätzen von verschiedener

Melodie und rhythmischer Form besteht; die Dichter wollen damit einen Zwiespalt der Empfindungen ausdrücken. Raimbaut de Vaqueiras wendet, um diesen Mangel an Harmonie auszudrücken, einmal auch verschiedene Sprachen an. Schlichter und empfundener ist die Alba, die das Scheiden der Liebenden am Morgen nach süßverflossener Nacht schildert; die Serena, das Abendlied, die das Sehnen des Liebenden nach der verheißenen Liebesnacht ausdrückt; die Retroensa, die einen Refrain hat und dadurch als volkstümlich sich zu erkennen gibt; die Balada und Dansa, ebenfalls häufig mit Refrain versehen, die zum Tanz gesungen wurden; die Pastorela oder Pastoreta, das Schäferlied, das den Ritter in einer Liebschaft mit einer ländlichen Schönen vorführt u. a. In Reimpaaren wurden gedichtet die Liebesbriefe (breus oder salutz d'amors), von denen mehrere Arnaut von Maroill seinen Damen widmete, während Guiraut Riquier den Brief mit lehrhaftem Inhalte ausstattete.

Die Biographien der T. wurden schon im 13. Jahrh. aufgezeichnet, zum Teil von namhaften Dichtern, welche die Nachrichten über ältere T. zusammenstellten. Gesammelt findet man sie bei Mahn, «Die Biographien der T.» (Berl. 1881) und Chabuneau (Montpellier 1885); verarbeitet hat sie Diez: «Leben und Werke der T.» (Zwick. 1829) und «Die Poesie der T.» (Zwick. 1827). Außerdem vgl. Fauriel, «Histoire de la poésie provençale» (3 Bde., Par. 1846); Galvani, «Osservazioni sulla poesia de' Trovadori» (Modena 1829); derselbe, «Fiore di storia letteraria e cavalleresca della occitania» (Mail. 1845); Milá y Fontanals, «De los Trovadores en España» (Barcel. 1861); Bartsch, «Grundriß zur Geschichte der provençal. Litteratur» (Elberf. 1872); Brinckmeier, «Die provençalischen T.s» (Gött. 1882). Eine Gesamtausgabe der Werke der T. gibt es bis jetzt nicht; zahlreiche Gedichte findet man in Raynouard, «Choix des poésies originales des T.» (6 Bde., Par. 1816—21); Mahn, «Die Werke der T.» (Berl. 1846 fg.) und «Gedichte der T.» (Bd. 1—4, Berl. 1860 fg.); Brinckmeier, «Blumenlese aus den Werken der T.» (Halle 1849); Bartsch, «Provençal. Lesebuch» (Elberf. 1855; 3. Aufl. 1875). Eine Sammlung von Übersetzungen, die freilich weiter hinter den Originalen als die von Diez zurückbleiben, lieferte Kannegießer, «Gedichte der T.» (Tüb. 1852).

Troupiale, soviel wie Ikteriden.

Trousseau (frz., das Bund, Bündel), Aussteuer, Ausstattung, besonders einer Prinzessin.

Trousseau (Armand), berühmter franz. Arzt und Kliniker, geb. 1801 zu Tours, Professor an der mediz. Fakultät und Arzt am Hôtel-Dieu zu Paris, starb daselbst am 22. Nov. 1866. Besondere Verdienste erwarb sich T. um die Lehre vom Krupp und der Diphtheritis, sowie um die Anwendung der Tracheotomie gegen diese Krankheiten. Sein Hauptwerk ist: «Clinique médicale de l'Hôtel-Dieu de Paris» (4. Aufl., 3. Bde., Par. 1872; deutsch von Culmann, Würzb. 1866—68).

Trouvère hieß, wie im Provençalischen Troubadour (s. d.), in der nordfranz. Poesie ein Dichter überhaupt, besonders aber ein höfischer Kunstdichter. (S. Französische Litteratur.)

Trouville, Stadt mit (1881) 5711 (Gemeinde 6263) E. im Arrondissement Pont-l'Evêque des franz. Depart. Calvados, 50 km nordöstlich von Caen, 12 km nordwestlich von Pont-l'Evêque, in reizender Lage am Fuße eines Hügels rechts an der Mündung der Touques in die Baie de la Seine, Station der Linie Lisieux-Villers-sur-Mer der Westbahn, mit Le Hâvre durch Dampfschiffahrt verbunden. Anfang der sechziger Jahre noch ein unbedeutendes Fischerdorf, ist T. jetzt ein von der vornehmsten Gesellschaft besuchter Seebadeort mit vielen zum Teil sehr geschmackvollen Landhäusern, eleganten Bade-Etablissements, prächtigem Casino mit Ball- und Konzertsälen, Lese- und Spielzimmern u. s. w. Der Strand, aus reinem, festem Sand bestehend, flacht sich allmählich in das Meer ab und bietet vorzügliche Badeplätze dar. Breite Kais fassen den Strand und Hafen ein, der etwa 120 Fischerbarken aufnehmen kann. Eine Brücke über den Fluß führt zu dem hübschen Städtchen Deauville, mit 2044 E., Seebad, Villen, Casino, Hippodrom u. s. w. In der Nähe von T. sind die Ruinen des alten Schlosses Bonneville-sur-Touques, einst ein Lieblingsaufenthalt Wilhelms des Eroberers.

Trowbridge, Stadt in der engl. Grafschaft Wilts, Station der Linien Reading-Weymouth und Bath-T. der Great-Westernbahn, zählt (1881) 11 041 E. und hat Fabriken für Kasimir, Tuch und andere Wollzeuge.

Troxler (Ignaz Paul Vital), deutscher Philosoph, geb. 17. Aug. 1780 zu Münster im Kanton Luzern, begab sich 1800 nach Jena, wo er einer der eifrigsten Anhänger der Schellingschen Naturphilosophie wurde, von da nach Göttingen und nach Wien. In Luzern widmete er sich seit 1806 der ärztlichen Praxis. Seine Schrift «Einige Worte über die grassierende Krankheit und die Heilkunst im Kanton Luzern» zog ihm jedoch heftige Verfolgung zu, sodaß er nach Wien zurückkehrte. Im J. 1808 wandte er sich nach seiner Vaterstadt Münster. Auch jetzt blieb die Philosophie seine Lieblingswissenschaft, wie seine «Blicke in das Wesen des Menschen» (Aarau 1811) beweisen. Bei Gelegenheit der Wirren von 1814 kam er einige Zeit in Haft. Hierauf ging er in einer polit. Sendung nach Wien und von da nach Berlin. Im J. 1816 hielt er sich in Aarau auf, wo er das «Neue schweiz. Museum» herausgab, und 1817 begann er in Münster das «Archiv für Medizin und Chirurgie». Im J. 1820 übernahm T. in Luzern den Lehrstuhl der Philosophie und Geschichte. Seine Schrift «Fürst und Volk nach Buchanans und Miltons Lehre» (Aarau 1821) veranlaßte seine Entfernung von der Anstalt. Hierauf lebte er in Aarau und errichtete hier ein Erziehungsinstitut. Im J. 1830 ging er an die Universität zu Basel als Lehrer der Philosophie. Doch schon 1831 kam er als Rektor der Universität in den Verdacht der Teilnahme an dem Aufstande der Landschaft Basel und wurde seiner Stelle entsetzt, jedoch in der Hauptsache freigesprochen. Er lebte sodann auf einem Gute bei Aarau und wurde 1834 Professor an der neuerrichteten Hochschule in Bern. In diese Zeit fiel eine gänzliche Umgestaltung seiner philos. Ansichten, indem er sich von Schelling ab- und der Hauptsache nach zu Jacobi zurückwendete. In diesem Sinne schrieb er die «Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik» (Aarau 1828), «Logik, Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntnis» (3 Bde., Stuttg. 1829—30) und «Vorlesungen über Philosophie» (Bern 1835; 2. Aufl. 1842). In der letzten Zeit lebte T. zurückgezogen auf seinem Gute bei Aarau, wo er auch 6. März 1866 starb.

Troy, Hauptſtadt von Renſſelaer County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt am öſtl. Ufer des Hudſonfluſſes, am Erie- und Champlainkanal und zählt (1880) 56747 E., worunter 557 Farbige. Die Muſikhalle, das Troy-Timesgebäude, die Stadthalle, eine Sparbank u. ſ. w. gehören zu den ſchönſten und größten Gebäuden der Stadt. Das «Union-Depot» (Bahnhof) iſt eins der größten in den Vereinigten Staaten. T. iſt eine bedeutende Fabrikſtadt; mathematiſche Inſtrumente, Hemden, Halskragen, Lokomotiven, Öfen, Eiſenbahnwagen, Räder, Glocken, Wagen, Stiefel und Schuhe werden in großer Anzahl fabriziert. Außerdem gibt es große Walzwerke, Eiſengießereien, Hohöfen u. ſ. w. Hier wurde der erſte Beſſemerſtahl gemacht. T. hat 10 Banken, ein berühmtes polytechniſches Inſtitut, ein kath. Prieſterſeminar, mehrere Akademien, eine Hoch- und 14 öffentliche Schulen, ein Hoſpital, eine Irrenanſtalt, zwei Waiſenhäuſer und eine Anzahl wohlthätiger Anſtalten. Die Deutſchen haben mehrere Kirchen, Schulen, Vereine und Logen. Auf dem reizenden Oakwood-Cemetry liegen die Generale Thomas (ſ. d.) und Wool begraben.

Troya (Carlo), ital. Geſchichtsforſcher, geb. 7. Juni 1784 zu Neapel, wurde am Hofe der Bourbonen erzogen, welchen er auch nach Sicilien folgte. Von dort zurückgekehrt, ſtudierte er zu Neapel die Rechtswiſſenſchaften, wurde von Murat zu verſchiedenen Staatsämtern verwendet, ſchlug ſich 1820 zur Revolutionspartei und ward infolge deſſen verbannt. Er bereiſte nun Italien und durchforſchte überall Archive und Bibliotheken. Seine erſte Arbeit: «Del veltro allegorico di Dante» (Flor. 1826; neubearb. unter dem Titel: «Del veltro allegorico de' Ghibellini», Neap. 1856), iſt weſentlich ein hiſtor. Roman, bildete aber gleichwohl die Grundlage aller ſeither in und außer Italien erſchienenen Dante-Biographien. Auf umfaſſenden Quellenſtudien beruhend und mit Urkunden reichlich verſehen, aber dunkel und verworren iſt ſein Hauptwerk: «Storia d'Italia del medio-evo» (4 Tle. in 16 Bdn., Neap. 1839—51), das durch das am 27. Juli 1858 erfolgte Ableben T.s unvollendet geblieben iſt und nur bis auf Karl d. Gr. reicht.

Troyes (ſpr. Troá), Hauptſtadt des franz. Depart. Aube und vormals der Champagne, in einförmiger, aber fruchtbarer Ebene, an der hier in mehrere Arme ſich teilenden Seine, am Anfang des Oberſeinekanals, Station der Linien Paris-Petit-Croix, Châlons-ſur-Marne-Sens und T.-Châtillon-ſur-Seine der Oſtbahn, iſt Sitz eines Suffraganbiſchofs der Erzdiöceſe Sens, eines Handelsgerichts, einer Filiale der Bank von Frankreich, der Aube-Bank, einer Ackerbau- und einer Generalhandelskammer und zählt (1881) 42073, als Gemeinde 46067 E. Die Stadt hat zum Teil noch Fachwerkbauten aus der Renaiſſancezeit, unter denen das Hôtel de Vauluiſant das bemerkenswerteſte Privathaus iſt, gewinnt aber in einzelnen Teilen mehr und mehr ein modernes Anſehen. An die Stelle der Feſtungswerke ſind herrliche Promenaden (Mails) getreten. Die 1208 begonnene, teilweiſe erſt im 15. und 16. Jahrh. vollendete, 1848—65 reſtaurierte und ergänzte Kathedrale St.-Pierre iſt ein impoſanter fünfſchiffiger got. Bau mit zwei Türmen, von denen nur der nördliche von 62 m Höhe im 17. Jahrh. vollendet worden iſt, und hat eine prächtige Fenſterroſe über dem reichen Portal, ſchöne Glasmalereien und einen Domſchatz, der alte Emailarbeiten und byzant. Reliquienkäſtchen aus Elfenbein beſitzt; die 1262 auf Betrieb des hier geborenen Papſtes Urban IV. begonnene, im weſentlichen im 14. Jahrh. aufgeführte, im Schiff leider unvollendet gebliebene Kollegiatkirche St.-Urbain iſt ein Meiſterwerk reinſten got. Stils von bewunderungswürdig leichter und zierlicher Architektur; die im Übergangsſtil des 12. Jahrh. erbaute, im 16. Jahrh. vergrößerte Kirche Ste.-Madeleine beſitzt wie auch die aus dem 16. Jahrh. ſtammende Kirche St.-Nizier ein elegantes Sterngewölbe und außerdem einen Jean Gualdo zugeſchriebenen aufs reichſte geſchmückten Lettner von 1506; St.-Nicolas mit got. Sterngewölbe, Wandgemälden von Cordouanier, einem auferſtandenen Chriſtus von Gentil (zwei dem 16. Jahrh. angehörenden Künſtlern der Stadt) und ausgezeichneten Glasmalereien, ferner St.-Pantaleon mit Bronzebasreliefs von Simart, Skulpturen von Gentil (Kalvarienberg, St.-Criſpin und St.-Criſpinian u. a.) und Gemälden von Carré (Leben des heil. Pantaleon) und Herluiſon ſind zwei nach dem großen Stadtbrande von 1524 erneuerte Gotteshäuſer; St.-Jean aus dem 14. und 16. Jahrh. beſitzt prächtige Glasmalereien, ein ſchönes Gemälde (Taufe Chriſti) von Mignard und Scenen der Leidensgeſchichte darſtellende Basreliefs in Marmor von Gentil und Girardon; St.-Remi aus dem 14. Jahrh., mit einem Turme aus dem 12. Jahrh., hat eine Bronzeſtatue Chriſti von Girardon und ſehr merkwürdige, dem 16. Jahrh. angehörende Malereien auf Holz; der calviniſtiſche Tempel wurde 1859 erbaut.

In den Gebäuden der ehemaligen berühmten Abtei St.-Loup befinden ſich die öffentliche Bibliothek mit mehr als 110000 Bänden und gegen 2500 Handſchriften, ſowie das Muſeum mit Naturalienſammlungen, Gemäldegalerie, Münzkabinett von 12000 Stück, Altertümern aus röm. Zeit und aus dem Mittelalter, worunter namentlich Moſaiken und eine antike, in der Gegend 1813 aufgefundene Bronzeſtatue Apollons bemerkenswert ſind, ſämtlichen Modellen und einigen Originalen der Arbeiten des hier geborenen Bildhauers Simart, Büſten Ludwigs XIV. und ſeiner Gemahlin Maria Thereſia von dem ebenfalls aus T. gebürtigen Girardon, Modelle von Werken des Bildhauers Paul Dubois, ſowie Skulpturen von Beylard (Bronzeſtatue Meleagers), Ramus und Baſſé. Außerdem ſind bemerkenswerte Gebäude: das 1624—70 erbaute Stadthaus mit prächtiger Façade und einem Marmormedaillonbild Ludwigs XIV., einem Meiſterwerk Girardons; das Hôtel-Dieu aus der Mitte des 18. Jahrh., die alte Abtei St.-Martin-ès-Aires (jetzt eine Wohlthätigkeitsanſtalt), das Verſorgungshaus St.-Nicolas, die Präfektur, die moderne Getreidehalle, die Kaufhalle, das Departementsarchiv, die Börſe und das Theater. T. beſitzt ein Lyceum in einem der ſchönſten Gebäude dieſer Art, ein Prieſter-, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenſeminar, eine Handels- und Induſtrieſchule, eine höhere Bürgerſchule u. ſ. w. Die Stadt war im Mittelalter von Bedeutung. In ihrer Blüte unter König Heinrich IV. zählte ſie über 60000 E. Gegenwärtig zeichnet ſie ſich immer noch durch lebhaften Induſtriebetrieb aus; es beſtehen Woll- und Baumwollſpinnereien, Fabriken für Strumpf- und Bonneteriewaren, für Floretſeide, Handſchuhe, Baumwollzeuge und Stickereien, für Seife (savon

blanc de Troyes), künſtliche Blumen, Papier, Kutſchen. Auch fertigt man hier berühmte Cervelatwürſte und Käſe, treibt Wein-, Gemüſe-, Hanf- und Getreidebau und unterhält bedeutenden Speditions- ſowie Eigenhandel mit Getreide, Raps, getrockneten Gemüſen, Wolle, Wein, Branntwein und Manufakten.

T. war die Hauptſtadt der kelt. Tricasses, erhielt von den Römern den Namen Augustobona und hieß ſeit dem 5. Jahrh. mittellat. Trecae, bisweilen auch Trecas. Es ward 889 von den Normannen erobert und verwüſtet, kam dann in Beſitz der Grafen von Champagne, deren Hauptſtadt es wurde, und unter denen die Stadt ſeit dem 12. Jahrh. zu einer bedeutenden Induſtrie- und Handelsblüte gelangte. Auf der hier abgehaltenen Synode vom 31. Jan. 1128, welcher Bernhard von Clairvaux anwohnte, wurde Hugo von Payens als Großmeiſter der Templer anerkannt und die Regeln dieſes Ordens gebilligt. T. wurde 1415 von dem Herzog von Burgund erobert und 10. Juli 1429 von den Franzoſen den Engländern endgültig entriſſen. Am 21. Mai 1420 war daſelbſt ein Friedensvertrag zwiſchen Karl VI. von Frankreich und Heinrich V. von England geſchloſſen worden. Am 21. Mai 1524 ließ Karl V. die Stadt anzünden, wobei zwei Dritteile der Gebäude zu Grunde gingen. Im Feldzug von 1814 war T. einer der Hauptoperationspunkte der öſterr. Armee unter Schwarzenberg. T. iſt Geburtsort des altfranz. Epikers Chreſtien de T., des Papſtes Urban IV., des Malers Mignard und der Bildhauer Girardon und Simart. Vgl. Boutiot, «Histoire de la ville de T.» (4 Bde., Par. 1870—74).

Troygewicht (Troy weight) heißt in England die beſondere Gewichtsklaſſe, welche für Gold, Silber, Platin, Münzen, Juwelen und Perlen, ſowie für die Medizinalrezeptur und für wiſſenſchaftliche Beſtimmungen in Anwendung kommt. Das Troypfund (Pound troy) beträgt $^{144}/_{175}$ des Handelspfundes oder Avoirdupois-Pfundes (ſ. u. Avoirdupois); es hat 12 Unzen (Ounces, abgek. oz.) von 20 Pfenniggewicht (Pennyweights, abgek. dwts.) zu 24 Grän (Grains, abgek. grs.), alſo 5760 Troygrän, und wiegt 373,242 g. Als Medizinalgewicht wird die Unze (Ounce) in 8 Drachmen (Drams) von 3 Skrupeln (Scrupels) zu 20 Grän oder Minims eingeteilt. Die Troy-Unze hat eine Schwere von 31,103 g. Ein von dem engliſchen abweichendes T. hatten bis 1821 die Niederlande als Gold-, Silber- und Münzgewicht. Das Pfund desſelben hatte 10240 holländ. As und wog 492,168 g; die Troymark ein halbes Troypfund. Jetzt dient für die erwähnten Zwecke dort das Grammgewicht. Die Benennung T. ſoll nach der gewöhnlichen Annahme von der franz. Stadt Troyes ſtammen (ehemals wurde auch in Frankreich eine Gewichtsart T. genannt); nach der in dem Bericht einer frühern engl. Maßkommiſſion ausgeſprochenen Anſicht wäre ſie von Troja nova abgeleitet, dem von den mönchiſchen Schriftſtellern der Stadt London gegebenen Namen, ſodaß ſie «Londoner Gewicht» bedeuten würde.

Troyon (Conſtant), franz. Tier- und Landſchaftsmaler, geb. 25. Aug. 1810 zu Sèvres bei Paris, wo er das Porzellanmalen lernte. Die Spuren davon merkte man noch ſehr an den erſten Landſchaften, die er ſeit 1833 zu den pariſer Kunſtausſtellungen einſchickte. Studienreiſen nach dem Limouſin, der Bretagne und der Umgegend von Fontainebleau beſſerten ſeine Auffaſſung, und auch die 1847 von einer holländ. Reiſe mitgebrachte Luſt zur Darſtellung von Tieren, die ihn zu neuen Studien nötigte, ſchlug zum Vorteil des Landſchaftsmalers aus. Die Frucht eines Sommeraufenthalts in der Normandie 1852 war das Wieſenthal La Touque, vielleicht ſein Meiſterwerk. Auch das große Gemälde der zur Feldarbeit gehenden Ochſen (in der allgemeinen pariſer Kunſtausſtellung von 1855, jetzt im Muſeum des Luxembourg) iſt ein effektvolles Bild. Die Kunſtausſtellung von 1859 brachte von ihm: die Heimkehr nach der Pächterei, der Aufbruch zum Jahrmarkt, die ins Feld gehenden Kühe, vornehmlich aber die Anſicht von der Höhe bei Suresnes an der Seine. Es ſind äußerſt wirkungsvolle und anziehende Gemälde, bei welchen man jedoch das tiefe Naturgefühl und die ſtrenge Wahrheit vermißt. Im Sommer 1864 verfiel er plötzlich in Geiſteskrankheit; er ſtarb 20. März 1865.

Troypfund, Troy-Unze, ſ. u. Troygewicht.

Trözēn, uralte, urſprünglich ioniſche Stadt im ſüdöſtl. Teile der Landſchaft Argolis im Peloponnes, in der Sage berühmt als Geburtsort des Theſeus und als Schauplatz der unglücklichen Leidenſchaft der Phädra für ihren Stiefſohn Hippolytos. Infolge der dor. Wanderung von Doriern beſetzt, gelangte die Stadt zu Macht und Blüte, wovon ihre Kolonie Halikarnaß in Karien Zeugnis gibt. T. nahm lebhaften Teil an dem Kriege gegen die Perſer, ſtellte fünf Schiffe zu der griech. Flotte, die bei Salamis kämpfte, gewährte damals den flüchtigen Frauen und Kindern Athens Zuflucht, unterſtützte im Peloponneſiſchen Kriege Korinth gegen Kerkyra, und ward daher 430 und 425 von den Athenern arg heimgeſucht. Im Korinthiſchen Kriege ſtand die Stadt 394 auf Spartas Seite und kämpfte 373 gegen Athen. In der macedon. Zeit wechſelte ſie mehrfach ihre Beherrſcher, kam endlich (nach 243 v. Chr.) an den Achäiſchen Bund. Noch im 2. Jahrh. n. Chr. war ſie, wie die Beſchreibung des Pauſanias darthut, nicht unbedeutend und reich an Sehenswürdigkeiten. Noch ſind ausgedehnte, wenn auch nicht ſehr anſehnliche Reſte von ihr erhalten nordweſtlich von dem Dorfe Damalá, dem Hauptorte des Demos T. (Trizini) im Nomos Argolis, 4 km vom Saroniſchen Meerbuſen. Dort lag ihr Hafen Kelenderis an einer Bucht, welche von ihrer Geſtalt den Namen Pogon, d. h. Bart, führte. In dem Schatten eines nahen Orangenhains hielt die dritte neugriech. Nationalverſammlung 1827 ihre Sitzungen. Gegenüber dem Hafen liegt die Felſeninſel Poros, von den Alten Kalauria genannt.

Trſow, ſ. Dirſchau.

Trübau (Böhmiſch-), ſ. Böhmiſch-Trübau.

Trübau (Mähriſch-, ſlaw. Moravská Trebová), Stadt im weſtl. Teile von Mähren, liegt in einer weiten Thalmulde des ſudetiſchen Hügellandes, nicht weit von der böhm. Grenze, iſt Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts, zählt 6056 deutſche E. (1880), und hat ein Staatsobergymnaſium, eine Bürger- und Volksſchule für Knaben und Mädchen und eine Mädchenſchule der Schulſchweſtern mit einem Kindergarten und einer Kinderbewahranſtalt, zwei Fabriken von Seidenwaren, eine mechan. Baumwollweberei und eine Schön- und Schwarzfärberei. Das jetzt fürſtlich Liechtenſteinſche Schloß iſt ein Umbau des ältern befeſtigten, welches Ladislaus von Boskowitz 1495 innerhalb der Stadtmauern aufführen ließ.

Die älteste Burg stand auf dem sog. Burgberge. Zur Zeit des kunstliebenden Ladislaus von Boskowitz war T. ein Sammelplatz ausländischer Künstler und Gelehrter, sein Schloß eine Sammlung von Kunstschätzen. Von den von Boskowitz kam T. an die Herren von Zierotin, die der Opposition gegen Kaiser Ferdinand II. angehörten, und nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) als Fiskalgut an das Ärar. Im J. 1623 wurde es als Lehngut dem Fürsten Karl von Liechtenstein verliehen.

Truber (Primus), slowen. Geistlicher und Verbreiter der Reformation unter den Südslawen, geb. 1508 in Rasica bei Laibach, fand seine Ausbildung in Salzburg und Wien, und war dann Kanonikus in Laibach, sowie Vikar an verschiedenen Orten in Krain und Kärnten. Er faßte früh Interesse an der Reformation Luthers und machte sich die Ausbreitung derselben unter seinen Landsleuten, den Slowenen, zur Lebensaufgabe, was ihn zugleich zum Begründer einer slowen. Schriftsprache und Litteratur machte, da diese Sprache bisher nur gesprochen worden war. Schon 1547 mußte T. nach Deutschland fliehen, und begann hier seine litterarische Thätigkeit, indem er den Katechismus, die Bekenntnisschriften, das Neue Testament und den Psalter und Luthers Hauspostille ins Slowenische übersetzte, und diese Bücher dann in Urach in Württemberg, wo sein Landsmann, Baron Johann Ungnad, 1557 eine slawische Buchdruckerei errichtet hatte, die bis 1564 bestand, und in Tübingen zum Druck brachte. Im J. 1552 hatte sich T. verheiratet; 1561 wurde er als prot. Prediger nach Laibach zurückberufen, mußte aber schon 1564 wieder fliehen. Er war dann kurze Zeit Pfarrer zu Laufen am Neckar, seit 1566 Pfarrer zu Derendingen bei Tübingen und starb als solcher 28. Juni 1586. T. war auch nebst Stephan Konsul, Dalmatin u. a. an den kroatischen, glagolitischen und cyrillischen Unternehmungen der uracher Buchdruckerei thätig. Vgl. Schnurrer, «Slaw. Bücherdruck in Württemberg» (Tüb. 1799); Kostrencić, «Urkundliche Beiträge zur Geschichte der prot. Litteratur der Südslawen» (Wien 1873).

Trubezkoj, russ. Fürstengeschlecht, stammt von Olgerd, dem vierten Sohn des Großfürsten Gedymin von Litauen, ab und hat seinen Namen von der Stadt Trubezk (jetzt Trubtschewsk) im Gouvernement Tschernigow.

Fürst Fedor Michajlowitsch T. begleitete 1571 Iwan IV. nach Nowgorod und nahm an den Feldzügen in Estland, Livland und Finland teil; er starb 1601.

Fürst Dmitrij Timofejewitsch T. war anfangs Anhänger des falschen Demetrius, schloß sich nach dessen Ermordung der Partei Ljapunows an und nahm an der Belagerung von Moskau teil. Im J. 1625 wurde er Wojwode von Tobolsk und starb daselbst 1626. — Ein Verwandter von ihm, Alexej Rititsch T., schloß 1659 mit Chmelnitzkij den Vertrag von Perejaslawl ab, kraft dessen sich die Kosaken Rußland ergaben; er starb 1663.

Fürst Iwan Jurjewitsch T., geb. 1667, geriet 1700 in der Schlacht von Narwa in schwed. Gefangenschaft, aus der er erst 1717 befreit wurde; er starb 1750 als russ. Feldmarschall. Sein Bruder, Fürst Nikita Jurjewitsch T., geb. 1700, gest. 1767, war unter Kaiserin Anna Generalkriegskommissar, später gleichfalls Feldmarschall. Auch war er ein Mäcen der Litteratur und selbst litterarisch thätig. Er starb 1767.

Fürst Wassilij Sergejewitsch T., geb. 1776, that sich in den Feldzügen gegen Türken und Franzosen hervor, wurde 1813 nach der Schlacht von Leipzig Generallieutenant und 1826 General der Kavallerie, ging 1830 in außerordentlicher Mission nach England, erhielt hierauf einen Sitz im Reichsrate und starb 1841; seine Schwester Sophie T. heiratete den Grafen Morny und nach dessen Tode den span. Granden Herzog von Seito.

Fürst Sergéj T., Oberst bei der kaiserl. Garde, war eins der Häupter der Verschwörung von 1825. Er wurde zum Tode verurteilt, dann aber lebenslänglich nach Sibirien verbannt. Vom Kaiser Alexander II. begnadigt, starb T. 1861 in Moskau.

Fürst Peter T. zeichnete sich in der Schlacht von Kulewtscha und 1831 in Polen durch Tapferkeit aus, wurde nacheinander Militärgouverneur von Smolensk und Orel und 1844 Generallieutenant. Er lebte dann als Mitglied des Dirigierenden Senats in Petersburg und starb daselbst 1869.

Trubia, Eisenhütte, s. unter Oviedo.

Trübner (Nikolaus), angesehener Verlagsbuchhändler in London, geb. 12. Juni 1817 in Heidelberg als Sohn eines Gold- und Silberarbeiters, besuchte das Gymnasium, trat im Winter 1831/32 in die Buchhandlung von J. C. B. Mohr zu Heidelberg als Lehrling ein und ging 1838 als Gehilfe in die Buchhandlung von Vandenhoeck & Ruprecht zu Göttingen, dann in die von Hoffmann & Campe in Hamburg und 1842 in die von Wilmans in Frankfurt a. M. Von hier aus wurde er 1843 von dem Chef der großen londoner Buchhandlung Longman & Comp. engagiert. T. wußte in dieser Stellung sich mit der Litteratur der europ. und der außereurop. Staaten vertraut zu machen und den litterarischen Weltverkehr in allen seinen Beziehungen zu beobachten. Sein scharfer Blick ließ ihn bald eine Lücke in der großartigen Verkehrskette des engl. Buchhandels entdecken; er erkannte die Bedeutung des Aufblühens der orient. Studien durch die vergleichende Sprachwissenschaft und die weittragende Nützlichkeit eines Plans, die Litteraturen aller Völker der Welt durch regelmäßige und organische Einrichtungen in lebendige wechselseitige Verbindung zu bringen. Im J. 1852 trat T. aus seiner Stellung bei Longman aus, um mit Thomas Delf ein eigenes Geschäft zu gründen, welches aber durch Delfs Schuld nicht von Erfolg begleitet war. Nach dem Ausscheiden desselben associierte sich T. mit David Nutt (Firma Trübner u. Comp.), und diese Verbindung bestand bis zu Nutts Tode. In kurzer Zeit hatte T. einen lebhaften Ein- und Ausfuhrverkehr mit Amerika zu Stande gebracht, der noch infolge einer Rundreise durch die größern Städte Nordamerikas bedeutend erweitert wurde. Ein von ihm verfaßtes Handbuch der amerik. Litteratur unter dem Titel «Bibliographical guide to American literature» (Lond. 1855; 2. Aufl. 1859), welches ein klassifiziertes Verzeichnis aller in den Vereinigten Staaten 1817—57 erschienenen Bücher mit Einleitung, bibliogr. Noten und Register enthält, erregte bei allen Litteraturfreunden in Amerika großes Aufsehen. Nachdem T. in Amerika festen Fuß gefaßt hatte, richtete er sein Augenmerk in gleicher Weise auf das Anknüpfen von Verbindungen mit Indien und dem Orient, und es gelang ihm nach mehrern Jahren, in allen Hauptstädten Asiens und Afrikas thätige und gewissenhafte Agenten zu gewinnen. Durch deren

Vermittelung wurde er in den Stand geſetzt, alle aus den Preſſen Indiens und des Orients hervorgegangenen wichtigern Erzeugniſſe regelmäßig einzuführen und dem europ. Buchhandel zugänglich zu machen. Unmittelbare Verbindungen mit Mexiko und den ſüdamerik. Staaten ermöglichten ihm, in gleicher Weiſe zu wirken. Auch ſchuf ſich T. ein eigenes Organ zur Veröffentlichung und Beſprechung der von ihm eingeführten und ſelbſtverlegten Werke unter dem Titel «Trübner's American and Oriental Literary Record» (ſeit 1865 in Monatsheften erſcheinend). Die Verlagsunternehmungen T.s ſtanden ſeinem Einfuhrgeſchäft an Wichtigkeit nicht nach. Die bedeutendſte Abteilung iſt die der Linguiſtik, ſowie der orient. Philologie, Archäologie und Philoſophie. Außer deutſchem Verlag und Überſetzungen aus dem Deutſchen (Feuerbach, Fichte, Heine, Lange, Schopenhauer, Hartmann) weiſt ſein Verlagskatalog auch 70 ruſſ. Werke auf, namentlich die des Agitators Alexander Herzen, deſſen Schriften durch T. zuerſt in den europ. Büchermarkt eingeführt und dem Publikum zugänglich gemacht wurden. Ein bleibendes Denkmal in der orient. Litteratur hat er ſich durch Gründung ſeiner «Oriental Series» erworben, einer Sammlung, die bereits gegen 100 Bände umfaßt und in welcher die Namen der berühmteſten Orientaliſten vertreten ſind. Seine Firma, Trübner & Comp., iſt durch die Intelligenz und raſtloſe Thätigkeit ihres Gründers zu einer der erſten Buchhandlungen Europas geworden. Seit ſeinem am 30. März 1884 plötzlich erfolgten Tode wird das Geſchäft für ſeine Erben von F. Duſſing und T. H. Edwards als deren Vertretern fortgeführt.

Karl J. T., Neffe des vorigen und deſſen Zögling, geb. 6. Jan. 1846 zu Heidelberg, iſt ſeit 1872 Verlagsbuchhändler zu Straßburg im Elſaß. Sein Verlag iſt hauptſächlich den humaniſtiſchen Fächern (Sprachwiſſenſchaft, Geſchichte, Philoſophie), ſowie der geſchichtlichen und litterariſchen Erforſchung der Reichslande gewidmet.

Trubtſchewsk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Orel, an der Desna, 250 km weſtſüdweſtlich von Orel, mit (1883) 5182 E., hat viele Fabriken, die hauptſächlich Hanf verarbeiten.

Truchmenen, ſ. Turkmanen.

Truchſeß, im Latein des Mittelalters Dapifer, in Frankreich Seneſchall (ſ. d.), in England High Steward, war der Titel eines Beamten an großen und kleinen Höfen, welcher über Küche und Ökonomie die Oberaufſicht führte. In Deutſchland hatte ſeit der Krönung Ottos I. ein Fürſt als T. bei feierlichen Gelegenheiten die erſte Schüſſel auf die Tafel des Kaiſers zu ſetzen. Wie die übrigen Erzämter (ſ. d.), wurde auch dieſes ſpäter erblich und mit einem Kurfürſtentum verbunden und zwar das Erztruchſeßamt mit der Rheinpfalz. Als Friedrich V. von der Pfalz 1623 der Kur verluſtig ging, fiel das Erztruchſeßamt an Bayern und 1706 infolge der Ächtung des Kurfürſten von Bayern wieder an die Pfalz. Doch ſchon 1714 kam Bayern von neuem in den Beſitz des Erztruchſeßamts, das es nun bis zur Aufhebung des ehemaligen Deutſchen Reichs bekleidete. [Waldburg.

Truchſeß-Waldburg (Geſchlecht), ſ. unter

Truchtersheim, Dorf im Kreiſe Straßburg-Land des elſaß lothring. Bezirks Unterelſaß, liegt 16 km weſtlich von Straßburg, mit dem es durch Tramway verbunden iſt, am Kochersberg in einer ſehr fruchtbaren Gegend, iſt Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 638 faſt ausſchließlich kath. E.

Truckee, Poſtdorf in Nevada County im nordamerik. Staate Californien, liegt am Fluſſe gleichen Namens und an der Central-Pacific-Eiſenbahn, in der Mitte einer Holzregion, zählt (1880) 1147 E.

Truckſyſtem (vom engl. to truck, tauſchen) nennt man das Verfahren der Arbeitgeber, ihre Arbeitgeber ganz oder teilweiſe nicht durch bares Geld, ſondern durch gelieferte Naturalien und andere Waren abzulohnen. Es kann Fälle geben, in welchen die Lieferung von Naturalien an Arbeiter durch die Arbeitgeber für die erſtern vorteilhaft iſt, wenn nämlich, z. B. bei Eiſenbahnbauten u. ſ. w., die Arbeitsſtätte ſo gelegen iſt, daß die Arbeiter ſich ihre Bedürfniſſe im Kleineinkauf gar nicht oder nur ſchwer zu angemeſſenem Preiſe beſchaffen können. In der Regel aber gereicht das T. dem Arbeiter zum Nachteil, indem es denſelben nötigt, ſeine Einkäufe in dem von dem Arbeitgeber ſelbſt errichteten oder von ihm begünſtigten Laden zu den dort beſtehenden, vielleicht hoch normierten Preiſen zu machen und dabei mangelhafte oder gar ſchlechte Waren anzunehmen. Nach §. 115 der Deutſchen Gewerbeordnung ſind daher die Gewerbtreibenden verpflichtet, die Löhne ihrer Arbeiter bar in Reichswährung zu bezahlen, und ſie dürfen denſelben auch keine Waren kreditieren. Jedoch iſt es geſtattet, ihnen Lebensmittel zu einem die Anſchaffungskoſten nicht überſteigenden Preiſe zu liefern; auch kann den Arbeitern Wohnung, Heizung, Landnutzung, regelmäßige Beköſtigung, Arznei und ärztliche Hilfe unter Anrechnung bei der Lohnzahlung verabfolgt werden. Dieſen Beſtimmungen zuwiderlaufende Verträge ſind nichtig und die den §. 115 verletzenden Gewerbtreibenden werden nach §. 146 mit Geldſtrafe bis zu 2000 Mark und im Unvermögensfalle mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bedroht.

Trudpert oder Trudbert, Einſiedler des 7. Jahrh., wird gewöhnlich unter den aus Irland ſtammenden Apoſteln Deutſchlands und ſpeziell als Bruder des ſog. Bayernapoſtels Rupert genannt. Doch ſind dieſe Angaben wenig begründet. Wahrſcheinlich war T. deutſcher Abſtammung, kam um 640 an den obern Rhein, durchzog Alamannien, gründete dann im Breisgau an dem Orte, wo ſich ſpäter das berühmte Benediktinerkloſter St. Trudbert erhob, eine Niederlaſſung und Kapelle und wurde hier von einem ſeiner Knechte erſchlagen. Die kath. Kirche verehrt ihn als Märtyrer und nimmt den 26. April als ſeinen Todestag an.

Trueba y Coſio (Teleſforo de), Dichter in engl. und ſpan. Sprache, geb. zu Santander 1805, wurde in einem kath. Kollegium in England erzogen und machte ſeine diplomatiſchen Studien in London und Paris, wo er dann bis 1822 als Attaché bei der ſpan. Geſandtſchaft blieb. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland ſtiftete er eine Akademie, in welcher ſich unter dem Vorſitz des Alberto Liſta faſt alle jüngern Dichter Spaniens vereinigten. Auch als Politiker und Patriot machte er ſich unter den Vorkämpfern der konſtitutionellen Partei bemerkbar, weshalb er bei der Invaſion des franz. Heeres in Spanien nach Cadiz flüchten mußte. In London, wohin er ſich nach Wiederherſtellung des Abſolutismus begeben, erwarb er ſich als Dichter und Schriftſteller in engl. Sprache europ. Ruf. Er ſchrieb zunächſt hiſtor. Romane, wie «Gomez Arias» (1828), «The Castilian» (1829) und die biograph.-

hiſtor. Werke «Lives of Cortes and Pizarro» (1830), die faſt in alle gebildeten Sprachen Europas überſetzt wurden. Dann begann er für die Bühne zu arbeiten, für die er den meiſten Beruf hatte. Seine Luſtſpiele «The exquisites», «Mr. and Mrs. Pringle» und «The man of pleasure» fanden allgemeinen Beifall; ſeine letzte dramatiſche Arbeit war das hiſtor. Drama «The royal delinquent». Doch unter allen ſeinen litterariſchen Arbeiten verſchaffte ihm den größten Ruf das beſchreibende Sittengemälde «Paris and London» (1833). Als ſpan. Dichter hat er ſich einen Namen gemacht durch ſeine beliebten Luſtſpiele «El veleta» und «Casarse con 60000 duros». Nachdem er 1834 die Erlaubnis erhalten, nach Spanien zurückzukehren, wurde er von ſeiner Provinz zum Deputierten und von der Zweiten Kammer zum Procurador und dann zum Sekretär gewählt. Doch ſtarb er zu Paris 4. Okt. 1835.

Trueba y la Quintana (Antonio de), ſpan. Dichter, geb. 24. Dez. 1821 in Sopuerta, einem Weiler Biscayas, bildete ſich in Madrid zum Kaufmann aus, gab aber ſpäter dieſen Beruf auf. Zuerſt trat er mit dem «Libro de los cantares» (Madr. 1852; 8. Aufl. 1876) hervor, das ihm binnen kurzem großen Ruf verſchaffte. Die Königin Iſabella machte ihn 1862 zum Cronista de Bizcaya. Den Titel des Dichters der Königin (poeta de la reina) vertauſchte er jedoch bald mit dem angemeſſenern eines Volksdichters (poeta del pueblo). T. iſt der ſpan. Béranger, und ſeine Lieder haben die volksmäßige Form ſo glücklich getroffen, daß ſie allerwärts im Munde des Volks leben. Der ſpäter veröffentlichte Band ſeiner Gedichte «El libro de las mondanas» (Bilbao 1868), weil zu reich an Basliſchem, hat nicht die Popularität des erſten gewinnen können. Fruchtbarer und tüchtiger noch iſt T. als Proſaiker, in ſchlichter und ſeelenvoller Behandlung ſpaniſcher oder ſpeziell biscayiſcher Märchen und Sagenſtoffe. Seine «Cuentos de color de rosa» (Madr. 1859), «Cuentos campesinos» (2. Aufl., Madr. 1862), «Cuentos de vivos y muertos» (Madr. 1866), «Cuentos populares», «Cuentos de varios colores», «Capitulos de un libro», «Narraciones populares» (1874), «Mari Santa: cuadros de un hogar y sus contornos» (1875) können mit den «Cuentos» F. Caballeros rivaliſieren. Sie haben die gleichen Vorzüge, aber auch den gleichen Fehler, unaufhörlich die polit. und religiöſen Anſichten des Verfaſſers, ſeine durchaus reaktionären und ultramontanen Sympathien zur Schau zu ſtellen. Auch im hiſtor. Roman hat ſich T. verſucht. «El Cid Campeador», «La paloma y los halcones» und «Las hijas del Cid» ſind eine Paraphraſe der alten Cid-Chroniken, deren kernige Naivetät ſie jedoch ſehr zum Nachteil übertüncht und verfeinert haben. Seine neueſten Werke ſind: «El redentor moderno» (Madr. 1877), «Madrid por fuera» (Madr. 1878), «Cuentos de madres é hijos» (Barcel. 1879), «Nuevos cuentos populares» (1880), «Arte de hacer versos» (1881), «De flor en flor» (1882) und «El gaban y la chaqueta» (1884). Eine Sammlung ſeiner Werke erſcheint in Bilbao. In Deutſchland iſt eine wohlgelungene Auswahl aus dieſen als Band 6, 9, 10, 18, 19, 26 und 33 der «Coleccion de autores españoles» (Lpz. 1874—75) veröffentlicht worden.

Trüffeln nennt man die Fruchtkörper einiger Pilze aus der Familie der Tuberaceen, beſonders der Gattung Tuber *Mich.* Die T. ſind knollenartige, unter der Erde wachſende Gebilde, die im Innern ein ſaftiges, von verſchiedenen dunkel gefärbten Adern durchzogenes Fleiſch beſitzen, ſodaß ſie beim Durchſchneiden marmorartig gezeichnete Schnittflächen erkennen laſſen. Dieſes Fleiſch beſteht aus reichlich entwickeltem Hyphengeflecht mit dazwiſchenliegenden zahlreichen Sporenſchläuchen, die meiſt vier mit netzartiger Oberfläche verſehene dunkel gefärbte Sporen enthalten. Die marmorartige Zeichnung rührt daher, daß der ganze Fruchtkörper in zahlreiche, durch braune dichte Hyphenmaſſen ausgefüllte und durch weniger dichte Hyphenſtränge mit reichlichen Luftlücken voneinander getrennten Kammern zerteilt iſt. Die Umhüllung des Fruchtkörpers wird durch eine mehr oder weniger dicke dunkel gefärbte Peridie mit glatter oder warziger Oberfläche gebildet. Man kennt etwa 20 Arten, die beſonders in Südeuropa vorkommen, aber auch in Deutſchland ſowie in nördlichern Gegenden ſich vereinzelt finden. Aus andern Weltteilen ſind bisher nur wenige Fundorte bekannt geworden, doch iſt es wahrſcheinlich, daß die T. eine ſehr ausgedehnte Verbreitung beſitzen, nur iſt das Aufſuchen derſelben wegen ihres Vorkommens im Erdboden bedeutend erſchwert. Das Mycelium dieſer Pilze iſt im Boden als ſpinnwebeartiges Hyphengeflecht vorhanden und findet ſich ebenſo wie die Fruchtkörper nur in humusreichem, kalkhaltigem Boden von Laubwäldern, beſonders Eichen- und Hainbuchenbeſtänden; doch kommen auch in andern Laubwäldern, wenn auch nicht ſo reichlich, T. vor. In welcher Beziehung der Trüffelpilz zu den Wurzeln der Bäume ſteht, ob er als Paraſit auf denſelben wächſt oder ob er ſaprophytiſch lebt, iſt nicht ſicher bekannt, obwohl ſchon zahlreiche Unterſuchungen darüber angeſtellt wurden.

Das Aufſuchen der **Trüffelpläße** (trefféres) geſchieht in Frankreich und anderwärts mittels zu dieſem Zweck abgerichteter Hunde oder Schweine, die dem aromatiſchen Geruch des Pilzes nachgehen und den Erdboden an den Stellen, wo ſich T. vorfinden, aufwühlen. Übrigens gibt es in Frankreich auch viele geübte Trüffelſucher, die ohne weitere Hilfsmittel das Vorhandenſein von T. an gewiſſen Veränderungen, kleinen Spalten u. dgl. der Bodenoberfläche erkennen. Da die T. ſchon ſeit langer Zeit ein ſehr wichtiger Handelsartikel iſt, ſo hat man ſchon mehrfach Verſuche gemacht, um dieſen wertvollen Pilz künſtlich zu züchten, doch ſind dieſe Verſuche bisher ſämtlich ohne irgendwie erfolgreiche Reſultate geblieben.

Die wichtigſten Arten der Gattung Tuber, welche in den Handel kommen, ſind T. brumale *Vittad.*, T. melanospermum *Vittad.*, T. aestivum *Vittad.* und T. mesentericum *Vittad.*; ſie finden ſich ſämtlich am reichlichſten in den Trüffelgegenden Frankreichs und Italiens, kommen jedoch auch in Deutſchland an einzelnen Orten, z. B. in den Rheingegenden, vor, beſonders die letztern drei Arten. T. brumale und T. melanospermum (T. cibarium *Pers.*) haben Sporen mit ſtacheliger Oberfläche, die beiden andern dagegen ſolche mit netzartig verdicktem Epiſporium. Die Fruchtkörper von T. brumale erreichen zuweilen eine bedeutende Größe, ſie werden bis zu 1 kg ſchwer und ſind dann über fauſtgroß, die meiſten in den Handel kommenden T. haben etwa die Größe einer mittlern Kartoffel oder einer welſchen Nuß, ſie ſind kugelig und mit zahlreichen Wärzchen beſetzt. Am meiſten geſchätzt werden die

von Perigueux (s. d.) aus versandten sog. Perigordtrüffeln. Ähnlich wie die ebengenannte Sorte verhalten sich die Fruchtkörper von T. melanospermum, doch sind sie meist etwas kleiner, dasselbe gilt von den beiden übrigen Arten. Alle haben eine dunkelbraune Oberfläche und im Innern ein von zahlreichen abwechselnd dunkeln und hellen Adern durchzogenes Fleisch. (S. Tafel: Eßbare Pilze, Fig. 3.) Die Färbung der dunkeln Adern ist bei den einzelnen Formen etwas verschieden, bei T. brumale schwärzlich-grau, bei T. melanospermum rötlichschwarz, bei T. aestivum und T. mesentericum hellbraun. Außer den genannten Arten werden noch verschiedene andere gegessen, so die in Italien häufige weiße ital. T., T. magnatum *Pico* mit hellbrauner glatter Oberfläche und starkem knoblauchartigen Geruch; ferner die sog. Holztrüffel (Trifole di legno), T. excavatum *Vittad.* und T. rufum *Pico*, welche beide sich am häufigsten in Italien und Frankreich finden, doch auch in einzelnen Gegenden Deutschlands stellenweise vorkommen.

Neben den Arten der Gattung Tuber werden auch noch einige andere Tuberaceen ähnlich wie die T. benutzt; dazu gehört die sog. weiße deutsche T. Choiromyces maeandriformis *Vittad.*, die eine blaßbraune glatte Peridie und im Innern ein weißes, mit wenigen dunkeln Adern durchzogenes Fleisch besitzt; sie hat eine knollenartige unregelmäßige Gestalt und wird etwa faustgroß. Sie findet sich in Deutschland, besonders in Schlesien und Böhmen, außerdem in Oberitalien und England. Eine zweite in den Mittelmeerländern vorkommende Art, die schon von den Römern sehr geschätzt wurde, gehört zur Gattung Terfezia und heißt T. leonis *Tul.*, sie wird besonders in Algier in großen Mengen gesammelt.

In Deutschland wird manchmal eine Art der Gattung Elaphomyces (s. d.) als T. auf den Markt gebracht, die sich aber auf der Schnittfläche durch gleichmäßige Färbung, sowie durch die dicke holzige Peridie von den echten T. sofort unterscheiden läßt; vor ihrem Genuß ist zu warnen, da sie einen unangenehmen Geschmack und Geruch besitzt und auch der Gesundheit nachteilig sein dürfte.

Die größte Menge der Erzeugung von T., aber auch des Verbrauchs kommt auf Frankreich; man beziffert den jährlichen Ertrag auf 12 Mill. Frs., die Ausfuhr auf einige hunderttausend Kilogramm (nach Deutschland gehen deren über 50000), die Einfuhr bis etwa ein Zehntel des eigenen Ertrags. Die Größe der Erzeugung von T. in Deutschland ist nicht bekannt; sie werden hauptsächlich im Thüringerwald, Schwarzwald und Harz in Buchenwäldern mit gutem Humusboden gewonnen. Versendet werden die T. in Fässern frei oder einzeln in Papier verpackt, oder als Konserven, oder in Wein gekocht und dann in Öl eingemacht. Aufbewahrt müssen sie in luftigen Räumen werden; frische T. halten sich im Erd- oder Sandbett in guten Kellern bis 14 Tage und länger. Vgl. Planchon, «La truffe» (Par. 1875); Hamm, «Die T.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1875, 1. Hälfte).

Trugdolde, Form der sympodialen Blütenstände, s. u. Blütenstand.

Trugschluß ist ein in der Form oder dem Inhalte falscher Schluß. Je nachdem man mehr sich selbst hierbei irrt oder nur andere täuschen will, ist der falsche Schluß entweder Fehlschluß und Paralogismus, oder T. und Sophisma. Aristoteles hat sich in seiner Schrift «De sophisticis elenchis» viele Mühe gegeben, Fehl- und Trugschlüsse zu klassifizieren und aufzulösen. Er unterscheidet solche, wo das Falsche und Täuschende im zweideutigen Ausdruck (sophisma dictionis), von solchen, wo es im unzweideutigen, aber falschen Gedanken selbst liegt (sophisma extra dictionem). Das erste kommt vor, wo ein Wort, welches zu den Hauptbegriffen des Schlusses gehört, doppelsinnig ist (quaternio terminorum). Im zweiten Falle ist eine der Materie nach falsche Bestimmung vorhanden, indem z. B. etwas als Allgemeines oder als Ursache angegeben wird, was es nicht ist. — In der Musik heißt T. ein täuschender Abschluß eines Musikstücks.

Trujillo, s. Truxillo.

Truk, Insel, zu den Carolinen (s. d.) gehörig.

Trum, ein schwacher Mineral- oder Erzgang, welcher sich von einem Hauptgange abzweigt. Zuweilen verästelt sich letzterer in zahlreiche, sich allmählich im Nebengestein (s. d.) verlierende Trümer, d. h. er zerschlägt oder zertrümert sich.

Trumpp (Ernst), Orientalist, geb. 13. März 1828 zu Ilsfeld bei Heilbronn, studierte im Stift zu Tübingen Theologie und orient. Sprachen, war kurze Zeit Vikar und ging dann nach England, wo er erst Lehrer der klassischen Sprachen, hierauf Bibliothekar im Ostindischen Haus in London wurde und ein Jahr später im Dienst der Church mission society sich nach der Provinz Sindh in Ostindien senden ließ. Hier blieb er mehrere Jahre, lebte später in Stuttgart und als Diakonus in Pfullingen, und ging dann nochmals nach Indien. Zurückgekehrt, habilitierte er sich 1872 in Tübingen, von wo er 1874 einem Ruf als ord. Professor der semitischen Sprachen an die Universität nach München folgte. Er starb daselbst 5. April 1885. Seine hauptsächlichsten Werke sind: «Grammar of the Sindhi language» (Lond. 1872), «Grammar of the Pastô or language of the Afghâns» (Tüb. 1873), «Einleitung in das Studium der arab. Grammatiken» (Münch. 1876), «The Adi Granth, or the holy scriptures of the Sikhs, translated» (Lond. 1877), «Das Taufbuch der äthiop. Kirche. Äthiopisch und deutsch» (Münch. 1876), «Der Kampf Adams» (äthiop. Text, verglichen mit dem arab. Originaltext, Münch. 1880), «Die Religion der Sikhs» (Lpz. 1881) u. s. w.

Truncus (lat.), der Stamm der Bäume.

Trunkenheit und **Trunksucht**, s. unter Alkoholismus. [Bd. IV, S. 824.

Trunk-Maschine, s. unter Dampfschiff.

Trunksucht, Mittel gegen, von Rungel, s. unter Geheimmittel.

Trüong, Längenmaß in Annam, s. Dsiong.

Truppen heißen die Glieder jeder militärisch organisierten und gegliederten Streitmacht, vorzugsweise die der fechtenden Teile derselben. Die Vereinigung der Einzelnen zu einer organischen Einheit wird als Truppenkörper oder Truppenteil bezeichnet, welche Bezeichnung sowohl der Kompagnie, als dem Bataillon, dem Regiment u. s. w. beigelegt wird. Truppengattungen werden nach der Art ihres Auftretens (Fuß-, berittene Truppen), nach ihrer Bewaffnung mit Gewehr oder Geschütz (Infanterie, Artillerie) und nach ihrem Zweck (fechtende, technische Truppen) unterschieden. Neben den T. bestehen die Branchen, denen lediglich administrative Zwecke obliegen.

Truro, Municipal- und Parlamentsborough, die schönste, volkreichste und betriebsamste Stadt

der engl. Grafschaft Cornwall, am nördlichsten Ende des Falmouth-Hafens, Station der Linien Exeter-Penzance und T.-Falmouth der Great-Westernbahn, besitzt das königl. Institut von Cornwall mit Museum (Vögel, Mineralien und Altertümer), eine Grafschaftsbibliothek, eine Bergbauschule, eine Gartenbaugesellschaft, ein kleines Theater, ein Stadthaus und ein Krankenhaus, zählt (1881) 10663 E. und hat Papiermühlen, Eisengießereien, Zinnschmelzöfen, Teppichmanufakturen, Porzellanfabriken und bedeutenden Zinnhandel. An dem Kai können Schiffe von 100 t Last ankern. T. ist eine der fünf Stannarystädte, wohin die Zinnblöcke der Grafschaft zum Behuf der Stempelung in der Coinage-Hall gebracht werden müssen.

Trüsche, Fischart, s. Aalraupe.

Trusenthal, s. unter Brotterode.

Truthahn (Meleagris Gallipavo), auch Kalekute und Puter, in Frankreich indisches und in England türkisches Huhn (Turkey) genannt, ist nordamerik. Ursprungs. (S. Truthühner.) Schon bald nach der Entdeckung Amerikas kam der T. nach Europa. Die Zucht desselben ist unter zusagenden Verhältnissen sehr lohnend, der Braten desselben vorzüglich. Mit dem Danksagungstag der Amerikaner und dem Weihnachtsfest der Engländer ist der Truthahnbraten unzertrennlich verbunden.

Truthühner (Meleagrinae), eine aus einer Gattung und drei Arten bestehende Unterfamilie der echten Hühner, die das südl. Nordamerika, von den mittlern Vereinigten Staaten bis Guatemala bewohnen. Es sind sehr schöne Tiere, namentlich Meleagris ocellata von Guatemala; aber auch Meleagris mexicana ist ein stolzer, prächtiger Vogel, dem sein wahrscheinlicher, degenerierter Nachkomme, der domestizierte Truthahn (s. d.), freilich nicht entfernt gleichkommt. (S. Tafel: Geflügel, Fig. 39.)

Trützschler (Wilh. Adolf von), geb. 20. Febr. 1818 zu Gotha, studierte zu Leipzig, Jena und Göttingen die Rechte und wurde 1843 Aktuar zu Zwickau, 1845 Assessor beim Appellationsgericht in Dresden. Im J. 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, hielt er in dieser zur Linken. Beim Ausbruch der Revolution in Baden 1849 ging er dorthin, wurde hier 26. Mai zum Civilkommissar der Stadt Mannheim und des Unterrheinkreises ernannt und entwickelte bei der Organisation des Aufstandes große Energie. Am 22. Juni auf der Flucht eingeholt, ward er den Preußen überliefert, vom Kriegsgericht 13. Aug. 1849 zum Tode verurteilt und 14. Aug. zu Mannheim erschossen.

Sein Großvater Friedrich Karl Adolf von T. (geb. zu Kulmitsch bei Weida im Weimarischen 3. Juni 1751, ehemaliger Präsident des Geh. Ratskollegiums zu Gotha, gest. zu Fallenstein im sächs. Vogtland 31. Juli 1831) hat sich durch eine Reihe jurist. Arbeiten, z. B. durch seine «Lehre von der Präklusion bei entstandenem Konkurse» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1802), bekannt gemacht.

Truxillo oder Trujillo, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der Provinz Cáceres in der span. Landschaft Estremadura, auf und an einem von der Magasca oder Tamuja umflossenen Felsen in 485 m Höhe an der hier westlich nach Cáceres abzweigenden Landstraße Madrid-Mérida gelegen und von einem alten maurischen Kastell beherrscht, ist im obern Teile eng und winkelig gebaut und wird wegen der vielen Storchnester auf den altertümlichen Türmen und Häusern das «Hauptquartier der Störche» genannt. Im untern Teile ist die Stadt ziemlich regelmäßig und modern. Sie hat fünf Kirchen, acht Klostergebäude, einen schönen Hauptplatz mit Arkaden, mehrere Paläste, vier Hospitäler und zählt (1877) 9428 E., welche Webereien, Gerbereien und Töpfereien unterhalten und sehr einträglichen Handel mit Vieh treiben. T. ist der Geburtsort des F. Pizarro. Die Stadt steht auf der Stelle des antiken Turgalium in Lusitania, war 711—1185 arabisch, hieß damals Trugiello oder Torgiela und gehörte zur Landschaft El Belath, ward dann von Alfons von Castilien, 1196 aber wieder von den Almohaden erobert und bis 1233 von den Mauren behauptet.

Truxillo, Hafenplatz in der centralamerik. Republik Honduras, Departement Yoro, an deren Nordküste, östlich an der schönen Bai von Truxillo des Golfs von Honduras, im SSO. von Kap Honduras mit Leuchtturm, wurde 1524 von F. de las Casas gegründet und blühte rasch zu einer bedeutenden Stadt auf. Dieselbe war 1539—61 Bischofssitz, hatte im 16. Jahrh. eine starke Bevölkerung und lebhaften Handelsverkehr mit Spanien, sank aber durch die Machtentwickelung der Boucaniers und wurde 1643 trotz ihrer Festungswerke von den Holländern erobert und zerstört. Der Ort wurde 1791 durch die Belagerung der Engländer hart mitgenommen, die auch in neuerer Zeit durch Blockade dem Handel viel Schaden zufügten. Gegenwärtig liegen die Forts und Kasernen in Ruinen, und der Ort selbst hat ein verfallenes Ansehen und zählt 4000 E. Zur Ausfuhr gelangen Hölzer, Metalle, Häute und Felle. Der größte Teil des Handels geht über Balize, doch bestehen auch ziemlich regelmäßige Verbindungen mit Havana durch Schoner unter span. Flagge.

Truxillo, die Hauptstadt des Departements Libertad der südamerik. Republik Peru, liegt nahe der Mündung des kleinen Chimu oder Rio de Truxillo in einer sandigen Küstenebene und ist Station der Staatsbahn Salaverry-Ascope. Die Stadt wurde 1535 von F. Pizarro gegründet und nach seinem Geburtsorte benannt. Vom Juni bis 6. Aug. 1823 war sie Sitz des Kongresses. Seit 1609 ist die Stadt Sitz eines Bischofs, jetzt auch eines Obergerichts für mehrere Departements. Sie ist regelmäßig gebaut, von Mauern mit Bastionen umgeben, hat fünf Kirchen, darunter eine Kathedrale, eine sog. Universität (seit 1831), ein bischöfl. Seminar, ein Nationalkollegium (San-José), zwei Elementarschulen und (1876) 7538 E. Obgleich dem auswärtigen Handel eröffnet, ist doch der Seeverkehr nur unbedeutend, weil ihr (4,8 km entfernter) Hafenplatz Huanchaco (Puerto de Huanchaco), offiziell Salaverry, nur eine offene Reede ist, deren Anlaufen überdies durch Sandbänke und Klippen erschwert ist. Nahe liegen die Ruinen der alten Stadt Gran Chimu.

Truxillo (Trujillo), Hauptstadt des gleichnamigen Staats in der südamerik. Republik Venezuela, etwa 220 km im Südsüdosten von Maracaibo, in einem engen Thale der Sierra de Merida, in 819 m Höhe gelegen, wurde 1559 von Diego Garcia de Paredes unweit einer schon 1556 angelegten, aber alsbald von den Indianern zerstörten Stadt desselben Namens gegründet. Die Stadt blühte rasch auf und war, als die Flibustier unter Grammont 1668 sie plünderten und die besten

Gebäude niederbrannten, eine der schönsten und reichsten Städte in diesem Teile des span. Amerika. Sie zählt (1873) 2648 E., die einträglichen Handel mit Weizen und andern landwirtschaftlichen Erzeugnissen nach Maracaibo treiben. Von hier erließ Bolivar 15. Juni 1813 seine Proklamation zum Kampfe gegen die Spanier und am 2. Jan. 1814 das Dekret, welches jeden des Royalismus überführten Spanier Amerikas mit Todesstrafe bedrohte. Auch unterzeichnete derselbe hier 26. Nov. 1820 den zu Sta.-Ana (einem Dorf zwischen T. und der Stadt Carache) zwischen ihm und dem span. General Morillo verhandelten Waffenstillstand, der dem siebenjährigen blutigen Kriege ein Ende machte. Der Staat Trujillo zählte 1873 108 672, das Departement 27 819 E.

Tryphiodōros war ein späterer griech. Dichter, wahrscheinlich aus dem 5. Jahrh. n. Chr., von Geburt ein Ägypter, von dem ein kleines episches Gedicht in 691 Versen: «Die Eroberung von Ilion», erhalten blieb. Das Gedicht ist mit Bildern überladen und ohne poetische Erfindung, jedoch in verhältnismäßig reiner Sprache verfaßt. Herausgegeben wurde es namentlich von Wernicke (Lpz. 1819) und von Köchly (Zür. 1850), übersetzt von Torney (Mitau 1861).

Trysilds-elf, s. unter Göta-elf.

Trzemeßno, der poln. Name für Tremessen.

Tsad (Tsadsee), Tschād, Tsade, d. h. in der Bornusprache Großes Wasser, der größte Landsee im nördl. Innerafrika, der Bahr-es-Salam der Araber, zwischen 12½—14½° nördl. Br. und 13—15° östl. L. (von Greenwich), wird im NO. von Kanem, im W. von Bornu, im S. von Bornu und Baghirmi begrenzt. Da seine Ufer wechselnd und unbestimmt sind, so läßt sich seine Ausdehnung nur annähernd auf 27 000 qkm schätzen, bei einer Tiefe von 2—5 m und einer Höhenlage von 244 m über dem Meere. Während der See in der trockenen Jahreszeit außerordentlich zusammenschrumpft, schwillt er während der tropischen Regen wieder bedeutend an und verursacht dadurch Überschwemmungen, welche oft die an seinen Ufern gelegenen Dörfer oder Städte vernichten. Die ganze Umgebung besteht aus angeschwemmtem Lande, unter welchem sich Kalkschichten mit Muscheln hinziehen. Sein Wasser ist sumpfig, aber süß, sehr reich an Infusorien und Fischen und vielfach bedeckt mit Pistia, Lotus und andern Wasserpflanzen. Der größere Teil besteht aus sog. schwarzem Wasser, d. h. Sumpfstrecken mit Kanälen und kleinen Inseln; nur an der Mündung des Schari befindet sich offenes, freies, sog. weißes Wasser. Die sumpfigen und teilweise bewaldeten Ufer zeigen viel Papyrusstauden und 3—5 m hohes Schilfrohr und beherbergen zahllose Massen von Mosquitos, Fliegen, Ameisen, Termiten, Skorpionen, Kröten, Eidechsen, Krokodile, Antilopen, Wildschweine, Büffel, Elefanten und Flußpferde, seltener Löwen und Leoparden. In regenarmen Jahren trocknen die Kanäle zwischen den Inseln oft aus, sodaß sich diese mit den Küsten vereinigen, während zur Zeit starker Regen deren Bewohner, die Budduma oder Jedina, oft auf das Festland flüchten müssen. Da der T. sich schon durch Verdunstung genügend verringert, so hat er keine Abflüsse, empfängt dagegen mehrere Zuflüsse mit außerordentlich geringem Gefälle und seichten, oft eintrocknenden Wasserläufen, die in der Regenzeit zu majestätischen Strömen anschwellen. Von Westen mündet der 880 km lange, durch Bornu ziehende Komádugu-Wáube, welcher im November seinen höchsten Stand hat; vom Süden der nur 185 km lange, vom Mindifgebirge kommende Jaloe und der 222 km lange Lebai. Am bedeutendsten ist der immer wasserreiche Schari, dessen Quelle noch unbekannt ist. Von Norden mündet kein Fluß in den T., während von Osten durch das Wad-el-Ghasal nur zur Regenzeit einiges Wasser ihm zuströmt. Der See ist vielleicht der schon von Ptolemäus als ein periodisch übertretender Sumpf erwähnte Nubasee. Im Mittelalter erwähnt ihn Abulfeda unter dem Namen Kúarsee als ein überaus fischreiches Gewässer. Die Briten Clapperton, Denham und Oudney waren die ersten Europäer, welche den T. erblickten; der erste, welcher ihn 1851 befuhr, war der Deutsche A. Overweg, welcher 27. Sept. 1852 zu Maduari am Westufer starb.

Tsadsee, s. Tsad.

Tsaga'ing, s. Saga'ing.

Tsana-See (Tana, Dembea), von malerischen Bergen rings umgebener See auf dem westl. Hochlande Abessiniens, in einer Meereshöhe von 1859 m, 80 km lang, bis 60 km breit, 4000 qkm groß, bis 200 m tief, nimmt außer dreißig andern kleinen Flüssen auf seiner Südseite nordwestlich von Adina den Quellauf des Abai auf, welcher ihn in einem Bogen durchfließt, um in der Südostecke des Sees denselben bei Bahrdar wieder zu verlassen und späterhin unter dem Namen Bahr el Asrak oder Blauer Strom dem linken Hauptquellarm des Nil zuzufließen. Der T. hat mehrere Inseln aus Basaltfelsen; das größte dieser Eilande ist Deg. Der See weist einen großen Fischreichtum auf, ebenso halten sich viele Nilpferde (hier Gomari, Gumare) in seinen Gewässern auf, denen von gewerbsmäßigen Jägern (Woito) nachgestellt wird. An den Ufern finden sich mehrfach heiße Quellen. Der T. hieß bei den Griechen I'sebo und Coloë.

Tsch...., slaw. Worte, die man hier vermißt, sind unter Cz.... aufzusuchen.

Tschachta, Indianerstamm, s. Choctaw.

Tschad, s. Tsade (Tschadsee).

Tschadda, s. Binue.

Tschagatai, s. Dschagatai.

Tschagischer Thee, Tschagirischer Thee, die getrockneten Blätter des im Sibirischen heimischen, bei uns als Zierpflanze gepflegten dickblätterigen Steinbrechs (Saxifraga crassifolia); sie werden in Rußland als Thee benutzt.

Tschagos-Archipel, s. Chagos-Inseln.

Tscha-ho, s. Kaiserkanal.

Tschai (türk.), Fluß, häufig in Zusammensetzungen.

Tschaiken, Csaiken und Sayken, ein türk. Wort, das soviel als Schiff bedeutet, heißen in Ungarn die kleinen Galeeren, die ehedem, von den Flußsoldaten in dem aufgelassenen Titeler Grenzbataillon (s. d.) auf der Donau gebraucht wurden, mit Segel und Ruder versehen waren und sich sehr geschwind und leicht, auch wider Strom und Wind, bewegten. Österreich hielt davon eine kleine Flotte, die mit Kanonen und Haubitzen ausgerüstet war. Sie diente zur Beschützung der Donau, Save und Theiß gegen die Türken. Die zum Dienst auf den T. gebrauchten Soldaten hießen Tschaikisten und gehörten zu den Grenztruppen, innerhalb welcher sie ein Bataillon (das «Tschaikistenbataillon») bildeten, das 1852 in das Titeler Grenz-Infanteriebataillon umgewandelt wurde. Der Bezirk dieses

Bataillons wurde 1876 zum Bácser Komitat geschlagen. Hauptort war Titel (s. d.).

Tschajkowskij (Peter Iljitsch), namhafter russ. Komponist, geb. 7. Mai (25. April) 1840 im Ural als Sohn des dortigen Bergbezirksdirektors Ilja (d. i. Elias) T., der später Direktor des Berginstituts in Petersburg wurde. Der Sohn besuchte die Rechtsschule in Petersburg und trat dann in den Staatsdienst. Daneben begann er sich eifrig mit Musik zu beschäftigen, besuchte drei Jahre lang die von Anton Rubinstein gegründete Musikschule, das spätere Konservatorium in Petersburg, und ward dann als Professor der Musiktheorie an das Konservatorium in Moskau berufen, welche Stellung er bis 1879 bekleidete. Seitdem lebt er im Gouvernement Kiew.

T. schrieb 1867 seine ersten Symphonien «Wintergedanken» und «Fatum», denen eine ganze Reihe Klavier- und Gesangskompositionen folgten, ferner die Opern «Wojewoda» (1869), «Opritschnik» («Der Leibwächter», zuerst aufgeführt 1874), «Undine» (deren Manuskript bei der Direktion eines Theaters verloren gegangen ist), «Der Schmied Wakula» («Kuznec Vakula», 1876), «Jungfrau von Orléans» (1880), «Mazeppa» (1884), endlich die lyrische Oper «Ewgenij Onjegin», welche den Gipfelpunkt von T.s Leistungen bildet. T.s Orchestersuiten machten die Runde in Rußland, Deutschland und Frankreich und erwarben ihm überall den Ruhm eines trefflichen Komponisten. Er schrieb auch eine Harmonielehre in russ. Sprache (Mosk. 1872).

Tschaka, Hauptort der Insel Pemba (s. d.).

Tschako (vom ungar. csákó), auch Czako geschrieben, heißt eine militärische Kopfbekleidung von Filz mit plattem Deckel, welche zuerst in der franz. Armee 1806 und dann in allen übrigen Heeren den früher üblichen dreieckigen (d. h. dreifach aufgekrempten) Hut der Infanterie verdrängte. Der T. hat sehr verschiedene Formen gehabt, bald oben, bald unten breiter, bald cylindrisch. In der preuß. Armee wurde er unter Friedrich Wilhelm IV. durch den Helm ersetzt, dessen Annahme in Rußland folgte und den 1878 auch die engl. Armee anzunehmen begann. Im österr. Heere trat ein runder, niedriger Hut an seine Stelle. Die Franzosen haben den T. in der leichten Form des sog. Käppi (kepy). In einer ähnlichen Form tragen ihn auch in Deutschland die Jäger, die Schützen, der Train und das Seebataillon.

Tschamára, der nationale, mit einer Reihe Knöpfen versehene Schnürrock der Czechen.

Tschambal, rechtsseitiger und größter Nebenfluß der Dschamuna in Vorderindien, entspringt im Windhjagebirge etwa 30 km nördlich von Mundlaisir in der indo-brit. Agentschaft Maunpur Centralindiens, durchfließt, seinen Lauf nördlich nehmend, die Agentschaften Bhowapur, Indur und Westmalwa Centralindiens, wendet sich alsdann nordöstlich durch die Agentschaft Haraoti Radschputanas, bildet von der Einmündung des Parbati ab die Grenze zwischen den Agentschaften Dschaipur und den östlichen Staaten Radschputanas, sowie der Division Agrah der Nordwestprovinzen einerseits und der Agentschaft Guwaler (Gwalior) Centralindiens andererseits; im untern Laufe ostsüdöstlich fließend, mündet der T. nach 650 km zwischen Itawa und Kalpi. Die größten Zuflüsse des T. sind rechts: Newadsch, Parbati, Koharri, links: Banas.

Tschambesistrom, Name des Congo (s. d.).

Tschan, Salzsee, s. unter Baraba.

Tschanak Kalessi, d. h. Töpferburg, Stadt und Hauptort des zum türk. Vilajet Konstantinopel gehörenden Sandschaks Bigha, welches letztere etwa die antike Landschaft Troas im nordwestl. Kleinasien umfaßt, liegt an der schmalsten Stelle der Meerenge der Dardanellen, hat etwa 4000 E., zur einen Hälfte Mohammedaner, zur andern Griechen und Juden, einen Hafen, Schiffbau, Baumwoll- und Seidenindustrie, starke Töpferei und Transithandel mit Holz, Wolle und Getreide. Die Stadt ist Sitz zahlreicher europ. Konsulate, auch eines deutschen Vizekonsuls für die Sandschaks Gallipoli und Bigha mit der Insel Tenedos, und hat ein internationales Telegraphenbureau. Am Meere steht das alte Fort Kaleh Sultanie, dessen Name bisweilen für T. selbst gebraucht wird. Hier stand im Altertum Abydos, eine um 700 v. Chr. gegründete ion. Kolonie der Milesier.

Tschanar, Stadt im Distrikt Mirzapur (s. d.).

Tschandarnagar, s. Chandernagor.

Tschang, chines. Längenmaß = 3,55 m.

Tschangri, Stadt in Kleinasien, s. Kjangiri.

Tschantabon, eine im Königreich Siam in Hinterindien, am Golf von Siam gelegene Hafen- und Handelsstadt, die für den europ. Handel und Schiffahrtsverkehr in jener Weltgegend sich von zunehmender Wichtigkeit zeigt.

Tschantschan oder Tschant-schan-fu, Hauptstadt der chines. Provinz Hu-Nan (s. d.) mit 1 Mill. E.

Tschassolow (slaw.), s. Czasoslov.

Tschatal-Dagh, Bergkette des Balkan (s. d.).

Tschatschak, Kreisstadt in Serbien, am rechten Ufer der Morawa, mit (1885) 3137 E., hat eine 1165 erbaute Kirche, welche jedoch ihren altertümlichen Charakter durch Umbau verloren hat, und ein Untergymnasium. Der Kreis Tschatschak ist äußerst gebirgig und hat (1885) 68 936 E., welche fast ausschließlich von der Viehzucht leben.

Tschausch war früher in der Türkei eine angesehene Klasse Exekutivbeamter, welche zu Vertrauensbotschaften (unter anderm zur Überbringung der seidenen Schnur), aber auch zur Besorgung großherrlicher Fermane und sonstiger wichtiger Korrespondenzen in die Provinzen, ja sogar in ihren hohen Graden als Pfortengesandte bei fremden Höfen zu diplomatischen Diensten verwendet wurden. Die T. bildeten ein Korps von 5—700 Personen, von denen immer eine große Anzahl in den Amtslokalen des Großveziers, der Minister u. s. w. zur Hand sein mußte. An ihrer Spitze stand der Tschausch-Baschi (Obertschausch), welcher unter anderm beim Einholen der fremden Gesandten und deren Audienzen Hofmarschalldienst zu versehen hatte. Zu den äußern Attributen der T. gehörte der Tschugân, ein langer Stab, der bei den Offizieren reich mit Silber verziert war, und von ihnen, wenn sie im Vortritt einen hohen Beamten geleiteten, mit seinem eisenbeschlagenen Fuße lärmend auf das Pflaster gestoßen wurde. Jetzt ist das Korps der T. aufgelöst, und die Funktionen sind auf andere Unterbeamte, Muschabir und Kawas, verteilt; T. ist nur noch eine militärische Titulatur und entspricht unserm Sergeant.

Tschausk, alter Name der Stadt Kolywan (s. d.).

Tscheboksary oder Tschulsar, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kasan, an der Wolga, 160 km oberhalb Kasan, mit (1883) 5122 E., welche Handel mit Getreide und einträglichen Fischfang treiben.

Tschech (Heinr. Ludw.), geb. 1789 zu Klein-Kniegnitz in Schlesien, studierte die Rechte und wurde Bürgermeister in Storkow. Aus Privatrache unternahm er 26. Juli 1844 einen Mordversuch auf Friedrich Wilhelm IV. und wurde 14. Dez. 1844 in Spandau enthauptet.

Tschechen, s. Czechen.

Tschefu, Stadt in China, s. Tschi-fu.

Tscheki, türk. Gewicht, s. Cheky.

Tschekiang, eine der Ost- und Südprovinzen des Reiches China, wird östlich von dem Meere, südlich von der Provinz Fo-kien, westlich von hohen Bergen und nördlich von dem sogenannten, aus einer Vereinigung von fünf Seen entstandenen Großen See, chines. Tai-hoû begrenzt. T., mit einem Areal von 92383 qkm und einer Bevölkerung von (1882) 11588692 Seelen, ist eine der fruchtbarsten, reichsten und der ungemeinen Betriebsamkeit und Handelsthätigkeit wegen eine der wichtigsten Provinzen des chines. Reichs. T. umfaßt 16 Departements, 1 Arrondissement und 76 Kantone. Hauptstadt ist Hang-schou-fu (s. d.).

Tscheleken, Insel im Kaspischen Meer, s. unter Apscheron.

Tscheleköt, Hauptort der abessin. Provinz Enderta, s. unter Antalo.

Tscheljabinsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Orenburg, am Miaß, mit (1882) 7340 E., welche lebhaften Handel treiben.

Tscheljuskin-Kap, früher Nordostkap genannt, die nördlichste Spitze des asiat. Kontinents, liegt unter 77° 34′ nördl. Br. auf der nach dem Kap benannten Tscheljuskin-Halbinsel, welche den westl. Ausläufer der Osthälfte der Taimyrhalbinsel im russ.-sibir. Gouvernement Jenisseisk bildet. Das Kap hat seinen Namen nach dem russ. Offizier Tscheljuskin, der 1742 als Leiter der Expedition des Lieutenants Prontschischtschew hierher gelangte, dann aber nebst seiner ihn begleitenden Gemahlin den Strapazen der Reise erlag. Es wurde erst 1878 von Nordenskiöld wieder erreicht, der dort am 19. und 20. Aug. mit der Vega verweilte. Das Land ist niedrig, steinig und öde, die Vegetation sehr einformig.

Tschembar, Kreisstadt im russ. Gouvernement Penja, am Kleinen Tschembar, 130 km westsüdwestlich von Penja, mit (1883) 5441 E., die ziemlich bedeutenden Handel mit Branntwein, Getreide, Hanf, Vieh und Produkten der Viehzucht, Wachs und Honig treiben.

Tschemmuts, Ruinenort bei Arisch (s. d.).

Tschempin, auch Czempin, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Kosten, Station der Linie Stargard-Posen-Breslau der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2399 meist kath. E. (1695 Polen), und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Schloß mit Kapelle und schönem Park, Ackerbau, Viehzucht, Windmühlen, Getreide-, Mehl- und Viehhandel.

Tschenstochow, s. Czenstochau.

Tschepang, eins der Himalajavolker (s. d.).

Tschepewyan, s. Chepewyans.

Tscherdyn, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, an der Kolwa, in sehr anmutiger Gegend, mit 3261 E., welche Handel, namentlich mit Bauholz treiben. T. ist wahrscheinlich die alte Hauptstadt des ehemaligen Reiches Biarmien.

Tscheremissen, ostinn. Nation im europ. Rußland, die sich selbst Mari, d. i. Männer, nennen, leben meist am linken Ufer der Wolga, in den Gouvernements Kostroma, Nishnij-Nowgorod, Kasan, Wjätka, Perm und Ufa. Sie sind den eigentlichen Finnen dem Charakter nach sehr ähnlich und reden einen finn., doch mit vielen russ. und tatar. Ausdrücken untermischten Dialekt. Zur Zeit der Tatarenherrschaft wohnten sie südlicher, zwischen Wolga und Don. Nachmals kamen sie mit den übrigen ostfinn. Völkerschaften an das Russische Reich, behielten zwar anfangs noch ihre Chane bei, verloren diese indes später und auch ihr Nomadentum, sodaß aus ihnen ansässige Hirten, Ackerleute, Jäger, Fischer und besonders betriebsame Bienenwirte geworden sind. Doch leben sie auch gegenwärtig noch vereinzelt, am liebsten in Wäldern, wozu die großen Urwaldungen an der Wolga günstige Gelegenheit darbieten. Ihre Weiber verstehen die Kunst des Webens und Färbens, und die ganze Kleidung der T. wird von ihnen selbst gefertigt. Obwohl dieses im ganzen ärmliche, wenig reinliche und scheue Volk sich zur griech.-russ. Kirche bekehrt hat, übt es doch noch eine Menge heidnischer Religionsgebräuche. Die Kopfzahl der T. wird auf etwa 260000 angegeben; davon kommen auf die Gouvernements Kasan und Wjätka je 100000, auf Ufa 50000. Der Dialekt der T. wurde grammatisch behandelt von Castrén (Kuopio 1845), Wiedemann (Reval 1847) und Budenz («Vocabularium Tscheremissicum», Pest 1866).

Tscherepowez, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, am Wolgazufluß Schelsna, 610 km von Petersburg, zählt (1882) 4023 E., ist aber bemerkenswert wegen der in den südöstl. Distrikten ihres Kreises im größten Maßstabe betriebenen Fabrikation von Nägeln verschiedener Art, die unter dem Namen Uralsche Nägel in den Handel kommen. Diese Industrie verbraucht jährlich 9 Mill. Kilogramm Uraleisen und 820000 kg an Ort und Stelle gewonnenes Eisen, beschäftigt etwa 20000 Menschen und hat einen jährlichen Ertrag von etwa 1¼ Mill. Silberrubel. Die hier gefertigten Nägel werden in ganz Rußland vertrieben, hauptsächlich aber gehen sie über die Messen in der Ukraine nach dem Süden des Reichs. In T. finden jährlich drei Jahrmärkte statt, 11. Jan., 25. Sept. und 26. Nov.

Tscheribon, auch Cheribon und Tjeribon geschrieben, eine der nördl. Strandresidentschaften der niederländ. Insel Java in Hinterindien, wird nördlich von der Javasee, östlich von der Residentschaft Tegal, südlich von der Residentschaft Preangar-Regentschaften und westlich von der Residentschaft Batavia begrenzt. T. hat ein Areal von 6756 qkm mit einer Bevölkerung von 1236078 Seelen, worunter 918 Europäer, 16755 Chinesen, 1156 Araber und 101 andere Fremdlinge aus dem Osten. Der Boden in T. ist im allgemeinen sehr fruchtbar und befindet sich in blühendem Kulturzustande. Der gleichnamige, an der nördl. Küste gelegene Hauptort ist für die Küstenschiffahrt und den Handelsverkehr nicht ohne Bedeutung. Der die Grenze zwischen den Residentschaften T. und Tegal bildende Fluß Lossaria ist zugleich die Grenze zwischen dem sog. Sundanesischen Volkselement im Westen von Java und dem eigentlichen Javanischen östlich von dem genannten Flusse.

Tscherkask, Stadt, s. Nowo-Tscherkask.

Tscherkaskij (Wladimir Alexandrowitsch, Fürst), russ. Staatsmann, geb. 13. (1.) April 1824, aus einer alten Adelsfamilie, studierte in Moskau die Rechte, trat dann in den Staatsdienst und war bei

der Aufhebung der Leibeigenschaft mit thätig. Nach der Niederwerfung des poln. Aufstandes 1863 ward T. zum Mitglied des Organisationskomitees in Polen ernannt, welches das Land auf demokratischer Grundlage umzugestalten suchte, trat jedoch, als das Unternehmen mißlang, 1867 aus dem Staatsdienst, zog sich nach Moskau zurück und ward bald zum Bürgermeister dieser Stadt ernannt. Zugleich ward er ein eifriger Förderer der Bestrebungen der dortigen Slawischen Gesellschaft (s. Slawophilen), ging als deren Mitglied 1877 bei Ausbruch des russ.-türk. Kriegs auf die Balkanhalbinsel, ward zum Civilgouverneur und Organisator des befreiten Landes ernannt, starb aber schon bei den Vorbereitungsarbeiten zu San-Stefano 3. März (19. Febr.) 1878, gerade am Tage des Abschlusses des Friedens mit der Türkei.

Tscherkassy, Kreisstadt im Gouvernement Kiew, am Dnjepr, Station der Eisenbahn Bobrinskaja-T., hat große Zuckerfabriken und zählt 15742 E.

Tscherkessen oder Circassier hießen im weitesten Sinne, besonders wenn von dem Tscherkessenkriege gegen die Russen die Rede war, alle freien, von Rußland noch nicht überwundenen kaukasischen Bergvölker, dann im engern Sinn die Bewohner des westl. Gebietes des Kaukasus, welches deshalb auch Tscherkessien oder Circassien genannt wird. Die eigentlichen T. bewohnen aber nur den nordwestlichsten Flügel des Kaukasus mit Ausschluß des Landes der Abchasen (s. d.), ihrer südl. Nachbarn, oder den Winkel zwischen dem Schwarzen Meere im Westen und dem untern Kuban im Norden, im Kubanischen Landstrich der kaukas. Statthalterschaft. Dieser Teil des Kaukasus, dessen äußersten Ausläufer gegen Nordwesten die Schwarzen Berge (Coraxici Montes) bilden, ist weniger hoch als der mittlere Teil des mächtigen Gebirges und wird immer niedriger, je mehr er sich nach Westen erstreckt. Das Gebirge, dessen Boden hauptsächlich aus Kreide besteht, ist mit Wald bedeckt und wird von engen Thälern, die entweder nach dem Kuban oder nach dem Meere ausmünden, durchschnitten. Die Bewohner dieses sehr unzugänglichen Landes, von den Türken Tscharkassen (woraus Circassier entstand) genannt, während sie sich selbst Adighé nennen, gehören mit den Abchasen im Süden und Kabardinern im Osten zu dem westkaukas. Stamm; ihre Zahl wird (1880) auf 49260, mit den Kabardinern auf 115449 berechnet; früher waren sie bedeutend zahlreicher, weil der größte Teil nach der 1864 erfolgten Unterwerfung des westl. Kaukasus durch die Russen nach der Türkei ausgewandert ist. Ihrem körperlichen Typus nach gehören sie wohl zur kaukas. Menschenrasse, aber nicht zur indogerman. Völkerfamilie. Ihre Sprache, die sich vom Kabardischen nur mundartlich unterscheidet, ist nach Klang und Aussprache höchst eigentümlich und schwierig. Vgl. L'huilier, «Russ.-tscherkessisches Wörterbuch mit Grammatik» (Odessa 1846); Löwe, «Circassian dictionary» (Lond. 1854).

Der soziale Zustand dieses Volks ist noch derselbe, auf dem es stand, als es in der Geschichte erschien. Es ist ein Räubervolk, ein kriegerisches Volk, dem es ehrenvoller dünkt, vom Raube als von friedlicher Beschäftigung zu leben. Ihre Verfassung ist feudal-aristokratisch, da das Volk sich streng in vier Stände sondert: in Häuptlinge oder Fürsten, Edle, Gemeinfreie und Bauern. Der Titel eines Fürsten (Pscheh, Pschi) wird nur durch Geburt erlangt. Die Edeln, Usden, bilden den Vasallenadel und haben wieder eine geringere Klasse, die Tschofokotl (Gemeinfreien), zu Vasallen. Der früher leibeigene, jetzt persönlich freie Bauer (Pschilt) hat außer einigen Naturalabgaben, Fron- und Kriegsdiensten keine weitern Lasten zu tragen. Diese vier Klassen unterscheiden sich im häuslichen und geselligen Leben, in welchem fast vollkommene Gleichheit herrscht, nur sehr wenig. Die Religion der T. ist eine Mischung von Mohammedanismus, Christentum und Heidentum. Im 11. und 12. Jahrh. waren die T. mehr oder weniger zum Christentum bekehrt worden; mit dem Eindringen der mohammed. Tataren fand auch der Mohammedanismus Eingang. Erst in neuerer Zeit fand aber der Islam mehr Ausbreitung unter ihnen. Indes sind nur die Häuptlinge und Vornehmen der T. als Mohammedaner zu betrachten. Das Volk bekennt sich zu einem aus christl. und heidnischen Traditionen gemischten Glauben, in welchem die Feier des Osterfestes, das Zeichen des Kreuzes, heilige Bäume, Opfer und Prozessionen mit Lichtern eine große Rolle spielen. Die Schrift kennen die T. noch nicht; dagegen besitzen sie Sänger (Kiloaloa), welche in hohem Ansehen stehen. Außer dem von den Bauern und Weibern getriebenen Feldbau und der blühenden Viehzucht kennen die T. einige Gewerbe, die den unumgänglichsten Bedarf befriedigen. Was die physischen Eigenschaften der T. betrifft, so ist ihr schöner Körperbau sprichwörtlich geworden; dabei sind sie kräftig, gewandt, mäßig; hervorstechende geistige Eigenschaften sind Mut, Scharfsinn, Klugheit und Selbständigkeit.

Schon im Altertum treten die T. unter dem Namen der Sychen als Seeräuber auf. Aber erst im Mittelalter werden sie historisch, infolge der Erhebung des Reichs von Georgien im 10. bis 13. Jahrh., dessen Königin Tamar das Christentum unter ihnen verbreitete und sie dem georgischen Reiche unterwarf. Sie rissen sich 1424 von diesem los und wurden wieder unabhängig. Indes hatten sie sich über die Ebenen am Asowschen Meere verbreitet und waren dadurch mit den Tataren in Konflikt geraten. Deshalb traten sie 1555 in Berührung mit dem Zar Iwan Wassiljewitsch, dem sich ein Stamm unterwarf, und der sich mit einer tscherkessischen Fürstentochter vermählte und ihnen gegen die Tataren Hilfe leistete. Bald zogen sich die Russen wieder zurück, und die Kämpfe zwischen Tataren und T. begannen aufs neue, und zwar zum Nachteil der letztern, die nach der Kubangrenze zurückgedrängt und den Tataren tributär wurden. Erst 1705 befreite ein entscheidender Sieg die T. von harter Bedrückung, und noch mehr schwand der tatar. Einfluß, als nach dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi (1774) Rußland Herr der beiden Kabarden wurde, sowie nach 1781, wo es die Kubangrenze erhielt. Schon damals regten sich diese Bergvölker gegen Rußland, und ein religiöser Fanatiker, Schech-Mansur, suchte sie zum Kampf zu vereinigen. Nach ihren Verlusten bauten die Türken 1784 Anapa am Schwarzen Meere, das nun der Hauptplatz des Verkehrs der Türken mit den T. war, und von wo aus dieselben von den Türken gegen die Russen bearbeitet wurden. Zwar eroberten die Russen Anapa 1807, mußten es aber 1812 im Frieden von Bukarest wieder herausgeben. Diese Zeit benutzten die Türken, um die T. zum Mohammedanismus zu bekehren und sie gegen Rußland

aufzureizen. Ein dauernder kleiner Krieg war die Folge, und 1824 leisteten sogar mehrere Stämme dem Sultan den Eid der Treue. Im russ.-türk. Kriege von 1829 fiel Anapa abermals in die Hände der Russen, und im Frieden von Adrianopel gingen die türk. Besitzungen auf dieser Küste überhaupt an Rußland über. Hierauf gründete dieses nun sein Recht auf die Bergvölker. Die Geschichte der russ. Feldzüge bis zur Unterwerfung der T. s. unter Kaukasus. [Schallens.

Tscherlitz, Stadt im Kanton Waadt, s.

Tschermak (Gust.), einer der verdientesten deutschen Mineralogen, geb. 19. April 1836 zu Littau bei Olmütz, studierte zu Wien und veröffentlichte 1858 seine erste Abhandlung über das Trachytgebirge bei Banow; er habilitierte sich 1861 in Wien, erhielt im folgenden Jahre die Stelle eines Custos am Hof-Mineralienkabinett und bereiste 1863–66 die Alpen und Karpaten, um Beobachtungen und Materialien für sein preisgekröntes Werk «Die Porphyrgesteine Österreichs» zu sammeln, welches erst 1869 erschien; spätere Reisen führten ihn nach England und Schottland, Frankreich und Italien. T. wurde 1868 zum Direktor des kaiserl. Hof-Mineralienkabinetts, sowie zum Professor an der Universität ernannt, 1875 zum Wirkl. Mitglied der wiener Akademie gewählt. Die Direktorstelle am Hof-Mineralienkabinett legte er 1877 nieder, um sich ausschließlich der Thätigkeit an der Universität zu widmen. T. ist der Verfasser einer großen Anzahl von zumeist in den Sitzungsberichten der wiener Akademie erschienenen Abhandlungen petrographischen und krystallographischen Inhalts, die sich sowohl durch Sorgfalt als durch Ideenreichtum auszeichnen. So hat er 1865 die Feldspatgruppe, 1872 die Familie von Hornblende und Augit, 1877 die Glimmergruppe bearbeitet und geordnet, gerade diejenigen Mineralien, welche für die ganze Gesteinswelt insbesondere wichtig sind, 1883 ferner die Skapolithgruppe. Sein «Lehrbuch der Mineralogie» (Wien) erschien 1885 in zweiter Auflage. Ferner ist T. einer der hervorragendsten Kenner und Forscher auf dem Gebiete der Meteoritenkunde; auf diesem veröffentlichte er außer zahlreichen kleinern Spezialarbeiten das umfassende Werk «Die mikroskopische Beschaffenheit der Meteoriten, erläutert durch photographische Abbildungen», mit 25 Tafeln (Stuttg. 1886). Seit 1871 gibt er unter dem Titel «Mineralog. Mitteilungen» eine treffliche Zeitschrift heraus, welche 1878 zu den «Mineralogischen und petrographischen Mitteilungen» erweitert wurde.

Tschern, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, 119 km südwestl. von Tula, an der Moskau-Kurskr Eisenbahn, mit (1882) 2673 E., ist ein Verladungsplatz für Getreide, Mehl und landwirtschaftliche Produkte der Umgegend.

Tschernagora, s. Montenegro.

Tschernagorischer Unabhängigkeitsorden, s. Montenegrinischer Hausorden.

Tschernäja, ein kleiner Fluß in der Halbinsel Krim, im russ. Gouvernement Taurien, welcher durch das fruchtbare Baidarthal, dann durch ein enges Felsenthal fließt und in die Reede von Sewastopol mündet. Während der Belagerung von Sewastopol im Orientkriege (s. d.) hatten die Verbündeten nach der Schlacht bei Inkjerman (s. d.) an der T. ein Beobachtungskorps gegen die russ. Feldarmee aufgestellt. Diese verhielt sich 10 Monate unthätig. Endlich beschloß der neue Oberbefehlshaber, Fürst Gortschakow, der Festung durch einen entscheidenden Schlag zu Hilfe zu kommen, bestimmte jedoch zu wenig Truppen dazu. Am 16. Aug. 1855 griff er in zwei Kolonnen die starke Stellung der Verbündeten auf dem linken Thalrande der T. an, wurde jedoch zurückgeschlagen und mußte sich auf das rechte Ufer zurückziehen.

Tschernajew (Michael Grigorjewitsch), russ. General und panslawistischer Agitator, aus altadeliger Familie 1828 geboren, besuchte die Militärschule zu Nikolajew, trat in die Armee, nahm am türk. Kriege in der Krim und an den Kämpfen im Kaukasus teil und wurde dann im diplomatischen Dienste verwendet. Im J. 1864 kam er als Generalmajor nach Turkestan und eroberte Taschkent, wurde 1867 verabschiedet, trat in Moskau als Rechtsanwalt auf, wurde aber bald wieder im Heere angestellt, ohne indessen ein Kommando zu erhalten, und nahm 1875 den Abschied. T. gründete hierauf in Petersburg die Zeitung «Ruskij Mir» und übernahm im Juli 1876 den Befehl über das serb. Heer an der Morawa, bewies indessen kein Feldherrntalent und wurde 29. Okt. bei Alexinatz von den Türken entscheidend geschlagen. Im Russisch-Türkischen Kriege wurde T. nicht verwendet, unternahm 1877 eine Agitationsreise nach Österreich, wurde zu Prag ausgewiesen, lebte dann geraume Zeit in Frankreich und beteiligte sich dort an deutschfeindlichen Demonstrationen. Zu Beginn des J. 1879 kam T. nach Rumelien und versuchte, einen Aufstand der Bulgaren zu organisieren, wurde im März zu Adrianopel verhaftet und mit Zwangspaß nach Rußland gesendet, dort aber im Juni 1882 zum Generalgouverneur des turkestan. Militärbezirks in Taschkent ernannt. Seine eigenmächtige Politik, durch welche Rußland beinahe in ernste Verwickelungen mit Bokhara und Großbritannien geraten wäre, veranlaßte schon im Febr. 1884 seine Zurückberufung nach Petersburg, wo er als Mitglied des Kriegsrats ohne sonstige Kommandostellung blieb. Im April 1886 wurde T. dieser Ehrenstellung enthoben, weil er eine Reihe taktloser Artikel über die centralasiat. Militärbahn in Zeitungen veröffentlicht und sich an Intriguen gegen den mit der Herstellung dieser Bahn betrauten General Annenkow beteiligt hatte.

Tschernawoda, Ort in der 1878 an Rumänien abgetretenen Dobrudscha, s. Czernawoda.

Tscherneмbl, Stadt im österr. Herzogtum Krain, am Lachynabach, einem Zufluß der Kulpa, unfern der kroat. Grenze, in ebener Gegend, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1055 slaw. E., die neben den städtischen Gewerben zumeist Ackerbau treiben. T. liegt in der ehemaligen Windischen Mark (s. d.). Das Schloß ist Stammsitz der Herren von Tschernembl, die im 15. Jahrh. nach Niederösterreich übersiedelten und dort reichen Güterbesitz erwarben. Georg Erasmus von Tschernembl war der Führer der ständischen Opposition unter Ferdinand II. und der politisch begabteste unter allen. Seine Güter wurden konfisziert. Er selbst übersiedelte in die Schweiz, wo er auch starb. In T. besitzt der Deutsche Orden eine Kommende.

Tscherneuka, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, s. Grigoriopol.

Tschernigow, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (52 402 qkm mit 1970094 E.)

im europ. Rußland, mit 19000 E., am Dnjeprzufluß Desna gelegen, eine der ältesten Städte Rußlands, die schon am Anfang des 11. Jahrh. erwähnt wird, ist der Sitz eines Gouverneurs, des Erzbischofs von T. und Njeshin, hat 18 Kirchen, darunter die 1024 erbaute Kathedrale, zwei Klöster, ein geistliches Seminar (seit 1805), ein Gymnasium mit adeliger Pension, eine Kreis- und zwei Pfarrschulen, eine Zeichen- und eine kaiserl. Handwerkerschule und 140 Kaufläden. Das alte Schloß ist mit einem Erdwall, Graben und Palissaden umgeben. In der Stadt erhebt sich der merkwürdige Boldinische Berg, in dessen Innern sich drei der Kirchen befinden. Industrie und Handel sind unbedeutend.

Tscherning (Andr.), deutscher Dichter, geb. 18. Nov. 1611 zu Bunzlau, besuchte das Gymnasium in Breslau und seit 1635 die Universität zu Rostock, wo er 1644 die Professur der Dichtkunst erhielt und 27. Sept. 1659 starb. Er gehört in seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zu den bessern Nachahmern von Opitz. Sie erschienen unter dem Titel «Deutscher Gedichte Frühling» (Bresl. 1642 und 1649) und «Vortrab des Sommers deutscher Gedichte» (Rost. 1655). Eine Auswahl daraus findet sich in W. Müllers «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 7).

Tscherning (Anton Frederik), dän. Artilleriegeneral und Staatsmann, geb. 12. Dez. 1795 zu Frederiksvärk auf Seeland, wohnte als Sekondelieutenant der Artillerie im dän. Kontingent 1814 dem Zuge nach dem Rhein, der Belagerung von Jülich und seit 1815 der Occupation Frankreichs bei. Nachdem er sich 1817 und 1818 in Paris und auf der Artillerieschule zu Metz weiter ausgebildet, fungierte er 1820—28 als Premierlieutenant. Dann wurde er zu dem franz. Expeditionskorps nach Morea beordert und nach seiner Rückkehr 1829 zum Hauptmann und Lehrer am Artillerie-Kadetteninstitut, 1830 zum ersten Schuloffizier und Lehrer der Artilleriepraktik an der Militärhochschule zu Kopenhagen ernannt. Damals schrieb er «Geschichte der preuß. Provinzialstände» (1831) und über «Das dän. Wehrsystem und dessen Mängel» (4 Hefte, 1831—33). In den Regierungskreisen als Demagog angesehen, erhielt er längern Urlaub und übernahm die Direktion eines Kohlenbergwerks in der Auvergne, dann die Verwaltung der Eisenbahn von Montpellier nach Cette. Erst unter Christian VIII. wurde er 1841 wieder in den aktiven Dienst aufgenommen und zum Batteriechef ernannt, erhielt aber noch in demselben Jahre den nachgesuchten Abschied. Seitdem lebte er in Kopenhagen, wo er teils in industrieller Richtung, teils als Publizist und Mitarbeiter der Zeitung «Fädrelandet» wirkte. Auch entwarf er den Plan zur Stiftung der Gesellschaft der Bauernfreunde (5. Mai 1846). Nachdem er bei der kopenhagener Märzbewegung eine wichtige Rolle gespielt, trat er als Kriegsminister in das sog. Casinoministerium (22. März bis 15. Nov. 1848) und wurde 10. April 1848 zum Obersten befördert. Bis 1866 war er Mitglied der gesetzgebenden Versammlungen (Reichstag und Reichsrat) und der hervorragendste Führer der sog. bauernfreundlichen Partei. Während der Verhandlungen über die beabsichtigte Verschmelzung der beiden dän. Grundgesetze von 1849 und 1863 veröffentlichte er eine bemerkenswerte Flugschrift «Zur Beurteilung des Verfassungsstreits» (1865). T. starb 29. Juni 1874 in Kopenhagen.

Tschernj (russ., eigentlich die Schwärze), in Rußland soviel wie das gemeine Volk, der Pöbel, das Proletariat. Gegensatz: Snatj, die vornehme Welt, Aristokratie.

Tschernosem (Schwarzerde), eine im südl. Rußland vorhandene Ablagerung äußerst fruchtbarer schwarzer humoser Erde, welche bisher fast ohne alle Düngung dauernd reiche Ernten geliefert hat, welch letztere die Grundlage der russ. Getreideausfuhr bilden. Vgl. Kostytschew, «Die Bodenarten des T.» (russ., Bd. 1, Petersb. 1886).

Tscherny-Jar, Kreisstadt im russ. Gouvernement Astrachan, am rechten Ufer der Wolga, 282 km nordwestlich von Astrachan mit (1883) 4303 E., welche Fischfang und Schiffahrt treiben.

Tschernyschewskij (Nikolaj Gawrilowitsch), russ. Schriftsteller, geb. 1828 zu Saratow als Sohn eines geachteten Erzpriesters, studierte auf einigen geistlichen Seminarien, zuletzt auf der Universität Petersburg. Er war seit 1853 einer der thätigsten Mitarbeiter und bald eigentlich Redacteur der Zeitschrift «Sovremennik», die damals durch ihn und Nikolaj Dobroljubow (gest. 1861) große Popularität genoß. Seine Schriften gehörten anfangs der litterarischen und histor. Kritik an, dann behandelten sie verschiedene Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens, der polit. Ökonomie und besonders der Bauernemancipation. Die Stellung, die er hier einnahm, charakterisierte ihn als «Sozialisten»; er wurde 1862 verhaftet, 1864 vom Gericht verurteilt und nach Ostsibirien verbannt. Im Gefängnis 1863 schrieb er den Tendenzroman «Čto dělatj» («Was thun?», Vevey 1867; 2. Aufl., Genf 1877; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1883), voll humaner und idealer Zukunftsbilder, die jedoch von seinen Gegnern wie extremen Verehrern mehrfach mißverstanden worden sind. Seine «Werke» («Sočinenija») erschienen in Vevey (4 Bde., 1868—70). Ende 1883 wurde T. zum Teil amnestiert und ihm Astrachan als Wohnort angewiesen, hier beschäftigt er sich mit den Übersetzungen wissenschaftlicher Werke, wie Webers «Allgemeiner Weltgeschichte» u. a.

Tschernytschew, ein gräfl. und fürstl. Haus in zwei Zweigen in Rußland, stammt von Iwan Tschernetzky, der 1493 aus Polen nach Rußland kam und von Iwan Wassiljewitsch I. zum Dumnoi-Dworjanin ernannt wurde. — Zur jüngern Linie gehörte Grigorij T., geb. 1672, einer der tüchtigsten Generale Peters d. Gr. Nach der Einnahme von Wyborg 1710 zum Kommandanten dieser Stadt ernannt, eroberte er bald darauf Helsingfors, schlug 1714 die Schweden am Pelkansee, wurde 1726 Gouverneur von Livland, 1730 Senator und General-en-Chef, 1742 aber durch die Kaiserin Elisabeth in den Grafenstand erhoben. Er starb in Petersburg 30. Juli 1745. — Zwei seiner Söhne aus seiner Ehe mit Anna Rschewski, der Geliebten Peters, wurden Feldmarschälle, nämlich der Graf Sachar, geb. 1722, gest. 1784, bekannt als russ. Feldherr im Siebenjährigen Kriege, welcher bei Zorndorf die russ. Grenadiere befehligte, im Okt. 1760 nach Berlin zog und durch sein Verhalten bei Burkersdorf König Friedrich d. Gr. unterstützte, und der Graf Iwan, gest. 1797, Präsident des Marinekollegiums unter Katharina II.; ein dritter, der Graf Peter, war russ. bevollmächtigter Minister am Hofe Friedrichs II. und in Paris bei Ludwig XV. — Da der Enkel des Grafen Iwan, Graf Sachar, wegen Teilnahme an der Verschwörung

1825 nach Sibirien verbannt wurde und das Exil den bürgerlichen Tod mit sich bringt, so übertrug ein kaiserl. Befehl den Titel und Namen auf seinen Schwager, Iwan Kruglikow, der sich nun Graf Tschernytschew-Kruglikow nannte; 1852 begnadigt, kehrte Graf Sachar nach Rußland zurück.

Der wichtigste Sprößling des ältern Zweigs ist der General der Kavallerie, Generaladjutant, Präsident des Reichsrats und des Ministerrats, Fürst Alexander Iwanowitsch T., geb. 1779, welcher an den Feldzügen gegen Napoleon lebhaften Teil und als Botschafter in Paris 1811 durch Bestechung den franz. Operationsplan gegen Rußland in Erfahrung brachte. Dies wurde jedoch bald bemerkt, und T. sollte verhaftet werden, entkam jedoch über die Grenze. Im Feldzuge von 1812 führte er den kühnen Zug im Rücken der franz. Armee aus, auf welchem er den General Winzingerode aus der Gefangenschaft befreite. Im März 1813 vertrieb er den General Augereau aus Berlin, schlug den westfäl. General Ochs bei Halberstadt, nahm durch Überfall Kassel und erstürmte 1814 Soissons. Zum Generallieutenant befördert, begleitete T. den Kaiser Alexander nach Wien, später nach Aachen und Verona und wurde zu mehrern diplomatischen Sendungen verwendet. Nachdem er 1825 die in der zweiten Armee ausgebrochene Empörung unterdrückt, wurde er bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in den Grafenstand erhoben und 1828 zum Kriegsminister und Chef des kaiserl. Hauptstabes ernannt. Unter seiner Verwaltung wurde das russ. Heer vollständig reorganisiert und die Friedensstärke desselben fast verdoppelt, wofür ihn Nikolaus 1841 mit der Fürstenwürde belohnte. Auch wurde er 1848 Präsident des Reichsrats und des Ministerrats, wogegen er 1852 die Leitung des Kriegsministeriums Alters halber niederlegte. Er starb 20. Juni 1857 in Castellamare in Süditalien. — Sein einziger Sohn, Fürst Leo T., ist kaiserl. Generaladjutant.

Tscherokesen, s. Cherokees.

Tschersk, russ.-poln. Stadt, s. Czersk.

Tschesme, richtiger Tscheschme, unbedeutender Hafenplatz an der Westküste Kleinasiens, der Insel Chios gegenüber, ist bekannt durch die große Menge Rosinen und getrockneter Feigen, welche in seinem und den benachbarten Bezirken Cazata, Ovadjik und Cattaganaja erzeugt werden und über Smyrna zur Ausfuhr kommen. Geschichtlich denkwürdig ist der Ort durch die Seeschlacht von Tschesme, in welcher die Russen unter Graf Orlow, Spiridow und den in der russ. Marine angestellten Engländern Elphinstone und Greigh in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1770 die ganze türk. Flotte (16 Linienschiffe, 6 Fregatten und viele kleinere Schiffe) unter Hassan Bei verbrannten, die sich unvorsichtigerweise nach dem tags zuvor stattgehabten Gefecht, in welchem die beiderseitigen Admiralschiffe in die Luft flogen, in die enge und seichte Bucht nach T. zurückgezogen hatte. Das Gelingen des Unternehmens verdankte man der Kühnheit des Admirals Greigh und des russ. Schiffslieutenants Dugdale, eines Engländers, der seine Brander zwischen die feindliche Flotte führte, einen derselben mit eigener Hand an ein türk. Schiff befestigte und nach vollbrachter That, an den Händen und im Gesicht verbrannt, sich schwimmend rettete. Nur ein Linienschiff und einige Galeeren entkamen. Dieses Sieges wegen erhielt der russ. Admiral Orlow den Beinamen Tschesmensky. Auch ließ Katharina II. zum Andenken an dieses Ereignis 15 km südl. von Petersburg ein Militärhospital bauen, welches sie T. nannte, und der Maler Hackert mußte die Seeschlacht und den Flottenbrand in sechs Gemälden darstellen.

Tschetji-Minei (russ., Einzahl Tschetja-Mineja; entspricht dem grch. Μηναῖον, Monatslektionen), in der griech.-kath. Kirche Sammlungen von Märtyrer- und Heiligengeschichten auf alle Tage des Jahres und eingeteilt nach den Monaten. Ein solches Werk wurde zusammengestellt in griech. Sprache im 10. Jahrh. von Simeon Metaphrastes, in der russ.-slaw. Kirchensprache im 16. Jahrh. von dem Metropoliten Makarij von Moskau. Auf Grund beider wurden im 17. Jahrh. von Dimitrij von Rostow neue slaw. T. in 4 Bänden ausgearbeitet, die sich durch Kritik des Inhalts und Reinheit der Sprache auszeichnen.

Tschetschenzen oder Tschetschen heißen in weiterer Bedeutung die zahlreichen Völkerschaften des mittelkaukasischen Stammes (s. Kaukasische Bergvölker), welcher von den Lesghiern Mizdschegier, von den Georgiern Khisten genannt wird und dessen verschiedene Mundarten erst zum Teil durch Uslar und Schiefner bekannt geworden sind. Das Land der eigentlichen Tschetschen, der mächtigsten jener Völkerschaften, die ehemalige Tschetschna oder Tschetschnja im jetzigen Terekgebiet, wird, im W. von der Kleinen Kabarda, im N. vom Terek, im O. von dem kumükischen Gebiet und einem Teil des lesghischen Gebirges, im S. vom letztern begrenzt und durch die Sundscha, den bedeutendsten Nebenfluß des Terek, in die Große Tschetschna im Südosten und die Kleine Tschetschna im Nordwesten geteilt. Obgleich sich Ausläufer der großen kaukasischen Gebirgskette bis in den nördl. Teil des Landes erstrecken und außerdem zwei Gebirgsarme fast parallel von Osten gegen Westen dasselbe durchstreichen, so ist es doch größtenteils flach und selbst in den gebirgigen Teilen leicht zugänglich. Der Wasserreichtum ist eine Hauptursache der üppigen Vegetation und des gesunden Klimas, wodurch sich das Land auszeichnet. Der Boden ist sehr fruchtbar, fast überall mit wucherndem Gestrüpp bedeckt. Man findet einen Überfluß von Wildbret aller Art, in den gebirgigen Teilen auch Wölfe, Bären, Schakale, Füchse u. s. w. In den Thälern und auf den Hochebenen gedeihen alle Getreidegattungen, überaus große Weinstöcke und Mais. Viehzucht ist neben Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Die Zahl der T. belief sich 1880 auf 164 615 Köpfe. Die eigentlichen Tschetschen sind sunnitische Mohammedaner. Die Männer haben einen sehr schlanken Wuchs, eine edle Haltung und große Gewandtheit des Körpers. Die natürliche Anmut der Frauen wird durch ihre malerischen, bunten Gewänder, ihre üppigen Haarflechten und ihren Kopfputz noch bedeutend erhöht. Außer dem Orte Tschetschen im Norden sind im Innern Dargo und Weden bemerkenswert, beide einst berühmt als Hauptfesten und Waffenplätze Schamyls. Es gelang zwar 1818 und 1827 dem General Jermolow, die freien Tschetschen dem russ. Scepter zu unterwerfen und diese Herrschaft durch Anlegung von Forts zu befestigen. Allein 1848 erzwangen sie ihre alte Unabhängigkeit wieder und schlossen sich dem neuen Propheten Schamyl (s. d.) an, der aus der Tschetschna ein Naib oder Statt-

halterschaft bildete. (S. unter Kaukasus.) Vgl. Ad. Bergé, «Tschetschna und die T.» (Tiflis 1850).

Tschetschna, s. unter Tschetschenzen.

Tschetwert, russ. Getreidemaß = 2,099 hl; Tschetwerik = 1/8, Tschetwerka = 1/32 T.

Tschën-Chan, s. Tschusan.

Tschi, s. Odschi.

Tschia, Insel, s. Zoa.

Tschians, falsche Schreibart von Tschensch.

Tschibuk bedeutet im Türkischen eigentlich Rohr, dann speziell Pfeifenrohr und endlich die gesamte Pfeife. Tschibuktschi heißt der Diener, welcher die Pfeifen des Herrn in Ordnung zu halten hat.

Tschichatscheff (Peter von), Forschungsreisender, geb. 1812 zu Gatschina in Rußland, kam 1842 als Attaché der russ. Gesandtschaft nach Konstantinopel. Von hier begann er bald eine Reihe ausgedehnter Reisen. Seine erste große Studienreise war dem Altaï gewidmet; ihre Ergebnisse veröffentlichte er in «Voyage scientifique dans l'Altaï oriental» (Par. 1845). Dann wandte er sich der Erforschung Kleinasiens zu, das er 1847—58 auf sechs Reisen nach allen Richtungen durchwanderte. Die Resultate seiner Forschungen bilden die Grundlage der heutigen genauern geogr. Kenntnis Kleinasiens. Hauptsächlich widmete er sich auf diesen Reisen dem Studium geologischer, klimatischer und floristischer Verhältnisse. Außer einer größern Anzahl von Aufsätzen (meist in franz. Zeitschriften) publizierte T. über diese Expeditionen das große Werk «Asie Mineure» (Par. 1853—68). Im J. 1877 gab er eine franz. Bearbeitung von Griesbachs «Pflanzengeographie» heraus. Im gleichen Jahre begann er eine Forschungsreise durch Spanien nach Algerien und von da 1878 nach Tunis, deren Ergebnisse er in «Spanien, Algerien und Tunis» (Lpz. 1882) veröffentlichte. T.s eingehende Untersuchungen über die Entstehung und das Alter der Sahara erschienen in der Zeitschrift der Londoner Geographischen Gesellschaft (Jahrg. 1882). Außerdem publizierte T. verschiedene polit. Schriften, wie «Lettres sur la Turquie» (Brüss. u. Lpz. 1859) u. a.

Tschiftlik (türk.), Landhaus, Meierei.

Tschi-fu oder Chefoo, Name der europ. Handelsniederlassung in der von den Chinesen Ten-Tai genannten Stadt. Letztere, eine der durch den Traktat von Tien-tsin dem Welthandel geöffneten chines. Häfen (Treaty-Ports), liegt in der Provinz Schan-tung, am Eingange in den Golf von Pe-tschy-li, unter 37° 35′ 56″ nördl. Br. und 121° 22′ 33″ östl. L. (von Greenwich). Durch die Inselgruppe Kungtung geschützt, bietet dieser für den Verkehr besonders günstig gelegene Hafenplatz noch den Vorteil, daß er im Winter offen bleibt, während alle übrigen Häfen an der Bai von Petschy-li zufrieren. Die europ. Niederlassung (Konzession) ist gewissermaßen eine Kolonie von Schanghai mit etwa 120 Europäern und Nordamerikanern. Die chines. Stadt, auf dem sandigen Ufer erbaut, hat schmutzige Straßen und etwa 32000 E.; auf dem Gipfel eines Hügels liegen ein chines. Fort und eine Signalstation. Das Klima wird als das gesundeste aller Vertragshäfen geschildert, weshalb T. auch gewissermaßen als Gesundheitsstation für die in China ansässigen Europäer gilt. Als Markt für fremdländische Waren, namentlich für engl. Baumwollerzeugnisse, deren Einfuhr stets zunimmt, ist T. von großer, stets zunehmender Bedeutung. Hauptartikel der Einfuhr sind außer Baumwollmanufaktur hauptsächlich auch Wollstoffe, Opium, Eisen, Blei, Steinkohlen, Fensterglas, Nähnadeln u. s. w. Hauptartikel der Ausfuhr sind Erbsen, Bohnen, Bohnenkuchen, Vermicelli u. s. w. nach andern chines. Häfen, Siam und Japan; Strohgeflechte nach Nordamerika, Seidengewebe nach Europa und Nordamerika. Die Schiffahrt nach T. ist im Zunehmen. Der Wert der Einfuhr wurde 1884 auf 860000, der der Ausfuhr auf 174000 Taëls (zu 6 Mark 47 Pf.) angegeben.

Tschigirin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, an der Tjasmina mit (1882) 9677 E., welche Handel mit Branntwein, Seife, Leder, Leinwand und Tuch treiben.

Tschih, chines. Maß = 0,374 m.

Tschikasas, Indianerstamm, s. Chikasahs.

Tschi-li, s. Pe-tschi-li.

Tschilka oder Chilka, Landsee in Ostindien, welcher den Distrikt Gangara der Präsidentschaft Madras des Britisch-Indischen Reichs von dem Distrikte Puri, der Präsidentschaft der Untern Provinzen, scheidet. Er empfängt sein Wasser von dem Flusse Mahanaddij und kommuniziert mit dem Golf von Bengalen durch eine schmale und tiefe Wasserstraße unter 19° 42′ nördl. Br. und 85° 46′ östl. L. (von Greenwich). In dem See befinden sich verschiedene Inseln, sein Wasser ist salzig.

Tschin (russ., Mehrzahl Tschiny), der Rang, die Rangstufen (Klassen), welche in Rußland den Civil- und Militärbeamten verliehen werden. Es sind ihrer 14, die in absteigender Reihe so aufeinanderfolgen: 1) Der Kanzler, Generalfeldmarschall; 2) Wirklicher Geheimrat, General der Infanterie, Kavallerie, Artillerie; 3) Geheimrat, Generallieutenant; 4) Wirklicher Staatsrat, Generalmajor; 5) Staatsrat; 6) Kollegienrat, Oberst; 7) Hofrat, Oberstlieutenant; 8) Kollegienassessor, Major; 9) Titularrat, Kapitän, Rittmeister; 10) Kollegiensekretär, Stabskapitän, Rittmeister; 11) Schiffssekretär; 12) Gouvernementssekretär, Lieutenant; 13) Provinzialsekretär, Secondelieutenant; 14) Kollegienregistrator, Fähnrich. Die vierte Klasse gewährt den Adel. Der T., wie er jetzt besteht, wurde im wesentlichen durch die 1722 veröffentlichten «Rangtafeln» («Tabeli o rangach») begründet. — Tschinównik, der Inhaber eines Tschins, der Beamte.

Tschinab, auch Chenaub oder Chenab, einer der bedeutendsten unter den fünf Flüssen, welche der Provinz Pendschab des ind. Reichs den Namen geben und ihre Wasser dem Indus zuführen. Die Quellen des T., in welchem man den Acesines der Geographen des Altertums erkennen kann, liegen in Labort im Süden von Ladakh oder Mittel-tibet unter 32° 48′ nördl. Br. und 77° 27′ östl. L. (von Greenwich). Der T. nimmt den Dschelam und den Setletsch, Hydaspes und Hejudrus der Alten in sich auf und ergießt sich nach einem Laufe von 1210 km in den Indus. Das Land zwischen Dschelam und Indus heißt Sind-Sagar-Duab, das zwischen Dschelan und T. Tschetsch-Duab, das zwischen dem Tschinab und Rawei, Hydraotes der Alten, Rawi-Rütschna-Duab und der Landstrich zwischen dem Rawei und Setletsch Bapi-Duab.

Tschindana, Insel, s. Sandelbosch.

Tschinggis-Chân, s. Dschingis-Chan.

Tsching-hai, der Vorhafen der chines. Stadt Ning-po, auf dem linken Ufer des Yungflusses,

nahe der Mündung gelegen, mit 120000 E., ist ein seit 1842 dem europ. Handel geöffneter Vertragshafen und bedeutender Handelsplatz. Eine hochgelegene, aber verfallene Citadelle ist zur Verteidigung des Flusses bestimmt, und eine neu erbaute Batterie von 10 Geschützen bestreicht die Reede. Die Stadt ist von einer hohen Backsteinmauer umschlossen. Vor der Flußmündung liegt eine Sandbank, welche wenige schmale Durchlässe für größere Schiffe besitzt und durch Seeminen leicht zu sperren ist. Die Werke waren 1884 durch die Chinesen ausgebessert und mit schwerem Geschütz armiert worden. Im Febr. 1885 erschienen zwei franz. Panzerschiffe vor T. und brachten durch ihre Torpedoschaluppen in der Nacht vom 14. zum 15. Febr. zwei auf der Reede liegende chines. Schiffe zum Sinken. Am 1. März 1885 fand ein zweites Gefecht statt. Der franz. Vizeadmiral Courbet ließ am 1. und 2. März T. durch drei franz. Kriegsschiffe bombardieren und versuchte einen Torpedoangriff, der aber durch das Feuer der chines. Werke abgewiesen wurde. Am 13. März wurde der Angriff abermals versucht und das chines. Fort Siaokung durch Geschützfeuer zerstört, doch unternahm man keine Landung, da starke Abteilungen chines. Truppen von den Schiffen aus gesehen wurden.

Tschingkiang, soviel wie Tschin-kiang-fu.

Tsching-tou-fou, Hauptstadt der chines. Provinz Setschuan (s. d.).

Tschin-kiang-fu, chines. Stadt in der Provinz Kiang-su, an der Mündung des Yang-tse-kiang gelegen, Sitz eines chines. Seezollamts und bedeutender Handelsplatz mit (1884) 135000 E., ist dem europ. Handel als Vertragshafen geöffnet. Die Stadt wurde im Juni 1842 von der unter Admiral Parker den Yang-tse-kiang aufwärts gehenden brit. Flotte bombardiert und von den Thai-ping, nachdem diese 19. Febr. 1853 Nanking genommen hatten, erobert und großenteils zerstört, späterhin aber von den Aufständischen wieder befestigt.

Tschinównik, s. unter Tschin.

Tschirnau, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Guhrau, nahe der Posener Grenze, zählt (1880) 784 E., darunter 108 Katholiken, und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein von dem Erbherrn von Leswitz begründetes adeliges evang. Fräuleinstift, Landwirtschaft, Kleingewerbe und Handel.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter, Graf von), Mathematiker, Naturforscher und Philosoph, geb. 10. April 1651 auf seines Vaters Gut Kislingswalde in der Oberlausitz, beschäftigte sich von Jugend auf mit Mathematik, die er nachher zu Leiden studierte. In den J. 1672 und 1673 war er Freiwilliger in holländ. Diensten. Dann machte er große Reisen und wurde, als er 1682 zum dritten mal Paris besuchte, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb zu Kislingswalde 10. Okt. 1708. In der ländlichen Zurückgezogenheit beschäftigte er sich besonders mit optischen Arbeiten. Er legte Glashütten und eine Mühle zum Schleifen der Brenngläser an, unter denen eins, 80 kg schwer, sich noch gegenwärtig im Kabinett der pariser Akademie der Wissenschaften befindet. Auch Brennspiegel von großer Vollkommenheit brachte er zu Stande. Mehrere Abhandlungen von ihm über diese Gegenstände sind in den «Acta eruditorum». Bedeutenden Anteil hatte er auch an der Erfindung des meißener Porzellans. Als Philosoph erwarb er sich einen Namen durch die Schrift «Medicina mentis» (Amsterd. 1687; Lpz. 1695 u. öfter), in welcher er auf die Notwendigkeit einer Vereinigung philos., mathem. und physikal. Studien hinwies. T.s «Medicina corporis» (Lpz. 1695) ist unbedeutend. Vgl. Weißenborn, «Lebensbeschreibung des Ehrenfried Walter von T.» (Eisenach 1866).

Tschistopol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kasan, am linken Ufer der Kama, mit (1883) 18193 E., liegt in fruchtbarer und waldiger Gegend und treibt sehr bedeutenden Handel mit Getreide und Waldprodukten, deren Umsatz jährlich 2 Mill. Rubel übersteigt, und haben auch Gewerbe- und Fabrikthätigkeit.

Tschita, Hauptstadt der Provinz Transbaikalien in Ostsibirien, ½ km oberhalb der Mündung der Tschita in die Ingoda (linker Nebenfluß der Schilka), etwa 7500 km von Petersburg entfernt, mit (1882) 12598 E., ist in neuester Zeit ein wichtiger Punkt im Verkehr im südl. Ostsibirien geworden. Der Handel aus dem europ. Rußland und aus Westsibirien in das Ausland geht über T., ebenso geht der Transit vom Stillen Ocean (Nikolajewsk am Amur) nach Ostsibirien über diese Stadt.

Tschitah, der asiat. Gepard (s. d.).

Tschitschagow (Paul Wassiljewitsch), russ. Admiral, geb. 1762, in England erzogen, war unter Kaiser Alexander I. Marineminister und übernahm im Mai 1812 den Oberbefehl über die gegen die Türken kämpfende Moldauarmee. Nachdem mit der Türkei Friede geschlossen war, führte T. dieses Heer nach Rußland und versuchte dem Heere Napoleons den Rückzug zu verlegen, was ihm jedoch nur sehr unvollkommen gelungen ist. Er nahm nach diesem Mißerfolg den Abschied, versuchte sich durch die Schrift «Retreat of Napoleon» (Lond. 1817) zu rechtfertigen, wurde 1834 zur Rückkehr nach Rußland aufgefordert und, als er diesem Befehle nicht Folge leistete, seiner Güter beraubt. T. ließ sich hierauf in England naturalisieren und starb dort 10. Sept. 1849. In Berlin erschienen 1855 seine «Mémoires» über den Feldzug 1812, von denen 1862 durch seinen Schwiegersohn, Graf Bourzet, in Leipzig und Paris eine neue, durch biographische Nachrichten vervollständigte Ausgabe veranstaltet worden ist.

Tschitscherboden heißt im Karstgebiete die mit allen Merkmalen des Karstes ausgestattete Hochebene, die im Norden von Istrien mit wechselnder Breite vom Busen von Triest zum Busen von Fiume hinzieht. Der Name rührt von dem slaw. Volksstamme, der sie bewohnt und von seinen Nachbarn im Norden wie im Süden in Manchem unterschieden ist. Der Name soll von dem walach. «Ciccia» hergeleitet sein, welches «Vetter» bedeutet und mit welchem sie sich gegenseitig anzureden pflegen. Der Tschitsche ist groß, von kräftigem Körperbau und lebhaften Gesichtszügen. Die Eisenbahn von Divacca nach Pola zieht in ihrem obern Teile quer über den T. bis Pinguente und sodann an seinem südl. Rande noch weiter bis Lupoglava.

Tschittack, s. Chittack.

Tschobe, großer und wasserreicher rechtsseitiger Nebenfluß des Sambesi in Südafrika, in seinem Oberlaufe Cuando, trennt in seinem untern Laufe das Marutse- und Mambundareich nördlich von den Bamangwato und Khamas Reich südlich; er mündet bei dem Orte Impalera.

Tschoh, Perlengewicht, s. Chow.

Tschokta, soviel wie Choctaw.

Tschorba, türk. Nationalspeise, Ragout aus Hammelfleisch, Kartoffeln, Reis und Zwiebeln.

Tschorlu, im Altertum Syrallum, später Tzurulum, Stadt im türk. Vilajet Edirneh (Adrianopel), am Flüßchen Tschorlu, das 20 km südsüdwestlich in das Marmarameer mündet, Station der Eisenbahn Konstantinopel-Belowa, Sitz eines griech. Bischofs, hat 4000 meist griech. E., eine schöne Moschee, Obst- und Weinbau. T. gehörte von Diocletian bis Justinian zur Provinz Europa, in späterer byzant. Zeit zum Thema Thrace und erscheint im 11. Jahrh. auch als Tzoryllus, unter der lat. Herrschaft als Tzurulus und Curlot.

Tschorna, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, s. Grigoriopol.

Tschu, japan. Flächenmaß = 99,57 a.

Tschu oder Tschui, Fluß in Südsibirien, entspringt unter dem Namen Koschkar im Schnee des Mustagh, einer Fortsetzung des Thian-Schan und tritt in das Thal der Umgegend des Issyk-Kul, 6 km vom westl. Ufer dieses Sees. Hierauf bahnt er sich quer durch die südl. Kette des Kunghi-Alatau, durch die Schlucht Buam, einen Weg und tritt dann in das Thal, in welchem die Forts Tolmak und Pischpek liegen, fließt südlich von dem in den Balkaschsee mündenden Ili und diesem etwa parallel in vorherrschend nordwestl. Richtung am Rande der Wüste Koktscha-Sary-Kum bis zum Saumal-Kul und fällt in den See Tata-Kul.

Tschuanen, s. Betschuanen.

Tschuang-tsze, ein in seinem Vaterland hochgeschätzter chines. Denker des 4. Jahrh. v. Chr. Ein ihm zugeschriebenes Werk mit dem rätselhaften Titel «Kanon der Blume des Südens» («Nan-hua-king») geht im wesentlichen auf die Grundsätze zurück, die der Denker Lao-tsze in seinem «Tao-te-king» entwickelt. Vgl. Schott, «Entwurf einer Beschreibung der chines. Litteratur» (Berl. 1854), und W. von Strauß in einem Anhang zu dessen Übersetzung des «Tao-te-king» (Lpz. 1870).

Tschuden ist der Name, mit welchem die im Russischen Reiche verbreiteten finn. Völkerschaften, namentlich der Stamm der Esten (s. Estland), in den ältesten russ. Annalen bezeichnet wurden. Von ihnen heißt noch jetzt der Peipussee russisch Tschudsloje-Ozero. Insbesondere führen den Namen T. sowohl die in den Gouvernements Petersburg und Nowgorod wohnenden Woten (12000 Köpfe), als auch die Wepsen am Onega- und Ladogasee, welche auch Nord-Tschuden benannt werden und deren Anzahl auf 36000 geschätzt wird.

Tschudi, ursprünglich «die von Glarus» genannt, das älteste ritterliche freiherrliche Schweizergeschlecht, nachweislich schon im 8. Jahrh. im Lande Glarus ansässig, mit einem seit dem 10. Jahrh. in ununterbrochener Reihenfolge beglaubigten Stammregister und einer ganzen Reihe von Familiengliedern, die sich als Schriftsteller, Krieger und Staatsmänner ausgezeichnet haben. Am 31. Mai 906 wurde Johann vom König Ludwig III. durch Manumission in den freien, edeln Stand erhoben und mit dem Maieramt über das Land Glarus betraut, das seine Stammfolger bis 1253 als erbliches Mannlehn innehatten. Rudolf IV. fiel 1242 als Kreuzritter in Palästina. Freiherr Siegfried T. war 1298 Bischof von Chur. Agnes heiratete 1389 Johann VI. Landgrafen von Kletgau und Grafen zu Habsburg. Ritter Jost I., geb. 1380, hochberühmter Held und Staatsmann, war 1419—52 ununterbrochen Landammann der Glarner, besiegte 1443 mit Ital Reding die Züricher in der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl und die Österreicher 1446 in der Schlacht bei Ragaz. Sein Sohn, Ritter Johann (1432—1510), zeichnete sich als Feldhauptmann der Glarner im mülhauser Zug und in den Schlachten von Ericourt, Murten und Nancy aus (1474—77), und dessen Sohn Ludwig führte die Glarner im Schwabenkrieg und feuerte durch seinen kühnen Zweikampf vor der Schlacht am Schwaderloch die Schweizer zum Siege an. Ludwigs Söhne waren der Landammann und Geschichtschreiber Ägidius (s. d.) und der Ritter Ludwig, gest. 1530, Führer der Glarner in den Schlachten von Novara 1513 und von Marignano 1515, dann Kammerherr des Herzogs Maximilian von Mailand. Im J. 1519 machte er eine (zu Rorschach 1606 gedruckte) Reise ins gelobte Land. Dann wurde er Gardehauptmann König Franz' I. und mit diesem bei Pavia gefangen. Valentin (1499—1555) schrieb eine eidgenössische Historie von 1522—33. Jost II., Ludwigs Sohn, half an der Spitze eines Regiments von 8000 Schweizern 1557 Calais erobern. Dominicus, Abt von Muri, edierte 1651 eine Geschichte des Hauses Habsburg. Johann Heinrich (1670—1729) war ein fruchtbarer, vorwiegend histor. Schriftsteller. Joseph Anton (1703—70) war ein ausgezeichneter Feldherr. Er zeichnete sich 1731 bei Ceuta und Mazalquivir aus, verrichtete 1732 in der Schlacht von Oran an der Spitze eines Bataillons Wunder der Tapferkeit, zeichnete sich 1733 bei der Belagerung von Capua und Gaëta aus, wurde 1738 Feldmarschall, schlug 1744 den Angriff der Österreicher auf Velletri zurück, stieg 1759 zum Generallieutenant und wurde 1750 Mitglied des obersten Kriegsrats. Sein Bruder, Leonhard Ludwig (1700—79), 1744 Inhaber eines Schweizerregiments in neapolit. Diensten, wurde wegen seiner vor Monte-Armisio und Fayola bewiesenen Tapferkeit zum Brigadier befördert, ward 1759 Feldmarschall, 1763 kommandierender General in Toscana, 1772 Generallieutenant. Joseph Melchior Franz war Verfasser des wunderlichen Buches «Confusio disposita sive quatuor lusus satyrico-morales» (Augsb. 1725). Johann Jakob (1722—84) war ein eifriger scharfsichtiger und geachteter Geschichtsforscher. Joseph Anton, gest. 1839, wurde zum Marquis von Pasquale erhoben und war General-en-Chef aller königl. neapolit. Truppen und Generalgouverneur von Sicilien. Cajetan war königl. neapolit. Gesandter bei der Pforte und wurde 1846 in den neapolitanischen, Pasqual Michael in den span. Grafenstand erhoben. Vgl. Blumer, «Das Geschlecht der T. von Glarus» (St. Gallen 1853).

Tschudi (Ägidius oder Gilg), der Vater der schweiz. Geschichtschreibung, geb. zu Glarus 1505, studierte in Basel, Wien und Paris, bereiste dann die Schweiz und Italien und betrat seine Laufbahn in seiner Heimat unter den Stürmen der Reformation. Aus Überzeugung dem kath. Glauben treu bleibend, wurde er 1529 Landvogt zu Sargans, 1532 Obervogt in Rorschach, 1533 Landvogt zu Baden, und wirkte 1536—44 als Hauptmann im franz. Kriegsdienst. Dann wurde er 1549 abermals Landvogt in Baden, 1558 Landammann von Glarus. Auf seinen Reisen und Landvogteien

durchforſchte er mit ſtaunenswertem Fleiß die Bibliotheken und Archive der Klöſter, Stifte und des Bundes, ſtudierte röm. Inſchriften und Topographie und ſammelte ein ungeheueres hiſtor. Material an. Er war einer der hervorragendſten und gelehrteſten Theologen ſeiner Zeit und ſchlichtete 1554 den Streit über die Reformierten von Locarno, 1559 den des Abts von St. Gallen mit ſeinen Unterthanen, ging 1559 als Geſandter der Eidgenoſſenſchaft zu Kaiſer Ferdinand I. nach Augsburg und bewog 1562 die kath. Stände zur Beſchickung des Konzils von Trient. Wegen ſeiner Unterſtützung kath. Intereſſen mußte er 1562 aus dem Lande weichen, und er benutzte dies zum Studium der Bibliothek und der Archive von Einſiedeln. Nachdem er 1564 auf Bitten ſeiner Landsleute zurückgekehrt, wurde er abermals Schiedsrichter zwiſchen Stift und Stadt St. Gallen und widmete ſich dann bis zu ſeinem Tode, der 28. Febr. 1572 erfolgte, der Ausarbeitung ſeiner Werke. Bei ſeinen Lebzeiten erſchien nur «Die uralt wahrhaftig alpiſch Rhetia» (Baſ. 1538). Nach ſeinem Tode gab ſeine berühmte «Helvetiſche Chronik» (von dem J. 1000 bis 1470) J. R. Iſelin (2 Bde., Baſ. 1734—36) heraus. Ferner erſchien «Hauptſchlüſſel zu verſchiedenen Altertümern», bekannter unter dem Namen «Gallia comata» (herausgeg. von Gallati, Konſtanz 1738) und vieles andere. Unter ſeinen nichtgedruckten Schriften, die ſich auf über 100 belaufen, ſind ſeine «Beſchreibung des Kappelerkriegs», ſeine «Helvetiorum prisca libertas», die «Historia Alemannorum», die «Chronik von Einſiedeln» und das «Illuminierte Wappenbuch» von ungefähr 4000 Wappen die wertvollſten. Daneben verfaßte er eine große Zahl von theolog., hiſtor., geograph., archäolog., numismat. und herald., zum Teil ſehr umfangreichen und wertvollen Schriften. Viele ſind im Staatsarchiv des Kantons St. Gallen aufbewahrt. Auch rettete T. durch ſeine Abſchrift zahlreiche hiſtor. Urkunden, röm. Inſchriften, Urbarien vor dem Untergang und beſaß eine große Sammlung wertvoller hiſtor. Dokumente. Vgl. Fuchs, «Ägidius T.s Leben und Schriften» (2 Bde., St. Gallen 1805); Vogel, «Ägidius T. als Staatsmann und Geſchichtſchreiber» (Zür. 1856).

Tſchudi (Joh. Jak. von), namhafter Naturforſcher und Reiſender, aus der Familie des vorigen, Enkel des Hiſtorikers Johann Jakob von T., geb. 25. Juli 1818 zu Glarus, widmete ſich auf dem Gymnaſium und der Univerſität Zürich dem Studium der Naturwiſſenſchaften und ſetzte ſeine Studien zu Neuchâtel, Leiden und Paris, ſpäter auch zu Berlin und Würzburg fort. In der Abſicht, eine Reiſe um die Erde zu machen, ſchiffte er ſich im Auftrage des Muſeums von Neuchâtel im Febr. 1838 auf einem franz. Schiffe ein, mußte ſich aber, da das Fahrzeug vom Kapitän zu Callao an die peruaniſche Regierung verkauft wurde, auf eine naturhiſtor. und ethnogr. Durchforſchung von Peru beſchränken, auf die er fünf Jahre verwandte. Nachdem er 1843 nach Europa zurückgekehrt, begann T. die Bearbeitung ſeiner reichen wiſſenſchaftlichen Sammlungen unter Benutzung der wichtigſten europ. Muſeen und zog ſich zu dieſem Behufe 1848 auf ſeine Beſitzung Jakobshof in Niederöſterreich zurück. Im J. 1857 unternahm er eine neue wiſſenſchaftliche Reiſe nach Braſilien, den La-Plataſtaaten, Chile, Bolivia und Peru, von der er 1859 zurückkehrte. Doch ſchon im folgenden Jahre ward er als außerordentlicher Geſandter vom ſchweiz. Bundesrat wiederum nach Braſilien geſandt. Während der zwei Jahre, die er auf dieſem Poſten verblieb, bereiſte er die mittlern und ſüdl. Provinzen des Staats, beſonders um die Einwanderungsverhältniſſe zu ſtudieren. Im J. 1866 zum ſchweiz. Geſchäftsträger und 1868 zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter in Wien ernannt, blieb er bis 1883 auf dieſem Poſten und nahm dann wiederum ſeinen Wohnſitz auf ſeinem Gute. Unter T.s naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind beſonders hervorzuheben: «Syſtem der Batrachier» (Neuchâtel 1838) und «Unterſuchungen über die Fauna Peruana» (St. Gallen 1844—47, mit 76 Tafeln); von den linguiſtiſchen «Die Kechuaſprache» (2 Bde., Wien 1853) und «Ollanta», ein altperuan. Drama aus der Kechuaſprache überſetzt und kommentiert (Bd. 24 der «Denkſchriften der philoſ.-hiſtor. Klaſſe der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften», Wien 1875), und als Hauptwerk «Organismus der Kechuaſprache» (Lpz. 1884). Höchſt wertvolle Beiträge zur Kenntnis von Peru und ſeiner Bewohner enthalten «Peruan. Reiſeſkizzen aus den J. 1838—42» (2 Bde., St. Gallen 1846), das Prachtwerk «Antigüedades Peruanas» (Wien 1851, mit Atlas), das er in Verbindung mit Don Mariano de Rivero herausgab. T.s «Reiſen durch Südamerika» (5 Bde., Lpz. 1866—68), welche die Ergebniſſe ſeiner vielſeitigen Beobachtungen während ſeines Aufenthalts in Braſilien, der Argentiniſchen Konföderation, Chile, Bolivia und Peru mitteilen, gehören zu den reichhaltigſten und wertvollſten Reiſewerken, die in neuerer Zeit über jenen Teil der Erde erſchienen ſind. T. hat auch Winckells «Handbuch für Jäger» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878) von der dritten Auflage an umgearbeitet. Außer den genannten Werken hat T. eine Anzahl wertvoller Arbeiten in mediziniſchen, naturwiſſenſchaftlichen, geographiſchen, ethnographiſchen Fachjournalen veröffentlicht.

T.s jüngerer Bruder, **Friedrich von T.**, hervorragender Gelehrter, Schriftſteller und Staatsmann, geb. 1. Mai 1820 in Glarus, bereitete ſich in Schaffhauſen auf die theolog.-philoſoph. Studien vor, bezog dann die Univerſitäten Baſel, Bonn und Berlin und wurde 1843 Stadtpfarrer in Lichtenſteig (Toggenburg). Eines hartnäckig werdenden Bruſtleidens wegen trat er 1847 von ſeiner Stelle zurück, ſiedelte nach St. Gallen über und lag hier eifrig ſeinen Privatſtudien ob. Im folgenden Jahre erſchien «Der Sonderbund und ſeine Auflöſung» (St. Gallen) unter dem Pſeudonym C. Weber. Sein wichtigſtes Werk: «Das Tierleben der Alpenwelt» (Lpz. 1853; 10. Aufl. 1875) iſt in alle wichtigern Sprachen Europas überſetzt. Es iſt die reife Frucht eigener Forſchung und feinſter Beobachtung, dazu ein ſprachliches Meiſterſtück. Verdienſtvoll waren auch ſeine landwirtſchaftl. Werke, wie «Landwirtſchaftl. Leſebuch» (6. Aufl., Frauenfeld 1874) und «Der Obſtbaum und ſeine Pflege» (mit Schultheß; 2. Aufl. 1873). Von 1856 an diente T. im Kanton St. Gallen in verſchiedenen Beamtungen, von 1864 an ſaß er im Großen Rat, von 1874 im Regierungsrat, von 1877 an war er Mitglied des Schweizeriſchen Ständerats. In allen dieſen Beamtungen hat er ſich beſonders um das Erziehungsweſen außerordentliche Verdienſte erworben, und namentlich den Kampf mit dem Klerus ebenſo taktvoll als entſchieden geführt.

Einem rasch überhand nehmenden Gehirnleiden erlag T. 24. Jan. 1886.

Tschudi (Iwan von), Bruder des vorigen, geb. 1816 zu Glarus, widmete sich der industriellen Berufsthätigkeit, zu deren Studien er große Reisen in den europ. Kulturstaaten machte. Er lebte 13 J. vorzugsweise in Paris und in Petersburg, wandte sich dann dem Buchhandel zu und übernahm 1846 die Verlagsbuchhandlung Scheitlin u. Zollikofer und das Platzgeschäft Scheitlins Buch- und Kunsthandlung in St. Gallen. Ausdauernde topograph. Studien und unermüdliche Wanderungen, namentlich in der Hochgebirgswelt seines Vaterlandes, veranlaßten ihn zur Herausgabe mehrerer die Schweiz und Savoyen betreffenden Reiseschriften und Karten, von denen der «Tourist in der Schweiz und dem angrenzenden Süddeutschland, Oberitalien und Savoyen» (18. Aufl., St. Gallen 1886) am verbreitetsten ist. Um die nähere Kunde seines Vaterlandes und die Hebung des Fremdenverkehrs in der Schweiz hat sich T. sehr verdient gemacht.

Tschudisches Meer (Tschudskoje-Osero), soviel wie Peipussee.

Tschufut-Kalé, frühere Hauptstadt der karait. Juden in der Krim, bei Bachtschisaraï (s. d.).

Tschugujew, Stadt im russ. Gouvernement Charkow, Kreis Smijew, am rechten Ufer des Donez, mit (1882) 9782 E., welche ansehnlichen Handel mit Getreide und Vieh treiben.

Tschu-hi, chines. Gelehrter, s. unter Chinesische Sprache, Schrift und Litteratur, [Bd. IV, S. 300b.

Tschui, s. Tschu.

Tschu-kiang oder Perlenfluß, Fluß in der chines. Provinz Kanton, s. unter Bocca-Tigris.

Tschuktschen, eine sibir. Völkerschaft, welche die nordöstl. Landspitze von Sibirien, das sog. Tschuktschenland oder Tschukotien zwischen dem nördl. Eis- und dem großen Weltmeere bewohnt, hat hinsichtlich ihrer Sprache und Sitten die größte Übereinstimmung mit den zunächst verwandten Korjäken. Das Land, welches die T. innehaben, ist das rauheste und unfreundlichste von ganz Sibirien. Die Zahl sämtlicher T. wird auf 7000 Seelen geschätzt. Eingehende Schilderungen von Land und Volk lieferten Nordenskiöld in «Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega» (2 Bde., Lpz. 1881—82), sowie A. Krause in «Die Tlinkit-Indianer» (Jena 1885). Vgl. L. Radloff, «Über die Sprache der T. und ihr Verhältnis zum Korjakischen» (Petersb. 1861).

Tschuma, soviel wie Chinagras.

Tschumak (tatar. Tschukmak, der Fuhrmann), der kleinruss. Frachtfuhrmann, auch Ochsentreiber, so hießen insbesondere die Fuhrleute aus der Ukraine und Podolien, welche sich alljährlich im Frühjahr zu großen Gesellschaften (Artelen) vereinigten und unter eigenen Führern (Atamanen) ans Schwarze Meer begaben, um dort Salz oder getrocknete Fische zu laden, die sie dann weit nach Rußland hinein verfrachteten und dort verkauften. Die Anlage von Eisenbahnen hat solche Unternehmungen in neuerer Zeit sehr beschränkt.

Die Tschumaken-Lieder, Lieder und Dumen aus dem Leben und Treiben dieser Leute, bilden einen Zweig der kleinruss. Volkspoesie.

Tschungkue, der chines. Name von China.

Tschungking, Handelsstadt in der chines. Provinz Setschuan, an der Mündung des Kialing in den Yang-tse-kiang, mit 250000 E.

Tschuprija, Kreisstadt in Serbien, am Einfluß der Rawanitza in die Morawa, Station der Linie Belgrad-Nisch der Serbischen Eisenbahnen, mit (1885) 3408 E. Hier stand einst das röm. Horreum Margi. — Der Kreis Tschuprija hat 69257 E.

Tschusan, eigentlich Tschëu-Chan, eine zum Depart. Ning-po-fu der chines. Provinz Tsche-kiang gehörige Insel, kaum 1½ km von der Küste unter dem 30.° nördl. Br., der Stadt Ning-po gegenüberliegend. Dieselbe umfaßt etwas mehr als 600 qkm mit über 200000 E., ist in der Mitte gebirgig, aber im ganzen fruchtbar. Die Hauptstadt der Insel, Tinghai, ist eine befestigte, wohlgebaute, reiche und gewerbsame Stadt mit 30000 E. Durch ihre Lage auf der Mitte des Seewegs zwischen Peking und Kanton in der Nähe der wichtigen Handelsstädte Shanghai und Ning-po, dem hauptsächlichsten Hafenort für den Handel Chinas mit Japan, hat Tinghai große strategische und kommerzielle Wichtigkeit und bildet einen Sammel- und Stapelplatz der Schiffahrt an der Ostküste Chinas. Nur 2½ km vom östl. Punkte T.s liegt das mit vielen Klöstern, Pavillons, Tempeln und andern religiösen Denkmälern bedeckte Eiland Putu, wo gegen 1000 buddhistische Mönche wohnen, von welchen aber der dritte Teil stets auf dem festen Lande umherwandert, zur Einsammlung milder Gaben für die Unterhaltung der Klöster. Der Vorsteher des Hauptklosters, eins der reichsten aller buddhistischen Klöster in China, ist der Regent des Eilandes und als solcher von allen Abgaben an die kaiserl. Regierung frei. In der Nähe von T. liegt auch noch eine Anzahl anderer Eilande, welche mit T. unter dem Namen des Tschusan-Archipels zusammengefaßt werden. Während der engl.-chines. Kriege wurde T. wiederholt (Juli 1840, Sept. 1841, April 1860) von den Engländern besetzt und erst bei der Schließung des Friedens und der Öffenstellung Chinas für den Handel mit den Westmächten an ersteres wieder definitiv zurückgegeben.

Tschusan-Inseln, s. unter Liu-kiu.

Tschussowaja, ein linker Nebenfluß der Kama, im russ. Gouvernement Perm, entspringt im Kreise Jekaterinburg im mittlern Ural und fließt im Gebirge nordwestlich, dann aber westlich bis zur Mündung. Der T. ist 700 km lang, 100—300 m breit und 2—6 m tief. Die Schiffahrt wird durch die Strömung und durch die zahlreichen Felsen häufig gefährdet. Demungeachtet ist der Verkehr im Sommer auf der T. ein sehr reger.

Tschuwaschen, nach Ansicht mehrerer Forscher eine tatarisierte finn. Völkerschaft von etwa 570000 Seelen, hauptsächlich in den russ. Gouvernements Kasan, Simbirsk und Samara, in geringerer Zahl in Saratow, Ufa und Astrachan. Sie bewohnen meist das rechte Wolgaufer. Sowohl in ihrem Äußern als auch in ihrem Charakter sind sie noch jetzt von den Tataren völlig verschieden, wenn auch ihre Sprache fast eine tatarische genannt werden kann. Vgl. Vámbéry, «Über die T.» (magyar., Budap. 1883); Zolotnicki, «Tschuwaschisch-russ. Wörterbuch» (Kasan 1875).

Tschwi, s. Odschi.

Tseber, Weinmaß, s. Cseber.

Tseng (Ki-Yong, Marquis von), chines. Diplomat, geb. 1839 in der Provinz Ho-nan, war 1879 Botschafter in Petersburg, dann in London und Paris und hatte in letzterer Eigenschaft die Aufgabe, 1883 und 1884 die Rechte Chinas auf Annam

und Tongking zu vertreten. Er proteſtierte dagegen, daß Frankreich, auf den mit Annam 15. März 1874 abgeſchloſſenen Vertrag von Saigun ſich ſtützend, eine wirkliche Schutzherrſchaft über Annam in Anſpruch nahm und Chinas Lehnshoheit über Annam nicht anerkannte, ſowie gegen den 23. Aug. 1883 von Frankreich abgeſchloſſenen Vertrag von Hué, der die Unabhängigkeit Annams und Tongkings vollſtändig vernichtete und beide Länder unter das franz. Protektorat ſtellte. Der damalige franz. Miniſter des Auswärtigen, Challemel-Lacour, trat gegen T. ſo barſch auf, daß dieſer die Unterhandlungen abbrach und ſich nach London, wo er gleichfalls China zu vertreten hatte, zurückzog. Erſt nach dem Rücktritt des Miniſters kehrte er im Dez. 1883 wieder nach Paris zurück und verhandelte mit dem Miniſterpräſidenten Ferry. Da er nichts ausrichtete, ſo übernahm in der ſchwierigen Zeit, als nach dem Abſchluß des Vertrags von Tientſin und dem Überfall bei Langſon 1884 Frankreich ein Ultimatum ſtellte, der chineſ. Geſandte in Berlin, Li-Fong-Pao, die Verhandlungen mit der franz. Regierung und T. behielt nur noch die Geſandtſchaft in London und in Petersburg.

Tſetſé wird im tropiſchen Afrika ein Inſekt genannt, das eine Fliege ſein, in gewiſſen Lokalitäten auftreten und dem Vieh außerordentlich verderblich ſein ſoll. Sie ſollen in großen Schwärmen Pferde und Rinder überfallen, die an ihrem Stiche faſt ausnahmslos zu Grunde gehen ſollen, während dem Menſchen, den Ziegen und Schafen Immunität gegen das Gift zugeſchrieben wird. Wirklich geſehen hat dieſes Inſekt noch kein Forſcher, denn was Weſtwood unter dem wiſſenſchaftlichen Namen Glossina morsitans als T. beſchreibt, iſt allerdings eine unſerer gewöhnlichen Stechfliege (Stomoxys calcitrans) naheſtehendes Dipter, ob es aber wirklich die T. iſt und deren fürchterliche Eigenſchaften beſitzt, dafür fehlt jeglicher Beweis. Nach neuerer Beobachtung wird es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Eigenſchaften mindeſtens ſehr übertrieben ſind und daß die in ganz beſtimmten Gegenden auftretende Tſetſéplage überhaupt nicht auf eine Fliege, ſondern auf eine Infektionskrankheit, vielleicht eine Art Sumpffieber, zurückzuführen iſt.

Tſien oder Mehs, chineſ. Gewicht = 3,757 g.

Tſi-nan-fou, Stadt in China, ſ. u. Schantung.

Tſing, die ſeit 1644 in China herrſchende Dynaſtie.

Tſitikar, die nordweſtlichſte, bis an den nördlichſten Punkt des Fluſſes Amur ſich erſtreckende Abteilung der chineſ. Mandſchurei. Die gleichnamige Hauptſtadt mit 60 000 E. wird von vielen Kaufleuten bewohnt und dient der chineſ. Reichsregierung zugleich als Verbannungsort.

Tſubo, Feldmaß in Japan = 3,33 qm.

Tſu-ſan-Inſeln, ſ. unter Liu-kiu.

Tſonkhapa, Schöpfer des Lamaismus, ſ. unter Lama (Prieſter).

Tsuga *Endl.*, die Hemlockstanne, ſ. unter Tanne, Bd. XV, S. 467a.

Tſungming, chineſ. Inſel vor der Mündung des Yang-tſe-kiang gelegen, gehört zur Provinz Kiangſu, iſt fruchtbar und gut bevölkert und hat zum Hauptort den gleichnamigen Hafenplatz.

T. s. v. p., Abkürzung für Tournez s'il vous plait (frz., d. h.: wenden Sie gefälligſt um), auf Briefen u. dgl. am Ende einer Seite gebräuchlich.

Tuam, Stadt in der Grafſchaft Galway der iriſchen Provinz Connaught, unweit links vom River Clare, Station der Eiſenbahn Limerick-Athenry-T., iſt Sitz eines kath. Erzbiſchofs (für Connaught) und eines anglikan. Biſchofs, zählt 4938 E. und hat ein kath. Seminar, zwei Klöſter, beträchtliche Leinweberei, Gerberei und Brauerei. In altbrit. Zeit hieß T. Tuaim.

Tuamotu, früher bei den Tahitiern Paumotu oder Pomótu, auch unter den Namen Perleninſeln, Niedrige Inſeln (Archipel des Iles Basses, engl. Low Archipelago), Gefährliche Inſeln oder Archipel des Böſen Meers (Archipel Dangereux oder de la Mer Mauvaise) bekannt, iſt ein weitläufiger Inſelſchwarm Polyneſiens in der Südſee, der ſich im S. der Marqueſas- und im NO., O. und SO. der Geſellſchaftsinſeln über 11 Breiten- (14—25° ſüdl. Br.) und 24 Längengrade (124—148° weſtl. Länge von Greenwich) erſtreckt und aus 80 Atolls (ſ. d.) oder Laguneninſeln der Korallenformation beſteht, welche einen Flächeninhalt von 1068 qkm haben und zum Teil unbewohnt ſind. Wie der ganze Archipel, ſo ſind auch die einzelnen Atolls von Nordweſten gegen Südoſten gerichtet und langgeſtreckt. Das allenthalben mit Korallenriffen und Klippen beſäete, wegen der heftigen Brandungen der Schiffahrt höchſt gefährliche Meer iſt ſeit alter Zeit unter dem Namen des Böſen Meers berüchtigt. Mit Ausnahme von vier ſind die Inſeln flach, nur wenig mit Erde bedeckt. Die Vegetation wie das Tierreich zeigen ſich infolge des waſſerloſen Kalkbodens überaus dürftig; doch ſind jetzt alle Inſeln mit Kokospalmen bepflanzt; dieſe, Brotfrucht, Yam und Fiſche liefern die Nahrungsmittel der Bewohner. Deſto größer iſt der Reichtum an Waſſervögeln und Seetieren.

Die vier hohen, von dem Typus der übrigen ganz verſchiedenen Inſeln ſind Eliſabeth (Henderſon), das ſüdweſtlicher gelegene Pitcairn (ſ. d.), Makatea (ganz aus Madreporenkalk beſtehend, der wallartig zum Strande abfällt) und ganz beſonders die Mangarewa- oder Gambiergruppe im ſüdöſtl. Teile des Archipels, nahe dem Wendekreiſe, die 1797 von Wilſon entdeckt und nach dem Admiral Gambier benannt wurde, ein großes Korallenriff, das eine brauchbare Hafenlagune von 30 m Tiefe mit drei Eingängen und ſieben hohen Inſeln vulkaniſchen Urſprungs umſchließt, welche jedoch zuſammen nur 24 qkm einnehmen. Die Hauptinſel Mangarewa, 13,8 qkm groß, erhebt ſich im Duff oder Duft 470 m hoch. Die Inſeln ſind außerordentlich ſteil und wild, mit Vegetation bedeckt und, was auf der langen Strecke von der Küſte Chiles nach Tahiti nur hier und auf Pitcairn der Fall, mit reinem, gutem Trinkwaſſer verſehen. Überdies haben die Mangarewa-Inſeln gute Holzarten, eßbare und nahrhafte Wurzeln, Ti-Pflanzen (Dracaena terminalis), ſüße Bataten, Zuckerrohr, Waſſermelonen, Kokospalmen, Brotfrüchte, Platanen und Bananen. Die Bevölkerung des Archipels, deren Zahl auf 8000 Individuen geſchätzt wird und am dichteſten auf Anaa (1150) und der Mangarewagruppe (1000) beiſammenwohnt, unterſcheidet ſich körperlich wenig von den Tahitiern.

Die weſtl. Inſeln kamen ſchon früher in Abhängigkeit von Tahiti und mit dieſem 1844 unter das franz. Protektorat, das ſich bald über den ganzen Archipel erſtreckte, und im Frühjahr 1881 in den unmittelbaren Beſitz Frankreichs. Sitz der franz. Behörden iſt Fakarawa, welches den beſten Hafen der weſtl. Gruppe beſitzt, der nebſt

Mangarewa durch Erlaß vom 28. März 1881 dem auswärtigen Handel geöffnet ist. Von Tahiti aus erhielten die Bewohner der westl. Inseln auch die prot. Religion, der sie, obgleich die Katholiken auf Anaa eine Mission gegründet, eifrig treu geblieben. Die Bewohner der Mangarewagruppe, Rarotonganer, sprechen ihre besondere Sprache und sind seit 1834 durch kath. Missionare dem Christentum gewonnen. Ihr Kokosöl, Perlmutter und die Perlen, die sie aus den Lagunen von 35 Inseln fischen, setzen sie an die europ. Kaufleute zu Papeete auf Tahiti ab, welcher Verkehr sehr zur Civilisation beigetragen hat. Die erste Entdeckung des Archipels geschah durch den Spanier Pedro Fernandez Quiros, welcher 1606 die im äußersten Südosten gelegenen Eilande Ducie und Elisabeth erblickte. Dann berührten 1616 die Holländer Le Maire und Schouten, die Entdecker des Kap Hoorn, die Inselkette. Auch Roggeveen 1721, Wallis 1767, Bougainville 1768, Cook 1769 berührten oder durchschnitten sie. Doch erst im 19. Jahrh. sind die Inseln, besonders durch den Russen Bellinghausen 1819, den Engländer Beechey 1821 und den Amerikaner Wilkes 1839, genauer erforscht worden.

Tua res agitur (paries cum proximus ardet), «Um deine Sache handelt es sich, deine Habe steht auf dem Spiele» (wenn die Nachbarwand brennt), Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 18, 84).

Tuarik, richtiger Tuâreg (im Singular Tergi oder Tergah, d. h. Stamm), ist der arab. Name des in der Sahara, westlich von den Tibbo (s. d.) lebenden Volks der Imôschargh (Plural Amoscharh). Sie reichen im Norden von der Oase Tuât längs der algerischen Sahara (El Erg oder Areg) über Ghadames bis ins westl. Fessan. Im Westen bildet eine Linie von Timbuktu nach Tuât, im Osten das Land der Tibbo, im Süden der mittlere Nigerlauf von Timbuktu abwärts und weiter auf Sinder, Gober und Bornu zu die Grenze. Bei Timbuktu (s. d.), welches in ihrem Besitze ist, reicht die Südgrenze noch über den Niger hinaus, ist aber hier wegen der fortdauernden Kämpfe mit den Fellata sehr unbestimmt. Die T., welche zum berberischen Stamm gehören, zerfallen in viele kleine Abteilungen, unter welchen die Ahaggar oder Hogar, Asdscher, Kel-Owi und namentlich die Auelimmiden, die Erbauer Timbuktus, und die Tadem-Eket die bedeutendsten sind. Sie sind ein wohlgebautes, kupferrotes bis schwarzes Volk, mit langem Haar, und in der Kleidung durch das Litham oder Tessilgemist, ein nur die Augen freilassendes Gesichtstuch, von allen Nachbarn unterschieden. Auf ihren Reitkamelen führen sie Raubzüge in die umliegenden Landschaften aus und beherrschen die ihnen tributären Karawanenstraßen der centralen Sahara. Die Sprache der T., das Targhia, ist ein reines Berber, das sich von der Kabylensprache in Algier fast allein in der Aussprache unterscheidet. Sie besitzen dafür seit den ältesten Zeiten eine eigene Schrift, das Tifinagh, womit zahlreiche Felswände und architektonische Monumente in Nordafrika bedeckt sind. Der Religion nach sind die T. Mohammedaner. Ihre Anzahl wird auf 300000 geschätzt. Ihre bedeutendsten Wohnsitze sind die Oasengruppe Tuât (s. d.), die Oase Ghât, die Gebirgslandschaft der Asdscher und Ahaggar, unter deren Konföderationen die wichtigste die der Kel-Rhela ist, weil aus ihr der Amghâr oder Chef der Häuptlinge gewählt wird, mit den Bevölkerungsmittelpunkten Ideles, mit Dattelgärten, Taseruk, von großen Dattelpflanzungen umgeben, und die Landschaft Air (s. d.). Die Gätuler und Garamanten des Altertums sind die Vorfahren der T.

Tuât, große Oasengruppe in der Sahara, im SO. von Marokko, zu welchem sie in einem losen Abhängigkeitsverhältnis steht, wird durch die Wüste El-Erg oder Areg von Algerien und der marokkan. Oase Figig getrennt und durch die Wüste Gibi oder Igidi von den südwestl. Landschaften Marokkos geschieden; die ganze Gruppe zählt auf einem Areal von 2483 qkm etwa 65—70000 E., teils Araber, teils Berber, beide mit Negern stark vermischt, und fanatische Mohammedaner. T. ist flach und wird nahe der westl. Grenze vom Wadi Saura (im S. Msaud genannt) bewässert. Diese Oasen produzieren hauptsächlich Datteln, bauen Getreide und Gemüse, welche jedoch zur Ernährung nicht ausreichen, und treiben unbedeutende Schafzucht und Handel mit Tafilet und dem Sudân, namentlich in Datteln. Die vier größten Oasen sind von N. nach S.: Gurara, mit einem großen Salzsee (Sebkha) und dem gut gebauten Hauptmarkt Timmimum, welcher steinerne Häuser und schöne Palmenhaine hat; Augerut; Tuât (im engern Sinne) mit dem Hauptmarkt Tamentit; Tidikelt, östlich von der vorigen, mit 8064 E. (nach Flatters) und dem Hauptort der ganzen Gruppe, Ain-Salah (137 m über dem Meere), mit 3200 E. In die Oasengruppe reicht das ebenfalls zu Marokko gehörige Plateau von Tedmaid herein, welches nach NW., W. und S. durchschnittlich 65 m steil abfällt, dagegen nach NO. sich allmählich senkt und hier das Wadi Mija nach Algerien entsendet. Die Hauptorte T.s, vor allen Ain Salah, sind Sammelpunkte der nach dem Sudân gehenden Karawanen.

Tuatara, s. Rhynchocephalia.

Tuba hieß bei den Römern die eigentliche Kriegstrompete, die jedoch dem Tone nach schon mehr unserer Posaune glich und auch bei religiösen Festlichkeiten, Spielen, sogar bei Begräbnissen gebraucht wurde. — Gegenwärtig ist T. als Baßtuba ein Messinginstrument, das erst 1835 nach der Konstruktion von Moritz und Wieprecht angefertigt wurde als das tiefste Blasinstrument, welches bei Harmoniemusik den Kontrabaß des Streichorchesters vertritt. Wie alle Messinginstrumente gibt die T. die Accordtöne der Naturharmonie C, CG, c g c̄ ē g̈ b̈ c̈ d̈ ë f̈ u. s. w. Die zwischen diesen fehlenden Töne werden durch vier Ventile gewonnen. Die gewöhnliche Stimmung ist F; doch gibt es auch E-, Es- und D-Tuben. Angeblasen wird das Instrument durch die sog. S-Röhre, an deren Ende ein Serpent- oder Baßposaunenmundstück angebracht ist. Die Tenortuba ist ganz ähnlich gebaut, steht aber eine Oktave höher.

Tuba Eustachii, die Eustachische Röhre oder Ohrtrompete (s. unter Gehör, Bd. VII, S. 674[a]); Tuba Fallopii, Eileiter oder Muttertrompete (s. unter Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874[a]).

Tubalkain, s. Thubalkain, vgl. Lamech.

Tubangummi ist Guttapercha (s. d.).

Tuber, Pilzgattung, s. unter Trüffeln.

Tubera, s. Knollen.

Tuberaceen (Tuberaceae), Familie der Pilze, s. unter Ascomyceten.

Tuberkel (lat.) und **Tuberkelbacillen,** s. Tuberkulose.

und Tongking zu vertreten. Er proteſtierte dagegen, daß Frankreich, auf den mit Annam 15. März 1874 abgeſchloſſenen Vertrag von Saigun ſich ſtützend, eine wirkliche Schutzherrſchaft über Annam in Anſpruch nahm und Chinas Lehnshoheit über Annam nicht anerkannte, ſowie gegen den 23. Aug. 1883 von Frankreich abgeſchloſſenen Vertrag von Hué, der die Unabhängigkeit Annams und Tongkings vollſtändig vernichtete und beide Länder unter das franz. Protektorat ſtellte. Der damalige franz. Miniſter des Auswärtigen, Challemel-Lacour, trat gegen T. ſo barſch auf, daß dieſer die Unterhandlungen abbrach und ſich nach London, wo er gleichfalls China zu vertreten hatte, zurückzog. Erſt nach dem Rücktritt des Miniſters kehrte er im Dez. 1883 wieder nach Paris zurück und verhandelte mit dem Miniſterpräſidenten Ferry. Da er nichts ausrichtete, ſo übernahm in der ſchwierigen Zeit, als nach dem Abſchluß des Vertrags von Tientſin und dem Überfall bei Langſon 1884 Frankreich ein Ultimatum ſtellte, der chineſ. Geſandte in Berlin, Li-Fong-Pao, die Verhandlungen mit der franz. Regierung und T. behielt nur noch die Geſandtſchaft in London und in Petersburg.

Tſetſé wird im tropiſchen Afrika ein Inſekt genannt, das eine Fliege ſein, in gewiſſen Lokalitäten auftreten und dem Vieh außerordentlich verderblich ſein ſoll. Sie ſollen in großen Schwärmen Pferde und Rinder überfallen, die an ihrem Stiche faſt ausnahmslos zu Grunde gehen ſollen, während dem Menſchen, den Ziegen und Schafen Immunität gegen das Gift zugeſchrieben wird. Wirklich geſehen hat dieſes Inſekt noch kein Forſcher, denn was Weſtwood unter dem wiſſenſchaftlichen Namen Glossina morsitans als T. beſchreibt, iſt allerdings eine unſerer gewöhnlichen Stechfliege (Stomoxys calcitrans) naheſtehendes Dipter, ob es aber wirklich die T. iſt und deren fürchterliche Eigenſchaften beſitzt, dafür fehlt jeglicher Beweis. Nach neuerer Beobachtung wird es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Eigenſchaften mindeſtens ſehr übertrieben ſind und daß die in ganz beſtimmten Gegenden auftretende Tſetſéplage überhaupt nicht auf eine Fliege, ſondern auf eine Infektionskrankheit, vielleicht eine Art Sumpffieber, zurückzuführen iſt.

Tſien oder Mehs, chineſ. Gewicht = 3,757 g.

Tſi-nan-fou, Stadt in China, ſ. u. Schantung.

Tſing, die ſeit 1644 in China herrſchende Dynaſtie.

Tſitikar, die nordweſtlichſte, bis an den nördlichſten Punkt des Fluſſes Amur ſich erſtreckende Abteilung der chineſ. Mandſchurei. Die gleichnamige Hauptſtadt mit 60 000 E. wird von vielen Kaufleuten bewohnt und dient der chineſ. Reichsregierung zugleich als Verbannungsort.

Tſjubo, Feldmaß in Japan = 3,32 qm.

Tſju-ſan-Inſeln, ſ. unter Liu-kiu.

Tſonkhapa, Schöpfer des Lamaismus, ſ. unter Lama (Prieſter).

Tsuga *Endl.*, die Hemlockstanne, ſ. unter Tanne, Bd. XV, S. 467a.

Tſungming, chineſ. Inſel vor der Mündung des Yang-tſe-kiang gelegen, gehört zur Provinz Kiangſu, iſt fruchtbar und gut bevölkert und hat zum Hauptort den gleichnamigen Hafenplatz.

T. s. v. p., Abkürzung für Tournez s'il vous plaît (frz., d. h.: wenden Sie gefälligſt um), auf Briefen u. dgl. am Ende einer Seite gebräuchlich.

Tuam, Stadt in der Grafſchaft Galway der iriſchen Provinz Connaught, unweit links vom River Clare, Station der Eiſenbahn Limerick-Athenry-T., iſt Sitz eines kath. Erzbiſchofs (für Connaught) und eines anglikan. Biſchofs, zählt 4938 E. und hat ein kath. Seminar, zwei Klöſter, beträchtliche Leinweberei, Gerberei und Brauerei. In altbrit. Zeit hieß T. Tuaim.

Tuamotu, früher bei den Tahitiern Paumotu oder Pomótu, auch unter den Namen Perleninſeln, Niedrige Inſeln (Archipel des Iles Basses, engl. Low Archipelago), Gefährliche Inſeln oder Archipel des Böſen Meers (Archipel Dangereux oder de la Mer Mauvaise) bekannt, iſt ein weitläufiger Inſelſchwarm Polyneſiens in der Südſee, der ſich im S. der Marqueſas- und im NO., O. und SO. der Geſellſchaftsinſeln über 11 Breiten- (14—25° ſüdl. Br.) und 24 Längengrade (124—148° weſtl. Länge von Greenwich) erſtreckt und aus 80 Atolls (ſ. d.) oder Laguneninſeln der Korallenformation beſteht, welche einen Flächeninhalt von 1068 qkm haben und zum Teil unbewohnt ſind. Wie der ganze Archipel, ſo ſind auch die einzelnen Atolls von Nordweſten gegen Südoſten gerichtet und langgeſtreckt. Das allenthalben mit Korallenriffen und Klippen beſäete, wegen der heftigen Brandungen der Schiffahrt höchſt gefährliche Meer iſt ſeit alter Zeit unter dem Namen des Böſen Meers berüchtigt. Mit Ausnahme von vier ſind die Inſeln flach, nur wenig mit Erde bedeckt. Die Vegetation wie das Tierreich zeigen ſich infolge des waſſerloſen Kalkbodens überaus dürftig; doch ſind jetzt alle Inſeln mit Kokospalmen bepflanzt; dieſe, Brotfrucht, Yam und Fiſche liefern die Nahrungsmittel der Bewohner. Deſto größer iſt der Reichtum an Waſſervögeln und Seetieren.

Die vier hohen, von dem Typus der übrigen ganz verſchiedenen Inſeln ſind Eliſabeth (Henderſon), das ſüdweſtlicher gelegene Pitcairn (ſ. d.), Makatea (ganz aus Madreporenkalk beſtehend, der wallartig zum Strande abfällt) und ganz beſonders die Mangarewa- oder Gambiergruppe im ſüdöſtl. Teile des Archipels, nahe dem Wendekreiſe, die 1797 von Wilſon entdeckt und nach dem Admiral Gambier benannt wurde, ein großes Korallenriff, das eine brauchbare Hafenlagune von 30 m Tiefe mit drei Eingängen und ſieben hohen Inſeln vulkaniſchen Urſprungs umſchließt, welche jedoch zuſammen nur 24 qkm einnehmen. Die Hauptinſel Mangarewa, 13,8 qkm groß, erhebt ſich im Duff oder Duft 470 m hoch. Die Inſeln ſind außerordentlich ſteil und wild, mit Vegetation bedeckt und, was auf der langen Strecke von der Küſte Chiles nach Tahiti nur hier und auf Pitcairn der Fall, mit reinem, gutem Trinkwaſſer verſehen. Überdies haben die Mangarewa-Inſeln gute Holzarten, eßbare und nahrhafte Wurzeln, Ti-Pflanzen (Dracaena terminalis), ſüße Bataten, Zuckerrohr, Waſſermelonen, Kokospalmen, Brotfrüchte, Platanen und Bananen. Die Bevölkerung des Archipels, deren Zahl auf 8000 Individuen geſchätzt wird und am dichteſten auf Anaa (1150) und der Mangarewagruppe (1000) beiſammenwohnt, unterſcheidet ſich körperlich wenig von den Tahitiern.

Die weſtl. Inſeln kamen ſchon früher in Abhängigkeit von Tahiti und mit dieſem 1844 unter das franz. Protektorat, das ſich bald über den ganzen Archipel erſtreckte, und im Frühjahr 1881 in den unmittelbaren Beſitz Frankreichs. Sitz der franz. Behörden iſt Fakarawa, welches den beſten Hafen der weſtl. Gruppe beſitzt, der nebſt

Mangarewa durch Erlaß vom 28. März 1881 dem auswärtigen Handel geöffnet ist. Von Tahiti aus erhielten die Bewohner der westl. Inseln auch die prot. Religion, der sie, obgleich die Katholiken auf Anaa eine Mission gegründet, eifrig treu geblieben. Die Bewohner der Mangarewagruppe, Rarotonganer, sprechen ihre besondere Sprache und sind seit 1834 durch kath. Missionare dem Christentum gewonnen. Ihr Kokosöl, Perlmutter und die Perlen, die sie aus den Lagunen von 35 Inseln fischen, setzen sie an die europ. Kaufleute zu Papeete auf Tahiti ab, welcher Verkehr sehr zur Civilisation beigetragen hat. Die erste Entdeckung des Archipels geschah durch den Spanier Pedro Fernandez Quiros, welcher 1606 die im äußersten Südosten gelegenen Eilande Ducie und Elisabeth erblickte. Dann berührten 1616 die Holländer Le Maire und Schouten, die Entdecker des Kap Hoorn, die Inselkette. Auch Roggeveen 1721, Wallis 1767, Bougainville 1768, Cook 1769 berührten oder durchschnitten sie. Doch erst im 19. Jahrh. sind die Inseln, besonders durch den Russen Bellinghausen 1819, den Engländer Beechey 1821 und den Amerikaner Wilkes 1839, genauer erforscht worden.

Tua res agitur (paries cum proximus ardet), «Um deine Sache handelt es sich, deine Habe steht auf dem Spiele» (wenn die Nachbarwand brennt), Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 18, 84).

Tuarik, richtiger Tuâreg (im Singular Tergi oder Tergah, d. h. Stamm), ist der arab. Name des in der Sahara, westlich von den Tibbo (s. d.) lebenden Volks der Imôschargh (Plural Amoscharh). Sie reichen im Norden von der Oase Tuât längs der algerischen Sahara (El Erg oder Areg) über Ghadames bis ins westl. Fessan. Im Westen bildet eine Linie von Timbuktu nach Tuât, im Osten das Land der Tibbo, im Süden der mittlere Nigerlauf von Timbuktu abwärts und weiter auf Sinder, Gober und Bornu zu die Grenze. Bei Timbuktu (s. d.), welches in ihrem Besitze ist, reicht die Südgrenze noch über den Niger hinaus, ist aber hier wegen der fortdauernden Kämpfe mit den Fellata sehr unbestimmt. Die T., welche zum berberischen Stamm gehören, zerfallen in viele kleine Abteilungen, unter welchen die Ahaggar oder Hogar, Asdscher, Kel-Owi und namentlich die Auelimmiden, die Erbauer Timbuktus, und die Tadem-Eket die bedeutendsten sind. Sie sind ein wohlgebautes, kupferrotes bis schwarzes Volk, mit langem Haar, und in der Kleidung durch das Litham oder Tessilgemist, ein nur die Augen freilassendes Gesichtstuch, von allen Nachbarn unterschieden. Auf ihren Reitkamelen führen sie Raubzüge in die umliegenden Landschaften aus und beherrschen die ihnen tributären Karawanenstraßen der centralen Sahara. Die Sprache der T., das Targhîa, ist ein reines Berber, das sich von der Kabylensprache in Algier fast allein in der Aussprache unterscheidet. Sie besitzen dafür seit den ältesten Zeiten eine eigene Schrift, das Tifinagh, womit zahlreiche Felswände und architektonische Monumente in Nordafrika bedeckt sind. Der Religion nach sind die T. Mohammedaner. Ihre Anzahl wird auf 300000 geschätzt. Ihre bedeutendsten Wohnsitze sind die Oasengruppe Tuât (s. d.), die Oase Ghât, die Gebirgslandschaft der Asdscher und Ahaggar, unter deren Konföderationen die wichtigste die der Kel-Rhela ist, weil aus ihr der Amghâr oder Chef der Häuptlinge gewählt wird, mit den Bevölkerungsmittelpunkten Ideles, mit Dattelgärten, Taseruk, von großen Dattelpflanzungen umgeben, und die Landschaft Air (s. d.). Die Gätuler und Garamanten des Altertums sind die Vorfahren der T.

Tuât, große Oasengruppe in der Sahara, im SO. von Marokko, zu welchem sie in einem losen Abhängigkeitsverhältnis steht, wird durch die Wüste El-Erg oder Areg von Algerien und der marokkan. Oase Figig getrennt und durch die Wüste Gibi oder Igidi von den südwestl. Landschaften Marokkos geschieden; die ganze Gruppe zählt auf einem Areal von 2483 qkm etwa 65—70000 E., teils Araber, teils Berber, beide mit Negern stark vermischt, und fanatische Mohammedaner. T. ist flach und wird nahe der westl. Grenze vom Wadi Saura (im S. Msaud genannt) bewässert. Diese Oasen produzieren hauptsächlich Datteln, bauen Getreide und Gemüse, welche jedoch zur Ernährung nicht ausreichen, und treiben unbedeutende Schafzucht und Handel mit Tafilet und dem Sudân, namentlich in Datteln. Die vier größten Oasen sind von N. nach S.: Gurara, mit einem großen Salzsee (Sebkha) und dem gut gebauten Hauptmarkt Timmimum, welcher steinerne Häuser und schöne Palmenhaine hat; Augerut; Tuât (im engern Sinne) mit dem Hauptmarkt Tamentit; Tidikelt, östlich von der vorigen, mit 8064 E. (nach Flatters) und dem Hauptort der ganzen Gruppe, Ain-Salah (137 m über dem Meere), mit 3200 E. In die Oasengruppe reicht das ebenfalls zu Marokko gehörige Plateau von Tedmaid herein, welches nach NW., W. und S. durchschnittlich 65 m steil abfällt, dagegen nach NO. sich allmählich senkt und hier das Wadi Mija nach Algerien entsendet. Die Hauptorte T.s, vor allen Ain Salah, sind Sammelpunkte der nach dem Sudân gehenden Karawanen.

Tuatara, s. Rhynchocephalia.

Tuba hieß bei den Römern die eigentliche Kriegstrompete, die jedoch dem Tone nach schon mehr unserer Posaune glich und auch bei religiösen Festlichkeiten, Spielen, sogar bei Begräbnissen gebraucht wurde. — Gegenwärtig ist T. als Baßtuba ein Messinginstrument, das erst 1835 nach der Konstruktion von Moritz und Wieprecht angefertigt wurde als das tiefste Blasinstrument, welches bei Harmoniemusik den Kontrabaß des Streichorchesters vertritt. Wie alle Messinginstrumente gibt die T. die Accordtöne der Naturharmonie C, CG, c g c̄ ē g̅ b̅ c̄ d̄ e̅ f̅ u. s. w. Die zwischen diesen fehlenden Töne werden durch vier Ventile gewonnen. Die gewöhnliche Stimmung ist F; doch gibt es auch E-, Es- und D-Tuben. Angeblasen wird das Instrument durch die sog. S-Röhre, an deren Ende ein Serpent- oder Baßposaunenmundstück angebracht ist. Die Tenortuba ist ganz ähnlich gebaut, steht aber eine Oktave höher.

Tuba Eustachii, die Eustachische Röhre oder Ohrtrompete (s. unter Gehör, Bd. VII, S. 674[a]); Tuba Fallopii, Eileiter oder Muttertrompete (s. unter Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874[a]).

Tubalkain, s. Thubalkain, vgl. Lamech.

Tubangummi ist Guttapercha (s. d.).

Tuber, Pilzgattung, s. unter Trüffeln.

Tubera, s. Knollen.

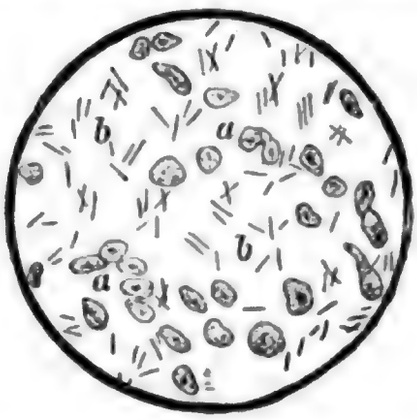
Tuberaceen (Tuberacĕae), Familie der Pilze, s. unter Ascomyceten.

Tuberkel (lat.) und **Tuberkelbacillen,** s. Tuberkulose.

Tuberkulöſe (Tuberculosis), eine akut oder chroniſch verlaufende Infektionskrankheit, welche ſich durch die Ablagerung hirſekorngroßer grauer oder gelblicher durchſcheinender Knötchen oder **Tuberkeln** (tubercula) in den verſchiedenen Organen (Lungen, Leber, Darmſchleimhaut, Gehirnhaut, Lymphdrüſen, Knochen u. ſ. w.) charakteriſiert, die öfter in größern Haufen beieinander liegen und durch ihre pathologiſchen Veränderungen eine Erweichung und Schmelzung der Gewebe, häufig auch eine allgemeine Blutentmiſchung und Verderbnis der Säfte zur Folge haben. Unter dem Mikroſkop betrachtet, zeigt ſich der friſche Tuberkel im weſentlichen aus kleinen rundlichen, zierlich angeordneten Zellen zuſammengeſetzt, welche ein oder mehrere große Zellen (ſog. **Rieſenzellen**) umſchließen. Sehr bald nach ſeinem Entſtehen beginnt der Tuberkel von ſeiner Mitte aus zu atrophieren und ſich in eine trockene gelbe käſige Maſſe zu verwandeln; die Urſache dieſer ſog. **Verkäſung** des Tuberkels liegt ohne Zweifel in einer unzureichenden Ernährung desſelben durch die umgebenden Blutgefäße. Der verkäſte Tuberkel erfährt nun nach einiger Zeit weitere Veränderungen, indem er entweder eintrocknet und durch Ablagerung von Kalkmaſſen ſteinhart wird, in welchem Zuſtand er zeitlebens und ohne weitere Beſchwerden zu veranlaſſen, verharren kann, oder indem er, was der häufigere Fall iſt, allmählich erweicht und zu einer dicken rahmähnlichen ätzenden Flüſſigkeit (Tuberkeleiter oder Tuberkeljauche) zerfließt. Durch dieſe Erweichung oder Schmelzung der Tuberkel entſteht auf den Schleimhäuten das ſog. **tuberkulöſe Geſchwür**, in parenchymatöſen Organen die **tuberkulöſe Caverne** oder **Höhle** (Vomica), ein bis fauſtgroßer rundlicher oder unregelmäßig geſtalteter Hohlraum, welcher mit graugelber dünneitriger oder eitrig-käſiger Flüſſigkeit, häufig auch mit gelblichen Bröckeln erfüllt und in verſchiedener Dicke tuberkulös infiltriert iſt. Durch die tuberkulöſen Geſchwüre und Cavernen kann nicht nur das tuberkulöſe Organ allmählich vollſtändig zerſtört, ſondern auch der Geſamtorganismus infolge des begleitenden Fiebers und gewiſſer Folgezuſtände (fettige und amyloide Entartung, Thromboſen u. a.) ſchließlich zu Grunde gerichtet werden. Doch kommt nicht ſelten eine Art von Heilung des tuberkulöſen Prozeſſes durch Bildung von Narbengewebe vor.

Über die **Urſachen** der T. haben erſt die epochemachenden Forſchungen von Robert Koch hinreichende Klarheit verſchafft. Zwar war von alters her unter den Laien die Anſicht verbreitet, daß die Lungentuberkuloſe unter Umſtänden durch Anſteckung auf vordem geſunde Individuen übertragen werden könne, doch verhielten ſich die Ärzte dieſer Anſchauung gegenüber im großen und ganzen ablehnend. Da führte Villemin 1865 den direkten experimentellen Beweis, daß die T. in der That durch Impfung übertragen werden kann, alſo eine infektiöſe Krankheit iſt; ein mit Tuberkelmaſſe geimpftes Tier erliegt nach Wochen oder Monaten der Tuberkuloſe, die ſich von der Impfſtelle aus allmählich auf den übrigen Körper übertragen hat (ſog. **Impftuberkuloſe**). Ebenſo leicht gelingt es, durch das Einatmen fein zerſtäubten Auswurfs tuberkulöſer Perſonen bei ganz geſunden Hunden eine weitverbreitete Lungentuberkuloſe hervorzurufen. Noch fehlte aber jede Kenntnis über den eigentlichen Träger des ſpezifiſchen Infektionsſtoffs dieſer verheerenden Krankheit. Da gelang es 1881 Robert Koch vermittelſt gewiſſer Verbeſſerungen der mikroſkopiſchen Technik und eigentümlicher künſtlicher Färbungsmethoden der mikroſkopiſchen Präparate den unumſtößlichen Nachweis zu führen, daß in allen tuberkulöſen Organen und Auswurfsſtoffen regelmäßig mikroſkopiſch kleinſte niedrige Organismen aus der Klaſſe der Spaltpilze oder Schizomyceten, die ſog. Tuberkelbacillen, vorkommen, daß man dieſelben auch außerhalb des Tierkörpers in künſtlichen Nährſubſtanzen rein zu züchten und mit den nach mehrern Generationen erhaltenen unvermiſchten Pilzen bei jedem Verſuchstier wiederum künſtlich die T. hervorzurufen im Stande iſt. Damit war experimentell erwieſen, daß die T. eine infektiöſe, durch eine ſpezifiſche Bacterienart hervorgerufene Krankheit iſt.

Die **Tuberkelbacillen** ſind außerordentlich kleine, ſchmale, ſtäbchenförmige Gebilde, deren Länge etwa einem Drittel des Durchmeſſers eines roten Blutkörperchens entſpricht (ſ. die nachſtehende Figur,



in welcher a Epithel- und Eiterzellen, b die Tuberkelbacillen bei 500facher Vergrößerung darſtellt). Außerhalb des menſchlichen und tieriſchen Körpers vermögen ſich die Tuberkelbacillen nicht zu vermehren, da ſie ſich nur bei einer anhaltenden gleichmäßig warmen Temperatur von 30 bis 40° C. fortpflanzen und vermehren können; doch bleiben ſie unter Umſtänden auch außerhalb des Körpers längere Zeit lebens- und entwickelungsfähig. Getrockneter bacillenhaltiger Auswurf von Tuberkulöſen behält wochenlang ſeine Anſteckungsfähigkeit, wird leicht in kleinſten Partikelchen vom Luftſtrome fortgeführt, gelangt beim Einatmen direkt in die Luftwege und kann hier wiederum Tuberkuloſe erzeugen, wenn ſonſt die Bedingungen der weitern Entwickelung der eingeatmeten Bacillen günſtig ſind. Einer geſunden Lunge vermögen die letztern nichts anzuhaben, da das ſchützende Epithel der Schleimhäute ihrem Eindringen in die Gewebe einen wirkſamen Widerſtand entgegenſetzt; nur wo die Schleimhaut infolge von Katarrhen, Entzündungen, ſtagnierendem und ſich zerſetzendem Sekret von Epithel entblößt iſt, ferner nur in ſchlaffem und blutleerem Gewebe ſind die Tuberkelbacillen im Stande ſich einzuniſten und ungeſtört ihre deletären Wirkungen zu entfalten. Alles, was den Körper ſchwächt und blutarm macht, wie ungenügende Nahrung, verdorbene Luft, ſchwere Krankheiten, Wochenbetten, Kummer und Sorge, vermindert auch die Widerſtandsfähigkeit gegen den ſchädlichen Einfluß des tuberkulöſen Giftes; auch das Einatmen von Staub, dem manche Gewerke ausgeſetzt ſind, begünſtigt die Entwickelung von T.

(S. Staubinhalationskrankheiten.) Von beſonderer Wichtigkeit iſt weiterhin, daß die Anlage zur T. oft erblich iſt, ſodaß in manchen Familien mehrere oder alle Geſchwiſter nacheinander der T. zum Opfer fallen. (S. Erbliche Krankheiten.) Übrigens iſt der Atmungsprozeß nicht der einzige Weg, auf dem die Tuberkelbacillen in den Körper eindringen; auch vom Darmkanal aus kann die Infektion ſtattfinden. In dieſer Beziehung ſchließt namentlich der Genuß des Fleiſches und der Milch perlſüchtiger (tuberkulöſer) Rinder die Gefahr einer Übertragung der T. in ſich. (S. Tuberkuloſe der Haustiere.) Wiederholt hat man auch die Infektion der T. von kleinen Schrunden und Verletzungen der Haut aus zu Stande kommen ſehen.

Die Erſcheinungen der T. ſind je nach dem Ort der erſten Infektion und nach der weitern Ausbreitung des tuberkulöſen Giftes außerordentlich mannigfach. Mitunter wird das Tuberkelgift durch die Blut- und Säftemaſſe ſo ſchnell über den ganzen Körper verbreitet, daß ſich faſt in allen Organen in kürzeſter Zeit zahlreiche Tuberkeln entwickeln und unter hohem Fieber und ſchweren typhusähnlichen Allgemeinerſcheinungen der Tod erfolgt; man pflegt ſolche Fälle als akute allgemeine Miliartuberkuloſe zu bezeichnen. In den allermeiſten Fällen tritt die T. zuerſt in den Lungen auf (Lungentuberkuloſe), indem entweder binnen wenigen Wochen oder Monaten die Lungen durch tuberkulöſe Cavernen zerſtört werden (akute Lungentuberkuloſe), oder der krankhafte Prozeß in den Lungen einen mehr ſchleichenden, über Jahre, ſelbſt Jahrzehnte ſich erſtreckenden Verlauf nimmt (chroniſche Lungentuberkuloſe). Die Symptome beider Formen gleichen denen der Lungenſchwindſucht (ſ. d.). Über die T. der Luftröhren- und Kehlkopfſchleimhaut ſ. unter Kehlkopf (=Krankheiten 3, Bd. X, S. 214[b]); über die Darmtuberkuloſe ſ. Darmgeſchwüre; über die T. der Gehirnhäute ſ. unter Gehirnhautentzündung, Bd. VII, S. 669[a]; über die T. der Gelenkſchleimhäute ſ. Gliedſchwamm.

Hinſichtlich der Verhütung der T. muß vor allen Dingen betont werden, daß eine ſorgfältige Abhärtung und Kräftigung des Körpers durch gute Ernährung, friſche Luft, kalte Waſchungen und Bäder zu den beſten Schutzmitteln gegen die T. zählen (ſ. Abhärtung); insbeſondere erſcheint bei Kindern tuberkulöſer Eltern, ſowie bei ſkrofulöſen Kindern, welche unter ungünſtigen hygieniſchen Verhältniſſen gar leicht der T. zum Opfer fallen, eine frühzeitige Abhärtung, ſowie methodiſche Atmungsgymnaſtik dringend geboten. Da weiterhin die T. durch Anſteckung übertragen werden kann, ſo vermeide man zu innigen Verkehr und dauernde intime Berührung, insbeſondere das Zuſammenſchlafen mit Lungenſchwindſüchtigen und ſorge für ſorgfältige Desinfektion des Auswurfs der Kranken mit ſtarker Carbolſäurelöſung (5 Proz.); auch erheiſchen ihre Betten, Kleidungs- und Wäſcheſtücke die gewiſſenhafteſte Desinfektion, ehe ſie von Geſunden anderweit benutzt werden dürfen. (S. Krankenwäſche.)

Bei der Behandlung der ausgebrochenen T. iſt das Hauptgewicht auf ein ſorgſames diätetiſches Verhalten und eine zweckmäßige Regelung der Lebensweiſe des Kranken zu legen, da bis jetzt kein medikamentöſes Mittel bekannt iſt, welches das eingedrungene Tuberkelgift direkt unwirkſam zu machen im Stande iſt. Bei der T. ſind von ſchädlichſtem Einfluß vor allem Erkältungen, Exceſſe jedweder Art, Gemütserregungen und ſchlechte Ernährung. Deshalb ſollen ſich ſolche Kranke vor dem Einatmen zu kalter Luft, namentlich kalter feuchter Luft (im Frühjahr und Herbſt, in den frühen Morgen- und ſpäten Abendſtunden) hüten, in freier Luft bei kalter Witterung entweder einen Reſpirator tragen oder wenigſtens den Mund geſchloſſen halten, auch die Bruſt ſtets (und namentlich nachts im Bette) warm bekleidet halten (wollene Leibjäckchen). Zur Verhütung von Erkältungen während der rauhen Jahreszeit iſt den Tuberkulöſen zu empfehlen, den Winter in einem milden Klima, oder in einem hochgelegenen geſchützten Gebirgsort zu verbringen (klimatiſche Kurorte). Exceſſe ſchaden den Kranken teils durch die (Lungenhyperämie bedingende) Aufregung, teils durch die Erſchöpfung, welche ſie zurücklaſſen, und ſind aus dieſem Grunde ſtreng zu vermeiden. Ein Tuberkulöſer hat nichts zuzuſetzen und muß mit ſeinem Körpervermögen ſparſam umgehen; daher kommt es, daß Schwindſüchtige, die wenig auf die Ernährung ihres Körpers verwenden, früher und leichter zu Grunde gehen, als ſolche, die ſich gut nähren, und daß durch die Schwangerſchaft der Fortſchritt der T. oft ungemein befördert wird. Auch beſchleunigen tuberkulöſe Männer durch die Heirat häufig unzweifelhaft ihren Tod.

Litteratur. Waldenburg, «Die T., die Lungenſchwindſucht und die Skrofuloſe» (Berl. 1869); Buhl, «Lungenentzündung, T. und Schwindſucht» (Münch. 1872); Cohnheim, «Die T. vom Standpunkte der Infektionslehre» (2. Aufl., Lpz. 1881); Rob. Koch, «Die Ätiologie der T.» (in der berliner «Kliniſchen Wochenſchrift», 1882); Weber, «Vorträge über die hygieniſche und klimatiſche Behandlung der chroniſchen Lungenphthiſe» (Lpz. 1885).

Tuberkuloſe (der Haustiere) oder Knötchenſchwindſucht wird durch einen Spaltpilz, den Tuberkelbacillus, erzeugt und weiter verbreitet. Die Krankheit iſt unheilbar, ſteckt inſofern an, als von mit T. verſehenen Tieren Tuberkelbacillen ausgehuſtet, mit dem Kot ausgeleert oder ſonſtwie ausgeſchieden werden können, die dann von geſunden Tieren eingeatmet oder mit Futter, auf welches ſie der unglückliche Zufall gelangen ließ, verzehrt, erneut Veranlaſſung zum Entſtehen der gefährlichen Krankheit geben. Trennen der tuberkulöſen Tiere von geſundem Vieh, Sorge dafür, daß die von Kranken herſtammenden Tuberkelbacillen durch öfteres Desinfizieren der Ställe mit ſtarkem Carbolwaſſer oder mit Sublimatlöſung (1 : 1000) vernichtet werden, iſt faſt alles, was man gegen T. der Tiere thun kann, wenn man nicht noch berückſichtigt, daß die Dispoſition zu dieſer Krankheit entſchieden vererbt, deshalb alle nahe Verwandten von tuberkelkranken Tieren ſtreng von der Zucht auszuſchließen ſind. Die Tuberkeln ſind meiſt kleine, etwa hirſekorngroße, umſchriebene, zellige Knötchen, welche anfangs einen gallertigen Inhalt, ſpäter eine gelbe, mehr weiche, breiige oder eine ſtarre, gelbweiße, käſige, bröckelige Maſſe enthalten; anſtatt der Knötchen beobachtet man zuweilen verſchieden große, umſchriebene Verdichtungen des Gewebes der Leber, Lunge, des Darmes u. ſ. w. als Folge der tuberkulöſen Entzündung. Das normale Gewebe und das aus dieſem beſtehende Organ wird ſeinem Untergang zugeführt, dadurch, daß die Tuberkeln maſſenhaft, dicht aneinander

gelagert auftreten, oder zum Entstehen mit gelbem, käsigem Brei oder gelber bröckeliger Masse erfüllter Hohlräume (Cavernen) Veranlassung geben, oder mit Kalksalzen durchsetzte Verdichtungen (verkreidete Tuberkel) ausbilden, oder geschwürige Zerstörungen, dieses meist auf Schleimhäuten, herbeiführen. Beim Rind sitzen die Tuberkeln, welche dadurch, daß sich viele aneinander legen und zusammenhäufen, oft faustgroße Knoten, Perlen (Perlsucht) bilden, meist auf dem Brustfell, aber auch auf andern porösen Häuten. Mit der größern Ausbreitung der Tuberkeln in den Organen und der Zerstörung der letztern geht Hand in Hand allmählich zunehmende Abzehrung neben der Funktionsstörung des hauptsächlich betroffenen Organs.

Große Freßlust, ungestörter Appetit bei zunehmender Abmagerung ist das charakteristischste Zeichen der T., die meist sehr langsam verläuft. Doch können Tiere tuberkulös sein und trotzdem viele Monate hindurch im besten Ernährungszustand sich befinden (fette Franzosen der Rinder). Tritt die Abzehrung ein, so sind außer ihr Vergrößerung und Verhärtung von Lymphdrüsen im Kehlgang, in der Leistengegend, unter der Schulter u. s. w. Harthäutigkeit, Schwäche und Hinfälligkeit, gewöhnlich auch Durchfall zu beobachten. Milch von tuberkulösen Tieren, namentlich wenn solche aus einem Euter kommt, welches zum Teil durch Tuberkeleinlagerung vertrocknet, resp. verhärtet ist, darf ebenso wenig zum Genusse für Menschen verwendet werden, wie das Fleisch von sehr tuberkulosen Tieren. Nur wenn die Knötchenschwindsucht örtlich auf ein Organ allein sich erstreckt, nicht allgemeine Ausbreitung im Körper gefunden hat, auch Abzehrung des betreffenden Tieres nicht eingetreten ist, kann das Fleisch als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere benutzt werden.

Tuberose, Zierpflanze, s. Polianthes.

Tübet, Land, s. Tibet.

Tübingen, Oberamtsstadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Württemberg, liegt an einem Hügel am obern Neckar, in welchen hier die Ammer und die Steinlach mündet, in einer der malerischsten Gegenden des Neckarthals, ist Station der Linien Plochingen-Villingen und T.-Sigmaringen der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, einer Generalsuperintendenz und anderer Behörden, hat außer der Universität, ein Gymnasium und eine Realschule, und zählt (1885) 12 660 meist prot. E. Das Innere der Stadt besteht aus unregelmäßigen, engen, abschüssigen Straßen mit alten, kunstlos gebauten Häusern. Zwei in den letzten Jahrzehnten entstandene Vorstädte tragen einen modernen Charakter, wie namentlich im östl. Teile der Stadt die Wilhelmsstraße mit verschiedenen neuen Gebäuden der Universität. Überragt wird die Stadt von dem Schloß Hohentübingen, dessen Bau im Renaissancestil vom Herzog Ulrich 1507 begonnen und 1540 vollendet wurde. In demselben ist die Universitätsbibliothek aufgestellt und man hat von hier eine schöne Aussicht auf die Schwäbische Alb. Von ältern Bauwerken ist noch die Stiftskirche (1469—83 erbaut) zu erwähnen, mit alten Glasbildern im Chor und Grabmälern verschiedener württemb. Fürsten (unter andern Eberhard im Bart, gest. 1496, und Herzog Ulrich, gest. 1550). Dem hier geborenen Dichter Uhland wurde 14. Juli 1873, dem Komponisten Sucher 7. Mai 1874, dem Dichter Hölderlin 30. Juni 1881 ein Denkmal gesetzt. Berühmt ist T. durch seine Universität, welche 1477 vom Grafen Eberhard im Bart, nachmaligem ersten Herzog von Württemberg, gestiftet und 1534 reformiert wurde; 1536 erhielt dieselbe in dem evang.-theol. Seminar (dem sog. Stift) eine Anstalt, welche den theol. und philos. Studien seitdem eine hervorragende Stellung unter den verschiedenen Lehrfächern gesichert hat. Seit 1806 ist die Universität dem Ministerium des Kultus untergeordnet. Nach der 1831 festgestellten Universitätsverfassung liegt die Leitung der Universität in den Händen eines vom akademischen Senat alljährlich gewählten Rektors, dem ein Kanzler als Bevollmächtigter der Regierung zur Seite steht. Während die übrigen deutschen Universitäten meist nur vier oder fünf Fakultäten besitzen, zählt T. deren sieben, indem 1817 eine eigene staatswissenschaftliche und eine katholisch-theologische (früher in Ellwangen), 1863 eine besondere naturwissenschaftliche Fakultät errichtet wurde. Mit der kath.-theol. Fakultät wurde auch das kath.-theol. Konvikt (Wilhelmsstift) von Ellwangen nach T. verlegt. An der Universität sind thätig 53 ordentliche und 17 außerordentliche Professoren und 10 Privatdocenten. Die Zahl der Studierenden hat in der neuesten Zeit bedeutend zugenommen und beträgt 1200—1400 (1422 im Sommersemester 1885), darunter 5—600 Nichtwürttemberger. Im Aug. 1877 wurde unter Beteiligung der königl. Familie die vierte Säkularfeier der Universität festlich begangen. Berühmt ist die von Baur (s. d.) begründete sog. Tübinger Schule in der Theologie geworden.

Die Stadt Tübingen wird zuerst 1078 erwähnt. Sie gehörte den Grafen von Tübingen, bis sie 1342 durch Kauf an den Grafen Ulrich von Württemberg kam. Am 10. Juli 1514 wurde zu T. der Tübinger Vertrag zwischen dem Herzog Ulrich und dem Landtage abgeschlossen, wodurch das Land die Schulden des Herzogs übernahm, und die Freiheiten und Rechte der Landschaft dem Herzog gegenüber feststellte. Die Stadt wurde 1519 vom Schwäbischen Bund belagert und mußte sich 25. April samt dem Schloß ergeben; 1647 wurde sie von den Franzosen unter Turenne erobert und mußte bei dem Franzoseneinfall von 1688 sich 15. Dez. an den Brigadegeneral Peysonnel ergeben, welcher die Festungswerke schleifen ließ. In der Nähe von T. liegt das alte Cistercienserkloster Bebenhausen (s. d.). Vgl. Klüpfel und Eifert, «Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität T.» (Tüb. 1849); Klüpfel, «Die Universität T. in ihrer Vergangenheit und Gegenwart» (Tüb. 1877); «T. und seine Umgebungen» (3. Aufl., Tüb. 1884).

Tübinger Schule, s. u. Baur (Ferd. Christian).

Tubu, Volk, s. Tibbu.

Tubuai-Inseln, Raiwawai- oder Australinseln, eine Reihe kleiner Eilande der Südsee südlich von den Gesellschaftsinseln, östlich von den Hervey- oder Cookinseln, zu beiden Seiten des Wendekreises des Steinbocks. Ihr Gesamtflächeninhalt beträgt 286 qkm. Die Inseln sind Rarurota (Rarurotu) oder Hull (10 qkm, unbewohnt), Rimatara (10 qkm, 250 E.), Rurutu (50 qkm, 300 E.), Tubuai (103 qkm, 343 E.), Raiwawai oder Vavitao (66 qkm, 350 E.), Morotiri oder Baß (5 qkm), und als wichtigste Rapa (richtiger Rapa iti, d. h. kleine Rapa, oder Oparo, 42 qkm, 100 E). Tubuai, Raiwawai und Rapa sind vulkanischen

Ursprungs; Narurota ist Laguneninsel; Rimatara und Rurutu bestehen aus Madreporenkalk und sind beide hoch, bergig und wohlbewässert. Die Inseln sind fruchtbar und liefern reichen Ertrag an Tabak, Bananen und Arrow-root; der Brotfruchtbaum kommt hier nicht mehr fort und die Kokospalme gedeiht nur noch selten, weil das Klima schon ein kühleres ist. Rapa zeichnet sich durch die pittoreske Form ihrer Berge aus, welche die ganze Insel so anfüllen, daß nur sehr wenig ebenes Land übrigbleibt. Das reizende Rurut begeisterte den Dichter Byron in dem Grade, daß er den Schauplatz eines seiner Gedichte («The island or Christian and his comrades») dahin verlegte. Cook hat den größern Teil dieser Eilande in den J. 1769 und 1777 entdeckt, während Rapa 1791 von Vancouver aufgefunden ward. Die prot. Insulaner sind den Tahitiern in jeder Beziehung ähnlich, ihre Sprache ist jetzt überwiegend die tahitische. Ihre Gesamtzahl wird auf 1350 geschätzt. Sie sind ein schöner polynesischer Menschenschlag, schlank und wohlgebaut und von männlichem Aussehen, mit langem, schwarzem Haar und angenehmen Zügen. Sie zeichnen sich durch Fleiß und Betriebsamkeit aus und verwenden auf den Landbau allenthalben große Sorge, sie sind geschickte Weber und Schnitzer, bereiten Branntwein und Zucker und treiben mit Papeete auf Haïti Handel. Im Hafen Ahurai in Rapa befindet sich die Kohlenstation einer engl. Dampfschiffahrtsgesellschaft für die Fahrten von Panamá nach Neuseeland. Seit 1881 sind die Inseln Tubuai, Raiwawai (Vavitao) und Rapa (Oparo) als Teile des Schutzstaates Tahiti im Besitz der Franzosen.

Tubulus nennt man eine an Glasgefäßen, besonders an Retorten und Kolben angebrachte, röhrenförmige, an ihren Rändern wulstartig verdickte Verschlußöffnung, welche häufig mit einem eingeschliffenen Glasstöpsel versehen ist und bei Retorten zum Einfüllen der Substanz, zur Befestigung eines Thermometers, bei Kolben zur Ableitung von Gasen dient. Bei zum chem. Gebrauch dienenden Glasflaschen sind häufig mehrere Tubuli sowohl an ihrem obern Teile, wie auch dicht über dem Boden angebracht.

Tubus (lat.), Röhre, besonders Fernrohr (s. d.).

Tuch (frz. drap, engl. cloth) ist sprachlich zunächst die allgemeine Bezeichnung für breite Gewebe, und in Wörtern, wie Leintuch, Segeltuch, Packtuch, Haartuch, Nesseltuch u. s. w. hat sich diese Bedeutung erhalten. Sodann bezeichnet man mit diesem Namen solche Gewebe, welche nicht verschnitten und durch Nähen in die Form der verschiedenen Kleidungsstücke gebracht zu werden bestimmt sind, sondern in quadratischen oder oblongen Stücken zum Gebrauche gelangen, wie Schnupftücher, Halstücher, Umschlagetücher u. s. w. Auch hier ist der Stoff ohne Einfluß auf den Namen, und man webt solche Tücher entweder einzeln, wie große Shawls, Umschlagetücher und Tischdecken, oder dergestalt im fortlaufenden Stücke, daß nur durch das Muster oder eingewebte Streifen die Stellen bezeichnet werden, an denen man durchschneiden soll, um das Stück in einzelne Tücher zu zerlegen.

Im engsten Sinne ist Tuch der Name eines rein wollenen, aus Streichgarn (s. d. und unter Wollspinnerei) erzeugten Gewebes, auf dessen Oberfläche durch Walken eine dünne Filzdecke erzeugt und dieser dann durch Rauhen, d. h. Auftragen der obersten Schicht, Scheren, Bürsten, Dekatieren u. s. w. ein solches Ansehen gegeben wird, daß das eigentliche Gewebe unter der glatten Haardecke nicht eher sichtbar wird, als bis diese Decke durch den Gebrauch abgenutzt ist oder, wie man sagt, das T. fadenscheinig geworden ist. Die eigentlichen T., Kerntuch aus der feinsten Rückenwolle der Schafe, sowie Dreiviertelstuch oder Brasil, Halbtuch oder Damentuch sind zwar meist im Gewebe leinwandartig und 10—12 Viertel breit, man hat aber auch geköperte T. Eine dünne leichte Sorte T. wird neuerdings mit baumwollener Kette gewebt, sodaß in demselben nur der Einschuß aus Schafwolle besteht. Nebst dem eigentlichen T. werden aus Streichwolle mancherlei Stoffe fabriziert, welche die eigentümliche gefilzte Decke mit demselben gemein haben, wiewohl diese meist durch schwächeres Walken weniger entwickelt und durch geringeres Rauhen und Scheren weniger zugerichtet ist. Man faßt diese Stoffe oft unter dem Namen tuchartige Wollenzeuge zusammen, und es gehören dazu Kasimir, Fries, Flanell, Circassienne, Buckskin u. s. w. Über die Herstellung der Tuche s. unter Tuchfabrikation und Weberei.

Das sog. Filztuch, welches nicht aus Garn gewebt, sondern aus ungesponnener Wolle auf Maschinen zusammengefilzt wird, ist neuerdings vielfach an die Stelle des T. getreten, dessen Festigkeit und Dehnbarkeit es bei guter Beschaffenheit des Rohstoffs und richtiger Führung des Filz- und Walkprozesses erreicht.

Tuch (Joh. Christian Friedr.), verdienter Exeget und Orientalist, geb. 17. Dez. 1806 zu Quedlinburg, studierte zu Halle Theologie und Orientalia unter Gesenius, habilitierte sich 1830 ebendaselbst in der philos. Fakultät, wurde in derselben 1839 außerord. Professor, 1841 außerord. Professor der Theologie in Leipzig, 1843 ord. Professor, 1853 zugleich Kanonikus im Stift zu Zeitz, später auch Kirchenrat, und starb 12. April 1867 in Leipzig. T. war ein bedeutender Kenner des Alten Testaments und der semit. Sprachen, namentlich auch des Arabischen. Seine Hauptwerke sind der «Kommentar über die Genesis» (Halle 1838; 2. Aufl. 1871) und «Die Erklärung der 21 sinaitischen Inschriften» (in der Zeitschrift der «Deutschen morgenländischen Gesellschaft», Bd. 3, 1849). Außerdem lieferte er (in Programmen) mancherlei wertvolle Spezialuntersuchungen, meist über geogr. Gegenstände, auch über die äthiopische Lautlehre.

Tuchel, Kreisstadt im westpreuß. Regierungsbezirk Marienwerder, 3 km rechts von der Brahe, in der Tucheler Heide, Station der Linie Konitz-Laskowitz der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3064 E. (500 Polen), und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein kath. Schullehrerseminar, Landwirtschaft, Holz- und Getreidehandel. — Der Kreis Tuchel zählt auf 857 qkm (1885) 27 782 meist kath. E.

Die Tucheler Heide ist eine große Kiefernwaldung in den Kreisen Tuchel, Konitz und Schwetz des westpreuß. Regierungsbezirks Marienwerder und dehnt sich westlich von der Weichsel, namentlich zwischen Brahe und Schwarzwasser, in einer Länge von 100 km und einer Breite von 30—40 km aus.

Tüchersfeld, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Pegnitz, in äußerst malerischer Lage rechts an der links zur Wiesent gehenden Püttlach, in der Fränkischen Schweiz, mit 220 E.

Tuchfabrikation (frz. manufacture des draps; engl. cloth-manufacture). Zur Herstellung von Tuchen wird zunächst das Gewebe (s. unter Weberei), im unverfilzten Zustand Loden genannt, einer Verbesserung der Oberfläche durch das Noppen, d. h. Abkneifen der Knötchen mittels des Noppeisens (s. d.) oder der Noppzange unterworfen und sodann in Waschmaschinen (s. d. und unter Appretur) mit Hilfe von Alkalien (Seife, Soda) von dem beim Spinnen der Wolle verwendeten Fett, sowie von dem beim Weben gebrauchten Kettenleim befreit. Hierauf folgt das Ausspannen auf Rahmen oder mittels besonderer Maschinen zum Trocknen (s. unter Appretur) und ein zweites Noppen. Der Verfilzungsprozeß wird in den Walkmühlen oder Walken (s. unter Appretur), die, je nachdem sie durch Druck oder Stoß wirken, Druck- oder Stoßwalken und je nach den wirkenden Teilen Kurbelwalke, Hammerwalke oder Walzenwalke (Cylinderwalke) heißen, in der Weise vorgenommen, daß das Zeug bei mäßiger Wärme und unter Einwirkung von Seife oder Walkererde fortwährend zusammengequetscht wird.

Nach dem Walken müssen auf derjenigen Seite, welche nach außen getragen werden soll, die Haarenden des zum zweiten mal gewaschenen, ausgespannten und getrockneten Zeugs aus dem Filz wieder an die Oberfläche gezogen werden. Dies geschieht durch die Arbeit des Rauhens, die entweder durch Streichen mit der Hand mittels des Kardenkreuzes, oder, was jetzt fast allein gebräuchlich, auf Rauhmaschinen ausgeführt wird. Das Kardenkreuz besteht aus zwei rechtwinkelig übereinander befestigten Holzstäbchen, die ein Kreuz bilden, dessen eine Hälfte mit Kardendisteln (s. unter Dipsacus) besetzt ist, während das frei bleibende Ende als Handgriff dient. Bei der Rauhmaschine sind die Kardendisteln durch Drahthäkchen (Metallkarden) ersetzt, welche den Beschlag einer rotierenden Trommel, der Kardentrommel, bilden. Zur Erzeugung einer ganz gleichmäßigen haarigen Oberfläche gelangt der Stoff auf die Schermaschinen (vgl. Appretur), welche je nach der Lage des Schercylinders Diagonal-, Longitudinal- oder Transversalschermaschinen heißen. Schließlich werden die Tuche, um den sog. Strich zu erhalten, in einer und derselben Richtung anhaltend auf Bürstenmaschinen bearbeitet, sowie gepreßt (s. unter Appretur) und dekatiert oder gekrumpt (s. Dekatieren).

Das Tuch heißt wollfarbig, wenn die zu demselben verwendete Wolle vor der Bearbeitung auf dem Wolf (s. unter Wollspinnerei) gefärbt, lodenfarbig, wenn das Färben mit dem Gewebe vor dem Walken vorgenommen, tuchfarbig, wenn der Stoff nach dem Walken oder sogar erst nach dem Scheren gefärbt wurde.

Die T. ist ein altes deutsches Gewerbe, welches aber zuerst in den Niederlanden den höchsten Grad der Vollendung erreichte. Am Ausgang des Mittelalters waren als Tuchfabrikanten die Deutschen, Niederländer und Italiener berühmt. Heute nehmen in der T. neben Preußen und Sachsen, welche durch ihre ausgezeichneten Wollen begünstigt sind, Österreich, Frankreich, England und Belgien eine hervorragende Stellung ein. Frankreich hat besonders in den an Belgien und Luxemburg grenzenden Teilen und in der Normandie bedeutende Tuchfabriken. Die deutsche T. ist in der preuß. und sächs. Lausitz, andern Teilen von Sachsen und am Rhein am weitesten vorgeschritten.

Vgl. Stommel, «Das Ganze der Weberei der Tuch- und Buckskinfabrikation» (2 Bde., Braunschw. 1876); Elsner, Lehrbuch der Tuch- und Buckskinweberei» (Bd. 1, Altona 1879).

Tuchfarbig, im Stück nach dem Walken gefärbt, s. unter Tuchfabrikation.

Tuchmacherstuhl oder Tuchwebstuhl, s. unter Weberei.

Tuchschere (frz. forces; engl. shears), eine der gewöhnlichen Schafschere ähnliche, nur viel größere Schere, die vor der allgemeinen Einführung der Schermaschinen zum Scheren des Tuchs, d. h. zum gleichmäßigen Abschneiden der durch das Rauhen an die Oberfläche gezogenen Härchen gebraucht wurde. (S. unter Appretur und unter Tuchfabrikation.)

Tuchscherer, auch Appreteur genannt (frz. tondeur; engl. cloth-shearer), derjenige, welcher die Zurichtung von Tuchen und tuchartigen Stoffen einschließlich des Pressens und Dekatierens besorgt.

Tuchweberei, s. unter Weberei.

Tückebote, s. Irrlicht.

Tuckerman (Henry Theodore), nordamerik. Kritiker und Schriftsteller, geb. 20. April 1813 zu Boston, besuchte Europa und widmete sich dann der Litteratur, der Kritik und dem Studium der Kunst. Für verschiedene Zeitschriften lieferte er Beiträge, von welchen er viele in folgenden Werken sammelte: «The Italian sketch-book» (1835), «Isabel, or Sicily, a pilgrimage» (1839), «Rambles and reviews» (1841), «Thoughts on the poets» (1846), «Artist life, being sketches of 23 American painters» (1847), «Characteristics of Literature» (1849 u. 1851), «The optimist» (1850), «Life of commodore Silas Talbot» (1851), «Poems» (1851), «A month in England» (1853), «Memorial of Horatio Greenough» (1853), «Leaves from the diary of a dreamer» (1853), «Essays, biographical and critical» (1857), «Essay on Washington, with a paper on the portraits of Washington» (1859), «America and her commentators» (1864), «A sheaf of verse» (1864), «The Criterion» (1866), «Papers about Paris» (1867), «The book of American artists» (1867), «Life of John P. Kennedy» (1871). T. starb 19. Dez. 1871 zu Neuyork. Er war einer der bedeutendsten Kunstkritiker der Vereinigten Staaten.

Tuckum (lett. Tukkume), Kreisstadt in Kurland, am Schlockbache, einem Nebenfluß der kurländ. Aa, in der Nähe des Hüningsberges, ist mit Riga durch eine Eisenbahn verbunden, Sitz der höchsten Justizbehörden des Kreises und zählte (1881) 6180 E., die je zu ein Drittel aus Deutschen, Juden und Letten bestehen. Zu T. gründete 1330 der livländ. Ordensmeister Gottfried von Rogga eine Ordensburg; 1799 erhielt der Ort deutsche Stadtgerechtigkeit, aber 1877 wurde die russ. Städteordnung eingeführt.

Tucuman, die kleinste der vierzehn Provinzen der Argentinischen Konföderation in Südamerika, wird im N. von Salta, im O. und S. von Santiago del Estero, im S. und W. von Catamarca begrenzt. Der östl. Teil des 31 166 qkm umfassenden Landes ist eben. Im NO. ist Hügelland und gegen Catamarca finden sich steile Gebirge bis zu 5—6000 m Kammhöhe, welche von engen Flußthälern durchzogen, der Kultur unfähig und größten-

teils unbewohnt sind, jedoch einen prächtigen Urwald von Walnuß-, Mahagoni- und Ebenholzbäumen nebst Cedern, Lorbeeren und Myrten tragen. In den Bergen gewinnt man etwas Gold, Silber, Kupfer und Blei. Der nicht schiffbare Rio Dulce, mit zahlreichen kleinern Nebenflüssen, bewässert hinreichend den sehr fruchtbaren Boden, der in außerordentlicher Üppigkeit Zuckerrohr, Weizen, Reis, Mais, Tabak, Weintrauben, Südfrüchte u. s. w. hervorbringt. Auf dem reichen Weidelande wird eine schwunghafte Pferde-, Maultier- und Rindviehzucht betrieben. Das Klima ist mild, und mit Recht rühmen die Bewohner der Provinz dieselbe als eins der schönsten Länder der Erde. Die Hauptausfuhrartikel sind Zucker, Weizen, Reis, Branntwein, Pferde, Maultiere (nach Bolivia und Peru), Häute, Wolle, Käse. Die Bewohner, meist Mischlinge, sind intelligent und thätig und haben von jeher mit besonderm Eifer an den polit. Umwälzungen, an denen der Staat so reich ist, teilgenommen. Das Land zählt (1882) 178000 E. und ist die volksdichteste Provinz Argentinas.

Die Hauptstadt San-Miguel del Tucuman, 3 km rechts vom Rio Tali, dem Oberlauf des Rio Dulce, an einem Kanale desselben, am Ostfuße der Sierra Tucuman, Station der Staatsbahnlinie Cordoba-T., ist von zahlreichen Landhäusern, Plantagen und einem großen Walde von Orangenbäumen umgeben, zählt (1884) 26300 E., hat Gerbereien, Branntweinbrennerei, Zuckerfabriken und liefert schöne Satteldecken und Spitzen. Die Stadt wurde 1564 gegründet und hat beim Befreiungskriege von span. Herrschaft stets eine hervorragende Rolle gespielt. Am 24. Sept. 1812 siegten hier die Independenten über die Spanier. Am 12. Juli 1816 erklärte der daselbst versammelte Kongreß die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten am La-Plata von Spanien und publizierte 3. Dez. 1818 die neue Verfassung. Unter Rosas' Herrschaft litt die Stadt durch übermäßige Kontributionen sehr viel. Die Fortsetzung der Eisenbahn nordwärts nach Salta und Jujuy ist im Bau.

Tude (Claire Josephe Hippolyte Legris de la), franz. Schauspielerin, s. Clairon.

Tudéla, die zweite Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort der span. Provinz Navarra, in 253 m Höhe, am rechten Ufer des Ebro, über welchen hier eine schöne Brücke mit 17 Bogen führt, und links an dem hier einmündenden Queles, Station der Linien Barcelona-Alsásua und T.-Bilbao der Nordbahn, 7 km von dem großartigen Wasserbauwerke, genannt el Bocal del Rey am Anfange des Kaiserkanals, ist der Sitz eines Bischofs, hat größtenteils enge und schlechte Straßen, aber schöne Promenaden am Strome, eine sehenswerte Kathedrale roman. Stils, mit einem achteckigen Turme, einem Prachtportal und einem glänzenden, mit plastischem Schmuck reich verzierten Kreuzgange aus dem 13. Jahrh., mehrere andere Kirchen und vier Nonnenklöster, ein Institut und andere Unterrichtsanstalten und zählt (1877) 10086 E., welche Lakritzensaft, Tuch, Seidenwaren, irdene Gefäße (Cantaros) fertigen, Öl und Wein, der dem Burgunder ähnlich und der beste der Provinz ist, bauen, Schafzucht treiben und lebhaften Handel, besonders mit Öl und Wein, unterhalten. Die Stadt, von ihrer alten Befestigung nur noch Reste bewahrend, fiel im 8. Jahrh. den Mauren in die Hände, denen sie erst 1114 durch König Alfons I. von Aragonien entrissen wurde. In maur. Zeit erscheint sie unter dem Namen Tutela und Tothila und gehörte damals zur Landschaft Arlith. Denkwürdig ist T. durch den Vertrag vom 2. Febr. 1231, worin der 78jährige Sancho von Navarra und der 25jährige Jakob I. von Aragonien einander adoptierten, durch das Gefecht vom 9. Juni 1808, in welchem die Franzosen unter Lefebvre-Desnouettes, sowie durch die Schlacht vom 23. Nov. 1808, worin sie unter Lannes über die Spanier unter Castaños und Palafox siegten.

Tudjan, Insel, s. Resolution.

Tudor, die Dynastie, die 1485—1603 England regierte. Als Stammvater wird Owen-ap-Meridith-ap-T. betrachtet, in dem nach der Überlieferung das Blut der alten Fürsten von Wales floß. Owen T. heiratete 1422 Katharina von Frankreich, die Witwe Heinrichs V. (s. d.) und Mutter Heinrichs VI. von England. Dieses Glück erst brachte die Familie am engl. Königshofe empor. Von T. gebar die Prinzessin drei Söhne, Edmund, Jasper und Owen. Letzterer, Owen, trat in den geistlichen Stand; Jasper wurde zum Grafen von Pembroke, Edmund zum Grafen von Richmond erhoben. Natürlich entschieden sich Owen T. und dessen Söhne, welche die Stiefbrüder Heinrichs VI. waren, in dem Streite der Häuser York und Lancaster (s. Plantagenet) für Lancaster, dem der König angehörte. Jasper führte sogar 1461 in der Schlacht bei Mortimers-Croß die Truppen Margaretens von Anjou (s. d.) an. Owen T. fiel hier in die Hände der York und wurde auf Befehl des Herzogs von York auf der Stelle enthauptet. Jasper starb kinderlos. Edmund T., Graf von Richmond, heiratete Margarete von Beaufort, die Erbtochter des Hauses Lancaster. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, Heinrich T., Graf von Richmond, der nach dem Tode seiner Mutter die Ansprüche des Hauses Lancaster auf den engl. Thron, den Yorks gegenüber, erbte, 1485 in England landete und 22. Aug. 1485 den König Richard III. (s. d.) aus dem Hause York in der Schlacht von Bosworth erschlug. Heinrich VII. (s. d.), wie er sich nach dem Siege nannte, suchte seine Rechte zu verstärken, indem er Elisabeth, die älteste Tochter Eduards IV. (s. d.), aus dem Hause York, heiratete. So vereinigte er die Interessen der York und Lancaster und schloß die blutigen Kämpfe der beiden Rosen (s. d.). Außerdem ließ er seine Thronerhebung vom Parlament bestätigen und befestigte sich durch eine strenge, auf Demütigung der Großen gerichtete Regierung. Aus der Ehe mit Elisabeth, die 1503 starb, erhielt Heinrich VII. vier Kinder: Margarete T.; Arthur, Prinz von Wales, der sich mit Katharina von Anjou vermählte, aber 1502 kinderlos starb; Heinrich VIII., den Nachfolger, und die Prinzessin Marie.

Marie T., die jüngste Tochter Heinrichs VII., vermählte sich mit Ludwig XII. (s. d.) von Frankreich. Als derselbe einige Monate später, 1515, starb, heiratete sie den engl. Edelmann Charles Brandon, Herzog von Suffolk. Sie starb 1533; ihre Enkelin aus der Ehe mit Suffolk war die unglückliche Johanna Grey (s. d.).

Margarete T., älteste Tochter Heinrichs VII., vermählte sich mit Jakob IV. von Schottland und gebar demselben Jakob V. Sie war hiernach die Großmutter der unglücklichen Maria Stuart und die Urgroßmutter Jakobs VI. Aus einer zweiten Ehe Margaretens mit dem Grafen Douglas von

Angus entsprang eine Tochter, die ebenfalls den Namen Margarete empfing. Diese Tochter vermählte sich mit einem Stuart, dem Grafen von Lenox, aus welcher Verbindung Heinrich Darnley, der Gemahl der Königin Maria Stuart, entsprang. Jakob VI. von Schottland war demnach von seiten der Mutter wie des Vaters ein Urenkel der Tochter Heinrichs VII. Margarete starb 1539.

Heinrich VIII. (s. d.), der Sohn und Nachfolger Heinrichs VII., 1509—47, erbte die Staatsklugheit und Energie seines Vaters, die sich in ihm zur Brutalität steigerte. Er hatte nacheinander sechs Gemahlinnen, von deren er zwei, Katharina von Aragonien, die Witwe seines verstorbenen Bruders, und Anna von Kleve verstieß, zwei andere, Anna Boleyn und Katharina Howard, enthaupten ließ. Katharina von Aragonien gebar ihm die nachmalige Königin Maria, Anna Boleyn die spätere Königin Elisabeth, Johanna Seymour seinen unmittelbaren Nachfolger, Eduard VI. Seine beiden Töchter erklärte er anfangs für illegitim, ließ aber deren eventuelle Thronrechte durch eine Parlamentsakte von 1544 wiederherstellen.

Sein Sohn und Nachfolger, Eduard VI., 1547—53, ein schwächlicher Jüngling, ließ sich durch den Herzog von Northumberland bereden, seine beiden Schwestern unter nichtigen Vorwänden und ohne Beobachtung der Formen abermals von der Thronfolge auszuschließen. Er ernannte seine Cousine Johanna Grey, die Schwiegertochter Northumberlands, zur Nachfolgerin. Nach seinem Tode gelang es jedoch seiner ältern Schwester, Maria, ihre unschuldige Nebenbuhlerin sogleich zu verdrängen. Mit der Thronbesteigung Marias, 1553—58, begann jene blutige Reaktion gegen die Kirchenreformation, die ihre Person wie ihre Regierung verhaßt machte. Wiewohl Maria mit Philipp II. von Spanien vermählt war, starb sie doch 1558 kinderlos.

Ihr folgte auf dem Throne die zweite Tochter Heinrichs VIII., die Königin Elisabeth, die unvermählt blieb. Nach ihrem Tode 1603 erbte den engl. Thron der Abkömmling Margareta T.s, Jakob VI. von Schottland, der nun beide Reiche als Jakob I. regierte und das königl. Haus der Stuarts hiermit nach England verpflanzte.

Tü-düc, eigentlich Hoang Nam, Kaiser von Annam, folgte 1847 seinem Vater Thinutri. Seit 1848 begann er die Christen zu verfolgen, weshalb der franz. Missionsbischof Lefèvre die Einmischung Frankreichs anrief. Nachdem 1857 der span. Missionsbischof Diaz hingerichtet worden war, erfolgte 1858 der Krieg mit Frankreich und Spanien. (S. unter Annam.) Endlich schloß T. 15. März 1874 mit Frankreich den Vertrag von Saigun ab, worin von letzterm zwar formell die Unabhängigkeit Annams anerkannt, thatsächlich aber ein Protektorat Frankreichs über Annam geschaffen wurde, da Frankreich einen Residenten mit bewaffneter Macht in Hué halten und die Führung der auswärtigen Politik übernehmen sollte. Da China, dessen Oberhoheit über Annam in dem Vertrage ganz ignoriert wurde, 1875 gegen denselben protestierte, so blieb er zunächst unausgeführt. Während des 1883 von Frankreich zur Durchführung seiner Ansprüche auf Annam und Tongking unternommenen Kriegs starb T. am 20. Juli 1883.

Tuff, allgemeine Bezeichnung für gewisse mürbe und lockere Gesteine, nämlich einerseits für poröse Absätze aus kalk- oder kieselsäurehaltigem Gewässer (Kalktuff, Kieseltuff), andererseits für Anhäufungen vulkanischen Materials, welches entweder einen Trümmerschutt von zerstörten Basalt- oder Trachytbergen darstellt oder in losem Zustande als vulkanischer Sand und Asche direkt aus Kratern und Spalten herausgeschleudert wurde.

Tüffer (slow. Laško), Markt und Sitz eines Bezirksgerichts in der Bezirkshauptmannschaft Cilli in Steiermark, an der Saan und der Südbahn (Linie Wien-Triest), zählt (1880) 706 E., größtenteils deutscher Nationalität. Im Bereiche dieser Ortsgemeinde liegt das warme Heilbad Franz-Josephsbad in waldreicher, reizender Umgebung. Das Bad besteht seit 1853, war dann Eigentum des Prof. Lorenz von Stein und ist jetzt im Besitze von Theodor Gunkel aus Wien.

Tuffstein, Tuffkalk oder Kalktuff, in Italien Travertin genannt, ist eine Ablagerung von kohlensaurem Kalk, also Kalkstein, aus Quellen oder Bächen, welche, den Kalkgebirgen entstammend, vermöge ihres Kohlensäuregehalts den kohlensauren Kalk aufgelöst besitzen. Da diese Ablagerungen sehr häufig Moose oder andere Pflanzen inkrustiert haben, so erscheinen sie nach deren Verwesung oft außerordentlich porös; sie finden sich jedoch zuweilen auch von ziemlich dichter oder sandigkörniger Beschaffenheit. Im übrigen verhalten sie sich ganz wie Kalkstein. Sehr oft findet man darin auch Schneckenhäuser, Knochen und andere tierische Reste. Vieler Kalktuff liefert wegen seiner porösen Beschaffenheit einen ganz vortrefflichen und dabei leicht bearbeitbaren Baustein. Andererseits bezeichnet man mit dem Namen T. (auch Duckstein oder Traß) einen dem Bimssteintuff verwandten vulkanischen Tuff, wie er z. B. in der Umgegend des Laachersees, im Brohlthal und bei Andernach vorkommt und als Baumaterial, sowie als ausgezeichneter hydraulischer Mörtel Anwendung findet.

Tuffwacke, veralteter Ausdruck für diejenigen Tuffe, welche lockere Anhäufungen vulkanischer Materialien sind, namentlich wenn dieselben sich in zersetztem Zustande befinden.

Tugend bedeutet ursprünglich (wie das lat. virtus) Tauglichkeit oder Tüchtigkeit, hat aber schon früh den engern Sinn bekommen, wonach es speziell auf die sittliche Tüchtigkeit bezogen wird. Somit versteht man unter T. die durch Erziehung und Selbstgewöhnung erlangte Festigkeit des Menschen, sich für das Gute zu entscheiden und diese Gesinnung durch die äußere Handlung zu bethätigen. Unter einzelnen T. versteht man die Ausbildung dieser Festigkeit nach besondern Richtungen, in besondern Verhältnissen für die Lösung besonderer Aufgaben. Danach gehört sowohl der allgemeine Begriff der T. als auch die einzelnen T. der gemeinsamen sittlichen Vorstellungswelt des Menschengeschlechts an; aber der Wechsel der letztern läßt sich gerade an dem der besondern Tugendbegriffe darthun, und selbst die philos. Bestimmungen des allgemeinen Tugendbegriffs gestalteten sich schon im Altertum in den verschiedenen Systemen nach der Verschiedenheit des obersten Grundsatzes und der Gesamtansicht vom Sittlichen überhaupt verschieden. Die Pythagoreer, welche alles auf Zahlenverhältnisse zurückzuführen pflegten, faßten in der T. den Charakter der Zusammenstimmung auf und nannten sie die Harmonie der Seele. Sokrates bestimmte die T. dahin, daß man das Gute, das man thun soll, erkenne und das Erkannte im Handeln bewirke. Von der Erkenntnis

oder Weisheit hing ihm also die T. ab, welche er als unzertrennlich von der Glückseligkeit und als des Menschen höchstes Gut betrachtete. Plato setzte sie in die Nachahmung Gottes, indem durch Einheit und Übereinstimmung des Innern der Mensch Gott ähnlich werde. Für ihre Hauptformen erklärte er die vier nachher sog. Kardinaltugenden: Weisheit oder Besonnenheit, Tapferkeit oder Männlichkeit, Mäßigkeit oder Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit. Aristoteles, welcher die T. subjektiv in die vollkommene Thätigkeit der Vernunft setzte, unterschied die intellektuelle und die ethische T. Letztere war ihm die im Leben erworbene Vollkommenheit des vernünftigen Begehrens, welche sich als das Mittlere zwischen entgegengesetzten Neigungen (Extremen) darstellt. Unter den ethischen T. hob er die Tapferkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, geziemenden Aufwand, Großsinnigkeit, Sanftmut, Wahrhaftigkeit, Höflichkeit, Freundschaftlichkeit, Sittsamkeit und Gerechtigkeit hervor, welche man die elf Kardinaltugenden des Aristoteles genannt hat. Die Stoiker und Epikureer waren einander in Hinsicht der T. entgegengesetzt. Die letztern, den Cyrenaikern folgend, setzten dieselben in den angenehmen Lebensgenuß, die erstern, den Cynikern folgend, in die durch Arbeiten und Entbehrungen zu erlangende Selbstherrschaft, in welcher das naturgemäße Leben bestehe. Die Neuplatoniker, sowie auch die Scholastiker hielten im ganzen an den Platonischen und Aristotelischen Bestimmungen fest, nur daß die letztern den philosophischen T. die christlichen in der Gestalt von Glaube, Liebe und Hoffnung hinzufügten. Was die neuere Philosophie anbelangt, so setzte Christian Wolf die T. in die Fertigkeit, seinen Zustand immer vollkommener zu machen, dagegen Hutcheson in die Ausbildung des moralischen Sinns für wohlwollende und uneigennützige Handlungen. Kant bestimmte die T. als moralische Stärke des Willens in Verfolgung der Pflicht oder in der Unterordnung der Neigungen und Begierden unter das Gesetz der Vernunft. Der Kantische Standpunkt ist in der deutschen Philosophie im ganzen der herrschende geblieben.

Tugendbund, Name des Vereins, welcher im Frühjahr 1808 zu Königsberg von mehrern patriotischen Männern, Offizieren und Civilisten, gestiftet wurde und sich zum Zweck setzte: die durch das nationale Unglück verzweifelten Gemüter wieder aufzurichten, physisches und moralisches Elend zu lindern, für volkstümliche Jugenderziehung zu sorgen, die Reorganisation des Heers zu betreiben, Patriotismus und Anhänglichkeit an die Dynastie allenthalben zu pflegen u. s. w. Diesen offenen Bestrebungen reihte sich die geheime Tendenz an, das franz. Joch abzuschütteln oder wenigstens die Vorbereitungen hierzu zu treffen. Bald nahm der Verein auch außerhalb Königsbergs bedeutende Ausbreitung. Der Verein teilte sich in fünf Kammern: für Erziehung und Volksbildung, für öffentliche und häusliche Ökonomie, für Polizei, Militär und Litteratur. An der Spitze stand ein hoher Rat von fünf Gliedern, deren eins als Censor über die Beobachtung der Gesetze wachte und die Streitigkeiten schlichtete. Obwohl Friedrich Wilhelm III. sich genötigt sah, im Dez. 1809 die Auflösung des T. in einer Kabinettsordre zu befehlen, erlosch doch die Wirksamkeit des Vereins keineswegs, sondern jedes einzelne Glied blieb bestrebt, in seinem Kreise die patriotischen Zwecke zu fördern. Besonders ward der Fortgang der preuß. Nationalbewaffnung seit der Wendung am Ende des J. 1812 eifrig und erfolgreich von ehemaligen Mitgliedern des Vereins unterstützt. Als nach dem Siege der deutschen Sache polit. Mißstimmungen eintraten, begann die Reaktionspartei in Preußen die Verdächtigung dieses längst aufgelösten, aber in seinen volkstümlichen Ideen noch fortwirkenden Bundes. Besonders war es der reaktionäre Geheimrat Schmalz, der als Denunziant auftrat und dadurch unter anderm die Gegenschriften des Professors Krug (ehemals Censor des Vereins) hervorrief: «Das Wesen und Wirken des T.» (Lpz. 1816) und «Darstellung des unter dem Namen des T. bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins» (Berl. 1816). Vgl. Vogt, «Geschichte des sogenannten T.» (Berl. 1850); Lehmann, «Der T.» (Berl. 1867).

Tugendrose wird spottweise die Goldene Rose (s. d.) genannt seit der Verleihung derselben an die Königin Isabella II. von Spanien.

Tuggurt, Hauptort der Oase Wad Righ am nördl. Rande der Wüste El-Erg oder Areg, gehört zur algerischen Provinz Konstantine, liegt 69 m über dem Meere, ist von Mauern und Gräben umgeben, hat 20 Moscheen, Woll- und Seidenweberei, Handel mit Datteln, Gummi, Haiks und Fes und zählt etwa 5000 E., meist Berber. Im J. 1854 wurde T. von den Franzosen erobert. Die Oase Wad Righ ist ein Hauptlagerplatz für Karawanen, hat etwa 400000 Palmbäume und zählt 17000 E.

Tughra, s. Thogra.

Tugny (Joseph Antoine Crozat, Marquis von), Kunstsammler, s. unter Crozat.

Tuilerien ist der Name eines ehemaligen königl. und kaiserl. Residenzschlosses in Paris, an einem Platze, wo sich früher Ziegelbrennereien (tuileries) befanden, von welchen es den Namen erhielt. Von dem ältesten Schlosse, welches Katharina von Medici hier nach den Rissen und unter der Leitung der Architekten Philibert Delorme und Jean Bullant erbauen ließ, ist weder eine ausführliche Beschreibung noch eine genaue Abbildung auf unsere Zeit gekommen. Heinrich IV. ließ dieses Schloß durch die Baumeister Ducerceau und Dupérac vergrößern, namentlich an der Ecke auf der Wasserseite den Pavillon de Flore ansetzen und diesen dann vermittelst einer längs der Seine hinlaufenden Galerie mit dem Louvre verbinden. Unter Ludwig XIV. wurden durch den Architekten Levau die ältern Teile des Schlosses erhöht, die Kuppel des mittlern Hauptpavillons (Pavillon de l'Horloge) in ein viereckiges Dach umgestaltet und auf der Stadtseite der schwerfällige Eckpavillon Marsan hinzugefügt, an welchen Napoleon I. eine Galerie anlehnen ließ, die auf dieser Seite die T. mit dem Louvre vereinigen sollte, was aber erst unter Napoleon III. zu Stande kam. (S. Louvre.) Die T. waren nur vorübergehend königl. Wohnung, bis Ludwig XVI. sich durch die Oktoberereignisse in Versailles 1789 genötigt sah, seine Residenz nach Paris zu verlegen. Seitdem sind die T. der Schauplatz einiger der merkwürdigsten Vorgänge in Frankreichs Geschichte gewesen. Am 10. Aug. 1792 wurden sie von den pariser Sektionen angegriffen, was die Flucht der königl. Familie in die Nationalversammlung und den Sturz des Throns zur Folge hatte; 1793 schlug hier der Nationalkonvent seinen Sitz auf. Dann bewohnte Napoleon als Erster Konsul und Kaiser den Palast. Unter der Restauration

waren die T. die Hauptresidenz des Königs und der königl. Familie. Nach der Revolution von 1830, wo das Volk die T. wiederum angriff und stürmte (29. Juli), wählte sie Ludwig Philipp zu seiner Residenz und bewohnte sie bis zum 24. Febr. 1848, wo der Palast abermals vom Volke eingenommen und der König daraus vertrieben wurde. Ein Dekret der Provisorischen Regierung vom 26. Febr. 1848, welches aber nicht zum Vollzug kam, verordnete, daß die T. fortan ein bürgerliches Invalidenhaus (Hospice des Invalides civils) sein sollten. Von 1852 bis 1870 waren sie wieder kaiserl. Residenz. Beim Aufstand der Commune 1871 wurden die T. 24. Mai in Brand gesteckt; die Trümmer wurden 1883 gänzlich abgetragen. Nur die beiden Flügel, welche die T. mit dem Louvre verbanden, sind erhalten; der linke an der Flußseite mit dem Pavillon de Flore, der rechte an der Rue de Rivoli mit dem Pavillon de Marsan. Der Pavillon Marsan dient als Sitz der Rechnungskammer, der Pavillon de Flore als Lokal für ein Industriemuseum. Der schöne, von Westen her an das Schloß stoßende Garten wurde von Lenôtre angelegt, ist aber vielfach umgeändert. Ein weitläufiges Parallelogramm auf der Ostseite bildet den Schloßhof, der seine Anlage hauptsächlich Napoleon I. verdankt. Er diente bis zur dritten Republik hauptsächlich als Paradeplatz und ist durch ein eisernes Gitter von dem Carrouselplatz und dem nach diesem Platz benannten Triumphbogen getrennt.

Tuisko wird häufig irrtümlich der altdeutsche Gott Tvisto (s. d.) genannt.

Tukan oder Pfefferfresser (Rhamphastus) heißen große Klettervögel aus den Wendekreisgegenden Amerikas mit sehr großem, meist an der Spitze etwas gebogenem, hohlem und leichtem Schnabel, der innen aus einem großmaschigen Knochennetz besteht, das von dünner Hornscheide überzogen ist. Die Zunge ist pinselförmig, das Gefieder grell gefärbt. Durch die Kletterfüße, an welchen zwei Zehen nach hinten, zwei nach vorn gerichtet sind, unterscheiden sie sich von den Hornvögeln (Buceros) der Alten Welt, die ihnen sonst ähnlich sind. Der rotschnäbelige T. (Rhamphastus tucanus, s. Tafel: Kuckucksvögel, Fig. 3), ein etwa 53 cm langer Vogel mit scharlachrotem Schnabel, bewohnt die nördlichen Teile von Südamerika, während der ihm sehr ähnliche, aber 57 cm lange, große T. (Rhamphastus tuco, Fig. 4), mehr in den höhern Strichen von Guaiana bis Paraguay vorkommt.

Tula (russ. Tuljskaja Gubernija), ein Gouvernement des europ. Rußland, bis 1777 ein Teil des Gouvernements Moskau und noch jetzt zum Militärbezirk Moskau gehörig, umfaßt 30 959,3 qkm mit (1882) 1 340 866 E. und zerfällt in zwölf Kreise. Der Boden ist zwar nur mäßig fruchtbar, aber gut angebaut. Dagegen ist die Provinz ziemlich reich an Produkten des Mineralreichs, namentlich an Eisen, und daher der Hüttenbetrieb mehr als selbst Landbau und Viehzucht im Gange. Besonders reichhaltig sind die in der Nähe der Hauptstadt befindlichen Eisengruben, aus denen nicht nur die großen Hüttenwerke der Provinz, sondern auch die benachbarten industriellen Gouvernements, besonders Kaluga, ihr meistes Material beziehen.

Die industriereichste Stadt des Landes ist die Hauptstadt Tula, an der Upa und an den Eisenbahnen Moskau-Kursk und Wjasma-Rjaschk, eine der schönsten Städte von ganz Rußland. Die Stadt zählt (1882) 63 510 E., die 133 große Fabrik- und Manufakturanlagen unterhalten. Am wichtigsten davon ist die auf Peters d. Gr. Ukas vom 15. Febr. 1712 vom Fürsten Gregor Iwanowitsch Wolkonskij gestiftete kaiserl. Gewehrfabrik, die unter Katharina II., dann 1817, zuletzt 1874 reorganisiert wurde und mit einer Arbeiterzahl von 3000 bis 5000 Mann jährlich 75 000 bis 160 000 Stück Gewehre verfertigt. Außerdem werden darin auch Messer, Galanteriewaren, Theekessel u. s. w. fabriziert. Selbst im Auslande berühmt sind die in den Fabriken der Stadt und des Gouvernements gefertigten Tulaischen Kurzwaren aus Stahl und Eisen, Weiß- und Schwarzblech, mit Verzierungen, Vergoldungen u. dgl., besonders auch die Tula-Dosen. Es befinden sich in T. allein 47 Kupfergießereien, die für 725 432 Silberrubel Waren liefern; 34 derselben beschäftigen sich ausschließlich mit Herstellung der durch ganz Rußland vertriebenen Theemaschinen. (S. Samowar.) Die übrigen liefern Thür- und Fensterbeschläge, Ofenvorrichtungen, Leuchter und andere kleinere Gegenstände. Unter den übrigen Fabrikanlagen und Manufakturen sind die Eisengießereien, die 25 Schmiede- und Schlosserwerkstätten, 13 Harmonikafabriken, die vielen Gerbereien und Juftenfabriken, über 200 Schuhmacherwerkstätten, Seifensiedereien, 3 Lichtziehereien und Bierbrauereien zu erwähnen. Hierzu kommen die Verarbeitung von Borsten und die besonders durch franz., ital. und deutsche Kriegsgefangene von 1812 angelegten wichtigen Fabriken für Farben, Parfumerien, Modewaren, Handschuhe, Hüte, künstliche Blumen, Wollzeuge u. s. w. Desgleichen hat sich hier durch holländ. Kriegsgefangene die Gemüse-, Blumen- und Obstkultur zu einem umfangreichen Industriezweige ausgebildet. Außer dem Vertriebe der Manufakten ist der Handel mit Getreide, Hornvieh, Talg und Hanf, sowie mit Pfeffergurken bedeutend. Im November findet ein zweiwöchentlicher Jahrmarkt statt. Sehr beliebt sind in Petersburg und Moskau die sog. Tulaischen Nachtigallen, die in den Gehölzen bei T. gefangen werden.

T. ist der Sitz eines Bischofs, eines Civilgouverneurs und anderer Behörden, hat 38 griech.-kath. und eine prot. Kirche, darunter die große und schöne Himmelfahrtskirche, zwei Klöster, ein Waisen- und ein Findelhaus, ein Arbeits- und ein Zuchthaus, 17 Armenhäuser, 15 Lehranstalten, darunter ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit adeliger Pension (seit 1804), ein Mariengymnasium für Töchter (seit 1859), eine Fabrikschule. Hieran schließen sich eine Kadettenanstalt, ein Museum für Industrieerzeugnisse, ein Arsenal, ein Theater u. s. w. Bemerkenswert sind außerdem noch die große Glocke der Uspenskischen Kathedrale und das Exerzierhaus. Gegenwärtig zerfällt T. in drei Teile, in die eigentliche Stadt, die Tschulkowsche und die Moskau- oder Gewehrfabrikstadt. Mehrfach durch heftige Feuersbrünste heimgesucht, verlor die Stadt durch den Brand vom 11. Juli 1834 gegen 2000 Häuser, wurde aber schöner wieder aufgebaut. Zuerst wird T. 1150 erwähnt. Bis 1503 gehörte es zu dem Fürstentum Rjasan. Zu Ende des 14. Jahrh. kam die Stadt unter die Herrschaft der Tataren, erst später unter das Großherzogtum Moskau. Geschichtlich bekannt ist T. durch die Belagerungen seitens der krimschen Tatarenchane 1552 und 1587. Im J. 1602 fiel die Stadt in die Hände des Räuber-

hauptmanns Chlopsky, der sie zu seinem Waffenplan machte. Sie erklärte sich 1605 für den ersten falschen Demetrius (Gregor Otrepjew) und ward 30. Juni bis 10. Okt. 1607 belagert, worauf sie sich an den Zaren Wassilij Iwanowitsch Schuiski ergab; 1613 wurde sie von poln. Partisanen besetzt, denselben aber alsbald vom Fürsten Kurakin entrissen.

Tula-Arbeit, soviel wie Niello.

Tula-Dosen, s. unter Niello.

Tulasne (Louis René), Botaniker, geb. 12. Sept. 1815 zu Azay-le-Rideau (Depart. Indre-et-Loire), studierte zuerst die Rechte, dann Botanik und wurde 1842 am naturhistor. Museum in Paris angestellt. Später wurde er Professor daselbst, 1854 Mitglied der Akademie und trat 1872 in den Ruhestand. Seine Hauptwerke sind: «Histoire et monographie des champignons hypogées» (1851) und «Selecta fungorum carpologia» (3 Bde., 1862—66).

Tu l'as voulu, George Dandin, s. unter Dandin.

Tulcea, Tultscha, die größte Stadt der Dobrudscha in Rumänien, ist auf dem rechten Ufer des hier eine starke Biegung machenden Hauptarms der Donau, der daselbst an der schmalsten Stelle nur 200 m breit ist, am Fuße von Höhen und nahe bei einem See, in bedeutungsvoller Position gelegen, die durch Beherrschung der Schiffspassage in Kriegszeiten von Wichtigkeit ist. Die vordem auf 25000 geschätzte Einwohnerzahl beläuft sich jetzt auf 18000, die bedeutenden Fischhandel treiben.

Tulipa (lat.), die Tulpe.

Tüll heißen verschiedenartige Gewebe, die das Charakteristische haben, daß bei ihnen aus feinen, untereinander gut gebundenen Fäden regelmäßig gestaltete und regelmäßig angeordnete Zellen gebildet werden. Sie dienen sämtlich zu weiblichen Kleidungs- und Putzgegenständen. Was man ehemals ausschließlich mit dem Namen T. bezeichnete, ist ein Stoff aus Baumwolle oder Seide (Gaze), auf eigentlichen Webstühlen aus Ketten- und Schußfäden erzeugt, jedoch so, daß je zwei beisammenliegende Kettenfäden sich nach jedem Einschusse miteinander kreuzend verschlingen, um dem Verschieben der Öffnungen vorzubeugen. (Vgl. Gaze.) Eine viel größere Wichtigkeit und Verbreitung hat der in neuerer Zeit erfundene englische Tüll (Tulle anglais) oder Bobbinnet (s. d.) erlangt, welcher nicht viereckige, sondern sechseckige Löcher hat.

Tulla (Joh. Gottfried), Ingenieur, geb. 20. März 1770, studierte in Heidelberg Mathematik, in Freiburg Bergbaukunde und wurde 1797 Ingenieur, 1813 Chef des Wasser- und Straßenbaues. Als solcher gründete er die bad. Ingenieurschule; sein Hauptverdienst ist die Projektierung und teilweise Ausführung der Korrektion des Oberrheins. Er starb 27. März 1828. Ihm zu Ehren wurde im Schloßgarten zu Breisach ein Turm errichtet.

Tullamore, Hauptstadt der irländ. Grafschaft King's County (s. d.).

Tulle, Hauptstadt des franz. Depart. Corrèze und des frühern Niederlimousin, in einem tiefen, engen und malerischen Thale, an der Mündung der Solane in die Corrèze, Station der Linien T.-Clermont-Ferrand und Brives-T. der Orléansbahn, ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Bourges, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte und einer Ackerbaukammer, sowie des Stabes einer militärischen Subdivision. Die sehr unregelmäßig gebaute Stadt zählt (1881) 9537 (Gemeinde 16196) E. und hat schöne Promenaden, treffliche Kais, Privathäuser aus dem Mittelalter, eine halb got., halb roman., durch ihren kühnen Turm ausgezeichnete Kathedrale, ursprünglich Kirche der 1793 zerstörten Benediktinerabtei St.-Martin. Es bestehen in der Stadt ein Priester-, ein Lehrer- und Lehrerinnenseminar, ein Kommunal-Collège, eine höhere Schule, eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek, die Historische Gesellschaft von Niederlimousin, ein Theater. Außerdem befindet sich hier eine große Nationalwaffenfabrik mit 1500—3000 Arbeitern, in der Vorstadt Souillac, welche Gewehre und die besten Jagdflinten Frankreichs, sowie andere Luxuswaffen liefert. Die Bevölkerung entwickelt viel Gewerbthätigkeit in Droguet, Papier, Leder, Sattlerarbeiten, Spielkarten, Parfumerien, Liqueuren, Bier, Wachskerzen, Nägeln und Draht. Daß die Fabrikation der unter dem Namen Point de Tulle oder Plisse de Tulle bekannten Spitzen hier erfunden oder je betrieben worden, ist ein alter Irrtum. Man zieht viele Esel und treibt lebhaften Handel mit Nußöl, Wildbret, den eigenen Manufakten und geschätzten Limousinpferden. Die Umgebungen der Stadt sind höchst anmutig. Etwa 1,5 km gegen Norden liegt das Städtchen Naves (2293 E.) und in dessen Gebiet die sog. Arènes de Tintignac oder Tintiniac, Ruinen einer röm. Stadt unbekannten Namens, darunter namentlich Reste eines Theaters. T. selbst kommt erst in der Karolingerzeit vor unter dem Namen Tutela.

Tullia, die Tochter Ciceros (s. d.).

Tullier ist der Name eines röm. patricischen Geschlechts, das aber früh erloschen ist. Die plebejische Familie der Ciceronen, welche denselben Geschlechtsnamen hatte und durch den großen Redner, durch den sie in die Nobilität trat, berühmt geworden ist, stammte aus Arpinum (jetzt Arpino, bei Sora), einer altvolskischen Stadt in Latium.

Tullins, Stadt im franz. Depart. Isère, Arrondissement St.-Marcellin, Station der Linie Valence-Grenoble-Chambéry der Paris Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3222 (Gemeinde 4740) E. und hat ein kleines Mineralbad, Stahl- und Kupferhämmer, Maschinenbau, Spinnerei, Fabrikation von Wolldecken, Lederfabrikation, Erzeugung von Packpapier und Kirschsaft sowie Hanfhandel.

Tüllpapier, soviel wie Spitzenpapier.

Tullus Hostilius heißt nach der Tradition der dritte röm. König, der 32 Jahre (672—640 v. Chr.) regiert haben soll, des friedlichen Numa kriegerischer Nachfolger. Unter den vielen Kämpfen, die er bestand, war besonders denkwürdig der mit dem benachbarten Albalonga, in dem der Zweikampf der Horatier und Curiatier für Rom entschied, sodaß Alba nun abhängig wurde. Bald nachher, als der König gegen die Fidenaten und Vejenter stritt, versuchten die Albaner verräterischen Abfall. Nach dem Siege traf sie die Strafe. Ihren Diktator Mettius Fufetius, der sie aufgereizt, ließ der König durch Pferde zerreißen; ihre Stadt, die fast fünf Jahrhunderte bestanden, zerstörte er und siedelte die Einwohner auf dem Mons Cälius in Rom an. Die edeln Geschlechter unter ihnen, zu denen die Julier, Servilier, Quinctier und andere gehörten, wurden unter die Patricier aufgenommen. Für den Senat baute T. angeblich die nach ihm benannte Hostilische Kurie, die 80 v. Chr. von

Sulla und nochmals 52 v. Chr. von seinem Sohne Faustus erneut, bis 44 v. Chr. bestand, worauf an ihrer Stelle von Cäsar ein Tempel der Felicitas und daneben die neue erst von August vollendete Curia Julia erbaut wurde. Des T. Ende war unglücklich. Vernachlässigung der Opfer und heiligen Gebräuche soll den Zorn der Götter, die eine schwere Pest schickten, hervorgerufen haben. Durch geheimnisvollen Dienst wollte der König dem Jupiter Elicius Zeichen abzwingen, die ihm die Mittel der Sühne andeuten sollten. Da traf ihn der Blitz des Gottes, der ihn und sein Haus verbrannte. Ancus Marcius war sein Nachfolger.

Tüllwebstuhl, s. u. Bobbinnet und Gaze.

Tuln, richtiger als Tulln, Stadt und Sitz eines Bezirksgerichts in der Bezirkshauptmannschaft Hernals in Österreich unter der Enns, an der Donau, Station der Linie Wien-Budweis der Österreichischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3234 E., ist eine der ältesten Städte des Landes und war zur Zeit der Karolingischen Ostmark Sitz des Markgrafen. T. ist der Stapelplatz für die Erzeugnisse des Tulnerbodens geworden, unter denen von alters her das Kopfkraut (Brassica oleracea) einen Hauptartikel bildet. Die Stadt hat eine schöne Pfarrkirche mit der merkwürdigen roman. Dreikönigskapelle aus dem 10. Jahrh., eine Minoritenkirche und eine große Kaserne (ehemals Pionierschule). T. liegt in der Mitte der als Tulnerboden bekannten fruchtbaren Ebene. Vgl. Kerschbaumer, «Geschichte der Stadt T.» (Wien 1874).

Tuloma, Fluß im russ. Gouvernement Archangel, entspringt in Finland unter dem Namen Noto und fließt nordöstlich durch den Notosee; nach dem Austritt aus demselben wird sie T. genannt und ergießt sich in den Busen von Kola. Die T. ist 77 km lang. Der schiffbare Fluß ist reich an vortrefflichen Lachsen und die hier vorkommenden Flußmuscheln enthalten Perlen.

Tulpe (Tulipa *L.*) heißt eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliengewächse, mit sechsblätteriger, glockiger Blütenhülle, einblütigem und im Grunde beblättertem Stengel und fleischiger, braunhäutiger Zwiebel. Die in Wäldern und Weinbergen wachsende, doch ziemlich seltene Waldtulpe (T. silvestris) hat einen schlanken, unterhalb der Blüte gebogenen Stengel, schmal-lanzettige Blätter und gelbe, äußerlich grünliche, wohlriechende Blüten, deren Blätter an der Spitze schwach gebartet sind. Die wohlriechende Tulpe (T. suaveolens *Roth.*), Duc van Thol, hat einen sehr kurzen behaarten Stengel und gelb- und rotgefärbte, wohlriechende, sich fast wagerecht ausbreitende Blüten und bildet, in Töpfen gezogen, im Frühling eine Zierde der Fenster. Sie stammt aus Südeuropa, wo noch andere schöne Arten wachsen, z. B. das Sonnenauge (T. oculus solis *L.*), mit großen, scharlachroten, im Grunde schwarzgefleckten Blumen. In Thrazien und in der Türkei ist die T. turcica *Roth.* zu Hause, gewöhnlich Papageitulpe genannt, deren Blumenfarbe vom lebhaftesten Rot zum reinsten Dunkelgelb variiert und oft durch papageigrüne, gelblichgrüne oder orangegelbe Streifen, Ränder und Flammen unterbrochen wird. Die Gartentulpe (T. Gesneriana) wird 45 cm hoch, hat breite, seegrüne Blätter und trägt ihre Blüten aufrecht auf einem am Grunde verdünnten Stengel. Diese aus dem Orient stammende Art, welche z. B. die sandigen Strecken der Tatarei überwuchert, kam 1559 durch Konrad Geßner aus Konstantinopel nach Augsburg und verbreitete sich in kurzer Zeit in alle europ. Gärten. Ungeachtet ihres keineswegs angenehmen Geruchs wird sie ihrer schön gefärbten, meist bunten Blüten wegen jetzt überall gern gezogen und kommt in zahllosen, in der Farbe höchst verschiedenen Spielarten vor, die durch sorgfältige Kultur erzeugt worden sind. Eine eifrige Kultur erfuhr und erfährt noch die T. in Holland (bei Harlem). Die bis zur Manie getriebene Tulpenliebhaberei führte seinerzeit zur schwindelhaften Spekulation. (S. Blumenhandel.) Die Zwiebeln nimmt man nach der Blütezeit aus dem Boden und bewahrt sie an einem trockenen Orte auf. Im Spätherbst legt man dieselben aus (am besten in einen humosen lockern Sandboden) und hält sie den Winter hindurch mit Laub bedeckt. Getrieben werden die T. gerade so, wie die Hyacinthen (s. d.).

Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera *L.*), ein schöner, im Osten Nordamerikas von Canada bis Florida heimischer Baum aus der Familie der Magnoliengewächse, dessen bis 30 m hoher und 1 m dicker Stamm, mit einer graubraunen, rissigen Rinde bedeckt, viele knorrige und brüchige Äste trägt. Die Blätter sind eirund-dreilappige, der mittelste Lappen quer abgestutzt und daher spitz zweieckig. Die einzeln an den Enden der Ästchen stehenden großen, tulpenähnlichen Blüten haben drei abstehende Kelchblätter, sechs glockig zusammenneigende, gelbe, am Grunde rotgefärbte Blumenblätter. Die in einem Zapfen vereinten Flügelfrüchte haben am Grunde ein bis zwei Samen. Der T. ist eine der schönsten Zierden unserer Kunstanlagen. Er erträgt den Winter auch in Norddeutschland noch ganz gut, verlangt einen feuchten, kräftigen, nicht schweren Boden und wird durch Samen und durch Ableger vermehrt, verpflanzt sich jedoch schwerer als andere Laubhölzer.

Tulteken, s. Tolteken.

Tultscha, Stadt in der Dobrudscha, s. Tulcea.

Tulumbadschi (vom türk. tulumba, Feuerspritze), der osman. Feuerwehrmann. In Konstantinopel und den größern Orten der Türkei besteht seit langer Zeit eine zünftige Feuerwehr, die sich aus armenischen Hamals (Lastträgern), Sänftenträgern ꝛc. ergänzt. Sobald in Konstantinopel oder einem der Orte am Bosporus Feuer ausbricht, wird von dem hinter Vaniköj am asiat. Ufer liegenden Feuerberge Kuleli aus mit sieben Kanonenschüssen ein Signal gegeben. Gleich darauf erscheinen am Turm des Seraskierats in Stambul und auf dem Galata-Turm Feuerzeichen (bei Tage Körbe, beziehungsweise Fahnen, nachts Lampen), und die Feuerwächter, nachts die Beldschi (Nachtwächter), durcheilen die Straßen mit dem langgezogenen Rufe „Jangin war", d. h. „es ist Feuer". Die T. sammeln sich schnell an bestimmten Plätzen und laufen, zu Abteilungen vereinigt, ihre kleinen Spritzen auf den Schultern tragend und ein wildes Geheul ausstoßend, der Brandstätte zu. Das Maß ihres Eifers hängt von der Höhe des ihnen zugesicherten Bakschisch (Geschenks) ab. Unbändigkeit und Raubsucht machten diese wilde Feuerwehr je länger je mehr gefürchtet. Für die europ. Stadtteile Konstantinopels wurde daher schon unter Sultan Abd-ul-Asis von dem Grafen Széchényi Pascha eine nach berliner Muster organisierte und ausgebildete militärische Feuerwehr errichtet. Dieselbe besteht aus zwei Regimentern, hat ihr Quartier in einer

Kaserne am Taksim in Pera und leistet Vorzügliches, sodaß die Feuersbrünste selbst in hölzernen Quartieren jetzt bei weitem nicht mehr die Ausdehnung erreichen, wie früher.

Tuluniden, erste mohammedan. Dynastie in Ägypten 868—904, s. u. Ägypten, Bd. I, S. 257b.

Tuluru, s. unter Krabben.

Tumaco, Stadt in der südamerik. Republik Columbia, Staat Cauca, Municipium Barbacoas, zählt (1870) 2642 E., ist der südlichste namhafte Handelshafen der Republik Columbia am Großen Ocean, welcher hier die Bucht von Tumaco bildet, in welche westlich von T. der Rio Mira mündet. Der Ort ist Freihafen und hat Dampfschiffverbindung mit Guayaquil (Ecuador) und Panamá. Die gleichnamige kleine Insel liegt vor der Mündung der Mira, ist fruchtbar und gut angebaut.

Tümmler, s. unter Delphin.

Tumor (lat.), Geschwulst; tumor albus, weiße Gelenkgeschwulst, Gliedschwamm.

Tümpling (Ludw. Karl Kurt Friedr. G. Wilh. von), preuß. General der Kavallerie, geb. zu Pasewalk in Pommern 30. Dez. 1809, studierte die Rechte, trat aber 1830 in das Regiment der Gardes du Corps, wurde 1831 Offizier, besuchte 1833—36 die Allgemeine Kriegsschule und arbeitete 1837—38 im Topographischen Bureau. Vom Okt. 1838 bis April 1840, wo er Premierlieutenant wurde, war T. Führer des mecklenb.-strelitzschen Prinzen Georg und seit Mai 1839 dem Großen Generalstabe zugeteilt, in welchem er 1842 zum Hauptmann befördert wurde. T. kam zum Generalkommando des 8. Armeekorps, that 1847—48 beim 7. Ulanenregiment Dienst, wurde März 1848 in den Großen Generalstab zurückversetzt und nahm im Stabe der Division des Generals von Hanneken am bad. Feldzuge teil. Im J. 1850 wurde T. als Major in das 4. Dragonerregiment versetzt und 1853 zum Kommandeur des 5. Kürassierregiments ernannt, bald darauf Oberstlieutenant und 1854 Kommandeur des 1. Garde-Ulanenregiments, 1855 Oberst, 1857 Kommandeur der 11. Kavalleriebrigade, 1858 Generalmajor und 1863 Generallieutenant und Kommandeur der 5. Division. Er führte diese 1864 im Feldzuge gegen Dänemark, wobei nur Teile der Division bei Fehmarn und Düppel ins Gefecht kamen, sowie 1866 in Böhmen, wo er sich in der Schlacht bei Gitschin durch umsichtige Führung und zähes Festhalten im Angriffe auszeichnete und verwundet wurde. T. führte dann bis 30. Okt. das Generalgouvernement in Sachsen und wurde hierauf kommandierender General des 6. Armeekorps in Breslau. Er führte das Korps im Deutsch-Französischen Kriege, kam jedoch nur bei den Ausfällen der pariser Besatzung mit Teilen desselben ins Gefecht, kehrte dann nach Schlesien zurück und empfing 1875 beim Kaisermanöver den Orden vom Schwarzen Adler, wurde 1883 zur Disposition gestellt und starb 13. Febr. 1884 zu Haus Thalstein bei Jena.

Tumult, s. Aufruhr.

Tumulus (lat.), Grabhügel, aufgeschüttet, um die Reste von Verstorbenen zu bedecken. Diese Gräberform reicht in sehr alte Zeiten zurück und ist in überaus zahlreichen Denkmälern und weiter Verbreitung als eine ergiebige Quelle prähistor. Altertümer noch gegenwärtig erhalten. Im Innern sind die Tumuli oft mit Steinkammern, größern Steinkisten oder kleinern Behältern für Urnen ausgestattet; häufig bestehen aber die Aufwürfe nur aus Steinen, mit Erde gemischt oder nur aus reiner Erde. Die Formen der Tumuli sind überhaupt nach den Einzelheiten der Anlage verhältnismäßig mannigfaltig. Die Beisetzung in denselben erfolgte derart, daß man die Leichen entweder vorher auf einem Scheiterhaufen verbrannte und die übriggebliebenen Knochenreste, in einer Urne gesammelt, bestattete, oder sie ohne diesen Prozeß unverbrannt begrub. Häufig sind diesen Resten Beigaben an Waffen und Schmuck mitgegeben.

Tun, Stadt in der pers. Provinz Chorasan, südlich der Großen Salzsteppe (Kewir), an der Karawanenstraße von Tebbes nach Dschumin und Meschhed, hat gänzlich vernachlässigte Festungswerke, 1500 Häuser auf einem Raume von 6 km Umfang, 8000 E. und Seidenkultur, Tabaksbau und Handel mit Opium.

Tuna-Vilajet, s. Donauprovinz.

Tunbridge, Marktstadt in der engl. Grafschaft Kent, links am schiffbaren Medway, 20,7 km westsüdwestlich von Maidstone, Station der Linien London-Dover, Reading-Guildford-T. und T.-Hastings der South-Easternbahn, hat eine Markthalle, eine Lateinschule, ein Handwerker- und ein litterarisch-wissenschaftliches Institut und zählt (1881) 9340 E., welche Pulver und Holzwaren fabrizieren und Handel mit Holz und Steinkohlen treiben. T. hieß bei den Angelsachsen Tonebrige.

Nur 6,5 km südlicher liegt der starkbesuchte fashionable Badeort Tunbridge-Wells, Station der Linie T.-Hastings der South-Easternbahn und der Linie Three Bridges-T. der London, Brighton and South-Coastbahn, eine schöne, teils zu Kent, teils zu Sussex gehörige Marktstadt, in deren Mitte die eisenhaltigen Mineralquellen liegen. Sie hat ein schönes Rathaus, ein Krankenhaus, ein litterarisch-wissenschaftliches Institut, eine Gartenbaugesellschaft, zahlreiche, für Badegäste bestimmte Gebäude und zählt 24 309 E., welche Spiel- und Nippsachen aus Holz u. s. w. drehen (Tunbridge ware).

Tundra (im Finnischen Tuntur), d. h. moosbedeckte Sümpfe, ist der russ. Name für die ungeheuern Ebenen, welche im nördl. Sibirien und westwärts vom Ural bis gegen das Weiße Meer und die Dwina hin auch im nördl. Europa das Eismeer begrenzen. Es sind sumpfige, teils mit einem dichten Filz von Laubmoosen, teils mit einer dürren, schneeweißen Decke von Renntiermoos und verschiedenen Arten Flechten überzogene Länderstrecken, das Gebiet kryptogamischer Gewächse, eine furchtbare Wüste, meist mit gefrorenem Boden, nur von dem Renntier bewohnt und durch dasselbe bewohnbar für die Polarvölker, namentlich die Samojeden (s. d.), für schweifende Nomaden und Jägerhorden, denen die See- und Pelztiere sowie Schwäne und wilden Gänse zur Beute werden, die zum Sommer in großen Scharen herbeiziehen. Im Winter sind die Tundren am leichtesten zu betreten, weil dann der Boden gefroren ist; im kurzen Sommer dagegen, wenn deren Oberfläche auftaut, verwandeln sie sich in unwegsamen Morast. Vgl. Schrenk, «Reise nach dem Nordosten des europ. Rußland durch die Tundren der Samojeden 1837» (Dorpat 1848); F. von Wrangel, «Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer in den J. 1820—21» (Berl. 1839); Gilder, «Ice-Pack and Tundra» (deutsch: «In Eis und Schnee», Lpz. 1884).

Tundscha, im Altertum Tonzus, linksseitiger Nebenfluß der Mariza in Ostrumelien, entspringt

auf dem Balkan bei Kaloser, fließt zuerst östlich über Kesanlyk, dann südlich über Jamboly und mündet in Adrianopel. T. erscheint Ende des 9. Jahrh. unter dem Namen Artacus, im 14. als Tunza.

Tungren, ein anscheinend german. Volk in Belgien, welches, bis zur fränk. Zeit wiederholt erwähnt, seit Cäsar in dem früher Eburonischen Gebiet wohnte, in dem Höhenlande zwischen Schelde und Maas, südlich von den Menapiern und östlich von den Nerviern angesiedelt. Ihre bedeutendste Stadt war Aduatuca-Tungrorum, das heutige Tungern.

Tungstein, s. Scheelit.

Tunguragua, Name des Amazonenstroms (s. d.) in seinem obern Laufe.

Tunguragua, 4927 m hoher Vulkan der Cordillere von Quito in der südamerik. Republik Ecuador, bekannt durch einen verwüstenden Ausbruch im J. 1797, wurde 1873 zum ersten mal von Stübel erstiegen.

Die nach diesem Vulkan benannte Provinz Tunguragua der Republik Ecuador, nördlich von Leon, südlich von Chimborazo, östlich von Los Rios begrenzt, auf dem Hochlande von Quito und am Ostabhang der Cordilleren, mit dem Hauptort Ambalo, umfaßt das Gebiet der Quellarme des links zum Marañon gehenden Pastassa und zählt (1878) 70143 E.

Tungusen, ein in Sibirien östlich vom Jenissei und im Amurlande wohnhafter Volksstamm von etwa 70000 Seelen. Die T. sind zum größern Teil Nomaden und werden gewöhnlich in Pferde-, Renntier- und Hundetungusen geteilt. Obwohl sehr gewandt und sogar ritterlich, sind sie dennoch sehr friedlicher Natur. Zu einem hohen Kulturgrade haben sich die Mandschu (s. d.), welche tungusischer Herkunft sind, emporgeschwungen. Die gegenwärtig im Amurlande wohnhaften Tungusenstämme sind: die Mangunen oder Oltscha am untern Amur; oberhalb von diesen die Samagrer am Gorin; weiter aufwärts am Amur die Golde; östlich vom Flusse Ussuri die Orotschen; die Negda am Amgun; am obern Amur die Orotschonen; weiter abwärts die Manjager, die Dauren und die Biraren. Die in der Nähe des Ochotzkischen Meeres nomadisierenden T. werden Lamuten genannt. In neuerer Zeit sind die Bemühungen der Missionare bei den T. nicht ohne Erfolg geblieben; über die Mundarten der Tungusen gaben Castrén und Schiefner in den Schriften der petersburger Akademie Nachricht. Eine Grammatik gab Adam (Par. 1874), ein Wörterverzeichnis Ezekanowski (Petersb. 1877). Vgl. Ferd. Müller, «Unter T. und Jakuten» (Lpz. 1882).

Tungusisches Meer, s. unter Ochotsk.

Tunguska, soviel wie Untere Angara (s. d.).

Tunika hieß ein röm. Kleidungsstück für Männer und Frauen. Gewöhnlich trug man zwei. Die eine, bei Männern auch subucula genannt, war ein Hemd ohne oder doch nur mit halblangen Ärmeln, auf dem bloßen Leibe getragen und gegürtet. Darüber wurde die äußere vorzugsweise sogenannte T. gezogen, die gleichfalls ohne Ärmel war, eng an den Körper schloß und gegürtet bis auf die Knie reichte. Erst in der spätern Kaiserzeit wurden lange Ärmel gewöhnlich. Früher galt es für weichlich, solche zu tragen. Bei Männern des senatorischen Standes war die T. durch zwei von oben nach unten laufende eingewebte purpurne breite Streifen (latus clavus), bei denen des Ritterstandes durch zwei dergleichen schmale Streifen (angustus clavus) geschmückt. Die der männlichen ähnliche, innere T. der Frauen hatte ebenfalls bis in spätere Zeit keine oder nur halblange Ärmel. Über sie legten die Frauen eine zweite T. an, die Stola (s. d.) genannt wurde. Die Ärmel deckten den Oberarm und waren nicht zusammengenäht; den Schlitz hielten nach der Außenseite hin Agraffen (fibulae) zusammen. Diese obere T. wurde gegürtet und reichte mit der an ihren untern Saum genähten Falbel bis über die halben Füße. Die T. war das Kleid, das man zu Hause allein trug; beim Ausgehen warfen über sie die Männer die Toga (s. d.), die Frauen die Palla (s. d.).

Die T. der kath. Bischöfe besteht aus einem reichverzierten, mantelartigen Oberkleide.

Tunikaten, soviel wie Manteltiere.

Tunis oder Tunesien, von den Arabern Ifrikija genannt, ehemals ein Vasallenstaat der osman. Pforte in Nordafrika, seit 1881 unter franz. Protektorat, wird im W. und SW. von Algerien, im N. vom Mittelmeer, im O. ebenfalls vom Mittelmeer, im S. und SO. von Tripolis begrenzt und hat ein Areal von 116348 qkm, wovon 47 Proz. fruchtbares Land, 10 Proz. Hochlandsteppen und 43 Proz. auf die Sahara fallen. In physischer und ethnogr. Beziehung kommt es im allgemeinen ganz mit dem übrigen westl. Nordafrika überein. Der 651 km lange Küstensaum ist ziemlich einförmig, im Osten vorherrschend flach, sandig und unfruchtbar, im Norden meist durch hohe, aus dem Meere steil aufsteigende Felsenmassen gebildet, hier wie dort mit zahlreichen Buchten (11 Häfen) und Vorgebirgen versehen, unter denen der Golf von Tunis, von Hammamet und von Gäbes, das Kap Blanco oder Räs-el-Abid, der nördlichste Punkt Afrikas, und das Kap Bon oder Räs Addar die bemerkenswertesten sind. Der Atlas bildet zum Teil die Westgrenze des Landes, und mehrere seiner Verzweigungen durchziehen es der Breite nach, vorherrschend in nordöstl. Richtung, 900—1525, zum Teil bis 2130 m hoch. Der südl. Teil gehört zur Steppe von Biledulgerid (s. d.), in deren tiefsten Stellen das Schott Gharsa und das Schott el-Dscherid oder Kebir (der Palus Tritonis der Alten) auftreten. Nennenswerte Seen sind außer dem von Biserta oder Bisert an der Nordküste noch der von T. Die Bäche und Flüßchen aber verlieren sich im Sande oder erreichen nach kurzem Laufe das Meer. Kein einziger Fluß ist schiffbar. Der bedeutendste ist der Medscherda (Bagradas der Alten), der im Norden der Hauptstadt mündet und durch seine ausgedehnten Schlammabsätze in der Regenzeit das Land fruchtbar macht. Mineralquellen von höherer Temperatur gibt es bei der Hauptstadt, zu Gurbos, Tozer und Ghassa. Bei dem überaus günstigen Klima, welches ein Minimum von +11° C. und ein Maximum von +36° C. aufweist, und dem meist vortrefflichen Boden ist die Vegetation in T. kräftig und reichlich. Besonders fruchtbar ist die nördlich von dem Medscherda gelegene Landschaft Frigeah und das Dscherid mit seinen 2 Mill. Dattelstämmen. Die Hälfte des Reichs ist unter Kultur, die stetig zunimmt. Man gewinnt Weizen, Gerste, Mais und Durrahirse, Hülsenfrüchte, Oliven, Orangen, Feigen, Weintrauben, Granaten, Mandeln, Obst und Datteln in Fülle, auch etwas Baumwolle. Kaktus gedeiht üppig. Rindvieh ist in großer Menge vorhanden. Auch

zieht man Schafe mit trefflicher Wolle, andere mit Fettschwänzen, ausgezeichnete Pferde sowie Dromedare. An Mineralien finden sich Seesalz, Salpeter, Bleierze und Quecksilber. Sehr ergiebig sind die goldreichen Bleiminen von Dschebba im Korragebirge, 178 km von Tunis, und die im Dschebail-Resas, d. h. Bleiberg, 18 km von Tunis.

Die Bevölkerung des Landes wird zu 1500000 angegeben. Dieselbe ist vorwiegend arabisch, sonst aber in ihren Elementen sehr gemischt, da auf die ältesten Einwohner, die Gätuler und Numidier, Phönizier, Römer, Vandalen, Griechen und aus Spanien vertriebene Mauren folgten. Man rechnet 45000 Juden, 25100 Katholiken, 400 griech. Katholiken und 100 Protestanten, die übrigen sind Mohammedaner. Der Ackerbau wird bei der hohen Produktionsfähigkeit des Bodens sehr lässig betrieben. Bedeutend und reichlich lohnend ist die Ölkultur. Fischerei treibt man sehr ausgedehnt im See von Biserta. Die Industrie ist nicht unbeträchtlich, besonders in der Nähe der Küste; desgleichen der Handel, der sich besonders in den Städten Tunis, Sfaks und Susa konzentriert. Ausgeführt werden Wolle, Olivenöl, Esparto, Südfrüchte, Datteln, Gerste, Hülsenfrüchte, Tabak, Seidenwaren, Wollstoffe, Wachs, Honig, Felle, Saffian, rote Kappen, Korallen, Schwämme, Lumpen und Korkholz. Auf den Karawanenwegen gehen Tuch, Musselin, Seidenzeug, rotes Leder, Gewürze, Cochenille, Waffen nach dem Innern Afrikas, woher jetzt nur noch Sennes, Gummi, Straußenfedern, Goldsand und Elfenbein eingeführt werden. Beträchtlich ist die Einfuhr von Manufaktur- und Kolonialwaren aus den südeurop. Häfen. Im J. 1884 betrug der Wert der Einfuhr 38141936 Piaster (23838700 Frs.), wovon 79 Proz. über Goletta, derjenige der Ausfuhr 19572710 Piaster (12607940 Frs.), wovon 19 Proz. über Goletta. Die Häfen der Regentschaft wurden 1883 von 3768 Schiffen mit einem Gehalt von 1524429 Registertons besucht, davon fuhren unter franz. Flagge 1222 Schiffe von 1018535 t. Monopole der Regierung sind: Tabak, Salz, Gerberei von Rinder-, Pferde- und Kamelhäuten und die gesamte Fischerei. Die Handelsmarine zählt etwa 300 Schiffe von 10 bis 150 Registertons. An Eisenbahnen bestehen die Linien Tunis-Goletta (17,5 km), Auïna-Marsa-Goletta (15 km), Tunis-Bardo (6 km), Tunis-Bone (354 km), Tunis-Hamman-el-Lif (18 km), zusammen 410,5 km. Die Zahl der Post-Annahmestellen beträgt 26, der Ausgabestellen 10. An Telegraphenlinien besitzt Tunis bereits 2004 km.

Die Regentschaft wird von einem Bei geführt, welcher seit dem Vertrag von Kasr-el-Said vom 12. Mai 1881 unter franz. Protektorat steht; der Vertrag ist durch die Ausführungsdekrete vom 22. April 1882 ergänzt worden. Regierender Bei ist Sidi Ali, geb. 1817, erwählt 28. Okt. 1882. In T. hat man vielfach mit den alten orient. Überlieferungen gebrochen und sich europ. Anschauungen und Sitten genähert. Schon 1842 hob man die Sklaverei, 1846 den Sklavenhandel auf. Am 28. Juli 1858 verlieh der Bei Sidi Mohammed ein 1860 noch erweitertes «Organisches Gesetz» für das «Königreich T.», welches jedoch nach dem Aufstand von 1864 wieder aufgehoben ward. Das Budget für 1884—85 bezifferte sich auf 23742000 Piaster. Von der tunesischen Armee ist nur die dem Bei bewilligte Ehrengarde (ein Bataillon, eine Schwadron und eine Batterie) übriggeblieben. Von franz. Truppen befinden sich in der Regentschaft eine Division von zwei Brigaden. Ein franz. Stationsschiff vertritt die Marine.

Die alte Geschichte von T. fällt mit derjenigen Karthagos zusammen. Auf die Karthager folgten Römer, welche der Provinz den Namen Afrika gaben. Dann kamen Vandalen, Griechen im J. 533 unter Belisar, endlich Araber, welche unter dem Kalifen Othman das ganze Land sich unterwarfen und die Stadt Kairwan 675 zu ihrer Hauptstadt erhoben. Einmischungen von seiten Europas fanden unter Ludwig dem Heiligen 1270 und Karl V. 1535 statt. Der Kreuzzug des erstern mißlang, da der König am Fieber starb. Die Expedition Karls V. dagegen wurde durch die Eroberung der Hauptstadt, die Befreiung von 20000 Christensklaven und die Rückgabe der Stadt an den rechtmäßigen Herrscher gekrönt. T. wurde 1575 der Oberherrschaft der Sultane unterworfen und von Beis regiert, bis sich Hammuda, welcher 1782—1814 mit Kraft und Verstand herrschte, von der Herrschaft der Osmanen befreite. Seit der Besitznahme von Algier durch die Franzosen 1830 erhielt T. größere polit. Wichtigkeit. Anfangs unterstützte T. Abd-el-Kader gegen Frankreich. Allein seitdem die osman. Pforte ihre Oberherrschaft über T. wirksamer geltend zu machen versuchte, schloß sich Bei Sidi Achmed enger an Frankreich an und suchte mit Hilfe seines Ministers, des ital. Chevaliers Rusfo, Land und Hofstaat zu europäisieren. Doch verstand er sich 1854 zu bedeutender Hilfsleistung an die Pforte gegen Rußland. Im J. 1858 gelangte der Reformator Sidi Mohammed auf den Thron, welcher dem Lande die erwähnte Verfassung gab. Seine Neuerungen fanden nur bei Christen und Juden gute Aufnahme, während die Araber, Mauren und Kabylen des Gebirges, welche 18000 Mann Kriegstruppen stellen konnen, sich dagegen erklärten und sich empörten, als der Bei seine Armee auf 17000 Mann verminderte, um Geld für nützliche Arbeiten zu gewinnen, gleichzeitig aber die Kopfsteuer um das Doppelte erhöhte. Am 23. Sept. 1859 starb Mohammed und ihm folgte Mohammed-Es-Sadok. Dieser sah sich genötigt, die Verfassung aufzuheben und die Kopfsteuer herabzusetzen. Durch Ferman vom 25. Okt. 1871 genehmigte der Sultan die Autonomie von T. und bewilligte der Familie des Bei die erbliche Regierung nach dem Erstgeborenenrechte, erließ ihm auch den Tribut ganz. Der Sultan erteilte nur noch die Investitur und hatte die Entscheidung über Krieg und Frieden.

Im März 1881 benutzte Frankreich einige, seitens der tunes. Khrumir (s. d.) begangene Grenzverletzungen zu einer militärischen Expedition gegen T., welche zur Eroberung des ganzen Landes führte. In den Tagen vom 13. bis 18. April trafen die zur Bildung des 25000 Mann starken Expeditionskorps unter General Forgemol de Bostquenard bestimmten Verstärkungen aus Frankreich in Algerien ein, und in Toulon wurde eine Reserve von 5000 Mann bereit gestellt. Trotz der Proteste des Bei und der Pforte überschritt der rechte Flügel, 3 Brigaden unter General Logerot, 24. April in zwei Kolonnen die Grenze, besetzte el Kef, erreichte am 29. Arba und trat in Verbindung mit dem linken Flügel (3 Brigaden unter General Délebèque), welcher am 26. April die Grenze überschritten und

nach mehrern Gefechten bis zum 5. Mai die Khrumir in der Felsenburg des Marabut Abd-Allah ben Duhemel eingeschlossen hatte. Am 26. April war die Insel Tabarka durch ein franz. Flottengeschwader besetzt und den Khrumir damit der einzige Hafen, über welchen ihnen Waffen und Munition zugeführt werden konnten, entzogen worden. Im Medscherdathal fand zwar 30. April bei Dschenan Zaba ein Überfall der franz. Vortruppen, welche bis zur Bahnstation von ben Metir weichen mußten, durch die Chiajastämme statt, doch trafen bald Verstärkungen ein, sodaß sich die Franzosen dort halten konnten. Am 8. Mai unternahmen 16 franz. Bataillone den Sturm auf die feste Stellung der Khrumir, fanden dieselbe indessen verlassen. In den folgenden Tagen kam es mehrfach zu kleinen Gefechten, doch entzog sich der Gegner stets rechtzeitig der Umzingelung und entkam ohne ernsten Verlust; die Khrumir gingen nach dem Dschebel Balta und dann nach dem Dschebel Chaada (10 km östlich von Tabarka) zurück und wurden dort mit Hilfe der Flotte eingeschlossen, versuchten 25. Mai, noch 10000 Mann stark, die franz. Linien zu durchbrechen, wurden aber abgewiesen und lösten sich nunmehr auf; sie kehrten in ihre Wohnplätze zurück und leisteten keinen weitern Widerstand. Bei ben Metir stand ein 8000 Mann starkes tunes. Heer unter dem Thronfolger Ali Bei unthätig und beobachtete diese Vorgänge. Inzwischen hatten sich in der Gegend zwischen Biserta und T. Ereignisse von größerer Tragweite vollzogen. Am 1. Mai erschien vor Biserta ein franz. Geschwader und landete in den folgenden Tagen eine Brigade unter General Bréart. Dieser rückte 8. Mai gegen T. vor, erschien am 12. vor dem Bardo und bewirkte noch an demselben Tage die Unterzeichnung des Vertrags von Kasr-el-Said, durch welchen der Bei den Franzosen alle Regierungsgewalt übertrug und nur noch dem Namen nach Beherrscher der Regentschaft blieb. Durch Dekrete vom 22. April 1882 wurde das Verfahren bei Ausführung des Vertrags geregelt, und alle Dienstzweige in Tunesien sind seitdem den entsprechenden franz. Ministerialdepartements unterstellt. Der franz. Ministerresident in T. ist der direkte Vertreter aller Dienstzweige und in Paris ist ein Bureau für tunes. Angelegenheiten errichtet, welches den Schriftwechsel des Ministerresidenten mit der franz. Regierung vermittelt. Am 28. Okt. 1882 starb Mohammed-es-Sadok; ihm folgte als Bei sein 1817 geborener Bruder Sidi Ali. Am 7. Nov. verlangte die Pforte, diesem die Investitur zu erteilen; doch lehnte dies Frankreich ab.

Zur Sicherung des Vertrags blieb franz. Garnison in Manuba, 2 km westlich des Bardo, ferner in Biserta, Mater, Bedscha, Ain-Draham, Tabarka, Fernana, Gardimau, Arba und Kef, im ganzen 2 Brigaden (9000 Mann), während der Rest des Expeditionskorps gegen Ende Juni nach Frankreich zurückkehrte. Da erhob sich der ganze Süden von Tunesien, entflammt durch die Nachrichten über Bou Amenas Erfolge in Algerien, zu einem heiligen Kriege. Am 28. Juni wurden die Europäer in Sfax überfallen und der dortige franz. Konsul vertrieben. Vergeblich versuchten 1500 Mann tunes. und bald darauf auch franz. Truppen in Sfax zu landen, worauf 6. und 7. Juli zwei franz. Panzerschiffe und zwei Kanonenboote die Stadt beschossen. Aus Frankreich wurden Verstärkungen abgesendet, und 15. Juli erschien ein Geschwader von 14 Schiffen vor Sfax, beschoß die Stadt, zerstörte die Befestigungen an der Küste und nahm 16. Juli die Stadt und deren Citadelle mit Sturm. Ein Teil des Geschwaders bemächtigte sich 24. Juli der Stadt Gabes und setzte sich in deren Nähe an der Küste fest. Der Aufstand war hierdurch nicht gedämpft, und namentlich zwischen T. und Hammamet blieben starke Scharen im Felde, welche raubend und plündernd bis Manuba und La Goletta streiften. General Logerot, welcher in Tunesien befehligte, empfing 30. Juli aus Frankreich eine Brigade (4000 Mann) Verstärkung und sicherte zunächst die Eisenbahn von T. nach Medsches el Bab. Die tunes. Armee war größtenteils auseinander gelaufen und hatte sich dem Aufstande der Araber angeschlossen. Im August wurden zwei franz. Kolonnen nach Süden vorgesendet, deren eine am 24. el Arbain nördlich von Hammamet erreichte, sich zwar tags darauf eines Überfalls der Araber notdürftig erwehrte, aber, vom Feinde verfolgt, zurückgehen mußte und mit starkem Verlust 30. Aug. in Hammam el Lif eintraf. Am 7. Okt. wurde dieser Platz, der inzwischen mehrmals angegriffen worden war, von den Franzosen geräumt und darauf von den Arabern zerstört. Die zweite Kolonne war 26. Aug. nach dem Melianahthal aufgebrochen, bestand im September viele kleine Gefechte, die teilweise zu Gunsten der Araber ausfielen, verlor Geschütze und geriet in sehr üble Lage, da ihr die Wasserleitung vom Feinde abgeschnitten wurde; doch gelang es mit Hilfe einer frischen Verstärkungsbrigade, ihr noch rechtzeitig Hilfe zu bringen, und am 18. Sept. war dort die Gefahr überwunden. Seit Ende August hatte sich der Aufstand aber bis in das Medscherdathal ausgedehnt, wo täglich Gefechte stattfanden. Der Rest der tunes. Armee wurde von den Arabern bei Testur 25. Sept. geschlagen und 28. nach Medsches getrieben, worauf ein Teil der Eisenbahn zerstört wurde; doch gelang es mit Hilfe franz. Truppen, den Feind zurückzudrängen und 6. Okt. bei Testur zu schlagen. Die tunes. Armee kehrte hierauf nach T. zurück und wurde dort aufgelöst; die Bahn konnte am 26. Okt. wieder in Betrieb gesetzt werden. Auch die Garnison der Festung Kef hatte 28. Sept. und 24. Okt. Kämpfe mit den Arabern zu bestehen, deren Hauptmacht im Oktober bei Teburzuk stand und durch gemeinsames Vorgehen franz. Kolonnen von Kef und Testur her geschlagen und auseinander getrieben wurde. Die Franzosen brannten die Dörfer nieder, vernichteten die Bäume und die Ernte und trieben das Vieh fort, um die Unterwerfung zu erzwingen, und 19. Nov. gelang es ihnen, die Aufständischen im Uled-Ayargebirge einzuschließen, worauf deren Unterwerfung gegen Ende Dezember erfolgte. Inzwischen hatten im Melianahthal 25. und 26. Sept. und vor dem Krarubapaß 11. Okt. ernste Gefechte stattgefunden, und 11. Sept. war auch Susa von den Franzosen besetzt worden. Neue Verstärkungen waren aus Frankreich angekommen und General Saussier verfügte in Tunesien am 5. Okt. über 45000 Mann und beschloß, sich der Stadt Kairuan, des religiösen Mittelpunktes der Beduinenstämme, zu bemächtigen. Am 20. Okt. begann der Vormarsch in drei Kolonnen von Tebessa, Zaghuan und Susa aus, nachdem General Saussier 5. Okt. die Stadt T. hatte besetzen lassen; die Truppen fanden wenig

Widerstand, hatten aber durch Wassermangel und Hitze sehr zu leiden, erbeuteten große Herden Vieh und erreichten 28. Okt. Kairuan. Mobile Kolonnen durchzogen das Land und unterwarfen allenthalben die Bevölkerung, und im Dezember kehrte ein Teil der Truppen nach dem nördl. Tunesien zurück. Zunächst wurde ein volles Armeekorps in der Regentschaft belassen und daneben eine tunes. Truppe unter franz. Offizieren und Unteroffizieren (1884 sechs, 1885 zwölf Compagnies mixtes, je eine Kompagnie Infanterie, ein Zug Kavallerie, ein Zug Artillerie stark) für den Sicherheitsdienst errichtet, doch konnte die Stärke des Besatzungskorps 1886 auf eine Division von zwei Brigaden vermindert werden, da die Bevölkerung keine weitern Aufstandsversuche unternommen hat. Die tunes. Compagnies mixtes wurden aufgelöst und als Stämme für die neu errichteten franz. 4. Turkos- und 4. Spahisregimenter verwendet.

Topographische Lage von Tunis.

Litteratur. Rousseau, «Annales tunisiennes» Par. 1864); Dilhan, «Histoire abrégée de la régence de T.» (Par. 1866); de Flaux, «La régence de T.» (Par. 1866); Finotti, «La reggenza di Tunisi» (Flor. 1875); Desfossés, «La Tunesie; histoire, finances, politique» (Par. 1877); Hesse-Wartegg, «T., Land und Leute» (Wien 1882); de la Berge, «En Tunisie. Récit de l'expédition française» (Par. 1881); Duveyrier, «La Tunisie» (Par. 1881); «Les Français en Afrique; la guerre en Tunisie» (Par. 1881); Guérin, «Voyage archéologique dans la régence de Tunis» (2 Bde., Par. 1881); Holub, «Die Kolonisation Afrikas» (Bd. 1, «Die Franzosen in T.», Wien 1881); Riel, «Tunisie» (Par. 1884); Tissot, «Exploration scientifique de la Tunisie» (Bd. 1, Par. 1884).

Die **Hauptstadt Tunis** liegt 45 km vom Meere, am Hintergrunde des Kleinen Meers, El-Bahira, einer mit dem Golf von Tunis durch den Kanal von Goletta in Verbindung stehenden Salzlagune. Sie hat 7 km im Umfang. Zu dem 3—7 m tiefen sichern Hafen bei dem mit 170 Kanonen versehenen Fort und der von 3000 meist Maltesern und Italienern im Winter bewohnten Ortschaft **La Goletta** führt ein 5 m tiefer Kanal aus der Lagune bei der Stadt. Im Innern zeigt die Stadt ein Labyrinth von engen, unsaubern Gassen, fünf große und viele kleine Moscheen, worunter die 1223 erbaute Moschee des Ölbaums, Dschama-el-Situn, mit den Gräbern der Landesherrscher, die schönste und größte ist. Zahlreich sind auch die Bazars, in denen reges Handelsleben herrscht. Der Palast des Bei, die Kasbah, ist stattlich im maurischen Stil erbaut. Der Sitz der Regierung ist im Bardo, einer von Türmen flankierten, starken Burg, 4 km nordwestlich von der Stadt, welche auch die polytechnische Schule, mit meist franz. Lehrern, und das Staatsgefängnis enthält. Man zählt 204 Cafés und Schenken, 193 Karawanserais, 3 Hotels, 28 Bäder, 2 Hospitäler, 27 Kornlager, 12 Ölpressen, 111 Synagogen, 2 öffentliche Bibliotheken mit 12000 arab. Manuskripten, 59 Elementarschulen mit 1239 Schülern, 27 Medressehs, die Universität der großen

Moschee mit 42 Professoren und 450 Studenten, das trefflich versehene Lyceum Sadikiyeh mit 23 Lehrern und 150 maurischen Knaben, 22 jüd. Schulen u. s. w. In der Oberstadt wohnen vorzugsweise Türken. Die Quartiere der Europäer und Juden liegen in der Unterstadt oder in den aus Villen bestehenden Vorstädten. Die Zahl der Einwohner beträgt 145000, darunter 30000 Juden, 5000 Christen und 5000 Malteser. Im J. 1876 liefen 534 Schiffe ein. Es gibt bedeutende Fabriken von Seiden- und Wollstoffen, Seidenshawls, Stickereien, gold- und silberdurchwirkter Seide, seidenen Mänteln, Matten, Juwelierarbeiten. Die Stadt ist Ausgangspunkt einer nach Innerafrika führenden Karawanenstraße und steht mit Europa und den Häfen Algeriens jetzt in regelmäßiger Dampfer- und Telegraphenverbindung. Wöchentlich kommt ein Dampfer von Marseille und einer von Livorno an. Die Stadt ist Sitz eines deutschen Konsuls für die Regentschaft. T. ist das Tunes der Alten und soll fast gleichzeitig mit Karthago (s. d.) gegründet sein, dessen Ruinen 15 km nordöstlich von T. bei dem Landschlosse des Bei, El-Marsa, liegen. Südlich von T. trifft man auf die Dörfer Zaghuan und Dschugar mit großartigen Resten einer nach Karthago führenden Wasserleitung, welche 178 km weit das treffliche Wasser für 86 öffentliche Brunnen herleitet.

Tunja, Hauptstadt von Boyacá (s. d.).

Tunker (von Tunken: Tauchen, Untertauchen, engl. Dunkarts oder Dunkers, holländ. Dompelaers) ist eine aus den preuß. Provinzen Rheinland und Westfalen (Solingen, Krefeld und Berleburg) stammende, im ersten Viertel des 18. Jahrh. entstandene Gemeinschaft prot. Christen, welche die Taufe stets durch dreimalige Untertauchung Erwachsener verrichten und Kindtaufe, Eid, Kriegsdienst, sowie Besoldung der Prediger verwerfen. Gegründet wurden sie von Christoph Hochmann aus Hochenau und Alexander Mack aus Schriesheim bei Mannheim. Viele Tunkerfamilien wanderten zwischen 1719—29, zunächst unter Peter Becker, nach Amerika aus, wo sie sich zuerst in Pennsylvanien niederließen und noch jetzt in diesem Staate, sowie in Maryland, Virginien, Ohio, Indiana, Illinois und Jowa ihre blühenden Gemeinden haben. Man schätzt die Zahl ihrer Kirchen auf 250, ihrer Geistlichen auf 200 und ihrer Mitglieder auf 100000. In Lehre, Verfassung, Gottesdienst und Sitten stimmen sie am meisten mit den Mennoniten überein. Ihr litterarisches Organ ist seit 1851 der «Gospel Visitor», welches monatlich in Dayton in Ohio erscheint und 3000 Abonnenten hat. Die Siebentägner-T. sind mit den eigentlichen T. in Taufe und Abneigung gegen Gewalt eins, unterscheiden sich jedoch dadurch von ihnen, daß sie der Mystik und dem Klosterleben huldigen und Sabbatarier sind. Ihr Stifter ist Konrad Beissel, der 1720 nach Amerika auswanderte und namentlich Ephrata in Pennsylvania zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit machte. Jetzt gibt es nur noch einige Siebentägner zu Snowhill und Antietam. Vgl. Goebel, «Geschichte des christl. Lebens in der rhein.-westfäl. evang. Kirche» (3 Bde., Koblenz 1849—60).

Tunnelkrankheit, soviel wie Minenkrankheit.

Tunnels (engl., ursprünglich Röhre) sind künstlich hergestellte unterirdische Hohlräume von größerm Querprofil, welche zur Durchführung einer Straße, Eisenbahn, eines Kanals, Flusses, Bachs u. s. w. unter der Erdoberfläche dienen. In neuerer Zeit hat namentlich die große Ausdehnung des Eisenbahnwesens zur Herstellung einer bedeutenden Anzahl von T. Veranlassung gegeben, welche sich entweder durch Berge, oder unter dem Boden von Städten, wie dieses namentlich bei den großen unterirdischen Bahnen Londons der Fall ist, oder unter Strömen und Meerengen hinziehen. Dem Baue der T. muß eine sorgfältige Untersuchung der geolog. Beschaffenheit der zu durchfahrenden Schichten vorausgehen, auf Grund welcher unter Bezugnahme auf die Kosten die Feststellung der Länge und Lage der eigentlichen Tunnellinie, sowie des Querprofils, dessen lichte Ausmaße und zu projektierende Verkleidungen dem Gebirgsdrucke entsprechend zu wählen sind, erfolgt. Die Arbeiten der Bodengewinnung sind meist bergmännischer Natur und haben sich seit der Einführung der brisanten Sprengmittel (Dynamite, Gelatine u. s. w.), der elektrischen Zündung und der Gesteinsbohrmaschinen bedeutend vervollkommnet. Um die ausgearbeiteten Hohlräume provisorisch vor dem Einbruch zu schützen, bedient man sich bei druckreichem Gebirge verschiedener Zimmerungssysteme in Holz, so des deutschen, belg., engl., österr. Systems, zu welchen in neuerer Zeit neben andern Mennes Ausbauverfahren und der Rziha'sche Ausbau in Eisen getreten ist. Zur leichtern Erschließung des großen Hohlraums geht demselben in der Regel ein Stollen voraus; mitunter werden, um gleichzeitig benutzbare Angriffspunkte zu schaffen, eigene Schachte abgeteuft, wie dies z. B. beim Hauensteintunnel in der Schweiz der Fall war. Der definitive Ausbau erfolgt meist in Stein, seltener in Eisen oder Holz. Die Rücksichtnahme auf zweckmäßige Förderung der gewonnenen Massen, Beleuchtung und Ventilation des Arbeitsraums, die Erzielung rechtzeitiger Vollendung gestalten mit den früher erwähnten Rücksichten die Tunnelbauten oft zu den schwierigsten Durchführungen des Ingenieurs und haben zu einer eigenen wissenschaftlichen Bildung desselben, sowie zur Erziehung hierfür besonders geeigneter Arbeitskräfte Veranlassung gegeben. Für Durchführung von T. durch nasses, sog. «schwimmendes Gebirge» hat sich in neuester Zeit ein Verfahren zweckmäßig erwiesen, wonach durch Einblasen sehr kalter Luft in Röhren, die in dem Schwimmsand stecken, dieser zum Frieren gebracht wird (Brunkebergtunnel in Stockholm 1886) und so wie Fels durchfahren werden kann. Ein ähnliches Verfahren mittels Kühlflüssigkeit hat der deutsche Bergingenieur Poetsch seit neuester Zeit mit Erfolg beim Abteufen von Schächten angewendet.

T. wurden schon 2000 Jahre v. Chr. von den Ägyptern, später von den Persern angelegt. Zu den berühmtesten Bauten der Römer zählt der 5600 m lange T. zur Ableitung der Wasser des Fucinosees, der, mittels 40 Schachte in Angriff genommen, in einer Tiefe von 122 m unter dem Rücken des Palentine sich erstreckte, aber nicht so genial durchgeführt wurde, als er entworfen worden war, wie die höchst interessanten Erfahrungen beweisen, die bei der von dem Prinzen Torlonia vorgenommenen gelungenen Durchführung dieses Werks gesammelt wurden. Der älteste Eisenbahntunnel ist der für die Liverpool-Manchesterbahn 1826—29 erbaute, welcher unter ersterer Stadt sich hinzieht. Zu den neuern Eisenbahn-

tunnels haben Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich, Amerika und die Schweiz interessante, zum Teil im höchst ungünstigen, Wasser führenden Gebirge liegende T., die nur unter den größten Schwierigkeiten hergestellt werden konnten, aufzuweisen. Zu den unter Wasser ausgeführten T. gehören als der älteste und bekannteste der von Brunel unter unsäglichen Schwierigkeiten erbaute, 1842 eröffnete erste Themsetunnel, zu welchem in den letzten Jahren der T. bei Tower-Hill getreten ist. Unter den zahlreichen Projekten, welche eine direkte Verbindung Englands mit Frankreich anstreben, ist das eines unter dem Meeresboden sich erstreckenden T. nach vorgenommenen Probestollenbauten technisch kaum besonders schwierig, doch scheiterte bisher die Durchführung an dem Widerstreben der militärisch-polit. Kreise Englands. Projektiert ist auch die Durchtunnelung anderer Meerengen.

Die bedeutendsten Tunnels durch Gebirge sind: der St. Gotthardtunnel 14990 m, der Mont-Cenistunnel 12220 m, der Arlbergtunnel 10270 m, der Haupttunnel (Giovi-Galerie) der Bahn Novi-Genua 8260 m, der Hoosactunnel in Massachusetts 7640 m, der T. von Marianopoli (Catania-Palermo) 6480 m, der Sutrotunnel in Nevada (Bergwerksbahn) 6000 m, der T. bei Standridge (London-Birmingham) 4970 m, der Nerthetunnel (Marseille-Avignon) 4620 m, der T. bei Belbo in Italien 4240 m, der Kaiser Wilhelmtunnel der Moselbahn bei Rochem, der längste Deutschlands, 4220 m, der Blaisytunnel (Paris-Lyon) 4100 m u. s. w. Durch große Kosten ihrer Anlage und schwieriges Terrain, das sie durchsetzen, sind bemerkenswert der nur 416 m lange Lupkowtunnel in den Karpaten, der 17000 Mark für den laufenden Meter, der 503 m lange Czernitztunnel in Schlesien, der 4050 Mark für den laufenden Meter kostete, während sich bei ähnlichen Anlagen in günstigerm Boden der Preis auf etwa 1000 Mark für den laufenden Meter stellt. Projektiert sind von größern Gebirgstunnels: der St. Bernhardtunnel 6500 m, der Simplontunnel 19000 m u. a.

Von Kanaltunnels unter Bergen sind unter vielen andern hervorzuheben der 1679 erbaute Malpastunnel im Zuge des Kanals von Languedoc, der schon 1803 erbaute und 8 m breite T. von Tronquoy im Zuge des Kanals von St.-Quentin, der große T. am Thames und Medwaykanal (erbaut 1822). Flußtunnels unter Gebirgen finden sich an der Brennerbahn u. a. Von Eisenbahn- und Straßentunnels unter Flüssen und Meerengen sind die wichtigsten: der T. unter dem Severn zwischen Südengland und Wales 7262 m lang, der unter dem Mersey zwischen Liverpool und Birkenhead, der T. unter dem Hudson in Neuyork (im Bau, später eingestellt). Als Straßentunnels sind zu nennen der durch den Col di Tenda (1450 durch Anna von Lusignan begonnen), die T. an der Axenstraße in der Schweiz, der bei Traunkirchen am Traunsee; Straßentunnels unter Wasserläufen finden sich z. B. in Chicago; für großartige Wasserleitungen wurden T. beziehungsweise Stollen unter dem Michigansee in Chicago, Milwaukee u. s. w. gebaut, die neue 45 km lange Wasserleitung in Neuyork wird zum größten Teil im Tunnel liegen. In Kristiania wird ein 12,7 km langer Tunnel geplant, der Wasser für 24000 Nutzpferdekräfte aus dem Djernsee der Stadt zuführen soll.

Aus der zahlreichen Litteratur sind hervorzuheben: Riha, «Lehrbuch der gesamten Tunnelbaukunst» (Berl. 1872); Schön, «Handbuch der Ingenieurwissenschaften» (Bd. 1, 2. Aufl., 2. Abteil., Lpz. 1883—84); derselbe, «Der Tunnelbau» (Wien 1874); Forchheimer «Engl. Tunnelbauten» (Aachen 1884).

Tunstall, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, Station der North-Staffordshire-Eisenbahn, 6 km nördlich von Stole upon Trent, zählt (1881) 14244 E. und hat einen Gerichtshof, eine Markthalle, Töpfereien, Ziegelbrennereien, Kornmühlen und eine Chemikalienfabrik.

Tüpfelfarn (weiblicher), s. unter Asplenium und Polypodium.

Tupi, s. unter Guarani.

Tupiza, Stadt in der südamerik. Republik Bolivia, Departement Potosi, links am Rio San-Juan, an der von Potosi und Sucre in Bolivia nach Jujuy und Salta in Argentina führenden Straße, hat 3000 E., Landbau, Bergbau und Transithandel.

Tupý (Karl Eugen), czech. Dichter unter dem Pseudonym Boleslaw Jablonský, geb. 14. Jan. 1813 zu Kardasch Rjetschitz, gest. im März 1881 als Propst des Prämonstratenserklosters in Krakau, welches Amt er seit 1847 bekleidet, war einer der beliebtesten Lyriker Böhmens. Er schrieb Liebes- und andere Lieder («Basně», 5. Aufl., Prag 1872), die vielfach komponiert wurden, und die didaktische Dichtung «Des Vaters Weisheit».

Tura, linker Nebenfluß des Tobol in den russ. Gouvernements Perm und Tobolsk, kommt aus dem mittlern Ural; sie ist 1000 km lang und nur im Frühjahr von Werchoturje an vollkommen schiffbar; im Sommer wird die Fahrbarkeit von da bis Tjumen durch Untiefen und Sandbänke oft unterbrochen.

Turacin ist ein roter organischer Farbstoff, aus den Schwungfedern des Turaco oder Bananenfressers durch Ätznatronlauge ausgezogen und dadurch besonders interessant, daß er gegen 6 Proz. Kupfer enthält. Die Gegenwart des Kupfers läßt sich schon beim Verbrennen der roten Federn durch die grüne Färbung der Flamme nachweisen.

Turalinzen, unbedeutender sibir. Tatarenstamm am Irtysch und der Temjanka, meist zum Christentum übergetreten.

Turan heißt seit den ältesten Zeiten, im Gegensatz zu dem pers. Tafellande Iran (s. d.), alles im Norden desselben gelegene Land, sowohl die weite Tiefebene des Kaspischen und Aralsees, wie des untern Laufs der sich in den letztern ergießenden Ströme Oxus und Jaxartes oder Tschihon (Amu) und Sihon (Sir), als auch die östl. Bergländer. Auch jetzt noch wird der Name T. in dieser Ausdehnung, also gleichbedeutend mit Turkestan (s. d.) gebraucht, häufig aber nur auf die Tiefebene oder den größern westl. Teil von Turkestan beschränkt, andererseits aber zugleich auch auf die mit derselben ohne natürliche Grenzscheide zusammenhängende, im Norden von Sibirien, dem Uralgebirge und Uralstrome begrenzte Kirgisensteppe (s. Kirgisen), die etwa 1760000 qkm einnimmt, ausgedehnt, wodurch dann das Areal von T. auf etwa 3500000 qkm (mehr als ein Drittel von Europa) erweitert wird. Das ganze turan. Tiefland ist ein Becken, das einst von einem Meere erfüllt gewesen zu sein scheint. In der altpers. Sagengeschichte tritt T., im Gegensatz zu Iran, dem Lande Ormuzds oder des Lichts, als Land Ahrimans oder der Finsternis auf, dessen rohe Völkerschaften oft verwüstend und erobernd in

Iran einfielen, wie noch vor ihrer Unterwerfung unter Rußland die Raubhorden der Turkmanen ſtets das perſ. Hochland beſtürmten.

Turaniſche Völker und Sprachen, ſ. Ural-Altaiſche Völker und Sprachen.

Turbain (Karl), Erzgießer, geb. in Wien 6. Mai 1823, aus einer franz. Emigrantenfamilie ſtammend, begann ſeine Laufbahn als Gürtler und Bronzearbeiter, wendete ſich aber dem Studium des monumentalen Kunſterzguſſes zu, auf welchem Gebiete er einer der ausgezeichnetſten Meiſter wurde. Nach vielen Schwierigkeiten gelang ihm endlich die Errichtung einer eigenen Gießerei und die Erlangung bedeutender Aufträge für dieſelbe. Künſtler wie Zumbuſch, König, Tilgner ließen ihre Modelle am liebſten durch T. ausführen, deſſen Güſſe ſich durch Urſprünglichkeit, Schärfe und Reinheit auszeichneten. Das herrlichſte Werk ſeiner Gußhütte iſt das Beethoven-Monument in Wien von Zumbuſch, ferner ſind zu nennen die Güſſe von einigen Statuen des 1886 in Vollendung begriffenen Maria Thereſia-Denkmals; für Tilgner goß er die anmutige Gruppe eines Springbrunnens, für König mehrere nach Rußland beſtimmte Grabfiguren u. ſ. w. T. ſtarb in Wien 18. April 1886.

Turban, verderbt aus dem türk.-perſ. Tülbend (Tüll-Bund), wovon auch Tulipan, iſt eigentlich das in charakteriſtiſcher Form um die den Kopf des Orientalen bedeckende Filz- oder Tuchmütze gewundene, lange Stück farbigen oder weißen Baumwollſtoffs, dient aber gewöhnlich zur Bezeichnung der ganzen Kopfbedeckung. Die Türken widmen dem T. und dem in neuerer Zeit an ſeine Stelle getretenen Fes (ſ. d.), als der Bekleidung des vorzugsweiſe zu Gott in Beziehung ſtehenden Teils des menſchlichen Leibes, eine Art von religiöſer Verehrung; diejenigen der Sultane werden daher in ihren Mauſoleen aufbewahrt, und der gemeine Mann ſtellt auf den Gräbern ſeiner männlichen Angehörigen mit ihren Darſtellungen verzierte Leichenſteine auf. (S. Grüner Turban.)

Turban (Ludw. Karl Friedr.), bad. Staatsmann, geb. 5. Okt. 1821 zu Bretten, ſtudierte Philologie, dann Jura in Heidelberg und Berlin, und trat 1845 in den Staatsdienſt. Er wurde 1851 Sekretär des Miniſteriums des Innern, 1852 Regierungsaſſeſſor in Mannheim, 1856 Regierungsrat in Karlsruhe, und trat 1860 als Miniſterialrat in das neuerrichtete Handelsminiſterium, deſſen Präſident er 1872 wurde. Nach der Entlaſſung des Miniſteriums Jolly wurde er unter Beibehaltung des Handelsminiſteriums 24. Sept. 1876 zum Staatsminiſter und Präſidenten des Miniſteriums ernannt, ohne daß damit in der polit. Haltung Badens im Innern und nach außen eine Veränderung eingetreten wäre. In allen Landtagsverhandlungen trat er den Forderungen der klerikalen Partei aufs entſchiedenſte gegenüber. Nach Beilegung eines mit der nationalliberalen Partei entſtandenen Streites über das Kirchengeſetz von 1880, wodurch die von den Theologen geforderte allgemein-wiſſenſchaftl. Staatsprüfung abgeſchafft werden ſollte, wurde das Miniſterium 20. April 1881 in einheitlichem Sinne umgebildet, infolge deſſen T. neben der Miniſterpräſidentſchaft die Miniſterien des großherzogl. Hauſes und des Innern übernahm, während das Handelsminiſterium aufgehoben und deſſen Beſtandteile unter die Miniſterien der Finanzen und des Innern verteilt wurden. Im Landtage von 1882 ſprach er ſich im Intereſſe einer feſten Organiſation des Staates gegen die beantragte Einführung der direkten Landtagswahlen aus und verkündigte 1883 den von der Regierung zur Klarſtellung der Lage veröffentlichten Wahlerlaß. T. zeigte ſich bei den Landtagsverhandlungen von 1884 bis 1886 als einen nationalgeſinnten Mann, der eine ſtarke Regierung will und mit Beſonnenheit und Wohlwollen vorgeht. Seit 1872 iſt T. auch Mitglied des Deutſchen Bundesrats.

Turbiglio (Sebaſtiano), ital. Philoſoph, geb. 7. Juli 1842 zu Chiuſa in Piemont, ſtudierte in Turin Philoſophie, war dann mehrere Jahre Privatdocent, wurde 1873 Profeſſor der Philoſophie am Lyceum Ennio Quirino Visconti in Rom und iſt ſeit 1877 Profeſſor der Geſchichte der Philoſophie an der Univerſität daſelbſt. Er ſchrieb: «Storia della dottrina di Cartesio» (Tur. 1866), «La filosofia sperimentale di Giovanni Locke ricostrutta a priori» (Tur. 1867), «Analisi storica della filosofia di Locke e di Leibniz» (Tur. 1867), «Della libera necessità dei fatti umani» (Tur. 1868), worin er, wie in «L'empirie de la logique» (Tur. 1870), die ausnahmsloſe Geſetzlichkeit alles Geſchehens behauptet; «Trattato di filosofia elementare» (Tur. 1869), «Benedetto Spinoza e le trasformazioni del suo pensiero» (Rom 1875), «Le antitesi tra il medio-evo e l'età moderna nella storia della filosofia» (Rom 1878) u. a. m.

Turbine oder Kreiſelrad, vom lat. turbo, d. i. Kreiſel (frz. turbine; engl. turbine, tube-wheel), ein horizontales oder vertikales Waſſerrad, welches die Eigentümlichkeit zeigt, daß das Waſſer zur Abgabe von Kraft durch Kanäle (Zellen) hindurchläuft, welche mit einer Welle derart verbunden ſind, daß ſie dieſelbe in Umdrehung verſetzen. (S. unter Waſſermotoren.)

Turbot, ſ. unter Scholle.

Türckheim (Joh., Freiherr von), deutſcher Staatsmann, geb. in Straßburg 10. Nov. 1749, ſchrieb nach vollendeten Studien die Diſſertation «De jure legislatorio Merovaeorum et Carolingorum Galliae regum circa sacra» (1772) und wurde 1775 Senator, 1784 Ammeiſter (Bürgermeiſter) in Straßburg. In die konſtituierende franz. Nationalverſammlung 1789 von ſeiner Vaterſtadt gewählt, trat er dort als Verteidiger des monarchiſchen Prinzips und als Anwalt für die Erhaltung der bisherigen deutſchen Verfaſſung und Rechte der Stadt Straßburg und des Elſaß auf und ſchrieb das «Mémoire de droit public sur la ville de Strasbourg et l'Alsace en général» (1789). Da er die Verfaſſung ſeiner Provinz nicht retten konnte, erklärte er im Okt. 1789 ſeinen Austritt aus der Nationalverſammlung und zog ſich auf ſeine reichsunmittelbaren Güter in Baden zurück. Seine ſchon früher angeknüpften Verbindungen mit deutſchen Höfen verſchafften ihm verſchiedene diplomatiſche Poſten, 1803 den eines heſſen-darmſtädt. Geſandten bei dem Reichstag in Regensburg, 1814 bei dem Kongreß zu Wien, wo er für Heſſen die neue Bundesakte unterſchrieb, 1819 den eines Bevollmächtigten der oberrhein. Kirchenprovinz bei den Unterhandlungen in Rom. Darauf zog er ſich von den öffentlichen Geſchäften zurück und lebte auf ſeinem Gute zu Altdorf in Baden, wo er 28. Jan. 1824 ſtarb. Von ſeinen Schriften ſind noch zu erwähnen: «Tablettes généalogiques des ducs de Zaehringen, marggraves et grandducs

de Bade» (1810) und «Histoire généalogique de la maison souveraine de Hesse depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours» (1819).

Johann, Freiherr von T., Sohn des vorigen, bad. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1778 in Straßburg, studierte 1793 in Tübingen, dann in Erlangen die Rechte, war 1799—1803 österr. Offizier, 1803—1808 sächs. Gesandter bei der fränk. Kreisversammlung in Nürnberg und trat 1808 in den bad. Staatsdienst. Er wurde 1813 zum Direktor des Main- und Tauberkreises, bald darauf zum Direktor des Dreisamkreises, 1819 zum landesherrlichen Kommissar bei der Universität Freiburg, 1820 zum Wirklichen Staatsrat ernannt. Als Minister des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten seit 27. Juli 1831, sah er sich genötigt, die reaktionären Bundestagsbeschlüsse jener Jahre, welche gegen die bad. Presse, gegen die Universitäten u. s. w. gerichtet waren, zur Ausführung zu bringen. In die letzte Periode seiner amtlichen Thätigkeit fielen die Verhandlungen über Abschluß eines Postvertrags mit Preußen und über den Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein. Am 31. Okt. 1835 erhielt er die früher wiederholt erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst, lebte von da an auf seinem Landsitz in Altdorf und starb 30. Juli 1847 in Ragaz in der Schweiz. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Beobachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik» (2 Bde., Freiburg 1845).

Hans, Freiherr von T., Sohn des vorigen, geb. 5. Dez. 1814 in Freiburg i. Br., war 1849—64 Rat im bad. auswärtigen Ministerium und Mitglied der Ersten Kammer, wurde 1864 bad. Gesandter in Berlin und 1871 Mitglied des Bundesrats.

Turcos, s. Turkos.

Turdus (lat.), die Drossel.

Turenne (Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de), einer der größten Feldherren Frankreichs, geb. 11. Sept. 1611 zu Sedan, war der zweite Sohn des Herzogs Heinrich von Bouillon, Prinzen von Sedan, und der Elisabeth von Nassau. Er wurde im prot. Glauben erzogen. Nachdem er 1623 seinen Vater verloren, schickte ihn die Mutter nach Holland, wo er sich unter seinem berühmten Oheim, dem Herzog Moritz von Nassau, für den Krieg ausbildete. Er kam 1630 an den franz. Hof, um im Namen seines Bruders die Rechte des Hauses rücksichtlich der Souveränetät von Sedan zu vertreten. Richelieu wußte ihn hierbei für den franz. Dienst zu gewinnen und gab ihm ein Regiment, an dessen Spitze er unter Laforce 1631 mit nach Lothringen zog. Nachdem T. 1634 Maréchal de Camp geworden, focht er unter Lavalette, entsetzte 1635 Mainz und ging 1637 mit einem Hilfskorps zu der vom Herzog Bernhard von Weimar befehligten Armee ab. Unter diesem eroberte er Landrecies, Maubeuge und 1638 Breisach, wurde 1639 unter dem Grafen d'Harcourt nach Italien geschickt, schlug die Deutschen und Spanier bei Casale, nahm im Sept. 1640 Turin und that sich im folgenden Feldzuge bei Belagerungen hervor. Im J. 1642 eroberte T. Roussillon. Von dem Streite seines Bruders, der mit dem Prinzen von Soissons (s. d.) gegen Richelieu verbündet war, hielt sich T. fern. Nach Richelieus und Ludwigs XIII. Tode erhielt er 1644 den Marschallsstab und den Oberbefehl in Deutschland. Er ging bei Breisach über den Rhein, schlug die Bayern unter Mercy und vereinigte sich mit dem Herzog von Enghien, dem nachmaligen großen Condé (s. d.). Beide eroberten in kurzer Zeit die Pfalz, das Kurfürstentum Mainz und den ganzen Rhein von Straßburg bis Koblenz. Nach Condés Entfernung wollte T. den Feind von Franken abhalten, ließ sich aber durch den Zustand seiner deutschen Reiterei bewegen, Quartiere zu beziehen. Sein Gegner Mercy schlug ihn hierauf 5. Mai 1645 bei Mergentheim, doch siegte T. 3. Aug. 1645 bei Nördlingen und vereinigte sich im August 1646 bei Gießen mit den Schweden unter Wrangel. Er schlug die Bayern bei Zusmarshausen und zwang den Kurfürsten 14. März 1647 zum Waffenstillstande, wendete sich dann nach Flandern und beschleunigte durch Einnahme vieler Plätze den Frieden zu Münster 1648. In den Unruhen der Fronde stand T., von seinem Bruder, dem Herzog von Bouillon, geleitet, dem Hofe anfangs entgegen.

Nach der Gefangennahme der Prinzen vereinigte er die Streitkräfte der Fronde mit den Spaniern und fiel mit dem Erzherzog Leopold in Frankreich ein, wurde aber am 15. Dez. 1650 vom Marschall Duplessis-Praslin bei Réthel geschlagen. Der span. Hof bot ihm eine große Summe zur Fortsetzung des Kampfes an; aber T. söhnte sich 1651 mit dem franz. Hofe aus und trat an die Spitze des königl. Heeres. Mit wechselndem Glück kämpfte er gegen den Prinzen Condé, der sich ganz der Sache der Spanier angeschlossen hatte. Nachdem er den Hof nach Paris zurückgeführt, unterwarf er alle Städte und bis zum Pyrenäischen Frieden von 1659 fast ganz Flandern. Als 1667 der Krieg gegen Spanien wieder ausbrach, eroberte T. als Generalmarschall der franz. Armee Flandern und die Franche-Comté. Auf Ludwigs XIV. Wunsch trat er 1668 zum Katholizismus über. Bei dem Ausbruch des Kriegs 1672 erhielt T. abermals den Oberbefehl. Er trat dem verbündeten, von Montecuccoli (s. d.) geführten Heere am Rhein gegenüber, verhinderte dasselbe an Überschreitung des Flusses und zwang den Kurfürsten von Brandenburg, 6. Juni 1673, zum Frieden. Im Feldzuge 1674 ging er bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim und warf das kaiserl. Heer bis an den Main zurück, wendete sich gegen den Herzog von Bournonville, schlug denselben und verhinderte dessen Vereinigung mit dem Hauptheer unter dem Herzog von Lothringen. Der Ruhm, den sich T. in diesem Feldzuge erwarb, ward durch seine grausame Verwüstung der Pfalz verdunkelt. Der Kurfürst Karl Ludwig, von Schmerz und Zorn überwältigt, forderte T. zum Zweikampf heraus, den dieser aber auf Ludwigs XIV. Befehl nicht annehmen durfte. Im Okt. 1674 erschien Bournonville mit 60000 Österreichern und Brandenburgern am Oberrhein, wurde jedoch 29. Dez. bei Mülhausen, 5. Jan. 1675 bei Türkheim von T. geschlagen. Im J. 1675 ging T. bei Wilstädt über den Rhein und bereitete sich gegen Montecuccoli zu einer entscheidenden Schlacht vor, wurde aber auf einer Anhöhe beim Dorfe Sasbach, unweit Offenburg, beim Bereiten des Schlachtfeldes 27. Juli 1675 von einer Kanonenkugel getötet. Auf Ludwigs XIV. Befehl setzte man T. in der königl. Gruft zu St.-Denis bei. Nach Zerstörung der Gräber in der Revolution wurden die Gebeine in eine Raritätensammlung gestellt, bis Bonaparte dieselben im Invalidendom bestatten ließ. Deschamps veröffentlichte unter dem Titel «Mémoires» (Par. 1687) die Geschichte

Iran einfielen, wie noch vor ihrer Unterwerfung unter Rußland die Raubhorden der Turkmanen ſtets das perſ. Hochland beſtürmten.

Turaniſche Völker und Sprachen, ſ. Ural-Altaiſche Völker und Sprachen.

Turbain (Karl), Erzgießer, geb. in Wien 6. Mai 1823, aus einer franz. Emigrantenfamilie ſtammend, begann ſeine Laufbahn als Gürtler und Bronzearbeiter, wendete ſich aber dem Studium des monumentalen Kunſterzguſſes zu, auf welchem Gebiete er einer der ausgezeichnetſten Meiſter wurde. Nach vielen Schwierigkeiten gelang ihm endlich die Errichtung einer eigenen Gießerei und die Erlangung bedeutender Aufträge für dieſelbe. Künſtler wie Zumbuſch, König, Tilgner ließen ihre Modelle am liebſten durch T. ausführen, deſſen Güſſe ſich durch Urſprünglichkeit, Schärfe und Reinheit auszeichneten. Das herrlichſte Werk ſeiner Gußhütte iſt das Beethoven-Monument in Wien von Zumbuſch, ferner ſind zu nennen die Güſſe von einigen Statuen des 1886 in Vollendung begriffenen Maria Thereſia-Denkmals; für Tilgner goß er die anmutige Gruppe eines Springbrunnens, für König mehrere nach Rußland beſtimmte Grabfiguren u. ſ. w. T. ſtarb in Wien 18. April 1886.

Turban, verderbt aus dem türk.-perſ. Tülbend (Tüll-Bund), wovon auch Tulipan, iſt eigentlich das in charakteriſtiſcher Form um die den Kopf des Orientalen bedeckende Filz- oder Tuchmütze gewundene, lange Stück farbigen oder weißen Baumwollſtoffs, dient aber gewöhnlich zur Bezeichnung der ganzen Kopfbedeckung. Die Türken widmen dem T. und dem in neuerer Zeit an ſeine Stelle getretenen Fes (ſ. d.), als der Bekleidung des vorzugsweiſe zu Gott in Beziehung ſtehenden Teils des menſchlichen Leibes, eine Art von religiöſer Verehrung; diejenigen der Sultane werden daher in ihren Mauſoleen aufbewahrt, und der gemeine Mann ſtellt auf den Gräbern ſeiner männlichen Angehörigen mit ihren Darſtellungen verzierte Leichenſteine auf. (S. Grüner Turban.)

Turban (Ludw. Karl Friedr.), bad. Staatsmann, geb. 5. Okt. 1821 zu Bretten, ſtudierte Philologie, dann Jura in Heidelberg und Berlin, und trat 1845 in den Staatsdienſt. Er wurde 1851 Sekretär des Miniſteriums des Innern, 1852 Regierungsaſſeſſor in Mannheim, 1856 Regierungsrat in Karlsruhe, und trat 1860 als Miniſterialrat in das neuerrichtete Handelsminiſterium, deſſen Präſident er 1872 wurde. Nach der Entlaſſung des Miniſteriums Jolly wurde er unter Beibehaltung des Handelsminiſteriums 24. Sept. 1876 zum Staatsminiſter und Präſidenten des Miniſteriums ernannt, ohne daß damit in der polit. Haltung Badens im Innern und nach außen eine Veränderung eingetreten wäre. In allen Landtagsverhandlungen trat er den Forderungen der klerikalen Partei aufs entſchiedenſte gegenüber. Nach Beilegung eines mit der nationalliberalen Partei entſtandenen Streites über das Kirchengeſetz von 1880, wodurch die von den Theologen geforderte allgemein-wiſſenſchaftl. Staatsprüfung abgeſchafft werden ſollte, wurde das Miniſterium 20. April 1881 in einheitlichem Sinne umgebildet, infolge deſſen T. neben der Miniſterpräſidentſchaft die Miniſterien des großherzogl. Hauſes und des Innern übernahm, während das Handelsminiſterium aufgehoben und deſſen Beſtandteile unter die Miniſterien der Finanzen und des Innern verteilt wurden. Im Landtage von 1882 ſprach er ſich im Intereſſe einer feſten Organiſation des Staates gegen die beantragte Einführung der direkten Landtagswahlen aus und verkündigte 1883 den von der Regierung zur Klarſtellung der Lage veröffentlichten Wahlerlaß. T. zeigte ſich bei den Landtagsverhandlungen von 1884 bis 1886 als einen nationalgeſinnten Mann, der eine ſtarke Regierung will und mit Beſonnenheit und Wohlwollen vorgeht. Seit 1872 iſt T. auch Mitglied des Deutſchen Bundesrats.

Turbiglio (Sebaſtiano), ital. Philoſoph, geb. 7. Juli 1842 zu Chiuſa in Piemont, ſtudierte in Turin Philoſophie, war dann mehrere Jahre Privatdocent, wurde 1873 Profeſſor der Philoſophie am Lyceum Ennio Quirino Visconti in Rom und iſt ſeit 1877 Profeſſor der Geſchichte der Philoſophie an der Univerſität daſelbſt. Er ſchrieb: «Storia della dottrina di Cartesio» (Tur. 1866), «La filosofia sperimentale di Giovanni Locke ricostrutta a priori» (Tur. 1867), «Analisi storica della filosofia di Locke e di Leibniz» (Tur. 1867), «Della libera necessità dei fatti umani» (Tur. 1868), worin er, wie in «L'empirie de la logique» (Tur. 1870), die ausnahmsloſe Geſetzlichkeit alles Geſchehens behauptet; «Trattato di filosofia elementare» (Tur. 1869), «Benedetto Spinoza e le trasformazioni del suo pensiero» (Rom 1875), «Le antitesi tra il medio-evo e l'età moderna nella storia della filosofia» (Rom 1878) u. a. m.

Turbine oder Kreiſelrad, vom lat. turbo, d. i. Kreiſel (frz. turbine; engl. turbine, tube-wheel), ein horizontales oder vertikales Waſſerrad, welches die Eigentümlichkeit zeigt, daß das Waſſer zur Abgabe von Kraft durch Kanäle (Zellen) hindurchläuft, welche mit einer Welle derart verbunden ſind, daß ſie dieſelbe in Umdrehung verſetzen. (S. unter Waſſermotoren.)

Turbot, ſ. unter Scholle.

Türckheim (Joh., Freiherr von), deutſcher Staatsmann, geb. in Straßburg 10. Nov. 1749, ſchrieb nach vollendeten Studien die Diſſertation «De jure legislatorio Merovaeorum et Carolingorum Galliae regum circa sacra» (1772) und wurde 1775 Senator, 1784 Ammeiſter (Bürgermeiſter) in Straßburg. In die konſtituierende franz. Nationalverſammlung 1789 von ſeiner Vaterſtadt gewählt, trat er dort als Verteidiger des monarchiſchen Prinzips und als Anwalt für die Erhaltung der bisherigen deutſchen Verfaſſung und Rechte der Stadt Straßburg und des Elſaß auf und ſchrieb das «Mémoire de droit public sur la ville de Strasbourg et l'Alsace en général» (1789). Da er die Verfaſſung ſeiner Provinz nicht retten konnte, erklärte er im Okt. 1789 ſeinen Austritt aus der Nationalverſammlung und zog ſich auf ſeine reichsunmittelbaren Güter in Baden zurück. Seine ſchon früher angeknüpften Verbindungen mit deutſchen Höfen verſchafften ihm verſchiedene diplomatiſche Poſten, 1803 den eines heſſen-darmſtädt. Geſandten bei dem Reichstag in Regensburg, 1814 bei dem Kongreß zu Wien, wo er für Heſſen die neue Bundesakte unterſchrieb, 1819 den eines Bevollmächtigten der oberrhein. Kirchenprovinz bei den Unterhandlungen in Rom. Darauf zog er ſich von den öffentlichen Geſchäften zurück und lebte auf ſeinem Gute zu Altdorf in Baden, wo er 28. Jan. 1824 ſtarb. Von ſeinen Schriften ſind noch zu erwähnen: «Tablettes généalogiques des ducs de Zaehringen, marggraves et grandducs

de Bade» (1810) und «Histoire généalogique de la maison souveraine de Hesse depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours» (1819).

Johann, Freiherr von T., Sohn des vorigen, bad. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1778 in Straßburg, studierte 1793 in Tübingen, dann in Erlangen die Rechte, war 1799—1803 österr. Offizier, 1803—1808 sächs. Gesandter bei der fränk. Kreisversammlung in Nürnberg und trat 1808 in den bad. Staatsdienst. Er wurde 1813 zum Direktor des Main- und Tauberkreises, bald darauf zum Direktor des Dreisamkreises, 1819 zum landesherrlichen Kommissar bei der Universität Freiburg, 1820 zum Wirklichen Staatsrat ernannt. Als Minister des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten seit 27. Juli 1831, sah er sich genötigt, die reaktionären Bundestagsbeschlüsse jener Jahre, welche gegen die bad. Presse, gegen die Universitäten u. s. w. gerichtet waren, zur Ausführung zu bringen. In die letzte Periode seiner amtlichen Thätigkeit fielen die Verhandlungen über Abschluß eines Postvertrags mit Preußen und über den Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein. Am 31. Okt. 1835 erhielt er die früher wiederholt erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst, lebte von da an auf seinem Landsitz in Altdorf und starb 30. Juli 1847 in Ragaz in der Schweiz. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Beobachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik» (2 Bde., Freiburg 1845).

Hans, Freiherr von T., Sohn des vorigen, geb. 5. Dez. 1814 in Freiburg i. Br., war 1849—64 Rat im bad. auswärtigen Ministerium und Mitglied der Ersten Kammer, wurde 1864 bad. Gesandter in Berlin und 1871 Mitglied des Bundesrats.

Turcos, s. Turkos.

Turdus (lat.), die Drossel.

Turenne (Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de), einer der größten Feldherren Frankreichs, geb. 11. Sept. 1611 zu Sedan, war der zweite Sohn des Herzogs Heinrich von Bouillon, Prinzen von Sedan, und der Elisabeth von Nassau. Er wurde im prot. Glauben erzogen. Nachdem er 1623 seinen Vater verloren, schickte ihn die Mutter nach Holland, wo er sich unter seinem berühmten Oheim, dem Herzog Moritz von Nassau, für den Krieg ausbildete. Er kam 1630 an den franz. Hof, um im Namen seines Bruders die Rechte des Hauses rücksichtlich der Souveränetät von Sedan zu vertreten. Richelieu wußte ihn hierbei für den franz. Dienst zu gewinnen und gab ihm ein Regiment, an dessen Spitze er unter Laforce 1631 mit nach Lothringen zog. Nachdem T. 1634 Maréchal-de-Camp geworden, focht er unter Lavalette, entsetzte 1635 Mainz und ging 1637 mit einem Hilfskorps zu der vom Herzog Bernhard von Weimar befehligten Armee ab. Unter diesem eroberte er Landrecies, Maubeuge und 1638 Breisach, wurde 1639 unter dem Grafen d'Harcourt nach Italien geschickt, schlug die Deutschen und Spanier bei Casale, nahm im Sept. 1640 Turin und that sich im folgenden Feldzuge bei Belagerungen hervor. Im J. 1642 eroberte T. Roussillon. Von dem Streite seines Bruders, der mit dem Prinzen von Soissons (s. d.) gegen Richelieu verbündet war, hielt sich T. fern. Nach Richelieus und Ludwigs XIII. Tode erhielt er 1644 den Marschallsstab und den Oberbefehl in Deutschland. Er ging bei Breisach über den Rhein, schlug die Bayern unter Mercy und vereinigte sich mit dem Herzog von Enghien, dem nachmaligen großen Condé (s. d.). Beide eroberten in kurzer Zeit die Pfalz, das Kurfürstentum Mainz und den ganzen Rhein von Straßburg bis Koblenz. Nach Condés Entfernung wollte T. den Feind von Franken abhalten, ließ sich aber durch den Zustand seiner deutschen Reiterei bewegen, Quartiere zu beziehen. Sein Gegner Mercy schlug ihn hierauf 5. Mai 1645 bei Mergentheim, doch siegte T. 3. Aug. 1645 bei Nördlingen und vereinigte sich im August 1646 bei Gießen mit den Schweden unter Wrangel. Er schlug die Bayern bei Zusmarshausen und zwang den Kurfürsten 14. März 1647 zum Waffenstillstande, wendete sich dann nach Flandern und beschleunigte durch Einnahme vieler Plätze den Frieden zu Münster 1648. In den Unruhen der Fronde stand T., von seinem Bruder, dem Herzog von Bouillon, geleitet, dem Hofe anfangs entgegen.

Nach der Gefangennahme der Prinzen vereinigte er die Streitkräfte der Fronde mit den Spaniern und fiel mit dem Erzherzog Leopold in Frankreich ein, wurde aber am 15. Dez. 1650 vom Marschall Duplessis-Praslin bei Rethel geschlagen. Der span. Hof bot ihm eine große Summe zur Fortsetzung des Kampfes an; aber T. söhnte sich 1651 mit dem franz. Hofe aus und trat an die Spitze des königl. Heeres. Mit wechselndem Glück kämpfte er gegen den Prinzen Condé, der sich ganz der Sache der Spanier angeschlossen hatte. Nachdem er den Hof nach Paris zurückgeführt, unterwarf er alle Städte und bis zum Pyrenäischen Frieden von 1659 fast ganz Flandern. Als 1667 der Krieg gegen Spanien wieder ausbrach, eroberte T. als Generalmarschall der franz. Armee Flandern und die Franche-Comté. Auf Ludwigs XIV. Wunsch trat er 1668 zum Katholizismus über. Bei dem Ausbruch des Kriegs 1672 erhielt T. abermals den Oberbefehl. Er trat dem verbündeten, von Montecuccoli (s. d.) geführten Heere am Rhein gegenüber, verhinderte dasselbe an Überschreitung des Flusses und zwang den Kurfürsten von Brandenburg, 6. Juni 1673, zum Frieden. Im Feldzuge 1674 ging er bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim und warf das kaiserl. Heer bis an den Main zurück, wendete sich gegen den Herzog von Bournonville, schlug denselben und verhinderte dessen Vereinigung mit dem Hauptheer unter dem Herzog von Lothringen. Der Ruhm, den sich T. in diesem Feldzuge erwarb, ward durch seine grausame Verwüstung der Pfalz verdunkelt. Der Kurfürst Karl Ludwig, von Schmerz und Zorn überwältigt, forderte T. zum Zweikampf heraus, den dieser aber auf Ludwigs XIV. Befehl nicht annehmen durfte. Im Okt. 1674 erschien Bournonville mit 60000 Österreichern und Brandenburgern am Oberrhein, wurde jedoch 29. Dez. bei Mulhausen, 5. Jan. 1675 bei Türkheim von T. geschlagen. Im J. 1675 ging T. bei Wilstädt über den Rhein und bereitete sich gegen Montecuccoli zu einer entscheidenden Schlacht vor, wurde aber auf einer Anhöhe beim Dorfe Sasbach, unweit Offenburg, beim Bereiten des Schlachtfeldes 27. Juli 1675 von einer Kanonenkugel getötet. Auf Ludwigs XIV. Befehl setzte man T. in der königl. Gruft zu St.-Denis bei. Nach Zerstörung der Gräber in der Revolution wurden die Gebeine in eine Raritätensammlung gestellt, bis Bonaparte dieselben im Invalidendom bestatten ließ. Deschamps veröffentlichte unter dem Titel «Mémoires» (Par. 1687) die Geschichte

von T.s beiden letzten Feldzügen; eine zweite sehr vervollständigte Auflage erschien 1756. T. hinterließ auch selbst Memoiren, die von 1643 bis 1658 reichen und von Grimoard (2 Bde., Par. 1782) veröffentlicht wurden. Barthelémy veröffentlichte: «Correspondance inédite de T. avec Michel Le Tellier et Louvre» (Par. 1874). Das Leben T.s beschrieben Raguenet (neue Ausg., Par. 1877), d'Avrigny, Buisson (Amsterd. 1712) und Ramsay (4 Bde., Par. 1733). Vgl. noch Choppin, «Campagne de T. en Alsace 1674—75» (Par. 1875).

Turf (engl., «Rasen»), die Bahn oder der Platz für Pferderennen und alles darauf Bezügliche.

Turfan oder **Ostturkestan**, auch **Ostdschagatai**, **Hohe Tatarei** und häufig, aber irrtümlich **Hohe** oder **Kleine Bucharei** genannt, umfaßt das Hochland, welches im S. durch den Kuen-lün (s. d.) von Tibet, im W. durch den Bolor-Tagh oder richtiger durch das Pamir-Plateau von Westturkestan (s. Turkestan), im N. durch das Himmelsgebirge oder den Thianschan (s. d.) von der Dsongarei (s. d.) getrennt ist und im O. in die große Wüste Gobi übergeht. Das Land hat ein Areal von 1 118 713 qkm, die Bevölkerung wird jetzt nur noch auf 580 000 geschätzt. Die Chinesen, welchen T. seit 1758 durch Überwindung der Dsongaren unterworfen ward, nennen dasselbe Thian-schan-Nanlu, d. i. Statthalterschaft im Süden des Thian-schan, im Gegensatz von Thian-schan-Pelu, der im Norden dieses Gebirges gelegenen Statthalterschaft Ili, d. i. der Dsongarei. Auf drei Seiten von mächtigen Gebirgen eingeschlossen, bildet das Innere T.s eine Hochebene von 1000 bis 1500 m mittlerer Höhe. Dasselbe ist das Becken des Tarim, welcher aus der Vereinigung des Kaschgar-, Jarkand- und Khotanstroms entsteht, gegen Osten fließt und nach einem Laufe von 2050 km und nachdem er den See Kara-Buran passiert hat, in den sumpfigen Steppensee Lob mündet. Die Ebene des Tarim ist großenteils für Anbau und Viehweiden untauglich, wüstenartig. Dagegen ist das Land am Gebirgssaume fruchtbar und gut angebaut. Das Klima gestattet den Anbau der meisten südeurop. Getreidearten, Garten- und Baumfrüchte, auch der Baumwolle und Maulbeerbäume zur Seidenzucht. Alle Haustiere sind im Überfluß vorhanden. Auf den Bergen und an den Sümpfen gibt es Bären, Wölfe, Schakale, Luchse, Hirsche, in der Wüste Kum-Tagh, östlich vom Lob-Nor, wilde Kamele. Gold, Kupfer und Eisen wird weniger gewonnen als Salmiak, Salpeter, Schwefel und Asbest. Die Einwohner sind, abgesehen von den nomadisierenden Kirgisen und Mongolen und gelegentlichen Chinesen oder Mandschu, Mohammedaner pers. Ursprungs (Tadschiks oder Sarten), Türkenstämme, Usbeken und Uiguren. Außer dem Feldbau, der Viehzucht und Jagd bildet der Handel eine Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, da T. ein wichtiges Passageland des Karawanenverkehrs zwischen China, Tibet, Kaschmir, Westturkestan ist. Insbesondere wichtig ist dieser Handel in neuester Zeit für Rußland geworden. T. bildete den Hauptteil des von Mohammed Jakub begründeten Kaschgar (s. d.); nach dessen Tode benutzte die chines. Regierung die eingetretene Anarchie zur Wiedereroberung des Landes, die im Jan. 1878 vollendet wurde. Die wichtigsten Städte sind Aksu (s. d.), Kaschgar (s. d.), Jarkend (s. d.) und Khotan (s. d.). Vgl. Walichanow in Ermans «Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland» (Bd. 21 u. 22, Berl. 1862—63); Przewalskij, «Reise an den Lob-Nor und Altyn-Tag» (deutsch, Gotha 1878).

Turfol, flüchtiger Kohlenwasserstoff, welcher in dem bei der trockenen Destillation des Torfs gewonnenen Teer enthalten und wahrscheinlich mit dem Benzin des Braunkohlenteers identisch ist.

Turgénjew, ein russ. Adelsgeschlecht, das aus der Goldenen Horde stammt: **Alex. Iwanowitsch T.**, russ. Geschichtsforscher, geb. 1785, gest. zu Moskau 17. Dez. 1845, machte sich durch seine Forschungen um die Geschichte, Diplomatik, alte Statistik und altes Recht Rußlands verdient. Er bereiste zu diesem Zweck Deutschland, Italien, Frankreich, England und Dänemark; die gesammelten Urkunden wurden von der archäogr. Kommission als «Historica Russiae monumenta» (2 Bde., Petersb. 1841—42) mit einem Nachtrag («Supplementum», Petersb. 1848) herausgegeben.

Nikolaj Iwanowitsch T., Bruder des vorigen, geb. 1790, studierte in Göttingen, trat dann in den russ. Staatsdienst und ward 1813 dem Freiherrn vom Stein, welcher mit der provisorischen Verwaltung der Frankreich abgenommenen deutschen Provinzen beauftragt war, als russ. Kommissar beigegeben. Nach seiner Rückkehr nach Rußland stieg er zum Wirkl. Staatsrat und Adjoint des Staatssekretärs für innere und landwirtschaftliche Angelegenheiten und gab sich ganz dem Studium der großen Frage der Bauernemancipation hin. Um diese fördern zu helfen, trat er 1819 in den von Trubezkoi und Murawjew gegründeten «Bund des öffentlichen Wohls»; hierdurch in die Verschwörung der sog. Dekabristen 1825 verwickelt, wurde er, da er auf Reisen war, in contumaciam zum Tode verurteilt. Er lebte seitdem in Paris, schrieb das historisch wichtige Werk «La Russie et les Russes» (3 Bde., Par. 1847; deutsch, Grimma 1847) und später noch einige polit. Broschüren. Im J. 1856 amnestiert, kehrte er noch einmal nach Rußland zurück und starb im Nov. 1871 in Paris. Vgl. «Briefe Alex. Iwanowitsch T.s an seinen Bruder Nikolaus» (russ., Lpz. 1871).

Turgénjew (Iwan Sergejewitsch), der bedeutendste russ. Dichter der neuern Zeit, geb. 28. Okt. (9. Nov.) 1818 in der Stadt Orel, brachte seine Jugend auf dem Gute seiner Mutter im gleichnamigen Gouvernement zu. Mit dem 12. Jahre kam er in eine Pension nach Moskau, besuchte die dortige Universität, dann die petersburger, und begab sich nach Erlangung des Grades eines Kandidaten 1837 zu weitern Studien nach Berlin. Hier hörte er die Vorlesungen Rankes, Bochs, Zumpts und machte sich namentlich unter Werder mit der Hegelschen Philosophie bekannt. Im J. 1841 kehrte er nach Petersburg zurück, publizierte unter den Buchstaben T. L. (Turgénjew-Lutinow) kleine lyrische Lieder, dann zwei größere Dichtungen in Lermontowscher (pessimistischer) Tendenz: «Parasa» (1843) und «Razgovor» («Gespräch», 1843) und einige Erzählungen («Andrej Kolossow», «Drei Porträts» u. a.), deren Gegenstand unglückliche Liebe ist. Schließlich aber wandte er sich den wirklichen Lebensinteressen Rußlands zu und veröffentlichte 1847 in der Zeitschrift «Sovremennik» die Skizze «Chor und Kalinitsch», mit der eine Reihe prächtiger Bilder aus dem russ. Volksleben eröffnet wurde, die unter dem Gesamtnamen «Zapiski

ochotnika» («Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers») bekannt sind und nacheinander bis 1851 erschienen. Sie geben ein lebendiges Bild von den traurigen Zuständen des russ. Bauernstandes vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, zu deren Aufhebung sie selbst nicht wenig beigetragen haben. Im J. 1852 wurde T. wegen eines Aufsatzes über Gogol auf mehrere Jahre ins Innere von Rußland verbannt. Seit 1863 lebte er fast ganz im Auslande, in Beziehungen zu der Familie Viardot, erst in Baden-Baden, dann in Paris. Er starb 3. Sept. 1883 zu Bougival bei Paris; seine Leiche wurde nach Petersburg übergeführt und 9. Okt. auf dem Wolkower Friedhof daselbst zwischen den Gräbern Bjelinskijs und Dobroljubows feierlich bestattet.

Die Zustände Rußlands blieben nach den «Skizzen» der Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit T.s, und er brachte in einer Reihe Novellen und Romanen das in der russ. Gesellschaft erwachte Bestreben nach Beseitigung der Starrheit und des Druckes der heimatlichen Verhältnisse lebenswahr zur Darstellung, angefangen von der unbewußten Unzufriedenheit («Tagebuch eines überflüssigen Menschen», 1850) und vom kosmopolitischen Doktrinarismus («Rudin», 1854) bis zum Erwachen des Pflichtbewußtseins der gebildeten Klassen und ihrer Annäherung an das Volk («Das adelige Nest», 1859) und zum begeisterten Patriotismus («Am Vorabend», 1860), der jedoch aus Überstürzung und weil er nicht Raum genug zur Bethätigung findet, im Nihilismus verkümmert (die Romane «Väter und Söhne», 1862, «Rauch», 1867) und mit tragischer Selbstaufopferung endigt, indem zugleich neue Leute mit bescheidenern Aufgaben als Repräsentanten der Zukunft auftreten (der Roman «Neuland», 1876). Diese sozialpolitische Tendenz seiner Poesie bildet eigentlich auch den Hauptruhm des Dichters in seiner Heimat; er galt dort als Führer der fortschrittlichen öffentlichen Meinung. Seine künstlerischen Vorzüge: gewissenhafter Realismus, Knappheit der Darstellung, feines ästhetisches und psychologisches Gefühl, wurden dagegen weit mehr im Auslande bewundert und anerkannt als in Rußland selbst, und stellen ihn, nachdem seine Werke durch Übersetzungen eine weite Verbreitung in Europa und Amerika gefunden haben, in die Reihe der ersten europ. Schriftsteller. T.s Novelle, das Hauptgebiet seiner Meisterschaft, hat durch ihre Eigenart in der Einfachheit der Fabel, aber scharfer Charakteristik von Person und Situation und malerischer Anschaulichkeit der Landschaft («Wald und Steppe», «Der Tod», «Die Bjeschin-Wiese» u. a.), dies alles verbunden mit größter Naturwahrheit, einen tiefen Einfluß auf die Novellenlitteratur aller Völker gewonnen; einen eigentümlichen Reiz haben auch T.s Frauencharaktere (Natalie, Wjera, Helena, Asja).

Von T.s Arbeiten sind noch zu nennen: die Novellen «Erste Liebe» (1860), «Die Unglückliche», «Lieutenant Jergunow» (1867), «König Lear der Steppe» (1870), «Frühlingswogen» (1872), «Punin und Baburin» u. a.; endlich die halbmythische Erzählung «Triumphgesang der Liebe» (1882) im Stil der altitalienischen Novellisten, die Novelle «Klara Militsch» (1883) und die hochpoetischen «Gedichte in Prosa» (1883). Außerdem verfaßte T. noch einige Dramen, die sich aber zur Aufführung wenig eignen, und einige litterarische Abhandlungen. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien in Moskau (2. Aufl., 10 Bde., 1884). In deutscher Übersetzung gibt es neben zahlreichen Ausgaben einzelner Werke in Reclams «Universalbibliothek» u. s. w. «Ausgewählte Werke T.s» (12 Bde., Mitau und Hamb. 1869—84). Litterarhistorisch wertvoll sind T.s «Briefe» (1. Sammlung, Petersb. 1884; deutsch von H. Ruhe, Lpz. 1886).

Vgl. Glagau, «Die russ. Litteratur und Iwan T.» (Berl. 1872); die Biographien T.s von Zabel (Lpz. 1884) und Thorsch (Lpz. 1886); Vogué, «Le roman russe» (Par. 1886); die litterar.-krit. Artikel über T. von Aug. Scholz, Julian Schmidt ꝛc.

Turgor (lat.) oder **Turgeszenz** nennt man in der Botanik den erhöhten hydrostatischen Druck, welcher infolge diosmotischer Vorgänge bei reichlicher Wasserzufuhr im Innern der lebenden Zellen entsteht und eine Spannung der den Protoplasmaschlauch umgebenden Zellmembran zur Folge hat. Durch Veränderungen in der Höhe des T., der oft einen Druck von 10 Atmosphären und darüber erreicht, werden zahlreiche Bewegungserscheinungen in den Pflanzen bedingt. (Vgl. Pflanzenbewegung und Zelle.)

Turgot (Anne Robert Jacques), Baron de l'Aulne, Generalkontrolleur der Finanzen unter Ludwig XVI., wurde 10. Mai 1727 zu Paris geboren. Er studierte Theologie, aber von der philos. Bewegung seiner Zeit ergriffen, gab er 1751 den geistlichen Beruf auf und wendete sich den Rechtsstudien zu. Schon 1752 wurde er Parlamentsrat, dann Requetenmeister. In dieser Stellung gab er sich besonders den nationalökonomischen Studien hin und machte sich mit der physiokratischen Schule Quesnays (s. d.) bekannt. Im Aug. 1761 erhielt er das Amt des Intendanten von Limoges. Er betrieb als solcher die Entlastung, Hebung und Bildung des gemeinen Mannes, löste sich die Wegebaufronen aus Staatsmitteln ab, regulierte die willkürlich verteilten Abgaben, gründete Wohlfahrtsanstalten, ließ Wege und Kanäle bauen und belebte vor allem den Ackerbau. Seine Versuche, den Getreidehandel von den zahllosen Hindernissen zu befreien, scheiterten an dem Neide der Kollegen, der Widerspenstigkeit des Adels und selbst der Beschränktheit der Bauern. Als Ludwig XVI. 1774 den Thron bestieg, wurde T. von der Reformpartei als der Retter des Staats bezeichnet. Wiewohl der König für T. war, fürchteten doch der Hauptminister Maurepas und die Anhänger des alten Systems die Berufung eines Mannes, der als philos. Reformator galt. Dennoch erhielt T. 1774 das Marinedepartement, bald nachher an des berüchtigten Terray Stelle die Verwaltung der Finanzen. Die Reformen, welche er sich zur Aufgabe stellte, waren allerdings groß und umfaßten eigentlich das Werk, welches später die Revolution ausführte. T. wollte im ganzen die Abschaffung der Feudalrechte und des Zunftzwanges, die Heranziehung des Adels und der Geistlichkeit zu den Abgaben, die Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit und der Klöster, die Emancipation der Protestanten, die Freiheit des Gewissens und der Presse, die Verbesserung des Gerichtswesens, die Herbeiziehung wissenschaftlicher Männer zur Verwaltung, endlich die Begründung eines umfassenden Systems des öffentlichen Unterrichts, alles auf dem Grunde des nationalen Zusammenschlusses und in den ständisch-parlamentarischen Formen. Während die Reformpartei dieses Programm mit

von T.s beiden letzten Feldzügen; eine zweite sehr vervollständigte Auflage erschien 1756. T. hinterließ auch selbst Memoiren, die von 1643 bis 1658 reichen und von Grimoard (2 Bde., Par. 1782) veröffentlicht wurden. Barthelémy veröffentlichte: «Correspondance inédite de T. avec Michel Le Tellier et Louvre» (Par. 1874). Das Leben T.s beschrieben Raguenet (neue Ausg., Par. 1877), d'Avrigny, Buisson (Amsterd. 1712) und Ramsay (4 Bde., Par. 1733). Vgl. noch Choppin, «Campagne de T. en Alsace 1674—75» (Par. 1875).

Turf (engl., «Rasen»), die Bahn oder der Platz für Pferderennen und alles darauf Bezügliche.

Turfan oder Ostturkestan, auch Ostdschagatai, Hohe Tatarei und häufig, aber irrtümlich Hohe oder Kleine Bucharei genannt, umfaßt das Hochland, welches im S. durch den Kuen-lün (s. d.) von Tibet, im W. durch den Bolor-Tagh oder richtiger durch das Pamir-Plateau von Westturkestan (s. Turkestan), im N. durch das Himmelsgebirge oder den Thianschan (s. d.) von der Dsongarei (s. d.) getrennt ist und im O. in die große Wüste Gobi übergeht. Das Land hat ein Areal von 1 118 713 qkm, die Bevölkerung wird jetzt nur noch auf 580000 geschätzt. Die Chinesen, welchen T. seit 1758 durch Überwindung der Dsongaren unterworfen ward, nennen dasselbe Thian-schan-Nanlu, d. i. Statthalterschaft im Süden des Thian-schan, im Gegensatz von Thian-schan-Pelu, der im Norden dieses Gebirges gelegenen Statthalterschaft Ili, d. i. der Dsongarei. Auf drei Seiten von mächtigen Gebirgen eingeschlossen, bildet das Innere T.s eine Hochebene von 1000 bis 1500 m mittlerer Höhe. Dasselbe ist das Becken des Tarim, welcher aus der Vereinigung des Kaschgar-, Jarkand- und Khotanstroms entsteht, gegen Osten fließt und nach einem Laufe von 2050 km und nachdem er den See Kara-Buran passiert hat, in den sumpfigen Steppensee Lob mündet. Die Ebene des Tarim ist großenteils für Anbau und Viehweiden untauglich, wüstenartig. Dagegen ist das Land am Gebirgssaume fruchtbar und gut angebaut. Das Klima gestattet den Anbau der meisten südeurop. Getreidearten, Garten- und Baumfrüchte, auch der Baumwolle und Maulbeerbäume zur Seidenzucht. Alle Haustiere sind im Überfluß vorhanden. Auf den Bergen und an den Sümpfen gibt es Bären, Wölfe, Schakale, Luchse, Hirsche, in der Wüste Kum-Tagh, östlich vom Lob-Nor, wilde Kamele. Gold, Kupfer und Eisen wird weniger gewonnen als Salmiak, Salpeter, Schwefel und Asbest. Die Einwohner sind, abgesehen von den nomadisierenden Kirgisen und Mongolen und gelegentlichen Chinesen oder Mandschu, Mohammedaner pers. Ursprungs (Tadschiks oder Sarten), Türkenstämme, Usbeken und Uiguren. Außer dem Feldbau, der Viehzucht und Jagd bildet der Handel eine Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, da T. ein wichtiges Passageland des Karawanenverkehrs zwischen China, Tibet, Kaschmir, Westturkestan ist. Insbesondere wichtig ist dieser Handel in neuester Zeit für Rußland geworden. T. bildete den Hauptteil des von Mohammed Jakub begründeten Kaschgar (s. d.); nach dessen Tode benutzte die chines. Regierung die eingetretene Anarchie zur Wiedereroberung des Landes, die im Jan. 1878 vollendet wurde. Die wichtigsten Städte sind Aksu (s. d.), Kaschgar (s. d.), Jarkend (s. d.) und Khotan (s. d.). Vgl. Walichanow in Ermans «Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland» (Bd. 21 u. 22, Berl. 1862—63); Przewalskij, «Reise an den Lob-Nor und Altyn-Tag» (deutsch, Gotha 1878).

Turfol, flüchtiger Kohlenwasserstoff, welcher in dem bei der trockenen Destillation des Torfs gewonnenen Teer enthalten und wahrscheinlich mit dem Benzin des Braunkohlenteers identisch ist.

Turgénjew, ein russ. Adelsgeschlecht, das aus der Goldenen Horde stammt: Alex. Iwanowitsch T., russ. Geschichtsforscher, geb. 1785, gest. zu Moskau 17. Dez. 1845, machte sich durch seine Forschungen um die Geschichte, Diplomatik, alte Statistik und altes Recht Rußlands verdient. Er bereiste zu diesem Zweck Deutschland, Italien, Frankreich, England und Dänemark; die gesammelten Urkunden wurden von der archäogr. Kommission als «Historica Russiae monumenta» (2 Bde., Petersb. 1841—42) mit einem Nachtrag («Supplementum», Petersb. 1848) herausgegeben.

Nikolaj Iwanowitsch T., Bruder des vorigen, geb. 1790, studierte in Göttingen, trat dann in den russ. Staatsdienst und ward 1813 dem Freiherrn vom Stein, welcher mit der provisorischen Verwaltung der Frankreich abgenommenen deutschen Provinzen beauftragt war, als russ. Kommissar beigegeben. Nach seiner Rückkehr nach Rußland stieg er zum Wirkl. Staatsrat und Adjoint des Staatssekretärs für innere und landwirtschaftliche Angelegenheiten und gab sich ganz dem Studium der großen Frage der Bauernemancipation hin. Um diese fördern zu helfen, trat er 1819 in den von Trubezkoi und Murawjew gegründeten «Bund des öffentlichen Wohls»; hierdurch in die Verschwörung der sog. Dekabristen 1825 verwickelt, wurde er, da er auf Reisen war, in contumaciam zum Tode verurteilt. Er lebte seitdem in Paris, schrieb das historisch wichtige Werk «La Russie et les Russes» (3 Bde., Par. 1847; deutsch, Grimma 1847) und später noch einige polit. Broschüren. Im J. 1856 amnestiert, kehrte er noch einmal nach Rußland zurück und starb im Nov. 1871 in Paris. Vgl. «Briefe Alex. Iwanowitsch T.s an seinen Bruder Nikolaus» (russ., Lpz. 1871).

Turgénjew (Iwan Sergejewitsch), der bedeutendste russ. Dichter der neuern Zeit, geb. 28. Okt. (9. Nov.) 1818 in der Stadt Orel, brachte seine Jugend auf dem Gute seiner Mutter im gleichnamigen Gouvernement zu. Mit dem 12. Jahre kam er in eine Pension nach Moskau, besuchte die dortige Universität, dann die petersburger, und begab sich nach Erlangung des Grades eines Kandidaten 1837 zu weitern Studien nach Berlin. Hier hörte er die Vorlesungen Rankes, Böckhs, Zumpts und machte sich namentlich unter Werder mit der Hegelschen Philosophie bekannt. Im J. 1841 kehrte er nach Petersburg zurück, publizierte unter den Buchstaben T. L. (Turgénjew-Lutinow) kleine lyrische Lieder, dann zwei größere Dichtungen in Lermontowscher (pessimistischer) Tendenz: «Paraša» (1843) und «Razgovor» («Gespräch», 1843) und einige Erzählungen («Andrej Kolossow», «Drei Porträts» u. a.), deren Gegenstand unglückliche Liebe ist. Schließlich aber wandte er sich den wirklichen Lebensinteressen Rußlands zu und veröffentlichte 1847 in der Zeitschrift «Sovremennik» die Skizze «Chor und Kalinitsch», mit der eine Reihe prächtiger Bilder aus dem russ. Volksleben eröffnet wurde, die unter dem Gesamtnamen «Zapiski

ochotnika» («Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers») bekannt sind und nacheinander bis 1851 erschienen. Sie geben ein lebendiges Bild von den traurigen Zuständen des russ. Bauernstandes vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, zu deren Aufhebung sie selbst nicht wenig beigetragen haben. Im J. 1852 wurde T. wegen eines Aufsatzes über Gogol auf mehrere Jahre ins Innere von Rußland verbannt. Seit 1863 lebte er fast ganz im Auslande, in Beziehungen zu der Familie Viardot, erst in Baden-Baden, dann in Paris. Er starb 3. Sept. 1883 zu Bougival bei Paris; seine Leiche wurde nach Petersburg übergeführt und 9. Okt. auf dem Wolkower Friedhof daselbst zwischen den Gräbern Bjelinskijs und Dobroljubows feierlich bestattet.

Die Zustände Rußlands blieben nach den «Skizzen» der Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit T.s, und er brachte in einer Reihe Novellen und Romanen das in der russ. Gesellschaft erwachte Bestreben nach Beseitigung der Starrheit und des Druckes der heimatlichen Verhältnisse lebenswahr zur Darstellung, angefangen von der unbewußten Unzufriedenheit («Tagebuch eines überflüssigen Menschen», 1850) und vom kosmopolitischen Doktrinarismus («Rudin», 1854) bis zum Erwachen des Pflichtbewußtseins der gebildeten Klassen und ihrer Annäherung an das Volk («Das adelige Nest», 1859) und zum begeisterten Patriotismus («Am Vorabend», 1860), der jedoch aus Überstürzung und weil er nicht Raum genug zur Bethätigung findet, im Nihilismus verkümmert (die Romane «Väter und Söhne», 1862, «Rauch», 1867) und mit tragischer Selbstaufopferung endigt, indem zugleich neue Leute mit bescheidenern Aufgaben als Repräsentanten der Zukunft auftreten (der Roman «Neuland», 1876). Diese sozialpolitische Tendenz seiner Poesie bildet eigentlich auch den Hauptruhm des Dichters in seiner Heimat; er galt dort als Führer der fortschrittlichen öffentlichen Meinung. Seine künstlerischen Vorzüge: gewissenhafter Realismus, Knappheit der Darstellung, feines ästhetisches und psychologisches Gefühl, wurden dagegen weit mehr im Auslande bewundert und anerkannt als in Rußland selbst, und stellen ihn, nachdem seine Werke durch Übersetzungen eine weite Verbreitung in Europa und Amerika gefunden haben, in die Reihe der ersten europ. Schriftsteller. T.s Novelle, das Hauptgebiet seiner Meisterschaft, hat durch ihre Eigenart in der Einfachheit der Fabel, aber scharfer Charakteristik von Person und Situation und malerischer Anschaulichkeit der Landschaft («Wald und Steppe», «Der Tod», «Die Bjeschin-Wiese» u. a.), dies alles verbunden mit größter Naturwahrheit, einen tiefen Einfluß auf die Novellenlitteratur aller Völker gewonnen; einen eigentümlichen Reiz haben auch T.s Frauencharaktere (Natalie, Wjera, Helena, Asja).

Von T.s Arbeiten sind noch zu nennen: die Novellen «Erste Liebe» (1860), «Die Unglückliche», «Lieutenant Jergunow» (1867), «König Lear der Steppe» (1870), «Frühlingswogen» (1872), «Punin und Baburin» u. a.; endlich die halbmythische Erzählung «Triumphgesang der Liebe» (1882) im Stil der altitalienischen Novellisten, die Novelle «Klara Militsch» (1883) und die hochpoetischen «Gedichte in Prosa» (1883). Außerdem verfaßte T. noch einige Dramen, die sich aber zur Aufführung wenig eignen, und einige litterarische Abhandlungen. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien in Moskau (2. Aufl., 10 Bde., 1884). In deutscher Übersetzung gibt es neben zahlreichen Ausgaben einzelner Werke in Reclams «Universalbibliothek» u. s. w. «Ausgewählte Werke T.s» (12 Bde., Mitau und Hamb. 1869—84). Litterarhistorisch wertvoll sind T.s «Briefe» (1. Sammlung, Petersb. 1884; deutsch von H. Ruhe, Lpz. 1886).

Vgl. Glagau, «Die russ. Litteratur und Iwan T.» (Berl. 1872); die Biographien T.s von Zabel (Lpz. 1884) und Thorsch (Lpz. 1886); Vogué, «Le roman russe» (Par. 1886); die litterar.-krit. Artikel über T. von Aug. Scholz, Julian Schmidt ꝛc.

Turgor (lat.) oder **Turgeszenz** nennt man in der Botanik den erhöhten hydrostatischen Druck, welcher infolge diosmotischer Vorgänge bei reichlicher Wasserzufuhr im Innern der lebenden Zellen entsteht und eine Spannung der den Protoplasmaschlauch umgebenden Zellmembran zur Folge hat. Durch Veränderungen in der Höhe des T., der oft einen Druck von 10 Atmosphären und darüber erreicht, werden zahlreiche Bewegungserscheinungen in den Pflanzen bedingt. (Vgl. Pflanzenbewegung und Zelle.)

Turgot (Anne Robert Jacques), Baron de l'Aulne, Generalkontrolleur der Finanzen unter Ludwig XVI., wurde 10. Mai 1727 zu Paris geboren. Er studierte Theologie, aber von der philos. Bewegung seiner Zeit ergriffen, gab er 1751 den geistlichen Beruf auf und wendete sich den Rechtsstudien zu. Schon 1752 wurde er Parlamentsrat, dann Requetenmeister. In dieser Stellung gab er sich besonders den nationalökonomischen Studien hin und machte sich mit der physiokratischen Schule Quesnays (s. d.) bekannt. Im Aug. 1761 erhielt er das Amt des Intendanten von Limoges. Er betrieb als solcher die Entlastung, Hebung und Bildung des gemeinen Mannes, löste sich die Wegebaufronen aus Staatsmitteln ab, regulierte die willkürlich verteilten Abgaben, gründete Wohlfahrtsanstalten, ließ Wege und Kanäle bauen und belebte vor allem den Ackerbau. Seine Versuche, den Getreidehandel von den zahllosen Hindernissen zu befreien, scheiterten an dem Neide der Kollegen, der Widerspenstigkeit des Adels und selbst der Beschränktheit der Bauern. Als Ludwig XVI. 1774 den Thron bestieg, wurde T. von der Reformpartei als der Retter des Staats bezeichnet. Wiewohl der König für T. war, fürchteten doch der Hauptminister Maurepas und die Anhänger des alten Systems die Berufung eines Mannes, der als philos. Reformator galt. Dennoch erhielt T. 1774 das Marinedepartement, bald nachher an des berüchtigten Terray Stelle die Verwaltung der Finanzen. Die Reformen, welche er sich zur Aufgabe stellte, waren allerdings groß und umfaßten eigentlich das Werk, welches später die Revolution ausführte. T. wollte im ganzen die Abschaffung der Feudalrechte und des Zunftzwanges, die Heranziehung des Adels und der Geistlichkeit zu den Abgaben, die Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit und der Klöster, die Emancipation der Protestanten, die Freiheit des Gewissens und der Presse, die Verbesserung des Gerichtswesens, die Herbeiziehung wissenschaftlicher Männer zur Verwaltung, endlich die Begründung eines umfassenden Systems des öffentlichen Unterrichts, alles auf dem Grunde des nationalen Zusammenschlusses und in den ständisch-parlamentarischen Formen. Während die Reformpartei dieses Programm mit

Jubel aufnahm, rüsteten sich alle, die Opfer bringen sollten, Adel, Geistlichkeit, Parlament, zum Widerstande. T. vermochte darum nur einige Verbesserungen einzuführen. Bei der Teuerung im Frühjahr 1775 suchte er der Not vorzubeugen, indem er den Getreidehandel im Innern von Frankreich freigab. Indem er aufständische, von den Gegnern geschürte Regungen mit Gewalt niederschlug, gewannen seine Neider das Ohr des schwachen Königs gegen seinen treuesten Diener. Im Mai 1776 trat T. zurück und widmete sich fortan ganz wissenschaftlichen Arbeiten. In seinen letzten Jahren schrieb er die berühmte Abhandlung «Des vrais principes de l'imposition». Er starb 20. März 1781. Seine «Oeuvres complètes» gab Dupont de Nemours (9 Bde., Par. 1808—11), seine Korrespondenz mit Condorcet gab Henry (Par. 1882) heraus. Eine neue Ausgabe seiner Werke von Daire (2 Bde., Par. 1843) ist durch noch ungedruckte Schriften vermehrt. Vgl. Dupont, «Mémoires sur la vie et les ouvrages de T.» (2 Bde., Par. 1782); Tissot, «T., sa vie, son administration, etc.» (Par. 1862); Mastier, «T., sa vie et sa doctrine» (Par. 1862); Foncin, «Essai sur le ministère de T.» (Par. 1871); Jobez, «Turgot» (Par. 1877); Neymarck, «T. et ses doctrines» (2 Bde., Par. 1885).

Turia, Fluß in Spanien, s. Guadalaviar.

Turiebaum, s. unter Agati.

Turin (ital. Torino, bei den Alten Augusta Taurinorum), die ehemalige Haupt- und Residenzstadt der 1860 in dem Königreich Italien aufgegangenen sardin. Monarchie, dann 1860—65 Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Italien, jetzt Hauptstadt des Fürstentums Piemont und der gleichnamigen italien. Provinz (10534,91 qkm mit (1881) 1 064 233 E.), liegt in einer fruchtbaren Thalebene am schiffbaren Po, welcher hier die Dora Riparia aufnimmt, ist eine der größten, schönsten und prächtigsten Städte Italiens und zählt (1881) 230 183, als Gemeinde 252 832 (1886 etwa 280 000) E. Über den Po führen eine schöne Steinbrücke aus der Zeit der franz. Herrschaft, eine Kettenbrücke und zwei neue steinerne Brücken, nach der Königin Margareta und der Prinzessin Isabella benannt. Die Dora überspannt seit 1830 eine von Mosca erbaute, aus einem einzigen gewaltigen Bogen bestehende Brücke. Außerdem führen noch sechs Brücken über die Dora, worunter zwei Eisenbahnbrücken. Mit Ausnahme von Altturin durchschneiden sich die reinlichen, mit Trottoirs und Fahrgleisen versehenen, teilweise von Arkaden eingefaßten Straßen rechtwinkelig. Die Häuser sind meist vier bis fünf Stockwerke hoch und aus Backsteinen aufgeführt. Die schönsten Straßen sind die Via Garibaldi, die Via Cernaja, die Via Roma und ganz besonders die Po-Straße. Letztere, fast ganz mit Palästen besetzt und auf beiden Seiten mit breiten Bogengängen versehen, ist die lebhafteste von allen und bildet im Winter den Corso von T.

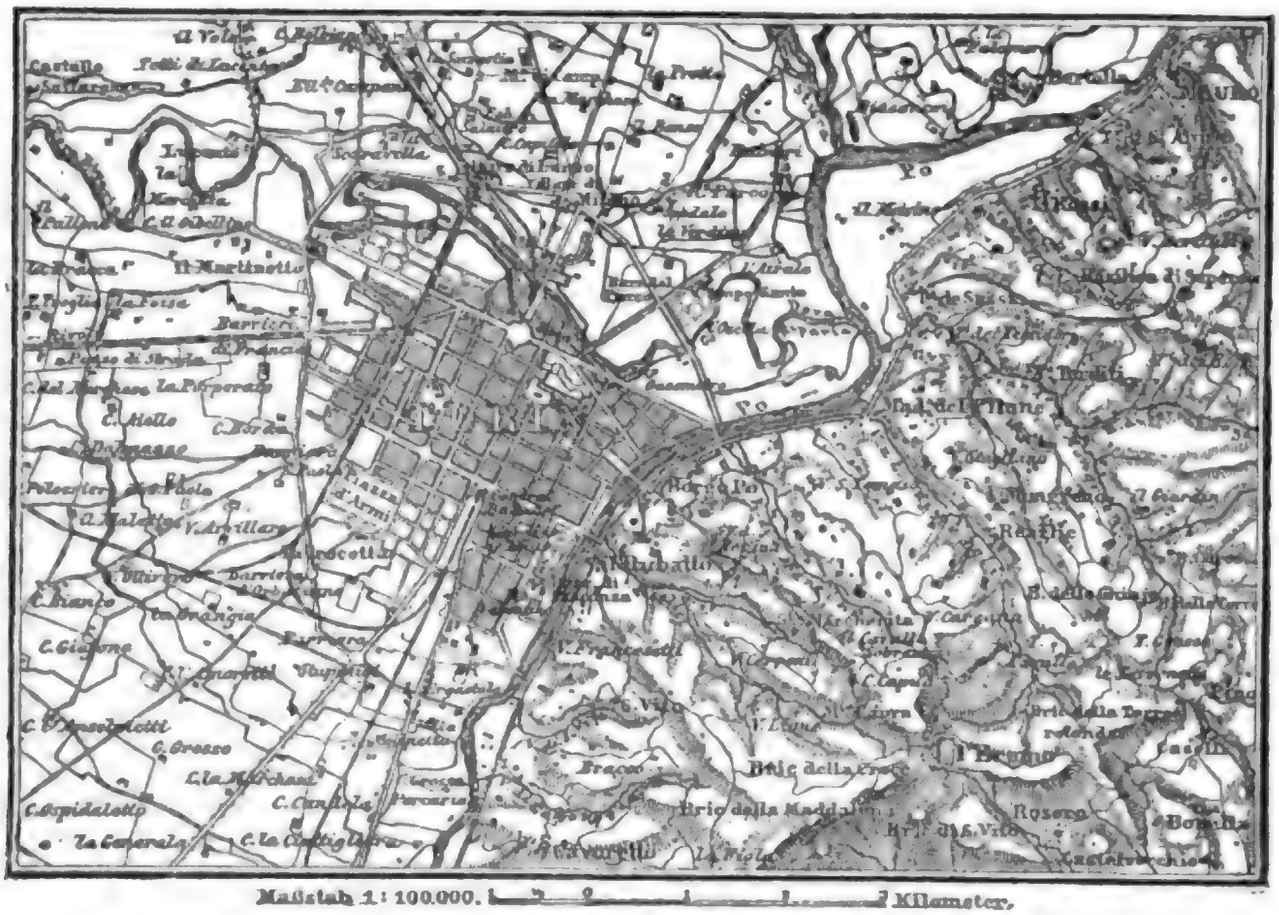
Unter den öffentlichen Plätzen verdienen besondere Erwähnung: die Piazza San-Carlo, ein regelmäßiges, von Palästen umgebenes Viereck mit der Reiterstatue des Herzogs Emanuel Philibert, dem Meisterwerke Marochettis; die Piazza Castello (Schloßplatz), ganz mit Bogengängen umgeben; die Piazza Vittorio Emmanuele, ebenfalls mit Arkaden umgeben, einer der größten Europas, mit reizender Aussicht auf die jenseit des Po gelegenen Hügel und der Kirche der Muttergottes (Gran madre di Dio), einer Nachahmung des Pantheon zu Rom, sowie der Marmorstatue Victor Emanuels I. von Gaggini; die Piazza Carlo Felice, von mit hohen Arkaden versehenen Palästen umgeben, welche einen reizenden Square mit mächtiger Fontäne und mit der 9. Nov. 1873 enthüllten Bronzestatue Massimo d'Azeglios von Balzico umschließen, und die gegen Süden von dem neuen Centralbahnhof, unstreitig dem schönsten Italiens, begrenzt wird; die Piazza Carlo Alberto mit der bronzenen Reiterstatue dieses Königs, von Marochetti; der neue, mit prachtvollen Palästen umgebene Verfassungsplatz (Piazza dello Statuto), welcher den imposanten Eingang in die Via Garibaldi bildet, mit einem kolossalen Denkmal zur Erinnerung an den Durchstich des Mont-Cenis-Tunnels, mit den Namen der Ingenieure, die bei der Arbeit beteiligt waren; die neue Piazza Solferino mit der Reiterstatue Ferdinands, Herzogs von Genua, Bruder des Königs Victor Emanuel, in Bronze von Balzico, sowie mit den Statuen des Generals de Sonnaz und des Historikers La Farina; die Piazza Carlo Emanuele II. mit der 8. Nov. 1873 enthüllten Marmorstatue Cavours von Dupré; die Piazza Pietro Micca mit der Bronzestatue des gleichnamigen Volkshelden; die Piazza Carignano mit dem marmornen Standbilde Giobertis; die Piazza Savoia mit einem 22 m hohen Obelisk, errichtet zum Gedächtnis der Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit (foro ecclesiastico) unter dem Justizminister Siccardi 1850; die Piazza del Palazzo di Città (Rathausplatz) mit dem bronzenen Denkmal Amadeus' VI. und den am Stadthause aufgestellten marmornen Standbildern des Königs Karl Albert und Victor Emanuel II., und in der Vorhalle des Stadthauses des Prinzen Eugen und des Herzogs von Genua; die Piazza Lagrange mit dem marmornen Standbilde des hier geborenen Mathematikers dieses Namens; die Piazza Emanuele Filiberto, zum Teil mit Arkaden umgeben.

Unter den öffentlichen Gärten steht der neue öffentliche Garten (Giardino pubblico) in der Nähe des ehemals königl. Schlosses Il Valentino obenan, von welchem man die ganze Alpenkette von den Meeralpen bis zum Monte-Rosa überblickt, während auf der andern Seite eine lange, mit Villen und Landhäusern bedeckte Hügelreihe (le colline) und der Po sich hinziehen. In diesem Garten ist auch eine Nachbildung einer Burg aus dem 15. Jahrh., nebst dazugehörigem Dorf, welche für die Ausstellung von 1884 hergestellt waren. Am westl. Ende des Gartens werden (1886) neue Universitätsgebäude hergestellt. Ferner sind bemerkenswert: der Cernaja-Square in der Nähe der Citadelle, mit der bronzenen Statue des Generals Alessandro La Marmora; die neuen Squares in dem Stadtteile, der in dem ehemaligen öffentlichen Garten der Ripari erbaut worden ist, mit den marmornen Bildsäulen des Staatsmannes und Geschichtschreibers Cesare Balbo, des Generals Bava und der Italia mit dem Gedächtnisschilde des venet. Patrioten Daniele Manin; weiter nach der Piazza Maria Teresa hin ist ein Denkmal des Generals Guglielmo Pepe und eins für den General Alfonso La Marmora; der alte Waffenplatz (Piazza d'armi), jetzt ganz mit Villen und prächtigen Gebäuden besetzt und mit dem großartigen Denkmal Victor Emanuels II. von Costa, ein vielbesuchter Sommercorso, durchschnitten von der Allee des Corso Vittorio Emanuele II., der mit seinen Verlängerungen

eine der großartigſten Straßen der Welt bildet, mit prächtiger Anſicht der Hügel im Hintergrunde.

Die Kirchen der Stadt ſind zum Teil prächtig; die ſehenswürdigſte iſt die Domkirche oder Kathedrale San-Giovanni, urſprünglich von dem Longobardenkönig Agilulf 602 gegründet, 1498 neu aufgebaut mit einer ſchönen marmornen Façade, drei Schiffen und der angebauten Kapelle del Santo-Sudario oder della Santiſſima-Sindone, dem Muſter des ſeltſamſten Rokokogeſchmacks. Ein prachtvoller Altar bewahrt in ſilbernem Behältnis das Sudario, das Linnentuch, in welchem der Körper des Heilands nach ſeinem Tode eingehüllt geweſen ſein ſoll. In der reichen Kirche Corpus Domini trat J. J. Rouſſeau 1728 zum Katholizismus über. Unter den neuerbauten Kirchen verdienen Erwähnung die des heil. Maximus (di San-Massimo) mit ſchönen Fresken Morgaris; die des heil. Sekundus, 1882 vollendet im lombard. Stil; die des heil. Gioachimo im Stil der altchriſtl. Baſiliken, und die des heil. Johannes des Täufers, von Stella im lombard. Stil gebaut. Am 15. Dez. 1853 wurde hier die prot. Waldenſerkirche eingeweiht, 1884 eine ſchöne Synagoge eröffnet. Ein neues großartiges Gebäude iſt die Mole Antonelliana, von Antonelli 1863 begonnen und zur Synagoge beſtimmt, 1877 von der Stadt erworben, weiter gebaut und zu einem Nationalmuſeum, dem Andenken Victor Emanuels gewidmet, beſtimmt.

Unter den Paläſten ſind wegen ihrer Ausdehnung und innern Pracht nennenswert: das königl. Schloß (Palazzo reale), um die Mitte des 17. Jahrh. erbaut, äußerlich ein unanſehnlicher Bau, innerhalb aber prachtvoll eingerichtet. Ein Gitterthor, auf deſſen Pfeilern Kaſtor und Pollux, zwei Pferdegruppen in Erzguß ſtehen, trennt den Schloßhof von der Piazza Caſtello. Der Schloßgarten iſt im Sommer Donnerstags und Sonntags dem Publikum geöffnet. Mit dem Schloſſe in Verbindung ſteht die königl. Rüſtkammer (armeria reale), welche viel Ausgezeichnetes enthält, und die Privatbibliothek des Königs, reich an hiſtor. Werken und den Gelehrten zugänglich. Der alte Palaſt, oder Palazzo Madama, ehemals del Caſtello genannt, 1493—16 als Reſidenz der Herzöge von Savoyen erbaut, iſt einer mittelalterlichen Feſtung ähnlich, von düſterm Ausſehen, mit der königl. Sternwarte. Derſelbe erhielt ſeinen jetzigen Namen von der Mutter des Königs Victor Amadeus II., die ihn als Witwe bewohnte und 1718 die prächtige Doppeltreppe von Marmor und an der Weſtſeite die Marmorſäulenfaçade aufführen ließ. Auf der Oſtſeite ſtehen noch die alten crenelierten Backſteintürme, jetzt zum Teil reſtauriert. Hier befand ſich früher der Sitz des ſardin. Senats und der Polizei, ſowie die königl. Gemäldeſammlung. Letztere iſt nunmehr in dem 1759 vom Grafen Saluzzo gegründeten Palaſt der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften aufgeſtellt. Die Sammlung iſt reich an Werken Rafaels, Tizians, Murillos, van Dycks, Holbeins, Rembrandts, Potters u. a. In dem gleichen Gebäude befindet ſich das reiche ägypt. und Altertümermuſeum. Mit letzterm iſt das Münzkabinett von etwa 30 000, zum Teil ſehr ſeltenen Münzen verbunden. Die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen ſind jetzt im Palaſte Carignano auf der gleichnamigen Piazza aufgeſtellt, in welchem bis zur Verlegung der Hauptſtadt das Parlament ſeine Sitzungsſäle hatte, die noch gezeigt werden; jetzt haben in dem Palaſt das Handelstribunal und



Topographiſche Lage von Turin.

das Consorzio Nazionale ihre Sitze. Die städtischen Sammlungen enthält das Museo civico; dieselben bestehen aus drei Abteilungen: der prähistorischen und ethnologischen, der für die Geschichte der Künste und Gewerbe und der für die neuere ital. Kunst.

Die Universität, 1404 vom Kaiser Sigismund gestiftet und zwei Jahrhunderte später von Victor Amadeus neu eingerichtet, hat durchschnittlich 2000 Studenten und ein Lehrpersonal von über 60 Professoren, eine Bibliothek von 200 000 Bänden und vielen Manuskripten, eine Sternwarte und einen botan. Garten. Das große, massiv aufgeführte Centralgefängnis, nach pennsylvan. System eingerichtet, liegt außerhalb der Stadt, doch innerhalb ihres Weichbildes. Sehr zur Verschönerung der Stadt tragen auch die neue große Getreidehalle, sowie die vielen mit Marmor belegten und mit fließendem Wasser reichlich versehenen Markthallen bei. Unter den zahlreichen Theatern T.s sind hervorzuheben: das königl. Theater, vom Grafen Alfieri in großartigem, edelm Stile erbaut, mit sechs Logenreihen übereinander, für Opern und Ballett während des Winters bestimmt, eins der schönsten Theater Italiens; das Theater Carignan, groß und elegant, für Schauspiele bestimmt, doch ebenso gut geeignet für Aufführung von Opern; das neuerbaute Theater Victor Emanuel, ohne Logen in Form eines Amphitheaters, auch als Hippodrom benutzt, das größte der Stadt; das Theater Scribe, das Theater Alfieri, die Arena, das Teatro Gerbino, für Lustspiele, und das Rossini-Theater, meistens für eine piemontes. Truppe reserviert. Außer der Universität besitzt T. von höhern Bildungsanstalten noch eine Militärakademie, eine Schule für die Artillerie und Geniesoldaten und eine höhere Kriegsschule, eine Ingenieurschule, eine Gewerbeschule, eine Akademie der schönen Künste, eine Tierarzneischule, eine Musterturnschule, ein erzbischöfl. Seminar, vier öffentliche Gymnasien und drei Lyceen, ein technisches Institut, mehrere Handelsschulen, eine Ackerbauschule, eine philharmonische Akademie, eine städtische Musikschule u. s. w. Unter den Hospitälern sind hervorzuheben das große städtische Ospedalo di San-Giovanni Battista e della Città di Torino, das großartige neue Ospedale Maurizio Umberto I. und das Ospedale di San-Luigi; ferner das große königl. Hospital di Carità (für 2500 Kranke); an andern Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen: das Armenasyl, die Piccola Casa della Divina Provvidenza, das Kinderhospital, das Hospital Maria Vittoria, das Blindeninstitut u. s. w. Der 1829 eröffnete Friedhof (cimetero oder campo santo) ist einer der größten und schönsten Italiens.

T. ist Sitz eines Erzbischofs, eines Appellhofs, eines Cassationshofs und der Generalkommandantur einer Militärdivision. Die Industrie ist von Bedeutung. Es bestehen zu T. Fabriken für Seidenstoffe, für Bijouteriewaren, Möbel, Pianofortes, Chokolade, Bier, Liqueure, Handschuhe, Lederarbeiten, Stearinkerzen, Papier, Seife, Zucker, Tabak, künstlichen Marmor, Maschinen, Wagen u. s. w. Als Knotenpunkt wichtiger Gebirgs- und Hauptstraßen, sowie der oberital. Eisenbahnen nach Florenz, Genua, Modane, Pinerolo, Mailand, Lanzo und Rivoli hat T. einen bedeutenden Durchfuhrhandel. Hauptgegenstände des Exports sind piemont. Seide und Wein. Auch macht T. ansehnliche Wechselgeschäfte. Unter den Geld- und Kreditinstituten sind hervorzuheben: eine Bank (Zweig der Nationalbank zu Rom), eine Filiale der Neapolitanischen Bank, eine Skontobank, der Credito Mobiliaro Italiano, die Banca di Torino, Banca Subalpina, der Credito Torinese und eine Kleinhandelsbank (banca del piccolo commercio). Für den Verkehr der Stadt ist durch viele Tramways, welche die Stadt in allen Richtungen durchkreuzen, gesorgt.

Obgleich arm an histor. Denkmälern, ist T. doch eine sehr alte Stadt. Es war der Hauptort der gallischen Taurini, wurde 218 von Hannibal erobert und erhielt unter Augustus eine röm. Kolonie und den Namen Augusta Taurinorum. Unter den Longobarden war es Sitz von Herzögen, deren einige Könige wurden, wie Agilulf, der Gemahl der Theodelinde. Karl d. Gr. erhob es zur Residenz des Herzogs von Susa, dessen Linie bis 1032 regierte, worauf das Haus Savoyen eintrat. Die Franzosen eroberten es 1506 und behielten es bis 1562, wo Herzog Philibert von Savoyen die Stadt zurückerhielt und sie zur Residenz machte. Um die damals sehr französisch gesinnten Einwohner im Zaume zu halten, baute er 1567 die Citadelle. Im J. 1640 nahmen die Franzosen unter Harcourt die Stadt nach 17tägiger Belagerung ein. Am 29. Aug. 1696 wurde daselbst der Separatfriede zwischen Savoyen und Frankreich geschlossen. Von den Franzosen unter La Feuillade und Marsin belagert, ward T. durch den großen Sieg der Kaiserlichen unter Prinz Eugen und der Preußen unter Leopold von Dessau 7. Sept. 1706 befreit. Bonaparte schloß hier 28. April 1796 Waffenstillstand mit dem turiner Hof; 1798 wurde es wieder von den Franzosen eingenommen, aber 27. Mai 1799 (die Citadelle erst 20. Juni) von den Österreichern und Russen unter Suworow wieder befreit. Nach der Schlacht bei Marengo 1800 kam es aufs neue in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptort des Po-Departements, bis es, unterdessen seiner Festungswerke bis auf die Citadelle beraubt, 1814 wieder an Sardinien zurückfiel. Nach der Errichtung des Königreichs Italien wurde T. dessen Haupt- und Residenzstadt und blieb dies, bis nach dem Vertrag vom 15. Sept. 1864 (s. Italien) am 1. Mai 1865 der Sitz der Regierung nach Florenz verlegt wurde. Die merkwürdigsten Punkte der reizenden Umgegend sind: die prachtvolle Klosterkirche La Superga, die Begräbnisstätte der savoyischen Herrscher, von König Victor Amadeus I. 1715—31 auf einem die ganze Ebene beherrschenden steilen Berge, von welchem aus man ein prächtiges Alpenpanorama genießt, zur Erfüllung eines während der franz. Belagerung 1706 gethanen Gelübdes erbaut; zu dieser Kirche führt seit 1884 eine Drahtseilbahn; das ehemalige königl. Lustschloß Il Valentino, im franz. Stil des 17. Jahrh. erbaut, in welchem sich jetzt die höhere Ingenieurschule befindet; das jenseit des Po auf einem kleinen isolierten Hügel, auf welchen eine Drahtseilbahn führt, liegende große Kapuziner-, später Camaldulenserkloster (aufgehoben), mit wundervoller Aussicht auf die Stadt und die Alpenkette, besonders von der vom ital. Alpenverein errichteten Warte aus; das schöne Lustschloß Stupinigi und das Jagdschloß La Mandria mit herrlichem Park. Weitere Ausflüge sind Rivoli (s. d.) und Moncalieri (s. d.).

Vgl. Carlo Promis, «L'antica Torino» (Tur. 1871, für die Römerzeit); Cibrario, «Storia di Torino» (Tur. 1846, für das Mittelalter); «Descri-

zione di Torino» (Tur. 1840); «Torino e dintorni» (Tur. 1874); Borbonese, «Torino illustrata e descritta» (Tur. 1884), «Guida Bianchi» und «Guida Marzorati» erscheinen zu Anfang jeden Jahres.

Türk (Daniel Theophil), Musiktheoretiker, geb. 10. Aug. 1756 zu Clausnitz bei Chemnitz, besuchte die Kreuzschule in Dresden, 1772 die Universität in Leipzig; 1776 wurde er Organist der Ulrichskirche in Halle, 1779 der Frauenkirche ebendaselbst. Im J. 1808 ernannte ihn die Universität in Halle zum Professor. T. starb 26. Aug. 1813. Seine didaktischen Werke sind: «Von den wichtigsten Pflichten eines Organisten» (Leipzig u. Halle 1787; neue Aufl. 1838), «Klavierschule» (Halle u. Leipzig 1789), «Kurze Anweisung zum Generalbaßspielen» (Halle u. Leipzig 1791; 5. Aufl., von Naue, 1841). Unter seinen Kompositionen sind die Klaviersachen von Bedeutung.

Türkei, s. Osmanisches Reich.

Türken nennt man im allgemeinen eine Gruppe von Völkerschaften, welche im ethnogr. System einen der drei Hauptzweige der tatar. Völkerfamilie bilden, welche letztere wiederum nach einigen Forschern mit der finn. Völkerfamilie zusammen den altaischen oder tatar. Völkerstamm ausmacht. (S. Tataren und Ural-Altaische Völker.) Die türk. Völker (Turkvölker) in diesem Sinne hatten ihre Ursitze am Altai, von wo aus sie in die Steppenlandschaften zwischen Tibet, Sibirien und dem Aralsee herabstiegen, welche nach ihnen mit dem Namen Turkestan, bei den Persern Turan benannt worden sind. Von hier aus verbreiteten sie sich, meist als Eroberer, nach Nordwesten bis zum Ural und Schwarzen Meere, nach Norden bis Sibirien hinein (Jakuten), nach Süden über Persien, gegen Westen bis in die Nähe der Grenzen Deutschlands. Man teilt die verschiedenen türk. Völkerschaften, deren man ihren Mundarten nach etwa 20 unterscheidet, in mehrere Gruppen. Dahin gehören die Osttürken (Uiguren), die Turkomanen, die Usbeken, die Nogaier, die Tataren von Kasan, die Baschkiren, ferner die Sibirischen Tataren in verschiedenen Stämmen, namentlich die Jakuten, die Kumüken, Kirgisen, Kumanen und Osmanen. Vorzugsweise aber werden die Osmanen als T. bezeichnet, wie man auch die von diesen beherrschten Länder als Türkei oder Türkisches Reich zusammenzufassen pflegt. (S. Osmanisches Reich.) Vgl. Vámbéry, «Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnogr. Beziehungen» (Lpz. 1885).

Türkenbundlilie, s. unter Lilium.

Turkestan oder Turkistan, d. h. Türkenland, auch Dschagatai, wird im weitern Sinne die asiat. Tatarei (s. d.) genannt, weil sie der Herrschaft türk. Völkerstämme unterworfen ist. Durch das mächtige Pamir-Plateau wird das große Ländergebiet in Ostturkestan und Westturkestan geteilt. Jenes wird auch Turfan (s. d.), dieses die Freie Tatarei, Westdschagatai, von einem Hauptteile auch wol die Große Bucharei, gewöhnlich aber T. schlechthin, oft auch Turan (s. d.) genannt. Dieses westliche oder T. im beschränktern Sinne, zwischen dem Chinesischen Reiche im O., Afghanistan und Persien im S., dem Kaspischen Meere im W. und dem Kirgisenlande im N. gelegen, umfaßt in seinem westl. und nordwestl. größern Teile die meist aus Wüsten oder magern Steppen bestehende Tiefebene Turan, in seinem östlichen und südöstlichen das wilde, wohlbewässerte, mit Weiden und höchst fruchtbaren Thälern versehene Alpenland von T., welches aus den nördl. Ästen des Hindukuh und den westlichen des Pamir-Plateau sich auftürmt und durch den Alai-Tag und Karatscha-Tau, eine westl. Verlängerung des centralasiat. Mustágh oder Thian-schan (s. d.) in das Alpenland von Ferghana im Norden und das sog. Alpenland von Sogdiana oder von Usbekistan im Süden geteilt wird. Jenes enthält das Quellengebiet des Sihon oder Syr-Darja (Jaxartes), dieses das Quellengebiet des Dschihon oder Amu (Orus). Beide Flüsse münden in den Aralsee. Zwischen beiden durch strömt der Serafschán. Alle übrigen Flüsse sind unbedeutend. Die klimatischen Verhältnisse sind ganz kontinental, mit großen Gegensätzen von Winterkälte und Sommerhitze. Auch bildet hinsichtlich der Vegetation der vorherrschende Wüstencharakter der Ebene einen starken Kontrast mit dem angebauten Lande an den Hauptflüssen. Weizen, Gerste, Reis und als Pferdefutter Zuckersorghum sind die Getreidearten. Vortreffliche Gartengewächse, Melonen und Weintrauben sowie Obst werden in Menge geerntet, außerdem Seide, viel Baumwolle, Färbepflanzen, Lein und Sesam. Neben dem Dromedar, dem Pferd und Schaf, dem Hauptreichtum der Bewohner, finden sich wilde Esel, wilde Schafe und Ziegen, der Kaig (eine Antilopenart), Wildschweine, Hasen, Fasanen, Rebhühner und anderes geflügeltes Wildbret, auch Leoparden, Löwen, Bären, Wölfe, Füchse u. s. w. Das Mineralreich liefert Eisen, Kupfer, Blei, Goldstaub, Salz, Jaspis, Karneole, Türkise, Rubinen und andere Edelsteine.

T. ist ein geschichtlich wichtiges Central- und Passageland der Handels-, Völker- und Eroberungszüge, ein im Altertum großenteils gut bebautes und stark bevölkertes Kulturland. Es umfaßte damals Baktriana, Sogdiana und das Land der Chorasmier, die nordöstlichsten Provinzen des Persischen Reichs, nach dessen Auflösung die Nachfolger Alexanders d. Gr., die Parther und Neuperser nacheinander in Besitz des Landes kamen. Im 6. Jahrh. unterlag es dem Einbruch hunn. und türk. Völker, im 8. Jahrh. kam es unter arab. Herrschaft und nahm einen bedeutenden Aufschwung. Am untern Amu und westlich von demselben hieß seitdem das Land Khowaresm. Die Gebiete zwischen dem Amu und Sir wurden dagegen mit dem Namen Mawar-al-nahr zusammengefaßt, d. h. jenseit des Stroms, entsprechend dem Namen Transoxiana bei den Alten. Nach dem Verfall des Kalifats entstanden hier einzelne türk. Herrschaften, welche eine Zeit lang unter dem östl. Reiche der Seldschuken vereinigt waren, sich aber im 12. Jahrh. vor der Übermacht des Mongolen Dschingis-Chan und seiner tatar. Horden beugen mußten. Nach dem Tode desselben erhielt dessen Sohn Dschagatai das Land Mawar-al-nahr und ganz Turfan. Im 14. Jahrh. begründete in ersterm Timur (s. d.) den Hauptsitz seines Weltreichs. Aber nach seinem Tode, 1405, zersplitterte sich dieses überhaupt und insbesondere T. in mehrere kleinere Gebiete. Seit dem Ende der arab. Herrschaft und namentlich seit der Hordenüberschwemmung Tschingis-Chans und Timurs verödet, wurde das Land der Tummelplatz barbarischer Nomaden- und Räuberscharen, wie es schon im grauesten Altertum gewesen und bis auf die Gegenwart noch teilweise geblieben ist.

Das jetzt herrschende Volk in dem Ländergebiete T.s, dessen Areal auf 1650000 qkm, dessen

Einwohnerzahl auf 7—8 Mill. geſchätzt wird, ſind usbekiſche und uiguriſche Türken, die meiſt ihre nomadiſche Lebensweiſe aufgegeben und an dem Kulturzuſtande des Volks, welches ſie unterjochten, teilgenommen haben. Dieſes unterjochte Volk, perſ. Stammes, die Nachkommen der alten Baktrier, iſt unter dem Namen der Tadſchiks, der Bucharen, der Sarten und Galdſchis bekannt. Es bildet die Haupt- und Grundmaſſe der angeſeſſenen Bevölkerung aller dieſer Staaten und zugleich neben den Usbeken die ackerbauende und noch mehr die ſtädtebewohnende, Gewerbe (Woll- und Baumwollweberei, Leder- und Stahlarbeiten) und ausgedehnten Handel treibende Volksklaſſe. Den dritten Hauptteil der Bevölkerung T.s bilden die Turkmanen (ſ. d). Außerdem ſchweifen noch Kirgiſenſtämme und nomadiſche Karakalpaken im Lande umher, und endlich befinden ſich in den Städten auch Juden, Armenier, ſog. bucharifche Araber und nogaiiſche Tataren, die ſich aus Rußland dahin zogen. T. zerfällt, abgeſehen von der neugegründeten ruſſ. Provinz Turkeſtan mit dem neu eroberten ruſſ. Ferghanagebiet (ehedem Khokand, ſ. d.) in folgende Chanate: 1) Chiwa (ſ. d.) am untern Amu; 2) Bokhara (ſ. d.) oder die große Bucharei im engern Sinne, auch wol Usbekiſtan genannt, deſſen Emir 1877 auch die Oberherrſchaft über das öſtlich anſtoßende, von Galdſchis bewohnte Land Karategin erworben hat; ebenſo iſt ihm ſeit 1869 Hiſſâr und ſeit 1878 Darwas unterworfen; 3) Badachſchân (ſ. d.) oder Badakhſchân an den obern Quellenflüſſen des Amu; 4) Kundus, weſtlich von Badakhſchân, die beiden letztern mehr oder weniger von Afghaniſtan abhängig. Außerdem wird zu Weſtturkeſtan gerechnet das Hochplateau Pamir und Bolor, deſſen ausgedehnte Grasſteppen von nomadiſierenden Burut oder Schwarzen Kirgiſen (Kara-Kirgis) durchſtreift werden.

Vgl. Shaw, «Reiſe nach der Hohen Tatarei» (aus dem Engliſchen von Martin, Jena 1872).

Turkeſtan, ruſſiſches Generalgouvernement, ſ. Ruſſiſch-Turkeſtan.

Türkheim (in Bayern), Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Mindelheim, unweit links der Wertach, 616 m über dem Meere, Station der Linie Buchloe-Memmingen der Bayriſchen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1681 E. und hat eine kath. Pfarrkirche, eine Kloſterkirche mit Loretokapelle, zwei Schlöſſer, ein Kapuziner- und ein Frauenkloſter, das Ludwigsthor von 1829, Spiel-, Blechwaren-, Holzſtoff- und Pappenfabriken. In der Umgegend wurden viel röm. Altertümer gefunden.

Türkheim (in Württemberg), Pfarrdorf im württemberg. Donaukreiſe, Oberamt Geislingen, hoch gelegen am Filsthal, zählt (1880) 594 evang. E. und hat Pferde- und Schafzucht.

Türkheim, Stadt im Kreiſe Colmar des elſaß-lothring. Bezirks Oberelſaß, maleriſch am Eingange des St.-Gregorien- oder Münſterthals und an der Bahn Colmar-Münſter gelegen, 6 km weſtlich von Colmar, an der Fecht, iſt berühmt durch ſeinen Weinbau und zählt (1885) 2543 faſt ausſchließlich kath. E. In T. befinden ſich eine ſchöne Kirche dor. Stils, Papierfabriken und eine Baumwollſpinnerei; 8 km weſtlich T., mit demſelben durch eine ſchöne Fahrſtraße verbunden, liegt in den Vogeſen 732 m hoch die Wallfahrtsſtätte Drei Ähren (ſ. d.). Der Ort T. wird bereits 742 genannt; zur einen Hälfte dem Hauſe Habsburg, zur andern dem Kaiſer gehörig, wurde T. 1312 freie Reichsſtadt, trat 1354 in den Bund der Zehn Städte und ſtand unter dem kaiſerl. Reichsvogt zu Kayſersberg. Nach dem großen Siege Turennes über die Kaiſerlichen bei T. am 5. Jan. 1675 ließ Ludwig XIV. die Mauern der danach bis 1871 franzöſiſch gebliebenen Stadt ſchleifen.

Turk-Inſeln, ſ. unter Bahama-Inſeln.

Türkis oder Kallait iſt ein anſcheinend amorphes, ſehr wenig glänzendes und undurchſichtiges, ſchleifbares Mineral von himmelblauer bis ſpangrüner Farbe, der Härte = 6, und dem ſpezifiſchen Gewicht 2,7. Dasſelbe beſteht aus waſſerhaltiger phosphorſaurer Thonerde von der Formel $2Al_2O_3$, P_2O_5, $5H_2O$, durch etwas Kupfer- oder Eiſenoxyd-Phosphat gefärbt. Der ſog. orientaliſche T. findet ſich in der Form von Trümern und Adern in einer Trachytbreccie bei Niſchapur, weſtlich von Herat und gilt in ſeinen himmelblauen Varietäten als geſchätzter Edelſtein, der zu manchen Schmuckſachen verarbeitet wird; minder ſchöne T. kommen bei Jordansmühle in Schleſien und bei Olsnitz in Sachſen als ſchmale Trümer im Kieſelſchiefer vor. Im Megarahthal am Sinai ſitzen haſelnußgroße edle Stücke auf Klüften eines Porphyrs. Neuerdings hat man Adern und Neſter von T. am Mount Chalchuitl in den Cerillosbergen in Neumexiko (im Trachyt), ſowie am Turquois-Mountain in Cochiſe County in Arizona gefunden. Vieles aber, was als T. in den Handel kommt, iſt nur blaugefärbtes foſſiles Elfenbein, welches ungefähr die Härte des echten beſitzt.

Türkis (imitierter), ſ. unter Edelſtein-Imitationen, Bd. V, S. 749b. — **Türkis** (künſtlicher), ſ. u. Edelſteine (künſtliche), S. 742a.

Türkiſch-Becſe oder Neu-Becſe, Marktflecken im ungar. Komitat Torontal, ſ. u. Becſe.

Türkiſch-Brod, ſ. unter Brod.

Türkiſcher Klee, ſ. Eſparſette. — **Türkiſche Kreſſe**, ſoviel wie Tropaeolum majus. — **Türkiſche Meliſſe**, ſ. u. Dracocephalum.

Türkiſche Muſik, ſ. Janitſcharenmuſik.

Türkiſche Roſe, ſ. Kapuzinerroſe.

Türkiſche Sprache und Litteratur. In dem großen ural-altaiſchen Sprachſtamme, zu dem unter anderm das Finniſche und Ungariſche gehört, deſſen Hauptverbreitung aber im nördl. Aſien iſt, nimmt die türk.-tatar. Sprachfamilie ſprachlich wie der Ausdehnung nach wohl die wichtigſte Stelle ein. Ein längſt ausgeſtorbener Zweig von ihr war im grauеſten Altertum das Sumeriſche, das Idiom der Begründer der babylon. Kultur. Mit den verwandten Sprachgruppen, der ugriſchen und finniſchen, teilt ſie die Charakteriſtika der ganzen Familie, die Agglutination in Form und Syntax und die Vokalharmonie. Ihre nördl. Gruppe bildet hauptſächlich das Jakutiſche und die ſüdſibiriſchen Türkdialekte, ihre ſüdl. die ſog. türk. Sprachen im weitern Sinn; die letztern zerfallen in drei Zweige: a. den nördlichen oder tatariſchen (uiguriſch), in deſſen Idiom die älteſten uns erhaltenen Sprachdenkmäler der ganzen Familie geſchrieben ſind (das «Kudatku Bilik» oder «Das glückliche Wiſſen» vom J. 1069); ſchon der alte Name der Uiguren iſt Türk-Volk; b. den öſtlichen oder tſchagataiſchen (özbegiſch), und c. den weſtlichen oder eigentlich türkiſchen (Turkomaniſch, Anatoli u. a. in Aſien, rumeliſch in Europa). Das

Rumelische oder Osmanli ist es nun, welches im allerstrengsten Sinne Türkisch genannt wird und das wir in Europa allein unter dem Ausdruck Türkisch verstehen; in ihm ist die große osman.-türk. Litteratur geschrieben, und während das Osttürkische bei Bewahrung älterer Sprachformen rauh und hart sich anhört, so ist das Osmanli die abgeschliffenste, aber auch weichste und melodischste der tatar. Sprachen. Freilich gilt dies zunächst nur von der noch ziemlich reinen Umgangssprache, denn die Litteratursprache, die ganz unter dem Einfluß mohammed. Kultur entstanden und deshalb auch mit der schlecht dazu passenden arab. Schrift geschrieben wird, ist bunt durchsetzt mit arab. und pers. Wörtern. Die wissenschaftlichste Grammatik des europ. Türkisch, die bis jetzt existiert, und die auch einige asiat. Dialekte zur Vergleichung herbeizieht, ist die von Kasembeg (russ., Kasan 1845; deutsch von Zenker, Lpz. 1848), die beste osttürkische die von R. B. Shaw 1876 im «Journal of the Asiatic Society of Bengal» veröffentlichte (Kalkutta 1876), «Vocabulary» (Kalkutta 1880); eine auf dem Standpunkt der neuesten vergleichenden Arbeiten (Vámbéry, Radloff, Hommel) stehende westtürk. Grammatik fehlt noch. Von den vielen nur dem praktischen Bedürfnis abhelfenden Lehrbüchern seien genannt: Redhouse, «The turkish compaigners Vademecum or Ottoman colloquial language» (transskribierte Grammatik, Gespräche und Glossar, Lond. 1877); Piqueré, «Grammatik der türk.-osman. Umgangssprache» (Wien 1870) und (ausführlicher) Wahrmund, «Praktisches Handbuch der osman.-türk. Sprache» (Gieß. 1869). Von Wörterbüchern ist das einzige große und vollständige von neuern J. Zenker's «Dictionnaire turc-arabe-persan» (mit franz. und deutschen Bedeutungen, durchgängig von Fleischer's Meisterhand revidiert, 2 Bde., Lpz. 1863—77); mehr zum Handgebrauch dienen das jetzt etwas veraltete, aber immer noch brauchbare «Dictionnaire abrégé turc-français» von Hindoglu (Wien 1838) und das «Turkish-English Dictionary» von Redhouse (Lond. 1856; 2. Ausg., von Ch. Wells, Lond. 1880); ebenso ein englisch türkisches, wie von Hindoglu auch ein französisch-türkisches vorliegt. Ein praktisches Hilfsmittel zum Erlernen des Türkischen sind auch die «Osman. Sprichwörter» (mit Transskription und Übersetzung), herausgegeben durch die oriental. Akademie in Wien (Wien 1865). Sprachvergleichend behandelt sind die meisten türk. Stämme in Vámbéry's «Etymolog. Wörterbuch der turko-tatar. Sprachen» (Lpz. 1878); über die Verwandtschaft der Türksprachen mit dem Sumerischen handelte eingehend F. Hommel in «Zeitschrift für Keilschriftforschung» (Bd. 1, Lpz. 1884) und im «Journal of the Royal Asiatic Society» (Jahrg. 1886).

Die Osmanische Litteratur, an Ausdehnung unendlich, an Wert aber gering, weil sie sich entweder an arab. und pers. Vorbilder eng anlehnt (d. h. übersetzt), oder dieselben meist geschmacklos nachahmt, beginnt nach der Festsetzung der Türken in dem von ihnen eroberten Teil Europas, und als ihre beste Periode darf die Regierung Soliman's II. und die Zeit unmittelbar nachher gelten (15. und 16. Jahrh.). Zu den ältesten reintürk. und darum auch interessantesten Sachen gehören das «Bâz-nameh» oder «Falkenbuch» aus dem 14. Jahrh. (von J. von Hammer mit zwei andern griech. Traktaten über diesen Gegenstand unter dem Titel «Falknerklee» herausg. und übersetzt, Pest 1840) und der von Ethé übersetzte (ursprünglich osttürkische) Volksroman «Die Fahrten des Sajjid-Batthâl» (Lpz. 1871) aus dem 14. bis 15. Jahrh. Dies letztere und die «Latâif-i Chodscha Nasr-ed-Din» (deutsch von Camerloher, «Meister Nasr-ed-Din's Schwänke», Triest 1855), in freier poetischer Bearbeitung von Murad-Efendi (F. von Werner): «Nasr-ed-Din, ein osman. Eulenspiegel» (Oldenb. 1877), sind zugleich das Wichtigste aus dem ganzen im Türkischen zahlreich vertretenen Gebiet der Erzählungs- und Märchenlitteratur, denn die gewöhnlich an erster Stelle genannten «Tuti-Nameh» oder das Papageienbuch (Bulak 1837; deutsch von G. Rosen, 2 Bde., Lpz. 1858) und «Humajun-Nameh» oder das türk. «Kalilah und Dimnah» (Bulak 1838) von Ali Wasi (gest. 1543) sind nur Übersetzungen aus dem Persischen, wie das bei uns am meisten traktierte «Kirk Wesir» («Geschichte der 40 Veziere», türk., herausg. von Belletête, Par. 1812, deutsch von Behrnauer, Lpz. 1851) erst aus dem Arabischen von Scheikh-Sade ins Türkische übertragen wurde. Viel mehr Originalität zeigen die osttürkischen Dichter, aus welchen Vámbéry schon 1868 in seinen «Tschagatai-schen Sprachstudien» (mit Übersetzung und Glossar) zahlreiche Proben mitgeteilt hat; vgl. auch Vámbéry's Ausgabe des özbegischen Heldengedichts der Scheibaniade (Budapest 1886). Von den westtürk. Dichtern, welche alle die Perser (und zwar die Lyriker meist die spätern Mystiker, die Epiker die romantische Epik) nachahmten, gehören zu den ältesten Aschik, gest. 1332 (sein sog. «Diwân», ein größeres mystisches Gedicht, Konst. 1848), Achmadi, gest. 1412, von dessen «Iskander-Nameh» in Jolowicz' «Polyglotte der orient. Poesie» eine Probe steht, und der jüdische Dichter Nasimi (1417 wegen Freidenkerei hingerichtet). Der fruchtbarste Poet der Türken war wohl Lâmi'i, gest. 1531, der in vier größern Epen den Perser Nisâmi nachahmte; als uns am meisten zusagend darf der zart und sinnig dichtende Jazli (gest. 1563) bezeichnet werden, dessen romantisch-allegorische Dichtung «Gül u Bulbul» («Rose und Nachtigall») J. von Hammer herausgegeben und übersetzt hat (Pest 1834); und als der größte Lyriker gilt Baki (1526—1600, sein Diwan türkisch, Konst. 1859, deutsch von J. von Hammer, Wien 1825). Von neuern Dichtern sind nur der Vollständigkeit halber zu nennen der Sufi Ghâlib (1757—1814), der der größte von ihnen heißt (sein Diwan Bulak 1836), der «Dichterfürst» Pertew Pascha (gest. 1836, sein Diwan Konst. 1840) und die ebenfalls dem Anfang des 19. Jahrh. angehörende Dichterin Leila (Diwan Bulak 1844, Konst. 1849). Von den neuesten Dichtern sei der in London lebende 'Abd al-Hakk Hâmid (dramat. Stücke, Lyrisches) als einer der bedeutendern, auch besonders als Bebauer ganz neuer Gebiete genannt.

Die türk. Historiker leiden alle an geschraubtem Stil und bieten eine unerquickliche Lektüre, doch sind viele derselben für die türk. Geschichte unentbehrlich, so vor allem die von Sad-ed-Din begonnenen und von den auf ihn folgenden Reichshistoriographen fortgesetzten «Annalen», welche ihrem Hauptinhalt nach J. von Hammer oft mit wörtlichen Auszügen in seiner «Geschichte des Osmanischen Reichs» bekannt gemacht hat. Sad ed-Din's Geschichtswerk geht bis 1590, auf ihn folgten Râima (sein Werk bis 1659) und andere, so im 19. Jahrh.

Achmed Lutfi Efendi, der die Zeit von 1826 bis 1832 (3 Bde., Konſt. 1875), und Achmet Midhat Efendi, der die von 1855 bis 1877 (Konſt. 1878) behandelt hat. Einer der gelehrteſten türk. Hiſtoriker, der aber ſeine berühmteſten Werke (ſo das große biographiſche) arabiſch und nur wenige türkiſch (ſo eine Geſchichte der Seekriege, engl. von Mitchell, Lond. 1831) geſchrieben hat, war Hadſchi-Khalfa (ſ. d.). Von biographiſchen Werken iſt das mit Recht geſchätzteſte der «Dhail» (d. i. Anhang) Nau'i-zade's oder Atâïs (auch Ata-ullah mit vollerm Namen) zu dem arab. Werke gleichen Inhalts von Taſchkupri-zade; dieſer Anhang (Konſt. 1850) führt das nur bis Mitte des 16. Jahrh. gehende Hauptwerk bis Murâd III. fort und iſt beſonders auch des Stils halber ein berühmtes Buch. Von neuern Hiſtorikern ſind zu nennen Dſchevdet Paſcha («Chronik», Bd. 12, Konſt. 1885), Mehemmed 'Atif («Geſchichte von Kaſchgar», Konſt. 1883) und Subchi Paſcha («Tarikh ul-Islâm», eine Geſchichte des Islâm, Bd. 1, Konſt. 1879), der auch ein Werk über Münzkunde ſchrieb. Beſonders wegen ſeines ſchönen Stils geſchätzt iſt der durch ſeinen Briefſteller, aber auch polit. Eſſays bekannte 'Atif Paſcha. Von geogr. Werken ſind zu erwähnen: das Reiſewerk Evlija Efendis «Narrative of travels in Europe, Asia and Africa in the 17th century, translated from the turkish» (von J. von Hammer, 2 Bde., Lond. 1834), wie das «Dſchihân-numâ» («Buch der Weltſchau») eben jenes Hadſchi-Khalfa (türk., Konſt. 1732; lat. von Norberg, 2 Bde., Lond. 1818) und aus der letzten Zeit die reich illuſtrierte Geſchichte Mekkas und Medinas Mir'ât ul-Harâmain des Ajjub Sſabri (Bd. 1, Konſt. 1302, d. i. 1884). Für das mohammed. Recht haben gerade die Türken, beſonders durch ihre Sammlungen der Fetwas oder richterlichen Entſcheidungen (ſo z. B. die «Fetâwâ-i-Ali-Efendi», 2 Bde., Konſt. 1840) viel geleiſtet; das Feld der raiſonnierenden Staatsſchrift fand ſeine erſte Bearbeitung in dem für die Entwickelung des türk. Reichs ſo bedeutſamen «Hatti-ſcherif» von Gulhane (türk. und deutſch bei Petermann, «Beiträge zu einer Geſchichte der neueſten Reformen des Osmaniſchen Reichs», Berl. 1842) und hat ſeitdem viele wichtige Aktenſtücke, ſo den «Hatti-humajun» (franz. und türk. bei Bianchi, «Charte imperiale ottomane du 18 Févr. 1856», Par. 1856), in neueſter Zeit die parlamentariſche Verfaſſung u. a. zu verzeichnen. Dasjenige Gebiet aber, welches in der wiſſenſchaftlichen Litteratur der Osmanen am erfolgreichſten kultiviert wurde, iſt die arab. und perſ. Lexikographie und Kommentarlitteratur. Das große arab.-türk. Wörterbuch «Kamûs» von Firuzabâdi war bei uns noch vor kurzem die Hauptquelle für arab. Wortforſchung, und die verſchiedenen türk. Kommentare zu perſ. Dichtern, wie der von Sudi zu Hafis (zum Teil in Brockhaus' Ausgabe des Hafis), von Ismail Hakki, zum «Mesnewi» des durch Rückert bekannten Dſchelâl-ed-Din Rûmi (6 Bde., Kairo 1836) ſind jetzt noch die beſten Erklärungsmittel zum Verſtändnis dieſer großartigen Dichterwerke.

Für türk. Litteraturgeſchichte vgl. J. von Hammer-Purgſtall's Darſtellung der türk. Litteratur im dritten Band von Eichhorn's «Geſchichte der Litteratur»; desſelben «Geſchichte der osman. Dichtkunſt» (4 Bde., Peſt 1836—38; darin litterariſche Notizen und Proben von 2200 Dichtern); Dora d'Istria (Fürſtin Koltzoff-Maſſalſky, geborene Fürſtin Helene Ghika), «La poésie des Ottomans» (2. Aufl., Par. 1877) und «La poésie des nations turques» (in der «Revue britannique», 1878, Nr. 12); endlich die wiſſenſchaftlichen Kataloge europ. Sammlungen türk. Handſchriften (ſo den wiener von Flügel, den gothaer von Pertſch). Die Überſicht Toderini's («Litteratura turchesca», Vened. 1787) iſt im einzelnen längſt durch die genannten neuern Sachen überholt und veraltet, obwohl ein ähnliches Buch, was den heutigen Anforderungen entſprechen würde, noch nicht exiſtiert. Eine jährliche Rundſchau der neueſten Erſcheinungen endlich gibt der franz. Gelehrte Huart ſeit einer Reihe von Jahren im «Journal Asiatique».

Türkiſche Teller, Schlaginſtrument, ſ. Becken.

Türkiſche Teppiche oder Smyrna-Teppiche, ſ. unter Teppiche.

Türkiſcher Weizen, ſ. Mais.

Türkiſch-Kroatien, ſ. Krajina.

Türkiſchrot (Adrianopelrot, Indiſchrot), eine ſatte, feurige und höchſt haltbare rote Farbe, welche auf Baumwolle mittels Krapp oder künſtlichem Alizarin gefärbt wird. Der Name zeigt den orient. Urſprung an. In Europa iſt die Türkiſchrotfärberei erſt ſeit der Mitte des 18. Jahrh. einheimiſch geworden. Gegenwärtig zeichnen ſich hierin Frankreich, die Schweiz, England und Schottland, in Deutſchland beſonders Elberfeld aus. Das Färben des T. iſt mit vielen Schwierigkeiten verbunden, erfordert eigentümliche Behandlungen der Baumwolle und weitläufige Verfahrungsarten, die namentlich darauf zurückkommen, daß man das Baumwollzeug oder Garn mit einem Gemiſch von ſaurem Olivenöl (Tournantöl) oder Ricinusöl, Pottaſche und Waſſer beizt, dann galliert (d. h. durch eine Abkochung von Galläpfeln oder Sumach zieht), hierauf mit Alaunlöſung tränkt, ferner mit Abkochung von Krappwurzel oder Alizarinlöſung ausfärbt und den gefärbten Stoff mit einer Miſchung von Seifenlöſung und Zinnſalz ſchönt oder roſiert. Das T. erleidet weder durch Waſchen mit Seife, noch durch Luft und Sonnenlicht eine Abſchwächung der Farbe.

Turkiſtan, ſ. Turkeſtan.

Turkmanen, Turkomanen, Turkmenen oder Truchmenen iſt der ſehr unbeſtimmte, ethnographiſch ziemlich wertloſe Name eines weitverbreiteten Zweigs der türk.-tatar. Völkerfamilie. Man unterſcheidet der geogr. Überſicht, nicht der (unbekannten) Stammeseigentümlichkeit wegen weſtliche T. in Syrien, Kleinaſien und ſelbſt in Macedonien (von Murad IV. angeſiedelt) und öſtliche T., zerſprengte, mehr oder weniger zahlreiche und ſtarke Stämme rings um die Oſt-, Weſt- und Südgeſtade des Kaſpiſchen Meers, in Weſtturkeſtan, in Maſanderan, Choraſan und ſelbſt in Afghaniſtan. Den ausgedehnteſten Beſitz haben ſie in der turan. Ebene, dem weſtl. Teile von Turkeſtan, wo nach ihnen das weite, auf der Oſtſeite des Kaſpiſchen Meers, zwiſchen dieſem, dem Aralſee und Dſchihon oder Amu und dem perſ. Berglande Choraſan gelegene Steppen- und Wüſtengebiet den Namen Turkmanenland oder Truchmenenland oder Turkomania, die Landenge zwiſchen den beiden großen Seen insbeſondere den Namen Truchmenen-Iſthmus führt. Seitdem 9. April 1881 die Tekke-Turkmenen (ſ. d.) und Febr. 1884 die Turkmenen von Merw ſich Rußland unterworfen haben, iſt das ganze ehemalige Turkmenenland ruſſiſch;

außerdem sind noch einige Stämme von Persien und Chiwa abhängig; die Gesamtzahl kann man auf 1 Mill. schätzen. Das Turkmanenland besteht aus einer im Sommer sehr heißen und wasserlosen, im Winter überaus kalten und schneebedeckten, nur im Frühjahr und Herbst durch Regen befeuchteten und pflanzentreibenden magern Steppe, die nur an den wenigen bewässerten Stellen anbaufähig ist. Große Strecken sind vollkommene Wüsten. Man produziert etwas Getreide, doch ist die Viehzucht (Kamele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen) wichtiger. Die Turkmanenstämme leben meist nomadisch und sind, wie die ihnen verwandten Karakalpaken, sunnitische Mohammedaner, roh und unwissend, raubsüchtig, mit Gesetzen unbekannt und stehen unter Stammältesten. Als Hirten, Räuber und Krieger durchschweifen sie auf schnellen Rossen die turan. Steppen und Wüsten und sind die gefährlichsten Feinde der Handelskarawanen, die gefürchteten Nachbarn der Perser, welche als Schiiten von den T. gehaßt werden. Vgl. Vámbéry, «Das Türkenvolk in seinen ethnolog. und ethnograph. Beziehungen» (Lpz. 1885).

Turkos heißen die von der franz. Regierung nach der Eroberung von Algerien aus Eingeborenen errichteten Regimenter algerischer Schützen (Tirailleurs algériens). Bei jeder Kompagnie sind 2 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 8 Korporale Eingeborene, die übrigen Offiziere und Unteroffiziere dagegen Franzosen. Die Tracht ist arabisch: hellblaue Jacke und Weste, Turban, Burnus, Gamaschen. Jedes Regiment zählt 4 Bataillone (zu 4 Kompagnien) und 1 Depotkompagnie. Bis 1885 gab es drei Regimenter T.; seitdem ist ein viertes mit Hilfe der in Tunesien errichteten compagnies mixtes aufgestellt worden. Die T. waren ursprünglich, ebenso wie die Fremdenlegion, nur zur Verwendung in Algerien bestimmt; doch haben dieselben 1859 in Italien, 1870/71 in Frankreich und 1884 in Tongking mitgefochten und sich durch gute Mannszucht und große Ausdauer im Ertragen von Beschwerden ausgezeichnet. Die 1870 kriegsgefangenen T. wurden großenteils in der Festung Graudenz untergebracht.

Turks-Inseln, die südlichste Gruppe der Bahama-Inseln (s. d.), 25 qkm groß mit 2845 E., wichtig wegen der Salzgewinnung.

Turla, der türk. Name des Dnjestr.

Turlupin (frz.), im 14. und 15. Jahrh. in Frankreich Name einer übelberüchtigten Sekte, der Fratres et sorores spiritus liberi; dann Bühnenname des Komikers Belleville in Paris zur Zeit Ludwig XIII.; daher Possenreißer; Turlupinade, Possenreißerei, Hanswurstiade.

Turluru oder gemeine Landkrabbe, s. u. Krabben.

Turm (Thurm) heißt jedes Bauwerk aus Stein oder Holz, das im Verhältnis zu seiner Grundfläche eine bedeutende Höhe hat, mag dasselbe eine spitze oder stumpfe Endigung haben. Es hat im allgemeinen den Zweck, einen erhöhten Standpunkt für Menschen oder Dinge zu gewinnen. Türme dienen zunächst Zwecken der Verteidigung, und zwar meist gleichzeitig, um den Angegriffenen vor dem Feinde zu schützen und ihm die Möglichkeit leichterer Abwehr zu gewähren, dann aber auch zur Aufstellung von Schleudermaschinen und Geschützen, sowie zur Aussicht (Lug ins Land, Wartturm), um den nahenden Feind zu erspähen. Sie haben aber oft auch den Zweck, Glocken oder andere Zeichen, Fahnen, Leuchtfeuer, optische Telegraphen, ein Nebelhorn u. a. aufzunehmen, welche man weithin hören oder sehen soll, oder werden in manchen Fällen zur Aufnahme eines Wasserreservoir (Hochreservoir) oder auch nur zum Zweck des Genusses einer schönen Aussicht erbaut. Diesen verschiedenen Zwecken entsprechend haben die T. auch sehr verschiedene Formen und sind im Verlaufe der Entwickelung der Baukunst künstlerisch sehr mannigfaltig ausgebildet worden. Am häufigsten sind die im Grundriß runden oder quadratischen Festungstürme der antiken und mittelalterlichen Stadtmauern und Burgen. Dahin gehören auch die Thortürme, weil die Thore bei der Befestigung einer Stadt besondere Sorgfalt verlangten. Der Hauptturm einer jeden Burg, Bergfried (s. d.) genannt, diente zur Ausschau und zur Verteidigung zugleich. Ungewöhnlich sind die Danziger genannten Türme der Burgen des Deutschen Ordens, welche eine Art vorgeschobenes Außenwerk bilden. Eigentümlich ist auch der Mäuseturm mitten im Rhein bei Bingen, welcher den Zweck hatte, die vorbeifahrenden Schiffer zur Zahlung eines Zolls zu zwingen. Zum Angriff einer belagerten Stadt dienten im Mittelalter die aus Holz konstruierten, auf Rollen oder Rädern stehenden sog. «Wandeltürme». Am bekanntesten sind die Glockentürme (Campanili) der Kirchen, welche anfangs gesondert von den Kirchen standen, später, oft in größerer Anzahl, mit denselben verbunden wurden und überaus mannigfaltig nach Form und künstlerischer Ausbildung sind, und der Rathäuser. Berühmt sind der Campanile des Doms zu Florenz, der Glockenturm (bekannt als schiefer T.) des Doms zu Pisa und die Türme der Münster zu Freiburg i. Br., Eßlingen und Straßburg aus älterer, zu Köln und Ulm aus neuerer Zeit. Neuerdings werden Türme auch an Land- und Stadthäusern erbaut.

Turmair (Johs.), s. Thurmayr.

Turmalin oder Schörl ist ein Mineral, das in rhomboëdrischen Formen meist von säulenförmigem Habitus und mit ausgezeichnet hemimorphischer Entwickelung krystallisiert und eine höchst komplizierte chem. Zusammensetzung besitzt, indem neben mehrern seltenern Stoffen, wie Lithium und Fluor, hauptsächlich Kieselsäure, Thonerde, Borsäure, Magnesia, Natron, Wasser sich daran beteiligen. Er kommt in allen Farben, am seltensten wasserhell, am häufigsten ganz schwarz (dann besonders Schörl genannt) vor, hat Glasglanz, muscheligen Bruch, ist durchscheinend in allen Graden mit auffallendem Dichroismus, und besitzt eine Härte = 7, ein spezifisches Gewicht = 3. Das Pulver wird vom Magnet angezogen. Durch Erwärmung wird der T. polarelektrisch. Schöne Varietäten finden sich bei Penig in Sachsen, in Böhmen, Mähren, Schlesien, den Alpen, auf Elba, in Sibirien, auf Ceylon und in Brasilien. Man schätzt die grünen, brasilischen (brasilischer Smaragd) und die roten und violetten T. aus Ceylon und Sibirien (Sibirit oder Rubellit) als Schmucksteine. Die undurchsichtige schwarze Varietät (gemeiner T. oder Schörl) kommt häufig als Gemengteil gewisser Gesteine, namentlich der Granite vor. Mikroskopische Prismen von T. finden sich in vielen Phylliten und Thonschiefern, auch in gewöhnlichen Sanden. Wegen seiner eigentümlichen optischen Eigenschaften wird durchsichtiger T. zu Polarisationsapparaten verwendet.

Turmalinzange ist die Bezeichnung für den einfachsten Polarisationsapparat (s. unter Polarisation des Lichts). Fällt gewöhnliches Licht auf eine Turmalinplatte, welche parallel zur optischen Achse geschliffen ist, so zerlegt es sich vermöge der Doppelbrechung in ordentliche und außerordentliche Strahlen. Letztere gehen durch die Platte, während die erstern von dieser verschluckt (absorbiert) werden. Zwei Turmalinplatten, mit ihren optischen Achsen parallel aneinander liegend, lassen daher die außerordentlichen Strahlen durch, weshalb man durch solche Turmalinplattenpaare ziemlich hell sieht. Wenn sich jedoch diese Plattenpaare mit ihren optischen Achsen unter rechtem Winkel kreuzen, so wird der ordentliche Strahl von der einen, der außerordentliche von der andern Platte absorbiert, wodurch das Gesichtsfeld dunkel bleibt. Hierauf beruht der als T. bezeichnete Polarisationsapparat (s. die nachstehende Figur), bei welchem zwei in Kork gefaßte Turmalinplatten durch

einen Draht so miteinander verbunden sind, daß sich die eine vor der andern in ihrer Ebene drehen läßt, wobei sich, wenn es geschieht, das Gesichtsfeld abwechselnd erhellt und verdunkelt. Die Federung des Drahtes drückt die beiden Turmalinplatten gegeneinander derart, daß eine Zange gebildet wird, welche gestattet zwischen die Platten durchsichtige Scheiben zu bringen und daselbst festzuhalten. Man kann dann untersuchen, ob der so eingeschaltete Körper das Licht einfach oder doppelt bricht. Im ersten Fall bleibt bei gekreuzten Achsen der Platten das Gesichtsfeld dunkel, weil der außerordentliche Strahl durch den Zwischenkörper unzerlegt dringt und in der Okularplatte absorbiert wird. Im zweiten Fall wird der Extrastrahl vom Zwischenkörper neuerdings in einen ordentlichen und außerordentlichen Strahl zerlegt. Letzterer wird von der Augenplatte wieder verschluckt, wogegen der ordentliche Strahl durch die Augenplatte dringt und das Gesichtsfeld erhellt. Die T. gestattet auch die eigentümlichen Farbenerscheinungen verschiedener Krystallplatten zu studieren. Etwas störend ist zwar bei der T. das grünlich-gelbliche oder bräunliche Gesichtsfeld, aber das Instrument ist dabei so bequem, daß es demnach für einfache krystallographische Untersuchungen allen andern Polarisationsinstrumenten von den Mineralogen vorgezogen wird.

Turmayr, s. Thurmayr.

Turmfalke (Falco tinnunculus), einer der in Deutschland häufigsten, 34 cm (Männchen) bis 36 cm (Weibchen) langen, 70 cm (Männchen) bis 74 cm (Weibchen) klafternden Raubvögel von schönem Äußern, aber mit nach Alter, Geschlecht u. s. w. sehr variablem, meist grauem und rostrotem Gefieder, gelben Beinen und gelber Wachshaut. Er ernährt sich hauptsächlich von Mäusen und Insekten.

Turm- und Schwertorden, ein 1459 von dem portug. König Alfons V. gestifteter Orden, der 13. Mai 1808 durch König Johann VI. zu Rio de Janeiro für portug. Unterthanen jeder Klasse und jedes Glaubens, sowie auch für Ausländer erneuert wurde. Bereits 28. Juli 1832 erfuhr der Orden vom Regenten, dem Herzog von Braganza, eine Umgestaltung in fünf, den äußern Bezeichnungen der franz. Ehrenlegion entsprechende Klassen. Der Orden besitzt eigene, seinen Interessen dienende Versorgungsanstalten. Sein Ehrenzeichen besteht in einem fünfarmigen, auf den einen Arm gestellten und an seinen zehn Spitzen mit Kugeln besetzten weiß emaillierten Kreuz, dessen goldenes Medaillon innerhalb blauer Einfassung (worauf in goldenen Buchstaben die Worte «Valor, Lealtad e Merito» stehen) ein auf einem grünen Eichenkranz liegendes Schwert zeigt. Der Stern selbst ist von zwei Eichenzweigen kranzförmig umgeben und von einem goldenen Turm überhöht, welcher mittels eines Ringes dem dunkelblauen Ordensbande zur Befestigung dient. Zu großer Gala werden an Stelle des Bandes silberne, goldene, resp. aus Schwertern und Türmen gebildete Halsketten getragen.

Turmschiffe, s. unter Monitor.

Turmschwalbe, s. Mauerschwalbe.

Turmuhr, s. unter Uhren.

Turnau (slaw. Turnov), Stadt und Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im vormaligen Bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an der Iser, an der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn (Linie Pardubitz-Seidenberg) und an der Böhmischen Nordbahn (Linie Prag-T.), zählt (1880) 4948 E. czech. Nationalität, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und einer k. k. Schule für Edelsteinschleiferei. Der Ort ist berühmt durch seine Fabriken von unechten Edelsteinen, womit ein sehr ausgedehnter Handel getrieben wird. Auch wird hier Kompositionsglas fabriziert. Seit dem 15. Jahrh. schon schleift man in T. außerdem echte Edelsteine. Die Stadt war im 13. Jahrh. Eigentum der Herren von Wartenberg.

Turnbullsblau ist eine Art Berlinerblau (s. d.), die man durch Fällen einer Eisenvitriollösung mit rotem Blutlaugensalz, Auswaschen und Trocknen des Niederschlags darstellt.

Turnen. Die Turnkunst umfaßt die Gesamtheit der zu zweckbewußter, geregelter, harmonischer Ausbildung des Körpers dienenden Leibesübungen; da aber eine auf den Grundsätzen der Physiologie basierende Erziehungsweise die gleichmäßige Heranbildung sowohl des Geistes als auch des Körpers als zu erstrebendes Ziel hinstellt, so bildet das T. gleichzeitig einen wesentlichen Teil der neuen Pädagogik. Die Bewegungen sind von wohlthätigem Einfluß auf die Thätigkeit der menschlichen Organismen und daher ist die Turnkunst von nicht zu unterschätzendem Werte für das Allgemeinbefinden des Menschen, den Stoffwechsel begünstigend, die Kräftigung und Ergiebigkeit der Bewegungsanlage vermehrend, die Abhärtung und Widerstandsfähigkeit der Organismen heranbildend und erhaltend. Deshalb nimmt die Turnkunst eine hervorragende Stelle in den Bestrebungen einer Volksgesundheitspflege ein. In enger Wechselbeziehung stehen Körper und Geist zueinander, daher gereicht die Schulung des erstern gleichzeitig zum Vorteil des letztern, führt zu Selbstvertrauen, Unerschrockenheit, Mut, kurz, zu selbständiger Entwickelung des Charakters, zur Belebung und Erfrischung des Gemüts. Eine harmonische Körperschulung wirkt gleichzeitig wohlgestaltend auf die äußere Erscheinung des Menschen, und nicht mit Unrecht hat man daher die Turnkunst als «die angewandte Ästhetik des menschlichen Körpers» hingestellt. Von selbst führt weiter zweckbewußtes T.

zur Beobachtung und Beurteilung der Bewegungen, zum Streben nach schöner und gefälliger Darstellung derselben, was schließlich für die Ausbildung des ästhetischen Sinnes und Geschmacks von wesentlicher Bedeutung wird. Bei der neuern Betriebsweise hat sich die Aufeinanderfolge der Übungen nach bestimmten Regeln und Gesetzen zu ordnen, wodurch eigenartige, charakteristische Zusammenstellungen zu Tage treten, die nicht selten auch der Absicht, einen ästhetischen Eindruck hervorzurufen, ihre Entstehung verdanken, wie dies oft bei Gemeinübungen an Geräten, bei eigenartigen Gebilden von Frei- und Ordnungsübungen und besonders bei dem Reigen der Fall ist. Alle diese Momente stempeln die Turnkunst zu einer Kunst, die einerseits die Tanz-, andererseits die Fechtkunst verwandtschaftlich berührt. Dadurch, daß sie die harmonische Körperausbildung bezweckt, unterscheidet sie sich von dem in England beliebten und neuerdings von dort aus sich weiter verbreitenden Sportswesen, welches die einseitige Ausbildung einzelner Bewegungsarten bis zu der höchsten Steigerung bezweckt, und von der Athletik, bei welcher dergleichen Bestrebungen berufs- und handwerksmäßige Arbeit sind.

Bei Einführung des T. in das Ganze der Erziehung lehnte man sich unter Benutzung der Überlieferungen aus den Fecht- und Voltigiersälen der Ritterakademien und Universitäten an das von den alten Griechen hierüber Bekannte an, und daher nannte man auch anfangs diesen neuen Unterrichtszweig Gymnastik. Jahn (s. d.) gebrauchte zuerst dafür das Wort Turnen, indem er glaubte, daß es ein deutscher Urlaut sei, das von dem altdeutschen turnan (drehen) herkomme. Dieses ist jedoch selbst ein Lehnwort von dem lat. tornare (drehen), was wieder von dem grch. τορνεύω (runden, drehen) abstammt. Die Wörter Turnei, Turnier, Tour sind von derselben Abstammung.

Wenn auch alle Kulturvölker des Altertums die Leibesübungen als förderlich für die Führung der Menschen schätzten, so wurden sie doch nur bei den alten Griechen als Volkserziehungsmittel gepflegt. (S. Gymnastik.) Bei den Römern findet sich eine solche gymnastische Volkserziehung nicht. Denn wenn man bei ihnen auch einige Nachahmungen griech. Einrichtungen antrifft, z. B. die Waffenspiele, Wettrennen zu Wagen und Pferd, die Fechterspiele im Cirkus und Amphitheater, so macht dies alles doch keine nationale Gymnastik wie bei den Griechen aus. Nur auf eine Wertschätzung der Gymnastik als Gesundheitsmittel könnte man schließen, da in den prachtvoll hergestellten Thermen oder Baderäumen auch Plätze für gymnastische Übungen vorgesehen waren. Dort fand man Säle für das beliebte Ballspiel, sowie Plätze für Ring- und Wurfübungen, Bahnen zum Wettlaufen u. dgl. Doch was die Römer in der Pflege pädagogischer Gymnastik versäumten, das holten sie bei der Ausbildung ihrer Soldaten wiederum nach; denn sie besaßen eine ziemlich ausgebildete Militärgymnastik. Jede Leibesübung, die bei der damaligen Waffen- und Kriegführung die Wehrtüchtigkeit des einzelnen Soldaten zu fördern geeignet war, wurde sorgfältig berücksichtigt. Nach Vegetius gehörten Gehen, Laufen, Springen, Voltigieren, taktische Übungen, Lasttragen, Steinschleudern, Fechten und das Werfen mit dem Wurfspieß oder Pilum zu den obligatorischen Leibesübungen der röm. Soldaten.

Von den alten Deutschen weiß Tacitus von einem bemerkenswerten, beliebten Waffentanz der Jünglinge zu berichten. In den altdeutschen Heldengedichten, z. B. Gudrun, Nibelungen, finden mehrfach turnerische Wettkämpfe Erwähnung. Im ganzen Mittelalter war die Erziehung der Ritterjugend eine vorwiegend turnerische. Ritterbuben und Knappen hatten eine schwere und harte Schule durchzumachen, um durch allerlei Übungen des Werfens, Laufens, Springens, Ringens, des Voltigierens, der Lanzen- und Schildführung denjenigen Grad von Gewandtheit, Kraft und Ausdauer sich zu verschaffen, welcher für die in Ritt und Kampf gipfelnde ritterliche Waffenkunst unentbehrlich war. Diese Periode der Turniere, deren Bedeutung als Nationalerziehungsmittel der Deutschen recht wohl in Anschlag zu bringen ist, erreichte ihr Ende mit Erfindung des Schießpulvers und der dadurch sich ändernden Kampfweise. Dem rüstigen Rittertum folgte eine lange Zeit körperlicher Verwahrlosung und Nichtachtung körperlicher Entwickelung, wobei die mönchisch-ascetischen, auf Ertötung des Leiblich-Sinnlichen gerichteten Bestrebungen jener Zeit wesentlichen Vorschub leisteten.

Das Wiederaufblühen der klassischen Studien im 14. und 15. Jahrh. führte zu anderer und besserer Erkenntnis. Unter den Humanisten wiesen wiederholt Männer von Bedeutung auf die Wichtigkeit der von den Griechen eifrig gepflegten Gymnastik hin. Luther und Zwingli lobten und empfahlen die Leibesübungen. Der ital. Arzt Hieron. Mercurialis (gest. 1606) gab in seinem Kaiser Maximilian II. gewidmeten Werke «De arte gymnastica» eine ausführliche Darstellung der antiken Gymnastik und wies auf die nützliche Wirkung der einzelnen Übungen hin. Der deutsche Pädagog Comenius, der franz. Philosoph Montaigne, der engl. Arzt Locke, J. J. Rousseau in seiner Erziehungsschrift «Emile» (1762) traten für die Wichtigkeit der Leibesübungen bei dem Werke der Erziehung ein. Schon 1758 hatte Basedow in der von ihm verfaßten «Praktischen Philosophie für alle Stände» bei der Besprechung der Erziehung und des Unterrichts die Leibesübungen nicht vergessen. Er fügte daher dieselben auch, als zum Ganzen der Erziehung gehörig, in den Unterrichtsplan seines 1768 in Dessau eröffneten Philanthropin ein. Die nach diesem Vorbilde bald anderwärts begründeten Erziehungsanstalten thaten ein Gleiches. Unter diesen war es besonders die von Salzmann 1784 in Schnepfenthal bei Gotha geschaffene, die für die Turngeschichte dadurch von Bedeutung wurde, daß von 1786 an GutsMuths (s. d.) als Turnlehrer an ihr wirkte. Dessen praktische, vor allen Dingen aber seine schriftstellerische Thätigkeit gab weithin Anregung zur Aufnahme des T. in den Schulen. Seine «Gymnastik für die Jugend» wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und die ähnliche oder gleiche Ziele verfolgenden Bestrebungen von Nachtegall in Dänemark, Ling in Schweden, Clias in der Schweiz, Amoros in Frankreich sind auf GutsMuths zurückzuführen. Nicht ohne Bedeutung verblieb das von seinem Zeitgenossen Vieth in Dessau herausgegebene, drei Teile umfassende Werk «Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen», in welchem er eine geschichtliche Darstellung der Leibesübungen der Völker alter und neuer Zeit und eine ausführliche Übersicht der damals bekannten turnerischen Übungsarten gibt. Forderlich für die pädagogische

Turmalinzange ist die Bezeichnung für den einfachsten Polarisationsapparat (s. unter Polarisation des Lichts). Fällt gewöhnliches Licht auf eine Turmalinplatte, welche parallel zur optischen Achse geschliffen ist, so zerlegt es sich vermöge der Doppelbrechung in ordentliche und außerordentliche Strahlen. Letztere gehen durch die Platte, während die erstern von dieser verschluckt (absorbiert) werden. Zwei Turmalinplatten, mit ihren optischen Achsen parallel aneinander liegend, lassen daher die außerordentlichen Strahlen durch, weshalb man durch solche Turmalinplattenpaare ziemlich hell sieht. Wenn sich jedoch diese Plattenpaare mit ihren optischen Achsen unter rechtem Winkel kreuzen, so wird der ordentliche Strahl von der einen, der außerordentliche von der andern Platte absorbiert, wodurch das Gesichtsfeld dunkel bleibt. Hierauf beruht der als T. bezeichnete Polarisationsapparat (s. die nachstehende Figur), bei welchem zwei in Kork gefaßte Turmalinplatten durch

einen Draht so miteinander verbunden sind, daß sich die eine vor der andern in ihrer Ebene drehen läßt, wobei sich, wenn es geschieht, das Gesichtsfeld abwechselnd erhellt und verdunkelt. Die Federung des Drahtes drückt die beiden Turmalinplatten gegeneinander derart, daß eine Zange gebildet wird, welche gestattet zwischen die Platten durchsichtige Scheiben zu bringen und daselbst festzuhalten. Man kann dann untersuchen, ob der so eingeschaltete Körper das Licht einfach oder doppelt bricht. Im ersten Fall bleibt bei gekreuzten Achsen der Platten das Gesichtsfeld dunkel, weil der außerordentliche Strahl durch den Zwischenkörper unzerlegt dringt und in der Okularplatte absorbiert wird. Im zweiten Fall wird der Extrastrahl vom Zwischenkörper neuerdings in einen ordentlichen und außerordentlichen Strahl zerlegt. Letzterer wird von der Augenplatte wieder verschluckt, wogegen der ordentliche Strahl durch die Augenplatte bringt und das Gesichtsfeld erhellt. Die T. gestattet auch die eigentümlichen Farbenerscheinungen verschiedener Krystallplatten zu studieren. Etwas störend ist zwar bei der T. das grünlich-gelbliche oder bräunliche Gesichtsfeld, aber das Instrument ist dabei so bequem, daß es demnach für einfache krystallographische Untersuchungen allen andern Polarisationsinstrumenten von den Mineralogen vorgezogen wird.

Turmayr, s. Thurmayr.

Turmfalke (Falco tinnunculus), einer der in Deutschland häufigsten, 34 cm (Männchen) bis 36 cm (Weibchen) langen, 70 cm (Männchen) bis 74 cm (Weibchen) klafternden Raubvögel von schönem Äußern, aber mit nach Alter, Geschlecht u. s. w. sehr variablem, meist grauem und rostrotem Gefieder, gelben Beinen und gelber Wachshaut. Er ernährt sich hauptsächlich von Mäusen und Insekten.

Turm- und Schwertorden, ein 1459 von dem portug. König Alfons V. gestifteter Orden, der 13. Mai 1808 durch König Johann VI. zu Rio de Janeiro für portug. Unterthanen jeder Klasse und jedes Glaubens, sowie auch für Ausländer erneuert wurde. Bereits 28. Juli 1832 erfuhr der Orden vom Regenten, dem Herzog von Braganza, eine Umgestaltung in fünf, den äußern Bezeichnungen der franz. Ehrenlegion entsprechende Klassen. Der Orden besitzt eigene, seinen Interessen dienende Versorgungsanstalten. Sein Ehrenzeichen besteht in einem fünfarmigen, auf den einen Arm gestellten und an seinen zehn Spitzen mit Kugeln besetzten weiß emaillierten Kreuz, dessen goldenes Medaillon innerhalb blauer Einfassung (worauf in goldenen Buchstaben die Worte «Valor, Lealtad e Merito» stehen) ein auf einem grünen Eichenkranz liegendes Schwert zeigt. Der Stern selbst ist von zwei Eichenzweigen kranzförmig umgeben und von einem goldenen Turm überhöht, welcher mittels eines Ringes dem dunkelblauen Ordensbande zur Befestigung dient. Zu großer Gala werden an Stelle des Bandes silberne, goldene, resp. aus Schwertern und Türmen gebildete Halsketten getragen.

Turmschiffe, s. unter Monitor.

Turmschwalbe, s. Mauerschwalbe.

Turmuhr, s. unter Uhren.

Turnau (slaw. Turnov), Stadt und Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im vormaligen Bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an der Iser, an der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn (Linie Pardubitz-Seidenberg) und an der Böhmischen Nordbahn (Linie Prag-T.), zählt (1880) 4948 E. czech. Nationalität, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und einer k. k. Schule für Edelsteinschleiferei. Der Ort ist berühmt durch seine Fabriken von unechten Edelsteinen, womit ein sehr ausgedehnter Handel getrieben wird. Auch wird hier Kompositionsglas fabriziert. Seit dem 15. Jahrh. schon schleift man in T. außerdem echte Edelsteine. Die Stadt war im 13. Jahrh. Eigentum der Herren von Wartenberg.

Turnbullsblau ist eine Art Berlinerblau (s. d.), die man durch Fällen einer Eisenvitriollösung mit rotem Blutlaugensalz, Auswaschen und Trocknen des Niederschlags darstellt.

Turnen. Die Turnkunst umfaßt die Gesamtheit der zu zweckbewußter, geregelter, harmonischer Ausbildung des Körpers dienenden Leibesübungen; da aber eine auf den Grundsätzen der Physiologie basierende Erziehungsweise die gleichmäßige Heranbildung sowohl des Geistes als auch des Körpers als zu erstrebendes Ziel hinstellt, so bildet das T. gleichzeitig einen wesentlichen Teil der neuen Pädagogik. Die Bewegungen sind von wohlthätigem Einfluß auf die Thatigkeit der menschlichen Organismen und daher ist die Turnkunst von nicht zu unterschätzendem Werte für das Allgemeinbefinden des Menschen, den Stoffwechsel begünstigend, die Kräftigung und Ergiebigkeit der Bewegungsanlage vermehrend, die Abhärtung und Widerstandsfähigkeit der Organismen heranbildend und erhaltend. Deshalb nimmt die Turnkunst eine hervorragende Stelle in den Bestrebungen einer Volksgesundheitspflege ein. In enger Wechselbeziehung stehen Körper und Geist zueinander, daher gereicht die Schulung des erstern gleichzeitig zum Vorteil des letztern, führt zu Selbstvertrauen, Unerschrockenheit, Mut, kurz, zu selbständiger Entwickelung des Charakters, zur Belebung und Erfrischung des Gemüts. Eine harmonische Körperschulung wirkt gleichzeitig wohlgestaltend auf die äußere Erscheinung des Menschen, und nicht mit Unrecht hat man daher die Turnkunst als «die angewandte Ästhetik des menschlichen Körpers» hingestellt. Von selbst führt weiter zweckbewußtes T.

zur Beobachtung und Beurteilung der Bewegungen, zum Streben nach schöner und gefälliger Darstellung derselben, was schließlich für die Ausbildung des ästhetischen Sinnes und Geschmacks von wesentlicher Bedeutung wird. Bei der neuern Betriebsweise hat sich die Aufeinanderfolge der Übungen nach bestimmten Regeln und Gesetzen zu ordnen, wodurch eigenartige, charakteristische Zusammenstellungen zu Tage treten, die nicht selten auch der Absicht, einen ästhetischen Eindruck hervorzurufen, ihre Entstehung verdanken, wie dies oft bei Gemeinübungen an Geräten, bei eigenartigen Gebilden von Frei- und Ordnungsübungen und besonders bei dem Reigen der Fall ist. Alle diese Momente stempeln die Turnkunst zu einer Kunst, die einerseits die Tanz-, andererseits die Fechtkunst verwandtschaftlich berührt. Dadurch, daß sie die harmonische Körperausbildung bezweckt, unterscheidet sie sich von dem in England beliebten und neuerdings von dort aus sich weiter verbreitenden Spartswesen, welches die einseitige Ausbildung einzelner Bewegungsarten bis zu der höchsten Steigerung bezweckt, und von der Athletik, bei welcher dergleichen Bestrebungen berufs- und handwerksmäßige Arbeit sind.

Bei Einführung des T. in das Ganze der Erziehung lehnte man sich unter Benutzung der Überlieferungen aus den Fecht- und Voltigiersälen der Ritterakademien und Universitäten an das von den alten Griechen hierüber Bekannte an, und daher nannte man auch anfangs diesen neuen Unterrichtszweig Gymnastik. Jahn (s. d.) gebrauchte zuerst dafür das Wort Turnen, indem er glaubte, daß es ein deutscher Urlaut sei, das von dem altdeutschen turnan (drehen) herkomme. Dieses ist jedoch selbst ein Lehnwort von dem lat. tornare (drehen), was wieder von dem grch. τορνεύω (runden, drehen) abstammt. Die Wörter Turnei, Turnier, Tour sind von derselben Abstammung.

Wenn auch alle Kulturvölker des Altertums die Leibesübungen als förderlich für die Führung der Menschen schätzten, so wurden sie doch nur bei den alten Griechen als Volkserziehungsmittel gepflegt. (S. Gymnastik.) Bei den Römern findet sich eine solche gymnastische Volkserziehung nicht. Denn wenn man bei ihnen auch einige Nachahmungen griech. Einrichtungen antrifft, z. B. die Waffenspiele, Wettrennen zu Wagen und Pferd, die Fechterspiele im Cirkus und Amphitheater, so macht dies alles doch keine nationale Gymnastik wie bei den Griechen aus. Nur auf eine Wertschätzung der Gymnastik als Gesundheitsmittel könnte man schließen, da in den prachtvoll hergestellten Thermen oder Baderäumen auch Plätze für gymnastische Übungen vorgesehen waren. Dort fand man Säle für das beliebte Ballspiel, sowie Plätze für Ring- und Wurfübungen, Bahnen zum Wettlaufen u. dgl. Doch was die Römer in der Pflege padagogischer Gymnastik versäumten, das holten sie bei der Ausbildung ihrer Soldaten wiederum nach; denn sie besaßen eine ziemlich ausgebildete Militargymnastik. Jede Leibesübung, die bei der damaligen Waffen- und Kriegführung die Wehrtüchtigkeit des einzelnen Soldaten zu fördern geeignet war, wurde sorgfältig berücksichtigt. Nach Vegetius gehörten Gehen, Laufen, Springen, Voltigieren, taktische Übungen, Lasttragen, Steinschleudern, Fechten und das Werfen mit dem Wurfspieß oder Pilum zu den obligatorischen Leibesübungen der röm. Soldaten.

Von den alten Deutschen weiß Tacitus von einem bemerkenswerten, beliebten Waffentanz der Jünglinge zu berichten. In den altdeutschen Heldengedichten, z. B. Gudrun, Nibelungen, finden mehrfach turnerische Wettkämpfe Erwähnung. Im ganzen Mittelalter war die Erziehung der Ritterjugend eine vorwiegend turnerische. Ritterbuben und Knappen hatten eine schwere und harte Schule durchzumachen, um durch allerlei Übungen des Werfens, Laufens, Springens, Ringens, des Voltigierens, der Lanzen- und Schildführung denjenigen Grad von Gewandtheit, Kraft und Ausdauer sich zu verschaffen, welcher für die in Ritt und Kampf gipfelnde ritterliche Waffenkunst unentbehrlich war. Diese Periode der Turniere, deren Bedeutung als Nationalerziehungsmittel der Deutschen recht wohl in Anschlag zu bringen ist, erreichte ihr Ende mit Erfindung des Schießpulvers und der dadurch sich ändernden Kampfweise. Dem rüstigen Rittertum folgte eine lange Zeit körperlicher Verwahrlosung und Nichtachtung körperlicher Entwickelung, wobei die mönchisch-ascetischen, auf Ertötung des Leiblich-Sinnlichen gerichteten Bestrebungen jener Zeit wesentlichen Vorschub leisteten.

Das Wiederaufblühen der klassischen Studien im 14. und 15. Jahrh. führte zu anderer und besserer Erkenntnis. Unter den Humanisten wiesen wiederholt Männer von Bedeutung auf die Wichtigkeit der von den Griechen eifrig gepflegten Gymnastik hin. Luther und Zwingli lobten und empfahlen die Leibesübungen. Der ital. Arzt Hieron. Mercurialis (gest. 1606) gab in seinem Kaiser Maximilian II. gewidmeten Werke «De arte gymnastica» eine ausführliche Darstellung der antiken Gymnastik und wies auf die nützliche Wirkung der einzelnen Übungen hin. Der deutsche Pädagog Comenius, der franz. Philosoph Montaigne, der engl. Arzt Locke, J. J. Rousseau in seiner Erziehungsschrift «Emile» (1762) traten für die Wichtigkeit der Leibesübungen bei dem Werke der Erziehung ein. Schon 1758 hatte Basedow in der von ihm verfaßten «Praktischen Philosophie für alle Stände» bei der Besprechung der Erziehung und des Unterrichts die Leibesübungen nicht vergessen. Er fügte daher dieselben auch, als zum Ganzen der Erziehung gehörig, in den Unterrichtsplan seines 1768 in Dessau eröffneten Philanthropin ein. Die nach diesem Vorbilde bald anderwärts begründeten Erziehungsanstalten thaten ein Gleiches. Unter diesen war es besonders die von Salzmann 1784 in Schnepfenthal bei Gotha geschaffene, die für die Turngeschichte dadurch von Bedeutung wurde, daß von 1786 an GutsMuths (s. d.) als Turnlehrer an ihr wirkte. Dessen praktische, vor allen Dingen aber seine schriftstellerische Thätigkeit gab weithin Anregung zur Aufnahme des T. in den Schulen. Seine «Gymnastik für die Jugend» wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und die ähnliche oder gleiche Ziele verfolgenden Bestrebungen von Nachtegall in Dänemark, Ling in Schweden, Clias in der Schweiz, Amoros in Frankreich sind auf GutsMuths zurückzuführen. Nicht ohne Bedeutung verblieb das von seinem Zeitgenossen Vieth in Dessau herausgegebene, drei Teile umfassende Werk «Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen», in welchem er eine geschichtliche Darstellung der Leibesübungen der Völker alter und neuer Zeit und eine ausführliche Übersicht der damals bekannten turnerischen Übungsarten gibt. Forderlich für die padagogische

Auffassung und Behandlung der Leibesübungen wurde auch H. Pestalozzi durch seine Schrift «Über Körperbildung. Als Einleitung auf den Versuch einer Elementargymnastik» (Aarau 1807).

War man bisher nicht bemüht gewesen, den Leibesübungen besonders in geschlossenen Erziehungsanstalten das Feld zu ebnen, so ging Fr. L. Jahns Bestreben dahin, das T. zur allgemeinen Volksangelegenheit zu machen. In seinem 1810 veröffentlichten Werke «Deutsches Volkstum» hatte er den Plan zu einer volkstümlichen Erziehung entworfen. Geleitet von dem Gedanken, die Volkskraft zu stärken und den Volksgeist zur Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoch zu heben, eröffnete er im Frühjahr 1811 in der Hasenheide zu Berlin den ersten öffentlichen Turnplatz. Das Vorgehen fand großen Anklang, und in andern Orten wurden nach diesem Muster gleiche Anstalten errichtet. Die Befreiungskriege entvölkerten die Turnstätten, indem die Turner zu den Waffen griffen. Neuen Aufschwung nahm die Turnsache nach den Feldzügen, zumal die preuß. Regierung derselben besondere Aufmerksamkeit widmete. Von wesentlicher Bedeutung für die Verbreitung und einheitlichere Gestaltung des T. wurde das 1816 von Jahn und E. Eiselen (s. d.) veröffentlichte, in seiner Art vorzügliche und epochemachende Werk «Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze». Eigentümlich war dem Jahnschen T. die Einteilung der drei- bis vierstündigen Turnzeit in Turnschule, Turnkür und Turnspiel. Gegenüber der streng systematischen Leibesübung legte Jahn großen Wert auf das Turnspiel, bei welchem sich die Turner in größern Massen nach einfachen Gesetzen zu freier Thatäußerung vereinigten. Das Gerätturnen herrschte jedoch vor, und hier traten Reck und Barren als neu auf.

Die sich bald nach den Befreiungskriegen fühlbar machende Reaktion richtete ihr Augenmerk auch auf die Turnkunst, weil Jahn und seine Anhänger die Gewährleistung der vor den Kämpfen gegebenen Versprechungen auf freiheitliche Gestaltung Deutschlands forderten. Daher versuchte man die Turnsache durch allerlei Verdächtigungen in Mißkredit zu bringen, wozu Jahns derbes Wesen, seine rücksichtslose Sprache in seinen Vorträgen über Volkstum im Winter 1817 und die sich in einigen äußerlichen Absonderlichkeiten ergehenden Turner willkommene Angriffspunkte boten. Die von Maßmann beim Wartburgfeste 1817 veranlaßte burschikose Bücherverbrennungsscene bauschten ein Kamptz und Kotzebue u. a. zu einer höchst bedenklichen Erscheinung auf. Hierzu gesellte sich 1818 die vielen Staub aufwirbelnde breslauer Turnfehde. Als nun vollends die Kunde von der 23. März 1819 erfolgten Ermordung Kotzebues durch Sand, der ein Burschenschafter und Turner war, nach Berlin kam, glaubte man an eine staatsgefährliche Verschwörung. Friedrich Wilhelm III. unterschrieb nun nicht den ihm schon vorliegenden Organisationsplan zur Einrichtung von Turnanstalten in Preußen. Jahn und andere Patrioten wurden verhaftet und sämtliche preuß. Turnanstalten geschlossen.

Nur wenige Turnanstalten blieben von der Turnsperre (s. d.) unberührt. Auch gründeten sich trotz der Ungunst der Zeitumstände bald wieder neue. In Stuttgart geschah dies 1822 durch den spätern Oberstudienrat von Klumpp, der sich später auch durch die Schriften: «Das T. Ein deutsch-nationales Entwickelungsmoment» (Stuttg. 1842), «Die Erziehung des Volks zur Wehrhaftigkeit» (1866) verdient machte. König Ludwig I. von Bayern berief bald nach seinem Regierungsantritt Maßmann (s. d.) nach München zur Übernahme des Turnunterrichts beim Kadettenkorps und bei den königl. Kindern, und 1828 wurde mit reichen Mitteln eine öffentliche Turnanstalt in München errichtet. Zu gleicher Zeit geschah dies vom Oberbürgermeister und Landrat Frank in Magdeburg; unterstützt wurde derselbe von Dr. med. Koch, der mit seiner schätzenswerten Schrift «Die Gymnastik aus dem Gesichtspunkt der Diätetik und Psychologie» (Magdeb. 1830) besondere Dienste leistete. Eiselen hatte es dahin gebracht, daß er schon 1825 in Berlin wieder einen Fecht- und Voltigiersaal eröffnen durfte. Vielen Anklang fand Werner in Dresden mit seinem von 1831 an erteilten, auf Äußerlichkeiten großen Wert legenden Turnunterricht. Wenn auch seine vielen Turnschriften jetzt bedeutungslos sind, so trugen sie doch seiner Zeit zur Klärung der Ansichten über das T. das Ihre bei. Von nachhaltigerer Bedeutung wurde Heubners turnerische Thätigkeit in Plauen i. V., indem die von ihm 1833 gegründete Anstalt für viele Orte Anregung zu gleichem Vorgehen gab. Großen Vorschub leistete weiter dem T. der durch Lorinsers Schrift «Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen» (Berl. 1836) hervorgerufene Schulstreit, der mit einem Siege der Turnsache endigte. Zu allgemeinem Aufschwunge gelangte dieselbe aber, als König Friedrich Wilhelm IV., am 6. Juni 1842 durch Kabinettsordre das T. «als notwendigen und unentbehrlichen Bestandteil der gesamten männlichen Erziehung» bezeichnete. Maßmann wurde für die Oberleitung des Turnwesens in Preußen nach Berlin berufen. An vielen Orten beeilte man sich, das T. an den Schulen einzuführen, auch traten nunmehr häufiger Erwachsene zu gemeinsamem T. zusammen und bildeten Turnvereine. Im J. 1846 stellten sich denselben vier Zeitschriften als Vereinsorgane zur Verfügung, von denen «Der Turner», von Steglich in Dresden redigiert, das bedeutendste war und das sich auch am längsten, bis 1852, erhielt.

Die Jahnsche Turnschule, zu einer andern Zeit und mit ganz andern Forderungen entstanden, hatte zwar ihrer Zeit genug gethan; allein man fühlte das Bedürfnis, der Turnsache andere Stütz- und Zielpunkte zu geben. Mancherlei Lücken und Schwächen traten zu Tage; das vorwiegende T. an künstlichen Vorrichtungen wollte namentlich nicht für die jüngern Altersstufen als geeignet erscheinen, und die Anhäufung großer Schülermassen auf den Turnplätzen wurde für die turnerische und harmonische Entwickelung des Einzelnen als wenig ausgiebig erachtet. Es war daher ein Fehler, daß Maßmann 1844 das Turnwerk in Preußen genau so wieder aufnahm, wie es 1819 liegen geblieben war, und sich gegenüber den Neuerungen und Verbesserungen eines Spieß (s. d.) ablehnend verhielt. Da die preuß. Regierung Maßmanns Richtung wenig fruchtbringend fand, geriet sie unter einstweiliger Beiseitestellung des deutschen T. auf den Ausweg, die schwed. Gymnastik (vgl. Heilgymnastik und Ling) zu begünstigen. Man war auf dieselbe in Deutschland namentlich durch Richters Schrift «Die schwedische nationale und mediz. Gymnastik» (Dresd. 1845) erst aufmerksam geworden. Der vom preuß. Kriegsminister zum Studium dieser

Gymnastik nach Schweden entsendete Rothstein wurde ein so fanatischer Vertreter derselben, daß er als Leiter der 1851 begründeten Centralturnanstalt zu Berlin alle Mittel in Bewegung setzte, um das deutsche T. ganz zu verdrängen. Als er sich jedoch anschickte, die Hauptgeräte Reck und Barren zu verwerfen, traten die Hauptvertreter des deutschen T. aus den Kreisen der Turnärzte und Turnlehrer gegen ihn auf; namentlich war es der Physiolog Du Bois-Reymond, der durch seine Streitschriften «Über das Barrenturnen und die sog. rationelle Gymnastik» (Berl. 1862), «Herr Rothstein und der Barren» (Berl. 1863), ihn völlig bloßstellte. Als auch in höchster Instanz die wissenschaftliche Deputation für das preuß. Medizinalwesen sich in einem umfänglichen Gutachten im Sinne der Vertreter des deutschen T. ausgesprochen hatte, endigte dieser zur Aufklärung der verschiedenen Anschauungen und auch den Reformen der deutschen Turnkunst förderliche Turnstreit; denn diese war durch jene Berührung mit der schwed. Gymnastik veranlaßt worden, ihre Zwecke schärfer zu fassen und ihre Mittel rationell zu gestalten.

Mittlerweile hatte Ad. Spieß durch seine glückliche Erfindungsgabe und sein bedeutendes Lehrgeschick die Turnkunst stofflich bereichert und methodisch vervollkommnet, und zwar in Berücksichtigung der Eigenartigkeit beider Geschlechter, wodurch der Turnkunst die erforderliche Ergänzung wurde, um als Schulunterrichtsfach allgemein zur Einführung gelangen zu können. Gegen das Herkömmliche trat Spieß mit ganz neuen Forderungen für das T. der Schulen auf: Turnhaus und Turnplatz sollten in unmittelbarer Nähe der Schulen vorhanden sein, damit die Turnstunden in die übrigen Schulstunden eingereiht werden könnten; jede Schulklasse sei auch als Turnklasse zu behandeln, deren turnerische Unterweisung nicht durch Vorturner, sondern unmittelbar durch den Lehrer zu erfolgen habe; das Prinzip der Gemeinthätigkeit sei nicht bloß bei den Frei- und Ordnungsübungen, sondern womöglich auch bei den Gerätübungen anzuwenden, wozu die Geräteausstattung des Turnraumes passen müsse; die Turnstunden seien auf die Tage zu verlegen, in denen sich Schul- und Arbeitsstunden häuften. Die Spießschen Grundsätze haben sich allmählich allgemeine Anerkennung verschafft.

Für die weitere Entwickelung des Schulturnens war die Gründung von Turnlehrerbildungsanstalten von großem Einfluß. In Dresden geschah dies von der sächs. Regierung 1850 unter Berufung von Kloß (s. d.) als Direktor (seit 1881 ist dort dessen Nachfolger W. Bier erfolgreich thätig). Preußen gründete 1851 die Centralturnanstalt in Berlin für Militär- und Civilturnlehrer zugleich. Bis 1863 stand derselben H. Rothstein vor, der ausschließlich das schwed. System begünstigte. Nach seiner Entfernung zog allgemach das deutsche T. ein. Bei der 1877 erfolgten Trennung in eine besondere Militärturnanstalt, in welcher ein T., wie es den Vorschriften über Militärturnen entspricht, getrieben wird, und in eine besondere Civilturnlehreranstalt wurde Professor Euler zum Dirigenten derselben ernannt. Durch seine Schriften: «Der Unterricht im T.» (in Diesterwegs «Wegweiser», Essen 1877), «Geschichte des Turnunterrichts» (Gotha 1881), «Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken» (Stuttg. 1881), «Friedrich Ludwig Jahns Werke. Neu herausgegeben mit einer Einleitung und mit erklärenden Anmerkungen versehen», hat sich derselbe einen wohlbegründeten Ruf erworben. Für Württemberg besteht seit 1863 eine Turnlehrerbildungsanstalt, der O. Jäger vorsteht. Dieser machte sich zunächst einen Namen durch seine Preisschrift «Die Gymnastik der Hellenen» (Eßling. 1857). Durch seine «Turnschule für die deutsche Jugend» (Lpz. 1861) und «Neue Turnschule» (Stuttg. 1876) strebt derselbe die Gründung eines besondern Systems an, bei welchem das Gerätturnen bis zum 14. Jahre der Schüler zurückzuhalten sei, dafür aber Eisenstab-, Hantel- und Ordnungsübungen, sowie die Übungen eines deutschen Pentathlon, bestehend in Lauf, Sprung, Weitwurf, Zielwurf und Ringen, vorzunehmen seien. Da das T. die Wehrhaftmachung des Volks als Ziel habe, so müsse alles militärischen Charakter zeigen. Außerhalb Württemberg haben diese Anschauungen wenig Anklang gefunden, nur die durch Jäger herbeigeführte Bereicherung der Stabübungen hat allgemeine Aufnahme erlangt. An der 1869 begründeten Turnlehrerbildungsanstalt zu Karlsruhe wirkt A. Maul (s. d.) und in München seit 1872 G. H. Weber. In den höhern Schulen ist jetzt das T. in ganz Deutschland und Österreich so gut wie allgemein eingeführt, auch schon in vielen städtischen Knabenschulen findet es sich vor, wenn auch nicht immer die Einrichtungen befriedigender Art sind; selbst mit dem Mädchenturnen haben eine beträchtliche Anzahl Städte den Anfang gemacht, dagegen ist man mit der Einführung des T. in den Dorfschulen meist noch ganz zurück. Vgl. J. C. Lion, «Statistik des Schulturnens in Deutschland» (Lpz. 1873). Der Aufschwung des Schulturnens in den vierziger Jahren veranlaßte in vielen Orten die Gründung von Turnvereinen, besonders günstig waren hierfür die J. 1847 und 1848. Gleichzeitig mischten sich jedoch in jener aufgeregten polit. Zeit in die Vereine Elemente hinein, die die Turner für ihre revolutionären Zwecke ausnutzen wollten. Vielerorts fanden sie auch fruchtbaren Boden. Daher legte die in den fünfziger Jahren herrschende Reaktion viele Vereine hinweg, sodaß von den 1849 mehr als 300 bestandenen Vereinen 1860 kaum noch der dritte Teil vorhanden war.

Das erste Deutsche Turnfest in Coburg 1860 brachte einen Umschwung, und seitdem ist das Vereinswesen stetig weiter gewachsen. Im ganzen fanden bisher sechs deutsche Turnfeste statt: in Coburg 16. bis 19. Juni 1860, in Berlin 10. bis 12. Aug. 1861, in Leipzig 2. bis 4. Aug. 1863, in Bonn 3. bis 6. Aug. 1872, in Frankfurt a. M. 24. bis 28. Juli 1880, in Dresden 18. bis 22. Juli 1885. Sämtliche T. haben zur Weiterverbreitung der Turnsache, zur Vervollkommnung des Turnbetriebes, zur Hebung der Leistungsfähigkeit der Turner geführt, und da jederzeit Vertreter der verschiedenen Volksstämme Deutschlands sich zu gemeinsamer Festarbeit und Festfreude zusammenfanden, wurde durch sie das Gefühl der Stammesverwandtschaft gestärkt und damit die Erweckung und Befestigung des Patriotismus gefördert. Ihr Verlauf war meist der eines glänzenden, im großartigsten Stile sich haltenden Volksfestes. Über die gegenwärtigen Turnvereinsverhältnisse vgl. Turnerschaft. In der deutschen Armee bildet das T. einen Teil der militärischen Ausbildung, und hierbei gilt als offizielles Lehrbuch «Vorschriften über das T. der Infanterie» (Berl 1876).

Die weitere Entfaltung des T. in Deutschland blieb nicht ohne Anregung für das Ausland. Für die Schweiz hatte Pestalozzi den Boden geebnet und es gedieh hier unter Spieß' Vorbild während der Turnsperre sehr wohl, und später bei der weitern Entwickelung in Deutschland hielt man wacker Schritt bei thätiger Beteiligung eines Niggler, Jenny, Iselin u. a., sodaß man jetzt dort ein weit ausgebreitetes Schul- und Vereinsturnen vorfindet. In Belgien und Holland wirkt in neuerer Zeit ein aufstrebendes Turnvereinsleben anregend auf die Einführung des T. in den Schulen. Dänemark besitzt schon seit 1808 eine eigene Turnlehranstalt fürs Militär, und schon 1827 wurde das T. allen Schulen anbefohlen. In Schweden bildete sich unter Ling ein eigenes System aus. Der Staat unterstützte sehr bald dessen Bestrebungen, indem er 1814 ein gymnastisches Centralinstitut in Stockholm zur Ausbildung von Turnlehrern für die Armee und die Schulen errichtete. Für die Entwickelung der Heilgymnastik hat das schwedische T. Vorteile gebracht, aber bezüglich des Schulbetriebes kann es sich nicht mit der deutschen Turnkunst messen, weil es die Auffassung des T. auf anatom.-physiol. Basis bis zur Einseitigkeit geltend macht, wodurch das ganze Verfahren einen überaus langweiligen Charakter erhält, welcher die Lust der Turnenden tötet und den Erfolg der Leibesübung selbst lähmt. Durch ganz Italien verzweigen sich Turngesellschaften und begünstigen die Einführung des T. bei der Jugend; vier turnerische Zeitschriften stehen denselben zur Verfügung. Die franz. Regierung bemüht sich neuerdings, durch Unterstützung der bestehenden Nationalturnvereine und durch Begünstigung der Gründung von waffentragenden Schülerbataillonen den Vorsprung Deutschlands in turnerischer Hinsicht nachzuholen. Obwohl das engl. Volk von jeher durch allgemein beliebte Nationalspiele (Fußball, Cricket [s. d.], Lawn-Tennis u. a.) und durch Begünstigung der Box- und Ruderwettkämpfe den Leibesübungen als zugethan sich erwiesen hat, so erwirbt sich trotzdem die deutsche Turnkunst in England immer mehr Anhänger. In den Vereinigten Staaten Amerikas hat sich durch deutsche Auswanderer das T. bald Eingang verschafft und sehr weit verbreitet. Auch haben sich in vielen andern überseeischen deutschen Niederlassungen Turnvereine gegründet, sodaß es auf der ganzen Erde nur wenig Länder geben dürfte, in denen die Turnkunst nicht auch ihre Vertreter hätte.

Zur Erreichung der gestellten Ziele werden beim Unterricht Freiübungen (s. d.), Ordnungsübungen (s. d.), Spiele (s. d.) und Gerätübungen (s. d.) getrieben, zu welchen sich noch das Ringen (s. d.) und die Turnfahrten, d. h. Dauermärsche in die Umgegend, gesellen. Bei Benutzung des vorhandenen reichen Übungsstoffes ist sowohl auf die Alters-, als auch auf die Geschlechtsunterschiede, auf die geistige Fassungskraft und die körperliche Beschaffenheit der Übenden eingehend Rücksicht zu nehmen. Demzufolge kennt die neuere Unterrichtsmethode, gleichzeitig damit den Charakter der besondern Turnart hervorhebend, ein Knaben-, ein Mädchen- und ein Männerturnen. Da für die Armee die Turnübungen besonders begrenzt sind und bei deren Ausführung, infolge der Vorschrift, daß «nie von dem Wege strengster militärischer Zucht und Ordnung abzuweichen sei», bestimmte militärische Gepflogenheiten zu Tage treten, so spricht man auch von einem Militärturnen. Auf den Schul- und Vereinsturnplätzen hat man es nur mit Gesunden zu thun, wer Heilung von Gebrechen sucht, hat sich den Bestimmungen der Heilgymnastik (s. d.) und Orthopädie (s. d.) zu unterwerfen. Je reicher sich das Übungsmaterial nach und nach gestaltete, je mehr machte sich das Bestreben bemerklich, besondere Kunstausdrücke zu erdenken; daß aber hierbei nicht eine schrankenlose Willkür eingetreten ist, ist in erster Linie das Verdienst von Wassmannsdorff (s. d.). Durch die Bestrebungen der Turnlehrer Kluge in Berlin (gest. 1882), Zettler in Chemnitz u. a. ist die Konstruktion der Turngeräte wesentlich vervollkommnet worden. In neuerer Zeit sind besondere Turngerätefabriken gegründet worden, unter denen die von Dietrich und Hannak in Chemnitz die größte ist.

Aus der reichen Litteratur sind, außer den schon genannten folgende Werke hervorzuheben. 1) Allgemeines und Geschichtliches: Hirth, «Das gesamte Turnwesen» (Lpz. 1865); Brendicke, «Grundriß zur Geschichte der Leibesübungen» (Köthen 1882); Lange, «Die Leibesübungen» (Gotha 1863). 2) Methodisches: Zettler, «Methodik des Turnunterrichts» (2. Aufl., Berl. 1881); Maul, «Anleitung für den Turnunterricht» (Karlsr. 1883); Weber, «Methodik des Turnunterrichts für Knaben und Mädchen» (Münch. 1881); Ravenstein, «Volksturnbuch» (3. Aufl., Frankf. a. M. 1876); Hausmann, «Das T. in der Volksschule» (4. Aufl., Weim. 1882); Heeger, «Anleitung für den Turnunterricht in Knabenschulen» (Lpz.); Schettler, «Turnschule für Knaben» (Plauen 1875); derselbe, «Turnschule für Mädchen» (5. Aufl., Plauen 1883); Maul, «Die Turnübungen der Mädchen» (Karlsr. 1885). 3) Besondere Fächer: Lion, «Leitfaden für den Betrieb der Ordnungs- und Freiübungen» (5. Aufl., Lpz. 1875); Puritz, «Handbüchlein turnerischer Ordnungs-, Frei-, Hantel- und Stabübungen» (Hof 1884); Wassmannsdorff, «Die Ordnungsübungen» (Frankf. a. M. 1868); derselbe, «Reigen und Liederreigen» (2. Aufl., Frankf. a. M. 1885); Jenny, «Buch der Reigen» (Hof 1880); Böhm, «Das Gerätturnen» (Wien 1877); Puritz, «Merkbüchlein für Vorturner» (7. Aufl., Hannov. 1884); Lion, «Die Turnübungen des gemischten Sprunges» (Lpz. 1866); Jenny, «Schwungseilübungen» (Hof 1882); Kohlrausch, «Der Diskus» (Lpz. 1882); Zettler, «Das T. mit der Keule» (Lpz. 1884); Wortmann, «Das Keulenschwingen» (Hof 1885); Schettler, «Guts Muths Spiele» (7. Aufl., Hof 1885); Schärer, «Anleitung zum Schwingen und Ringen» (2. Aufl., Bern 1883). 4) Bauliches: Lion, «Werkzeichnungen von Turngeräten» (3. Aufl., Hof 1883); Zettler, «Die Anlage und Einrichtung von Turnhallen und Turnplätzen» (Lpz. 1878). 5) Zeitschriften: «Deutsche Turnzeitung» (Lpz.), «Jahrbücher der deutschen Turnkunst» (Organ der deutschen Turnlehrerschaft, herausg. von W. Bier), «Monatsschrift für das Turnwesen» (Berl.).

Turner (Edward), einer der bedeutendsten engl. Chemiker, geb. 1796 auf Jamaika, studierte in Edinburgh Medizin, in Göttingen unter Stromeyer Chemie, wurde 1824 Docent in Edinburgh, 1828 Professor der Chemie an der londoner Universität und starb 12. Febr. 1837 zu Hampstead bei London. Seine «Elements of chemistry» (deutsch von Hartmann, Lpz. 1829) sind ein tüchtiges Buch, das nach des Verfassers Tode Liebig und Gregory in siebenter

und achter Auflage herausgegeben haben. T. hat sich besonders durch Bekämpfung der Proutschen Annahme, daß alle Atomgewichte Multipla von dem des Wasserstoffs seien, bekannt gemacht.

Turner (Jos. Mallord William), berühmter und eigenartiger Maler der engl. Schule, dessen Gebiet besonders die histor. Landschaft war, wurde 23. Aug. 1775 in London geboren und von dem Aquarellmaler Girtin unterrichtet. Nachdem er mit 14 Jahren in die Akademie getreten, konnte er sich bereits im folgenden Jahre an der Ausstellung beteiligen, und war im Alter von 27 J. schon Mitglied jenes Instituts. Um diese Zeit (1802) machte er Reisen nach Frankreich, Italien und der Schweiz. Im J. 1808 wurde er Professor der Perspektive an der Akademie und begann die Veröffentlichung seines Skizzenbuchs unter dem Titel «Liber studiorum». T. baute sich 1812 ein Haus, in welchem er in einer Galerie stets einige seiner Gemälde auszustellen pflegte. Von den besten trennte er sich selbst um die größten Summen nicht. Dreimal (1819, 1829 und 1840) besuchte T. Italien. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er die letzte Lebenszeit unter einem fremden Namen in einer obskuren Wohnung zu Chelsea zubrachte, wo er auch 19. Dez. 1851 starb. Sein großes Vermögen erhielt testamentarisch, neben manchen seltsamen Bestimmungen, eine sehr wohlthätige Verwendung. Seine Bilder erbte die Nationalgalerie in London (282 Gemälde und mehr als 18000 Skizzen). In seiner künstlerischen Thätigkeit lassen sich drei Perioden unterscheiden. In der ersten ist er glücklicher Nachahmer Claude Lorrains auf dem Gebiete der idealen Landschaft, strebt nach Klarheit der Komposition und durchsichtiger Lichtführung; dann kommt in der zweiten seine Eigenart zum Vorschein, welche einen breitern, freiern Vortrag mit der Entwickelung der ganzen Macht, die in der Farbe liegt, vereinigt. In der dritten Periode sind die Kräfte der Farbe überspannt, die Einbildungskraft erhitzt, seltsame Effekte werden gesucht, der Vortrag ist allzu kühn, pastos, nachlässig, skizzenhaft. Ein Meisterstück seines Pinsels ist die Gründung Karthagos durch Dido (sein Aufnahmestück in der Akademie). Auch später entstanden neben Landschaften, Seestücken u. dgl. solche Historienbilder, welche jedoch nicht die eigentliche Bedeutung des Künstlers ausmachen. In der Komposition und Erfindung, im Reichtum der Motive ist T. stets ausgezeichnet, wo ihn nicht die Lust an Farbeneffekten zu Sonderbarkeiten fortreißt. Er hat auch viele Blätter radiert und auch in Schwarzkunst gearbeitet. Vgl. Thornbury, «Life of T.» (2 Bde., Lond. 1877).

Turner (Sharon), engl. Geschichtschreiber, geb. zu London 24. Sept. 1768, widmete sich dem Rechtsstudium und wurde Sachwalter in seiner Vaterstadt. Er trat 1799 zuerst als Schriftsteller auf mit dem ersten Bande der «History of the Anglo-Saxons», dem 1803 ein zweiter Quartband folgte (7. Aufl., 3 Bde., 1852). Eine Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werks, in welchem zum ersten mal die angelsächs. handschriftlichen und gedruckten Quellen reichlich benutzt wurden, lieferte er seit 1814 in der «History of England during the middle ages from the Norman conquest to the accession of Henry VIII.» (4 Bde.) und später auch eine zweite, welche die Geschichte Englands bis zu dem Tode der Königin Elisabeth führt. Auch schrieb T. «The sacred history of the world attempted to be philosophically considered» (2 Bde., 1832) in Briefen an seinen Sohn, ein schwaches Werk, das aber mehrere Auflagen erlebte; «Sacred meditations» (anonym erschienen) und 1845 ein Gedicht «Richard III.», das auch unbedeutend ist. Er starb in London 13. Febr. 1847.

Turnerschaft (Deutsche) wird gebildet von fast sämtlichen Turnvereinen Deutschlands und Deutsch-Österreichs. Sie wurde beim ersten deutschen Turnfeste in Coburg 1860 begründet, und seit dieser Zeit steht durch regelmäßige Wiederwahl an der Spitze Theodor Georgii, Rechtsanwalt in Eßlingen, und Dr. Ferdinand Götz, Arzt in Lindenau. Das Turngebiet ist in 17 Kreise eingeteilt, denen je ein Kreisvertreter vorsteht, diese sind deren Leiter und die Vermittler des Verkehrs zwischen dem Ausschuß der T. und den Kreisen innerhalb der Grenzen des Grundgesetzes der T. und der Beschlüsse der Turntage. Der Ausschuß der T. wird gebildet von den auf den deutschen Turntagen, die alle vier Jahre stattfinden, direkt gewählten Vorsitzenden, Geschäftsführer und drei Beisitzern, sowie den von den Kreisen gewählten Kreisvertretern. Alle Jahre hat in der Regel der Ausschuß zu tagen und dabei die Angelegenheiten der T. zu beraten, alljährlich über das Vereinswesen eine Statistik aufzunehmen und die deutschen Turnfeste zu leiten. Grundsätzlich sind bei allen Versammlungen die Erörterungen polit. Fragen ausgeschlossen. Nach der Statistik vom 1. Jan. 1886 besteht die T. in 2654 Orten aus 3146 Vereinen mit 298868 Angehörigen. Das Vereinsorgan ist die 1856 begründete «Deutsche Turnzeitung» (Lpz.). Etwa 400 Vereine stehen noch außerhalb der Deutschen T. Vgl. «Handbuch der Deutschen T.» (Hof 1884). [S. 155b.

Turners Gelb, s. unter Blei, Band III, [S. 155b.

Turnfehde heißen die in Breslau 1818 und 1819 stattgehabten Turnstreitigkeiten, die von tüchtigen Kämpfern auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt wurden, wobei jedoch gleichzeitig eine gründliche Erörterung der sittlichen, polit. und pädagogisch-diätetischen Seiten der Turnsache stattfand. Professor Heinr. Steffens' Schrift: «Die gegenwärtige Zeit und wie sie gekommen» (Bresl. 1817) veranlaßte Professor Passow zu der glänzenden Verteidigungsschrift «Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden gewidmet» (Bresl. 1818), diese reizte wieder Steffens zur Gegenschrift «Turnziel» (Berl. 1818). Rektor Exler und Prorektor Menzel kamen ihm zu Hilfe, andererseits traten K. von Raumer, Arndt, Harnisch u. a. im Interesse der Schule gegen die Turnfeinde auf, während von Könen mit seiner Schrift «Leben und Turnen, Turnen und Leben» (Berl. 1819) das Turnen vom ärztlichen Standpunkte aus verteidigte. Die Bedeutung des Turnens für die Wehrkraft des Volks legte von Schmeling dar in «Die Landwehr gegründet auf die Turnkunst» (Berl. 1819). Infolge dieser Streitigkeiten wurden auf Befehl der Regierung im Herbst 1818 die Turnplätze zu Breslau und Liegnitz vorläufig geschlossen.

Turnfeste (Deutsche), s. unter Turnen.

Turnhalle, Haus oder Saal zum Turnen, hat sich bezüglich ihrer Größe nach der Zahl der in ihr gleichzeitig thätigen Turner zu richten. Als Minimalmaß einer T. gilt für 50 Schüler ein Raum von 20 m Länge und 10 m Breite im Lichten. Die Form eines Rechtecks hat sich erfahrungsgemäß als die beste erwiesen. Für den Schulturnbetrieb

Die weitere Entfaltung des T. in Deutschland blieb nicht ohne Anregung für das Ausland. Für die Schweiz hatte Pestalozzi den Boden geebnet und es gedieh hier unter Spieß' Vorbild während der Turnsperre sehr wohl, und später bei der weitern Entwickelung in Deutschland hielt man wacker Schritt bei thätiger Beteiligung eines Niggler, Jenny, Iselin u. a., sodaß man jetzt dort ein weit ausgebreitetes Schul- und Vereinsturnen vorfindet. In Belgien und Holland wirkt in neuerer Zeit ein aufstrebendes Turnvereinsleben anregend auf die Einführung des T. in den Schulen. Dänemark besitzt schon seit 1808 eine eigene Turnlehranstalt fürs Militär, und schon 1827 wurde das T. allen Schulen anbefohlen. In Schweden bildete sich unter Ling ein eigenes System aus. Der Staat unterstützte sehr bald dessen Bestrebungen, indem er 1814 ein gymnastisches Centralinstitut in Stockholm zur Ausbildung von Turnlehrern für die Armee und die Schulen errichtete. Für die Entwickelung der Heilgymnastik hat das schwedische T. Vorteile gebracht, aber bezüglich des Schulbetriebes kann es sich nicht mit der deutschen Turnkunst messen, weil es die Auffassung des T. auf anatom.-physiol. Basis bis zur Einseitigkeit geltend macht, wodurch das ganze Verfahren einen überaus langweiligen Charakter erhält, welcher die Lust der Turnenden tötet und den Erfolg der Leibesübung selbst lähmt. Durch ganz Italien verzweigen sich Turngesellschaften und begünstigen die Einführung des T. bei der Jugend; vier turnerische Zeitschriften stehen denselben zur Verfügung. Die franz. Regierung bemüht sich neuerdings, durch Unterstützung der bestehenden Nationalturnvereine und durch Begünstigung der Gründung von waffentragenden Schülerbataillonen den Vorsprung Deutschlands in turnerischer Hinsicht nachzuholen. Obwohl das engl. Volk von jeher durch allgemein beliebte Nationalspiele (Fußball, Cricket [s. d.], Lawn-Tennis u. a.) und durch Begünstigung der Box- und Ruderwettkämpfe den Leibesübungen als zugethan sich erwiesen hat, so erwirbt sich trotzdem die deutsche Turnkunst in England immer mehr Anhänger. In den Vereinigten Staaten Amerikas hat sich durch deutsche Auswanderer das T. bald Eingang verschafft und sehr weit verbreitet. Auch haben sich in vielen andern überseeischen deutschen Niederlassungen Turnvereine gegründet, sodaß es auf der ganzen Erde nur wenig Länder geben dürfte, in denen die Turnkunst nicht auch ihre Vertreter hätte.

Zur Erreichung der gestellten Ziele werden beim Unterricht Freiübungen (s. d.), Ordnungsübungen (s. d.), Spiele (s. d.) und Gerätübungen (s. d.) getrieben, zu welchen sich noch das Ringen (s. d.) und die Turnfahrten, d. h. Dauermärsche in die Umgegend, gesellen. Bei Benutzung des vorhandenen reichen Übungsstoffes ist sowohl auf die Alters-, als auch auf die Geschlechtsunterschiede, auf die geistige Fassungskraft und die körperliche Beschaffenheit der Übenden eingehend Rücksicht zu nehmen. Demzufolge kennt die neuere Unterrichtsmethode, gleichzeitig damit den Charakter der besondern Turnart hervorhebend, ein Knaben-, ein Mädchen- und ein Männerturnen. Da für die Armee die Turnübungen besonders begrenzt sind und bei deren Ausführung, infolge der Vorschrift, daß «nie von dem Wege strengster militärischer Zucht und Ordnung abzuweichen sei», bestimmte militärische Gepflogenheiten zu Tage treten, so spricht man auch von einem Militärturnen. Auf den Schul- und Vereinsturnplätzen hat man es nur mit Gesunden zu thun, wer Heilung von Gebrechen sucht, hat sich den Bestimmungen der Heilgymnastik (s. d.) und Orthopädie (s. d.) zu unterwerfen. Je reicher sich das Übungsmaterial nach und nach gestaltete, je mehr machte sich das Bestreben bemerklich, besondere Kunstausdrücke zu erdenken; daß aber hierbei nicht eine schrankenlose Willkür eingetreten ist, ist in erster Linie das Verdienst von Wassmannsdorff (s. d.). Durch die Bestrebungen der Turnlehrer Kluge in Berlin (gest. 1882), Zettler in Chemnitz u. a. ist die Konstruktion der Turngeräte wesentlich vervollkommnet worden. In neuerer Zeit sind besondere Turngerätefabriken gegründet worden, unter denen die von Dietrich und Hannak in Chemnitz die größte ist.

Aus der reichen Litteratur sind, außer den schon genannten folgende Werke hervorzuheben. 1) Allgemeines und Geschichtliches: Hirth, «Das gesamte Turnwesen» (Lpz. 1865); Brendicke, «Grundriß zur Geschichte der Leibesübungen» (Köthen 1882); Lange, «Die Leibesübungen» (Gotha 1863). 2) Methodisches: Zettler, «Methodik des Turnunterrichts» (2. Aufl., Berl. 1881); Maul, «Anleitung für den Turnunterricht» (Karlsr. 1883); Weber, «Methodik des Turnunterrichts für Knaben und Mädchen» (Münch. 1881); Ravenstein, «Volksturnbuch» (3. Aufl., Frankf. a. M. 1876); Hausmann, «Das T. in der Volksschule» (4. Aufl., Weim. 1882); Heeger, «Anleitung für den Turnunterricht in Knabenschulen» (Lpz.); Schettler, «Turnschule für Knaben» (Plauen 1875); derselbe, «Turnschule für Mädchen» (5. Aufl., Plauen 1883); Maul, «Die Turnübungen der Mädchen» (Karlsr. 1885). 3) Besondere Fächer: Lion, «Leitfaden für den Betrieb der Ordnungs- und Freiübungen» (5. Aufl., Lpz. 1875); Puritz, «Handbüchlein turnerischer Ordnungs-, Frei-, Hantel- und Stabübungen» (Hof 1884); Wassmannsdorff, «Die Ordnungsübungen» (Frankf. a. M. 1868); derselbe, «Reigen und Liederreigen» (2. Aufl., Frankf. a. M. 1885); Jenny, «Buch der Reigen» (Hof 1880); Böhm, «Das Gerätturnen» (Wien 1877); Puritz, «Merkbüchlein für Vorturner» (7. Aufl., Hannov. 1884); Lion, «Die Turnübungen des gemischten Sprunges» (Lpz. 1866); Jenny, «Schwungseilübungen» (Hof 1882); Kohlrausch, «Der Diskus» (Lpz. 1882); Zettler, «Das T. mit der Keule» (Lpz. 1884); Wortmann, «Das Keulenschwingen» (Hof 1885); Schettler, «Guts Muths Spiele» (7. Aufl., Hof 1885); Schärer, «Anleitung zum Schwingen und Ringen» (2. Aufl., Bern 1883). 4) Bauliches: Lion, «Werkzeichnungen von Turngeräten» (3. Aufl., Hof 1883); Zettler, «Die Anlage und Einrichtung von Turnhallen und Turnplätzen» (Lpz. 1878). 5) Zeitschriften: «Deutsche Turnzeitung» (Lpz.), «Jahrbücher der deutschen Turnkunst» (Organ der deutschen Turnlehrerschaft, herausg. von W. Bier), «Monatsschrift für das Turnwesen» (Berl.).

Turner (Edward), einer der bedeutendsten engl. Chemiker, geb. 1796 auf Jamaika, studierte in Edinburgh Medizin, in Göttingen unter Stromeyer Chemie, wurde 1824 Docent in Edinburgh, 1828 Professor der Chemie an der londoner Universität und starb 12. Febr. 1837 zu Hampstead bei London. Seine «Elements of chemistry» (deutsch von Hartmann, Lpz. 1829) sind ein tüchtiges Buch, das nach des Verfassers Tode Liebig und Gregory in siebenter

und achter Auflage herausgegeben haben. T. hat sich besonders durch Bekämpfung der Proutschen Annahme, daß alle Atomgewichte Multipla von dem des Wasserstoffs seien, bekannt gemacht.

Turner (Jos. Mallord William), berühmter und eigenartiger Maler der engl. Schule, dessen Gebiet besonders die histor. Landschaft war, wurde 23. Aug. 1775 in London geboren und von dem Aquarellmaler Girtin unterrichtet. Nachdem er mit 14 Jahren in die Akademie getreten, konnte er sich bereits im folgenden Jahre an der Ausstellung beteiligen, und war im Alter von 27 J. schon Mitglied jenes Instituts. Um diese Zeit (1802) machte er Reisen nach Frankreich, Italien und der Schweiz. Im J. 1808 wurde er Professor der Perspektive an der Akademie und begann die Veröffentlichung seines Skizzenbuchs unter dem Titel «Liber studiorum». T. baute sich 1812 ein Haus, in welchem er in einer Galerie stets einige seiner Gemälde auszustellen pflegte. Von den besten trennte er sich selbst um die größten Summen nicht. Dreimal (1819, 1829 und 1840) besuchte T. Italien. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er die letzte Lebenszeit unter einem fremden Namen in einer obskuren Wohnung zu Chelsea zubrachte, wo er auch 19. Dez. 1851 starb. Sein großes Vermögen erhielt testamentarisch, neben manchen seltsamen Bestimmungen, eine sehr wohlthätige Verwendung. Seine Bilder erbte die Nationalgalerie in London (282 Gemälde und mehr als 18000 Skizzen). In seiner künstlerischen Thätigkeit lassen sich drei Perioden unterscheiden. In der ersten ist er glücklicher Nachahmer Claude Lorrains auf dem Gebiete der idealen Landschaft, strebt nach Klarheit der Komposition und durchsichtiger Lichtführung; dann kommt in der zweiten seine Eigenart zum Vorschein, welche einen breitern, freiern Vortrag mit der Entwickelung der ganzen Macht, die in der Farbe liegt, vereinigt. In der dritten Periode sind die Kräfte der Farbe überspannt, die Einbildungskraft erhitzt, seltsame Effekte werden gesucht, der Vortrag ist allzu kühn, pastos, nachlässig, skizzenhaft. Ein Meisterstück seines Pinsels ist die Gründung Karthagos durch Dido (sein Aufnahmestück in der Akademie). Auch später entstanden neben Landschaften, Seestücken u. dgl. solche Historienbilder, welche jedoch nicht die eigentliche Bedeutung des Künstlers ausmachen. In der Komposition und Erfindung, im Reichtum der Motive ist T. stets ausgezeichnet, wo ihn nicht die Lust an Farbeneffekten zu Sonderbarkeiten fortreißt. Er hat auch viele Blätter radiert und auch in Schwarzkunst gearbeitet. Vgl. Thornbury, «Life of T.» (2 Bde., Lond. 1877).

Turner (Sharon), engl. Geschichtschreiber, geb. zu London 24. Sept. 1768, widmete sich dem Rechtsstudium und wurde Sachwalter in seiner Vaterstadt. Er trat 1799 zuerst als Schriftsteller auf mit dem ersten Bande der «History of the Anglo-Saxons», dem 1803 ein zweiter Quartband folgte (7. Aufl., 3 Bde., 1852). Eine Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werks, in welchem zum ersten mal die angelsächs. handschriftlichen und gedruckten Quellen reichlich benutzt wurden, lieferte er seit 1814 in der «History of England during the middle ages from the Norman conquest to the accession of Henry VIII.» (4 Bde.) und später auch eine zweite, welche die Geschichte Englands bis zu dem Tode der Königin Elisabeth führt. Auch schrieb T. «The sacred history of the world attempted to be philosophically considered» (2 Bde., 1832) in Briefen an seinen Sohn, ein schwaches Werk, das aber mehrere Auflagen erlebte; «Sacred meditations» (anonym erschienen) und 1845 ein Gedicht «Richard III.», das auch unbedeutend ist. Er starb in London 13. Febr. 1847.

Turnerschaft (Deutsche) wird gebildet von fast sämtlichen Turnvereinen Deutschlands und Deutsch-Österreichs. Sie wurde beim ersten deutschen Turnfeste in Coburg 1860 begründet, und seit dieser Zeit steht durch regelmäßige Wiederwahl an der Spitze Theodor Georgii, Rechtsanwalt in Eßlingen, und Dr. Ferdinand Götz, Arzt in Lindenau. Das Turngebiet ist in 17 Kreise eingeteilt, denen je ein Kreisvertreter vorsteht, diese sind deren Leiter und die Vermittler des Verkehrs zwischen dem Ausschuß der T. und den Kreisen innerhalb der Grenzen des Grundgesetzes der T. und der Beschlüsse der Turntage. Der Ausschuß der T. wird gebildet von den auf den deutschen Turntagen, die alle vier Jahre stattfinden, direkt gewählten Vorsitzenden, Geschäftsführer und drei Beisitzern, sowie den von den Kreisen gewählten Kreisvertretern. Alle Jahre hat in der Regel der Ausschuß zu tagen und dabei die Angelegenheiten der T. zu beraten, alljährlich über das Vereinswesen eine Statistik aufzunehmen und die deutschen Turnfeste zu leiten. Grundsätzlich sind bei allen Versammlungen die Erörterungen polit. Fragen ausgeschlossen. Nach der Statistik vom 1. Jan. 1886 besteht die T. in 2654 Orten aus 3146 Vereinen mit 298868 Angehörigen. Das Vereinsorgan ist die 1856 begründete «Deutsche Turnzeitung» (Lpz.). Etwa 400 Vereine stehen noch außerhalb der Deutschen T. Vgl. «Handbuch der Deutschen T.» (Hof 1884). [S. 155b.

Turners Gelb, s. unter Blei, Band III, [S. 155b.

Turnfehde heißen die in Breslau 1818 und 1819 stattgehabten Turnstreitigkeiten, die von tüchtigen Kämpfern auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt wurden, wobei jedoch gleichzeitig eine gründliche Erörterung der sittlichen, polit. und pädagogisch-diätetischen Seiten der Turnsache stattfand. Professor Heinr. Steffens' Schrift: «Die gegenwärtige Zeit und wie sie gekommen» (Bresl. 1817) veranlaßte Professor Passow zu der glänzenden Verteidigungsschrift «Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden gewidmet» (Bresl. 1818), diese reizte wieder Steffens zur Gegenschrift «Turnziel» (Berl. 1818). Rektor Exler und Prorektor Menzel kamen ihm zu Hilfe, andererseits traten K. von Raumer, Arndt, Harnisch u. a. im Interesse der Schule gegen die Turnfeinde auf, während von Rönen mit seiner Schrift «Leben und Turnen, Turnen und Leben» (Berl. 1819) das Turnen vom ärztlichen Standpunkte aus verteidigte. Die Bedeutung des Turnens für die Wehrkraft des Volks legte von Schmeling dar in «Die Landwehr gegründet auf die Turnkunst» (Berl. 1819). Infolge dieser Streitigkeiten wurden auf Befehl der Regierung im Herbst 1818 die Turnplätze zu Breslau und Liegnitz vorläufig geschlossen.

Turnfeste (Deutsche), s. unter Turnen.

Turnhalle, Haus oder Saal zum Turnen, hat sich bezüglich ihrer Größe nach der Zahl der in ihr gleichzeitig thätigen Turner zu richten. Als Minimalmaß einer T. gilt für 50 Schüler ein Raum von 20 m Länge und 10 m Breite im Lichten. Die Form eines Rechtecks hat sich erfahrungsgemäß als die beste erwiesen. Für den Schulturnbetrieb

Die weitere Entfaltung des T. in Deutschland blieb nicht ohne Anregung für das Ausland. Für die Schweiz hatte Pestalozzi den Boden geebnet und es gedieh hier unter Spieß' Vorbild während der Turnsperre sehr wohl, und später bei der weitern Entwickelung in Deutschland hielt man wacker Schritt bei thätiger Beteiligung eines Niggler, Jenny, Iselin u. a., sodaß man jetzt dort ein weit ausgebreitetes Schul- und Vereinsturnen vorfindet. In Belgien und Holland wirkt in neuerer Zeit ein aufstrebendes Turnvereinsleben anregend auf die Einführung des T. in den Schulen. Dänemark besitzt schon seit 1808 eine eigene Turnlehranstalt fürs Militär, und schon 1827 wurde das T. allen Schulen anbefohlen. In Schweden bildete sich unter Ling ein eigenes System aus. Der Staat unterstützte sehr bald dessen Bestrebungen, indem er 1814 ein gymnastisches Centralinstitut in Stockholm zur Ausbildung von Turnlehrern für die Armee und die Schulen errichtete. Für die Entwickelung der Heilgymnastik hat das schwedische T. Vorteile gebracht, aber bezüglich des Schulbetriebes kann es sich nicht mit der deutschen Turnkunst messen, weil es die Auffassung des T. auf anatom.-physiol. Basis bis zur Einseitigkeit geltend macht, wodurch das ganze Verfahren einen überaus langweiligen Charakter erhält, welcher die Lust der Turnenden tötet und den Erfolg der Leibesübung selbst lähmt. Durch ganz Italien verzweigen sich Turngesellschaften und begünstigen die Einführung des T. bei der Jugend; vier turnerische Zeitschriften stehen denselben zur Verfügung. Die franz. Regierung bemüht sich neuerdings, durch Unterstützung der bestehenden Nationalturnvereine und durch Begünstigung der Gründung von waffentragenden Schülerbataillonen den Vorsprung Deutschlands in turnerischer Hinsicht nachzuholen. Obwohl das engl. Volk von jeher durch allgemein beliebte Nationalspiele (Fußball, Cricket [s. d.], Lawn-Tennis u. a.) und durch Begünstigung der Box- und Ruderwettkämpfe den Leibesübungen als zugethan sich erwiesen hat, so erwirbt sich trotzdem die deutsche Turnkunst in England immer mehr Anhänger. In den Vereinigten Staaten Amerikas hat sich durch deutsche Auswanderer das T. bald Eingang verschafft und sehr weit verbreitet. Auch haben sich in vielen andern überseeischen deutschen Niederlassungen Turnvereine gegründet, sodaß es auf der ganzen Erde nur wenig Länder geben dürfte, in denen die Turnkunst nicht auch ihre Vertreter hätte.

Zur Erreichung der gestellten Ziele werden beim Unterricht Freiübungen (s. d.), Ordnungsübungen (s. d.), Spiele (s. d.) und Gerätübungen (s. d.) getrieben, zu welchen sich noch das Ringen (s. d.) und die Turnfahrten, d. h. Dauermärsche in die Umgegend, gesellen. Bei Benutzung des vorhandenen reichen Übungsstoffes ist sowohl auf die Alters-, als auch auf die Geschlechtsunterschiede, auf die geistige Fassungskraft und die körperliche Beschaffenheit der Übenden eingehend Rücksicht zu nehmen. Demzufolge kennt die neuere Unterrichtsmethode, gleichzeitig damit den Charakter der besondern Turnart hervorhebend, ein Knaben-, ein Mädchen- und ein Männerturnen. Da für die Armee die Turnübungen besonders begrenzt sind und bei deren Ausführung, infolge der Vorschrift, daß «nie von dem Wege strengster militärischer Zucht und Ordnung abzuweichen sei», bestimmte militärische Gepflogenheiten zu Tage treten, so spricht man auch von einem Militärturnen. Auf den Schul- und Vereinsturnplätzen hat man es nur mit Gesunden zu thun, wer Heilung von Gebrechen sucht, hat sich den Bestimmungen der Heilgymnastik (s. d.) und Orthopädie (s. d.) zu unterwerfen. Je reicher sich das Übungsmaterial nach und nach gestaltete, je mehr machte sich das Bestreben bemerklich, besondere Kunstausdrücke zu erdenken; daß aber hierbei nicht eine schrankenlose Willkür eingetreten ist, ist in erster Linie das Verdienst von Wassmannsdorff (s. d.). Durch die Bestrebungen der Turnlehrer Kluge in Berlin (gest. 1882), Zettler in Chemnitz u. a. ist die Konstruktion der Turngeräte wesentlich vervollkommnet worden. In neuerer Zeit sind besondere Turngerätefabriken gegründet worden, unter denen die von Dietrich und Hannak in Chemnitz die größte ist.

Aus der reichen Litteratur sind, außer den schon genannten folgende Werke hervorzuheben. 1) Allgemeines und Geschichtliches: Hirth, «Das gesamte Turnwesen» (Lpz. 1865); Brendicke, «Grundriß zur Geschichte der Leibesübungen» (Köthen 1882); Lange, «Die Leibesübungen» (Gotha 1863). 2) Methodisches: Zettler, «Methodik des Turnunterrichts» (2. Aufl., Berl. 1881); Maul, «Anleitung für den Turnunterricht» (Karlsr. 1883); Weber, «Methodik des Turnunterrichts für Knaben und Mädchen» (Münch. 1881); Ravenstein, «Volksturnbuch» (3. Aufl., Frankf. a. M. 1876); Hausmann, «Das T. in der Volksschule» (4. Aufl., Weim. 1882); Heeger, «Anleitung für den Turnunterricht in Knabenschulen» (Lpz.); Schettler, «Turnschule für Knaben» (Plauen 1875); derselbe, «Turnschule für Mädchen» (5. Aufl., Plauen 1883); Maul, «Die Turnübungen der Mädchen» (Karlsr. 1885). 3) Besondere Fächer: Lion, «Leitfaden für den Betrieb der Ordnungs- und Freiübungen» (5. Aufl., Lpz. 1875); Puritz, «Handbüchlein turnerischer Ordnungs-, Frei-, Hantel- und Stabübungen» (Hof 1884); Wassmannsdorff, «Die Ordnungsübungen» (Frankf. a. M. 1868); derselbe, «Reigen und Liederreigen» (2. Aufl., Frankf. a. M. 1885); Jenny, «Buch der Reigen» (Hof 1880); Böhm, «Das Gerätturnen» (Wien 1877); Puritz, «Merkbüchlein für Vorturner» (7. Aufl., Hannov. 1884); Lion, «Die Turnübungen des gemischten Sprunges» (Lpz. 1866); Jenny, «Schwungseilübungen» (Hof 1882); Kohlrausch, «Der Diskus» (Lpz. 1882); Zettler, «Das T. mit der Keule» (Lpz. 1884); Wortmann, «Das Keulenschwingen» (Hof 1885); Schettler, «Guts Muths Spiele» (7. Aufl., Hof 1885); Schärer, «Anleitung zum Schwingen und Ringen» (2. Aufl., Bern 1883). 4) Bauliches: Lion, «Werkzeichnungen von Turngeräten» (3. Aufl., Hof 1883); Zettler, «Die Anlage und Einrichtung von Turnhallen und Turnplätzen» (Lpz. 1878). 5) Zeitschriften: «Deutsche Turnzeitung» (Lpz.), «Jahrbücher der deutschen Turnkunst» (Organ der deutschen Turnlehrerschaft, herausg. von W. Bier), «Monatsschrift für das Turnwesen» (Berl.).

Turner (Edward), einer der bedeutendsten engl. Chemiker, geb. 1796 auf Jamaika, studierte in Edinburgh Medizin, in Göttingen unter Stromeyer Chemie, wurde 1824 Docent in Edinburgh, 1828 Professor der Chemie an der londoner Universität und starb 12. Febr. 1837 zu Hampstead bei London. Seine «Elements of chemistry» (deutsch von Hartmann, Lpz. 1829) sind ein tüchtiges Buch, das nach des Verfassers Tode Liebig und Gregory in siebenter

und achter Auflage herausgegeben haben. T. hat sich besonders durch Bekämpfung der Proutschen Annahme, daß alle Atomgewichte Multipla von dem des Wasserstoffs seien, bekannt gemacht.

Turner (Jos. Mallord William), berühmter und eigenartiger Maler der engl. Schule, dessen Gebiet besonders die histor. Landschaft war, wurde 23. Aug. 1775 in London geboren und von dem Aquarellmaler Girtin unterrichtet. Nachdem er mit 14 Jahren in die Akademie getreten, konnte er sich bereits im folgenden Jahre an der Ausstellung beteiligen, und war im Alter von 27 J. schon Mitglied jenes Instituts. Um diese Zeit (1802) machte er Reisen nach Frankreich, Italien und der Schweiz. Im J. 1808 wurde er Professor der Perspektive an der Akademie und begann die Veröffentlichung seines Skizzenbuchs unter dem Titel «Liber studiorum». T. baute sich 1812 ein Haus, in welchem er in einer Galerie stets einige seiner Gemälde auszustellen pflegte. Von den besten trennte er sich selbst um die größten Summen nicht. Dreimal (1819, 1829 und 1840) besuchte T. Italien. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er die letzte Lebenszeit unter einem fremden Namen in einer obskuren Wohnung zu Chelsea zubrachte, wo er auch 19. Dez. 1851 starb. Sein großes Vermögen erhielt testamentarisch, neben manchen seltsamen Bestimmungen, eine sehr wohlthätige Verwendung. Seine Bilder erbte die Nationalgalerie in London (282 Gemälde und mehr als 18000 Skizzen). In seiner künstlerischen Thätigkeit lassen sich drei Perioden unterscheiden. In der ersten ist er glücklicher Nachahmer Claude Lorrains auf dem Gebiete der idealen Landschaft, strebt nach Klarheit der Komposition und durchsichtiger Lichtführung; dann kommt in der zweiten seine Eigenart zum Vorschein, welche einen breitern, freiern Vortrag mit der Entwickelung der ganzen Macht, die in der Farbe liegt, vereinigt. In der dritten Periode sind die Kräfte der Farbe überspannt, die Einbildungskraft erhitzt, seltsame Effekte werden gesucht, der Vortrag ist allzu kühn, pastos, nachlässig, skizzenhaft. Ein Meisterstück seines Pinsels ist die Gründung Karthagos durch Dido (sein Aufnahmestück in der Akademie). Auch später entstanden neben Landschaften, Seestücken u. dgl. solche Historienbilder, welche jedoch nicht die eigentliche Bedeutung des Künstlers ausmachen. In der Komposition und Erfindung, im Reichtum der Motive ist T. stets ausgezeichnet, wo ihn nicht die Lust an Farbeneffekten zu Sonderbarkeiten fortreißt. Er hat auch viele Blätter radiert und auch in Schwarzkunst gearbeitet. Vgl. Thornbury, «Life of T.» (2 Bde., Lond. 1877).

Turner (Sharon), engl. Geschichtschreiber, geb. zu London 24. Sept. 1768, widmete sich dem Rechtsstudium und wurde Sachwalter in seiner Vaterstadt. Er trat 1799 zuerst als Schriftsteller auf mit dem ersten Bande der «History of the Anglo-Saxons», dem 1803 ein zweiter Quartband folgte (7. Aufl., 3 Bde., 1852). Eine Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werks, in welchem zum ersten mal die angelsächs. handschriftlichen und gedruckten Quellen reichlich benutzt wurden, lieferte er seit 1814 in der «History of England during the middle ages from the Norman conquest to the accession of Henry VIII.» (4 Bde.) und später auch eine zweite, welche die Geschichte Englands bis zu dem Tode der Königin Elisabeth führt. Auch schrieb T. «The sacred history of the world attempted to be philosophically considered» (2 Bde., 1832) in Briefen an seinen Sohn, ein schwaches Werk, das aber mehrere Auflagen erlebte; «Sacred meditations» (anonym erschienen) und 1845 ein Gedicht «Richard III.», das auch unbedeutend ist. Er starb in London 13. Febr. 1847.

Turnerschaft (Deutsche) wird gebildet von fast sämtlichen Turnvereinen Deutschlands und Deutsch-Österreichs. Sie wurde beim ersten deutschen Turnfeste in Coburg 1860 begründet, und seit dieser Zeit steht durch regelmäßige Wiederwahl an der Spitze Theodor Georgii, Rechtsanwalt in Eßlingen, und Dr. Ferdinand Götz, Arzt in Lindenau. Das Turngebiet ist in 17 Kreise eingeteilt, denen je ein Kreisvertreter vorsteht, diese sind deren Leiter und die Vermittler des Verkehrs zwischen dem Ausschuß der T. und den Kreisen innerhalb der Grenzen des Grundgesetzes der T. und der Beschlüsse der Turntage. Der Ausschuß der T. wird gebildet von den auf den deutschen Turntagen, die alle vier Jahre stattfinden, direkt gewählten Vorsitzenden, Geschäftsführer und drei Beisitzern, sowie den von den Kreisen gewählten Kreisvertretern. Alle Jahre hat in der Regel der Ausschuß zu tagen und dabei die Angelegenheiten der T. zu beraten, alljährlich über das Vereinswesen eine Statistik aufzunehmen und die deutschen Turnfeste zu leiten. Grundsätzlich sind bei allen Versammlungen die Erörterungen polit. Fragen ausgeschlossen. Nach der Statistik vom 1. Jan. 1886 besteht die T. in 2654 Orten aus 3146 Vereinen mit 298868 Angehörigen. Das Vereinsorgan ist die 1856 begründete «Deutsche Turnzeitung» (Lpz.). Etwa 400 Vereine stehen noch außerhalb der Deutschen T. Vgl. «Handbuch der Deutschen T.» (Hof 1884). [S. 155b.

Turners Gelb, s. unter Blei, Band III, [S. 155b.

Turnfehde heißen die in Breslau 1818 und 1819 stattgehabten Turnstreitigkeiten, die von tüchtigen Kämpfern auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt wurden, wobei jedoch gleichzeitig eine gründliche Erörterung der sittlichen, polit. und pädagogisch-diätetischen Seiten der Turnsache stattfand. Professor Heinr. Steffens' Schrift: «Die gegenwärtige Zeit und wie sie gekommen» (Bresl. 1817) veranlaßte Professor Passow zu der glänzenden Verteidigungsschrift «Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden gewidmet» (Bresl. 1818), diese reizte wieder Steffens zur Gegenschrift «Turnziel» (Berl. 1818). Rektor Eßler und Prorektor Menzel kamen ihm zu Hilfe, andererseits traten K. von Raumer, Arndt, Harnisch u. a. im Interesse der Schule gegen die Turnfeinde auf, während von Rönen mit seiner Schrift «Leben und Turnen, Turnen und Leben» (Berl. 1819) das Turnen vom ärztlichen Standpunkte aus verteidigte. Die Bedeutung des Turnens für die Wehrkraft des Volks legte von Schmeling dar in «Die Landwehr gegründet auf die Turnkunst» (Berl. 1819). Infolge dieser Streitigkeiten wurden auf Befehl der Regierung im Herbst 1818 die Turnplätze zu Breslau und Liegnitz vorläufig geschlossen.

Turnfeste (Deutsche), s. unter Turnen.

Turnhalle, Haus oder Saal zum Turnen, hat sich bezüglich ihrer Größe nach der Zahl der in ihr gleichzeitig thätigen Turner zu richten. Als Minimalmaß einer T. gilt für 50 Schüler ein Raum von 20 m Länge und 10 m Breite im Lichten. Die Form eines Rechtecks hat sich erfahrungsgemäß als die beste erwiesen. Für den Schulturnbetrieb

empfiehlt sich die Erbauung der T. in unmittelbarer Nähe der Schule. Vgl. Zettler, «Die Anlage und Einrichtung von T. und Turnplätzen» (Lpz. 1878).

Turnheim, früher Name von Dornhan (s. d.).

Turnhout, wohlgebaute Stadt in der belg. Provinz Antwerpen, an der Linie Aerschot-Tilburg der Belgischen Centralbahn, von der hier die Staatsbahn nach Lierre abzweigt, mit (1882) 17219 E., die sich mit Fertigung von Zwillich, Leinwand, Spitzen und Spielkarten beschäftigen, auch Blutegelzucht treiben. Der Ort ist geschichtlich merkwürdig durch das Gefecht vom 22. Jan. 1597 zwischen den Niederländern unter Moritz von Oranien und den Spaniern unter dem Grafen von Varax, in welchem letzterer geschlagen wurde, und durch den 27. Okt. 1789 von den belg. Patrioten unter van der Meersch über die Österreicher erfochtenen Sieg.

Turniere nennt man die im Mittelalter üblichen kriegerischen Kampfspiele, welche entweder bei festlichen Gelegenheiten an fürstl. Höfen oder auch sonst besonders veranstaltet wurden. Der Ursprung dieser Kampfspiele ist ungewiß; doch nehmen gewöhnlich die Franzosen die Ehre der ersten Einführung für sich in Anspruch. Bei ihnen soll zuerst (durch Gottfried von Preuilly, gest. 1068) die nachher übliche Turnierordnung eingerichtet sein. In Deutschland wird zuerst im J. 1127 ein T. (torneamentum) erwähnt. Das T. war seinem eigentlichen Zwecke nach nur eine Übung in den Waffen während des Friedens, namentlich der Ritter. Später kamen zwar auch Fußkämpfe auf, doch blieben die Kämpfe zu Pferde immer die Hauptsache. Anfangs von einzelnen Fürsten und Herren bei besondern Gelegenheiten veranstaltet, bildeten sich später sog. Turniergesellschaften, welche zu bestimmten Zeiten diese Kampfspiele abhielten. In Frankreich waren die T. zahlreicher als in Deutschland. Die Einrichtung derselben war durch bestimmte Vorschriften, Gesetze u. s. w. streng geregelt und hatte sich mit der Zeit mehr und mehr befestigt. Zur Teilnahme an den T. wurden nur Adelige zugelassen, welche eine gewisse, in einzelnen Ländern und zu verschiedenen Zeiten besonders festgesetzte Anzahl von Ahnen aufweisen konnten. Die Turnierfähigkeit der einzelnen Ritter wurde durch den Herold mittels einer besonders vorzunehmenden Wappen- und Helmschau untersucht. Zu dieser Schau wurden auf einem besonders bestimmten Platze Schild und Helm eines jeden zum T. gekommenen Ritters aufgestellt. Öffentlicher Aufruf durch den Herold, der die aufgestellten Schilde und Helme gerüft hatte, entschied dann über die Unbescholtenheit der Ritterwürde der Einzelnen. Diese Aufstellung der Schilde und Helme behufs der Turnierfähigkeit ist der Grund für die Bildung der Wappen, wie sie noch gegenwärtig bestehen. Vor Beginn des T. wurden durch die Herolde die allgemeinen Gesetze und speziellen Bestimmungen vorgetragen und die Waffen der Kämpfenden untersucht. Der Platz, wo das Kampfspiel abgehalten wurde, hieß Turnierplatz; die Einfriedigung nannte man Schranken. Die Aufseher des Kampfplatzes hießen Griswärtel, deren Pflicht hauptsächlich darin bestand, die Kämpfenden in den Grenzen des Spiels zu halten und, falls sie sich ernstlich angriffen, Frieden zu stiften und die in Gefahr befindlichen zu schützen. An den Seiten der Schranken waren Tribünen errichtet, teils für Damen, deren eine gewöhnlich die Preise an die Sieger verteilte, teils für die Zuschauer und nicht teilnehmenden Ritter. Die Waffen bei dem T. bestanden in der Lanze und dem Schilde. Der Kampf mit der Lanze oder das Lanzenbrechen war wieder sehr verschieden, z. B. über eine Schranke; aber allgemein durfte der Stoß nur nach dem Kopfe oder der Brust geführt werden. Traf der Stoß so, daß einer der Kämpfer zu Boden fiel, so war er aus dem Sattel gehoben. Öffnete einer das Visier, so war der Kampf beendigt. Außer dem Kampfe mit der Lanze war auch der Fußkampf gebräuchlich, aber seltener; hier wurden Schwert und Streitaxt gebraucht. Später arteten die T. vielfach aus. Viele Ritter mußten bei diesem Spiele mit dem Tode büßen, und es erfolgten nun Verbote gegen dieselben von geistlichen und weltlichen Fürsten. Papst Innocenz II. verbot sogar das ehrliche Begräbnis der in einem T. gefallenen Ritter. Allein die T. dauerten fort, namentlich in Frankreich, wo erst der auf eine im T. erhaltene Wunde erfolgte Tod Heinrichs II. eine Abnahme derselben herbeiführte. An die Stelle der T. traten die Ringelrennen oder Karussells (s. d.).

Turniket, s. Tourniket.

Turnips, eine Abart von Brassica Rapa, s. unter Brassica.

Turnkunst, s. Turnen.

Turnose, Münze, s. Gros tournois.

Turn-out (engl., Herausgehen), in England das Arbeitseinstellen der Fabrikarbeiter in Masse.

Turnplatz, ein ebener für Turnübungen und Spiele hergerichteter freier Platz, der namentlich der letztern wegen auf alle Fälle ein umfangreiches Bewegen ermöglichen muß.

Turnsperre nennt man die Zeit des Verbots des Turnens durch den Deutschen Bundestag am 20. Sept. 1819 bis zur öffentlichen Wiedereinführung in Preußen 1842. (S. unter Turnen.)

Turnspiele sind vornehmlich Bewegungsspiele, s. unter Spiel.

Turnu-Magurelle, Hauptstadt des Distrikts Teleorman in Rumänien, an der Donau bei der Einmündung des Oltflusses, mit 6000 E., Sitz der Präfektur und eines Tribunals erster Instanz. Der kleine Hafen ist wichtig für den Getreidehandel.

Turnus (mittellat.), Reihenfolge.

Turnu Severin, Städtchen in Rumänien an der Donau und der Eisenbahn Bukarest-Orsova, unweit der südwestl. Karpatengrenze, ist Sitz einer Präfektur, eines Tribunals erster Instanz, hat mehrere Elementar- und eine Gewerbeschule und zählt 6000 E. Die Österreichische Dampfschiffahrtsgesellschaft hat hier eine Werfte für die Schiffsreparaturen. Etwas stromabwärts ragt aus dem Donaustrom eine Pfeilerruine der alten Trajansbrücke hervor. Im öffentlichen Garten des Städtchens selbst ist eine Turmruine (der sog. Severinsturm, welcher dem Ort den Namen gegeben), vielleicht ein Überrest der altröm. Stadt Pontus oder der Stadt des Alex. Severus und speziell des Justinianschen Schlosses Theodora. Die alte Stadt wurde im 15. Jahrh. unter Mohammed II. ganz zerstört. Das jetzige T. ist erst 1835—41 aus dem mehr landeinwärts gelegenen und jetzt zerfallenen Städtchen Cernetz entstanden.

Turnya, s. Torna.

Turocz, s. Thurocz.

Turpetum minerale, basisch schwefelsaures Quecksilberoxyd, s. unter Quecksilber(-Verbindungen 6).

Turpin, auch, wie die Namensform in den älteſten Quellen lautet, Tulpinus, war Erzbiſchof von Reims, als welcher er 800 ſtarb. Am bekannteſten wurde ſein Name durch die ihm fälſchlich beigelegte Chronik, die einen zweimaligen Zug Karls d. Gr. nach Spanien in ſagenhafter Ausſchmückung erzählt. Die fünf erſten Kapitel bilden den Grundbeſtandteil des Werks, welches im Intereſſe der Förderung der Pilgerfahrten nach Compoſtella von einem ſpan. Geiſtlichen geſchrieben ward, der ſich gar nicht für T. ausgibt, ſondern ſeiner als eines dritten gelegentlich erwähnt. Der Verfaſſer der übrigen Chronik ſchreibt zur poetiſchen Unterhaltung und erzählt als angeblicher Augenzeuge Karls zweiten Zug nach Spanien, der durch den Kriegszug des Heiden Aigoland veranlaßt wird. Das urſprüngliche Werk wurde um die Mitte des 11. Jahrh. verfaßt, der zweite Teil im zweiten Jahrzehnt des 12. Jahrh. Gedruckt findet ſich die Chronik in Reubers «Scriptores» (Frankf. 1584; wieder herausg. von Joannes, Hanau 1619), in Reiffenbergs Ausgabe der «Chronique de Philippe Mouskes» (2 Bde., Brüſſ. 1836). Beſonders herausgegeben wurde ſie durch Ciampi, «De vita Caroli Magni et Rolandi historia de Turpino vulgo tributa» (Flor. 1822). Eine deutſche Überſetzung lieferte Hufnagel im «Rhein. Taſchenbuch» (1822). In Romanzen bearbeitet ward die Chronik von F. Schlegel im «Poetiſchen Taſchenbuch für 1806»; im Auszuge mit kritiſchen Beigaben veröffentlichte ſie Schmidt, «Über die ital. Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls d. Gr.» (Berl. u. Lpz. 1820). Eine gute kritiſche Unterſuchung über die Geſchichte und die Verfaſſer der Chronik gab G. Paris, «De Pseudo-Turpino» (Par. 1865).

Turranus, Kirchenſchriftſteller, ſ. Rufinus.

Turretini, berühmte, urſprünglich aus Lucca ſtammende genfer Theologenfamilie, aus der beſonders drei Namen bedeutend ſind:

Benedikt T., geb. 1588 in Genf, 1612 Pfarrer, 1618 Profeſſor der Theologie in Genf, geſt. daſelbſt 1631. Seine Hauptſchrift iſt die «Verteidigung der genferiſchen Bibelüberſetzung» (2 Bde., Genf 1618—20). Vgl. F. Turretini, «Notice biographique sur Bénédict T.» (Genf 1871).

Franz T., Sohn des vorigen, geb. 1623 in Genf, 1653 Profeſſor daſelbſt, geſt. 1687 daſelbſt, war ein Hauptvertreter der ſtreng orthodoxen reformierten Dogmatik, Gegner der freiern Theologie von M. Amyraldus und der Theologen von Saumur und einer der Urheber und Verteidiger der helvetiſchen Konſenſusformel. Sein Hauptwerk iſt die «Institutio theologiae elencticae» (Genf 1679—85; 2. Aufl. 1688). Vgl. Budé, «Vie de François T.» (Genf 1871).

Johann Alfons T., Sohn des vorigen, geb. 1671 in Genf, 1693 Pfarrer, 1697 Profeſſor in Genf, geſt. daſelbſt 1. Mai 1737, erwarb ſich im Gegenſatz zu ſeinem Vater ebenſo große Verdienſte durch ſeine erfolgreichen Bemühungen um Abſchaffung der helvetiſchen Konſenſusformel, wie durch ſeine ireniſchen Beſtrebungen der Vereinigung aller Proteſtanten auf Grund weniger gemeinſamer Fundamentalartikel. Sein Hauptwerk ſind ſeine «Cogitationes et dissertationes theologicae» (2 Bde., Genf 1711—37), die Vernet in ſeinem «Traité de la vérité de la religion chrétienne» (1735—40) ins Franzöſiſche überſetzte. Vgl. Budé, «Vie de Jean Alphonse T.» (Genf 1880).

Türſchmann (Richard), Recitator, geb. 26. Mai 1834 in Penig, beſuchte die Thomasſchule und die Univerſität in Leipzig, wurde dann Schauſpieler und, nachdem er an verſchiedenen Theatern als ſolcher thätig geweſen war, am Hoftheater in Braunſchweig als erſter Charakterdarſteller engagiert. Seit 1872 trat er, faſt gänzlich erblindet, mit großem Erfolg als Recitator auf. Sein Repertoire umfaßt namentlich die Meiſterwerke des Sophokles, Shakeſpeares, Goethes, Leſſings, welche er frei aus dem Gedächtnis vorträgt. T.s Wohnort iſt Blaſewitz bei Dresden.

Turſi (mittellat. Turcicum), Stadt in der ital. Provinz Potenza (Baſilicata), Bezirk Lagonegro, zwiſchen den untern Flußläufen des Agri und Sinno, Sitz eines Biſchofs, zählt (1881) 3167 (Gemeinde 4186) E. und hat Baumwollkultur. T. erſcheint im 15. Jahrh. als Herzogtum der Doria.

Turteltaube (Columba turtus s. Turtus auritus, ſ. Tafel: Tauben, Fig. 6) iſt der Name einer 30 cm langen, oben rotgrauen, auf dem Rücken ſchwarz und aſchgrau gefleckten Taube, die an den Seiten des mattroten Halſes einen ſchwarzen, weiß gebänderten Fleck hat. Sie findet ſich in Aſien und Europa mit Ausnahme der nördlichen Gegenden und iſt auch in Deutſchland ſtellenweiſe nicht ſelten.

Turtmann (frz. Tourtemagne), Dorf und Thal im Bezirk Leuk des ſchweiz. Kantons Wallis. Das Dorf liegt 630 m über dem Meere, 14 km weſtlich von Viſp auf der linken Seite des Rhônethals an der Bahnlinie Sitten-Brig, zählt mit dem ſüdlich ſich öffnenden Turtmanthal (1880) 520 E. und iſt nach einem alten Kaſtell, Turris magna, benannt, deſſen Stelle jetzt von einer Kapelle eingenommen wird. Das Thal, links durch die Kette der Bella Tola (2975 m) vom Val d'Anniviers, rechts durch diejenige des Schwarzhorns (3207 m) vom Nikolaithal geſchieden, iſt ein wildſchönes ſchmales Hochthal, reich an Alpweiden und Waldungen, in denen hier und da noch der Luchs vorkommt, und erſtreckt ſich vom Turtmangletſcher bis zum Dorfe, bei welchem das Thalwaſſer, der Turtmanbach, mit einem prächtigen Waſſerfall in das Hauptthal des Wallis hinaustritt, um 1 km weiter nördlich nach 16 km langem Laufe in den Rhône zu münden. Die einzige größere Anſiedelung im Thale iſt das Dörfchen Gruben oder Zmeiden (1847 m).

Turuchanſk, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Jeniſſeiſk in Oſtſibirien, 8 km vom rechten Ufer des Jeniſſei entfernt, mit 119 E., ein elender Ort in einer flachen, öden Gegend, zum Teil von Verbannten bewohnt. Fiſchfang iſt die Hauptbeſchäftigung der Bewohner; im Juni wird T. durch einen Jahrmarkt belebt, auf welchem ſich ein lebhafter Pelzhandel entwickelt.

Tuscaloosa, Hauptſtadt des gleichnamigen County im nordamerik. Staate Alabama, am Black Warrior, Sitz der 1832 gegründeten Alabama-Univerſität und der Staatsirrenanſtalt, zählt (1880) 2418 E., welche Handel mit Baumwolle treiben. T. war bis 1847 Hauptſtadt von Alabama.

Tuscarora, ein Indianerſtamm, welcher ehemals im Norden des Staates Carolina ſaß. Er trat im Jahre 1714 dem iroleſiſchen Staatenbunde bei und exiſtiert gegenwärtig in ſpärlichen Überreſten im Weſten des Staates Neuyork. (S. Iroleſen.)

Tuſche, ein in viereckigen Stücken oder Stangen im Handel vorkommendes ſchwarzes Farbematerial, welches ſich mit Waſſer äußerſt leicht abreiben läßt,

alle Schattierungen vom schwächsten Grad bis zur vollkommensten Schwärze gibt und deshalb in der Malerei allgemein in Anwendung gebracht wird. Die feinste T. ist die chinesische, deren Zubereitung den Europäern lange Zeit ein Geheimnis war. Einen Hauptbestandteil bildet der Ruß verbrannter feiner Pflanzenöle, besonders des Sesamöls. Das Bindemittel ist Leimwasser, und des Wohlgeruchs halber setzt man Moschus, Zibeth, Kampfer und andere riechende Substanzen hinzu. Die in Europa aus Lampenruß hergestellte T., welche nach altem Brauch, wenn sie gangbar sein soll, die chines. Stangenform mit chines. Verzierungen und Zeichen mit oder ohne Vergoldung besitzen muß, erreicht gegenwärtig in vielen Fällen an Güte (d. h. reiner Schwärze und Verteilbarkeit) fast das chines. Produkt. Gute T. ist von tiefschwarzer Farbe ohne Beimischung eines fuchsigen Tons und von glasähnlichem Bruch.

Tuschfarben, gleichbedeutend mit Aquarellfarben.

Tuschmanier, bei den Franzosen dessin au lavis, ist ein technisches Verfahren, welches beim Zeichnen den Übergang vom trockenen Zeichnen mit Kreide oder Stiften zum Malen bildet. Bei der T. kommt es besonders darauf an, die Lichter von dem reinen weißen Papier, welches den Grund bildet, wohl auszusparen; alles recht weich und duftig anzulegen, solange die Schatten noch naß sind; sie zu verwaschen, um die Übergänge in das Licht ganz zart und verschmolzen herauszubringen; sie nicht eher wieder zu berühren, bis sie ganz trocken sind, und dann allmählich durch das stufenweise Auftragen von stärkern Schattentönen in dunkeln Massen herauszubringen und die kleinern Partien hineinzuzeichnen. Durch ein sanftes Schraffieren und ein verschmelzendes Überarbeiten mit weichen Zügen werden die Schattenteile, die erst in ganzen Massen angelegt wurden, ausgeführt und vollendet; sie bekommen dadurch die Klarheit, die allein Rundung und Tiefe hervorbringen kann. Ein zarter, genauer Umriß, weiche, saftige Schatten, zuletzt recht markige Drucker an den dunkelsten Stellen und recht rein erhaltene Lichter in den hellsten machen eine schöne getuschte Zeichnung.

Tuscia, s. Etrurien.

Tuscisches Meer, s. Tyrrhenisches Meer.

Tusculum, eine uralte Stadt in Latium, 18 km südöstlich von Rom im Albanergebirge gelegen, der Sage nach von Telegonos, dem Sohne des Odysseus und der Circe, gegründet. Ihr Diktator Octavius Mamilius soll der röm. Tradition zufolge der Eidam des Königs Tarquinius Superbus gewesen sein und sich des Vertriebenen, als er, von Porsenna aufgegeben, zu ihm floh, angenommen haben. Von ihm aufgereizt, habe dann 496 v. Chr. der größte Teil der Latiner den Krieg gegen Rom begonnen, der durch die Schlacht am See Regillus günstig für die Römer entschieden wurde. Von da an war T. den Römern befreundet, bekam 381 das Bürgerrecht und behielt dieses auch noch nach dem Latinischen Kriege. Im Mittelalter war die Stadt Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts, welches im 10. und 11. Jahrh. die Herrschaft über Rom zu erlangen strebte, und oft den päpstl. Thron besetzt hat (Sergius III., Johann XI., XII. und XIX., Benedikt VIII., IX. und X.). Dabei hielten die Grafen von T. seit Ottos I. Römerzug (962) zur kaiserl. Partei und lebten daher mit den Bürgern Roms stets in Fehde, bis 1191 Papst Cölestin III. und Kaiser Heinrich VI., als sie Frieden schlossen, in das Verlangen der Römer willigten und ihnen die Zerstörung von T. gestatteten, die sogleich in grausamer Weise vollzogen wurde. Die Einwohner bauten darauf nahe der alten Stätte einen neuen Ort, der den Namen Frascati (s. d.) trägt. Die anmutige Lage von T. und die Nähe von Rom bewogen viele reiche Römer, sich in dem Gebiet der Stadt, dem ager Tusculanus, Villen anzulegen. Solche Tusculana hatten Lucius Crassus der Redner, Pompejus, Hortensius, Lucullus, Scaurus, Brutus u. a. Vor allen berühmt ist das Tusculanum Ciceros, früher Sullas Eigentum, von Cicero durch die Villa des Lutatius Catulus vergrößert, seine Lieblingsvilla, nach der er auch eine seiner philos. Schriften, die im J. 44 verfaßten «Tusculanae disputationes» benannte. Ruinen von Gebäuden solcher Villen finden sich in der Nähe von Frascati; außerdem zeugen vom alten T. ein uralter Wasserbehälter, ein Teil der alten Stadtmauern, ein kleines und großes Theater aus röm. Zeit und ein Amphitheater außerhalb der Stadtmauern. Vgl. Canina, «Descrizione del antico T.» (Rom 1841); Nibby, «Analisi della carta di dintorni di Roma» (2. Aufl., Bd. 3, Rom 1849); de Rossi in den «Annali dell' Instituto archeologico» (Rom 1873).

Tuskar Rock, kleine Felseninsel mit Leuchtturm im St. Georgskanal, 11 km im ONO. von Carnsore Point, der Südostspitze Irlands, gehört zur Grafschaft Wexford der irischen Provinz Leinster.

Tusker (Tusci), Etrurier und Tyrrhener, die Bewohner von Tuscia, s. unter Etrurien.

Tusla, Salzsee, s. Sak.

Tussilāgo *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt nur eine Art, T. farfara *L.*, s. Huflattich. Sie ist unter dem Namen Folia Farfarae offizinell und wird als Brustthee gegen Heiserkeit u. dgl. benutzt.

Tussockgras, s. unter Dactylis.

Tussoo, ind. Längenmaß = 0,629 m.

Tutania, Bezeichnung für Britanniametall.

Tute, cylindrisches Gebilde über der Insertionsstelle des Blattes, s. unter Blatt (Botanik).

Tutēla (lat.), Schutz, Vormundschaft (s. d.).

Tutēla occupatitia, die Aufnahme eines verlassenen Kindes als Pflegekind, s. unter Adoption.

Tüten, s. Papiersäcke.

Tutenag, ein ursprünglich in China fabriziertes, dann aber auch in Europa, namentlich in Wien, vielfach nachgeahmtes Argentan oder Neusilber.

Tutikorin, Hafenstadt im Distrikt Tinnevelli der Präsidentschaft Madras des brit.-ind. Reichs, unter 8° 48′ nördl. Br. und 78° 12′ östl. L. (von Greenwich), an der Nordwestküste des Golfs von Mannaar gelegen, zählt (1871) 10565 E.

Tutor (lat.), Beschützer, Vormund.

Tutrakan, auch Turtukai, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im Distrikt Rustschuk des Fürstentums Bulgarien, rechts an der untern Donau, dem rumän. Oltenitza und der Mündung des Argis gegenüber, mit Razgrad durch Landstraße verbunden, zwischen Rustschuk und Silistria, hat (1881) 7164 E. und ein Schloß. T. ist der röm. Ort Transmarisca in Niedermösien. — Das Arrondissement Tutrakan hat 30559 E.

Tutschkow, mit Ismail (s. d.) verbundene Stadt in Bessarabien.

Tutte le corde, s. unter Corda.

Tutti (ital., d. i. alle) wird in der Musik gebraucht, um anzudeuten, daß alle Stimmen oder Instrumente einer Gattung eintreten sollen.

Tuttifrutti, d. i. alle Früchte, nennen die Italiener ein aus allerhand Gemüsen u. s. w. zusammengesetztes Gericht, Mischgericht; T. ist auch als Büchertitel üblich.

Tuttlingen, Oberamtsstadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Württemberg, an beiden Ufern der Donau, über welche eine Brücke führt, unweit der Grenze Badens, Station der Linie Rottweil-Immendingen der Württembergischen Staatsbahnen, mit evang. und kath. Kirche, zählt (1885) 8746 E. und zeichnet sich durch große Gewerbthätigkeit aus, vorzüglich in Schuhmacherarbeiten, chirurgischen Instrumenten (größte Fabrik Deutschlands), Messerarbeiten, Gerberei, Bierbrauerei, Spinnerei, Weberei und Leimsiederei. Auch treibt die Bevölkerung mit Industriegegenständen und Getreide starken Handel. In der Nähe befinden sich das Eisenwerk Ludwigsthal, eine Höhle im Juradolomit und ein neuentdeckter Marmorbruch. Über der Stadt liegen die schönen Ruinen des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Honberg (Hohnburg) und die Tuttlinger Höhe (Witthoh), die eine herrliche Aussicht auf die Alpen gewährt. Die Stadt ist sehr alt, gehörte zu der Landschaft Baar und ist besonders durch den Sieg denkwürdig, den hier 1643 die Österreicher und Bayern unter Hatzfeld und Mercy über die Franzosen erfochten. Im J. 1803 total abgebrannt, ist die Stadt jetzt regelmäßig ganz neu umgebaut. Zum Gemeindeverband gehört auch die auf bad. Gebiete stehende Bergfestung Hohentwiel (s. d.) und die Domäne Bruderhof, in der Nähe von Hohentwiel.

Tutuila, eine der Samoa-Inseln Polynesiens in der Südsee, die drittgrößte, wildeste und malerischste dieser Gruppe, südöstlich von Upolu, vulkanischen Charakters, ist von Bergen durchzogen, die namentlich nach der baienreichen Nordküste sehr steil abfallen. T. ist zwischen dem Westkap und Kap Matatula 27 km lang, erreicht eine Breite von 8 km und zählt auf 139 qkm 3800 E. Haupthandelsplatz der Insel ist Leoni an der Südwestküste, hat jedoch schlechten Ankergrund und kann nur von Küstenschonern angelaufen werden. In die Südküste schneidet weit der große und völlig sichere Hafen Pagopago hinein, eine amerik. Schiffahrts- und Kohlenstation, welche von den zwischen San-Francisco, Honolulu, Auckland und Sydney verkehrenden Dampfern öfters besucht wird. Die Insel ist zum Teil sehr fruchtbar und weist eine üppige Vegetation auf.

Tutzing, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt München II, am westl. Ufer des Würm- oder Starnbergersees, Station der Linien München-Peißenberg und T.-Penzberg der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1885) 800 kath. E., ist Dampfschiffsstation und hat ein Schloß mit schönen Anlagen und eine Bierbrauerei.

Tuy, bei den Römern und mittellat. Tude, befestigte Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Pontevedra in Galicien, rechts am untern Miño (Minho), der portug. Grenzfestung Valença do Minho gegenüber, Station der Eisenbahn Orense-Vigo und mit La Guardia nördlich der Mündung des Miño durch eine Landstraße verbunden, ist Sitz eines Bischofs seit der Westgotenzeit, zählt (1877) 11 710 E., hat starken Wein- und Obstbau, Gemüsegärtnerei, Orangen- und Maulbeerplantagen und treibt Handel mit hier gewebtem Leinentischzeug und mit in Zucker eingemachten Südfrüchten (dulce de pesada). T. ist ein Hauptsitz des span. Schmuggelhandels mit Portugal. Etwa 7 km flußaufwärts liegt der Badeort Caldelas mit Schwefelthermen von 46 bis 49° C.

Tuy (Caldelas de), s. unter Caldas.

Tuzla, Dolnja-Tuzla, Stadt und Hauptort des bosnischen Kreises Tuzla oder Zvornik, rechts an der zur Spreča gehenden Jalta, 272 m über dem Meer, am Südfuße der Maevica Planina, ist Sitz eines serb. Bischofs und eines Kaimakams, zählt (1879) 5119 E. und hat ein verfallenes Schloß, eine Salzquelle, Salzwerke und starke Schweine- und Ziegenzucht. Etwa 8 km östlich liegt Gornja-Tuzla mit 1378 E. und Salzquellen.

Tvisto nannten die Westgermanen nach des Tacitus Berichte im zweiten Kapitel der «Germania» den erdgeborenen Gott, den sie mit seinem Sohne Mannus (s. d.), von dessen drei Söhnen sich die drei Hauptstämme, die Ingävonen, Istävonen und Herminonen, ableiteten, in alten Liedern als den Urheber ihres Volks feierten. T. läßt sich grammatisch nicht anders ableiten als von der Zweizahl, und unter den verschiedenen aufgestellten Deutungen des Namens verdient deshalb diejenige Wackernagels (in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 6) den Vorzug. Danach ist die Sage von T. und Mannus nicht, wie Tacitus sie ansah, eine Sage über den autochthonischen Ursprung des german. Volks, sondern vielmehr ein Mythus über den Ursprung der Menschheit überhaupt, ein Stück german. Kosmogonie. T. ist der Zwiefache, die zwitterhafte Gottheit, welche nicht selten an der Spitze von Kosmogonien erscheint, welche noch die männliche zeugende mit der weiblichen empfangenden Kraft in sich verbindet, und so aus sich selbst den Mannus, das erste Wesen in Menschengestalt, zeugt, mit dessen drei Söhnen dann die eigentliche nationale Stammsage von dem Ursprunge der einzelnen westgerman. Hauptvölkerschaften beginnt. Der westgerman. Sage entspricht die ostgerman. von Aurgelmir, dem unter dem linken Arme die ersten Nachkommen entsprossen seien.

Twain (Mark), der schriftstellerische Pseudonym von Samuel Langhorne Clemens (s. d.).

Twalch (Taumel-Lolch), s. unter Lolch.

Twardowski, der Sage nach ein poln. Edelmann, der zur Zeit des Königs Sigismund August im 16. Jahrh. in Krakau lebte. Er beschäftigte sich mit Mathematik und Physik und verschrieb sich auf den Bergen Krzemionki unweit Krakau dem Teufel, mit dessen Hilfe er sich jeden Genuß verschaffte und viele lustige Abenteuer bestand. Er hatte sich ausbedungen, nur in Rom vom Teufel geholt werden zu dürfen; als er nun in eine Schenke trat, die den Namen «Rom» führte, mußte er sich dem Teufel ergeben, der ihn mit sich fort in die Höhe riß. In der Angst stimmte T. ein geistliches Lied an, das er in der Jugend gelernt hatte. Dadurch befreite er sich zwar aus der Gewalt des Teufels; doch muß er bis zum Jüngsten Tage zwischen Himmel und Erde schwebend verbleiben. Man hat diese Sage mit der deutschen Faustsage in Verbindung gebracht, und wirklich treten Übergänge zwischen beiden hervor, wie denn auch Faust in Krakau gelebt haben soll und der Name twardy «fest» bedeutet. Die poln. Dichter haben die Sage oft bearbeitet.

Tweed, Fluß im südöstl. Schottland, entspringt westlich vom Berge Hart Fell, durchströmt in raschem Laufe die schönen Gelände der schott. Grafschaften Peebles, Selkirk und Roxburgh, berührt dabei die Städte Galashiels, Melrose und Kelso, bildet von oberhalb Coldstream ab bis oberhalb Berwick die Grenze zwischen Schottland (Grafschaft Berwick) und England (Grafschaft Northumberland) und mündet nach einem Lauf von 154 km bei der engl. Stadt Berwick in die Nordsee. Die Nebenflüsse des T. sind links: Lyne, Gala Water, Leader, Eden Water und Blackadder Water; rechts: Yarrow Water, Teviot und Till. Der T. ist vielleicht der Alaunus der Römer und hieß in angelsächs. Zeit Gewaede, Getwede oder Tueb.

Tweed (William Marcy), berüchtigter amerik. Politiker, geb. 3. April 1823 in der Stadt Neuyork. Von Haus aus Kesselmacher, beteiligte er sich frühzeitig am öffentlichen Leben und gewann bald in der Tammany Society entscheidenden Einfluß. Mit Hilfe dieser Organisation wurde er 1852 zum Alderman (Gemeinderat) der Stadt Neuyork, bald darauf in den Kongreß gewählt. Letztern verließ er sehr bald, um sich vollständig auf städtische «Politik», resp. die Ausbeutung der städtischen Einkünfte zur persönlichen Bereicherung, zu werfen. Er wurde der Reihe nach Supervisor, Schul- und Straßenkommissar, zuletzt (1870), nachdem er inzwischen vier Jahre lang Staatssenator gewesen, Kommissar der öffentlichen Bauten der Stadt Neuyork. Namentlich in dieser letztern Stellung entwickelte er die großartigste Thätigkeit an der Spitze des nach ihm benannten «Ringes». In kurzer Zeit wurde die Stadt um viele Millionen betrogen, unter anderm bei Erbauung des Gerichtsgebäudes, welches an 15 Mill. Doll. gekostet haben soll. Der unabhängigen neuyorker Presse gelang es endlich, die öffentliche Entrüstung gegen T.s maßlose Verschwendung und Korrumpierung des ganzen öffentlichen (auch des Gerichts-) Lebens in so wirkungsvoller Weise wachzurufen, daß die Behörden T. am 28. Okt. 1871 verhaften ließen. Es gelang aber seinen Freunden, T. gegen eine Bürgschaft von nicht weniger als 1 Mill. Doll. auf freien Fuß setzen zu lassen und zu erreichen, daß das auf 12 Jahre Zuchthaus lautende richterliche Urteil gegen T. aus formellen Gründen aufgehoben und bloß eine Verurteilung auf ein Jahr als zu Recht bestehend erkannt wurde. Mittlerweile verurteilten auch die Civilgerichte T. zum Ersatz von 6 Mill. Doll. an die Stadt. T., dessen Strafzeit inzwischen abgelaufen war, blieb in Haft, da er die vom Gericht auf 3 Mill. Doll. festgesetzte Bürgschaft nicht stellen konnte. Es gelang ihm zwar aus dem Gefängnis zu fliehen und nach Spanien zu entkommen; aber die span. Regierung lieferte ihn aus, und T. starb im Gefängnis 12. April 1878.

Tweedale, schott. Grafschaft, s. Peebles.

Twenthe, Landschaft in den Niederlanden, den östl. Teil der Provinz Overyssel bildend, Hauptsitz der niederländ. Baumwollindustrie.

Twer (spr. Twerj, russ. Twerskaja Gubernija), eins der sog. Wolgagouvernements des europ. Rußland, zu beiden Seiten des obersten Laufs der Wolga mit deren Quelle im Westen des Gouvernements und der Wasserscheide zwischen Wolga, Düna und Msta, umfaßt 65329 qkm (1882) mit 1617685 E., wovon gegen 100000 im Nordosten des Gebiets, im Kreise Wessjegonsko, Karelen, die hier im 17. Jahrh. aus Schweden einwanderten, die übrigen vorwiegend Großrussen sind. Der meist lehmige und sandige Boden ist wenig ergiebig für die Landwirtschaft. Bedeutend ist Industrie und Handel und besonders bemerkenswert die massenhafte Verfertigung von Schuhmacherarbeiten, deren Mittelpunkte das Dorf Kimra (3011 E.) im Kreise Kortschewa und die Stadt Ostaschkow sind. Das Gouvernement besteht aus 12 Kreisen und gehört zum Militärbezirk Moskau.

Die Gouvernementshauptstadt **Twer** liegt an beiden Seiten der Wolga, in welche links die Twerza, rechts die Tmaka fällt, und an der Moskau-Petersburger Eisenbahn. Sie wurde 1180 erbaut, war eine Zeit lang die Hauptstadt eines besondern Fürstentums T., ist der Sitz des Erzbischofs von T. und Kaschin, dessen Eparchie bereits zwischen 1271 und 1284 errichtet wurde, und gehört seit dem großen Brande von 1763 zu den regelmäßigsten und schönsten Städten Rußlands. Sie teilt sich in die eigentliche Stadt und in die durch die Wolga von derselben getrennte Slobode oder Vorstadt, hat schöne Kais an der Wolga, schöne Parks und Gartenanlagen, breite Straßen, mehrere regelmäßige Plätze, einen Bazar, einen kaiserl. Palast, ein geistliches Seminar, ein männliches und ein weibliches Gymnasium, eine Kreisschule, 16 andere Schulen, ein Theater, eine Kavallerie-Junkerschule, ein schönes Gouvernementshaus, einen erzbischöfl. Palast, eine große Kathedrale, 33 griech.-kath. Kirchen, eine prot. Kirche und zwei Klöster. T. zählt 39101 E., welche zahlreiche Fabriken und Manufakturen unterhalten und bedeutenden Handel mit Getreide und Metallwaren, sowie starke Schiffahrt treiben. In der Umgebung der Stadt liegen zwei alkalisch-erdige Eisenquellen.

Twerza, linker Nebenfluß der Wolga im russ. Gouvernement Twer, entspringt im Kreise Wyschnewolotschek, fließt südöstlich, ist 193 km lang, zur Hälfte ihres Laufes schiffbar und dient zur Verbindung der Wolga mit dem Finnischen Meerbusen mittels des Kanals von Wyschnewolotschek.

Twesten (Aug. Detlev Christian), prot. Theolog, geb. 11. April 1789 in Glückstadt, studierte zu Kiel und ging 1812 nach Berlin, wo er als Gymnasiallehrer Anstellung erhielt und unter Schleiermachers Einfluß seine dogmatischen Ansichten befestigte. Nachdem er 1814 als außerord. Professor der Philosophie und Theologie nach Kiel zurückberufen worden, wurde er daselbst 1819 ord. Professor der Theologie und 1835 als Schleiermachers Nachfolger nach Berlin berufen. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Vorlesungen über die Dogmatik der evang.-luth. Kirche» (Bd. 1, Hamb. 1826; 4. Aufl. 1838; Bd. 2, Abteil. 1, Hamb. 1837), die Ausgaben der «Drei ökumenischen Symbole, der Augsburgischen Konfession und der Repetitio confessionis Augustanae» (Kiel 1818) und der «Ungeänderten Augsburger Konfession, deutsch und lateinisch» (Kiel 1819); von seinen philos. Schriften: die «Logik, insbesondere die Analytik» (Schlesw. 1825) und der «Grundriß der analytischen Logik» (Kiel 1834), «Matth. Flacius Illyricus, eine Vorlesung» (Berl. 1844) und die Einleitung zu der von ihm herausgegebenen «Ethik» Friedr. Schleiermachers (Berl. 1844). Seit 1852 gehörte T. auch dem Evangelischen Oberkirchenrat an, nahm jedoch im Febr. 1874 seine Entlassung aus demselben und starb zu Berlin 8. Jan. 1876.

Twesten (Karl), hervorragender preuß. Volksvertreter, Sohn des vorigen, geb. 22. April 1820 zu Kiel, machte seine juriſt. Studien zu Berlin und Heidelberg und trat als Referendar zu Naumburg a. d. S. in den preuß. Staatsdienſt. Nachdem er hierauf ſeit 1845 als Aſſeſſor beim Kammergericht zu Berlin und als Kreisrichter in Wittſtock thätig geweſen, wurde er 1855 Stadtgerichtsrat zu Berlin. Eine polit. Broſchüre, in welcher er das Programm der Fortſchrittspartei entwickelte, hatte 1861 ein Duell mit dem General von Manteuffel zur Folge, in welchem ihm der rechte Arm zerſchmettert wurde. In demſelben Jahre in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, ſuchte er 1862 bei Beginn des Verfaſſungskonflikts einen Ausgleich zwiſchen Regierung und Volksvertretung auf Grund der Militärreorganiſation mit Abkürzung der Dienſtzeit herbeizuführen. Die Rede, welche T. 1865 im Abgeordnetenhauſe über die preuß. Juſtizverwaltung hielt, veranlaßte den Konflikt über die Redefreiheit der Abgeordneten. Da das Obertribunal für die Zuläſſigkeit der Anklage entſchied, begann ein langwieriger Prozeß, der erſt im Frühjahr 1868 ſeine endgültige Entſcheidung mit der Verurteilung T.s in eine Geldſtrafe fand. Inzwiſchen war wegen der Rede, die T. über den erſten Tribunalsbeſchluß gehalten hatte, ein zweiter Prozeß gegen ihn eingeleitet worden, der ebenfalls erſt 1868 ſein Ende erreichte. Im Mai 1868 nahm er ſeine Entlaſſung aus dem Juſtizdienſt. Nach dem Deutſchen Kriege von 1866 trat T. aus der Fortſchrittspartei aus und war einer der Begründer der nationalliberalen Partei in Preußen. Auch gehörte er für den ſchleſ. Wahlkreis Reichenbach-Neurode dem konſtituierenden und dem erſten ordentlichen Reichstage des Norddeutſchen Bundes an. In erſterm übte er eine weſentliche Thätigkeit bei der Feſtſtellung der Bundesverfaſſung, im zweiten war er Referent über das Militärgeſetz. T. ſtarb zu Berlin 14. Okt. 1870.

Litterariſch machte ſich T. durch die Schriften «Schiller in ſeinem Verhältnis zur Wiſſenſchaft» (Berl. 1863), «Machiavelli» (Berl. 1868) und verſchiedene Beiträge zu den «Preuß. Jahrbüchern» (z. B. über den preuß. Beamtenſtaat) bekannt. Aus ſeinem Nachlaß veröffentlichte Lazarus das kulturhiſtor. Werk: «Die religiöſen, polit. und ſozialen Ideen der aſiat. Kulturvölker und der Ägypter ꝛc.» (2 Bde., Berl. 1872). Vgl. Lasker, «Gedächtnisrede am Sarge Karl T.s» (Berl. 1870).

Twickenham, Township in der engl. Grafſchaft Middleſex, links an der Themſe, oberhalb Londons, Station der Eiſenbahn London-Richmond-Staines-Windſor, von welcher hier ſüdlich Abzweigungen nach Halliford und Kingſton abgehen, zählt (1881) 12479 E., hat zahlreiche Landſitze und war Lieblingsaufenthalt von Bacon, Pope, Fielding und andern litterariſchen Größen. Südlich davon liegt die 1747 von Richard Walpole erbaute Strawberry Hall auf dem gleichnamigen Hügel.

Twiſt, der auch in Deutſchland im Handel gebräuchliche engliſche Name für baumwollenes Maſchinengarn, d. h. auf Maſchinen geſponnenes Garn (von twist, d. i. flechten, ſpinnen). Je nachdem die Feinſpinnmaſchinen dem Syſtem der Water- oder dem der Mule-Maſchinen angehören, unterſcheidet man Water- und Mule-Twiſt, erſteres derber, letzteres loſer gedreht; eine zwiſchen beiden ſtehende, auf Mule-Maſchinen erzeugte Gattung heißt Medio-Twiſt. Über die Numerierung des T. ſ. unter Baumwollinduſtrie, Garn, Garnwage und Haſpel.

Twiſt (Großes Grenzmoor), ſ. Bourtanger Moor.

Tyana, kleinaſiat. Binnenſtadt im Süden der alten Landſchaft Kappadocien (Ruinen bei Kiliſſehiſſar, ſüdweſtlich von Nigdeh), bedeutend durch die Lage vor den «Cilicijchen Pforten» des Taurus und noch in chriſtlicher Zeit Biſchofſitz. Bekannt iſt T. als Geburtsort des Myſtikers Apollonius (ſ. d.).

Tyburn, ehemals ein Dorf weſtlich von London in der engl. Grafſchaft Middleſex, da wo heute Oxford-Street (früher Tyburn Road) im Weſten endet; hier war bis 1783 der öffentliche Richtplatz Londons. Der an Stelle dieſes Dorfs nördlich vom Hyde-Park gegen die Mitte des 19. Jahrh. entſtandene ſchöne Stadtteil Londons wurde zur Erinnerung an T. Tyburnia genannt.

Tyche, in der griech. Mythologie die Göttin des Glücks, ſ. Fortuna.

Tycho de Brahe, ſ. Brahe.

Tychſen (Olaus Gerhard), berühmter Orientaliſt, geb. 1734 zu Tondern in Schleswig, bezog, mit gründlicher Kenntnis des Rabbiniſchen ausgerüſtet und beſonders gewandt im Jüdiſchdeutſchen, 1756 die Univerſität zu Halle, wo er nachher am Waiſenhaus angeſtellt wurde. Da Callenberg in ihm einen Mitarbeiter zur Bekehrung der Juden zu finden glaubte, ſo durchwanderte T. für deſſen Zwecke 1759 und 1760 Deutſchland und Dänemark; doch gelang es ihm nicht, auch nur einen einzigen Juden zu bekehren. Im J. 1760 folgte er dem Rufe an die neuerrichtete Univerſität zu Bützow, wurde 1763 ord. Profeſſor der orient. Sprachen und gewann durch litterariſche Thätigkeit, die ſich ebenſo mannigfach als ſeltſam äußerte, einen Ruf durch ganz Europa. Als 1789 die Univerſität zu Bützow wieder aufgelöſt wurde, kam T. als Oberbibliothekar und Vorſteher des Muſeums nach Roſtock, wo er 30. Dez. 1815 ſtarb. Seine wichtigſte Schrift iſt «Bützowiſche Nebenſtunden» (6 Bde., Bützow 1766—69), ein reichhaltiges Repertorium für Geſchichte und Wiſſenſchaft des Judentums. Für die bibliſche Litteratur war er wirkſam durch Sammeln von Varianten aus Raſchi, Vergleichung der alten Überſetzungen mit dem hebr. Grundtexte, genaue Beſchreibungen der merkwürdigſten Bibelausgaben u. ſ. w. Ihm gebührt der Ruhm, die arab. Paläographie zuerſt feſt begründet zu haben. Seine Sammlungen, reich an Manuſkripten und Kurioſen aller Art, kamen an die Univerſitätsbibliothek zu Roſtock. Vgl. Hartmann, «Oluf Gerhard T.» (2 Bde., Brem. 1818—20).

Tychſen (Thomas Chriſtian), ein in der orient. Philologie und Archäologie ausgezeichneter Gelehrter, geb. 8. Mai 1758 zu Horsbyll im Schleswigſchen, ſtudierte zu Kiel und ſeit 1779 in Göttingen Philologie und Theologie und wurde in Göttingen als Profeſſor angeſtellt, wo er 23. Okt. 1834 ſtarb. Nächſt vielen Abhandlungen philol. und numismatiſchen Inhalts ſind zu erwähnen von ihm: «Grundriß einer Geſchichte der Hebräer» (Gött. 1789), die Ausgabe des Smyrnäus (Bd. 1, Straßb. 1807) und aus ſeinem Nachlaſſe die «Grammatik der arab. Schriftſprache» (Gött. 1823). Seine durch Schönheit, Anmut und vielſeitige Talente ausgezeichnete Tochter Cäcilie (geb. 18. März 1794, geſt. 3. Dez. 1812) iſt bekannt durch die Verehrung, welche ihr der Dichter Ernſt

Tweed, Fluß im südöstl. Schottland, entspringt westlich vom Berge Hart Fell, durchströmt in raschem Laufe die schönen Gelände der schott. Grafschaften Peebles, Selkirk und Roxburgh, berührt dabei die Städte Galashiels, Melrose und Kelso, bildet von oberhalb Coldstream ab bis oberhalb Berwick die Grenze zwischen Schottland (Grafschaft Berwick) und England (Grafschaft Northumberland) und mündet nach einem Lauf von 154 km bei der engl. Stadt Berwick in die Nordsee. Die Nebenflüsse des T. sind links: Lyne, Gala Water, Leader, Eden Water und Blackadder Water; rechts: Yarrow Water, Teviot und Till. Der T. ist vielleicht der Alaunus der Römer und hieß in angelsächs. Zeit Gewaede, Getwede oder Tued.

Tweed (William Marcy), berüchtigter amerik. Politiker, geb. 3. April 1823 in der Stadt Neuyork. Von Haus aus Kesselmacher, beteiligte er sich frühzeitig am öffentlichen Leben und gewann bald in der Tammany Society entscheidenden Einfluß. Mit Hilfe dieser Organisation wurde er 1852 zum Alderman (Gemeinderat) der Stadt Neuyork, bald darauf in den Kongreß gewählt. Letztern verließ er sehr bald, um sich vollständig auf städtische «Politik», resp. die Ausbeutung der städtischen Einkünfte zur persönlichen Bereicherung, zu werfen. Er wurde der Reihe nach Supervisor, Schul- und Straßenkommissar, zuletzt (1870), nachdem er inzwischen vier Jahre lang Staatssenator gewesen, Kommissar der öffentlichen Bauten der Stadt Neuyork. Namentlich in dieser letztern Stellung entwickelte er die großartigste Thätigkeit an der Spitze des nach ihm benannten «Ringes». In kurzer Zeit wurde die Stadt um viele Millionen betrogen, unter anderm bei Erbauung des Gerichtsgebäudes, welches an 15 Mill. Doll. gekostet haben soll. Der unabhängigen neuyorker Presse gelang es endlich, die öffentliche Entrüstung gegen T.s maßlose Verschwendung und Korrumpierung des ganzen öffentlichen (auch des Gerichts-) Lebens in so wirkungsvoller Weise wachzurufen, daß die Behörden T. am 28. Okt. 1871 verhaften ließen. Es gelang aber seinen Freunden, T. gegen eine Bürgschaft von nicht weniger als 1 Mill. Doll. auf freien Fuß setzen zu lassen und zu erreichen, daß das auf 12 Jahre Zuchthaus lautende richterliche Urteil gegen T. aus formellen Gründen aufgehoben und bloß eine Verurteilung auf ein Jahr als zu Recht bestehend erkannt wurde. Mittlerweile verurteilten auch die Civilgerichte T. zum Ersatz von 6 Mill. Doll. an die Stadt. T., dessen Strafzeit inzwischen abgelaufen war, blieb in Haft, da er die vom Gericht auf 3 Mill. Doll. festgesetzte Bürgschaft nicht stellen konnte. Es gelang ihm zwar aus dem Gefängnis zu fliehen und nach Spanien zu entkommen; aber die span. Regierung lieferte ihn aus, und T. starb im Gefängnis 12. April 1878.

Tweedale, schott. Grafschaft, s. Peebles.

Twenthe, Landschaft in den Niederlanden, den östl. Teil der Provinz Overyssel bildend, Hauptsitz der niederländ. Baumwollindustrie.

Twer (spr. Twerj, russ. Twerskaja Gubernija), eins der sog. Wolgagouvernements des europ. Rußland, zu beiden Seiten des obersten Laufs der Wolga mit deren Quelle im Westen des Gouvernements und der Wasserscheide zwischen Wolga, Düna und Msta, umfaßt 65329 qkm (1882) mit 1617685 E., wovon gegen 100000 im Nordosten des Gebiets, im Kreise Wessjegonsko, Karelen, die hier im 17. Jahrh. aus Schweden einwanderten, die übrigen vorwiegend Großrussen sind. Der meist lehmige und sandige Boden ist wenig ergiebig für die Landwirtschaft. Bedeutend ist Industrie und Handel und besonders bemerkenswert die massenhafte Verfertigung von Schuhmacherarbeiten, deren Mittelpunkte das Dorf Kimra (3011 E.) im Kreise Kortschewa und die Stadt Ostaschkow sind. Das Gouvernement besteht aus 12 Kreisen und gehört zum Militärbezirk Moskau.

Die Gouvernementshauptstadt **Twer** liegt an beiden Seiten der Wolga, in welche links die Twerza, rechts die Tmaka fällt, und an der Moskau-Petersburger Eisenbahn. Sie wurde 1180 erbaut, war eine Zeit lang die Hauptstadt eines besondern Fürstentums T., ist der Sitz des Erzbischofs von T. und Kaschin, dessen Eparchie bereits zwischen 1271 und 1284 errichtet wurde, und gehört seit dem großen Brande von 1763 zu den regelmäßigsten und schönsten Städten Rußlands. Sie teilt sich in die eigentliche Stadt und in die durch die Wolga von derselben getrennte Slobode oder Vorstadt, hat schöne Kais an der Wolga, schöne Parks und Gartenanlagen, breite Straßen, mehrere regelmäßige Plätze, einen Bazar, einen kaiserl. Palast, ein geistliches Seminar, ein männliches und ein weibliches Gymnasium, eine Kreisschule, 16 andere Schulen, ein Theater, eine Kavallerie-Junkerschule, ein schönes Gouvernementshaus, einen erzbischöfl. Palast, eine große Kathedrale, 33 griech.-kath. Kirchen, eine prot. Kirche und zwei Klöster. T. zählt 39101 E., welche zahlreiche Fabriken und Manufakturen unterhalten und bedeutenden Handel mit Getreide und Metallwaren, sowie starke Schiffahrt treiben. In der Umgebung der Stadt liegen zwei alkalisch-erdige Eisenquellen.

Twerza, linker Nebenfluß der Wolga im russ. Gouvernement Twer, entspringt im Kreise Wyschnewolotschek, fließt südöstlich, ist 193 km lang, zur Hälfte ihres Laufes schiffbar und dient zur Verbindung der Wolga mit dem Finnischen Meerbusen mittels des Kanals von Wyschnewolotschek.

Twesten (Aug. Detlev Christian), prot. Theolog, geb. 11. April 1789 in Glückstadt, studierte zu Kiel und ging 1812 nach Berlin, wo er als Gymnasiallehrer Anstellung erhielt und unter Schleiermachers Einfluß seine dogmatischen Ansichten befestigte. Nachdem er 1814 als außerord. Professor der Philosophie und Theologie nach Kiel zurückberufen worden, wurde er daselbst 1819 ord. Professor der Theologie und 1835 als Schleiermachers Nachfolger nach Berlin berufen. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Vorlesungen über die Dogmatik der evang.-luth. Kirche» (Bd. 1, Hamb. 1826; 4. Aufl. 1838; Bd. 2, Abteil. 1, Hamb. 1837), die Ausgaben der «Drei ökumenischen Symbole, der Augsburgischen Konfession und der Repetitio confessionis Augustanae» (Kiel 1818) und der «Ungeänderten Augsburger Konfession, deutsch und lateinisch» (Kiel 1819); von seinen philos. Schriften: die «Logik, insbesondere die Analytik» (Schlesw. 1825) und der «Grundriß der analytischen Logik» (Kiel 1834), «Matth. Flacius Illyricus, eine Vorlesung» (Berl. 1844) und die Einleitung zu der von ihm herausgegebenen «Ethik» Friedr. Schleiermachers (Berl. 1844). Seit 1852 gehörte T. auch dem Evangelischen Oberkirchenrat an, nahm jedoch im Febr. 1874 seine Entlassung aus demselben und starb zu Berlin 8. Jan. 1876.

Twesten (Karl), hervorragender preuß. Volksvertreter, Sohn des vorigen, geb. 22. April 1820 zu Kiel, machte seine jurist. Studien zu Berlin und Heidelberg und trat als Referendar zu Naumburg a. d. S. in den preuß. Staatsdienst. Nachdem er hierauf seit 1845 als Assessor beim Kammergericht zu Berlin und als Kreisrichter in Wittstock thätig gewesen, wurde er 1855 Stadtgerichtsrat zu Berlin. Eine polit. Broschüre, in welcher er das Programm der Fortschrittspartei entwickelte, hatte 1861 ein Duell mit dem General von Manteuffel zur Folge, in welchem ihm der rechte Arm zerschmettert wurde. In demselben Jahre in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, suchte er 1862 bei Beginn des Verfassungskonflikts einen Ausgleich zwischen Regierung und Volksvertretung auf Grund der Militärreorganisation mit Abkürzung der Dienstzeit herbeizuführen. Die Rede, welche T. 1865 im Abgeordnetenhause über die preuß. Justizverwaltung hielt, veranlaßte den Konflikt über die Redefreiheit der Abgeordneten. Da das Obertribunal für die Zulässigkeit der Anklage entschied, begann ein langwieriger Prozeß, der erst im Frühjahr 1868 seine endgültige Entscheidung mit der Verurteilung T.s in eine Geldstrafe fand. Inzwischen war wegen der Rede, die T. über den ersten Tribunalsbeschluß gehalten hatte, ein zweiter Prozeß gegen ihn eingeleitet worden, der ebenfalls erst 1868 sein Ende erreichte. Im Mai 1868 nahm er seine Entlassung aus dem Justizdienst. Nach dem Deutschen Kriege von 1866 trat T. aus der Fortschrittspartei aus und war einer der Begründer der nationalliberalen Partei in Preußen. Auch gehörte er für den schles. Wahlkreis Reichenbach-Neurode dem konstituierenden und dem ersten ordentlichen Reichstage des Norddeutschen Bundes an. In ersterm übte er eine wesentliche Thätigkeit bei der Feststellung der Bundesverfassung, im zweiten war er Referent über das Militärgesetz. T. starb zu Berlin 14. Okt. 1870.

Litterarisch machte sich T. durch die Schriften «Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft» (Berl. 1863), «Machiavelli» (Berl. 1868) und verschiedene Beiträge zu den «Preuß. Jahrbüchern» (z. B. über den preuß. Beamtenstaat) bekannt. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Lazarus das kulturhistor. Werk: «Die religiösen, polit. und sozialen Ideen der asiat. Kulturvölker und der Ägypter ꝛc.» (2 Bde., Berl. 1872). Vgl. Lasker, «Gedächtnisrede am Sarge Karl T.s» (Berl. 1870).

Twickenham, Township in der engl. Grafschaft Middlesex, links an der Themse, oberhalb Londons, Station der Eisenbahn London-Richmond-Staines-Windsor, von welcher hier südlich Abzweigungen nach Halliford und Kingston abgehen, zählt (1881) 12479 E., hat zahlreiche Landsitze und war Lieblingsaufenthalt von Bacon, Pope, Fielding und andern litterarischen Größen. Südlich davon liegt die 1747 von Richard Walpole erbaute Strawberry Hall auf dem gleichnamigen Hügel.

Twist, der auch in Deutschland im Handel gebräuchliche englische Name für baumwollenes Maschinengarn, d. h. auf Maschinen gesponnenes Garn (von twist, d. i. flechten, spinnen). Je nachdem die Feinspinnmaschinen dem System der Water- oder dem der Mule-Maschinen angehören, unterscheidet man Water- und Mule-Twist, ersteres derber, letzteres loser gedreht; eine zwischen beiden stehende, auf Mule-Maschinen erzeugte Gattung heißt Medio-Twist. Über die Numerierung des T. s. unter Baumwollindustrie, Garn, Garnwage und Haspel.

Twist (Großes Grenzmoor), s. Bourtanger Moor.

Tyana, kleinasiat. Binnenstadt im Süden der alten Landschaft Kappadocien (Ruinen bei Kilisse-hissar, südwestlich von Nigdeh), bedeutend durch die Lage vor den «Cilicischen Pforten» des Taurus und noch in christlicher Zeit Bischofsitz. Bekannt ist T. als Geburtsort des Mystikers Apollonius (s. d.).

Tyburn, ehemals ein Dorf westlich von London in der engl. Grafschaft Middlesex, da wo heute Oxford-Street (früher Tyburn Road) im Westen endet; hier war bis 1783 der öffentliche Richtplatz Londons. Der an Stelle dieses Dorfs nördlich vom Hyde-Park gegen die Mitte des 19. Jahrh. entstandene schöne Stadtteil Londons wurde zur Erinnerung an T. Tyburnia genannt.

Tyche, in der griech. Mythologie die Göttin des Glücks, s. Fortuna.

Tycho de Brahe, s. Brahe.

Tychsen (Olaus Gerhard), berühmter Orientalist, geb. 1734 zu Tondern in Schleswig, bezog, mit gründlicher Kenntnis des Rabbinischen ausgerüstet und besonders gewandt im Jüdischdeutschen, 1756 die Universität zu Halle, wo er nachher am Waisenhaus angestellt wurde. Da Callenberg in ihm einen Mitarbeiter zur Bekehrung der Juden zu finden glaubte, so durchwanderte T. für dessen Zwecke 1759 und 1760 Deutschland und Dänemark; doch gelang es ihm nicht, auch nur einen einzigen Juden zu bekehren. Im J. 1760 folgte er dem Rufe an die neuerrichtete Universität zu Bützow, wurde 1763 ord. Professor der orient. Sprachen und gewann durch litterarische Thätigkeit, die sich ebenso mannigfach als seltsam äußerte, einen Ruf durch ganz Europa. Als 1789 die Universität zu Bützow wieder aufgelöst wurde, kam T. als Oberbibliothekar und Vorsteher des Museums nach Rostock, wo er 30. Dez. 1815 starb. Seine wichtigste Schrift ist «Bützowsche Nebenstunden» (6 Bde., Bützow 1766—69), ein reichhaltiges Repertorium für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. Für die biblische Litteratur war er wirksam durch Sammeln von Varianten aus Raschi, Vergleichung der alten Übersetzungen mit dem hebr. Grundtexte, genaue Beschreibungen der merkwürdigsten Bibelausgaben u. s. w. Ihm gebührt der Ruhm, die arab. Paläographie zuerst fest begründet zu haben. Seine Sammlungen, reich an Manuskripten und Kuriosen aller Art, kamen an die Universitätsbibliothek zu Rostock. Vgl. Hartmann, «Olaf Gerhard T.» (2 Bde., Brem. 1818—20).

Tychsen (Thomas Christian), ein in der orient. Philologie und Archäologie ausgezeichneter Gelehrter, geb. 8. Mai 1758 zu Horsbyll im Schleswigschen, studierte zu Kiel und seit 1779 in Göttingen Philologie und Theologie und wurde in Göttingen als Professor angestellt, wo er 23. Okt. 1834 starb. Nächst vielen Abhandlungen philol. und numismatischen Inhalts sind zu erwähnen von ihm: «Grundriß einer Geschichte der Hebräer» (Gött. 1789), die Ausgabe des Smyrnäus (Bd. 1, Straßb. 1807) und aus seinem Nachlasse die «Grammatik der arab. Schriftsprache» (Gött. 1823). Seine durch Schönheit, Anmut und vielseitige Talente ausgezeichnete Tochter Cäcilie (geb. 18. März 1794, gest. 3. Dez. 1812) ist bekannt durch die Verehrung, welche ihr der Dichter Ernst

Schulze (s. d.) widmete, der sie in seinem epischen Gedicht »Cäcilie« besang.

Tydeus, Sohn des Oneus und der Periböa, floh, weil er einen Bruder oder Oheim oder die Söhne eines Oheims erschlagen hatte, nach Argos zu Adrastos, der ihn vom Morde reinigte und ihm seine Tochter Deïpyle zur Gemahlin gab, die ihm den Diomedes gebar. Mit Adrast zog er hierauf gegen Theben, wo er aufs tapferste kämpfte, aber von Melanippos verwundet wurde. Dem Verwundeten erschien Athene, um ihn mit einem von Zeus erhaltenen Mittel unsterblich zu machen. Unterdessen hieb Amphiaraos dem Melanippos den Kopf ab und brachte diesen dem T., der ihn spaltete und das Gehirn verzehrte. Hierüber empört, wendete Athene jenes Mittel nicht an. So starb T. Er wurde von Mäon begraben.

Tyl (Joseph Cajetan), czech. Novellist, Dramatiker und Schauspieler, geb. 4. Febr. 1808 in Kuttenberg, studierte in Prag Philosophie, ging aber bald zum Theater über und trat 1829 in Pilsen zum ersten mal als Schauspieler auf. Er war dann als Theaterdirektor oder Dramaturg an verschiedenen Orten Böhmens, besonders in Prag thätig, und trug wesentlich zur Hebung der czech. Bühne bei. Auch schrieb und übersetzte er selbst gegen 40 Theaterstücke; die bekanntesten sind: »Frau Marianna«, »Der Dudelsackpfeifer von Strakonitz«, »Johann Huß«. Am meisten verdient machte er sich aber durch seine leichten populären Erzählungen, die eine große Verbreitung im Volke fanden; für am gelungensten gilt der Roman »Das Dekret von Kuttenberg« aus der Hussitenzeit. T. gab auch einige Zeit eine litterarische Zeitung heraus; er starb 11. Juli 1856 in Pilsen. »Sebrané Spisy« (»Gesammelte Werke«, 14 Bde., Prag 1857—59); Biographie T.s von Turnovský (czech., Prag 1881).

Tyler (John), der zehnte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika 1841—45. Er wurde 20. März 1790 im Bezirk Charles-City in Virginien als der Sohn eines reichen Pflanzers geboren, studierte die Rechte und wurde bereits 1816 Mitglied des Repräsentantenhauses in Washington. Hierauf wurde er Gouverneur von Virginien und 1827 zum Senator für Virginien ernannt, von welchem Posten er 1836 zurücktrat. Im J. 1840 stellte ihn die Whigpartei als ihren Kandidaten für die Vizepräsidentschaft der Vereinigten Staaten auf, und seine Wahl fand mit großer Majorität statt. Durch den unvermuteten Tod des Präsidenten Harrison einen Monat nach seiner Inauguration sah T. sich plötzlich an die Spitze der Republik gestellt, ein Fall, der zwar durch die Konstitution der Vereinigten Staaten vorausgesehen, aber seit dem Bestehen derselben noch nicht eingetreten war. Doch gingen die von der Whigpartei auf T. gesetzten Hoffnungen keineswegs in Erfüllung. Die im Juli 1841 vom Kongreß beschlossene Bill wegen Errichtung einer Bank scheiterte an dem Widerstande T.s, der ihr sein Veto entgegenstellte. Die hierdurch veranlaßte Aufregung war außerordentlich. Das von Harrison eingesetzte Ministerium, an dessen Spitze Daniel Webster stand, reichte seine Entlassung ein, und das Bildnis des Präsidenten ward an mehrern Orten öffentlich verbrannt. Dies hielt T. jedoch nicht ab, noch wiederholt, namentlich in der Tariffrage, von seinem Vetorecht Gebrauch zu machen, sodaß er während seiner ganzen Verwaltung in immerwährendem Hader mit der Volksvertretung stand, in welcher die Whigs damals die Majorität bildeten, und in welcher er sich außer den Ultras des Südens auch die Demokraten nicht zu Freunden zu machen vermochte. In seiner auswärtigen Politik war T. glücklicher. Die Grenzstreitigkeiten mit England wurden 1842 durch einen gütlichen Vergleich, den sog. Ashburton-Vertrag, beigelegt, und im Jan. 1845 erwarben die Vereinigten Staaten durch die Einverleibung von Texas eine wichtige Provinz, wodurch allerdings der Grund zu dem bald darauf folgenden Kriege mit Mexiko gelegt wurde. Am 4. März 1845 trat T. von der Regierung ab und zog sich auf sein Landgut in Virginien zurück. Im J. 1861 trat er hier eine kurze Zeit wieder auf den polit. Schauplatz, indem er als Mitglied der virginischen Friedensdeputation in Washington erschien und dem 4. Febr. 1861 zusammengeladenen sog. Friedenskonvent präsidierte. Der Kongreß wies die im südl. Interesse gemachten Vorschläge kurzweg zurück. Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs ließ sich T. in den Senat der Sezessionisten wählen. Er starb 17. Jan. 1862 in Richmond.

Tyll Eulenspiegel, s. Eulenspiegel.

Tyloma oder Tylōsis (grch.), eine Schwiele, Verhärtung der Oberhaut.

Tympanitis (grch.) oder **Trommelsucht**, Windsucht (Meteorismus), ist eine krankhafte Auftreibung des Unterleibes durch Ansammlung von Luft im Darmkanal (tympanitis intestinalis), seltener in dem vom Bauchfell unmittelbar eingeschlossenen Raume, im Bauchfellsack (tympanitis abdominalis). Im Darmkanal bildet sich die Luft durch abnorme Gärungen des Speisebreies, in die Bauchhöhle gelangt sie bei Durchbruch des Darms nach der Bauchhöhle. Anhäufungen der im gesunden Zustand stets im Darmkanal enthaltenen Luft kommen bei Verstopfung des Darmrohrs (durch Kotanhäufung, Bruch einklemmung, Darmlähmung) zu Stande. Die Darmgase bestehen aus Kohlensäure, Wasserstoff, Sumpfgas, Schwefelwasserstoff und Resten atmosphärischer Luft (Stickstoff und Sauerstoff); die Kohlensäure macht den Hauptbestandteil aus. Die T. ist nicht bloß ein lästiger, unbehaglicher Zustand, sondern kann auch durch Erschwerung der Atmung selbst bedenkliche Zustände herbeiführen. Nach dem Genuß von viel frischem Futter erliegen oft ganze Herden von Grasfressern (Schafen) in kurzer Zeit der Trommelsucht. Bei Eintritt der T. entleert man diesen Tieren das im Pansen enthaltene Gas durch einen Einstich (mit dem Trokar, einem Messer u. dgl.). Beim Menschen erweisen sich Friktionen und Knetungen des Unterleibes, die sog. blähungtreibenden Mittel (Fenchel, Kamillen, Pfefferminzthee) und eröffnende Klystiere nützlich.

Tympănum hieß bei den Griechen und Römern die mit einem hohlen, halbrund gewölbten Bauche oder Schallboden versehene Handpauke, die, ähnlich dem jetzigen Tamburin, mit der Hand geschlagen und meist bei religiosen Feierlichkeiten, namentlich bei dem Gottesdienste der Cybele gebraucht wurde.

In der Baukunst bezeichneten die Römer mit Tympanum einen flachen Körper, besonders aber ein dreieckiges, dolzernes Giebelfeld und die Verzierung an den Thüren oder Füllung der Thurflügel, während man vel darunter eine beckenförmige, gewölbte mit einem Standbild u. s. w. ausgefüllte Wandvertiefung versteht.

Tympf, rein. Silbermünze, s. Timpf.

Tyndale oder **Tindale** (William), eins der Opfer der Kirchenreformation in England, geb. um 1477 in der Grafschaft Gloucester, wurde Geistlicher und begab sich 1523 als Anhänger Luthers nach Wittenberg. Hier erschien 1525 T.s engl. Übersetzung des Neuen Testaments, die schnell verbreitet wurde. Darauf übersetzte T. die fünf Bücher Mosis, welche 1530 erschienen. König Heinrich, Wolsey und Thom. More, sein heftigster Feind, der allein sieben Bände Streitschriften gegen ihn schrieb, suchten ihn nach England zurückzulocken. Doch wurde er gewarnt durch das Schicksal seines Freundes John Frith, der auf Versprechungen persönlicher Sicherheit nach England zurückging und verbrannt ward. T. blieb deshalb in Antwerpen, bis er durch einen Agenten Heinrichs, Namens Philips, im Einverständnis mit der brüsseler Geistlichkeit gefangen genommen und nach einer langen Gefangenschaft zu Vilvoord bei Antwerpen 6. Okt. 1536 erdrosselt und verbrannt wurde. Seine Bibelübersetzung ist treu und genau und dabei einfach im Stil; die gewöhnliche engl. Bibelübersetzung hat sich eng an die T.s gehalten. Seine und seiner Freunde zahlreiche Flugschriften, unter welchen sein Buch «Vom christl. Gehorsam» eine der vorzüglichsten ist, erschienen gesammelt zu London 1573 (neue Ausg. von der Parker-Gesellschaft veranstaltet, 3 Bde., Lond. 1848—50). Im Nov. 1866 wurde ihm zu Nibley Knoll in Gloucestershire ein Denkmal errichtet. Vgl. Cheney, «The sources of Tindales New Testament» (Halle 1883).

Tyndall (John), ausgezeichneter engl. Naturforscher, wurde 21. Aug. 1820 als Sohn armer Eltern in Irland geboren. Nachdem er mehrere Jahre bei der trigonometr. Aufnahme des Vereinigten Königreichs beschäftigt gewesen, ging er 1848 nach Deutschland, um zuerst in Marburg unter Bunsen zu studieren und später in dem Laboratorium von Magnus in Berlin zu arbeiten. Nach seiner Rückkehr nach England wurde T. 1853 als Professor der Physik an der Royal-Institution in London angestellt. Die ersten fünf Jahre seines wissenschaftlichen Lebens waren gewidmet den Untersuchungen über Diamagnetismus und der Lichtpolarisation in diamagnetischen Substanzen und Krystallen. Im J. 1856 unternahm er gemeinschaftlich mit Prof. Hurley eine Reise in die Schweiz zur Untersuchung der Gletscher, deren Resultate er in einer gemeinsam mit Hurley ausgearbeiteten Abhandlung niederlegte. Forschungen über denselben Gegenstand führten T. von neuem während der J. 1857, 1858 und 1859 in die Schweiz. Im J. 1859 ging er mitten im Winter nach Chamonix, hielt mehrere Tage unter Schnee und Eis auf dem Montanvert aus und stellte durch seine Beobachtungen das winterliche Vorrücken der Mer de Glace fest. Während desselben Jahres begann er seine Untersuchungen über die strahlende Wärme, die ihn seitdem viele Jahre hindurch beschäftigten und unter anderm das Resultat ergaben, daß nicht die Luft, sondern der durch dieselbe verbreitete Wasserdunst es ist, welcher die Ausstrahlung der terrestrischen Wärme in den Weltraum hindert und dadurch die Erde bewohnbar macht; die betreffenden Publikationen sind in den «Philosophical Transactions» und «Philosophical Magazine» enthalten. In erstern findet man auch seine physik. Methode hinsichtlich der spontanen Generation. An seine Forschungen über die Wärmestrahlung schlossen sich die über die Fortpflanzung des Schalls durch die atmosphärische Luft. In allen seinen Schriften bringt er den Standpunkt der neuen Physik, d. i. die Erhaltung der Energie, zur Geltung. Seine größern Arbeiten sind der Mehrzahl nach von Helmholtz und G. Wiedemann ins Deutsche übertragen worden. Von seinen Schriften über die Alpen ist hervorzuheben: «The glaciers of the Alps» (Lond. 1860, deutsch «In den Alpen», 2. Ausg., Braunschw. 1875). Außerdem schrieb er: «The forms of water etc.» (Lond. 1873; deutsch, Lpz. 1873); mehrere Arbeiten über Molekularphysik, darunter «Contributions to molecular physics» (Lond. 1872), «Lectures on sound» (1867; deutsch, 3. Aufl., Braunschw. 1875), «On Light» (Lond. 1870 und 1873; deutsch, Braunschw. 1876), «Heat as a mode of motion» (Lond. 1863; deutsch, 3. Aufl., Braunschw. 1875), «On radiation» (Lond. 1865), «On diamagnetism» (Lond. 1856 u. 1870), «Notes on electricity» (Lond. 1870), «Lectures on electricity» (Lond. 1870; beide deutsch von Rosthorn 1884) und «Lessons on electricity» (Lond. 1876), «Fragments of science» (Lond. 1871; deutsch, Braunschw. 1874; die darin enthaltene Vorlesung «Dust and disease» [«Staub und Krankheit»] rief eine lebhafte Kontroverse hervor); «Natural philosophy in easy lessons» (Lond. 1869), «Faraday» (Lond. 1868; deutsch, Braunschw. 1870). T. hat auch in der British Association zu Belfast einen Vortrag über den «Materialismus in England» gehalten (deutsch von Lehmann, Berl. 1875).

Tyndareus (grch. Tyndareos), Sohn des Obalos und der Nymphe Bateia oder des Perieres und der Gorgophone, floh, von seinem Bruder Hippokoon aus Sparta vertrieben, nach Ätolien zum König Thestios, mit dessen Tochter Leda er sich vermählte. Später kehrte er nach Sparta zurück, nachdem Herakles die Söhne des Hippokoon getötet hatte. Leda gebar ihm hier die Klytämnestra und den Kastor, dem Zeus aber die Helena (s. d.) und den Polydeukes. Doch heißen auch beide Dioskuren (s. d.), Kastor und Polydeukes, sowohl Söhne des T. als des Zeus und der Leda. Daß T.' Töchter untreu in der Ehe waren, hatte er selbst dadurch veranlaßt, daß, während er allen Göttern opferte, Aphrodite dabei vergessen worden war. Um sich dafür zu rächen, machte die Göttin jene in der Ehe unglücklich. Als seine Söhne unter die Götter aufgenommen waren, rief T. den Menelaus nach Sparta und übergab ihm die Herrschaft. — **Tyndariden** heißen von ihrem Vater Kastor und Polydeukes, sowie auch ihre Schwester Helena.

Tyndăris, alte Stadt auf der Insel Sicilien, am Vorgebirge gleichen Namens, mit gutem Hafen, das jetzige Patti (s. d.).

Tyne (spr. Tein, die Vedra der Römer), Fluß im nordöstl. England, entsteht oberhalb Herham aus der Vereinigung des am Südabhange der Cheviot Hills an der schott. Grenze entspringenden North-Tyne und aus dem oberhalb der Stadt Alston Moor (Cumberland) in der Pennine Chain entspringenden South-Tyne, bildet in seinem untern Laufe die Grenze zwischen Northumberland und Durham, wird oberhalb der Einmündung des Derwent schiffbar, trennt Newcastle (links) von Gateshead (rechts), ferner North-Shields von South-Shields und ergießt sich nach 117 km bei Tynemouth in die Nordsee. Nahe dem nördl. Ufer der South-Tyne und T. zieht sich der röm. Piktenwall hin.

Tynemouth, s. unter Shields.

Typen oder Lettern, s. Schriften.

Typen nennt man in der Chemie, namentlich in der organischen, gewisse einfache Verbindungen, die als Vorbilder aller andern Verbindungen betrachtet werden können. Die einfachsten und darum häufigsten Atomkombinationen waren nach Gerhardts System diejenigen:

aus 1 Atom und 1 Atom z. B.:
Chlor, Wasserstoff } = Chlorwasserstoff, oder

aus 1 Atom und 2 Atomen z. B.:
Wasserstoff, Wasserstoff } Sauerstoff = Wasser, oder

aus 1 Atom und 3 Atomen z. B.:
Wasserstoff, Wasserstoff, Wasserstoff } Stickstoff = Ammoniak, oder

aus 1 Atom und 4 Atomen z. B.:
Wasserstoff, Wasserstoff, Wasserstoff, Wasserstoff } Kohlenstoff = Sumpfgas.

Man sagt daher, eine Verbindung sei nach dem Typus Wasser, nach dem Typus Sumpfgas, nach dem Typus Ammoniak u. s. w. konstituiert, wenn ihre Atome in einer den erwähnten T. entsprechenden Weise verbunden sind.

Typenschreibmaschine oder Typewriter (engl.), s. unter Schreibmaschine.

Typha *L.*, Teichkolben, Pflanzengattung aus der Familie der Typhaceen. Man kennt gegen 10 Arten, die in den Tropengegenden und in den gemäßigten Zonen eine weite Verbreitung besitzen. Es sind Sumpfgewächse von schilfähnlichem Ansehen, welche im Schlamme stehender Gewässer wurzeln und ihre grundständigen, langen, breit oder schmal linealen Blätter und ihre einfachen runden, blattlosen Stengel hoch über den Wasserspiegel emporheben. An der Spitze des Stengels stehen zwei aus sehr kleinen, dichtgedrängten Blüten zusammengesetzte, walzige oder längliche, gelb- oder schwarzbraune Kolben übereinander, von denen der untere weibliche, der obere männliche Blüten enthält. Beiderlei Blüten besitzen ein rudimentäres, in haarfeine Zipfel geteiltes Perigon, die männlichen drei Staubgefäße, die weiblichen einen Fruchtknoten, aus dem sich ein sehr kleines, einsamiges Nüßchen entwickelt. Die Anzahl der Blüten ist eine außerordentlich große; so hat man in einem einzigen weiblichen Kolben nahezu 100000 Blüten gezählt. In Deutschland sind besonders der breitblätterige und der schmalblätterige T., T. latifolia *L.* und T. angustifolia *L.* häufig, ihre Blütenschäfte werden bis zu 2 m hoch. Die ziemlich dicken, markigen Stengel und Blätter der T. werden als Emballage (insbesondere zur Verpackung von gefüllten Weinflaschen), die reifen wollhaarigen Blüten zum Ausstopfen von Polstern, wohl auch anstatt des Bärlappmehls zum Bestreuen wunder Hautstellen bei kleinen Kindern benutzt. Außerdem werden die getrockneten Blätter beider Arten zur Herstellung von Matten u. dgl., sowie von den Böttchern zum Verdichten oder Verlieschen der Fässer verwendet.

Typhaceen (Typhacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt nur wenige Arten, die als Sumpfpflanzen außer in Afrika und Südamerika über alle tropischen und gemäßigten Gegenden verbreitet sind. Sie haben lange lineale Blätter und hohe Blütenschäfte mit monöcischen Blüten, die zu kugeligen oder cylindrischen Kolben vereinigt sind. Die getrockneten schilfartigen Blätter werden zu verschiedenen Zwecken benutzt. (S. Typha.)

Typhlistros (grch.), der Blindenarzt.

Typhlitis (grch.), die Blinddarmentzündung.

Typhlosis (grch.), Blendung, Blindheit; Typhlotropheum, eine Blindenanstalt; Typhlotypographie, Reliefdruck für Blinde, s. Blindendruck.

Typhoid (grch.), eine typhusartige Erkrankung, leichtere Typhusform; über Choleratyphoid s. Cholera, Bd. IV, S. 334a.

Typhon (ägypt. Seth, Set, auch Sutech) war nach der ägypt. Mythologie ein Sohn des Seb (s. d.) und Bruder des Osiris. Seine Gemahlin war die Nephthys. Nach dem Mythus hatte er den Osiris ermordet, ward aber dann von Horus, dem Sohne und Rächer des Osiris, besiegt und bestraft; die Geschichte dieser Kämpfe zwischen Horus und T. bildete einen besonders wichtigen Teil der ägypt. Mythologie. T. war in alter Zeit ein hochangesehener Kriegsgott, der in Ombos, Tanis und anderswo seine Tempel hatte und dem Horus gleichstand; er wird auf den Denkmälern mit dem Kopf eines phantastischen Tieres mit langer Schnauze und abgestumpften Ohren dargestellt. In späterer Zeit aber, jedenfalls erst am Ende oder nach der 21. Dynastie, wurde dieser Gott verstoßen und seine Gestalt und Namen auf allen zugänglichen Denkmälern ausgetilgt. Die nähere histor. Veranlassung zu diesem merkwürdigen Ereignis ist nicht bekannt. Er galt aber seitdem als der Gott der Feinde Ägyptens, und die ägypt. Mythologie bildete ihn allmählich vollständig zum Prinzip des Bösen um. Vgl. Ed. Meyer, «Set-Typhon» (Lpz. 1875).

Typhon, Typhäon, Typhoeus oder Typhös, ist nach der griech. Mythologie ein riesiges Ungeheuer, das sowohl den Sturmwind als auch die vulkanischen Erscheinungen des dampfenden, qualmenden Erdbodens repräsentiert. Nach Homer liegt er im Arimerlande gefesselt unter der Erde, die von Zeus (mit Blitzen) gepeitscht wird. Nach Hesiod ist Typhoeus der jüngste Sohn des Tartaros und der Gäa, mit hundert Schlangenköpfen, feurigen Augen, schwarzen Zungen und entsetzlicher Stimme, der die Herrschaft über die Götter und Menschen an sich reißen will, aber von Zeus nach furchtbarem Kampfe mit dem Blitzstrahle niedergeschmettert und in den Tartaros geworfen wird. Echidna gebar ihm den Orthos, Kerberos (Cerberus) und die Lernäische Hydra. Die spätere Sage hat, unter dem Einfluß ägypt. Vorstellungen von Set-T., den Kampf zwischen T. und den olympischen Göttern in der Art umgebildet, daß sie die Götter vor ihm nach Ägypten fliehen und Tiergestalten annehmen, dann aber den von T. schon bewältigten Zeus mit Hilfe des Hermes, des Ägipan und der Moiren ihn selbst überwinden und unter den Ätna werfen läßt.

Typhon (engl., spr. Teif'n) oder Teifun, s. unter Cyklone und Orkan.

Typhus (vom grch. τῦφος, d. i. Rauch, Dampf, Sinnlosigkeit) ist der Name mehrerer aluter Infektionskrankheiten (s. d.), welche unter heftigen Fiebererscheinungen und schweren Störungen der psychi-

schen Funktionen verlaufen und deshalb auch als »Nervenfieber« bezeichnet werden. Man unterscheidet hauptsächlich drei Formen des T.: den Abdominaltyphus, den exanthematischen T. und den Rückfallstyphus.

Der Abdominaltyphus (Darm- oder Unterleibstyphus, Ileotyphus) tritt vereinzelt auf oder bildet kleinere (Haus-), selten größere (Orts-) Epidemien; sein Kontagium (Typhusgift) ist ein fixer, nur in den Darmentleerungen der Kranken enthaltener Ansteckungsstoff, welcher vorzugsweise durch den Boden und das Trinkwasser, selten durch die Luft auf gesunde Personen übertragen wird. Nach den neuern bacteriologischen Untersuchungen besteht das Typhusgift aus mikroskopisch kleinsten spezifischen Organismen aus der Klasse der Stäbchenbacterien oder Bacillen, den sog. Typhusbacillen (Bacilli typhosi), welche sich im Darm der Mesenterialdrüsen, der Milz und Leber der Kranken vorfinden und mit den Stuhlentleerungen nach außen in den Boden und das Trinkwasser gelangen. Plötzliches Fallen des Grundwassers (s. d.) scheint in gleicher Weise das Auftreten des T. zu begünstigen, wie das Pettenkofer für die Cholera nachgewiesen hat. Der Abdominaltyphus erreicht verschiedene Grade der Ausbildung und hat demnach eine verschieden lange Dauer. Erkrankungen von einigen Tagen oder von ein bis zwei Wochen nennt man Abortivtyphus, ambulanter T. oder Typhoid. In den meisten Fällen hält er vier bis sechs Wochen an. Sitz der Erkrankung ist vorzugsweise der Dünndarm, in dem sich mehr oder minder ausgedehnte Geschwüre finden, die entweder verheilen oder die Darmwandung durchbohren und dadurch eine tödliche Bauchfellentzündung erzeugen; daneben findet sich regelmäßig die Milz beträchtlich vergrößert. Die Krankheit beginnt allmählich mit Abgeschlagenheit, Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Durchfall und Fieber; erst später werden die Kranken bettlägerig. In der zweiten Woche erscheinen unter zunehmendem Fieber (bis 40° C.) spärliche rote Flecke (Roseolen) auf Brust und Bauch; der Durchfall, bei welchem erbsgelber dünner Stuhl entleert wird, wechselt mit Verstopfung. Die Kranken sind völlig teilnahmlos und benommen, schlummern entweder fortwährend und delirieren leise vor sich hin oder sind in beständiger Aufregung und lautem Fieberdelirium. Gegen Ende der dritten oder vierten Woche nimmt das Fieber allmählich ab und die Genesung tritt langsam ein. Bisweilen erfolgt in der Rekonvalescenz eine neue Ablagerung von Typhuskeimen im Darm (Typhusrecidiv) und bringt dem Kranken neue Gefahren. Die Mortalität schwankt zwischen 25 und 5 Proz.; wer die Krankheit einmal überstanden, wird gewöhnlich nicht wieder von ihr befallen. Die Behandlung des T. erfordert vor allem die größte Schonung des Darmkanals (milde, reizlose Diät, Entziehung aller festen und schwer verdaulichen Speisen, welche die Durchlöcherung des wunden Darms verursachen können), sorgsame Unterstützung der Kräfte durch Wein, Cognac und andere analeptische Mittel und energische Bekämpfung des Fiebers durch Chinin, Antipyrin und kalte Bäder. Namentlich durch die energische Durchführung der Kaltwasserbehandlung ist die Mortalitätsziffer des T. neuerdings bedeutend herabgesetzt worden. Zur Verhütung weiterer Ansteckungen sind die Stuhlentleerungen der Kranken sofort durch Zusatz von fünfprozentiger Carbolsäure oder einprozentiger Sublimatlösung zu desinfizieren; auch die beschmutzte Bett- und Leibwäsche der Kranken bedarf sorgfältiger Desinfektion. (S. unter Krankenwäsche.) Über den exanthematischen Typhus s. Flecktyphus, über den Rückfallstyphus s. Febris recurrens.

Typhus bei Haustieren. Eine gleiche Krankheit, wie der T. des Menschen, ist bei Haustieren noch nicht beobachtet, wohl aber die Bezeichnung T. auf einige Tierkrankheiten übertragen worden.

Der Pferdetyphus (Faulfieber) ist charakterisiert durch mäßiges Fieber, welches meist plötzlich eintritt, Schlafsucht und Hinfälligkeit, verringerten Appetit, anfangs Verstopfung, später Ausleerung weicher oder durchfälliger stinkender Exkremente, Anschwellungen am Kopf, Hals, den Unterfüßen, Brust und Bauch, zuweilen enorme Ausdehnung erlangend, Blutaustretungen auf Schleimhäuten (Nasenschleimhaut, Augenbindehaut) in Form von Flecken (Petechien) oder Streifen (Ecchymosen), Bersten der Haut an stark geschwollenen Stellen und Hautbrand; zuletzt zeichnen starker Kräfteverfall, übelriechender blutiger Nasenausfluß, Erstickungszufälle, Kolikſymptome, hohes Fieber den Pferdetyphus aus. Die Hälfte der erkrankten Tiere sind dem Tode verfallen. Die Ursachen des T. sind nicht ausreichend bekannt.

Der Schweinetyphus (Rotlauf, Schweineseuche, Bräune, Flecktyphus) wird, wie Schütz und Lydtin nachwiesen, durch Bacterien erzeugt und weiter verbreitet. Nach Eggeling hat man zwei Formen auseinander zu halten: die Rotlaufseuche (allmähliches Entstehen, hohes Fieber, starke Hinfälligkeit, kupferige Färbung der an den sprungweise ergriffenen Stellen geschwollenen Haut; erschwertes und beschleunigtes Atmen; Tod nach zwei bis drei Tagen. Ursache: Ansteckung) und die Schweineseuche (plötzliches Eintreten, hohes Fieber, starke Hinfälligkeit, Erbrechen, Verstopfung, nach 12 Stunden dunkle Rotfärbung einzelner Körperteile. Tod nach ein bis zwei Tagen. Ursachen: Nahrungsschädlichkeiten. Keine Ansteckung. 30 bis 70 Proz. der erkrankten Schweine können der Seuche zum Opfer fallen). [und Hungertyphus.

Typhus recurrens, s. Febris recurrens

Typik (Typologie), s. unter Typus.

Typikon (grch.), bei den Slawen Ustaw, ein Kirchenbuch der griechisch-kath. Kirche, das die Ordnung vorschreibt, in welcher die Gottesdienste abzuhalten sind; auch nennt man so die Ordnung, Regel für einzelne Klöster, wie sie von den Begründern derselben aufgestellt wurde.

Typographie, s. Buchdruckerkunst.

Typologie, s. unter Typus.

Typometer ist ein Meßinstrument zur mathematisch genauen Feststellung des systematischen Schriftkegels (s. Kegel) nach typograph. Punkten. In Deutschland ist seit 1879 der Bertholdsche T. dem typograph. Normalsystem zu Grunde gelegt.

Typometrie heißt die Kunst, Landkartensatz aus gegossenen Typenstücken zum Druck auf der Buchdruckpresse herzustellen; sie wurde zuerst von Haas in Basel und Breitkopf in Leipzig, später in vervollkommneter Weise von A. Mahlau in Berlin (jetzt in Frankfurt a. M.) ausgeübt. Dieses, überdies wegen technischer Schwierigkeiten nur wenig angewandte Verfahren ist gegenwärtig durch die Zinkographie verdrängt.

Typoskop, s. unter Kaleidoskop.

Typus (grch.), Urbild, Vorbild, die allem Konkreten einer und derselben Art gemeinsame Grundform, Grund-, Urgestalt. Typisch oder den T. ihrer Gattung nennt man eine einzelne Erscheinung, wenn in derselben die allgemeinen Merkmale der Gattung in besonders vollkommener und durchsichtiger Weise hervortreten. Der Ausdruck T. wird häufig in denjenigen Systemen der Philosophie gebraucht, welche die Einzelwesen in ihrer sinnlichen Erscheinung als die Abbilder von Urbildern betrachten, die in einem urbildlichen Verstande vorgebildet existieren. So sind die Ideen Platos (s. d.) die Typen der sinnlichen Dinge. Durch die Neuplatoniker wurde diese Ansicht ins Mittelalter fortgepflanzt. Die Scholastiker sprechen häufig von einer mens archetypa, d. h. jenem urbildlichen göttlichen Verstande, in welchem die ewigen Muster liegen, die in den Dingen in der Sinnenwelt nur unvollkommen ausgeprägt sind. In der Geschichte besteht die typische Auffassung derselben darin, daß man in den frühern, vielleicht unscheinbaren Begebenheiten die spätern wichtigern nicht bloß vorbereitet, sondern vorgezeichnet findet. In dieser Beziehung hatte das Typische bei den ältern Theologen lange Zeit sogar eine dogmatische Bedeutung. Unter Typik oder Typologie verstand man die Wissenschaft von der vorbildlichen Beziehung, in welcher gewisse Personen, Ereignisse, Einrichtungen und Aussprüche des Alten Testaments mit Personen, Ereignissen u. s. w. des Christentums stehen sollen. — T. in der Chemie, s. Typen.

Tyr ist der altnordische Name eines Gottes, der althochdeutsch Ziu oder Zio, angelsächs. Tiw hieß, der letzte Ausläufer des indogerman. Himmelsgottes, denn sprachlich deckt sich der Name mit grch. Zεύς, lat. Jupiter. Als die Germanen sich des heutigen Deutschland bemächtigten, war seine Verehrung noch eine allgemeine; später schwand sie und er hielt sich nur noch als Stammesgott der Oberdeutschen, aber auch hier wie bei den übrigen german. Völkern mehr Kriegsgott. Daher bezeichnen ihn lat. Schriftsteller des Mittelalters mit Mars oder Ares. In nordischen Quellen ist er als Kriegsgott Sohn des Odin. Er war hier einhändig, denn bei der Fesselung des Fenrirwolfs, des Ungetüms, dessen Geschlecht die Gestirne fressen wird, hatte er eine Hand verloren. Beim Göttergeschick findet er den Tod im Kampfe mit dem Höllenhunde. Geweiht war dem T. der dritte Tag der Woche, der nach dem dies Martis im Norden Tysdagr, angelsächs. Tiwesdäg, althochdeutsch Ziestac hieß. In Mitteldeutschland ist aus Diestag durch volksetymologische Anlehnung an Dingstag unser Dienstag geworden. Ob der bayr. Kriegsgott Er, der sächs. Saxnot dieselbe Gottheit ist, ist fraglich, wenn auch ihnen dieselben Eigenschaften wie dem T. zugeschrieben werden und dieselbe Rune (↑) sowohl T. als auch Er bezeichnet. Die älteste Auffassung als Gottheit schlechthin hat sich im zweiten Teil einiger Beinamen der Götter erhalten, wie im Sigtyr = Siegesgott (Odin), im Reidhartyr = Wagengott (Thor).

Tyrannen (Tyrannidae) oder **Königswürger** heißt eine aus 71 Gattungen und gegen 330 Arten bestehende auf Amerika beschränkte Familie der Singvögel von kräftigem Körper mit starkem, geradem Schnabel von Kopflänge, mit hakig übergebogener Spitze und mit Federborsten an der Basis; die Beine sind kräftig mit ziemlich kurzen Zehen, die Flügel ziemlich lang und spitz zulaufend. Die Färbung der T. ist matt, oben herrscht Grau, unten Weiß und Gelb vor. Ihre Nester und Eier sind denen unserer Würger ähnlich, auch nähren die Vögel sich wie diese von Insekten und gelegentlich von kleinen Wirbeltieren.

Tyrannis. Mit dem Namen Tyrannos bezeichneten die Griechen im Gegensatz zu ihren alten Königen jeden Herrscher, der in einem vorher republikanisch regierten Staate gegen die bestehende Ordnung sich der höchsten Gewalt bemächtigte, sodaß damit anfänglich mehr der Gedanke an die Usurpation, als an eine willkürliche oder grausame Art der Verwaltung verbunden war. Im 7. und 6. Jahrh. v. Chr., wo zuerst in Griechenland die Tyrannenherrschaften aufkamen und blühten, bemächtigten sich die meisten Tyrannen der Gewaltherrschaft («Tyrannis») als Führer der Bürger- und Bauergemeinden (Demos), die mit der Art und Weise, mit der die im Besitze der Regierung befindlichen Adelsfamilien ihre Gewalt handhabten und vielfach mißbrauchten, allmählich sich nicht mehr zufrieden geben wollten. Doch bildeten sich nur selten neue Dynastien von längerer Dauer. Da aber die usurpierte Herrschaft an sich schon nicht bloß dem der Regierungsgewalt beraubten Adel, sondern allmählich auch dem Volke als lästig und drückend erschien und dann nur durch fortgesetzte Gewaltthätigkeit behauptet werden konnte, so erhielt jener Name schon frühzeitig zugleich eine gehässige Nebenbedeutung, und man begriff unter Tyrann, wie noch jetzt geschieht, einen Gewaltherrscher, unter T. oder Tyrannei eine harte Willkürherrschaft. Und diese Bedeutung ist um so mehr die herrschende geworden, als seit Ausgang des 5. Jahrh. v. Chr. eine neue Art blutiger Gewaltherrschaften aufkam, welche den heute mit dem Worte verbundenen Vorstellungen weit mehr entsprach. Die Dreißig Tyrannen nennt man die Oligarchen, welche in Athen nach dem Ende des Peloponnesischen Kriegs (404 v. Chr.) unter Lysanders Einfluß zum Entwurf einer neuen Verfassung eingesetzt, aber nach achtmonatlicher Gewaltherrschaft, während welcher sich besonders Kritias durch Grausamkeit hervorthat, durch Thrasybulos (s. d.) gestürzt wurden. In der spätern röm. Kaisergeschichte werden die Statthalter, die sich bei der Verwirrung des Reichs unter Gallienus in den verschiedenen Provinzen 258—268 n. Chr. zu Gegenkaisern aufwarfen, aber bald wieder beseitigt wurden, ebenfalls die Dreißig Tyrannen genannt; überhaupt nennen die Schriftsteller der spätern Kaiserzeit jeden glücklichen, aber illegitimen Anmaßer einen «Tyrannus». Vgl. Plaß, «Die T. bei den Griechen» (2. Aufl., 2 Tle., Lpz. 1859).

Tyrannius, Kirchenschriftsteller, s. Rufinus.

Tyras, im Altertum Name des Dnjestr.

Tyras, milesische Kolonie auf der Stelle des jetzigen Akjermán (s. d.).

Tyrconnel, Grafen von, s. u. O'Donnell.

Tyree, s. Tiree.

Tyrnau (ungarisch Nagy-Szombat, slowenisch Trnava), alte königl. Freistadt im Preßburger Komitat des Königreichs Ungarn, am Flüßchen Trnava, Station der Linie Preßburg-Sillein der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, die hier nach Galantha abzweigt, ist Sitz eines Kollegiatkapitels der grauer Erzdiöcese, eines Generalvikariats, und

zählt (1880) 10824 E. (6060 Slowaken, 2758 Deutsche und 1538 Magyaren). An gottesdienstlichen Gebäuden besitzt die Stadt neun kath., eine evang., eine griech. Kirche und eine Synagoge. Auch bestehen ein Jesuiten- und ein Franziskanerkloster, sowie ein Kloster der Ursulinerinnen mit Erziehungsanstalt für Mädchen. Von höhern Unterrichtsanstalten befinden sich zu T. ein erzbischöfl. Gymnasium und eine königl. Lehrerbildungsanstalt, von Humanitätsanstalten ein Militärirren- und ein Invalidenhaus, ein Komitatskrankenhaus u.s.w. Die Bewohner treiben Tuch- und Leinweberei, Wein- und Waidbau, sowie nicht unbeträchtlichen Handel. T. ist eine sehr alte Stadt, die ihre Erhebung besonders der Böhmenkönigin Constantia, der Tochter Belas III., verdankt. Unter Bela IV. wurde sie zur königl. Freistadt erhoben. Der Primas Nik. Oláh legte 1554 den Grund zu der Lehranstalt, die durch die Freigebigkeit des Kardinals Peter Pázmán zur Universität erhoben, aber später (1777) von Maria Theresia nach Ofen verlegt wurde; Joseph II. befahl 1783 deren Übersiedelung nach Pest. Von 1543 bis 1820 hatte das graner Erzdomkapitel seinen Sitz in T., welches auch zeitweiliger Aufenthalt des Erzbischofs von Gran und Fürsten Primas von Ungarn war.

Tyrol, s. Tirol.

Tyrolt (Rudolf), Schauspieler, geb. 23. Nov. 1848 im Schlosse seines Großvaters zu Rottenmann in Steiermark, besuchte in Graz das Gymnasium und studierte daselbst Jura, wendete sich aber dann der Bühne zu. Sein erstes Engagement war in Olmütz, ihm folgte das in Brünn und endlich das am wiener Stadttheater unter Laube, der T. sehr förderte und auch zum Regisseur ernannte. Im J. 1884 trat er als Mitglied in den Verband des k. k. Hofburgtheaters in Wien. T. ist Charakterkomiker; doch leistet er auch im ernsten Charakterfach Bedeutendes. Hervorragend ist er insbesondere auch in Raimund-Rollen und Volkstypen.

Tyrone, Grafschaft der Provinz Ulster in Irland, wird von Londonderry im N., Donegal im W. und NW., Fermanagh im SW., Monaghan im S., Armagh im SO. und vom Lough Neagh im O. begrenzt und hat ein Areal von 3264,3 qkm, wovon 51 Proz. der Kultur unterworfen, 43 dagegen nicht kultiviert sind. Der östl. Teil des Landes, am Lough (See) Neagh und zwischen den in denselben fallenden Grenzflüssen Ballinderry und Blackwater, ist eine große Ebene und wird durch eine Hügelregion von der Ebene von Omagh im südwestl. Teile getrennt. Westlich von Omagh liegt der 338 m hohe Dooish, im NNW. von dieser Stadt der Bessy-Bell 422, im NO. der Mullaghcarn 542 m hoch. Die bedeutendste Höhe, 679 m, erreicht der Sawel in den Sperrin-Mountains an der Nordgrenze. Der wichtigste der zahlreichen Flüsse, der Foyle, hier Strule und Mourne genannt, wird bei Newtown-Stewart schiffbar. Die herrlichen Bergzüge, großartige Wasserfälle und andere Naturschönheiten ziehen viele Touristen herbei. Drei in Omagh zusammentreffende Eisenbahnen fördern den Verkehr. Der fruchtbare Teil des Landes trägt alle in Irland überhaupt heimischen Produkte. Kartoffeln und Hafer bilden indes die Haupterzeugnisse und die Hauptnahrungsmittel. Dem Landbau noch untergeordnet ist die Rindvieh- und Schafzucht. T. hat Eisen- und Steinkohlengruben; allein die Industrie liegt danieder. Die Bevölkerung, deren Zahl in den J. 1841—51 von 312956 auf 255661 (um 18,28 Proz.) sich vermindert hat und bis 1881 herunterging auf 197233 Individuen (wovon 56 Proz. Katholiken), lebt in größter Dürftigkeit. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete ins Parlament, einen dritten der Borough Dungannon. Die Hauptstadt ist Omagh (s. d.).

Tyrosin, $C_9H_{11}NO_3$, oder Paraoxyphenylamidopropionsäure, organische Substanz, welche ein Zersetzungsprodukt der Eiweißstoffe ist und außerdem synthetisch dargestellt werden kann. Es bildet weiße Nadeln, die sich schwer in Wasser, kaum in Alkohol und nicht in Äther lösen.

Tyrrheuer oder Tyrsener ist die griech. Benennung der Bewohner von Etrurien (s. d.), hergeleitet von dem mythischen Tyrrhenos, einem Sohne des lydischen Königs Atys, der eine Kolonie aus Lydien nach Etrurien geführt haben soll. Mit dem Namen Tyrrhenische Pelasger bezeichnet man bisweilen nach dem Vorgange einiger alten Historiker einen Zweig des großen pelasgischen Volksstammes (s. Pelasger), welcher, nach der Tradition aus seinen alten Wohnsitzen im südl. Böotien vertrieben, sich nach Attika wandte, hier den Athenern bei der Befestigung der Akropolis Frondienste leistete und dafür das Land am Fuße des Berges Hymettos angewiesen erhielt. Nach einiger Zeit aber von den Athenern ausgetrieben, setzte sich der Stamm auf Lemnos und den benachbarten Inseln, sowie an den Küsten von Thrazien fest und machte von da aus längere Zeit das Ägäische Meer durch Seeräuberei unsicher. Im J. 1885 hat man eine Inschrift auf Lemnos gefunden, deren Sprache der etruskischen sich am nächsten verwandt zeigt, sodaß die Annahme, daß diese von Kleinasien her nach Italien gezogen seien, wesentlich gestützt wird. Vgl. Pauli, »Eine vorgriech. Inschrift von Lemnos« (Lpz. 1886), und Deecke im »Rheinischen Museum« (Bd. 41).

Tyrrhenisches Meer (lat. Mare Tyrrhenum) oder Tuscisches Meer (Mare Tuscum), auch Toscanisches Meer genannt, war schon bei den Alten der Name desjenigen Meeres, welches sich von den Meeralpen oder von Genua aus an der Südwestküste von Italien bis nach Sicilien hinab erstreckt. Doch nannte man den an der Küste von Ligurien gelegenen Theil, wie noch jetzt geschieht, auch das Ligustische oder Ligurische Meer (Sinus Ligusticus) oder den Busen von Genua. Beide Meere umfaßten die Römer mit dem allgemeinen Ausdruck Mare inferum.

Tyrtäos, elegischer Dichter, welcher die Spartaner durch seine Lieder während des zweiten Messenischen Kriegs zur Ausdauer im Kampfe begeisterte und nach der glücklichen Vollendung des Kriegs zu strenger Ordnung und Gesetzlichkeit zurückführen half. Nach der gewöhnlichen Tradition stammte er aus dem attischen Gau Aphidna oder aus Athen selbst und wurde den Spartanern auf ihre Bitte von den Athenern als Anführer im Kriege zugesandt. Diese Erzählung wurde später dahin ausgeschmückt, daß die Athener den nach einem Spruche des Delphischen Orakels einen Heerführer von ihnen erbittenden Spartanern zum Hohne den T., einen lahmen und nach der allgemeinen Meinung etwas dummen Schulmeister, gesandt hätten. Allein diese, an sich sehr unwahrscheinliche Erzählung wird durch einige Fragmente des T. selbst widerlegt, nach welchen man ihn eher für einen geborenen Dorier

halten muß. Vielleicht war sein Geburtsort die kleine lakonische Ortschaft Aphidna, was in Verbindung mit der Hilfssendung von Athen nach Sparta im dritten Messenischen Kriege (462 v. Chr.) zur Bildung jener Tradition Anlaß gegeben haben mag.

Unter den Dichtungen des T. war die berühmteste die sog. Eunomia, ein längeres elegisches Gedicht ethisch-polit. Inhalts, worin er die durch den Krieg und mannigfache Not aufgeregten und nach Neuerungen begierigen Gemüter der spartanischen Bürger zu beruhigen suchte. Ferner hatte man von ihm unter dem Titel «Hypothecae» eine Sammlung einzelner Elegien, welche zum Kampfe fürs Vaterland aufforderten durch Ausmalung der Ehre und des Ruhms, die den Tapfern, der Schande, welche den Feigen erwartet. Endlich besaß man unter dem Titel «Embateria» (Marschlieder) eine Anzahl kurzer Kampflieder in anapästischem Rhythmus, welche von den Spartanern, während sie in die Schlacht zogen, unter Flötenbegleitung gesungen wurden. Die zahlreichen Überreste dieser Dichtungen sind am besten herausgegeben in Schneidewins «Delectus poesis Graecae elegiacae» (Bd. 1, Gött. 1838) und in Bergks «Poetae lyrici Graeci» (3. Bd., 4. Aufl., Lpz. 1882), übersetzt in Webers «Die elegischen Dichter der Hellenen» (Frankf. 1826).

Tyrus (grch. Tyros, in der Bibel Zor, d. i. «Felsen» oder «Wasserspruder», von den Quellen bei Râs-el-Ain), die berühmteste unter den Seestädten Phöniziens (s. d.), jünger als Sidon (s. d.), aber doch sehr alt, wurde eine der bedeutendsten und reichsten, aber auch üppigsten Handels- und Industriestädte der Alten Welt, blühend zugleich durch Kunst und Wissenschaft, seitdem das von Alttyrus aus gegründete Inseltyrus durch Hiram I. (s. d.) ausgebaut worden war. Infolge dessen bildete diese auf einer Küsteninsel gelegene Stadt den Kern der tyrischen Macht und ließ die des kontinentalen oder des sog. Alttyrus (Palaityros), sowie das ältere Sidon in den Hintergrund treten. Durch die Tyrier lernten die Israeliten Baukunst und Schiffahrtskunde. Den Tyriern werden auch die verbesserte Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Gestirne und andere Erfindungen in der Schiffahrt zugeschrieben. Sie besuchten nicht nur alle Küsten des Mittelländischen Meers, sondern drangen auch in den Atlantischen Ocean, holten Zinn aus Britannien und vielleicht auch Bernstein aus der Ostsee. Gades, das heutige Cadix in Spanien, und Karthago in Afrika waren tyrische Kolonien. Die Stadt T., auf einem Felsen, der auf allen Seiten vom Mittelländischen Meere umgeben war, und durch diese Lage fest, hatte in ihren 50 m hohen, dicken Mauern einige der berühmtesten Tempel des Altertums, besonders den des Melkarth oder phöniz. Hercules. Die Inselstadt übte auf die übrigen Städte des Landes einen Einfluß, der in Druck übergegangen sein und großen Haß erzeugt haben mochte, da das übrige Phönizien (darunter auch Alttyrus) dem assyr. König Salmanassar (726–722) sogar Schiffe zur Bezwingung der Inselstadt stellte. Die 60 Schiffe der Verbündeten wurden aber von den 12 neutyrischen geschlagen, und Salmanassar konnte die Inselstadt nicht nehmen, obschon er sie fünf Jahre eingeschlossen hielt. Ebenso wenig vermochte es später der babylon. König Nebukadnezar, der sie sogar 13 Jahre (585–572 v. Chr.) belagerte, nachdem er sich das übrige Phönizien unterworfen hatte. Während die Blüte Phöniziens unter der folgenden pers. Herrschaft vollends erlosch, blieb T. noch viele Jahrhunderte lang eine bedeutende Handelsstadt. Als Alexander das Heer des Darius bei Issus zerstreut und darauf ganz Phönizien und Syrien mit der Küste des Mittelmeers sich unterworfen hatte, widerstand dem Sieger das auf seine feste Lage trotzende T. ganz allein und weigerte sich, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Alexander unternahm die Belagerung der Stadt, vermochte sie aber erst nach sechs Monaten (332) zu bezwingen, mit Hilfe eines vom Lande aus mit den Baumaterialien des zerstörten Alttyrus aufgeworfenen Dammes, der sich bis auf die heutige Zeit erhalten hat. Im J. 315 wurde T. von Antigonus erst nach einer Belagerung von 14 Monaten der ägypt. Besatzung des Ptolemäus entrissen; auch 40 v. Chr. erlitt sie wieder eine Belagerung durch den Partherkönig Pacorus.

Unter der Herrschaft der Römer wurde die Stadt, wie vorher unter den syr. Königen, wegen ihres immer noch ausgebreiteten Handels sehr begünstigt. Auch die tyrische Purpurfärberei und Glasfabrikation war noch im Schwunge. Die Stadt behielt ihre eigene Municipalverfassung und wurde vom Kaiser Severus zu einer röm. Kolonie mit lat. Rechte erhoben. Auch hatte sich in ihr schon im apostolischen Zeitalter eine christl. Gemeinde gebildet. Im J. 335 wurde daselbst ein Konzil in Bezug auf die Athanasianischen Streitigkeiten gehalten. Im J. 638 fiel T. in die Hände der Araber. Zur Zeit der Kreuzzüge erscheint es als eine Hauptfestung und als ein wichtiger Handelsplatz. Es war 1089 dem Sultan von Aleppo durch den Sultan von Ägypten entrissen worden. König Balduin I. von Jerusalem belagerte es 29. Nov. 1111 bis in den April 1112 vergeblich, Balduin II. vom 15. Febr. bis 27. Juni 1124, wo es mit Hilfe des Dogen von Venedig in die Hände der Christen kam. Es wurde nun der Sitz einer Grafschaft und eines Erzbistums, welches 13 Bistümer umfaßte, und dessen Inhaber seit 1174 der berühmte Geschichtschreiber der Kreuzzüge, Wilhelm von T., war. Saladin belagerte T. im Sommer 1187 und wieder vom 2. Nov. bis Ende Juni 1188 ohne Erfolg. Erst 1191 fiel es für immer in die Hände der Mohammedaner. Unter der türk. Herrschaft sank es ganz herab. Die Stelle der alten Inselstadt nimmt jetzt der elende Flecken Sûr ein, 38 km im Süden von Saida (Sidon) und 8 km südlich von der Mündung des Nahr-el-Kâsimijeh oder el-Litâni (Leontes der Alten), auf der Spitze einer Landzunge gelegen, wo die ursprüngliche Insel und der von Alexander d. Gr. aufgeworfene, jetzt durch die Wellen zu einer breiten Sanddüne umgewandelte Damm zusammenstoßen. Der Hafen ist versandet und der Handel hat sich nach Beirut gezogen. Der Ort hat etwa 5000 E., zur Hälfte Mohammedaner oder Metâwileh, die andern Christen, Griechen, Maroniten und griech. Katholiken, und einige wenige Juden. Von alten Bauwerken findet sich nur eine stattliche Kirchenruine aus dem Mittelalter. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) soll 1190 in der Kathedrale zu T. beerdigt worden sein. Neuere Forschungen, insbesondere eine im Frühjahr 1874 von J. N. Sepp und H. Prutz geleitete, im Auftrag des Fürsten Bismarck unternommene Mission nach Phönizien, haben indessen diese Annahme nicht bestätigt. Es ist sogar zweifelhaft, ob jene Kirchenruine von Sûr die Kathedrale des mittelalterlichen

T. gewesen sei; eine solche wird zwar vielfach genannt, doch so, daß sie an einer andern Stelle gelegen haben muß; ihre Reste sind vermutlich mit einem Teil der allmählich sinkenden Küste ins Meer verschwunden. Vgl. Pruß, «Aus Phönizien. Geogr. Skizzen und histor. Studien» (Lpz. 1876); derselbe, «Kaiser Friedrichs I. Grabstätte» (Danz. 1879); Sepp, «Meerfahrt nach T. zur Ausgrabung der Kathedrale mit Barbarossas Grab» (Lpz. 1879).

Tysjazkij (russ., von tysjača, tausend), im alten Rußland der Führer eines Volk (1000 Mann). Es gab fürstl. und städtische T. Am längsten hielt sich die Würde in Nowgorod, wo die Vorstände der Stadtpolizei so hießen.

Tyświenica, Stadt in der galiz. Bezirkshauptmannschaft Tlumacz, Station der Linie Stanislau-Husiatyn (Galizische Transversalbahn) der Österreichischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß, Saffianfabrikation, Gerberei, Handel mit Wachs, Fellen und Leder und zählt (1880) 6953 E., darunter viele Armenier. Die Stadt brannte 12. Juni 1866 fast ganz ab.

Tyszkiewicz, ein altpoln. Adelsgeschlecht litauischer Herkunft, das in den Grafenstand erhoben wurde und noch jetzt in Litauen, Kleinrußland und Galizien begütert ist. Es stammt ab von Timotheus, populärisiert Tyszko, der Ende des 15. Jahrh. lebte.

Januszy T., geb. 1570, kämpfte in Livland und bei Chotim gegen die Türken, war ein Verteidiger der kirchl. Union und starb 1642 als Wojwode von Wilna. — Georg T., geb. 1571, Jesuit, bekannt durch seine polemischen Schriften gegen die Akatholiken, gest. 14. Aug. 1625 in Krakau. — Georg T., Neffe des vorigen, Bischof von Wilna, einer der bedeutendsten kirchl. Würdenträger Polens, präsidierte 1645 beim sog. Colloquium charitativum zwischen Evangelischen und Katholiken in Thorn; er starb 17. Jan. 1656 in Königsberg.

Konstantin Graf T., geb. 1806 auf dem elterlichen Gute Lohojsk (Gouv. Minsk), befaßte sich eifrig mit der Geographie und Geschichte Litauens und Westrußlands und gab heraus eine «Karte des Flusses Wilia (12 Tafeln mit 62 Abbildungen), ferner «Historische Nachrichten über die Schlösser und Burgen» (Wilna 1859) und die «Grabhügel oder Kurgane» (Wilna 1865) in Litauen und Westrußland, endlich «Denkmäler der heimatlichen Kupferstechkunst» (Bd. 1, 1858), alles in poln. Sprache. Er starb 13. Juli 1868 in Wilna.

Eustach Graf T., Bruder des vorigen, geb. 6. April 1814 in Lohojsk, studierte in Wilna und Minsk, war 1855—65 Präsident der Archäographischen Kommission in Wilna und Kurator des dortigen neugegründeten Museums, dem er seine Sammlungen geschenkt hatte; er starb daselbst 27. Aug. 1873. Neben archäolog. Werken über seine Heimat, wie «Archeologia na Litwie» (Krak. 1872), schrieb er historische Monographien, «Briefe über Schweden» (2 Bde., 1846), die Erzählung «Die zweite Frau» (1844) u. a. Vgl. Krzyżanowski, «Eustachy hrabia Tyszkiewicz i jego prace» (Lemb. 1873).

Zdzisław Graf T., geb. 20. Dez. 1838 zu Pieniaki in Galizien, Besitzer der Herrschaft Werynia daselbst, ist Mitglied des galiz. Landtags und seit 1878 des österr. Reichsrats.

Tzako, soviel wie Tschako.

Tzendalen, ein Indianerstamm in den centralen Teilen des mexikan. Staates Chiapas und in dem angrenzenden Teil Guatemalas, an den Quellen der Flüsse Tabasco und Uzumazinta. Die T. gehören ihrer Sprache nach dem Mayastamme an. (S. Mayas.) Vgl. Stoll, «Zur Ethnographie der Republik Guatemala» (Zür. 1884).

Tzetzes (Johs.), ein griech. Grammatiker, aus Konstantinopel, der im 12. Jahrh. n. Chr. lebte und auch Gedichte verfaßte, die freilich geschmacklos und in der Form barbarisch sind. Dazu gehören die «Iliaca» oder «Antehomerica, Homerica et Posthomerica» in 1665 Hexametern, herausgegeben von Jacobs (Lpz. 1795), J. Bekker (Berl. 1816) und Lehrs mit Hesiod, Apollonios u. s. w. (Par. 1840), und ein sehr umfängliches Gedicht mythолog.-histor. Inhalts, in den sog. politischen Jamben der Mittelgriechen verfaßt, unter dem Titel «Βιβλίον ἱστορικῆς κ. τ. λ.» oder «Chiliades», herausgegeben von Kießling (Lpz. 1826). Außerdem besitzt man von ihm Scholien zu Homer (von Hermann bei der Ausgabe des «Draco Stratonicensis», Lpz. 1812, bekannt gemacht), zu Hesiod, zu Aristophanes und andern Dichtern. Am wichtigsten ist sein Kommentar zu Lykophrons «Alexandra», an dessen Ausarbeitung auch sein Bruder, Isaak T., teilhatte. (S. Lykophron.)

Tziá, griech. Insel, s. Keos.

Tzimiskes, Beiname des byzant. Kaisers Johannes I. (s. d.).

Tzschirner (Heinr. Gottlieb), ausgezeichneter prot. Theolog und Kanzelredner, geb. 14. Nov. 1778 zu Mittweida in Sachsen, studierte in Leipzig Theologie, trat in Wittenberg als akademischer Docent auf und war dann einige Zeit Diakon in seiner Vaterstadt. Nachdem er eine «Geschichte der Apologetik» begonnen (Lpz. 1805), ward er als Professor der Theologie nach Wittenberg zurückgerufen und 1809 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig versetzt. In diesen Jahren verfaßte er die interessanten Schriften: «Über den moralischen Indifferentismus» und «Über die Verwandtschaft der Tugenden und Laster». Hierauf erschien seine Fortsetzung der Schröckhschen «Kirchengeschichte» (2 Bde., Lpz. 1810). Auch veranstaltete T. zwei Sammlungen seiner Aufsehen erregenden Predigten und entwickelte in den «Briefen, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse» (Lpz. 1811) seine homiletischen Grundsätze. In letzterer Schrift, sowie in zwei Abhandlungen, mit welchen er die Herausgabe der «Memorabilien für Prediger» eröffnete (1819), bekannte sich T. zu einem offenbarungsgläubigen Rationalismus oder «ethisch-kritischen System», welchem er auch später treu blieb. Im J. 1815 ward er Superintendent zu Leipzig. In dieser Stellung erlangte er ausgebreiteten Ruf, besonders durch seine freimütige Verteidigung des Protestantismus gegen die kath. Reaktion. Auch als akademischer Lehrer übte er großen Einfluß. Er starb 17. Febr. 1828. Später erschienen seine «Opuscula academica» (herausg. von Winzer, Lpz. 1829); «Vorlesungen über die christl. Glaubenslehre» (herausg. von Hase, Lpz. 1829); «Der Fall des Heidentums» (Bd. 1, herausg. von Niedner, Lpz. 1829), ein geistvoll angelegtes Werk; endlich «Predigten» (herausg. von Goldhorn, 2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1829).

U.

U, im deutschen Alphabet der 21., im lateinischen der 20. Buchstabe, bezeichnet einen Vokal, den man wegen der zu seiner Bildung wesentlichen Lippenthätigkeit labial zu nennen pflegt (wie i palatal und a guttural), und der in dieser Eigenschaft dem v (d. h. w) sehr nahe verwandt ist. Dieser Vokal, obwohl in den meisten Sprachen ziemlich gleichlautend, ist doch oft sehr verschiedener Entstehung; im Deutschen entspricht er teils einem ursprünglichen indogerman. u, teils einer Ablautsstufe von i (e) oder o (a), vgl. z. B. «ich binde», «ich band» mit «Bund», ähnlich im Lateinischen; im Griechischen ist das u entstanden aus dem ursprünglichen Diphthongen au (eu, ou) oder aus der Zusammenziehung von oo, oe, z. B. nūs (νοῦς) = noos, während ursprünglich u zu ü (= ü) geworden ist, daher z. B. σῦς (sūs) = lat. sus (Schwein); das griech. Alphabet hat kein einfaches Zeichen für den Vokal u, sondern schreibt ου, also diphthongisch; auf ähnliche Weise ist im Französischen das lat. u, obwohl noch so geschrieben, in der Aussprache zu ü geworden, z. B. pur (spr. pür) = lateinisch purus (rein), während das franz. u, geschrieben ou, in älterer Zeit ein Diphthong, verschiedenen lat. Lautverbindungen entspricht, z. B. einem ol, ul in doux = dulcis (süß; vgl. ital. dolce). Das slaw. u ist stets ursprünglich Diphthong au, z. B. pluti (schiffen) lautet litauisch plauti. Im lat. Alphabet wurde der Laut durch v in der Schrift bezeichnet (daher die Unterscheidung von v vocalis und v consonans), aus welchem sich erst später das Schriftzeichen u entwickelte. Im Mittelalter schrieb man v und u ohne Unterschied für den Konsonanten v und den Vokal u, und erst im 16. Jahrh. wurde die letztere Form von den holländ. Philologen für den Vokal zum Unterschied von v festgestellt.

Als Abkürzung steht U. bei den Römern für Urbs (d. i. die Stadt, nämlich Rom) und insbesondere u. c. bei chronol. Angaben für urbis conditae, d. i. von Erbauung der Stadt (Roms) an gerechnet. Auf ältern franz. Münzen bezeichnet U den Prägort Pau. In der Chemie ist U (gebräuchlicher jedoch Ur) das Zeichen oder Symbol für Uran.

U als Präfix bezeichnet in südafrik. Sprachen Land, z. B. Usagara, das Land Sagara.

U., offizielle Abkürzung des Staates Utah.

Ualan, Insel aus der Gruppe der Carolinen (s. d.).

Uándala, s. Mándara.

Uang-an-Sche, chines. Sozialist des 11. Jahrh. unserer Zeitrechnung, den Kaiser Schen-tsung (1067—85) von der Dynastie Sung II. (960—1278), durch sophistische Beredsamkeit bestochen, zu seinem ersten und allmächtigen Minister beförderte. Als solcher brachte der jedenfalls hochbegabte Günstling den damals in bedenklicher Krise schwebenden Staat dem Untergang so nahe, daß nur der plötzliche Tod des schwachen Kaisers die ersehnte Rettung vorbereiten konnte. Diese Rettung verdankte das damalige China einer vernünftigen Thronfolgerin und einem lange zurückgesetzt gewesenen weisen und edeln Staatsmanne, Szy-ma-kuang. Die wegen ihres blühenden Stils zur «Schönen Litteratur» (nen-tschhang) gerechneten Schriften des U. lassen auf ein mit dem heutigen Nihilismus unsers Abendlandes sich nahe berührendes System schließen.

Uapou, auch **Uapoa**, ehemals **Adaminsel**, eine der franz. Marquesasinseln in der Südsee, 83 qkm groß mit 325 E., vulkanischen Ursprungs, steigt bis zu 1100 m Höhe auf, hat seltsam geformte Bergesspitzen und üppige Vegetation.

U. A. w. g. oder **u. a. w. g.**, Abkürzung für Um Antwort wird gebeten. [s. Hucbald.

Ubaldus, ein um die Musik verdienter Mönch,

Ubeda, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Jaen, in Andalusien, zwischen dem Guadalquivir und dessen rechtsseitigem Nebenfluß Guadalimar, auf dem äußerst fruchtbaren Plateau Loma de Ubeda, 600 m über dem Meere, ist Straßenknotenpunkt, besitzt ein großes, noch teilweise erhaltenes Kastell mit mehr als 20 Mauertürmen, breite Straßen, geräumige Plätze, viele stattliche Gebäude castilianischer Bauart, schöne gotische Kirchen und Klostergebäude, zählt (1877) 18149 E. und hat Fabrikation von Leder und Seife, Wollweberei, Töpferei, Pferdezucht und Handel mit Getreide, Wein, Feigen und Öl. U. war unter dem Namen Abada in der Landschaft Albuscharat zur Zeit der Mauren eine blühende Stadt, wurde 1234 von den Castilianern erobert, gänzlich zerstört und erst später wieder aufgebaut.

Übelkeit, eine mit Ekel (s. d.) und Brechneigung verbundene unangenehme Empfindung in der Magengrube, ist eine Krankheitserscheinung, welche in der Regel von einer Affektion des Magens selbst oder seiner Nerven veranlaßt wird und gewöhnlich dem Erbrechen vorhergeht. Sie kann durch den Genuß der verschiedenartigsten, besonders schwerverdaulicher Stoffe, sogar durch den Anblick und die bloße Vorstellung ekelhafter Gegenstände hervorgerufen werden, begleitet die Magenkrankheiten und findet sich auch bei Hirnleiden, Schwangerschaft, Bruchschäden, Schwindel erregenden Bewegungen (Schaukeln, Seefahren), großen Blut- und Säfteverlusten, langem Fasten, Würmern u. dgl. Die Behandlung richtet sich nach der Ursache. (S. u. Magenkatarrh und Magenkrankheiten.)

Überbein (ganglion), eine harte rundliche Geschwulst von größerm oder geringerm Umfange, welche aus einem häutigen, Flüssigkeit einschließenden Sacke (Schleimbeutel oder Sehnenscheide) besteht und sich meist am Hand-, Fuß- oder Kniegelenk bildet. Gewöhnlich entsteht dieselbe infolge einer Quetschung der daselbst befindlichen Sehnen durch Druck, übermäßige Anstrengung, Dehnung oder Zerrung des Gelenks. Sie verursacht in der Regel keine Schmerzen und bleibt unverändert, wenn nicht ungünstige Umstände, wie öftere Reizung u. dgl., eine Entzündung herbeiführen, die bösartige Geschwüre veranlassen kann. Man entfernt die Ü. durch anhaltenden gelinden Druck oder durch gewaltsames Zersprengen, indem man sie mit dem Daumen fest an den Knochen andrückt, oder durch Ausschneiden der ganzen Geschwulst mit dem Messer; Medikamente sind ohne allen Nutzen.

Überchlorsäure, s. unter Chlor (Verbindungen, 2 e).

Überfahren (im Bergbau), Lagerstätten durch Baue auffinden und dann durchschneiden, durch sie hindurchgehen; auch über die Grenze der Grubenfelder hinweg abbauen, die Grenze beim Abbau überschreiten.

Überfall ist eine der Formen des Überraschungsgefechts und zwar von offensivem Charakter (im Gegensatz zum Versteck und Hinterhalt). Der Überfallende rückt dem Gegner, unentdeckt durch dessen Sicherheitsmaßregeln, unmittelbar auf den Leib, ohne daß dieser Veranlassung hat nehmen können, sich in Gefechtsbereitschaft zu setzen. Zum Gelingen eines Ü. tragen wesentlich bei: mangelhafter Sicherheitsdienst beim Gegner, günstige Witterungs- und Terrainverhältnisse, passende Tageszeit, Lokalkenntnis und Einverständnis mit den Landesbewohnern. Die Annäherung muß mit großer Vorsicht geschehen, der Angriff dreist und rasch ausgeführt werden, wenn ein Erfolg erwartet werden soll. Im Feldkriege spielen Ü. namentlich gegenüber den Vorposten des Gegners, sowie gegen seine rückwärtigen Verbindungslinien gerichtet eine wichtige Rolle. Bekannte Ü., aus denen sich größere Kämpfe entwickelten, sind unter andern Hochkirch 1758, Hainau 1813, Beaumont 1870. Gegenüber Festungen gelingen Ü. nur selten und setzen außer dem obengenannten mangelhaften Zustand auch ungenügende Armierung der Werke voraus. Vereinigen sich nicht mehrere der den Ü. begünstigenden Faktoren, so ist an keinen Erfolg zu denken (mißglückter Ü. auf Diedenhofen Aug. 1870).

Überfangen, in der Glasfabrikation ein Dekorationsverfahren, welches darin besteht, daß man farbloses oder in der Masse gefärbtes Bleiglas mit einer Schicht farbigen, resp. andersfarbigen Glases oder umgekehrt überzieht.

Überflüssige Werke, s. Opera supererogationis.

Übergabe (traditio) nennt man bei rechtlichen Geschäften die wirkliche Überlieferung einer Sache, die Einweisung in ein Recht, die Rechtsübertragung durch Einräumung des Besitzes. Denn durch das Versprechen, jemand eine Sache zu überlassen, etwa vermöge eines Tausches, eines Kaufs oder einer Schenkung, geht sie noch nicht wirklich in das Eigentum des andern über, sondern es entsteht daraus in der Regel nur eine persönliche Forderung auf Erfüllung des Versprechens. Die Ü. ist daher von großer Bedeutung, obgleich sie auch nicht immer für sich allein den Übergang des Eigentums bewirkt, z. B. wenn nicht nachgewiesen ist, daß der Veräußernde wirkliches Eigentum an der Sache gehabt hat, wo der gutgläubige Erwerber nur nach Ablauf der Ersitzungszeit Eigentümer wird. Sind Gegenstände zu übergeben, welche nicht von Hand in Hand gegeben werden können, z. B. Grundstücke oder Rechte, so nimmt man noch hin und wieder, wie vordem allgemein, seine Zuflucht zu symbolischen Handlungen (traditio symbolica), z. B. Aushauen eines Spans, Ausstechen einer Erdscholle, Darreichung eines Zweigs u. dgl. Zuweilen hat das bloße Hinweisen auf ein Grundstück (traditio longa manu) die Wirkung der wirklichen Ü. Es genügt auch, wenn der Eigentümer einem, der schon aus einer andern Ursache, etwa als Pachter, die Sachen in Händen hat, erklärt, daß er sie nun als ihm gehörig betrachten solle (traditio brevi manu), und ebenso ist es einer Ü. gleich, wenn der bisherige Besitzer erklärt, daß er von nun an nicht mehr für sich, sondern für einen andern besitzen wolle (constitutum possessorium). Die Belehnung oder Investitur (s. d.) hat gegen den Belehnenden die Kraft der Ü., und da, wo bei den Gerichten Grund- und Hypothekenbücher geführt werden, geht das Eigentum an Grundstücken auf gerechtfertigten Antrag der Beteiligten schon durch das Umschreiben auf den Namen des neuen Erwerbers über. (S. Auflassung.) Im Gebiete des Handelsrechts haben besondere Bedeutung die Begriffe der Absendung, Ablieferung, Empfangnahme, die Aushändigung des Connossements, die Übertragung von Inhaberpapieren. Viele Streitfragen bestehen hinsichtlich der Stellvertretungsverhältnisse. Nach röm. Recht wird die Eigentumsübertragung unter Lebenden nur durch hinzukommende Tradition bewirkt. Das franz. Recht läßt dagegen das Eigentum einer in specie bestimmten Sache durch den bloßen Veräußerungsvertrag übergehen. Bei beweglichen Sachen gilt im Deutschen Handelsrecht der Satz, daß auch der Nichteigentümer Eigentum übertragen kann, falls nur der Empfänger die Eigenschaft des Objekts als eines fremden nicht kannte. Bei Übertragung von Forderungen ist außer der Cession bezüglich des Schuldners und dritter Personen noch ein weiterer Akt, die Signifikation der Cession, nötig, wenn der Erwerber ihnen gegenüber als Inhaber der Forderung gelten soll. Bei Liegenschaften gilt nach den modernen Buchungsgrundsätzen nur derjenige, der das Eigentum einer Liegenschaft unter Lebenden erwirbt, Dritten gegenüber als verfügungsberechtigt von dem Zeitpunkte an, wo die Transskription des Erwerbstitels für ihn bewirkt ist.

Übergang über ein Gewässer, besonders einen Fluß, kommt im Kriege häufig vor und wird oft zu einer der wichtigsten Unternehmungen. Die Benutzung vorhandener Überbrückungen kann dabei meist unmöglich gemacht oder wenigstens erschwert werden, indem der Verteidiger sie zerstört oder durch einen Brückenkopf (s. d.) deckt. Nächstdem hat der Verteidiger den großen Vorteil, daß der übergehende Angreifer seine Kräfte anfangs nur in kleinen Massen entwickeln kann, deren Überwindung meist leicht und sicher erscheint. Unter Umständen thut der Verteidiger gut, wenn er eine größere Masse des Angreifers übergehen läßt und sich dann mit Überlegenheit auf dieselbe wirft. Bei dem schwierigen Rückzug kann eine Niederlage sich dann leicht zu einer vollständigen Vernichtung gestalten. Der Angreifer hat dagegen die Auswahl des Übergangspunktes in so weit ausgedehnten Grenzen, daß der Verteidiger nicht im Stande ist, die gefährdete Terrainstrecke überall gleich kräftig zu schützen, ohne sich zu zersplittern. Die Kriegsgeschichte hat daher nur wenige Beispiele, daß ein beabsichtigter Ü. verhindert worden wäre. Der Verteidiger muß durch ein gutes Kundschaftssystem frühzeitig des Feindes Absicht zu erfahren suchen und starke Reserven in Centralstellungen bereit halten, um ihm an dem gewählten Übergangspunkte entgegenzutreten. Der Angreifer sucht den Feind über die Wahl des letztern zu täuschen. Er schafft Material herbei, setzt womöglich eine kleine Abteilung auf Kähnen über, um den Brückenbau und den Ü. zu decken, bewirkt diesen rasch und entwickelt sich jenseits, um bald die Offensive ergreifen zu können. Von Übergängen sind unter anderm geschichtlich berühmt der Gustav Adolfs über den Lech 1632, Moreaus über

den Rhein 1800, Napoleons I. über die Donau 1809, der traurige über die Beresina 1812, Blüchers über den Rhein 1814, Herwarths von Bittenfeld nach Alsen 1864, der Donauübergang der Russen im Juni 1877.

Übergangsabgaben, Übergangssteuern heißen die Abgaben, welche diejenigen Staaten des Deutschen Reichs, die innere Steuern auf die Hervorbringung und Zubereitung eines Verbrauchsgegenstandes (z. B. Bier, Branntwein) gelegt haben, bis zum gesetzlichen Betrage derselben bei der Einfuhr des Gegenstandes aus andern Staaten des Deutschen Reichs, dafern mit denselben nicht Steuergemeinschaft besteht, erheben dürfen.

Übergangsgebirge, ältere Bezeichnung für das mächtige Schichtensystem zwischen den krystallinischen Schiefern und der Steinkohlenformation, welches seit 1839 in Silur- und Devonformation geteilt wird. (S. u. Geognosie und Geologie.)

Überhalter oder Waldrechter nennt man in der Forstwirtschaft ältere Bäume, welche man beim Abtrieb eines Bestandes vereinzelt oder gruppenweise stehen läßt, um besonders starke Hölzer zu erziehen. Sie erreichen das Alter eines mehrfachen Umtriebes. Wird eine solche Maßregel in ausgedehnter systematischer Weise angewendet, werden namentlich viele derartige Bäume auf den Schlägen »übergehalten«, so sprechen manche neuerdings von einem Überhaltbetrieb, einer Betriebsart, welche man füglich zu den Lichtungsbetrieben (s. Forstwirtschaft) im weitern Sinne rechnen kann.

Überhangs- und Überfallsrecht ist das Recht, die von dem Nachbargrundstück herüberhängenden Baumfrüchte, soweit sie der Nachbar nicht ohne Betreten des fremden Grundstücks sich aneignen könnte, abzunehmen, die übergefallenen zu behalten. Dieses Recht, auch auf die Wurzeln der Bäume ausgedehnt, sodaß der Nachbar dieselben entfernen darf, wenn er das Holz dem Eigentümer ausliefert, besteht übrigens nur partikularrechtlich und mit verschiedenen Modifikationen, während das röm. Recht von entgegengesetzten Prinzipien ausgeht.

Überhitzte Dämpfe, s. unter Dampf (physik.).

Überhitzungsrohr (frz. tube surchauffeur, engl. overheating-pipe), bei Dampfmaschinen ein Rohr, in welchem der erzeugte Wasserdampf mehr oder weniger stark erhitzt wird, um als kräftig treibendes, heizendes, trocknendes oder oxydierendes Mittel Verwendung zu finden.

Überlandbrennen, Art Hackwaldbetrieb (s. d.).

Überlandpost (engl. Overland mail, Indian mail; frz. Malle des Indes; ital. Valigia dello Indie) heißt die Briefpost, mit welcher Briefe, Warenproben, Zeitungen u. s. w. zwischen Großbritannien und dessen ostasiat. und austral. Kolonien über den europ. Kontinent und sodann über Alexandria, Suez, Aden nach Bombay, Kalkutta und Hongkong oder Sydney befördert werden. Mit der Ü. werden auch die holländ., franz., deutschen und sonstigen europ. Posten nach und von Indien versandt. Die Ü. hat eine wechselvolle Geschichte. Bis zur Eröffnung des Suezkanals 1869 bot sich zur Verbindung Englands und Ostindiens zur See nur der Weg um das Kap der Guten Hoffnung (London-Kalkutta 13600 Seemeilen in 80—90 Tagen für Segelschiffe). Bei der Wichtigkeit Ostindiens für den brit. Großhandel sah die brit. Regierung sich genötigt, kürzere Wege zur Beförderung der Regierungsdepeschen und der kostbaren Waren (Thee, Gewürze) aufzusuchen. Oberst Cappér schlug zuerst 1790 die Route über den Isthmus von Suez vor; Oberst Taylor verwirklichte 1801 diesen Vorschlag. Später versuchte man den Seeweg weiter abzukürzen, und in dieser Beziehung erregten 1831 Kapitän Waghorns Schnellfahrten London-Triest die Bewunderung Europas. Nach Eröffnung der Eisenbahnära nahm die Ü. ihren Weg durch Frankreich (Paris-Marseille). Im J. 1856 wurde die Eisenbahn Alexandria-Kairo und 1857 diejenige Kairo-Suez vollendet. Seitdem schlug die Ü. den Weg London-Dover-Calais-Paris-Marseille-Alexandria-Suez-Aden ein, der wiederum mit der Eröffnung der Mont-Cenis-Route die Veränderung erfuhr, daß die Ü. auf die Linie Paris-Modane-Turin-Bologna-Brindisi verlegt wurde; 1870 erfolgte während des Deutsch-Französischen Kriegs zeitweise die Beförderung durch Deutschland und über den Brenner nach Brindisi. Von letzterm Orte ab überführen die Dampfer der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company die Ü. nach Alexandria (Güterbahnhof Gabbary), wo ein Extrazug bereitsteht, der sie in zehn Stunden nach Suez bringt. Dort nehmen die Peninsular-Dampfer die Ü. in Empfang, um sie über Aden nach Bombay und Colombo (auf Ceylon) zu befördern, von wo einerseits die Route über Singapore nach Hongkong und Yokohama, andererseits diejenige nach Australien (Adelaide, Sydney u. s. w.) sich abzweigt. Die Strecke London-Brindisi wird in 54 Stunden zurückgelegt, die Fahrt Brindisi-Alexandria (825 Seemeilen) in 3 Tagen 10 Stunden, Alexandria (Güterbahnhof Gabbary)-Suez (365 km) in 10 Stunden, von Suez nach Aden (1308 Seemeilen) in 6 Tagen, von Aden nach Bombay (1664 Seemeilen) in 7 Tagen. Zur Reise von Bombay nach Kalkutta (1401 engl. Meilen) wird jetzt die Eisenbahn über Jubbulpore (in 45 Stunden) benutzt. Von Aden bis Colombo (3401 Seemeile von Suez) brauchen die Dampfer 9½ Tage, bis Singapore (von Suez 5060 Seemeilen) 17 Tage, bis Hongkong (6497 Seemeilen) 24 Tage, Shanghai (7367 Seemeilen) 28 Tage. Abwechselnd mit den Peninsular and Oriental-Dampfern kursieren die franz. Dampfer der Messageries maritimes zwischen Marseille-Port-Said-Suezkanal-Suez-Colombo-Hongkong u. s. w. (in Singapore Anschluß nach Saigon und Tonkin sowie nach Manila [Philippinen]), sodaß eine wöchentliche Verbindung von Europa nach Indien besteht. Neuerdings, vom 1. Juli 1886 ab, befahren vom Deutschen Reiche subventionierte Postdampfer des Bremer Lloyd den Kurs: a) von Bremerhaven durch den Suezkanal bis Hongkong, Yokohama, Nagasaki; b) von Bremerhaven über Suez, die Tschagosinseln nach Adelaide, Melbourne und Sydney monatlich einmal, sodaß der Postdienst nach Ostindien und Australien erheblich verbessert wird. Die Ü. hat oft ein kolossales Gewicht (über 100 Ctr.) und umfaßt 3—400000 Stück Briefe und Zeitungen.

Überläufer wird ein Soldat genannt, der im Kriege seinen Truppenteil verläßt und zum Feinde übergeht; der Betreffende macht sich daher der Fahnenflucht oder Desertion unter erschwerenden Umständen schuldig und hat nach den Militär-Strafgesetzen das Leben verwirkt.

Überlieferung, soviel wie Tradition.

Überliegegeld, s. unter Überliegezeit.

Überliegezeit oder Überliegetage heißt die über die gesetzliche sog. Ladezeit hinaus etwa verein-

barte Wartezeit, während welcher der Seeschiffer auf die Beladung des Schiffs warten muß, bevor er abfahren darf. Der Befrachter muß dem Verfrachter für diese Ü. eine Vergütung, das sog. Liegegeld oder Überliegegeld entrichten. Vgl. Handelsgesetzbuch, Art. 568—580.

Überlingen, Amtsstadt im bad. Kreise Konstanz, am Überlingersee, der nordöstl. Bucht des Bodensees, in wein- und obstreicher Gegend, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine höhere Bürgerschule, eine Gewerbeschule, ein 1350—1408 in got. Stil erbautes Münster und ein schönes Rathaus aus dem 15. Jahrh. mit reichem Holzschnitzwerk und herrlichem Rathaussaale und zählt (1885) 4006 E., welche Handel, Weinbau, Schiffahrt und Fischerei treiben. Dampfschiffverbindung besteht mit Konstanz und Ludwigshafen. Eine eisenhaltige Mineralquelle wird zu Trink- und Badekuren benutzt; auch befinden sich hier die schönsten Seebäder am Bodensee. Von Bedeutung ist das kulturhistorische und Naturalienkabinett, die Bibliothek mit 30000 Bänden, das Stadt- und Spital-Archiv. — Ü., im Altertum Iburinga, gehörte im Mittelalter zum Herzogtum Schwaben, wurde später Freie Reichsstadt, 1634 von den Schweden vergebens belagert, 1643 von Widerhold, dem Kommandanten des Hohentwiel, und 1644 von den Bayern genommen und kam 1803 an Baden.

Übermangansäure, s. unter Mangan (-Verbindungen 1 f).

Übermangansaures Kali, s. unter Mangan (-Verbindungen 1 f).

Überproduktion eines Gutes ist im allgemeinen Sinne nur dann vorhanden, wenn mehr von demselben erzeugt wird, als zur vollen Befriedigung des in der Gesellschaft bestehenden Bedürfnisses erforderlich ist. Dieser Fall kann indes nur ausnahmsweise und vorübergehend für einzelne Güter eintreten, da in der Regel die Bedürfnisse und Wünsche der meisten Menschen in Bezug auf fast alle Güter, mit Ausnahme etwa der allergewöhnlichsten, nur unvollständig oder gar nicht befriedigt sind. Die wirkliche Konsumtion hängt aber nicht von den Wünschen und Begehren der Konsumenten ab, sondern von ihrer Fähigkeit, sich die gewünschten Güter durch Arbeit oder sonstige Leistungen zu verschaffen, oder, wie sich die Sache in der bestehenden Gesellschaftsordnung gestaltet, einen Preis dafür zu bezahlen. Durch Herabsetzung des Preises kann in der Regel der Absatz einer Ware beliebig ausgedehnt werden; aber die Produzenten können ihrerseits nicht unter einen gewissen Preissatz hinabgehen, ohne Schaden zu leiden. Demnach besteht Ü. im engern Sinne dann, wenn das Angebot einer Ware so groß ist, daß der Absatz nur möglich wird zu einem Preise, bei welchem viele Produzenten nicht den normalen Gewinn haben oder sogar Verlust erleiden. Es ist recht wohl denkbar, daß eine Ü. dieser Art bei allen Waren zugleich stattfinde, besonders wenn eine Periode hoher Preise vorangegangen ist, in der viele Betriebsanlagen mit ungewöhnlich hohen Kosten gegründet worden sind, die nunmehr nur eine geringe oder gar keine Rente ergeben. Die Erscheinungen der Ü. dauern oft längere Zeit an, bis sie endlich infolge der Zunahme der Bevölkerung, der weitern Entwickelung der Verkehrsmittel und des Welthandels durch eine aufsteigende Preisbewegung beseitigt werden. (S. Absatz, Handelskrisen.)

Überschar (Oberschar, Mitte) wird in der Bergwissenschaft ein Stück Landes genannt, welches wegen Mangels der Minimalgröße eines Grubenfeldes nicht verliehen werden kann.

Überschlägelchen, s. Bäffchen.

Überschuhe oder Galoschen (frz. galoches, soques; engl. pattens, over-shoes), eine jetzt fast ausschließlich aus Kautschuk verfertigte Fußbekleidung zum Überziehen, um Schuhe oder Stiefel gegen Schmutz und Nässe zu schützen. Über die Herstellung derselben s. u. Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 623a.

Überschüssige Werke, soviel wie Opera supererogationis.

Überschwängerung, s. Superfötation.

Übersegeln findet statt, wenn ein Schiff ein anderes bei Nacht, Nebel oder andern ungünstigen Umständen anrennt und in den Grund bohrt.

Übersichtigkeit, soviel wie Hyperopie.

Überständig heißen in der forstlich technischen Sprache solche Einzelbäume oder Bestände, die das Alter ihrer Haubarkeit überschritten haben.

Überstauung, Bewässerungssystem, s. unter Bewässerung.

Übertretung (Kontravention) bedeutet im weitern Sinne jedes Zuwiderhandeln gegen ein gesetzliches (polizeiliches) Gebot oder Verbot und die Verletzung vertragsmäßig übernommener Verpflichtungen, für welchen Kontraventionsfall meist eine Konventionalstrafe festgesetzt ist. Im engern Sinne bezeichnet man damit die Klasse der geringsten Straffälle, die man zum Teil in besondern Polizeistrafgesetzbüchern zusammengestellt hat oder die außerhalb des allgemeinen Strafgesetzes durch besondere Vorschriften (Gewerbeordnung, Fischerei-, Forst-, Jagdgesetze, Preß-, Post-, Zoll-, Steuergesetze) betroffen werden. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch, welches in §. 1 eine mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu 150 Mark bedrohte Handlung als eine Ü. bezeichnet, hat in Nachahmung des Preußischen Strafgesetzbuchs von 1851 in seinem 29. Abschnitt eine Reihe solcher Ü., zum Teil in Blankettform (§. 360, 2, 9, 10, 12 u. a.) aufgestellt, weil es dieselben für erheblich genug erachtete, um sie zum Gegenstande reichsgesetzlicher Bestimmung zu machen, die Vervollständigung der Reichs- und Landesgesetzgebung überlassend. Es fällt bei ihnen die (schon bei Vergehen [s. d.] eingeschränkte) Anwendbarkeit des Versuchsbegriffs sowie die der Beihilfe fort. Im Auslande begangene Ü. sind straflos, sofern nicht besondere Gesetze oder Verträge eine Ausnahme hiervon aufstellen. Bei realer Konkurrenz kommt die volle Strafe der einzelnen Ü. zur Anwendung. Die Strafe der Ü. ist teils Geldstrafe von 1 Mark bis zu 150 Mark, teils Haft bis zu 6 Wochen. Als Nebenstrafe gilt Überweisung an die Landespolizeibehörde, welche in den Fällen des §. 361, 3–8 des Reichsstrafgesetzbuchs, die verurteilte Person entweder bis zu 2 Jahren in ein Arbeitshaus unterbringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten verwenden kann. Bei Ausländern tritt statt dessen Verweisung aus dem Bundesgebiete ein. Einziehung von Objekten darf in bestimmten Fällen (§§. 360; 367, 7–9; 369, 2) erfolgen. Partiererei (§. 259) findet auch bei Ü. statt und ist strafbar. Bei Angeschuldigten zwischen 12—18 Jahren kann in besonders leichten Fällen auf Verweis erkannt werden. Die Strafverfolgung von Ü. verjährt in 3 Monaten, die erkannte Strafe (Haft oder Geld) in 2 Jahren. Aufrecht erhalten sind durch

Einführungsgesetz zur Strafprozeßordnung §. 6, «die landesgesetzlichen Vorschriften über das Verfahren im Verwaltungswege bei Ü., wegen deren die Polizeibehörden zum Erlaß einer Strafverfügung befugt sind, und bei Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle, insoweit nicht die §§. 453—455, 459—463 der Strafprozeßordnung Abänderungen treffen. Zuständig zur Aburteilung sind nach Strafprozeßordnung §. 27 die Schöffengerichte, für die Berufung die Strafkammern in der Besetzung mit drei Richtern (§. 77). Die Verhaftung ist nur beschränkt zulässig (§. 113), ein vereinfachtes Hauptverfahren (§. 211) statthaft. Den Umfang der Beweisaufnahme bestimmt in der Berufsinstanz das Gericht (§. 244). Vgl. Rothe, «Gesetze und Verordnungen in Bezug auf Ü. im Deutschen Reiche» (Zeitz 1876); Hartmann, «Die neben dem Reichsstrafgesetzbuche in Preußen geltenden Strafgesetze» (2. Aufl., Berl. 1873); Martin, «Die Ü. in den Staaten der thüring. Gerichtsgemeinschaft» (Jena 1871); Förtsch u. Leoni, «Sammlung der in Elsaß-Lothringen noch geltenden franz. Strafgesetze» (Straßb. 1875); Kah, «Die Polizeivergehen» (Stuttg. 1879); Rosin, «Das Polizeiverordnungsrecht in Preußen» (Bresl. 1882).

Überversicherung. Die Gesetzbücher aller Kulturstaaten haben übereinstimmend den Grundsatz aufgestellt, daß Zweck der Schaden- oder Sachversicherung, bei der das Interesse des Versicherungsnehmers an Erhaltung des Versicherungsobjekts in Gelde bestimmt, schätzbar ist oder durch Übereinkunft der Parteien festgesetzt werden kann, immer nur Ersatz des eintretenden Schadens, niemals eine Bereicherung des Versicherten sein soll, und verbieten demgemäß die Ü., d. i. Versicherung über den «zeitigen gemeinen Wert» der betreffenden Sache hinaus, insbesondere bei der Feuerversicherung. Hier müssen daher Sachen, die einen gemeinen Wert nicht haben, z. B. Kunstgegenstände, einzeln deklariert werden. Zur Verhütung der Ü. hat die Ortspolizeibehörde die Angemessenheit der Versicherung zu prüfen und diese nötigenfalls zu reduzieren. Wissentliche Ü. wird mit einer ihrem Betrage gleichkommenden Geldstrafe geahndet, die verdoppelt wird, wenn die Ü. erst nach stattgehabtem Brande entdeckt wird. Sie wird vermutet, wenn der wirkliche Wert um einen gewissen Satz (bei Warenlagern 30 Proz. u. s. w.) überschritten ist. Auch auf fahrlässige Ü. steht Geldbuße. Bei der Seeversicherung ist es gestattet, die Versicherung auf den «vollen Wert» der versicherten Sache abzuschließen.

Doppelversicherung (nicht zu verwechseln mit Roassekuranz, Mitversicherung, d. i. Beteiligung mehrerer Versicherer auf eine Police mit je ganz genau bestimmten Summen, in deren Verhältnis der eventuelle Schaden repartiert wird) ist Versicherung desselben Gegenstandes gegen denselben Schaden bei verschiedenen Versicherern und ebenfalls gesetzlich verboten; dagegen zulässig, wenn die verschiedenen Versicherungen sich auf verschiedene Gefahren beziehen, wenn z. B. dieselbe Sache für verschiedene Zeiten oder Orte versichert wird, ferner: wenn die zweite Versicherung ausdrücklich nur für den Fall genommen wird, daß der erste Versicherer zahlungsunfähig wird, oder der erste Vertrag nicht zu Recht besteht, dann: wenn dem zweiten Versicherer gleichzeitig die Rechte aus dem ersten Vertrage, der dann den Charakter einer «Rückversicherung» annimmt, übertragen werden oder wenn gleichzeitig mit dem neuen Vertragsschluß der frühere Versicherer durch Verzichtserklärung seiner Verpflichtung entlassen wird. Die Versicherung desselben Mobiliars bei verschiedenen Versicherern ist unter allen Umständen verboten und nur ausnahmsweise bei Warenlagern von einer bestimmten Werthöhe ab zugelassen. [theorie.

Übervölkerung, s. unter Bevölkerungs-

Überwallung nennt man forstlich einen Heilungsprozeß, welcher nach Verwundung der Bäume infolge Abschneidens von Ästen, Schälens und Benagens durch Wild oder Mäuse, Steinschlags u. dgl. dadurch stattfindet, daß sich von den Rändern der Wundfläche aus allmählich junge Holzmasse über die Wunde legt und diese nach Verlauf längerer oder kürzerer Zeit schließt. Je länger es dauert, ehe die Wunde geschlossen wird, desto größer ist die Gefahr, daß Fäulnis eintritt. Die gewöhnlich aus breiten Jahresringen bestehende, die Wunde bedeckende Holzschicht (sog. Überwallungsschicht) schließt die Wunde nur mechanisch ab, geht eine organische Verbindung mit der unter ihr liegenden Holzmasse nicht ein. Interessant sind daher die häufig aufgefundenen Ü. alter in Bäume eingeschnittener Zeichen und Inschriften, welche auf der innern Seite der Überwallungsschicht wie im Spiegelbild und erhaben sichtbar sind.

Überweg (Friedr.), namhafter philos. Schriftsteller, geb. zu Leichlingen in der preuß. Rheinprovinz 22. Jan. 1826, widmete sich zu Göttingen dem Studium der Philologie, dann zu Berlin dem der Philosophie, wo er sich besonders Beneke und Trendelenburg anschloß. Nachdem er seit 1851 am Gymnasium zu Elberfeld als Lehrer fungiert hatte, habilitierte er sich 1852 an der Universität zu Bonn für das Gebiet der Philosophie, wurde daselbst 1862 zum außerord. und 1867 zum ord. Professor der Philosophie in Königsberg ernannt. Dort starb er 9. Juni 1871. Von Ü.s philos. Arbeiten sind hervorzuheben: «Über die Echtheit und Zeitfolge der Platonischen Schriften» (von der Akademie der Wissenschaften zu Wien mit dem Preise gekrönt, Wien 1861), «System der Logik und Geschichte der logischen Lehren» (5. Aufl., Bonn 1882), «Grundriß der Geschichte der Philosophie» (7. Aufl., 3 Tle., Berl. 1886). Dieses letztere Werk, das sich besonders durch seine Reichhaltigkeit in Bezug auf bibliogr. und biographisch-litterarhistor. Material auszeichnet, hat, von Heinze vortrefflich weiter geführt, große Anerkennung und Verbreitung gefunden. Vgl. F. A. Lange, «Friedrich Ü.» (Königsb. 1871).

Überzeugungseid, s. Eid.

Ubi bene ibi patria (lat.), «Wo (es mir) gut (geht), da (ist mein) Vaterland», sprichwörtliche Redensart, welche zunächst beruht auf den Worten in Ciceros «Tusculanen» (5, 37): «Patria est, ubicunque est bene.» Die erste Quelle ist jedoch Vers 1151 in Aristophanes' «Plutus»: «Ἁπαρὶς γὰρ ἐστι πᾶσ', ὅ' ἂν πράττῃ τις εὖ.»

Ubicini (Jean Henri Abdolonyme), franz. Publizist, geb. zu Issoudun 20. Okt. 1818 aus einer lombard. Familie, bereiste Italien, Griechenland und den Orient und nahm 1848 am Aufstand in Bukarest teil. Nach dem Einrücken der türk. Truppen in die Walachei begab er sich nach Konstantinopel, dann nach Paris, und verfaßte hier eine Reihe histor.-polit. Schriften: «Lettres sur la Turquie» (2 Bde., Par. 1847—51), «La question d'Orient» (1854), «Provins roumains» (1856) u. a., worin er

sich als tüchtiger Kenner der Verhältnisse der Balkanhalbinsel erwies; in der Ethnographie derselben galt er lange als Autorität.

Ubier (Ubii) hieß ein westdeutsches Volk, welches Cäsar als schon einigermaßen civilisiert, gegenüber den Trevirern, auf dem rechten Rheinufer, südlich von den Sugambrern, in einem ziemlich ausgedehnten, etwa von der Sieg bis über die Lahn zum untern Main reichenden Gebiete antraf. Früher mächtig, damals aber von ihren östl. und südl. suevischen Nachbarn bedrängt, schlossen sie sich nicht nur gern an Cäsar an, sondern ließen sich auch 38 v. Chr. durch Agrippa auf das linke Rheinufer versetzen, in der Ausdehnung von Koblenz und Andernach bis Neuß, sodaß die Gegend bei Bonn und Köln und das Ahrthal der Kern ihres Gebietes wurde. Ihr Hauptort war seit dieser Zeit Ara oder Civitas Ubiorum; man nimmt gewöhnlich an, jener Ort habe am Rhein gelegen und sei 51 n. Chr. nach der daselbst geborenen Agrippina, der Tochter des Germanicus und Gemahlin des Claudius, Colonia Agrippinensis (das heutige Köln) benannt worden, zumal da Colonia Agrippinensis bei röm. Schriftstellern ausdrücklich als eine Stadt der U. erwähnt wird. Sie hielten enger und fester zu den Römern und dem röm. Wesen als irgend ein anderer deutscher Stamm, sodaß sie auch an dem Aufstande des Civilis in den J. 69 und 70 n. Chr. nur gezwungen und nur auf kurze Zeit teilnahmen. Zuletzt gingen die U., wie es scheint, in den Franken auf, mit deren Stämmen sie wohl ursprünglich verwandt waren.

Ubigau, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Liebenwerda, an der Einmündung des Land- (Röder-) Grabens in den Neugraben, zählt (1885) 1483 E. und hat Brauereien und Seifensiederei.

Ubigau, Dorf in der sächs. Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt, rechts an der Elbe, 3 km unterhalb Dresdens, zählt (1885) 791 E. und hat eine bedeutende Schiffswerft der deutschen Elbschiffahrtsgesellschaft Kette, Wein- und Obstbau und Fabrikation von Albumin, Farben und Chemikalien.

Ubiquität (kirchenlat.) heißt in der Dogmatik die von den Lutheranern behauptete, von den Reformierten bestrittene Allgegenwart des Leibes Christi, durch welche schon Luther im großen Abendmahlsbekenntnis (1528) die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi in den Abendmahlselementen zu begründen suchte. Doch wird von der absoluten U., vermöge deren die Menschheit Christi in raumloser Weise überall sein soll, wo seine Gottheit ist, die hypothetische U. oder die sog. Multipräsenz unterschieden, nach welcher Christus seiner Menschheit nach in räumlicher, aber durch den Raum nicht begrenzter Weise an allen Orten gegenwärtig sein kann, wo er es verheißen hat zu sein, auch an mehrern Orten zugleich. Die absolute U. wurde durch die württemb. Theologen in dem von Joh. Brenz 1559 aufgesetzten Glaubensbekenntnisse zu einem Hauptpunkte der luth. Rechtgläubigkeit erhoben, während die sog. Multipräsenz unter den niedersächs. Theologen ihre Vertreter fand. Die Konkordienformel (s. d.) verteidigt die U. gegen die Reformierten, ohne zwischen den beiden Auffassungen dieser Lehre zu entscheiden. (S. Abendmahl.)

Übungslager, s. unter Lager (militärisch).

Ubychen, s. u. Kaukasische Bergvölker.

Ucayali oder Yucayali, der eigentliche Oberlauf des Amazonenstroms, in Peru, entspringt, 290 km vom Großen Ocean entfernt, in mehrern Armen als Vilcomayu auf der Sierra von Vilcanota in 14½° südl. Br. und fließt nach Nordwesten in großen Windungen, bis er in etwa 11½° südl. Br. links den Apurimac (auch Catonga, Ene und Tambo) aufnimmt. Nach der Vereinigung mit dem kürzern und weniger wasserreichen Paucartambo hat der U., von da bis zur Einmündung des Apurimac Quillabamba genannt, zahlreiche Stromschnellen, ist aber auf den untersten 150 km seines Laufs, von der Missionsstation Sarayacu an, wo er 0,8 km breit und 3—6 m tief ist, für große Schiffe fahrbar, sodaß er im ganzen auf 1235 km schiffbar ist. Er ergießt sich 360 km unterhalb der Mündung des Huallaga bei Nauta nach einem Laufe von 1630 km in den Amazonenstrom. Von seiner Quelle bis zur Einmündung des Apurimac durchfließt der U. das peruan. Departement Cuzco, begrenzt darauf östlich die Departements Junin und Huanaco und verbleibt im Unterlauf im Departement Loreto.

Uchá (russ.), Fischsuppe, russ. Nationalgericht.

Uchard (Mario), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 28. Dez. 1824, Gatte der dem Théâtre Français angehörenden Schauspielerin Madeleine Brohan, machte sich 1857 durch die Aufführung eines vieraktigen Dramas: «La Fiammina», auf dem Théâtre Français einen Namen. Dem sehr günstig aufgenommenen Drama folgte als Pendant ein anderes Drama in vier Akten: «Le retour du mari», das mit ungleichem Erfolge 1858 gleichfalls auf dem Théâtre Français gegeben wurde. U. brachte seitdem zur Aufführung: die Lustspiele «La seconde jeunesse» (1859) und «La postérité d'un bourgmestre» (1864); ferner das Drama «La charmeuse» (1864). Auch schrieb er: «Raymond» (Par. 1861), einen im «Moniteur» abgedruckten Roman; «Le mariage de Gertrude» (Par. 1862), «La comtesse Diane» (Par. 1864), «Une dernière passion» (Par. 1866), «Jean de Chazol» (1869), «Mon oncle Barbassou» (1876) u. s. w.

Uchatius (Franz, Freiherr von), österr. Artilleriegeneral und bedeutender Artillerietechniker, geb. 20. Okt. 1811 zu Theresienfeld in Niederösterreich, trat 1829 als Kadett-Unterkanonier in das 2. österr. Artillerieregiment, 1841 Feuerwerker in der Geschützgießerei, 1843 Lieutenant, focht 1848 und 1849 in Italien und Ungarn, 1860 Major und Vorsteher der Geschützgießerei, 1867 Oberst, von 1871 ab Kommandant der Artilleriezeugsfabrik im Arsenal zu Wien, als solcher 1874 Generalmajor, 1879 Feldmarschallieutenant, endete 4. Juni 1881 durch Selbstmord. U. hatte schon früh bedeutende Leistungen auf technischem Gebiete aufzuweisen, trat 1856 mit einer verbesserten Stahlerzeugungsmethode, dem sog. Uchatius-Stahl (s. d.), auf, konstruierte eine Pulverprobe und ballistische Apparate, insbesondere zum Messen des Gasdrucks in Geschützrohren, und ist vor allem als der Schöpfer des gegenwärtigen österr.-ungar. Feldartilleriematerials (Muster 1875) hervorzuheben. Durch seine umfassenden Kenntnisse auf dem Gebiete der Metallurgie und durch viele seit langer Zeit her von ihm angestellte Versuche mit der Verbesserung der Geschützbronze war U. in den Stand gesetzt, in der sog. Hart- oder Stahlbronze (s. Geschützbronze), an deren Herstellungsverfahren bereits seitens deutscher und franz. Techniker, sowie des russ. Artillerieobersten Lawroff mit Erfolg gearbeitet worden war, ein Geschützrohrmaterial zu bieten, welches in mancher

Beziehung dem Gußstahl fast gleichkommt, erheblich billiger als dieser ist und durch dessen Verwendung Österreich-Ungarn bei seiner damals wenig fortgeschrittenen Stahlindustrie vom Auslande als Bezugsquelle unabhängig bleiben konnte. Die Konstruktionsverhältnisse des Geschützes entnahm U. in der Hauptsache den von Fr. Krupp in Essen gelieferten Versuchsmodellen, weshalb die österr.-ungar. Regierung diesem eine namhafte Geldentschädigung für die Benutzung seiner Konstruktionsideen zubilligte. Um die Geschoßfrage machte sich U. durch die Konstruktion seiner Ringhohlgeschosse, die seitdem in fast allen Artillerien Anwendung finden, wesentlich verdient. Nachdem es U. gelungen war, die Stahlbronze auch bei Aufstellung der neuen Belagerungsgeschütze in Anwendung zu bringen, stieß er bei Übertragung derselben auf die Geschützrohre der Küstenartillerie auf namhafte Schwierigkeiten und mag hierdurch bei momentaner Geistestrübung zum verhängnisvollen letzten Schritte veranlaßt worden sein. Vgl. «Allgemeine Militärzeitung» (1881) und Löbells «Jahresberichte» (1881).

Uchatiusmetall, soviel wie Stahlbronze. (S. unter Bronze, Bd. III, S. 576[b].)

Uchatius-Stahl (nach dem österr. General Uchatius [s. d.] benannt) entsteht, indem man flüssiges Roheisen zuerst durch Zerteilung und plötzliche Abkühlung in Körnerform bringt (granuliert) und dann mit Spateisenpulver zusammenschmilzt. Derselbe hat keine Verwertung im großen gefunden.

Uechtland, Nuechtland, Oechtland oder Helvetische Wüste (Eremus Helvetiorum) hieß im Mittelalter das von Hunnen und Germanen oft verwüstete Gebiet zwischen der Aare und der Saane in den jetzigen schweiz. Kantonen Bern und Freiburg, der Grenzstrich zwischen Alamannen und Burgundionen. Der Name U. hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, hauptsächlich zur Bezeichnung der Hauptstadt des Kantons Freiburg, im Gegensatz zu Freiburg im Breisgau.

Uechtritz (Friedr. von), deutscher Dichter, geb. 12. Sept. 1800 zu Görlitz, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich dann zu Leipzig rechtswissenschaftlichen Studien. Nachdem er zu Berlin in den praktischen Justizdienst eingetreten, ward er 1828 Assessor beim Landgericht zu Trier. Im J. 1829 in gleicher Eigenschaft nach Düsseldorf versetzt, wurde er 1833 zum Landgerichtsrat befördert. Im J. 1858 schied er aus dem Staatsdienst, bei welcher Gelegenheit seine Ernennung zum Geh. Justizrat erfolgte. U. starb zu Görlitz, wohin er sich zurückgezogen hatte, 15. Febr. 1875. Seine erste größere Arbeit war das Drama «Chrysostomus» (Brandenb. 1822), dem er «Trauerspiele» (Berl. 1823) folgen ließ, welche die Tragödien «Rom und Spartacus» und «Rom und Otto III.» enthalten. Doch erst seine Tragödie «Alexander und Darius» (herausg. mit Vorrede von Tieck, Berl. 1827) gelangte in Berlin zur Aufführung. Sein nächstes Trauerspiel: «Das Ehrenschwert», fand weniger Beachtung. Zu Düsseldorf veröffentlichte er das Trauerspiel «Rosamunde» (Düsseld. 1833), und das dramatische Gedicht «Die Babylonier in Jerusalem» (Düsseld. 1836). Später erschienen von ihm noch der «Ehrenspiegel des deutschen Volks und vermischte Gedichte» (Düsseld. 1842), sowie die Romane «Albrecht Holm» (3 Bde., Stuttg. 1860), der religiös-patriotische «Der Bruder der Braut» (3 Bde., Stuttg. 1860) und «Eleazar» (3 Bde., Jena 1867), eine Erzählung aus der Zeit des großen jüd. Kriegs. U.' Talent ist überwiegend lyrischer Natur. In seinen Dramen bekundet er Schwung, einfache Erhabenheit und lyrische Pracht der Sprache. Doch haben die Dramen zu wenig Handlung und dramatisches Leben, als daß sie hätten populär werden können. Von seinen übrigen schriftstellerischen Arbeiten sind noch die «Blicke in das düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben» (2 Bde., Düsseld. 1839—41) zu nennen. Nach seinem Tode erschienen: «Studien eines Laien über das Evangelium Johannis» (Gotha 1876). Vgl. «Erinnerungen an Friedrich von U. und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorworte von H. von Sybel» (Lpz. 1884).

Uckeley, s. unter Weißfisch.

Uckermark, s. Ukermark.

Uckermünde, auch Ükermünde, Kreisstadt des Regierungsbezirks Stettin in der preuß. Provinz Pommern, links an der Ücker, 3 km oberhalb ihrer Mündung in das Kleine Haff, Station der Linie Jatznick-Ü. der Preußischen Staatsbahnen, mit Stettin durch Dampfschiffahrt verbunden, ist Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Strandamts, zählt (1885) 5458 E. und hat ein Landarmenhaus, eine Provinzial-Irrenheil- und Pflegeanstalt, ein altes Schloß, eine höhere Bürgerschule, eine Eisengießerei namentlich für Eisengitter und Kochgeschirr, drei Schiffbaustellen für Haffkähne, viele Ziegeleien, die jährlich gegen 50 Millionen Steine liefern, Torfgewinnung, Fischerei und bedeutenden Holzhandel. Im J. 1882 waren zu Ü. 25 Seeschiffe mit einem Gehalt von 6453 Registertons heimatsberechtigt. Ü. war ehemals eine starke Festung. — Der Kreis Ückermünde zählt auf 831 qkm (1885) 48677 E.

Ucles, Stadt in der span. Provinz Cuenca, Bezirk Tarancon, nahe links der Bedija, eines linksseitigen Nebenflusses des Riánsares, mit 1138 E., hieß zur Zeit der Mauren Oklis (mittellat. Uclesium), lag in der Landschaft Esch-Scharran und gehörte 1036—85 den Dhulnuniden. Am 30. Mai 1108 besiegte hier Abul Hasan Ali, Beherrscher des großen Almoravidenreichs in Afrika und Spanien, die Castilianer unter Sancho, dem Sohne König Alfonsos VI.; Sancho fiel in dieser Schlacht. Am 13. Jan. 1809 erfochten bei U. die Franzosen unter Victor über die Spanier unter dem Herzog von Infantado einen Sieg.

Udaipur, indobrit. Staat, s. Mewar.

Uddevalla, schwed. Stadt im Bohus-Län (s. d.).

Udel (russ.), zugeteilter Anteil, hieß im ältern Rußland das Teilfürstentum und die Wolost; jetzt werden mit dem Plural dieses Wortes, udely, die Apanagengüter des russ. Kaiserhauses bezeichnet.

Uden (Lucas van), Maler und Radierer, geb. 18. Okt. 1595 zu Antwerpen, erhielt seine erste künstlerische Unterweisung von seinem Vater, und bildete sich dann nach der Natur. Klare Fernen, reine Lüfte mit lichten Wolkenzügen, trefflich konzentrierte Beleuchtung, meisterhaft behandelte Baumgruppen zeichnen seine Bilder vorteilhaft aus. U. malte oft die landschaftlichen Hintergründe in Rubens' Gemälde, wogegen dieser wiederum manche seiner Landschaften mit Staffage versah. Zu seinen frühern Hauptwerken gehören die Landschaften in der Kapelle von St.-Bavo zu Gent. Sieben reizvolle Bilder besitzt die Galerie Liechtenstein in Wien, eine andere Landschaft die Pina-

kothek in München. Sehr gut lernt man ihn in Dresden kennen, dessen Galerie sieben Werke von ihm bewahrt. Er starb 1672 oder 1673 in Antwerpen. Sein Porträt von A. van Dyck besitzt die Pinakothek zu München. U.s landschaftliche Radierungen (61 Blätter), höchst malerisch und geistreich behandelt, werden sehr geschätzt.

Udine, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (6514,73 qkm mit [1881] 528559 E.) und des Distrikts U., früher des venet. Friaul, liegt in fruchtbarer, weinreicher Ebene am Kanal Roja, welcher vom Bergstrom Torre abzweigt, sowie an den Bahnlinien Cormons-Venedig und U.-Pontebba. Die Stadt zerfällt in die innere und die äußere, welche durch Mauern und Gräben getrennt sind. Die Gassen sind eng und krumm. Im Mittelpunkte liegt auf einem dominierenden Hügel das 1517 von Giovanni Fontana neu erbaute Kastell, einst die Residenz der Patriarchen, dann des venet. Magistrats, jetzt Kaserne. Die größte Merkwürdigkeit in U. ist der Campo-Santo, einer der schönsten Friedhöfe Europas.

Der erzbischöfl. Palast, den 1782 Pius VI., 1807 Napoleon I. und 1866 Victor Emanuel bewohnte, besitzt im Thronsaal die Bildnisse sämtlicher Patriarchen von Aquileja, sowie der Erzbischöfe von U., ferner Fresken von Tiepolo und Giovanni da Udine. Der Palazzo del Municipio, 1457 im Stile des venet. Dogenpalastes erbaut, wurde nach dem Brande von 1876 durch den mailänder Architekten Scala wiederhergestellt. Der Palazzo Bartolini enthält die an Werken über Friaul reiche öffentliche Bibliothek und das Museo Civico mit röm. Altertümern, Gemälden von Giovanni da Udine, Palma Giovane und Tiepolo, sowie eine Münzsammlung mit einer vollständigen Folge der Münzen aller Patriarchen von Aquileja. Auf dem Hauptplatze erhebt sich eine Statue der Friedensgöttin, von Napoleon I. zur Erinnerung an den Frieden von Campo-Formio gestiftet, indes erst durch Kaiser Franz I. aufgestellt, und eine 1883 enthüllte, von Crippa modellierte bronzene Reiterstatue Victor Emanuels, ferner zwei kolossale Marmorstatuen, Hercules und Cacus und ein Standbild der Justitia.

U. hat (1881) 23152 (Gemeinde 31954) E. und ist Sitz eines Erzbischofs, des Präfekten und einer Handels- und Gewerbekammer. Sie hat eine theol. Lehranstalt, zwei Gymnasien, eine Akademie des Ackerbaues, ein Theater, ein Findelhaus u. s. w. Die Haupterwerbsquelle der Bewohner ist eine lebhafte Seidenindustrie. — U. (Utinum) kommt erst im 10. Jahrh. vor, wurde 1238 durch den Patriarchen Berthold zur Hauptstadt des Friaul erhoben und kam 1420 an Venedig. Während der franz. Herrschaft war U. Hauptstadt des Depart. Passariano. U. war 1848 die erste Stadt, welche nach dem Aufstande in Venedig von Österreich abfiel und 23. März die Besatzung zum Abzuge zwang. Schon 23. April, nach mehrstündiger Beschießung, unterwarf sie sich wieder.

Udometer, s. Regenmesser.

Udong, Arm des Mekhong (s. d.).

Udschain, auch Ojein, Hauptstadt des Reichs der maharattischen Fürstenfamilie Sindhia in Ostindien, im Territorium Gwalior auf dem rechten Ufer des Flusses Sipra, eine der ältesten und bestgebauten Städte voller Prachtgebäude. Die bedeutendsten von ihnen sind außer mehrern Palästen der Fürstenfamilie, die Tempel von Mahakali, Krischna und Rahma, sowie die Mausoleen längs der Sipra. In einem dem Mahadeva geweihten Tempel neben dem prächtigen Mausoleum einer der Gemahlinnen von Madhadschi-Sindhia ist eine große, in weißem Marmor aufgeführte Gruppe, darstellend den Stier von Siva mit dem Maule an einem Fruchtkorb. Dieser Stier gilt als eins der größten Kunstwerke von ganz Indien. U. ist in ganz Indien wegen seiner Schulen und Sternwarte berühmt, von welcher die ind. Astronomen ihren ersten Meridian ziehen. In der neuesten Zeit hat die Bevölkerung und der Handel von U. infolge davon, daß Gwalior Hauptstadt wurde, wesentlich abgenommen; es zählt (1881) noch 32932 E.

Udschidschi, Hafenstadt am östl. Ufer des großen Binnensees Tanganjika in Äquatorialafrika, etwa unter 5° südl. Br. und 30° östl. L. (von Greenwich), mit 8000 E. Hier fand Stanley am 10. Nov. 1871 den totgeglaubten Livingstone auf und von hier aus bewerkstelligte er 1876 in 51 Tagen die Umschiffung des Tanganjika. Das Gebiet von U. zählt nach Stanley auf 2331 qkm etwa 36000 E. Die Wadschidschi sind ein kräftiger starker Negerstamm, bauen hauptsächlich Gerste und halten Märkte zum Verkauf von Elfenbein, Palmöl, Rindern und selbstgefertigten Metallwaren; am ganzen Tanganjika gelten sie als ausgezeichnete Fischer, Schwimmer und Taucher.

Udschila, Oase, s. Audschila.

Udvarhely, siebenbürg. Komitat in Ungarn, 3417,68 qkm mit (1880) 105520 E., ist ein durchweg waldiges Hochland, das wegen seiner Lage nur den Anbau von Hafer, Gerste, Erdäpfeln und Hanf gestattet; die Einwohner beschäftigen sich deshalb zumeist mit Viehzucht und Holzindustrie. Man erzeugt namentlich zahlreiche Bretter, Faßdauben und Holzgeräte aller Art; auch die feinere Kunstschnitzerei wird geübt. Die Einwohner sind vorwiegend Magyaren (Székler, 92,79 Proz.). Der Hauptort des Komitats ist Székely-Udvarhely, an der Großen Kokel; die Stadt zählt 5000 E. Am Nordostende der Stadt befinden sich die malerischen Ruinen des in der Geschichte Siebenbürgens denkwürdigen Schlosses.

Uea (Halgan), frz. Ouvéa, die nordwestlichste der drei größern franz. Loyalty-Inseln der Südsee, zählt auf 292 qkm 2008 zu den Melanesiern gehörende Einwohner; vor ihrer Westküste liegt die von einer im Kreise angeordneten Kette sehr kleiner Eilande gebildete Lagune Bishop-Sund, ein trefflicher Hafen, zu dem verschiedene Einfahrten führen. U. ist eine Koralleninsel, welche sich 50 m über den Meeresspiegel erhoben hat.

U-Eisen, s. unter Walzeisen.

Uëlle, auch Welle, großer Fluß in Äquatorial-Afrika, im Lande der Monbuttu und Niam-Niam, entspringt als Kibali auf dem Nordwestabhang der Blauen Berge am Mwutan-Nsige zwischen dem 2. und 3.° nördl. Br., fließt zwischen dem 31. und 25.° östl. L. von Greenwich in ostwestl. Richtung, nimmt links den ihm parallel fließenden Bomokandi oder Majo (den Nemajo Schweinfurths) auf, den größten südl. Nebenfluß nach Junker; rechts gehen ihm nach Lupton die meisten Gewässer Dar-Bandas zu. Den U. entdeckte am 19. März 1870 Schweinfurth, der ihn nördlich von König Munsas Sitz im Gebiete der Monbuttu überschritt; hier war der Strom damals bei niedrigem Wasserstande 250 m breit und 4 bis 4,5 m tief.

Uenie, auch Unieh, Stadt im türk. Vilajet Trapezunt Kleinasiens, Sandschak Dschanik, am Schwarzen Meere, in schöner Gegend, hat 5000 E., Türken und Griechen, einen Hafen, Baumwollweberei, Schiffbau und starken Handel mit Bruchsteinen, Holz, Korn, Flachs und dem Eisen der Umgegend. — U. ist das Oenoë des Altertums, ursprünglich eine milesische Kolonie, hieß im Mittelalter Oeneum oder Oenaeum, bei den Italienern Onio und Hinio, gehörte im byzant. Reiche zum Thema Chaldia und nach 1204 bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrh. zum Kaisertum Trapezunt.

Ufa (russ. Ufimskaja Gubernija), ein 1865 aus dem nordwestl. Teile des Gouvernements Orenburg neugebildetes russ. Gouvernement, wird von dem erstern im O. durch den Hauptrücken des Baschkirischen Uralgebirges, im S. durch die westlich gerichtete Stromstrecke der Bjelaja geschieden, und im W. von Samara und Kasan, im N. von Wjatka und Perm begrenzt und zählt (1882) auf 122006,8 qkm 1771988 E., darunter 50 Proz. Baschkiren und Teptjäro-Meschtscherjäken. Der Osten des Landes ist von dem Südlichen Ural erfüllt, der hier im Taganai 1204, im Jremel 1536 m Höhe erreicht, stark bewaldet ist, auch treffliches Weideland und große Mineralschätze bietet. Die sehr malerische Landschaft wird das Uralische Tirol genannt. Der Hauptfluß ist die Bjelaja. Ein rechter Nebenfluß derselben, die Ufa, entspringt auf dem Ural im Gouvernement Perm und mündet nach einem Lauf von 690 km bei der Stadt U. Das Gouvernement zerfällt in sechs Kreise.

Die Hauptstadt Ufa, russ. Ufá (früher Hauptort des Gouvernements Orenburg), Sitz des Gouverneurs, eines griech. Bischofs und eines mohammed. Mufti, an der Vereinigung der Bjelaja und Ufa auf Felsen gelegen, rings von Bergen umgeben, wurde zwischen 1574 und 1586 als Festung angelegt und nach dem großen Brande von 1816 regelmäßig und schön wieder aufgebaut. Die Stadt hat 12 Kirchen, zwei Klöster, ein Gymnasium (seit 1824) mit einem Pensionat, einer Abteilung für Landmesser und Taxatoren, einer Bibliothek und andern Sammlungen, ferner ein weibliches Gymnasium, ein geistliches Seminar, eine Kreis- und drei Pfarrschulen und einen großen Kaufhof. Ihre Bevölkerung, deren Zahl sich 1883 auf 25186 E. belief, unterhält einige Fabriken und treibt lebhaften Handel mit Pelzwerk, Honig, Wachs, Häuten, Porzellan und Krystallsachen. Jährlich wird hier im Januar ein zehntägiger Jahrmarkt, die Ufimsche Messe, gehalten.

Ufenau, kleine Insel im Zürichsee, liegt 410 m über dem Meere, $2^1/_2$ km westsüdwestlich von Rapperschwyl (s. d.) im Bezirk Höfe des schweiz. Kantons Schwyz, gehört dem Stift Einsiedeln und trägt eine alte Kirche, eine Kapelle und ein Pächterhaus. Die U. ist bekannt als Grabstätte Ulrich von Huttens, der hier bei dem Pfarrer Joh. Schneck einen Zufluchtsort gefunden hatte und am 23. Aug. 1523 starb. Zwischen der U. und Rapperschwyl liegt die kleinere Insel Lützelau.

Uferaas, s. unter Eintagsfliegen.

Uferbau nennt man jedes Bauwerk, welches dazu bestimmt ist, die Gewässer in ihren Grenzen zu erhalten oder ihren Lauf zu regeln. Die U. werden teils zum Schutze der Ufer gegen den unmittelbaren Angriff des Wassers durch Abschälung und Auskolkung, sowie zur Sicherung der anliegenden Grundstücke gegen Überschwemmung, teils im Interesse der Benutzung der Gewässer für industrielle Zwecke, namentlich zur Schiffahrt ausgeführt, als Berasungen, Bepflanzungen, Pflasterungen, natürliche oder künstlich hergestellte Böschungen, als dem Böschungsfuße vorliegende Steinwürfe, als Faschinenwerke, hölzerne oder eiserne Bohlwände, massive Mauern; bei flachern Ufern als umschließende Erddämme; endlich als Buhnen und Parallelwerke zur Ablenkung, Brechung, Einengung, Regulierung des Flußbettes, Erzielung von Ablagerungen an bestimmten Stellen ꝛc. Die größten U. kommen an den Meeresküsten, namentlich als Schutzdeiche für die Niederungen von Holland, Belgien, Ostfriesland gegen Meeresüberschwemmungen durch Hochfluten, ferner bei Hafenanlagen, endlich an schiffbaren Flüssen vor.

Uferfliege (Perla), ein Geschlecht der Geradflügler; die Arten haben einen gestreckten, flach gedrückten Körper, eine breite Stirn, seitlich liegende Augen, borstenförmige Fühler, häutige Flügel, von denen das hintere Paar breiter ist und in seinem innern eingeschlagenen Randteil dem Hinterleib aufliegt. Der Hinterleib hat zehn Ringe und ein Paar lange, gegliederte Afterfortsätze; die Beine sind kräftig. Als Larven und als bewegliche fressende Puppen leben die U. im Wasser von andern Insekten.

Uferkran, ein zum Beladen und Entladen von Schiffen dienender Kran, bei welchem die Kransäule frei steht, sodaß der Ausleger unbehindert in einem vollen Kreis herumschwingen kann.

Uferschnecken (Litorinidae), eine aus 9 Gattungen und über 300 Arten bestehende Familie der vorderkiemigen Mollusken, welche meist das flache Küstengewässer der Meere bewohnen; manche (wie die an unsern Meeresküsten gemeine Litorina litorea) bleiben während der Ebbe auf dem Trocknen, sie dringen auch in brackisches, selbst süßes Wasser ein. Die U. sind kleine, unscheinbare Schnecken vom Habitus der Sumpfschnecken; in manchen Gegenden (z. B. in England, Holland u. s. w.) werden gewisse, sehr häufige Arten in großen Massen von der ärmern Bevölkerung verzehrt.

Uferschwalbe, s. unter Schwalbe.

Uferspecht, soviel wie Eisvogel.

Uffelmann (Jul.), namhafter Mediziner, geb. 1837 zu Zeven in der Provinz Hannover, widmete sich zu Göttingen erst theol. und philol., dann mediz. Studien, ließ sich sodann in Hameln als praktischer Arzt nieder, habilitierte sich 1876 als Privatdocent in Rostock und wurde hier 1879 zum außerord. Professor der Medizin ernannt. U. hat sich durch zahlreiche Arbeiten besonders um die Hygiene und Kinderheilkunde verdient gemacht; unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Die Diät in den akut fieberhaften Krankheiten» (Lpz. 1877), «Darstellung des auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege in außerdeutschen Ländern bisjetzt Geleisteten» (Berl. 1878), «Handbuch der Hygiene des Kindes» (Lpz. 1881), «Tisch für Fieberkranke» (Karlsb. 1882), «Jahresberichte über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der Hygiene» (Berl. 1883 fg.), «Handbuch der Diätetik» (in Gemeinschaft mit Staats bearbeitet, erscheint vom Herbst 1886 ab).

Uffenheim, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayrischen Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Gollach, einem rechtsseitigen Zufluß der

Tauber, halbwegs an der Straße Ansbach-Würzburg, Station der Linie Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, zählt (1880) 2255 E. und hat ein Schloß, eine Lateinschule, Gerberei und Bierbrauerei. — Das Bezirksamt Uffenheim zählt auf 552 qkm (1880) 32649 E.

Uffington Castle, s. unter Faringdon.

Ufumbiro, Berggruppe westlich von Karague und südlich von Ankori, welche beiden Länder zum Reiche Uganda im äquatorialen Ostafrika gehören, steigt zu 3500 m auf.

Uganda, großes Reich im äquatorialen Ostafrika am nördl. und westl. Ufer des Nyanza und zwischen diesem und dem Mwutan-Nsige, umfaßt die Landschaften U. im engern Sinne, zwischen dem Somerset-Nil und dem unter dem Äquator westlich in den Nyanza fließenden Katonga, Uddu, am nördl. Westufer des Nyanza, Bwera, Koki, westlich von Uddu, Usoga, östlich vom Somerset-Nil, Karague, im SSW. von Uddu, Usui, südlich von Karague, Uzongora mit Jhangiro und Bumbireh, die Insel Sesse im nordwestl. Nyanza, und Uvuma; Unjoro (Unyoro), Ukedi und Ankori oder Usagara, im W. des Reichs, erkennen die Oberherrschaft des Kabaka (Königs) von U. an und bezahlen ihm Tribut. Nach Stanleys Karte kann das ganze Reich gegen 123000 qkm messen. Während jedoch Stanley die Bevölkerung von U. im weitern Sinne zu 2775000 Seelen veranschlagt, schätzt der Missionar Wilson, welcher sich 1877—79 im Lande aufhielt, die Einwohnerzahl auf 5 Millionen; infolge der vielen blutigen Fehden und der Einbringung zahlreicher weiblichen Gefangenen überwiegt die weibliche Bevölkerung bei weitem die männliche; das Verhältnis soll 3,5 zu 1 sein.

Das Reich ist im O. meist welliges weidereiches Hügelland von malerischer Schönheit, steigt dagegen im W. (Karague) zu hohen Gebirgen auf. Der Waldbestand ist beträchtlich und weist Baumwollen-, Tamarinden-, Euphorbien- und Feigenbäume von erstaunlicher Größe auf. Das Klima ist mild und gleichförmig wegen der hohen Lage und der Nähe der großen Wasserbecken; es giebt zwei Perioden stärksten Regenfalls, vom März bis Mai und vom September bis November.

Die Bewohner, Waganda, sind mehr als mittelgroß, schlank, kräftig und von dunkelbrauner Farbe. Über ihre Charaktereigenschaften gehen die Ansichten der Reisenden auseinander. Die Bevölkerung ist fleißig und sorgsam in der Bodenkultur; es werden kultiviert: Bananen, Durra, Mais, Bataten, Yams, Tabak, Ricinus, Sesam, Zuckerrohr und Kaffee. Aus den Bitoti (Bananen) gewinnen die Waganda den beliebten berauschenden Muenge. Haustiere sind: Zebus, Schafe mit kurzem breiten Fettschwanz, Ziegen, Hühner, Katzen und Hunde. Geschickte Eisenschmiede und Holzarbeiter giebt es hier. In den Handel kommen: Elfenbein, Gummi, Harze, Kaffee, Myrrhen, Löwen-, Leoparden-, Ottern- und Ziegenfelle, Ochsenhäute und weiße Affenhäute. Die Hauptstadt ist Rubaga.

Speke (1862), Long (1874) und Stanley (1875) wurden von dem bekannten König Mtesa zwar gastfrei aufgenommen, auch zeigte sich dieser Fürst sowohl der europ. Kultur als auch dem Christentum und Islam nicht abgeneigt, doch faßte im Dez. 1879 Mtesa den Beschluß, den engl. und franz. Missionaren das Lehren zu verbieten und Einheimische, welche sich von ihnen unterrichten lassen würden, mit dem Tode zu bestrafen. Ein gleichzeitiger Erlaß verbot die Religion des weißen Mannes ebenso wie die mohammed. Religion. Mwanga, der Nachfolger des am 10. Okt. 1884 gestorbenen Mtesa, ist durch arab. Einflüsterungen von größtem Mißtrauen gegen die europ. Missionare und Reisenden erfüllt; 1885 ließ er mehrere Zöglinge der engl. Mission lebendig verbrennen und verfügte die Verhaftung und (am 31. Okt. 1885 in Usoga erfolgte) Hinrichtung Hanningtons, des engl. Bischofs für Centralafrika; seitdem sind die engl. und kath. Missionare U.s in eine sehr bedrohte Lage geraten.

Ugejeja, Landschaft in Ostafrika, am Ostufer des Binnensees Nyanza, südlich vom Äquator.

Uggione, s. Oggione.

Ugijar, Hauptort der östl. Alpujarras (s. d.).

Ugingo, Insel am Ostufer des Binnensees Nyanza im äquatorialen Ostafrika.

Uglitsch, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jaroslaw, am rechten Ufer der Wolga, mit (1883) 11933 E., eine der ältesten Städte Rußlands, bemerkenswert durch ihre Gewerbthätigkeit, sie liefert eine Menge Schneider-, Schuster- und Schmiedearbeiten; charakteristisch sind die leinenen Säcke von U. Auch ist U. ein bedeutender Verladungsplatz für Papier, Getreide und andere Lebensmittel.

Ugocsa, Komitat in Ungarn, 1190,65 qkm groß, mit (1880) 65377 E., wird von der obern Theiß fast in zwei gleiche Teile geschieden. Der hügelige Boden zeigt abwechselnd Ackerfelder, Wiesen, Weinberge und Waldungen. Die Bevölkerung besteht zumeist aus Ruthenen (47,17 Proz.), Magyaren (35,66 Proz.) und Rumänen (12,88 Proz.); Deutsche gibt es nur 2479 (3,79 Proz.). Die Mehrzahl der Bewohner (63,95 Proz.) bekennt sich zur griech.-kath. Kirche. Hauptort ist Nagy-Szöllös, Marktflecken am westl. Fuße des Schwarzen Berges, Station der Linie Szerencs-Kiralyhaza der Ungarischen Nordostbahn, mit 4185 E.

Ugogo, welliges dürres Tafelland im äquatorialen Ostafrika, etwa zwischen 6—8° südl. Br., westlich von Usagara. Sand und Kies bilden den Hauptteil des Bodens; Flüsse sind nicht vorhanden, Regenbäche (Nullahs) und Regenteiche (Ziwas) ersetzen dieselben nur unvollständig. Die von Rasen und Akazien umsäumten und von zahllosen Wasservögeln belebten Ziwas bilden die Oasen dieser Landschaft. Holzwuchs ist wenig vorhanden; nur Balsamsträucher, Aloë, Euphorbien, blattlose Kappernsträucher, dorniges Akaziengestrüpp und sparriges Gras erheben sich gebüschweise und auch einzeln. Die Fauna weist Löwen, Schakale, Großohrfüchse, Büffel, Giraffen, Nashorn, Elefanten, Strauße und Perlhühner auf. Die Eingeborenen, Wagogo, wohnen in schlecht gebauten Lehmhütten, Elfenbein bildet ihren Hauptreichtum. Der Sultan oder Mtemi von U. legt den das Land durchziehenden Karawanen schwere Durchgangszölle auf, wofür während der heißen Jahreszeit die Wasserplätze in Ordnung gehalten werden.

Ugolino, s. Gherardesca.

Ugomba, Landschaft im äquatorialen Ostafrika, zwischen 3 und 4° südl. Br., östlich von Uhha, nordwestlich von Unjamwesi, an den Quellarmen des zum Tanganjika gehenden Malagarasi.

Ugono, Gebirge im äquatorialen Ostafrika, rechts vom Oberlauf des Rufu-Flusses, südlich vom Kilimandscharo.

Ugrische Völker, ein Name, der die ursprünglich in Ugrien auf der östl. Seite des Ural seßhaften Stämme der Ostjaken, Wogulen und Magyaren umfaßt. Diese Völker bilden einen der vier Zweige der uralischen Völkerfamilie (s. Finnen), welche auch von einigen Forschern die ugrisch-finnische genannt wird. Von Budenz in Pest wird auch der Ausdruck «ugrische Völker» in dem letztern Sinne («ugrisch-finnische» oder «uralische») gebraucht.

Uhden (Karl Albr. Alexander von), preuß. Jurist, geb. 9. Okt. 1798 zu Berlin, studierte in Heidelberg und Berlin die Rechte und war dann am Stadtgericht und am Kammergericht daselbst angestellt. Später wurde er Kabinettsrat und 1844 Justizminister, trat aber 1848 von diesem Posten zurück. Im Dez. 1849 wurde er zum Appellationsgerichtspräsidenten in Breslau, 1850 zum preuß. Civilkommissar in Kurhessen ernannt, wo er die reaktionäre Regierung Hassenpflugs wiederherstellte. Im J. 1854 wurde er Chefpräsident des Obertribunals in Berlin, Kronsyndikus und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses; er gehörte der absolutistischen, streng orthodoxen Partei an und opponierte namentlich der Falkschen Kirchenpolitik. Er starb 31. Jan. 1878 in Berlin.

Uhehe, Landschaft, welche für die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft vom Grafen Pfeil und Lieutenant Schlüter durch Vertrag vom 29. Nov. 1885 erworben wurde, liegt im WSW. von Usagara, zwischen 7 und 8° südl. Br. und zwischen 35 und 37° östl. L. (von Greenwich), südlich vom Ruaha, dem Oberlauf des Rufidschi.

Uhha, Landschaft im äquatorialen Ostafrika, zwischen 3 und 5° südl. Br., östlich von Urundi am nördl. Ostufer des Binnensees Tanganjika, westlich von Usambiro, Ugomba und Unjamwesi.

Uhl (Friedr.), deutsch-österr. Schriftsteller, geb. 14. Mai 1825 zu Teschen, studierte zu Wien und war dann Mitarbeiter und Redacteur an mehrern größern wiener Zeitungen, zuletzt Chefredacteur der «Wiener Zeitung». U. schrieb: «Märchen aus dem Weichselthal» (Wien 1847), «Aus dem Banat» (Lpz. 1848), «An der Theiß» (Lpz. 1851), und die Romane: «Die Theaterprinzessin» (3 Bde., Wien 1863), «Das Haus Fragstein» (2. Aufl., Wien 1878), «Die Botschafterin» (2 Bde., Berl. 1880).

Uhland (Joh. Ludw.), berühmter lyrischer Dichter und ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete des german. Altertums, geb. 26. April 1787 zu Tübingen, studierte auf der Universität daselbst die Rechtswissenschaften und wurde 5. April 1810 Doktor der Rechte. Hierauf unternahm er eine litterarische Reise nach Paris, das er erst nach einem Aufenthalte von acht Monaten im Jan. 1811 wieder verließ. Öffentlich trat er zuerst als Dichter auf in Seckendorfs «Musenalmanach» (1807 und 1808), im «Poetischen Almanach» (1812) und im «Deutschen Dichterwald» (1813). Seit dem Spätjahre 1812—14 praktizierte er in Stuttgart, wo er im Bureau des Justizministers arbeitete. Als 1815 der König von Württemberg seinem Lande eine neue Konstitution zu geben gedachte und der Kampf um die alten und neuen Rechte begann, fühlte sich auch U. berufen, als Dichter das Wort zu erheben. Mit Begeisterung wurden seine Lieder in fliegenden Blättern aufgenommen, und seine patriotischen Bestrebungen blieben nicht ohne Erfolg. Die erste Sammlung seiner «Gedichte» erschien 1815. Schon im zweiten Drucke 1820 wurde dieselbe durch patriotische und andere Dichtungen vermehrt, und auch die folgenden Ausgaben erschienen vielfach bereichert (60. Aufl., Stuttg. 1875, mit Gedichten aus dem Nachlasse und von dem Herausgeber, Wilhelm Ludwig Holland, mit einer Übersicht der Gedichte nach der Zeitfolge ihrer Entstehung ausgestattet). U. wurde 1819 von dem Oberamte Tübingen, für das folgende Jahr von seiner Vaterstadt, 1832 von der Stadt Stuttgart in die Ständeversammlung und von der Kammer in der Folge zum Beisitzer des weitern Ausschusses erwählt. Im Dez. 1829 wurde er zum außerord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur und zum Mitglied der philos. Fakultät an der Universität Tübingen ernannt, im Mai 1833 erfolgte jedoch bereits seine Entlassung aus dem Staatsdienst, die er nachgesucht hatte, als er beim Beginn des zweiten Landtags, um auf demselben als Abgeordneter zu erscheinen, den erbetenen Urlaub nicht erhalten. In der Kammer gehörte er zu den hervorragendsten Mitgliedern der konstitutionellen Opposition. Bei den Wahlen von 1839 leistete er aber, wie fast alle seine Gesinnungsgenossen, auf Wiedererwählung Verzicht. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit, nur daß ihn 1848 die Wahlbezirke Tübingen-Rotenburg in die Deutsche Nationalversammlung wählten, in der er der Linken angehörte. Er starb 13. Nov. 1862. Sein von Kietz gefertigtes Denkmal zu Tübingen ward 14. Juni 1873 enthüllt.

Seine Witwe, Emilie U., geborene Vischer, geb. 1799, starb 5. Juni 1881 zu Stuttgart.

U.s gelehrtem Fleiße verdankt man noch, außer einer Abhandlung «Über das altfranz. Epos» (in Fouqués «Musen», 1812), der trefflichen Schrift «Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter» (Stuttg. 1822) und einem Aufsatze «Zur Geschichte der Freischießen» (vorgedruckt in der Ausgabe des «Glückhaften Schiffs» von Halling, Tüb. 1828), das aus der sorgfältigsten Quellenforschung hervorgegangene Werk «Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen» (Stuttg. 1836) und die meisterhafte Sammlung «Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder» (Bd. 1 in 2 Abteil., Stuttg. 1844—45). Alle diese Arbeiten (die Ausgabe der «Volkslieder» ausgenommen) erschienen zusammen mit andern mehr oder weniger vollendeten aus seinem Nachlasse vereinigt in der Sammlung «U.s Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (herausg. von W. L. Holland, A. von Keller und F. Pfeiffer, Bd. 1—8, Stuttg. 1865—73). Seine Lieder zeichnen sich aus durch Gemüt, Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, malerische Naturanschauung und vielseitige objektive Unterlage. Seine Balladen und Romanzen sind vor allem unübertroffen in der seltenen Kunst, mit wenigen Worten vollkommen abgerundete, lebensvolle Gestalten und Charaktere zu zeichnen. Auch ist der Inhalt und die Anordnung der Handlung in sehr vielen bedeutsam. Allen gemeinsam aber bleibt eine in Scherz und Ernst warme vaterländische Gesinnung, ein tiefes Verständnis alles Großen und Herrlichen früherer Jahrhunderte, ohne daß der Dichter dabei in eine Mißachtung der Gegenwart verfiele. So gehört U. in mancher Beziehung der Romantik an, ist aber zu einer Klarheit und Gediegenheit hindurchgedrungen, wie kein anderer Dichter dieser Schule. Weniger bedeutend sind seine dramatischen Arbeiten «Ernst, Herzog von Schwaben» (Heidelb. 1817) und «Ludwig der

Bayer» (Berl. 1819), beide vereinigt in neuer Auflage (Heidelb. 1846) und in der Gesamtausgabe «U.s Gedichte und Dramen» (3 Bde., Stuttg. 1863; neue Aufl. 1876). Vgl. Pfizer, «U. und Rückert» (Stuttg. 1837); Liebert, «Ludwig U. Eine Skizze» (2. Aufl., Hamb. 1863); Notter, «Ludwig U. Sein Leben und seine Dichtungen» (Stuttg. 1863); O. Jahn, «Ludwig U.» (Bonn 1863); «Ludwig U. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865» (als Handschrift gedruckt, von Emilie Uhland); Mayer, «Ludwig U., seine Freunde und Zeitgenossen» (2 Bde., Stuttg. 1867); Pfeiffer, «Ludwig U.» (Wien 1862); Weismann, «Ludwig U.s dramatische Dichtungen erläutert» (Frankf. 1863); «Ludwig U.s Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erfahrung zusammengestellt von seiner Witwe» (Stuttg. 1874); Keller, «U. als Dramatiker mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt» (Stuttg. 1877); Düntzer, «U.s Balladen und Romanzen» (Lpz. 1879).

Uhland (Wilh. Heinr.), Ingenieur und technischer Schriftsteller, geb. zu Nordheim in Württemberg 11. Jan. 1840, begründete 1865 das Technikum Mittweida, die erste Privatlehranstalt für Maschinentechniker, nach deren Muster in Deutschland eine größere Anzahl ähnlicher Anstalten ins Leben gerufen worden sind, und 1868 das Technikum Frankenberg bei Chemnitz. Seit 1870 lebt er in Leipzig. U. ist der Begründer und Chefredacteur der weitverbreiteten Zeitschrift «Der praktische Maschinen-Konstrukteur», sowie der Herausgeber mehrerer technischen Kalender und zahlreicher technischer Werke, unter welchen besonders hervorzuheben sind: «Handbuch für den praktischen Maschinen-Konstrukteur» (4 Bde., nebst Supplementband, Lpz. 1883—86) und «Die Corliß- und Ventildampfmaschinen» (Lpz. 1879). Ebenso hat sich U. als Praktiker in weitern Kreisen rühmlich bekannt gemacht, namentlich durch die Einführung wertvoller Verbesserungen auf dem Gebiete der Stärkefabrikation und durch die von ihm errichtete Versuchsstation für die Stärkeindustrie mit vollständig fabrikmäßigem Betrieb, welche zur Erlernung der neuern Fabrikationsverfahren von Fachmännern aller Länder besucht wird.

Uhlich (Leberecht), bekannt als Begründer der Freien Gemeinden (s. d.), geb. 27. Febr. 1799 zu Köthen, studierte zu Halle, wurde 1824 Prediger zu Diebzig bei Aken, 1827 zu Pömmelte bei Schönebeck, wo er seit 1841 an die Spitze der Protestantischen Freunde, früher Lichtfreunde genannt, trat und eine lebhafte Thätigkeit für ein freisinniges Christentum entwickelte. Im J. 1845 folgte er einem Rufe als Prediger an der Katharinenkirche zu Magdeburg, setzte hier seine frühere Thätigkeit nach außen hin wie speziell für seine neue Gemeinde fort, geriet aber deswegen, und weil er das Apostolische Symbol bei der Taufe nach Vorschrift der Agende nicht anwendete, bald in Streit mit dem Konsistorium. Zunächst beschränkte man seine Thätigkeit nach außen (1846), dann schloß die Polizei (Jan. 1847) die Versammlungen in seiner Wohnung und endlich suspendierte ihn das Konsistorium vom Amte (Sept. 1847), worauf er im Nov. 1847 aus der Landeskirche trat und Pfarrer der Freien Gemeinde zu Magdeburg wurde. Als solcher stand er mehrere Jahre hindurch fortwährend in Konflikt mit den Behörden und als Angeklagter vor Gericht. Seine Wirksamkeit hatte ihren Höhepunkt in der Blütezeit der Lichtfreunde erreicht, während welcher er mit großem Geschick und allezeit schlagfertiger Redegewandtheit die Massen mit sich fortzureißen und dem religiösen Gefühl der mittlern Volksschichten in Wort und Schrift einen leicht faßlichen Ausdruck zu geben verstand. U. war im J. 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments und der preuß. Nationalversammlung. Er starb zu Magdeburg 23. März 1872.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Bekenntnisse» (Lpz. 1845), «Das Büchlein vom Reiche Gottes» (Magdeb. 1845), «Predigten 1846» (Magdeb. 1846—47), «Sendschreiben an das deutsche Vaterland» (Dessau 1845), «Die Throne im Himmel und auf Erden» (1845). Die meisten in den «Blättern für christl. Erbauung» (Lpz. 1842 fg.) enthaltenen Aufsätze sind von ihm verfaßt. Nach seinem Tode erschien: «Leberecht U. Sein Leben von ihm selbst beschrieben» (Gera 1872).

Uhren (lat. horologium) nennt man diejenigen Instrumente, welche zur Messung und Einteilung der Zeit dienen. Die Alten kannten nur Sonnenuhren (s. d.) oder Gnomonen, Sanduhren (s. d.) und Wasseruhren. Die Wasseruhr (Klepsydra) fand sich schon 600 Jahre v. Chr. bei den Assyrern vor, im 5. Jahrh. v. Chr. bei den Griechen und 159 v. Chr. bei den Römern. Zur Zeit Sardanapals bestand die assyr. Wasseruhr aus einem metallenen cylindrischen Gefäß, nahe an dessen Boden eine feine Öffnung den Abfluß des Wassers zuließ; das Gefäß wurde bei Sonnenaufgang gefüllt und der Ablauf durch Ausrufer verkündet, was ungefähr sechsmal des Tags und ebenso der Nacht geschehen sein wird. Schon Ptolemäus erkannte die große Unvollkommenheit der Wasseruhren; dennoch wurden sie zum Hausgebrauch selbst nach Erfindung der Räderuhren bis zum 17. Jahrh. nicht selten angewendet, neben ihnen die noch unvollkommenern Sanduhren. Was die Sanduhren betrifft, so bediente sich der Astronom Rivaltus vor der Mitte des 17. Jahrh. derselben noch zu astron. Beobachtungen; sie haben sich auch bei den Schiffern (zum Messen der Geschwindigkeit der Schiffe mit dem Log), auf den Kanzeln, in Billardzimmern, beim Eierkochen ꝛc. bis heute erhalten. Tycho de Brahe verfertigte sich zu astron. Gebrauch eine U., wobei er statt des Sandes Quecksilber verwandte.

Im modernen Sinne des Worts sind U. solche zeitmessende Instrumente, die mit Räderwerk versehen sind. Man kann sie, wenn man von den elektrischen U. absieht, in zwei Arten, in Gewicht- und Federzuguhren, einteilen, je nachdem sie durch die Schwere eines Gewichts oder durch die Elasticität einer bandförmigen Metallfeder in Bewegung gesetzt werden. Der eigentliche Erfinder der Räderuhren, als welcher weder der Priester Pacificus in Verona um die Mitte des 9. Jahrh., noch Gerbert, der nachmalige Papst Sylvester II. (gest. 1003), anzusehen, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Erst im 12. Jahrh. fing man in den Klöstern an, Schlaguhren mit Räderwerk zu gebrauchen, und da im 13. Jahrh. der Sultan Saladdin dem Kaiser Friedrich II. eine solche U. mit Gewichten und Rädern zum Geschenk machte, so hat man die Vermutung aufgestellt, die Sarazenen seien die eigentlichen Erfinder der Räderuhren gewesen und diese erst durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen. Dante erwähnt ausdrücklich die Schlaguhren, die hiernach schon zu Ende des 13. Jahrh. in Italien bekannt gewesen sein müssen. Im J. 1288 erhielt ein engl.

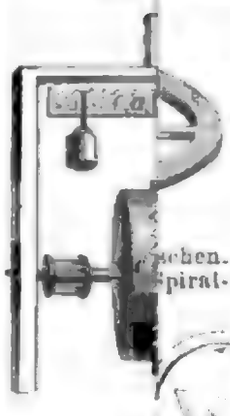
Mechaniker ein Privilegium für die Verfertigung einer Uhr für den Turm der Westminsterhalle. Doch wurden die Turmuhren erst im 14. Jahrh. allgemeiner, wo dergleichen in Bologna, Nürnberg, Straßburg, Courtray, Speier u. s. w. vorkommen und Jak. Dondi in Padua, sowie Heinrich von Wiel oder Wyck, ein Deutscher, als Verfertiger von Turmuhren berühmt waren. Gegen Ende des 15. Jahrh. waren die U. auf dem Kontinent wie in England schon sehr verbreitet; um 1484 brauchte man sie schon zu astron. Beobachtungen. Die tragbaren oder Taschenuhren (Saduhren) hat, wie unzweifelhaft nachgewiesen worden ist, der nürnberger Schlosser Peter Henlein (fälschlich oft Hele genannt) erfunden; er wurde 1480 in Nürnberg geboren und 1542 daselbst begraben. Durch seine geniale Erfindung ist Henlein der Begründer des Kleinuhrmachergewerbes geworden; schon 1511 hatte er die tragbare Uhr so vervollkommnet, daß sie 40 Stunden ging und schlug. Nach ihrer Form bekamen die nürnberger Saduhren den Namen »Nürnberger Eyerlein«. Die ältesten U., Turm- und Zimmeruhren, besaßen zur Regelung eines gleichförmigen Räderablaufs keineswegs ein Pendel, sondern einen hin und her schwingenden, mit Gewichten belasteten Stab (Waag oder Bilanz genannt), dessen Achse an einem Faden aufgehangen war. (Fig. 1 der Tafel: Uhren.) Huyghens erfand 1656 die eigentliche Pendeluhr, d. h. die Verbindung des durch die Wirkung der Schwere schwingenden Pendels mit der bekannten Spindelhemmung der alten Waaguhren. Galilei kam zwar schon 1641 auf die Idee, das Pendel in den damaligen U. anzuwenden; doch blieb der Entwurf dieser Erfindung lange geheim. Die Repetieruhren erfand Barlow in London 1676. Als Schöpfer der Chronometrie oder der Kunst, sehr genaue tragbare U. (Chronometer) zur Bestimmung der geogr. Länge zu verfertigen, ist der Engländer Harrison (gest. 1776) zu betrachten. Nach ihm haben sich auf diesem Felde namentlich Arnold und Earnshaw in England, Berthoud und Breguet in Paris, Jürgensen in Kopenhagen, Kessels in Altona und Tiede in Berlin ausgezeichnet.

An jeder der gegenwärtig üblichen mechan. U. hat man vier Hauptbestandteile zu unterscheiden, von denen keiner fehlen kann, außer welchen aber in bestimmten Fällen noch einige Nebenvorrichtungen hinzugefügt werden. Diese vier wesentlichen Teile sind: der Bewegungsapparat, welcher die zum Gange erforderliche Kraft entwickelt; das Räderwerk, ein System ineinander greifender verzahnter Räder, wodurch die Zeiger mit der angemessenen und gleichförmigen Geschwindigkeit bewegt werden; der Regulator, das eigentlich Zeitmessende an der U., nämlich eine Vorrichtung, welche kleine, aber höchst regelmäßige Bewegungen von bestimmter kurzer Zeitdauer fortwährend vollbringt, die dann durch das Räderwerk gleichsam gezählt und mittels der Zeiger auf dem Zifferblatt registriert werden; endlich die Hemmung, auch der Gang oder das Echappement genannt, ein Verbindungsglied zwischen Räderwerk und Regulator mit der doppelten Bestimmung, einerseits das Ablaufen des Räderwerks zu verzögern und somit einen lange dauernden Gang der U. zu ermöglichen, andererseits dem Regulator fort und fort mittels kleiner Einwirkungen dasjenige an seiner selbständigen Bewegkraft zu ersetzen, was er durch Reibungen und Luftwiderstand einbüßt. Die Bewegungen des Regulators sind hin und her gehende Schwingungen, und zwar entweder die eines Pendels (s. Pendel) oder eines kleinen Schwungrades, der sog. Unruh (Fig. 6 der Tafel: Uhren), in Verbindung mit einer spiralförmig gewundenen, feinen Stahlfeder (Spiralfeder); danach teilen sich die U. in Pendeluhren (frz. pendules, engl. clocks) und Unruhuhren (frz. montres, engl. watches).

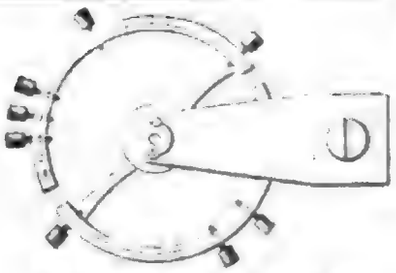
Hinsichtlich der bewegenden Kraft unterscheidet man Gewichtuhren, Federzuguhren, Elektrische Uhren (s. d.), nach der Art ihres Gebrauchs Schlaguhren und Wecker, Zimmer- und Turmuhren, Wanduhren, astron. Schiffsuhren, Nachtuhren ꝛc. Höchst genau konstruierte Taschenuhren nennt man Chronometer. Bei den Gewichtuhren, welche fast ohne Ausnahme Pendeluhren sind, wird das Räderwerk durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt, das an einer um eine bewegliche Walze gewundenen Schnur hängt, vermöge seiner Schwere herabsinkt und dadurch jene Walze um ihre Achse dreht. Ein mit der Walze verbundenes Zahnrad setzt nun weiter eine Reihe von Rädern und Getrieben in Bewegung, sodaß das letzte Rad sich mit der größten Geschwindigkeit umdreht. Dieses letzte Rad wird aber vermöge der Schwingungen des Pendels durch den Hemmungsmechanismus dergestalt verzögert, daß die Gewichtwalze und das niedersinkende Gewicht nur äußerst langsam sich bewegen können und das Werk geraume Zeit nach einem Aufzuge im Gange bleibt (12-Stunden-, 24-Stunden-, 8-Tage-, Monats- und Jahruhren). Zufolge gehöriger Einrichtung des Räderwerks muß darin ein Rad vorkommen, welches genau in einer Stunde einmal sich umdreht, Minutenrad genannt; auf die Achse dieses Rades wird der Minutenzeiger gesteckt, und durch ein besonderes kleines Räderwerk (Zeiger- oder Vorlegewerk) empfängt der Stundenzeiger seine zwölfmal langsamere Bewegung.

Bei den Federzuguhren, welche Pendeluhren (wie die Stutzuhren) oder Unruhuhren (wie Taschen- und Reiseuhren) sein können, ist die bewegende Kraft die Elasticität einer langen, mehr oder weniger breiten, aber stets sehr dünnen Stahlfeder, die im Innern einer Trommel (des Federhauses) um deren Achse (den Federstift) spiralförmig gewunden, mit einem Ende an dieser Achse, mit dem andern an der Wand der Trommel befestigt ist (Fig. 12 u. 13). Entweder die Trommel oder ihre Achse ist unbeweglich; durch das Bestreben der Feder, sich zu entwickeln, wird daher im ersten Falle der Federstift, im zweiten Falle das Federhaus umdreht und kann so das Räderwerk in Gang setzen. Dabei nimmt die Kraft der Feder desto mehr ab, je weiter sie sich entwickelt. Damit aber dieser Umstand keinen nachteiligen Einfluß auf den gleichförmigen Gang der U. habe, muß eine vollkommen konstruierte Hemmung angewendet werden; außerdem macht man die Feder möglichst lang, gebraucht jedoch nur die mittelsten Umgänge derselben, während welcher die Kraft annähernd gleichmäßig bleibt.

In andern Fällen benutzt man zur Kompensierung des allmählich abnehmenden Zugs der Feder die Schnecke, einen abgestutzt kegelförmigen Körper, welcher mit dem Federhause durch die Kette verbunden ist (Fig. 14). Letztere befindet sich, wenn die U. aufgezogen ist, ganz um die Schnecke, von dem dickern nach dem dünnern Ende derselben aufgewunden. Wenn nun die Feder das Federhaus umdreht, zieht dieses die Kette an sich, durch deren



chen.
Spiral-

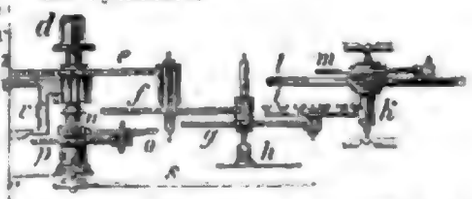


7. Kompensations-Unruh für Taschenuhren.

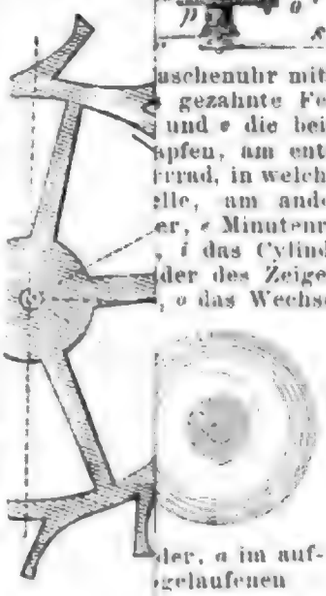
1. Älteste Sp
sogen. Wagul
oder Bilanz.
e das Steig-

in 5 verschiedenen Stellungen ihrer Thatigkeit
ung des Radzahnes im Innern des Cylinders *m n*
ehen; *m* die Eingangs-, *n* die Ausgangslippe
des Cylinders.

3. Die
Ankerr
Stifte
Beweg



schenuhr mit Cylinderhemmung, in Längen-
gezahnte Federhaus (rechts ein Blick ins
und *e* die beiden Haken zum Einhängen der
apfen, am entgegengesetzten Ende der Stell-
rrad, in welches ein Sperrzahn eingreift. *d* das
lle, am andern Ende den Minutenzeiger *s*
er, *e* Minutenrad, *f* Zwischenrad, *g* Sekunden-
, *i* das Cylinderrad, *k* Cylinder mit Unruh *l*
der des Zeigerwerks unter dem Zifferblatte
, *o* das Wechselrad und *p* das Stundenrad.



der, *a* im auf-
gelaufenen

13. Stellvorrichtung am Federhause für Taschenuhren, dargestellt für den abgelaufenen Zustand der Zugfeder; *a* das Stellungsrad oder Malteserkreuz, *b* der Stellzahn.

4. Die schwe
A Haupt
a Ankerrad
Hebestift
Unruh, *n* Federhaus, *B* die Kette.
Sekunden eckenrad und das Aufziehviereck.

Digitized by Google

Abwickelung von der Schnecke auch letztere sich dreht. Indem die Kette zuerst an dem kleinsten, später mehr und mehr an einem größern Halbmesser der Schnecke thätig ist, erfolgt die vorgedachte Kompensation der Ungleichheiten in der Zugkraft der Feder. Die frühern Taschenuhren mit der jetzt nicht mehr angewendeten Spindelhemmung konnten infolge der Unregelmäßigkeiten der Zugfeder, des Räderwerks und der Mängel, welche mit dem Spindelgange unzertrennlich waren, Schnecke und Kette nicht entbehren; jetzt wendet man die Schnecke nur noch in Präcisionswerken an, in den Seechronometern ausschließlich.

Die Hemmungen sind von sehr verschiedener Art, und ihre Konstruktion hat auf den richtigen Gang der U. einen außerordentlich großen Einfluß. Für Pendeluhren geringerer Art (Schwarzwälder Wanduhren) hat man die einfache Hakenhemmung, bestehend aus einem Rade mit schräg eingeschnittenen, spitzen Zähnen (dem Steigrade) und dem stählernen Haken, welcher durch die Schwingungen des Pendels sich derartig hin und her bewegt, daß er wechselweise auf der einen und auf der andern Seite des Steigrades einem Zahne desselben sich entgegenstellt und so dasselbe einen Augenblick anhält. Bei weitem vorzuziehen ist die Ankerhemmung von Graham, bei der das Gangrad von ähnlicher Beschaffenheit, an die Stelle des Hakens aber der nach seiner Gestalt benannte Anker gesetzt ist (Fig. 2). Beim sog. Stiftengange hat der Anker eine veränderte Form und das Gangrad statt der Zähne einen Kreis von Stiften (Fig. 9) auf seiner Fläche. Künstlichere Hemmungen werden bei astron. Pendeluhren angewendet; doch ist man in neuerer Zeit fast allgemein auf die allereinfachste Form, auf den vorzüglichen Grahamschen Anker zurückgekehrt und erzielt damit die größten Erfolge. Die Normaluhr der berliner Sternwarte ergibt beispielsweise nur eine Abweichung von 0,015 Sekunde in ihrem täglichen Gange; doch genügt für die Präcisionsbestimmung der Zeit eine Genauigkeit von 0,1 Sekunde täglicher Abweichung, während für den bürgerlichen Gebrauch eine größere Anzahl von Sekunden zulässig ist, bei den alten Spindeluhren bestand die Abweichung allerdings in Minuten. Unruhuhren der ältesten Art haben die Spindelhemmung, bestehend aus einem kronenförmigen Steigrade und einer feinen, stählernen Spindel, deren zwei Lappen sich wechselweise den Steigradzähnen entgegenstellen, wenn die an der Spindel befindliche Unruh ihre Schwingungen vollzieht. Die allgemein verbreitetsten Unruhuhren besitzen die Cylinderhemmung (von Tompion 1695 erfunden und von Graham wesentlich verbessert), welche statt der Spindel einen kleinen stählernen, halb ausgeschnittenen Cylinder und ein Gangrad (Cylinderrad) mit eigentümlich gestalteten, senkrecht gegen die Radfläche stehenden Zähnen enthält (Fig. 8, 10 u. 11). Als noch vollkommenere Hemmungen gebraucht man für Unruhuhren mehrere Arten der Ankerhemmung. (Fig. 3 zeigt den englischen, Fig. 4 den schweizerischen Ankergang.) Während bei der Cylinderhemmung, sobald der Antrieb vermittelst der Keilfläche eines Cylinderradzahnes (Fig. 10) auf die Unruhwelle (Cylinder) geschehen ist, sich stets eine Zahnspitze dieses Rades an den Cylinder legt und auf demselben ruht (entweder außen oder innen), so benennt man diese Hemmung als eine solche mit reibender Ruhe, im Gegensatze zu den freien Hemmungen, wie die Ankerhemmung der Taschenuhren eine solche ist; bei dieser wirkt die Kraft des Gangrades nicht direkt auf die Unruh ein, sondern es wird dies erst durch ein Zwischenglied, den Anker, besorgt. Die Taschen-Ankeruhren sind neben den Cylinderuhren am weitesten verbreitet, doch verlangt der Ankergang immer eine sorgfältigere Ausführung, wenn er gute Dienste verrichten soll; es ist deshalb bei Anwendung eines geringen Kaufpreises eine Cylinderuhr vorzuziehen, auch bringt der in die Uhr eindringende Staub, der sich in der Westentasche ansammelt, eine Ankeruhr in der Regel leichter zum Stillstand. Den Taschenuhren in Form und Konstruktion ähnlich sind die Schiffs- oder Marine-Chronometer, auch See- oder Längenuhren genannt, sehr genaue tragbare U., welche zur Bestimmung der geogr. Länge gebraucht werden. (S. Chronometer.)

Wenn eine U. genau gehen soll, so müssen zu jeder Zeit die Schwingungen des Pendels oder der Unruh von gleicher Dauer sein. Da nun diese Dauer von der Länge des Pendels und der Größe der Unruh abhängt und diese wie jene beim Wechsel der Temperatur sich ändert, so bedarf es eines Mittels, um den Einfluß der Wärme unwirksam zu machen. (S. Kompensation und Fig. 7, Abbildung einer Kompensationsunruh.)

Nach der Zeit, welche von den U. angezeigt wird, unterscheidet man astronomische oder Sternuhren (für Sternzeit), U. für mittlere Zeit (die gewöhnlichsten) und U. für wahre Sonnenzeit. Eine U., welche die beiden letztern Zeiten zugleich angibt, wird als Äquationsuhr bezeichnet.

Mit vielen U. verbindet man auch allerlei, teils zur Bequemlichkeit dienende Nebenvorrichtungen, als Sekunden- und Datumzeiger (Angabe des Wochen- und Monatstags), Schlag- und Repetierwerke, Wecker. Eine besonders wichtige Verbesserung der Taschenuhren besteht in der Beseitigung der Schlüssel; solche U., welche man schlüssellose (frz. Remontoirs, engl. Keyless) nennt, werden am Knopfe des Aufhängringes aufgezogen, durch Verschieben eines seitlichen Riegels kann dann der Knopf zum Stellen der Zeiger gebraucht werden. Der Selbstaufzug für Taschenuhren, bewirkt durch das jedesmalige Schließen des vordern Gehäusedeckels, ist nur für U. mit Doppeldeckel verwendbar; er findet sich selten vor und paßt nur für U. von tadelloser Ausführung des Gehäuses und Werks. Ferner ist noch eine U. mit selbstthätigem Aufzug, die sog. Perpetualuhr des Ingenieurs von Loehr in Wien, zu erwähnen; die Zugfeder dieser U. wird durch die beim Gehen, Treppensteigen u. s. w. während des Tragens entstehenden Erschütterungen selbstthätig aufgezogen; das Werk erfordert eine gute Ausführung und sorgfältige Behandlung. Das Prinzip dieses Aufzugs ist schon lange bekannt, denn bereits Napoleon I. trug eine sog. Klöppel- oder Schlägeluhr; sie war jedoch von bedeutendem Umfange; der Aufziehmechanismus konnte erst durch die Verbesserungen von Loehrs für Taschenuhren von gewöhnlicher Größe Anwendung finden.

Ein großes Astronomisches Uhrwerk befindet sich im Straßburger Münster. Fig. 5 der Tafel zeigt dasselbe in der neuesten Konstruktion, wie es von Joh. Bapt. Schwilgué von 1838 bis 1842 hergestellt wurde. Es ist dies die dritte U. des Münsters. Die erste stammte aus dem J. 1352; nachdem

diese den Dienst versagte, kam die astronomische U. von Isaak und Josias Habrecht 1574 zur Aufstellung, und nachdem auch dieses Werk seine Thätigkeit dauernd eingestellt hatte, kam das Kunstwerk von Schwilgué in Gang. Außer den astron. Angaben u. s. w. beleben viele bewegliche Figuren das Werk, z. B. das Erscheinen der 12 Apostel; ein Hahn auf der linken Seite kräht mittags und schlägt mit den Flügeln.

In der Uhrenfabrikation vollzieht sich ein großer Umschwung, indem die Einzelerzeugung mehr und mehr aufhört und an ihre Stelle die Massenfabrikation tritt, verbunden mit Maschinenarbeit und weitgehender Arbeitsteilung. Als Hauptfabrikationsland für Taschenuhren (und Musikwerke) ist die Schweiz zu bezeichnen, deren Produkte den Weltmarkt beherrschen. Genf (seit 1587), Locle (seit 1680) und Chaux-de-Fonds bilden Mittelpunkte der Taschenuhrenindustrie, die sich schon über 10 Kantone ausgebreitet hat. In Biel, Chaux-de-Fonds, Genf, Locle, Solothurn und St.-Imier bestehen Uhrmacherschulen. Deutschland fabriziert Taschenuhren vorzüglichster Art in Glashütte (Sachsen), woselbst die Uhrenindustrie 1845 von A. Lange (gest. 1875) begründet wurde; die Glashütter Taschenuhrwerke besitzen ausschließlich Ankerhemmung in verbesserter Form. Gute astron. Pendeluhren werden von Strasser u. Rohde in Glashütte gebaut. In Silberberg (Schlesien) befindet sich ein zweiter, 1854 von Gebrüder Eppner begründeter Sitz der Taschenuhrenfabrikation, verbunden mit Wächter-, Kontroll- und Turmuhrenbau. Pendeluhren in Menge und zu sehr niedrigen Preisen bei verhältnismäßig rühmenswerter Güte werden auf dem bad. Schwarzwald verfertigt. Die ersten Anfänge dieses Gewerbes traten hier in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. auf. Einen bedeutendern Aufschwung nahm die Fabrikation aber erst nach 1780. Die Pendeluhr- und besonders Regulatorfabrikation wird außer dem Schwarzwald auch in Freiburg (Schlesien) schwungvoll betrieben. In Deutschland finden sich zwei Uhrmacherschulen vor, eine in Furtwangen für die Zwecke der Schwarzwälder Industrie und eine in Glashütte (Sachsen) für Taschenuhrenindustrie und Uhrenreparatur von M. Großmann 1878 errichtete, welche von Schülern aus allen deutschen Staaten besucht wird. Die Uhrenfabrikation Englands ist geringer geworden, Hauptsitze sind London, Liverpool, Manchester und Coventry. In Frankreich blüht bei Besançon eine bedeutende Taschenuhrenfabrikation und in Paris die Fabrikation von Stutz- und Reiseuhren. In Nordamerika gibt es schon längere Zeit Pendeluhrfabriken, zu denen noch mehrere Taschenuhrenfabriken gekommen sind, welche letztere neuerdings immer größern Aufschwung nehmen, besonders in Waltham (Massachusetts) und Elgin (Illinois), und der Schweiz die lebhafteste Konkurrenz bereiten.

Litteratur. Jürgensen, «Die höhere Uhrmacherkunst» (Kopenh. 1842); Martens, «Hemmungen der höhern Uhrmacherkunst» (Furtwangen 1858); Großmann, «Der freie Ankergang für U.» (Glashütte 1866); Saunier-Großmann, «Lehrbuch der Uhrmacherei» (3 Bde., Glashütte 1879); Großmann, «Abhandlung über die Konstruktion einer einfachen, aber mechanisch vollkommenen U.» (Glashütte 1880); derselbe, «Das Regulieren der U.» (Glashütte 1880); derselbe, «Taschenwörterbuch für Uhrmacher» (deutsch-englisch-französisch, Glashütte 1880); Grosch, «Handbuch für Uhrmacher» (Weim. 1879); Immisch, «Der Isochronismus der Spiralfeder» (Weim. 1879); Felsz, «Der Uhrmacher als Kaufmann» (Berl. 1884); Rüffert, «Katechismus der Uhrmacherkunst» (Lpz. 1885); Sievert, «Leitfaden für Uhrmacherlehrlinge» (4. Aufl., Berl. 1886); Horrmann, «Preisschrift über die Repassage einer viersteinigen Cylinderuhr» (2. Aufl., Lpz. 1886); Fachzeitschriften in deutscher Sprache sind: «Allgemeines Journal der Uhrmacherkunst für Uhrmacher» (wöchentlich, seit 1876, Lpz.), «Deutsche Uhrmacherzeitung» (halbmonatlich, seit 1877, Berl.), «Schweiz. Uhrmacherzeitung» (halbmonatlich, seit 1879, Romanshorn), «Österr.-ungar. Uhrmacherzeitung» (monatlich, seit 1882, Wien), «Notizkalender für Uhrmacher» (begründet von M. Großmann, Glashütte, fortgesetzt von F. Rosenkranz, Lpz., seit 1878); in engl. Sprache erscheint: «Horological Journal» (Lond.); in franz. Sprache: «Journal suisse d'horlogerie» (Genf), «Revue chronométrique» (Par.).

Uhren (elektrische), s. Elektrische Uhren.

Uhrendifferenz zwischen verschiedenen Orten, beruhend auf der geographisch-meridianbezüglichen Verschiedenheit der Lage dieser Orte, s. unter Länge (geogr.) und Zeitdifferenz.

Uhrich (Jean Jacques Alexis), franz. Divisionsgeneral, geb. zu Pfalzburg 15. Febr. 1802, wurde in der Militärschule von St.-Cyr erzogen, trat als Unterlieutenant in die Infanterie, war 1823—27 bei dem nach Spanien entsendeten Heere und wurde 1825 Lieutenant. Er ging 1834 als Kapitän-Adjutant-Major nach Algerien, wurde dort 1845 Oberstlieutenant, 1848 Oberst und 1852 Brigadegeneral. Als solcher zeichnete er sich 18. Juni 1855 bei dem Sturm auf den Malakow aus. Im ital. Kriege 1859 führte U. eine Division im Korps des Prinzen Jérôme Napoleon und kam deshalb nicht ins Gefecht; 1867 wurde er in die Reserve der Generalität versetzt. Nach der Schlacht bei Wörth wurde U. im Aug. 1870 in den aktiven Dienst zurückberufen und als Gouverneur nach Straßburg gesendet. Er organisierte die Verteidigung dieser Festung unter sehr schwierigen Verhältnissen; denn die fortifikatorische Armierung war unvollständig und ein großer Teil der starken Besatzung bestand aus National- und Mobilgarde, Francs-Tireurs und Versprengten. Die Festung wurde 11. Aug. eingeschlossen, vom 23. bis 29. Aug. bombardiert und vom 30. ab förmlich belagert; 15. Sept. wurde das Glacis gekrönt und 27. Sept. erfolgte die Kapitulation auf die Bedingungen von Sedan, nachdem zwei gangbare Breschen im Hauptwall vorhanden waren. Das Verhalten U.s wurde in Frankreich so abfällig beurteilt, daß dieser im Mai 1872 eine kriegsgerichtliche Untersuchung erbat. Diese fand indes nicht statt, sondern eine unter Marschall Baraguay d'Hilliers berufene Kommission sprach einen Tadel gegen U. aus, weil er kapituliert habe, ohne vorher mehrere Stürme abgeschlagen zu haben, und weder die Fahnen und Munition vernichtet, noch die Geschütze unbrauchbar gemacht habe. U. nahm hierauf den Abschied und veröffentlichte zu seiner Rechtfertigung «Documents relatifs à la défense de Strasbourg» (Par. 1872), deren Kenntnisnahme Marschall Baraguay abgelehnt hatte. Er starb 9. Okt. 1886 in Passy (Paris).

Verzeichnis

der

Abbildungen und Karten

zum fünfzehnten Bande.

A. Tafeln und Karten:

	Seite
Spanien und Portugal. (Karte.)	5
Spechte	56
Spektralanalyse	62
Spinnentiere und Tausendfüßer	84
Stachelhäuter	130
Stärkefabrikation	158
Stelzvögel. I.	201
Stelzvögel. II.	201
Sternkarte des nördlichen Himmels	219
Stick-, Strick- und Wirkmaschinen	234
Straußvögel	297
Südamerika. (Politische Übersichtskarte.)	342
Südsee. (Karte.)	352
Tauben	493
Telegraph und Telephon	528
Thonwarenfabrikation	651
Tiefseeforschung	683
Torpedos und Seeminen	760
Uhren	952

B. Abbildungen im Texte:

Spektrum	63
Sprengwerk. (3 Figuren.)	111
Stachelzaundraht	131
Stenographie	207

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum fünfzehnten Bande.

	Seite
Stettin, Topographiſche Lage.	224
Storchſchnabel. (2 Figuren.)	267
Stoßmaſchine.	270
Strahlapparate. (3 Figuren.)	281. 282
Straßburg, Umgegend mit den neuen Befeſtigungen.	287
Stuttgart, Topographiſche Lage.	332
Suezkanal.	355
Telegraphie. (Morſeſches Alphabet.)	530
Theodolith. (2 Figuren.)	614. 615
Thürſchließer.	671
Toulon, Topographiſche Lage.	777
Träger. (7 Figuren.)	788. 789
Transmiſſionen und Triebwerke. (7 Figuren.)	801. 802
Transportſchraube.	804
Tretwerke. (2 Figuren.)	829
Trichinen. (2 Figuren.)	835
Trieſt, Topographiſche Lage.	842
Tuberkuloſe.	890
Tunis, Topographiſche Lage.	905
Turin, Topographiſche Lage.	913
Turmalinzange.	920

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu

Brockhaus'

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte Auflage.

Die Verlagshandlung hat zu dem Werke Einbanddecken anfertigen lassen, durch die jeder Käufer in den Stand gesetzt ist, dasselbe in geschmackvollster Weise einbinden zu lassen.

Die Einbanddecken sind in zwei Arten vorhanden:

für **Leinwandband**, zum Preise von **80 Pf.**, und
für **Halbfranzband**, zum Preise von **1 M. 20 Pf.**
für jeden Band.

Zu Bestellungen wolle man sich des vorn aufgeklebten Bestellzettels bedienen.

Zur Beachtung beim Einbinden.

Die Tafeln (Abbildungen und Karten) sind an der Stelle, welche das am Schlusse des Textes befindliche Verzeichnis derselben angibt, in den Text einzuheften; die Tafeln in Quartformat sind in Falz zu hängen.

Es ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die zum Teil frisch gedruckten Bogen nicht stark gewalzt oder geschlagen werden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google